



Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Drei und dreißigster Jahrgang.

1839.

Januar.

Stuttgart und Tübingen,

im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgenblatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das **Literaturblatt** stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weltgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhald Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts", mit Einschluß des „Literaturblatts" und „Kunstblatts", kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts" und „Kunstblatts" ohne das „Morgenblatt" . . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt" . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt" . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Räthsel.

Erzählungen.

Naturwissenschaftliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 1.

Nro. 2.

Nro. 3.

Nro. 4.

Literatur-Blatt.

№ 1.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 1. Januar 1839.

Singe, singe den Menschen, du der Völker
Einziger Hülfsgott,
Harmonieen des allgemeinen Wohllauts,
Die des niedrigen Neides, der an sich nagt,
Und der tollen Begier, die nie genießet,
Schändliche Töchter,
Habsucht, Sucht zu gebieten, in den Orkus
Bannen. —

Herder.

An den Genius des Friedens.

In der Willkommnacht des Jahres,
Bei der Sterne Dämmerlicht,
Seh', o Genius, ich dein klares,
Segensheitres Angesicht!

Der du auf dem Silberwagen
Dein Gespann durch's Nachtblau lenkst,
Leichten Schwungs dahingetragen
Deine weiße Fahne schwenkst;

Der, des Friedens milder Spender,
Du am Menschenglück dich freust,
Schwebend auf Europa's Länder
Deine Palmen niederstreust!

Nur die Pyrenäen thürmen
Sich als Hemmniß deinem Flug;
Von der Zwietracht blut'gen Stürmen
Wendest rückwärts du den Zug,

Wo das Volk, das sinnverwirrte,
Taucht in Brüderblut die Hand;
Wo zum Räuber jeder Hirte
Und Ein Schlachtfeld ward das Land;

Wo so vieler tausend Krieger
Stimme keinen Helden weckt;
Wo den heut bekränzten Sieger
Morgen Henkerthat befleckt!

Schaudernd fliehst du; edle Britten
Regst du auf; dem Königsrath
Sind mit männlich ernsten Bitten
Sie, in deinem Geist, genaht. —

Nirgends sonst siehst du im Kampfe
Heere gegen Heere stehn,
Und, umflort vom Pulverdampfe,
Völkerblüthen untergehn.

Siehst du Städte gleich von Zelten,
Männer, Waffen, Rosse viel —
Soll's doch ernstem Kampf nicht gelten;
Uebung ist's, Gepräng und Spiel.

Allwärts prangt das Feld mit Garben,
Ungestört ihr Gold gereift;
Kunst blüht auf in heitern Farben;
Hand in Hand, glückfördernd, greift;

Brück' und Bahn von Stein und Eisen
  Zwischen Volk und Volk sich bau'n;
Vögel, die in Lüften reisen,
  Staunend nach der Eilfahrt schau'n.

Weil nicht Todeswunden klaffen,
  Nicht das Schwert Europa pflügt:
Bist, weil feiern jezt die Waffen,
  Holder Genius, du begnügt?

Stets doch les' ich leiser Sorgen
  Spur in deinem Angesicht;
Ahnst du Kampf, der halbverborgen
  Anderswo die Bahn sich bricht?

Ahnst du, wie in Geisteskriegen
  Klirrend Kling' auf Klinge trifft,
Wie des Worts Brandpfeile fliegen
  Und die Zungen schleudern Gift?

Schaust du, wie im Musentempel
  Selbst der Zwietracht Fackel sprüht?
Wie den Ketzerbrandmalstempel
  Am Altar der Eifrer glüht?

Wie so Viele nur verhehlen,
  Daß ihr Herz an Feindschaft siecht,
Wie das Mißtraun durch die Seelen,
  Eine ries'ge Schlange, kriecht?

Könnt'st weghauchen du die Hülle,
  Die der Seelen Innres deckt:
Schautest wohl du, welche Fülle
  Haß die Kunst der Welt versteckt!

Ach du weißt's! — drum lei'e Trauer
  Lauscht hervor aus deinem Blick;
Ahnst du, daß nur kurze Dauer
  Deinem Reich gönnt das Geschick?

Daß den Rossen, die dein Zügel
  Fromm gelenkt mit sanfter Macht,
Plötzlich wachsen schwarze Flügel,
  Und ein wilder Grimm erwacht?

Daß du ihrem tollen Jagen
  Nicht mit Schmeichelruf mehr wehrst,
Und, wuthangesteckt, im Wagen
  Selbst als Zwietrachtsdämon fährst? —

Lächle, Genius, mir Verneinung!
  Beßre Hoffnung stärke du!
Wirk' in deiner Hulderscheinung
  Eintracht überall und Ruh!

Aehr' und Oelblatt mahnend schütte
  In der Herrschenden Pallast!
Durch des ärmsten Pflügers Hütte
  Schweb' als unsichtbarer Gast!

In der Weisheit Marmorhalle
  Reinige die dumpfe Luft!
Laß Apollos Jünger alle
  Athmen deinen Palmenduft!

Für ein frommes Herz bewahre
  Deines höchsten Segens Lohn!
Nicht vertreiben vom Altare
  Laß durch Unbill dich und Hohn!

In der Scheidenacht des Jahres,
  Dessen Ring uns jezt umflicht,
Zeig', o Genius, uns ein klares,
  Ganz entwölktes Angesicht!

Der Nürnberger Sophokles.

Von C. Spindler.

Es kam eines Tags ein bejahrter Bürger von Nürnberg vor den Richter und stellte an denselben die Bitte, er möchte ihn in den Thurm sperren lassen, damit er einige Zeit seinen Gedanken ungestört obliegen könne. — Dieses Ansuchen wunderte den Richter nicht wenig, und er fragte den Bürger, den er kannte, mit Glimpf nach der Ursache seines Begehrens. — „Mein Weib und meine Söhne plagen mich zu heftig," erwiderte der Bürgersmann; „es gehen mir wichtige Spekulationen durch den Kopf, die ich für jezt noch Niemand entdecken will. Ein wackerer Mann spricht nur von der allbereits verrichteten That. Nun aber peinigen mich die Neugierigen mit ihren Fragen, Zweifeln und Vorwürfen, daß ich keines Augenblicks froh werden mag. Wenn ich simulire oder in meiner kleinen Werkstätte schaffe, stören sie mich allezeit und lassen mir nicht den Frieden. Dennoch brauche ich ein paar Wochen Ruhe, oder ich muß mich vor innerlicher Angst und Unruhe selbst um's Leben bringen."

Diese Aeußerungen machten den Richter noch mehr staunen. Er versezte: „Lieber Meister, Eurer Söhne Geschäft, das Ihr noch heute selber leitet, ist allerdings ein lärmendes. Rothgießer und dergleichen thun und reden nicht fein, nicht leise. Doch werdet Ihr einen Winkel im Hause haben, wo Euch zu stören Niemand berechtigt ist?" — „Sie stören mich doch, brechen mir die Thüre auf, stöbern Alles durcheinander, verschleppen

mir die angefangene Arbeit. Ich kann's nicht aushalten." — „Ich werde Nachfrage thun," entgegnete der Richter nach einigem Besinnen; „aber schlagt Euch den Kerker aus dem Sinne. Laßt die dunkeln Gemächer denen, die eine Strafe verwirkt haben. Der Platz der Biederleute ist in ihrem Hause." — Der Meister machte ein betrübt Gesicht zu dieser Eröffnung und rief aus: „So werde ich nie vollenden können, was mir im Sinne schwebt! Mein Leben wird eine ewige Plage seyn, und mittlerweile flieht die Zeit, die unersetzliche! Ach, Niemand weiß, wie mir gerade die Zeit am Herzen liegt!" — Der Richter vermahnte ihn nun ernstlicher und rieth ihm, den Aderlässer zu besuchen, der ihn ohne Zweifel zu beruhigen Mittel genug haben würde. — Kopfschüttelnd ging Meister Peter heim.

Weil indessen der Richter sein Wort hielt, und die Frau, auch die Söhne des Meisters vor sich laden ließ, erhob sich ein großes Geschrei in des Rothgießers Hause, und der Alte leugnete den Seinigen nicht, was er beim Richter verlangt und angegeben. — Hierauf traten Mutter und Söhne trutzig vor die Schranken und erklärten, mit dem Vater sey es nicht mehr auszuhalten seit geraumer Frist. Es sagte Frau Geete aus: „Nicht genug, daß der Mann hintersinnig worden und stets von leeren Dingen murmelt, statt ein vernünftig Wort vorzubringen, so wird er bös und tobsüchtig bei der geringsten Ansprache von meiner Seite, und dräut mir nicht selten mit Schlägen. Item, so verrichtet er keine Arbeit mehr, wiewohl unsere Söhne gar junge Bursche sind und keiner von ihnen noch in der Fremde gewesen. Also geht das Handwerk schief und der Alte ißt doch täglich sein unverdientes Brod." — „Ihr redet nicht gar christlich," bemerkte der Richter. Worauf die Frau: „Christlich hin, christlich her. Das schwere Hauswesen liegt mir auf den Schultern, daß ich stets in Sorg und Kummer bin. Ich habe aber geheirathet, daß ich Frieden möge haben und nicht Ueberlast. Ihr seyd ein reicher Mann und wißt gar nicht, wie armen Handwerkern sauer wird, ihr Brod zu verdienen, namentlich wenn der Meister die Hände in den Schoß legt, nach den Spatzen guckt und Gesellen und Buben das Exempel des Müssiggangs gibt." — „So viel ich mich erinnere," unterbrach der Richter die Frau, „ist Meister Peter, Euer Herr, stets ein fleißiger, frommer Hausvater gewesen?" — „Ja, vor Zeiten freilich, gestrenger Herr, aber seit einem halben Jahre ungefähr" — Die ausbrechenden Thränen hinderten das Weib, zu vollenden.

Der Richter wendete sich nun an den ältesten Sohn und erhielt von ihm die Auskunft: der Vater habe schon seit länger als einem halben Jahre Spuren von Blödsinn und thörichter Unruhe gezeigt. Er habe vor sich hin geredet, als wie im Traume, während er am Schmelzen und Gießen stand, und nach und nach alle Arbeit verdorben. Endlich sey er ganz von der Hanthierung abgewichen, die Tage, auch wohl die Nächte hindurch in seiner Kammer eingeriegelt geblieben. Er habe oft laut gerechnet, man wisse aber nicht was. Er habe zu Zeiten in seiner Kammer gebosselt, man wisse aber nicht woran. Da er nun stets unwirrscher geworden und alle Fragen und Vorstellungen nicht mehr gelitten, seyen die Söhne zum Oestern in seine Kammer gefallen, um sein Geheimniß zu entdecken. Sie haben aber nichts gefunden, als unbrauchbare Holz- und Metallstücke, und eine Art von Instrumenten, die ihnen unbekannt, grob vom Vater selbst gearbeitet, und nach Aller Dafürhalten zu nichts in der Welt nütze. Er — der Sohn Peter — sey der Meinung, sein Vater sey unrichtig im Kopfe worden, und allerdings die höchste Zeit, ihm die Schlüssel zu Haus und Habe abzunehmen, auch deren Verwaltung der Mutter und den Söhnen zu vertrauen.

Nach geschehener Anfrage bei dem zweiten Sohne, Jost, der eben so kalten Temperaments war, als sein Bruder eines gallichten, und eben so schläfrig, als der Andere hitzig und frech, gab Jost die Aussage von sich: „Es ist mir bewußt, daß unser Vater seit Lichtmeß dieses Jahrs schellig und schwarzblütig geworden. Er schläft und ißt und trinkt gar wenig, thut, wie schon Mutter und Bruder berichtet haben, und guckt nach den Sternen, oder liest in Büchern, die von Planeten und Theuerung, Mißwachs und Pestilenz handeln. Ich glaube jedoch, daß es an ihn gebracht ist worden durch Hexerei; denn an jener Lichtmeß ist ein Italiener aus der Stadt Florenz bei ihm gewesen, und hat mehrere Tage im Hause innegelegen und mit dem Vater viel insgeheim geschwatzt; dann ist er plötzlich fort gewesen und des Vaters wunderliches Treiben angegangen. Die Italiener sind aber nicht selten Hexenmeister, wenn nicht der Vater selber sich der schwarzen Kunst ergeben hat. Denn sehr oft hat er zu uns gesagt: Schweigt mit euern zudringlichen Fragen; ich sage euch nichts von meiner Heimlichkeit, und wenn's mir das Leben kostete. Aber so ihr euch geduldet, will ich euch zu reichen Prassern machen. Ich will und muß das vollbringen."

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Höflichkeit.

Unter den deutschen Fürsten haben sich gerade die mächtigsten, die österreichischen, vor allen andern durch Höflichkeit und feine Lebensart auffallend ausgezeichnet. Unsere ältern Reichsbeherrscher nannten ihre Landpfleger, wie ihre Bauern nicht anders als Du; aber schon Kaiser Siegmund, † 1437,

machte eine Ausnahme. Sein Lebensbeschreiber meldet als eine Besonderheit von ihm, daß er Geringe, wie Vornehme selten mit Du, sondern fast immer mit Ihr angeredet habe. * Auch von Kaiser Maximilian II. erzählte der Vicekanzler Weber, „er tanze niemand im reden, wer der auch sey.“ ** Wie sehr endlich Joseph II. in diesem Punkte der Wohlanständigkeit seine fürstlichen Zeitgenossen überglänzt hat, kann noch nicht vergessen seyn. Er war, so zu sagen, der Gründer und Stifter des guten Tones und der Humanität, die seit etwa einem halben Jahrhundert den Fürsten in Deutschland nicht mehr so ganz fremd sind. Um Josephs Vorzug in dieser Beziehung gehörig schätzen zu können, muß man wissen, daß er zu jedem seiner Fähndriche Sie sagte, ungeachtet seine Mutter Maria Theresia, wie Friedrich II. von Preußen, ihre Feldmarschälle und obersten Staatsbeamten nicht anders als mit Er anredete, oder, um einen Lausitzer Ausdruck zu gebrauchen, dieselben niemals siezte. Auch muß man bedenken, daß noch der gleichzeitige Kurfürst von Baiern seine geheimen Räthe und vornehmsten Hofdiener selten anders begrüßte, als mit einem nicht sehr feinen bairischen Idiotismus.

Bei den Kaisernamen Siegmund und Joseph wird übrigens dem Geschichtkenner die Bemerkung beifallen, daß beide Herrscher vielgewanderte Männer waren, von denen galt, was Homer am Eingang der Odyssee von Odysseus sagt.

Diese Bemerkungen mögen auch als Beitrag dienen zu „Suntingers (verunglückter) Darstellung der Cultur und Humanität des österreichischen Kaiserhauses.“ Wien 1807. 8.

Die in Deutschland so lange vernachlässigte Höflichkeit griff kurz vor dem Ausbruch der französischen Revolution epidemisch um sich. So fand ums Jahr 1788 die Sitte, daß Eheleute Sie zu einander sagten, in Ober- und Niedersachsen immer mehr Vertheidiger und Befolger. Man behauptete, die Sprache des geselligen Umgangs müsse auch im Ehestande beibehalten werden. In Süddeutschland fand diese Sitte nur wenig Eingang, und jezt ist sie, etwa mit Ausnahme der höchsten Stände, wieder verschwunden.

* „Nu möchte man sprechen, worumb der konig den Herzogen yrzaget, oder In Ir heis. Nu merket freylichen, das derselbe konig so ein weiser gütiger herre was, das er selten ymanz Du hieß, er war arm oder reich.“ S. Windeck Cap. 54. in Menken, Script. Rer. Germ. T. 1. col. 1116 f.

** Gerlach, Tagebuch der an die Pforte abgefertigten Gesandtschaft. S. 47.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Marschall Lobau.

Ein großes Leichenbegängniß war die Hauptbegebenheit der lezten Wochen. Die Beerdigung des Marschalls Lobau, Commandanten der Pariser Nationalgarde, fand mit außerordentlichem Gepränge statt; ein König hätte kaum mit mehr Feierlichkeit zu seiner lezten Ruhestätte gebracht werden können. Erbaulich war indessen dieses Gepränge keineswegs, so prächtige Beschreibungen auch die Zeitungen davon gemacht und so ungeheure Summen es mag gekostet haben. Die Nationalgarde ist nun einmal ein schwer zu disciplinirendes Heer: es fühlt seine Freiheit, und läßt sich auch bei einer Beerdigung nicht zu dem nöthigen Ernste zwingen. Die leichtfertige Fröhlichkeit der Pariser blickt bei allen Gelegenheiten durch, wo die Nationalgarde zusammenkommt. Sie hat das Bewußtseyn ihrer Stärke und ihres Einflusses, und vergißt nicht, daß sie die bewaffnete Hauptstadt eines großen Reichs vorstellt, oder vielmehr, daß sie selbst diese Hauptstadt ist. Eben weil sie dem Staate wichtige Dienste leistet oder geleistet hat (denn in gegenwärtiger Zeit bedarf man ihrer nicht sehr), läßt sie sich nicht wie ein besoldetes Heer befehlen. Ihre Befehlshaber reden sie mit „meine Herren!“ an, und müssen oft mehr bitten, als commandiren. Auf einem Karrikaturblatte, wo ein exerzirender Nationalgardist dargestellt wird, hat man dem Offizier folgende Worte in den Mund gelegt: „Nun erzeigen Sie mir die Gefälligkeit und belieben Sie das Gewehr zu präsentiren!“ Wenn diese Worte auch nicht ausgesprochen werden, so liegt doch in dem commandirenden Tone der Befehlshaber etwas so Höfliches, als ob sie dergestalt sprächen. Der alte Marschall wußte so ziemlich, wie man die Pariser Bürger zu behandeln habe. Alle Morgen erschien er mit zwei Adjudanten auf der Parade und nahm dann mit der aufziehenden Bürgerwache ein halbstündiges Exerzitium vor, das einzige, wozu man in jeziger Zeit die Nationalgarde bringen kann. Da hatte er denn erstlich viele Mühe, die nöthige Stille zu bewirken; denn unter den Waffen ist der Pariser eben so gesprächig, als zu Hause, und es ist ihm nicht wohl möglich, seine Gedanken zu verbergen; er kann nicht anders, sie müssen heraus. Beim Exerziren ging es ferner zuweilen etwas verkehrt zu; wenn der Marschall eine Schwenkung links gebot, so drehten sich die Compagnien rechts, und umgekehrt, oder blieben stehen, wenn vorwärts commandirt wurde, und rückten vor, wenn sie stehen bleiben sollten. Der Marschall hatte einen etwas grämlichen Ton, aber doch keinen übelwollenden oder gebieterischen, und wenn ihm eine derbe und triviale Aeußerung entfuhr, so lachten die Bürger und hielten es ihm zu Gute. So rief er einmal, als sich wider das Commando eine Compagnie dem Gitterthore zuwendete: „Schließt das Thor, sonst gehen sie durch!“ Oder wenn die Voltigeurs, welche gelbe Epauletten und Federbüsche haben, gegen das Schloß marschirten, wenn es nicht commandirt war, so rief er: „He! die Kanarienvögel wollen die Mauer einrennen!“ Marschall Lobau war zwar nicht sehr beliebt; man achtete ihn aber als einen der tapfern Generale Napoleons. Seit dem Auftritte auf dem Vendomeplaze, wo er, um einem Aufruhr vorzubeugen und die Volksmenge auseinander zu sprengen, eine Brandsprize in Bewegung sezen ließ, bekam er einen lächerlichen Anstrich in Karrikaturblättern und kleinen Journalen. Man stellte ihn mit Kanonen dar, die nichts Anderes waren, als große Klistirsprizen, und er wurde auch wohl mit dem Beinamen der Apotheker bezeichnet. Man hätte es ihm Dank wissen sollen, daß er, anstatt Truppen in Bewegung zu sezen und zur Vergießung von Bürgerblut Anlaß zu geben, ein so unschädliches Mittel gebrauchte; in Paris aber ist es gefährlich, den Spöttern zu lächerlichen Anspielungen Gelegenheit zu geben. Unaufhörlich wurden die Brandsprizen wieder in Erinnerung gebracht, und sogar bei seinem Tode unterließen die kleinen Tageblätter nicht, darauf anzuspielen, indem sie bemerkten, die Leichenfeier eines solchen Mannes müsse nothwendig avec pompe begangen werden. Sein Nachfolger, Marschall Gerard, ist beliebter, als Graf Lobau, hauptsächlich wegen seines entscheidenden Auftretens bei und nach der Julirevolution.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 2.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 2. Januar 1839.

— Du könntest nicht
Bei meinen Freuden grollen, häss'ge Worte
Entgegenwerfen, die Gebühr mir schmälern,
Und endlich gegen meinen Einlaß gar
Die Thür' verriegeln: nein, du kennest besser
Die Pflichten der Natur, das Band der Kindschaft,
Der Höflichkeit Gesetz, des Dankes Fordrung.

Shakespeare.
König Lear.

Der Nürnberger Sophokles.

(Fortsetzung.)

„Ja, so sagte er oft," bestätigten Mutter und Bruder; „derweilen geht aber unser Haushalt den Krebsgang und zu Grunde gar, wenn nicht der hochweise Rath ein Abkommen trifft."

„Sind Eure Kinder Alle hier beisammen?" fragte der Richter die Ehefrau. Grete antwortete gleichgültig: „Ich habe noch eins, eine Tochter. Sie ist an den Schneider Willibald verheirathet. Weil sie schon im dritten Jahr von uns gezogen, kann sie von des Vaters Zustand nur wenig wissen."

Hierauf entließ der Richter Grete und ihre Söhne mit der Ermahnung, ihren Herrn und Vater ehrfurchtsvoll und geduldig zu behandeln, und ließ des Schneiders Ehefrau citiren. Das junge Weib kam blöde und schüchtern, der Ladung Folge zu leisten, und hatte kaum vernommen, daß es sich um des Vaters vorgeblichen Irrsinn handle, als sie schon zu weinen begann. Erst nach wiederholter Aufmunterung sprach die Schneiderin so klar und ohne Falsch, wie ihr Antlitz anzuschauen war: „Mir ist weniger bekannt, was mein Vater zu Hause treibt und vornimmt — ich komme selten hin, weil die Mutter mir nicht hold ist — als vielmehr, wie der arme Mann daheim mißhandelt wird. Was habt Ihr denn nur, Vater? sagen sie ihm von Morgens früh bis Abends spät: Ihr seyd mond[?]üchtig, faullenzt und verzehrt, statt zu ernähren, bessert unser Erbe nicht, wohl aber verschwendet Ihr's; wenn's so fortgeht, müßt Ihr in's Spital! und was dergleichen Reden mehr. Wie oft hat sich der Vater zu mir geschlichen im Zwielicht, um bitterlich seinen Kummer auszuweinen! Wie oft hat er mir erzählt, wie sie ihm, dem Trägen, nur die schlechtesten Bissen spärlich reichen, den Wein abbrechen bis zum lezten Tropfen, und wie gerne er alle diese Entbehrungen ertragen würde, wenn sie ihm nur Ruhe ließen mit ihren ungestümen Fragen, mit ihrem Spott und den diebischen Besuchen in seiner Kammer, wo sie mit frecher Lust zerstören, was des Vaters Hände kaum begonnen haben aufzurichten." — „Ist Euch bekannt, was er schafft, der wunderliche Meister?" — „Nein, Herr Richter. Ich bin ein unerfahren Weib. Der Vater redet nur geheimnißvoll von seinem Forschen und Arbeiten; doch prophezeit er stets uns Allen ein großes Glück, wenn ihm gelingt, woran er arbeitet. Ich weiß nicht, ob eine gerechte Zuversicht oder ein bedauerlicher Irrwahn ihn beseelt. Aber ich wollte gerne meine Hand in's Feuer stecken, wenn ich ihn aus der Hölle des Unverstands und der Unbarmherzigkeit erlösen könnte, worinnen er jezo

schmachtet." — „Würdet Ihr den Vater zu Euch in Euer Haus aufnehmen, wenn's Euch geboten würde?" — „Ich müßte es dann, aber auch ungeboten sollte es meine erste Pflicht seyn." — „Wenn ich Euch den Vater zuspräche, auf einige Wochen nur, bis man in Güte und Liebe ermittelt hätte, ob seine Sinne gesund oder nicht?" — „Es würde schmale Bissen absetzen, denn wir sind arme Leute; aber willkommen wäre mir der Vater doch, und an Ruhe und Muße, sich zu sammeln, sollte es ihm in unserm stillen Häuschen nicht mangeln. Ich will Gott auf meinen Knieen inbrünstig bitten, daß er den frommen Mann vor Schwermuth und Hirnsucht bewahre." — „Würde Euer Mann mit dieser Anordnung zufrieden seyn?" fragte der Richter lächelnd. Aber auch die Schneiderin lächelte im stolzen Gefühl ihres Uebergewichts im Hause und erwiderte: „Wenn ich etwas verspreche, Herr, so ist's, als ob mein Ehgemahl einen Eid darauf geleistet hätte. Doch, fürchte ich, wird der Vater selber nicht einwilligen. Er wird sein Haus nicht verlassen wollen."

Der Richter bemerkte dem jungen Weibe, daß Meister Peter doch wohl lieber seiner Tochter Haus als das Gefängniß beziehen würde, und befahl, den geheimnißvollen Distler herbeizurufen. Peter stand aber bereits in der Vorkammer, ein kleines Säcklein in der Hand, und sprach, vor den Richter kommend: „Seht, Herr, was Eure Vermahnung gefruchtet hat. Sie haben mich aus dem Hause geschickt, aus meinem eigenen Hause. Ich möge in's Spital oder in's Gefängniß gehen, haben sie mir gesagt. Ich sey närrisch und boshaft zugleich, denn ich hätte sie beim Richter verschwärzt und angegeben, sie seyen nicht als Christen mit mir umgegangen. Sie würden mich vor dem Rath verklagen, entmündigen und einthürmen lassen. — Da habe ich nun mit mir genommen, was sie mir von meinem neuen Arbeitszeuge gelassen, und stelle mich frohen Muths vor meine Herren zum Gewahrsam. — Was willst aber du hier, meine Tochter?" — „Sie will Euch aufnehmen, bis ich Alles vermittelt haben werde," sagte der Richter. „Du?" fragte der Vater wieder, indem dicke Thränentropfen aus seinen Augen fielen. „Aufnehmen in dein armes Häuslein? Bedenkst du auch, daß dein Schneider zehntausend Stiche mehr machen muß, Woche für Woche, um einen Gast, wie ich bin, zu erhalten?" — „Das geht Euch nichts an, Vater; Ihr werdet bei Euern getreuen Kindern seyn!" erwiderte die Frau herzhaft und nahm den Alten beim Arm: „kommt, kommt! Ihr sollt nicht gestört werden und auch nicht Hunger leiden; das versprech' ich dem edlen Herrn und Euch."

„Wie konntet Ihr aber," sprach noch der Richter zum Meister, „wie konntet Ihr Eure Habe den Händen der Eurigen ohne Weigerung und Aufsicht überlassen, und statt dessen dieses Gerümpel mit Euch nehmen?" Er zeigte auf das Säcklein. Des Meisters Thränen versiegten plötzlich, und mit halb zornigem Blicke versetzte er: „Gerümpel? Ei, geehrter Herr, es wird eine goldene Saat daraus erwachsen, wenn ich nur die Zeit benützen kann und darf. Die Zeit ist der Schatz, mit dem ich arbeite. Bald ist die Stunde vor der Thüre, da die Zeit abgelaufen seyn wird. Getrost, meine Tochter; die Gewißheit, unser Glück zu machen, erlaubt mir einzuwilligen, dein Gast zu seyn. Ich werde dir Alles vergelten, Alles ersetzen können, und jener goldnen Zukunft Gewißheit ist Schuld, daß ich mit Freuden in meinem eigenen Hause Alles stehen und liegen lassen, Alles den räuberischen Händen meiner Söhne preisgegeben."

Als der Meister am Arm der Tochter mit lebhaften Geberden und prahlerischen Versprechungen von dannen ging, schüttelte der Richter das Haupt und sagte zu sich selber: „Wie stelle ich's an, in's Klare zu kommen? Nach der Reihe werde ich an seinem Verstand und an seiner Thorheit irre."

(Fortsetzung folgt.)

Vergleichende Zusammenstellung der Frauencharaktere in Goethes und Schillers Werken.

Zweiter Abschnitt.

(s. Nr. 505 — 508 1838.)

Nachdem wir im vorigen Abschnitt betrachtet, wie unsere zwei großen Dichter in der Schilderung heroisch-idealer Frauencharaktere zusammengetroffen, gehen wir zu den rein sentimentalen Frauen über.

Hier treffen wir gleich auf Marie Beaumarchais im Clavigo und Louise in Kabale und Liebe. Diese beiden Stücke, welche mit so großer Wirkung über die Bühne gegangen und noch gehen, zeigen uns beide eine Fülle edler Weiblichkeit und Liebesglut im Kampf gegen äußere Hemmnisse. „Kabale und Liebe" kann man die in moderne Verhältnisse gebrachte Tragödie: „Romeo und Julie" nennen. Es thut sich eine dramatische Kraft der Situationen darin kund, die auf's Lebhafteste an Shakespeare mahnt, nur Schade, daß neben dieser Kraft nicht eine eben so heilige und keusche Milde wandelt. Die Liebesscenen sind weichlich, zerfließend und im veralteten Geschmack sentimental. Auch Clavigo ähnelt besonders in der Schlußscene Romeo und Julie; es ist dasselbe Thema — das ewige, durch alle Zeiten und Jahrhunderte forttönende Liebeslied und Liebesleid; allein

wenn wir Marien Beaumarchais betrachten, so ist lange nicht jenes weichliche, überbildete Gefühl bei ihr zu finden, wie bei der Musikantentochter. Louise führt eine pathetische Sprache, die sich mit der derben Natur und dem ungebildeten Stande ihrer Eltern nicht recht vereint. Man kann anführen, daß Ferdinand sie gebildet, ihr diese Formen der Deklamation und Rhetorik unbewußt beigebracht habe, allein diese Rechtfertigung reicht nicht aus. Ein so empfindsames, mit ihrer Empfindung spielendes Mädchen ist weit entfernt von der Glut und naiven Aufopferung einer so grenzenlosen und reinen Leidenschaft, wie sie Louise Miller empfindet. Hier wünschen wir Natur, unmittelbare Natur, keine Deklamation der Empfindung, wenn es auch die zarteste, reichste und beredteste wäre. Ein Seufzer, ein Blick, ein halbes Wort, aber in diesem die Seele ausgeströmt, sagt mehr als die schönste Metapher, die rührendste Schilderung. Auch sind manche Auftritte für's Gefühl wahrhaft beleidigend, so die berühmte Limonadenscene. Hier vermißt man die über seinem Werke in ruhigem, heiterm Selbstbewußtseyn schwebende Seele des Dichters; die Leidenschaft ist in's Kleinliche ausgemalt, und troß der großen Wirkung dieser Scene, nimmt der Zuschauer ein unangenehmes Gefühl nach Hause. Es ist hier nicht der Ort, das Stück selbst und die Motive der Handlung zu zergliedern, wir halten uns lediglich an die Situation der beiden Liebenden. Schiller wußte sehr wohl, was auf der Bühne Wirkung machte; seine glänzende und mit den schönsten poetischen Gefühlsformen erfüllte Sprache schmeichelt sich unwiderstehlich dem Zuhörer ein, erhebt und begeistert ihn. An erster glücklicher Wirkung ist wohl noch nie ein dramatischer Dichter so reich gewesen, und besonders ist es die sinnliche Leidenschaft der Liebe, die er immerdar zu vergeistigen und zu veredeln weiß. Sie wird bei ihm zum Cultus, er duldet nicht, daß an ihrem glänzenden Gewand das mindeste Stäubchen hafte, er macht die Liebe zum Schiedsrichter über die verderbte Welt, und immer ist sie es, die triumphirt. So spricht denn auch Louise Miller das Verdammungsurtheil über die Lady aus. Gegen ihren Stolz und ihre Reinheit sinkt die ganze Umgebung in Schatten, und es bleibt Niemand, für den wir wagen dürften, Interesse zu fassen. Zeigte Louise mehr Sterbliches, so fiele auch auf die andern Personen einiges Licht und das Gleichgewicht wäre nicht so gänzlich aufgehoben.

Marie Beaumarchais ist nicht so vollkommen; sie blendet daher auch nicht so sehr, und so kann Clavigo neben ihr bestehen. Sein wirklicher Wankelmuth erscheint hier lange nicht so beleidigend und unerhört, als der nur geargwohnte Louisens. Deßhalb erschüttert Mariens Tod uns noch mehr, und die grenzenlose Schwäche Clavigo's bekleidet sich mit einem verhüllenden, wohlthätigen Trauerflor, während wir auf Ferdinand erzürnt bleiben, daß er an ein so reines Gebilde nur den Gedanken eines so unwahrscheinlichen und elenden Argwohns hatte heften können. Wenn wir Marien an die Stelle von Louisen versetzen, so hätte es für eine so innige und reine Natur das einfachste und erste Rettungsmittel seyn müssen, den eifersüchtigen, verblendeten Geliebten auf die Unmöglichkeit aufmerksam zu machen, ein Zerrbild wie den Hofmarschall zu lieben, und troz dessen, daß ein Eid ihre Zunge band und der Vorfall mit dem erzwungenen Liebesbriefe verschwiegen bleiben mußte, wäre Ferdinand auf die Vermuthung des wahren Zusammenhangs gekommen. Allein Louise, im Bewußtseyn ihrer Reinheit und Größe, stirbt lieber, als daß sie mit weiblicher Schwachheit dem nach Aufschluß des Räthsels ringenden Geliebten entgegenkommt. Wir müssen bedenken, daß dieses Charakterbild in Schillers Jugendperiode fällt, und daher das Talent bewundern, welches, bei noch mangelnder Erfahrung, dennoch eine so mächtige Wirkung hervorzuzaubern wußte. — Louise ist in den ersten Scenen ein wahrhaft geniales Bild der Jugendgluth und Liebesschwärmerei; Marie dagegen steigert ihre Empfindung erst gegen das Ende zum Hochtragischen; sie ist am Anfang nur das natürliche, schüchterne und liebende Mädchen.

(Schluß folgt.)

Weitgewanderte deutsche Werke.

Unter andern lateinischen, italienischen, spanischen Büchern waren schon i. J. 1587 Luthers und Melanchthons Schriften in Pera, der Vorstadt von Konstantinopel, käuflich zu haben. Griechische Kaufleute handelten damit.*

•

Keinem deutschen Schriftsteller ist noch die Ehre widerfahren, in eine morgenländische Sprache übersezt worden zu seyn, als Sonnenfels. Seine sehr einseitigen „Grundsäze der Polizei, Handlung" u. s. w. übersezte der berufene Dr. Reineggs, † 1793, in's Persische, und aus diesem Prinz Heraclius in's Georgische. Gedruckt wurde das Buch zu Tiflis.

Ein Engländer, Williamson, wollte einige Werke Wielands in das Malayische übersetzen und in Calcutta drucken lassen. Ist es wirklich geschehen?

•

Das deutsche Volkslied: „Freut euch des Lebens," hörten Reisende nicht nur tief in Norwegen, sondern auch in den südafrikanischen Kolonien singen und spielen.** Der Text ist von Usteri aus Zürich, die Melodie von Hans Nägeli.

•

Ums Jahr 1795 schickten die Holländer von Batavia aus eine Gesandtschaft an den Kaiser von China. Dieser

* Heberer, Aegypt. servitus. p. 560.

** Lichtensteins Reise im südl. Afrika. T. II. 110.

wünschte europäische Musik zu hören, denn die Gesandtschaft hatte einen Theil der Musikbande des würtembergischen Capsregiments bei sich, und diese spielte Schubarts Caplied.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Tod an Vergnügen. Concerte. Theater.

Dem Hinscheiden des alten Marschalls war der Tod zweier jungen Frauen aus den höchsten Kreisen, gleichsam als Warnung für die weibliche schöne Welt, vorhergegangen. Die Marquisin v. Talarú, eine liebenswürdige Dame in der Blüthe ihrer Jahre, hatte vor zwei Jahren ihren Großoheim geheirathet; dieser hatte sich bemüht, seiner jungen Lebensgefährtin alle mögliche Zerstreuung zu verschaffen. Er hatte sie zur Krönung der Königin von England geführt, dann zur Krönung des Kaisers von Oesterreich. Die junge Marquisin hatte bei allen Festen geglänzt, alle Bälle und andere Lustbarkeiten mitgemacht, und kaum fing sie an, in Paris wieder einiger Ruhe zu genießen, als der Tod sie plötzlich wegraffte. Man vermuthet nicht ohne Grund, daß die Erschöpfung durch die vielen Feste ihren Tod, wo nicht bewirkt, doch beschleunigt hat. Eben so unerwartet kam der Tod der 17jährigen Dlle. v. St. Aldegonde, aus der Montemartschen Familie, welche eben mit ihren Verwandten von einer Lustreise nach Petersburg zurückgekehrt war, wo sie ebenfalls eine vielleicht allzugroße Masse von Vergnügen genossen hatte. Für die zartgebildeten, lebhaften Pariserinnen aus der reichen Welt wird ein Uebermaß in dieser Beziehung oft gefährlich, und fast jedes Jahr erlebt man Todesfälle in Folge des allzustarken Genusses der gesellschaftlichen Wintervergnügungen. Man vergißt aber diese Beispiele sehr bald, und überläßt sich nach wie vor dem Taumel der vielen Feste, welche das genußsüchtige Paris den ganzen Winter hindurch darbietet, und welche für junge und schöne Damen einen unwiderstehlichen Reiz haben; denn sie sind gleichsam die Königinnen der Feste; ihnen huldigt Alt und Jung, und die französische Galanterie weiß ihnen auf die feinste Art zu schmeicheln. — Bei Hofe wird der diesjährige Winter schwerlich durch Feste gefeiert werden. Die gefährliche Krankheit der Herzogin von Würtemberg, welche, wie es heißt, sich durch zu frühes Ausgehen nach ihrer Niederkunft erkältet hat, macht die königliche Familie äußerst besorgt, und es ist von gar keinem Feste die Rede. Desto lebhafter sieht es in der Stadt aus, die sich schon lange nicht mehr nach dem Hofe richtet. Die öffentlichen Bälle haben schon begonnen, und die Privatbälle pflegen sogleich nach Neujahr ihren Anfang zu nehmen. Schauspiele und Concerte wechseln schon seit Beginn des Winters mit einander ab, oder halten vielmehr gleichen Schritt; zwar fehlen einige ausgezeichnete Virtuosen, wie Listzt, welcher sich in Italien aufhalten soll, und Chopin, der mit dem Pseudo-George-Sand eine Lustreise nach Spanien macht; aber Bertini, der geschickte Componist, läßt sich zu Paris in Concerten hören; eben so Beriot, und der excentrische Berlioz, der mit seinem Benvenuto Cellini an der großen Oper durchgefallen ist, läßt sich dadurch nicht abschrecken und gibt sonderbare Concerte mit abenteuerlichen Symphonien und phantastischen Concerto's. Es fehlt ihm nie an enthusiastischen Bewunderern, welche ihn in den Zeitschriften als ein verkanntes, verspottetes Originalgenie schildern, welches sich dennoch einmal zu unsterblichem Ruhme emporschwingen werde. Allein das große Publikum kann aus seinen wunderlichen Compositionen nicht recht klug werden, und findet sie keineswegs belustigend oder angenehm. — An der komischen Oper, wo eine Zeitlang Auber fast ausschließlich regierte, ist nun Adam sein entschiedener Nebenbuhler. Dieser Adam ist freilich eben so wenig als Voltaire's Hausgenosse, Pater Adam, der premier homme du monde; aber was er componirt, gefällt der großen Menge, es ist faßlich und anmuthig. Sein Brasseur de Preston wird häufig gegeben und ist eine der beliebtesten Operetten geworden; diese und sein Postillon de Longjumeau haben ihn berühmt gemacht. — Das neue Theatre de la Renaissance hat bisher noch keine Opern gegeben, wohl aber ein Stück mit Arien, die von dem bisher durch mehrere Gesangstücke bekannten Grisac in Musik gesezt worden sind. Auser einer Engländerin, Namens Thillon, hat dieses neue Theater noch keine Sängerinnen; sie ist prima und einzige donna. Die komische Oper hat schon Mühe, nur die seit mehreren Monaten krank liegende Madame Cinti-Damoreau durch eine ähnliche Virtuosin zu ersetzen; aber dem neuen Theater fehlt es an ersten Tenori und ersten Donne; wo es Beides hernehmen wird, sieht man nicht ein; denn mit Sängern und Sängerinnen gewöhnlichen Schlags macht ein Pariser Theater, besonders ein neues, welches noch ein Publikum sich zu erwerben hat, kein Glück. — An der großen Oper war das erste Auftreten Candia's oder, um höflicher zu reden, des Herrn v. Candia eine Tagesbegebenheit. Man wird sich aus den Zeitungen erinnern, was alles von diesem piemontesischen Edelmann erzählt wurde, den die Natur mit einer ganz vorzüglichen Stimme begabt, der aber keineswegs die Absicht gehabt habe, jemals auf einer Bühne aufzutreten und für Geld zu singen; den man aber doch endlich dazu beredet und den es viele Mühe gekostet, vor einem großen Publikum zu singen, weßhalb man genöthigt gewesen, ihn allmählig an das öffentliche Auftreten zu gewöhnen, von einigen Zuhörern an bis zu Tausenden. Es hieß endlich, er habe sich jezt gehörig ermuthigt und werde in Meyerbeers Robert le diable auftreten, und um das erste Erscheinen noch merkwürdiger zu machen, hatte der Tonkünstler eine neue große Arie für ihn besonders eingelegt. Er wurde unter dem Namen Mario auf dem Theaterzettel angekündigt. Nach Allem, was man von seiner außerordentlichen Stimme erzählte, läßt sich denken, daß die Neugierde des Publikums auf's Höchste gespannt, und daß der große Opernsaal das erste Mal ganz voll war. Aber Mario's Gesang entsprach der großen von ihm gehegten Erwartung keineswegs. Anfangs war er nicht beherzt genug; später faßte er Muth, aber die große für ihn gesezte Arie war so gezwungen, so nach Effekt haschend, daß sie gar nicht behagte, und daß man einstimmig den Wunsch hegte, Meyerbeer möchte sie gar nicht gesezt haben, indem sie seine große Composition eher verderbe, als verschönere. Dann meinte man auch, Candia oder Mario besitze allerdings eine vortreffliche Stimme, er habe aber noch viel an sich zu bilden, wolle er sich derselben bedienen, wie Nourrit in derselben Rolle. Ein Naturwunder war also Candia in der Meinung der Pariser nicht mehr, sondern bloß ein Sänger, der nach lange fortgesezter Uebung ein Stern erster Größe an der Oper werden kann. Vielleicht wird er es einmal bereuen, nicht ein bloßer Edelmann geblieben zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 3.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 3. Januar 1839.

I love to cope him in these sullen fits,
For then he's full of matter.
Shakespeare.
As you like it.

Verse von Justinus Kerner.

1.

Poesie ist tiefes Schmerzen,
Und es kommt das echte Lied
Einzig aus dem Menschenherzen,
Das ein schweres Leid durchglüht.

Doch die höchsten Poesien
Schweigen wie der höchste Schmerz;
Nur wie Geisterschatten ziehen
Stumm sie durch's gebrochne Herz.

2.

Wenn der Wald im Winde rauscht,
Blatt mit Blatt wie Rede tauscht,
Möcht' ich gern die Blätter fragen:
Tönt ihr Wonnen, tönt ihr Klagen?

Springt der Waldbach Thal entlang
Mit melodischem Gesang,
Frag' ich still in meinem Herzen:
Singt er Wonnen, singt er Schmerzen?

Lausch' der Aeolsharfe nur:
Schmerz ist Grundton der Natur,
Schmerz des Waldes rauschend Singen,
Schmerz des Waldbachs murmelnd Springen,
Und selbst aus des Menschen Scherz
Tönt, als Grundton, Schmerz, nur Schmerz.

3.

Wenn Schmerz mit Lust des Sängers Brust durchglüht,
Entspringt aus ihr das farbenreichste Lied:
Wenn Regen in den Glanz der Sonne quillt,
Entsteht des Regenbogens buntes Bild.

4.

Liegt dein Herz gedrückt an meines,
Kann ich wahrlich niemals sagen:
Sind's die Wellen meines? deines?
Die in solcher Liebe schlagen.

Wollte nur, ich könnte legen
In dein Herz mein Herz, zu fühlen
Schmerz und Lust in gleichen Schlägen,
Gleiches Lieben, gleiches Zielen.

Daß, wenn Frieden meines fände,
Frieden dann auch fände deines;
Daß, wenn dein's im Tode stände,
Auch im Tode stände meines.

5.

Herz! ging ein Glück dir unter,
Werd' nicht durch Gram zum Spott,
Aufraffe dich nur munter:
Noch lebt der alte Gott.

Hab' dir's schon oft gesungen,
Sang dir's noch nicht genug:
Ist auch das Glas zersprungen,
Blied nur noch ganz der Krug.

Vergleichende Zusammenstellung der Frauencharaktere in Goethes und Schillers Werken.

(Schluß.)

Es bleiben uns jezt noch die naiven Charaktere, Bilder idyllischer Zustände unter einfachen, meist glücklichen Verhältnissen. Hier fällt die Zusammenstellung am dürftigsten aus; denn so reich die eigenthumliche Schöpfungsgabe und Weltanffassung Goethes an Gestalten dieser heitern Gattung ist, in eben dem Maße vermeidet sie Schillers Dichtergenius. Beide große Dichter suchten das echt Weibliche, Liebenswürdige auf durchaus verschiedenem Wege: der Eine in dem anspruchlos sich Hingeben, der Andere im Dienste einer Idee. Schillers Frauen lieben nicht der Liebe wegen, sondern hingerissen durch besondere große Eigenschaften des Helden; sie verhalten sich immer handelnd, die Goethe'schen leidend. Die unbeschreibliche Anmuth und Liebenswürdigkeit der leztern besteht gerade in diesem unbewußten Pulsschlag des Herzens, und dieses ist es, was sie zu naiven Charakteren macht.

Thekla, um sich ihre Stellung deutlich zu machen, enthüllt in einem schönen Monologe den innern Zusammenhang ihrer Gefühle, sie anatomirt gleichsam ihre Unerfahrenheit und Unschuld; allein man könnte sagen, ein Mädchen, das über seine Unerfahrenheit spricht, ist nicht mehr unerfahren. Es liegt zu viel Selbstbewußtseyn in dem Verse:

— — Du standst am Eingang dieser Welt,
Die ich betrat mit klösterlichem Zagen u. s. w.

Es ist dies die Ansicht des Dichters über den Gemüthszustand eines Mädchens, das er zur Thekla schaffen will; es scheint aber, daß Thekla selbst dieses nicht deklamiren dürfe, ohne gerade das Gegentheil kund zu geben von dem, was der Zuschauer fühlen soll. Allein nach Schillers Ansicht raubte ein solches Selbstbewußtseyn der Liebe und Unschuld nichts von ihrem Reize und Adel. Die philosophische sittliche Größe einer Leidenschaft schien ihm der bloß sinnlichen bei weitem vorzuziehen, während Goethe mit feinem, gebildetem Ohre auf die unmittelbaren Naturlaute lauschte. Clärchen im „Egmont" ist ein ganz glückliches, liebeberauschtes Kind; es ist die süßeste Offenbarung der sich jezt vergessenden Liebe. Sie liegt zu des Geliebten Füßen, sie freut sich an seinem prächtigen Kleide, sie stammelt in einzelnen, kurzen Sätzen das reizende Kindermährchen der Liebe her, voll heiliger Bedeutung, und doch in so einfachen, Unschuld athmenden Worten. Als sie später zum unmittelbaren Handeln berufen wird, wie stürzt sie da außer Athem auf die Gasse; sie, das schüchterne Mädchen, fällt mit wilder Rede die einzelnen Gruppen der Bürger an, sie zur That treibend, und das rechte, gewaltige Wort zur rechten Zeit findend. Auch sie war unerfahren, auch sie war unschuldig und verliert nun, wie Thekla, diese Unerfahrenheit, indem die Welt auf sie eindringt, und eine verworrene politische Frage sie in ihrem Heiligthum angreift. Wenn es in Goethes Plane gelegen hätte, auf die Lippen der Liebe die sittlichen und philosophischen Entscheidungen seiner Tragödie zu legen, so hätte Clärchen ihres Egmonts Charakterlosigkeit und Schwäche aufdecken, die ränkevolle Politik seiner Gegner in ihrer vollen Grausamkeit enthüllen müssen, um so auf ähnliche Weise, wie Thekla über die zweideutige List ihres Vaters, über die Klugheit eines Machiavell zu singen; allein unser großer Dichter hat ihr die einfache, rührende Mädchenrolle gelassen. Nur am Schlusse der Tragödie, im Traum, wird angedeutet, daß sie der Glanzpunkt des Ganzen sey. Sie im Stücke selbst zur personifizirten Idee der ewigen Freiheit, der höhern Gerechtigkeit zu machen, hätte ihr die Natur und die köstliche Frische der unbefangenen Liebe geraubt, mit der sie als einfaches Bürgermädchen unser Interesse fesselt.

In Wilhelm Tell endlich fand sich Schiller unmittelbar genöthigt, einen naiven Charakter zu schaffen. Das Weib Tells konnte unmöglich eine Thekla seyn; sie mußte im Stücke nothwendig als Trägerin des Einfachen, Idyllischen, Häuslichen erscheinen. Es wird auch viel davon gesprochen, daß sie eine gute Hausfrau, eine zärtliche Mutter ihrer Knaben sey, aber außer der rührenden, erschütternden Scene nach dem Apfelschuß ist sie uns nicht sehr gemüthlich nahe geführt, ebenso wenig die andern Landfrauen im Tell. Das große Talent des Dichters ist zu bewundern, daß bei dieser fehlenden Naivetät doch das Stück kein merkbares Interesse eingebüßt. Die Farben des Gemäldes sind so richtig vertheilt, so glänzend aufgetragen, daß die vollkommenste Wirkung erscheint und dem Auge nichts zu wünschen übrig bleibt. Wäre die Frau naiver, das Kind natürlicher gehalten, so würden Beide gegen diese Umgebung abstechen und der ganze

prächtige Monolog Tells erschiene dann ebenfalls erkünstelt, die rednerische Freiheitsliebe Berthas berechnet. Der idyllische Anfang, der Gesang des Fischerknaben läßt allerdings erwarten, daß ein Gemälde der Schweiz, in dem einfachen Gewande der damaligen Sitten uns vorgeführt werde, allein gleich die folgenden Scenen widersprechen dem. Es ist vielleicht kühn, hier ein Urtheil aussprechen zu wollen, aber es scheint, Schiller habe, seiner Unfähigkeit, rein idyllische Zustände zu malen, sich bewußt, mit Absicht die häuslichen Scenen unter den Bauern, die den Gegensatz gegen die heroischen bilden sollen, in den Schatten gestellt. Darum erfahren wir fast alles, was hieher gehört, nur durch die Erzählung. Wie reizend wäre hier eine Gruppe, wie z. B. Jery und Bätely sie bieten, im Vordergrunde angebracht. Gegen die schalkhafte, reine Fröhlichkeit dieser Naturzustände würde der ernste Gang des Gedichts später desto mehr hervortreten. Allein bei so viel Herrlichem, das gegeben ist, ist es Unrecht, mehr und Anderes zu wünschen. Schiller hat selbst eine Abhandlung über das Naive und Sentimentale geschrieben, doch sezt er darin das Antike als Erkennungselement des Naiven, während das moderne, christliche Element von ihm das sentimentale getauft wird. Es läßt sich gegen diese Theorie nichts einwenden, wenn sie, wie hier bei Schiller, aus der Individualität des Dichtergenius selbst hervorgegangen ist; doch objektiv betrachtet, wäre dem Begriff des Sentimentalen, wie unser Poet es bezeichnet, durchaus etwas Krankhaftes beigemischt, es wäre ein Zustand, der die höhere Sokratische Ironie ausschließt und den Schöpfer mit seinen Gestalten identisch macht. Es gehört nicht in das Bereich dieser flüchtigen Skizze, zu untersuchen, in wie fern das Modern-sentimentale auf alle Schöpfungen Schillers einwirkte; der größte Theil der Nation, dessen entschiedener Liebling gerade dieser Dichter ist, würde auch schwerlich dieser, wie eine Anklage aussehenden Behauptung Raum verstatten, und am Ende wäre auch mit der Beweisführung nichts anderes gezeigt, als das Daseyn jenes „Charakteristischen," wie wir es am Anfang geschildert haben, als eine zeitgemäße Bekleidung, von der kein Dichter, selbst der größte nicht, seine Gestalten frei erhalten kann, vielleicht bei ihm in einem höhern Grade als bei andern sich kund gebend. Die Werke beider Nationaldichter liegen in trefflichen Gesammtausgaben vor uns; ihr Leben und ihr Wirken ist uns damit von Neuem zu näherer Beachtung vorgelegt, und jede Prüfung, jede nähere Beleuchtung erscheint uns nicht als vermessen, sondern nur gemacht, uns zur genauern Kenntniß dessen zu führen, was wir besitzen. Aus diesem Gesichtspunkte müssen auch diese flüchtigen Bemerkungen betrachtet werden.

Der Nürnberger Sophokles.

(Fortsetzung.)

Der zweite Sonntag war noch nicht herangekommen, als schon der Hauptmann am Lauferschlagthurm mit dem Meister Peter vor dem Richter erschien und sprach: „Sehet, dieser Mann hat seines Eidams Lehrbuben schwer geschlagen, und ohn' Ursach, mit allem Unrecht. Ich klage ihn muthwilligen Frevels an und bitte, daß Ihr den Thäter auf etwelche Tage in die Bürgerstube setzen lassen wollet, damit sein Koller gedämpft werde." — Da stand der Meister abermals mit dem Säcklein am Arme auf, und versezte auf die strengen Fragen des Richters mit schwermüthigem Lächeln: „Seht, Herr, was Eure Vermittlung gefruchtet hat! Kein Mann auf Erden ist gutherziger, als mein Schwiegersohn; aber keiner auf Erden ist neugieriger, als ein Schneider, wie bekannt. Er hat mich belauert und behorcht, ist in mein Fenster gestiegen wie eine Katze, um mein Bischen Fahrniß zu mustern und meine Heimlichkeit herauszubringen, und schwört darauf, daß ich ein Zauberer sey. Meine Tochter hielt ihm freilich steten Widerpart und hätte nicht gelitten, daß ich ihr Haus verließe; allein des Schneiders Neugier, Mißtrauen und täglicher Verdruß, da er mich nicht aus dem Hause zu bringen vermochte, waren mir widerwärtige Dinge. Dem ehelichen Unfrieden ein Ziel zu setzen und selber Frieden zu erlangen, schlug ich den Buben, der seines Meisters Liebling ist, mit Vorbedacht, ohne allen Grund. Es thut mir leid, daß er die Schläge haben mußte; aber es fiel mir gerade kein besseres Mittel bei, auf einige Zeit ein stilles, kostenfreies Quartier zu erhalten. Auch ist der Bube jung und hat die Schläge verschmerzt, ehe ihn morgen nach dem Vesperbrod hungert."

Der Richter schüttelte wieder den Kopf und sprach: „Ei, ei, Peter, Ihr seyd wahrlich nicht bei Troste. Ihr sollt jedoch diesmal den ersehnten Kerker genießen, wenn Ihr nicht eine Geldstrafe zu erlegen vermögend seyd." — „Bin ein armer Schelm," erwiderte Peter freundlich; „bitte nur um gerechte Haft in einem hellen und ganz einsamen Stüblein, mit der Erlaubniß, darinnen zu dorseln nach Gefallen mit dieser meiner Spielerei." Er zeigte den Sack mit seinem Geräthe. — „Es sey Euch gewährt," sagte der Richter. „Bis zum Neumond mögt Ihr inneliegen und einsam bestrickt seyn. Mein Wort darauf: kein Besuch als des Gefangenwärters soll Euch lästig fallen."

Der Meister ging mit großer Zufriedenheit, wohin Andere nur mit Kummer zu gehen pflegen. Der Richter verordnete, daß man Niemanden zu ihm lasse, aber ihm Alles reiche, was er zu seiner heimlichen Arbeit brauchen werde. Die hellste Kammer wurde ihm eingeräumt und

für jeden andern Gefangenen verboten. Inzwischen brachte es auch der Richter dahin, daß der Gerichtstag, an dem der ganze Rath das Vorbringen und die Rechtfertigung der Frau und Söhne des Meisters anzuhören beschlossen hatte, hinausgeschoben wurde, bis zum Verlauf von Peters Gefängnißstrafe.

Und als die ehrwürdigen alten Männer, die Väter der Stadt versammelt saßen im hohen Rathsaale, um Meister Peters Familie klagen zu hören, wiederholte des Meisters Frau ihr erstes Anbringen Wort für Wort, und ihr ältester im Namen des jüngern Bruders und in seinem eigenen hielt eine heftige Anrede, die mit der Bitte schloß, daß ein weiser Rath den verklagten Vater seiner Rechte entsetzen möchte, wie der Meister sich schon seiner Pflichten und seines Verstandes entäußert habe. „Wahrlich!“ sezte der ungestüme Sohn hinzu, „wenn Ihr noch nicht genug habt an seinem närrischen Lebenswandel, an seiner thörichten Geheimnißkrämerei, deren Räthsel er nicht enthüllen mag, weil überhaupt eine Auflösung desselben unmöglich, und an seiner Vernachlässigung aller Gebote, die ihm Gott der Herr als einem Hausvater auferlegt hat: so bedenkt, daß er sich mit Ernst und Fleiß in's Gefängniß brachte, welches nur die Handlung eines thörichten Mannes seyn kann, und wir haben nichts weiter zu sagen.“

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Das gerettete Théâtre français. Victor Hugo.

Zu gleicher Zeit hat das Pariser Publikum mit seinem gewöhnlich richtigen Takte erkannt, daß Candia's Singtalent mehr zu halbkomischen Rollen paßt, als zu ernsthaften und tragischen, und daher äußerte man sogleich in den Tageblättern den Wunsch, ihn in der Oper Rossini's: „Graf Orry,“ auftreten zu sehen. Bestätigt sich die Richtigkeit dieser Bemerkung, so wäre vollends seine Stellung an der großen Oper sehr zweifelhaft, da sie es meistens mit ernsthaften Stücken zu thun hat, und in ihrem neuen Repertoire nur wenige heitere Stücke wie Graf Orry besizt. — Einen weit sicherern und lebhaftern Beifall erhält Rachel am Théâtre français. Mit diesem Mädchen ist die ehemalige glänzende Zeit dieses Theaters wieder erschienen, und so oft sie auftritt, kann die Theatercasse auf eine Einnahme von 4000 Franken rechnen. Man sollte den ungeheuern Schweif sehen, der sich schon zwei Stunden vor Oeffnung der Thüren des Theaters am Eingang bildet. Eigentlich sieht man das Ende desselben gar nicht, denn er verlängert sich durch einen dunkeln Gang des Palais-royal bis zum Ausgang in die Straße St. Honoré; ja es bildet sich ein Schweif von fünfzig bis sechzig Personen, ehe des Morgens das Büreau geöffnet wird, in welchem die Logen auf den kommenden Abend gemiethet werden. Solche ungeheure Schweife sind der Triumph der Schauspielerin. Man erinnert sich der Zeit gar nicht mehr, da so stattliche Queues den Theaterkassier entzückten. Seit vielen Jahren war man gewohnt, ganz bequem in's Schauspielhaus zu gehen und sich einen Platz auszuwählen. Wenn Rachel spielt, so ist man nicht gewiß, ob man nur hineinkommt; denn häufig bringt der Kassier das Ende des Schweifs durch die Aeußerung in Verzweiflung, es seyen keine Eintrittsbillette mehr vorhanden, und schließt seine volle Kasse, indeß sich die Leute angaffen und auch wohl aus Verzweiflung in das naheliegende kleine Palais-royal-Theater wandern, wo ihnen keine Racine'schen Trauerspiele, wohl aber Possen und Zoten vorgetragen werden. Rachel ist eine wahre Dea ex machina, welche die Vorsehung den Klassikern vorbehalten hatte, um sie auf einmal aus ihrer Verlegenheit zu reißen und das klassische Theater wieder in seinem vollen Glanze herzustellen. Bekannt sind die kläglichen Briefe, welche Alexander Duval und andere alten Dichter an den Minister des Innern, an die Journalisten, an das Publikum richteten, um sie mit Thränen in den Augen zu bitten, von dem abscheulichen Zeuge, das ihnen die romantische Partei auftischte, abzulassen und zu den nach den alten Regeln des gout classique gedichteten Stücken zurückzukehren, und wie wenig sie mit allen ihren Bitten und Vorstellungen ausrichteten. Die Abgeschmacktheit der Erzromantiker gefiel nun einmal, des Contrastes wegen, und es erschienen beständig neue Produkte ihrer zügellosen Phantasie, die lezten immer ärger, als die vorigen. Die alten Klassiker jammerten, daß es mit dem guten Geschmack in Frankreich vorbei und die dramatische Kunst so gut als verschwunden sey. Als diese Herrn eben alle Hoffnung aufgegeben hatten, weil sie das Théâtre de la Renaissance öffnen sahen, tritt unverhofft das Judenmädchen auf; das Publikum ist erstaunt und entzückt, die klassischen Tiraden so anspruchslos und doch so energisch vortragen zu hören, wovon man bisher keinen Begriff gehabt hatte, und wovon auch die Traditionen des alten Théâtre français kein Beispiel liefern; und nun kommen Racine und Corneille wieder empor, und gegen ihren Glanz erbleichen alle übertriebenen und unnatürlichen Machwerke der sogenannten Romantiker. Diese geben sich jedoch nicht überwunden, und in einer Zeitschrift gesteht einer derselben, Rachel habe allerdings das klassische Theater wieder gehoben, aber bloß, weil sie nicht klassisch spiele, sondern das natürliche, ungezwungene Wesen der neuern Schule angenommen habe. In dieser Behauptung liegt in der That viel Wahres. — Victor Hugo, den man als das Oberhaupt der dramatischen Neuerer ansieht, und welcher nicht allein Schauspiele in einem fremdartigen Geschmack geschrieben, sondern auch in seinem ersten dramatischen Versuche, Cromwell, eine neue Dramaturgie aufgestellt hat, welcher er in den folgenden Stücken treu geblieben ist, hat nun sein berüchtigtes Schauspiel Ruy-Blas drucken lassen, und demselben wieder eine didaktische Vorrede zur Rechtfertigung seiner dramatischen Grundsäze vorangesezt. Das Stück erscheint beim Lesen noch abgeschmackter, als bei der Darstellung, während welcher manches Ungereimte durch das geschickte Spiel einiger Schauspieler beschönigt wird. Beim Lesen stellt sich das Häßliche in seiner ganzen Nacktheit dar und wird unausstehlich. Wie gewöhnlich, ist Rache die Triebfeder der Handlungen der Hauptpersonen des Stücks. Ein Kritiker hat diese Triebfeder in allen Stücken Victor Hugo's nachgewiesen; in manchen kommt sogar eine Doppelrache vor. Hievon sagt die vom Dichter aufgestellte Dramaturgie nichts; der Dichter gehorcht also, ohne es zu wissen, einem geheimen Triebe, der ihm leider statt aller Erfindungskraft dient.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 4.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 4. Januar 1839.

— Durch die zerstörten Zinnen
Sieht eine Macht man, einen Zauber schreiten,
Wie heut'ge Palläst' ihn erst gewinnen,
Wenn über ihrem Haupt Jahrhunderte verrinnen.

Byron.

Ferienwochen.

Dritter Abschnitt.

Ich fahre fort, die Beobachtungen, welche ich in Lyon gesammelt, Ihren Lesern mitzutheilen, und damit einen Beitrag zur Kenntniß einer Stadt zu liefern, welche in Deutschland noch lange nicht so bekannt ist, wie sie es nach ihrer Bedeutung verdient.

Mitten in der stillen Saone, welche hier ein grünes Becken mit einer Menge schöner Landhäuser einfaßt, liegt die Insel Barbe, ein liebliches, idyllisches Eiland. — Sie hängt durch elegante Drahtbrücken, die ersten in Frankreich, mit beiden Ufern zusammen, und hieher strömen die Lyoner am Sonntag in großen Haufen und ergehen sich unter den herrlichen Lindenbäumen. Es bilden sich in ihrem Schatten liebliche Gruppen spielender und tanzender Mädchen, junger Frauen und Kinder. Dergleichen hat hier weit mehr Reiz als in Paris, denn dort ist weniger Natur und einfache Anmuth bei denen, die jedem Feste seinen besten Schmuck geben. Auch sieht man in Lyon viel mehr blühende Jugend als in der Hauptstadt, und diese Jugend bleibt länger jung, ist anspruchsloser und will weniger bemerkt seyn. An der Seine ist Alles auf Effekt berechnet, von der Salonsdame, der Schauspielerin und Tänzerin an bis auf das kleine, mit dem Reif spielende, oder altklug im Gras sitzende Mädchen. Besonders an Ostern und Pfingsten wird die Insel sehr besucht. Da ziehen sich auf dem ganzen langen Saonekay eine Menge Equipagen in langer Reihe hin, und der Fluß selbst ist bedeckt mit Dampfschiffen, Ruder- und Segelbarken. Es ist das Lyoner Longchamp, das überdieß mehr vom Wetter begünstigt wird als das Pariser, wo gar oft Schnee um die Modeblumen herumflockt und rauher Nordostwind die Federn der Damen peitscht, als wäre er ungehalten und übellaunig, daß die Damen durchaus im Pariser März im offenen Wagen fahren wollen. Wer auf der Insel Barbe die jungen, lieblichen Gruppen sieht und überall Musik, Tanz, Rundgesang und Gläserklang mit Lachen und Scherz tönen hört, der glaubt wohl nicht, daß diese Kiosks, chinesischen Häuschen, Boudoirs, Cabinets, Cafés, Tanzsäle, Billards und Vauxhalls ehemals eine ganz andere Gestalt und Bestimmung hatten; denn hieher flüchteten sich bei den ersten Christenverfolgungen in Lyon im Jahr 205 die Christen dieser Stadt und nannten die Insel insula barbara, weil sie damals rauh, voll Felsen, Klüfte und Dornen war. Sie wurden deren erste Bewohner; bald aber kamen immer mehr Ansiedler, und am Ende entstand hier durch große Beisteuer eine berühmte und reiche Abtei, die Abtei des heiligen Andreas. Longin stiftete

zwischen einem Lakaien und einer Königin an. Nach eben diesem Grundsatze soll sich das Groteske immer mit dem Ernsthaften, sogar Tragischen vereint finden, und so hat sich denn der Dichter die größte Mühe gegeben, ein groteskes Element in die bis zum Tragischen ernsthafte Handlung zu bringen. Aus dieser falschen Theorie ist nun ein Stück entstanden, bei welchem das hochpoetische Talent V. Hugo's nothwendig scheitern mußte. Ein Theaterkritiker macht die Bemerkung, bisher habe man glauben können, V. Hugo verirre sich nur, jezt aber müsse man ihn für verloren halten. In der That hat er in dem lezten Stücke seine ganze dichterische Kraft aufgeboten, und doch nur eine Mißgeburt hervorgebracht. Man kann nicht mehr annehmen, es sey ein einzelner Irrthum des Dichters; er selbst gesteht, daß er nach gewissen Grundsätzen handle. — Als ein Vermittler zwischen der altklassischen und der neuromantischen Dichterschule war bisher Casimir Delavigne aufgetreten. Er hatte einiges Gute von der neuern Schule angenommen, war sonst aber im Style und in der Anlage seiner Theaterstücke den klassischen Regeln treu geblieben. Von ihm wurde kurz nach Erscheinung des V. Hugo'schen Ruy-Blas ein neues Schauspiel auf der Bühne des Théâtre français gegeben: „la Popularité," das schon lange angekündigt gewesen war und das man begierig erwartet hatte. Dieses Stück, in welchem Dlle. Mars eine Hauptrolle übernommen hat, ist politischen Inhalts und soll die Reibungen der politischen Parteien in Frankreich parodiren, wiewohl der Dichter die Handlung nach England verlegt hat und sie unter der Regierung Georgs III. vorgehen läßt. Eine politische Komödie ist selten sehr belustigend, auf der Bühne sowohl, als außerhalb derselben. Sheridans „Lästerschule" enthält auch viel Politisches, aber der Dichter hat doch auch andere Elemente hineingelegt. Dazu kommt, daß Cas. Delavigne, der früher vom Herzoge von Orleans, dem jezigen Könige, eine Stelle bekommen hatte, dem Hofe treu geblieben ist, und daher sich zur politique du juste milieu zu bekennen scheint, was wieder Vielen nicht behagt. Dieses Stück ist daher auch in den unabhängigen Tageblättern streng beurtheilt worden, und einige haben zu gleicher Zeit in allen Stücken des Dichters seinen Mangel an Erfindung nachzuweisen gesucht. Jedoch gesteht man allgemein dem Dichter die Gabe einer schönen Sprache und einen sehr geläuterten Geschmack zu, zwei Eigenschaften, welche V. Hugo fehlen, obschon dieser in seinen lyrischen Gedichten sich als einen größern Dichter gezeigt hat. — Einige andere neue Stücke, wie Ancelots Maria Padilla, haben eine Zeitlang auf der Bühne des Théâtre français einigen Beifall erhalten, scheinen jedoch den Winter nicht überleben zu können. Wahrscheinlich geben sich nun die Klassiker alle Mühe, ihre Stücke anzubringen und Rachel zu bewegen, eine Rolle in denselben anzunehmen. Bisher hat sie sich nur in den ältern Stücken gezeigt, und kein lebender Dichter ist noch so glücklich gewesen, sie in einem seiner Stücke auftreten zu sehen. Vielleicht wird sie wohl thun, wenn sie sich an das ältere Repertoire hält und die Stücke der sklavischen Nachbeter desselben bei Seite läßt. — Die beiden Boulevardtheater, Ambigu comique und Gaité, obschon sie nacheinander bankerott geworden sind, leben noch immer von Melodramen; manche jungen Dichter, welche ihre Stücke am Théâtre français nicht anbringen, wenden sich an diese Theater und schreiben Melodramen, um doch „gespielt" zu werden. So hat ein Dichter, Namens Bouchardy, einen „Glöckner von St. Paul" geschrieben, welcher den Habitués des Gaitétheaters sehr zu behagen scheint, denn man hat ihn wenigstens schon fünfzigmal gegeben und gibt ihn noch immer fort. Dagegen hat das Ambigu comique seine „Hunde auf dem St. Bernard," die auch nicht zu mißfallen scheinen. Das arme Vaudeville sucht noch immer einen Platz, um statt des abgebrannten Theaters ein neues zu errichten. Im Innern der Stadt stehen die Häuser so gedrängt, daß der zu einem Schauspielhause erforderliche Raum nicht zu finden ist. Auch sind schon mehrere Schauspieler zu andern Theatern, auf welchen ebenfalls Vaudevilles aufgeführt werden, übergegangen. Es heißt nun, das Vaudeville werde sich einstweilen in dem Gymnase musical auf den Boulevards ansiedeln; dieses Gymnase war vor einigen Jahren mit der Absicht errichtet worden, daselbst beständige Abendconcerte zu geben. Die Spekulation schlug aber fehl, und seitdem steht dieses Haus leer. Es könnte also sehr wohl dem abgebrannten Vaudeville dienen. Es ist zwar klein, allein das Publikum, das so viele andere Schauspiele hat, wird auch nicht groß seyn, zumal das Gymnase dramatique, ein Nachbar des Gymnase musical, auch nichts als Vaudevilles aufführt. Wenn das Pariser Volk bloß von Schauspielen leben könnte, so wäre es glücklich; denn in allen Gegenden der Stadt und in der sogenannten Banlieue wird es mit Schauspielen bewirthet, und obschon die französische und italienische Oper nur dreimal in der Woche zu spielen pflegen, so geben sie den Winter hindurch an andern Tagen noch außerordentliche Vorstellungen, so daß es wahrlich eine mühsame Sache ist, keine merkwürdige Vorstellung auf irgend einem Theater zu versäumen. Die Theaterkritik ist hier keineswegs schonend, und zeigt oft das Leere und Nichtige so vieler neuen Theaterprodukte, die Schlag auf Schlag erscheinen und zum Theil eben so schnell wieder verschwinden. Zuweilen beweisen zwölf Zeitungen an einem und demselben Tage, daß ein neues Stück schlecht ist, und dennoch hat es seine Zuschauer, wenigstens eine Zeitlang; ein Beweis, daß bei den Parisern das Bedürfniß, Schauspiele zu sehen, alle andern Betrachtungen überwiegt. Freilich ist die Theaterkritik nicht immer gerecht und lobt oder tadelt zur Unzeit; auch fehlt es selten den Theaterdichtern an Freunden, welche in einem Blatte herausstreichen, was in einem andern heruntergemacht wird. Somit heben die entgegengesezten Wirkungen der Theaterkritik einander auf. — Ungeachtet des allgemeinen Hanges zum Positiven, Reellen und Materiellen behauptet doch die Dichtkunst ihr Recht, und es fehlt so wenig an neuen epischen Gedichten, als an lyrischen, satirischen und scherzhaften. Der alte General Dupon, den Napoleon nach der Kapitulation von Baylen einsperren ließ und den Ludwig XVIII. zum Kriegsminister machte, hat ein furchtbar dickes Epos: die Kriegskunst, bei Didot drucken lassen; der arme Mann ist schon seit Jahr und Tag an den Folgen der von ihm besungenen Kunst bettlägerig; das heißt doch wahrlich seinen Sieger verherrlichen! Ein anderes Epos: Ferdinand Cortez, von dem ehemaligen Gesandten Roux de Rochelle, besingt auch ein großes Uebel; der Dichter ist jedoch für seinen Helden und dessen Nation nicht so eingenommen, daß er nicht auch deren Uebelthaten angeben sollte. In diesem gut geschriebenen Gedichte kommen schöne Stellen vor. Eine sonderbare Erscheinung ist die Némesis médicale, eine Reihe von vier-und-zwanzig Satiren, worin der ungenannte Dichter die Aerzte und Apotheker geißelt, und wovon bereits ein-und-zwanzig erschienen sind. Vier-und-zwanzig Satiren auf zwei Klassen von Menschen mag wohl Manchen zu viel scheinen. Es gibt aber in einer Stadt wie Paris so manchen Charlatanismus in der Heilkunde, daß dem Satiriker bisher der Stoff nicht ausgegangen ist. Vielleicht komme ich auf diese Satiren ein andermal zurück.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 5.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 5. Januar 1839.

> — At this hour
> Lie at my mercy all mine enemies:
> Shortly shall all my labours end. —
>
> Shakespeare.

Der Nürnberger Sophokles.

(Fortsetzung.)

„Habt Ihr gehört, Meister Peter Hele, was Eure Angehörigen gegen Euch als Klageartikel aufgestellt haben?“ fragte der Bürgermeister. — „Ich wollte, ich hätte es nicht hören müssen,“ antwortete der ehrliche Vater und hustete verlegen, um seine Thränen zurückzuhalten; „doch weiß ich, daß ihnen Alles, was sie gesagt haben, leid thun wird, und bin dann gern bereit, Alles zu vergessen. Unverdiente Beleidigungen werden leichter verziehen, als verschuldete, und wenn mir, dem Vater und Bürger, irgend eine Kränkung davon im Herzen zurückbleiben könnte, so wäre es nur das Bedauern, daß ein fünfzigjähriges Leben voll Einfalt, Berufstreue, Gottesfurcht und Liebe zu Weib und Kindern keine Bürgschaft für meinen redlichen Willen und nüchternen Verstand zu leisten im Stande gewesen sind. — Nun aber, liebe Herren, will ich euch, da endlich die Zeit gekommen, frey und redlich bekennen, was mir im Sinn gelegen und Anlaß zu argem Mißverständniß gegeben.“

„Es ist euch nicht unbekannt, daß ich von Jugend auf neben meinem vom seligen Vater ererbten Handwerk die Mechanik, die wundervolle Kunst, fleißig gelernt und betrieben habe. Ich bin ihr sogar auf meiner langen Wanderschaft in deutschen und welschen Landen treu verblieben, so gut es seyn mochte. In Florenz habe ich dazumal den geschickten Silberschmied Jessada kennen gelernt und manche Heimlichkeit, die meinem Handwerk förderlich, von ihm erfahren, bin auch sein rechter Freund geworden und geblieben bis auf diese Stunde. Nachdem ich nun schon seit vielen Jahren daheim mich gesezt, ein Weib genommen, Kinder erzielt und in den Mühen des Lebens Welschlands schier ganz vergessen hatte, ist besagter Jessada auf einmal in dieser Stadt und in meinem Hause erschienen; es mag allerdings gerade vor oder gleich nach der Lichtmeß gewesen seyn; hat mich im Vertrauen begrüßt und gesagt, er käme, mir als einem wackern deutschen Künstler, den er genau kenne, einen Vorschlag zu machen. Es sey nämlich in seiner Vaterstadt ein weiser Mann auf den Gedanken gerathen, ein Instrument, das die Zeit anzeige, wie die Schlaguhren thun, im Kleinen zu verfertigen, so zwar, daß ein jeder gute Mann es bei sich in den Kleidern tragen und beständig zu Handen haben möchte, ohne alle Beschwerde. Der weise Künstler habe auch etwelche jener Zeitmesser verfertigt, doch sey er darüber gestorben und sein Werk nur in die Hände von Wenigen gekommen, hauptsächlich weil der Preis dafür gar zu hoch angesezt worden. Jessada, im Besitz eines solchen Kunstwerks, hatte den

Anschlag gemacht, die Erfindung nach Deutschland zu bringen, und zur Verrichtung seines Vorhabens war freilich Nürnberg der beste Ort und meine ihm bekannte, wiewohl geringe Kunst ihm die gelegenste."

„Begierig, diesen Kindern, deren zweie mich als einen Wahnsinnigen angeben —" die Stimme versagte schier dem Biedermann bei diesen Worten, vor Wehmuth und Thränen — „begierig, ihnen eine rechtschaffene Habe zu hinterlassen und der Menschheit einen Dienst zu erweisen, ergriff ich hastig den Vorschlag des guten Florentiners und erbot mich, nachdem ich die kleine tragbare Uhr besehen, so weit es angehen mochte, ohne sie zu verderben, mit frischem Muth und Vertrauen auf Gottes Hülfe die Erfindung nachzumachen und zu bessern, wo dieses vonnöthen. Sodann machten wir zusammen einen Vertrag. Jessada sollte, während ich an die Arbeit ging, mit seinem Uehrlein im Reich und in Holland, Frankreich und England umherziehen und Kundschaft und Abnehmer suchen, nach einem Jahre jedoch wiederkehren und die Waare holen, um sie den Käufern zuzustellen. Ein leichtsinniges Versprechen von meiner Seite! Der ich die Zeit zu meiner Taglöhnerin machen wollte, wurde gar sehr von ihr überflügelt. Manche Proben gelangen nicht, meine Skrupel wuchsen von Tag zu Tag, ob ich denn auch mein Versprechen halten möchte; mit meinen Zweifeln wuchs auch meine Angst riesengroß. Der Termin rückte immer näher heran, und noch war nichts gethan. Diese heimlichen Qualen mögen mich wohl unleidlich und dem Anschein nach zum halben Narren gemacht haben. Die plötzlich erwachenden Peinigungen, Hinterlisten und Vorwürfe der Meinigen hätten mich beinahe im Ernst zum Thoren gemacht."

Der Meister hielt inne und athmete seine beklommene Brust aus. Tröstend umfing ihn seine Tochter, deren Hände und Stirne er streichelte. Die Mutter schluchzte bereuend in ihr Tuch; die Söhne wußten vor bösem Gewissen nicht, wohin sie die Blicke wenden sollten. „Gebt diesem wackern Bürger und Hausvater einen Sitz, daß er ausruhe!" befahl der Richter. Die Rathsherren murmelten durcheinander, die einen Worte der Rührung, neugieriger Verwunderung die andern.

Nach kurzer Unterbrechung erhob sich Peter Helm wieder, die Ruhe stellte sich her, gefaßt und freudig, mit besonnenen Zügen redete der Meister ferner: „Es möchte wohl gefragt werden, warum ich so lange Zeit hindurch mein Herz Niemanden geöffnet, nicht einmal den Meinigen? Hier sey mir nur, und zwar zum Lob und Preis unserer theuern Vaterstadt, erlaubt zu sagen, daß in Nürnberg tausend und aber tausend geschicktere Leute leben, als ich bin, und daß bei ihrem feinen Witz ein einzig Wörtlein des Vertrauens hingereicht, um ein Handwerksgeheimniß zu verrathen und, wie man zu sagen pflegt, die Geis in einen andern Stall zu treiben. Vor meinen Nachbarn und Freunden mußte ich also, mir selbst der Nächste, schweigen. Nicht minder mußte ich's vor den Weibern. Ihr Ohr wacht freilich stets, aber ihre Zunge ruht nimmer. Gleichfalls mußte ich schweigen gegen die Söhne, deren Keiner ein Fünklein Lust und Geschick zur Kunst der Mechanik und zur Mathematika besitzt. Sie hätten nicht gefaßt, was ich gewollt; ich kenne sie wie mich selber. Wenn ich erfunden hatte, was ich wollte, war noch immer Zeit, brauchbare Handarbeiter für meinen Zweck aus ihnen zu ziehen, und auch der Ruhm blieb ihnen ein fast unverkümmertes Erbe: die Nachwelt hält sich an die Jungen und vergißt der Alten gar leicht. — Auch meinem gnädigen Herrn und Richter durfte ich nichts plaudern, eben weil ich sogar den Meinigen Alles verschwiegen hatte, und weil es eine Schande für einen ehrlichen Hausvater wäre, Fremden zu gestehen, was er seinem eigenen lieben Weibe vorenthielt. Sucht daher in meinem trotzigen Schweigen kein Zeichen der Thorheit, ihr Herren, und da ich einmal hier stehe, um mein bischen Vernunft vor euch zu vertreten, so haltet mich auch nicht für einen Thoren, weil ich von Hause zum Eidam und von diesem in's Gefängniß floh. Warum das Erstere geschah, wißt ihr schon; warum das Zweite, sollt ihr vernehmen. Der neugierige Schneider hat mir die Uhr verderbt, die ich bereits zusammengesezt hatte. Ich fand das Werk mühseliger Tage und Nächte zertrümmert. Was konnte ich ferner in jenem Hause hoffen? So wie sich die ersten Klausner in die Wüste begeben, so begab ich mich in die stille Haft. Dort — Gottes Name sey gepriesen! — half mir ein unsichtbarer Engel, daß ich nicht nur wieder herstellte, sondern auch namhaft verbesserte, was der Willibald mir verderbt hatte. Um es kurz zu sagen, ihr Herren: meine Zuversicht ist nicht zu Schanden geworden; Gott ließ mich vollbringen, was ich mir vorgenommen hatte. Mein Weib, meine Kinder, meine liebe Stadt, die der Herr stets behüten möge, sie werden mit dem Meister Hele zufrieden seyn, und Jessada mag nun kommen, wann er will. Die Uhr ist fertig, und während die Florentinerwerke nur zwölf Stunden zeigen und dann ablaufen, zeigt und schlägt das meinige vierzig Stunden ohne alle Beschwerde."

(Schluß folgt.)

Ferienwochen.

(Fortsetzung.)

Als wir am Abend am linken Saonekay nach Lyon gingen, hatten wir Mühe, durch die froh aufgeregte

Menge zu kommen. An diesem Kay ist nichts von der Lyoner Seidenindustrie und ihrem Glanz unter den Fabrikanten und ihrem Elend unter den Arbeitern zu finden. Es wohnen da lauter wohlhabende Bürgersleute, die mittel- und unmittelbar mit dem lebhaften Wassertransport auf der Saone zu thun haben und in der Woche viel arbeiten müssen. Daher suchen Groß und Klein Sonntags, bis an den späten Abend, ihres Lebens recht froh zu werden, jedes Geschlecht und Alter auf seine Art. Die bejahrten Leute sitzen in größern und kleinern Kreisen kosend und scherzend vor ihren Thüren, und da sieht man Greise, die den Frauen noch gern Galanterien sagen, wenigstens immer Artiges vorzubringen wissen; ferner runde, dicke Frauen, anständig und modest, die mit Witz und Laune dazwischen reden. Nur in diesem Alter muß man überhaupt in Frankreichs großen Städten die Leute suchen, die an das alte, heitere, lustige, höfliche und galante Volk erinnern, das seit der Revolution ausgestorben scheint. Wer da bis 1804 nicht ein kleines Kind oder aber ganz herangereist war, hat einen zu tiefen und herrschenden Eindruck von jener Zeit erhalten, um ihn nicht für sein ganzes übriges Leben fortzubewahren. Darum sind die Vierziger in Frankreich gewöhnlich so ernst, die Sechziger und Siebziger hingegen altfranzösisch heiter und guter Dinge. Dies war auch hier recht zu bemerken. Die jungen Leute wissen nichts Rechtes anzufangen, wenn nicht ein Geiger kommt, der ihnen zum Tanz aufspielt, wo sie dann Contretänze holperig und steif genug an einander abspringen, als wenn's eine Arbeit wäre, die nun einmal abgethan werden müsse, koste es auch was es wolle. Wir kamen unter andern an einem Tanzkreise vorüber, wo ein kleiner Junge von höchstens zehn Jahren auf einer Bank stand, auf einer schlechten Violine spielte und dabei mit großem Ernst die Tour commandirte, welche Tänzer und Tänzerin mit eben so viel Ernst abhopsten. Heitere junge Leute sahen wir nur in einigen Kreisen vor den Thüren. So viel aber ist gewiß, bei alle dem herrschte viel mehr Anstand und Dezenz, als bei uns in Deutschland; nichts Ledernes, Grobes und Gemeines, besonders nichts Zweideutiges. Die Mamas gingen verständig ab und zu, um nachzusehen, ob auch Alles hübsch in Ordnung vor sich gehe, warfen auch manchmal ein Wort darein, und ihnen wurde immer mit Respekt begegnet.

Uns gegenüber auf dem rechten Saoneufer lag ernst und düster die Pierre-Scize (vom Lateinischen Petra scissa), ein Felsen, von dem Agrippa die großen Steine zu seinen vier mächtigen Heerstraßen brechen ließ, die bei Lyon, dem römischen Hauptsitz in Gallien, zusammenliefen. Eine führte von hier durch das Vivarais über die Cevennen nach den Pyrenäen, eine andere nach dem Rhein, die dritte durch das Beauvoisis und die Picardie nach dem Ocean, die vierte endlich in das Narbonensische Gallien, nach Massilia und an die mittelländische Meeresküste. Ueber diesem malerischen, den Strom beherrschenden Felsen lag, wie früher gesagt, ein festes Schloß, wo lange die Erzbischöfe von Lyon wohnten. Zur Zeit der Liga hielten hier deren Anhänger viele angesehene Einwohner der Stadt gefangen, unter dem Vorwand, sie seyen Royalisten, eigentlich aber nur, um Geld von ihnen zu erpressen. Einer derselben entkam mit Hülfe der seidenen Strickleiter, die ihm seine Frau in einer großen Weinflasche in's Gefängniß gebracht hatte. Der Herzog von Nemours saß lange hier, weil er einen Versuch gemacht hatte, sich Lyons und der benachbarten Provinzen gegen die Liga zu bemächtigen. Er stellte sich krank, sein Kammerdiener mußte sich in sein Bett legen, er aber zog dessen Kleider an, setzte seine Perrücke auf und übernahm mehrere Tage die schmutzigsten Dienste des Dieners. So eilte er einmal mit einem Becken, das er schnell leeren zu wollen schien, durch die Wachen und entkam glücklich. Auch andere berühmte Leute saßen hier gefangen; so Ludwig Sforza, Herzog von Mailand, sein Bruder Ascanius, der Baron Adrets, auch der Kanzler de Thou und Cinq-Mars, ehe sie auf Befehl Richelien's (1642) enthauptet wurden. „Es geht ein düstrer Geist durch dieses Haus." Jetzt ist ein Plan im Werke, die Pierre Scize zu einem der schönsten Punkte in Lyon zu machen, was um so nöthiger ist, da hier der Eingang zur Stadt nichts weniger als anmuthig und des reichen Lyons würdig heißen kann. Da man mit dem Ausbrechen der Steine bis in die Mitte des Felsens gedrungen ist, der hier durchaus sehr hart und aderig scheint, so will man nun nicht mehr in dieser Richtung fortfahren, sondern die Vorderseite des Felsens erhalten und mit dem Steinbrechen Seitenwege einschlagen. Diese Vorderseite aber kann zugehauen und ihr eine monumentale Form gegeben werden, z. B. die Gestalt eines Thurms, einer Pyramide oder eines Felsens, von dem sich Wasser herab in die Saone stürzt. Nördlich in geringer Entfernung sind reichliche Quellen, die im Sommer nicht eingehen, wie die auf der andern Seite von Lyon. Diese sollen nun zu einem Wasserfall von siebzig Fuß Höhe vereint werden. Möge es mit diesem schönen Projekt nicht gehen, wie mit so manchem andern in Lyon, wo persönliche Rücksichten oft der Ausführung der besten Plane in den Weg treten.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Sittengeschichte.

Moden im Mittelalter.

Von jeher haben bei uns die Länder, welche nacheinander im Rufe besonderer Raffinerie standen, in den feinen Sitten und Formen des Lebens den Ton angegeben. Das anspruchsvolle Modewesen der Vornehmern ist fast so alt, als die Anfänge der christlichen Kultur im Abendlande, und jedes Jahrhundert hat sich selbst oerleumdet, indem es, mit wehmüthigem Rückblick auf eine vermeintlich bessere und einfachere Zeit, an sich bitter Modesucht und Sittenverderbniß rügte. — Im zehnten Jahrhundert war es in Deutschland sehr stark Mode, zu gräcisiren. Die griechische Gemahlin Kaisers Otto I., † 973, Theophania, scheint hiezu viel beigetragen zu haben. Sie führte bisher unbekannte griechische Trachten ein und vermehrte überhaupt die Ueppigkeit. Daher die Mönchssage, sie sey einer Nonne erschienen und habe gesprochen: „Ich bin Otto's Gemahlin und lebe nun in Qualen, weil ich überflüssige Weiberzierden aus Griechenland eingeführt." * — Im Leben eines Heiligen aus dem genannten Jahrhundert wird bemerkt, daß selbst viele Pilger oder andere Landstreicher in Mönchs- „und sogar in griechischer Tracht" in Städten und Klöstern umhergezogen. Auch die deutschen Geistlichen hatten bisweilen gottesdienstliche Kleider nach griechischem Schnitt. Bardo, Kurfürst von Mainz, † 1051, schickte noch als Abt einem Bischof „sarcile ex lana graeco factum opere." Besonders suchten auch die Künstler in Allem griechisch zu seyn. Namentlich schrieben sie Alles mit griechischen Buchstaben; so ist das berühmte Kreuz in Bamberg, das von Heinrich II., † 1024, herrühren soll, mit griechischen Buchstaben beschrieben, aber voll der gröbsten Schnitzer. Wurde doch neunhundert Jahre später unter Anderm auch das Byzantinische in der Malerei wieder Mode! — Man hatte auch griechisches Tafelgeschirr; Erzbischof Bruno, Otto's I. Bruder, vermachte dergleichen in seinem Testament.

Schon unter Heinrich III., † 1056, kamen französische Kleider nach Deutschland; man belohnte Kriegsthaten damit. Loricis et palliis, mastrugis (Pelzkleider), renonibus advectis de Galliis etc. dotatur splendido victrix militia. **

Nach neun Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung war Byzanz die herrschende Hauptstadt der Moden, nach weiteren neun ist es Paris; wo wird nach der gleichen Spanne Zeit Europa seine Muster der feinen Lebensart holen?

* Othloni liber visionum, vis. 17.
** Benzo in Panegyr. in Henricum III.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, December.

Homöopathie und Hydropathie.

Wenn man den Böhmen den Vorwurf macht, daß sie neue Erfindungen erst spät und ungern anzunehmen pflegen, so darf derselbe doch ja nicht auf die Verbreitung medizinischer Systeme ausgedehnt werden, welche vielleicht in keinem Lande der Welt mit solchem Heißhunger ergriffen werden, als eben bei uns. Die Humeralpathologie und das Brown'sche System verschwinden zwar in den Nebeln des vorigen Jahrhunderts, und was wir noch davon wissen, beruht meist, wie die Urgeschichte der Menschheit, auf mündlichen Traditionen, da wir keine umfassenden medizinischen Annalen besitzen; doch erinnere ich mich noch sehr wohl aus meinen Kinderjahren, daß in manchen Familien zu gewissen Jahrszeiten regelmäßig purgirt und Blut gelassen werden mußte, als Präservativ für das ganze Jahr, und ein hiesiger Arzt curirte seinen kleinen Sohn mit lauter Weinsuppen vor der Zeit in den Himmel hinein. Minder freundlich wurden die Kuhpocken empfangen, vielleicht, weil sie, als eine medizinisch-polizeiliche Anstalt, von der Regierung ausgingen, wobei nicht zu übersehen ist, daß der erste Direktor der Schutzpockenanstalt ein Prager Arzt von großer Praxis war, der zwei Werke gegen die Kuhpocken geschrieben, und dieselben in keiner Familie duldete, welche seiner ärztlichen Hülfe genoß. Daher mag es wohl kommen, daß Böhmen die Rarität eines pockengrubigen Antlitzes auch noch öfter als andere Länder aufzuweisen hat. Desto mehr wurden die beiden großen Tendenzen der lezten Jahrzehnte: die Homöopathie und das kalte Wasser, mit offenen Armen empfangen. Die größten Beschützer der erstern fanden sich unter der israelitischen Aristokratie, welche man beschuldigte, der Umstand, daß man bei dem System der Homöopathie nur den Arzt, und nicht auch den Apotheker bezahlen dürfe, trage viel zu der Vorliebe für dieselbe bei. Der erste Apostel Hahnemanns war ein ziemlich wunderlicher Jünger des Aeskulap, der Feldstabsarzt M., der von jeher gerne Versuche anstellte, und während dessen Anwesenheit als Regimentsarzt in Neuhaus der Friedhof eine Erweiterung erhielt, der man den Namen der „M.schen Anlagen" ertheilt hatte. Wenn theils das bizarre Wesen des ersten böhmischen Homöopathen, theils die pedantische Strenge seiner medizinischen Disciplin Anfangs noch Manchen von ihm und seiner Methode abschreckte, so erhielt er bald zwei tapfere Alliirte an dem Verbot der Regierung und dem damaligen Dekan der medizinischen Fakultät, der jenes Verbot mit aller Strenge geltend machte, für den homöopathischen Arzt Spottnamen ersann, und sich von seiner Leidenschaft zu Verfolgungen hinreißen ließ, die M's. Anhang von Tag zu Tag vergrößerten, und durchaus zu keinem Ziele führen konnten, weil damals schon Personen aus des Kaisers nächster Umgebung sich mit jenem in Korrespondenz gesezt und ihre Uebel homöopathisch kuriren ließen. Das Halbdunkel, in dem das neue System waltete, hatte jedoch den Nachtheil, daß manche Unwissende und gewissenlose Söldner in Hygiea's Heerschaar gleich Amphibien in beiden Gebieten wirkten; und da nun viele Kuren verunglückten, dazu das anreizende Verbot später aufgehoben wurde, so zählen sich zwar noch viele Familien zu den Anhängern des seitdem modifizirten Systems, im Durchschnitt aber ist die Homöopathie aus der Mode gekommen und hat der Hydropathie Platz gemacht, die in den lezten Jahren auf eine wahrhaft kolossale Weise um sich griff. Schon vor ungefähr dreißig Jahren hat ein zweiter Doktor Sangrado in Wien die Wunder des kalten Wassers ausposaunt; doch verhallte seine Stimme inmitten der Weinfässer, und er schaut vielleicht jezt aus Elysium wonnevoll auf Oertel und die übrigen Apostel des wässerigen Heilsystems herab, welche seine Weisheit erst der Welt begreiflich gemacht haben.

(Fortsezung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 6.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 7. Januar 1839.

Den Lebenswürd'gen soll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!

Goethe.

Chamisso ist todt!

Die Sonne sank, ich stand auf dem Balkone,
Das Herz voll stiller, inn'ger Seligkeit.
Der Abendstrahl lieh schmeichelnd der Citrone
Noch vor der Reife ihr goldschimmernd Kleid;
Der Oleander streute Purpurglocken,
So oft der Wind ihn leisen Hauchs berührt,
Wenn er der Wölkchen duft'ge, ros'ge Flocken,
Die Kinderangeln gleichenden, entführt.

Tief schlummerte der Golf: er glich der Schale
Des purpurdunkeln Weins voll bis zum Rand,
Und wie Demanten blizte am Pokale
Der dichtverwebten Städte schimmernd Band.
Als ob das Opfer wieder sich bereite,
Und nur gewärtig sey des Priesters Ruf,
Stand auch dem Becher der Altar zur Seite,
Der ewig rauchumhüllte — der Vesuv.

Die Glocken läuteten zum Engelsgruße;
Hin über's Meer schwamm zitternd leis' ihr Schall,
Und weckte jenseits an des Berges Fuße
Der Schwesterklänge matten Wiederhall.
Und gleich den Stimmen südwärts ziehnder Schwäne,
Verworren rauh, und doch voll Melodie,
So tönte von dem Bord der fernen Kähne
Der Schiffer Wechselsang: Ave Marie!

Ich träumte süß. Vergangnes war vergangen,
Spurlos des Leids Erinnerung entrückt;
Des Lebens Zauber hielt mich hold umfangen,
Das Herz verlangte nichts — es war beglückt.
So schaukelt auf des Meers tiefblauem Spiegel
In sel'ger Sicherheit das schwanke Boot —
Da zuckt der Bliz. — Ein Brief — ein schwarzes Siegel!
Woher? — Von Hause. — Chamisso ist todt! —

So ernst gemeint war also deine Mahnung,
Als jüngst ich reisefreudig von dir schied?
So tief war sie gefühlt die Grabesahnung,
Die oft wie Geisterhauch durchwebt dein Lied?
Wahr, wahr! — Die Lippe, die der Kuß der Musen
Geheiligt, ist verstummt. Des Sanges Glut
Verglomm. Das Herz, das stets im siechen Busen
Voll Lieb' und Milde schlug für All' — es ruht! —

Zu Füßen rauschte wild des Volks Gedränge
In roher Lust, in Klag', in gellndem Zank;
Zerrissen wehten Mandolinenklänge,
Nachtfaltern gleich, den stillen Golf entlang;

Um des Vesuvs in Schlaf gewiegten Krater
Verschwamm das lezte müde Abendroth —
Ich weinte still: Mein einz'ger Freund, mein Vater,
Mein Chamisso, mein Chamisso ist todt! —

Neapel den 21sten September 1838.

Franz Freiherr Gaudy.

Der Nürnberger Sophokles.

(Schluß.)

Hele langte in den Busen und zog daraus das erste sogenannte Nürnberger Ei hervor. Aller Augen richteten sich staunend auf das kleine Meisterstück, das so eben die Mittagsstunde mit feinen, schwirrenden Schlägen anzeigte, und stetig pochend wie der Holzwurm die fliehende Zeit begleitete. Die Senatoren sprangen von ihren Sitzen auf, die Schranken öffneten sich vor dem Meister. In der Mitte des zusammengetretenen Kreises der Rathsherren zeigte und erklärte er sein kunstvolles Werk. Seine Tochter durfte bei ihm stehen. Das Weib, die Söhne waren ausgeschlossen und Niemand kümmerte sich um sie.

Mit geschwätziger Begeisterung rief der Meister voll Zufriedenheit: „Bewundert nicht, ihr Herren, mein geringes Stückwerk. Laßt mich dem Himmel dafür danken, denn des Herrn der Welt fromme Betrachtungen haben mir bei der Arbeit geholfen. Da ich dieses lebendige Ei fertigte, dachte ich an den Ursprung aller Wesen und an das unsichtbare Ding, ohne welches wir nicht seyn könnten: an die Zeit. Der weise Florentiner und ich nach ihm, wir haben die Stunden gefangen genommen; bald wird ein Jeder Herr und Meister der Zeit seyn können und wissen, wann Sonn' und Mond abwechseln, wann die Planeten auf- und niedersteigen und wie der geheimnißvolle Zodiak unsern Weltlauf regiert. Die Uhr wird seyn eines Jeden Gewissen, das ihm anzeigt die verlornen, die benuzten und die gewonnenen Stunden. Sie wird seyn der Trost eines Jeden, denn er wird zählen können die flüchtigen Stunden des Glücks, und muthig nachrechnen die bleiernen des Unglücks, die zwar unbeweglich scheinen, aber dennoch gottlob fortschreiten, wie die übrigen. Der Leidende wird seine Genesung, der Gefangene seine Erlösung, der Sterbende die Stunde des Paradieses an diesem Zeiger voraussehen können. Der Priester wird nicht der Gebetzeit, der Richter nicht seines Amts vergessen und der vielen bittern Augenblicke, die ein Beklagter erlebt, sein Urtheil erwartend —"

Hier unterbrach den Meister der einstimmige Ruf der Senatoren: „Geh hin, du wackerer Mann, eine Zierde unserer trefflichen Stadt! Geh hin in dein Haus, gesegnet und belobt von deinen Mitbürgern! Lebe lang zu Nutz und Frommen deiner Heimath! Wärst du nicht ein so milder Vater den Deinen, wir würden deines Kerkers Pforten denjenigen öffnen, welche dich in das Haus der Irren stoßen wollten. Um deinetwillen sey ihnen jedoch verziehen und gerechte Beschämung ihre einzige Strafe."

Der Künstler wurde wie ein Sieger nach Hause geleitet. Dem alten Sophokles zu vergleichen, hatte er, sein Werk vorweisend, die Ehre seines Geistes gerettet. Aber während der griechische Dichter, als er seine Tragödie las vor den Richtern, die Eumeniden in der Brust seiner undankbaren Kinder geweckt haben mag, empfanden Hele's Söhne nur die dürftige Reue der Ueberwundenen, und machten sich nur den Vorwurf, einer gewinnreichen Spekulation Erfolg durch eigene Schuld weit hinaus geschoben zu haben. Der Vater verzieh von Herzen, aber die Verläumder liebten ihn nicht mehr, denn zuvor, wenn gleich er ihnen, wie er vorhergesagt, den Ruhm seiner Arbeit hinterließ. Die Nachwelt hat überall den jungen Petrus Hele als den Erfinder der Taschenuhren genannt.

Der Burgermeister bewahrte eigenhändig das Kunstwerk des Meisters, bis es zu dessen Lob die ersten vierzig Stunden glücklich durchlaufen hatte. Jung und Alt drängte sich herzu, das kleine Wunder zu betrachten. Es ging damit, wie gewöhnlich in der Welt. Die Einen murmelten von Zauberei, die Andern vom unmittelbaren Beistand, den die Engel dem Künstler geleistet. Vornehmthuende Patrizier rumpften die Nasen und meinten, dergleichen Marktschreiergaukelei schon in Venedig oder Bologna gesehen zu haben; die Werkverständigen tadelten und mäkelten und wollten es wohl besser gemacht haben; die stundenkargen Geschäftsleute lobten das neue Kunststück von Herzen; die Weiber, so freigebig mit der Zeit, schalten den unbestechlichen Stundenzeiger. Die Mehrzahl des Volks vereinigte sich endlich dahin, es sey eine Schande, daß diese Uhren nicht schon früher erfunden worden wären; ein Kinderspiel, das Werk eines Tages hätte die Erfindung seyn müssen, und nichts sey natürlicher und einfacher als sie. — Das Nürnberger „lebendige" Ei hatte just dasselbe Schicksal, wie das Ei des Columbus. — Nur die Liebenden waren durchweg damit zufrieden. Leid aus Freuden schöpfend und wieder im Leid der Freuden nicht entbehrend, zählten sie, Peter Hele's beste Kunden, begierig gute und böse Stunden auf den im heißen Busen ruhenden Uhren. Alle mögen dabei, was zu jener Zeit schon der italienische Dichter sang, * auf gut Deutsch empfunden und gedacht haben:

---

* „Hò certo occulta forza in la secreta
Parte del cor, qual sempre si lavora
De sera a sera, e d'una a l'altra Aurora,
Che non spero la mente aver mai quieta."

„Ich trag' 'ne stille Unruh im geheimsten
Gemach des Herzens, die da nimmer rastet
Von Nacht zu Nacht, von einem Morgenroth zum andern,
Daß meine Seele nimmer Fried' mag hoffen."

Ferienwochen.

(Fortsetzung.)

Es war über neun Uhr, als wir von unserm langen Spaziergang wieder nach Haus kamen in's Hotel de Milan. Nach einem guten Abendbrod hörten wir es unten noch so lebhaft auf Platz und Straßen hin und herziehen und summen, daß wir Lust bekamen, uns von dem Strom forttragen zu lassen, was für mich in großen Städten immer viel Reiz gehabt hat. Bald merkten wir, wohin der Zug ging, nämlich nach dem Quai des Augustins. Da bekamen wir Lust und wandten uns links die Saone hinunter, bis wir zwischen den zwei schönen gaserleuchteten Brücken du nouveau Palais de Justice und des Archevéché standen und von dem Reiz dieses Anblicks festgehalten wurden. Diese Stelle Lyons, wie noch einige andere, hat wirklich etwas Prächtiges und Grandioses, besonders wenn einmal jenseits des Stroms das einzige Säulengebäude Lyons, der neue Justizpallast, fertig seyn wird, an dem man jetzt eifrig baut. Wie Paris keinen Bellecourplatz aufzuweisen hat, so fehlen ihm auch die drei nahen Brücken über einen breiten Strom, mit dem Platz de Roanne und den herrlichen Kai's des Célestins und von St. Antoine, beherrscht von den malerischen Höhen von Fourvières und St. Irénée. — Wir freuten uns noch an dem schönen Anblick, als uns ein lustiger Haufe wieder stadteinwärts trieb. Wir kamen schon nach wenigen Schritten auf den eleganten Cölestinerplatz, dessen reiche Gaserleuchtung uns nicht weniger gefiel, als die tagehell gelichteten Café's, aus deren offenen Thüren und Fenstern uns etwas grelle Musik entgegenschallte. Ich kann nicht sagen, daß diese Musik nur halb so gut war wie die so mancher in den Straßen herumziehenden deutschen Banden; splendider aber waren die Musicirenden gewiß. Da saßen auf einer Tribüne drei bis vier sehr geschmackvoll gekleidete Frauenzimmer, von denen eine nach der andern mit oder ohne Guitarrenbegleitung sang, Chansons, Barcarolen, Notturnos, Operarien und dergleichen. Nicht Eine war in Stimme und Methode leidlich, dafür aber schrien sie entsetzlich, strengten sich über die Maßen an, und das ist hier zu Land und vor diesem Cafépublikum wesentlich. Außerdem hatten sie noch eine bedeutende Eigenschaft; sie waren nämlich durch Natur und Kunst reizend und vielversprechend.

Die beiden Hauptcafé's sind Café aux mille colonnes, eine Nachahmung des in Paris, ferner Café de Paris, beide glänzend eingerichtet, dekorirt und erleuchtet. Fünf bis sechs andere auf dem Platz fallen weniger in die Augen. Außer jenen Café's liegen hier noch schöne Lesekabinette, in denen ich die Augsburger allgemeine Zeitung gefunden habe. Dieser lustige, jetzt mit schönen Häusern eingefaßte Cölestinerplatz war vor zwanzig Jahren noch sehr häßlich, traurig und langweilig. Statt der Häuser standen hier eine Menge schmutziger Baracken zu verschiedenem Gebrauch, Ställe, Wagenschuppen, Schenken, Wagner- und Schmiedewerkstätten u. s. w. Dies Alles brannte ungeachtet der Nähe des Flusses an einem heißen Julitag ab. Nachher wurden die hübschen Häuser und das jetzt verwaiste Theater erbaut und der Platz im Viereck mit Bäumen besetzt.

Den folgenden Tag hatten wir bestimmt, um einige vorzügliche öffentliche Anstalten und Gebäude Lyons zu sehen und mehrere Fabriken zu besuchen. Da wir St. Pierre und die Bibliothek schon gesehen hatten, so wandten wir uns weiter zum großen Hospital oder Hotel-Dieu. Ich habe diese Benennung immer sehr gerne gehabt, und sie thut jetzt in Frankreich um so wohler, weil die Leute da den lieben Gott eine traurige Rolle spielen lassen. Dies Hospital hat einen alten, germanischen Ursprung, denn es ward zu Anfang des sechsten Jahrhunderts von Childebert und seiner gothischen Gemahlin gestiftet, in einer Zeit, wo sich an den Franken noch alles Germanische rein erhalten hatte. Aber das Haus hat im Lauf so langer Zeiten viele Veränderungen erlitten, bis es im vorigen Jahrhundert Soufflot mit schöner Kuppel und einer der Rhone zugewendeten Façade in wahrhaft großartigem Styl in bedeutender Ausdehnung ausbaute. Ich halte dies Gebäude für das würdigste Lyons, wozu freilich seine Lage an einem breiten Kay und einem mächtigen Strom zwischen zwei ansehnlichen Brücken nebst stattlichen Nachbargebäuden wesentlich beiträgt. In neuester Zeit hat das Hospital sehr durch den verständigen Anbau zweier Verlängerungen gewonnen, die für den innern Dienst nothwendig waren, war aber nahe daran, bei der Insurrektion i. J. 1834 in den Grund geschossen zu werden, weil es den Kanonenkugeln ausgesetzt war, die gegen die Insurgenten in den Nachbarhäusern gerichtet waren. Man fürchtete damals sehr, sie würden auch hier eindringen und aus den großen Fenstern auf die Truppen schießen wollen; es unterblieb aber glücklicherweise, weil die Insurgenten menschlich genug waren, die schreckliche Lage der Kranken bei einem Bombardement ihres Zufluchtshauses zu bedenken. — So viel ich von der innern Einrichtung einer solchen Anstalt verstehe, schien sie mir musterhaft. Das Ganze zieht sich um neun Höfe her. Das Hauptgebäude für die nicht in besondern Abtheilungen

und Zimmern gehaltenen Kranken ist in Kreuzesform, so daß vier ungeheure Säle in rechten Winkeln zusammenstoßen. In der Mitte, wo sie sich vereinigen, ist der achtseitige Hochaltar, an dem Messe gelesen und täglich zweimal Gebete gehalten werden. Diesem Gottesdienst wohnen alle Kranken in ihren Betten bei, wenn sie auch noch so entfernt sind, denn Alle sehen den Geistlichen. Jeder Saal hat vier Reihen Betten mit eisernen Bettstellen, ist 32' breit und 25' hoch, sehr luftig, anständig und in musterhafter Reinlichkeit gehalten, die in dem schmutzigen Lyon doppelt angenehm auffällt, wo selbst vornehme Häuser höchst unsauber sind und übel riechen. Wohlhabende können hübsche, freundliche Zimmer für ein Geringes mit eigener Bedienung haben. Die großartige Anstalt ist auf achthundert Kranke berechnet.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, December.

(Fortsetzung.)

Wasserkuren. Theater.

Es ist nicht genug, daß Prag von Jahr zu Jahr manche Wassergäste nach Gräfenberg schickt, und selbst Personen der höchsten Stände sich allen Entsagungen der dortigen Lebensart willig unterwerfen, obschon wir noch wenig Prießnitzsche Wunderwerke erfahren, und meist diejenigen am gesundesten von dort zurückkommen sahen, welchen vor der Abreise nicht viel fehlte, so verwandelt sich auch am Morgen fast jedes Haus in ein kleines Gräfenberg, und ich müßte Bände füllen, wenn ich all die verschiedenen Schattirungen beschreiben wollte, in welchen die Hydropathie sich in Waschungen und Begießungen, Lokal-, Sitz-, Steh-, Spritz-, Staub-, Regen-, Douche- und andern Bädern ausspricht, und nur der kann sich einen Begriff davon machen, welcher einmal ein halb Dutzend eifrige Wasserkurdilettanten anhört, die einander mit unermüdlicher Zungenfertigkeit die Art und Weise, wie sie dieselbe gebrauchen, die Maschinen und Vorrichtungen, deren sie sich dazu bedienen, wechselseitig beschreiben, und über die Vorzüglichkeit jener, die größere oder geringere Zweckmäßigkeit der leztern bis zur heftigsten Ereiferung in Streit gerathen, bis endlich in der Hitze des Wortgefechts Niemand mehr weiß, was er spricht. Schon seit dem vorigen Jahr ist die Rede von zwei hydropathischen Anstalten, die nach dem Muster Gräfenbergs im Kuchelbade und zu Prag errichtet werden sollen. Dem Vernehmen nach hat sowohl der Fürst von Oettingen-Wallerstein, der Besitzer des erstern, als der Eigenthümer des St. Wenzelsbades, Hoscheck, jeder einen Arzt zu Priesnitz gesandt, um das complette Heilverfahren zu erlernen. Im Kuchelbade sind sogar im laufenden Jahr die gewöhnlichen warmen Quellbäder eingerissen worden; doch ist bis jezt unser neues Gräfenberg weder dort, noch hier erstanden. Mittlerweile hat der Besitzer der Färberinsel, Nowotny, das halbe Erdgeschoß seines großen Badehauses zu einigen russisch-englischen Dampfbädern eingerichtet, die häufig besucht werden, wenn auch nicht von den eigentlichen Anhängern der Wasserheilkunde. — Nicht minder vielfach varirt sind die verschiedenen Trinkmethoden, da Viele sich begnügen, bloß Wasser zum täglichen Getränke allen andern Flüssigkeiten vorzuziehen. Andere am Morgen, theils nüchtern, theils nach dem Frühstück, von vier bis zu zwölf und fünfzehn Gläsern eiskaltes Wasser zu sich nehmen. Die Meisten machen sich dabei mäßige, mitunter aber auch heftige Bewegung. Manche aber bleiben ganz bei ihrer gewöhnlichen Tagesordnung, und verschlingen bloß, während ihrer täglichen Geschäfte, nach Maßgabe ihres Vertrauens oder Eifers für die gemeinschaftliche Sache eine mehr oder minder beträchtliche Wassermasse. Der Brunnen des Zdekauerschen Gartens war den ganzen Sommer hindurch dermaßen von Wassertrinkern belagert, daß sie oft haufenweise und geraume Zeit mit ihren Gläsern auf einander warteten, wie ehemals am Mühlbrunn zu Karlsbad, und als im Herbst das St. Wenzelbadehaus eröffnet wurde, in dessen Garten eine sehr reine Quelle von homöopathischem Mineralgehalt zu Tage kommt, strömten auch dahin Hunderte von Menschen, und sezten diese Brunnenkur fort, so lange es bei dem heurigen schönen Spätherbste nur immer möglich war; seit jedoch der Winter vollkommen eingetreten ist, wird in den Wohnstuben fortwährend gewaschen, gerieben, gebadet und getrunken, als wäre Prag ein Brunnenort mit einer continuirlichen Kursaison. Da die meisten Wasserpatienten — deren größtem Theil wenig oder nichts fehlt — sich dabei sehr diät halten, vor geistigen Getränken, insbesondere vor gebrannten Wassern sich in Acht nehmen, wie die Mitglieder eines Mäßigkeitsvereins in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, so hat das Ganze sein Gutes, und nur Jene leiden dabei, deren Magen diese Sündfluth von Wasser nicht gewöhnt ist, oder nicht gewöhnen kann, und welche sich daher oft ein Uebel zuziehen, das sie durch das Wasser abwehren wollten. Uebrigens dürfte diese wohlfeile Heilmethode sich bei dem zahlreichen ökonomischen Theil der Prager lange Zeit in Gunst erhalten.

Ich weiß nicht, ob es ein Sprung zu nennen ist, oder auch noch zu den Ideenassociationen gezählt werden kann, wenn ich von dem kalten Wasser auf unsere Bühne komme, die seit meinem lezten Berichte eine Menge Novitäten — alte und neue — gebracht hat. Opern sahen wir in der leztern Zeit zwar nur zwei: „die Braut von Lammermoor“ und Spohrs „Alchymisten.“ Donizetti's „Braut“ (Lucia di Lammermoor) hat mit ihren melodiösen, wenn auch nichts weniger als originellen Gesangsnummern dem Publikum ziemlich gefallen, wenn gleich die Urtheile der Referenten (von den Musikkennern gar nicht zu sprechen, die mit einer solchen Composition höchstens durch italienische Sänger versöhnt werden könnten) so sehr differiren, daß zwei derselben in einem und demselben Blatt in eine Art Federkrieg gerathen sind. Was den „Alchymisten“ betrifft, so ist unter allen deutschen Componisten Spohr unstreitig der comfortabelste. Ohne ihm Gefühl abzusprechen, kann man doch behaupten, dieses schreite niemals aus gewissen Grenzen, und die wildeste Leidenschaft, die ungeheuersten Calamitäten seiner Helden bringen den deutschen Meister nie aus seiner gemüthlichen Behaglichkeit, in der er hinzuleben scheint. Das merkwürdigste Beispiel bieten wohl die inhaltschweren Worte der „Jessonda:“ „Leben will ich, ich muß leben!“ dar; doch auch sein „Faust,“ der „Berggeist“ und dieser „Alchymist“ sind reich an Stellen, wo der Ausdruck des Gefühls und der Leidenschaft weit hinter der Situation und dem nothwendigen Affekt der handelnden Personen zurückbleibt. Die Aufführung war schwach, die Aufnahme sehr lau.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 7.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 8. Januar 1839.

Ich möcht' mich gleich dem Teufel übergeben,
Wenn ich nur selbst kein Teufel wär'!

Goethe.

Des Teufels Meerfahrt.

Eine nordische Volkssage.

Vom Freiherrn von Sternberg.

Wie der Teufel und seine Großmutter sich im Walde veritten und zu einem alten Köhlerweibe kommen.

Jedermann weiß, daß der Teufel sich nicht auf's Waßer getraut. Er wird dazu seine Gründe haben. Einmal jedoch hat er eine Meerfahrt unternommen. Glaubwürdige Leute, die es wissen können, erzählen, daß es dabei folgendermaßen hergegangen.

Es ereignete sich, daß in einer besonders dunkeln Nacht der Teufel und seine Großmutter irre gingen und nach langem Suchen eine Waldherberge antrafen, die von einem alten Köhlerweibe bewohnt wurde. Diese gute Frau war fromm und eines solchen Besuches durchaus nicht gewärtig. So sehr sich der Ritter und seine Dame auch zu verstellen suchten, erkannte die Alte sie doch; aber da sie klug war, verbarg sie ihre Entdeckung und behandelte ihre Gäste auf's Beste. Im Gespräch fragte der Teufel, wer denn wohl vorhin gesungen habe, er habe singen hören, als sie sich der Hütte genähert. „Das war ich," entgegnete die Alte. — „Ihr?" sagte der Teufel; „aber nehmt mir nicht übel, Ihr habt wenig Ursache zu singen; Ihr seyd ja alt und zusammengeschlagen wie ein Barbierbecken." — „Gleichwohl singe ich," rief sie dagegen, „denn ich bin in meinem Elende vergnügt. Ueberdies kann mein Herr und Meister noch größere Dinge zu Stande bringen, als alte Weiber singen machen." Der Teufel hörte diese Worte und warf im Aerger einen Topf mit Milch um, der am Feuer stand. „Was werdet Ihr nun essen?" rief die Alte, „Ihr habt Euer Abendbrod in's Feuer geworfen." — „Und was werdet Ihr essen?" fragte jener. — „Ich bedarf wenig und bin schon gesättigt," erwiderte sie; „überdies kann mein Herr und Meister noch größere Dinge zu Stande bringen als alte Weiber sättigen." Der Teufel bückte sich nieder und verschlang einige Kohlen heimlich, um doch bei seinem Aerger etwas Warmes im Leibe zu haben.

Als die Zeit kam, zu Bette zu gehen, verwunderte sich jener über die harten Holzbänke, die ihm und seiner Gefährtin zur Schlafstätte angewiesen wurden. „Ich habe keine bessere," entgegnete sie, „und wer ein gutes Gewissen hat, schläft auf ihnen besser als auf Eiderdunen. Uebrigens —" — „Halt!" rief der Teufel, „ich weiß, was du sagen willst, alte Hexe. Aber sprich, was kann dein Herr und Meister, was der Teufel nicht auch könnte?" Die Alte erschrack über diese frechen Worte,

antwortete jedoch schnell: „O Vieles und Großes! Ich will Euch aber nur eine Kleinigkeit nennen, die meinem Herrn nachzumachen er wohl bleiben lassen soll: das ist, auf dem Wasser zu wandeln. Der Teufel getraut sich nicht auf's Wasser, wie Jedermann bekannt, weil es ihm dazu an Muth fehlt."

Als der Ritter und seine Dame dieses hörten, ärgerten sie sich gewaltig. Die Alte nahm ihren Sohn bei Seite, und nachdem sie lange Zeit heimlich mit einander gesprochen hatten, gaben sie sich dem Köhlerweibe zu erkennen. Der Teufel sagte: „Damit du meine Macht kennen lernest, so will ich vor deinen Augen auf's Wasser gehen. Soll es in einem Schiffe oder in einem Nachen seyn?" — „Das ist gleichviel," entgegnete die Köhlerin. Es wurde nun abgemacht, daß der Teufel nächstens zu Schiff gehen und daß die Alte dabei zugegen seyn sollte.

Die Großmutter zeigt ihm ein Mittel, mit dessen Hülfe er aller Gefahr entrinnen kann.

Als der schwarze Herr aus der Köhlerhütte heraus war, gereute ihn sein Versprechen, und er hatte Lust, es zurückzunehmen. Allein die Großmutter ließ es nicht zu. „Mein Sohn," sagte sie, indem sie ihn bei Seite nahm, „es wird nöthig seyn, daß wir dieser guten Frau zeigen, was wir vermögen, sonst erzählt sie in der Fremde überall deine Schwachheit. Du mußt dich also entschließen, die Meerfahrt zu unternehmen." — „Das geht durchaus nicht, Großmutter," entgegnete er, indem er sich dabei hinter dem Ohr kraute. „Ihr wißt selbst, überall hin kann ich, nur nicht auf's Wasser, weil ich ein feuriger Geist bin." — „Ich will dir ein Geheimniß sagen," rief die Alte. „Gib wohl Achtung: das Wasser kann dir nichts anthun, so lange du die Spitze deines Schweifs davor in Acht nimmst; wird die aber naß, so droht dir Gefahr." — „Wenn es weiter nichts ist," entgegnete der Schwarze, „so will ich guten Muth fassen. Meinen Schweif will ich schon wahren."

Als er dieses gesprochen, traten alle drei ihre Reise an. Die Großmutter jedoch, weil sie schlecht zu Fuß war, ließ ihren Tragsessel kommen. Alsobald trat aus den Gebüschen eine große schwarze Spinne hervor, die war wie ein kleines Haus so groß. In der Mitte öffnete sich eine Thüre, die Großmutter stieg ein und die sechs Beine der Spinne wurden zu sechs Trägern, die die Kutsche eilends durch die Nacht forttrugen. Die beiden andern folgten zu Fuße nach.

Sie langen in einer großen Seestadt an.

In dieser Stadt, die zugleich die Residenz eines mächtigen Königs war, wurde gerade eine Flotte ausgerüstet, um die Tochter des Königs zu einem fremden Könige zu bringen, mit dem sie verlobt war. Man hatte deßhalb keinen gewöhnlichen Aufwand gemacht, um diese Sendung so prächtig als möglich auszustatten. Es fehlte nicht an purpurnen Decken, die auf die Schiffe gebreitet wurden, an kostbaren Gefäßen, aus denen das Schiffsvolk trank und aß, und endlich waren eine Menge goldener und silberner Stoffe eingepackt worden, um damit dem Könige ein Geschenk zu machen.

Der Teufel und seine Großmutter fanden am Hofe eine sehr gute Aufnahme. Man hielt sie für große Herrschaften, die zu ihrem Vergnügen reisen. Der Schwarze hatte sich als ein vornehmer Junker gekleidet, in schönem hellrothen Damast mit einer glänzenden rothen Feder auf dem Hute. Seinen Schweif trug er sauber eingewickelt in der Tasche und an den Fingern kostbare Ringe. Die Großmutter galt für eine Dame von Stande und unermeßlichen Reichthümern. Sie trug einen ungeheuer weiten Rock von Golddamast, hielt eine reife Pomeranze in der Rechten und in der Linken ein Meerschweinchen. Wegen ihrer großen funkelnden Augen und ihrer rothen Nase wurde sie gefürchtet und vom König und allen Leuten mit großer Achtung behandelt. Als es bekannt wurde, daß die beiden Fremden die Reise mitmachen wollten, waren alle höchlich erfreut und Jedermann bewarb sich um ihre Freundschaft. Man führte sie an den Strand, um ihnen die Schiffe zu zeigen und die sämmtlichen Reisevorkehrungen, die man getroffen hatte. Somit rückte der Tag zur Abfahrt heran.

(Schluß folgt.)

Ferienwochen.

(Fortsetzung.)

Am meisten gefiel mir die ungeheure, reinlich und luftig wie ein Salon gehaltene Küche mit ihrem hellglänzenden Geschirr, mit den gewaltigen Kesseln, die durch eine sinnreiche Mechanik leicht wie kleine Rahmtöpfchen bewegt und ihrer gewichtigen Deckel entledigt werden können. Dies trefflich unterhaltene Hospital ist glücklicherweise sehr reich, und unter den Säulengängen des großen Hofs stehen auf schwarzen marmornen Tafeln die Namen und Stiftungen der Wohlthäter, deren mehrere mit hunderttausend Franken vorkommen. Der Seelsorge und der körperlichen Pflege stehen neben Geistlichen und Aerzten hundertsechzig barmherzige Schwestern vor. Unter diesen sind reiche Mädchen aus den besten Ständen, die sich leicht und nach Wunsch verheirathen könnten,

aber hier lieber in mühsamem, oft ekelhaftem Dienst unter Entbehrung aller früher gewohnten Bequemlichkeit und Lebensgenüsse arbeiten, weil ihnen ihr edler Sinn sagt, daß durch diese, dem menschlichen Leiden gewidmeten Mühen, Prüfungen und Versagungen der Weg zu dem geht, den sie lebendig im Herzen tragen. Wenn sie nicht mehr gesund und kräftig sind, kehren sie entweder in ihre Familien zurück, um da einsam zu leben, oder treten in eines der vielen Frauenklöster in Lyon.

Der Gang durch die langen Reihen derer, die mit oder ohne Hoffnung leiden, hat einen tiefen Eindruck auf mich und meine jungen Engländer gemacht. Wir sahen da so Manches, was man so leicht nicht vergißt und was wohlthuend für das ganze Leben nachwirkt. Verhältnißmäßig sahen wir viele Sterbende oder dem Tode Nahe, was der Administrator aus der gerade herrschenden großen Julinshitze erklärte. Bei Manchen war es ein leichtes Hinaus- und Heimgehen, ja die bedenkliche Farbe, die tief eingefallenen Schläfe und die umflorten Augen waren das Einzige, was ihren Zustand verrieth. Andern ward es schwerer, Angst und Schmerz drückten wie Alpe auf sie; noch Andere hörten den lateinischen Worten des Priesters mit sichtlicher Spannung zu und erwarteten Alles von dieser letzten irdischen Unverständlichkeit. Ich sah einen jungen, furchtbar magern und bleichen Menschen, der seiner weinenden Mutter mit großer Heiterkeit Trost zusprach, denn Hoffnung konnte er ihr wohl nicht geben; es war ein schöner Anblick. Große Hospitäler haben manche Aehnlichkeit mit Schlachtfeldern, nur geht dort Alles rascher, entschiedener und schneidender vorwärts. Hier und da sahen wir Verwandte, die am Bett ihrer Lieben saßen und ihnen Beruhigendes, Erhebendes oder Zerstreuendes vorlasen. Andere hatten den Ihrigen frische Blumen gebracht, und ich bemerkte unter andern ein schönes bleiches Mädchen mit einigen weißen Lilien in der Hand, ein Bild, das Fra Angelico nicht hätte ergreifender malen können.

Vom Hotel-Dieu gingen wir die Rhone hinunter zur Charité. Diese schöne Anstalt besitzt ein Vermögen von mehreren Millionen und bildet einen Pallast mit zwölf Höfen. Hier sahen wir auf der Seite nach der Charitéstraße den jetzt in Frankreich so viel besprochenen und so viel bestrittenen tour, oder die Drehlade mit Klingel — beide sehr abgegriffen — an deren Abschaffung hier nicht gedacht wird. Das Morgenblatt hat schon vor einigen Jahren weitläuftig über die Ergiebigkeit dieser Drehlade in Lyon gesprochen, und wir können also hier darauf verweisen. Auch hier weiß man, daß viele Mütter vom Lande und aus der nächsten Umgebung der Stadt ihre ehelichen Kinder Nachts in der Drehlade der Charité aussetzen, am andern Morgen aber in die Anstalt gehen, sich als Ammen andieten und so oft ihr eigenes Kind zu ernähren bekommen, wofür sie dann die ausgesetzten Unterhaltungskosten beziehen. Bei unehelichen Geburten wurde diese Industrie früher schon häufig getrieben. Diesem Uebelstand würde doch wohl durch Abschaffung der Drehlade und durch vorgängige Erklärung der Mutter gesteuert.

Die dritte Anstalt Lyons, die dem Hospital und der Charité als Supplement dient, ist das Hospital der Antiquaille auf Fourvières, nahe beim Observatorium, von dem wir früher sprachen. Wie wunderlich hat doch da Alles gewechselt! Dies Gebäude liegt gerade auf der Stelle, wo vor fast zweitausend Jahren der Pallast des römischen Praefectus Praetorio oder des Gouverneurs von Gallien stand. Mehrere römische Kaiser haben ihn bewohnt; Claudius, Caligula und Germanicus wurden hier geboren. Durch die zerstörenden und umgestaltenden Ereignisse der folgenden Jahrhunderte, durch völkerwandernde Burgunder, Westgothen, Franken und Mauren fiel der Pallast ganz in Trümmer. Auf seinen Ruinen wurden später Gärten und gute Weinberge angelegt, wie in Rom über den Kaiserpallästen, auch andere Häuser erbaut. So blieb es lange über tausend Jahre, und der römische Pallast war rein vergessen, als Peter Sala, aus einer der vornehmsten Familien Lyons, den ganzen Platz kaufte, und 1500 darauf ein großes und für die damalige Zeit kostbares Haus errichten ließ. Bei der Ausgrabung der Keller kam man bald auf die Vermuthung, wo man eigentlich arbeite. Es wurde eine so große Menge römischer Statuen, Büsten, Inschriften und andere Alterthümer gefunden, daß Sala es der Mühe werth hielt, sie eigens in seinem Hause aufzustellen; darum nannte er es Antiquaille. Diesen Namen hat es auch bis auf den heutigen Tag behalten, ungeachtet seiner ganz verschiedenen Bestimmung; denn hundert-und-dreißig Jahre nachher erkauften es die Nonnen der Heimsuchung und errichteten da ihr Kloster und eine Kirche, die dem Andenken der Lyoner christlichen Märtyrer geweiht wurde. Unter ihr ist ein Gefängniß, wo der heilige Plothin gesessen haben und gemartert worden seyn soll. Außerdem sind hier noch eine Menge unterirdischer Gänge und Gewölbe, theils aus alter Zeit wieder aufgefunden und ausgeräumt, theils in neuerer Zeit angelegt, um Wasser für das Haus zu gewinnen. In der Revolution wurden natürlich die Nonnen schimpflich fortgejagt und ihr Kloster verwüstet. Es blieb zehn Jahre lang in diesem traurigen Zustand, wurde aber dann zum Hospiz eingerichtet, so daß jetzt die Antiquaille jeder guten Anstalt dieser Art in Frankreich zur Seite gestellt werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

Distichen

von Ph. H. Welcker.

Spazierfahrt.

Schaukle mich jezt, Hexameter- und Pentameter-Barke,
Trag im melodischen Tanz mich auf der silbernen Flut.
Schwebe, wohin du magst, nur nimm vollwichtige Ruder.
So! — Nun rüstig! Indeß seh ich am Ufer mich um.

Das Mädchen am Fenster.

Jungfrau, lächle noch jezt; denn jährlich aus anderem Fenster
Anders mit anderem Blick siehst du die Straße der Welt.

Römergewalt.

Hin durch Germanien flog dein Freiheit errettender Schwertblitz;
Aber, Arminius, noch heut' beugt uns das römische Joch!
Siebzehn nun Jahrhunderte sind's, und im deutschen Gerichtssaal
Spukt noch des Prätors Gewalt, spukt noch das römische Recht.

Du, nicht unseres Bodens Gewächs und unsrer Geschichte,
Fremd unsrer Denkart, fort, freiheiterdrückender Schutt!
Doch Hohn spricht mir der Römer auf Deutschlands Actengebirgen,
Fester und höher als sein siebengehügeltes Rom.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, December.

(Schluß.)

Theater.

Rellstabs „Venetianer" bilden einen sonderbaren Gegensaz zu den meisten neuen Dramen; wenn diese an Inhaltsmangel leiden, so stirbt jenes an Ueberfülle des Stoffes, der, in den dramatischen Dreistundenkessel eingezwängt, überall überquillt und schäumt, und sich endlich in ein etwas chaotisches Ganzes auflöst. Die Darstellung war nicht geeignet, das Publikum mit jenen Fehlern zu versöhnen. — „Das Abenteuer in Venedig" oder „der Deutsche in Moskau," vom Direktor Carl nach dem Französischen der Famille Moronval bearbeitet, ist eines der schlechtesten Spektakelstücke, welche Paris uns geliefert hat. Die Anlage mit einer wunderbaren Aehnlichkeit, hinter welcher eine feindliche Brüderschaft hervorlauscht, die fast an die Hoffmannschen „Elixire des Teufels" — wenn gleich ohne eigentlichen Wahnsinn — erinnert, ein Aktschluß, wo ein Zwilling den andern in den Kanal wirft, und eine Reise von Venedig nach Moskau im Zwischenakt ließen wenigstens einen Genuß für die Freunde der „drei Tage" oder des „Irrenhaus von Dijon" erwarten; aber auch diese fanden sich getäuscht, und die Schlußentdeckung, daß ein russischer Graf, weil er die Treue seiner Gemahlin beargwohnt, ihren neugebornen Sohn mit sich fortnimmt, damit er seine Güter nicht erbe, ihn aber sorgfältig erzieht, bis er ihm davonläuft, und gar nichts davon erfährt, daß seine Gemahlin nach seiner Abreise noch einen Sohn zur Welt brachte, grenzt schon an die Parodie. Nicht minder drollig ist der Anwalt der gesammten Menschheit, welcher in ganz Europa herumreist, um Processe zu schlichten, und nebenbei den bösen Zwilling aus eigener Machtvollkommenheit nach Amerika verbannt, wie ein Mitglied der giovine Italia, wahrscheinlich der dramatischen Nothwendigkeit wegen, daß sich der Verfasser auf keine andere Art aus der Verlegenheit zu ziehen wußte, die beiden Brüder am Schlusse noch einmal zusammen erscheinen lassen zu müssen. — Ein neues Lustspiel, dem Vernehmen nach der erste Versuch eines angehenden Theaterdichters, Heinr. Lödl aus Berlin, führt den vielversprechenden Titel: „Emancipation," (den zweiten: oder „die Wittwenschaften," hätte sich in Prag der Verfasser und die Direktion ersparen können) hat aber hier keine ermunternde Aufnahme gefunden. Die Idee wäre (gut aufgefaßt) allerdings recht günstig und zeitgemäß für ein Lustspiel; doch hat es sich der Verfasser in Erfindung und Durchführung gar zu leicht gemacht; ein Gran Handlung schwimmt in einem See von Gesprächen, von Situationen und Zuständen, die er, ohne sorgsame Wahl, aus Journalanekdoten u. s. w. zusammengelesen hat, und so wie das Lustspiel jezt dasteht, konnte ihm auch die fleißige Aufführung, die es hier fand, keine beifällige Aufnahme verschaffen. — B. A. Herrmann, von dem wir in einer Woche drei Stücke zu sehen bekamen, scheint nach den öffentlichen Blättern gegenwärtig einer der rüstigsten Uebersezer aus dem Französischen zu seyn, unter die gewandtesten möchten wir ihn nicht zählen. Die drei Herrmannschen Pieçen waren: „Drei Stunden vor der Hochzeit," nach einer Erzählung aus Oettingers „Eau de mille fleurs," dann: „Der Maler," Schauspiel nach Scribe's „Clermont ou une femme d'artiste," und: „Der Vierzehnte," Schwank ohne Nationale. Das erste Stückchen scheint wohl keine andere Prätension zu machen, als etwa einem nicht zu wähligen Publikum dreiviertel Stündchen wegzuscherzen, und dieses Ziel wurde sogar bei einer nur zum Theil zweckmäßigen Besezung erreicht. Was den „Maler" betrifft, so haben wir schon manche traurige Erfahrung an dem geistreichen Scribe gemacht, sobald er sich aus seinem eigenthümlichen Gebiete, dem Wiz und Esprit, in das Labyrinth der Gefühlstiefe verirrt, und hier scheint er es auf ein paar Experimente ganz eigener Art angelegt zu haben. Er hat die Sentimentalen in seiner „Valerie" durch eine Augenoperation so gewaltig gepackt, daß er hier den Gegensaz versuchte und seinen Clermont vor unsern Augen erblinden ließ. Ferner machte er und andere französische Theaterdichter im Lustspiel große Effekte damit, wenn irgend eine Grisette oder ein liederlicher Student dem Bräutigam, Vater oder Onkel in einem entscheidenden Moment auf eine recht pfiffige Art entschlüpft; das wollte er hier in ein larmoyantes Drama übertragen. Die Fabel des Stücks ist Ihnen aus Pariser Berichten bekannt; die Moral desselben scheint zu seyn: „Talent ist eine große Gabe Gottes, denn man kann Geld damit verdienen." Das Stück wurde gut gespielt und gefiel. „Der Vierzehnte" und eine zweite Posse: „Was den Einen tödtet, gibt dem Andern Leben," von Albini, sind ganz ohne Gehalt und gingen spurlos vorüber. — „Die Gleichheit der Jahre," Posse von Nestroy, fiel verdientermaßen durch; etwas günstiger wurde eine Posse von Hopp: „Der glücklichste Mensch, der größte Narr, das beste Weib" aufgenommen. — Ein paar ältere Werke, welche die Direktion neu in die Scene gesezt hat, waren — „Rochus Pumpernickel" und — „Hans Klachel!" Beide stehen unserer Zeit und ihrem Geiste (wenn sie einen hat) so ferne, daß sie uns, wenn nicht neu, doch sehr fremdartig vorkommen müssen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 8.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 9. Januar 1839.

— Bad, Tempel, Halle,
Wer nennt's? Wie sehr sich Forscher auch drum kümmern,
Daß Mauern hier, das einzig wissen Alle.
Beschaut den hehren Berg! So kommt die Macht zu Falle!

Byron.

Ferienwochen.

(Fortsetzung.)

Bei der Antiquaille ist man, wie gesagt, ganz auf römischem Boden, denn wenige Schritte hinaufwärts, bei der kleinen Kirche Notre-Dame des Fourvières, stand einst das auf Trajans Befehl erbaute forum vetus, von dem wir schon gesprochen haben. Ueberall finden sich unter den umliegenden Häusern Substruktionen, Mauern, Reste von Aquädukten, Wasserbehä ter mit Stufen und bleiernen Röhren. Geht man südwestlich etwas weiter, so zeigen sich auf der noch fortlaufenden Höhe häufige Spuren des Lugdunum subterraneum; denn die jetzige Vorstadt St. Irénée gehörte auch mit zu der alten Stadt, die unter Nero eine furchtbare Feuersbrunst verzehrte. Pater Colonia, einer der ältesten Geschichtschreiber Lyons, sagt: „In St. Irénée können wir uns noch alle öffentlichen und Privatgebäude aus der römischen Zeit vorstellen; so den prachtvollen Pallast, wo die Kaiser Augustus und Severus gewohnt haben. Eine hundert-fünf-und-vierzig Fuß lange und fünf-und-vierzig Fuß hohe Mauer steht noch jetzt von Augusts Pallast und scheint nach der Festigkeit ihres Mörtels für ewig gebaut. An dem Pallast, den Severus als Gouverneur von Gallien bewohnte, hat man seinen Namen gefunden. Hier sehen wir noch die Reste der Aquädukten, die gutes Trinkwasser neun Stunden weit herführten und an dieser Stelle zusammenliefen. Hier krenzten sich auch Agrippas vier große Heerstraßen und durchschnitten hernach Gallien in verschiedenen Richtungen. Noch finden wir römische Bäder, Wasserbehälter und unterirdische Gewölbe, wodurch die Stadtquartiere mit einander zusammenhiengen, Gefängnisse, wo des Nachts die Sklaven eingesperrt wurden. Alles dies ist noch in deutlichen Spuren vorhanden. In dem Garten der Minimen sehen wir noch Trümmer des alten Theaters, das im zweiten Jahrhundert durch das Blut unserer Mä tyrer geheiligt ward. Noch erkennen wir daran den Halbcirkel, das Orchester, die Stufen und einige andere Theile. Hier fand man bis tief in die Erde Haufen von Kohlen, verbrannte Balken, geschmolzene Bronze und Blei; anderwärts Skulpturstücke, antike, durch des Feuers Gewalt halb verkalkte Lampen, was alles von einer furchtbaren Feuersbrunst zeugt." Hier wurden unter dem Kaiser Severus neunzehntausend Christen niedergemetzelt und dann in der Nähe begraben. In der unterirdischen Kirche von St. Irénée wird ein Brunnen gezeigt, wo die blutigen Reste vieler dieser Märtyrer hineingeworfen worden seyn sollen. Deßhalb wird in der heiligen Woche stark hieher gewallfahrtet.

Wenn der Consul Lucius Munatius Plancus, der bekanntlich Lugdunum vor achtzehnhundert und sechzig Jahren gründete, jetzt wieder käme, so würde er nicht wenig staunen, daß indessen seine Stadt von der Höhe in die ehemals von zwei Strömen verheerte Ebene herabgestiegen ist, daß sich da die Einwohner verzehnfacht haben, reich, frei und unabhängig leben, Jeder für sich, fern von Prätorenwillkühr und militärischer Herrschaft, daß die Armen und Kranken zu Tausenden in Häusern wohnen, deren jedes größer und schöner ist als sein consularischer Pallast. Ebenso würde Lucius staunen, wenn er in eine Fabrik träte und sähe, mit welcher Leichtigkeit, Schnelle und Einfachheit da die schönsten, schwierigsten und künstlichsten Arbeiten vor sich gehen. Sähe er da in farbiger Seide mit reichem, bald glänzendem, bald mattem Gold und Silber Stoffe weben, die kunstvollen Prachtgemälden gleichen, sähe er, wie der Arbeiter das Herrliche entstehen läßt, ohne selbst im Geringsten Künstler zu seyn, ja wie er dabei fast nichts zu thun hat, als ein Schiffchen an einem Faden wie Knabenspiel hin und her zu werfen, und daß daraus reiche, glanzvolle und wunderherrliche Zeuge entstehen, von denen selbst die uppigsten asiatischen Höfe, Rom und Byzanz in ihrem höchsten Luxus keinen Begriff hatten: sähe Lucius dies Alles, so würde er wohl auf den Gedanken kommen, es gebe etwas noch Besseres als Römersinn und Römerherrschaft.

Die mildthätigen Anstalten der Stadt führen mich auf einen deutschen Wohlthäter Lyons, auf Kleeberger, der aber nur noch wie eine mythische Person aus dunkler Zeit herüberschaut und in dessen Leben uns viel wunderlich und fast unbegreiflich vorkommt. So viel ist gewiß, er war aus Nürnberg und ein Zeitgenosse Albert Dürers. Vielleicht lebt dort noch eine Familie dieses Namens. Er muß aber früh seine Heimath verlassen haben, ausgewandert seyn und großes Vermögen erworben haben, wahrscheinlich in Handelsgeschäften, worin damals Nürnberg so bedeutend war. Zuerst erscheint er aber nicht in seinem Comptoir, nicht in seinem Waarenmagazin, sondern — sonderbar genug — auf dem Schlachtfeld von Pavia, wo er unter Franz I. stritt, und als dieser König gefangen wurde, ihm eine bedeutende Summe anbot, um sich loszukaufen. Später finden wir ihn als Burger von Bern, wo es ihm aber nicht gefallen haben muß, denn kurz darauf tritt er in Genf auf, wo er in der Chronik des Staatsraths als Jean Clébergue qui est grand riche vorkommt, im Jahr 1527 verschiedene Besitzungen kauft, im Stadtviertel St. Gervais mehrere Häuser anlegt, dem Hospital bedeutende Schenkungen macht, in der Pestzeit 1512 den Armen ein Haus einräumt, ihnen zweihundert Ellen Tuch zu warmen Kleidern gibt, zur Steuerung der Hungersnoth Getreide aus Bayern kommen läßt und bis 1545 fast jährlich als großer Wohlthäter des Hospitals und Quartiers St. Gervais genannt wird, dem er abermals mehrere ansehnliche Gebäude mit Scheunen und Gärten schenkt. Diese Genfer Stadtgegend hat neuerdings wieder den Namen des Gebers bekommen, wiewohl sie verkürzt „Bergues" heißt und nur eine Straße derselben Kléberg genannt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Des Teufels Meerfahrt.

(Schluß.)

Wie der Teufel mit seiner Großmutter französisch spricht, damit sie das Volk nicht verstehe.

Den Teufel gereute sein Versprechen abermals, und er versuchte wiederum, sich davon loszumachen. Als alles Volk zu den Schiffen ging und die Prinzessin mit ihrem Gefolge bereits schon darauf war, trat er zum Köhlerweibe und bot ihr heimlich eine große Summe Geldes, auch eine ganz neue Kleidung von Golddamast, wenn sie ihm sein gegebenes Wort erlassen wolle; allein die Köhlerin wollte von keinem Vergleich etwas wissen und höhnte seiner. Dieses kränkte den schwarzen Herrn bitter. Zu gleicher Zeit zog man die Glocke, weil das Schiff abzustoßen im Begriffe stand. Der Teufel schüttelte sich wie im Fieber; Feuerfunken stoben aus seiner Nase und die schwarzen Haare flogen um sein Haupt; so bangte ihm vor dem Anblick des Wassers. Als die Großmutter dieses sah, kam sie aus dem Gefolge der Damen heraus, faßte den Teufel beim Arm und rief ihm zu, daß die Umstehenden es nicht verstehen sollten: „Ecoutez, mon fils, vous êtes un lâche, un misérable!" — „Madame," entgegnete er, „que diable voulez vous que je fasse? Montez sur votre chien de vaisseau et partez seule!" Und damit wollte er die Flucht ergreifen, aber die Großmutter rief zwei derbe Packknechte herbei, die mußten den Teufel auf den Arm nehmen und auf das Schiff tragen. So kam er endlich darauf und die Schiffer lichteten beim Jubelruf der Menge die Anker.

Wie der Teufel sich auf dem Schiffe gebehrdet, wie er die Seekrankheit bekommt und erleidet.

Anfangs ging es besser, als er gefürchtet hatte. Auf dem Schiffe herrschte eine lustige Stimmung; man sang, spielte, lachte und trieb Liebeshändel bunt durcheinander, so daß bei den vielen jungen Frauen und edlen Rittern der Mann mit dem feuerfarbnen Kleide sich ganz wohl befand. Er ließ sich sogar herab, der Gesellschaft einige

besondere Kunststückchen vorzumachen, die Niemand so gut produciren konnte wie er. Als zum Beispiel der Mond aufging, nahm er ein langes Messer, schnitt von der glänzenden gelben Scheide einige Stücke ab und reichte der Prinzessin und jeder der Hofdamen auf einem silbernen Teller ein Stück ganz frischen Mond, so kalt, daß den meisten die Zähne schmerzten. Dennoch versicherten die Damen, daß keine eingemachte Frucht, sie mochte heißen wie sie wollte, ihnen so gut geschmeckt habe.

Jezt kam aber ein Sturm. Das Schiff schwankte sehr und viele Leute bekamen eine ansnehmende Schwachheit in den Gedärmen. Man hörte Wehklagen, wo man früher lustige Liedchen gehört hatte, und Verwünschungen tönten, wo früher Küsse gerauscht hatten. Der Sturm heulte, die Nacht wurde überaus finster und von ferne ließ sich der Donner hören. Gs gab Niemanden auf dem Schiffe, der jezt nicht gerne auf dem Trockenen gewesen wäre, der Teufel am liebsten. Es überkam ihn eine solche Schwachheit, daß er sich der Länge nach auf's Verdeck niederlegte und anfing bitterlich zu weinen. Er bereute in diesem Zustande alle seine früheren Sünden, ging in sich und gelobte Besserung, so erbärmlich war ihm zu Muthe. Aber es half alles nichts; das Schiff schwankte immer stärker und die Wellen fingen schon an hereinzubringen. Da erhob er ein so klägliches Geheul, daß alle auf dem Schiffe noch mehr vor seinem Schreien als vor der nahen Todesgefahr erzitterten. Endlich geschah, was nicht zu vermeiden war, das Schiff sprang gegen einen Felsen an, scheiterte und ging unter. Der Teufel und seine Großmutter retteten sich mit großer Noth auf eine Tonne und suchten auf dieser reitend das Ufer zu gewinnen. Die Alte klammerte sich um seinen Leib, der Wind blies in ihren großen Fischbeinrock und trieb diesen wie ein Segel vorwärts. Schon war die Tonne ganz nahe am Ufer, als der Teufel aus Freuden, sich gerettet zu sehen, sein Taschentuch hervorzog, um sich den Angstschweiß abzutrocknen. Bei dieser Gelegenheit zog er auch seinen Schweif aus der Tasche, derselbe fiel in's Meer, und in dem Augenblick mußte auch der Teufel hintendrein. Die Großmutter rettete sich durch einen beherzten Sprung, die Tonne aber wurde in Stein verwandelt, und man kann sie noch sehen an der Küste von Norwegen, oberhalb Bergen in einer Schlucht, die die Teufelswiege genannt wird, ohne Zweifel weil der schwarze Ritter dort auf eine so unangenehme Weise gewiegt wurde. Andere erklären aber den Beinamen aus den Stürmen, die in dieser Bucht beständig brausen und manches arme Schifflein zu Tode gewiegt haben.

Dieses erzählen die guten Leute zu Drotningsoee, um damit zu beweisen, daß der alte Fürst der Lüge immerdar zu kurz kommt, wenn er in seiner abscheulichen Frechheit es wagt, unserem Herrn und Meister etwas nachzumachen. Sie erzählen noch ferner, daß der Teufel lange Jahre auf dem Grunde des Meeres gelegen habe, weßhalb es denn auch sonderbar auf Erden zugegangen, bis ihn zufällig Fischer im Netze an die Oberwelt gebracht, worauf Alles alsbald wieder in's Geleise gekommen.

Aerzte als Dichter.

Eine literarische Erscheinung.

Die geistige Thätigkeit des Dichters und des Arztes erscheint äußerlich von sehr verschiedener, meistens sogar entgegengesezter Art. Faßt man aber im Arzte den Naturforscher in's Auge, so offenbart sich schon dem gemeinen Gefühl eine gewisse innere Verwandtschaft zwischen beiden Thätigkeiten, und der Mythus, nach welchem Apoll zugleich der Gott der Poesie und der Heilkunde war, erscheint als der natürliche Ausdruck dieses Gefühls. Wie man nun aber dieses Verhältniß auffassen mag, so bleibt die Thatsache merkwürdig, daß keiner unter allen gelehrten Ständen, keine aller wissenschaftlichen Innungen so viele und so treffliche Dichter aufzuweisen hat, als eben die der Aerzte und ihrer Genossen, der Naturforscher. Diese Erscheinung wiederholt sich bei allen neuern Völkern, die hiebei in Betracht kommen. Selbst aus dem Alterthum läßt sich ein Beispiel anführen: Jesaias, vor dem sich Pindar beugen muß, war in der Heilkunst erfahren. — Wenn überhaupt jede wahre Naturforschung aus zwei Elementen besteht, aus dem sinnlich bemerkenden und sondernden, der Analyse, und aus dem geistig zusammenfassenden, der Synthese, so fällt lezteres mit dem poetischen Organ der Seele zusammen, und der alte Zusammenhang zwischen Arzt, Naturkundiger, Seher und Dichter ist tief in unserer Natur gegründet, wie sich denn auch im Somnambulismus gleich die Fernsicht mit dem Heiltriebe paart. Was sind unsere Naturphilosophen und Mystiker anders als Seher, Propheten, deren Orakelworten dieselbe, aber auch nur dieselbe relative Wahrheit zukommt, wie den Inspirationen wahrer Dichter? Man vergleiche **Buffon** mit ihnen: auch er war ein Poet, aber in der Weise seiner Nation, rhetorisch und mit Einbildungskraft begabt auf Kosten der Phantasie.

Die folgende Liste kann keineswegs auf Vollständigkeit Anspruch machen.

Italiener. — **Hieronymus Fracastore**, † 1555 in Verona. Nach dem Urtheil Maffeis gebührt ihm eine ausgezeichnete Stelle unter den italienischen Dichtern. Sein Hauptgedicht (de morbo gallico) ist ein oft gedrucktes und oft überseztes, sehr schönes Werk.

Hieron. Amaltheo, † in Oderzo 1574. Muret, ein Kenner, hielt ihn für den ersten aller lateinisch dichtenden Italiener.

Franz Redi, von Arezzo, † 1694 zu Pisa. Er war Leibarzt beim Großherzog von Toskana und ein glücklicher Naturbeobachter. Selbst neuere italienische Literarhistoriker stellen ihn als Dichter sehr hoch und preisen namentlich seinen „Bacco in Toscano."

Franzosen. — **Franz Rabelais**, † 1583 in Paris. Sein rother Mantel ward ehemals in Montpellier allen Studenten, welche die höchste Würde in der Arzneikunst empfingen, umgehängt.

Claudius Quillet, † 1661 zu Paris. Er übte die Heilkunst in seiner Vaterstadt Chinon in der Tourraine mit Glück aus.

Demetrius de la Croix. Sein Hauptgedicht ist: Connubia florum carmine demonstrata.

Holländer. — Gottfried Bidloo, Leibarzt Königs Wilhelm, † 1713. Seine Gedichte in holländischer Sprache erschienen zu Leyden 1719.

Engländer. — Akenside, † 1770. Sein treffliches Werk: The pleasures of imagination, dichtete er im 23sten Jahre. Den großen, hiedurch erregten Erwartungen entsprach die Folge nicht. Wir haben zwei deutsche Uebersetzungen seines Gedichts; die beste von Rode, Berlin 1804.

Tobias Smollet, † 1771.

Woolcott, gewöhnlich Peter Pindar genannt.

Erasmus Darwin, † 1802. Sein Hauptgedicht ist der botanical-garden.

Deutsche. — Enricius Cordus, eigentlich Heinrich Urban, † 1558 in Bremen.

Peter Lotichius (Lottich), geboren zu Schlüchtern im Hanauischen, Lehrer der Arzneikunst in Heidelberg, † 1560. Heinsius und Denis behaupten, er sey der beste lateinische Elegiendichter der Deutschen.

Paul Flemming, † 1640. Viele halten ihn für den größten deutschen Dichter des 17ten Jahrhunderts.

Joh. Christ. Günther, ein Schlesier, † 1723. Nach Goethe's Ausdruck: „ein Poet im vollen Sinn des Worts;" nur etwas roh und incorrect.

Paul Gottl. Werlhof, † 1767.

Albrecht Haller, der Große genannt, † 1777 in Bern.

J. P. L. Witbof, † 1789 in Duisburg, didaktischer Dichter, etwas ungeschmeidig, aber stark und gedankenvoll.

Friedrich Schiller, † 1805. Er übte die Heilkunst nur vom December 1780 bis September 1782 aus.

J. C. Unzer, Arzt in Altona, geb. 1746, † 1809.

Valer. Wilh. Neubeck, geb. 1765 zu Arnstadt in Thüringen. Sein Gedicht: „Der Gesundbrunnen," erlebte die verdiente zweite Auflage, Leipzig 1809.

Justinus Andreas Christian Kerner, Oberamtsarzt in Weinsperg, geb. zu Ludwigsburg den 18ten September 1786.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

Neue Kunsthandlung. Concerte.

Der hauptsächlich durch die so weise, als wohlthätige Wirksamkeit und die freundlichen, gegenseitigen Handreichungen der Kunstvereine neuerlich vielfach geförderten bildenden Kunst gereichen unter Anderm die Kunsthandlungen zu großem Vortheil. Auch in Dresden ist ihre Anzahl im Verhältniß zu der sich hebenden Bedeutung der Kunst selbst immer mehr angewachsen, und es gibt deren, die, wie z. B. die Arnoldsche (vormals Rittnersche) und die Sterlsche, schon seit längerer Zeit sich einer wohlverdienten, allgemeinen Anerkennung erfreuen. Läßt sich daher auch nicht sagen, daß eine neuerrichtete Handlung dieser Art zu den nothwendigen Bedürfnissen gehörte, so kann man doch eben so wenig verkennen, daß die eben erst hier eröffnete Kunsthandlung des Herrn Weiß als ein so schöner, wie nützlicher Schmuck der Stadt zu betrachten ist. Schon früher, wo der Unternehmer noch seinen Wohnsitz und Kreis der Betriebsamkeit in Berlin hatte, hielt er eine Zeitlang hier ein Filialinstitut, das aber, ohne Zweifel besonders auch wegen der durch diese Theilung erschwerten Uebersicht des Ganzen und der Verdoppelung des Aufwandes, wieder aufhörte. Jetzt hat er sich völlig hieher gewendet und seine ganze köstliche Sammlung, vorzüglich alter Gemälde der größten Künstler, im ersten Stockwerk des die Ecke des Altmarkts und der Seegasse bildenden, ansehnlichen Hauses aufgestellt, welches Lokal auch die übrigen Gegenstände seines Handels in sich faßt. Versäume ja kein durch Dresden reisender, gebildeter Kunstfreund, das großartige, einladende Lokal zu besuchen. In mannigfachster Gestaltung wird jeden dort die Kunst freundlich ansprechen, und schwerlich einer den Zweig, der seine Aufmerksamkeit zunächst an sich zieht, nicht berücksichtigt finden. Nur Eines zu gedenken, so sieht man dort zwei, schon der Größe wegen sehr seltene Oelgemälde von David Teniers, von denen das eine, Bauern beim Kegelspiele im Freien darstellend, nicht nur dieses großen Charakteristikers ausgezeichnetes Talent für Individualisirung seiner Figuren in das glänzendste Licht setzt, sondern auch als Landschaft, hinsichtlich der leichten, genialen Ausführung und des harmonischen Tons, einen Platz in der besten Gemäldegalerie mit Ehren ausfüllen würde. — Die Wellen der Tonkunst gaben sich diesmal ungewöhnliche Mühe, uns durch einen November, der mit seinen Eiszapfen und viel zu vielen Graden unter dem Gefrierpunkte die unhöfliche Geberde des Januars anticipirte, recht angenehm zu tragen. Etwas einseitig allerdings, denn sie stammten großentheils aus dem fast allzureichlich bebauten Felde des Piano's her. Die Concerte auf diesem Instrument hörten gar nicht auf. Nach Fräulein Girschner aus Berlin erfreute uns die mit Recht bewunderte Clara Wieck durch ihre hohe Virtuosität, und nach ihr wußte die ausgezeichnete Pianistin Kathinka von Tietz aus München uns durch die gefühlvolle Zartheit in ihren Alleinleistungen ungemein zu fesseln. Dazwischen gelang es auch der so kraftvollen, als sichern Hand Willmers aus Kopenhagen, demselben Instrumente gewaltige Harmonien zu entlocken. Der geschickte Guitarrespieler Pique aus Prag that ebenfalls das Seinige, unsern schleichenden Winterabenden Flügel anzuheften. Sein durch eine eigenthümliche Construktion vervollkommnetes, und mehr als die gewöhnliche Guitarre besaitetes Instrument macht auch auf größere Selbstständigkeit als diese Anspruch, die sich meistentheils mit der untergeordneten Stellung einer Begleiterin des Gesangs begnügt. An der so kraftvollen, als delikaten Hand des jungen Meisters wird es gewiß nicht liegen, wenn es seiner Guitarre gleichwohl mißlingen sollte, die beabsichtigte Emancipation durchzusetzen. — Ein Concert der königlichen Kapelle zum Besten der Armen zeichnete sich als eine köstliche Leistung, besonders auch durch die überaus ansprechende Composition eines Psalms vom wackern Kapellmeister Reißiger aus. — Ferner griff ein musikalisches Quartett, aus vorzüglichen Tonkünstlern der Kapelle bestehend, ebenfalls freundlich ein, das famöse Uebel der „Europamüdigkeit" von uns abzuwehren, welches bekanntlich erst vor Kurzem eine nicht unbedeutende Zahl unserer Mitbürger zu Schiffe trieb. Wie gesagt also, die Tonkunst war durchaus nicht der Trägheit zu bezüchtigen, wenn Einer oder der Andere an der Langeweile gekränkelt haben sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 9.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 10. Januar 1839.

Ich will diese Stadt wüste machen und zum Spott, daß Alle, die vorübergehen, werden sich verwundern über alle ihre Plage und ihrer spotten.

Jeremias.

Balbekan. *

Von A. Freiherrn von Sternberg.

Von Balbekan, der Wüstenstadt, soll ich
Die grause Kunde deinem Ohr enthüllen? —
So hör' und beng' vor Allahs Größe dich.
Es prangt ein Weib in stolzer Jugend Füllen,
Sie scherzt in heitrer Lust, da faßt im Nu
Der Tod sie an, zwingt sie zu seinem Willen,
Und deckt das schöne Bild mit Grausen zu.
Noch glänzt das Lächeln auf der kalten Lippe,
Noch starrt das offne Auge ohne Ruh,
Es winkt und lächelt selbst noch das Gerippe! —
Ein solches Schicksal mußt' die Stadt gewinnen,
Von der wir dort auf schroffer Felsenklippe
Herragen sehen die gewalt'gen Zinnen.
In stolzer Folge Schlösser und Palläste
Erblickt das Aug', das Ohr hört Bronnen rinnen
Und nahen Jubelklang bacchant'scher Feste.
Nur kurzen Wegs glaubt sich der Fuß geschieden,
Und frohen Muths bricht auf der Zug der Gäste;
Doch wie er vorwärts strebt, ohn' zu ermüden,
Stets weiter flieht das gastlich offne Thor
Und Keinem war der Einzug je beschieden.
Das Meer der Wüste rollt die Wogen vor,
In Schrecken wandelt sich die üpp'ge Küste,
Der Armen Hülferuf erreicht kein Ohr
Und ihres Blutes Ströme trinkt die Wüste.
Solch Grausen ist im Zorne des Gerichts
Dort aufgethürmt, damit sich Niemand rüste,
Den Ort zu schauen, welchen, Allah spricht's,
Im schweren Grimme ich verfluchet habe. —
In Folge wohl prophetischen Gesichts
Hat dennoch einst ein Derwisch, wohl zur Labe
Der frommen Seelen, die zum Heil sich's merken,
Den Weg gefunden zum lebend'gen Grabe.
Laßt auch in euch den frommen Muth sich stärken,
Vernehmet, was der Derwisch hat berichtet
Von jener Stadt und ihren Wunderwerken,
So schön, wie noch kein Dichter sie gedichtet,
Wie noch kein sterblich Aug' sie je geschauet.
Palläste auf Palläste aufgeschichtet

* Die Morgenländer haben eine Sage von einer Stadt mitten in der Wüste, von einem ungeheuren Umfange; allein den Weg zu ihr findet Niemand, obgleich jede Caravane, die die Wüste durchzieht, die prächtigen Zinnen und Palläste am Horizonte schimmern sieht. Nur an einem Tage im Jahre, und an diesem Tage in einer Stunde, und von dieser Stunde in einer Minute steht der Weg offen, und wer so begünstigt vom Geschick ist, gerade diesen einzig günstigen Moment zu erfassen, gelangt in die Wüstenstadt und zum Anschauen ihrer Wunder.

Erheben sich, bis wo die Wolke thauet,
Von Edelstein die Pfeiler und die Stützen,
Die Mauern von gediegnem Gold erbauet;
Kaum trägt das Aug' der vielen Flammen Blitzen.
Und Gärten prangen stolz mit ries'gen Bäumen,
Darunter Bronnen farb'ge Strahlen sprützen,
In Marmorbecken goldne Fluthen schäumen.
Und drüber ist ein Himmel ausgebreitet,
Der, selbst ein Traum, ruht über üpp'gen Träumen,
So frühlingshelle ist er ausgeweitet,
So schimmernd klar schlägt er die ew'gen Wellen,
Durch die auch nicht der schwächste Schatten gleitet.
Doch ach, beim Glanze all der tausend Quellen,
Der hohen Bäume, die so schlank sich biegen,
Der Menschenmassen, die stets höher schwellen,
Sich toll zu drängen scheinen auf den Stiegen,
Erreicht auch nicht der schwächste Laut das Ohr,
Still ist es rings und wie das Grab verschwiegen.
Obgleich du mitten stehst im dichtsten Chor
Der Straßenkäufer, die die Mäuler weiten,
Dich anzubrüllen, tönt kein Laut hervor,
Stets aufgehoben bleibt ihr Fuß im Schreiten.
So stehen sie schon hunderttausend Jahr,
So werden stehn sie bis an's End' der Zeiten. —
Versteinert ist des Baums beweglich Haar,
Versteint des Silberquelles lieblich Kosen,
Versteint im Busch das Turteltaubenpaar,
Versteint selbst an der Mädchenbrust die Rosen!
O Graus, der muß lebend'ge Seelen fassen,
Die so in's Todtenreich sich sehn gestoßen,
Sich so umringt sehn von erstarrten Massen,
Die mit des Lebens glühnden Reizen prangen,
Indeß kein Herz die hohlen Brüste fassen,
Und Staub der Wüste liegt auf Marmorwangen!
O gingen in sich, die von Adam stammen,
Die Sünder alle, eh da kommt gegangen
Das Chor Propheten, die die Welt verdammen!
Denn schrecklich sind Propheten, wenn sie wettern,
Und doppelt furchtbar sind Prophetenflammen.
Ich habe oft gehört Posaunen schmettern,
Und Donnerkeile im Gebirge fallen,
Und Wasserschäume auf gen Himmel klettern;
Doch von den zornerfüllten Stimmen allen
Ist stets die laut'ste die Prophetenstimme,
Wenn, um zu stürzen die Palläst' und Hallen,
Sie sich erhebt in ihrem ganzen Grimme.
Solch ein Prophetenschrei war hier erklungen. —
Doch gönnt der Sage, daß sie weiter schwimme
Auf finstern Wogen. Langsam vorgedrungen
Ist unser Fuß bis in der Häuser Mitte,
Nachdem mit dichtem Staub er hat gerungen,
Der Trepp' und Vorsaal deckt bei jedem Tritte.
Jetzt öffnet sich der Saal, der Gäste Menge
Sieht überrascht das Aug in heitrer Sitte
Vertheilet an den Wänden; ein Gedränge
Umsteht der Tänzerinnen Schwesterpaar,
Das sich bewegt im Takte der Gesänge.
Noch flattert hoch der Einen goldnes Haar,
Der Andern Fuß hebt eben leis die Spitze,
Bewundrung lächelt rings die frohe Schaar,
Die Fernsten stehen auf von ihrem Sitze;
Da durch die Luft gellt der Prophetenschrei —
Und schnell zu Stein erstarrn die farb'gen Blitze,
Der laute Saal erstirbt zur Wüstenei; —
Gehoben bleibt der Fuß, das Haar bleibt fliegend. —
Ich eile fort. — Da winkt ein Greis herbei
Die Enkelschaar, die an sein Knie sich schmiegend,
Von seinen Lippen lauscht ein holdes Mährchen.
Grad kommt zum Schluß er, kluge Worte fügend,
Und wendet sich zum allerjüngsten Pärchen —
Da bleibt die Lippe stumm und redet nimmer.
Am Silberbarte rühet sich nicht ein Härchen,
Und aufwärts schaut der Kleinen Blick noch immer,
Als wollt' er sagen: „Wirst das End' nicht machen,
O Vater? Mütterchen harrt schon im Zimmer;
Du weißt, sie zürnt, wenn wir zu lange wachen."
Doch ach! Großväterchen besinnt sich lange. —
Dort ist ein Bild, das reizte wohl zum Lachen,
Wenn Lachen keimte je im Schreckenszwange.
Die Alte handelt am Limonenladen;
Sie will, erschöpft vom langen Käufergange,
Den dürren Gaum im frischen Safte baden.
Schon schlurfen offen weit die Lippenfalten,
Schon schmiegt die Zung' sich an, mit eingeladen —
Da Zung' und Feucht sich wandeln zu Basalten,
Und also muß, ein Bildniß der Begier,
Auf offnem Markt sie schaugestellt, erkalten. —
Mit seinem Ball ergözt ein Knab' sich hier,
Er wirft in Lüfte ihn mit Wohlgefallen;
Doch Wunder! im azurnenen Revier
Bleibt schwebend er, ohn' wieder rückzufallen,
Und immer bleibt des Knaben Hand gehoben.
Allein das Bild, das schrecklichste von allen,
Droht unserm Blick im Königsschloß dort oben,
Von dem die Zinnen schimmernd niederleuchten,
Als hätt' aus Sonnenglut man sie gewoben.
Hier ist es, wo des Herrschers Ohr erreichten
Des Fluches Donner in dem Augenblicke,
Als seine Sünden jede Gnade scheuchten.
Von hier aus sank das grausige Geschicke
Rings auf die Stadt, die nun im Zauberbanne
Ruht, durch des Herrschers wie durch eigne Tücke.
Dort schläft er noch auf üpp'ger Ottomanne,
Zur Seit' ihm schmiegt sich das geliebte Weib,

Im Tod sich einend dem bedrohten Manne,
Zu Stein verwandelt auch ihr Götterleib! —

O herber Schmerz, der meine Brust durchwühlte!
Nicht eh' war ich genesen, bis fernab
Ein dunkler Schattenquell die Stirn' mir kühlte,
Weit hinter mir lag jenes stumme Grab,
Und wieder Tönerus mein Ohr umspielte,
Und wiederum Bewegung mich umgab.
Da warf ich nieder mich in Baumes Schatten
Und rief zu Allah: Nimmst du einst mich fort —
Inmitten deiner Welt laß mich ermatten!
So schloß der Derwisch jezt mit frommem Wort.

Ferienwochen.

(Fortsetzung.)

Kleeberger war zwar Genfer Bürger und kam oft dahin, lebte aber gewöhnlich in Lyon, wo er auch das Bürgerrecht hatte und große Fabrik- und Handelsgeschäfte trieb, die seinen Reichthum sehr vermehrten. Selten haben seitdem Lyoner Kaufleute einen so würdigen und schönen Gebrauch von ihrem Reichthum gemacht, als dieser Deutsche in Lyon. Er wohnte im Bourg-neuf am rechten Saoneufer, nahe bei der Pierre-Scize, und hatte da große Gebäude, wahrscheinlich schon für Seidenfabrikation, denn König Franz I. zeigte nach seiner Befreiung aus der Gefangenschaft für die Emporbringung der Seidenfabrikation in Lyon durch venetianische und genuesische Auswanderer große Sorgfalt, wobei ihn Kleeberger, sein alter Freund, mit Rath und That unterstüzte. So ward er ein großer Wohlthäter Lyons; er wurde es auch bald nicht bloß für seine zahlreichen Arbeiter, sondern für das ganze Quartier. Darum trägt noch jezt in der Vorstadt St. Irénée eine Straße und bei der Croix-Rousse ein Platz seinen Namen. Kleeberger hieß nur le bon Allemand. Wo mit Rath, Hülfe und Unterstüzung etwas Gutes zu üben war, da half gewiß der Kleeberger. Die Mädchen seines Quartiers hatten besonders an ihm einen Vater, denn er verheirathete deren jährlich sieben an sieben junge Männer des Viertels und stattete sie aus, stand selbst Gevatter bei ihren Kindern, half auf allen schweren Stellen mit Rath und That und war einer der angesehensten Schöffen Lyons. Ja, als er 1546 starb, hatte sich sein Bild so tief in die Gemüther gedrückt, daß die Leute ein grobes Holzbild von ihm machten, mit dem bezeichnenden Geldbeutel in der Hand. Sie stellten es auf Pierre-Scize auf, und wenn die Mütter mit ihren kleinen Mädchen vorübergingen, so mußten diese den homme de la Roche (so hieß das Holzbild) grüßen; wenn sie groß wurden, thaten sie es von selbst und mit gutem Grund; denn Kleeberger hatte auch nach seinem Tod für ihre Verheirathung gesorgt. Bis auf den heutigen Tag ziehen die Leute jenes Quartiers musizirend mit dem Holzbild durch Lyon. Zwar ist es jezt verstümmelt, denn die Revolution hat auch an ihm mit ihrer Rohheit gewüthet; aber das Volk weiß doch, daß es den alten bon Allemand, den homme de la Roche vorstellt. Jezt denkt die Stadt darauf, an die Stelle jenes Holzbildes — das den ältesten griechischen Götterbildern gleicht — eine Statue Kleebergers von weißem Marmor machen zu lassen. Es ist aber sehr zu fürchten, daß sie die Mädchen nicht grüßen werden, wie das alte, verehrte Holzbild.

So lebt in Lyon die Erinnerung an den bon Allemand fort. Aber auch eine belle Allemande ist noch im Munde des Volks, wiewohl es sie nicht als seine Wohlthäterin ansehen kann. Was die Volkssage von ihr berichtet, wenn sie auf den Thurm zeigt, der noch jezt la tour de la belle Allemande heißt, ist nicht ohne Interesse. Ein junger Lyoner ging vor mehreren Jahrhunderten nach Deutschland, machte da in irgend einem Land gute Geschäfte, war dem Fürsten in seinen Finanzverlegenheiten dienlich und wurde daher bei Hofe sehr angesehen, erhielt Titel, Rang und Ehrenzeichen, wie das unter ähnlichen Umständen noch heutzutage zu gehen pflegt. Man wollte ihn dort an eine vornehme Dame verheirathen, er aber hatte ein schönes Bürgermädchen gesehen, die mit ihrer Hände Arbeit die Eltern ernährte; denn sie war im Sticken und Verfertigen von Gold- und Silberhauben und ähnlichem Kunstwerk sehr gewandt. Er liebte sie leidenschaftlich, und da er auf seinen Reichthum und vornehmen Stand vertraute, so wunderte er sich nicht wenig, als das Mädchen gar nicht über den Heirathsantrag entzückt war, mit dem er sie einmal bei ihren Eltern überraschte. Diese freilich waren darüber sehr erfreut, denn sie sahen in dieser Verbindung ihres Gretchens das sicherste und ehrenvollste Mittel, aus ihrer peinlichen Lage zu kommen und ein glückliches Alter im Ueberfluß zu leben. Wenn Gretchen nicht auch froh darüber war, so hatte dies seinen guten Grund; denn sie liebte einen jungen Menschen, der gleichfalls knapp von seiner Hände Arbeit lebte, und mit dem sie gar keine Aussicht hatte. Sie war aber eine gute Tochter, die Eltern mögen auch nicht wenig gebeten und zugeredet haben, kurz, sie sagte dem Franzmann ihre Hand zu und ward seine Frau. Darüber entstand bei Hof ein entsezlicher Lärm. Weil man da den Fremden nicht mehr brauchte, so begegnete man ihm vornehm, wozu besonders die Hofleute mit ihren heirathsfähigen Töchtern halfen. Die Franzosen haben bekanntlich viel Ehrgefühl,

so auch unser Lyonee. Er beschloß also, den deutschen Hof zu verlassen und mit seiner jungen Frau in seine Heimath Lyon zu ziehen. Hier kaufte er ein großes Besitzthum und baute ein schönes Haus auf der Anhöhe am linken Saoneufer, dem malerischen Felsen Pierre-Scize gegenüber, auf dem damals ein festes Schloß stand. Das schöne Haus war bald fertig, ihm fehlte innen und außen fast nichts, was das Leben angenehm machen konnte. Nur Eines fehlte: der frohe Sinn des Hausherrn; denn an das glänzende Hofleben, seine Feste und vielfachen Zerstreuungen gewöhnt, gefiel es ihm nicht in der Fabrikstadt. Kinder hatte er nicht, und seine Frau litt bei dem Uebelgelaunten große Langeweile, wenn nicht manchmal Fremde kamen, die sehr gut und gastlich von dem Hausherrn aufgenommen wurden, wenn sie etwas Neues und Zerstreuendes brachten, oder wenn sie aus dem Lande kamen, wo er früher so angenehm gelebt hatte und an dem er deßhalb immer noch sehr hing.

(Fortsezung folgt.)

Allerlei von Deutschland und den Deutschen.

Im Jahr 1588 waren schon viele deutsche Handwerker in Pera, der Vorstadt von Konstantinopel, angesiedelt: Goldschmiede, Awermacher (Uhrmacher), Büchsenmacher, Messerschmiede. *

— Die deutschen Juden in Konstantinopel hatten schon i. J. 1574 eine Schule daselbst, „Da lasen und sungen sie allzumal, jung und alte." **

— Schweitzer, *** der 1676 in Columbo war, erzählt, ein altes Singalesenweib habe etwas deutsch verstanden, weßhalb er die Kost bei ihr genommen.

— Die erste Glashütte in China wurde zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts von einem Deutschen, dem Missionär Kilian Stumpf, angelegt.

— Die erste Papiermühle in England ward i. J. 1588 von einem Deutschen angelegt.

— In den Wüsteneien der Sierra Morena ließ König Karl III. Kolonien von Deutschen anlegen.

(Wird fortgesezt.)

* Heberer, Beschrb. einer dreijährigen Dienstbarkeit. S. 571.

** Gerlachs Tagebuch. 471.

*** Journal einer ostindischen Reise. Tübingen 1698.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

(Fortsezung.)

Theater. Stockungen im Verkehr.

Unserer Schaubühne ist die Schuld von dergleichen eben so wenig beizumessen. Denn erstens kommt da, wo das alte invalide Schauspielhaus unsere gerechten Kunstwünsche und Bedürfnisse völlig im Stiche läßt, das immer behender aus der Erde Grund emporsteigende neue uns mit der Hoffnung auf eine Zukunft zu Hülfe, in der wir alles seither schmerzlich Ersehnte und Vermißte in überreichem Maße erhalten werden. Und die Schauspieler anlangend, so fehlt es unter ihnen nicht an männlichen und weiblichen wahrhaften Edelsteinen, auch kann man, ohne ungerecht zu seyn, kaum bezweifeln, daß außer diesen eine bedeutende Zahl recht wackerer Künstler und Künstlerinnen hier vorhanden ist, und daß die große Mehrheit der Gesellschaft überhaupt gemeiniglich ihre volle Kraft anwendet, etwas Gutes und Tüchtiges hervorzubringen. Zweitens bestrebt sich die Direktion immer sichtbarer, durch ein recht buntes Durcheinander von Stücken Jedermann gerecht zu werden, und heute dem feinsinnigen Publikum, morgen dem mittelfeinen zu genügen, übermorgen und in den folgenden Abenden aber die zahlreichen Fraktionen und Nüancen des ganz ordinären Publikums möglichst zufriedenzustellen. Hiezu unterläßt man auch nicht, wie sich gebührt, ausländische sowohl, als ursprünglich deutsche Neuigkeiten anzuwenden. Zu diesen gehörten in der lezten Zeit das Drama: „Ein Duell unter Richelieu," nach dem Französischen von Lockroy und Badon, so wie die Lustspiele: „Bruno und Balthaser," nach dem Italienischen von C. Blum, „Vater und Vormund," nach dem Französischen von Herrmann, und „Nichte und Tante." Die ersten drei Stücke wurden nicht ohne Beifall gegeben. Das lezte erwarb sich, besonders auch durch sehr lebendiges Zusammenspiel, ein vorzügliches Wohlgefallen. Noch ist anzumerken, daß der berühmte musikalische Virtuos Lipinski bei hiesiger königlicher Kapelle als Concertmeister, dem Vernehmen nach vor der Hand auf zwei Jahre, angestellt worden.

Viele Gewerbtreibende, und unter diesen sogar solche, die sich in der Regel eines recht lebhaften Verkehrs zu erfreuen haben, erheben Klagen über merkliche Verminderung ihres Absazes und auffallende Stockungen im Geldumlauf. Ohne Zweifel tragen die zahlreichen Aktienunternehmungen und die fast täglich sich mehrenden Einzahlungen auf dieselben zu diesen Beschwerden das Meiste bei. Auf den Stand der Aktien selbst wirken natürlich die dadurch entstehenden Verlegenheiten nachtheilig zurück. Sogar Aktien, deren günstiges Resultat kaum noch einem Zweifel unterliegt, wie z. B. die der Leipzig-Dresdener Eisenbahn, leiden darunter. Ihr momentan etwas gedrückter Stand wird sich jedoch bei dem raschen Fortschreiten des Werkes zuverlässig bald wieder erheben. Geht doch seit dem 21sten v. M. die Bahn schon von Leipzig aus bis zur Elbe in der Nähe von Riesa. Gegen Ende des Mai k. J. hofft man mit Zuversicht das Ganze zu Stande gebracht zu sehen. Ein Hindeuten auf diese nicht mehr in Zweifel zu stellende baldige Vollendung scheint bei den Hemmungen, welche so eben ähnlichen Entreprisen in Frankreich entgegentreten, überall an ihrem Plaze zu seyn. Diese (zum Theil wohl durch künstliche Manövers absichtlich erregten) Hemmungen bewirken schwerlich mehr, als die Verspätung einer schon längst als ein Zeitbedürfniß betrachteten Sache. Der Mensch hat sich bereits mit dem Gedanken der Unentbehrlichkeit der Eisenbahnen und mit den Vortheilen des durch sie zu bewirkenden innigern Vereins der Länder und Völker zu viel beschäftigt, um durch Hindernisse ganz von ihnen abgebracht werden zu können. Obschon die Folgen des Eisenbahnsystems sich noch durchaus nicht vollständig übersehen lassen, so scheint doch ein Hintertreiben der Ausführung außer den Grenzen des Möglichen zu liegen. Vielmehr dürfte derjenige Staat, dem es gelingt, sich des, jedenfalls überaus wichtigen, neuen Gewerbszweiges sofort zu versichern, vor den darin erst nachfolgenden Staaten sehr im Vortheil seyn. Unter den hiesigen Aktienunternehmungen steht die Bierbrauerei des Waldschlößchens in Hinsicht des darauf gesezten Vertrauens unstreitig oben an.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 10.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 11. Januar 1839.

Was treibt ihr hier? — Ein namenloses Werk.

Shakespeare.

Der Lumber-Troop in London.

Ich gedenke heute Ihre Leser mit einem sonderbaren Verein bekannt zu machen, von dem bisher auf dem Continente schwerlich viel die Rede gewesen ist, der aber den englischen Humor und überhaupt manche gute Seite des Nationalcharakters in sehr liebenswürdigem Lichte erscheinen läßt.

Seltsam ist schon der Name des Vereins, und nicht wohl zu übersetzen. Lumber bedeutet hölzernen Hausrath, Plunder, Gerümpel, Stabholz, Bauholz u. dergl.; troop heißt Trupp, Schaar u. s. w., also etwa: Gerümpelschaar. Die Mitglieder nennen sich Troopers, entsprechend dem französischen Troupier, Soldat.

Der ancient and honourable, dies ist sein offizieller Titel, der alte und achtbare Lumber-Troop versammelt sich in bald größerer, bald geringerer Zahl ordnungsmäßig jeden Mittwoch, unregelmäßig jeden Tag zwischen sieben und acht Uhr Abends im sogenannten Hauptquartier, der Troop-halle, einem geräumigen Lokale im Boltbof auf der Fleetstraße, gewöhnlich die Doktor-Johnson-Taverne geheißen, weil dieser ebenso witzige als grobe Gelehrte hier viele Jahre gewohnt und mehrere seiner gefeiertsten Werke geschrieben hat. Weder die Zeit, wo der Lumber-Troop in's Daseyn getreten, noch die Veranlassung des Namens kann genau nachgewiesen werden, und dies bringt vielleicht die Sittengeschichte um einen interessanten Beitrag. Fragt man einzelne Mitglieder, so lautet die Antwort meist: der Ursprung unseres Vereins verliert sich in den dunkelsten Zeiten, und was den Namen betrifft, so geht die Sage, er habe einen tiefgeheimen Sinn. Das kann dem Forscher nicht genügen. Manche datiren das Entstehen des Vereins in die Zeit der Königin Elisabeth zurück, und meinen, er sey zum Gedächtniß der Vernichtung der spanischen Armada gestiftet worden; aber für diese Annahme ist auch nicht ein einziger Grund beizubringen. Andere setzen seinen Ursprung in die Regierung der Königin Anna; allein mehrere Schriftsteller dieser Zeit sprechen vom achtbaren Lumber-Troop als von einem alten Institute. Am wahrscheinlichsten ist die Annahme, die ihn auf die Zeit Karls II. zurückführt, nicht, weil mit diesem ein lustiges Leben nach London zurückkehrte und die „Lumberer" von jeher lustige Leute gewesen sind, sondern weil in Druck und Schrift eine frühere Erwähnung des Vereins nirgends anzutreffen ist, weil seit den Tagen Karls II. kein humoristischer Schriftsteller in London geblüht hat, der nicht dem Lumber-Troop einen Kranz aus Rosen oder Disteln geflochten, ihm ein Lorbeer- oder ein Besenreis gereicht hätte, weil die älteste Urkunde im Archive des Vereins den 2ten Februar 1685 gezeichnet und folglich vier Tage vor Karls

Ableben vollzogen worden, obschon ihrem Inhalte nach nicht die erste ist, die vorhanden seyn könnte, und endlich, weil die Reihe von Abbildungen ausgezeichneter Lumberer, welche rings an den Wänden der Halle aufgehangen sind, sich mit einem Bildnisse eröffnet, dessen Styl und Costüm der Regierung Karls II. angehören.

Der Ursprung des sonderbaren Namens ist nicht auszumitteln, doch darf man mit Recht bezweifeln, daß ein geheimer Sinn in demselben verborgen liegt. Nicht der entferntesten Andeutung, worin wohl das tiefe Geheimniß bestehe, bin ich irgendwo begegnet, keinem verstohlenen Winke bei den Schriftstellern, keinem wichtigthuenden Blicke bei vielen befragten Lumberern. Sey also das ursprüngliche Geheimniß verloren oder so tief begraben, daß Niemand es aufzuscharren vermag, jedenfalls hat es aufgehört zu seyn, und das Sonderbare dieses Umstandes bei einer Gesellschaft, die keinen politischen Charakter trägt und nie einen andern Wechsel erfahren als den der gesammten Menschheit, wo Ein- und Austretende sich ablösen, rechtfertigt gewiß die Vermuthung, daß ein solches Geheimniß gar nie existirt. Ich denke mir, daß in den lustigen Tagen Karls II. eine Anzahl lustiger Gesellen dieselbe Taverne besuchte und daselbst ihre Abende zubrachte, daß dies die Idee anregte, sich in einen Verein zusammenzuthun, und so der Verein geboren wurde. Dem Kinde einen Namen zu geben, war das nächste Bedürfniß, und dieser fand sich bald. Wer Coopers John Gilpin kennt, weiß von der damaligen Einrichtung einer Londoner Bürgerschaar, von ihren Uebungen und von dem vielfachen Spotte, dem sie zur Zielscheibe diente. Lag nun wohl der Gedanke fern, zur Verspottung jenes Instituts dadurch beizutragen, daß man einem unkriegerischen Vereine einen lächerlichen kriegerischen Namen gab? Der Einfall paßt vollkommen zum Geiste jener Zeit.

Kein Lumberer weiß von einem geheimen Zwecke des Vereins, und selbst ohne solche Versicherung wäre die Abwesenheit jedes solchen Zweckes schon daraus zu folgern, daß der Verein nie eine geheime Sitzung hält. Der Zutritt zu seinen Versammlungen ist für Jedermann an eine so leichte Bedingung geknüpft, daß sie fast im vollsten Sinne des Wortes öffentlich heißen können. Ferner enthält auch die Aufnahme neuer Mitglieder nicht die geringste Mysterie. Die zu Einführung neuer Mitglieder bestimmten Tage gehören zu den hohen Festen des Vereins; ihnen gehen die minder solennen der eigentlichen Aufnahme voraus, und um der Mitgliedschaft würdig befunden zu werden, ist in der Regel weiter nichts erforderlich, als daß ein Lumberer darauf anträgt, Herrn N. N. zum Mitgliede des alten und achtbaren Lumber-Troops anzunehmen, und daß ein Zweiter den Antrag unterstützt. Darauf fragt der Präsident, der mit dem Oberstentitel und der höchsten Autorität bekleidet ist, ob Jemand ein Bedenken dawider vorzubringen habe. Dies kommt höchst selten vor. Geschieht es aber, so steht bloß dem, der den Antrag gestellt, und dem, der ihn unterstützt hat, das Recht der Gegenrede zu, und nach Beendigung der auf solche Art in enge Schranken gewiesenen Debatte ersucht der Oberst die Anwesenden, durch Aufheben oder Nichtaufheben der rechten Hände über das Für oder Wider der Aufnahme zu entscheiden. Entscheidet die Mehrheit gegen die Aufnahme, so hindert nichts, daß dasselbe Individuum am nächsten Aufnahmetage abermals in Vorschlag komme. Erfolgt die Annahme, so wird der Aufgenommene von seinen beiden Freunden dem Obersten vorgestellt, der ihm den Tag seiner feierlichen Einführung nennt. Am anberaumten Tage ist die Halle festlich geschmückt. Zwar steht, wie Jahr aus, Jahr ein, auch heute die Haupttafel gerüstet, mit erhöhten Sitzen am obersten und untersten Ende, dort für den Präsidenten, hier für den Vicepräsidenten — den jedesmaligen lezten Ex-Obersten — und beide Seiten entlang mit Bänken und Stühlen zu beliebigem Gebrauche für die Vereinsmitglieder; wie immer, sind zwei Mörser vor dem derzeitigen Obersten aufgepflanzt, hinter ihnen liegt auf einer Art Schreibepult ein gewichtiger eherner Hammer, im Rücken des Obersten ragen einundzwanzig Kanonenläufe aus der Wand hervor, darüber hängt ein sieben bis acht Fuß langes Schwert und höher kreuzen sich zwei durchlöcherte Paniere. Aber an den hohen Festen des Vereins tragen die Fahnen grüne Eichenlaubkränze, dem stählernen Schwerte fehlt die lederne Scheide, und die Kanonenläufe, der Hammer und die Mörser sind hell polirt. Auch die Tafel, die Stühle und die Bänke zeigen eine mehr als gewöhnliche Sauberkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Ferienwochen.

(Fortsetzung.)

So kam auch einmal ein Fremder mit einem Empfehlungsbrief aus jener deutschen Stadt, wohl angethan und einnehmend in seinem Wesen. Es war Friedrich, der ehemalige Geliebte Gretchens, der indessen ein wohlhabender Kaufmann geworden war, den ihr Mann nicht kannte und dringend zu längerem Bleiben einlud. Ich mag den Stein nicht auf die alte Liebe werfen, daß sie mit neuer Glut aufflammte. Bald war dies Gretchens Mann kein Geheimniß mehr, und er rächte sich grausam dafür. Zuerst brachte er es durch seine Verhältnisse und

durch viel Geld dahin, daß Friedrich ergriffen und in dem Schloß auf Pierre-Scize verwahrt wurde; für seine Frau aber ließ er einen Thurm neben seinem Haus bauen, wo sie von aller Welt abgeschieden leben sollte, denn nur einmal des Tages brachte man ihr Nahrung. Das kleine Fenster ging nach dem Strom heraus und durch einen glücklichen Umstand auch Friedrichs Gefängniß, so daß sich Beide manchmal sehen konnten. Friedrich hatte wohl nie von Leander gehört, aber er fühlte in sich etwas von dessen Liebesmuth. Darum stürzte er sich einst aus seinem Fenster in die Saone und wollte hinüberschwimmen zu Gretchen, als die Wachen sein Entkommen gewahr wurden, nach ihm schossen und ihn tödtlich verwundeten. Gretchen, die ihm von ihrem Thurm Muth zugewinkt hatte, sah es — dann aber schweigt die Sage und berichtet nicht, was ferner aus der Armen geworden. Der Thurm aber steht noch und heißt la tour de la belle Allemande.

Wir besuchten die interessantesten Fabriken, sahen einfache, façonnirte, bunte, mit Gold und Silber durchwirkte Seidenstoffe, Sammt, Gase, Wollenshawls und Gazebänder unter unsern Augen weben. Dann gingen wir in Gold- und Silberdrahtfabriken und zuletzt in die Krystallfabrik der Guillotière. Ueberall fanden wir viel Höflichkeit und Bereitwilligkeit, uns Alles zu zeigen, zu erklären und begreiflich zu machen, was besonders bei einem meiner jungen Engländer keine kleine Arbeit war. Er that die unbegreiflichsten Fragen an die Arbeiter, faßte nichts von ihren oft sehr klaren Antworten, war aber dabei weit entfernt, sich selbst die Schuld zuzuschreiben. Er hatte früher gemeint, ich bezahle die Leute dafür, es sey also ihre Pflicht und Schuldigkeit, ihm Alles zu erklären. Als er aber mehrmals sah, daß ganz unscheinbare Arbeiter nichts von mir annahmen, war er sehr erstaunt, noch mehr in einer Wollenshawlfabrik, wo nicht allein der Arbeiter am Stuhl nach langer Bemühung und Erklärung, sondern auch der kleine Lehrbursche nichts nehmen wollte, weil's der Arbeiter ausgeschlagen. Wenn man die Lyoner Arbeiter in ihren Werkstätten sieht und hört, bekommt man eine sehr günstige Idee von französischer Politur und Civilisation, von französischem Ehrgefühl. In glänzenden Pariser Salons und in den Bureaux der dortigen Beamten findet man nicht dasselbe.

Unter Cäsar und Augustus, als Lugdunum noch in naher Verbindung mit der Phocäercolonie Massilia stand, für dessen Handel es ein Emporium im Binnenlande war, wurde hier viel griechische Sprache und Literatur getrieben, mehr als römische; ein Jahrhundert später aber war hier viel römische Literatur im Schwung, und dem jüngern Plinius schmeichelte es sogar, daß man bei den dortigen Buchhändlern seine Schriften fand. Dies ist nun auch anders geworden. Von griechischer Sprache und Literatur zeigt sich hier fast gar nichts mehr, von römischer wenig und von französischer nicht viel Gutes. In diesem Sinn lehren auch die höhern Schulen, wo man, wie gesagt, nur die Spezialitäten der Medicin, der Naturwissenschaften und der Mechanik mit Auszeichnung treibt. Höhere Literatur wie höhere Kunst haben hier keinen guten Boden. Lyon ist entschieden eine Industrie- und Handelsstadt, und was nicht mittelbar oder unmittelbar darauf Bezug hat, wird nicht geachtet. Darin hat Paris einen entschiedenen Vorzug, und es zeigt, daß es keine Landstadt mit provinziellen und lokalen Interessen, sondern eine Reichsstadt ist. In Lyon will man dies freilich nicht gelten lassen.

Sehr auffallend ist, daß Lyon, diese Wiege des gallischen Christenthums, so nahe bei dem erzpriesterlichen Vienne, keine bedeutenden und schönen gothischen Kirchen hat. Zwar sind mehrere alt genug, reichen selbst weit über die Zeit Karls des Großen hinauf oder entstanden bald nach ihm, aber keine einzige kann nur entfernt mit dem herrlichen Dom von Vienne oder mit andern guten gothischen Kirchen in Frankreich verglichen werden. Die Cathedrale von St. Jean ist eine wahre architektonische Vogelscheuche, zusammengestoppelt aus allen Zeiten, aus dem neunten Jahrhundert, aus Ludwig des Heiligen Zeit, und entstellt durch die antikisirende Façade. Nur das Innere und einige Kapellen sind schön, besonders die Kapelle Bourbon gleich rechts beim Eingang der Kirche. Sie wurde im fünfzehnten Jahrhundert mit allem Luxus der damals ihre schöne Einfalt verlierenden gothischen Architektur erbaut, und gleicht einem kleinen, aus Spitzen gewebten Haus. Ueberall steht die Devise des Cardinals Bourbon, ein flammendes Schwert mit den Worten: N'espoir, ne peur, und die seines Bruders Peter, der diese Kapelle vollenden ließ: ein geflügelter Hirsch mit gleicher Beischrift. Das P. ist mit einem A. verschlungen, um damit den Namen des Herzogs und seiner Gemahlin Anna von Frankreich, einer Tochter Ludwigs XI. zu bezeichnen. Umher sind Disteln (Chardon) angebracht, um nach einer damals sehr im Schwung gehenden Wortspielmode etwas Feines auszudrücken. Der Fürst wollte nämlich damit sagen, seine Gemahlin sey ein Cher don vom König.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei von Deutschland und den Deutschen.

König Gustav III. von Schweden war, nach seiner eigenen Aeußerung, nichts so sehr zuwider, als deutsch und Tabak. *

* Werke Gustavs III. übers. v. Rühs. 3 B. 188 S.

— In Moskau sollen i. J. 1798, wo die Stadt gegen 250,000 Seelen zählte, alle Aerzte Deutsche gewesen seyn. *

— Pacichelli, ** Auditor bei dem päbstlichen Nuntius in Köln, schrieb von Boppard aus i. J. 1675 von den deutschen Provinzen: sie glichen einem zweiten Lande der Verheißung, wenn sie nur nicht von Luthers Gift und Calvins Geifer angesteckt wären. — Von unserer Sprache aber sagt er, so müsse die gewesen seyn, in der Gott Adam aus dem Paradiese gejagt. — Nach seiner Meinung sind die Baiern von den übrigen Deutschen sehr bedeutend verschieden; namentlich vermißt er an ihnen die charakteristische Reise- und Abenteuerlust.

— Das Oratorium: die sieben Worte am Kreuz, sezte Haydn auf Bestellung der Domherrn in Cadix. Alle Jahre wurde am Charfreitag in der Domkirche daselbst das schöne Stück aufgeführt.

— Der Jesuit, Caspar Castner, † 1709, der in Ingolstadt studirt hatte, ward vom chinesischen Kaiser zum Vorsteher des mathematischen Tribunals und zum Lehrer des Kronprinzen ernannt.

— Der Verfasser der sehr oft gedruckten „medizinischen Blumenlese,“ deren sich die spanischen Missionäre in Paraguay und andern südamerikanischen Ländern bedienten, war Johann Steinhoffer aus Schlesien, Jesuitenlaienbruder. Das Werk war wegen seiner Gemeinnützigkeit allgemein gepriesen.

— Die hohen Schulen Deutschlands wurden im 16ten und 17ten Jahrhundert von Schweden, Dänen, Polen, Ungarn, Russen, Spaniern, Franzosen und Engelländern, zum Theil in bedeutender Anzahl besucht. — Im Jahr 1551 studirte sogar ein junger Mann von den orkadischen Inseln in Ingolstadt: Jos. Torpinus, diocesios Archadiensis in insulis Orcadibus. ***

(Wird fortgesezt.)

* Bemerkungen über Rußland, Fürth 1805.

** Memorie de' Viaggi, Napoli 1685.

*** Mederer, Annal. acad. Ingolst.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

(Schluß.)

Neue Gemälde. A. Hughes.

Der hiesige Kunstverein stellt eben wieder eine bedeutende Zahl werthvoller Gegenstände zur Schau. Der verlorene Sohn, von Gießmann, für jezt in München, ist ein großes, sehr verdienstliches Oelgemälde. Der greise Vater, eben von den Stufen seines Hauses herabsteigend, neigt sich tiefgerührt zu dem vor ihm reuevoll hingesunkenen Sohne, um ihn zu sich emporzuheben. Das Ganze wird durch Einfachheit, Wahrheit und einen schönen Ton vorzüglich empfehlen. Daß man in dem wieder Aufgenommenen gerade den verlorenen Sohn vor sich habe, macht freilich ein Gewand um so zweifelhafter, das während seiner mannigfachen Drangsale nicht einmal an der, doch sonst so wenig haltbaren blaßgelben Farbe etwas gelitten zu haben scheint. Von dem talentreichen Maler Bähr gewann eine sehr gut gedachte und geordnete Darstellung der biblischen Geschichte vom barmherzigen Samariter viel Theilnahme. Unter Dietrichs aus Rom eingesendeten, interessanten Oelgemälden zog vorzüglich die Darstellung Abrahams an, wie er die schöne Hagar mit ihrem Knaben hinwegweist und seine Gattin, ein kleines Kind auf dem Arme, aus der Thüre des Hauses dieses ihr gebrachte Opfer mit anschaut. Einige Incorrectheit der Zeichnung, welche ein Mitanwesender bemerken wollte, gab, bei dem Ansprechenden des Ganzen, wenig Anstoß. Auch der anmuthigen Gestalt einer Jupiters Adler tränkenden Hebe von Schmidt fehlte der Beifall nicht. Unter diesen und manchen andern, der Landschaft, dem Seeleben und der Architectur angehörigen, reizenden Tableaux schien ein Oelgemälde von Törmer in Rom die allgemeine Aufmerksamkeit der eben recht zahlreichen Beschauer besonders in Anspruch zu nehmen. Nicht durch die ihm zum Grunde liegende Idee; Viele wollten sogar, nach langem Sinnen, einer solchen Idee nicht auf die Spur gekommen seyn. Das Bild hatte einen noch jugendlichen Mann zum Gegenstande, der zweien mit alterthümlicher Pracht costümirten jungen Damen einen erlegten Falken präsentirt. Daß er ein Jäger war, davon zeugte das Attribut des Jagdhorns und ein Hund, den er an der Leine hielt; durchaus aber keine Handlung in dem Bilde, die sich genügend aussprach. Desto ansprechender war die Wahrheit im Ganzen. Auf dem Antliz beider Jungfrauen prägte sich ein schalkhafter Sinn eigenthümlich aus. Der kräftigen, rücksichtslos nach außen hinstrebenden Schelmerei der schwarzäugigen Brünette war gar pikant die Laune zur Seite gestellt, die aus dem blauen Auge der, mit der Farbe des Haars etwas stark in das Albendsche schimmernden, lieblichen Blondine leise hervorlauschte. Beide Gesichter verkündeten eine Jugend voll Seele, Blut und Leben. Auch auf die Gewande und andere Nebendinge hat der Künstler eine rühmliche Sorgfalt verwendet. Sein Pinsel hat alle Zeuge wie im klaren Krystallspiegel zurückgegeben, den dunkelrothen Sammt der Brünette und den lichtblauen Atlas der Blondine. Was der Handlung vielleicht an Interesse abgeht, das vergißt sich leicht über der Jugendfrische und Anmuth der Darstellung, wie im Leben vor dem üppigen Reize schöner Jungfrauen keine andere Frage zum Worte zu kommen pflegt. Kurz, das Bild machte durch Kraft und Grazie des Kolorits und eine unwiderstehlich schöne Naturwahrheit einen recht erfreulichen Eindruck. Es würde daher jedem heiterer Geselligkeit gewidmeten Salon zu besonderer Zierde gereichen.

Große Theilnahme that sich kund bei dem frühen Ableben des talentbegabten Malers der Königin von England, Arthur Hughes. Der seiner Kunst mit Eifer sich Widmende wünschte, während seines hiesigen Aufenthalts die Gemäldegalerie und hauptsächlich Wouvermans Meisterwerke zu benutzen. Mit Eintritt der Wintermonate wurde aber, wie gewöhnlich, die Galerie für das Publikum geschlossen. Auf sein Ansuchen erhielt er indeß, wie mehrere Andere vor ihm, Erlaubniß, in dem nun ganz verödeten Lokal zu dieser Jahreszeit arbeiten zu dürfen. Er ließ sich auch von der diesmal sehr zeitig eintretenden Kälte nicht zurückschrecken; aber die Folge zeigte, daß er in den ungeheizten Räumen der Kraft seiner Jugend doch zu viel vertraut hatte. Der lange Aufenthalt daselbst bis zu der Zeit, wo er den Wiederaufschluß der Thüre bei dem Aufwärter bestellt, wurde ihm zulezt überaus empfindlich, und die Folge war ein Nervenfieber, welchem er erlag. Der Fall war um so betrübender, da er auch als Mensch sich das Wohlwollen Aller, die ihn kannten, zu erwerben gewußt. Sein 53ster Geburtstag wurde auch der Tag seines Todes.

Beilage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 11.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 12. Januar 1839.

— Ich wüßt' es nicht zu preisen,
Es sollte plump und überlästig heißen.
Roh nennt man edel, unbehülflich groß.

Goethe.

Ferienwochen.

(Fortsetzung.)

Unter allen Kirchen Lyons gefällt mir bloß die kleine Kirche von Ainay im byzantinischen Styl aus Karls des Großen Zeit. Zwar ist an ihr nur der Kirchthurm alt, aber dieser hat, wie das Innere der Kirche, schöne Formen und Verhältnisse. Ganz in der neuesten Zeit wurden von einem verständigen Architekten rechts und links in gleichem Styl Seitengebäude und Kapellen hinzugefügt, die mit dem alten Thurm ein gutes und harmonisches Ganze *bilden*. Im Innern ist viel Römisches, besonders vier Granitpfeiler, welche die Kuppel tragen und dem Tempel angehörten, den hier sechzig gallische Völkerschaften dem August widmeten. Die Kirchen von St. Nizier, St. Pierre, St. Paul, St. George und St. Just stammen auch aus der Zeit des vierten bis neunten Jahrhunderts.

Die Lyoner legen großen Werth auf ihr Stadthaus und wiederholen immer, daß es nur dem in Amsterdam an die Seite gesezt werden könne. Allerdings ist es eine große, imposante, im Innern mit schönen Höfen, Vestibulen, Galerien, Treppen, Sälen u. s. w. versehene Masse, und auch in ihren Hauptverhältnissen gut, aber durch große Ueberladung von Widersprechendem, Unpassendem und Geschnörkeltem entstellt, wozu in neuester Zeit noch wahrhaft Geschmackloses und Lächerliches gekommen ist. Es kommt mir vor wie eine Matrone aus dem Jahrhundert der Regentschaft, an der noch Spuren ehemaliger Schönheit zu bemerken sind, die sich aber weiß und roth schminkt und das Gesicht mit Schönpflästerchen beklebt, auch eine Menge Dormösen, Fichus, bunter Fontangen, Bänder, Garnituren und anderer Lappalien umgehängt hat, und in diesem Zustand Bewunderung verlangt. In das große Feld unter dem Glockenthurm hat der Lyoner Hauptbildhauer, Legendre-Herald, ein kolossales Hautrelief gesezt, das Heinrich IV. zu Pferd vorstellt, entschiedene Fehler hat und sich sehr geschmacklos ausnimmt, zumal die grelle weiße Farbe des Marmors vom schmutzigen Schwarz des übrigen Gebäudes sehr absticht. Es ist aber, als hätte man das Grelle noch schreiender machen wollen, und darum hat man unten am Haupteingang zwei Säulen aus hochrothem Marmor angebracht, deren Farbe furchtbar schreit. Warum streicht man nun nicht das ganze Gebäude blau an? dann wäre das französische Trikolor fertig. Das Vestibul zieren rechts und links gute liegende kolossale Statuen, welche die Rhone und die Saone, diese beiden Flüsse der Stadt, vorstellen, die ihr so viel Leben und Reichthum geben. Die schöne Haupttreppe ist geschmückt mit einem Gemälde, welches das alte römische Lugdunum in Flammen nach

der Beschreibung Senecas vorstellt. Auch des Archivsaals muß rühmend gedacht werden.

Auf der rechten Seite des Gebäudes im ersten Hof liegen die Bureaux der Municipalität und des Civilstandes. Beim Herunterkommen sah ich da eine Menge schön geputzter, weiß angethaner, mit Blumen geschmückter Mädchen hineingehen, Jede von einem Mann, mit einem Blumenstrauß vor der Brust, geführt. Ich dachte gleich an die Civilehen, die hier geschlossen werden müssen, bevor man in die Kirche zur Trauung geht. Ich wartete, bis die Leute wieder herauskamen. Da versammelten sich alle in dem schönen, salonartigen Hof, die jungen Civilfrauen umarmten sich und die Männer schüttelten sich die Hände. Dann traten sie nach einigem Gespräch, Fragen, Erkundigungen wieder in Paare zusammen, und die Civilmänner führten ihre jungen Frauen zu den wartenden Wagen.

Die nach der Schlacht von Poitiers versprengten fürchterlichen Mauren zerstörten das alte römische Theater zwischen Fourvières und St. Irénée, und darum nannte man die Trümmer lange grottes des Sarrasins. Für die Theater des neuen Lyons brauchte es keine Mauren, denn sie haben sich immer selbst zerstört, und eines ist nach dem andern, man könnte sagen um die Wette abgebrannt. 1731 erbaute der Architekt Soufflot ein großes Theater hinter dem Stadthaus, das nach der Beschreibung immer viel besser und zweckmäßiger gewesen seyn muß als alle jetzigen. In den ersten zehn Jahren nach der Restauration hatte sich Lyons Wohlstand und Reichthum so gehoben und schien so fest für ewige Zeiten gegründet, daß die Municipalität ein hitziges Baufieber bekam und auf einmal mehrere große und kostspielige Bauten unternahm, Salzhallen, Kasernen, städtische Douanen u. s. w. Unter diesen großen, überdies auf heutige französische Art, d. h. mit ungeheurer Verschwendung und mit Veruntreuungen geführten Unternehmungen, welche Lyons Stadtvermögen auf lange Jahre hinaus verschulden, war auch ein Theater; denn das Soufflot'sche sollte nun auf einmal für unsere Zeit, für eine so große und reiche Stadt nicht mehr würdig und hinreichend seyn. Man wollte etwas Neues, Imposantes und Frappantes haben, von dem laut gesprochen werde, gerade wie es bei den Staatsverbesserungen in Frankreich seit 1789 gegangen ist. Das Soufflot'sche Theater wurde niedergerissen; was aber nach drei Jahren an dessen Stelle stand, zeigte im Aeußern und Innern von entschiedener Schülerhaftigkeit. Man hatte ein großartiges, imposantes und monumentales Gebäude haben wollen, aber das neue, große Theater ist weder das eine noch das andere. Durch seine unverhältnißmäßig lästig breiten und hohen, dicht aneinander gereihten Fenster, die keinen andern Zweck haben, als einen am Tag hell erleuchteten Foyer zu gewinnen, gleicht das Gebäude einem Gewächshaus oder einer eleganten Fabrik weit mehr als einem Theater, und diese architektonische Trivialität wird nur durch zwei über einander weglaufende Attiken etwas versteckt. Auch das Innere hat unzählige Fehler.

(Fortsetzung folgt.)

Der Lumber-Troop in London.

(Fortsetzung.)

Sobald der Oberst und der Exoberst ihre Stühle eingenommen, die Lumberer längs der Haupt- und Nebentafeln sich gereiht und diese mit Getränk besezt worden, ergreift der Oberst den ehernen Hammer, läßt ihn in kurzen Pausen auf das, mit einem Resonanzboden versehene Pult dreimal schwer niederfallen, und wie der lezte Schall verklungen, schweigen Alle. Die Einführung der neuen Mitglieder beginnt. Jedes wird einzeln dem Obersten von einem Sergeanten vorgeführt und von jenem vom Kopf bis zur Zehe gemustert. Nun winkt der Oberst dem ihm zur Rechten stehenden Zahlmeister, der sofort, soldatisch steif, ein paar Schritte vorrückt und das neue Mitglied folgendermaßen anredet: „Erlauben Sie mir, mein Herr, Sie mit dem Sterne und Bande zu bekleiden, welches der erste König Englands getragen, als er noch Prinz von Wallis war." Hierauf befestigt er ihm ein breites blauseidenes Band an der rechten Schulter und der linken Hüfte, drückt ihm einen gewaltigen Stern von unechten Steinen auf die linke Brust und tritt mit einer tiefen Verbeugung zurück. Während jezt der Kellermeister dem Obersten einen mit Ale gefüllten Becher reicht, stehen sämmtliche Lumberer auf, und wie der Oberst den Becher zum Munde führt, setzen jene ihre Gläser an die Lippen und leeren sie unter dreimaligem Hurrah. Den ausgetrunkenen Becher gibt der Oberst dem Zahlmeister, und nachdem der Kellermeister ihn bis an den Rand gefüllt, bietet ihn ersterer dem neuen Mitgliede, sprechend: „Nehmen Sie dies in Ihre rechte Hand und sprechen Sie mir nach: dem Obersten, den Offizieren und allen Kameraden, und Wohlergehen dem alten und achtbaren Lumber-Troop! Trinken Sie diese Gesundheit, es ist das Einzige, was wir von Ihnen begehren." Jener thut, wie ihm geboten, worauf der Oberst zu ihm spricht: „Tretet ab, doch entfernt Euch nicht." Demgemäß tritt der Dekorirte zurück, häkelt Stern und Band ab und übergibt beides dem Zahlmeister, der nun auf gleiche Weise sämmtliche Vorgestellte einen nach dem andern dekorirt. Das beschriebene Ceremoniel wird bei

jedem wiederholt. Wenn der Letzte abgetreten ist, ruft der Oberst: „Richtet euch!" und hält hierauf die herkömmliche muntere, gereimte Rede, welche the Charge heißt. Ich würde sie hersetzen, wenn sie nicht zu lang wäre. Dafür mag das Lied hier stehen, das gleich darauf von der Versammlung gesungen wird, und das für den Text jener Rede gelten kann, welche vollends allen Verdacht entfernt, als ob dem Verein irgend ein geheimer Zweck zum Grunde läge.

Song.

We are full ten thousand brave boys,
Content with a competent wealth;
And we make an agreable noise,
When we drink to our Colonel's good health.

We scorn to accept any pay,
Each man keeps himself and his steed;
We frequently moisten our clay,
And fight for the king when there's need.

Our Troop is of excellent blood,
Each man has a generous soul;
I'm sure it will do your heart good,
To go and join the jolly Troop bowl.

Mit diesem Liede schließt der Akt der feierlichen Einführung. Die nunmehr zu Sitz- und Stimmrecht Befugten geben dem Obersten, dem Zahlmeister und dem Kellermeister die Hand, oder schütteln sich solche vielmehr gegenseitig auf derb englisch, und nehmen dann unter ihren jubelnden Freunden Platz.

Die Lumberer behaupten, Rede und Lied rühren von einem der gefeiertsten Dichter Englands, von Pope, her, der Mitglied des Vereins gewesen. Eine Tradition will sogar wissen, er sey Oberst der Schaar gewesen und habe als solcher erst die Rede, dann das Lied improvisirt. Es findet sich aber dafür, daß Pope Oberst oder auch nur Mitglied des Vereins gewesen, nirgends der geringste Beweis, und jene stolze Behauptung der Lumberer verträgt sich mit ihren frommen Wünschen besser, als mit der unerbittlichen Wahrheit. Können indessen die Lumberer keinen Anspruch auf Pope erweisen, so muß ihnen dagegen der auf eine andere Zierde Englands, auf Hogarth, unbedingt eingeräumt werden. Hogarth war wirklich Mitglied des Vereins. Dies bezeugt das Aufnahmeregister und seine eigenhändige Namensunterschrift. Was ihn dem Vereine zuführte und zu einem fleißigen Besucher machte, ist bei einem Manne wie Hogarth nicht schwer zu errathen. Die Originale, die er dort traf, wußte sein Pinsel zu benutzen. Die Vorbilder zu mehreren seiner besten Charaktere hat er in der Halle aufgegriffen, so die Figur, die sich in seiner modern midnight conversation über den Pfarrherrn lehnt. Das Original derselben war ein Mann Namens John Harrison, ein Tabakshändler und eifriger Lumberer, der dem Verein nie anders beiwohnte, als mit allen Taschen voll Tabak.

Wie noch heute, war es von jeher Gebrauch, daß jedes Mitglied nach erfolgter Einführung ein Art Diplom in Form einer Eintrittskarte erhielt, vom Obersten vollzogen und mit dem Gesellschaftswappen besiegelt. Bis auf Hogarth bestand letzteres in einer einfältigen Trophäe von Kanonen, Säbeln und Pistolen. Der Künstler beantragte die Fertigung eines neuen angemessenen Wappenschilds und legte auf Verlangen eine Zeichnung vor, die mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde und noch gegenwärtig das Vereinswappen bildet. Das Schild enthält eine Punschbowle, eine Laterne und oben den Halbmond und einen Stern. Die Stelle des Helms vertritt eine Tonne, auf der eine Eule sitzt. Die Schildhalter sind Bacchus und Ceres. Der Wahlspruch lautet: In nocte laetamur.

Hogarth ist keineswegs der einzige berühmte Lumberer. Ich müßte eine lange Liste geben, wollte ich alle die großen Namen aufzeichnen, deren Inhaber Mitglieder gewesen und noch sind. Aus der Zahl der Todten will ich nur zwei nennen, den Einen zum Beweis, daß selbst fürstliche Personen den Eintritt nicht verschmäht haben, den Andern als deutschen Landsmann. Jener ist Prinz Georg von Dänemark, Gemahl der Königin Anna, dieser Fürst Blücher. Der Marschall Vorwärts besuchte während seines Aufenthalts in London bei einer seiner nächtlichen Streifereien unter anderm auch die Halle, und fühlte sich hier so behaglich, daß die davon in Kenntniß gesetzten Lumberer sofort eine außerordentliche Versammlung beriefen, in welcher sie einmüthig beschlossen, dem alten Soldaten durch Ueberreichung eines in Gold gestochenen Mitglieddiploms und eines Paars erlesener Pistolen die Hochachtung „der Kameraden" zu bezeugen. Er nahm beides mit gerührtem Herzen auf und brachte dem entzückten Vereine schon am folgenden Abend seinen persönlichen Dank. Unter den lebenden Lumberern beschränke ich mich auf Nennung von vier Männern, in denen, da sie die City von London im Parlamente repräsentiren, präsumtiv Alles sich vereinigen muß, was die einflußreichste Stadt der Welt — und der Lumber-Troop ist ein City-Institut — an innerm und äußerm Werthe besitzt; es sind die vier Parlamentsglieder Wood, Crawford, Pattison und Grote.

(Fortsetzung folgt.)

Distichen

von Ph. H. Welcker.

Natürliche Kost.

Erde du, laß nur hinfort uns Wald und Wiesen und Wasser,
Und dein reiches Geschenk laß uns, dein köstliches Salz.

Wahre du, thüringer Land, dein altes, dein heiliges Salzfaß,
Rühmlicher Sitte getreu bleibe dein wirthlicher Herd!

Vor einem Notenfolianten.

An die Ausleger eines alten Dichters.

Welchen entsetzlichen Brei bringt ihr statt Speise der Götter!
Weg, ihr Bedienten! Ich bin lieber allein mit dem Herrn.

Die prosaische Stadt.

Nimmer den Pegasus siehst du; doch bringt dir das nährende Karrnpferd
Nützliches Kaufmannsgut täglich, du ruhige Stadt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, December.

Baugeist. Der Maler Willmann.

Der gewaltige **Baugeist**, der seit länger als zwei Jahrzehnten Breslau nach außen hin verjüngt und ausdehnt, hat in dem eben ablaufenden Jahre sich besonders nach innen gewendet, und zerstörend und neu schaffend uns von dem Anblick mancher alten Bausünde befreit. Eine Menge heiterer, räumlicher, zum Theil großartiger Gebäude sind erstanden, meist in Schinkelschem Geschmack; insbesondere die imposante Bierbrauerei von **Weberbauer**, gewiß eines der bedeutendsten Etablissements des Continents, das uns die Hoffnung eröffnet, die alte gute Bierzeit des Mittelalters werde für unsern Norden wiederkehren und die leidige Herrschaft des Branntweins beim Volke verdrängen. Dafür ist durch die neuere Industrie schon Manches geschehen. Schon seit Jahren brauen wir unser Stettiner Bier selbst in Tannhausen bei Schweidnitz, und um unser Geld bei der großen Epoche des bairischen Biers dem Lande zu erhalten, errichtete der jezt verstorbene Präsident v. Lüttwitz in seinem Dorfe Gorkau am Zobtenberge eine bairische Brauerei, wie der Freiherr v. Speck-Sternburg in Lützschena bei Leipzig. Außerdem beziehen wir jezt die bessern Sorten des spottbeladenen Grünbergers mit patriotischem Bewußtseyn als Petitburgunder, selbst die Rebhühneraugen der Champagne fabriziren wir in Hirschberg und befinden uns wohl dabei. — Der regsame Baugeist, von dem ich ausging, thut übrigens dem überströmenden Bevölkerungsanwachs unserer alten Stadt Noth. Die spekulativ errichteten neuern Gebäude wollen das für so wenig mehr ausreichen, als die alten engen und tiefen Giebelhäuser, die nur für einzelne, wenn auch zahlreiche Familien berechnet waren, und zu Michaelis d. J. konnte bei dem Wohnungswechsel eine große Menge Menschen kein Obdach finden. Die Trottoirs, zu denen der fünf Meilen entfernte Zobten die Granitplatten liefert, sind nun auch in der Neustadt gelegt worden, die, beiläufig gesagt, im Ganzen noch das älteste und armseligste Ansehen der Stadt bewahrt. Wir haben diese Pedalhumanität vor vielen bedeutenden, belebten Städten voraus, z. B. vor dem regsamen Leipzig, von dessen Pflaster Herloßsohn irgendwo malizids sagte, er wisse nicht, ob es durch die Füße der Leipziger Damen, oder diese durch jenes verdorben worden. Im Oktober kam auch eine alte hübsche Fontäne auf dem Neumarkte wieder in Gang: ein Neptun, dessen Dreizack das Volk für eine Düngergabel ansah, und den es seit 1592, wo er errichtet wurde, naiv genug den **Gabeljürge** nannte. Dies den in Europa zerstreuten Breslauern zur Nachricht, denen der Gabeljürge, nächst den drei goldenen Eicheln am Rathhause, als Wahrzeichen der Vaterstadt gilt. Kurz, wir leben in baulicher Hinsicht in einer erfreulichen Schöpfungs- und Restaurationsperiode, wie nicht minder in den wissenschaftlichen, industriellen und socialen Verhältnissen, und das alte, waffenstarre Breslau, viele Jahrhunderte lang eingeengt hinter Wall und Mauern, strebt wie mit Polypenarmen sehnsüchtig nach der Ferne. Schade, daß die Kunst noch nicht erfunden, krumme Straßen gerade zu biegen! Wir hätten dann an der Friedrich-Wilhelmstraße, wenn sie in gerader Richtung und gleicher Breite von der rothen Brücke vor dem Nikolaithor bis zu der vor dem Ohlauerthor fortliefe, eine Berliner Friedrichsstraße von 1145 Ruthen Länge. Gerade in diesem jüngsten, schönsten Theile der Stadt, in der Nikolaivorstadt — durch welche die Straße nach Deutschland geht, und wo auch ein großartiger Volkstanzsaal das Hausschild „zum deutschen Kaiser" führt — sieht man noch eine traurige Ruine aus dem Schreckensjahr 1806, wo während der Belagerung durch die Franzosen diese Vorstadt größtentheils in Asche gelegt wurde. Es ist die uralte Nikolaikirche. Die Kunstfreunde bedauern mit der Zerstörung dieser Kirche viele Meisterwerke **Willmanns**, des schlesischen Raphaels, der in der Kunstgeschichte Deutschlands nicht so bekannt zu seyn scheint, wie er es verdient. Wenigstens finde ich ihn in dem Brockhausschen „Conversationslexikon" nicht aufgeführt, das von manchen geringern Künstlernotabilitäten Notiz genommen. Dies veranlaßt mich, Einiges über den trefflichen Maler zu sagen.

Michael **Willmann** wurde 1630 in Königsberg in Preußen geboren, wo sein Vater, Peter Willmann, ein nicht unbedeutender Maler war, bei dem er seine ersten Lehrjahre verbrachte. Schon im zwanzigsten Jahre übertraf er weit alle Künstler seiner Vaterstadt, und begab sich zu weiterer Ausbildung nach Amsterdam in Jakob de Backers Schule, wo er nach diesem und Rembrandt arbeitete. Bei seinen geringen Mitteln war er frühzeitig mehr auf's **Verdienen**, als **Lernen** verwiesen, und statt Italien, wie er wünschte, konnte er nur die Galerien Deutschlands besuchen, die er zur Vermehrung seiner niederländischen Copiensammlung fleißig benuzte. Von Prag, wo er der damals noch vorhandenen Galerie Rudolphs II. wegen lange verweilte, begab er sich nach Berlin, wo der Kurfürst Friedrich Wilhelm ihn zu seinem Hofmaler ernannte. Sodann durchreiste er Polen und kam nach Schlesien, das zu dem eigentlichen Schauplatz seiner Künstlerthätigkeit wurde. Viele schlesischen Kirchen, insbesondere aber die der ehemaligen Klöster Grüssau und Leubus, haben zahlreiche Werke seines Pinsels aufzuweisen, und er starb 1706 als Mitglied der Confraternität des leztern Stifts und wurde in dessen Gruft beigesezt. Wie sehr er schon von seinen Zeitgenossen geachtet wurde, bezeugen die Epitheta: „der zweite Apelles, der schlesische Raphael." Inwiefern er sie verdiente, haben Kunstkenner zu entscheiden, die indeß darin übereinstimmen, daß Willmann den vorzüglichsten Meistern, die Italiener nicht ausgenommen, beizuzählen sey. Sie rühmen seine unerschöpflich reiche Erfindungsgabe, die Leichtigkeit, das Feuer und die Naturgemäßheit seiner Composition, die Schönheit des Colorits, die Festigkeit der Zeichnung und die ausgezeichnete Kenntniß der Architektonik, eine Frucht seiner Studien in Amsterdam. Charakteristisch ist besonders seine Behandlung von Licht und Schatten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literarische Anzeige von J. Scheible's Buchhandlung in Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 12.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 14. Januar 1839.

Natur hegt Alles, was sich widerspricht,
In ihrem Schooß, drum widerspricht sich's nicht:
Des Feuers Gluth, des Eises Frost, und neben
Dem blassen Tod das farbenreiche Leben.

Young.

Auf einen Nachtschmetterling,

das rothe Ordensband genannt.

Geborgen hängt am Sims der Gartenmauer,
Betäubt und schwer ein Schmetterling;
Die grauen Flügel, ein Gewand der Trauer,
Gelegt in einen halben Ring.

O, wie Apoll und Pfaunaug' ihn beschämen
Mit ihrer Schillerfarben Pracht,
Ihn, den sein trüb Ascetenkleid den Schemen,
Den dämmernden, zuweist der Nacht!

Doch *ha!* die Oberflügel hebt, die grauen,
Er aus der Starrsucht Schlaf empor,
Und welch ein plötzlich Wunder ist zu schauen?
Was drängt so schimmernd sich hervor?

Es leuchten auf, befreit von dunkler Decke,
Die Unterflügel, purpurroth;
So, triumphirend, bricht aus dem Verstecke
Das Leben, lauschend hinter'm Tod!

Hier ahn' ich, wie, gesichert unter'm Schilde
Der Armuth, stilles Feuer ruht;
Vereinigt seh' in dieser Flügel Bilde
Die Nacht ich und die Morgengluth.

Doch weil ich sinn', hat er sich aufgeschwungen,
Von Luna's Strahlenwink erwacht;
Noch eine Weile durch die Dämmerungen
Schau' ich der Flügel Flammenpracht.

Zurück von dem entschwundnen Schmetterlinge
Versinkt mein Geist in stillen Traum:
Schön ist sie, die rothseidne zarte Schwinge,
Doch trägt sie einen schwarzen Saum!

Der Lumber-Troop in London.

(Fortsetzung.)

Wenn, wie seit Jahren, die Repräsentanten der City oder auch andere Parlamentsglieder Lumberer sind, so vermehrt dies die ordentlichen Feste des Vereins um einige außerordentliche. Jene bestehen statutenmäßig in den Tagen, an welchen aufgenommene Mitglieder eingeführt oder neue Offiziere eingesetzt werden. Diese beruhen auf Zufälligkeiten, und dahin gehört ganz besonders, wenn Lumberer zu Vertretern im Parlamente gewählt worden sind oder wenn es sich um die Aufnahme und Einführung ausgezeichneter Fremden handelt. Ehe ich

indessen auf die außergewöhnlichen Feste übergehe, muß ich das Capitel von den gewöhnlichen schließen und habe demgemäß noch von der Einsetzung neuer Offiziere und deren Dienststellung im Allgemeinen zu sprechen.

Der Totalbestand des gesammten Offizierscorps ist: ein Oberst, zwei Majore, acht Hauptleute, sechzehn Lieutenants, ein Zahlmeister und ein Kellermeister. Zwanzig Sergeanten, worunter zwei Fahnenträger, machen die Zahl der Chargen voll. Sämmtliche werden nur auf ein Jahr verliehen; nach Ablauf desselben treten die Chargirten in die Reihen der Gemeinen zurück, der Oberst ausgenommen, der für das nächste Jahr unter dem Titel Exobeist — wie früher bemerkt — als Vicepräsident fungirt. Jeder Chargirte kann sofort wieder gewählt werden, sey es zu seiner bisherigen oder zu einer andern Stelle. Jedes Mitglied hat eine Wahlstimme und ist zu jeder Stelle wählbar. Die Wahlen finden stets am ersten Mittwoch des Januar statt. Die Pflichten und Vorrechte des Obersten sind die gewöhnlichen eines Gesellschaftsdirektors, und die Offiziere, gleichsam Ausschußpersonen des Vereins, sind seine Räthe. Ihr gemeinsamer Beschluß bringt außerordentliche Feste und sonst Neues in Vorschlag. Die Entscheidung hingegen über Alles, was das Interesse des Vereins berührt, steht ohne Ausnahme dem Ganzen zu. Der Zahlmeister, der die Kasse zu verwalten, Einnahme und Ausgabe zu besorgen hat, legt seine Rechnung dem Offizierscorps und der Oberst trägt sie in der Versammlung vor. Der Kellermeister soll dem Offizierscorps Anzeige erstatten, wenn er gegen die Güte der Getränke Bedenken findet. Der Oberst bringt solche zur Kenntniß des Vereins und unterwirft sie dem Ausspruche der Mehrheit. Zur Niederlegung der Stimmzettel zu den Wahlen ist ein achttägiger Termin anberaumt. Sobald das Resultat feststeht, zeigt der Oberst solches an und fordert die Gewählten zur Erklärung auf, ob sie die Wahl annehmen. Wenn ein Aufgerufener abwesend ist und nicht zwei Lumberer die Annahme des übertragenen Postens in seinem Namen verbürgen, so wird er für nicht gewählt erachtet und der Name desjenigen aufgerufen, der nach ihm die meisten Stimmen zählt.

Als Veranlassung zu außerordentlichen Festen nannte ich besonders die Wahl von Lumberern zu Parlamentsgliedern. Es ist altes Herkommen, daß der Oberst in seinem und des gesammten Offizierscorps Namen den Verein fragt, ob es ihm genehm sey, zu Ehren des oder der Gewählten ein außerordentliches Fest zu veranstalten. Dasselbe geschieht in der Regel nach Prorogation des Parlaments und bisweilen auch dann, wenn während der Sitzung desselben ein Lumberer durch eine Rede, durch eine Motion oder sonst auf eclatante Weise sich hervorgethan hat. Und nichts spricht wohl entschiedener für die Richtigkeit der oben gemachten Bemerkung, daß der Verein keinen politischen Charakter trage, als der sehr merkwürdige Umstand, daß die Anfrage des Obersten stets, ohne Ausnahme, einhellig bejaht worden ist, mögen die zur Schaar gehörigen Volksrepräsentanten Tories oder Whigs, Radikale oder Reformers gewesen seyn. Nie hat bei solcher Gelegenheit sich die leiseste Spur politischen Parteigeistes gezeigt. Es ist ehrenvoll, im Parlamente zu sitzen, ja, in den Augen des Engländers ist es die höchste Ehrenstufe, die ein Staatsbürger erreichen kann, und dies allein ist der Gesichtspunkt, aus welchem der Verein die Ernennung eines der Seinigen zum Parlamentsgliede von jeher betrachtet hat. Jeder Lumberer fühlt sich geehrt durch die seinem Kameraden widerfahrene Ehre. Sein eigenes politisches Glaubensbekenntniß vermag wohl dieses Gefühl zu steigern, nicht es zu unterdrücken, und der Tory wie der Whig würde sich und den Verein zu beschimpfen glauben, wenn er einen Antrag verneinte, der schlechterdings keine politische Beziehung, sondern lediglich den Zweck hat, dem betreffenden Parlamentsgliede den freudigen Stolz des Vereins darüber auszudrücken, daß ein so hoch gestellter Mann ihm angehört. Aber mit der einmüthigen Bewilligung des Festes und mit einer bald mehr, bald minder lauten Jubelbegrüßung des Geladenen hat der Gemeingeist seine Gebühr empfangen. Kein Einfluß wird ihm auf die Beifalls- oder Mißfallszeichen zugestanden, welche während der Rede des Volksrepräsentanten zischend oder klatschend in der Halle laut werden. Es ist jezt nicht der Kamerad, es ist der Politiker, der spricht, und nicht Kameraden, sondern Politiker hören ihn. Nicht seiner Persönlichkeit, die Alle achten, seinen politischen Grundsätzen und Aeußerungen, über welche Jeder ein freies Urtheil hat, gilt der Beifall oder Mißfall der Versammlung.

Das lezte Fest dieser Art wurde kurz vor der Eröffnung des gegenwärtigen Parlaments begangen. Es fand ausschließend zu Ehren der vier Männer statt, welche abermals von der City zu ihren Vertretern gewählt worden und, wie bereits bemerkt, sämmtlich Mitglieder des Lumber-Troops sind. Die Halle war gedrängt voll, und obgleich mancher Anwesende wider die vier liberalen Candidaten gestimmt haben mochte, sprach doch aus allen Gesichtern ein gewisses Wohlgefallen, daß es Lumberer waren, für welche die Mehrheit der fünfzehntausend Wähler sich entschieden. Zur Rechten des Obersten, der an der langen Haupttafel präsidirte, vor ihm das Pult mit dem ehernen Hammer und dem funkelnden Mörser, stand auf gleicher Fläche mit seinem Sitze, ein paar Fuß über den Boden des Saals erhöht, eine Tafel nebst vier Stuhlen für die Geladenen. Wenige Minuten nach acht Uhr erhielt der Oberst Meldung, daß die Herren Wood, Crawford, Pattison und Grote sich näherten. Ein donnernder Fall des Hammers gebot Ruhe. Die

Flügelthüren gingen auf, die Erwarteten traten ein, alle Anwesenden standen, „Willkommen!“ rief der Oberst, ein dreimal wiederholtes Hurrah erschütterte den Saal, und rechts und links grüßend, gingen die vier Parlamentsglieder langsam nach der Plattform, schüttelten hier dem Obersten die Hand, verbeugten sich gegen die Versammlung und nahmen Platz.

(Fortsetzung folgt.)

Ferienwochen.

(Fortsetzung.)

Besser als bei dem Theaterbau ist es den Lyonern mit ihren neuen Brücken geglückt, die bei so tückischen Strömen wie die Saone und Rhone doppelt nöthig sind. Vor dreihundert Jahren hatte Lyon deren nur zwei, die Guillotièrebrücke über die Rhone und den Pont du Change über die Saone. Jene erbaute 1244 der sieben Jahre lang im Kloster St. Just wohnende Pabst Innocenz IV., erst Freund, dann Feind unseres Friedrichs II. von Hohenstaufen, um den aus Italien zum Concil von Lyon heranziehenden Kardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen, Prälaten und andern Geistlichen den Uebergang über die wilde Rhone unbedenklich zu machen. Der Pont du Change aber ist noch älter, stammt wahrscheinlich aus dem eilften Jahrhundert und wurde aus den Trümmern ehemaliger römischer Gebäude errichtet, was die unordentlich eingemauerten römischen Inschriften beweisen. Jetzt hat Lyon eilf Brücken, und wird deren in einigen Jahren wohl vierzehn bis fünfzehn besitzen. Freilich werden nicht alle die Wasserprobe des hölzernen Pont Morand aushalten, der dem furchtbaren Eisgang von 1789 widerstand und auf den man daher zur Anerkennung seines Verdienstes einen Lorbeerkranz mit der Inschrift sezte: *Impavidum ferient ruinae*; aber immer sind es große und nützliche Zierden der immer ausgedehnter und lebhafter werdenden Stadt. Der Pont du Palais de Justice ist erst seit einigen Jahren fertig und gehört gewiß zu den schönsten Brücken Europas. Der benachbarte Pont de l'Archevêché heißt auch, nach Napoleonischer Manier, Pont de Tilsit und wurde 1808 vollendet.

Die Landzunge zwischen der Saone und Rhone, auf der, wenn nicht der älteste, doch der bedeutendste Theil Lyons und seine wichtigsten öffentlichen Anstalten und Gebäude liegen, dieser Isthmus war vor siebzig Jahren lange nicht so groß als jezt. Damals vereinigten sich noch die beiden Ströme wie zu der Römer Zeit südlich von der Archevechébrücke beim Quartier Ainay fast im rechten Winkel, der bei ihrem häufigen Austreten und den dadurch verursachten Ueberschwemmungen sehr gefährlich war. Der Bildhauer Perrache faßte den kühnen Plan, der Rhone ein anderes Bett zu graben, dadurch die Gefahr von der Stadt zu entfernen, und überdies ein herrliches Terrain für neue Anlagen und Bauten zu gewinnen. Man hielt dies nicht für möglich, Perrache aber ließ sich nicht irre machen, grub der Rhone ein nach Südwesten verlängertes Bett, und siehe! sie verließ ohne Schwierigkeit ihr altes, um in's neue hinüber zu fließen, wodurch sie sich viel weiter unten und nicht in drohendem Winkel mit der Saone vereinigte. Das gewonnene Terrain und das alte Rhonebett wurden nun aufgefüllt und ausgetrocknet, eine Arbeit, die noch zur Stunde nicht ganz vollendet ist, aber rüstig vorrückt. Dadurch ist der Stadttheil gewonnen, welcher nach seinem Gründer Perrache heißt, und durch seine Lage unstreitig zu den schönsten Lyons gehört. Perrache ist zu großen industriellen und commerziellen Anstalten, Fabriken, Magazinen u. s. w. bestimmt, und dazu in regelmäßige Viertel, Plätze und Straßen eingetheilt, die nach allen Richtungen von Baumgängen durchschnitten werden. Bereits ist da viel Grund und Boden verkauft, Hochöfen, Eisenschmelzen, Dampfmühlen u. s. w. sind angelegt, dazwischen Gärten, Rutschberge, Café's zum Gebrauch der Arbeitsklasse. Ueberdies dient ein weiter Platz zu militärischen Uebungen und Revüen, der eine Zeitlang Platz Charles X. genannt wurde, nun aber Champ de Mars heißt. Die Lage dieses ganzen Stadttheils an zwei sich einander nähernden Strömen, an ihrem imposanten Zusammenfluß mit der Aussicht auf die malerische Höhe von Fourvières, auf St. Just und St. Irenée im Nordwesten und jenseits der Saone, und auf die weiten Ebenen des Dauphiné über der Rhone ist wahrhaft anmuthig, und es wäre zu wünschen, daß der Kern der Stadt hier läge.

Eine Art von Neustadt hat sich auch auf dem linken Rhoneufer, jenseits des Pont Morand gebildet: ich meine die Brotteaur. Schon der Architekt Morand, der jene merkwürdige Holzbrücke baute, hatte vorgeschlagen, Lyon hier durch regelmäßige Straßen, Plätze, Alleen und Spaziergänge zu erweitern. Dies Projekt blieb aber ohne Ausführung, bis die Bourbons bei der Rückkehr des Friedens, des Handels, und bei der in Lyon zunehmenden Bevölkerung neben dem vielen Guten, das ihnen die Stadt verdankt, auch ernstlich die Anlage der Brotteaur betrieben. Zunächst an der Brücke ist der weite Platz Ludwigs XVI., von dem schnurgerade Häuserquartiere, Straßen und Avenüen ausgehen, die, wie ich schon früher bemerkte, alle Bourbonsche Namen tragen, so daß man sich auf einmal in eine altfranzösische Kolonie des Mittelalters und des vorigen Jahrhunderts versezt

glaubt, wo einem Karl der Große und Duguesclin, Gottfried von Bouillon und Boileau, die Herzoge von Grammont, von Noailles, von Vendome und Karl X., der Marschall von Sachsen, der Herzog von Enghien und Madame, Tronchet und Monsieur, de Sade und Malesherbes begegnen und Alles mit einem legitimen Parfüm durchdringen, was gar komisch mit der Armuth, dem radikalen und revolutionären Schmutz und der gemeinen Sitte contrastirt, die in diesem Stadttheil und der benachbarten Guillotière herrschen, wo nur unbemittelte und arme Leute, großentheils Arbeiter aller Art wohnen und sich umtreiben, daher auch diese Quartiere und die Croix-Rousse bei den Lyoner Insurrektionen das lauteste Wort mitgesprochen haben.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, December.

(Schluß.)

Willmann. Musik. Schillerfeste. Saison auf dem Gräfenberg.

Die Masse von Bestellungen, womit Willmann stets überhäuft war, vermochte auch sein rastloser, kaum glaublicher Fleiß nicht zu gewältigen, und dennoch rechnet man die Zahl seiner Arbeiten auf ein volles Tausend. Seine spätern Arbeiten sehen freilich mitunter einem bloßen Entwurfe ähnlich, waren auch wohl zum Theil von seinen Schülern, deren Hülfe er bei den vielfachen Anforderungen an seinen Pinsel in Anspruch nahm. Er zeigte sich eben so groß in Oel-, wie in Kalkmalerei, und leistete daneben auch Vorzügliches in radirten und geäzten Blättern. Daß er im Auslande weniger bekannt ist, mag daher rühren, daß er in seiner bessern Zeit meist nur für Schlesiens Kirchen und Klöster malte, und daß man seine Werke schon bei Lebzeiten zu hoch schäzte, um sie ausländischen Kunstfreunden zu überlassen. Indeß wurden nach seinem Tode viele derselben in's Ausland zerstreut, und manches seiner Bilder ziert Galerien in Deutschland, England, Holland und Frankreich als ein Rembrand und Rubens, deren Styl und Charakter Willmann sich am meisten näherte. Es ist schade, daß er offenbar zu viel malte, daher allen seinen Werken die sorgfältigere Ausführung fehlt. Aber er mußte malen, und seine Phantasie war dabei meist eine Sklavin seiner Verhältnisse. Die Klösterlinge hatten ihn vorausbezahlt und machten ihren Geschmack geltend, und dieser war in der Regel herzlich schlecht.

In Breslau blühte übrigens in der Mitte des 15ten Jahrhunderts eine Malerschule, älter als die Nürnberger, und neben den Werken der ältern einheimischen Künstler zieren unsere Kirchen Bilder von Titian, Paul Veronese und Lukas Kranach. Die Gemäldesammlung eines Herrn v. Säbisch, der in Breslau ungefähr für die Kunst that, was der gelehrte Thomas v. Rhediger früher für die Literatur,* enthält zahlreiche Werke der größten Maler: Originale von Rubens, Rembrandt, Vermeyen, Kranach, Griffier, van der Werff, Tintoretto, Creti, Cagnacci, l'Orient, Annibale Caracci, Guido Reni, Agricola, Selmoser, Wouverman, Paul Veronese, van Dyk, Rugendas, Brand, Bendler, und besonders viel von dem Tyroler Player, dem Genremaler, überreich an Compositionen, groß im Kleinen. Diese Sammlung, in welcher sich noch eine Menge Kunstsachen in Wachs und Elfenbein, so wie 56 Bände Kupferstiche befinden, erbte von dem spätern Besizer der Magistrat zu Breslau 1767 unter der Bedingung, daß auch nicht das kleinste Stück davon jemals verkauft werde. Der Maler Felber und der verstorbene Professor Vogel am Magdalenengymnasium, in welchem die Sammlung aufgestellt ist, erwarben sich um diese durch Anfertigung eines Katalogs ein großes Verdienst; Ersterer noch durch die Ausmittelung vieler Meister, deren Echtheit früher in Zweifel gezogen wurde.

Aloys Tausig, Pianist aus Wien, den wir vor zwei Jahren schon kennen lernten, gab im vergangenen Monat hier mehrere Concerte, und die Kritik kam darin überein, daß er seitdem an Kunstfertigkeit außerordentlich gewonnen. Seine Art, Klavier zu spielen, ist höchst glänzend. Die Rapidität des Vortrags, die große Leichtigkeit des Staccato's, kurz, was man zur sogenannten Bravour rechnet, erweckt an ihm Staunen und Bewunderung; doch ist dem jungen Künstler im Allgemeinen eine Mäßigung seines Feuers, das ihn oft zu weit reißt, anzuempfehlen. — Kürzlich gab auch Karl Kloß, der hier als Musiklehrer sich niederzulassen denkt, ein historisches Concert, wenn man ein solches so nennen darf, wo Musikstücke verschiedener Zeitalter in chronologischer Ordnung vorgetragen werden. — Auch dieses Jahr, wie bisher, wurde das Schillerfest, von dem Rathssekretär Wagner gestiftet, von den Meisten, die am Breslauer Parnaß etwas sind oder zu seyn glauben, durch ein gemeinschaftliches Mahl, durch angemessene Vorträge und Lieder gefeiert. Es präsidirte dabei der Redakteur der „schlesischen Zeitung," Professor Dr. Schön. Auch in Neisse beging man auf ähnliche Weise das Geburtsfest des poetischen Herakliden. — Ein Verein schlesischer Geistlicher wird mit dem neuen Jahr eine neue Zeitschrift unter dem Titel: „Der evangelische Kirchenfreund" bei Karl Schwarz in Brieg herausgeben. Es soll damit dem Landmann ein religiöses Mittel zu selbstthätiger geistiger Fortbildung gegeben werden, die bei der religiösen Gährung und Verwirrung der Zeit nöthiger als sonst erscheine. — Vom hydropathischen Gräfenberg berichtete man über den Glanz der lezten Saison, und wie segensreich das medizinische Genie von Vincenz Priesnitz dabei mittelbar auf das nahe Städtchen Freiwaldau wirke. Die Badeliste vom 20sten August wies mit sechshundert Nummern die bunteste und ansehnlichste Gesellschaft nach, bestehend aus Deutschen aller Mundarten, Sarmaten und Magyaren; selbst ein geborner Amerikaner hatte sich eingefunden. Neben einer Menge Fürsten, Grafen, Baronen und deren Gemahlinnen, so wie vierzehn Aerzten, sah man die Generale Skrzynecki, Krasinski, Kroplezki, Klicki, Szymanowski und andere Notabilitäten der polnischen Revolution. Geht es von Jahr zu Jahr so fort, so wird der Gräfenberg einst vielleicht wie Karlsbad ein Rendezvous und Büffet für die Agenten der laufenden Weltgeschichte. — Unter den hydropathischen Laienschriften ist die kürzlich bei Julius Schiefeedecker in Zeitz erschienene: „Geist der Gräfenberger Wasserkur," von dem geistreichen Rausse, gewiß die bedeutsamste. X.

* Ich erwähnte seiner bereits in meinem ersten Bericht dieses Jahres.

Beilage: Literaturblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 13.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 15. Januar 1839.

Könige, Schaaren aus Völkern vollführeten viele, nicht kleine
Greuel in Jahrhunderten. Frankreichs
Freye, die Herrscher, das Volk zu Schaaren vollführeten größre,
Mehr, eh Ein Mondhundert entflohn war.

Klopstock.

Ferienwochen.

(Schluß.)

In der Gegend der Brotteaux, die Part de Dieu heißt, ist ein Baumgang, genannt Avenue des Martyrs. Hier wurden 1793 nach der Belagerung und Uebergabe der Stadt in der Revolution zweihundert und zehn angesehene Bürger von den Revolutionärs erschossen. Schon waren deren fünfzehnhundert auf dem Platz Terreaux in der Stadt gefallen. Die Vorstädte wollten aber auch *ihren* Antheil an der Hekatombe haben. Delandine, ein *Augenzeuge*, erzählt davon Folgendes: „Gensdarmen führten zweihundert nach den Brotteaux, wo sie niedergeschossen werden sollten. Auf dem Pont Morand fürchtet man, nicht mehr diese Zahl zu haben. Es wird also mit dem Zug gehalten und sie werden gezählt. Da finden sich aber zwei mehr. Was ist nun zu thun? Sollen sie zurückbehalten werden, und wer? Deßhalb schickt man zu dem blutdurstigen Collot d'Herbois, um Entscheidung zu haben. Der aber antwortet: Was thut's, daß zwei mehr sind? wenn sie heute fortkommen, so ist's geschehen und sie brauchen es morgen nicht. Caligula hatte in einem ähnlichen Fall eine ähnliche Antwort gegeben. Als man endlich in Brotteaux auf der Wahlstatt ankam, waren ihrer zweihundert und zehn, also wieder acht mehr. Es war, als wenn sich die Gutdenkenden zum Tod drängten. Die Hände werden ihnen nun auf den Rücken gebunden, und dann reiht man sie an ein starkes Seil, das, um Bäume geschlungen, sie festhalten soll. Ihnen gegenüber stellen sich die Conventssoldaten auf, die sie erschießen sollen, deßgleichen zwei Kanonen. Auf das gegebene Zeichen fliegen mit der ersten Salve gleich abgerissene Glieder herum. Manchen sind die Hände abgeschossen, sie sind also von dem Seil los und fliehen. Da setzt ihnen die Cavallerie nach und haut sie nieder. Die Glücklichen! Andere hatten sich beim Schuß unwillkührlich gebückt und waren also nicht getroffen worden. Die Meisten aber waren nur verwundet, nicht getödtet; verstümmelt und blutend riefen sie: schießt noch einmal, schont uns nicht! Die Soldaten aber wollten das Pulver nicht daran wenden, sondern fielen einzeln über die Unglücklichen her, um sie mit dem Bajonet, dem Säbel oder mit Flintenkolben zu tödten. Dies dauerte aber bei der großen Zahl natürlich sehr lange, die Soldaten wurden darüber müde, hatten bald das Metzeln satt und ließen gar Manchen halb lebend liegen. Mehrere lebten sogar am folgenden Tag noch, als Conventstodtengräber kamen, ihnen die Kleider vom Leib rißen, sie mit Hacken und Schaufeln vollends todt schlugen, dann die Röchelnden in eine Grube zusammenwarfen und über sie Erde und

Kalk schütteten." — Einige Zeit darauf, als der Convent gestürzt war, errichtete man diesen Unglücklichen ein Monument mit einer passenden und ehrenden Inschrift. Die Einweihung desselben war ein großes Volksfest für die wahren Lyoner. Wie es aber in Frankreich geht, dies Monument war bald einer andern politischen Partei ärgerlich und wurde von ihr zerstört. Erst als die Bourbons 1814 nach Frankreich und auf ihren Thron zurückgekehrt waren, dachte man an ein neues Denkmal. Durch Subscription, an deren Spitze Monsieur, nachher Charles X. stand, kam es auch bald zu Stand, und es ward 1815 vollendet. Es hat die Gestalt eines großen Grabmonuments in Pyramidenform. Daneben steht eine Kapelle mit schönem Vestibul und bezeichnender Inschrift. Die Kuppel ist von oben erleuchtet und Kapuziner verrichten darin den Gottesdienst. Das Ganze macht einen sehr guten, versöhnenden Eindruck.

Man muß es der jezigen französischen Regierung Dank wissen, daß sie seit der lezten blutigen Insurrektion (1834) die Rückkehr ähnlicher Revolutionsgreuel unmöglich gemacht hat; denn diese armen, immer unruhigen und aufgeregten Arbeitsquartiere werden jezt auf allen Seiten von den neuen forts détachés oder Blockhäusern bedroht und nach allen Richtungen von ihren Kanonen bestrichen. Diese Forts umgeben jezt Lyon überall und beherrschen mit ihrem Geschüz nicht nur jene Handwerksquartiere, sondern auch alle Brücken, Kai's und öffentlichen Pläze, wo sich Volk versammeln und zum Angriff fertig machen könnte. So liegt eines dieser Forts wie ein ungeheurer Bullenbeißer hinter den Brotteaux und der Guillotière, und seine Kanonen bestreichen von Nordwest alle Gassen und Pläze dieser emeutenlustigen Quartiere, während andere Forts sie von Norden und Nordosten in den Grund schießen können. Das stärkste Fort ist Montessuy bei der Croix-Rousse, die es ganz beherrscht, ebenso die Stadt, ihre Brücken und Kai's und die Brotteaux. Die Mauern desselben haben nach allen Richtungen Schießscharten für die Kanonen, die jezt zwar leicht mit Backsteinen zugemauert sind, aber in einigen Minuten wieder eingeschlagen und für die Lautsprecher geöffnet werden können. Das alte Fort la Mothe ist vergrößert und verstärkt. Außerdem stehen noch dergleichen bei St. Irénée, Calaire, in Villeurbanne u. s. w. Diese Forts sind jedoch nur stark und bedeutend gegen Insurgenten in Lyon, selbst wenn sie einige Artillerie haben. Gegen einen von Außen kommenden starken und kriegsgeübten Feind, der mit bedeutender Artillerie und mit allen Künsten der Belagerung anrückte, würden sie sich nicht lange halten können. Dr. Chr. M.

Der Lumber-Troop in London.

(Fortsetzung.)

Jezt erhob sich der Oberst und hielt eine kurze Rede, in welcher er die Veranlassung des heutigen Festes erwähnte und ohne die geringste Einmischung von Politik bloß vom Privatcharakter der Herren und von dem vermehrten Ruhme sprach, welcher dem Verein daraus erwachse, solche Männer zu Kameraden zu haben. Unter donnerndem Beifall sezte er sich nieder und Wood stand auf, er, der älteste der vier, nicht an Jahren allein, auch als Mitglied des Parlaments und des Vereins, damals noch nicht der Baronet Sir Mathew, zu welchem die Dankbarkeit der Königin Victoria für die ihrem Vater geleisteten pecuniären Dienste ihn seitdem gemacht, sondern der achtbare Alderman, der zweimal Lord Mayor gewesen. Während des fortdauernden Jubels zupfte er den Halskragen und den Busenstreif gerade, und als er sich stark genug glaubte, die Lärmenden zu überschreien, richtete er sich hoch auf, stemmte beide Hände auf die Tafel und begann: „Herr Oberst, meine Herrn Offiziere, und meine theuren, werthgeschätzten Kameraden!" Der Versicherung seines tiefgefühlten Dankes für die schmeichelhaften Beweise fortdauernden Wohlwollens und seiner gänzlichen Unfähigkeit, seinem Gefühle Worte zu geben, folgte das wortreichste Bedauern, daß seine vielfachen Obliegenheiten ihm nur selten einen Genuß erlaubten, nach welchem sein Herz sich täglich sehne, den der Theilnahme an allen Versammlungen in der Halle. „Kann ich aber auch nur selten bei euch seyn," sagte er, „so bin ich doch stets mit euch, und ich führe nicht das müssige Leben eines Soldaten in Friedenszeit, sondern mein Leben ist ein steter Feldzug, ein beständiges Kämpfen für euch und unser Vaterland. Es ist wahr, die Schlachten, in denen ich gefochten, seit ich zum lezten Mal in eurem Kreise mich befand, sind blutlose Schlachten gewesen, doch deßhalb nicht minder wichtig, nicht minder entscheidend. Muß ich euch an die Kämpfe erinnern, in denen ich die Hand mit angelegt, den gemeinsamen Feind unseres Vaterlandes und des gesammten Menschengeschlechts niederzuringen? Oder muß ich euch den Namen dieses Feindes nennen?" — Wood ließ die Stimme fallen und schwieg. Das war die Aufforderung, seine Frage zu beantworten. „Nein, nein!" riefen die Einen, „die Tories sind es, die Tories!" — „So bellen die Whigs!" riefen Andere. — „Nieder mit den Tories!" „Nieder mit den Whigs!" brauste es durch die Halle, und dem Anscheine nach mußte diese in wenigen Minuten ein blutiges Schlachtfeld werden. Aber der Oberst gebrauchte den Hammer und die Lumberer schwiegen, jedoch wie schlecht exercirte Soldaten beim Feuern, wenn einige Gewehre nachknattern.

Vorstehendes ist zwar nicht der hundertste Theil von der geharnischten Rede des gewappneten Aldermann, und die skizzirte Zwischenspielscene nur eine von den vielen, die gefährlich aussahen und gefahrlos waren, mit Geschrei anfingen und mit Ruhe endigten; doch dürften das Bruchstück und die Skizze dem Zweck der Mittheilung genügen. In gleichem politischen Sinne sprachen die andern drei Abgeordneten. Je nachdem ihre Reden kürzer oder länger, bald mehr, bald weniger mit Kernphrasen durchspikt waren, tobten auch die Zuhörer bald mehr, bald weniger, verkürzten oder verlängerten sich die Zwischenspiele. Crawfords Fahne trug die Aufschrift: Dreijährige Parlamente, Pattisons Corps forderte Ausdehnung des Wahlrechts, und Grotes Adler hatte eine Wahlkugel im Schnabel. Seitenblicke blieben bei keinem aus. Im Ganzen manövrirte jeder Einzelne gewandt und glücklich; aber weder an militärischer Haltung noch im Gebrauche militärischer Ausdrücke waren sie einander gleich. Wood bewies sich in beidem Meister. Crawford fiel gewaltig gegen ihn ab. „Herr Oberst, meine Herrn Offiziere und meine theuren, werthgeschätzten Kameraden!" — diese martialische Anrede erschöpfte seinen kriegerischen Sprachschatz. Dabei war er an Haltung und Geberde der unsoldatischste Mensch, der je existirt hat. Pattison machte seine Sache besser; es war dem Exgouverneur der Bank von England allerdings anzusehen, daß er sich als Kriegsmann nicht ganz behaglich fühlte, und es ihm Anstrengung kostete, seine Zahlen militärisch aufmarschiren zu lassen; allein es gelang ihm doch, seine Unbehaglichkeit zu bemeistern und bisweilen eine glückliche Metapher zu erwischen. So sagte er unter Anderm: „Die jetzigen Wahlcompagnien müssen zu Wahlregimentern, die Wahlberechtigten dürfen nicht nach dem Willen der Tories decimirt, nein — und ehe das nicht geschehen, stecke ich das Schwert nicht in die Scheide — sie müssen multiplizirt werden." Auch electrisirte dies seine Partie zu einem Enthusiasmus, vor welchem selbst die Stimme des homerischen Mars verstummt seyn würde. Woods militärischem Geschicke am nächsten kam Grote. Vom ersten bis zum letzten Momente seiner Rede hielt er sich kerzengerade, und wenn vielleicht sein Körper etwas zu steif war, so vergütete er das durch die Beweglichkeit seines Kopfes. Die militärische Phraseologie war ihm außerordentlich geläufig, wobei freilich nicht zu vergessen ist, daß das Thema von Wahlkugeln eine Menge kriegerischer Anspielungen an die Hand gab. Den meisten Beifall gewannen ihm die Worte: „Und so glaubt mir, Freunde und Kriegsgefährten, die Wahlkugeln, die bereits gegossen im Arsenal liegen, werden, von unserm groben Geschütz in die Reihen der Feinde geschleudert, ihnen Tod und Verderben bringen, die Fliehenden in Verzweiflung jagen, die Bleibenden pulverisiren!" Nach gehaltenen Reden stiegen die vier Parlamentsglieder von der Plattform in den Saal, mischten sich unter die Kameraden und schüttelten Freund und Feind die Hände. Fand ja in ihrem Wohlwollen gegen Alle eine Abstufung statt, so konnte es seyn, daß ihre aufmerksamere Beachtung denjenigen galt, in welchen sie stimmberechtigte Mitbürger erkannten.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Sittengeschichte.

Regen- und Sonnenschirme.

Es ist wirklich seltsam, daß ein tragbares, leicht handthierbares Schutzmittel gegen Regen und Sonne erst so spät aufgekommen ist. Fast in allen Schriften über die Geschichte der Erfindungen steht übereinstimmend, daß die Regenschirme im Abendland nicht viel über hundert Jahre alt seyen. Von frühern Zeiten nicht zu reden, so hatten die Portugiesen vom 16ten Jahrhundert an die Sonnen- und Regenschirme der Orientalen vor Augen. Ihre Reisebeschreiber sprechen auch von diesen Schirmen als von etwas ganz Besonderem: daß sie geöffnet und wieder zugemacht werden können, von Seide seyen u. dgl. Und wie lange dauerte es noch, bis diese scheinbar so leichte Erfindung nicht etwa gemacht, sondern auch nur nachgeahmt wurde! — In Nürnberg, dieser witzigen, erfindungsreichen Stadt, nahm man bei einfallendem Regen einer Getrauten noch um's Jahr 1725 den Kopfschmuck in der Kirche ab.* Ja Cramer in seinem italienisch-deutschen Wörterbuch (Nürnberg 1724) hat das Wort Regenschirm noch nicht, wohl aber Regentuch, das er parapioggia übersezt. — Das Schutzmittel gegen den Regen, das die Frauen trugen, hieß zu Anfang des 17ten Jahrhunderts Gugel, ohne Zweifel von Cucullus. Noch jezt heißt der Regenschirm in den meisten Strichen Süddeutschlands und in Deutsch-Lothringen „Regendach" oder auch bloß „Dach." In Wien, wo jezt der Ausdruck „Parapluie" eingebürgert ist, hieß er früher Ombrel, vom Römischen Ombrelia, das nichts ist als das Lateinische Umbraculum und Umbella.

In der Hofordnung Königs Jakob II. von Majorka aus dem 14ten Jahrhundert werden Regenhüte aufgeführt (s. acta Sanctor.). Sie waren sehr hoch, spitz und hatten keinen besonders breiten Rand. Die Schildknappen mußten sie dem König nachtragen. Diese Hüte hatten wohl Aehnlichkeit mit dem Reisehut, dem Petasus, der Römer. — Ratherius, Bischof von Verona, im zehnten Jahrhundert, bemerkt es als etwas Besonderes, daß die Sachsen Sonnenschirme, oder vielmehr Sonnenhüte getragen, und zwar aus Stroh geflochten. — Als Kaiser Otto sein Heer gegen Hugo von Frankreich führte, hatte jeder Soldat einen Strohhut auf (pileus foeninus). Aber Wittekind, der dieses erzählt, bemerkt, es sey geschehen zur Verhöhnung Hugo's, als sollten Weiber ihn besiegen.

Der älteste Regenschirm, dem man in der Geschichte begegnet, ist allerdings sehr alt; aber man weiß nicht, was man daraus machen soll. — Alcuin, Abt von Tours, schickte i. J. 800 dem Bischof Arno von Salzburg einen solchen Schirm zum Geschenk. „Misi Caritati tuae tentorium, quod

---

* Keyßlers Reisen, 94ster Brief.

venerandum caput tuum defendat ab imbribus.“ * — Tragbar an einem Stock war der Schirm wohl gewiß, aber sonst ist über Form und Mechanismus nichts bemerkt. Jedenfalls muß es etwas Besonderes und Seltenes gewesen seyn, sonst hätte der Geber das Kunstwerk gewiß nicht einen Weg von mehr als 150 Meilen machen lassen.

An den Entwicklungen des Schirms seit hundert Jahren läßt sich übrigens recht verfolgen, wie der menschliche Geist auch das scheinbar Einfachste und fast sich von selbst Verstehende nur allmählich findet, und wie er Generationen hindurch an einem Werkzeuge bildet, das gegen andere menschliche Schöpfungen eine Kleinigkeit ist.

* Alcuini opera, Ratisbon. T. I. vol. 1. pag. 258.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Die legitimistische Presse.

Nun bemächtigt sich die Politik der allgemeinen Aufmerksamkeit, und die Versammlung der gesetzgebenden Kammern bringt wichtigere Dinge auf's Tapet, als Theaterstücke und Anekdoten. Deßhalb gibt sich auch die legitimistische Partei, die mit jedem Jahr ihre Hoffnungen mehr sinken lassen muß, viele Mühe, um wieder etwas emporzukommen. Sie ist aber so wenig in sich selbst einig, als jede andere große Partei. Die Gazette de France liegt im Streite mit der Europe monarchique, und zuweilen auch mit der Quotidienne und der France, obschon sie alle vier sehnsuchts- und ehrfurchtsvoll nach dem kleinen Görzer Hofe blicken. Die Europe monarchique, welche erst neuerdings aus einer ältern und veralteten Europe hervorgegangen ist, gibt sich das Ansehen, als ob sie dem Zeitgeiste etwas nachgebe. Sie wirft den alten Royalisten vor, daß sie in ihrem Winkel schmollen und sich absondern; handeln solle man in der jetzigen Zeit, sich nach den Umständen fügen, mit in's Triebrad der Staatsverwaltung eingreifen, und auf diese Art seinen Zweck zu erreichen suchen. Deßhalb wolle auch Berryer, der Deputirte, der Europe monarchiqua einen neuen, frischen Geist einhauchen. So etwas ist den altmonarchischen Männern ein Greuel, und deßhalb ziehen sie stark gegen die Anmaßungen der Europe monarchique los. Selbst Berryer leugnet, daß er sich anheischig gemacht habe, das besagte Tageblatt zu leiten, obwohl man ihn darum angesprochen. Zur Herausgabe eines Tageblattes, wenn es mit den geachteten Journalen in gleicher Linie stehen soll, gehört ein bedeutendes Kapital, um gute Redaktoren zu bekommen und in der ersten Zeit der Abonnenten entbehren zu können. Eine halbe Million ist nicht zu viel, um ein oder zwei Jahre fort zu rudern. Diese Summe müssen also die Legitimisten aufopfern, wenn sie ein neues Organ ihrer Meinungen, Gesinnungen und Wünsche haben wollen. Berryer, der beredte legitimistische Deputirte, ist ein Mann, der das Geld liebt und viel Geld braucht. Sicher wird er nicht eher eintreten, als bis er gewiß ist, daß die zur Journalunternehmung bestimmten Gelder so bald nicht ausgehen werden. Nun haben aber die Leute seiner Partei schon so viele Opfer gebracht und doch so wenig damit gefördert, daß man wohl begreifen kann, warum die Europe monarchique so langsam voranschreitet, und warum Berryer das Steuerruder nicht in seine Hände nimmt, wiewohl es im Blatte wohl zehnmal angekündigt worden ist. In diesem Blatte hat eine vorgebliche Marquisin de Vagneux aristokratische „Causeries“ begonnen, wie die „Presse“ schon lange dergleichen Feuilletons eines vorgeblichen Vicomte de Launay, unter welchem Namen sich bekanntlich Madame Sophie Gay, Schwiegermutter des berüchtigten Herausgebers des Blattes, Girardin, verbirgt, in ministeriellem Sinne zum Besten gibt. Von beiden Causeries soll hier ein Pröbchen folgen. Es lebt noch eine alte Malerin, Namens Madame Lebrun, welche ehemals wegen ihrer schönen Porträts berühmt und gesucht war, und die neulich in ganz sanften Memoiren, worin sie auch keiner Seele etwas Unangenehmes nachsagt, die Erinnerungen ihrer blühenden Zeit der Nachwelt erzählt hat. Diese Dame nun hatte einstens das Porträt der Königin Marie Antoinette gemalt; während der Schreckenszeit der französischen Revolution war dieses Bildniß versteckt worden, und zwar so gut, daß man es erst vor Kurzem wiedergefunden hat. Natürlich gehörte dieses Gemälde in die Versailler historische Galerie, zu den andern Bildnissen der königlichen Familie und insbesondere der Königin Marie Antoinette. Ludwig Philipp, welcher gerne die Honneurs dieser seiner Anstalt macht, wollte die alte Malerin mit ihrem Gemälde überraschen, und er veranstaltete es so, daß eine Freundin der Madame Lebrun die alte Frau in einem Wagen abholen und nach Versailles bringen mußte, wo dann der König bereit war, die Künstlerin zu empfangen, sie herumzuführen und ihr das Gemälde wieder zu zeigen. Sophie Gay erzählt nun, Madame Lebrun könne gar nicht ausstehen, wenn man im Wagen mit ihr spreche, und ein solches Gespräch ängstige sie zum Uebelwerden. Da nun die Dame während der Fahrt nach Versailles der bejahrten Künstlerin allerlei verbindliche Sachen über ihr Talent, so wie viel Schönes von den neuen Herrlichkeiten von Versailles vorgeredet, so sey Madame Lebrun in einem so übeln Zustande vor dem Schlosse angekommen, daß es ihr unmöglich gewesen sey, die Treppe hinaufzugehen, und sie daher gebeten habe, man möchte sie zurückführen. Zu diesem von Madame Sophie Gay erzählten Geschichtchen haben nun die legitimistischen Blätter einen wichtigen Varianten gegeben. Sie behaupten nämlich, Madame Lebrun sey eine echte Royalistin von altem Schrot und Korn, und nicht ein vorgebliches Uebelwerden auf der Fahrt, sondern die bei der Ankunft gewonnene Ueberzeugung, daß man sie, die Malerin Marie Antoinette's, dem neuen Hofe vorstellen und mit demselben in Verbindung bringen wolle, habe sie bewogen, sogleich wieder umzukehren, unter dem Vorgeben einer plötzlich entstandenen Uebelkeit. Welches ist nun die richtige Lesart? Ich weiß es nicht; das Girardinische Blatt ist zuweilen verdächtig, aber die legitimistischen Blätter sind es nicht weniger. — Die Causeries des legitimistischen Blattes l'Europe monarchique haben einen gewaltig vornehmen Ton; da wird noch mit der leichtfertigen Geringschätzung eines Marquis des ancien régime von dem Bürgervolke und dessen Anmaßungen gesprochen, und dagegen Alles, was von einem Grafen, Marquis oder Princes (versteht sich Princes der vorrevolutionären Zeit) herrührt, bis in den Himmel erhoben. In einer Gesellschaft habe neulich eine ganz junge Dame sich vermessen, sitzen zu bleiben, indeß eine bejahrte Gräfin, welche ihr die Ehre anthat, sich mit ihr zu unterhalten, stand, bis endlich die Gräfin mit einem „unaussprechlich wohlwollenden Lächeln“ gesagt habe: „Da Sie einmal gar nicht zu mir sich erheben wollen, so muß ich mich wohl zu Ihnen herablassen.“

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 14.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 16. Januar 1839.

— They've pretty faces, those Venitians,
Black eyes, arch'd bows and sweet expressions still,
Such as of old were copied from the Grecians,
In ancient arts by moderns mimick'd ill.

Byron.

Constance Contarini.

Eine venetianische Novelle, nach einer Sage, von Georg Reinbeck.

Arnheim, ein junger Deutscher, eine hohe, schlanke und doch kräftige Gestalt, das Haupt reich von blonden Locken umwogt, eine freie, edle Stirn, dunkelblaue Augen voll Seele, aus denen ein feuriges, offenes Gemüth strahlte, eine freie, edle Haltung, von einem sehr sorgfältigen, geschmackvollen Anzuge unterstützt, war in Venedig eine anmuthige Erscheinung, die manchen schönen *Blick* auf sich zog. Er aber schien dies nicht zu bemerken, *sondern* lebte nur dem großartigen Eindrucke der *Inselkönigin*, die, einst die Gebieterin der Meere, noch stolz ihr Haupt daraus zu erheben gewohnt war. — Er beschäftigte sich vorzüglich mit der Architektur und schwelgte in den Werken eines Palladio, eines Sansovino, daher man ihn für einen Architekten hielt, wozu seine gründlichen Studien in dieser edlen Kunst berechtigten. — Doch war er seinen äußern Verhältnissen nach ein Räthsel. Daß er nicht zu der bis zur letzten Zeit der Republik immer in Venedig sehr zahlreichen Classe von Glücksrittern, Spielern, Projeltmachern und ähnlichem Gelichter zu rechnen sey, ließ sich bald erkennen, und von einer Verbindung mit irgend einer Regierung, deren geheimer Agent er seyn könnte, war keine Spur. Er hatte Italien durchreist, kam eben von den griechischen Inseln, hatte unfern des Markusplatzes ein geschmackvolles Casino gemiethet, das er mit einem ältlichen Manne, der mehr sein Freund als sein Diener schien, bewohnte; eine zweirudrige Gondel mit einem Barcarol, dem berühmtesten im Gesange, war stets zu seinem Befehle, und er theilte diese und einen ausgesucht bedienten Tisch nicht selten mit einigen Künstlern, deren Bekanntschaft er zufällig oder in dem Café des Markusplatzes, das er zu besuchen pflegte, gemacht hatte. Sein liebster Gesellschafter war aber ein Abbate, ein liebenswürdiger, wohlconservirter Vierziger; gleich ihm ein Liebhaber der Architektur, wie überhaupt der schönen Künste, der für einen Kenner gelten konnte, und dabei auch ein Kenner der Welt war, in welcher er sich sehr frei bewegte; freilich nach einer Lebensansicht, die gerade nicht mit der des Deutschen übereinstimmte, was nur ihre Unterhaltungen um so pikanter machte. Auch er war eine Bekanntschaft vom Café her, und fand Behagen an dem jungen, schönen, geistreichen Deutschen, der ihn als eine ihm neue Erscheinung interessiren mochte und den er, wie es schien, gern zu seiner Lebensansicht bekehrt hätte.

Eines Abends landete Arnheims Gondel unfern des Pallastes Contarini, als er von einer einsamen Spazierfahrt zurückkehrte. Er hatte eben seinen Gondolier

abgefertigt, da näherte sich demselben Landungsplatze eine Gondel mit zwei in ihre Zendalen gehüllten Frauen und einem reichgekleideten Mohren. Der Anstoß der Gondel war heftig, indem der Haken der Stange, welche den Stoß mildern sollte, abglitt, und eine der Frauen, die bereits im Begriff war, auf die Stufen des Kanals zu hüpfen, verlor das Gleichgewicht. Instinktmäßig eilte Arnheim herbei und war so glücklich, sie aufzufangen, als die Gondel unter ihren Füßen wich, und sie auf die Stufe zu stellen; allein sie zitterte vor Schreck, und er hielt sie einige Augenblicke in seinen Armen und fühlte die heftigen Schläge ihres Herzens an seiner Brust, bis sie sich im Stande fühlte, allein zu stehen. Der Zendal öffnete sich und enthüllte ihm das reizendste Antlitz, und ein Rosenmund, aus dem eine blendende Perlenreihe hervorlächelte und den alle Liebesgötter umflatterten, lispelte ihm, während die großgeschnittenen feurigen Augen unter den feingewölbten Braunen, von langen, schwarzen Wimpern beschattet, ihn seelenvoll anblickten, mit der lieblichsten Stimme, die jemals sein Ohr berührt hatte, in den weichsten italienischen Tönen für den Ritterdienst Dank zu. — Er starrte wie verblendet auf die reizenden Züge und hatte noch nicht das Wort gefunden, etwas zu erwidern, als die Gondel anlegte, die andere Dame, die bei dem Unfalle ihrer Gefährtin laut aufgeschrien hatte, zu seiner Geretteten eilte, sie zu unterstützen, und den Zendal öffnend, ihm nicht geringere Schönheit zeigte, mit Augen voll Glut, und eben so süßtönenden Dank ihm zulispelte; und beide Frauen schwebten auf den zierlichsten Füßen, die je ein weibliches Wesen getragen haben — die Venetianerinnen besonders sind dafür berühmt — von dem Mohren gefolgt, in den Pallast: beide an Gestalt so gleich, daß er seine Gerettete nicht zu unterscheiden vermochte.

Arnheim wußte nicht, wie ihm geschehen. Die Götterbilder eines Praxiteles dünkten ihm in vollem Leben erschienen. Seine Blicke folgten den Hinschwebenden und erhoben sich dann unwillkührlich zum Pallaste. Die beiden Frauen traten auf den Söller, vom goldnen Abendstrahle magisch beleuchtet, und neigten sich gegen ihn, auf die anmuthigste Weise mit dem Schnupftuche winkend. Er erwiderte ihren Gruß ehrerbietig und sie verließen den Söller. Wie angezaubert stand er da.

So fand ihn der Abbate, der zufällig am Kanal vorüberging, und weckte ihn aus seiner Erstarrung durch die Frage, was ihn denn an den Pallast so fessle. „Eine herrliche Architektur!“ erwiderte Arnheim, der die Sarkasmen des Abbate fürchtete, wenn er ihm den Grund seiner Ekstase verriethe, „großartig, von den edelsten Formen.“ — „Er ist noch bewundernswürdiger in seinem Innern,“ versetzte der Abbate, „und dieses zu sehen, dazu kann ich Ihnen leicht verhelfen, wenn Sie es wünschen.“ — Arnheims Blut glühte. „Sie sind mit allem Schönen bekannt, Abbate,“ sagte er, „und wahrlich, Sie sind ein glücklicher Mensch, daß es Ihnen so leicht wird, sich ihm zu nahen.“ — „Ein Vortheil der Tonsur,“ versetzte jener, „der nicht leicht eine Thüre sich verschließt. Sie werden wirklich viel Schönes nach Ihrem Sinne darin finden, Giacomo. Er gehört gerade in seinem Innern zu den gelungensten Werken des großen Baukünstlers und enthält noch überdies reiche Sammlungen neuer und alter Kunstwerke der Malerei und der Skulptur; und auch manche Merkwürdigkeiten, die dem Besitzer, Nobile Andreas Contarini, kostbarer dünken, als alle jene Kunstschätze,“ fügte er persiflirend hinzu: „eine türkische Admiralsflagge, welche ein Ahnherr des Nobile bei Candia erbeutet, und den Ring, mit welchem sich der erste Doge aus diesem Hause mit dem Meere vermählt hat und der — nicht zwar wie der Ring des Polykrates im Magen, doch — an den Flossen eines großen Seefisches sich fand und mit dem Fische dem Dogen gebracht wurde und seitdem wie ein Heiligthum in der Familie aufbewahrt wird, als ein Pfand, daß die Würde des Dogen dem Hause Contarini nicht fremd werde, und wirklich haben sieben Contarini den Herzogsmantel getragen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Lumber-Troop in London.

(Fortsetzung.)

Alles bisher Gesagte muß, meines Erachtens, die Conjectur unterstützen, welche ich früher hinsichtlich des Ursprungs des Lumber-Troops geäußert, daß der Verein aus dem Zusammentreffen einer Anzahl lustiger Leute in derselben Taverne zum Behuf ihres Abendvergnügens entstanden sey, denn nur dies und dies allein ist noch heute die Tendenz der Gesellschaft. Die Lumberer sitzen heiter beisammen, „trinken und singen, sind lustig und fechten nur selten,“ wie es in der oben erwähnten offiziellen Rede heißt. Ein solcher Verein bedarf wenige Gesetze, und der Lumber-Troop hat deren auch wenige. Außer den bereits erwähnten bestehen die zwei Satzungen, daß an den Versammlungsabenden in der Halle weder etwas gegessen, noch das Ale oder der Porter aus zinnernen Krugen getrunken werden darf. Es liegt auf der Hand, das beide Verbote die Absicht haben, zum Anstand der Versammlung beizutragen und das einfache Mittel, ihnen Geltung zu verschaffen, ist die dem Tavernenwirthe oder sogenannten Marketender ein und für allemal

gegebene Weisung, an den Gesellschaftsabenden Eßwaaren gar nicht und Getränke nicht anders als in gläsernen Geschirren zu verabreichen. Und das bezieht sich nicht bloß auf die Mitglieder des Vereins, sondern auf Alle, die an solchen Abenden die Doktor-Johnson-Taverne besuchen. Wer, wie es in England Viele gibt, sein Bier nur aus einem Zinnzeug trinken kann, mag sich an Grog, Punsch oder das jetzige Lieblingsgetränk der Engländer, brandy-and-water halten. Ich konnte nicht ermitteln, in wie weit das Verbot der Zinnkrüge seinen Zweck erreicht hat, die Respektabilität der Zusammenkünfte zu vermehren. So viel ist aber gewiß, daß seit Erlassung des Verbots die Zahl derer, die, mit dem Oberst zu reden, „zu viel aufgeschüttet" und deßhalb aus den Sitzungen des Vereins entfernt worden sind, um ein Fünftel gestiegen ist. Es wäre seltsam, dies dem Verbote beizumessen. Der Umstand erklärt sich wohl einfach daraus, daß in England in den Mittelclassen das Laster der Trunkenheit eben so zu, als in den höhern Classen abnimmt. Bei alle dem bleibt ein solches Aergerniß im Verein nie ungerügt. Die Strafe besteht in unverweilter Entfernung aus der Halle, dictirt vom Obersten als Richter, und executirt vom Marketender als Generalprofoß. Auf erfolgte Meldung an den Obersten, daß N.N. „sein Gewehr überladen, wird derselbe beordert, den Saal hinab auf einer Dielspalte zu marschiren. Thut er das ohne Wanken, so gilt die Anklage für widerlegt und der Ankläger erhält vom Obersten einen kameradschaftlichen Verweis. Wankt jener jedoch oder weigert er sich überhaupt, dem Befehle zu gehorsamen, so läßt der Oberst sofort den Profoß erscheinen und sagt zu ihm: „Mr. Beck, you see that gentleman safely conducted out of the Hall." In Uebereinstimmung mit dieser artigen Weisung handelt Herr Beck. Er nähert sich dem zu Geleitenden, bietet ihm freundlich den Arm und ambulirt meist unter vertraulichem Gespräche mit ihm zur Thüre hinaus. Dies ist, Dank der herrschenden Disciplin, der häufigste Fall; doch kommt es auch vor, daß Widersetzlichkeit von der einen Gewalt von der andern Seite nöthig macht.

Gleichzeitig mit dem gegen die Zinnkrüge geschleuderten Bannstrahle wurde eine andere organische Neuerung beschlossen. So weit die Annalen des Lumber-Troops reichen, findet sich bemerkt, daß an den geordneten Versammlungsabenden Niemand, ob Lumberer oder Fremder, anders als gegen Entrichtung von sieben Pence (21 kr. rhein.) in die Halle eingelassen, ihm aber dafür vom Tavernenwirthe so viel Porter, Ale und Tabak — letzterer troop-sand genannt — als er fordere und vertragen könne, unweigerlich verabfolgt werden solle. Allem Anschein nach vertrug sich diese Einrichtung mit dem Interesse des Wirthes, wie mit dem der Gäste. Allein dies mußte aufhören, als der Geschmack der Gäste anfing, sich andern Getränken zuzuwenden, und der Wirth das ungetrunkene Bier für den vielleicht getrunkenen Punsch nicht in Abrechnung bringen wollte. Es erhoben sich Beschwerden und Zänkereien, bis endlich zwischen dem Verein und dem Wirthe ein neuer Vertrag zu Stande kam, Kraft dessen jeder Eintretende zu Erlegung von zwei Pence und der Tavernenwirth bloß zu Anschaffung von Licht und Feuer gehalten seyn sollte. Diese Uebereinkunft gilt noch heutigen Tages und erstreckt sich auch auf Nicht-Lumberer. Die Gesellschaft könnte, wenn sie wollte, den Tavernenwirth bald vermögen, ihr seine Halle an jedem Mittwoch allein zu überlassen oder von Fremden ein Eintrittsgeld zu begehren, dessen Höhe ziemlich dasselbe bewirkte. Statt dessen unterwirft sie Fremde nicht einmal dem Zwange, von einem Mitgliede eingeführt zu werden, und fordert bloß, daß, wer einen Mittwoch Abend in ihrem Kreise zubringen will, dem Wirthe zwei kupferne Pence entrichte, seinen Namen, ohne Prüfung, ob den wahren oder einen falschen, in ein Buch schreibe und sich übrigens so anständig wie ein Mitglied benehme, aus keinem Zinnzeuge trinke, keine Eßwaare genieße und sich nicht berausche, oder entgegengesetzten Falls der disciplinarischen Behandlung eines Mitglieds gewärtige. Aller Unterschied zwischen Lumberern und Fremden verschwindet also, wenn keine eigentlichen Sitzungen gehalten werden. Mir wenigstens ist keine zweite Gesellschaft von gleich liberaler Gesinnung bekannt.

(Schluß folgt.)

Distichen

von Ph. H. Welcker.

Mutterkraft.

Recht so, Mutter am Bett deines todtkrank liegenden Kindes!
Hast drei Wochen durchwacht, auch noch die vierte durchwach.
Weib! nicht Gebot und Pflicht, doch der Lieb' urew'ger Naturtrieb
Lehrt und erleichtert dir so Wärter- und Ammengeschäft.

Unrecht.

Jäger, du pfändest den Knaben, der will sein ärmliches Zimmer
Füllen mit Sang, und fängt Vögel, so frei, wie die Luft?
Und du tödtest zum Schmaus viel' Hunderte pilgernder Lerchen
Auf ein Mal und erwürgst — Lieder zu Tausenden mit?

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Causeries. Berlioz.

Dies soll überaus witzig gewesen, aber wahrscheinlich von der sitzenden Dame nicht verstanden worden seyn; denn ces dames ne brillent ni par l'esprit ni par l'instruction, et cela se voit de suite. Nach der Meinung dieser Leute ist Witz und Bildung noch ein Vorrecht der Geburt. Weiter sind sie in diesem Jahrhundert mit ihren Begriffen noch nicht gekommen; und diese Leute maßen sich an, Frankreich lenken und regieren zu wollen! — Noch eine Anekdote aus den Causeries des aristokratischen Blattes. Eine jezt in Paris spielende, sehr schöne Schauspielerin hielt sich früher in der Provinz auf, und machte dort so viel Aufsehen, daß sich alle Offiziere der Garnison um ihre Gunst bewarben. Ein angesehener und reicher Beamte, welcher glaubte, mit seinem Ansehen und Gelde weiter zu kommen, als die andern Bewerber, schickte ihr folgendes Billet nebst einer Banknote von 1000 Fr.: „Madame, Sie sind sehr schön; Jedermann sagt es Ihnen. Wenn Sie auch nicht den Versicherungen Jedermanns Gehör geben, so werden Sie doch wohl vielleicht zu meinen Gunsten eine Ausnahme machen. Schenken Sie mir einige Stunden Ihrer Zeit, es wird Sie nicht gereuen." Die Schauspielerin ward über dieses leichtsinnige Schreiben so erboßt, daß sie schreiend zu ihrem Manne lief und ihn zur Rache aufforderte. Nachdem dieser sich von seiner Frau hatte wiederholen lassen, daß sie Rache und nichts als Rache wolle, sezte er sich hin und schrieb an die Frau des Beamten ein Billet, welches eine bloße Abschrift des erhaltenen war, und legte demselben die Banknote bei. Als die Frau des Beamten die Liebeserklärung mit der Banknote sah, wurde sie wüthend und verlangte von ihrem Manne, er solle ihr Genugthuung für diesen Schimpf verschaffen. Der arme Mann ward verlegen und mußte sein Vergehen bekennen. — Natürlich ist der Verfasser der Causeries höchst unzufrieden mit dem Dichter Victor Hugo wegen seines berüchtigten Ruy-Blas, und noch mehr hat sich sein Gemüth empört, seitdem er von seiner Loge eine Dame, „une espèce de femme atroce et vile," also bloß eine Art Dame, hat ausrufen hören: „Mein Gott! wie geht es zu, daß die Königin diesen Bedienten liebt? er ist ja so häßlich!" — Lassen wir nun die legitimistischen Blätter in Ruhe, und gehen wir zu andern Tagesbegebenheiten über. Wer hat nicht von der Großmuth Paganini's reden hören, welcher dem verzweifelnden Berlioz wie ein Hülfsengel erschienen ist und 20.000 Fr. bei ihm zurückgelassen hat? Seit dem Processe wegen des weiland Casino der Chaussée d'Antin, bei welcher Unternehmung er 60,000 Fr. verloren, hatte man von Paganini nicht mehr reden hören. Er spielte schon lange nicht mehr öffentlich. Sein ganzes Leben blieb so räthselhaft als zuvor, und ihm selbst schien wenig daran gelegen, das Publikum hierüber aufzuklären. Er hatte sich einmal geweigert, zum Besten der Armen ein Concert zu geben, wozu man ihn öffentlich aufgefordert, und seitdem war er nie wieder aufgetreten. Dieser sonderbare Mann nun wohnte dem lezten Concerte des excentrischen Berlioz bei, dessen Compositionen, wie ich in einem frühern Berichte gemeldet, beim großen Publikum wenig Anklang finden. Seine große Oper Benvenuto Cellini hatte keinen Beifall gefunden, und mit seinen ganz sonderbaren Concerto's wollte es nicht besser gehen. Nun ist für einen Künstler, welcher alle seine Hoffnung auf den Erfolg seiner ernsten Geistesprodukte gebaut hat, nichts niederschlagender, als sie mit Gleichgültigkeit aufgenommen zu sehen, indeß leichtfertige Produkte mit Ruhm und Gold belohnt werden. Berlioz verfiel daher in Verzweiflung; er hatte eine Familie zu ernähren, und (was das Publikum wohl nicht wußte) er besaß nichts als sein musikalisches Talent. Vermuthlich hatte Paganini Kunde davon bekommen, und da Berlioz's Genialität wohl mit der seinigen einige Verwandtschaft hat, so mochte er tiefes Mitleiden mit dem Tonkünstler empfunden und den Beschluß gefaßt haben, ihm zu Hülfe zu kommen. Er wohnte also dem Concerte bei, lobte nach demselben den Künstler enthusiastisch, und am folgenden Tage sandte er ihm das durch alle Zeitungen bekannte Billet mit der Anweisung von 20.000 Fr. Jules Janin hat hierüber ein hübsches Feuilleton im Journal des Débats geschrieben, worin Berlioz als eines der größten Genies unserer Zeit geschildert wird. Es scheint, erst durch Paganini's wohlthätige Handlung ist die Regierung auf Berlioz's schlimme Lage aufmerksam geworden; denn gleich darauf wurde er zum Bibliothécaire-adjoint am Musikconservatorium ernannt, was so viel heißt, als, er solle einen Gehalt bekommen, ohne etwas dafür zu thun zu haben. Denn die Stelle, die man eigends für ihn anordnet, ist völlig unnütz, da ein einziger, längst vorhandener Bibliothekar ganz bequem alle nöthigen Geschäfte verrichten kann. Nun hat Berlioz doch etwas Festes, und kann auf ein beständiges kleines Einkommen rechnen, das besser ist, als alle Vorspiegelungen, die ihm seine Phantasie machte, wenn er Opern oder Concerto's sezte. Die Geschichte dieses Mannes gleicht der manches andern Künstlers, welcher sich von der Kunst mehr versprochen hatte, als sie ihm zu geben vermochte. Berlioz ist der Sohn eines angesehenen und nicht unvermögenden Arztes zu Grenoble. Schon in früher Jugend zeigte er einen unbändigen Hang zur Musik. Der Vater, ein echt prosaischer Familienvater, sah dieses als eine Ausschweifung an, und wollte den Sohn zum Studium der Medizin anhalten. Alle seine Mühe war aber vergebens. Der Sohn trieb nichts als Musik vom Morgen bis zum Abend, und auch wohl die Nacht hindurch. Dadurch wurde der Arzt aufgebracht, und er erklärte seinem Sohne, wenn er seinem unsinnigen Hange folgen und auf den väterlichen Rath und Willen nicht achten wolle, so dürfe er auch nicht länger auf die väterliche Unterstützung rechnen. Dies war dem Jüngling ziemlich gleichgültig; die Kunst, meinte er, werde ihm schon hinlänglichen Lebensunterhalt verschaffen. Er verließ das väterliche Haus und begab sich mit einer kleinen Summe nach Paris, mußte hier kümmerlich leben, tröstete sich aber mit dem Gedanken, daß er doch die Musik, seine einzige Leidenschaft, ohne Unterbrechung treiben könne. Er bekam Unterricht am Musikconservatorium, machte schnelle Fortschritte und erhielt den ersten Preis. Dies gab dem Vater die Ueberzeugung, daß Musik doch wohl der Beruf seines Sohnes seyn möchte, und von nun an ließ er dem jungen Tonkünstler wieder eine jährliche Unterstützung zukommen, bis dieser im Stande seyn würde, durch sein musikalisches Talent sich eine selbstständige Lage zu verschaffen. Aber diese Zeit ist bisher nicht gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 1.

Mittwoch, 16. Januar 1839.

[21]

Vorläufige Anzeige

der neuen Auflage von

Mozin's

großem

Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache

in Lieferungen.

Wir zeigen hiemit an, daß der Druck einer dritten vermehrten und verbesserten Auflage begonnen hat von dem

Neuen vollständigen Wörterbuch

der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Quellen über Sprache, Künste und Wissenschaften, enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigern, eine Auswahl erläuternder Beispiele, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maaße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen 2c. von **Abbé Mozin.**

Mit Beiträgen von **Guizot, Biber** und **Hölder.**

Auf's Neue durchgesehen und vermehrt durch **Peschier.**

4 Bände. Lexikonformat in Lieferungen.

Diesem Wörterbuch, dessen Werth in Deutschland und Frankreich längst anerkannt ist, dürfte wohl keines an Reichhaltigkeit, sachgemäßer Einrichtung und Wohlfeilheit an die Seite gestellt werden können, wir unterlassen daher jede Anpreisung und bemerken nur, daß wir über die Zeit der Erscheinung, Preis, Schrift, Format und Eintheilung in Lieferungen in diesen Blättern eine besondere Anzeige machen werden.

Stuttgart und Tübingen, Januar 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[20]

Neue Musikalien,

welche bei **B. Schott's** Söhnen in Mainz erschienen sind.

Adam, Melange f. Pfte. a. d. Treuen Schäfer. 1 fl. 12 kr.
— Einzelne Gesänge a. d. Oper m. Pfte.-Begl. franz. und deutsch. Nr. 1—16. à 18 kr. bis 1 fl. 39 kr.
Antrade, Deux enfants à genoux. Romc. franz. und deutsch mit Pfte.- od. Guit.-Begl. Nr. 448. 18 kr.
— La petite gleneuse. Ebenso. Nr. 451. 18 kr.
Auber, Die Botschafterin f. Pfte. zu 4 Händen arrg. 4 fl. 48 kr.
— Gesänge a. d. Oper mit Guit.-Begl. 6 No. à 9 bis 27 kr.
— Der schwarze Domino f. Pfte. allein arrg. 4 fl 12 kr.
— Fav.-Stücke a. d. Oper f. 1 Flöte arrg. 21 kr.
— " " " " f. 1 Flöte mit Guit.-Begl. arrg. 48 kr.
Bellini, Melange f. Pfte. a. Norma arrg. v. Gregoir. 1 fl. 12 kr.
Benedict, 10 Fav.-Stücke a. d. Warnung der Zigeunerin f. Pfte. arrg. 1 fl.
— Rondo f. Pfte. üb. e. Th. a. d. Oper Nr. 3. 1 fl.
Bérat, Le montagnarde au départ, franz. und deutsch mit Pfte.- od. Guit.-Begl. Nr. 446. 18 kr.
Bériot, 12 ital. Themas f. Violine mit Pfte.-Begl. arrg. 3 Hefte, jedes 1 fl. 12 kr.
Bertini, Fantas. f. Pfte. 4 händig üb. Th. aus dem schwarzen Domino. Op. 120. 2 fl. 24 kr.
— 2tes Solo f. Pfte. Op. 121. 1 fl. 48 kr.
Beyer, Walzer f. Pfte. üb. Th. a. d. Oper d. Treue Schäfer. 48 kr.
Boieldieu, Sohn, La jeune malade, franz. u. deutsch mit Pfte. od. Guit. Nr. 445. 18 kr.
— Ouvert. f. Pfte. a. d. Oper Mergarethe. 48 kr.
Burgmüller, 3 brill. Diverts. f. Pfte. üb. Th. a. d. Pariser Peruquier. Op. 45. Nr. 1, 2, 3, jedes 1 fl.
Carcassi, vollständige Guitarre-Schule. 3ter Theil. 2 fl. 24 kr.
Czerny, 110 leichte fortschreitende Uebungen f. Pfte.

als Zugabe zu jeder Pfte.-Schule. Op. 453. 6 Hefte, jedes 1 fl. 12 kr.
Czerny, 3 carect. Rondos f. Pfte. üb. Th. aus dem schwarzen Domino. Op. 506. Nr. 1, 2, 3, jedes 54 kr.
— Romant. Fantas. f. Pfte. 4händig üb. Th. e. ders. Oper. Op. 507. 2 fl. 15 kr.
— Caprice f. Pfte. üb. e. Th. a. d. Oper. Op. 509. 1 fl. 12 kr.
— Melange f. Pfte. 4händig e. d. Oper. Op. 511. 1 fl. 48 kr.
— Fantasie f. Pfte. 4händig e. d. Oper. Op. 517. 2 fl. 15 kr.
Ganz, 6 leichte Piecen f. Violoncello mit Pfte.-Begl. 2 fl. 30 kr.
— Dieselben für Fagot mit Pfte. Begl. arrg. von Almenräder. 1 fl. 30 kr.
Gregoir, Les illusions f. Pfte. Nr. 1. 27 kr.
Herz, H., Nouvelles récréations f. Pfte. 2 u. 4händig. Op. 101. 18 Lieferungen à 48 kr. bis 1 fl. 12 kr.
— Rondo brlt. f. Pfte. üb. e. Thema aus Stradella. Op. 103. 1 fl. 21 kr.
Lapierre, L'echo du Berger, franz. u. deutsch mit Pfte.- od. Guit.- u. Flöte-Begl. Op. 419. 27 kr.
Küffner, Pilgrims Lied von Gossmann mit Pfte. oder Guit. Op. 452. 18 kr.
Labarre & Bériot, Fant. f. Pfte. u. Violin üb. d. Fahnen Chor a. d. Belagerung von Corinth. Op. 6. 1 fl. 21 kr.
Lagoanère, Les petits Savoyardes. 2stimmig, franz. u. deutsch mit Pfte. oder Guit. Nr. 430. 27 kr.
Lemoine, Divert. f. Pfte. 4händig. Op. 30. 1 fl. 12 kr.
— Bagatellen f. Pfte. üb. Theme aus dem schwarzen Domino. 45 kr.
Lenz, Schweizerlied f. 2 Singst. mit Pfte. od. Guit. Nr. 438. 18 kr.
— Wie lieb du mir bist f. 2 Singst. mit Pfte. oder Guit. Nr. 440. 18 kr.
Mazas, 3 brlt. Duos f. 2 Violinen. Op. 66. 3 fl.
Messer, 6 Gesänge f. d. Männerchor mit oder ohne Pfte.-Begl. 1 fl. 48 kr.
Musard, Contretänze f. Pfte. aus dem schwarzen Domino. 36 kr.
Panny, Abendscene mit Pfte. od. Guit. Nr. 414. 18 kr.
Pescatore, Coelestinen-Galop f. Pfte. Nr. 483. 8 kr.
Puget, Le Forgeron, franz. u. deutsch mit Pfte. od. Guit. Nr. 435. 18 kr.
Rummel, Fantas. f. Pfte. üb. e. Th. a. d. Warnung der Zigeunerin. Op. 4. 45 kr.
Servais, Fantas. f. Violoncello mit Pfte.-Begl. 1 fl. 48 kr.
Späth, Le révetu bonheur, franz. und deutsch mit Pfte. oder Guit. Nr. 441. 18 kr.
— L'embarras. Ebenso. Nr. 447. 18 kr.
Spamer, 6 grosse Märsche f. Militärmusik. Op. 17. 7 fl. 12 kr.
Thalberg, Divert. üb. Les soirées de Rossini f. Pfte. 4händig arrg. 1 fl. 48 kr.
Thomas, Ouvert. f. Pfte. a. d. Pariser Perruquier. 42 kr.

Schilling, Dr. Gust., Versuch einer Philosophie des Schönen in der Musik oder Aesthetik der Tonkunst. 2 Bände. 7 fl. 12 kr.

In Stuttgart sind obige Musikalien bei G. A. Zumsteeg zu haben.

[6] **Die Freunde**

der englischen Literatur

erlaubt sich der Unterzeichnete auf das so eben von ihm ausgegebene „Verzeichniss der für 1839 in England erscheinenden Journale etc.“ aufmerksam zu machen, welches durch alle Buchhandlungen Deutschlands gratis zu erhalten ist; — die gestellten Preise sind die in England geltenden und würden Sortimentsbuchhandlungen eine billige Provision zu berechnen haben.

Leipzig, Dec. 1838.

J. A. G. Weigel, Buchhändler.

[5] Vom

Théâtre français moderne, publié p. J. Louis

ist so eben die 5e Serie 1e Livraison, enthaltend: les deux gendres, comédie en cinq actes et en vers p. M. Etienne, erschienen und zu erhalten. Subscriptionspreis für 12 Livr. 2 Rthlr. preuss. Crt. Einzeln 6 gGr. Leser und Institute der französischen Sprache werden hier ein sehr zweckmässiges Unterrichtsbuch finden.

Leipzig, Dec. 1838.

Carl Drobisch.

[19] In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Polytechnisches Journal,

herausgegeben

von den

DD. Dingler und Schultes.

Erstes Decemberheft.

Inhalt. Evans über die rotirende Dampfmaschine des Hrn. E. B. Rowley, Esq. Mit Abbild. — Ueber die Heizung der Dampfkessel oder Dampfgeneratoren mit Anthracit. Von Hrn. Hector Petit-Lafitte. — Ueber den Kraftverbrauch und Nutzeffect der Locomotiven. — Baker, über die zum Messen der Geschwindigkeit der Schiffe und der Tiefe der See bestimmten Patent-Apparate der HH. Massey und Windham. Mit Abbild. — Colliers Verbesserungen an den Maschinen zum Heben von Flüssigkeiten und andern Körpern. Mit Abbild. — Buckinghams Verbesserungen an den Vorrichtungen zum Ventiliren von Bergwerken, Schiffen rc. Mit Abbild. — Ueber die Sharp-Roberts'sche Mahlmühle mit excentrischen Steinen, und die Steine aus Bergerac. Mit Abbild. — Bynnei, Verbesserungen an den Lampen. Mit Abbild. — Tenesons Verbesserungen an den Apparaten zum Fassen und Comprimiren des tragbaren Gases und an den Mechanismen zur Regulirung der Gasausströmung aus tragbaren Gasgefäßen sowohl, als aus fixirten, mit einem gewöhnlichen Gasometer communicirenden, Röhren. Mit Abbild. — Losbs verbesserte Methode zur Verdichtung der bei der Zersetzung des Kochsalzes und anderen chemischen Processen entwickelten Dämpfe. Mit Abbild. — Duclos' Verbesserungen in der Eisenfabrication. Mit Abbild. — Kuhlmann, über den Einfluß des Wassers bei einigen chemischen Reactionen. — Ueber die Bereitung der ätherischen Oele. Von E. Soubeiran. — Ueber arsenikhaltige Lichtkerzen. Aus einem im Namen einer Commission abgestatteten Berichte. von D. Granville. — Hollands Verbesserungen in der Fabrication von Bleiweiß und anderen Bleisalzen. — Greenwoods Verbesserungen in der Fabrication von Cement und in der Anwendung von solchem oder anderen erdigen Substanzen zu Ornamenten oder Zierrathen. — Isenards Methode aus Erde Bausteine zu pressen und damit zu bauen. — Dowie's Verbesserungen an den Stiefeln, Schuhen und sonstigen Fußbekleidungen. Mit Abbild. — Miscellen. — Telford'sche Preise. — Amerikanisches Gesetz, die Dampfboote betreffend. — Blanchards Schutzmittel gegen Dampfkesselexplosionen. — Price's Methode Eisenbahnen zu bauen. — Morley's gußeiserne Querschwellen für Eisenbahnen. — Kosten der Eisenbahnbills in England. — Einiges über die London-Birmingham-Eisenbahn. — Fairbairne's Maschine zum Vernieten der Kesselplatten. — Halls Apparat zum Wasserheben. — Einiges über die Mahlmühlen.

— Treibriemen aus unelastischem Leder. — Ueber die Wirkung des See- und Flußwassers auf das Eisen. — Ueber Entwicklung von Wasserstoffgas in bleiernen Wasserleitungsröhren. — Frankreichs Bergwerks-Statistik.

Zweites Decemberheft.

Ueber den neuen Locomotiv-Dampfkessel des Sir James Anderson. Mit Abbild. — Saulniers Dampfmaschine mit veränderlicher Expansion. Mit Abbild. — Einiges über die für Landstraßen bestimmten Dampfwagen des Hrn. Hancock. Mit Abbild. — Ueber den Patent-Stoßaushälter für Eisenbahnwagen, welchen Hr. Rowley erfunden. Mit Abbild. — Coopers Verbesserungen an den Eisenbahnen. Mit Abbild. — Berry's Verbesserungen an den Maschinen und Apparaten zum Schneiden von Faßdauben und anderen derlei Gegenständen. Mit Abbild. — Horrolds Verbesserungen an den zur Papierfabrication dienenden Maschinen. Mit Abbild. — Arons Verbesserungen an den Drossel- und Dublirmaschinen zum Spinnen, Zwirnen und Drehen von Baumwoll-, Seiden-, Leinen-, Wollen- und anderen Garnen. Mit Abbild. — Foucards Verbesserungen an den Percussionsflinten. Mit Abbild. — Perkins' Verbesserungen an den Apparaten zum Eintreiben und Auspumpen von Luft. Mit Abbild. — Rogers Beschreibung eines Sandbades für chemische Laboratorien. Mit Abbild. — Anleitung zum Drucken der wollenen, seidenen und der aus Wolle und Seide gemischten Gewebe. Mit Abbild. — Miscellen. — Englische Patente. — Preise, welche die Society for the Encouragement of Arts, Manufactures and Commerce im J. 1838 ertheilte. — Greeners Bemerkungen über die Dampfkessel. — Taylors Apparat zum Treiben von Dampfschiffen. — Ueber die Anwendung des Compasses auf eisernen Booten. — Baddeley's Methode Luftballons zu dirigiren. — Frenchs Druckerpresse. — Neue Fortschritte der Strumpfwirkerei in England. — Ueber die Anwendung des durch Zersetzung des Wassers erzeugten Gases bei der Gewinnung des Eisens. — Ueber die Bestandtheile einiger englischer Eisensorten. — Nachträgliches über Sorels Verzinkung oder sogenannte Galvanisirung des Eisens. — Ueber Hrn. Addams Apparate zur Darstellung der Kohlensäure in festem Zustande. — Einiges über Ersparniß und Regulirung der Wärme in Wohnhäusern. — Ivesons Patent auf Verhütung von Rauch und auf Ersparniß an Brennmaterial. — Bleifreie Glasur. — Ueber die essigsauren Bleisalze. — Ueber Aufsaugung des Wasserstoffgases aus der Luft. — Ueber die Hefe von Quevenne. — Zeichnen der Wäsche durch Einbrennen. — Ueber die Anwendung von Steinmörtel zum Straßenbaue. — Großbritanniens Bergwerksproduktion. — Vollständiges Namen- und Sachregister über den ganzen Jahrgang 1838 dieses Journals.

* * *

OTTO, der kleine Franzose. 6 gGr. 27 kr.
DIALOGUES FRANÇAIS-ALLEMANDS, à l'usage des deux nations; 17. édit. in 8. 14 gGr. 1 fl.
DICTIONNAIRE CLASSIQUE français-allemand et allemand français; 2 parties en 1 vol. in 8. 3 Rthlr. 8 gGr. 5 fl. 36 kr.
GRAMMAIRE ABRÉGÉE DE LA LANGUE ALLEMANDE, extraite de celles de Gottsched, Junker et Adelung; in 8. 12 gGr. 54 kr.
MAITRE (LE) DE LA LANGUE ALLEMANDE, d'après J. G. Gottsched et J. G. Adelung; 20. édit. 1 vol. in 8. 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr.

---

[23] **Ruy Blas par Victor Hugo,**
erschien so eben à 8 Gr. als Nr. 193 des Répertoire du théâtre français à Berlin.
Die Pariser Ausgabe kostet 2¼ Rthlr.
Schlesinger'sche Buch- u. Musikhandlung in Berlin.

---

[17] **A n k ü n d i g u n g.**

Neue Zeitschrift für Musik,

herausgegeben in Verbindung mit Künstlern und Kunstfreunden

von

Robert Schumann.

Zehnter Band. Januar bis Juli 1839.

Mit Neujahr 1839 beginnt der zehnte Band dieser mit allgemeiner Theilnahme aufgenommenen Zeitschrift, die durch Mannigfaltigkeit, Unpartheilichkeit und Vollständigkeit sich auch fernerhin das Wohlwollen des Publikums zu erhalten suchen wird.

Herr Robert Schumann, der seinen frühern Wohnort auf einige Zeit mit Wien vertauscht, wird auch fernerhin die Zeitschrift in ihren Haupttheilen redigiren. Von unsern zahlreichen Mitarbeitern erlauben wir uns anzuführen: in **Paris** die HH. Mainzer, C. Mangold, St. Heller, in **London** Herrn G. Hogarth, in **Wien** Herren Ritter von Seyfried, Prof. Fischhof, in **Berlin** Herrn Prof. A. B. Marx, Herrn H. Hirschbach, F. H. Truhn, L. Rellstab, in **Brüssel** Herrn C. Eichler, in **Dresden** Herrn J. P. Lyser, im **Haag** Herrn Dr. Becher, in **Amsterdam** Herrn M. D. Koßmaly, in **Hamburg** Herrn A. Gathy, in **Warschau** Herrn A. W. von Zuccalmaglio, in **Breslau** Herrn Dr. Kadiert, M. D. Mosevius, in **Riga** Herrn M. D. H. Dorn, in **Königsberg** Herrn M. D. Sobolewsky, in **Braunschweig** Herrn W. R. Griepenkerl, in **Weimar** Herrn J. C. Lobe, C. Montag, in **Halle** Herrn G. Nauenburg, in **Leipzig** Herren C. F. Becker, Osw. Lorenz &c. &c.

Das Interesse des Publikums an dem Unternehmen zu erhöhen, werden der Zeitschrift vierteljährlich höchst elegant ausgestattete Musikbeilagen à 3 — 4 Bogen mit Originalbeiträgen ausgezeichneter Tonsetzer beigegeben. Die vier ersten, der Zeitschrift im verflossenen Jahre gratis beigelegten Hefte enthalten Compositionen von

Ludwig Berger, J. Eisner, Pauline Garcia, A. Henselt, Josephine Lang, Oswald Lorenz, Johanne Mathieux, F. Mendelssohn-Bartholdy, J. Moscheles, H. W. Rieffel, Leopold Schefer, R. Schumann, L. Spohr und Joseph Vesque von Püttlingen.

Die resp. Abonnenten gelangen hierdurch im Verlauf der Zeit zu einer Sammlung von Musikstücken, wie man sie in solcher Auswahl nur schwer bei einander antreffen dürfte.

Von der neuen Zeitschrift für Musik erscheinen wöchentlich zwei Nummern, jede zu einem halben Bogen in gr. 4. Die Abonnenten verpflichten sich zur Abnahme eines Bandes von 52 Nummern, dessen Preis 2 Rthlr. 8 Gr. (3 fl. 30 kr. C. M.) beträgt.

Leipzig, im Dec. 1838.

Buch- und Musikalienhandlung
von **Robert Friese.**

---

[18] Im Verlage von F. E. C. Leuckart in Breslau ist so eben erschienen und in allen Musikalienhandlungen zu haben:

Songe et Vérité.

Douze Etudes et Pièces caractéristiques pour le Pianoforte,

composées par

B. E. Philipp.

Op. 28. Preis 2 Rthlr.

Diese Klavierstücke haben einen als Klavierlehrer sehr geschätzten Tonkünstler, dessen anderweitige Compositionen vielen Beifall gefunden haben, zum Verfasser. Unter dem Namen Etüden werden dem Publikum meistens höchst schwierige Aufgaben oder Fingerübungen für Anfänger geboten. Hier aber wird man den instructiven Zweck mit charakteristischer Schönheit verbunden finden, ohne daß auf einen größern als mittlern Grad der technischen Fertigkeit gerechnet wäre. Die äußere Ausstattung ist von einem berühmten Kupferstecher besorgt.

---

[10] In allen Buchhandlungen ist zu haben und zur Erheiterung in Gesellschaften zu empfehlen:

Der belustigende Kartenkünstler,

eine Anweisung zu **113**, größtentheils noch unbekannten, leicht ausführbaren und höchst überraschenden

K a r t e n k u n s t s t ü c k e n

von **A. Meerberg.**

Preis 10 Sgr. oder 36 kr.

Der Herr Verfasser gibt in diesem Büchelchen die Anleitung, wie man mit leicht ausführbaren Kartenkunststücken eine Gesellschaft angenehm unterhalten kann.

---

[4] Bei **Wilh. Engelmann** in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

D e u t s c h l a n d s

jüngste

Literatur- und Culturepoche.

C h a r a k t e r i s t i k e n

von

Hermann Marggraff.

gr. 12. broch. 2 Rthlr.

---

[7] Im Verlage von **L. Fort** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Historisches Wörterbuch,

der jüdischen Schriftsteller und ihrer Werke,

von **H. B. de Rossi.**

Aus dem Italienischen übersetzt

von **Dr. C. H. Hamberger.**

gr. 8. broch. Preis 2 Rthlr.

№ 15.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 17. Januar 1839.

Bekannt und oder unbekannt,
Sey Jeder Bruder uns genannt
Und brüderlich geliebet.

Lavater.

Der Lumber-Troop in London.

(Schluß.)

Die Beiträge zu den Vereinsausgaben sind durch Reglement für jeden Lumberer auf fünf Schillinge — einen Thaler sechzehn Groschen sächsisch — jährlich festgesezt. Das ist wenig und viel, wenig, als gesellschaftliche Beisteuer überhaupt, viel, wegen der geringen Bedürfnisse des Vereins und der bedeutenden Zahl seiner Mitglieder. Sein Effektivbestand ist nicht genau anzugeben. Militärische Listen werden nicht gehalten, und manches Mitglied stirbt, verläßt London und England, oder entsagt der Theilnahme an den Versammlungen, ohne daß der Verein von alle dem das Geringste erfährt oder sich im Geringsten darum bekümmert. We are full ten thousand brave boys, heißt es in dem mitgetheilten Liede. Doch scheint es, daß hier zehntausend nur poetisch für eine große Menge überhaupt zu nehmen ist. Nach einem zehnjährigen Durchschnitte sind der Eingetretenen eher mehr als weniger geworden; dessen ungeachtet dürfte selbst der jetzige Numerus nur acht- bis neuntausend betragen. Bei dem lezten, zu Ehren der vier Citydeputirten gegebenen, oben besprochenen Feste berechnete der Wirth die anwesenden Lumberer auf eintausend und zwei-und-funfzig. Wenn nun jeder der acht oder neun Tausend seine jährlichen fünf Schillinge richtig bezahlte, so wäre die Summe von mehr als 2000 Pfund enorm gegenüber den Ausgaben, die in der Regel nicht über hundert Pfund Sterling steigen. Allein einmal geht es beim Lumber-Troop wie bei allen ähnlichen größeren oder kleineren gesellschaftlichen Vereinen, wo ein beträchtlicher Ausfall nie zu vermeiden ist, und dann ist die Verwendung jedes Kassenüberschusses eine höchst lobenswerthe. Es wäre ein greller Widerspruch mit der charakteristischen Lustigkeit der Lumberer, wollten sie die Mehreinnahme sparen. Schulden hat der Verein nicht zu tilgen, denn er hat keine und kann füglich keine haben, weil seit seiner ersten Begründung die Regel festgehalten worden ist, jede Ausgabe vom Zustande der Kasse abhängig zu machen. Der ganz unentbehrliche Aufwand besteht in wenig mehr als den nöthigen Schreibmaterialien, und bezahlt nur das Offiziercorps seine Beiträge, so reichen diese zur Deckung vollkommen aus. Also wird jedes halbe Jahr der Kassenvorrath ausgeschüttet und — verjubelt? Das würde wohl zur Lustigkeit im Allgemeinen, doch nicht zu der gutherzigen Lustigkeit stimmen, die am Wohlthun Freude findet. Und daß im Lumber-Troop mancher lustige Kamerad dieser Art, zeigt sich fast wöchentlich beim Oeffnen einer Büchse, die in einer Ecke der Halle an die Wand befestigt ist, mit der soldatisch-kurzen Ueberschrift: Troopers! support your benevolent

Fund! und deren Inhalt wöchentlich vom Zahlmeister in Empfang genommen und zu dem Uebrigen gelegt wird. Nein, alles Geld, das beim halbjährigen Kassenüberschuß vorhanden ist, gelangt in möglichst unpartheilscher Vertheilung an solche Mitglieder des Vereins oder deren Hinterlassene, die Noth leiden. Der Tag, an welchem solches geschieht, ist zwar nicht in der Halle, wohl aber außerhalb derselben in mancher Hütte des Kummers ein Festtag. Darin, daß alle Lumberer diese Einrichtung und in ihr die hauptsächliche Verwendung ihrer Beiträge kennen, liegt wahrscheinlich ein Grund, warum solche nie eingefordert, sondern gleich freiwilligen Gaben erwartet werden. Der Verein hegt den Glauben, Wohlthun sey eine Freude und Freude mit Zwang nicht verträglich. Deßhalb vermeidet auch das Statut jede Andeutung einer Verbindlichkeit und sagt wörtlich: „Von jedem Mitglied hofft der Verein eine jährliche Beihülfe von fünf Schillingen." Und wenn es dann weiter heißt: „die Nichtentrichtung gilt einer Austrittserklärung gleich," so enthält dies alle nachtheiligen Folgen, welche den säumigen Zahler treffen.

Ursprung, Name und Zweck des Lumber-Troops führen vielleicht zur Vermuthung, daß seine Artillerie, deren Bestand ich oben auf zwei Mörser und ein-und-zwanzig Kanonenläufe angegeben, ebenfalls bloß ein Scherz, vom Drechsler, nicht vom Gelbgießer gefertigt sey. Allein Kanonen und Mörser sind veritables Geschütz, obgleich allerdings von bescheidenem Caliber. Auch werden sie bisweilen in allem Ernste, zu Freudenbezeigungen, abgefeuert. So beschloß der Lumber-Troop vor Kurzem, sein gesammtes Geschütz aus der Halle auf das Dach zu schaffen und in dem Augenblicke abzufeuern, wo Ihre Majestät die Königin am Lord Mayors Tage auf ihrem Wege nach Guilthall am Bolthofe vorüberfahren würde. Schon hatte der Oberst mit seinen Offizieren das Dach besichtigt und dem Wirthe die nöthige Instruktion ertheilt, als der Lord Mayor, in Erwägung, daß alle Fensterscheiben in der Fleetstraße vom Krachen des Geschützes eingedrückt, Menschenleben gefährdet und, wenn auch nicht die gut dressirten Hofpferde vor dem goldenen Staatswagen der Königin, doch die von den Oberhäuptern der City gerittenen wilden Husarenpferde scheu werden und daraus unermeßliche Unglücksfälle entstehen könnten, das intentirte Kanoniren schlechterdings untersagte.

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

„Um diese Schätze beneide ich ihn nicht," versetzte Arnheim lächelnd. „Nun," erwiderte der Abbate, „er hat noch ein Kleinod, um welches er sehr beneidet wird." — „Und das ist?" fragte Arnheim gespannt. „Eine Merkwürdigkeit, die nicht zugänglich ist und uns einen Theil des Appartements verschließen wird, und das ist die anerkannt größte Schönheit Venedigs, seine Gemahlin, die er sich aus einem griechischen Fürstenhause geholt hat; aber eine sehr stolze Schönheit." — „Sie kennen sie und nennen sie stolz, Abbate? Ist sie es auch gegen Sie?" fragte Arnheim. — „Sie ist schön," erwiderte der Abbate, gereizt durch den Accent dieser Frage, den er wohl verstanden, „sehr schön; allein — so bekannt ich auch im Hause Contarini bin, so gibt es doch Verhältnisse — Aber Stolz, sey es worauf es wolle, ist Eitelkeit, und folglich ist der Hebel da, wenn man ihn in Bewegung setzen wollte." — „Vielleicht ist, was Sie Stolz nennen, Frauenwürde," bemerkte Arnheim. — „Ein anderer Name bloß," versetzte jener, „und ein Ansatz für den zweiten Hebel, Furcht, welche die Wirklichkeit für den Schein leicht hingeben läßt, glauben Sie meiner Erfahrung," — „Sie wissen, Abbate, fremde Erfahrung überzeugt nicht," sagte Arnheim lächelnd. — „Wären Sie nur der Mann, Giacomo, der sich über kleine Bedenklichkeiten hinwegzusetzen wüßte," erwiderte der Abbate gereizt, „die Erfahrung würde Ihnen nicht fehlen. Doch —" — Er stockte und es schien ein Gedanke ihn zu beschäftigen, während er Arnheim vom Kopfe bis zu den Füßen musterte, der gespannt erwartete, was diesem Doch folgen würde. Es war die Frage: „Wann wollen Sie den Pallast besehen?" und es wurde verabredet, daß sie sich am Morgen des folgenden Tages im Café treffen und dann mit einander hingehen wollten.

Die Neckereien zwischen Beiden bezogen sich auf mehrere Unterredungen, in welchen der Abbate seine Lebensansicht dargelegt hatte. „Unbegreiflich," sagte er oft zu Arnheim, „wie man bei solchen Ansprüchen an's Leben das einzige Gewisse, was der Mensch hat, die Genüsse, die es darbietet, verschmähen mag, und das bei einem so lebendigen Sinn für das Schöne; ja sich wohl gar damit brüstet, oder sich thöricht verblendet, als ob das Schöne etwas Ueberirdisches, Heiliges sey, und die Erkenntniß desselben eine andere Quelle habe, als die im Blute strömt und sich als Leben geltend macht, das vom Leben genossen werden will! — Daher ja die Sehnsucht, die nur das lebendig Schöne zu erregen im Stande ist, und die durch die ganze beseelte Natur geht als vom Thoren verschrieene Sinnlichkeit, welche doch zuletzt jeden beherrscht und keiner Prüfung widersteht. — Das weise Alterthum hat das wohl erkannt und der Sinnlichkeit ihr Recht gelassen, und darum ist auch das Schöne lebendiger aus ihm hervorgegangen und war auch die einzige Quelle wahren Lebensgenusses für dasselbe, und zu Prüfungen kam es kaum, denn es war nichts zu

prüfen. — Der Mensch aber, der über sich hinaus gewollt, hat sich eine Ideenwelt geschaffen, die sich unter mehreren Formen ausgeprägt hat als Moral, Religion und ähnliche, die alle aus der dem Menschenwesen natürlichen Schwäche, der Furcht, entsprungen sind, ihm eingebildete Gefahren vorspiegeln und ihn dahin bringen, daß er Bedenken trägt, sich dem Zuge der Natur hinzugeben. — Für den, mein junger Freund, der das Leben in seiner Wahrheit erkannt hat, gibt es keinen pikanteren Reiz, als über diese Hirngespinnste zu siegen, was ein Sieg der reinen Menschheit ist. — Am reizendsten ist aber dieser Sieg beim Weibe, bei welchem Furcht und Eitelkeit oft die interessantesten Formen annehmen und innere Schwierigkeiten hervorbringen, durch deren Ueberwindung zugleich die feinere Eitelkeit des Siegers befriedigt wird. Häufig sind dann diese Schwierigkeiten auch nichts als Fata Morgana, interessante Luftspiegelbilder, die nur den Unbelehrten täuschen können, die aber von selbst zerrinnen, wenn man ihnen keck entgegentritt oder sie auch wohl als Mittel zum Zweck zu gebrauchen weiß."

Arnheims Behauptung, daß es doch wohl etwas Höheres im Menschen gebe, welches allen Versuchungen zu widerstehen vermöge und ihn bestimmen könne, eher das Glück des Lebens, ja das Leben selbst, als seine Würde, seine Achtung vor sich selbst aufzuopfern, verlachte der Abbate als einen Wahn, für den er gewiß keinen Beweis habe, nämlich einen Beweis aus eigener Erfahrung, was für den Vernünftigen doch nur eigentlich als Beweis gelten könne; was ein Anderer erfahren haben wolle, das sey immer sehr zweifelhaft, da sich niemals bestimmen lasse, ob bei ihm nicht ein Interesse obwalte, dergleichen erfahren haben zu wollen, oder ob er auch zu der Erfahrung die rechten Mittel gebraucht habe und nicht selbst der Betrogene seiner Erfahrung sey, welche die Eitelkeit ihn für Wahrheit annehmen lasse.

Dieses System warf er in einem halb scherzhaften, leichten Tone hin und stuzte es mit Witz und manchem pikanten Zuge aus seiner reichen Erfahrung auf, und wenn Arnheim unverholen seinen Widerwillen dagegen zeigte, so prophezeite er ihm, daß er es noch erleben würde, wie das ganze ideale Gebäude, welches er sich von innerer Menschenwürde stolz aufgebaut habe, bei einer ungewöhnlichern Versuchung, als sich dem Menschen alltäglich darbiete, und auch vielleicht nur bei einer solchen, zusammenstürzen würde. — Uebrigens war der Abbate gutmüthig, dienstfertig und hülfreich, wo er helfen konnte, und edler Empfindungen, ja selbst Aufopferungen fähig, insofern sie ihn nicht im Lebensgenusse störten. Wie verführerisch konnte ein solches System durch eine solche Persönlichkeit werden, und wie gefährlich für ein junges Herz!

Arnheim fühlte sich aber durch dieses System in seinem Innern von einer Seite tief verlezt, von welcher der Abbate keine Ahnung haben konnte. Seine edlere Natur und höchst unglückliche Verhältnisse bei seiner Geburt, die er selbst erst durch Zufall im Jünglingsalter erfahren hatte, und um die außer ihm Niemand wußte, als sein treuer Diener, sein Pflegee und Begleiter von seiner frühesten Kindheit an, hatten einen innern Streit herbeigeführt, der in ihm zum heftigsten Kampfe anwuchs. Das Leben sprach ihn mächtig an; ein feuriges, ja selbst leidenschaftliches Temperament machte ihn nur zu geneigt, sich ihm hinzugeben, da ihm die Mittel dazu in nicht geringem Grade zu Gebot standen; allein eine innere Stimme, ein edles Selbstgefühl warnten ihn, und legten ihm die Pflicht auf, sich vielmehr von dem Leben zurückzuziehen, ja sich wohl selbst in die Unmöglichkeit zu setzen, von ihm ergriffen zu werden, und er schwankte in dem Entschlusse, sich ganz der Kirche zu weihen als ein Sühnopfer, und in einen geistlichen Orden zu treten. Selbst seine Liebhaberei für die Architektur stand damit in Verbindung. Er erkannte diese Kunst vor allen als diejenige, welche, jeder Leidenschaft fremd, zum Großen und Erhabenen den Sinn wende, und er glaubte in ihr die Ruhe zu gewinnen, nach welcher er sich sehnte. War nun aber höhere Menschenwürde, wie der welterfahrene Abbate behauptete, ein Wahn der Eitelkeit, so mußte er sich für den belachenswerthesten Thoren erkennen, der einem Nichts Alles zu opfern bereit war, was sich ihm so lockend darbot. Dieser innere Zwiespalt, den er jedem fremden Auge zu verbergen strebte, versezte ihn in einen gereizten Zustand, der nur seinem treuen, besorgten Diener bemerkbar wurde.

(Fortsezung folgt.)

Aus dem Leben.

Von W.

Der Schlaf.

Jeder Schriftsteller, und wäre er auch nur ein Briefsteller, mag schon die Erfahrung an sich gemacht haben, wie schnell und wunderbar der subjektive Geschmack umschlage. Gedanken, die wir auf dem Lotterbette mit erstaunlicher Leichtigkeit auseinander breiten und an den Himmelwänden des Zimmers im Geiste entwerfen, sobald wir sie auf die Beine bringen, sind sie wie umgestülpt. Am auffallendsten finden wir diesen Wechsel zwischen Abend und Morgen. Ein Einfall, der auf dem kaum erwärmten Lager, unter den frischen Rückerinnerungen eines heitern Gesellschaftsabends, wie der Stern

der drei Weisen glänzend über unserm Haupte gestanden, wie schal und übernächtig sieht er des Morgens uns an! Die Nacht bringt die aufgeregte Natur wieder in's Gleiche, und das Mittelding zwischen Wiege und Sarg, das Bett, ist für den gemeinen Verstand der Delphische Dreifuß, auf welchem er in dem dunkeln Gewölbe zwischen Vergangenheit und Zukunft sich selbst weissagt. Die Nacht ist der Gedankenstrich zwischen Gestern und Heute, zwischen Heute und Morgen, auf den häufig etwas Unvorbereitetes, etwas Unzusammenhängendes folgt; sie ist die Zeit, wo der Mensch unbewußt in die Natur seine Wurzeln schlägt, wo er sich selbst vermehrt und Dinge mit ihm vorgehen, wie mit Adam im Paradiese. Sobald der Engel des Schlummers, der Zwillingsbruder des Todes, vor unser Lager tritt und über unserm Haupte priesternd seinen Segen gesprochen, treten wir in die Gesellschaft von Geistern ein, in deren Mitte wir so lange verweilen, bis die Prinzenräuberin Aurora, die Arme über unser Lager breitend, uns aus der Umgebung verwandter Seligen entführt. Die Nacht ist die geflügelte Mutter, die über das Chaos der Plane und Entwürfe ihre Fittige ausschlägt und mit zeitigender Wärme den hüpfenden Punkt zum Wesen bestehen macht. Jeder, der seinen Gedanken und Schöpfungen Dauer und Bestand verleihen will, tauche sie, wie Thetis ihren Sohn, in das festmachende stygische Meer der Nacht und Vergessenheit. Selbst im gemeinen Leben ist es von hohem Gewinn, über eine bedenkliche Sache sich beschlafen, oder, wie die Britten sagen, mit seinem Hauptkissen zu Rathe gehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Berlioz. Dichterloos. Der Gisquetsche Proceß.

Vor einigen Jahren beging Berlioz wieder einen echten Künstlerstreich, indem er sich in eine englische Schauspielerin verliebte, welche er einigemal in Paris hatte auftreten sehen, und er heirathete sie gerade zu der Zeit, als das Mädchen durch einen unglücklichen Fall das Bein gebrochen hatte, und dadurch unfähig geworden war, als Schauspielerin wieder aufzutreten. Sie hatte nicht mehr Vermögen als er; er legte sich auf's Componiren, aber leider gelang es ihm nicht, den Beifall der Menge zu erringen, der Vater hatte seine mildthätige Hand zurückgezogen und die Kunst brachte wenig ein. Somit befand sich das Künstlerpaar in einer traurigen Lage, als Paganini, der wunderbare Retter, erschien, und Berlioz nicht allein aus der Noth half, sondern auch Publikum und Regierung aufmerksam auf ihn machte. J. Janin räth seinem Freunde nun, einige Jahre nach Herzenslust zu componiren und herumzureisen, kurz, recht künstlerisch zu leben und auf geniale Weise Paganini's Freigebigkeit zu benutzen, anstatt wie prosaische Leute zu berechnen, wie viel ihm die 20,000 Fr. wohl einbringen würden, wenn er sie auf Zinsen legte. Dies Künstlerleben scheint J. Janin sehr zu behagen, und da seine Feuilletons sehr beliebt sind, so kann er immer auf ein beträchtliches Einkommen rechnen, und das Sparen hat er in seinem fröhlichen Junggesellenleben nicht nöthig. Aber mit Berlioz ist es anders. Es hat nicht den Anschein, als ob seine Geistesprodukte jemals großes Glück machen würden. Berlioz macht sich auch so wenig aus dem Beifall der Menge, daß er es absichtlich zu vermeiden sucht, nach dem Geschmacke derselben zu componiren. Dieses gesteht selbst sein Freund Janin ein. Einem solchen Künstler ist also sehr zu rathen, nicht länger auf seine Kunst zu rechnen und mit dem Gute, das ihm die Freigebigkeit eines andern genialen Künstlers so unerwartet ertheilt hat, ganz prosaisch hauszuhalten. Denn auch seine Stelle am Musikconservatorium ist nicht die allersicherste; ein Minister hat sie ihm ertheilt, sein Nachfolger kann sie aus Sparsamkeit oder aus einem andern Grunde wieder aufheben. Wie mancher andere Künstler oder Gelehrte mag sich durch die glänzenden Träume seiner Jugend betrogen finden! wie Mancher geht unter, ohne daß man erfährt, daß er für seine künstlerische oder schriftstellerische Zuversicht hart gebüßt hat! Erst vor Kurzem wurde in den Zeitungen gemeldet, ein junger Dichter, Verfasser einer Sammlung von Gedichten, Myosotis genannt, sey im Hospital aus Gram und in großer Dürftigkeit gestorben. Wie Mancher muß gegen Mangel und Elend kämpfen, obschon er sich bereits einigen Ruf in der Künstler- oder Gelehrtenwelt erworben hat! Sogar Balzac, einer der beliebtesten Schriftsteller jetziger Zeit in Paris, gesteht in der Vorrede seines lezten Geistesproduktes, daß sein eilfertiges Dichten und Schreiben in der Nothwendigkeit, sich dadurch seinen Unterhalt zu sichern, seinen Grund habe. Wie viele häusliche Verlegenheiten unter Künstlern und Gelehrten, ohne daß das sorglose Publikum, welches sich um dergleichen auch wenig kümmert, etwas davon ahnt! Und doch wollen Alle an der Ueppigkeit, welche unter dem wohlhabendern Theil der Pariser Volksmenge herrscht, Theil nehmen; auch sie wollen die mannigfaltigen Genüsse, die sich den Vermögenden hier darbieten, zu ihrer Verfügung haben; und aus diesem Triebe entspringen dann traurige Verirrungen, oder bittere Enttäuschung, und zuweilen Verzweiflung und Tod. Andernseits bedient man sich, um schnell reich zu werden, unerlaubter Mittel, und sezt dadurch seinen guten Namen auf's Spiel. Hievon gibt der eben jezt vor dem Assisengericht verhandelte Kriminalproceß zwischen dem Abendblatt le Messager und Gisquet ein merkwürdiges Beispiel. Gisquet ist hier der Ankläger, da er doch eigentlich der Beklagte seyn sollte, und ein Journalist ist genöthigt, eine Rolle zu übernehmen, welche der Regierung zur Pflicht gemacht werden könnte. Die moralische Kraft der freien Presse zeigt sich hier im hellsten Lichte. Nur die freie Presse bewirkt hier, daß fast unglaubliche Schändlichkeiten an den Tag kommen, die sich ein hoher Beamte, ein Polizeipräfekt, das heißt, die erste Magistratsperson der Stadt, hat zu Schulden kommen lassen, und wozu die Regierung, welcher dieser Unfug nicht unbekannt bleiben konnte, geschwiegen hat. Nun muß die freie Presse ihre Beschuldigungen beweisen, widrigenfalls sie als Verleumderin behandelt werden soll. So etwas ist vielleicht noch nie vorgekommen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 16.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 18. Januar 1839.

O spirit of love, how quick and fresh art thou!
— So full of shapes is fancy,
That it alone is high-fantastical.

Shakespeare.

Liebeleben.

Lyrischer Cyklus von C. Mayerath.

Freudvoll und leidvoll,
Gedankenvoll seyn ....

Goethe.

I.

Nicht dieser kühle, fremde Blick,
Nicht diese hochentfaltne Stirne,
Eisklar und streng, wie der Gestirne
Geschliffner Glanz um Winternacht!
Sey stolz dein Auge vor der Welt,
Mir aber gib dein liebreich Wesen;
Mein Herz ist krank: dies kranke Herz
Kann nur in sanfter Hut genesen.

Wie ich dich liebe, weißt du nicht,
Noch weißt du, was ein Mann gelitten,
Der, seit er lebte, stets gestritten,
Der, seit er lebte, nie gesiegt.
Du Reine, deren Glorie nie
Berührt der Erde Schmerz und Fehle,
Mein dunkles Leben lasse ruhn
Im Sonnenabglanz deiner Seele!

II.

Fühlst du, wie jeder Puls im Busen
Sich hoch und sonnenheiter hebt?
Mein Herz, es werden Tage kommen,
Schön, wie du keine noch erlebt!
Ich sah ihr Auge liebefunkeln,
Es glich in träumerischer Pracht,
Gewährend viel, noch mehr verheißend,
Dem Bluthebrüten dieser Nacht.

III.

Du fragst, was so gedankenvoll
Den ernsten Freund bewegt,
Wann Auge tief in Auge ruht,
Wann Herz am Herzen schlägt,
Daß sich die Wimper träumerisch
Verschließet vor dem Tag,
Daß sich kein leises, scheues Wort
Der Brust entwinden mag? —

Das ist der Seele heil'ge Nacht!
Geliebte frage nicht:
Wo sich die Welt des Raumes schließt,
Geht auf das inn're Licht.

Wie vor dem Heiland du versinkst
In Gottes hohem Haus,
Ich seh' dich an und lebe stumm
Ein großes Leben aus!

IV.

Im Gewitter.

Ich steh' auf dem Berg wie auf Zinnen des Thurms,
Mit flatterndem Kleid wie der König des Sturms.
Ein Blick in die Thale! Durch Nebelreigen
Angstvoll seh' ich dir Wipfel sich neigen.
Plötzlich auf jagenden Wolkenrossen
Kommen die zornigen Geister geschossen,
Schlacht, halloh ein zerschmetternder Schlag,
Fluthen und Flammen und Donner und Schlossen!

Elementarkraft, Gewitterpracht,
Schauerlich schön — o es zieht mich mit Macht.
Tod oder Freiheit! die Elemente
Rufen's, sturmlaufend am Firmamente.
Waldbrand im Thale! nur zu in Gewittern
Stürmende Riesen — ich werde nicht zittern:
Dieser befriedeten herrlichen Welt
Eherne Säulen werden nicht splittern.

Nur der geliebtesten Hütte im Thal
Gehe vorüber verderblicher Strahl!
Schone dir blühenden Ranken der Laube,
Wo sie von Liebe träumet dir Taube.
Rollende Donner verhallet gelinde,
Wisset, es zittert das Herzchen dem Kinde,
Gleichwie des Vogels, schüchtern und zag,
Gleichwie die Blätter der Espe im Winde.

V.

Geliebte, wie blüht der Himmel so hoch!
O könnt' ich ein Vogel fliegen,
In diesem freien, heiligen Blau
Die weiße Schwinge wiegen!

Weit um die Erde, wie hold, wie grün!
Will nur in dieser Wiegen
Am liebeschlagenden Herzen dir
Du schöne Mutter liegen!

Und du Geliebte, du beuge dein Haupt
Holdselig auf mich hernieder,
Wie der Himmel über die tiefe Welt
Sein leuchtendes Goldgefieder!

Zu Jennys Claviergesängen.

Zornige Klage, flötende Lust
Wechselnd bewegt ihr mir innig die Brust.
Flötende Klänge ihr tragt wie ein Meer
Herrlich die segelnde Seele daher!

Werdendes Schmettern! soll ich den Speer
Fassen und tragen die Fahne dem Heer,
Siegen und sterben, Mädchen! und kühn
Hoch wie die Sonne in Purpur verglühn?

Soll ich mich sammeln innen in mir,
Schönes erschaffen stille mit dir,
Mitten am Markte heilig allein
Seher und Sänger des Göttlichen seyn?

Woge, die eben mich himmelan trug,
Sinke nicht, halte den steigenden Flug,
Ewiges Leben! — da wie sich verlor
Sterbend der Klang, siehst du lächelnd empor.

VII.

Oft wann auf des Gesanges Flügeln
Du trunkne Liederlerche steigst,
Und dann von hohen Sonnenhügeln
Dich scherzend zu mir niederneigst,
Ich kann nicht folgen, kann nicht jubeln,
Mein Herz ist schwer, mein Herz ist bang,
Ob deine Seele mir entführe
Der lezte Klang! —

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

Arnheim ermangelte nicht, am folgenden Morgen noch vor der verabredeten Stunde sich im Café einzufinden, und erwartete mit Ungeduld den Abbate, der aber, als er endlich kam, keine so große Eile bezeigte, sondern mit seiner gewöhnlichen Behaglichkeit seine Chokolade schlürfte und seinen jungen Freund zum gleichen Genusse aufforderte, während er ihn mit seinem Kunstenthusiasmus neckte. — Endlich machten sie sich auf den Weg. Beim Eintritte in die herrliche, großartige Säulenhalle, die oben eine breite Galerie trug, zu der von beiden Seiten prachtvolle, mit Deckengemälden eines Bassano und reichen Stukkaturen und Statuen verzierte weiße,

breite Marmortreppen hinaufführten, verschwand vor Arnheims Geiste alles Uebrige, und er schwelgte im Kunstgenusse. Auf der obern Galerie eröffneten sich die herrlichen hohen Thüren zu den Gemächern, welche an Helle und Größe und Höhe im schönsten Ebenmaße und in der reichen Ausstattung dem großartigen Aeußern entsprachen. Der Abbate wurde von einer reichen Dienerschaft als ein Bekannter des Hauses begrüßt und ihm mit seinem Begleiter der Eingang in die Gemächer, welche mit den herrlichsten Kunstwerken angefüllt waren, ungehindert gestattet. Er war hier ein sehr unterrichteter und belehrender Führer. Auch die türkische Trophäe und der Dogenring wurden nicht übergangen.

Der Umgang durch einen Flügel des prachtvollen Pallastes war beendigt und sie kamen an eine Thüre, die in den andern Flügel führte. „Hier sind die Zimmer der Signora Contarini," sagte der Abbate, „zu denen der Zugang nicht offen steht, so lange der Nobile in Staatsgeschäften in Rom abwesend ist." Arnheim starrte die Thüre an, welche ihm das Thor des Paradieses dünkte, das vor ihm verschlossen war und hinter welchem er die Göttliche vermuthete, die sich aller seiner Empfindung und seiner Einbildungskraft bemeistert hatte, als die Thüre sich öffnete und ein Mohr — er erkannte in ihm den, welcher die beiden Frauen in der Gondel begleitet hatte — heranstrat und dem Abbate sagte, die Signora habe gehört, daß er im Pallaste sey, und lasse ihn bitten, auf einige Augenblicke zu ihr zu kommen, sie habe Briefe von ihrem Gemahl. Arnheim wurde ersucht, einzutreten und die Rückkehr des Abbate abzuwarten, der nicht lange ausbleiben würde.

Arnheim fühlte eine Wallung, wie er sie nie empfunden, als er die Schwelle übertrat zu den seligen Räumen, in welchen das Wesen athmete, das in seinen Armen gezittert hatte und in diesem Augenblick in aller der bezaubernden Anmuth, mit welcher ihn das edelste Madonnengesicht angelächelt und ihm Dank zugelispelt hatte, vor seine glühende Seele trat. Mit welchem Neide sah er den Abbate in die innern Gemächer verschwinden, wohin er ihm nicht folgen durfte. — Das Gemach, in welchem er seines Führers harren mußte, war ein großer, prachtvoller Saal mit weißem Marmorboden, und ging auf den Kanal hinaus mit einem breiten Söller. Er betrat ihn und erblickte die ihm bekannte Gondel, bei welcher mehrere von der Dienerschaft in Contarinischer Livree beschäftigt waren. Nicht lange, so traten die beiden Frauen in ihrem Zendal, dem schwarzen venetianischen Mantel, der jede Schönheit verräth und jeden Mangel verbirgt, aus dem Pallaste und stiegen, von dem Mohren und einem mohrischen Knaben gefolgt, in die Gondel. Sie wandten den Blick zum Söller empor und verneigten sich gegen Arnheim. Er beugte sich ehrerbietig und fühlte in den Blicken der einen den Dolch, der mit süßen Schmerzen sein Inneres durchbohrte, und sein Auge verfolgte die Gondel den Kanal hinunter, so weit er es vermochte, und starrte noch lange nach der Richtung hin, als sie bereits längst den Blicken entschwunden war. Da fühlte er die Hand des Abbate auf seiner Schulter, der ihn lächelnd fragte, was denn seine Blicke so an das flüchtige Element fessle. Er stehe schon eine ganze Weile neben ihm, um ihn einzuladen, auch diesen Theil des Pallastes zu beschauen, da die Bewohnerin eben zur Messe gefahren sey.

„Warum haben Sie mir denn aber verschwiegen, welch ein schönes Abenteuer Ihnen begegnet ist?" fuhr der Abbate fort. Arnheim bedauerte, daß es nur gar zu flüchtig gewesen, fast wie das Element, auf welchem eben seine Blicke gehaftet — ein Bild des Lebens. — „Für den, der es nicht zu fesseln versteht und nicht in der Flüchtigkeit selbst seinen Reiz empfindet," erwiederte der Abbate. „Aber folgen Sie mir; es ist der ausdrückliche Wunsch der schönen Gebieterin dieser Gemächer, welche Sie bei unserm Eintritt in den Pallast als den hülfreichen Ritter von der Gondel her erkannt hat, daß Sie den Pallast Contarini ganz kennen lernen sollen. Sie scheint sich für Ihre architektonischen Studien sehr zu interessieren." — „Es waren zwei Frauen, wer ist die zweite?" fragte Arnheim so unbefangen, als ihm möglich war. — „Die Schwägerin der Signora Contarini, welche ihr während der Abwesenheit ihres Gemahls Gesellschaft leistet, die Gräfin Albani, eine fromme junge Wittwe, und nicht minder schön, als Signora Constanze," antwortete der Abbate. — „Und welche von Beiden ist die, welcher ich den Ritterdienst zu leisten so glücklich war?" forschte Arnheim; „ist es Signora Contarini oder die fromme Wittwe?" — „Das ist das Geheimniß der Damen," erwiderte der Abbate, „und es scheint, daß sie dies ungewiß lassen wollen. Aber kommen Sie, es wird bald Mittagszeit."

(Fortsetzung folgt.)

Unzerstörliche Dinte.

Es ist verdrießlich, daß die typographische Dinte, die Druckerschwärze, so gar unzerstörlich und das bedruckte Papier durch kein Mittel wieder zu bleichen ist. Aber die Dinte, womit man Wechsel und Banknoten ausfüllt und unterzeichnet, Testamente und überhaupt wichtige Urkunden schreibt, kann nicht fest genug am Papier haften. Die Regierungen haben sich wiederholt nach einer solchen Dinte umgesehen, und den gelehrten Körperschaften sind in neuerer Zeit vielfache Entdeckungen vorgelegt worden, wodurch angeblich das Problem gelöst seyn sollte, es aber nie vollständig, nach allen Seiten war. — Bei den Alten und in den

mittlern Zeilen bestand die Dinte vorzugsweise aus Ruß mit Gummiwasser. Sie hat sich auf den Handschriften in vollem Glanze trefflich erhalten, sie widersteht auch den Säuren und andern chemischen Mitteln, sie läßt sich aber mit Wasser auswaschen, wie man sich selbst an Herkulanischen Handschriften überzeugt hat, und sie ist für unsere heutige Schreibmethode jedenfalls viel zu strengflüssig. Der Hauptbestandtheil unserer heutigen flüssigen Dinte ist bekanntlich ein Eisensalz. Sie blaßt mit der Zeit von selbst ab und ist durch chemische Mittel völlig vom Papier zu entfernen. Durch Zusatz von Kohle wird sie zwar dauerhafter, aber auch dicker, und kann auch in dieser Verbindung keine vollkommene Garantie bieten. Wenn man Kohle mit Gummi verbindet, das in ätherischem Oele aufgelöst ist, so widersteht zwar eine solche Dinte den chemischen Mitteln und dem Wasser; aber einmal ist sie auch bei weitem nicht flüssig genug, und dann — was noch bedenklicher ist — läßt sie sich mit trockener, oder leicht mit Alkohol benezter Leinwand vom Papier reiben. Ein Akademiker hatte eine solche, vorgeblich unzerstörliche Dinte zu untersuchen. Er nahm das Papier, worauf der Erfinder die Worte: encre indélibile geschrieben hatte, und rieb die Sylbe in aus. — Man versuchte eine Auflösung von Kautschuk in Naphta; dies gelang aber nicht besser.

Ein Engländer, Traill, hat nun in neuester Zeit eine Dinte erfunden, die allen Anforderungen entsprechen soll. Nachdem er sich vergebliche Mühe gegeben, eine unzerstörliche metallische Dinte darzustellen, versuchte er eine Menge thierischer und vegetabilischer Flüssigkeiten als Vehikel für die Kohle, und fand endlich ein treffliches in der Auflösung des Klebers in Holzessig. — Der Kleber wird bekanntlich gewonnen, indem man Mehl durch längeres Waschen vom sogenannten Stärkmehl befreit. Dieser klebrigte Stoff löst sich im Holzessig auf und bildet mit demselben eine seifenartige Flüssigkeit. Diese verdünnt man mit Wasser, bis sie nur noch so stark ist wie gemeiner Essig, und versezt sie mit Lampenruß und etwas Indig, mit 8 — 12 Gran von jenem, 1½ Gran von diesem auf die Unze. — Diese Dinte ist wohlfeil, hat eine schöne Farbe, fließt leicht aus der Feder, trocknet schnell, läßt sich weder trocken ausreiben, noch auswaschen. Papierstreifen damit blieben 72 Stunden in Auflösungen von chemischen Substanzen liegen, wodurch die gemeine Dinte sogleich verändert oder zerstört wird, und erlitten nicht die geringste Veränderung, wenn nicht die Mittel das Papier selbst angriffen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Schluß.)

Der Gisquetsche Proceß.

Zum ersten Male sieht Paris und ganz Frankreich mit dem höchsten Erstaunen einen hohen Beamten vor Gericht, einem Journalisten gegenüber, welcher, mit den schriftlichen Dokumenten in den Händen, ihm beweist, daß er seine hohe Stellung dazu benuzt hat, durch Unterschleife sich, seine Maitresse und seine Freunde zu bereichern. Ein Brief des vormaligen Polizeipräfekten liegt da, mit den deutlichen Geständnissen dieser Unterschleife; dieser Brief ist in den Zeitungen veröffentlicht und bringt das ganze Betragen des Polizeipräfekten an's Tageslicht. Nun gibt es freilich stoische Leute, welche meinen, dergleichen Unterschleife, wie die, welche man dem Gisquet Schuld gibt, seyen zu allen Zeiten vorgekommen; überall, wo große Begünstigungen ertheilt werden, suche man dieselben durch Bestechung zu erhalten, und Paris sey nicht die einzige Hauptstadt, wo Jemand, der bei einer Behörde die Erlaubniß zur Errichtung einer einträglichen Anstalt erhält, sich dafür gegen den Hauptbeamten oder die Unterbeamten dankbar erweist. Zwar kommt nicht immer, wie hier, die Maitresse des Hauptbeamten mit in's Spiel; allein dies, meinen jene Leute, ändere nichts an der Sache; genug, es werden überall dergleichen pots de vin oder Douceurs von den dankbaren Klienten den Ober- oder Unterbeamten in die Hände oder in die Tasche gesteckt, und es sey zu verwundern, wie man sich über einen so uralten und so allgemeinen Gebrauch diesmal so höchlich verwundere. Sey doch erst vor wenigen Jahren handgreiflich bewiesen worden, daß Jemand, um den Einfall, an einem großen Pariser Feste ein Schiff auf der Seine zu errichten, in's Werk sezen zu dürfen, einem Ministerialbeamten einen pot de vin von 20,000 Fr. zugesteckt habe, was noch immer ein guter Handel gewesen, indem das vielbesprochene Schiff vom Minister Thiers mit einigen hunderttausend Franken bezahlt worden sey. Und wolle man andere Länder betrachten, so werde man ähnliche Unterschleife genug finden, nur mit dem Unterschiede, daß sie in Ländern, wo keine Preßfreiheit herrscht, nicht an's Tageslicht kommen, und daß manchmal die Regierung selbst darüber nicht aufgeklärt werde. — Gisquet ist eine seit der Julirevolution emporgekommene Figur am politischen Horizonte. Er ist der Sohn einer armen Fruchthändlerin, welche in der Nähe des Hotels des berühmten Cas. Perier wohnte. Dieser nahm Gisquet, da er noch jung war, als einen Famulus in's Haus, und da er gute Anlagen an ihm bemerkte, sezte er ihn in's Handelscomptoir und gab ihm hernach Mittel an die Hand, selbst Handelsgeschäfte zu machen. Diese schlugen fehl; Cas. Perier verließ aber seinen Klienten nicht, und als die Julirevolution den großen Handelsmann zum Staatsminister gemacht hatte, dachte er, die Zeit sey da, wo man den schlauen Gisquet gebrauchen könne. Somit sandte er ihn nach England, um den berüchtigten und in Zeitungen und Parlamentsdebatten viel besprochenen Handel wegen der Gewehre abzuschließen, wobei Gisquet sich wohl hütete, seinen eigenen Vortheil außer Acht zu lassen, und dann machte Perier ihn zum Polizeipräfekten, in welcher Stelle ihm wieder seine natürliche Schlauheit gut zu statten kam. Aber Schlauheit ohne Redlichkeit ist eine elende Gabe, und obschon man hier nicht gewohnt ist, in den Polizeibeamten Muster von Tugend zu sehen, wie es die Beispiele von Fouché, Mangin u. s. w. beweisen, so darf es doch auch ein Polizeipräfekt nicht zu arg treiben, wenn er auf einige Achtung von Seiten des Publikums Anspruch machen will. Es ist schon schlimm genug, daß die Polizei zu ihren niedrigsten Agenten ehemalige Verbrecher, wie Vidocq und viele Andere, brauchen muß, mit deren Hülfe sie andere Verbrecher aufspürt und einsteckt. Von den Oberbeamten wenigstens hat man das Recht, mehr Redlichkeit und ein gutes Beispiel zu verlangen. Mit welchem Rechte kann man einen armen Schelm wegen eines kleinen Diebstahls bestrafen, wenn Oberbeamte, um die Habsucht einer Maitresse zu befriedigen, ihre Hände mit unrechtlich erworbenem Gelde besudeln! Der Gisquetsche Proceß beweist eine tief eingreifende Verdorbenheit im Staatskörper. Aber hier hat die freie Presse eine schöne und hohe Aufgabe. Ihr liegt es ob, die argen Vergehen, wovon die Beweise handgreiflich sind, wie hier, vor den Richterstuhl des Publikums zu bringen und sie in ihrer ganzen Häßlichkeit darzustellen.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 17.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 19. Januar 1839.

— Can such things be,
Without our special wonder?

Shakespeare.

Eine ausserordentliche physikalische Entdeckung.

In der Sitzung der Pariser Akademie vom 7ten Januar d. J. kam eine ganz neue Entdeckung oder Erfindung zur Sprache, die so außerordentlich ist, daß es des Zeugnisses von Männern, wie Arago, Biot u. s. w. bedarf, um daran zu glauben. — Wir versuchen es, den Lesern die Sache möglichst deutlich zu machen.

Jedermann kennt die Camera obscura und die Einrichtung derselben. Ein ringsum verschlossener Kasten hat ein Loch, in das eine convexe Glaslinse eingesezt wird, welche die von den äußern Gegenständen ausgehenden *Lichtstrahlen* sammelt. Auf einer innen im Kasten und im Brennpunkte des Glases angebrachten weißen Fläche bilden sich dabei die äußern Gegenstände sehr deutlich und in ihren natürlichen Farben verkleinert ab. Wer je diese zierlichen Bilder, diese Miniaturlandschaften gesehen, hat wohl bedauert, daß sie so flüchtig und vergänglich sind; keinem wäre es aber eingefallen, daß man sie je festhalten und den wesenlosen Schein an die Fläche, welche das Licht auffängt, bannen könnte. Dies ist es nun eben, was ein Franzose, Namens Daguerre, erfunden hat. Er fixirt das Bild, allerdings nicht in den Naturfarben, aber mit allen Schatten und Lichtern, so vollkommen, wie es der gewandteste Zeichner niemals vermöchte, und in einer Ausführung, die allen Glauben übersteigt. Wenn man, was bei den gemeinen Guckkasten im Handel nicht der Fall ist, eine achromatische Linse nimmt, so ist das Bild in der Camera obscura vollkommen bestimmt und deutlich; ganz ebenso, nur nicht gefärbt, sind die Bilder, welche man durch Daguerres Verfahren erhält, dergestalt, daß die Details, welche dem bloßen Auge entgehen, durch ein Vergrößerungsglas betrachtet, deutlich hervortreten. Dasselbe Licht, welches in der dunkeln Kammer das farbige Bild malt, ist es, was dieses Bild gleichsam abklatscht und auf einer, mit einem besondern Stoff überzogenen Fläche grau in grau schattirt darstellt. Worin dieser Stoff besteht, dies ist noch Geheimniß des Erfinders. — Diese Arbeit verrichtet das Licht in unserem Clima und bei gewöhnlichem Wetter in acht bis zehn Minuten; unter einem reineren, südlicheren Himmel wäre die verwickeltste Zeichnung vielleicht in zwei Minuten fertig.

Die Idee, in der dunkeln Kammer das Bild durch das Licht selbst zeichnen zu lassen, ist allerdings nicht neu. Schon lange versuchte man zu diesem Zweck gewisse chemische Substanzen, welche am Licht ihre Farbe verändern. Der für das Licht empfindlichste Körper, den man bis jezt kannte, ist das salzsaure Silber oder sogenannte Hornsilber. Frisch bereitet ist es weiß und schwärzt

sich am Licht, nach der Stärke desselben, mehr oder minder. Brachte man nun ein mit diesem Stoff überzogenes Blatt in die dunkle Kammer, so wechselte es stellenweise mehr und weniger die Farbe, je nachdem die entsprechenden Partieen des auf dem Blatte abgeschatteten farbigen Bildes stärker oder schwächer beleuchtet waren; das heißt da, wo reines, weißes Licht hinfiel, wurde das Blatt schwarz, da, wo gar keines hinfiel, blieb es weiß. Dies konnte natürlich kein wahres Bild der äußern Gegenstände ergeben: die Lichter stellten sich schwarz, die Schatten weiß dar, und man erhielt so nur eine Art von Silhouetten. Aber selbst diese Schattenrisse ließen sich nicht aufbewahren, denn sobald man die Zeichnung am Licht besah, schwamm Alles sich schwärzend ineinander.

Daguerre nun hat einen Stoff entdeckt, der noch unendlich empfindlicher für das Licht ist als das Hornsilber und sich umgekehrt färbt; das heißt, auf den den verschiedenen Partieen des Bildes entsprechenden Stellen der Tafel kommen unter den Schatten dunkle Tinten, unter den hellern Tönen Halbschatten zum Vorschein, und die vom vollen Lichte beleuchteten Flecke erscheinen ganz farblos. Hat so das Licht den gewünschten Effekt auf die Tafel hervorgebracht, so hemmt ihn der Erfinder auf einmal, und die Zeichnung, die er sofort aus der dunkeln Kammer nimmt, kann an's Tageslicht gebracht werden, ohne sich im Geringsten zu verändern.

Der Akademiker Biot sagt über diese merkwürdige Entdeckung Folgendes: „Ich habe Daguerre öfters besucht und mich überzeugt, daß er bei den zahlreichen Versuchen, die ihn zu seiner erstaunlichen Copiermethode geführt, zugleich auf mehrere höchst interessante Eigenschaften des Lichts gekommen ist. Was die Hauptentdeckung betrifft, so ist das Resultat das befriedigendste und überraschendste; und dies ist nicht etwa bloß mein Urtheil, ich habe einen Gewährsmann an einem berühmten Maler, an Paul Delaroche, mit dem ich mehrere der, nach der neuen Methode in der dunkeln Kammer genommenen Ansichten genau betrachtet habe. Delaroche meint unter Anderm, diese Zeichnungen könnten dem geschicktesten Maler nützliche Winke darüber geben, wie durch Licht und Schatten nicht nur das Relief der Körper, sondern auch ihre Lokalfarbe wiederzugeben sey. So erscheint dasselbe Basrelief in Marmor und in Gyps auf den zwei Zeichnungen ganz anders, und man erkennt das aus Gyps auf den ersten Blick."

Auf einer dieser Zeichnungen erkennt man beinahe sogar die Tagesstunde. Von demselben Bauwerk wurden drei Ansichten genommen, die eine Morgens, die andere Mittags, die dritte Abends: Niemand wird den Effekt am Morgen und den am Abend verwechseln, und doch ist zu beiden Tagesstunden die Sonnenhöhe und somit die Länge der Schatten ungefähr gleich. — Das Licht wirkt nicht augenblicklich auf den eigenthümlichen Stoff; somit ist klar, daß die Körper, welche sich in der dunkeln Kammer abmalen, unbeweglich fest stehen müssen, wenn das vom Lichte hervorgebrachte Bild ganz deutlich ausfallen soll. Es zeigt sich daher nicht selten, daß, wenn sich Bäume auf der Zeichnung befinden, diese nicht so scharf wiedergegeben sind als die andern Partieen; sie brauchen dazu nur leise vom Winde bewegt zu werden. — Auf zweien der Zeichnungen, die Daguerre zeigt, ist dieser Effekt sonderbar auffallend. Auf dem einen sieht man im Vordergrunde ein Pferd an einem stehenden Fuhrwerk. Der Körper des Pferds ist ganz deutlich gezeichnet; aber es senkte jeden Augenblick den Kopf, um am Boden ein Maulvoll Heu zu nehmen; Kopf und Hals sind daher nicht ausgedrückt, man bemerkt aber zwischen der tiefsten und der höchsten Stellung des Kopfs einen Schattenstrich. Auf dem andern Blatt ist ein Mann, der sich die Stiefeln putzen läßt; er muß sich steif gehalten haben, denn er ist ganz bestimmt gezeichnet; aber der Schuhputzer, der sehr unruhig war, gibt nur ein verschwommenes Bild, besonders an den Armen.

Viele Mitglieder des Instituts haben Daguerres Bilder gesehen, namentlich auch A. v. Humboldt.

Wir begnügen uns hier mit dieser Anzeige einer Entdeckung, welche wirklich fast fabelhaft klingt; es wird nicht an Gelegenheit fehlen, darauf zurückzukommen. Arago hat in der Akademie auf die wissenschaftliche Bedeutung derselben aufmerksam gemacht, und wir theilen hier schließlich seine Bemerkungen mit.

„Mittelst eines so empfindlichen Reagens für das Licht, wie das von Daguerre entdeckte, werden sich photometrische Versuche anstellen lassen, die man bis jetzt für unmöglich hielt. Dahin gehören namentlich die Versuche über das Licht des Monds. Das Mondlicht ist bekanntlich 300,000mal schwächer als das Sonnenlicht, und es war nie gelungen, durch Concentrirung der Mondstrahlen irgend einen Effekt der Sonnenstrahlen hervorzubringen. Die Pariser Akademie hatte früher einmal Versuche mit einer ausnehmend großen Linse anstellen lassen; in den Brennpunkt derselben wurde Hornsilber gebracht, damals das empfindlichste Reagens, das man kannte; es zeigte sich aber keine Spur von Färbung. Daguerre nun wiederholte das Experiment mit einer weit schwächern Linse und seinem neuen Stoff, und in zwanzig Minuten erhielt er auf seinem schwarzen Ueberzug ein weißes Bild des Mondes. Bis jetzt kannte man nur Einen Körper, der für das Mondlicht empfindlich ist: das Auge; die Pupille zieht sich zusammen, wenn die Mondstrahlen darauf fallen.

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

Mit heimlichem Beben berauschte sich Arnheim in der Luft, welche ihm noch gewürzt schien von dem Athem seiner Geretteten. Mehr als orientalische Pracht und ein feiner, doch großartiger Geschmack herrschte hier, und seine Phantasie erblickte überall sie, besonders in den Gemächern, in welchen er die Wohnung und die Boudoirs eines weiblichen Wesens erkannte. Flügel und Guitarre fehlten nicht, und eben so wenig Heiligenschreine und kostbare Rosenkränze zwischen Tasso und Ariost und andern Dichtern in prachtvollen Ausgaben. „Wie glücklich ist," sagte er zu seinem Führer, „der Besitzer dieses Pallastes mit seinen leblosen und lebenden Kostbarkeiten zu schätzen!" — „Auf eine der lebenden Kostbarkeiten," versetzte der Abbate, „legt der Besitzer den höchsten Werth, weil er einen eben so großen Stolz darein setzt, das schönste Weib ausschließlich sein zu nennen, wie darein, daß der Name Contarini einer der ersten ist, die das goldene Buch eröffnen, und so viele Herzoge auf dem Stuhle des Dogen der Republik bezeichnet. Vor diesem Namen, wähnt er, müsse auch die kühnste Verläumdung ehrerbietig zurückweichen, weil kein Sterblicher es wagen werde, ihm einen Makel anheften zu wollen." — „So bewacht er wohl sein lebendes Kleinod mit den Argusaugen der Eifersucht?" fragte Arnheim. „Das nicht," erwiderte der Abbate. „Signora Constance hat alle Freiheit, die sie nur wünschen kann, denn Nobile Contarini ist so innig von seinem hohen Werth überzeugt, daß ihm jede Besorgniß der Art lächerlich dünkt, und Signora Constance hat, so jung sie auch ist, ihm noch nie Ursache zum Mißtrauen gegeben. Sie ist aus dem nicht weniger stolzen Geschlecht der Paläologen. Sie genießt das Leben mit venetianischer Freiheit; allein, ob sie gleich ihren ältern Gemahl wohl nicht aus Zuneigung genommen hat, denn sie war zu jung, als sie aus dem Kloster in seine Arme kam, so schützt sie doch der Stolz und vielleicht ein kaltes Temperament vor einer Leidenschaft, die sie wohl gern entzünden mag, was bei ihrer Schönheit und ihrem sonst freien und anziehenden Umgange nicht selten der Fall ist, die sie aber nicht theilt — vielleicht auch nicht theilt aus Furcht." — „Nun, das wäre denn ein Hebel, der sich nach Ihrem Systeme gebrauchen ließe, Abbate," sagte Arnheim lächelnd. „Gewiß," versetzte der Abbate, „wenn sich Gelegenheit dazu darböte; allein — nur ein glückliches Ungefähr könnte — aber der Versuch, ein solches herbeizuführen, möchte nicht ohne Gefahr seyn. Der geringste Verdacht, dafür kenne ich die Contarini, würde hinreichen, sie zu verderben und den glücklichen Unglücklichen mit ihr, der diesen Verdacht erregte. Man bespricht in dieser Hinsicht manches unheimliche Geheimniß des Hauses Contarini. — So ist sie geschützt vor jeder Schwachheit, so weit dies ein Weib seyn kann," fügte er spöttisch hinzu. — „Möge sie immer davor geschützt bleiben!" sagte Arnheim mit einem unterdrückten Seufzer und verließ nachdenklich mit dem Abbate den Pallast.

Er konnte sich nicht verhehlen, daß Venedigs größte Schönheit — wenn es die von den beiden Frauen war, die in seinen Armen gelegen, die andere hatte er kaum beachtet — den tiefsten Eindruck auf sein Herz gemacht, und daß er ihre besondere Aufmerksamkeit erregt habe, konnte er nicht bezweifeln. Doch diese konnte sich ja auch bloß auf den Ritterdienst beziehen, den er ihr zu leisten so glücklich gewesen, und berechtigte ihn noch nicht, wozu die männliche Eitelkeit übrigens nur zu geneigt war, ihr eine tiefere Bedeutung zu geben. Und hätte sie diese wirklich, so mußte nach dem Berichte des Abbate, wenn ihn nicht schon der Gedanke an die Heiligkeit ihrer Verhältnisse zurückschreckte, seine Vernunft ihn warnen, ein Abenteuer weiter zu verfolgen, das zwar höchst anlockend, aber so wenig glückverheißend war. Doch seine Gerettete war vielleicht die schöne fromme Wittwe. Dann verschwanden alle Bedenken und alle Gefahren, wenn ihr Herz sich zu ihm neigte. Wie sollte er sich darüber Gewißheit verschaffen? Vielleicht von dem Mohren, oder den Gondolieren, und so fand er sich um die Zeit, zu welcher am vorigen Abend die Gondel gelandet war, wieder an der nämlichen Stelle ein; allein vergebens, sie erschien nicht, und es bemächtigte sich seiner eine unbeschreibliche Unruhe. Es lag ein unwiderstehlicher Zauber in dem Gedanken an sie. Seine Phantasie malte sich das Glück, dem holden Wesen zu nahen, mit den glühendsten Farben aus, und selbst die gedrohten Gefahren erhöhten den Reiz. Nur einmal noch wollte er in ihrem Anblicke sich berauschen. Er umschwärmte den Pallast Contarini, er besuchte den Markusplatz und alle Orte, wo Venedigs stolzer Adel sich wohl zu zeigen pflegte, alle Kirchen, besonders zur Zeit der Messe, musterte alle Andächtigen und störte manche Andacht; allein seine Gerettete wollte sich ihm nirgends zeigen. Er hätte sie auch unter der dichtesten Verhüllung erkannt, dessen war er gewiß.

Der Abbate, welcher einige Tage verreist gewesen, besuchte Arnheim in seinem Casino. Die Veränderung, die mit dem jungen Manne vorgegangen war, konnte ihm nicht entgehen; allein er äußerte sich nicht darüber, und sprach in Hinsicht des Besuches im Pallaste Contarini nur von der Architektur und den Kunstschätzen. „Haben Sie denn aber auch schon alle unsere Kirchen gesehen,

Giacomo?" fragte er ihn. „Mehrere auf den entferntern Inseln, besonders aber die herrliche Kathedrale auf Chioggia, und nicht minder die kleine, edle Kirche della Navicella auf Lido di Sottomarina sind der Beachtung sehr würdig. Man muß beide jedoch zur Zeit der Abendmette sehen, wo die Wirkung ausgezeichnet ist." — „Wie wollen nach dem Essen hin; speisen Sie mit mir, Abbate," sagte Arnheim, der fühlen mochte, wie nothwendig es für ihn sey, sich von der phantastischen Sehnsucht nach einem Traumbilde loszureißen, und in der Beschäftigung mit der Kunst das beste Ableitungsmittel zu finden glaubte. „Ihre Einladung, mit Ihnen zu speisen, nehme ich an," erwiderte der Abbate; „aber nach Chioggia kann ich heute nicht, weil eine dringende Angelegenheit mich nach Padua ruft."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lissabon, December.

Die Assembléa estrangeira.

Höchst auffallend ist an der portugiesischen Nation der mangelnde Sinn für gesellige Vergnügungen. Sich selbst überlassen, hätte der Portugiese wohl schwerlich diese Seite der modernen Kultur bei sich auch nur einigermaßen ausgebildet. In der ganzen Stadt gab es früher keinen öffentlichen Ball, keine geschlossenen Gesellschaften, keinen Club, keine Assembleen, keine Casino's; es bestand außer den kleinen Privatcirkeln eine völlige Isolirung aller Familien. Auch hierin mußten ihnen die Ausländer erst mit gutem Beispiele vorangehen durch die schon vor mehr als fünfzig Jahren errichtete Fremdenassemblee, a assembléa estrangeira, die sich bis jezt unverändert erhalten hat, worin nach den Statuten kein Portugiese aufgenommen werden kann und kein ansäßiger Ausländer Zutritt erhält, der sich nicht aufnehmen läßt und seinen jährlichen Beitrag gibt (66 Thlr.), ein Beitrag, den nicht Alle zu entrichten im Stande sind, daher denn auch in den gegenwärtigen schlechten Zeiten diese Assemblee nur sehr wenig besucht ist. Jeden Abend, besonders Winters, fand man sonst hier eine recht angenehme Gesellschaft zu l'Hombre- und Whistpartien, zu Billardspiel u. s. w., englische, französische, deutsche, spanische und portugiesische Zeitungen, so wie mehrere auswärtige Zeitschriften. Man reichte Thee, und auf Verlangen auch andere Erfrischungen. Gegenwärtig geht aber Niemand mehr hin, außer um Zeitungen zu lesen. Im Winter gibt die Gesellschaft alle vierzehn Tage einen Ball, woran nicht nur der weibliche Theil der abonnirten Familien Theil nimmt, sondern wo dann auch portugiesische Familien, die sich ein Billet dazu verschafft haben, zugelassen werden. Familien des Adels sind ein- für allemal eingeladen und brauchen kein Billet. Der Zudrang der portugiesischen höhern Stände, die außerdem ein solches Vergnügen nie genießen, ist außerordentlich, und troz des großen und geschmackvoll eingerichteten Lokals oft so, daß die Tanzlustigen in dem großen Saale nicht Plaz genug haben und dazu noch die Nebenzimmer in Anspruch nehmen. Damen und Herrn erscheinen im geschmackvollsten Anzug nach der neuesten französischen und englischen Mode. Die junge Welt tanzt, und im Ganzen genommen tanzt man sehr gut. Die kleinen Füße der Portugiesinnen stechen dabei gewaltig gegen die massiven der Engländerinnen ab. Man tanzt jezt fast ausschließlich die schönen, bequemen Françaisen zu zwölf, auch sechzehn Paaren, mit den anmuthigen Balancé's, unter Direktion eines französischen Tanzmeisters, welcher die Touren ausschreit. Hie und da wagt man auch den deutschen Walzer und die neuere Galoppade, woran aber nur Wenige und meistens nur Deutsche Theil nehmen; doch in der jüngsten Zeit finden auch die Portugiesen Geschmack daran. Die Musik auf einer Galerie im großen Saale ist vollständig und gut, und man wundert sich nicht wenig, von ihr Straußische Walzer zu vernehmen. Die ältern Männer bringen den Abend am Spieltische zu. Hazartspiele werden aber nicht geduldet; die nicht tanzenden Damen sitzen an den Wänden umher und machen ihre Bemerkungen, höchst froh, wenn sich während der Tanzpausen Herrn über sie erbarmen, welche mit ihnen eine Tour durch die Zimmer machen. Noch vor wenigen Jahren herrschte auf diesen Bällen viele englische Pedanterie; man konnte nur in kurzen Beinkleidern, mit Schuhen und Strümpfen erscheinen, mit dreikantigem Klapphut und weißem Halstuch. Um acht Uhr beginnt der Ball und fahren die Wagen vor. So oft Damen die mit kostbaren Teppichen belegte Treppe betreten, gibt der Portier ein Zeichen mit der Glocke, worauf sogleich die dienstthuenden Direktoren den Damen auf der Treppe entgegeneilen und sie in den Saal führen. Sobald sich die Säle gefüllt haben, wird von einer Menge wie Gentlemen gekleideter Diener in Schuhen und seidenen Strümpfen, die nur für den Tag gemiethet und gewöhnlich Diener anderer Häuser sind, die sich dazu die Erlaubniß von ihren Herrschaften erbitten, Thee servirt und als Imbiß dazu auf großen Platten in Bergen aufgehäuftes süßes Backwerk von hunderterlei Art und Gestalt. Gegen eilf Uhr präsentirt man allerlei Erfrischungen, Punsch, Limonade, Capilaire, Mandelmilch 2c., mit der zweiten Auflage von Backwerk, und Punkt zwölf Uhr hat der Ball ein Ende. Alle wollen auf Einmal fort, Jeder schreit nach seinem Kutscher, und doch kann nur immer einer vorfahren, und so muß man oft stundenlang in den untern Zimmern und der Hausflur warten, bevor man seinen Zweck erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Schwäbisch.

Das beste Holz zimmert man nicht,
Den besten Vogel rupft man nicht,
Das beste Fett ißt man nicht,
Den besten Strauß riecht man nicht.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 18.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 21. Januar 1839.

> Man hat verschiedene Ursachen angeführt, warum dergleichen Stöcke gar überflüßig wären; und so mögen die denken, die nicht wissen, was vornämlich bei der Wahl und geschickten Einrichtung der Buchdruckerstöcke, nach Beschaffenheit einer jedweden Schrift und deren wesentlichen Inhalte, zu beobachten, damit die Natur der Sache allenthalben beibehalten und dem Leser ein aufrichtiger Begriff von demjenigen beigebracht werde, wessen er sich zu dieser Schrift und ihrem Verfasser zu versehen habe.
>
> Rabener.

Vom Holzstich als typographischem Schmuck,

bei Gelegenheit von Herders Cid, mit Randzeichnungen von E. Neureuther.*

Lichtenberg und Jean Paul haben es scherzhaft beklagt, daß Alles ohne Unterschied mit der unverwischbaren Schwärze gedruckt werde. Die Republik der Wissenschaften ist keine Demokratie, sie ist eine Aristokratie, dergestalt, daß sich das Patriciat nicht vererbt, sondern von der launischen Natur als ein freies Lehen ertheilt und von der Volksstimme bestätigt wird. Aber dem innern qualitativen Unterschied zwischen den Geistern und ihren Produkten entspricht in der Literatur kein äußerer, sofern Alles, der unnützeste wie der erhabenste Gedanke, mit derselben ewig haftenden Dinte im Durchschnitt an dasselbe Papier geheftet, und so lezteres noch weit öfter verdorben als veredelt wird. Ist dies recht? Sollte man nicht den angehenden Schriftsteller einer Lehrzeit, einer Wasserprobe unterwerfen, indem man seine Versuche mit einer Farbe druckte, die sich an den Krebsen wieder auswaschen ließe? Gibt es nicht tausend Produkte der Presse, bei denen nutzloser Verschwendung gesteuert, und doch das Interesse der sammelnden und sichtenden Nachwelt nicht verabsäumt würde, wenn man sie zur Hälfte, zu zwei Drittheilen, zu vier Fünftheilen so druckte, daß man sie hinterher wieder bleichen könnte? Dem kann einmal nicht so seyn, und wir sind Alle an die Gleichheit unter dem Preßbengel und an die immerwährende rückgängige Metamorphose von Velin und milchweißem Papier zu Pappe und Packpapier gewöhnt. — In der neuesten Zeit hat nun die Buchdruckerei in ihrer Entwicklung ein Mittel gefunden oder wieder ergriffen, das, sollte man meinen, dazu dienen könnte, der natürlichen Ungleichheit, die in der Schriftstellerwelt, wie in der Menschheit überhaupt herrscht, auch äußerlich ihr Recht widerfahren zu lassen und überwiegendes, namentlich poetisches Verdienst, oder siegreiche Popularität vor dem großen Haufen auszuzeichnen. Wir meinen das enge, unmittelbare Bündniß, das die Typographie wieder mit der zeichnenden Kunst geschlossen hat, durch Vermittlung des vervollkommten Holzstichs. — Es läßt sich aber leicht voraussehen, daß in dieser neuen Phase der Buchdruckerkunst das alte Niveau, wenn es selbst geraume Zeit im eben angedeuteten Sinn gestört werden sollte, sich am Ende wieder herstellen wird.

* Wir legen unsern Blättern eine Probe des oben genannten Werks bei. Sie zeigt einige der mannichfaltigen Formen, welche der Zeichner seinen Randzeichnungen gegeben hat.
Anm. d. Red.

Die Buchdruckerkunst ist aus dem Holzschnitt entsprungen, beides deutsche Künste; allein über ein Kleines ward die Mutter die Magd der Tochter. Kaum war das neugeborne Kind der Wiege entsprungen, und weit über die Zeit hinaus, wo man die Produkte der Presse als Incunabeln bezeichnet, wimmeln die Bücher von Holzschnitten, und fast jedes wird zum Bilderbuche: ein heiterer Uebermuth der neuen Kunst in der Erinnerung an die kaum verflossene Zeit, da der Miniator die Initialen in ein bedeutsames Bild einschloß und den Text des mühsam geschriebenen Buchs mit einem bunten sinnlichen Commentar unterbrach. Aber der immer rascher, immer ungeduldiger aus der Presse brechende Strom fand bald keine Weile mehr, um gleichsam in ruhigen Tümpeln behaglich seine Wellen zu kräuseln und die Landschaft sammt Staffage wiederzuspiegeln. Andernseits lähmte der bequemere Kupferstich den Holzschnitt auf der bedeutenden Kunsthöhe, die er schnell erreicht; diese Kunst sank rasch wieder herab, und das originelle, naiv commentirende Holzbild wurde im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert zum albernen, symbolischen Buchdruckerstock, zum stereotypen Prologus und Epilogus je nach den Künsten und Wissenschaften: das offene Auge Gottes und die blinde Gerechtigkeit, Trophäen von Fahnen, Pauken und Kanonen, ungeschlachte Genien, mit Kolben und Retorten, mit Buch und Rolle, mit Schwert und Lanze, mit Globus und Fernrohr hanthierend, frisirte Schäferinnen und schalmeiende Schäfer, und im gemeinen Fall die eckige Arabeske und das geschmacklose Blumenstück. — Man kann bemerken, wie diese stehenden Sinnbilder nach und nach zusammenschrumpfen, wie die Zeit sich mehr und mehr dem System zuwendet, das im Namen des geläuterten Geschmacks jedes Buch und seine Kapitel ohne Weiteres mit dem Anfang anfängt und mit dem Ende endigt. Die Holzschneidekunst gerieth darüber vollends ganz in Verfall; ihre unförmlichen Reste wurden endlich völlig aus dem Text der Literatur ausgetrieben und die durch andere Methoden vervielfältigten Produkte der zeichnenden Kunst, wo man sie zu Schmuck oder Verständigung herbeizog, daneben gelegt.

Seit dem allgemeinen Frieden hat die Presse in Deutschland, England, Frankreich einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Der Wetteifer in schönen Drucken, der bei uns vollends fast ganz eingeschlummert war, erwachte dabei nach langer Zeit aller Orten in frischer Kraft. Inmitten dieser großen Thätigkeit erhielt die Typographie in zahlreichen Punkten wesentliche Verbesserungen; die Mittel aller Art wurden, die einen vereinfacht, die andern vervielfacht, Beides zum Vortheil des Habitus der Bücher, und dieselbe Entwicklung der Kunst, welche die Produktion beschleunigte und erleichterte, befriedigte auch immer mehr den geweckten Sinn für zierlichen, saubern, geschmackvollen Druck. Bei dieser allgemeinen Rührigkeit ist nun eine der bedeutendsten Erscheinungen, daß die Typographie, in ihrer Richtung auf äußern Schmuck, allen Ernstes zu ihrer Quelle zurückgeht, und im Holzschnitte, der an der Wiege der Presse eine so große Rolle spielte, neue Kraft und frische Wirkungsmittel sucht. Diese Bewegung ging vorzüglich von England aus. Zwar hat Deutschland seit Anfang des Jahrhunderts schätzbare Versuche aufzuweisen, die treffliche, wirkungsreiche Kunst des Holzschnitts wieder aufzunehmen; aber immerhin waren es die Engländer, welche den entscheidenden Schritt thaten, sie wieder als Druckerstock in die Typographie einführten und in dieser Richtung schnell zu einer überraschenden Höhe ausbildeten.

(Fortsetzung folgt.)

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

Ueber Tische war von nichts die Rede, als von der Kirchenarchitektur und ihren verschiedenen Stylen, worüber der Abbate die geistreichsten Ansichten aufstellte in einer historischen Entwicklung, wogegen Arnheim sich vom idealen Standpunkt darüber aussprach. So war Arnheim ganz von diesem Gegenstande erfüllt, als er die Gondel bestieg und die Lagunen durchschnitt. Ein frischer Seewind milderte die Hitze der Luft; er schiffte an den reizenden Ufern von Malamocco und Palestrina hin, und fühlte sich beruhigter, je mehr er dem Ziele seiner Fahrt sich näherte, das ihm schon aus der Ferne den Gegenstand, der ihn beschäftigen sollte, imposant darbot. Feierlich läutete die Abendglocke zu ihm herüber, welche die Gläubigen zur festlichen Messe rief, denn es war der Festtag des Heiligen, dem die Cathedrale geweiht ist. — Er betrat den Dom, der im Glanze unzähliger Wachskerzen strahlte und dessen majestätischen Gewölbe von den anschwellenden Tönen der Orgel und den Gesängen der Chorknaben und der Geistlichen widerhallten. Viele der reichen Besitzer der nahen Villen an der Brenta, und See- und Landvolk umher waren zusammengeströmt. Sein Blick schweifte durch den gefüllten Raum und erhob sich mit den schönen Säulen, welche das mittlere Schiff von zwei breiten, mit strahlenden Altären besetzten Räumen trennten. Es war ihm, als ob der Friede von diesen hohen Gewölben, in welchen sich der religiöse Geist ihres Schöpfers verkörpert zu haben schien, herab in seine Seele flösse; in seine Kunstbetrachtung mischte sich eine religiöse Rührung, wie er sie nur in seinem

Knabenalter empfunden hatte, und sein Knie und sein Geist beugten sich andächtig mit der Gemeinde vor dem gegenwärtigen Gotte. Die Seitenaltäre waren weniger umlagert und lockten ihn zu hohen Kunstgenüssen in den schönen Bildern, mit denen sie geschmückt waren. Er ging leise von einem zum andern, um keines Andächtigen Gebet zu stören. Er war die eine Seite hinuntergewandelt und bog zur andern ein. Hier strahlte ihm eine Madonna mit dem Jesuskinde im reichsten Farbenglanze entgegen. Er näherte sich und sah zwei Frauen davor knien im inbrünstigen Gebete. Seltsam fühlte er sich ergriffen, als er einen flüchtigen Blick auf die feinen Gestalten warf: sie erinnerten ihn lebhaft an die beiden Frauen aus der Gondel. Die Schläge seines Herzens verdoppelten sich, alle seine Pulse bebten, und kaum wagte er, auf das entschleierte Antlitz der einen zu schauen, die am Altare hingegossen, von der heiligen Ampel beleuchtet, das schöne, seelenvolle Auge zur Schmerzensmutter mit Inbrunst erhob. Sie war es, es war seine Gerettete! Hatte ein unwillkührlicher Ausruf von ihm die Betende aufmerksam gemacht, oder war es Zufall, daß ihr Blick ihn streifte: eine sanfte Röthe überflog zauberisch die Lilienwangen. Er sank überwältigt auf seine Knie; er wagte es nicht, sein Auge wieder aufzuschlagen, und als er es that, war sie verschwunden. Er sprang auf, er fühlte sich versucht, ihr zu folgen; allein — was konnte er davon hoffen? Schien sie doch vor ihm zu fliehen, was der Abbate freilich als eines der günstigsten Zeichen würde gedeutet haben. Aber die Stelle, die eben noch von ihrem zarten Knie berührt war, zog ihn unwiderstehlich an; er ließ sich dort auf sein Knie nieder und erhob den glühenden Blick zu der Heiligen, auf welcher ihr schönes Auge voll Inbrunst geweilt hatte, und Wonne und Schmerz durchschütterten seine Seele.

Er konnte lange nicht von der geweihten Stelle sich losreißen, und als er es endlich vermochte, waren die Gesänge verstummt, die Räume waren leer, die Kerzen an den Altären erloschen, und nur das Licht der heiligen Ampeln flatterte durch die hohen Gewölbe, die von seinem einsamen Fußtritte widerhallten. Er traf auf seinen Gondolier, der ihn zu suchen schien. Stumm bestieg er die Gondel, und seine Phantasie wiegte sich, indem er über die bereits im Silber des Mondes wallende Fluth hingleitete, auf Zauberwogen. Sein Barcarol stimmte, um ihn aus seiner Versunkenheit in sich selbst zu erwecken, seinen Lieblingsgesang von Armidens Zaubergärten an. Ihm dünkte dieser Gesang prophetisch, und er versezte ihn in die süßesten Verhältnisse mit der Geliebten. Ihre Anwesenheit in Chioggia, war sie nicht ein glückliches Vorzeichen für seine Liebe? — Da erzählte ihm der Barcarol, daß der Gondolier der schönen Gräfin Albani, welche in der Messe gewesen, wie es geschienen, nicht ohne Auftrag, ihm gesagt habe, am Abend des folgenden Tages würde auf der Villa Contarini an der Brenta ein Maskenball zur Einweihung der Villeggiatura gegeben, zu welchem der ganze hohe Adel von Venedig geladen sey, und zu dem jeder anständigen Maske der Zutritt offen stehe. — Die Gräfin Albani! nicht Constance Contarini! Welch ein Strahl der Hoffnung für seine Leidenschaft! Von ihr diese Einladung! denn wofür hätte er diesen Wink sonst nehmen sollen? Sie wünschte ihn in ihre Nähe zu bringen! Woher dieser Antheil an ihm, wenn sie sich ihm nicht besonders verpflichtet fühlte? Sie war die Gerettete, und wem ist es unbekannt, wie die Leidenschaft der Jugend bei dem geringsten, günstig zu deutenden Anzeichen über jedes Ziel weit hinausschweift: ihm stand es fest, daß er einen tieferen Eindruck auf ihr Herz gemacht habe, daß er des Glückes sollte gewürdigt werden, den vergötterten Gegenstand seiner glühendsten Gefühle Auge in Auge zu schauen; und dabei schwanden die gedrohten Gefahren, da sie nicht des stolzen Contarini Gattin, nur seine Schwester war, kein Gegenstand seiner Eifersucht; und selbst wenn Gefahren drohten, was waren sie für ihn bei der Wonne der Ueberzeugung, daß er geliebt werde! Einmal versunken in diesem Glutblick, und das süßeste Geständniß der Liebe von diesen Rosenlippen, und dann sterben, dünkte ihm Seligkeit; und er beschloß, seinem Glückssterne zu folgen.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichtliche Notizen.

Lederne Nothmünzen, eine Art Assignaten, kommen schon sehr frühe vor. Bei der Belagerung von Faenza i. J. 1240 soll Kaiser Friderich II. die deutschen Kriegsvölker mit Leder ausbezahlt haben, mit dem Versprechen, diese Nothmünze wieder mit Geld einzulösen.

•

In Baiern lebte 1337 ein Edelmann mit einem wahren ritterlichen Räubernamen. Er hieß „der alt Fraß von Wolfsberg." Er that in einer Urkunde Verzicht auf Alles, was dem Kloster Steingaden zuständig war; und damit seine Erben nicht glauben möchten, er habe diese Verzichtleistung in der Uebereilung oder in Gedankenlosigkeit gethan, sezt er in seinem Brief hinzu: „do ich gesund und stark waz und riten und gan mocht." — Mochte heißt konnte, wie noch heute der gemeine Baier sagt: ich mag nicht, statt: ich kann nicht.

•

Ueber die Freiheit und die Freiheiten der alten und ältern Deutschen ist viel Albernes gesagt und geschrieben worden. Folgende Züge verdienen indessen bemerkt zu werden.

So oft unsere ältern Kaiser in einer Reichsstadt vor eine Herberge ritten, hatten die Schergen und Stadtknechte das Recht, das kaiserliche Pferd wegzunehmen. Friderich III., † 1493, kam einmal auf seinem Falben in einen solchen Ort. Flugs eilten jene Diener herbei und nahmen das Roß. Des

Kaisers Stallmeister widersezte sich, wurde aber dafür durchgeprügelt. Friderich gerieth in Zorn, schickte zum Bürgermeister und verlangte sein Pferd zurück. Dieser aber antwortete: „sy mochten, noch dorfften wider des Reichs Satzung nicht, und gepürt in (ihnen) nicht dawider zu tuen.“ Friderich mußte seinen Falben auslösen oder noch ein besseres Roß dafür geben.* — Selbst gegen die Päbste erlaubte man sich diese Freiheit. Kaum war Johann XXIII. von dem Schimmel gestiegen, worauf er 1414 seinen Einzug in Constanz gehalten, als die Knechte des Bürgermeisters den Zelter mit sich fortführten. Alles Widerstreben der päbstlichen Thürhüter, Kämmerlinge und Stallmeister war vergeblich.**

Bei den Krönungsfesten waren die Kaiser nach alter Sitte verbunden, von dem preisgegebenen Brod und dem gebratenen Ochsen Stücke zu schneiden und zu essen, deßgleichen zu trinken von dem Wein, der für Jedermann aus dem Springbrunnen floß. Kaiser Albert II. beobachtete dies noch bei seiner Krönung zu Aachen 1438. — Offenbar deutete dies auf den erinnernden Gedanken, daß in gewissen Dingen zwischen Kaiser und Volk Genossenschaft, ja Gleichheit stattfinde; und daß solche Erinnerungen keineswegs verwerflich sind, bedarf keiner Ausführung.

* Oefele, Script. rer. Boic. Schambocher Chronik.

** Ulrichs v. Reichenhall Concilium zu Constanz. 1536. Die Begebenheit ist daselbst auf einem Holzschnitt abgebildet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lissabon, December.

(Fortsetzung.)

Gesellige Vereine. Mangel an Sinn dafür.

Erst im Jahr 1826 entschlossen sich die portugiesischen ersten Kaufmannshäuser, eine geschlossene Gesellschaft unter dem Namen der Assembléa portugueza zu stiften, der man ganz ähnliche Statuten gab, wie die der Assembléa estrangeira; nur Portugiesen konnten Abonnenten seyn, das diplomatische Corps und die Direktoren der Fremdenassemblee, so wie die Geistlichen der fremden Gemeinden waren aber ein für allemal zu ihren Festlichkeiten eingeladen, und andere Ausländer erhielten Zutritt mittelst Billets; man revangirte sich dadurch bei der andern Gesellschaft. Auch diese Anstalt richtete sich auf's Kostbarste in einem großen Lokale ein und suchte es der andern zuvorzuthun; sie hatte auch ein größeres Publikum, und konnte daher mehr verwenden. Troz dem bestand sie aber nur wenige Jahre; denn zu Don Miguels Zeiten, wo die Spionerie allenthalben eindrang, wo man nirgends sicher war, alle Zusammenkünfte scharf beobachtet wurden und die unschuldigsten Gespräche oft eine schlimme Auslegung erhielten, um Jemanden in's Unglück zu bringen, wo es schon Verbrechen war, wenn sich mehrere Menschen in einem Hause versammelten, so daß einmal die Mitglieder der königlichen Akademie der Wissenschaften, als sie aus ihrer gewöhnlichen wöchentlichen Sizung kamen, sammt und sonders von der an der Thüre auf sie wartenden Polizei in Empfang genommen und auf die Wache gebracht wurden — in diesen bösen Zeiten zogen sich die Meisten zurück, und die Gesellschaft mußte eingehen. Nach der Restauration durch Don Pedro constituirte sie sich wieder neu unter dem Titel Club, ein für die portugiesische Sprache neues Wort, das die Emigranten aus Paris mitgebracht, und in welches sich die ungebildete Klasse noch immer nicht finden kann, daher sie statt Club Clubio sagt, was ihnen portugiesischer klingt. Leider traten in dieser Gesellschaft sehr bald politische Gesinnungen hervor, und die ultraliberale Partei gewann darin die Oberhand, was denn zur Folge hatte, daß bei den Ballotirungen viele angesehene Personen, die nicht zu ihrer Fahne geschworen, durchfielen, und diese sich nun veranlaßt sahen, als Opposition unter dem Namen einer Assembléa Lisbonense eine andere Gesellschaft zu stiften, so daß nun drei Gesellschaften bestehen, die alle drei sehr kostspielig und an gewöhnlichen Tagen, mit Ausnahme der Spieler von Profession, die hier l'Hombre, Whist und Ecarté nur um Gold spielen, troz der vielen Theilhaber nur sehr wenig besucht sind; denn der Portugiese versteht es nicht, sich lange auf andere Art angenehm zu unterhalten, als mit dem Spiel. Wer also nicht spielt, bleibt ganz weg, oder kommt nur, um einen flüchtigen Blick in die Zeitungen zu werfen. Man läßt sich eigentlich nur deßhalb aufnehmen, um an den Winterbällen mit seiner Familie Theil nehmen zu können. Wegen der Kostspieligkeit dieser Anstalten können aber nur die wohlhabendsten Familien sich abonniren; alle Andern, z. B. Offiziere und Beamte, die kein eigenes Vermögen besitzen und bloß von ihren Stellen leben, selbst Generale und Desembargadoren, müssen sich selbst davon ausschließen. Gesezmäßig sind davon ausgeschlossen alle Kaufleute, die öffentliche Laden haben, und wenn sie Millionen hätten, oder Salomo's Weisheit besäßen. Für diese und so viele tausend Andere gibt es schlechterdings keine geschlossenen Vereine zu abendlichen Zusammenkünften, wo sie sich auf wohlfeile und angenehme Art unterhalten könnten. Es fehlt ihnen ganz am Geist der Geselligkeit, und das Bedürfniß der Mittheilung im gemüthlich-ruhigen, geschlossenen Verein ist ihnen ganz unbekannt. Das Wesen des Portugiesen scheint hiemit im Widerspruch zu stehen, denn er spricht gern und viel, Einsamkeit ist ihm in den Tod verhaßt, er geht nur dahin, wo viele Menschen sind, wo Leben herrscht. Aber irgend ein Vergnügen oder eine Unterhaltung darf ihn nichts kosten, oder sie muß ihn, im Gegensaze, sehr theuer zu stehen kommen; denn etwas, wobei er wichtig auftreten kann, und wenn er sich auch dabei zum Sterben langweilt, gebt ihm über ein größeres und wohlfeileres Vergnügen. Ostentation ist seine schwache Seite; er schämt sich gleichsam, für ein Vergnügen wenig auszugeben, und deßhalb sucht er solche auf, die ihn nichts kosten. Dies ist der Hauptgrund, weßhalb man keine Vereine bildet, wo man in einem bescheidenen Lokale ohne Prunk zusammenkommen könnte, und mit einem mäßigen Beitrage sich vielleicht besser unterhalten würde, als die Menschen in jenen Prachtsälen. Diese Eigenheit gründet sich mit auf den angebornen Stolz; denn auch der Geringste hält sich in seinem Eigendünkel dem Höchsten gleich, er glaubte sich herabzuwürdigen, wenn er einen untergeordneten Verein, eine Gesellschaft zweiter Klasse beförderte oder daran Theil nähme, und so beschränkt sich Jeder auf das, was ihm die Gelegenheit in den Weg bringt, und schämt sich nicht, stundenlang in einem deßhalb renommirten offenen Kaufmannsladen, wo am wenigsten verkauft, aber am meisten gesprochen wird, zu sizen, sich mit andern Schwäzern zu unterhalten, und auf diese Art die schwer lastende Zeit zu verbringen. Fast durchgängig haben die Kaufmannsladen jeder Art, von den ersten Großhändlern an bis zum Krämer herab, ihre Sprechkunden, politischen Kannengießer, Neuigkeitskrämer und Erzähler der Historien vergangener Zeiten.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 19.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 22. Januar 1839.

— Glances beget ogles, ogles sighs,
Sighs wishes, wishes words, and words a letter,
Which flies on wings of light-heeled Mercuries —
And then, God knows, what mischief may arise!

Byron.
Beppo.

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

„Welch eine Nacht auf diesen Sturm der Gefühle! Endlich aber überwand der Schlaf doch alle Wallungen und ließ ihn erst spät am Morgen erquickt und beruhigt aus seinen Armen. Sein Diener mußte die griechische Kleidung, welche sich Arnheim bei seinem Besuche der griechischen Inseln hatte anfertigen lassen, für den Abend ordnen und auch für die Gondeliere griechische Matrosentracht besorgen.

Bekannt mit dem Leben der vornehmen Kreise Italiens und vor Allem der Sprache in höchster Vollkommenheit mächtig in allen ihren Dialekten, so daß man nur an seinem Aeußern den Ausländer erkannte, bestieg er gegen Abend in reicher griechischer Tracht die Gondel, und folgte dem Schwarme, der durch die Lagunen der Brenta zueilte. Die wackern Ruderschläge seiner Gondeliere ließen manche der vorstrebenden Gondeln hinter sich, und als er in die Brenta einfuhr, wo das Gewühl und Getöse immer mehr zunahm, strahlte ihm die hellerleuchtete Villa Contarini entgegen und der Strom der Tanzmusik ergoß sich daraus. Er trat, die feine Maske vor dem Gesicht, in die von tausend Wachskerzen erleuchteten Säle. Sie waren gefüllt mit tanzenden und wandelnden Masken, welche sich um die von einer reichen Dienerschaft bedienten, von silbernen Prunkgefäßen strahlenden Büffets drängten. In hintern Sälen waren die großen runden grünen Tische mit Goldhaufen bedeckt, umringt von männlichen und weiblichen Masken, die vollen Goldbörsen vor sich, und von den Croupiers bewacht. Seitenzimmer luden zur Conversation ein, und hier sprudelten Witz und Bouffonerie. An Kabinetten zum Umkleiden, mit allen Bequemlichkeiten reich versehen, fehlte es nicht. Alles athmete Reichthum und Lust.

Arnheims Blick schweifte über die Gruppen nach dem Stern, der sein Geschick leitete, und um die Spieltische genauer mustern zu können, trat er hinzu, zog eine goldstrotzende Börse und belegte eine Karte verdeckt mit so viel Goldstücken, als seine Hand faßte. Sie verlor, und er sah gleichgültig sein Gold zum großen Haufen wandern und besetzte die Karte von Neuem. Ein gleiches Loos; der Satz wurde noch stärker zum dritten Male erneut. Da erblickte er zu seiner großen Ueberraschung sich gegenüber eine feine Gestalt in einem reizenden griechischen Anzuge, reich mit orientalischen Perlen erster Größe den Schwanenhals und das glänzend braune Haar umwunden, eine kaum vom Gesicht zu unterscheidende feine Maske vor, unter welcher die schönen Formen hervorzutreten schienen, und das Auge auf ihn mit dem Ausdrucke froher Befriedigung gerichtet. — Ihm war,

als ginge die Sonne seines Lebens auf. Der Croupier erinnerte ihn an sein Spiel. Er bog die verdeckte Karte Paroli, und nach wenigen Abzügen Septlewa, und endlich schlug er sie um: es war die Coeurdame, und er empfing eine Anweisung auf tausend Dukaten.

Die schöne Griechin, die sichtbaren Antheil an seinem Spiele genommen, lächelte und sprach lebhaft mit einigen der Umstehenden. Alle Anwesenden wurden aufmerksam auf den kühnen Spieler, der mit wechselndem Glücke, doch zuletzt immer mit glücklichem Erfolge sein Spiel fortsetzte und dann gleichgultig den Tisch verließ, als gerade das Gluck sich so fur ihn zu erklären schien, daß eine Sprengung der Bank in Aussicht stand. Die schöne Griechin hatte sich den Tanzsälen zugewendet und er folgte ihr nach einer kurzen Weile dahin. Man fragte einander, wer der stattliche Grieche sey; man sprach von einem Fürstensohne aus einem hohen Hause.

Arnheim folgte dem Magnet, der ihn so mächtig anzog und von welchem es ihm bald nicht mehr zweifelhaft war, daß es seine Gerettete seyn müsse. Auch ihr Blick suchte ihn sichtbar und wandte sich zaudernd von ihm, wenn er seinem liebestrahlenden Blicke begegnete. Er wagte es, sie zu einem Menuet aufzufordern. Sie folgte seiner Aufforderung, und er fühlte die zarte Hand leise in der seinigen beben. Welch unnennbare Grazie entfaltete hier jede Bewegung des kleinen, schmalen Fußes, der schönen Arme und des zierlichen schlanken Körpers. Es war Anadyomene, die vor seinen trunkenen Blicken schwebte, und ihrer nicht unwürdig zeigte sich der unbekannte Fremdling mit der Gestalt eines Antinous. Ein beifälliges Gemurmel verbreitete sich im Saale, die Tänzerpaare hielten inne, um das schöne Paar zu betrachten, von allen Seiten strömten Bewunderer herbei und ein lauter Jubelruf begleitete sie, als Arnheim seine Tänzerin zu einem Sitze geleitete und ihr mit bewegter Stimme sein Entzücken und seinen Dank stammelte, den sie mit hoher Anmuth erwiderte.

Er wagte es nicht, seine Bewerbung zu auffallend zu machen, und begab sich, manchen Neugierigen, der sich an ihn drängte, mit feinem Witze abfertigend, in die übrigen Säle, und kehrte erst nach einiger Zeit in den Saal zurück, wo er sie verlassen hatte. Zu seiner großen Verwunderung erblickte er die schöne Griechin auf dem nämlichen Sitze, und wie es den Anschein hatte, ihn erwartend, denn zu seiner noch seligern Ueberraschung trat sie, sobald sie ihn erblickt hatte, auf ihn zu und forderte ihn zum griechischen Nationaltanze auf. Er war Meister in diesem Tanze, er folgte der Aufforderung mit Entzücken und schwelgte im Anblick der sich ihm bald anmuthig entwindenden, bald zutraulich sich nähernden oder lockenden Schönen. Noch rauschenderer Beifall ertönte, als er seine erschöpfte Tänzerin zu ihrem Sitze führte. Ein Glutstrom ergoß sich aus dem schönen Auge, als er sein hohes Glück pries, und ein leiser Druck der schönen Hand durchbebte sein Inneres. — Aber bei aller Glut, von der er sich entzündet fühlte, wich doch die zarte Scheu der echten Liebe nicht. Auch jezt wagte er es nicht, in der unmittelbaren Nähe der Zauberin, die ihre Bande unauflöslich, das fühlte er, um ihn geschlungen hatte, lange zu weilen. — Doch überwog die Leidenschaft zulezt alle Bedenklichkeiten, er durchstrich die gedrängten Säle, sie aufzusuchen, und als er sie nach längerem Suchen in dem Schwarm von Masken erblickte, näherte er sich ihr ehrerbietig, doch schon mit der Zuversicht eines Bekannten. Wie groß war aber seine Ueberraschung, als er jezt zwar mit unverkennbarer Milde, jedoch mit einer gewissen Zurückhaltung seine Huldigung aufgenommen fand und die schöne Griechin seine Aufforderung zu einem neuen Tanze ablehnte. Der Abstich vom frühern, selbst zuvorkommenden Betragen der Schönen war zu groß, als daß er nicht sein Inneres hätte schmerzlich zerrissen fühlen sollen. Sein Männerstolz empörte sich; wollte es ihm doch fast bedünken, als sey er ein Spielball weiblicher Laune. Die Leidenschaft ließ ihn beinahe alle Verhältnisse vergessen. Er wollte der schönen Beleidigerin folgen und eine Erklärung der so auffallenden, ihn verletzenden Veränderung in ihrem Benehmen gegen ihn erbitten. — Da trat eine Maske ihm in den Weg, schlug den Mantel auseinander und ein Carthäuser stand vor ihm, sprach monoton sein Memento mori und wandte sich dann von ihm. Arnheim erbebte; der Zuruf stand in zu schneidendem Contraste mit dem vollen Leben, das um ihn und in ihm brauste. Er fühlte sich tief erschüttert und suchte dem Carthäuser zu folgen, allein dieser war unter den übrigen Masken verschwunden. Dagegen zupfte ein Mohrenknabe an seinem Mantel und steckte ihm ein Papier zu. Er stuzte; der Knabe schien eine Antwort zu erwarten und Arnheim trat in ein Seitencabinet und las von einer weiblichen Hand die wenigen Worte: „Kühner Fremdling, fühlt dein Herz, was deine Blicke sagen, so folge dem Ueberbringer!"

(Fortsetzung folgt.)

Vom Holzstich als typographischem Schmuck.

(Fortsetzung.)

Bald füllten sich die englischen Bücher, wo sich immer „decorative printing" anbringen ließ, mit eingedruckten Darstellungen, von der einfachen Vignette zu didaktischen oder humoristischen Zwecken, bis zu völlig ausgeführten Bildern mit den effektreichsten Schatten, Lichtern und Helldunkel, welche bald einer Sepiazeichnung

gleichen, bald die Wirkung eines Stahlstichs machen, bald dem Kupferstich in Kraft und Glanz gleichkommen. Die Deutschen und Franzosen säumten nicht, diesem Beispiel zu folgen, wobei sie wohl nur einem allgemein erwachten Triebe gehorchten, und die wiedergeborne Kunst wird gewiß bei uns, in ihrer alten Heimath, hinter keinem Lande zurückbleiben. Die Leistungen unserer Künstler in diesem Fache sind schon jetzt sehr ehrenwerth, namentlich die der Berliner Gubitz und Unzelmann. Aber noch ist die Ausbreitung der Kunst und die Concurrenz bei uns lange nicht so bedeutend wie in England, und wenn es sich davon handelt, eine beträchtliche Anzahl sehr ausgeführter Compositionen in kurzer Zeit stechen zu lassen, so müssen wir bis jetzt noch die Werke unserer Zeichner größtentheils den Engländern anvertrauen. Auch in Paris wird die neue Methode der Holzstecherei zum Dienste der Presse vorzüglich von Engländern ausgeübt.

Bei den besten dieser englischen Meister ist die Sicherheit der Methode, die Virtuosität in Führung des Grabstichels wirklich bewundernswürdig, und an ihren guten Arbeiten zeigt sich augenfällig, wie der Holzstich Wirkungen hat, worin er dem Kupferstich, wie allen andern Methoden, überlegen ist, namentlich in der Kraft der Schatten. Am überraschendsten erscheint aber wohl Ausführung und Effekt bei zarten landschaftlichen Motiven.

Wohin dieser offenbar nachhaltige Anstoß die Buchdruckerei führen, wohin sie sich vielleicht auf diesem neuen Wege verirren mag, wie dieser Trieb zur Verzierung auf das ganze Costüm der Literatur und nieder auf ihr inneres Wesen zurückwirken wird — dies läßt sich jetzt noch gar nicht absehen. Manche erblicken darin nur eine vorübergehende Mode; es dünkt ihnen nichts weiter als jedes andere kokette, unnütze Spiel mit alter Kunst und Sitte, wenn der „illustrirende" Künstler, Muster suchend, in die Fußstapfen des alten Miniators tritt, wenn er die Initialen mit feinen Launen umspinnt und durchflicht und der auf der Blattseite schwebenden *Gedanken*seele am Rande in Spaß und Ernst einen *Körper leiht*. Die Bedeutung dieser Richtung kann hier nicht erschöpfend besprochen werden; aber Viele sind mit uns überzeugt, daß die Allianz zwischen den beiden Künsten, unter ganz andern Auspizien geschlossen als im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, eine Epoche in der Typographie bezeichnet, und auf geraume Zeit das Geschick der Buchdruckerkunst und des Buchhandels zum Theil beherrschen, ja auf ganze Zweige der Literatur selbst bedeutenden Einfluß äußern wird.

In der frühern Blüthezeit der Holzschneidekunst war man bald darauf gekommen, zur Hervorbringung der verschiedenen Töne mehrere Holzplatten nacheinander anzuwenden. Dies galt aber vorzugsweise vom selbstständigen, nicht in den Rahmen eines Schriftsatzes eingeschlossenen und zugleich mit diesem reproducirten Holzschnitt. In ihrer neuesten Ausbildung fand nun aber die Kunst Mittel, die verwickeltste Zeichnung zumal auf das Holz überzutragen. Nach dieser Methode enthält der einfache Holzstock das ausgeführteste Bild; dasselbe Holzstück nimmt alle Lichter und Schatten mit und neben einander auf, und derselbe Ruck des Preßbengels ergibt das vollständige Bild zugleich mit der Schrift, neben oder über welche es gesezt ist.

Der wesentlichen Verschiedenheit, welche zwischen der gegenwärtigen und der frühern Behandlung des Holzes stattfindet, entspricht ein abweichendes Verfahren beim Abdruck solcher Holzschnitte, welche zwischen oder neben den Text eines Buchs gesezt sind. Wurde früher in diesem Fall nur Ein Stock angewendet, so brauchte der Stecher den Kunstgriff, daß er die Partieen des Holzes, im Maße, als sie lichteren Tinten entsprachen, erniedrigte, so daß die hellsten Stellen der Zeichnung am tiefsten gelegt waren, die schwärzesten sich am meisten erhoben. Auf diese unebene Fläche ließ er sodann einen gleichen Druck wirken, der die hervorragendsten Punkte, die Schatten, am stärksten, die tiefsten, die Lichter, am leichtesten traf. Man konnte dabei ohne weitere Vorrichtung zum Abziehen auf mechanischem Wege schreiten. Nach der heutigen Manier verfährt man gerade umgekehrt. Hier liegen alle die zarten Leisten im Holzstock, welche die Zeichnung bilden, in Einer Ebene, und auf diese ebene Fläche läßt man einen ungleichen Druck wirken. Die lichteren Partieen müssen dabei einen geringern, die dunklern, je nach der Tiefe der Schatten, einen stärkern Druck erleiden. Man sieht, daß dadurch auch das Geschäft des Druckens zu einer wahren Kunst wird. Der ganze Effekt des Abdrucks, die Perspektive, die Abstufung der Schatten hängt davon ab, wie er den Deckel der Presse zuzurichten weiß, wie er es versteht, durch abgestuftes Ueberlegen die korrespondirenden Lichter zu schonen, die Schatten nach ihrer Tiefe kräftig und kräftiger auszusprechen. Nur durch seine Kunstgriffe kann einem guten xylographischen Werke volle Gerechtigkeit widerfahren, und zwischen einem guten und einem schlechten Abdruck ist ein so auffallender, wesentlicher Unterschied, daß der Nichtkenner nimmermehr in beiden denselben Stich auf derselben Stufe der Ausführung erkennen würde. Bedenkt man noch beim Druck die mannigfachen Schwierigkeiten in Behandlung der Farbe und des Papiers, so läßt sich leicht ermessen, daß die Herstellung eines schönen Werkes mit Holzstichen eine sehr schwere und sehr langwierige Arbeit ist, ganz abgesehen von den Schöpfungen des Zeichners und Stechers, und dieselben als vorhanden vorausgesezt.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichtliche Notizen.

In einem Zeitalter, das wir für finster und barbarisch halten, wurden frühzeitige große Geistesgaben und Kenntnisse so sehr geschäzt, und gewiß mehr geehrt, als heutzutage. Andreas Canther, ein deutscher Knabe von zehn Jahren, hatte die sogenannten seinen Künste inne, war in den Schriften des alten und neuen Testaments, in geistlichem und bürgerlichem Rechte bewandert und wußte bei öffentlichen Disputationen auf Fragen aller Art Antwort zu geben. Verwundert hierüber, erließ Kaiser Friderich III. ein Schreiben an das Wunderkind, lud es zu sich auf die hohe Schule zu Wien und meldete: er werde es mit den goldenen Doktors-Ehrenzeichen krönen und ihm, wie billig, den ersten Plaz bei Hofe geben.*

Als i. J. 1431 das Mädchen von Orleans seine räthselhafte Rolle ausgespielt hatte, trat eine Pseudo-Jeanne d'Arc auf, und zwar auf deutschem Gebiete. Ihr Beschüzer war ein Fürst aus demselben Lande, das später den Dichter der Jungfrau von Orleans hervorbrachte, ein Graf von Wirtemberg. Die Abenteuer, die der Graf mit der männlich gekleideten Taschenspielerin bestanden, waren ohne Zweifel nur kurzweilig, wie denn auch die angebliche Johanna ihre Laufbahn in einem Frauenhause zu Mez endigte.**

* Feiderichs Brief ist abgedruckt in Guderus cod. dipl. T. II. p. 638.
** Nider, de Visionib. et Revel. Helmst. 1692.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lissabon, December.

(Fortsetzung.)

Spielhäuser. Kaffeehäuser.

Oeffentliche große privilegirte Spielhäuser, worin, wie in manchen andern Ländern, Viele ihr ganzes Vermögen verlieren, gibt es jezt hier nicht, aber kleinere Spielhäuser, Casas de jogo, eine Menge für die niedern Klassen, worin der größte Unfug getrieben und mancher Messerstich versezt wird. Die Portugiesen sind überhaupt ungemein leidenschaftliche Spieler, Spiel gehört zu ihren Hauptvergnügungen, sowohl unter den gebildeten höhern Klassen in Pallästen, als unter dem gemeinen Volke in Kneipen und auf öffentlicher Straße. Der hohe Adel und der gemeinste Bootsknecht sind unstreitig am meisten auf's Spiel versessen; Beide wagen den Verlust ihres ganzen Vermögens, ohne deßhalb in Verzweiflung zu gerathen, wenn sie es verloren. L'Hombre und Whist arten hier ganz zu Hazardspielen aus, meistens aber ist Ecarté an der Tagesordnung. Im Ganzen genommen ist der Portugiese ein gentiler und generöser Spieler, der eben so gleichgültig verliert, wie er gewinnt, sich aber auch nicht entblödet, zuweilen seinen Nachbar auf eine unverschämte Art um Geld anzugehen, wenn er das seinige verloren, oder auch schuldig zu bleiben, um nie zu bezahlen. Auch sehr gute Spieler sind die Portugiesen in beinahe allen Commerzspielen, denn sie spielen mit Leib und Seele. Auch Billardspiel ist sehr beliebt; unzählige Billards gibt's in Lissabon, die Tag und Nacht von Müßiggängern belagert sind. Als noch der gute alte katholische Glaube hier aufrecht gehalten wurde, durfte kein Billardinhaber bei großer Strafe dulden, daß an Sonn- und Festtagen vor Mittag gespielt wurde, selbst in Privathäusern litt man es nicht. Gegenwärtig unterscheiden sich diese Tage von den gewöhnlichen Werkeltagen fast gar nicht mehr. Jeder thut, wozu er Lust hat, und in den Straßen herrscht keine sabbatliche Stille mehr. Das portugiesische Billardspiel zeichnet sich vor dem gewöhnlichen dadurch aus, daß man bloß mit der Schaufel und zwei sehr großen und einem ganz kleinen Ball spielt, den man bei einer Karambolage aus dem Billard hinaussprengen muß, was die Zuschauer oft in Gefahr bringt. — Nun könnte man allenfalls noch, wie in andern Ländern, die Kaffee- und Gasthäuser als öffentliche Vergnügungsorte bezeichnen, wo die verschiedenartigsten Menschen zusammenzukommen pflegen, nicht allein, um ihre leiblichen Bedürfnisse zu befriedigen, sondern auch, um einer angenehmen Conversation zu pflegen, die Tageblätter zu lesen, einige Stunden lang aus dem einförmigen Familienleben herauszutreten und mit andern Menschen zu verkehren. Ein solcher Gesammtzweck ist indessen hier fast gar nicht oder nur höchst unvollkommen zu erreichen, da diese Häuser rein nur zum physischen Genuß und nicht zur geistigen Unterhaltung eingerichtet sind; auch ist ihr Raum zu klein, als daß man Vergnügen daran finden sollte, sich lange in ihnen aufzuhalten. Nächst den Hauptstädten Italiens kann wohl verhältnißmäßig keine Stadt Europa's so viele Kaffeehäuser für alle Stände und von jedem Kaliber aufweisen, als Lissabon; man wird nicht leicht eine Straße finden, selbst in den abgelegensten Theilen der Stadt, wo nicht ein oder mehrere Kaffeehäuser anzutreffen sind, über deren Thüren mit großen Buchstaben Casa de Caffé angeschrieben steht, und wenn die ganze Casa auch nur so groß ist, daß gerade ein schmales Tischchen darin Raum hat, an welchem zwei Menschen sizen können. In allen diesen Häusern, selbst den größten und anständigsten, ist der Raum sehr beschränkt, denn es sollen nur augenblickliche Erholungsorte für die Straßenwanderer seyn, worin dieselben ihren Durst stillen und dann weiter gehen, Taubenschläge, wo man aus- und einfliegt, weßhalb sie denn alle Parterre sind und offenstehende Glasthüren haben, um desto bequemer in das Straßenleben mit einzugreifen. Ihre innere Einrichtung ist fast in allen ein und dieselbe, in den größten, wie in den kleinsten, mit dem Unterschiede eines bessern Anstrichs der Wände, so wie anständigerer Möbeln und Trinkgeschirre. Längs der Wände findet man feste Bänke, vor diesen lange, schmale Tische, häufig mit Steinplatten belegt, aus sogenanntem Stinkspath, zur Dolomitbildung gehörig, der bei Cintra bricht. Vor denselben stehen kleine bewegliche Sitze ohne Rücklehne, die gerade so eingerichtet sind, daß man nicht lange auf ihnen aushalten soll; sie sind stumme Mahner, daß man sich wieder entfernen möge, wenn man das Seinige genossen hat, um einem Andern Plaz zu machen. Kaffee- und Theeservice, Präsentirteller ꝛc. findet man in den vornehmsten aus Silber, in andern sind sie nur plattirt, und in den gemeinsten wird Thee, Kaffee und Chokolade aus Gläsern getrunken. Die anständigsten und zugleich jezt die besuchtesten Kaffeehäuser sind das des Italieners Marara in der Straße von Chiado, das von Nicola auf dem Rocio, das unter den Arkaden auf dem Terreiro do Paço und das sogenannte griechische, so wie das Bernhardinische auf dem Caes do Sodré, in welchen allein während der heißen Sommermonate auch Eis zu haben ist.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 20.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 23. Januar 1839.

— Et habent sua fata libelli.

Horat.

Vom Holzstich als typographischem Schmuck.

(Fortsetzung.)

Ein solches Unternehmen ist aber von Anfang an nothwendig auch ein höchst kostspieliges; wie denn, um nur Eines anzuführen, Zeichnung und Stich manches ausgeführteren Stocks auf 3 — 400 fl. zu stehen kommt; und so erscheint ein Schmuck der Art, wozu die besten Künstler in Anspruch genommen sind, bis jezt noch in der Literatur als eine aristokratische Auszeichnung, als eine Huldigung, von Seiten mehrerer vereinten Künste einem Werke dargebracht, das hoch steht im geistigen Schatze eines Volks oder aus irgend einem Grunde sich der allgemeinen Gunst erfreut; und auch Popularität ist eine respektable Macht und hat es mit jeder Macht gemein, daß sie für rechtmäßig gilt, so lange sie sich halten kann. Unter allen Mitteln, die bisher der menschliche Geist aufgefunden, um ein Kunstwerk zu vervielfältigen, ist nur der Holzstich nach demselben Prinzip, nach derselben mechanischen Form gebildet, wie der geschnittene bewegliche Buchstabe. Die ganz unmittelbare Verbindung zwischen der zeichnenden Kunst und der Typographie ist daher nur auf diesem Wege möglich, und sie ist eine höchst liebenswürdige, wenn beide mit Ernst und Liebe an's Werk gehen. Aber diese Vermählung ist auch eine sehr umständliche und theure Ceremonie; vorerst kann es keinem Unternehmer einfallen, bei einem Werk von einigem Umfang den einen Theil mit Aufwand auszustatten, während der andere ein Buch ist, das erst noch seinen Weg zu machen hat. Wird dem aber immer so seyn?

Es wird hier gehen wie bei allen in das Leben eingeführten Verfeinerungen. Anfangs nur Wenigen zugänglich, legen sie vom Rang und Stand derjenigen Zeugniß ab, die sie als kostbare Rarität mit Selbstbewußtseyn zur Schau tragen; aber sie dringen mit beschleunigter Kraft nach unten, und über ein Kleines ist die Mode zur Tracht, die Raffinerie zum Bedürfniß geworden. Man darf sicher darauf rechnen, daß die Sitte der sogenannten Illustration in manchen Zweigen der Literatur sich in der nächsten Zeit fortschreitend entwickelt und mehr und mehr ausbreitet. Noch ist die Ausschmückung mit Holzbildern von künstlerischem Werth ein aristokratischer Luxus, und man sieht wohl zu, welchen Schriftsteller man damit bekleidet. Aber wie lange? Ehe man es sich versieht, wird das, wozu sich der Unternehmer jezt nach guten Gründen entschließt, zu etwas, was er aus weit dringenderen Gründen nicht unterlassen kann; was der Leser jezt dankbar aufnimmt, weil es seinen geistigen Genuß steigert, wird mit der Zeit zu etwas, das sich von selbst versteht; die Ausnahme schlägt

in die Regel um, die Demokratie der Presse, wie sie bisher im Allgemeinen bestand, findet sich auf einer höhern Entwicklungsstufe der Buchdruckerkunst glücklich wieder hergestellt, und die Sonne der Illustration leuchtet über Gute und Böse. Dereinst werden prachtvoll illustrirte Poeten in der ersten Ausgabe todt geboren werden, wie in der verflossenen Epoche manches unnütze und verfehlte Buch in herrlicher Ausstattung, nur ohne Beiziehung des Holzdekorateurs, in den Katakomben der Literatur beigesezt wurde, wo es im schönen Velin, gleich balsamirten Prinzen, von denen die Geschichte schweigt, den ewigen Schlaf schläft.

Die Presse der Engländer und Franzosen ist in voller Thätigkeit, um ihre classischen Werke in einer Form auszuprägen, in der sich die Kunstkräfte des laufenden Tages mit den großen und schönen Gedanken des Nationaldichters und Schriftstellers vermählen. Deutschland kann dieser Bewegung unmöglich fremd bleiben; es muß in dieselbe hingerissen werden und wird bald gleichen Schritt halten mit den Völkern, welche neben ihm die Träger der heutigen Kultur sind. Wo der Deutsche nicht selbst erfindet, ist er wenigstens rascher als Jeder im Aufnehmen und Aneignen. Sein Kosmopolitismus weiß nichts von der Scheu, womit andere Völker fremde Ideen betasten. In seinem Triebe, alles Geistige, wo und wie es auftauche, zu ergreifen, führt er Manches ein, dem es an Lebenskraft gebricht und das er bald als abgenützte Mode wieder entlassen muß; aber bei dieser Eigenthümlichkeit ist er auch sicher, von keiner entscheidenden, nachhaltigen Bewegung der Zeit überflügelt zu werden, und beständig gerüstet, auf allen Punkten der Wissenschaft und Kunst, wo immer man ihm gegenüber achtunggebietende Massen entwickelt, seine Schlachtordnung herzustellen.

Dies zeigt sich nun auch in der neuesten Entwicklung der Typographie. Den ersten Anstoß dazu gab das im mächtigen Aufschwung des Verkehres erwachte Bedürfniß des Handels und der Gewerbe, ihre tausend Anerbietungen dem zerstreuten Sinn des Publikums aufzudringen. Der Druckerstock, früher ein barocker Schmuck, der nichts sagte oder etwas, was sich nach dem Titel des Buchs von selbst verstand, wurde in tausendfacher Individualisirung zum lockenden Aushängeschild. Jeder wollte die alte Hand mit dem ausgestreckten Zeigefinger seinem Offerte vorgesezt haben, und da es gleichviel ist, ob man auf Alle deutet oder auf keinen, so mußte Alles in ein sprechendes Bild gebracht werden, vom Dampfschiff bis zur Brezel. Diese merkantile und industrielle Illustration des fliegenden Papiers war bei uns, im Maße unserer Bedürfnisse, schnell durch eigene Mittel eingeführt. Aber immer mehr und immer anspruchsvoller drängte sich das Holzbild in die eigentliche Literatur ein; es ließ sich bald nicht verkennen, wohin die Zeit ernstlich zielte; aber im Augenblick hatte Deutschland die Mittel nicht beisammen, um an Kunst und Pracht mit denen zu wetteifern, bei welchen im rührigeren Verkehr aus den materiellen Interessen ein ganzer Kunstzweig neu aufgeblüht war und aus der aufdringlichen Handelsvignette der geniale Holzstich, als der verkörperte Gedanke eines Dichters, sich entwickelt hatte. — Unter diesen Umständen besann sich die deutsche Presse nicht lang: gewöhnt, fremden Zeug umzugießen, nahm sie geradezu illustrirte Werke der Fremden, besonders der Franzosen, übertrug den Text und borgte von ihnen die Klatschen der Verzierungen, mit dem Vorbehalt, unverweilt die deutsche Kunst zu originellen Schöpfungen aufzurufen.

Und die deutsche Kunst hat auch bereits ernstlich ihre Probe abgelegt, und die Probe ist gleich ein Werk geworden, das die Vergleichung mit den besten gleichartigen Leistungen der Fremden gewiß nicht zu scheuen hat. — Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung ist die erste, welche das Werk eines deutschen Dichters nach den Zeichnungen eines deutschen Künstlers mit den höchsten Mitteln der neueingeführten Kunst auszuschmücken unternahm. Herders Cid mit Randzeichnungen von Eugen Neureuther liegt vor uns und eröffnet die Reihe schöner, von Künstlerhand reich gezierter Ausgaben, welche diese Buchhandlung ohne Zweifel von den Werken der ersten deutschen Dichter veranstalten wird.

Schwerlich kann dem phantasiereichen Zeichner ein schönerer, dankbarerer Stoff geboten werden, als jenes prächtige Stück Mittelalter, das der spanische Geist zu einem wahren Juwel der Poesie geschnitten hat. Ein tapferes, ritterliches Volk, in sich selbst blutig zerrissen und im erbitterten Streit mit dem nicht minder großherzigen und ritterlichen Glaubensfeinde; alle Phasen eines welthistorischen Kampfes in kurzer, aber sicherer und kräftiger Andeutung vor die Einbildung gebracht; alle menschlichen Leidenschaften, die edelsten wie die niedrigsten Triebe im lebendigsten Spiel: die erhabenste Liebe in Freud und Leid, schwärmerische Eifersucht, und unter der Maske der Liebe tückische Hinterlist; Treue und Glauben, Hinterhalt und Verrath, beides im Namen des Kreuzes, wie im Namen des Propheten; Könige, großmüthig, stark und mild, und Könige, kleinherzig, undankbar und schwach; Ritter ohne Furcht und Tadel, und Ritter, denen das falsche Herz bang an den Harnisch pocht. Und Alles beherrschend die herrliche Gestalt des Cid, großartiger vielleicht als irgend eine, welche, gehoben vom mythischen Halbschatten, uns in der Geschichte begegnet.

(Schluß folgt.)

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

Wer beschreibt den Aufruhr, den diese Worte in Arnheim erregten! Sie dünkten ihm ein Ruf zum höchsten Glück. Kein Gedanke an Gefahr; er wandte seinen Blick auf den Kleinen, der den Finger auf den Mund legte und voranschritt, nicht zweifelnd, daß Arnheim ihm folgen würde. — Eine Hinterthüre führte unmittelbar in den Park. Hier schimmerte in einem dichten Boskete aus einem Pavillon ein Lichtstrahl. Dahin deutete ihm der Kleine, und er ging mit stürmisch klopfendem Herzen darauf zu. — Er öffnet die Thüre, tritt in einen schönen Salon und stürzt überwältigt zu den Füßen der reizenden Griechin, die, noch die Maske vor, in anmuthiger Stellung auf dem Divan hingelehnt, ihm die schöne Hand überläßt, die er mit glühenden Küssen bedeckt.

„Signor," hob sie nach einer Weile in den weichsten venetianischen Tönen lispelnd an, „Ihre Erscheinung hier hat mir die Verbindlichkeit zurückgerufen, die Sie den Contarini auferlegt haben bei dem Unfalle am Kanal, und ich konnte dem Wunsche nicht widerstehen, Ihnen an meinem Theile dafür meinen Dank zu bezeugen." — „Sie mir danken, Signora?" erwiderte Arnheim feurig, „danken für den glücklichsten Augenblick meines Lebens? Wäre es nicht das Opfer eines Lebens werth, Ihnen auch nur den mindesten Dienst leisten zu können? — Und wie unendlich reich wird mir ein glücklicher Zufall gelohnt! Sie würdigen mich, daß ich mich dem Götterbilde nahen darf, welches seit jenem glücklichen Augenblick mein ganzes Wesen erfüllt, in welchem allein ich lebe, und — Sie haben meiner gedacht, mein Bild ist Ihnen nicht entschwunden!" — „Vielleicht wär's ein Glück für mich, wenn ich's hätte vergessen können," versetzte sie mit einem Seufzer. „Aber kommen Sie, Chevalier, setzen Sie sich neben mich, lassen Sie uns gegenseitig uns verständigen, ob ich mich dem Gefühle unbefangen hingeben darf, das mich — ich gestehe es Ihnen — im ersten Augenblicke, als ich Sie erblickte, so mächtig zu Ihnen hinzog." — „O, dieses süße Geständniß!" rief Arnheim entzückt. „Angebetetes Weib, laß mich in den Götterzügen mich berauschen, die mich bezaubert haben!" und er wollte die Maske lösen.

Sie aber wehrte es ihm. „Nicht so ungestüm," Chevalier!" sagte sie mit liebevollem Tone. „Wer bürgt mir, daß der Zauber, wenn Sie diese vielleicht leidlichen Züge erblicken, sich nicht löst und ich schamvoll erröthen muß?" — „Dein Zauberreiz, der mich auf ewig gefesselt, der eine unlöschbare Glut in meinem Innern entzündet hat, in der ich verschmachten muß, wenn du grausam dich mir entziehst!" rief er, und sie fühlte seine Hand in der ihrigen beben. — „Nur die eine Frage noch," erwiderte die schöne Griechin: „für wen halten Sie mich, Signor?" — „Für das göttlichste Wesen, das jemals mein Auge schaute!" rief Arnheim eifrig. — „Dies göttlichste Wesen muß aber doch einen irdischen Namen tragen," versetzte sie lächelnd mit sanftem Händedruck. — „Die Erde nennt es Maria Albani," erwiderte Arnheim. — „Und wissen Sie gewiß," fragte die schöne Griechin mit unsicherem Tone, „wissen Sie gewiß, wer von den beiden Frauen in der Gondel Maria Albani ist?" — „Nein," erwiderte Arnheim, „ich vermuthe es nur. Aber was thut der Name! Mein Herz sagt es mir: die, deren Knie ich umfasse und die ein grausames Spiel mit meinem Herzen treibt, ist die Zauberin, die ich anbete!" — „Nun wohlan!" sagte sie in den weichsten Tönen der hingebenden Liebe, und nahm die Maske vom Gesichte, „bin ich es, die du meinst?"

Arnheim erstarrte. Es waren wirklich Züge von höchster Schönheit, allein — die Züge, die sein Herz entflammt hatten, waren es nicht. „Unseligee Irrthum!" stammelte er bestürzt und bebte zurück. — „Irrthum!" rief die flammende Schöne, „ein Irrthum? Wär's möglich!" und die glühenden Augen starrten ihn an und eine dunkle Gluth überflog ihre Wangen. — „Zürnen Sie nicht, schöne Frau!" rief Arnheim und sank zu ihren Füßen, als sie sich vom Divan rasch erhob. „Werth der höchsten Anbetung eines Glücklichen, bedauern Sie einen Unglücklichen, der von einem Zauber geblendet ist." — „Und dieser Zauber weicht nicht der Wirklichkeit? Haben nicht deine verrätherischen Blicke mich gesucht? hat nicht deine Hand in der meinigen gebebt? Du verschmähst ein Herz, das sich dir voll Liebe darbietet, für eines — ich errathe, welches — das nichts für dich fühlt? Für so thöricht kann ich dich nicht halten. Ich liebe dich unendlich!" rief sie und schlang den Arm um seinen Nacken und drückte den glühendsten Kuß auf seine Lippen.

Arnheim fühlte den Zauber dieses Kusses; aber das Bild der Geliebten trat vor seinen berauschten Sinn, und er entzog sich ihren Armen. „Signora," stammelte er, „ich fühle, wie gerecht Sie über den Unglücklichen zürnen, der solcher Huld nicht würdig ist, einer Huld, die ihn zum seligsten der Sterblichen erheben sollte!" — „Ist es möglich!" rief die Schöne, und ihr Auge sprühte tödtende Flammen, und mit der vollen Heftigkeit einer Italienerin brach sie aus: „Ha, diese Schmach! — Nur dein Leben kann sie mir bezahlen! Zittere für dich und das Wahnbild, dem du mich opferst! — Hinweg! Nie erblicke dich mein Auge wieder! Hinweg! Ich hasse dich, wie ich dich geliebt habe! — Laß keinen Laut meiner Schmach über deine Lippen kommen! — Fliehe!" — und sie verschwand durch eine Tapetenthüre, ehe Arnheim

auch nur einen Versuch machen konnte, den Zorn der leidenschaftlichen Schönen wenigstens zu mildern.

Er war aus allen seinen Himmeln gestürzt. Ohne in den Pallast zurückzukehren, suchte er einen Ausgang aus dem Park und eilte zur Brenta, wo seine Gondel ihn erwartete. Nur einer der Ruderer war da und wollte seinen Kameraden suchen; Arnheim aber gebot dem Gondelier, daß er sogleich abstoßen solle.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lissabon, December.

(Fortsetzung.)

Kaffee- und Speisehäuser.

Nur in das Kaffeehaus von Marara und das unter den Arkaden, wo man ein abgesondertes Kabinet dafür hat, kann man anständigerweise Damen einführen, was denn auch zu geschehen pflegt, um Eis zu essen; von allen übrigen, in denen geraucht wird und wo es sehr lärmend zuzugehen pflegt, müssen die Damen ausgeschlossen bleiben. Indessen, da das Eis so selten in Lissabon ist und die vornehmen Damen diesem Genusse nicht widerstehen können, wo sie im Vorbeifahren des Abends das Wörtchen Neve in transparenten Schriftzügen lesen, so lassen sie vor diesen Häusern anhalten und sich den Eistrank oder die Speise in den Wagen bringen. Eis ist Bedürfniß in heißen Ländern: es wirkt magnetisch auf den Gaumen; weil man aber so selten hier zu diesem Genusse kommt und so spärlich mit dem wenigen Eis umgehen muß, das in den entfernten Gebirgen gesammelt wird, so drängt man sich, die Gelegenheit zu benutzen, wenn sie sich bietet. Schon der Anblick von Eis versezt Manchen in eine wahre Eiswuth; er muß sie befriedigen, und sollte es seinen lezten Real kosten; und kann er es nun gar umsonst erhalten, dann ist er unersättlich in seiner Gierde, und in den feinsten Gesellschaften selbst vergißt man sich so weit, daß man über die Bedienten herstürzt und ihnen die Gläser mit Gewalt entreißt.

Manches Eigenthümliche haben auch die eigentlichen Speisehäuser. Sie heißen Casas de Pasto, zu deutsch wörtlich ein Haus, wo man auf die Weide geht und sein Futter findet, denn Pasto heißt eine Viehweide. Weßhalb man nun die so edle Beschäftigung des Essens zu einer viehischen Weide herabgewürdigt, ob etwa diese Benennung ihren Ursprung einem Witze zu verdanken, ist längst in Vergessenheit gekommen. Der Name ist schon sehr alt, denn bevor man Hospedarias und Hotels hatte, existirten schon Casas de Pasto; allein er scheint nach und nach immer mehr abzukommen und durch das Wort Hospedaria ersezt zu werden, dessen sich nun auch die bloßen Speisehäuser auf ihren Aushängeschildern bedienen. Gemalte Schilder mit Emblemen an den Gasthäusern, wornach sie sich benennen, findet man selten, und ich entsinne mich nur einen Löwen, einen Stern und einen Anker gesehen zu haben, welch lezterer noch existirt und ein deutsches Gasthaus am Caes do Sodré bezeichnet; alle übrigen zeigen bloß in großen Buchstaben die Aufschrift: Hotel, Hospedaria, Casa de Pasto, und dann wohl noch dazu den Namen der Eigenthümerin, nie eines Eigenthümers. Da gibt es ein Hotel der Carolina, Thereza, Intia, Campel, Belem und dergleichen, deren ursprüngliche Eigenthümerinnen oft lange schon nicht mehr existiren, allein deren Firma, da sie einmal bekannt ist, fortgeführt wird. — In den Speisehäusern, unter denen natürlich große Verschiedenheit herrscht, wird meistens nach der Karte gespeist. Die Gesellschaft ist hier gewöhnlich bunt genug; dabei fehlt es einem aber, wenn man allein kommt, an aller Unterhaltung, außer an solcher, die man sich etwa durch Beobachtung selbst zu verschaffen weiß. So leicht der Portugiese bei andern Gelegenheiten eine Unterhaltung mit ihm ganz fremden Personen anknüpft, hier beim Essen behauptet er in der Regel das tiefste Schweigen. Er sieht dieses den Ausländern, besonders den Engländern ab, die Keinem ein Wort gönnen, den sie nicht kennen, und meint, er müsse sich eben so betragen. Sie haben es auf den ersten Blick weg, wenn Leute von guter, feiner Sitte mit ihnen an einem Tische sitzen. Besonders wenn dieses Ausländer sind, weiß der portugiesische Dandy, deren es sowohl alte als junge gibt, gar nicht, wie er sich vor lauter guter Sitte vornehm genug betragen soll, und wenn er auch nur ein elender Schreiber bei einer Staatssekretarie ist. Er spreizt sich und bläst sich auf wie ein Puter; fortwährend die Gabel in der Linken, das Messer in der Rechten, bedient er seinen Mund mit hochgehobenen Ellbogen; bei jedem neuen Gericht läßt er sich frische Messer und Gabeln reichen, er bemerkt jedes Schmutzfleckchen an denselben, so wie auf den Tellern ꝛc., und gibt sie zurück. Eine todte Fliege in der Suppe ekelt ihn so an, daß er andere verlangt, sein delikater Gaumen hat Manches an den Speisen auszusetzen; auch findet er wohl gar den Champagner nicht gut, da er an bessern gewöhnt ist. Gegen die Tischgenossen beobachtet er die strengste Zurückhaltung, so lange er nicht von diesen angesprochen wird, unterhält sich aber mit dem Aufwärter in vertraulichem Tone, und kommt es nun endlich zur Bezahlung der Zeche, die auf einer Schiefertafel jedem Gaste vorgelegt zu werden pflegt, dann sezt er eine Ehre darein, den Umsitzenden bemerkbar zu machen, daß er recht viel verzehrt hat; mit einem gewissen Mepris wirft er die klingende Münze auf den Tisch und bestimmt das, was diese zu viel beträgt, für den Diener, der dafür zwar mit einem zufriedenen, aber keineswegs unterthänigen Bückling dankt. Trägt sich's vielleicht zu, was aber selten geschieht, daß irgend ein anständiger Ausländer sich einem solchen Mitgaste nähert, ihn in die Unterhaltung zieht, ihm von seinem Extrawein offerirt, dann läßt sich auch wirklich nichts Zuvorkommenderes denken: man findet sich geehrt und alle Schleusen der Generosität werden geöffnet, man dient mit Worten und Werken, und sollte auch Alles geopfert werden. Großthun ist das Element des Portugiesen, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, und so ein Mensch, der von Jugend an unter seiner mittellosen Familie vielleicht nur selten einmal Fleisch zu essen bekam, und gegenwärtig zwischen seinen vier Wänden mit einem frugalen Mahl von Stockfisch und Sardinhas oder Reis und Rüben für gewöhnlich sich begnügen muß, auf schlechten irdenen Tellern und mit einer eisernen Gabel speist, kann sich bei vorkommender Gelegenheit stellen, als wäre er im größten, feinsten Wohlleben aufgewachsen, als ob er täglich nie weniger genösse und an Geld verzehrte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 21.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 24. Januar 1839.

— Du Mann des Schrecks,
Bekümmerniß hängt sich mit Lieb' an dich,
Und mit dem Mißgeschick bist du vermählt.

Shakespeare.

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

Schon graute der Morgen, als Arnheim seine Wohnung noch wie betäubt betrat. — Der treue Franz sah ihn bestürzt in dieser sichtbaren Zerrüttung. Arnheim gab auf seine besorgten Fragen vor, er fühle Fieberfrost und glaube sich erkältet zu haben, ein guter Schlaf werde ihn bald wieder herstellen; und er eilte in sein Schlafgemach. Hier warf er sich in Verzweiflung auf's Bett. Wie verwünschte er seine Unbesonnenheit, seine Leidenschaft, die sich so unerklärbar hatte blenden lassen; wie verwünschte er sein flucherfülltes Daseyn, wie das tückische Schicksal, das ihn so teuflisch verlockt hatte, um ihn auf immer aus seinem Paradiese in den unseligsten Abgrund zu schleudern. — Da trat nach einigen Stunden der zurückgebliebene Gondelier ein und übergab ihm ein Billet, welches ihm als wichtig und dringend von einem Mohren für seinen Herrn war zugestellt worden. — Arnheim entfaltete es und las von einer weiblichen Hand, die sichtbar gezittert hatte:

„Signor! folgen Sie der Warnung einer Freundin, die für Ihr Leben zittert. — Das unglückliche Mißverständniß — der unselige Scherz — wie könnte ich leben, wenn ich mich anklagen müßte, Ihre Mörderin zu seyn. Fliehe, Unglücklicher! fliehe! ich beschwöre dich um meiner Seligkeit willen! fliehe, und laß Niemand wissen wohin! weit, weit von Venedig — weit von Italien! — Ich werde für deine Sicherheit, an der mein Leben hängt, zur Madonna beten, und für meine Ruhe! — Fliehe! und lasse dich durch nichts täuschen!"

Die letzten Worte waren unterstrichen. — Von wem kam diese dringende, liebevolle Warnung? — Von der erzürnten Schönen? Von dieser konnte ja nur die Gefahr kommen? — Auch war es nicht die Hand, welche jene lockenden Zeilen geschrieben. — Nein! ein Gefühl der höchsten Seligkeit überströmte seine zerrissene Brust: es war von ihr, die er anbetete! sie, sie zitterte für ihn! — Er wurde geliebt, und sollte Venedig fliehen, wo sie athmete? wo er allein athmen zu können wähnte? — Aber die drohenden Worte der Erzürnten bebten noch in seinen Ohren. — Und doch — sollte er sich der Gefahr entziehen und die Geliebte allein und vielleicht nur um so mehr der Rache einer empörten Nebenbuhlerin Preis geben, ein schuldloses Opfer der boshaftesten Verläumdung? — Aber was ist's mit dem unseligen Scherze, den die Geliebte bedauert?

In diesem Zwiste mit sich selbst trat unerwartet der Abbate ein. Er erschrack an Arnheims Zerrüttung. „Was ist geschehen, Giacomo?" fragte er mit freundschaftlicher

Theilnahme. „Was hat Sie, den sonst so Besonnenen, in eine solche Bewegung versezt?“ — Arnheim suchte sich zu fassen. Er gab vor, Briefe aus der Heimath erhalten zu haben von höchst unglücklichem Inhalte; allein der Abbate ließ sich nicht täuschen. „Vertrauen Sie mir,“ sagte er gutmüthig, „vielleicht kann ich Ihnen nützlich seyn. Ich weiß, wo Sie diese Nacht waren, ich sah Sie in einem Irrthume befangen, erkannte, wie Leidenschaft Sie vergessen ließ, auf welchem Boden Sie standen, und meine wenigen Worte sollten Sie zur Besinnung bringen.“ — „Also waren Sie der Carthäuser, dessen Worte mich so erschütterten?“ — „Ich war es, und als ich Sie bald darauf aufsuchte, um mit Ihnen nach Venedig zurückzukehren, waren Sie verschwunden. — Was für ein Abenteuer ist Ihnen aufgestoßen? Es muß furchtbar seyn, da es Sie so außer Fassung gebracht hat.“ — „Ja, es war furchtbar,“ versezte Arnheim noch im Entsetzen. „Ich sahe das Haupt der Medusa!“ — „Also ein Liebesabenteuer? — Mir ahnete es, aber Medusa war schön und hätte mich nicht versteinert, sondern belebt. Und wem gehörte dies Haupt näher an?“ — „Das möchte ich Sie fragen, Abbate. Sie wissen es vielleicht, denn ich weiß es nicht.“ — „Vielleicht! Doch lassen Sie mich wissen, was vorgegangen ist, denn — ich will offenherzig seyn — ahne ich richtig, so hätte ich Sie eher glücklich als in dieser Zerrüttung zu finden geglaubt.“ — „Sie ahnen also nicht richtig, Abbate, denn Sie sehen in mir den Unglücklichsten auf Erden.“ — „Der doch hoffentlich keinen Werth darein sezt, es zu seyn? Aber lassen Sie hören.“

Arnheim erzählte sein Abenteuer, ohne sich jedoch in ein umständliches Detail einzulassen und die dabei Betheiligten näher zu bezeichnen, am wenigsten aber des lezten empfangenen Billets zu erwähnen. — Der Abbate hörte ihn aufmerksam an, und wäre Arnheim nicht zu sehr mit sich selbst und seinem Abenteuer beschäftigt gewesen, so würde ihm vielleicht manches in den Mienen des Abbate verdächtig geschienen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Holzstich als typographischem Schmuck.

(Schluß.)

Der Cid ist im starken Geist und im großen Herz der Träger der Ehre und Liebe, deren ideale Herrschaft eine ganze Welt voll Kampf, Verrath und Eigennutz adelt, und die durch die stürmische Nacht des Mittelalters die Zauberlichter der Poesie ausgießen. — Die Dichter des Nationalepos vom Cid und Cervantes mit seiner tragischen Satire sind die Stimmen des Chors in verschiedenen Akten eines Dramas, wie sie die Geschichte abzuspielen pflegt, wobei sie im fünften Aufzug immer ironisirt, was sie auf der Höhe des Stücks groß und herrlich hingestellt. Ruy Diaz von Vivar, der als Jüngling an Einem Tage fünf Könige der Mauren niederwirft, ist, bewundert und gefürchtet, der abenteuernde Ritter einer Zeit, in der neben dem Dienst des Kreuzes der Dienst jener Ideale, der Glaube an Liebe und Ehre blühte. Der arme weise Junker von la Mancha ist der mitleidswerthe Camprador, der mit Windmühlen ficht und Schafherden schlägt, in einer Welt, in der jene Sonnen der Poesie untergegangen waren, den Menschen zurücklassend, wie er ist ohne die Leuchte einer Idee, gemein und prosaisch. Ximenens edlen Gatten, von seinem Auftreten bis zu seinem Scheiden, könnte man den jugendlichen Don Quixote eines jugendlicheren Jahrhunderts nennen, wo Großmuth, Ritterlichkeit und abenteuerlicher Sinn noch Mächte sind, welche Geister und Herzen beugen. Im Ritter der Dulcinea von Toboso hat sich der Held und die Zeit jämmerlich überlebt, und seine Reminiscenzen von Großthaten und Minnedienst sind der Kinder Spott. In beiden Charakteren, im Eroberer von Valencia und im Befreier der Galeerensklaven, dieselbe Größe des Sinns, dieselbe Güte und Milde; was aber an jenem begeistert, erhebt und fortreißt, thut bei diesem unaussprechlich wehe; was dort blühendes, siegreiches Leben war, ist in der Tragödie der Geschichte klägliche Krankheit und lächerliche Verirrung geworden, und den gewaltigen Nationalhelden auf dem Babieça äfft gespenstisch der faselnde Narr auf der Rozinante. Das Erhabene und das Lächerliche werden nur von einem Begriff auseinander gehalten; aber beide dienen einander zur Folie, und die von unsern Romanzen besungene Zeit in ihrem heroischen Uebermuth und ihrer poetischen Größe erscheint nur um so erhabener neben dem andern großen Gedicht, das in ruhmloser Zeit die entschwundenen guten Geister der Nation und eine große Vergangenheit wehmüthig parodirt.

Neureuther, längst vorzüglich bekannt durch seine genialen Randzeichnungen zu Goethes Liedern und Romanzen, hat sich des schönen Stoffs mit sichtbarer Liebe, und so auf's Glücklichste bemächtigt. Vom Moment an, wo die Anmuthung des die Söhne prüfenden Vaters vom jungen Rodrigo mit edler Empörung zurückgewiesen wird, bis dahin, wo der todte Held, noch als Leiche Achtung gebietend, in voller Rüstung, den Tizona in der Hand, im Heiligthume sizt, führt er das reiche Leben in mannigfaltigster Abwechslung in bedeutungsvollen Schilderungen an uns vorüber. Er bindet sich an kein System, an keinen zuvor angelegten Plan: er folgt im freien Fluge der Phantasie dem bald flüchtig eilenden, bald verweilenden und sich ausbreitenden Strome des Gedichts. Oft gibt

er im ausgeführtesten Bilde den ganzen Vorgang mit allen Umständen; ein andermal setzt er skizzenhafter nur eine oder ein paar Figuren in der Situation des Moments an den Rand; die eine und die andere Romanze schmückt er mit einem lieblichen Landschaftsbilde; zum wenigsten macht er die Initiale zu einem ernsten, einem launigten oder phantastischen Sinnbild des vorliegenden Stücks; auch versagt er es sich nicht, hin und wieder die Ironie der Geschichte bald mit strengen, bald mit schalkhaften Zügen aus seinen Arabesken hervorblicken zu lassen.

Unter den siebzig Nummern, welche das Gedicht zählt, hat der Zeichner bei mehr als fünfzig Gelegenheit zu einem ausgeführteren Bilde, häufig selbst zu mehreren, genommen oder gefunden. Bei der nothwendigen Einheit des Styls ist doch die Auffassung je nach der Stimmung, welche diese und jene Ballade im nachdichtenden Künstler hervorrief, äußerst mannigfaltig; und da das selbstständige Gefühl des Lesers und Beschauers mit dem des Zeichners bald mehr und weniger zusammenfallen, bald mehr und minder davon abweichen muß, so wird es, wie in Allem der Art, so auch hier im einzelnen Falle schwer seyn, sich über den absoluten Werth dieser und jener Schilderung zu vereinigen. Manche Stücke sind indessen von der Art, daß sie den kunstgeübten Blick, wie das naive Auge sogleich als sehr bedeutend und liebenswürdig zugleich ansprechen müssen. Wir machen hier in dieser Beziehung nur auf die Nummern 5. 7. 13. 23. 27. aufmerksam.

Die englischen Künstler haben die Gedanken unseres Landsmanns größtentheils auf's Kunstreichste und Glücklichste auf den Holzstock übergetragen, und man könnte sagen, sie verhalten sich zu ihm ungefähr wie Herder zu seinen spanischen Vorbildern. Der Uebersetzer eines poetischen Werks muß ja selbst Poet seyn, und es ist eine verwandte Thätigkeit, ob man ein fremdes Gebilde in seine vertraute Muttersprache, oder ob man es in einen Stoff schnitzt, dessen Behandlung dem Auge und der Hand zur künstlerischen Fertigkeit geworden. Beides ist aber dennoch eine sehr schwere Arbeit, und das recht vollbrachte Werk gibt den ehrenvollsten Anspruch auf Selbstständigkeit. — So haben drei Völker, jedes in anderer Weise, ihre besten Kräfte zu dem Werke vereinigt, das vor uns liegt und von dem wir unsern Blättern eine Probe beilegen. Zwei dieser Völker stehen noch im vollen Saft der Geschichte und hoffen noch lange ein fröhliches Gedeihen im Leben, in Kunst und Wissenschaft. Aber das dritte, das mit seiner Geschichte und seiner Poesie den schönen Stoff hergegeben, gleicht dem kindischen Greise, der die Huldigungen, die den Werken seiner Jugend widerfahren, nicht begreift und keine Notiz davon nimmt.

Auch der Druck des Werkes ist vollkommen gelungen, und bei den großen, durch Uebung noch nicht zum Spiele gewordenen Schwierigkeiten, wie wir dies oben angedeutet, verdient dies alle Anerkennung. Niclas Müller, der Buchdrucker und Poet, den die Leser dieser Blätter aus seinen Gedichten kennen, hat in England Gelegenheit gehabt, sich mit den Handgriffen bekannt zu machen, wodurch der zugleich mit dem Schriftsatz abgedruckte Holzstich seine volle Wirkung erhält.

Wenn man den Cid mit Neureuthers Zeichnungen zur Hand nimmt, so fühlt man recht die Bedeutung der Schritte, mit denen die Buchdruckerkunst eine neue unabsehbare Laufbahn betreten hat. Die Verächter des typographischen Schmucks mögen sagen was sie wollen, es ist eine neue geistige Lust, ein schönes Gedicht in solcher Form zu genießen, und diese unmittelbarste Verschmelzung zweier der edelsten Künste durch den Dienst einer mächtigen dritten hat einen eigenthümlichen und ganz andern Reiz, als die noch so vollendete artistische B e i l a g e. — Wer Herders Gedicht noch nicht kennt, fühlt sich getrieben, die Fabel der anziehenden Bilder sich anzueignen, und berauscht sich im Dufte einer der schönsten Blüthen, die der Deutsche in den reichen, die Gewächse aller Zonen herbergenden Garten seiner Poesie verpflanzt hat. Hat einer das Gedicht halb vergessen, so sieht er freudig überrascht alte, abgeblaßte Bilder seiner Phantasie durch den Zauber der Kunst herrlich aufgefrischt, und er genießt wieder und immer wieder etwas, dem er vom Strudel der modernsten Literatur längst entführt worden. Wem aber der Cid frisch im Gedächtniß und im Herzen lebt, der liest ihn umblätternd mit dem lebhaftesten Genuß, ohne eine Sylbe zu lesen. Und im Gesellschaftszimmer — welch reiche Quelle der Besprechung, der Vergleichung, der Kritik und jenes Streites, bei dem sich der Geist spielend übt, wenn auch dadurch sonst nichts entschieden und gefördert wird.

Wir überlassen es dem Kunstblatt, das vorliegende Werk von künstlerischer Seite näher zu besprechen, so wie den Einfluß, den die Sitte, klassische Werke mit guten Holzstichen zu zieren, auf den Kunstgeschmack äußern mag. Hier nur noch so viel. So lange die Kunst auf diese Weise nur die Werke der Besten verherrlicht, dürfte die Wirkung nicht ausbleiben, daß bei sehr Vielen durch den Reiz der zeichnenden Kunst der Sinn für das Vortreffliche wieder geweckt wird, mit dem sie sich auf ihrem Bildungsgange längst abgefunden zu haben glaubten. Und eine solche Richtung, wenn sie nachhaltig wird, muß auf die schöne Literatur des Tages, nach Ausdehnung und Gehalt, nicht unbedeutend einwirken. Bei wie Vielen wird Herders Cid mit Neureuthers trefflichen Bildern eine rückgängige Bewegung einleiten, welche ein Fortschritt ist!

Das hier besprochene Werk, aus vier Lieferungen bestehend, ist bereits vollständig erschienen; es enthält siebzig Holzstöcke und kostet 6 fl. 24 kr.

Ueber Daguerre's Entdeckung

(S. Nr. 17.)

Die Entdeckung des Panoramenmalers Daguerre, deren wir vor einigen Tagen erwähnt haben, ist in Paris Stadtgespräch. Es tritt hier der seltene Fall ein, daß eine auftauchende Neuigkeit ein artiges Curiosum ist und die Einbildungskraft des müßigsten Kopfes angenehm beschäftigt, und zugleich die größte wissenschaftliche Bedeutung hat. — Näheres über jene wunderbare Zeichnungsmethode wird mit Interesse gelesen werden, und wir theilen hier und in der Folge mit, was hierüber zu unserer Kenntniß gelangt.

Ein Pariser Journal schreibt: „Was es für ein Stoff seyn mag, der diese erstaunliche Empfindlichkeit für das Licht besizt, dies ist noch völlig unbekannt, und selbst in der Akademie wurde in dieser Beziehung nicht einmal eine Vermuthung geäußert. Wir haben aber bei Daguerre selbst die kleinen Meisterwerke gesehen, in denen sich die Natur selbst abgespiegelt, und geben mit wenigen Worten, aber treu den erhaltenen Eindruck. — So oft uns ein neues Blatt vorgelegt wurde, erneuerte und steigerte sich unsere Verwunderung. Welch meisterhafte Zeichnung! welch herrliches Helldunkel! welch vollendete Ausführung! Wie täuschend sind hier die Stoffe wiedergegeben! und dort auf den Basreliefs, wie kräftig tritt Alles heraus! Hier ist eine liegende Venus in mehreren Ansichten aus verschiedenen Gesichtspunkten: wie einzig sind die Verkürzungen gegeben; es ist die Natur selbst, es ist ein Vexierstück: All dies ist vortrefflich, sollten es aber nicht am Ende doch nur Tuschzeichnungen eines gewandten Künstlers seyn? Statt der Antwort gibt einem Daguerre ein Vergrößerungsglas; und jezt sieht man die kleinsten Fältchen in einem Stoffe, und in einer Landschaft Linien, die das unbewaffnete Auge nicht mehr bemerkt. Mittelst einer Lorgnette zieht man die Ferne zu sich heran; auf der Ansicht von Paris vom Pont des arts aus erkennt man so das Allerkleinste; man zählt die Pflastersteine, man bemerkt die Nässe vom Regen, man liest die Aufschrift eines Ladenschilds. Alle Fäden des Lichtgewebes sind vom Objekt in's Bild übergegangen. — Fast noch erstaunlicher wird der Effekt, wenn man sich des Microsceps bedient. Ein durch das Sonnenmicroscop ungeheuer vergrößertes Insekt bildet sich in diesen Dimensionen auf's allergenaueste ab. Man sieht hieraus gleich, daß die Entdeckung auch in naturhistorischer Hinsicht bedeutend werden kann."

Die Schnelligkeit, womit das Licht die vollkommene Zeichnung entwirft, steht mit seiner Stärke in Proportion; der Proceß geht demnach Mittags und Sommers rascher vor sich, als Morgens oder Abends und im Winter. Eben so muß die Wirkung nach der geographischen Breite verschieden seyn. Daguerre hat bis jezt seine Versuche nur zu Paris angestellt, und unter den günstigsten Umständen verzögert sich hier die Sache so, daß nur die todte oder ruhende Natur vollkommene Resultate gibt; bewegte Körper geben nur verschwommene Bilder. Aber unter der Sonne Afrika's wäre die Wirkung Allem nach eine augenblickliche, und man erhielte auch Bilder der bewegten Natur.

Daguerre's Entdeckung ist keineswegs ein unerwarteter glücklicher Fund, sondern die Frucht langjähriger Versuche. Schon auf dem jetzigen Standpunkt derselben läßt sich voraussehen, daß sie nicht ohne wichtige Folgen für Kunst und Wissenschaft bleiben wird. Es gibt Leute, welche fürchten, den Zeichnern, ja selbst den Malern möchte dadurch der Markt verdorben werden; sicher werden aber nur die Abschreiber der Natur darunter leiden. Niemand hat davon gehört, daß der sogenannte Physionotype dem Genius der Bildhauerkunst Eintrag gethan, und die Erfindung der Buchdruckerkunst hat wohl die Schreiber ruinirt, aber nicht die Schriftsteller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lissabon, December.

(Schluß.)

Speisehäuser.

Der Speisehäuser nach der Karte gibt es, wie schon gesagt, vom verschiedensten Kaliber; der anständigsten aber, die sich, abgesehen vom beschränkteren Raum, mit den besten anderer Länder vergleichen lassen, existiren gegenwärtig nur zwei oder drei, die aber auch erst seit einigen Jahren bestehen und von Ausländern eingerichtet sind. Man findet darin einige geschmackvoll dekorirte Zimmer mit guten Möbeln, anständiges Porzellan, reinliches Tischzeug, prompte Bedienung und eine große Mannigfaltigkeit von Speisen, die durch französische Köche à la française, anglaise oder à la tartare u. s. w. zubereitet sind. Daß man hier nicht junge Raben für junge Tauben, Katzen für Kaninchen, Hammelsbraten für Rehbraten und dergleichen Quidproquo bekommt, wie es in manchen großen Städten anderer Länder zu geschehen pflegt, dessen kann man gewiß seyn; denn die Surrogate für manche Gegenstände würden hier wohl theurer zu stehen kommen, als die echten. In den besten Speisehäusern findet man eine gedruckte Karte der Speisen zur Auswahl, denen täglich noch geschriebene Noten hinzugefügt werden. Das Einzige, was man in diesen vornehmen Häusern aussetzen könnte, ist, daß bei gleichen Preisen der Portionen und Gegenstände, wie in andern Häusern, die Portionen so zusammengeschrumpft sind, daß man gar kein großer Esser zu seyn braucht, um bei ganz einfachen Gerichten 600 Reis oder einen halben Thaler zu verzehren, wogegen man sich mit der Hälfte Geld an denselben Gerichten in einem gewöhnlichen portugiesischen Speisehause satt essen kann. In allen Speisehäusern sind vom Morgen bis zum Abend die Tische gedeckt. Die Hauptspeisestunden sind aber von zwei bis vier Uhr; wer früher ißt, verräth gemeine Lebensart, wer sich aber erst später zur Tafel sezt, zeigt guten Ton. In den portugiesischen Speisehäusern, die von der vernünftigern Klasse von Menschen besucht werden, welche mehr auf das Solide, als auf äußere Pracht sehen, und ihr Geld nicht für bunte Wände, kostbare Kupferstiche, prächtige Gardinen und feines Tafelservice ausgeben wollen, ist die Einrichtung höchst einfach: lange, schmale Tische, mit hölzernen Schemeln umsezt, die Wände weiß, und wenn es hoch kommt, mit einigen Nürnberger Kupferstichen geschmückt; die Tischtücher, außer an Sonntagen, nicht sonderlich rein, weil sie die ganze Woche den Dienst thun und am Sonnabend daher zu einer Armensuppe ausgekocht werden könnten. Darüber setzen sich die Meisten hinaus. Von Ausländern werden diese Häuser weniger besucht, und darum herrschen hier auch noch mehrfach die alten Sitten; man begrüßt sich beim Eintritt, man conversirt mit dem Nachbar, aus Höflichkeit offerirt man dem, der sein Bestelltes aus der Küche noch erwartet, indessen von seinen Gerichten, was freilich nie angenommen wird; man sagt: he servido? (ist Ihnen gefällig) und dankt man, so bittet der Anbietende um Erlaubniß, einstweilen essen zu dürfen, indem er com licença sagt und den Löffel ergreift. Auch wird derselbe nie unterlassen, mit dem ersten Glase Wein die Gesundheit der Anwesenden zu trinken.

Beilage: Kunstblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 22.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 25. Januar 1839.

> Es drehte sich oben, unzählig entfacht,
> Melodischer Wandel der Sterne,
> Mit ihnen der Mond in beruhigter Pracht,
> Sie funkelten sacht
> In der Nacht, in der Nacht.
>
> Platen.

Liebeleben.

Lyrischer Cyklus von E. Mayerath.

VIII.

Nächte der Liebenden.

Auf blauen Lüften schifft der Mond
Mit goldnem Segel her,
Die Sterne tauchen lauschend auf,
Delphine hinterher.
Von seiner Barke Bord verscholl
So zaubersüß ein Sang,
Daß es in's Herz der stummen Nacht
Und ihren Kindern drang.

Vom Eiland, wo er brütend schlief,
Streckt seinen Hals der Schwan,
Wie träumend in die hohe Luft
Die Lilie lauscht hinan.
Noch schlummert ahnungsvoll das Land,
Nun fallen alle ein,
Mit seinen Wogen tief der Strom,
Mit Wipfeln hoch der Hain.

Da schlägt ein stilles Sehnen an
In mir, Musik der Nacht,
Als ob du Geistergrüße mir
Vom fernen Lieb gebracht.
Ob diese schöne Stunde wohl
Mein Bild so treu vor dir
Wie deines, holde Freundin, glänzt
Durch alle Fernen mir?

IX.

Sie ruht, sie schläft in meinem Arm,
Wie hebt sich leicht an dieser Stelle
Das Sommernachtgewand! wie warm
Ist dieses Athems keusche Welle!
Ein Silberwölkchen vor dem Tag,
Ihr Auge deckt des Liedes Hülle —
Sie ruht, sie schläft, und mich umfängt
Des jungen Lebens schöne Fülle!

O Welt, was hast du weit und breit
Wie diese engelfrommen Züge,
Der Seele Himmelssicherheit,
Des Daseyns heilige Genüge?
Wie Rose an Vulkanes Brust
Hat sie sich sorglos hingegeben,
Sie ahnt nicht, daß zu kühnstem Wunsch
Die Sinne flammend sich erheben!

Sie ahnt nicht, daß die stille Glut
In ihr mich siedend angezogen,
Wie blasser Mondesstrahl die Flut
Der wildbewegten Meereswogen.
Sie ahnt nicht — Still zur Ruhe Herz,
Ich will gefaßt und heiter scheinen.
Mag all das Liebste, was du hast,
Im Schlummer, Freundin, dir erscheinen.

X.

Die schöne Sonne ist gesunken,
Dort träumt an Westens fernem Saum
Mit halbgeschlossnem Aug' ein Wölkchen
Von ihrem Licht den lezten Traum.
Ein Blick hinaus von dem Balkone —
Kein Blättchen regt sich, still das Land,
Die Quelle selbst ergeht sich leiser
In ihrer Blumenwiege Rand.

Melodisch in den sanften Frieden
Verströmt der Abendglocke Klang,
Die Geisterstimme, die zur Ruhe
Schon dieses Thales Vorwelt sang.
Nun leuchten an den hohen Lüften
Die Hieroglyphen golden klar,
Die an des Tempels Thor geschrieben
Der Meister groß und wunderbar.

Sonnen der Nacht! wie blüht der Himmel
Verklärt in stummer Freudigkeit,
Zu seinen Füßen schläft die Erde,
Sein Kind in stiller Sicherheit.
Wir geben schweigend uns die Hände,
Die Priester dieser schönen Nacht,
Es ist die Erste nicht — wir haben
Schon manche liebend durchgewacht!

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

„Sie haben, wie ich sehe, durch eigene Erfahrungen ein System prüfen wollen," sagte der Abbate, nachdem Arnheim geendigt hatte, „haben es sich aber nur allein zuzuschreiben, daß es diesmal mißglückt ist. — Mußte es Ihnen nicht auffallen, die Königin des Festes mit Ihnen in gleicher Tracht zu erblicken, und hatten Sie keine Ahnung davon, daß man sich den artigen Scherz erlaubte, Sie zwei Personen für Eine halten zu lassen?" — „Wie?" rief Arnheim, dem jezt Alles klar wurde, „es waren zwei verschiedene Personen? — und die Tracht war absichtlich der meinigen gleich? — Wie konnte man aber diese wissen?" — „Nun, das ließ sich wohl auskundschaften, wenn man es darauf anlegte. Und nun erklären Sie mir nur, warum Sie einen Irrthum nicht benuzten, der sich Ihnen so reizend darbot? Warum verriethen Sie denn der Gütigen, daß nicht sie der Gegenstand Ihrer Wünsche war? — so hätte sich ja Alles auf's Erfreulichste gelöst." — „Wie konnte ich anders?" erwiderte Arnheim erstaunt; „wie konnte ich treulos werden an mir selbst und dem Bilde, das ich im Herzen trug?" — „Treulos an sich selbst, wenn Sie sich einer Verlegenheit entrissen?" rief der Abbate. „Treulos an einem Bilde? Wahrlich, wenn ich Sie nicht so tief erschüttert sähe, ich würde lachen! Ihr Deutsche seyd eine ganz aparte Sorte von Menschen! — Wissen Sie denn, ob dieses Bild Ihre Treue verlangt? — Wenigstens haben Sie dem Urbilde mit Ihrer Gewissenhaftigkeit gewiß keinen besondern Dienst geleistet, haben es wohl gar einer verschmähten Nebenbuhlerin preisgegeben, die sonst vielleicht das Urbild selbst in echter Realität in Ihre Arme geführt hätte. Sie kennen unsere Venetianerinnen nicht." — „Sie machen mich zittern, Abbate!" — „Zuerst zittern Sie für sich selbst. Ihres Weilens ist hier nicht. Vielleicht ist der Dolch schon gezückt auf Ihre Brust. Vielleicht daß selbst Schrecklicheres Sie treffen könnte, wenn man Sie dem Staate verdächtig fände, wenn der weise Rath der Zehner — Ein schönes und vornehmes Weib, dem stehen tausend Mittel zu Gebot gegen einen unbedeutenden Fremden, und eine Schmach, wie Ihre Medusa von Ihnen erlitten zu haben glaubt, verzeiht keine Venetianerin — am wenigsten eine Fromme." — „Eine Fromme? So bezeichneten Sie mir einmal die Gräfin Albani, die Schwester des Nobile Contarini. Sie glauben —" — „Ich glaube nichts," fiel der Abbate ihm in's Wort, „als daß es rathsam ist, wenn Sie keinen Augenblick verlieren und sich wenigstens der ersten Wuth entziehen. Wohin Sie sich wenden, will ich nicht wissen, denn — ich will nichts zu verrathen haben. — Niemand wird mich haben in's Haus gehen sehen, und wenn auch, ich habe darin noch mehrere Bekannte, bei denen ich einen unverdächtigen Besuch abstatten kann. — Ich empfehle Sie dem Schutze aller Heiligen!" und damit schlich er von dannen.

Arnheim sah ihm mit einem Gefühle der Verachtung nach; zwar mußte er den Bemerkungen des Abbate Recht geben, aber es empörte sich sein Inneres gegen ein Verfahren, wie es ihm dieser als das einzig passende in solcher Lage bezeichnet hatte, und er hätte damit nicht die Gefahr abwenden mögen, in welche er sich durch sein redlicheres Benehmen gestürzt sah. Er hatte sich die

Achtung vor sich selbst bewahrt. — Und hatte er diesem Benehmen nicht das Unterpfand der Geliebten zu danken, das süße Geständniß Ihrer Liebe? Er las die für ihn so beredten Zeilen der zitternden Hand wieder und wieder, und bedeckte sie mit feinen Küssen. Das Räthsel des an sich so schuldlosen, ihm selbst schmeichelhaften Scherzes, den nur wilde Begier in so bittern Ernst verwandelt hatte, war ihm gelöst. Jezt war ihm der Unterschied in dem Benehmen der schönen Griechin, der ihm so schmerzlich gewesen, erklärt, und er konnte nur über sich zürnen, daß er nicht an dem schüchternen, zartern Benehmen die Geliebte erkannt habe. — Aber ein Entschluß mußte gefaßt werden. Constance drang auf schleunige Flucht, der Abbate, der sein Terrain wohl kannte, gleichfalls; und doch, floh er, so ging er einem freudenlosen Daseyn entgegen, das langsam tödtende Gift der Sehnsucht im Herzen. — Es schien ihm erträglicher, der Gefahr in ihrer Nähe zu trotzen. — Da brachte ihm sein Gondelier ein zweites Billet, das ihm von einem Mohrenknaben war zugestellt worden. — Arnheim las von einer weiblichen Hand: „Schöner Fremdling, kannst du der Leidenschaft eines Wesens verzeihen, das sich von dir verrathen glaubte und, seiner selbst nicht mächtig, sich zu Aeußerungen hinreißen ließ, welche das Herz im nämlichen Augenblick verdammte, so finde dich zur Abendmesse auf dem Lido ein. Du weißt dort den sichern Führer finden. — Ich habe in dieser fürchterlichen Nacht unablässig im Gebet zur Madonna gerungen. Nur deine Verzeihung kann der Schuldbewußten den Frieden wieder geben. Reue und Freundschaft erwarten dich."

Arnheim wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte. Hier zeigte sich ihm ein Ausweg nach dem Systeme des Abbate. Seine Unbekannte stand in Schönheit seiner Angebeteten nicht nach. Von ihr so feurig geliebt zu werden, mußte jedem beneidenswerth dünken. Wenn er zu ihren Füßen die Thorheit der vergangenen Nacht bekannte, wenn er ihr seine Liebe zu opfern den Schein annahm, so blieb ihm die Hoffnung, dem Zuge seines Herzens dennoch folgen zu können. — Aber — wäre dies nicht Verrath an seiner Liebe? — Verrath an Constance? — Würde sie ihn nicht verachten, wenn sie es erführe, und mußte er sich nicht selbst verachten? — Ermahnten ihn nicht die lezten Worte der zitternden Hand der Geliebten: „Fliehe und lasse dich durch nichts täuschen?" Und sein Entschluß war gefaßt. Er gebot seinem treuen Diener, seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und in wenigen Stunden durchschritt er die Lagunen nach Maestre.

Als die Thürme Venedigs seinen trüben Blicken entschwanden, war's ihm, als ob sich das Leben von seinem Herzen losreiße und in's Meer versinke. Der Vulkan schien ausgebrannt, und es war öde in ihm. Eine gänzliche Gleichgültigkeit bemächtigte sich seiner. Er machte keine Ansprüche mehr, weder an sich noch an andere.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ahnen der Königin Victoria.

Bekanntlich haben die angelsächsischen Chronisten das Geschlechtsregister der ersten Beherrscher der sieben Königreiche, Kent, Esser, Susser, Wesser, Ostangeln, Northumberland und Mercia, die erst zu Anfang des neunten Jahrhunderts im Königreich England vereinigt wurden, sorgfältig aufgezeichnet, und Alle leiten die Abstammung dieser kleinen Könige bis auf Wodan oder Odin, den vergötterten großen Reformator des Nordens, zurück.

Unter den sieben Descendenzen Wodans ist uns hier nur folgende Ahnenreihe der Könige von Wesser von Bedeutung: Woden, Beldeg, Fredegar, Frewin, Wigga, Gewisch, Esla, Elesa, Cerdik; dieser leztere wurde im Jahr 494 nach Christo der erste König von Wesser. Ihm folgten in ununterbrochener männlicher Abstammung Creoda, Cynric, Crawlin, Cuthwine, Cutha, Ceolwald, Cornred, Ingild, Erwa, Esa, Ealmund, Egbert; dieser leztere war der Erbe aller übrigen kleinen Königreiche, und wurde der erste König von England im Jahr 828. Ihm folgten wieder Ethelwolf, Alfred der Große, Eduard I., Edmund I., Edgar, Ethelred, Edmund II., Eduard der Flüchtling und Edgar der Edeling, der lezte männliche Sprößling des Hauses, vertrieben durch die Normannen. Seine Schwester aber, die heilige Margaretha, floh nach Schottland und heirathete den König dieses Landes, Malcolm, der durch Shakespeare bekannt ist, indem er den Usurpator Macbeth, den Mörder seines Vaters Duncan, wieder verdrängte, am Ende des eilften Jahrhunderts.

In Schottland nun pflanzte das uralte Geschlecht in der ersten weiblichen Linie sich fort. Auf Malcolm folgten David, Heinrich, David; dieses zweiten Davids Tochter Isabelle heirathete den Robert Bruce, und pflanzte das alte Geschlecht in der zweiten weiblichen Linie fort. Robert zeugte einen zweiten Robert, dieser einen dritten, der 1306 König von Schottland wurde, und dessen Tochter Majorie den Walther Stuart heirathete, der das alte Geschlecht in der dritten weiblichen Linie fortsezte. Sein Sohn Robert wurde 1370 König von Schottland; ihm folgten Robert III., Jacob I., Jacob II., Jacob III., Jacob IV., Jacob V. Des leztern Tochter war die berühmte Maria Stuart, die den Heinrich Darnley, übrigens einen Verwandten ihres Hauses, also wieder einen Stuart, heirathete und die vierte weibliche Linie begann. Aus dieser Ehe nämlich stammte

Jacob VI., der nach dem Tode dee großen Elisabeth 1603 auch König von England wuede und sich insofern Jacob I. nannte. Seine Tochter Elisabeth vermählte sich (die fünfte weib.iche Linie anknüpfend) mit dem Pfalzgrafen Friedrich, dee zum König von Böhmen gewählt, abee durch die berühmte Schlacht auf dem weißen Berge wieder veeteieben wurde. Ihre Tochter Sophie wurde dem jüngsten Prinzen des hannöveeschen Hauses, Censt August, vermählt, dem ersten Kurfürsten von Hannover. Er sezte das uralte Geschlecht in dee sechsten weiblichen Descendenz fo:t. Sein Sohn Georg erbte den englischen Theon, ihm fo:gte Georg II., Friedrich, Geoeg III., der Herzog von Kent und die jezt regieeende Königin Victoria, die bestimmt scheint, die siebente weibliche Linie zu beginnen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Januar.

Stabilismus. Ausgeabungen und Restaueationen. Neue Gemälde.

Nach einer fast vierjährigen Abwesenheit bin ich nach Rom zurückgekehrt. Mir schlug das Herz. als ich durch das Thor von Albano auf die Campagna und ihre Trümmerwelt schaute, als ich von der Höhe herniederrollte und von der Via Appia aus die alten Wasserleitungen, den Lateran, den Thurm des Kapitols, die Alles überragende Peterskuppel. die ewige Roma vor mir sah. Es war mir, als zöge ich durch die Porta San Giovanni in meine Heimath ein. Von den Irrfahrten durch Italien, von den geschauten Wundern ermüdet, sehnt sich der Reisende nach Ruhe. Hier findet er sie, hier verläßt ihn die peinigende Spannung. Die Denkmäler grüßen ihn mit vertrauten Augen. Alle die im Verlaufe der Reise nur locker geschürzten Bande verknüpfen sich hier auf's Neue und fester. Der Strom, welcher sich den Sommer über in tausend Abzweigungen über Italien verbreitet hatte, fluthet mit Beginn des Winters wiederum nach Rom zurück. Ueberall trifft das Auge auf bekannte Gesichter, und nicht nur die Landsleute allein freut man sich wiederzufinden, auch die römischen Bekannten grüßt man mit heimischer Lust. und vernimmt mit heimlichem Behagen das schnarrende Herzählen der Gerichte des alten wohlbekannten Cameriere, sogar den buon giorno des ewigen Bettlers auf der spanischen Treppe. Die Künstler, welche den Sommer über wie Bienen nach Blüthenstaub ausgeflogen, schicken sich an, ihn im Winter in Honig zu verwandeln. Die Stunden des Tages sind geregelt, unwandelbar festgestellt; der Fremde schmiegt sich der hergebrachten Ordnung gerne an, und so beginnt das früher vom Zufall abhängige Leben jenen ernsteren Charakter, ohne welchen der Deutsche sich einmal nicht wohl fühlen kann, wieder anzunehmen. Man erkundigt sich nach dem in der Abwesenheit Vorgefallenen — es ist Alles beim Alten geblieben. In Rom ändert sich nichts. Aber gerade dieser Stabilismus hat für den Zurückkehrenden einen mächtigen Reiz; er fühlt sich mit Allem au fait, mit jeder Erscheinung vertraut, und ist der lästigen Novizenzeit mit einem Male überhoben.

Die Ausbeute der neuern Ausgrabungen ist nur allzuschnell überschaut, und es genügt an einem Hinblick, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß das neue Rom eher zum zweiten Male zerstört, als das alte nur im Bezirk des Forums aufgedeckt werden wird. Schon früher, als die Arbeit von Züchtlingen verrichtet ward, wurde so viel wie nichts zu Tage gefördert; jezt ist sie vollends einigen zwanzig Hospitaliten, Krüppeln und abgelebten Greisen übertragen. Es ist ein tragiskurriler Anblick, zu sehen, wie diese sogenannten Arbeiter sich mit einem faustgroßen Steine oder einer Viertelschaufel Erde stundenlang schleppen, ehe sie dieselben zu Hauf geworfen. Das Becker-Grabmal an der Porta-maggiore mit seiner kopfzerbrechenden Inschrift ist das einzige Denkmal von Bedeutung, welches seit vier Jahren aufgefunden worden ist. Neuerdings beginnt man für Louis Philipp Nachgraben in dem Garten des Collegio inglese, und zwar in dem Tempel zur Seite des Hippodromus. — Mit größerer Eneegie werden die neuen öffentlichen Bauten betrieben. Die Façade des Postgebäudes auf der Piazza Colonna ist beendet, und gewährt einen heitern, wohlthuenden Anblick, wenn gleich ihre Verhältnisse weniger imposant, als die der anstoßenden Palläste sind. Der Wiederaufbau der Kirche San Paolo fuori le Mura schreitet rüstig vor; die Säulen des Hauptschiffs sind sämmtlich, die der Seitenschiffe zum größten Theil aufgerichtet, die Mosaik des Chors restaurirt. Auch der Kreuzgang des Lateran soll sich einer Umwandlung erfreuen. Pietät gegen alte Denkmäler liegt eben nicht im Charakter des Italieners, und so wird denn auch hier mit den mittelalterlichen Resten barbarisch genug umgesprungen. Ob die Fresken Camuccini's, welche die Wände ausschmücken sollen, für den Verlust hinreichend entschädigen und mit dem ehrwürdigen Alterthum in Einklang zu bringen seyn werden, muß die Zukunft lehren. — In der Malerei hat die neuere Zeit gar Vieles und Erfreuliches gebracht. Zu dem Bedeutendsten rechne ich den barmherzigen Samariter von Clavé, einem jungen talentvollen Spanier. Die Figuren haben Lebensgröße; die Composition ist edel einfach, das Colorit blühend, der landschaftliche Hintergrund sehr brav. Der Verwundete erwacht so eben unter den Händen des neben ihm knieenden Samariters, welcher ihm das aus der Stirne hervorquellende Blut abwascht; die Ohnmacht ist noch in den Extremen des Körpers sichtbar, ohne daß deßhalb die Glieder steif wären. Im Hintergrund ziehen Levit und Schriftgelehrter theilnahmlos des Weges. Das Bild ist nach Barcellona bestimmt. Eine Kunstbestellung nach Spanien, in einer Zeit, wo die spanischen Meister zu ganzen Maulthierladungen auswandern, erregt schon an und für sich Befremdung, hier aber noch mehr Bedauern. wenn man das treffliche Kunstwerk, welches von jenem Vulkan verschlungen zu werden bedroht ist, anschaut. Einer erfreulicheren Bestimmung geht ein gleich ausgezeichnetes Bild von Schubert, die Parabel vom Gastmahl des reichen Mannes darstellend, entgegen, nämlich nach Dessau. Die Composition ist reich, und bei allem Reichthum überaus klar und anmuthig. Die Heilandszüge des Gastgebers sind die edelsten, und dabei vollkommen eigenthümlich; die Gruppen der Armen und Leidenden, welche theils eingeführt werden. theils sich bereits des Mahles freuen, gehören zum Schönsten, welches die neuere Kunst hervorgebracht hat. Der Hintergrund läßt die fruchtlosen Einladungen der Diener und die Motive derselben sehen. Das Bild ist noch nicht ganz vollendet; zu seiner Zeit werde ich ausführlicher darüber berichten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 23.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 26. Januar 1839.

> Je trouve les caprices de la mode étonnans. Ils ont oublié comment ils étaient habillés cet été, ils ignorent encore plus comment ils le seront cet hiver.
>
> Montesquieu.
> Lettres persanes.

Moden.

Der Anzug der feinen, müssigen weiblichen Welt ist in seiner Entwicklung vom Morgen zum Abend kunstmäßig in Gattungen und Arten getheilt, deren jede ihre Ansprüche und Rechte, ihre Verbindlichkeiten und Nothwendigkeiten hat. Sie zerfallen aber naturgemäß in drei bestimmt geschiedene Classen. Die Reihe eröffnet das Negligé, nämlich das Hausnegligé mit seinen verschiedenen Abstufungen vom Nachtkamisol durch die Robe de chambre bis zu jenen Hausanzügen, welche das Weiche, Fließende der ungezwängten Natur durch halbe Maßregeln kunstreich darstellen. Den Beschluß macht der abendliche volle Putz mit dem bloßgelegten, entschiedenen Triumph der Kunst über die Natur. Zwischen beiden in der Mitte stehen die Formen, welche der Straße und dem öffentlichen Orte angehören, die eigentliche öffentliche Tracht, deren Nüanzen, nach dem Gesetzbuch der Eleganz, bald mehr dem Negligé, bald mehr dem Putz, doch jenem in überwiegendem Maße angehören. Die laufenden Moden, welche sich auf diesen populären, forensischen Theil der Tracht beziehen, sind es vor Allem, was die große Mehrzahl der Weiber interessirt; sie sind für den großen Haufen der Adepten der Eleganz gleichsam das Brodstudium, das Zeit, Mittel und Fähigkeiten genugsam in Anspruch nimmt. Die Kunst, sich für seine vier Pfähle regelrecht anzuziehen, gehört zu den philosophischen Wissenschaften, in denen man nicht examinirt wird, und über die Kunst, einen Ball- oder Schauspielsaal nicht zu verunzieren, hört man Encyclopädie bei einem Privatdocenten.

Die Uniformität, soweit sie auch im Costüm der weiblichen Welt herrscht, ist vorzugsweise eine Straßengleichheit; und sie bezieht sich namentlich auf den eben genannten, von der Sonne beschienenen, oder von Schirm und Wagendecke beschatteten Theil des Anzugs. Und hier kann man bemerken, daß immer Ein Kleidungsstück die verkörperte Parole der Eleganz in der laufenden Jahreszeit ist und alles Andere mehr oder weniger in der Bedeutung herabdrückt. Diese Rolle spielt gegenwärtig der große, meist mit Pelz besetzte Shawl von Sammt, Atlas oder Plüsche, halb Shawl, halb Mantel, zugleich Negligé und halber Anzug, von nüchterner Form im Ganzen, aber in den Details des Schnitts- und in Stoff und Farbe dem Geschmack und der Laune, so wie den Ansprüchen an den allerneusten Bonton freien Spielraum lassend. Dieses Kleidungsstück verfolgt den gewöhnlichen Entwicklungsgang solcher Moden: im verflossenen Winter geboren, ist es im laufenden zu seiner weitesten Verbreitung gelangt, und bereits treten die gewöhnlichen Symptome der Ausartung ein, welche dem Tod oder der Metamorphose vorausgehen.

Die Pariser haben längst das Naturgesetz gefunden und ausgesprochen: Jede Mode, die bei ihrem Auftreten gute und schnelle Aufnahme findet, lebt zwei Jahre, oder vielmehr zwei analoge Jahreszeiten, und stirbt im dritten. Das erste Jahr ist das der „Distinktion": die neue Form ist aristokratisch, ist Eigenthum und Aushängeschild der „sommités régulatrices." Die Mode frappirt, sie erscheint auffallend, barock, oft unkleidsam, und die Berichterstatter in den Modezeitungen verfehlen nie, zu versichern, wie ganz besonderes Talent und Geschick erforderlich sey, um sie mit Vortheil und Grazie zu tragen. Eine gewisse Scham schreckt in dieser Periode zahlreiche Weiber vom allzu Ausgezeichneten, oft Kostbaren und vermeintlich schwer zu Handhabenden zurück, und darüber läuft die Saison ab. Es ist nun aber, als ob die Mode, heiße sie Shawl, Mantel, Mantille, oder wie sonst, gleich den Gewächsen der Erde ihren Samen in den Boden niedergelegt hätte. Er keimt, während die Vegetation einer andern Jahreszeit bluht, und beim Eintritt der folgenden entsprechenden Saison geht er auf tausendfältig und bedeckt das Land. Was das Jahr zuvor vornehm sonderbar war, ist jezt plötzlich wunderbar kleidsam, was, um dem Auge erträglich zu seyn, des Nimbus der höchsten Fashion bedurfte, ist auf einmal allgemeine Tracht, und es fallt keinem Menschen mehr ein, daß man besonders organisirt seyn müsse, um sich damit geltend zu machen.

Diesen Höhepunkt hat nun der große Sammt- oder Seidenshawl im jezigen Momente erreicht, oder er hat ihn vielmehr bereits überschritten; denn jede Mode verliert ihren Werth geraume Zeit vor ihrem Sättigungspunkt, und von dem Augenblicke an, wo sie aufhören will, auffallend zu seyn. Sobald dies eintritt, beunruhigt man sich in den höchsten Sphären, wo die Mode gemacht worden; ehe man sie aber entschieden umbildet oder ganz fallen läßt, sucht man die Distinktion in ausschweifenden Launen des Schnitts oder im Geschrei der Farben. Dies läßt sich gegenwärtig deutlich beobachten. Bei seinem Auftreten im vorigen Jahr war der moderne Shawl ernst, meist dunkelfarbig; kaum fühlte er, daß er dem gemeinen Loose, Uniform zu werden, nicht entgehen könne, so suchte er das Heil der Vornehmheit, wie gewöhnlich, in einer Art Bouffonnerie, welche die Gesezteren, Bescheldeneren zurückschreckte: er färbte sich hellblau, citrongelb, rosenroth mit weißem Besatz, er fuhr in einen ganz neuen, noch nie dagewesenen Stoff, in buntfarbigen, geblumten Sammt; er hing sich hinten eine Kapuze an, erweiterte, drapirte sich und wandelte sich fast zu einem kuriosen Mäntelchen um, von dem bereits das alte Lied gesungen wird: „qu'il demande une grace et une élégance parfaite." Wir glauben, daß die weibliche Welt in dieser, den Saloppen unserer Großmütter nicht unähnlichen Form den gemeinen Götzen des künftigen Winters zu verehren hat, wo er sich dann mit seinen Ansprüchen auf Grazie und Eleganz schon billiger finden lassen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

So fand ihn sein treuer Franz in Padua und eilte mit seinem noch gestern so lebensfrohen Herrn nach Mailand. Hier schien ihm dessen Zustand der ärztlichen Hülfe zu bedürfen. Der Arzt sah dem Ausbruche eines heftigen Fiebers entgegen, das eine Krisis herbeiführen würde, deren Ausgang ungewiß sey. Seine Verkündigung traf ein. Arnheim fiel in eine Raserei, in welcher alle Bilder seiner jüngsten Vergangenheit auf ihn einstürmten, und die zulezt in einen todtähnlichen Zustand überging, von dem der Arzt sagte, daß er zur Genesung oder zum Tode führen würde. — Der treue Franz verdoppelte seine Pflege, kein Schlaf kam in seine Augen, er wich nicht vom Bette des Kranken und belauschte jeden schwachen Athemzug. — Arnheim erwachte endlich; er richtete sich auf, blickte seinen bangenden Diener mit glänzenden Augen lächelnd an und sagte: „Ich werde sie wieder sehen; von ihren Armen umschlungen, werde ich sterben!" und er sank zurück, jedoch nicht zum Tode, sondern, nach der Erklärung des schnell herbeigerufenen Arztes, in einen tiefen Schlaf, von dem er zu neuem Leben erwachen werde. — Wärest du, armes, junges Herz, mit der süßen Hoffnung des Wiedersehens geschieden! — Aber die frische, volle Jugendkraft siegte. Nach einem Schlafe von fast vier-und-zwanzig Stunden richtete er sich auf.

„Ich habe wohl lange geschlafen," sagte er zu dem erfreuten Franz. „Der Abbate wird auf mich warten. Ziehe mich geschwind an!" und er wollte aus dem Bette. Der erschrockene Franz hielt ihn zurück. — „Gott sey Dank und dem heiligen Franziskus, daß Sie so sanft geschlafen haben, lieber Herr!" sagte er zu ihm; „aber Sie sind krank und dürfen nicht aus dem Bette. Auch sind wir nicht in Venedig." — „Nicht in Venedig?" fragte Arnheim verwundert. — „Nein, lieber Herr, wir sind in Mailand schon seit fünf Tagen." — „In Mailand? — Nicht in Venedig?" wiederholte der Arme. „Ja, ja, du hast Recht; ich besinne mich. Aber krank bin ich nicht, laß mich aufstehen."

Franz bat ihn, nur so lange im Bette zu bleiben, bis der Arzt, den er bald erwarte, gekommen sey, und

Arnheim ließ sich von dem Treuen dazu bereden. Der Arzt kam. Er fand den Puls des Kranken matt, ohne Fieber: einige Tage Ruhe würden ihn bei der guten Pflege bald herstellen. — Arnheim, dessen Bewußtseyn völlig zurückgekehrt war, wußte nicht, ob er sich dessen freuen solle. Der Arzt rieth dem guten Franz, dafür zu sorgen, daß sein Herr sich zerstreue und die trüben Bilder, welche ihn zu beschäftigen schienen, zurückgedrängt würden, besonders aber ihn nicht zuviel sich selbst zu überlassen. — Die Reden seines Herrn in den Fieberphantasien hatten den besorgten Diener errathen lassen, was ihm auf der unglücklichen Maskerade müsse begegnet seyn und ihn vermocht habe, Venedig so schnell zu verlassen; er ließ sich jedoch gegen seinen Herrn nichts davon merken. Gern hätte er das Andenken an Venedig in ihm ganz auslöschen mögen; aber es flammte lebendiger auf, als Arnheim einen jungen Künstler vom Fenster aus erblickte, den er in Venedig oft bei sich gesehen hatte, und Franz sah sich ungern genöthigt, Manzoni, so hieß der Künstler, nachzueilen und ihn zu seinem Herrn zu führen.

Manzoni kam gerade aus Venedig und war nicht wenig erfreut, Arnheim, der so räthselhaft dort verschwunden war, unerwartet in Mailand zu finden. — Arnheim gab dringende Geschäfte vor, die ihn zu so schneller Abreise genöthigt, daß er nicht von seinen Freunden habe Abschied nehmen können, und seine Hoffnung, bald wieder dahin zurückzulehren, sey durch seine Krankheit getäuscht worden. Manzoni erzählte ihm, daß über sein plötzliches Verschwinden die seltsamsten Sagen sich verbreitet hätten. Ganz Venedig habe von dem Maskenball auf der Villa Contarini und von der Mystifikation zweier Griechinnen und eines schönen Griechen gesprochen, der Allen ein Räthsel gewesen, und in welchem man Arnheim vermuthet, was denn manches Geschwätz veranlaßt habe. Dies sey aber bald verdrängt worden durch die Rückkunft des Nobile Contarini aus Rom und durch die öffentliche Staatsaudienz, in welcher dieser vom Senate auf's Ehrenvollste empfangen worden.

Ein Schauder überflog Arnheim bei dieser Nachricht. Wie leicht konnte das Geschwätz über den Maskenball den Argwohn des Nobile erwecken; er gedachte der Drohung jener Wüthenden und der Andeutung des Abbate über die unheimlichen Geheimnisse des Hauses Contarini, und er zitterte für Constance. — Manzoni erschrack über die sichtbare Bewegung Arnheims, die ihm das Blut von den Wangen trieb. Arnheim schob sein Erblassen auf die von seiner Krankheit noch zurückgebliebene Schwäche. Gern hätte er aus dem Pallaste Contarini selbst etwas Näheres erfahren; allein Manzoni konnte ihm keine weitere Auskunft geben, als daß es heiße, der Nobile Contarini werde bald mit seiner schönen Gemahlin auf seine entfernteren Güter gehen. Von dem Abbate wußte er gar nichts; er hatte ihn seit Arnheims Abreise nicht wieder gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

Raupachs Maria von Schottland.

Raupachs schon lange vorausverkündigtes Drama: „Maria, Königin von Schottland," ist endlich hier auf dem königlichen Theater zur Aufführung gekommen. Jedenfalls eine merkwürdige Erscheinung, wäre es auch nur deßhalb, weil es seit langer Zeit wieder das erste bedeutende Stück ernster Gattung ist. Die Urtheile sind, wie sich denken läßt, sehr verschieden. Politik und religiöse Meinungen, alte Anhänglichkeit für Autoritäten, sentimentale Vorurtheile und noch vieles Andere spielen dabei mit. Daß das so lange vergessene, zurückgeschobene und in Mißkredit gerathene Theater, zu jetziger Zeit noch Anlaß zu derartigen Debatten geben konnte! Daß der größere Theil des Publikums Herrn v. Raumers historische Forschungen über Maria Stuart kennen sollte, ist eben so wenig anzunehmen, als daß die Opposition des Publikums gegen die Tendenz des Stückes von einer papistisch jesuitischen Gesinnung in Berlin herrührt. Dennoch ist die Opposition da, und in unserer streng protestantischen Stadt ist man aus demselben Grunde gegen das Drama eingenommen, aus dem die ultramontanen Blätter des katholischen Baiern gegen Raumers Geschichtswerk losziehen: nämlich, weil der Dichter, den neueren Forschungen folgend, den Charakter der Maria „nicht wie ihn die Dichtung schrieb," sondern wie er in den Blättern der Geschichte aufnotirt steht, auf die Bühne gebracht hat. Daß die Maria Stuart mit dem Märtyrer- und Glorienscheine um ihr blutendes Haupt, wie sie das größere Publikum kennt, das sich mit der ernsten Geschichte nicht gerne befaßt, ein Produkt der ältern und neuern Jesuiten ist, die sie mit allem Liebreiz und aller möglichen Unschuld ausschmückten, um die Schutzheldin des Protestantismus, die, aller Schwächen ungeachtet, große Elisabeth in desto schwärzeres Licht zu stellen, ist freilich den Wenigsten hier bekannt. Aber Schillers Maria Stuart ist Gemeingut des Volks. Daß der geniale Schiller, selbst ein Streiter für Licht und Wahrheit, den Mißgriff beging (freilich nicht in der Zeit, wo er die Räuber und Don Carlos schrieb, sondern in der, wo die neuromantische Vorliebe für den Katholizismus spukte), dies politische Gespinnst durch eine herrliche Dichtung zu constatiren, ist gewiß weniger darum zu tadeln, weil er eine arge Sünderin zu einer Heiligen, als um deßwillen, weil er eine große Königin und ihre staatsklugen Räthe (denen Europa zum großen Theil seine geistige Freiheit dankt) zu Betrügern und Bösewichtern machte. Wie mancher kleinere historische Irrthum, so ist auch dieser nicht mehr auszurotten; denn Schillers Autorität ist beim größeren deutschen Publikum unantastbar. So haben Sie denn Grund und Ursach, weßhalb Raupachs Drama hier keine günstige Wirkung machen konnte. „Der Heiligenschein der Maria geht doch ganz und gar verlören," hörte ich eine Dame vor mir seufzen; ja Andere gingen in ihrer Entrüstung

so weit, zu behaupten, das möge historisch, könne aber nun und nimmermehr wahr seyn, daß die edle Maria Stuart, nachdem sie kaum den König Franz, ihren ersten Gatten, verloren, den Heinrich Darnley lieben, heirathen, darauf ihn hassen, den Rizzio etwas lieben, den Heinrich, ihren zweiten Gatten, umbringen, und den Bothwell, den Mörder, gleich hinterher heirathen und lieben könne! Die Sentimentalität sprach sich zwar nicht überall so naiv aus, aber ein Mißbehagen war doch unverkennbar, einen weiblichen Charakter, den man so abgeklärt zu sehen gewohnt ist, in seiner menschlichen Schwäche und in so rascher Stufenfolge von einem sinnlichen Fehltritt in den andern stürzen zu sehen. Was will die Geschichte, was die Kritik mit ihren dokumentirten Rechten, gegen das Gefühl! Aber, sonderbar genug, auch Raupach selbst hat die historische Maria noch veredelt. Er motivirt ihre Sinnesänderungen, wie sie in der Geschichte nicht motivirt sind, er erklärt es, warum sie zur Liebe für den starken Bothwell, der ihr als Rächer erscheint, gezwungen ist, und das Verhältniß zu Rizzio, das in der Wirklichkeit mehr als zweifelhaft ist, ist bei ihm ein reines, harmloses.

(Fortsetzung folgt.)

Rom, Januar.

(Schluß.)

Neue Gemälde. Fremde. Epiphania. Der Vesuv.

Zu Ehren des Großfürsten Thronfolgers, welcher bereits die bedeutendsten Ateliers in Augenschein genommen hat, haben die deutschen Künstler ihre fertigen Arbeiten in einigen Privatlokalen vereinigt ausgestellt. Zu den vorzüglichsten Leistungen gehören die Gemälde Riedels, eine Wiederholung der bekannten Gruppe badender Mädchen, welche nach Berlin bestimmt ist, und zwei junge Bauermädchen in einer Höhle, die jüngere knieend vor der ältern, welche im Begriff ist, ihr das Bild der Schutzheiligen umzuhängen. Zeichnung und Kolorit sind im zweiten gleich vortrefflich, die Gruppirung das Naivste und Anmuthigste, was Riedel seit längerer Zeit lieferte. Lindau gab eine Campagnascene: ein Büffel verfolgt eine Bäuerin mit ihrem Säugling, Campagnabauern fliegen auf ihren Rossen zur Rettung herbei; auf einem zweiten kleinern Bilde tanzen Bäuerinnen gar anmuthig den Saltarello zum Zitterspiel eines auf dem Esel einherreitenden Bauern. Reinhard lieferte eine wackere Ansicht vom Sturz des Teverone vor den im Jahr 1826 erfolgten Verwüstungen; Elsasser die mit gewohnter Virtuosität gemalten Ansichten der Rogerkapelle zu Palermo und einer Landschaft aus Kalabrien; Catel eine Ansicht des Dogenpallastes bei Erleuchtung und eine altvenetianische Gondel. Beide Gemälde sind bereits vom Großfürsten angekauft worden. — Einen trüben Schatten in all jene hellen Lichter wirft der hoffnungslose Zustand des alten Veteranen Koch. Er hat bereits die Sterbesakramente empfangen, und man zweifelt an seinem Aufkommen. Sein Verlust würde schwer zu ersetzen seyn, denn nur Wenige waren ihm in poetischer Composition, an technischer Durchbildung gleich, noch Wenigere an gediegenem Ernst, mit welchem er, ohne sich von der Mode irren zu lassen, die eingeschlagene Bahn eifrig verfolgte.

Die Anwesenheit der vielen Fremden bringt ein ungewohntes Leben in das alte Rom. Der Zufluß von Neapel und Florenz nimmt noch täglich zu; die Wirthshäuser sind sämmtlich besezt; Ankömmlinge irren zu halben Tagen obdachlos umher; die Miethen stiegen zu unglaublichen Preisen, wie denn u. a. der erste Stock des Palazzo Savelli auf vier Wochen für 150 Louisd'or vermiethet wurde; Torlonia hat in einer Woche für 86,000 Scudi Wechsel honorirt, der Großfürst 4000 den Armen geschenkt, die ihm zu Ehren angestellte Illumination 2000 andere gekostet, und 300,000 Franken sind von ihm zum Ankauf von Kunstwerken bestimmt worden. Was Wunder, wenn der Römer, der Alles nach Geld berechnet, dem Alles wieder zufließt, in der rosenfarbensten Laune ist. — Die Adventzeit ist vorüber. Die Pifferari, welche seither ihre schwermüthigen Schalmeien- und Dudelsackklänge vor den Madonnenbildern ertönen ließen, ziehen sich allmählig in die Abruzzen zurück; die Theater sind wiederum geöffnet, und Feste reihen sich an Feste. Der Ball, welchen der österreichische Gesandte, Graf Lützow, den 28sten December gab, belebte, eben so wie die zu Ehren des Großfürsten veranstaltete Jagd in der Gegend von Nettuno, die Conversationen in den Kaffeehäusern auf Tage. Besonders waren die Tscherkessen in der Begleitung des Prinzen und ihre zu Roß bewiesenen Kunstfertigkeiten der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Heute wurde das Fest der Epiphania gefeiert. Der Römer macht Epiphania, oder in Abkürzung Beffana, zu einer Hexe, welche die Rolle des nordischen Knecht Ruprecht spielt, nächtlich durch den Schornstein einfährt, sich den Kindern in Gestalt einer riesengroßen schwarzen Puppe zeigt und den Artigen Strümpfe voll Zuckerwerk darbringt. Am Vorabend ist ein Markt von Eßwaaren und Kinderspielzeug hinter dem Pantheon und an der Piazza St. Eustachio. Fleischer behängen ihre Ochsenviertel mit bunten Papierlampen, der Pizzicarol umwindet Würste und Käse mit Lorbeern, der Fruchthändler beklebt Nüsse und Pinienäpfel mit Gold- und Silberschaum. Hier werden Pulcinelle und Tänzerpuppen ausgestellt, dort kleine Mönche und Nönnchen, links Trommeln und Trompeten, rechts Meßgewänder für Kinder, Monstranzen, zinnerne Weihkesselchen, kleine Kapellen für die Invoriti. Jung und Alt kauft sich kleine Zinnpfeifen, und bläst darauf los, so lange die Lungenflügel vorhalten wollen: ein nordischer Weihnachtsmarkt ist ein Pietisten-Conventikel gegen den Höllenlärm der Epiphania-Fiera. Am Tage selber wird Vormittags in der Kirche der Propaganda der Gottesdienst nach allen Riten begangen, und die Messe in arabischer, syrischer, armenischer, koptischer Sprache gelesen. Nachmittags der Bambino, eine silberne gekrönte Wickelpuppe, in der Kirche Ara Celi in Procession umhergetragen, und von Kindern zur Ehre der Jungfrau Maria und des Jesuskindleins Reden gehalten. In einigen Wochen erwartet uns eine Girandola, welche zur Feier des Regierungstages des h. Vaters von der Engelsburg abgebrannt werden soll. Kurz darauf beginnt der Karneval, und um die Fremden auch nach der Osterwoche an Rom zu ketten, wird im Mai die Heiligsprechung von fünf Seligen, zu welcher schon jezt Vorbereitungen getroffen werden, stattfinden. — Das Wetter ist das herrlichste von der Welt. Meine Fenster stehen den ganzen Tag über geöffnet; von Einheizen ist nicht die Rede, sogar der unzertrennliche Begleiter der Römerinnen, der scaldino, der mit Kohlen gefüllte Feuertopf, kam noch nicht über meine Schwelle. Erst einmal hatten wir Schnee, und es war ein lustiger Anblick, die in der Reife stehenden Orangen und Citronen aus der weißen Decke hervorlauschen zu sehen. — Indem ich den Brief schließen will, langt hier die Nachricht von dem neuerdings erfolgten Ausbruch des Vesuvs an; es soll der großartigste von den in diesem Jahrhundert erfolgten seyn, und die Steine bis an die Eremitenwohnung schleudern. Zugleich wird auch berichtet, daß ein Engländer, welcher sich zu weit wagte, von einem Stein getroffen worden ist und seine Neugier mit dem Leben büßen mußte.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 24.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 28. Januar 1839.

Dein hehrer Klang streut Gottes heil'gen Frieden
Auf jeden Tag im stillen Lebensgang,
Weckt unsers Dankes heitern Lobgesang,
Weht uns in's Herz den Himmel schon hienieden.

v. Wessenberg.

Die Heimathglocken.

Von Ph. W. Welcker.

Zu der Heimath stillen Höhen
Muß ich immer wieder gehen,
Nach der Dörfer trautem Kreise
Lausch' ich in gewohnter Weise,
Nach den frommen Sängerinnen,
Die den Feiertag beginnen,
Die mich so bezaubernd locken,
Wie den Lenz die Blüthenflocken —
Nach den heil'gen Kirchenglocken.

Von den hellen Bergeswarten
Seh' ich meinen Jugendgarten;
Und die Glocken senden Töne
Auf die Welt in Jugendschöne
Ueber Blumen hin und Trümmer
Zu der Wolken goldnem Schimmer.
Ihre Lieder hör' ich schweben
Ueber Thränenlaub und Reben
Auf das räthselhafte Leben.

Was mich Schönes hat entzücket,
Was mich Frohes noch beglücket,
Was mich Heiliges begeistert,
Und sich meiner ganz bemeistert,
All' mein Hoffen und mein Träumen
Und so Manches, gleich den Schäumen:
Meinen Himmel, meine Thräne
Singen von der Thurmeslehne
Mir der Kirche Liederschwäne.

In der Thürme freiem Dache
Halten sie die Zeitenwache
Auf der Lüfte breitem Meere,
Spähend nach dem Sternenheere,
Klänge schickend, ernste Boten,
Zum Gebirg, dem abendrothen,
Zu des Waldes dunklem Saale,
Grüßend in die Blumenthale,
Flüsternd mit dem Todtenmale.

Gleich dem Lied der frommen Sage,
Tönt, ihr Glocken, Lust und Klage,
Mahnt an Morgen ihr und Gestern;
Und der Lyra treue Schwestern,
Sprecht ihr, nah den Himmelskerzen,
Immer neu zu meinem Herzen. —
Die mich so bezaubernd locken,
Segnet mich, ihr Heimathglocken,
Einst — wann meine Pulse stocken!

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

Constancens Bild trat in allem seinem Zauber vor Arnheims Phantasie, aber nur als der Gegenstand eines lebhaften, schönen Traumes, den er festzuhalten wünschte, und er warf die schönen, ihm so tief eingeprägten Züge in der reizenden Griechentracht auf's Elfenbein: eine schmerzlichsüße Beschäftigung, die ihm die Einsamkeit zum süßen Genusse zauberte. — Je lebendiger die Herrliche ihm vom Elfenbein entgegenstrahlte, um so wehmüthiger ruhte sein Blick auf ihr und um so höher stieg oft seine ängstliche Besorgniß um sie. — Daß er sie noch einmal wiedersehen, sein Ohr noch einmal den süßen Wohllaut ihrer Stimme trinken werde, davon war er fest überzeugt, so tief hatte sich ihm jenes verkündende Phantasiebild in seiner Krankheit eingeprägt. So verliefen einige Monate, und Arnheim beschloß, den Frühling in Mailand zu erwarten.

Der Frühling streute seine Blüthen über die schönen lombardischen Fluren, und der sorgsame Arzt trat eines Morgens in Arnheims Zimmer mit vergnügter Miene. „Ich komme, Ihnen einen annehmbaren Vorschlag zu machen. Ein italienischer Architekt, zu dem ich vor einigen Tagen einer leichten Unpäßlichkeit wegen gerufen wurde, hat vom Fürsten Chigi den Auftrag, die schönsten Villen Italiens zu bereisen und dann eine noch schönere Villa zu erbauen. — Da dachte ich sogleich an Sie. Er hat einen guten Wagen, wird nach seinem Zwecke in jeder Hinsicht bequem reisen, er ist ein fröhlicher, unterhaltender Gesellschafter, wie Sie einen brauchen, und würde sich ein Vergnügen daraus machen, Sie, einen Kenner der Architektur und Mann von Geschmack, auf diesem reizenden Ausfluge zum Reisegefährten zu haben." — „Kennt er mich denn?" fragte Arnheim, in welchem die alte Kunstliebe erwachte. „Wie heißt er?" — „Er hat Sie, wie er sagt, einigemal im Café am Sanct-Markusplatze in Venedig gesehen," erwiederte der Arzt, „und heißt Marino. Jetzt kommt er aus Rom."

Arnheim erinnerte sich des Namens, ohne daß er sich von dem Manne, den er bezeichnete, besonders angezogen gefühlt hätte; doch willigte er gern darein, daß der Arzt ihm denselben zuführe. — Dies geschah noch am Abend des nämlichen Tages, und Arnheim fand in Marino einen Mann von einigen und vierzig Jahren, lang und dürr von Gestalt, mit einem scharfen, lauernden Blick über einer schmalen, spitzigen Nase, doch nicht unangenehm im Aeußern. Sein zweites Wort war eine Bouffonnerie und oft voll Witz, wovon sich der gute Arzt besonders eine heilsame Zerstreuung für seinen Genesenden versprach. Dabei zeigte er bedeutende architektonische Kenntnisse und überhaupt einen gebildeten Kunstgeschmack. Dies zog Arnheim an und sie wurden über die Reise bald einig, indem Marino nach einiger Weigerung sich dazu verstand, daß Arnheim die Hälfte der Reisekosten trage. Da er einen gewandten Bedienten bei sich hatte, so bestimmte Arnheim, daß Franz mit seinen Effekten nach Neapel gehen und ihn dort erwarten sollte. Franz verstand sich ungern dazu, seinen jungen Herrn fremden Händen zu überlassen, und die Trennung wurde ihm wie Arnheim ungewöhnlich schwer.

Der schöne Frühling, in welchem die kühlen, erfrischenden Seewinde und der aromatische Duft der sich erschließenden edlen Vegetation unter dem reinen, blauen, unbewölkten Himmel Italien zu einem Paradiese zaubern, prangte in seiner ganzen Schönheit. Die Reise ging auf die bequemste Weise durch den Garten Italiens über Parma, Lucca und das Florentinische. Arnheim sog die stärkende Luft dürstend ein wie das Kind die süße Milch der Mutterbrust; die Schwermuth seines Blicks ging in milde Wehmuth über, seine Wange röthete sich, ja er konnte selbst in Augenblicken sich den Bouffonnerien seines Gefährten hingeben, der ihn mit der größten Aufmerksamkeit behandelte und bemüht war, ihn nur das Vergnügen der Reise genießen zu lassen, ohne deren Beschwerden. Auch hatte Marino den Takt, seinen Possen einen Zügel anzulegen, wenn Arnheims Stimmung nicht dazu geneigt schien und das Gefühl ihn mächtiger und schmerzlicher ergriff, daß er sich immer weiter von dem Wesen entfernte, dessen ideales Bild unbeschränkte Herrschaft über sein Herz und seine Phantasie gewonnen hatte. Sein Reisezweck führte ihn zu jeder reizenden Villa, woran dieser Strich Italiens so reich ist, und die sich ihm und seinem Gefährten auch willig und gastfreundlich öffneten. — Sie fanden hier Kreise, in welchen Anmuth und Schönheit, Geist und Heiterkeit wetteiferten, den anziehenden, noch etwas bläßlichen und in sich gekehrten Fremdling mit dem Leben auszusöhnen. Kunst und Natur waren aber für ihn das Einzige, was ihn lebhaft beschäftigte, und dafür fand er reichliche Nahrung in den geschmackvollen Villen in den reizendsten Umgebungen mit entzückenden Fernsichten. Seine Mappe füllte sich immer mehr mit schönen Skizzen. Auch war ihr Aufenthalt nirgends lang genug, daß er ein anderes Interesse hätte fassen können, wenn sein wundes Herz auch für ein solches empfänglicher gewesen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Moden.

(Fortsetzung.)

Was wir die öffentliche oder Straßentracht genannt haben, zeichnet sich dieses Jahr, neben dem obligaten Shawl, durch eine gewisse Einfachheit und Gleichförmigkeit aus, wobei sich aber der seit einigen Jahren merkbar steigende Luxus doch nicht verleugnet: die Sammthüte von mittlerer, bescheidener Form, aber mit Spitzen und Federn, doch mehr ernst als herausfordernd aufgeputzt; nichts Auffallendes, Unerwartetes am Schnitt der meist dunkelfarbigen Ueberröcke und Kleider, aber die Seidenstoffe sehr gewählt und ziemlich kostspielig. Der ganze Anblick hätte etwas Eintöniges, Strenges, wenn nicht die eben besprochene vornehme Ausartung des Shawls in's Bunte, Weitscheinende einige Abwechslung hineinbrächte. Die auffallende Form und Farbe der Shawls ist es im Augenblick vorzüglich, was dem musternden Auge einigermaßen den Maßstab für die wirkliche oder angemaßte Qualität der Weiber gibt. Die Vornehmheit, welche die Mode von oben herab handhabt, fühlt bei der festesten Ueberzeugung von ihrer an sich siegreichen Genialität dringend das Bedürfniß irgend eines Schnörkels, der den nachtretenden Haufen verwirrt und im Respekt hält. Das bloße Bewußtseyn der Aechtheit und Kostbarkeit der Stoffe, so stolz es seyn mag, befriedigt so wenig als das Gefühl innerer Vorzüge, welche in der großen Welt nicht geltend zu machen sind. Es ist eine sterile Tugend um den prächtigen, naturfarbigen Pelz des sibirischen Wiesels, so lange der gefärbte Balg der Hauskatze auf zehn Schritte ungefähr denselben Effekt macht.

Wenn man einen Blick auf die Geschichte der Moden seit zwanzig, dreißig Jahren zurückwirft, so läßt sich nicht verkennen, daß den Trachten, welche der Franzose costumes de ville nennt, gegenwärtig eine gewisse, allerdings schwer zu definirende Eigenthümlichkeit zukommt. Wenigstens ist die absichtliche Nachahmung der Formen des vorigen Jahrhunderts hier viel weniger auffallend als beim vollen Putz. Dieser behauptet fortwährend den seit einigen Jahren angenommenen Rocococharakter, und er ist consequenterweise sehr reich, ja überladen: Sammt und schwere façonnirte Seidenzeuge mit Spitzen, doppelte Kleider, Perlen, Geschmeide, Blumen aller Orten. Es ist merkwürdig, wie man hier beim Copiren der alten Moden die verschiedenen Perioden durcheinanderwirft und doch wieder auseinanderhält, indem man, je nachdem die Stoffe nach ihrem allgemeinen Charaktee mehr dem siebzehnten Jahrhundert, oder mehr dem achtzehnten entsprechen, bald die Formen des einen, bald die des andern herbeizieht. Für Kleider von Sammt und Brocat werden die Zeiten Ludwigs XIII. und XIV., für Ballanzüge von Tüll und Crepp die Ludwigs XV. und XVI. wieder auferweckt.

Wir haben schon früher Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß jede Zeit, in Allem, und so auch in der Tracht, bei der größten scheinbaren Willkuhr und Launenhaftigkeit in Streben und Wahl, einem geheimen Gesetze gehorcht und sich unwillkuhrlich selbst zeichnet. Dies thut nun auch die gegenwärtige Periode. Jenes kokette Maskenspiel mit urgroßmütterlichen Moden in Tracht und Hausgeräthe ist an sich schon charakteristisch; es verräth, daß die lustige Zeit des eleganten Cynismus und der gepuderten Grazie noch in manchen frisirten und parfümirten Köpfen als poetisches Abendroth am Horizonte steht; es zeigt, daß die Sage vom Paradiese, aus dem die Eva des achtzehnten Jahrhunderts mit Reifrock, Fontange und Mouchen ausgetrieben wurde, noch immer in sehnsüchtigen Herzen fortgepflanzt wird. Es ist sehr bezeichnend, daß jene „Vieillerie" vorzugsweise nur die höchsten Gattungen des Anzugs ergreift, den Putz zur Assemblee, zum Ball, zum Schauspiel. Hier ist man mehr oder weniger unter sich, hier kann man mit wehmüthiger Lust die Protestation gegen den unaufhaltsamen Lauf der Welt im Rauschen der Volans, im Klappen der Fächer, im Rasseln des Geschmeides bedeutsam anstönen lassen. Betrachtet man die Formen des vollen Anzugs, wie sie gegenwärtig herrschen, aus diesem Gesichtspunkt, so macht es einen höchst sonderbaren Eindruck, wenn man auch die Weiber und Töchter des sogenannten Volks am großen Tage die Tracht ihrer Urgroßmütter tragen sieht, und zwar in noblisirtem Styl, der das Air der Marquisin postulirt. Ich wenigstens kann mich in solchem Falle vor den unangenehmsten Gefühlen nur dadurch retten, daß ich den ganzen Spuk als heitere Parodie nehme.

In denselben Sphären, von denen die Gesetze für die Repräsentation im Anzug, gleichsam für das historische Fach desselben ausgehen, wird auch der Anstoß zu den Trachten des öffentlichen Orts, wir möchten sagen, zum Genre des Kostüms gegeben. Wie kommt es nun, daß an lezteren Formen immer des Altväterischen verhältnißmäßig weit weniger haftet, daß sie weit moderner erscheinen, sofern sie mehr von unserer Zeit sind? Es fließt dies aus derselben Fatalität, welche auch den vornehmsten Gedanken zwingt, sich im Verkehr mit der Welt, wie sie einmal ist und täglich mehr wird, in ein zugebendes, resignirendes Wort zu fassen. Auch bei den höchsten Ansprüchen verbittert man sich ja nur das Leben durch laute Opposition gegen die große Mehrzahl deren, welche jene Ansprüche gar nicht oder nur sehr zweideutig honoriren. Man nickt lächelnd zu den empörendsten, aufdringlichsten Behauptungen des Zeitgeistes, wenn beim

Neinsagen nichts herauskommt oder man sich gar lächerlich macht. Dasselbe Bedürfniß der Ruhe im Niveau der Menschheit modelt nun auch die Tracht, in der man sich in den großen Haufen mischt. Wie der aristokratische Gedanke in gemischter Gesellschaft sich in mild versöhnender Form ausprägt, so nehmen alle Ideen zur Toilette, welche für den öffentlichen Platz bestimmt ist, unwillkührlich eine bürgerlichere, herablassendere Miene an. Im Sammthut und Kamaschen, im Muff und Seidenshawl lebt man in Gottes Namen mit dem Jahrhundert, dessen Kind man ist. Ganz consequent nimmt daher die Fashion alle Trachten, mit denen sie sich einer gewissen allgemeinen, öffentlichen Gleichheit unterwirft, nur als Neglige, höchstens als halben Putz in Anspruch. Der Straßenzug ist ce qu'on dit, der eigentliche Staat ist ce qu'on pense; und wenn man auch bei jenem, wie oben angedeutet worden, Eclat und Auszeichnung sucht und findet, so geschieht dies doch nur in einem Maße, welches mit den sonstigen, offen eingestandenen Ansprüchen vollkommen im Verhältniß steht.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Fortsetzung.)

Raupachs Maria. Der Elephant. Schneiderwitz.

Und doch hält es das Publikum für Versündigung; es will seine, die Schillersche Maria; sie muß und soll rein seyn, und durchaus interessant, wozu gehört, daß sie nicht drei Männer hintereinander liebt, heirathet und haßt. Gewissermaßen hat das Publikum Recht. Es soll die Kunst das menschlich Wahre, nicht das menschlich Wirkliche ausdeuten; zu beweisen aber, daß dies grauenhaft Wirkliche in Maria Stuarts früherer Geschichte auch psychologisch sich erklären läßt, ist, bei der Fülle von Begebenheiten, an einem Theaterabend fast unmöglich. Das Stück ist wie alle Raupachschen Dramen gearbeitet, rhetorisch und nicht dichterisch. Die Blitzsprünge des Genius, die uns mit dem Abnormsten aussöhnen können, fehlen; dafür hat er mit seiner elastischen Logik die Uebergänge, die das Gefühl verletzen, erklären wollen. Das genügt nicht; es wirkt das Gegentheil von dem, was es sollte. Darnleys Mord ist eine wilde That, erklärbar aus den rohen, gährenden Elementen der damaligen schottischen Zustände. Kannibalisch, trotz allem Raffinement, würde uns ein Shakespeare die Thäter in kurzen Reden vorgeführt haben, es wären Völler, Trunkenbolde, Fanatiker, ruchlose Gestalten. Raupach läßt die vier Mörder in der schwarzen Nacht mit kaltem Witze philosophiren über Leben, Zeit, Ewigkeit, und dann an den Mord gehen, wie man einen Braten zerlegt. Es heißt im Publikum, es habe seine Abgunst gegen den großen Dramatiker vor ihm in dem Dichter gewirkt. Thorheit! Andere sagen, er habe seiner verbissenen Laune gegen das weibliche Geschlecht darin freien Lauf gelassen. Doppelt thöricht; denn was er dichtete, erreicht noch nicht die Wirklichkeit. Das Resultat ist: die Geschichte dichtet gewisse großartige Tragödien, für die die Kunst kein Maß hat; und Schiller kannte richtiger das Bedürfniß, als er ein kleines, schwaches Segment aus dieser ungeheuern Geschichte zur Tragödie für die Bretter zurecht machte. Seine ist nicht die wirkliche, historische Maria, aber eine Maria, die das Gefühl in uns zur Königin erhebt, wie wir Königinnen auf den Brettern ertragen, bewundern, bedauern und begreifen.

In Potsdam wurde eine große Tragödie aufgeführt, zum ersten Mal. Ein großer Elephant, der toll geworden, wurde mit Blausäure vergiftet, nachdem er in der Raserei seinen Wärter beinahe umgebracht hatte. Der zweite Akt erfolgte in Berlin. Nachdem der Cadaver durch die Gnade des Königs, wie verlautet für tausend Thaler, für unser Museum erkauft worden, ward er, hiehergeschafft, unter Lichtensteins Leitung unter freiem Himmel und großem Zustrom aller Candidaten der Medicin secirt. Was für die Wissenschaft und unsere Thierarzeneikunde dadurch gewonnen worden, steht noch dahin, da dieses abschreckende Beispiel vor der Hand wohl die Elephanten von hier entfernen wird. Der berühmte Wiener Reisende, Herr v. Hügel, hat seitdem bekannt gemacht, wie zerschmolzene Butter ein unfehlbares Mittel sey, tollgewordene Elephanten wieder zur Vernunft zu bringen. Wenn das Mittel auch sonst hälfe, könnte es viel Anwendung finden; zur Prüfung bei Elephanten dürfte es vorläufig an Gelegenheit fehlen. — Als Gegenstück zu dieser Tragödie darf eine Komödie nicht unerwähnt bleiben, die vom Witz unserer Schneider ein vortheilhaftes Zeugniß ablegt. Die englischen oder anglisirten wasserdichten Mäntel, oder Macintoshs, die seit Kurzem hier Mode geworden, sollen dem Absatz vaterländischer Mäntel Eintrag gethan haben. Da unsere Fashionables vorzugsweise sich jener bedienen, kamen einige Kleidermacher auf einen, wenn nicht glücklichen, d. h. erfolgreichen, doch gewiß humoristischen Einfall. Der Charakter und die Physiognomie der Berliner Eckensteher ist zur Genüge bekannt, so wie, daß ihr Aeußeres das Gegengift eines Dandy ist. Mehrere dieser numerirten Straßenständer wurden nun jüngst durch die Freigebigkeit einiger Kleidermacher mit (echten oder falschen) Macintoshmänteln beschenkt, mit der Verpflichtung, ihre Blechschilder und Nummern darauf zu heften, und angewiesen, in diesem Putz die belebtesten und elegantesten Passagen zu durchstreifen. Ob sie auch angewiesen waren, die gleichgekleideten Elegants vertraulich als Brüder zu grüßen und sie zu fragen, wo ihre Nummern und Bleche wären, oder ob sie es aus eigenem Humor thaten, weiß ich nicht — genug, der Witz ward anerkannt, belacht und belobt. Ob er seine Wirkung gethan, werden die Schneider am besten beantworten, wenn die Regenzeit eintritt, welche diesmal zufällig bis jezt ausblieb.

Der Elephant in Potsdam führt mich auf die Eisenbahn, welche noch immer nicht mit Elephantenkraft ziehen will. Abermals beklagenswerthe Beispiele, daß die Locomotive nicht fortwollte — der Kessel war sogar eingefroren! — und statt drei Viertelstunden, gegen drei Stunden unterwegs blieb. Dagegen sind Nachtfahrten versucht und ziemlich geglückt. Die Aktien gehen herunter; doch erst Frühjahr und Sommer werden den Regulator der Wirksamkeit abgeben. — Jemand, der der Eisenbahn mit gutem Rath beispringen wollte, ist von ihr schnöde zurückgewiesen. Ein ehemaliger Beamter hat in seiner jetzigen Muße die Entdeckung gemacht, daß man auf den Eisenschienen nicht fahren, sondern rutschen müsse, zu welchem Behuf man jene mit „allerlei Schmieralien" glatt und schlüpfrig zu erhalten habe, damit sie als Schlittenbahn dienten.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 25.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 29. Januar 1839.

— Clifford. — Ay, ay, so strives the woodcock with the gin;
So doth the coney struggle in the net.
York. — So triumph thieves upon their conquer'd booty;
So true men yield, with robbers so o'ermatchd.
Shakespeare.

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

So kamen sie nach Ancona. Hier lag ihnen die dalmatische Küste mit ihren Inseln vor Augen, und Marino machte seinem Gefährten den Vorschlag, ob sie nicht ein eben dahin segelfertiges Fahrzeng besteigen und des Contrastes wegen diese zum Theil wildgebirgige Küste besuchen wollten. Die gegen die Seeräuber befestigten alterthümlichen Schlösser von merkwürdiger Bauart würden manchen Anlaß zu interessanten Studien geben, welche ihm auch für den Hauptzweck seiner Reise von Nutzen seyn möchten. Besonders erregte er Arnheims Neugierde durch die phantastische Schilderung eines derselben unfern der Ruinen des alten Salona, im Alterthum berühmt durch die Gärten Diocletians, wohin der Weltbeherrscher nach Niederlegung der Kaiserkrone sich zurückzog, um den Rest seines thatenreichen Lebens in üppiger Ruhe zu genießen. Er nannte eine ihm befreundete Familie, der das Schloß gehöre. Arnheim wurde von dem reichen Schauplatze so merkwürdiger Thaten und Begebenheiten des Alterthums und des Mittelalters angezogen und fand diesen Vorschlag vortrefflich.

Sie schifften sich ein. Die Braut Venedigs, das adriatische Meer, schien ihre nur zu bekannten Launen vergessen zu haben, und nach einer sehr glücklichen Fahrt landeten sie bei Zara. Der Gegensatz war höchst pikant. Das Ansehen des Landes mit seinen wildbewachsenen Gebirgen und seinen weiten üppigen Weideplätzen, von zahlreichen Heerden belebt, und der Bewohner, die oft wilder aussahen als ihre Gebirge, alles war verschieden, obgleich auch hier Pomeranzen- und Citronenwälder mit ihrem Aroma die Luft schwängern und die Rebe blüht und prachtvolle Cactus die Felsen oft in den reichsten Farbenschmuck kleiden. Sie hielten sich in Zara, das weiter keine Annehmlichkeiten darbot, nicht auf, sondern mietheten Reitpferde, von andern mit dem Gepäck begleitet, und zogen dem phantastischen Schlosse bei Spalatro zu.

Es zeigte sich ihnen schon in der Ferne, als sie den ungeheuern Ruinen des alten Kaiserpallastes, welche sie mit Muße in den nächsten Tagen zu besuchen beschlossen, vorüber waren, auf einer übrigens reichen und üppigen Anhöhe, doch ernst mit seinen drohenden Thürmen. Schon sank die Sonne in's Meer, als sie die ziemlich steile Anhöhe erstiegen hatten und in das tiefgewölbte Thor, das von den Hufen ihrer Rosse wiederhallte, einritten. Ein ungewohnter Schauder durchrieselte Arnheims Gebein. Er rechnete ihn dem alterthümlichen Eindrucke und der

kühlen Temperatur in dem Thorgewölbe zu, so wie den ungewohnten Ernst, der sichtbar über seinen sonst so lustigen Gefährten gekommen war, dem Ernste der Verwüstungen einer reichen Vorzeit, die in meilenlangen Trümmern vor ihnen lag, ein Anblick, der ihn selbst erschütternd ergriffen hatte.

Der Hof war mit zum Theil bewaffnetem Gesinde von wildem, rohem Aussehen erfüllt. Marino bemerkte einen ihm bekannten Diener, den er fragte, ob die Herrschaft auf dem Schlosse sey, und dem er auftrug, für sich und seinen Reisegefährten um gastliche Aufnahme zu bitten. Der Diener kehrte bald zurück und lud die willkommenen Gäste ein, ohne Förmlichkeiten in ihren Reisekleidern sich hinauf zu verfügen, indem er für ihr Gepäck Sorge tragen würde. — Es ging eine gewundene Marmortreppe hinauf und ein dumpfes Getöse von Hin- und Herwandelnden und wie von Bewaffneten scholl ihnen entgegen. Auch fanden sie das erste Gemach von wildaussehenden Gestalten erfüllt. — Ein unheimliches Gefühl überschlich Arnheim, der sich darüber selbst verspottete, und dies gegen seinen Gefährten äußerte, welcher jedoch lautlos mit sichtbarer Aengstlichkeit ihm zur Seite ging. Der Diener führte sie durch mehrere alterthümlich möblirte, menschenleere Gemächer, bis zu einer Thür, hinter welcher sie verschiedene Stimmen vernahmen. Die Thüre öffnete sich und ein Kreis von Männern und Frauen sah ihrem Eintritt entgegen. Sie traten ein, Arnheim voran. Da schlug der laute Schrei einer weiblichen Stimme: „Jesus Maria, Giacomo!" an sein bestürztes Ohr, und eine der Frauen sank ohnmächtig auf den Boden hin, während eine andere ein lautes, widriges Gelächter aufschlug. — Arnheim stürzte zur Hingesunkenen mit dem Ausruf der höchsten Ueberraschung. „Constanze Contarini! Signora, Sie hier?" Aber mit zornsprühendem Angesicht trat ihm ein hochgewachsener hagerer Mann, Wuth im funkelnden Auge, stolz entgegen: „Und hier ist Andreas Contarini, und für dich, der Contarinis Ehre befleckt hat, der Tod! — Hinweg mit ihm!" herrschte er den Bewaffneten zu, von denen sich der bestürzte wehrlose Arnheim plötzlich umringt sah. Er blickte nach Marino umher: dieser war verschwunden.

„Signor!" rief er, „unerhört schändlicher, tückischer Verrath hat mich in Ihre Gewalt gebracht. Gebrauchen Sie sie, wie Sie es für gut finden, aber schonen Sie Ihrer Gemahlin; beim Gekreuzigten, sie ist so schuldlos, ja schuldloser als ich!" — „Hinweg mit ihm!" schrie Contarini, gelb vor Zorn. „Was kümmert dich ihr Schicksal? zittere für das deinige, Elender!" — „Bandit!" rief Arnheim, dem sich das Innerste empörte, und er entriß mit Blitzesschnelle einem der Bewaffneten das Schwert und stürzte auf Contarini zu, ihn zu durchbohren; allein es packten ihn die Knechte des Nobile und schleppten ihn gewaltsam und unter Mißhandlungen fort. — Wohin sie ihn schleppten, bemerkte er nicht. Das Ungeheure war zu unerwartet, zu überwältigend über ihn gekommen; seine Sinne verwirrten sich und er wußte nicht, was mit ihm und um ihn vorging.

(Fortsetzung folgt.)

Moden.

(Fortsetzung.)

Wer sich dem schwierigen und wahrscheinlich undankbaren Geschäft unterzöge, eine Geschichte der Tracht im Abendlande seit den frühesten Zeiten zu schreiben, würde besonders den Gedanken festzuhalten haben, daß auch auf diesem Gebiete die Entwicklung einer analogen Linie folgt, wie Alles, was der Mensch in Idee und Wirklichkeit schafft und baut und fortbildet. In der Detailgeschichte ist überall unruhige, lärmende Thätigkeit, ein Fordern und Widerstehen, ein Herüber- und Hinüberziehen, ein Verkürzen und Erweitern, ob es sich nun von Verfassungen, von Rechten und Ansprüchen handelt, oder von Wissenschaft und Kunst, oder vom äußern Schmuck des Lebens, von Kleidung und Geräthe; aber in Allem zeigt sich am Ende im Verhältniß zum großen Lärm nicht viel oder nichts, was der Rede werth wäre, verändert, wenn man auf's Große und Ganze sieht. Wie ungemessen ist nach allen Richtungen menschlicher Thätigkeit die Leidenschaft, der Wunsch des Einzelnen, Neues zu erleben und selbst zu produciren, und wie beschränkt ist selbst die Kraft der Gesammtheit in Umwandlung des Kleinsten wie des Größten! Die Menschheit hat oft so lange daran gearbeitet, ein Wamms oder einen Kragen loszuwerden, als einen Rechtsbegriff oder ein Dogma. Alle Entwicklung erfolgt nur sprungsweise, und in den ruhigen Zwischenzeiten wird nur das Alte in Staat, in Kirche und Garderobe hin und her gewendet, gekerbt und gekniffen, und man freut sich lärmend vermeintlicher Neuerungen, die sich im Lauf der Geschichte nur als phantastische Umschreibungen des längst Dagewesenen oder gar als Rückgriffe erweisen. Ja, die Tracht, wie sie unter ewigen Wechseln und wiederkehrenden Ausschweifungen ihren Gesammtcharakter doch nur sehr allmählig ändert, ist ein wahres Bild der Geschichte der Menschheit selbst: wohl rückt diese, gleich unserm Sonnensystem, beständig fort, einem unbekannten Ziele entgegen; aber diese Bewegung wird nur nach langer Frist bemerkbar, und im gegebenen Zeitpunkte gewahrt man nichts als im Wirbel der täglichen und jährlichen Umdrehungen das ewig Alte. — Die

Metamorphosen, die der Europäer im Lauf der Jahrhunderte mit seiner äußern Erscheinung vorgenommen, zeigen recht deutlich, daß die tausendfüßige Larve des Geschlechts zwar allgemach eine Haut nach der andern abschiebt, aber ein Wurm bleibt und nie zum geflügelten Insekte wird.

Wir haben schon in frühern Artikeln bemerkt, daß die weibliche Tracht durch alle christlichen Jahrhunderte ungefähr denselben Typus beibehalten, daß der weibliche Bildungstrieb sehr wenig Neues erfunden hat, was nicht schnell zum Alten zurückgekehrt wäre. Der Geschichtschreiber hätte in dieser ganzen Entwicklung nur wenige entscheidende Formen auszuzeichnen. Dennoch zeigt sich, wenn man die Haltung der jetzigen weiblichen Welt mit den uns überlieferten alten Bildern und Beschreibungen vergleicht, ein merlbarer Unterschied, und ein Fortschritt, der übrigens mit allen Richtungen der Kultur parallel geht. Dies zu versinnlichen, theilen wir im Folgenden einige Auszüge aus Geschichten und Chroniken mit. Sie beweisen, daß die Sucht nach dem Auffallenden, Prunkenden, Kostbaren von jeher zum mindesten so stark und rührig war als gegenwärtig, und sie geben durch Uebereinstimmung und Contrast manchen ergötzlichen Wink zur Vergleichung mit der Gegenwart. Wir fassen dabei vorzüglich den weiblichen Putz in's Auge, können aber, der Natur der Sache nach, das den männlichen Betreffende nicht ganz ausschließen.

Um das Jahr 1350 ging in Deutschland in der Dichtkunst, Kleidung und andern Dingen eine große Umwandlung vor. Es war dies die Periode unmittelbar nach der allgemeinen, großen Pest, dem sogenannten schwarzen Tode, vor dem sich Boccaccio's erzählende Gesellschaft auf das Land geflüchtet. Die Limburger Chronik sagt darüber Folgendes: „Nachdem nun also (um 1350) die Geißel- und Römerfahrt, groß Sterben und Judenschlagt ein Endt hatten, da fing die Welt wieder an zu grünen, zu lebben und frendig werden. Es machten Männer und Weiber newe Kleider; das waren die lange Tapperte, die trugen sowohl Mann als Frawen, weidt, auf beiden Seiten gekneufft." — Tappert ist ein unter den Völkern im Mittelalter weitverbreitetes Wort; schon im Celtischen heißt Tabar ein festliches Kleid. Man denkt bei jenen, beiden Geschlechtern gemeinschaftlichen Mantelkleidern an den modernen Paletot, der wirklich etwas Mittelalterliches, halb Barbarisches hat.

Um dieselbe Zeit kamen auch bei beiden Geschlechtern die ausschweifenden Schnabelschuhe (Schneffelschuh) auf, die sich unter mancherlei Modifikationen so lange erhalten haben, wie denn noch in einer Stuttgarter Schulordnung vom Jahr 1501 von den Schülern gefordert wird: „daß sie sich auch an geberden und an waat (Gewand) der cleider schulerlichen bewysend mit vermiden spizigee schnepperschuhen, klainer käpplin, kurzer ritterscher Röck ꝛc. Die Schuhschnäbel waren oft so lang, daß sie am Gehen hinderten, und eben dies mochte ihnen, wenigstens in der Extravaganz, den Stempel der Vornehmheit aufdrücken, wie den langen Nägeln der Chinesen und unserer heutigen feinen Welt. Sie waren übrigens im 14ten Jahrhundert ganz allgemein verbreitet, und wurden selbst auf das Schlachtfeld getragen. Nach Tschudi's helvetischer Chronik schnitten die Herren, welche mit Herzog Leopold von Oesterreich 1386 in die Sempacher Schlacht gezogen waren, die Schuhschnäbel ab, weil sie zu Fuß fechten wollten. — Als die Belagerer von Kassel im selben Jahr 1386 abgezogen waren, führten die Hessen „etliche Wagen voll der spitzigen Schnäbel, so die Kriegsleute des Sturms halber abgeschnitten hatten, in die Stadt."

In der Limburger Chronik heißt es ferner vom Jahr 1380: „Also welcher heur ware ein guter Schneider, der taugt ez (jezt) nit ein Fliege; also hatt sich der Schnidt verwandt in diesen Landen und in so kurzer Zeitt." — Ferner: „Da ging es ahn, daß man nit mehr die Harlosen und Zopffe truge, sonder die Herren Ritter und Knechte trugen gekurte (gekürzte, gestuzte) Haare) oder Krullen (Rollen), über die Ohren abgeschnitten, gleich den Conversbrudern; da das die gemeine Leude gesehen, thaten sy es auch."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Visitenkarten. Aubtrageanstalten.

Der Neujahrstag sezte, wie gewöhnlich, ganz Paris in Bewegung. Des Besuchens unter Verwandten und Freunden ist kein Ende. Mit den Bekannten kommt man durch Niederlegung einer Visitenkarte davon, und auch dieses hat die Spekulation den Leuten recht bequem gemacht. Es sind nämlich schon seit manchen Jahren Anstalten vorhanden, welche sich mit dem Umhertragen der Visitenkarten abgeben, so daß die Erfüllung einer Freundschaftspflicht jezt die leichteste Sache von der Welt ist. Zwei Bekannte, welche z. B. an zwei Enden der Stadt wohnen, schicken ihre Karten an das im Mittelpunkte von Paris befindliche Bureau, und dieses besorgt wechselseitig das Ablegen der Karten. Wie es dem Bekannten geht, ob er glücklich ist oder nicht, ob er der Dienste des Andern bedarf oder nicht, darum bekümmert sich keiner von Beiden; der Eine könnte allenfalls todt seyn, und doch eine Karte in seinem Hause anlangen. Die alte Gewohnheit ist hier also zum unbedeutendsten und lächerlichsten Gebrauche herabgesunken. Die Ankunft einer Visitenkarte beweist bloß, daß sich Jemand noch unsers Namens erinnert. Weiter darf man in dieser kleinen Welt, wo man der Bekannten so viele hat, von denselben nicht verlangen. Die Anstalten, welche hier die Vermittler der Bekanntschaften geworden sind, haben sich zu nicht unbedeutenden Unternehmungen erhoben. Die Hauptanstalt ist die von Vibault u. Comp. in der Straße Jussienne, die sich Bureau général des

distributions d'imprimes nennt, und sich in ihren Prospekten rühmt, hundert in Uniform gekleidete Träger zu halten und täglich drei Vertheilungen in Paris zu besorgen, nämlich um sechs Uhr Morgens, um eilf Uhr Vormittags und drei Uhr Nachmittags. Nach der Briefpost wäre dies also die größte Anstalt ähnlicher Art in Paris. Auch ist die Pariser Post zuweilen eifersüchtig geworden, weil die Privatanstalten auch geschriebene Cirkulare umhertrugen, und hat ihnen deßhalb Processe angehängt. Die Bidaultsche Anstalt befaßt sich seitdem nur noch mit Drucksachen. Sie besorgt die Vertheilung von Zeitungen und Zeitschriften, Prospektus und Ankündigungen; für Zeitungen wird vom ersten Tausend ein Centime per Stück, vom zweiten Tausend $^{3}/_{4}$ Cent. und vom dritten Tausend und darüber $^{1}/_{2}$ Cent., für Prospektus werden 10 Fr. per Tausend, für Cirkularschreiben $1^{1}/_{2}$ Cent. per Stück, für Visitenkarten 3 Cent. per Stück, vom 15ten December bis zum 15ten Januar aber, in der eigentlichen Epoche der Visitenkartencirkulation, 4 Cent. bezahlt. So gering eine solche Abgabe auch ist, so läßt sich doch wohl denken, daß die Anstalt bei der ungeheuern Menge von Mittheilungen aller Art, welche hier beständig gemacht werden, sehr große Geschäfte machen kann, wenn ihr nicht Nebenbuhler in den Weg treten. Eine schwierige Sache ist es manchmal, die Leute in einer von 900,000 Seelen bewohnten Stadt aufzufinden. Nun besteht bereits seit vielen Jahren ein Almanac de 25,000 Adresses, welcher jährlich wieder aufgelegt wird, und zwar „vermehrt und verbessert;" allein obschon man vermittelst dieses Hülfsmittels manche Personen auffindet, so fehlen doch auch Viele in diesem Almanach, welchen sogar die Briefpost oft zu Hülfe nehmen muß. Die Bidaultsche Anstalt rühmt sich in ihrem Prospektus, daß sie die Wohnungen von 115,500 Steuerpflichtigen in Paris kennt und angeben kann, so daß sie also gelehrter zu seyn scheint, als die königliche Briefpostverwaltung. Die Wohlhabenheit der leztern ist wohl schuld, daß sie sich nicht so viele Mühe gibt, wie eine Privatanstalt, deren Erfolg einzig von der guten Besorgung der ihr gegebenen Aufträge abhängt; indessen ist es doch bekannt, daß selten Briefe vom königlichen Postamt unbesorgt bleiben, so mangelhaft auch die Adressen sind. Wahrscheinlich hat dieses Amt andere Mittel (z. B. vermittelst der Polizei), um die Wohnungen der Leute zu erfahren. — Eine kostspieligere Gewohnheit als das Herumschicken der Visitenkarten sind die sogenannten Etrennes oder Neujahrsgeschenke. Von allem, was die Römer nach Gallien gebracht, haben sich, nebst der Sprache, ihre Strenae am besten erhalten, natürlich weil vielen Leuten an Aufrechthaltung der Gewohnheit gelegen war.

(Fortsezung folgt.)

Berlin, Januar.

(Fortsezung.)

Ein Projektmacher. Journalindustrie.

Deßgleichen hat dieser Mann entdeckt, wie man mit einer kleinen Hebelvorrichtung Anhöhen ohne Anstand hinauf- und hinabfahren könne. Für diese Entdeckungen verlangte er nicht mehr als einen bestimmten Aktienantheil nicht allein an der Potsdamer, sondern auch an allen preußischen, und nicht allein an allen preußischen, sondern auch an allen deutschen, und nicht allein an allen deutschen, sondern auch an allen europäischen, ja amerikanischen Eisenbahnaktien. Da man ihm aber unbegreiflicherweise weder aus Potsdam, noch aus Amerika geantwortet, hat er aus Depit seine Vorschläge für das Publikum als Richter in lezter Instanz abdrucken lassen, und behält sich seine Ansprüche an die neue und alte Welt in separato vor, wenn man nach seiner Methode nicht mehr fahren, sondern rutschen wird. Derselbe Erfinder, wenn es nach ihm gegangen, wäre übrigens jezt eine viel bedeutendere Person. Denn im Zustande des Nachsinnens fand er, daß seine Verdienste um den Staat so groß seyen, daß eine gewöhnliche Belohnung dafür gar nicht ausreiche. Deßhalb proponirte er, gewisse Domanialgüter, die früher zu einer großen deutschen Herrschaft gehört, zu derselben abermals zu arrondiren, ihr den Namen einer erloschenen reichsfreien Grafenfamilie beizulegen, und ihm Grafschaft und Namen zu übertragen, und ich weiß nicht bestimmt, ob auch Siz und Stimme beim Bundestag. Hoherseits konnte man sich indessen dieser Dienste nicht ganz entsinnen oder meinte, die bekannten seyen schon zum Ueberfluß belohnt, und versezte ihn darauf sofort in den Ruhestand, der ihm dann, außer den angeführten, noch zu andern Gespinnsten der Phantasie Muße gegeben, welche beweisen, daß in unserer ermatteten Generation noch immer Originalität zu finden ist, wenn man sie nur am rechten Orte sucht.

Eine andere Mystifikation, die in das Gebiet des Betrugs schlägt, verdient zur Warnung für das Publikum bekannt gemacht zu werden. Mit unserer journalistischen Literatur sieht es, wie man weiß, schlimm aus. Während unsere bekanntern Journale, die in's Ausland gehen, zum Theil sich nur mit Mühe halten, blüht dagegen eine nicht unbeträchtliche Zahl kleiner populärer Blätter, welche durch sehr billigen Preis und die Vermittelung der Colporteurs einen unglaublichen Absaz in den Bürgerklassen haben, welche die vornehmere Literatur bis dahin als Leser gar nicht beachtet hatte. Einige dieser Blätter streben nach Gehalt, andere sind eine reine Geldspekulation. Ein gewesener Rektor hatte auch ein solches Blatt unternommen, das bei einem äußerst mäßigen Preise, durch die Bemühungen der Austräger, einen großen Absaz fand. Die Subscribenten hatten ihren Namen unter einen lithographirten Prospektus zu sezen, auf dem sehr viel versprochen und noch mehr mit kleiner Schrift geschrieben stand, was nachzulesen die Wenigsten sich die Mühe nahmen. Wenn aber Einer oder der Andere nach Jahresablauf sich weigerte, das Blatt ferner zu nehmen, erklärte ihm der Colporteur: er müsse es thun, denn er habe sich dazu verpflichtet; und bei genauerer Dechiffrirung der kleinen Schrift des Prospekts ergab sich, daß die Bedingung eingeschaltet war, wer unterschreibe, verpflichte sich, das Journal auf eine Reihe von Jahren, ich glaube bis fünfzehn oder gar zwanzig, zu halten. Da Viele sich dennoch weigerten, kam es zur Klage, einer der sonderbarsten, die wohl vor Gerichtshöfen anhängig gemacht ist: daß N. N. verurtheilt werde, das Journal ein halbes Menschenalter hindurch zu halten. Ja dem Dinge war so vorgesehen, daß der Colporteur schon gedruckte Klageschemate in der Tasche führte, und sobald sich Jemand weigerte, ward nur sein Name eingetragen und die Klage darauf an's Stadtgericht gesandt. Hier schwebten nun mehrere hundert Processe der Art. Wie sie definitiv entschieden sind, weiß ich nicht; doch kam eine Entscheidung von anderer Seite dazwischen, indem von Oberpolizeiwegen dem Redakteur jezt die Erlaubniß zur Herausgabe seines Blattes wegen des Mißbrauchs wieder genommen ist. Diesmal gewiß von Rechtswegen; die Schmach der journalistischen Literatur ist indessen durch keine Polizeiverfügungen auszutilgen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 26.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 30. Januar 1839.

Wir Teutschen sein mit Kleidung je und allwegen nie anderst gewest alls wie die Affen. — Und ich sih, das die Welt ye länger, ye närrischer, und noch kein Aufhören mit den neuen seltzamen Gebreuchen biß detto ist.

Schwarz nach Trachten und Leben, von Reichard.

Moden.

(Fortsetzung.)

In einer Chronik von Leoben aus dem vierzehnten Jahrhundert wird über die vielen Neuerungen in der Kleidertracht in Kärnthen, Steuermark und andern Ländern Klage geführt. Oft habe man, heißt es, den linken Ermel von einer andern Farbe getragen als den rechten, oft habe man denselben linken Ermel dadurch ausgezeichnet, daß man ihn ungeheuer weit gemacht, weiter als der ganze Rock. Manche haben Flecke von anderem Tuch mit silbernen oder seidenen Buchstaben auf der Brust gehabt, andere gar Bildnisse auf der linken Seite des Busens getragen. Fast alle Kleider seyen so eng und knapp gewesen, daß Viele nur mit fremder Hülfe hinein und heraus gekommen u. s. w. Diese Moden scheinen durch die französischen Gemahlinnen der Herzoge Rudolph und Albert nach Oesterreich gekommen zu seyn. Die Natur des damaligen Verkehrs brachte es mit sich, daß die Verschleppung der Moden lokaler und mehr vom Zufall abhängig war als später und gegenwärtig. Französische Moden werden übrigens schon in diesem Jahrhundert und noch früher häufig erwähnt. So trug Elisabeth, die Braut Johanns, des Sohns Kaisers Heinrich VII., bei ihrer Vermählung in Speier 1310 longissimum gallicum indumentum, d. h. ein langes Schleppkleid à la française, und jezt noch, nach einem halben Jahrtausend, ist bei jedem hohen Beilager ein solches Ding, nach Gottes Segen, das unentbehrlichste Stück.

„Gugel oder Kugel, offenbar vom römischen Cucullus, hieß im Mittelalter eine lang herabhängende, doch auch zuweilen in die Höhe strebende Haube, das Vorbild unserer Toquen. So erzählt eine Chronik: „Bohemische Kugeln trugen die Frawen (1380); die gingen da an in diesen Landen. Diese Kugell sturzte ein Frawe über ihr Haupt, und stunde vorn uff zu Berge über dem Haupt, also wie man die Heilig in der Kirchen mahlet."

Eine andere Chronik sagt: „Anno 1100 biß man schrieb 1430 war so ein großer Ueberfluß an prächtig Gewant und Kleidungen der Fürsten, Grafen und Herren, Ritter und Knechte, auch der Weiber, als vor niemals gehöret worden. Da trug man Ketten von vier oder sechs Marken, samt köstlich Halsbändern, großen silbern Gürteln und mancherlei Spangen; auch silberne Fassungen oder Bänder mit großen Glocken von zehn, zwölf, und bisweilen von zwanzig Mark." — Diese Schellentracht, die sich sehr lang erhalten hat, bildet einen Hauptzug der mittlern Zeiten. Sie scheint sich aus dem zwölften Jahrhundert herzuschreiben, und kam wohl deßhalb in Gang, damit Leute von Stand bei Hoffeierlichkeiten sich im Gedränge Platz verschaffen konnten. Man trug diese

Schellen am untersten Saum der Kleider, aber auch an Schuhen, an Halskragen, am Gürtel. Auf diese Tracht bezieht sich der Vers im bekannten alten vorlutherischen Kirchenliede: in dulci jubilo:

Und die Schellen klingen
In regis curia.

Diese Schellen gingen vermuthlich, wie so manche Raffinerie, von den Geistlichen auf die Weltlichen über, denn Bischöfe und Aebte trugen schon sehr früh dergleichen Glocken an Chorkappen und Meßkleidern. Diese entnahmen sie wohl dem jüdischen Kultus, denn der Hohepriester trug 72 goldene Glöcklein am Oberrock, damit man seinen Gang hörte. — Endlich wurden die Schellen zum Abzeichen der Narren und Possenreißer, denen man sie an Ermel und Kappe heftete. Das Sprichwort sagte: „je größer der Narr, je größer die Schelle," und Geiler von Kaisersberg bezeichnet jede Art Thorheit mit dem Namen „Schelle." Ob Raupach, als er seinen ewigen Barbier taufte, an diese Beziehung gedacht hat, wissen wir nicht zu sagen; soviel leuchtet aber ein, daß in diesem Schicksal der Schellentracht das Loos jeder Mode versinnbildlicht ist: gestern noch laut und vornehm klingelnd, ist sie morgen eine Thorheit und der Kinder Spott, und beim abgedroschenen Modeanzug aus dritter, vierter Hand, in dem eine verwitterte Schöne Gesichter schneidet, wird einem so weh zu Muthe, wie bei der gezwungenen Lustigkeit des Schalksnarren.

Der Strafpredigten der Moralisten und Geschichtschreiber über den Luxus und die Neuerungssucht in der Kleidung sind durch alle Zeiten herauf unzählige. Wir führen hier eine einzige Stelle an. — Der gelehrte Agricola, † 1485, sagt in einer seiner Schriften: „Es ist eine leichtfertigkeit und zeichen eines wankelbaren gemüts, sich also yzt mit Kleydung, yzt mit ander newerung zu endern. Unsere alte Deutschen haben huete getragen und zum zeichen der einfalt das stumpfe ende hynden gekert. Yezt bringet man jedes Jahr eine newe Kleydung, an schuhen, an pareten, und andere leichtfertigkeit. Yzt tregt man französische röcke, hispanische kappen, das man noch wohl ein englisch jacken dazu bedörffte. Es zeiget aber solche affische Weise, das wir Deutschen leichtfertige leutte sind, des wir doch mehr schande denn ehre haben."

Unter desselben Agricola Sprichwörtern bemerkt man jenes, das auch von Goethe benüzt worden ist: „Es gehöret mehr zum Tantze denn rote Schuh." Wie vom Tanze, so gilt dies von jeder Art der Repräsentation, so wie von jeder feinen Tracht und anspruchsvollen Mode. Jedes Jahr auf eine andere Erscheinung angewendet, bleibt der Sinnspruch ewig richtig, und gegenwärtig z. B. lautet seine Umschreibung: es gehört mehr zur Eleganz als ein rosenfarbiger Seidenshawl mit Schwanenpelz.

(Fortsetzung folgt.)

Constance Contarini.

(Fortsetzung.)

Als Arnheim endlich das Bewußtseyn wieder erhielt, fand er sich auf einem steinernen Estrich, sein Gebein wie zerschlagen. Das schwache Licht einer Ampel vor einem Altare, von dem ein hohes silbernes Kreuz strahlte, zog seine erstaunten Blicke auf sich, und als er bei dem flackernden Scheine Näheres zu erkennen vermochte, gewahrte er einen offenen Sarg vor einer tiefen Grube. Er wußte nicht, ob ein furchtbarer Fiebertraum ihn ergriffen, ob seine Sinne täuschten; allein es war schreckliche Wahrheit. Er erkannte im Raum eine Kapelle, die Wände mit schwarzem Tuch bedeckt. — Schauder durchbebte ihn. Es kostete einige Zeit, bis er sich das Bild der vergangenen schrecklichen Augenblicke — oder Stunden, er vermochte es nicht zu bestimmen — zurückrufen konnte. Es stieg nach und nach vor seinem innern Auge in aller seiner Furchtbarkeit auf. Er hörte Constancens Angstgeschrei um ihn und das Lachen der Hölle dazwischen; er sah sie niederstürzen, vielleicht um sich nie wieder zu erheben, und — er war ihr Mörder! — Ungeheure Angst ergriff ihn, alle Furien der Verzweiflung bestürmten ihn, er wüthete an den Wänden umher, um einen Ausgang zu entdecken, durch den er brechen, ein Fenster, durch das er sich stürzen könne, um zu ihrer Rettung zu eilen. Vergebens! — kein Ausweg — keine Spur! — In dem schrecklichen Gefühl seiner Ohnmacht sank er verzweifelnd am Altare nieder. „Du, der für die Sünder gestorben ist an diesem Kreuze," rief er aus angstbeklommener Brust, die Hände zum Kreuze emporgestreckt, „laß nicht die Unschuld verderben um meiner Sünden willen! Auf mich, auf mich allein alle Greuel des Todes! Laß mir nur die Gewißheit, daß sie lebt, und ich unterwerfe mich ohne Murren der Buße, die du über mich verhängt hast!"

Da stand eine hohe, ehrwürdige Gestalt, ein Carthäusermönch, dessen schneeweißer Bart bis zum Gürtel herabfloß, am Altare, den wehmüthigen Blick auf ihn gerichtet, und sprach sein „Memento mori!" — Arnheim erbebte: ihm erscholl jenes weissagende Memento mori aus der unglückseligen Nacht. Doch faßte er sich und sagte: „Du siehst, ehrwürdiger Vater, wohin ich meine Zuflucht genommen habe. In deiner Erscheinung fühlt mein Inneres seinen Erbarmer. Du kündigst meinem jungen Leben den Tod an. Ich habe ihn verdient um ihretwillen, die ich nicht zu nennen wage. — Aber sie — o sprich! — sie —" — „Unglücklicher!" sagte der Greis mit bebender Stimme, „gedenke nicht der irdischen Leidenschaft in dieser ernsten Stunde, die deine lezte im irdischen Leben ist." — „Gereinigt ist mein Herz von ihr, Vater!" erwiderte Arnheim. „Meine Liebe ist nicht Leidenschaft, nicht irdisch mehr; sie

ist schon längst die tiefste Reue; aber Liebe ist sie noch, und sie zittert für das Schicksal der Engelreinen, die ich in namenloses Unglück gestürzt habe durch meine Leidenschaft. Hast du ein menschliches Herz, wie dein ehrwürdiges Antlitz es verkündet, so beschwöre ich dich bei allen Heiligen, bei dem Erlöser am Kreuze — sprich — lebt sie?" — „Sie lebt!" — „Gelobt sey Maria! — und wird sie leben?" fragte er zagend. — „Durch deinen Tod!" antwortete trübe der Greis.

Da brach Arnheim in vollen Jubel aus: „O, so sey er mir gesegnet! — und auch du, Vater, der ihn mir verkündet! — Er nehme hin mein Leben als Sühnopfer, der Stolze, der sich von mir beleidigt wähnt, auch wenn er mich tückisch darum betrügt!" — Der Greis seufzte tief. „Ich kann deine Leidenschaft nicht billigen," sagte er, „aber noch minder, wie der übermüthige irdische Stolz gegen dich verfährt, und niemals ward meine Pflicht, dem Sterbenden, denn das bist du, die Tröstung zuzubringen, die Gott und seine heilige Kirche in meine schwache Hand gelegt hat, mir so sauer. — Ich beuge mein graues Haupt vor seinem Rathschlusse, auch wenn er mir unbegreiflich ist, und so beuge auch du dein jugendliches Haupt vor ihm in Demuth und bereite dich." — „Ich bin bereit und erwarte vom Leben und von den Menschen nichts mehr, nur Barmherzigkeit von Gott. — Aber, kannst du mir sagen, ehrwürdiger Vater, wie ich sterben soll?" — „Sie, gegen die du gesündigt hast, sie wird den Versöhnungskelch dir reichen, gefüllt mit dem lezten bittern Tranke für dich im irdischen Leben. Dies allein vermag ihr Leben zu retten und ihre Ehre. Dies soll der Beweis seyn, daß sie an deiner sündlichen Neigung keinen Theil hat." — „Von ihrer Hand soll ich sterben?" rief Arnheim freudig aus; „mein brechendes Auge soll in das ihrige blicken?" — „Unglücklicher!" unterbrach ihn der Greis, „diese Glut, die selbst des Todes Schrecken nicht zu dämpfen vermag! Du findest Wonne in dem Gedanken, daß du aus ihren Händen den Tod empfangen sollst, und bedenkst nicht die unermeßliche Qual der Armen, die nur auf eine so schreckliche Weise ihre Ehre in den Augen des unerbittlichen Gatten und ihres Stammes herzustellen vermag?" — „Constancens Herz bebte um mich!" rief der Jüngling. „Ihre Hand wird mir den Versöhnungskelch reichen: — er ist nicht bitter für mich! — Da ich nicht für sie leben kann, so ist es Wonne für mich, für sie zu sterben. Willig bring' ich ihr mein Leben zum Opfer!" — „Bring' es Gott zum Opfer, der es als Sühne von dir fordert!" sagte der ehrwürdige Greis, und seine Stimme zitterte. „Wie dauerst du mich, junges Leben! Sage, hast du noch einen Wunsch, den ich dir zu erfüllen vermag? Hast du Verwandte, vielleicht Eltern, die um dich trauern?" — „Niemanden, ehrwürdiger Vater," erwiderte Arnheim. „Mein Leben selbst ist eine Schuld, für die ich büßen muß. Dir will ich das schreckliche Geheimniß entdecken, um das nur ein Mensch noch im Leben weiß, und das ich deinen verschlossenen Lippen anvertrauen will. Ich bin der Sohn eines geistlichen Fürsten aus einem der vornehmsten Geschlechter, und meine Mutter war — seine nächste Blutsverwandte." — „Barmherziger Gott!" rief der bestürzte Greis." — „Beide deckt seit Jahren das Grab," sagte der Unglückliche im tiefsten Schmerze. „Ruhe ihrer Asche! — Doch hinweg damit! Ich habe nur noch einen einzigen Menschen, für den mein armes Daseyn einen Werth hat: dies ist ein treuer Diener, der mich von der unglückseligen Stunde meiner Geburt an nicht verlassen hat und meiner jezt in Neapel harrt. Diesem möchte ich die Kunde geben, daß er mich hienieden nicht mehr zu erwarten habe, und daß ich ihn zum Erben einsetze alles dessen, was in seinen treuen Händen sich befindet. Ich will dies mit einigen Worten auf ein Blatt schreiben — er zog seine Brieftasche hervor — wenn du mir versprichst, daß es sicher in seine Hände gelangen soll." — „Thue dies, mein Sohn. Er soll es gewiß erhalten, und müßte ich selbst mich auf den Weg nach Neapel machen, um es ihm einzuhändigen."

Er schrieb auf ein Blatt in seiner Schreibtafel beim Scheine der flackernden Ampel; dann blätterte er darin, nahm ein Papier heraus, drückte es an seine Lippen und verbarg es an seinem Herzen, wo auch sein Bild Constancens ruhte. Ein zweites und drittes Papier zog er mit Bitterkeit heraus, zerriß es und warf die Stücke verächtlich auf den Boden.

„Es ist ein Schuldbrief, den ich zerrissen habe," sagte er mit trübem Lächeln zu dem Greise, der verwundert seinem Thun zusah, „und nun bitte ich dich, bringe diese Brieftasche, die Wechsel und mehrere mein Eigenthum betreffende Papiere enthält, sicher in die Hände meines Dieners, dessen Adresse hier aufgeschrieben ist. — Auch ist in meinem Reisekoffer zu Ancona Manches, was ich noch in seinen Händen wünschte. Doch das ist wohl die Beute des Nichtswürdigen, der mich so schändlich verrathen, mich in diese Mördergrube verlockt hat." — „Ich werde nach deinen Effekten forschen," erwiderte der priesterliche Greis, „und hoffe damit nach deinen Wünschen zu verfahren, verlasse dich darauf. Und hast du nichts mehr hienieden, und bist du bereit zum lezten Schritte, so empfange den lezten Liebesgruß deines Erlösers." — „Aus ihren Händen werde ich ihn empfangen, ehrwürdiger Vater. Du aber segne den Sterbenden!" — Mit diesen Worten kniete er am Altare nieder, der priesterliche Greis legte die zitternde Hand auf sein jugendlich umlocktes Haupt, ertheilte ihm die Absolution und versah ihn mit den Sterbesakramenten, blickte dann zum Kreuze empor, unvermögend, mehr zu sagen als: „Dein versöhnter Erlöser stärke dich, mein Sohn!"

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Étrennes. Musikalbund.

Sicher haben die Römer bei ihren Strenae einander keine so niedlichen Sachen verehrt, wie die Pariser an ihren Etrennes, wiewohl sie manchmal Ursache haben, den Gebrauch zum Henker zu wünschen. Hat ein Oheim das Glück, ein Dutzend Neffen und Nichten zu besitzen, so kann er nicht umhin, ihnen Etrennes zu geben, und zwar nach seinem Vermögen, das heißt also, kostbare, wenn er ein begüterter Mann ist. In einem Vaudeville wird gesungen:

Un oncle est un restaurateur,
Donné par la nature.

Wenn nun ein Oheim von Natur verbunden ist, für seine Neffen offene Tafel zu halten, um so mehr ist er verpflichtet, sie am Neujahrstage, wenn sie ihn so herzlich umarmen und ihm Heil und Segen wünschen, mit anständigen Etrennes zu bescheeren. Was hier vom Oheim gesagt wird, gilt auch von der Tante, der Großmutter, kurz allen Verwandten in aufsteigender Linie. Außerdem gebietet die Klugheit, denjenigen, von denen man Dienste erhalten hat, oder von denen man Dienste erwartet, Etrennes zuzusenden, und die Gewohnheit will, daß wir den Untergebenen, die uns im Laufe des Jahrs nützlich gewesen sind, durch Geldetrennes unsere Erkenntlichkeit beweisen. Man sieht also, daß es nicht leicht eine Lage gibt, in welcher ein Pariser, der nicht zu den Armen gehört, sich der Verpflichtung entziehen kann, die alten Römer in ihren Strenae nachzuahmen. Dafür stellen aber auch am Neujahrstage alle Pariser Kaufleute einen furchtbaren Vorrath von neuen Waaren aus, nützlichen sowohl als unnützen, glänzenden und soliden. Es ist ein Tag des allgemeinen Kaufens und Verkaufens, und in keinem Monate des Jahrs ist der Absatz so stark, als im Januar. Er ist in diesem Monate sogar beträchtlicher, als in den gesammten Sommermonaten, und er muß oft den Kaufleuten für den in der sogenannten Saison morte erlittenen Schaden Ersatz geben. — Die Almanachsfabrikation hat in Frankreich nie große Fortschritte gemacht. Zwar hat man die englischen Keepsakes einigemal nachgeahmt; allein die Kupfer dazu ließ man in England oder doch von englischen Künstlern stechen, oder erhielt sie ganz fertig aus den Händen von Londoner Verlegern, welche bereits in ihren Taschenbüchern Gebrauch davon gemacht hatten. Dagegen hat sich ein anderer Industriezweig hier gehoben, nämlich das Verfertigen sogenannter musikalischer Albums. Die Musikalienhändler suchen nämlich von den ausgezeichnetsten oder beliebtesten Tonsetzern ein halbes oder ein ganzes Dutzend neuer Stücke, besonders Romanzen oder andere Gesangstücke zu bekommen, lassen dieselben stechen, mit Vignetten verzieren und machen ein schön eingebundenes Buch daraus, welches dann unter dem Namen Album Puget, Album Carcelli, Album Adam vom Stapel gelassen wird, und in den Salons der Reichen auf einem Erhard- oder Papeschen Fortepiano von Palissanderholz seinen Platz findet. Musikalien werden hier immer als eine Luxussache behandelt; es erscheint fast kein Gesangstück ohne eine Vignette, welche den Verleger berechtigt oder veranlaßt, sein Verlagsstück um zehn oder zwölf Sous theurer anzusetzen. Ueberhaupt hat es mit dem Musikalienhandel eine sonderbare Bewandtniß in Frankreich. Der Preis derselben steht immer auf dem Titelblatte gestochen; aber Jedermann weiß, daß die Verleger den meisten Abnehmern die Hälfte Rabatt geben, und da alle beliebten Musikalien im Ausland sogleich nachgestochen werden, so sind die hiesigen Verleger genöthigt, ihre Originalauflagen um jeden Preis abzusetzen. — Ein anderer Handelsartikel, welcher ebenfalls am Neujahr großen Absatz erhält, sind die Statuetten oder kleinen Bildsäulen von Erz. Dieser Kunstgegenstand, als Zierde der Wohnung begüterter Personen, war sonst unbekannt; seit zehn Jahren hat derselbe bedeutende Fortschritte gemacht.

(Schluß folgt.)

Berlin, Januar.

(Schluß.)

Literatur. Weihnachtsfest. Künstlerverein.

Die Kommissionen zur Regulirung der buchhändlerischen und schriftstellerischen Rechte arbeiten thätig fort. Neue bedeutende Erscheinungen wenig. Steffens arbeitet an einem großen philosophisch-religiösen Werke; Fr. v. Raumer (der nach Italien reist, zu Vorbereitungen für eine zweite Ausgabe seiner Hohenstaufen) bereitet seine lezten archivarischen Forschungen in England zum Druck vor; Fr. Förster hat seine Gedichte, und darunter die bekannten Runden des großen Kurfürsten, gesammelt herausgegeben; W. Alexis arbeitet an einer Uebersetzung des berühmten englischen Werkes; Shakespeare and his friends. Von neuen Zeitschriften weiß man nichts, mehrere ältere schwanken zwischen Seyn und Nichtseyn; der Freimüthige ist, in derselben Verlagshandlung, unter die Redaktion des populären Schriftstellers Glasbrenner übergegangen und in Potsdam erscheint eine neue politische Zeitung, redigirt von Dr. Ungewitter, die aber, wenn es wahr ist, daß ihr das politische Raisonnement nicht gestattet ist, keine Stürme aufregen wird. — Hier entsteht mit dem neuen Jahre ein literarisches Lesekabinet, unter Leitung des unter dem Namen Rebenstein bekannten Schriftstellers Bernstein, welches, wie verlautet, von mehreren namhaften Literaten unserer Stadt berathen, begründet und unterstüzt, jedenfalls das erste in Berlin ist, welches einer literarischen Leitung sich erfreut. Wenn es in's Leben getreten, mehr darüber. — Das Weihnachtsfest, begünstigt durch vorzügliches Wetter, hat sich sonst durch nichts besonders bemerkbar gemacht. Einige Dampfwagen und Eisenbahnen unter den Spielsachen, viele Ausstellungen, aber nicht Vieles darin; der Jagorsche Speisesaal, als Garten mit blühenden Lauben und singenden Vögeln ausgeschmückt, war noch das Ausgezeichnetste. — Von einem andern Wunderfeste, das einige Wochen früher stattfand, meldete ich Ihnen gern, wenn es nicht Indiscretion wäre, was der Humor für einen bestimmten Kreis ersonnen, in seinen Einzelnheiten vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Der jüngere Künstlerverein feiert alljährig durch ein buntes Maskenspiel, Transparente, und was dahin gehört, seine noch immer frische Existenz. Die Laune und Kritik, ja die Selbstkritik spielt hier so keck, wie es eben nur möglich ist unter einem Kreis aufgeweckter Kunstgenossen, die sich verstehen. Ein Wort kann zünden, wo man vor einem gemischten Publikum langer Reden bedarf, um das Verständniß vorzubereiten. Noch kein Fest fand so allgemeine Theilnahme und blizte so von schlagendem Wiz. Möchte der junge Verein noch lange jung bleiben.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 2.

Mittwoch, 30. Januar 1839.

[32] In der H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen:

Tübinger Liedertafel.

Chöre und Quartette für Männerstimmen.

Herausgegeben von

Fr. Silcher.

3tes Heft.

Inhalt: 1) Barberossa. 2) Heimweh. 3) Frühlingslied am Todestage Schillers. 4) Schottischer Bardenchor. 5) Trinklied im Frühling. 6) Des Schiffers Heimfahrt. 7) Husarenglaube. 8) Abschied. 9) Geisterchor. 10) Ade Tübingen.

Hoch 4. in eleg. Umschlag. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 2 Gr.

Zu beziehen durch jede solide Buch- und Musikalienhandlung.

---

[24] So eben sind erschienen und durch alle Buch- und *Musikhandlungen* zu haben:

IIItes Album für Gesang,

enthaltend die neuesten Original-Compositionen von Meyerbeer, Banck, Curschmann, Huth, Kücken, Mendelssohn-Bartholdy, Jeehns, Marschner, Reissiger, Truhn. Nebst einer noch ungedruckten komischen Arie von C. M. v. Weber, Portrait von Meyerbeer, Vignetten, Facsimiles der bedeutendsten Musiker, Namensunterschriften, Goldtitel etc.

Eleg. broch. 3⅔ Rthlr.

An innerem Werth und äusserer Ausstattung steht dieses 3te Album dem 1sten und 2ten nicht nach und wird gleich jenen gewiss als das elegenteste und werthvollste musikalische Geschenk anerkannt werden. Der Preis ist ungemein billig gestellt, da die darin enthaltenen 12 Compositionen einzeln über 5 Rthlr. betragen.

2e Album du Pianiste,

enthaltend die neuesten Original-Compositionen der berühmtesten und beliebtesten Pianisten, nämlich: 2. Nocturne par Chopin. Op. 32. ½ Rthlr.; deux Nocturnes par Adolphe Henselt. Op. 6. ¾ Rthlr.; die Petersburger, Walzer von Jos. Lanner. Op. 132. l'Espérance frustrée, Etude expressive par C. G. Reissiger. Op. 134. 14 Gr.; La Campanella, Etude par Taubert. Op. 41. ⅔ Rthlr.; Scherzo. Op. 31. par S. Thalberg. 1⅓ Rthlr. Mit Portrait, Facsimiles, Goldtitel etc. Eleg. broch. 3 Rthlr.

Album der Miss Novello,

enthaltend die in den Concerten zu Berlin, London, Paris, Wien mit grösstem Beifall vorgetragenen Gesänge. 4 Hefte.

Heft I u. II. Arie di bravure von Bellini, Donizetti, Meyerbeer, Mercadante und Paccini, italienisch und deutsch. 1⅚ Rthlr., einzeln à 8—12 Gr.

Heft III. Volkslieder, englisch und deutsch. ¾ Rthlr., einzeln à 4 Gr.

Heft IV. Arien aus den Oratorien: Judas Maccabäus, Messias, die Schöpfung von Händel und Haydn, deutsch, englisch und italienisch, 1 Rthlr., einzeln à 6—8 Gr.

Früher erschien:

Album der Mlle. Garcia und Mme. Malibran,

enthalten die in ihren Concerten zu Paris, London, Berlin vorgetragenen Gesänge mit italien., franz. und deutschem Text und Begleitung des Piano. Mit Portrait 1⅚ Rthlr., einzeln à 4—12 Gr.

Schlesinger'sche Buch- u. Musikhandlung in Berlin.

---

[2] In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Technologische Encyclopädie

oder

alphabetisches Handbuch

der

Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens.

Zum

Gebrauche für Kameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art.

Herausgegeben von

Joh. Jos. Prechtl,

k. k. n. ö. wirkl. Regierungsrathe und Direktor des k. k. polytechnischen Institutes in Wien rc.

Neunter Band.

Kupfer — Metallgießerei.

Mit den Kupfertafeln 178 bis 202.

gr. 8. Preis 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 Gr.

Der vorliegende Band dieses mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Werkes enthält die Artikel: **Kupfer, Kupferschmieds-Arbeiten, Kupferstecherkunst, Kurbel, Lampe, Leder** (mit Inbegriff der gesammten Leder-Fabrikation), **Lehm, Leim und Leimbereitung, Likörfabrikation, Lithographie, Löthen, Mangan, Mange, Maß** (Längenmaß, Winkelmaß, Streichmaß), **Meerschaum, Meißel, Messing, Messinggießerei, Metallgießerei.** Diese Artikel bilden eben so viele Original-Abhandlungen, in denen der Gegenstand nach seinem wesentlichen und neuesten Zustande sachkundig und erschöpfend dargestellt ist, so daß ein Jeder hier auf wenigen Bogen zusammengedrängt finden kann, was er oft selbst mit Benützung einer bedeutenden Büchersammlung nicht aufzufinden im Stande wäre, da die einzelnen Artikel oft wichtige, den Verfassern eigenthümliche, noch nicht durch den Druck bekannt gemachte Erfahrungen und Beobachtungen enthalten.

Die ersten acht Bände, mit 177 Kupfertafeln, kosten jeder 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[8] Bei Julius Wunder in Leipzig ist erschienen:

Homer's Odyssee,

als deutsches volksthümliches Kunstwerk

für Schule und Haus.

Aus dem Griechischen in Stanzen übersezt und erläutert

von

Dr. W. K. Ferd. Rinne.

1stes Heft. 6 Gr.

Das Ganze wird aus 4 Heften bestehen und ist binnen 4 Monaten sicher vollendet. Das 1ste Heft, sauber brochirt, ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Leipzig, im December 1838.

---

[9] In allen Buchhandlungen ist zu haben (Verlag von Ernst in Quedlinburg):

Kant's vorzügliche kleine

Schriften und Aufsätze.

Mit Anmerkungen herausgeg. von F. L. Starke.

2 Theile. 640 Seiten. 2 Thlr.

Diese beiden Bände enthalten einen Schatz von scharfsinnigen und geistreichen Bemerkungen über den Menschen und seine Geschicke, über die Natur und ihre Erscheinungen, mit vielen Erlauterungen des Herausgebees. Im ersten Bande bemerken wir unter andern Aufsätzen: Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerl. Absicht. Muthmaßlicher Anfang des Menschengeschlechts. Was ist Aufklärung? Was heißt sich im Denken orientiren? — Das mag in der Theorie richtig seyn, taugt aber nicht für die Praxis. — Das Mißlingen aller philosophischen Versuche in den Theodicee. — Ueber einen ewigen Frieden in der Philosophie. — Von der Macht des Gemüths auf den Körper. — Gedanken über Mysticismus und Schwärmerei, über den Staat und seine Verfassung, über Revolutionen und Reformen. — Im zweiten Bande: über ein vermeintes Recht aus Menschenliebe zu lügen. — Ueber einen vornehmen Ton in der Philosophie. — Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. — Träume eines Geistersehers u. s. w.

---

[26] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat December 1838.

Größere Aufsätze.

Die Fischereien in dem nördlichen Eismeere. 1) Geschichtliche Erinnerungen 2) Die Insel Jan Mayen und die früher bei derselben getriebene Fischerei 3) Spitzbergen; das umliegende Eis; Witterung. 4) Die Fischereien im Eis; Südeisjahre. 5) die Wallfischgeschlechter. 6) Die frühere Wallroßjagd und der jetzige Seerobbenfang. 7) Erzählung einiger Begebenheiten aus der Eisfischerei. 8) Die Geseze wegen der Eisfischerei bei Spizbergen; einige vorgekommene Streitfragen. — Die Bantas in Indien. — Ueber die durch das Bremer Schiff Virginia nach Europa gekommenen Neuseeländer. — Trigardoie. — Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde: über die Geschichte des Bramanismus in Indien. — Ausflüge aus Pau. 5. Das Thal von Aspe; Oloron. 6. Orthez. — Schilderung von Goa. — Ueber einige neuere Reisen in Abyssinien (mit einer kleinen Karte) — Die Bewohner von Madagascar. — Ueber die Briefpostreform in England. — Das Leichenbegängniß eines Maulwurfs. — Henrick der Jäger. — Raubmord in Wolhynien. — Der Weinhandel in Xeres. — Ebalk. (Aus dem Tagebuch eines Schweizers). 2. Aufenthalt daselbst; Rückreise nach Galata. — Ein Besuch bei den Negern am Senegal. — Charakterisirung der westindischen Pflanzer. — Kindermord in Cutsch. — Das Alterthum der chinesischen Geschichte. — Noch ein Nachtrag zu den Ansichten von Pesth: die Märkte und die Pflastertreter. — Etwas über den Provincialgeist unter den englischen Truppen. Verbindung zwischen Texas und Californien. — Ueber den Charakter der Birmanen. — Ein Gastmahl in Santa Fé. — Die Kirche St. Johann von Jerusalem. — Fortschritte des Volksunterrichts in der Moldau. — Ueber die Thätigkeit der Gesellschaft für Seidenzucht in Rußland. — Helfers Nachrichten über die Producte von Tenasserim. — Ueber den Austernhandel in Frankreich. — Ueber den Ursprung und die Fortschritte der Kupferminen in Cornwallis. — Der Zustand der Gesellschaft in Canada. — Kupferbergwerk in Kaafiord. — Ungeheure Reliefkarte von Frankreich. — Rückblicke.

Chronik der Reisen.

Ausflug in die westlichen Departemente von Frankreich. 2) Die Priorei Solèsmes. 3) Das Departement Ille und Vilaine. — Dr. Helfers Reise auf der Küste von Tenasserim. — Reise der HH. Grey und Lushington auf der Nordwestküste von Australien.

Kleinere Mittheilungen.

Bevölkerung Frankreichs. — Cigarrenfabrication in Sevilla und Malaga. — Geheime Organisation unter der ackerbautreibenden Bevölkerung im nördlichen England. — Koptische Manuscripte. — Der Modellist Leon in Malaga. — Neues Gewehr. — Sternfälle in den Novembernächten. — Thätigkeit der Mäßigkeitsgesellschaften in den Vereinigten Staaten. — Korallenbank außerhalb des Wassers. — Grabhügel im südlichen Rußland. — Buchhandel in den Vereinigten Staaten. — Die Statuen an der Kathedrale von Chartres. — Biscachas an das naturhistorische Museum nach Straßburg gesendet. — Die Höhe des Vignemale. — Steigen der Gewässer bei einem Erdstoß. — Herausgabe wallisischer Sagen in England. — Aufstellung nächtlicher Wachen bei den Eisenbahnen in England. — Die Höhlen im Departement de l'Ardèche. — Ausdauer eines indischen Fanatikers. — Ungeheure Masse von Schlamm im Wasser des Bristoler Canals. — Die Häuptlinge von Cutsch. — Ankauf einer Naturaliensammlung in Brüssel. — Ueber die Racen unter den Eingebornen Südamerika's. — Fossiler Palmbaum. — Neue Entdeckung in den Pyramiden. — Angebliche Vernichtung von Ratten. — Frankreichs Handel im Jahre 1837. — Gebrauch des Opiums in Europa. — Bild Montezuma's. — Artesische Brunnen in den Oasen. — Weiberverkauf in England. — Arbeitsscheu der Neger in Demerary. — Ertrag einer Zuckerplantage. — Hängende Brücke in Konstantinopel. — Zahl der Grabdenkmäler auf den Begräbnißplätzen in Paris. — Zerstörung der Olivenernte auf Corfu. — Auswanderung von Maltesern nach dem englischen Guiana. — Eine Sklavenverschwörung in Kentucky. — Neue bewegende Kraft. — Druidische Ueberreste. — Erdbeben in Constantine. — Druck mit verschiedenen Farben. — Nachricht über das Kloster von Nazareth. — Modell eines Pariser Grabdenkmals. — Besetzung von Aden. — Fortkommen des Thees und anderer Nutzpflanzen in Indien. — Die Orukauelle. — Beobachtung über das Wetter im verflossenen Monat Januar. — Altes chinesisches Reisewer in Indien. — Neue Karte des Sudan. — Die lettische Litteraturgesellschaft. — Legonidec's Tod. — Vorrömische Alterthümer in Frankreich. — Plan einer neuen

Reise nach Abyssinien. — Macedonische Räuber. — Neuseeländische Grammatik. — Theurer Wein für Republikaner. — Zerstückelung des Grundeigenthums in Ungarn. — Geschmack an seltenen Pfeifenköpfen. — Das Vorgebirge von Cherbourg.

Inhalt des Literaturblatts.

Träume. Von Th. Moore. — Die nachgelassenen Papiere des Pickwick Clubs. — Die Komödie des Todes. Gedichte von Theoph. Gautier. — Gedichte von Southey: der Abendregenbogen; die Geliebte; des Wanderers Heimkehr; Jugend und Alter. — P. B. Shelley. Dritter Artikel. — Ruy Blas. Drama von Victor Hugo. — Gedichte von Felicia Hemans: der Schwan und die Lerche; das bessere Land; Lied. — Die Quelle von Baktschisarai. Poetische Erzählung aus der Krim, von A. Puschkin. (Deutsch von Tieß.) — Shakspeare ein Entomolog! — Donna Isabel de Solis, Königin von Grenada. Historische Novelle von Don Francisco Martinez de la Rosa 1837 — Skizzen aus der polnischen Litteratur neuester Zeit. Von Stanislaus Kozmian. — Proben aus Adam Mickiewicz Todtenfeste. — Shakspeare in Italien. — Mabinogion. — Urtheile über englische Dichter. Von Ebenezer Elliott. — Miscellen.

[3] Bei **Wilh. Engelmann** in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die menschliche Stimme
und ihr Gebrauch für Sänger und Sängerinnen
dargestellt von

Giacomo Bisozzi.

Mit einer Tafel lithographischer Abbildungen.

12. 1838. broch.

[22] **Aufforderung.**

Am Johannistage des Jahres 1840 begehen die Kunstverwandten im deutschen Vaterlande, in Europa, in den Ländern jenseits der Meere, die vierte Säcularfeier der durch Johann Gutenberg von Mainz erfundenen Buchdruckerkunst, ein Völkerfest, auf dessen Großartigkeit schon jetzt die Vorbereitungen aller Orten deuten, ein Fest, bei dem alle, welche von der Sonne der Bildung Leben und Licht empfingen, Mitfeiernde seyn werd.n. Wenn, mit Herder zu reden, derjenige Sterbliche, welcher das Mittel, die flüchtigen Laute der Sprache zu fesseln, die Buchstabenschrift erfand, wie ein Gott unter den Menschen gewirkt hat, so hat auch Gutenbergs Genius die vor ihm vereinzelten Forscher, die Lehrer und die Lernenden, er hat alle vorher vereinzelten Bestrebungen für das Gottesreich der Humanität auf der ganzen civilisirten Erde gleichsam zu einer Kirche versammelt. Zu dem Jubelfeste dieser für die gesammte Menschheit so hochwichtigen Kunst beabsichtigt der Unterzeichnete ein

Gutenbergs-Album

herauszugeben, und richtet die Bitte an alle Gebildete um einen Beitrag, groß oder klein, gleichviel in welcher Sprache, in gebundener oder ungebundener Rede, sey es auch nur eine Sentenz, ein selbstständiger Gedanke in Bezug auf die Kunst, ihre Erfindung und ihren Erfinder, ihre Ausbreitung, ihre unermeßliche Wirkung. — Der Herausgeber hofft sicherlich nicht zu viel, wenn er zahlreichen Gaben entgegensieht. Das Album wird in dem Falle zum Jubelfest in zweien Ausgaben, und zwar in einer einfachen, aber schön gedruckten, billigen, Jedem zugänglichen, und in einer auf das Opulenteste ausgestatteten erscheinen. Es wird sich diese dem Besten an die Seite stellen, was je unter der Presse hervorgegangen ist, und soll sie nicht allein vom Hochpunkte der Typographie zur Zeit des Jubelfestes, sondern auch der Vergleichung wegen Proben von dem Stande der andern druckenden Künste geben, und zwar durch Musterblätter von den Leistungen in der Xylographie, im clair-obscur-, im Congreve-, Gold- und Farbendruck, in der Melotypie, im Kupfer- und Stahlstich, in der Lithographie (Steinstich und Kreidezeichnung) ꝛc. Diese Proben werden von den ersten Künstlern Europens, nach von mehren bereits erfolgter Zusage, gefertigt werden, das ganze große Prachtwerk wird durch eine Vereinigung der eminentesten Talente entstehen. Dem typographischen Publikum wenigstens glaubt der Herausgeber in so weit bekannt zu seyn, daß es in seinem Namen einige Bürgschaft für das Verheißene finden, nicht aber die vorliegende Ankündigung den täglich auftauchenden, gewöhnlich so viel versprechenden und spurlos verschwindenden gleichstellen wird.

Bis Ende März k. J. wünscht der Unterzeichnete Alles, was Theilnehmende ihm spenden möchten, mit deren Namensunterschrift versehen (am liebsten auf Buchhändlergelegenheit, mit dem Beisatze „durch Hrn. W. Engelmann in Leipzig“) in die Hände zu bekommen.

Braunschweig, den 31. Oktober 1838.

Dr. Heinrich Meyer,
Herausgeber des Journals für Buchdruckerkunst.

[33] **Für Hypochondristen.**

In allen soliden Buchhandlungen Deutschlands, in den österreichischen Staaten, der Schweiz, Dänemark, Schweden und Rußland ist zu haben oder zu bestellen:

Democrit
oder
hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen.

Neue Folge, erster Band.

Preis der Lieferung nur 6 Gr. oder 24 kr.

Stuttgart, Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

Um dem geistreichen Theile des gebildeten Publikums, dem der Democrit des verstorbenen Hofraths Karl Julius Weber noch unbekannt geblieben seyn sollte, den Eintritt in die Subscription für dieses mit dem entschiedensten Beifalle aufgenommene Werk zu erleichtern, haben wir eine neue Folge eröffnet, unter welchem Titel der gegenwärtige Band der erste ist.

Wer nur einen Blick in dieses äußerst originelle, mit Scharfsinn für alle möglichen Verhältnisse und Gegenstände des menschlichen Lebens ausgestattete Werk thun will, wird darin eine Fülle der witzigsten und gediegensten Bemerkungen, der ungemeinen Belesenheit und von dem Ueberallzuhauseseyn des vielgereisten Verfassers bemerken, wie wohl kaum ein Werk aller Völker darbieten möchte. Ueber jedes Interesse, das den gebildeten Menschen beschäftigt, findet der Leser ein gründliches, mit köstlicher Laune gewürztes Urtheil, so daß der Democrit ein unterhaltender Rathgeber für das ganze Leben genannt werden darf. —

Der Preis und die Ausstattung ist dabei gewiß so genügend, daß diese von der Anschaffung nicht abhalten können. —

Für die geehrten Abnehmer des ganzen Werkes, oder der sämmtlichen Werke Webers, bleiben nebenher die fortlaufenden Bändetitel. —

Inhalt dieses Bandes: Der Staat und seine Formen. — Staatsorganismus. — Preßzwang und Preßfreiheit. — Freiheitsschwärmerei. — Staatsbetrachtungen eines alten Welt- und Mondbürgers. — Grabmal, dem weiland heiligen römischen Reich errichtet. — Die Religion und die Religionen. — Lob des reinen Christenthums. — Religionsschwärmerei. — Mystiker. — Freigeisterei. — Weitere Religionsbetrachtungen eines einfältigen Laien. — Die Sitten. — Der Luxus. — Die Gebräuche. — Anstand und Lebensart. — Höflichkeit und Grobheit. — Der gute Ton. — Die Mode. — Die Etiquette. — Die Titulaturen. —

Der zweite Band wird nächstens erscheinen, das ganze gibt ungefähr 20 Lieferungen. —

---

[29] Ankündigung für das Jahr 1839.

Argus.

Dritter Jahrgang.

Verantwortlicher Redakteur: **Eduard Lehmann.**

Verleger: **J. J. C. Wörmer** jun.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern in gr. Quart, am Montag, Mittwoch und Sonnabend. Pränumerationspreis für Hamburg und nächste Umgegend, per Quartal

☞ nur 3 Mark Hamb. Cour.

wofür das Blatt den resp. Bestellern frei ins Haus geliefert wird.

Der Jahrespreis für das Ausland beträgt

☞ 6 Thaler Preuß. Cour.

ohne weitere Porto- oder Preis-Erhöhung!

Inhalt: 1) Sittenschilderungen — Novelletten — Genrebilder — Biographien. 2) Literarisch-kritische Uebersichten ꝛc. 3) Kritische Revue musikalischer Compositionen. 4) Literarischer Fechtboden. 5) Plänkeleien. (Die Rubriken 4 und 5 sind der Polemik gewidmet.) 6) Plaudereien — Miscellen. 7) Journal der Journale. (Revue der deutschen Zeitschriften.) 8) Bühnen-Controle. 9) Concert-Controle. 10) Feuilleton der Neuigkeiten. (Diese Rubrik hat bis jetzt 10,000 Artikel geliefert.) — — Extra-Beilagen. —

Sämmtliche Postämter und solide Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. Den buchhändlerischen Debit für das Ausland haben die Herren Nestler und Melle in Hamburg übernommen, die auch Prospecte und Probenummern auf Verlangen gratis ausliefern.

☞ Briefe und Einsendungen werden unter der Adresse der Redaktion, großer Burstah Nr. 21 in Hamburg, franco erbeten.

☞ Verleger, Autoren und Componisten, welche Werke im „Argus" beurtheilt zu sehen wünschen, werden ersucht, der Redaktion die betreffenden Exemplare auf dem Buchhändler-Wege, durch die Buchhandlung der Herren Nestler und Melle und die Musikhandlungen der Herren Cranz und Böhme in Hamburg zugängig zu machen.

P. M. Bei den löbl. Postämtern gemachte Bestellungen werden von diesen regelmäßig durch die Briefposten, und zwar ohne alle Porto- oder Preiserhöhung versendet, auf welchen Umstand besonders aufmerksam gemacht wird.

Hamburg, im December 1838.

Eduard Lehmann,
Verantwortlicher Redakteur des Argus.

---

[36] In der Nicolai'schen Buchhandlung in Stettin (**F. F. Gutberlet**) ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wasserfuhr, Dr., Ansichten über das Preußische Medicinalwesen. gr. 8. broch. 25 Sgr.

---

[37]

Uhlands Gedichte.

Zwölfte Auflage.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Ludwig Uhland.

Zwölfte, einzig vollständige Original-Ausgabe.

Mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahl gestochen.

8. Velinpapier in Umschlag brochirt. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 12 Gr.

Da verschiedene süddeutsche Nachdrücke nur die vor dem Jahr 1818 erschienenen, mithin 19 Gedichte weniger enthalten, so können sie auf die Vollständigkeit gegenwärtiger zwölften Original-Auflage keinen Anspruch machen, der sie in Beziehung auf Ausstattung überdies weit nachstehen.

Stuttgart und Tübingen, Januar 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 27.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 31. Januar 1839.

Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch!

Goethe.

Constance Contarini.

(Schluß.)

Arnheim lag noch am Altare hingesunken, vom Gefühle des Todes erfüllt, und als er den Blick wieder erhob, war der Carthäuser verschwunden. — Er richtete sich auf. Eine himmlische Ruhe war über ihn gekommen, er blickte ohne Schauder auf den Sarg und das offene Grab, das ihn bald umfangen sollte. „Sie wird mir den Versöhnungskelch reichen; mein Traum wird erfüllt!" sprach er. „So fahre denn hin, treuloses Leben mit deinen Täuschungen!"

Da vernahm er ein Rauschen hinter dem Altare, und ein Verhüllter trat hervor und flüsterte, indem er ihm eine Verhüllung darbot, ihm zu: „Giacomo, werfen Sie dies Gewand über sich und folgen Sie mir!" — „Abbate!" rief Arnheim überrascht, „Sie hier? Und auch Sie in dem finstern Complotte der Hölle gegen mich?" — „Nein," erwiderte der Abbate, denn er war es, „erst in diesem Augenblicke ist mir verrathen worden, daß Sie in Ihrer unbegreiflichen Arglosigkeit in die Grube gefallen sind, die boshafte Hinterlist Ihnen gegraben hat, und zugleich ist mir dieser verborgene Weg zu Ihrer Rettung gezeigt worden. Ich bekam in Venedig Kunde davon, daß Ihnen der Tod geschworen sey, und eilte voll Besorgniß hieher. Wie konnte ich furchten, daß es so weit kommen würde! — Aber säumen Sie nicht, folgen Sie mir!" — „Sie sind zu meiner Rettung hergeeilt? Dank! Dank! Ich soll die Sonne wieder begrüßen!" rief Arnheim, und das jugendliche Leben flammte hoch in ihm auf, und schon wollte er das Gewand über sich werfen und seinem Führer folgen, als er plötzlich stockte und fragte: „Wer hat Sie zu meiner Rettung gesandt, und wenn ich fliehe, was wird aus Constancen?" — „Sorgen Sie zunächst für sich," erwiderte der Abbate ungeduldig, „und verscherzen Sie nicht mit thörichten Grillen den günstigen Augenblick!" — und er wollte ihm das Gewand umwerfen und ihn mit sich fortziehen. Arnheim aber riß sich von ihm los. „Nicht eher von dieser Stelle," sagte er mit bestimmtem Tone, „als bis Sie meine Fragen beantwortet haben. Wer hat Sie gesandt? Wer verrieth Ihnen den verborgenen Gang?" — „Für so thöricht hätte ich Sie doch nicht gehalten," erwiderte der Abbate unwillig. „Wer mich gesandt hat? Die fromme Dame, die Ihnen das Verbrechen christlich verzeihen will, daß Sie sie im Wahne, es sey Constance, von dieser wahrscheinlich eingeladen, im Gartensaale, wohin sie sich von dem Maskenballe zurückgezogen hatte, überfallen haben, und die sich Ihren Zudringlichkeiten nur entziehen konnte, indem sie sich demaskirte." — „Abscheulich!" rief Arnheim empört. „Diese schändliche Lüge, sie ist es,

die mich, die Constanzen verderben soll? — Hier liegen die Beweise in Stücken, welche die schamlose Buhlerin entlarven könnten!" und er wies auf die zerrissenen Papiere. „Und die Bosheit soll siegen?" — „Der Welt Lauf!" erwiderte der Abbate; „folgen Sie ihm und retten Sie sich von unvermeidlichem Untergange!" — „Und Constanze?" fragte Arnheim. — „Empfehlen Sie sie ihren Heiligen," versetzte der Abbate; „vielleicht ist auch Rettung für sie." — „Kein Vielleicht!" rief Arnheim mit festem, entschiedenem Ton; „mein Tod rettet sie gewiß, und ich bleibe!" — „Ist das Wahnsinn?" rief der Abbate erstaunt. — „Menschenwürde, Abbate, Menschenwürde!" entgegnete Arnheim. — „Wahnsinn! Wahnsinn!" wiederholte der Abbate, „der Sie in's Verderben stürzt. — Sie haben Ihre Rettung verschmäht! — Ich höre nahen. — Jezt ist es zu spät!" und er verschwand hinter dem Altare.

Wirklich öffnete sich fast im nämlichen Augenblicke die schwarze Wand gegenüber, und als Arnheim seinen Blick dahin wandte, fiel der düstere Schein einer Fackel in die Kapelle, und eintrat der Nobile Contarini, und von ihm unterstüzt, wankend Constanze, der Schmerz in höchster Schönheit, und hinter ihnen ein Bewaffneter mit einem Kelche auf einer silbernen Platte und gezogenem Schwerte. Ein zweiter ging zur Seite Contarini's. Als Constanze die Grube erblickte und den Sarg, erbebte sie, und ihr schöner Blick wandte sich auf ihr Schlachtopfer, und ein Strom liebevollen Mitleids ergoß sich aus dem schönen Auge auf ihn. — Arnheim war in ihren Anblick versunken. Er sah nur sie, alles Uebrige verschwand vor seinem Blicke. Er ließ sich vor ihr auf sein Knie nieder und sagte mit bebender Stimme: „Laß den Glücklichen, der hier zu deinen Füßen dich anfleht, ihm die Leidenschaft zu verzeihen, die dir, Engelreine, diese Stunde bereitet hat, und der mit seinem lezten Athemzuge deine Unschuld betheuert, laß ihn von deinen Lippen hören, daß du ihm verzeihst, daß du in einem langen, glücklichen Leben, wenn du seiner gedenkst, ohne Bitterkeit seines Frevels, dich geliebt zu haben, gedenken wirst, eines Frevels, den er auch am Rande des Grabes nicht zu bereuen vermag, und reiche ihm den Kelch der Versöhnung!"

Constanze trat voll Schauder zurück; ihr thränenschwerer Blick schien den Gemahl zu fragen: „Forderst du wirklich das Ungeheure?" — „Reich ihm den Becher!" sagte dieser kalt. — Da blizte ihr Auge auf, die Thränen versiegten, sie wandte sich rasch und mit Hoheit zu dem Bewaffneten, nahm den Kelch und sprach zu Arnheim im schmelzendsten Tone: „Ich reiche ihn dir, da rohe Gewalt und übermüthiger Stolz ihn mir aufdringt, und mit ihm empfange den Beweis meiner innigsten Liebe, denn ich kredenze ihn dir!" und ehe noch Contarini es hindern konnte, oder selbst Arnheim, der erschrocken ihn ihren Lippen entreißen wollte, hatte sie ihn zur Hälfte geleert und reichte ihn dem Ueberraschten mit dem Lächeln der Liebe und mit den Worten: „Es reicht für uns Beide." Arnheim hob ihn schnell an seine Lippen mit dem Ausruf: „Constanze mein!" und leerte ihn bis auf den Grund.

Contarini, tief erschüttert, wollte Constanzen umschlingen und rief nach Hülfe; sie aber riß sich von ihm los und sagte: „Sie haben mich, von falschem Zeugniß und Stolz verleitet, zwingen wollen zu einer unerhörten Unthat, Signor. Ihnen gehöre ich nicht mehr an! Nur ihm, nur ihm, mit dem mich der Tod hier am Altare vermählt! Jezt ist meine Liebe keine Sünde mehr!" — Und sie umschloß den beseligten Arnheim und drückte den glühendsten Kuß der Liebe auf seine bebenden Lippen, und ihr Herz schlug an dem seinigen in stürmischer Wallung, dann stockend — matter — die Lippen erbleichten — und sie sanken, vom Nebel des Todes umfangen, das brechende Auge in eineinander gewurzelt, am Altare hin, schuldlose Opfer boshafter Rachsucht und blödsinnigen Stolzes.

Contarini starrte auf das festumschlungene Paar. Selbst den beiden rohen Bewaffneten rann eine Thräne über die gebräunte, rauhe Wange. Alle drei verließen schweigend die Halle. Die Grube wurde zugeworfen, zwei Särge wurden neben einander vor den Altar gestellt, welche die Leichname der grausam Geopferten aufnahmen, es wurden Todtenmessen gelesen und dann die Kapelle fest vermauert, so daß nie wieder ein menschlicher Fuß sie betrat. — Die Gräfin Albani ließ sich einkleiden in einem Kloster von strenger Clausur, der Abbate wurde der Ordensbruder des Carthäusers, und nur der stolze Contarini kehrte in eine freudenleere, öde Welt voll Flitter zurück und betrat dieses Schloß nie wieder.

Moden.

(Fortsezung.)

Eine der ergiebigsten Quellen zur Kenntniß des Trachtenwesens sind die vielen Geseze und Verordnungen wider den Luxus. Die Häufung derselben beweist freilich, daß sie nichts fruchteten; ihre beständige Wiederholung zeigt aber doch, daß man zu oberst in der Gesellschaft ein Interesse hatte, hartnäckig, und wäre es auch nur durch eine Art von Verwahrung zu Protokoll, gewisse Ansprüche zu vertheidigen, andere zu demüthigen. Es ist keiner der unbedeutendsten Charakterzüge unserer Zeit, daß sie dieser Art von Bevormundung, welche freilich noch weit schwerer zu handhaben ist als die Büchercensur, überall entsagt hat, und ihr entsagen mußte, sobald weit weniger Rang und Stand als die davon unabhängigen Mittel zu Ansprüchen auf äußern Lebensschmuck berechtigten. Wie sich die Nationalökonomie gestaltet hat, wäre ein Inder

verbotener Stoffe und Formen eine Maßregel, welche der Genius oder der Dämon der Zeit, das zwingende und fortstoßende materielle Interesse, dem entschiedensten retrograden Sinne unmöglich machte.

Wir geben Beispielsweise Einiges aus alten Verordnungen wider „den verderblichen, Schulden veranlassenden Putz. — In einer Frankfurter Kleiderordnung vom Jahr 1350 wird bestimmt: Man solle weder Gold noch Silber, auch keinerlei Gestein, noch keine Perlen auf den Kleidern tragen. Kein Mann oder Weib soll nach Belieben Ringe tragen, sondern die Zahl auf zwei eingeschränkt seyn, „entweder zwei Ring oder zwei Fingerlin." — Einer Frauen Gürtel soll nicht mehr werth seyn als ein Mark Silber; ebenso kein „Schappel" einer Jungfrau. — Keine Frau soll ein Kogel tragen, „der sey stryffechte (gestreift), geteilet oder gestuket." — Die Lappen an den Ermeln der Weiber sollen nicht über eine Elle lang seyn. — Die Wribee sollen keine Nesseltücher tragen;" auch keine Kruseln oder Hullen, größer dann von sechsvachen" (Zeug).

Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht zu Sachsen erließen im Jahr 1482 eine Polizeiordnung, worin es unter Anderm heißt: „Keine Frau oder Jungfrau vom Ritterstande soll ein Kleid tragen, das über zwei Ellen auf der Erde nachgeht. — Keine soll mehr als einen seidenen und zwei gestickte Röcke besitzen, auch nur eine seidene Schaube, und kein Kleid soll über anderthalb hundert Gulden werth seyn (eine ungeheure Summe für jene Zeit). „Es sal keine Frawe oder Jungkfrawe ein geschmuse Spane teagen; ir Haupt mogen sie mit den reinischen Heffteln und Krenzen schmucken, als das herkommen." — Wider die Einfuhr ausländischer Stoffe wird greisert, doch ist sie den Vornehmen erlaubt, und die ganze Verordnung gar nicht streng. So soll „von seidenen Kleidern überhaupt nichts gerechnet werden als Sammt, Tamasken (Damast), Atlas, Tobin, und Scharlach soll dem gleichgeachtet werden."

Nach einer Klosterordnung aus dem Braunschweig-Lüneburgschen von 1619 sollen die Jungfrauen „ausländische neue Modelle meiden, deren sich leider die Weltlichen mehr als gut gebrauchen." Ferner ist zu tragen verboten: Mützen mit goldenen Kronstiften, Knüppels um den Hals mit Gold und Perlen, Schuhe mit Rosen ꝛc. — Auch soll es den Jungfrauen nicht erlaubt seyn, „der neuen Art nach kurze, gestripte, und mit Eisen oder sonst weit ausgesperrte Röcke zu tragen." Man sieht daraus, daß um diese Zeit der Reifrock geboren wurde.

Diese wenigen Ausführungen reichen hin, um die alte Wahrheit zu veranschaulichen, daß der Trieb zum Putz ein wesentliches Attribut des Menschen ist und zu allen Zeiten ähnliche Erscheinungen hervorgebracht hat. Der Mensch an sich ist sich immer gleich geblieben: zu oberst in seinen Trieben das Gefühl für ein göttliches Wesen als vernünftige Ursache der Welt, am andern Ende der Instinkt, die Wangen zu farben oder das Haar mit Blumen zu bestecken — beide, und was dazwischen liegt, sind in den mannigfaltigsten Formen, auf den verschiedensten Stufen der Kultur wesentlich dieselben. Es gibt gewisse Dinge, in denen der Mensch nichts lernt, von denen die ältesten Geschlechter so viel und so wenig wußten, als die jetzige Zeit; sie liegen jenseits unserer Perfektibilität; aber Alles, was in den Kreis derselben fällt, vom einfachsten Werkzeug bis zur organischen Wissenschaft, wird im Lauf der Zeit geglättet und verfeinert, im Begriff vereinfacht, in der Form vervielfacht, und der geistigen Arbeit der einen Generation bedient sich die andere wie eines Naturstoffs, um das Werk weiter zu führen. Wie unendlich Vieles in allen Beziehungen des Lebens ist in den lezten Jahrhunderten bequemer, einfacher, tragbarer, beweglicher, wirksamer geworden! An wie vielen Dingen hat sich die starre, plumpe Form nach und nach zum fließenden Umriß geschwungen und das Nothdürftige unter dem Vorwand willkührlichen Schmucks sich versteckt! Von dieser Verfeinerung ist nun auch der weibliche Putz nicht unberührt geblieben; und wenn man sich fragt, wodurch sich das jetzige Kostüm, nicht etwa im Schnitt, sondern in der ganzen Haltung von frühern Trachten unterscheidet, so begegnet man derselben Vereinfachung und Vervielfachung zugleich, wodurch so vielen alten Erfindungen die Sphäre der Wirksamkeit erweitert worden ist. Auch im Anzug hat man nach und nach durch Uebung die Kunst gelernt, die Kräfte zu Hervorbringung eines Gesammteffekts verständig zu vertheilen, die grobe Maschinerie zu verstecken, die plumpen Auswüchse in die harmonischen Linien hereinzubiegen, die nothwendige Form in die ästhetische Laune zu verkleiden, und die verschiedenen Gattungen der Anwendung nach ihrem Charaktar durch Stoff, Form und Farbe zu bezeichnen. Der rohe Naturalismus, der in früherer Zeit die Individuen allen zufälligen Verirrungen des Putz- und Neuerungstriebs preisgab, hat einer gebildeten chromatischen Sprache Platz gemacht, welche für Alle „dichtet und denkt," und doch auch auf diesem Gebiete poetischer Thätigkeit den vollen Unterschied bestehen läßt, der in Allem den nachahmenden Kopf vom originellen trennt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Schluß.)

Statuetten. Puffs. Der Gisquet'sche Proceß.

Die Pariser Gipshändler besitzen jezt einen sehr bedeutenden Vorrath von Abdrücken in Gips, welche die

Meisterwerke der Kunst des Alterthums und des Mittelalters darstellen und zu billigen Preisen zu haben sind. Es befinden sich sehr große Stücke darunter, welche nur in geräumigen Sälen und besonders in Museen aufgestellt werden können. Für kleinere Wohnungen hat man Statuetten, die sich zur Bildhauerkunst verhalten, wie die Genrebilder zur Malerei. Gyps ist aber hier ein zu gemeines Material, nur Bronze kann den Reichern genügen. Am meisten ist die Statuette der Jungfrau von Orleans, nach der bekannten Bildsäule von der Hand der allgemein bedauerten Prinzessin Marie, vervielfältigt und abgesezt worden. Sogar Rachel, die so schnell berühmt gewordene Schauspielerin am Théâtre français, sieht sich schon als Statuette in den Buden der Kunsthändler, wo sie neben Dlle. Taglioni recht gut ihre Stelle einnimmt. Unter diesen ernsten Darstellungen erscheinen dann die vielen Dantanschen Karrikaturstatuetten, denen man freilich das Possierliche nicht absprechen kann, die aber doch besser aufgenommen werden, als solche unnatürlichen Zerrbilder es verdienen. Ich begreife nicht, wie man sich lange mit denselben beschäftigen und sie sogar in seiner Wohnung aufstellen kann. Es ist schon genug, dünkt mich, wenn man ihnen im Vorübergehen einen Blick schenkt. — Am lezten Neujahr haben einige kleinern Theater nicht ermangelt, wie früher, eine dramatische Heerschau und satirische Uebersicht der Thorheiten des Jahres zu veranstalten. Eines dieser Stücke heißt die Puffs, nach dem englischen Worte Puff, wodurch die Aufschneidereien in den öffentlichen Anzeigen bezeichnet werden. Wort und Sache sind aus den englischen Tageblättern in die französischen, besonders in die Pariser übergegangen, und gegenwärtig stehen die hiesigen Ankündigungen den englischen wenig nach. Indessen muß man doch gestehen, daß sich in leztern eine Meisterschaft verräth, die nur das Werk langer Uebung seyn kann, und den Pariser Aufschneidern noch fehlt. Man sehe nur, mit welcher unendlichen Mannigfaltigkeit und Zuversicht die Schuhwichse in den Londoner Blättern angezeigt wird. Diese Originalität haben die Pariser Ankündiger noch nicht erreicht. Indessen sieht man aus den Anzeigen der Musardschen Tanzconcerte und mancher neuen Bücher, daß die englischen Muster den Pariser Ankündigern stets vorschweben. Unter den sonderbaren Anzeigen der leztern Zeit ist mir besonders folgende aufgefallen, womit es jedoch, allem Anscheine nach, ganz ernstlich gemeint ist. Vor weniger als einem Jahrhundert ist in Indien ein gewisser Bonnet, auf deutsch Müze, gestorben, und hat ungefähr 75 Millionen nachgelassen. Seitdem haben sich alle Bonnets oder Müzen in Bewegung gesezt, um einen Antheil an der Erbschaft zu bekommen; aber keiner richtete etwas aus, und die 75 Millionen liegen immer da, ohne von Jemanden gehoben zu werden. Nun hat sich im Jahr 1837 ein vormaliger Notar aus Besançon, Namens Leschine, auf den Weg nach England gemacht, in dem Archiv der ostindischen Compagnie herumgestöbert und in einem Register die Anzeige gefunden, daß Claude François Bonnet zu Fontenis neben Rioz in der Franchecomté am 28sten August 1715 geboren war. Dieser Mann hat natürlich Verwandte gehabt; im Namen derselben soll nun in London bei dem Equity-Court ein Proceß gegen die ostindische Compagnie begonnen werden, welche den Schaz, wie leicht zu begreifen, gerne behalten möchte. Da aber zum Proceßführen Geld gehört, und zu einem solchen Processe noch viel mehr Geld, als zu jedem andern, so sieht sich Herr Leschine genöthigt, die Sache auf Aktien zu betreiben, und er ladet daher alle Franzosen ein, aus Patriotismus und aus Spekulation dazu beizutragen, daß die ostindische Compagnie genöthigt werde, den Schaz wieder herauszugeben. Der Patriotismus ist dabei insofern betheiligt, als Frankreich durch den Gewinn des Processes 75 Millionen in die Tasche steckt. Für die Theilnehmer ist aber die Sache höchst vortheilhaft, indem es gar nicht fehlen kann, daß jede Aktie von 100 Fr. zwanzigmal so viel einbringt, also 2000 Fr. Ein Notar in Paris, Namens Jossaud, empfängt das Geld. Welche Gewährleistung aber die Aktiennehmer bekommen sollen, wird nicht gesagt, wahrscheinlich gar keine. Leschine rechnet auf die Gewinnsucht mancher Leichtgläubigen, die sich durch die beständig vorfallenden Prellereien doch nicht enttäuschen lassen wollen. Sein Vorschlag wird die Zahl der Betrogenen noch vermehren, und der obenerwähnte dramatische Kritiker hätte diesen Puff den andern beifügen können. — In den ersten Tagen des neuen Jahres ging der berüchtigte Gisquetsche Proceß zu Ende, welcher acht Tage lang der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und Unterhaltung gewesen war. Schwerlich ist je ein ähnlicher Proceß vorgekommen, und da bei demselben Alles sonderbar war, so fiel auch das Ende ganz anders aus, als man es erwartet hatte. Es handelte sich bekanntermaßen um die Frage, ob das Abendblatt Messager den ehemaligen Polizeipräfekten und nachmaligen Staatsrath Gisquet durch die vorgebrachten Beschuldigungen von Bestechung und Verschleuderung der Staatsgelder, so wie von argem Mißbrauche seiner Amtsgewalt, verleumdet habe oder nicht. Der Messager brachte eine solche Reihe von Schändlichkeiten an's Tageslicht, daß Gisquet, anstatt die Rolle eines Klägers fortzusezen, nur darauf sinnen mußte, sich zu vertheidigen und die vorgebrachten Beschuldigungen zu beschönigen, so gut es gehen wollte. Die Hauptsachen hatte Gisquet selbst in dem Privatschreiben an Madame Foucaud, welches der Ehemann dieser Frau dem Messager übergeben hatte, eingestanden. Dennoch behauptete der Staatsanwalt Plougoulm, der Messager sey insofern strafbar, als er das Privatleben des Staatsbeamten in übeln Ruf gebracht habe. Nach dem Geseze sey dies Keinem verstattet, indem es die Ruhe und den Frieden der Familien gegen jeden Eingriff schüze. Daß Gisquet selbst sein Privatleben aufgedeckt habe, sey keine Entschuldigung für den Messager; denn wenn auch Jemand sich selbst in übeln Ruf bringe und Böses von sich eingestehe, so sey es doch Niemanden verstattet, dieses zu wiederholen. Ich muß gestehen, daß mir diese Behauptung als das Abgeschmackteste vorgekommen ist, das ich je von einem Staatsanwalt habe vortragen hören. Das öffentliche Leben Gisquets gab Plougoulm dem Publikum schonungslos preis, und hier, meinte er, habe der Messager ganz Recht gehabt, indem er Gisquet an den Pranger gestellt. Er empfahl den Geschwornen, sich in diesem Sinne auszusprechen. Die Geschwornen verfuhren aber gerade umgekehrt. Sie gaben dem Messager in demjenigen Recht, was er vom Privatleben Gisquets gesagt hatte, und was im Grunde unbedeutend war, erkannten ihn aber als schuldig in Betreff seiner gegen Gisquet den Staatsbeamten vorgebrachten Beschuldigungen, und somit mußten die Richter den Messager verurtheilen, verfällten ihn aber in die geringste gesezliche Strafe, in eine Geldbuße von 100 Fr. Die Verhöre hatten den vom ehemaligen Polizeipräfekten begangenen Unfug nur allzudeutlich bewiesen; allein die Geschwornen meinten, daß, wenn auch derselbe seine Macht und sein Ansehen arg mißbraucht habe, dies doch als keine Veruntreuung im gesezlichen Sinne angesehen werden könne, und der Messager also Unrecht gehabt, ihn deßhalb öffentlich anzuklagen. Staatsanwalt und Jury haben wohl beide gefehlt; allein von keiner Seite ist appellirt worden. Man war der schmuzigen Geschichte müde. Dg.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 10 u. Monatsregister Januar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Drei und dreißigster Jahrgang.

1 8 3 9.

Februar.

Stuttgart und Tübingen,

im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgenblatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden konnen.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das **Literaturblatt** stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts", mit Einschluß des „Literaturblatts" und „Kunstblatts", kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts" und „Kunstblatts" ohne das „Morgenblatt" . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt" . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt" . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Nro. 17.

Illustrirte Werke. Der Cid. Nach spanischen Romanzen besungen durch Johann Gottfried von Herder. Mit Randzeichnungen von Eugen Neureuther. — Regensburg, 2. Februar. — Kunstausstellungen. — Museen und Sammlungen.

Nro. 18.

Villa Sommariva am Comer-See. — Akademien und Vereine. — Bauwerke. — Sculptur. — Denkmäler.

Literatur-Blatt.

Nro. 12.

Altfranzösische Literatur. Altfranzösische Sagen. Gesammelt von H. A. Keller. Erster Band. — Neue Reisen. 4) Der Sinai. Reisebilder von Alexander Dumas und A. Dauzats. Zwei Bändchen.

Nro. 13.

Romane und Novellen. 1) Die Pickwickier oder Herrn Pickwicks und der korrespondirenden Mitglieder des Pickwick-Clubbs Kreuz- und Querzüge, Abenteuer und Thaten. Aus dem Engl. von Roberts. Viertes und fünftes Bändch. — 2) Leben und Abenteuer des Nikolaus Nickleby. Herausgegeben von Boz, dem Verfasser der Pickwickier. Aus dem Engl. von K. H. Hermes. 1r und 2r Theil.

Nro. 14.

Werke über die Schweiz. 1) Die Thaten und Sitten der alten Eidgenossen im 16ten Jahrhundert, beschrieben von Melchior Schuler. — 2) Die drei lezten Jahrhunderte der Schweizergeschichte ic. Vorlesungen, gehalten zu Bern von Dr. Gelzer. Erster Band. — Romane und Novellen. 2) Leben und Abenteuer des Nikolaus Nickleby. (Schluß.) — 3) Oliver Twist von Boz (Dickens). Aus dem Engl. von Robert. Erstes Bdch. — 4) Oliver Twist, oder die Laufbahn eines Waisenknaben. Von demselben. Aus dem Engl. von Dr. Diezmann. Erster und zweiter Band.

Nro. 15.

Werke über die Schweiz. 3) Heinrich Bullingers Reformationsgeschichte, nach Autographen herausgegeben auf Veranstaltung der vaterländisch-historischen Gesellschaft in Zürich von J. J. Hottinger und H. H. Vögeli. Erster und zweiter Bd. — 4) Heimfahrt von Jerusalem Hans Stockar's von Schaffhausen im Jahr 1519 und Tagebuch von 1520—1529. — 5) Melchior Russens eidgenössische Chronik. — Neue Reisen. 5) Oesterreichische Zustände. Von einem beschaulichen Reisenden. Zwei Theile.

Nro. 16.

Werke über die Schweiz. 6) Die evangelisch-reformirte Kirche und ihre Fortbildung im 19ten Jahrhundert von F. Fr. Zyro. — 7) Ueber das Verhältniß der Kunst zum Kultus. Ein Wort an alle gebildete Verehrer der Religion und der Kunst, von Carl Meyer. — 8) Bericht der zur Revision des Gesangbuchs für den Kanton Schaffhausen niedergesezten Commission. Aus Auftrag der Commission verfaßt von J. C. Vetter. — Romane und Novellen. 5) Nur ein Geiger! Originalroman von J. C. Andersen. Aus dem Dänischen von Jenssen. Drei Theile.

Nro. 17.

Romane und Novellen. 6) Londoner Skizzen von Boz. Aus dem Engl. von Roberts. — 7) Humoristische Genrebilder aus dem Londoner Alltagsleben von Boz. Aus dem Engl. von Dr. Diezmann. Erster Theil. — Humoristische Erzählungen und Skizzen von den Verfassern der Pickwickier, der Waterleerzählungen ic. Aus dem Engl. von Roberts. Erster Theil. — Geognosie. Hinterlassene Werke von Friedrich Hoffmann. Zweiter Band.

Nro. 18.

Romane und Novellen. 9) Bulwers Werke. Aus dem Engl. Von G. Pfizer und Fr. Notter. — Neue Reisen. 6) Ausflug nach Frankreich, England und Belgien zur Beobachtung der dortigen Eisenbahnen. Von Nearelli. — Werke über die Schweiz. 9) Erdkunde der schweizerischen Eidgenossenschaft. Ein Handbuch für Einheimische und Fremde. Von Gerold Meyer von Knonau. Erster Bd. — 10) Die Schweiz. Ein Handbuch zunächst für Reisende. Von L. v. Bollmann.

Nro. 19.

Werke über die Schweiz. 11) Dr. Albrecht Rengger's, ehemaligen Ministers des Innern der helvetischen Republik, kleine, meistens ungedruckte Schriften, herausgegeben von Prof. Dr. Kortüm. — Naturwissenschaft. System der Physiologie für Naturforscher und Aerzte, bearbeitet von Dr. K. G. Carus. Erster Theil.

Nro. 20.

Memoiren. Memoiren des Freiherrn Eugen von Hammerstein. — Werke über die Schweiz. 12) Schweizerisches Museum für historische Wissenschaften. Herausgegeben von Gerlach, Hottinger und Wackernagel. Erster, zweiter Band. — 13) Das malerische Schweizerland. Mit einem Wort zur Charakteristik von A. Lewald. — Romane und Novellen. 10) Kaiser und Papst. Roman von Eduard Duller. Vier Theile. — 11) James historische Romane. Von Dr. Susemihl. — 12) Die Räuber. Ein Roman von James. Aus dem Engl. von Dr. E. Susemihl. Drei Bände.

Nro. 21.

Romane und Novellen. 13) Lezte Mittheilungen aus dem Tagebuch eines Arztes. Aus dem Engl. übersezt von K. Jürgens. Zwei Theile. — 14) Tremaine. Vom Verfasser des de Vere. Aus dem Engl. von Roberts. Drei Theile. — 15) Der Herzlose. Dem Engl. des Harrison Rankin nacherzählt. Zwei Theile. — 16) Der Geheimnißvolle, oder Folgen des jugendlichen Leichtsinns. Nach dem Engl. des G. W. M. Reynolds. Zwei Bdchn. — 17) Die Tochter des Präsidenten. Aus dem Schwedischen. — Literaturgeschichte. Geschichte der hellenischen Dichtkunst, von Dr. G. H. Bode. Zwei Thle. in drei Abthlg.

Nro. 22.

Dichtkunst. Deutsche Volkslieder mit ihren Originalweisen. Unter Mitwirkung des Herrn Prof. Dr. Maßmann in München, des Herrn von Zuccalmaglio in Warschau und mehrerer anderer Freunde der Volkspoesie nach handschriftlichen Quellen herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von A. Kretzschmer. — Neue Reisen. 7) Reise nach St. Louis am Missisippi. Von T. W. Lenz.

№ 28.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 1. Februar 1839.

Plena domus tunc omnis et ingens stabat acervus
Numorum. —

Juvenal.

Das Neujahr in Paris.

Gleich vor oder hinter dem Philosophen finden wir jedesmal eine Art Gelehrten, welchen man den Handlanger nennen könnte; ein in seiner eitlen Treuherzigkeit merkwürdiger Sondermann, welcher gewöhnlich sein ganzes Leben darauf verwendet, Materialien für Andere anzusammeln und zurecht zu machen. Einer dieser ehrenwerthen Statistiker hat nach langer und sorgfältiger Berechnung herausgebracht, was die Pariser im Durchschnitt jedes Jahr für Neujahrsgeschenke ausgeben: netto zwölf Millionen Franken, und diese Summe scheint keineswegs übertrieben, wenn man mit eigenen Augen die fieberhafte, rastlose Thätigkeit beobachtet, welche jedesmal während des Decembers in allen Pariser Fabriken und Boutiken herrscht. Vier Wochen lang kommt die Hälfte der hiesigen Arbeiter und Arbeiterinnen nicht mehr zu Bett: in allen Kauf- und Kramläden schaffen Herren und Diener, Frauen und Mägde zwanzig Stunden lang und essen stehend zu Mittag und zu Abend, wenn sie sich überhaupt Zeit dazu nehmen. Die Boutiquiers wetteifern in Aufwand an Beleuchtung und Vergoldung; die Magazine schimmern in unerhörter Pracht, und wie auf einen Zauberschlag bevölkern sich um diese Zeit die Comptoirs mit einer bewundernswürdigen Menge schöner junger Frauen, deren blendenden Reize und holdseligen Lippen den galanten und ungalanten Käufer in Versuchung und in's Verderben führen.

Dieses Jahr, wie immer, bot die Pariser Kunst und Industrie die Wunder ihrer Schöpfungskraft den neugierigen Blicken dar und setzte die Kauflustigen in Verlegenheit, was sie unter einem so reichen Vorrath von seltenen, kostbaren und entzückenden Gegenständen auswählen sollten. Die Leser dieser Blätter kennen aus unseren frühern Beschreibungen die fashionablen Bazars von Giroux, Susse, Berthellemot, Duvelleroy und Andern; nachträglich vervollständigen wir jene Liste durch einige Supplemente.

Ein gefährlicher Nebenbuhler der Kunst- und Papierhändler Giroux und Susse ist Houssaye, welcher sich etwa seit zwei Jahren in der Börsenstraße etablirt und dort einen prachtvollen Theeladen à la porte chinoise angelegt hat. In diesem Theeladen, in welchen man vom Trottoir aus durch sechs großmächtige Spiegelfenster hineinblickt, verkauft man indeß nicht bloß Thee und Theemaschinen, sondern auch die mannigfaltigsten Luxus- und Phantasiegegenstände. Man findet daselbst eine herrliche Sammlung von alten Kunstsachen, namentlich Porzellanteller und vergoldete Vasen aus der königlichen Porzellanfabrik in Sèvres, chinesische Theeservice, lakirte Ofenschirme, Präsentirteller, so wie alle möglichen Theesorten und sonstige Produkte des himmlischen Reichs.

Die chinesischen Ofenschirme sind gegenwärtig sehr beliebt und werden viel gekauft; sie nehmen sich allerdings ganz hübsch und elegant aus; die bei Houssaye sind von den besten lebenden Künstlern in Peking gemalt, wenn wir der Versicherung des Comptoirfräuleins Glauben schenken wollen.

Zwei eigenthümliche Neujahrsmagazine sind die Boutiken der beiden bekannten Schlossermeister Huret und Fichet, welche noch vor Kurzem so erbitterte Concurrenten waren und sich in dunkelblauen und krapprothen kolossalen Aufschlagzetteln an allen Straßenecken von Paris die gröbsten Injurien an den Kopf warfen. In der sonderbaren Zeit, worin wir leben, möchte ich fast glauben, daß jene Herrn keineswegs so große Widersacher waren, als sie sich den Anschein gaben, und mein Scepticismus gegen Annoncen und öffentliche Maueranschläge geht so weit, daß es mich durchaus nicht wundern würde, wenn ich eines Tags aus zuverlässiger Quelle erführe, die Herren Fichet und Huret seyen ein und dieselbe Person oder wenigstens Vater und Sohn. Der Huret'sche Laden ist auf dem Boulevard des Italiens, an der Ecke der Rue Grange-Bateiière, und Fichet wohnt in der Richelieustraße, an der Ecke der Place Louvois, unweit der großen königlichen Bibliothek. Huret hat seit 1812 die Portefeuilles aller französischen Minister gemacht, für welche er ein spezielles Sicherheitsschloß erfunden. Die Veranlassung dazu, sagt man, war der Verrath eines Huissiers am Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, welcher das inhaltschwere Portefeuille mit den Planen des russischen Feldzugs geöffnet und den Inhalt dieser Depeschen an einen Spion verkauft. Von jener Zeit an ist die Aufbewahrung und Schützung der französischen Staatsgeheimnisse Huret anvertraut worden, der für das französische Generalpostamt ebenfalls die Portefeuilles der reitenden und fahrenden Staffetten liefert, welche mit einem Schloß versehen sind, das beim anhaltendsten und stärksten Trab oder Galopp nicht aufspringt. Uebrigens haben alle Portefeuilles, welche Huret verfertigt, die löbliche Eigenschaft, daß sie nicht dem Druck der ersten besten Hand weichen, und wer braucht heutzutage nicht ein so unentbehrliches Möbel? Jeder ordnungsliebende Mann wünscht ein wohlverschlossenes Portefeuille zu besitzen, und gibt es vielleicht irgendwo eine Frau, welche niemals in den Fall käme, ein Geheimniß unter Schloß und Riegel zu verwahren, die keine eifersüchtige Hand öffnen und sprengen kann? Die Huret'schen Portefeuilles trotzen jeder Indiskretion; man mag ihnen in Gottes Namen Familien-, Staats- und Herzensgeheimnisse anvertrauen; alle sind unter der besten Obhut. — Dieselben vortrefflichen Eigenschaften haben die Geldkisten und Geldkoffer bei Huret, welche in Form und geschmackvoller Verzierung den elegantesten Zimmermöbeln gleichkommen und unter ihrem glänzenden Aeußern zugleich die solidesten Tugenden bergen. Sie halten jede Probe aus; weder Gewalt noch List kann sie übermannen; ihr dreifach umpanzerter Leib ist gefeit und unverletzlich. Wenn man einen solchen Koffer öffnen will, muß man das Stichwort kennen, welches der Schildwache, d. h. dem davorliegenden Schlosse, als Ordre gegeben ist. Wer den Koffer zugeschlossen hat, kann ihn allein wieder aufschließen. Wir dürfen getrost unser ganzes Vermögen hineinlegen und dann ruhig einschlafen; nur mit Kartätschen und Kanonenkugeln wäre er zu bewältigen, und man müßte eine förmliche Belagerung mit schwerem Kriegsgeschütz vornehmen, wenn man seine Uebergabe erzwingen wollte. Außer Portefeuilles und Geldkoffern trifft man noch im Magazin Hurets schöne, vervollkommnete Eisenbettstellen, welche die hölzernen in Gestalt und Eleganz nachahmen, bisweilen sogar übertreffen; ich bemerkte einige außerordentlich zierliche mit getriebener Arbeit. Höchst praktisch schienen mir die einfachen Bettstellen, welche man auseinanderfalten und so zusammenlegen kann, daß sie mit sämmtlichem Zubehör nicht mehr Raum wegnehmen, als ein Violinkasten. — Fichet hat gleichfalls eine reichliche Auswahl von allen eben genannten Schlosserarbeiten, welche insofern beachtenswerth sind, als sie wirklichen Nutzen gewähren und ihren Erfindern größere Ehre machen, als die kostspieligen mechanischen Künsteleien bei Giroux, wie z. B. ein balanzirender Seiltänzer, welcher 1500 Franken kostet.

(Fortsetzung folgt.)

Moden.

(Fortsetzung.)

Mit der Umgangs- und Schriftsprache ist auch die Kleidung logischer, gerundeter, consequenter, gleichförmiger geworden. Freilich haben beide dadurch an Originalität eingebüßt; und dies konnte nicht anders seyn, wenn das, was ehedem die Sache Weniger war, das Handhaben der Hülle des Gedankens und des Körpers, gemeine Fertigkeit werden sollte. — Erträglich zu sprechen und zu schreiben und sich gut zu kleiden, ist jetzt keine Kunst und kein Luxus mehr, es ist fast eine Pflicht geworden; aber gut zu schreiben und sich mit Virtuosität zu kleiden, ist dieselbe Kunst, dasselbe Privilegium Weniger geblieben, was es von jeher war. Ein alter Putz mit Reifrock und Mieder verhält sich zur Blüthe heutiger Eleganz etwa wie die alte, schwer segelnde Galeone mit breitem Rumpf zu der zierlichen, in vollkommenem Ebenmaße-

auf den Wellen tanzenden Kriegsbrigg. Dies hindert aber nicht, daß auch noch heute genug Schiffsmanöver und Toiletten mißglücken, und der Unterschied zwischen guten und schlechten Segiern, zwischen Grazien und — Nichtgrazien bleibt beim selben Takelwerk und demselben Modeschnitt verhältnißmäßig der uralte.

Eine Schöne, welche sich mit sicherer Hand zum Feste schmückt, denkt nicht daran, daß sie als Künstlerin auf den Schultern ihrer ganzen weiblichen Ascendenz steht, wie ein Standbild auf einer Pyramide. Sie wirft den Blumenflor, der, ein Wunder der neuesten Industrie, auf der Seide prangt, so unbefangen um sich, als wäre es ein unmittelbares Naturprodukt, das man nur pflücken darf; sie greift zu Schmuckfeder und Kunstblume so naiv, wie das Negerweib, das seinen Putz für Kopf und Busen am Strande des Meeres sucht oder dem bunten Vogel aus der Schwinge rupft. Es fällt ihr nicht ein, daß Hut und Haube, Kleid und Schärpe, Schuh und Strumpf, daß jedes Stück nach Stoff und Form seine lange Geschichte hat, in der es sich durch zahllose Umwandlungen durchgerungen zur Herrlichkeit des Tages, wie das heutige Staatsrecht aus dem Chaos abgelebter Satzungen. Wie viele Entdeckungen und Erfindungen in Künsten und Gewerben mußten zusammenwirken, um all das Material des Anzugs zu der heutigen Verfeinerung zu bringen! Und welch unendliche künstlerische Thätigkeit entwickelte der weibliche Genius als Baumeister des prächtigen Doms der Toilette mit seinen Wölbungen, Pfeilern, Rosen und Bildwerk, der, wie das Schneckenhaus, wunderbar immer abgeschlossen und doch niemals fertig ist! Mit ernstem Studium und genialem Leichtsinn, unter Jubel und Thränen, unter wechselndem Entzücken und Spott ward er zu der Höhe heraufgeführt, auf der er unser höchst erleuchtetes Zeitalter entzückt.

Das jetzige Kostüm in seiner systematischen Gliederung unterscheidet sich vom schweren Luxus und der unsichern Haltung der frühern Trachten vorzüglich durch jene Raffinirung, welche so viele Bequemlichkeiten des Lebens in mannigfachen Formen ausgebildet und der großen Mehrzahl zugänglich gemacht hat. Es ging mit dem Anzug wie mit so Manchem, was dem lebenden Geschlecht ganz einfach vorkommt, ohne das es sich das Leben kaum denken kann, an dem aber der menschliche Geist Jahrhunderte lang mühsam gebildet und gebessert hat und fortbessert. So könnte man die Evolutionen des weiblichen Costüms mit denen irgend eines etwas complicirten Werkzeugs vergleichen, etwa des Regenschirms, wachsleinwandenen Angedenkens; oder noch besser, man denke an die Geschichte unseres Fuhrwerks mit seinen verschiedenen Arten.

Wie viele Künste und Wissenschaften, Mechanik, Chemie, Metallurgie u. s. w., mußten sich gleichzeitig erweitern, bis aus der rohen Idee des urväterlichen Karrens das leichte, zierliche, bequeme Produkt eines unserer renommirten Wagenbauer entsprang! Die erste Carrosse mit hängendem Kasten deckte ihre plumpen Glieder mit reicher Schnitzarbeit, mit Vergoldung und kostbaren Stoffen. Aber trotz diesem Pomp blieb sie lange unzeschlacht, schwerfällig, wackelnd und klappernd. Nur ganz allmählich lernte man Festigkeit mit Beweglichkeit und Leichtigkeit vereinigen; die steifen Tragsäulen wurden zu immer geschmeidigeren, immer verständiger angebrachten Federn, die unnöthigen Ausladungen zogen sich immer mehr zurück, und alle Abtheilungen des Fuhrwerks fügten sich nach und nach in die Formen, welche beim geringsten Umfang die größte Solidität oder den meisten Raum gewähren. Alles Beiwerk, Riemen und Taschen, Griffe und Tritte erfuhren eine gleichmäßige Ausbildung als Glieder eines harmonischen, bequemen und zierlichen Ganzen.

Ganz demselben Bildungsgang folgte die Toilette: erst reich und pompös vor Allem, starr und steif, lernte sie immer mehr die Kunst, den Luxus mit dem Geschmack, die Eitelkeit mit der Bequemlichkeit zu versöhnen, aus nichts etwas und aus wenig viel zu machen. Um nur Eines anzuführen, so erinnere ich mich, daß ich als Kind meine Schreibhefte mit einem derben, unbiegsamen, oben und unten gebohrten Eisenstabe liuirte, der eine Reliquie aus der Schnürbrust meiner Großmutter war. Dieser Brustharnisch verhielt sich zu den wundervollen Corsets des Parisers Josselyn, in denen man sich nach Gefallen lüftet oder fester schnürt, wie die Carrosse, in der Heinrich IV. den Tod fand, zu der, in welcher Louis Philippe, dem Tod entging.

Noch mehr: die Kultur unterläßt nie, ein Bedürfniß unterwegs vielfach zu spalten und demgemäß das Mittel der Befriedigung zu Unterarten auszubilden. So entspricht jezt eine Menge verschiedener Fuhrwerke den gesonderten Gattungen des Anzugs. Einst, da es nur Karren und Prachtkutschen gab, war auch der Sprung vom salopen Hauskleide zum anspruchsvollen Putz noch nicht so durch Uebergänge vermittelt. Jedenfalls mochte die mittelalterliche Dame froh seyn, wenn sie einmal des Tags glücklich in ihren Harnisch gebracht war. Heute besteigt der Mann von Welt an Einem Tage drei, vier verschiedene Fuhrwerke, und die Dame kleidet sich eben so oft um. Neglige, halber Anzug zur Promenade, voller Putz zu Ball und Assemblee, Charabanc, Kalesche, Berline mit Wappen am Schlag und prächtiger Bockdecke — dies sind ganz parallele Reihen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden-Baden, Januar.

Die Wintergesellschaft.

Vor einigen Jahren stellte sich der Engel des Herrn mit dem Flammenschwert dräuend und abwehrend an den Eingang des Paradieses der nordischen Reisenden, und mit diesem Zeitpunkt fällt die Verwandlung Badens aus einem Badeort in einen europäischen Versammlungsplaz so genau zusammen, daß hierin Ursache und Wirkung dem forschenden Blick sich offen darzulegen scheinen, obschon es immerhin schier unmöglich bleibt, den wunderbaren Gang der Ereignisse sich klar zu machen; denn wie Wind und Wogen Bestimmungen gehorchen, welche wir so wenig kennen, daß wir dieselben launenhaft und gesezlos nennen, eben so herrscht die Mode, die nicht nur nach ihrer Willkühr die Menschen kleidet, sondern sie auch an unsichtbaren Fäden, wie Marionetten, hin und herführt. Was wir Mode nennen, ist von den kleinsten, dem Anschein nach unwesentlichsten Aeußerungen bis zu den größten Ergebnissen nichts Anderes, als eben das große Gesez, das Schicksal, die Vorsehung selbst, deren geheimnißvolles Walten „kein geschaffener Geist" ergründet. Die Wirkung aber bleibt uns nicht verborgen, und wir mögen sohin immer die Cholera als die zunächst sichtbare Ursache gelten lassen, von der wir Badens veränderte Stellung herleiten dürfen. Zum Beweis jedoch, wie sehr diese Stellung eine andere geworden, dient vor Allem der Umstand, daß sich eine vollkommen ausgeprägte Wintergesellschaft hier bildete, zwar unendlich kleiner, als die des Sommers, und mit dieser nur insofern zu vergleichen, als sie aus Mitgliedern derselben besteht, aber doch noch von einer Bedeutung, die hinreichen würde, die Badesaison manch eines andern Kurorts zu einer glänzenden zu machen. — Sonst bieten die Straßen eines Kurorts im Winter einen traurigen Anblick dar, wenn die Häuser starren Leichen mit geschlossenen Augen gleichen; nicht so in Baden. Die Wintersonne spiegelt sich in den blanken Fensterscheiben der ersten Stockwerke, und Abends dringt durch die geschlossenen Jalousien heller Lichtschimmer, besonders in den meisten Wohnungen der neuen Promenade; nicht selten sogar ertönt in den erleuchteten Räumen laute Tanzmusik; und so reichen die (im Verhältniß zum Ganzen freilich nur wenigen) besezten Wohnungen hin, der gesammten Stadt einen höchst angenehmen Anstrich von Lebhaftigkeit zu verleihen. Ein anderes Wahrzeichen von der verstärkten Anzahl überwinternder Fremden ist, daß es möglich geworden, eine ständige Table d'hôte um fünf Uhr fortzuführen, wie sie in dem schönen und fashionablen Gasthaus zum englischen Hof tagtäglich stattfindet, während vor einigen Jahren noch sogar im höchsten Sommer wenige Wirthe sich dazu verstehen wollten. — Dem näheren Verkehr der Wintergesellschaft unter sich bleibt ein hoher Gast, der Kurfürst von Hessen, ganz fremd, wenn man nicht den Besuch des Theaters dazu rechnen will, in welchem er öfters in der, eigens neudekorirten und erleuchteten Hauptloge sich zeigt. Er scheint ganz seinen nächsten Umgebungen zu leben, und soll, wie glaubwürdige Briefe aus Wien neulich meldeten, sich jezt mit der bevorstehenden Vermählung der dritten Comtesse Reichenbach mit dem ungarischen Grafen Zichy beschäftigen. Die Gräfin Luckner befindet sich mit ihrem Kind seit ihrer, vor einem Jahr erfolgten Niederkunft immer noch bei ihrer Mutter. Das Gefolge Sr. königlichen Hoheit besucht hin und wieder die Gesellschaften und das Casino der hiesigen Honoratioren, und nur ein Cavalier daraus ist eine ständige Erscheinung in den eleganten Cirkeln der Fremden. — Die Fürstin von Georgien hat seit ein paar Jahren Baden immer nur auf kurze Zeit verlassen, und ihr Haus bildet einen Mittelpunkt der Gesellschaft; mütterliche Sorgfalt für ihre kranken Kinder sey es, sagt man, was sie zum bleibenden Landaufenthalt bewege. Jedenfalls trägt sie wesentlich dazu bei, die ländliche Zurückgezogenheit des winterlichen Badens nicht zur „tödtlichen Langeweile" ausarten zu lassen, die doch am Ende Einen oder den Andern vertreiben dürfte. — Lord Lyndhurst versammelt häufig einen auserlesenen und zahlreichen Kreis in seinem Salon; zwar rufen ihn in wenigen Tagen seine politischen Geschäfte nach England, aber er läßt seine Familie hier, und somit bleibt sein Haus der Gesellschaft geöffnet, die übrigens nicht nur in den Wohnungen der einzelnen Mitglieder sich zusammenfindet, sondern auch schon zu einigen Ballfesten im englischen Hof sich vereinigte. Es kann unmöglich im Plane dieser Zeilen liegen, die einzelnen Namen, oder auch nur die verschiedenen Gruppirungen derselben zu nennen und zu bezeichnen; denn dieser Gruppirungen treten mehrere deutlich hervor, und Niemand glaube, daß die Wintergesellschaft eine einzige Coterie bilde, wozu sie zu zahlreich und zu verschiedenartig zusammengesezt ist. So z. B. zeigt die hier anwesende Nichte Napoleons sich nicht in der großen Welt, und besucht nur hie und da die Casinobälle. Eine Persönlichkeit könnte jedoch nicht mit Schweigen übergangen werden, wenn sie auch nicht den „Löwen" dieses Winters vorstellte, nämlich: Rusthem Bey, ein junger, aber bereits ganz civilisirter Muselmann, der nicht nur mehr, viel mehr gelernt hat, als mancher vornehme und reiche Sprößling europäischer Abstammung — so spricht er unter andern ganz geläufig französisch, englisch, italienisch — sondern auch in Tracht und Benehmen einem wohlerzogenen und feingebildeten „Franken" gleicht. Wenn Mahmuds kühne Reformen überall so lebendige und tiefe Wurzeln schlügen, als bei diesem jungen Offizier seines Generalstabs, so würde das gewaltsame Verwischen des türkisch-volksthümlichen und morgenländischen Gepräges freilich reichlichen Ersaz finden; aber es gibt Leute, die behaupten wollen, dies sey bisweilen nicht der Fall. Einem Beobachter der fremden Erscheinung war bei einer zufälligen Gelegenheit besonders bemerkenswerth, daß der Türke über den Ehrenpunkt sich ganz in dem Sinn eines fränkischen Cavaliers äußerte, und es wäre wahrlich nicht überflüssig, zu wissen, ob diese Ansichten in der Gesellschaft von Konstantinopel, und vorzüglich unter dem Offizierscorps der großherrlichen Armee sich einzubürgern beginnen; denn die barbarische Sitte des Zweikampfs wäre, so sonderbar dies auch klingen mag, ein mächtiger, folgenreicher Fortschritt in der türkischen Civilisation. — Ein bezeichnendes und für Baden erfreuliches Ergebniß der neuen Gestaltung der Dinge ist es, daß es einer recht wackern Schauspielergesellschaft möglich geworden, sich für den Winter hier anzusiedeln. Das Theater erfreut sich eines zahlreichen Zuspruchs aus allen Ständen und verdient die Gunst des Publikums durch seine Leistungen. — Die Honoratioren Badens haben für den Winter eine Casinogesellschaft errichtet, der viele der ausgezeichneteren Fremden sich anschließen; und da bei der so außerordentlich anwachsenden Bevölkerung eine strengere Auswahl nöthig ward, so konnte es nicht fehlen, daß sich noch eine zweite Vereinigung (sonderbarerweise unter der gleichen Benennung) bildete.

Beilage: Literaturblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 29.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 2. Februar 1839.

— Mutato nomine de te
Fabula narratur.

Horat.

Moden.

(Schluß.)

Wer ein Landgut besitzt, oder auch keines, und den eigenen oder gemietheten Wagen besteigt, fährt besser und bequemer als Kaiser Karl V., in dessen Reichen die Sonne nicht unterging. Er wird auch dankbar dafür seyn, wenn er eben daran denkt. Aber der Eitelkeit mancher eleganten Dame, die sich mit verständiger Wahl und selbstständigem Geschmack kleidet, kostet es vielleicht ein kleines Opfer, anzuerkennen, daß alle christlichen Jahrhunderte an ihrer Toilette gebaut haben, und daß, was sie aus eigenem Genie etwa hinzuthut, gegen das Werk der Zeit kaum in Betracht kommt. Doch andere haben vielleicht auch Lust, die hier ausgesprochenen Gedanken für sich weiter auszumalen. Wir geben daher als Anhaltspunkt das Verzeichniß der Aussteuer einer Kaisertochter des fünfzehnten Jahrhunderts, und die Leserinnen mögen ihre eigene Garderobe und überhaupt ihr Hauswesen damit vergleichen.

Herzogs Wilhelm zu Sachsen Gemahlin, Anna, eine Tochter Kaisers Albert II., erhielt im Jahr 1443 außer 30,000 Gulden Folgendes zur Aussteuer: „Ihre Genad hat drei guldine Gewand gehabt von Sammet und Damasc; unter den gulden Gewandten ist Hermelin-Kirschenwerk unter zweien und unter dem dritten Zobel. Darnach hat ihr Genad aber (wieder) gehabt zween Sammtin Röck und ein Damascen, daruntee ist Becheuck (sibirischer Marder) gewest. Der vorgenannten gulden und Seiden Dücher hat ihr Genad Joppen (Jupen) und Ermel gehabt zu jeglichem Gewand. So hat ihe Genad zwey Schierlitz von Damasc, Item zu ihe selbst Leib sechs Schleyr und sechs Dün-Dücher, Item zwey Stuck Wellisch Leinwath. Von Kleinoten: zwey Halßband, zwölff Häfftel, zwei und dreißig Ring, viee March Perl, drei Gurtl; zwölff große Schüssel, viel kleine, ein Natterzeug, zwölf Koff (Kelche), acht weiß Becher, zwei Kandel, zwölff Löffel, zwei Beck, ein Gießfaß, zwei Paar Tischmesser, ein ganze Zurichtung zu dee Meß auf ein Altar; ein verguldten Wagen mit Düchern und Pölstern wohl zugericht mit sechs Pferdten; vier Zeltendt-Pferdten (Zelter) wohl zugelicht mit Sattel, Hulstern und Zeugen; ein Cammeewagen, ein Kuchenwagen, zwölff Pferdt und dazu Kuchengeschirr. Ihr Gnad hat gehabt ein Reyß-Beth, daeauf einen Polster, ein Küß, zwei Paae Leilachen, ein Seiden Gulther.“

Strafpredigten wider Eitelkeit und Luxus sind seit geraumer Zeit aus der Mode. Was aber im modernen Tone abgeschmackt oder doch langweilig erschiene, hat im scurrilen Gewand der ältern Sprache einen eigenen Reiz.

Die Leserinnen schauen vielleicht zum Schluß nicht ungern in einen solchen Spiegel, der einer frühern weiblichen Welt vorgehalten wurde; sie mögen urtheilen, wie weit noch die heutige herausblickt.

Georg Friedrich Messerschmids Predigt über den Text: „Foeminae sunt viscarum Diaboli, eß sein die Weiber des Teuffels Leimrutten," wurde 1615 zu Straßburg gedruckt. Folgendes ist ein Bruchstück derselben.

„Nun wolan, weiln wir von den innerlichen Affekten, auch Qualitäten und Eigenschaften der Laster des Gemüths discuriret haben, so last uns doch nicht von der Narrheit abweichen, ehe wir zuvor die Eitelkeiten der Weiber in den äußerlichen Actionen, Thun, Vorhaben und Lassen entdecken und offenbaren. Als wie sie sich so sehr delectiren und belustigen, hübsch zu sein, sich mit mancherlei Farben anzustreichen und schön zu machen. Sie erkuhlen das Antlitz mit fersighlühend (Pfirsichblüth) Wasser, bestreichen und zärteln das Fleisch mit Limonensaft, mit Esels-Milch. Sie erhalten sich mit Rosenwasser, Wein und Alaun. Sie gebrauchen sich der Traganttäfelein von Quittenkernen, des gebranden Weins, des ungelöschten Kalks, ihnen ein recht vollkommen Bleiweiß-Sälblein zu präpariren. — Siehe, da werden gesehen ausstaffirte Spiegel, Rosen- und Spicanardiwasser, Bisam, Zübeth, Rauchwerk, schmakend Puiver von Aloes, Cipern, Stabwurz, Schmakkügelein, Bisamknöpf, Mudzcatnussen. — Da siht man Strål (Kämme), Spiegel, Ohrenlöffel, Haarenysen, Haarschären, Rupffzwänglein und Pfriemen. Da stehen Schächtelein, Büchslein, irdene Geschirlein, gläserin Fläschlein, Schiffelein, Schärblein, Häfelein, Eyerschaalen, Muscheln, gespilt und ausgefüllet von allerhand Pfästerlein und Sälblein. — Da tritt die Magd herbei, die Haarbögen zu rusten, ihnen die Rosen und Nestel zu binden, die Haarscheitel zu machen, die Haar recht zu ordnen und zertheilen, sie einzuschnüren, die Achseln zu ziehen und einzuhalten, nun ihnen da vornen, nun dahinden zu helffen, die Pantoffeln und Stelzenschuhe beizutragen, die Falten zu erheben, den Schweiff zu erlupffen.

„Da tritt dann Frau Venus herein mit wohl aufgepuztem Kopffe, mit aufgelegten Büschen, mit auf der Seite auffgebundenen Hornen, mit gelben, braunen, blawen, grünen, schwarzen, weissen Haarflechten, mit guldenen Binden und Floren, mit Masken, mit Larven, mit Federbüschen, mit einem Huth, darauff Stifften, Medagilen oder verguilten Münzen; mit neugebachen, fantastischen Bossen: mit Armbanden um den Arm, mit diamantnen Ringen an den Fingern, mit Ketten um den Halß und Gehenkten an durchlöcherten Ohren; mit Nägelsblumen (Nelken) wohl offtermalen in der rechten, mit Rosen in der linken Hand. Auf solche Manier nun herausgebuzt, da kompt sie eben recht für, wie eine falsche und angestrichene Isabella.

„Weiters zu größerer Zärtigkeit trägt sie seiden oder von Gold gestilte Handschuh; zu Winterszeit ein Schluffer von Zobel, den Sommer durch einen Windfahnen oder Muckenschleicher. Was wollen wir nun aber von ihrer Halszierde erzählen? wie viel ich deren gesehen, welche Krägen tragen, die vielmehr für Karrenräder zu halten seynd? Und ich weiß nicht, wie sie sich dafür zeichnen (bekreuzen) können. Und obschon die Sach mehrers nicht werth ist, thut es doch noth, Thüren und Pfosten zu erweitern, sonst können sie nicht hinein. Auch sieht man zwar, daß sie monatlichen solcher Krägen formen, verändern und changieren; welche Veränderungen dann offtermalen mehr kosten, als wohl bisweilen ein ganz newes Kleide. Und ich weiß eine Persohn, die hat für einen dicken Kragen funfzig Kronen spendirt; ist zwar für einmal genug. Nun fragt sich, ob dieses nicht Würkungen der Narrheit sein, welche solchen Leuthen es dermaßen so süß einredet, daß sie sich dürfen bereden, sie stehen desto besser, je mehr sie mit dergleichen parfumirten Bossen auffgezogen kommen."

Der Neujahrstag in Paris.

(Fortsetzung.)

Da wir einmal in der Richelieustraße sind, so dürfen wir bei der religiösen Buchhandlung von Curmer nicht vorbeigehen; wir können hier die elegantesten und schönsten Neujahrsgeschenke einkaufen. Alle Bücher, die wir vorfinden, sind Prachtausgaben mit Prachteinbänden; sogar der Curmer'sche Prospektus ist ein Prachtwerk; er bildet nämlich eine etwa funfzig Seiten starke Broschüre, auf dem feinsten Velinpapier gedruckt; die Anzeigen der Büchertitel sind mit zierlichen Arabesken eingerahmt und mit Textproben, Holzschnitten, Stahlstichen, Vignetten 2c. begleitet. Die neuere französische Buchdruckerei verdankt Curmer bedeutende Fortschritte und Verbesserungen. Curmer ist der erste Pariser Verleger, welcher die englische Methode, den Text mit Holzschnitten und allerlei Zierrath auszustatten, nach Frankreich übersiedelt hat, und zwar mit dem besten Erfolge; alle seine Ausgaben zeichnen sich durch große Correktheit, eleganten Druck und reiche Verzierung aus. Aber fast alle seine bibliographischen Meisterwerke sind religiöse oder moralische Bücher; in seinem Verlage erschienen: die heilige Schrift, ein schöner Quartband mit 700 Holzschnitten; die vier Evangelisten in zwei Oktavbänden mit zwölf Stahlstichen nach den Zeichnungen Tony Johannots, nebst einer Karte von Palästina, einem kolorirten Plan der

Stadt Jerusalem und zehn Ansichten aus dem heiligen Lande; die Imitation de Jésus-Christ, mit zahlreichen Verzierungen, welche dem strengen und salbungsvollen Charakter dieses Andachtbuches ganz entsprechen; ein neues Gebetbuch für Paris und Rom, mit zwölf Stahlstichen, wozu Overbeck die Zeichnungen geliefert hat; le Livre de Mariage, ein praktischer Lebenswegweiser, mit Kupfern und Auszügen aus den ersten christlichen Autoren und den berühmtesten französischen Kanzelrednern; mit dem Einband kostet dieses lezterwähnte Buch 500 Franken. Troz dieses hohen Preises sezt der Verleger dennoch viele Exemplare ab; es figurirt als gewöhnliche Gabe unter den Brautgeschenken einer Neuvermählten. Curmer veranstaltet in diesem Augenblick eine illustrirte Ausgabe von Bossuets Discours sur l'histoire universelle, wovon so eben die erste Lieferung mit goldbelegtem Titelblatt erschienen ist. Dieses Prachtwerk, welches hinsichtlich der materiellen Vollendung nichts zu wünschen übrig läßt, bildet den glänzendsten Pendant zu der Ausgabe von Paul und Virginie, einem typographischen Meisterstück, welches mit den gelungensten Erzeugnissen der englischen Buchdruckerkunst sich messen darf.

Paul und Virginie verdiente allerdings eine solche Auszeichnung. Es fehlte indeß wenig, so wäre dieses liebenswürdige Buch, welches die ganze Welt gelesen hat, nie in eine Druckerpresse gekommen. Bernardin de Saint-Pierre las eines Abends das Manuscript seines Romans in einem belletristischen Abendcirkel bei Madame Necker in Gegenwart der ersten damaligen Notabilitäten in der Literatur vor. Einige anwesende Damen vergoßen Thränen; allein Herr Necker schlief darüber ein, Herr Thomas blieb gleichgültig, Herr von Buffon gähnte und ließ seinen Wagen vorfahren. Da schämten sich die Damen ihrer Rührung, trockneten verstohlen ihre Thränen und Madame Necker speiste den Verfasser mit einigen leeren Höflichkeiten und Artigkeiten ab, welche ihn vollends zur Verzweiflung brachten. Bernardin schlich still und traurig in sein Kämmerlein und ließ sich lange nicht wieder blicken. Er ging eben damit um, sein kostbares Manuscript in's Feuer zu werfen, als der Maler Vernet, sein alter Jugendfreund, zufällig in seine Stube trat und ihn nach der Ursache seiner Niedergeschlagenheit fragte. Bernardin gestand ihm Alles: er willigte endlich nach langem Bitten Vernets ein, das Manuscript noch einmal vorzulesen, und er fühlte sich überglücklich, als sein Freund, von Bewunderung hingerissen, ohne das Ende abzuwarten, aufsprang und ihm mit den Worten um den Hals fiel: „Freund, du hast ein Meisterstück gemacht!" Vernet hatte vollkommen recht; der Beifall, den Paul und Virginie fand, war unermeßlich: das Buch wurde in alle europäischen Sprachen übersezt, in allen Formaten ausgegeben und von allen Classen von Lesern verschlungen.

Es war ein gewagtes Unternehmen, Paul und Virginie zu illustriren: ausgezeichnete Künstler hatten bereits zu verschiedenen Malen ihr Compositionstalent am überreichen Stoff erprobt. Curmer wußte sich den rechten Mann dazu auszusuchen: Tony Johannot, den geistreichen Dolmetscher aller Typen und Situationen, welche Chateaubriand, Lamartine, Delille, Walter Scott und Cooper geschaffen haben. Außer Tony Johannot gewann Curmer die besten Landschafter, und so entstand ein wahrhaft schönes Ganze.

Das Beispiel Curmers hat andere französische Verleger zu rühmlichem Wetteifer und ähnlichen Unternehmungen angefeuert; wir erinnern nur an die Illustrationen von Gilblas, Don Quixote und Molière, welche die Buchhandlung Paulin geliefert. Es war der Mühe werth, durch typographische Prachtwerke das Andenken dreier Schriftsteller zu ehren, deren Schriften ewig die Launen der Kritik überdauern werden. Cervantes, Molière und Lesage gehören in die Kategorie von Autoren, welche man nie müde wird zu lesen und immer wieder zu lesen. In der modernen, so einförmigen und abgezirkelten Gesellschaft gibt es immer noch genug Don Quixote's, wie zu den Zeiten des Cervantes; nur sind die modernen Monomanen von anderer Färbung und heißen Republikaner, St. Simonisten, Fourieristen, und im Allgemeinen Utopisten. An Gilblas und Scipio's hat Frankreich heutzutage eben keinen Mangel; Robert Macaire und Bertrand sind gleichsam die Superlative gewisser Romanhelden von Lesage. Und was Molière anlangt, so braucht man den meisten seiner komischen Charaktere nur ein anderes Kleid anzuziehen, und man schwört darauf, sie seyen gestern gemalt worden. Die Race der Harpagons, der Tartüffe's, Jourdains und Trissotins blüht mehr als je in dem schönen Frankreich, wo von jeher das meiste sociale Unkraut neben den schönsten Blüthen und Früchten der Civilisation gewuchert.

Man hätte sehr Unrecht, wenn man diese Pracht materieller Ausführung als frivolen Luxus oder als eigennützige Spekulation betrachten wollte; das hieße durchaus die enge Verwandtschaft verkennen, welche zwischen dem Zeichner, Kupferstecher, Holzschneider und Schriftsteller besteht, und die zahllosen Dienste, welche sie sich gegenseitig erweisen können. Die sogenannten Illustrationen eines Werks erzielen etwas Ernsthaftes und Ersprießliches. Indem sie dem Buche ein neues, lebendiges und pittoreskes Aussehen geben, erleichtern sie zu gleicher Zeit dem großen Haufen der Leser das Verständniß des Textes. Der Künstler belebt die Gebilde des Dichters und bringt alle Gemälde erst recht zur Anschauung und Handgreiflichkeit.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Halle, Januar.

Baugeschmack.

Wenn bei dem seit dem Frieden wieder rege gewordenen Sinn für das Schöne an andern Orten Neubauten in der Regel zugleich Verschönerungen werden, so scheint in Halle, welches in allen Zeiten sich trefflicher Baumeister und Steinhauer zu rühmen hatte, noch völlige Gleichgültigkeit für öffentliche Bauten und Kunstwerke zu herrschen, so daß man nicht nur ein altes, schönes Portal oder Gesimse nach dem andern wegnehmen sieht, sondern sogar fast jedes neue Gebäude zur Verunstaltung der Stadt beiträgt. Man baut hier theils noch im ordinärsten, oder richtiger, in gar keinem Style, wie bei dem neuen Schauspielhause, dem Packhofe und der Zuckersiederei, welche mit ihren rothen Ziegeldächern und langgestreckten Wänden mehr mit Scheunen zu vergleichen sind, als daß man sie für öffentliche Gebäude halten könnte; theils ohne alle Rücksicht auf die nächsten Umgebungen, die doch in der Regel gerade das Bestimmende seyn sollten. Hier ist zunächst das dem Umfange und der Lage nach bedeutende Haus eines unserer reichsten Mitbürger zu erwähnen, das von ausgemauertem Fachwerk zwischen alten, stattlichen Giebeln und Thürmen am Markte im Geschmack der lezten Decennien des vorigen Jahrhunderts, d. h. mit ängstlicher Vermeidung alles Zierraths und sorgsamer Erstrebung einer langweiligen Symmetrie in Fenstern und Thüren, aufgeführt ist. — Vor Allem aber muß in dieser Beziehung der kaum vollendeten Treppe am Universitätsgebäude gedacht werden, welche durch ihre Steilheit nicht nur die kleinere, höher gelegene Eingangstreppe, an welche sie sich für das Auge des Beschauers zweckmäßig anschließen sollte, sondern einen Theil des Hauptgebäudes selbst verdeckt, und so lezteres, anstatt dasselbe zu heben und dessen Eindruck zu erhöhen, verkleinert und versteckt. Hat diese Anlage sonach von Seiten der Schönheit nichts für sich, so scheint sie sich auch durch Zweckmäßigkeit nicht zu empfehlen, wie dies eine unter den Studirenden cirkulirende Zeichnung andeutet, welche den Architekten darstellt, der von oben den die Treppe mühsam Hinansteigenden Seile entgegenwirft.

Charakteristisch für die hiesigen neuen Gebäude ist es auch, daß dieselben, wo sie einander ganz nahe liegen, doch ohne alle Beziehung auf einander geblieben sind. So stehen das Schauspielhaus und das stattliche Universitätsgebäude ohne alle Rücksicht auf ihre Fronten zu einander, und die jezt sich aus ihren Fundamenten erhebende neue Post zeigt eine so böswillige Querlinie gegen alle ihre Umgebungen, daß man glauben könnte, eine halbe Vorstadt sollte ihr zum Opfer gebracht werden.

Wann wird die Zeit kommen, in der hier ein Geist die Mittel findet, Berücksichtigung des speciellen Zwecks und des wohlthätigen und schönen Eindrucks, den öffentliche Bauten machen können und sollen, zu vereinigen!

Bei dieser Gelegenheit glauben wir auch hinsichtlich anderer Anlagen, welche auf verschiedenen, an einander grenzenden Territorien gemacht werden, den Wunsch aussprechen zu müssen, daß die betreffenden Behörden zuvor conferiren und in Uebereinstimmung handeln möchten. So steht noch zu erwarten, ob der Schulberg mit dem Universitätsplatze in Einklang gebracht werden wird, und ob, während Seitens der Stadt der am Kirchthore gelegene Teich zugeschüttet und der Plaz planirt werden soll, die daran grenzende, den königlichen botanischen Garten umschließende abscheuliche Lehmwand (der Fluch unserer Gegend) einer anständigeren Umzäunung Plaz machen wird. Wenn der Magistrat hier und bei andern Gelegenheiten recht dringende Vorstellungen an die betreffenden königlichen Behörden richtete, so dürfte doch mit der Zeit Abhülfe zu erreichen seyn.

Die Verunstaltungen, welche die Stadt und besonders die Vorstädte durch unregelmäßig angebaute Schuppen, Ställe u. s. w. bis in die neueste Zeit zu erleiden hatten, werden hoffentlich bei der im vorigen Jahr eingetretenen Veränderung im Magistratspersonale und dem jezt — wie man hört — freilich sehr spät angenommenen Grundsatze, unter keiner Bedingung öffentliches Territorium zu veräußern, ihre Endschaft erreicht haben. Ein guter Einfluß von Seiten der Lokalbehörde wird überhaupt immer seine Früchte tragen, nur darf man freilich in dieser Zeit äußerster subjektiver Zersplitterung davon nicht Alles erwarten. Bevor sich der Gemeinsinn nicht in der Masse selbst wieder gebildet, kann man für eine Provinzialstadt, wo kein Fürst auf Verschönerung bedacht ist, nichts Bedeutendes hoffen, selbst wenn solche noch mehr bildungsfähige Elemente in sich enthielte, als unsere an alten Kunstdenkmälern keineswegs arme Stadt. Inwiefern man diese fortan respektiren wird, muß die neueste Zeit lehren, da zwei unserer Kirchen gegenwärtig im Ausbau begriffen sind. Sollten die von gutem Sandstein aufgeführten Pfeiler und die in der Domkirche befindlichen Statuen der Apostel wiederum mit Kalkfarbe beschmiert werden, so könnte man freilich nur wünschen, daß die Restauration einer Zeit überlassen worden wäre, welche mehr Beruf hat, Alterthümer in ihrer Eigenthümlichkeit aufzufassen und zu behandeln, und dieselben nicht willkührlich im Sinne des jedesmaligen herrschenden Ungeschmacks umformt. Was man in dieser Beziehung in unsern Tagen hier erwarten kann, zeigt die erst im vorigen Jahr kläglich verunstaltete Ulrichskirche, bei welcher die neu eingerichteten, sehr hervortretenden Stühle der Kirchenvorsteher in einer Disharmonie mit den ehrwürdigen Umfassungswänden stehen, die Alles übersteigt. Wir fordern Jeden auf, der die neuesten Conditoreien in Berlin und Leipzig gesehen, ehrlich zu erklären, ob er sich beim Anblick dieser buntverzierten Sitze des Gedankens erwehren kann, jene haben hier als Muster gedient. Es ist dies nur daraus zu erklären, daß es uns an Etablissements der leztern Art gänzlich fehlt, und das Verlangen nach solchen, wirklich hübsch und ihrem Zwecke entsprechend dekorirten Lokalen zu groß gewesen ist, um es ganz unbefriedigt lassen zu können. Schade freilich, daß ein Kirchencollegium sich dessen hat annehmen müssen!

(Schluß folgt.)

Logogriph.

Mit D, mit L, mit M, mit Str
Tod und Verderben bringend ist er;
Mit einem dieser Köpfe doch allein
Wird er Ding, Pflanze, Thier, Verbrecher seyn.

J. G. M.

Beilage:
Literarische Anzeige der J. J. Weberschen Buchhandlung in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 30.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 4. Februar 1839.

> Well bandied both; a set of wit well play'd!
>
> Shakespeare.

Walter Raleigh und Königin Elisabeth.

Eine Episode aus dem Werke: Shakespeare and his friends,

von Willibald Alexis.

Als die Königin von England den Audienzsaal verlassen hatte, sah man dieselbe in ihrem Privatzimmer sitzen, auf einem zierlich geschnitzten Stuhle, welcher Kissen von Carmoisinsammt hatte, darauf die königlichen Wappen mit Gold gestickt waren. Auch ruhte ihr Fuß auf einem Schemel desselben Stoffs, und rings um sie her befanden sich die erwählten Vertrauten Ihrer Majestät. Anstatt der Krone trug sie jetzo einen kegelförmigen Kopfputz, welcher aus Draht, Spitzen, Bändern und Juwelen bestand. Das Gemach war von handlicher Größe, bedeckt mit köstlichen Tapeten, darauf sehr schön abgemalt standen die Hauptbegebenheiten der Iliade, und außer den nöthigen Geräthschaften, als da sind Stühle, Tische und Schränke, kunstreich ausgeschnitzt und von dem schlauen Meister in allerlei seltsame Formen gebracht, fanden sich auch noch in dem kostbaren Täfelwerk der Wände in Lebensgröße die Bildnisse Seiner Hoheit des hochseligen Königs, glorreichen Angedenkens, Heinrich des Achten, gleichwie seiner Gemahlin Anna Boleyn, in schwarzen Ebenholz rahmen, Beide mit großer Sorgsamkeit und zum Sprechen ähnlich gemalt.

Die ganze Gesellschaft schien in besonders guter Laune, vor allem Ihro Majestät, welche vorangling durch ein lautes und anhaltendes Gelächter, indem sie nämlich vor zwei offenen Glasthüren saß, durch die man auf einen, von langen Schattengängen durchkreuzten Garten blickte, dieweil an den Rand dieser selben Thür gelehnt, fast so, daß er außerhalb des Zimmers war, Sir Walter Raleigh stand, gegen den augenscheinlich alle Lustigkeit gerichtet war. Selbiger nämlich hielt mit einer feierlichen Miene, die aber beständig durch die Scherze der Gesellschaft gestört wurde — und er mußte selbst bisweilen herzlich mit auflachen — eine lange Pfeife im Munde, und während er rauchte, beobachtete er sorgsam den Rauch, den er in die Luft blies.

„Du hast gut dich um den Rauch kümmern, denn dein Geld wird auch bald Rauch seyn," sagte Ihre Majestät, und die Hofleute und Damen lachten darüber noch herzlicher denn vorher. — „Belieben Ihro Majestät," erwiderte Sir Walter, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm und mit den Uebrigen lachte: „mein Rauch ist Wohlgeruch, und wenn ich je andern Rauch als schuldigen Weihrauch in Ihro Majestät holdseliger Gegenwart rauche, so verdiente ich, aus derselben verbannt zu werden, als wo allerdings mein Glück und Wesen in Rauch aufginge." — „Du wirst deine Wette verlieren, Sir Walter Raleigh. Wenn deine Pfeife aus ist, wirst du ausgepfiffen haben,"

sagte die Königin, über welche witzige Auslassung die Hofleute abermals in Entzücken geriethen. — „Meine Pfeife wird aus seyn, so's Ihro Majestät gefällt," erwiderte Sir Walter in derselben fröhlichen Weise. „Aber ich werde die Ehre haben, eine Börse mit Gold zu gewinnen, von der allergnädigsten Herrin, welcher je ein Unterthan gehorchte." — „Dummes Zeug, Mann! du bist rein toll!" rief die Königin in guter Laune. „Wie kannst du denken, solche tolle Wette zu gewinnen? Oder meinst du, durch einen tollen Streich, den du dich unterstehst deiner Königin zu spielen, uns aufzuziehen? Bei unserer Heiligkeit, alsdann sollst du wirklich und wahrhaftig geräuchert werden, wie du es verdienst." Da fing das allgemeine Gelächter abermals an wie vorher, und Alle flüsterten sichtlich einander zu, wie sie über den Witz Ihrer Majestät erstaunt waren.

„Wahrlich!" erwiderte Raleigh mit Ernst, „unwürdig wäre ich, in solcher Gegenwart zu athmen, wenn ich so vermessen wäre, mich dergleichen zu erdreisten. Damit nun Ihro Majestät über meine Meinung nicht im Unklaren bleibe, will ich noch einmal die Bedingungen der Wette auseinandersetzen; und Jeder aus dieser edeln Gesellschaft möge mich zurechtweisen, falls ich im Irrthum bin. Ihro Majestät haben in gnädigster Herablassung geruht, eine Börse mit Gold einzusetzen gegen meinen Barberhengst, daß ich nicht im Stande seyn soll, nachdem ich vor dieser ganzen ehrenwerthen Gesellschaft eine bestimmte Qualität dieses kostbaren Tabaks abgewogen und zum Verrauchen in meine Pfeife gethan, das bestimmte Gewicht des Rauches anzugeben, welcher herausfährt." — „Aber, du närrischer Mensch, wie kannst du denn das Gewicht von etwas angeben, was in die Luft fährt?" fragte die Königin mit einem boshaft lächelnden Blick, zur großen Belustigung Aller um sie her. „Kannst etwa den Rauch auffangen, nachdem er in die Luft gegangen, und in die Wagschale pressen? Wir dachten, du hättest mehr Witz im Leibe, als so etwas zu unternehmen, und als du zuerst davon sprachst, nahmen wir die Wette in der Meinung an, daß du dir die Freiheit der Reisenden nähmest, und hofften auf deine Kosten zu lachen. Bei meiner Treu, dein Roß aus der Barbarei ist so gut als verloren, und ist es gleich ein barbarischer Gewinn, den wir von dir nehmen, so sind wir doch nun gezwungen, ihn zu nehmen." — „Beliebt es Ihro Majestät, vielleicht hat Sir Walter die berühmten Siebenmeilenstiefeln und denkt damit doch noch den Rauch einzuholen," bemerkte eine sehr liebenswürdige junge Dame, welche neben dem Stuhl der Königin stand. — „Nein, Lady Bianca Somerset," erwiderte Ihro Majestät lachend, „er müßte ein Vogel seyn, wenn er ihn einholen wollte, denn Rauch hat die Eigenheit aufzusteigen, wie du siehst." — „Mich dünkt, Sir Walter ist nichts weiter als ein Vogel," sagte Mistreß Alice mit außerordentlich ernstem Gesichte. — „Wie so, Kind?" fragte die Königin. — „Bemerken Ihro Majestät nicht, daß sein Gesicht sehr eulenhaft aussieht?" setzte die Dame schelmisch hinzu, worüber die Gesellschaft in ein außerordentliches Gelächter ausbrach, dieweil Sir Walter aussah, als habe er mehr darüber zu lachen als die andern Alle.

(Fortsetzung folgt.)

Das Neujahr in Paris.

(Fortsetzung.)

Aber auch in anderer Beziehung verdienen diese Prachtausgaben Aufmunterung und Lob. Welcher Büchersammler hat in seinem Leben nicht oft wehmüthig darüber geseufzt, daß die Meisterwerke der Literatur in der äußern Ausstattung stiefmütterlicher behandelt waren als so manche andere Modebücher, bei denen die äußere Eleganz die Armseligkeit des Inhalts verdecken soll? Wer hat nicht tiefes Erbarmen gefühlt, wenn ihm der Verfasser des Titan in einer dürftigen, löschpapiernen Bedientenlivrée unter die Augen trat, während so viele obskure Novellenschreiber in fürstlichen, velinpapiernen Gewändern einherstolzirten? Man muß freilich Bücherliebhaber seyn, um solche Dinge zu fühlen. Gewiß kommt es sehr oft vor, daß der Anblick solcher Prachtausgaben dem leichten Leser seinen ursprünglichen Widerwillen benimmt und ihn zu einer gesunden Lektüre verlockt, welche er unterlassen hätte, wenn er nicht durch das blendende Aeußere in Versuchung geführt worden wäre. Namentlich sind die Luxusausgaben für das schöne Geschlecht mächtige Reizmittel, und diesem Umstande allein ist es zuzuschreiben, daß man in den Boudoirs der Französinnen vorzüglich nur Keepsakes, Landskapes, u. s. w. antrifft.

Die englische Methode der Illustration ist für den französischen Buchhandel eine in jeder Hinsicht glückliche Neuerung, sie findet auch in Deutschland mit Recht Nachahmung, und die Tagespresse erfüllt eine Pflicht, wenn sie die ehrenvollen Bestrebungen anerkennt, durch welche die Typographie in einem Lande wieder gehoben werden soll, wo sie das Licht der Welt erblickt und lange Zeit den Vorrang behauptet hat. In Deutschland fehlt es so wenig als in Frankreich und England an den nöthigen Mitteln, um bibliographische Meisterwerke zu Tage zu fördern, so daß wir uns von vorn herein von der artistischen Lehnsherrlichkeit der Britten und Franzosen frei machen können.

Die französischen Prachtausgaben mit Prachteinbänden werden besonders häufig als Neujahrsgeschenke gekauft, wozu sie sich in der That auch ganz vortrefflich eignen. Nicht minder zahlreichen Absatz haben die sogenannten Etrennes d'Artistes, welche der Kunsthändler Aubert am Eingang der Galerie Véro-Dodat verlegt. Es sind dies meistens unterhaltende Albums und Bilderbücher für Kinder, wo just so viel Text eingestreut ist, um zum Nachdenken zu reizen, ohne daß man gerade darüber studiren mußte, denn die Bilder herrschen vor. Eben so mannigfaltig als pikant sind die Alphabete bei Aubert; die Buchstaben sind aus lauter komischen Figuren, militärischen Aufzügen, Theatercostümen, Nationaltrachten ꝛc. zusammengesezt und von den besten französischen Künstlern gefertigt, welche nicht verschmäht haben, für Kinder zu arbeiten. Unter den Bilderbüchern gefiel mir am besten La Morale en dessins, Album-Rebus, von Madon aus Brüssel gezeichnet. Diese Sammlung enthält vierzig moralische Sprüche, welche vermittelst wie Rebus gezeichneter Figuren vorgetragen sind und sich auf diese Weise dem Gedächtniß der Kinder sehr leicht einprägen mögen. Das Musée des Enfants, das Keepsake des Enfants, das Grand Album des Enfants, das Journal des Enfants, die Lithographiana, der Jean-Paul Choppart von Daumier sind lauter ergötzliche Bilderbücher, welche unsere Buchstabirfibeln sehr weit übertreffen. Nicht bloß die Kinder, auch die Erwachsenen haben bei Aubert eine reiche Auswahl von schönen, geschmackvollen Albums; es gibt wohl schwerlich eine lieblichere Sammlung als das Album von Gavarny, der die französischen Damen mit bewundernswürdiger Grazie und schwebender Leichtigkeit zeichnet und in Hinsicht der Auffassung und des Arrangements den flach kokettirenden Grevedon weit hinter sich zurückläßt.

Hat man nun in Paris seinen Vorrath von Etrennes beisammen, so muß man sich zu guter Lezt noch in einige Conditoreien begeben, um dort die Schlußeinkäufe zu machen; denn ein Neujahrsgeschenk kann nicht füglich ohne Zugabe von Bonbons und Zuckerwerk überreicht werden. Bisweilen wird diese Zugabe sogar die Hauptgabe. Es gibt viele Leute, denen man nur Bonbons schenken kann und die uns jede andere Bescheerung sehr übel auslegen würden: mit Bonbons ist man zu Neujahr hier überall willkommen, und Niemand hat das Recht, uns die Thüre zu weisen. Alte und junge Junggesellen, welche zu Hause keine Salons haben, um Bälle und Soiréen zu geben, erwidern die Gastfreundschaft, welche sie das ganze Jahr über in fremden Häusern genießen, mit Trinkgeldern an die Bedienten und mit Bonbons an die Frau und die Kinder vom Hause. In Zuckerwerk allein werden ungeheure Summen verschwendet. Manche Dame, die viel Soiréen gibt und viel Besuch annimmt, erhält für sechstausend und mehr Franken Bonbons geschenkt. — Wenn man Bonbons von der feinsten und besten Sorte zu haben wünscht, muß man sie in ihrer Heimath, d. h. in der Rue des Lombards kaufen. In dieser Straße wohnten nämlich die ersten italienischen Conditors, welche ihre geschmackvolle Industrie in Paris ansiedelten und der Straße, so wie dem ganzen benachbarten Stadtviertel den Namen gaben. Von hier aus haben sich zwar die Conditoreien in die übrigen Arrondissements der Hauptstadt verbreitet, jedoch sind die echten Stammhalter da geblieben, wo sie ihr erstes Heimathsrecht erhielten. Zu diesen leztern gehört der Fidèle Berger, eines der berühmtesten Magazine in Paris, dessen Name für Bonbons und Conditorei historisch und sprüchwörtlich geworden. Dieser „getreue Schäfer" ist süßer und verführerischer, als alle Schäfer Virgils und Florians; er hat einen Stab von Zucker und seine verzuckerten Schafe weiden im Wiesenschmelz gebrannter Mandeln. Im ersten Stock dieses Conditorladens befinden sich schöne, geräumige Salons; das Zuckerwerk ist in elegante, graziöse Körbchen, Schachteln, Säcke, Papkästen ꝛc. verpackt, wobei jedes Stück seinen besondern Namen hat. Da sehen wir Alabasterkörbe, Körbe mit Schildpatt oder Elfenbein ausgelegt, russische Körbe, ungarische Körbe, d. h. geflochtene Binsenkörbe mit Seidenbändern, Montespan- und Pompadourkörbe, Regentschaftsschachteln, Pappschachteln im Geschmack und Kunststyl des Zeitalters Ludwigs XV., mit bildlichen Darstellungen von Hirtenscenen u. dgl., Pappschachteln in Form von prachtvoll eingebundenen Gebetbüchern und Damennécessaires, Säcke à la Renaissance, Arbeitsbeutel der Frauen Shakespeare's ꝛc.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Halle, Januar.

(Schluß.)

Alterthümer und Gemeinsinn.

Man pflegt nun zwar so offenbar geschmacklose Bauten und Reparaturen, wie mehrere der erwähnten, mit der Unzulänglichkeit der angewiesenen Geldmittel oder mit der bestimmten Vorschrift des Bauherrn entschuldigen zu wollen; indessen darf man dieses nicht gelten lassen. Denn abgesehen davon, daß die Geschmacklosigkeit unsers Wissens nicht billiger ist, sollte sich ein Baumeister, sofern er nicht in die Klasse der Handwerker zurückfallen will, einem Bau, der absolut unschön werden soll, nicht unterziehen, weil er sonst einen Verrath an seiner Kunst begehen muß. Ihre Regeln sollen ihm Norm seyn, wie dem Theologen die Bibel, dem Juristen das Gesezbuch. Handelt er unbewußt dagegen, so ist er zu beklagen, bewußt, zu verachten.

Wie sehr man irrt, wenn man die sogenannte Aufklärungsperiode in Kunstsachen für ganz beendigt ansieht, geht außer den schon angeführten Beispielen noch daraus hervor, daß Seitens der hiesigen Domkirche erst auf der lezten Gemäldeausstellung mehrere recht gute alte Bilder, ohne Zweifel doch mit Genehmigung der Regierung, zum Verkauf ausgeboten wurden, und daß ein gleiches Schicksal, dem Vernehmen nach, dem in der Marktkirche befindlichen, eigens für dieselbe gemalten, herrlichen Altarblatte von Lukas Cranach bevorsteht, was nur zu glaublich ist, wenn man dessen gegenwärtigen Zustand sieht. Hätten auch diese Bilder einen geringern oder selbst gar keinen Kunstwerth, so sollte doch das historische Interesse, das sie an sich und durch ihre bisherige organische Verbindung mit den heiligen Orten haben, ein so gemüthloses Verfahren verbieten.

Es ist dieses freilich ein so tiefer Schade am Zeitgeiste, daß selbst die Institute, welche ihre Erhaltung lediglich dem historischen Sinne und der Achtung vor Althergebrachtem verdanken, daran leiden, und so ihr innerstes Lebensprincip verleugnen. Wer Manifestationen dieser Geringschäzung bedeutender historischer Monumente von Seiten solcher Institute sehen will, der besuche den Kreuzgang und die von durchströmendem Regenwasser nunmehr bald aufgelösten Bilder im nördlichen Seitenflügel des Doms zu Merseburg, dessen Unterhaltung dem dortigen Domcapitel obliegt. Viele ehrwürdige Bilder, darunter das alte Gemälde, welches die Hunnenschlacht bei Kauschberg darstellt, sind durch muthwillige Hände völlig zerschnizt, andere nicht unbedeutende Bilder von der Feuchtigkeit aufgelöst, und mehrere leicht zu transportirende scheinen den Liebhaber, der sich ihrer erbarmen wollte, gefunden zu haben. Nur die leeren Rahmen sind als ecce signum hängen geblieben, um Zeugniß abzulegen für den Ernst, mit dem man in unsern Tagen Heiligthümer, und alte Kunstdenkmale beschüzt. Wo die Domcapitel erhalten sind durch landesherrliche Fürsorge und hohe Ehrfurcht vor dem Historischen, sollten sie nicht die erste und dringendste Pflicht haben, auch das zu erhalten, was ihnen die Vorfahren überließen?

Diese flache Richtung der Zeit auf direkte und indirekte Zerstörung alter Monumente und dieser allgemein herrschende Mangel an tüchtigem Gemeinsinn für Lokalinteressen, worauf sich die oben angedeuteten Uebelstände reduciren lassen, finden nun bei uns noch besondere Nahrung und Unterstüzung in Verhältnissen, welche von oben herab bestimmend einwirken. In dieser Beziehung ist hauptsächlich zu erwähnen das im Staate herrschende Centralisations- und Bevormundungsprincip, und die damit nahe zusammenhängende, besonders auf städtisches Wesen sehr nachtheilig einwirkende Stellung der Beamten.

Alle eigenthümlich germanischen Corporationselemente sind aufgelöst; die Macht, welche in ihnen lag, ist auf den Staat übergegangen, in ihm ruht daher das Bestimmende für so viele tief in das Leben eingreifende Verhältnisse, ja selbst die Kirche ist faktisch in ihm aufgegangen, und so bildet er die einzige äußere Macht, das Centrum, auf welches Alles, was im Leben Bedeutung hat, bezogen wird, wobei es, abgesehen von andern, tiefer eingreifenden, hier aber nicht zu erwähnenden Einflüssen, nicht ausbleiben kann, daß die Staatsgewalt in Verhältnisse hinübergreift, die eigentlich außer ihrer Sphäre liegen. Wie nun aber Jeder, der einen Andern ein bis in die kleinsten und feinsten Beziehungen eindringendes Schutzverhältniß ausüben sieht, sich mit der Zeit der Pflicht der Selbstthätigkeit auch für die ihm noch freigelassenen Gebiete überhoben glaubt, oder wegen der Unbehaglichkeit seiner gebundenen, stete Collisionen herbeiführenden Stellung freiwillig resignirt, um nun auch alle Sorge auf seinen Schutzherrn zu werfen, so hat sich auch bei uns mit steter Abnahme aller Selbstständigkeit, lokalen Eigenthümlichkeit, Standesgesinnung und des Corporationssinnes — wo wirklich noch Reste von Corporationen sind — neben dem bequemen Gefühle, der Verwaltung der öffentlichen Lokalangelegenheiten überhoben zu seyn und solche der Regierung überlassen zu können, die stillschweigende Prätension gebildet, daß leztere nun auch die Pflicht übernommen habe, für Alles zu sorgen. Wie weit die hierdurch herbeigeführte Mattigkeit, ja Niedrigkeit der Gesinnung gehen kann, zeigt, um nur Eines zu erwähnen, der Umstand, daß die Gutsherrn häufig freiwillig auf das Patronatsrecht und die Patrimonialjurisdiction Verzicht leisten, und sich so selbst in die Klasse großer Bauern, jezt sogenannter Oekonomen stellen. Wenn diese Gesinnung unter dem Adel, der doch sonst Standesvorrechte zu schäzen weiß, angetroffen wird, kann man sich nicht wundern, unter der Bürgerschaft in den Städten eine gleiche Abgestumpftheit für ständische Eigenthümlichkeit, öffentliches Leben, Communal- und Kirchenverwaltung ꝛc., mit einem Worte, einen gänzlichen Mangel an Gemeinsinn zu finden. Rechnet man dazu den zweiten, oben angegebenen Grund — die Stellung der Beamten — so werden die Erscheinungen, welche wir zu beklagen haben, sehr erklärlich. Alle Intelligenz steht bei uns, wie dies natürlich ist, im Dienste des Staats, oder ist doch entschieden in dessen Interesse gezogen. Wenn es nun bis jezt Grundsaz der Regierung ist, die Beamten nirgends mit den Lokalverhältnissen verwachsen zu lassen, nirgends eine dauernde Verbindung zwischen ihnen und ihren Wohnorten zu befördern, sondern dieselben in stetem Fluge nach den verschiedenen und den verschiedenartigsten Provinzen, von der Weichsel nach dem Rhein, von Schlesien nach Westphalen ꝛc. hin und zurück zu versezen, so liegt es sehr nahe, daß ein königlicher Diener kein warmes Interesse für seinen Wohnort, welcher ja nur eine kurze Station für ihn ist, gewinnen kann, daß er es vermeiden wird, Grundbesiz zu erwerben, daß mithin ein dauerndes Band, eine eigentliche Verschmelzung zwischen ihm und der städtischen Bevölkerung nicht stattfindet. Die Verbindung mit einem Theile — und welchem? — derselben beschränkt sich höchstens darauf, daß der Beamte Mitglied einer Erholungsgesellschaft, Ressource, Loge oder dergleichen wird, und diese Institute statt der Magistrats- oder Stadtverordneten-Versammlung, Kirchen, Collegien ꝛc. zum glorreichen Schauplaz seiner außeramtlichen Thätigkeit macht. So bleibt der Regel nach der gebildetste und oft auch wohlhabendste Theil der Einwohner den Lokalinteressen fremd, und die Communal- und Kirchenverwaltung ist mehr oder weniger in den Händen von Personen, bei welchen man, mögen sie auch übrigens noch so achtungswerth seyn, einen gewissen Grad von Bildung und Geschmack vergebens suchen wird. Daß auch der Beamtenstand jezt den Grad von innerer Durchbildung habe, welcher erforderlich, um das Bedeutungsvolle und den sittlichen Einfluß historischer Monumente und Verschönerungen durch Bauten und Anlagen einsehen und würdigen zu können, bezweifeln wir, da seine oben angegebene Stellung nicht ohne Rückwirkung auf ihn selbst geblieben ist und bleiben konnte. Denn wie im Allgemeinen der übrigen Bevölkerung, wie gedacht, eine gewisse zeitgemäße Bildung und Intelligenz abgeht und füglich abgehen kann, so fehlt den Beamten der Sinn für das Stabil-Lokale, für das Sichselbstbeschränken. Die Verschmelzung beider Seiten ist das, was wir wünschen, und für das Gedeihen und Leben städtischen Wesens nach allen Seiten hin für nothwendig halten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 31.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Dienstag, den 5. Februar 1839.

— Here ostentation, with tawdry art,
Pants for the vulgar praise which fools impart.
The mind still turns where shifting fashion draws,
Nor weighs the solid worth of self-applause.

Goldsmith.

Der Neujahrstag in Paris.

(Fortsetzung.)

Die neumodischsten Bonbons waren les Bonbons du Tourlourou, welche ihren Namen einem beliebten Vaudeville verdanken, les Bonbons du Perruquier de la Régence, welche man nach einer komischen Oper getauft hat, les Bonbons de la cachucha, worauf Fanny Elßler abgebildet ist, les Bonbons petit-miroir-des-Dames, nach dem Titel eines Modejournals benannt, les Bonbons-Cartes de visites tirées de l'Album anglais de 1839 etc. Der Leser wird mich vielleicht fragen, was es mit allen diesen Bonbonsorten für eine Bewandtniß habe, und ob die eine vielleicht besser sey als die andere. Letzteres möchte ich nicht versichern; ich wette vielmehr hundert gegen eins, daß der Inhalt aller dieser so verschieden benannten Schachteln, Körbe, Säcke und Kasten stets derselbe ist. Das Genie des Pariser Conditors besteht gerade darin, einer und derselben Gattung Bonbons die mannigfaltigsten Formen und ergötzlichsten Namen zu leihen. Voriges Jahr, als die Franzosen Constantine erobert hatten, gerieth ein Conditor auf den Einfall, Bonbons de Constantine anzukündigen, welche sofort in die Mode kamen: sämmtliche Hauptleute und Offiziere vom Generalstab der Pariser Nationalgarde kauften diese neuen Bonbons, und die ganze Fashion mit buttergelben Handschuhen erklärte, es gebe nichts Delikateres und Nationaleres, als die Bonbons de Constantine, welche Centnerweise abgingen und mehr als einem Conditor Geld und Ruhm einbrachten. Da dieses Jahr friedlicher Natur war und ohne glänzende Waffenthat verstrichen ist, so haben die Conditors die Namen für ihre Bonbons beliebten Opern, Vaudevilles, Balletten, Büchern, Journalen und verschiedenen herrschenden Modetendenzen entlehnt, wie man es in obigen Bezeichnungen ausgedrückt findet. Alle jene pomphaften Bonbonstitulaturen sind übrigens mehr für Augen und Ohren, als für Gaumen und Zunge berechnet. Es liegt einmal im Nationalcharakter der Franzosen, viel Lärm um Nichts zu machen und das Bedeutungslose mit einem bedeutenden Glanz zu umgeben. Uns Deutschen kommt es allerdings lächerlich vor, wenn wir über einer schmierigen Billardstube Café de l'Univers, oder über einer elenden Schenke vor der Barrière von Passy Au rendez-vous de la Marine française lesen; wenn wir an einem kleinen, erbärmlichen Kramladen, wo allenfalls Pfeffer und Schwefelfaden feil sind, alle Gewürze und Spezereien Ost- und Westindiens angeschrieben finden, oder wenn uns der Conditor altes, verdorbenes Zuckerwerk in Renaissancesäcken und Regentschaftsschachteln verkauft, die den hundertfachen Werth des Inhalts haben;

aber wir werden das nicht mehr lächerlich finden, wenn wir es uns Französisch übersetzen. In der Industrie wie in der Politik, in dem öffentlichen wie im Privatleben der Franzosen, in der Gesellschaft wie im Umgange ist ja Alles auf blendenden Außenschein, auf schönen Klang abgesehen. Man betrachte die Nation bei den geringsten Alltagsgeschäften und bei den wichtigsten Staatsangelegenheiten, im Rathe oder im Theater, auf dem Markt oder im Hause, im Frieden oder im Kriege; man prüfe mit schärferem Auge ihre Kunstwerke, ihre Gemälde, Statuen und Industrieerzeugnisse, ihre Theaterstücke und Gedichte — Alles soll in die Augen springen, Aufsehen erregen und mehr die äußeren Sinne, als das Gemüth befriedigen. Das ganze Leben des Franzosen ist ein äußeres Darstellen, ein fortwährendes Zurschautragen, ein ewiges Affichiren und Auskramen, eine ununterbrochene Täuscherei, die Jedermann ganz unbefangen, aber doch wissentlich treibt. Kein vernünftiger Mensch wird den Franzosen zumuthen, den Sinn für's Frivole und Aeußerliche abzulegen; sie müßten ihrem Nationalcharakter entsagen und ihre ganze Geschichte mit Füßen treten.

Vom getreuen Schäfer bemerken wir nachträglich, daß die Couplets seiner Bonbonsdevisen von dem Componisten Adam in Musik gesetzt sind und also vor allen übrigen den Vorzug haben. Um Neujahr hält Morgens und Abends eine Menge brillanter Carrossen in der Rue des Lombards vor Nr. 46; nach einer kurzen Station fahren sie, mit süßen Schätzen beladen, in die Chaussée d'Antin und in's Faubourg Saint-Germain zurück, ohne auf das Elend zu achten, welches demüthig und lumpenbedeckt in dem nahen Quartier der Halle herumschleicht und die Glücklichen beneidet, welche eben eine Schachtel Bonbons mit Silber aufgewogen haben. Der Arme, welcher in Paris kein Geld hat, muß sich um diese Zeit am unglücklichsten fühlen; er hat allerdings auch seine Neujahrsbuden, wo er seine Neujahrsbescheerungen einkauft; aber welch erschütternde Contraste bietet diese Welt! Die Neujahrsbuden der kleinen Leute in Paris sind von gar ärmlichem Ansehen; an der Ladenthür steht kein Kaufmann oder Commis in fürstlichem Kleide, und inwendig bedient keine zarte weibliche Hand mit Schnee- und Rosenfingern. Diese Armenbuden sind elende Baracken mit leinenen Wänden und hölzernen Bretterdächern, oft auch ohne alle Bedachung; sie dehnen sich wie kleine Lager in unabsehbarer Reihe längs den Häusern auf den Boulevards aus; bisweilen sind sie auch an Laternenpfähle angelehnt, deren Oellampen ihnen Abends ein wenig Ladenbeleuchtung abgeben. Bei jeder Bude sitzen ein paar verkümmerte Frauen, die Füße in nassem, schmutzigem Stroh und die Hände unter einer dünnen Leinwandschürze. Diese Comptoirdamen führen Niemand in Versuchung; ihre Gestalt ist wie ihre Toilette, abgetragen und abgenutzt, in Armuth und Arbeit zusammengeschrumpft. Auf ihren ängstlichen Physiognomien, im schwermüthigen Ausdruck ihrer flehenden Blicke spiegeln sich alle Nüancen und Schattirungen der Verzweiflung ab, je mehr der Tag seinem Ende zueilt. Denn zu Hause, fern von dem Glanz des Boulevards, weit hinten in einer der entvölkerten Vorstädte, haben diese armen Höckeweiber eine Familie, die ihre Rückkehr mit Sehnsucht erwartet, einen alten Vater, der seit Jahren auf dem Krankenbette darniederliegt, und Kinder, welche vielleicht vor Hunger schreien. Der Ertrag des Tags sollte alle diese Leiden beschwichtigen; aber der Absatz war den ganzen Tag über schlecht, weil es vom Himmel stürmte und schneite und die Vorübergehenden bei schlechtem Wetter nicht auf dem Trottoir stehen bleiben, um etwas zu kaufen. Dazu kommt noch ein anderes Unglück: die graue Nebelatmosphäre hat auf die Siebensachen dieser armen Händlerinnen sehr nachtheilig eingewirkt. Ihre Waare ist eben von keinem großen Werth, ihr ganzer Kram besteht aus Klappereien, das Stück zu fünf Sous und drei Sous; aber nun ist Alles verdorben und abgebleicht, und morgen verschmäht der Vorübergehende diese Waare; denn man glaubt gar nicht, welche Frische und Güte der Fußgänger von einem Gegenstande verlangt, der ihm 25 Centimes kostet. Und warum sollte er nicht diese Ansprüche machen, wenn seine 25 Centimes mit vieler Mühe vom Wochenlohn erspart oder gar auf Wochenzinse geborgt sind? Denn der Käufer kann nur ein sogenannter Ouvrier seyn; wir möchten einen Pariser Bürgersmann nicht mit der Voraussetzung beleidigen, daß er Etrennes zu 25 Centimes einkaufe.

(Schluß folgt.)

Walter Raleigh und Königin Elisabeth.

(Fortsetzung.)

„Ich möchte hiebei noch etwas Anderes bemerkt haben, was Ihro Majestät Auge entging,“ bemerkte ein sehr alter Hofmann mit einer sehr feierlich närrischen Physiognomie. — „Was denn, mein Lord Bumble?“ rief Ihro Majestät. — „Ich halte es für eine sehr achtbare, christliche Doctrin, wenn's Ihro Majestät gefällt,“ sprach Seine Herrlichkeit, indem er sich ein wenig näherte, gestützt auf den goldenen Knopf seines Rohrstocks, denn er hinkte stark, „daß der Mund gemacht sey, um ehrbare Lebensmittel aufzunehmen; und obgleich ich gelebt habe unter der Regierung von Ihro Majestät Vater, Heinrich

dem Achten, frommen, keuschen und ruhmwürdigen Gedächtnisses, auch unter der Seiner Hoheit Eduard des Sechsten, welcher sicherlich einen Thron im Himmel hat, wie auch unter der unserer hochseligen, ruhmwürdigen Königin Maria, welche von einer durchaus fürstlichen Gemüthsart war, wie sie einer Königin geziemt und welche Ihro Majestät in weit höherem Grade besitzen als einer sonst von Dero erlauchten Vorfahren, so sah ich doch nie einen Edelmann und, um die Wahrheit zu melden, keine einzige anständige Person, welche ihre Kehle dazu mißbrauchte, solchen abscheulichen Rauch einzuschlucken; und um deßhalb achte ich es für eine höchst achtbare christliche Doctrin, daß der Mund dazu gemacht sey, um ehrbare Lebensmittel damit aufzunehmen. Ueberdem hörte ich noch von keinem, welcher es sich zur Regel gemacht, einen Rauchfang aus seinem Leibe zu machen, es sey denn von Einem; und der that es nicht aus Lust, sondern weil er gemußt." — „Und wer war das, Mylord?" fragte die Königin. — „Gefällt's Ihro Majestät, so war das kein anderer als der Teufel selbst, vor dessen Nachstellungen Ihro Majestät hinführo bewahrt sey." — „Amen, Mylord," sagte die Königin ernst. — „Welcher, wie der gelehrte Doktor Thumpcushion bewiesen hat," fuhr Lord Bumble fort, „immerwährend Rauch und Schwefel ausspeit, zweifelsohne in derselben Art und Weise wie jener ehrenwerthe Edelmann, der Hauptmann von Ihro Majestät Leibwache. Um deßhalb achte ich es für eine höchst achtbare christliche Doctrin —"

„Nichts mehr von der Doctrin, Mylord!" unterbrach ihn die Königin schon ungeduldig, während Sir Walter mit vieler Anstrengung ein ernstes Gesicht zu behalten rang. „Sag lieber auf einmal heraus, was du in der Sache siehst und unser Witz diesmal nicht fähig ist zu entdecken." — „Ich will auf den Punkt kommen, ohne weiteres Vorwort, da es Ihro Majestät huldreichst so beliebt," sprach der alte Hofmann, „obgleich ich so eben ohnedies sagen wollte, daß ein Ding, welches so unnatürlich und so teuflisch aussieht, zu keinem andern Zwecke da seyn kann, als nur unsere Seelen zu verstricken und unsere Augen zu blenden, damit wir leichter gefangen werden mögen und gestoßen in den bodenlosen Schlund, wo es des Satans Mode ist und aller seiner Unholde, zu rauchen und andere rauchen zu lehren, gerade in der Art und Weise, wie es jener ehrenwerthe Edelmann, Sir Walter Raleigh, thut. Um deßhalb achte ich es für eine höchst achtbare, christliche Doctrin, daß der Mund gemacht sey, um ehrbare Lebensmittel aufzunehmen." — „Das hörten wir schon vorhin, Mylord. Wenn du nichts weiter weißt, um uns in der Sache zu erleuchten, so schließe deine Lippen und der Himmel wird dich dafür belohnen." — „Ja der Himmel wird mich belohnen, sicherlich, wie Ihro Majestät mit frommen Lippen bemerkt haben," fuhr Lord Bumble fort, der, zu den andern Schwächen seines Alters, noch das Unglück hatte, außerordentlich taub zu seyn; „ich bin Ihro Majestät unendlich verbunden für Ihro Majestät Erwägung meiner langen Dienste, und wenn Ihro Majestät es nicht thut, wird der Himmel mich sicherlich belohnen. Aber ich muß auch sagen, unter Ihro Majestät ganzer, glorwürdiger Familie habe ich keinem mit halb so viel Selbstzufriedenheit gedient, als welche ich empfinde, indem ich Ihro Majestät aufwarte, wiewohl Seine Hoheit Heinrich der Achte, bei dem ich Page war, zu sagen pflegte, daß ich unschätzbar sey vor dem Zubettegehen." — „Ja, du hast einen vortrefflichen Schlaftrunk ihm gewiß immer bereitet," bemerkte Ihre Majestät. — „Richtig, Ihro Majestät, daß ich immer bereit sey, lobten Seine Majestät an mir. Aber ich fürchte, ich bin etwas von meinem Thema abgekommen." — „Hast du das endlich gefunden! Der Geier und deine Zähigkeit!" rief seine königliche Herrin ärgerlich, aber mit leiser Stimme. — „Ich habe zur Genüge für jede vernünftige Person dargethan, daß Rauchen nur ein höllischer Zeitvertreib ist, und deßhalb nicht zu dulden; aber es steckt noch mehr vom Uebel darin. Denn angesehen, daß der Rauch schwarz ist, als welche Farbe der Satan zumeist liebt, so muß jeder Christenmensch sie meiden; deßgleichen gleichen, daß das Rauchen eine Kunst ist, und da die Kunst schwarz ist, so steht es mit Händen zu greifen, daß es eine schwarze Kunst ist; und ich unterstehe mich zu beweisen, daß Ausübung einer schwarzen Kunst in Ihro Majestät höchsteigener Gegenwart heidnisch ist, hochverrätherisch und höchst abscheulich, und demgemäß, daß jenem ausgezeichneten Edelmann, Hauptmann von Ihro Majestät Leibwache, nicht zugestanden werden möge, wie augenscheinlich seine Absicht ist, Ihro Majestät zu behexen und den Staat in's Verderben zu stürzen."

„Sir Walter Raleigh, hörst du die schwere Anklage?" fragte die Königin. Die Runzeln der Ungeduld wichen nun auf ihrer Stirne einem unverhehlten Lächeln des Wohlgefallens. „Hast du die Verwegenheit gehabt, die schwarze Kunst vor uns zu üben? hast du die freche Absicht, uns zu behexen und den Staat umzustürzen?" — „Ohne meine Vertheidigung zu versuchen, will ich mich sofort vor Ihro Majestät Gnade niederwerfen, von der ich schon so kostbare Proben habe," erwiderte Sir Walter, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm. „Vielleicht aber ist es mir erlaubt zu bemerken, daß ich, indem ich versuchte, Ihro Majestät zu bezaubern, nur dem Beispiel einer Andern gefolgt bin, welche durch ihre bewunderungswürdigen Eigenschaften alle ihre Unterthanen bezaubert hat." — „Er bekennt, er bekennt, gefällt's Ihro Majestät!" rief der alte Hofmann, sich an die Königin drängend; „um deßhalb achte ich es für eine sehr achtbare, christliche Doctrin —" — „Still, Narr!" rief

Ihre Majestät mit einer Stimme, welche Lord Bumble nicht allein hören mochte, sondern die ihn auch dermaßen bestürzte, daß er zwei oder drei Schritte zurücktaumelte, und zwar auf die zarten Zehen einer der Ehrendamen, welche hinwiederum, auf so ausdrucksvolle Begrüßungen nicht gefaßt, dagegen in ihren Zügen Schmerz und Aerger, ihn aus dem Wege stieß, bis er sich ganz aus dem Kreise gedrängt fand, kaum fähig zu athmen, und in völliger Verwirrung.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

Winter. Werner. Magnetische Kuren. Struve.

Vormals war es eine große Schande, vom Wetter zu sprechen oder zu schreiben. Jede wohlgezogene Person, welcher dergleichen vorgerückt wurde, mußte schlechterdings roth werden ob solcher Todsünde wider den guten Geschmack. Das hat sich, Gottlob! neuerlich anders gestaltet. Das Rothwerden ist ganz aus der Mode und die Meteorologie in die Mode gekommen. Im nun vergangenen Jahr that auch wenigstens unser hiesiges Lokalwetter sein Mögliches, Stoff zur Rede darzubieten. Der Freiheitsschwindel ergriff seinen alten Graukopf ebenfalls: es wollte durchaus nicht länger nach der Pfeife des Wetterglases tanzen, und so behauptete es seine Unabhängigkeit von diesem beinahe das ganze Jahr, und wollte noch zulezt darin etwas Apartes haben, daß es schon im December den Elbstrom in der Gegend der Brühlschen Terrasse nöthigte, sich in seinen Eispalast zurückzuziehen, was in der Regel erst während des jezigen Monats geschieht. Nachdem die Wagehälse der sogenannten jungen Gassenbrut den Uebergang über das Krystalldach der Elbe mit Glück gewagt hatten, folgte man in den lezten Tagen des verschwundenen Jahrs ziemlich allgemein ihrem Beispiel. Nebenher begann auch schon allmählich der flinke Schlittschuhlauf. Neben dem Teiche des großen Gartens wurde ein Eisberg errichtet, um von diesem hinab auf Schlitten rasch über den See hinzugleiten. Eine Lockung mehr gewährte die Ankündigung der benachbarten, vielbesuchten Restauration, daß während der Fahrbarkeit dieses Berges alle Tage großes Concert gehalten werden solle. Aber kaum erschien das neue Jahr, so sang auch das einfallende Thauwetter schon das alte, garstige Lied von der Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge in den rauhesten Sturmeslauten, und es ist zweifelhaft, ob die Gymnasten der Schlittschuhe und Eisschlitten auf der Elbe und auf dem Eisberge wieder ihre Rechnung finden werden. — Bei dieser Gelegenheit verdient bemerkt zu werden, daß der Gymnastik im Allgemeinen, dieser der Jugend mit Recht zu empfehlenden, modernen Lebenswissenschaft, hier ein wahrhafter Verlust an dem bekannten Lieutenant Dr. Werner bevorsteht. Durch die Solidität und verständige Leitung seiner Anstalt hatte derselbe sich ein vorzügliches Vertrauen auch unter der vornehmern Welt erworben, so daß der Umfang seines Instituts fortdauernd im Zunehmen begriffen war. Sein Unterricht erstreckte sich zugleich auf die weibliche Jugend, und es wird dem Unternehmer nicht nur die erforderliche Kraft und Geschicklichkeit, sondern auch der unumgänglich nothwendige Sinn und Takt für Anstand und Schicklichkeit nachgerühmt. Er steht im Begriff, auf Ostern nach Dessau abzugehen, wohin ihn der dortige Herzog mit einem verhältnißmäßigen Gehalte berufen hat. Vermuthlich würde Werner, unter gleich günstigen Verhältnissen, den hiesigen Aufenthalt vorgezogen haben; allein troz der sehr starken Anzahl männlicher und weiblicher Zöglinge, mag der jährliche Ertrag des Instituts keineswegs mit seinen rastlosen Bemühungen und dem mannigfachen, dabei unerläßlichen Aufwande im gehörigen Verhältnisse stehen.

Vor mehreren Jahren kam die Heilung und Verbesserung mancher Gebrechen, namentlich der Organe des Gehörs und Gesichts, mittelst des Magnets durch einen hier anwesenden Arzt aus Nordamerika, Namens Smith, ziemlich in Aufnahme. Der hiesige praktische Arzt Dr. Hofmann wurde durch Smith selbst mit dessen Methode vollständig bekannt gemacht. Als Lezterer nach Berlin abreißte, trat Dr. Hofmann hier in seine Fußstapfen. Es gelang ihm nicht nur in mehreren Fällen, geschwächten Seh- und Hörwerkzeugen neue Kraft zuzuführen, sondern auch andere Krankheiten, vorzüglich Nervenübel, mit dem günstigsten Erfolge zu bekämpfen, und er steht im Begriff, in einer medizinischen Zeitschrift davon öffentliche Mittheilung zu machen. Seit länger als einem Jahr hält sich ein Arzt aus Berlin, Dr. Meyer, hier auf, der ebenfalls mit Hülfe des Magnets Manchem große Erleichterung verschafft haben soll. Es wäre zu wünschen, daß auch er etwas Umständliches darüber bekannt machte. — Oeffentliche Blätter haben die gelungenen Versuche unseres, die großen Fortschritte der Chemie und Naturgeschichte mit rühmlichem Eifer verfolgenden jüngern Dr. Struve mit dem aus Wasser und Terpentinöl herzustellenden, sogenannten atmosphärischen Gas bereits im Allgemeinen verkündigt. Es ist hier nur beizufügen, daß der so umsichtige, als unermüdete junge Chemiker diesen Gegenstand fortwährend im Auge behält, um aus der überaus wichtigen Erfindung in der Anwendung den möglichsten Vortheil zu ziehen. Es leidet wohl keinen Zweifel mehr, daß das, auch zur nächtlichen Erleuchtung der hiesigen Stadt aus Steinkohlen gezogene, weit höher zu stehen kommende und an kostspielige Vorrichtungen gebundene Gas dem neuen, weit wohlfeiler und einfacher zu erzeugenden Lichte recht bald den Plaz werde räumen müssen. Nichts könnte wohl der Einführung dieses neuen Lichts den Weg vertreten, als wenn sich ergäbe, daß das in England neuerlich aus Asphaltöl gezogene Gas (dessen Gebrauch auch in Belgien schon im Gange seyn soll), bei noch wohlfeilerer Herstellung, eine nicht minder helle und reine Flamme, als das Gas aus Wasser und Terpentin gewährte. — Als ein neuer Beweis von Dr. Struve's glücklichen Forschungen im Felde der Chemie kann Folgendes dienen. Vor Kurzem wurde hier das Geheimniß der Bestandtheile des von Payen in Paris erfundenen Desinfectionsmittels, welches die abscheulichsten, stärksten und gefährlichsten Gerüche sofort völlig vernichtet, für eine bedeutende Summe ausgeboten. Dies brachte denn unsern Chemiker auf die Idee, das aus Paris bezogene Mittel einer Untersuchung zu unterwerfen. In Folge derselben ist ihm die Entdeckung eines ähnlichen Pulvers gelungen, welches in seiner Wirkung dem Pariser in keiner Hinsicht nachstehen soll.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 32.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 6. Februar 1839.

> Es beuge sich des Knies gelenke Angel,
> Wo Kriecherei Gewinn bringt. —
>
> Shakespeare.

Walter Raleigh und Königin Elisabeth.

(Fortsetzung.)

„Ich glaube nicht, daß er die schwarze Kunst treibt," bemerkte hier Mistreß Alice, welche eine Art Favoritin bei der Königin war, sowohl um ihres lebhaften Temperaments willen, als weil sie niemals darauf erpicht schien, die Bewunderung der Herrn und Edelleute bei Hofe auf sich zu ziehen. „In der That, die Gerechtigkeit will ich ihm erweisen; ich halte ihn für keinen Zauberer." Die Königin lachte und daher lachten alle Hofleute auch. — „Sey nicht so hart mit ihm, Kind," sagte Ihre Majestät. „Bedenke doch, er wird seinen Barberhengst verlieren, was hinlängliche Strafe für ihn ist dafür, daß er mit der König von England seinen Scherz trieb."

„Wenn es Ihro Majestät gefällig," sprach Sir Walter, der jezt, die Pfeife in der Hand, in's Zimmer trat; „ich habe jezt die bestimmte Quantität Tabak ausgeraucht." — „Schnell denn und wiege den Rauch!" rief die Königin mit innerem Wohlbehagen, und Alle umher theilten ihre Lustigkeit. — „In wenigen Minuten werde ich Ihro Majestät das Gewicht des Rauches angeben," erwiderte Raleigh, indem er ein paar feine elfenbeinerne Wagschalen, die auf einem Tische standen, in die Hand nahm. „Du wirst nie so viel Rauch in die kleinen Schalen bringen, Sir Walter Raleigh," bemerkte die Königin in demselben Tone. „So bekenne nur immer, daß wir die Wette gewonnen." — „Ihro Majestät will die Gnade haben, zu bemerken, wie das Gewicht in dieser Schale genau das Gewicht angibt, welches die in der Pfeife zurückgelassene Asche hat," erwiderte Sir Walter, indem er beide Wagschalen in die Höhe hielt, in deren eine er die Asche geschüttet. „Wenn Ihro Majestät sich nun gnädigst des Gewichts des unverbrannten Tabaks erinnern und von der Summe das Gewicht der gegenwärtigen Asche abziehen wollen, welches ich hier eben ermittelt habe, so wird der Rest ganz genau das wirkliche Gewicht des Rauches angeben."

Während er noch immer, die aufgehobenen Schalen in der Hand, dastand, schienen Sir Walter Raleighs Züge in diesem Augenblick voll eines Ausdrucks von wirklicher Zufriedenheit, indem er sich umwandte und die Gesellschaft anblickte, in welcher Einige ungläubig schienen, andere verwundert, die übrigen aber betroffen, was sie nun zu denken hätten; aber Alle warteten schweigend die Wirkung seiner Erklärung auf ihre Gebieterin ab, deren schärferer Verstand im Augenblick die Richtigkeit seiner Rechnung gefaßt hatte, obgleich dies sehr entfernt von dem war, was sie erwartet, und sie fühlte, als könne sie nicht genug die Einfachheit der Methode bewundern.

welche auf so leichte Weise das in's Werk setzte, was sie für unmöglich gehalten hatte. — „Das Geld ist dein, Sir Walter Raleigh," sprach sie, sich von ihrem Stuhl mit einer Würde erhebend, welche Niemand besser anzunehmen wußte, und indem sie dem Ritter eine gefüllte Börse überreichte, „und auf feine Weise gewonnen. Mancherlei Männer, die im Feuer schafften, sahen ihre Arbeiten in Rauch aufgehen, aber du bist der Erste, dessen Rauch sich in Gold verwandelte." Alle, obgleich sie keineswegs die Sache verstanden, überboten sich in Lobeserhebungen des scharfsinnigen Sir Walter Raleigh, bis auf Lord Bumble, welcher noch immer nicht zu sich selbst gekommen von dem Schreck vorhin.

Sir Walter Raleigh, nachdem er die Wagschalen, und was dazu gehörte, beiseit gestellt, drückte die Hand an sein Herz und sprach demüthig, indem er mit einem Knie sich vor der Königin niederließ, welche ihm die Börse reichte: „Ich bitte Ihro Majestät, mir zu vergeben, daß das tiefe Dankgefühl meines Herzens in diesem Augenblicke, beim Empfange so außerordentlicher Huld von Seiten meiner durchlauchtigsten Herrin und Königin, meiner armen Zunge die Fähigkeit genommen hat, mich dem angemessen auszudrücken. Was Paris gefühlt haben muß, als er zum ersten Male die reizende Helena sah, das empfinde ich jezt, wo solche Anmuth und Huld mir begegnet — Huld und Anmuth, wie keine Fürstin vordem sich ihrer rühmen konnte; deßhalb, wenn es nicht zu kühn ist, würde ich Ihro Majestät anflehen, aus der Fülle Ihrer königlichen Gnade und Weisheit zu meinen Gunsten eine solche Entschuldigung meines Schweigens zu ersinnen, als Ihro Majestät für nöthig hält."

„Steh auf, Sir Walter Raleigh," sprach die Königin, indem sie ihm huldreich die Hand reichte; denn, um die Wahrheit zu gestehen, sie fand, obwohl sie schon alt wurde, noch immer ein großes Vergnügen daran, solche feine Verehrer zu ihren Füßen zu sehen. „Die Wette ist ehrlich gewonnen; deßhalb bist du uns dafür keinen Dank schuldig. Wir sind jezt geneigt, etwas durch jene anmuthigen Laubgänge zu lustwandeln, und wollen, daß du uns begleitest." — So sprechend, brach sie auf mit der Ihrer Majestät eigenen Würde und schritt durch die Glasthüren in den Garten, indem der Hauptmann ihrer Leibwache ihr auf dem Fuß folgte; die Uebrigen aber blieben zurück, denn sie waren nicht aufgefordert.

Nachdem sie eine kleine Weile durch den Garten der Königin gegangen, schritt Ihre Majestät durch verschiedene Seitenwege und durch die neue Galerie im Palast, bis sie St. James Park erreichten. Da fragte Ihro Majestät folgendermaßen: „Ist denn für Master Edmund Spenser, unsern poeta laureatus, für den du so schön das Wort redetest, wohl gesorgt, seit wir ihm, auf dein Bitten, eine Audienz bewilligten?" — „Ich glaube nicht, daß Mylord Burghley für ihn irgend etwas that, noch auch, daß er ihm sein Jahrgehalt auszahlte, wenn's Ihro Majestät gefällt," entgegnete Sir Walter. „Doch wundere ich mich darüber nicht, da Mylord Schatzkanzler mir in keiner Art von den süßen Reizen der Poesie und Philosophie afficirt scheint; wiewohl man immerhin meinen sollte, daß Jemand, der einer Herrin dient, welche eine so vollkommene Kenntniß und einen so ausgezeichneten Geschmack in diesen göttlichen Vergnügungen besizt — die wahre Minerva unseres dreimal glücklichen Englands — doch so viel Neigung dafür sollte eingesogen haben, um die zu schützen und zu pflegen, welche so viel davon besitzen, und zwar zur wahren Ehre seiner ruhmwürdigen Gebieterin und zur Förderung seiner eigenen." — „Mein Lord Burghley ist in den Dingen freilich etwas schwach bestellt; aber er ist ein vortrefflicher Staatsmann und ein treuer Diener," bemerkte die Königin. „Deßhalb soll aber Master Spenser nicht denken, daß wir ihn unbeachtet lassen, denn wir entsinnen uns wohl, wie er uns einige Stellen aus einem Gedichte, betitelt: „die Feenkönigin," vorlas, welches uns in gutem Angedenken schwebt."

(Fortsetzung folgt.)

Das Neujahr in Paris.

(Schluß.)

Diese Neujahrsgeschenke zu fünf und drei Sous stimmen zu traurigen Betrachtungen. Welchen Taglohn kann ein Arbeiter verdienen, der Gegenstände fabrizirt, welche, nachdem sie durch mehrere Hände gegangen sind und wahrscheinlich in jeder einen kleinen Gewinnst gelassen haben, endlich um drei Sous auf den Boulevards verkauft werden? Denn alle diese Schnurrpfeifereien sind lediglich Handarbeiten; der Genius unserer Zeit hat, so viel mir bekannt ist, noch keine Dampfmaschinen zur Verfertigung von Kinderspielzeug erfunden. Ich habe hier auch metallene Vorstecknadeln um drei Sous verkaufen sehen, welche, wie mir ein Mann vom Fach versicherte, keine Fabrik um diesen Preis liefern kann. Bei solchen beispiellos wohlfeilen Verkäufen muß man jedesmal annehmen, daß ein kleiner Fabrikant Bankerott gemacht hat; da heißt es doch wahrlich, ein Leidensbruder gibt dem andern.

Man sollte hier einen Zehnten von den Summen erheben, welche die Reichen an kostspielige Geschenke wenden; wer fünfhundert Franken für einen Korb Bonbons ausgeben kann, mag billig noch fünfzig Franken dazulegen für den, welcher kein Brod zu beißen hat. Der berühmte Lagrange hat dargethan, daß die Nahrung

des gemeinen Volks in Frankreich um die Hälfte schlechter ist, als die Kost des gemeinen Soldaten, und das Commißbrod und die Kasernenpension hat gewiß noch Niemand beneidet, als ein Unglücklicher, der ganze Tage lang ein schlimmeres Glockenspiel, als das des jüngsten Gerichts, das Glockenspiel des Hungers in seinen Eingeweiden hörte. Im Jahre 1812 hat der philanthropische Gastronom Chaptal bewiesen, daß die kleinen Leute in Frankreich im Durchschnitt nicht ganz zwölf Pfund Fleisch per Kopf und per Jahr verzehren. Das Elend in den französischen Fabrik- und Handelsstädten ist groß: in Lille kommen auf eine Bevölkerung von 70,000 Seelen 16,000 Arme, in Orleans auf 44,000 Einwohner 14,000 Arme. In Amiens ist das Verhältniß noch gräßlicher; ferner weiß die ganze Welt, daß es für Lyon Zeiten im Jahr gibt, wo die sämmtliche Bevölkerung der arbeitenden Classen auf Hunger und Betteln reduzirt ist, und die Pariser Journale haben erst ganz kürzlich berichtet, daß ein Drittel der Pariser Einwohnerschaft im Spital stirbt. In Frankreich ist diesem Pauperismus schwer abzuhelfen. Die bereits zu starke Einwohnerzahl steigt fortwährend: ein Faktum, welches nicht abgeleugnet werden kann. Der große Grundbesitz mangelt und der Boden, welcher in den Händen der Großen dem Volke Vieles abgibt, ist in den Händen der Kleinen bei weitem nicht so ergiebig und verweigert der Masse hartherzig jede Hülfe. In Ermangelung des großen Grundbesitzes hat Frankreich nur seine Industrie, um die brodlosen Volksmassen zu ernähren; aber Industrie ist ohne Absatzwege, ohne Ausfuhr und ohne Gewinnst unmöglich, und wie können die Franzosen auf das Alles Anspruch machen, da sie dreißig Jahre lang die Weltmärkte nicht mehr besucht haben, und sie nun wieder besuchen, um sie mit Produkten zu überschwemmen, die schlechter und theurer sind, als die Erzeugnisse anderer Nationen? Die Engländer haben dies große Problem der Industrie glücklich gelöst durch die Association der Kapitalien, was die Association der Ideen voraussetzt, durch die Einführung der Maschinen in großem Maßstabe und durch die Uebertragung der Armensteuer und aller Bedürfnisse des gemeinen, arbeitlosen Volks auf den Grundbesitz: drei Dinge, welche in Frankreich platterdings unmöglich sind. Die Industriefrage, vom nationalen Gesichtspunkte aus, ist für die Franzosen unauflöslich. Was ist da zu thun? Die Welt gehen lassen, wie sie geht, sich in seinen Mantel hüllen und stillschweigend eine sociale Revolution für Frankreich abwarten, welche nur durch ein göttliches Wunder abgewendet werden kann, und welche, wie die Cholera, ganz unvermuthet auftreten und noch gräßlicher als diese unter den blassen Sterblichen wüthen wird.

C. C.

Distichen

von Ph. H. Welcker.

Mein Tröster.

Ach, wie leicht ist's im Glück, Unglückliche trösten! Wie leicht ist's,
Sagen im wärmenden Pelz: „Nakter, so friere doch nicht!“
Dulder mit Unglücksschrift auf der Stirn: sag' deine Geschichte.
Eh' du noch aus mir erzählt, hab' ich schon Trostes genug.

Alte und neue Mischung.

Feigheit, Freiheitsgefühl, Auswandrung und eiserne Straßen,
Bitterer Thränenerguß, Runkeln und Zuckerfabrik,
Wucher und Kaufmannsgeist und einsamer Edlen Gedanken,
Lieb' und Haß und Gespött: Alles in einem Gefäß!
Aber es rauschet die Zeit Weltmeeren vorüber und Sonnen,
Kaum das Pygmäengeschlecht achtend auf erdigem Punkt;
Aber der ruhige Gott schafft fern dort junge Gestirne:
Eh' hier landet ihr Strahl, liegen die Zwerge schon todt.

Sprachbemerkungen.

Bruder und Schwester. — In vielen Sprachen sind die Wörter Bruder und Schwester auch durch den Laut verschwistert und blos durch die Geschlechtsendung verschieden, und dies erscheint so sehr als das natürliche Verhältniß, daß die Abweichung davon wirklich etwas Auffallendes hat. — Im Hebräischen heißt Ach der Bruder, Acha die Schwester; im Arabischen Ach und Achad; im Griechischen ἀδελφός und ἀδελφή, im Malayischen Sondara und Sondarenia. — Auf gleiche Weise sind gebildet die mösogothischen Wörter Nithjis, der Vetter, Nithio, die Base; die chinesischen Dschin, Mann, Suh-dschiä, Frau, die cochinchinesischen Dan-u, Mann, Dan-bo, Frau; das Englische Man und Women. In allen diesen Fällen findet bloß die Umbildung statt, wie im Deutschen bei Mann und Männin, Hahn und Henne, Affe und Aeffin, der Farre, die Färse u. s. w. — Aber welche Verschiedenheit hinsichtlich jener verwandten Wesen herrscht dagegen in andern Sprachen! Im Persischen bedeutet Ak, auch Berandar, den Bruder, aber die Schwester heißt Hemschire, auch Kaudir. Im Kurdischen, einer verdorbenen Mundart des Persischen, heißt Bra der Bruder, Kusk die Schwester. Wie die lateinischen Wörter „Frater und Soror.“ so müssen auch die deutschen „Bruder und Schwester“ — mösogothisch Brothar und Swistar — von ganz verschiedenen Wurzeln abgeleitet werden. Das Nämliche finden wir in den slavischen Mundarten. Bratr, Brat, Bratez heißt der Bruder, Sestra die Schwester.

Der Kukuk. — Schwerlich ist bei irgend einem Wort der Naturlaut so gerabezu, so glücklich und so allgemein nachgebildet worden, als beim Kukuk. Bei den Griechen heißt der Vogel κόκκυξ, bei den Lateinern eben so und cuculus; der Italiener nennt ihn cuculo, der Franzose coucou, der Engländer cuckoo, der wendische Slave kukaliza, kukoviza, der Pole kukulka, der Illyrier kukukta, kukuvacsa. Die Polen und Illyrier haben indessen noch andere, ganz verschiedene Benennungen für den Vogel, und ganz unglücklich ist die schwedische Zusammenziehung Göck.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

(Schluß.)

Kunstverein. Steinla. Eisenbahn. Theater.

Ein vor einigen Wochen im hiesigen Kunstverein befindliches Oelgemälde von Sohn in Düsseldorf: Romeo, von Julien Abschied nehmend, machte ganz ungemeine Sensation. Immer war dasselbe von Zuschauern, besonders Damen, dergestalt umgeben, daß es gewöhnlich schwer hielt, sich eines guten Platzes zum Anschauen zu versichern. Schon der Gegenstand hat freilich vorzügliche Anziehungskraft. Die innigste Liebe, im fruchtlosen Kampfe mit Hindernissen, kann die Theilnahme, zumal der Frauen, unmöglich verfehlen. Dazu kam hier eine den Reichthum des Sujets auf das Seelenvollste aussprechende Darstellung. Jugend, Schönheit, Sehnsucht, Freude und Schmerz sind in beiden Gestalten mit Begeisterung auf die Leinwand gezaubert. Wenn auch Einige an Romeo's ausdrucksvollem Antlitz das Erliegen der Kraft unter dem mit ihr ringenden Schmerze weniger billigen wollten, so konnten sie doch dem wundervollen Gebilde Juliens den unbeschränktesten Beifall nicht verweigern. Auf der verklärenden Höhe der Kunst kann die Natur kaum in anziehenderer Wahrheit und Schönheit erscheinen, als Julie hier. Und welche Meisterschaft in weiser Benutzung der Lichteffekte, welche Virtuosität in Nachbildung des jugendfrischen, saftvollen Fleisches und aller Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Stoffe der Gewänder! — Auch im jetzigen Winter fanden bereits wieder einige Vorlesungen im Kunstverein statt, die sich gewöhnlich zahlreicher Zuhörer und Zuhörerinnen zu erfreuen haben. So eben kündigte das hiesige Tagblatt eine dritte an. — Auch im Saale des naturhistorischen Museums sind bereits während dieses Winters einige öffentliche Vorlesungen gehalten worden. So eben ist wieder eine daselbst „über Naturanschauung, als erste Vorschule menschlicher Erziehung," von dem bekannten Pädagogen Fröbel aus Keilhau zu erwarten. Er hat bereits in Rudolstadt und in der Schweiz durch Gründung von Kinderschulen sich ein dankbares Andenken gestiftet, und scheint bei seiner hiesigen Anwesenheit ähnliche Zwecke im Auge zu haben.

Nach einer Abwesenheit von vier Monaten ist unser berühmter Kupferstecher, Professor Steinla, wieder heimgekehrt. Den größten Theil seiner Zeit hat er zu Lucca in artistischer Thätigkeit verlebt, und eine beträchtliche Anzahl alter Kunstwerke sehr verschiedener Art, meistens von besonderer Auszeichnung, zurückgebracht. Unter Andern ist ihm zur Bereicherung seiner merkwürdigen Sammlung antiker und mittelalterlicher Münzen Gelegenheit geworden. Sein nächster Zweck scheint die Vollendung der schon weit vorgerückten Madonna von Holbein zu seyn. Möchte nur endlich auch die Krone aller seiner seitherigen Leistungen, die Platte zum bethlehemitischen Kindermord nach Raphael, wovon bis jezt erst einige Probeblätter abgezogen worden, veröffentlicht werden. Sie befindet sich vollkommen fertig in seiner Hand; allein die Entscheidung eines Processes mit dem Besteller derselben erlaubt ihm für jezt nicht, weitere Abdrücke davon nehmen zu lassen.

Die Fahrten auf der Eisenbahn nach der Weintraube und nach Oberau und zurück finden, wenn schon in verminderter Personenzahl, noch täglich statt. Bei drohendem Himmel wird die nach dem Gasthofe zur Weintraube darum etwas bedenklich, weil man nach dem Aussteigen aus dem Dampfwagen noch eine ziemlich lange Wanderung bis zu dem an der Meißner Straße gelegenen Gasthofe zu machen hat. Bei der Fahrt nach Oberau führen übrigens die Billets zum Tunnel, welche dort zu erhalten sind, nur zu dem noch sehr unbedeutenden Anfange seiner Ausmauerung. Die Thüre nach dem größten, noch nicht ausgemauerten Theil desselben bleibt verschlossen, damit die darin beschäftigten Arbeiter in diesem Geschäft nicht gestört werden.

Unsere hiesige Baukunst wagt es sogar, dem Winter Troz zu bieten. Kaum hatte vor einigen Wochen die Kälte ein wenig nachgelassen, so pochte und hämmerte es auch schon wieder allenthalben in den neuaufzuführenden Gebäuden. Zu den merkwürdigsten darunter gehört ein Haus mit einem Thurme. Ein Thurm mehr in einer Stadt, die vielleicht an Allem weniger Mangel leidet, als eben an Thürmen, ist immer etwas. Nicht minder merkwürdig erscheint die nun ihrer Vollendung nahe gebrachte Synagoge mit ihren zwei runden Thürmchen und grünen Kuppeln. Zwischen mehreren andern, ebenfalls erst im Entstehen begriffenen Häusern von ansehnlicher Größe steigt sie imponirend hervor; nicht gerade durch den Reiz besonderer architektonischer Schönheit, aber wohl durch eine recht sinnvolle Wahl des hierher gehörigen, unverkennbar morgenländischen Geschmacks. Wenn, wie sich wohl vermuthen läßt, das Innere den Erfordernissen eines Tempels nach mosaischen Gebräuchen angemessen ist, so verdient das Aeußere gewiß durch den entschiedenen Charakter, den es ausspricht, besonderes Lob. — Professor Semper, welcher den Riß zu diesem Gebäude, wie auch bekanntlich zum neuen Schauspielhause entworfen, ist so eben mit dem Generaldirektor der Hofbühne auf einer Reise nach Frankreich, Italien und England begriffen. Ihr Hauptzweck soll im Studium der vorzüglichsten Theater bestehen, um die zweckmäßigsten Einrichtungen bei dem hiesigen neuen Theater benutzen zu können. Nach den vielfach öffentlich und in der Stille erklungenen Klagen über das Mangelhafte mancher neuerbauten Schaubühnen in Hinsicht auf Akustik, Dekorationen, Eintheilung des Platzes und Bequemlichkeit für Künstler und Zuschauer, konnte man wohl in einem Momente, wo es sich um Herstellung eines mit den billigen Forderungen der Zeit im Einklang stehenden Theatergebäudes handelt, nichts Besseres thun, als sich an der Quelle selbst von dem Grunde oder Ungrunde mancher Klage zu überzeugen.

Die Bühnendirektion hat in der lezten Zeit, troz der Krankheit der Schröder-Devrient, das Publikum an Neuigkeiten und sogar Singspielen keinen Mangel leiden lassen. Dahin gehört Adams komische Oper: „Zum treuen Schäfer," worin namentlich Tichatschek als Coquerel sich besondern Ruhm erwarb. Sie fand bei mehrmaliger Wiederholung verdienten Beifall. Das Drama: „Luise von Lignerolles," nach dem Französischen von Dinaux und Legouvé, verdeutscht durch Th. Hell, erfreute sich ebenfalls freundlicher Aufnahme. Eine andere Novität für hiesige Bühne: „Die Zurücksetzung," von Töpfer, gefiel weniger als manches frühere Stück dieses Verfassers. Ungemeinen Effekt machte dagegen ein neues, von großem dramatischen Talente und umfassender Bühnenkenntniß zeugendes Drama von Lentner, einem Namen, den Viele, ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht, durch das Wort Raupach übersetzen. Es entwickelte dabei den ganzen, im Zuschauerkreise eben vorräthigen, schneeweißen Unschuldglanz an Batisttaschentüchern, welche dem Uebermaße des Wassers Einhalt thun mußten, das den Strahl der anmuthigsten Frauenaugen auszulöschen drohte. Dieses Drama heißt: „die Geschwister." Es wird wohl alle deutschen Schauspielhäuser füllen, wo es Frauenherzen und Thränen gibt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 33.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 7. Februar 1839.

Des Menschen Sohn ist gekommen zu suchen und selig zu machen, das verloren ist.

Lucas.
19, 10.

Aus Rückerts Leben Jesu.

In Kurzem erscheint in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung das Leben Jesu, Evangelien-Harmonie von Friedrich Rückert. Der Dichter hat sein großes Talent in Behandlung morgenländischer Stoffe nun auch auf einem Felde angewendet, wo er mit eigenthümlichen und ganz andern Schwierigkeiten zu kämpfen hatte als bisher. Der Werth und die Bedeutung des Gedichts können hier nicht besprochen werden; wir geben aber mit den folgenden Bruchstücken einen Begriff von der Form eines Werks, welches von den verschiedensten Parteien im Schoße des Christenthums mit Freude und Antheil aufgenommen werden wird. Das Buch umfaßt fünf *Hauptstücke*: Geburt und Jugend, Lehramt, Zug nach Jerusalem, Tod und Auferstehung, die erste Gemeinde, und ist in CLXXXII. Abschnitte getheilt.

* * *

XCI. *

Es naheten zu ihm die Zöllner und die Sünder,
Und hörten mit Begier das Wort vom Heilverkünder.

* Matthäus 18, 11—14.
Lucas 15, 1—10.

Als das die Farisä'r und Schriftgelehrten sahn,
Murrten und sprachen sie: Er nimmt die Sünder an.

Doch er antwortete mit einem Gleichnis gleich:
Was dünkt euch? welcher Mann ist unter euch so reich,

Der hundert Schafe hat, und eins verliert davon?
Läßt er im Felde nicht die neun und neunzig schon,

Und geht dem einen nach, bis das verlorn' er fand?
Und wenn ers fand, nimmt ers mit Lust in seine Hand,

Legts auf die Schultern, trägts nach Haus und rufet laut
Dem Freund und Nachbarn zu: Ihr Freunde, kommt und schaut,

Und freuet euch mit mir! denn mein verlornes Schaf
Hab' ich gefunden, das ich in der Irre traf.

Ich sag' euch, also wird im Himmel Freude seyn
Ob einem Sünder, der zur Buße gehet ein.

Mit größrer Freude wird er werden aufgenommen,
Als neun und neunzig, die gerecht sind und vollkommen.

Oder was dünket euch? Ein Weib, das hätte schon
Zehn Groschenstück', und eins verlöre nun davon;

Wird sie nicht eine Leucht' anzünden und umwenden
Das ganze Haus mit Fleiß durchsuchend aller Enden,

Bis sie den Groschen fand? und fand sie ihn nun drinnen,
Ruft sie den Freundinnen und ruft den Nachbarinnen:

Kommt her, ihr Freundinnen, und freuet euch mit mir!
Den Groschen, welchen ich verloren, fand ich hier.

Ich sag' euch, also wird den Engeln seyn zu Mut,
Wenn hier ein Sünder sich bekehrt und Buße thut.

Gekommen aber ist der Menschensohn zur Frist,
Zu suchen auf der Welt, was da verloren ist.

XCII. *

Dies Gleichnis sprach er auch: Zween Söhne hatt' ein Mann,
Wovon der jüngste dann zum Vater so begann:

Gib, Vater, mir mein Theil, das ich zu erben habe!
Und jener theilete den beiden gleich die Habe.

Da nahm der jüngste Sohn sein ganzes Gut, und gieng
In fremdes Land, wo ers an zu verprassen fing.

Und als er es verpraßt, kam eine Hungersnoth
In jenes Land, da litt er Mangel selbst an Brot.

Da ging er, einem Mann im Land sich zu vermiethen;
Der sandt' ihn auf sein Feld, die Schweine dort zu hüten.

Da wünscht' er seinen Bauch zu füllen mit den Schoten,
Die wurden dort zur Mast den Schweinen dargeboten;

Und Niemand gab sie ihm. Da sprach er, in sich gehend:
Wie viele, dort im Dienst bei meinem Vater stehend,

Die Fülle haben sie des Brotes, während ich
Hier um durch Hunger komm'; aufmachen will ich mich,

Zu meinem Vater gehn, und sprechen: Vater! ich,

Versündigt hab' ich mich im Himmel und vor dir;
Ich bin nicht werth, dein Sohn fortan zu heißen hier.

Wie einen deiner Lohnarbeiter halt mich nur!
Und stracks macht' er sich auf, und ging zur Vaterflur.

Er war noch weit entfernt, der Vater sah ihn schon,
Erbarmte sich, und lief entgegen seinem Sohn,

Und fiel ihm um den Hals, und küßt' ihn väterlich.
Da sprach zu ihm der Sohn: Vater! ich habe mich,

Versündigt hab' ich mich im Himmel und an dir,
Und bin nicht werth, dein Sohn fortan zu heißen hier.

Der Vater aber sprach zu seinem Knechte: Bring
Das beste Kleid, und leg's ihm an, und einen Ring

Gebt ihm an seine Hand, und Schuhe seinen Füßen;
Dann bringt das Mastkalb her, und schlachtet es! wir müßen

Mit einem Freudenschmaus den Gast im Haus begrüßen.

* Lucas, 15, 11 – 31.

Denn der, mein Sohn, war todt, der lebend nun erstand;
Verloren war er mir, den ich von neuem fand.

Und fröhlich saßen sie beim Fest und Schmause schon,
Doch auf dem Felde war des Vaters ältster Sohn;

Als er nun heim kam, hört' er Tanz und Saitenton.

Da rief er einen Knecht, und fragte, was es deute?
Der sprach: Dein Bruder ist zurückgekommen heute.

Das Mastkalb schlachtete der Vater ihm zum Schmause,
Weil er gesund den Sohn empfing in seinem Hause.

Er aber zürnt' und wollt' hinein nicht gehn ins Haus;
Da trat der Vater, ihn begütigend, heraus.

Doch er antwortete und sprach zum Vater: Sieh,
So lange Jahre dien' ich dir im Hause hie,

Und habe dein Gebot noch übertretrn nie.

Nie aber hast du mir ein Böcklein nur gegeben,
Um einen frohen Tag mit Freunden zu verleben.

Nun dieser kommt, dein Sohn, der dein Gebot verachtet,
Und alles durchgebracht, hast du das Kalb geschlachtet.

Der Vater aber sprach: Mein Sohn! du bist bei mir
Zu aller Zeit, und all mein Gut gehöret dir.

Doch sollt' ich mich nicht freun an deinem Nachgebornen,
Daß der gestorbne lebt, und ich fand den verlornen?

Walter Raleigh und Königin Elisabeth.

(Fortsetzung.)

„Ihro Majestät nimmt immer Partie für das wahre Verdienst und bewährt sich als seine huldreiche Gönnerin, und glücklich sind diese poetischen Geister, welche geboren wurden, um unter solchen Auspicien zu blühen. Mit Lucans Worten in seiner Pharsalia könnte man sie begrüßen:

> Vos quoque, qui fortes animas belloque peremtas
> Laudibus in longum vates diffunditis aevum,
> Plurima securi fudistis carmina, Bardi.

Ihro Majestät glorwürdiger Regierung blieb es vorbehalten, zwei solche Genien sonder Gleichen an's Licht zu fördern als Master Edmund Spenser und Master William Shakespeare. Der Eine als epischer Dichter hat, indem er zur Bewunderung alles Ritterlichen und Großen auffordert, keinen, der ihm gleicht; der Andere steht, als Erfinder von Schauspielen, die er gleichsam in unserm Vaterlande erst erschaffen hat, an Verstand, Witz, Einbildungskraft und Kenntniß der menschlichen Natur hoch

uber allen Geistern in diesen Reihen. Master Spenser gesellt sich zu solchen edlen Geistern, als Homer und Virgil, und Master Shakespeare verdient einem Sophokles und Menander gleichgestellt zu werden." — „Wir erfreuen uns recht sehr an den Schöpfungen dieses Shakespeare, wie sie im Schauspielhause dargestellt werden," erwiderte Ihre Majestät, „und denken diesen Nachmittag uns daselbst einzufinden." — „Es ist eine Unterhaltung, ganz geeignet zu Ihro Majestät Erheiterung," erwiderte Sir Walter. „Denn ich meine, daß Schauspieler eine Art von Spiegel sind, welche uns die menschliche Natur in allen Formen zeigen, wie der Dramatiker sie vorführt, welchem sie alle zur Hand sind; und diejenigen, welche die Welt kennen lernen wollen, wie sie ist und erscheint, können nichts Besseres thun, als in's Schauspielhaus gehen, wo Master Shakespeare und die Paar, welche in seine Fußstapfen treten, wirken. Auch verdienen Ihro Majestät Schauspieler wohl, daß man ihrer in Ehren erwähnt, denn ohne besondere Anleitung oder Vorbilder haben sie die Kunst, so vordem auf den Straßen vagabundirte, zu einem Geschäft erhoben, welches am Hofe geehrt ist und beim Volke in gutem Ansehen steht."

„Ist da nicht ein gewisser Burbage, der sich in dieser Kunst besonders auszeichnet?" fragte die Königin. „Wir haben ihn oft bemerkt. 'S ist der, welcher den bucklichten König spielt." — „Ganz derselbe zu Ihro Majestät Befehl," sagte Raleigh. „Ihro Majestät außerordentlicher Scharfblick ist zu bewundern; denn er ist es, der die Palme davon trägt, indem er von Natur ganz besonders dazu begabt ist, und mit einer außerordentlichen Leichtigkeit sich in alle Charaktere schickt, was derselbe nicht allein in der glücklichen Auffassung König Richards des Dritten beweist, obwohl dies eine seiner gelungensten Darstellungen ist, wie Ihro Majestät sehr treffend bemerkt, sondern in verschiedenen andern Rollen, die er mit gleicher Trefflichkeit durchführt."

Sie schritten einige Minuten weiter, ohne ein Wort zu sprechen. „Erinnerst du dich der Verse aus Virgil," fragte Ihre Majestät, „die so anfangen:

> Fortunate senex! hic inter flumina nota
> Et fontes sacros —?"

„Wie sollte ich nicht, zu Ihro Majestät Befehl? Beginnen sie doch eines der süßesten Pastoralstücke, welche jener mit Recht hochberühmte Dichter geschrieben, der zu seinem Epitaph jene Worte hat:

> Mantua me genuit, Calabri rapuere, tenet nunc
> Parthenope, cecini pascua, rura, duces."

— „Wenn wir uns nicht irren, sind sie sehr glücklich gewählt," fuhr die Königin fort. „Wie schön er die kuhle Anmuth des lieblichen Platzes schildert, wo, entfernt vom Sonnenbrand, die Bienen Honig aus den Blumen saugen, und die Turteltaube ihr Liebeslied klagt, daß man selbst davon zur Ruhe eingeladen wird." — „Es ist allerdings eine wunderbar erfrischende Landschaft, und Ihro Majestät stellen mit Ihrem unvergleichlichen Geschmack mir ihre Reize so lebendig vor, als ich sie nur empfinden konnte, wenn ich in den alten Schriftstellern, so Lateinern als Griechen, las."

„Da ist noch ein schönes Bild, welches einen artigen Contrast zu dem vorigen abgibt," sagte Ihre Majestät, welche sich allzeit sehr erfreute, wenn sie ihre Kenntniß in diesen Dingen an den Tag legen konnte, und man muß bekennen, daß sie nicht wenig darin bewandert war; und ein ganz besonderes Vergnügen gewährte es ihr, von einem Manne darüber Complimente zu erhalten, welcher, wie der Kapitän ihrer Garde, ein so tüchtiger Scholar war. „Das ist die Stelle in Theocrits Idyllen, welche so beginnt:

> ἐν τε βαθείαις
> Ἀδείας σχίνοιο χαμευνίαιν ἐκλίνθημες,
> Ἔν τε νεοτμάτοισι γεγαθότες οἰναρέοισι.

und noch sehr lang so fortgeht."

(Fortsetzung folgt.)

Moden.

Die weibliche tonangebende Aristokratie legt es gegenwärtig mehr als je darauf an, die Dilettantinnen im Respekt zu erhalten und ihnen das Copiren zu entleiden. Das beste Mittel hiezu ist das im jetzigen Augenblick beliebte: man sucht die Eleganz weniger im ewig wiederholten launischen Wechsel des Schnitts, als in der Solidität und Kostbarkeit der Stoffe und Beiwerke; man legt weniger Gewicht auf diese oder jene Form, mit der sich Jede für das flüchtige Auge fashionabel maskiren kann, als auf die verschwenderische Fülle dessen, wofür es kein plausibles Surrogat gibt. Eine Hauptrolle in diesem Systeme spielt ein Stoff, der zwar von jeher sehr hoch gehalten, aber zu einer gewissen Zeit doch so ziemlich aus dem Anzug verdrängt worden war: die Spitzen. Die Kleider von Brocat und façonnirtem Sammt zu vollem Anzug müssen sehr reich mit Spitzen und dazu mit Blumen, namentlich Sammtblumen besezt seyn. Die großen Volans an den Kleidern sind nur erträglich, wenn sie aus guten Spitzen bestehen, und diese Mode erhält sich eben durch ihre Kostbarkeit, wodurch sie zu einer „distinguirten" Tracht wird.

Besonders auffallend ist aber der gegenwärtig herrschende Luxus im Weißzeug der vornehmen Welt. Seit fünfzehn, zwanzig Jahren hat dieses Fach auf dem Wege der Verfeinerung eine völlige Umwandlung erlitten. Mit einer magern Guirlande, einer armseligen Blume am gezackten Rand war damals Alles gethan, und der Luxus bestand vorzüglich in der Güte der holländischen Leinwand oder, jedoch selten, des Batlists. Jezt aber sind die Stickereien auf Linnen wahre Kunstwerke. Zu einer eleganten Toilette gehbren nothwendig kostbare Schnupftücher, einfacher und

reicher nach der Abstufung des halben und des vollen Puzes. Es gibt gestickte Schnupftücher zu vierzig Louisd'or, und unter acht Louisd'or erhält man nicht leicht ein hübsches Tuch für den Ball. Auf den Morgenschnupftüchern wird die weiße Stickerei durch rothe, blaue, gelbe Linien und Dessins bunt gemacht, und auch diese Mode ist, wie jede kostspielige Negligétracht, nur Sache wohlhabender Damen. Die Stickereien zum Abendanzug sind natürlich nur weiß, aber nicht selten vier Finger breit.

Es ist, als ob die Eleganten in ihrer Richtung auf Pracht und Luxus von einer Laune vornehmer Selbstachtung ergriffen worden wären; denn sie lassen die Verschwendung einwärts zu Regionen dringen, wohin nie ein profanes Auge reicht, und auf diesem Gebiete sind sie vor dem Neide des Dilettantismus vollkommen sicher. Le linge le plus grave, wie sich die närrischen Franzosen ausdrücken, das heißt, Nachthemden, Nachtkamisole, Schlafhauben und Unterröcke werden mit Spizen aller Sorten, oft höchst anspruchsvoll besezt. Dies mag manchem Frauenzimmer vorkommen, wie wenn einer sein Ordensband auf dem Schlafrock tragen wollte. Asmus sagt aber, der echte Ritter trage sein Ritterkreuz auf der bloßen Brust, und wie mit der wahren Ritterlichkeit, so möchte es sich auch mit der echten Eleganz verhalten: es kommt nicht darauf an, ob oder wo man das äußere Abzeichen trägt, sondern wie. — Der Schnitt der Nachthauben hat sich, im Vorbeigehen gesagt, völlig reformirt: das Hinterstück schließt sich leicht gepufft an das kleine Vorderstück an, welches mit einer schmalen Spize besezt wird, die platt auf der Stirne aufliegt und an den Wangen herabläuft. Der Franzose nennt dies eine Haube à la paysanne; wie ganz anders, wie viel vornehmer klingt dies als: eine Bauernhaube, und warum?

In jenes Kapitel der einwärtsbringenden Eleganz gehört auch eine Neuerung des französischen Hofcorsetmachers Josselin, eines Genies, von dessen wundervollen Schnürleibern wir schon öfter gesprochen haben. Aus Veranlassung des betrübenden Ereignisses, das den Hof neuerlich in Trauer versezt, hat er Corsette von schwarzem Mohr verfertigt, die, mit blauangelaufenem Stahl besezt, sont d'une élégance toute magnifique. Die zur Halbtrauer sind aus grauem Mohr, mit schwarzer Seide ausgenäht. Wem fallen hiebei nicht Lichtenbergs Würfel, Kartenspiele und Hundehalsbänder zu voller und Halbtrauer ein?

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Januar.

Graf Sternberg. Pater Neumann. Adelsbälle.

Die lezten Tage des vergangenen Jahrs haben den Wissenschaften in Böhmen eine ihrer schönsten Zierden geraubt. Der berühmte Naturforscher Graf Kaspar v. Sternberg wurde auf seinem Schlosse Brzezina von einem Schlagflusse dahingerafft, und obschon der verehrte Greis bereits das 79ste Jahr erreicht und die Abnahme seiner Kräfte (zumal die stets zunehmende Schwäche seiner Augen) dem forschenden Geiste immer engere Grenzen zogen, so wird doch sein Verlust von Allem, was an der Wissenschaft Theil nimmt, schwer gefühlt und betrauert. — Der böhmische Missionär in Nordamerika, P. Neumann, hat bereits fünf Pfarreien und Schulen gegründet, die er abwechselnd besuchen muß, so daß er sein festgezimmertes Haus zu Northbush nur selten und auf kurze Zeit bewohnt. Die geringste Entfernung einer Station von der andern ist zwei, die größte zwölf Stunden. Er erwartet noch einige Mitarbeiter, zumal für die Stadt Rochester, und einen jungen Handwerker, der sein Hausverwalter und sein Gehülfe an der Schule zu Northbush werden soll. Aus Böhmen sind ihm durch den Leopoldinerverein Kirchenapparate, Bilder, Leinwand, Bücher, Zeitschriften und baares Geld — wozu eine fürstlich Schwarzenbergsche Spitalpfründnerin 48 fl. beitrug — zugesandt worden.

Obschon der heurige Carneval, mit dem vorjährigen verglichen, um mehr als zwei Wochen kürzer ist, und hier in der Regel die Faschingsvergnügungen, je mehr selbe concentrirt sind, auch an Intensität gewinnen, so ist doch der Carneval diesmal nicht so belebt, als voriges Jahr, und keiner der diesjährigen Bälle hatte sich einer großen Lustigkeit zu rühmen. Seit ungefähr einem Lustrum und darüber ist eine Tanzunterhaltung der höchsten Gesellschaftskreise, die adeligen Societätsbälle, ganz eingegangen. Das on dit versichert, es wolle keine der ältern Damen das Geschäft übernehmen, als supponirte Hausfrau die Honneurs dieser Bälle zu machen, was mir jedoch nicht ganz wahrscheinlich vorkommt, da wir sehen, daß mehrere Damen vom höchsten Range, Mütter zahlreicher Töchter, das größere Opfer bringen, in bürgerlichen Gesellschaftsbällen bis zum Morgen auszuhalten. Viel eher dürfte die Ursache darin zu suchen seyn, daß seit mehreren Jahren, gerade um die Zeit des Carnevals, Todesfälle und ihre Folge, die Familientrauer, manche der ersten Familien von allen Lustbarkeiten ausgeschlossen haben, und man daher befürchtete, keine hinlänglich zahlreiche Gesellschaft für einen größern Saal zusammenzubringen, während man doch keinen der kleinern und unansehnlichern Stadtsäle zum Lokal eines adeligen Balls wählen wollte. Das Militär, vom Hauptmann aufwärts, gehörte bei diesen Bällen zu den Subscriptionsfähigen und Zahlenden, während sowohl die subalternen Offiziere, als die höhern Staatsbeamten als geladene Gäste auf denselben erschienen: doch blieben leztere gewöhnlich fern von einer Lustbarkeit, wo sie von den eigentlichen Matadoren des Festes ganz ignorirt wurden, und auch jene — wenn sie nicht adelig waren — fanden eben kein großes Vergnügen daran, sich Körbe von den schönen und vornehmen Damen zu holen und als Reserve für die Stiftsdamen zu dienen, und erschienen oft nur auf das Commando ihrer Stabsoffiziere (gleichsam zum Balldienst), um den alten Grundsaz der Physik zu bestätigen, daß es keinen leeren Raum gibt. Da nun keine Versammlungen en gros stattfinden, sollte man glauben, es müßte desto mehr kleinere Ballfeste bei der Noblesse geben, insbesondere da die Mode es den höhern Ständen so ungemein erleichtert, ihnen sogar die Kosten so unendlich verringert. Die Apartements sind im Stande, die Bedienung vorhanden; es braucht nichts, als die Lichter anzustecken oder die Lampen anzuzünden, den Thee im Salon zu brauen, etwas Limonade und Mandelmilch, Eis und Confituren vom Hauszuckerbäcker machen zu lassen, oder bei Herrmann oder Becker, Schöffs oder Teichner zu bestellen, und die „Soirée dansante" ist fertig. Gleichwohl hat man außer den gewöhnlichen Assembleen des Carnevals bei dem Obristburggrafen und dem commandirenden General (welchen selbst unser junger Erzbischof beiwohnte) wenig von Tanzunterhaltungen beim Adel gehört.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 34.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 8. Februar 1839.

Sic iterat voces, et verba cadentia tollit,
Ut credas partes minimum tractare secundas.

Horat.

Walter Raleigh und Königin Elisabeth.

(Fortsetzung.)

„Wohl erinnere ich mich," sprach Sir Walter. „Der Poet beschreibt die süße Trägheit, hingelehnt unter den üppigen Ranken des Weinstocks, während über den Häuptern das Laub der saftigen Bäume uns anmuthige Schatten wölbt, und zu unsern Füßen der murmelnde Strom Frische und Kühlung aushaucht; Käfer und Grillen schwirren durch die Sträucher, und die süße, Honig suchende Biene summt zwischen den Prachtdüften der Blumen. Philomelen entströmt ihre Liebesklage unter den Wipfeln der Haine, und das süße Zwitschern der Turteltaube füllt mit schwellenderen Tönen das Konzert der Vögel; und um das Auge zugleich mit dem Ohre zu entzücken, blinken rings umher die üppigen Früchte des Sommers und Herbstes aus dem Laube, die rosenwangigen Aepfel in prächtiger Fülle, und die brechenden Aeste belastet mit sammtenen Pflaumen. In Wahrheit, es ist ein entzückendes Gedicht, und daß Ihro Majestät sich gerade dieser Stelle entsinnen, beweist mir auf's Neue Ihre unerreichte Vertrautheit mit den Schätzen des classischen Alterthums, und einen so feinen Geschmack, der immer wie von selbst auf das Schöne und Ausgezeichnete trifft, was mich stets in Verwunderung setzt."

Die Königin sah außerordentlich vergnügt aus, indem sie unterweilen beim Spaziergange sich mit dem Fächer Luft zuwehte und dabei mit günstigem Auge die edle Gestalt und den feinen Anzug des Redners anblickte, bis sie auf diese Weise an einen Platz kamen, wo unter den weitausragenden Aesten einer Buche, gerade da, wo der Weg sich plötzlich hinter eine dicke Hagedornhecke umwandte, und sie also ungesehen blieben, ein anmuthiger Sitz angebracht war, auf welchem Ihro Majestät sich niederließ. Hier konnte sie mit mehr Muße die reichen, prachtigen Kleider des stattlichen Sir Walter, wie er vor ihr stand, betrachten, was ihr viel Vergnügen zu machen schien, obwohl sie kein Wort sprach, während der Ritter die ganze Zeit über auf sie mit einer wunderbaren Ehrfurcht blickte, als wollte er sagen, daß, wenn seine Zunge seine Gedanken auszusprechen wagen dürfte, das Herz ihm reichen Stoff darbieten würde.

„Was meinst du nun jezt in Betreff der Seereise, von der du neulich sprachst?" hob die Königin endlich in höchst gütigem Tone an. Plötzlich aufstarrend, als ob er aus einer Verzückung wieder zu sich selbst käme, erwiderte er: „Ich bitte demüthigst Ihro Majestät um Vergebung, denn es ist eine anerkannte Wahrheit, daß nur der Adler in die Sonne blicken kann, ohne verwirrt zu werden." Ihre Majestät liebte ganz ungemein solche feine Wendungen, und ihre Augen glänzten sichtlich von Vergnügen

als sie bemerkte, wie der Ritter seine Augen zu Boden senkte, gleich als wäre der Anblick, den er gehabt, zu stark für seine irdische Sehkraft. — „Doch ich soll von der Reise sprechen," fuhr er fort. „So wissen denn Ihro Majestät, daß mehrere meiner früheren Waffengefährten und auch einige andere wackere Herrn, die alle vor Verlangen brennen, Ihro Majestät zu dienen und Proben ihres Muths zu geben dadurch, daß sie den Spaniern Schaden thun, in Verein mit mir bedeutende Summen Geldes zusammengeschossen haben, um ein tüchtiges Geschwader Schiffe zu armiren, vermöge welcher wir sowohl eine Expedition gegen Panama als auch die berühmte Silberflotte aufzufangen beabsichtigen, deren Schätze, wie verlautet, ganz unglaublich sind. Wir haben nun Summen genug, um dreizehn Kriegsschiffe zu bemannen, welche alle, in Betracht, daß ich mein ganzes Privatvermögen darauf verwandt, wie auch, daß ich nach ihrer Meinung — gewiß gegen meine eigene Schätzung — der geeignetste Mann dazu seyn soll, so vermöge meiner Kenntniß vom Seewesen, als auch meiner Bekanntschaft mit den Spaniern und sonstiger Kriegserfahrung, sie mir als Admiral anvertrauen wollen; wie ich denn auch nicht abgeneigt wäre, insofern es Ihro Majestät gefällt, dieses armer Soldat ich bin, dieses Amt anzunehmen. Jedoch, um den Erfolg noch sicherer zu machen, würde ich Ihro Majestät um solche Beihülfe ersuchen, sowohl an Leuten als Geld und Schiffen, welche das Mißlingen des Unternehmens zur Unmöglichkeit machen müßte; was, wenn Ihro Majestät geneigt wären, es uns zu bewilligen, gewiß keine andere Folgen haben würde, als den lezten vollständigen Ruin Dero böser Feinde, neuen Ruhm, hinzugefügt der schon in den Sternen leuchtenden Glorie Ihrer Regierung, und eine bedeutende Bereicherung Ihres Schatzes."

„Das klingt sehr schön, Sir Walter Raleigh," sagte die Königin, welche sehr aufmerksam auf alles gehört, was er vorgebracht; aber wie parteiisch sie auch hier seyn mochte, ließ sie sich doch selten zu etwas hinreißen, ohne ihren Vortheil vorher berechnet zu haben. „Das klingt sehr schön; und wir kennen auch sehr wohl die Dienste, welche du gegen die berühmte Armada leistetest, die wir mit Gottes Hülfe gänzlich vernichteten, und andere Male gegen jene aufgeblasenen und nichtswürdigen Spanier und wir erinnern uns zu gleicher Zeit deiner Geschicklichkeit, fremde Länder zu entdecken, so daß wir wohl einiges Vertrauen in deine Versicherungen setzen — indessen — sie zögerte — es ist doch vorerst nöthig, daß wir wissen, welcher Antheil an der Beute unser ist, im Fall wir den Beistand leisten, wie du ihn wünschest."

(Fortsetzung folgt.)

Aus Rückerts Leben Jesu.

(Fortsetzung.)

XCIV. *

Dies Gleichniß sprach er dann: Es war ein reicher Mann,
Der legte jeden Tag Purpur und Seiden an,

Und lebte jeden Tag in Freuden und Genuß;
Da war ein armer auch, geheißen Lazarus,

Der vor der Pforte lag des Reichen, voller Schwären,
Und wünschte von des Mahls Brosamen sich zu nähren.

Da kamen aus dem Haus des Reichen auch die Hunde
Hervor und leckten des armen Mannes Wunde.

Und es geschah, da starb der arm', und ward zur Stunde

Zum Schoße Abrahams von Engeln aufgehaben;
Und auch der reiche starb hernach, und ward begraben.

Als in der Unterwelt er nun war in der Qual,
Und seine Augen hob, erblickt' er auf einmal

Von ferne Abraham, und Lazarus im Schooß,
Und rief: Erbarme dich, o Vater, sende bloß

Den Lazarus, daß er tauch' ein die Fingerspitze
In Wasser, mir die Zung' abkühl' in dieser Hitze!

Mein Sohn, sprach Abraham, bedenk, du hast empfangen
Dein Gutes, als es schlimm dem Lazarus ergangen;

Nun hast du hier die Pein, und er den Trost empfangen.

Und über dieses ist auch zwischen dort und hier
Befestigt eine Kluft, daß nicht von hinnen wir

Zu euch hin mögen, noch zu uns von dannen ihr.

Er sprach: So bitt' ich dich, o Vater, ihn zu senden
In meines Vaters Haus, die Brüder dort zu wenden,

Daß sie an diesem Ort der Qual mit mir nicht enden!

Sprach Abraham zu ihm: Sie haben Moses schon
Und die Profeten auch, belehrt sind sie davon.

Er sprach: Nein, Vater! wenn ein Todter wär' erschienen,
Würd' es denselben eher zu einer Lehre dienen.

Doch er antwortete: Mag ihnen das nicht frommen,
Was von Profeten und von Moses sie vernommen,

So glauben sie auch nicht, daß Todte wiederkommen.

---

* Lucas 16, 19 — 31.

CIV. *

Ein Gleichniß sprach er auch von denen, die sich setzen
Hoch in Gerechtigkeit, und andre niedrig schätzen.

Ein Farisäer ging, es ging ein Zöllner auch
Zum Tempel, um daselbst zu beten nach Gebrauch.

Der Farisäer trat zuerst zum Beten hin:
Dir dank' ich, Herr, daß ich nicht wie die andern bin,

Kein Räuber, Bösewicht, noch der die Ehe bricht,
Kein Trunkenbold, und auch wie dieser Zöllner nicht.

Zwier fast' ich in der Woch', und leb' in tadellosen
Gesetzen, geb' auch stets von allem Gut Almosen.

Der Zöllner aber blieb von ferne stehn, und wagte
Die Augen nicht empor zu heben, sondern sagte,

Indem er schlug die Brust: Gott sei mir Sünder gnädig!
Ich sag' euch, dieser ging vor jenem sündenledig.

Denn wer sich selbst erhöht, der soll erniedrigt werden;
Und wer erniedert sich, der sei erhöht auf Erden.

CXI. **

Fürwahr, das Himmelreich ist einem Hausherrn gleich,
Der morgens aufstand, als die Sterne wurden bleich.

Er trat aus seinem Haus, und miethete zur Hand
Für seines Weinbergs Pfleg' Arbeiter, die er fand.

Er dingte für den Tag auf einen Silberling,
Und in den Weinberg sandt' er sie auf den Beding.

Dann gieng er auf den Markt zur dritten Stund', und sah,
Daß müßig andere Arbeiter standen da.

Zu ihnen sprach er: Geht nur auch zum Weinberg, wißt,
Ich werde geben euch, was recht und billig ist.

Sie giengen; und er gieng zum Markt zur sechsten Stunde,
Und andern, die er fand, gab er dieselbe Kunde.

Zur neunten Stunde gieng zum Markt er noch einmal,
Und andern, die er fand, bot er die gleiche Wahl.

Zuletzt zur elften Stund', als er sah ein'ge stehn,
Sprach er: Warum wollt ihr den Taglang müßig gehn?

Sie sprachen: Weil Niemand uns hat gedingt nach Brauch.
Er sprach zu ihnen: Geht in meinen Weinberg auch!

Und haben sollet ihr, was recht und billig ist.
Dann, als es Abend ward nach einer kleinen Frist,

Da sprach des Weinbergs Herr zum Schaffner: Gib nun allen
Arbeitern ihren Lohn nach meinem Wohlgefallen!

Da kam, wer erst ans Werk zur elften Stunde ging,
Und Mann für Mann empfing zu Lohn den Silberling.

Dann kamen die zuerst gedungenen gegangen,
Und hofften größeren Lohn als jene zu empfangen.

Doch Mann für Mann empfing zu Lohn den Silberling;
Da murrten sie, der Lohn war ihnen zu gering.

Zum Herren sprachen sie mit unzufriednem Munde:
Die letzten haben, Herr, geschafft nur eine Stunde;

Doch gleichgesetzet hast du sie mit uns an Gaben,
Die wir des Tages Last und Hitz' getragen haben.

Der Herr antwortete: Freund, thu' ich Unrecht dir?
Um einen Silberling verdingtest du dich mir.

So nimm das Dein', und geh! aus Gnade will ich eben
Dem letzten minder auch, als dir ich gab, nicht geben.

Ist zu verschenken mir, was mein ist, nicht erlaubt?
Glaubst du, was andern wird geschenkt, sei dir geraubt?

Thut dir's im Auge weh, zu sehn, daß wohl ich thu?
Die letzten also sind die ersten, wisse du!

Die ersten aber sind den letzten zugezählt;
Viel sind berufen, doch wenig sind auserwählt.

* Lucas 18, 9—14.
** Mathäus 20, 1—16.

Die bedeutendsten Himmelserscheinungen des Jahres 1839.

Dargestellt von

Dr. Nürnberger.

Ich habe meinen diesmaligen Bericht über die bevorstehenden merkwürdigsten Himmelserscheinungen des begonnenen Jahres mit dem Bedauern einzuleiten, nicht viel Auffallendes aufführen zu können. Das ganze Jahr 1839 bietet uns nur eine einzige sichtbare Finsterniß, nämlich eine Sonnenfinsterniß dar. Mondfinsternisse fehlen gänzlich, welcher Umstand manche Jahre auszeichnet und z. B. 1788 auch stattgefunden hat, seitdem jedoch, wenn ich mich nicht sehr irre, nicht wieder. Dennoch aber wird die Gelegenheit zu interessanten Bemerkungen nicht gänzlich fehlen.

März. — Am 15ten tritt die obenerwähnte Sonnenfinsterniß ein. Sie hebt um 4 Uhr 15 Minuten Abends (Berliner Zeit) an und dauert bis nach 5 Uhr, wird aber kein sehr auffallendes Schauspiel gewähren, da der Neumond dabei diesmal nur einen kleinen Theil der Sonnenscheibe verdeckt, so daß nicht einmal eine merkliche Lichtabnahme bemerkt werden dürfte. Ueberhaupt fallen zwar viel mehr Sonnen-, als Mondfinsternisse vor, indem sich die Bedingungen für die erstern am Himmel öfter vereinigen, als für

die leztern;* da aber eine Sonnenfinsterniß für gewisse Punkte der Erdoberfläche statfinden kann, während viele andern Punkte den Mond, seiner Parallaxe wegen, weit von der Sonne, und leztere also ganz unverfinstert erblicken, wogegen der Mond bei seinen Finsternissen sein Licht im Erdschatten wirklich auf so lange einbüßt, und also überall, wo er nur eben über dem Horizonte steht, gleich verfinstert erscheint, so sind für einen bestimmten Ort die sichtbaren Sonnenfinsternisse weit seltener, als die sichtbaren Mondsfinsternisse, und das Verhältniß ist fast wie 4 zu 11.

(Fortsetzung folgt.)

* Eine Mondfinsterniß kann nicht mehr stattfinden, wenn der Mond über 12 – 13 Grad vom nächsten Knoten absteht, wogegen eine Sonnenfinsterniß noch möglich ist, wenn dieser Abstand nur nicht über 21 Grad beträgt. Man sieht also, daß sich die Grenze für die Sonnenfinsternisse weiter als für die Mondfinsternisse erstreckt, und die erstern also schon deswegen häufiger seyn müssen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Januar.

(Fortsetzung.)

Bälle.

Für den Bürgerlichen hält es schwerer, ähnliche Feste zu veranstalten; denn bis jezt hat es erst ein einziger hiesiger Bankier gewagt, der adeligen Sitte zu folgen und bloß Erfrischungen serviren zu lassen; und wenn gleich seine Soiréen gesucht und gepriesen werden, sind doch alle Andern bei der alten Gewohnheit des completen Soupers geblieben, was doch eigentlich nur den Nichttänzern, den Comparsen des Ballfestes, von besonderm Interesse ist, und (ganz von den Kosten abgesehen, die bei Personen von Vermögen weniger in Betracht kommen, als die Unbequemlichkeit) es der Hausfrau in aller Hinsicht erschweren, eine dergleichen Unterhaltung zu veranstalten, eine Gesellschaft zu wählen, die zusammenpaßt, und Niemand auszulassen, der ein Recht hat — oder sich zu haben einbildet — auf eine Einladung zu rechnen. Gewöhnlich klagen die Nichtgeladenen, und oft selbst bei den splendidsten Hausbällen die Geladenen über dies und das, und ich erinnere mich, daß bei einem Feste der Art, an welchem Alles im Ueberfluß vorhanden war, ein paar Herrn wünschten im Casino geblieben zu seyn, weil sie dort die Braten wärmer bekommen hätten. Daher mag es auch kommen, daß man bisher — obschon der Carneval bereits ziemlich weit vorgerückt ist — noch sehr wenig von Hausbällen hört, deren Zahl sonst manchmal in einem Carneval auf sechshundert bis tausend stieg. Die Pikenits, welche im Wiener Carneval eine so große Rolle spielen, haben hier fast ganz aufgehört. In früherer Zeit gab es industriöse Unternehmer solcher Tanzvergnügungen, welche von den Damen Speisen, von den Herrn Getränk und — Geld requirirten; da es sich aber traf, daß jene ihre kostbaren Schüsseln gar nicht zu sehen bekamen, diese französische und Rheinweine geliefert hatten, und endlich Viermännerwein, Wendewein, Strumpfwein und Schulwein zu trinken bekamen, so sind die Pikenits dermaßen in übeln Leumund gerathen, daß auch Personen, die nicht bloß ohne Interesse ihr geeignetes Lokal zu dergleichen Unterhaltungen dargeboten, sondern selbst oft bedeutend dabei zugesezt haben, in den Verdacht kamen, eine Woche an den beaux restes gezehrt zu haben. Auf solche Weise ist dieses Genre von Ballvergnügen zu Grabe gegangen, oder kommt doch meist nur bei den untern Klassen vor, wo Schinken und Kalbsbraten, Bier und Punsch den ganzen Tafelluxus ausmachen.

Was die öffentlichen und halböffentlichen, oder sogenannten Gesellschaftsbälle — in der alten Zeit geschlossene Gesellschaften genannt — betrifft, so hat sich, wenn die Traditionen der Vorzeit nicht trügen, ihre Gestalt gar sehr verändert. Alte Herrn aus dem Bürgerstande erzählen noch mit stolzem Entzücken von den Carnevals ihrer Jugend, wo die Noblesse Maskenzüge auf den Redouten veranstaltete, dort eigens einstudirte Quadrillen tanzte und Geschenke an die übrige Gesellschaft vertheilte, wo die Damen der höchsten Stände, in dichte, schwarze Schleier verhüllt, Intriguen mit hübschen Bürgerjünglingen anspannen. Damals tanzten Gräfinnen und Fürstinnen Contretänze, Tempête's und Eccosaisen an der Seite ahnenloser Menschen, und die Herrn des hohen Adels sollen nicht nur neben, sondern auch mit hübschen Mädchen aus dem Bürgerstande getanzt haben; ja man hat mir noch eine Anekdote aus jener goldenen Zeit des Carnevals erzählt, die charakteristisch genug ist, um zu verdienen, daß man sie jezt, nach mehreren Decennien, noch einmal erzähle. Es war nämlich einmal auf einem bürgerlichen Balle eine Ballkönigin — diese Dynastie ist hier ausgestorben und auf unsern Bällen scheint die republikanische Regierungsform vorzuherrschen — zu welcher ein Fürst trat, sehr bedauernd, keinen Tanz mehr von ihr erhalten zu können, da sie, wie er vernommen, bereits alle vergeben habe. „O nicht doch!“ entgegnete die Schöne lebhaft, „Fürsten und Grafen gehen vor!“ Damit ging sie fort, einem bürgerlichen Tänzer einen Walzer abzudisputiren, um denselben mit dem Fürsten tanzen zu können. Heutzutage sind Contretänze und Eccosaisen verschwunden, auf der Redoute gibt es weder Quadrillen, noch verschleierte Damen mehr (die ihre Intriguen, wenn noch welche gesponnen werden, nicht so weit suchen), alle Tänze haben sich in Tempête's verwandelt, und eine Maske nimmt auch aus der Bürgerwelt Niemand mehr, der noch einen eleganten Frack zu Markt zu tragen hat.

Heutzutage besuchen die Adeligen nach dem Beispiel des Obristburggrafen zwar die Bälle, welche Bürgerliche veranstalten, doch tanzen nur die jungen Damen einiger herablassenden Familien von hohem Range, meist mit Offizieren, denn die jungen Herrn der Societé lassen sich selten da sehen, und wenn alle drei bis vier Jahre Einer derselben mit einer frappanten bürgerlichen Schönheit tanzt, so ist das ein Ereigniß, welches noch durch die ganze übrige Dauer des Carnevals besprochen wird. Aber zwischen jener goldenen Zeit und dem juste milieu der gegenwärtigen, wo Adel und die höhern Bürgerklassen, ohne nähere Berührung, ruhig und unbefangen neben einander das Vergnügen genießen, lag noch eine für die gesellschaftlichen Verhältnisse wahrhaft eiserne, in welcher der Adel zwar auf den Bällen erschien, wo Bürgerliche sich in muntern Reigen schwenkten, doch ein abtrünniges Glied von jenen, das den Fuß zum Tanze sezte, unausbleiblich in die Acht gethan worden wäre. Das war die Epoche der grellen Kastentrennung, die sich theils durch die Gewalt der Zeit, noch mehr aber durch die Einführung der Redouten in das Theater wieder verschliffen hat, wo zuerst die Damen des hohen Adels das Beispiel gaben und sich aus ihren Logen in die wogende Menschenmenge herabwagten.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 35.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 9. Februar 1839.

— Bereitet euch,
So treu das Leben nachgeahmt zu sehn,
Als Schlaf noch je den Tod hat nachgeahmt.

Shakespeare.

Der Daguerrotype.

So ist Daguerres Entdeckung vorläufig von den Pariſern getauft; ſie iſt aber zu wichtig und folgenreich, als daß ſie ſich nicht ſelbſt einen einfacheren, bequemeren Namen ſchaffen ſollte. Die Pariſer Zeitungen geben Beſchreibungen der Bilder und mehr oder weniger vernünftige Raiſonnements über die wahrſcheinlichen und möglichen Folgen dieſer Typographie des Lichts, aber über das Verfahren ſelbſt wird nichts Neues beigebracht. Daguerre hält ſein Mittel geheim. Es iſt und war wohl von jeher Niemanden zu verargen, wenn er aus einer Entdeckung dieſer Art, wobei das Wohl der Menſchheit zunächſt nicht in's Spiel kommt, den möglichſten Nutzen für ſich zu ziehen ſuchte; und auf großartige Uneigennützigkeit iſt in unſerer Zeit, und vollends in Frankreich, am allerwenigſten zu rechnen. Arago will in der Kammer auf eine Nationalbelohnung für Daguerre antragen, unter der Bedingung, daß er ſein Geheimniß zum Beſten der Kunſt und Wiſſenſchaft veröffentliche; außerdem iſt ihm ein Platz in der Akademie wohl ſo ziemlich gewiß. Seine Entdeckung iſt ſchön, ſehr ſchön; wenn aber etwas die reine Freude darüber zu trüben vermöchte, ſo wäre es der unwürdige, unausſtehlich prahlende Ton, womit ſeine Landsleute in gewohnter Eigenſucht dieſe Errungenſchaft des franzöſiſchen Geiſtes dem geſammten Europa vorhalten. So ruft der große Feuilletoniſt Jules Janin am Schluß eines Artikels, mit dem wir die Leſer ſogleich bekannt machen wollen, mit Emphaſe aus: „Hat ſich einmal Frankreich mit Daguerre abgefunden, ſo wird es großmüthig Europa zurufen: „Bereits habe ich euch den Dampf geſchenkt! jetzt bückt euch und hebt zu meinen Füßen das neue Geſchenk auf, das ich euch mache!" So ſpricht nicht das Volk, das am meiſten entdeckt und erfunden; dieſes hätte nicht nöthig, unter zwei großen Entdeckungen, deren es ſich rühmte, gleich eine zu nennen, welche ihm die Welt beſtreitet.

Unſer Pariſer Korreſpondent ſchreibt uns ſo eben Folgendes: „Ganz Paris läuft zu Daguerre, um das Wunder zu ſehen und ſich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, daß das Gerücht nichts übertrieben hat. Es iſt unbeſchreiblich, mit welchem Erſtaunen man durch Daguerres Darſtellungen erfüllt wird. Die Landſchaft, die Gebäude, kurz Alles ſteht da, als ob es leicht, und doch mit dem höchſten Fleiße grau in grau hingeworfen wäre. Manche Theile erſcheinen nicht ganz deutlich — eine Folge der Bewegung derſelben — andere dagegen haben ganz beſtimmte Umriſſe. Das Licht iſt der Zeichner; ihm gebührt die Ehre, alle dieſe Proſpekte dargeſtellt zu haben, ohne daß Daguerre etwas anderes dabei gethan hätte, als die metalliſche Fläche, worauf die Zeichnungen ſtehen, zuzubereiten."

„Der Andrang der Neugierigen ist so stark geworden, daß Daguerre so eben in den Zeitungen ankündigen lassen mußte, er könne das Publikum nicht mehr zulassen, bis eine Entscheidung hinsichtlich seiner Erfindung von Seiten der Regierung erfolgt sey. Er wünscht nämlich sein Geheimniß an die Regierung zu verkaufen und fodert 200,000 Franken, Anfangs sagte man sogar 300,000. Natürlich kann die Regierung in einer solchen Angelegenheit sich nicht übereilen, zumal die Sache für die Regierung keinen großen Nutzen haben kann. Daguerres Freunde meinen jedoch, auch der Staat werde seine Erfindung sogleich nützen können. Anstatt nämlich eine Menge von Zeichnern mit den Gelehrten nach Afrika zu senden, wie man es vorhat, brauche man nur Jemand mit Daguerreschen Platten und einer Camera obscura der gelehrten Expedition beizugeben. Dieser werde in Zeit von einem Monat preiswürdigere Zeichnungen von den Natur- und Kunstgegenständen liefern, als alle Herrn Künstler in einem Jahre. Mithin werde die Regierung gleich das ausgesetzte Geld ersparen."

„Die Akademie der Wissenschaften hat bereits das Verdienst der Erfindung anerkannt; natürlich kann sie über die ihr unbekannte Methode kein Urtheil fällen; auch weiß man nicht, ob dieselbe leicht und wohlfeil, oder schwierig und kostspielig ist, was doch beim Ankaufe des Geheimnisses allerdings in Betracht kommt. Da aber in gegenwärtigem Augenblicke eigentlich keine Minister da sind, so kann auch kein Entschluß gefaßt werden und die Entscheidung wird sich wohl noch geraume Zeit verziehen. Daguerre ist aber angst und bange, Jemand möchte das Geheimniß errathen und ihn um den Lohn seiner Erfindung bringen, wie es vor mehreren Jahren dem Erfinder des sogenannten Moiré métallique auf Blech ergangen ist. Diese Erfindung schien damals so bedeutend, daß der Erfinder, Namens Allart, 60,000 Franken für die Mittheilung seines Geheimnisses verlangte. Die Fabrikanten von lakirten Blechwaaren in Paris traten zusammen und beschlossen, 30,000 Franken dafür zu bieten; Allart wollte nicht, die Sache zog sich in die Länge; erfinderische Köpfe stellten Versuche an, kamen dem Geheimnisse auf die Spur, machten auch Moiré métallique, und somit verlor Allart den Preis seiner Erfindung, deren Anwendung so gemein geworden ist, daß die Reichen sie verschmähen und man das Moiré nur noch auf ordinären Gefäßen erblickt. So etwas fürchtet nun auch Daguerre, und daher wird er wohl geneigt seyn, seine Forderungen herabzustimmen, um nur nicht von andern überflügelt zu werden. Uebrigens meint er selbst, seine Erfindung sey bedeutender Verbesserungen fähig; er will, wenn die Regierung ihm sein Geheimniß abkauft und bekannt macht, alle seine Versuche dem Publikum mittheilen, damit diejenigen, welche die Sache weiter führen wollen, gerade da fortfahren können, wo er aufgehört hat. Den Zeichnern wird die Erfindung nicht sehr willkommen seyn. Konnte es ihnen einfallen, daß sie das Tageslicht zum Nebenbuhler und Concurrenten bekommen würden?" — So weit unser Berichterstatter.

Daguerre ist bekanntlich der Schöpfer der Dioramen mit wechselnden Lichtern, Schatten und Farben. Sehr viele Leser werden sich erinnern, namentlich zwei Darstellungen von ihm gesehen zu haben: das Thal von Goldau, und die abendliche Messe in der Kirche St. Etienne du Mont. — Man sah das Goldauer Thal mit seinen waldgekrönten Bergen, Sennhütten, Wiesen, Seen und Bächen, von der Sonne beleuchtet, vor sich liegen. Auf einmal tritt das furchtbare Naturereigniß ein, das dieses Thal mit dem Graus der Zerstörung bedeckt: die Bergkuppe mit ihrem Wald stürzt nieder, die Wiese wird zum wild durcheinandergeworfenen Erdreich, die Sennhütte wird zum Fels, der Baum streckt seine Wurzeln gen Himmel, der Bach verwandelt sich in einen tobenden Strom, der Mensch wird zur Leiche. — Vor dem Kirchentableau sitzend, sah man zuerst in das vom Abendlicht schwach erhellte Schiff hinein. Es war völlig leer; aber allmählig füllten sich die Kirchenstühle mit Andächtigen, immer mehr Gestalten tauchten auf, am Ende war die Gemeinde vollzählig; im selben Maße wurden die Kerzen angesteckt und vervollständigte sich die Beleuchtung. Der Gottesdienst begann, ging vorüber, die Kirche entleerte sich wieder, wie sie sich gefüllt, die Lichter erloschen, das Schiff lag wieder im matten Dämmerlichte vor einem, und Alles dies war auf einer und derselben Leinwand vorgegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Walter Raleigh und Königin Elisabeth.

(Fortsetzung.)

Sir Walter, in keiner Art dadurch betroffen, da er Ihrer Majestät Sinnesart wohl kannte, antwortete mit ziemender Unterwürfigkeit: „Fern sey es von mir, mit meiner Gebieterin einen Handel abschließen zu wollen; aber Ihro Majestät Herablassung ist so groß und Ihre Freigebigkeit ist, wie ich eben erfahren, so grenzenlos, daß ich mich unterstehe, meiner hohen Gebieterin anzubieten, daß sie am Gewinne nach Verhältniß ihres Beitrages Theil nehme." — „Wie viel Schiffe willst du?" fragte die Königin. — „So viel nur, als Ihro Majestät uns gnädigst gewähren wollen," antwortete Sir Walter. — „Wenn wir dir ein Halbdutzend bewilligen, versteht sich, gut versehen mit allem, was nöthig ist, dann erwarten

wir auf unser Theil die Hälfte der Beute." — „Ihro Majestät Großmuth übertrifft meine Erwartungen," rief Raleigh, obgleich er, die Wahrheit zu gestehen, doch ein wenig über den unbilligen Handel entrüstet war. — „Wenn diese Bedingungen angenommen sind, ernennen wir dich zum Admiral der Flotte," fuhr die Königin fort, „und du sollst die Bestallung erhalten und die Ermächtigung zugleich, die Offiziere nach deinem Gutdünken anzustellen; nur behalten wir uns das Recht vor, einen Viceadmiral zu ernennen, der die Offiziere auf unsern eigenen Schiffen ernennt, wie es ihm gut dünkt."

„Nie hatte ein Dienstmann eine so gnädige Herrin!" rief Sir Walter, indem er auf einem Knie vor der Königin lag und entrückt schien in Gefühlen der Dankbarkeit. „Wahrlich, wenn es mir nicht vergönnt wird, die überströmenden Gefühle meines Dankes auszulassen, so muß ich für alle Zeit stumpf und dumpf werden. O, wo könnte der glühendste Liebhaber, der sich vor seiner Erwählten durch kühne Thaten auszuzeichnen wünscht, ihr zu Ehren eine Sache finden, die meiner, welche ich Euch zu Ehren ausfechten will, nur im Entferntesten gleicht! Hätte Arthur und alle die berühmten Ritter seiner Tafelrunde in dieser glücklichern Zeit gelebt, unter einer Herrin sondergleichen, wie Elisabeth, welche Thaten wären da geschehen, die nun für die Welt verloren sind! Demnächst aber, welche Ursach habe ich Glückseligster, mir Glück zu wünschen, daß ich, der ich nichts bin, außer in den Augen der göttlichen Parthenia, der zu dienen mir Seligkeit ist — der wahren Herrin der Schönheit, der Königin der edelsten Neigungen meines Herzens — daß ich nicht allein leben darf in einer Zeit, welche ihr Name ruhmwürdig macht, sondern es mir auch vergönnt ist, in ihrer Gegenwart zu athmen und mich zu baden im kaiserlichen Sonnenschein ihrer Augen, eine Ehre, die nicht hoch genug geschäzt werden kann," fuhr er, indem er ihre Hand ergriff, mit noch größerer Heftigkeit fort, als er bemerkte, daß die Würde der Königin vor der Eitelkeit des Weibes zusammensank, „ja, daß sie aus dem Born ihrer unerschöpflichen Herablassung und Gnade zuweilen meine Seele beschenkt mit ihrem gnädigen Lächeln und mir unterweilen das äußerste Glück zuertheilt, meine Lippen drücken zu dürfen auf ihre elfenbeinerne Hand."

„Aber, Sir Walter, du wirst sie zerreißen, wahrhaftig!" rief die Königin, indem sie mit scheuer Verschämtheit versuchte, ihre Hand aus seiner loszumachen, welche der Ritter jedoch mit hundert zärtlichen Küssen bedeckte. Aber die Kühnheit selbst gefiel ihr zu wohl, und sie war zu sehr entzückt, einen so vortrefflichen Edelmann zu ihren Füßen zu sehen, um eine zu große Anstrengung anzuwenden, und Ihrer Majestät Hand blieb in seiner ruhen, fortwährend besiegelt von den Ausdrücken seiner Zärtlichkeit. — „O daß es mir doch vergönnt wäre, nur um eine Gunst zu bitten — eine süße, eine köstliche Gunst!" sprach Raleigh, ihr in's Gesicht blickend, mit so viel anscheinendem Entzücken, als wäre sie eine junge, blühende Hebe gewesen, statt daß sie viel eher glich einer sehr gealterten Diana von sechzig Jahren und einigen mehr. Die Königin schwieg still, indem sie sehr verschämt niederblickte, kaum denkend, daß etwas anderes von ihr gefordert werden könne, als was ihre jungfräuliche Schamhaftigkeit nicht wohl gewähren konnte; da fuhr aber Sir Walter also fort: „Wenn ich in wildem Schlachtgedräng bin, wüßte ich nichts, was meine Kraft so stärken könnte, auch nichts, was mich auf gleiche Weise trösten könnte für den unerträglichen Schmerz einer so langen Entfernung von meiner einzigen und unvergleichlichen Angelica, als eine Locke von dem goldenen Haar, das für mich glänzender scheint, als die Strahlen des Phöbus, wenn sie die östlichen Hügel purpurn färben. O möchte Ihro Majestät Huld dero unterwürfigstem Sklaven dies gewähren, und seiner ehrerbietigen Verehrung die Bitte um eine so unschäzbare Gabe verzeihen."

(Schluß folgt.)

Die bedeutendsten Himmelserscheinungen des Jahres 1839.

(Fortsezung.)

April. — Am 1sten kommt Pallas mit der Sonne in Opposition, culminirt also um Mitternacht und ist bis gegen Morgen am Himmel (in der nördlichen Hand der Jungfrau) sichtbar. Wir laden zur Beobachtung dieses kleinen Planeten ein, da er sich bald scharf begrenzt im reinsten Lichte, bald wie in einen Nebel eingehüllt zeigt, welcher Umstand auf eine Atmosphäre des Weltkörperchens schließen läßt, deren Daseyn durch mehrere solcher Beobachtungen außer Zweifel gesezt werden würde. Alles aber, was, bei übrigens gewiß sehr großer Verschiedenheit, auf eine Uebereinstimmung der andern Glieder unsers Systems mit der Erde schließen läßt, ist aus mehr als Einem Grunde von ganz eigenthümlichem Interesse für den Menschen. — Schon drei Tage später tritt der herrliche Jupiter, der größte Planet unsers Systems und welcher unsere kleine Erde 120mal an Oberfläche übertrifft, in Opposition mit der Sonne, und kann mit seinen vier Monden die ganze Nacht hindurch um so besser beobachtet werden, als er sich zugleich in der Erdnähe befindet, und noch nicht volle 80 Millionen Meilen von uns entfernt ist. Man wird alsdann die, seinem Aequator parallelen, wolkenartigen Gürtel dieses Gestirns schön beobachten können, hinsichtlich welcher wir schon öfters bemerkt haben, daß sich die tropischen Regen auf der Erde im nämlichen Parallelkreise auch ziemlich gleichzeitig einzustellen pflegen, und dem entfernten Beobachter dann als ähnliche und ähnlich liegende Gürtel erscheinen mögen. Damit soll zwar gar nicht gesagt seyn, daß der Jupitersregen genau

wie ein irdischer seyn müsse; wohl aber läßt die Aehnlichkeit der Erscheinung auf eine Aehnlichkeit der Ursache schließen.

Am 7ten April erreicht Merkur seine größte östliche Entfernung von der Sonne, und kann, wenn die Witterung günstig ist, am Abendhimmel im Sternbilde des Widders wahrgenommen werden. Man erkennt ihn an seiner hellweißen Farbe und seinem blendenden Lichte, worin er, mit Ausnahme der Venus, alle übrigen Planeten übertrifft, daher man, um ihn gut zu sehen, lichtstarke Fernröhren mit Blendgläsern anwenden muß. Aber auch damit findet man ihn nicht immer gleich, da er sich höchstens 29 Grad von der Sonne entfernt und sich somit in der Dämmerung verliert. Wenn die Alten sich rühmten, diesen kleinen Planeten (er ist an Oberfläche wenig über $^1/_{10}$ so groß als unsere Erde) mit bloßen Augen erblickt zu haben, so sind sie dies wohl nur dem heitern Himmel Egyptens und Asiens, wo damals bekanntlich die meisten Beobachtungen angestellt wurden, auch wohl der größern Schärfe ihres Gesichts schuldig, wovon besonders der ältere Plinius so Vieles zu erzählen weiß; ich bezweifle, daß es irgend ein neuerer Astronom von sich sagen kann; ja, Kopernikus soll noch auf seinem Sterbebette getrauert haben, daß er in seinem ganzen Leben nie so glücklich gewesen, diesen Planeten wahrzunehmen. (Kopernikus starb 1543, wogegen die Erfindung der Fernröhren erst in den Anfang des 17ten Jahrhunderts fällt.) Den großen Glanz des Merkurs, wovon wir eben sprachen und durch welchen seine Auffindung etwa noch erleichtert wird, verdankt er der Nähe der Sonne, von welcher er sich nur acht Millionen Meilen entfernt, so daß er eine fast siebenmal stärkere Beleuchtung erhält, als unsere Erde. Man könnte sich dadurch auf den ersten Blick zu dem Schlusse verleiten lassen, als müßten die Bewohner Merkurs viel von diesem blendenden Lichte und der damit wahrscheinlich verknüpften großen Hitze leiden; allein man beobachtete dagegen auf diesem Planeten Berge von mehr als 60,000 Fuß Höhe, also dreimal so hoch als unser Chimborasso und, im Verhältnisse der Halbmesser Merkurs und der Erde, sogar nahe achtmal größer als die höchsten irdischen Berge; sie bilden ganze Züge von oft 80 Meilen Länge und 40 Meilen Breite,* und mögen durch ihre langen Schatten, in Verbindung mit einer dünnern Atmosphäre, zur Milderung jenes Glanzes und der Hitze beitragen.

(Fortsetzung folgt.)

* Merkwürdig genug finden sich die meisten und höchsten dieser Berge, wie auf der Erde und der Venus, in der südlichen Halbkugel Merkurs. Dies ist auch einer von den Umständen, worüber man nicht genug sinnen kann. Norden und Süden sind am Ende kein blos örtlicher Gegensatz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Januar.

(Fortsetzung.)

Bälle.

Das Geschäft, für das Faschingsvergnügen der Stadt zu sorgen, ist gegenwärtig — nebst dem Militär — ganz in den Händen der Jugend; Beamte, Studenten des Rechts und der Medizin, ja sogar die Zöglinge des polytechnischen Instituts veranstalten theils bezahlte Bälle, theils Reunionen, deren Kosten die Ausschüsse aus eigenen Mitteln bestreiten, und einem Fremden, dem der Zusammenhang unbekannt ist, muß es ganz sonderbar klingen, wenn er von Landrechts- und Medizinerbällen, Juristen- und technischen Reunionen hört. Militärbälle sind, wenigstens in kleinen Städten, nichts so Ungewöhnliches. Auf den Karten all dieser Carnevalsunterhaltungen steht zwar nicht, wer selbe veranstaltet, weil eine Verordnung der Regierung schon vor einer Reihe von Jahren den Studirenden untersagte, Bälle zu geben; doch kennt die ganze Welt die Ausschüsse und nennt das Ding beim rechten Namen. Die eben erwähnte Verordnung schreibt sich wahrscheinlich noch aus der Zeit her, wo man aus politischen Gründen die Sitzungen der jungen Leute nicht gern sehen mochte; beim Geiste unserer Studenten war aber nichts zu befürchten, und deßhalb sieht man ihnen auch wohl durch die Finger. Doch die Sache hat allerdings eine Schattenseite anderer Art. Abgesehen davon, daß die jungen Leute durch die Anstalten zu einem Balle viele Stunden verlieren, welche sie ihrem Studium widmen könnten, hat doch auch das Jünglingsalter weder die Umsicht, noch das Ansehen und die Gemüthsruhe, immer die nöthige Ordnung zu erhalten und den vielerlei Collisionen und Inconseauenzen auszuweichen, welche durch die Vertheilung der Billets hervorgebracht werden. So zeigt einerseits die Toilette mancher Gardes des Dames auf diesen Bällen, daß die Verhältnisse vieler Ausschüsse sie zwingen, Personen einzuladen, welche eben keine großen Zierden für ein elegantes Tanzfest sind, während mitunter Personen, die volles Recht dazu hätten, vergessen, oft aus Privatrücksichten übergangen werden; und nicht selten macht sich ein Ausschuß durch ein verweigertes Billet Feinde, die seinem Fortkommen später störend in den Weg treten. Sonderbar und kaum glaublich dürfte es scheinen, daß gerade diese jungen Leute in dem Punkte des guten Rufs der Damen eine seltene, beinahe pedantische Rigorosität üben. Es werden z. B. oft Mädchen von den Bällen ausgeschlossen und gleichsam im Angesichte der ganzen Stadt compromittirt, denen man durchaus keinen Fehler gegen die Decenz vorwerfen kann, bloß, weil ihre Mutter sich in der Jugend einige Galanterien zu Schulden kommen ließ, und bei den Damen der Bühne wird ein so strenges Sittengericht vorgenommen, daß nur selten und ausnahmsweise Eine vor demselben besteht, und ein Spottvogel einst behauptete, um des Eintrittes in den Juristenball würdig erkannt zu werden, müsse jede junge bürgerliche Dame ihrem Bittgesuche das Moralitätszeugniß ihrer Mutter und Großmutter als Beilage A und B hinzufügen. — Da hier, wie in jeder Stadt, wo ein reicher Adel den Ton angibt, die größere oder geringere Zahl von Personen aus der hohen Societé den Maßstab für den Glanz eines Balls abgibt, so standen die heurigen Bälle weit hinter jenen der leztvergangenen Jahre zurück. Sowohl auf dem Juristen-, als Beamtenball war nur ein kleines Häuflein der Auserwählten zu sehen. Ueberhaupt haben wir seit längerer Zeit bemerkt, daß die hohe Societé an den Medizinerbällen lebhaftern Antheil nimmt, als an den Reunionen der Juristen, was um so unbegreiflicher ist, da die leztern stets mehrere adelige Ausschüsse haben, während fast nie ein Glied der höhern Noblesse Medizin studirt. Die leztern scheinen also mehr Mode zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 3.

Sonnabend, 9. Februar 1839.

[53] Einladung zur Subscription auf zwei neue Ausgaben von

Ossians Gedichten

in deutscher und englischer Sprache, mit Titelbildern.

Ossians Gedichte

Uebersetzung von Ahlwardt

nach dem Gälischen Urtexte im Metrum des Originals

Neue Ausgabe in drei Bändchen,

mit 3 vorzüglich schönen Holzschnitten als Titelbildern,

circa 60 Bogen. Format und Papier wie die beliebte neueste Taschen-Ausgabe von Schiller in 12 Bänden,

Subscriptionspreis 2 fl. 40 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Der erste Band verläßt binnen 8—10 Tagen die Presse und das Ganze wird bis zur Ostermesse 1839 beendigt.

Gleichzeitig wird erscheinen

eine englische Ausgabe in zwei Bändchen,

in derselben Ausstattung, mit Noten und historischer Einleitung,

Text nach Macpherson und den besten vorhandenen Hülfsmitteln.

Subscriptionspreis 1 fl. 36 kr. oder 20 Gr.

Ossian ist längst als Element höherer Bildung in gleiche Reihe mit den klassischen Werken des Alterthums getreten, und hat von dem ersten Bekanntwerden an einen bedeutenden Einfluß auf unsere ganze Literatur geübt. Die Erscheinung einer uralten, sehr ausgebildeten Poesie aus dem höchsten Norden ist nicht nur historisch sehr interessant, sie eröffnet auch dem empfänglichen Gemüthe eine ganz neue, ungeahnte, wie vom geisterhaften Schein des Nordlichtes beleuchtete Welt, voll der großartigsten Gestalten und ergreifendsten Klänge. Die Scenen einer rauhen und armen, aber großartigen. und die Seele zum tiefsten Gefühle stimmenden Natur, sind mit den kecksten und doch so lieblichen Bildern geschildert, die Leidenschaften aufs Kräftigste gezeichnet, die Empfindungen durchgehends einfach, edel, tief, und durch Alles geht der zauberische Hauch jener Wehmuth, welche die Gemüthsstimmung des Nordens von der des Südens so charakteristisch unterscheidet.

In Deutschland war Ossian lange nur in der prosaischen Form bekannt, welche ihm Macpherson gegeben; es lag aber nicht im Charakter unseres Volkes, sich dabei zu beruhigen, und so erschien 1811 die Uebersetzung von Ahlwardt nach dem Gälischen Urtexte im Versmaaße des Originales. Sie ist die einzige deutsche Bearbeitung, welche ein vollkommen treues, unverfälschtes Bild von Ossian gibt, wie es unser auf den Kern und das innerste Wesen der Dinge gerichteter Sinn haben will. Ahlwardt hatte dabei mit größern und zahlreichern Schwierigkeiten zu kämpfen, als vielleicht je ein Uebersetzer. Desto höher ist es anzuschlagen, daß er seine schwere Aufgabe mit eben so viel Einsicht als Glück gelöst und hiedurch jene wundervollen Dichtungen erst zu unserem wirklichen National-Eigenthume gemacht hat.

Die unterzeichnete Verlagshandlung glaubt sich ein Verdienst um das gebildete Publikum zu erwerben, indem sie diese vortreffliche, in den bisherigen theuren Ausgaben nur Wenigen zugängliche, Uebersetzung, allen Freunden wahrer Poesie in einer neuen höchst eleganten und dabei außerordentlich wohlfeilen Ausgabe hiemit anbietet.

Leipzig, den 1. Februar 1839.

G. J. Göschen.

Bremen, Croatien, Dänemark, Dalmatien, England, Frankfurt a. M., Frankreich, Gallizien und Lodomirien, Hamburg, Hannover, Kurfürstenthum Hessen, Hessen-Darmstadt, Hessen-Homburg, Holland, Holstein, Illrien, Kirchenstaat, Krakau, Lippe-Detmold und Lippe-Schaumburg, Lombardisch-Venetianisches Königreich, Lucca, Lübeck, Luxemburg, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Modena, Nassau, Oesterreich, Oldenburg, Parma mit Piacenza und Guastalla, Polen, Portugal, Preußen, Fürstenthümer Reuß, Rußland, Königreich Sachsen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Coburg-Gotha, Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, Sachsen-Weimar-Eisenach, Sardinien, Schweden, Schweiz, Sicilien, Siebenbürgen, Slavonien, Toscana, Ungarn, Waldeck, Wallachei, Württemberg. Anhang: Uebersicht der Münz-, Gold- und Silbergewichte.

Das vorliegende Werk ist ein Handbuch für Kaufleute, Beamte und Geschäftsmänner jeder Art; es wird auch als Quellenschrift nicht unbeachtet bleiben, indem es nach den neuesten Bestimmungen bearbeitet und für jeden Platz die daselbst am häufigsten vorkommenden Vergleichungen liefert. Die Wahl der verglichenen Maaße und Gewichte ist weder, wie bei Jäckel, allgemein gleichartig, noch ist sie dem Zufall überlassen worden; der Verfasser verdankt sie der Mittheilung erfahrener Kaufleute. Die Anordnung und Reihenfolge der Artikel anlangend, hat der Verfasser, abweichend von ähnlichen Schriften, vorgezogen, die Staaten unter sich alphabetisch zu ordnen; diese bilden demnach Haupt-Abtheilungen, welche zuerst die gesetzlichen oder allgemein üblichen, und demnächst die Local- und älteren Maaße und Gewichte enthalten. In dem Anhange sind Behufs besserer Uebersicht des Unterschiedes die verschiedenen, unter dem Namen der Kölnischen Mark bestehenden Gewichte verglichen mit französischen genauen Grammen, holländischen Troy-As und der preußischen Mark zusammengestellt. In der Vorrede sind die argen Verstöße in andern Werken, namentlich hinsichtlich der Gewichtsangaben im Nelkenbrecher'schen Taschenbuche, nachgewiesen.

Stuttgart und Tübingen, im Jan. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[27] **Literarische Anzeige.**

Bei **Friedrich Regensberg** in Münster ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde. Herausgegeben von dem Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens, durch dessen Directoren J. Meyer in Paderborn und H. A. Erhard in Münster. In halbjährlichen Heften zu 12 Bogen in gr. 8. Preis des Jahrganges (Bandes) 2 Thlr.

Diese Zeitschrift tritt an die Stelle von „Wigand's Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens," welches aufgehört hat zu erscheinen. Der Hauptinhalt der bereits im Buchhandel erschienenen beiden ersten Hefte ist folgender:

Rede über den geschichtlichen Standpunkt der Volksempörungen zur Zeit der Reformation; von H. A. Erhard. — Erinnerungen an Rudolf von Langen und seine Zeitgenossen; von Ebd. — Peter Maier von Regensburg, und seine Schriften; von H. Bever. — Hans Witsilbers Fehmgerichts-Proceß gegen die Stadt Hain an der Elbe. Aus dem Archive der Stadt Dortmund mitgetheilt von B. Thiersch. — Diplomatische Geschichte der Burg und des alten Grafenhauses Ravensberg; von H. Haarland. — Leonhard Thurneisser zum Thurn. Mit besonderer Rücksicht auf seinen Aufenthalt in Münster und in Berlin; von C. Becker. — Ueber die Quellen der ältern deutschen Geschichte. — Ein historisch-kritischer Versuch von Fr. Guilleaume. — Urkundliche Beiträge zur Geschichte des ältern Westfälischen Münzwesens. — Miscellen.

---

[31] So eben erschein:

Der Freihafen.

Erstes Quartalheft, 1839.

Mit Beiträgen

von

C. G. Carus, Adelbert von Chamisso, Rosa Maria, Theodor Mundt, Dr. Troxler, Stephan, Thurm, Varnhagen v. Ense, E. Willkomm u. A.

8. Altona, Hammerich, geh. 1½ Rthlr.

Unter Mitwirkung der berühmtesten Schriftsteller Deutschlands begann der Freihafen. Ganz Deutschland hat den ersten Jahrgang mit freudiger Theilnahme entgegen genommen, da jedes neue Quartalheft das Interesse an diese höchst wichtige literarische Erscheinung steigern mußte.

Jetzt hat der zweite Jahrgang begonnen; das erste Quartalheft liegt mit seinem interessanten Inhalte vor. Die Namen der Mitarbeiter machen jede weitere Empfehlung überflüssig, und kein Gebildeter wird es versäumen dem Freihafen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Der Freihafen ist in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu haben, in welchen stets Exemplare vorräthig sind.

---

[35] Im Verlag von **Breitkopf u. Härtel** in Leipzig erschien so eben folgendes Werk:

Heinrich Grégoire,

Bischof von Blois und Haupt des constitutionellen Clerus in Frankreich, nach seinen eignen Denkwürdigkeiten geschildert von

M. Gustav Krüger.

Mit einer Vorrede vom Kirchenrath Dr. K. Hase und dem Bildniß Grégoires.

In gr. 8. Preis 1 Thlr. 18 Gr. od. 3 fl. 9 kr. rhein.

---

[47] **Scriptorum Graecorum Bibliotheca. Vol. 3.**

Bei **Firmin Didot frères** in Paris ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands vorräthig:

Xenophontis Opera.

Graece et latine, cum indicibus locupletissimis.

(XXIV und 799 Seiten.)

Vollständig in Einem Lexicon-Octav-Bande. broch. 4 Thlr.

Der Text folgt im Ganzen der letzten Recension von L. Dindorf. Eine Anzahl von Stellen sind nach späteren Mittheilungen berichtigt.

Die lateinische Uebersetzung nach Hutchinson, Edwards, Leonclavius ist durchgehends genau durchgesehen und nach dem Griechischen corrigirt worden; von einigen Stücken, wie de re equestri und de venatione, so vielfältig, daß sie da für eine neue gelten kann.

Die Indices (S. 762 — 799 engen Drucks) sind bequem eingerichtet und vollständig. Vol. I. der Bibliotheca enthält Homer, 3 Thlr. 8 Gr., Vol. II. Aristophanes, 4 Rthlr., ebenfalls mit lateinischer Uebersetzung und Namen und Sachregistern.

Paris, im Januar 1839.

Firmin Didot frères.

[55] # Deutsche Vierteljahrs Schrift, V. Heft.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutsche Vierteljahrs Schrift.

5tes Heft. Januar—März 1839.

gr. 8. in Umschlag brochirt. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Inhalt: Das deutsche Journalwesen, von W. M. — Ueber den Germanismus in den Vereinigten Staaten, von F. J. G. — Geistiges Leben und wissenschaftliches Treiben in Italien, von F. K. — Ueber die Hochebene von Bogota, von A. v. Humboldt. — Trostworte für Kleingläubige, von H. E. — Frankreichs Handel mit dem Auslande, insbesondere mit Deutschland, von Depping. — Germanische und romanische Naturbetrachtung. — Ueber die Lesevereine in Deutschland, von E. S. — Ueber den Grund, das Wesen und die Grenzen des Rechtes der Erzeuger an den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft, von Dr. Schellwitz. — Die Holznoth. — Kleine Notizen.

Stuttgart und Tübingen, Januar 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[38] Es ist erschienen und wird so eben an alle Buchhandlungen versendet:

Leonhard, K. C. Ritter von, Geheimer Rath und Professor an der Universität Heidelberg: Grundzüge der Geologie und Geognosie: Lehrbuch für öffentliche Vorträge, besonders auch in Gymnasien und Realschulen, so wie zum Selbststudium. Mit 3 Tafeln. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.

Heidelberg, den 27. Jan. 1839.

J. Engelmann.

[41) Von der Unterzeichneten wird demnächst versendet:

Vitalis' Grundriß
der Färberei und des Zeugdrucks.
Zweite Auflage;
gänzlich umgearbeitet von
Dr. Emil Max. Dingler.
Mit einer Tafel Abbildungen.
Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Bekanntlich erschien zuerst im Jahr 1824 in unserem Verlage eine deutsche Uebersetzung von Vitalis' Grundriß der Färberei und des Zeugdrucks, mit Anmerkungen von Dingler und Kurrer; die fortwährende Nachfrage nach diesem populären Werke veranlaßte den Herausgeber, dasselbe mit Berücksichtigung der gesammten neueren Literatur und besonders mit Benutzung des geschätzten Manuel du fabricant d'indiennes von Thillaye gänzlich umzuarbeiten, um es sowohl in wissenschaftlicher als technischer Hinsicht den Anforderungen unserer Zeit möglichst anzupassen.

Da der Herausgeber, Dr. Emil Max. Dingler, praktischer Fabrikant und Chemiker ist, dem als Mitherausgeber des „Polytechnischen Journals" die neuesten Fortschritte in der Färberei in Frankreich und England, so wie in Deutschland wohlbekannt sind, so wird hier keine Uebersetzung eines bekannten Werkes, sondern eine eigenthümliche Arbeit, worin die neuesten Entdeckungen in der Färberei und im Zeugdruck aufgenommen sind, geboten.

Stuttgart und Tübingen, im Jan. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[30] (Buchrranzeige.) In allen Buchhandlungen ist fortwährend zu haben:

Magdeburgisches Kochbuch, oder Unterricht für ein junges Frauenzimmer, das Küche und Haushaltung selbst besorgen will, mitgetheilt von einer Hausmutter; neue verbesserte und vermehrte Originalauflage in 3 Bänden, 3 Thlr., von denen jeder, ein für sich bestehendes Ganzes bildend, auch einzeln zu 1 Thlr. und cartonnirt zu 1 1/12 Thlr. verkauft wird.

Seit Erscheinen dieses Werks, dessen praktischer Werth durch den Absatz vieler tausend Exemplare entschieden anzunehmen ist, haben viele neuerschienene Kochbücher ihre Regeln größtentheils aus demselben geschöpft und Auszüge gemacht, deren aber keiner die Vollständigkeit und Zweckmäßigkeit desselben erreicht, in welchem nicht nur Wohlgeschmack, sondern ganz besonders weise Sparsamkeit berücksichtigt worden ist, und was außerdem einen reichen Schatz von nützlichen und unentbehrlichen Wirthschaftsregeln darbietet; weßhalb es sich, wie wohl kein Andres, zu einem passenden fürs ganze Leben dauernden Geschenk an junge Hausfrauen ganz besonders eignet. Was den im Vergleich mit sogenannten Pfennig-Kochbüchern anscheinend hohen Preis betrifft, so dürfte er verhältnißmäßig für ein über 100 Bogen starkes Werk in der That eher billig zu nennen seyn.

Creutz'sche Buchhandlung in Magdeburg.

№ 36.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 11. Februar 1839.

Non deerat talia concupiscenti perniciosa adulatio, perpetuum malum regum.

Curtius.

Walter Raleigh und Königin Elisabeth.

(Schluß.)

„Wahrhaftig, Sir Walter, wenn du nichts mehr von uns verlangst als das, so wüßten wir nicht, warum wir es dir verweigern sollten," erwiderte Ihre Majestät voll Anmuth. „Beruhige dich deßhalb. Du sollst es durch einen verschwiegenen Boten erhalten, ehe du unsere Küsten verlässest." — „Ach!" rief er mit einem verzückten Blicke, indem er die Hand an seine Brust drückte. „Ihro Majestät unerreichte Güte hat mein armes Herz bereits im Danksagen bankerott gemacht." — „Halt!" rief die Königin, plötzlich ihre Hand wegreißend und den Finger an den Mund legend. „Wer wagt es, hier in unsere Verschwiegenheit einzudringen?"

Gerade in dem Augenblicke hörte man Fußtritte von Leuten, so auf der andern Seite des Hagedorns gehen mußten, und die Stimmen zweier Personen, so sich unterhielten, wurden vernehmbar. Sie sprachen leise, aber die Worte: „Raleigh" — „Elisabeth" — „Intrigue" hörte man doch deutlich. „Bei Gottes Wunden, das dulden wir nicht!" rief die Königin, mit glühendem Gesicht aufspringend. „Verhafte sie, Sir Walter Raleigh, wer sie auch sind!" — „Ich bitte inständigst, Ihro Majestät —" — „Wie! gehorcht man uns so!" rief die Königin, ihn unterbrechend, und sie schleuderte auf ihn einen furchtbaren Blick, als sie gewahrte, daß er zauderte, ihr zu gehorsamen. — „Auf den Knieen meines Herzens, hört einen treuen Diener —" — „Fort, Verräther!" rief Ihre Majestät voll Zorn ihrem knieenden Verehrer zu, indem sie von ihm fortstürzte und mit stolzen, raschen Schritten sich um die Buschecke wandte, von wo sie den Fleck übersehen konnte, wo diejenigen, welche jenes Gespräch geführt, stehen mußten; aber siehe da, als Ihre Majestät ankam, sahe sie Niemand, was sie sehr verwunderte. Auch zwischen den Bäumen konnte sie nichts erblicken, und darüber sehr erhitzt, wandte sie sich dahin zurück, wo sie Sir Walter gelassen, welcher, die Wahrheit zu gestehen, nicht wenig zitterte beim Gedanken an seine höchst gefährliche Lage. Aber er kannte den Charakter seiner Gebieterin zu gut, und gedachte, durch ein kluges und schlaues Benehmen den verlornen Einfluß auf dieselbe bald wieder zu gewinnen. Also wie Ihre Majestät dahin zurück kam, wo sie ihn verlassen, und zwar mit stolzen Schritten und majestätischen Runzeln und mit der Absicht, ihren Gardekapitän ganz und gar niederzuschmettern, gewahrte sie einen so kläglichen Anblick, daß die zornige Gebieterin auf der Stelle dem mitleidigen Weibe Platz machte: denn da kniete Sir Walter Raleigh auf demselben Flecke, wo er vorhin kniete, als wäre er darauf angeschmiedet,

indem er vor sich in die Luft starrte, mit einem so verzweiflungsvollen, jämmerlichen Blicke, daß es ein Herz von Diamant geschmolzen hätte. Zu ihrer außerordentlichen Verwunderung merkte er gar nicht, daß sie vor ihm stand — obgleich er sie recht wohl sah — sondern er fuhr fort, vor sich in die Luft zu starren, gleich Einem, der völlig seines Sinnenvermögens beraubt war; und von Mitleid bewegt, in solchem Zustande einen so ausgezeichneten Mann zu erblicken, und überdies Einen, der sich an ihrem ganzen Hofe am zierlichsten kleidete, ging sie augenblicklich auf ihn zu und legte ihre Hand auf seine Schulter, indem sie freundlich sprach: „Sir Walter, was ist dir?" worauf derselbe mit einem langgezogenen Seufzer, gleich als komme er aus dem tiefsten Winkel des Herzens, die Augen zu ihr erhob und dann, als schrecke ihn eine plötzliche Erinnerung, das Haupt wieder senkte und das Gesicht mit beiden Handflächen bedeckte, und zwar mit einem Seufzer, so hohl und grabesähnlich, daß Ihre Majestät nicht anders dachte, als er wolle auf der Stelle den Geist aufgeben.

„Nicht so, nicht so fort, Sie Walter! Wie meinen es nicht so bös mit dir, gewiß nicht," sprach die Königin, jetzt selbst zitternd, welche Versicherung denn auch ihre Wirkung auf den Hauptmann ihrer Garde nicht verfehlte; obschon derselbe noch mit einer äußerst kläglichen Stimme rief: „Laßt mich sterben zu Ihro Majestät Füßen, denn ich bin unwürdig zu leben, da ich eine so gute Herrin gekränkt habe!" — „Dummes Zeug, Mann! denke nicht an's Sterben!" erwiderte die Königin in höchst gnädigem Tone. „Nichts desto weniger, Majestät, wenn ich fortan des Glückes, in dieses allergnädigste Gesicht zu blicken, beraubt bin, so bin ich hin! Ich habe kein Verlangen mehr zu leben," fuhr er mit bewegter Stimme fort, worüber die Königin ganz und gar nicht mißvergnügt war; denn es ist außer Zweifel, daß sie Eitelkeit genug besaß, wirklich zu glauben, daß die Verbannung aus ihrem Angesicht solche unglückliche Wirkungen hervorbringen könne. — „Verzweifle nicht, und finden wir, daß du noch immer unsere Achtung verdienst, sollst du keine Ursach haben zu fürchten," sagte Ihre Majestät in einem Tone, der ihm wohl wieder einige Hoffnung machen konnte. „Steh auf, Sie Walter Raleigh, und folge uns in den Palast. Wie wollen die Sache weiter untersuchen."

„Ich bin in die Erde gewurzelt," erwiderte er in dem betrübtesten Tone, den man je hörte. „Die Furcht vor Ihro Majestät Ungnade hat mich niedergebohrt. Ich habe keine Kraft, mich zu bewegen. Wie würden sich diese elenden Verräther freuen, die mich so gern in Ungnade brächten, die mich um Ihro Majestät gute Meinung von mir beneiden, eine Meinung, die ich so schätze wie Jason seine Medea, und die, gleich wie jene Kolchierin ihn lehrte, die ehernfüßigen Stiere bändigen und den Drachenwächter des goldnen Vließes in Schlaf einlullen, mich stärkte zu gleich ehrenwerthen und berühmten Thaten — wie würde es, sage ich, sie erfreuen, wären sie Zeugen davon, wie tief mich ihr verächtlicher Streich, die trefflichste, keuscheste und schönste Prinzeß, die je unter dem Monde angebetet ward, zu verunglimpfen, niederschleuderte." — „Hältst du's für einen gespielten Streich?" fragte sie ernst. „Zu Befehl, Ihro Majestät, wie könnte es anders seyn!" erwiderte Sie Walter, obgleich er, vermöge seines schärferen Gehörs, schon die ganze Weile über wußte, daß das Gespräch hinter der Hecke seine Liebschaft mit der Mistreß Elisabeth Throckmorton betraf, ohne daß er jedoch unterscheiden konnte, wessen Stimmen es waren; jedoch sehend, daß Ihre Majestät des Glaubens war, sie selbst sey gemeint, war er entschlossen, von dem Mißverständniß Vortheil zu ziehen. — „Weiß nicht Jedermann, daß Ihro Majestät mit allen Vollkommenheiten der neun unsterblichen Töchter Jupiters und der Mnemosyne auch die Züchtigkeit und Wahrheit der Göttin Veritas und der Vestalinnen verbinden? und wie könnten diese schändlichen Verläumder, wer sie auch immer seyen, eine so offenkundige Verunglimpfung äußern, wenn sie nicht die Absicht hätten, daß ich davon Nachtheil zöge? Aber vertrauend auf Ihro Majestät edle Eigenschaften und richtigen Sinn in Betreff alles, was Dero Würde betrifft, bin ich überzeugt, daß die jämmerliche Intrigue mit gebührender Verachtung von meiner Königin wird angesehen werden, und erwarte jetzt nur Ihro Majestät Verzeihung, um mich aus dieser drückenden Stellung zu erheben."

„Steh auf, Sir Walter Raleigh, dir ist verziehen, und hier ist meine Hand darauf," sprach die Königin in ihrer anmuthigsten Weise und reichte ihm die Hand, welche er auf's Neue, aber auf mehr ehrfürchtige Art an die Lippen drückte. „Wie wollen nicht mehr an diese jämmerlichen Ränkeschmiede denken, sondern ihnen zeigen, wie wenig wir von ihren elenden und höchst verächtlichen Verläumdungen afficirt werden." Darauf hob sie ihn wirklich sehr gütig auf und kehrte in ihr Privatzimmer zurück, auf dem ganzen Wege sich äußerst freundlich mit ihm über die Seeunternehmung, deren wie vorhin Erwähnung gethan, unterhaltend.

Der Daguerrotype.

(Fortsetzung.)

Der große Haufen ergötzte sich im Diorama am unabweislichen optischen Betrug, die Kunst sah hoch darauf herab als auf frivole Spielerei; der Nachdenkliche mußte

sich aber sagen, daß zur Hervorbringung solcher Wirkungen jedenfalls ausgebreitete Kenntniß der physischen Wissenschaften und große Uebung in Anwendung der Gesetze der Chemie und der Optik erforderlich sey. Bei seinen mannigfachen Versuchen, Licht, Schatten und Farben zu den verschiedensten Effekten schlau zu combiniren, mußte sich seine Aufmerksamkeit und sein Studium namentlich auch den Stoffen zuwenden, welche unter dem Einfluß des Lichts durch chemische Umänderung mehr oder minder rasch ihre Farbe wechseln. Die Chemie kennt manche Körper der Art: die einen färben sich dunkler, andere färben sich ganz anders, noch andere aber entfärben sich am Licht. Wie wir schon früher angeführt, kannte die Chemie bisher keinen Stoff, der am Licht rascher und entschiedener die Farbe ändert, als das Chlorsilber (Hornsilber, salzsaure Silber); aber dieses Salz, das, frisch bereitet, weiß ist, wird am Licht schwarz; es erleidet daher gerade die umgekehrte Umwandlung wie Daguerres Tafel in der Camera obscura, und es war ein bloßes Mißverständniß, wenn von manchen deutschen Zeitungen angegeben wurde, daß eben das Chlorsilber die von Daguerre angewendete Materie sey. Diese muß zu den Körpern gehören, welche, ursprünglich dunkelfarbig, am Licht sich bleichen und entfärben. Wir setzen die bisher bekannten Stoffe her, bei denen dieser Effekt am auffallendsten ist.

Das Licht zerstört die Pflanzenfarben, namentlich die des Safflors, Blauholzes, Brasilienholzes, der Curcuma und des Waus. Hiebei erfolgt aber die Entfärbung immer nur langsam; am schnellsten ist noch der Verlauf bei der aus Kirsch- und Fliederblättern mit Spiritus bereiteten grünen Tinktur: sie verliert, wenn man sie an die Sonne stellt, innerhalb zwanzig Minuten ihre Farbe, die sie an einer dunkeln Stelle sehr lange unverändert behält. Man kann aber wohl zuversichtlich voraussetzen, daß Daguerres Arcanum keine vegetabilische Substanz ist, sondern ein mineralisches, namentlich metallisches Präparat. Den Oxyden des Eisens, des Kupfers, des Goldes und des Platins kommt die Eigenschaft zu, daß sie sich in der Verbindung mit der Salzsäure, als salzsaure Salze, und als solche in Aether aufgelöst, an der Sonne entfärben, freilich auch verhältnißmäßig langsam. Wir wollen nicht behaupten, daß wir mit Nennung dieser metallischen Stoffe nahe an Daguerres Geheimniß gestreift haben; so viel glauben wir aber, daß er bei seinen Versuchen auf eine Verbindung eines der genannten, oder, was aber unwahrscheinlicher, irgend eines andern Metalls gekommen ist, das sich für das Licht noch weit empfindlicher zeigt als jene Salze und als Chlorsilber.

Seine Erfindung hätte aber, wenigstens in künstlerischer Hinsicht, wenig oder gar keinen Werth, wenn es nicht in seiner Macht stände, den chemischen Einfluß des Lichts auf seine Tafeln, bevor er sie aus der dunkeln Kammer nimmt, zu hemmen und den Effekt zu fixiren. Dies kann nur dadurch geschehen, daß er die chemische Beschaffenheit des Stoffs, und damit sein Verhalten zum Licht ändert, und zwar durch ein Mittel, das den durch das Licht einmal hervorgebrachten Aggregationszustand der kleinsten Theile bestehen läßt. — Das ganze Wesen dieser Entdeckung und der praktische Weg, auf dem sie gemacht wurde, ist für den französischen Genius gewiß sehr bezeichnend. Wir sehen der Veröffentlichung des Geheimnisses mit Ungeduld entgegen, und sind bereit, das Geschenk dankbar anzunehmen, wenn es auch nicht mit der Miene geboten wird, die dem Beschenkten so wohl thut. Aber welch ein Triumph für das eitle Frankreich, etwas für die ganze Welt aus seiner Tasche bezahlen zu können, und noch dazu etwas, das nicht etwa nur wichtig ist, sondern auch artig und pikant!

Wir geben jezt Monsieur J. Janin das Wort, der die Sache im Journal l'Artiste auf seine Weise besprochen hat.

„Im Verfolg seiner chemischen Versuche grübelte Daguerre mit genialem Eigensinn über dem Problem: eine Farbe zu entdecken, welche die Sonne, oder vielmehr das Licht überhaupt, je nach seinen Abstufungen, wegnimmt, bleicht, oder stehen läßt; er wollte das Licht zwingen, daß es den dunkeln Grund bearbeitete, wie mit dem göttlichen Grabstichel eines unsichtbaren Morghen, und der eintönigen Fläche Gestalten und Leben entblühen ließ; das Auge der Welt, die Sonne, sollte ein sinnreicher Künstler in seinem Dienste werden. Gewiß die seltsamste Aufgabe, die sich in unsern Tagen ein Mensch gestellt! .. Und er hat sie gelöst, und zwar so: Er hat einen dunkeln Firniß erfunden, mit dem er irgend eine Fläche * überzieht. Er sezt sie dem Tageslicht aus, ** und alsbald gräbt sich jedes Bild, das sich auf ihr abmalt, auf ihr ein, Alles, groß und klein, wie es vor der Sonne gleich ist: Himmel und Erde, und das fließende Wasser, der Dom, der hoch in die Lüfte steigt, wie der Pflasterstein und das unsichtbare Sandkorn. Ist dabei der Effekt der Massen trefflich, so sind die Details wirklich unendlich. „Gott sprach: es werde Licht, und es ward Licht;" und wir sprechen jezt zu den Thürmen von Notre-Dame: „werdet hier!" und sie gehorchen.

(Schluß folgt.)

* Wie es scheint, immer eine Kupferplatte; leicht möglich, daß diese als solche, d. h. chemisch, eine Rolle beim Vorgang spielt. A. d. Red.

** d. h. in der Camera obscura.

Die bedeutendsten Himmelserscheinungen des Jahres 1839.

(Fortsezung.)

Mai. — Vom Ende dieses Monats an ist Saturn die ganze Nacht hindurch (im Skorpion) zu sehen. Das Bestehen des merkwürdigen Ringes dieses Planeten aus mehreren concentrischen Ringen, das schon der ältere Herschel behauptet hatte, ist durch neuere Beobachtungen Encke's außer allen Zweifel gesezt. Unglücklicherweise sind wir aber durch diese Beobachtung über die eigentliche Natur jenes Ringes, welcher den Aequator des Saturn wie eine pfeilerfreie Brücke concentrisch umschwebt, nicht weiter aufgeklärt. Saturn ist der einzige Planet unsers Systems, welcher einen solchen Ring besizt, und es fehlt daher an allen Mitteln, um auch nur analogisch einen Schluß auf den Zweck einer so einzigen Ausstattung zu machen. Schon schwache Fernröhren zeigen diesen Saturnsring; mit bloßen Augen aber ist nichts davon zu sehen, so daß in den Schriften der alten Astronomen, wie sehr auch die Gesichtsschärfe dieser Männer gerühmt wird, kein Wort davon vorkommt. Um so überraschender ist es, daß sich Saturn auf den frühesten indischen Himmelskarten mit einem Ringe abgebildet findet.

Juni. — In der lezten Hälfte dieses Monats ist Uranus die ganze Nacht hindurch sichtbar und steht im Wassermann. Seine Entfernung von uns ist aber so groß (über 400 Millionen Meilen), daß er, troz seiner bedeutenden Größe (er übertrifft unsere Erde fast achtzehnmal an Oberfläche), nur wie ein Stern der sechsten Größe herüberschimmert. Die Leser wissen, daß dieser Planet von sechs Monden umringt ist; vielleicht hat er deren sogar mehrere, welche sich aber noch nicht haben entdecken lassen, da diese Monde als die feinsten und schwächsten Lichtpunkte am ganzen Himmel erscheinen. Man wird ihrer nur mit sehr starken Instrumenten ansichtig. Uranus selbst aber glänzt, seiner so geringen scheinbaren Größe ungeachtet, noch in einem ziemlich lebhaften Lichte.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Januar.

(Fortsezung.)

Bälle. Theater.

Seit mehreren Jahren hat das hiesige Militär eine Reihe von Tanzreunionen gegeben, welche nicht allein die glänzendsten, sondern auch die beliebtesten von allen ähnlichen Unterhaltungen sind, die schönste und zahlreichste Gesellschaft versammeln, und wobei auch die hohe Societé in der gewähltesten Toilette erscheint und die junge adelige Welt ohne Ausnahme sich in die Tanzreihen mischt. Sonderbar genug ist es der fashionabeln Bürgerwelt noch nicht eingefallen, ihren freundlichen Wirthen auch nur durch einen einzigen Ball eine Revanche zu geben, und auch von dem Adel haben bloß die jungen Herrn vor ein paar Jahren das Militär zu einem Ballfeste geladen. — Alle größern Ballfeste werden seit dem vorigen Jahr ausschließend in dem neuerbauten Saale der Färberinsel gehalten, welcher an Raum und Eleganz in der ganzen Stadt keinen Nebenbuhler hat. Das Orchester bildet in der Regel eine der hiesigen Regimentskapellen von Latour (deren Kapellmeister, Emil Titl, zugleich einer der fleißigsten Compositeurs für die Füße ist), Palombini oder dem Artillerieregiment. — Ein eigener Luxus herrscht auf den Gesellschaftsbällen in den Tanzordnungen, welche die Ausschüße den Damen beim Eintritt überreichen, und die in Gestalt von Lorgnetten, Pfeilen, Blumensträußen u. s. w. zum Theil sehr zierlich und kostspielig gearbeitet sind. Auch das Damentoilettenzimmer erhält die reichste Ausschmückung mit Blumen, Spiegeln, Girandolen und andern Gegenständen der Eleganz, oder es erhebt sich mitunter in der Gestalt eines Zeltes, welches das schöne Geschlecht in seine mousselinenen Wände einladet. Die Treppen sind mit Blumenstöcken besezt, und Alles athmet den Geist der Zierlichkeit. — Was die Tänze betrifft, die gegenwärtig an der Tagesordnung sind, und die Art, dieselben auszuführen, so ist der stürmische Reydowak durch Polizeiverbot als indecent von unsern Bällen verbannt und geächtet worden. Man tanzt auf denselben nebst der Eröffnungspolonaise nur Walzer, Galopps und Cotillons — leztere mitunter von kolossaler Länge — ziemlich schnell und wild, und um den Takt bekümmert man sich nicht mehr so pedantisch, wie in frühern Zeiten. Daher auch die Locken der Damen bald etwas Schlangenartiges erhalten, und manche der Herrn mit ihren Claquehüten und weithingestreckten Armen den fliegenden Meilenzeigern nicht unähnlich sind.

Die Bühnenneuigkeiten der lezten Zeit brachten uns einmal wieder die Namen: Raupach und Prinzessin Amalie von Sachsen, wenn gleich nicht eben mit ihren werthvollsten Arbeiten. „Der Nibelungen Hort" von dem Erstern ist dermaßen auf die Spize gestellt, daß er einer großen Kunst bedarf, um nicht eine der Intention des Verfassers und der Tendenz der Tragödie entgegengesezte Wirkung hervorzubringen. Hier wurden einige wenige Rollen, wenn auch nicht genügend, doch sorgfältig dargestellt, andere darin beschäftigte Schauspieler schienen eine Parodie daraus machen zu wollen, und erregten Gelächter. Im Ganzen kam es mir vor, daß weder die Mehrzahl des Publikums, noch die Schauspieler das alte Gedicht verstanden haben, was unerläßlich ist, wenn man sich die Lücken ergänzen und an dem Drama einiges Interesse gewinnen will. Den Beifall der höchsten Räume errangen einige Anstrengungen weiblicher Lungen. Uebrigens ging die Tragödie ziemlich spurlos vorüber. Was das komische Sittengemälde: „Vor hundert Jahren" betrifft, so sind wir es zwar gewohnt, daß Raupach in der Charakterzeichnung nicht sehr scrupulös ist; doch hat er in dieser Hinsicht hier nicht allein einen allzugroßen Leichtsinn an den Tag gelegt, sondern auch die Erfindung der Situationen, sonst seine größte Force, ist diesmal sehr schwach, bloß den zweiten Aufschluß ausgenommen; denn daß der alte Dessauer so plözlich vor Joachim Lange dasteht wie ein Schulknabe, kommt theils auf den Darsteller, theils scheint es die Folge einer Censurlücke zu seyn. Hier kommt der Prorektor, spricht drei Worte und führt dem Feldmarschall seinen hinlänglich bezahlten Rekruten davon, ohne daß dieser sich zu rühren wagt. Dies liegt ebensowenig in dem Charakter des berühmten Generals, als sich Raupach den Effekt eines solchen Wettstreites entgehen lassen konnte. Ueberhaupt erscheint aber Fürst Leopold in sehr ungünstiger Gestalt, als Werber, der nicht einmal die Landesgeseze kennt; denn mit kindischem Leichtsinn darüber hinwegzuspringen, das könnte man wohl einem Husarenlieutenant zutrauen, doch nicht dem 63jährigen Generalfeldmarschall.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 37.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 12. Februar 1839.

Du sehnst dich nach den Fesseln Mahomeds,
Dem Lärm des Lagers, nach der Wüste Schrecknis!
Ein wandelnd Vaterland, reizt es so sehr?

Goethe
nach Voltaire.

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

Ein junger deutscher Renegat, der vor Kurzem aus dem Dienste Abd-el-Kaders zurückgekehrt ist, theilt uns folgende Notizen über das Leben der Araber, ihre Sitten und Gebräuche mit.

Erster Brief.

Im December 1837 kam ich nach Oran: da durchblitzte eine kühne Idee das Chaos meiner Plane, und schnell reifte in mir der Entschluß, mein Schicksal an das eines jugendlichen Helden zu knüpfen und Abd-el-Kader zu dienen, dem Sultan der Araber, groß als Reformator, groß durch seinen Geist, der ihn majestätisch emporhebt über seine fanatischen Glaubensgenossen und ihn zum gefürchteten Gegner einer großen Nation macht. Ich eröffnete seinem Ukil in Oran, Sidi-el-Haidsch-el-Habib, meinen Plan. Er billigte ihn mit Freuden und sandte einen Courrier an den Emir, um diesen von meinem Anerbieten zu benachrichtigen. Seine Antwort sicherte mir eine freundliche Aufnahme zu, unter der Bedingung, daß ich den Glauben des großen Propheten annehme.

Am 2ten Februar erschienen vier arabische Reiter, von Abd-el-Kader gesandt, um mich nach Mascara zu seinem Schwager, dem Chalifa Sidi-el-Haidsch Mustapha, zu geleiten. Denselben Abend speiste ich beim Ukil in Gesellschaft der vier Abgesandten. Die Mahlzeit war nach arabischer Sitte bereitet, bestehend aus Coscus, Hammelsbraten und gerösteten Eicheln. Haidsch-el-Habib, obgleich in Oran von den lockenden europäischen Genüssen umgeben, ehrt die einfache Sitte seines Volks mit einer seltenen Strenge. — Während dem Essen maßen mich die Abgesandten mit prüfenden Blicken, und der Anblick dieser ernsten, in ihre weißen Bernus gehüllten Gestalten, ihrer schwarzen funkelnden Augen und der bald schauerlich düstere, bald unheimlich lächelnde Ausdruck ihrer wilden Züge erweckten in mir die seltsamsten Empfindungen. Nach aufgehobener Tafel ließ mir der Ukil den Empfehlungsbrief, welchen ich Sidi Mustapha überreichen sollte, von einem Dollmetscher übersetzen. Er pries in diesem Schreiben die Macht des Propheten, und wünschte sich Glück, als Werkzeug zu dienen, um einen jungen Christen aus dem Schoße des Unglaubens in die Arme der wahren Gläubigen zu führen.

Der folgende Tag war der wichtigste meines Lebens. Im Moment, wo ich den Boden der Civilisation verlassen, wo ich Europas Kunst, Literatur und endlich dem Christenthume Lebewohl sagen sollte, fühlte ich mich tief ergriffen. Die zur Abreise mahnenden Araber kürzten meine Betrachtungen. Der Ukil warf über meinen

Schnürrock — eine Reliquie meiner Studentenzeit — einen weißen Bernus, umhüllte meinen Kopf mit einem Turban, ließ mir die dreiviertel Fuß langen arabischen Sporen anschnallen, und nach wenig Minuten sah ich metamorphosirt auf dem stampfenden Araber, der den jungen Mahometaner in das Reich der Gläubigen tragen sollte. — Angelangt vor dem Thore, setzen wir unsere Pferde in Galopp, um so schnell wie möglich das französische Territorium zu überschreiten. Jenseits der Blockhäuser, wo ich das Meiste zu fürchten hatte, kehrte einer meiner Begleiter zurück, um dem Konsul die Nachricht zu überbringen, daß wir glücklich das Gebiet des Sultans erreicht hätten. Nunmehr außer Gefahr, schlug ich die Kapuze meines Bernus zurück und meine Blicke schweiften frei über die weite Ebene meines neuen Vaterlandes. Den fernen Horizont begrenzte der riesige Atlas, hinter welchem eine unbekannte Welt sich mir eröffnen und mein Geschick sich entscheiden sollte.

Nachdem wir drei Stunden auf einer sumpfigen, mit niedrigem Gesträuch bewachsenen Haide geritten waren, erreichten wir die herrliche Ebene, welche zwischen Oran und Mascara in üppiger Pracht ihren grünen Teppich entfaltet. Unsere feurigen Rosse flogen pfeilschnell über die Fläche. Welche Ideen, welche Hoffnungen durchkreuzten da meinen Busen, als ich meine Gefährten auf den schäumenden Rennern dahinfliegen sah! Das Morgenroth spiegelte sich in ihren blanken Waffen und der zurückgeschlagene Bernus, vom schnellen Ritte im Winde flatternd, zeigte mir die kriegerischen Söhne der Wüste in einem schönen, malerischen Bilde. Als wir, die muthigen Rosse parirend, im langsamen Schritte dahinzogen, betrachtete ich aufmerksamer die schönen Fluren, welche mir ringsum in reicher Fülle entgegenlachten. Ueberall weideten zahlreiche Viehheerden, und nicht selten begegneten wir kleinen Caravanen oder einzelnen Reitern. Einige fragten nach dem Grund der ungewöhnlichen Erscheinung eines Christen, worauf aber meine Begleiter nur ausweichende Antworten gaben. Als die Sonne zu sinken begann und nur noch matt die Landschaft beleuchtete, erreichten wir den Aduar, welcher zum Nachtlager bestimmt war. Fünf-und-zwanzig Lienes waren wir, ohne abzusteigen, geritten und hatten in dieser Zeit nichts als ein wenig Gerstenbrod gegessen, welches meine Gefährten aus Oran mitgenommen.

Die männlichen Bewohner des Aduars waren bei unserer Ankunft eben um ihren Scheik versammelt, um die Geschäfte des Tages mit Berathungen zu enden. Als sie die Uniform ihres großen und mächtigen Marabuts erblickten, öffnete sich der Kreis und aus der Mitte trat der Scheik, uns gastfreundlich zu begrüßen. Vom Pferde gestiegen, warf ich meinen Bernus zurück, und mit Erstaunen musterten die Araber den europäischen Gast. Nachdem der Scheik von meinen Begleitern den Zweck meines Hierseyns erfahren, lud mich jener ein, auf einem von Binsen geflochtenen Teppich neben ihm Platz zu nehmen. Die Araber lagerten sich um uns, und als sie erfuhren, daß ich in die Dienste ihres Fürsten treten und ihren Glauben annehmen wolle, bestürmten mich Alle mit der Bitte, ihre Glaubensformel: „la illa el Allah Sidi Mohamed ressul Allah" zu beten. Einer nach dem Andern reichte mir seinen Rosenkranz, um das gewöhnliche Gebet der Muselmänner: „el hamdu lilla etc." nachzusprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Daguerrotype.

(Schluß.)

Nichts ist unglaublicher als manche Wahrheiten. So wollte Napoleon nicht glauben, daß der wesenlose Dampf in einer eisernen Röhre die Welt aus ihren Fugen heben könne, und er nannte ein Dampfboot, das er sah, ein Kinderspielzeug. Aber an den Daguerrotype muß man wohl glauben; denn so kann keine Menschenhand zeichnen, keines Menschen Blick dringt so weit in die Fluthen des Lichts und so tief in das Dunkel der Schatten. Wir haben eine Menge, nach dieser Methode aufgenommener Pariser Prospekte gesehen. Die Kunst kommt gar nicht in Collision mit diesem neuen Nebenbuhler: es handelt sich dabei nicht von einer groben mechanischen Erfindung, welche höchstens die Massen ohne Schatten und ohne Details wiedergibt, und am Ende dem Zeichner nur ein paar Stunden Handarbeit erspart. Nein, es ist die vollkommenste Ausführung, so zart, so fein, wie es ein Werk Gottes oder der Menschenhand nur seyn kann. Auch klatscht sich dasselbe Naturbild keineswegs das eine Mal ab wie das andere: nach demselben Verfahren, aber zu verschiedenen Zeiten genommen, gleicht keine der Ansichten der andern; die Tageszeit, die Färbung des Himmels, der Grad der Durchsichtigkeit der Luft mit allen ihren Lichtern, die sanfte Wärme des Frühlings, der strenge Ernst des Winters, die glühenden Tinten des Herbstes, der Schimmer des klaren Wassers, Alles spiegelt sich wunderbar in diesen Wunderbildern, und es ist nicht anders, als wären sie von lustigen Geistern hingehaucht.

Die Methode vereinigt demnach mit einer bisher für unerreichbar gehaltenen Treue der Details eine vollends überraschende Wahrheit der Beleuchtung. So wird man auf den ersten Blick ein vom bleichen Tageslicht des Pariser Himmels hervorgebrachtes Bild von dem unterscheiden, das Italiens glühende Sonne gezeichnet. Man

kann es bestimmt aussprechen: dies ist eine Landschaft aus den frostigen Thälern der Schweiz, dies muß ein Prospekt aus der Sahara seyn; man unterscheidet den Florentiner Kirchthurm vom Pariser am bloßen Aussehen des Himmels, in den sie sich erheben. — Welch wunderbare Erfindung, die nicht nur die Identität des Orts, sondern auch die der Sonne festhält!

Und wohlgemerkt, der Mensch bleibt immer Herr des Lichts, das er wirken läßt. In etwa zwei Minuten erhält man ein Bild, ungefähr wie Martin sie entwirft: poetische Confusion, wie ein leichter Schleier über Allem, so daß man mehr erräth als wirklich sieht. Will man im Gegentheil, daß ein Bauwerk mit seinem Relief vollkommen herauskomme und sich in seiner ganzen Architektur darstelle, frei vor Allem davor und daneben, was dem Effekt Eintrag thun könnte, so gehorcht die Sonne auch hier: sie frißt alles Nebenwerk weg, und der Bau steht frei da, wie die Säule auf dem Vendomeplaz. * — Durch denselben Proceß erhält man alle Lichteffekte, die man nur will, vom grauenden Morgen bis zur lezten Abenddämmerung. — Nicht das geringste Wunder bei der Sache ist, daß, die gewünschte Wirkung einmal hervorgebracht, Sonne und Licht nichts mehr vermögen: die Zeichnung ist dauerhaft wie ein Stahlstich. Daguerre sagt zum Lichte: bis hieher und nicht weiter!

Braucht man erst auf die Bedeutung und den vielfachen Nutzen einer Erfindung aufmerksam zu machen, welche vielleicht dereinst der Ruhm unseres Jahrhunderts wird? Der Daguerrotype ist bestimmt, die Bilder der Natur und der Kunst zu vervielfältigen, ungefähr wie die Buchdruckerkunst die Schöpfungen des Menschengeistes vervielfältigt: eine Methode des Stichs, die Jeder ausüben kann, ein Zeichenstift, gehorsam wie der Gedanke, ein Spiegel, der alle Eindrücke behält, ein unermüdlicher Copist aller Werke, welche die Zeit auf der Erde gebaut oder umgeworfen. Er wird der unzertrennliche Gefährte des Reisenden, der nicht zeichnen kann, so wie des Künstlers, der keine Zeit dazu hat. Er bringt die höchsten Kunstwerke, die bis jezt nur in kostspieligen Copien zu haben waren, in Jedermanns Hände. Man schickt sein Kind in's Museum und sagt ihm: geh, und hole mir dieses und jenes Bild von Raphael, von Murillo; man schreibt nach Rom und verlangt umgehend die Peterskuppel. Der Daguerrotype befriedigt alle Bedürfnisse der Künste und alle Liebhabereien im Leben: man nimmt das weiße Händchen der Geliebten mit sich, ohne daß sie darum weiß; man bewahrt Alles auf, woran das Herz hängt, den Sorgenstuhl des Großvaters und die Wiege des Kindes.

Daguerre hofft in Kurzem auch Porträts liefern zu können. Er ist bereits daran, einen Mechanismus zu erdenken, mittelst dessen der Sitzende vollkommen unbeweglich bleibt. Denn das Ding, das hier den Zeichner macht, wirkt so rasch und unfehlbar, daß es im Moment den Blick, das Runzeln der Augbrauen, die geringste Stirnfalte, den Fall der Locken niedergibt.

Eine sonderbare Zeit, in der wir leben: unser Sinnen und Trachten geht nicht mehr dahin, selbst etwas hervorzubringen; aber wir suchen mit äußerster Beharrlichkeit Mittel, welche statt unser und für uns schaffen. Der Dampf hat die Kräfte der Menschheit verfünffacht, bald werden die Eisenbahnen das flüchtige Kapital des Lebens verdoppeln; das Gas hat die Sonne ersezt, man versucht alles Mögliche, die Luft fahrbar zu machen. Diese Sucht nach übernatürlichen (?) Mitteln ist bald aus dem sinnlichen Bereiche auch in die Welt der Ideen, aus dem Commerz in die Künste gedrungen. Wie manche Vereinfachungs- und Erleichterungsmittel der zeichnenden und bildenden Kunst sind ersonnen worden! jezt kommt Daguerre's Erfindung und überhebt den Zeichner und Stecher seiner Mühe ganz, und über ein Kleines haben wir Maschinen, welche Corneille'sche Verse machen und Molière'sche Lustspiele diktiren."

Dies sind ungefähr die Betrachtungen des berühmten Feuilletonisten. Unsere Neugierde wünschte freilich — ganz abgesehen vom Arkanum selbst — noch manche Auskunft aus dem Munde der Augenzeugen über das Wesen der Bilder. Daguerre wird allerdings beim Vorweisen alle Vorsicht beobachten; aber viele Punkte, welche doch die Anschauung positiv und negativ entscheidet, finden sich in den bisherigen Beschreibungen gar nicht berührt. Von Janin, als faiseur d'esprit von Profession, war freilich ein sinnlich bestimmter Augenschein am wenigsten zu erwarten.

* Die hier der Sonne zugeschriebene Wirkung ist offenbar ein Mißverständniß oder eine poetische Floskel. Um übrigens ein Gebäude isolirt abzubilden, braucht ja der Künstler nur den Umriß desselben, den ihm eine frühere Abbildung an die Hand gibt, in Papier auszuschneiden.

Die bedeutendsten Himmelserscheinungen des Jahres 1839.

(Schluß.)

Juli. — Am 5ten, Abends gegen neun Uhr, steht **Venus** sehr nahe beim **Regulus**, und geht mit diesem Fixsterne nach zehn Uhr unter. Venus muß für uns Bewohner der Erde schon darum überaus merkwürdig seyn, da dieser Planet dem unsrigen, wenigstens im Allgemeinen, sehr ähnlich ist, indem er nahe dieselbe Masse, Dichte, Größe, Rotationszeit und eine der unsrigen gleichende Atmosphäre hat. Nur besizt derselbe fast siebenmal höhere Berge, als die Erde; die höchsten und meisten derselben finden sich aber,

wie wir schon oben angemerkt haben, in der südlichen Hemisphäre, wo sie, gleich unsern Cordilleren, Züge von wohl 200 Meilen bilden. Da Merkur, als der der Sonne noch nähere Planet, wie bemerkt, auch mit so hohen Gebirgen versehen ist, so scheint die Annahme, daß diese hohen Berge mit ihren langen Schatten ein Schuzmittel gegen Glanz und Hize der Sonne gewähren sollen, dadurch eine Bestätigung zu erhalten. Dergleichen Analogien dürfen bei der Betrachtung unsers Planetensystems niemals außer Acht gelassen werden, da die direkte Beobachtung doch verhältnißmäßig nur geringe Data zum Urtheil über die physische Constitution dieser Weltkörper liefert. — Am 19ten zeigen sich **Mars** und **Jupiter** in nur geringer Entfernung von einander, im Sternbilde der Jungfrau, am Abendhimmel, und gehen nach halb eilf Uhr unter; Mars wird an seinem feuerrothen Lichte neben dem in schönem goldgelben Lichte glänzenden Jupiter leicht erkannt werden können. Ueber den Planeten Mars bringen wir hier nichts bei, sondern verweisen auf eine kleine Schrift: **Physische Betrachtungen des Mars. Von Beer und Mädler.** Berlin, 1832. — welche wir als Muster einer astronomischen Monographie bezeichnen.

August. — Am 25sten um $9^{1}/_{4}$ Uhr Abends ereignet sich eine **Bedeckung des Uranus durch den Mond**, welche bis gegen $10^{1}/_{2}$ Uhr dauert, und die einzige diesjährige Planetenbedeckung* durch den Mond ist. Allein es wird einige Mühe kosten, den Uranus neben dem eben im fast vollen Lichte strahlenden Monde aufzufinden; am besten dürfte die Beobachtung noch mit Kometensuchern gelingen.

September. — Am 18ten erreicht **Merkur** seinen **größten westlichen Abstand von der Sonne**, und kann dann wahrscheinlich in der Morgendämmerung wahrgenommen werden; wir haben oben die Gründe angegeben, aus welchen eine gelungene Beobachtung dieses Planeten von so großem Werthe ist.

Oktober. — Um die Mitte dieses Monats kommt **Juno wieder in Opposition mit der Sonne**, und ist also die ganze Nacht hindurch (im Sternbilde des Wallfisches) sichtbar.

November. — In den lezten Tagen dieses Monats hat **Venus ihren größten Glanz**, und leuchtet als Morgenstern.

* Der **Fixsteenbedeckungen** durch den Mond, als weniger interessant für **unsern** Leserkreis, haben wir in dieser Darstellung keine besondere Erwähnung gethan.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Januar.

(Schluß.)

Theater.

Etwas consequenter als der alte Dessauer ist der Rector Joachim Lange gezeichnet, oder vielmehr — streuge genommen — von dem Dichter mehr in Vortheil gesezt, dagegen ist Philippine eine so zänkische, boshafte Kaze, daß wir bei einer Verbindung mit dem zwar ruhigen, aber festen Seibold einer Ehescheidung in den nächsten Wochen entgegensehen müssen. Stumpf und Mortier sind ein paar ergözliche, episodische Figuren; doch wollen beide mit guten Schauspielern besezt seyn, was zumal beim Leztern, der Französisch sprechen muß, auf vielen Bühnen eine harte Sache seyn wird. Dagegen ist Wer eigentlich nur eine Pfennigausgabe des Lampe aus dem „versiegelten Bürgermeister," und steht der Idee eines Pedens, insbesondere aus jener Zeit, eben so ferne, als seine Furchtsamkeit — die wohl zu einer Posse, doch nicht zu einem Sittengemälde paßt — hier mehr störend, als wirksam eintritt. Die gediegensten Gestalten des Ganzen sind: der Kandidat Stark und Korporal Sturm. Die Wirkung von Starks Redekunst auf den alten Feldherrn verspricht übrigens einen bessern Schluß als den **Töpferschen** mit dem Abschiedscompliment des Fürsten. Ob Raupach vorgeschrieben, daß der Darsteller seine „gute Nacht!" auch an das Publikum richte, oder ob der hiesige Darsteller und Benefiziant damit seinen Dank für das übervolle Haus ausdrücken wollte, wage ich nicht zu entscheiden, da mir das Manuscript nicht zu Gesicht gekommen ist. Die Aufführung war in den meisten Theilen sehr mangelhaft, und der glänzende Erfolg, dessen sich das Stück zu Berlin erfreute, ist wohl theilweise auf die dortige Besezung und Aufführung, noch mehr dem Umstand zuzurechnen, daß der Inhalt durchaus preußische Zustände berührt, die natürlich dort einen lebhaften Anklang finden müssen. — „Der Pflegevater," von der Prinzessin Amalie, beweist abermals, daß diese erlauchte Dame Charaktere und Situationen darzustellen weiß, nur wiederholen sich beide zu oft, und wir finden hier wieder den Jüngling aus dem „Landwirth," das unschuldige junge Mädchen aus der „Residenzbraut" und „Lüge und Wahrheit," und die alte Haushälterin aus allen Stücken; auch weiß die Leztere wieder ein Geheimniß, das sehr schlimm aussieht und das Niemand glauben will; dieses Geheimniß aber ist das aus dem „Landwirth," nur auf den Kopf gestellt. Das Schauspiel könnte auch: „Die Großmüthigen" heißen; denn nachdem Carl und Hedwig und der Hofrath sich sehr leicht zur Großmuth bewegen lassen, beweist Gerhard, daß er immer bis an die Unwahrscheinlichkeit edel und großmüthig gewesen; endlich aber wird auch Assessor Börner von der Großmuth befallen, dessen Brautwahl doch darauf hinzudeuten schien, daß er seinen eigenen Vortheil eben nicht außer Acht zu lassen gewohnt sey. — Von einigen kleinen Stücken, die wir neu zu sehen bekamen, war Scribe's „Philopoemen" für den ziemlich geistreichen, aber winzig kleinen Stoff viel zu lang ausgesponnen. „Onkel und Neffe," von Cosmar, hat eine drollige Idee, daß einmal der Onkel sich vor dem Neffen fürchtet, weil er geheirathet hat; doch sind die Motive zu schwach, um der Sache ein Gewicht zu geben. Die Posse: „Elias Regenwurm, oder: Die Verlobung auf der Parforcejagd," von F. Hopp, Musik von J. Hopp, ist ein schwaches Machwerk, ein Mixtum compositum aus: „Maske für Maske," dem „Gut Sternberg," „Viel Lärmen um Nichts" und mehreren andern Lustspielen, deren Elemente hier auf sehr gemeine Weise verballhornt sind. Das Ganze wurde auch ziemlich schlecht gespielt und lau aufgenommen. Gerle's „Abenteuer der Neujahrsnacht" haben auch dieses Jahr am Sylvesterabend den Plaz behauptet, und im Verein mit einem musikalischen **Quodlibetepilog** das Haus gefüllt. Es gibt doch noch mehr Gelegenheitsstücke für den lezten Tag des Jahrs; warum wählt die Direktion nicht einmal ein anderes? Zwei ältere Opern: Rossini's „Graf Ory" und „Udalrich und Bozena" von Skraup, sind wieder auf's Repertoire eingeführt worden, und sehr schnell auf's Neue von demselben verschwunden. Zur Erhöhung des Kunstgeschmacks hat auch die Direktion die beiden ersten Theile des „Donauweibchens" **neu in die Scene gesezt.**

Beilage: Kunstblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. **Cotta**'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: **Hauff.**

№ 38.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 13. Februar 1839.

— Haec ego mecum
Compressis agito labris: ubi quid datur oti,
Illudo chartis. —

Horat.

Verse von Justinus Kerner.

Die schwäbische Dichterschule.

„Wohin soll den Fuß ich lenken, ich, ein fremder Wandersmann,
Daß ich eure Dichterschule, gute Schwaben, finden kann?“

Fremder Wanderer, o gerne will ich solches sagen dir:
Geh' durch diese lichten Matten in das dunkle Waldrevier,

Wo die Tanne steht, die hohe, die als Mast einst schifft durch's Meer,
Wo von Zweig zu Zweig sich schwinget singend lust'ger Vögel Heer;

Wo das Reh mit klaren Augen aus dem dunkeln Dickicht sieht,
Und der Hirsch, der schlanke, setzet über Felsen von Granit.

Trete dann aus Waldesdunkel, wo im goldnen Sonnenstrahl
Grüßen Berge dich voll Reben, Neckars Blau im tiefen Thal;

Wo von Epheu grün umranket, manche Burg von Felsen schaut,
Stiller Dörfer bunte Menge rings sich friedlich angebaut;

Wo ein goldnes Meer von Aehren durch die Ebnen wogt und wallt,
Ueber ihm in blauen Lüften Jubellied der Lerche schallt;

Wo der Winzer, wo der Schnitter singt ein Lied durch Berg und Flur —
Da ist schwäb'scher Dichter Schule, und ihr Meister heißt Natur.

Sängerneid.

Sänger fröhnen gern dem Neide:
Lauschet nur dem Vögelchor!
Will die Lerche singen vor,
Pfeift der Fink' ihr drein zum Leide.

Und im Walde — welch' Gemische!
Klinget oft wie Schimpf und Streit.
Nachtigall nur schweigt im Leid,
Bis sie schlafen im Gebüsche.

Dann ihr Lied vom schönsten Schalle
Singet sie in später Nacht,
Wo kein andrer Vogel wacht;
Hörten sie's — sie schimpften alle.

An einen Freund.

Nanntest eine Leidensblume mich in deiner Liebe, Freund!
Fühle nichts von solcher Blume, doch du hast es gut gemeint.
Aber immer wird mir klarer, daß ich eine Distel bin,
Eine Distel üppig blühend, ästevoll und saftig grün.
Was den Glauben mir gegeben, ist — ich sag' dir's traulich still —
Das, daß eine Heerde Esel immerdar mich fressen will.

Der Arzt an sein Hündchen.

Treues Thier, wenn freudig du
Aufspringst und dein Schwänzlein lacht,
Weckt man aus des Schlafes Ruh
Deinen Herrn um Mitternacht;

Und wenn dann du vor der Thür
Bellst und eilest mitzugehn,
Mein' ich, daß du, gutes Thier,
Mehr als ich fuhlst Menschenwehn.

Als ein leichter Geist voran
Laufst du deinem schweren Herrn;
Der geht seufzend seine Bahn,
Du doch gehst sie freudig gern.

In dir lebt ein innres Schaun,
Das dem Menschenhirn gebricht;
Möchte oft dich fragen: traun!
Stirbt der, oder stirbt der nicht?

Denn schon kam's, daß meinem Blick
Einer schien noch frisch und roth,
Du doch flohst vor ihm zurück,
Und dann folgte bald sein Tod.

Schaust wohl auch, du gutes Thier!
Mir den Tod schon im Gesicht;
Treu doch, gehst du nicht von mir,
Lässest den Baldtodten nicht.

Durch die Straßen dieser Stadt
Wirst du wohl noch mit mir gehn;
Wenn den Leib die Erde hat,
Du nur wirst den Geist noch sehn.

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

(Fortsetzung.)

Jedesmal wenn ich das „Schebett" (Gebet) vollendet hatte, stießen diese fanatischen Kinder des Islam ein wildes Freudengeschrei aus, welches mich mit einem unwiderstehlichen Schauder erfüllte. Endlich entriß mich die Ankunft von Milch und Brod, welches die Weiber kredenzten, ihrer Glaubenswuth. Nach beendigtem Mahle vertheilte ich einige Kleinigkeiten unter die Araber, zu welchem Zwecke ich mich in Oran mit Taschenspiegeln, Messern, Phosphorfeuerzeugen u. dergl. versehen hatte. Die Spiegel gingen von Hand zu Hand und Jeder betrachtete sein Bild mit den Zeichen der größten Selbstzufriedenheit. Eine Haarbürste benuzten Alle, um ihre höchste männliche Zierde, den Bart, wohlgefällig zu ordnen. Die größte Bewunderung erregten aber die Feuerzeuge. Die Entzündung eines Hölzchens durch Reibung überstieg ihre Begriffe; dabei machte ihnen das Zischen des Phosphors unverkennbare Freude. Einige hundert Hölzchen wurden auf der Stelle das Opfer ihrer Neugierde, und sie würden ohne Bedenken meinen ganzen Vorrath erschöpft haben, hätte ihnen nicht ein Reiter des Emirs ein wiederholtes: „barka! barka!" (genug) zugerufen.

Die Gruppe hatte sich durch die Ankunft aller Weiber und Kinder des Aduars, die mich mit neugierigen Blicken betrachteten, bedeutend vergrößert. Als die Nacht ihren schwarzen Schleier über die Erde zu breiten begann, erhob sich der Scheik und gab das Zeichen zum Aufbruch nach den Zelten. Er selbst führte mich nach dem seinigen und zeigte mir mein Lager: Teppiche aus Zwergpalmen gefertigt und einige mit Wolle ausgestopfte Thierhäute als Kopfkissen. Die Frauen brachten trockenes Reisig herbei, und bald loderte ein lustiges Feuer, an welchem sie das Abendmahl bereiteten. Der Scheik mir gegenüber wiegte seine zwei jüngsten Söhne auf den Knieen. Der lange Silberbart, weit herabfallend auf die Brust, und ein ehrwürdiges Antlitz, auf dem sich der Ausdruck der zärtlichsten Vaterliebe malte, gaben ihm das Ansehen eines Patriarchen. Ich sah dem Spiel seiner Liebkosungen zu und träumte mich dabei zurück in die eigene herrliche Kinderzeit, der fernen Eltern gedenkend. Die trüben Bilder meiner Phantasie wurden durch das Auftragen des Essens verscheucht. Dieses bestand in Cosons, mit Butter und Rosinen bereitet, gebratenem Hammelfleisch und Milch. Das einzige Werkzeug, dessen man sich beim Essen bedient, ist ein großer hölzener Löffel. — Nach Tische unterhielt mich mein Wirth von Religion, von

der Macht und den Reichthümern des Sultans und seiner Chalifen. Von lezteren lobte er vorzüglich Sidi Mustapha. Er versicherte mir, daß ich von ihm schöne Pferde und Weiber, prächtige Waffen und Pulver erhalten würde; „und nach deinem Tode," fügte er gläubig hinzu, „wird dich der Prophet in's Paradies der Gläubigen einführen, wo du noch schönere Pferde und Waffen empfängst, und wo du dich in den Armen der ewig keuschen Houris bis in's Unendliche täglich verjüngen wirst." — Die Weiber, die sich um das Feuer gelagert hatten, fragten, ob ich noch Eltern und Geschwister in der großen Wüste — Europa — habe. Als ich dies bejahte, fragten sie mit dem Ausdruck der Verwunderung und des Abscheus: „und du hast deine Mutter verlassen können?" — Dieser fromme Vorwurf an einem Orte, wo ich ihn am wenigsten erwartete, weckte schmerzliche Empfindungen in meiner Brust; ich mußte mich sammeln, um zu erwidern: „La ilta el Allah Sidi Mohamed ressul Allah," und in Ben Sahara (Europa) kennt man nicht den Propheten; darum habe ich die Meinen verlassen." Diese Erklärung befriedigte sie vollkommen, und namentlich der Scheik schien darüber erfreut. — Mitternacht war herangekommen. Die männlichen Bewohner des Zeltes versammelten sich und verrichteten, gegen Morgen gewendet, ihr Gebet. Das leise Gemurmel wiegte mich in süßen Schlummer und in hoffnungsvollen Träumen empfand ich den Vorgenuß des mir vom Scheik verkündeten Paradieses.

Gegen sechs Uhr Morgens standen die gesattelten Pferde bereit, und wir brachen auf. Nach wenigen Stunden erblickte ich Mascara, die ehemalige Residenz Abd-el-Kaders. In der kleinen Ebene tummelten mehrere Araber, welche zu den regulären Spahis des Emirs gehörten, ihre muthigen Rosse; sie begleiteten uns in die Stadt. Angelangt bei dem von den Franzosen zerstörten Palaste Abd-el-Kaders, welchen jezt der Chalifa als Gerichtshaus benuzt, wurde Sidi Mustapha von unserer Ankunft benachrichtigt. Kurze Zeit hierauf trat der Caid el-Hadi-Bukari aus dem Hause, um mich zu empfangen. Ihn für den Chalifa haltend, stieg ich schnell vom Pferde und eilte ihm entgegen. Das einnehmende, graziöse Aeussere dieses Mannes machte auf mich einen überraschend angenehmen Eindruck, der durch die Feinheit seines Benehmens noch gesteigert wurde. Mit der Sanftheit, welche alle Vornehmen unter diesem Volke besitzen oder affektiren, mit der feinsten Artigkeit, die er von einigen Reisen nach Gibraltar zurückgebracht, und mit einer meisterhaft erkünstelten Herzlichkeit ergriff er meine Hand und hieß mich willkommen. Ich überreichte ihm das Empfehlungsschreiben vom Ulil, und wurde erst jezt meinen Irrthum gewahr. Er führte mich an der Hand vor den Chalifa. Die Eingangsthüre war offen und mit den Chaous besezt, welche Mühe hatten, die versammelte Volksmenge zurückzudrängen. Am Eingange mußte ich meine Stiefeln ablegen, welche auf der Schwelle stehen blieben; als ich sie eine Viertelstunde später suchte, waren sie verschwunden, oder vielmehr gestohlen.

Wir traten in ein Zimmer, welches eher einer Scheuer, als dem Gerichtssaale eines Fürsten glich; der Boden aber war bedeckt mit reichen Teppichen, und der Thür gegenüber, auf einem von weichen Kissen gebildeten Sitze erblickte ich den Chalifa, umgeben von vier Schreibern und einer ziemlich großen Menge von Offizieren. Ueber ihm, in einer mit scharlachrothem Tuche ausgeschlagenen Nische hingen in kostbaren Futteralen seine prächtigen Waffen. Hinter ihm standen mehrere Koffer, welche, wie ich später erfuhr, den Schatz des Chalifa enthalten. Vor ihm brannte Moschus in einem irdenen, urnenförmigen Gefässe.

(Fortsezung folgt.)

Erfindungen.

Mimische Noten. — Ein Franzose, Namens Derrion, hat ein neues System der Mimographie erfunden und Vorlesungen darüber am Pariser Athenäum eröffnet. Er versichert, mittelst seiner mimographischen Noten könne ein Tänzer einen ihm unbekannten Tanz mit allen Details auffassen und demgemäß auf's Vollständigste ausführen lassen, gerade wie der Musiker [illegible] Melodie vom Blatt liest. Der Erfinder sagt: „Da hiedurch ein Mittel an die Hand gegeben ist, die schönsten choregraphischen Compositionen dauernd zu bewahren, so wird sich ein fortwährend wachsender Kunstschaz sammeln, wodurch dieser Kunst zu Theil wird, an was es ihr bis jezt gebrach: historische Verkettung, ein Element nachhaltigen Fortschritts, und ein Zügel gegen die Ausartung des guten Geschmacks im Tanz und in der Pantomime" — Er will in der nächsten Ausstellung dem Publikum zwei Stücke in mimographischer Sprache mittheilen, nämlich einen Tanz von Fanny Elsler und eine mimische Tirade der Demoiselle Rachel. Diesem nach scheint es, daß er nicht nur das Spiel der Füße, sondern alle Gesten auf Noten setzen kann. Eine bedrohliche Erfindung, wenn sie sich bewährt, für einen großen Theil der Schauspieler! Wie wird es, wenn unsere Sängerinnen beim Spiele nicht mehr ihrer eigenen Natur und bequemen Gewöhnung folgen dürfen? wenn es nicht genug ist daß die Drehorgel ihrer Brust mit Meyerbeers, Donizetti's u. s. w. Noten besteckt ist, und sie nun gar die nach Mlle. Grisi oder Mad. Schröder-Devrient mimisch gesezte Rolle mit Hand und Fuß; mit Auge und Mund kopiren und am Ende auf zwei Souffleurs hören müssen? Wir haben noch keinen rechten Begriff davon, was in diesem Systeme der Mimik etwa den genialen Gesangcolaturen entspräche, aber wir freuen uns darauf.

Geheizte Wagen. — Dieser Tage bemerkte man zu Paris Abends verschiedene Wagen, in denen Kugeln angebracht waren, aus welchen von Zeit zu Zeit Lichtbündel

führen. Es sind dies Versuche mit einem von Victor Chevalier erfundenen Apparat zur Heizung der Stadtwagen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Die Deputirtenkammer.

Politik und Carnevalslustbarkeiten brausen auf eine sonderbare Weise durcheinander. Eine neue Zeitschrift, Revue des Progrès, die in der Einleitung gewaltig über den erbärmlichen Zustand des Volks klagt, sich also als ein neues Organ der demokratischen Partei angibt, beginnt ihre halbwöchentlichen Uebersichten mit folgenden Bemerkungen. „Diesmal kein literarisches Büllerin! Was kümmern uns, o Cas. Delavigne! deine dramatischen Bemühungen um die Popularität? Was geht uns, o Vict. Hugo! dein Ruy-Blas an, ein Lakel, welcher immer Lakei bleibt, und doch der Liebhaber einer Königin und der Minister eines Königs wird? Ihr wollt die Politik in's Drama versetzen, und denkt nicht daran, ihr Herrn, daß sich das Drama der Politik bemächtigt? Kommt, ich will euch auf einer andern Bühne, als der eurigen, Personen zeigen, die belustigender sind als Shakespeare's Falstaff, grotesker als Molière's Mascarille, lächerlicher als Lesage's Turcaret. Eure Stücke kommen mir frostig vor; den Beifall, der euch wird, finde ich jämmerlich. Kommt und begebt euch mit mir in's Palais Bourbon. Vernehmt ihr nicht schon etwas, was dem ersten Donner eines parlamentarischen Sturmes gleicht? Seht alle diese bewegten Köpfe! Was sagt ihr zu diesem galligten, bleichen Antlitz [illegible] das auf der Rednerbühne erscheint? Es ist nicht ein zum Lord Stafford [illegible] Wentworth, sondern ein zum Th. Wentworth gewordener Lord Stafford. Dieser Mann da war der Minister des Königthums; jezt ist er das Oberhaupt der Opposition, und wendet die herabsehende, leidenschaftliche Würde, womit er die Macht vertheidigte, als er sie in Händen hatte, dazu an, die in andern Händen befindliche Gewalt anzugreifen. Einige Schritte von ihm, unten an der Rednerbühne, die er zu besteigen im Begriff ist, steht einer von kleiner, schwacher Statur (Thiers); seine Bewegungen verrathen Unruhe und Unbestimmtheit, seine Gesichtszüge verändern sich beständig. Auch er war Minister und will es wieder werden. Ihr sollt sehen, wie er die Kammer mit seinen Geberden beschäftigt, den Raum derselben mit seiner, obwohl erschöpften Stimme füllt und seine gestrigen Freunde — heute seine Feinde — mit den tausend Pfeilen seiner Rede verlezt u. s. w." — Ich führe diese Aeußerungen einer neuen Zeitschrift nur deßwegen an, um zu zeigen, wie auch die Repräsentanten der Nation, welche eine so wichtige Stellung in der jezigen Verfassung einnehmen, vor den Richterstuhl der Journalistik gezogen werden, und es sich gefallen lassen müssen, mit großer Strenge beurtheilt zu werden. Die kleinen Tagblätter treiben es noch viel ärger; sie haben jedoch wenig Ansehen, und ihre Späße und satirischen Ausfälle haben bei weitem die Wirkung nicht, welche ernste Aufsäze der größern Tagblätter hervorbringen. Um diese Zeit des Jahres, wenn die gesezgebenden Kammern versammelt sind, hören die literarischen Aufsäze in den Pariser Journalen großentheils auf, die Politik nimmt fast den ganzen Raum ein, und die Hauptmitarbeiter sind die Stenographen, deren jedes Blatt mehrere hält. Der Moniteur, welcher bekanntlich die Debatten der Kammern vollständig liefert, hält deren zehn bloß für die Deputirtenkammer, wo die Verhandlungen am wichtigsten sind, und außerdem sechs für die Pairskammer; in der Deputirtenkammer wechseln sie alle fünf Minuten mit einander ab. Der Abtretende sezt seine stenographischen Zeichen in gewöhnliche Schriftzeichen um und schickt das Geschriebene sogleich in die Druckerei. Zuweilen ist der Moniteur drei bis vier Bogen stark. Mancher Redner geht des Nachts in die Druckerei des Moniteurs und verbessert seine aus dem Stegreif gehaltenen Reden. Den Ministern, wenn sie gesprochen haben, werden zu diesem Behufe die Correcturbogen während der Nacht in's Haus geschickt. Es folgt daraus, daß manche gewagte Aeußerung, manches heftige Wort, das im Flusse der Rede entschlüpft ist, sich wohl in andern Blättern, nicht aber im Moniteur wiederfindet, was auch schon zu öffentlichen Bemerkungen in der Deputirtenkammer Anlaß gegeben hat. Für Fremde haben die Debatten, besonders bei wichtigen Gelegenheiten, wie neulich bei Erörterung der Adresse an den König, einen besondern Reiz. Ich kenne einen Engländer, welcher nie versäumt, den Debatten von Anfang bis zu Ende beizuwohnen. „In England," sagt er, „sind die Parlamentsverhandlungen furchtbar langweilig, vorzüglich wenn sie sich bis tief in die Nacht verlängern, und es gehört große Entschlossenheit dazu, um einer ganzen Sizung beizuwohnen. Aber in Paris haben die Debatten etwas charakteristisch Belustigendes. Es fällt hier immer etwas vor, welches die Aufmerksamkeit rege erhält, und schon das bewegliche, lebhafte Temperament der Versammlung hat für den Engländer, welcher an das Phlegma der Parlamentsversammlungen gewöhnt ist, viel Eigenes. Was ihm unter andern auffällt, ist, daß nach jeder Rede eines großen Staatsmanns die Deputirten aufstehen und sich gruppenweise zusammenstellen, um einander ihre Gedanken und Empfindungen, ihre Bewunderung oder ihre Unzufriedenheit mitzutheilen." Es liegt im Charakter des Franzosen etwas Communicatives, das ihm nicht erlaubt, seine Empfindungen niederzuschlagen oder auch nur anzuhalten; sie müssen auf der Stelle heraus, und er muß Jemand haben, dem er sie mittheilen kann. Zudem hat er nicht die Sizruhe nördlicher Völker; daher finden lange Sizungen fast nie statt, es müßten denn sehr wichtige Angelegenheiten im Spiele seyn, und selten gelingt es, die Kammer länger als vier Stunden täglich zusammenzuhalten. Daher dauern auch die Sessionen beinahe ein halbes Jahr, und es gehört ein bedeutendes Vermögen und viele Muße, oder ein Amt mit einem fixen Gehalte dazu, um das halbe Jahr hindurch sich unentgeldlich, zuweilen mit Vernachlässigung seiner eigenen Geschäfte, den Staatsangelegenheiten ganz zu widmen. Freilich hat dieses rührige, geschäftige Leben viel Anziehendes für den, der einmal in dieser politischen Welt sich bewegt, und der Einfluß eines Volksrepräsentanten ist groß, besonders wenn er zu Gunsten der Regierung stimmt. Er erhält alsdann für das Arrondissement, dessen Stellvertreter er ist, eine Schule, eine Garnison, neue und bessere Wege, Vermehrung der Bibliothek, Gemälde und Statuen für das Museum und dergleichen, und wenn er eigennüzig ist, Aemter und Ehren für seine Verwandten und für seine eigene Person, womit er nicht selten den Anfang macht.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 39.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 14. Februar 1839.

Je vous vais, en deux mots, dire toute l'affaire:
C'est pour un mariage. —

Racine.
Les plaideurs.

Zwölf neue Stücklein.

Von Wilhelm v. Chézy.

VII.

Der Friedensrichter zum schwarzen Bären.

In der wohnlichen weiten Stube war es warm und hell; die Blumen an den Fenstern, durch welche glänzend der Februarmorgen schien, und der achtmal wiederholte Kukuksruf aus der Ecke erinnerten an den Frühling, obschon die Blumen nur durch Kunst und Fleiß in der Ofenwärme erzogen worden, und die Mahnung an das lustige Pfingstfest von der Uhr mit dem braungerauchten Zifferblatt tönte, welche seit vielen Jahren schon den Gästen des schwarzen Bären an den langen, blankgescheuerten Tafeln von weißem Ahorn die Flüchtigkeit der Zeit in's Gedächtniß zurückzurufen pflegte; draußen aber lag der Schnee, die gefrorene weiße Decke glitzerte blendend im Sonnenschein, die Rollschellen am Kummet der Schlittenpferde klingelten rasch und lustig einher, von Peitschengeknall begleitet, und bald darauf drängte sich eine Gesellschaft durch die Thüre, deren bereifte Bärte und Haare Greise zu verkünden schienen, die sich jedoch alsbald, die Pelzhüllen abwerfend, in rüstige Männer verwandelte, deren Tracht, Ansehen und Bewaffnung die Jäger verrieth. Doch waren es nicht Waidleute in grobem Wollenzeug, wie die rauhe Auvergne sie gewöhnlich hegt, sondern in feinen dichten Biberröcken, mit blanken Knöpfen, deren Gepräg den Kopf des Hauers und die mittelalterliche Umschrift: „à moy Sainct Hubert“ zeigte, und die wohlgeformten Doppelflinten trugen Lepages Zeichen; darum stand der Wirth auch von seinem Sorgenstuhl neben dem Ofen auf, fragte, die Gäste begrüßend, nach ihren Befehlen, und übertrug die Sorge ihrer Bedienung nicht der trägen, stumpfen Kellermagd, sondern seiner flinken Tochter, der schlanken Jeanneton.

Hatte die Ankunft der städtischen Jäger in das bescheidene Wirthshaus zum schwarzen Bären ein ungewohntes Treiben gebracht, so fanden auch jene dagegen mehr als einen Anlaß, sich zu verwundern, nicht nur über die behagliche Herberge im wilden Gebirg, oder über die Trefflichkeit des derben, den Umständen angemessenen Frühstücks, sondern über das Ansehen des Hausherrn selbst, der schon an so frühem Morgen in einem langen schwarzen Rock von feinem Tuch sich zeigte; über den runden Bauch spannte sich eine glänzende Weste von dunkelm Seidenstoff, doch nicht ohne die feine weiße Wäsche sehen zu lassen; die strammen Waden umschloß ebenfalls Seide, auf den breiten Schuhen lasteten schwere Silberschnallen und auf dem Tisch lagen neben dem mächtigen

Hut von altfränkischer Form weiße Handschuhe und das lange spanische Rohr mit einem Knopf von Topas.

Bald jedoch war es den Gästen kein Räthsel mehr, warum der Mann mit dem spärlichen Greisenhaar und den schwerfälligen Formen zu so früher Stunde seiner Bequemlichkeit sich abgethan. Der Wirth zum schwarzen Bären war Friedensrichter des Bezirkes, der zwar nur aus einem Dorf von etwa dreißig Häusern bestand, welche aber auf zwei Meilen in der Runde zerstreut lagen, und der Tag war bestimmt, die Händel der kleinen Gemeinde fur einen ganzen Monat abzumachen.

Und dieser Händel waren nicht wenige, so daß die Fremden sich schier verwundern wollten, wie ein Völklein von armen Hirten, Pechsiedern und Holzhauern so vielerlei zu klagen und zu wehren haben könne; dazu ergözten sie sich an dem Betragen der Parteien und ihrer Zeugen, die vor und nach Schlichtung ihrer Sache friedlich mit einander tranken, und an dem schlichten Mutterwitz des Richters, der ihnen vorkam, wie Sancho Pansa auf seinem Statthalterthron. — Und da die Jäger eben davon sprachen, bald aufzubrechen, weil sie noch eine halbe Stunde bergauf zu steigen hätten, um den Sammelplatz zu erreichen, entwickelte sich vor dem Richterstuhl ein Auftritt, der die Aufmerksamkeit eines unter ihnen besonders fesselte, so daß er die bereits auf die Achsel genommene Flinte wieder an den Nagel hing und näher hinzutrat, während seine Genossen lachend flüsterten: „Meister Edmond vergißt die Jagd, wo es einen Proceß gibt."

Vor dem Friedensrichter stand ein starkknochiger, hagerer Mann, braun von Antlitz, rüstig, trotz der Last seiner sechzig Jahre, und in seinem feinen Sonntagskleid stattlich anzuschauen; neben ihm zwei junge, frische Bursche, straff und aufrecht in ihren kurzen Jacken. Und zu dem Richter sprach der Alte: „Bei mir dient seit zwei Jahren der Sohn des Wirths zum schwarzen Bären, Etienne Hugon mit Namen —" — „Was sagt Ihr mir das?" unterbrach ihn Vater Hugon; „lieber Nachbar Gaillel, kenn' ich etwa nicht meinen Sohn, nicht Euch?" — „Was geht den Herrn Friedensrichter der Bärenwirth an?" fuhr Gaillel fort; „ich will hoffen, daß sie hier zwei verschiedene Personen sind." — Der Richter nikte und der andere sprach weiter: „Vor einiger Zeit geschah es, daß Etienne Hugon, mein Knecht, dem Knecht des Bärenwirths, Fansan Gaillel, meinem Sohn, im Walde begegnete. Der eine fuhrte einen Wagen mit Scheitern heraus, der andere fuhr leer zu Holz. Und da sie an einander vorbei waren, rief Etienne jenem zu, er verstehe nicht seine Pferde zu leiten und solle erst fahren lernen, bevor er mit Roß und Wagen zu Holz ziehe, worauf Fansan sein Gespann stehen ließ, zu meinem Knecht hintrat und sich verantwortete. Von derben Redensarten kam es zu Püffen, und da Fansan stärker ist, als der andere, taumelte, kräftig von jenem zurückgestoßen, dieser an die Rosse hin, deren eines ihn mit den Zähnen fassen wollte, zum Glück aber nur den Kragen der Jacke erreichte, die es in Fetzen ihm vom Leibe riß. Nun verlangt Etienne von mir, ich solle ihm den Schaden ersetzen, den mein Sohn und mein Gaul ihm zugefügt; ich aber behaupte dagegen: Fansan, als Knecht des Bärenwirths, hat den Schaden im Dienste seines Herrn angerichtet, und daher ist es recht und billig, daß der alte Hugon meinem Diener Ersatz leiste." — „Geht, geht, Gevatter Gaillei, Ihr seyd ein Proceßkrämer; „ich kenn' Euch drauf," sagte Hugon. — „Proceßkrämer hin, Proceßkrämer her. Müßt Ihr Friedensrichter seyn, wenn ihr's nicht versteht?"

Fansan bat seinen Vater, die Sache ruhen zu lassen. „Ich muß ja doch am Ende den Schaden ersetzen," sagte der Bursche, „und mir gilts gleich, ob ich Euch oder dem Vater Hugon die Auslage vergüte." — „Recht muß Recht bleiben!" tobte der Kläger, durch den Widerspruch erhizt; und der Friedensrichter sprach beschwichtigend: „Seyd nur ruhig, Nachbar, wir wollen die Sache nur einen Augenblick erwägen, und ich denke, wir werden den halsstarrigen Bärenwirth zum Ersatz verurtheilen und in die Kosten verfällen müssen, was mir jedoch mehr für Euch als für ihn leid thut."

Ob dieser Rede erblaßte Jeanneton, die theilnehmend herzugetreten war, und Fansan kraute sich bedenklich hinter den Ohren; der fremde Jägersmann aber erhob die Stimme. „Da Niemand hier für den Wirth zum Bären spricht," sagte er, „so bitte ich den Herrn Friedensrichter um Erlaubniß, ein paar Bemerkungen vorzutragen." — „Redet, mein Herr," entgegnete Hugon, worauf jener sich in eine stolze Haltung streckte und in feierlichem Tone anhob: „Es ist allerdings ein richtiger Grundsatz unserer weisen Gesetzgebung, die Verantwortlichkeit der Vorgesezten für ihre Diener vor den bürgerlichen Gerichten festzuhalten und so den alten Spruch: quid quis per alium facit, ipse fecisse putatur, zur Anwendung zu bringen. Wie aber alles seine Grenzen hat, so kann auch dieser Grundsatz nicht unbedingt und überall auf alles ausgedehnt werden, und ist auf den casum quaestionis durchaus nicht anwendbar; denn indem Fansan das Gespann seines Herrn verließ, so trat er per ipsum factum fur den Augenblick aus dem ihm angewiesenen Dienstkreis, um sich zu entfernen, gleichviel, ob zwei Meilen weit, oder nur zwanzig Schritte. Er hatte jedenfalls seine Dienstobliegenheiten verschoben, um seine eigenen Privatgeschäfte zu besorgen, die für diesmal in einer Rauferei bestanden. Auch haben nicht seine ihm anvertrauten Pferde den Schaden angerichtet, sondern die Pferde des Gegenparts; ergo nego die Verantwortlichkeit des Brodherrn für etwas, das außer dem

Dienst geschehen, und trage darauf an, daß Kläger zum Schadenersatz und in die Kosten verurtheilt werde. Dixi."

Die Jagdgesellschaft sprach unter sich über den Berufseifer des Advokaten, der selbst auf einer Vergnügungsreise nicht ganz unterlassen konnte, das Geschäft zu üben, von dessen Mühen sich zu erholen, er den Sitz des königlichen Gerichtshofs verlassen hatte. Die Landleute standen mit offenem Mund umher; der Richter aber, nachdem er die Gegenpartei gefragt, ob sie noch etwas vorzubringen habe, sprach, und zwar nicht minder feierlich und ernst, als der Anwalt: „Nach Anhörung der Parteien und reiflicher Erwägung der Sache, verurtheilen wir den alten Gaillel, den durch seinen Sohn angerichteten Schaden zu bezahlen und die Kosten der Instanz zu tragen."

Jeanneton klatschte vor Freude in die Hände, Fanfan schnalzte mit der Zunge und den Fingern, die Freunde beglückwünschten Edmond ob des gewonnenen Rechtsstreits, und Gaillel lächelte bittersüß, bis der Richter Stille gebot, weil er noch nicht mit dem Spruch fertig sey, worauf er fortfuhr: „In Anbetracht, daß der Anwalt des beklagten Bärenwirths sich einer Menge unverständlicher lateinischer Redensarten bedient hat, so verfällen wir besagten Anwalt dieser Uebertretung halber in eine Geldstrafe von einem Thaler. Von Rechts wegen."

Die Jagdgesellschaft lachte unbändig, und machte sich unter Scherz und fröhlichem Spott zum Aufbruch bereit; unterdessen hatte Hugon den Richterstuhl verlassen und sagte: „Der heutige Tag hat mich gelehrt, wie leicht ein Streit das zukünftige Glück unserer Kinder stören könnte. Darum, wenn es Euch recht ist, Nachbar Gaillel —" — „Mir ist Alles recht," brummte der, und Jeanneton fiel ihrem Fanfan um den Hals. Der Friedensrichter aber sprach zu dem scheidenden Edmond: „Ich bin Ihnen vielen Dank schuldig, daß Sie mich abgehalten haben, den Bärenwirth voreilig zu verurtheilen; denn so wahr ich lebe, ich hätte in diesem Fall die Verbindung zwischen den Kindern da aufgehoben, und es hätte gewiß eines ganzen Jahres bedurft, mich wieder zu versöhnen. So aber feiern wir heute Abend die Verlobung, und die Herrn sind freundlichst eingeladen. Indessen Waidmannsheil!"

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

(Fortsetzung.)

Haid'ch Mustapha, ungefähr 53 Jahre alt, ist von mittlerer Größe; seine Gesichtszüge sind ziemlich regelmäßig und das dunkle Auge, welches er meist zu Boden senkt, ist voll Feuer und Geist. Seine Kleidung ist, wie die Abd-el-Kaders, äußerst einfach und unterscheidet sich von der der Araber nur durch ihre Feinheit und Weiße. Als ich ihm, der mir von meinen Begleitern ertheilten Instruktionen zufolge, die Hand geküßt, sagte er freundlich: „Setze dich und warte ein wenig." Er ließ einen Dollmetscher holen. Bald hierauf erschien ein Araber, Rais Ali, welcher unter der Regierung des Dey von Algier ein Raubschiff commandirte und mehrere Sprachen mit bewundernswürdiger Gewandheit sprach. Nachdem der Chalifa den Brief des Ukil gelesen, gab er mir die Versicherung, er wolle als Vater an mir handeln. Hierauf ertheilte er Befehl, mir Maß zu einer feinen Kleidung zu nehmen und mir einstweilen eine Offiziersuniform aus dem Magazine zu reichen. Kaum hatte ich leztere angelegt, als der Barbier erschien, um mir nach muselmännischer Sitte den Kopf zu scheeren, und mit dieser Ceremonie war meine Metamorphose als Araber beendigt. — Um eilf Uhr wurde ich zur Tafel gerufen, welche wie gewöhnlich mit Cosens, Hammelfleisch und Rosinen, Reis, Nudeln und Feigen besezt war. Es wurde ebenfalls nach der allgemeinen Sitte mit hölzernen Löffeln gespeist und das Fleisch mit den Händen zerlegt. In einer silbernen Kanne, begleitet von einem blechernen Trinknapf, cirkulirte das Trinkwasser. Der jüngste Bruder Abd-el-Kaders, ein schöner Knabe von 13 bis 14 Jahren, saß oder kauerte vielmehr an meiner Seite. Er überreichte mir mehrmals Knochen, die er halb abgenagt; später erfuhr ich, daß dies ein großer Freundschaftsbeweis ist. Damals, diese knöchernen Freundschaftsbeweise noch nicht verstehend, legte ich die von Sr. Hoheit benagten Sinnbilder der Freundschaft sachte bei Seite. Nach beendigtem Mahle kredenzte ein Neger den Kaffee, ein anderer entfaltete nicht weit vom Richtersitze des Chalifa eine Decke, worauf dieser sein Gebet verrichtete. Die Musik, bestehend aus zwei Trommeln, zwei Pauken und drei Instrumenten, welche einer Clarinette ähnlich sehen, aber einen kreischenden Ton hervorbringen, hatte sich unterdessen dem Eingange gegenüber aufgestellt und begann, nachdem alle Anwesenden ihr Gebet vollendet, ihr monotones, disharmonisches Getöse.

Nach Beendigung dieses schrecklichen Concertes führte man mich auf Befehl des Chalifa in den Marstall, damit ich von den disponibeln Pferden zwei als mein Eigenthum auswählte. Dieser Marstall ist ein mit Mauern umgebener Hof, wo die Pferde, mit den Vorderfüßen an eine Leine gebunden, in Reihen stehen. Kaum hatte ich meine Wahl getroffen, als ein Stallknecht die Nachricht überbrachte, daß der Chalifa im Begriffe stehe, nach seinem Hause zu reiten. Schnell wurden unsere Pferde gesattelt, um den Fürsten zu begleiten. Ein prächtig gezäumtes Roß, mit orientalischem Luxus verziert, erwartete vor der Thüre des Justizpalastes die Ankunft

seines fürstlichen Reiters. Als sich Sidi Mustapha von seinem Sitze erhob, trieben die Chaous mit ihren Knitteln die gaffenden Beduinen bei Seite und der Gebieter bestieg, unterstüzt von einem Diener, das herrliche Thier. Ein Haufen versammelter Bettler schrie um ein Almosen, die Knittel der Chaous jedoch brachten sie sehr bald zum Schweigen. Zwei Sklaven griffen in die Steigbügel des Herrn, und langsamen, majestätischen Schrittes ging es fort nach dem Hause des Chalifa.

Hier erwartete ich den Luxus des Orients, und war begierig, die Gattin des Chalifa zu sehen; man hatte mir gesagt, sie sey die Schwester Abd-el-Kaders, und eben so gutherzig, als schön. Ich fand mich in meinen Erwartungen getäuscht. Das Innere des Hauses enthielt nichts als leere Wände, mit Teppichen belegte Boden und einige ziemlich reiche Ottomannen. Der Chalifa stellte mich zwar seiner Frau vor, welche eigenhändig einige Erfrischungen überreichte, sie war jedoch bis an die Augen verschleiert und sprach nur wenig. Nie habe ich sie anders als verschleiert gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Demagogie. Hegesippe Moreau.

Mitten in der Verlegenheit, worein das Abtreten der Minister die Regierung versezte, trat die Trauer wegen des frühen Todes der jungen Herzogin von Würtemberg ein. Einige Tageblätter, welche in dieser Sache wahrscheinlich die Meinung eines Theils des Publikums aussprechen, verlangen, ohne Rücksicht auf den Schmerz der königlichen Familie, sie solle der offiziellen Trauer ein Ende machen und Hoffeste geben. Freilich lebt der Pariser Gewerbfleiß großentheils von der Verfertigung des Putzes, welcher in der Carnevalszeit von den Reichen bei den großen, glänzenden Festen angelegt wird. Die Hoffeste, so wie die Feste bei den Ministern und andern großen Beamten und Gesandten setzen eine ungeheure Summe Geldes in Umlauf; jezt aber steht Alles still, und nur in kleinern Kreisen, so wie an den öffentlichen Belustigungsorten werden Bälle gegeben. Mitunter werden sonderbare Klagen über den ewig unsichern Stand der sogenannten Proletarier laut; und obschon man glauben sollte, die doppelte Revolution habe besonders den Zustand des eigentlichen Volkes verbessert, so ergreifen doch einige Tageblätter, welche vorzüglich das Wohl der unbegüterten Klasse in Frankreich beherzigen, die Gelegenheit mehrerer kleinen Ereignisse, um die Nation zu beschuldigen, daß sie nicht genug auf die Verbesserung des Zustandes der Unbegüterten hinarbeite. So hat Felix Pyat in einem merkwürdigen, wiewohl übertriebenen Aufsatze über den Tod des armen Dichters Hegesippe Moreau die Pariser beschuldigt, sie haben den unglücklichen Jüngling, der so große Anlagen zeigte, beinahe Hungers sterben lassen. „Wenn der kleinste Herzog stürbe," sagt F. Pyat in seinem Autorenzorn, „so würde ihn die halbe Stadt nach St. Denis begleiten. 50.000 Mann begleiteten gestern das Leichenbegängniß eines Grafen, der sich Lobau nannte; ja man hatte sogar Staatsgelder bewilligt, um das Andenken dieses Kriegers zu ehren. Nachdem man den Helden während seines Lebens mit reichlichen Einkünften überhäuft, müssen wir ihn noch mit goldenen Thränen beweinen, ein Budget auf sein Grab legen, die ganze Stadt muß sich um seine Leiche versammeln. Und eben diese Gesellschaft, welche den verstorbenen Grafen Särge von 20.000 Fr. und den künftigen Herzogen Degen von 50.000 Fr. gibt, konnte einem Dichter nicht das tägliche Brod bewilligen! Ehemals, in den alten Freistaaten, würde man solch einen Mann wie einen köstlichen Baum mit Sorgfalt und Ehren gepflegt, man würde zu ihm gesagt haben: Nun hast du weder Sonne, noch Regen zu fürchten; du hast Nahrung und Ruhestätte; treibe ruhig deine Blüthen und Früchte. Aber heutzutage ist das Prytaneum der Dichter — ein Hospital! Dahin müssen sie zulezt gelangen; dort müssen wir hineilen, damit sie nicht secirt werden, gerade wie zur Zeit des Dichters Gilbert, obgleich seitdem zwei Revolutionen vorgefallen sind! Spricht diese Thatsache nicht lauter als alle Reden?" — Freilich ist es sehr zu bedauern, daß ein junger, talentvoller Dichter, wie H. Moreau, gegen Mangel zu kämpfen hatte und so frühe in einem öffentlichen Krankenhause sein Leben beschließen mußte; allein hat das Publikum wirklich so große Schuld, als Moreau's Biograph behauptet? ich glaube nicht. Der junge Mann, geboren im Jahr 1810, hatte frühe seine Eltern verloren und wollte in der Hauptstadt sein Heil suchen; manche Gelehrte haben es wirklich hier gefunden, andere aber nicht. Anstatt in seiner Provinz zu bleiben, suchte er sich hier durchzuhelfen, so gut es gehen wollte. Anfangs war er Unterlehrer in einer Erziehungsanstalt, dann Mitarbeiter an einer Zeitschrift für die Jugend, zulezt Corrector in einer Buchdruckerei; aber Pyat gesteht, daß es mit allen diesen Geschäften schlecht ging, weil der Jüngling seiner Phantasie freien Lauf ließ und nur am Dichten Lust fand; somit mußte er kümmerlich leben, seine kleine Gedichtsammlung Myosotis wurde wenig beachtet und brachte dem Dichter nichts ein. F. Pyat macht es dem Publikum zum Vorwurf, daß es den Dichter nicht besser gewürdigt habe; allein bei einem Publikum, dessen Aufmerksamkeit durch so viele Geistesprodukte des In- und Auslandes in Anspruch genommen wird, ist es ganz gewöhnlich, daß die ersten Versuche eines unbekannten Dichters, wenn sie nicht schon das unbezweifelte Gepräge des Genies tragen, wenig beachtet werden. Wußte denn der unglückliche Jüngling nicht, daß das Dichten überhaupt keine Erwerbsquelle für die Lebenszeit seyn kann? War kein Freund da, welcher mit seiner Erfahrung den jungen Mann hätte belehren können? Dazu kam, daß Hegesippe Moreau ein Volksdichter im Sinne des berühmten Beranger zu werden strebte; alle seine Dichtungen haben eine demokratische Richtung und Beranger scheint ihm als Vorbild vorgeschwebt zu haben. Für solche Dichter aber hat die Regierung weder Pensionen, noch Auszeichnungen; sie müssen vom Volke selbst belohnt werden. Beranger, seinen Lieblingsdichter, hat es auch nicht verlassen; aber Hegesippe Moreau war noch lange kein Beranger, und sein unreifes Genie bedurfte noch vielfacher Ausbildung. Auch seine Commilitonen, die Dichter, haben erst spät seine Anlagen anerkannt, und ihm erst dann ihre Hülfe angedeihen lassen, als er ihrer nicht mehr bedurfte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 40.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 15. Februar 1839.

Was in der heutigen Welt von den Leidenschaften, der Begeisterung, dem Jubel und Zorn des alten Forums übriggeblieben ist, hat sich im Theater concentrirt, und es bringt hier Wirkungen hervor, welche allerdings mit den Maßen beider Schauplätze im Verhältniß stehen, die aber für unsere kleinere Welt bedeutend genug sind.

Rousseau.

Zur Geschichte des französischen Theaters vor und während der ersten Revolution.

Die Memoiren, die der ehemalige Schauspieler am Théâtre français, Fleury, hinterlassen, und die vom Theaterdichter Emanuel Laffitte herausgegeben worden sind, haben nach dem übereinstimmenden Urtheile des französischen Publikums eine wesentliche Lücke in der Literatur der innern Geschichte der französischen Gesellschaft während jener merkwürdigen Epoche, wo der Umschwung aller Socialverhältnisse vorbereitet und durchgeführt wurde, ausgefüllt. Das Theater, besonders das Théâtre français war lange Zeit das einzige öffentliche Forum in Frankreich, auf welchem die Volksstimmung sich laut zu erkennen gab; die Schauspieler und ihre Interessen verschmolzen sich, besonders in den lezten Jahrzehnten vor 1789, völlig mit den höchsten Ständen der Gesellschaft; die Gewohnheit des Publikums, dort sich zu versammeln und von dort Eindrücke zu empfangen, gab dem Théâtre français selbst während der Stürme der ausgebrochenen Revolution noch eine hohe, selbst von den Schreckensmännern geachtete Bedeutung, sey es, daß sie selbst es zur Bearbeitung des Volks benuzten, sey es, daß sie später eine dort gegen sie organisirte Reaktion zu bekämpfen hatten — kurz, in der Geschichte desselben spiegeln sich die Bewegungen jener Epoche in ihren verschiedenen Phasen auf eine höchst eigenthümliche und neue Weise ab. Fleury, ein äußerst ausgezeichneter Schauspieler im Fache der höhern Komik, ein geistreicher, witziger Mann, der sich zugleich die feinsten gesellschaftlichen Manieren angeeignet, theilte von 1770 bis 1810 ununterbrochen die Schicksale des Théâtre français; er war der Freund und Vertraute sehr vieler in der Gesellschaft wie in der Literatur hochstehender Männer, er kannte selbst Voltaire noch, und befand sich so in der Lage, vom Standpunkt der Scene und des Theaterfoyers aus jene ganze Epoche überblicken und sie treu schildern zu können; bei weitem treuer und umständlicher, als es in dem bis dahin erschienenen einzigen Werk über das französische Theater während der Revolution von Etienne geschehen war. Es ist auffallend, daß Fleury's Werk, wahrscheinlich weil man es für zu lokal hielt, in Deutschland so wenig beachtet worden. Wir glauben durch Mittheilung einiger Abschnitte den Lesern etwas Angenehmes zu erweisen. — Gleich der erste hat unter Anderm auch ein künstlerisches Interesse, da uns Fleury gleichsam in das Laboratorium eines seine Kunst mit Eifer und Liebe pflegenden Schauspielers blicken läßt.

* * *

Friedrich II. auf der französischen Bühne.

Der Bruder des großen Friedrichs, der Prinz Heinrich, war im Jahr 1789 in Paris, und einer seiner Begleiter, ein kurländischer Edelmann, Namens Manteufel, hatte eine Scene aus dem Leben des kürzlich verstorbenen Helden für die französische Bühne bearbeitet, vorzüglich, um die Spöttereien Voltaires im Andenken des französischen Volks zu verwischen. Er wie der Prinz betrachteten die würdige Aufführung dieses Stücks als einen Akt der Pietät wie des Patriotismus. Sie hatten dasselbe der damaligen italienischen Truppe überlassen, die sich nicht allein mit Darstellung italienischer Opern und Dramen abgab, sahen aber bald mit Bedauern, daß es dort in den schlechtesten Händen war. Zufällig stößt der Wagen des Prinzen Heinrich mit dem der berühmten Schauspielerin Contat vom Théâtre français auf dem Pont-neuf zusammen. In Folge eines lebhaften Zankes zwischen den Kutschern erkennt Prinz Heinrich die Contat und schreibt ihr am andern Tage ein Billet, in welchem er sie ersucht, der Probe eines zweiaktigen Stücks im italienischen Theater beizuwohnen. Aus Neugier begibt sie sich hin; dort trifft sie den Verfasser, der ihr auseinandersezt, wie man eine wichtige Rolle im Stück, statt der Madame Dugazon, einer andern, geringern Schauspielerin anvertraut habe, und wie man sie bitte, nachdem sie das Stück angehört, Madame Dugazon zu versichern, daß die Rolle schön und interessant genug wäre, um von ihr selbst übernommen zu werden.

„Welche Schlachten hat Prinz Heinrich gewonnen?“ fragte die Schauspielerin rasch. Der Befragte, erstaunt über diese seltsame Frage, nennt die Entsetzung von Breslau, die Gefechte bei Dresden, den Sieg bei Torgau, die Lorbeeren, die der Prinz bei Collin, Prag und in ganz Böhmen sich erworben. „Nun,“ erwiderte die Contat, „Breslau und Dresden, Collin und Torgau, Prag und Böhmen, alles das ist nichts gegen die Schlacht, die man der italienischen Truppe liefern müßte, um zu erlangen, was der Prinz wünscht. Eine Rolle einer Schauspielerin nehmen, die sie schon in Händen hat, und sie einer andern aufdringen, die sie zurückgewiesen, das ist recht verwegen, recht tapfer, recht preußisch, aber es ist unmöglich.“ Betrübt erklärte der Dichter, wie ihm da nichts übrig bleibe, als sein Stück zurückzunehmen. „Nun, wir wollen die Probe mit ansehen,“ versezte die Contat, „wer weiß!“ Die Probe ging vor sich und die Schauspielerin hörte mit gespanntee Aufmerksamkeit zu, äußerte übrigens weder Beifall noch Mißvergnügen. Am Schluß aber wendete sie sich rasch zum Verfasser mit der Frage: „Sie hatten also den großen Friedrich sehr lieb?“ Jener antwortete nur mit einer Bewegung der Hand nach dem Herzen und mit dem Gesichtsausdruck des tiefsten Gefühls. „Nun,“ fuhr sie fort; „ich gehe; sagen Sie Ihrem Componisten Dezede, er solle zu mir in's Théâtre français kommen, und wenn Sie den Prinzen Heinrich sehen, so sagen Sie ihm, Seine Hoheit werde zufrieden seyn.“

(Fortsezung folgt.)

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

(Fortsezung.)

Nachdem Mustapha in seinem Hause einer kurzen Ruhe genossen, stiegen wir wieder zu Pferde, um nach dem Justizpalaste zurückzukehren, wo sich die Scenen des Vormittags erneuerten. Die ersten Tage ergözten mich die vorgebrachten Streitsachen der Beduinen und die merkwürdig kurze Art und Weise der Gerechtigkeitspflege. Wenn sich ein Kläger durch die Menge bis an die Thüre hindurchgearbeitet hat und von den Chaous eingelassen worden ist, so erhebt er den Zeigefinger der rechten Hand und spricht die gewöhnliche Glaubensformel. Diese muß er oft drei- bis viermal wiederholen, bevor der Richter das Wörtchen „kul“ (sprich) hören läßt. Ist der Kläger ein Beduine aus der niedern Klasse, so halten ihn zwei Chaous bei den Schultern, um ihn in der Hitze seiner Explikationen am Vordringen zu hindern. Der Richter hört mit unerschütterlicher Geduld die oft sehr langen, mit Gesten begleiteten Angaben der Parteien und Zeugen, und entscheidet nach kurzer Ueberlegung mit der Bestimmtheit eines Mannes, dem Niemand widersprechen darf. Die Strafen, Gefängniß, Bastonade oder Stockprügel, werden sogleich an dem Verurtheilten vollzogen, und Keiner wagt es, zu murren oder zu appelliren. Nie habe ich die Bastonade und nur acht- bis zehnmal Stockprügel geben sehen. Beim Militär ist erstere gänzlich abgeschafft. Der zu Stockprügeln Verurtheilte wird von den Chaous ergriffen und an einem etwas entlegenen Orte — in Mascara im Hinterhofe des Gerichtshauses — auf den Bauch geworfen, worauf ihn ein Mann im Genick, ein Anderer an den Füßen festhält, und zwei Chaous verrichten nun abwechselnd ihre Funktion. Achtzehnhundert Stockschläge sind das Maximum, und sie werden gewöhnlich in einem Zeitraum von drei Tagen in neun Rationen ertheilt. Diese Strafe zieht in der Regel den Tod nach sich, wenn der Verurtheilte nicht die Chaous und die, welche ihn halten, zu Freunden hat, so daß die Ersteren nicht stark schlagen und Leztere seinen Bernus straff anspannen, wodurch die Kraft des Schlags

bedeutend gebrochen wird. Hat der Richter die Anzahl der Schläge nicht bestimmt, so handeln die Chaous nach ihrem Gutdünken.

Die Juden sind noch härtern Strafen unterworfen, als die Muselmänner, und dennoch lassen sie sich häufig genug durch ihre Habsucht verführen, die Hand nach fremdem Gute auszustrecken. Ich hatte Gelegenheit, einen Israeliten in Mascara für die Entwendung eines seidenen Tuches züchtigen zu sehen. Der Maure, in dessen Bude er das Tuch gestohlen, führte ihn an einer Leine, die er ihm um den Hals geschlungen, vor den Caid. Ein ungeheurer Schwarm von Kindern folgte dem Delinquenten mit wildem Freudengeschrei. Alle, die dem Zuge begegneten, spieen, nachdem sie den Grund der Festnehmung erfahren, dem Juden in's Gesicht und warfen ihn mit Koth und Unrath. Der Caid verurtheilte ihn zu zweihundert Schlägen auf die Fußsohlen. Als sich der Gestrafte erhob und vor Schmerz nicht auftreten konnte, legte ihm der Kläger die Leine um den Hals, zwei Andere ergriffen ihn bei den Händen und so schleiften sie den Unglücklichen unter Jauchzen und Frohlocken nach dem Theile der Stadt hin, woher sie gekommen waren. — Am liebsten erkennt der Richter Geldstrafen zu. Selbst eine Mordthat kann mit Geld bezahlt werden, indem man dem Richter und den Verwandten des Ermordeten eine gewisse Summe entrichtet, um deren Betrag sich beide Parteien oft heftig streiten.

Der merkwürdigste Tag, den ich in Mascara erlebte, war der erste des Festes Caid Kebir, welches drei Tage gefeiert wird. — Gegen drei Uhr Nachmittags versammelte sich eine zahlreiche Volksmenge vor dem Justizpalaste, um die üblichen Geschenke zu empfangen. Der Chalifa vertheilte eine beträchtliche Anzahl Schafe unter seine Anhänger und übergab 2 — 300 Franks in kleinen Münzen Sidi Sidham, dem Finanzminister, um sie unter die Armen zu vertheilen. Diese wurden auf dem Platze zusammengetrieben; als aber die Vertheilung anfing, wollte immer einer schneller wie der Andere seine Gabe empfangen, aus Furcht, für die Letzten möchte nichts übrig bleiben; dadurch entstand ein wildes Gedränge unter der mit erbärmlichen Lumpen bedeckten Masse. Zuweilen bildete sich ein dichter Knäuel um die Chaous, welche sich mit den Knitteln Luft machen mußten, so daß Greise, Kinder und Weiber im bunten Gemisch sich blutend auf der Straße herumwälzten. Diese Scenen, die jedes europäische Herz empören mußten, erregten bei den Umstehenden ein wildes Freudengeschrei.

Des andern Tages Morgens um vier Uhr stiegen alle Männer, mit ihren Gewehren bewaffnet, zu Pferde und versammelten sich vor dem Justizpalaste, um den Chalifa abzuholen. Sobald sich dieser an die Spitze seiner Reiter gestellt, ging es im feierlichen Zuge hinaus in die Ebene. Hier entwickelten die Araber in einem oft erneuerten Wettrennen ihre bekannten Reiterkünste. In der Nähe Mustaphas angelangt, feuerten sie ihre Gewehre ab; einige ritten dicht an ihn heran, warfen ihr Roß auf die Knie und bezeugten dadurch dem Gebieter ihre Ehrfurcht. Das Echo der Berge umher verdoppelte das Geschrei der freudeberauschten Araber; aber ein noch wilderes Jauchzen erwartete uns beim Rückzuge in die Stadt. Alle Frauen in Mascara hatten sich auf den Terrassen versammelt und aus der Ferne den kriegerischen Spielen der Männer zugeschaut. Als wir am Thore anlangten, ließen diese Schönen ihre Tücher im Winde flattern und empfingen uns mit wildem Geschrei. Im stolzen Paradegalopp sprengten wir in die Stadt und durchritten alle Straßen derselben unter immerwährendem Losfeuern der Gewehre und einem betäubenden Geschrei. Nachdem die Reiter ihre letzten Patronen vor dem Justizpalaste verschossen hatten, begaben wir uns in die Wohnung des Chalifen, wo ein großes Mahl die Gäste erwartete. Die Tafel war mit ganzen gebratenen Schafen, Cosens, Geflügel aller Art, Reis und Nudeln, Honigkuchen und allerlei Früchten reichlich versehen. Die abgetragenen Schüsseln wanderten von Hand zu Hand, bis zu den vor dem Hause versammelten Armen. Nach eingenommenem Mahle und Verrichtung des Gebetes beschenkte Haidsch Mustapha die neuerwählten Caids mit rothen Bernussen, reich mit Gold gestickt. — Die nämlichen Scenen wiederholten sich an den folgenden Tagen des Festes.

Den größten Theil der Zeit verlebte ich abwechselnd in Kaffeehäusern, auf dem Rathhause, in der Wohnung Mustapha's oder bei einigen Bais meiner Bekanntschaft. Bei Letzteren hatte ich Gelegenheit, die vornehmen Frauen bei ihrem innern Treiben zu beobachten. Ich bemerkte oft ausgezeichnete Schönheiten. Ein weißer, sehr zarter Teint, große, schwarze Augen voll Feuer und Leben, ein langes, glänzendes Haar, herrliche Zähne, niedliche Hände und Füße, verbunden mit dem vortheilhaftesten Wuchse, bestachen oft meine Sinne; aber der gänzliche Mangel an Bildung und feinen Sitten macht auf den gebildeten Mann den unangenehmsten Eindruck. Es ist schwierig, in die innern Gemächer der reichen Muselmänner Zutritt zu erlangen; nur einem Freunde zeigen sie ihre Weiber entschleiert. Um in ein Haus zu treten, muß man die Erlaubniß des Hausherrn haben; wenn die Frauen während seiner Abwesenheit einem Fremden den Zutritt gestatteten, so würden sie sich der Gefahr aussetzen, durch den Yatagan ihres Gemahls den Kopf zu verlieren. Die ärmere Klasse der Stadtbewohner ist gezwungen, den Weibern größere Freiheit einzuräumen, indem sie nicht die Mittel besitzen, dieselben in abgesonderten Zimmern den Augen der Fremden zu entziehen

und ihnen Sklavinnen zu halten, welche die Männer in vornehmen Häusern bedienen. Die reicheren Frauen lieben über Alles die Bequemlichkeit und Ruhe. Auf einer Ottomanne nachlässig ausgestreckt, oder die Füße nach der Sitte der Männer übereinandergeschlagen, rauchen sie eine Art Tabak, welcher sehr leicht und wohlriechend ist. Eines der angenehmsten Geschenke, welches man ihnen machen kann, besteht in einem Strauß vergoldeter Blumen, in Ringen oder Ohrgehängen. Unter allen Wohlgerüchen lieben sie den Moschus am meisten; daher findet man auch fast in allen Maurenwohnungen die Luft von diesem Geruche überschwängert.

Nachdem ich einen Monat ziemlich angenehm in Mascara verlebt hatte, empfing Haidsch Mustapha von Abd-el-Kader die Ordre, mich unter Bedeckung nach Tlemcen zu senden.

Meine Eskorte bestand aus zwölf Kanonieren, welche eine alte spanische Kanone von ohngefähr achtzehn Kaliber Länge und verschiedene Munitionsgegenstände von Mascara nach Tlemcen transportirten. Beim Abschiede wiederholte Mustapha sein gegebenes Versprechen, mich stets als seinen Sohn zu betrachten. „Und sollte es dir da unten," fügte er mit väterlicher Herzlichkeit hinzu, „nicht wohl gehen, so schreibe nur an mich, ich werde dich zurückkommen lassen."

(Schluß des ersten Briefs.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Schluß.)

Daguerre. Bälle und Opern.

Vielleicht ist ein großes Genie in Hegesippe Moreau untergegangen; vielleicht hätte er Wichtiges geleistet, wenn er sich in einer so vortheilhaften Lage wie Lamartine, Delavigne, V. Hugo befunden hätte. Dieß sind jedoch nur Muthmaßungen. Das einzige Gewisse ist, daß er sich zu keiner Beschäftigung als zum Dichten berufen glaubte, und daß dieser Wahn ihm den Tod gebracht hat. Wie mancher Jüngling in dieser großen Hauptstadt ist bereits durch einen ähnlichen Wahn untergegangen! — Unter die Männer, welche im gegenwärtigen Augenblicke die Aufmerksamkeit des Publikums durch ihren Erfindungsgeist fesseln, gehört vorzüglich Daguerre, welcher mit Bouton das Diorama hier eingeführt hat. Wie so häufig geschieht, haben sich die beiden ehemaligen Freunde und Associés im Verdruß getrennt; Bouton ist nach England gegangen, um dort ein Diorama einzurichten; Daguerre hat sich das Pariser Diorama vorbehalten. Dabei ist der Mann aber nicht stehen geblieben: in Folge vielfacher Versuche über die Wirkungen und Erscheinungen des Lichts hat er eine der wichtigsten, oder doch auffallendsten Entdeckungen unserer Zeit gemacht, die im gegenwärtigen Augenblick wahrscheinlich bereits ganz Europa beschäftigt.* — Die große Pariser Welt belustigt sich, als ob sie ohne Minister fertig werden könnte, und als ob kein Streit zwischen Belgien und Holland die Diplomatie höchst ernstlich beschäftigte. Bälle, neue Schauspiele und Concerte folgen Schlag auf Schlag. Die große Oper hat ihre samstägigen Nachtbälle und das Musikconservatorium seine sonntägigen Morgenconcerte begonnen. Berlioz hat seinen Benvenuto Cellini bedeutend abgekürzt, um ihn den Opernliebhabern genießbarer zu machen, und dabei verfahren, wie die Schiffleute im Sturm, welche, um nicht unterzugehen, einen Theil der Ladung über Bord werfen. Auf den Opernbällen leitet Jullien, ein anderer Musard, das Tanzorchester, und die Opernanzeigen in den Tageblättern rühmen die neuen Quadrillen, welche der Mann erfindet und sezt, oder aus beliebten neuen Opern herausklaubt. In einer Stadt, wo die Contretänze eine so große Rolle spielen, und wo mehrere Tonsetzer sich mit dem Verfertigen der Musik dazu einen gewissen Ruf erwerben, ist es gar nicht zu verwundern, daß ein Journal des Contredanses bestehen kann. Gibt es doch ein Journal des Huissiers, ein Journal des contributions indirectes, ein Journal des Teilleurs, kurz, ich glaube nicht, daß es hier einen Gewerbzweig gibt, der nicht mit einem Journal versehen ist. Die Oper verläßt sich jedoch nicht auf Jullien und sein 120 Mann starkes Orchester: sie hat eigens für ihre Bälle ihre spanischen Tänzer, die sie an den Opern- und Balletsabenden nicht auftreten läßt; wahrscheinlich hält sie dieselben nicht für würdig, neben den Meistern und Meisterinnen des Operntanzes zu erscheinen; aber mit einem Balle nimmt man es nicht so genau, und hier sind Cachucha und Bolero an ihrem Platze. Das neue Theater Renaissance sucht ebenfalls ein großes Publikum für seine Bälle zu gewinnen, und scheut sich nicht, tüchtige Puffs in die Zeitungen einrücken zu lassen. So wurde nach dem lezten Balle angekündigt, die Leute haben sich in solcher Menge hinzugedrängt, daß um drei Uhr Morgens der lange Schweif noch nicht ganz im Saale gewesen sey. Auch andere Theater rühmen den großen Zulauf, den ihre Bälle haben; doch hat keines, so viel ich weiß, ärger gelogen, als jenes neue Theater, das freilich wohl nöthig hat, zu großen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen, um sich halten zu können. Scribe hat nun den Text einer neuen Oper, Regine, auf die Bühne gebracht, und sich diesmal mit dem leicht von der Hand weg componirenden Adam verbunden, dessen Glück dem auf seinen Lorbeeren etwas ausruhenden Auber wohl schlaflose Nächte verursachen mag, zumal Donizetti mit seiner Musik des Elisir d'amore, welche Oper bekanntlich denselben Stoff behandelt, wie der Scribe'sche und Aubersche Philtre, in der italienischen Oper vielen Beifall findet. Man sehnte sich lange nach einer neuen Opera buffa; diesem Bedürfnisse hilft die neue Oper vor der Hand ab. Theaterkritiker in den Tageblättern theilen jedoch ihr Lob zwischen Auber und Donizetti, und meinen, Ersterer verdiene im ersten, Lezterer aber im zweiten Aufzuge seiner Oper den Vorzug.

Dg.

* Die Notizen unsers Korrespondenten über Daguerre's Entdeckung haben wir bereits in Nr. 35 mitgetheilt.

A. d. Red.

Beilage: Literaturblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 41.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 16. Februar 1839.

He, like a hungry lion, did commence
Rough deeds of rage and stern impatience.
Shakespeare.

König Roger.

Auf seinem Lager ruht in Schweigen
Das dunkle Meer von Hadria,
Es ruhen, müde von dem Reigen
Des Tags, die Wogen fern und nah.
Nach allen Buchten in der Runde
Flieht Schiff und Gondel ahnungsvoll
Vor ihm, der wüthet auf dem Grunde,
Des nahen Sturmes tiefem Groll.

Der König sitzt im Marmorsaale;
Im waffenrauschenden Palast
Ist's still, beim abendlichen Mahle
Nur steinern Schweigen jezt sein Gast.
Es rastet in den düstern Hallen,
Das, lang von Schlacht und Sieg genährt,
Ein Blitzstrahl flammte über allen,
Wie müde des Erobrers Schwert.

Schlaff hängen von dem Stuhl die Glieder,
Er rührt sich nicht, er spricht kein Wort,
Geschlossen sind die Augenlieder,
Und scheue fliehn die Diener fort.

Ist er mit ihr dahingeschieden,
Die seiner Siege Leuchte war?
Das schönste Weib des schönen Süden
Liegt vor ihm auf der Todtenbahr.

Die Fahnen der gebrochnen Reiche,
Von dreißig Schlachten die Trophä'n,
Sie können schmücken ihre Leiche,
Doch nimmer ihren Thron erhöhn.
Die Welt mit allen ihren Gaben,
Was kann sie ohne sie ihm seyn?
Er hat lebendig sich begraben,
Mit ihr und seinem Gram allein.

Und plötzlich Städte, Schlösser, Marken
Durchfliegt's: „Todt ist der König, todt!"
Die Feigen werden schnell zu Starken,
Frei sind sie, todt ist der Despot.
Fortrau'cht — der Damm stürzt der Gedanken —
Des Jubels Fluth, des Wunsches Hast;
Sie überbraust das Zweifeln, Schwanken,
Schlägt brandend an an den Palast;

Rauscht auf an seines Grabes Wänden,
Er hört's, er lauscht, er hebet sich,
Das Schwert ein Blitz in seinen Händen,
Ein Held, ein Dämon, fürchterlich.

„Todt, schreit ihr, todt! Bin ich's, ihr Götter?"
Er tritt hervor, er ruft sein Heer,
Er stürzt, er schlägt, er malmt: das Wetter
Bricht los, von Tod und Flammen schwer.

Er steht auf seinem Siegeswagen,
Ein Donnergott, und schaut umher,
Das weite Land, Ein Wehellagen,
Ein großes Blut- und Feuermeer.
„So hätt' ich, spricht er, denn gegeben,
Wohl wünscht ihr nicht, daß ich's erneu',
Ein Zeichen euch von meinem Leben;
Dir, Todte, eine Leichenfei'r!"

Wilhelm Zimmermann.

Friedrich II. auf der französischen Bühne.

(Fortsetzung.)

Das vom Prinzen Heinrich protegierte Stück hatte die große Schauspielerin auf's Höchste frappirt. Mit dem ihr eigenen Scharfblick und richtigen Takt sah sie ein, daß die Rolle des großen Königs ein wahrer Fund für einen Schauspieler war; sie dachte dabei an mich, beschloß, das Stück dem Théâtre français zuzuwenden und die Rolle, welche die Dugazon zurückgewiesen, selbst zu übernehmen. So war endlich einer jener theatralischen Glückswürfe, die im Leben eines Schauspielers so selten vorkommen, auf mich gefallen. Ich sollte eine der bedeutendsten Rollen, einen ganz originellen Charakter spielen, einen Mann darstellen, auf welchen ganz Europa bis zum letzten Augenblicke die Augen gerichtet, und der eben erst seine große, merkwürdige Laufbahn vollendet. Nichts ist so vortheilhaft auf dem Theater, als einen historischen Namen von ganz frischem Datum zu führen; wenn man nur einigermaßen an sein Muster erinnert, bringt einen jeder Zuschauer, ohne daß er sich davon Rechenschaft gibt, in die innigste Verbindung mit der hohen Person, die man darstellt; man läßt den Mann zauberhaft wieder auferstehen, und Jedermann weiß einem Dank dafür. Wenn da der Schauspieler im Stande ist, eine starke Illusion hervorzubringen, so ist sein Ruf von Stunde an fest gegründet. Ich sah das Alles ein, und man glaubt mir gern, wenn ich erzähle, was ich Alles aufwandte und versuchte, um Friedrich II. würdig darzustellen.

Das Stück, welches les deux pages hieß, wurde ungefähr drei Monate vor den Osterferien angenommen, und sogleich ging ich daran, mich mit allen Hülfsmitteln zu umgeben, die nur aufzutreiben waren. Ich lief überall umher, ich befragte Jedermann; vor allen gab mir der Verfasser selbst eine Menge Notizen, andere kamen mir von Saint Fal, einem Offizier aus dem Gefolge des Prinzen Heinrich, der lange Zeit in Preußen und in der Umgebung des Philosophen von Sans-Souci gewesen; ich kaufte mir Bücher; ich erhielt durch Vermittlung Saint Fal's ein Porträt Friedrichs, gemalt von Ramberg, und im Besitz dieses Materials zeichnete ich mir meinen Operationsplan vor. Vor allen Dingen hieß mein Zimmer Potsdam, und ich beschloß, in demselben drei Monat lang mit dem Gedanken, ich sey Friedrich II., aufzustehen und meine Mahlzeiten zu halten. Um mich recht davon zu durchdringen, zog ich jeden Morgen Friedrichs vollständiges Costum an. So wie ich aufgestanden, setzte ich mich an meine Toilette, stellte das Rambergische Porträt auf ein Pult, und suchte mit Hülfe von Farbstiften, schwarz, weiß, roth, blau, gelb, mich dem Porträt ähnlich zu machen; ich sagte mir, wenn es Mademoiselle Guimard gelungen war, vermittelst der Malerei sich so lange im Alter von zwanzig Jahren zu erhalten,* so müsse diese Kunst mir noch wirksamer dienen, da ich mich ja nicht jünger, sondern älter machen wollte. Aber wiewohl mein Gesicht, das nie sehr voll war, mir dies Studium sehr erleichterte, so wollten doch lange Zeit die ähnlichen Züge nicht kommen. Indeß, da dies mein erster Versuch war, mir eine Palette zu bilden, verzweifelte ich nicht, wischte aus, fing von vorne an und wartete, bis meine Hand geübter und mein Blick sicherer würde. Weit zufriedener war ich gleich Anfangs mit meiner Uniform, mit meinem Hut und meinen Stiefeln; alles das gewöhnte sich an mich und schmiegte sich allen meinen Bewegungen an. Ich hatte die Erfahrung gemacht, wie sehr neue Kleider der Sicherheit der Geberden Eintrag thun. Soll das Kleid ein wesentlicher, integrirender Theil des Individuums seyn, so muß es nach den körperlichen Gewohnheiten sich geformt haben, es muß aussehen, als sey man darin geboren; es ist dann eine Art äußerer Haut, die allen Bewegungen gehorcht oder dieselben noch andeutet, wenn

---

* Fleury erzählt anderswo in seinem Werke, durch welches Mittel sich die bekannte Schauspielerin Guimard bis in ein bedeutendes Alter das Ansehen einer zwanzigjährigen erhalten. Sie hatte an ihrem jugendlichen Porträt auf's Sorgfältigste die Farbennuancen studirt und copirte es täglich mit der Schminke. Mit vorrückendem Alter wurde natürlich ihre Palette immer reicher, ihre Hand immer sicherer, und in ihrem fünfzigsten Jahre, und später noch, verfuhr sie so: sie setzte jeden Morgen einen Spiegel auf die eine, ihr Porträt auf die andere Seite ihrer Toilette, und legte den Pinsel nicht eher nieder, als bis sie die Aehnlichkeit vollkommen herausgebracht und ihr zwanzigjähriges Gesicht auf das fünfzigjährige übergetragen hatte.

man sich auch wieder in Ruhe befindet; ja das Kleid wird das Alter, den Stand einer Person bezeichnen und an einem Greise gewissermaßen Runzeln tragen. Auf der Bühne soll jede Falte eines Kleides eine allgemeine Physiognomie mit ihren Nüancen haben; nie darf es steif seyn, nie das Aussehen haben, als komme es eben erst aus den Händen des Schneiders; dieses Sonntagsaussehen lasse man den Weltleuten; auf dem Theater müssen selbst die Manschetten etwas beweisen, und wie könnten sie die Intention einer Geberde verrathen, wenn sie noch die Spuren des Biegeleisens an sich trügen?

Unterdessen hatten die Proben begonnen, und mein verteufeltes Gesicht wollte immer noch nicht kommen. Ich mochte Niemanden in mein Vertrauen ziehen. Ein Maler hätte mir helfen können; aber er hätte ohne Zweifel von meinen vergeblichen Versuchen, von den Schwierigkeiten, die ich zu überwinden hatte, geplaudert, und bei jeder Kunst muß man so viel möglich zu vermeiden suchen, daß man, bevor der Erfolg entschieden ist, Fremde das Räderwerk der Maschine erblicken lasse. Ich quälte mich ab, ein Mittel zu finden, das mich an mein Ziel brächte, als ein glücklicher Gedanke mich rettete; ich weiß nicht, ob er Jedermann glücken würde, aber ich gebe ihn so, wie er bei mir anschlug.

Ich stieß einmal mit einem Freunde auf eine jener Gemäldeausstellungen unter freiem Himmel. Bei den Bildern, die mich nicht interessirten, ging ich schnell vorüber und blieb nur vor denen stehen, die mir gefielen. Ueber eine halbe Stunde hatte ich das gethan, als ich bemerkte, daß eine Menge Leute mir folgten und sich um mich drängten; ich meinte, man habe mich als ein Mitglied der Comédie française erkannt, und zog meinen Freund mit fort. „Sie sind selbst daran Schuld," sagte dieser, und er erzählte mir, wie bei jedem Bilde meine Züge sprechend Vergnügen oder Mißbilligung ausgedrückt; vor einem heroischen Gegenstand habe ich stolz den Kopf erhoben, bei einem melancholischen dagegen ihn gesenkt; wenn ich einen Menschen im Zorn erblickt, habe mein Auge geglänzt, wenn einen gedemüthigten, habe ich die Achseln gezuckt. „Sie sprachen nicht," fuhr er fort, „aber Sie schienen der Spiegel von allem, was Eindruck auf Sie machte, und Sie begreifen, daß dies manchmal ergötzlich wurde." Ich wurde von dieser Bemerkung betroffen, dachte darüber nach und bestärkte mich in der Idee, wie sehr unsere Züge sich mit einem uns ergreifenden Gegenstande in Harmonie setzen, und wie sehr man in der That der Spiegel von Dingen ist, die einen aufregen. Ich meinte daher, wenn ich mich in die Gemüthsstimmung setzen könnte, welche bei Friedrich II. die herrschende seyn mußte, würde es mir gelingen, meiner Physiognomie etwas von der des großen Mannes zu geben. Von Stunde an dachte ich daher an nichts als an Belagerungen und Schlachten, verhandelte mit meinen Generalen, commandirte meine Schwadronen, ließ die Infanterie vorrucken, stellte die Artillerie auf die Anhöhen, ließ die Reiter einhauen, die feindlichen Schlachtlinien durchbrechen, zog den Degen, predigte den Soldaten Muth ein, und jauchzte mit ihnen über den Sieg.

(Fortsetzung folgt.)

M o d e n.

Der Fasching gibt im gegenwärtigen Augenblick den Moden zum vollen Putz noch mehr Ausbreitung und Bedeutung, als gewöhnlich. Dabei hat man auf den Maskenbällen manche Gelegenheit, die jetzige weibliche Staatstracht mit denjenigen ältern Costümen zu vergleichen, welche ihr mehr oder weniger als Vorbilder gedient haben. Soll einem hiebei die Uebereinstimmung, wie die Abweichung klar entgegentreten, so müssen freilich die Trachten des vorigen und vorvorigen Jahrhunderts so gut copirt seyn, wie wir es vor Kurzem an einigen Masken in einer deutschen Stadt bemerkt haben. Aber äußerst selten erlaubt sich eine Dame, welche eine solche Verkleidung wählt, das Ganze durch die Puderfrisur consequent abzuschließen, und allerdings fände man vielleicht kaum einen Friseur, der einen Aufsatz mit Puder kunstgerecht herzustellen verstände. Dieser Anachronismus macht die urgroßmütterliche Hülle der modernsten noch ähnlicher, als sie in Wirklichkeit ist; sieht man näher zu, so bemerkt man eine Menge das beiderseitige Zeitalter bezeichnender Abweichungen, wie sich ja auch jeder Satz und jeder Vers aus dem nächsten besten neuen Buche von einem Bruchstück unserer Literatur zu Gellerts Zeit merkbar und charakteristisch unterscheidet. — Wie wir kürzlich bemerkt (Nr. 35), macht die gegenwärtige Balltracht vor Allem den Eindruck der Pracht und des anspruchsvollen Luxus, und sie scheint dadurch vorweg dem ästhetischen Urtheil die Competenz absprechen zu wollen. Die Kleider von glacirten Atlas oder Damast und façonnirtem Sammt mit großen, kostbaren Spitzenbesätzen, dazwischen Bouquets von Sammtblumen; der Leib vorne meist in eine Spitze auslaufend; an diesem Schnepp, wie auf den Schultern und an den Ermeln Spitzenrosetten unter Atlasschleifen; die Ermel fast immer kurz, in eine Spitzenglocke auslaufend. — Der Luxus ist so sehr Mode geworden, daß er die Kleider von Tülle und Gaze, deren ganzes Verdienst in ihrer Leichtigkeit besteht, sogar aus den Reihen der Tänzerinnen zu vertreiben droht. Die Mode will jezt, daß man in Sammt und Atlas tanzt, im ganzen schweren Apparat, der sonst nur die Wände eines Ballsaals mit sitzenden und zuschauenden Figuren tapezirte. — Hier ist gleich eines andern vornehmen Raffinements Erwähnung zu thun, das in Kreisen, wo es etwa nur simulirt würde, die Summe der Modethorheiten um einen köstlichen Zug vermehrte. Nach ein paar Tanztouren sind Handschuhe und Atlasschuhe um ihre erste jungfräuliche Frische; die Tänzerinnen treten daher jezt von Zeit zu Zeit ab, um sich mit neuen Kleidungsstücken der Art zu versehen. Man gedenkt dabei der Sitte guter Häuser, die Bestecke immer wechseln zu lassen, oder auch der Gecken mit starkem Bartwuchs, welche um Mitternacht den Ballsaal verlassen und sich den Händen des vorher bestellten

Barbiers überantworten. In Ländern, wo der Contretanz vorherrscht, mag durch jenes Manöver der Zweck so ziemlich erreicht werden, so daß der Ball, nach dem Ausdruck einer französischen Berichterstatterin, „avec les mêmes femmes, a l'air d'en avoir toujours de nouvelles." Aber da, wo Walzer und Galopp die Hauptrollen spielen, kommen nicht nur die Fuß- und Fingerspitzen der Damen mit färbenden und „flétrissirenden" Gegenständen in Berührung; hier läßt der Handschuh und Ermel des Tänzers an gewissen Partieen Spuren zurück, merkbarer und entschiedener, als die verschwommenen Streifen, welche auf Daguerre's Tafeln andeuten, daß im Moment der Abbildung ein Vogel vorübergeflogen ist. In diesen Fällen wäre eine weit radikalere Erneuerung der Toilette erforderlich, und es thäte Noth, daß man je nach ein paar Trachten nicht nur Teller und Besteck, sondern auch das Tischtuch wechselte.

Wie sich die Spitzen überall eingedrängt haben, wo dieses lustige Gewebe schicklicherweise Platz findet, so werden auch um ihretwillen sehr stark Hauben getragen, von weißen und schwarzen Spitzen, mit dem mannigfachsten Beiwerk an den Schläfen, Blumen aller Art, Juwelen, mächtigen Sammtrosetten ꝛc. Die modernsten Hüte sind von schwarzem, gelbem, grünem, grauem Sammt, mit schwarzen Spitzen besetzt. Die vornehmsten Zeuge zu Negligékleidern sind bunter Taffet, Wollmousseline, türkische Mousseline. Die Shawls spielen dabei noch immer eine große Rolle: man sieht welche von schwarzem Kaschemir mit abstechend gefütterter Kapuze, von damascirtem Sammt, von Plüsche mit Kaschemirfransen, von weißem Kaschemir mit einer Goldborte und Kaschemirfranse.

In der männlichen Tracht hat sich nichts verändert: immer noch die enganliegenden schwarzen Beinkleider, die Weste von Sammt oder Atlas mit Metallknöpfen. Die Haare werden immer noch rings um den Kopf in Locken geschlagen, nur läßt man sie nicht mehr bis auf die Schultern niederfallen; der Bart wird à la Franz I. gestutzt. Es versteht sich, daß die Hand nach wie vor in den gelben Handschuh gezwängt wird. Dieser gelbe Handschuh spielt gegenwärtig ungefähr dieselbe Rolle, wie seiner Zeit der rothe Absatz: er ist in seiner makellosen Frische das Wahrzeichen des Mannes, der mit keinem Schmutz, das heißt mit keinem materiellen Schmutz in Berührung kommt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

Der Eisgang der Elbe.

Das neue Jahr begann für unsere Stadt und ihre Umgegend unter gewaltigen Stürmen und mancherlei seltsamen Naturerscheinungen. Nachdem ein ungewöhnlich früher Frost im November die Elbe bereits mit einer dicken Eisdecke belegt hatte, so daß man — was um diese Jahreszeit etwas Unerhörtes für unser Klima ist — selbst zu Schlitten nach dem am jenseitigen Ufer gelegenen Haarburg fahren konnte, stellte sich im December bei hellem Sonnenschein und klarer Luft eine wahre Frühlingswitterung ein, und die Temperatur stieg so bedeutend, daß die dichten Eismassen zu schmelzen anfingen und sich dem Meere zu in Bewegung setzten. Das Fahrwasser wurde wieder frei und die bei Curhafen lagernden Seeschiffe konnten sich, wenn gleich, der schwimmenden Eisschollen wegen, mit einiger Gefahr, an die Stadt wagen. Es macht einen ganz eigenen, höchst angenehmen Eindruck, nach langer Zeit wieder die sieben Schüsse von der Elbe her zu hören, womit die einlaufenden Seeschiffe den Hafen begrüßen. Für den Kaufmann zumal sind diese Signale, die die Befreiung des mächtigen Stromes von seiner Eisdecke verkünden, ein wahres Evangelium. Mit ihnen beginnt, nach langer, drückender Stille, ein neues, reges Leben, sowohl im Comptoir, als an der Börse und im Hafen. Der Handelsgeist erwacht dann gleichsam aus seinem Winterschlafe und die Spekulation entfaltet die lustigen Schwingen. Alle Kräfte fangen wieder an sich zu regen; alle Hände haben vollauf zu thun, und besonders herrscht an der Börse frohe Bewegung. Mit Recht darf man daher die Befreiung des Stromes von der hemmenden Eisdecke als ein wichtiges Ereigniß für unsere Stadt ansehen, und wirklich bildet diese für mehrere Tage fast ausschließlich den Gegenstand des Gesprächs. „Wird der Fluß ganz frei werden? — Wird die Eismasse sich nicht iegendwo stauen? — Kann man schon von Haarburg frei herüberkommen? — Wird ein neuer Frost die schönen Hoffnungen nicht etwa wieder vereiteln?" — Dies sind die Fragen, die man aller Orten und von Aller Lippen vernimmt. Auch werden häufig Wetten angestellt, daß die Elbe an dem und dem Tage gänzlich vom Eise befreit seyn werde. Gegen das Ende des vorigen Jahrs wurde sie wenigstens wieder fahrbar; laue Lüfte wehten, der häufig gefallene Schnee schmolz und die Wiesen zeigten sich fast im Frühlingsschmucke. Dazwischen ein mächtiges Gewitter, das sich drohend über unserm Haupte entlud, und mit dem Beginn des neuen Jahrs das Vorspiel des großen Sturmes, der uns am 8ten Januar traf. Es gibt kaum einen großartigern, gebietendern Anblick, als den Eisgang eines so gewaltigen und lebendigen Stromes, wie es unsere Elbe ist, die bekanntlich unter den deutschen Flüssen nur der Donau den Vorrang gestattet. Durch gewaltige Stürme brechen an ihrem Ausflusse in die Nordsee große Eismassen los und setzen sich seewärts in Bewegung; ihnen folgen bald andere. Der heftig bewegte, schnell dahin schießende Fluß lockert von unten auf die starre Eisdecke, während die wärmere Luft von oben die Zerstörung vollendet; Beides zusammen macht, daß dies oft in unglaublich schneller Zeit geschieht. Mit ungeheurem Krachen, oft mit einem donnerartigen Getöse löst sich das Eis in großen Massen vom Ufer los und berstet in der Mitte des Stromes von einander; die ganze große, starre Decke theilt sich in größere oder kleinere schwimmende Inseln, die, wenn ein günstiger Wind aus Osten sich erhebt, schnell in die Nordsee hinabgeführt werden. Der Strom, eben noch so starr und todt, erscheint dann wie eine sich kräftig regende, ungeheure Schlange, die sich frisch gehäutet hat, im vollsten Glanze und höchster Lebendigkeit. Alles jauchzt, Alles jubelt; einer fast drückenden Stille in der Stadt und besonders im Hafen folgt das regste Leben, und von allen Gliedern des großen Körpers scheint die Erstarrung genommen zu seyn. Von den stolz und mit geblähten Segeln daherschwimmenden Schiffen donnernder Jubel; das Wehen der bunten Flaggen und Wimpel fast aller Nationen; das eben so malerische, als lebendige Hin- und Herfahren der zum Theil glänzend bemalten Boote und Gondeln; die fast phantastisch gekleideten, nervigten Matrosen in ihren blutrothen Flannelhemden oder blauen Jacken; der in schrillem Falsett ertönende Zuruf derselben — Alles dies gibt ein Bild, dem an Seltsamkeit und Großartigkeit kaum ein anderes gleichkommt, und von dem der Binnenbewohner sich keinen Begriff machen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 42.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 18. Februar 1839.

> Wird nur dafür ein Batzen begehrt,
> Ist in der Noth wohl hundert werth.
>
> Goethe.

Reise- und Lebensbilder.

Von Franz Freiherrn Gaudy.

V.

Barba-nera.

Während in unserm Vaterlande das lesende Publikum dem Saturnus gleich seine ihm zweimal im Lauf des Jahres gebornen, löschpapiernen Kindlein heißhungrig verschlingt, sogar mitunter die ihm in Windeln gebotenen Steine zu verdauen weiß, und das Taufregister des Meßkatalogs jederzeit zu kurz findet, läßt sich der Römer, unter dessen Bedürfnissen das der Lektüre den niedrigsten Rang einnimmt, mit zwei winzigen, kaum drei Bogen starken Büchlein abspeisen. Ihre jährliche Erneuerung genügt, um seinen Durst nach Wissen zu stillen, um ihn vollkommen au courant mit den Weltbegebnissen zu erhalten; sie sind seine Real-Encyklopädie, sie umfassen alles, was für ihn von Interesse seyn kann. Ich rede, wohlverstanden, von der periodischen Literatur, welche er neben der stabilen, dem fleißig gehandhabten modo di servire la santa messa, und dem noch eifriger studirten Traum- und Lottobuche sich aneignet.

Jene zwei beim Beginn des Jahres eingehandelten Schriften sind aber, erstens das Diario di Roma, welches die hohen, allgemeinen Feste (festo di precetto di divozione e di palazzo), die besonderen Heiligentage, die Prozessionen der verschiedenen Kirchen, die Mondwechsel und Veränderungen der Tageszeit angibt, und zweitens das Büchlein des Barba-nera. Sein vollständiger Titel lautet aber: „Die Umwälzungen der Himmelskörper, berechnet für den 12. Grad von Rom, und gültig für ganz Italien, oder astronomische Beobachtungen des berühmten Schwarzbartes für das Jahr 1839. Sie verkünden die Weltbegebenheiten, den Aufgang der Sonne, den Mondwechsel, Wetterveränderungen, die Cabala für die Liebhaber des Lottos, die Jahrmärkte, den Münzfuß, das Geburtsjahr der Fürsten und Kardinäle.“ — Für fünf Bajore kann man nicht mehr verlangen. — Der Holzschnitt zeigt den berühmten Astronomen Barba-nera auf der Sphärenkugel ruhend und mit Cirkel und Zauberstab — ich halte nämlich das Instrument für einen solchen — bewaffnet. Ueber ihm leuchten Sonne, Mond und Sterne in brüderlicher Eintracht. Der Stempel des Titelblatts bezeugt, daß die Unternehmung von Seiten der Druckerei der Kammer ausgehe, und demnach aller Wahrscheinlichkeit zu Folge eine einträgliche sey.

Ein allgemeiner Dialog über das Jahr 1839 zwischen dem Philosophen und einem seiner Schüler eröffnet das

Buch. Der Scolar beginnt naiv genug mit der Frage: „Wie, mein Herr Philosoph, Ihr schnupft gern?" Der Weise gesteht ein, daß er dann und wann sein Prischen nehme, sich aber weislich vor Mißbrauch hüte. — Der wißbegierige Jünger erbittet sich eine kurze Geschichte der Tabakpflanze, deren Entdeckung und schnellen Verbreitung. Sie wird ihm zu Theil, wobei auch die Notiz einfließt, wie Urban VIII. den 30sten Januar 1612 die Strafe der Excommunikation über diejenigen verhängte, welche in den Kirchen von Sevilla geschnupft, daß Innocenz X. den 8ten Januar 1650 einen gleichen Bliz gegen die Schnupfer im Vatikan schleuderte, und Benedikt XIII. durch eine am 10ten Januar 1725 gegebene Gegenbulle den Liebhabern des Tabaks den freien Gebrauch der Dose gestattete. Der Negromant warnt noch auf das Nachdrücklichste vor verfälschtem Tabak, bedächtige, inhaltsschwere Worte, welche disher bei der Tabaksregie noch wenigen Anklang gefunden zu haben scheinen, und läßt sich dann durch eine überraschende Querfrage des Lehrlings, ob er den heurigen Kalender schon verfaßt, bewegen, einige Andeutungen über das bevorstehende Jahr zu geben.

Der Schwarzbart versichert, daß 1839 ein gutes Jahr seyn wird, indem es unter besonderem Einfluß der Sonne stehe, daß die Kornernte reichlich ausfallen und der Regen sich zur rechten Zeit einstellen werde — freilich kommen die in den Bergen liegenden Dörfer nicht ohne Hagel ab. Zugvögel werden sich in Menge einfinden. Ueber das Wetter äußert er nicht ohne Scharfsinn, daß sich der Winter naß und mit Schnee begleitet zeigen wird, der Frühling stürmisch, der Sommer leidlich heiß, der Herbst regnerisch. Von Pest und Cholera haben wir nichts zu befürchten. Die Ereignisse des Jahres anbelangend, gibt er die tröstliche Versicherung: der Friede werde fortbestehen, Zwietracht und Hader werden ihr Unwesen nur in weit, weit entlegenen Provinzen treiben, wobei es denn natürlich ohne beklagenswerthe Thatsachen nicht abgehen könne. „Doch genug," fährt er fort, „der Almanach sagt euch dies Alles genauer. Nehmt ihn hin und lest ihn mit Aufmerksamkeit." Der Schuler dankt, empfiehlt sich und schlägt das erste Blatt auf.

Es zeigt, wenn die Sonne aufgeht, in welche Stunde Mittag, in welche andere Mitternacht fällt, eine Notiz, die dem deutschen Leser ziemlich überflüssig erscheinen mag, bei Regulirung des perpetuum mobile der italienischen Uhr aber von unerläßlicher Wichtigkeit ist. Hierauf folgen die einzelnen Tage mit den Namen der Heiligen und Angabe der Jahrmärkte, und am Schluß einer jeden Woche der Wetterbericht, der Gesundheitszustand, die Weltbegebnisse. Die Vorherverkündigungen des Zauberers in Bezug auf die Witterung dürften nur für diejenigen, welche eine Reise nach Italien bezwecken, von Interesse seyn; die Bemerkungen über den jedesmaligen Stand der Gesundheit zeugen von scharfer Beobachtungsgabe und tragen das Gepräge der Wahrheit; denn wer möchte bestreiten, daß sich in der Mitte Januars nicht viele Husten und Schnupfen unter den jungen Leuten zeigen werden, daß gegen Ende Aprils die am Podagra Laborirenden viel zu leiden haben, daß im Sommer das Fieber herrschen und im Herbst sich nicht Wenige mit unreifem Obst den Magen verderben werden? Ich will jedoch den Aerzten ihren Verdienst nicht verkümmern und diese Seite lieber unberührt lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich II. auf der französischen Bühne.

(Fortsetzung.)

Troz Allem kam die Aehnlichkeit nicht; alle diese Pathetik machte nur, daß ich nach rechts und links Grimassen schnitt und die Harmonie meiner Gesichtsmalerei zerstörte. Ich war lächerlich anzusehen. Dennoch sezte ich dies Studium fort, hielt an meiner Idee fest und trieb das Bedürfniß, mich zu begeistern, so weit, daß ich meinem Bedienten den Namen von Friedrichs Kammerhusaren gab, daß ich Flöte spielte, oder vielmehr einem erbärmlichen, beschädigten Instrument die gräßlichsten Töne entlockte; ich wußte ja, wie das Flötenspiel Schuld gewesen, daß Friedrich den Kopf etwas nach einer Seite hin trug; ich nannte, ohne Rücksicht auf das Geschlecht, einen mir gehörigen Kater Alcmène, nach dem Namen von Friedrichs Lieblingshündin; kurz, ich beging die offenbarsten Thorheiten, um mich in Begeisterung zu versetzen. Da kam mir eines Tags zufällig eine Anekdote unter die Augen, die man mir besonders empfohlen, die ich aber troz dem nicht beachtet hatte. „Gefunden, gefunden!" rief ich da plözlich aus und schlug in die Hände.

Man weiß, daß Friedrich Jean Baptiste Rousseau zu commentiren pflegte und sogar einen Theil seiner Oden umgeschrieben hat. Was mich nun so frappirte, war eine Arbeit über eine der Oden des Dichters, die der König am 25sten August 1758 am Abend vor der Schlacht von Zorndorf niedergeschrieben; Herr von Catt, Freund und Sekretär des Königs, hatte eine Abschrift davon genommen. Sie fängt so an:

Ode onzième de Rousseau, deuxième strophe.

de Rousseau.

Les troupeaux ont quitté leurs cabanes rustiques,
Le laboureur commence à lever ses guérets,
Les arbres vont bientôt de leurs têtes antiques
Ombrager les forêts.

de moi,

Les troupeaux ont quitté leurs cabanes rustiques,
Le laboureur actif sillonne les guérets;
Un vert tendre et naissant sur leurs rameaux antiques
Orne les arbres des forêts.

Die andern Strophen waren eben so paraphrasirt; unten hatte sodann der König bemerkt: „geht an für den Vorabend einer Schlacht." (Passe pour la veille d'une bataille.)

Diese Kaltblütigkeit, diese Kunst der Selbstbeherrschung, diese Fähigkeit, Verse zu machen und mit Worten zu spielen, wenn man König ist und um seine Krone spielt, wenn man Feldherr ist und seinen Ruhm einsezt, öffneten mir die Augen; ich sah, ich hatte studirt, als hätte ich einen Karl XII. darzustellen; ich sah, daß in Friedrich nichts Jugendliches, nichts Leidenschaftliches, nichts Gigantisches war, daß seine Physiognomie vielmehr den Ausdruck des Nachdenkens als irgend einer Gemüthsbewegung werde gehabt haben. Dieser König hatte aus dem Kriege eine Kunst und eine Wissenschaft gemacht, wozu vielmehr tiefe Gedanken als verwegene Entschlüsse erforderlich sind, mehr Genie als Tapferkeit; er mußte eine Schlacht überdenken, wie Montesquieu und Buffon ihre Bücher. Ich fragte mich dann: „sieht man einen Dichter den Kopf aufwerfen, einen berühmten Astronomen den Himmel angucken? geht ein großer Schauspieler immer so einher, als stünde er vor dem Parterre? Nein, sie sehen in sich hinein. Der beste Weg, Friedrichs Gesicht zu finden, ist daher, ihn wie einen großen Mathematiker, einen geschickten Schachspieler aufzufassen und in sein Antlitz Alles zu legen, was man in den Zügen von Menschen findet, die gewohnt sind, ihre Gegner matt zu machen. — Als ich darüber im Reinen war, sezte ich wirklich ein Schachspiel auf meine Toilette, und wiewohl ich in diesem gelehrten Spiel nichts weniger als ein Meister war, machte ich meine Grimassen, indem ich Pläne combinirte, und sah dann in den Spiegel — und Wunder! ich glich! ich glich vollkommen!

Dies flößte mir solches Vertrauen ein, daß ich beschloß, vor dem entscheidenden Augenblick die Wirksamkeit meiner Copie zu erproben. Ich ließ Saint Fal bitten, Abends zu mir zu kommen, weil ich ihm etwas Wichtiges mitzutheilen hätte. Er kam; man bat ihn, im Salon zu warten. Ich kam nicht und Saint Fal ward ungeduldig. Ich blieb im Nebenzimmer; mein Herz schlug mir zu heftig, ich fürchtete, mit Einem Schlage meine Illusionen vernichtet zu sehen. Als Saint Fal endlich schon fortgehen wollte, ließ ich meinen einzigen Vertrauten, den Chevalier Boufflers, in das Zimmer treten. Saint Fal kannte ihn nicht. „Sie warten, mein Herr?" sagte Boufflers beim Eintreten. — „Ja, Herr, und mit großer Ungeduld." — „Sie wissen," entgegnete Boufflers, „unsere Pflicht ist, zu warten." — „Unsere Pflicht? Wer sind Sie denn, mein Herr?" — „Der englische Gesandte." Erstaunt fährt Saint Fal zwei Schritte zurück. Er glaubte einen Narren vor sich zu haben, als mein Bedienter in reicher Livrée die Thüre öffnete und mit einer Kammerherrnstimme: **der König!** rief.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Daguerre's Entdeckung.

In der Sizung der Pariser Akademie vom 4ten Februar kam **Daguerre's** Entdeckung wieder zur Sprache, und zwar bei Gelegenheit eines Schreibens des englischen Physikers **Talbot**, worin er vorläufig ankündigt, daß er ein Mittel, die Bilder der Camera obscura zu fixiren und sofort dem Einfluß des Lichtes zu entziehen, schon im Jahr 1835 gefunden habe, und daher die Priorität der Entdeckung für sich in Anspruch nimmt. Daguerre hat **Arago** sein ganzes Geheimniß anvertraut; was also der berühmte Physiker über die Sache sagt, hat weit mehr Werth, als die Aussagen gewöhnlicher Augenzeugen. Arago äußerte in Beziehung auf die Ansprüche des Engländers: der früher über diese Sache in der Akademie erstattete Bericht scheine demselben nur unvollständig zugekommen zu seyn; aber selbst die Richtigkeit seiner Behauptung vorausgesezt, sey nicht zu vergessen, daß Daguerre schon vor vielen Jahren bei seinen Versuchen zu so befriedigenden Resultaten gelangt sey, daß kein Physiker geglaubt hätte, man könne es darin noch weiter bringen, welche Resultate aber ihm, als Künstler, noch nicht völlig Genüge gethan. — Arago fährt fort: „Daguerre fühlte, welcher Ausbildung sein Verfahren fähig war, und so arbeitete er in der Stille fort, auf die Gefahr hin, daß ihm ein Anderer zuvorkam, nicht aber ihn überholte; denn die Sache gehört nicht in die Klasse von Entdeckungen, welche man dem Zufall zu danken hat, und die das bleiben, was sie im ersten Momente sind. Ich kenne Daguerre's Verfahren und kann sagen: wenn es einmal veröffentlicht ist, so wird die Reihe sinnreicher Versuche, die es voraussezt, dem Physiker, und die hohe Vollendung der Bilder dem Künstler gleich große Freude machen. Die ganze Akademie und manche ausgezeichnete Künstler haben die Platten gesehen, und Daguerre hat somit keineswegs, wie Talbot meint, nur eine Entdeckung angekündigt, sondern Resultate vorgelegt. — Die ersten Versuche und nach denselben gewonnenen Abbildungen schreiben sich schon von den Jahren 1815 und 1816 her. Schon damals hatte man die zwei Hauptpunkte, auf die es ankommt, gewonnen: man konnte das Bild der äußern Gegenstände fixiren und der Zeichnung Dauer geben. Noch war aber manches Hinderniß wegzuräumen: die angewandten Substanzen waren nicht empfindlich genug für das Licht; es brauchte zwölf Stunden, um die lichten Partieen des Bildes vollständig zu entfärben, was jezt in wenigen Minuten geschieht. Wollte man also an einem Tage fortoperiren, so bekam man wohl einen getreuen Schattenriß der Objekte, aber kein genaues Relief; denn allermittelst rückte die Sonne vor, die Schatten verschoben sich, und nur der Umriß war richtig. Ließ man aber auch das Licht mehrere Tage hintereinander, immer zur selben Zeit wirken und schloß es dann jedesmal für den Rest der vierundzwanzig Stunden von der Camera obscura aus, so war dabei immer noch der Uebelstand, daß

die Abbildungen, nach dem Kunstausdruck, nur „massirt“ waren, nur kontrastirende Schatten und Lichter zeigten, aber keine Mitteltinten; diese verschmolzen gewöhnlich mit den Schatten. — Uebrigens hatte Daguerre's Verfahren seine jetzigen wesentlichen Eigenschaften schon im Jahr 1829. — Wenn ich sagte, es habe bei Daguerre des Künstlerblicks bedurft, um ihn die Möglichkeit ahnen zu lassen, daß die Natur durch das bloße Spiel von Schatten und Licht noch weit getreuer dargestellt werden könne, als es ihm selbst Anfangs gelungen, so könnte man meinen, es gehöre auch ein Künstler dazu, um mit dem Mittel zu operiren, was den Nutzen der Erfindung sehr einschränken müßte. Dem ist aber nicht so: ich bin durchaus kein Zeichner, und habe nach Daguerre's Anleitung, bei dem gegenwärtig herrschenden trüben, ungünstigen Wetter, in zehn Minuten eine prächtige Ansicht des Boulevard du Temple zu Stande gebracht. — Unter den Gegenständen, die im Gesichtsfelde lagen und sich auf dem Schirm in der Camera obscura abbildeten, befand sich ein Haus mit einem Blitzableiter. Nach einem bekannten optischen Gesetze mußte der Blitzableiter auf der Abbildung einen zu kleinen Winkel einschließen, als daß man ihn ohne Vergrößerungsglas sehen konnte. Sah man ihn auf der Zeichnung, so war die Silhouette nicht richtig, so war er dicker angegeben, als er nach den Gesetzen der Perspektive seyn sollte. Ich suchte ihn und fand ihn nicht; aber obgleich er meinem Auge nicht sichtbar war, das Licht hatte ihn nichtsdestoweniger gezeichnet, und durch das Vergrößerungsglas gewahrte ich ihn sogleich.“

Der Akademiker Biot verliest einen Brief an den Engländer Talbot, in dem er ihm seine Zweifel auseinandersetzt, daß seine, Talbots, etwaige Entdeckung mit Daguerre's zusammenfalle. Er äußert darin unter Anderm, Daguerre habe ihm eine Menge, wissenschaftlich äußerst interessanter physikalischer Beobachtungen mitgetheilt, die ihm sein Verfahren an die Hand gegeben; auch habe er auf Biots Bitte verschiedene Experimente angestellt, die ihm für die Theorie von höchster Bedeutung zu seyn scheinen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

(Fortsetzung.)

Großer Sturm.

Der erste Eisgang dieses Jahres täuschte indeß manche fröhliche Hoffnung, und setzte die Stadt sogar einer überaus drohenden Gefahr aus; denn kaum war die Mitte des Stromes wieder vom Eise frei und die Schifffahrt wieder möglich geworden, so trieben heftige Stürme aus Nordwest die in Bewegung gerathenen Eismassen wieder zurück, und diese stauten sich unterhalb des Hafens nicht nur auf, sondern wurden durch den sich erhebenden Orkan und die ungeheure Aufregung des Wassers so übereinander geschoben, daß wir Eisberge von achtzehn Fuß Höhe erhielten, deren Anblick uns in die arktischen Gegenden versetzte und uns ein noch nie zuvor gesehenes Schauspiel darbot, vor dem man zugleich voll Furcht und Bewunderung stand. Besonders bangte natürlich die Kaufmannschaft, da viele ihrer Schiffe hart bedroht waren und unter diesen Umständen der Hafen keine Sicherheit mehr darbot. Man suchte, um das gefürchtete Verderben abzuwenden, Subscriptionen zu eröffnen, um durch Menschenhände die stockenden Eismassen wegschaffen zu lassen; ja, die Kammer soll, wie man sich erzählte, 40,000 Mark (etwa 20,000 Thlr. preuß.) für die Beschaffung dieser Riesenarbeit ausgeboten haben. Allein die Zeit der Titanen und Heimtusser ist längst vorüber, und erschrocken und zaghaft stand das moderne Pygmäengeschlecht vor einem Werke, wozu seine Kraft bei weitem nicht ausreichte. Man mußte die Hände in den Schooß legen und die Natur walten lassen. Und sie waltete auch diesmal mit Liebe, wenn gleich, wie immer, etwas zutäppisch und plump, doch Heil erstrebend, wie sie es in den menschlichen kranken Körpern zu thun pflegt, in denen sie durch heftige Fieber, Blutergüsse u. s. w. die zerstörte Gesundheit wieder herzustellen bemüht ist, wobei sie freilich oft tödtet. — Am Abend des 8ten Januar erhob sich ein Orkan aus Nordwest, wie man ihn hier nur selten erlebt. Schon am Tage zuvor hatten große Schwärme von Seemöven, die vom Meere her schreiend anlangten, auf dieses Ereigniß vorbereitet. Die ganze Natur war im Aufruhr und die erbangende Erde schien sich neu gebären zu wollen. Bald verkündeten die üblichen drei Kanonenschüsse von den Bastionen Johannes und Gerhardus — beide an der Elbseite gelegen — daß das Wasser auf zwölf Fuß am Flußmesser gestiegen sey, und schon nach sehr kurzer Frist verkündeten drei neue Schüsse ein abermaliges Steigen um einen Fuß. Nach den beiden ersten Signalen wird jeder Fuß höher nur durch einen Schuß angezeigt; doch folgten diese Schüsse in großer Geschwindigkeit aufeinander, und bald hatte man die traurige Gewißheit, daß das Wasser zwanzig Fuß hoch am Flußmesser stand; da aber die Ebbe erst um 10½ Uhr Abends eintrat, wurde die Gefahr wirklich drohend. Schon bei dem zweiten Signal hatten die Bewohner der Keller in den niedrigen Gegenden der Stadt anfangen müssen, ihre geringe Habe auszuräumen, um sie in Sicherheit zu bringen; allein die Fluth wuchs mit so reißender Schnelligkeit, daß Vielen nicht Zeit dazu blieb. Höher als am Abend des 8ten stand die Fluth im Jahr 1825 nicht, wo wir den bedrohlichen Deichbruch erlebten, und wirklich war man auch dieses Mal auf ein solches Unglück gefaßt, weßhalb man alle zur möglichen Abwehr desselben erforderlichen Anstalten traf. Die rüstigen Männer auf den Elbdeichen (Dämmen) blieben sämmtlich auf und bewachten die immer höher steigende Fluth mit sorgsamen Augen, auch wurden die Sandsäcke hervorgeholt, um, wenn ein Durchbruch sich zeigen würde, diesen sofort zu stopfen; zum Glück aber zeigte sich diesmal eine solche Vorsicht als überflüssig. Im Hafen hatten indeß Noth und Zerstörung einen sehr hohen Grad erreicht. Eine Menge Seeschiffe — wie man sagt, 28 — hatten in der Hoffnung, mit dem für die Auffahrt günstigen Nordwest den Hafen zu erreichen, alle Segel aufgespannt, und diese peitschte der sich plötzlich in einen Orkan verwandelnde Sturm vor sich her, so daß sie das Bild von eben so vielen „fliegenden Holländern“ darboten. An das Einziehen der Segel war nicht mehr zu denken: man mußte Gott walten lassen. Unglücksfälle konnten nicht ausbleiben: Boote wurden von Schiffen übersegelt und in den Grund gebohrt; Schiffe fuhren mit solcher Gewalt gegen die noch immer aufgestauten Eisberge an, daß sie sich darin festkeilten; wieder andere geriethen auf den Strand der Elbinseln und selbst der Deiche und lagen, als die Sturmfluth aufgehört und das Wasser sich verlaufen hatte, halb gekippt mitten im Festlande, was einen wunderbaren Anblick darbot, als der nächste Morgen alle diese Zerstörung beleuchtete.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 43.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 19. Februar 1839.

So herrlich leuchtet, was die Muse gönnt! —
Was heute fröhlich macht, was heute rührt,
Nicht etwa flüchtig wird's vorbeigeführt;
Was heute wirkt, es wirkt auf's ganze Leben.

Goethe.

Friedrich II. auf der französischen Bühne.

(Fortsetzung.)

Ich erschien gekleidet, als sollte ich eben auf die Bühne treten. Mein langsamer, gemessener Gang, mein auf die linke Seite gedengter Körper, der Kopf nach derselben Richtung geneigt, das etwas schwankende Knie, der eine Mundwinkel in die Höhe gezogen, mein glänzendes Auge, das schnell über alle Gegenstände im Zimmer glitt, als wolle es Alles mit Blitzesschnelle mustern, und dann wieder bald neckisch, bald gutmüthig lächelnd auf die Anwesenden sich richtete, alles das war von außerordentlicher Wirkung: denn der Mann, auf den es abgesehen war, fiel sprachlos in einen Lehnstuhl zurück. Hierauf führte ich vor ihm mit dem Chevalier Boufflers eine bekannte Scene auf, die in Bezug auf die englischen Subsidien und eine von den Franzosen den Engländern beigebrachte Schlappe zwischen Friedrich und dem englischen Gesandten Statt gefunden. Sein Beifall und sein Entzücken kannten keine Grenzen.

Nach diesem Erfolg beschleunigte ich die Proben und die Aufführung. Endlich klebte der Anschlagzettel an allen Ecken von Paris. Das Publikum strömte von allen Seiten herbei. Ich war nicht ohne Besorgniß, so sehr ich mich auch in meinem Kostume fühlte. Ich hatte zahlreiche und höchst achtbare Zuschauer, und unter ihnen einen furchtbaren Augenzeugen. Ich spielte vor der ganzen Gesellschaft des Herzogs von Orleans und des Herzogs von Nivernois, ich sah in den ersten Logen mehrere Deputirte der Generalstaaten, und unter ihnen einen, dessen breite Brust, dessen gewaltiger Kopf mit der dichten Perrücke fast eine ganze Loge ausfüllte; man nannte ihn mir, es war Mirabeau. Auch erfuhr ich, daß der Prinz Heinrich bald versteckt in einer Loge Richter über die Wahrheit eines Gemäldes seyn werde, dessen Hauptfigur sein heldenmüthiger Bruder war.

Ich trat ein. — Unmöglich läßt sich der Eindruck beschreiben, den mein Erscheinen im Saale machte. Kein Ton, keine Bewegung; Alles war so still, daß, als ein Schnupftuch aus der dritten Logenreihe niederfiel, Dazincourt behauptete, er habe dasselbe beim Niederfallen rauschen hören. Die Schildwachen auf der Bühne präsentirten das Gewehr; ich musterte mit einem Blick die kriegerische Haltung meiner Soldaten; langsam den Kopf um die Läufe ihrer Gewehre wendend, hatte ich ein mißvergnügtes Achselzucken für die linke Schildwache und warf der andern das Lächeln zu, womit man einen alten Kriegsmann belohnt. Das Parterre regte sich immer noch nicht; da sagte ich zu mir, immer noch an den Soldaten denkend: du bekommst den Orden pour le mérite.

Und auf einmal, als wäre mein Gedanke ein Signal gewesen, erscholl eine Salve von Applaus aus allen Ecken des Saales; dann, als ich mich umwandte, um zu sprechen, trat die vorige Stille ein, alles wie nach militärischem Commando. Ich begann; Alles gelang mir, ich wurde gefeiert, beklatscht beim Kommen, beim Gehen; die Vivats betäubten mich fast; der Prinz Heinrich weinte — ein schöner Triumph!

Nur Ein Mann störte mein Glück. Er blieb durchaus theilnahmlos; den Kopf auf seine Hand gestützt, saß er da vom Beginn des Stücks, bis der Vorhang niedergefallen war. Es war, als wollte er absichtlich gegen die freudige Bewegung protestiren, die um ihn her laut ward. Die Leser errathen, daß es der Edelmann war, den man mir als Mirabeau bezeichnet hatte. Alles hätte ich darum gegeben, gerade diesem einzigen Manne Beifall abzugewinnen; wäre das Stück länger gewesen, ich hätte nur für ihn allein gespielt. Er verdarb mir meinen Triumph; später aber erfuhr ich den Grund dieser grausamen Gleichgültigkeit. Mirabeau hatte eine geheime Geschichte des Berliner Hofes herausgegeben, in der er sich über alle dortigen Personen lustig machte und eine Menge Indiskretionen beging. Ganz Paris hatte dies Buch verdammt; aber der Skandal schafft Käufer. Ludwig XVI. war darüber um so mehr entrüstet, als der Prinz Heinrich eben Frankreichs Gastfreundschaft in Anspruch genommen, und hatte dem Parlamente befohlen, dem Buch den Proceß zu machen. Ich war sehr froh, daß die Starrheit dieses Felsens während der Vorstellung nicht auf meine Rechnung kam, sonst wäre mir mein großer Tag für immer verdorben gewesen.

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Von allgemeinerem Interesse sind jedoch die politischen Begebenheiten, die uns in diesem Jahr bevorstehen. Sie sind nicht wie die übrigen Lehren und Warnungen allein für den 42sten Grad berechnet, auch meinen Landsleuten möge die Weisheit Barba-neras zu gute kommen, auch sie mögen sich nach den gegebenen Winken richten und sich vorsehen. Der parenthetische Commentator ist übrigens mit dem Berichterstatter ein und dieselbe Person.

Januar. Erste Woche. Es werden interessante Entdeckungen gemacht. Feuersbrunst in einer orientalischen Stadt. Man erwartet wichtige Neuigkeiten. (Mit welcher bewunderswürdigen Bestimmtheit äußert sich der Sterndeuter! sein kleiner Finger mußte es ihm gesagt haben. Kaum acht Tage nach der Verkündigung ist auch die Begebenheit und der Kurier mit dem preußischen Ultimatum schon eingetroffen.)

Zweite Woche. Ein Proceß ängstigt eine Familie. Man erwartet die Bestrafung einiger Verbrecher. Große Paraden. (Höchst glaubwürdig.)

Dritte Woche. Ein General ist auf Reisen. Man erzählt sich wunderliche Geschichten. Ein Regiment rückt in eine Stadt ein und verbreitet Schrecken.

Vierte Woche. Diplomatenreise. Erdbeben. (Ist doch drei Wochen früher eingetroffen — was kann Barbanera fur die Ungeduld des Vesuvs?)

Februar. Erste Woche. Ein Minister übernimmt das Portefeuille. Eifersucht und Streit zwischen jungen Leuten. (Ich beschwöre die Schönen, bei Beginn des Carnevals diese Warnung zu beherzigen und Unheil vorzubeugen.) Viel Spitzbuben.

Zweite Woche. Eine Prinzessin geräth in große Gefahr. Diverse Kaufleute machen bankerott. Ein Minister arbeitet. (Hört! hört!)

Dritte Woche. Das Wort eines Diplomaten gibt zu vielen Auslegungen Veranlassung. (!)

Vierte Woche. Auf einer entfernten Insel entdeckt man viele Mißvergnügte. (Barba-nera stichelt.) Ein Prinz wird geboren. Viel Einbrüche finden statt. Man spricht von unbestimmten Neuigkeiten.

März. Erste Woche. Einige schlechte Menschen beklagen sich. (Wohl gar über das Buon governo? Welche Bosheit!)

Zweite Woche. Das gesetzgebende Bureau einer Hauptstadt wird uneinig. Von Seiten irgend eines Hofes wird irgend eine lobenswerthe Maßregel ergriffen.

Dritte Woche. Verschiedene ausgezeichnete Personen begeben sich nach einer Hauptstadt. (Fade!)

Vierte Woche. Man liest in öffentlichen Blättern mehrere telegraphische Berichte. Eifersucht zwischen zweien Höfen. Die Auflösung eines Ministeriums scheint bevorzustehen. (Dürfte eben so gut beim Schluß einer jeden der 52 Wochen prognostizirt werden.)

Die Weissagungen dieses römischen Nostradamus für die folgenden Monate aufzuzeichnen, verbietet mir der beschränkte Raum. Nur den bedeutendsten sey eine flüchtige Erwähnung vergönnt.

In der Mitte Mai's hofft man die baldige Consolidirung einer Verfassung. (Wozu Gott seinen Segen geben möge!) — Gegen Ende Junis werden viele Reisende von Räubern angefallen. Die Unzufriedenheit wächst in einer entfernten Provinz. Zwei Literaten gerathen in Fehde. (Kaum glaublich.) — Im Juli widersprechen sich die Zeitungsnachrichten. — Im Monat August reist ein gewisser Furst auf's Land. Streit und Uneinigkeit bei einer parlamentarischen Sitzung. Die Politiker ziehen gar

sonderbare Folgerungen. Un regno so trova ridotto ad un situazione compassionevole (Poverello!) — Der Oktober bedroht uns mit verschiedenen Umtrieben und der Reise eines Fürsten durch sein Land. — Im Lauf des Novembers geht es wild her: Geächtete flüchten sich in die Berge. Ein Minister wird laut getadelt. Stürmische Verhaftungen. Verdächtige Personen reisen. Regimenter schiffen sich ein. Es gibt viel zu sprechen. — Im December wird einem guten Fürsten von einem guten Volk Beifall zugejauchzt. Die Intriganten stehen beschämt. (Ende gut, Alles gut.)

Die Unfehlbarkeit der Vorausſagungen wird übrigens durch ein dreifaches Imprimatur bekundet, durch die Unterschrift des Vikarius des h. Offizio, des Bischofs von Foligno, des apostolischen Delegaten zu Perugia. Die zum Schluß des Büchleins angehängte Genealogie schließt mit dem 31sten Juli des vorigen Jahres ab und ist mithin von altem Datum. Sie beginnt wie billig mit dem Kirchenstaat, gibt das Alter des regierenden Papstes auf 74 Jahre an, und die Zahl der Kardinäle, welche das heilige Kollegium bilden, auf 56. Dreizehn Hüte sind vakant. Die ältesten Kardinäle zählen 84 Jahre, der jüngste 39.

Das einzige Unklare im ganzen Barbanera ist die Cabala für den Lottospieler, welche jedem Monat angehängt ist. Sie ist fast zu orakelmäßig gestellt. Ich wage mich an keine Uebersetzung und gebe nur eine dieser Anweisungen als Pröbchen:

Uno e 4 danno l'estremo,	4	1	6
Otto e 7 vengon poi.		5 7	
Giocatori, dite voi			
Sei con 5 che farà?	8	3	1

Wer diese Frage zu lösen versteht, setze im Monat Mai in die Lotterie. Es kann ihm nicht fehlen.

Einiges aus der Reise eines Kapuzinergenerals.

Hartmann von Reinegg wurde 1726 zum Oberhaupt der Kapuziner gewählt, der erste Deutsche, dem diese Würde zu Theil ward. Troz seiner 69 Jahre entschloß sich Hartmann, die Klöster seiner seraphischen Söhne zu besichtigen. Er durchreiste daher Spanien, Frankreich, die Niederlande, Deutschland, Helvetien und Italien. Auf dieser Wanderung, die sieben Jahre dauerte, begleitete ihn als deutscher Geheimschreiber Pater Emmerich von Hall in Tyrol. Dieser gab dann, „zu nutzbaren, auch ergötzlichen Zeitvertreibung, auf vielfältig- und sehnliches Anverlangen" eine Beschreibung der Reise heraus: „Siebenjährige Wanderschaft R. P. Hartmanni, des ganzen Capucinerordens ministri generalis. Insbrugg. 1755. 4." — Einige Stellen aus diesem sehr seltenen Buch werden vielleicht manche Leser ergötzen. Im ganzen Buch sind Gastronomie und Polemik ungefähr im selben Verhältnisse gemischt, wie in den folgenden Notizen.

Auf die Franzosen stichelt Pater Emmerich bei jeder Gelegenheit. „Wir versuchen nun hier in Bajona nach der spanischen auch die französische Capucinerkuchel, in welcher die Speisen zwar ziemlich wohl bereitet werden, aber sehr geschmeidig angericht: viel Teller und wenig darauf."

Bei Sables, einem Städtchen in der Bretagne, bemerkt er: „An diesem Ort lauffte bei Ankunfft P. Generalis alles Volk zusammen, und hatte unser Muletier mit seinen zwei Maul-Eseln mehr Zuseher als mancher Pohlnischer Bären-Treiber mit seiner Schallmey-Pfeiff." — Und bei Nantes: „Heute wurde ein Predig gehalten, unter welcher die Weibs-Bilder hauffenweiß in das Claustrum hereindrangen, auch allda frey herumspatzierten, bis man letzlich dieses Geflügel-Werk doch mit herber Müh wiederum von dannen hinausgestöbert." — Bei Augsburg heißt es: „Diese vornehme Reichsstadt ward im Jahr des Herrn 1703, da ich mich daselbst im Novicial befande, von denen Franzosen hart belagert, auch endlich wirklich eingenommen; als aber folgendes Jahr Prinz Eugenius in der siegreichen Schlacht bei Höchstätt den französischen Goggelhahn dermaaßen gerupft, daß er annoch mit Schmerzen daran gedenket, wurde Augsburg und selbige Gegend von so unbeliebigen Gästen erlediget."

Zur Probe, wie deutsche Verhältnisse besprochen werden, Folgendes: „Die Speißkuchel ist hier (in Köln) zwar gut, doch siebet man fast nichts als Mehlspeisen und sehr vieles von kalten Sachen, als schweinernen Schunken u. dgl. Indessen muß sich ein reisender Magen in Warmes und Kaltes zu schiken wissen." — Als der General nach Bacharach kam, mußte, obgleich die Bürgerschaft größtentheils protestantisch war, auf Befehl des Kurfürsten von der Pfalz mit allen Glocken geläutet werden. Dies entlockt dem Pater folgenden schadenfrohen Seitenhieb: „Wie nun dieses unverhoffte Glockenspiel dem Herrn Pastor und seiner Hausfrauen etwan gefallen, lasse ich dahin gestellt seyn." — Straßburg gibt vollends Veranlassung zu einem siegprangenden Ausfall auf die Protestanten: „Die Lutheraner haben in dieser Stadt das freie Religions-Exercitium, nicht aber die Calvinisten. Im allhiesigen großen Kranken-Spital, so unsre Patres bedienen, wird Rarität halber ein Wein aufbehalten, der über 240 Jahr alt, folgsam älter als der lutherische Glauben ist."

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

(Fortsetzung.)

Sturmfluth. Ominöser Traum. Mostkitalien.

Von dem Leben in den niedrigen Theilen der Stadt kann man sich kaum einen Begriff machen. Diese boten im wörtlichsten Verstande den Anblick von Venedig dar, indem alle Gassen zu schiffbaren Kanälen geworden waren, und wirklich mit Kähnen beschifft werden mußten, um die Passage zu erzwingen. Sobald die wirkliche Gefahr beseitigt war, zeigte sich Alles voll Leben und Rührigkeit, ja selbst voll Heiterkeit: es gab aller Orten für die physische Kraft und die Industrie zu verdienen, und wenn das ist, dann ist der überaus thätige Hamburger immer bei der Hand. In den überschwemmten Gassen wimmelte es bald von Kähnen aller Art, und improvisirte Schiffer boten aller Orten ihre Hülfe an. In Gegenden, wo das Wasser minder hoch stand, offerirten rüstige Arbeitsleute sogar ihre Schultern Männern und Frauen, um den Weg durch das Wasser zurückzulegen, und selbst zarte Damen durften es nicht verschmähen, sich von diesen modernen heiligen Christophein durch die wogenden Fluthen tragen zu lassen. Dabei fielen natürlich, außer manchen malerischen und ergötzlichen Scenen, auch hin und wieder Prellereien von Seiten der Träger vor, die, in der Mitte des Wassers angelangt, plötzlich ihre anfänglichen Forderungen erhöhten, und wollte man ihnen nicht willfahren, die armen Geprellten mitten in der Gasse niedersezten, so daß sie sich zu einem wenig behaglichen und zuträglichen kalten Bade verurtheilt sahen. Nachts wurden die Gassen mit einer Menge von erleuchteten Schiffen befahren; diese schwimmenden Lichter auf der brausenden Wasserfläche, die das Bild der Flamme zitternd abspiegelten, hatten ganz das Ansehen von Irrwischen, die sich über eine sumpfige Fläche hinbewegen, was sich überaus malerisch, ja fast feenhaft ausnahm. Man konnte sich den durch alle diese wechselnden Bilder erregten Betrachtungen um so ungestörter überlassen, da mit der Mitternacht die drohendste Gefahr für die Stadt beseitigt war, indem von da an die Fluth zu fallen anfing. Mit Recht wird der Ausländer, der an solche Ueberschwemmungen nicht gewöhnt ist, die Frage aufwerfen: wo bleiben die Bewohner der Keller und der der Ueberschwemmung ausgesezten Gebäude, und auf welche Weise bergen sie ihre geringe Habe? Ein uralter Gebrauch, den selbst der Inhumanste nicht zu verletzen wagen würde, besiehlt den Bewohnern der nächstliegenden, geschützteren Gebäude, die Bedrohten sammt ihren Effekten bei sich aufzunehmen, bis das Wasser sich wieder verlaufen hat. So geschah es auch diesmal. Bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten zeigt sich der biedere, menschenfreundliche und hülfreiche Charakter des Hamburgers in seinem vollsten Glanze: Hohe und Niedere helfen einander brüderlich; der Unterschied der Stände hört für den Augenblick auf und man bringt einander ohne Murren Opfer aller Art.

Von diesen großartigen Ereignissen sey es mir vergönnt, auf eine, zwar in ihren Folgen unwichtigere, doch gleichfalls auf traurige Weise interessante Begebenheit der lezten Tage überzugehen. Folgendes wurde mir von einer zuverlässigen Person, die in der Nähe des Unglücklichen wohnte, von dem ich zu erzählen habe, mitgetheilt. Vor einigen Nächten hatte der Lehrbursche eines auf dem Deiche wohnenden Schlossermeisters einen entsetzlichen Traum: ihm wurde nämlich in diesem die Kehle auf dem Wege nach dem drei Stunden von hier entfernten Städtchen Bergedorff abgeschnitten. Er erzählt am Morgen seinem Lehrherrn den gehabten Traum, und dieser antwortet ihm nicht ohne einige Bestürzung: „Das ist doch um so sonderbarer, da du heute wirklich nach Bergedorff gehen mußt, wo ich eine Geldzahlung zu leisten habe.“ Der Knabe sträubt sich und fleht; allein er muß troz dem den unglückseligen Weg antreten. Etwa auf der Mitte desselben, in Billwärder, ergreift ihn auf's Neue eine solche Angst, daß er zu dem ihm wahrscheinlich bekannten Vogt des Dorfes geht und diesen um Gotteswillen bittet, ihm bis über eine einsame und gefährliche Stelle hinaus einen Begleiter mitzugeben. Der Vogt gibt ihm seinen Knecht mit, der wieder nach Haus umkehrt, so wie er den Knaben über die bezeichnete Stelle gebracht hat. Allein dieser kann troz dem nicht fort, sondern kehrt, dem heimkehrenden Knechte nachgehend, wieder nach Billwärder um, wo er den Vogt nochmals bittet, ihm den Knecht bis Bergedorff mitzugeben: er habe Geld bei sich, einen entsezlichen Traum gehabt und fürchte sich sehr. Der brave Mann willfahrt ihm nochmals und der Knecht wird zum zweiten Male sein Begleiter. Am folgenden Tage bringt man die Leiche eines Ermordeten, den man mit abgeschnittenem Halse an einer abgelegenen Stelle auf dem Wege nach Bergedorff gefunden. Neben ihm lag ein großes Messer, mit welchem vermuthlich die That verübt worden war. Schaudernd erkennt der Vogt in dem Ermordeten den unglücklichen Schlosserburschen und zugleich das Messer für eines, das er am Tage zuvor dem Knechte gegeben, um die Weiden damit zu beschneiden, die eines seiner Ackerfelder einfassen. Als dem Knechte die Leiche und das Messer gezeigt werden, gesteht er sogleich sein Verbrechen ein, das er erst dann bei sich beschlossen, als er erfahren, daß der Knabe Geld bei sich habe. — Da ist Stoff zu einem neuen „vier-und-zwanzigsten Februar!“

Auf eine erheiternde Weise wurde das Publikum in der lezten Zeit durch den Uebertritt eines jungen, angehenden, wie man sagt, in seinem Fache höchst geschickten Kaufmanns zur Bühne unterhalten. Dieser junge Mann hatte sich schon früher den Musen gewidmet, und sogar unter dem Namen Ludolph Schleier ein belletristisches Blatt, den „Nordalbingischen Telegraphen,“ auf eigene Kosten herausgegeben; dieses mußte jedoch aus Mangel an Theilnahme — wie ich glaube, schon nach dem ersten Quartale — wieder eingehen. Troz dem gab der junge Mann seine sehr gute Comptoirstelle auf und beschloß, sich gänzlich den Musen zu widmen, und nicht nur Dramen zu schreiben, sondern selbst darin aufzutreten. Vergebens riethen ihm Wohlmeinende dies ab, da ihm zum Bühnenhelden Alles fehlt: er trat troz dem in Altona auf, und da einige Spötter sich den übeln Scherz erlaubten, ihm einen fast wüthenden Beifall zu zollen, da das ganze anwesende Publikum in diesen Scherz einstimmte, hielt sich unser armer junger Mann für einen zweiten Garrick und Roscius, und gibt jezt auf der Bühne in der Vorstadt St. Georg Gastrollen über Gastrollen, was freilich, da das ganze Publikum sich einen — wie ich glaube, unerlaubten — Scherz daraus macht, den Armen in dem Wahne zu bestärken, daß er zum Mimen geboren sey, sehr volle Häuser, aber auch großen Skandal gibt, so daß selbst die Polizei einschreiten muß. Das traurige Spiel wird leider noch immer fortgesezt und könnte leicht ein sehr unglückliches Ende nehmen. Als das traurige Zeichen einer gleichsam vom Vergnügen übersättigten Zeit und Generation ist es anzusehen, daß ein ganzes Publikum zu solchen Ergötzungen seine Zuflucht nimmt, um noch ein Lächeln auf den Lippen hervorzurufen:

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 44.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 20. Februar 1839.

Mille miracula movet faciemque mutat locis, et defert montes, subrigit plana, valles extuberat, novas in profundo insulas erigit. Haec ex quibus causis accidant, digna res est exculi. Quod, inquis, erit pretium operis? — quo nullum majus est: nosse naturam.

Seneca.

Ueber Erdbeben überhaupt und vorzüglich jene in der Schweiz. *

Von F. J. Hugi.

So viel zu allen Zeiten über die Erdbeben gesprochen und geschrieben worden, so wenig sind wir darüber noch im Reinen. Die Wirkungen sind zwar sehr gewaltig, die Ursache davon aber nicht nur gänzlich unserer Beobachtung entzogen und in's Innere der Erde gedrängt, sondern so wesentlich mit dem Wesen des Erdleibes verwoben, daß ohne durchgreifende Auffassung desselben sich nie eine genügende Erklärung denken läßt. Anderseits werden aber auch die Erscheinungen der Erdbeben beitragen, die Naturgeschichte der Erde zu beleuchten. Jede anzuführende Erklärungsart der Erscheinungen muß natürlich auf dem Gebiete der Hypothese wurzeln. Der große Haller bemerkt aber: „die Gewißheit ist ein echtes Gold, dessen Preis niemals heruntergesezt werden kann; es wäre gut, wenn wir dessen so viel hätten, daß wir der willkürlichen Münze entbehren könnten; da aber dieses nicht angeht, da wir ohne diese fast von der ganzen Naturlehre schweigen müßten, sollten wir nicht das Fehlende mit dem Wahrscheinlichen ergänzen und statt einer Ruine ein Gebäude aufführen?"

Was Herder von den Menschen sagt: „Wie der köstliche Wein von seinem Boden Geschmack nimmt, Saft und Farbe, so sind wir die Gewächse der Zeit," das gilt, wie von allen wissenschaftlichen Ansichten, so vorzüglich auch von denen über die Erdbeben. Waren z. B. in der Wissenschaft blos materielle und mechanische Ansichten vorherrschend, so wurden die Erdbeben nach diesem Maßstabe erklärt, was so weit ging, daß selbst Helmonts unterirdisch schwimmender und an die Ufer anschlagender Klöppel vollen Beifall fand. Tauchte im Laufe der Zeit die chemische oder organische Ansicht auf, oder wurde der Sinn für Physikotheologie oder Naturphilosophie vorherrschend, oder wurden auch nur einzelne wichtige Entdeckungen, wie Elektricität, Galvanismus, die Spannung der Dämpfe, die Bildung und Verbrennung der Gase u. s. w. bekannt, gleich fand man eine entsprechende Ursache jener großen Erscheinung. So sind der Theorien über die Erdbeben wohl unzählige.

Die Ansichten der Alten hat uns am besten Seneca im sechsten Buche seiner Quaestiones naturales gesammelt. Thales glaubte, die Erde sey vom Wasser getragen wie ein Schiff, und daher die Schwankungen derselben. Ein

* Dieser Aufsatz des rühmlich bekannten Naturforschers ist für jeden allgemein Gebildeten verständlich, und wird allen, die sich für Naturgeschichte überhaupt, und für das Leben der Erde insbesondere interessiren, willkommen seyn.

großer Theil der alten Weisen nahm im Erdinnern Ströme, stürzende Bäche, Seen oder Meere an, wie auf der Oberfläche. Bald nun erschüttern die bewegten Meere, bald die angeschwollenen Flüsse die Ufer und damit die Erdoberfläche; nach andern aber waschen die Innengewässer erdige Theile weg, wodurch Felsenstürze und Erdschlipfe erfolgen, und dadurch die Erdbeben. Nach Anaxagoras entsteht oft im Erdinnern ein Luftzug, der die verdichtete und bewölkte Innenluft durchbricht und dadurch Feuer entlockt, wie in den Außenwolken, das nun Alles durchdringt und erschüttert. Anaximenes nimmt eine fortwährende innere Verwitterung an, und in deren Folge Felsenstürze auf das Feste oder in's Wasser, was jene Bebungen zur Folge habe. Manche andere, sagt Seneca, nehmen ein inneres Glühen an, wodurch ein ungeheurer Dampf entsteht, der vermöge seiner steigenden Spannkraft Alles auseinander treibt, weniger heftig aber eine Bewegung der Erdtheile hervorbringt. — Aristoteles und Theophrast, zum Theil auch Archelaus betrachten als Ursache der Erdbeben eine innere Ausdunstung, feucht, als Dampfentwicklung, oder trocken, als Gasentwicklung, wobei die zusammengedrängte Luft einen Ausweg sucht und alles Widerstrebende erschüttert. Strato von Lampsacus, der 281 Jahr vor Christus den Gegenstand bearbeitet, baut seine Theorie auf den Gegensatz von Kälte und Wärme, die im Erdinnern in fortwährendem Kampfe alle jene Erscheinungen bewirken. Metrodorus von Chios glaubt, in die ungeheuern Lufträume der Erde stürze Wasser oder Luft, dadurch entstehe Schall und Wiederhall, wodurch die umgebende Erdrinde erbebe wie die Wände eines Fasses, in das man hineinruft. Posidonius unterscheidet mit Recht eine senkrechte Bewegung nach oben und ein Schwanken nach den Seiten, dem Seneca noch ein eigentliches Zittern oder Beben beifügt. Das Erstere entstehe durch unterirdische Einstürze, die zwei letzteren dagegen durch eingeschlossene, einen Ausweg suchende Luft. Dieser Ansicht ist auch Callisthenes, den Alexander der Große tödtete. Democrit, Epicur und andere behaupten, keine der angeführten Ursachen sey allein die wahre, sondern aus den Erscheinungen lasse sich auf mehrere zugleich schließen; sie lassen nun Erde, Wasser, Luft und Feuer sich vereinen und gegenseitig auf einander einfließen, um jene Wirkungen hervorzubringen.

Mit dieser fast eins ist eine andere Ansicht des Alterthums, der auch Seneca zum Theil beistimmt. Er führt sie mit folgenden Worten an, mit der Bemerkung, daß die meisten Schriftsteller dieser Ansicht seyen: „Daß die Erde nicht ohne Luft sey, ist offenbar. Ich meine aber nicht die, wodurch sie mit sich selbst zusammenhängt und ihre Theile verbindet, die auch in Steinen und todten Körpern ist, sondern ich meine jene Leben gebende und erregende und alles nährende. Wenn sie keine solche hätte, wie könnte sie doch so vielen Pflanzen, die von nichts anderem leben, Luft eingießen? Wie könnte sie so verschiedene Wurzeln hegen und so Vieles und Verschiedenes erzeugen? Es könnte die Erde nicht so Vieles und Großes, ja Größeres als sie selbst ist, ernähren, wenn sie nicht voll Lebensluft wäre, die sie Tag und Nacht von allen Seiten ausströmt. Unser Körper wird angefeuchtet, theils durch diese Luft, theils durch das Blut. Wir haben aber theils enge Behältnisse der Lebensluft, durch welche sie nur strömt, theils weitere, in denen sie sich sammelt und von da vertheilt. So ist auch der ganze Erdkörper theils von Wassern, welche die Stelle des Bluts vertreten, theils von Luft durchströmt, welche man nicht anders als Lebenshauch der Erde nennen kann. Aber wie in unserm Körper beim gesunden Zustande die beweglichen Adern ihre Ordnung halten, beim gestörten Zustande aber schneller schlagen, und wie Seufzen und tiefes Aufathmen Zeichen von Entkräftung ist, so bleibt auch die Erde im natürlichen Zustande unerschüttert; fehlt es aber irgendwo, dann entsteht eine Bewegung wie in einem kranken Körper, indem die Luft ihre Adern erschüttert. Auch unser Körper erzittert nur in dem Falle, wenn irgend eine Ursache unsern Athem in Unordnung bringt, so wie er z. B. durch Furcht zusammengezogen oder durch's Alter kraftlos wird, oder durch Unthätigkeit der Adern seine Lebhaftigkeit verliert, oder durch Frost gehemmt, oder durch Fieber gestört wird.“ Alles Erdbeben entstehe so durch gehemmten Athmungsproceß, durch gehemmten Luftzug; die eingeschlossene, zusammengedrängte und durch die innern Processe verdorbene Luft suche einen Ausweg nach oben und den Seiten, und so werden die nahe gelegenen Erdmassen erschüttert.

Aus den Jahrhunderten der Mittelzeit ist uns wenig Neues und Gediegenes bekannt; ja die tiefen Lehren des Alterthums waren gänzlich vergessen. Statt der natürlichen und rein wissenschaftlichen Betrachtungsweise der Natur, die wir bei den alten Griechen und auch theilweise bei Lucretius, bei Seneca u. s. w. finden, tauchte einerseits der unsinnigste Aberglaube und andernseits eine religiöse Ansicht auf, die zu einseitig dem Alterthum sich entgegensetzte und mit diesem im Kampfe sein Heil nur in dessen gänzlicher Vergessenheit suchen mußte. Zugleich war jene Mittelzeit äußerlich zu sehr bewegt und innerlich von den Fesseln einer alles Denken beherrschenden und jede freie Aeußerung verdammenden Hierarchie zu sehr gebunden und zu wenig vorgebildet, als daß man zu tieferem Selbstdenken und Selbstforschen hätte erwachen können. Man lese die unzähligen Citate älterer Schriften in den naturhistorischen Werken des alten Jesuiten Schott, und man wird staunen über den tiefen wissenschaftlichen

Stand jener Jahrhunderte. Indessen die Zeit rang sich nach ihren Verhältnissen so gut als jede andere empor. Als die Furcht vor dem Heidenthume verschwunden war, fanden die Schriften der Alten wieder Würdigung, und das nüchterne Forschen erwachte.

(Fortsetzung folgt.)

Reise- und Lebensbilder.

Von Franz Freiherrn Gaudy.

VI.

Epiphania.

Das erste große Fest, welches das junge Jahr den Römern bringt, ist der heilige Dreikönigstag. Am Vorabend findet ein Markt von Kinderspielzeug und Eßwaaren aller Art auf der Piazza Sant'Eustachio und in den umliegenden Gassen Statt. Ganz Rom strömt hin, um die ausgestellten Herrlichkeiten anzustaunen, und sich mit Vorrath für den folgenden Tag zu versehen. Epiphania ist nämlich das Fest der Kinder, welche zum Angedenken der Gold und Myrrhen darbringenden Könige mit Spielwaaren und Naschwerk beschenkt werden. Der Römer verwandelt den Namen des Festes in Beffana, und schafft diese Beffana wieder zu einer Hexe um, welche zur Nachtzeit durch den Kamin herabsteigt, sich theils sichtbar in Gestalt einer schwarzgekleideten Puppe zeigt, theils sich begnügt, Spuren ihrer Anwesenheit zu hinterlassen, und die Taschen der frommen Kinder mit Nüssen und Konfituren vollzustopfen. Im ersten Falle trägt sie zwei Strümpfe voll Leckerbissen in der einen Hand, in der andern eine Ruthe. Schöne Kinder schicken jungen Männern von ihrer Bekanntschaft wohl am andern Morgen ein allerliebstes Strümpfchen zu, und dem Empfänger liegt es ob, diesen naiven Pompadone mit Confetti zu füllen.

Der Markt wird nach dem Ave Maria bis zur dritten Stunde der Nacht besucht. Die Erleuchtung mit Tausenden von Lampen und Lämpchen macht sich prächtig, nicht als ob sie die unserer Weihnachtsmärkte so gewaltig überstrahlte, wohl aber weil sie unter so klarem, heiterm Himmel stattfindet, wo die Oellampe ungeschützt im Freien brennt und kein Luftzug das stille Flämmchen bewegt. Hinter der Rotonda beginnt die Region der Lebensmittelverkäufer. Jeder hat seine Waare auf das lustigste aufgeputzt. Der Fruchthändler stapelt Aepfel, Apfelsinen und Zitronen in riesigen Haufen auf, besteckt sie mit Rosen und Myrtenzweigen, und beklebt die Pomenäpfel und Nüsse mit Goldschaum; auf den Tischen der Federviehverkäufer liegen lange Reihen bis auf Kopf und Schweif gerupfter Kapaunen, wilder und zahmer Enten, Lerchen, Drosseln und Bekassinen, während in den daneben stehenden Käfichten hunderte von Stieglitzen und andern Singvögeln wild durcheinander flattern. Der Fleischhauer behängt die geschlachteten Ochsen und Zicklein mit chinesischen bunten Lampen; der Pizzicaol gallonirt seine Salami, Mortadella, Büffel- und Parmesankäse mit Silberflittern, bunten Papierstreifen und Lorbeerfestons. Jeder Waare ist ein Zettel angeheftet, welcher in kolossalen Ziffern die Preise benennt. Unter den Spielwaaren zeichnen sich die von Thon gebildeten fingerlangen Püppchen durch ihre Zierlichkeit aus. Sie dienen zur Zusammenstellung des presepio, der bildlichen Darstellung der Anbetung der Hirten, und bilden einen eigenen Handelsgegenstand. Ganze Buden sind voll kleiner Schäfchen, Eselchen, Hirten, wasserschöpfenden Mädchen, Madonnen, und über dem bunten Gewimmel glitzert der langgeschweifte Stern des Morgenlandes. Jede Familie erbaut ihren Kindern in der heiligen Nacht das Kripplein, und läßt die herumziehenden Pifferari aus den Abruzzen kommen, und die Schalmei und den Dudelsack davor blasen. Das profane Spielzeug, Tänzerinnen und Offizierpuppen, Hanswurst, antike und moderne Helme, Trommeln und Trompeten, Kesselchen und Pfännchen, gleicht sich überall. Befremdlicher erscheinen dagegen dem Nordländer, zumal dem Nichtkatholischen, die kleinen zinnernen Weihkesselchen, Monstranzen, Patenen, die Meßgewänder und Stolen von Goldpapier, die Nonnen und Mönchspuppen, die vollständig garnirten Duodezkapellchen. Sie dienen zu Geschenken für die dem geistlichen Stand bestimmten Kinder, für die schon in der Wiege dem Himmel gelobten. Kein Mensch sieht in dem Spiel mit dem Heiligsten eine Profanirung. Meine Wirthin erwiderte auf den deßhalb gemachten Einwurf, weßhalb ich denn keinen Anstoß an den Bildern der Madonna und der Apostel nehme, welche den Scudi- und Paulstücken aufgeprägt sind, und ob diese im täglichen Wechsellauf von Christen zu Ketzern, Juden und Heiden nicht noch ärger als jene Hostien und Sprengwedelchen entweiht würden? Was ließ sich darauf entgegnen? — Die Hauptlust des Epiphaniamarktes ist aber für den Römer der Lärm. Hier ist er in seinem eigentlichen Elemente, hier darf er der ihm angebornen Leidenschaft nach Herzenslust fröhnen und Probe zu dem bevorstehenden Karneval halten. Jedermann, gleichviel welchen Alters und Ranges, eilt, seine Hände mit einer Schellentrommel zu bewaffnen, ein Holztrompetchen zu erstehen, vor allem aber ein daumenlanges zinnernes Pfeifchen, und darauf seine beethovenschen Symphonien aufzuführen; wehe dem fremden Ohre, das sie anhören muß!

Mit Sonnenaufgang verkündet der Donner der Kanonen von der Engelsburg das Fest. Der Prozeßion in St. Peter, der feierlichen Messe in der Sixtinischen Kapelle, der griechischen Wasserweihe in St. Anastasio beizuwohnen versäumte ich zu Gunsten der in der Kirche der Propaganda nach allen Riten begangenen Messen. War dem Laien auch das Meiste um so unverständlicher, als die um Auskunft angesprochenen römischen Geistlichen selber sich mit Unkenntniß entschuldigten, so blieb mir doch die Augenlust unverkümmert. Welch herrliche Gestalten, welch edle, ma'erische Köpfe, welch reiche Ornate zeigten sich nicht an den verschiedenen Altären unter den coptischen, arabischen, syrischen, griechischen Priestern! Einer der schönsten Männer war ein Mönch vom Berge Libanon, dessen Bekanntschaft ich vor einigen Tagen gemacht hatte. Gleich den meisten prangte er mit der Zierde eines vollen, unverkürzten Bartes, und der scharlachrothen, einer Kaiserkrone ähnlichen, abgestumpften Mitra.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

(Fortsetzung.)

Theurung. Literatur.

Wahrlich, es liegt in der gegenwärtigen Zeit weit mehr Stoff zur Trauer, als zur Heiterkeit. Das vorige, für die Produktion der ersten Bedürfnisse so ungünstige Jahr, verbunden mit wucherischer Spekulation, die von der allgemeinen Noth eben die größten Zinsen zu ziehen bemüht ist, hat in den meisten, zum Leben durchaus nothwendigen Artikeln eine Theuerung hervorgebracht, die den Menschenfreund mit Schrecken erfüllen muß. Das Brod ist um das Doppelte theurer, als in andern Jahren, und die Fleischpreise sind so gestiegen, daß die Armuth gar nicht mehr auf dieses Nahrungsmittel rechnen kann. Dazu kommt noch, daß, wegen der an andern Orten ausgebrochenen Viehseuchen, das Schlachtvieh in Holstein und Jütland von Spekulanten aufgekauft wird, und überdies auch noch der König von Dänemark seit Neujahr einen Ausgangszoll darauf gelegt hat. Von solchen Unfällen wissen aber unsere Metzger und Bäcker, die durchaus unter keiner Controlle stehen, eben ihre besten Vortheile zu ziehen, und statt die Fleisch- und Brodpreise nur um so viel zu erhöhen, als die Accise beträgt, schlagen sie gleich das Doppelte auf. Dies hat zur Folge, daß der Unbemittelte die benöthigten Lebensmittel theils aus dem nur zehn Minuten von Hamburg entfernten Altona einzuschwärzen sucht, theils lieber die Accise an den Thoren dafür bezahlt, wobei er immer noch einen bedeutenden Vortheil hat, da dort die Preise im Verhältnisse außerordentlich billig sind, auch das Brod nach amtlicher Vorschrift gebacken werden muß. Freilich gibt es in Altona keine Schlächter und Bäcker, die ungeheuer reich sind, eigene Equipagen u. s. w. haben; aber die öffentliche Wohlfahrt steht sich doch besser dabei, und so wäre eine ähnliche Controlle wahrlich auch für uns zu wünschen. Wie weit die Unverschämtheit einiger Bäcker geht, ist kaum zu glauben: das von ihnen gelieferte Brod ist um die Hälfte kleiner als früher, und das Roggenbrod, troz des um das Doppelte theurern Preises, so schlecht und so sehr mit Kleie vermischt, daß es kaum zu genießen, ja gewiß für die Gesundheit nachtheilig ist; und doch bildet es die Hauptnahrung der ärmern Klasse. Diese Uebertreibung wird indeß ihre Frucht tragen; denn eben dadurch, daß das Unheil seine höchste Spitze erreicht hat, wird man zu der Ueberzeugung gelangen, daß ihm durch heilsame Geseze gesteuert werden müsse, wie dies bereits in andern wohleingerichteten Staaten längst geschehen ist. Ueberall, wohin man blickt, sey es auf das Materielle oder auf das Geistige, bietet sich Stoff zur Trauer und zu großen Bedenklichkeiten dar. Gährungsstoffe liegen aufgehäuft da, und hin und wieder haben bereits Gährungsprocesse begonnen. Namentlich werden diese leztern auch in der Literatur immer sichtbarer, und zwar eben in den Geistern, die sich aus der Masse herausheben. Es ist eine neue geistige Welt im Werden; aber wie wird sie sich gestalten, und welche Frucht wird diese bange, verworrene Durchgangsperiode uns bringen? Wie lange wird man in der Literatur noch beim Negiren bleiben, und wann endlich den Boden glatt genug rasirt und ausgerodet finden, um frische, bessere Saat hineinstreuen zu mögen? Dies sind die Fragen, welche der Denkende sich täglich vorlegen muß, die aber eben so lebensmüde machen, weil man sich keine Antwort darauf zu geben vermag. Zwar scheint es bei einigen bevorzugten Geistern schon Tag werden zu wollen und sie die Durchgangs- und Gährungsperiode bereits hinter sich zu haben; allein diese Wenigen, die eben durch früheres Irregehen vielleicht auf den rechten Weg geriethen, werden von den zur Zeit noch auf Irrwegen Wandelnden mit einer fast an's Gemeine streifenden Wuth verfolgt und als Apostaten verschrien, was denn wahrhaft widrige Federkriege hervorruft. Zu denen, die sich sowohl durch Geist, als durch Gesinnung gegenwärtig auszeichnen, muß man unbedingt jezt Guzkow und den kleinen Kreis seiner nähern Freunde rechnen. Das, was er durch seine „Wally" in Vieler Augen sündigte, vergütete er wieder durch seine neuern Geistesprodukte. Man darf wohl behaupten, daß Guzkow, gegen den sich bei seinem Hieherkommen so viele Stimmen, so manche Vorurtheile erhoben, mit jedem Tage mehr Terrain in der guten Meinung gewinnt, wozu denn freilich sein streng geregeltes bürgerliches Leben, worauf man hier mit Recht einen großen Werth legt, nicht wenig beitragen mag. — Ein anderer strebsamer junger Mann und reichbegabter Geist ist Ludwig Wihl, den Guzkow nach sich gezogen zu haben scheint. Er ist ein glücklicher und geschäzter Dichter, und beweist durch seine kritischen Aufsäze, namentlich im „Hamburger Korrespondenten," daß er Geist und Urtheilskraft in ausgezeichnetem Maße besize. Er gehört, da auch er die Durchgangsperiode schon hinter sich zu haben scheint, durchaus zu den Gemäßigten, und strebt sichtlich nach Unpartheilichkeit und Wahrheit.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 4.

Mittwoch, 20. Februar 1839.

[68] Die neuen Beschlüsse der Londoner Conferenz vom 22. Januar d. J. veranlassen die Unterzeichnete, die in ihrem Verlag erschienene:

Historisch-diplomatische Darstellung

der

völkerrechtlichen Begründung

des

Königreichs Belgien

von

Nothomb und Michaelis.

Mit einer Charte des Königreichs Belgien.

gr. 8. Preis 5 fl. oder 2 Rthlr. 20 Gr.

wiederholt anzuzeigen.

Dieses Werk enthält den Stand und die Lage der belgisch-holländischen Rechtsverhältnisse bis auf den heutigen Tag, und gibt in dem reichen Urkundenbuche die sie betreffenden wichtigsten diplomatischen Staatsakten und politischen Dokumente. Es verbreitet also ein helles Licht über die bevorstehende Endentwicklung dieser unter allen anderen europäischen, gewiß bedeutungsvollsten Angelegenheit, und wird daher gegenwärtig dasjenige Interesse, welches ihm bei seinem Erscheinen zu Theil wurde, in noch erhöhtem Maße erregen.

Stuttgart und Tübingen, Februar 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[48] **Neue Musikalien,**

welche bei

Breitkopf & Härtel in Leipzig

vom Mai bis Ende December 1838 erschienen und durch alle Buch- u. Musikhandlungen zu beziehen sind.

Instrumental-Musik.

Berbiguier, Ecrin des jeunes Flûtistes, p. Flûte et Piano 4 Suites. Nr. 1. Variat. sur un motif de Donizetti. Nr. 2. sur un motif de H. Herz. Nr. 3. sur un thème de Mercadante. Nr. 4. sur un thème de Bellini. à 10 Gr.

David, F., Op. 6. Introd. et Variat. sur un thème russe pour le Violon av. acc. d'Orch. 2 Thlr. 4 Gr.
— la même avec accomp. de Piano. 1 Thlr. 4 Gr.
— Op. 8. Introd. et Variat. sur un thème de Fr. Schubert pour la Clarinette av. Orch. 1 Thlr. 16 Gr.

Schmitt, Al., Op. 80. 2 Quatuors p. 2 Violons, Alto et Vlle. Nr. 1 et 2. à 2 Thlr. 12 Gr.
— Op. 81. 2 Quatuors p. 2 Violons, Alto et Vlle. Nr. 1 et 2. à 2 Thlr. 12 Gr.

Kummer, F. A., Op. 39. Introd. et Variat. sur un thème de Bellini p. le Violoncelle avec Quatuor. 1 Thlr.
— le même avec Piano. 16 Gr.
— Op. 8. Introd. et Variat. sur un thème de Fr. Schubert p. la Clarinette av. Orch. 1 Thlr. 16 Gr.

Pianoforte-Musik.

• **Album** für Pianoforte und Gesang für das Jahr 1839, mit Beiträgen von *Fr. Chopin*, *A. Henselt*, *Fr. Kalkbrenner*, *Felix Mendelssohn-Bartholdy*, *G. Meyerbeer*, *L. Spohr*, *S. Thalberg* und *Clara Wieck*. Elegant cartonnirt. 5 Thlr.
Prachtausgabe mit Goldschnitt. 5 Thlr.

Adam, A., Mosaique 4 Suites de mélanges des morceaux favoris de l'Opéra: Guido et Ginevra arr. p. Pfte. Liv. 1. 2. 3. 4. à 20 Gr.
— Grand Galop de Guido et Ginevra p. Pfte. 10 Gr.

Bach, J. S., le Clavecin bien tempéré ou 48 Préludes et Fugues dans tous les tons majeurs et mineurs p. Piano. Partie 1 et 2. à 2 Thlr. 12 Gr.

Burgmüller, Op. 44. Réminiscences p. le Piano sur des motifs fav. de Guido et Ginevra Liv. 1. 2. 3. à 14 Gr.
— Op. 46. Une fleur sur son passage. A la Reine Victoria d'Angleterre. Grande Valse brill. pour le Piano à 2 mains. 12 Gr.
— Le même pour le Piano à 4 mains. 20 Gr.

Chopin, F., Op. 33. 4 Mazurkas p. le Piano. 1 Thlr.
— Op. 34. 3 Valses brillantes p. le Piano Nr. 1. 2. 3. à 14 Gr.

Czerny, C., Op. 516. Réminiscences de Guido et Ginevra p. le Piano. Nr. 1. Fantaisie brillante 16 Gr. Nr. 2. Rondo brillant 1 Thlr. 1 Thlr. 16 Gr.

Duvernoy, J. B., Op. 85. 3 Fantaisies p. le Piano sur des thèmes fav. de Guido et Ginevra. Liv. 1. 2. 3. à 12 Gr.
— Op. 86. 2 Divertissemens p. le Piano sur des motifs du Domino noir. Liv. 1. 2. à 12 Gr.
— Op. 87. Fantaisie p. le Piano à 4 mains sur des motifs du Domino noir. 1 Thlr. 4 Gr.
— Op. 88. 6 Bagatelles p. le Piano sur des motifs fav. de Rossini et Auber, divisées en 3 Suites composées chacuna d'un Air et d'on Rondo. Liv. 1. 2. 3. à 12 Gr.
Halevy, F., Guido at Ginevra oder die Pest in Florenz, arr. p. le Piano seul. 5 Thlr.
— Potpourri sur des thèmes favoris de Guido et Ginevra arr. p. la Piano à 2 mains. 1 Thlr.
— Potpourri sur des thèmes favoris da Goido et Ginavra arr. p. le Piano à 4 mains. 1 Thlr.
Henselt, A., Op. 5. 12 Etudes de Salon p. le Piano 2me. Suite. Liv. 1 et 2. à 1 Thlr. 12 Gr.
— Impromptu p. le Piano. 8 Gr.
Herz, J., grande Valse p. le Piano. 12 Gr.
Hünten, F., Op. 102. 3 petits Rondos sur le Ballet: „la Diable boiteux“ p. le Piano. 16 Gr.
— Op. 103. Las Concurrentes. Rondo sur un thèma favori du Ballet: „la Chatte métamorphosée en femme“ et Variations sur un thème ital. Liv. 1 at 2. à 16 Gr.
— Op. 110. Rondo alla polacca p. le Piano. 8 Gr.
— 4 Airs da Ballet de Guido et Ginevra arr. p. la Piano. Liv. 1. 2. 3. 4. à 14 Gr.
Kalkbrenner, F., Op. 142. Souvenir da Guido et Ginavra. Fantaisia brillante p. le Piano. 16 Gr.
Kunze, G., Schottischer Brautwalzer für das Pianoforte. 4 Gr.
Lortzing, A., Potpourri aus dar Oper: Czaar und Zimmermann, für das Pianoforte zu 4 Händen. 1 Thlr.
— Dasselba f. d. Pfte. zu 2 Händen. 20 Gr.
Mendelssohn-Bartholdy, F., Op. 25. 1er. Concerto (en Sol) arrangée pour le Piano à 4 mains. 2 Thlr.
Schuncke, C., Op. 52. Le Pensionnat. Pièces faciles et brillantes p. le Piano à 4 mains en 12 Cahiers. à 12 Gr.
— Op. 53. 3 Divertissemans sur des motifs du Guido et Ginevra p. le Piano. N. 1. 2. 3. à 12 Gr.
Schwencke, C., Amusemens p. le Piano sur des thèmes favoris de Guido et Ginevra, composées pour de petites mains qui ne peuvent pas prendra l'octava. 4 Suites. à 12 Gr.
Thalberg, S., Op. 26. 12 Etudes p. le Piano. Liv. 1. 2. à 1 Thlr. 12 Gr.
Wolff, E., Op. 9. Valses brillantes p. le Piano. 12 Gr.

Geissler, C., Op. 53. Neueste leicht ausführbare Orgelstücke verschiedenen Charakters zum Studium und für den Gebrauch beim öffentlichen Gottesdienste. Nr. 19 der Orgelsachen. 20 Gr.

Gesang-Musik.

* **Album** für Gesang und Pianoforta für das Jahr 1839, mit Beiträgen von *Fr. Chopin*, *A. Henselt*, *Fr. Kalkbrenner*, *Felix Mendelssohn-Bartholdy*, *G. Meyerbeer*, *L. Spohr*, *S. Thalberg* und *Clara Wieck*. Mit dem Portrait von S. Thalberg.
Elegant cartonnirt. 3 Thlr.
Prachtausgabe mit Goldschnitt. 5 Thlr.

Banck, C., Op. 28. Matinées musicales. 10 Gesänga ital. u. deutsch mit Begleitung des Pianoforte. Liv. 1. 20 Gr.
Halevy, F., Guido et Ginevra oder die Pest in Florenz. Oper in 5 Acten. Vollständiger Klavier-Auszug. 12 Thlr.

☞ Sämmtliche Nummern daraus einzeln à 4 Gr. bis 1 Thlr. 4 Gr.
Lithander, C. L., Der Zigeunerknabe im Nordan für 1 Singst. mit Begleitung des Pianoforte. 8 Gr.
Mendelssohn-Bartholdy, F., Op. 42. der 42ste Psalm im Klavier-Auszug. 2 Thlr.
— Die Solo- und Chorstimmen dazo. 1 Thlr. 8 Gr.
Meyerbeer, G., 6 Élégies et Romances, paroles françaises et allemandes, avec accomp. da Piano. 1 Thlr. 8 Gr.
— Les mêmes séparées. Nr. 1. Le Poëta moorent (Der sterbende Dichter). 12 Gr. Nr. 2. Chant de Mai (Maiiied). 8 Gr. Nr. 3. La fille de l'air (Die Tochter dar Luft). 6 Gr. Nr. 4. La Marguerite du Poëte. 4 Gr. Nr. 5. La folle de St. Joseph (Die Wahnsinnige). 6 Gr. Nr. 6. Fantaisie. 8 Gr.
Petschke, H. T., Op. 4. Der Fischer. Ballade von Goethe f. 1 Singst. mit Begl. des Pianoforte. 12 Gr.
Pocci, Franz Graf v., Op. 8. 3 Duetten für Sopran und Alt, mit Begl. des Pfte. 12 Gr.
Spohr, L., Op. 103. 6 deutsche Lieder mit Begl. des Pianoforte und der Clarinette (7te Sammlung der Gesänge). 1 Thlr. 8 Gr.
Kiesewetter, R. G., Ueber die Musik der neuern Griechen, nebst freien Gedanken über altegyptische und altgriechische Musik, mit 8 Tafeln. 3 Thlr.

Portraits.

Mandelssohn-Bartholdy, Felix.	18 Gr.
Meyerbeer, Giacomo.	12 Gr.
Thalberg, Sigismund.	18 Gr.

---

[28] So eben sind mit Eigenthumsrecht erschienen:
Chopin, 2 Nocturnes p. Piano. Op. 32. arr. à 4 mains. ¾ Rthlr.
Henselt, Al., 2 Nocturnes p. Piano. Op. 6. ¾ Rthlr.
— Andante et Etode, Poëme d'amour p. Piano arr. à 4 mains, p. Mackwitz. ½ Rthlr.
Reissiger, L'Espérance frustrée. Etuda expressive p. Piano. Op. 141. 14 Gr.
Taubert, La campanella. Etude p. Piano. Op. 41. ⅓ Rthlr.
Thalberg, Scharzo p. Piano. Op. 31. 1⅙ Rthlr.
Barlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[51] In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Polytechnisches Journal,

herausgegeben
von den

DD. Dingler und Schultes.

Erstes Januarheft 1839.

Inhalt. Warts Verbesserungen an den Locomotiven und Dampfwagen, welche zum Theil auch auf gewöhnliche Dampfmaschinen und zu anderen Zwecken anwendbar sind. Mit Abbildungen. — Ueber die Raschheit der Bewegung der Eisenbahnwagen und über die Zeit, welche beim zeitweisen Anhalten der Wagenzüge auf der Liverpool-Manchesters Eisenbahn verstreicht. Von Edw. Saug Esq. — Ueber eine an den Streckwerken in Ronchamp gebräuchliche Art von Aufstellung. Von Hrn. Emil Dollfus. Mit Abbild. — Charltens Verbesserungen an den Ankern, Spillen und Schiffswinden. Mit Abbild. — Ueber eine auf mathematische Principien gegründete Kettenbrücke. Aus einem Vortrage des Hrn. Dredge. — Rickets Verbesserungen in der Buchbinderkunst, welche zum Theil auch auf das Beschneiden des Papieres und zu andern Zwecken anwendbar sind.

Mit Abbild. — Troughtons Verbesserungen in der Verzierung von Mauerwänden und anderen mit Cement belegten Oberflächen. — Beschreibung der von Hrn. Selligue, Mechaniker in Paris, erfundenen Methode zur Erzeugung des für die Gasbeleuchtung bestimmten Kohlenwasserstoffgases. Mit Abbild. — Buttons Verbesserungen in der Bleiweißfabrication. Mit Abbild. — Ueber die sogenannten galvanisirten Metalle. Von einem der Ausschüsse der Académie de l'Industrie. — Einiges über das Platiren mit Platin. — Troughtons Verbesserungen in der Gewinnung von Kupfer aus den Kupfererzen. — Clay's Verbesserungen in der Eisenfabrication. — Verfahren, um den Jodgehalt der Warecsoda mit Genauigkeit bestimmen zu können; von Hrn. Lassaigne. — Ueber die Producte, welche bei der langsamen Einwirkung von Kalk auf Zucker entstehen; von Hrn. Braconnot. — Ueber eine zufällige Verunreinigung des Brodes mit Kupfer durch die zum Mahlen des Getreides angewandte Maschinerie; von Hrn. Thieullen. — Fabrikmäßige Darstellung der Schmierseife in Schweden und Rußland. — Untersuchung einer sogenannten Mineralseife oder künstlich bereiteten Walkerde, von Hrn. Lassaigne. — Miscellen. — Alphabetisches Verzeichniß der im Jahre 1838 in Frankreich ertheilten Patente. — Einiges zur Erklärung der Dampfkessel-Explosionen. — Labarre's Verbesserungen an den Dampfbooten. — Zahl der Dampfmaschinen in Birmingham. — Elisha Towns Räder für Locomotiven. — Ein Eisenbahnsignal. — Die Drathbahn zum schnellen Transporte leichterer Lasten. — Francis' Rettungsboot. — Chapuis' künstliche Schieferplatten zum Dachdecken. — Weiteres über die in Amerika gebräuchliche Häuserversetzung. — Manvielle's Einrichtung der Beutelvorrichtung für Mühlen. — Ueber die in Westphalen gebräuchlichen Tennen von Zinder. — Ueber Prier's adjustirbaren Rundhobel. — Sir John Robinsons Instrument zum Höhenmessen. — Sprachröhre an den Kutschen angebracht. — Robinsons Schutzmittel für den Metallbeschlag der Schiffe. — Gresso's Verfahren augenblicklich Essig zu bereiten. — Ueber das Deckvermögen des auf verschiedene Art bereiteten Bleiweißes. — Angebliche Entdeckung des Fluors. — Verfälschung der Cochenille mit metallischem Blei. — Neue Methode die Wollenstoffe zu trocknen. — Ueber Aufbewahrung des Mehles.

Zweites Januarheft.

Ueber die rotirende Dampfmaschine des Hrn. John Upton von Battersea. Mit Abbildungen. — Gerichtliche Untersuchung, welche über die zweite, auf dem Dampfschiffe Victoria vorgefallene Explosion gepflogen wurde. Mit Abbild. — Verbesserungen an den zur Locomotion auf Eisenbahnen und Straßen dienenden und auch zu andern Zwecken anwendbaren Maschinen, von R. Peppercorne. Mit Abbild. — Verbesserter Mechanismus, welcher in vielen Fällen anstatt der Zahnräder und anderer Maschinerien angewendet werden kann, von Buckingham. Mit Abbild. — Ueber einen Pumpenkolben von der Erfindung des Hrn. Berndson. Mit Abbild. — Holebrooks verbesserte Methode Schiffe zu treiben. Mit Abbild. — Lowe's verbesserte Methode Schiffe zu treiben. Mit Abbild. — Verbesserter Apparat zum Anhalten oder Einsperren der Wagen, von John Houtston. Mit Abbild. — Hills Verbesserungen an den Maschinen, durch welche die Baumwolle und andere Faserstoffe zum Spinnen zugerichtet werden. Mit Abbild. — Einiges über die Analyse der Runkelrübe. — Bostelmanns Anleitung zu einer sichern und vortheilhaften Bereitung des Runkelrübenzuckers in ländlichen Haushaltungen. Mit Abbild. — Miscellen. — Alphabetisches Verzeichniß der im Jahre 1837 in Frankreich ertheilten Patente. (Beschluß.) — Das Dampfschiff Archimedean. — Morins und Sainte-Preuve's System für Räderfuhrwerke. — Callands meteorologische Uhr. — Daguerre's Methode die Bilder in der Camara obscura auf Papier zu fixiren. — Ueber die Anwendung von Kieselschiefer oder lydischem Steine zu einem hydraulischen Cemente. — Briants und St. Légers hydraulischer Cement. — Neues Verfahren zur Fabrication der chlorsauren, chlorigsauren und unterchlorigsauren Salze. — Stevensons Methode die Verfälschung schriftlicher Documente zu verhüten. — Ueber Papierfabrication aus der Rinde des Maulbeerbaumes. — Die Fabrication von Mousseline-de-laine in England. — Ueber den englischen Bücher-Einband in Calico und Seide. — Ueber die auf den Land-Communicationsmitteln in England lastenden Taxen.

* * *

Von diesem sehr gemeinnützigen und wohlfeilsten Journal Deutschlands erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang aus 24 Heften mit 30—36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

[69] Im Verlag der Unterzeichneten sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

L. T. Freiherrn v. Spittler's
sämmtliche Werke.

Herausgegeben
von
Carl Wächter.

15 Bände. gr. 8. Preis 53 fl. 45 kr. oder 31 Rthlr. 16 Gr.

Die hervorstechendsten Eigenschaften eines großen Geschichtschreibers, innigste Bekanntschaft mit den Quellen, literärisch-kritischer Scharfsinn, Fülle der Gedanken, Schnelligkeit des Ueberblickes, Leichtigkeit und Gewandtheit im Auffassen der Hauptpunkte, lebendige Phantasie, gezügelt durch die höchste historische Redlichkeit, Begeisterung für menschliche Größe, verbunden mit der feinsten Menschenkenntniß, Selbstständigkeit des Urtheils und eigenthümlicher Gang der Untersuchung, die sich überall Bahn bricht, sind charakteristische Vorzüge Spittler's als Historiker. Wir zweifeln nicht, daß diese Sammlung von den vielen Zuhörern des ehemaligen berühmten akademischen Lehrers als ein werthes Andenken an den unvergeßlichen entgegengenommen, von dem Vaterlande, das ihn im Ganzen hochgehalten und den Ersten der Nation beigezählt hat, als ein Denkmal der geistigen Wirksamkeit eines großen Mannes und als eine reiche Fundgrube politischer Weisheit gebührend geehrt, und von der Nachwelt als ein originelles Ganzes, das in der Geschichte der Literatur Epoche gemacht hat, den besten Nationalgütern beigezählt werden wird.

Stuttgart und Tübingen, Februar 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[51] So eben ist vollständig erschienen und versendet:

Antike Novellen
von
Ludwig Rein.

1—4ter Band. 4 Rthlr. 6 Gr.
Leipzig, Ch. E. Kollmann.

Inhalt: 1) Die Priesterin. 2) Alexander von Pherä. Das goldne Palmblatt. 3) Die Statue. 4) Die Tochter des Philosophen.

Ludwig Rein, welcher dem Publikum durch seine in Taschenbüchern gelieferten Erzählungen bereits rühmlich bekannt ist, beschenkt hier dasselbe mit Dichtungen ganz neuer Art, mit Dichtungen aus der griechischen Vorzeit. Nach den sorgfältigsten Vorstudien gearbeitet, sind sie wohl geeignet, die Aufmerksamkeit gebildeter Leser in höherem Grade zu erregen und zu fesseln, als viele Erscheinungen der neuesten Zeit dies zu thun vermögen, wie auch die Stimme der Kritik in Bezug auf das erste Bändchen sich schon anerkennend über dieselben ausgesprochen hat.

---

[56] Bei **Emil Günz** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Mensch.
Eine Untersuchung für gebildete Leser.
Von Dr. **M. C. F. W. Grävell,**
Königl. Preuß. Geh. Justiz-Rath.
Vierte neu bearbeitete Ausgabe mit dem Bilde des Verfassers. 1839. gr. 8. 25 Bogen, eleg. brochirt.
Preis 1 Rthlr. 20 Gr.

Nachdem drei starke Auflagen und zwei noch stärkere Nachdrücke von diesem Werke vergriffen und auf diese Weise gegen 20,000 Exemplare in Deutschland und im Auslande verbreitet worden, bedarf diese vierte Auflage gewiß nicht einer Empfehlung, sondern nur einer Anzeige, um nach ihrem Werthe gewürdigt und beachtet zu werden.

---

[57] **Neue Novelle von Biernatzki!**

Von dem Prediger Biernatzki, dessen frühere Novellen nicht allein in Deutschland günstig aufgenommen, sondern auch gleich ins Englische, Holländische und Dänische übersetzt worden sind, — gewiß eine seltene Auszeichnung für einen deutschen Schriftsteller! — ist so eben eine dritte Novelle erschienen, mit dem Titel:

Der braune Knabe,
oder
die Gemeinden in der Zerstreuung.
Novelle
von
J. C. Biernatzki.

2 Bände. 8. Altona, Hammerich, geh. $2\frac{3}{4}$ Rthlr.

Biernatzki's Novellen haben einen großen Kreis von Lesern sich erworben, und sein Name wird im In- und Auslande mit Achtung genannt. Der braune Knabe greift lebhaft in die gegenwärtigen Verhältnisse, und ist vom höchsten Interesse für jeden, der den kirchlichen Wirren der Zeit Aufmerksamkeit schenkt!

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz u. s. w. haben den braunen Knaben vorräthig.

---

[52] Das in der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg erschienene Werk:

Das Schloß von Morteuil; aus dem Französischen der Mlle. A. de Petitval von F. Wesenfeld. 3 Theile, 3 Rthlr.

ist eine so anziehende Schilderung interessanter Begebenheiten, bildend und unterhaltend, daß es gewiß eine willkommene Erscheinung für die deutsche Lesewelt, vorzüglich Leserinnen seyn wird, und sich auch besonders zu einem Geschenk an junge Damen eignet.

№ 45.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 21. Februar 1839.

Da kam die Menge zusammen, und wurden bestürzt; denn es hörete ein Jeglicher, daß sie mit seiner Sprache redeten.

Lucas. Apostelgeschichte.

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Nach Tisch strömt das Volk nach der Kirche Araceli, um die Prozession des h. Bambino zu sehen. In der zweiten Seitenkapelle zur Linken am Eingang ist schon von der Weihnachtszeit an ein Presepio errichtet. Die Jungfrau, eine fast lebensgroße Figur, sizt bei der Wiege des Jesuskindes, der h. Joseph steht zur Seite, Hirten nahen, aus den transparenten Wolken schaut Gott Vater, von Engelschaaren umgeben, hernieder. Die Gestalten sind grell bemalt, mit Putz und Flitterstaat überladen, und dennoch macht das Ganze einen wunderbaren Effekt. Die Beleuchtung geht vom Himmel aus, von dem ein magisches Licht auf die Heiligenbilder fällt. Die Kapelle, das ganze linke Kirchenschiff sind dunkel gehalten, der Fußboden mit Knieenden überdeckt. Man hört nur das Wispern der Gebete. Dann und wann wird der schwere Vorhang der Kirchenthür aufgehoben, und ein scharfes Licht von Außen streift über die andächtige Menge, welche zu jeder Tageszeit um die Krippe geschaart ist. Am Epiphaniatage wird dem Presepio gegenüber eine Art Tribüne errichtet; festlich gepuzte kleine Knaben und Mädchen werden wechselsweise hinaufgehoben und halten eine kurze Rede bald auf die Madonna, bald auf das Jesuskind. Nach dem Hochamt wird das leztere umhergetragen. Der Santissimo Bambino von Araceli ist ein Wickelkind von Wachs, dessen silberne Krone eben so wie die Windeln von Perlen und Edelsteinen flimmern. Voran zieht eine Musikbande, welche Donizettis oder Mercadantes Walzer spielt; ihr folgen die Klosterbrüder, mit Kerzen in den Händen, den Zug beschließt der Prior, welcher den Bambino trägt. Zweimal wallt die Prozession durch das Haupt- und die Seitenschiffe jenes alten Tempels des capitolinischen Jupiter. Das Gedränge ist entsezlich; nur mit Mühe vermag die Miliz dem Zuge den bedürftigen Raum zu erwirken. Von weit und breit ist das Landvolk hereingeströmt; die Frauen der Gebirge in malerisch bunten Trachten, die Römerinnen mit ihren rothwollenen Kopftüchern erheben gleich farbigen Tulpen aus dem Gewühl. Jezt bewegt der Zug sich langsam nach dem Haupteingang. Die Trompeten schmettern, der Prior tritt aus der Pforte, zeigt den Bambino dem auf der Treppe des Kapitols, auf der von Araceli, auf dem gleichnamigen Platze geschaarten Volke, und die Tausende sinken auf die Knie und schlagen zerknirscht an die fündige Brust.

Früher war es an demselben Tage, wo die Festreden von den Schülern der Propaganda in ihren verschiedenen Muttersprachen abgehalten wurden. Das Zusammentreffen

von so vielen Feierlichkeiten hat jezt die Vertagung jenes Esercizio accademico auf den nächsten Sonntag Nachmittag nothwendig gemacht. Die Straße vor der Propaganda, die Gänge und Treppen waren mit Lorbeer- und Myrtenzweigen bestreut. Ein junger, aus Koblenz gebürtiger Propagandist begrüßte in mir den Landsmann und führte mich in den festlich zu jenen Redeübungen geschmückten Saal. Im Hintergrund erheben sich amphitheatralisch über einander aufsteigende Sitze für die Alumnen; zunächst der Bühne standen die mit rothem Sammt ausgeschlagenen Sessel für die patres purpurati; ihnen folgten die langen Reihen der Rohrstühle für die Zuhörer, welche sich in großer Anzahl zu dem seltenen Feste eingefunden hatten. Jezt zogen die Schuler in ihren wallenden schwarzen und rothgefütterten Talaren paarweise ein und reihten sich auf der Tribüne. Bald nach ihnen erschienen auch sechs Eminenzen. Der lezte war der berühmte Mezzofanti, dieser Alexander unter den Gelehrten, der im Siegesflug fünfzig Königreiche und ihre Millionen Unterthanen, ein halbes hundert Sprachen und deren Wortgewimmel erobert und beherrscht.

Der Schulakt begann mit einer lateinischen Rede, welche Rom als stete Siegerin durch die Gewalt der Waffen, durch die größere Macht der Wissenschaften, des Glaubens pries. Der Redner wurde applaudirt. Die anwesenden Italiener gaben das Signal und belehrten uns Fremde durch praktische Fingerzeige, wie solche Huldigung einem Jeden, der sich öffentlich hören lasse, von Gott und Rechts wegen zukomme. Jezt erhob sich ein Redner nach dem andern, bald rechts, bald links, nannte aber wohlweislich erst die Sprache, in welcher er sich vernehmen zu lassen gedenke, eine Vorsicht, die bei diesem babylonischen Stimmengewirr unerläßlich war. Eine hebräische Rede folgte, ihr eine syrische, von einem aus Aleppo gebürtigen Schüler gehalten; dieser eine samaritanische, lezterer eine arabische. Der Redner stammte vom Berge Libanon und erntete allgemeinen Beifall durch den Wohlklang seiner metrischen Dichtung, durch lebensvollen, kräftigen Vortrag. Nach ihm sprachen ein Türke und ein Perser. Ein Illyrier trug in italienischen Terzinen eine ziemlich frostige Allegorie von Tugend und Unschuld vor. Zwischen beiden brach ein junger Mann in schwarzem Fracke und blitzendem Ordensstern und gewaltigem Bart ein — es war Don Miguel. Die ihm gezollten Complimente, das Scharren der Stuhl- und Menschenfüße verschlang den Rest der Rede. Zwei junge Armenier redeten zuerst in der Schriftsprache, dann in der Mundart des Volks, und vereinigten sich dann zu einem elegischen Gesang, der stark, aber nicht angenehm an den der kosackischen Sänger, die den Pulks heulend voranziehen, erinnerte. Die nachfolgenden Sprachen waren die georgische, mandäische und kurdische. Drei junge Männer erhoben sich, um eine chaldäische Ecloge vorzutragen; nachdem sie eine Zeitlang gestritten, ja sogar hart an einander gerathen, wie ich es aus dem heroischen Aufstampfen des Fußes entnahm, versöhnten sie sich und ließen vereinigt eine nicht allzuliebliche Hymne erschallen. Sie wurden abgelöst durch den altgriechischen Redner, dieser durch einen neugriechischen, dieser wieder durch einen Dubliner, welcher schwülstige lateinische Hexameter scandirte. Die celtische Sprache ward durch einen Mac-Intyre repräsentirt, Schottland und Irland reihten sich ihr an, diesen Illyrien und die Bulgarei. O'Connor aus Irland unterschied sich von seinem radikalen Namensvetter durch die Zahmheit seines italienischen Sonetts; weniger geduldig geberdete sich der Pole, der den Untergang der Freiheit seines Vaterlandes in schönen, männlichen Versen beklagte, worauf der Deutsche, ein kleines, blondes Jüngchen, in bluttriefenden achtzeiligen Stanzen den bethlehemitischen Kindermord und andere Kopfabschlagungen vortrug. Holland, England, Romanien und Portugal sprachen nach ihm. Ein junger Paderborner gab ein fast zu epigrammatisches Epigramm in lateinischer Sprache zum Besten: es war schon zu Ende, ehe man nur den kleinen Redner in dem immer dunkler werdenden Saale und unter den schwarzen Commilitonen ausfindig gemacht hatte. Eben so wenig genügte der Bombast der französischen Alexandriner. Eine Kalifornese, Paolo Tac, dessen charakteristische Physiognomie den fernen Volksstamm verrieth, redete erst katalonisch, dann in seiner Muttersprache, welche durch ihre barbarischen Laute allgemeinen Jubel verbreitete; hierauf ließen sich ein Spanier, ein Wallache, ein Albaneser, ein Kind des orientalischen Oceans in der Sprache der Gambier-Inseln hören. Zwei junge Egyptier hielten einen coptischen Dialog; ein Landsmann trug äthiopische Verse vor. Nun kam die altchinesische Sprache an die Reihe: Joachim Kuo von Huo-nan, mit veritabelster chinesischer Pagodenphysiognomie, streute einen Hagel von harten, Chausseekieseln gleichenden Monosyllaben über die Versammlung aus; er erntete einen wüthenden Applaus, während Jungchina leider ein zu schwächliches Organ hatte, um einen gleich vollen Lorbeerkranz zu erringen. Sein Gesang klang übrigens harmonischer, als sich nach so rauhen Lauten erwarten ließ. Ein italienisches ringraziamento beschloß die originelle Feierlichkeit, welche am folgenden Tag für die Ordensgeistlichen wiederholt wird.

Ueber Erdbeben. Von J. F. Hugi.

(Fortsetzung.)

In Bezug auf unser Thema sehen wir in jener Mittelzeit zuerst wieder die Ansichten der Alten erwachen,

dann sich ergänzen und modifiziren. Pater Kircher z. B. glaubt, das Innere der Erde erzeuge alles, was die Außenfläche; Feuchtigkeit, Wasser, Luft und Feuer mit Sulphur, Nitrum, Salz u. s. w. sey in den ungeheuern Innenräumen in fortwährender Gährung, und wenn die dadurch erzeugten Dämpfe und Gase gehemmt seyen, nach der Außenfläche zu entweichen, so erschüttern sie die Höhlenwände und endlich qua data porta ruunt.

Die vorzüglichsten neueren Ansichten über Erdgestaltung, die eben so verschiedene über Erdbeben zur Folge hatten, mögen folgende seyn: Franklin betrachtet die Erde wie eine hohle Nuß, Hansten als immer thätigen Doppelmagnet, Steffens das Innere als metallischen, und Andere als granitischen Kern, Biot, Cordier u. s. w. als feurig-flüssige Masse, in allmähligem Erkalten begriffen, und Peron als einen Eisklumpen, der erst an der Oberfläche aufgethaut. Gruithuisen hält die Erde für ein Aggregat von ineinander eingesenkten Weltkörpern; nach Fischer sollen die Flötzgebirge als Ringe vom Himmel gefallen seyn und die feurig-flüssigen Urgebirge aufgetrieben und so die Erde als Aggregat vollendet haben. Nach Davy ist die Erde eine außen von der Sonne und innen durch chemische Processe erwärmte Kugel. Nach Poisson wandert sie im Weltraum, ist nun in kälteren Gegenden angekommen, wird aber wieder nach wärmeren zurückkehren. Prevost vergleicht sie mit einem Braten, der schon so lange sich am Spieß vor dem Feuer gedreht, daß endlich auch das Innere gar geworden. Nach Fourier ist sie eine glühende und nur durch Ausstrahlung außen hart gewordene Kugel. Nach Delametherie ist die Erde eine galvanische Säule. Vielleicht der größere Theil aber behauptet, die Erde sey aus einer Flüssigkeit oder einem alten Chaos hervorgegangen, bald nach mechanischen Gesetzen der Schwere, bald nach mehr chemischen, elektrischen u. s. w. Tournefort, Keppler, Poetius, die Naturphilosophen und vielleicht der größere Theil der heutigen Forscher betrachten die Erde, wie Plato, Pythagoras, Heraklit, Empedokles u. s. w. als Organismus, der aber bald pflanzen-, bald thierähnlich, bald ganz eigenthümlich gedacht wird.

Immerhin hat auf die Erklärung der Erdbeben eine vorgefaßte Ansicht über die Erdgestaltung wesentlichen Einfluß. Wenn auch Davy, Humboldt, Gay-Lussac die Erdbeben von den Explosionen der Kalimetalle, Lemery von der Entzündung des Schwefels mit Eisen, und Andere von Steinkohlenbränden herleiten, und man wieder die Elektrizität, Wasserstoff, Sauerstoff, Dämpfe und die ganze Chemie zu Hülfe ruft, so gründen sich doch alle jene Annahmen wieder auf irgend eine allgemeine Erdansicht, und dienen nur, in Verbindung mit derselben die Sache zu entwickeln.

Näheren Einfluß auf die Entwicklung der Theorien über Erdbeben hatten fast immer die Vulkane, die heißen Quellen, die Zunahme der Wärme nach Innen, dann die Annahme, daß nur zwanzig Meilen tief unter der Erdfläche die Luft vermöge des atmosphärischen Druckes dichter als Gold seyn müsse, ferner Stukelys Berechnung, daß ein dreißig Meilen sich erstreckendes Erdbeben wenigstens fünfzehn bis zwanzig Meilen tief herauf kommen müsse. Meist jedoch legt man auf jene Annahmen zu viel Gewicht und erwägt zu wenig, daß sie theils einseitig, theils nicht ganz erwiesen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Februar.

(Auszug aus einem Privatbriefe.)

Die kaiserliche Familie.

Blicken wir am Anfang des neuen Jahres zurück, um die durchzogene Straße des verflossenen zu überschauen, so müssen wir gestehen, daß wir sie recht bequem, obgleich etwas langweilig zurückgelegt haben. Wenig hervorspringende Berge haben den Weg durchschnitten, und Abgründe sind hier zu Lande fast unmöglich. Welchen Nachgeschmack das Jahr 1858 hinterlassen — wer will das bestimmen? Im Grunde ist der Zeitraum eines Jahres viel zu kurz, um die Farbenveränderung des socialen Lebens scharf und kenntlich hervortreten zu lassen; ist doch selbst in Paris und London dies zu bestimmen unmöglich, wenn nicht etwa die Politik den Pinsel ergreift, um der socialen Physiognomie einige markige Striche aufzutünchen. In Oesterreich aber behält das Angesicht der Societät seine ruhigen Züge, und nur die Zeit bringt hie und da einige Falten und Schönpflästerchen hinein. Nehmen wir etwa die humane Bewegung, welche die Ueberschwemmung in Ungarn hier hervorbrachte, aus, so sehen wir nirgends einen Punkt, der das Niveau des gewöhnlichen Einerlei unterbrochen hätte. Das wichtigste Ereigniß bleibt die mehrmonatliche Abwesenheit des Kaisers. Wenn die Abwesenheit des Hofs in jeder Residenz eine Veränderung des geselligen Barometers hervorbringt, so ist dieses in Wien um so mehr der Fall, da sich jene Veränderung nicht nur in den höhern Kreisen, sondern auch in den untern Volksklassen manifestirt. Wien heißt nicht umsonst die Kaiserstadt: es gehört zum Charakter dieser Residenz, daß der Kaiser innerhalb ihrer Mauern sich befindet. Der Wiener fühlt sich unbehaglich, wenn er nicht um die Mittagsstunde die sechs milchweißen Rosse der Erzherzogin Sophie durch die Jägerzeile rollen sieht, wenn er nicht Abends in der Loge das ruhige Gesicht des Erzherzogs Franz Karl erblickt, wenn er nicht Sonntag Morgens den Kaiser und die Kaiserin, umgeben von den blitzenden Uniformen der ungarischen und deutschen Garden, den feierlichen Zug in die Burgkapelle antreten sieht. Der Wiener ist gewohnt, fast täglich in die unmittelbare Nähe der kaiserlichen Familie zu kommen.

Im Gedränge der öffentlichen Vergnügungen, auf Spaziergängen, Redouten ꝛc. kommt bisweilen der Rock des Bürgers mit dem eines kaiserlichen Prinzen in Berührung, im Prater fährt der Wagen der Kaiserin nicht selten hinter einem schlichten Fiaker im langen Zuge her, ohne die Ordnung zu stören, und will man endlich den Kaiser selbst sehen, so braucht man nur im Winter Nachmittags auf die Bastei zu gehen; der Mann im einfachen Oberrocke, der dort in Begleitung zweier anderer Herren fast unbemerkt promenirt, das ist der Kaiser mit seinen Oheimen, dem Erzherzoge Karl und dem Erzherzoge Ludwig. Fast an jedem hübschen Winternachmittage kann man dem Kaiser auf dieser Promenade begegnen, und wer ihn nicht persönlich oder aus dem Porträt kennt, der ahnt gewiß nicht, daß der schlichte Mann, der neben ihm einhergeht, der Beherrscher des österreichischen Staats ist. Selbst aus den Mienen der übrigen Spaziergänger ist nichts zu merken, sie ziehen den Hut und gehen ruhig vorüber; nur Wenige bleiben stehen, aber fast keiner verräth im Ausdruck seiner Physiognomie jenes Erstaunen, welches eine ungewöhnliche Erscheinung hervorzubringen pflegt. Von jener ängstlich kleinlichen Etikette, mit welcher sich hier und da mancher Hof, selbst untergeordneten Ranges, umpanzert, ist hier keine Spur zu finden. Ich führte vor einiger Zeit zwei Fremde, die aus einer kleinen deutschen Residenz hieher kamen, in das Burgtheater. Es wurde gerade ein beliebtes Lustspiel von Deinhardstein gegeben und das Publikum überließ sich seiner natürlichen Laune, lachte, applaudirte, empfing die Schauspieler ꝛc. ganz nach gewöhnlicher Weise. Als der Vorhang nach dem ersten Akte gefallen war, begann jene laute Conversation, worin der Wiener vielleicht nur von dem Italiener übertroffen wird. Plötzlich stieß mich einer meiner Gäste leise an: „Wer sizt dort oben in jener glänzenden Loge?" — „Es ist der Kaiser," antwortete ich. — „Unmöglich," flüsterte jener fast erschrocken, „bemerken Sie nur, wie laut, wie ungebunden das Publikum ist." — „Und dennoch sehen Sie da oben den Kaiser lächeln, und die Kaiserin schaut ganz behaglich durch ihre Lorgnette zu uns in's Parterre herab; Sie können daraus zur Genüge sehen, daß man unsere Ungebundenheit nicht übel nimmt."

(Fortsezung folgt.)

Hamburg, Februar.

(Schluß.)

Mystiker. Theater.

"Im benachbarten Holstein rührt sich der „alte Maulwurf" wieder einmal unter der Erde. Claus Harms, Probst und Pastor zu Kiel, der berühmte Thesenmann, oder, wie man ihn wohl scherzweis nennt, der Papst von Holstein, eifert aufs Neue gegen die Aufklärung und namentlich gegen die Dintersche Schullehrerbibel. Die Sache ist diese: Ein Schullehrer in Süder-Dithmarschen (Holstein) erhielt, zum Beweise der Anerkennung seiner Berufstreue, von der patriotischen Gesellschaft die Dintersche Bibel zum Geschenke. Dies hielt Pastor Harms für eine Versündigung am Christenthume und zog sowohl gegen die Geber, als gegen den Empfänger im „Izehoer Wochenblatte (einem Provinzialblatte) donnernd los, was natürlich mehrere Repliquen veranlaßte, unter denen sich die des Archidiakonus Wolf in Kiel durch Gediegenheit und christliche Würde auszeichnet, und der Gesinnung ihres Verfassers um so mehr Ehre macht, da er mit Harms auf einer Kanzel steht. Uebrigens verhalten sich die Mystiker in unserer Stadt und Umgegend ziemlich still und treten, wenn auch noch geheim fortwirkend, doch nicht mehr so laut und entschieden auf, als vor einigen Jahren, sey es, weil sie zu begreifen anfangen, daß ihr Reich ein Ende habe, sey es, weil der Unwille der Herrscher über die Königsberger Muckergeschichte und die Auswanderungen ganzer, durch die Mystiker irre geleiteter Gemeinden sie eingeschüchtert, oder endlich, weil die Hauptschreier ihren Zweck erreicht und die gewünschten Versorgungen gefunden haben. Bei uns ist ganz ersichtlich das Unwesen dadurch mehr in den Hintergrund getreten, daß diejenigen, welche am lautesten und keckſten ihre Stimme zu Gunsten der Verfinsterung erhoben, Anstellungen, nicht sowohl von den Behörden, als von ihren Anhängern erhielten. So ist der Candidat Morath, ein eifriger Vertheiler der Traktätchen, die er in einem Seebade den dort anwesenden Damen auf eine belästigende Weise aufgedrungen haben soll, zum zweiten Prediger in Mölle befördert worden; der Candidat Wichern ist Vorsteher der Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder, die, von den Mystikern begründet, ganz in ihrem Sinne und Geiste verwaltet wird; der Candidat Pehwöller ist Superintendent bei der Gesellschaft für die Heidenbekehrung — so lautet der Titel, wenn ich nicht irre — und der famöse Herausgeber des berüchtigten „Bergedorfer Böten," Candidat Brauer, Vorsteher einer Anstalt, worin Missionäre gebildet werden, die von dem Volke, charakterisch genug, „die Muckeranstalt" genannt wird. Die drei Leztern haben treffliche Stellen mit guten Einkünften, sind verheirathet und — schweigen jezt, wo sie zu schreien nicht mehr nöthig haben. Ich denke, das ist bezeichnend genug.

Das hiesige Stadttheater ist noch immer bemüht, seinen alten Ruhm zu behaupten; manches classische Stück geht über unsere Bühne, das wohl allein durch eine gute Darstellung sich erhält, da der Geschmack des Publikums sichtlich im Argen liegt. Unter den neuern Opern hat die Halevysche: „Guido und Ginevra, oder die Pest in Florenz," wahrhaft Furore gemacht; aber, zu unserer Schande sey es gesagt, weniger durch guten Text und gediegene Composition, als durch die außerordentlich schönen und reichen Decorationen des Theatermalers Cocchi, verbunden mit einer vortrefflichen Darstellung. — Ole Bull hat uns nochmals besucht und zwar reichen Beifall von Seiten der Kenner, aber nicht mehr jenen Enthusiasmus gefunden, den er bei seinem ersten Auftreten fand: er war nicht mehr neu. — Das sogenannte zweite Theater schmachtet ersichtlich nach Neuigkeiten, d. h. nach pikanten, wozu namentlich Lokalpossen zu zählen sind, denn mit diesen, so wie mit Parodien, kann es allein das Haus füllen, da ihm zu ernsteren und größeren Darstellungen die Mittel fehlen. Das Auftreten des oben erwähnten Ludolph Schleier im Theater zu St. Georg thut ihm großen Schaden, und dürfte wirklich das leztere, sehr artige Theater mehr in Aufnahme bringen, als dem zweiten Theater lieb seyn kann.

Beilage: Kunstblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 46.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 22. Februar 1839.

Pfui! wer handelt mit Schwefelfaden!
Schiller.

Der Gewürzkrämer.

Nach Balzac.

Die ganze Geschichte erklärt es hinlänglich, warum das Große, das unsere Zeit hervorbringt und erstrebt, sich in der heutigen Literatur nicht spiegelt, warum sie aber ein getreues Bild dessen ist, was an der Zeit klein und unkräftig erscheint. Mehr als je geht in der raschen äußern Entwicklung der Mensch in der Masse unter; der durch die Verfolgung von Gesammtwirkungen befangene Sinn der Zeitgenossen hat weder Lust noch Muße, auf die eigenthümlichen Lebensäußerungen der Einzelnen zu achten; man gewöhnt sich immer mehr, bei Betrachtung socialer Verhältnisse, wie beim Betrieb der Geschäfte, nach ganzen Summen zu rechnen, und die einzelne Scheidemünze, wie das Individuum, als unerheblichen Bruch zu ignoriren. Hand in Hand mit dieser Richtung des allgemeinen Geistes geht in der schönen Literatur die Vernachlässigung oder die Schwäche der individuellen Charakterzeichnung, und der Trieb, statt Porträts, Carrikaturen zu malen, als Repräsentanten ganzer Classen von Charakteren. All den Vereinen zu hundert Zwecken, den tausend auf Aktien betriebenen Unternehmungen entsprechen in der Poesie jene idealen Individuen, jene Typen, auf welche die Charakterzüge ganzer Stände, Gewerbe, politischer, religiöser, literarischer Parteien übergetragen sind. In diesen meist burlesken Gemälden sind ihrem ganzen Wesen nach vorzüglich die Franzosen stark, und sie haben diese reiche Quelle eines wohlfeilen und nur zu leicht schiefen und nichts beweisenden Witzes nach allen Richtungen und mit allen Kunstmitteln ausgebeutet.

Eben wird wieder in Paris ein Werk angekündigt, das sich mit solcher poetischen Genremalerei ganz eigens beschäftigt und zur Vermehrung der Wirkung die illustrirende Zeichnung herbeizieht. Beim bekannten Verleger Curmer erscheint nächstens unter dem Titel les Français eine Sammlung von Charakteren und Typen, wozu Balzac, J. Janin, Cormenin, Madame Ancelot u. s. w. Beiträge liefern. Sie wird in wöchentlichen Lieferungen, 48 an der Zahl, ausgegeben, deren jede nur sechs Sous kostet. Jede Lieferung gibt einen Originaltypus: der Bankier, der Nationalgardist, der Deputirte, der Taschendieb, la femme comme il faut u. s. w. mit Textillustrationen von Gavarny, Traviès, Gigoux u. A. Daß hier, wie so oft, gleich ihrer zwölf und mehr zu einem Werk zusammentreten, charakterisirt die Zeit wie die Literatur.

Wir haben den ersten Probebogen erhalten, der den Epicier von Balzac enthält, und heben die Hauptpartieen dieser Arbeit des geistreichen, aber viel zu viel schreibenden Mannes.

Zum voraus ist zu bemerken, daß das deutsche **Gewürzkrämer** den Begriff von **Epicier** keineswegs erschöpft. Das Geschäft des Pariser Epicier ist weit ausgedehnter als das unseres Gewürzkrämers. Man findet bei ihm alle die Artikel, welche Balzac in der folgenden Skizze in den Text eingeflochten hat, und die man bei uns in zehn verschiedenen Laden, beim Materialienhändler, Apotheker, Zuckerbäcker rc. suchen muß. Seit der Julirevolution ist aber der Epicier ein politischer Typus geworden. Das Wörterbuch der Akademie definirt den Epicier als einen Mann, der Gewürze und Spezereien verkauft; diese Definition ist aber jetzt viel zu eng, sofern man den Spieß- und Pfahlburger überhaupt darunter versteht. Was dem deutschen Studenten der Philister, das ist der jeune France der Epicier.

Wir hoffen später den Artikel: la femme comme il faut, gleichfalls von Balzac, folgen lassen zu können.

* * *

Manche Leute, undankbare Seelen, gehen unbekümmert am dreimal heiligen Laden des Gewürzkrämers vorüber. Thut dies ja nicht! So widerwärtig, schmirrig und schlechtbemützt auch der Ladenbursche, so blühend und vollmondlächelnd auch der Ladenherr seyn mag, ich betrachte sie stets mit Achtung und rede sie mit der Ehrerbietung an, welche der **Constitutionnel** ihnen bezeugt. Ich lasse eine Leiche, einen Bischof, einen König vorbeipassiren, ohne Acht darauf zu geben, allein einen Gewürzkrämer kann ich nie mit gleichgültigem Auge ansehen. Meinem Dafürhalten nach ist der Gewürzkrämer, dessen Allgewalt sich kaum von hundert Jahren herschreibt, eines der schönsten Produkte der modernen Gesellschaft. Ist er nicht ein eben so ungemein ergebenes als ausgezeichnet nützliches Wesen, eine beständige Quelle von Süßigkeit, Licht und wohlthätigen Nahrungsmitteln? Ist er nicht der Handlanger Afrikas, der Geschäftsträger Indiens und Amerikas? Gewiß, der Spezereikrämer ist alles das; aber was seiner Vollkommenheit die Krone aufsetzt, er ist alles das, ohne es zu ahnen. Weiß etwa der Obelisk, daß er ein Kunstdenkmal ist?

Ihr schnöden Spötter, bei welchem Gewürzkrämer seyd ihr je eingetreten, der euch nicht mit freundlichem Lächeln und abgezogener Mütze bewillkommt, während ihr euern Hut auf dem Kopf behieltet? Der Metzger ist roh und eckig, der Bäcker blaß und mürrisch; allein der dienstfertige Gewürzkrämer hat in allen Stadtvierteln eine holdselige Miene. Der Fußgänger jeden Standes, der in Verlegenheit ist, wendet sich daher weder an das verdrossene Wissen des Uhrmachers, noch an den mit bluttriefendem Fleisch umringten Ladentisch, hinter welchem die rothwangige Metzgerin thront, noch an das mißtrauische Gitter * des Bäckers; er wartet, bis er an einen Spezereiladen kommt, um einen Fünffrankenthaler wechseln zu lassen, oder nach seinem Wege zu fragen; er ist fest überzeugt, daß dieser Mann, der allerchristlichste des gesammten Handelsstandes, für Alle da ist, obschon er am meisten zu thun hat; denn die Zeit, welche er den Vorübergehenden widmet, stielt er sich selbst ab. Man findet viel eher ein schlechtgewachsenes Frauenzimmer, als einen unhöflichen Gewürzkrämer.

(Fortsetzung folgt.)

* Seit der Plünderung der Bäckerladen in der ersten französischen Revolution sind diese Laden in Paris vergittert.

Ueber Erdbeben. Von J. F. Hugi.

(Fortsetzung.)

Nur bei der organischen Ansicht über die Erdbildung scheint mir eine natürliche und haltbare Theorie der Erdbeben möglich; daher zuerst einige Worte über jenen Organismus.

Bekanntlich hat Alexander von Humboldt in einer großen Reihe von Versuchen Thon, Steinsalz und viele andere Gesteine in bestimmte Mengen von atmosphärischer Luft eingeschlossen, wobei diese sich verminderte, indem der größere Theil des Sauerstoffs mit der Gebirgsart sich vereinigte und dagegen Kohlen- und Wasserstoff gebildet wurde. Diese Versuche wurden später von Saussure, Böckmann, Ruhland, Schübler und vielen Andern wiederholt und auf fast alle Gebirgsarten angewendet, wodurch als unwidersprechliche Thatsache sich ergeben, daß die Gebirgsarten unserer Erdkruste das Ein- bis Zehnfache ihres Volumens Luft absorbiren, wobei der Sauerstoff größtentheils an die Gebirgsart tritt und dagegen aus dieser Kohlen- und Wasserstoff sich entwickelt.

Zu ähnlichen Resultaten führt auch die Betrachtung der Natur. Manche Gebirgsarten werden unter atmosphärischem Einflusse wechselsweise bald naß, bald trocken, wenn auch die Hygrometrie keinen größern und geringern Wassergehalt anzugeben vermag; andere dagegen befeuchten sich weniger, bekommen aber einen kohligten oder erstickenden Geruch, aus welchem allem man an vielen Orten auf künftige Zersetzung der äußern Atmosphäre zu schließen gewohnt ist. Auf jeden Fall wird durch die Verwandtschaft der Atmosphäre zu jenen Gebirgsarten die erstere zerlegt, die vorher entsäuerte Gebirgsart gesäuert und theils Wasser, theils Kohlensäure u. s. w. gebildet. Bekannt genug sind die wechselweisen Luftströme

in das Innere der Gebirgshöhlen und der Grubengebäude; eben so weiß jeder Gebirgsmann und Naturforscher, daß die Flamme des Lichtes, welches man vor den Felsgebilden hin und her bewegt, bald in die zarten Schichtenklüfte und Spältchen gezogen, bald aber von entgegengesetztem Luftstrom nach außen gebogen wird, und daß alle diese Erscheinungen durchaus nicht von der Temperatur abhängen, sondern nur durch die Zersetzung und Umwandlung der Luft im Innern des Gesteines bedingt sind. Welchen Sinn endlich hätten die bösen Wetter in den Grubengebäuden, gegen welche man allenthalben mit so großen Unkosten fortwährend frische Luftströme einführen muß, um das Athmen der Arbeiter möglich zu machen, wenn sie nicht durch Absorbtion des Sauerstoffs und durch Umwandlung der aufgenommenen Luft bedingt würden? Daß jene Gase schon gebildet aus dem Innern des Gesteins oder aus weiter Tiefe von vulkanischen Herden u. s. w. herausströmen, ist wohl noch nie im Ernst behauptet worden, wohl aber, daß selbe fortwährend an Ort und Stelle sich entwickeln müssen, was aber nur bei der Zersetzung der Atmosphäre durch die Gebirgsarten sich denken läßt. Diese Behauptung wird zur Gewißheit durch die Thatsache, daß die Verderbung der atmosphärischen Luft und die Entwicklung des kohlensauren Gases nur an bestimmte Schichten gebunden ist, und daß oft in höheren oder tieferen Schichten andere, entsäuerte Gase, wie Wasser- oder Stickgas u. s. w. sich entwickeln.

Schon aus dem Angeführten ergibt sich, daß das rhythmische, fortwährende Einsaugen und Zerlegen der sauerstoffreichen Luft ein fortwährendes Ausscheiden und Ausstoßen von irrespirablen Gasarten zur Folge haben müsse. Ein solches aber tritt uns allenthalben entgegen, ja die ganze Erdfläche nimmt fortwährend eine Menge Sauerstoff auf und gibt dagegen andere Gasarten von sich, wodurch der Thonboden in Ackererde, alles Vegetabilische in Humus umgewandelt und alle Vegetation bedingt wird. Doch abgesehen von diesem allgemeinen Ein- und Ausathmen brechen allenthalben eine unzählige Menge Ströme von irrespirablen Gasarten zu Tage. Ein sehr kleiner Raum am Laacher-See stößt nach Bischofs Beobachtungen täglich über 600,000 Pfund Kohlengas aus. Solche Gasquellen, Hundsgrotten, Solfataren, Luft- und Schlammvulkane, brennende Wasserstoffquellen u. s. w. finden sich über die Erde hin allenthalben, millionenweise. Die meisten jener Quellen von irrespirablen Gasarten sind rhythmisch, nehmen täglich regelmäßig oder mit der Aenderung des Wetters zu oder ab, oder hören auf und erscheinen regelmäßig wieder. Bedeutungsvoll sind auch im Orient jene vielen Löcher, welche die alten Bewohner durch die verschlackte Erdkruste bis zu den lockeren Gebirgsarten gegraben, in denen nun, nach Niebuhr und andern, fortwährend heftig die Luft aus- und einströmt, und über welche der Patriarch Joseph, der sein Leben in jenen Gegenden zubrachte, die Notiz gibt, daß die alten Bewohner durch Grabung jener Löcher in die Tiefe die früher so häufigen Erdbeben abgeleitet oder unschädlich gemacht hätten.

Als nächste Folge dieser Einathmung, Umwandlung und Ausathmung erscheint die Quellenbildung, die keine andere Theorie noch genügend zu erklären wußte. Da die Theorie der atmosphärischen Niederschläge durch Thatsachen und Berechnungen widerlegt wurde, so nahm man zu heberartigen Kanälen oder Dampf seine Zuflucht, der aus dem Erdinnern steigen und in den hohlen Gebirgskuppen sich wieder condensiren sollte. Die Beobachtung in Bergwerken, Höhlen und beim Brunnengraben zeigt aber auf's bestimmteste, daß alle Quellen in Klüften, Spalten, Höhlen nur tropfenweise entstehen, nach und nach zusammensintern und zu Tage kommen. Gewöhnlich ist die Bildung der Quellen nur an gewisse, meist thonigte, lockere Schichten gebunden, die auf die Bestandtheile des Wassers so geringen Einfluß haben, daß z. B. Eisenlager nicht Eisenquellen, Salzlager nie Salzquellen erzeugen. Die sogenannten artesischen Brunnen erscheinen nur, wenn bestimmte lockere Schichten durchbohrt sind. Daß alles Quellwasser Anfangs kohlensauer ist, in seinem Verlaufe aber die Säure verliert und zu Flußwasser wird, weiß Jeder, aber eben so, daß die von den Gebirgsarten und der ganzen Erdfläche eingesogene atmosphärische Luft bei der Umwandlung den Sauerstoff verliert und dann irrespirabel der Erde entsteigt.

Nicht nur mit dem Festen des Erdkörpers steht die Atmosphäre in inniger Wechselwirkung und fortwährender Thätigkeit, mit demselben ein einziges untrennbares Wesen bildend, sondern selbst das Meer wiederholt die gleichen Processe. Es ist allgemein bekannt, daß vor Ungewittern auch bei vollkommenster Windstille das Meer in heftige Bewegung geräth und gleichsam zu sieden scheint. Bei der Insel Nisida hörte ich bei schönstem, stillstem Wetter zu Anfang der Nacht öfters ein heftiges Brausen mit Wellenbewegung, ohne daß später übles Wetter folgte. Vor der Erscheinung her ging jedesmal ein schönes Leuchten des Meers. Vom Verdeck herab sah man auf dem Wasser millionenfach einzelne Lichtpünktchen entstehen und im gleichen Momente vergehen. Am Kiel des Schiffes, oder wo immer das Wasser sich rieb oder schlug, schien Alles zu glühen. Vom Verdeck her sah man jenes Leuchten nur in der Entfernung von etwa dreißig Fuß; stieg man höher, so erweiterte sich die glänzende Fläche um das Schiff, und umgekehrt nahm sie ab. War das Auge einen Fuß über dem Wasser, so sah es die Leuchtpunkte nur 1½ Fuß weit. Von elektrischer Erscheinung zeigten auch die zartesten Kügelchen nicht die

geringste Spur; hielt man dagegen das Auge möglichst nahe an die Wasserfläche, so sah man zwei bis drei Zoll unter selber jeden Augenblick kleine Bläschen entstehen, leuchten, emporsteigen und vergehen. Mit größter Bestimmtheit beobachtete ich diese Bläschenbildung schon früher nach langer Windstille südlich von Sardinien an hellstem Tage. Die erzeugten Bläschen waren im grünlichten Wasser ungemein hell und würden gewiß bei der Nacht als leuchtende Punkte erschienen seyn. Die Erscheinung brachte unruhiges Meer, dem später sanfter Wind folgte, welcher endlich den Gang des Schiffes wieder förderte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Februar.

(Fortsetzung.)

Oesterreichische Dichter und Künstler. Theater.

Indem ich mich aber bemühe, Ihnen die Farbe des verflossenen Jahres zu schildern, muß ich auf das Reich der Farben selbst übergehen und die Kunstausstellung berühren, die, obgleich eine der interessantesten, welche in den Sälen zu St. Anna jemals Statt fand, dennoch keine genügende Besprechung in den außer-österreichischen Journalen gefunden hat. Es ist anerkannt, daß fast jeder Aufschwung, den die Poesie eines Volkes oder einer Zeit genommen hat, ein geistiges Echo in der Kunst fand und bewirkte. Poesie und Kunst sind Milchschwestern, die stets aus den Brüsten des Zeitgeistes eine und dieselbe Nahrung sogen. Die Poesie hat in Oesterreich in den lezten zwei Decennien eine Blüthe entfaltet, welche dem übrigen Deutschland eine Anerkennung abgewann, die früher der österreichischen Literatur nie zu Theil geworden ist. Aus welchen Quellen diese neue geistige Stimmung nun immer sprudeln mag, so viel ist gewiß, daß im Gebiete der Kunst dieselbe Erscheinung sich wiederholen mußte. Wirklich haben gleich die ersten Coryphäen dieser neuen Periode der österreichischen Poesie: Grillparzer und Zedlitz, ähnliche Repräsentanten im Bereiche der Kunst an Schnorr und Kraft gefunden; Schnorr's Faust hat auf der hiesigen Gallerie nicht weniger Sensation erregt, als Grillparzers Ahnfrau auf der hiesigen Bühne. Wenn nun aber seitdem der Kreis der österreichischen Dichter sich vergrößert hat, so zeigte die lezte Kunstausstellung, daß die Kunst auch nicht zurückgeblieben sey. Eine Schaar jugendlicher Künstler, die wir noch im Nachtrabe glaubten, sahen wir plözlich mit leuchtenden Augen und sieghaften Waffen in den ersten Reihen kämpfen, voll Glut und Eifer, ihren alten Meistern den Lorbeer abzugewinnen. Die trefflichen Bilder von Pollak und Swobada, die Genregemälde des Naturalisten Reber ꝛc. ꝛc. sind nicht nur als Erzeugnisse der Gegenwart, sondern auch als Bürgen einer noch schönern Zukunft erfreulich. Ein nicht zu verkennender Berührungspunkt zwischen dem österreichischen Dichter und Künstler ist jene gesunde Sinnlichkeit, die es mehr mit dem Empfundenen als mit dem Erdachten hält, und die in ihren Darstellungen mehr das Concrete als das Abstrakte liebt. Der norddeutsche Künstler und Poet mag dem österreichischen in der Idee, in der Spekulation überlegen seyn; in der Farbenpracht, in der Versinnlichung steht er zurück. Wo Poesie und Kunst aus dem Bereiche des Verstandes in das Gebiet der Phantasie übergehen, wo das Geistige eine Mischung von Sinnlichem enthält, da läßt der österreichische Dichter und Maler seine kräftige Individualität walten, und die Farbentöne klingen und glänzen im Spiel einer sprühenden Einbildungskraft. Welche Herrlichkeit, welch unnachahmliche Farbenpracht strahlt aus den Gemälden Ammerlings! Bilder, welche durch die Composition sich auszeichnen, lassen sich beschreiben, die Farbe aber, die Carnation, das Licht ist außer dem Bereiche der Feder, und so kann ich Ihnen bei dem besten Willen keine Schilderung von jenen wunderbaren Bildern Ammerlings geben, unter welchen besonders seine „junge Morgenländerin“ die Phantasie aller Beschauenden entzündete, und monatelang das Gespräch des Tages blieb. Ein anderer Berührungspunkt der österreichischen Dichter und Maler ist ihre beiderseitige Vorliebe für Naturschilderung. In der österreichischen Poesie ist die Lyrik und in der Malerei die Landschaft überwiegend. In lezterer steht Gauermann, alle hiesigen Maler weit überragend, als eine ganz originelle Erscheinung da. Die Eigenthümlichkeit dieses Künstlers läßt sich vielleicht nicht treffender bezeichnen, als indem man seine Bilder mit den Gedichten Lenaus vergleicht: dieselbe sanfte Melancholie in der Naturanschauung, derselbe durchsichtige Farbenschmelz, der Waldgeruch, das saftige Grün, der kühne Baumschlag u. s. w. Lenau und Gauermann gefallen sich beide in Schilderungen von Waldsceenen, und diese sind unstreitig die trefflichsten ihrer Schöpfungen. Es ließe sich noch manche Parallele zwischen österreichischer Kunst und Poesie aufstellen und durchführen, so z. B. der Mangel an größeren Compositionen. Wie in der Literatur die Novelle nur wenig bei uns angebaut wird und fast jedem andern Felde in der Poesie untergeordnet dasteht, so ist es in der Malerei mit dem Genrebilde der Fall; und wie in der Literatur das große Epos ganz vermißt wird, so scheint auch im Gebiete der Kunst das historische Gemälde ganz zurückzutreten. Indeß würde mich die Schilderung der Verhältnisse und Ursachen, warum diese Zweige der Poesie und Kunst so wenig entwickelt sind, zu weit führen. Ich wende mich lieber zu den Theaterangelegenheiten, die in der That keinen geringen Raum in dem geselligen Leben der Wiener einnehmen. Es ist wirklich zum Erstaunen, welche wichtige Rolle hier noch immer das Theater spielt. Es ist verzeihlich, wenn in kleinen Residenzen und Provinzialstädten, wo der Bach des öffentlichen Lebens matt im Sande verrinnt, das Schauspielhaus zum Mittelpunkt der geselligen Freuden wird; aber in dieser kolossalen Stadt, wo das Leben einem rauschenden Meere gleicht, das in ewiger Ebbe und Fluth immer neue Erscheinungen an's Ufer wirft, hier ist es unbegreiflich, wie jene armselige Lampenwelt noch immer das ungeschwächte Interesse für Hunderttausende dergestalt behalten hat, daß es den Mittelpunkt aller Conversation und Vergnügungen bildet.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 47.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 23. Februar 1839.

> Ob nie die Hand ihm bebte, ahnungsvoll:
> Daß seine Mutter Rom von Zions Trümmern
> Gesteinigt einst, erschlagen werden soll?
>
> A. Grün,
> fünf Ostern.

Ein Fund in der Opferbüchse.

Silbern seh' ich's heute glasten
In dem braunen Kupfermeer.
Seltner Schatz im Opferkasten,
Gröschlein, ei, wo stammst du her?

Welch ein ungewohnt Gepräge,
Wie man's nicht in Rollen trifft?
Eh ich dich zum andern lege,
Sprich, weß Bild und Ueberschrift?

Was? ein Lorbeer statt der Krone
Auf dem hochgetragnen Haupt?
Du gehörest einem Sohne
Roms, vom Siegerkranz umlaubt!

Wie gebietrisch, wie allmächtig
Sehn mich Stirn und Augen an!
Und die Umschrift wie so prächtig:
Imperator, und — Trajan!

Du, des größten Reichs von allen
Unverwischter, großer Held,
Mußt als Opferpfennig fallen
Einem andern Herrn der Welt!

Du, der vor des Unthiers Zähne
Den Bekenner werfen hieß, *
Und, beim Gähnen der Hyäne,
Des Jahrhunderts Milde pries: **

Liegst du, liegst du, stolzer Kaiser,
Dem Gekreuzigten zu Fuß?
Pflücken deines Lorbeers Reiser
Deutsche Bauern Ihm zum Gruß?

Ja, in dunkler Zeit erloschen,
Schärft sich wieder mein Gesicht;
Und vor mir in diesem Groschen
Hält des Menschen Sohn Gericht!

Gustav Schwab.

---

* Trajanus sprach das Urtheil: „Wir gebieten, daß Ignatius, welcher vorgibt, er trage einen Gekreuzigten in sich, von den Kriegern gebunden und in die große Stadt Rom geführt werde, damit er den wilden Thieren zur Speise diene, dem Volk aber zur Belustigung."
Sendbrief des Philo und Agathopûs, 2,25.

** „Namenlose Klaglibellen (gegen Christen) sollen keine Anschuldigung veranlassen. Denn dies ist vom schlimmsten Beispiel, und nicht unsers Jahrhunderts."
Trajans Brief an Plinius (X.,98.)

Ueber Erdbeben. Von J. F. Hugi.

(Fortsetzung.)

Bei Taranto stellte ich eine Menge näherer Versuche an. Oesters sah ich den Muschelfischern zu, welche die Bohrmuschel, pholas dactilis, mit langem Messer aus dem thonigten Grund herausstachen. Sie standen etwa zwei Fuß im Wasser, stachen mit dem Messer den Grund aus, schlugen mit der Hand das trüb gewordene Wasser weg, spritzten dann mit einer Feder Oel auf das Wasser und sahen nun, wo die Muschel liegen möchte. Bei näherer Untersuchung zeigte sich das Wasser jedesmal so voll sich entwickelnder Bläschen, daß man wirklich die Muschelöffnung nie sehen konnte. Sobald nun Oel aufgegossen wurde, hörte die Bläschenbildung auf und man sah auch das zarteste Steinchen. Oesters sah ich das innere Meer bei Tarent (mit dem großen nur durch einen sechs Fuß breiten Kanal in Verbindung und ganz von Gebirgen eingeschlossen) bei vollster Windstille in heftigster Bewegung und beobachtete dabei die gleichen Erscheinungen, nur so stark, daß es zu sieden schien und die Wellen sich hoben. Dabei fuhr ich einst mit einer Tonne Oel hinaus, goß es aus und sah den Wellenschlag rasch sich mäßigen. Gleiches sah ich auf dem großen Meer, wo ich den Raum zwischen der Peters- und Paulsinsel fast ganz mit Oel bedeckte.

Daß die Alten das Oel als wogenstillend kannten, ist eine so bekannte Thatsache, daß Niemand widersprechen konnte. Neuere und Aeltere erklären es dadurch, daß das Oel die mechanische Reibung zwischen Luft und Wasser hemme; allein wenn man die gehemmte Bläschenbildung beobachtet, kann keine andere Ansicht gelten, als daß Luft und Meer fortwährend in Wechselwirkung stehen und sich jederzeit gegenseitig auszugleichen suchen, daß aber durch fetten Ueberzug die Berührung und Affinität zwischen beiden aufgehoben wird. Die Wasserhosen, das Senken der Wolken, das Aufsteigen des Meers und unzählige Erscheinungen könnten hier noch angeführt werden, vielleicht selbst die Ebbe und Fluth; wenigstens haben eine Menge Beobachtungen die Mondtheorie bereits erschüttert; und zudem erscheint auch die Absorbtion und Exhalation der Luft auf dem Erdfesten durchaus rhythmisch. Nach den bestimmtesten Beobachtungen von Heidler, Brandes, Krüger u. s. w. steht zu Marienbad, Pyrmont, Ems, Meinberg u. s. w. das ausgestoßene Gas am höchsten bei Aufgang der Sonne, fällt dann allmählig bis zwei oder drei Uhr, steigt dann wieder bis zur Nacht, um während dieser wieder zu fallen.

Gleicher Rhythmus zwischen Inhalation und Exhalation herrscht über die ganze Erdfläche, was vorzüglich zwischen den Wendekreisen das mit der erwähnten Gasemanation gleich gehende Steigen und Fallen des Quecksilbers beweist. Nach acht Uhr steht es am höchsten, fällt dann bis gegen drei Uhr, steigt darauf sechs bis sieben Stunden, fällt wieder bis Morgens vier Uhr und steigt wieder bis acht Uhr. Daß der Gang des Barometers, wie alle wichtigen Veränderungen in der Atmosphäre, von jener Ein- und Ausathmung bedingt sey, kann keinem Zweifel mehr unterworfen seyn. Keine der unzähligen Theorien war bisher im Stande, die Erscheinung des Barometergangs und die Zersetzung der Luft genügend zu erklären. Gleicher Rhythmus herrscht nun auch in der Bewegung des großen Oceans von einem Ende zum andern; und sehr wahrscheinlich wird er hier ebenfalls durch die Wechselwirkung zwischen Luft und Meer oder deren wechselweise Ausgleichung und den Uebergang ihrer Formen hervorgebracht. Wenigstens der Theorie, daß der Stand des Mondes Ebbe und Fluth bewirke, widerspricht eine Menge Thatsachen; und keineswegs richtet sich diese Meeresbewegung allenthalben nach dem Stande des Mondes.

Mit den angeführten Thätigkeiten des Meers steht seine Farbe jedesmal in inniger Beziehung. Alle Seemänner nennen das Meer das größte Kamäleon. Nie ist seine Farbe über sechs Stunden sich gleich, sondern sie wechselt, ohne Einfluß der Helle und Farbe des Himmels oder des Grundes, in so unzähligen Uebergängen vom Hellblauen in's Dunkle und Meergrüne, daß dieser Wechsel zu den schönsten Schauspielen des Beobachters gehört. Mir ist das erwähnte Leuchten, jene Blasenbildung und Bewegung jederzeit erst dann vorgekommen, nachdem die Farbe des Meers vom Blauen in's Grüne übergegangen war.

Wir sehen somit die Atmosphäre in fortwährender inniger Wechselwirkung mit dem Erdganzen; beide sind gegen einander keine todten, bloß mechanischen Massen, sondern es herrscht zwischen beiden eine rege Wahlverwandtschaft, eine fortwährende Ausgleichung, Bildung und Umbildung. Das höhere Thier nimmt die atmosphärische Luft durch eigene Organe auf; in diesen wird das schwarze, entsäuerte Blut gesäuert und umgebildet, indem der Sauerstoff gierig mit dem Blute sich vereint und aus diesem Kohlenstoff frei wird. Das gesäuerte Blut geht nun in den ganzen Körper, wo es wieder entsäuert wird, indem es allenthalben saure Stoffe absetzt, wie Galle, Schweiß u. s. w. Das auf diese Art entsäuerte Blut strebt sofort wieder nach dem anregenden Lebenselemente; und in diesem Rhythmus von Säurung und Entsäurung, in diesem Schwanken der flüssigen Form zwischen der luftigen und festen, und in der fortwährenden Umgestaltung und Ausgleichung besteht aller Lebensorganismus. Bei den niedrigen Thier- und Pflanzenformen verschwinden allmählig die eigenen Athmungsorgane und die Luft wird mit der ganzen

Körperfläche aufgesogen, in allen Theilen des Körpers werden die Säfte gebildet, und aus allen Theilen der Oberfläche entsteigt wieder die entsäuerte Luft. In Folge dieser Thätigkeit erzeugen sich unzählige neue Stoffe, z. B. beim Thiere Eisen im Blute, Kalk u. s. w. Der leztere ist bei den Korallen so häufig, daß er ganze Inseln bildet, während doch die zarten Thierchen nie grobe kalkige Stoffe genießen. So erzeugt sich im Pflanzenleibe, auch mit destillirtem Wasser begossen und auf Schwefel u. s. w. erzogen, ein Menge Eisen, Kupfer, Kiesel und der größere Theil der sogenannten elementaren Stoffe. Auf gleiche Weise sehen wir fortwährend auf der ganzen Erde ähnliche Stoffe in Folge der Säuerung, Wasserbildung und Entsäurung sich bilden, z. B. Torf, Kohle, Tuff, ganze Kalklager, Salpeter, Salze, Eisen u. s. w., so daß die allmählige Entwicklung der Erde uns nicht ferner räthselhaft erscheinen kann. Je rascher aber bei allem Organismus das Ein- und Ausathmen und die innere Umgestaltung erfolgt, desto intensiver wird die Wärme, ja diese kann nichts anderes seyn als gesteigerte Thätigkeit bei der Umwandlung und Ausgleichung der Formen, die auch beim Feuer vorzüglich energisch, obwohl nicht rhythmisch, und mithin nicht organisch, sondern nur chemisch ist. So ist die Erdwärme nicht die Folge eines Centralfeuers, sondern der in allen Theilen vor sich gehenden fortwährenden Umgestaltung der atmosphärischen Luft, der rhythmischen innern Säurung und Entsäurung.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gewürzkrämer

(Fortsetzung.)

Gewisse Leute haben es gewagt, aus den Wolken ihrer falschen Scheingröße, ihres starren Verstandes oder ihrer kunstreich zugestuzten Bärte herab, den Gewürzkrämer einen Gimpel zu heißen. Sie haben aus seinem Namen ein Sprichwort, eine Meinung, ein Ding, ein System, eine europäische und encyklopädische Figur gemacht. Man sagt: „Es ist ein Gewürzkrämer!“ wenn man eine Masse schlimmer Prädikate zusammenfassen will. Es ist hohe Zeit, daß man diesen Diokletians des Spezereihandels den Garaus macht. Was hat man an dem Spezereikrämer auszusetzen? Etwa seine mehr oder weniger rothbraunen, grasgrünen oder chokolatfarbigen Beinkleider? seine blauen Strümpfe in Schlappen, seine Pelzmütze mit grünangelaufener Silbertroddel oder schwarz gewordener Goldquaste, seine dreieckig zusammengelegte, bis an's Zwerchfell reichende Schürze? Aber hat denn unsere gemeinbürgerliche Gesellschaft, wo es keinen Geburtsadel mehr gibt und wo alles so emsig arbeitet, wie die Ameisen, das Recht, diese ehrenvollen Zeichen der Arbeitsamkeit zu verspotten? — Käme es etwa daher, weil man gewöhnlich annimmt, daß ein Spezereikrämer gar nicht denkt, und von Kunst, Literatur und Politik gar nichts weiß? Und wer hat denn die zahllosen Auflagen von Voltaire und Rousseau verschlungen? wer kauft denn die „Souvenirs et Regrets“ von Dubufe? wer hat die Kupferplatten des „Virgil'schen Kriegers,“ des „Leichenbegängnisses eines Armen“ und des „Angriffes auf die Barriere von Clichy“ * abgenuzt? wer weint bei den Melodramen? wer hält noch etwas auf den Orden der Ehrenlegion? wer nimmt Aktien auf fabelhafte Projekte? wer füllt die ersten Logenreihen der komischen Oper, wenn „Adolph und Clara“ oder das „bürgerliche Stelldichein“ gegeben wird? wer liest die Romane von Paul de Kock? wer besucht und bewundert das neue historische Museum in Versailles? wer hat dem „Postillon von Longjumeau“ seinen Ruf verschafft? wer wählt die gefährlichsten Deputirten der Opposition, und wer unterstüzt die energischen Maßregeln der Regierung gegen die Ruhestörer? der Gewürzkrämer, der Gewürzkrämer und abermals der Gewürzkrämer! Man findet ihn mit dem Gewehr im Arm auf der Schwelle aller, selbst der entgegengeseztesten Nothwendigkeiten, gleich wie er auf der Schwelle seiner Hausthür steht und nicht immer begreift, was vorgeht, aber alles mit seinem Stillschweigen, mit seinem Gleichmuthe und mit seinem Gelde unterstüzt. Wenn wir keine Wilde, keine Spanier oder Saint-Simonisten geworden sind, so haben wir es der großen Armee der Gewürzkrämer zu danken. Sie hat Alles aufrecht erhalten; vielleicht hält sie eins wie das andre aufrecht, die Republik so gut wie das Kaiserreich, die Legitimität so gut wie die neue Dynastie; allein so viel ist gewiß, daß sie aufrecht erhält. Aufrecht erhalten ist ihre Devise; wenn sie nicht irgend eine gesellschaftliche Ordnung aufrecht erhielte, an wen sollte sie denn verkaufen? Der Gewürzkrämer ist etwas sich von selbst Verstehendes, das bei wichtigen Krisen vor- oder rückwärts geht, den Mund auf- oder zumacht. Ist nicht sein Glauben an die hergebrachten Albernheiten wahrhaft zu bewundern? Man wehre ihm einmal, sich vor einem Bilde von Paul Delaroche zu drängen, die Kinder des General Foy auszustatten, für Armenbälle zu unterschreiben, auf Judenpech und Erdharz zu spekuliren, das Holen der Asche Napoleons vorzuschlagen, und seinen Jungen je nach den Umständen als polnischen Lancier oder als Artilleristen der Nationalgarde zu kleiden! Du würdest dich vergebens abmühen, prahlerische Journalistik;

* Diese Kupferstiche findet man in Paris in jedem Bürgerhause.

aber es ist gar nicht deine Absicht; du bist zu allererst bei der Hand, Feder und Presse vor ihm zu neigen, ihm ein freundliches Gesicht zu machen und ihn in die Falle des Abonnements zu locken.

Ist aber die Bedeutung dieses Eingeweides, welches dem gesellschaftlichen Leben so unentbehrlich ist und von den Alten vielleicht vergöttert worden wäre, je recht aufgefaßt worden? Es baut einer als Spekulant ein Stadtviertel oder ein Dorf; er hat mehr oder weniger Häuser fertig; er war so gescheut, an eine Kirche zu denken; er findet verschiedene Sorten Einwohner, er rafft einen Schulmeister von der Straße auf, Alles findet sich nach und nach: ein Pfarrhaus, Adjunkte, ein Flurschütz ꝛc., kurz, es wird etwas hergestellt, was nach Civilisation aussieht, gerade wie man einen Kuchen backt. Aber nichts hält zusammen, das Ganze fällt auseinander, so lange man diesen Mikrokosmus nicht durch das stärkste aller Gesellschaftsbande, durch einen Gewürzkrämer verbunden hat.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Februar.

(Fortsetzung.)

Neue Theaterstücke. Halms Imelda.

Das Burgtheater brachte im Laufe des vorigen Jahres in Allem 18 Novitäten, darunter zehn Originalstücke und acht Uebersetzungen. Unter den Originalstücken waren fünf von einheimischen Dichtern, nämlich „Weh dem der lügt," Lustspiel von Grillparzer; — „zwei Familien" Schauspiel von Bauernfeld; — „die Fremde" Schauspiel von Madame Weissenthurn; — „die Maltheser" Schauspiel von Kuffner; — und „Imelda Lambertazzi" Trauerspiel von Halm. Ueber die ersten drei habe ich Ihnen bereits geschrieben; Kuffner's „Maltheser" liegt der gleichnamige Roman von Van der Velde zu Grunde, und erspart mir somit die Inhaltserzählung. Die dramatische Bearbeitung ist, ohne gerade durch ergreifende Situationen und schwunghafte Verse sich auszuzeichnen, dennoch so, daß das Stück mehrere Aufführungen erlebte. Ueber Halms „Imelda" muß ich mich hingegen etwas weitläufiger aussprechen, da dieser Dichter seine dramatische Laufbahn mit einem so glücklichen Schusse begann, daß ein Echo in ganz Deutschland wiederhallte und es auf alle künftigen Produktionen desselben gespannt machte. Das jüngste Kind Halms aber ist ohnstreitig sein schwächstes, und wie sehr die hiesige Tageskritik sich auch bemühte, die Mängel desselben zu bemänteln, so klaffte hinter diesem schönrednerischen Mantel dennoch die tiefe Wunde hervor, an welcher das Stück verblutet. Welches Schicksal kann wohl einen Dichter treffen, der eine Ilias post Homerum schreibt? und Halm that dies. Der Stoff dieser Imelda ist kein anderer als „Romeo und Julie," nur daß die Liebenden hier Fazio und Imelda heißen, und die „Montecchi und Capuletti" die Namen Geramei und Lambertazzi führen. Der Schauplatz, wo diese zwei Geschlechter mit wildem Haß einander verfolgen, ist Bologna. Das Trauerspiel beginnt mit einem Turniere, welches die Stadt angeordnet hat, und wobei zur Hütung des Friedens die Geramei und Lambertazzi sich verbinden mußten, nicht mitzukämpfen. Imelda, die reizende Tochter des alten grimmigen Lambertazzi, soll dem Sieger den Kranz überreichen. Dieses bewegt Fazio, den Neffen und Erben Grameis, der die Jungfrau heimlich liebt, verkleidet in die Schranken zu reiten und den Kranz zu erkämpfen. Er wird erkannt, und vergebens bemüht sich der Podesta, die gereizten Gemüther zur Versöhnung zu stimmen; der Streit flammt von Neuem auf, und zwar um so erbitterter, als Fazio zur Vermittlung desselben eine Verbindung zwischen ihm und Imelda vorschlägt. In stiller Mondnacht wagt Fazio die Gartenmauer in der Burg Lambertazzis zu übersteigen, und in einem Zwiegespräch beschließen beide eine Zusammenkunft bei dem in der Nähe hausenden Klausner, um dort sich zu vermählen und zu fliehen. Wenn nun diese Gartenscene uns durchaus an die unsterbliche Balkonscene in der Shakespear'schen Dichtung erinnert, so trägt die darauf folgende Scene nur noch mehr dazu bei. Fazio wird nämlich auf dem Rückwege von Azzo, dem Verlobten Imeldas, angegriffen und erlegt diesen im Zweikampfe, wie dort Tybalt von Romeo erschlagen wird. Nun folgt die Katastrophe: die Liebenden finden sich des andern Morgens bei dem Klausner zusammen. Aber Imeldas Brüder haben die Spur der Flüchtigen ausgekundschaftet. Bernardo, der eine, ist dem andern vorausgeeilt und fällt Fazio mit dem Schwerte an; er wird niedergestochen. Jezt kommt auch der zweite Bruder herbei, auch er wird niedergestoßen. Aber die Waffen waren vergiftet, und Fazio, obgleich nur leicht verwundet, wird von dem Gifte überwältigt. Imelda, die in der Klausnerhütte mittlerweile gebetet, tritt heraus, erblickt die Gefallenen, hört von dem Geliebten, was geschehen, saugt das Gift aus seiner Wunde und stirbt mit ihm. Jammernd steht der Vater, der alte Lambertazzi, bei den Leichnamen seiner drei Kinder. Auch der alte Geramei langt an und der Podesta vereint, wie der Prinz in Romeo und Julie, die Hände der Feinde. Wie unnatürlich und wahrheitswidrig aber diese Schlußversöhnung hier angewendet ist, fällt zu stark in die Augen, als daß es nöthig wäre, Worte darüber zu machen. Es ist keineswegs meine Absicht, das Stück mit dem kritischen Messer zu zergliedern und die Mängel und Schönheiten desselben darzustellen. Ich sage absichtlich die Schönheiten, denn obgleich dieses Trauerspiel vom zweiten Akte an matter, ja zulezt fast komisch wird, so ist doch die Behandlung des ersten Aktes so meisterhaft, daß sie auch das beste Werk zieren würde. Und überhaupt trifft nicht die Ausführung, sondern die Wahl des Stoffes der schärfste Tadel. Was müssen wir von dem denken, der ohne die Intention, einem alten Stoff eine neue Seite abzugewinnen, eines der größten Kunstwerke der Welt ergreift, seine Glieder auseinander zerrt, die edelsten und schönsten Theile herabfallen läßt, die übriggebliebenen dann locker zusammenfügt und es zur Schau als sein Werk ausstellt? Auch Raupach hat in seiner „Corona von Saluzzo" den Frevel begangen, sich am Stoff von „Romeo und Julie" zu vergreifen; aber er war klug genug, nicht nachzubilden: er hat das Sujet umgekehrt und auf den Kopf gestellt. Freilich büßte die Dichtung dadurch alle Lebenswahrheit ein, aber der Dichter hat sich salvirt, zwar nicht in Bezug seiner poetischen Kraft, aber doch hinsichtlich seiner dramatischen Mathematik. Halm aber hat sich nicht einmal von dieser Seite zu decken gesucht; keine Scheu, keine Ehrfurcht hat ihn zurückgeschreckt, mit dem größten aller Dichter einen Wettlauf zu unternehmen; keine Pietät für den erhabenen Geist hat ihn zurückgehalten, aus dem göttlichen Dom, den er erbaut, Steine herauszubrechen und sie zum Bau seines eigenen Gemäuers zu verwenden.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 48.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 25. Februar 1839.

Wir können's so fortreiben, und zum Spaß und ihm zur Buße, bis unser Zeitvertreib selbst so müde gejagt ist, daß er uns bewegt, Erbarmen mit ihm zu haben.

Shakespeare,
was ihr wollt.

Der Gewürzkrämer.

(Fortsetzung.)

Wenn man lange zaudert, an die Ecke der Hauptstraße einen Gewürzkrämer zu pflanzen, wie man oben auf dem Kirchthurm ein Kreuz aufgepflanzt hat, so läuft Alles davon. Brod, Fleisch, Priester, Schuhe, Regierung und Bauholz, das Alles kommt mit der Post, mit dem Frachtfuhrmann oder mit dem Hauderer; aber der Gewürzkrämer muß da seyn, am Orte wohnen, zuerst aufstehen, zulezt schlafengehen und seinen Laden zu jeder Tagszeit den Kunden, Schwätzern und Kaufleuten öffnen. Ohne ihn kann man keinen jener Excesse begehen, welche die moderne Staatsgesellschaft von der alten unterscheiden, die weder Branntwein, noch Tabak, Kaffee, Thee und Zucker kannte. Sein Laden liefert jedem Bedürfniß das Seinige: Thee, Kaffe und Chokolade, die Schlußsteine aller wirklichen Frühstücke; Unschlitt, Oel und Wachs, die Quelle aller Erleuchtung; Salz, Pfeffer und Muskate, die Rhetorik der Kochkunst; Reis, Bohnen und Maccaroni, wesentliche Elemente jeder vernünftigen Lebensweise; Zucker, Syrup und Eingemachtes, ohne welche das Leben höchst bitter wäre; kurz, es würde ein vollständiges Bild aller unserer Bedürfnisse daraus, wenn man die Trinitäten, welche der Spezereikram umfaßt, alle hernennen wollte. Der Gewürzkrämer ist selbst eine Trilogie: er ist Wähler, Nationalgardist und Geschworner. Ich weiß nicht, ob die Spötter einen Stein hinter der linken Brustwarze haben; allein mir ist es unmöglich, dieses Ehrenmannes zu spotten, wenn ich die Agathkugeln in seinen hölzernen Fächern liegen sehe und an die Rolle denke, welche er in meiner Kindheit spielte. Wie hoch steht er im Herzen der jungen Wildfänge, denen er Papier zu ihren Schiffen, Bindfaden zu ihren Drachen, Schwärmer und Zuckerwerk verkauft!

Dieser Mann, welcher in seinem Laden Wachslichter zu unserm Begräbniß, und in seinem Auge eine Thräne zu unserm Andenken bereit hält, greift unablässig in unser Daseyn ein. Er verkauft dem Dichter Dinte und Feder, dem Maler Farben und der ganzen Welt Dunst.* Ein Spieler hat Alles bis auf den lezten Pfennig verloren und will sich umbringen; der Spezereikrämer verkauft ihm Pulver und Blei, oder Arsenik; oder er hofft Alles wieder zu gewinnen, der Spezereikrämer verkauft ihm Karten. Eure gute Freundin kommt zum Besuch; ihr könnt sie mit keinem Frühstück bewirthen, ohne zum

* Colle, Leim, soviel als blauer Dunst; wir haben den Doppelsinn durch Dunst, das in ganz Deutschland Vogelschrot bedeutet, wiederzugeben versucht.

Gewürzkrämer zu schicken; sie macht sich keinen Fleck auf's Kleid, den er nicht mit seiner Seife wieder herausbrächte. Wenn ihr in einer ängstlichen Nacht nach Licht schreit, so überreicht euch der Gewürzkrämer die rothe Papprolle mit dem wunderbaren, klassischen Zündfläschchen, welches weder die deutschen Streichschwefelhölzer, noch die prachtvollen Feuerzeuge mit Ventilen aus der Mode bringen. Ohne seine Wichse geht kein Mensch auf den Ball; er verkauft endlich dem Priester die Hostie, dem Soldaten den Hundert und siebenjährigen, * dem Carneval die Maske und dem schönen Geschlecht das köllnische Wasser. Er verkauft Arzeneien, welche den Tod bringen, und Substanzen, welche das Leben verlängern; er selbst hat sich an's Publikum verkauft, wie eine Seele an den Teufel. Er ist das Alpha und Omega unserer gesellschaftlichen Ordnung. Man macht keinen Schritt und keine Meile, es ist kein Verbrechen und keine gute That, kein Kunstwerk und keine Ausschweifung, kein Freund und keine Freundin denkbar, ohne daß die Allgewalt und Ubiquität des Gewürzkrämers im Spiel ist. Dieser Mann ist die Civilisation in einem Kaufladen, die Staatsgesellschaft in einer Düte, die Nothwendigkeit in Waffen von Kopf bis zum Fuß, die Encyklopädie in Beispielen und das Leben in Schubfächern, Flaschen, Töpfen und Beuteln. Wir haben erlebt, daß man die Protektion eines Gewürzkrämers der eines Königs vorzog: die des Königs tödtet, die des Gewürzkrämers macht lebendig.

Durch welches Verhängniß ist es gekommen, daß man diesen Angelpunkt des gesellschaftlichen Lebens, dieses friedfertige Geschöpf, diesen praktischen Philosophen und diese rastlose Industrie zum Typus der Dummheit gemacht hat? Welche Tugenden gehen ihm ab? Keine. Die durch und durch edle Natur des Gewürzkrämers bildet einen Hauptzug in der Physiognomie von Paris. Zeigt er sich nicht von Zeit zu Zeit auf Veranlassung irgend einer Katastrophe oder einer Feierlichkeit im Glanz seiner Uniform, nachdem er sich lange geweigert, in Uniform auf die Wache zu ziehen? Seine mobilen blauen Linien mit wallenden Bärenmützen begleiten in vollem Pomp die berühmten Todten oder die triumphirenden Lebendigen und bilden galanterweise das blühende Spalier, wenn eine königliche Braut ihren Einzug in die Hauptstadt hält. Was seine Ausdauer und Beharrlichkeit anlangt, so ist dieselbe fabelhaft. Er allein hat den Todesmuth, sich alle Tage mit einem gesteiften Hemdkragen zu guillotiniren; unermüdlich wiederholt er den Kunden seine Späße und Witze; mit väterlicher Fursorge sammelt er die Sous der Armen, der Wittwen und Waisen, und mit anspruchsloser Bescheidenheit präsentirt er sich bei seinen Clienten aus den höhern Ständen.

* Eine Art Kartoffelbranntwein.

Behauptet man wohl gar, der Gewürzkrämer habe nichts erfunden? Quinquet war ein Gewürzkrämer; durch seine Erfindung ist er ein Wort der Sprache geworden und hat die Industrie der Lampenfabrikanten geschaffen.

Wenn der Spezereikram keine Pairs de France und keine Deputirten mehr liefern wollte, wenn er zu unsern Volksfesten keine Lampen mehr hergäbe, wenn er mit einem Mal aufhörte, die verirrten Fußgänger zurecht zu weisen, den Vorübergehenden Fünffrankenstücke zu wechseln und die arme Frau, welche ohnmächtig an der Straßenecke niederfällt, mit einem Glase Wein zu stärken, ohne sich nach ihrem Stand und Namen zu erkundigen; wenn die qualmende Oellampe des Gewürzkrämers nicht mehr gegen seinen Feind, das um eilf Uhr ausgehende Gas, protestirte, wenn er sein Abonnement auf den Constitutionnel aufkündigte, wenn er den Ideen des Fortschritts huldigte, gegen den Preis Monthyon zu Felde zöge, den Kapitänsposten in seiner Compagnie ausschlüge, das Kreuz der Ehrenlegion verschmähte, sich unterfinge, die Bücher, woraus er seine Düten macht, zu lesen; wenn er die Symphonien von Berlioz in den Concerten des Conservatoire mit anhörte, Cousin studirte und Ballanche verstände, so wäre er ein entartetes Wesen und verdiente es, als Puppe zu dienen, welche die Witzpfeile des ausgehungerten Künstlers, des undankbaren Schriftstellers und des mit der Verzweiflung ringenden Saint-Simonisten herunterschießen, wieder aufsetzen und von Neuem auf's Korn nehmen. Allein betrachtet ihn genau, theure Mitbürger! Was seht ihr? Einen Mann, gewöhnlich von kurzer Gestalt, mit Pausbacken und rundem Bauche, einen guten Hausvater, guten Gatten und guten Herrn.

(Schluß folgt.)

Ueber Erdbeben. Von J. F. Hugi.

(Fortsetzung.)

Man hat Beobachtungen, daß die Wärme nach innen stufenweise zunehme; allein sie sind meist in Kohlengruben oder in Schichten angestellt, welche viel Luft zu absorbiren und zu zersetzen im Stande sind. Andernseits haben wir eben so viele Beobachtungen, daß höher in bestimmten Schichten die Wärme bedeutend, und dann nach der Tiefe zu, vorzüglich in kompaktem Gestein, gradweise im Abnehmen begriffen ist. Die Wärme der Erde verhält sich nach Vergleichung der bisherigen Beobachtungen durchaus wie die Wahlverwandtschaft der betreffenden Schichten zur Atmosphäre und die dadurch

bewirkte Zersetzung der lezteren. Die warmen Quellen somit sind nicht von einem Centralfeuer gewärmt, sondern sie kommen aus Schichten, die der Wechselwirkung mit der Atmosphäre sehr günstig sind, sie sind das Produkt der raschen Umwandlung und Zersetzung selbst; die Quellen dienen somit als Maßstab der Athmungsthätigkeit der Erdfläche.

Auch der Vulkanismus hat seinen Grund in der angeführten innern Thätigkeit, und zwar um so mehr, da, nach Hamilton und andern, nach dem Verschwinden der Feuersäule die Luft mit ungeheurer Gewalt in den Crater dringt, bis die Flamme wieder erscheint, und da, wie erwiesen, die Flamme erst im Crater und bei Berührung der Atmosphäre sich bildet, so daß der ausgesogenen Luft im Innern der Sauerstoff äußerst rasch entzogen, dadurch die Masse umgewandelt und dabei gekohltes Wasserstoffgas, Wasserdampf u. s. w. gebildet wird, welche leztere bei Berührung der Atmosphäre mit dieser sich ausgleichen, indem sie den Sauerstoff derselben gierig aufnehmen und somit als Flamme erscheinen. Ohnehin ist alles Verbrennen nur eine Vereinigung des brennenden Körpers mit Sauerstoff, oder eine Oxydation, wie das leibliche Leben; nur ist das leztere durch wechselweise Desoxydation rhythmisch, und jeder Organismus ist somit nur durch pulsartige Säurung und Entsäurung der flüssigen Mittelform bedingt, oder durch Athmungsprozeß, von dem alle andern Bildungen und Entwicklungen abhängen.

Die weitere Entwicklung der organischen Erdansicht, die Beweise dafür und der Zusammenhang mit dem planetaren und Weltganzen würden für den Zweck dieses Aufsatzes zu weit führen; nur kann noch bemerkt werden, daß die Erde die Mutter aller individuellen Organismen ist, daß diese auf ihren untern Stufen nicht durch Zeugung, sondern nur durch gehörige Wechselwirkung des Luftigen, Flüssigen und Festen entstehen, daß sie aber sich emporringen zu immer größerer Selbstständigkeit, und daß sie an Unabhängigkeit vom Erdorganismus zunehmen, je mehr sie Organe für das Anregende, Dynamische, das Lichtprinzip, je mehr sie das Hirn als Sonne in sich aufnehmen; daß es endlich Unsinn wäre, zu behaupten, alle jene Lebenserscheinungen, aller jener ewige Rhythmus von Zu- und Abnahme, von Plus und Minus werde durch eine todte Erdmasse hervorgebracht. So wenig aber das Pflanzenleben ohne Erdenleben, so wenig ist dieses ohne solares und dieses ohne universelles möglich. Die Schöpfung ist nur Ein Organismus, bei dem aber das Einzelne nach dem Grundtypus des Großen und Ganzen sich gestaltet.

Die Erdbeben erscheinen jedesmal unter Verhältnissen, welche die angeführte Wechselwirkung der Atmosphäre mit dem Erdganzen nicht bezweifeln lassen. Vor dem Erdbeben vom 24sten Jenner 1837, Nachts nach zwei Uhr, lagerte sich über die Sümpfe von der Linth, von Murten u. s. w. ein graubrauner, eigenthümlicher Nebel, der einige Stunden vor dem Erdbeben allenthalben sich zeigte, vor dem Eintritt aber rasch sich senkte und verschwand, worauf nach Berichten aus Zürich und dem Oberland die Luft äußerst windstill und auffallend helltönend war. Nach Berichten aus Friedrichshafen, Baden, Basel u. s. w. bemerkte man vorher auffallende Unruhe bei den Stubenvögeln, Pferden, Katzen und Hunden; die lezteren bellten, nach bestimmten Berichten aus Zürich, durchaus nicht, senkten den Schwanz und streckten den Kopf mächtig in die Höhe, als wollten sie etwas auswittern. Von Nachts zwölf Uhr an flatterten und krächzten im Simmenthal, Brugg und Winterthur die Elstern und Krähen; allenthalben waren die Stubenvögel unruhig; nach dem Eintritte des Erdbebens fielen sie bei Solothurn von den Stangen und lagen wie im Erstickungskampfe oder schrien äußerst ängstlich. Aehnliches wird von Olten und Biel berichtet. Nach dem ersten Stoße war in fünf Minuten ein leichter Nebel vorhanden, in Luzern erhob sich ein Südwind, in Neuenburg West- und am Neckar Ostwind. Nach dem Erdbeben herrschte eine solche Wärme im Boden, daß eine Menge zweiflügligter Insekten und Schmetterlinge, die in der Erde sich verwandeln, zum Vorschein kamen, obwohl sie die Temperatur der Atmosphäre noch nicht zu ertragen vermochten. So bei Solothurn. Vom Niedersimmenthal und Zürich wurden in den Berichten solche Insekten namentlich angeführt.

(Fortsetzung folgt.)

Talbot und Daguerre.

Der Engländer Talbot, dessen Reclamation bei der Pariser Akademie wir neulich (Nr. 42) erwähnten, tritt allen Ernstes als Daguerres Nebenbuhler auf. Er hat in der Londoner Societät eine Abhandlung über seine Entdeckungen vorgelesen und dieselbe der Pariser Akademie mitgetheilt. In der Sitzung der leztern vom 12. Februar kam die Sache wieder zur Sprache. Talbots Schrift scheint die französischen Akademiker keineswegs darüber aufgeklärt zu haben, in welchem Verhältniß eigentlich seine Entdeckung zu der Daguerres steht; jedenfalls scheinen Methode und Resultate wesentlich verschieden zu seyn. Wir führen im Folgenden das Hauptsächliche an, gestehen aber, daß wir nicht aus Allem klug werden.

Humphry Davy und Wedgewood war es schon vor geraumer Zeit gelungen, mittelst des salpetersauren Silbers Bilder zu erhalten (in welchem Grad der Vollständigkeit ist nicht gesagt); aber diese Bilder verwischten sich wieder, selbst am zerstreuten Licht, und sie hatten sich vergeblich nach einem Mittel umgesehen, dies zu verhindern. Talbots erste Versuche fallen in das Jahr 1834. Er wandte zuerst auch das

salpetersaure Silber an, und hatte es anfangs nur auf Schattenrisse abgesehen, die man im Dunkeln aufbewahren und nur bei Kerzenlicht betrachten konnte. Bald aber versuchte er andere chemische Stoffe, und mit gewissen gelang es ihm so gut, daß nun sein eifrigstes Bestreben dahin ging, den Bildern Dauer zu verschaffen, und dies gelang ihm auch. Er combinirte sofort seine Methoden, und erhielt so verschiedene, mehr oder weniger befriedigende Resultate. „Auf meinen Zeichnungen,“ sagt er, „stellt sich der Gegenstand weiß dar; aber der Grund, von dem er sich abhebt, kann, je nachdem man das Verfahren und die Reagentien abändert, hellblau, gelb, rosenfarbig, braun oder schwarz seyn. Ein grüner Grund läßt sich nicht herstellen, jedoch einer, der in's bouteillengrüne sticht.“ Talbot ist zu folgenden Resultaten gelangt: 1) Er bildet Pflanzenblätter, Blumen u. dgl. ab. Namentlich erwähnt er der Abbildung eines façonnirten Bandes, die so getreu sey, daß man in einiger Entfernung ein wirkliches Band zu sehen glaube. 2) Er reproducirt die Umrisse eines Porträts. 3) Er kann Glasgemälde abbilden. Er bemerkt, wenn die Sache gelingen solle, dürfe kein Hochgelb und Roth dabei seyn, weil so gefärbte Gläser den violetten Strahlen, welche die chemische Wirkung bedingen, den Durchgang versagen. Diese Bilder kommen unter allen, die er hervorgebracht, einer Kreidezeichnung am nächsten; auch seyen es die einzigen, auf welchen die Farbe einigermaßen angedeutet sey. Hierbei ist zu bemerken, daß auch auf manchen Bildern Daguerres Andeutungen von verschiedenen Farben vorkommen, wobei aber von Reproduktion der natürlichen Farben der Gegenstände entfernt nicht die Rede ist. So hat Daguerre Bilder vorgezeigt, welche Sepiazeichnungen auf hellbraunem Papier gleichen; die Lichter erscheinen dabei wie weiß aufgehöht, aber dieses Weiß spielt in's Grünlichte, ist also ganz andersfarbig als der röthliche Grund. 4) Er bildet im Sonnenmikroskop vergrößerte Gegenstände ab. In diesem Punkte scheint Talbot wirklich Ausgezeichnetes zu leisten. 5) Er erhält Ansichten von Bauwerken. Nach seinen eigenen Aeußerungen scheinen dabei die von der Sonne beleuchteten Flächen sehr genau abgebildet zu seyn, während die andern nur Schattenmassen ohne Detail geben. Auf Daguerres Bildern sieht man auch an den Partieen, auf welche kein Licht direkt fällt, Alles, was das Auge selbst daran unterscheidet. 6) Er kopirt Kupferstiche. Darin scheint es Talbot am weitesten gebracht zu haben: er erhält zuerst auf seinem „sensitive paper“ ein verkehrtes Bild, das die weißen Stellen des Stichs schwarz, die Zeichnung selbst weiß angibt. Von diesem klatscht er sofort ein zweites ab, das Zeichnung und Farben wieder umkehrt und somit ein genaues Abbild des Originals ist.

Aus allem bisher bekannt Gewordenen geht hervor, daß beide Männer sehr wahrscheinlich auf dieselben oder analogen Reagentien gekommen sind, mit denen sie aber verschieden operiren, und daß die Sache nicht so einfach ist, als es Anfangs scheinen konnte. Kunst und Wissenschaft können bei dieser Konkurrenz nur gewinnen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Februar.

(Schluß.)

Vorstadtbühnen. Neue Opern.

In der That, der ungünstige Erfolg ist eine nur sehr geringe Strafe für den Frevel dieses Tempelraubs. Ich habe mit der innigsten Theilnahme Halms Talent in allen seinen Produktionen verfolgt und habe, obgleich sein „Adept“ und „Camoens“ hinter seinem ersten Werk zurückgeblieben sind, doch nicht gezweifelt, daß bei einer glücklichern Wahl seiner Sujets er jene Hoffnungen realisiren werde, zu welcher die „Griseldis“ berechtigte. Aber eben diese Wahl macht mich irre. Wie es heißt, will Halm jezt eine Iphigenia schreiben; wo soll das hinaus? — Wenn nun unsere besten Dichter mit ihren Schöpfungen für das Burgtheater uns nicht vollkommen zufrieden stellen konnten, was soll ich erst von jenen Produktionen sagen, die auf den Vorstadtbühnen dem Publikum vorgeführt werden? Hier endet jeder dramatische Maßstab. Ich habe Ihnen bereits einmal geschrieben, daß jene jämmerlichen Produkte von Kurtelkand und Hopp, die im Königstädter Theater zu Berlin den bekannten Scandal erregten, hier zu den bessern Stücken dieses Genre's gehören: brauche ich noch mehr zu sagen, um Ihnen den Standpunkt unserer sogenannten Lokalposse zu bezeichnen? Ein Aggregat von Unsinn, Trivialitäten und Zoten, die man nicht einmal mehr Zweideutigkeiten nennen kann, bilden den Inhalt aller dieser Stücke. Ich sage mit Vorbedacht Aller, denn es sind im Laufe dieses Jahres nicht zwei Stücke gegeben worden, die hievon eine Ausnahme machten. Selbst der alte Geist des Wiener Humors hat sich schamroth von diesen Machwerken zurückgezogen. Die Kernspäße, welche sonst die Possen Bäuerles, Meisls, Raimunds und Nestroys auszeichneten, wird man in den gegenwärtigen Stücken vergebens suchen. Einen großen Theil der Schuld dieses Verfalls der Volksbühne trägt der Theaterdirektor Carl, über dessen Verwaltung die Jeremiaden so zahlreich sind, daß ich sie unmöglich wiederholen kann. Leider hat Carl nun auch die Direction des Leopoldstädter Theaters übernommen, da er das Gebäude käuflich erstanden. In diesem Theater, sonst dem Mittelpunkt des Wiener Volkshumors, wo Schuster, Raimund, Korntheuer, die Krones, Sundtl, auch den bittersten Misanthropen zum Lachen brachten, schallt jezt nur das Echo jener Trivialitäten, die seit längerer Zeit im Theater an der Wien ihr Wesen trieben. Carl hat einen großen Omnibus bauen lassen, worin die von ihm engagirten Histrionen alle Abende von der Wieden nach der Leopoldstadt und von der Leopoldstadt nach der Wieden geführt werden. Man sagt, in diesem Thespiskarren müssen 21 Personen Platz nehmen, das nöthige Gepäcke an Garderobe und Requisiten nicht gerechnet. Genug davon. Im Kärntnerthortheater gastirte die Hasselt mit dem glänzendsten Erfolg; weniger glücklich die Altistin Bodgarschek. Erstere ist für das nächste Jahr neben der Luzer als alternirende erste Sängerin engagirt. Eine neue Oper „Turandot“ von J. Hoven erhielt einen succès d'estime. Hoven ist der Schriftstellername des hiesigen Regierungsraths Pesque von Püttlingen, der bereits als Liedercompositeur manches Verdienstliche geleistet hat. Der Oper Turandot fehlt die Einheit des Styls, sie ist ein Aggregat von französischem, deutschem und italienischem Styl, und der Compositeur hat in dem Verlangen, es allen Parteien recht zu machen, keine einzige zufrieden gestellt. So eben ist Lindpaintners „Genueserin“ an diesem Hoftheater zur Aufführung gekommen. Lindpaintners Compositionen genießen hier eines ausgezeichneten, ich möchte sagen, classischen Rufs, und so wurde auch seine neue Oper sehr günstig aufgenommen. Das nächstemal mehr darüber.

Beilage: Literaturblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 49.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 26. Februar 1839.

— When these prodigies
Conjointly meet, they are portentous things
Unto the climate that they point upon.
Shakespeare.

Ueber Erdbeben. Von J. F. Hugi.

(Fortsetzung.)

Das beängstigende, erstickende Gefühl der Thiere mit vorzüglich entwickelten Athmungsorganen ist eine bei den meisten Erdbeben beobachtete Thatsache. 1551 verscheuchte das Erdbeben alle Vögel aus Kalabrien, so 1783 aus Sicilien. Erst nach fast einem Jahre, da die lezten Stöße aufgehört hatten, kehrten sie wieder zurück. Bei dem Erdbeben von Campanien hoben sich die Steinchen des Mosaikbodens eines Bades wechselsweise, stießen Blasen aus und fügten sich wieder zusammen. Zugleich erstickten bei Pompeji 600 Schafe. 1795 drang in England zum Schrecken der Bergleute die Luft mit ungeheurer Gewalt in einen Schacht. — Mit dem ersten Hornung des Jahrs 1783 fingen in der Gegend von Messina, Reggio u. s. w. alle Quellen sich zu trüben an, einige wurden milchig, andere röthlicht. Das Wetter war still, die Luft dunstig, bei Menschen und Thieren herrschte ein beengendes Gefühl, die Hunde heulten erschrecklich. Das Meer stieß allenthalben mächtige Luftblasen aus, und zwischen Messina und Reggio fing es zu kochen an, die ausdruckliche Untersuchung jedoch konnte nicht die geringste Wärme des Wassers ermitteln. Beim Faro öffnete sich das Meer in trichterförmige Schlünde, und etwas später entstanden aus jenen Tiefen sechs Wassersäulen, die hoch in die Luft sich erhoben; dann begann die Erzitterung des Bodens.

Schon Seneca führt an, daß nach großen, anhaltenden und weit ausgedehnten Erdbeben die Pest zu folgen pflege. Dies war auch der Fall im Jahr 1318. Durch den größten Theil von Europa zeigte sich während des Erdbebens rother Regen und giftige Ausdünstungen, in deren Folge die Pest entstand. Die Luft, heißt es, wurde dick, übelriechend und betäubend für Menschen und Thiere; der Wein in den Fässern trübte sich. Aehnlich war es bei dem ein Jahr dauernden Erdbeben von 1356, wo Basel zerstört wurde. Auch der schwarze Tod wird dem ihm vorangehenden Erdbeben zugeschrieben. Auch dem Erdbeben von 1531, welches Lissabon das erstemal zerstörte, folgte unmittelbar die Pest. So wird beinahe keines der größeren Erdbeben beschrieben, ohne Angabe von verdorbener Luft, schädlichen Ausdünstungen, sonderbaren Erscheinungen in der Luft und der Erde, und hie und da erfolgten Krankheiten unter Menschen oder Thieren.

Am merkwürdigsten jedoch erscheint für die Schweiz das Jahr 1755, wo Lissabon zerstört wurde. Mit dem Anfang des Oktobers fiel über das Alpengebirge eine große Menge Schnee.' In der flachen Schweiz war die

Trockenheit seit zwei bis drei Monaten so bedeutend, daß Wassermangel entstand. Den 14ten verbreitete sich plötzlich in allen Gebirgsgegenden der Schweiz ein so heißer Dampf, daß er aus einem Backofen zu kommen schien. Nach zwei Stunden war die Luft mit äußerst dichtem rothem Nebel angefüllt. Gegen Abend fiel fast über die ganze Schweiz, vorzüglich aber über Wallis, die Urkantone und das Alpengebirge, auch über Schwaben u. s. w. blutrother Regen und in den Hochalpen Flocken von rothem Schnee. Von neun Kubikzoll Regenmenge erhielt man einen Kubikzoll eisenhaltige, leimigte Erde. Alle Gegenstände waren mit diesem rothen Pulver überzogen, das nach einiger Zeit aschgrau wurde und so scharf war, daß es die Baumblätter durchfraß und alle Tücher auf den Bleichen von Zürich frisch gewalkt werden mußten. Darauf folgten ungeheure Regengüsse und fürchterliche Lokalorkane nach allen Richtungen, wechselnd mit sanftem Regen, der gewöhnlich bluthroth war. So ging es bis zum 1sten November fort, der ungewöhnlich still war. Um neun Uhr Morgens kamen alle Seen der Schweiz ohne Spur von Wind, zum Schrecken der Menschen, plötzlich in äußerst heftige Bewegung. Die Wellen schlugen zwölf bis fünfzehn Fuß hoch und schienen zu sieden. Um zehn Uhr legte sich plötzlich alles Gewässer zur Ruhe und dagegen erbebte alles Land (bei gänzlicher Ruhe der Seen) so heftig, daß an einigen Orten, wie in Wallis, der Boden sich hob und spaltete. Unmittelbar nach den Stößen entstand eine ungewöhnliche Wärme; fast alle Quellen trübten sich, viele wurden röthlich, eine Quelle im Wallis, eine zu Gemenor und eine zu Bristol wurden blutroth. Die heißen Quellen von Töplitz stockten eine Minute und brachen dann mit rothem, heißerem Wasser hervor. Am meisten aber floßen blutrothe Quellen zu Fez in Afrika. Zu Torn und an vielen andern Orten brachen heiße Quellen hervor und fast durchgehends erhöhte sich auf das Erdbeben die Temperatur der Quellen. Von dieser ersten Erschütterung an dauerten die fortwährenden Bebungen fast ein halbes Jahr unter ähnlichen Erscheinungen fort; am heftigsten aber in Wallis, und vorzüglich in der Gegend von Brig.

Den 30sten März 1767 Nachmittags zwei Uhr kam bei ganz stiller Luft der Zürichersee so in Aufruhr und Bewegung, daß die Schiffe von den Ketten gerissen oder mit den Pfählen auf die Ufer geworfen wurden. Das Wasser schäumte und schien stellenweise in Luft übergehen zu wollen. Von Erderschütterung war nirgends eine Spur beobachtet worden. Schon 1741 ereignete sich nach dem Erdbeben vom 11ten Februar ein Gleiches.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gewürzkrämer

(Schluß.)

Wer hat sich das Glück je anders als in der Gestalt eines kleinen rothbackigen Krämerladenburschen mit blauer Schürze gedacht, der auf dem Tritt einer Materialwaarenhandlung steht, die Frauen mit lüsterner Miene mustert, sich nach der Herrschaft umguckt, keinen Heller im Vermögen hat, mit den Kunden scherzt, über ein Theaterbillet ganz selig ist, den Patron für einen großen Geist hält und den Tag herbeiwünscht, wo er sich, wie der Patron, in einem runden Spiegel rasiren kann, während ihm seine Frau das Hemd wärmt und Halstuch und Beinkleider zurecht legt. Das ist das echte Arkadien! Schäfer zu seyn, wie Poussin es verlangt, ist nicht mehr Mode; Gewürzkrämer zu seyn ist eine der größten Seligkeiten auf Erden.

Künstler und Feuilletonisten, ihr grausamen Spötter, denen das Genie so wenig heilig ist als der Gewürzkrämer, wir wollen zugeben, daß der kleine Rundbauch allerdings ein Vorwurf für euren boshaften Griffel seyn mag. Keine Frage, einige Gewürzkrämer präsentiren leider, wenn sie das Gewehr präsentiren, einen Schmeerbauch, der bei den Revüen der Nationalgarde das Alignement der marschirenden Reihen unterbricht, und wir haben keichende Hauptleute bittere Klage darüber führen hören. Allein wer kann sich einen blassen, magern Gewürzkrämer denken? es wäre um seine Ehre geschehen, wenn er den leidenschaftlichen Leuten in's Gehege gehen wollte. Es ist einmal so: er hat einen Bauch; Napoleon und Ludwig XVIII. hatten auch einen, und wenn die Deputirtenkammer keinen hätte, so würde Alles drunter und drüber gehen. — In den Augen fühlender Menschen hat er keinen Fehler, als daß er sich ein Landhaus vier Meilen von Paris wünscht, an welches ein Garten von dreißig Quadratschuhen stößt, wo er sodann sein Bett und seine Stube mit gelben, rothgeblümten Calicovorhängen schmücken und sich auf Utrechter Sammtstühlen niedersetzen könnte. Er ist der ewige Mitschuldige dieser infamen Stoffe.

Was ihn in der Welt außerhalb seines Ladens in allen möglichen Verkleidungen kenntlich macht, sind seine Redensarten und Meinungen. Man fährt mit der Diligence nach Meaux, Melun, Orleans; im Interieur sitzt einem ein gutgekleideter Jemand gegenüber, welcher einen mit mißtrauischen Blicken mustert. Man erschöpft sich in Vermuthungen über den Partikulier. Ist es ein Sachwalter? ein neuer Pair von Frankreich? ein hoher Beamter? Eine blasse, kränkliche Dame äußert, sie habe die Cholera gehabt und sey noch nicht völlig davon hergestellt. Das Gespräch wird allgemeiner; der Unbekannte

ergreift das Wort: „Môsieu —" Mit diesem einzigen Wort gibt sich der Gewürzkrämer zu erkennen. Der Gewürzkrämer spricht nicht Monsieur, weil es zu affektirt lautet; ebensowenig M'sieu, was höchst schnippisch und höhnisch klingt; er sagt mit triumphirender Miene Môsieu, was sich halb ehrerbietig, halb herablassend anhört, seine Hochachtung ausdrückt und seiner Rede eine wunderbare Salbung verleiht. „Môsieu," beginnt er, „während der Cholera haben die drei größten Aerzte, Dupuytren, Broussais und Môsieu Magendie ihre Kranken nach verschiedenen Kurmethoden behandelt: alle, oder wenigstens beinahe Alle sind gestorben. Sie haben es nie herausgebracht, was die Cholera ist; aber die Cholera ist eine Krankheit, woran man stirbt. Jene Reise, Môsieu, hat dem Handel und Wandel viel geschadet." Nun kommt es an seine politischen Ansichten, und diese lassen sich so zusammenfassen: „Môsieu, es sieht aus, als ob die Minister nicht wüßten, was sie thun. Man mag sie noch so oft wechseln, es kommt immer auf eins heraus. Nur unter Napoleon ging die Sache ihren rechten Gang; aber was war auch Napoleon für ein Mann! Frankreich hat viel an ihm verloren, und wir müssen eingestehen, man hat ihn nicht gehalten!" — Man findet ferner, daß der Gewürzkrämer durchaus verwerfliche religiöse Ansichten hat. Die Berangerschen Lieder sind sein Evangelium. Diese abscheulichen, mit Politik versetzten Refrains haben ein Unheil angestiftet, welches der Gewürzkram lange nicht verwinden wird. Es werden vielleicht hundert Jahre vergehen, bevor ein Pariser Gewürzkrämer — die in der Provinz sind etwas weniger von jenen Liedern angesteckt — in's Paradies kommt. Seine Wonne, Franzose zu seyn, führt ihn zu weit. Gott wird ihn dereinst richten! — Dauert die Reise nur kurze Zeit und spricht der Gewürzkrämer kein Wort — ein sehr seltener Fall — so erkennt man ihn an der Art und Weise, wie er sich schnäuzt. Er nimmt einen Zipfel des Schnupftuchs in den Mund, packt es in der Mitte, schüttelt es eine Zeitlang auf den Fingern herum, greift sich dann gravitätisch an die Nase und bläst eine Fanfare, worauf ein Klapphorn eifersüchtig werden könnte.

Ein Gewürzkrämer vom alten Schrot und Korn, welcher dreißig Jahre lang die tausenderlei Gerüche seines Bodens eingeathmet, den Fluß des Lebens mit Myriaden von Häringen hinabgeschwommen und Rippe an Rippe mit einer Unzahl von Stockfischen gewandelt, der jeden Abend den Schmuz vor seinem Laden weggefegt und Gott weiß wie viele blöckische, schmierige Sous gehandhabt hat; dieser Mann, der seine Gemahlin verloren und zur Erde bestattet, wie es die Quittung vom Stadthause für ein auf alle Ewigkeit erworbenes Begräbnißterrain unter seinen Familienpapieren beweiset, verkauft, reicher geworden, als er sich je gewünscht, seinen Laden. In den ersten Tagen spaziert er in Paris herum, wie ein großer Herr, sieht den Dominospielern zu, und geht sogar in's Theater; aber er fühlt dabei, wie er sich ausdrückt, ein Kribbeln in den Beinen und am ganzen Körper. Er steht vor jedem Gewürzladen still und horcht auf den Klang der Mörserkeule. Beim Anblick eines durch das schöne Wetter auf seine Thürschwelle herausgelockten Gewürzkrämers fährt ihm unwillkührlich der Gedanke durch den Kopf: Sieh, das bist du Alles einst gewesen! Von dem Magnet der Spezereien angezogen, besucht er seinen Nachfolger. Der Kram ist im besten Gange; aber unser Sondermann kehrt mit schwerem Herzen nach Hause zurück. Broussais, den er wegen seines Unwohlseyns um Rath fragt, schickt ihn auf Reisen, ohne ihm gerade die Schweiz oder Italien ausdrücklich zu empfehlen. Nach einigen weiten vergeblichen Ausflügen in die Umgegend von Paris, wie Saint-Germain, Montmorency, Vincennes, kann es der arme Mann, der nun immer elender wird, nicht mehr aushalten; er kehrt in seinen Laden zurück, wie die Taube Lafontaines in ihr Nest, indem er sein großes Sprichwort anführt: Je suis comme le lièvre,* je meurs où je m'attache! Sein Nachfolger erlaubt ihm, Düten zu machen und im Laden zu helfen. Sein Auge, das bereits eingeschrumpft war, wie das Auge eines Bratfisches, strahlt wieder von Freude.

Die tüchtigsten Köpfe unter den Gewürzkrämern werden Maires irgend einer Landgemeinde und verbreiten dort einen gewissen Abglanz der Pariser Kultur. Diese machen sich alsdann an Voltaire oder Rousseau, auf den sie subskribirt haben, schlagen aber das Buch bei der siebzehnten Seite wieder zu. Stets bei der Hand, ihrem Vaterlande nützlich zu seyn, lassen sie eine Tränke ausbessern und widersetzen sich den Eingriffen der Geistlichkeit, indem sie den Gehalt des Dorfpfarrers herabsetzen. Einzelne versteigen sich sogar so weit, daß sie ihre Ideen dem Constitutionnel mittheilen, von dessen Redaktion sie vergebens Antwort erwarten. Andere sammeln Unterschriften zu Petitionen gegen die Sklaverei und gegen die Todesstrafe.

Ich mache dem Gewürzkrämer nur Einen Vorwurf: er findet sich in zu großer Menge. Er muß es selbst zugeben, daß er gemein ist. Einige Sittenrichter, welche ihn unter dem Breitengrade von Paris beobachtet haben, wollen behaupten, die guten Eigenschaften, die ihn auszeichnen, verwandeln sich in Gebrechen, sobald er sein eigener Herr wird. Er bekommt alsdann, heißt es, einen leichten Anstrich von Wildheit, legt sich auf's Commandiren, Zurechtweisen und verliert seine Sanftmuth. Ich bin weit entfernt, diesen Beschuldigungen, welche

* Statt Lierre.

vielleicht mit der leitischen Zeit des Gewürzkrämers zusammenhängen, zu widersprechen; allein beobachtet die verschiedenen Menschenklassen, studirt ihre Schwachheiten und Thorheiten, und fragt euch dann, wo es etwas vollkommenes in diesem Jammerthal gibt? Haben wir Nachsicht mit den Gewürzkrämern; und uberdies, was würde aus uns, wenn sie vollkommen wären? Man müßte sie anbeten und ihnen die Zügel des Staats anvertrauen, vor dessen Wagen sie sich muthig vorgespannt haben. Um Gotteswillen, ihr grinsenden Spötter, fur welche diese Zeilen bestimmt sind, laßt sie davor und quält diese interessanten Zweifüßler nicht zu sehr! Habt ihr denn nicht genug an den Ministern, an den neuen Büchern und an den Vaudevilles?

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Die Theater und die Königin. Concerte. Bauten.

Als O'Connell neulich im Unterhause die Beleidigungen, welche Lord Brougham im Oberhause gegen ihn ausgestoßen, in vollgerütteltem Maße heimgab, sagte er am Schluß, er habe kein Recht, sich zu beklagen, wenn selbst weibliche Unschuld auf dem Throne vor der giftigen Zunge eines solchen Verläumders nicht geschüzt sey. Dieses hat Bezug auf ein vor Kurzem erschienenes Pamphlet unter dem Titel „A Letter to the Queen," welches allgemein Lord Brougham zugeschrieben wird. Seine, in die Galle getäuschter Hoffnungen getauchte Feder ist in der ganzen Schrift nicht zu verkennen, welches durch beißende Satire, den vortrefflichen Styl, die freie, ja oft beleidigende Sprache gegen die Königin, die darin als ein unwissendes Kind aufgeführt und behandelt wird, hier das größte Aufsehen erregte und zu den interessantesten politischen Erscheinungen der neueren Zeit gehört. — In der literarischen Welt haben wir in der lezten Zeit nichts Neues von Interesse gehabt. Man ist gespannt auf ein neues Werk, welches Mrs. Trollope unter dem Titel: „Michael Armstrong, or the factory boy," in monatlichen Lieferungen herauszugeben gedenkt, und das, wie man glaubt, eine Nachahmung von Dickens's populärem Roman: Oliver Twist, seyn wird. Nachahmungen von populären Werken gelingen selten; besonders dürfte ein so talentvoller und origineller Schriftsteller wie Dickens nicht leicht einen Nachahmer finden, und am allerwenigsten in Mrs. Trollope. — Sie werden sich erinnern, wie die englischen Blätter vorigen Sommer der Königin ihre Vernachläßigung der Nationaltheater vorwarfen, während sie die italienische Oper fast jeden Abend besuchte. Sie hat die englischen Theater seit einiger Zeit mehrmals wöchentlich besucht, und nun schreien sie alle, wie unschicklich es für eine Königin sey, sich so oft im Schauspielhause sehen zu lassen, so daß sie, wie es scheint, es Niemanden recht machen kann. Den allerhöchsten Unwillen der Sonntagsblätter erregte jedoch der Besuch, womit J. M. Van Amburghs brüllende Gesellschaft, die seit mehreren Monaten in Drurylane haust, beehrte. Nachdem sie eines Abends der Vorstellung beigewohnt, und die vollkommene Eintracht und das höfliche Benehmen der anwesenden Herren Bären, Tiger, Panther und Hyänen, die ein unter ihnen sich befindendes Lamm mit wahrer Menschenfreundlichkeit behandelten, bewundert hatte, kam ihr der Einfall, sich, von ihrem Hofstaat begleitet, auf die Bühne zu begeben, um zu sehen, wie diese Bestien sich nach einer solchen moralischen und physischen Abstinenz bei der Fütterung benehmen würden, welche in ihrer Gegenwart vor sich ging. Obgleich es nun für eine Königin nicht ganz schicklich seyn mag, um sich an einer Fütterung wilder Thiere zu ergözen, die Bühne eines Theaters zu betreten, wogegen man in England besondere Vorurtheile hegt, so war es doch nicht der Mühe werth, über eine solche jugendliche Grille so viel Wesens zu machen. — Vorige Woche wurde das St. Jamestheater mit einer rivalisirenden Gesellschaft vierfüßiger Künstler eröffnet, welche jedoch in jeder Hinsicht weit hinter Van Amburghs Künstlern zurück stehen. Zur Bezeichnung des jezigen Geschmacks des englischen Publikums brauche ich nur zu sagen, daß, während Drurylane mit seinen Löwen und einer höchst abgeschmackten Pantomime alle Abende gefüllt ist, Coventgarden, wo Shakespeares Werke, wenn auch nicht ganz, doch theilweise vortrefflich aufgeführt werden, leer bleibt. Die übrigen Theater bieten, wie gewöhnlich um diese Jahreszeit der Fall ist, nichts Neues dar. Madame Vestris, welche das hiesige Publikum nach ihrer Niederlage in Amerika mit verdoppelter Gunst aufgenommen, füllt durch ihr und ihres Mannes, Charles Mathews, treffliches Spiel jeden Abend das Haus, ohne neuer Stücke zu bedürfen. In Adelphi erhöht ein Riese, Namens Bihin, das Vergnügen der Zuschauer. Die Promenadeconcerts à la Musard im englischen Opernhause werden mit dem größten Erfolge fortgesezt und beweisen deutlich, daß der Geschmack für Musik in England zunimmt. Das herrliche Orchester von sechzig Musikern, vielleicht eines der besten in Europa, die gute Auswahl der Musikstücke, die elegante Versammlung von Herren und Damen, die jeden Abend das Theater füllen, die ungenirte und gewissermaßen continentale Einrichtung des Ganzen, gewähren einen Genuß, den man früher hier ganz entbehrte, und den Strauß's vorjährige Concerte zuerst kennen lehrten.

Vorige Woche fand wieder einer jener häufigen Unglücksfälle Statt, Folgen des, hier so gewöhnlichen Lasters der Trunkenheit, welches jedoch täglich abnimmt. Ein junger Mann, Neffe von Sir Francis Burdett, der, um 7 Uhr Morgens, betrunken in eine gemeine Schenke in Haymarket taumelte, wettete dort mit einem armen Manne fünf Schillinge, daß er nicht eine Flasche ungemischten Branntweins austrinken könne. Der arme Mann nahm natürlich das Geld, trank die Flasche aus, und starb zwei Stunden darauf. Der Richter, vor den der Mörder zum Zeitvertreib gebracht wurde, verurtheilte ihn zu fünf Schilling Geldbuße, die gewöhnliche Strafe für Trunkenheit. — So schnell auch sonst der Häuserbau in London vor sich geht, wovon das neue Gebäude der London- und Westminster-Bank, die Reihen von Palästen, die jezt die City, den häßlichsten Theil der Stadt, zieren, und die durch Aladins Zauberlampe entstanden zu seyn schienen, hinlänglichen Beweis liefern, so scheint hinsichtlich des Baues unserer Börse der Zauber gelähmt, oder wenigstens durch den Streit der Citycorporation mit den Lord of the Treasury suspendirt. Vor einigen Tagen fand man mit Kreide auf den Ruinen der alten Börse geschrieben: „Dieser Baugrund ist auf neun und neunzig Jahre zu vermiethen; nach Verlauf dieser Zeit wird solcher für den Bau einer Börse verwendet."

Beilage: Kunstblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 50.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 27. Februar 1839.

He joined the rogues and prospered, and became
A renegade of indifferent fame.

Byron.

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

Zweiter Brief.

Ich zog mit meinen Kanoniren Tlemcen zu. Unser Marsch war wegen Mangels an Lebensmitteln sehr beschwerlich; drei Tage lang fanden wir an der Straße keine Bevölkerung und mußten, um nicht zu große Umwege in die Berge zu machen, uns mit schwarzem, in Wasser aufgeweichtem Zwieback und einer in kaltem Wasser eingerührten Mehlsuppe begnügen. Jenseits des Flusses Oued-el-Hammon trafen wir eine große Anzahl flach auf der Erde liegender Steine, welche noch Denkmäler der Römer sind; ich bemühte mich, eine Inschrift zu finden, konnte aber nur hin und wieder halbverwischte lateinische Buchstaben entdecken. Am Abend des dritten Tages erreichten wir einen Aduar. Nachdem wir mit Mühe den dichten Verhau von gefällten Bäumen, der ihn umgab, durchbrochen hatten, wurden die vorangehenden Kanonire ziemlich unfreundlich von den aus dem nächsten Zelte getretenen Beduinen begrüßt; als sie aber die Kanone und unsere Uniform erblickten, erheiterten sich ihre Gesichter und wir wurden gastfreundlich empfangen. Der Führer der Kanonire blieb mit mir im Zelte des Caid; wir wurden trefflich bewirthet. Den folgenden Tag war unsere Reise durch ununterbrochenes Regenwetter noch unangenehmer, und schon brach der Abend an, ohne daß die Hoffnung, ein schützendes Obdach zu finden, sich erfüllt hatte. Da sprengte auf einmal der an meiner Seite reitende Paschdubschi — Chef der Kanonire — feldeinwärts einem kleinen Thale zu. Seiner Richtung folgend, erblickte ich einen sich flüchtenden Beduinen; bald war er eingeholt und festgenommen. Troz seines Sträubens, wurde er gezwungen, uns nach dem nächsten Aduar zu führen. Den folgenden Tag überschritten wir den Isser und am Abend befanden wir uns in der Nähe von Tlemcen.

Ich sah auf dieser Reise nur selten gut bebaute Felder, ausgenommen die Gegend von Alvada-mita, Ouled Ali und jenseits des Isser. — Am siebenten Tage früh gegen neun Uhr erstiegen wir die Anhöhe, auf welcher die alte Porta Romana liegt, die auf dieser Seite den Eingang des nach Tlemcen führenden Weges bildet. Rings herum erblickt man alte, halb verfallene Mauern, und mitten unter diesen Trümmern findet man zahlreiche Quellen eines guten, wohlschmeckenden Wassers. — Bei unserer Ankunft wurde ich sogleich zum Chalifa Sidi Buhammedi geführt. Dieser vornehme Araber ist ein geborner Kabaile und hat erst später die arabische Sprache, mit welcher die der Kabailen nur wenig Aehnlichkeit hat,

erlernt. Er ist ein Mann von fünfzig Jahren, und sein Benehmen ist plump und unbeholfen. Er verhält sich zu Mustapha wie ein Bauer zu einem Hofmann, aber seine Wohnung ist weit prächtiger als die Mustaphas. Er empfing mich ziemlich freundlich und gab mir den Auftrag, die von einem Italiener angelegte Stückgießerei zu besichtigen. Als ich aus seinem Zimmer trat, bemerkte ich unter den auf dem Hofe stehenden Arabern einen jungen Mann mit blondem Bart, der um den schwarzen, von Kameelgarn geflochtenen Strick, welcher den Haik auf dem Kopfe festhält, ein schwarz-roth-goldnes Band geschlungen hatte. Erstaunen fesselte einige Augenblicke meine Schritte, schnell alsdann auf ihn zugehend, entfuhr meinen Lippen ein unwillkührliches „Prost!" — Guten Morgen! entgegnete er, und wir lagen einander in den Armen. Ich erkannte in ihm einen alten Hallenser Burschen, den, wie mich, die Stürme des Lebens hinausgeschleudert auf unbekannte Bahnen. Meine Empfindungen vermag ich nicht zu beschreiben; sie waren ein Gemisch von Freude und Schmerz, Wehmuth und dem erwachten Bewußtseyn eines verlornen Glücks.

Wir gingen mit einander nach dem Méchouar, wo der Italiener Albengo arbeitete; auf dem Wege dorthin erfuhr ich, daß ein Mechanikus aus dem Elsaß seit drei Tagen im Gefängniß sitze, weil er durch wiederholte vergebliche Versuche mit einer von ihm errichteten Kanonengießerei dem Emir bedeutende Summen verschwendet hatte. Schon früher war er in Verhaft gewesen, und nur auf seine bestimmte Versicherung, daß er bei einem nochmaligen Versuche das Werk zu Stande bringen würde, hatte man ihn in Freiheit gesetzt. Vor vier Tagen hatte er seinen letzten Versuch gewagt. Die Chaous wachten bei der Arbeit; der Mechanikus hatte einen hohen Ofen construirt, konnte ihn aber mit den gelieferten schlechten Kohlen nicht heizen. Er nahm daher seine Zuflucht zu Schmelztiegeln. Als aber das Modell zur Hälfte gefüllt war, fiel der Boden aus den von schlechter Masse gefertigten Tiegeln, und der Versuch war abermals mißlungen. Der Unglückliche wurde sogleich in's Gefängniß geworfen. Schon hatte Buhammedi Befehl ertheilt, ihn zu erdrosseln; jedoch befürchtend, daß der Emir, welcher den Deutschen nach Tlemcen geschickt hatte, diesen Schritt mißbilligen möchte, gab er Gegenbefehl und schrieb an Abd-el-Kader, auf welche Weise er den Delinquenten bestrafen solle. Der hochherzige Emir hat ihn begnadigt. — Im Méchouar traf ich den Italiener mit dem Baue eines neuen Ofens beschäftigt. — Der Méchouar ist ein großer, mit verschiedenen Gebäuden umgebener und dicht mit Bäumen besetzter Garten. — Die Ziegelsteine, deren man sich beim Baue bediente, erkannte ich sogleich für untauglich, und die Folge bewies, daß ich mich nicht geirrt hatte. Bei der ersten Heitzung stürzte der Ofen zusammen. Albengo, klüger als sein deutscher Vorgänger, spielte den fanatischen Muselmann und begab sich alle Tage nach einem nahe gelegenen heiligen Orte, um sein Gebet zu verrichten. Um sich noch sicherer zu stellen, spielte er zuweilen den Narren und zwang dadurch die Araber, ihn mit Ehrfurcht zu behandeln, denn bekanntlich ist der von Geistern Besessene in diesen Ländern eine heilige Person, der man sogar den Titel „Marabut" gibt. Nachdem sein Ofen verunglückt war, begab er sich an jenen Ort, welcher alle Verbrecher schützt, und schrieb von dort an den Emir. Dieser ertheilte ihm die Erlaubniß, zu gehen, wohin es ihm beliebe. Der schlaue Italiener erklärte hierauf, er habe den Entschluß gefaßt, eine Wallfahrt nach Mekka zu machen, und wurde auf diese Weise noch reichlich mit Geld versehen. Seine Reise fand aber ihr Ziel in Algier. — Ich machte hier ferner die Bekanntschaft eines Bayern, welcher früher Unteroffizier in der französischen Fremdenlegion gewesen und, von dieser verabschiedet, in die Dienste Abd-el-Kaders gegangen war, der ihn zum Exerziermeister und später zum Oberbefehlshaber der Infanterie ernannt hatte. Er hatte sich in mehreren Gefechten gegen die Franzosen durch Tapferkeit und Umsicht ausgezeichnet und sich das unbegrenzte Vertrauen seines neuen Gebieters erworben. Diese Gunst erregte aber die Eifersucht der übrigen Chefs, welche Alles aufboten, um den Deutschen zu verderben. Mohammedo, so wurde der Bayer genannt, einsehend, daß er den Verfolgungen seiner Feinde nicht entgehen würde, suchte sich durch die Flucht zu retten. Kurz zuvor war der Friede an der Tafna geschlossen worden, wobei der Deutsche als arabischer General der Infanterie thätig war. Die Friedensartikel enthielten unter andern die Bestimmung, daß die Deserteurs beider Theile nicht ausgeliefert werden sollten. Auf diese Clausel sich stützend, flüchtete sich kurz nachher Mohammedo mit einem andern französischen Deserteur nach Oran. Der General, welcher damals in Oran commandirte, pardonnirte den Franzosen, erklärte aber dem Bayer, daß er ihn zurückliefern würde. Er wurde verhaftet, und der Kommandant ließ Abd-el-Kader wissen, sein General sitze in Oran gefangen und er könne nach Willkühr über ihn verfügen. Der Emir, über die Treulosigkeit seines Lieblings erbittert, empfing diese Nachricht mit der lebhaftesten Freude. Er sandte sogleich mehrere Chaous nebst zwei prächtigen Pferden als Geschenk für den General nach Oran. Der Deserteur wurde den Abgesandten überliefert. Jener hatte sich unmittelbar nach seiner Ankunft in Oran europäisch gekleidet und den Bart abgeschnitten, was die fanatischen Beduinen als das größte Verbrechen betrachten. Unter den fürchterlichsten Verwünschungen banden sie den Ausgelieferten zwischen ihre Pferde und sprengten im wildesten Galopp mit ihm fort. Auf dem

ganzen Wege erhielt er weder zu essen noch zu trinken, und alle Araber, die ihm begegneten, spieen ihm in's Gesicht und schlugen ihn mit ihren Schuhen. Im Lager bei Maskara versammelte der Emir einen Kriegsrath, um über das Loos des Abtrünnigen zu entscheiden.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Erdbeben. Von J. F. Hugi.

(Fortsetzung.)

Manche Erdbeben zeichnen sich durch auffallend gestörten Barometergang, durch Aenderung der Temperatur, durch eigenthumlichen Geruch der Atmosphäre aus, durch Mattigkeit, Gefuhl von Angst, beschwertes Athmen, durch warmfeuchte Nebel, bleigraue Luft, Aenderung in der Richtung des Windes, Schäumen des Meeres und der Seen, durch Trubung der Quellen u. s. w. Kurz jedes wird Momente dieten, die uns erinnern, daß die äußere und innere Atmosphäre unter sich, mit dem Schichtensystem und selbst mit der Wassermasse in lebendiger Wechselbeziehung stehen, daß bei etwaiger Störung dieses Oxydations- und Desoxydationsganges mehr oder weniger Wasser gebildet wird, daß aus der Zersetzung so viel irrespirable oder fremdartige Gase hervorgehen können, daß selbe bei ihrem Eintritt in die Atmosphäre nicht schnell genug assimilirt werden und selbst beengtes Athmen und überhaupt Störung des thierischen Organismus erzeugen können. Untersucht man nur 2 bis 3 Fuß über einer fortströmenden mächtigen Quelle von Kohlengas, Stickgas oder andern irrespirablen Gasen die Luft, so zeigt diese im normalen Zustande allenthalben die gleichen Bestandtheile, was unmöglich wäre, wenn jene Gase sich nicht gleich assimilirten, sich nicht umwandelten, was auch als Beweis dient, daß sie nicht Elementarstoffe, sondern ebenfalls zusammengesetzt sind, indem Elementarstoffe weder vernichtet noch neu erzeugt werden können, aus ihnen aber durch fortwährende Gegensätze die Reihen immer zusammengesetzterer Stoffe zu entstehen pflegen. Diese regelmäßige Ausgleichung aber kann momentan gestört werden, und jenes Zittern oder Schauern der Erdfläche, so wie verdorbene Luft, Krankheiten u. s. w. als Folge dieser Störung auftreten.

Daß der fortwährenden Assimilation der aufsteigenden irrespirablen Gasarten in der Atmosphäre ein eben so rhythmischer innerer Zersetzungsakt der Atmosphäre in der Erde entsprechen muß, ist Gewißheit, weil die eine Thätigkeit ohne die entgegengesezte nicht fortwährend vor sich gehen könnte. Eine unthätige, todte Erdmasse endlich würde nicht fortwährend jene unzähligen Stoffe zu liefern, noch jenen Rhythmus von Zu- und Abnahme von Begeistung und Abstumpfung, von Erzeugung und Vernichtung des Lebens zu bewirken im Stande seyn.

Wir beobachten in der ganzen Natur, wohin wir immer uns wenden mögen, eine innere Bewegung der Theile. Kein Körper, dem Einfluß der Elemente ausgesezt, bleibt unverändert. Beobachteten doch Boyle, Patrin u. A. das allmählige Wandern dunkler Flecken an festen Steinarten, an Hornstein, Malachit u. s. w. und Keppler, Tournefort und viele andere wiesen auch beim einzelnen Mineral ein inneres Leben nach. Durch Schallwellen wird nicht nur das Blasinstrument, sondern selbst bedeutende Körpermassen durch und durch in fuhlbare zitternde Bewegung gesezt. Bei dieser ewigen Unruhe und Beweglichkeit der Theile herrscht bei allem Leiblichen ein inniges Streben nach Vereinigung, nach Ausgleichung und neuer Bildung. Dieser Gegensatz, dieses Ausgleichungsstreben nimmt zu, wie die Verschiedenartigkeit der Körper zunimmt, oder wie bei gleichartigen Körpern die Verschiedenheit der Temperatur wächst. So löst der Schwefel sich auf, um zum nahe gelegten Silber übergehen zu können, so steigen nach Schubert Metalle, in's Wasser gelegt, den Gesetzen der Schwere entgegen, aufwärts, um sich mit schwefligten Gasen zu vereinigen. Wem ist endlich nicht das gierige Streben der Körper nach Sauerstoff bekannt, nach Oxydation, wem nicht das Streben aller Körper, mit entgegengesezten andern, nach stöchiometrischen Gesetzen, neue Stoffe zu bilden? Man nannte dieses gegenseitige Anstreben, diesen allgemeinen Gegensatz Chemismus, auch Affinität. Sie ist immerhin die Grundkraft, welche die Zusammensetzung und Bildung der Körper von den entgegengesezten reinen Elementen an in fortgesezten Reihen bedingt und in allem Organischen rhythmisch wird. Wenn dieser Gegensatz bei den Körpern auf irgend eine Art angeregt wird, dehnen sie sich aus, und alle ihre Theilchen werden gegenseitig beweglicher. Dieser gespannte Zustand heißt Wärme, die oft bei wirklicher Auflösung und Vereinigung mit dem Angestrebten in Feuer übergeht.

Wird die Affinität durch Reibung, so wie durch Annäherung an Verschiedenartiges, mithin Entgegengesezte, oder an ungleich Erwärmtes, oder schon mehr oder weniger Gespanntes angeregt, so heißt sie Elektricität, wie eine ähnliche Spannung zwischen der nördlichen und südlichen Erdhälfte als Magnetismus, oder wie die anregende Spannung des Centralkörpers auf die Glieder des Sonnensystems als Licht, und endlich des Gehirns auf die Glieder des Thiers als Nervenreiz erscheint.

Wenn somit die Wirkung der Sonne und die Wirkung des Gehirns dynamische Aeußerungen, gleichsam anregende Spannungen eines Centralkörpers auf seine wesentlichen, in fortwährender Wechselwirkung thätigen Glieder sind, so erscheinen Affinität, Wärme, Elektricität, Magnetismus nicht als Wirkungen eines Centralkörpers auf die einzelnen Glieder desselben, sondern als ein und dasselbe, aber verschieden gesteigerte Streben nach Ausgleichung zwischen mehr individuellen Körpern, bethätiget durch die zwei angeführten organischen centralen Grundthätigkeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Triest, Februar.

Marine und Handel. Neue Bauten.

In meinem lezten Berichte sagte ich, daß der Verein des österreichischen Lloyd acht Dampfschiffe unterhalte; seitdem sind noch zwei hinzugekommen, welche auf unserm Werfte erbaut worden sind. Das eine führt, dem Großherrn zu Ehren, den Namen „Mahmudie," das andere: „Graf Mitrowski." Wie alle Dampfboote des österreichischen Lloyd zeichnen sich auch diese neuesten durch Solidität, wie durch zweckmäßige innere Einrichtung sehr vortheilhaft aus. Die Hauptsäle sind hell, geräumig, hoch, elegant möblirt, mit einer gewählten Bibliothek in deutscher, französischer, englischer und italienischer Sprache, und überhaupt mit Allem auf's zweckmäßigste versehen, was zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit auf einer längern Seereise beitragen kann. Gegenwärtig ist außer den gewöhnlichen Fahrten nach Venedig und der Levante auch eine regelmäßige, und zwar wöchentlich einmal, nach Ancona, und alle 14 Tage nach Dalmatien eingerichtet worden. Die Thätigkeit auf unserem Werfte wird immer lebhafter; es werden fortwährend neue Schiffe verschiedenen Kalibers, sowohl zur Verstärkung der inländischen Marine, als für Rechnung des Auslandes gebaut, und da stets mehr Aufträge auf Schiffe eingehen und der bestehende Werft zur Vollziehung derselben nicht ausreicht, so ist die Einrichtung eines neuen im Werke, dessen Kosten, einschließlich des Kaufpreises, auf anderthalb Millionen Gulden angeschlagen werden. Im Ganzen besaß am Schlusse des Jahres 1838 die österreichische Marine 15 Dampfboote mit 5114, und 515 Segelschiffe mit 122,844 Tonnen Gehalt. Von leztern wurden allein im verwichenen Jahre 27 hier vom Stapel gelassen, unter denen der Dreimaster „Elisaweta" den ersten Rang einnimmt. Er ist das größte Kauffahrteischiff, das je in Triest gebaut worden, mit Kupfer gefüttert, und dürfte in Bezug auf Struktur, Schönheit und vortreffliche Anordnung mit den amerikanischen wetteifern können. Spricht diese Thätigkeit für das gedeihliche Fortschreiten des überseeischen Verkehrs, so ist es erfreulich zu bemerken, wie auch der Handel mit dem festen Lande täglich größeren Aufschwung erhält: daher auch die beständige Vermehrung der Etablissements, und der bedeutende Zufluß von Fremden jeder Klasse und Zone. Geht es in diesem Maße so fort, so dürfte Triest, wie sich unlängst ein Diplomat ausdrückte, bald mit vollem Rechte das Liverpool des Südens genannt werden können. Auch für die Verschönerung der Stadt ist seit einem halben Jahre wieder sehr viel geschehen, und ich kann mich nie des Erstaunens erwehren, wenn ich irgend eine Straße nach einigen Monaten wieder besuche und sehe, mit welcher Schnelligkeit alte Häuser abgebrochen und dafür palastähnliche Gebäude emporgestiegen sind. Wegen des steigenden Miethzinses fassen aber freilich die Besitzer bei der Errichtung ihrer Häuser mehr ihren Vortheil als die Bequemlichkeit der Miether in's Auge, und die neuen Quartiere sind fast alle zwar zierlich, aber keineswegs bequem. Die hohe Miethe, wie sie jezt hier bezahlt wird, ist in Deutschland, so viel ich weiß, ohne Beispiel. Die hiesigen Kapitalisten legen daher auch größtentheils ihr Geld in Grundstücken an, und ich kenne mehrere, die 17 bis 18 Häuser, ja ganze Straßen besitzen. Dieser hohe Stand der Miethe hat unlängst einen Aktienverein hervorgerufen, an dessen Spitze das Wiener Bankhaus Arnstein und Eskeles steht, und der zum Zwecke hat, einen Bazar zu bauen, welcher nach dem entworfenen Plane der Stadt nicht minder zur Zierde gereichen, als dem Handelsstande die größte Bequemlichkeit bieten wird. Der dazu bestimmte Platz befindet sich im Mittelpunkte der Stadt, dem Theater und der Börse gegenüber, und hat einen Flächenraum von 863 ⅔ Klafter. Nach Außen wird dieser Bazar, der den Namen „Tergesteum" führen soll, eine große Anzahl der elegantesten Kaufgewölbe enthalten, nach Innen aber einen großen, freien, mit Bogen, Säulen und Gallerien umgebenen Raum bieten. Die drei oberen Stockwerke sollen zu Wohnungen eingerichtet werden. Das dazu bestimmte Kapital beträgt 750,000 Gulden C. M. — Triest hat nur zwei, einer großen Stadt angemessene Gasthäuser: l'aquila nera (der schwarze Adler) und la locanda grande, die aber keineswegs für das Bedürfniß ausreichen, und es geschieht nicht selten, daß beide dergestalt überfüllt sind, daß Reisende in die übrigen Gasthäuser sich verwiesen sehen, wo sie freilich auf manche Gemächlichkeit Verzicht leisten müssen. Auch diesem Uebelstande wird künftig abgeholfen werden: eine zweite Aktiengesellschaft hat einige Häuser am Meere angekauft, die sie über den Haufen werfen und in ein großmächtiges Hotel umschaffen lassen will. — Vorigen Monat wurde unsere Promenade: Acquedotto, zum ersten Male mit Gas erleuchtet. Der Versuch fiel sehr befriedigend aus; der Unterschied zwischen der Helle der Gas- und der Oelbeleuchtung ist wie 5 zu 1; dennoch aber dürfte geraume Zeit vergehen, bevor der allgemein sich äußernde Wunsch, die Gasbeleuchtung hier überall eingeführt zu sehen, sich realisirt. Freilich ist Triest auch ohne Gas hell genug erleuchtet. Die Beleuchtung gehört hier mit zu den vorzüglichsten Einrichtungen. Da wird auf keinen Mondschein, kein Morgen- oder Abendroth Rücksicht genommen; ohne Unterschied der Jahreszeit werden bis hinauf zu den isolirten Campagnen die schönen Oellampen in den Laternen angezündet, und selbst der trägste Langschläfer kann sie am andern hellen Morgen noch recht freundlich brennen sehen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 51.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 28. Februar 1839.

Welch ein widerwärtig Zittern,
Häßlich graulenhaftes Wittern!
Welch ein Schwanken, welches Beben,
Schaukelnd Hin- und Wiederstreben!

Goethe.

Ueber Erdbeben. Von J. F. Hugi.

(Fortsetzung.)

Der Beweis zum eben Angeführten wäre leicht zu finden. Davy hat anerkannt und durch viele Experimente nachgewiesen, daß Affinität und Elektricität analog seyen, Becquerel hält sie für durchaus identisch, und Paoli wies nach, wie zwei Körper, im natürlichen Zustande chemisch verwandt, bei ungleicher elektrischer Spannung ihre Affinität ändern, kurz wie Affinität in Elektricität und diese in jene übergehe. Eine Menge der größten Physiker haben nachgewiesen, wie die Elektricität nicht nur die Körper modificire, sondern auch die innere chemische Kraftäußerung gänzlich umkehre. Seebeck, Oerstedt u. s. w. haben gezeigt, wie ein und derselbe Körper durch ungleiche Erwärmung elektrisch werde oder wie die ungleiche Wärmespannung als Elektricität sich äußere. Berühren sich zwei sehr ungleichartige Körper beinahe, so wird ihre gegenseitige Verwandtschaft, ihr Streben nach Ausgleichung, ihre Wärme so gespannt, daß nicht nur zwischenliegende Körper aufgelöst, sondern der eine von ihnen gesauerstofft, der andere aber gewasserstofft und eben dadurch ihre Verschiedenartigkeit erhalten und folglich ihre gegenseitige Spannung andauernd wird. In diesem Falle heißt das gegenseitige Anstreben Galvanismus. Jeder auf diese Art gespannte Körper mit zwei entgegengesetzten Enden oder Polen ist in seiner Mitte indifferenzirt und ein Repräsentant der zwei entgegengesetzten Erdhälften, spricht folglich sich als Magnet aus und richtet sich frei schwebend mit der Erdachse parallel. Daher macht man gegenwärtig aus allen galvanisch polarisirten Körpern Magnete und alle Magnete sprechen sich wieder umgekehrt unter Umständen als elektrische Körper aus. Es ist bekannt, daß z. B. das Eisen durch Stoßen und Hämmern warm, dann magnetisch wird, und daß dieses magnetisch gewordene Eisen wieder elektrisch sich äußern kann. Auch haben Ampères und Babinets Versuche gezeigt, daß zwei Körper von gleicher Natur, aber von ungleicher Temperatur chemisch sowohl als elektrisch und magnetisch wirken können. Nun betrachtet Delametherie die Erde durchaus als eine galvanische Säule und Ampère sowohl als Babinet sagen: es ist nicht anders möglich, als daß bei einer Vereinigung von so ungleichartigen Materien, aus welchen die Erde besteht, unter Umständen galvanische Wirkungen hervorgebracht werden müssen. Wir müssen aber sämmtliche angeführte Wirkungen als dynamisch auffassen und selbe als identisch oder als Modifikationen des einen Grundgegensatzes betrachten, der sich wohl am besten als gegenseitiges Ausgleichungsstreben bezeichnen läßt.

und sich vorzüglich bei der angeführten rhythmischen Oxydation des Erdinnern durch die aufgesogene Atmosphäre auf mannichfache Weise als Affinität, gesteigert als Wärme, und noch mehr gesteigert, als Elektricität aussprechen muß.

Die Erdbeben erscheinen allenthalben und jederzeit als ein Zittern, als ein Schauern, an dem jeder Theil der betreffenden Erdoberfläche innigen, nicht bloß mechanischen Antheil nimmt, so daß sie nicht die Folge der Explosionen von Kalimetallen, von Knallgas u. dgl. seyn können. Eben so wenig ist es möglich, sie von innern Verbrennungen oder gar von einem Centralfeuer herzuleiten. Kurz, jede mechanische Wirkungsart müßte Stöße anderer Art zur Folge haben. Doch wir wollen die herrschenden Theorien nicht umständlich zu widerlegen suchen. Wir achten auch die Ansicht eines Jeden, weil es gewiß keine gibt, die nicht auf Gründen beruht.

Zuvörderst sehen wir Länder und Gegenden, wo, so weit die Geschichte reicht, noch nie Erdbeben beobachtet worden sind, so z. B. Unteregypten, wo der Boden bis in ungemessene Tiefen keine Gebirgsschichten aufzuweisen hat, sondern bloß aus aufgeschwemmter Schlammmasse besteht, die wohl der Wechselwirkung mit der Atmosphäre, der In- und Exhalation, aber nicht des ernsteren Gegensatzes der Gebirgsschichten fähig ist. Das Gleiche hat man bei den meisten großen Deltas oder Aufschwemmungen mächtiger Ströme beobachtet. So soll auch ein großer Theil der Niederlande nie Erdbeben erlebt haben. Auch werden im Innern der Continente aus Sand und Gebirgsschutt bestehende Wüsten und mächtige Lager von Geröllen und Anschwemmungen nie oder sehr unbedeutend erschüttert. Dies wird jeder bestätigt finden, der Gebirgskenntniß besitzt und die chronologischen Verzeichnisse der Erdbeben, z. B. von Keferstein, vergleicht. Dann gibt es Gegenden, die nur äußerst selten und nur von unregelmäßigen Bebungen erschüttert werden. Dahin gehören alle ausgedehnten basaltischen und vulkanischen Gebilde, dann alle mächtigen Granitgebilde ohne Gneis- und Thonschieferschichten, und endlich alle Gegenden, wo die Gebirgsschichten mächtig aufgetrieben und durch einander geworfen sind. Zu den erstern gehören die Gegend von Rizzini in Sicilien und die gewaltige Masse des Aetna selbst, die wohl theilweise von einzelnen Lokalausbrüchen, aber nie im Ganzen erschüttert wurde, was die so merkwürdige Geschichte dieses Bergs durchaus bemerkt. Zu den zweiten gehört die Gegend von Bagnana in Kalabrien, die Gegend von Palermo und der größere Theil des Innern des Alpengebirges.

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

(Fortsetzung.)

Während die Chefs, welche noch kurz vorher den begünstigten Fremdling beneideten, über die Todesart desselben sich stritten, stand dieser angebunden an einen Pfahl, wo ihn Jeder nach Belieben mißhandelte. Er hörte Wort für Wort die Debatten seiner grausamen Richter. „Lassen wir ihn enthaupten," sprach der Eine. — „Nein! entgegnete ein Anderer, dieser Tod wäre zu schön für einen solchen Hund; wir wollen ihn hängen, damit seine Seele nicht in's Paradies eingehen kann." Endlich wurde beschlossen, das Fußvolk, das er vor wenigen Tagen noch befehligt, nach ihm wie nach einer Zielscheibe schießen zu lassen. Schon waren die Gewehre geladen; Mohammedo erwartete gefaßt die erste Kugel. Da trat plötzlich Abd-el-Kader zu ihm und sprach: „warum hast du mich verlassen?" — Diese Worte, die Abd-el-Kader mit der ihm eigenen Sanftmuth sprach, weckten die Hoffnung in der Brust des Verurtheilten. „Sultan," entgegnete er, „ich habe dir treu gedient und an der Spitze deiner Truppen tapfer gefochten; du hast mir Gerechtigkeit widerfahren lassen; aber deine Offiziere haben mich verfolgt und auf's Tiefste gekränkt; dies hat mich bewogen, deine Staaten zu verlassen." Abd-el-Kader, menschlicher und edler als der französische General, verzieh ihm und ließ ihn nur so lange im Gefängnisse sitzen, bis sein Bart wieder gewachsen war. Später verfertigte Mohammedo Pulver, theils für den Sultan, theils für die übrigen Araber, und verdient noch gegenwärtig durch diese Arbeit beträchtliche Summen. Seit zwei Jahren ist er mit einer jungen Araberin verbunden. Diese, von Natur sanftmuthig und gut, hat durch den Umgang mit ihm einen gewissen Grad von Bildung erreicht. Sie ist die Wohlthäterin aller Fremden und wird von diesen wie eine Mutter verehrt. Als mich Mohammedo ihr vorstellte, empfing sie mich mit unbeschreiblicher Anmuth und echt deutscher Herzlichkeit.

Nach vier Tagen verließ ich mit den Truppen Sidi Buhammeds Tlemcen, um nach dem Lande der Angadis zu ziehen. Die Angads sind sehr sanft und weit gebildeter als die übrigen Bewohner der Provinz Tlemcen. Die kleine Armee des Chalifa bestand aus 200 Reitern und 600 Mann Fußvolk. Den Tag vor der Abreise verließen die Truppen die Stadt und schlugen nicht weit davon das Lager auf. Dieses bildet immer einen Kreis; die Zelte der Reiterei stehen zu innerst. Jedes Zelt enthält fünfzehn bis zwanzig Mann. Das Zelt des Chefs bildet die Mitte, und vor demselben ist ein großer Raum,

wo die Pferde des Emir oder des Chalifen stehen. Ersterer führt deren gewöhnlich sechs bis acht, Letzterer fünf bis sechs mit sich. In jedem Lager befinden sich gewöhnlich zwei bis drei Feldstücke, deren trauriger Zustand aber keine großen Wirkungen verspricht. Die Seele dieser Kanonen ist voller Gruben, und in Folge des schlechten Auswischens mit einer starken Pulverkruste umgeben; die Zündlöcher sind ungemein groß. Die armen Kanonire müssen sich mit ihren Stücken auf dem Marsche furchtbar quälen, indem die auf niedrigen Blockrädern ruhenden Kanonen alle Augenblicke umwerfen. Die unwissenden Paschdubschis, welche sie commandiren, lassen dann gewöhnlich ihren Unwillen an den unschuldigen Kanoniren aus. — Der Paschdubschi Sidi Buhammedis fragte mich einst, als der Wischer eines Geschützes zerbrochen war — Reserveladezeug besitzt man nicht — ob man wohl drei bis viermal, ohne auszuwischen, schießen könnte. — Hinter dem Hauptzelte steht ein anderes, fast eben so groß als jenes, welches zum Magazine dient und unter der Aufsicht eines zuverlässigen Mannes steht. Vierzig Schritte rückwärts ist das Zelt der Maulthiertreiber, welches zugleich als Küche benuzt wird. Nebenan stehen die Maulthiere, Kameele, gewöhnlich 100 bis 150, und die Schaf- und Ziegenheerden, von denen alle Freitage ein bis zwei Stück an jedes Zelt ausgetheilt werden. Jedes Zelt gibt während der Nacht zwei Mann Wache; um sich wach zu erhalten, stoßen sie von Zeit zu Zeit ein wildes Geschrei aus. Jeden Morgen wird der Zwieback vertheilt, welcher schwarz und voller Unrath ist; um ihn genießen zu können, muß er im Wasser aufgeweicht werden. Die Pferde bekommen Gerste und werden losgebunden, um zu weiden. Abends erhalten die Truppen gekochte Gerste oder Coscus mit Hammelfleisch.

Alle Nachmittage exerzirt die Infanterie. — Von großen Evolutionen hat man nur sehr unvollkommene Begriffe. Wenn der kommandirende Offizier seine Truppen in Zügen vorwärts marschiren und sie dann Halt und Kehrt machen läßt, so ist er der Meinung, ein schwieriges Manöver ausgeführt zu haben. Beim Exerziren zeigen die Araber, wie wenig die Disciplin ihre Sache ist. Sie sprechen, lachen, drehen sich, machen mit einem Worte, was sie wollen. — Die Infanteristen und Kanonire tragen baumwollene Hemden, leinene Beinkleider von sehr grobem Stoffe und eine graue Jacke mit Capuchon von grober Wolle. Die Ersteren tragen außer dem Gewehr eine Patrontasche, und nur die Bemittelten bewaffnen sich noch mit Dolchen oder Yatagans. Von den Kanoniren tragen nur Wenige Waffen, und nur der Aga ist zu Pferde. — Die Kavallerie ist gut mit rothem Tuch, das der Emir aus Marokko bezieht, bekleidet. Der Anzug besteht aus Jacke, Weste, Pantalon, Haik und einem weißen oder schwarzen Bernus. Die Reiter stehen im höchsten Ansehen, haben doppelten Sold und keinen andern Dienst als die Ehrenwache vor dem Zelte des Chefs. Der Sattel besteht aus einer hölzernen Pritsche, hinten und vorn mit einer Art Lehne versehen, schwach mit Leder belegt und daher sehr hart, um so mehr, da das der Länge nach aufliegende Brett schmal und scharfkantig ist. Die Sättel der Vornehmen sind mit rothem oder blauem Tuche überzogen und gewöhnlich mit goldnen Tressen und Quasten verziert. — Der Zaum ist mit zwei viereckigen Blendledern versehen, welche mit Garn, Seide oder Gold gestickt sind. Das Zaumzeug Abd-el-Kaders und der Chalifen ist von massivem Golde. Besonders auch auf dem breiten Brustriemen pflegen die Araber ihren Reichthum zur Schau zu stellen. Das arabische Roß sympathisirt mit seinem Herrn. Während dieser mit gekreuzten Beinen unter seinem Zelte sizt und in ernste Selbstbetrachtung versunken scheint, steht sein Pferd mit gesenktem Haupte da und macht es gleichsam dem phlegmatischen Gebieter nach; sobald es aber den Reiter fühlt, fängt es an zu schnauben, und beide Wesen entwickeln das höchste Feuer.

Im Lager wie in der Stadt verrichten die Araber sechsmal das Gebet. Marabuts rufen, gegen Morgen gewendet, die Gläubigen zur Uebung dieser heiligen Pflicht. Der Chef jedes Zelts versammelt dazu seine Untergebenen. Nachdem sich der Araber viermal mit der Stirne zur Erde geneigt und gerufen: „allah hukber" — großer Gott — betet er: „El hämdu lilla herbi laila min erahmäni erahimi mäliki iom adini iaka nabodo uaiako in staëno in serata mustukima dina serata ledina nä hämda reïri el mokdobi aliem uel dalill." — „Durch deine Gnade, großer und barmherziger Gott, bitten wir dich heute, der Religion zufolge, zu der wir uns bekennen, weil wir deine Creaturen sind, uns alles, was wir nöthig haben, zu geben und uns vor den bösen Geistern und Menschen zu bewahren. Amen!" — Fast alle Araber tragen einen Rosenkranz am Halse, der aus hölzernen oder hornernen Kugeln, Perlen, Bernstein oder Perlmutter zusammengesezt ist. Er ist durch größere Perlen in vier Theile getheilt. Indem man, den Rosenkranz mit der Linken haltend, die Perlen durch die Rechte gleiten läßt, sagt man: stafferla, stafferla, vergib uns unsere Sünden. — Ich habe Araber gesehen, welche mehrere Stunden, in tiefe Andacht versunken, nur allein diese Worte wiederholten. — Wenn sie im Gebet die Worte: herbi laila min ausgesprochen, greifen sie Alle an den Bart. Bevor sie das Gebet verrichten, reiben sie sich die Arme und Hände bis zum Ellbogen mit Kalkstein. Die Abwaschungen nach dem Gebete müssen streng befolgt werden, wenn man für einen guten Muselmann gelten will. — Die Marabuts, welche mit uns im Lager waren, erhoben, wie der Chalifa, einen gewissen Tribut von den

umliegenden Stämmen, welcher in Geld, Schafen oder andern Lebensmitteln besteht. Fast täglich kamen Kranke in's Lager, um sich von den Marabuts heilen zu lassen. Ein mit Zauberformeln beschriebener Talisman war die einzige Medizin, welche ziemlich theuer bezahlt wurde. Die Marabuts hatten selten Predigten in Volksversammlungen, nur Abd-el-Kader bedient sich zuweilen dieses Mittels bei großen Festen, um seine Unterthanen für seine großen Plane zu begeistern.

(Schluß des zweiten Briefs.)

Distichen

von Ph. H. Welcker.

Die Gerechtigkeit zu ***

Herbst nur und Winter hindurch liegt schlummernd die knurrige Schlafmaus;
Doch die Gerechtigkeit hier schläft so jahraus wie jahrein.

Auf der Straße bei ***

Bettelnder Bub', hier nimm und schweig' nun! Bettelgedanken,
Mir so verhaßt, las ich hier schon am Wege zu viel.

Unterschied.

Selbst mit dem riesigen Ur nahm's einstens der thüringer Mann auf;
Heimwärts hat er dann noch spielend den Bären erwürgt.
Schreckbild ward uns der Bär, eine Fabel im Wald, und die lezte
Bärin * an unserm Gebirg jagte den Jäger zu Baum.

*) Auf dem gräfenhähner Forst im Gothaischen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Triest, Februar.

(Schluß.)

Kunst. Literatur. Theater.

Von den gemeinnützigen Anstalten, die in diesem Jahre eine wesentliche Verbesserung erhalten haben, nenne ich zuvörderst die Militärschwimmschule, welche, im Jahre 1819 errichtet, jezt neu aufgebaut, erweitert, verschönert und bequemer eingerichtet wurde. Ursprünglich für's Militär bestimmt, ist sie Jedem aus dem Civilstande und nun auch dem schönen Geschlechte zugänglich, welchem leztern einige Stunden des Tages ausschließlich vorbehalten sind, und wie ich von einigen Damen hörte, sollen sich recht tüchtige Schwimmkünstlerinnen unter ihnen befinden. Die Anstalt besizt auch einige Kähne, vermittelst welcher man sich in der Ruderführung üben kann, eine Fertigkeit, die in einer Seestadt fast eben so nöthig ist, wie das Schwimmen. — Die privilegirte Seebad-Anstalt, die jährlich im Frühjahre auf dem Meere aufgeschlagen und durch eine lange hängende Brücke mit dem festen Lande verbunden wird, wird jezt mehr als sonst von Fremden besucht. Im verwichenen Sommer wurde sie auch vom Kronprinzen von Würtemberg benuzt, der in Triest einen sehr angenehmen Eindruck zurückgelassen hat.

In der neuen St. Antonienkirche ist ein großes Altarblatt: „die Kreuzigung Christi," von Joseph Tunner, aufgestellt worden. Es ist, bei manchen Mängeln, ein Werk, das dem Künstler und der deutschen Kunst zur größten Ehre gereicht. Aber Tunner mußte in der hier erscheinenden italienischen Zeitschrift „la Favilla" eine sehr ungerechte Kritik hinnehmen, und warum? weil er das Unglück hat, ein Deutscher zu seyn, und der Italiener für die Kunst ein ausschließliches Privilegium zu haben meint. Ebenso geht es in der Musik: ein Werk mag noch so vortrefflich seyn, es soll und darf nicht gefallen; denn es ist nicht von einem Genio italiano geschaffen. Mozarts Don Juan, der alle Welt entzückt hat, mußte in Mailand Fiasco machen. — Größere Würdigung finden unsere literarischen Erzeugnisse, und man kann annehmen, daß so ziemlich alle besseren deutschen Autoren in's Italienische übertragen worden sind. Ausführlicheres über diesen Gegenstand in einem besondern Artikel.

Im Gebiete der Literatur ward und wird von den hier lebenden Schriftstellern mehr als in sonstigen Jahren hervorgebracht. Besonders thätig ist A. Ritter von Tschabuschnigg, der den besten Schriftstellern Oestreichs beigezählt wird. Der bekannte Botaniker Dr. Biasoletto bereitet seine auf der Reise mit dem Könige von Sachsen gemachten naturhistorischen Forschungen in Dalmatien zum Drucke vor. — Der Buchdrucker Marenigh veranstaltet eine Prachtausgabe des Torquato Tasso mit, unter Morghen's Leitung gestochenen Kupfern. Die See- und Handelsberichte des österreichischen Lloyd erhielten eine Erweiterung; sie erscheinen jezt unter dem veränderten Titel: „Journal des österreichischen Lloyd," und liefern außer commerziellen und industriellen Aufsäzen besonders gute allgemeine Berichte aus dem Orient und Italien. Dieses Journal sollte eine politische Tendenz erhalten, die aber wegen so mancher Hindernisse vor der Hand wegbleiben mußte.

Mit unserer Oper waren und sind wir dieses Jahr übel daran. In der Herbststaggione sang hier die Prima Donna Lalande, die vor drei Lustern sehr brav gewesen seyn soll, aber nun in das Alter gekommen ist, wo sie auf ihren Lorbeern ruhen und keinen Ohrenzwang mehr anthun sollte. Eine Oper nach der andern fiel durch ihre Schuld durch. Für die Carnevalsaison wurden nicht weniger als sechs Primedonne engagirt; allein von drei, die wir bis jezt hören mußten, sind zwei unter aller Kritik und eine (Taccani) mittelmäßig. Die erste Oper, Anna Bolena, fiel durch; die zweite, la Sonnambula, hinkt auch schon über die Bühne. Das gegenwärtige Balletcorps ist sehr schlecht. Das Publikum zischt, pfeift, gähnt und fügt sich in Geduld. Die Carnevalsfreuden haben bereits begonnen; die Redouten füllen sich, Soireen folgen auf Soireen, Bälle auf Bälle. Von leztern ist der bei dem allgemein verehrten Gouverneur von Weingarten ganz besonders glänzend ausgefallen. Auch über unsern Carneval nächstens ein Mehreres.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 18 u. Monatsreg. Februar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Drei und dreißigster Jahrgang.

1 8 3 9.

März.

Stuttgart und Tübingen,

im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgenblatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das **Literaturblatt** stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Erzählungen.

Naturwissenschaftliches.

Länder- und Völkerkunde.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 19.

Nro. 20.

Nro. 21.

Nro. 22.

Nro. 23.

Zur Kunstgeschichte. (Beschluß.) — Karlsruher Kunstausstellung. September 1838. (Fortsetzung.) — Technisches. — Persönliches.

Nro. 24.

Bestand und Wirken des Kunstvereines in München. — Persönliches. — Preisbewerbungen. — Kunstausstellungen. — Artistischer Verkehr. — Versteigerungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 25.

Bestand und Wirken des Kunstvereins in München. (Beschluß.) — Museen und Sammlungen. — Bauwerke. — Skulpturen. — Metallguß. — Denkmäler. — Malerei.

Nro. 26.

Ueber die Entwickelung der neueren englischen Holzschneidekunst seit Bewicke. — Malerei. — Alterthümer und Ausgrabungen. — Neue Lithographien. — Kupferwerke. — Literatur. — Statistik der Kunst. — Nekrolog.

Literatur-Blatt.

Nro. 23.

Orientalische Literatur. 1) Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret, von Hammer-Purgstall. Fünf Bde.

Nro. 24.

Orientalische Literatur. 1) Gemäldesaal großer moslimischer Herrscher 2c. (Schluß.) — *Alterthumskunde.* Gallus oder römische Scenen aus der Zeit Augusts. Zur Erläuterung der wesentlichsten Gegenstände aus dem häuslichen Leben der Römer von Wilhelm Adolph Becker. Zwei Theile. — *Neue Reisen.* 8) Kurzgefaßte Lebensbeschreibungen der merkwürdigsten evangelischen Missionärs. Nebst einer Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes des Christenthums in Ostindien. Von Dr. C. Ch. G. Schmidt. Zweites Bändchen.

Nro. 25.

Orientalische Literatur. 2) Mahmud Schebisteris Rosenflor des Geheimnisses. Persisch und deutsch herausgegeben von Hammer-Purgstall. Mit zwei Ansichten.

Nro. 26.

Deutsche Geschichte. 1) Paul Warnefrieds Geschichte der Longobarden. Zum ersten Mal aus einem Codex der königl. Bibliothek zu Bamberg aus dem zehnten Jahrhundert übersezt und mit Anmerkungen versehen von K. von Spruner. — 2) Historisch-geographischer Handatlas. Von demselben. Zweite Lieferung erste Abtheilung. — 3) Des ritterlichen freien Adels zu Franken Leben und Sitten. Von Hans Freiherrn von Aufseß. Erster Band: Geschichte des Hauses Aufseß. Erstes Heft. — *Romane und Novellen.* 18) König Mys von Fidibus oder drei Jahre auf der Universität. Wahrheit und Dichtung aus dem Leben eines Künstlers von K. Stein. Zwei Bände. — 19) Tonleben. Novellen und vermischte Aufsäze von A. Kahlert. — 20) Die Mosaikbilder und die lezten Aldini von Georg Sand. Aus dem Franz. von O. von Czarnowsky. — 21) Bergers lezte Novelle. Herausgegeben von Eichel.

Nro. 27.

Neue Reisen. 9) Reise des Marschalls, Herzogs von Ragusa durch Sizilien. Authentische, unter Aufsicht und aus Auftrag des Verfassers besorgte deutsche Ausgabe. — *Romane und Novellen.* 22) Der Schmuck. In Briefen. Seitenstück zu den Perlen von Henriette Hanke. Drei Theile.

Nro. 28.

Romane und Novellen. 23) Mauprat von Georg Sand. Aus dem Französischen von Fanny Tarnow. Zwei Bände. — 24) Ehestandsgeschichten. Von Frau Charles Reybaud. Uebersezt von Fanny Tarnow. Zwei Theile. — 25) Anton, von Charlotte Reybaud. Uebersezt von Fanny Tarnow. — 26) Die Auferstehung vom Tode, von Michel Masson und A. Luchet. Nach dem Französischen frei bearbeitet von L. Kruse. Drei Theile. — *Römische Geschichte.* Die Verfassung des Königs Servius Tullius, als Grundlage zu einer römischen Verfassungsgeschichte entwickelt von Ph. E. Huschke.

Nro. 29.

Dichtkunst. Die göttliche Comödie des Dante Alighieri. Metrisch übersezt nebst beigedrucktem Originaltexte mit Erläuterungen und Abhandlungen herausgegeben von August Kopisch. In einem Bande. Erste und zweite Lieferung. — *Sprachlehre.* 1) Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen, insbesondere des Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen und Gothischen, von Dr. Aug. Friedrich Pott. Zweiter Theil. Grammatischer Lautwechsel und Wortbildung.

Nro. 30.

Der Leo-Hegelsche Streit.

Nro. 31.

Der Leo-Hegelsche Streit. (Schluß.) — *Sprachlehre.* 2) Das Sprachgeschlecht der Titanen. Darstellung der ursprünglichen Verwandtschaft der tartarischen Sprachen unter sich und mit der Sprache der Hellenen, und Andeutung der zunächst daraus hervorgehenden Folgen für die Geschichte der Völker und Sprachen. Von Ritter von Xylander. — 3) Allgemein brauchbares stammkundiges Hauswörterbuch zur Kenntniß des schlüpfrigen, oft tief versteckten Sprachganges, sowie zum Licht und Recht der Muttersprache in einzelnen Fällen 2c. Von C. W. Heinzelmann.

Nro. 32.

Indische Literatur. 1) Nalas und Damajanti, eine indische Dichtung aus dem Sanskrit übersezt von Franz Bopp. — *Deutsche Gedichte.* Forschungen auf dem Gebiete der neuern Geschichte. Herausgegeben von K. A. Müller. Erste und zweite Lieferung.

Nro. 33.

Indische Literatur. 2) Urwasi und der Held. Indisches Melodrama von Kalidasa, dem Dichter der Sakuntala. Aus dem Sanskrit und Prakrit metrisch übersezt von Dr. B. Hirzel.

№ 52.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 1. März 1839.

Que j'éprouve de joie, et que cette embrassade
A réchauffé le coeur de ton vieux camarade!
Delavigne.

Die Gastfreunde.

Episode aus dem Leben; von C. Spindler.

I.

Der Gastfreund zu Falkenau.

Der Waffen und des Ruhmes müde, hatte der Major Norbert dem Dienst im Heere entsagt. Der im Kriege aufgewachsene Soldat liebte nicht die militärischen Spielereien im Frieden; der vom vornehmen Leben der Hauptstadt verwöhnte Weltmann fand keinen Geschmack mehr an den Täuschungen des Lebens. Ländliche Ruhe und Stille, die beschränkteren Kreise bürgerlichen Treibens, die er so zu sagen noch niemals kennen gelernt hatte, reizten ihn. Denn er hatte, nachdem er seinen Panzer abgeworfen, darunter ein kindlich fühlendes, menschenliebendes Herz gefunden, das ihm nicht erlaubte, im einsiedlerischen Lebensüberdruß zu verkümmern. Ruhe für Leib und Seele, Muße, die edle Kunst der Malerei, der er sich ergeben, zu pflegen, einige Menschen, mit denen sich ehrlich und aufrichtig umgehen ließ — mehr verlangte Norbert nicht. Zwei Freunde waren dem leise Anfragenden, wie es Freunden ziemt, entgegengekommen. Der Eine, der auf dem Lande wohnte, hatte ihm geschrieben: „Komm, ein Glied meiner kleinen Familie zu werden, und bleibe bei mir immerdar." — Der Andere, der in einer kleinen Stadt hauste, hatte geantwortet: „Ich und meine herzlich geliebte Anna erwarten dich mit Freuden. Niemals sollst du wieder von uns gehen."

Dem älteren, geprüfteren Freunde den Vorzug gebend, reiste Norbert mit Sack und Pack nach Falkenau. Das Gefühl bequemer Freiheit, die erwachende Frühlingszeit und die prachtvolle Umgebung des Schlößchens, das wie eine Perle in smaragdner Schaale im Schooß von waldigen Gebirgen lag, stimmten den Reisenden zur Freude. Vorauseilend dem Wagen, betrat er, um seine Gastfreunde zu überraschen, den frischduftenden Park, den zierlichen Blumengarten und den Portikus, unter dessen Säulen der Herr von Falkenau saß, zärtlich umfangen von seiner schönen Gattin und spielend mit einem blühenden Kinde, das er auf den Knieen schaukelte.

„Sieh da! eine Gruppe, des besten Malers würdig!" rief der Major das Gattenpaar an. „Vergebt, daß ich störe, und schenkt mir, dem Gast, nur einen winzigen Antheil an dem Glücke, das ihr so überschwenglich genießt!" — „Willkommen!" antwortete der ruhige Falkenau mit biederem Handschlag. — „Wir sind ausnehmend erfreut," fügte die erröthende junge Frau hinzu. Der Major unterbrach sie, indem er das kleine Mädchen vom Schooße des Vaters hob, in seine Arme nahm und liebkosend sprach: „Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich in

diesem Ihrem Ebenbilde, in meinem Pathchen, das ich zum erstenmale sehe, Sie selbst umarme. Falkenau kennt mich lange; bei ihm bedarf ich keiner weitern Empfehlung; aber ich hatte bis heute noch nicht die Ehre, von Ihnen gekannt zu seyn, und weiß mich bei der Mutter nicht besser einzuschmeicheln, als indem ich verspreche, bei Ihrer Tochter die Freundespflichten, die mir die geistliche Verwandtschaft auflegt, in vollem Umfang zu erfüllen."

Elise verneigte sich geschmeichelt; das Kind griff lächelnd nach den glänzenden Augen des freundlichen Pathen; Falkenau umarmte den Jugendgenossen mit verdoppelter Wärme. — „Komm, daß ich dir zeige, wo du wohnen wirst und wie das Haus deines Gastherrn bestellt ist," sagte er. Und als sie nun wandelten durch alle Räume des wohlgehaltenen Schlosses, durch die Wirthschaftsgebäude und Gärten, und an das Gitterthor nächst der Landstraße kamen, um den Wagen zu erwarten, der schon aus der Ferne durch Staubwolken heranrollte, sprach der Major zum Freunde: „Höre, ich habe heute unter guten Auspizien dein Haus betreten. Ich finde dich glücklich, dein Haus in schönster Ordnung; eine gesegnete Hand waltet in deiner Wirthschaft. Du hast das große Loos gezogen, und ich bin ehrlich genug, zu gestehen, wie sehr ich bereue, dir einst so heftig deine Heirath mit einem Mädchen unter deinem Stande widerrathen zu haben. Die Einfachheit, die Natürlichkeit deiner Gattin, verbunden mit ihrem Ordnungssinn, bilden einen entschiedenen Gegensatz zu der eiteln Verflachung unserer vornehmen Damen. Hätte ich statt der Agnese, die ein Jahr lang meine Geradheit an der Nase führte, eine Elise gefunden! Wohl hätte ich dann der Liebe den Grundsatz geopfert, dem ich stets huldigte: ein Soldat unter den Waffen dürfe kein Weib haben. — Mittlerweile habe ich Zeit und Alles geopfert, um ein Hagestolz zu bleiben; doch kenne ich nicht den Neid der alten Junggesellen, und bin höchlich zufrieden, daß der Himmel dir an Eheglück zulegte, was ich entbehren muß!"

„Ich danke," antwortete Falkenau nach einer kleinen Pause; „ich hab's in der That besser getroffen, als mancher Andere. Laß uns jedoch von dir reden; du glaubst nicht, wie ich mich freue, daß du endlich einmal da bist. Der Herzensfreund ist stets von mir am schmerzlichsten vermißt worden. Du wirst Abwechslung in die Einförmigkeit meines Landlebens bringen. Wir werden noch einmal die Vergangenheit durchleben, die Gegenwart erst recht genießen und für die Zukunft unsere Pläne machen. Denn für uns gibt's noch eine Zukunft, denke ich." — „Für mich, den Invaliden mit einer rebellischen Blessur, die mich schon im fünf- und- vierzigsten Lebensjahr aus dem Felde, vom Dienste und vom Hofe schlägt?" fragte der Major lächelnd.

Da trat die Bonne mit dem Kinde auf dem Arm heran und sagte, indem sie das Mädchen dem Vater übergab: „Die gnädige Frau schicken das liebe Fräulein Paulinchen, um den gnädigen Herrn Papa zu bitten, mit dem Herrn Major umzukehren. Die Collation ist aufgetragen und die gnädige Frau warten." — „Ei, so wollen wir gleich gehen. Nicht wahr, lieber Norbert?" — „Ja freilich. Galante Leute lassen Damen nicht warten. Der Wagen wird auch ohne unser Zuthun an Ort und Stelle kommen."

Das Allerlei des Vesperschmauses war recht gut, der Wein edel. Elise behandelte den Gast mit äußerstem Zuvorkommen. Um den Pflichten der Hausfrau zu genügen, nahm sie fast gar keinen Antheil am Gespräch der Männer und mischte nur dann und wann ein unbedeutendes Wort ein, wenn der Major sie höflich in die Unterredung zog. Oesters drehte sie den Kopf nach der Thüre, gleich als horchte sie auf ein Geräusch. Wirklich trug auch die Bonne die kleine Pauline in der Säulenhalle auf und ab, schwatzte mit dem Kinde, und dann und wann rief das Kind: Papa, Papa! Elise zischelte dem Gatten in's Ohr. Falkenau erwiderte mit einem ruhigen Kopfschütteln. Elise wurde roth und sah auf ihren Teller nieder; die Männer redeten weiter. Auf einmal stand Elise auf, verbeugte und entfernte sich. — „Entschuldige sie, lieber Norbert, sie ist ganz närrisch mit dem Kinde und kann nicht lange ohne dasselbe seyn." — „Nichts natürlicher, lieber Falkenau. Das erste Kind — und die Mutter alle sind überhaupt nicht anders."

Als der Major eine Weile darauf ging, um nach seinem Gepäcke zu sehen, und an der offenen Thüre von Elisens Zimmer vorüberschritt, sah er die Hausfrau darin allein am Fenster sitzen, ernsthaft und müssig. Paulinchen wurde aber im Garten spazieren getragen. Als der Major eine Minute darauf zurückkam, war Elisens Thüre zugemacht. Falkenau ging noch allein, wie zuvor, im Speisezimmer auf und ab. — Die Herren ritten aus, um die Feldgüter, die zum Schlosse gehörten, zu besehen. Bei ihrer Rückkehr empfing sie Elise, obgleich es schon dämmerte, am Eingang des Hauses, Paulinchen auf dem Arm. „Wer kommt da, mein Liebchen?" — „Papa, Papa!" — „Ist so lange ausgeblieben, der schlimme Papa!" Falkenau sprang vom Pferde und empfing sein Töchterchen freundlich aus der Mutter Händen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Erdbeben. Von J. F. Hugi.

(Fortsetzung.)

Am häufigsten und gewaltigsten werden jene Gegenden erschüttert, wo verschiedenartige und vorzugsweise

nenere Gebirgsarten unzerstört in regelmäßiger Lagerung übereinander sich ausbreiten. Belege dazu fand ich bei meinen Wanderungen durch Kalabrien und Sicilien in Menge. Acri, in Mitten des kalabresischen Gebirges auf ungeheuer zertrümmertem Granitgebirge liegend, hat noch nie die Spur eines Erdbebens erfahren; dagegen geht nie ein Jahr vorbei, ohne daß das kaum zwei Stunden weit entfernte, auf neueren Sand- und Kalkschichten liegende Bisignano heftig erschüttert wird. Vom Capo Savero bis Pizzo zieht sich dem Meere entlang eine gewaltige sumpfige Ebene. Von dieser Ebene an erheben sich gegen das Gebirge tertiäre Formationen, auf denen Eufemia, Nicastro u. s. w. liegen. Zwei Stunden weiter aufwärts ist aller Kalk- und Sandstein verschwunden und das Gebirge besteht aus zertrümmerter Granitmasse, in welcher Stella, Migliarina u. s. w. liegen. Die lezteren Orte werden eben so wenig erschüttert als jene der Ebene, während Eufemia und Nicastro häufigen Erdbeben ausgesezt sind. Die auffallendste Lage jedoch besizt Rossano am tarantinischen Golfe. Es steht auf einem 600 bis 800 Fuß hohen, fast ringsum senkrechten Felsen, der als Kegel dem Urgebirgsgetrümmer aufgesezt ist und aus unzähligen Schichten von weißem und rothem Sandsteine besteht, wechselnd mit Lagern von Thon und schlammigen Kalkstraten. Auf gleichen Schichten liegen das nahe Crassia, Cropalati und mehrere andere Orte. Eine Menge Ruinen dienten mir damals in Rossano als Beweis, daß die Klagen über Erdbeben gegründet waren. Nun wurden leztes Jahr alle jene Orte zerstört; in Rossano steht kein Gebäude mehr. Aber in jenem Theile der Stadt, der am Fuße des Felsens auf Trümmergranit steht, fühlte man, nach bestimmten Berichten eines meiner Bekannten, die Bebung nicht, hörte aber das Geheul derselben und sah den Ruin der Stadt. Südwestlich von jenem Bezirke treten vulkanische Massen auf, nördlich und westlich dagegen, im Monte Formosa und seinen Thälern, zertrümmerte Granitgebilde, und in allen dort gelegenen Orten, wie St. Giorgio, Longobaco, Barbano u. s. w. merkte man vom Erdbeben gar nichts.

Zu den erdbebenreichsten Gegenden gehören anerkannt die Ufer des Kanals von Messina. Nördlich dieses Kanals, dem Faro gegenüber, bei Bagnana, hebt sich eine ungeheure Granitmasse in einer Mächtigkeit von mehr als 2000 Fuß aus dem Meere. An diese lehnt sich Gneis, Glimmer- und Thonschiefer, dann folgt Muschelkalk und, bis gegen Reggio horizontale Richtung annehmend, neuere Kalk- und Sandsteingebilde, auf welche gegen Pellaro quaternäre Gebilde sich lagern. 1783 blieb Bagnana und die ganze Granitregion unbeschädigt; dagegen fanden Messina, Reggio u. s. w. fast gänzlichen Untergang. Jedem Reisenden fällt es auf, wie unglaublich Bagnana bevölkert ist; jeder Winkel, jeder Vorsprung über die Granitwände ist mit Häusern besezt, und doch hat die Gegend fast kein kulturfähiges Land; dagegen sind die schönen, fruchtbaren Gegenden von Finmara bis Reggio wie verödet und tragen nur wenige kleine Häuschen. Fragt man nach der Ursache, so weiset man auf die unzähligen Ruinen und gibt die Erdbeben an. So blieb auch bei jenem Sturze von Messina das nahe Rametta verschont.

In Europa jedoch sind die Erdbeben am häufigsten zu Eglisau am Rhein. Herr Landold, der einige Jahre dort Landvogt war, berichtete an Ebel, daß er an den Rheinufern, wo man die Eglisauer Lokalerdstöße vorzüglich fühlt, am frühen Morgen gewisser Tage Dunststreifen und einen schweflichten Geruch beobachtet habe. Die Bohrversuche auf Salz, welche hier 800 Fuß tief getrieben wurden, durchstachen unzählige wechselnde Schichten von kalkigem, thonigem Mergel, Thon u. s. w., welche Straten sämmtlich und vorzugsweise der Absorbtion der Luft günstig sind.

Es wurde schon oben das Gesez ausgesprochen, daß alle verschiedenartigen, über einander gelegten Körper in gegenseitiger Spannung begriffen seyen. Auch macht man, wie bekannt, aus allen Gebirgsarten, in sofern sie nur verschiedenartig sind, wirksame galvanische Säulen. Auch ist nachgewiesen worden, daß die Atmosphäre als wesentlicher Theil des Erdganzen mit den Erdschichten in rhythmischer Wechselwirkung stehe, indem die sauerstoffreiche Luft von den Schichten aufgesogen, entsäuert, dabei die Quellen gebildet und dann die entsäuerte, meist kohlenstoffreichere Luft nach vollbrachter innerer Ausgleichung wieder entlassen werde. Ferner wurde nachgewiesen, daß, je energischer dieser Athmungsprozeß vor sich gehe, desto mehr die ursprüngliche Spannung der Schichten als Wärme, und bei noch höherer Energie auch als Elektricität aufzutreten pflege; welch leztere somit immer als Folge der durch den Athmungsprozeß gesteigerten Schichtenspannung erscheint. Wie bei der galvanischen Säule, deren Wirkung von der dazwischengelegten Flüssigkeit und dem dadurch bewirkten Zersetzungs- oder Oxy- und Desoxydationsprozesse abhängt, so muß beim Schichtensystem der Erdfläche die Spannung und Wirkung sich steigern, wie die Flüssigkeit aus der eingesogenen Luft nach Umständen reicher sich bildet und dadurch selbst eine Oxydation oder Desoxydation der heterogenen Schichten hervorgebracht wird. Ist doch allgemein bekannt, daß bei Erdbeben die Quellen gewöhnlich reicher und wärmer hervorbrechen. Daß nun bei dieser Thätigkeit des Schichtensystems, bei diesem Zersetzungs-, Säurungs- und Entsäurungsakte durch die ganze Schichtenfolge alle einzelnen Theile derselben in zitternde Bewegung gerathen können, ist bei der allgemeinen Beweglichkeit der Theile

keinem Zweifel unterworfen; eben so wenig, daß auf diese Vorgänge Prozesse, wie Entwickelungen von Gasen u. s. w. erfolgen können, die im Stande sind, als rascheste Oxydation oder als Feuer aufzutreten, die Schichtenmassen aufzuheben, durch einander zu werfen, oder zu zertrümmern, wodurch dann freilich den künftigen Erdbeben ein Ende gemacht würde. Auch kann keinem Zweifel unterworfen seyn, daß in früheren Perioden der Erdbildung, wo sämmtliche Gebirgsmassen noch in ausgedehnten, mehr horizontalen Richtungen um die Erdfläche sich schmiegten, alle jene Processe in gewaltigen Verhältnissen auftreten mußten, woraus nicht nur die Umwandlung der Gebirgsarten, sondern auch die heutige Gestalt der Erde überhaupt hergeleitet werden kann und soll.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Der Fasching.

Diesmal hatte der Fasching ein besonderes Ansehen. Wegen der Hoftrauer war weder in den Tuilerien, noch bei den Ministern und andern hohen Beamten, noch bei den auswärtigen Gesandten irgend ein Ball; der Mittelstand aber, der sich weder an Hoftrauer, noch an Kriegsgerüchte kehrt, und sich seine Lustbarkeit nicht nehmen läßt, eben so die reichern und unabhängig lebenden und die Legitimisten tanzten desto eifriger, je kürzer diesmal der Fasching war; das eigentliche Volk, das heißt die von ihrer Handarbeit lebende Klasse hat wohl nie so viel getanzt und gezecht, als diesmal. Obschon die Pariser sich gern das ganze Jahr hindurch belustigen, so geht es doch im Karneval noch viel toller her als an den gewöhnlichen Belustigungstagen, das heißt an den Sonn- und Feiertagen, die für die hiesigen Handwerker wahre Zechtage sind; manche begnügen sich nicht einmal mit denselben, sondern nehmen auch noch den Montag als Fortsetzung des Sonntags dazu. Die drei eigentlichen Karnevalstage werden aber ganz mit Tanzen und Zechen zugebracht, und da geht es außerhalb den Barrieren von Paris furchtbar her. Hier stehen hunderte von Schenken und Gasthäusern, wo der Pariser Pöbel sich versammelt, weil er hier den Wein, wo nicht besser, doch viel wohlfeiler, als innerhalb der Zollbarrieren bekommt. Diese Schenken haben ungeheure Säle mit Tribünen für das Tanzorchester. Vor mehreren Barrieren bilden die Schenken ganze Dörfer, die anderswo als kleine Städte würden angesehen werden. Belleville zum Beispiel ist beträchtlicher, als manche deutsche Residenz. Wenn hier am Sonntage das Volk in der Hauptgasse auf- und niederwogt, kleine Krämer ihre Eßwaaren überall ausrufen, und Musik aus allen Schenken erschallt, so hat das für den stillen Beobachter wirklich etwas Betäubendes. Dies ist auch der Ort, wo der Pöbel den Karneval am tollsten begeht. Die Wache an der Barriere und die zu Belleville sich aufhaltenden Gensdarmen haben die größte Mühe an diesen Abenden, allen Streitigkeiten ein Ende zu machen und die Zänker, welche mit Fäusten und leeren Flaschen auf einander losschlagen, in Verhaft zu nehmen und wegzuführen. An diesen Tagen sind die Schenkwirthe des Zuspruchs so sicher, daß sie ganz gebieterisch werden und dem Volke ihre Bedingungen machen. Wer nämlich bei ihnen etwas verzehrt und vorausbezahlt, kann bleiben, so lange er etwas vor sich stehen hat. Ist dies aber verzehrt, so muß er fort oder von neuem zehren. Der Pöbel läßt seinerseits die Leute aus den gebildeten Ständen, welche die Neugier herbeiführt, merken, daß er hier der stärkere Theil ist. Es ist schon lange so hergebracht, daß am Aschermittwoche früh Morgens manche Neugierige sich nach Belleville begeben, um hier den verkleideten, betrunkenen und vor Mattigkeit dahintaumelnden Pöbel nach Hause ziehen zu sehen. Manche Leute bezahlen ihre Plätze in den Schenken, als ob sie in's Schauspiel gingen. Der Pöbel weiß es, daß er hier zur Schau dienen muß und rächt sich dafür an den Neugierigen, die er ertappen kann, indem er sie mit Mehl, Koth und dergleichen bewirft, weshalb manche Personen nur im verschlossenen Wagen und gleichsam verstohlenerweise dem häßlichsonderbaren Zuge zuschauen. Auf den Pariser Bällen der kleinern Theater hat der Fasching ein etwas besseres Ansehen. Hier will schon jeder in seinem besten Schmucke erscheinen, und Trunkenheit äußert sich hier sehr selten, würde auch von den Unternehmern nicht geduldet werden. Aber hier haben die Weiber zweideutigen und auch schlechten Rufes so ziemlich die Oberhand, weßhalb auch Frauenzimmer von guter Aufführung nicht leicht hingehen. Auf den größern Bällen, deren Eintrittspreis ziemlich hoch steht, geht es auch vornehmer zu. Ladendiener, Beamte und Studenten machen hier die Mehrzahl aus, und auch in diesen Sälen läßt sich das Einschleichen mancher leichtsinnigen Frauenzimmer nicht vermeiden. Ein höchst fremdartiges Schauspiel gewährt der Musard'sche Ball. Man weiß, daß Musard der Pariser Strauß ist, daß er sich durch seine Tanzquadrillen berühmt gemacht hat, und dieselben alle Abende den Liebhabern in einem großen und schönen Saale zum Besten gibt. Während des Carnevals gibt er aber Bälle, auf welchen es toller hergeht, als auf irgend einem andern Pariser öffentlichen Balle. Ich weiß nicht, ob der Mann mit seiner Tanzmusik die Tanzenden wirklich begeistert, oder ob diese Wirkung nur eine Einbildung ist, aber so viel ist sicher, daß wenn Musard im Fasching zu den beliebten Galopps aufspielt, 12 bis 1500 Menschen sich in Bewegung setzen, und den Saal wie toll auf und ab galoppiren. Für den ruhigen Zuschauer ist wirklich Gefahr dabei, sich im Augenblicke des Beginnens eines solchen wilden Galopps den Tanzenden im Wege zu befinden; er muß umgeworfen werden und unter die Füße der Galoppirenden gerathen. Hätten die Tanzenden eine gewisse Bahn, so ließe sich dem wilden Treiben noch in der Nähe zusehen; allein der ganze Saal wird von ihnen in Anspruch genommen; überall herrscht dieselbe Tollheit, dasselbe Wogen, Drängen und Stoßen, bei welchem die schwachen Tänzer selbst oft in große Gefahr gerathen, und nur aus den Logen herab kann man gemächlich diesem sonderbaren Tanze zusehen. Wie es zugeht, daß Musard die Leute so elektrisirt, begreife ich nicht; denn der Mann scheint nicht einmal bedeutendes musikalisches Talent zu besitzen. Die meisten Quadrillen, die er komponirt, sind aus neuen Opern gezogen. Das einzige, was er dabei thut, ist, daß er die entlehnten Themas in Tanzmusik umsezt. Wahrscheinlich ist er unter den Händen eines schlauen Spekulanten, welcher den leicht erworbenen Ruf des Mannes auszubeuten versteht, und ihn fortwährend hoch preisen läßt, damit die Einnahme desto stärker werde. Daher die unverschämten Puffs, welche man jezt in den Zeitungen liest, und die, wie es scheint, von eigends damit sich abgebenden Schreibern verfertigt werden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 53.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 2. März 1839.

Ora et labora.
Sprüchwort.

Das erhörte Gebet.

Zu Olynthos auf des Tempels Schwelle,
Wo verehrt ward Zeus im Götterbilde,
Lag am Wintertag ein Mann, verarmet,
In Verzweiflung mit dem Hunger ringend.
Seine Handelsschiffe all' versunken!
Keinen Trost als einen holden Knaben,
Ebenbild der hingeschiednen Gattin,
Den er unter'm nahen Hüttendache
Ach! verließ verschmachtend wie er selbst.

„Sollt' ich hier die Wallenden zum Tempel
Bettelnd anflehn um die milde Gabe?
Eh'r den Tod, als so das Leben fristen!
Doch des holden Knaben Noth und Ohnmacht?! —
Zeus! o daß aus deinem offnen Himmel
Silber auf's gebeugte Haupt mir fiele!
Daß zunächst ich nur den Hunger stille! —
Mit der angefachten Lebensflamme
Angefacht würd' wieder mir Besinnung,
Lebensmuth, die alte Kraft zu handeln,
Edel mich und meinen Sohn zu retten!"

Tief erschöpft, doch wunderbar beruhigt,
Er entschlief unfern des Tempels Säulen,
Schlief verhüllet bis zur Morgendämmrung.
Tiefer Schnee indessen war gefallen,
Der das Haupt ihm und die Brust bedeckte,
Der verschüttete des Tempels Schwellen.
Vor dem Tempel standen Greis' und Jungfrau'n,
Durch den Schnee gehemmt, ihn zu betreten;
Draus hervor trat bald der greise Priester,
Rief dem Armen, noch im Schnee gebettet:
„Guter Fremdling mit den rüst'gen Armen!
O befrei' vom Schnee die Bahn zum Tempel,
Daß der Greise und der Mädchen Sohlen
Leichten Tritts zum Heiligthum gelangen!"

Nach dem Wort warf er ihm zu die Schaufel,
Und die Kraft zusammen rafft' der Arme,
Worfelte den Schnee von Schwell' und Säulen,
Bis er nahe stand dem greisen Priester.
Der voll Danks labt ihn mit süßem Weine,
Reicht' ihm noch ein Laibbrod feinsten Mehles
Mit des Segens mildem Herzensworte.

Freudig bracht's der Vater dar dem Knaben,
Den mit Brodduft er von Ohnmacht weckte,
Dann ihn labte mit der vollen Nahrung.
Drauf gestärkt zum Tempel gingen Beide,
Zeus, dem himmlischen, das Heil zu danken;

Und dem Vater dort die Wort' entströmten:
„Zeus! erhöret hast du mein Gebete,
Silber hoch vom Himmel mir geschüttet,
Abgewehret so die Schmach, die tiefe,
Bettelnd nur vom Hunger mich zu retten! —
Fürder drum will ich in allen Nöthen
Dir vertrau'n, der du mich kennst und schonest,
Der mir Sohn und Ehr' errettet heute!"

D. A. Assing.

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

Die Dame war beim kleinen Souper die artigste aller Hausfrauen. Da hie und da von Wirthschaftsangelegenheiten die Rede war, sprach sie ganz bescheiden mit. Ihr Lieblingsgedanke schien zu seyn, Alles so sparsam als möglich einzurichten. — „Ich kann den Ueberfluß, das sogenannte Wohlleben nicht sehr billigen," sagte sie einmal mit ihrer sanften Stimme; „das Zuviel ist nur in der Kasse gut. Wer weiß denn, was uns noch bevorsteht? Schon Viele sind aus reichen Leuten arme geworden, und wer hilft dann? Auch ist gerathen, vor Allen für die Kinder zu sorgen." — „Allerdings, gnädige Frau," versezte der Major und konnte nicht begreifen, warum Falkenau unruhig auf dem Stuhle rückte. „Ich bin ein Anhänger Ihres Systems. Da wir aber von den Kleinen reden, was macht mein Pathchen? — Ist es schon mit Sandmännlein schlafen gegangen?" — „Nicht doch," entgegnete Elise etwas lebhaft; „das arme Kind kann schon jezt nicht mehr einschlafen, wenn es nicht den Papa umarmt hat. Ich wette, Lina wartet draußen vor der Thüre."

Als wie auf ein verabredetes Stichwort schrie das Kind draußen: „Papa!" — „Hören Sie, Herr Major? Erstaunlich ist die Liebe der Kleinen zu ihrem Vater. Bist du diesen Abend besser gelaunt, als am Nachmittag, lieber Emil? Erlaubst du, daß die arme Kleine hereinkomme, um dir „gute Nacht" zu sagen?" Falkenau machte eine ungeduldige Bewegung. Der Major nahm aber das Wort: „Ei, warum sollte er nicht? Das schickt sich wohl. Lassen Sie das Püppchen nur herein." — „Ich liebe nicht, daß die Kleine meine Gäste incommodire!" — „Siehst du, Emil, daß der Herr Major nichts dagegen hat? Er würde ein sehr zärtlicher Vater seyn," sagten Mann und Frau zugleich. Die leztere ließ das Kind herein. Das arme Wesen war vom Schlafe überwältigt und kannte den Papa nicht mehr; dennoch schrie es, von der Mutter in den Arm genommen, mit zufallenden Augen den wohlerlernten Anruf und duselte wieder ein, unter dem Kusse des gerührten Falkenau. Die Mutter entfernte sich mit der Kleinen und sprach Abschied nehmend zum Major: „Lassen Sie sich's unter unserm genügsamen Dache gefallen. Ich freue mich Ihrer Ankunft doppelt, da mein Emil jezt besserer Laune seyn wird, als früher. Nicht wahr, lieber Emil?" Indem sie von dem Gatten auf die Stirn geküßt wurde, flüsterte sie ihm zu: „Du bleibst nicht gar zu lange, gelt?" und verschwand. Der Major hatte die Frage vernommen und wunderte sich keineswegs, als Falkenau nach einer halben Stunde zu ihm sagte: „Ich denke, wir wollen zu Bett gehen. Du wirst müde seyn, lieber Norbert?" — „Ach ja, ein wenig, lieber Falkenau."

In den nächsten Tagen war Elise geputzt, schön wie ein Engel. Die äußerste Güte war über ihr ganzes Wesen verbreitet. Sie machte sich ein Geschäft daraus, dem Gast als die gefälligste Wirthin zu erscheinen. Sie redete schon vertraulicher mit ihm und freute sich, in seiner Gesellschaft einst den langen Winter vertreiben zu können. Ihre freundschaftlichen Versicherungen wurden zwar nicht im correktesten Deutsch, aber mit vieler Herzlichkeit gegeben. Was Falkenau in seiner schlichten Weise nur andeutete, führte die Frau eifrig aus, sorgte für des Majors Bequemlichkeit und Wohlbehagen, machte Pläne zu Zimmereinrichtungen für die Folge, redete, als ob dieses trauliche Zusammenleben niemals aufhören sollte. — Norbert, gerührt von solchem Beginnen, überbot sich seinerseits in den höflichsten Achtungsbeweisen, plauderte oft und viel mit dem lallenden Kindlein, erheiterte den kleinen Abendkreis durch seine Erzählungen, malte das Porträt der Frau für den Mann, Falkenaus Bild für Elise, und suchte so wenig als möglich zu geniren. Spaziergänge und Spazierfahrten der Gesammtfamilie wurden beliebt. Auf einem der leztern kamen die Falkenauer nach Hirlingen, dem kleinen Städtchen, wo der zweite von Norberts Freunden, Auerbach, mit seiner geliebten Anna wohnte. Der Garten eines saubern Gasthofs vor dem Thore war der Ort der Zusammenkunft für die Honoratioren des Städtchens; Norbert hatte jedoch für diesmal nur Augen für den lebhaften, bald drolligen, bald sentimentalen Auerbach und für seine nicht alltägliche Frau. — Der Erstere überfluthete den Major mit einer Menge von zärtlichen, wohlgewürzten Vorwürfen, daß er Falkenau vorgezogen. Anna dagegen, eine ernste, blasse Frau mit schönen dunkeln Augen, stimmte nicht nur in dessen Ton nicht ein, sondern sie sagte öfters zu ihrem Manne: „Warum diese Zudringlichkeit, mein Lieber? Der Herr Major hat nach seinem Geschmack gewählt, und ich für meinen Theil glaube, daß er gut gewählt hat. Er wohnt unstreitig angenehmer zu Falkenau, als hier,

und namentlich bei uns. Glauben Sie mir, Herr Major, wir sind nicht die unterhaltendsten Leute in Hirlingen." — „Ei, du liebenswürdige Schelmin!" lächelte Auerbach seiner Anna zu, die gar nichts Schelmisches in den Augen hatte. „Du machst dir und mir ein schlechtes Compliment, und man sollte glauben, du wärest recht sehr froh, daß Norbert unserm Freund den Vorzug gegeben?" Er küßte schäkernd die Fingerspitzen seiner Frau. Anna erröthete etwas, dann richtete sie den Blick auf Norbert und sagte ruhig: „Ich bin überzeugt, daß dein Freund meine Worte nicht übel gedeutet hat. Er kann versichert seyn, daß seiner die herzlichste Aufnahme wartet, wenn er unser Haus zum vorübergehenden oder ständigen Aufenthalt wählen wollte. Doch wiederhole ich: unsere Einförmigkeit würde ihn schwerlich fesseln." — „Wenn ich den Versuch machte?" fragte der Major scherzhaft. — „Sie sind noch einmal eingeladen, Herr Major." — „Bravo!" rief Auerbach aus. „Probire und wähle dann auf's Neue!" — „Das müßt' ich mir verbitten," sagte nun Fallenau, ohne zu spaßen; „welch eine Schmach für mich und Elise, wenn Norbert sich von unserm Landleben abspenstig machen ließe! Nicht wahr, mein Engel?" Er drehte sich zu Elise, die ihr Gesicht hinter der kleinen Lina versteckt hatte und gleichgültig herüberfragte: „Was sagst du, Emil?"

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Erdbeben. Von J. F. Hugi.

(Beschluß.)

Die Betrachtung der Natur liefert nebst den angeführten eine unzählige Menge von Beweisen für diese Ansicht. Wir wollen aber nur noch Einiges ausheben. Das Erdbeben von 1795 wurde in England von tiefer in der Erde arbeitenden Bergleuten durchaus als über ihnen sich entladend beobachtet. Die Erdbeben folgen jederzeit gewissen Gebirgsformationen, oft älteren, und dabei werden dann die aufgelagerten neueren ebenfalls mit ergriffen; oft aber gehen sie nicht so tief, haben ihren Sitz nur in neueren Gebilden, und dann werden sie Lokalerdbeben. Merkwürdig ist hier das vorjährige Erdbeben in Syrien, das, nach englischen Berichten, nur einer gewissen Schichte folgte; alles auf ihr wurde zerstört, während Orte, nur einen Büchsenschuß von ihr entfernt, unversehrt blieben. Das Erdbeben in der Schweiz vom 24. Januar 1837 ging so tief als der Muschelkalk und erstreckte sich von Genf bis über Stuttgart hinaus. Im Verhältniß aber, wie jene Formation zurücktritt oder von mächtigen neueren Gebilden überlagert wird, wurde das Beben unmerklicher. So von Solothurn an im westlichen Jura. Dem Jura entlang erfolgte die Erzitterung von Nord nach Süd, oder ganz vollkommen mit der Streichung des Gebirges in rechtem Winkel. Bei Baden macht der Muschelkalk einen merkwürdigen Ausläufer von der Juralinie gegen Süden, und in der ganzen Gegend erfolgte die Erzitterung mehr von Ost nach West. Im Niedersimmenthal, wo die Streichung des Muschelkalkes mit dem Jura parallel ist, gingen auch die Erschütterungen gleich von Nord nach Süd. Im Obersimmenthal jedoch ist die Streichung südlich, und nach Zeitungsartikeln und näheren Nachfragen waren dort die Erschütterungen von Ost nach West. So in Lauterbrunnen. Im Sandsteingebilde der mittleren Schweiz waren die Bebungen geringer und keine bestimmte Richtung der Stöße konnte angegeben werden; zu Freiburg im Breisgau jedoch war die Erzitterung entschieden östlich und westlich, also wieder in rechtem Winkel mit der allgemeinen Streichung jenes Kalkgebildes. In das Gneis-, Glimmer- und Granitgebilde trat die Erschütterung nirgends.

Läge die Ursache der Bebungen nicht im gesammten erschütterten Schichtensysteme, sondern ginge die Stoßgewalt aus großer Tiefe von gewissen Punkten, von Explosionsherden u. s. w. aus, so wären alle erwähnten Erscheinungen unerklärlich. Erdbeben, welche, wie das eben erwähnte, das Kalkalpengebilde und den identischen Muschelkalk des Jura, mit den übergelagerten neueren Gebilden, und mithin die ganze Schweiz erschütterten, finden wir seit dem Jahre 480 nach Christus 121 aufgezeichnet. Wir finden aber keine Thatsache, welche vermuthen ließe, daß die Bebungen je in das schon veränderte und zertrümmerte Granit- und Gneisgebilde übergetreten wären. Seit dem Jahre 1121 finden wir ferner 54 Erdbeben, welche nur die neueren Gebilde des Jura erschütterten, und deren Wirkung nicht zur Tiefe des Muschelkalkes reichte. Ferner finden wir seit dem Jahre 1450 192 Erdbeben aufgezeichnet, welche nur das Sandsteingebilde der mittleren Schweiz in zitternde Bewegung setzten. Es muß aber bemerkt werden, daß vorzüglich in früherer Zeit nur aufgezeichnet wurde, was sich durch irgend bedeutende Zerstörungen kund gegeben, und daß die angeführte Anzahl kaum den zehnten Theil aller Bebungen betragen dürfte. Endlich gab es von jeher eine unzählige Menge von Lokalerdbeben, von welchen folgende angeführt zu werden verdienen: Den 1sten September 1806 hörte man am Roßberg ein heftiges Getöse, und die Erschütterungen waren merklich; um fünf Uhr des 2ten Septembers war es am heftigsten; da trennte sich ein Theil des Schichtensystems vom Berge, wobei Goldau u. s. w. zerstört wurde. Die Schichten der Kalknagelfluh trennten sich von jenen des Sandsteins. Zwischen den Sandsteinschichten und der Nagelfluh waren hie und

da schwache Schichten von Süßwasserkalk mit Lymneen u. s. w. Schon 1353 fand am gleichen Berge eine gleiche Erschütterung statt, wobei das Doef Röthen verschüttet wurde. So war 1714 Toden und Unruhe in den Liasschichten der Diableerts, so 1584 am Toue d'Ay, 1618 bei Plues, 563 am Teutetunum u. s. w. Schwächere, kaum merkliche Erzitterungen des Bodens sind so häufig, daß sie in vielen Gegenden jede Woche sich ereignen und auf die Fruchtbaekeit des Bodens von wesentlichem Einflusse sind. Zu Rossano wae in drei Wochen keine Nacht, wo ich nicht aus dem Schlafe gerüttelt wuede.

Duech genaue Verfolgung der bekannten Thatsachen ließe sich die angeführte Ansicht zue Gewißheit erheben; es genüge aber für den Zweck dieses Aufsatzes, nue dieses Wenige angedeutet zu haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Schluß.)

Der Fasching. Neue Theaterstücke.

Die andern Unteruehmungen bleiben nicht zurück und lassen sich ebenfalls auf das unverschämteste herausstreichen. So ließ sich neulich der Musardsche Ball auf folgende Weise ankündigen: „Dieses Jahr erhält der Musardsche Ball, wie immer, schwärmerischen Beifall. C'est un tourbillon de dominos, une trombe de Pierrots et une avalanche de postillons et de débardeurs à vous étourdir, à vous éblouir, à vous fasciner. Es ist ein Strom von Harmonie, es sind Wellen von Tänzern und Tänzerinnen, die sich in einem von Spiegeln und tausend Kronleuchtern blitzenden Saale lustig um einander drehen. Der Karneval befindet sich ganz und gar bei Musard. Nichts kann einen Begriff von der Fröhlichkeit geben, welche bei den Nachtfesten im Viviennesaal herrscht." Die große Oper hatte einmal versucht, wie man sich noch aus ältern Berichten erinnern wird, Musards Orchester auf ihre Bälle zu versetzen. Allein es ging so toll dabei her, daß die Würde und das hohe Ansehen der Oper dadurch in's Gedränge kam, und sogar ein Prozeß gegen den Operndirektor eingeleitet wurde, welcher damit endigte, daß derselbe 10,000 Fr. zu zahlen verurtheilt wurde. Ob er sie wirklich gezahlt hat, weiß ich nicht. Das Ganze war wohl nur ein Blendwerk, um das Publikum zu überzeugen, daß die Oper sich nichts von ihrer Würde vergeben könne. Dieses Jahr hat sie Jüllien, einem Nebenbuhler Musards, das Tanzorchester übergeben, und auch dieser hat seine gedungenen Lobbudler in den Zeitungen. Eine derselben spricht von dem „originellen Striche," von der Mannigfaltigkeit des Rhythmus und von den äußerst graziösen Melodien, wodurch sich die Jülliensche Walzer auszeichnen sollen, so daß sie den besten Produkten der deutschen Schule an die Seite gestellt zu werden verdienen. Der Opernball hat immer etwas Vornehmeres als die andern, zumal da er das doppelte kostet; die Leute aus der höhern Sphäre finden sich hier zusammen, und die Tageblätter haben oft diese oder jene Aeußerung, welche irgend einem notabeln Manne oder auch einer notabeln Frau auf dem Opernballe entschlüpft seyn soll, meistens ein bon mot, anzuführen. Wenn starke Bewegung in der politischen Welt herrscht, wie zu gegenwärtiger Zeit, so haben die Gespräche im Opernfoyer auch einen politischen Charakter. Daher schöpfen die Börsenmänner zuweilen ihre Hoffnung oder ihre Furcht aus dem Foyer, spielen à la hausse oder à la baisse, verlieren oder gewinnen, verwünschen oder preisen die Nachrichten, die sie aus dem Opernsaale mit nach Hause und zur Richtschnur genommen hatten. Da gegenwärtig Bälle so sehr in der Mode sind, und die Theaterbälle sogar in der Fastenzeit fortgesezt werden sollen, zum großen Leidwesen der Geistlichkeit und der Andächtigen, so hatte ein Theaterdichter den Einfall, die Bälle zum Gegenstande einer dramatischen Handlung zu wählen. Das Stück heißt les trois bals, und wird auf der Variétésbühne gespielt. Im ersten Aufzuge kommt ein Bal des grisettes vor, das heißt ein Tanz, wo lustige Putzmacherinnen und Nähterinnen die Hauptrolle spielen; im zweiten Aufzuge ein Ball in einem großen Hause, und im dritten Aufzuge der tolle Musardsche Ball. Der Verfasser hätte als vierten und fünften Aufzug einen sogenannten Subskriptionsball in verdächtigen Häusern, und zulezt den Pöbelball der sogenannten Courtille zu Belleville hinzufügen können; dann wären die verschiedenen Abstufungen so ziemlich beisammen. Allein die lezten Stufen würden doch zu abschreckend erscheinen; schon der Musardsche Ball ist nicht der sauberste in der Darstellung, noch viel häßlicher würde es in der Courtille ausgesehen haben. Zu den Neuigkeiten aus der Karnevalszeit gehört auch das neue Opernballet Gipsy, welches eben so gut la bohémienne heißen könnte, was in Frankreich eine Zigeunerin bedeutet, obschon dieses Volk sicher nicht aus Böhmen nach Frankreich gekommen, und noch viel weniger aus Böhmen gebürtig ist. Zigeuner und Zigeunerinnen sind ein Lieblingsgegenstand jetziger Theaterdichter und Künstler. In mehreren Theaterstücken spielen sie eine Hauptrolle. Im Opernballette ist ein ganzer Roman auf sie gebaut; die Fabel ist ungefähr dieselbe, wie die der deutschen Pretiosa. Ein Kind aus einer angesehenen englischen Familie wird von Zigeunern gestohlen. Dieses Kind ist im Ballette eine reizende und schön tanzende Zigeunerin geworden, und Fanny Elsler, welche diese Sarah vorstellt, hat nie so trefflich getanzt. Ihre Schwester spielt die Rolle der ältern Zigeunerin Mab, welche auf die jüngere Sarah eifersüchtig ist und ihr allerlei Uebel zuzufügen sucht. So kommt es, daß Sarah, als sie auf dem Jahrmarkte zu Edinburg tanzt, eines Diebstahls beschuldigt und vor den Sheriff Campbell geführt wird. Nun entdeckt dieser, daß Sarah das ihm einstens entwendete Töchterchen ist. An diesen einfachen Faden hat der Dichter St. Georges eine Liebesgeschichte geknüpft, wodurch die Handlung verwickelter wird. Ein sogenannter Krakauertanz mit Stiefeln und Sporen, den Fanny Elsler hat einlegen lassen, hat großen Beifall gefunden und muß fast immer wiederholt werden. Die Zigeunerinnen kommen jezt wieder in Mode auf der Bühne. Das Gymnase dramatique hat bereits auch eine unter dem spanischen Namen Gitana auf seine Bühne gebracht. Dieses Theater besizt eine junge schlanke Schauspielerin Namens Dlle. Nathalie, welche bereits die berüchtigte Cachucha getanzt hat: sie mag gedacht haben, wenn man die Cachucha tanzt nach dem Beispiele der Fanny Elsler, so könne man auch wie diese eine Zigeunerin spielen. Das Stück ist wenigstens ziemlich unterhaltend, und wenn Dlle. Nathalie sich auch zu Fanny Elsler wie ein Vaudeville zu einer großen Oper verhält, so wäre es doch möglich, daß die Gitana neben der Gipsy sich aufrecht hielte, bis wieder etwas ganz Neues die Pariser entzückt.

Dg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 54.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 4. März 1839.

— England ist in seinem Andrang rasch,
Wie Wasser, das ein Wirbel in sich saugt.
Shakespeare.
Heinrich V.

Florentiner Gesellschaftsleben.

Was thut im Winter die Florentiner elegante Welt? Die Frage ist leicht beantwortet: sie amusirt sich. Das ist das Ziel ihres Daseyns, das ist die Losung, womit sie der Zeit entgegentritt. Erreicht sie ihren Zweck? Wird sie nicht, eine Semele mit Marabouts und Atlasschuhen, verzehrt von der Flamme, die über sie zusammenschlägt in der Umarmung des Freudengottes? Schleudert sie nicht den herostratischen Pechkranz in einen Palast von Holz, Pappe und Muslin? Es kommt darauf an, wie man die Sache nimmt. Ich höre gesezte Leute seufzen, ich höre junge Leute frohlocken; die entre deux âges, zu denen ich selber zu gehören die Ehre habe, scheinen bisweilen in der Verlegenheit zu seyn, sollen sie das eine thun oder das andere.

Bevor ich nun näher erläutere, wie diese Florentiner Gesellschaft sich amusirt, muß ich billig angeben, wie sie zusammengesezt ist. Hier tritt mir das bunteste Gemisch entgegen. Wallensteins Heer, oder die Truppen eines Kronprätendenten könnten nicht vielfarbiger seyn. Die Masse theilt sich aber in drei Hauptschaaren. Zuerst, wie sich von selbst versteht, die Engländer. Man weiß schon, Florenz ist einer ihrer Lieblingsplätze. Zu Tausenden kommen sie, oft nur mit der Absicht, einige Wochen zu bleiben und dann ihren Stab weiter zu setzen, werden aber festgehalten durch die Verführungen dieser Syrene. Im September und Oktober, wenn nicht eben Cholera und Quarantänen um die Wette wüthen, möchte Einem angst und bange werden; denn dann füllen sie alle Gasthöfe, durchziehen, Heuschreckenschwärmen ähnlich und im Sturmschritt, Galerien und Kirchen, notiren Lohnbedienten-Gelehrsamkeit in ihre Tage- und Taschenbücher, zanken sich halbe Stunden lang herum um eines halben Pauls willen, und werden um Scudi beschuppt, ohne es zu merken. Die glänzende Zeit der alten Ingresi, der Milordi ist indeß längst vorüber. Der italienische Wirth weiß es nur zu gut, daß die Meisten der Oekonomie wegen reisen. Der alte Respekt vor ihnen hat zwar nicht aufgehört, sich aber sehr vermindert. In Gesellschaften, wenigstens außerenglischen, findet die große Masse schwerer Aufnahme, als andere Nationen. Das kommt einestheils von ihrer, weniger Staunen als Schrecken erregenden Zahl, anderntheils von ihrer gar zu oft barocken Erscheinung. Viele civilisiren sich zwar einigermaßen auf der Reise durch Frankreich, und die Damen bekommen einen Anflug von Geschmack im Anzug: aber man braucht nur z. B. einen ersten Winterball im Casino bei Nobili zu besuchen, um sich an Cruikshankschen Figuren beiderlei Geschlechts zu ergötzen; denn zum Casino haben sie alle Zutritt. Von den Einheimischen darf zwar nur der Nobile hin, der in das goldene Buch irgend einer

toscanischen, mit Patriziern gesegneten Stadt Eingetragene; in Hinsicht der Fremden aber drückt man ein Auge zu. So kommt's denn, daß diese das Casino gleichsam mit Sturm nehmen: es gelingt ihnen immer mehr, die Einheimischen daraus zu vertreiben, und es verdient bemerkt zu werden, daß man auf den Bällen, die der collektive Florentinische Adel gibt, die wenigsten Florentiner antrifft. Ich will gerade nicht behaupten, daß diese Bälle dadurch gewinnen. Kommen Engländer höhern Standes (denn glücklicherweise haben wir viele Gäste, die keineswegs zu dem geschilderten John Bull gehören), so rumpfen sie die Nase, denn sie finden wohl hie und da Gevatter Schneider und Handschuhmacher, wahrscheinlich sehr respektable Leute, aber nicht eben diejenigen, mit denen sie im Westend zusammenzutreffen pflegen. Von den übrigen Zwecken und Beschäftigungen dieser unglückliche high-life-Besuche machenden Touristen weißich nicht viel zu melden. Kunstgeschichte und Topographie studieren sie insgesammt, mit eben so viel Eifer wie Andacht, aus Mrs. Starke, die beinahe so schlecht ist wie unser Reigebaur, was viel sagen will. Die Zeitungen lesen sie, wenn sie überhaupt lesen, im Vieusseuxschen Kabinet, von wo sie bisweilen auch einen Trollopeschen Roman sich holen. Früher spekulirten die Bilderhändler auf sie, dies hat indeß nachgelassen. Eine Dame, die ich kannte, kaufte an den Straßenecken eine Galerie von einigen hundert Bildern zusammen, im Preise von ein zu fünf Paul, und sandte sie auf ihr Schloß nach Irland. Das, was man Carlo Dolci taufte, war ehemals die Hauptpassion. Hier, in Rom und Neapel findet man in den Magazinen der Gemäldeverkäufer, Mosaicisten, Marmorschleifer, Corallenhändler rc. immer eine Quantität Waare, die dem mehr Eingeweihten als roba per gli Inglesi bezeichnet zu werden pflegt. Der Handel mit schlechten Bildern hat indeß seit einigen Jahren eine andere Hauptrichtung genommen. Tritt man in eines der zahlreichen Negozi di quadri antichi e moderni, und sieht man eine Reihe entsetzlicher Croûtes, schwarz oder roth, stark gefirnißt, mit breiten goldnen Rahmen und möglichst fremdklingenden Namen, oder kommt man zu einem Restaurator und findet ihn damit beschäftigt, irgend ein unglückliches, aus einer Polterkammer ausrangirtes, an fünfzig Stellen geschundenes und durchlöchertes, von Kamin- und Lampenrauch geschwärztes Produkt des siebzehnten Jahrhunderts zu flicken, zu verkleben, zu verstopfen und mit kühnem, schöpferischem Pinsel zu überfahren, und fragt man: A che serve questa robaccia? so erhält man jedesmal zur Antwort: Per l'America è troppo buona! Die Vereinigten Staaten sind das Eldorado der Trödler. Eine seltsame Kunstwuth ist in die Yankees gefahren. Sie begnügen sich nicht damit, Schiffsladungen geflickter Ruinen zu kaufen, welche wahrscheinlich einmal als Meisterwerke der schönsten Blüthezeit Italiens in Museen bewundert und in catalogum registrirt werden, sie bereichern sich auch mit hunderten von schlechten Kopien. Die Sudelanstalt im Museo Borbonico zu Neapel, wo fratzenhafte Schmieralien dutzendweise gefertigt werden, scheint recht eigentlich für amerikanische Kunstbedürfnisse vorhanden zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

Norbert hieb den Knäuel ineinander gesponnener Redensarten entzwei, indem er rief: „Durchdrungen von Dank für die Freundschaft, die Sie Alle mir zeigen, will ich die Parteien zufrieden stellen, indem ich dem Freund Falkenau verspreche, bei ihm zu bleiben, so lange er mich gerne bei sich sieht, und dem Freund Auerbach zusage, ihn von Zeit zu Zeit auf ein paar Tage zu besuchen, wenn seine Frau nichts dagegen hat." Anna verneigte sich, Elise gähnte und sah nach der Uhr. — „Du hast noch keine Sylbe mit der Auerbach geredet!" lispelte ihr der Gatte in's Ohr. Indessen faßte Auerbach den Major unterm Arm: „Komm mit mir, daß ich dir vorläufig die Reize unserer Stadt zeige. Um so eher wirst du dich bewogen finden, deinen Besuch bei uns bald abzustatten. Wir wollen den guten Falkenau bei den Damen zurücklassen, die endlich ihr Gespräch eröffnen werden, wenn sie ungestört ihre Urtheile über den Fremdling austauschen können." — „Ich wünsche, daß ihr Urtheil gnädig seyn möge," setzte Norbert hinzu, und sie wandelten nach der Stadt. Das Nest war sehr unbedeutend, Auerbachs Haus das schönste im Orte, sein Garten hübsch, aber etwas melancholisch stimmend; die Spaziergänge um's Städtchen waren sehr ordinär. „Es ist hier Alles nicht so schön wie in Falkenau," gestand selbst der Führer, der aus dem angefangenen spaßhaften Ton in einen ernstern gerieth. „Dennoch thut mir leid, daß du Falkenau bewohnst, weil du unmöglich dort bleiben kannst." — „Unmöglich? möglich, aber welchen Grund gibst du an?" — „Die Frau wird dich nicht leiden." — „Oho!" — „Gedenke meiner, Elise ist ein schlimmes Weib." — „Oho! oho! Du faselst." — „Nicht doch. Falkenau ist der beste Mensch, aber sie hat ihn, wie man sagt, in der Tasche." — „Das hab' ich nicht bemerkt. Die sanfte, blonde Frau? Wie finge sie's an, den trockenen Emil zu meistern?" — „Sie ist schlau, ist nebenbei beschränkten Verstandes und sehr vernachlässigter Erziehung." — „Mag seyn, aber was du eben sagst, schlägt nieder, was du vorhin behauptet hast." — „Mit nichten: beschränkte Leute gehen dreister ihrem Ziel entgegen, als kluge. Die Schlauheit des

Beschränkten greift zu Mitteln, die dem unbefangenen Gescheiten unerwartet kommen; die verwahrloste Erziehung zunächst läßt Vorurtheile und Leidenschaften blind walten." — „Du versündigst dich an einer guten Frau." — „Die Frau, ich wiederhole es, ist falsch. Sie liebt ihren Mann nicht halb so innig, als sie sich anstellt. Aber sein Werben hat ihrer Eitelkeit geschmeichelt, dem Ehrgeiz ihrer Krämer- und Schreinersippschaft gefallen. Was that sie nicht Alles, um ihrer plebejischen Sphäre zu entkommen! Der redliche Falkenau ging in's Garn, machte sie reich, die Vermögenlose, machte sie zur Edelfrau, und siehe, er hat ein Juwel gefunden, das nicht in die Welt seines Standes taugt. Elise flieht die Gesellschaft, weil sie sich darin nicht zu bewegen versteht; sie isolirt den Gatten, damit er nicht vergleiche und zur Erkenntniß komme, sie klammert sich eifersüchtig an ihn und bestrickt ihn mit allerlei List und Kunst, um sich ihm unentbehrlich zu machen. Ist sein Tisch gut besezt, so nimmt sie den Ruhm hinweg, obschon sie, wenn gleich bürgerlich erzogen, jeden Braten verbrennt, wogegen die Köchin das Beste thun muß; ist der Tisch allzu frugal bestellt, so hält sie ihm eine Sparsamkeitsvorlesung. Bewundert Falkenau eine Blume, so hat Elise sie gepflanzt, wenn's hundertmal der Gärtner gethan; findet Falkenau zum Geburtstagsgeschenk eine Stickerei oder Aehnliches auf seinem Tische, so ist gewiß Elise die Verfertigerin gewesen und hat heimlich ganze Nächte hindurch daran gearbeitet, wenn sie schon die Herrlichkeiten erst Tags zuvor in der Stadt bei ihrer Modelieferantin kaufte. Denn sie ist träge, während sie stets von Geschäften spricht, ungeschickt, wenn gleich ihre Kunstfertigkeit geschickt anpreisend, unwissend, wenn gleich sich anstellend, als schweige sie nur aus Bescheidenheit. Kurz, indem ich Alles zusammenfasse: sie liebt nicht ihren Mann, sondern nur seinen Stand und seinen Reichthum; sie liebt nicht ihr Kind als solches, sondern als ein Mittel, den Mann zu fesseln, und weiß Gott, sie hat das kleine Wesen schon übergenau dressirt, daß es dem redlichen, gutmüthig blinden Emil überall anhängt wie eine Klette. Wenn sie aber nicht Mann noch Kind, sondern nur sich selbst liebt, wird sie die Freunde ihres Mannes, die ihm den Staar stechen könnten, mit guten Augen ansehen? Ach nein, und je freundlicher ihr Mund plappert, je eifriger und gutherziger sie sich benimmt, je weniger würde ich ihr trauen."

„Halt ein, du lose Zunge!" unterbrach der Major seinen Cicerone: „die Klatscherei scheint euch Kleinstädtern mit Fug und Recht vorgeworfen zu werden. Hebe dich von dannen, möchte ich sagen, wenn ich dich nicht troz Allem lieb und werth achtete. Was du gesprochen, ist wenigstens übertrieben, als ob eine alte Jungfer — eine von den Unangenehmen, denn es gibt gar viele Empfehlenswerthe unter den Unvermählten — ihre Galle damit hätte kühlen wollen. Was kann dich jedoch vermögen, so unbarmherzig zu seyn? Bist du selber nicht glücklich in deinem Ehestande?" — „Frage die ganze Stadt," erwiderte Auerbach selbstgefällig; „darüber ist nur Eine Stimme. Meine theure Anna liebt mich zärtlich, und wird von mir auf den Händen getragen, wie sich's gebührt. Ich könnte dir grollen, daß du meine Anna mit jener Elise vergleichen möchtest, von der du wahrlich viel mehr erfahren wirst, als dir lieb ist. Freilich ist Elise schöner; ich kann nicht begreifen, woher sie die prächtigen hellen Farben hat, und ich möchte sie für geschminkt halten." —

Der Major lachte ihm in's Gesicht. Auerbach fuhr fort: „Ihr Puz ist geschmackvoll, hebt ihren Wuchs außerordentlich. Sie weiß durch ihre Koketterie den guten Burschen, ihren Gatten, zu verblenden, zu verblüffen. Ihre Zähne, ihre Hände, ihre Haare, ihre Augen, ich gestehe es, sind charmant. Ihre Füßchen — ich gebe zu, daß Falkenau unter den niedlichsten Pantöffelchen der Welt steht..." — „Du geräthst in Begeisterung, Freund!" rief Norbert lächelnd; „wie soll ich's verstehen, daß du deine Feindin über Alles preisest?" — „Meine Feindin? Gott bewahre! Sie hat ihre Schwächen; vor diesen wollte ich dich warnen. Alles Andere gehört in ein anderes Kapitel!" Auerbach brach hiemit, sichtlich betroffen, die Unterredung ab. In wenigen Minuten waren die Freunde wieder bei der übrigen Gesellschaft.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Köln, Februar.

Der Fasching.

Unser großartiges Faschingsvolksfest hat sich auch in diesem Jahre wie ein junger Phönix aus dem Staube der Alltäglichkeit emporgeschwungen und auf seinen rauschenden Fittichen einen die früheren Jahre überbietenden Flug genommen. Die den großen Maskenzügen heuer zu Grunde liegende Idee war eine Generalversammlung aller Aktionäre der Welt, welcher Stoff dem Humor und der Satire eine reiche Quelle zur Durchgeißlung der dermaligen Weltthorheiten eröffnete. Man kann den kölnischen Hanswurst am füglichsten mit dem Shakespeare'schen Narren vergleichen, welcher unter dem Scheine der Einfalt und Albernheit die treffendsten und mitunter wichtigsten Wahrheiten ausspricht, und sich überhaupt immer als die Geißel der Tagesthorheiten und der krankhaften Richtungen der Welt erweist. Goethe war der erste Auswärtige, welcher das innere Wesen und das geistige Element in unserm Volksfeste erkannte und deshalb nicht wenig zur Förderung desselben beitrug und thätig mitwirkte. Ihm schlossen sich bald andere große Männer an, und auf diese Weise besizt unser großer Karnevalsverein über 400 eigene Lieder mit eigens dazu komponirten Melodien. Es bilden diese humoristischen Erzeugnisse, wie Goethe früher in einem Briefe an den Ausschuß des Vereines bemerkte, einen eigenen Zweig in der deutschen Literatur. Der Verein zählt bis

jezt über achtzig auswärtige Ehrenmitglieder, worunter die ersten deutschen, französischen, englischen, italienischen und holländischen Namen glänzen. In diesem Jahre wurden Victor Hugo, Bulwer, Niccolini, Horace Vernet, Meyerbeer, Donizetti u. a. m. zu Ehrenmitgliedern ernannt und denselben folgendes Sendschreiben nebst dem großen mit Arabesken und auf das Fest Bezug habenden Sinnbildern verzierten Diplome zugesandt: „In einer Zeit, wie die unsrige, wo die materiellen und industriellen Interessen die Poesie und Kunst aus dem Leben zu bannen drohen, hat sich in unserer altdeutschen, rheinischen Hansestadt Köln schon seit einer Reihe von Jahren ein großer Verein aus allen Ständen gebildet, welcher den heitern Musen in einem grosartigen Volksfeste eine schöne Zufluchtsstätte beut und denselben vergönnt, auf eine kurze Frist im Jahre, in der Faschingszeit, in's wirkliche Leben zu treten und die herrschende, beengende Prosa des Tages zu verdrängen. Unter den großen Männern unseres deutschen Vaterlandes war Goethe der Erste, welcher sich diesem poetischen Feste bereitwillig und mitwirkend anschloß und in demselben den Keim zu einem national-deutschen Volksfeste erkannte, wie er es an mehreren Stellen seiner Schriften ausgesprochen. Ein solches von so großer Bedeutung zu erreichen, kann nur durch die Gesammtwirkung aller Talente gelingen. Demzufolge ernennen wir Sie, Ihrem Verdienste huldigend, zum Ehrenmitgliede dieses stadtkölnischen Vereins, mit der Bitte, dieses schöne Fest, welches am Neujahrstage beginnt und mit dem lezten Faschingstage endet, durch Erzeugnisse der Muse, sey es durch Lieder, Melodien oder Skizzen und Ideen zu öffentlichen poetischen Darstellungen verherrlichen zu wollen. Der zahlreiche Verein unserer Stadt wird es sich zur Ehre anrechnen, wenn Sie in der Folge diesem großen Volksfeste an den Faschingstagen persönlich beizuwohnen belieben wollten. Einer baldigen geneigten Antwort in Betracht Ihrer künftigen Mitwirkung harrt der Ausschuß des Vereins entgegen. Also beschlossen zu Köln am Rhein im Januar 1839. Der kleine Rath des großen kölnischen Faschingsvolksfestes." — Da es manchem Leser vielleicht unbekannt seyn dürfte, wie sich Goethe über den Ausschuß des Vereins ausgesprochen, so wollen wir diese Stelle dem V. Bande seiner Aufsäze über Kunst und Alterthum entnehmen und in diesen Blättern anführen: „Man darf dem Fürsten Glück wünschen, unter dessen Schuz und Schirm sich etwas der Art ereignen konnte; deshalb sey der heiter verständigen Männer mit Achtung und Anerkennung erwähnt, welche diese flüchtige, vorüberrauschende Feier mit Vorsicht berathend, mit Umsicht ordnend und leitend zusammentraten, und in der vollkommen gelungenen Realisirung des schönen Plans und in der regen allgemeinen Theilnahme, auch außerhalb den Ringmauern Kölns, für ihr Bestreben Ermunterung und Aufforderung zum rüstigen Fürderschreiten auf der betretenen Bahn fanden. Ihnen allein ist und bleibt das Verdienst, dieses Herz und Sinn erheiternde Fest, dem unsre Vorfahren einst mit inniger Begeisterung angehangen, das aber im Laufe der Zeit zu schaaler Gemeinheit und flacher Alltäglichkeit herabgesunken, in alberne, dürre Ausgeburten ausgeartet war, wiederum würdig angeregt und zu neuem Leben erweckt zu haben. Die Zeit wird lehren, ob auch im übrigen Deutschland wiederum allgemein die alte fröhliche Fastnacht zu Ehren kommen und mit ihrer Lust und ihrem Scherze erwachen wird nach dem Vorgange und Beispiele Kölns."

Die großen in diesem Jahre gehaltenen Maskenzüge sprudelten von Wiz und Laune. Den ersten großen Zug, welcher am Donnerstag vor Karneval Statt fand und welcher den Einzug der verschiedenen Aktionäre der Welt darstellte, eröffnete ein großer Karren mit Sand, auf welchem Rothschild saß, der ein Tableau in der Hand hielt, worauf die Worte standen: „Einziges, von mir erfundenes und erprobtes Mittel für die Augen der Aktionäre und Diplomaten." Ihm folgte ein Wagen, mit Geldsäcken beschwert, mit der Devise: „Ausgesogenes Mark von allen Ochsen der Welt." In gleichem satirischen Sinne waren die übrigen Masken. Am Abende desselben Tages bewegte sich ein großer maskirter Fackelzug durch unsere Stadt, der fast einen geisterhaften Eindruck hervorbrachte. Am Faschingsonntage war die sogenannte große Kappenfahrt, bei welcher die zahllosen Theilnehmer alle mit der Kappe des Hanswurstes geziert waren, was die sinnige Bedeutung hat, daß, um etwas Großartiges zu Wege bringen zu können, die Köpfe erst unter *eine* Kappe gebracht seyn müssen. Am Abend war die lezte Generalversammlung der Karnevalsfreunde in dem großen, zu diesem Zwecke geschmückten Harff'schen Saale, in welcher, wie auch in den früheren, Reden und Lieder zum Vorscheine kamen, welche Perlen des deutschen Humors genannt werden können. Diese Generalversammlungen beginnen mit dem Neujahrstage und wiederholen sich an jedem Sonntage bis zur eigentlichen Faschingszeit. Die Rednerbühne stellt eine große Amme vor, welche ein Wickelkind ohne Kopf in der Hand hält. Der Kopf des Redners füllt diese Lücke aus, was einen höchst komischen Effekt hervorbringt. Die Amme bedeutet die Zeit, welche die Menschen nicht zur völligen Mündigkeit aufziehen kann. In diesen Versammlungen herrscht ein in jeder Beziehung freies Wort und erscheinen jedesmal fünf bis sechs neue Lieder mit zum Theil neuen Melodien. — Am Faschingmontage glänzte in unsern Straßen der eben so prachtvolle als komische Hauptmaskenzug, dessen zahlreiche sinnige Masken hier einzeln zu beschreiben, zu weit führen würde. Dem Zuge voran fuhr ein großes dampfendes Locomotiv, welchem alle erdenklichen komischen Aktiengesellschaften auf großen Wagen folgten. Auf einem prachtvoll geschmückten Triumphwagen, von sechs Schimmeln gezogen, erschien Hanswurst, umgeben von einer Menge kleinerer und größerer Hanswürste, als Sinnbilder des Scherzes und der Lust, und führte die Aktionäre durch den auf dem großen Neumarkte gebauten Tunnel, die Rosenbahn der Freude genannt, und plözlich waren die Aktionäre von ihrem Schwindel geheilt und sahen ein, daß des Hanswurstes Aktien der Freude und des reinen Lebensgenusses die besten seyen. Am Abende war der weitberühmte Maskenball im alten großen Kaisersaale Gürzenich, auf welchem sich fast 4000 Menschen in phantastischem Kostüm und buntem karnevalistischem Treiben umhertummelten. Mit dem Glockenschlag zwölf erschien Hanswurst in einem in dem Saale aufgestellten enormen Römerglase, als Sinnbild der dem Weine entspringenden Freude, und begrüßte seine Getreuen. Im Nu stand der äußerst prachtvoll dekorirte Saal in bengalischen, rosigen Flammen, was eine magische und fast zauberhafte Wirkung hervorbrachte. Aus allen Kehlen erscholl ein donnerndes „Alaaf Hanswoosch!" (Es lebe Hanswurst!) Am Fastnachtdienstage entfaltete sich ein solches Leben und Maskengewühl auf unsern Straßen, daß es Jeden, welcher dem Karneval zu Rom beigewohnt hat, lebhaft an den römischen Fasching erinnerte. Zu bewundern ist, daß bei aller Ausgelassenheit des Volkes auch nicht der geringste Streit vorgefallen ist. Das Fest schloß mit einem großen maskirten Pickenick auf dem oben erwähnten Gürzenicher Saale und einem glänzenden Maskenballe im Schauspielhause.

Beilage: Literaturblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 55.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 5. März 1839.

Petr: — Come, come, you wasp, i'faith, you are too angry!
Cathar: — If J be waspish, best beware my sting!
Shakespeare.
taming of the shrew.

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

Geschickte und zeitgemäße Einflüsterungen verfehlen selten, auch beim Unbefangensten, ihren Zweck ganz und gar. Obschon den Warnungen Auerbachs wenig vertrauend, fand sich Norbert dennoch bewogen, Elisens Reden und Betragen in eine stille Aufsicht zu nehmen, und die Parallele zwischen der Frau von Falkenau und Auerbachs Gattin fand sich dann von selbst. Die Vergleichung fiel zum Vortheil der leztern aus, die eine tiefe Gemüthlichkeit und eine ausgezeichnete Bildung zu besitzen schien, während Elise nur flache Empfindungen äußerte und gar häufig in den Schlingen einer verwahrlosten Erziehung strauchelte. Das Hauptsymptom derselben, die gähnende Langeweile bei jedem andern als gerade hausbackenen Gespräch, der Ueberdruß an Allem, was sonst dem kenntnißreichen oder wißbegierigen Menschen interessant erscheint, war in der Emporgekommenen nicht zu verkennen. Eben so wenig fehlten die ungeglätteten Manieren früherer Lebensweise. Unzugänglich dem Scherze, gleichgültig dem Ernste — schwächern Naturen ist eigen, den Scherz immer zu mißverstehen und den Ernst nicht zu würdigen — lächelte sie nur, um ihre schönen Zähne zu weisen, und wurde verdrießlich, da sich die Unterhaltung in die Länge zog. Sie stieß den Gatten leise an, winkte ihm mit den Augen, klagte über die Müdigkeit ihrer lieben Kleinen, und bemerkte unaufhörlich, daß die Zeit, heimzufahren, vor der Thüre sey. Emil übersah lange diese Demonstrationen. Endlich ließ Elise damit nach, verschloß sich aber in stilles Schmollen, ohne von irgend Jemand, als nur von ihrem Kinde, Notiz zu nehmen. Das wirkte nun bei Falkenau, daß er selber das Zeichen zum Aufbruch gab. — Beim Abschied beurkundete sich eine nicht undeutliche Mißstimmung unter den Frauen. Auerbach und Falkenau gaben sich kalt die Hände. Der Major ging, voll Höflichkeit und Rücksicht begrüßt, von Hirlingen weg.

Weil die stumme Feindseligkeit Elisens gegen ihren Mann noch im Wagen fortdauerte, sezte sich Norbert zum Schlafen zurecht und wunderte sich nicht wenig, daß die junge Frau gerade mit ihm zu reden begann. „Wie gefiel Ihnen Hirlingen, Herr Major?" — „Hm, die Stadt ist schlecht, und man muß eben nicht gerade von Falkenau kommen, wenn man die Umgebungen des Städtchens nur leidlich finden will." — „Das meine ich auch. Am besten ist man immer zu Hause. Geit, Lina, du Zuckerpüppchen? Wickle Sie mir das Kind brav ein, Karoline, daß dem armen Schelm der scharfe Luft nichts thut. Ziehe Sie der Mantel recht

zusammen!" * Das Kind schrie „Papa!" — „Schweig still, mein armes Kind, der Papa schläft; laß ihn nur heute schlafen, Lina!" — Emil, obschon nicht schlummernd, sondern nur blinzelnd mit den Angen, rührte sich nicht. „Wie haben Sie aber Auerbachs gefunden, Here Major?" — „Ei, der Mann ist noch so ziemlich der Alte, die Fran sah ich znm erstenmale, nnd weiß daher noch nicht, was ich von ihr sagen soll." — „Das glaub' ich, Duckmäusern sieht man nicht auf den Herzensgrund." Emil hustete etwas ärgerlich, der Major antwoetete nicht. Elise fuhr, in den zweideutig mitleidigen Fraubasenton fallend, fort: „Je nun, die Leute sind wohlhabend, man verschreit sie ais reich — nun, es ist nicht alles Gold, was glänzt — aber gesezt auch, es hätte seine Richtigkeit mit der halben Million — ich würde nicht mit ihnen tauschen — um Alles in der Welt nicht." — „Wie so, gnädige Fran?" — Nach einer Pause, als wie mit sich selber streitend, ob sie es sagen solle oder nicht, versezte Elise: „Drum sind die armen Leute eben gae nicht gluck-lich!" — „Was Sie sagen! Und er versicherte mir doch —" — „Ja, ja; er verheimlicht sein Ungluck, der arme Mann; das ist weltbekannt. Meinen Sie, wie ihn die Frau plagt? Und er ist doch der beste Ehemann, meinen Emil gar nicht ausgenommen." — „Hm, hm!" flüsterte Falkenau. — Elise gab nicht Acht darauf und sprach, auf dem schnellen Flusse dee Redseligkeit schwimmend, weiter: „Jedermann und namentlich jeder Mann," sie iachte übre den Woetwitz, „hat seine Schwächen und seine Launen. Das ist präcis bei Einem wie beim Andern. So hat auch Herr Auerbach die seinigen. Er ist zum Exempei eitel, eitel — Sie können nicht glauben, wie sehr!" Elise neigte sich vertraulich zum Majoe und sagte halblaut, Emil mußte es indessen hören: „Es ist noch nicht iange — aber Sie sagen's nicht weiter — so hat er mir die Cour gemacht und sich eingebiidet, ich sey in ihn verliebt. Ich bitte Sie, die Meinung von sich! Ich hab' ihm feeilich, wie's eine brave Frau thun muß, geantwortet, doch konnte ich ihm eben nicht böse seyn, weil ich weiß, daß ee ein Fegfeuer im Hause hat. Auch ist er seither ganz beav nnd ordent ich gewesen, und ich hab' Alles vergessen." — „Das ist christlich, gnädige F au. Wenn Sie jedoch die Güte haben wollten, mir zu sagen, was denn die Frau —?" — Elise unterbrach ihn heftig: „Was sie für ein Drache ist? Das will ich Ihnen sagen. Ein eitler, verzogener, geiziger, eifersuchtigee, ränkeschmirdender Drache. Sie hat ihm ein paar Schillinge zugebracht und pocht darauf. Ihr Vatee, der Kommerzienrath — nnn, man weiß, wie er's als Amtmann getrieben nnd wie er reich geworden — ihr Vater geht einher wie ein Goliath, als ob er Spatzen untee'm Hut hätte. Er grußt keinen Menschen auf der Steaße, und gerade so ist auch sie. Sie soll einmal schön gewesen seyn — man sieht freiiich wenig mehr davon — aber gelehrt ist sie noch geblieben wie zuvor, zu ihres Mannes Desperation. Weil sie glaubt, schön zu seyn und Bucher machen zu können — weil sie Geld hat — daher der Hoffaet, daher ihr Krattel. * Ee ist naturlich, sie sizt immer auf dem hohen Pferd. Ee macht gern Spaß, sie spielt immer die Frau von Mondschein. Er ist voll Zäetlichkeit, sie voll Dunkel und Abneigung. Wo sie kann, deeht sie ihm den Rucken zu. Die Mägde können nicht genng erzählen von dem garstigen Leben bei Auerbachs. Es bleibt auch keine iang, denn die Madame läßt, wenn dee Mann nicht zu Hause, ihren Zoen an den Dienstboten aus, die — nebenbei gesagt — nicht satt zu essen haben. Ee trägt nnd schweigt und maskirt, was er kann — aber, du mein Gott! was man weiß, weiß man. Wenn ich erzählen wollte — aber bessee ist's, ich schweige." — „Das meine ich auch," brnmmte Emil. Elise achtete noch immer nicht auf ihn. „Kein Wort wäre über meine Zunge gekommen, wenn Sie nicht hier fremd wären, Here Major. Aber Sie müsseu wissen, wer Sie umgibt. Ihnen das zu sagen, ist meine Schuldigkeit. Ich will indessen von den Grundsätzen der Auerbach schweigen. Wie sind ein paar Jahre neben einander aufgewachsen, wir waren miteinander im Klostee. Feeilich, eine kleine dumme Gans, wie ich, duefte sich nicht neben dee gelehrten Mamsell groß machen; abee daß sie im Gemüth nicht viel taugte, begriff ich bald. Wenn ich schwatzen wollte — nun, bei Ihnen ist's etwa überflüisig, Herr Major, denn Sie sind nicht mehr jung; aber die Kokette ist noch allen Männeen gefährlich worden. Jung und alt, sie weist keinen Anbetee von der Hand, und auf die Ehemänner hat sie's besonders abgesehen. — Hast du etwas gesagt, Falkenan?" sezte Elise spitzig hinzu. Ee eewiderte trocken: „Nichts gesagt, aber recht iebhaft gedacht, daß es einmai Zeit wäre, dein iiebloses und unverständiges Klatschen uber eine sehr teeffliche Frau einzustellen. Punktum." — „Du nimmst recht lebhaft Partei fur Madame Auerbach! Hm, weiß ich doch, warum!" — „Punktum, sage ich." — „Dn hast dich heut so gut mit ihr unterhalten! wolltest gar kein Ende finden! wärst wohl lieber in Hirlingen zuruckgeblieben!" — „Elise! willst du mich zwingen, dich noch einmai zur Ordnung zu weisen?"

(Fortsezung folgt.)

* In gewissen Gegenden Süddeutschlands existirt in der Volkssprache der Accusativ nicht, und die Luft ist männlichen Geschlechts. Alle noch später vorkommenden Abweichungen von der Sprache der Gebildeten sind in jenem Dialette zu Hause. A. d. Verf.

* Hochmuth.

Florentiner Gesellschaftsleben.

(Fortsetzung.)

Nun zu der zweiten Hauptabtheilung, den übrigen Fremden. In Hinsicht der Stärke kann sie sich keineswegs mit der erstern messen, namentlich ist die Zahl der Damen verhältnißmäßig gering. Was aber von ihnen da ist, findet meist zu jeder Gesellschaft Zutritt. Die Russen pflegen die überwiegenden zu seyn, und im Ganzen machen sie eine gute Figur. Die Damen sind fast alle elegant. Hinter dem plattirten Wesen manches jungen Russen mag gewaltig wenig stecken; aber er ist gewandt, es mangelt ihm nie an Assurance, und er spricht, in neunzig Fällen von hundert, vortrefflich französisch, wodurch er vor der Mehrzahl der Engländer einen wesentlichen Vorzug hat. Man hat neuerdings bemerken wollen, daß sie viele Prätensionen machen und als Individuen eine Stellung zu heischen scheinen, welche die politische Größe und Autorität ihres Vaterlandes reflektiren soll. Die Zahl der Polen ist nicht groß. Ein Theil derselben hält sich ganz zu den Russen, die wenigen Andern sind abgesondert. Unter den Franzosen sind besonders viele Legitimisten, die sich um eine seit einiger Zeit hier anwesende hochgestellte Familie geschaart haben, und deren Kreise literarisches wie künstlerisches Verdienst keineswegs fremd ist. Die spanischen Carlisten haben sich meist nach Rom gewandt; ein paar Migueliſten spielen nicht eben eine glänzende Rolle. Die übrigen Nationen haben nur einzelne Individuen geliefert.

Die einheimische florentinische Gesellschaft ist weniger zahlreich, als man vermuthen sollte. Die Mehrzahl der hiesigen Familien nimmt keinen Theil an dem, was man la société nennt, sondern beschränkt sich auf das Theater und den kleinen Kreis der „Conversatione." Man sieht solche höchstens bei Hofe, wo sie die sogenannte Reserve bilden. Die Casinobälle, wie ich schon bemerkte, sind ganz Fremdenbälle geworden. An dieser Zurückgezogenheit ist zum Theil Schuld die Beschränktheit des Einkommens; denn die große Vertheilung des Grundbesitzes in Toscana, seit der Aufhebung der Majorate und Fideicommisse, hat zur Folge gehabt, daß zwar die Mehrzahl derjenigen Familien, deren Güterverwaltung nur einigermaßen geordnet, in ganz erträglichen Umständen sich befindet, man aber jene, welche reich zu nennen sind, an den Fingern abzählen kann. Zum Theil aber wird diese Abgeschlossenheit dadurch veranlaßt, daß es völlig fehlt an einem öffentlichen Leben, an großartigen allgemeinen Interessen, am Bedürfnisse der Mittheilung in weiterem Kreise; endlich durch die Unlust, sich zusammenzufinden mit einer, wie an einem Badeorte mit jedem Jahre wechselnden Fremdengesellschaft, mit der man in den meisten Fällen durchaus nichts gemein hat; vorübergehende und nichts fruchtende Bekanntschaften anzuknüpfen, fremden Gewohnheiten sich fügen zu müssen. Ich würde hinzufügen: die Abneigung vor dem Eingehen in fremde Ansichten und Ideen, wenn in der Gesellschaft überhaupt von einem Austausch von Ideen die Rede wäre, und etwas anderes, als das bloße materielle Amüsement bezweckt würde. Die Zahl der Florentiner ist also verhältnißmäßig gering, und es sind sozusagen gar keine Häuser geöffnet. Die Beziehungen dieser einheimischen Familien zu solchen Fremden, welche entweder einen längern Aufenthalt im Lande machen (und zu diesen sind gerade manche englische Familien zu rechnen, welche sich für Jahre etabliren) oder sonst durch ihre Stellung veranlaßt sind, in nähere Verhältnisse zu ihnen zu treten, sind übrigens die angenehmsten. Man befindet sich unter ihnen immer behaglich, und ihre Liebenswürdigkeit, Billigkeit, ihr anerkennendes Entgegenkommen sind nicht genug zu rühmen. Dies Urtheil ist, so viel ich mich erinnere, das aller jener, welche nicht die häßliche Sitte mitmachen, in Italien nichts gut und schön zu finden, als Landschaft und Himmel — und oft selbst diese nicht.

Somit wäre die Wintergesellschaft zergliedert. Jetzt kommt die andere Frage an die Reihe: was macht man? Wohl so ziemlich dasselbe, was in andern Hauptstädten geschieht, nur mit dem Unterschiede, daß hier keine Debatten in Parlament und Kammern, keine drohenden Bewegungen arbeitender Klassen, keine religiösen Streitfragen, keine Kriegschancen, keine großen industriellen und merkantilischen Projekte die allgemeine Aufmerksamkeit mächtig auf sich ziehen und eine Diversion machen, und keine öffentliche Verhandlung wichtiger Lebensfragen auch dem geselligen Leben Färbung, oder wenigstens Beigeschmack gibt. Davon ist nicht die Rede. Toscana bietet wenig oder keine Aussicht zu glänzenden Carrieren im Staatsdienst: der Adel beschränkt sich also fast ausschließlich auf die Verwaltung seines Patrimonio, bringt einen Theil des Jahres auf seinen Gütern zu, den Rest in der Stadt, ohne eine eigentliche Beschäftigung zu haben, wenn man die durch die Bewirthschaftung veranlaßte Korrespondenz mit den Faktoren und die Conferenzen mit den Advokaten ausnimmt. Denn Processe sind unerläßlich, und ich kenne Personen, die deren wenigstens ein Dutzend auf einmal führen und buchstäblich nie im Frieden leben. Dies ist eine Landplage Italiens; um so mehr ist's ein Glück, daß die Reorganisirung der toscanischen Gerichtsverfassung wenigstens den Gang der Processe um ein Bedeutendes abkürzt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

Ein ärztliches Institut. Beleuchtungsmittel. Literatur. Winter.

Besonders dankbare Anerkennung verdient wohl das in den vorlezten Tagen in's Leben getretene Institut, welches von den hiesigen Aerzten, den Doktoren Hofmann, dem Jüngeren, Hirschel und Gerson gestiftet wurde. Es ist ein Ort, wo allezeit in der Vormittagsstunde von 11 bis 12 Uhr Kranke ärztlichen und wundärztlichen Rath erholen können, und zwar die nicht bemittelten ganz unentgeldlich. Kranke, denen es unmöglich fällt, den Weg dahin zu machen, werden, auf ihr Verlangen, von einem dieser Aerzte besucht, die sich, wo Mittellosigkeit eintritt, nicht nur dem Verschreiben von Arzneien, sondern auch den etwa nöthigen chirurgischen Operationen gratis unterziehen. Das Wohlthätige einer solchen, obrigkeitlich genehmigten Anstalt springt zu sehr in die Augen, als daß der Menschenfreund ihr nicht fernere Ausbildung und Erweiterung von Herzen wünschen sollte. — Das sich jezt allenthalben geltend machende Uebergewicht der materiellen Interessen und die vorzügliche Theilnahme an allem auf das Praktische unmittelbar sich Beziehenden zeigte sich unter anderm auch in einer Vorlesung des hiesigen Arztes Dr. Pezhold. Seit einiger Zeit schon den Freunden der Naturwissenschaft durch seine Vorträge im Saale des naturgeschichtlichen Museums hinreichend empfohlen, hielt er vor Kurzem in demselben Local vor einem zahlreich versammelten Publikum eine so zeitgemäße, als lehrreiche Vorlesung, die bisher gebräuchlichen Beleuchtungsmittel überhaupt und das neue sogenannte Siderallicht betreffend. Er erregte damit augenscheinlich ganz ungemeine Aufmerksamkeit. Nach einer passenden Einleitung bemühte er sich, seinem, zum Theil auch weiblichen, aufmerksamen Auditorium den in das Leben so mannigfaltig eingreifenden Gegenstand recht faßlich darzustellen und durch Experimente anschaulich zu machen. Das Hauptresultat des Ganzen fiel dahin aus, daß das so sehr gerühmte Siderallicht als eine neue Erscheinung eigentlich nicht zu betrachten, auch der vorgeschlagenen Ausführung einer Einrichtung desselben im Großen, die Höhe der Kosten abgerechnet, die beträchtlichsten Schwierigkeiten und Hindernisse in den Weg treten dürften. Obschon der Vortrag beinahe zwei und eine halbe Stunde dauerte, so verstand er doch die Aufmerksamkeit fortdauernd dergestalt rege zu erhalten, daß beim Schlusse keine Abspannung zu bemerken war. — Das größte Interesse mußte wohl, bei der jezigen Lage der Dinge, die Schrift des Landesconsistorialpräsidenten D. v. Ammon erwecken, welche unter dem Titel: „Die gemischten Ehen, namentlich der Katholiken und Protestanten, nach den Ansichten des Christenthums, der Geschichte, des Rechts und der Sittlichkeit, mit besonderer Rücksicht auf das religiöse Zeitbedürfniß dargestellt," so eben hier erschienen ist. Wer wäre wohl geeigneter und würdiger gewesen, die Feder für einen so tief in die heiligsten Bande der Gesellschaft eingreifenden Gegenstand zur Hand zu nehmen? Den Verleger, Buchhändler Arnold, beschäftigt so eben die Veranstaltung einer Prachtausgabe der Verdeutschung von Dante's divina Commedia, durch den Prinzen Johann von Sachsen. Der erste Theil des Werkes: die Hölle enthaltend, nicht für den Buchhandel und auf Kosten des Uebersezers gedruckt, befand sich schon seit Jahren als Geschenk in mehreren Händen. Er erweckte in Allen, die Gelegenheit hatten, ihn kennen zu lernen, ein großes Verlangen nach dem, wie man hört, noch im Laufe der nächsten Monate zu erwartenden Ganzen. Was Referenten davon vor Augen gekommen, deutet auf das rühmlichste Streben, dem gewaltigen Inhalte des berühmten Gedichts auch ein recht angemessenes, imponirendes Aeußeres zu ertheilen. Das so gestaltenreiche, als sinnvolle Titelkupfer in Umrissen, von Professor Moriz Rezsch erfunden und radirt, nebst mehreren andern allegorischen Blättern von der Hand dieses berühmten Meisters, werden dem Werke zu besonderem Schmucke gereichen.

Die schöne Welt lechzte nach Schlittenabenteuern lange fruchtlos. Die glanzvollen Winterpelze vom Weihnachtsvorabende, welche so viele Reize vor allem Volke verherrlichen sollten, dort hingen sie noch immer unthätig im Garderobeschranke! Eine einzige Nacht jedoch, und der Winter hatte mit einem Male seine dicken Schwanenpelze ausgelegt. Sie wurden auch rasch und vollständig benuzt; übrigens mehr von einzelnen Schlitten, als in großen Gesellschaften zusammengeschaart. Doch fehlte es auch keineswegs an förmlichen Schlittenpartien nach der benachbarten Umgegend, mit vollstimmiger Musikbegleitung. — Der Leipzig-Dresdener Dampfwagen der Eisenbahn mußte allerdings als ein noch nicht einmal vollständig zur Entwickelung gelangtes Kind über die plözliche Fülle vom Himmel herabgeworfenen Schnees etwas stuzig werden. Kaum aber fühlte er sein Fortkommen gehemmt, so eilte auch schon seine Obervormundschaft herzu, ihm die Hindernisse aus dem Wege zu räumen und auch Vorkehrungen zu möglichster Sicherheit desselben für die Zukunft zu treffen. An einen so jungen, wenn schon vielleicht mit der Theorie hinlänglich vertrauten Burschen, wie dieser Dampfwagen, muß überhaupt die Billigkeit keine zu großen Ansprüche machen. Ein Neuling, wie er, hat mancherlei Lehrgeld zu geben, kann auch nicht alle zufälligen Ereignisse, über die nur die Erfahrung, die ihm eben fehlt, hinreichende Auskunft ertheilt, voraussehen. So wurde schon wiederholt große Klage erhoben, daß die dritte, wohlfeilste Passagierwagenklasse ohne Decke gelassen werde und daher die Dampfmaschine, vom Winde irre geleitet, ihre Funken zuweilen auf Köpfe und Kleider der Passagiere ausspeie und diese manchmal zuweilen recht bedeutend beschädige. Erst neuerlichst soll auf solchem Wege ein eigentlicher Brand entstanden seyn. Bei dem offenbar vorhandenen besten Willen des Direktoriums der Anstalt darf man mit Gewißheit der Beseitigung auch dieses Uebelstandes um so zuversichtlicher sich getrösten, da gerade denjenigen, welche von der wohlfeilsten Wagenklasse Gebrauch zu machen pflegen, die Verlezungen ihrer Kleidungsstücke gewiß am empfindlichsten fallen müssen. Auf die Beseitigung allgemeiner, der Dampfwagenfahrt entgegenstehender Hindernisse zurückzukommen, so gibt es übrigens außerordentliche Fälle, denen alle menschliche Kraft doch nicht gewachsen seyn möchte. Dahin gehört eben der in den ersten Tagen und Nächten dieses Monats fortdauernd gefallene und mit Sturm verbundene Schnee. Niemand will sich eines solchen Schnees erinnern. Sogar in den frequentesten Straßen der Stadt waren die zweckmäßigsten Maßregeln nicht im Stande, den Fußgängern einige Bahn zu erhalten. Das lustige Flockengewimmel sprach den rastlosesten Anstrengungen der Besen und Schaufeln Hohn. Gleichwohl bestanden die Schlittenliebhaber auf ihrem rechtmäßigen Vergnügen. Auch die bleichen Gespenster der vormaligen Maskenfreude beeilen sich diesmal um so mehr, ihre fortdauernde Existenz zu zeigen, da ihnen der Kalender die Zeit dazu gewaltig beschneidet. Wenigstens sind sie von erfreulicherer Natur, als die Nervenfieber, die unmittelbar vor ihnen sich ziemlich zahlreich eingefunden hatten. (Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 56.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 6. März 1839.

Magna inter molles concordia. — Respice primum
Et scrutare viros: faciunt hi plura. —
Juvenal.

Florentiner Gesellschaftsleben.

(Fortsetzung.)

So die Florentiner. Die Fremden haben im Durchschnitt noch weniger zu thun. Nachdem sie die ersten drei bis vier Wochen dazu verwendet haben, con tutto comodo die Galerien zu besuchen, in den Kirchen umher zu schlendern und, was viel wichtiger ist, mit der Lokalität und den Wohnungen von Schneider und Schuster, Bijoutier und Banlier sich bekannt zu machen, sind sie freie Herren ihrer Zeit. Ich will den Tag eines dieser beschäftigten Unbeschäftigten eintheilen. Um eilf Uhr steht er auf, wenn er nicht zu müde ist; um zwölf wird gefrühstückt. Die Post ist unterdessen angekommen, die toilette de matin gemacht, und gegen eins werden bei Vieusseux die Zeitungen durchgesehen, wobei nach dem Charivari die größte Nachfrage ist. Um halb zwei kann man versuchen, ein paar Damenbesuche zu machen, wenn der Cotillon nicht etwa zu spät geendet hat. Dann spielt man im Casino ein paar Robber oder einige Partien Ecarté oder geht, ohne jedesmal etwas zu kaufen, in ein fashionables Magazin, wo man in den Mittagsstunden stets Gesellschaft findet, und reitet oder fährt in die Cascinen, wo die schöne Welt am Arno spaziert. Die Sonne ist unter, wenn man nach Hause kehrt; man macht Toilette, geht um sechs zu Tische, um neun in's Theater, um halb eilf in Gesellschaft. Die Zeit des Nachhausegehens bleibt dann Jedem überlassen.

Die Lebensweise unserer weiblichen Eleganten mag der in andern Ländern so ziemlich gleichen. Ich will daher nicht so ungalant seyn, etwas speziell daran auszusetzen. Nur das kann ich nicht unterlassen, zu bemerken, daß das Bestreben derjenigen unter ihnen, welche darauf Anspruch machen, Tonangeberinnen zu seyn, besonders dahin zu gehen scheint, die gewöhnliche Tagesordnung geradezu umzukehren. Die Cascinen, die fashionable Promenade, werden so kurz wie möglich vor Sonnenuntergang besucht, wo die Luft weder am angenehmsten noch am gesundesten ist und der Zweck des Spaziergangs doppelt verfehlt wird. Auf den Ball gehen Manche erst nach eilf: mehr denn einmal ist es mir begegnet, beim Nachhausegehen gegen Mitternacht Ankommende auf der Treppe zu treffen. Gewöhnlich sind's dieselben Personen. Es soll in diesem mitternächtigen Erscheinen ein Kunstgriff liegen, der nämlich, in frischer Toilette zu erscheinen, nachdem die Uebrigen schon anderthalb Stunden getanzt. Natürlich richten sich die übrigen Stunden nach den angegebenen. Es ist übrigens wohl kaum nöthig, daß ich bemerke, wie nur die Extreme des sogenannten Fashionablen in diesen Zügen geschildert sind und ich keineswegs der

gesammten socialen Welt eine solche Lebensweise aufbürden will, wenn auch Annäherung an dieselbe gar zu oft vorkommt.

Die Abende sind zwischen Theater und Gesellschaft getheilt. In der Karnevalszeit, die am 26sten December beginnt, sind sämmtliche Schauspielhäuser der Stadt geöffnet, und gewöhnlich wird funfmal wöchentlich auf acht Bühnen gespielt. In der Pergola und dem Theater Alfieri gibt man Opern. Erstere, das Haupttheater, ist ein sehr hübsches Haus, aber durch Verkehrtheiten der Direktion in jungster Zeit sehr gesunken, so daß ihre Devise: In sua movenza sta fermo (unter dem Bilde einer Windmühle), leicht Lügen gestraft werden könnte. Das Theater Alfieri nimmt unter diesen Umständen eigentlich den ersten Rang ein, ist aber zu klein und unbequem. Das Schauspiel findet Repräsentanten auf den Bühnen des Cocomero, Teatro nuovo und Goldoni, aber fur den Augenblick ist nichts Ausgezeichnetes da, wie auch die neuere dramatische Literatur nichts von Bedeutung produzirt. Volksbuhnen sind das Theater von Ognissanti, das von Piazza vecchia und del Giglio. Wessen Geruchsnerven nicht zu empfindlich sind, mag sich hier an den Späßen des Stenterello, der Florentiner Nationalmaske, und den Unterhaltungen in der Volkssprache erbauen, bei welchen Parterre und Logen nicht selten activ und passiv mitspielen. Es ist eine alte Regel, daß in Florenz im Karneval die Oper niemals gut ist. Die Menge geht hin, sie mag gut oder schlecht seyn; der Impresario verwendet also nicht viel darauf. Die elegante Welt besucht das Theater in dieser Jahrszeit seltener als sonst: sie betrachtet es ja doch nur als Salon, und so zieht sie den Ballsaal vor, wo die Conversation eben so leicht und die Tollette en évidence ist. Die übrigen Karnevalsfreuden, Corso und maskirte Theaterbälle (Veglione, in Rom Festino), haben wir mit andern italienischen Städten gemein. Der Maskenball ist aber ohne rechte Freudigkeit, und der Corso ohne Confetti. Wenn's nun so nordisch kalt ist wie in diesem Jahre, so ist das Vergnugen bei diesem Auf- und Abfahren in den Straßen der Stadt nicht gerade außerordentlich groß, und der Corso dient nur zur Befriedigung der Eitelkeit derer, welche schöne Pferde und glänzende Equipagen haben und ihren Kutschern Allongeperrücken über Ohren und Schultern hängen wollen.

Die Musik kommt auch in Betracht. Mit Ausnahme der Concerte (Accademie), welche der Hof während der Fastenzeit zu geben pflegt, sind musikalische Soiréen jezt seltener als früher, doch tritt Gesang oft als Beiwerk zur Conversation. Unter den Dilettanten gibt es einige bedeutende musikalische Talente, welche namentlich durch die Aufführung von Opern, wie der Barbiere di Seviglia, das Elisir d'amore u. a. auf einer Privatbühne glänzende Proben ihrer Virtuosität abgelegt haben. Die Lust an Privattheatern scheint übrigens in Abnahme. Als ich einmal in frühern Jahren in Florenz war, bestanden den Winter hindurch bei dem englischen und österreichischen Gesandten, bei Lord Normandy u. A. Buhnen für dramatische Werke jeder Gattung, und ich habe den eben abgetretenen Vicekönig von Irland mehr denn einmal als Romeo, Bertram, Bastard Faulconbridge und in andern Rollen gesehen, und diplomatische Musik gehört, indem Lord Burghersh gewöhnlich seine eigenen Opern aufführen ließ. Jezt ist eine dramatische Vorstellung zu den Seltenheiten zu zählen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

Die Frau schwieg nun plötzlich. Sie zog den Schleier vor's Gesicht und schmollte abermals. — Im Wagen wurde Alles still, wie überhaupt in der ganzen Gegend, die Nacht rückte heran. Das Schlößchen war bald erreicht. Ohne ein Wort zu sprechen, verschwand Elise mit Kind und Amme in ihren Zimmern. Als das Abendessen aufgetragen wurde, meldete der Bediente, die gnädige Frau wurde sich nicht dabei einfinden. — „Schon gut," bemerkte Emil trocken. Dann sagte er, allein mit dem Freunde, zu demselben: „Entschuldige, ich bitte, den Mangel an Delikatesse, den meine Frau den ganzen Abend hindurch gezeigt hat. Ihr Herz ist nicht böse; gewiß nicht, aber —" — „Schon gut, kein Wort davon," antwortete der Major, und das Gespräch ging auf ein anderes Thema über. — An selbigem Abend indessen konnte die kleine Pauline plötzlich einschlafen, wie ein gewöhnliches Kind, ohne nach dem Papa zu verlangen.

Am Morgen fing aber die Blokade erst recht an. Kein weibliches Wesen ließ sich im Hause sehen. Die männliche Dienerschaft, verstohlen lächelnd und unbeholfen, versah nothdürftig und nachlässig alle Geschäfte. Die Dame und Pauline, sonst der Mittelpunkt alles Lebens in Falkenau, blieben unsichtbar, als wären sie auf Reisen gegangen. Der Herr von Falkenau ging umher wie ein gepeinigter Mensch, hing bald den Kopf, bald stellte er sich trotzig an, vermied, seine Bedienten anzusehen, und um so viel mehr wich er dem Major aus. Dieser, obschon neutral zwischen den zürnenden Mächten, verspürte ein Unbehagen, als ob er auf Nadeln sitzen mußte. Alle die kleinen Aufmerksamkeiten, womit ihn Elise anfänglich geflissentlich überhäuft hatte, waren suspendirt, eine

nachläßige Behandlung war an die Stelle getreten. Der Major machte Reflexionen über Auerbachs Warnungen. Er fing an, in den Handlungen der Hausfrau einen gewissen Zusammenhang, einen festgesetzten Plan zu ahnen. — Um jedoch auf den Grund zu kommen, sagte er, nachdem das sonderbare Leben ein paar Tage gedauert hatte: „Ich will mich etwas in der Gegend umsehen und werde einige Tage ausbleiben. Sorge, lieber Emil, daß ich den Frieden auf dem Kriegsschauplatz wiederfinde." — „Pah!" erwiderte Emil, sich überhebend, „wofür hältst du mich? Ich, das erste Wort geben? Warum nicht gar! Beim Licht besehen, möchte ich dich wohl begleiten." — „Keineswegs, mein Alter. Willst du das Uebel ärger machen?" — Emil hing wieder den Kopf und sagte kein Wörtlein mehr.

Als nach Verfluß einer Woche Norbert wieder eintraf, war das Elysium nagelneu hergestellt. Der Himmel war wieder offen und Elisens „Willkommen!" trug den Stempel der Ehrlichkeit. Die Gatten waren so zärtlich, die Wirthschaft ging wieder ihren leisen, wohlthuenden Gang, Paulinchen war abermals der Anfang und der Mittelpunkt und das Ende aller Dinge in Falkenau. Der Major wünschte sich Glück zu seiner leichten Kurmethode, und Emil dankte ihm dafür. „Wie du Recht hattest!" sagte er, „du kennst die Weiber, die nicht gern vor einem dritten ihre Fehler eingestehen! Meine Elise ist im Grunde eine herrliche Seele. Sie weiß eine Uebereilung so schön zu bereuen! Solche kleine Stürme am jungen Ehestandshimmel haben etwas reizendes; sie zaubern uns zurück in die Zeit der ersten Liebe, wo selbst die Freude ihre Qual und die Qual ihre Freude mit sich führt." — „Mag seyn, Emil. Nur möchte ich rathen, die Stürme so selten als möglich zu machen." — „Allerdings, Norbert. Wir haben, Elise und ich, uns das Wort darauf gegeben. Du wirst sehen, du wirst sehen, erst jezt werden wir in Arkadien leben. Alle Mißverständnisse sind gelöst."

„Gott sey Dank," dachte der Major und betrat wohlgefällig seine Zimmer, die mit Blumen und Festons und allerlei Spielereien des Luxus verziert waren. „Ah!" sagte er lächelnd, indem er sich zu seinem Bedienten wendete, „das ist ja allerliebst. Wem verdanke ich diese prächtigen Boukets?" — „Die gnädige Frau haben sie daher gesezt, eigenhändig." — „Charmant; und die Laubgewinde und die Singvögel in den blanken Käfichten?" — „Die gnädige Frau" u. s. w. — „Ich bin außer mir; aber dieser wunderschöne Teppich? die niedliche neue Pendule auf dem Kamin?" — „Alles die gnädige Frau" u. s. w. — Norbert war entzückt und bemerkte daher nicht, daß der Bursche sein Gesicht verzog, als er hinausging.

„Eine vollständige Metamorphose!" fuhr der geschmeichelte Hausfreund für sich fort. „Was doch eine Versöhnung nicht alles thut!" — Als er am Spiegel vorüberging, zupfte die so lang schimmernde Eitelkeit den Soldaten am Ermel. „Sollte etwa.....?" fragte er sich lächelnd und beschaute sein Antliz, das dem tapfern Schwedenkönig Gustav Adolph zu gleichen die Ehre hatte. — Im nächsten Augenblicke aber zupfte er sich selber an der Nase und flüsterte gutmüthig spottend: „Alter Gesell, unterm Helm ergraut, wie kindisch auf einmal? — Ich bitte dich um Verzeihung, guter Emil, der du ein Adonis, gegen mich gehalten, und dabei zehn Jahre jünger bist. Verzeihen auch Sie, meine beste, gnädigste Frau, daß ich Sie einen Augenblick im Verdacht eines so schlechten Geschmacks haben konnte!" Er drehte sich bei den lezten Worten, die er laut genug gesagt haben mochte, um, und schaute verwundert in Elisens verlegenes Gesicht. Er wußte sich kaum zu fassen; Elise kam ihm darin zuvor, und redete ihn mit vieler Mundfertigkeit an: „Ich wüßte nicht, was ich Ihnen zu verzeihen hätte, Herr Major, aber der Geschmack in den Verzierungen dieses Zimmers mag freilich nicht der modernste seyn. Drum sind wir auf dem Lande und kommen allzuselten in die Stadt. Aber ich muß Sie um Verzeihung bitten, daß ich störe, indem ich nachsehen wollte, ob alles in Ordnung ist. Wenn Ihnen irgend etwas fehlen sollte —" — Der Major antwortete mit vielen Komplimenten und Danksagungen. „Da hätte ich denn auch eine kleine Bitte an Sie, liebster Freund," hob endlich die Dame an. — Der Major führte sie zum Sofa, sezte sich ihr gegenüber und neigte, um zu hören, sein Haupt freundlich zu ihr hernieder. Elise sprach mit gar süßen Lauten: „Ich weiß nicht, ob Sie bemerkt haben, daß unser Emil etwas melancholische Natur angenommen hat? Er fängt Grillen und quält sich und andere damit bis auf's Blut. Zum Glück lieb' ich ihn so sehr, Herr Major, daß meine Geduld — doch es ist wider den Respekt, daß ich von mir rede —" — Norbert versicherte sie, mit Lachen kämpfend, daß sie im Irrthum sey. Emil sey sehr wohlgelaunt und liebe sie wenigstens, wie sie ihn. Dennoch schüttelte sie den Kopf, seufzte und versezte: „Ich muß das besser wissen, das sehen Sie ein, Herr Major. Die Einförmigkeit unseres Landlebens sagt ihm nicht mehr vollkommen zu. Ich weiß ihn zwar nicht gern auswärts in Zerstreuungen versunken, sobald er allein ist, denn er ist so leicht zu lenken —" — „Ein Vortheil für Sie, meine Gnädige." Sie verneigte sich erröthend. „Ich danke Ihnen. Aber was er thut, ist stets sein freier Wille. Sie sehen ja, daß er handelt, wie er nur mag. Es darf auch nicht anders seyn. Der Mann soll Herr im Hause seyn. Ich möchte keinen Mann, der — doch, wo bin ich stehen geblieben?" — „Sie sagten, Emil sey so leicht zu lenken." — „Ja so; und er sey melancholisch und ich wünsche durchaus, daß

er sich auswärts — dann und wann — Zerstreuung mache — nicht ohne Ihre Begleitung jedoch, Herr Major! Hören Sie? Sie vermögen Alles über ihn. Bereden Sie ihn zu kleinen Ausflügen; aber um's Himmelswillen sagen Sie nicht, daß ich Sie darum gebeten habe. Versprechen Sie mir das." — „Weil Sie's wünschen, gut. Ich sag' ihm nichts von Ihren Befehlen. Um so inniger wird sein Dank seyn, daß Sie seiner Freiheit kein Hinderniß in den Weg legen." — „Will ich denn einen Dank? Ist mir nicht sein Wohlbefinden das Höchste? Sobald er heiter ist, bin ich glücklich, und Sie werden ihn — denn er lebt nur in Ihnen — immer heiter und wohlbehalten zurückbringen; nicht wahr?" — „Ohne Sorge, gnädige Frau." — „Jezt empfehle ich mich Ihnen. Seyn Sie nicht böse und halten reinen Mund. — Sind die Blumen Ihnen angenehm?" — „Sie sind wunderschön." — „Die Blumen, meinen Sie doch? Ja wohl, ich habe die schönsten selber abgeschnitten. Die Festons — nehmen Sie vorlieb mit meiner ungeschickten Hände Arbeit. — Der Teppich — gelt, der ist etwas bunt? — Ich habe just kein schöneres Muster gehabt und wollte ihn doch schnell fertigen, damit —" — „Wie, Alles Ihrer Hände Werk? Wie soll ich das Gefühl aussprechen —?" — „O, ich bitte, loben Sie mich nicht allzusehr, ich werde sonst eitel. Wenn die tausend Haussorgen nicht wären, ich wollte schon Besseres zu Wege bringen. Noch einmal: nehmen Sie vorlieb und vergessen nicht, warum ich Sie bat."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

(Beschluß.)

Die Unbelesene, von der Prinzessin von Sachsen.

Zu den Merkwürdigkeiten gehört eine gewisse, bei hiesiger Bühne eingetretene, totale Veränderung. Es ist noch gar nicht lange her, daß die Anonymität der Theaternovitäten auf dem Anschlagezettel die Erwartungen der Bühnenfreunde von dem unbekannten Stücke bis tief unter den leidigen Gefrierpunkt hinabdrängte. Sogar der insipideste Falschname wirkte in solchen Fällen nicht so gefährlich, als eine gänzliche Namenlosigkeit. Nur langsam füllte sich bei dergleichen dramatischen Neuigkeiten das Schauspielhaus, oder vielmehr, es fehlte ihm meist gar sehr an vollständiger Füllung. Aber seit den lezten Jahren findet gerade das Gegentheil statt. Sobald der Anschlagzettel ein Drama oder Lustspiel, und möchte es auch den bedeutungslosesten Titel führen, als zum ersten Male zu geben, ohne des Verfassers Namen ankündigt, so bestürmt alles die Thür des Schauspielhauses lange vor dessen Eröffnung. Und woher diese völlige Umgestaltung der Dinge? Weil man weiß, daß neuerlich alle ohne Autornamen auf dem Anschlagzettel erscheinenden Dramen und Lustspiele von der hohen Verfasserin des Schauspiels: Lüge und Wahrheit und so vieler andern, stets willkommenen Stücke herrühren. Am 17. v. M. wurde nun auch wieder ein neues Lustspiel in vier Akten aus dieser so reichen Geistesquelle gegeben, das man am lezten Tage desselben Monats wiederholte. Sein Titel: Die Unbelesene, führte gewiß Manchen auf die Vermuthung, daß der Hauptcharakter eine Dame seyn werde, welche, verstimmt durch das Lesen mehrerer neuern, ihr als Muster angerühmten Novellen, deutschen oder ausländischen Ursprungs, wo ihr nur widerwärtige Gräuel und abstoßender Skandal entgegentraten, sich von der üblen Laune darüber zu dem Entschlusse, oder gar Schwure verleiten ließ, durchaus keine moderne Novellenlektüre mehr zu versuchen, bis diese schauerliche Richtung der Literatur wieder verschwunden seyn werde. Ein solcher Charakter mit wahrhaft feiner und tiefer Bildung und etwas Humor ausgestaltet, schien der Komik ein Feld zu verheißen, auf dem sie sich zeitgemäß tummeln konnte. Von dieser Seite hat jedoch die Verfasserin den Gegenstand keineswegs aufgefaßt. Bei näherer Erwägung würde auch die Ausführung eines solchen Planes eine Kenntnißnahme von Werken erfordern, deren Lektüre einer so edeln, zarten, weiblichen Natur nicht anzusinnen wäre. Ihre „Unbelesene" ist vielmehr ein ohne alle Lebenserfahrung und literarische Bildung in höchster Unschuld aufgewachsenes, weibliches Wesen, das nach dem Tode der reichen Mutter der alte Vormund, des Vermögens halber, sich zur Beute ausersehen hat. Sein Plan, mit Benuzung ihrer Unkenntniß und Unerfahrenheit die Jungfrau zu seiner Gemahlin zu machen, scheint auch schon völlig gelingen zu wollen, als die Umstände dann doch noch die natürliche Wendung nehmen. Schon oft ist dieses Thema bearbeitet worden. So hat es von Steigentesch in dem noch gegenwärtig auf dem Bühnenrepertoire befindlichen Lustspiele: „Der Briefwechsel," mit gutem Erfolg gethan und auch Mahlmann in der Posse: Die neue Gurli, welche leztere schon ihres überraschenden, allerliebsten Introitus wegen den Brettern nicht ganz entzogen werden sollte. Gleichwohl ist es dem feinen Sinne der Dichterin gelungen, dem vielbenuzten Sujet neue und höchst anziehende Seiten und Situationen abzugewinnen und besonders auch die vorkommenden Haupt- und Nebenfiguren treffend zu individualisiren und eingreifen zu lassen. Die ihr eigenthümliche, besondere Kunst, mit Vermeidung langer Expositionen, die der Kenntniß des Zuschauers nicht zu entziehenden, früheren Vorgänge der Handlung selbst durch kurze und doch hinlängliche Erwähnung so congruent als klar einzuflechten, legt auch dieses neue Stück, neben den übrigen mannigfachen Vorzügen der älteren dar. Der sinnreiche Faden, an dem das allgemeine Interesse festgehalten wird, ist so zart und unverkünstelt, daß der Knoten sich mit der graziösesten Leichtigkeit verschlingt und entwickelt. Allerdings werden nur wenige Bühnen eine Schauspielerin für die Titelrolle von solcher Delikatesse des Gefühls und Verstandes und genialer Nüancirung bedeutender Momente haben, wie wir an Fräulein Bauer; auch wurde sie vortrefflich unterstüzt. Doch wird gewiß auch auf andern deutschen Theatern dieses Lustspiel seinen Werth geltend machen, wie es z. B. bereits in Berlin und Weimar geschehen ist.

Nur Beiträge dieser Art sind es hauptsächlich, wodurch das Bühnenrepertoire für manche, ihm nach und nach absterbenden älteren, zu ihrer Zeit vielleicht mit großem Applaus gefeierten Stücke entschädigt und frisch erhalten wird. Nächstens soll eine neue Oper zur Aufführung kommen, deren Dichtung und Musik den auch als Novellist von dem gebildeten Publikum sehr geschäzten, geheimen Rath Borromäus von Miltiz zum Verfasser hat.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

[70] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Handlungen, welche darauf subscribirten, versandt worden:

August Graf von Platen's
gesammelte Werke.

Prachtausgabe in Einem Band in zwei Lieferungen.

Mit des Verfassers Bildniß in Stahl gestochen und einem Facsimile seiner Handschrift.

Zweite und letzte Lieferung,

oder Bogen 21—55 und dem Facsimile seiner Handschrift.

Subscriptionspreis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Wir hoffen den Wünschen vieler Freunde und Verehrer Platen's durch diese würdige Ausgabe seiner Werke, welche in Format, Schrift und Papier der Ausgabe von Goethe's Werken in Zwei Bänden sich anreiht und mit gleicher Sorgfalt behandelt wurde, um so mehr zu entsprechen, als sie auch die noch nie gedruckten letzten Poesien des Dichters bringt, deren Veröffentlichung man seit seinem Tode sehnlich entgegengesehen.

Der nur bis zur Ostermesse offen bleibende Subscriptionspreis für das ganze Werk ist 6 fl. oder 3 Rthlr. 16 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Februar 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[65] **Für Leihbibliothekare.**

In allen Buchhandlungen ist zu bekommen:

Ein Verzeichniss

von 400 verschiedenen neuern Romanen und Unterhaltungsschriften,

661 Bände, betragend im Ladenpreise 745 Thaler, herabgesetzt auf 150 Thaler;

welche auch sowohl einzeln, als auch in grössern oder kleinern Parthien zu den im Verzeichniss bemerkten sehr günstigen Bedingungen angeboten werden durch

Friedrich Fleischer, Buchhändler in Leipzig.

[49] Folgende in den diesjährigen Winterconcerten mit grösstem Beifall aufgenommene Compositionen sind bei uns erschienen und durch alle solide Buch- und Musikhandlungen zu beziehen:

Cherubini, Ouverture zu den Abencerragen für Piano. 10 Gr.

Curschmann, Der Wald, Duo für Sopran und Tenor. 12 Gr.

Donizetti, Sopran-Arie aus Anna Bolena und aus Il furioso, Der Wahnsinnige. Mit deutschem und italienischem Text. à 4 u. 10 Gr.

Halevy, Ouverture zur Jüdin f. Orch. $3^2/_3$ Rthlr., f. Piano $^5/_6$ Rthlr., zu 4 Händen 1 Rthlr., Arie der Rachel $^1/_2$ Rthlr.

Händel, 2 Sopran-Arien aus Judas Maccabäus und Messias. à $^1/_3$ Rthlr.

Haydn, 2 berühmte Sopran-Arien aus der Schöpfung. à $^1/_3$ Rthlr.

Hüoken, 2 Lieder, Herein und Flieg Vöglein enthalten in Op. 23.

Hiller, Geistertanz für Piano — Danse des Fantômes. 10 Gr.

St. Lubin, Quintette p. Violon avec Acc. de 2 Violons, Alto et Vclle. Op. 38. $2^1/_3$ Rthlr.

Meyerbeer, 2 Arien aus Robert der Teufel: Gnade — Grace $^1/_3$ Rthlr. — Idol de ma vie — Idol meiner Seele $^1/_2$ Rthlr. — Appenzeller Kuhreigen 10 Gr.

Französische Romanzen von Panseron, Beauplan, Mme. Malibran, Dessauer, Puget aus dem Choix de Romances. à 4 Gr.

Mercadante, Sopran-Arie aus Emma d'Antiochia: „In quest' ora." 14 Gr.

Paccini, Sopran-Arie: Sommo cielo — Ewige Vorsicht. $^1/_2$ Rthlr.

Spontini, Ouverture aus Nurmahal und Olympia f. Piano. à $^2/_3$ Rthlr., zu 4 Händen $1^1/_6$ Rthlr., f. Orchester 4 Rthlr.

Taubert, Campanella p. Piano $^2/_3$ Rthlr., Bacchanale p. Piano $^2/_3$ Rthlr., av. Orch. 2 Rthlr., av. Quatuor 1 Rthlr., p. Piano à 4 mains 20 Gr., Seemannsabschied, Lied aus Op. 27.

Englische und Schottische Volkslieder aus dem Album der Miss Novello mit englischem und deutschem Text und Begl. des Piano à 4 Gr.

Weber, Ouverture aus Oberon f. Piano $^1/_2$ Rthlr., f. Orch. $2^1/_2$ Rthlr.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

[85] **Deutsche Vierteljahrs Schrift.**

Wir versenden demnächst an die verehrlichen Sortimentshandlungen:

Das sechste Heft der

Deutschen Vierteljahrs Schrift.

April—Juni 1839.

Der Inhalt desselben wird seyn:

Die deutschen Universitäten. — Die schweizerische Nationalität. — Aphorismen über Forstwesen. — Leichenhäuser oder keine? — Ueber rhetorische Improvisation. — Das Unbefriedigende auf dem religiösen Standpunkt der Gegenwart. — Die Freiheiten und Beschränkungen des auswärtigen Handels. — Der Streit zwischen Moral und Geschmack. — Die Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte. — Die Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit. — Das Vaterland und die Kirche. — Kurze Notizen.

Inhalt der frühern Hefte:

I. Was wir bezwecken. — Ueber alte und neue Handelswege nach der Westküste Amerikas. — Die Steinkohlen-Gebilde, in naturgeschichtlicher und technischer Beziehung. — Der Pauperismus. — Die neue Gestaltung der deutschen Alterthumswissenschaften. — Die literarischen Zustände Belgiens. — Heines Schriften und Tendenz. — Beiträge zur Lösung der jüdischen Frage. — Auf welchem Standpunkt steht die vaterländische Geschichtsforschung. — Ueber den Somnambulismus. — Aphorismen über Kriegskunst. — Ueber Diplomatie.

II. Rückblick auf praktische Seiten des antiken Münzwesens. — Wohnlichkeit und Lebensgenuß in Deutschland. — Die Cholera. — Die Romane. — Blicke auf die neuesten Bearbeitungen der französischen Staats- und Rechtsgeschichte. — Die Menschenracen. — Die Gesangbuchsreform. — Ueber die Entstehung und Erweiterung des großen deutschen Zollvereines. — Uebersicht der Leistungen der constantinopolitanischen Presse in den lezten sieben Jahren.

III. Die Leistungen einiger Pariser Vereine in Hinsicht auf das allgemeine Wohl. — Die jetzige Stellung des Adels, besonders des deutschen. — Der bergmännische Distrikt zwischen Birmingham und Wolverhampton, mit besonderer Bezugnahme auf die Gewinnung des Eisens. — Ueber die Negersklaverei in den Vereinigten Staaten und in Texas. — Welche Früchte hat bisher die deutsche gewerbwissenschaftliche Literatur getragen? — Ueber die Verwendung des natürlichen und nachgeahmten Erdharzes zu Fußpfaden, Fahrbahnen und architektonischen Zwecken in Frankreich. — Die Sprachlehr-Methoden Hamiltons und Jacotots. — Ueber die Versammlung der deutschen Landwirthe. — Die Vorsorge- und Versorgungs-Anstalten der Mittelstände. — Ueber den Mißbrauch geistiger Getränke. — Die zweckmäßigste Pflege der schönen Künste in Deutschland. — Duldsamkeit. — Kurze Notizen.

IV. Ueber die Schwankungen der Goldproduction mit Rücksicht auf staatswirthschaftliche Probleme. — Die Literatur, ihr Zusammenhang mit dem Leben und ihr Einfluß darauf. — Die Stellung Kants zur Philosophie vor und nach ihm. — Das englisch-amerikanische Bankwesen in seinen commerciellen, politischen, staatswirthschaftlichen und moralischen Beziehungen. — Ueber die preußische Municipal-Verfassung. — Der Arzt und die Euthanasie. — Die Findelhäuser und die Waisenhäuser. — Die Statistik der Cultur im Geist und nach den Forderungen des neuesten Völkerlebens. — Aphorismen über Kriegskunst. — Kurze Notizen.

V. Das deutsche Journalwesen. — Ueber den Germanismus in den Vereinigten Staaten. — Geistiges Leben und wissenschaftliches Treiben in Italien. — Ueber die Hochebene von Bogota. — Trostworte für Kleingläubige. — Frankreichs Handel mit dem Auslande, insbesondere mit Deutschland. — Germanische und romanische Naturbetrachtung. — Ueber die Lesevereine in Deutschland. — Ueber den Grund, das Wesen und die Grenzen des Rechtes der Erzeuger an den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft. — Die Holznoth. — Kurze Notizen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften ist **12** fl. oder **7** Rthlr. **8** Gr.

Stuttgart und Tübingen, Februar 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[83] **Neue wohlfeile Schul-Ausgabe**
von

Homer's Werken.

Im Verlage der Unterzeichneten werden demnächst die Presse verlassen:

Homer's Werke,

übersezt von

Johann Heinrich Voß.

Zwei Theile.

Neue wohlfeile Schul-Ausgabe in Taschenformat.
Mit einer Homerischen Welttafel, zwei Karten und einem Grundriß.

Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Febr. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[65] **Neue Romane,**
in Ernst Klein's Comptoir in Leipzig:

Nächte.

Romantische Skizzen aus dem Leben und der Zeit, von Hermann Goedsche. 1ster Theil 14 Bogen. Velindruckp. br. 1 Rthlr.

(Der 2te Band erscheint, Anfang des Jahres 1839.)

Fesselnd und mit Rednergabe stellt der Verf. Scenen aus der neuesten Zeit, deren Katastrophen in Nächte fallen.

Der Astrolog.

Historischer Roman aus dem 16ten Jahrhundert; von Julius Seidlitz. 1ster Bd. 1 Rthlr. 3 Gr.

Der bekannte Verfasser stellt aus einer wichtigen Periode große historische und interessante Charaktere dar und spannt die Aufmerksamkeit auf das Höchste.

Achmed Bey,

oder: Der Harem und die Erstürmung von Constantine im Jahr 1837. Historisches Charakter- und Völkergemälde aus Nord-Afrika. Vom Herausgeber des G. Schobri. 13½ Bog. 1 Rthlr.

Der Zusammenstoß muhamedanischer Völker und arabischer Sitten mit europäischer Civilisation, so wie die Wiedergewinnung für diese, ist ein zu wichtiges Zeitereigniß, als daß nicht eine lebhafte romantische Darstellung dieses Ereignisses willkommen seyn sollte.

Die drei Hauptbrände

des Winters 1837—1838. 12 Bogen. 21 Gr.

I. Der Brand des Winterpalastes in St. Petersburg; oder Wohlthun und Vergeltung. II. Der Brand der Börse zu London; oder Alles verloren und doch noch glücklich. III. Der Brand des italienischen Opernhauses in Paris; oder der Retter aus den Flammen.

Merkwürdig war vorigen Winter das Zusammentreffen drei solcher Brände. Der Verfasser wußte geschickt 3 interessante Novellen daran zu knüpfen.

Georg Schobri,

der Räuberhauptmann in Ungarn. Ein Charaktergemälde der neuesten Zeit. Nach dem Ungarischen des Ladislav Hólics Székhely bearbeitet, von ** ***. 2 Bde. 2te Auflage. 23 Bog. in Taschenformat. 1 Rthlr. 12 Gr.

Die Kühnheit dieses Räubers machte ihn in der neuesten Zeit zu einer historischen Person und fesselte eine Zeit die Aufmerksamkeit Europas. Diese romantische Darstellung fand solchen Beifall, daß schnell eine 2te Auflage erscheinen mußte. (Von der 1sten Aufl. Velindruckpap. in Octav sind jezt wieder einige à 1 Rthlr. 16 Gr. zu haben.)

Pumphut.

Romantische Darstellung aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Von C. Zehmen. 11½ Bog. 21 Gr.

Auch eine historisch-mythische Person, besonders den Müllern bekannt. Aber auch das höhere Publikum wird Interesse an dem Auftreten des berühmten alten Dessauers nehmen.

Der Glückspilz,

oder, Hans kommt durch seine Dummheit fort. Komischer Roman von Dr. L. Glockentreter, Verf. von Casanova's Liebschaften und Abenteuern. 12½ Bogen. 1 Rthlr.

Eine erheiternde Lektüre ist ja der Wunsch eines großen Theils des Publikums und so wird auch diese komische Darstellung Vielen willkommen seyn.

---

[79] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Leben Jesu.

Evangelien-Harmonie

in gebundner Rede
von

Friedrich Rückert.

8. in Umschl. br. Preis 2 fl. 24 kr. od. 1 Rthlr. 12 Gr.

Inhalt: Erstes Hauptstück. Geburt. Zweites Hauptstück. Das Lehramt. Drittes Hauptstück. Der Zug nach Jerusalem. Viertes Hauptstück. Tod und Auferstehung. Fünftes Hauptstück. Die erste Gemeinde.

Stuttgart und Tübingen, im Febr. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[77] Eben ist versandt:

Jahreszeiten.

Eine Vierteljahrschrift, der Unterhaltung und der Besprechung von Zeitinteressen gewidmet. Unter Mitwirkung der ausgezeichnetsten Schriftsteller
herausgegeben von

Oswald Marbach.

Frühling, 1839. Mit Beiträgen von Fr. Rückert, L. Schefer, W. Alexis, K. Eitner und dem Herausgeber. 8. XIV u. 277 S. Velinp. elegant brochirt. Leipzig, Hinrichs. 1 Thlr. 8 Gr.

№ 57.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 7. März 1839.

J'aurais pour elle au feu mis la main que voilà.
Malheureux qui se fie à femme après cela!
La meilleure est toujours en malice féconde;
C'est un sexe engendré pour damner tout le monde.

Molière,
l'école des maris.

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

„Eine originelle, aber treffliche Frau," sagte der gute Major zu sich selber. „Wie hab' ich sie verkannt! Die Güte und Ehrlichkeit selbst, und die spießbürgerlichen Reste, die an ihr kleben blieben, machen sie noch pikanter. Pfui, du böser Auerbach! In diesem Hause will ich leben und sterben, da ich doch einmal nicht so klug war, eine Elise zu finden. — Wie schön sie zu bitten weiß! und die niedliche Schlauheit neben der Herzlichkeit! Wie fein sie mich zum Hüter ihres Mannes bestellte, die kleine Eifersüchtige! Kurz, sie gefällt mir um und um. Wie ich's nur anfange, um ihre übergroßen Gefälligkeiten zu vergelten?"

Er dachte an irgend ein kostbares Geburtstagsgeschenk für sein Pathchen, aber die Gelegenheit, zu vergelten, ließ sich nicht so lang erwarten. Von nun an präsidirte das Kind alltäglich bei Tische, mit all seinen Unarten, seinem Geschrei und seinen stets wiederkehrenden Dressurpossen und Dressurzärtlichkeiten. An ein vernünftiges Wort war bei Tische nicht mehr zu denken. Erschien das Dessert, so erhielt Emil das Kind von der Mutter, stopfte es mit Leckereien, und die häusliche Zärtlichkeit wurde von Papa und Mama um die Wette zur Schau getragen; für den dabeisitzenden Gast ein leidiges Schauspiel, das täglich mit denselben Akten, Verwandlungen, Späßen und Katastrophen aufgeführt wurde. Zum Unglück hielt die Tafel selbst den Major nicht lange schadlos. Sie wurde immer frugaler, nüchterner, bald lückenhaft, endlich karg und filzig. — Bald konnte Norbert sich nicht mehr mit den Zufällen eines einzelnen Tages trösten, und selbst Emil, der in der Freude über die Restauration seines Hausglücks die mageren Brühen und die verkohlten Braten übersehen hatte, fing an zu stutzen und seine Mißbilligung, wenn auch leise zu äußern. — Die Rüge in Scherz verhüllend, stimmte der Major mit ihm ein — und plötzlich gab es eine Scene, und auf Sonnenschein folgte Regen. Elise brach in Thränen aus und endlich in bittere Klagen, daß dem Gatten in seinem Hause nichts mehr recht sey und er sogar den Gast verleite, sie zu mißkennen. — Norbert und Emil hatten nichts Dringenderes zu thun, als die Klagende zu besänftigen und um Pardon zu bitten. Lange fruchtete es nichts; endlich begütigte sich die verletzte Hausfrau und bestand auf einem täglichen Küchenzettel von der Hand ihres Gemahls. Der Sturm lief gnädig ab; die Dame ließ sich nur an diesem Abend mit Kopfweh entschuldigen. Paulinchen erschien aber als eine lebendige Botschaft des gekränkten Mutterherzens,

dem Papa eine lärmende, bald weinende, bald jauchzende „gute Nacht" zu sagen und den Gast in gelinde Desperation zu versetzen.

Das Reich der Küchenzettel hob an. Sie thaten eine Zeitlang ihre Schuldigkeit. Bald jedoch gingen Zettel und Kuche, jedes seinen eigenen Weg. Nun kamen die Entschuldigungen bei der Suppe, die Vorklagen beim Entfalten der Serviette. Bald hatte dieses nicht angeschafft werden können, bald war Jenes durch einen Zufall verdorben worden. Den Fisch hatte die Katze, das Wildpret der Hund gestohlen; das Ei war „strebelig," die Milch sauer geworden; Unglück in allen Ecken! Aber wie war zu widerstehen den zarten Voraussetzungen: „Der Herr Major sey ja ein Freund des Hauses und werde es so genau nicht nehmen;" „es fehle freilich dies und das und jenes, weil Alles so theuer sey, was das Gut selbst nicht bringe, aber der Herr Major wisse eine sparsame Hausfrau zu schätzen," oder „er sey ja Soldat gewesen und darum genügsam von Natur und Profession" und was der Beschwichtigungen mehr waren. — „Nimm nicht Anstoß an den unzarten Reden meiner Frau," sagte Emil oft schüchtern zu Norbert; „sie klingen abscheulich, sind aber gut gemeint. Entschuldige sie mit ihrer unzulänglichen Erziehung. Es wird schon anders werden." — „Meinetwegen," seufzte dann Norbert gewöhnlich; „'s thut ja nichts. Laß uns aber heute reiten und auswärts zu Nacht essen. Es wird uns Beide zerstreuen." — Ein Näheres wurde vor der Hand nicht über das kitzliche Thema gesprochen.

Als aber nach und nach der Nebel anwuchs und das Wetter immer drohender wurde, trotz der freundlichsten Gesichter und höflichsten Versicherungen, als zwischen den Freunden eine trennende Kluft sich räthselhafterweise aufthat, die sie oft Tagelang hinderte, einander zu sehen, die Speisestunden abgerechnet; als sogar die Gemälde des Majors unter der übertriebenen Reinlichkeitswuth der Hausfrau litten, die, mit eigener Hand öfters segend und putzend, die ungetrockneten Bilder mit Staubwolken heimsuchte; als die Ruhe und Stille um sein Quartier zur Fabel geworden war, indem unbegreiflicherweise die Laufstraße für Diener und Mägde durch Norberts Vorsaal geführt wurde; als sogar der Musentrank, der belebende Kaffee, des Künstlers Frühstück, den der Major liebte, rein und unverfälscht zu genießen, wie nur immer ein Morgenländer es begehrt — als sogar dieser braune Nektar aus der Art zu schlagen und mit demoralisirenden Zuthaten aufzutreten begann: da fühlte der Major in seines Herzens Tiefen sein Gewissen sich regen und Abbitte leisten dem warnenden Auerbach. Eifrig suchte er Zerstreuung in der Umgegend; nur selten, nicht selten aber mit Abneigung willigte Emil ein, den Freund zu begleiten. — Der Major vermied auf dergleichen Ausflügen jede indiskrete Frage, jede Bemerkung, die auf Emils seltsamen Hausstand hätte bezogen werden können. „Ist Falkenau mein wahrer Freund und hat er Vertrauen zu mir, so wird er von selbst das Lied aufspielen," dachte der Major. Nicht allein die Rücksicht auf den Freund, auch eine gewisse Scheu vor den Demonstrationen Elisens verschloß ihm den Mund. Er war, um seines ehemaligen Waffengefährten Ruhe zu schonen, selber unter den Pantoffel der Frau gerathen, und nicht eifriger betrachtet der Witterungskundige seinen Barometer, als Norbert Elisens Gesicht beobachtete, so oft er mit Emil von außen kam. Gewöhnlich zeigte es, zwar nicht auf Regen, doch auf kühl; hie und da ein Sonnenblick, dem der Major ein stilles Tedeum sang. Um jedoch diese seltenen Gnadenzeichen auszugleichen, stand eines Abends, da die Herrn von der Jagd heimkehrten, das Signal auf aller Stürme Sturm. Die Dame machte sich zwar nicht unsichtbar, aber sie hatte während des Soupers nicht eine Sylbe für Mann und Gast, wohl aber dann und wann für Beide einen Originalblick der Bosheit und des Grolls. So ging das fort bis zum Aufbruch in das Schlafzimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Florentiner Gesellschaftsleben.

(Fortsetzung.)

Schon längst hätte ich auf die Bälle kommen sollen, die Quintessenz der Wintervergnügen, den Kampfplatz rivalisirender Reize, das Capitol der Triumphirenden. Wie gesagt, man findet sich sehr spät ein. Die Florentiner behaupten, die üble Gewohnheit schreibe sich von den englischen Gästen her, und ich glaube, sie haben Recht, aber sie hätten's ihnen nicht zugestehen sollen. Die Einladungen sind zwar für neun, aber vor zehn fährt Niemand von Hause weg, und dann kann's Einem noch begegnen, mit Herrn und Frau vom Hause noch ein tête à tête bestehen zu müssen und das Empfangzimmer eiskalt zu finden. Wie die Gesellschaft componirt ist, brauche ich nach dem Vorhergehenden nicht mehr zu sagen. Die Bälle scheiden sich nun in zwei Sectionen, in cosmopolitische und rein-englische, die ich nicht exclusive nennen kann, wenn man sich nicht etwa dazu versteht, diesem Ausdruck eine passive statt der activen Bedeutung beizulegen. Da letztere indeß die an Zahl geringsten und keineswegs die amusantesten sind, indem man oft diejenigen Engländer nicht trifft, die man treffen möchte, so wollen wir nur erstere besuchen. Und hier muß ich im Vorbeigehen bemerken, wie in Betreff der

Toilette der Damen und jener der Männer ganz divergirende Richtungen sich äußern. Ersteres wird immer sorgfältiger und eleganter. Selbst in die kleinste Soirée, wo getanzt wird, geht Niemand mehr ohne kurze Ermel und weiße Atlasschuhe; mit Gold und Silber durchwirkte Zeuge kommen immer mehr in Aufnahme, Mädchen tragen Federn in den Haaren, was vordem das Privilegium verheiratheter Frauen war; kommt eine Ballrobe mehr denn dreimal zum Vorschein, so werden Glossen gemacht, am meisten, je reicher, kostbarer, in die Augen fallender der Zeug ist. Dagegen macht die Männerwelt sich's so bequem wie möglich. Die weiße Halsbinde kommt nur auf Hofbällen und bei besondern Gelegenheiten, großen Dinees u. s. w. zum Vorschein. Man genirt sich nicht, in Brodequins zum Ball zu gehen, ja die jüngere Welt, welche am meisten revolutionäre Gesinnungen hegt, tanzt auch in lakirten Stiefeln. Nur in der Weste ist noch etwas Phantasie sitzen geblieben, und Manche denken von ihr: je bunter, je besser. Sie ist das einzige, was bisweilen die ganze Farbenkette zwischen weiß und schwarz repräsentirt. Ich will nicht entscheiden, ob dieser dezidirte Prinzipienkampf in Betreff der äußern Erscheinung in innern psychologischen Gründen Ursprung und Hinterhalt hat.

Ein Florentiner Ball ist so ziemlich wie ein Pariser oder ein anderer: ich will darum nicht viele Worte darüber machen. Vier Walzer und eben so viele Quadrillen, bei welchen Fremde sich im ersten Moment nicht ganz leicht zurechtfinden, weil einige Licenzen sich hier Geltung verschafft haben; die Mazurka, wenn sich Tänzer dazu finden, bisweilen ein Galopp, endlich der Cotillon — dies sind die Elemente. Straußische Walzer theilen sich in den Abend mit Bellini-Donizzettischen Opernarien, welche man, Sujet und Worte mögen noch so pathetisch und tragisch seyn, leicht zum Dienste der „Muse of the many twinkling feet“ arrangirt. Ich weiß aber nicht, ob Strauß ein besonderes Vergnügen empfinden würde, wenn er hörte und sähe, wie man seine hübschen Compositionen abgeigt und hie und da *abtanzt*. Die Göttergabe des Walzens ist nicht Jedem verliehen, am wenigsten jedem Engländer oder Franzosen. Die Sitte, auf dem Teppich zu tanzen, fördert auch nicht die Leichtigkeit der Bewegung: bleiben doch die Füße bisweilen festkleben auf einem solchen farbenreichen Tournayer Kunstgewebe. In kleineren Gesellschaften tanzt man nach dem Piano, bei größeren Gelegenheiten ist Orchester da. Ein eigentliches Büffet ist nicht *de rigueur*. In vielen Fällen begnügt man sich mit dem *Theetisch* und *Backwerk*. Man kann aber dann darauf rechnen, unzufriedenen Mienen zu begegnen, namentlich unter den Familienvätern und nichttanzenden Ehemännern, denen auf diese Weise der einzige Lohn ihrer Aufopferung entgeht. Gefrorenes ist indispensabel. Ein förmliches Souper, wobei die Damen niedersitzen, gibt's nur bei großen Festen.

(Schluß folgt.)

Daguerres früheres empfindliches Papier.

Daguerre fängt an, Einiges von den Versuchen mitzutheilen, die ihn auf seine außerordentliche Entdeckung geführt haben. Dies ist gut darauf berechnet, die Neugierde der wissenschaftlichen Welt zu reizen, und er wird sich wohl hüten, durch seine vorläufigen Mittheilungen sein eigentliches Geheimniß zu verrathen. — Biot berichtet in der Sitzung der Pariser Akademie vom 18. Februar: auf seine Vorstellung, wie dankbar es die Physiker erkennen müßten, wenn sie einen Stoff kennen lernten, der empfindlicher für das Licht wäre, als die bisher bekannten, habe ihm Daguerre ein Verfahren mitgetheilt, auf das er bereits im Jahr 1826 gekommen. Das Mittel, dessen er sich jezt zur Herstellung seiner Bilder bediene, wirke noch weit schneller, es gebe Licht und Schatten ganz treu nach der Natur, und gründe sich auf ganz andere Prinzipien als jenes ältere Mittel; er habe daher auch nichts dagegen, wenn lezteres sofort veröffentlicht werde. — Es besteht in Folgendem:

Man nimmt ungeleimtes oder doch nur wenig geleimtes Papier, wie Druckpapier, taucht es in Salzäther und läßt es an der Luft oder in mäßiger Wärme trocknen; jedenfalls aber muß es vollkommen trocken werden. Man taucht sofort das mit Salzäther getränkte trockene Papier in eine wäßrige Auflösung von salpetersaurem Silber und läßt es im Dunkeln trocknen; will man je Wärme hiezu anwenden, so darf sie nur sehr gering seyn, denn so lange der Stoff noch feucht ist, wird er von den Wärmestrahlen gefärbt, gerade wie von den Lichtstrahlen. Das Papier muß sodann, wenn man nicht sogleich Gebrauch davon machen will, in ein Buch gelegt oder an einem ganz dunkeln Ort aufbewahrt werden. — Wird dieses Papier der Sonne oder dem zerstreuten Licht ausgesezt, so färbt es sich ausnehmend schnell und zeigt schon merkbare Tinten, ehe man am salpetersauren Silber die geringste Veränderung bemerkt. Man kann die Wirkung in jedem beliebigen Grad fixiren und allen weitern Effekt aufheben, und zwar einfach dadurch, daß man das salpetersaure Silber, soweit es noch nicht umgewandelt worden, mit Wasser auswascht. Ist sodann das Papier, aber ohne Erwärmung, wieder getrocknet, so hat das Licht keinen Einfluß mehr darauf. Will man das Papier nicht im Zustand einer bestimmten, fixirten Färbung aufbewahren, so darf man es nur am dunkeln Ort in ein Portefeuille legen und es nur bei künstlichem Licht betrachten, besonders in den ersten Tagen; denn mit der Zeit nimmt seine Empfindlichkeit ab und es färbt sich am Ende am Licht nur äußerst langsam. Daguerre hat die Bemerkung gemacht, daß das Auswaschen nicht bei jedem Papierzeug gleich gut gelingt; da er aber diesen Versuch überhaupt bald wieder fallen ließ, so weiß er nichts Näheres hierüber zu sagen. — Auf dem so zubereiteten Papier entspricht natürlich dem stärksten Lichte die stärkste braune Färbung, und so gleichmäßig in den Mitteltinten; bringt man es daher in die Camera obscura, so stellen sich helle Gegenstände, wie ein weißes Haus in voller Beleuchtung und der Himmel bis auf einen gewissen Grad,

schwarz darauf dar, schwarze oder ganz beschattete Gegenstände dagegen, wie Bäume, bleiben ganz weiß. — Darin scheint nun auch allein das Verfahren des Engländers Talbot zu bestehen, und wenn er behauptet, er könne die Objekte mit ihren natürlichen Lichtern und Schatten darstellen, (s. Nr. 48.) so bewerkstelligt er dies wohl nur dadurch, daß er das erste Bild wieder als Objekt benützt, und so in der Camera obscura ein zweites erhält, auf dem sich Lichter und Schatten umgekehrt haben, gerade wie er auf die in Nr. 48. beschriebene Weise Kupferstiche kopirt. — Daguerres jeziges Mittel muß Allem nach etwas ganz anderes seyn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Weimar, Februar.

Nachdrucksgesez. Der Knabe aus Algier. Theater.

Auch in unserem Staate hat nunmehr das geistige Eigenthum jenen kräftigen Schuz gefunden, nach welchem es in Deutschland so lange und vergeblich geseufzt hatte und zum Theil noch seufzt. An die Stelle eines schwankenden, mehr oder weniger gefährdeten Zustands ist nun ein geregelter, Schriftsteller, Künstler und Verleger gleichmäßig sichernder getreten. Die für das Königreich Preußen vor Kurzem erlassenen Normen sind in unserem Gesez fast durchgängig adoptirt worden, weil sie, wie man mit Recht erkannt hat, auf das umsichtigste allen billigen Anforderungen und Wünschen entsprechen, sich genau über jede Gattung literarischen oder künstlerischen Eigenthums, so wie über jede Art von Verlezung desselben verbreiten, die lezteren scharfsinnig charakterisiren und zweckmäßig bedrohen oder verpönen, ohne doch der freien Benuzung literarischer oder künstlerischer Erzeugnisse allzuenge Schranken zu sezen.

Ein zweiter Kaspar Hauser, freilich in etwas verjüngtem Maßstabe, ist in unserer Nähe erstanden. Vor ungefähr Halbjahresfrist wurde ein unbekannter heimathloser Knabe von eilf Jahren, Karl Käsemann sich nennend, in den Straßen der Stadt Eisenach umherirrend getroffen, auf dessen Herkunft bis jezt ein tiefes Dunkel ruht. Seine Lebensschicksale, welche ein vor Kurzem erschienenes Schriftchen: „Der Knabe aus Algier," erzählt, sind allerdings abenteuerlich genug. Nach den Aussagen des Knaben ist sein Vater aus einem bei Eisenach gelegenen Dörfchen Stedtfeld gebürtig, von dort aber vor neun Jahren mit seiner Frau und dem damals zweijährigen Kinde nach Frankreich gewandert, wo er sich unter die für Algier bestimmte Fremdenlegion habe anwerben lassen. Indessen findet sich der Name Käsemann weder im Kirchenbuche des erwähnten Dorfes, noch hat sich zu jener Zeit eine Familie dieses Namens dort aufgehalten. Die Erinnerung aus der frühesten Kindheit führt den Knaben immer nur nach Afrika zurück, denn jemals zuvor in Deutschland gewesen zu seyn, kann er sich nicht entsinnen. In Algier wohnte er mit seinen Eltern in einer unweit des Meeres gelegenen Kaserne. Seine Beschreibung dieser Stadt und der nächsten Umgegend, der Tracht der Eingeborenen ꝛc. stimmt mit der Wirklichkeit, wie wir sie aus den Schilderungen der Reisenden kennen, im Wesentlichen überein. Nachdem er die Mutter durch den Tod verloren, folgte er seinem Vater nach Spanien, wohin sich die Fremdenlegion einschiffte. Dort bringt er, stets dem Regimente nachziehend, meist im Bivouac, zwei Jahre eines beschwerlichen, fast unerträglichen Lebens hin. Auch die Beschreibung, die er von Bayonne, Madrid ꝛc. entwirft, ist der Wahrheit gemäß. Von Vittoria aus schifft er mit seinem verwundeten Vater und einem Theile der Truppen wieder nach Algier zurück. Hier übergibt der unzärtliche, vielleicht auch nothgedrängte Vater den Knaben zweien nach Deutschland zurückkehrenden ausgedienten Soldaten der Legion, vorgeblich, weil er es in Deutschland besser haben werde. Mit Gewalt wird das sich sträubende Kind auf ein segelfertiges Schiff gebracht und somit in die fremde Welt hinausgestoßen. Man landet in Toulon, der Verstoßene legt dann mit jenen Soldaten unter Mühseligkeiten und Entbehrungen aller Art den Weg nach Paris zu Fuß, meist bettelnd, zurück, von wo aus die Gesellschaft über Straßburg nach Frankfurt am Main gelangt. Dort wird der Knabe von seinen Begleitern verlassen und er muß, hülflos und hungernd, in der fremden Stadt betteln. Nach mancherlei Schicksalen kommt er nach Eisenach, flieht aber, aus Furcht vor einem drohenden Polizeidiener dem Walde zu, wo der kleine Afrikaner den ersten Schnee in seinem Leben fallen sieht, den er für Baumwollenflocken hält. Er findet endlich Jemand, der sich seiner annimmt, und wird jezt zu Eisenach mit Hülfe einer Unterstüzung von Seiten des Großherzogs erzogen. Ob über die Herkunft und Heimath des räthselhaften Fremdlings je ein genügendes Licht verbreitet werden wird, steht dahin. Anfangs hat man ihn von mehreren Seiten für einen Betrüger gehalten, allein wohl mit Unrecht. Das offene, treuherzige Wesen des Knaben und daß er bei vielfältigen Vernehmungen und Proben bis jezt weder einer Unwahrheit noch eines Widerspruchs in seinen Angaben hat überführt werden können, scheint jenen Verdacht zu entkräften. Bis auf Weiteres wird man daher in dem „Knaben aus Algier" einen jugendlichen, aber unwillkürlichen Abenteurer, ein schuldloses Opfer unnatürlicher väterlicher Härte zu erblicken haben.

Hier möge noch ein kurzer Rückblick auf die Leistungen des hiesigen Theaters im Jahr 1838 Plaz finden. Ungeachtet einiger Lücken in den Hauptfächern, behauptet es doch noch immer eine sehr ehrenwerthe Stellung unter Deutschlands Bühnen. Erfreulich ist es, daß man hier dem französischen Einflusse die möglichst engen Gränzen anzuweisen sich bestrebt. Unter den im vorigen Jahre vorgeführten neuen dramatischen Erzeugnissen, in der Gesammtzahl 25, (16 Lustspiele, drei Tragödien, sechs größere und kleinere Opern) befinden sich nur neun ausländische, und zwar meist ephemere Werke; die übrigen sind deutschen Ursprungs, darunter drei Spenden der überaus fleißigen Prinzessin von Sachsen: der Majoratserbe, die Fürstenbraut und die Unbelesene, Immermanns Opfer des Schweigens und Friedrich Halms Camoens, Leutners Geschwister, Lindpaintners Macht des Liedes. Auch das ältere Repertorium des vorigen Jahres war im Ganzen zweckmäßig bedacht: Goethe, Schiller, Kleist, Zedliz, Raupach, Mozart, Weber, Spohr, Weigl, Marschner, Lobe (dessen treffliche Kompositionen, wie wir vernehmen, auch in Paris Anklang finden), neben Spontini, Mehul, Boieldieu, Rossini, Bellini und dem Allerweltsmann Auber. Von Shakespeare sahen wir kein Werk. — Scribes „Camaraderie," nach einer deutschen Bearbeitung von Alvensleben neulich hier dargestellt, hat sehr gefallen, obschon die rein französischen oder vielmehr Pariser Tendenzen des Stücks dem deutschen Publikum zu fern liegen. Die enthusiastische Aufnahme des Lustspiels in Frankreichs Hauptstadt wird erklärlich, denn es ist eine scharfe Geißel des dortigen politischen Treibens, eine eben so geistreiche als treffende Satire, die dem Autor alle Ehre macht.

Beilage: Kunstblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 58.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 8. März 1839.

— Ihr schleppet hin und her
Verlornes und Erworbnes;
Und bei dem Senden kreuz und quer,
Was bleibt uns denn? — Verdorbnes!
Goethe.

Florentiner Gesellschaftsleben.

(Schluß.)

Vorerst sind die Hofbälle zu nennen. Mit seltener Liberalität sind alle Fremden, welche der großherzoglichen Familie vorgestellt worden, ein für allemal dazu geladen. Bloß auf dem Ball am Neujahrstage erscheint man in Uniform oder habit habillé, auf allen übrigen, deren im Winter vier bis sechs stattzufinden pflegen, im gewöhnlichen Anzuge. Nur schwarzen Halsbinden, Stiefeln und Stöcken ist die Entrée versagt. Der Neujahrsball findet im großen Lokal des Palastes Pitti statt, in den prachtvollen Gemächern des ersten Geschosses, wo auch an den eigentlichen Courtagen, bei großen Concerten und andern festlichen Gelegenheiten empfangen wird. Das Lokal im obern Stock des Riesenpalastes, wo die übrigen Bälle gegeben werden, ist weniger splendid und großartig, aber noch heiterer und freundlicher. Der Ballsaal, unter dem verstorbenen Großherzog Ferdinand eingerichtet, ist von der größten Schönheit, wenn auch nicht übergroß. Ein vollkommenes Viereck bildend, sehr hoch und luftig, an der Eingangsseite mit einer Galerie versehen, wo auch das Orchester ist, bringt er mit seinen zahlreichen und geschmackvollen Verzierungen in weißem Stuck, mit seinen vielen Spiegeln und seinen colossalen Lichterpyramiden eine äußerst glänzende Wirkung hervor. Ihm schließt sich an eine Reihe eleganter und behaglicher Gemächer, um so erwünschter für die Cirkulation, als gewöhnlich Menschenmenge und Hitze im Saal nicht geringe sind. Hier nun sieht man die meisten florentinischen Familien, hier allein (wenn ich bei andern Gelegenheiten einige wenige Ausnahmen mache) unverheirathete Florentinerinnen, welche sonst die Gesellschaften nicht zu besuchen pflegen. — Von den Casinobällen sprach ich schon. Unter den übrigen Häusern, welche regelmäßig empfangen, sind die der Gräfin von Lipona, des Fürsten von Montfort, des englischen Gesandten und des Obersten Orloff die ersten.

Jeder hat von der Schönheit und dem Reichthum der Florentiner Paläste gehört. Es ist wahr, diese Prachtbauten des Michelozzo, des Maiano, des Alberti, des Raffael, sind bisweilen nicht sehr wohnlich, und statt dieser hohen, gewölbten, nicht selten zu dunkeln Säle möchte man sich kleinere Zimmer wünschen für den täglichen Gebrauch. Aber es ist darum nicht gesagt, daß man sich in ihnen nicht behaglich einrichten kann, wenn man dazu Geld und Geschick hat. Abends machen diese schönen Säle und Galerien mit ihren figurenreichen Deckengemälden, mit ihren Wandbekleidungen von schwerem Damast, mit ihrem vergoldeten Täfelwerk, ihren hohen Spiegeln und gewaltigen Kronleuchtern einen

großartigen Effekt. Der stets wechselnde Modegeschmack hat sich seit wenigen Jahren dem noch vor Kurzem so verachteten Rococo wieder zugewandt. Ich will nicht behaupten, daß die Formen der Zeit Ludwigs XIV. und XV. die schönsten seyen, und daß man jeden Schnörkel bewundern müsse, der sich an einem alten Möbel findet. Kommt es aber einmal darauf an, eine Art Harmonie darzustellen, so passen diese riesigen Lehnstühle mit vergoldetem Holzwerk und farben- und blumenreichem Seidenuberzuge, diese glänzenden Tische von Ebenholz mit eingelegter Arbeit, diese schweren goldenen Rahmen um Bilder und Spiegel, mit strahlenden Posaunenengeln, Blumengewinden und Arabesken, diese bunten japanischen Vasen, diese sächsischen und Pariser Porzellangruppen und Figuren in abenteuerlichen Formen, diese Kaminuhren von getriebenem Messing — kurz, das ganze Inventar verjährter Prunkkammern, am meisten zum Styl und Charakter des Innern unserer Paläste. Sucht doch sogar die Damentoilette durch Annäherung an die Reifrocksform das Gleichgewicht herzustellen! Wie aber in solchen Dingen, wobei die Mode in's Spiel kommt, nie das rechte Maß gehalten wird, so ist auch der Rococogeschmack bereits auf kindische Weise ausgeartet. Die Spekulation hat gleich Vortheil davon zu ziehen gewußt. Alle alten Häuser, alle Villen weit und breit sind durchstöbert worden. Eine allgemeine Auspfändung hat die Trödelkammern betroffen. Wo irgend etwas von alten Möbeln war, was nur einigermaßen in den Schnörkelkram paßte, wurde es zum Trost der zahlreichen Liebhaber auf den Markt geschleppt, es mochte noch so geschmacklos, unnütz, zerfezt und wurmstichig seyn. Die gewöhnlichen Kunstgriffe wurden benuzt, hier ein altes Wappen, da eine Chiffer, dort ein anderes Abzeichen angeklebt und angenagelt, und das restaurirte Meisterwerk für den Lehnstuhl der Catharina von Medici, den Pult, an welchem Machiavell den Fürsten geschrieben, den Kasten, in welchem Bianca Capello ihre Juwelen aufbewahrt, das Kaffeegeschirr, welches Cosmus der Dritte seiner Gemahlin an den Kopf geworfen, und mehr dergleichen erklärt und verkauft. Emissäre zogen umher auf den Pachthöfen und kauften den Bauern ihre alten Stühle und Kasten ab, die längst aus der Villa nach dem demüthigen Podere gewandert waren und sich diese Wiedererweckung zur glänzenden Welt der Salons gewiß nie träumen ließen. Ausgeflickt und aufgestuzt, fand und findet denn Alles Käufer. Natürlich sind die Preise sehr gestiegen. Es ist wahr, manches werthvolle Kunstwerk des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, das nur sehr uneigentlich in die Rococo-Categorie gehört, aber mitschwimmen muß in dem großen Strome, ist auf diese Weise an's Licht gezogen worden, manche schöne Arbeit von Tarsia, manches zweckmäßige Hausgeräth, aber viel Plunder ist dadurch auf einige Zeit wieder zu Ehren gekommen und hat bessere Dinge verdrängt, um seinerseits auf einmal wieder einer neuen oder aufgewärmten Mode den Platz einräumen zu müssen.

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

„Was hat denn die Frau heute wieder vor?“ fragte der Major halb ängstlich, halb ungeduldig; denn seine Langmuth fing an zu reißen, und er fürchtete doch den Bruch. „Was weiß ich?“ antwortete Emil, der seinem Verdruß den Zügel ließ. „Schon heute Morgen, da wir abzogen, merkte ich etwas. Sie wies meinen Kuß zurück. Ich frage nicht mehr nach des Weibes Grillen.“ An den Nägeln kauend, ging er auf und nieder. Norbert hob wieder an: „Das sey dein Ernst oder nicht: ich fordere über Elisens Stimmung Aufschluß, denn diesmal gilt das Scharmützel mir wie dir, und — was soll ich's leugnen? ich möchte entweder die Wurzel all dieser sonderbaren Scenen finden, oder lieber seyn — ich weiß nicht wo.“ Emil hatte dies überhört, mit seinen Gedanken beschäftigt. Dann reichte er auf einmal dem Major die Hand und sagte finster: „Hätt' ich dir dazumal gefolgt! Du hattest es gut und vernünftig mit mir vor. Du bist glücklich; ich aber — du glaubst nicht, wie es mir auf dem Herzen liegt, mein sauberes Glück. Gute Nacht!“

Norbert hielt ihn für diesmal nicht auf. In seinen Zimmern angelangt, dachte er zum erstenmal recht lebendig an Hirlingen und an Auerbachs von Elisen so hart geschmähte Gattin. Sein Bedienter, der ihn auskleidete, hob plötzlich nach einigem Räuspern an: „Des gnädigen Herrn Oberstwachtmeisters Freude war nun auch vorbei.“ * — „Welche Freude?“ brummte der gnädige Herr Oberstwachtmeister. „Je nun, die Freude mit den Blumen. Die gnädige Frau hat heute dem Gärtner befohlen, alle umzuhauen und Kartoffeln oder Sellerie in die Beete zu pflanzen.“ — „Warum dieß?“ Der Bursche zuckte die Achseln: „Ha! ich denk', um die beiden gnädigen Herrn zu ärgern.“ — „Dummes Zeug! was fällt dir ein?“ — „Hm! wenn der Herr Major den Gärtner hören wollten, zu dem sie's selbst gesagt hat — Der Gärtner war noch nicht im Bette.“ — „Das glaub' ich, daß er noch nicht schlief, als ihm die Frau von Falkenau befahl —“ —

* Es ist hie und da in Süddeutschland gebräuchlich, das Imperfectum des Zeitworts „Seyn“ statt des Präsens zu setzen.

„Ach nein — Sie capiren es nicht. Der Gärtner war draußen in dem Hausplatz." — „Meinetwegen, was soll ich mit dem Gärtner, der schon dagewesen ist?" — „Nein, nein; nicht schon dagewesen. Er war wirklich noch alleweil da, und wenn Sie befehlen —" Der Major winkte ihm, lachend und endlich verstehend, zu bleiben. „Ich hasse die Domestikenplaudereien über ihre Herrschaft. Mag sie doch gesagt haben, was sie will. Immer ist's aber unbegreiflich — nach so vielen Attentionen, die sie mir erwiesen —" — „Was haben der Herr Oberstwachtmeister gesagt?" Der Major erklärte, auf die Vasen, die Uhren, die Landschaften und Teppiche zeigend, was er gemeint habe. Worauf der alte Dragoner: „Mit Verlaub, Herr Major, aber das ist all nur eitel Blenderie * gewesen." — „Erkläre dich; wie so?" — „Die Blumensträußer hat der Gärtner gemacht und hereingetragen. Die Gnädige hat aber immer gesagt zu mir: Sag Er dem Herrn Major allemal, daß ich selber die Blumen gebracht habe und alles Uebrige. So ist sie auch öfter hereingekommen, da der Herr Major schon auf's Haus zugingen, und hat sich gestellt, als ordne und putze und schalte sie da und dort, damit der Herr Major selber sie sähen und in Ihrem Zimmer attrapirten. Pure Blenderie! und so mit dem Teppich, der zu der Gnädigen Ausstener gehört und ihr nicht gefällt von wegen den Farben. Und grad so mit den geflochtenen Blättern dort oben. Die Sophie, die Kammermamsell, hat den Krimskrams machen müssen, und sie sagt, sie hätt' es gern gethan, denn der Herr Major waren ihr lieb und werth, und sie wolle es schon einmal bei Ihro Gnaden anbringen, wenn's auf die Trinkgelder losginge." — „Schon genug, alter Elias, schon genug," lachte der Major. „Ihr seyd Gesindel und Pack alle miteinander. Geh hin und schnüre nach und nach deinen Mantelsack. Ich meine, wir seyen schon am längsten zu Falkenau gewesen; he?" — „Nach Befehl, und will's Gott, Herr Major. Die armen Pferde werden's Ihnen danken. Der Salamander sieht aus wie ein Handwerksbursche, der vier Wochen im Spital gelegen, und den „Jüterbock" hätte ich neulich bald ans Zeug und Geschirr verloren, so mager ist er und so durr. Die Thiere sterben Hungers, denn der Gnädigen ist jedes Körnlein Haber zu viel, und Der und Jener fuhrt sie alle Tag bald in den Stall, bald zum Melken, überall hin, wo man sie nicht braucht." — „Links um, Marsch!" commandirte der Major dem Elias, und Elias marschirte auf seine Kammer.

Wer den Major bei Sonnenanfgang weckte, war Emil, mit freudigem Gesichte und mit Worten voll Zufriedenheit. — „Ihr sollt nicht einschlafen im Zorn, spricht die Bibel," begann der Herr von Falkenau. „Ich habe die Lehre befolgt, und jede Schmollwolke verscheucht, wie die Sonne die brauenden Wettergewölke zertheilt." Er wischte sich den Schweiß von der Stirne. — „So? ich gratulire. Kommen aber diesen Sommer sehr häufig die Gewitter; sag an, weshalb und warum hat's gestern wieder eingeschlagen?" — „Je nun, ein bischen Eifersucht...." — „Daß Gott erbarm! Also ist sie auf mich eifersüchtig? Denn im ganzen Schlosse gibt es außer ihr selbst nicht eine einzige leidliche Person weiblichen Geschlechts." — Emil sagte verlegen: „Ja, ja, es ist eine eigene Taktik, die meine Elise inne hat, wie noch viele andere Frauen. Wie haben in der Regel die häßlichsten Dienstboten weit und breit. Aber diesmal war's etwas Anderes. Sie hat geeifert, sie weiß selbst nicht mit wem." — „Brav, immer besser. Mit einem Gespenste ihrer Phantasie?" — „Ja, etwas dergleichen ist's. Du entsinnst dich vielleicht.... Als ich gestern zu dir in die Stube kam, um dich zur Jagd abzuholen, plauderten wir, während du dich ankleidetest, von allerlei längst vergangenen Geschichten und längst verschollenen Personen; unter andern von der wallachischen Fürstin, die vor mehreren Jahren so viel Aufsehen in der Hauptstadt erregte. Ich war damals noch Offizier.... wir beide machten der halbtürkischen Dame den Hof... weißt du noch?" — „Nun?" fragte der Major kalt. — Die Verlegenheit des armen Falkenau stieg. Er fuhr stotternd fort: „Ich erzählte eine Anekdote, du eine andere. Wir lachten, wir witzelten, wir porträtirten die Bojarin mit allen Reizen, die sie dazumal besaß, und vielleicht auch nicht besaß...." — „Nun?" — „Stelle dir vor," versetzte Falkenau kleinlaut, und scheu nach der Thüre blickend: „meine Frau hat geglaubt, es sei die Rede von einer gegenwärtig in unserer Nähe existirenden Schönheit gewesen, die wir erst kürzlich gesehen, gesprochen; ihre Eifersucht — ein leidiges Uebel — entbrannte, steigerte sich während unserer Abwesenheit...." Er blieb stecken und trommelte an der Fensterscheibe.

Der Major entgegnete langsam: „Kurios! unglaublich sogar! Deine Frau war ja nicht zugegen, da wir von jener Dame sprachen?" — Emil trommelte heftiger, ohne zu antworten. „So erkläre dich einmal!" fragte ihn Norbert etwas barsch. — Stockend versetzte Falkenau: „Sie war freilich nicht zugegen — nicht hier im Zimmer — und dennoch war sie's — denn — denn es ist allerdings schwer verzeihlich — aber —" mechanisch deutete er nach der Thüre, „sie hat Alles gehört und nach gewohnter Weise Alles übel verstanden."

„Gehorcht?" fragte nun der Major gedehnt und verächtlich; „o pfui! das fehlte noch. — Jetzt, lieber Emil, jetzt erst bedaure ich dich von ganzem Herzen;" setzte er nach einigem Schweigen hinzu. — Emil riß das

* Blendwerk.

Fenster auf. „He, Verwalter! auf einen Moment!“ rief er, und eilte dann hinaus, um nur das verdrießliche Tete-à-Tete loszuwerden.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Februar.

Wintergarten. Redouten. Literatur. Gelehrtenwesen. Theater.

Der Kroll'sche Wintergarten, der den Breslauern vor einem Jahre als eine Art Christgeschenk eröffnet ward, hat in dem laufenden Winter als erster öffentlicher Gesellschaftsplatz sich noch würdiger behauptet, und sein unermüdlicher erfinderischer Schöpfer und Besitzer ist unser maitre de plaisir par excellence geworden. Er benuzte den vorjährigen Sommer zu speculativen Reisen, sah sich um, prüfte Alles, und behielt das Beste, und als mit dem Eintritt der rauhen Jahrszeit die Breslauer wieder nach dem Wintergarten wanderten, sahen sie ihn in einer neuen verbesserten Auflage erstanden. Die Seitenflügel des Saales und zum Theil dessen Wände waren üppiger vom schönen Grün der Cobea scandens umwuchert. An der Vorderseite umschlang sie vier Obelisken, zwischen denen eine geschmackvolle Fontaine ihre Strahlen über einen Lampenkranz ergoß, und die Statuen einer Hebe und Parze zu beiden Seiten des Fonds, getrennt durch hohe, ernste Cypressen, waren von einem reichen Camellienflor und andern Exoteren umflossen, wie am Ende der beiden Flügel die Gestalten der Venus und des Belvederischen Apolls. Freilich ist hier keine reelle Kunstpracht zu suchen; freilich sind die Statuen keine kostbaren Antiken, sondern nur leidliche Gypsfiguren, und der Wintergarten enthält im Ganzen, wenn man die Flora abrechnet, nur wohlfeile Theaterdecorationen; allein diese sind alle mit so überraschender Sinnigkeit geordnet, daß eine theilweise fast immer neue, reizende Illusion bewirkt wird, und man kann wohl sagen: Kroll mit seinen geringen Mitteln, aber seinem reichen Takt für den Comfort, hat uns eine Poesie des Vergnügens gelehrt, wie wir sie früher nicht ahneten. — Bereits fanden in diesen grünenden, schimmernden Räumen auch wieder mehrere Redouten Statt, die in ihrer Art ausgezeichnet genug, unserer nordischen Schwerfälligkeit nach aber Nichts mehr als glänzende Mummereien waren, wenn auch das Gebiet des Arlequins durch Krolls Fürsorge nicht ganz leer blieb. Wir haben nicht einmal den Karnevalsgeist der Rheinländer, wie viel weniger den der Italiener, um Maskenbälle, diese raffinirten Ausgeburten des menschlichen Witzes, zu einem Lebenstheater des Groteskkomischen zu erheben, was sie doch eigentlich seyn sollten. Es fehlt dem Schlesier nicht an Witz und Erfindungsgeist dazu; allein er scheut das Auffallende, daher auch eine Charaktermaske; er hüllt sich lieber in einen prächtigen Domino, und bei vielen Damen sieht man den Begriff der Maske auf ein simples Ballkleid und Floraugen reducirt. Was Kroll im Dienst Euterpes und Terpsichores für die Conversation thut, das thut Urban Kern im Dienst Uranias. In seinem „Museum für Kunst und Literatur,“ seit einem Jahre mit viel Eleganz eingerichtet, findet man die neuesten Produkte der besten deutschen, französischen, italienischen und englischen Geister, sowie einen gewählten Journalzirkel, und sein Institut, das vor ähnlichen hier schon durch ein heiteres Lokal sich empfiehlt, hat jedenfalls die beste Lesegesellschaft, wie es gar bald, bei so rüstiger Thätigkeit und glücklicher Umsicht, auch die zahlreichste haben wird, obgleich die Leihbibliotheken bei uns wie Schwämme aus der Erde wachsen. — Als älteste und bedeutendste unserer Zeitschriften für rein provinzielle Interessen sind die „Schlesischen Provinzialblätter“ zu nennen, 1785 gegründet von Streit, jezt sehr gut redigirt vom Regierungsrath Sohr. Dieser ist auch Censor für selbstständige schöngeistige Schriften, und gewiß der würdigste Repräsentant der liberalen Gesinnung unserer Regierung, welche überall die geistige Freiheit und deren besonnenen Fortschritt begünstigt. Die ebengenannte Monatschrift enthält seit ihrem Bestehen einen reichen Schatz vielseitiger Wissenschaft über Schlesien, zum Theil stets von dessen vorzüglichsten Geistern beigesteuert, und ist namentlich ihrer statistischen Nachrichten wegen, die sie aus amtlichen Quellen entnimmt, von Wichtigkeit. An sie schließt sich ein „Literaturblatt“ für alle Gebiete an; doch beschränkt es sich dabei meist auf schlesische Verlagswerke oder Schriften von schlesischen Autoren. Es ist das einzige eigentlich kritische Organ, das wir besitzen, ebenfalls von meist competenten Mitarbeitern ausgestattet; nur ist zu bedauern, daß belletristische Werke so gar cavalièrement abgefunden werden, daß Einige sich darin gefallen, als große Unbekannte die kritischen Catone zu spielen, und auch hier Neid, Schadenfreude und Cliquengeist, wie sie von allen Bessergesinnten im gegenwärtigen Zustande der deutschen Kritik mit Indignation wahrgenommen werden, Spielraum zu gewinnen streben. — Die Reaktion gegen die Hegel'sche Philosophie, die von mehreren Seiten sich in Deutschland herausstellt, hat auch in unserer Provinz einen Widerhall gefunden. Dr. K. E. Schubarth in Hirschberg, als geistreicher Interpret Goethes bekannt, gab ein Schriftchen über die angebliche Unverträglichkeit der Hegel'schen Staatslehre mit der Grundlage des preußischen Staates heraus. — Die Gesammtzahl der Studirenden auf unserer Universität in dem laufenden Wintersemester ist 700; als nicht immatrikulirt besuchen die Vorlesungen 114. — Am 2. Dezember vorigen Jahrs verlor Schlesien durch den Tod einen seiner achtbarsten Gelehrten. Es war Dr. K. G. Pinzger, ehemals Rektor des evangelischen Gymnasiums zu Liegnitz, ebenso talentvoll als gründlich gebildet, und durch zahlreiche größere und kleinere philologische Schriften rühmlich bekannt. — Das Theater betreffend, sind wir noch ziemlich auf dem alten Fleck. In dem bunten Repertoire, wofür die Direktion sorgt und wobei uns verschiedene gehaltlose Rührspiele, z. B. Tylers „Zurücksetzung,“ als Lustspiele vorgeführt wurden, ergözte in lezter Zeit die Breslauer vorzüglich Schneiders bekanntes musikalisches Quodlibet: „Fröhlich.“ Ebmüller, unser wackerer Komiker, schwang sich darin zum Liebling des Publikums empor, was eben so leicht nicht ist, da wir jahrelang an L. Devrient, Schmelka, Wohlbrück, Hausmann u. A. gewöhnt waren, die auch im übrigen Deutschland das rosenrothe Talent bewährten, die Lachmuskeln zu erregen. Ebmüller, von angenehmem Aeußern und völlig dialektfreier Sprache, bewahrt vor andern Komikern noch den großen Vorzug eines sehr decenten Spiels, und die jahrelange gehegte Sehnsucht Breslaus, wieder einmal einen Mann nach seinem Herzen zu haben, ist nun erfüllt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 59.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 9. März 1839.

— Ein schweifend Lager
Mit buntem Troß von Menschen, Vieh und Habe:
So war's schon zu der Patriarchen Zeit.

Méry.

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

Dritter Brief.

Wir brachen, wie ich im vorigen Brief gemeldet, von Tlemcen auf. Ich fahre fort, meine Schicksale zu beschreiben und allgemeine Bemerkungen über die Sitten der Araber daran zu knüpfen.

Nachdem wir eine Nacht bei Tlemcen bivouakirt hatten, wurde das Lager auf das Ufer des Oued Isser verlegt. Morgens um vier Uhr brachen die Kameel- und Maulthiertreiber auf, unter Führung des Aufsehers der Magazine; eine Stunde später marschirte die Infanterie ab und kurze Zeit darauf setzte sich die Reiterei und Artillerie in Bewegung. An der Spitze der Kavalerie reitet immer der Chalifa. Das Lager wird gewöhnlich in einem Thale in der Nähe eines Flusses oder Brunnens aufgeschlagen. Die Stämme der Umgegend, benachrichtigt von der Ankunft ihres Lehnsherrn, schicken diesem ihre Reiter entgegen, um ihn zu begrüßen. Im Lager angekommen, stellt sich das Fußvolk vor dem Hauptzelte in zwei Reihen auf, hinter ihm bilden die Reiter eine Linie. Der Chalifa, begleitet von fünf bis acht Waffenträgern, der Musik und den Fahnenträgern, reitet durch diese Doppelreihe seiner Truppen nach dem Zelte. Sobald er einen Fuß zur Erde setzt, gibt die Artillerie drei Salven. Wenn die Chefs und die übrigen Vornehmen unter ihren Zelten Platz genommen, setzen sich die Kaffeewirthe in Bewegung, um das Lieblingsgetränke zu credenzen. In jedem Lager sind zwei bis drei Cafe's, vor denen Decken und Matten ausgebreitet werden, weil das Zelt nicht alle Gäste aufnehmen kann.

Der Chalifa hat kaum seinen Kaffee genossen, so kommen die Kläger aus den umliegenden Stämmen, um ihm ihre Streitsachen vorzulegen. Nach Beendigung dieses Aktes überliefern die Caids an der Spitze ihrer Reiter den Tribut. Dieser besteht in Vieh, Lebensmitteln und Geld. Die Beduinen, in zwei Gliedern dem Caid folgend, tragen Schüsseln mit Coscus und Hammelfleisch auf den Köpfen; voran marschiren Einige mit ganzen gebratenen Hammeln, die auf langen Stangen getragen werden. Wenn diese Lebensmittel im Lager ankommen, ertönt wildes Jubelgeschrei unter den Soldaten, welche nicht selten versuchen, den Trägern die Schüsseln zu entreißen. Die Caids vertreiben die Zudringlichen mit ihren Stöcken, den Insignien ihrer Würde. Die Schüsseln wie das mitgebrachte Vieh werden vor dem Hauptzelte aufgestellt und dort vertheilt. Der Finanzminister nimmt das Geld in Empfang und verwahrt es in

einer dazu bestimmten Kiste, nachdem er es vorher wenigstens zehnmal gezählt hat.

Nachdem die Soldaten einer kurzen Ruhe genossen, machen sie gewöhnlich Ausflüge nach den nächsten Aduars, um die Gastfreundschaft der Beduinen in Anspruch zu nehmen. Oft lassen sich aber die geizigen Beduinen, die schon ungern den Tribut zahlen, durch ihre Weiber verleugnen, um nicht verpflichtet zu seyn, die oft habgierigen Soldaten zu bewirthen. Auf die Worte: „el muley makesch“ — der Herr ist nicht zu Hause — ist man dann genöthigt, auf die Gastfreundschaft zu verzichten. Wollte man gewaltsam in ein Zelt eindringen, so würde man unfehlbar das Leben auf's Spiel setzen. Ich machte diese Erfahrung an den Ufern der Tasna, wo wir am vierten Marschtage das Lager aufschlugen. In Begleitung meines Freundes Abdallah in einem Aduar angelangt, nahten wir uns dem ersten Zelte und grüßten mit den gebräuchlichen Worten: „de forbi“ — im Namen Gottes. Eine junge Beduinin, aus dem Zelte tretend, antwortete: „der Herr ist nicht zu Hause;“ dabei hob sie aber den Vorhang des Zeltes ein wenig zu hoch auf und wir erblickten drei Männer, die sich im Hintergrunde behaglich an einem Feuer gelagert hatten. Aufgebracht über die Lüge, wollten wir ohne Umstände in's Zelt treten, um dem Muley Vorwürfe über sein Betragen zu machen. Dieser aber, ein wildes Geschrei ausstoßend, sprang mit der Behendigkeit eines Panthers nach seinem Gewehre und drohte, uns auf der Stelle niederzuschießen, wenn wir es wagten, noch einen Schritt weiter vorzudringen. Ich warf meinen Bernus zurück, um ihm durch den Anblick der rothen Uniform und meines Yatagans Respekt einzuflößen. Das Mittel verfehlte nicht die gewünschte Wirkung. Das Gewehr wurde bei Seite gelegt und wir unter tausend Entschuldigungen bewirthet.

Oft brachten mir die Weiber ihre Kinder, um sie zu untersuchen, ob sie gesund bleiben und lange leben würden u. dgl. Sie haben den Glauben, jeder Europäer besitze große ärztliche Kenntnisse. In jedem Lager trieb immer einer der Fremden das ärztliche Handwerk. Ein Spanier, im Lager Buhammedis, verkaufte für Augenübel gestoßenen Alaun in kleinen Paketen zu fünf Francs und ein wenig pulverisirte Thonerde gegen das Fieber. Ich selbst spielte zuweilen den Jünger Aesculaps, aber mit mehr Gewissenhaftigkeit als der Spanier, der durch sein Pulver ein altes Weib mit blöden Augen gänzlich blind gemacht hatte. — Oft mußte ich die Araber von Europa und dessen Wundern unterhalten. Ich erzählte ihnen die unglaublichsten Mährchen, die sie staunend anhörten, oft aber äußerten: „die Romis haben viel schöne Sachen, aber sie kommen in die Hölle, und wir, zufrieden mit einem Bernus und einem Plätzchen, wo wir ruhen können, gehen nach unserm Tode zum Sidi Mohammed, wo uns weit größere Freuden erwarten, als die Christen hier genießen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

Der Major seinerseits befahl den Salamander zu satteln und ritt weg, ohne zu hinterlassen, wohin und auf wie lange. — Seine plötzliche Entfernung kränkte den Freund, der, wenn gleich von den Schlingen der Gattin umgarnt und von ihren Reizen verblendet, die grundehrlichste Seele von der Welt war. Er machte daher, ungeachtet der Versöhnung, seiner Elise nicht das freundlichste Gesicht. Die junge Frau, die ihre Saat reifen sah, ließ ihn den halben Tag hindurch schlendern und brummen, wie er wollte, und war unerschütterlich in ihrer guten Laune, sanft und dienstfertig, wie Emil es liebte. Kein vorschnell Wort entschlüpfte ihr, und als sie am Nachmittag bemerkte, daß Emil mürbe und seines Schmollens satt geworden, beschloß sie, ihrem Ziel einen guten Schritt näher zu rücken. — Sie saßen unter dem traulichen Dache des Portikus, das Kind spielte zu ihren Füßen. Schon warfen die Bäume längere Schatten. Es war um die Zeit des Tags, da dem Menschen Herz und Phantasie aufgeht. Emil betrachtete nicht selten wohlgefällig, wenn gleich verstohlen, Elisens schönes, vom Rosenschimmer des Abends verklärtes Antlitz. Da begann sie, von ihrer Arbeit aufblickend und den lesenden Gatten ansprechend: „Des guten Majors Abwesenheit verursacht dir wohl Langeweile, bester Emil?“ — „Sie ist mir nicht angenehm; du kannst dir's einbilden.“ — „Was er nur heute haben mag, daß er fortritt, ohne ein Wort an dich zu hinterlassen?“ — „Ich weiß es, ohne daß er mir's gesagt hätte. Deiner übeln Laune geht er aus dem Wege.“ — „Hm! sollst du aber unter meinen Uebereilungen leiden, bester Mann? Er kränkt dich mehr als mich. Du hast in deinem Herzen Platz für mich und den Freund; das meinige jedoch erfüllst du ganz allein.“

Falkenau schaute hoch auf. Er war dergleichen zierliche Redensarten von Elise wenig mehr gewohnt. Freundlich lächelnd umschlang er sie, die sich gehörig mit Lektüre vorbereitet hatte, und erwiderte: „Du beglückst mich sehr, Elise, mit dieser Versicherung. Glaube aber nicht weniger von mir: mein Herz ist nur dein. Ein ganz anderes Gefühl verbindet mich mit dem Freund.“ — „Du täuschest dich, Emil, doch bescheide ich mich. Ich schmeichle mir, zu deinem Glück nothwendig zu seyn. Du könntest meiner eben so wenig entbehren, als Norberts.“ — „Welche

Zusammenstellung! Bist du nicht mein Weib, mein geliebtes Weib?" — „Ich bin nicht so eitel, um zu glauben, daß ich deinem Verstande genüge. Dort ersetze mich der Freund, und ich ertrage gern die Nothwendigkeit, meinen Emil mit ihm theilen zu müssen." Sie wendete sich mit einem Seufzer ab, blinzelte in's Abendroth, daß ihr Auge glänzte, wie von einer Thräne, warf dann die Seide, die sie zupfte, hin und riß leidenschaftlich das Kind in ihre Arme. „Komm, du liebes Wesen!" rief sie, „ich konnte dich vergessen einen Augenblick? dich, meinen Trost?" — „Bedarfst du denn des Trostes?" fragte Emil bewegt. — Wie durch Thränen lächelnd, antwortete Elise: „Wie, du frägst! Wer ersezte mir deine Stelle, wann du auswärts bist? wer zeigte mir dein Antlitz, wann du dich finster von mir kehrst, wenn nicht diese Unschuldige, dein überraschend ähnliches Ebenbild?" — „Ich will nicht von dir mich wenden, will dich nicht mehr einsam lassen; ich verspreche dir's," betheuerte Emil mit wachsender Rührung: „mache mich nicht eifersüchtig auf die Kleine."

Erste, stumme Umarmung. — „Wenn uns Norbert sähe, jetzt, gerade so, wie wir standen, da er zu uns eintrat," hob Emil an, „seine üble Laune würde dem edelsten Mitgefühl Platz machen." — „Glaubst du, mein geliebter Mann? Du magst Recht haben; ich kenne die Welt nicht, vor allem nicht die Männer; doch selbst noch nicht aus dem Grunde, du loser Schelm! doch traue ich den Verehlichten, die für Weib und Kind zu sorgen haben, mehr Gefühl zu, als den Hagestolzen. Die meisten sind grämliche Sonderlinge, eigensüchtige Menschen, die nicht lieben, die nur hassen, die nicht trösten, die nur verwunden. Möglich, daß Norbert nicht gerade der Schlimmsten einer ist; aber seine Launen hat er, seine wunderlichen, schwer zu ertragenden Launen." — „Woher weißt du das?" — „Ich will nicht davon reden, daß er oft mit mir barsch thut, daß er nicht selten auf eine beißende Art scherzt, die mir stets als wie auf meine Person gemünzt vorkömmt; ich will auch übersehen, daß er dich recht oft tyrannisirt, seine Ansichten, seinen Willen dir aufdringend, dich so zu sagen zwingend, zu thun, was dir widerstrebt. Das mag sich von euerm frühern Soldatenstand herschreiben; das geht mich nichts an, wenn es mich gleich als die Frau eines selbstständigen Mannes kränkt; ich will nur von den Klagen reden, die alle Dienstboten über ihn führen. „Willst du kennen den Herrn recht, so frag' nur seine Magd und Knecht" heißt es im Sprichwort. Dem Major kann man mit dem besten Willen nichts recht machen. Er ist krittlich, pedantisch, aufbrausend, unhöflich mit den Domestiken, und gibt ihnen hie und da, sobald sie etwas versehen, mittelbare Aufträge an die Herrschaft auszurichten, die nicht fein klingen. Ich habe dir bisher all dieses verschwiegen, und bitte dich auch — es war unrecht, daß ich es herausschwazte — keinen Gebrauch davon zu machen. Ich hätte vor unserm sonst so lieben Gast keine Ruhe mehr, weil er nichts vergißt, sondern alles nachträgt, was du nicht läugnen wirst." — „Wohl wahr," sprach Emil zögernd und nachdenklich, „daß Norbert ein eigenthümlicher Mensch ist; diese alle haben besondere Launen. Auch kenne ich seinen Jähzorn, er ist aber der beste Mann. Als einem solchen, als meinem besten Freund, als einem von Wunden und Schicksalen schwer heimgesuchten Offizier sollte ihm billige Rücksicht und Ehrfurcht und Gehorsam gegönnt werden, meine ich." — „O, wie gern stimme ich mit dir ein, guter Emil! doch bin ich stets in Angst, um seinetwillen meine besten Dienstleute zu verlieren. Ich nehme nichts übel, wie du weißt; nicht einmal, daß er unsere kleine Lina, die obendrein sein Pathchen ist, seit kurzer Zeit sehr zurückstoßend behandelt. Der Mann hat Grillen, und obschon bei reifen Jahren, kein weiblich Herz, das für ihn schlüge, kein Wesen, das ihn liebte um seinetwillen, das ihn pflegte um der Liebe willen! Das ist ein Unglück; gelt Emil! du ahnest dieses Unglück?" — „Elise! du Engel! Ich Glücklicher!"

Zweite stumme und lange Umarmung. — Elise spielte mit den Locken Emils. Diese magnetische Manipulation stimmte ihn noch weicher und hingebender. Elise sagte mit gedämpfter Stimme: „Du kannst so lieb seyn, Emil, wenn du nur willst — wenn nur nichts Fremdes dich von mir drängt. Wir waren vor Kurzem noch so ungestört zufrieden. Wie freue ich mich, heute einmal nach so langer Zeit den ganzen Abend mit dir zuzubringen! Heute wird gottlob der garstige Major dich mir nicht entführen! Was sag' ich aber da? der liebe Major! ist er denn nicht fortgegangen, um dich mir zu überlassen? muß ich ihm nicht danken?"

Dritte lange, seelenvolle Umarmung. — „Komm, Paulinchen, sey hübsch artig, mein Püppchen! Laß uns Alles aufbieten, des Vaters Stirne zu erheitern und ihm den Freund wenigstens für heute zu ersetzen." — „Papa! Papa!" — „Ach, Elise! du geliebte Lina! Es ist nichts auf der Welt, das ihr mir nicht doppelt zu ersetzen vermöchtet!" — „Du scherzest. Du sagst, was du nicht denkst." — „Wenn ich dir schwöre —" — „Du belügst dich selbst, Emil. Wenn wir dir Alles wären, warum verließest du uns so oft und gingest weit weg mit deinem Freunde?" — „Sein Wunsch — wenn ich ihn auch manchmal ungern erfülle — die Pflicht des Gastfreundes —" — „Das ließe ich gelten, wenn nur von einer Woche, von einem Monat der Gastfreundschaft die Rede wäre; aber du wünschest ja, den Major für immer hier zu fesseln?" — Schon wieder seufzte Elise, und fuhr mit der Hand über beide Augen, und strich sich die Stirne glatt. — „Es

war freilich — es war mein Wunsch," sagte Emil stockend und küßte der Versucherin Hände.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Februar.

(Fortsetzung.)

Neue Bauten und Anlagen. Oeffentliches und kirchliches Leben.

Der Verschönerungstrieb der Hauptstadt schafft fortwährend Neues, und die Commune bringt manche Opfer, die Bausünden der Vorzeit zu versöhnen, sorgt aber auch mit schöner Pietät dafür, die großartigen gothischen Denkmale, an denen die Stadt reich ist, von allem verunzierenden, ungehörigen Beiwerk zu befreien, das die Mikrologie der Jahrhunderte aufgeschichtet. Das Beispiel der Metropole wirkt auch auf die Provinzialstädte, und in einem Liegnitzer Lokalblatte las man den Vorschlag, einen Aktienverein für Verschönerungen in jener Stadt zu gründen. Eine der wesentlichsten wäre zunächst, den Anblick der Bettelei zu beseitigen; vielleicht, indem man eine Einrichtung des Oberpräsidenten der Provinz Preußen nachahmte, der eine Menge Arme, zu dem niedrigen Pflegegelde von zwölf bis fünfzehn Thalern jährlich für die Person, bei den masurischen Bauern des wenig bevölkerten Kreises Olezko unterbringen läßt. — Wir haben jezt in Schlesien ein Zillerthal, wie die Tyroler; denn so heißt die Kolonie der ausgewanderten Zillerthaler, welche durch die Huld unsers Königs in seiner Domaine Erdmannsdorf Aufnahme fanden, wo ebenso wie auf den Herrschaften Kamenz und Seitendorf großartige Schöpfungen in's Leben treten; dort durch den König selbst, hier durch den Prinzen Albrecht von Preußen und seine Gemahlin. Die ganze Tyrolercolonie, von Erdmannsdorf bis Seidorf, am Fuß des Hochgebirges, macht durch ihre stattlichen isolirten Häuser, wie durch deren innere Einrichtung, einen eigenthümlichen Eindruck auf den Reisenden. Der Tyroler Landwirth, im Gegensaz zu unsern Wirthschaften, richtet mit all seiner beweglichen Habe, Vieh und Nothdurft, sein Leben unter einem einzigen Dache ein, ganz wie in Polen, nur mit dem Unterschiede — der Reinlichkeit. Am 17. Dezember fand die feierliche Einweihung der von dem König neu gegründeten Schule Statt, in Gegenwart des von ihm verordneten Tyrolercomités.

Außer Erdmannsdorf und Kamenz, dem ehemaligen prächtigen Cisterciensertloster, ist noch das Schloß Matzdorf bei Lähn (zwei Meilen von Hirschberg) ein Punkt, der in die Reihe der großartigsten Anlagen in unserem Gebirge gehört. Der Besitzer, Roland aus Löwenberg, hat hier mit großen Kosten einen höchst anmuthigen und imposanten Lustsiz erbauen lassen, und der Park daneben wird von einem Gärtner des Fürsten Pückler auf wahrhaft bezaubernde Weise angelegt. Die Umgebungen sind reizend und unterstützen nah und fern die rege bildende Hand der Kunst. So ist z. B. ein Grund vorhanden, der dem vielgerühmten zu Fürstenstein nichts nachgeben soll. Das schlesische Gebirge stellt dem Auge des Reisenden jezt einen Kranz schöner Lustsize dar; es scheint überhaupt eine neue Epoche für tellurische Aesthetik in Schlesien zu beginnen, meist durch fürstliche Hände herausgeführt, und mit dem Selbstzweck des Schönen verbinden sich dabei von selbst eine Reihe segenvoller Nebenzwecke in der öffentlichen Betriebsamkeit. Auch der herrliche Park zu Dyhernfurt, die Schöpfung des edeln Ministers Grafen Hoym, soll durch den jezigen Besitzer, General von Stranz, Gemahl der Prinzessin Biron von Kurland, künftig neue Anlagen und nöthig gewordene Restaurationen erhalten, wie ich höre. Möchte nur das schöne Vermächtniß des Fürsten Hohenlohe-Ingelfingen, der Park zu Scheitnich, einer der schönsten Gesellschaftsplätze Breslaus, von den Privathänden, in denen er sich jezt befindet, nicht gar zu stiefväterlich behandelt werden; wir wollten die Kunstüberladungen aus jener Zeit, wo der liberale Fürst für Schlesiens Hauptstadt die großartigsten Honneurs machte, und seit der wir so zu sagen die Linie passirt sind, darin gern vermissen. Bis auf die Trajanssäule mit dem Standbilde Friedrich Wilhelms II. von Hotz und ein paar verfallenden Tempeln ist nichts mehr vorhanden. Die Reiterstatue des großen Friedrichs, in kläglichem Zustande, steht in einem Küchengarten und Sperlinge nisten darin, ohne allen Respekt vor der preußischen Geschichte.

Das schlesische Munizipalwesen entwickelt sich immer erfreulicher in dem Prinzip der Oeffentlichkeit. Die meisten Städte geben in Zeitungen und Zeitschriften eine Darlegung ihres Stadthaushaltes, und der von Frankenstein wird als der wohlgeordnetste gerühmt. Ebenso erwähnenswerth sind die Fortschritte echter Humanität, wie sie sich fast überall in Schlesien durch die Gründung von Kinderbewahranstalten, Bürgerrettungsinstituten, Gewerbschulen, Leichenhäusern, Frauen- und selbst Mäßigkeitsvereinen 2c. vielseitig manifestiren. Die Industrie greift immer mehr zum Dampf, die Oekonomie berücksichtigt Baumkultur, Bienenzucht und Seidenbau, und es ist nicht zu verkennen, wie auf dies mannichfache Streben die „Schlesische Chronik" als Organ für das Gesammtinteresse der Provinz fördernd wirkt, nächst ihr die beiden Zeitungen, die ihre Tendenzen nun als echte Spiegel der Gegenwart wahrhaft erfüllen, während sie früher in sehr indifferenter Einseitigkeit beharrten. Wie ehrenwerth dabei der wahre christliche Geist zwischen den beiden herrschenden Confessionsparteien im Allgemeinen walte, bethätigt sich durch mancherlei neue Beispiele. So ward vor Jahren in dem Badort Altwasser ein Simultanschulhaus erbaut, und nur eine dünne Wand trennte die Kinder der verschiedenen Confessionen. Die jezigen Lehrer wurden Freunde und ließen auf ihre Kosten die Scheidewand durchbrechen, die das bezeichnete, was Tiber und Elbe geschieden. Das Eine Haus ward nun auch Eine Schule und Wohnung; nichts störte bisher die Harmonie der wackern Männer. Einig in der Hauptsache, achtet Jeder der andern Lehre Kirchenthum, und die Schüler rechts, die Schüler links wachsen in gleicher Liebe, wie sie an den Lehrern sehen, in's Leben heraus, nichts ahnend von dem, was die heutigen kirchlichen Wirren veranlaßte. Um so widerlicher erscheint die Proselytenmacherei, wie jüngst die „Schlesische Kirchenzeitung" sie erzählte. In der ganz katholischen Gegend von Langwasser und Reichenstein soll ein dem Anschein nach nicht ungebildeter Mann über die Felder gegangen seyn, und die Hirtenkinder mit Traktätchen aus dem Hamburger Vereine beschenkt haben, so daß ein katholischer Geistlicher sich veranlaßt sah, dagegen ernstlich aufzutreten.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 6.

Sonnabend, 9. März 1839.

Register zur Allgemeinen Zeitung.

Das Register für den Jahrgang 1838 der Allgemeinen Zeitung ist so eben im Druck fertig geworden, und zum bekannten Preise durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Stuttgart und Tübingen, März 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[102]

24 Holzschnitte zu Schiller's Werken.

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Holzschnitte

zur Taschen-Ausgabe von

Schiller's Werken in zwölf Bänden.

Erste Lieferung:

W. Tell — Vieilleville — Abfall der Niederlande — Wallenstein's Tod — Wallenstein's Lager — Die Räuber.

Preis 15 kr. oder 4 Gr.

Der Beifall, dessen sich unsere neueste Ausgabe von

Schiller's sämmtlichen Werken in 12 Bänden, Taschen-Ausgabe,

zu erfreuen hat, veranlaßte uns zu dieser Reihenfolge von 24 Holzschnitten im Format derselben, und besonders für diese gefertigt.

In Wohlfeilheit des Preises schließt sich die Illustration dieser Ausgabe selbst vollkommen an.

Die vier Lieferungen je von sechs Holzschnitten werden zusammen nur 1 fl. oder 16 Gr. kosten.

Stuttgart und Tübingen, März 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[92] Im Verlage von G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen:

Jam. Mill's

Geschichte des britischen Indien.

Nach der 3ten englischen Original-Auflage übersetzt. 1ster u. 2ter Band. gr. 8. Preis 3 Thlr.

Die größte englische Colonie, Ostindien, zieht mit Recht immer mehr die allgemeine Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf sich. Sie hat dem Mutterlande höchst wichtige, unerschöpfliche Hülfsquellen eröffnet; weßhalb England Alles daran setzt, diese große Besitzung sich für die Dauer zu erhalten. Mill's kritische Geschichte des britischen Indien spricht sich höchst freimüthig über die englische Politik in Bezug auf Indien aus. Er lobt die lobenswerthen Einrichtungen, aber er rügt fast noch stärker die vielen Mißgriffe der Regierung.

Goethe's Werke.

Ausgabe in zwei Bänden.

Mit acht Stahlstichen und einem Facsimile der Handschrift Goethe's.

Format wie Schiller in Einem Bande.

Ladenpreis für beide Bände 32 fl. oder 18 Rthlr. 12 Gr.

Diese mit einer Anzahl nie gedruckter, ja zum Theil erst jetzt (durch die Ordner seines Nachlasses) aufgefundener Gedichte und dramatischer Fragmente des großen Dichters bereicherte Ausgabe reiht sich im Formate ganz der von Schiller in Einem Bande an. In Schönheit des Papiers und Druckes übertrifft sie noch unsere neueren Ausgaben von Schiller, welche so allgemeinen Beifall gefunden haben, und ist überdies durch eine Reihe von Stahlstichen nach den ausgezeichnetsten Künstlern geschmückt.

Wesentlich unterscheidet sich diese Ausgabe von allen früheren:

1) Durch übersichtliche Zusammenstellung und Aufeinanderfolge des Gleichartigen und Verwandten.
2) Durch vieles bisher Niegedruckte, das, wie eben gesagt, neuhinzugekommen, und zwar aus allen Gattungen der Poesie, namentlich **Lieder, Distichen, Epigramme, Invectiven, Gedichte zum Divan; Fragmente vom ewigen Juden, von Hanswursts Hochzeit, von Tragödien, Singspielen und Romanen, Schema einer Fortsetzung der natürlichen Tochter** und der **Pandora**; ein Lustspiel: **die Wette**; endlich eine große Anzahl neuer Marimen und Reflexionen, so wie interessante biographische Einzelnheiten, die theils in die Annalen eingeschaltet, theils einzeln abgedruckt worden.
3) Durch Angabe der Zeit, in welcher jede Production entweder entstanden, oder doch zuerst durch den Druck bekannt gemacht worden. Dieser Anzeige ist ein sehr genaues Inhalts-Verzeichniß hinzugefügt, und das Neuhinzugekommene immer mit einem Sternchen bezeichnet.

Stuttgart und Tübingen, Februar 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[64] Die

Leipziger Allgemeine Zeitung

für

Buchhandel und Bücherkunde

erscheint für **1839 wöchentlich 3 Mal**, Dienstag, Donnerstag und Sonnabend. Die Sonnabend-Nummer enthält wissenschaftlich geordnete

Bibliographie

der in Deutschland, Frankreich, England, Italien, Holland, Rußland &c. &c. erschienenen Werke. Das allmonatlich erscheinende

Recensionen-Verzeichniß

sämmtlicher in deutschen Zeitschriften recensirten Bücher wird von der Zeitung auch getrennt abgegeben.

Preis der Zeitung, jährlich 156 Nummern: 4 Rthlr.
Preis des Recensionen-Verzeichnisses 12 Doppel-Nummern: 1 Rthlr. 8 Gr.

Probenummern sind in allen Buchhandlungen zu haben.

☞ **Passende Correspondenz-Nachrichten werden dankbar angenommen und angemessen honorirt.**

Leipzig, im Jan. 1839.

J. J. Weber.

---

[62] Bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin sind folgende neue Bücher erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Beyer, A. (Dr. und Königl. Preuss. Reg.-Arzt), Enchiridium medicum, ad modum Joh. Koempfii curavit. 8. maj. 2 Rthlr.

Burmeister, H. (Prof. in Halle), Handbuch der Entomologie, 2ter Bd. 2te Abthl., 1ste Hälfte. gr. 8. 2 Rthlr.

Hecker, J. F. C. (Prof. in Berlin), Geschichte der neueren Heilkunde; 1stes und 2tes Buch: die Volkskrankheiten von 1770, — die Wiener Schule. gr. 8. 3 Rthlr. 6 Gr.

Rayer, Dr. P. (in Paris), theoretisch-praktische Darstellung der Hautkrankheiten; nach der zweiten durchaus verbesserten Ausgabe des Originals in deutscher Uebertragung herausgegeben von Dr. H. Stannius (Prof. in Rostock). 3ter und letzter Band. gr. 8. 2 Rthlr. 12 Gr.
Alle 3 Bände 7 Rthlr. 12 Gr.

Rust, Joh. Nep. (Königl. Preuss. Präsident etc. in Berlin), Helkologie, neue Bearbeitung. 4tes u. 5tes Heft, 24 Bogen Text und 4 ausgemalte Kupfertafeln. Folio. 3 Rthlr. 8 Gr.

v. Siebold, E. C. J. (Prof. in Göttingen), Versuch einer Geschichte der Geburtshülfe. 1ster Band. gr. 8. 2 Rthlr.

Troschel, M. (Dr. und Docent in Berlin), Lehrbuch der Chirurgie, zum Gebrauch bei Vorlesungen und für praktische Aerzte und Wundärzte; in 3 Bänden. 1ster Band. gr. 8. 2 Rthlr.
Die beiden folgenden Bände erscheinen auch noch in diesem Jahre.

---

[74] In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Würtembergische Jahrbücher

für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie.

Herausgegeben von

J. G. D. Memminger.

Jahrgang 1837. Zweites Heft.

Subscriptionspreis 1 fl. 12 kr. — Ladenpreis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

Chronik. Kriegswesen im Jahre 1837. — Bevölkerung am 15. December 1837. — Abhandlungen.

Aufsätze und Nachrichten. Die Erziehungs-Anstalt zu Stetten im Remsthale. — Ueber den Feuerungsbedarf der Stadt Stuttgart und das Steigen der Holzpreise. — Zur Geschichte und Beschreibung alter und neuer Büchersammlungen im Königreich Würtemberg, insbesondere der k. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart und der mit derselben verbundenen Münz-, Kunst- und Alterthümer-Sammlung. — Ertrag der Wirthschafts-Abgaben mit einer Uebersicht der Wirthschaften und Getränke-Fabriken. — Alterthümer. 1. Die neu entdeckte römische Stein-Inschrift in Meimsheim und das römische Bildwerk auf dem Stocksberg (am Heuchelberg). — 2. Amtliches Verzeichniß der 1785 zu Köngen entdeckten römischen Alterthümer. — 3. Neue Erklärung der Kapelle zu Belsen. — 4. Nachrichten (des Herrn Hofraths Hammer) von den altdeutschen Grabhügeln und Opferhügeln in der Umgegend von Kirchberg und von dem Ergebniß ihrer Aufdeckung im Sommer 1837. — 5. Bericht des Herrn Dr. Justinus Kerner, O. A.-Arztes zu Weinsberg und Mitglieds des Vereins für Vaterlandskunde, an den Verein über neue Entdeckungen römischer Alterthümer zu Mainhardt. — 6. Entdeckung eines römischen Gebäudes bei der Stadt Lauffen. — Das Gauch-Gericht zu Pfaffenhofen. — Accords-Verhandlung mit dem Maler Stauff aus Luzern über die Decken-Gemälde in dem vormaligen Schlosse zu Winnenthal. — Literatur von dem Jahr 1837.

Stuttgart und Tübingen, im Febr. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[73] Bei Endesgenanntem ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Systematische Darstellung

der

Gesetzgebungskunst,

sowohl nach ihren allgemeinen Principien, als nach den, jedem ihrer Haupttheile, der Civil-, Criminal-, Polizei-, Prozeß-, Finanz-, Militär-, Kirchen- und Constitutions-Gesetzgebung, eigenthümlichen Grundsätzen

in vier Theilen

von

Dr. Karl Fr. Wilh. Gerstäcker,

Assessor der Juristen-Facultät zu Leipzig.

Dritter Theil,

welcher die Principien der Polizei, Criminal- und Civilgesetzgebung so wie, als Einleitung in die Prozeßgesetzgebung, Betrachtungen über den Beweis der Wahrheit vor Gericht und die Unentbehrlichkeit des Geschwornengerichts für die Criminaljustiz enthält. Preis 2 Rthlr. 8 Gr.

Der vierte und letzte Theil wird im künftigen Jahre erscheinen.

Frankfurt a. M., im Dec. 1838.

August Osterrieth.

---

[75] So eben erschien in der Verlagshandlung von *Duncker & Humblot* und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kallenfels

von

A. von Sternberg.

Roman in zwei Bänden.

Preis in eleg. Umschl. geh. 3½ Thlr., roh 3⅓ Thlr.

Der diesem neusten Roman des beliebten Verfassers zum Grunde liegende Gedanke ist, wie er am Schlusse desselben ausgesprochen wird: „das Hinweisen auf das dunkele Gespenst, das mitten durch unsere glänzende Civilisation schreitet und das kein Zauberspruch bannen kann.“ Es wird, um das volle Interesse des Publikums auf das Werk zu lenken, genügen, wenn wir hinzufügen, dass jener Gedanke sich entwickelt an der spannendsten Handlung, an den plastisch gezeichnetsten Charakteren, in der glänzendsten Darstellung. Das „sociale Leben und dessen Krisis“ in allen Sphären der Gesellschaft wird uns dargelegt; die Aristokratie der Geburt und des Geldes, der moderne literarische Weltschmerz und die Gourmandie der Tafel, wie das jammervollste Elend und das reichste und tiefste Gemüthsleben finden auf gleiche Weise ihre Repräsentanten. Die Scene ist vorzugsweise, Hannover, Wien und Paris.

---

[86] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Correspondenzblatt

des

königl. würtemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XIV. Jahrgang 1838.

Zweiter Band. Erstes und zweites Heft.

Mit einer Steintafel.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. oder 2 Rthlr.

Inhalt des ersten Heftes:

I. Aufsätze und Abhandlungen. 1) Chemische Untersuchung der Clevner-Trauben, besonders in Bezug auf ihre Aroma. 2) Ueber die Gewinnung des Runkelrübensamens, besonders der weißen schlesischen sogenannten Zuckerrübe. II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise. 1) Auszüge aus den Protocollen der Centralstelle. a) Beiträge zur Bibliothek. b) Beiträge zu den Sammlungen. 2) Bekanntmachung erloschener Patente. III. Beiträge zur Vaterlandskunde. Zwölfter und dreizehnter Jahresbericht über die Witterungs-Verhältnisse in Würtemberg, von den Jahren 1836 und 1837. IV. Auszüge und Notizen. 1) Ueber die Keimfähigkeit unreifer Samen, so wie über einige Pflanzenspecies, welche bloß Varietäten sind. 2) Oel und gebrannter Kalk zur Beförderung der Samenkeimung. 3) Benutzung der Roggensaat als Grünfutter. 4) Ueber die Heitzung der Zimmer nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Physik. 5) Ueber die Verfälschung des Carmins. 6) Praktischer Nutzen der Naturbeobachtung. Hohenheim. Ankündigung der Vorlesungen bei der königlich würtembergischen land- und forstwirthschaftlichen Lehranstalt für das Winterhalbjahr 1838–1839. V. Literatur. Der Weinbau im Königreich Würtemberg, vollständig dargestellt. Meteorol. Tabellen aus Stuttgart 1838. Tab. VII. und VIII. Juli und August.

Inhalt des zweiten Heftes.

I. Aufsätze und Abhandlungen. 1) Bericht über die in einem Theil des Oberamts Welzheim und anstoßenden Wohnorten des Oberamts Backnang herrschende Viehseuche, Knochenbrüchigkeit, auch Gliederkrankheit genannt. 2) Ueber Dünger-Produktion. 3) Beschreibung des Verfahrens, welches der Verein für Zuckerfabrikation aus Runkelrüben im Kleinen zu Ludwigsburg im Frühjahr 1838 angewendet hat. 4) Ueber die im Handel vorkommenden Zuckersorten. 5) Ein vereinfachtes und wohlfeiles Verfahren, um den in den Runkelrüben enthaltenen Zuckerstoff zu gewinnen. 6) Land- und hauswirthschaftliche Notizen. 7) Ueber eine Getreideputzmühle. II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise. 1) Auszüge aus den Protocollen der Centralstelle. a) Ertheilung der gnädigst ausgesezten Jahrespreise für das Jahr 1838. b) Ertheilung der Preise an die

Zöglinge des land- und forstwirthschaftlichen Instituts in Hohenheim. c) Patentertheilungen. d) Beiträge zu den Sammlungen. e) Beitrag zur Bibliothek. 2) Das landwirthschaftliche Fest zu Kannstatt. 3) Bekanntmachung erloschener Patente. III. Beiträge zur Vaterlandskunde. 1) Bemerkungen über den Anbau der Futterkräuter und des Viehstands im Cameralamtsbezirk Herbrechtingen. Vergleichung des Jahrs 1819 mit dem Jahr 1836. 2) Zwölfter und dreizehnter Jahresbericht über die Witterungs-Verhältnisse in Würtemberg, von den Jahren 1836 und 1837. IV. Auszüge und Notizen. 1) Ueber die gefrornen Kartoffeln. 2) Ueber die Veränderungen der Kartoffeln durch Erfrieren. 3) Giftiger Dunst fanlender Kartoffeln. 4) Ueber die Schädlichkeit der Ausdünstung von gefrornem Weißkohl. 5) Mittel, die Brunnenkresse von den sich oft daran hängenden Wasserinsekten und Larven zu reinigen. 6) Ueber eine Verunreinigung der Bettfedern mit Bleiweiß. 7) Ueber leichte und schnelle Bereitung von Copalfirniß. 8) Notiz über kupferne Kaminröhren. V. Literatur. 1) Ueber Oefen- und Herd-Einrichtungen mit hauptsächlicher Berücksichtigung der Holzersparniß; von Louis von Yelin, k. würtembergischer Hauptmann. 2) Systematische Anleitung zur Kenntniß der Pflaumen. Oder: das Geschlecht der Pflaumen in seinen Arten und Abarten. Von G. Liegel, Apotheker zu Braunau; vieler Gesellschaften Mitglied. 3) Feuerordnung für kleine Städte und Dörfer. Entworfen, so wie mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet von Fried. Teichmann. 4) Ueber Schnecken, Krebse und Frösche; oder Anleitung, wie sie gefangen, gezogen, gemästet und als Speise auf die schmackhafteste Art zubereitet werden sollen. Nebst einer Anweisung, wie Schneckengärten und Fischteiche angelegt und behandelt werden müssen. Meteorol. Tabellen aus Stuttgart 1838. Tab. IX. und X. September und Oktober.

Stuttgart und Tübingen, im Febr. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[14] In Augsburg bei Kollmann — München bei Palm — Landshut bei Krüll — Passau, Regensburg bei Pustett — Nürnberg bei Riegel und Wießner — Stuttgart bei Neff, Wien bei Gerold ist die sehr belehrende Schrift in einer zweiten verbesserten Auflage zu haben:

☞ Vom Wiedersehen.

Wohin gelangen wir nach diesem Leben?
Werden wir uns da wiedersehen?
Wie ist da unser Loos beschaffen?
Gründe für die Unsterblichkeit
der menschlischen Seele und Betrachtungen über
Tod, Unsterblichkeit und Wiedersehen.

8. broch. Preis 8 Gr. oder 36 kr.

Diese von Dr. Heinlchen herausgegebene Schrlft gibt über obige Fragen sehr delehrende Aufschlüsse, führt die Beweisgründe eines bessern Daseyns, — eines Fortledeus nach dem Tode an, und so ist dieses Buch Frohen zur Belehrung und Trauernden zur Tröstung zu empfehlen.

---

[76] Bel **Wilhelm Einhorn** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leben und Thaten Emerich Tököly's und seiner Streitgenossen. Ein Drama aus der ungarischen Geschichte. broch. 18 Gr.

Der Verfasser rollt uns in diesem Werke ein charaktervolles Bild eines Volkes auf, das in alter und neuer, ja neuester Zeit die Aufmerksamkeit Europas in vielfacher Beziehung erregt hat. Dichtung und Wahrheit ist dieser durch dramatische Behandlung belebten Darstellung innig verwebt, und zugleich geschichtliche Wahrheit mit echt nationaler Charakterzeichnung auf das glücklichste vereint. Großes Interesse dürfte diese Schrift auch in sofern erregen, als sie dem in unsrer Zeit wieder mannichfach bestrittenen Werth des Protestantismus und die hohe Nationalkraft eines edlen Volkes im Kampfe für seine geistige Freiheit zur lebendigen Anschauung bringt.

---

[81] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Zur Geschichte und Beschreibung
alter und neuer
Büchersammlungen
im Königreich Würtemberg,

insbesondere der K. öffentl. Bibliothek in Stuttgart und der mit derselben verbundenen

Münz-, Kunst- und Alterthümersammlung.

Von Prof. C. F. Staelin,

Bibliothekar und Aufseher der Königl. Münz-, Kunst- und Alterthümersammlung.

8. Preis 45 kr. oder 12 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Febr. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[87] Bel **E. Anton** in Halle ist so eben erschienen:

Ulrici, Dr. H., Ueber Shakspeare's dramatische Kunst und sein Verhältniß zu Calderon und Goethe. gr. 8. 38 Bog. geh. 2 Rthlr.

Inhalt:

1) Ueberblick über die Geschichte des englischen Dramas bis zum Zeitalter Shakspeare's. Seite 1 — 57.
2) Shakspeare's Leben und Zeitalter. S. 58 — 135.
3) Shakspeare's dramatischer Styl und poetische Weltanschauung. S. 136 — 179.
4) Kritik der einzelnen Shakspeare'schen Dramen. S. 180 — 503.
5) Calderon und Goethe in ihrem Verhältniß zu Shakspeare. S. 504 — 595.

Für Leihbibliotheken und Lesevereine.

[80] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gesammelte Erzählungen
von der
Verfasserin der Bilder des Lebens.

Erster Band.

35 Bogen.

8. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Inhalt:

Dürftigkeit und Ueberfluß, in zwei Doppelschilderungen. — Die Nacht im Juragebirge. — Paul und Josephine, oder die Schmuggler vom Jura. — Der schweizerische Pflanzer am Ohio.

Stuttgart und Tüdingen, Febr. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 60.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 11. März 1839.

— Des Reimes schmetternder Trommelschlag,
Was sagt uns sein Gewirbel,
Lermend und lermend mit Gleichgetöne?

Klopstock.

Glosse.

Viele Spiele darfst du feiern,
Darfst dich necken mit dem Reim,
Dies nur sag' ich im Geheim:
Dichter, tanze nicht auf Eiern!

Dieses Lebens Ernst zu stören,
Trat die Poesie hinein,
Um ein Lächeln selbst zu seyn;
Unsre Tage zu verklären,
Sollte sie uns lächeln lehren;
Wo kein Wunder ist geschehen,
Ist kein Glücklicher zu sehen.*
Um ein Lächeln zu entschleiern,
Müssen Spiele wir begehen:
Viele Spiele darfst du feiern.

Sitze stets auf meinen Händen,
Reim, du prächt'ger Dichterfalk.
Doch in Lüften schwebt der Schalk,
Und die Zeile will nicht enden,
Die wir auf dem Ambos wenden;
Faß' ihn an dem bunten Flügel,
Blend' ihn mit dem Zauberspiegel;
Fang' mit Honig ihn und Leim,
Wirf ihm über'n Hals den Zügel:
Darfst dich necken mit dem Reim.

Zu der Schaar von jungen Rossen,
Wildgewöhnt in Wüstenei,
Schleichet der Tartar herbei,
Und die Schlinge kommt geschossen,
Sitzt dem Huf wie angegossen:
Hinkend kommt das Roß gegangen.
So wird auch der Reim gefangen;
Ach, wie hinket oft der Reim!
Beisset grimmig in die Stangen:
Dieses sag' ich im Geheim.

Aber bändigst du die Reime:
Mäßig bleib' in ihrer Zahl,
Folge du Apollo's Wahl,
Denn er lenket nur vier Zäume
Durch die weiten Himmelsräume.
Stets auf einer Saite leiern
Macht die Reime gern zu Schreiern,
Und der schwerste Gaukeltanz
Bringt doch keinen Lorbeerkranz:
Dichter, tanze nicht auf Eiern!

A. v. Maltitz.

* Schiller: Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu seh'n.

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

Elise lächelte, indem sie hinwarf: „Wir wünschen heute, was uns morgen leid thut. Nicht die Stirn gerunzelt, Männchen! Ich meine nicht dich, sondern den Major selber. Gib Acht, er bleibe dir nicht, er verläßt dich nächstens. Ich will ihn darum nicht schelten. Nicht, als ob ich das Geringste gegen ihn hätte! Nein, er ist mir lieb, weil du ihn liebst, und du weißt, daß ich ihm thue, was ihm an den Augen abzusehen ist. — Allein die Unstetigkeit seines Charakters und Lebens wird ihn nicht bei uns dulden. Ich verarge es ihm nicht, daß er so oft sich von uns entfernt und dich zu verlocken sucht. Was soll er, der Einsame, bei dem Schauspiel unseres Glücks? Nein, er ist nicht an seinem Platze, unsere Zärtlichkeit muß ihn unsanft berühren; sogar die heilige Liebe zu unserem Kinde muß ihn auf die Länge ärgern, ihn, der nicht Gatte, nicht Vater ist. Es war grausam von dir, ihn zu einer Tafel zu laden, die keine Erquickung für ihn darbietet, recht grausam. — Nicht wahr, mein Herz?“

Vierte und längste Umarmung. — Mit ihren Romanbrocken zu Ende, aber auch mit ihrem Werke beinahe zu Stande, wußte nun Elise, ihr alltägliches Deutsch zu Markte tragend, liebend, küssend dem Gatten das Versprechen abzugewinnen, daß er den Major nicht zurückhalten wolle, wenn derselbe einst von Falkenau zu scheiden begehren sollte. Triumphirend verließ sie den, wie betäubt Zurückbleibenden. „Wir haben's gewonnen, Lina,“ flüsterte sie dem Kinde in's Ohr und brüstete sich vor dem Spiegel. Da hörte sie ein Pferd traben. Sie sah, wie des Majors Bedienter den Salamander auf dem Hofe hin und her führte. Ein Dolch ging durch ihr Herz. Sie rief aus dem Fenster: „Der Herr Major zurück?“ — „Schon lange,“ antwortete Elias; „der gnädige Herr haben mir beim Schlagbaum den Gaul übergeben und sind längst zu Fuß hereingekommen.“ — „Freut mich von Herzen!“ — „Abscheulich!“ zürnte sie, nachdem sie das Fenster verschlossen; „muß er gerade jezt erscheinen, um mir einen Querstrich zu machen?“ Sie wußte nicht, daß das Schicksal willens war, sie durch kurzes Leid zur dauernden Freude zu führen. Daher erstarrte sie beinahe vor Verdruß und Zorn, als Emil in starker Bewegung zu ihr eintrat, seinen Hut nahm und eilfertig sagte: „Ich weiß nicht, was mit Norbert vorgegangen ist. Er scheint außer sich und ladet mich ein, mit ihm nach dem Forsthause zu gehen. Ich muß dich auf ein paar Stunden verlassen.“ — „Wie, jezt? am dunkeln Abend? Mein Gott und Herr! Das ist zu arg! Wozu wird dich noch der Störefried vermögen!“ — „Ich muß doch wissen —“ — „Kaum ist der Unglücksmensch im Hause, so geht auch schon der Kummer wieder an!“ schluchzte Elise; „du versprachst mir doch so heilig —! — aber was sind deine Versprechungen? Der Verführer darf nur winken und du folgst ihm.“ — „Elise, ich schwöre dir —“ — „Laß mich! du hast mir schon heiligere Eide gebrochen!“ — „Elise, wie kannst du —?“ Die Erschütterung Falkenaus benutzend, versezte sich Elise in Wuth; „die Gegenwart jenes Mannes hat uns Alle elend gemacht!“ rief sie heulend. „Komm, Lina, komm, wir wollen vor dem fliehen, der uns nichts mehr seyn will, um nur dem Verführer zu gehorchen!“ Sie raffte das Kind auf, floh in's Nebenzimmer und schlug die Thüre heftig zu. Darob ergrimmt, verließ Emil mit demselben Getöse den Salon. — Erbost über den ungewohnten Troz des Mannes, eilte ihm Elise nach, riß die Saalthüre auf und schrie hinaus, ohne sich von der zusammenlaufenden Dienerschaft und dem herbeikommenden Major irre machen zu lassen: „Geh hin, geh hin, du undankbarer Mann, du gewissenloser Vater! geh! und laß dich nicht mehr vor mir sehen!“ Dann krachte die Thüre wieder zu und die Tragödie hatte ein Ende.

Der Major zog Emil mit sich fort, und nachdem sie in den Park gekommen waren, sprach er zum Freunde mit aufgeregter Stimme: „Gott behüte einen Jeden vor einem falschen, unsinnigen Weibe! Jezt seh ich ein, warum der gute Albrecht Dürer lieber eine freundliche Buhlin zum Weibe gehabt hätte, als eine tugendhafte Frau, die ihn zum Tode peinigte. Vergib mir, daß ich dich dieser Furienscene aussezte. Wozu kann uns eines Weibes Unverstand nicht verleiten? Was ich heute Morgen noch an Elise verachtete, hab' ich heut Abend selbst gethan. Einsam zu Fuß zurückkehrend, hörte ich euch zusammen reden, meinen Namen nennen, und der Satan hat mich geplagt, daß ich horchte. O der Schande! aber ich kenne nun meinen Freund durch und durch und bin froh, mir heute schon ein Asyl vor seinen Ränken bereitet zu haben. Es war ein thörichter Gedanke von mir, dir Alles, fern von deinem Hause, in weitläufiger Unterredung auseinander setzen zu wollen. Es genügt vollkommen, wenn ich dir gestehe, daß ich euch behorcht habe und daß ich nicht eine Nacht länger unter deinem Dache bleiben will. Leb wohl, leb wohl, ich bin zu sehr gekränkt, als daß ich noch, nachdem sie deine Ehre vor dem Dienstvolke preisgegeben, viele Worte machen könnte. Sag' ihr, sie solle getrost seyn, ich würde sie nie mehr belästigen; sag' ihr, daß ich ihr verzeihe um deinet- und um ihres Unverstandes willen. Schicke mir meine Bagage nach. Ich will's vor der Hand bei Auerbachs versuchen. Er erwartet mich mit offenen Armen, und seine Frau ist wenigstens ehelich genug, mir vorauszusagen, daß es mir nicht lange bei ihnen behagen werde. Es soll auch nur eine kurze Station seyn,

so Gott will. Ich werde noch ein Plätzchen finden, wo ich mein Haupt ruhig und ohne verrathen und verkauft zu seyn, auf's Kissen legen kann. Adieu, Bruder! Ich grolle dir nicht und werde von mir hören lassen. Adieu noch einmal und kein Wort mehr! Du hast deiner Elise geschworen, mich nicht zurückzuhalten; erfülle dein Versprechen und leb' wohl!"

Der arme Gastfreund Emil war zermalmt, als wäre er zwischen ein paar treibende Mühlsteine gefallen. Die Donnerworte des enteilenden Majors klangen unaufhaltsam in seinen Ohren, und dem Donnerwetter, das ihm Elise bereitet hatte, konnte er nicht ausweichen. Da er jedoch allein in's Haus zurückkam, da der unschuldige Asmodi definitiv aus dem Felde geschlagen war, ließ die Zürnende Gnade für Recht ergehen.

---

* Die Gastfreunde sind eine Episode aus einem noch unvollendeten Romane Spindlers. Dem „Gastfreunde in Falkenau" werden wir in wenigen Tagen die Fortsetzung und den Pendant im „Gastfreund in Hirlingen" folgen lassen.

A. d. Red.

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

(Fortsetzung.)

Die Begriffe, die sie sich vom Paradiese machen, sind kurz zusammengefaßt folgende: Wenn die Seele des Verstorbenen in der andern Welt ankommt, so führt man sie vor den Richterstuhl Gottes. Dieser sitzt unter einem prächtigen Zelte, Sidi Mohammed zu seiner Linken. Allah legt in eine Wagschaale, die der Prophet hält, die guten und bösen Handlungen der Verblichenen. Will nun der Wagehalter diesem wohl, so drückt er etwas auf die Schale, welche die guten Werke enthält, damit die der schlechten nicht zu tief sinke. Gott, vermöge seiner Allwissenheit, sieht es, thut aber, als ob er es nicht bemerkte, und läßt den Propheten schalten. Der Gläubige, würdig befunden, in's Paradies einzugehen, wird nun nach seinem Zelte geführt, wo er sein Roß und seine Waffen wieder findet. Unter dem Zelte ruht er auf prächtigen Kissen und die himmlischen Huris bringen ihm köstliche Getränke und Speisen. Die Zelte sind weiß, wie Lilien, und in üppigen, von schönen Bergen umgebenen Thälern aufgeschlagen, wo Milch und Honig fließt. Die kühlen Oasen und die Berge wimmeln von allerlei Wild, und um der Jagdlust zu fröhnen, fehlt es dem seligen Muselmanne niemals an Pulver. So schwimmt der unsterbliche Gläubige in einem unerschöpflichen Strome himmlischer Genüsse. Wie ihr Eden, so haben sie aber auch ihre Hölle. Erscheint ein Muselmann vor dem Throne des Richters, dessen Schale, in welche Allah die bösen Handlungen legt, zu tief sinkt, so wendet sich Mohammed hinweg und überläßt den Uebelthäter der Strenge des erzürnten Gottes. Dieser verurtheilt ihn zu den Qualen der Hölle, wo er sich mitten unter Christen und Juden in einer Art Ofen befindet, welcher mit Kohlen geheizt wird. Gemartert sowohl durch die schlechte Gesellschaft wie durch körperliche Schmerzen, ruft die Seele hier unaufhörlich die Glaubensformel. Endlich erscheinen die Diener, welche das Feuer unterhalten, und hören mit Entsetzen einen Gläubigen unter den Verworfenen; mitleidig sich nahend, fragen sie den unglücklichen Glaubensgenossen nach der Ursache seiner Verbannung aus dem Paradiese, nach seinem Namen und dem seiner Familie. Hierauf begeben sie sich zu Letzterer in die paradiesischen Gefilde und vermögen sie durch rührende Vorstellungen von dem Elende ihres Verwandten, sich beim Propheten für den Verurtheilten zu verwenden. Sidi Mohammed empfängt dergleichen Fürbitten mit Freundlichkeit und Milde. Gerührt von dem Elende eines Muselmannes, begibt sich der Prophet als Fürsprecher nach dem Zelte Allahs. Dieser erwidert ihm auf auf sein Gesuch: ich habe dir die Macht gegeben zu lösen und zu binden; du hast die Schlüssel des Paradieses und der Hölle, geh' und erlöse den Verdammten. Hierauf schickt Sidi Mohammed die Ordre nach dem Tartarus, den begnadigten Sünder zu erlösen. Geschwärzt durch den Kohlendampf, kann dieser nicht sogleich in's Paradies eingeführt werden. Huris werden gerufen, um ihn mit köstlichen Oelen und Salben zu waschen und lindernden Balsam in seine Wunden zu träufeln. Um ihn aber von den Uebrigen zu unterscheiden, behält er an jedem Ohrläppchen einen schwarzen Fleck. — Dies sind im Allgemeinen ihre Begriffe vom Jenseits, die noch unerschütterlich fest in ihren Herzen haften.

Die Ueberzeugung, daß keiner meiner umfassenden Plane unter diesen Menschen je in Ausführung kommen werde, wurde mit jedem Tag lebhafter in mir, und nach und nach reifte der Entschluß in meiner Seele, die erste Gelegenheit zu benutzen, um in den Schoos der Cultur zurückzukehren. Entschlossen trat ich eines Morgens in das Zelt des Chalifen und bat ihn um die Erlaubniß, zu meinem Pflegevater Haidsch Mustapha zurückkehren zu dürfen. Er willigte augenblicklich ein. Den folgenden Morgen sagte ich meinem treuen Freunde Abdallah, der meine Absichten kannte, Lebewohl, und begab mich auf den Weg nach Mascara. Dort angelangt, erfuhr ich, daß der Chalifa vor zwei Tagen mit seinen Truppen aufgebrochen sey, um wie Sidi Bukammedi den Tribut

zu erheben. Ich begab mich heimlich zum französischen Konsul und unterrichtete diesen von meinem Entschlusse, die Dienste Abd-el-Kaders zu verlassen. Er billigte ihn natürlich, wollte aber oder konnte mir keine hulfreiche Hand leisten. Er versicherte, mit Spionen umgeben zu seyn und nichts unternehmen zu können, ohne von den mißtrauischen Arabern auf's Aufmerksamste beobachtet zu werden. — Zwei Tage später reiste ich von Mascara ab, um mich zu Haidjch Mustapha nach dem vierzehn Stunden entfernten Lager zu begeben. Mein Pflegevater empfing mich mit unverstellter Herzlichkeit. Dieser liebevolle Empfang, so tief er mich rührte, konnte indessen meinen Entschluß nicht erschüttern. Im Lager bei Tlemcen hatte ich durch einen Courier des Haidjch-el-Habib die Nachricht erhalten, daß ein Wechsel für mich in Oran angekommen sey, den ich aber nur persönlich ausbezahlt erhalten könne. Ich ergriff diese Gelegenheit und bat Sidi Mustapha um Urlaub, um nach Oran zu gehen. „Mein Sohn," erwiderte er, „deine Bitte kann ich dir nicht gewähren. In Oran könnten dich die Christen festnehmen und dich wieder zu einem Ungläubigen machen, und wie sollte ich dies künftig vor dem Richterstuhle Allahs verantworten? Uebrigens hast du dies Geld nicht nöthig, ich bin reich genug, um dir Alles, was du brauchst, zu liefern." Mit diesen Worten überreichte er mir eine Börse mit zwanzig spanischen Thalern. — Ich mußte somit auf andere Mittel sinnen.

Das Lager war zu dieser Zeit in einem schönen Thale an den Ufern des Oued Mina, eines schmalen Flusses, welcher in der Nähe von Tekedempt entspringt und sich in den Chelif ergißt. Die Ebene des Oued Mina ist fruchtbar und gut bebaut.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Sudeten. Wintersaison in Gräfenberg.

Aus dem Hochgebirge meldet man, daß der winterliche Besuch diesmal besonders stark sey, und daß fast keine Woche vergehe, wo die Riesenkoppe (gegen 5000 Fuß Seehöhe) nicht bestiegen werde. Als wären die Sudeten, dieser mächtigste Gebirgszug Mittel- und Norddeutschlands, ein unbekanntes Dorf in Sibirien, so begegnete es vor Kurzem einem französischen Referenten für Londons bekanntes „Magazine of natural history and geography," daß er in einem Auszuge aus der deutschen Abhandlung des Dr. Gloger hierselbst, über die Säugethiere und Vögel des Riesengebirges, aus den Sudeten ohne Weiteres Schweden gemacht hat. Als Druckfehler ist der Schnitzer ein wenig unwahrscheinlich, und hätte doch wohl eine Berichtigung erfahren, stände die britische Geographie mit Schlesien und den Sudeten nicht offenbar auf sehr vornehmem Fuße. Nicht übel war es auch vor einigen Jahren, als ebenfalls eine englische Zeitung den urdeutschen Badort Pyrmont, nahe dem Schauplatze der welthistorischen Hermannsschlacht, keck und leicht nach Südfrankreich, in das Departement der Unterpyrenäen versezte. Was die französischen Zeitungen in geographischer Treue bisweilen leisten, ist bekannt genug, um sprichwörtlich zu werden. Der „Messager des Chambres" schrieb sogar einmal: „Schlesien ist die bedeutendste Stadt der preußischen Provinz Breslau." Und was will das dennoch sagen, wenn vor nicht gar langer Zeit ein Berliner Literat, der überall für einen geistreichen Mann galt, versicherte: die Grafschaft Glaz sey heut noch zum größten Theil von Kalixtinern und Taboriten bevölkert? Auf welche schreckliche Unwissenheit läßt dies im Allgemeinen schließen, wenn selbst Gelehrte manchen interessanten Theil der Monarchie, in der sie leben, nicht viel besser kennen, als die Eisfelder Grönlands! Die Grafschaft Glaz, dieser herrliche Bergkessel, in welchen der Warthapaß als ein schlesischer Thermopylä führt, hat überhaupt das tragische Schicksal, von vielen deutschen Geographen sehr schlecht gekannt zu seyn, und selbst Kannabich gehört zu ihnen. Nach- und mit ihm entnahmen ohne weitere kritische Untersuchung gewisse Encyklopädien und Pfenningmagazine aus Johann Hübners bekanntem Lexikon von 1759 die veralteten und zum Theil unrichtig gewordenen Angaben. Und doch ist die ehemalige Grafschaft in jeder Beziehung mehr, oder doch eben so interessant als der allen Winkeln nach durchkrochene und beschriebene Harz. — Möchten die lieben Engländer ihre Continentalreisen nur künftig en masse bis zu uns erstrecken, wie dies bisher nur von einzelnen gleich weißen Sperlingen geschehen. Wir haben eine große schöne Natur, eine wahrhaft nordische Schweiz; denn fehlen unserem Riesengebirge auch noch 12 — 1400 Fuß bis zur Linie des ewigen Schnees, so gibt doch die nördliche Lage, außer den Gletschern und eigenthümlichen Bergformationen der wirklichen Schweiz, schon eine vollkommene Alpennatur. Schade nur, daß unsere Schweiz durch ihre theilweise Unwirthlichkeit noch so sehr an die Nähe des Sarmatenlebens erinnert, d. h. in der Einfachheit, keineswegs im Schmutz, worin der Jude, der polnische Wirthshausinhaber, mit dem Polen wetteifert. Die ewigen Fastenspeisen in den Baudenwirthschaften des Hochgebirges werden einer gründlichen Fleischnatur zulezt äußerst lästig. Einer Negerin, Kinderwärterin bei einem englischen Gesandtschaftssekretär, der die Sudeten bereiste, waren unsere Taglöhner und Bergleute in der Arbeit die wichtigsten Gegenstände der Verwunderung. Sie fragte dabei, warum diese Sklaven, wofür sie die Leute hielt, es in jeder Art schlimmer, als die Schwarzen in ihrem Lande hätten? Es war ein übrigens ziemlich gebildetes Frauenzimmer von der Insel Sanct Thomas.

Die Wintersaison in Gräfenberg, die Priesnitz vorzugsweise empfiehlt, ist in diesem Jahre sehr en vogue. Als die bedeutendste Person, welche die für Damen immerhin heroische Kur brauchte, ward die Herzogin von Anhalt-Köthen genannt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 61.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 12. März 1839.

> Durch's Gewühle mit Müh', ein Ermattender, drängst du dich.
> Aus Carossen und sonstigem Pferdegespann, wie schrei'n
> Wagenlenker um dich! —
>
> Platen.

Reise- und Lebensbilder.

Von Franz Freiherrn Gaudy.

VI.

Der Molo von Neapel.

Goethe sagte von Neapel: „Wenn ich Worte schreiben will, so stehen mir immer Bilder vor Augen, des fruchtbaren Landes, des freien Meeres, der duftenden Inseln, des rauchenden Berges, und mir fehlen die Organe, das Alles darzustellen.“ Und wenn der Meister sich überwunden erklärt, wenn er die harmonische Schönheit der ruhenden Natur schildern soll, so darf ich wohl ohne Schamröthe eingestehen, daß ich an die Lösung der Aufgabe, das wildbewegte Leben des wildbewegtesten Theils von Neapel in einen Rahmen zu fassen und das bunte, schillernde Bild dem geistigen Auge vorzuführen, nur mit Zagen gehe. Ich sehe die schmale Zunge des Molo, diese ewig rührige, bewegliche, tobende Zunge Neapels; das lärmende Gewühl des Volks, die bunten Trachten, die langen Reihen der ruhenden Schiffe, die dahin gleitenden Barken, die Frucht- und Blumenhaufen, Laien und Mönche, Städter und Matrosen, Soldaten und Landleute, die brüllenden Esel, die noch lauter kreischenden Verkäufer — Alles wirrt und wimmelt, wogt und fluthet durcheinander. Ordnung in diese chaotische Verwirrung zu bringen, wer wollte es wagen? Mir ist, als ob ich einen Schwarm tanzender Mücken zählen sollte. Zehnmal habe ich schon die Feder weggeworfen, und den Dämon, der mir die Kapitelüberschrift diktirte, der mich zur Beschreibung des Unbeschreiblichen anlockte, vermaledeit. Ergeht es mir doch wie Faustens Pudel, als er leichtsinnig den Drudenfuß auf der Schwelle übersprang. Wo ich hineingeschlüpft, dort muß ich wieder hinaus. Die ersten Zeilen sind gesezt und der Setzer will sich von dem Pakt, zu dem ich mich durch den Titel verpflichtet, kein Komma abdingen lassen. — So mag er's denn. Ich werde kein Thor seyn und mich mit hyperboräischer Gewissenhaftigkeit abmühen, den wimmelnden Ameisenhaufen systematisch in Classen zu zerfällen, zu rubriziren. Hier gilt es, frisch in den vollen Haufen zu greifen, den ersten Besten zu haschen, mit zwei, drei Strichen flüchtig zu skizziren, den Gefangenen wieder loszugeben und den nächsten zu fassen. Pulce und Pulcinelle sind gleich schwierig zu fangen und festzuhalten.

Ich schlendere über den Largo del Castello und an der alten Veste vorüber, und lasse mich weder durch die lockenden Anschlagezettel des Teatro Fenice, noch von den wandhohen Schildereien, welche zu beiden Seiten des Teatro San Carlino hängen und die Scenen des

heutigen und morgenden Stücks in grellen Farben darstellen, versuchen; ich schließe die Augen vor den Bildern des brennenden Troja, des Teufelsspucks, der Räubergefechte, die das kleine Theater Sebeto dekoriren, verstopfe die Ohren gegen die aus der Leinwandhülle näselnde Stimme Pulcinells, und schreite fest und unerschüttert an dem vor der Eingangsthür aufgestellten Concert, mit weichem Trompetenbläserin, Paukenschläger und Triangelklimperer zum Besuch der Bühne einladen, vorüber, dem Molo zu. Ich gebe es Jedem auf, die Wasser- und Feuerprobe siegreich zu bestehen, weder rechts noch links zu blicken, stehen zu bleiben, sich umgarnen zu lassen. Wer Neapel kennt, weiß, was es sagen will, unangefochten jene Region zu durchmessen, und daß es schlechterdings unmöglich sey, zehn Schritte zu machen, ohne wenigstens von eben so viel Fiakern und Calessaren zum Fahren aufgefordert zu werden.

Die Zahl der auf allen Plätzen, an jeder Straßenecke bereit stehenden Wagen und Wägelein, zwei- und vierrädriger, ein- wie zweispänniger, ist Legio. Tausende liefert die Hauptstadt allein, fast eben so viel die umliegenden Städte Portici, Resina, Torre del Greco, Puzzuoli. Nicht einer bleibt lange unbeschäftigt. Der Nordländer spottet anfänglich der Trägheit des Italieners, die einem zehn Minuten langen Wege nicht gewachsen ist, und trozt auf sein rüstiges Fußgestell, auf die herrlichen Lavaplatten, welche das Pflaster bilden. Neapels Sonne weiß aber den guten Vorsatz des Zufußgehens wie so viele andere zu schmelzen; der Scirocco weht so lähmend, das Gedränge ist so lästig, der Kutscher redet so eindringlich zu, der Preis ist so niedrig gestellt. Ehe man sich's versieht, sizt man bequem im Wägelein und fliegt durch das Gewirr der zur Linken und Rechten auseinanderstäubenden Fußgänger, und nur von der Furcht gequält, niemals das Ziel erreichen zu können, ohne ein halbes Dutzend von den Rädern zermalmt zu sehen. Unnöthige Sorge; die Gewandtheit des Neapolitaners im Ausweichen ist eben so groß als die Vorsicht des Kutschers, troz dem, daß die italienische Kunst des Fahrens noch auf der niedrigsten Stufe steht; denn die Galeere ist die unvermeidliche Strafe für das Ueberfahren, und die Polizei wächst bei solchen Gelegenheiten gleichsam aus der Erde, um den Schuldigen vom Bock und in's Gefängniß zu werfen.

Du willst aber ausnahmsweise zu Fuß pilgern und wirfst beim ersten Anerbieten des Vetturin den Kopf etwas zurück, schließest die Augen und öffnest um ein Weniges den Mund, sagst also auf gut neapolitanisch: Nein! so bist du deßhalb der Dienstanerbietungen des dicht daneben stehenden Fuhrmanns noch keineswegs überhoben. Zehn, zwölf, so viel ihrer sind, rufen dich an; die Verschmähung des Vordermanns gilt dem Nachfolger nichts; jeder hegt die Ueberzeugung, daß du sahen müssest, daß er der von dir Begünstigte seyn werde. Von Weitem schon erhebt er als Einladung den Zeigefinger der rechten Hand gegen dich und beginnt, so wie du im Bereich seiner Stimme bist, mit immer kürzer werdenden Pausen seine Aufforderungen: 'Gnor'! (für Signore) — Musjuh! — Carozz' — Vettur' — volet? — andiam' — 'munt' (statt monte, wie der Vesuv par excellence benannt wird) — Portici — Castellamar'! — So geht es die ganze Reihe hinunter, und außer der Allocution des Rosselenkers wird dir noch deren vidimirte Copie von dessen dienstbarem Geist ausgefertigt.

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir mehrere Tage in dieser herrlichen Gegend zugebracht, zogen wir nach den Ufern des Chelif. Dieser Fluß entspringt in den Bergen, südlich von Miliana, und wirft sich zwischen Arzew und dem Vorgebirge Tenez in das Meer. Er ist der größte Fluß der Berberei und bewässert üppige, sehr reich bebaute Gegenden. Nach einigen kleinen Seitenwanderungen nach Mazouna und weiter gegen Norden kamen wir, immer den Ufern des Chelif folgend, bis in die Nähe von Medeah, der damaligen Residenz Abd-el-Kaders. Das Lager des Sultans befand sich zwei Tagereisen von dieser Stadt, auf dem rechten Ufer des Chelif. Nachdem Haidsch Mustapha das seinige auf dem linken Ufer aufgeschlagen, versammelte er die Spahis und befahl ihnen, sich den andern Morgen bereit zu halten, um ihn nach dem Lager Abd-el-Kaders zu begleiten.

An der Spitze seiner Reiter, mit fliegenden Fahnen und unter dem Geräusche der ihn begleitenden Musik, betrat Mustapha die Feldresidenz seines Fürsten. Vor dem Zelte desselben angekommen, stieg er vom Pferde und schritt dem Sitze zu, auf welchem Abd-el-Kader die Huldigung des Chalifen erwartete. Mustapha wollte ihm, der Sitte gemäß, die Hand küssen, aber der Sultan erhob sich und umarmte mit ungeheuchelter Herzlichkeit den Gatten seiner geliebten Schwester. Hierauf nahten alle Offiziere des Chalifen, um ihren Fürsten zu begrüßen. Als ich, das Knie beugend, die erlauchte Rechte ergriff und zu ihm aufschaute, begegnete ich seinem prüfenden, durchdringenden Blicke. In diesem lag ein Gemisch von Strenge und Sanftmuth, Stolz und Herablassung. Seine Lippen bewegten sich wie zu einer Frage, aber er schien die Ceremonie nicht unterbrechen zu wollen, und ich trat zurück, ohne ein Wort aus seinem Munde erhalten zu haben. Am Eingange des Zeltes stehend, bemerkte ich,

daß er, sobald er sich mit Mustapha und seinem Geheimschreiber allein befand, jenen nach mir fragte. Ein Wink desselben bestätigte meine Vermuthung. Der Sultan wies mir herablassend einen Sitz ihm gegenüber an. Hierauf fragte er weitläufig nach meinem Vaterlande und den bei uns herrschenden Gesetzen, Einrichtungen und Sitten. Obgleich er die Lage Deutschlands nicht genau zu kennen schien, so begriff er doch mit bewundernswürdiger Leichtigkeit die Zusammensetzung unserer Staatsmaschine. Er lieferte in dieser kurzen Unterhaltung die sprechendsten Beweise, daß sein Geist ihn weit über seine Landsleute erhebt.

Abd-el-Kader, obgleich klein, besitzt eine majestätische Haltung; der Umstand, daß er den Kopf etwas auf die linke Seite neigt, gibt dem stolzen Ausdruck seiner Haltung etwas Sanftes, Hingebendes. Er spricht mit hinreißender Beredtsamkeit die arabische Sprache in ihrer ganzen Reinheit. Sein Zelt ist dreißig Fuß lang und eilf Fuß hoch, ausgeschlagen mit feinem Tuch von verschiedenen Farben und verziert mit Arabesken und Halbmonden. Rings herum erblickt man Sittensprüche aus dem Koran. Ein wollener Vorhang theilt dieses Zelt in zwei ungleiche Hälften; hinten in dem kleinern Theile steht sein Ruhebett, aus einigen Kissen und Decken bestehend. Eine Hinterthür dient seinen Sklaven zum Ein- und Ausgange und führt nach einem Zelte, wo Abd-el-Kader seine Abwaschungen verrichtet. Ein Sclave wacht dort während dieser Verrichtung und Niemand darf sich alsdann dem kleinen Zelte nähern. Am Tage sind die Vorhänge, welche den Eingang des Zeltes schließen, durch zwei Stangen in die Höhe gehoben und bilden auf diese Weise eine Art Vorhalle. Jeder hat daselbst Zutritt. Rechts in der Ecke liegen die vier seidenen Fahnen des Emirs. Die der Reiterei ist roth, die der Infanterie blau und gelb, die dritte grün und weiß, die vierte gelb und roth. Alle Freitage und Festtage werden sie vor dem Zelte aufgepflanzt. Dreißig Schwarze und eine beträchtliche Anzahl Chaous bewachen stets das Zelt. Im Hintergrunde ist der Sitz des Emirs, zusammengesezt aus den Kisten, welche seine Effekten enthalten, und mit seidenen Teppichen und Kissen belegt. Der Boden ist ebenfalls überbreitet mit den reichsten Teppichen. Ein kleiner, mit rother Seide überzogener Schemel, dessen er sich bedient, um auf's Pferd zu steigen, vollendet das ganze Mobiliar dieses mächtigen Häuptlings. Außerdem führt er auf allen seinen Zügen noch eine kleine Bibliothek mit sich, welche in seinem Schlafcabinet aufbewahrt wird.

Sein Lager bestand aus 300 Reitern und 600 Mann Fußvolk. Ben Facha, ein alter Negersklave, der den Sultan — wie ihn die Araber nennen — in seiner Kindheit gepflegt hat, ist der Aufseher des großen Zeltes, welches, wenige Schritte hinter dem Hauptzelte liegend, die Kleidungsstücke und Lebensmittel enthält. Der Finanzminister Ben Abut war der Lehrer Abd-el-Kaders und besizt dessen ganzes Vertrauen. Er und Ben Facha bewachen den geliebten Herrn mit seltener Treue. Der im Lager commandirende General, Milud-Ben-Aratsch, war damals abwesend und als Gesandter in Paris. Sein Lieutenant Mustar befehligte unterdessen die Reiterei. Dieser Araber hatte Gelegenheit, in Oran die Manövers der französischen Kavallerie zu beobachten, und bemühte sich seitdem, seine Reiter an eine geregelte Taktik zu gewöhnen. Diese Versuche blieben aber gänzlich fruchtlos. Der freie wilde Araber kann sich nicht an die geregelten Massenangriffe gewöhnen. Verschiedene Male ordnete Abd-el-Kader kriegerische Spiele an. Er theilte die Reiter in zwei Abtheilungen, und sich an die Spitze der einen stellend, welche die Franzosen vorstellte, zog er gegen die Spahis Mustars. Ihre Gewehre abfeuernd und den Yatagan über dem Kopfe schwingend, sprengten die Haufen gegen einander. Der Ausgang des Gefechts blieb nicht lange unentschieden. Abd-el-Kader ließ aus Gefälligkeit gegen seinen Gegner die Pseudofranzosen so schlecht manoeuvriren, daß seine Partei bald geworfen und er selbst gefangen wurde. Der von Freude berauschte Lieutenant Mustar und ein anderer Offizier, ergriffen die Zügel des wilden Rappen, und der fürstliche Gefangene wurde unter lautem Jubel nach seinem Zelte geführt. — Alle übrigen Einrichtungen des Lagers sind dieselben wie in dem Mustaphas und Buhammedis.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Bälle in den Fasten.

Zwar haben in den hiesigen Kirchen die Fastenpredigten begonnen, und einige Prediger haben eine große Menge von Zuhörern. Es gibt hier aber Leute für Alles, ein Auditorium für berühmte Prediger und ein Publikum für Schauspiele und Bälle. Zuweilen finden sich bei allem diesem dieselben Leute ein; diese machen aber nicht die Mehrzahl aus. Die Hauptmasse der Theilnehmer an Schauspielen und Bällen ist eine ganz andere als die man in den Kirchen antrifft. Obschon nun erstere sich während des Karnevals gehörig vergnügt zu haben schien, so muß ihr dieses doch nicht genügt haben. Sie verlangte noch mehr Bälle und Maskeraden. Den nicht königlichen Schauspielen, so wie den andern öffentlichen Unternehmungen wurde das Geben von Bällen ohne weiteres gestattet; auch glaube ich nicht, daß die eigentlichen Ballentreprisen einer besondern Erlaubniß dazu bedürfen. Aber mit der großen Oper, die nach altem, aus Italien herstammenden Gebrauche, den feierlichen Namen académie royale de musique führt, war es etwas anderes. Anfangs hatte man ihr die Erlaubniß, auch in der Fastenzeit die Maskenbälle fortzusetzen, ertheilt. Die hohe Geistlichkeit, vorzüglich der Erzbischof von Paris, den man noch immer sehr schont, obgleich er sich mehrmals ziemlich feindselig gegen

die Regierung benommen hat, erhob Klagen dawider, und die Erlaubniß wurde zurückgenommen. Aber alsbald fingen die Tageblätter an, die Oper in Schutz zu nehmen und der Regierung vorzustellen, daß es ungereimt sey, an andern Theatern Bälle zu erlauben, und sie der Oper zu versagen; die Hoftrauer habe dem Pariser Gewerbfleiße schon Schaden genug verursacht, und man hätte ihm wenigstens diese Gelegenheit, seine Produkte abzusetzen, nicht nehmen sollen. Ferner stellte man vor, da nach der jetzigen Verfassung keine Staatsreligion mehr anerkannt sey, so dürfe die von der katholischen Kirche vorgeschriebene Enthaltsamkeit von öffentlichen Lustbarkeiten auch nicht mehr vom Staate durch Verordnungen anerkannt werden. Wahrscheinlich hat die Rücksicht auf den gedrückten Zustand der Industrie die Polizei bewogen, den öffentlichen Klagen Gehör zu geben und der großen Oper ihre Sonnabendbälle wieder zu gestatten. Auch kündige die Operndirektion bereits einen großen Ball auf künftigen Sonnabend an; es sollen auf demselben allerlei schöne und kostbare Sachen ausgespielt und außerdem die Damen noch mit einem Exemplar von Jülliens neuen Kontretänzen beschenkt werden. Dieses Beschenken und Ausspielen ist ein Mißbrauch, der sich seit einigen Jahren eingeschlichen hat, und die Theater- und Balldirektionen in große Kosten stürzt. Er beweist, daß der Tanz allein nicht hinreicht, um die Pariser herbei zu ziehen, und daß ein Unternehmer es dem andern zuvorthun muß, wenn er einen starken Zuspruch haben will. Das neue Theater Renaissance hatte zu diesem Behufe vorigen Sonntag den sonderbaren Einfall, eine Puppe von Menschengröße im Ballsaale auszustellen, und sie la Mode zu benennen, weil sie nach der neuesten Mode und auf's Glänzendste gekleidet und geschmückt war. Die verschiedenen Kleidungsstücke und das Geschmeide wurden während des Balls ausgespielt. Nach der Ankündigung war das Kleid allein 1800 Franks werth, aber wahrscheinlich war dies wieder ein Puff. Da waren Armspangen von Gold und Achat, ein Halsband von Perlen, ein sogenannter Sultan, ein Bournons und dergleichen Damenschmuck mehr, in allem zwölf Stücke, die folglich ein Dutzend Damen in jener Ballnacht selig gemacht haben. Dieses Verloosen soll beim nächsten Balle der Renaissance wiederholt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Breslau, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Branntweinpest.

Dies wäre die Lichtseite meines Berichtes, und ich gebe jezt tiefen Schlagschatten. Es ist wahr, es gehört förmlich und theils mit Unrecht zum guten Ton, wie der Oder auf eine lange Strecke hin von Süd nach Nord die Grenze des deutschen Lebens anzunehmen, und dahinter das Beginnen alles dessen, was der reinliche, ordnungsliebende, nüchterne Deutsche, als zurückstoßend und ihm fremd, mit dem Worte „Polen" zu identificiren gewohnt ist. Oberschlesien wird dann wieder ziemlich identisch mit Polen gemacht, und doch kennt es das Lied einer schönen Vergangenheit, und soll, im Vergleich mit andern Provinzen — Dank sey es der thätigen Regierung — bedeutend größere Culturfortschritte gemacht haben. Gleich einem Phönix erhebt sich besonders neu und glänzend die Herrschaft Pilchowitz, unter dem jetzigen Besitzer, dem Grafen Limburg-Stirum. Reizend sind dann die Besitzungen Großstrehlitz, Koschentin, Pleß, Rauden und endlich Schlawentzitz, wo Fürst Hohenlohe den Rest seiner Tage beschloß; allein um das sittliche Wohl des gemeinen Mannes sieht es daneben immer noch äußerst traurig aus. Der Fluch des Branntweins ist es, der ihn tyrannisirt, der Entmenschungen herbeiführt, die unsere provinziellen Zeitschriften mit wahrhaft gräßlichen Schilderungen füllen. Die Wohlfeilheit dieses nordischen Nektars, die Möglichkeit, für drei Silbergroschen sich total um den Verstand zu trinken, bringt dergleichen widerliche Scenen überall täglich auf eine Weise vor die Augen, womit die Trunksucht anderer Orte keinen Vergleich aushält. Und so muß der wahre Menschenfreund sich freuen, wenn, wie im vorigen Herbst, ein Theil der Kartoffelernte erfriert, weil dann die zu Wasser gewordenen Kartoffeln zunächst nicht zu Branntwein verwendet werden können. Bei Mißwachs und höherer Besteuerung, also größerer Theuerung desselben würde man nicht den im Felde arbeitenden Kindern von 14, 15 Jahren beiderlei Geschlechts täglich zweimal 1/8 Quart neben dem Taglohn verabreichen; man würde überhaupt nicht so freigebig präsentiren, und statt der großen Gläser nur kleine verabreichen, wenn der Branntwein kostbarer wäre. Der ärmste Kerl richtet jezt keine Kindtaufe aus, ohne daß dabei nicht wenigstens fünf bis zehn Quart Branntwein ausgetrunken würden, zu deren Acquisition Rath geschafft werden muß, und sollte das Geld dazu zu fünf Silbergroschen einzeln zusammengeborgt werden. Ja, im November fand in einem Schankhause zu Hohenlohhütte ein buchstäbliches Zutodesaufen Statt. Ein Bergmann hatte acht Tage in verschiedenen Schankhäusern gelegen und getrunken, bis ihm am neunten Tage früh um acht Uhr das Grubenlicht seines Lebens in dem Schachte einer jüdischen Schenke auf immer erlosch. So sieht es in Oberschlesien aus, und es wird nicht besser werden, solange der Geist des Branntweins den gemeinen Mann auf jeder Straße jede Meile ein- auch zweimal anhaucht, und jeder junge sich verheirathende Jude die Erlaubniß erhält, einen Branntweinschank zu etabliren. Wo nur einige Häuser nebeneinander stehen, wo nur eine Hüttenanlage beabsichtigt wird, da gründet auch jüdischer Speculationsgeist eine solche Fallgrube des Satans, in welcher der sinnliche, ohne religiösen Haltpunkt in's Blaue hineinlebende Tagarbeiter oft die Hälfte, auch wohl das Ganze seines täglichen Verdienstes auf den Sündopferaltar Israels niederlegt. Glücklich ist dann noch der Trinker, dem der Rest seiner Baarschaft von industriösen Genossen nicht gestohlen wird. Die Folgen solcher Sündopfer empfindet dann eine ganze Familie doppelt; denn wenn der rohe Säufer aus seinem Rausche erwacht und den Verlust spürt, müssen es oft die Rücken von Weib und Kind entgelten. Oberschlesien hat Volksschulen; allein theils werden sie zu wenig besucht, theils stehen sie auf einer zu niedern Stufe, um der geschilderten moralischen Cholera auch nur langsam entgegen zu wirken. Denn nicht alle Lehrer können ganz das seyn, was sie seyn wollen und sollen. Viele müssen Nebenverdienste suchen, wenn sie mit ihrer Familie nicht Noth leiden wollen; denn oft sind sie nur mit 30 bis 50 Thalern jährlichen Gehalts angestellt, und während den besten Pferde-, Rindvieh-, Schaf- und Schweinerziehern Prämien bis zu 50 Thalern ertheilt werden, was an sich ganz löblich ist, denkt Niemand daran, für Menschenerziehung und Veredlung auch nur die Hälfte zu thun. Man denkt nicht daran, den Schulzustand zu vervollkommnen, die fehlenden Schulen sobald wie möglich zu errichten, und den kümmerlich besoldeten Menschenzüchter durch Prämien zur Auszeichnung aufzumuntern, damit er sein Amt mit Lust und Liebe, und nicht mit Seufzen und robotmäßig verwalte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 62.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 13. März 1839.

> — Were I away and clear,
> Profit again should hardly draw me here.
>
> Shakespeare.

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

(Fortsetzung.)

Unter den dortigen Kanoniren traf ich einen Franzosen, der mir folgende, nicht uninteressante Begebenheit aus seinem Leben mittheilte: „Vor zwei Jahren als Deserteur in die Dienste Abd-el-Kaders gekommen, wurde ich streng behandelt, weil der Emir den Grundsatz hat, daß ein Mensch, der aus seinem Land entweicht, einem andern noch weniger treu bleibt. Kurze Zeit nach meiner Ankunft begann der Rhamadan, wo die Muselmänner *einen ganzen* Monat am Tage fasten und nur in der Nacht Speise zu sich nehmen. Ich und noch ein anderer Franzose weigerten uns, diesen Gebrauch zu befolgen. Der Paschdubschi wurde hiervon unterrichtet und forderte uns ernstlich auf, das Verbot, am Tage etwas zu genießen, streng zu beobachten. Wir versprachen ihm Gehorsam, suchten uns aber heimlich zu entschädigen. Tags darauf saßen wir in unserem Zimmer, ein gebratenes Huhn verzehrend; der Paschdubschi überraschte uns. Es war unmöglich, die verbotene Waare dem Auge des Inquisitors zu entziehen. Ohne ein Wort an uns zu richten, zog er seinen Yatagan und schlug meinem Kameraden den Kopf ab. Hierauf sich zu mir wendend, rief er: schehett! schehett! (sprich die Glaubensformel). Damals die Bedeutung dieses Wortes noch nicht kennend, blieb ich stumm. Mein Schweigen für Widersetzlichkeit haltend, entriß er mir den Haik, und mich mit Riesenarmen packend, schnitt er mir die Ohren ab. Darauf berichtete er dem Sultan die vollzogene Exekution, welche die anwesenden Chefs ungemein amusirte. Abd-el-Kader, so tief ihn auch diese unmenschliche Handlung empören mochte, war genöthigt, den Fanatiker wegen seines Religionseifers zu loben." — Der auf diese Art seiner Ohren beraubte Franzose war früher auch in den Diensten Achmets Bey. Aus dieser Epoche erzählte er mir Folgendes von einem jungen Deutschen. Ein ehemaliger preußischer Artillerieunteroffizier desertirte von der französischen Fremdenlegion und kam nach Constantine, um dem Bey seine Dienste anzubieten. Er erwähnte dabei seiner Kenntnisse als Kanonier, worauf der Bey persönlich in Begleitung seines Paschdubschi den Deutschen auf eine Bastion führte, wo mehrere Geschütze standen. Bei einer Haubitze befahl der Fürst dem neuangeworbenen Artilleristen, nach einem Zelte in der Ebene eine gefüllte Granate zu werfen. Als dieser die Haubitze geladen und gerichtet hatte, untersuchte der Paschdubschi die Richtung. Ohne Zweifel hatte er keinen Begriff von der Behandlung dieser Geschütze: die Haubitze war nach seiner Ansicht viel zu hoch gerichtet.

„Der Mensch versteht nichts!" rief er, sich zu Achmet wendend, und da dieser ein großes Vertrauen in seinen Paschbudschi sezte, sagte er, die Richtung ebenfalls untersuchend: „Ja, das geht in's Blaue hinein!" Der Preuße ließ sich durch diese Urtheile nicht irre machen; ruhig feuerte er ab und die Granate riß eine Ecke des Zeltes weg. Den wackern Artilleristen auf die Schulter klopfend, sagte freundlich der Bey: „Du sollst künftig meine Kanonire commandiren." Jener bat um die Erlaubniß, noch einen Wurf zu thun. Es wurde gestattet und die Granate schlug mitten in's Zelt. Hoch erfreut überreichte ihm Achmet eine Börse mit hundert Franks. Der Paschbudschi bot dem neuen Günstling seine Schwester zur Frau an, welche dieser aber ausschlug. Bei der ersten Belagerung von Constantine spielte derselbe Deutsche eine entscheidende Rolle auf den Wällen. Mit der von ihm exercirten Artillerie schlug er die Franzosen durch ein gut geleitetes Kartätschenfeuer zurück. Bei der zweiten Expedition war er nicht so glücklich. Durch den Sturz Achmets seines Postens beraubt, lebt er jezt in Constantine, ungekannt von den Franzosen, im Schooße einer arabischen Familie, mit der er sich durch Heirath verbunden.

Vom Snitan mit einem schwarzen Bernus und feinem Haik beschenkt, verließ ich Ende Aprils sein Lager. Auf die Ufer des Chelif, in der Gegend von Mazouna zurückgekommen, und demzufolge in der Nähe Mostaganems, einer von den Franzosen besezten Stadt, beschloß ich die Ausführung meines Plans. Es war mir bekannt, daß den folgenden Tag das Lager verlegt werden sollte. Ich befürchtete, wir möchten uns wieder von Mostaganem entfernen; wir zogen aber im Gegentheile der Stadt noch näher. Im Lager angekommen, suchte ich Erkundigungen über die Lage von Mostaganem einzuziehen; aber so unbefangen ich auch diese Frage an Mehrere richtete, so schienen sie doch meine Absicht zu ahnen, und Alle gaben mir ausweichende oder falsche Antworten. Am Morgen des zweiten Tages, am Chelif spazieren gehend, stieß ich auf einen Araber, der durch seine hohe Gestalt, ein vortheilhaftes Aeußere und durch einen feinen städtischen Anzug meine Aufmerksamkeit fesselte. Ich wurde überrascht, als er mich auf französisch anredete und mich fragte, wie lange ich schon in den Bergen verweile. Im Laufe des Gesprächs erfuhr ich, daß er ein Einwohner von Mostaganem und in das Lager gekommen sey, um eine alte Schuld zu reclamiren. — Ich faßte Vertrauen zu dem Manne, entdeckte ihm meinen Vorsatz und bat ihn um seine Hülfe bei meiner Flucht. Er war bereit und zeigte mir sein Zelt, in dem ich ihn besuchen und den Anbruch der Dämmerung erwarten solle, um dann mit ihm vereint das Lager zu verlassen. — Bei ihm angekommen, unterhielten wir uns in französischer Sprache; noch hatten wir aber nicht lange gesprochen, so erschien ein Chaous und gebot ihm im Namen des Chalifen, das Lager augenblicklich zu verlassen. Bleich vor Schrecken, raffte der Mann eilig seine Effekten zusammen und verließ, ohne Abschied von mir nehmen zu können, das Lager. Ich war überzeugt, von Spionen umgeben zu seyn, und beschloß, am nächsten Tag auf eigene Faust meine Flucht zu unternehmen.

(Schluß folgt.)

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsezung.)

Kein neapolitanischer Fuhrmann wird sich ohne seinen Adjutanten, welcher manchmal sein Freund, Mitschwäger und Altersgenoß, meistens aber nur ein schmählich zerlumpter Bube ist, auer über die Gasse wagen. Nothdürftig angeklammert, steht der Groom hinten auf dem Tritt, springt, so wie der Akkord zwischen dir und dem Fahrenden geschlossen ist, herab, um den Wagenschlag zu öffnen, im vollen Jagen des Cabriolets hinten auf, und eben so schnell wieder herunter, wenn eine Reparatur vorzunehmen ist, ein Fall, welcher sich bei dem elenden Riemenzeug alle zehn Minuten wiederholt. Zwar ist der Kopf der Rosse mit einem stolzen Busch von Fasanenfedern, Bändern und Goldflittern geschmückt, die Lederriemen dagegen nur durch Bindfaden verknüpft. Sieht sich der Einspänner genöthigt, auf weiteren Touren ein zweites Pferd anzuziehen, so wird dieses gleichfalls mittelst einer Schnur angeschirrt, aber so locker und weitläuftig, daß das Thier entweder mit den Hinterbeinen in die Räder geräth oder dem Nebengaule um eine halbe Pferdelänge voraus ist, in keinem Falle aber ziehen kann. Ich habe mir oft den Kopf über den Nutzen dieses zweiten, angehängten Pferdes zerbrochen, und keinen andern Zweck ermitteln können, als daß es zum Ableiter der Furie des Kutschers diene und somit gleichsam zum Prügelknecht, wie man im holden Mittelalter die Junker nannte, welche mit Prinzensöhnen erzogen und regelmäßig abgewallt wurden, so oft der durchlauchtigste Faulpelz sein Pensum nicht gelernt oder dumme Streiche begangen hatte. Die Unmenschlichkeit, mit welcher der neapolitanische Kutscher seine Thiere behandelt, ist die höchste Potenzirung italienischer Fühllosigkeit. Das Pferd mag träg oder feurig seyn, mag laufen, rennen, fliegen — gleichviel, es wird geprügelt. Der mit der Peitsche bewaffnete Arm scheint, von einem Uhrwerk geregelt, alle Sekunden herniederkrachen zu müssen. Mit der Peitschenschnur zu strafen, ist dem Neapolitaner viel zu mild, der umgekehrte Stiel

ist seine Geißel, mit ihm stößt er dem Pferde in das Auge, in die Nasenlöcher, bis das Blut hervorströmt; er bittet, wenn er selber die Wuth nicht auslassen kann, den ersten besten Vorübergehenden, auf das beklagenswerthe Opfer loszuhauen, ein Gesuch, welches niemals verweigert wird. Hätte Dante Neapels Fiaker gekannt, er würde einen neuen Höllenkreis geschaffen und jene fühllosen Thierquäler hineingebannt haben. Doch sie entgehen ihm wohl auch ohnehin kaum.

Eben nur den Anfechtungen derjenigen, die dich zu Lande fortschaffen wollen, entronnen, beginnen die derjenigen, welche das feuchte Element beherrschen, die den Golf von Neapel zu ihrem Acker machen, ihn mit Gondel und Ruder bepflügen. Hunderte von Barcarolen sind zur Stelle und tragen dir ihre Nachen an, nach den Inseln Jschk', wie Jschia nach harter neapolitanischer Aussprache heißt, nach Crap (für Capri), nach Surrient (Sorrento) Tor di Grièc' (del Greco), nach Santa Lucia, nach dem im Hafen ruhenden Dampfschiff. Der Preis ist der bescheidenste, wohlverstanden für den Eingebornen, den Acclimatisirten, welcher die Taxe kennt, unerhört in den Augen des freschk', des mo sbarcat', des Neugelandeten, des Unerfahrenen. Der Neapolitaner sieht es dir an der Nase an, wie viel Pfund Maccaroni du schon gegessen hast, und richtet seine Forderung darnach, verlangt Piaster und laßt sich mit einigen Kupfergrani abspeisen. Er ist mit Allem zufrieden, sobald er den Ueberlegenen vor sich sieht. Niemand ist leichter zu Willen zu bringen, als der Neapolitaner, freilich nicht durch Gründe oder mittelst eines Wortgefechts, denn gegen eine parthenopäische Zunge kommt keine nordische auf, wohl aber durch Ruhe, Ernst und Festigkeit, oft auch durch einen hausbackenen Scherz, der bei jener Pulcinellnatur jederzeit Anklang findet und den Empörten, Tobenden zum Lachen zwingt, wie der Takt des Dudelsacks den wüthenden Bären zum Tanz. Zeige ihm zuerst, daß jeder Versuch, dich übervortheilen zu wollen, ein vergeblicher sey, versperre ihm jede Aussicht, auf gesetzlichem Wege nur die geringste Kleinigkeit erpressen zu können, zeige dich ihm als Herrn, als unerbittlich strengen Gebieter — er wird sich ohne Murren fügen; dann aber laß ihn aus weiter Ferne die Möglichkeit ahnen, daß du noch vielleicht ein Uebriges thun, eine außerordentliche Dienstleistung vergüten könntest, und die banale Verheißung des Neapolitaners, dich wie einen Prinzen zu bedienen, wird sich verwirklichen; er wird keine Mühe, keine Anstrengung scheuen, um dich zufrieden zu stellen, wird das Unglaubliche für die verheißne Bottiglia, für die Schüssel Maccaroni leisten. Von allen Talismanen ist aber das Wort Maccaroni der wirksamste, unfehlbarste. Wie der Franzose bei den Worten honneur et patrie, der Pole bei dem Zuruf wolnosc i niepodleglosc auffährt und sich begeistert in Gefahren stürzt, so der Neapolitaner bei dem Feldgeschrei: Maccaroni. — Ich fuhr einmal von Sorrent nach Capri. Der Wind war der ungünstigste, die See ging hoch, vergeblich strebten die Schiffer, das Cap, auf welchem die Trümmer des Herkulestempels stehen, zu umschiffen. Der Sturm schleuderte uns immer wieder zurück. Da sprach ich die Zauberformel „Maccaroni" aus — ein wildes Feuer strahlte in den Augen der Marinari, mit wahrer Wuth gruben sie die Ruder in die Wogen, warfen sich in ungeheurer Kraftanstrengung rücklings über, jauchzten enthusiastisch: Maccaroni! und immer wieder Maccaroni! und die Barke flog wie eine Schwalbe dahin. Maccaroni triumphirten über Sturm und Wellen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Februar.

(Schluß.)

Mancherlei aus Polen und Rußland.

Noch einiges über die Nachbarländer Galizien und Polen. In **Krakau** ist jezt das Gesprächsthema der Kunstruhm einiger eingeborenen Personen, vor allen der musikalischen Familie Konzki. In dieser ist der Jüngste, Apolinary, als Violinist besonders ausgezeichnet. Er verließ die Vaterstadt vor einigen Jahren, und erlangte die bedeutende Virtuosität und den Ruf, den in Paris die angesehensten Kunstrichter dem eilfjährigen Wunderkinde prophezeihten, unter ihnen Baillot, Lafont und in einem schriftlichen Zeugniß selbst Paganini. Konzki spielte auch mit großem Beifall am Krönungsfeste der Königin Victoria. Kürzlich trat auf dem Krakauer Theater der Opernsänger **Billing** aus Wien auf; seit langer Zeit der erste deutsche Künstler, der zu einer Gastparthie gelangte, da man dort sehr spröde gegen deutsche Kunst ist. Die Macht der Verhältnisse zeigt sich in Krakau in nichts so deutlich als in der periodischen Presse. Eine freie Stadt mit einer Universität, an der Grenze des großen slavischen Reiches, bietet gewiß der Journalistik einen sehr günstigen Boden. Von hier aus ließe sich über slavisches Leben und Streben, über Kunst, Wissenschaft, Handel und Politik der östlichen Staaten dem übrigen Europa und über das Meer hin eine helle Fackel aufstecken. Inzwischen ist das so wenig möglich, daß es dort zu einem Journale in deutscher oder französischer Sprache nicht kommen kann; eben so wenig zwar auch in Warschau. Rußland hat dagegen 20 deutsche Zeitungen, und Petersburg allein fünf französische. Die 80 bis 90 russischen Zeitungen und Zeitschriften nehmen eine sehr achtbare Stelle ein; die „nordische Biene" insbesondere ist eine geistige Macht geworden, an der die ersten Schriftsteller Rußlands Antheil haben; sie bewegt sich mit einer Gedankenfreiheit, die in Bewunderung sezt. Auch die „Moskauer Zeitung," die gegen 9000 Abonnenten hat, gibt in ihren zweimal wöchentlich erscheinenden Nummern eine ziemlich prägnante Uebersicht der Tagesgeschichte. In

Rußland erscheinen sonst noch fünf polnische Zeitschriften, zwei in Petersburg, drei in Wilna. Im Allgemeinen aber ist die polnische Presse sehr beschränkt, namentlich in der freien Stadt Krakau, daher in doppelter Hinsicht vom Auslande unbeachtet, der wenig zugänglichen Sprache und des unersprießlichen Inhalts wegen. Reichhaltiger und freimüthiger sind die polnischen Blätter Galiziens und Posens, leider die leztern mit wenig Intelligenz redigirt. Die periodische Literatur Krakau's besteht, neben einigen ganz unbedeutenden Produkten, in einem politischen Zeitblatt, das einen gedrängten Auszug der auswärtigen Tagesneuigkeiten gibt, dem als Haupttheil ein öffentlicher Anzeiger folgt. An eine Besprechung öffentlicher Verhältnisse des In- und Auslandes ist dabei nicht zu denken, und selbst der gebildete Krakauer vielleicht deßhalb jenem Materialismus ergeben, dessen Rückwirkung auf die niedere Klasse die Demoralisation und Verarmung in einem hohen Grade zunehmen läßt. So ist das geistige Loos der alten Königsstadt der Piasten und Jagellonen, dieser merkwürdigen Ruine überlebter Größe! — In Wieliezka, der feenhaften unterirdischen Salzstadt wegen der interessanteste Ort Galiziens, ist im vorigen Jahre für die hier so reichlich gewonnene Salzsoole eine herrliche Badanstalt auf Aktien errichtet worden. Das Gebäude, in italischem Styl, mit äußerst gefälliger Fronte, ist sehr zweckmäßig eingerichtet. — In Warschau drängen sich glänzende Assembleen und Feste, und besonders ausgezeichnet war der Ball bei dem Grafen Zamoyski am 12. Januar, dem Sylvesterabend des alten Kalenders. Die Theilnahme der ältesten Adelsfamilien spricht für das allmälige Vernarben der durch die Revolution geschlagenen Wunden. Der bekannte Jongleur und Herakllde Rappo ist wieder angelangt, sowie der Sänger Conti aus Florenz. — In Petersburg macht der Musikdirektor Hermann aus Breslau, der schlesische Repräsentant für Strauß und Lanner, mit seinem trefflich eingeübten Orchester entschiedenes Glück; auch auf dem lezten Adelsballe leitete er die Musik. Für jede Abendleistung läßt er sich ein Honorar von 750 bis 1000 Rubel Banco zahlen.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Bälle. Abenteuer.

Die große Oper hat solch einen köstlichen Einfall noch nicht gehabt; dagegen verspricht sie den Balllustigen Kunstgegenstände, z. B. Aquarelle und Oelgemälde lebender Meister, welche hier oft sehr theuer bezahlt werden, und zwar theurer als Meisterstücke alter Künstler, wie man es so eben bei der Versteigerung der schönen Sommarivaschen Gemäldesammlung gesehen hat. Doch hat die Oper auch kostbare Sachen zum Schmucke oder zur Zimmerverzierung zu bieten. Gegen solche Ballunternehmer, welche sich noch dazu von einem berühmten Quadrillensetzer und 50 oder 60 (an der großen Oper sogar über 100) Musikanten unterstützen lassen, sind die andern, die nichts als Tanz, allerlei Abenteuer und ein halb oder ein ganzes Dutzend Musikanten aufzuweisen haben, nur arme Schlucker. Dafür machen sie aber auch keine so großen Ansprüche, und begnügen sich mit drei Fr. Eintrittsgeld, wogegen ein Opernbillet 10 Fr. kostet. Unter den besondern Bällen zeichnete sich wieder, wie in den vorigen Jahren, der Ball zu Gunsten der sogenannten Pensionnaires de la liste civile aus, das heißt zu Gunsten derjenigen, welche ihre Hofpensionen seit dem Sturze der ältern Bourbonen verloren haben und zum Theil in Armuth versunken sind. Es ist Schade, daß dieser Ball das Eigenthümliche, das er in den ersten Jahren zeigte, bereits verloren hat. Damals wurde er nur von Leuten, welche sonst mit dem Hofe in Verbindung gestanden, besucht; es war ein echt altaristokratischer Ball, auf welchem sich das Schmollen des alten Adels mit der jetzigen Ordnung der Dinge unverholen äußerte. Da gab es Herren, welche alles mögliche thaten, um zu zeigen, daß sie noch altbourbonisch gesinnt seyen, und Damen, welche mit dem Herzoge von Orleans nicht tanzen wollten, und durch diesen Zug von Royalismus sich bei ihrer Kaste in vorzügliche Achtung sezten. Auch erkannte man an dem höflich Ceremoniösen des ganzen Balls, daß die hier Anwesenden lauter Leute seyen, welche sich auf das Hofwesen verstanden und groß damit thaten. Nach und nach aber haben sich Theilnehmer aus allen Klassen und Parteien auf diesen Bällen eingefunden. Der Hofton ist zum Theil verschwunden und das Ganze sieht aus wie andere Bälle der reichen Welt. Zwanzig Franken Eintrittsgeld halten wenige Balliebhaber von solchen glänzenden Lustbarkeiten ab, oder wenigstens finden sich in der großen Stadt Leute genug, welche so vermögend sind, daß sie ein Goldstück für ein Entréebillet ausgeben können, ohne ihren andern Ausgaben deßhalb Abbruch zu thun. Allein die Unbemittelten, welche den Fasching hindurch sich mehr als gewöhnlich belustigen wollen und oft darüber sogar ihre Geschäfte versäumen, müssen natürlich zu allerlei Mitteln ihre Zuflucht nehmen, um in dieser Zeit ihre starken Ausgaben zu decken. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Pariser Leihhäuser in keinem Monate mehr Pfänder erhalten, als in dem, in welchen der Fasching fällt, und in der lezten Woche vor dem diesjährigen Karneval sind ungefähr 80,000 Fr. mehr aus der Sparkasse gezogen, als in dieselbe eingelegt worden, wogegen in den andern Jahrszeiten die wöchentliche Einlage das Herausgezogene um beinahe 100,000 Fr. übersteigt. Auch hat es an Abenteuern bei den öffentlichen Bällen nicht gefehlt, und ein Buchhändler, der wahrscheinlich auf Skandal spekulirt, hat eine Chronique scandaleuse der Opernbälle angekündigt. Einige Abenteuer haben die Tageblätter zum Besten gegeben; allein man darf ihnen nicht unbedingt trauen, nach dem zu urtheilen, was sich bei einem dieser Beispiele als wahr gezeigt hat. Man hatte nämlich die Geschichte eines bildschönen Mädchens erzählt, welches, als Schottländerin verkleidet, früh Morgens den Ball des Théatre de la Renaissance verlassen, in ein neben dem Theater stehendes Haus gelaufen und sich oben aus dem vierten Stocke auf den Theaterplaz gestürzt habe. Mit dem Sturz hatte es seine Richtigkeit; es fand sich aber bei näherer Untersuchung, daß das Mädchen eine Köchin gewesen war, welche sich weder verkleidet, noch den Ball besucht hatte, und durch häusliche Widerwärtigkeiten zur Verzweiflung gebracht worden war. Vielleicht verhält es sich ebenso mit dem vorgeblichen Abenteuer eines jungen Mannes, welcher als Mädchen verkleidet von zwei Masken verfolgt wurde, sich von ihnen auf einem nahen Kaffeehause ein treffliches Abendessen geben läßt, sich alsdann entlarvte und auf Kosten der Anbeter lustig machen wollte, aber entsezlich erschrack, als sie ihm erklärten, sie seyen keine Anbeter, sondern sogenannte gardes du commerce oder Häscher, welche ein wider ihn vom Handelsgerichte ausgesprochenes Urtheil zur Vollziehung bringen und ihn auf Kosten seiner Gläubiger in das Schuldengefängniß führen müßten, wo er denn auch noch dieselbe Nacht, verkleidet, wie er war, seinen Einzug hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 63.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 14. März 1839.

— These are the villains,
That all the travellers do fear so much.
Shakespeare.

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Aus den Händen der Marinari gehst du in die der Matrosen über. Sie erwarten dich am Eingang des Molo, nähern sich dir geheimnißvoll und flüstern die im Vorbeigehen die verlockenden Anerbietungen von echt türkischem Tabak, von Malteser Cigarren zu. Die Versuchung für den Deutschen, den Raucher, ist mächtig; denn der Tabak ist Neapels dunkelste Schattenseite, und die Waare Torlonias, des Einzigen, welcher das Privilegium, ausländische Blätter einzuführen, genießt, unterscheidet sich von inländischen Fabrikaten nur durch den unerhörten Preis. Mustere jedoch den pechkappigen Seehund, ehe du der Versuchung unterliegst, mit strengprüfendem Auge; er kann eben so gut ein Polizeispion seyn, der das eben erhandelte Gut denunzirt und dich der Haussuchung und Geldstrafe aussetzt; auf jeden Fall aber prüfe genau das gepriesene Kraut. Einmal leidlich bedient, wirst du gewiß bei blindem Vertrauen das folgende Mal um so heilloser hinteegangen. Dieser kleine Betrug ist die Achillesferse des Neapolitaners, die Stelle, wo er sterblich ist. Den Mantel, den Koffer, den schweren Geldsack wird er aufladen, mit ihm durch das Gedränge stürzen, verschwinden, aber redlich an Ort und Stelle abliefern. Nur bei Lumpereien zeigt sich die Lumpennatur. Je kleinlicher der Gegenstand, um so verführerischer für ihn. Ein Schnupftuch, ein seidenes zumal, ist ein Magnet, welchem neapolitanische Finger unwiderstehlich zufliegen — es muß gestohlen werden. Ich bin in den ersten acht Tagen jederzeit mit nach außen gekehrter Tasche durch die Straßen gegangen. Die nach Tüchern angelnden Fischer hatten die Austerschale erhascht, ohne die gesuchte Perle. Ich barg sie, wie jeder Neapolitaner, in der Brusttasche oder, noch sicherer, im Hut. Sogar auf der Bühne trägt der Stutzer das zierliche Seidentuch fest eingeknöpft, als mißtraue er den Mitspielern oder dem Parterre.

Raubanfälle auf der Straße sind in den lezten Jahren ziemlich selten geworden; von methodischen oder gewaltsamen Einbrüchen verlautet wenigstens nicht mehr als in jeder großen Stadt. Der kleine, gemeine Diebstahl, der schelmische Betrug, die verschmizte, listige, fast launige Spitzbüberei, das buscare ist allein das Feld, welches der Neapolitaner mit unermüdlichem Eifer bearbeitet, auf dem er glänzt. Als Beleg zu dieser Art, das Handwerk zu betreiben, führe ich ein Abenteuer an, welches sich zur Zeit meiner Anwesenheit zutrug, und dessen Held ein Prediger L. aus der Gegend von Wittenberg wurde.

An einem schönen Sommernachmittag steht der Pastor auf dem Vomero, versunken in den Anblick der unvergleichlichen Aussicht auf den Golf, den Vesuv, die blauen Inseln. Ein wohlgekleideter Neapolitaner nähert sich ihm, bleibt anfänglich, wie vom Zauber der Natur ergriffen, an seiner Seite stehen und bricht in einen unwillkührlichen Ruf der Bewunderung aus. Die wahlverwandten Naturen erkennen sich. Der Neapolitaner zeigt sich als ein, mit dieser Wunderwelt Vertrauter, als scharfsichtiger, sinniger Beobachter, er weiß überall Bescheid, nennt die anziehendsten Punkte, bietet sich dem Fremdling zum Begleiter an. Schon ist eine Partie verabredet, als der Neapolitaner, wie von einer plötzlichen Idee ergriffen, den Schritt hemmt und den Wittenberger befragt: ob er schon den vor wenigen Tagen im Golf gefangenen Wallfisch gesehen habe? — Ein Wallfisch? hier? und im Golf von Neapel? — „Si, si, Signore. Ohnweit von Massa wurde er von kühnen Fischern harpunirt. Noch liegt er an Seilen am Ufer; aber nur heute noch, höchstens morgen; dann soll er zerstuckt und sein Gerippe nach den Studj gebracht werden. Der König, der ganze Hof, Neapels Adel will den seltenen Fang in Augenschein nehmen. Alles rudert heute nach dem Meerwunder. Wollt Ihr mit, Herr? Einer meiner Freunde, ein Galant'uomo, ist Besitzer einer Barke. Ich zweifle nicht, daß er sich ein Vergnügen daraus machen werde, einen Forestiere, namentlich einen von mir empfohlenen, mit offenen Armen zu empfangen. Kommt, wenn es Euch recht ist. Die Stunde, in welcher die königliche Familie ihren Besuch macht, rückt heran." — „Ein Wallfisch, sagt Ihr? Und bei Massa? Höchst wunderbar! Und der König?—" — „Wie ich sage, der König, die Königin, die Königin Mutter. Ihr habt sie schon in der Nähe gesehen? Nicht? Nun, die Gelegenheit ist die günstigste. Besser trefft Ihr's nie. Aber kommt." Die Beiden steigen nach der Villa reale hinab. Der Freund des Neapolitaners ist zur Stelle, begrüßt den Deutschen verbindlichst und nöthigt ihn dringend, einzusteigen. Vier rüstige Ruderer fliegen mit der Barke über den stillen, regungslosen Meeresspiegel. Der Himmel ist unbewölkt, von schönster, durchsichtiger Bläue, die weißen Villen blitzen so lachend an den grünen Ufern, jenseits reiht sich Stadt an Stadt, die Unterhaltung ist belebt, geistreich; man kann sich keine anmuthigere Fahrt denken. Nach einer Stunde setzen die Marinari die Ruder ein; es ist der angeblichen Strömung wegen, die den Kahn spielend treibt. Der Pastor guckt sich vergeblich nach ihr um, sie bleibt, nach Aussage des Begleiters, dem Auge des Landbewohners unsichtbar, und er beruhigt sich. Das Gespräch geräth in's Stocken. Der Freund des Führers zieht die Karten hervor und beginnt mit lezterem alla primiera zu spielen; der Prediger schaut eine Weile zu, wird aufgefordert, Theil zu nehmen, und entschuldigt sich mit Unkenntniß des Spiels. Die Regeln desselben sind aber so leicht, so faßlich — ein Kind kann sie begreifen. Er will auch nicht unhöflich, kein Spielverderber seyn, er sezt und verliert. Ein Piaster ist fort. Jedes Spiel heischt aber Lehrgeld; ein zweiter Piaster wird, um den ersten zurückzuholen, ausgesandt, obwohl ohne Erfolg. Der Begleiter und sein Freund sind über das unerhörte Unglück außer sich und machen sich die lebhaftesten Vorwürfe, den Gast zum Spiel aufgefordert zu haben; man kann nicht diskreter seyn. Nichtsdestoweniger bringt der dritte, vierte, fünfte ausgesäte Piaster eben so wenig Frucht. Das Spiel bedünkt dem Herrn Pastor weniger interessant, als es anfänglich schien. Er erkundigt sich, um eine Diversion zu machen, nach der verheißenen königlichen Familie: man erwartet sie jeden Augenblick. Er frägt nach dem Wallfisch. Der eine Schiffer will wissen, daß er schon gestern weggeführt worden sey, der andere versteht die Frage nicht einmal. Der Deutsche dringt auf Heimfahrt; die Neapolitaner willfahren ihm, bieten ihm noch einmal, obwohl vergeblich, Revange an, setzen ihn in der Villa reale an's Land, stoßen dann ab und brechen in ein schallendes Hohngelächter über den Geprellten, Verwirrten aus. Die Geschichte lief durch ganz Neapel und wurde von Jedermann als schlagendes Bonmot, um die Sagazität der Inquilinen, die Tölpelhaftigkeit der Ausländer zu bezeichnen, mit lachendem Munde erzählt.

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders.

(Schluß.)

Früh um sechs Uhr begab ich mich nach dem Zelte Rais Alis und bat ihn, mit mir eine Jagdpartie zu machen. Ein Neger sattelte unsere Rosse und bald waren wir tief in den Bergen des Atlas. Nach einer vierstündigen Jagd in die Gegend des Lagers zurückgekommen, bat ich meinen Begleiter, mit mir in einem naheliegenden Aduar einige Erfrischungen einzunehmen. Ich hatte den Plan, mich hier unter irgend einem Vorwande länger als Rais Ali zu verweilen und dann mit Pferd und Waffen in die Hochgebirge zu entfliehen, wo ich ohne Gefahr die Nacht erwarten konnte, da die höheren Regionen der Berge von den Beduinen gemieden werden. Sey es nun, daß Ali mein Absicht errieth, oder war es Zufall, er vereitelte meinen Plan durch die

Bemerkung, daß er sich unwohl fühle und einige Stunden im Aduar verweilen wolle. „Du kannst," sezte er hinzu, „nach dem starken Ritte einen Spaziergang in's nahe Lager machen; ich werde dir Pferd und Waffen dorthin nachbringen." Um mich nicht zu verrathen, billigte ich seinen Vorschlag. Zu Fuß und ohne alle Waffen begab ich mich nach den Zelten. Nach einer kurzen Ruhe suchte ich, im Angesichte unserer Reiter, die am Cheliff ihre Pferde tränkten, langsam und gesenkten Hauptes gehend, als wenn ich Kräuter sammelte, die nächsten Berge zu erreichen. Als ich mich weit genug vom Lager entfernt glaubte, stieg ich hinab in die Schluchten, einen verborgenen Winkel zu entdecken, wo ich die Nacht erwarten könnte. Eine durch zwei übereinander ragende Felsen und dichtes Gebüsch versteckte Höhle schien mir zu diesem Zweck vollkommen geeignet. Ein darin befindliches Lager und herumliegende Knochen ließen zwar in diesem Asyle den Aufenthalt irgend eines wilden Thiers vermuthen; aber ich fürchtete in diesem verhängnißvollen Augenblicke weniger den Zahn einer wilden Bestie, als den Yatagan der Araber. Die Schauer dieser Höhle in den wildromantischen Schluchten des Atlas, die feierliche Stille rings herum und die über meinem Haupte schwebende Todesgefahr erfüllten meinen Busen mit schwankenden Bildern von Hoffnung und Furcht.

Ungeduldig erwartete ich den Untergang der Sonne. Als sich endlich die nächtlichen Schatten über Berge und Thäler verbreiteten und unten im Thale das wilde Geschrei der Wachen ertönte, verließ ich meinen Schlupfwinkel und erstieg die Höhe des Gebirges. Im Finstern vorwärts tappend, stürzte ich oft in Schluchten, an deren schroffen Felsenwänden ich kaum wieder emporzuklimmen vermochte. Das dornige Gestrüpp, mit dem die Berge bedeckt sind, rizte alle entblößten Theile des Körpers und die scharfen Kanten der Felsenwände verwundeten auf's empfindlichste Hände und Füße. Nach einem dreistündigen Marsche stieß ich auf eine ungeheure Schlucht, die, sich rechts und links weit ausdehnend, meinen Weg durchschnitt. Nachdem ich mich von der Unmöglichkeit, sie zu passiren, überzeugt, folgte ich dem Wege rechts und stieg bis an den Cheliff hinab. Dort angekommen, begegnete mir, was ich am meisten gefürchtet hatte. Das wüthende Gebell von Hunden bewies mir, daß ich mich in der Nähe eines Aduars befand, dessen erdfarbene Hütten mir die Dunkelheit verbarg. Obgleich die Araber ihren Aduar während der Nacht nicht verlassen, weil sie die wilden Thiere und Schedans (Teufel) fürchten, so ergreifen sie doch die Waffen, sobald sie durch das Gebell ihrer Hunde von der Annäherung eines Menschen benachrichtigt sind. Leicht konnte ich für einen Dieb gehalten, getödtet oder gefangen werden. Ich sprang in den Fluß und erreichte glücklich das jenseitige Ufer. Ich folgte dieser Seite eine halbe Stunde lang und durchschnitt den Fluß zum zweiten Male, um wieder die Berge zu erreichen. Schon begann im Osten der Morgen zu dämmern, als ich aus dem Gebirge in die Ebene herabstieg, von wo ich ungefähr noch sechs Stunden von Mostaganem entfernt war. Nach Verlauf einer Stunde erreichte ich einen mit zerfallenen Mauern umgebenen Garten, in dem ich einige Früchte zu finden hoffte, um meinen Hunger zu stillen. Während ich vorsichtig umherschaue, ob nicht durch nahe Wohnungen meine Sicherheit gefährdet sey, erblicke ich auf einem entfernten Baume einen im Winde flatternden Bernus. Näher hinzutretend, entdecke ich mit Schaudern den Leichnam eines gehenkten Beduinen mit silberweißem Barte. Ich fühlte ein Jucken in den Halsmuskeln, vergaß Hunger und Durst und verließ so schleunig wie möglich den unheimlichen Ort.

Die aufgehende Sonne beleuchtete die Landschaft, als ich noch vier Stunden von Mostaganem entfernt einen befahrenen Weg traf; nur die Franzosen konnten diese Spuren zurückgelassen haben, und ihnen folgend, hoffte ich desto schneller den Hafen der Rettung zu erreichen. Noch war ich nicht lange gegangen, als ich, aus dem Gebüsche in's Freie tretend, dicht vor mir einen Aduar erblickte. In diesem Augenblick traten aus dem nächsten Zelte drei Beduinen, mit Gewehren bewaffnet, um wahrscheinlich eine Jagdpartie in's Gebirge zu machen. Es war nicht mehr möglich, mich ihren Blicken zu entziehen, entschlossen trat ich daher auf sie zu. Nachdem sie meinen Gruß „selaom alicom" erwidert, mußte ich mich einem strengen, aus der den Arabern angebornen Neugierde entspringenden Examen unterwerfen. Da sie an meiner gebrochenen Aussprache sogleich den Ausländer erkannten, gab ich mich auf ihre Fragen als einen Türken zu erkennen; aber am auffallendsten schien es ihnen, mich in der Offiziersuniform Abd-el-Kaders ohne Pferd und Waffen zu sehen. Ich erklärte ihnen, mein Pferd sey in den Bergen gestürzt und ich genöthigt worden, dasselbe in einem Aduar zurückzulassen, und mein Yatagan sey beim Sturze in eine Schlucht gefallen. „Ich gehe," sezte ich hinzu, „zum Commandanten nach Mostaganem, um diesem einen Brief vom Chalifa zu überreichen." Diese und ähnliche Erklärungen befriedigten sie vollkommen, und mit einem freundlichen „ru, ru" (geh) wurde ich entlassen. Unter andern Arabern, die ich auf gleiche Weise zufrieden stellte, begegnete mir ein junger Beduine, welcher Früchte nach Mostaganem zu Markte trug. Mich für einen treuen Glaubensgenossen haltend, beschenkte er mich mit Feigen und Nüssen, die mir bei meiner gänzlichen Ermattung die trefflichsten Dienste leisteten. Noch eine kurze Strecke, und ich erblickte vor mir das schützende Ziel. Ich wage

nicht, meine Empfindungen zu schildern; nur wer in ähnlichen Gefahren geschwebt hat, vermag dieselben mitzufühlen. Ich betrat den Boden der Civilisation mit der festen Ueberzeugung, daß der Mensch nur da glücklich seyn kann, wo er unter Menschen lebt, die geistig Seinesgleichen sind.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Ballabenteuer. Konzerte. Rachel.

Ein anderes Abenteuer ist sicherer, da es von den Zeitungen, welche ihre Nachrichten aus dem Justizpalaste hernehmen, erzählt wird. Eine sogenannte Grisette, jung und schön, meldete sich bei einer ebenfalls jungen Demoiselle und bat sie im Namen ihrer Freundin, einer Schauspielerin, dieser auf 24 Stunden ihr schönes Ballkostüm eines Titi zu leihen, welches Kostüm auch sogleich, nebst vielen freundlichen Grüßen an die Schauspielerin, verabfolgt wurde. Die deutschen Leser müssen wissen, daß Titi in der Volkssprache und im Vaudeville der Name des allgemein bekannten Gamin de Paris ist, nicht des Taugenichts, wie er fälschlich in der deutschen Uebersetzung genannt wird, sondern des lustigen und kecken Gassenbuben. Eigentlich bestehe seine Tracht in einer langen Hose, einer Blouse mit Gürtel und einer Mütze. Die Kostümiers veredeln aber alle Trachten. Das Titikostüm bleibt zwar in der Hauptsache der Wahrheit getreu; allein es ist so verfeinert, daß es allenfalls auch auf einem Hofballe noch mit Glanz erscheinen könnte. Aus dem blauen oder grauen Kittel ist ein Oberkleid von weißem Merinos, aus der Mütze ein seidener, mit Silber verbrämter Kopfputz u. s. w. geworden, so daß das Ganze einer hübschen Grisette überaus wohl steht, aber auch viel kostet, wofern sie nicht zu dem Mittel, welches besagte Grisette Namens einer Schauspielerin anwendete, ihre Zuflucht nimmt. Die Demoiselle erfuhr bei ihrer nächsten Zusammenkunft mit ihrer Freundin, daß diese Niemand zu ihr geschickt und Niemand beauftragt habe, sie um das schöne Kostüm zu bitten. Es war also sonnenklar, daß jene um dasselbe betrogen worden war. Acht oder vierzehn Tage darauf, als die Demoiselle auf einem öffentlichen Balle tanzte, entdeckte sie mit Entsetzen in einer neben ihr stehenden Tänzerin, welche diesmal als Schäferin verkleidet war, ebendieselbe Grisette, welche ihr das Titikostüm abgeborgt und so gut als gestohlen hatte. Sie ward so verwirrt bei diesem Anblick, daß ihr Tänzer viele Mühe hatte, mit ihr die Touren durchzumachen, und kaum war der Tanz geendigt, als sie zu einem der Polizeidiener lief, deren es auf allen öffentlichen Bällen einige gibt, und ihm den Vorfall entdeckte. Dieser begab sich zur Schäferin und bat sie, ihn zum Polizeikommissär zu begleiten. Hier gestand nun die Schäferin unter einem Strome von Thränen, daß sie in der That, aus allzugroßer Begierde, als ein Pariser Titi auf dem Ball zu erscheinen, eine List ersonnen habe, dieselbe aber bald darauf bereut, und den Titianzug so liegen gelassen habe, wie sie ihn bekommen, und auch bereit sey, denselben sogleich wieder herauszugeben. Durch dieses reuige Geständniß soll die Klägerin so erweicht worden seyn, daß sie versprochen habe, von ihrer Klage abzustehen. — Das Ausleihen der Kostüme ist hier in der Karnevalzeit ein beträchtlicher Industriezweig. Vor Kurzem ist eine ganze Sammlung von illuminirten Kupferstichen erschienen, welche allerlei Trachten darstellen, wie sie die hiesigen Zeichner für Theater und Bälle erfinden, und die, wie gesagt, der Wahrheit selten getreu bleiben. Mit dieser Kupferstichsammlung sind nun sämmtliche Kostümhändler versehen, und Jeder kann sich aus der Sammlung das auswählen, was ihm am besten gefällt. Auch die Theater werden manchmal von solchen Kostümiers versorgt, besonders aus dem großen Babinschen Magazine, das schon lange sich als das am besten versorgte einen großen Ruf verschafft hat. — Neben der Ballmusik erbaut die der Konzerte, die freilich ein kleineres, ausgewählteres Publikum haben, und daher oft in den Sälen der Instrumentenmacher, wie Erhard, Pape, Plaudade, gegeben werden. Nur im Musikconservatorium werden am Sonntag große Konzerte mit Begleitung eines vollständigen Orchesters gegeben. In den übrigen besteht die Begleitung meist nur aus einem Fortepiano, und höchstens werden Quartette oder Quintette neben den Gesangstücken aufgeführt. Unter den Instrumentalisten, welche sich in der lezten Zeit hören ließen, waren die Herren Bärmann die vorzüglichsten; doch erntete auch ein sogenannter Schüler Paganinis, Namens Philippe, ziemlichen Beifall ein. Der Solosänger und Sängerinnen treten immer eine Menge auf. Es hält aber schwer, in diesem Fache sich einen Ruf zu erwerben. In der Theaterwelt ist Rachel noch immer die gefeiertste Person; da jedoch jede Art von Ruhm nicht ohne Widerwärtigkeit bleibt, so hat auch die junge Tragikerin schon viel dergleichen erlebt. Obschon die Direktion des Théatre français angekündigt hatte, sie habe Rachel zum Range einer Sociétaire oder Theilhaberin erhoben, so fand es sich doch, daß Rachel anstatt des Gehaltes von 20,000 Fr. eigentlich nur 8000 fixes Einkommen hatte, und man ihr bloß monatlich aus freien Stücken 1000 Fr. zulegte. Die Eltern des Mädchens erhoben daher eine Klage, und verlangten im Namen der noch nicht mündigen Tochter die vollen 20,000 Fr. zugesichert, nebst einem jährlichen Urlaub von drei Monaten. Gern hätte sich die Theaterdirektion dieser Verbindlichkeit entzogen, und es fanden sich Tageblätter, welche die Partei der Direktion ergriffen und Rachels Eltern der Habsucht beschuldigten. Eines dieser Blätter sagte beißend, Rachel bleibe ihrem alten Handwerk treu und bettle noch immer, nur mit dem Unterschiede, daß sie sonst um Kupfermünze gebettelt und jezt um Banknettel bettle. Rachels Eltern aber erwiderten in den Zeitungen, ihre Tochter habe dem Théatre français bereits die ungeheure Summe von 200,000 Fr. eingebracht und müsse beständig spielen; es sey daher auch nicht mehr als billig, daß sie so gut belohnt werde wie andere Sociétaires. Dawider ließ sich dann auch nichts Bündiges sagen, und die Theaterdirektion gab wirklich nach. Einen andern Vorwurf macht man den Eltern des Mädchens daraus, daß sie Rachel in große Gesellschaften gehen lassen, wo sie Proben ihres Talents ablegen muß.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 64.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 15. März 1839.

Je connais mon théâtre, et veux, en amateur,
Jouer à mon profit le rôle d'inspecteur.
Delavigne.

Die Gastfreunde.

II.

Der Gastfreund in Hirlingen.

Norbert trat seinen Weg nach Hirlingen nicht ohne mannigfache Betrachtungen an. Sein blindes Vertrauen hatte, wie schon öfter, einen tüchtigen Stoß erlitten. Er machte sich keine Hoffnung mehr auf ein ständiges Ruheleben im Schooße einer befreundeten Familie, wie er wohl gethan, als er gen Falkenau gereist war; er rechnete nur noch auf ein fliegendes Quartier, obendrein in schlecht vertrautem, oder gar feindlichem Lande. Er beschloß, sein Herz und seine aufrichtige Zunge gefangen zu nehmen, nicht mehr ein hingebender Freund, sondern ein wißbegieriger Beobachter zu seyn. Er schämte sich der Reue, die ihn zu Falkenau beschlichen; er freute sich mehr als je, seinem Junggesellengrundsatze treu verblieben zu seyn. „Ich werde jetzt," sagte er sich, „das zweite vor der Welt prunkende Eheglück kennen lernen; es soll mein Studium seyn, diese Maske zu durchschauen. Um mich jedoch zum Forscher recht tüchtig zu machen, will ich an Auerbachs Hause nicht mehr reellen Antheil nehmen, als wie an einem gewöhnlichen Wirthshause. Warum auch nicht? Wird mein Leben darinnen nicht verlaufen wie in einem Gasthofe? Mit Affektation aufgenommen, werde ich in ein paar Tagen ein alltäglich Gesicht, ein paar Tage weiter nachlässig behandelt, noch acht Tage weiter an allen Ecken überlästig seyn. Das ist einmal der Lauf der Hospitalität, der bezahlten wie der aus Freundschaft geleisteten. Ich will mich einrichten, daß ich jeden Augenblick fertig sey, meine Zeche zu bezahlen und abzureisen, stets bei der Hand, den Abschied zu empfangen ohne Kummer, oder meine Dimission zu geben, ohne es zu bereuen. Statt eines Verlustes muß mir alsdann der Gewinn bleiben, mit den Menschen in ihrer Häuslichkeit, und mit dem gepriesenen Stand der Ehe insbesondere in allen seinen Nüancen, gründliche Bekanntschaft gemacht zu haben."

Ohne sich viel Vergnügen von seinen Forschungen zu versprechen, verfolgte der alte Student nichtsdestoweniger seinen Weg mit Muth, und rechnete für seine Erholung auf die Intermezzos, die ihm das gesellschaftliche Leben in dem Städtchen bereiten würde. Wie klein auch Hirlingen seyn mochte, so hatte es doch einige Hülfsmittel für den fremden Gast in Bereitschaft, wenn er sich von Auerbachs Hause für Augenblicke zu trennen begehrte. Er war doch nicht gezwungen, wie in Falkenau, entweder sich auf seinem Zimmer zu isoliren, oder Stunde für Stunde, Minute für Minute die argwöhnischen

Blicke und die falschgemeinten Höflichkeiten einer ungünstig gestimmten Hausfrau auszuhalten.

Was den Empfang bei Auerbach betraf, so hatte sich der Major geirrt. Es waltete dabei keinerlei Affektation ob; er wurde aufgenommen, als sey man schon längst gewöhnt, ihm von Zeit zu Zeit Quartier zu geben. Sein Logis war, wie es ein alter Freund verlangen durfte: einfach, prunklos, jedoch mit allen Bequemlichkeiten versehen. Das Haus an und für sich hatte viel Altväterisches und stimmte, so wie der Garten, eben nicht heiter. Dieser Geist der Stille und Ruhe war auf die Bewohner des Hauses verpflanzt worden. Die Dienstleute thaten emsig, aber geräuschlos ihre Geschäfte. Herr und Frau des Hauses, die am zurückgezogensten wohnten, waren einsylbig; ihre Anwesenheit wurde kaum bemerkt. Der Major horchte vergebens nach dem Zankteufel, der, zufolge der Versicherung Elisens, in Küche und Keller und Kammern rumoren sollte. Selbst Auerbach, auswärts so lustig und lebendig, nahm mit dem Eintritt in seine vier Pfähle etwas Herrnhuthisches an. Der Umgang mit ihm und seiner Frau war dessen ungeachtet leicht und ungezwungen und sagte dem Gast, dessen Natur ohnedies ernst und tief war, trefflich zu. Die Eheleute begegneten sich mit einem gewissen ceremoniösen Schliff, der Uebereinkommen zu seyn schien. Sie lebten — wie es Norbert vorkam — eine verträgliche Prosa durch. — Der Tag wurde den Geschäften und dem Gast gewidmet. Nach dem Thee, der bei Auerbach die Stelle des Abendessens vertrat, zogen sich die Gatten bald in ihre entlegenen Zimmer zurück und überließen dem Hausfreunde, seine Abendstunden zuzubringen, wie es ihm beliebte; eine Sitte, die dem Major zwar etwas langweilig vorkam, die er aber bei dem guten Einverständnisse der Leute und ihrem so natürlichen Wunsche, eine kurze Spanne des Abends ungestört einander widmen zu können, sehr in der Ordnung fand.

So verging Tag für Tag, und Norberts Vertrauen in seiner Freunde Gastlichkeit befestigte sich immer mehr, und gerne hätte er diesem Vertrauen die längste Dauer prophezeit, wenn nicht zu Zeiten gewisse Zweifel in ihm aufgedämmert wären, die sein Urtheil im Schwanken erhielten.

Er bemerkte nämlich, daß Auerbach stets bemüht war, so oft er mit Anna zu fremden Leuten kam, eine besondere Poesie an die Stelle der hausbräuchlichen Prosa zu schieben. Er floß über von Liebenswürdigkeit gegen seine Frau, er hatte für sie die süßesten Namen in Bereitschaft, er behandelte sie wie der schwache Vater sein verzogenes Kind; seine Stirne hatte für sie keine Runzeln, sein Mund keine ernste Zurechtweisung, keinen Tadel; sein Wille war stets bereit, sich dem ihrigen unterzuordnen. Es ist wahr, daß Anna von diesem so freigebig angebotenen Gehorsam nie Gebrauch machte. — Dagegen ertappte Norbert gar manchmal daheim auf des Freundes Stirne eine finstere, wenn auch schnell vorüberziehende Wolke, in seinen Augen den unsteten Blick des Aufpassers, auf seinen Lippen das trockene Wort der Willkühr oder das absolute „Ja und Nein" oder das „Meinetwegen" eines gnädigen Herrn, der seine Gnade nicht gering anschlägt.

(Fortsetzung folgt.)

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Rüstig dringe ich durch das Gewühl. Ich lasse den pudelscheerenden Facchin, den Allerweltsmann von Trödler, welcher silberne Uhren, Brillengläser, Hosenträger, Schnallen, Knöpfe, Gott weiß was, feilbietet, Petschafte sticht und Goldringe verlöthet, zur Linken, den Antiquar mit seinem Kram, mit schlechten Uebersetzungen aus dem Französischen und noch elenderen Originalen, schweinsledernen Kasuisten, Gebet- und Kochbüchern zur Rechten, und trete an die hölzerne, mit Lorbeerzweigen besteckte Bude des Eiswasserverkäufers. Auf der untern Wand stecken die in den Flammen des Fegefeuers schmachtenden Seelen jämmerlich die Arme aus; sie sollen die Qualen des Durstes, gegen welche hier für einen Kupfergrau Rettung zu finden ist, versinnlichen. Citronen und Orangen thürmen sich auf dem Tisch, hinter welchem der Verkäufer unaufhörlich das mit Eiswasser gefüllte Fäßchen um die Achse schwenkt und mit der eisernen Citronenpresse im Takt klappert. Ein trübes Aniswasser, welches abscheulich schmeckt und einen noch abscheulicheren Geruch verbreitet, ist das Lieblingsgetränk der niedern Classen; mich verscheucht es. Ich eile an dem Wechsler vorüber, welcher auf seinem Tische große Säcke voll Kupfergeld aufstellt und durch Drahtgitter weislich gesicherte Goldmünzen, an der Hausirerin, die ihren Kram von Spitzen, Bändern und Linnenzeugen auf dem Kopf trägt und bunte Seidentücher auf das Lockendste ausbreitet, an der Alten, welche, von einem dichten Bubenschwarm umdrängt, Maiskolben in Kohlen, oder Kastanien in einer Eisentrommel röstet, gehe an dem mit Blumen und Rosmarinstauden geschmückten Korbe des Feigen- und Weintraubenhändlers vorüber, welcher mit dem ewigen Ah! Ah! melodramatisch die Prügel, die auf seinen Esel niederkrachen, begleitet, und dazwischen in den Ruf: O über die herrlichen Feigen! über die zuckersüßen Trauben! ausbricht. Kein Ausrufer wagt es, seine Waare schlechtweg bei Namen zu nennen; er muß eine

Empfehlung derselben anflicken, sie umschreiben; er ruft nicht den Gegenstand, sondern dessen Anwendung, sein Wort eilt dem Auge um eine Gedankenreihe voraus. So wird er nicht baccale (Stockfisch) feilbieten, sondern die Ingredienzien seiner Zubereitung: pomidori e fagioli, weil der Fisch mit einer Sauce von Goldäpfeln und Bohnen genossen wird. Bratäpfel sollen ein unfehlbares Mittel wider den Husten seyn. Mittelst eines gewagten Hysteron-proteron preist nun der Verkäufer die Kranken, um sein offen produzirtes Mittel los zu werden, und ruft: Glücklich, wer den Husten hat! Beato chi tiene la tossa! Und so geht es in's Unendliche.

Ein Blinder spielt die Geige und heult dazu die Wunder der Santa Filomena oder sonst einer Modeheiligen, die mit schreienden Farbenklexen auf einer aufgehängten Leinwand versinnlicht sind, in ottave rime ab; Pulcinella kräht auch hier aus seiner casa di burattini; mühsam bahne ich mir den Weg durch den aus Matrosen, Soldaten, Lastträgern, Müssiggängern gebildeten Haufen seiner Bewunderer; Bettelknaben hüpfen, mit den nackten Sohlen zusammenklatschend, vor dem Fremdling her; ich flüchte mich zu dem Vorleser des Ariost. Dieser erkennt den alten, getreuen Kunden, nickt ihm mitten aus dem Schwung der achtzeiligen Stanze wohlwollend zu und gibt dem Auditorium einen Wink, zusammenzurücken, um mir ein Plätzchen auf den im Viereck zusammengestellten Holzbänken einzuräumen. Hier lasse ich mich nieder.

Von den drei Vorlesern, welche allabendlich den Molo entzücken und ihn in die romantischen Irrgänge des Ariost's entführen, war es der jüngste, welcher den lebendigsten Vortrag, das sonorste Organ hatte, der die sinnigsten, faßlichsten Kommentare zu liefern wußte, sich der dichtesten Reihen von Zuhörern erfreute. Er war einige zwanzig Jahr alt, klein von Wuchs, und mit der echtesten neapolitanischen Pulcinellfratze, dem krausschwarzen Haar, der zurückgezogenen Stirn, den hervorstehenden Backenknochen und herausspringender, hakenförmig gebogener Nase begabt. Er agirte in Hemdärmeln, mit der nationellen braun-wollenen Schifferkappe auf dem Kopf, dem geschriebenen Exemplar des Ariost in der einen, und einem gewaltigen Stock in der andern Hand; letzterer diente ihm theils zur Wiederherstellung der Ordnung bei Einbruchen zudringlicher Bettelbuben, theils um den Affekt der Rede zu verstärken, die grimmigen Lanzenstöße und Schwertstreiche der Christen und Mohren zu versinnlichen. Die Verse selber trug er mit leidlich reinem Accent vor, und nur die Exegese war im neapolitanischen Dialekt.

„Also wo sind wir gestern stehn geblieben, Compa're?" fragt er einen alten, verwitterten Marinaro. Der Gevatter schiebt das Stück Kautabak aus einer Backe in die andere und brummt dann: „Beim Ruggiero, wenn mir recht ist, wie er auf dem Hippogryphen reitet, und wie der in eine Myrthe verwandelte Astolfo ihn warnt nicht weiter zu gehen." — „Bravo, Don Giuseppe. Solche aufmerksame Zuhörer machen dem Vorleser Muth. Wir haben ferner die Ungeheuer erscheinen sehen, und vernommen, wie Ruggiero von den beiden Jungfrauen aufgefordert wird, die scheußliche Riesin Erifilla zu bekämpfen. Heute beginnen wir den siebenten Gesang.

> Chi va lontan de la sua patria, vede
> Cose da quel che già credea, lontane etc."

Die erste Sylbe einer jeden Stanze wurde gedehnt, und mit einem besonderen schnarrenden Ton, gleichsam als Auftakt gesprochen, und eben so auch die Schlußreime der Stanze stark hervorgehoben.

Erifilla tritt auf in einer Rüstung vom feinsten Stahl, geschmückt mit vielfarbigen Steinen, dem röthlichen Rubin, dem gelben Chrysolith, dem grünen Smaragd. Sie reitet auf einem Wolf — er ist so groß als ein Stier — sie lenkt ihn nicht mit dem Zügel; der göttliche Dichter weiß selber nicht, wie sie ihn regiert habe (und so wollen auch wir uns die Köpfe nicht darüber zerbrechen); auf Helm und Schild trägt sie eine geschwollne giftige Kröte. Schon aus der Ferne ruft sie dem Ritter drohend zu; Jener greift zur Lanze — (der Stock des Vorlesers wird wüthend geschwungen) — er fordert sie zum Kampf heraus. Die Riesin spornt ihren Wolf, die Erde zittert unter der Heransprengenden, der wackere Roger erwartet sie stehenden Fußes, packt sie unter dem Helm und wirft sie mit Riesenkraft aus dem Sattel. Schon hat er das Schwert gezogen, um ihr stolzes Haupt vom Rumpfe zu trennen, aber die Jungfrauen rufen ihm zu: Es genügt, daß Ihr Eure Gegnerin besiegtet, edler Ritter; steckt Euer Schwert in die Scheide, und laßt uns über die Brücke schreiten. Sie reiten auf schmalem, steilem Pfad durch ein Gehölz, treten auf eine räumige Wiese,

> Dove il piu bel palazzo e'l piu giocondo
> Vider, che mai fosse veduto al mondo.

Der Vorleser hält einen Augenblick inne, fordert die Zuhörer auf, sich die königlichen Schlösser Capo di Monte oder Caserta mit ihren Wasserleitungen, Säulengängen, Treppen und Fontainen zu vergegenwärtigen, und setzt Alcinens Palast an Pracht und Herrlichkeit weit über die genannten. Er fährt fort und läßt die Schöne, von ihrem Hofstaat umgeben, dem Ritter entgegentreten, schildert dann wieder parenthetisch die Schönheit, die Garderobe des Gefolges, der Hofdamen, bis er mit den Versen:

> Sola di tutti Alcina era piu bella,
> Si comme è bello sol più d'ogni stella

auf die unvergleichlichen Reize der Zauberin übergeht.

Unverwandt hängt jedes Auge an den Lippen des Vorlesers. In ängstlicher Spannung lauschen sie den wunderbaren Abenteuern; die Augen funkeln vor Kampfslust, unwillkührlich ballen sich die Fäuste, um dem bedrohten Ritter beizustehen; seine unbefleckte Tapferkeit läßt ihn den Gegner zu Boden werfen und eine Felslast fällt den Anwesenden vom Herzen. Kein Laut unterbricht den Lektor, bis er selber in einer Pause die Bewunderung der Lauscher provozirt und zu enthusiastischen Glossen über die gewaltigen Hiebe, die rings verstreuten goldenen Helme, den fürstlichen Anstand der Damen, die Bosheit des Mohren reizt. Und keiner der Zuhörer wird sich entfernen, ohne sich für den ihm gewordenen Genuß erkenntlich bewiesen zu haben. Sollten ihn Geschäfte vor der Beendigung des Gesanges abrufen, so wird er seinen kupfernen Tribut dem Nachbar zustellen; er weiß, daß dieser ihn treulich überliefern wird. Uebervortheilung des Vorlesers gilt dem Kirchenraube gleich.

Wie auf heimlicher, grünlaubiger Insel inmitten des sturmbewegten, schäumenden Meers, so sizt die stillentzückte Ariostische Gemeinde im Volksgetümmel des Molo. Weder der Schrei des Wassermelonenhändlers, noch die Lockung des Aquavitträgers, nicht das melancholische Aiaho! der im Hafen arbeitenden Matrosen, nicht das einförmige Rauschen der Brandung vermag den süßen Zauber der Traumwelt, der sie umwebt, zu lösen. Da schallt von den Thürmen der gellende Ton der unter raschen Hammerschlägen dröhnenden Glocken. Die Nacht ist eingebrochen. Der Vorleser klappt die Handschrift zu, murmelt mit abgenommener Kappe das Ave-Maria und entläßt die Versammlung mit freundlichem *felicissima notte.*

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Schluß.)

Rachel. Dupré.

Seitdem Rachel bei ihrem Auftreten auf der Bühne des Théâtre français das Publikum in Erstaunen gesezt hat, wollen die Vornehmen sie in ihren Abendgesellschaften haben; Herzoginnen und Gräfinnen rechnen es sich zur Ehre, wenn das Mädchen, dem sie auf der Gasse vielleicht einmal aus Mitleid einige Sous zugeworfen haben, ihre dringenden Einladungen annimmt. Sie wird dann mit kostbaren Geschenken überhäuft und auf das schmeichelhafteste behandelt. Strenge Theaterbesucher meinen aber, dies sey das Verderben der jungen Schauspielerin, die nun ihre Zeit und Gesundheit damit verliere, von einer nächtlichen Versammlung zur andern zu wandern, statt sich für die Bühne zu schonen und ihre Muße zur Uebung anzuwenden. Sie beschuldigen Rachels Eltern, daß sie aus bloßer Habsucht das arme Mädchen den Einladungen folgen lassen. Gewiß ist das Leben in der großen Welt, wenn eine Gewohnheit daraus wird, nicht geeignet, eine Künstlerin auszubilden; höchstens könnte es dazu dienen, ihr den Anstand zu geben, welchen sie bei ihrem frühern Gassenleben unmöglich erwerben konnte. Es wird erzählt, ihr Lehrer, der Schauspieler Samson, welcher sich um die Ausbildung dieses außerordentlichen Mädchens als Künstlerin ein so großes Verdienst erworben hat, und gegen welchen sie sich bisher sehr folgsam und dankbar bezeigt hat, sey über ihr zerstreutes Leben in der großen Welt so unwillig geworden, daß er ihre Statuette, die, wie ich neulich gemeldet, bei allen Kunsthändlern jezt zu haben ist, in ihrer Gegenwart zu Boden geworfen und zerbrochen habe, worüber sie einen Strom von Thränen vergossen haben soll. Samson hatte gehofft, sie den höchsten Gipfel des tragischen Spiels erreichen zu sehen, und kann nicht ohne Zorn daran denken, daß sie nun, anstatt unaufhörlich zu studiren, sich durch den Beifall der Assembleen berauschen und von ihrem hohen Ziele ablenken läßt. Glücklicherweise ist sie noch jung und kann die verlorene Zeit wieder durch Arbeit einholen. Nur fürchtet man, daß die aus ihrer Armuth plötzlich in Wohlstand versezten Eltern bloß darauf sinnen, das Glück ihrer Tochter möglichst auszubeuten, ohne sich um die Zukunft zu kümmern. An dem Opernsänger Dupré hat Rachel ein Beispiel, was ausdauernder Fleiß vermag. Diesem ist das Glück nicht entgegengekommen, wie der Demoiselle Rachel; er hat es gleichsam gezwungen, ihn zu begünstigen. In seiner frühen Jugend hatte er große Lust zum Gesange und ließ sich im Musikkonservatorium unterrichten. Er begab sich darauf in die zu jener Zeit von Choron gehaltene Singschule, zeichnete sich hier aus und konnte hoffen, auf eine Opernbühne zu treten. Aber nun ging ihm zur Zeit der Mannbarkeit die Stimme aus. Er sang in den Operetten, welche damals im Odeon gegeben wurden, machte aber gar kein Aufsehen, und wurde für einen sehr mittelmäßigen Sänger gehalten. Durch alles dieses ließ er sich nicht abschrecken, und da in Frankreich für ihn keine Aussicht war, begab er sich nach Italien, begnügte sich hier anfangs mit untergeordneten Rollen, arbeitete und studirte unaufhörlich, bekam allmälig seine Stimme wieder, wurde bekannt, hervorgezogen und erhielt endlich auf den Hauptbühnen Italiens den rauschendsten Beifall. Von nun an wetteiferten die Tonkünstler, für ihn Rollen zu sezen. So sezte Donizetti für ihn die Hauptrolle in seiner Oper Lucia di Lammermoor. Der Ruhm, den er sich in Italien erwarb, verbreitete sich bald nach Frankreich, und nun suchte die große Oper, die ihn vormals kaum unter ihre Choristen hätte aufnehmen wollen, ihn als Primotenore zu bekommen. Es wurden ihm die glänzendsten Anerbieten gemacht, und er willigte endlich ein, sein zweites Vaterland, Italien, dem er seinen Ruhm und sein Glück verdankte, wieder zu verlassen, um die erste Stelle an der hiesigen Oper einzunehmen. Es sind noch nicht zwei volle Jahre, seit er auf dieser Bühne singt. Er hat sich bisher mit fünf oder sechs Rollen begnügt; diese singt er aber meisterhaft und läßt darin nichts zu wünschen übrig. Er ist unstreitig jezt der erste Sänger in Frankreich, und beinahe der einzige Sänger an der Oper; man geht nur hin, um ihn zu hören, wie man die Ballete nur besucht, um Fanny Elsler tanzen zu sehen. Dieser Gebrauch, sich an einen meisterhaften Schauspieler zu halten, diesem allein Beifall zu zollen und das andere wenig zu beachten, ist aus Italien nach Frankreich gekommen. Es läßt sich Manches dagegen sagen. Allein wer kann es dem Publikum verargen, daß es sich von einem überwiegenden Talente hinreißen läßt, und daneben die untergeordneten Künstler desto mittelmäßiger findet?

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 65.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 16. März 1839.

Kommt, soll'n wir gehen und uns Wildpret tödten?
Doch kränkt mich's, daß wir den gefleckten Narr'n
Auf eignem Grund mit hak'gen Spitzen blutig
Die runden Hüften reißen.

Shakespeare.

Scenen aus den Wildnissen Nordamerikas.

Die englische und amerikanische Literatur ist sehr reich an lebendigen Beschreibungen weit entlegener, wenig betretener Länder. Die Berichte der Touristen sind meist voll der buntesten Abenteuer, sie haben aber größtentheils nur als Unterhaltungsschriften Werth, und die Wissenschaft trägt gerechtes Bedenken, die auf diesem Wege gelieferten Notizen zu registriren. Manche tragen aber den Stempel innerer Wahrheit, und zu diesen gehören die Schriften des Amerikaners Fenno Hoffmann. Er hat sich bereits durch eine Winterreise in die westlichen Gebiete der Vereinigten Staaten bekannt gemacht, und so eben ist wieder von ihm erschienen: Wild scenes in the forest and prairie. London 1839. — Wir theilen einige Abschnitte daraus mit.

* * *

Das große Elendthier.

Die beste und bequemste Gelegenheit, Hochwild zu erlegen, bietet sich Winters bei tiefem Schnee dar, wenn die Eiskruste, die sich nach einem leichten Regen auf der Oberfläche bildet, stark genug ist, den Mann zu tragen, während sie unter den Hufen der Elendthiere und des übrigen Rothwilds beständig einbricht. Das tief eingesunkene Thier wird auf diese Weise leicht gefangen und mit Keulen erschlagen. Diese Jagd nennt man in Nordamerika „Crusting.“ In den nördlichen Staaten wird auf diese Weise mehr Wild erlegt als auf jede andere, und jeden Winter kann man in den Zeitungen lesen, wie ganze Dörfer hinausgezogen und die so gefangenen Thiere zu Hunderten niedergemacht. So sollen vor wenigen Jahren auf dem Gebiet von Catskill in einem Winter über tausend Stücke auf diese Weise erschlagen worden seyn. Jeder echte Waidmann hat indessen einen gerechten Abscheu vor dieser Jagd, schon weil für die meisten Sorten von Wild die eigentliche Jagdzeit nicht in die genannte Jahreszeit fällt.

Das Mußthier oder große Elend zu „krusten,“ ist indessen nichts ganz Leichtes: es gehört von Seiten des Jägers Muth und Gewandtheit dazu, und das Thier kann sich dabei doch wehren und entkommen. Da aber das Gesetz dieses edelste Hochwild vor jener Art der Verfolgung nicht schützen kann, oder nicht will, so muß es über kurz oder lang auf dem Gebiete von Newyork ausgerottet werden. Der ganze weite Westen hat keine schönere Wildbahn für Mußthiere, als die nördlichen Grafschaften des Staates Newyork, und von den Quellen des Hudson ab kann man westwärts bis zu denen des Mississippi gehen, bis man das riesige Elend in so

großer Menge trifft, als es in unsern Forsten noch vor wenigen Jahren zu finden war.

Das Mußthier ist scheuer und gescheiter als der Hirsch und hält sich vorzüglich im tiefen Walde auf. Es zieht nicht in Rudeln umher, wie das kleine Elend, sondern begeht seine Laubgewölbe in stolzer Einsamkeit, und wird es vom Jäger aufgescheucht, so reißt es nicht aus, wie seine Verwandten in Wald und Prairie, sondern es sezt sich nur in einen Trott, der rascher als der Lauf des flüchtigsten Rosses, aber so leicht und ungezwungen ist, als kostete er das Thier gar keine Anstrengung. Es flieht zwar vor dem Jäger, aber verwundet und auf's Aeußerste gebracht, ist es eines der furchtbarsten Thiere der Wildniß, und manche Stämme der Indier im Nordwesten, wenn es ihnen gelingt, ein männliches Mußthier zu erlegen, feiern ein Freudenfest, gerade als ob sie einen Krieger gefangen hätten.

Bei recht tiefem Schnee ist natürlich die Mußthierjagd am leichtesten. Sobald ein Schneesturm sich erhebt, macht sich das kluge Thier daran, sich einen Park, einen sogenannten Moose-yard zuzurichten: es tritt nämlich in weitem Umkreis den Schnee, wie er fällt, nieder, so daß es Spielraum behält, umherzugehen und die Baumzweige abzuweiden, und sich nicht mühsam von Ort zu Ort durch den tiefen Schnee arbeiten muß, wobei es leicht eine Beute der Wölfe würde, welche bei ihrem leichtern Körper zur „Krustenzeit" im Rothwild schwelgen. Aber einen Moose-yard zu betreten, wagt kein Wolf. Er streicht auf dem Schneewall umher, und sein Geheul bringt vielleicht ein paar Kameraden zur Stelle, die es wohl versuchen, das Elend aus seinem Parke zu verscheuchen, sich aber nie getrauen, hineinzugehen. Entdeckt aber der auf seinen Schneeschuhen streifende Jäger einen solchen Park, so ist er seiner Beute so sicher, daß er sich zuweilen an Ort und Stelle lagert, um des Wilds nach Bequemlichkeit habhaft zu werden. Ja, sind ihrer Mehrere, so fällen sie, wie ich mir habe erzählen lassen, ganz gemächlich die Bäume umher und machen eine hohe Hecke um den Park, um das durch Hunger und lange Haft ermattete Thier lebendig zu fangen. Eine Gelegenheit hiezu bot sich verflossenen Winter bei M'Intire. Ein Park mit drei Mußthieren, einer alten Kuh und zwei Jährlingen, wurde entdeckt und von einem Trupp Jäger umringt. Einige hätten sie gerne lebendig bekommen, einem benachbarten Gutsbesitzer zu Gefallen, der gerne Versuche mit der Zähmung des Thiers anstellen und es wo möglich für den Ackerbau gewinnen möchte. Es wäre dies ein sehr wichtiges Experiment und an seinem Gelingen kaum zu zweifeln; denn das Mußthier ist schon öfters gezähmt worden, und ganz verschieden vom gemeinen Hirsch, gewöhnt es sich an die Halfter so leicht als das Pferd. Die Jäger waren aber viel zu hitzig, um auf etwas der Art einzugehen, denn keiner hatte je ein Mußthier erlegt. Sie griffen zu den Büchsen und suchten zum Schuß zu kommen, indem die Thiere schnaubend und pfeifend in ihrem Schneepark umherrannten. Das Geschrei ihrer Verfolger, verdoppelt vom Echo der Berge umher, beachte sie außer sich, und nach jedem Schuß stürzten sie sich so wüthend auf den Schützen, daß er sich hinter den nächsten Baum flüchten mußte. Bald war in der Hitze der Jagd von Plan und Ordnung keine Rede mehr. Jeder feuerte und lud wieder, so schnell er konnte; kaum nahm er sich Zeit zum Zielen, damit ihm nicht ein flinkerer Kamerad das Wild wegpürschte. Die Mußthiere, obgleich schon vielfach verwundet, machten einen Ausfall um den andern, weit in den tiefen Schnee hinein, verjagten ihre Feinde vom Rande des Parks, zogen sich wieder in eine Ecke zurück, wo sie noch am sichersten waren, und sammelten sich zu einem neuen Angriff. Aber erschöpft vom Blutverlust, mußten sie nach und nach unterliegen: von ihnen verfolgt, flüchteten sich die Jäger auf die Eiskruste, und sobald die Thiere sich zum Rückzug wandten und sich im tiefen Schnee abarbeiteten, um ihren Park wieder zu gewinnen, fielen sie mit Aexten und Knitteln darüber her. So wurden endlich die beiden Jährlinge sammt ihrer Mutter nach heldenmüthigem Widerstande niedergemacht.

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

Anna blieb sich immer gleich, innen wie außen. Sie erwiderte nicht die blendende, außerhäusliche Liebespoesie des Gatten, sie vergalt ihm nicht daheim die strenge Miene, die despotische Rede. — Sie kam dem Major wie der verkörperte gelassene Verstand vor, der seinen gutgemeinten Rath ertheilt und klüglich schweigt, wo er nicht begriffen wird. Kein vergeblich Wort, kein ruhmrediges Pochen auf ihre gediegene Bildung, kein gespreiztes, damenhaftes Zieren war ihr irgend vorzuwerfen; doch fehlte ihr, was der Major mit Worten nicht zu bezeichnen wußte: die Seelenwärme, das Herz, das empfindet. — Ihr Gespräch war anziehend und werthvoll, ihre Sprache und ihr Witz fein, ihr seltenes Lächeln hinreißend. Vor Allem Abends, wenn des Kamins trauliche Flamme — der Herbst war kühl und naß herangezogen — die kleine Gesellschaft um sich versammelte, konnte Anna so liebenswürdig seyn und sprechen, daß Norbert mit der regsten Theilnahme zuhorchte und gern den Glockenschlag überhört hätte, der das frühzeitige Couvre-feu verkündigte. — Aber Freund Auerbach

überhörte die Stunde nicht. Schon eine gute Weile, bevor sie schlug, wurde er gewöhnlich unruhiger, ging hin und her, wie ein Gelangweilter, traf alle Anstalten zum Aufbruch, und sein Abschiedswort: „komm Anna; gute Nacht, lieber Freund!“ klang gerade wie: „gottlob, wieder ein Tag mit seiner Plage vorüber!“ Anna säumte nicht, die Conversation abzubrechen, und entfernte sich stets mit stiller Verbeugung. Nicht selten überraschte den Major der Ausdruck der Traurigkeit in ihrem Auge.

Sich selbst überlassen, suchte der Major hie und da die Gesellschaft der verständigen Leute im Städtchen, auf ihrem sogenannten Casino. Diese Anstalt war nicht die glänzendste und Hirlingen völlig entsprechend. Ihr Lokal bestand in drei Räumen, die ein sein Interesse berücksichtigender Schenkwirth dem Vereine wohlfeil vermiethet hatte. — Der erste der genannten Räume stellte eine Billardstube en miniature vor; denn kaum hatten die Spieler Platz, ihre Queues zu handhaben, und wer zur Thüre herein kam, stand immer in Gefahr, entweder von einem Billardstabe über die Nase geschlagen oder von einem sich umhertummelnden Spielgast auf den einschreitenden Fuß getreten zu werden. Als der Major, die großmächtige Kriegergestalt, zum ersten Mal dort erschien, bewillkommte ihn in einem und demselben Moment der niedrige Thürballen mit einer Stirnbeule, der just im Feuer liegende Billardeur, dessen Queuekolben nach dem Eingang sah, mit einem tüchtigen Stoß auf die Brust, die überrascht zurückprallende Kellnerin mit der Fluth eines Bierglases auf den linken Arm.

„Pardonnez-moi suspendu!“ rief der über seinen ungastfreundlichen Angriff sehr bestürzte Spieler, ein Subalternbeamter bei dem Amtsgericht, mit vielen Bücklingen: „es thut mir auf Ehre recht leid, Sie touchirt zu haben, Herr Major. Potz Tausend, ein solcher Empfang ist eben nicht angoulem!“ — Der Major, obschon betroffen von der seltsamen Sprache dieses Mannes, erkannte mit Dank die Herzlichkeit, womit derselbe ihm das Bier vom Ermel trocknete, und nicht eher sich zufrieden gab, bis er den Verunglimpften mit heiler Haut in den zweiten der Casinoräume, in das sogenannte Lesezimmer, gebracht hatte, worauf er mit einem: „J'ai l'honneur!“ die Hand militärisch an die Stirn legte und auf sein Schlachtfeld zurückeilte.

Die würdigsten Häupter der Stadt, weiße, graue und braune bunt durcheinander, ein Fähnlein von fünfzehn bis achtzehn Mann, Rathsherren, Bürger und Kellermeister, saßen um zwei Tische versammelt, mit jungem Bier und alten Zeitungen beschäftigt, rauchend und schnupfend, und starrten den Fremden verwundert, manche von ihnen voll mißbilligenden Staunens an. „Wer ist der Fremde? — warum kommt er mit so viel Geräusch? — ist er schon eingeführt und von wem? und sollte er wagen wollen, unter uns, die wir ihn nicht kennen, Platz zu nehmen?“ Sie standen auf allen Gesichtern geschrieben, diese ernsthaften Fragen, und nicht einer der Sitzenden rückte seinen Stuhl, um dem Fremden ein Plätzchen einzuräumen. Norbert wußte, daß der Eintretende zu grüßen hat, aber fürwahr, die Herrn in Session wußten es auch, und nicht eine ihrer Mienen veränderte sich, bis das Compliment des Majors gefallen war. Dann neigten sich, wie die Aehrenhäupter im Winde, die respektabeln Köpfe, und das Plaisir ging wieder seinen Gang fort, ohne daß von dem Ankömmling weiter Notiz genommen wurde, zum Mindesten nicht offiziell. — Sein Posten, gleichsam ein verlorner, war mit nichten angenehm; er dachte auf einen besonnenen Rückzug. Da erbarmte sich seiner, überwallend von höflichen Complimenten, ein kurzer, dicker, runder Herr, mit schwachgepudertem Haupte, der ihn schon einmal in Auerbachs Gesellschaft gesehen hatte. — „Das ist schön, Herr Major, daß Sie uns einmal besuchen. Belieben Sie, hier herein zu spazieren; ich gebe mir die Ehre, Sie selber einzuführen, da Herr Auerbach es übersehen hat, obschon Ihr Rang, Ihre Verdienste und Ihr Herkommen Sie billig von aller dergleichen Formalität an und für sich dispensiren.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Erdbeben auf Martinique.

In der Sitzung der Pariser Akademie vom 4. März wurde ein interessanter Bericht Moreau's de Jonnès über das schreckliche Erdbeben auf Martinique vorgelesen. — Zuerst fällt auf, daß es im Januar stattgefunden, während sonst die Erdbeben dort fast nur im Winter beobachtet werden. Der Himmel, der sonst im Januar völlig klar ist, war mit Wolken bedeckt, und die ganze Insel in Dunst gehüllt. Es wehte ein starker Nordwestwind, was sonst in dieser Jahreszeit nie der Fall ist. Das Erdbeben bestand in zwei gewaltigen Stößen, jeder dreißig Sekunden dauernd: sie schienen wellenförmig und von Süd nach Nord gerichtet. — Ueber das unterirdische Getöse, das man dabei gehört haben will, ist man nicht ganz im Reinen; Moreau de Jonnès hat vierzig Erdbeben erlebt, und niemals ein solches Getöse gehört. Ein vor dem Hospital zu Fort-royal frisch gesetztes Eisengitter wurde aus den Quadern, in welche es eingelassen war, herausgerissen und weit weggeschleudert. Bei dieser höchst auffallenden Thatsache erinnert Arago an eine frühere Mittheilung, nach welcher bei einem Erdbeben ein in den Boden eingegrabener Mast senkrecht herausgeworfen wurde. — Die Schwingungen des Bodens beschränkten sich nicht auf Martinique; sie wurden in der ganzen Kette der kleinen Antillen verspürt, deren äußerste Punkte über 200 französische Meilen auseinander liegen: der Stoß, der die Stadt Fort-royal in einen Schutthaufen verwandelte, erstreckte sich mehr als zwanzig Meilen weit über die Kette hinaus in die

Gewässer des Oceans. Ein Fahrzeug unter dem Winde der Insel spürte ihn mehrere Stunden, bevor die hohen Berge derselben sichtbar wurden, also in einem Fahrwasser von unergründlicher Tiefe. — Alles dies weist darauf hin, daß dieses Erdbeben keine vulkanische Erscheinung ist, in Folge der wiedererwachten Thätigkeit alter Herde, sondern daß es eine sehr weit verbreitete Ursache haben muß.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, im Februar.

Leben und Kunst.

Wenn man einen Anlauf nimmt, die Geschichte einer Stadt zu schreiben, und wär's auch nur ein Stückchen Tagsgeschichte, so wenig oder viel ein Correspondenzblättchen faßt, so darf man schon neben der Feder auch ein wichtiges Gesicht schneiden und einige Zeilen lang philosophisch präludiren. Eine Stadt, vorab eine tüchtige, nichtstabile, sondern sich entwickelnde, wie unsere Residenz, ist ein Individuum, das sein eigenes Leben und Schicksal hat. — Wenn nun jeder Tag etwas hinzubringt, Zufälliges, Naturgemäßes, Nothwendiges, Kleines und Großes, da mag man wohl, wenn man auf Wirkungen und Erfolge merkt, fragen: Was wäre geschehen und wie stünde es um das Geschick, den Bestand der Stadt, wenn dieser oder jener Umstand früher nicht eingetreten wäre? — Es gibt weltkluge Leute, die sich in der Ansicht gefallen, viele, ja wohl die meisten wichtigen Ereignisse und Geschicke seyen aus kleinen Ursachen und höchst zufälligen Momenten hervorgegangen und erwachsen, und die dann eine Menge Anekdoten in Bereitschaft haben, diese Bemerkung zu belegen. Mir, ich gestehe es, hat diese Ansicht nie recht zusagen wollen. Sie ist der Geschichte der Menschheit und Dessen, der sie zuoderst lenkt, nicht würdig, ja sie droht dem Geist den rechten Blick in die Weltdinge zu verrücken. — Mag es seyn, daß irgend einmal ein Paar Handschuhe oder eine Ohrfeige Krieg entzündet haben; in der Regel ist das nicht, und wenn man genau hinsehen wollte, würde man vielleicht finden, daß jene Handschuhe nur darum zu Fehdehandschuhen geworden, weil schon vorher zehntausend Hände rauflustig sich geballt hatten, und daß die Ohrfeige nur die lezte von vielen bei weitem stärkern, früher ausgetheilten, metaphorischen gewesen. Oder wollen wir so sagen: Was der Menschheit gedeihen soll, das muß aus dem Keim aufwachsen, wie der Eichbaum aus der Eichel. Das Verhängnißvolle, Unheilschwangere kann durch einen Funken zur Explosion kommen, aber nur, weil eine Masse von Brennstoff den Zündstoff früher oder später herauslockt. Im Leben des einzelnen Menschen ist es nicht anders. Er entwickelt und bildet sich nach sittlich organischen Gesetzen. Wir sehen jeden dasjenige werden, was er nach den allgemeinen Fundamenten und Elementen seines Daseyns werden muß. Ein Spielball des Geschicks ist nur — der Leichte; und das ist seine Natur. Man fragt sich oft: Wie? wenn das oder jenes Günstige oder Widrige nicht eingetreten wäre, würde nicht Alles anders mit dir seyn? — Schwerlich! die unendlich vielen kleinen Zufälligkeiten im Leben gleichen sich unter sich gegenseitig aus; so die erheblichern Umstände, so die wichtigen und die entscheidenden. Die menschliche Natur lenkt immer wieder ein zu dem, was ihr gemäß ist; der Lebenslauf bildet eine Wellenlinie, deren Curven in gewissen Distanzen die Grundrichtung immer wieder durchschneiden. Jemehr Ordnung und Consequenz, destomehr Mensch: jemehr Mensch, desto organischer das Geschick. So nun auch Familie, Gemeinde, Staat. Hierbei kann ein Wohlwollender nichts Besseres wünschen, als daß diesen Allen auch das Glück günstig sey, und der Himmel sie vor Unglück bewahre.

Auf solchen Ernst dürfte nun aber wohl einiger Spaß folgen. Vielleicht gelingt er; der Stoff ist dankbar. Wir treten in das Reich der Tonkunst. Vorigen Herbst — ich habe Ihnen seit lange nichts mehr von Musik geschrieben, und hier in Stuttgart bringt sie uns auf's Angenehmste um einen guten Theil des Lebens — vorigen Herbst traf hier ein Chevalier F., Professor an der Universität zu Neapel, ein. Sein Diplom habe ich nicht gesehen. Er kündigte ein großes Vokal- und Instrumentalconzert an und forderte netto eine halbe Krone Eintrittsgeld, während die Residenz für 36 bis 48 Kreuzer die größten musikalischen Notabilitäten zu hören gewohnt war. Eine untersezte schwarze Gestalt, beweglich, höflich anmaßend, bescheiden unverschämt, trat auf und sang eine Arie von Rossini. Die Figur hatte ohne weiters eine ganze halbe Oktave Stimmumfang, eigentlich eine Nichtstimme. Ihr ganzes Musikvermögen bestand aus lauter negativen Größen. Man erstaunte über die freche Stirne, unter der ein solcher Mund seine Rohrdommeltöne hervorbrummte. Man pfiff nicht, man lächelte. Das war ein Triumph göttlicher Musik, denn man hatte gerade die Overtüre aus Mozarts „Figaro" gehört und war milde gestimmt. Nun gab der Chevalier-Professor etwas Nagelneues zum Besten: das „tanti palpiti." Zu Tode gesungen bleibt es ewig jung und schön; aber jezt will ich's entweder von unschuldigen Anfängern, oder von einer Drehorgel, einer Dosenspieluhr, oder von einem Zeisige, nur von keinem solchen hören. Beerhalters Klarinette beschwichtigte wieder das Publikum, daß es nicht ergrimmte. — Zwei Stücke sang der Waghals noch, sehr abgekürzt, als wollte er doch seine Insolenz auf ein Minimum reduciren. Rißle und Debuissère dämpften mit Violoncell und Violine den Aerger. Der schwarze, kurze, dicke Mann, der sich in den Zwischenräumen mit anwesenden Vornehmen mir nichts, dir nichts unterhielt, erschien mir, wie ein Maler, der keine Farben, keinen Pinsel, keine Leinwand und kein Talent hat. — Man klatschte sogar am Ende; kein Laut der Indignation ließ sich vernehmen. So sehr dies leztere ganz auch mit meinem Gefühl übereinstimmte, mich sogar freute, so frappirte es mich doch. Man ist gewohnt, Andere in solchen Fällen Justiz üben zu sehen, die man selber nicht üben möchte. Ich horchte da und dort hin. Man nannte den Stand des Sängers oder Nichtsängers und sprach endlich ein Wort aus, das mich plözlich orientirte: der Mann ist eben ein Bettler. Was lernen wir daraus? so fragen wir uns; denn jedes Aergerliche möchten wir gern als Lektion ausbeuten, obwohl das im Leben nicht viel hilft, weil wir vergeßlich sind und die Fopperei ihre Masken wechselt. Doch sagen wir uns etwa Folgendes: Der Erwerb ist schwer, und nicht Allen gelingt es, sich mit Geschick und Kunst durchzuhelfen. Wer aber an die Mildthätigkeit appellirt, der wird gern bedacht, nur muß er sich in's Armenbuch einschreiben lassen. Es gibt jedoch eine Manier, diese Industrie in's Große zu treiben. Das muß aber mit einer vornehmen Arroganz und frecher Stirne geschehen, so daß wir über das Auftreten, als Phänomen, mehr staunen als uns ärgern.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 66.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 18. März 1839.

> Wir leben freilich in einer wunderbaren Nacht des Daseyns und die Ahnung ist unser Mondschein; aber setzt denn dieser keine Sonne voraus?
>
> Jean Paul.

Villeggiatur in Weinsberg.

Blätter aus meinem Tagebuche, von Emma v. Niendorf.

Den 11ten September 1838.

Hier sitze ich voe dem Thore des altergrauen Städtchens, in den Stuben, welche die Seherin von Prevorst lange bewohnte. Ich wandelte heute Nachmittag zum ersten Male umher. Das weiche, träumerische Rebenthal hat viel Schwermuthiges. Die Gegend ist so geheimnißreich, voll Hohlwege, man mag sich leicht Geister heimisch denken in diesem würtembergischen Orkney. Aber nicht nur Weinsberg, das ganze schwäbische Unterland ist die Heimath des deutschen second sight.

Jeder Mensch muß für sich in seiner innern Kulturgeschichte den Stufengang der Jahrhunderte durchlaufen. Ich habe auch einmal meinen rationalistischen Zeitraum gehabt, wo ich meiner Bildung unbedingtes Leugnen schuldig zu seyn glaubte. Wenn ich durch Vorschreiten der Erkenntniß demüthiger geworden bin und zu Manchem, was ich vornehm verwarf, zurückkehrte, so glaube ich nicht mehr blind, sondern mit offnen, wahrheitsliebenden Augen, selbstbewußt und um so inniger. Da wie zum Glucke nicht mehr in einem verneinenden Säkulum leben, wie das vergangene, fürchte ich bei diesem Geständnisse kein Nasenrümpfen. Wie Vieles, was man einst Gebilde des Aberglaubens schalt, hat sich als Naturerscheinung bewährt! — Und diese Gotteswelt, diesen Ocean von Wundern wollen wir mit der hohlen Hand und dem Verstandsiebe ausschöpfen? Es gibt gewisse feine Fäden, die sich vom grauesten Alterthume durch alle Epochen der Geschichte schlingen, durch den ganzen Erdkreis, hier scheinbar verschwindend, dort unerwartet auftauchend. Selbst die Traditionen! soll denn in so vielen alten Sagen, so tief in's Volksleben verschmolzen, Jahrhunderten und ihren Stürmen trotzend, nicht Ein kleiner Kern der Wahrheit sich bergen, nicht Erfahrung zum Grunde liegen? deuten nicht darauf schon gewisse allgemeine Gesetze dieses Gebietes, welche sich in den fernsten Gegenden wiederholen? Dieselben Gestalten des Aberglaubens, die in Franken um meine Wiege standen, denen ich später sogar in Tyrols Alpenthälern wie am Rheine begegnete, finde ich in Schwaben wieder; und winken nicht fast gleiche Nebelbilder von dem fernen Schottland, der Insel Helgoland ꝛc.? Irrig sagt man: nur Weinsberg mit seinem Geisteemiasma hat solche Phänomene. Daß Land und Menschenstamm hier oder dort sich vorzugsweise zur Empfänglichkeit für die Nachtseiten der Natur eignen, beweist die Geschichte jener einsamen Inseln der Nordsee. Nicht nur auf das kleine Weinsberger Thal beschränken sich jene Naturzeichen; aber hier thut, sie zu verkünden,

eine muthvolle, kräftige Stimme. — Unbequem ist der Glaube an die nahe Geisterwelt mit seinen Mahnungen. Er rührt zu mächtig an das Gewissen und heischt Einkehe nach innen. Solcher Ruf erschallt nicht umsonst in der Zeit der Gleichgültigkeit und Zweifel. Diese Unheimlichkeiten der Natur drängen uns gewaltsam zum Christenthume. Nur zu ihm könnte ich mich flüchten, wenn mir diese Schauer näher träten, als es bei einem glücklich gestimmten Nervensysteme je der Fall war. Indessen athmet wohl nicht Einer, in dessen Leben nicht wenigstens einmal die Wirkung kleiner sympatethischer Mittel sich bewährte, ein prophetischer Traum, oder Ahnung im Wachen. Mögt ihr bemessen, wie weit bei Disharmonie der Nervensaiten sich diese Seelenkräfte, nach verlornem Gleichgewichte mit dem Körper, steigern? Hat denn überhaupt das innere Geistesleben Raum in unserm zersplitterten, von tausend Erdendingen erfüllten Seon? Nur durch Eisenstäbe, durch eine Ritze im Gemäuer stiehlt sich zuweilen ein bleicher, zitternder Strahl in unsern dumpfen Kerker. Stillen Menschen, die noch mehr mit der Natur verkehren, dem Weltgeiste weniger entfremdet, erschlossen sich häufiger diese Geheimnisse, ohne daß körperliche Zerrüttung die Fesseln der Seele löste.

Auf meiner Streiferei umkreiste ich wie ein Käuzlein die braunen, bemoosten, halbverfallenen Stadtmauern und kam zu Kerners weinumkränztem Hause, vor welchem eine Akazie grünt; um die Thüre schlingt sich Rebengewinde. Auf einem uralten Thurme, den Gartenanlagen umschatten, stand der Dichter; die große Gestalt mit dem weißen Hute erschien mir gleich einem Magus, der die Winde beschwört. — Nun fing ich von meinem Hause an zu parlamentiren, d. h. ich schickte eine diplomatische Note hinüber, die in meinem Beglaubigungsschreiben bestand. Bald folgte ich selbst. Auf der blanken Treppe kam mir ein milchweißes, graziöses Kätzchen entgegen. Das echtdeutsche „Heimlich," was mich überall anwehte, möchte ich nicht mit „Comfort" bezeichnen; dieses ist eitler, egoistischer, jenes hingegen weit inniger, tiefer. Der Topus dieses „Heimlich" ist Kerners Haus; und das geht von den Menschen aus, man fühlt es gleich. Mit patriarchalischer Herzlichkeit ward ich empfangen. Mann und Frau sind so bieder, so deutsch! Hier ist nicht nur Gemuthlichkeit; das denkt schon mehr bloß auf Behagen und Vergnügen, nein, etwas Höheres: Gemüth! — Alle Geister vergaß ich vor dem guten Geiste, den dieses Paar um sich ergießt.

Den 12ten.

Dicht hinter Kerners Haus ist ein Eisenpförtlein mit der goldnen Schrift: „Weg nach der Burg." Es führt auf einen Rasenplatz längs den Ringmauern. Durch den Wald von Obstbäumen schimmert eine duftige Landschaft. Im anmuthigen Verstecke von Weinbergen geht der Pfad zur Veste hinan. Oben auf dem Steinsitze am Eingange, mitten unter Reben ruhte ich lange. Zu meinen Füßen lag das Städtchen. Die alte, braune Kirche, an die Stadtmauer gelehnt, bildet den Vorgrund; schmeichelnd umringen Wiesenthäler die südlich gerundeten Weinberge, und um den Saum des Horizonts zieht sich ein blauer Gebirgskreis. Das Farbenspiel ist zugleich zart und gluhend. — Die Trümmer der Veste Weibertreu nehmen die ganze Kuppel des kegelförmigen, freistehenden Berges ein. Die Erhaltung dieser Ruinen verdankt man Kerner. 1823 pflanzte er mit seinem Freunde Pfaff die Anlagen. Der Genius der Poesie hat jede Baumgruppe geweiht, und hier durch einen halb eingesunkenen Schwibbogen, dort von bebenden Zweigen eingerahmt, glänzen Landschaftbilder, für deren Zauber ich keine Farben habe. Schaurigsüß klangen von dem Thurme Aeolsharfen über Gräber — nichts als Seufzer! „Der Grundton der Natur ist Schmerz," sagt Kerner. Ja, und die Aufgabe: den Schmerz zur Freude zu machen.

Kerner besuchte mich heute. Vor einigen Tagen war Fichtes Sohn hier. Rahel und Varnhagen gehören auch zu der Zahl bedeutender Gäste, welche einst unter dem gastlichen Dache des befreundeten Sängers weilten. Wir sprachen von Bettina's Gatten, Achim von Arnim, den Kerner sehr lieb hatte. „Hier in dieser Stube war er auch," sagte Jener, der vier Jahre in meiner jetzigen Klause wohnte. An demselben in die Wand gemauerten Pulte, an welchem ich nun sitze, schrieb Kerner u. a. seine Abhandlung über das Fettgift. Arnim war schon todt, als sein lezter Brief hier anlangte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

Seinem Beschützer willig folgend, befand sich der Major gar zu bald im dritten Raume des Casino, der das Sanctissimum desselben bildete. Die Götter und Helden ersten Ranges saßen darin, neun oder zehn Köpfe stark, um den mit Wachstuch beschlagenen Tisch. Die Stühle waren gepolstert, mit Leder überzogen; die milde Wärme eines nachbarlichen Backofens, der seinen Bauch in das winzige Zimmer ragen ließ, temperirte, wie die Hirlinger zu sagen pflegten, die Luft. Ein Fenster, ein Spiegel, ein Wandschrank, der die Archive und Bücher des Casino enthielt, eine Landkarte, den russischtürkischen Kriegsschauplatz vorstellend, zwei messingene

Leuchter und ein Spiel Karten mit dazu gehöriger Schiefertafel und Kreide — von weitern Geräthen und Zierden war in dem Stübchen nichts zu sehen.

Norberts Protektor ergriff seinen Clienten beim Arm, verbeugte sich und tief mit geflügelter Zunge, solcher Anreden gewohnt: „Herr Amtmann, Herr Justitiar, Herr Assessor, Herr Oberförster, Herr Physikus, Herr Amtskeller, Herr Dekan, Herr Steuerinspektor," er berücksichtigte nicht die Rangordnung, sondern nur die zufällige Ordnung der Tafelrunde, „ich habe die Ehre, Ihnen den Herrn Oberstwachtmeister außer Dienst, den Herrn Baron von Norbert vorzustellen." Die Herrn im Allerheiligsten besaßen schon mehr Lebensart als die im Pandämonium. Sie fuhren mit Geräusch von ihren Sitzen auf. Einer nach dem Andern erwiderte feierlich des Majors Begrüßung, sich tief verbeugend. Der Vorsteller in eigener Person verrichtete den lezten Bückling mit den Worten: „Seyn Sie uns herzlich willkommen!" Er war ein pensionierter Kameralverwalter, der Sekretär und Maitre des plaisirs des Vereins, trug einen grauen Jagdrock und sogenannte Kanonenstiefeln, und wurde wegen der leztern gewöhnlich nur der Herr Kanonikus genannt.

Nun aber folgte eine beunruhigende Stille. Keine Zunge rührte sich. Zu dem Major aufsehend, schienen sie Alle das: „Aller Augen warten auf dich!" zu beten. Endlich begann wieder der Kanonikus: „Ist Ihnen gefällig, Herr Major, Platz zu nehmen?" Sie schauten sich verlegen an: der Raum war schmal zugemessen. Drei Personen konnten allenfalls noch sitzen und zwei waren draußen beim Billard beschäftigt, jeden Augenblick zu erwarten, um Theil zu nehmen an dem Augen- und Ohrenschmause, den zu geben der Fremde prädestinirt war. Die Verlegenheit war groß, aber der Kanonikus bemerkte, der Herr Rittmeister — ein alter Ueberrest der verschollenen Landdragoner — liege an seiner Gicht darnieder, und sein gewohnter Platz sey daher vakant, daher provisorisch zu besetzen, daher der geeignetste für den unvermuthet bescheerten Gast. — Mit Acclamation wurde der Platz dem Major geöffnet, der nun zwischen dem Oberförster und dem herbeigekommenen Amtsaktuar — seinem unfreiwilligen Beleidiger — gegenüber dem Amtmann und dem Steuerinspektor, welche Beide, durch den Backofen getrennt, die Ehrensessel behaupteten, wohl eingepfercht war.

Norbert kannte und verstand seine Leute sehr bald. Der Oberförster, gerade das Widerspiel von den Forstmännern in Komödien und Romanen, war dergestalt der submissesten Höflichkeit und süßesten Redensarten voll, daß er Lächeln und Bedauern erregte. Der Aktuar, ein ganz guter, aber roher Mensch, der, obgleich schon bei Jahren, die Studentenhaut noch nicht abgestreift hatte, trieb noch die Possen der Hochschule, trank zu, sang vor, hatte seine Witze am Schnürchen, und gefiel sich in einem burlesken Jargon, der an seinen Gesellschaftern willige Belacher fand. Der Amtmann, ein Fuchs mit weißen Haaren und braunem Gesichte, kategorisch absprechend, oder stilllächelnd sein Besserwissen an den Tag legend, eitel mit Ringen und Tabakspfeifen, ein günstiger Freund des Justitiars und Assessors, die als Nullen figurirten, des Oberförsters herablassender Gevatter und dem Aktuar ein gnädiger Herr, da er ihm erlaubte, den lustigen Rath zu spielen, und gegen einige aus der Gesellschaft hie und da über die Schnur zu hauen. Jenseits des Backofens thronte der Steuerinspektor mit grauem Schopfe, spitziger Nase, malitiösen Augen; heftig schnupfend, langsam nippend, affenhaft in seinen Geberden, kaustisch in seinen Reden.

Der unbefangenste Beobachter konnte bald merken, daß die werthe Gesellschaft in zwei Parteien gespalten war, die zwar einander scheinfreundlich beleckten, aber im Grunde recht spinnenfeindlich zerkratzten, wo sie nur konnten. So wie der Amtmann links vom Backofen an der Spitze seiner treuen Schaar saß, so kommandirte rechts vom Backofen der Steuerinspektor den kolossalen Dekan, dessen niedrige Stirne wenig versprach, den Physikus, einen aufgeblasenen Rechthaber, der die Blutigel liebte und die Homöopathen verdammte, den Amtskeller, einen geschickten, aber an höherer Intelligenz sehr schwächlichen Zahlenmenschen, den ehemaligen Apotheker, der zu Allem lächelte, aus guten Gründen, und größtentheils sich dem Billard widmete, obgleich ihn der Aktuar täglich brandschazte; endlich noch gewissermaßen den Kanonikus, obwohl sich derselbe gemeiniglich neutral hielt, seiner Friedfertigkeit, seiner Casinowürde und seinen diversen Societätsgeschäften zu liebe. — Jedes der Parteihäupter hatte seinen Adjutanten. Persönlich fochten sie nur den Kampf der feinen Bosheit, die da lächelt und tändelt, während sie vernichtet; bedurften sie jedoch der himmelstürmenden Grobheit oder des Hanswursts, der das Volk elektrisirt, so wurden der Physikus und der Aktuar die Vorfechter ihrer respektiven Parteien.

Die erste Erscheinung des Majors bewirkte einen Waffenstillstand, einen vorläufigen mindestens, zwischen den Scharmützellustigen; sie vereinigten sich, um dem Soldaten nach ihrer Weise auf den Zahn zu fühlen, und ihre Neugier an ihm stumpf werden zu lassen. Sie verschmolzen sich endlich, um ihre eigenen Personen vor ihm in's schönste Licht zu stellen. Da ein jeder von den Beamten sich schmeichelte, noch eine Zukunft des Fortschritts in Würden und Besoldung zu erleben, und von der Hauptstadt allein aller Segen zu erwarten war, so durfte ihnen nicht gleichgültig seyn, was ein Hauptstädter, wie der Major, der ohne Zweifel Connexionen und

vielvermögende Freunde dort zurückgelassen, etwa von . n Fortschrittlustigen halten mochte. Für's Erste sagten sie ihm: Hirlingen sey der unausstehlichste Ort, ein Fegfeuer, und nicht im Geringsten werth, so ausgezeichnete Männer zu besitzen; für's Zweite, seine, des Majors, Erscheinung sey ein wahrer Festtag für ihre nach feinerer Lebensart durstigen Seelen. Zum Dritten warnten sie ihn vor den außen sitzenden Großphilistern, als vor einem Pack eigennütziger und grobhäutiger Bursche, die der liebe Gott im Zorn auf die Erde geschüttet habe. — Der Amtmann, der stets mit der Bürgerschaft gespannt lebte, gab eine erbauliche Schilderung der Philisterhölle zum Besten, und strich, den eigenen Bart krauend, die blühenden Hoffnungen der Beamten heraus, die zu den Freuden der Residenz oder der Landvogteien einzugehen bestimmt seyen und daher mit frischer Geduld das bischen Fegefeuer zu Hirlingen aushielten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Februar.

(Fortsetzung.)

Leben und Kunst.

Eine Mystifitation anderer Art, die wir uns viel lieber gefallen ließen, war in denselben Tagen diejenige des berühmten Professors Döbler, durch seine „Kunstvorstellungen aus dem Gebiete der natürlichen Zauberei.“ Ein orientalischer Saal war glänzend, magisch ausgestattet. Unser Doktor Faust war nicht von Gebein und Moder umgeben; von hundert Lampen erglänzte sein Apparat. Er grübelte nicht; gewandt, lebendig bewegt handhabte seine interessante, wohlgestaltete Persönlichkeit diese Vexirinstrumente. Das Publikum fand sich angezogen, gespannt, überrascht, befriedigt. Es reihte sich in wohlberechneter Verschlingung und verwickelter Combination ein Kunststück an das andere. Der gemeine Sinn hält sich an das Frappante, Wunderbare; er will erstaunen und fragt, wie auch im Leben, weniger nach den wirkenden Ursachen, als nach dem auffallenden Erfolg. Der Gebildete will keine Zauberei; alles Hexen ist doch am Ende natürlich; er fordert nur, daß der Hexenmeister nicht merken lasse, wie er es macht. Der Künstler ist eine umgekehrte Natur. Während wir ihr großes Wunder aus Gewohnheit natürlich finden, stellt sich uns das Naturgemäße seiner Künste als eine Art Wunder dar. Sie schreitet in ruhiger Entwicklung fort; er leitet unsere Blicke durch Unterbrechung von dem ursächlichen Zusammenhang ab, und täuscht uns bald durch künstlich erworbene Fertigkeit, bald durch einen nahe liegend derben Trug, wo wir die Verbindung ferne suchten. — Das Publikum theilt sich hiebei gewissermaßen in die Hauptparteien der Zeit, in die wissend lächelnden Rationalisten und die gläubig staunenden Supernaturalisten. Wir schlossen uns als Liebhaber der natürlichen Magie Jenen an, und glaubten bei den Meisten dem Zauberer in die Karten zu sehen, was uns als Versuch einer Räthsellösung wenigstens ebenso pikant unterhielt, als die Kindlichen ihr Erstaunen über ein rein Unbegreifliches. — Es war ja hier nicht von einem Ueberirdischen die Frage, bei welchem freilich, als bei einem Wunderbaren der höhern, geistigen Natur, auch ein höherer Standpunkt, als derjenige der gewöhnlichen Causalität, genommen werden muß. Bei den Automaten glaubten Viele an innere Mechanik; ich entschied mich für Influenz und Leitung von unten. — Sehr lehrreich war das elektromagnetische Experiment. Ein nicht magnetisches Eisen, das keine Nadel anzog, trug nach Zuleitung des galvanischen Stromes das Gewicht von vier Zentnern. Hier öffnete sich ein Prospekt in die ungeheure Magie der Natur, bei dessen Darstellung sich der Professor so naiv als zeitgemäß entschuldigte, daß er es wage, das geehrte Publikum einige Minuten lang mit so ernsthaften Dingen zu unterhalten. Goethes „Vögel“ hatten Nachsicht.

Am 25. Oktober wurde in der Stiftskirche von der königlichen Hofkapelle zum Besten ihres Pensionsfonds, unter Mitwirkung des Kirchengesangvereins, des Liederkranzes, seiner Verzweigungen und anderer Musiker, Händels „Messias“ gegeben. Die Gesammtzahl betrug über 400 Personen, nämlich etwa 100 Instrumentalisten und über 300 Sänger. Der Hofkapellmeister Lindpaintner wußte als geschickter Steuermann dieses kolossale Musikschiff, eine Combination sehr verschiedenartiger Kräfte, mit großer Gewandtheit und Sicherheit zu lenken. Das grandiose Werk bildet einen heilsamen Gegensatz derjenigen Musik, welcher sich die moderne Welt sonst mit Neigung hingibt. Da alle Musik mit uns geht und im Stillen eine sittliche Gewalt über unser Gemüth ausübt, so ist wohlgethan, daß auch ein so gediegenes Tonwerk unser Wesen reinigend durchdringt. Kein Gebildeter mag sich seiner Vollmacht entziehen. In seiner frommen Tiefe zeigt es dem religiösen Indifferentisten seine kahle Blöße; durch seine Klarheit erhellt es den kränklich lebensscheuen Mystizismus; in seiner Harmonie könnten sich die Separaten aller Art als Vereinte fühlen lernen. Nicht unwürdig möchte man es ein Bad, eine Taufe der Seele nennen. Seiner ernsten Strenge mag man sich, wie den Forderungen der Religion und des Cultus, wenn auch mit einigem Widerstreben des bequemen, flüchtigen und Zerstreuungssüchtigen Sinnes, fügen. Zeit, Ort und Beleuchtung waren der Stimmung günstig; doch würde der Eindruck der Gesammtmasse in einem noch größeren Raume vielleicht mächtiger gewesen seyn. Sie würde die weitesten Domhallen erfüllt haben, und nur um so gereinigter auf die Hörer eingedrungen seyn. — Wie man aber von der Tugend sagt, daß sie ihren Lohn in sich selbst finde, so kann man es auch von der Ausübung der Musik und des Kunstschönen überhaupt aussprechen. Gewiß noch mehr als die Zuhörer hatten die Mitwirkenden die Weihe dieses klassischen Werkes eines gottbegabten ältern Meisters empfunden. Schon in den Gesammtproben sind sie von seiner unerschöpflichen Tonquelle durchdrungen und beglückt worden, und die Einfalt und freundliche Größe seiner Melodien hat sich ihnen in Saft und Blut verwandelt. Das Meiste wird ihnen lange, lange, Manches durch ihr ganzes Leben erquickend nachgehen. Wie danke ich's dem Geschick, daß auch mich neben manchem andern Musikwerk der frühern, bessern Tage, dieses wie ein hoher Bekannter herablassend vertraulich anspricht!

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 67.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 19. März 1839.

A brace of unmeriting, proud, violent, testy magistrates alias fools.

Shakespeare.
Coriolanus.

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

Der Major hatte nicht Ohren genug, dem weitschweifigen Kram zuzuhören, und nicht genug Augen, um die mimischen Arabesken zu fassen, womit der Steuerinspektor, verborgen hinter der Backofenbastion, seines Todfeindes Worte begleitete und commentirte. Der Dekan grinste wie ein Faun, der Physikus stimmte offen in den Hohn des achselzuckenden, händereibenden, kopfschüttelnden, fratzenschneidenden Inspektors, der Apotheker lachte, wie gewöhnlich, der Amtskeller drohte dem Spöttee gutmüthig mit dem Finger, bis der Amtmann, sich vorbeugend, gebieterisch fragte: was es denn gebe? — Der Amtsphysikus hatte schon eine grobe Antwort auf der Zunge, und dem Major wurde vor einer Schlacht himmelbange, als zu allem Glück das Blatt sich wendete. „Die Zeitungen!“ rief der Aktuar mit seiner originellen Stimme, die einst Stentors gewesen, aber von der Zeit sehr beeinträchtigt worden war. — Der Postbote brachte das Paket in das Stübchen. Flink wie ein Sperling war der Kanonikus auf den Beinen, das Päckchen zu empfangen. — Alle Zungen ruhten mit einem Male. Die Zeitungen in der Linken, ein blankes Messer in der Rechten, trat der Kanonikus zum Tische, puzte mit wichtiger Miene die Lichter, ein Geschäft, welches er allein den ganzen Abend hindurch verrichtete, legte die Zeitungen, die unordentlich gepackten, regelrecht zusammen, schnitt sie auf und vertheilte sie mit dem Aplomb täglicher Gewohnheit in die feierlich ausgestreckten Hände seiner Leser. Ein Jeder empfing sein Lieblingsblatt. Die, so nichts empfingen, weil nicht für jeden Mann eine Zeitung vorhanden, guckten ihrem Nachbar auf amerikanische Manier über die Schulter und buchstabirten, wie sie konnten, oder warteten mit Geduld ab, bis die Reihe des Genusses an sie kam. — Der Kanonikus, selber nicht lesend, beaufsichtigte den Zeitungsschmaus, puzte alle Brillen der Versammlung mit einem Lederstreif, den er in der Westentasche führte, sauber ab und überreichte sie alsdann mit Gruß und Verbeugung dem Eigenthümer. Er duldete nicht das mindeste Sternlein an den Kerzen; so wie er bemerkte, daß ein Gast etwas gepreßt zu athmen schien, öffnete er das Fenster, um den Tabaksdampf hindurch zu lassen; keine halbe Stunde verging, ohne daß er auf die Uhr gesehen und die Zeit verkündet hätte. Er zählte und mischte die Karten der Spielenden, hielt ihnen Buch mit der Kreide; er besorgte die Fidibus, deren sich die Herrn bedienten, er schlug Feuer, wenn's nöthig war. Er dolmetschte der Kellnerin die Gesinnungen und Beschwerden aller

Mitglieder, machte den Vorkoster in jeglicher Art und hielt einen Barometer pro patria. Er rastete nimmer, mit einem Worte, und jeder seiner Athemzüge war dem Casino geweiht, das er stiften und aufblühen gesehen. Mit der rührendsten Hingebung hatte er sich zum Sklaven dieses Casinos erniedrigt und seine ganze pensionirte Existenz demselben leibeigen gemacht. Seine Aufopferung ging so weit, daß er sich schon in jenen Stunden auf seinem lieben Casino einfand, da weiter Niemand zu kommen pflegte. Lieber saß er dort mutterseelenallein, als daß ihm Jemand hätte sagen dürfen, daß um so und so viel Uhr gar kein Gast im Casino gewesen. — Für alle diese Dienste verlangte er nichts, als einen für ihn eigens bestimmten Sessel, ein eigenes Schoppenglas und Punkt halb neun Uhr Abends die zweite Flasche Bier. Wehe der Kellnerin, die den Glockenschlag versäumte oder die ad usum Canonici bestimmte Lichtputze nicht herausgab.

Nach dieser Abschweifung, die der gutherzige Sekretär und Kanonikus wohl verdient hat, ist von des Majors erstem Casinoabend nur noch so viel zu sagen, daß, ein paar Sticheleien abgerechnet, die Norbert aus Mangel an Lokalkenntniß nicht verstand, Alles in Ruhe und Frieden abging. Nachdem sich der Amtmann und der Steuerinspektor, die Beide zur selben Stunde zu Nacht speisten, weggegeben hatten, als just für den Kanonikus die zweite Flasche gebracht wurde, gestaltete sich das Zusammensein der Uebrigen sogar recht bequem und freundlich. — Norbert blickte in eine neue Welt. Das Triviale und Beschränkte irrte ihn nicht, um der Neuheit willen. Die Gesichter der eingerosteten, selbst zu Philister gewordenen Herrn beschäftigten Norberts Malergeist. Er hielt sie eines nähern Studiums nicht unwerth.

Um sich mit ihnen bekannt zu machen, ohne allzuviel Mühe und Zeit daran zu setzen, wendete sich Norbert zuerst fragend an seinen Freund Auerbach. — „Ich weiß nichts von jenen Gesellen allzumal," lautete die geringschätzige Antwort, „und will dir rathen, ihnen nicht zu nahe zu kommen. Der Kleinbürger in größern Städten ist schon ein abschreckend Unthier; in einem Landneste wie Hirlingen ist vollends nichts mit ihnen anzufangen. Wenn nicht meine väterlichen Felder in dieser Gemarkung lägen, wenn nicht meiner allerliebsten Anna Vater nur ein paar Stunden von hier wohnte, ich würde mich hüten, in Hirlingen zu bleiben. Doch thue ich mein Möglichstes, mir die Leute, Beamte und Bürger, glimpflich vom Halse zu halten, ohne daß sie's merken. Folge meinem Beispiel."

Der Major adressirte sich nun an den allwissenden Kanonikus, die lebendige Chronik des Städtchens. Er fand in demselben einen bereitwilligen Mann, aber einen Mann des Friedens und der Versöhnlichkeit, der Alles in's Schöne malte, und eben weil er keinen Schatten anbrachte, alle seine Bilder verdarb. — Endlich in einer bessern Stunde kam Norbert mit dem Aktuar in's Gespräch, lenkte dasselbe, wie er für gut fand, und brachte seinen Mann bald dahin, daß er unter vier Augen in kecken Umrissen die Gesellschaft der Honoratioren schilderte, wie sie leibte und lebte.

(Fortsetzung folgt.)

Villeggiatur in Weinsberg.

(Fortsetzung.)

Den 15ten.

Den Abend brachte ich bei meinen Nachbarn zu. Schon Manche, die sich Kerner als hagern, gespenstischen Mann dachten, standen verwundert vor der wohlgenährten Gestalt, dem starken, runden Gesichte. Andere haben schon vor mir die feinen, geistreichen Linien desselben und die schöngeformte Hand gerühmt. In den schwarzen Augen spiegelt sich ein Abgrund von Poesie und Innigkeit. Seine Frau ist eher klein als groß, hausmütterlich rund; aus jedem Zuge des freundlichen Gesichts glänzt die reinste Gutmüthigkeit, aus den scharfblickenden Augen aber besonnene Klarheit. Die fünfzehnjährige Emma, eine zarte, sinnige Gestalt, verkörpert mir den Geist der Poesie ihres Vaters und sieht mich auch mit dessen großen dunkeln Augen an. So saßen wir um den Theetisch; mir war lange nicht so wohl, und wer den Zauber dieser Mauern schon erfuhr, wird mich verstehen. Bei solchen Menschen, wie hier, lernt man sich weniger in die Breite des Lebens verlieren, als in seine Tiefe versenken. Kerner ist eine Erscheinung, die wir in ihrer reinen Ursprünglichkeit nicht fest genug halten können, ein echt germanischer und zunächst schwäbischer Typus. Es können so öde, so arme Zeiten kommen, daß man gar nicht mehr glaubt, ein solcher Mann habe einst gelebt, ihn für eine Mythe hält. Er gehört unter die Wesen, denen man schon allein für ihr Daseyn, abgesehen von allem Wirken, danken muß, weil sie uns ein Glaube, eine Bürgschaft sind. Will deutsches Gemüth von der weiten Erde spurlos verschwinden, so klopfe an „das kleine Haus am Fuß der Frauentreue." Ein rührender Moment war mir, von Emma das unvergessene: „Schwarzes Band, o du mein Leben," und noch andere Lieder ihres Vaters kindlich einfach singen zu hören. Er selbst hängt mit ganzer Seele an der Musik und arbeitet am liebsten beim Gesang und Spiel des Töchterchens.

Den 18ten.

Wir feierten diesen Nachmittag Kerners Geburtstag im Garten. Die Rückwand des Hauses, der Anbau, bildet ein hölzernes Schweizerhaus mit doppelter Galerie, in Baumgruppen halb versteckt. In der Mitte der ersten Galerie hängt ein großes Crucifix, zu dem sich flüsternde Akazienzweige neigen; darüber, die ganze Breite des Hauses einnehmend, steht der Spruch: „In der Welt habt ihr Angst, aber seyd getrost; ich habe die Welt überwunden.“ — Mitten in diesem Friedensbilde saßen wir. Man muß Kerner von seinen Kindern und Enkeln umringt sehen; auch der junge Doktor Niethammer (Neffe des bekannten Oberconsistorialraths v. N.) war mit den Seinen von Heilbronn gekommen. Seine liebliche Gattin ist Kerners Erstgeborene, Maria, bei der Uhland und Rosa Maria, Varnhagens Schwester, Pathenstelle vertraten. Uhlands schönes Gedicht: „An das Kind eines Dichters,“ ist das Angebinde ihres Pathen.

Ich traf meine Nachbarn in ihrem Obstgarten über der Straße, in welchem des Doktors greises Pferd, der Fuchs — ein Veteran, der den russischen Feldzug mitgemacht hat — im traulichen Vereine mit der Ziege graste. Kerner hielt einen eben eingelaufenen Brief von Lenau in der Hand, aus Ischel, mit einigen neuesten Sangesgaben. In der kleinen, weinumrankten Villa, in deren Schatten wir saßen und welche, laut der Jahreszahl über der Thüre, schon im dreißigjährigen Kriege stand, wohnte Lenau mehrere Monde und schiffte sich eigentlich von da, wie Kerner sich ausdrückte, nach Amerika ein. Manches seelenvolle Lied erklang hier zuerst unter Blüthen. Lenau singt nicht zur Guitarre, entlockt aber diesem kümmerlichen Instrumente magische Töne, gleich Gesang. Auch die Violine soll er mächtig phantastisch spielen, vor Allem aber Gedichte mit eigenthümlichem Zauber lesen. Im Wohnzimmer, dem Sopha gegenüber, hängt Lenaus Bild (Niembsch von Strehlenau), von einem jungen Künstler aus Wien, Rahl, zur Zeit in Rom, treffend, geistreich gemalt: auf grauem Gewitterhimmel, in einen dunkeln Mantel gehüllt. In den wunderbaren Augen flammt der Genius; kühn erhebt sich die edle Stirne. Wenn du lange hinblickst; beleben sich die Lippen, melodische, wohlbekannte Zauberlieder flüsternd. Kerner hob Abends das Gemälde von der Wand und stellte es auf das Klavier, so daß der Liebling gleichsam mit in unserem Kreise saß. — Auch ein anderer Dichternamen hallt im Echo dieser Berge wieder, der Name des edlen Sängers der Sturmlieder und mancher andern schönen, phantasievollen Dichtung, der Kerners Herzen sehr theuer ist und oft das stille Thal heimsucht, das der Poesie und Freundschaft heilig. In dem Schweizerhause ist der kleine Salon, dessen Fenster, Scheibe an Scheibe längs der Wand, auf die Galerie gehen. Die Wände sind mit Moosfüllhörnern voll frischer Blumen geschmückt. Nach dem Nachtmahle ließ der Hausherr die Lichter wegbringen und spielte auf seinen Maultrommeln echte Dichterphantasien, wie zartester Hauch der Aeolsharfen, beschwingte, von allem Erdstoffe geläuterte Töne, Geister von Tönen; dabei wetterleuchtete es still durch die vielen Fenster, geisterartig flog der Schimmer zuweilen über das große Kreuz auf der Galerie und die Baumzweige im Garten. Den bekannten Künstler Eulenstein, der Deutschland durchreiste, in Paris Aufsehen machte und jezt von London runde Summen in seine Vaterstadt Heilbronn sendet, hat Kerner das Maultrommelspiel gelehrt. Ein Verwandter Kerners nahm seinen Schützling zuerst nach Heidelberg; dort fand er den Grafen Leon, einen Sohn Napoleons, der Eulenstein zur Reise nach Frankreich ermuthigte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Korngesetze. Reise nach Indien. Neuseeländische Kultur.

Hinsichtlich der Korngesetze ist noch nichts entschieden, und wird auch dieses Jahr schwerlich etwas entschieden werden. Das „erste Parlament der Nation,“ wie sich die selbsterwählten Abgeordneten der verschiedenen Fabrikstädte bescheidenerweise nannten, hat sich bereits aufgelöst, indem sie, wie sie sagen, im jezigen Augenblicke nichts ausrichten können. Ich glaube jedoch, daß Mangel an pecuniärer Unterstüzung die wahre Ursache dieser schnellen Decomposition ist, welcher selbst ein so glänzender Beitrag als drei Pfund Sterling in Kupfergeld, welche ihnen vorige Woche von Leeds zugesandt wurden, nicht Einhalt zu thun vermochte — Wir erhielten am 12. vorigen Monats Nachrichten von Bombay vom 2. Januar, so daß die ganze Reise über Suez in vierzig Tagen vor sich ging. Diese unerhörte Schnelligkeit haben wir den Bemühungen Waghorns zu verdanken, welcher gestern von Malta nach einer zehntägigen Reise hier anlangte. Wenn wir in diesem Maßstabe fortschreiten, so wird die ganze Reise nach Indien, mit welcher man ehedem Monate zubrachte, eine Spazierfahrt werden, wie die Reise nach Nordamerika bereits geworden. Ein großes Hinderniß ist jedoch die entschiedene Abneigung des Pascha von Egypten gegen Eisenbahnen, und das Projekt einer Eisenbahn zwischen Alexandria und Suez mußte daher bis jezt Projekt bleiben. — Die Zeitungen, welche durch obgenannte Gelegenheit angelangt, sind beinahe ganz mit Beschreibungen einer Zusammenkunft angefüllt, die am 29. November vorigen Jahrs zwischen dem Generalgouverneur, Lord Auckland, und dem mächtigen Marajah, Runjeet Sing, stattfand. Die unglaubliche Pracht und die Reichthümer, die der indische Prinz bei dieser Gelegenheit entfaltete, für welche die geblendeten Zuschauer

kaum Worte finden konnten, grenzen an die Wunder der Tausend und Einen Nacht. Die Berichte davon werden auch in die deutschen politischen Blätter übergegangen seyn. — Ein Mann ward hier vorige Woche wegen einer Schlägerei vor die Polizei gebracht. Derselbe war in seiner Jugend von den Neuseeländern gefangen genommen worden, hatte sich in ihren Sitten, wie es scheint, gefallen, eine Eingeborne geheirathet und sich zu einem Häuptlinge emporgeschwungen. In Erwiderung einer Frage, die an ihn hinsichtlich der kannibalischen Gebräuche der Neuseeländer gestellt wurde, leugnete er zwar solche nicht, sagte jedoch: „sein Stamm sey so weit in der Civilisation vorgerückt, daß sie ihre Gefangenen nicht mehr roh verspeisen, sondern dieselben erst vor einem großen Feuer braten.“ Dies ist unleugbar ein großer Fortschritt in der Kultur. Er theilte jedoch nicht mit, ob die Gefangenen lebendig oder todt gebraten werden, was für dieselben eine wichtige Frage ist. Vermuthlich haben die Neuseeländer noch nicht den Grad der Verfeinerung in der Kochkunst erreicht, auf welchem ein berühmter Gourmand ausfand, daß der Geschmack einer lebendig gebratenen Gans den einer auf gewöhnliche Art zubereiteten bei weitem übertreffe.

(Schluß folgt.)

Stuttgart, Februar.

(Fortsetzung.)

Conzerte. Clara Wiek.

Von den Abonnement-Conzerten der königlichen Hofkapelle und Hofbühne hat die zweite Reihe begonnen. Wir dürfen uns der bekannten vorzüglichen Leistungen beider freuen, und können uns manchem Musikwerke, das entweder als selbstständig geschaffen worden, oder das in seiner dramatischen Verbindung selten auf's Repertorium kommt, mit um so ungetheilterer Aufmerksamkeit hingeben. — Unser Orchester hat an Herrn Panocha einen jüngern Virtuosen auf dem Horn, desgleichen an Herrn Boch einen solchen auf dem Violoncell gewonnen. — Von Haydn und Mozart hörten wir auch diesesmal keine Symphonie, dagegen mehrere von Beethoven. Das zweite Conzert war ein „historisches,“ oder wollen wir es ein „Conzert spirituel“ nennen? In drei Abtheilungen folgten sich Tonwerke älterer, neuerer, neuester Zeit. Alles horchte mit Antheil; an „langweilig,“ „veralter“ dachte gewiß kein Hörer. Unser Publikum ist nicht bloß und ausschließlich für moderne Musik empfänglich; es fühlt wohl, daß Gegensatz und Vergleichung den Genuß erhöht. Wir haben Hoffnung, daß auch künftig öfter als bisher ältere und ganz alte, namentlich Gesangmusik werde eingefügt werden. — Auch bei diesen Produktionen erschien Mozart in seinem Sextett aus „Don Juan“ wieder als der schönste Mittelpunkt, den ganzen denkend fühlenden Menschen erfassend, künstlerisch aufregend, indem er alle Tonmittel seines reichen Innern mit sparsamer Freigebigkeit, mit weiser Zweckmäßigkeit, mit heiterm Ernst ausspendete. Diese Beseelung und Vergeistigung der Töne ist doch die einzige und wahre Idealität der Musik. — Im Allgemeinen machte sich mir bemerkbar, daß die ältere Musik mehr sinnig lyrisch, streng rhythmisch, ruhig analytisch mit dem Thema spielend, haushälterisch, gleichsam in und mit sich selbst zufrieden war, wogegen die neuere sich mehr und mehr rhetorisch, dramatisch, willkürlich sich bewegend, Melodien und Harmonien synthetisch an einander fügend, gestaltete, effektreich, leidenschaftlich, luxuriös und materiell wurde. — Im dritten Conzert wurde Mozarts „Requiem“ gegeben. Ich versezte es mir in Gedanken mit dem lateinischen Text in die Kirche. — Am Neujahrstage wurde „der Messias“ wiederholt.

Am 29. Januar gab die berühmte k. k. Kammervirtuosin Frln. Clara Wiek im Museumssaal ein Conzert, das selbst große Erwartungen noch übertraf und ihren glänzenden Ruf rechtfertigte. Sie macht das Fortepiano zu einem andern Instrument. Auch die größte Fingerfertigkeit vermag seine Construktion als Hammer- und Pochwerk nicht ganz zu vertilgen, weßhalb man es gegen die Instrumente mit getragenen Tönen immerhin ein undankbares nennen kann. Diese geben anschwellende, hinsterbende Tonlinien, jenes dagegen schlägt bloße Punkte an; ein Verhältniß, das auch in der Malerei und Aetzkunst sein Correlat hat. Clara Wiek ist durch diese mechanische Schranke zum Geist hindurch gedrungen; ihre Töne schweben und weben frei und ledig, wie entbunden von der Erdschwere des Holzes und Metalles. Es ist eine gegründete Klage, daß das Musikspiel, das Spiel der Kunst in moderner Zeit nicht mehr spiele, daß sie einerseits in gelehrten Ernst und Schulzwang, andererseits in den Realismus der drastischen Reizmittel verfalle. Die Virtuosin spielt wirklich, sie spielt mit dem Schwersten, Ungemeinsten. Ihre Kunst-Lebensschule ist in dieser Hinsicht interessant. Sie ist die neunzehnjährige Tochter eines Klaviermeisters aus Leipzig. Vom fünften bis siebenten Jahre übte sie sich ohne die geringste Notenkenntniß. Im zehnten Jahre componirte sie schon. Paganini, damals in Leipzig, gewann die Hoffnungsvolle lieb, ermunterte, lehrte sie, lezteres besonders auch durch seine Leistungen. Die unausgesezte tägliche Uebung wurde nie bis zur Ermüdung fortgetrieben. So geschah ihre Weiterbildung immer mit Lust und frischer Kraft. Sie studirte fortwährend auf die Composition und entwickelte so in sich zugleich mit der Virtuosin die Tondichterin. Auf Reisen lernte sie die größten Klavierspieler und Compositeurs kennen. Sie nährte sich vorzüglich mit dem Gediegenen, Klassischen. So wird uns klar, wie sie mit einer organischen Vorherbestimmung, die wir bei jedem eminenten Talent annehmen dürfen, Das werden konnte. Wo alle Elemente der Bildung rein zusammenwirken, da entsteht Vorzügliches. Im Gegebenen wollte sie auch selbstschaffend seyn. Sie wollte fühlen, was sie spielen sollte. In dem Hammerwerk ruhten die Harmonien; sie wollte sie erwecken zu dem Leben, das sie ahnend in sich trug und vernahm. Ich machte mir nach dem ersten Eindruck unwillkürlich hierüber ein Bild. Zwischen ihrer Hand und den Tönen standen, gleich störrigen Kindern, die starren Tasten. Als musikalische Fee lernte sie diese jezt mit weiblicher Sanftheit, dann mit schnell auflodernden Feuereifer dergestalt zu behandeln, daß sie mit augenblicklicher Folgsamkeit in irdisch-himmlische Musik auszubrechen genöthigt waren. Wer namentlich ihren charakteristischen Hexentanz, der an Paganinis Schule und dämonisches Wesen erinnerte, gehört hat, dem wird dieses Gleichniß nicht gemacht erscheinen. Unmittelbar auf denselben folgte ein Lied: „Lob der Thränen,“ das wahrer, rührender Gesang war.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 68.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 20. März 1839.

Ach, hier haben sie dich bei deinen Vätern begraben,
Den wir liebten, um den lange die Thräne noch fließt,
Jene treuere, die aus nie vergessendem Herzen
Kommt, und des Einsamen Blick spät mit Erinnerung trübt.
Klopstock.

Am Grabe des Erbprinzen Constantin Löwenstein.

Gestorben den 27sten December 1838.

Geheiligt ist des Grabes tiefe Stille,
Kein ungestümer Laut darf sie entweihn;
Wo Gott gewaltet, sein allmächt'ger Wille,
Da soll das tiefste Leid ein stilles seyn.

So ist auch tief und still der Freunde Kummer
Um Constantin, als aus des Lebens Fülle
Er plötzlich hinsank in des Todes Schlummer,
Entkleidend sich der engen Erdenhülle.

Da ruhn sie nun, die ewig theuren Züge,
Das liebe, treue Auge ist gebrochen,
Der Mund, den nie entweihte eine Lüge,
Er hat die lezten Worte uns gesprochen.

Ihn nie erblicken, nimmer, nimmer wieder!
Noch kann die Seele nicht dies Weh gestalten;
Er steht vor ihr so edel, treu und bieder,
Als in geschwundner Tage frohem Walten;

Als in geschwundner Tage reichen Stunden,
Da sich ergoß die Fülle der Gefühle,
Der Schätze, die sein tiefer Ernst gefunden
Im Forschen nach des Lebens ernstem Ziele.

Und nimmer konnt' er von der Wahrheit schweifen,
Sie schöpfend aus der reinen Heilesquelle;
Des Rechtes Gründe konnt' er so ergreifen,
Die dort sich spiegeln mit des Lichtes Helle. *

So, sicher suchend im Gewirr der Zeiten,
Focht er voran im Kampfe für dies Rechte;
Wir sahn ihn stets mit offnem Helme streiten,
Ein fester Freund, ein Pfeiler im Gefechte.

Doch der so stolz den Posten eingenommen,
Auf den des Sinnes Höhe ihn gestellt,
Gewann durch Milde Alle, die dem Frommen
In seinen Kreisen fern und nah' gesellt.

Nun ist das Band der Liebe abgerissen,
Ein edles Haus beweint den einz'gen Sohn,
Der Kampf um's Recht muß seinen Streiter missen,
Der Hoffnung Kranz welkt in der Erde schon.

* Diese Strophe bezieht sich auf die unter andern von dem Verewigten herausgegebene Schrift: „Beiträge zur Philosophie des Rechts," Heidelberg, 1836.

Vergib, Geliebter, daß ich deinen Frieden
Mit Klagen störe und mit Erdenträumen;
Doch schwachen Menschen ist es nicht beschieden,
Dir nachzufühlen in den Himmelsräumen.

Noch hängt der Blick voll Thränen an den Zielen,
Wonach wir sahn mit hoher Kraft dich ringen;
Wir weinten nieder, als die Säulen fielen,
Woran wir deine Ehrenkränze hingen.

Dir schlugen hohe, sinnverwandte Herzen,
Und hohes Wirken war vielleicht dein Loos;
Die uns verzehren, das sind ihre Schmerzen,
Auch ihre Hoffnung schließt der Erde Schooß.

Von allen Seiten, mit Cypressenzweigen,
Zieht still heran ein langer Trauerchor,
Wir sehn ihn seufzend auf dein Grab sich neigen:
Der Seufzer sagt es, was dein Stand verlor.

Wohl viele Seufzer, viele bittre Zähren
Verlöscht der Zeit, des Lebens rascher Gang,
Doch Wunden gibt es, welche ewig währen —
Vom Schwert, das in der Deinen Busen drang.

Geheiligt sey des Fürstenhauses Stille,
Kein fremder Schmerzenslaut darf sie entweihn;
Wo so gewaltet der allmächt'ge Wille,
Da muß das Mitgefühl ein stummes seyn.

Und jezt, zum Abschied, reich' ich dir die Hand,
Mein Constantin, in deines Grabes Zelle.
O laß mich glauben, daß der Treue Pfand
Noch weiter reichet als des Grabes Schwelle;

Daß deine Hand die meine noch ergreift,
Daß du mich würdigst, in den lichten Sphären,
Wo deines Werthes volle Frucht gereift,
Erinn'rung dem Verlassnen zu gewähren.

F. von Pechlin.

Villeggiatur in Weinsberg.

(Fortsetzung.)

Den 24sten.

Zu den anziehenden Bekanntschaften, welche ich Kerner verdanke, gehört auch die Tochter eines seiner Freunde, ein sanftes Bild edler Weiblichkeit, an Herz und Geist gediegen und harmonisch gebildet. Obwohl Fräulein *** ein reges Traumleben hat und sich ihr mannigfache Erfahrungen von Ahnungsvermögen aufdrängen, behauptet sie sich doch in dieser Beziehung merkwürdigerweise als feste Rationalistin, ohne gewisse Thatsachen leugnen zu können; vielleicht ist es auch nur ein glücklicher Takt, der sie lehrt, das von sich fern zu halten, was vielleicht zu viel Macht über sie gewinnen könnte, zum Nachtheile des körperlichen Wohlbefindens. Von den Mittheilungen, welche ich ihr entlockte, überraschte mich besonders Folgendes. „Von frühester Kindheit," erzählte Fräulein ***, „hatte ich große Freude an der französischen Sprache, und mich darin zu üben, war mein Lieblingsspiel. Im zwölften Jahre träumte mir zu ****, ich gehe mit meinen Gespielinnen aus der Schule. Da kommt ein Kapuziner auf mich zu, ein schönes, sanftes, ernstes Gesicht, das ich noch immer lebendig vor mir sehe. Er fragte mich: „Mademoiselle, parlez vous français?" ich antwortete und vertiefte mich so in's Gespräch, daß ich alles Andere vergaß, ihm weit, weit folgte und an das Meer kam. Hier verwirrte sich der Traum. Morgens erzählte ich ihn meiner Nachbarin in der Schule und wir lachten gemeinschaftlich darüber, daß ja in dem protestantischen **** weit und breit kein Kapuziner zu finden sey. Wir gingen aus der Schule, eine ganze Reihe Mädchen neben einander; wie wird mir, als ich fern in der Straße einen Kapuziner sehe, der gerade auf mich zukommt! Ich glaubte wieder zu träumen. Je mehr er naht, je deutlicher erkenne ich jeden Zug meines Traumbildes. Da ergreift mich unsägliches Bangen; ich fasse die beiden Mädchen neben mir fest an; die Freundin, der ich den Traum vertraut hatte, war nicht bei mir. — Der Kapuziner ging noch auf der andern Seite der Straße. Plötzlich kommt er herüber und gerade auf mich zu (ich war die Einzige von allen Mädchen, die französisch verstand), bleibt vor mir stehen und sagt: „Mademoiselle, parlez vous français?" — Mich faßt Todesangst, ich laufe eilig davon; meine Gefährtinnen bleiben lachend stehen und scherzen über meine Furcht. Da schaue ich noch einmal um und sehe eben noch, wie der Kapuziner in ein Haus hinein geht, sich aber noch einmal wendet, mir winkt und dabei traurig mit dem Kopf schüttelt, als wolle er sagen: Du kommst also nicht? Nun fürchtete ich mich um so mehr und rannte nach Hause. Meine Mutter war gerade krank, ich konnte ihr also nichts davon sagen und mochte sonst mit Niemand darüber reden, ängstigte mich aber so sehr, daß ich Unpäßlichkeit vorschützte und einige Tage nicht aus dem Hause ging. Als ich später davon erzählte, erkundigte man sich in jenem Hause und erfuhr, daß dort vor einiger Zeit mehrere Kapuziner übernachtet, welche man beargwohnte, verkleidete Franzosen zu seyn."

Kerner: „Wir waren wegen Heilung meines kranken Vaters nach ***** gezogen. Ihn hatte zu größerer Gemächlichkeit sein Arzt und Freund aufgenommen. Wir wohnten in einem Nachbarhause. Die Mutter* war durch Pflege und Angst für den Vater unglaublich geschwächt, und obschon sie das Leidenslager nicht verließ, doch stets mit ihren Gedanken und Sorgen bei uns Kindern. Einmal, da mich die Reihe traf, in den Keller zu gehen, empfahl mir die Mutter Vorsicht, und forderte mich dringend auf, ja ein Tuch umzunehmen (es war Sommer und wirklich erkältete ich mich auch). Im Leichtsinne vergaß ich aber die Mahnung doch und sprang die Stufen hinunter. Da sah ich an der Kellerwand meine Mutter, die den Finger aufhob; es war nur wie ein Schatten, aber dennoch deutlich und in Farben. Meine Schwester lachte mich aus und wollte es mir nicht glauben. Nach einigen Tagen schrie sie im Nebenzimmer plötzlich laut auf; ich sprang zu ihr und sie betheuerte mir, eben jezt im Spiegel die Mutter ganz bleich gesehen zu haben, wie sie von einem Tische eine Nadel nahm, sie in das Haar steckte und langsam zur Stube hinaus ging. Erschrocken lief ich nun in das Nebenhaus zur Mutter, die mir entgegenrief: „Es ist gut, daß du kommst, ich kann nicht mehr fortstricken, weil mir eine Nadel fehlt; hole sie mir doch herüber.“

Den 25sten.

In der epheuumrankten Warte, welche alte Kastanien umschatten und wo im Bauernkriege nach Zerstörung der Burg deren unglücklicher Befehlshaber, der Graf von Helfenstein, gefangen saß, hat Kerner eine gothische Stube eingerichtet, in welche gemalte Scheiben träumerisches Helldunkel ergießen. Hier schrieb Lenau eines Winters einen großen Theil von seinem Faust. Auf den Zinnen des Thurmes grünen junge Akazien über einem Gezelte. Da ward das Mittagmahl genommen, und ich saß also mitten in dem Bildchen, welches im Kunsthandel von Weinsberg und Kerners Haus bekannt ist, nur mit dem Unterschiede, daß der Storch indessen umkam und der Drache staubig in einem Winkel ruht, weil der Lindwurmbändiger Theobald längst ehrsamer Studiosus zu Tübingen ist; doch vermehrt der hoffnungsvolle Jüngling seit einigen Tagen den Familienkreis. — Hinter uns stieg der mauergekrönte Gipfel empor, vor uns über reiche Baumgruppen hinaus ruhte das Auge auf der fernen, sonnig überglänzten Bergkette. Von der Warte aus sieht man mit einem Fernrohre gerade auf das Grab der Seherin von Prevorst, das Graf Malberghen und Eichenmeier mit einem Denkmal zieren lassen. Lezteres wird in Heilbronn gearbeitet, und ein kolossales vergoldetes Kreuz soll von Löwensteins hochgelegenem Friedhofe im Sonnenstrahle weithin durch die Thäler funkeln.

(Fortsetzung folgt.)

* Sie lebt noch.

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

„Ma foi,“ begann der Aktuar mit gutmüthigem Augenaufschlage und spöttischem Munde: „Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn Sie voraussetzen, daß wir ein unruhig Völklein vorstellen. Doch kann's nicht anders seyn, und überall finden Sie dasselbe; nur zeichnet es sich natürlich in Landnestern schärfer als an andern Orten. An denselben Pflug gespannt, in denselben Pferch zusammengedrängt, kennen wir unsere respektiven Schwächen ganz genau, und eine Finte greift nicht durch. Darum schätzen wir uns nicht besonders, darum sind wir mit Allen, selbst mit den Vorgesezten familiärer als irgendwo, und suchen vergebens unsere Rangautorität zu behaupten. Diese bekommt ein Loch, weil unsere Nebenleute uns mit Haut und Haar auswendig kennen, und weil es nicht möglich ist, eine gewisse Distanz zwischen sie und uns zu schieben, die, wie man weiß, eine optische Täuschung sehr begünstigt. Allons! auf diese gründliche Einleitung hin erlauben Sie, daß ich mein Glas leere und den edeln Rost aus meiner Kehle wasche. Wären Sie einer der Unsrigen, ich würde Ihnen ganz fidel ein Viertelchen vortrinken; aber bei Ihnen leidet's der Respekt nicht, parole d'honneur. Auf Ihre Gesundheit also!“

Nachdem der Sprecher getrunken, mit seinem Schnupftuch säuberlich den Mund abgewischt und den Schnurrbart gestrichen, fuhr er in obigem Tone fort: „Sie werden mir ferner erlauben, in meinem Bericht, wenn nicht mit Spitzbuben, doch mit Spitznamen aufzutreten. Die Spitznamen sind der Haupttragbalken einer kleinstädtischen Unterhaltung; ein Jeder, der unsern Zauberkreis betritt, erhält den seinigen, und auch Sie haben bereits den Ihrigen, den ich aber noch nicht sage, und von selbigen, größtentheils pittoresken Benennungen kann ich Ihnen den besten Bescheid geben, indem ich selber sie fabrizire, quoad Hirlingen.“

Der Major versicherte seinen Mentor der größten Aufmerksamkeit, und der Aktuar ging weiter in seinem Text, nachdem er sich geschmeichelt verbeugt hatte. „Besagte Spitznamen, was ihre vollständigste Vollkommenheit betrifft, stehen einen Grad über der Möglichkeit. Sie umfassen gewöhnlich das Plastische im bezeichneten Individuum und zugleich einen wichtigen Moment aus seiner Lebensgeschichte oder seine Charakteristik in nuce. — Da

ist z. B. unser Edelkaffer * —" — „Wie sagen Sie?" — „Ich meine ganz simplicitee Ihren Freund, Herrn Auerbach, der als Landwirth zu den Kaffern gehört, dabei aber die Nase hoch trägt, wie ein Edelmann aus der Urzeit, und wahrhaftiglich einmal den Versuch gemacht hat, sich zum Baron stempeln zu lassen; was ihm zwar nicht gelang, aber seinen Spitznamen total rechtfertigt." Der Major wurde roth. „Lassen wir diese Schwäche bei Seite," sagte er freundlich. „Wir Deutsche sammt und sonders sind gar eifrige Titeljäger. Wir schenken sie auch gar freiwillig denen, die keine haben. Ich, zum Beispiel, gelte hier als ein Freiherr, und habe doch nicht die Ehre ein solcher zu seyn. — Auerbach, um wieder auf ihn zurückzukommen, ist zwar ein Plebejer, aber ein sehr ehrlicher Mann, der jeden Stand zieren würde, wie ich glaube."

Der Aktuar, etwas verblüfft von dem Ernste des Majors, beeilte sich, einzustimmen und Auerbachs gute Seiten hervorzuheben. „Ohne Zweifel ist Ihr Freund ein Ehrenmann, par dieu! nicht capabel, das zu leugnen!" sagte er. — „Ein zärtlicher Gatte —" sezte der Major hinzu, und mit einem fast unmerklichen Satyrlächeln fügte der Aktuar bei: „Die ganze Stadt sagt's. Vox populi — was wollen Sie mehr? — Lassen wir's. — Ich will das Kapitel „Auerbach" beschließen; — wenn ich Ihnen jedoch von den Uebrigen vorplaudern soll, so müssen Sie mir nicht mehr in die Parade fahren, oder ich schweige, wie Lucius, der Hecht, foi de Chevalier!"

(Fortsetzung folgt.)

* Kaffer ist so viel als Bauer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, im Februar.

(Schluß.)

Leben und Kunst.

Die organischen Schranken hat sie durch Uebung so besiegt, daß sie einhändig mit beiden, und mit diesen vierhändig zu spielen scheint. Das Höchste in der Bildung für Leben, Kunst, Poesie und Wissenschaft bleibt immer das Unbewußte, der augenblickliche Sinn und Takt, der höhere Instinkt, die Begeisterung des Moments, wodurch das unendlich Kleine eine Größe wird. Es ist die Blüthe des Daseyns und Schaffens. Das nun ist bei unserer Künstlerin das blitzschnelle Einströmen der Inspiration auf dem unendlich kurzen Wege vom Finger zur Taste. So wird jeder Ton ein Geist, eine Tonseele. Um dies recht zu begreifen, mußte man sie spielen sehen. In dieser Hinsicht war ihr Spiel nicht etwa ruhig abgemessen, sondern mit den mannigfaltigst wechselnden Manipulationen, stoßend, schlagend, ziehend, streichend; mit leisester Fühlung berührend, suchte sie den Tasten die Töne zu entlocken. Ein Enthusiast behauptete, sie vereinige in sich die berühmtesten Virtuosen unserer Tage. Vielleicht hat sie noch etwas diesen kaum Erreichbaren voraus, die eigentlich weibliche Seite ihres Spiels. Man möchte sie im Hinblick auf die bedeutenden Talente, die namentlich auch ihr Geschlecht aufweist, eine wandernde Hoheschule nennen, wenn je das Resultat einer so eigenthümlichen, lebenslangen Kunstschule für den halb oder ganz fertigen Spieler noch nachahmlich wäre. — Die mit dem lautesten Beifall gerufene Künstlerin, Anfangs jungfräulich verlegen, sezte sich noch einmal an den Flügel und legte ihren Dank in einer kunstreichen Phantasie dar.

Einen ernsten Gedanken weckte bei mir die heitere Erscheinung. Wie glänzt diese junge Künstlerin durch die sorgfältige Ausbildung der einen und eigensten Kraft, die der Schöpfer schon ursprünglich in sie gelegt hat! Ich gedachte aber bei dem siegreichen Auftreten dieser Leipziger Jungfrau der Leipziger Studirenden. Wie viel und vielerlei soll und will so ein deutscher Jüngling noch neben seinem Fachstudium treiben und lernen! Wie Goethe vom Leben, kann man von der Literatur sagen: „Wo man hineingreift, ist sie interessant;" und ein jugendliches Talent weiß sich nicht zu beschränken. Die Kunst ist centripetal und contrahirend; die Literatur centrifugal, in die Peripherie sich ausdehnend. Da gibt es denn nicht leicht einen Hochschüler, der nicht ein Zögling der Allwissenheit seyn will. Ein Riesenfloh ist ihm von starken Geistern in's Ohr gesezt, alles Wissen, ja schon jedes richtige Urtheil, jede Ansicht, gedacht oder geschrieben, müsse abklingen in einem tiefen Hintergrunde von Natur-, Ideal- und Kunstphilosophie, von Geschichte und lebendiger Anschauung, wie es bei Plato, Shakespeare, Leibnitz, Lessing, Herder, Jean Paul, Goethe und Schiller gewesen. — Erst mit den reifern Jahren lernt man sich kennen und beschränken und dasjenige an sich weiter ausbilden, zu was man Sinn und Geschick hat, und was man dann wohl sein eigenes nennen kann. Dahin kommen junge Künstler früher und mit weniger Lehrgeld. So besitzen wir eine erkleckliche Anzahl bei unserm Orchester und Theater, und auf solcher Bahn schreiten die musikalischen Familien Schunke, Krüger, Häser, Nißle etc. fort. Der Zwillingsschwestern, Fräulein von Orth, dürfen wir auch als trefflicher Pianistinnen, die der sorgfältigsten Leitung ihres Vaters Ehre machen, gedenken. Was aber bei der Literatur der Fall ist, daß ein gewisser Grad der Ausbildung immer mehr gegen die Jahre der Jugend hinabrückt, das gilt auch von der Musik. Es ist fast unbegreiflich, welche Summe von Kenntnissen, ja welches Ueberschauen in unsern Tagen schon bei jungen Literaten angetroffen wird, welche Fertigkeit und Präzision bei jungen Musikern, so daß man nicht absieht, wo es mit diesen Acht- und Achtzehnjährigen hinauswill, wenn sie Achtziger werden. Das Sprüchwort sagt: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen." In der ausübenden Kunst tritt der Culminationspunkt oft schon sehr frühe ein; im Reiche des Denkens soll sich das Wissen zur Weisheit verklären, und diese Purifikation tritt erst mit den Jahren nach einem vielfachen Umschwunge der Erscheinungen, nach einer oftmals erlebten Wiederkehr der Gesetzmäßigkeiten ein. — Wir entbehren in diesen Wintermonaten das unvergleichliche Spiel unseres Musikdirectors Molique, freuen uns aber seines Wandelns durch Lorbeerhaine. — Auch in den beiden Museen finden von Zeit zu Zeit musikalische Abendunterhaltungen statt, wo sich neben Liebhabern auch Mitglieder der Oper hören lassen. Deklamationen fügen sich zuweilen ebenfalls ein.

Beilage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 69.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 21. März 1839.

Sieh hier, da sind die Vordern unsers Volks,
Die Zungen des gemeinen Mundes! Ich
Verachte sie!

Shakespeare.
Coriolanus.

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

Norbert nickte lächelnd: „Weiter, weiter, Chevalier." — „Ja, ja, da haben Sie gleich einen auf mich selber angewendeten Spitznamen, unter welchem ich im ganzen Lande bekannt bin. Es war eine schöne Zeit," — des Aktuars Stimme wurde wehmüthig und weich — „eine schöne Zeit, da meine Commilitonen mich zum Ritter schlugen, weil ich das Vorbild aller chevaleresken Tugenden zu seyn mich bestrebt hatte, und zwar nicht ohne Erfolg, wahrlich nicht ohne Erfolg! Ach, die Zeiten sind vorbei! Wo sind meine Hoffnungen hin? Ich dachte nicht, in Hirlingen zu leben und zu sterben! Höheres war mein Ziel, und ohne meiner Examinatoren Barbarei und Kabale — doch lassen wir's; excusez. Aber war's nicht absurd von dem Staatsrath Ueberklug, mir zu sagen, ich hätte allzuvielerlei gelernt, um etwas zu wissen? Ein ordinirter Mensch, der Staatsrath! Lassen wir's, noch einmal!"

Des gutherzigen Aktuars Melancholie verschwand im nächsten Glase, und er fuhr mit gewohnter Lustigkeit fort: „Freudenreich, hast du's gleich! wer wollte sich mit Grillen plagen? Partitur! Bin ich nicht immer noch der alte Seibelmann, Aktuar Chevalierque? Ich will seyn, wie unser Dekan. Er ist ein Prachtstück von Sorglosigkeit, Selbstzufriedenheit und Marmottismus. Die glücklichsten Quaraktere unter der Sonne! Ein Mann, wie kein zweiter auf Erden, unser Dekan: ein Licht, aber unter dem Scheffel; ein Quavalier unter den Leviten; ein scharfes Messer ohne Klinge, das sein Heft verloren hat; ein eigentlicher Vormund der Armen, indem er ihnen Alles vom Teller speist; ein Schatzmeister himmlischer Weisheit — er gibt davon kein Stäubchen heraus; aber belehnt mit großen Gütern auf Borneo." — „Wie sagen Sie?" fragte Norbert auf's Neue, ganz confus von den barocken Redensarten, auf welchen der Aktuar fröhlich hinschwamm. Aber plötzlich lächelte der Major als wie beschämt und sagte leiser: „Verzeihen Sie. Ich war in der That allzu bornirt, um den Witz zu fassen. Nur weiter." — „Mit dem geistlichen Herrn wären wir fertig. Unsere weltliche Obrigkeit ist der Pascha, auch der „Allerärgste" genannt. Er ist aus der Stadt Kerms gebürtig, folglich nicht weit her; sie liegt nur sechs Stunden von da; ein tüchtiger Jurist und ein Mann, der die Welt gesehen. Er hätte Aller Geist und Herzen unbedingt unterjocht, wenn nicht seine Frau bei ihm den Meister spielte und wenn nicht der Steuerbeamte ihm Widerpart hielte. Wer ein Homer wäre, um die Fehden des Pascha und des Steuermanns zu erzählen, ihre Thaten zu besingen und deren Ursprung! Dieser reicht

hinauf bis Anno — Anno — ensin, bis zu einer Zeit, da die Herren noch jünger waren und noch keine Kalifabrik auf den Häuptern trugen. Als würdiger Ajax unsers Gegners präsentirt sich der Mercurial —"

„Wer ist denn das?" — „Pardon, ich meine den Physikus. Seine Frau ist hübsch, aber eine Gans; sie hat einiges Vermögen, aber sie ist eine Gans; sie ist fromm, aber eine Gans ohne alle und jegliche Bildung. Da ihr Mann hieher versezt wurde, beeilte sie sich, ihren Bekannten zu melden, er sey Amtsfidibus und Merkurial= (Medicinal=) referent geworden. Hier also — doch, wir werden unterbrochen. Da kömmt der Citronenbaum, unser Erapotheker, ein trauriger Taubmann, gelb und sauer wie die Frucht, nach welcher er getauft ist. Sie sollten den Tauben sehen, wie er einer Stadtanekdote, die zum Besten gegeben wird, seinen Beifall zulächelt, ohne sie zu verstehen, und wie er alsdann, unmittelbar darauf, dieselbe Anekdote feierlich zu erzählen beginnt! Das gehört auf die Bühne, mille tonnerres! Was gilt's, er engagirt mich wieder zu einer Partie?"

Nach dem Apotheker trat ein seltener Besuch ein, Norberts Freund, Auerbach. — „Ei, wie kommt das?" fragte der Gast den Gastfreund; „du läßt dich hier sehen? um diese Stunde des Abends, welche du gewöhnlich mit dem Kleinod des Hauses und Herzens in einsam traulichem Gespräche zubringst?" — Auerbach machte ein sonderbares Räthselgesicht, warf sich auf einen Stuhl und versezte: „Lieber Freund, das häusliche Glück ist manchmal monoton. Auch ist meine liebste Anna nicht wohl und hat dem Schlummer Audienz gegeben. Wie amüsirst du dich?" — Der Major zuckte die Achseln. „Die Gesellschaft bleibt heute lange aus," bemerkte er, „sogar der Kanonikus ist seinem Posten untreu geworden." — „Sie haben ein Spielchen beim kranken Rittmeister, doch werden sie bald eintreffen, um dir das Leben zu versüßen," spottete Auerbach, in dessen ganzem Wesen eine gereizte Stimmung nicht zu verkennen war. „Schließe dich nur fest an die Spießbürger, weil du doch nicht mehr verstehst, einen angenehmeren Zeitvertreib zu finden." — „Was meinst du damit?" Auerbach lachte etwas gezwungen: „Denke nur an frühere Zeiten, da der Major noch im Premierlieutenant verpuppt lag und dein Freund ein beförderungs= und soldatenlustigee Kameralist war, der alle deine Wege und Stege, Ränke und Schwänke kannte; hätten wir dazumal eine Unterhaltung, wie man sie hier hat, für möglich gehalten?" — „Die Zeiten geben dahin und wir mit ihnen." — „Zum Theil wahr. Dennoch — sieh — ich bin ein Ehemann — mit mir ist Alles vorbei — ich bin damit höchlich zufrieden. Du aber — ein stattlicher Mann mit Rang und Orden, bist ledig und frei. Du könntest noch viel Glück machen. Hirlingen hat niedliche Frauen aufzuweisen, die sich wohl gerne den Hof machen ließen; du bist aber von Stein. Ist diese Kälte reell oder nur eine Maske, du heuchlerische Seele?" — „Wie du da redest, Auerbach! mir ist, als wären der Premierlieutenant von damals und der Major von heute zwei sehr verschiedene Personen. Was der Jugend wohl ansteht, paßt für das Alter nicht mehr." — „Nicht? nicht? wirklich nicht mehr?" Auerbach guckte dabei dem Major mit unstetem Neugierde in die Augen. „Wahrlich, ich muß dich loben. Eine Resignation, wie diese —" — „Nenne es Besonnenheit; der Ausdruck ist besser. Mich dünkt, ein jeder Mann müßte mit den Jahren diese Tugend lernen. Würdest du anders seyn an meiner Statt?" — „Hm, hm! Du nimmst die Sache ernsthaft! Ist mit dir kein Scherz möglich? Nun freilich würde ich an deiner Stelle — nun, das versteht sich ja. Aber sey nicht böse, hörst du? ich bin heut etwas verdrießlich und der Spaß gelingt mir nicht." — „Allerdings kann der Mensch nicht für seine Laune stehen, lieber Fritz, und ich höre nicht gerne von deinem Verdruße. Aber sonderbar ist immer, daß du glauben magst, ich könnte dir um eines Scherzes willen böse seyn."

(Fortsetzung folgt.)

Villeggiatur in Weinsberg.

(Fortsetzung.)

Täglich drängt sich mir eine Bemerkung auf: wie irrig ist die Vorstellung, welche man sich vielleicht hie und da von Kerner macht, als betreibe er diese Erscheinungen aus dem Nachtreiche der Natur mit einer Art Liebhaberei! Vielmehr vermeidet er jede Berührung dieser Punkte; Varnhagen versichert in seinen Denkwürdigkeiten (aus den Tübinger Studienjahren) mit Recht, seines Freundes innerste Natur sträube sich gegen Erfahrungen, die sich ihm gewaltsam aufzuzwingen scheinen. Freilich durfte der Arzt und Naturforscher, der Christ vor Allem diese Stimmen nicht furder zurückweisen, sogar auf die Gefahr, wohlfeilen Witz gegen sich herauszufordern. Zu Voltaires Zeiten mag es guter Ton gewesen seyn, wegzuspötteln, was man nicht begriff, 1838 fällt dergleichen keinem Menschen von Geist und Geschmack mehr ein. Der hervorstechende Zug in Kerners Charakter ist Treue und Wahrheit. Auch die redliche Hausfrau, so einfach, so klar über gewisse Erlebnisse sprechend, ist eine Autorität.

Nach Tisch stiegen wir, Kerner und ich, in sein gelbes Cabriolet, vom alten Fuchse gezogen. Wir rollen um das düstere Städtchen; bald wird die Gegend katholisch, was ihr flugs einen andern Charakter gibt. Kreuze und Heiligenbilder zwischen Reben sind mir neu geworden.

Der Dichter grollte bei dem alten Städtchen Neckarsulm wegen einer Linde mit dem Muttergottesbilde, die indessen einem neuen Hause, wenn ich nicht irre einer Fabrik, weichen müssen, wie in Lenaus Klagelied über die Eisenbahnen (Frühling 1838):

„Auch die Eiche wird gefällt,
Die den frommen Schild
Ihrem Feind entgegenhält,
Das Marienbild."

Am Neckar, über den wir sezten, lagen Hunderte von ungeheuren Mastbäumen aus dem Walde bei Prevorst, die auf dem Rheine nach Amsterdam gehen. Noch viele sollen nachkommen, denn es ist ein großer Akkord gemacht. Wir dachten an die Wimpeln, welche daran flattern, an die Geschicke in fernen Welttheilen, die daran sich knüpfen werden, und riefen uns eines der schönsten Gedichte von Graf Alexander zurück, am Grabe seines Mohren in Deinach. Bald sieht man Kochendorf mit seiner neuen Brücke. Die Salinen von Friedrichshall und jenseits des Neckars das hellfarbige lächelnde Jartfeld mit seinen bunten Häusern liegen wie ein Bild der modernen Gegenwart vor uns. Zum Gegensatze kamen wir bei Eisesheim über das Schlachtfeld, wo (1622) die vierhundert Pforzheimer unter ihrem Fursten im Kampfe gegen die Kaiserlichen fielen, und weiterhin — über der Grenze — an einer großen Kapelle vorbei, in welcher Tilly vor dem Treffen Kriegsrath hielt. Das uralte Kirchlein verfällt; es regnet durch das Dach. Wie der Geist der Poesie, zürnte Keiner über die Nichtachtung gothischer Heiligthümer. „Sie werden von der Erde verschwinden, diese Wunder des Menschengeistes," trauerte er, „und wie wir jezt von Mammouthsknochen sprechen und dergleichen, mag man einst von diesen Kirchen reden."

Die ehmalige Deutschordenskirche zu Wimpfen im Thale, auf grünem Rasen von alten Bäumen umschattet, welche jene braunen Mauern einst jung sahen, ist kein Riese wie das Ulmer Münster, dagegen in der Zeichnung leichter, feiner, phantastischer: schlanke Thürme und Pfeiler, Männer- und Frauengestalten, wunderliche Thiergebilde; eine solche Kirche ist eine ganze Welt, und doch nichts überladen, jedes am rechten Orte, alles Harmonie. Rückwärts stößt ein großartiger Kreuzgang an die Kirche, vielmehr eine Galerie, mit Fensterwölbungen von schönster gothischer Skulptur, gegen den Grasplatz offen, den sie im Vierecke umschließt. Die spitzen Fensterbogen sind üppig mit Epheu umrankt, der bald als grüner Teppich die Mauer deckt, bald als Gewinde, wie Festschmuck, herabhängt und sich überall um das Steinwerk schlingt. Im Kreuzgange ist jede Platte am Fußboden ein Grabstein; man sieht auf denselben ausgehauene Wappen, Mönche, Ritter und Frauen, wandelt nur auf Leichen; im grünen Raume, den die Halle umgibt, wölbt sich auch Hügel an Hügel, darauf manche halbverwitterte, auch einige neue Kreuze, der Friedhof der Katholiken. Lange hätte ich hier träumen mögen; es ist ein Bild aus einer andern Welt, andern Zeit. Ein Bauerknabe mähte das Gras auf den Gräbern. Während er das Heu zusammenrechte, wies er uns den hohen Weißdornbaum an der Mauer, versichernd, dieser sey ein Wunder. „Ein Hirt," erzählte das Kind, „der einen Stab (Schüppe) von dürrem Weißdorn hatte, steckte ihn in die Erde und verschwor sich, so wenig die Schüppe ausschlage, so wenig kenne er die Dirne, die ihm Liebesschwüre vorhielt — und siehe da! die Schüppe grünte und blühte, und als der Blitz sie einmal traf, grünte und blühte sie doch auch wieder fort und fort." — Unsern dem mitleidigen Weißdorn, den die Noth der Frauenwelt erbarmt hat, erhebt sich ein schlankes Fichtenbäumchen, an dem sich der Epheu auch schon wieder hinauf wand, es umfaßt hielt, zart und doch gewaltig, wie Liebesmacht, wie treues Gedenken, das sich an alles hängt, um jedes Trümmerchen der Vergangenheit Kränze flicht.

Mit allen Zeitaltern grüßt uns das romantische Wimpfen am Berge sammt seiner Römerwarte und den mittelalterlichen Thürmen. Am Fuße rauchen wieder Salinen aus obeliskenartigen Kaminen. Die Gebäude stehen da wie eine Reihe Dampfwagen. Wir erstiegen den Berg. Auf der Terrasse des eleganten, während der Saison von Darmstädter Kurgästen vielbesuchten Badegebäudes schwelgte ich im Vollblicke der süßen Landschaft. Ueber dem sanften Schmelz der Matten ein Himmel, der an Neapel mahnt; tief unten der blaue Neckar, eine Silberschlange, die sich weich durch grünes Moos ringelt; hie und da ein bewimpeltes Schiffchen oder ein kleiner Kahn, so verloren dahinschwimmend. Weiterhin die alte Burg Ehrenberg; rechts Wimpfen im Thale mit seinem Dome, und als Rahmen zu dem Gemälde der Römerthurm zwischen Aesten und Laubwerk. Ueberdies blühte mir hier ein überraschendes Zusammentreffen mit ferngedachten Bekannten, wie es nur in Romanen vorzukommen pflegt. — In der alten Kirche des Städtchens fand ich das Steinbild eines von Fleckenstein, der auch mit den badischen Spartanern in der Schlacht wider Tilly fiel. Als wir in die Ebene herabkamen, war die Sonne hinter dem Berge untergegangen, auf welchem Wimpfen thront, und seine vielen Thürme ragten schwarz in den Abendhimmel hinein, wie auf Goldgrund ausgeschnitten, ein ganz alterthümliches Bild.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Schluß.)

Der Lord Mayor und die Kohlencoalition. Musikalisches und Literarisches.

Der jezige Lord Mayor Wilson hat seit seinem Amtsantritte dem schändlichen Kohlenmonopol kräftig entgegengearbeitet, dadurch der mittleren und gemeineren Klasse einen wesentlichen Dienst erzeigt, und sich natürlich den tödtlichen Haß der Kohlenhändler zugezogen. Die Besizer der Kohlenminen im Norden von England waren nämlich unter einander übereingekommen, die Kohlen aus ihren Minen nur zu einem sehr hohen Preise herzugeben, und demnach wurden die Kohlen vorigen Winter mit 32 und 38 Sch. die Tonne bezahlt. Der Lord Mayor machte zuerst das Publikum auf die Kohlen aus dem Westen aufmerksam, welche beinahe eben so gut als die aus dem Norden sind, aber weniger gebraucht wurden, weil sie viel billiger als die der Coalition waren und daher, dem englischen Sprüchworte zufolge: „what is cheap, is dear,“ für schlecht gehalten wurden. Der Lord Mayor ging jedoch mit gutem Beispiele voran, und ließ für den Bedarf von Mansionhouse, welcher sehr bedeutend ist, lauter Kohlen zu 22 Sch. einkaufen, welche Qualität jezt von ganz London gebraucht wird, und die nur „des Lord Mayors Kohlen“ genannt werden. Die Wuth der Kohlenhändler ist unbeschreiblich und bedeutendes Aufsehen erregte ein Brief, den der Lord Mayor von einem derselben, Namens Potter, erhielt. Der leztere wurde nämlich zu einem Gastmahl eingeladen, welches in Mansionhouse dem Rathe der Stadt London, von welchem er Mitglied ist, gegeben wurde, und eine Stunde vor dem Essen schickte er das folgende Billet, in welchem die Einladungskarte der Lady Mayoreß, in drei Stücken zerrissen, eingeschlossen war: „Mylord Mayor! Ich hatte mir vorgenommen, Ihre Einladung mit stillschweigender Verachtung zu behandeln; aber da Sie nochmals zu mir um Antwort geschickt haben, erhalten Sie sie hiermit in den zerrissenen Stücken Ihrer impertinenten Karte. — Sie haben in der Meinung eines jeden rechtlichen Menschen das hohe Amt, das Sie bekleiden, durch Ihre Bettelei um eine elende, niedrige Popularität gänzlich entehrt, zu welchem Zwecke Sie es für nöthig befunden haben, eine ganze Klasse Männer, die Kohlenhändler (zu der meine Wenigkeit gehört), auf die schändlichste und niederträchtigste Weise zu verleumden; und ich kann Sie versichern, daß ein jeder von ihnen wenigstens ebensoviel Achtung verdient, als das arme Geschöpf, das in seinem Amtsrocke sich in eines Löwen Haut gekleidet dünkt, aber leider durch sein Eselsgeschrei bald seine wahre Natur verräth.“ — Der Schreiber fährt noch geraume Zeit in demselben Tone fort. Der Lord Mayor, welchem von seinen Rechtsfreunden gerathen wurde, einen Prozeß gegen den Mann einzuleiten, hielt es nicht der Mühe werth, sondern ließ den Brief öffentlich in der Rathssizung vorlesen, wo die Entrüstung darüber allgemein war und beschlossen wurde, dem Schreiber sogleich nach seiner Rückkunft von Newcastle, wo er sich jezt befindet, einen öffentlichen Verweis zu geben, woran jedoch dem Schreiber schwerlich etwas liegen wird. — Es besteht ein altes, lächerliches Gesez, daß, obgleich in allen andern Städten Englands, und selbst in dem Theile Londons, der nicht zu Westminster gehört, kein Unterschied gemacht wird, in dem Bezirke Westminster selbst (in welchem sich die meisten Theater Londons befinden) am Mittwoch und Freitag während der Fastenzeit keine theatralischen Vorstellungen stattfinden dürfen. Die Absurdität dieser Einrichtung wurde vor einigen Tagen von Duncombe im Unterhause in einer sehr wizigen Rede dargestellt, worin er zeigte, wie die frommen Bischöfe an diesen heiligen Tagen ihre Gastmahle geben, während die armen Schauspieler, Musiker u. s. w. hungern müssen. Hoffentlich wird dieser alberne Gebrauch bald abgeschafft werden. — So wie in London alles Mode ist, so kommen jezt die Promenadeconzerte, von denen ich Ihnen in meinem Lezten sprach, sehr auf. Von allen Seiten sieht man neue Conzerte à la Musard, à la Strauß, à la Valentino, und wie diese à la's noch alle lauten, entstehen. — Die italienische Oper wird künftigen Samstag mit Donizetti's Belisario eröffnet; die Sterne erster Größe werden jedoch, wie gewöhnlich, erst nach Ostern erwartet. Pauline Garcia, die Schwester der Malibran, ist auf vier Abende engagirt; die Pariser Berichte sprechen von ihr mit dem größten Enthusiasmus, und heben sie sogar über ihre Schwester hinaus. — Die Engländer sind nicht wenig stolz auf den Beifall, den Miß Clara Novello und Mistreß Shaw in Deutschland zu ernten scheinen, welchen sie jedoch, meiner Meinung nach, mehr der sonderbaren Vorliebe unserer Landsleute für alles Fremde, als ihrem eigenen Werthe als Künstlerinnen zu danken haben. Man erzählte sogar, was jedoch sehr unwahrscheinlich klingt, die Direktoren der philharmonischen Conzerte haben an Mendelsohn geschrieben, und ihn um die Namen der besten Sängerinnen in Deutschland gefragt, um solche zu genannten Concerten zu engagiren, worauf Mendelsohn die Namen Novello und Shaw eingesandt habe. — Mendelsohn und Spohr werden binnen Kurzem hier erwartet, um neue Symphonien von ihrer Composition zu dirigiren. — Da die vierfüßigen Nachfolger Keans und Garricks hier mit so großem Beifalle aufgenommen worden, reiste ein hiesiger Theaterdirektor nach Paris, um die Affen- und Hundegesellschaft, die jezt im Cirque Olympique Vorstellungen gibt, zu engagiren. Affen wurden nun sogleich die Tagesordnung in allen Theatern. In Adelphi erschien bereits gestern eine Affencompagnie, die von dem Direktor dem Publikum als die „wirklichen Affen“ aufgeführt wurden; und heute sehe ich vom Victoriatheater die einzigen wahren und echten Affen angekündigt. — Die Literatur scheint bis jezt dieses Jahr besonders unfruchtbar, selbst die Magazine für den Monat März enthalten nicht das mindeste von Interesse. Das erste Heft von Mrs. Trollopes neuem Werke ist erschienen. Es wäre ungerecht, nach einem solchen Bruchstücke über das Ganze urtheilen zu wollen: allein ich habe nie etwas trockeneres und langweiligeres als dieses erste Heft gelesen, in welchem ein beständiges Haschen nach Wiz einen fortwährend erinnert, daß es die schlechte Copie eines trefflichen Originals (Oliver Twist) ist. — Daß die Trunkenheit unter der gemeineren Klasse noch sehr vorherrschend ist, beweist die Angabe, daß im Laufe des vorigen Jahres in einem der vielen Police-Offices in London die Geldbußen für Trunkenheit (fünf Sch.) über 300 Pf. St. betrugen. — Man hört beständig von Unglücksfällen auf den Eisenbahnen, welche theilweise dem Zufalle, meistens jedoch der Unvorsichtigkeit der Opfer zuzuschreiben sind. Die Landleute scheinen nämlich ein besonderes Vergnügen darin zu finden, ihre Unerschrockenheit zu beweisen, indem sie, wenn sie die Wagen mit Blizesschnelle kommen sehen, die Bahn passiren, wobei manche ihr Leben einbüßen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 70.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 22. März 1839.

— Gold, du tapfrer Mars,
Du Buhle, jung, geliebt, frisch, reizend stets!
— — Du sichtbarer Gott,
Der eng Unmöglichkeiten selbst vereint,
Daß sie sich küssen; der in jeder Zung'
Zu jedem Zweck sprichst; Herzprobierstein du!

Shakespeare.
Timon.

Der Alchymist.

I.

Gold ist die Loosung! — Mir von Allen,
Dem Sohn der Scholle nackt und bloß,
Mir einzig wäre zugefallen
Der schnöden Armuth Jammerloos?
Fühl' ich's nicht auch im Arme schwellen
Von jugendlicher Stärke mir,
Nicht mir im Hirn und Busen quellen
Von Plänen, Wünschen und Begier? —

Gold ist die Loosung! Hoch von oben
Lockt mich der Sterne goldner Schein;
Auch goldne Becher hör' ich loben,
Süß duftige von goldnem Wein;
Nach goldnen Kettlein seh' ich trachten
Goldlock'ge Mädchen schlank und hold,
Und ach! um ihre Locken schmachten,
Wer reich ist von gemünztem Gold.

Hinaus, hinaus! und fröhlich Ringen!
Dem Tapfern bleibt der Sieg nicht aus.
Schon goldne Becher hör' ich klingen
Im goldgedecktem Königshaus,
Seh' mich von Mädchenarm umschlungen,
Von goldnen Locken überdeckt,
Seh' in die Wirklichkeit gedrungen,
Was jezt als goldner Traum mich neckt.

II.

Wo nie der süße Morgen dämmert,
Tief in des Bergwerks finstrem Schacht,
Da sizt er jezt und pocht und hämmert
In schwarzberußter Knappentracht.
Zu ihm hinab kein Klang der Glocken,
Kein Lerchenwirbel, Blumenduft!
Denn andre Blumen sieht er locken,
Rothblühend Gold in dunkler Gruft.

Mann ist er worden, hat erfahren
Des Lebens Drang, des Lebens Müh':
Den Traum aus ersten Jünglingsjahren
Vergaß er dennoch, dennoch nie.
Zwar nicht die Sterne konnt' er greifen,
So golden sie ihn angelacht,
Sein irrend Wandern, flüchtig Schweifen
Hat ihn zu keinem Ziel gebracht.

— „Gold ist die Loosung! Tief dort innen,
Im Schooß der Erde keimt das Gold;
Du mußt's mit Schweiß ihr abgewinnen,
Dem Unverdroßnen ist sie hold:
Dort zweigt es sich in tausend Blättern,
In tausend Aesten rankt's empor,
Aus Zwergenhand und bösen Wettern
Bring' ich den Schatz an's Licht hervor."

Bergmann! hab Acht! die Vesten zittern,
Jäh quellend Wasser füllt den Schacht,
Ein Donner, horch! wie von Gewittern,
Ein Knall, ein Fall: es ist vollbracht. —
Das Gold die Beute der Dämonen!
Versenkt auf ewig in's Gestein
Sind deine Becher, deine Kronen,
Nichts, als das nackte Leben dein!

III.

Doch hinter halb zerknickten Scheiben,
Im finstern Häuschen, arm und klein,
Welch seltsam Schaffen dort und Treiben?
Wer mag der Greis, der fremde, seyn?
Er steht vor dampfender Retorte,
Umhüllt vom wallenden Talar,
Und murmelt leis ge;penst'ge Worte
Und seltsam fliegt sein Silberhaar.

— „Gold ist die Loosung! Tief dort innen
Ruht es in Pflanze, Luft und Stein,
Da gilt's zu denken, gilt zu sinnen
Geheimnißvolle Litanein.
Der sich verbirgt dem Aug' der Blinden,
Der goldne Bronnen der Natur,
Die Kunst des Weisen soll ihn finden,
Und Nostradamus kennt die Spur.

„Jetzt Mitternacht! die Sterne schimmern,
Merkur und Venus sind mir hold,
Und schon im Kessel seh' ich's flimmern,
Das siedet, dampfet, wogt wie Gold.
Jetzt ungesäumt das Wort gesprochen,
Das alle Geister mir beschwört —:
Vernimm's, Natur! und gib zerbrochen
Die Schlüssel mir, wenn du's gehört!

Horch da, wer pocht? — Er hört's nicht pochen;
Auf geht die Thür — er sieht es nicht.
„Der seinen Glauben hat gebrochen,
Den Zaubrer fort und vor Gericht!"
Der Bischof sprach's, nach jauchzt die Menge,
Und schnell in Fesseln ist der Greis:
Der Kessel summt eintön'ge Klänge,
Dem Alten starrt das Blut zu Eis.

IV.

'S war Winterszeit. Still, wie im Grabe,
War es im schneebedeckten Wald;
Ein Greis in Lumpen wankt am Stabe,
Und draußen ist's so bitterkalt.
Sie haben ihm den Spruch verkündet:
„Weil du um Gold und eitlen Tand
Dich mit der Hölle hast verbündet,
Sey du geächtet und gebannt."

Die Sonne sank, und rings die Höhen,
Den Wald, das Häuschen hier im Thal,
Den Spiegel dort gefrorner Seen
Vergoldete ihr letzter Strahl.
Still stand der Greis, er sah es flimmern
Und glühen, glänzen weit und breit,
Sah goldne Weg' und Flüsse schimmern,
Sah goldverbrämt sein Bettlerkleid.

Gold ist die Loosung! Mir entgegen,
Dem ärmsten Mann, strömt himmelher
Ein unermeßlich goldner Regen,
Allüberall ein goldnes Meer!
Schon goldne Schlösser seh' ich blinken,
Mein Herz durchglüht's wie Feuerwein,
Seh' goldgelockte Köpfchen winken:
Mein jetzt, du goldnes Traumbild, mein!

Da hat die Hände er gefaltet,
Gelächelt hat er sonder Harm,
Das starre Auge, schon erkaltet,
Ward noch von einer Thräne warm.
Sanft schlief er ein; wohl nah und ferne
War's eine bitterkalte Nacht:
Hoch oben nur die goldnen Sterne,
Die hielten ihm die Todtenwacht.

R. E. Prutz.

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

Auerbach stand rasch auf und ging an das Fenster, hinausschauend in den dunkeln Abend. — „Was ist nur heut dem Menschen?" fragte Norbert sich selber, aber mit halblauten Worten: „ich kenne ihn nicht, er kömmt mir ganz fremd vor." — „Der Herr Baron haben vollkommen Fug und Recht, dieses vorauszusetzen," antwortete ihm die Stimme des Kanonikus; „es ist auch so, wie

Sie sagen. Ich zerbreche mir seit zwei Tagen darüber den Kopf."

Norbert sah auf: einige der gewöhnlichen Tafelherrn, unter ihnen der Kanonikus, waren, ohne von ihm bemerkt worden zu seyn, geklommen und hatten ihre Plätze eingenommen. Der Major fragte, immer noch mit Auerbach beschäftigt, den Kanonikus: „Seit zwei Tagen schon? Und ich bemerkte nicht — ? es ist seltsam. Warum ist der Mann, wie Sie selbst finden — " — „So fremd, Herr Baron? Ja, das mag wohl hauptsächlich daher rühren, daß er nicht von hier und daher Niemanden bekannt ist, die Frau von Fingerlein ausgenommen, bei welcher er wohnt, just hier gegenüber." — „Ja, von wem reden Sie denn?" schwebte dem Major auf der Zunge; indessen kam der Aktuar heran und sprach: „Es steht einmal fest, daß der Herr der Auditor vom 4ten Infanterieregiment ist und hier auf Besuch bei seiner Tante liegt. Aus dem Besuch wird jedoch ohne Zweifel eine Heirath mit der Fräulein Pepi. Ich schwör's auf mein Schwert! sie ist die Cousine des Auditors, der eigentlich ein Anglomane ist, weil er nach Herzen angelt, und besser noch, ein Angelsachse, da er Sachse heißt, wie wir auf der Polizei bereits zur Genüge wissen."

Chevalier schnalzte mit der Zunge den Schlußpunkt seiner Eröffnung, und während die Mitglieder der Tafelrunde beifällig murmelnd und commentirend den Bericht verdauten, zupfte der Aktuar den Major verstohlen am Rocke und zeigte nach dem Fenster, wo Auerbach noch immer unbeweglich stand. „Drüben wohnt sie," flüsterte er dem Major zu, „er kann von hier aus sehen, wie sie dem Auditor die Hand gibt; merken Sie? Sehen Sie? Kopf an Kopf lehnen sie am Fenster, und die große Nachthaube der alten Fingerlein schwebt über der Gruppe wie eine segnende Fledermaus. Er stirbt vor Eifersucht und Verdruß noch diese Nacht: de profundis!" — „Sind Sie im Kopfe verwirrt oder berauscht?" fragte der Major verwundert. „Sie schwatzen mir Dinge vor, von denen ich nicht eine Sylbe verstehe!"

„Der Laffe!" brummte Auerbach grollend im Vorübergehen und eilte aus dem Zimmer. — Die Anwesenden, die um des Kaisers Bart stritten, wie gewöhnlich, bemerkten, zwei ausgenommen, seine Entfernung nicht. Der Major sagte aber zum Aktuar: „Wem galt die Artigkeit? Ihnen, mein Herr?" — „Behüte Gott, sans façon. Nicht mir, nicht Ihnen, aber dem glücklichen Auditor." — Der Aktuar winkte seinem Zuhörer und führte ihn durch's bürgerliche Pandämonium in die Billardstube hinaus. Dort übte sich der Citronenbaum in zierlichen Spielkünsten auf eigene einsiedlerische Faust. „Was ich Ihnen zu vertrauen habe," sprach Chevalier, „kann ich Ihnen keck vor diesem Mann entdecken. Er bringt nichts aus, ich stehe Ihnen gut dafür. Ein Vierundzwanzigpfünder dürfte ihm den guten Morgen bieten und er dankte nicht dafür, der höfliche Mann. — Ich will Ihnen nur sagen, wenn Sie's nicht schon wissen, daß der zärtlichste Gatte in Hirlingen, unser trefflicher Edelkaffer, neben seiner überromantischen Liebe zu seiner holdesten Anna, die indessen eine Musterfrau ist, wie man sagt, noch eine Andere im Herzen hegt und pflegt und trägt: Fräulein Pepi von Fingerlein. Er ist seit dem lezten Wurstschmause im silbernen Mond, und seit dem Bohnenschnitt bei Oberförsters, völlig in das Mädchen verliebt, thöricht verliebt; obschon man von dem Fräulein singen kann, wie es in Orgelmanns Liede heißt:

„Fünf Schuh, sechs Zoll und dreißig Jahr
Hat sie gemessen auf ein Haar."

„Jedoch, die Liebe ist blind, und Herr Auerbach versteht die Kunst, ein paar Dutzendmal des Jahrs mit seinen Liebchen zu wechseln; sentimental, schwärmerisch, jugendlich-respektvoll — verstehen Sie mich recht? Sein Herz ist jung verblieben und der charmante Schmetterling saugt nur den obersten Thautropfen aus dem Kelch der Rose; den Champagnerschaum, den die Natur so verschwenderisch aus der Isis geheimnißvollem Schleier, den Augen der lautlosen Nacht, und dem Balsam, welchen die Engel — und so weiter, sonst bleib ich stecken, foi de chevalier! Sie verstehen mich aber hinlänglich."

„Ein alberner Don Juan also?" versetzte Norbert mißbilligend; „wie ist das nur möglich, da seine Frau ein Muster ihres Geschlechtes? Wie kommt's denn, daß in Krähwinkel Alle nur vom häuslichen Glück jenes Paares zu reden wissen? Krähwinkel lobt selten; es liebt zu schimpfen." — „Das Strahlende zu schwärzen ꝛc.; sehr wohl, Herr Major. Aber des guten Herrn Auerbachs Lieblingsstudien werden nicht beachtet. Was die Weiber davon schwatzen, nescio; doch sind ihm alle gut, weil eine Jede sich Hoffnung machen darf, ihn zu beherrschen, wenn an sie die Reihe kommt. Der Frau hingegen sind sie alle gram, weil diese, an Geist und Sitte ihnen weit überlegen, sich stets von ihnen entfernt hält. Unsere alten Herren zählen keine Liebschaft für etwas rechtes, wenn sich daraus nicht Skandal ergibt; und die jungen Leute in Hirlingen — mein Gott, Herr Major, hier stehen sie alle in meiner Person vereinigt;" — das bemooste Haupt schlug beschämt die Augen vor dem staubigen Spiegel nieder, „und wenn ich auch nicht zu schweigen wüßte, wie ich's weiß, so würde ich schon reinen Mund halten, um die Graukröpfe — alle durch die Bank mit ihren Ehehälften in Krieg und Noth — mit des Edelkaffers stupendem Heiraths-, Ehe- und Erdensglück ärgern zu dürfen, wann es mir beliebt."

(Fortsetzung folgt.)

Eine angebliche Erfindung.

Französische Blätter enthalten folgende Nachricht: „Ein Herr Colas hat ein den Daguerre'schen Zeichnungen analoges Verfahren zum Copiren von Bildhauerarbeiten erfunden. Mittelst dieses magischen Prozesses wird z. B. die Venus von Milo in allen ihren Dimensionen und in jeder beliebigen Größe reproducirt, vom Maßstab der Originalstatue bis zur ein paar Fuß hohen Statuette, ja in Figürchen bis zu einem halben Zoll Höhe herunter, und zwar in Marmor, Sandstein, Elfenbein, Holz, Alabaster, Porphyr, Achat u. s. w. Die Maschine bearbeitet die härtesten wie die weichsten Körper gleich leicht, und die Copien von Statuen und Basreliefs sind so völlig getreu, daß z. B. die kaum merkliche Verwitterung des Marmors durch die Länge der Zeit sich vollkommen ausgedrückt zeigt. In Folge dieser erstaunlichen Entdeckung steht der modernen Baukunst eine ganz neue Gestaltung bevor.“ — Man sieht leicht, daß dies eine Parodie der Daguerre'schen Entdeckung ist, erfunden vielleicht, um nach den durch leztere erschreckten Zeichnern auch die Bildhauer zu necken.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Erdbeben. Karneval. Potsdamer Landzeitung. Eisenbahn.

Bunte Begebenheiten, über die sich nicht viel sagen läßt, einen Küchenzettel voll Novitäten, lieben Sie nicht für Ihre Blätter; und doch, wenn ich die meiner Erinnerung aus den lezt verlebten Wochen nachschlage, finde ich eben nicht viel, sondern nur Vieles, Ihnen zu berichten: ein Erdbeben, keinen Karneval und keine Potsdamer Landzeitung, eine Schlittenfahrt und keine Schlittenfahrt, ein neues Cabinet de lecture, ein neues Raupach'sches Stück, eine revolutionäre Potsdamer Aktienversammlung, die beschlossen hat, daß Alles beim Alten bleiben soll, eine neue Rentengesellschaft, viele Theater- und noch mehr musikalische Novitäten, und noch viel, was nicht viel auf sich hat.

Bald nachdem in der Sylvesternacht ein sehr unangenehmes Rencontre zwischen einem Offizier und einem Studenten stattgefunden hatte, was, aus alten Vorurtheilen entsprungen, blutig begonnen, glücklicherweise aber mit einer vollständigen Heilung, und wenn auch nicht mit einer Kur der Vorurtheile, doch damit geendet hat, daß die Betheiligten sich als Ehrenmänner verständigt, und dem bösen Zufall und dem süßen Weine die Schuld auf die Schultern geladen haben, ereignete sich ein Erdbeben, über das eine eben solche Ungewißheit herrscht, wie über den nächtlichen Vorfall unter den Linden, nämlich aus welchen Ursachen und unter welchen Umständen es entstanden ist. In der Louisenstadt haben es Einige gehört, Andere gefühlt. Die Empfindungen werden sehr verschiedenartig geschildert; in einigen Häusern hat es die Thorflügel, in andern Kinder auf dem Arme der Amme afficirt; in diesen fühlte man es im ersten Stock, in andern auf dem Boden; in diesen hält man es für eine Illusion, in jenen für eine Wahrheit. Die Staatszeitung hat sich dagegen erklärt; mit freimüthiger Stimme verfechten unsere liberalen Privatzeitungen dagegen seine Erscheinung. Es ist auch ein Erdbeben in unserer Gegend etwas so Seltenes, daß man seinen Besuch deshalb sich nicht so leicht darf abstreiten lassen, weil er incognito auftrat. Da die blutigsten Völker- und Glaubenskriege jezt mit der Feder abgemacht werden, kann doch auch ein Erdbeben in milderen Formen erscheinen. Der Karneval war und ist gewesen eben so incognito. Da die freiwillige Lustbarkeit sich auf seinen alleinigen Repräsentanten, den sogenannten Brühl-Redernschen Subscriptionsbällen nicht einfinden wollte — auf einigen der ersteren hätte die Maxime des großen Friedrich nothgethan, der bisweilen, so erzählt die Berliner Sage, durch Unteroffiziere das Publikum in die leeren Räume seiner italienischen Oper eintreiben ließ — mußten beliebte Entrepreneurs aus dem Theaterpersonale aufgetrieben werden; das half denn. Man will bei uns Maskenbälle sehen, aber sie nicht machen. Es ist verlorne Mühe, wie mit einem komischen Volkstheater. Am Rheine ist, troz der Cölner Konflikte, der Karneval des Volkes so lustig gewesen als je; unseres Publikums Heiterkeit, wenn eine da ist, war durch jene Controversen kaum etwas alterirt, und doch regte und bewegte sich nichts, nicht einmal der Berliner Wiz. Man ist in manchen Dingen jezt sehr leutselig, und gönnt uns, uns lustig zu machen über Andere. Seltsam aber, nun, da es erlaubt ist, wollen wir nicht lustig seyn. Es kommt uns dabei jener Wiz aus den unseligen Choleratagen in den Sinn. Da war es bekanntlich erlaubt, auf den Straßen zu rauchen, und die Gensdarmen schlenderten müßig umher. Aber gerade da wollte ein Handwerksbursch absolut nicht rauchen, denn nun es Jedermann erlaubt sey, sey es auch keine Lust mehr.

Die Potsdamer Landzeitung, welche mit vielem Effekt in's Leben treten wollte, ist ohne allen Effekt gleich nach ihrer Geburt erstickt. Wir sind der raisonnirenden Artikel in unsern politischen Zeitungen zu sehr entwöhnt. Diese neue Erscheinung hätte auf unsern Gesundheitszustand vielleicht zu erschütternd gewirkt. Was wir denken, in die Fremde zu tragen, und auf diesem Läuterungswege unsere Produkte zur Consumirung zurück zu erhalten, eine Maxime, welche man jezt wissenschaftlich zu begründen sucht, ist gewiß wenigstens das beste Mittel, uns vor allem Schwindel zu bewahren. Die älteren beiden Zeitungen beriefen sich auf ihre Privilegien (eines schon über hundertjährig!), nichts zu sagen, was sich einer Meinung nähert, und hielten ihre Existenz gefährdet, wenn eine Zeitung mit Meinungen in der Mark Brandenburg aufkäme. Dies muß wohl ein Grund ad hominem gewesen seyn. Inzwischen ist es merkwürdig, daß sich in diesen beiden Zeitungen selbst jezt Meinungen unvermerkt einschleichen. Die Vossische hatte schon früher diesen gefährlichen Weg betreten, indem sie hie und da zu französischen und englischen Nachrichten Ausrufungs- und Fragezeichen machte. — Wie tumultuarisch die parlamentarische Generalversammlung der Potsdamer Eisenbahnaktionäre ablief, lesen Sie in den Zeitungen. Es war eine Coalition gegen die Direktion, so furchtbar als die Pariser gegen das Ministerium, gewissermaßen noch furchtbarer, denn es war fast Stimmeneinheit gegen die schlechte Verwaltung. Aber — war es nun deutsches Mitleid oder Klugheit — nachdem die Direktoren einräumen müssen, was auch seitdem öffentlich geschehen ist, daß zu Anfang große Mißgriffe erfolgt und viel verschwendet worden, wählte man sie doch wieder, damit sie Zeit gewinnen zur Buße, oder zur Buße den verfahrenen Karren wieder selbst herausziehen helfen. Potsdam gewinnt für sich bedeutend, eine Menge Sommerwohnungen sind daselbst gemiethet. Das Vertrauen zu den Eisenbahnen will aber noch nicht zurückkehren, obgleich kein neuer Unfall sich ereignet hat.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 71.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 23. März 1839.

> Die Zauberblätter! ich versteh's nicht recht.
>
> Goethe.
> Faust.

Noch einige Bemerkungen über Daguerre's Erfindung.

Von Dr. Nürnberger.

Der außerordentlichste Gewinn, den Daguerre's Erfindung gewähren kann, dürfte, nach unserer Meinung, der astronomische seyn. Es ist bekannt, daß das Daguerre'sche Reagens hinreichend empfindlich ist, um selbst vom Mondlichte afficirt zu werden. Dies ist um so merkwürdiger, da, wie sich die Leser erinnern, alle frühern Bemühungen, bemerkbare Wirkungen des Mondlichts, z. B. Wärmewirkungen, hervorzubringen, ganz vergeblich gewesen sind. Zwar wollte Howard einmal einen Einfluß des durch sehr starke Brenngläser verdichteten Mondlichts auf ein höchst empfindliches Thermometer beobachtet haben; allein Schmidt und Pictet haben, bei sorgfältiger Wiederholung jener Versuche, niemals die mindeste Wärmeentwicklung durch zusammengebrochenes Mondlicht bewirken können. Die Erfolglosigkeit der Anwendung des Mondlichts auf Chlorsilber ist aus dem Berichte der französischen Akademiker über die Daguerre'sche Erfindung bekannt; wie auffallend ist es daher nicht, daß nach demselben Berichte Daguerre gelungen ist, was kaum für möglich gehalten wurde, nämlich mittelst eines nur schwachen Sammelglases seiner Camera obscura auf dem dunkeln Ueberzuge seiner Metallplatte binnen kaum zwanzig Minuten ein weißes Bild des Mondes darzustellen. Aber man gehe, um die von uns angedeutete astronomische Wichtigkeit dieses Resultats ganz zu begreifen, auf die optische Natur der Entstehung eines auf diese Weise erlangten Mondbildes zurück. Ich vergleiche die Daguerrotypen, mit einziger Ausnahme der verlorengehenden Lokalfarben, den Spiegelbildern: denn bei diesen wie bei jenen malt sich der Gegenstand selbst ab; und das Bild muß also in seiner vollkommensten Wahrheit und Naturtreue den Gegenstand vollständig wiedergeben. Für die beobachtende Astronomie wird es demnach künftig nicht mehr nöthig seyn, den Mond, um vorläufig bei diesem Himmelskörper stehen zu bleiben, unmittelbar teleskopisch zu beobachten und sich dabei auf eine sehr geringe Vergrößerung beschränkt zu sehen,* sondern sie wird die Daguerre'sche, vollkommen naturgetreue, jedes, auch das kleinste Detail enthaltende Mondprojektion vielmehr nur einer mikroskopischen Untersuchung zu unterwerfen haben; und es ist noch gar nicht anzugeben, wie weit die Vergrößerung dabei zu treiben seyn dürfte. Man wird meine Erwartung vielleicht

* Bekanntlich ist die größte, mit Erfolg auf den Mond anwendbare Vergrößerung nur eine dreihundertmalige.

zu sanguinisch finden; allein Arago drückt sich ganz im nämlichen Sinne aus. Er hat selbst mit dem Daguerre'schen Apparat und Präparat operirt und, trotz des bedeckten Himmels und der geringen Lichtenergie der jetzigen Jahrszeit, eine Ansicht der Boulevards erhalten, in welcher auch nicht das geringste Detail fehlt, dergestalt, daß ein Blitzableiter auf einem entfernten Gebäude, der dem Auge ganz unsichtbar blieb, auf der Platte erscheint, aber auf dieser nur durch das Mikroscop zu entdecken ist; und dies Alles war in zehn Minuten ausgeführt. Arago drückt besonders auf den Grund dieses Experiments die feste Hoffnung aus, daß man eben so ein ganz treues Abbild des Mondes mit allen seinen Lichtvarietäten u. s. w. erhalten werde. * Was läßt sich nun erst erwarten bei größerer Lichtenergie, etwa unter einem Himmel wie der Egyptens? Ferner, wo ist die Grenze der Größe des Bildes, da diese, bei Anwendung anderer Collectivgläser, mit dem weitern Abrücken der Rückwand der Camera obscura wächst?

Man wird sich aber nicht auf den Mond beschränken: das Licht der übrigen Körper unseres Sonnensystems wird nicht weniger auf Daguerre's Platten und Präparat wirken; und schon erblick' ich die Venus mit ihren hohen Bergen, den Mars mit seiner Polarschneezone, den Jupiter mit seinen Streifen, den Saturn mit seinen Ringen u. s. w. im größesten Maßstabe, in der detaillirtesten, naturgetreuesten Abbildung auf Daguerre'schen Platten. Wo bleibt dann die Beer-Mädler'sche Mondkarte, auf welcher Menschenfleiß in Jahren nicht einzeichnen konnte, was hier die geheimnißvolle Thätigkeit des Lichts in Minuten abreißt! Auf der Karte entwirft Eine schwere Hand des Zeichners mittelbare Bilder der Gegenstände, welche ihm durch das Auge zugegangen sind; auf Daguerre's Platte langen Milliarden der feinsten Lichtstrahlen unmittelbar von jedem Pünktchen desselben Gegenstandes an, um auch jedes dieser Pünktchen eben so genau wieder darzustellen. Was das Auge gar nicht gewahrt, was der Beobachter gar nicht einmal ahnt, das muß sich gleichwohl auf dem Daguerrotype finden, weil kein Punkt des Gegenstandes versäumen kann, Lichtstrahlen abzusenden; wenn ihr es nicht sogleich darauf erschauet, so nehmt nur eine immer schärfere Loupe zur Hand, ihr müßt und werdet es finden, wie Arago den oben erwähnten Blitzableiter. Wer von der Entstehung der Bilder im verfinsterten Zimmer einen deutlichen Begriff hat, muß mir zugeben, daß ich in der Idee Recht habe. Und man bedenke, daß die Daguerre'sche Erfindung nur erst ein ganz neugebornes Kind ist und schon so Wunderbares leistet; wozu wird sie erwachsen?

* Sitzung der Pariser Akademie vom 4ten Februar.

Auf den astronomischen Gewinn aber, wenn er gleich der erhabenste seyn dürfte, wird sich diese wundersame Erfindung nicht beschränken. Denkt euch jetzt den Reisenden, der euch ein treues Bild der durchflogenen schönsten Partien entfernter Länder und Städte mitzubringen wünscht. Er wird die kleine Camera obscura und eine Anzahl Daguerre'scher Platten im Wagen mit sich führen, den kleinen Apparat an den gefälligen Punkten aufstellen, und nach wenigen Minuten, während welcher er selbst seine Besichtigung unbekümmert fortsetzt, den genauesten Kupferstich der Landschaft, der Cathedrale u. s. w. vorfinden, welchen die Lichtstrahlen indeß für ihn entworfen haben. Die Gletscher der Schweiz, wie die Obelisken der egyptischen Wüsten, die pittoresken Felsen Scandinaviens, gleich den reizenden Siten des neapolitanischen Meerbusens werden sich, immer im Augenblicke, in Daguerre's Spiegel bleibend hineinzaubern; und ihr werdet das ferner unverwüstliche, getreueste Spiegelzauberbild auf ein Plättchen in den Koffer zu den übrigen legen. Ihr tretet ferner in eine Gemäldegalerie; irgend ein Raphael, ein Correggio bezaubert euch; und ihr habt nur um Erlaubniß zu bitten, euer Instrument ein paar Minuten davor aufstellen zu dürfen, um die sauberste Copie zu erlangen.

Ihr wollt die Rückwand eines Zimmers mit den feinsten Gemälden bedecken? Verfinstert das Zimmer, präparirt die Wand nach Daguerre's Vorschrift, setzt in die entsprechende Vorderwand eine Linse von angemessener Brennweite ein und stellt die abzubildenden Gegenstände davor auf; in wenigen Minuten wird das Werk, wozu des Malers Pinsel sonst Monate und Jahre gebraucht, mit einer viel größern, mit einer durch allen Menschenfleiß nimmer erreichbaren Vollkommenheit ausgeführt seyn. Wollt ihr die Zauberei in einer Nacht ausführen, um eure Gattin, eure Freunde zu überraschen, so substituirt dem Sonnenlichte irgend ein energisches künstliches Licht; da Daguerre's Reagens angeführtermaßen für das so äußerst schwache Mondlicht empfänglich ist, so wird es wahrhaftig z. B. dem mächtigen neuen Sideralichte von Gaudin nicht widerstehen. — Aber ich würde nicht fertig werden, Alles anzudeuten, was sich von dieser außerordentlichen Erfindung für die Wissenschaft, die Kunst, die bloße Lebensverschönerung mit Grund verhoffen läßt; meine Erwartungen von ihr sind keine schmeichlerischen Ueberschätzungen; die Zeit wird sie nicht nur bestätigen, sie wird sie übertreffen; und wer sich genauer mit den Geheimnissen der Lichtthätigkeit, so weit sie sterblichen Augen zugänglich sind, bekannt gemacht hat, der muß und wird mir schon jetzt beipflichten.

Die Gastfreunde.

(Fortsetzung.)

Norbert begab sich mit ganz eigenen Gedanken und Vermuthungen nach Hause. Durch Chevaliers unzarte, aber wahrhaftig lautende Berichte war der Vorhang zerrissen worden, der ihm bisher Auerbachs Thun und Lassen und Gesinnung verborgen hatte. Der Major sah sich wieder getäuscht, sah abermals im Geiste die Thüre des Gastfreundes hinter ihm, dem Scheidenden, zufallen, und malte sich — ebenfalls im Geiste — das Leben eines Einsiedlers lieblicher aus, als seine bisherige Existenz unter feindlichen Freunden. — Die Begegnisse entsprachen schon an demselben Abend seinen Ahnungen.

Seines Bedienten benöthigt, schellte der Major demselben. Der arme Schelm, der schon die kleinstädtische Sitte, mit den Hühnern zu Bette zu gehen, angenommen, schlief fest und hörte die Glocke nicht. Der Major ging nach des Burschen Kammer, um ihn zu wecken. Er mußte an den Gemächern des Hausherrn vorüber, und schritt leise, um nicht Auerbach oder dessen Gattin im Schlummer zu stören; da hörte er zu seiner Verwunderung noch eine laute Stimme, die Stimme seines Freundes. „Nicht übel, Madame, wahrhaftig nicht übel. Sie spielen die unschuldig Beleidigte zum Entzücken." Anna antwortete nur wenig, dem Major nicht verständlich. „Nichts da! schweigen Sie! ich habe helle Augen, verstehen Sie mich? Ich bin hier der Meister, ich habe zu wünschen und zu befehlen. Sie haben zu gehorchen. Thun Sie, wie ich gesagt habe. Höflichkeit, kuhle Höflichkeit: guten Morgen, guten Appetit, gute Nacht; — Punktum, nichts weiter, oder —" Annas Erwiderung nach einer Pause wurde im bestimmten Tone gerechter Mißbilligung gegeben. Obschon etwas ausgedehnt, war sie jedoch so wenig verständlich als die vorige. „Warum nicht gar, Madame! Wollen Sie mich als einen eifersüchtelnden Nachtwandler an den Pranger stellen? Nichts da! Ich hab' ihm einmal mein Wort gegeben, und will nicht wie der Narr in Fallenau den lächerlichen Vorwurf auf mich laden, als sey ich inconsequent oder schwach, oder von eines Weibes Launen abhängig. Das Dekorum muß beobachtet werden; im Uebrigen Alles, wie ich's vorgeschrieben habe, ein- für allemal. Genug, und schlafe wohl, mein Püppchen."

„Ja wohl, genug!" sagte der Major für sich, da er wieder auf seinem Zimmer war. „Was mir schwante, trifft bereits ein, und wenn ich nicht irre, und wenn — wie nicht zu zweifeln — die Leute von meiner Wenigkeit gesprochen haben, so kommt diesmal das Donnerwetter von Seiten des heuchlerischen Mannes, der mit seinem armen Weibe ein wahres Katzenspiel treibt. Nun, es komme, wie es mag. Der Abmarsch ist wieder einmal vor der Thüre, und ich weiß nicht einmal warum? kann mir's nicht denken. Dennoch will ich diesmal temporisiren und den faden Herrn anlaufen lassen, wenn's Zeit ist."

Dieses konnte gleich am andern Morgen geschehen. Auerbach erschien unmittelbar nach dem Frühstücke bei seinem Gast, und seine Stirn war eben so heiter, als sie am verwichenen Abend trub, finster sogar gewesen. — „Ich bin im Begriff, eine kleine Tour nach Althaus zu machen, um meinem Pächter das Gewehr zu visitiren, wie man zu sagen pflegt. Willst du mitkommen?" — „Ich danke, mein Freund, die Witterung thäte meiner Wunde nicht gut. Erlaube, daß ich zurückbleibe." Ueber des Freundes glatte Stirn flog schon wieder ein leichter Nebel. Er versezte bedauernd: „Wie Schade! ich wäre so gerne mit dir gewesen; indessen, wie du willst: unter Freunden, zwischen Wirth und lieben Gast kein Zwang. Nur thut mir leid, daß du den Tag als ein Eremit verleben wirst. Stelle dir vor, meine liebe Anna ist kränker geworden. — Du wirst allein speisen." — „In Gottes Namen. Ich theile dann das Loos so mancher asiatischen Majestät. Doch bedaure ich deine Frau von Herzen. Du wirst nicht versäumen, einen Arzt —?" — „Behute! noch ist für den Arzt nichts zu thun. Es wird sich geben; gereizte Nerven und dergleichen. Du weißt ja, wie die Weiber sind. Sie ist schon besser als gestern Abend. Hörtest du nicht vielleicht, da du heimkamst, etwas Geräusch in unserm Schlafzimmer?" — „Nicht doch. Ich war vom Schwatzen mude, und habe fest geschlafen." — „So? desto besser. Ich fürchtete schon, wir hätten dich vielleicht gestört. Hast du gestern viel Spaß gehabt unter den Philistern? Wahrlich, Hirlingen ist und bleibt ein elendes Nest. Die Albernheit liegt hier auf Werbung, und die Langeweile steht Schildwache." — „Die militärische Figur ist nicht übel für einen Civilisten." — „Wahrhaftig? Doch besinne ich mich so eben, daß ich dich wegen der Figur, die ich gestern im Casino dir gegenüber spielte, um Verzeihung bitten muß. Du weißt selbst, wie ein Tag nicht gleich ist dem andern, wie unsere Laune buntscheckig wechselt, wie tausenderlei Erlebnisse auf uns einstürmen. Meine Geschäfte sind so mannigfaltig — ich hatte just mit einem Burschen zu thun, der sammt seiner Handlungsweise mir nicht aus dem Kopfe ging." — „Wozu die Entschuldigungen, lieber Freund? du hast mich nicht beleidigt." — „Ich freue mich, wenn du's einsiehst. Zu Hause wurde ich alsbald ein Anderer. Ich darf nur in das liebe, herzige Gesicht meiner Anna sehen, um augenblicklich sanft zu werden wie ein Lamm. — Findest du nicht selbst, lieber Norbert, daß meine Anna einem Engel der Anmuth und Versöhnung gleicht?"

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Straßenreinlichkeit. Gaunerei.

Der Winter, der so früh Abschied nimmt (wenn er nicht wiederkehrt), habe sich, könnte man sagen, vor unserm neuen Polizeipräsidenten gefürchtet, welcher ihn in seiner alten Gestalt durchaus nicht in unsern Straßen dulden will. Es sah freilich bisweilen arg aus, zuerst wenn der Schnee, vom Winde zusammengefegt, hie und da so hoch lag, daß der Spaziergänger bis an's Knie versank, dann im Thauwetter, wo es schiffbare Kanäle, Seen und undurchdringliche Sümpfe gab. Aber was in Städten mit engen Gassen und großer Bevölkerung eine Kleinigkeit ist, wird in Berlin mit seinen breiten Straßen und Marktplätzen zu einer Last. Das Fortschaffen alles Schnees während eines harten Winters erfordert hier einen Aufwand von Kräften und Geld, die vielleicht doch noch zuträglicher zum Besten der Stadt verwendet werden könnten. Wenn man zum Exempel nur fünf Jahr lang den Schnee liegen ließe, da wo ihn der Himmel hinfallen ließ (wovor uns übrigens der Himmel bewahre), so könnte man für die Ersparniß an Schaufel-, Aufeiselohn und Fuhrgeld ein zweites Nicolausbürgerhospital erbauen. Den Bürgern liegt die Last ob, nach dem alten Sprüchwort: Jeder fege vor seiner Thür. Aber die Polizei war in diesem einen Punkte bisweilen human. Herr von Puttkammer, früher Landrath in Pommern, der neue Präsident, hat das andere Sprüchwort von den neuen Besen, gewiß eben so alt als jenes, auch in Gültigkeit bringen wollen, und es ist ihm gelungen. Nach einem Schneewinter, der die Posten zurückhielt, hat er es möglich gemacht, die Residenz schon um Mitte Februars ganz rein zu kehren. — Man spricht übrigens davon, daß die Polizei die gesammte Straßenreinigung künftig in Entreprise geben wolle, was gewiß sein Ersprießliches hätte. — Eine Hofschlittenfahrt, von dem Palais des Prinzen Albrecht aus, war die einzige offizielle Winterfeier; eine Studentenschlittenfahrt, welche besprochen wurde, ist, man weiß nicht weßhalb, unterblieben oder untersagt.

Daß es doch der Polizei gelingen möchte, wie von Schnee die Stadt auch von Dieben zu reinigen! Die Verbrechen gegen die Sicherheit und das Eigenthum nehmen in erschreckender Weise überhand. Der Quell des Uebels sind freilich unsere Zuchthäuser, die alljährig, weil es nun einmal nicht anders seyn kann, eine Anzahl zwar gezüchtigter, aber nur noch gewitzigterer Verbrecher in's Land loslassen, mit der stillschweigenden Anweisung, das Ihre zu thun, um recht bald wieder zu kommen. Die Polizei kann's nicht ändern; nur daß sie die berühmten Diebsfamilien von Jahr zu Jahr genauer kennen lernt und in ihre Schlupfwinkel Blicke wirft. Der Taschendiebstahl war sonst eine hier nie gekannte Branche. Auch darin sind einige beachtenswerthe Versuche gemacht. Ein hiesiger nahmhafter Maler sieht in einem Conzerte nach einigen Damen in den Logen; ein elegant gekleideter junger Mann klopft ihn lächelnd auf die Schulter und warnt ihn, seine Aufmerksamkeit nicht zu sehr in die Ferne zu richten, da die Taschendiebe gern jede Gelegenheit benutzten. Einem Freunde seyen in einem frühern Conzerte 50 Stück Friedrichsdor aus der Tasche entwandt worden. Der Maler dankt verbindlichst für die Warnung und nimmt das kostbare Perspektiv des Unbekannten, um bequemer die Damen zu fixiren, während jener seinen Rücken bewacht. Als das Glas mit Dank zurückgegeben und der warnende Freund verschwunden ist, ist dem Maler auch seine Brieftasche mit den Kassenanweisungen darin verschwunden. — Noch ein Histörchen, da ich beim Geschichtenerzählen bin, mit mehr Handlung und einiger Nemesis. Ein Dieb stiehlt einen Mantel, bei Stehely oder sonst an einem öffentlichen Orte. Er trägt ihn zum Schneider, um ihn sich ändern zu lassen; also ein Dieb, der noch auf Anstand hält. Der Schneider findet beim Auftrennen des Kragens in demselben vieles Papiergeld, preußische Kassenanweisungen. Die Sache kommt ihm verdächtig vor, und er zeigt es der Polizei an. Diese findet noch mehr als Verdacht in dem corpus delicti. Als der junge Mensch sich beim Schneider meldet, wird er verhaftet als — Falschmünzer! denn es sind falsche Kassenanweisungen. Hoch und theuer beschwört er seine Unschuld; er sey kein Falschmünzer, er sey ein simpler ehrlicher Dieb. Man schenkt ihm Vertrauen, und er wird, aus seinem Verhaft heraus, unter Begleitung eines verkleideten Polizeibeamten, in allen Kaffee- und Weinhäusern umhergeführt, versteht sich mit seinem Mantel. Wie lange und wie weit er dieser glücklichen Polizeiverfügung nachgekommen, die ihm vergönnt, auf Staatsunkosten sich lustig zu machen, steht dahin. Endlich indessen gelingt der Fang. Ein fremder Jemand fixirt den Mann, oder den Mantel; er fragt, wo er ihn her habe? Der Besitzer wird verlegen, der Jemand trotziger; er erklärt und beweist, daß er der Eigenthümer und jener ein Dieb sey. Das Aufsehen wird noch größer, als jener mit Resignation, was dieser angibt, einräumt, schlägt aber zum allergrößten Erstaunen um, als hierauf der geheime Dritte als deus ex vinculis hervortritt und Mann und Mantel für sich vindicirt als durch und durch falsche Münze. — Zwei geängstete Diebe — doch die Localität gehört vor allem zur Sache. Wer in Berlin war, kennt den Kranzlerschen Conditorladen, wo es das beste Gefrorene gibt, die Beaumonde sich versammelt und Abends das hellste Gaslicht brennt. Es ist überdem das höchste Haus, geschmackvoll durch einen Thurm und eine Galerie, die um die erste Etage läuft, decorirt. An der Ecke der Linden- und Friedrichsstraße liegt es an einem Kreuzweg des Verkehrs und der Eleganz. Hier also werden zwei unglückliche Diebe, die zwei Treppen hoch eingebrochen sind, irgend wie in ihrem Geschäft gestört, und die Treppe nicht mehr hinunterkönnend, knüpfen sie den Fußteppich des Zimmers an das Fenster und lassen sich von außen auf die lichthelle, von zahllosen Ladenfenstern erleuchtete Straße hinab. — Ob Beide, oder nur der Eine, als er über die Galerie herabsprang, ergriffen wurde, weiß ich nicht. Aber es geschah nach neun Uhr Abends, an einem heitern Abend, wo die Straßen von Spaziergängern wimmelten. Wie dies Impromptu und Schauspiel von dem Publikum angegafft wurde, denn Hunderte sahen es, mögen Sie sich vorstellen. — Tragischer, aber nicht minder erschreckend frech ließ sich ein anderer Vorfall in der Leipziger Straße an. Ein anständig gekleideter junger Mann tritt gegen zehn Uhr Morgens in einen Wechselladen, um Gold zu wechseln. Als der Wechsler sich bückt, zieht er statt des Goldes eine Pistole aus der Tasche und feuert sie gegen ihn ab. Glücklicherweise streift der Schuß nur die Wange, der Thäter entspringt und wird auf dem Boden des Hauses ergriffen. Wenn man hört, daß der Mörder ein Mediciner ist, daß er Bräutigam und schon zum zweiten Male aufgeboten war, und die Umstände, den hellen Tag, die breite, geräuschvolle Straße bedenkt, klingt die That wie Wahnsinn. Leider ist es nicht so; er war schon als Dieb gestraft.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 7.

Sonnabend, 23. März 1839.

[82] **Das erlauchte Haus Hohenzollern.**

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Alterthümer und Kunstdenkmale
des erlauchten Hauses
HOHENZOLLERN,

herausgegeben von

Rudolph Freiherrn von Stillfried.

Dedicirt Sr. Königl. Hoheit, dem Kronprinzen von Preussen.

Erstes Heft.

6 Lithographien mit Text in Folio. Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, März 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[105] Bei J. J. Weber in Leipzig erscheint und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte des Kaisers Napoleon

von

P. M. Laurent.



Mit 500 in den Text eingedruckten Holzschnitten

nach Originalzeichnungen von

Horaz Vernet.

Prachtausgabe in Lieferungen à 4 gGr.

Monatlich erscheinen 2—3 Lieferungen, jede von 2 Bogen Text und 10—12 Abbildungen.

Die 1ste Lieferung ist am 15. Januar erschienen.

[100] Termin für den Subscriptionspreis von

Schiller's sämmtlichen Werken

in 12 Bänden Taschenformat auf Velinpapier mit dem Portrait des Verfassers in Stahl.

Der bisherige Subscriptionspreis von 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 Gr. Preuß. Cour. währt noch bis zu Ostern d. J., von welchem Zeitpunkt an der erhöhte Ladenpreis eintritt.

Stuttgart und Tübingen, März 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[101] So eben ist bei C. L. Fritsche, sonst J. G. Taubert's Verlagshandlung, in Leipzig erschienen:

Dr. **Martin Luther's**

Schrift

an den

Christlichen Adel Deutscher Nation

von des

Christlichen Standes Besserung.

Ein deutsches Wort in undeutscher Zeit und spitze Waffe für Alle, die gegen Rom fechten.

Mit einer Vorrede

von

Dr. **Ludwig Fischer.**

„Aus dem Pabst wird nichts, denn daß man ihn lasse Bischof von Rom bleiben.“

Unter allen Schriften Luthers machte keine seiner Zeit mehr Aufsehen, als vorstehend angezeigte. Was Luther vor dreihundert Jahren mit seinen körnigen, kräftigen Worten geißelte, hat sich zum größeren Theil in unsrer Zeit in derselben Weise gestaltet, und es verdienen daher die Worte Luthers im Streite gegen die Römlinge auf's Neue beherzigt zu werden.

---

[115] In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Nordamerikas

sittliche Zustände.

Nach eigenen Anschauungen

in den

Jahren 1834, 1835 und 1836,

von

Dr. **N. H. Julius.**

Zwei Bände.

Mit einer Karte von Nordamerika, zwei Musikbeilagen und 13 lithographirten Tafeln.

gr. 8. geh. 6 Thlr.

Die einzelnen Abtheilungen dieses ebenso wichtigen als anziehenden Werks führen die Ueberschriften: Boden und Geschichte, Religiöses, Erziehung und Unterricht, Armuth und Mildthätigkeit, Volk und Gesellschaft, Verbrechen und Strafen, und es ergibt sich daraus, daß der Verfasser alle sittlichen Zustände Nordamerikas seiner Betrachtung unterstellt.

Leipzig, im Febr. 1839.

F. A. Brockhaus.

---

[123] In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Polytechnisches Journal,

herausgegeben

von den

DD. Dingler und Schultes.

Erstes Februarheft 1839.

Inhalt. Whitelaw, verbesserte Expansions-Steuerung und Schiebventile für Dampfmaschinen. Mit Abbild. — Sillimans Verbesserungen an der Luftpumpe für Dampfmaschinen von niederm Drucke. Mit Abbild. — Jones' Wassermesser für Hochdruckdampfkessel. Mit Abbild. — Winans Verbesserungen an den Dampfkesseln. Mit Abbild. — Bericht über eine vom Hrn. Bergdirector Ritter P. Steenstrup in Kongsberg neu construirte Wassersäulenmaschine. Mit Abb. — Ueber ein neues, von Hrn. E. Saladin vorgelegtes Gesperr. Bericht des Hrn. Emil Köchlin. Mit Abbild. — Bericht des Hrn. Lambel über einen auf Walzwerke anwendbaren dynamometrischen Zaum von der Erfindung des Hrn. Laborde. Mit Abbild. — Beschreibung einer neuen Schraubenkluppe zum Schneiden von Schrauben und Schraubenbolzen, von der Erfindung des Hrn. Gouet. Mit Abbild. — Ueber die Druckerpresse des Hrn. Arthur Trevelyan in Anglesey. Mit Abbild. — Colliers und Fittons Verbesserungen an den mechanischen Webestühlen. Mit Abbild. — Duttons Verbesserungen in der Fabrication von Wollentuch, und zwar sowohl im Weben als Appretiren desselben. Mit Abbild. — Elliotts Verbesserungen in der Fabrication überzogener Knöpfe. Mit Abbild. — Ivisons verbesserte Methode zur Verzehrung des Rauches in den Oefen und an Feuerstellen überhaupt, zur Ersparniß an Brennmaterial und zur Anwendung von heißer oder kalter Gebläseluft an den Schmelzöfen. Mit Abbild. — Ueber einen Natronsalpeter von Peru und die Verwandlung des Natronsalpeters in Kalisalpeter; von Hrn. O. Henry. — Stephens und Nash' Verbesserungen in der Fabrication von eisenblausaurem Kali, nebst einem Verfahren, eine Berlinerblau-Auflösung und eine Cochenillelak-Auflösung zu bereiten. Mit Abbild. — Beiträge zur Kenntniß des auswählenden Absorptionsvermögens der Kohle; von Dr. Luedersdorf. — Anleitung, leinen Garn und Zwirn jeder Sorte, in allen Jahreszeiten, unschädlich,

schnell und schön weiß zu bleichen. — Hullmandels verbessertes Verfahren, die Muster auf die Druckformen aufzuzeichnen. — Ueber die merkwürdigen mathematischen Eigenschaften eines gewissen Rechtecks und die Anwendung desselben auf das Papierformat; von Hrn. Wilhelm Baddeley. Mit Abbild. — Miscellen. Parkes, über die Verdampfung des Wassers in den Dampfkesseln. — Explosion des Kessels einer Locomotive auf der Liverpool-Manchester-Eisenbahn. — Fields Versuche über die Menschenkraft. — Ueber das erste englische Dampfboot. — Mechanische Flachsspinnerei in Frankreich. — Professor Airy, über die Correctionsmittel für die Compasse an den eisernen Dampfbooten. — Nachträgliches über Daguerre's Erfindung, die Bilder der Camera obscura zu fixiren. — Seignette's Methode, thierische und vegetabilische Stoffe aufzubewahren. — Leversidge's Surrogat für Senegal-Gummi für Calico-Druckereien. — Soll man die Runkelrüben zur vollkommenen Reife gelangen lassen oder nicht? — Ueber einige Benutzungen des Dammarharzes. — Ueber die Anwendung von Messingdraht in der Schuhmacherkunst.

Zweites Februarheft.

Bericht der von dem Franklin Institute in Philadelphia niedergesetzten Commission zur Prüfung der Explosionen der Dampfkessel. Zweiter Theil. Mit Abbild. I. Von den Explosionen in Folge übermäßigen, jedoch allmählich gesteigerten inneren Druckes. — II. Von den Explosionen in Folge überhitzter Metalloberflächen im Kessel. — Ueber die effective Kraft der an einigen Bergwerken in Cornwallis gebräuchlichen, ausdehnungsweise arbeitenden, verdichtenden Hochdruck-Dampfmaschinen. Von Wicksteed. — Murray, über eine Vorrichtung zur Registrirung der Geschwindigkeit der Dampfboote. Mit Abbild. — Coltams Verbesserungen an den Rädern für Eisenbahn- und andere Wagen. Mit Abbild. — Worsdells verbesserter Apparat zum Auf- und Abladen der Brieffelleisen und anderer Pakete auf die auf den Eisenbahnen laufenden Wagen. Mit Abbild. — Whitelaws Beschreibung einer Schleifmaschine für eiserne Scheiben und Trommeln. Mit Abb. — Gartons Verbesserungen an den Pressen. Mit Abbild. — Wilsons Verbesserungen am stehenden und am Handschraubstocke. Mit Abbild. — Gossage's Verbesserungen in der Zersetzung von Kochsalz mittelst Schwefelsäure und in der Verdichtung des dadurch entbundenen salzsauren Gases. Mit Abbild. — Chemische Untersuchung der im Hohofenschachte sich bildenden Gase. — Behandlung der rohen Seide beim Entschälen und Bleichen; vom Professor F. Jähkel. — Miscellen. Verzeichniß der vom 31. October bis 21. December 1838 in England ertheilten Patente. — Pelletan's rotirende Dampfmaschine. — Symingtons Schutzmittel gegen die Explosionen der Dampfkessel. — Französische Kostenanschläge für Eisenbahnen. — Einige der letzten Unfälle auf den englischen Eisenbahnen. — Sainte-Preuve, über die Räderfuhrwerke des Hrn. Dietz. — Versuch mit verschiedenen Pflasterungsmethoden. — Kosten der Aufstellung des Obelisken Luxor. — Veranschlag zu einer Kettenbrücke für Fußgänger über die Themse. — Indische Schleifsteine. — Künstliches Trocknen von Bauholz. — Dears Methode, den Pfannenstein in den Salzpfannen wegzuschaffen. — Gaudins Licht. — Longchamps Methode, Leuchtgas zu erzeugen. — Edw. Coopers Verbesserungen in der Seifenfabrication. — Zahl der anonymen Gesellschaften in Belgien.

* * *

Von diesem sehr gemeinnützigen und wohlfeilsten Journal Deutschlands erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 30—36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

№ 72.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 25. März 1839.

> — There, where the shrubs the place disclose,
> The village preacher's modest mansion rose.
> A man he was, to all the country dear,
> And passing rich with forty pounds a-year.
>
> Goldsmith.

Villeggiatur in Weinsberg.

(Fortsetzung.)

Den 26sten.

Auf dem Wege nach Ederstadt führte Keener humoristisch die Theorie durch, daß der echte Dichter unglücklich seyn müsse, weil wahre Poesie nur aus Schmerzenstiefen auftauche. „Wenn ich meine Fran nicht hätte," sagte er, „würde ich auch noch Gedichte machen, aber so deckt die alle Wunden zu, bevor sie zum Liede werden." Als Kernee Uhland auf die alte Warte fuhrte, meinte dieser: „ja, da würde ich auch wieder dichten!" — „Nein," entgegnete der Freund unserm Liederfürsten, „wenn du da unten im Veeließe einige Wochen säßest bei Wasser und Beod, dann würdest du erst wieder schön singen."

Als wir mit der Infanteriekolonne, Emma und Theobald, zusammengestoßen waren, ging es im Sonnenbrande fast senkrecht einen großen Weinberg, den Eberfürsten, hinan zu anmuthigen Waldungen, dann durch Laubhallen und grüne Portale wieder in die Edene hinunter: voe uns lag das einsame Döeschen Eleversulzbach. Von einer Wiese schallte helles Jodeln herüber. Die Illusion zu vollenden, gewahrte ich auf grünem Adhange eine Art von Sennhütte. „Da ist eine ausgewanderte Aelplerfamilie," phantasirte ich. — „Nur eine Gypsmuhle," berichtigte Theobald; abermals ahnungsvolle Poesie von industrieller Prosa vertrieben! — „Wenn Mörike nur nicht merkt, daß die Philistee zum Besuche anrücken, und sich wieder a.s Eichhorn in den Wald flüchtet,"* scherzte Kerner, der wegen der Entfernung und des beschwerlichen Wegs seit Jahresfrist nicht hiee war.

Mörike ist von langem Siechthum noch immer nicht völlig genesen. Er und die Seinen, Mutter und Schwestee, empfingen uns feeundlich. Ee spricht sehr gut; Alles, was er sagt, ist bedeutungsvoll. Dabei erscheint er einfach und gemüthlich. Er führte uns in den Garten, der in gleicher Höhe mit dem zweiten Stock liegt. Auf dem Steinsitze unter einem seltsam zur Laube verwachsenen Baume, die grüne Pfarrkutsche genannt, gewährt das alte, von einem Obstbaume beschattete Pfarrhaus ein schweemüthiges, aber kein ungefälliges Bild. Hier wohnte und starb Schillers Mutter. Ihr Schwiegersohn, Frank, war Geistlicher da. Die Leute im Orte reden noch von einer „Frau Majorin," doch ohne eine andere Beziehung an die Frau zu knüpfen. Sie soll lebhaft und gesprächig gewesen seyn.

Durch das Gaetenpförtlein längs dem Ackee fuhrte uns Mörike auf den nachbarlichen Friedhof. Die

* s. E. Mörikes Gedichte. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1838.

wunderlichen Blechkreuze blitzten eigenthümlich im Sonnenlichte; der Anblick hat etwas Morgenländisches. An der Mauer ist ein Hügel, auf welchen Pfarrer Frank einen prosaischen Zwetschenbaum pflanzte; er hing ganz blau voll. Mörike ließ ein altes steinernes Kreuz, das vor Zeiten auf dem Grabe einer Predigersfrau stand, auf jenen Hügel setzen und schrieb darauf: Schillers Mutter. Sind diese zwei von Dichterhand in Stein gegrabenen Worte nicht rührender als das größte Epitaphium? In seinen Gedichten hat Mörike ihr aber noch ein zweites Denkmal gesetzt.

Mörike gab uns eine Strecke das Geleite. Als er schied, wandten wir uns noch oft nach dem Wanderer, der im Abendlichte langsam und allein dem Dorfe zuging. Gewiß theilen Viele den Wunsch, den werthen Sänger, der zwar zufrieden und resignirt scheint, in günstigere Umgebungen entrückt zu wissen. Kein Zweifel, daß in diesem schönen, glücklichen Lande, über dessen Rebenberge auch eine geistige Sonne so segenvoll scheint, der edle Dichter bald eine Stellung finden werde, die seine Wiedergenesung erleichtert, seinem Genius ungehemmten Schwung gestattet. Luftveränderung und Scenenwechsel sind zur Heilung dieser gesteigerten Nervenleiden unerläßlich. Geschah es, daß ich mir seit dem Flügelkleide wohl einmal wieder des Feenreichs goldnen Scepter wünschte, so war es heute; fort aus seinen nassen, kalten, finstern Mauern müßte der Dichter, und zuerst schickte ich, Titania, ihn in die Alpenwelt, ihren Lebensbalsam zu athmen, ihre Lieder zu singen; das hieße der Poesie einen Kranz flechten. „Ein Lächeln, das die lebendige Gegenwart den Sängerlippen entlockt, ist mehr als Marmortempel nach hundert Jahren!"

1ten Oktober.

Nach Tisch ging ich auf die nah und hübsch gelegene Meierei, den Rappenhof, welcher der Frau von Krüdener gehörte und von ihr einige Zeit bewohnt ward, bis zu ihrer Landesverweisung. Der frommen Frau Schleier, in der erst später gehaltenen Versteigerung erstanden, bewahrt Kerners Haus. Auf der andern Seite von Weinsberg, gegen Eberstadt, kommt man an einem zweiten Gütchen vorbei, dem Weissenhofe; einst barbarisch genug aus Steinen der Burg Weibertreu erbaut, diente er lange zeitgemäß als bescheidener Wittwensitz fürstlicher Frauen vom Hause Wurtemberg. Unser Benvenuto Cellini, der Silberarbeiter Bruckmann, ein geistvoller, tiefgebildeter Künstler, Herzensfreund des berühmten Maiers, Direktor Wagner in Rom (der auf seiner letzten Reise nach Deutschland, 1837, Bruckmann in Heilbronn besuchte und von ihm mit einem schönen Feste empfangen ward), erzählte mir, daß im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts auf dem Weissenhofe eine Wittwe aus dänischem Fürstenstamme lebte, die nach ihrem Hinscheiden herkömmlich in eine Gruft der würtembergischen Herrscherfamilie gebracht, auf dem Paradebette aber conterfeit ward. Die Kupferplatte nebst einem Abdrucke kam als altes Kupfer in die Hand von Bruckmanns Vater. Zu den Verzierungen jener Zeichnung, die sich dem Knaben tief einprägten, gehörte auch ein von Engeln getragenes Medaillon, in welchem die Fürstin gen Himmel fliegt; dabei das Sprüchlein:

„Ich geh ein zu Salems Pracht;
Weissenhof hab gute Nacht!"

Kerners Kinder und ich schwirrten mit den Fiedermäusen aus. Die schwarze Kirche, darüber der Mond — ein köstliches Nachtstück! Mir graute vor dem Thurmfenster, aus welchem der von Weiler im Bauernkriege gestürzt ward, nachdem er den Zugang lange vertheidigt hatte. Auf der Burg fesselte mich der Anblick des silberglänzenden Thals, durch welches weiße Nebelstreifen wie Elfenschleier schwebten. Lange saßen wir bei den Harfen unten im Gewölbe, das die Mondstrahlen geisterhaft erleuchteten. Zauberisch, aber wild klagten die Aeolslieder: und so seufzt es die ganze lange Nacht, einsam und ungehört!

(Fortsetzung folgt.)

Die Gastfreunde.

Von C. Spindler.

(Fortsetzung.)

Auerbach sprühte scharfe Pfeile aus seinen Augen, da er den Major fixirte. Norbert entgegnete kaltblütig: „Du weißt bereits, daß ich das Gesicht deiner Frau für eines der interessantesten erkläre." — „Freilich, dein Malerauge ist competent. Annas schöne Augen konnten keinen gerechtern Beurtheiler finden. Ihre Augen sind köstlich; nicht wahr, Norbert? und ihre Stirne, ihre Stimme vor Allem — He, was sagst du? Gestehe — was die ganze Welt schon sagte — gestehe, daß ich glücklich bin, ein solches Kleinod zu besitzen." — „Nicht das Haben macht das Glück aus. Du bist glücklich, wenn du die Perle verdienst, die sich von dir finden ließ." — „Zweifelst du?" fragte Auerbach etwas argwöhnisch. Norbert schüttelte lächelnd den Kopf. — Beruhigter sagte Annas Gatte: „Du lässest mir, wie ich hoffe, Gerechtigkeit widerfahren. Nie hat ein Mann sein Weib mehr geliebt als ich, nie es gepriesen und geschmückt und getragen wie ich. Ich kenne nur zwei Güter in der Welt, die ich nicht missen mag, Anna und dich!" — „Du guter, aufrichtiger Fritz!" antwortete der Major mit Emphase, den Fortgehenden umarmend. Aber hinter ihm drein

murmelte er in den Bart: „Du verlogener Schalk von einem guten Freunde! Wo will das Larvenspiel hinaus?“

Er speiste, wie Auerbach vorausgesagt, allein, und detachirte seinen Elias, nach dem Befinden der Dame zu fragen. — Der Bediente brachte einen höflichen Dank zurück und zugleich die etwas überraschende Einladung, der Frau vom Hause ein Viertelstündchen Besuch zu schenken. — Natürlich gehorchte Norbert auf der Stelle, und fand seine Wirthin, wie er sich vorgestellt hatte, ganz wohl und gesund, aber mit bekümmerter Miene auf dem Sopha sitzend. Sie bat ihn, neben ihr Platz zu nehmen, und hob nach den ersten Gewohnheitsformeln plötzlich mit einem Seufzer an: „Ich habe ihre Muße nicht umsonst stören wollen, bester Freund. Mit schüchterner Zunge und schwerem Herzen, schwerer als Sie sich einbilden mögen, zwinge ich mich, Ihnen eine Bitte vorzutragen, da der Augenblick gerade so günstig ist.“

Der Major nickte stumm, aber erwartungsvoll. Der Blick und die Miene der Frau versprachen etwas Ungewöhnliches. Mit der klangvollen Stimme, die schon früher Norberts Herz gerührt hatte, fuhr Anna fort: „Ich will keine Umschweife machen, will Ihnen keine Lügen sagen. Dergleichen Ränke des geselligen Verkehrs wären der Achtung, die ich für Sie hege, allzu unwürdig, ein Hohn gegen die Freundschaft, die Sie mir bewahren, wie ich hoffe. Meine Bitte wird nicht höflich, aber herzlich seyn, und Sie werden einwilligen, weil Ihr Verstand und Ihr Herz mein Anliegen unterstützen müssen. Bleiben Sie nicht lange hier, in unserm Hause. Verlassen Sie uns und schieben Sie Ihre Abreise nicht zu lange auf.“

Wenn gleich auf eine seltsame Eröffnung gefaßt, bestürzte den Major der brüske Vorschlag, zu gehen, so sehr, daß er einer Minute bedurfte, um sich zu sammeln und gepreßten Herzens zu erwidern: „Der Schlag ist hart, grausam Ihr Befehl, Madame; doch will ich als Mann von Ehre, der Ihr Geschlecht hochachtet, Ihnen ohne zu säumen willfahren; nur bitte ich um das Warum.“ — „Wie sich von selbst versteht, mein Freund, denn von nun an nenne ich Sie herzhaft mit diesem traulichen Namen,“ erwiderte Anna entschlossen, und sah so freundlich aus, als es der Moment gestattete. „Es ist eingetroffen, was ich schon bei der ersten Einladung, die Auerbach an Sie ergehen ließ, befurchtete. Er ist auf Sie eifersüchtig, und ich würde eine dauernde Hölle im Hause haben, wenn Sie nicht weggingen; denn er peinigte mich eher zu Tode, ehe er Ihnen eine Sylbe von seinem Hirngespinste sagte. Sie werden diese Verschlimmerung meiner Lage nicht begehren, mein Freund?“ — Sie reichte dem Major die Hand. Er küßte sie, blickte dann auf zum Himmel, an die Wände, rings um sich her, wie ein Zerstreuter. „Kaum weiß ich, ob meine Ohren recht gehört haben?“ sagte er. „Eifersüchtig? Auf mich? Der Argwohn ist ja völlig vom Himmel herunter gegriffen!“ — „Auerbach glaubt selbst nicht daran,“ bekräftigte Anna mit Achselzucken; „ihm ist jedoch kein Mittel zu schlecht, mich zu peinigen. Er glaubt nicht an seinen Heuchelkram, und gäbe doch etwas drum, wenn Wahres daran wäre.“

Norbert horchte hoch auf. „Wie vermag ich zu begreifen?“ fragte er. „Der Nimbus, der bisher vor der Welt, vor mir selber Ihre Ehe umgab —“ — „Ist ein falscher, falscher Flitterglanz, mein Freund, ein Kirchweihtand, nichts weiter,“ entgegnete die Frau mit schmerzhaftem Ausdruck. Sie bedachte sich alsdann eine Weile, ehe sie wieder anhob: „Sie werden mein Geständniß nicht mißbrauchen. Sie gehören nicht zu dem Pöbel, dem wir schon so lange ein Schauspiel geben, um seiner Neugier und Schadenfreude unsern wahren Zustand zu verbergen. Ich bin Ihnen sogar schuldig, da ich Sie von hier verbanne, Ihnen meine Lage zu entdecken. Ich thue es mit wenigen Worten. Sie errathen schon, was ich etwa verschweige. Die Geschichte meiner Ehe ist die von tausenden. Auerbach, der sein Erbgut antreten mußte, suchte eine Frau, mein Vater, der einen reichen Schwiegersohn suchte und in seinen Kindern keinen andern Willen als den seinigen aufkommen ließ, gab mich dem Werber zur Gattin. Eine einzige jugendliche, thörichte Neigung ausgenommen —“ die Stimme der Dame zitterte bei diesen Worten — „hatte mein Herz noch nicht gesprochen.“

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, März.

Die Sängerinnen. Die Sistina.

Vor einigen Wochen starb hier die Sängerin Giuditta Grisi. Sie war längere Zeit krank, obwohl sie auch bei geschwächter Kraft zu singen fortfuhr. Endlich aber unterlag sie. Es geht schlimm zu mit den Sängerinnen. In den lezten Jahren hat der Tod mehr denn eine hinweggerafft. Die Malibran starb an Ueberanstrengung; vor nicht mehr denn neun Monaten starb zu Florenz, in ihrer schönsten Blüthe, die Blasis; jezt folgt die Grisi nach. Auch sonst steht's schwach. Die Ronzi de Begnis, die Ferlotti, die Carradori, die Schoberlechner, die Schütz sind ganz oder so ziemlich ausgesungen: die Bühnen wissen kaum mehr, wie sie sich behelfen sollen, um so mehr als Paris und London eine so mächtige Anziehung üben und die jüngere Grisi, die anmuthreiche Tacchinardi-Persiani u. a. nicht mehr ziehen lassen zu wollen scheinen. Was bleibt uns also noch in Italien? Zuerst die Ungher, im tragischen Fache jezt die ausgezeichnetste, bedeutender aber als dramatische Künstlerin denn als Sängerin. Denn ihre große Kunst und Gewandtheit vermochte nie die Mängel ihrer Stimme völlig zu verdecken, und kann es um so weniger neuerdings, da diese Stimme ihre Frische verloren hat. Doch ist sie in hochtragischen Rollen, wie in der Parisina, im

Marino Faliero, in der Lucrezia Borgia, noch unübertroffen. In Rom war sie nie ein Liebling des Publikums. Dies hat indeß, gegenüber der öffentlichen Meinung, unter den Musikfreunden in Italien nichts zu sagen. Denn in musikalischen Dingen hat Rom keine Stimme, wenn ich die alte Kirchenmusik ausnehme, nach welcher indeß der Römer selbst auch nicht mit einer Sylbe fragt, und die nur der Fremden wegen da zu seyn scheint. Von den Leztern aber machen drei Viertel seltsame Grimassen, wenn sie den Festlichkeiten der heiligen Woche in der Sixtinischen Kapelle beiwohnen. Sie haben so viel von dieser Musik gehört, die Namen Palästrinas, Allegris und anderer alten Meister klingen so ehrfurchtgebietend in ihre Ohren, daß sie nicht recht wissen, wie sie sich zu verhalten haben, nachdem sie die Kapelle verlassen. In neunzig Fällen von hundert ist's nicht das, was sie erwartet: aber Anfangs wagen die Meisten es nicht zu gestehen. Fragt man dieselben, wie die Musik ihnen gefallen, so werden sie mit „sehr großartig — erhaben — ergreifend“ und ich weiß nicht was, antworten. Hintennach hinkt dann die Bemerkung, die Kapelle sey so voll, das Gedränge so erstickend, die Atmosphäre so arm an Sauerstoff, die Ermüdung durch das lange Stehen so groß gewesen, daß sie nicht zu einem behaglichen Genuß gekommen. Und darin haben sie vollkommen Recht. Endlich wagen die Kühnsten die Bemerkung, die Ausführung sey ihnen etwas hart, zerrissen, unmelodisch vorgekommen, die Stimmen seyen nicht mehr die schönsten, namentlich möchten sie sich an die Sopranos nicht gewöhnen. Die Hauptfrage, die der Tonwerke selbst, wird meist eludirt; aber man sieht es der Mehrzahl an, daß sie ihnen nicht im Geringsten behagt haben. So war's früher, so wird's in diesem Jahre sich wiederholen, wenn überhaupt vor dem Sonnabend vor Ostern die Besucher der Sixtinischen Kapelle nicht sämmtlich Leichen sind. Denn so wie's sich jezt anläßt, und wir mit der von Neapel zurückkehrenden Fluth bedroht sind, ist die schönste Aussicht vorhanden, daß die Sistina ein großes Schwizbad und eine fromme Erstickungsanstalt im großen Styl werden wird. Um aber zurückzukommen auf die italienischen Sängerinnen, so sind neben der Ungher zu nennen die **Boccabadati**, die **Brambilla**, die **Strepponi**, die **Gabussi** u. a., die ich indeß keineswegs insgesammt zu den Sternen erster Größe rechnen möchte. Man sieht, es thut Noth, daß eine junge Generation nachwachse, um den Ruhm der Oper aufrecht zu erhalten. Denn, beschränkt auch das Repertoire sich gegenwärtig fast überall auf Bellini, Donizetti, Mercadante und Ricci, so gehören doch mehr denn ein halb Duzend Sängerinnen dazu, alle unsere Hauptstädte zu versehen. Gibt es doch, Gott weiß wie viele Bühnen ersten Rangs: Mailand, Venedig, Turin, Genua, Florenz, Bologna, Rom, Neapel. Wenn die armen Sängerinnen einmal einem Impresario sich verschrieben haben, der in den meisten Fällen mehrere Bühnen auf einmal versorgt, so werden sie wie jede andere Waare betrachtet, die man auf verschiedene Märkte sendet. Wie ein Kreuzfeuer geht es durch Italien, nach allen Spizen der Windrose.

(Schluß folgt.)

Berlin, März.

(Fortsezung.)

Rellstabs Bearbeitung des Eugen Aram.

Unser Wiz sucht und findet überall Verwandtschaften. Am selben Abende des Tages, wo der Mordanfall geschieht, wird auf dem Theater Rellstabs Bearbeitung des Eugen Aram zum ersten Male gegeben. Ob der Mörder des Wechslers seine That verübt, um seine Studien fortzusezen, weiß man nicht, aber er war doch ein Studirter, und ebenso will Rellstabs Eugen Aram im Augenblick, wo seine That ruchbar wird, mit seiner Braut zur Kirche schreiten. Diesmal hat die Tragödie auf dem Theater mehr Aufsehen erregt, als die in der Leipziger Straße, ob man gleich meint, daß alle Dichtung in unsern Tagen dem Interesse des wirklich Geschehenen weichen müsse. Bulwers Roman ist berühmt genug, um über den Gegenstand in meinem Berichte schweigen zu können. Ueber die Behandlung sind die Stimmen getheilt; die den Roman genau kennen und lieben, sind über die geringsten Abweichungen, welche der Dramatiker sich erlaubte, unzufrieden; und doch, wie muß ein ausgeführter Roman, der sich ruhig in aller Breite entwickelt, durchgearbeitet und gänzlich umgeschmolzen werden, um dramatisches Interesse und Wirkung zu gewinnen! Die Aufgabe ist überall mißlich, wie das hundertfältig von der Kritik ausgesprochen ist, eine gelungene, vollständige Erzählung in ein Drama zu übersezen (durch die Praxis der Theaterstücke wird sich zwar dagegen oft genug aufgelehnt); bei dem vorliegenden Stoffe scheint sie es aber ganz besonders. Die psychologische Aufgabe des Romans, wie ein starker Geist, und edel in allen andern Beziehungen, die eine blutige Schuld durch den Aufwand aller Kräfte nicht zu vertilgen vermag, und nach einem Riesenkampfe ihr erliegt, scheint unausführbar für die dramatische Behandlung. Es kommt noch mehr des Schwierigen hinzu. Die That liegt weit im Hintergrunde; vor unsern Augen begibt sich nur die gefürchtete, die gehemmte, die endlich losbrechende Entdeckung, also eine neue „Schuld“ in anderer Manier. Die Nebenmomente, die Liebe, die Verlobung, haben kein überwältigendes Interesse; es ist eher auf der andern Seite beim Bösewicht Hausmann (hier Brandon genannt), welcher als handelnde dramatis persona auftritt, zu suchen. Und dennoch ist es dem Bearbeiter gelungen, auch große Streiflichter von psychologischem Interesse auf seinen Helden zu werfen. Hat er indessen mehr erwartet, nämlich daß ein Schauspielhauspublikum durch alle Nuancen dem Gefühlsprozeß seines Helden folgen solle, so hat er zu viel gefordert. Wir tadeln nicht, daß er dem Eugen Aram des Romans einen religiösen Anflug geliehen; ohne den könnte ein Mörder, wie er, vor einem Theaterpublikum sich nimmermehr halten; damit das Gefühl desselben ihn dulde, muß durch die Reue eine Brücke zur Theilnahme gebaut seyn. Auch hat er in dieser Beziehung richtig den Schluß geändert. Die Jury spricht ihn frei; aber er bekennt freiwillig und stirbt darauf ebenfalls freiwillig. Dadurch ward die Aufgabe aber nur noch schwieriger. Der fromme Aram kommt in Conflikt mit dem, der alles dran sezt, seinen Ruf vor der Welt zu erhalten. Der Eugen des Romans darf lügen, denn seine Aufgabe ist der Schein. Er ist Sieger, weil er diesen Schein vortrefflich bis an sein Ende spielt. Der zerknirschte, von religiösen Gefühlen durchdrungene Eugen lügt aber auch; und die Motive wollen unserm deutschen Gefühl nicht dringend genug erscheinen. Einige mißliche Stellen abgerechnet, welche bei der ersten Darstellung hätten Klippen werden können, später aber wegblieben, war das Trauerspiel von Eindruck, der bei den Wiederholungen nicht abgeschwächt ist. Namentlich steigert sich das Interesse zum Schluß, da doch sonst Gerichtsverhandlungen, besonders zu Ausgang eines Dramas, nicht zu feinem Bühneneffekte beitragen. Eduard Devrient gab den Hauptcharakter mit einer vorzüglichen Haltung, und wirkte nicht wenig zu dem günstigen Resultate.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 73.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 26. März 1839.

Trahi de toutes parts, accablé d'injustices,
Je vais sortir d'un gouffre où triomphent les vices.

Molière.

Die Gastfreunde.

Von C. Spindler.

(Schluß.)

„Ohne Liebe wurde ich Auerbachs Lebensgefährtin," fuhr Anna fort; „liebeleer bin ich geblieben bis auf den heutigen Tag. Auerbach hat nicht verstanden, mich zu gewinnen; er hat jedoch meine Gesinnung bald begriffen, und da er nie hoffen darf, mir lieb und werth zu werden, so hat er ein System der Folter bei mir in Anwendung gebracht, das eine Frau, die weniger Stoikerin wäre, als ich, schon zu einem Eclat vermocht haben müßte. Vor der Welt der zärtlichste Gatte, tyrannisirt er mich unter vier Augen, sagt mir in jeder Minute, es thue ihm leid, so verfahren zu müssen, aber ich wolle nur gezwungen, nicht aus Liebe ihm gehorchen, und was dergleichen Deklamationen mehr sind. Von einem Tag zum andern läßt er regelmäßig seine Eifersucht auftreten. Jedes männliche Geschöpf sey in mich verliebt und ich sey geneigt, ein jedes zu erhören, behauptet er, bald Schmerz, bald Zorn äußernd, mit einer Standhaftigkeit, die empören oder Mitleid erregen würde, wenn sie mehr wäre als Heuchelei und Lüge, die ich verachten muß. Ich sage nicht, daß er mich nicht gern auf einer, auf der leisesten Schwäche ertappen würde; er ist eine männliche Kokette und möchte, seine eigenen Fehler zu beschönigen, mir etwas, wenn auch das Geringste, vorzuwerfen haben. Den Gefallen thue ich ihm zwar nicht, aber ich suche meine Plage so viel als möglich zu erleichtern. — Ich vermochte meinen Quäler kalt abzuweisen, so lange er seine Eifersuchteleien auf die wenigen Männer beschränkte, die wir von Zeit zu Zeit auswärts sehen. Aber da er nun auf den grausamen Gedanken gerathen ist, Sie, unsern Hausgenossen, in dieses alberne und elende Spiel zu ziehen, so sehe ich nur einen fortdauernden Jammer und Kampf voraus, ein ewiges Leiden. Auerbach würde mit seinen Blicken und Worten Stunde für Stunde von meinem Leben hinmorden, Sie, mein theurer Freund, würden in ein finsteres Räthsel verstrickt bleiben — denn er hat mir verboten, Ihnen das Geringste von seinem sogenannten Argwohn zu entdecken — in ein Räthsel, das endlich Ihr Verstand gelöst haben würde, ohne Zweifel; aber — würden Sie Ihrem Unmuth alsdann gebieten können? müßte ich nicht zwischen beiden Freunden von Tag zu Tag eine furchtbarere Katastrophe befürchten? einen Zwiespalt, der uns Alle betrüben, auf uns Alle ein zweideutiges Licht werfen würde? Sie müßten unserer Gastfreundschaft fluchen, als ob Ihnen Meuchelmörder dieselbe gewährt hätten! Ich hätte verloren, was mir lange Jahre stiller Entsagung und

geheimen Duldens erhalten haben: meinen unbescholtenen Ruf. Gott weiß, wie ich mit mir selber kämpfte! Endlich hat der Entschluß, mich Ihrer Rechtlichkeit anzuvertrauen, den Sieg davon getragen. Sie werden mich ganz verstehen und thun, was in dieser besonderen Lage einem edlen Manne geziemt."

Anna's Stimme war so weich und süß, ihr Blick so sanft, ja zärtlich geworden, als sie ihre Anrede schloß, daß Norbert, wäre er auch nicht mit sich selber im Reinen gewesen, unmöglich ihrem Ansinnen nicht hätte entsprechen können. „Sie sollen mit mir zufrieden seyn, Madame," sagte er ehrerbietig. „Ich will nicht dem verirrten Freunde noch Ihnen zu nahe treten. Darum schweige ich von ihm und sage zu Ihnen kein Wort von den Dornen, die Ihr edles Herz zerfleischen. Wollte Gott, ich wäre der Unglücklichste von uns Dreien!"

In Anna's Auge blizte eine Thräne. „Wir Alle haben unser Leid auf Erden," sagte sie mit engelgleicher Milde; „tragen wir's geduldig. — Wie wollen Sie's jedoch anstellen, schnell von hinnen zu reisen, in dieser Jahreszeit? Auerbach wird es nicht zugeben wollen; und wenn Sie ihm die wahre Ursache angäben —" — „Sorgen Sie nicht, beste Freundin. Ich weiß, was ich Ihrem Frieden schuldig bin. Dem alten Soldaten wird doch bei so besonderer Veranlassung eine Kriegslist zu Gebote stehen? Ich meine, der falsche Fritz hat verdient, daß ich ihn mit gleicher Münze bezahle. Geben Sie sich zufrieden, liebe Frau. Morgen bin ich auf dem Wege nach Kerms."

Die Rückkehr des Gemahls, angemeldet durch die Hausglocke, beendigte das Gespräch. Norbert ging seinem Freunde entgegen. „Du kommst," sagte er, „und ich habe die Absicht zu gehen." — „Wohin?" — „Ich will einen Spaziergang über die nachbarliche Grenze machen und in Kerms einige Tage verweilen." — „Welch ein Einfall! im Winterfrost?" — „Die Witterung ist trocken, ich bedarf der Bewegung." — „Du spaßest; sagtest du nicht erst heute, daß deine Wunde —?" — „Richtig, aber ich habe mich beim Arzt Raths erholt: ich kann reisen ohne Gefahr und Uebelstand. Ich gehe zu Fuß; die heitere Luft wird meine Kräfte neu beleben." — „Ich kann's noch immer nicht glauben! Weißt du was? ich gehe auf ein paar Tage mit." — „Bewahre! ich könnte dich unmöglich brauchen." — „Wie so? wie das? verbotene Wege sind nicht die deinigen." — „Hm! wer weiß?" — „So?" — „Ein Maler hat seine Geheimnisse wie ein Priester. Merkst du nicht?" — „Nicht doch." — „Nun denn: ich habe ein Porträt zu malen übernommen, dessen Gegenstand nicht will, daß man davon wisse, davon rede." — „Ah so, eine schöne Frau ganz sicherlich?" — „Nicht übel, auf Ehre, Oedip. Aber ein Mehreres erfährst du nicht von mir." — „Meinetwegen — ei — bin ich etwa neugierig? Wünsche gute Unterhaltung. Wann gehst du ab?" — „Morgen früh, denk ich." — „Gut, und wann kehrst du wieder?" — „Ich kann den Tag nicht bestimmen." — „Bald?" — „Gewiß." — „Recht bald?" — „Nun ja doch." „Mir ist immer, als hättest du einen Schwank vor. Sage mir: du bleibst nicht lange weg?" — „Ich denke nicht." — „Sieh, Norbert, wenn du das thätest, oder wenn du — ich würde dir's nie vergeben." — „Bah, lasse ich nicht meinen Elias und seine Gäule zurück? Genügt dir nicht die Caution?" — „Ach, vollkommen; aber 's ist recht fatal, daß du gehst, wenn auch nur auf kurze Zeit. Ich habe mich dergestalt an dich gewöhnt, meine Anna kann gar nicht mehr ohne dich seyn." — „Wahrhaftig?" — „Auf mein Wort. Unsere Abende werden einsiedlerisch verstreichen, wir werden sie zählen mit Schmerzen." — „Warum nicht gar! Ihr werdet euch ohne mich ganz köstlich unterhalten, ich wette."

Die Miene, die der Major bei diesen Worten unwillkührlich annahm, befremdete wahrscheinlich den Freund, denn er unterließ die weitere Bestürmung und war den Abend hindurch der liebenswürdige Gentleman wie ehedem. Von des Majors kleiner Reise wurde nur noch gesprochen, da Auerbach bemerkte, daß seine Gattin, von Uebelbefinden belästigt, sich entschuldige, nicht beim Lebewohl zu erscheinen; auch sey die kleine Wanderung zu geringfügig, um eines ernsten Abschieds zu bedürfen. Anna werde dagegen recht bald, wie sie hoffe, dem werthen Gaste ein freundliches „Willkommen" zurufen, versicherte Auerbach schließlich. Seinen Dank vermeldend und früher in's Quartier aufbrechend, um nicht seinen wohlgemeinten Plan durch seine steigende Wehmuth zu verrathen, zog sich Norbert in sein Gemach zurück und gab seinem Elias im engsten Vertrauen den Befehl, die ganze Bagage nach und nach zusammenzupacken und eine weitere Aufbruchsordre mit Pferden und Gepäck abzuwarten.

Er ging Morgens so früh als möglich aus dem Hause, ohne dem falschen Freunde Adieu zu sagen. Eine Frauengestalt winkte ihm, da er zu Anna's Fenster hinaufsah, mit dem Schnupftuche ein Lebewohl, und verschwand alsdann eiligst. — Ein unverhoffter Begleiter gesellte sich in der laut- und leblosen Hauptstraße Hirlingens zu dem sinnenden Wanderer: Herr Seibelmann, der Aktuar. „Ei so früh, Herr Major, an diesem himmelherrlichen Wintertage? Gehen wir zusammen, Sie Chevalierque?" Norbert sagte dem ebenfalls zur Fußreise Gerüsteten, was ihm dienlich schien, und der Aktuar versezte erfreut: „Uns leiten dieselben Sterne von ungefähr; auf Ehre, marcoquewürdig, daß wir einen Weg zu gehen haben, drei Stunden lang. Nun, ich werde Sie begleiten und führen wie ein Compaß. Ich bin vier Meilen in der Runde so bekannt, wie Schreibers Guido Reni * am Rhein- und Lahnstrom.

* Guide sur le rhin.

Wenn ich meinen Augenschein als Amtscommissär abgemacht haben werde, bin ich im Stande, Sie von Kerms abzuholen. Indessen disponiren Sie en blanc über Ihren Servus und schlagen wie gefälligst diese Allee von Languedokern ein, die unsere Straße begrenzen." Auf diese Bemerkung hin betraten die Spazierenden die Allee von hohen Pappeln, die sowohl nach der Grenze als nach dem alten Kerms führte.

Villeggiatur in Weinsberg.

(Fortsetzung.)

Den 21ten Oktober.

Wir fuhren durch Ellhofen, das die Aechtheit unseres Weinsberg historisch verbürgt, weil es noch ein zweites Weinsberg gibt, bei diesem aber kein Ellhofen, dessen der Chronikschreiber Eckhardt aus Veranlassung jener Schlacht, die die Geschichte der treuen Frauen zur Folge hatte, erwähnt. Auf heiterem Himmelsgrunde erhob sich der romantische Berg, auf welchem Städtchen Löwenstein sich lagert und dessen höchste Spitze die alten Burgzacken krönen, dem Schreckbilde eines hohlen Zahns vergleichbar. Wir lenkten in die Schlucht zur Rechten, wo in Waldesnacht ein gothisches, leider rosa getünchtes Jagdschlößlein am übelriechenden See liegt und weiterhin das Theusserbad, welches zur herbstlichen Zeit düster aussieht, kein freundliches Gebäude, aber frische Quellen und lockende Waldanlagen hat. Hier begrüßte ein alter Mann die Doktorin. Auf ihre Frage nach seinem Ergehen klagte er, daß er seit heute Morgen ganz krank vor Kummer und Betrübniß sey. Früh im Bette, es war noch dunkel, sagte ihm eine Stimme ganz deutlich in das Ohr: „jezt ist dein Dorle gestorben!" bald darauf läutete die Betglocke. Nun zweifle er gar nicht mehr am Tode seines Kindes in Amerika.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich: Vor einiger Zeit kam ein Fremder aus Winterthur (Haggenmacher, jezt zum Stadtammann erwählt) zu Kerner, um einem langegehegten Wunsche nach dessen Bekanntschaft zu genügen. Der Reisende erzählte: „Ich war Kaufmann in Winterthur und erlitt in meinem Geschäfte bedeutende Verluste; zulezt starb mir meine Frau; da beschloß ich nach Amerika zu gehen und ein neues Leben anzufangen. Ich wollte mir wo möglich ein großes Vermögen sammeln. Als ich mich in Buffalo im Staate Ohio befand, fiel mir in einem Lesekabinet die Seherin von Prevorst in die Hand. Es ging mir eine neue Welt durch das Buch auf. Nun schämte ich mich, daß ich nur an Geld, an irdische Zwecke gedacht hatte, sehnte mich auch wieder nach dem Vaterlande. Auf der Rückreise, in Philadelphia, brachte ich an der Wirthstafel die Rede auf das Buch. Einige meinten, es sey nur ein Roman; da nahm ein Herr unten am Tische das Wort, versichernd, er könne die Wahrheit dieser Thatsachen bezeugen (man sprach namentlich von dem in Weinsberg durch die Seherin entdeckten Dokumente u. s. w.); denn er, Kuhn genannt, sey damals Schreiber beim Oberamtsgerichte in Weinsberg gewesen, und habe da alles mit erlebt." (Dieser Kuhn wanderte mit seiner ganzen Familie nach Amerika aus, die sich dort durch Anlegung einer kleinen Cigarrenfabrik gut fortbrachte.) „Nicht wenig freute mich diese Begegnung. Mein Sinnen und Trachten ging jezt immer dahin, in jenem Seelengebiete selbst Wahrnehmungen zu machen, und da man mir sagte, 20 Stunden von hier halte sich ein Mädchen als Nätherin bei einem Schulmeister auf, das somnambül sey, machte ich mich auf den Weg. Bei meiner Ankunft bedauerte jener, daß ich nicht einen Tag früher gekommen; gestern erst sey das Mädchen in magnetischem Schlafe gewesen, und nun könne es wieder lange währen, bis dieser Zustand eintrete. Ich wollte sie wenigstens sprechen. Als sie mir sagte, sie sey aus Würtemberg, frug ich, ob sie auch etwas von Kerners Buch: die Seherin von Prevorst, gehört habe, und erhielt zur Antwort: — „Ja freilich, ich bin aus Löwenstein, und da ich seit frühen Jahren magnetisch war, und die unglückliche Gabe, Geister zu sehen, hatte, ließ Doktor Kerner mich nach Weinsberg zu Frau Hauffe kommen (die ich dann zugleich eine Zeitlang bediente), um ihr Schauen mit dem meinigen vergleichen zu können." — Es war dies die Dorothea Bayer, die (s. die Blätter aus Prevorst, sechste Sammlung S. 124 und die Seherin von Prevorst 2e Thl. 2te Aufl. S. 132. 262.) alle Gesichte mit jener Seherin gleich hatte; nur erschienen diesem Mädchen die Geister, die der Frau H. erschienen, dunkler als dieser; sie gebrauchte den Ausdruck: „wie graue Baumrinde." Das Sehen dieses Mädchens war nicht so intensiv wie das der Frau H., und sie konnte nur die Gestalten sehen, die mehr Irdisches mit sich hinüber genommen hatten. Die Lichtgestalten, die Frau H. sah, war sie nicht zu sehen fähig, weil diese weniger Nervengeist (das Sichtbare) an sich trugen.

„Wie staunte ich," sprach Haggenmacher, „über Gottes wunderbare Fügungen (jenes Mädchen hatte im innern geistigen Drange ihr Vaterland verlassen und war im magnetischen Zustande nach Amerika gewandert), die mich in fernen Welttheilen glaubwürdige Zeugen, völlige Bestätigung dessen finden ließen, was mich so tief beschäftigte."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, März.

(Schluß.)

Sängerinnen und Componisten.

Gewöhnlich gibt es in der Theaterwelt, wie in der Natur, vier Stagioni: Karnevale, Quaresima (nur nicht hier; auch sonst überall ohne Ballet), Primavera und Autunno. Kaum ist an einem Orte eine Saison zu Ende, so wird das Personal eingepackt und nebst Zubehör nach einer andern Stadt gesandt. Kaum daselbst angekommen, geht's los. Die Mantelsäcke sind noch nicht geöffnet, die Hutschachteln nicht losgebunden, so muß schon Probe gehalten werden. Und nun wieder eine Zeitlang unausgesezt vier bis fünf Vorstellungen in der Woche, die zahlreichen Proben daneben, und dann eine neue Reise in guter oder schlechter Jahrszeit, und dieselbe Historie von Anfang zu Ende. Man braucht sich nicht zu wundern, daß so viele Sängerinnen auf eine oder die andere Weise zu Grunde gehen: man sollte im Gegentheil sich wundern, daß manche diese Strapatzen aushalten. Bei deutschen Bühnen, namentlich Hoftheatern, spielt die Heiserkeit eine große Rolle. Einer dieser geplagten italienischen Sängerinnen aber würde ich es nicht verargen, wenn sie das halbe Jahr hindurch keine Stimme hätte. Wie das Sänger- und Schauspielerpersonal, führen auch die meisten Componisten ein Nomadenleben. Mit einer neuen Partitur verschreibt der Impresario gewöhnlich auch den Autor, damit er sein Werk selber einstudiren und in Scene setzen helfe. Während dessen schreibt dieser nun schon an einer neuen Oper, und wirft sich dann einem andern Impresario in die Arme. Der einzige, welcher in der jüngsten Zeit eine weise Mäßigung in dieser Hinsicht zeigte, war Bellini. Sonst folgen die Opern der beliebten Componisten einander so rasch, daß Romani in Turin, der beste und wirklich höchst talentvolle Textdichter, keine Zeit findet, allen Anfragen wegen Libretti zu genügen. Unter den übrigen Dichtern ist keiner, welcher Romanis melodische Verse zu machen und seine frappanten Situationen zu erfinden verstände. Gaetano Donizetti, derjenige unter den Componisten, welcher gegenwärtig alle Hände und Zungen in Bewegung sezt, schreibt, ohne sich zu bedenken, in einem Jahre sechs Opern, tragische und komische, wie's ihm in den Griff kommt. Und sie machen alle Glück. Pacini that's auch einmal, dann fand er aber, daß das Ding nicht ging, und daß er sich so ziemlich ausgeschrieben hatte. Von ihm hält sich wenig mehr auf dem Repertoire. Mercadante hat neuerdings einen Anlauf genommen und ist in der Gunst gestiegen. Ricci liefert meist melodrammi semiserii und macht darin Glück. Diese sind die bedeutendsten; eine große Zahl von Dii minorum gentium folgt nach. — Die Grisi, um noch einige Worte über sie zu sagen, strengte sich über ihre Kräfte an, um so mehr, da sie ihrer Kunst leidenschaftlich ergeben war. In tragischen Partien war sie früher sehr bedeutend. Sie spielte vortrefflich und ihr ausdrucksvolles Gesicht spiegelte alle Nüancen der Stimmungen, denen ihre Lippen Worte gaben. Ihre Stimme war vielleicht nie ausgezeichnet schön und hatte in den lezten Jahren sehr gelitten; sie schrie zu viel. Ihr Spiel aber war immer gut, doch oft auf's Höchste aufgeregt. Ihre Leistungen in der Straniera, dem Pirata u. s. w. trugen nicht wenig dazu bei, die Bellinischen Compositionen beliebt zu machen. Ihre Schwester Giulia hat mehr in Frankreich und England, als in Italien, einen Ruf erworben, welcher den der ältern Giuditta verdunkelte. Als ich jene zuerst vor neun Jahren sah, in Riccardo e Zoraide, war sie ein sehr schönes Mädchen, aber eine höchst mittelmäßige Sängerin. Später mehr ausgebildet, entzückte sie Paris und London, und erndete dann auch großen Beifall auf italienischen Bühnen.

Berlin, März.

(Fortsezung.)

Theaterwesen.

Sprungweise auf das Theater gekommen, könnte ich über einige neue Stücke der Prinzessin von Sachsen und Raupachs berichten. Von jenen läßt sich indeß nicht mehr sagen, als was von den frühern derselben Verfasserin schon oft gesagt ist. Der Kreis ihrer Wahrnehmungen ist beschränkt, und es ist ein Ton, der durch alle klingt; aber er thut dem Ohre wohl nach so vielen Dissonanzen. — Raupachs Lustspiel: „die Lebensmüden," verdiente wohl eine ernstere Betrachtung; es hat hier angesprochen und verhältnißmäßig weniger Anfechtungen erlitten, als seine lezteren Stücke; doch spare ich mir meine Ansicht darüber für eine nächste Gelegenheit auf. Es schwirren mir die hundertfachen Anklagen aller Schulen und Parteien gegen ihn, den Glücklichen, allzusehr in den Ohren, um für den Augenblick ein freies Urtheil zu haben. Fast könnte mich's verführen, wenn ich die Bestrebungen von allen Seiten summire, die ihn von seinem theatralischen Throne stoßen möchten, den Dichter für bedeutender zu halten, als meine eigene Ansicht ist; denn nur eine wirkliche Größe kann so allgemeine Angriffe hervorrufen. — Einige Personalveränderungen beleben wieder die Conversation, welche sich darin vergnügt; freilich jezt nur noch ein ecclesia pressa. Die Tochter der einst gefeierten Sängerin Mad. Schulz, geborenen Kilitschzy, eine junge Dame, nicht für das Theater erzogen, aber mit einer schönen Stimme begabt und wohlgebildet für die Bretter, hat, in Folge trauriger Wendungen in Familienangelegenheiten, plözlich die Bühne betreten, und mit günstigem Erfolg. Eine jüngere Schwester soll ihr folgen. Die Sängerin Löwe ist von ihrer Triumphreise heimgekehrt, um auch hier ihre Lorbeeren zu pflegen. Man darf von ihrem Billigkeitssinn erwarten, daß sie ihre Gage nicht auf das Duplum steigern wird — sie beträgt, wenn ich nicht irre, zwischen 5000 und 7000 Thaler — denn wenn sie ernstlich darauf bestände, sähe man hier keine Möglichkeit, es ihr abzuschlagen. Fräulein v. Faßmann wollte oder sollte abgehen, wird sich aber erbitten lassen, durch einen neuen Contrakt gehalten zu werden. — Frl. von Hagn wird, um sich zu erholen, eine große Gastreise antreten, zu der ihr vorläufig fünf Monate verwilligt sind; sollten diese nicht ausreichen, so wird auch ein längerer Urlaub dieser beliebten Künstlerin nicht entstehen. Vorläufig wird sie den ersten Urlaubsmonat zu Gastrollen jenseits der Spree, auf dem Königsstädtischen Theater benutzen. Auch die Töchter unserer Crelinger, die beiden Stich's, haben dauernde und vortheilhafte Engagements erhalten. Emil Devrient aus Dresden gastirte hier mit dem großen Beifall, den dieser treffliche Künstler verdient. Sie sehen, wenn auch nicht für das Schauspiel, für die Schauspieler ist hier noch die goldene alte Zeit. — Herr von Holtei, der nach dem, unter schreckhaften Umständen erfolgten Tode seiner Gattin, geb. Holzbecher, die Direktion der Rigaer Bühne niederlegt, wird wieder hier erwartet.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 74.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 27. März 1839.

> De nos jours il est devenu impossible de prévoir les progrès de l'art de s'habiller. Des génies supérieurs ont appelé à leur secours toutes les ressources de l'histoire naturelle et des sciences exactes; bientôt la science de l'habillement a pu compter aussi avec orgueil de dignes émules des Laplace, des Thénard et des Cuvier.
>
> Code de la Toilette. 1829.

Moden.

Der Hut.

Der Hut ist offenbar das ausdrucksvollste und beredteste Stück der männlichen Kleidung. Er ist ein Hauptelement derjenigen Physiognomik, welche Jeder unwillkührlich im Verkehr mit seinen Nebenmenschen praktisch übt. Was sagt er nicht Alles, dieser die männliche Figur krönende und das Gesicht oben einrahmende Filz! Durch tausend feine, unmöglich zu classifizirende Nuanzen der Form, aber nicht der Form, welche vom Model des Hutmachers kommt, sondern derjenigen, welche das Anschmiegen an den Schädel dem Hute eindrückt, wird er eine Art von phrenologischem Multiplicator; denn sonderbarerweise sieht man, oft wenigstens, am Hut mehr von der Gestaltung des Kopfs, als am Kopf selbst. Durch seinen Abstand vom Ohr, durch seine Neigungswinkel gegen die Ebene des Horizonts, deren Verschiedenheit zu fein ist für die Meßkunst, deren Werthe aber das Auge mit instinktiver Sicherheit auffaßt, verkündet er ganze Classen und Stände, ganze Reihen von Leidenschaften und Gemüthsstimmungen, unendlich mehr, als man selbst glaubt, wenn man sich in diesem Punkte von seinen unbewußten Urtheilen noch nicht Rechenschaft gegeben hat. Von den gröbern, stehenden Zügen dieser Filzmimik sprechen wir dabei gar nicht, wie vom Hutsatz des Koketten, des Leichtsinnigen, des Liederlichen, des Zornigen, des Betrunkenen, des Frömmlers, des Frommen — dies sind zwei verschiedene Hutypen — des Soldaten im Civilrock, des gemeinen Juden, des gebildeten Israeliten ꝛc. ꝛc. Und all dies spricht und telegraphirt ein Cylinder oder ein oben oder unten abgestuzter Kegel mit einem breiten oder schmälern, so oder so aufgekrempten Rande. Die äußern, von der Mode bedingten Abänderungen der Form, die Frische oder der Verfall des Huts sind freilich auch sprechend genug, aber nicht mehr als dieselben Phasen an jedem andern Theil der Tracht, und Jeder weiß, wie wenig in dieser Zeit allgemeiner äußerer Uniformität aus der Form und Qualität eines Kleidungsstücks an sich zu schließen ist. Der ganz zerfallene und der von der gemeinen modischen Form auffallend abweichende Hut bilden nur gleichsam einen niedrigen Dialekt oder Jargon in der universellen Hutsprache. — Der muntere dreikantige Hut des vorigen Jahrhunderts, der nur uns in seiner Altersschwäche als Militär- und Diensthut so albern und steif vorkommt, war freilich schon durch seine eigenthümliche Form ein viel weiter tragender Telegraph, als der moderne runde, und seine Mimik eine höchst eindringliche und aufdringliche. Der Träger selbst konnte, namentlich durch die Neigung und seitliche Abweichung, die er der

charakteristischen Vorderspitze gab, bequem alle seine Humore und Leidenschaften signalisiren, und Zeichner und Schauspieler jener Zeit zogen daraus große Vortheile. Uns dunkt aber doch, als ob der Hut durch seine Arrondirung an Beredsamkeit nichts verloren und an Feinheit der Mimik nur gewonnen hätte.

Den Freund derjenigen Physiognomik, welche den bekleideten, unter Seinesgleichen sich bewegenden und gleichsam in Scene gesetzten Menschen zum Gegenstand hat, könnte es fast verdrießen, wenn ihm Bestrebungen zu Ohren kommen, wie die des philosophischen Pariser Hutmachers Jay. Der Mann möchte gerne seiner Kunst eine rationelle Grundlage geben. Er geht darauf aus, nach festen, wissenschaftlichen Gründen zu bestimmen, was fur ein Hut nach Form und Größe fur einen gegebenen Mann nach seinem ganzen Bau, besonders aber nach der Form seines Gesichts, zu construiren sey. Noch einmal, man könnte sich über diese Hutmacherphilosophie ärgern und meinen, der Philosophie des Hutes geschehe dadurch Abbruch, wenn man nicht so gut wußte, daß all dergleichen, wenn es auch nicht bloßer theoretischer Esprit bleibt, höchstens die Beobachtung complicirt und damit lohnender macht. — Jay schreibt Artikel über seine Kunst in den Pariser Journalen, und wir können uns das Vergnügen nicht versagen, seinen lezten Aufsatz der Hauptsache nach mitzutheilen. Seine Sprache ist weder sehr korrekt, noch sehr klar; die Franzosen werden aber, nach ihrem stehenden Spaße, behaupten, desto sicherer sey ihm ein Platz in der Akademie.

„Die Verbesserung, nach der ich strebe, ist auf den ersten Blick so gar wichtig nicht; sie ist aber in Wahrheit bedeutend genug; denn sie stellt etwas fest, was nicht feststand: sie fuhrt das gegenseitige Verhältniß, das zwischen dem gutgekleideten Mann und seinem Hut, zwischen dem Hut und den Gesetzen des gesellschaftlichen Anstands bestehen soll, auf Grundsätze zurück."

„Für jeden Kopf gibt es eine nur für ihn passende Form, und eine Anzahl von Huten mag sich noch so sehr gleichen, sie unterscheiden sich durch Nüanzen, die nur ein geschickter Hutmacher aufzufassen weiß; dies steht einmal fest, als unumstößliche Basis meiner Theorie."

„Der Hut muß mit dem gewöhnlichen Gesichtsausdruck in Harmonie stehen, er muß ein Abbild der Physiognomie seyn. — Um Form und Maaß des Kopfes aufzufassen, betrachtet der Künstler das Gesicht dans le degré supérieur de son diamètre (was heißt dies eigentlich?). Er streift von unten nach oben hinauf und faßt Zug für Zug, hält sich aber nur an den gewöhnlichen, natürlichen Ausdruck. Dies ist ein Hauptpunkt, und diesen Ausdruck aufzufassen, fällt dem Hutmacher in seinem Magazin eben nicht sehr schwer, weil sich hier das Gesicht so ziemlich in seine natürlichen Falten legt. Am Hof, im Cabinet des Ministers, der im Amte grau wird, auf der Rednerbuhne der Kammern — ja, dort verstellt man geflissentlich sein Gesicht, dort kann ein aufmerksamer Beobachter getäuscht werden; dort braucht man aber auch keinen Hut. — Der Künstler kann nur dann das Maaß zu einem Hut nehmen, kann nur dann über Form und Proportion entscheiden, wenn die Person, die ihn tragen soll, vor ihm steht und die ganze Sache ihm überläßt."

„Der Hut muß auch mit dem Wuchs des Mannes in Proportion stehen, und dieser Grundsatz ist von großem Gewicht. — Ist die Person hoch gewachsen, so muß auch der Hut im Verhältniß groß seyn, und umgekehrt, wenn die Person klein ist. Cuvier, der nicht nur nicht groß, sondern untersezt war und einen unverhältnißmäßig großen Kopf hatte, hätte einen Hut haben müssen, der leztern Fehler bedeckte; doch hier gehe ich vielleicht zu weit, wenn ich voraussetze, daß Cuvier sich könnte um Toilette gekümmert haben. Warum sollte er aber nicht? Heutzutage sind die ausgezeichnetsten Staatsmänner in Europa keine übelgekleideten Personen mehr, etwa Herrn v. Cancrin ausgenommen, der in seinem Cabinet immer eine an den Ellbogen durchlöcherte Jacke trägt; sie kleiden sich mit Geschmack, mit edler Eleganz. Ein ganzes Dutzend ließe sich aufzählen: Fürst Metternich, Robert Peel, Graf Molé, Herr v. Pasquier, und die jungen Staatsmänner und Diplomaten in ihrer Umgebung, welche in den Salons von London, Wien, Paris den Ton angeben. In der heutigen Welt darf ein hochstehender Mann nicht mehr schlecht oder ungehörig gekleidet seyn, so Großes und Wichtiges er auch im Kopf haben möge; im Gegentheil, es ist eine gutgekleidete, äußerst anständige, selbst elegante, ganz verführerische Persönlichkeit. Doch, ich komme von meinem Gegenstand ab."

„Ist der Kopf im Verhältniß zum Körper sehr groß, so muß ihn der Hut scheinbar verkleinern. In diesem Falle werden die Ränder breiter, um das Auge über das Mißverhältniß zu täuschen. — Ist im Gegentheil der Kopf zu klein, so muß der Hut ihn vergrößern. Aus einem vor mir liegenden Kupferstich von Drevet ersehe ich, daß der Kopf Larochefoucaulds, dieses feinen, kaustischen Sittenmalers, diesen Fehler hatte. Wäre ich zur Ehre ausersehen gewesen, den geistreichen Herzog zu bedienen, so hätte ich diesen Fehler verdeckt. Denselben Typus, wie der Herzog, nur mit Abstufungen, tragen mehrere unserer lebenden Berühmtheiten, wie Rossini, Odilon Barrot, Lablache, Arago, Thiers, Berryer ꝛc. — Ich habe Voltaires Hut nicht gesehen, aber hätte ich ihn zu machen gehabt, so hätte er hoch seyn müssen, und gewiß mit Gluck, denn das sarkastische Gesicht des Fursten der Spötter war lang; auch die Ränder hätte ich breit gemacht; doch zu sehr durften diese beweglichen Züge, in deren Spiel man herrliche Gedanken und unbarmherzige Epigramme einander jagen sah, auch nicht beschattet werden."

(Schluß folgt.)

Villeggiatur in Weinsberg.

(Fortsetzung.)

Kerner sprach mit dem Fremden von einem Briefe, den Ersterer vor einem Jahre aus Amerika von einem Doktor Jackson erhielt, mit dem seltsamen Begehr (wegen Zweifeln und Anfechtungen, womit man ihn dort verfolge), zu bezeugen, daß magnetische Behandlung für den Zustand der Miß Bojer heilsam sey. Nun löste sich das Räthsel. „Das ist ja der Arzt des Mädchens," sagte der Schweizer; „lesen Sie nur genauer, es heißt ja nicht Bojer, sondern Bajer." — Man ließ Dories alten Vater aus Löwenstein kommen, den es glücklich machte, Nachrichten von seinem Kinde zu hören. Er war es auch, von dem ich oben sprach; ob jene Stimme der Wahn erschuf oder ob sie aus tiefinnerstem Seelenleben ertönte, lehre die Zukunft.

Vorbei an dem hübschen fürstlichen Schlosse ging es zu den schönen Parkanlagen, welche die bedeutenden Ruinen umgeben. Ein herrliches Stück Erde: hier wilde, waldbedeckte Höhen, zuweilen mit saftiggrünen Flecken, auf denen ich Sennhütten zu schauen dachte; dort das ganze Weinsberger Thal bis zur Frauentreue, und noch andere ferne Bergkuppeln; unten Dorf an Dorf in Rebengärten; auf einsamer Höhe Löwensteins Friedhof, an die Alpenkirchhöfe mahnend! Lange sah ich auf die niedern Mauern, die Kreuze, die Hügel nieder, welche das Abendlicht verklärte. Dort wölbt sich auch das Grab der Dulderin von Prevorst. Ihr ruht wohl, ihr müden Glieder! Wir wanderten einen Theil des Heimwegs zu Fuß. Beim Sonnenuntergange war der Purpur wie im Golde geschmolzen und verzehrt. Als der Mond schon hoch über den Bäumen stand, flammte noch immer die Abendröthe; vor uns glühte noch der Tag im Westen und goß Rosenschimmer über die Weinberge; hinter uns war stillseelige, duftige Mondnacht — ein Doppelbild mit wunderbaren Lichteffekten. Einem Maler würde es Niemand glauben.

Den 5ten Oktober.

Man hat die Hypothese aufgestellt, daß die Kometen bestimmt seyen, Lebensstoff und andere Kräfte im Weltall zu wecken und zu verbreiten, sonnenfernen Erden neue Lichtströme zuzuführen. So gibt es auch Menschen, die Wärme und Glanz austheilen und unsichtbare Bande durch die Welt der Herzen weben. Ein solcher Wärmeleiter in weitem Kreise ist Kerner. Wie sehr paßt auf ihn selbst, was ich ihn von einem Freunde sagen hörte: „Bei ihm ist jeder Muskel ein Herz!" aber auch seine Gattin in ihrer schimmerlosen Häuslichkeit ergibt sich bald als durchaus poetische Erscheinung; sie hat den praktischen Blick, die Thätigkeit, welche die Gattin des Dichters haben muß, soll er nicht allzurauh und ungelegen in die Wirklichkeit zurückgezerrt werden. Nach den gewöhnlichen Lebenscontrasten erwartet man nun vielleicht ein kaltes, schroffes Wesen; aber sie ist voll reiner Wärme und zarter Liebe für alles Schöne, und nur wenn sie den Mann ihres Herzens vergnügt sieht, seine Wünsche erfüllt, strahlt ihr wohlwollendes Gesicht von kindlicher Freude.

Den 4ten Oktober.

Dieser Zug charakterisirt Kerner: Er ging durch ein Dorf (Oberheinerieth) und kam an einem Bauernhause vorbei, dessen Fenster im untern Stocke mit Papier verklebt waren, und zwar mit Briefen, wie er bemerkte, als er näher hinsah. Sie enthielten rührende Klagen eines getäuschten Mädchens über den Verrath des Geliebten. Sie warf ihm seine Untreue vor und drohte, wenn er sie und ihr Kind verließe, ihn vor Gottes Thron zu laden. Kerner trat in das kleine Haus und traf eine alte Frau, wie sich bald ergab, die Mutter des Burschen. — „Ich habe da außen etwas gefunden," sagte jener, „was man wohl nicht mit Vorsatz hinsteckte," und machte der Mutter Vorstellungen über die Sünde, welche ihr Sohn begehe. — „Sind Sie der Herr Pfarr?" — „Nein, ich bin der Doktor von Weinsberg." — „Ja, aber das Mädle hat ja keinen Pfennig." — „Sieht Sie, Ihr Sohn kann aber doch mit ihr reich werden, wenn Gott ihn segnen will." — „Ja drum ist er jezt Arbeiter in Schwenningen und hat 200 Gulden Einkommen und will Eine heirathen, die Batzen hat." — „Thut nichts, mit der kann er arm werden, denn Gott straft ihn gewiß. Sag' Sie das Ihrem Sohn; ich nehme den Brief da mit; wenn Ihr Sohn seine Schuldigkeit gethan und ein gutes Gewissen hat, soll er das Papier wieder bei mir abholen."

Den 6ten Oktober.

Seit einigen Tagen hat Kerner neue Gäste: Doktor Strauß mit einem Freunde, einem Professor aus Stuttgart. Ich war über diese Erscheinung klar genug in mir, um ihr unbefangen entgegen treten, ihrer froh werden zu können, zumal in diesem Hause, das des Gekreuzigten Bild schmückt, in diesem Hause, zu welchem Strauß stets ein Heimathzug zurückführt, und wo der Wiederkehrende immer liebevoll von Kerner aufgenommen wird. Ich weiß, daß viele meiner Schwestern sich in Gedanken bekreuzigen, wenn man jenen Namen nennt. Je weiter mich mein Erkennen, Hoffen und Glauben von dem Wege scheidet, welchen Straußens Geist nahm, je harmloser und freier darf ich bekennen, daß sich wohl die Meisten ein falsches Bild von dem Manne machen. Sein Leben ist anerkannt ein streng moralisches. Dazu kommt ein freundlich bescheidenes Wesen, und bei viel Ernst oft kindliche Heiterkeit. Strauß ist ein hübscher,

junger Mann mit feinen, regelmäßigen Zügen, großen, durchdringenden Augen, groß, schlank, trägt den Kopf etwas vorgebeugt. Darf ich nun sagen, wie mir Strauß, der Gelehrte, erscheint? So und nicht anders mußte der Zögling neuerer, zunächst deutscher Philosophie werden. Er hatte die Kühnheit und Festigkeit, die Stunden eines halben Jahrhunderts auf seine Schultern zu nehmen. Es kommt mir gerade so vor, als wenn ihr viel ausgegeben habt, aber lange ruhig und munter in den Tag hinein lebt, bis es euch einmal in den Sinn kommt, zusammen zu rechnen; dann erschreckt ihr und schreit über die große Summe. Und Strauß ist eine solche philosophische Addition. Er hält euch, wie im Spiegel, alle eure Systeme vor. Das Resultat mußte einmal muthig ausgesprochen werden; es ist wohl gar eine heilsame Krisis für die kranke Zeit. Auch dieser Geist hat seine Sendung von oben, und der Glaube ist eine glückliche Wiegengabe. Müssen nicht vielleicht starke Arme an dem Granit rütteln, um recht zu zeigen, wie er zu den Grundvesten der Erde gehört? Und wer weiß, welche Bahnen Gott dem Sterbenden noch aufbewahrt? Ein Forscher, dem es, wie Strauß, aufrichtig um Wahrheit zu thun ist, darf seine Rechnung mit ihr nie ganz abgeschlossen wähnen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortsezung.)

Virtuosen. Rentengesellschaft.

Sollte ich von allen musikalischen Genüssen, mit denen wir überfluthet wurden, Ihnen Meldung thun, so würde der Berliner Correspondenzbericht selbst ungebührlich seine Ufer und Grenzen überschreiten. Nur die Namen der Fremden will ich nennen. Da war Thalberg hier, und entzückte, und riß hin, und ward besungen, gepriesen und recensirt, und die Ueberentzückten waren unzufrieden, nicht mit ihm, sondern mit der Kritik, daß sie nicht unzufrieden mit sich selbst gewesen, weil sie nur höchst zufrieden mit dem europäischen Virtuosen war, und nicht verzückt. Und drei Wochen später kam Ole-Bull, der früher seine Saiten hier nicht ertönen lassen wollen, weil ihm der Generalintendant der königlichen Schauspiele, statt mit einem Lorbeerkranz, mit einem Butterbrode entgegengekommen war, und die Entzückbaren hatten Thalberg vergessen, und es gab nur Einen Meister — Ole Bull. Diese Verzückung legte sich inzwischen, und das schon während seines Hierseyns. Nicht daß man sein originelles Talent bestritt, aber das Bewußtseyn der Originalität, die sich als guter Theatereffekt, durch den sie anderwärts gewirkt, auch hier zur Schau trug, verstimmte, wie alle Absicht, die man merkt. Paganini war und blieb ein Kind der Natur, troz dem, daß er ein volles Bewußtseyn hatte im Goldmachen. Ole Bull war aber kein Bär, der aus seinen norwegischen Gebirgstannen hervorbrach, die Cultur von Paris und London hatte ihn nicht allein beleckt, sondern zu einem feinen Gentleman gemacht, der Rede mächtig, fashionabel in jeder Beziehung; daher verwunderte man sich, ihn mit struppigem Bärenhaar auf den Brettern zu sehen: es war Kostüm und nicht Natur. Er erndete reichen, verdienten Beifall, vieles Geld, aber Ehrensäulen wird man ihm nicht errichten. Plözlich verschwand er, als zwei Hofdamen während seines Spiels bei einem unserer Prinzen sich in die Ohren zischelten, so lautet die verbürgte Sage. Darüber sollte doch ein Künstler, wenn seine Kunst höher steht, als der Beifall oder die Aufmerksamkeit eines Hofkreises, hinwegseyn! Auch sind die Gedichte, Blumen und Kränze, die von den Höhen des Theaters herabflattern, jezt so wohlfeile Waare, daß ein erster Künstler sie eher verschmäht, als sucht. Die ihm wohl wollen, sagen: er ist noch sehr jung, und seine Originalität kann sich noch Bahn brechen zu einer Meisterschaft, die einst selbst über den Tand lacht, mit dem er jezt blenden will. — Eben tritt die Engländerin, Mistreß Shaw, auf, nicht empfangen durch Lorbeerkränze, Sonnete und Blumen, sogar in einem halb leeren Concerte; aber plözlich vereinen sich alle Stimmen, welche Gewicht haben: dies ist eine Sängerin; und diese nicht gemachte Stimme hallt unwillkürlich durch Berlin. Mistreß Shaw fand hier einen Triumph, der von nichts gefördert wurde, dem nichts geholfen hat, als ihre Kunst, die nach dem Würdigsten ringt. Neben allen diesen Matadoren noch viele glänzende Meteore, Erwachsene und Kinder. — Man stellt nach Thalbergs u. A. Erscheinen die Preisfrage: bis zu welchem Gipfel kann die Virtuosität gedeihen, und ist sie, in ihrer höchsten Entwickelung, nicht der Tod des Genius und der Kunst? — Einen, der vor Jahren auch für einen Virtuosen galt, den Klavierlehrer Ludwig Berger, haben sie eben zu Grabe getragen. Als Virtuos trat er längst zurück vor den fertigen Meistern des Tages; aber er war mehr, ein schaffender Geist, dessen Compositionen ihn überleben werden. Rellstab hat in der Vossischen Zeitung eine treffliche Biographie des genialen Künstlers geliefert, der leider in den hypochondrischen Launen eines Genies in den lezten Jahren der Welt verloren ging. Derselbe, wie wir vernehmen, wird sich auch mit der Herausgabe seines musikalischen Nachlasses beschäftigen.

Bücher zu schreiben zur Verlängerung des menschlichen Lebens, ist außer Mode gekommen. Dafür gewinnen die Lebensassecuranzcompagnien bedeutendes Terrain. Die Berlinische ist in voller Blüthe, und eben tritt, nicht rivalisirend, aber ergänzend, eine preußische Rentengesellschaft in's Leben; diese, gleich jener, wenn nicht vom Staate garantirt, doch beaufsichtigt. Ihre Reglements sind im Ganzen die wohlbekannten anderer Tontinengesellschaften, daß dem Ueberlebenden einer geschlossenen großen Embrüderschaft die Zinsrevenuen der früher Gestorbenen zufallen. Es läßt sich erwarten, daß sie bei guter Administrirung bedeutenden Zuspruch haben wird. Unsere protestantisch industrielle Zeit bedarf der Institute, wo für das Alter gesorgt wird; die Klöster sind verschwunden, die Hospitäler reichen nicht aus, und der Staat wird von seinen Pensionslisten erdrückt, obgleich sie doch nur dem allerkleinsten Theil der Bevölkerung zu gut kommen. Fromme Wünsche vereinen sich in diesem Augenblick zur Stiftung protestantischer Klöster für die unverheirathet gebliebenen Töchter aus gebildeten Familien, welche ohne Hülfsmittel und ohne Aussicht auf ein Unterkommen sind. Leider nimmt ihre Zahl mit jedem Jahre erschreckend zu; die Wünsche dürften aber noch lange fromme, d. h. unerfüllte bleiben.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 8.

Mittwoch, 27. März 1839.

lange die Sprache verstanden wird, welche sie so meisterhaft gehandhabt und zu deren Ausbildung sie so mächtig beigetragen haben. Der gebildete Deutsche, welcher sich mit den Dichtern seines Volkes umgeben und die Geschichte seiner Sprache und Literatur kennen lernen will, kann die Schöpfungen jener unsterblichen Geister nicht entbehren.

Leipzig, im Monat März 1839.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

---

[16] In einer fünften verbesserten Auflage ist erschienen und in allen Buchhandlungen, zu Augsburg — München — Landshut — Passau — Regensburg — Ansbach — Nürnberg — Stuttgart — Ulm und Wien zu haben:

Die bewährtesten Mittel gegen alle

Fehler des Magens und der Verdauung,

als: Magenschwäche, — Magenverschleimung, — Magenkrampf, — Blähungen, — Unordnung des Stuhlgangs, — Diarrhöe, — Kolik, — Verstopfung, — Schwindel, — Kopfschmerz, — Schlaflosigkeit, — Hypochondrie, — Leberleiden, — sowie auch gegen Schnupfen, — Brustverschleimung, — Bluthusten, — Urinbeschwerden, — Verhaltungsregeln bei Erkältungen und eine Anweisung zur Heilung der Trunksucht. Preis 10 Gr. od. 45 kr.

Allen, die an obigen Uebeln leiden, ist diese, in einer 5ten Auflage erschienene Schrift als sehr hülfreich zu empfehlen. —

(Verlag der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg.)

In allen Buchhandlungen ist zu haben und als sehr brauchbar zu empfehlen:

F. Schellhorn, Auserlesene

Geburtstags-, Hochzeits- und Abschiedsgedichte,

Stammbuchverse, Räthsel und Polterabends-Scherze.

3te Auflage. broch. 12 Gr. oder 54 kr.

☞ Zu oben benannten, aber auch zu andern Familienfesten, wird man in dieser Sammlung die passendsten Gedichte finden.

(Verlag der Ernst'schen Buchhandlung.)

---

[116] In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Franz Horn.

Ein

biographisches Denkmal.

Mit Horn's Bildnisse und einer Abbildung seines Grabdenkmals.

gr. 8. geh. 2 Thlr.

Den zahlreichen Freunden und Freundinnen, Schülern und Schülerinnen des verewigten Dichters wird dieses Werk eine erwünschte Gabe seyn.

Leipzig, im Febr. 1839.

F. A. Brockhaus.

---

[97] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Vitalis' Grundriß

der Färberei und des Zeugdrucks.

Zweite Auflage;

gänzlich umgearbeitet von

Dr. Emil Max. Dingler.

Mit einer Tafel Abbildungen.

Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Bekanntlich erschien zuerst im Jahr 1824 in unserem Verlage eine deutsche Uebersetzung von Vitalis' Grundriß der Färberei und des Zeugdrucks, mit Anmerkungen von Dingler und Kurrer; die fortwährende Nachfrage nach diesem populären Werke veranlaßte den Herausgeber, dasselbe mit Berücksichtigung der gesammten neueren Literatur und besonders mit Benutzung des geschätzten Manuel du fabricant d'indiennes von Thillaye gänzlich umzuarbeiten, um es sowohl in wissenschaftlicher als technischer Hinsicht den Anforderungen unserer Zeit möglichst anzupassen.

Da der Herausgeber, Dr. Emil Max. Dingler, praktischer Fabrikant und Chemiker ist, dem als Mitherausgeber des „Polytechnischen Journals" die neuesten Fortschritte in der Färberei in Frankreich und England, so wie in Deutschland wohlbekannt sind, so wird hier keine Uebersetzung eines bekannten Werkes, sondern eine eigenthümliche Arbeit, worin die neuesten Entdeckungen in der Färberei und im Zeugdruck aufgenommen sind, geboten.

Stuttgart und Tübingen, im März 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[113] Mit Bezug auf die bevorstehenden Musikaufführungen der wohllöbl. Singakademia machen wir auf folgende in unserm Verlage erschienanen Werke aufmerksam und bemerken, dass auch die ausgesetzten Stimmen einzeln durch alle Musikhandlungen zu haben sind:

Bach, J. S., Grosse Passionsmusik nach d. Evang. Matthäi. Vollst. Klav.-Ausz. $7\frac{1}{2}$ Rthlr., alle Gesangs-Nro. einzeln, Partitur 18 Rthlr.

Gabrieli, Musica sacra. 9 Motetten. Partitur $2\frac{1}{2}$ Rthlr. (Vergl. das wichtige Werk: „Joh. Gabrieli und sein Zeitalter, von C. v. Winterfeld," 3 Bde. 1835. 12 Thlr.)

Händel u. *Haydn*, 4 Arien aus dem Messias, Judas Maccabäus und Schöpfung mit deutschem u. engl. Text u. Begl. d. Pfte., von Miss Novello gesungen, einzeln à $\frac{1}{4}$ – $\frac{1}{3}$ Rthlr.

Dotti, 8- u. 10stimmiges Crucifixus. $\frac{3}{4}$ Rthlr.

Palästrina, Motetten, 6- u. 8stimmiges Crucifixus. 1 Rthlr.

Rungenhagen, Gesang der Engel am Weihnachtsmorgen f. 4 Stimmen mit Pfte. od. Orgel. $\frac{1}{3}$ Rthlr.

Spohr, Vater unser. Partitur 5 Rthlr., Klav.-Auszug 2 Rthlr.

Weber, C. M. v., Jubal- und Ernte Cantate. Partitur 7 Rthlr. Klav.-Ausz. $2\frac{1}{3}$ Rthlr. Hymne: „In seiner Ordnung schafft der Herr" $1\frac{1}{6}$ Rthlr. Cantate: „Natur und Liebe" $2\frac{1}{3}$ Rthlr.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[107] Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist so eben erschienen:

Meine

Suspendirung, Einkerkerung und Auswanderung.

Ein Beitrag zur Geschichte des Kirchenkampfes in Preußen,

von

Otto Friedrich Wehrhan,

zuletzt Pastor der evangel.-luther. Gemeinde in Liegnitz.

Preis geheftet 1 Rthlr.

[99] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister,

von Cimabue bis zum Jahr 1567,

beschrieben von

Giorgio Vasari,

Maler und Baumeister.

Aus dem Italienischen.

Mit einer Bearbeitung sämmtlicher Anmerkungen der frühern Herausgeber, so wie mit eigenen Berichtigungen und Nachweisungen begleitet von

Ludwig Schorn.

Zweiter Band,

enthaltend der Original-Ausgabe zweiten Theil.

Zweite Abtheilung,

mit 29 lithographirten Bildnissen.

gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 Gr.

Seitdem in Deutschland ein erneutes, man darf wohl sagen, leidenschaftliches Interesse für die bildende Kunst und ihre Geschichte erwacht ist, hat man vielfältig das Bedürfniß gefühlt, und den Wunsch ausgesprochen, die Lebensbeschreibungen der Künstler, durch deren Aufzeichnung der aretinische Maler Vasari noch unter dem Schutze des glorreichen Hauses Medici den Grund zu der gesammten neuern Kunstgeschichte gelegt hat, ins Deutsche übersetzt und nach dem Stande unserer jetzigen Kenntnisse berichtigt und vervollständigt zu sehen. Wir freuen uns daher, dem deutschen Publikum in der obigen Uebersetzung das Werk eines mit dem Genius der italienischen, wie mit dem der deutschen Sprache gleich vertrauten Geistes vorlegen zu können, welcher Ton und Inhalt des Originals mit eben so viel Treue als Leichtigkeit wiedergibt. Der Herausgeber, welcher die von Vasari geschilderten Kunstwerke größtentheils aus eigener Ansicht und Untersuchung kennt, und in den speciellsten Theilen der gesammten Kunstgeschichte einheimisch ist, hat diese Uebersetzung mit allen wünschenswerthen Nachträgen und Berichtigungen ausgestattet, so daß, wer nun in Italien eine neue Ausgabe des Vasari veranstalten will, die deutsche Uebersetzung wird zu Hülfe nehmen müssen.

Stuttgart und Tübingen, März 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[126] Im Verlage des Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt worden:

Karl Gutzkow

und

die Gutzkowgraphie.

Ein gemüthliches Literaturbild

von

Heinrich Hoff.

Als Antwort auf Gutzkow's Abfertigung des Buchhändler Hoff, Wohlgeboren.

Motto:
Wo gehauen wird, fallen Späne.
Altes Stück.

8. elegant brochirt 6 Gr. oder 24 kr.

Die treue Schilderung eines Autors, der das Privilegium zu haben glaubt, das Publikum, die Literatur, die Schriftsteller und die Buchhändler zu maltratiren, ist für Jedermann interessant und amüsant. Ich habe den edlen Schriftsteller darin nach Verdienst und Würden behandelt und die Lection wird sicher etwas helfen.

Mannheim, 6. März 1839.

Heinrich Hoff.

[120] **Billigste Taschen-Ausgabe**

von

Bulwer's und James' Romanen.

Sämmtliche von E. L. Bulwer herausgegebene Romane und Novellen sind in unserer Taschen-Ausgabe nun vollständig erschienen unter dem Titel:

E. L. Bulwer's Werke

übersetzt von

Friedrich Notter und Gustav Pfizer.

76 Bändchen, geh. in Taschenformat.

Stuttgart, Metzler'sche Buchhandlung.

Preis complet 8 Rthlr. 6 Gr. oder 15 fl. 24 kr.

Einen Absatz von 7000 Exemplaren und die Nothwendigkeit des wiederholten Abdrucks einer Reihe von Bändchen verdankt diese Ausgabe dem Werth und der gewissenhaften Sorgfalt ihrer vollständigen und nirgends verstümmelten Uebertragungen, zugleich der Billigkeit ihres Preises, da sie weit die wohlfeilste von allen vorhandenen deutschen Uebersetzungen ist. Den Inhalt der 76 Bändchen bilden nachstehende Schriften, die, so lange es der Vorrath noch erlaubt, zum Preise von 3 Gr. oder 12 kr. das Bdchn., auch einzeln abgegeben werden: Aram 6 Bdchn., Pelham 6 B., Devereux 7 B., die Pilger des Rheins 4 B., Clifford

7 B., die letzten Tage Pompeii's 6 B., der Verstoßene 8 B., Falkland und Arasmanes 2 B., der Gelehrte 2 B., Rienzi 7 B., England und die Engländer 6 B., Maltravers 6 B., Alice 6 B., Calderon 1 B., Leila 2 Bdchn.

Nachdem diese Ausgabe von Bulwer's Romanen vollendet ist, beabsichtigen die gleichen HH. Herausgeber nun von den Romanen eines geistvollen Landsmanns desselben eine deutsche Bearbeitung folgen zu lassen. Es sind dieses die Romane von James, der neben Bulwer unter den jetzt lebenden Romanendichtern Englands eine der bedeutendsten Stellen einnimmt und durch eine Reihe von Erzählungen, welche dort mit gleicher Anerkennung aufgenommen wurden, sein reiches und vielseitiges Talent bewährt, mit gleichem Glück dem historischen, wie dem Familien-Roman sich zugewendet, und in seinem Gebiet Stoffe aus den verschiedensten Zeiten mit gleichem Erfolge zu behandeln gewußt hat. Reichthum und Mannigfaltigkeit der Erfindung, kunstvolle Charakterzeichnung, treffliche Naturschilderungen, tiefe Blicke in das menschliche Herz, Schönheit der Sprache und streng sittliche Haltung sind Vorzüge, die ihm auch den Beifall des deutschen Publikums sichern dürften. In gleicher Ausstattung wie die Taschen-Ausgabe Bulwer's erscheint bei uns eine sorgfältige Uebertragung unter dem Titel:

G. P. R. James' Romane,

in deutschen Uebertragungen von

Friedrich Notter und Gustav Pfizer,

und wird die 6 ausgezeichneten Romane: „der Zigeuner, Attila, Darnley, Richelieu, Delorme und die Tage Heinrichs IV." aufnehmen. Jeder Roman wird 6 bis 7 Bändchen umfassen, und ungefähr jeden Monat 2 Bändchen ausgegeben. Der Subscriptionspreis für jedes Bändchen ist auf nur **3 Gr. oder 12 kr.** bestimmt, wodurch also jeder Roman nur auf 18 bis 21 Gr. oder 1 fl. 12 bis 24 kr. kommt, während in der billigsten der vorhandenen deutschen Ausgaben jeder Roman 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr. kostet.

Erschienen ist: „der Zigeuner" 1—3tes Bändchen und kann in allen Buchhandlungen eingesehen und auf dieses Werk subscribirt werden in jeder Buchhandlung Deutschlands, der östreichischen Monarchie und der Schweiz.

---

[93] **Selbstunterricht im Reiten.**

Im Verlage von **G. Basse** in Quedlinburg ist so eben erschienen:

A. D. Vergnaud's praktischer Unterricht in der

Reitkunst

für Herren und Damen,

insbesondere zur Selbstbelehrung. Enthaltend: Die Civil- und Militär-Reitschule; die Reitschule für Damen; das Fahren; Besorgung und Unterhaltung des Pferdes auf der Reise; die thierarzneikundlichen Kenntnisse, welche vor dem Eintritt regelmäßiger Hülfe der Kunst nothwendig werden; den Ankauf, die Bezeichnung und Dressur der Pferde. Mit Abbildungen. 8. geh. 16 Gr.

Diese Schrift über die Reitkunst ist eine in jeder Beziehung wahrhaft empfehlenswerthe, insbesondere für jeden Dilettanten der Reitkunst, dem daran gelegen ist, nicht nur ein gutes Pferd mit Anstand zu reiten und die ästhetischen Regeln der Reitkunst sich völlig zu eigen zu machen, sondern auch jedes Pferd nach seinem Charakter und Temperamente richtig zu behandeln und das Vergnügen zu haben, ein rohes, junges Pferd zu bändigen, stets vollkommen seiner Herr zu seyn und es in allen Gangarten vollkommen schulgerecht zuzureiten oder einzufahren. Ein besonderer Abschnitt enthält die Reitkunst für Damen.

---

[114] Seit 1. Januar 1839 erscheint bei dem Unterzeichneten eine satirische Zeitschrift, betitelt:

Mittagsblatt

für heitere und ernste Unterhaltung,

redigirt von

Friedrich Nork.

Bereits haben Journale von den verschiedensten Tendenzen, wie der „Eremit", die „Abendzeitung", Wiest's „Eisenbahn" u. A., sich in dem Lobe des erst seit Wochen bestehenden „Mittagsblatts" vereinigt, welches in seinem Streben nach Mannigfaltigkeit, Beachtung der wichtigsten Zeitfragen und Vermeidung alles Theatergeklatsches wesentliche Vorzüge vor der großen Masse unserer Tageblätter sich zu erwerben strebt. Eine Uebersicht der größern Aufsätze mag diese Behauptung unterstützen helfen. So bringt der satirische Theil den „Mann von zwei Tausend Thalern", eine „Schutzrede für den Carneval", „Berlin im Jahre 2139", satirische Frescobilder aus Wien" rc. Die Beiträge ernster Art weisen auf die wichtigsten Erscheinungen in der socialen und literarischen Welt hin. Dazu zählen wir „die römisch-hierarchische Propaganda", „Reflexionen über magnetisches Hellsehen", „Winke für Europamüde", „das Ende der alten und Aufleben einer neuen Welt" rc.

Der Preis dieser Zeitschrift, von welcher wöchentlich drei halbe Bogen in gr. 4. erscheinen, ist nur 5 Rthlr. ganzjährig, 2 Rthlr. 12 Gr. halbjährig und 1 Rthlr. 6 Gr. vierteljährig.

Leipzig im März 1839.

W. A. Künzel.

---

[106] Eben ist versandt von der Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig:

Der Missionär.

Historisch-romantische Skizzen aus Tunis und Malta.

Von

Karl Jäger,

ehem. Secr. und Reisebegleiter des Fürsten Pückler-Muskau.

16½ Bog. 8. in Umschl. 1 Thlr. 4 Gr.

Kaltschmidt, Prof. Dr. J. H.,

Sprachvergleichendes Wörterbuch

der deutschen Sprache rc. für Freunde und Lehrer derselben. 3te und 4te Lieferung. Dublette — Kriegen. Lex.-8. geh. 1 Thlr. 8 Gr.

---

[121] Bei **H. Laupp** in Tübingen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber die Bleichsucht, eine Krankheit unserer Zeit. Eine Vorlesung für Eltern und Erzieher. Von Dr. Philadelphus. 8. eleg. broch. Preis 10 Gr. oder 40 kr.

№ 75.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 28. März 1839.

Heilige Gluthen!
Wen sie umschweben,
Fühlt sich im Leben
Selig mit Guten.
Goethe.

Villeggiatur in Weinsberg.

(Schluß.)

Wenn Strauß mit anatomisirendem Verstande die Welt zum Skelette entkleidet, so ist doch — wer löst die scheinbaren Widersprüche des menschlichen Wesens? — unverkennbar in ihm ein mystischer Hang, ein inniger Zug zu dem geheimnißvollen Gebiete der Natur. Ich sehe darin einen Ruf, ein innerstes Seelenbedürfniß nach dem, was die Vernunft unerbittlich verneinen will. Es liegt eine gewisse Herzensnaivetät darin; ich möchte sagen eine hungrige Seele, die den Verstand anbettelt, ihr einige Brosamen zu lassen. Ja, Glauben ist auch ein Geschenk von oben, ein Glück, kein Verdienst. Glauben ist ein Reichthum; nur er vermag den Geist zu sättigen, das Herz zu erfüllen.

Es gehört wohl zu den merkwürdigsten Contrasten, den tiefgläubigen Kerner, durch und durch Poesie, und Strauß, den verkörperten Zweifel, die eingefleischte mathematische Wissenschaft, Nord und Süd, einander gegenüber zu sehen, ja so heterogene Naturen in unbefangener Geisteshöhe zu heiterem Austausche vereint. Vor diesen Beiden fällt mir die wohlthätige Ironie der Natur ein, die neben jeder Giftart auch auf gleicher Scholle (sie sind Beide in Ludwigsburg geboren) das Antidotum wachsen läßt. Strauß vergebe mir die Metapher, der wirklich für ein Gift gar liebenswürdig und sanft aussieht.

Gleich in den ersten Stunden kam zufällig Kerners Siegel zum Vorschein, von Theobald, der nie zeichnen lernte, genial gestochen: im Schilde die Hexe auf dem Besenstiele, oben Satan mit zierlich geringeltem Schwanze. „Welcher Humor!“ rief Strauß, und der Hausherr machte auf unsere Bitten Abdrücke, die er zwischen mir und jenem vertheilte.

Wir saßen bis zum Sonnenuntergang auf der Warte. Mir diesen Tag noch denkwürdiger zu machen, waren zufällig auch Gäste von benachbarten Gütern eingekehrt, edle Frauen, mir nicht fremd, die zu den ausgezeichnetsten, den lieblichsten Erscheinungen gehören, welche hohe Salons zu bieten haben, und mehr als Einen Hof zieren. Die sonnige Landschaft war ganz Herbststille und Klarheit, und der östliche, ferne Gebirgskreis eben so wundersam beleuchtet wie der nahe Weinberg mit seinen grauen Trümmern. Der Professor, ein classisch gebildeter Mann voll Geist und Gemüth, sang zur Guitarre einige von jenen tiefergreifenden deutschen Liedern, die in einfacher Innigkeit bezaubern. — Abends in der traulichen Wohnstube lenkte sich das Gespräch wehmüthig auf den wohl siebzigjährigen wahnsinnigen Dichter Hölderlin in Tübingen. Theobald erzählte, man sehe jenen jezt

nur noch hinter dem Hause am Neckar auf und ab gehen, wo er kleine Steine in seinen Rock sammle und dann wieder ausschütte. Als Justinus Kerner nach Tübingen kam, war ihm der wahnsinnige Hölderlin von Autenrieth übergeben, wie jedem Mediciner ein Kranker des Clinikums. Mörike kam während seiner Universitätsjahre häufig zu dem unglücklichen Dichter; dieser hatte oft helle, schöne Momente, wenn er sich aber in irgend einen Satz verstrickt hatte und fühlte, sich nicht mehr herauswinden zu können, so pflegte er ihn mit dem lezten schlagenden Argumente: „Z, ja!" zu schließen (wahrscheinlich als dem Endbuchstaben im Alphabet).

Den 7ten.

Einen Traum will ich hier aufzeichnen, den mir Strauß erzählte. „Ich träume fast nie," sagte er (eine Beobachtung, die sich mir schon öfter bei entschiedenen Verstandesmenschen wiederholte). „Voriges Frühjahr aber, wo mich gerade irgend ein Unternehmen beschäftigte, träumte mir, ich trage Getreide in eine Mühle und schütte es oben hinein. Die Körner kamen aber unten ganz wieder heraus, worüber ich erschrack, weil ich meinte, nun müsse die ganze Mühle zusammenbrechen. Als ich wachend darüber nachdachte, drängte sich mir selbst die Ueberzeugung auf, meine Mühe werde nutzlos seyn, und wirklich scheiterte auch das ganze Vorhaben." Ein ganz klares, abgerundetes Bild, und solche sind, wie Kerner hinzusezte, meist symbolisch. Liegt nicht eine schöne Ironie darin, daß Strauß einen so ganz biblischen Traum haben mußte?

Den 8ten.

Solche Scheidestunden sind immer ein Athmen unter Henkerbeil! Kerner begleitete uns, mich und meine Reisegefährten, nach Heilbronn, zeigte uns den Thurm, in dem Götz gefangen saß, und ein Erkergebäude auf dem Markte, das älteste in Heilbronn, das von den dortigen Ciceroni dem Fremden als ehemalige Wohnung des Käthchen von Heilbronn (!) gewiesen wird, und führte uns zu Peter Bruckmann. Das Kunstlerhaus liegt fast am Fuße des Berlichingenthurms. Jener zeigte uns seine großartige Fabrik, in welcher wir einen kostbaren Altaraufsatz bewunderten, Kelche, Becken, Krüge von herrlicher Arbeit für die im byzantinischen Style erbaute neue reformirte Kirche zu Freiburg. Die Wohngemächer zieren werthvolle Kupferstiche und Gemälde. Wir sahen das Bild des Direktors Wagner, der Nahl nur zwei Stunden in Rom saß, höchst lebendig gemalt, „nur wie im Zorne dingeschmissen," meinte Kerner. Und nun mußten wir von ihm gehen. Davon will ich lieber schweigen. Mit Nachklängen aus den verlebten Stunden suchten wir Wanderer uns über die Trennung zu täuschen. Einer meiner Reisegefährten äußerte treffend: Kerners Haus ist eine weltliche Kirche, vor welcher alle socialen Laster abgelegt werden.

Nachträglich.

Ueber Kerners Seherin von Prevorst und die Gefängnißgeschichte haben sich mir an Ort und Stelle von allen Seiten eine Menge unbefangener, glaubwürdiger Zeugnisse aufgedrängt, die mir verbürgen, daß diese Erscheinungen wirklich und objectiv sind. Zudem, man zeige mir in jenen Blättern Ein Wort, das sich selbst widerspricht oder dem Buche der Bücher. Also eine Lebensfrage: wer an die Bibel glaubt, kann auch die Möglichkeit jener Erfahrungen nicht leugnen, mit denen die Naturwissenschaft, so weit leztere bis jezt vorgeschritten, nicht selten im Einklange steht. Wer aber der heiligen Schrift nicht glaubt, nun, wie könnte der armen Menschen glauben? — Es gab eine Zeit, ich gestehe es, wo mir diese Erscheinungen zu prosaisch vorkamen. Eben das Alltägliche, Farblose, was hie und da widrig berührt, ist eine neue Bürgschaft für die Treue der Darstellung. Niemand zweifelt wohl, daß es Kerner leicht gewesen wäre, einen poetischen Schmelz über das Ganze zu gießen; aber er hat mit aktenmäßiger Genauigkeit die Wahrheit aufgezeichnet, wie er sie empfing. Lagen auch höhere Gebilde klar vor dem innern Sonnenauge der Seherin, das Sprachkleid, in welches sie ihre Gedanken hüllen mußte, blieb den Gesetzen einer beschränkten geistigen Sphäre und herkömmlichen Volkssitten unterthan, aus denen die einfach bürgerliche Frau nie getreten war. Sobald man hie und da über die Form weg zu blicken vermag, schwindet alles Störende. Im Kerne der Ideen ist nichts, was sich nicht mit den erhabensten Vorstellungen vertrüge, die Glauben und Philosophie sich von einer Geisterwelt schaffen mögen; z. B. jener dunkle Zustand irrer Geister, aus dem sie zum Lichte ringen. Ihre Hölle ist, daß sie nicht zu Gott gelangen können, und nur ihre Sünde, ihre Unvollkommenheit hält sie fern von ihm. Das Böse ist sich selbst Strafe. Welche Sehnsucht nach dem Himmel! und die nächtigen Seelen, in welche dieser Strahl noch nicht drang, die das Heilige zu verspotten suchen — wie unselig, wie elend in ohnmächtiger Wuth! — Ist nicht ihr Haß die grimmigste Hölle, Selbstverdammung? wie schön, ja, wenn ich so sagen darf, wie poetisch! Wo sonst denn auch, als in Gott und seiner Liebe, glühte die einzige, die tiefste, wahre Poesie, von der alle andern Dichtungsschimmer nur verwehte Staubfunken sind, Himmelsfeuer, das der Genius stielt? Andernseits beleidigt euch das kindisch abgeschmackte Treiben gewisser Gespenster, das sich, meint ihr, nicht mit Amt und Würde eines Geistes verträgt. Geist ist eben auch keiner da: das sind thierische Seelen, die im

Leben gar nichts thaten, den Götterfunken anzufachen, nur Neigungen des Leibes fröhnend. Er zerfällt, kaum glimmt noch das Geisteslicht, und das Wesen, welches ganz nur Körper war, muß ohne diesen natürlich noch eine geringere Stufe einnehmen, als der Mensch. Und dann mögen wohl Ruf und Wink dieser hülfbedürftigen Geschöpfe aus ihrer grenzenlosen Oede nur sehr unvollständig und verworren bis zu uns dringen.

Moden.

(Schluß.)

„Durch die Beobachtung dieser Verhältnisse versündigt man sich nie gegen die Mode, gegen die wahre Mode, wider welche der Geschmack nie Einsprache einlegen kann, denn Mode ist nur „une mobilité du goût." Ich weiß nicht so recht, wer dies ausgesprochen hat; wenn aber ja ein Hutmacher Montesquieu citiren darf, so meine ich, der Ausdruck sey von ihm. Unsere französischen Hute sind die ersten in der Welt, die leichtesten, geschmeidigsten, besonders aber die proportionirtesten; sie lassen die Stirne frei, und deßhalb sind sie einer Menge kleiner Modifikationen fähig. — So muß für ein Gesicht mit sehr langem Gesichtswinkel der Vordertheil des Huts merkbar oval geschnitten seyn; dies ist unumgänglich nothwendig. Diesem Typus gehören an die Köpfe von Orfila, Lamartine, Lamennais, Garnier-Pagès, Villèle u. s. w."

„Das Publikum weiß recht wohl, welche Bedeutung auch dann dem Hut zukommt, wenn man ihn graziöser Weise in der Hand führt, dem Hut in Aktualität, wie man ihn im Salon gerade vor sich hin hält, so recht unter den Augen der Person, welcher man eine Bitte vorträgt, oder der schönen Dame, der man ein Kompliment macht. Hier gibt der Hut in der Gesellschaft den Händen Beschäftigung und Unterhaltung, und diese Eigenschaft des Huts ist im Winter zu kultiviren. — Im Sommer dagegen muß sich alle Sorge dem Hut als Abschluß des Gesichts zuwenden. Ich habe sehr oft die Bemerkung gemacht, daß lebendige, feurige Geister sich gegen den Zwang einer schweren Kopfbedeckung empören. Dergleichen Leute sieht man auf der Straße mit dem Hut in der Hand, und dies hat seine großen Nachtheile, nur vom Schnupfen und dergleichen zu reden. Mirabeau ging beständig mit bloßem Kopf, und ich habe Royer Collard, Lafitte und Sauzet so gehen sehen. — In der bösen Revolutionszeit, unter der Herrschaft der traurigen, affektirten Sittenrohheit, sah man Deputirte mit dem Hut auf dem Kopf den Sitzungen des Konvents anwohnen, z. B. Bourbon de l'Oise, Lejeune, Legendre u. a. Als aber die Trümmer der anständigen Gesellschaft sich unter dem Konsulat wieder zusammenfanden, als die natürlichen Züge des französischen Nationalcharakters wieder zum Vorschein kamen, da nahm man auch den Hut wieder ab, und er rahmte fortan das Gesicht nur auf der Straße und auf dem Spaziergang ein."

„Mein nach Anleitung der von mir aufgestellten Theorie verbesserter Hut steht somit einerseits durch seine ganze Form mit dem Gesicht in Proportion; andererseits ist er leicht, weich, elegant gebaut und macht erforderlichen Falls, wenn man ihn in der Hand führt, eine ganz graziöse Figur. Diese paar Ideen, für so richtig ich sie halte, haben freilich nicht den Werth, als ob der Hut von Neuem erfunden worden wäre; man wird mir aber hoffentlich die Anerkennung nicht versagen, daß er dadurch veredelt worden ist. Hat es denn so gar nichts auf sich, wenn man einem Gewerbe, das nachgerade alt und stumpf wird, ein Bischen neues Leben gibt, wenn man ein Geschäft, dem man sich von Jugend auf gewidmet, mit Umsicht ein wenig vorwärts bringt? Hat es gar nichts auf sich, wenn man Gesichter ein bischen hübscher macht, die nichts weniger als ganz hübsch sind?"

Jay, Hutmacher.

Jay, Hutmacher! Wie großartig einfach! Wie ganz französisch der philosophische Excurs, und wie ehrlich deutsch die Unterschrift! Hunderte seiner Landsleute und Kollegen hätten gesetzt: „Begründer der Theorie der rationellen Hutconstruktion." Aber dem Mann scheint die Veredlung der Kopfbedeckung seiner Mitmenschen ernstlich am Herzen zu liegen, und jeder Ernst in der Kunst macht bescheiden. Die Ideen des Mannes haben übrigens manche Erinnerung in mir geweckt. — Zu Anfang seines Aufsatzes sagt er: In der unendlichen Mannigfaltigkeit von Gesichtern seyen doch gewisse feste Typen herauszugreifen; er führt deren drei auf. — „Ein Hut für einen Engländer," sagt er, „jung oder alt, ist gewöhnlich mit einem langgezogenen Gesicht in Proportion zu setzen; dies ist wenigstens das Prinzip. Bei einem Hut für einen Deutschen geht man vom runden Typus aus; im Allgemeinen aber gehören die Gesichter auf dem Festlande der ovalen Form an." Was er vom deutschen Typus sagt, ist nicht unrichtig; an den germanischen Köpfen ist in der Regel der obere vordere Theil bedeutend entwickelter, der Durchmesser von einem Jochbogen zum andern größer als bei den celtisch-gallischen; hiedurch wird nothwendig das Gesicht oben in die Breite gezogen und das Oval gestört. Diese Eigenthümlichkeit des Baus bringt es aber ferner mit sich, daß auch der horizontale Querdurchschnitt des Schädels über den Augen sich weiter vom Oval entfernt und vorne eckigter ist, als bei Schädeln mit kleinerem Querdurchmesser der obern Gesichtspartie. Da nun die Hüte durchgängig

gleichmäßig oval gebildet werden, so folgt aus jenem Verhältniß, daß der Deutsche in der Regel weit länger als der Franzose zu suchen und zu probiren hat, bis er einen passenden Hut findet; und der passende zwängt ihn am Ende doch an den Schläfen, und er muß sich erst in den Filz hineinleben, ihm seinen phrenologischen Charakter eindrücken, wodurch zwar der Hut endlich ein Theil seines Wesens, aber auch aus seiner ursprünglichen graziösen Form naturalistisch in diejenige gebogen wird, welche ihm ein nach Jay gebildeter wissenschaftlicher Hutmacher à priori gegeben und mit eigenthümlichem, unverwüstlichem Reiz bekleidet hätte. Daraus folgt ferner von selbst, daß der Franzose weit eher als der Deutsche seinen Hut nonchalamment so oder so aufsetzen kann, wie er ihm in die Hände kommt, während der Deutsche die Marke der Vorderseite suchen muß. Ich erinnere mich, daß ich in Paris ein ganzes Hutmagazin durchprobirte; Aehnliches war mir zwar früher auch in Deutschland begegnet; ich wunderte mich aber damals, denn so jung ich war, wußte ich doch, daß Paris gegen unsere transscendentale Philosophie die Philosophie der Toilette mit Glück in die Wagschale legt, und ich meinte, es müßte einem Pariser Hutmacher ein Spiel seyn, einem barbarischen Schädel einen Hut zu improvisiren, zumal sie kurz vorher beim Einfall der alliirten Heere den Typus genugsam kennen gelernt und wohl auch mit Hüten bedient. Ich erhielt aber damals vom Hutmacher auch nicht die leiseste rationelle Andeutung; freilich wählte ich meinen Hut, was mir jezt nicht einfallen könnte, in der Straße St. Jacques, im Revier der eigentlichen Wissenschaft, und man muß über die Brücken gehen, um die Professoren der Toilette zu finden.

Die oben angedeutete Eigenthümlichkeit unserer Gesichter macht nothwendig, daß manche in die Mode kommende Hutform, welche auf den französischen Durchschnittstypus berechnet ist, vielen unter uns recht sehr übel steht. Mir schweben dabei namentlich jene Hüte vor, welche durch die vorne und hinten nicht breite und seitlich rasch, fast anliegend aufgebogene Krempe sehr schmal erscheinen. Es gibt derbe deutsche Gesichter, welche unter einem solchen neckischen, leicht und verwegen aufgestürzten Hütchen wie ausgequollen aussehen oder wie in einem Hohlspiegel in die Breite gezogen. Man könnte wünschen, daß Jay mit seinen Reformideen durchdränge, wo denn auch bei uns, in der *terra obedientiae*, die Disciplin der Kopfbedeckung laxer, liberaler und mehr *ad hominem* sich gestalten könnte. Aber der Liebhaber burlesker Figuren hat nichts der Art zu fürchten, so lange die absolute Herrschaft der Mode weit besser garantirt ist als irgend eine in Europa.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Schluß.)

Der Besitzstreit. Das neue Lesekabinet.

Für literarische Kriege ist keine Zeit, wo die religiös-politischen Controversen die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Der Krieg der Hegeliten und Antihegeliten, von Halle-Leipzig aus, konnte daher nicht so in's Leben eingreifen, als es zu anderer Zeit wohl der Fall gewesen wäre. Savignys Besitztheorie, von Gans angefochten, gehörte eigentlich in die gelehrten Arenen; aber auch das streng Fachwissenschaftliche kann sich nicht mehr isolirt verschanzen; es wird irgend wie in's Leben hinübergezogen. Damit will ich nicht sagen, daß der Weinhändler, Herr Louis Drucker, der ein Debut seiner Sängerin Achmalia Rindfleisch, und damit ankündigte: es werde sich nun entscheiden, ob der Besitz ihrer Stimme ein Recht, oder ein bloßes Faktum sey, den Besitzstreit populär machte, aber die Streitschriften fanden und finden schon ein größeres Publikum, als sonst. Da ein Studiosus Schaaff für Savigny gegen Gans geschrieben hat, will man wissen, daß Gans einen Studiosus Widder gefunden, der gegen Schaaff die Gans'sche Theorie verfechten wolle.

Das Berliner Lesekabinet, von Rebenstein und Andern gegründet, ist nun in Wirksamkeit getreten, und erfreut sich eines Gedeihens, das bei der Umsicht, mit der es geleitet wird, noch weitere Fortschritte verspricht. Merkwürdig bleibt es immer, daß ein solches Institut im großen Berlin erst 1839 in's Leben getreten ist, und daß noch jezt, ungeachtet der Theilnahme und allgemeinen Anerkennung, die es findet, verständige Leute der Meinung seyn können, es werde nicht bestehen, weil — Berlin nicht die Stadt dazu sey; d. h. weil noch nicht so viel öffentlicher Sinn bei uns herrsche, um an einem öffentlichen Orte, wo Jedermann Zutritt hat, und Jeder gleiche Rechte, das zu suchen, zu lesen, zu durchblättern und zu besprechen, was wir bis da gewohnt waren, zu Hause, im Schlafrock, am Ofen zu lesen; als ob, wenn auch langsam, nicht auch bei uns die Zeit darin fortgeschritten, und andere Bedürfnisse rege geworden wären! Die Zahl derer hat sich bedeutend vermehrt, die nicht mehr Monate lang warten mögen, bis eine Neuigkeit zu ihnen kommt; auch derjenigen, welchen unsere Zeitungen nicht genügen, um von den Verhältnissen, welche auf Klein und Groß zurückwirken, einen klaren Begriff zu erhalten. Aber auch der Gelehrte will die meisten Kämpfe in Wissenschaft, Kunst und Kritik nicht mehr ein Jahr später in der Journalmappe in's Haus getragen sehen; er verlangt nach einem Orte, wo er vorläufig das Neueste durchblättern und von dem Notiz nehmen kann, was seine Aufmerksamkeit fordert. Und wäre es auch nur der Fremden willen; sie dürfen in der Hauptstadt der norddeutschen Intelligenz einen Ort erwarten, den sie in den kleinsten Städten finden, wo Literatur und Journalistik ihnen täglich zur Einsicht offen steht; und die Fremden allein dürften jezt schon ein solches Institut eben so bedingen, wie unterhalten können. Aber es ist zu hoffen, daß das Lesekabinet, wie jezt schon der Anfang gemacht ist, mehr und mehr ein freier Vereinigungspunkt, eine Art literarischer Börse der Berliner Gelehrten, Literaten und Literaturfreunde werde, wo der Fremde die namhafteren kennen zu lernen und zu sprechen Gelegenheit finde, was durch alle unsere literarischen Gesellschaften nicht erreicht ist. So comfortabel die jezige Einrichtung des Kabinets ist, so muß es freilich, um dies möglich zu machen, wie schon angedeutet und versprochen ist, aus einem Kabinet in einen Lesesaal oder Säle sich verwandeln.

Beilage: Kunstblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 76.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 29. März 1839.

— Heil'ge, stille Mutter
Der Gestirn' und himmlischer Gedanken!

Herder.

Liebeleben.

Lyrischer Cyklus von C. Mayerath.

XI.

Du liebst gleich mir ein stilles Sinnen
Gedankenvoll um Mitternacht;
Dann schließt die Seele gern nach innen,
Der Blume gleich, die Blätter sacht.
Am Herzen, wo die Lebensquellen
In heil'ger Schönheit niederrauschen,
Sizt still die Seherin — belauschen
Will sie sich selbst in diesen Wellen.

Und über ihr in blauen Hallen
Entschleiert sich in Lieblichkeit
Mit ihren Sternenkindern allen
Die weite Unermeßlichkeit.
Der Mutter Auge sieht hernieder
Mit einem Blick holdsel'ger Milde,
Da heben leis sich tausend Lieder
Aus jeder Blume im Gefilde.

Heimath und Freiheit! alle Schranken
Der armen Erde brechen ein,
Da schreiten ewige Gedanken
Stumm in die Menschenbrust hinein,
Wie Engel in des Bettlers Hütte.
O seyd willkommen, hohe Mächte,
Und keine rauhe Hand zerrütte
Die große Ahnung dieser Nächte!

XII.

Oft wann von deinem Mädchenmunde quellen
Die Seherworte licht und wunderbar,
Nicht hört mein Ohr die Rhythmen ihrer Wellen,
Doch ist ihr Geist dem Geist lebendig klar.
Wie sich des Eilands schlanke Pappel neigt
Von Uferhöhn zum stillen Meeresspiegel,
Sie sieht tief unter Wogenschlages Siegel
Ihr Bild, das Land, den Himmel, und sie schweigt: —

So ist mir oft, als könnt' ich ganz mich neigen
In deine Seele, hohes Weib, hinein,
Im Heiligthum des Lebens unter Schweigen
Ein unergründliches Beisammenseyn.
All seh' ich sie in deines Auges Glut
Die leuchtenden Gedankenkinder gaukeln,
Die du bewegst; wie leichte Elfen schaukeln
Sie sich geheim in dieser stillen Flut.

XIII.

Jenny, in diesen sanften Tagen
Gedenk' ich gern der kühnen That,
Als ich zuerst mit trunknem Wagen
In offne Lebensschranken trat.
In hundert Bildern mannigfaltig
Wie reich, wie lockend aufgethan
Sah mich berauschend, vielgestaltig
Die Allmacht der Erscheinung an!

Ich fühlte wechselnd mich gezogen
Mit jedem neuen Morgenroth,
Befriedigt hier und dort betrogen,
In höchster Fülle höchste Noth!
So fern das Ziel, so nah die Fehle,
Die Kunst so groß, so kurz die Zeit —
Mir brach der Muth der starken Seele
In dieser Mannigfaltigkeit!

Nun ruht auf Einem schönen Traume
Die Wandermüde selig aus;
Sie baute sich im engsten Raume
Mit dir ein freundlich schönes Haus.
Von hier in einfach großen Zügen
Entfaltet sich das Leben klar,
Und Alles muß sich sanft gefügen,
Was sonst in Streit befangen war.

XIV.

Wie nur die Monde süß vergehen
In seliger Beschaulichkeit,
Wir hören nicht vorüberwehen
Den Adlerflügelschlag der Zeit.
So nah dem ganz gemeinen Leben,
Und seinem Jammer doch so weit,
Erloschen Sorge ganz und Streben
In Einer großen Seligkeit.

Sich wie du bist dem Andern geben
Des Daseyns schönen Traum entlang,
Das ist das ew'ge Liebeleben,
Gedankentiefer Müßiggang!
Kein Suchen hat es je gefunden,
Nichts mit der Erde hat's gemein,
Vollendet ist's, so will's empfunden,
Nachlässig groß genossen seyn.

Der Fasching und die Fasten in Paris.

Das menschliche Leben ist so mechanisch wie ein Uhrwerk, welches in abgemessenen Zwischenräumen aufgezogen wird und nach geregelten Gesetzen abläuft. Jedes Jahr kehren zur festgesetzten Stunde dieselben Freuden, dieselben Lasten und dieselben Verpflichtungen wieder. Zu Weihnachten wird beschcert, zu Neujahr gratulirt, im Fasching getanzt, in den Fasten gepredigt, am Allerheiligentage geweint und am Fastnachtdienstage gelacht. Jede Gewohnheit, selbst die Gewohnheit des Schmerzes und der Langeweile, übt eine unbestreitbare Macht. Ich habe einen Ehrenmann gekannt, welcher seit zwanzig Jahren immer um dieselbe Zeit das Podagra bekam. Eines Tags fand ich ihn über alle Maßen verstimmt, traurig und verdrießlich; warum? weil sein Podagra zur gewöhnlichen Zeit ausgeblieben war und ihm erlaubte, im Zimmer auf und ab zu gehen, anstatt ihn an seinen Lehnstuhl zu fesseln. Er vermißte mit Schmerzen und Kummer das Podagra, welches er sich einmal angewöhnt hatte, wie alles Andere. Aus demselben Grunde, glaube ich, besteht der Fasching in Paris noch fort; er wird jedes Jahr gefeiert, weil es hergebracht ist; denn da die Fasten nicht gehalten werden, so hat der Karneval Sinn und Bedeutung verloren und die Maskeraden und Maskenbälle sind keine eigentlichen Feste mehr, sondern eine von Alters her überlieferte Einrichtung und Sitte, welche mit dem Zeitgeist und mit dem Tode ringt, wie so viele andere abgelebte und abgelaufene Einrichtungen der Gegenwart. Alles fällt und vergeht: Staaten, Minister und Maskenbälle. Wenn die Sitten sich umgestalten, so theilen die Vergnügungen und Belustigungen das Schicksal der Sitten; denn sie sind mit ihnen geboren und sterben mit ihnen.

Für die ehemalige französische Gesellschaft, welche den strengen Regeln der Etikette unterworfen und classenweise numerirt war, hatte ein Maskenball Bedeutung und Reiz. Die Vermischung der Stände, die unerwarteten Abenteuer, die phantastischen Begegnungen, die kecken Intriguen, die Vortheile des Incognito, das Pikante der Vertraulichkeit und des Dutzens, kurz das ganze bunte Treiben und lustige Durcheinander einer Karnevalsnacht gewährte damals einen in der That ungewöhnlichen Genuß. Ein Maskenball war zu jener Zeit eine sociale Revolution und Umkehr, welche um Mitternacht anfing und um sechs Uhr Morgens aufhörte; es war eine Emeute bei Wachskerzen. Dreimal im Jahr feierte die altfranzösische Monarchie eine demagogische Freinacht und verwandelte sich in eine Republik, aber in eine Republik mit sanften, weißen Händen, in Manschetten und gestickten Fracks, deren zudringlichste Vertraulichkeiten einen angenehmen Duft von feiner Lebensart um sich verbreitete, deren größte Ausgelassenheiten stets mit Sammt und Seide gefüttert waren und stets nach dem Oeil-de-Boeuf rochen. In jenen glücklichen Tagen gab es in Frankreich noch keine Journalisten und Belletristen, welche unter dem Schutze der Preßfreiheit, mit Vorbehalt der Kaution,

Geldbuße und Gefängnißstrafe, die Geheimnisse eines Jeden der ganzen Leserwelt in die Ohren schrieen. Die damaligen Zeitungsschreiber und Feuilletonisten waren schöne, liebenswürdige, geistreiche Frauen, welche das Amt einer furchtbaren und angebeteten Tagspresse verwalteten, die unter dem Schutz der Maskenfreiheit seine und spitzige Epigramme, pikante Anspielungen, köstliche Grausamkeiten und süße Verleumdungen in die Ohren flüsterte und Alles sagen durfte und Alles sagte, ohne Kaution zu stellen und ohne vor Gericht geladen zu werden.

Selbst Bossuet hat die Maskenbälle in seinen Schutz genommen; er bemerkt in seiner allgemeinen Geschichte des heiligen und profanen Tanzes, es sey nicht gestattet, auf dem Ball eine Maske zu entlarven. „Die Maske," fährt der berühmte Erzbischof von Meaux fort, „hat sogar das Recht, die Königin des Balls zum Tanze aufzufordern, wenn es auch eine nicht maskirte Prinzessin von königlichem Geblüt seyn sollte; wie ich es auf einem Balle, den der König in Versailles gab, von einer als Krüppel verkleideten und in ein altes Laken eingemummten Maske gesehen, welche die Keckheit hatte, die Herzogin von Burgund aufzufordern, die so gnädig war, die Aufforderung anzunehmen, um die Ordnung des Balles nicht zu stören. Man brachte später in Erfahrung, daß die Maske ein simpler Küchenjunge war; indeß wurde es ihm durchaus nicht übel genommen, weil es eine Freiheit ist, wozu der Maskenball berechtigt."

Man stelle sich vor, welchen Lärm die heutige Finanzaristokratie des Juste-Milieu erheben würde, wenn der Oberkoch in den Tuilerien es sich einfallen ließe, mit der Prinzessin Clementine oder mit Madame Adelaide zu tanzen! Ja, wenn in einer französischen Provinzialstadt der Küchenmeister des Präfekten auf einem Maskenballe mit der Frau des Präfekten oder des reichen Kohlenhändlers tanzen wollte, so würde Jedermann die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und das Ende der Welt prophezeien. Die alte Zeit war die gute Zeit für den Maskenball, welcher damals keine befremdende Anomalie, sondern eine gesellschaftliche Nothwendigkeit war; eine in der That höchst lustige, nicht so traurige Nothwendigkeit, wie die meisten von denen, welche man gegenwärtig zu erdulden hat. Allein was bedeutet ein Maskenball für die durcheinandergemengte, zusammengeschüttelte und von Contrasten wimmelnde Pariser Gesellschaft im Jahr 1839, welche nicht weiß, von wannen sie kommt, was sie ist und wohin sie geht? die wie ein losgeschnellter Kreisel sich in rasendem Umschwung um sich selbst herumdreht und von Tag zu Tag, oder vielmehr von Nacht zu Nacht ihr Daseyn im Schwindel hinschleppt?

(Fortsetzung folgt.)

Englischer Puff.

Der Schreiber dieser Zeilen sammelt schon seit längerer Zeit komische und übertriebene Zeitungsankündigungen aus deutschen, französischen und englischen Blättern, was der älteste Sohn der freien Presse, der Britte, Puffs nennt, und wofür die andern Völker noch keinen Namen haben. Ich bin überzeugt, daß sich die Völker kaum in etwas Anderem schärfer zeichnen, als in diesen Kabriolen, welche ihre Verkaufslustigen vor dem lieben Publikum schneiden. Namentlich wird sich der wesentliche innere Unterschied zwischen esprit, humour und Spaß recht deutlich herausstellen, wenn man drei analoge, sich über verwandte Gegenstände verbreitende und mit dem entsprechenden Nationalsatz gewürzte Annoncen hintereinandersezt. Noch ist es mir nicht gelungen, ein recht charakteristisches Kleeblatt aufzutreiben; Amben besitze ich bereits, und ich werde sie auch mittheilen, wenn keine Puffterne herauskommen will. Da man aber doch einmal anfangen muß, so setze ich einen Puff her, der mir eben unter die Hände kommt, und den ich nicht aufheben mag, weil in Deutschland, wo nach Theateraktien so gar keine Nachfrage ist, sich kein Pendant dazu ergeben wird. Es muß bemerkt werden, daß diese Ankündigung, wenn auch scherzhaft gehalten, nicht etwa ein bloßer Scherz ist.

„An den hohen Adel, die feine Welt und die Liebhaber der schönen Künste insgesammt. Master George Redbreast gibt sich die Ehre, hiemit anzukündigen, daß er beauftragt ist, eine Aktie von 50 Pf. Sterl. zu der vorzugsweise classischen, dabei glänzendsten und besuchtesten Kunstanstalt in den drei vereinigten Königreichen, bekannt unter dem Namen des königlichen Theaters von Drurylane, aus freier Hand zu verkaufen. Diese Aktie, Master Redbreast hat die Ehre und das Vergnügen, solches ausdrücklich bezeugen zu können, sichert ihrem glücklichen Besitzer das unveräußerliche Recht auf ein Freibillet zu, welches Recht keineswegs von der Laune eines etwaigen neuen Unternehmers abhängig, sondern dem Aktionär ganz so wohl erworben ist, wie das Eigenthum besagten Theaters Sr. Gnaden dem Herrn Herzog von Bedford. Master Redbreast entspricht nur seinem Rufe als redlicher Mann, auf den er stolz ist, und dessen er bei den ausgezeichnetsten Personen Großbritanniens genießt, wie unter Andern bei Sr. königlichen Hoheit dem hochseligen Herzog von York, wenn er ausdrücklich erklärt, daß der Käufer besagter Aktie mit derselben das Wahlrecht in Westminster nicht erwirbt. Dieser Umstand kann aber nicht anders, als dem Käufer zur besondern Befriedigung gereichen, da er dadurch dem Lärm und der Langeweile politischer Streitigkeiten überhoben wird, und sich ganz den Eindrücken erhabener Lust hingeben kann, welche Shakespeares entzückende Schönheiten empfänglichen Gemüthern gewähren. Das Theater von Drurylane ist so glücklich gelegen, daß der Aktionär, in welchem Theile der Hauptstadt er auch wohnen möge, zu diesem Tempel des Genies nicht wallen kann, ohne die anziehendsten Auftritte aus dem vielbewegten Leben vor seinen Augen vorübergehen zu sehen. — Master Redbreast ist sich bewußt, daß man nicht fertig würde, wollte man die herrliche Ausstattung des Hauses im Innern, die classische Pracht des Prosceniums, die Geräumigkeit des Orchesters, die Gefälligkeit der Logenschließerinnen, die Bequemlichkeit des Foyers nach Gebühr preisen. In diesem Prachtgebäude kann der Aktienträger seinen Geist bilden und seine Loyalität als britannischer Unterthan rege erhalten, indem er dort Master Van Ambourgh und seine Löwen, und hier Victoriens Lächeln sieht; in minder ernster Stimmung, in den Zwischenakten, mag er den Glanz des feenhaften Kronleuchters mit dem Feuer vergleichen, das aus den Augen der Hofdamen strahlt."

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, März.

(Aus einem Privatschreiben.)

Fasching. J. Strauß. Musik.

Erlassen Sie mir die Schilderung von dem tollen und buntscheckigen Treiben des Faschings; ich danke Gott, daß er vorüber ist. Diese Genußjagd par force, dieser Lustrausch ex officio grenzt an Barbarei. Der Mensch esse, wenn ihn hungert, lache, wenn ihm das Herz aufgeht; die Meisten aber sind Sklaven der Zeit, der Jahre, des Kalenders, und wenn der Sklaventreiber ruft: es ist Mittag, so eilen sie, sich den Magen vollzustopfen, und wenn er ruft: es ist Fasching, so stürzen sie kopfüber zum Tanze und drehen keuchend sich in dem tollen Wirbel, als ob die Hetzpeitsche ihnen um die Ohren schwirrte. Und nirgends ärger als in Wien. Hier, wo es ewig Fasching ist, wo man das ganze Jahr über geigt und tanzt und sich das Leben vollauf schmecken läßt, hier ist man in nicht geringer Verlegenheit, wenn der wirkliche Fasching herankömmt und uns im Namen der Kirche auffordert, des irdischen Leibes zu pflegen. Das neue Jahr hat noch nicht lange begonnen, und wir sind noch etwas erschöpft von den Vergnügungen des verflossenen Jahrs. Allein wir sind gute Christen. Auf, wackeres Oesterreich, vorwärts, thu's den Andern gleich, ruft Uhland — und das wackere Oesterreich erhebt sich wie Ein Mann, und ißt und trinkt und geigt und tanzt und liebt und liebelt dreimal so viel als zuvor. Diesesmal war zwar die Zeit nur kurz zugemessen, denn der Fasching dauerte bloß sechs Wochen; dafür aber war der Messias wieder unter uns — Strauß, Johann Strauß. Ihr da draußen, die, wenn ihr den Namen Strauß hört, gleich an die Züricher Wirren denkt, ihr könnt freilich „unsern" Strauß nicht gehörig würdigen, „unsern" Strauß, der mit seinem Fidelbogen einen so mächtigen Einfluß auf das Gleichgewicht von Europa ausübt. Aber unser Strauß ist sich seiner großen politischen Wichtigkeit wohl bewußt, und ich theile Ihnen die Erklärung mit, die er so eben in einem hiesigen Journal veröffentlichte, und die in der politischen Welt ein ungeheures Aufsehen erregen wird. Das Aktenstück lautet folgendermaßen: „Erklärung. Kaum von meiner Reise aus Frankreich und England zurückgekehrt, lese ich in der Wiener Theaterzeitung einen, der bairischen Landbötin entlehnten, angeblich von mir geschriebenen Brief, von dem mir jedoch durchaus nichts bewußt ist, und in welchem Bemerkungen enthalten sind, welche mit meiner Ueberzeugung von den öffentlichen Zuständen in England nicht im Mindesten übereinstimmen u. s. w. unterz. Johann Strauß." Es versteht sich von selbst, daß es den europäischen Kabinetten nicht gleichgültig seyn kann, wie Strauß über den gegenwärtigen Standpunkt Großbritanniens denkt; wirklich verlautet es, daß nächstens bei Tobias Haslinger unter dem Titel: Meine Ansichten über die öffentlichen Zustände in England, ein Galopp nebst Trio von Johann Strauß erscheinen wird. Da wird's Sprünge geben! — Uebrigens hat die Walzergeigerei, jene obligate Begleiterin der Karnevalsfreuden, keineswegs die höhere Musik verdrängt; vielmehr haben wir, unbekümmert um das Getöse der Dreivierteltakthelden, zwei Künstler zu bewundern Gelegenheit gehabt, von welchen der eine seinen großen, langbegründeten Ruf noch weit übertraf, während der andere, eben weil kein bedeutender Ruf ihm vorauseilte, das Erstaunen Aller in hohem Grade erregte: ich meine den berühmten Violinspieler Molique und den unberühmten, aber kaum minder vortrefflichen jungen Violoncellisten Menter. Molique erregte hier einen Enthusiasmus, wie man ihn in einer Stadt, wo man Paganini und Lipplnsky als die höchsten Pyramiden des Violinspiels betrachtete, kaum denkbar fand. Es ging uns mit Molique, wie es uns mit Lißt ergangen war: so lange er Wien nicht besuchte, glaubte man in Thalberg das Höchste gehört zu haben; jezt ist es anders, Lißt und Molique gelten jezt als die ersten Repräsentanten ihres Instruments, ja Lezterer steht gewissermaßen noch höher, da seine Compositionen von so unbeschreiblicher Lieblichkeit und Originalität sind. Wie lange Molique in der Meinung der Wiener auf diesem hohen Piedestal stehen wird, ist um so schwieriger zu bestimmen, da Ole Bull erwartet wird. — Im Gebiete der dramatischen Musik war es Lindpaintner, der die Ehre der deutschen Tonkunst auf eine glänzende Weise geltend machte. Die Wiener in ihrer vorherrschenden Sinnlichkeit, die sie selbst auf geistige Produktionen übertragen, neigen sich natürlicherweise mehr der italienischen als der deutschen Musik zu. Während diese durch die scharfsinnigsten Combinationen der Harmonie, durch charakteristische Zeichnung des Moments und der Situation auf ein tieferes Eingehen des Hörers Anspruch macht, schwebt jene leichten, melodischen Schrittes heran, mit sanguinischer Heftigkeit das Gehör erfassend, um in leichtsinnigem Wirbel mit ihm zu tanzen und bald erschöpft es wieder fahren zu lassen. Dem Wiener, als dem Mann des Augenblicks, gefällt diese momentane Musik, und der gegenwärtige Pächter des Kärnthnerthortheaters, Signore Ballochino, versäumt nicht, diesen Boden sorgsam anzubauen, da sein Patriotismus mit seinem Interesse hier Hand in Hand gehen. Um so gespannter und mit so bangerem Herzen sahen alle Freunde deutscher Tonmuse der langversprochenen „Genueserin" von Lindpaintner entgegen. Zwei Opern von deutschen Componisten, die eine von Hoven, die andere von Conradin Kreuzer, waren diesen Sommer, wenn auch nicht durchgefallen, doch spurlos vorüber gegangen; wenn Lindpaintners Werk dasselbe Schicksal getroffen hätte, so hätte die deutsche Oper in Wien den Gnadenstoß erhalten. Je banger die Erwartungen aber waren, um desto glänzender war der Erfolg. Die Genueserin machte ein Glück, wie seit Robert der Teufel hier keine Oper es gemacht hat. In den ersten drei Vorstellungen, welche der Componist persönlich dirigirte, mußte man bereits um halb sechs Uhr (bekanntlich beginnen in Wien die Theater um sieben) sich begeben, wenn man in's Parterre gelangen wollte. Kein Apfel konnte zu Boden fallen. Die Ouvertüre und mehrere andere Musikstücke mußten wiederholt werden, und der Compositeur mußte sechs- bis siebenmal unter donnerndem Evviva erscheinen. Die gelehrten Musiker sind besonders von dem zweiten Akt hingerissen, die Dilettanten halten sich mehr an den ersten. Das Verdienst des Tondichters ist um so größer, als er an dem Textbuch einen Mißgriff gethan hat. Der Inhalt ist ungefähr folgender: Der Genueser Adarin, vom Vaterlande verbannt, hat nebst seiner Tochter Bianka und ihrem Geliebten unter fremdem Namen in Venedig Schutz gefunden. Allein ihr eifrigster Feind, Fregoso, hat sie aufgespürt, und nachdem er die Venezianer gegen sie aufgewiegelt, begnügt er sich nicht, daß beide in den Kerker geworfen werden, sondern er besticht den Kerkermeister, damit sie heimlich ermordet werden. Dieses soll dadurch bewerkstelligt werden, daß man eine Schleuße, durch deren Emporziehen das Wasser der Lagunen in den Kerker bringt, öffnet, damit die Gefangenen ihren Tod in den Fluthen finden. Bianka ist die einzige, die gerettet werden soll.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 77.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 30. März 1839.

O miserable mankind, to what fall
Degraded, to what wretched state reserv'd!

Milton.

Landschaftsbilder aus Ungarn.

(s. September 1838, Nr. 210—11.)

Scenen in einem Dorf in Niederungarn.

Es ist in der Fastenzeit. Wir kommen früh Morgens in das Dorf Peiv und hören vom Kirchthurme herab das in dieser Zeit anstatt der Glocken gebräuchliche Klappern mit hölzernen Hämmern. Vor einem Hause sehen wir einen wallachischen (griechisch-unirten) Priester mit einigen Ministranten, welche Gebete halb singend, halb murmelnd hersagen. So wie diese geschlossen sind, treten aus dem Hause zwei Männer, welche eine Leiche in einer Art von Hängematte tragen, die an zwei Stangen befestigt ist. Die ganze Begleitung besteht, außer den Angeführten, aus einigen wenigen Bauern, die, in ihre Pelzbundas gewickelt, mit der gleichgültigsten Miene von der Welt folgen. Der Regen hat den schwarzen, fetten Boden an der Oberfläche erweicht und das Gehen äußerst unsicher gemacht. Im Geschwindschritt geht es mit der Leiche längs des Dorfes fort nach dem Friedhofe. Die beiden Träger gleiten bald rechts, bald links aus, und wir gewärtigen jeden Augenblick, daß sie mit dem Sarge fallen werden. Die Ministranten begleiten den monotonen Gesang des Priesters, in welchem er die Gebete für den Verstorbenen vorträgt; sie treiben aber während dem allerlei Possen. Die ganze Ceremonie ist im höchsten Grade profan, ja entwürdigend.

Auf dem Friedhof angekommen, wird die Leiche einen Augenblick neben das Grab gestellt, der Priester murmelt ein Gebet, die Knaben treiben ihr Wesen fort; der Eine mit dem Rauchfaß zeigt selbst beim Schwingen desselben Frivolität. Wir mustern den Sarg, der bald verscharrt seyn wird, mit einigen Blicken. Er ist mit einem Lappen, wie ihn nur ein Bettler sich umhängen möchte, bedeckt, und da dieser abgenommen wird, sehen wir das jammervolle lezte Kämmerlein des Verstorbenen. Rohe Bretter sind mit Charakteren bekleckt, deren Deutung wir gar nicht versuchen wollen. Bald senken ihn die Träger in die Erde, die Erdschollen poltern darauf, die Leichenbegleitung eilt hinweg und die Ceremonie ist zu Ende.

Indem wir zurückkehren, um die Kirche zu sehen, begegnet uns ein in raschem Trabe mit vier Pferden daher fahrender Wagen. Der Bauer, welcher seine Pferde vom Kutschersize herab lenkt, treibt seine Rosse mit Zuruf und Peitschenknall an. Sie sezen sich in Galopp, aber da gleitet das Handpferd aus, stürzt nieder und wird, da die andern nicht so bald zum Stehen gebracht werden können, eine Strecke von mehr denn zwanzig Schritten fortgeschleift. Endlich steht der Wagen still, die Passagiere bleiben mit bewundernswerthem Gleichmuth im Wagen.

und nur ihr Diener steigt mit dem Bauer herab, um dem Pferde wieder aufzuhelfen. Dieses ist von dem Nagel an der Deichsel an der Seite im Zickzack bis tief in's Fleisch verwundet und vergießt einen Blutstrom. Der Bauer kratzt sich hinter den Ohren; einige Bursche laufen heran, denen er das arme Thier übergibt. Sogleich kuppelt er seine drei gesunden Pferde neben einander an die Deichsel, bringt Alles in Ordnung, besteigt seinen Sitz und fährt nach wie vor im raschen Rennen davon.

Wir treten in die Kirche. Die Einfachheit, welche wir hier finden, geht bis zur Aermlichkeit; ihr aber entspricht auch die Gleichgültigkeit und Gedankenlosigkeit, die wir am Geistlichen wie am Volke sehen. Sähen wir nicht mehrere Symbole des Christenthums, wir würden kaum errathen, daß wir in einem christlichen Tempel sind. Wer könnte da wohl lange verweilen! — Wir gehen das Dorf hinab und werden aufmerksam auf mehrere runde Gebäude, die auf niedrigen Säulen ruhen. Es sind Roßmühlen, die einzigen, die man in vielen Dörfern Niederungarns hat. Ein paar elende Pferde treiben das horizontal stehende Schwungrad, welches meistentheils so schlecht conditionirt ist, daß es in seinem Umschwunge bald die Erde berührt, bald wieder in die Höhe steigt. Ein Bauer sitzt gemächlich auf einem innern Balken der Maschine dicht hinter seinen Gäulen, die er fleißig antreibt. Auf beiden Seiten ist ein Mühlenhaus, wohin vom Schwungrade aus eine Welle geht und das Werk in Bewegung sezt. Schlechtes, mit Unkrautsämereien verseztes Getreide mahlen sich in diesen Mühlen die Bauern meistentheils selbst. Bei ihrer Ungeschicklichkeit und dem unvollkommenen Mechanismus bringen sie ein Mehl heraus, das ein schwarzes, elendes Brod gibt.

Wir treten wieder in's Freie und begegnen einer Heerde von Büffeln. Diese fast dem Rhinoceros ähnlichen Thiere schreiten gravitätisch einher und geben uns im Vorübergehen ein Concert, was unsere Ohren zerreißt. Ihr Brummen und Brüllen ist wahrhaft abscheulich und zwingt uns zur eiligsten Entfernung. Erstaunen muß man über die Aehnlichkeit, welche der Hirt mit ihnen hat, wenn er eben so gravitätisch, wie sie, in seiner, das Rauhe nach außen gekehrten schwarzen Pelzbunda hinter ihnen hergeht und in seinem Zuruf den Ton seiner Schaar genau trifft. — Als lezte Figur dieses Bildes treten die weißen zottigen Wolfshunde auf. Aus jedem Hofe schießen, wenn etwas vorübergeht, zwei bis vier derselben heraus und drohen, den Wanderer zu zerreißen. Wir sind besorgt um den Hausirjuden dort, welcher von Haus zu Haus geht, und auf den sich ihr ganzer Grimm richtet. Doch er kennt ihre Gemüthsart und weiß sie zu behandeln. Dem wirft er einen Brocken hin, einem andern zeigt er seinen Stock, und um sich für alle Fälle zu sichern, hält er selbigen stets hinter sich und schnellt ihn zuweilen, wenn ihm eine der Bestien zu nahe kommt, plötzlich in die Höhe, was sie denn alle in einer gewissen Entfernung von ihm erhält. Sonderbar genug, halten sich diese Thiere fern von uns und bellen uns nur in einzelnen Lauten zu, als wollten sie uns begrüßen. Sie richten sich nach dem Kleide des Mannes; wer anständig gekleidet ist, hat überall Ruhe vor ihnen.

Der Fasching und die Fasten in Paris.

(Fortsetzung.)

Welchen Sinn hat ein Maskenball in einer so aufgeblasenen, so abenteuerlichen und so mit Abenteurern angefüllten Welt, wie Paris, wo man sich das ganze Leben hindurch verkleidet und mystifizirt? Kann man den Unterschied der Stände zur allgemeinen Belustigung aufheben, wenn alle Vorrechte der Geburt und des Ranges schon längst abgeschafft sind? Kann man mit Lust und Behagen die umgekehrte Welt spielen, wenn die bestehende Ordnung der Dinge eine umgekehrte Welt bietet? Die Contraste reichen sich in Paris jeden Tag die Hände; die Extreme fallen sich einander in die Arme. Garnier-Pagès und Guizot sind beide Mitglieder der Coalition; Persil, der zornentbrannte Generalprokurator, der die zermalmendsten Reden gegen die Opposition geschleudert und der zuerst den famösen Ausspruch gethan: „der König herrscht und regiert," wird abgesezt, weil er zur Opposition übergegangen ist und mit denjenigen gemeinschaftliche Sache gemacht hat, welche das Stichwort im Munde führen: „der König herrscht und regiert nicht." Wozu hat man in Paris Fasching und Maskeraden nöthig, wenn Lamennais, die ehemalige Säule des Throns und Altars, den Sanscülotten spielt; wenn Georges Sand, die geschworene Feindin der Ehe, das Familienglück schildert; wenn Camille Roqueplan und Eugen Deveria, die Urheber der meisten obscönen Bilder, welche verstohlen im Palais-royal feilgeboten werden, Madonnen in die Kunstausstellung schicken; wenn man im Café anglais von dem Silberzeug der Montmorencys speist, deren Wappen bekanntlich der liebe Herrgott durch einen expressen Eilboten dem Noah in die Arche nachsandte; wenn an dem Hotel des Fürsten Talleyrand, welches Kaiser Alexander von Rußland bei seiner Anwesenheit in Paris bewohnte, eine Tafel aushängt, worauf zu lesen steht: à louer pour boutiques? Was ist die Zügellosigkeit eines Maskenballs, dessen ephemere Herrschaft von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang dauert, in Vergleich mit jener zermalmenden Zügellosigkeit des modernen Pariser Treibens, dessen Saturnalien das ganze Jahr über dauern? Die unerwarteten Begegnungen, die grausamen

Enttäuschungen, die glücklichen Zufälle spielen nunmehr in einer größeren Sphäre: man intriguirt nicht mehr auf den Maskenbällen, sondern an der Börse; die kleinen galanten Schelmenstreiche der Bassompierre und Richelieu haben den großen Spitzbubenstreichen der Robert Macaires und Bertrands Platz gemacht. Ist nicht das öffentliche Leben in Paris ein unbeschreibliches, riesenmäßiges Gewirre, in welchem sich einzelne hervorragende, mit Tugendgrundsätzen geheimnißvoll verschleierte und mit hochherzigen Gesinnungen maskirte Gestalten bewegen? Sind nicht die Deputirtenkammer, die Coalition und die Journale die Hauptmaskeraden und der wahre Fasching in Paris?

Der andere hergebrachte Karneval ist deßhalb jedoch keineswegs aufgegeben; im Gegentheil, nie ging es während der im Kalender bestimmten Faschings- und Fastenzeit toller her, als gerade in diesem Jahr; und doch gibt es keine erkünstelteren Vergnügungen, als die Maskenbälle und Maskeraden auf den Boulevards am Sonntag vor Aschermittwoch, am Fastnachtdienstag und am Donnerstag der Mittfasten. Die Witterung war dieses Jahr günstiger als gewöhnlich. An den ersten bee ebengenannten drei Tage sah man wenig Wagen und wenig Masken. Gegen drei Uhr Nachmittags waren indeß die Boulevards von der Madeleine bis nach dem Tempel hinaus so belebt und mit Menschen bedeckt, daß man hätte glauben können, es werde irgendwo ein großes Narrenfest aufgeführt. Aber am Faubourg du Temple war ich Augenzenge einer wehmüthigen Episode. Ein Leichenwagen, von prächtig aufgeschirrten Pferden gezogen, mit weißen Draperien geschmückt und mit einem schwarzen Tuch umhangen, in welches silberne Thränen gestickt waren, fuhr quer über den Boulevard durch die Menge der Neugierigen und die zwei Reihen Equipagen, welche einen Augenblick Halt machen mußten. Diesseits und jenseits des Leichenzugs hielten unbedeckte Fuhrwerke mit Masken, welche sich über die Straße hinüber mit den unflätigen Redensarten des Catéchisme poissard gegenseitig anheulten: diese Fuhrwerke hatten Ladendiener und Studenten mit ihren Maitressen und Grisetten geladen; der Leichenwagen brachte die Tochter des Deputirten Teste nach dem Kirchhof des PèreLachaise.

Der Fastnachtdienstag bringt ganz Paris auf die Beine und auf die Boulevards. Die reichen Leute fahern in Equipage, die Mittelclassen gehen theils zu Fuß, theils miethen sie Fiaker; das gemeine Volk steht an diesem Tage früh auf, begibt sich um zehn Uhr in's Leihhaus, borgt sich ein Costüm und durchtobt dann die Hauptstadt in allen Richtungen. Die Masken waren dieses Jahr, wie immer, wenig sinnreich und glänzend. Der Donnerstag der Mittfasten ist das Fest der Wäscher aus den um Paris liegenden Dörfern. Einige Blätter hatten angezeigt, daß an diesem Tage eine ganze Beduinencaravane mit Weib, Kind und Vieh über die Boulevards ziehen werde; die Kameele zu diesem Maskenzuge seyen expreß aus Afrika verschrieben. Diese Nachricht und der herrliche Sonnenschein hatten frühzeitig eine große Menge Neugieriger an die Fenster und auf die Trottoirs gelockt; Jedermann wollte das angekündigte Schauspiel mit eigenen Augen sehen; leider blieben die Kameele und die Beduinen aus. Die Wäscher von Boulogne, Neuilly, Vanvres, Issy u. s. w. zogen dagegen in einer schnurrigen Prozession von drei- bis vierhundert Mann auf; sie waren zu Pferd und zu Wagen und hatten ihre Weiber und Kinder bei sich. Die Pariser schienen sich über diese grotesken Verkleidungen der Banlieue sehr zu ergötzen; überall, wo der Zug vorbeikam, erhob sich ein unbändiges Geschrei und Gelächter.

Die Maskenbälle hatten diesmal einen unermeßlichen Zulauf. Kaum ist es zehn Tage oder vielmehr zehn Nächte her, da sprangen und tanzten hunderttausend Individuen auf den hiesigen Tanzböden herum, wie wenn die Sonne zum lezten Male aufgegangen und das Klapphorn Dufrèsnes die Posaune des jüngsten Gerichts gewesen wäre. Jedermann schminkte, salbte, bepuderte, maskirte, betäubte und berauschte sich, kurz lebte ganz der gesunden Vernunft zuwider, weil es hieß, es sey zuwider. Niemanden kam es in den Sinn, nach einem tristigeren Grunde zu fragen; Jedem war damit gedient, daß er seine Taschen leeren, seine Gesundheit ruiniren, Arbeit und Ruhe im Stich lassen, ungetreuen Maitressen nachlaufen und von treulosen Dominos an der Nase herumgeführt werden konnte. Alle meinten, das müsse so seyn und der Karneval dulde keinen Ungehorsam; deßhalb hat auch Jedermann frisch Hand an's Werk gelegt und seine Pflicht und Schuldigkeit gethan. In der großen Oper, in der komischen Oper, in den Variétés, in der Renaissance, bei Musard, bei Dufrèsne, bei Valentino, bei Jullien, bei Tolbecque, überall, wo flammender Punsch, tolle Laune, lachende Masken und geheimnißvolle Dominos das Regiment führten, schlug der Fasching sein Hauptquartier auf.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, März.

(Schluß.)

Lindpaintners Genueserin. Theater. Akademie.

Auf Biankas dringendes Bitten gestattet ihr der Kerkermeister, Abschied von ihren Lieben zu nehmen. Mittlerweile erscheint Fregoso mit seinem Begleiter, und ohne die Gefangenen im Dunkel zu erblicken, eilt er in den unterirdischen Kerker hinab, dessen Thüre Bianka schnell zuschlägt und den Feind in der eigenen Falle tödtet. Ein Gnadenbrief des

Dogen bringt ihrem Vater und Geliebten die Freiheit, und in dem Ueberbringer dieses Briefes erkennt Adorin seinen Sohn, der jezt der Schwiegersohn des Dogen ist. — Man sieht, daß die Intrigue dieses Stückes eben keine hervorragenden dramatischen Momente bietet, und was die Oper in dieser Beziehung Charakteristisches besizt, ist einzig und allein der Auffassung des Compositeurs zu Gute zu schreiben. So z. B. ist der Moment, wo der Morgenstrahl in den Kerker fällt, von großartiger Wirkung, ein Moment, den der Tondichter dem kahlen Boden des Sujets offenbar mit Gewalt abgerungen hat. Wie bei allen Compositionen Lindpaintners, bestehen auch in dieser Oper die Glanzpunkte mehr in den Ensemblestücken, als in den Arien und Cavatinen. Lindpaintner ist viel zu sehr Dramatiker, als daß er bei diesen musikalischen Monologen und lyrischen Einzelnsängen lange verweilen könnte. Die Massen sind sein Element. Wenn die Bässe und Violinen, die Flöten und Hörner, Soprane und Tenore im wilden Sturm gegen einander brausen, da wird ihm wohl, da wird sein Geist immer kühner, freier und großartiger, wie ein Feldherr beherrscht er die gewaltigen Massen und führt sie mit überraschenden Wendungen siegreich aus der Schlacht. Daß es Lindpaintner nicht an Zartheit, Gefühl und Melodie fehlt, um das Lied oder, um den Modeausdruck zu brauchen, die Arie zu behandeln, davon sind in der „Genueserin" vielfache Beweise; aber es ist, als ob er gezwungen dabei verweilte, wie Jemand, den die Höflichkeit in einem engen Zimmer festhält, während seine Seele sich hinaussehnt in den Wald, in's Feld, in's Freie. Ich glaube Lindpaintner nicht besser zeichnen zu können, als wenn ich Spohr seinen völligen Gegensaz nenne. Spohr [illegible] minder geübter Feldherr; aber inmitten der Schlacht ergreift ihn das Heimweh; wie jener Schweizer im Volkslied wirft er das Schwert und die Partisane weg und schwimmt durch den Fluß zu seinen heimathlichen Thälern, deren sanfte Melodien sein Herz erfüllen; seine weiche Seele, seine Schwermuth gefällt sich besser, unter einem Baume sizend ein rührendes Lied zu singen, als im Getümmel den Schlachtgesang anzustimmen; Lindpaintner hingegen gleicht dem Percy Heißsporn, der inmitten der Liebkosungen seiner Gattin nach Kampf und Aufruhr und Feldgeschrei sich sehnt. Wie es heißt, wird Lindpaintner, höheren Aufforderungen zufolge, im nächsten Jahre uns wieder eine neue Oper vorführen. Der hier von allen Kreisen mit der größten Auszeichnung behandelte Meister soll eine Tondichtung im heiteren Genre versprochen haben, und man ist nicht wenig gespannt, wie er dieses Versprechen lösen wird. — Während nun aber das Kärntnerthortheater mit der Lindpaintnerschen Oper einen so glücklichen Wurf gethan hat, war das Burgtheater in der Wahl seiner Novitäten weit weniger glücklich. Mit Ausnahme einer mißgestalteten Farce, betitelt „die Perrücke," und einem einaktigen Drama von Wertheimer, „der Hirtensohn," welches eben auch nicht zu den guten Bühnenstücken gehört, sahen wir wieder einige jener französischen Uebersezlinge, welche seit einiger Zeit ein so warmes Nest auf diesen Brettern gefunden haben, ohne gerade dazu beizutragen, diese Bretter in ihrem ursprünglichen Glanz zu erhalten. Es gibt hier eine Classe sogenannter Kunstkenner, welche unbedingt gegen alle Produktionen des französischen Lustspiels losziehen und gegen jede Uebersezung dieser Art toben und schmähen. Das heißt das Kind mit dem Bade ausschütten. Wir Deutsche haben nun einmal kein Lustspiel und müssen den größten Theil unseres Bedarfs von jenseits dem Rheine herüber holen; ja selbst, wenn wir an Originallustspielen nicht so großen Mangel hätten, warum sollte man ein geistreiches Werk, welches in einer fremden Sprache gedichtet wurde, nicht auch der deutschen Bühne zugänglich machen? Wenn ein so ausgezeichnetes Lustspiel wie Scribes „Camaraderie" den deutschen Theatern zugeführt wird, so können wir uns dieses recht wohl gefallen lassen; ja, wir sind dem Bearbeiter (Dr. Römer) für die undankbare Mühe, es unsern Censur- und Societätsverhältnissen anzupassen, um so mehr verpflichtet. Aber das dürfen und müssen wir verlangen, daß das übertragene Stück ein ausgezeichnetes sey; wir, die wir so streng über unsere einheimische Literatur zu Gerichte sizen, haben uns das Recht wohl erworben, gegen die Mißgeburten einer fremden zu protestiren. Wir, die wir über die Lustspiele Blums, Albini's und theilweise auch Bauernfelds und Raupachs so rücksichtslos aburtheilen, können wir es uns gefallen lassen, daß man die Wechselbälge des Theaters des Variétés oder der porte Saint-Martin in unsere Mitte einführt? Man kann es verzeihen, wenn, wie es im Laufe dieses Monats hier der Fall war, eine geistreiche und beliebte Schauspielerin ausnahmsweise ein Drama übersezt, dessen Tendenz schwerlich die Genehmigung Lessings erhalten haben würde; was aber soll man sagen, wenn ein Machwerk, wie „der Militärbefehl" uns vorgeführt wird? ein Unding, welches selbst in einem Vorstadttheater von Paris nur durch die napoleonische Zeitfärbung sich erhalten haben mag, während hier das Ganze sinnentstellend in die Zeit Friedrichs II. zurück verlegt und so das lezte Interesse aufgegeben wurde. — Große Sensation erregten die beiden Artikel in der allgemeinen Zeitung hinsichtlich der Gründung einer Akademie der Wissenschaften in Wien; besonders der gegen Littrow: „über die Akademie der Wissenschaften ohne Geschichte" betitelt, welche eine elektrische Wirkung. — Im Allgemeinen war das Resultat dieses Streites die Ueberzeugung, daß es mit der in Frage befindlichen Akademie noch im weiten Felde steht. In der That ist die Errichtung eines solchen Instituts in Wien mit so unendlichen Schwierigkeiten verbunden, daß die Realisirung, so wünschenswerth sie ist, kaum denkbar scheint. Wenn schon Leibniz an diesen Klippen mit seinem Plan gescheitert ist, so hat sich indeß die Zahl derselben eher vermehrt als vermindert. Schon die Ländermosaik des österreichischen Staatskörpers ließe keine Einheit der Anstalt aufkommen. Paris, Berlin, München, Petersburg vertreten in ihren Akademien die geistige Richtung Einer Nation; es sind Franzosen, Deutsche, Slaven, die troz dem, daß sie die allgemeinen Interessen der Wissenschaft, der Menschheit fördern, in ihrer Nationalsprache ein Band haben, welches sie näher an einander fesselt; hier sind es Deutsche, Slaven, Magyaren, Italiener, deren verschiedene geistige Eigenthümlichkeiten in dem Focus Eines Nationalinstituts zusammenfließen sollen; — in Wahrheit eine große Aufgabe. Schon die Sprache, in welcher die Vorträge gehalten werden sollen, so geringfügig der Umstand auch scheint, und vielleicht ist, wird zum Stein des Anstoßes, und hundert andere folgen ihm. Die Gelehrten haben ihre Whims troz dem Engländer. So z. B. gibt der berühmte Slavist Schafarik in Prag sein Werk über die slavischen Alterthümer, eines der merkwürdigsten, die je im Gebiete der Archäologie erschienen, in böhmischer Sprache heraus. Ein reisender Gelehrter befragte ihn, warum er seine so wichtigen Forschungen nicht in einer bekannteren Sprache veröffentliche: wenn Jemand sie kennen will, so mag er böhmisch lernen, war die stolze Antwort.

Beilagen: Intelligenzbl. Nr. 9 u. Monatsreg. März.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 9.

Sonnabend, 30. März 1839.

[98]

Urquhart Geist des Orients.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Geist des Orients

erläutert in einem Tagebuche
über

Reisen durch Rumili,

während einer ereignißreichen Zeit.

Von

D. Urquhart, Esq.

Aus dem Englischen übersetzt von

F. Georg Buck.

Erster Band.

gr. 8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Jeder Reisende, der dem Publikum ein Werk vorlegt, setzt voraus, daß er neue Thatsachen oder Ideen mitzutheilen, oder irrige Angaben oder Meinungen in den Werken seiner Vorgänger zu berichtigen habe. Ist das richtig in Beziehung auf uns nahe liegende Länder, mit deren Sprache, Einrichtungen und Gebräuchen wir völlig vertraut sind, so muß es noch viel anwendbarer auf ferne Länder seyn, deren Sitten und Einrichtungen den unsrigen unähnlich, mit deren Sprache wir nun einmal nicht bekannt sind, von deren Literatur wir nichts wissen, mit deren Gesellschaft wir nie zusammengekommen, zwischen deren Bewohnern und unsern Landsleuten selten oder nie Freundschaft besteht. Wer zufällig in solch einem Lande reiset, muß, da es ihm unmöglich ist, genau zu beobachten, eine Menge oberflächliche Eindrücke in sich aufnehmen, die er dann bei seiner Heimkehr eben so leicht und bunt verbreitet, wie er eben sie empfangen. Nicht sowohl in dem Glauben daher, daß Vieles zu berichtigen sey in den Meinungen, die aus solchen Nachrichten in Bezug auf solche Länder entstanden sind, von denen dieses Werk handelt, sondern in der Ueberzeugung, daß man gar nichts davon weiß, übergibt der Verfasser diese Blätter, als die Frucht eines zehnjährigen Aufenthaltes, den er unablässig anwendete, den Geist der Volkssitten zu studiren und die nöthige Belehrung zu erlangen, um über die in denselben beschriebenen Länder zu urtheilen.

Stuttgart und Tübingen, März 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[131] **Neue bemerkenswerthe Musikalien,** welche so eben im Verlage der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung in Berlin erschienen und durch alle solide Buch- und Musikhandlungen, auch in Wien, Prag, Pesth, Lemberg etc. um beigesetzte Preise (1 Thlr. = 1 fl. 20 kr. C.-M.) zu beziehen sind:

Adam, 4 airs fav. de l'Opera „Au fidèle berger — Zum treuen Schäfer" p. Piano en Rondos p. Sallenuwi. ½ Rthlr.

Auswahl der beliebtesten englischen, schottischen u. irischen Gesänge. Mit englisch. u. deutsch. Text u. Piano 7 No. à 4 Gr.
1. Bonnie Prince Charlie — Braver Prinz.
2. The last rose — Die letzte Rose.
3. T'was within a mile — Kaum eine.
4. My heart is sair — Mein Herz.
5. Gloomy winter's now awa — Kalt entfloh
6. Auld Robin Grey — Alt Robin.
7. Rule Britannia — Herrsch' Britannia.

Banck, 2 Italienische Canzonetten Op. 33. 10 Gr.

Bellini, 4 airs fav. de l'Opera: I. Puritani, arr. en Rondos p. Piano p. Töpfer ½ Rthlr.

Blum, 6 Gesänge, ital. u. deutsch 2 Hefte à ⅔ Rthlr.

Burgmüller, Soirées du Pianiste. Op. 21 — 24. 4 Livr.
1. Gr. Valse en forme de Rondo brill. ⅓ Rthlr.
2. Boléro a. l. Romance fav. Racine ½ Rthlr.
3. La Poste en forme de Rondo ⅓ Rthlr.
4. Valse pastorale en forme de Rondo ½ Rthlr.

Cäcilie, Sammlung von Duetten mit Begl. des Piano; 11 No.
Clapisson, L'homme à la Jaquette — Der Nachtwächter für Tenor und Bass ¼ Rthlr.
Gabussi, La Barcarole, Il tempo, La Calabraise, auch mit deutsch. Text für 2 Soprane à ¼ u. ⅓ Rthlr.
Halevy, La chauve-souris — D. Fledermaus f. Sopr. u. Bass 14 Gr.

Huth, Frühlingssehnsucht 1/4 Rthlr.
Lafont, Idol de ma vie — Du meines f. 2 Soprane 4 Gr.
Masini, Naples, Le lac, Loin des bruits. Mit deutsch. Text f. 2 Soprane à 4 — 6 Gr.
Niedermeyer, E pena troppo — D. Qual f. 2. Sopr. 1/4 Rthlr.
Cerulli, Donizetti, Gabussi, Leichte u. gefällige Singübungen in Arietten mit deutsch., ital. u. franz. Text u. Piano 1 Rthlr.
(Vocalises faciles et agréables avec Methode.)
Cherubini, Solfeggien f. Mezzo-Sopran mit Piano 1 Rthlr.
Choix de Romances franç. et d'Ariettes italiennes f. eine Singstimme mit deutschem Text u. Piano No. 143 — 180 par Cerulli, Dessauer, Donizetti, Huth, Masini, Meyerbeer, Panseron, Puget, Reissiger, Vaccai à 4 — 8 Gr.
Chopin, 2 Nocturnes p. Pfte. op. 32 arr. à 4 ms. 5/6 Rthlr. (dito p. Piano 5/6 Rthlr. — Rondo 1/2 Rthlr.)
Curschmann, 2 Lieder u. Canzonette mit Piano Op. 20. 2/3 Rthlr.
Czarny, Nouveaux Amusements de Salon. 6 Rondolettos et Variations brill. et faciles sur des airs fav: 1. Hannchen vor allen. 2. Lied des Thadäus. 3. Ich weiss eine Mühle. 4. Was soll ich in der Fremde thun. 5. Ich bin ein Preusse. 6. Denkst du daran. Op. 538. 541. 542. No. 1 — 3 à 1/2 Rthlr. No. 4 — 6 à 10 Gr.
Donizetti, Aria di bravura für Sopran aus Anna Bolena. Italien. u. deutsch mit Piano 10 Gr.
— Arie aus Il furioso — Der Wahnsinnige „Reggio d'amore" 4 Gr.
— 2 Arien aus Belisario.
Ernst, 3 Rondinos p. le Violon seul (av. Acc. de Violino II ad lib.) Op. 5. Nathalie de Careffa, Robert le diable de Meyerbeer, La Tentation de Halevy.
dito p. Violon avec Piano.
Fürstenau, Les délices de l'Opera. Mosaique et Rondolettos p. l. Flûte av. Acc. de Piano Op. 126. 4 Cah:
1. Adam, Le Postillon de Lonjumeau 2/3 Rthlr.
2. Donizetti, L'elisire d'amore — Der Liebestrank.
3. Halevy, Guido et Ginevra 2/3 Rthlr.
4. Bellini, La sonnambula — D. Nachtwandlerin.
Gerd et Panofka, Erleichterungen für 2 Violinen, enth. 16 der beliebtesten Themas a. d. neuesten Opern. Heft IV. 1/3 Rthlr. dito f. eine Violine.
Gernlein, 4 Berlin-Potsdamer Eisenbahn-Galoppe f. Piano. Mit Vignette 1/2 Rthlr., einzeln à 4 Gr.
Gabrielsky, Sammlung der beliebtesten Märsche der K. Preuss. Armee, arr. f. Violine oder Flöte. Heft 5 u. 6 à 1/3 Rthlr.
Händel, Arie aus Judas Maccabäus: „Er nahm den Raub — From mighty king." 2/3 Rthlr. Arie aus dem Messias: „Ich weiss, dass mein Erlöser — J. know 1/3 Rthlr.
Halevy, Ouverture a. d. musikal. Sprache f. Piano 1/2 Rthlr.
Haydn, 2 Arien aus der Schöpfung: „Auf starken Fittigen — On mighty pens." Nun beut die Flur — 1/3 Rthlr.
Henselt, Ad., 2 Nocturnes p. Pfte. op. 6, dédiés à l'Impératrice de Russie 2/3 Rthlr., arr. à 4 ms. 3/4 Rthlr.
— Poëme d'amour (H'dur Etude) Op. 3. Mit Vermehrung u. Erleichterungen 3/4 Rthlr., arr. à 4 ms. 3/4 Rthlr.
Herz, J., 3 Rondos s. l. airs de ballet de Stradella, Opéra de Niedermeyer p. Piano Op. 23 à 1/2 Rthlr.

Huth, 4 Gesänge v. Eichendorff f. eine Singstimme Op. 15. 3/4 Rthlr.
— 6 Lieder f. eine Singstimme Op. 18. 3/4 Rthlr.
— Die Post — für eine Singstimme mit Begl. des Piano u. Violoncelle oder Horn Op. 23.
Klage, Die Scalen (Tonleitern) der Dur- u. Moll-Tonarten für d. Pianoforte mit ihren Accorden, Schluss-Cadenzen u. richtigem Fingersatz. Für Lehrer u. Lernende. Neue Auflage 1/2 Rthlr.
Köhler, Fantasie über Templer und Jüdin von Marschner f. Pfte. Op. 59. 2/3 Rthlr.
Kücken, Ernste und heitere Lieder für eine Singstimme mit Begl. des Piano Op. 23. Heft I 20 Gr. Heft II 2/3 Rthlr.
Löwe, Fabellied „Der Maikäfer v. Reineck" mit Piano Op. 64. 3/4 Rthlr.
Lortzing, 4 airs fav. de l'Opéra Czaar und Zimmermann arr. p. Piano en forme de Rondos p. Töpfer 1/2 Rthlr.
Lvoff, Fantaisie sur des airs russes p. Violon av. Acc. de l'Orchestre, — dito avec. Piano.
— Russische Volkshymne „Gott erhalte den Czaar" für eine Singstimme mit deutsch. u. russ. Text 4 Gr. dito arr. p. Piano à 4 ms. 4 Gr.
— Bergmannsgruss f. 3 Stimmen 1/3 Rthlr.
Malibran, Pensées. 12 Romances avec Piano. Mit franz., deutsch. u. englisch. Text 1 1/3 Rthlr., einzeln à 4 Gr.
— dito. 4 Duos (à voix égales) 1/3 Rthlr.
Marschner, 6 Lieder v. Glasbrenner für eine Singstimme mit Piano Op. 96. 1 Rthlr.
Mendelssohn-Bartholdy, 3tes Volkslied, zweistimmig mit Begl. des Pfte. 1/3 Rthlr. No. 1—3 compl. 1 Rthlr.
Mercadante, Aria di bravura p. Soprano aus Emma d'Antiochia, ital. u. deutsch 14 Gr.
Meyerbeer, Romance, Marguérites de mes prairies — Blümlein 1/3 Rthlr.
— Gesammelte Lieder und Romanzen Heft 3 u. 4 à 1 Rthlr.
— Arie f. Sopran aus Robert d. Teufel ohne Chor: „Idol de ma vie — Idol du meiner Seele." 1/2 Rthlr.
Osborne, Gr. Variations sur un Air montagoard p. Piano. Op. 18. 3/4 Rthlr.
Pacini, Aria di bravura p. Soprano „Sommo cielo — Ewige Vorsicht" 1/2 Rthlr.
Reissiger, C. G. L'Espérance frustrée. Pièce brillante en forme d'une Etude expressive p. Piano Op. 134. 14 Gr.
— Scherzo p. Pfte. Op. 132. 1/3 Rthlr.
— Lieder mit Begl. des Piano, enth: Die Käferknaben, Die Coquette u. Das Blumenglöcklein f. 3 Soprane Op. 135. 2/3 Rthlr.
— F. A. 5 launige Gesänge f. Bass oder Bariton mit Piano Op. 29. 3/4 Rthlr. (Hierin: „Die Perlen im Champagner"!)
— 6 Contredanses p. Piano tirés de l'Opéra „Au fidèle berger — Zum treuen Schäfer" p. Adam. 1/3 Rthlr.
Schunke, Morceau de Concert p. Piano Op. 38. 1 1/6 Rthlr.
— Pas des Bayadères (dansés par Mlles. Elsler et Taglioni) suivi du célèbre Galop des Pirates Op. 37. 2 Cah. à 14 Gr.
— Panorama du Pianiste Op. 34 — 36:
1. Caprice brillant s. Semiramide 2/3 Rthlr.
2. 2e Divertissement brillant 20 Gr.
3. Air de ballet en Rondo brillant.
4. Divertissement sur Mathilde de Sebran.
Sammlung von Märschen zum bestimmten Gebrauche der K. Preuss. Armee in Partitur. No. 113. Leibmarsch der Kaiserin v. Russland 1 1/6 Rthlr. No. 114 Marsch v. Kelch 1 1/6 Rthlr. No. 115.

Festmarsch z. Geburtstag I. M. der Kaiserin v. Russland, comp. v. Nehrlich $1\frac{5}{6}$ Rthlr.

Taubert, La Campanella. Etude de Concert p. Piano. Op. 41. $\frac{2}{3}$ Rthlr

— 12 Gesänge f. eine Singstimme mit Piano Op. 27. Heft II $\frac{2}{3}$ Rthlr. Hierin: der Soldatenabschied!

— 7 Lieder für eine Stimme mit Pfte. Op. 26.

Thalberg, Scherzo p. Pfte. Op. 31. $1\frac{1}{3}$ Rthlr.

— dito arr. à 4 ms. $1\frac{1}{3}$ Rthlr.

Truhn, 8 Lieder v. Stieglitz, Laube etc. für eine Singstimme mit Piano Op. 20. $\frac{3}{4}$ Rthlr.

Vor Kurzem sind erschienen:

2tes **Album du Pianiste**, enth: die neusten Original-Compositionen von Chopin, Henselt, Reissiger, Taubert, Thalberg, einen neuen Walzer von Lanner, russisches Volkslied v. Lvoff, Fac-Simile etc 3 Rthlr.

Album der Miss Clara Novello, enthaltend die in den Concerten in Berlin, London, Paris, Wien etc. mit grösstem Beifall vorgetragenen Arien mit italienisch., franz., engl. u. deutsch. Text u. Begl. des Piano 4 Lief:

1. Arien von Donnizetti, Meyerbeer, Mercadante und Pacini 1 Rthlr.
2. Arien von Bellini u. Meyerbeer $\frac{3}{4}$ Rthlr.
3. Englische u. irische Volkslieder $\frac{3}{4}$ Rthlr.
4. Arien aus Oratorien v. Händel u. Haydn 1 Rthlr.

3tes **Album für Gesang**, enth: die neusten Originalcompositionen von Meyerbeer, Kücken, Bank, Curschmann, Marschner, Mendelssohn-Bartholdy, Truhn mit einer Reliquie v. C. M. v. Weber. Nebst Portrait von Giacomo Meyerbeer, Fac-Simile v. Curschmann, Händel, Lvoff (d. russ. Volkshymne), Mozart u. der Namensunterschrift der berühmtesten Musiker. $3\frac{3}{4}$ Rthlr.

Beriot, 12 Etudes charactéristiques p. 1 Violon av. Acc. de Piano.

Mendelssohn-Bartholdy, 1r. et 2r. Quatuor arr. p. Piano.

Reissiger, Gr. Quatuor Op. 138. à 4 mains p. Mockwitz.

C. M. v. Weber, Hinterlassene Werke. Subscriptionspreis à Bogen $2\frac{1}{2}$ Gr. Ostern d. J. werden die Subscriptionslisten geschlossen und der Ladenpreis, der Bogen à 4 Gr., tritt ein.

Lipinski, Gr. Fantaisie p. Violon av. Orch. ou Quatuor ou Piano s. l. Huguenots, Polonaise guerrière p. Violon av. Piano, Adagio elegico p. Violon av. Orch. ou Piano.

---

[122] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Februar 1839.

Größere Aufsätze.

Reiseskizzen aus Rußland und Polen: Serpuchow; Tula; Devilow; Bogorodize; die schöne Meisch; die russischen Steppen; die kurischen Schluchten; Poltawa; Pirätin; Jagotin; Kiew; Weg von Kiew nach Krzemieniec; der Berg von Potschajew; Bevölkerung von Wolhynien und Podolien: die Juden; die Polen; die Griechisch-Unirten; Ueberschreiten der russisch-polnischen Gränze; Lemberg; Przemysl; Tornau; Krakau. — Die gespenstigen Reiter: eine Legende aus der amerikanischen Wüste. — Briefe aus Griechenland I. — Die Zauberbrücke. — Ueber den gefrornen Boden in hochnördlichen Breiten. — Blas el Guerillero. — Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde: das neue Guarani-Reich; Franzosen und Engländer in Canada. — Die Schulen in Bengalen and Behar. — Die arabischen Schriftsteller über Indien. — Die Reste der Atlantis oder geologische Bemerkungen über die Azoren. — Die Ameisen und ihre Pyramiden in Paraguay. — Naturerscheinung bei den Sandwichinseln. — Briefe aus Griechenland II. — Litterarische Nachrichten aus Indien. — Annäherung zu Assumpcion. — Bemerkungen über den Zustand der Medicin auf der Insel Java: javanische Medicin; chinesische Medicin; europäische Medicin. — Eine spanische Posadenscene. — Die geheimen Depeschen der birmanischen Gesandtschaft in Indien. — Skizzen aus den Pyrenäen: Cambo; das Innere des Baskenlandes. — Briefe aus Griechenland III. — Der neueste Ausbruch des Vesuv. — Ueber die Verbindung zu Land zwischen Angola und Mozambique. — Bemerkungen über einige westliche Staaten von Nordamerika. — Chinesische Administration: Examen; Verkauf literarischer Würden. — Ein ländliches Fest in Paraguay. (Aus Robertsons Letters on Paraguay.) — Die Carimata-Inseln bei Borneo.

Chronik der Reisen.

Reise in Kurdistan. Von James Brant. — Wanderungen in Dalmatien. 2) Spoleto und die umgebenden Inseln. — Rawlinson in Khusiston. — Peatland in Peru.

Kleinere Mittheilungen.

Statistisches aus Paris. — Ein trauriger Triumph. — Negerunruhen auf Guadeloupe. — Eine Nachkömmlingin Amerigo Vespucci's. — Besoldung des Lord-Mayor in London. — Artesischer Brunnen bei Grenelle. — Zeitbestimmung in der ägyptischen Geschichte. — Forschungen über den Erdmagnetismus. — Entdeckung von Papieren der HH. Moorcroft und Trebeck. — Die Waragong-Gebirge oder die australischen Alpen. — Erdbeben in Chili. — Die Wilden in der Adelaide-Colonie in Australien. — Aerzte in Paris. — Einwohnerzahl des Königreichs Neapel. — Etwas über die Dampfschifffahrt nach Indien. — Nachrichten vom Cap. — Miscellen aus indischen Journalen: über den Kautschuk-Baum in Assam; Aufhören der Dürre; Cochenille in Indien; Uneinigkeit zwischen Hindus und Mohamedanern; Färbepflanzen im Himalaya; Verkauf der Zimmtgärten in Ceylon; Ueberschwemmungen in Indien. — Theebau in Brasilien. — Africanisch-arabische Actenstücke. — Galloromische Vase. — Consumtion in Paris. — Wasseranziehung des Silbers. — Das Riesengetreide von St. Helena. — Kautschuk-Sprachröhren. — Alterthümer in Nordamerika. — Versorgung von Paris mit filtrirtem Wasser. — Der sechsmonatliche Mais. — Feindseligkeit gegen die Abolitionisten in Nordamerika. — Malaische Manuscripte. — Die Assisen in Jerusalem. — Rhinocerosgerippe im Pariser Bassin. — Talmas Statue im Theater français. — Raupenvernichtung. — Höhere Schulen in der Türkei. — Ueber die wissenschaftlichen Fortschritte der Dampfschifffahrt. — Photogenische Zeichnung. — Großes eisernes Dampfboot. — Arsenik im menschlichen Körper. — Fossile Affenknochen in Brasilien. — Sklaveneinfuhr daselbst. — Einsteher in der französischen Armee. — Ueberdruck von Kupferplatten en Relief. — Rupographie. — Antiquitäten-Fund in England. — Christenverfolgung in Cochinchina. — Christenthum auf Neuseeland. — Ueber die Ausfuhr von Kulis nach Mauritius. — Verbrechen unter den Truppen in Neusüdwales. — Instruction für eine Reise nach Abyssinien. — Nachricht aus Madagascar. — Beurtheilung des Buches eines englischen Touristen über Rußland. — Falliten in Paris. — Bau für die Ausstellung in Paris. — Bevölkerung von Petersburg. — Bevölkerung von Frankreich. — Polnische Geschichts-Documente.

Inhalt des Literaturblatts.

Uebersicht der Entwicklung der russischen Litteratur. Dritter Artikel. — Walter Scotts Leben. — Französische

Geschichtsschreiber der Gegenwart. 3) Barante. 4) Lemontey. 5) Jay. — George Sands Mosaikarbeiter. — Strauß's Leben Jesu in England und Frankreich. Erster und zweiter Artikel. — Gedichte von Alfred de Vigny: das Horn. — La Popularité, Comédie en cinq actes et en vers, par C. Delavigne. — Die Kithara des Panagiotis Sutsos. — Der Blanca-Fall. Spanische Volkssage. — Nach dem Spanischen des D. J. Ochoa. — Gedichte von Lätitia Elisabeth Landon. — Maria Padilla, Tragédie en cinq actes et en vers, par M. Ancelot. — Le Sonneur de St. Paul, drame en quatre actes, par Bouchardy.

---

[104] **Literarische Anzeige.**

In der Creuzbauer'schen Buch- und Kunsthandlung in Carlsruhe ist erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der österreichischen Monarchie zu beziehen:

Die

Krönung in Mailand

im Jahr 1838.

Von

August Lewald.

Mit 5 Abbildungen und 1 Titel-Vignette, gezeichnet von Folz, gest. von Ed. Schuler, H. Winkles u. A. gr. 4. Prachtvoll geb. 6 Thlr. 16 Gr. sächs., 12 fl. rhein.

Verzeichniß der beigegebenen Abbildungen:

1) Der Einzug Sr. Maj. des Kaisers.
2) Der große Akt der Gnade.
3) Die Krönung.
4) Lagerscene.
5) Einweihung des Arco della pace.

Titel-Vignette mit den 3 Kronen.

---

[117] In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Gedichte

von

Friedrich Wilhelm Rogge.

Dritte vermehrte Auflage.

8. geh. 2 Thlr.

Leipzig, im Febr. 1839.

F. A. Brockhaus.

---

[145] Im Verlage des Unterzeichneten sind so eben erschienen:

C. E. Jarke's vermischte Schriften.

Zweiter Band.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 Gr.

Anstatt aller Empfehlung dieser bei den gegenwärtigen Zeitereignissen, namentlich in Zürich, höchst interessanten Schrift, glauben wir nur den Inhalt derselben anführen zu dürfen:

I. Die Gräuelscenen zu Wildenspuch. Ein Beitrag zur Criminal-Psychologie aus unserer Zeit. — II. Der Illuminatismus. — III. Der Orden der Carbonari. — IV. Rückblicke auf die neuern Revolutionen in Italien. a) Die neapolitanische Revolution im Jahr 1820. b) Die piemontesische Revolution vom Jahr 1821. — V. Maximilian Robespierre's Charakter.

München, im März 1839.

Literarisch-artistische Anstalt.

---

[91] **Für Deutsche.**

So eben ist erschienen:

Hermann,

der Cheruskerheld,

Vernichter der römischen Legionen und der Wiederhersteller der deutschen Freiheit.

Erinnerung an seine Thaten

bei Gelegenheit des ihm zu errichtenden Denkmals.

Quedlinburg, bei G. Basse. 8. geh. Preis 8 Gr.

---

[108] **Subscriptions-Anzeige.**

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig erscheint in diesem Jahre:

Wilhelm Traugott Krug,

gesammelte philosophische Schriften

in 3 bis 4 Bänden gr. 8.

Subscriptionspreis für jeden Band $1\frac{1}{3}$ Thlr.
Ladenpreis, bei Ausgabe des Werks eintretend, 2 Thlr.

Es schließt sich diese Sammlung ganz den bereits gesammelt erschienenen theologischen und juridischen Schriften des Verfassers an. Eine gedruckte Anzeige wird in allen Buchhandlungen ausgegeben.

---

[132] In allen Buchhandlungen (Augsburg bei Kollmann — Stuttgart bei Neff — München bei Palm — Wien bei Gerold) sind die in der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg erschienenen, sehr nützlichen Bücher zu haben:

Belustigungen für die Jugend, 250, in Kunststücken, Gesellschaftsspielen und Räthseln bestehend. 2te Auflage. 8 Gr. oder 36 kr.

Franklin's goldenes Schatzkästlein. 2 Theile. 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

Hausarzneimittel, 500, gegen alle Krankheiten der Menschen. 2te verbesserte Aufl. broch. Nebst Hufeland's Haus- und Reiseapotheke. 12 Gr. oder 54 kr.

Heinichen, Dr., Die Kunst zu denken, zu sprechen und zu schreiben und seine Zeit wohl anzuwenden. 2te verb. Aufl. 12 Gr. oder 54 kr.

☞ **Vom Wiedersehen nach dem Tode,** und die Unsterblichkeit der Seele. 8 Gr. oder 36 kr.

Kerndörffer, H. A., Mustersammlung von Declamationsgedichten. 10 Gr. oder 45 kr.

— — 75 Gedichte scherzhaften und launigen Inhalts. 10 Gr. oder 45 kr.

---

[146] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sammlung

historischer Schriften und Urkunden.

Geschöpft aus Handschriften

von

M. Freiherr von Freyberg,

Vorstand des königl. bayerischen Archivs.

Fünfter Band.

Drittes Heft.

Inhalt:

Münchner Stadt-Recht. 1347.

gr. 8. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im März 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Drei und dreißigster Jahrgang.

1 8 3 9.

April.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgenblatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das **Literaturblatt** stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**", mit Einschluß des „**Literaturblatts**" und „**Kunstblatts**", kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**" und „**Kunstblatts**" ohne das „**Morgenblatt**" . . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**" . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**" . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Erzählungen.

Länder- und Völkerkunde.

Naturwissenschaftliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 27.

Nro. 28.

Nro. 29.

Nro. 50.

Die als Vereinsgeschenke von den Kunstvereinen ausgegebenen Kupferstiche, Radirungen und Lithographien. — Ausstellungen der königlichen Akademie zu London 1838. (Beschluß.) — Literatur. Die Metropolitan- und Stadtpfarrkirche zu Unsrer Lieben Frau in München.

Nro. 51.

Das Formschnittwesen in unsern Tagen. — C. F. Lessings tausendjährige Eiche.

Nro. 52.

Kupferstiche deutscher Künstler neuerer Zeit. — Das Formschnittwesen in unsern Tagen. (Beschluß.) — Persönliches. — Technisches. — Preisbewerbung. — Kunstausstellungen.

Nro. 53.

Zehntes Glasfenster für die Maria-Hilfkirche in der Au. — Kunstausstellungen. — Versteigerungen. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Bauwerke.

Nro. 54.

Rom, 5ten März 1839. — Bauwerke. — Sculptur. — Metallguß. — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Numismatik. — Malerei. — Alterthümer. — Neue Stiche und Lithographien ꝛc. — Kupferwerke.

Nro. 55.

Prag, im März 1839. — Dr. Gaye's kunstgeschichtliche Arbeiten. — Neue Kupferstiche und Lithographien. — Kupferwerke. — Literatur. — Nekrolog.

Literatur-Blatt.

Nro. 54.

Romane und Novellen. 27) Oliver Twist, oder die Laufbahn eines Waisenknaben. Von Boz (Dickens). Aus dem Englischen von Diezmann. Dritter Band. — 28) Der Freiherr von Sandau, oder die gemischte Ehe. Eine Geschichte unserer Tage von Dr. Breitschneider. — Deutsche Geschichte. Kirchliche Zustände Leipzigs vor und während der Reformationen im Jahr 1539. Von Dr. Gretschel.

Nro. 55.

Neueste Schrift über Nordamerika. Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834—1836. Von Dr. Julius. Zwei Bände. — Romane und Novellen. 29) Abafi von Nicolaus Josika. Aus dem Ungarischen übersezt und mit Anmerkungen versehen von G. Treumund. Zwei Theile. — 30) Nationalbilder, dargestellt in Novellen und Erzählungen von L. Frei.

Nro. 56.

Neueste Schrift über Nordamerika. Nordamerikas sittliche Zustände ꝛc. (Schluß.) — Romane und Novellen. 31) Der junge Philosoph des achtzehnten Jahrhunderts. Aus dem Franz. von L. Kruse. Zwei Bände. — 32) Marat. Historischer Roman von Amalie Schoppe. Zwei Theile. — 33) Liebesgeschichte Ludwigs XIV. Aus dem Franz. des Boissi. Zwei Theile.

Nro. 57.

Deutsche Geschichte. Geschichte, Quellen und Literatur des würtembergischen Privatrechts. Von Dr. Wächter, Kanzler der Universität Tübingen.

Nro. 58.

Deutsche Geschichte. Geschichte, Quellen und Literatur des würtembergischen Privatrechts. Von Dr. Wächter, Kanzler der Universität Tübingen. (Schluß.) — Romane und Novellen. 34) Antike Novellen von L. Rein. — 35) Attila. Historischer Roman von G. P. R. James. Aus dem Engl. von Lindau. — 36) Der Thurm am Genfersee. Nach dem Französ. von Wesenfeld. — 37) Der Mönch und die Nonne. Gemälde aus dem Klosterleben. — 38) Historisch-romantische Erzählungen. — 39) Der Troubadour. Romantisches Gemälde von Ernst v. Brunnow. — 40) Crichton. Von W. H. Ainsworth. Aus dem Engl. von Lindau. — 41) Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz und Louise von Degenfeld. Geschichtlicher Roman von Fr. von Stengel. — 42) Das steinerne Bild, von Ludwig Hölder. — 43) Bunte Bilder auf Reisen, gesammelt von Ed. Wehrmann. — 44) Die Belagerung von Glückstadt. Romantisches Seegemälde von H. Smidt.

Nro. 59.

Theologie. 1) Geschichte des Urchristenthums durch A. Fr. Gfrörer, Prof. und Bibliothekar in Stuttgart. Fünf Theile: 1, 2: das Jahrhundert des Heils. 3, 4: die heilige Sage. 5: das Heiligthum und die Wahrheit.

Nro. 60.

Romane und Novellen. 45) Vater, Mutter und Sohn. Ein Roman aus Wien. Nach Mrs. Trollope von Dr. Bärmann. Drei Theile. — 46) Die Nebenbuhler. Frei nach dem Franz. von Wilhelmine von Alben. — 47) Das Schloß von Morteuil. Aus dem Franz. der Mlle A. de Petitval, von F. Wesenfeld. Drei Theile. — 48) Die Cousinen, von der Verfasserin „der Frauen,“ „der Freunde“ ꝛc. Aus dem Schwedischen von Eichel. Drei Theile. — 49) Der Stern der Liebe. Herausgegeben vom Verfasser der Reisescenen aus zwei Welten (Rauße) — Theologie. 1) Geschichte des Urchristenthums durch A. Fr. Gfrörer ꝛc. (Schluß.) — 2) Lehrbuch zum christlichen Religions-Unterricht in höhern Lehranstalten und zum Selbstunterricht für Gebildete. Von Dr. Osiander.

Nro. 61.

Literargeschichte. Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen von G. G. Gervinus. — Memoiren-Literatur. Der Deutsche in London. Ein Beitrag zur Geschichte der politischen Flüchtlinge unserer Zeit. Von August Jäger. Zwei Bände.

Nro. 62.

Lyrische Dichtkunst. 1) Gedichte von Ludwig Uhland. Zwölfte Auflage, mit dem Bildniß des Verfassers. — 2) Neuere Gedichte von Nicolaus Lenau (Nic. Nimbsch von Strehlenau). — Literargeschichte. Geschichte der Nationalliteratur der Deutschen von G. G. Gervinus (Schluß.)

Nro. 63.

Politik. Deutschland und Rußland. — Lyrische Dichtkunst. 2) Neuere Gedichte von Nicolaus Lenau. (Schluß.)

Nro. 64.

Politik. Deutschland und Rußland. — Lyrische Dichtkunst. 3) Des Felsenthales Winterreiz. Ein Gedicht von Carl Zinken. Mit 8 Vignetten.

№ 78.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 1. April 1839.

Ne tamen ignores, quo sit Romana loco res:

Horat.

Römisches Leben im März 1839.

Rom, dieser ewig wechselnde Januskopf, hat sein jugendliches, von Lebensluft und Karnevalsthorheit verklärtes Antlitz abgewandt und zeigt uns jezt die runzelvolle, ascetische Büßerphysiognomie. Die Mehrzahl der Fremden hat sich von dee grämlichen, frömmelnden Maske auf sieben Wochen bis zum Osterfest oder zur Heiligsprechung im Mai in die Flucht jagen lassen. Die wenigen noch hier Verweilenden lassen sich von den Lohnbedienten duech Kirchen, Galerien und Ateliers hetzen, verschlingen heißhungrig Büchereinbände, Gemäldeeahmen und Gypspasten, und überladen sich den Magen mit Kunstschätzen, wie der Römer den seinigen mit Stockfisch und Maccaeoni. Sogar der königl. preußische Geheimerath Dr. Neigebaur, welcher hier einige Wochen verweilte und jezt nach Neapel abgereist ist, sammelte Notizen, um die Irrthümer seines Reisehandbuchs aus der bevorstehenden vierten Auflage zu merzen. Ein gigantischer Entschluß! Im Allgemeinen ist aber für Beeichterstatter eine Zeit der Thränen und Noth. Die Meisten klammern sich in ihrer Verzweiflung an einen sieben-und-zwanzig Palmen langen eingefangenen Meerfisch, welcher auf einige Tage in der Pescaria ausgestellt wurde. Auch diesen riesigen Spaltenausfüller habe ich nicht gesehen und kann nur nach der Aussage einiger Maler, welche an ihm Studien zu Jonas- oder Tobiasfischen zu machen gedachten, berichten, wie er einen gewaltigen Rachen mit formidablem Gebiß gehabt, im markirtesten Geruch der Heiligkeit gestanden und jezt nach dem botanischen Gaeten transportirt worden sey, um dort als Skelett zu paeadiren.

Nun gäbe aber gerade diese Aemuth an Tagesereignissen die schönste Veranlassung, das römische Kunsttreiben einmal mit Genauigkeit und Gründlichkeit zu mustern, wenn nicht auch hier der Böse mir ein recht häßliches Ei in die Wirthschaft gelegt hätte. Die Ausstellungen dee deutschen Künstler bei der Anwesenheit des Großfürsten Thronfolgers gaben einem hier ansäßigen oder durchfliegenden Literaten Gelegenheit, sich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung über das Erschaute in ziemlich absprechendem Ton und mit Ausnahme einigee Mignons tadelnd auszusprechen. Die hiesigen Künstler, gegen einseitige und partheiische Kunstkeitiken weniger gleichgültig als ihre heimathlichen Kollegen, verstehen aber in solchen Sachen keinen Spaß und fingen Feuer. Der Beurtheiler, verlangte die allgemeine Stimme, solle den Gekränkten eklatante Genugthuung geben. Da indeß auch in Rom das Nüenberger Recht gilt und keiner gehängt wird, bevor man seiner nicht habhaft geworden, so galt es vor Allem, den Veefasser jenes Aufsatzes zu ermitteln. In Ermanglung der Beweise, begnügte man sich mit

Conjecturen. Es genügte, seinen Namen leserlich auf eine Visitenkarte geschrieben zu haben, um in den Verdacht zu gerathen, der Verfasser jenes unseligen Artikels gewesen zu seyn. Schriftsteller von Profession waren vollends übel dran, bekamen überall scheele Blicke, und einige der enragirtesten Künstler vermaßen sich sogar im ersten Zorn, eher dem Gott sey bei uns den Eintritt in ihr Studium zu gestatten, als einem Autor. Was soll nun aber ein solcher bei so bewandten Umständen aus Rom berichten, frage ich? — In der Ausstellung des Kunstvereins an der Porta del Popolo nimmt Schuberts Bild (welches der diffamirende Recensent mit keiner Sylbe erwähnt), die Parabel vom reichen Manne darstellend, die erste Stelle ein. Die Mehrzahl der Gemälde rührt von italienischen Künstlern her und verräth im Durchschnitt mehr technische Fertigkeit als geistige Tiefe. Die bedeutenderen Bilder der Deutschen waren bereits auf den Privatausstellungen sichtbar. Im Allgemeinen läßt sich aber wohl behaupten, daß jene Ausstellung des Kunstvereins eben nicht geeignet sey, einen allzuhohen Begriff von dem Standpunkt der hiesigen Kunst beizubringen. Der Künstler von Ruf zieht es mit Recht vor, seine Bilder im eigenen Studio auszustellen und es nicht vom Zufall bedingen zu lassen, ob auch seinem Kunstwerk ein günstiges Licht werde, oder sein Nachbar ihn mit brillanteren Farben aussteche. Die Vergünstigung, seine Sachen dem Publikum zeigen zu können, wird ohnehin dem Künstler theuer genug, nämlich für drei Scudi angeschlagen, verkauft er sein Bild, gar noch für das Doppelte. Der Vorschlag, die Kosten des Lokals durch einen mäßigen Eintrittspreis zu decken, wurde von Seiten der betreffenden Behörde verworfen.

Im Vatikan ist seit dem Krönungstage des Papstes das egyptische Museum an öffentlichen Tagen Jedermann zugänglich. Das in der lezten Zeit sich immer geltender machende Streben, die Galerien des Vatikans zum Centralpunkt auf Kosten der übrigen zu machen, hat auch das Museum auf dem Kapitol seiner egyptischen Statuen beraubt. Als sie nach ihrem neuen Standpunkt transportirt wurden, versammelte ihr Umzug einen großen Haufen Neugieriger. Die Wenigsten wußten, was sie aus den schwarzen, steifen Puppen machen sollten; Alterthumskunde ist eben nicht des Römers stärkste Seite. Ein Schusterlehrling half den Zweiflern aus der Noth und erklärte Osiris und Isis für die Beffana der Forestieri. Im Allgemeinen wurde diese Verpflanzung nicht mit gleich guter Laune aufgenommen. Die Kunstwerke des Kapitols waren erst vor Kurzem den Conservatoren feierlich übergeben und als Eigenthum der Stadt erklärt worden; von solchen Eingriffen in seine Rechte ist aber der Römer kein Freund. Eben so ungerne sah man es, als die alten Löwen von der Fontäne an der Piazza de' Termi in's egyptische Museum wanderten und durch vier kleine, ziemlich pudelmäßig aussehende Marmorlöwchen ersezt wurden. Um Störungen zu vermeiden, nahm man ein starkes Gewitter wahr, um die Egyptier vorläufig nach dem Quirinal zu transportiren und von dort bei Nacht in den Vatikan. Es läßt sich jedoch nicht leugnen, daß ihre jezige Aufstellung eine zweckmäßige ist, und ebenso kann man dem egyptischen Museum keinen andern Vorwurf machen, als seine vielleicht allzureiche Dekoration und bunte Ausschmückung.

Die Kreation der neuen Kardinäle Soglia und Tosti war für den schaulustigen Römer wiederum ein kleiner Lichtblick in dieser trübseligen Fastenzeit. Die öffentlichen Gebäude waren zwei Tage lang erleuchtet; unter ihnen zeichnete sich der Palast der Regierung auf dem Monte Citorio, die Wohnung des Tesoriere und die Post aus. Vor der lezteren wurde am Tage des geheimen Consistorii eine kleine Girandola abgebrannt, welche nach Einigen der Herzog von Torlonia zu Ehren des Tesoriere veranstaltet hatte, während sie nach Andern aus den Raketen der nicht fertig gewordenen größeren bestand, welche am Moccoliabend von der Engelsburg spielen sollte. Rom ist das Vaterland der Geheimnißkrämerei — sogar ein Feuerwerk bleibt dunkel. Das Beste bei der Sache ist, daß Monsignore Tosti auch nach seiner Erhebung die Tesorierestelle behalten hat. Wenig römische Staatsmänner haben den Ruhm, einer so großen Anzahl von Mißbräuchen gesteuert zu haben, als er. Früherhin war es nichts Seltenes, daß eine Person vier, fünf verschiedene Stellen bekleidete, oder vielmehr den Sold für sie bezog und sie gegen ein geringes Jahrgeld von Unterbeamten verwalten ließ. Monsignore Tosti hat diesen Unfug beseitigt und sich dadurch den Dank Aller, mit Ausnahme der reduzirten Offizianten, erworben.

Die plötzliche Abreise des Doktor Ahlerts nach seiner Heimath hat hier nicht geringe Sensation gemacht. Nach jener glücklichen Kur des heil. Vaters war er Hausarzt aller römischen Großen geworden. Hier wird aber dem Fremden Alles gestattet, nur nicht sein Glück zu machen. So ruhten denn auch die hiesigen Aerzte nicht, bis sie die Mittel, welche der neuerdings wieder zu Sr. Heiligkeit gerufene Dr. Ahlert verordnete, als aus schädlichen Bestandtheilen zusammengesezte verdächtig gemacht hatten. Weit entfernt, aus den Ingredienzien der Medicin einen Hehl zu machen, bestand Ahlert vielmehr darauf, daß diese allein fähig wären, das rasche, gefährdende Umsichgreifen der Krankheit zu hemmen. Er hat mit seiner Meinung nicht durchdringen können und es vorgezogen, seine Entlassung zu nehmen.

Nachdem uns der verflossene Monat durch seine Liebenswürdigkeit verwöhnt und mit seinen bluhenden Mandelbäumen, Veilchen und Anemonen in mailiche

Träume gewiegt hat, kommt der März wie ein trübseliger Fastenprediger, heißt uns Buße bei der Asche des Scaldino thun und ersäuft Blüthen und Blüthensammler mit unendlichen Regenströmen. Rom ist aber bei anhaltendem Regenwetter eben so maussade als irgend eine norddeutsche Stadt.

(Schluß folgt.)

Der Fasching und die Fasten in Paris.

(Fortsetzung.)

Wenn diese barocke Jahreszeit, wo in Paris so vieles Ueberzwerche und Uebertriebene ausgeführt wird, wo die Narrheit eine so reichliche Aernte hält, wenigstens noch etwas Neues aufbrächte, so wäre doch einigermaßen Ersatz vorhanden. Allein der Pariser Fasching ist nicht erfinderisch und bleibt immer derselbe; er ist eine künstliche Ausgeburt roher Sitten und trägt stets das schmachvolle Zeichen seiner gemeinen Herkunft an der Stirn; er ist ein roher, plumper Geselle, ganz materiell wohllüstig, und er rühmt sich dessen. Wenn er seine Ueberlieferungen aufgeben oder nur verändern und reformiren wollte, so würde er zusammenfallen und untergehen; die Aufrechthaltung des Status quo und der cynischen Traditionen ist für ihn eine Lebensbedingung. Ich kenne ihn seit sechs Jahren, und er nimmt jedesmal dieselbe Larve vor und trägt stets ein und dasselbe Kostüm, eine ungeheure Flachsperrücke und bunte Flitter. Als die Stumme von Portici und der Fra Diavolo im Flor waren, verkleidete er sich als neapolitanischer Fischer und italienischer Bandit; gegenwärtig, wo der Postillon von Lonjümeau an der Tagesordnung ist, tritt er als Postillon auf den Schauplatz.

Der diesjährige Karneval in Paris hat sich übrigens durch sein langes Leben vor allen früheren ausgezeichnet. Nie haben die Pariser so viel getanzt, als seitdem Aschermittwoch vorbei ist und die vierzigtägigen Fasten herbeigekommen sind. Man tanzte nämlich jede Woche zwei-, dreimal bei Müsard, bei Düfrèsne, in der Renaissance, und beinahe hätte man auch eben so oft in der großen Oper getanzt. Am Sonnabend nach dem Tage, wo das Memento quia pulvis es in allen Kirchen der Hauptstadt ausgesprochen worden, hatte man bereits an alle Mauern die Anschlagzettel angeklebt, die Kronleuchter und Wachskerzen angesteckt und die Violinen gestimmt, als auf Veranlassung des Erzbischofs von Paris ein Befehl des Ministers die Anschlagzettel der Oper herunterreißen ließ, die Kronleuchter und Wachskerzen auslöschte und den Violinen Schweigen gebot; es scheint, daß man die Bälle in der großen Oper für gefährlicher hält, als die Maskenbälle bei Müsard und in den andern Theatern; in der großen Oper wird nämlich sehr wenig oder fast gar nicht getanzt. Nur am Donnerstag der Mittfasten erhielt der Unternehmer der Bälle in der großen Oper die Erlaubniß, seine Thüren zu öffnen. — Müsard ist bekanntlich durch seine Unternehmungen ein in der neueren Pariser Kulturgeschichte bedeutender Name. Seine Bälle gehören auch zu den merkwürdigsten, und zwar schon durch seine originelle Persönlichkeit. Wenn er in der Mitte seines Orchesters unbeweglich in seinem Lehnstuhl sizt, ist er für sich allein ein förmliches Drama, welches jeden Augenblick wechselt, und bald ernsthafter, bald komischer, bald feierlicher, bald frivoler Natur ist. Nur durch zwei Bewegungen gibt er Lebenszeichen von sich: einmal durch das Herauf- und Herabziehen seiner Augbrauen, und dann durch das Heben und Senken seines wahrhaft unermüdlichen Arms, womit er den Takt schlägt. Die Augbrauen Müsards haben etwas Uebernatürliches: sie sind pechschwarz und buschig und beschreiben einen kühn geschwungenen Bogen auf einer blassen Stirn voll Blatternarben; sie bewegen sich mit unglaublicher Lebhaftigkeit und verkünden alles, was in der Seele des Künstlers vorgeht; sie ziehen sich in die Höhe, sie steigen herunter, sind in einer ewigen Bewegung von der Linken zur Rechten, von der Rechten zur Linken, und scheinen das Heer von Musikanten zu beleben, das um den Kapellmeister herumsizt. Man dürfte sich die Ohren zustopfen, und wäre dennoch im Stande, das Conzertprogramm Stück für Stück zu errathen; man könnte es vom Gesichte Müsards ablesen. Zieht seine Stirn krause Falten, und beschreiben seine hochgewölbten Augbrauen den größtmöglichen Rundbogen, während der elfenbeinerne Stab in seiner Rechten langsam, majestätisch in die Luft steigt, so kann man sicher seyn, daß eine Ouvertüre von Beethoven oder das Gebet des Moses beginnt; wenn das Taktschlagen rascher wird und die Augbrauen hin- und herziehen, so dürfen wir keck annehmen, daß eine kriegerische Musik, die Einleitung des Wilhelm Tell, oder etwas Aehnliches gespielt wird. Kommen die Quadrillen aus dem Brauer von Preston oder die Variationen der Cracovienne an die Reihe, so tanzen seine Augbrauen und sein Taktstock gleichsam mit. Ist Mitternacht vorüber, so sträuben sich die einen starr zu Berge und der andere zieht langsam magische Zauberkreise; dann steigt und fällt er immer geschwinder, und der bereits fürchterliche Lärm des Orchesters wird nun furchtbar. Alle Ballgäste schwingen sich in rasendem Tanze um den Saal herum, mit einer Wuth ohne gleichen; es ist nicht möglich, daß ein zum Angriff befehligtes Heer unter Pulverdampf und Kanonendonner mit schallenderem Sturmschritt die Erde zertritt; die vom Winde gepeitschte See wälzt ihre Wasserberge nicht mit solchem

Ungestüm über den Strand, und eine Schaar heißhungriger Wölfe stürzt nicht mit solcher Gier auf eine unverhoffte Beute, als die Paare, welche eine Galoppade bei Musard tanzen. Dicke Staubwolken wirbeln langsam gegen die Decke auf, die Lichter der Kronleuchter verblassen, die Luft erzittert und die Wachskerzen werden beinahe ausgeblasen. Bei diesem schwindelerregenden Spektakel kann man wirklich alle Besinnung verlieren: wenn man die Hunderte von bizarren Gestalten im Saale herumfahren und den rothen Lichtschimmer aus den Wandspiegeln zurückstrahlen sieht, meint man einen Rudel Dämonen zu erblicken, welche unter Donner und Bliz von einem Wolkenbruch fortgerissen werden. Man meint, die Erde müsse sich aufthun und dieser ganze Schwarm von Gästen in einem bodenlosen Abgrund verschwinden. Den Mittelpunkt dieses höllischen Kreises bildet das blasse Gesicht Musards, dessen Machtwort und Wink allein im Stande ist, dieser satanischen Runde Stillstand zu gebieten. Die Fremden, welche alle Wunder und Merkwürdigkeiten von Paris in Augenschein nehmen wollen, dürfen die Bälle und Concerte in der neuen Viviennestraße nicht versäumen; sie bieten ein in ihrer Art einziges Schauspiel dar, welches wir so eben zu schildern versucht haben.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, März.

Karneval. Dampfschifffahrt. Eisenbahn.

Das Karnevalsfest ging diesmal auf eine wahrhaft großartige Weise an uns vorüber, und wenn dieses Fest in dem Maße, wie seit zwei Jahren, sich vervollkommnet und einbürgert, so dürfte das berühmte Kölner Faschingsfest keinen Vorzug mehr vor dem unsrigen haben. Schon jezt wird ein Glanz, ein Reichthum, eine Fülle von Humor und eine so geniale Karnevalslust entfaltet, daß man die Veranstalter, Anordner und Lenker dieses Volksfestes, mit einem Worte das Comité, nicht genug loben und bewundern kann; die große Menge Fremder, welche dieses Fest herbeizog, werden es gerne bezeugen, daß Sinn und Geist in demselben war; die Armen aber, denen fast der ganze Ertrag zu gut kam, werden es bezeugen, daß auch die humane Seite diesem lustigen Feste nicht fehlte, ja daß diese wirklich hervorragte. Eine ausführliche Beschreibung der schönen dreitägigen Feier würde mich hier zu weit führen. Ich will nur erwähnen, daß die Grundidee derselben darin bestand, zu zeigen, wie im Reiche der Narren der Akt einer Brautwahl und einer Vermählung des Fürsten von Statten geht; denn die Brautschau und Vermählung des Prinzen Karneval mit Jungfrau Moguntia war die Quintessenz aller Umzüge und Festivitäten. Am Tage vor diesem feierlich-lustigen Akte erfreuten die Manoeuvres der Narrengarde und die Kappenfahrt die heitere Bevölkerung; das sogenannte „Narrentheater“ gab übermäßigen Stoff zur ausgelassensten Freude; am Tage nach der Vermählung des Prinzen Karneval, also am dritten Faschingstage, ergözten die Vorgänge im prächtigen Lustlager der Narrengarde; aber alles dieses steht weit hinter dem sinnreichen Festzug am zweiten Faschingstage, wo sich Wiz, Laune und Humor überboten, und wo ein freudiges Erstaunen über das Zusammenhängende, Bedeutsame der einzelnen Anordnungen sich der ganzen, überraschten Bevölkerung bemächtigte. Die drei Theaterredouten an den drei Faschingsabenden bilden ein Fest für sich. Hier tobt sich die mittlere Classe, vorzüglich aber das Geschlecht der Grisetten, für das ganze Jahr in prächtigen Masken bei Straußischen Walzern tüchtig aus. Das Tanzen in diesem vollgestopften Raume ist hier zwar eine wirkliche Last, der Schweiß rinnt in Strömen, der tolle Lärm ist fürchterlich, der Genuß der Staubwolken nichts weniger als angenehm. Aber nichtsdestoweniger ist dieses Völkchen für die Lust dieser Redouten begeistert, und wird sich nur mit Wehmuth dazu entschließen können, einen dieser Bälle nicht zu besuchen. In den vier Logenreihen sizen die Zuschauer eng gedrängt, schauen hinunter auf das rege, bunte Gewühl, und glauben ein großes Vergnügen genossen zu haben.

Wir haben Aussichten auf eine äußerst lebendige Dampfschifffahrtssaison in diesem Jahre. Diesmal sind es drei Dampfschifffahrtsgesellschaften, welche auf dem Rheine concurriren, und Alles aufbieten werden, den Sieg davon zu tragen; nämlich die niederländische Gesellschaft (welche bisher nur von Rotterdam bis Köln ihre Wirksamkeit ausdehnte), die kölnische Gesellschaft (die nun ihre zahlreichen Schiffe auf dem ganzen Rheinstrome fahren läßt) und die Mainz-Düsseldorfer Gesellschaft (die nur zwischen Düsseldorf und Mannheim thätig ist). Die eine Gesellschaft will die andere überbieten, was Schnelligkeit und Billigkeit der Reisen betrifft. So werden die Rheinreisen die billigsten Vergnügungsreisen werden, die man nur haben kann, und es steht zu erwarten, daß die Concurrenz allerdings die Reiselust um ein Bedeutendes vermehren wird, wenigstens kann man dies aus den Beobachtungen der zehn lezten Jahre schließen. Vor zehn Jahren fuhren nur drei Dampfboote; diese hatten eben genug Reisende, um nur bestehen zu können. Dann fuhren sieben Boote, und sie waren fast besser besezt, als früher die drei. Nun steigerte die kölnische Gesellschaft die Zahl ihrer Dampfboote auf eilf; die Düsseldorfer Gesellschaft trat auch hinzu mit fünf Booten, die Preise wurden heruntergesezt, und alle 16 Dampfboote brachten Gewinn. In diesem Jahr sollen nun gar nicht weniger als 34 Dampfschiffe die Rheinstrecke befahren, und es muß die Reiselust durch alle mögliche Mittel angeregt werden, um diese große Zahl glänzender Dampfschiffe zu bevölkern. So erfreulich das alles ist, so ist nur eins zu befürchten, nämlich daß die verschiedenen Dampfschifffahrten eine gehässige Concurrenz unterhalten, so daß, um eine Stunde früher an Ort und Stelle anzukommen, die Passagiere in die größte Gefahr gesezt werden. — Mit unserer Taunuseisenbahn geht es nicht so erfreulich vorwärts als mit der Dampfschifffahrt. Gearbeitet und gebaut wird zwar auch hier sehr thätig, allein nur auf Strecken, wo die Gesellschaft im Besiz der nöthigen Grundstücke ist; dort aber, wo sich die Besizer weigern, ihre Grundstücke ohne die vollste Entschädigung für die Taunusbahn herzugeben (wie bei Frankfurt und bei Hochheim), wird erst diese Vorfrage auf dem Wege des Prozesses entschieden, und dieser Weg ist bekanntlich sehr langweilig. Die Eigenthümer fordern freilich unsinnig; allein man sieht nicht ein, warum sie Rücksicht auf eine Gesellschaft nehmen sollen, die den höchsten Gewinn aus ihrer Unternehmung ziehen will. Die Verwaltung dieser Eisenbahn genießt ohnehin nicht viel Vertrauen und nicht viel Popularität.

Beilage: Literaturblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 79.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 2. April 1839.

Nunc patimur longae pacis mala. Saevior armis
Luxuria incubuit. —

Juvenal.

Der Fasching und die Fasten in Paris.

(Fortsetzung.)

Das neue Theater der Renaissance hat sich beim Fasching vortrefflich gestanden, und es verdankt den Maskenbällen seine vorläufige Rettung: die Einnahme soll sich an gewöhnlichen Ballabenden auf 10,000 und am Fastnachtdienstag auf 25,000 Franken belaufen haben. So viel ist gewiß, daß die Aktien der Renaissance während des Karnevals bedeutend gestiegen sind; jedoch zweifelt man, daß diese Unternehmung nachhaltig guten Fortgang habe. Die Kosten dieses neuen, mit geschmackvoller Pracht ausgestatteten Theaters betragen täglich 4000 Franken. Die Maskenbälle der Renaissance waren wirklich ungemein überlaufen, obschon man den Eintrittspreis um einen Franken (sechs Franken) höher angesezt hatte, als in den übrigen Theatern. Die Maskenbälle, welche während der Fasten im Saal Ventadour gegeben wurden, hießen Modebälle, weil damit eine Lotterie für Damen verbunden war, in welcher man verschiedene Luxus- und Modegegenstände aus den besten Magazinen der Hauptstadt gewinnen konnte. Jede Dame tauschte beim Eingang ihr Entréebillet gegen ein anderes aus, welches entweder eine Niete oder ein Treffer war. Die Gewinnste, welche jedesmal auf dem Theaterzettel angezeigt wurden, bestanden in Maskenanzügen, Fächern, Büchern, Kupferstichen ꝛc. An einem Abend war ein von Madame Camille zugeschnittenes Kleid darunter, welches 1800 Franken gekostet und mehr als einem schönen Domino Herzklopfen verursacht haben mag.

Ich habe selten ein prächtigeres Balllokal gesehen, als das Theater der Renaissance. Die Masken steigen zwischen zwei Reihen blühender Orangenbäume die mit Teppichen belegten Marmorstufen einer breiten Treppe hinan, auf deren mittlerem Absatz ein mächtiger Spiegel angebracht ist, worein die Damen einen lezten prüfenden Blick auf ihr Costüm werfen können, bevor sie sich in den Foyer hinauf begeben. Der Foyer, mit Stukkaturen, Vergoldungen und Verzierungen im Kunststyl der Renaissance dekorirt, ist ebenfalls mit Teppichen ausgelegt, auf denen das schwarze Gewirre der Dominos auf und ab rauscht, und wo sich tausend Intriguen kreuzen, von denen selbst die skandalöse Chronik schweigt. Der Foyer ist in gleicher Höhe mit der ersten Galerie, von welcher eine Estrade in den Tanzsaal hinabführt, wo sich ein buntes, wildaufgeregtes Maskenmeer bewegt. Welch ein Lärmen! welch ein Getümmel! Im blendendsten Lichte strahlen die Dekorationen des Saals, die mit rothem Sammt ausgeschlagenen Logen und die gold- und silbergestickten Costüme. Der erschreckliche, feierliche Lärm des im

Hintergrunde postirten und von Tolbecque dirigirten Orchesters, das unheimliche Brüllen der Trombones, das Schmettern der Trompeten, das Wirbeln der Trommeln, das Gellen und Quicken der Querflöten und das Klirren der Cymbeln vermählt sich zu einer tollen Melodie und oft zu einem fürchterlichen Sturm; und darein mischen sich buntscheckige Costüme, Schellengeklingel, unbändiges Zetergeschrei, freche Geberden, grobe Zoten, unzüchtige Stellungen und barocke Gestalten, wie sie Hoffmann in seinen phantastischen Nächten vorüberziehen sah.

Die Bälle der Renaissance hatten dieses Jahr das Glück, daß der famöse Chiquard sie mit seiner Gegenwart und mit seiner Bande beehrte. Chiquard ist ein reicher Pariser Gerber, welcher jedesmal im Karneval durch die Gurgel jagt, was er das ganze Jahr über verdient hat, d. h. etwa 30 bis 40,000 Franken. Er und seine Bande, welche er sich gebildet, tanzten jedesmal an demselben Platze, welchen ihnen Niemand streitig zu machen wagte. Alle ehrenwerthen Mitglieder verstehen sich meisterhaft auf die bacchischen Tänze des Pariser Karnevals; vor allen machte sich ein kolossaler Husar bemerklich, welcher mit einer Marquise den Chahût in der höchsten Vollendung tanzte. Chiquard selbst trug entweder einen Paletot von Sackleinwand oder den abgerissensten grünen Frack, der auf dem Trödelmarkt des Tempels zu finden, dazu eine rothe gestickte Hose und einen fabelhaften Helm mit Sphinxenköpfen und einem rothen Federbusch, der drei Ellen lang über alle Köpfe hinausragte. In der Chiquard'schen Bande that sich außer dem oben erwähnten Husaren noch ein Robert Macaire hervor, in dem classischen Costüme, mit dem schwarzen Pflaster auf dem linken Auge, mit der über das Kinn reichenden Halsbinde, mit der auf den Knieen geflickten Krabbhose, mit dem Frack aus verschiedenen Stücken und Farben und dem Knorrenstock; über seinem Rücken hing eine Tafel mit der Aufschrift: Ploumann, banquier, rue de Paradis Nr. 17.

Chiquard hat in diesen Tagen zum Beschluß des Karnevals ein prächtiges Souper in seinen Salons gegeben, wo bloß die renommirtesten Bonvivans und die schönsten Frauen jener zahlreichen Classe zugelassen wurden, welche mit einem Fuß in den glänzenden Boudoirs der Chaussée d'Antin und mit dem andern Fuß im Spital der Rue de l'Oursine leben. Nach den Zwischengerichten wird in einer ungeheuern Schüssel ein Fisch von solcher Größe aufgetragen, daß alle Gäste verwundert ausrufen, das könne unmöglich ein Fluß- oder Meerbewohner seyn. Chiquard versichert auf seine Maskenehre, es sey ein Seefisch, welcher die vorige Nacht mit Extrapost angekommen; die Anwesenden glauben es und spitzen die Mäuler auf das seltene Fischgericht, welches unter einer Decke von Petersilie verborgen ist. Chiquard soll die Portionen austheilen; zwei Bedienten setzen ihm das Meerungeheuer vor; er ergreift eine Klinge vom feinsten Stahl und will sie eben dem Thier in die Rippen senken, als ein gellender Angstschrei erschallt und eine Sirene in dem Costüm unserer Stammmutter Eva aus der Schüssel aufsteigt, die Petersilienblätter abschüttelt und sich gleich einer Statue in die Höhe richtet, wobei der Eßtisch ihr als Piedestal dient.

(Fortsetzung folgt.)

Römisches Leben im März 1839.

(Schluß.)

Seit Wochenfrist scheint ein blutiges Gestirn über Rom aufgegangen zu seyn, und es ist nicht anders, als ob ein Junger der französisch-romantischen Schule über den sieben Hügeln walte und sie zum Tummelplatz seiner wüsten Phantasie erkoren habe. — Vor wenigen Tagen warf sich um Mitternacht in der Via Gregoriana ein Bildhauer und Mitglied der Akademie von San Luca vom Dach eines dreistockigen Hauses hinab. Er war Gatte und Vater zweier Töchter. Sein Körper war schon seit längerer Zeit durch selbstverschuldete Krankheit zerstört, seine pekuniären Verhältnisse die traurigsten. Die gräßlich entstellte Leiche des Selbstmörders blieb bis zum folgenden Mittag dicht unter den Fenstern der Seinigen und umdrängt vom rohen Gafferschwarm liegen, ehe sich die gerichtlichen Personen eingefunden hatten, um das gesetzliche Protokoll aufzunehmen. — Messerstiche, so lange die bassa gente sie unter einander wechselt, kommen hier allzuhäufig vor, als daß sie besonders beachtet würden. Wird der Thäter ausfindig gemacht und kann er nicht nachweisen, daß er der Gereizte gewesen, so stirbt er; denn dahin spricht das Gesetz sich auf das Bestimmteste aus. So wird in einigen Tagen eine Frau, welche ihren Mann erdolchte (die tödtliche, gleich gezogene Waffe der Römerinnen ist ihre lange silberne Haarnadel), hingerichtet werden. Schon seit längerer Zeit zum Tode verurtheilt, hat sie nur durch Schwangerschaft ihr Leben bis jetzt gefristet. Nach einem jetzt abgeschafften Mißbrauch theilten bis noch vor kurzer Zeit Gefangene beiderlei Geschlechts Einen Kerker! — In einem drei Miglien von Rom entfernten, einsam in der Campagna liegenden Wirthshaus ist eine dreißig Mann starke Räuberbande aufgehoben worden: es waren die Galeotten des Kastells von Napi, welche unter Anführung der Gefängnißwärter allnächtlich ihren Kerker verließen, um zu rauben. — So eben lauft die Nachricht ein, daß bei Fiumicino die Leichen zweier Fremden im Tiber gefunden worden. Sie sind anständig bekleidet gewesen, haben unter anderm Glacé-

handschuhe getragen, ihre Taschen aber waren nach Außen gekehrt, Beweis genug, daß sie beraubt und nachher ermordet worden sind. — Sie werden mir erlassen, noch mehr dergleichen romanesker Züge mitzutheilen; gleicht doch schon das Angeführte allzusehr einem französischen Melodram. Rasch denn zu einem andern Gegenstand.

Die Fastenpredigten haben begonnen, und ziehen ganz Rom, besonders dessen schönere Hälfte, allabendlich in die Kirchen. Ich versäume sie so selten als möglich. Sie beginnen im Lauf der zehn Catechismentage um 22 Uhr, mit Ausnahme der drei Fasttage, wo sie schon in der 21sten Stunde (3½ Uhr Nachmittag) anfangen, und dauern bis zum Einbruch der Nacht. Die Kirchen sind gedrängt voll. Die schönsten Frauen, sonst nur während des Karnevals sichtbar, umdrängen das Gerüst der beliebteren Redner, welche sich auf einer mit Teppichen behangenen, nicht von Schranken eingeengten Bühne frei bewegen, mit den lebhaftesten Gestikulationen ihre Reden begleiten, auf- und niederschreiten, erschöpft in den Sessel zurücksinken, sich den Schweiß von der Stirn trocknen, und dann wieder aufspringen, um mit neuer Begeisterung fortzufahren. Allmählig dunkelt es, und man sieht nur die Gestalt des Priesters wie einen schwarzen Schatten hin und wieder ziehen; kein störender Laut unterbricht die andächtige Stille — es ist eine der großartigsten Scenen, welche der Kultus bietet. Der Ausdruck der Redner ist populär, körnig, oft ergreifend. Während jener dem Gottesdienst geweihten Stunden darf kein Kaffee-, Wein- oder Speisehaus geöffnet seyn, kein Boccia'pieler seine Kugel rollen, kein Ballonschläger seinen Ball durch die Luft treiben; alles bei einer Pön von 25 Scudi, oder bei Androhung, vor das Gericht der Inquisition gezogen zu werden, wie dies das an alle Ecken geheftete Plakat des Cardinal-Vikarius bekundet. Dieses Verbot erstreckt sich auf Rom und einen Umkreis von zwei Miglien. Die Eminenz muß ihre Landsleute wohl gekannt haben, indem sie den Fall voraus sah, daß die Römer sich auf die Schiffe in Ermanglung der Kneipen begeben könnten, um sich dort voll zu trinken, und hat demgemäß Wasser wie Land verboten. Bei Erwähnung der Inquisition fällt mir eine merkwürdige Stelle aus dem Blatte la voce della verità ein, welche ich dieser Tage las, und Ihnen ohne Glossen mittheilen will. Der Referent bespricht die Berufung des Doktors Strauß und schließt mit den Worten: „Es bleibt immer ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, daß einem Mann, welcher sonst überall seinen Scheiterhaufen gefunden hätte, im jetzigen Jahrhunderte ein Lehrstuhl der heiligen Religion angetragen worden."

Am verwichenen Sonntag fand in der Sixtinischen Kapelle die Weihe der goldenen Rose statt, mit welcher der heilige Vater alljährlich einen katholischen Fürsten begabt. Wer diesmal der Begünstigte seyn soll, habe ich noch nicht ermitteln können. So bereite ich Sie denn auch vor, daß meine nächsten Berichte überreich an Beschreibungen von kirchlichen Festen seyn werden. Ostern steht vor der Thür, und zur Heiligsprechung der fünf Seligen, welche auf den 26sten Mai anberaumt ist, werden schon jezt Vorbereitungen getroffen. Hölzerne Gerüste zu Lampen und Namenszügen füllen die Säulengänge; die Bogen und Pfeiler der Kirche selber sind zum Theil schon drapirt und mit Gerüsten verkleidet. Beim Anblick der bunten Leinwandvorhänge, auf welche papierne Hermelinschwänzchen geklebt sind, warf ich die vielleicht vorlaute Frage auf, wie dieser Apparat zehn Wochen Arbeit und 10,000 Scudi — denn so viel kostet eine Sanktifikation — wegnehmen könne. Doch das Fest wird dies ja am besten ausweisen.

Ein wohlfeileres und wohl schöneres Fest gibt uns jezt die Natur. Habe ich sie vor wenigen Tagen, beim Beginnen dieses Briefs, geschmäht und das böse Wetter gelästert, so widerrufe ich hiemit feierlich. Der Frühling ist da, dieser in Rom so flüchtige Gast. Alle Fruchtbäume stehen in schönster, vollster Blüthe, die Aepfelbäume im weißen, die Pfirsche im purpurnen Gewande, die Hecken schlagen aus, die Myrthe treibt neue Sprößlinge, Vögel probiren ihre Kehlen, und hier und da wagt sich schon ein naseweiser Schmetterling hervor. Ich war gestern in der Villa Mattei (die jezt mit Casino, Antiken, Stecheichen und Ruinen für 7000 Scudi feilgeboten wird) und schaute auf die Blüthenwelt zu meinen Füßen; da fiel mir's centnerschwer auf's Herz, daß ich in drei, vier Monaten mein Amt als Korrespondent aus Rom niederlegen soll. Eheu fugaces! — Doch ich bin ja noch nicht fort. F. F. G.

Lamartine.

Arbeitet Lamartine sehr schwer? Wir wissen es nicht; wäre dem aber so, so könnte der folgende Artikel der Quotidienne eine Satire vorstellen sollen. Gebiert er aber seine Poesien nicht unter auffallenden Wehen, so weiß man nicht, was man aus dem Spott machen soll; denn soviel ist gewiß, daß Lamartines Produkte gerade am allerwenigsten von der Leichtigkeit und Leichtfertigkeit verrathen, welche ihnen hier nachgerühmt oder Schuld gegeben wird.

„Lamartine wurde von einem seiner Collegen in der Akademie über die Art und Weise befragt, wie er producire, und er theilte ihm offen Folgendes mit: „Wenn ich in St. Pol bin, so ergehe ich mich im Park oder reite über Feld. In der Tasche führe ich Papierstücke und ein Bleistift; ich gebe meinen Gedanken Audienz, ziehe ein Blatt aus der Tasche, werfe ein Paar Verse darauf hin; nach einer Weile kommt es an ein zweites Blatt, ein drittes u. s. f. Ich komme nach Hause und werfe die Papierstücke auf den Schreibtisch meines Sekretairs. Dies ist ein sehr verständiger junger

Mann; er sucht die Blätter zusammen, wie sie folgen, und schreibt Alles in's Reine; so wird ein Gedicht daraus; ich lasse Gosselin kommen, er gibt mir 40000 Franks dafür, druckt es, und ich frage nichts mehr darnach." — „Was?" rief der College; „Sie übersehen Ihre Sachen nicht?" — „Ich lese sie gar nicht," erwiderte der große Poet. „So habe ich la chute d'un Ange noch gar nicht gelesen, wohl aber meine Frau, und diese redet mir immer zu, mich einmal daran zu machen. Ich thue es wohl auch diesen Sommer in St. Pol, wenn mir anders die Politik Zeit dazu läßt." —

„Man sieht leicht," fügt die Quotidienne bei, „so etwas kann nicht ersonnen seyn, es muß wahr seyn. — Racines Frau hat nicht nur niemals ein einziges Stück ihres Mannes aufführen sehen, sie hat nie eines auch nur gelesen; aber Madame Racine hatte die Stücke auch nicht gemacht."

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, März.

Karneval. Bier. Augenheilanstalt. Kunstverein.

Hätten wir armen Dresdner nicht bis über die Ohren roth werden sollen, wenn uns in öffentlichen Blättern die Ueberfülle von Glanz, Pracht und scherzhafter Ausgelassenheit geschildert wird, worin diesmal der Karneval in Mainz schwelgte, während er uns gerade so matt, steif und hölzern, wie er erschienen war, auch davonschlüpfte? Die Ursache liegt wohl zumeist in dem raschen, fröhlichen Blute der Rheinländer. Wenn Köln beim deutschen Fastnachtsjubel gewöhnlich mit großer Auszeichnung die erste Stelle behauptete, solche diesmal aber vielleicht an die genannte Stadt abtreten mußte, so gaben dazu unstreitig die dortigen religiösen Stöhrungen Anlaß. Das flüssige Gold der Rebe des Rheins ist unstreitig eine der Hauptquellen des geselligen Frohsinns jener Gegenden. Ließe sich von Aktienunternehmungen für Veredelung des Weins nur halb so viel hoffen, als es uns hier wirklich mit der Bierverbesserung nunmehr gelungen ist, so würden auch wir und andere nordische Länder uns weniger von der Schwere der Erdluft, sogar während des Faschings, tyrannisiren lassen. Es wäre jedoch, da einmal die Umstände nicht anders sind, gewiß undankbar, wollte man den noch immer zunehmenden glücklichen Bestrebungen in der Bierkultur die verdiente Anerkennung vorenthalten. Neben dem vielverbrauchten Bier des hiesigen Waldschlößchens, liefert nicht nur die benachbarte Brauerei in Medingen ein ähnliches, mit dem bayrischen in Einem Rang stehendes Getränk, sondern es hat auch ganz nahe vor unserer Stadt auf dem Grundstücke, seit Menschengedenken das „Feldschlößchen" genannt, ein, wenn ich nicht ganz irre, selbst aus Bayern stammender Brauereibesitzer einen sehr geräumigen Felsenkeller zur Aufbewahrung seines Fabrikats angelegt. Man verspricht sich von diesem Unternehmen starke Concurrenz mit den bereits vorhandenen neuen Bieranstalten, die dem Allgemeinen in jeder Hinsicht nur zum Vortheile gereichen kann. — Die noch neben dem vom Staate unterhaltenen Blindeninstitute hier bestehende Privatheilanstalt für unbemittelte Augenkranke bewährt ihren gemeinnützigen Zweck immer mehr. Die rühmliche Thätigkeit der dabei ganz unentgeldlich wirkenden Aerzte, an deren Spitze der Hofrath Dr. von Ammon und Dr. Weller stehen, hat sich im vorigen Jahre an 751 Leidenden bewiesen. Zum Theil sehr schwierige Operationen sind mit dem günstigsten Erfolge gekrönt worden. Ein unvergängliches Andenken hat sich der seit längerer Zeit hier lebende, vor Kurzem verstorbene russisch-kaiserliche Major von Olsufieff durch seine großmüthige Berücksichtigung mehrerer hiesiger Wohlthätigkeitsanstalten gestiftet. Auch diesem Institute ist davon die Summe von etwa 17000 Thalern zugekommen. Wie man vernimmt, so sollen die Zinsen davon zum Theil zu Unterstützung nothleidender Blinder verwendet werden. — Das Lokal unseres Kunstvereins bietet dem Beschauer so eben wieder eine bedeutende Zahl neuer, werthvoller Gemälde, Zeichnungen und Kupferstiche, Landschaften, architektonischer Darstellungen, Genrebilder u. s. w. Unter den zuletzt genannten befindet sich ein durch sein Charakteristisches und eine reizvolle Klarheit recht anziehendes kleines Tableau von Bürkel, das einen Transport gefangen genommener italienischer Räuber zum Gegenstande hat. Außerdem sind vorzüglich zwei Gemälde merkwürdig, ein großes, altes von Sebastian Conca, dessen langes, thätiges Leben zwischen die Jahre 1676 und 1764 fiel, und ein kleineres Oelgemälde, von dem in Rom einheimisch gewordenen und dort im December vorigen Jahrs verstorbenen deutschen Maler Joseph Anton Koch. Das erste stellt den im Jahre 1726 kanonisirten heiligen Thoribius, Bischof von Lima, vor, wie er eben ein Wunder verrichtet, indem er, nach dem Beispiele Moses, und mit gleichem Gelingen, dem Wasser gebietet, sich aus einander zu begeben. Ein alter Kupferstich nach diesem Gemälde ist zugleich mit ausgestellt. Abgesehen davon, daß zu Concas Zeit die Kunst schon wieder sehr gesunken war, und dieser Künstler zu den Manieristen zu rechnen, sind doch immer seine an Ideen reichen und in der Ausführung sorgfältig gehaltenen Werke von bedeutendem Verdienste. — Der Gegenstand des, dem Vernehmen nach im Jahre 1813 von Koch gemalten Bildes ist Noahs Dankopfer nach der Sündfluth. Man bemerkt darauf Reichthum und Mannigfaltigkeit der Gestaltungen. Ein etwas seltsam kolorirter Regenbogen spannt sich den Sterblichen über den so lange durch Wolken verhüllt gewesenen Himmel tröstend aus. Die vermuthlich inzwischen völlig geleerte Arche ist auf einem hohen Berge sitzen geblieben. Ein buntes Quodlibet von Gethier aller Art durchwimmelt Luft, Erde und Wasser. Das Gebiß der reißenden Bestien scheint in dem Nothstall der Arche nichts von seiner Gier verloren zu haben, und kaum von Neuem in's Freie gelangt, will das Schwein, wie vormals, den Löwen nicht gelten lassen, was noch jezt alle Tage vorzukommen pflegt. Sogar die dem engen Gewahrsam erst entronnenen Böcke sieht man schon wieder, im alten Freiheitsdrange, mit den Hörnern rüstig auf einander losarbeiten. Man erblickt auf diesem Gemälde die Eigenthümlichkeit Kochs, in dessen Produktionen gemeiniglich die Landschaftmalerei mit der geschichtlichen Darstellung sich vereinigt, in hohem Grade. Schade, daß der talentvolle Mann, weit mehr als nach der lebendigen Natur, nach den Kunstwerken alter Meister seine Studien machte und nicht selten neben ihren rühmlichen Eigenschaften auch die theils ihrer Periode und Gegend, theils ihrer Person anhängenden Fehler und Schwächen in seine Werke mit aufnahm. Zur Zeit, wo er das, troz mancher Bizarrerie, in vieler Hinsicht sehr verdienstliche Bild fertigte, mußte es allerdings ungleich allgemeiner ansprechen als jezt. Damals hatte bekanntlich die Kunst, um sich vor der Leerheit der sogenannten Idealität zu retten, eine einseitige Richtung nach dem Alten genommen. Zum Glück sind nunmehr beide Einseitigkeiten in den Hintergrund gedrängt und an ihre Stelle eine neue, wahrhaft großartige Kunstaera getreten, deren in den mannigfachsten Strahlen sich ergießendes Morgenroth die früher kaum zu ahnende Nähe eines schönen Tages verheißt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 80.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 3. April 1839.

Die Einbildungskraft muß uns keinen Gegenstand aufdrängen wollen, sie soll, wenn sie Kunstwerke hervorbringt, nur wie eine Musik auf uns selbst spielen, und in uns selbst bewegen, und zwar so, daß wir vergessen, daß etwas außer uns sey, das diese Bewegung hervorbringt.

Goethe.

Die Wachskerze.

Von A. v. Sternberg.

Wie seltsam, daß gerade die heiligsten und reizendsten Erscheinungen der Natur in den Händen so todter Menschen sind, als die Scheidekünstler zu seyn pflegen! Nur Dichter sollten damit umgehen und von ihnen der glühenden Jugend erzählen. Die Werkstätten wären dann Tempel, und mit neuer Liebe würden die Menschen die Geheimnisse verehren.

Novalis.

„Lieben Sie auch Mährchen?“ — „O ja, aber kurze.“ — „Mit Phantasie oder ohne?“ — „Warum fragen Sie das?“ — „Weil Mährchen ohne Phantasie eigentlich keine sind, und mit Phantasie hat der Autor ihre Länge oder Kürze nicht in seiner Gewalt. Das wahre Mährchen faßt nicht weniger als die ganze Welt in sich. Es spricht von allen Dingen und zugleich von keinem. Als der Gegner des Verstandes, der immer vorsichtig und schrittweise geht, hüpft, fliegt und überspringt es ganze Länder und Zeitstrecken. Am liebsten wiegt es sich in der Luft, daher ist es auch immer neu wie Wolke und Nebelstreif. Sie begreifen also, daß ein so sonderbares Ding am wenigsten ausgemessen werden darf.“ — „Ach, Sie wollen mir also ein Mährchen geben so lang wie der Fortunat, oder so verworren und seltsam wie Hinkel Gockel und Gackeleia? Aber das gelingt Ihnen nicht. Ich will mich etwas phantastisch ergehen, aber ein ermüdender Gang über Berg und Thal steht mir nicht an.“ — „Dann freilich —“ „Halt! nicht so schnell! Sehen Sie diese Wachskerze. Ich war einst Genosse einer muntern Gesellschaft, die an Winterabenden zusammenkam und sich gegenseitig Geschichten erzählte; allein es fand sich, daß Viele, die gut und gerne erzählten, ihre Phantasie vom Isop bis zur Zeder spazieren führten und dadurch andern den Platz benahmen, die ebenfalls gerne und viel erzählten. Es gab Novellen mit so endlosen Verwicklungen und Discursen à longue haleine, daß endlich ein offener Aufstand unter den Zuhörern ausbrach. Man wollte kürzere Geschichten, man wollte keine Raisonnements, man wollte Stoff. Was war zu thun? Ein resolutes Mittel mußte gefunden werden, und es fand sich. Der Vorsitzer unserer Gesellschaft nahm eine Nadel und steckte sie in das Wachs der vor uns brennenden Kerze, indem er durch diese Prozedur ein größeres oder kleineres Stück Kerze bezeichnete, das abbrennen mußte, je nachdem der Erzähler für einen großen oder geringen Phantasten bekannt war. Sehr selten und nur auf allgemeines Begehren rückte die Nadel weiter; in der Regel wußte der Erzähler, daß er mit seinem Stück Kerze zufrieden seyn mußte, und legte er

etwa die Exposition zu breit an, so war ein stiller Blick auf die Nadel eine Mahnung, den Stoff mehr zusammenzufassen, unnöthige Discurse und Abschweifungen wegzulassen und bei Zeiten an einen befriedigenden Schluß zu denken. Manchen saumseligen und träumerischen Erzähler überei chte die Nadel wie das Schicksal, und es machte uns nicht wenig Spaß, ihn dann plötzlich verstummen zu sehen, nachdem er kurz vorher einen mächtigen Anlauf genommen, um uns Alle zu überraschen und in Staunen zu setzen. Für die Eitelkeit eines anerkannt guten Erzählers mußte es dagegen nicht wenig erwünscht kommen, wenn er bemerkte, daß wir Alle heimlich an der Nadel rückten, sie tiefer hinunter sezten oder wohl gar ganz entfernten, wenn sie einen uns Allen unwillkommenen Schluß herbeiführen wollte. Dieses geschah jedoch selten und gehö.te zu den allergrößten Gunstbezeugungen."

„Der Scherz ist nicht übel und ich lasse ihn mir gefallen, um so mehr, da, was ich erzählen will, nicht so eigentlich zu den Mährchen gehört; vielmehr sind nur die Randglossen mährchenhafte Arabesken." — „Schon gut. Meine Stecknadel ist schon auf ihrem Posten." — „Und ich beginne:"

Meine Vaterstadt ist in der Nähe von Lyon, eine kleine, alterthümlich gebaute und mit manchem abenteuerlichen Zierrath versehene Stadt. Die Geschichte, die ich jezt erzählen will, trug sich in meinen Knabenjahren daselbst zu, und ich erinnere mich noch, die enge Seitengasse oft durchwandelt zu haben, wo das Haus der Mademoiselle Limpan sich erhob. Ein ansehnlicher Bäckerladen machte das Ende dieser Sackgasse und war das Ziel, wohin mich mein hungeriger Magen führte, nachdem ich während fünf langer Stunden den Wissenschaften und der Weisheit gedient hatte.

Mademoiselle Calliste Limpan war ein armes, hübsches Mädchen, die mit ihrer Mutter sich von Stickereien in Gold und Silber nährte. Niemand konnte eine breitschößige Robelore mit phantastischeren Guirlanden goldener Rosenknospen und silberner Schneeglöckchen bekränzen als Mademoiselle Calliste. Der Maire unseres Städtchens, ein Mann von Ansehen, hatte mit einem Rock von der geschickten Nadel der Limpan sogar in Paris Aufsehen gemacht. Das prächtigste Stück Arbeit jedoch, das sie aus ihrem Rahmen spannte, war ein Kleid für einen gewissen Doktor Typhon. Auf einem Grunde von fleischfarbenem Sammt lagen graziös hingeworfen einzelne Bouquete von „roses infernales." Was waren aber diese „roses infernales?" In Wahrheit nichts Geringeres als die wundervollsten Schöpfungen, die je die Phantasie eines Callot, wenn sie sich auf Blumen würfe, hervorzubringen im Stande wäre. Es war ganz was Außerordentliches und jede Beschreibung verfällt jämmerlich. Ich fühle noch einen lebhaften Schauder, wenn ich daran denke, und die ersten Begriffe von der Hölle und der Qual der Verdammten erhielt ich durch die „roses infernales" der Mademoiselle Calliste. — Wie sahen sie nun aber aus? — Es waren schwarze Rosen, ganz einfach gesagt, aber auf diesen schwarzen Rosen lagen feurige, rothglühende Thautropfen, auf jedem Blatte ein Tropfen. Gewiß nur in der Hölle konnten solche Rosen blühen und nur dort konnte ein solcher Thau fallen. Die Blätter dieser gespenstischen Blumen waren von Silber. Auch sie hatten etwas Fremdartiges; schon daß sie silbern aufgesprießt waren, machte das Erdreich verdächtig, das kein lebensvolles grünes Blatt zu erzeugen vermochte, sondern statt dessen einen metallenen Hohn, einen kalten, starren Scherz in Silber zu Tage gefördert hatte.

Dieser merkwürdige Rock bekleidete den Doktor Typhon lange vorher, ehe er um die Hand der Mademoiselle Limpan anhielt; allein es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieses kostbare Meisterstück, das in unserm Städtchen eine rubloſe Bewunderung erregte, zuerst seine Aufmerksamkeit auf die in Verborgenheit lebende Schöpferin lenkte. Man verdachte es dem Doktor sehr, daß er als ein berühmter Mann eine so unpassende Wahl traf, und Mademoiselle Calliste verdachte man es ebenfalls; denn sie hatte des Doktors wegen einen reichen Manufakturisten aus Lyon ausgeschlagen. Dennoch ging diese Heirath vor sich.

(Fortsetzung folgt.)

Der Fasching und die Fasten in Paris.

(Fortsetzung.)

Das Souper ist die unausbleibliche Nachfeier eines Maskenballs; die wenigsten Karnevalsgäste haben indeß die Mittel, wie Chiquard. um in eigenen Salons Tafel zu halten; die bei weitem größte Mehrzahl geht in's Café anglais, zu Veron oder zu Douix, damit die Orgie vollständig werde. Beim Souper entlarven sich die Masken; es sind vorzüglich Ladendiener und Studenten. Die Einen haben gestern vielleicht ihren lezten Rock in's Leihhaus geschickt; die Andern wissen nicht, wo sie morgen eine Wohnung finden sollen; aber was liegt ihnen daran, so lange der Punsch noch brennt und der Champagner noch im Glase braust? In einer Stunde, in wenigen Minuten steht ihnen der Jammer des wirklichen Lebens wieder bevor, und von der fröhlich durchjubelten Nacht behalten sie nichts als Kopfweh und moralische Uebelkeiten; in Erwartung dessen wollen sie wenigstens in ihrem geborgten Costüm ein erkünsteltes Leben genießen: sie schreien, singen, trinken und sind ganz glücklich, oder glauben es wenigstens zu seyn.

Ein Statistiker hat, ich weiß nicht wie, herausgebracht, daß während des diesjährigen Karnevals 1,587,000 Flaschen Wein getrunken worden sind, woraus ich mir den starken Aufschlag des Campeschenholzes erkläre; denn der Campeschenbaum ist bekanntlich der Weinberg, woraus die Schenkwirthe der Pariser Banlieue und viele Garköche in Paris selbst ihre Fässer füllen. Ein anderer oder derselbe Statistiker behauptet, daß die Einnahme der Maskenbälle, welche die Pariser Theater in der Nacht vom Faschingdienstag auf Aschermittwoch gegeben haben, auf eine halbe Million veranschlagt werden könne; eine Summe, welche eine hübsche Anzahl Entrechats und Cancans repräsentirt. Denn die Cancans, d. h. die ausgelassensten Tänze sind nun einmal definitiv auf allen Pariser Tanzböden eingebürgert. Jedermann tanzt sie, und keine menschliche Macht ist im Stande, ihnen Einhalt zu thun. Wer kann den Tausenden wehren, die sich hier jeden Abend in Attitüden ergehen, welche selbst die Polizeidiener schamroth machen? Die ganze französische Armee, in Paris concentrirt, würde nicht hinreichen, die „Chahûteurs" von den Maskenbällen zu entfernen, oder man müßte alle Theater und Tanzplätze räumen. Die Stadtsergeanten und Munizipalgardisten sehen daher auch mit gekreuzten Armen zu. Es steht zu erwarten, daß im Verlauf von zehn Jahren der Cancan in allen Pariser Salons und in den ehrbarsten Gesellschaften einheimisch wird; denn das heranwachsende Geschlecht gewöhnt sich vollkommen an diesen pantomimischen Tanz. Schon hat **Lemoine** den Cancan in zwei Statuetten verewigt, welche in allen Kunstläden ausgestellt sind, und mehrere dramatische Dichter haben den Chahût sogar auf die Bühne gebracht: les trois bals in den Variétés und le bal des grisettes in den Folies dramatiques sind zwei Vaudevilles, worin auf's Treueste dargestellt wird, wie es bei Musard und bei Desnoyers in Belleville hergeht. Es ist in der That unbegreiflich, wie dramatische Künstler sich so wenig achten, daß sie in diesen Orgien Rollen übernehmen, und wie die Schauspielerinnen auf der Scene Tänze ausführen mögen, welche sie auf einem öffentlichen Tanzplatz nicht tanzen würden. Sollte man es glauben, daß ganze weibliche Theaterpersonale unter einander wetteifern, welches die rohesten Gesten machen, welches mit der raffinirtesten Ausgelassenheit und mit der unkeuschesten Grazie den Cancan und den Chahût der Contille nachahmen kann? Von nun an müssen alle wegen unzüchtigen Tanzens angeklagten Delinquenten von dem Zuchtpolizeigerichte freigesprochen werden: denn wie ist es denkbar, daß die Richter einen lustigen Studenten verurtheilen, der zwischen zwei Bowlen Punsch in der großen Chaumière oder im Prado chahûtirt, wenn fünfzig Personen bei kaltem Blute jeden Abend vor einem zahlreichen Publikum die unanständigsten Tänze wiederholen, welche von Polizeiwegen auf allen Tanzböden untersagt sind? oder hätten vielleicht die Pariser Theater das Privilegium der Immoralität gepachtet? Das Betrübendste dabei ist, daß an den Abenden, wo jene Vaudevilles gegeben werden, Orchester und Parterre stets mit Zuschauern angefüllt sind, welche nach Beendigung dieser Greuel bis, bis schreien und sich die Scene noch einmal vorspielen lassen. Der Chahut wird jezt sogar in den Zwischenakten verlangt, wie ehemals die Marseillaise.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Februar.

Ballwesen.

Von Mittfasten an begannen wie gewöhnlich die Soirées dansantes und Kinderbälle der Noblesse. Sie bezeichneten fast jeden Tag der Woche, und auch in den fashionabeln bürgerlichen Kreisen regten sich die Hausbälle mit ihrem nothwendigen Gefolge von Visites de reconnaissance, die nach meiner Ansicht nicht zu den geringsten Leiden für die Wirthin einer häuslichen Tanzunterhaltung gehören mögen. Doch gibt es ja gefühlvolle Seelen, die einen eigenen Genuß im Leiden finden; vielleicht ist das auch hier mitunter der Fall. Ich denke mir die Sache sehr langweilig, wenn die Dame des Hauses, nachdem das Tanzfest selbst ihr Sorge und Geschäft genug gemacht, einige Tage später alle ihre Gäste, langweilige wie amusante, noch einmal empfangen muß, um ihren Dank für das genossene Vergnügen anzunehmen oder abzulehnen, wobei die Visiten der jungen Herren in der Regel die drolligsten sind; denn da wenige Familien eine so große Zahl von jenen kennen, um die tanzlustigen Fräulein im Ueberfluß zu versehen, so wird gewöhnlich ein älterer Hausfreund, auf dessen Takt und Umsicht man sich verlassen kann, damit beauftragt, das leichtfüßige Freikorps der Tänzer anzuwerben, der dann mit seiner Schaar aufmarschirt und selbe der Dame des Hauses in prägnanter Kürze, oft in Summa vorstellt. Da muß nun diese Dame ein tüchtiges Personengedächtniß haben, wenn sie die schnellfüßigen Jünglinge, die sie vielleicht den ganzen Abend nur noch im Galopp- und Walzersturm an sich vorüber fliegen sah, bei der einzigen Visite de reconnaissance, die sie jemals in ihrem Hause machen, wieder erkennen soll; und selbst im Laufe des Jahres, wenn jene auf den Promenaden, in Conzerten oder auf der Straße ihre Komplimente anbringen, werden in der Regel die Töchter, die natürlich für ihre Cotillongefährten ein besseres Gedächtniß haben, befragt, wer der junge Herr sey? Es gibt mitunter so rüstige Kämpfer auf dem Ehrenfelde des Tanzes, daß sie fast zu allen Bällen und alljährlich geladen werden, und diese lernt man denn nach und nach näher kennen; manchmal werden solche nothwendige Karnevalmeubles auch unter die Zahl der jüngern Hausfreunde aufgenommen, und dies ist dann der schönste Lohn und Ruhm des wählenden Tänzerlieferanten. — Eine ganz eigenthümliche und interessante Erscheinung unsers Karnevals sind die Compagniebälle des Militärs, worunter besonders jene der Grenadiere sich einer großen Beliebtheit erfreuen. Diesen wohnen nicht allein der Hauptmann und die Offiziere der Compagnie mit ihren Familien, sondern auch die Stabsoffiziere und deren Bekannte aus dem Civil bei. Die jungen

Kriegsleute sind durchaus hohe, kräftige Gestalten, und wählen sich gewöhnlich auch aus der weiblichen dienenden Welt die hübschesten Mädchen aus, so daß der Anblick dieser Paare ein recht angenehmes Schauspiel gibt. — Direktor Stöger veranstaltete im Laufe des heurigen Karnevals nur zwei Redouten, die erste am dritten Sonntag (wahrscheinlich weil die Prager von jeher die dritte Redoute vor allen andern liebten, und man oft den Vorschlag gemacht, mit der dritten zu beginnen); aber das Publikum, allen Redouten feindlich gesinnt, wollte nicht glauben, daß die erste eigentlich die dritte sey, und blieb zu Hause. Die zweite Redoute am Faschingsdienstag war zwar sehr voll; doch fehlte es an Masken und an Lustigkeit, und von der Société erschienen nur einzelne Damen und Herrn. — Seit einem Drittel-Jahrhundert tanzt die fashionable Welt nicht mehr auf den Redouten; doch machte sich sonst die Jugend der Bürgerclassen noch dieses Vergnügen; wie aber alles die höhern Kreise nachäfft, um — sey es auch auf Kosten des eigenen Vergnügens — nur nobel zu seyn, so hat sich diese Abneigung bis in die untersten Classen verbreitet, so daß höchstens noch ein Arlequin, Türke oder Ritter mit seiner Colombine oder seinem Bauernmädchen ein paar Galoppe- und Walzerschritte versucht. Wer keine Larve vor dem Antlitz hat, scheint gleichsam in heiliger Scheu vor jedem Tanz zurück zu beben, und so geht denn auch bei der lustigsten Tanzmusik Alles ernst und langsam an einander vorüber. Das Intriguiren der Unverlarvten haben sich die Masken gleichfalls abgewöhnt, wahrscheinlich weil sie großentheils nichts zu sagen wissen. Da nun aber die jungen Herren auf die Redoute gehen, um sich zu unterhalten, so haben sie ein Surrogat für den verloren gegangenen Maskenscherz erfunden: sie intriguiren, oft nicht auf die feinste Weise, die Verlarvten, wo nun freilich auch nicht viel Witz zu Tage gefördert wird, da man durchaus nicht wissen kann, wer die Maske ist; und hörte man sonst die geistreiche Versicherung der Maske: „Ich kenne dich!“ worauf man mit gutem Gewissen antworten konnte: „Das ist keine Kunst!“ so erschallt nun die Frage des Unverlarvten: „Kennst du mich?“ die dann gewöhnlich mit jener Wahrheitsliebe beantwortet wird, die von jeher die Eigenschaft aller Masken war. — Diese Art von Verfolgung, welcher jede, und insbesondere die weiblichen Masken bloßgestellt sind, trägt viel dazu bei, daß Damen aus den bessern Ständen sich vor jeder Travestie hüten, da sie oft große Mühe haben, sich die Ueberlästigen vom Halse zu schaffen, was mitunter nur durch einen schnellen Rückzug möglich wird.

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, März.

(Fortsetzung.)

Kunstverein. Bendemanns Bilder. Die broncene Gerechtigkeit.

Eine recht freundliche Genugthuung gewährt es, neben dem Kochschen Tableau ein Brustbild des bereits hochbejahrten Künstlers in einem köstlichen Kupferstiche von Küchler zu sehen. Die Schalkheit und der Humor, die aus Kochs Werken bald mehr, bald weniger leise hervortreten, und das geistvolle Wesen des Verewigten überhaupt, liegt, wie in den mächtigen Augen, so in dem ganzen, wohlgenährten, lebenslustigen Antlitz vor uns. Noch drei andere Porträts römischer Künstler: Reinhart, Thorwaldsen u. S. M. Wagner, von dem nämlichen Kupferstecher, obschon nicht von so sorgfältiger Ausführung, empfehlen sich durch gleich scharfe und glückliche Auffassung ihrer Individualität. Die ungemein große Verschiedenheit der Physiognomien erhöht noch das Interesse an diesen schön gelungenen Produktionen. Besondere Freude gewährt die aus diesen Kupferstichen hervortretende Meisterhand und das ihnen eigenthümliche Leben, wenn man sie mit den Arbeiten zusammenhält, die der seit einiger Zeit in Rom sich aufhaltende Künstler vor ungefähr acht oder neun Jahren für den hiesigen Kunstverein fertigte. Obgleich auch diesen das Verdienst nicht abzusprechen ist, so herrscht doch in jenen neueren Leistungen eine den früheren weit überlegene Kraft und Anmuth. Ferner ist so eben nach einem Gemälde Otto Wagners eine Ansicht von Dresden, durch den Professor Hammer trefflich in Kupfer gestochen, im Kunstvereine zu sehen. Sie gehört zu denjenigen Blättern, welche im Kunsthandel nicht zu haben, bloß für die Mitglieder des Vereins bestimmt und nach solchen Originalen gearbeitet sind, welche zur Verloosung gekommen. — Besonderen Anklang schien ein Basrelief vom Bildhauer Hänel zu finden, einem Schüler Thorwaldsens, der so eben von seinem lezten Aufenthaltsorte, München, hierher in die Heimath zurückkehrt, um bei unserem neuen Schauspielhause die Fertigung von Kunstarbeiten zu übernehmen. Die in zwei Gestalten, eine jugendlich schöne weibliche und einen Knaben, gelegte Handlung des Basreliefs spricht sich zwar zu wenig klar aus, um ohne Commentar ganz damit zu Stande zu kommen. Aber die einzelnen beiden Figuren sind so lebens- und anmuthvoll gedacht und gestellt, daß sie auch durch sich selbst große Theilnahme einflößen. Vorzüglich ist in den mit einem Thyrsus erscheinenden, wie im Tanze begriffenen Knaben eine das Auge fortdauernd fesselnde Schalkheit und Grazie gelegt. — Bendemann wird in seinem Eifer bei Fertigung der Gemälde auf hiesigem Schlosse hauptsächlich durch einige Künstler aus Düsseldorf unterstüzt, so daß die möglichste Beschleunigung ihrer Vollendung zu hoffen ist. — Bei dieser Gelegenheit glaube ich eines andern, eben erst vom Stapel gelaufenen Kunstwerks, das mir zu Gesicht gekommen, nebst der Veranlassung dazu, gedenken zu müssen. Unser, Wissenschaft und Kunst mit gleicher Liebe umfassender Prinz Johann widmete bekanntlich der Ständeversammlung seinen unermüdeten Eifer mit seltener Aufopferung. So war er denn auch beim lezten Landtage Mitglied der Deputation zu Berathung des Kriminalgesezbuchs. Da er auf den Vorsiz Verzicht leistete, so wurde solcher dem hiesigen Bürgermeister Hübler übertragen, dagegen von dem Prinzen, auf Bitten der Deputation das, die gründlichste Kenntniß und den beharrlichsten Fleiß erfordernde Referat übernommen. Zur Erinnerung an das vereinte Wirken beauftragte der Prinz vor Kurzem unsern genialen Bildner, Professor Rietschel, mit Ausarbeitung eines Denkzeichens. Es besteht in einer aus Bronce gefertigten Gerechtigkeit. Sizend dargestellt, hat sie das Gesezbuch im rechten, die Fasces im linken Arme. Würde, Schönheit und Eleganz sind in ihr zu einem höchst ansprechenden Bildniß verschmolzen. Die vier Seiten des so sinnreich als zierlich erscheinenden Piedestals sprechen die folgende Widmung aus: „Den Männern des Rechts, den treuen Mitarbeitern am Werke vaterländischer Gesezgebung. Johann, Herzog zu Sachsen.“ Dem Vernehmen nach beschränkt sich die Zahl der gefertigten Exemplare auf zwölf, als die Zahl, aus welcher die Deputation mit Einschluß zweier königlichen Commissarien, des Justizministers und eines geheimen Justizraths, bestand. Uebrigens dient das gehaltvolle Kunstwerk zugleich zum fortdauernden Gebrauch als Papierhalter und versinnlicht sonach den damit Beehrten täglich das Resultat ihres dem geliebten Vaterlande gewidmeten Strebens. (Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 10.

Mittwoch, 3. April 1839.

[145] In der **Liter.-artistischen Anstalt** der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Lithotripsie

in Bezug auf

Geschichte, Theorie und Praxis derselben, unter Benützung der neuesten Erfahrungen der französischen Aerzte hierüber,

dargestellt von

Dr. M. S. Schleiss von Löwenfeld,

praktischem Arzt in München.

Mit acht Tafeln Abbildungen.

geh. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Der Zweck des Verfassers war: in diesem Werke eine pragmatisch-geschichtliche Zusammenstellung der lithotriptischen, auf acht Tafeln dargestellten Instrumente, und die hauptsächlichen Methoden der bisherigen Lithotripsie, — eine Anleitung zur Erlernung der Lithotripsie heutigen Tages, und endlich die praktischen Regeln zur Ausübung dieser, für die Blasensteinkranken so wohlmeinenden Kunst darzubieten. Der fortdauernde Aufenthalt des Verfassers in Paris gab ihm Gelegenheit, früher hierher einschlägige Vorarbeiten theils noch zu vervollständigen, theils deren praktischen Werth zu erproben, und durch Benützung und Zusammenstellung der vollständigen, hierher gehörigen Literatur, neben dem praktischen Zweck seiner Schrift, auch zur Förderung des historischen Moments und der Theorie der Lithotripsie beizutragen.

[139] So eben ist erschienen:

Theater von Carl Blum.

Inhalt: Das laute Geheimniss, Lustspiel in 5 Aufzügen, und: Der Ball zu Ellerbrunn, Lustspiel in 3 Aufzügen. 8. geh. 1 1/3 Rthlr. — Von allen angesehenen deutschen Bühnen angenommen, haben diese trefflichen Stücke den lautesten Beweis beim Publikum, und überall die ehrendste Anerkennung durch die Kritik gefunden.

Répertoire du théâtre français à Berlin:

Nr. 192—200: Clementine, Britannicus, Jean, Ruy Blas p. V. Hugo, Clermont, Les deux manières, Le Joueur, Rodolphe à 4—8 Gr.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

[118] In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Das Galgenmännlein.

Ein dramatisches Gedicht

von

Arthur Lutze.

8. geh. 12 Gr.

Leipzig, im Febr. 1839.

F. A. Brockhaus.

[84] In der Unterzeichneten sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Die

Seherin von Prevorst,

Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere.

Mitgetheilt von

Justinus Kerner.

Dritte Auflage, mit 8 Steintafeln.

Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 Gr.

„Wenn (schreibt ein tüchtiger Mann) diesem merkwürdigen Buche, eine seiner ganzen Tendenz mehr oder weniger entgegenstehende frühere Erziehung und Geistesbildung nicht vollkommenen Eingang in alle Gemüther verschaffen konnte, so hat es doch überall ein tiefes Eingehen in sich selbst befördert, eine Menge Fragen im Innern hervorgerufen, und den Blick auf Regionen des menschlichen Geistes und Gemüthes hingezogen, die früher entweder gänzlich unbeachtet blieben, oder doch kaum eines leichtfertigen, oder wohl gar verächtlichen Seitenblickes gewürdigt wurden."

Eine Erscheinung

aus dem

Nachtgebiete der Natur,

durch

eine Reihe von Zeugen gerichtlich bestätigt und den Naturforschern zum Bedenken mitgetheilt

von

Dr. Justinus Kerner,

Oberamtsarzt zu Weinsberg.

8. Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Diese Schrift enthält die authentischen Aktenstücke und Zeugnisse über ein Phänomen, das dem Naturforscher und jedem denkenden Menschen von hohem Interesse seyn muß. Dieselben zeigen auf's Klarste, daß dieses Phänomen nicht auf Betrug beruhte, und daß nur diejenigen, in deren System ein solches nicht paßt, auf dieser irrigen Meinung beharren können. Es sind in dieser Schrift aber einzig nur Aktenstücke und Zeugnisse, durchaus keine Theorie, gegeben und dabei nur einige andere ähnliche Phänomene zur Vergleichung mit diesem aufgeführt. Name und Auslegung dieses Phänomens ist jedem Forscher freigestellt, und der Herausgeber dieser Zeugnisse für dasselbe will Keinem den Glauben aufdringen, als seyen solche Phänomene durchaus nichts anderes als ein Einwirken Verstorbener auf noch Lebende, obgleich derselbe dabei auch frei bekennt, daß wenigstens er der Zeit noch keine andere genügendere Auslegung dieser Phänomene weiß, da auch die gewöhnlichen Auslegungen und Theorien der magnetischen Erscheinungen (die dem Herausgeber, wie sich von selbst

versteht, auch schon längst sattsam bekannt sind) auf diese Phänomene keine Anwendung finden.

Nachricht

von dem

Vorkommen des Besessenseyns,

eines dämonisch-magnetischen Leidens,

und

einer schon im Alterthum bekannten Heilungsweise durch magisch-magnetisches Einwirken,

in einem

Sendschreiben an den Herrn Obermedicinalrath Dr. Schelling in Stuttgart.

Von

Dr. Justinus Kerner,

Oberamtsarzt zu Weinsberg.

8. Preis 36 kr. oder 9 Gr.

In diesem Sendschreiben gibt der Verfasser eine bloß praktische Darstellung des ihm schon öfters vorgekommenen Leidens des Besessenseyns. Er zeigt, daß dieses Leiden ein dämonisch-magnetisches ist und in sich dadurch von Manie und Epilepsie unterscheidet, und gerade dieses seines magnetischen Charakters wegen am füglichsten nur auf magisch-magnetischem Wege, wie es schon das frühe Alterthum und auch Exorcisten des vorigen Jahrhunderts heilten, geheilt werden kann. Er gibt eine Reihe specieller Fälle aus seinen Erfahrungen an, in denen auf solchem Wege Hülfe geleistet wurde, nachdem die gewöhnlichen ärztlichen Mittel alle fruchtlos geblieben waren.

Die Dichtungen

von

Justinus Kerner.

Neue vollständige Sammlung in Einem Bande.

8. Velinpap. broch. 3 fl. oder 2 Rthlr.

Kerners Muse ist ein Kind voll Sinnigkeit, immer zwischen Freude und Leid schwebend, aber hier wie dort nicht laut und wild, sondern Vieles in sich verschließend und Weniges leise aussprechend. Und, wie bei Uhland, so klingt auch hier in den Wenigen Vieles durch und nach. Eine selige Ruhe verklärt die Lust und den Schmerz des Sängers, und unter den Thränen blüht immer die Rose der Kindheit auf seinen Wangen. Fast alle Romanzen und Balladen von Kerner sind legendenartige Mährchen und Sagen vom Tode, der die Liebe, die Unschuld, das Gottvertrauen und die Demuth verklärt.

In diesem Einen Bande finden sich mit den Poesien auch die prosaischen Dichtungen (überhaupt die sämmtlichen Dichtungen) Kerners abgedruckt.

Stuttgart und Tübingen, im März 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[124] Vollständig ist so eben erschienen:

Bibliothèque de l'Opera.

Edition nouvelle, révue et corrigée.

Pränumerationspreis 10 fl. 48 kr.
Ladenpreis 32 fl. 24 kr. rhein.

Das nun vollständige Werk umfaßt 36 der neuesten Opern für das Piano seul, und zeichnet sich sowohl durch gediegenen Inhalt als auch durch Eleganz und außerordentliche Wohlfeilheit rühmlichst aus; — jedes Cahier 80 Seiten Notenform. à 1 fl. 48 kr. — Die beste Empfehlung liegt sicherlich darin, daß schon wenige Monate nach Erscheinen dieser neuen Ausgabe ein neuer Abdruck nöthig wurde. — Der Pränumerationspreis erlischt mit Ostern ꝛc. — Die Prachtausgabe desselben Werkes in 36 einzelnen Lieferungen à 1 fl. 12 kr. rhein. ist noch immer zu haben. Alle gute Buch- und Musikhandlungen (in Stuttgart G. A. Zumsteeg) nehmen Bestellungen an und geben ausführliche Prospekte gratis.

Leipzig, im Febr. 1839.

G. Schubert.

---

[90] Für Kaufleute, Fabrikanten ꝛc.

Nachstehendes, mit dem allgemeinsten Beifalle aufgenommene Werk erscheint hier in sehr verbesserter und vermehrter zweiter Auflage:

Die Handelsschule.

Oder Real-Encyklopädie der Handelswissenschaften. Enthaltend Belehrungen über den Handel und seine verschiedenen Zweige, die kaufmännische Rechenkunst, Coursberechnung, Correspondenz, die doppelte und einfache Buchhaltung, alle Arten kaufmännischer Aufsätze, den Waaren-, Wechsel- und Staatspapierhandel, Seehandel, das Land- und Seefrachtwesen, über Handlungsgesellschaften, Assecuranzen ꝛc. Für Jünglinge, welche sich dem Handel- und Fabrikwesen widmen wollen. Nach den neuesten Quellen und besten Hülfsmitteln bearbeitet von A. F. Jöcher. 3 Bände. (1900 enggedruckte Seiten enthaltend.) 2te Auflage. geb. Preis 5 Thlr. 8 Gr.

Dieses Werk erfreut sich mit Recht des allgemeinsten Beifalls in der kaufmännischen Welt, weil es sich durch Gediegenheit und Gründlichkeit vor allen ähnlichen Schriften höchst vortheilhaft auszeichnet. Nicht nur allen Jünglingen, welche sich der Handlung widmen, sondern auch dem praktischen Kaufmann, dem Banquier, dem Fabrikanten, dem Makler, sowie überhaupt Jedem, der Handelsgeschäfte irgend einer Art treibt, darf dieses Werk seiner hohen Brauchbarkeit wegen empfohlen werden. Gegenwärtige neue Auflage ist überdieß außerordentlich vermehrt und vielfach verbessert, so daß solche den Zeitbedürfnissen in jeder Hinsicht vollkommen entspricht.

Der 4te und 5te Band, welche binnen Kurzem erscheinen werden, enthalten die

Waarenkunde

in allen ihren Zweigen.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

in Lieferungen zu 10 Gr. (= 12½ Sgr.)

Die erste Lieferung ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig zu haben.

---

[141] Bei A. Gosohorsky in Breslau ist erschienen:

Pindars zwölfte pythische Ode, übersetzt und erklärt von Rud. Kopisch, Dr. ph. gr. 8. broch. 2 gGr.

Diese bisher völlig mißverstandene Ode, vielleicht die schönste unter Pindarischen, hat hier zum ersten Mal durch Aufhellung der historischen Bezüge ihre vollständige Erklärung gefunden.

[43]

Theoretisch-praktisches Comptoir-Handbuch

nach

MAC-CULLOCH

und den neuesten zuverlässigsten Quellen in alphabetischer Ordnung von

L. R. Schmidt.

Mit den Planen von Constantinopel, Gibraltar, Helsingör, New-York, Petersburg und Rio de Janeiro, und einer Weltkarte nach Mercators Projektion.

Preis 8 fl. 36 kr. oder 5 Rthlr. 9 Gr. — Sauber gebunden 9 fl. 12 kr. oder 5 Rthlr. 18 Gr.

Neben jeder erdenklichen Auskunft in den Fächern der Waaren-, Münzen-, Wechsel-, Usanten-Kunde ꝛc., der Statistik, Geographie ꝛc., welche im Verlauf der Tagesgeschäfte nöthig seyn kann, findet man in diesem Werke eine reiche Quelle der Belehrung und des Studiums für einsamere Stunden. Mit durchaus praktischer Tendenz und in der unterhaltendsten Abwechslung gibt der Verfasser eine vollständige Geschichte des Weltverkehrs älterer und neuerer Zeiten, so wie der Handels- und Finanzgesetzgebung. Jedes Land, jede Stadt, welche eine bedeutende Rolle gespielt haben, jeder Waaren- oder Fabrikations-Artikel, dessen Erzeugung und Verbrauch ins Große geht, finden ihre Schilderung. Alle Zusätze der zweiten Original-Auflage und des Supplementbandes, die besonders im Fache der Handelsstatistik und Geographie zahlreich sind, und auch die neuesten Veränderungen der englischen Gesetzgebung in Betreff der englischen Bank, der Ostindischen Compagnie, der Sklaverei ꝛc. umfassen, sind darin aufgenommen. Namentlich sind alle bedeutenden inländischen Handelsplätze — die im englischen Originale sammt und sonders übergangen waren — mit ihren Handels-, Münz- und Gewichts-Usancen ausführlich darin behandelt, wie so mancher Waaren-Artikel, dessen frühere Beschreibung irrig oder mangelhaft befunden wurde. **Es ist die vollständigste Handels-Encyklopädie, und ein unentbehrliches Handbuch auf jedem Comptoir.**

Stuttgart und Tübingen, März 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[110] Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist neu erschienen:

Ernste Blicke

in Straf- und Zuchthäuser.

Lebensbeschreibungen

merkwürdiger Strafgefangenen

und Reden gehalten bei deren Einführung

von **C. F. Lang**,

Zuchthausprediger zu Gera.

Erster Band. Preis geheftet 18 Gr.

---

[133] Ein sehr geschätztes Handbuch ist:

Die besten Hausarzneimittel

gegen alle Krankheiten der Menschen,

als: Husten, — Schnupfen, — Kopfweh, — Magenschwäche, — Magensäure, — Magenkrampf, — Diarrhöe, — Hämorrhoiden, — Hypochondrie, — träger Stuhlgang, — Gicht und Rheumatismus, — Engbrüstigkeit, — Schwindsucht, — Verschleimung, — Harnverhaltung, — Gries und Stein, — Würmer, — Hysterie, — Kolik, — Wechselfieber, — Wassersucht, — Scrophelkrankheiten, — Augenkrankheiten, — Ohnmacht, — Schwindel, — Ohrenbrausen, — Taubheit, — Herzklopfen, — Schlaflosigkeit, — Hautausschläge, nebst

Hufeland's Haus- und Reiseapotheke.

8. broch. 189 Seiten. Preis 12 Gr. oder 54 kr.

☞ Ein Rathgeber dieser Art sollte billiger Weise in keinem Hause, in keiner Familie fehlen; man findet darin die hülfreichsten, wohlfeilsten und zugleich unschädlichsten Hausmittel gegen die obigen Krankheiten, womit doch der Eine oder der Andere zu kämpfen hat, oder mindestens durch dieses Buch guten Rath seinen leidenden Mitmenschen geben kann.

---

[137] Im Verlage von Carl Wigand in Wetzlar ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch der Mineralogie,

oder Anleitung, die Mineralien auf eine leichte und sichere Weise durch eigene Untersuchung zu bestimmen. Für Schulen, Anfänger in der Mineralogie und Jeden, der ein gefundenes Mineral gern auf der Stelle nach Namen, Eigenschaften, Benutzung ꝛc. kennen lernen möchte,

bearbeitet von

A. Herr,

Lehrer am Königl. Gymnasium zu Wetzlar.

Mit 4 Steindrucktafeln und 1 Farbentafel; $27\frac{1}{4}$ Bogen gr. 8. geh. Preis 1 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. rhein.

☞ Der als Naturhistoriker in der gelehrten Welt rühmlichst bekannte Verfasser übergibt unter obigem Titel unsern höheren Schulen, besonders Berg- und Gewerbsschulen, Forst- und ökonomischen Lehranstalten, auch Anfängern in der Mineralogie und Allen, welche durch Selbststudium diese Wissenschaft erlernen wollen, ein Handbuch, welches Jeden, der es gebraucht, auf dem angenehmsten und sichersten Wege zur Kenntniß der Mineralien führt. Wer dieses Buch in der Hand und einen Feuerstahl in der Tasche hat, der kann von einem ihm unbekannten Mineral in einigen Minuten, ja in noch viel kürzerer Zeit, Name, Beschreibung, Angabe des Gebrauchs ꝛc. auffinden.

№ 82.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 5. April 1839.

— Mild may be thy life!
For a more blust'rous birth had never babe.
Shakespeare.

Die Geburt Aesculaps.

Mythe.

Für Koronis, die in Schöne
Königlichem Stamm entblüht,
War Apoll, der Gott der Töne,
Bis in's tiefste Herz erglüht;
Und wie dicht auch Wand und Schleier
Um sein Kind der König zog,
Doch Apollo's goldne Leier
Schmeichelnd ihr das Herz betrog.
Er spielte die schmelzendsten Töne,
Erschien ihr als Traumbild in Schöne,
Bis Lippe an Lippe sich sog.

Trotz Thessaliens muth'ger Krieger,
Die die Königsstadt bewacht,
Bald entführt' der Gott als Sieger
Die Geliebte in der Nacht;
Drauf die Sonne, aufgegangen
Ueber Berg und Hain, bethaut,
Sah mit wonnig glüh'nden Wangen
Die entzückte Götterbraut.
Vor Delphi schallmeiten die Hirten,
Sie kränzten mit Rosen und Myrten;
Die Vögel da sangen so laut.

Schnell entfloh die Zeit in Wonnen,
Wie sie kennt mehr keine Brust;
Da in lautrer Liebe Bronnen
Fiel das Gift gemeiner Lust.
Sie, die menschlich und verderblich,
Sehnte sich nach gleichem Blut,
Und für Ischys, schön und sterblich,
Ihr das Herz entbrannt' in Glut.
Da klagte der spähende Rabe:
„Apollo! es schändet ein Knabe
Den Busen, an dem du geruht!"

Was der Rabe ihm verkündet,
Sah der Gott mit dem Geschoß,
Und von jähem Zorn entzündet,
So er ihren Tod beschloß:
„Schnell des Scheiterhaufens Feuer
Flamm' um sie, die buhlend lag!
Die nicht rührte meine Leier,
Meine Liebe nicht, mein Tag!" —
Schon lodert's im Zuge des Windes,
Noch ruft sie: „o schon' deines Kindes,
Das in mir mit mahnendem Schlag!"

noch ein solcher qualvoller Schrei; ein dritter, aber kaum hörbarer, sich in ein Gewinsel verlierender folgte. — In dem Augenblick zog die lustige Musikbande die Straße herauf. Calliste ging auf die Thür zu, um zu öffnen. Sie stand aber auf der Schwelle still; das Metall des Schlosses schien in ihrer Hand glühend zu werden, sie ließ schnell wieder los und stand mit klopfendem Herzen zweifelhaft da. Vorsichtig näherte sie ihr Auge dem Schlüsselloch; sie sah nichts, als die Ecke eines Bücherschranks und auf dem Boden etwas, das wie die Spitze eines menschlichen Fußes gestaltet war. Es regte sich nichts. Der Schrei konnte eine Täuschung ihrer aufgeregten Sinne gewesen, er konnte auch auf der Gasse, in einem Nebenhause ertönt seyn. Sie ging an den Tisch und musterte noch einmal die glänzenden Geschenke. Da war es wieder, als erhebe sich der schauerliche Seufzerton; mit einem Sprunge war Calliste an der Thüre. Sie blickte durch, und das, was sie für einen menschlichen Fuß gehalten, hatte seinen Platz verändert. Es war also ein lebendes Wesen hier verschlossen; dieses konnte der Hülfe bedürftig seyn, man mußte die Thüre öffnen, es koste was es wolle.

Sie versuchte den Schlüssel zu drehen, er gab leicht nach; es war kein Riegel von innen vorgeschoben, und nach einem leisen Drucke öffnete sich die Thüre. Das Kabinet war mit Büchern und Apparaten angefüllt, eine Lampe brannte auf dem Tisch, denn der Doktor hatte bald wieder kommen wollen. Aengstlich suchten die Blicke der Frau den Gegenstand ihrer Besorgnisse und Schrecken, und sie glaubte ihn gefunden zu haben, als sie das Sopha mit einem großen rothen Tuche überhangen und darunter die Spitze des Fußes hervorragen sah. Der Fuß war klein, in einen lose hängenden Strumpf gehüllt; es schien der Fuß einer Frau zu seyn. Lange kämpfte Calliste mit ihren aufgeregten Sinnen, ehe sie sich entschloß, das verhüllende Tuch abzustreifen. Sie fand eine bleiche Frau darunter liegend, mit verbundenem Kopfe und geschlossenen Augen. Gleich darauf ließ sie das Tuch wieder fallen; denn sie vermochte nicht, in das Antlitz zu schauen, in dem Qual und Schmerz auf eine grausenerregende Weise ausgedrückt waren. Eine leise Stimme murmelte einige Worte. Schnell hob sie wieder das Tuch und beugte sich zu ihr nieder. „Welche Zeit ist es?“ fragte die Stimme, und die blauen Lippen zitterten, die Augen blieben geschlossen. — „Mitternacht,“ antwortete Calliste. — „Wird diese Nacht nie endigen!“ seufzte es und wiederholte dann den vorigen Schrei. Calliste sank auf einen Stuhl neben dem Ruhebette und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. „Was bedeuten die Töne, die ich höre?“ fragte die Stimme. — „Es ist der heilige Abend. Kann ich Ihnen kein Labsal anbieten, arme Kranke?“ — „Geben Sie mir den Tod. Ach — tödten Sie mich! Auf dem Tische hier nebenbei muß ein Messer liegen; stoßen Sie es mir in's Herz. Ich bitte Sie darum im Namen unseres Heilands, der in der heutigen Nacht geboren ward.“

(Fortsetzung folgt.)

Landschaftsbilder aus Ungarn.

Die Weinlese in Tarjany.

Eine freundliche Sonne bescheint die Gegend; den Norden unsers Gesichtskreises umsäumt eine Rebenhügelkette. Zur Linken haben wir ein wellenförmiges Land, rechts das Matragebirge, welches mit seinen Ausästungen den Hintergrund bildet und in seinen Eichenwaldungen die buntesten Tinten des Herbstes zeigt. Eine vielbefahrene Straße zieht sich längs den Weinbergen hin. Allenthalben regt sich das Leben, tönt der Jubel, knallen Schüsse, fährt man mit Bottichen, welche die Gaben des Lias enthalten. Wir steigen an einem der Berge aus, wo eben die Lese in vollem Gange ist. Eine muntere Gesellschaft aus dem freundlichen und lebendigen Städtchen Gyöngyös umgibt uns. Aus lieblichen Frauengesichtern strahlen uns feurige Augen freundlich an. Oben schallt der Jubel, das Singen, das Jodeln, und zwischen durch die Musik der Zigeuner. Bald sind wir mitten darin und man empfängt uns mit Jauchzen und Schüssen, und bringt uns die herrlichsten Trauben entgegen. Alle heiteren Gefühle werden geweckt und auf's Höchste gespannt. Der Aufseher beeifert sich, dem Fremden die ungarische Gastfreundschaft zu beweisen und ihm einen wahrhaft frohen Tag zu bereiten. In Zügen, den Ameisen bei ihrer Arbeit ähnlich, kommen und gehen die Leser mit ihren Butten. Wer sollte in diesen heitern, schalkhaft auf uns blickenden Gesichtern Fröhner entdecken? Gern verrichten sie eine solche Frohne, wo sie nach Herzenslust schmausen können, und wo noch dazu Musik ihnen die leichte Arbeit versüßt.

Während wir hier stehen und genießen, und unsern Standpunkt wechseln, um die reizende Aussicht nach allen Seiten aufzufassen, bereitet uns der Aufseher eine Ueberraschung. Auf seine Anordnung stellen sich die musicirenden Zigeuner neben den Karren mit den Bottichen auf, kommen die Winzer und Leser herbei, gruppiren sich, stecken die Köpfe zusammen und blicken uns schalkhaft an. Da gibt die große Baßgeige mit gewaltigem Striche einen ungarischen Tanz an, der Aufseher winkt und im Nu stehen zehn bis zwölf Paare da und beginnen den Tanz. Von Grazie ist dabei nicht viel zu finden, obgleich es eine gewisse Fertigkeit erfordert, einige verschlungene Touren genau einzuhalten. Dabei nähern sich bald die Paare, bald entfernen sie sich, bald geht der Mann der Frau, bald diese jenem nach, erfassen dann,

einander neckend, andere Tänzer und Tänzerinnen, um gegenseitige Eifersucht und Schadloshaltung anzudeuten, bis sie endlich einander wieder in die Arme sinken, und nun in wilder Lust sich rasch im Kreise drehen. Die dabei beobachteten Pas bestehen fast nur in einem Trampeln und Stampfen, wobei die Männee zwischendurch laut jauchzen.

Ein Haupttänzer zieht unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich. Obgleich nicht mehr ganz jung, zeigt er dennoch große Gelenkigkeit, auch sieht man augenscheinlich, wie die Tänzecinnen verlangend nach ihm schielen und ihm besonders freundlich die Hand reichen, wenn er sie zum Tanze auffordert. Während desselben ist alles an ihm belebt, seine Augen spruhen Feuer, seine Arme bewegen sich graziös, und seine Hände streichen mitunter wohlgefällig den Schnurrbart. In der Linken hält er einen breitkrempigen abgetragenen Hut mit vielem Anstande; er stuzt seine Arme mehrmals unter und wendet sich kokettirend rechts und links. Seine Haare fallen, mit Oel gesalbt, glänzend schwarz uber die Schultern herab. Sein Oberleib ist nur mit einem Hemd bedeckt; an den Fußen trägt ee leichte Zischmen. Der Mann ist nicht zu ermuden, und er scheint sich die Aufgabe gestellt zu haben, mit sämmtlichen Tänzerinnen einen Reigen durchzumachen. Die brennende Sonne scheint Keinen zu belästigen, und nue der Wink des Aufsehers macht endlich dem ländlichen Feste ein Ende.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, März.

(Schluß.)

Neue Theaterstücke.

Auf unserer Bühne scheint Raupach zum Chevalier d'Honneur der Prinzessin Amalie ernannt worden zu seyn; denn jeden Monat erscheint ein Stück von ihm und eines der erlauchten Dichterin; doch gleicht er einem ungalanten Whistspieler, welcher den Damen jedes Spiel abgewinnt, die bald mehr, bald minder Fische an ihn verlieren. Im Februar sahen wir zuerst sein Possenspiel: „Der Zeitgeist," und wenige Tage nachher: „Vetter Heinrich," Schauspiel in fünf Akten von der P. A. v. S., der Verfasserin des Oheims, Lüge und Wahrheit, Landwirth, Pflegevater u. m. a. (Bevor wir dahin kommen, alle Dramen der Prinzessin gesehen zu haben, wird diese Aufführung länger werden, als der große Titel des Kaisers von Oesterreich). Zum Unglück gehörte diesmal die Raupachsche Posse unter seine besten, das Schauspiel unter ihre schwächsten Produkte; so verlor sie den Robber ziemlich hoch, ja sie war nahe daran, Schlemm zu werden, wenn nicht die Achtung vor einer hohen Dame, noch mehr aber die Ueberraschung der lezten Scene das Stück gerettet hätte, in dem uns leider nur ein etwas ernster Schnisselinsky und eine getaufte Madame Hirsch entgegen treten. Auch die übrigen Personen sind etwas anständiger gehalten und gestellt, und der Bräutigam zeigt seinen Edelmuth durch ein Duell, das freilich in den Jahren 1760 bis 1780 zeitgemäßer gewesen wäre. — Dessauers Oper: „Ein Besuch in St. Cyr," Text von Bauernfeld, hat hier dasselbe Schicksal gehabt, wie in Dresden, wo sie zuerst gegeben wurde; sie gefiel, ohne Furore zu machen; denn das dreimalige Hervorrufen des Compositeurs am ersten Abende will nichts sagen, und schadete im Grunde mehr, als es nüzt, denn die Prager können es einmal nicht leiden, wenn einer ihrer Compatrioten sich in irgend etwas auszeichnet. Uebrigens füllt jede Reprise das Haus, was im Ganzen oft ein besseres Zeichen ist, als ein stürmischer Applaus, der von leeren Bänken, Logen und Gaterien erschallt. Vielleicht beschuldigt mich hier Mancher, Unsinn zu sprechen; aber wir machen immer die Erfahrung, daß bei leerem Hause der Beifall der stürmischste ist. — Das Libretto hat mehr Handlung als die meisten Bauernfeldschen Lustspiele, und ist charakteristisch französisch und zeitgemäß gehalten, ja der Brief, auf Adelens Rücken geschrieben, ist so durch und durch französisch, daß man fast auf den Verdacht geräth, die Oper sey eine Uebersezung. Der einzige Fehler dabei ist, daß der Dichter eine alte Dame brauchte, und der Compositeur sie musikalisch ziemlich bedeutend hielt, so daß man selten bei einer Bühne eine genügende Repräsentantin für dieselbe finden dürfte. Die Musik ist leicht, gefällig, meist charakteristisch, doch ist die Melodie nicht immer ganz originell, und die Musik hat zu viel parlante Stellen, zu wenig getragenen Gesang. Ohne eben auf große Sensation Anspruch zu machen, wird sie überall gefallen, wo sie gut gesungen und gespielt wird. Hier war das Erstere nur theilweise, das Leztere durchaus nicht der Fall. — „Treffkönig, oder: Spieler und Todtengräber." Lebensbild mit Gesang in zwei Abtheilungen von A. Bary und J. Schith, ist eine gar sonderbare Composition. In der ersten Abtheilung lernen wir einen Drechslermeister kennen, der studirt hat, und seinen Sohn wieder studiren läßt; dieser aber verspielt all sein Geld, stiehlt dem Vater 20.000 Gulden, und geht mit dessen Pflegetochter durch. Die zweite Abtheilung, welche um zwanzig Jahre später in einem deutschen Badeorte spielt, führt uns den Sohn als einen Herrn von Horn vor (ist dies eine Allusion auf die Drechslerherkunft?), welcher seinem Vater die geraubten 20.000 Gulden in einem Paket zugesandt hat, das dieser jedoch nicht eröffnete und, nachdem ihm auch sein Haus abgebrannt und er total zum Bettler geworden, Todtengräber wurde, um sein Leben zu fristen. Der Sohn verspielt abermals Hab und Gut, will sich erschießen, der Vater fällt ihm in den Arm, und führt ihn zur Tugend zurück; das Paket mit 20.000 Gulden ist auch da, und alle werden noch leidlich glücklich. Die Staffage dieses düstern Tableaus besteht aus einigem grundschlechten Gesindel. Das Stück fiel verdientermaßen durch, ein Paar ebenfalls schlechte Couplets abgerechnet, welche, auf Prager Straßen und Hausschilder sich beziehend, vor den Augen des vierten Stocks Gnade fanden. — Die neue Posse: „Der Kobold, oder: Der junge Herr muß wandern," ist in Wien als Parodie des Ballets: „Der Kobold" geschrieben, weßhalb man es hier gar nicht hätte geben sollen; denn wer kann über eine Parodie lachen, der das Vorbild nicht kennt? Wahrscheinlich haben sowohl die Obervorsteherin der Hexenzunft, eine Art von infernalischer Donna Diana, als der Fürst und Kronprinz der Kobolde, die angehende Hexe und die hundertjährige Alte mit dem zärtlichen Herzen, die stark an Papagena erinnert, ihre Urbilder in dem Ballet, was wir uns nur einbilden müssen, um uns dazu zu forciren, etwas Komisches an diesen Gestalten zu finden. Die Posse war übrigens mit großen Unkosten in die Scene gesezt, die zu etwas Besserem hätten verwendet werden können, ging aber ganz still vorüber.

Beilage: Literaturblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 83.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 6. April 1839.

Nach weiten Flachlands Ueberdruß
Weckt uns der hehren Berge Winken
Und des geschwäz'gen Waldbachs Gruß.

Miß Pardoe.

Bilder aus Savoyen.

Erster Brief.

Da, wo der rechte Arm der Jungfrau Europa ansizt und sich ihre fünfzehntausend Fuß hoch gewölbte, schneeweiße Brust erhebt, da liegt ein kleines Land, zwar arm an Geld und Gold, aber reich an Eisen und guter alter Sitte, die Heimath eines wackern Volks, das sich immer rein erhielt von den Fehlern seiner Nachbarn und der unzähligen Fremden, die alljährlich da ein- und ausströmen. Punier und Römer, Gothen und Burgunder, Mauren und Franzosen haben es durchzogen, die Reichen Europas und Amerikas kommen seit fünfzig Jahren in Haufen dahin, fremde Dränger haben es Jahrelang beherrscht und nach ihrer Art mißhandelt; aber doch ist es immer in seiner Eigenthumlichkeit geblieben. Seine eigenen Fürsten haben es lange vernachlässigt und verkannt, und im Ausland weiß man nur wenig davon, wiewohl von da einer der größten Wohlthäter der Menschheit stammt und ein edler Held, der lange für Deutschlands Recht und Ehre stritt, St. Bernhard und Prinz Eugen.

Unter den Scheingründen, welche von den Franzosen angeführt werden, um zu beweisen, daß das ihnen taktisch und strategisch sehr bequem gelegene Savoyen, troz Fluß- und Gebirgsgrenzen, doch zu Frankreich gehöre und daher früh oder spät reklamirt werden müsse, außer jenen Gründen legen sie auch großen Nachdruck auf die Sprache und die Sitten des Volks. Die französische Sprache ist aber nicht die Sprache des innern Landes, in dessen Provinzen ein eigenes Patois geredet wird, sondern nur das Idiom in den Städten und in den höhern Ständen. Und Sitten und Lebensweise, ja der ganze Habitus des Volks sind in Savoyen durchaus von Frankreich verschieden; sie haben vielleicht weniger Form und Firniß, aber viel mehr innern, gediegenen Werth, mit vorherrschendem Gemüth und diesem untergeordneter Spiritualität, keineswegs aber mit geringerer Lebensfertigkeit und Gewandtheit.

Ich war mit meinen Zöglingen von Genf aus in Lyon gewesen und wendete mich nun Savoyen zu.

Man fährt Abends um neun Uhr von Lyon ab und kommt am andern Mittag in Chambery an. Unser Wagen von savoyischer Administration war ziemlich elegant und bequem. Seine sechs innern Pläze nahmen nur vier Reisende ein, wir drei und eine ansehnliche Dame, wodurch es möglich wurde, uns gemächlich, jeder in seine Ecke zu drücken und schlafend aus der belle France zu kommen. Nur einige Mal wurden wir beim Umspannen von den Flüchen des Conducteurs geweckt, der

die Relais nicht bereit, nicht angeschirrt, ja manchmal sogar ein Pferd zu wenig fand. Dann wurden von den französischen Postillons die armen Thiere entsetzlich mißhandelt, um zu entgelten, was nachlässige Menschen verschuldet hatten. — In dem hübschen Städtchen La Tour du Pin hielt unser Wagen mitten auf dem Platz. Es war fünf Uhr früh und die Morgenluft wehte uns erweckend und stärkend an. Wir stiegen aus und nahmen eine Tasse schwarzen Kaffee im nächsten Kaffeehaus, wo eben ein sehr nettes Mädchen auskehrte, aufräumte und uns, mit dem Besen in der Thüre stehend, freundlich zum Eintreten einlud. Wir fürchteten den Staub und gingen nicht hinein, sondern ließen uns unsern Kaffee auf eine steinerne Bank vor dem Haus setzen. Ein Amerikaner, der im Coupé gesessen und nach Aix in's Bad ging, glaubte, drinnen im Haus werde er besser seine Rechnung finden. Er kannte die Französinnen nicht; auch kam er ganz verduzt wieder heraus, als der Conducteur zur Abfahrt rief.

Die Gegend blieb unbedeutend bis Pont-Beau-Voisin, wo jenseits der Guier die savoyische Grenze ist. Die gewöhnliche Douanenprocedur ging hier vor sich, war aber viel einfacher und kürzer als die französische in Bellegarde. Unser Amerikaner entdeckte zu seinem Schrecken, daß er in jenem ihm so einladend scheinenden Kaffeehaus zu La Tour du Pin seinen Geldbeutel und in ihm die kleinen Schlüssel zu seinem Koffer und Nachtsack hatte liegen lassen. An dem Geld schien ihm wenig zu liegen, wohl aber an den Schlüsseln. Es mußte ein Schlosser geholt werden, um Alles aufzumachen. Als aber der Douanier seinen Koffer sehr obenhin untersucht hatte, dispensirte er ihn von dem weiteren Oeffnen seines Gepäcks. Diese Gefälligkeit hätte er bei den Bullenbeißern in Bellegarde gewiß nicht gefunden. Nur der Koffer unserer Dame wurde nicht nur Stück vor Stück untersucht, die Wäsche und Kleider herausgenommen und auseinander gelegt, sondern auch verschiedentlich an seine Wände geklopft; ja die Dame selbst wurde mit ihrem Nachtsack in ein Seitenkabinet geführt und da von wohlerfahrenen Douanenfrauen beaugenscheinigt und untersucht, was ziemlich lang dauerte, also sehr in's Einzelne und Innere gegangen seyn muß. Wir Andern hätten Verbotenes in Menge haben können, ohne daß es bei dem oberflächlichen Untersuchen entdeckt worden wäre. Wir sahen, es geschah bei uns nur pro forma. Auf meine Nachfrage klärte es sich auf. Die Dame gehörte einem Lyoner Schmuggelhause an und war selbst bekannt als eine geschickte Schmugglerin von Lyoner Seidenwaaren, Tüllbändern u. s. w. Darum wird sie jedesmal, wenn sie hier durchkommt, vom Kopf bis zum Fuß untersucht. Als sie später wieder bei uns im Wagen saß, sagte sie auf unser Bedauern, pfiffig lächelnd: Ces Messieurs sont fins, mais je suis encore plus fine, was wenigstens von ihrer Taille nicht gelten konnte. Es war auch wohl etwas „Plaque," um uns von ihrem Talent einen hohen Begriff zu geben, denn diesmal hatte sie wenigstens in ihrem Koffer nichts eingeschmuggelt, was sie auf meine Bemerkung auch zugestand.

Hinter Pont-Beau-Voisin hört die Fläche endlich auf und es beginnen die westlichen Voralpen Savoyens mit der Aigue-Bellete, an der sich die Landstraße hinaufzieht, aber nicht mehr in der bisherigen Richtung von West nach Ost, sondern von Nord nach Süd, immer der Guier entgegen, die sich tief unten in engem Bett durch Felsblöcke durchwindet und einen gar malerischen Grund bildet. Höher hinauf herrschen vom Dauphiné herüber schön geformte, wohlbewachsene Berge, die immer höher werden, je mehr die Landstraße auf savoyischem Grund steigt. Diese schöne Alpenlandschaft durch den Pas du Chailles thut dem Auge unendlich wohl, wenn man aus Frankreich kommt und sich in der Ebene von Lyon der viele Stunden lang müde gesehen hat. Die Berggestalten werden immer imposanter, die Tiefe, in der die Guier braust und schäumt, immer mächtiger und schwindelnder, bis endlich die Höhe bei Echelles erreicht ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wachskerze.

(Fortsetzung.)

Diese Worte wurden in Absätzen und kaum verständlich hingehaucht, aber jedes war ein Dolchstich in die Brust der armen Calliste. Alles Weh der Erde, jeder verborgene, gräßliche Schmerz lag in diesen fürchterlichen leisen Tönen. Sie wiederholt anzuhören, war den menschlichen Nerven unmöglich. Calliste hatte geglaubt, ein starkes Weib zu seyn, sie hatte, wenig verweichlicht, den Schmerz bei sich und bei Andern kennen gelernt, sie hatte an mehr als einem Sterbelager gestanden, aber sie hatte nie Todesseufzer wie diese gehört. Eine Eiseskälte durchzuckte sie, es bannte eine unsichtbare Gewalt sie in dieses Kabinet, wo jezt die seltsamsten Schrecken auf sie eindrangen. Das Verlangen, der Erkrankten deutlicher in's Antlitz zu schauen, hatte sie bewogen, der Lampe eine verdeckende Hülle abzunehmen, und das hiedurch erzeugte hellere Licht machte eine Menge schlummernder oder betäubter Geschöpfe rege, die jezt aus allen Ecken des Gemachs auf sie zuströmten. Welch ein Anblick! Vögel, denen die halbe Hirnschaale geöffnet zur Seite hing, schleppten sich flatternd am Boden hin, Klagetöne

ausstoßend, Flüche, zur Hälfte getheilt, bewegten den verstümmelten Körper, Hunde, Katzen, denen das Gehirn bloßgelegt war, sahen starr mit weit geöffneten Augen in die Flamme und begannen, sich von ihren Lagerstätten erhebend, ihren taumelnden Gang. Zu den Füßen Callistens krümmten sich Schlangen, in Stücke zerschnitten und jedes Stück lebend; wo sie hinblickte, ward ein im Todeskampfe liegendes Thier lebendig und wandte die brechenden Augen zu ihr hin. Sie wollte entfliehen, aber der Fußboden wankte unter ihren Schritten, die gequälten Thiere schaarten sich um sie her, ein Chor von Sterbelauten zerriß ihr Ohr, der Ausgang war versperrt, es war ihr, als erhebe sich die Sterbende vom Lager und fasse ihr Gewand, sie mit Gewalt zurückziehend. Ohnmächtig sank sie auf den Stuhl nieder.

Am Morgen erwachte sie in ihrem Bette. Aber der Doktor war kein Barbe-bleu, in seiner Miene lag nichts von jener gräßlichen Rachsucht, er verwies seiner Frau nur in kurzen trockenen Worten ihren Ungehorsam. Vielleicht hatte sie erwartet, nun gleich von ihm erwürgt zu werden, und als sie ihn so mild fand, bedeckte das arme Weib seine Hände mit Küssen, diese fürchterlichen Hände, die ungestraft allnächtlich Blut vergossen und tausend glückliche Geschöpfe langsam mordeten. Ihr erstes Gefühl war das Bewußtseyn ihres Lebens, und *dieses* Bewußtseyn preßte ihr Thränen des Dankes aus gegen den entsetzlichen Mann, den sie im Innersten ihrer Seele verabscheute, dessen leiser Händedruck sie wie die Belastung des Todes erbeben machte. — Man kann sich denken, welche Tage und Nächte die arme Calliste in diesem Hause verlebte, ehe es ihr gelang, ihre Flucht in's Werk zu setzen. Trotz ihrer Vorsicht wurde sie entdeckt und zu einer gerichtlichen Aussage gezwungen.

Ich sehe noch den Doktor Typhon vor mir, wie er vor dem versammelten Zeugengerichte erschien. Er war ein langer, hagerer Mann, mit einem unendlich langen dünnen Hals, um welchen, wie der Strick des Henkers, eine feine weiße Binde lag. Die hohe Stirne umschloß eine ganz eng anliegende blüthenweiße Perrücke, wie eine *Decke* leichtangewehten Schnees auf der Rundung einer Vierundzwanzigpfünder-Kugel. Eben so gewölbt und eisern trat die bräunliche Stirn hervor, in Wahrheit eine Stirn, über die Lavater entzückt gewesen wäre, indem er sie eines Sokrates für würdig erklärt hätte. Eine gebogene, feine Nase, schlaffe, pergamentfarbene Wangen, ein Mund, der nicht ohne Anmuth war, und ein rundes Kinn vollendeten das Ganze. Er trat mit einem stolzen Schritt in den Saal, und seine etwas starren Augen musterten mit einem verächtlichen Blinzeln den Kreis seiner Richter. Der Rock, nicht zu vergessen, war jenes mit den höllischen Rosen gestickte Prachtkleid. Wir schauderten alle bei seinem Eintreten, wie bei der Erscheinung des leibhaftigen T—. Aengstlich rückten wie zusammen, und nur hier und da erhob sich ein Finger, auf den Doktor zeigend, und leise flüsterten dazu die bebenden Lippen: „da ist er, der den Menschen die Köpfe öffnet, um nachzusehen, welche Gedanken der liebe Herrgott hineingethan.“

Da ich damals ein Knabe von noch nicht ganz eilf Jahren war, so ist mir die Untersuchung und der darauf folgende Prozeß entgangen; ich weiß nur so viel, daß der Doktor Typhon frei davonging, und daß sein Ruhm noch höher stieg als zuvor. In der Stadt aber blieb es immer eine gräßliche Geschichte, und viele Leute, die sie sich besonders zu Herzen nahmen, ruhten nicht eher, als bis der Doktor den Ort verließ. Das Volk, das in seinem einfältigen Natursinn keinen so andächtigen Respekt vor der Wissenschaft hat, blieb dabei, den Doktor für einen gemeinen Mörder zu halten, der den Galgen verdient habe, um so mehr, da er seine Opfer noch mit ganz besonderer Grausamkeit vom Leben zum Tode geführt habe. Es unterschied wenig, ob ein Mensch gemordet wurde eines Goldstückes in seiner Tasche wegen, oder weil sein Gehirn einen goldenen Beweisgrund für die Wahrheit eines gelehrten Systems verschloß. Die alte Madame Bertram blieb dabei, daß der Doktor die arme Frau in seinem Kabinette ermordet habe, nachdem er genugsam erforscht, wie ihr Gehirn beschaffen; und lange Zeit, nachdem der Doktor fort war, bewachte man noch die Lieblingskatzen und Hunde, ja sogar die Kinder, weil man fürchtete, eine vom Doktor Typhon gestiftete Mörderbande schleiche allnächtlich in den Gassen umher, nach Opfern suchend für die entsetzliche Wissenschaft. Calliste bezog wieder ihre ehemalige Wohnung und lebte darin still und eingezogen mehrere Jahre. Dann verbreitete sich das Gerücht, daß sie wahnsinnig geworden, und bald darauf hörte man von ihrem Tode.

Zwanzig Jahre waren nach diesen Vorfällen vergangen; ich war nun selbst ausübender Arzt und bereiste in Auftrag des Gouvernements eine entfernte Gegend der Pyrenäen. Nachts in eine elende Schenke eingekehrt, die mir nach einer beschwerlichen Wanderung sehr wenig behagte, erkundigte ich mich, ob nicht in der Nähe ein Pachthof oder ein Herrenhaus sey, wo man auf einige Tage ein Unterkommen fände. Man nannte mir ein solches. „Wenn Ihr nämlich Muth habt, den Besitzer um ein Nachtlager zu bitten. Er gilt in unserer Gegend für einen Teufelsbanner, und um sein Schloß herum treiben zwanzig Stunden in der Runde die bösen Geister ihr Spiel.“ Diese Worte sagte mir der Wirth, ein ehrlicher Baske, mit geheimnißvollem Tone. Ich hörte sie mit Lächeln. Jeder Reisende, der die Schwelle der Pyrenäen betritt, weiß, welch ein Waldstrom von wilden und eigenthümlichen Gebirgssagen ihm entgegenbraust.

Zwischen den Felsenspalten dieser romantischen Einöden hängt ewig ausgespannt die Aeolusharfe der Sage und läßt ihre melancholischen Akkorde in's Thal herabtönen. Jeder einsam lebende Bauer ist ein Merlin, in jedem kleinen Gezänke zweier Taglöhner, wie es aus einer Bergschlucht widerhallt, hört das Ohr des Wanderers die verworrenen Töne der Schlacht Rolands und die Geisterklagen seiner Gefährten. Ich ließ mich deßhalb nicht abhalten, den Grafen Sainte-Croix aufzusuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Daguerres Unglück.

Der arme Daguerre schien keine andre Sorge mehr zu haben, als wie er sich eine ansehnliche Belohnung von der Regierung für seine herrliche Erfindung des sogenannten Daguerrotype sichern könne. Zu dem Ende stattete er den Ministern fleißig Besuche ab, und seine Angelegenheit war in so gutem Gange, daß, obwohl man in den Bureaux an ganz andere Sachen zu denken hatte, als an Daguerres Erfindung, sein Gesuch doch nicht außer Acht gelassen wurde. So kam er denn auch neulich Morgens aus den Bureaux wohlgemuth und in der Hoffnung einer baldigen günstigen Entscheidung, und hatte einen Platz in einem Omnibus genommen, um sich wieder nach Hause zu begeben. Daguerre ist bekanntlich einer der Erfinder und Begründer des Diorama, eines Schauspiels, worin Landschaften und das Innere von Gebäuden auf das Täuschendste dargestellt werden, indem Malerei und künstliche Beleuchtung höchst sinnreich vereinigt sind. Gerade die dazu erforderlichen Studien sind es, welche ihn auf seine merkwürdige Entdeckung geführt haben. Das Diorama war ein ziemlich großes, aber leicht gebautes Haus, neben welchem mehrere andere Häuser standen, unter andern auch das, in welchem der Künstler wohnte, der weite Räume nöthig hatte, wegen der großen Gemälde, die er für sein Diorama verfertigte. Da man das Diorama nicht wie ein gewöhnliches Schauspielhaus ansah, so hatte die Polizei auch keine Anstalt getroffen, um das Gebäude von den danebenstehenden zu trennen, wie man jezt bei den Theatern zu thun pflegt, wiewohl noch mehrere derselben zwischen andern Häusern eingeklemmt stehen und diesen mit großer Gefahr drohen. Daguerre befand sich also in einem Omnibus, der auf den Boulevards hin und her fährt. Der Wagen war auf dem Boulevard du Temple ungefähr dem Diorama gegenüber angelangt, als eine Dame, die sich ebenfalls im Omnibus befand und durch das Fenster nach dem Diorama hin schaute, ausrief: O Gott, eine Feuersbrunst! das Diorama brennt! Diese Worte fielen wie ein Donnerschlag auf den armen Daguerre, er sah das Feuer, sprang hastig aus dem Wagen und eilte dem Diorama zu; es stand bereits ganz in Flammen und war nicht mehr zu retten. Seine Sorge war nun auf seine danebenstehende Wohnung gerichtet. Er ließ Mehreres wegschaffen, schloß sie dann zu und bat inständig, dieselbe unberührt zu lassen. Allein bereits waren einige umstehende Häuser vom Feuer ergriffen worden. Man mußte zur Rettung derselben Anstalt machen. Es wurde in Daguerres Wohnung eingedrungen, da man von da aus dem Feuer beikommen konnte. Man schaffte Vieles bei Seite, Anderes wurde, wie es bei solcher Verwirrung zu geschehen pflegt, über den Haufen geworfen, verderben, zerstört, und der unglückliche Daguerre, vor vierundzwanzig Stunden noch der glücklichste Mensch von der Welt, hatte den Schmerz, nicht allein sein Diorama mit allen seinen Gemälden, sondern auch die Resultate seiner seit zwanzig Jahren so mühsam angestellten chemischen und optischen Versuche zu verlieren. Als Maler kann er nun nichts mehr aufweisen; die einzigen übrig gebliebenen Gemälde sind diejenigen, die in's Diorama zu London gekommen sind, und er fühlt sich zu entmuthigt, um seine Künstlerlaufbahn von Neuem anzufangen. Auch ist er nicht mehr jung und kann sich nicht mit der Hoffnung trösten, daß er etwas Besseres liefern werde, als seine bisherigen Kunstwerke; und was sein Daguerrotype anbelangt, so war es ihm sehr wichtig, beim Abtreten seiner Erfindung an die Regierung ihr zugleich die von ihm angestellten Versuche von ihrem Ursprunge an bis zu ihrer lezten Entwicklung übergeben zu können. Erstlich waren es eben so viele Belege zu seinen Behauptungen, und zweitens konnten sie der Welt den ganzen Gang und die Fortschritte der Erfindung zeigen, und dadurch den Punkt angeben, wo neue Versuche angeknüpft werden können. Manches hat sich seit dem Brande wieder gefunden; man hat ihm auch Mehreres zurückgebracht; allein die Sammlung ist doch nicht mehr vollständig. Er selbst hätte vielleicht seine Versuche fortgesezt, jezt aber ist der arme Mann von Sorgen überwältigt, denn in gegenwärtigem Augenblicke ist er aller Hülfsmittel entblößt. Das Diorama war sein Hauptnahrungszweig. Will er diesen nicht fahren lassen, so muß er sich Kapitalien verschaffen, um ein neues Diorama zu erbauen. Er muß sich wieder an's Malen machen und neue Prospekte verfertigen. Damit geht aber Zeit hin, und welcher Künstler kann sich der Kunst ergeben, wenn er so beunruhigt wird, wie jezt Daguerre? Andererseits kommt ihm der Ministerwechsel höchst ungelegen; denn wenn es auch ziemlich sicher ist, daß die Regierung ihm für seine Erfindung eine Belohnung ertheilt, unter der Bedingung, daß er sein Geheimniß bekannt macht, so kann dieses doch nicht sogleich geschehen; die neuen Minister werden vor der Hand noch dringendere Angelegenheiten zu besorgen haben und sich mit dem Daguerrotype nicht abgeben können. Und wenn nun Jemand allermittelst hinter das Geheimniß käme und es bekannt machte? — Der Verlust seiner Gemälde wäre vielleicht zu ersetzen. Wenn man, wie bei der Anfangs dieses Monats eröffneten Kunstausstellung Gemälde zu Tausenden sieht, so muß man gestehen, daß die Kunst noch nicht verloren geht. Freilich sind unter diesen Tausenden nicht viele Meisterstücke. Allein es ist doch der Stücke, welche Fleiß, Fertigkeit und Talent beurkunden und der Menge gefallen, eine so bedeutende Anzahl, daß man im Ganzen zufrieden seyn kann. Auch können die Künstler nicht klagen, daß es ihnen an Absatz fehlt. Steube hatte seine Esmeralda, eines der Stücke, welche diesmal am meisten gefallen, schon vor der Ausstellung an einen Privatmann für 12,000 Fr. verkauft. Dieses Gemälde hat ihm nur drei Monate Zeit und Mühe gekostet. Es soll auch sogleich gestochen werden, denn die Kupferstecher gehen hier immer den Kunstausstellungen nach, und einige, wie Jazet, kaufen die Gemälde, um allein das Recht zu haben, sie in Kupfer zu stechen, und sind sie mit dem Kupferstiche fertig, so verkaufen sie zuweilen das Gemälde mit Vortheil.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 84.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 8. April 1839.

Diener-Ungeheuer? Ein tolles Stück von Insel!-

Shakespeare.
Der Sturm.

Die Wachskerze.

(Fortsetzung.)

Es war ein warmer Nachmittag, als ich, in einem mitgenommenen Buche vertieft, auf einem pittoresken Wege wandelnd, das bezeichnete Landhaus aus einer Gruppe schattiger Kastanien hervorschimmern sah. Ich klopfte an die mit Weinranken besponnene Thüre, doch keine Antwort ertönte; ein stärkeres Klopfen hatte einen sonderbaren Ton, wie das heisere Brummen eines wilden Thiers zu Folge. Ich blieb verwundert stehen, der Dinge harrend, die nun kommen sollten. Endlich öffnete sich die Thüre und der Portier war — ein Bär. Ich wich entsetzt zurück, faßte mich jedoch sogleich wieder, da das Thier keine Miene machte, mich zu verfolgen, sondern ruhig und meinen Eintritt erwartend in der geöffneten Thüre stehen blieb. Da ich keine Waffe bei mir führte, konnte ich mich nicht entschließen, dieser Einladung zu folgen, und setzte mich daher in einiger Entfernung auf die Schwelle eines Häuschens, das mir ein Behälter für Federvieh zu seyn schien. Der Bär, nachdem er mich eine Weile beobachtet hatte, mochte sich überzeugen, daß ich nicht Lust habe, näher zu kommen, und schloß die Thüre wieder eben so vorsichtig, als er sie geöffnet hatte. Es trat eine tiefe Stille ein; vergeblich horchte ich auf die Stimme oder den Gang eines Menschen. Das Abenteuerliche des ersten Anblicks verschwand bei längerem Nachdenken, und ich fand, daß ein gezähmter und abgerichteter Bär eben nichts so sehr Auffallendes sey. Demnach wollte ich meinen Versuch erneuern, als ein durchdringender Ton durch die Luft zitterte, und in dem Augenblicke eine Gewalt von innen heraus die Thüre des Häuschens, an die ich mich gelehnt, zu öffnen strebte. Ich machte Platz und wurde einen herrlichen Gebiegsadler von der größten Art gewahr, der seinen gewaltigen Schnabel über meine Schulter streckte und mich mit dem scharfen Blick seiner durchbohrenden, spiegelklaren Augen anblickte. Unwillkührlich sprang ich auch hier wieder zurück. Der Vogel achtete dessen nicht, verließ das Häuschen und flog, nachdem er dreimal das Gebäude umkreist hatte, zu einem der Fenster des Erdgeschosses hinein. Hier sah ich nun hinter dem zurückgeschobenen Vorhange einen Mann stehen, der wie der olympische Zeus mit dem Adler auf die vertraulichste Weise verkehrte. Das Thier flog nach einer kleinen Weile wieder fort und sein Gebieter winkte mich zu sich. Es war der Graf Sainte-Croix selbst. Ich fand in ihm einen Mann, weit über die siebenzig, mit wenigen Silberhaaren am Schädel und bekleidet mit einem schleppenden Mantel von dunkelfarbigem Stoffe.

Als er hörte, daß ich ein Arzt sey und von Paris komme, gestattete er auf das Artigste mein Gesuch um gastfreundschaftliche Aufnahme. Ich trat in ein Vorgemach, dann in ein Kabinet, beide sehr reinlich gehalten, mit Büchern und zum Theil kostbaren Möbeln versehen. Es neigte sich stark gegen Abend, ich hatte während des ganzen Tages keinen Bissen genossen und fühlte daher nicht geringen Hunger. Mein Wirth schien dieses zu ahnen; er hielt plötzlich im Gespräch inne und sagte, halb zu sich selbst gesprochen: „Aber wir werden zur Tafel ein Gericht mehr nöthig haben. Verdammt! und ich habe ein paar Minuten vorher den Tou-tou fortgeschickt; der Si-o ist noch etwas ungeschickt, dazu dunkelt es schon; allein wir wollen sehen, in wie weit ich mich auf den Burschen verlassen kann.“ Der Graf nahm eine neben ihm liegende kleine Pfeife, gab damit denselben durchdringenden Ton, wie ich ihn früher gehört, an, und sogleich öffnete sich in dem Häuschen gegenüber die Thüre, und abermals kam ein Adler hervor. Er machte ähnliche Bewegungen wie der erste, sezte sich dann auf das Fensterbrett, und indem der Graf, sich zu ihm herabneigend, ihm etwas in's Ohr zu flüstern schien, sah das schöne Thier mit seinen klugen Augen unverwandt mich an. Auch er flog nun weg und unser Gespräch wurde fortgesezt. Wie groß war aber mein Erstaunen, als nach Verlauf von weniger als zehn Minuten der abgeschickte Adler zurückkam und zwei Bekassinen in seinen Fängen mit sich führte, die er auf's Fenster niederlegte. „Ah!“ rief der Graf, sichtlich erfreut, „gut, mein Si-o, gut! Du hast wahrlich Anlage, ein guter Jäger zu werden! — Jezt, mein Herr,“ wandte er sich zu mir, „können wir hinsichtlich unseres Mahles in Ruhe seyn.“

Er entfernte sich mit dem Wildpret und ließ mich eine Weile allein. Er kam bald wieder und forderte mich nach einiger Zeit auf, ihn in den Speisesaal zu begleiten. Ein zierlicher Tisch mit allem Erforderlichen war gedeckt; aber welch neuer Schrecken! hinter jedem Stuhl stand ein Bär und hielt eine Serviette nebst einem Teller unter'm Arm. Der Graf sagte lächelnd: „Sie müssen sich, mein sehr geschätzter Herr, an meine Hausgenossenschaft und Dienerschaft gewöhnen; es sind ehrliche und aufmerksame Bursche. Sie treffen hier keinen Menschen. Ich bin im Gebirge, mehrere Meilen im Umkreise, das einzige Wesen, das diesen Namen führt. Aber Sie werden finden, wenn wir länger zusammen bleiben, daß meine Thiere verdienten, Menschen zu seyn, ebenso wie die Menschen jenseits meiner Marken mir nur wie Thiere, und zwar wie sehr rohe Thiere erscheinen. Keine unnütze Aengstlichkeit, mein Herr! Vertrauen Sie Ihren Teller nur den Tatzen Martins an. Er ist ein alter, gewitzigter Knabe, der Ihnen eine mit Wasser gefüllte Eierschale über den Hof trägt, ohne nur einen Tropfen zu verschütten. Allein zeigen Sie ihm Mißtrauen, so beleidigen Sie ihn und mich, denn er versteht eben so gut wie ich Ihre Worte, und da er ein treuer Diener ist, liebt er nicht, daß man ihn geringschätzig behandelt.“ — „Aber, Herr Graf,“ rief ich stockend, „welche Mittel wenden Sie an, um diese bewundernswürdigen Resultate zu Wege zu bringen?“ — „Das ist für's Erste mein Geheimniß,“ entgegnete er und sah mich dabei mit einem sonderbaren Blicke bald drohend, bald lächelnd an.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Hier überstieg man das Gebirg sonst auf Felsenwegen und Leitern, und es war ein schwerer Paß, daher der Name. Jezt sind die hohen Felsen gesprengt, ein breiter Weg geht mehrere tausend Toisen lang durch eine Felsengrotte, und da, wo er wieder herauskommt, überrascht die Landschaft durch einen ganz andern Charakter; denn an dem Mont de Cour hinunter, nach St. Jean hin, wird sie nun offen und nur fernhin mit Bergen begrenzt, unter denen der Nivolet sich zunächst gut ausnimmt. Rechts aber ist die Gegend nicht freundlich, denn da erheben sich dunkle, rauhe Berge, und über ihnen die Grande-Chartreuse. Links liegt der kleine, fast runde See mit seiner Insel, den die Römer aqua bella nannten und der jezt Aigue-belle heißt. In der Tiefe, wohin man nun immer hinabfährt, wechselt ein schöner Grund mit dem andern, besonders da, wo rechts die wasserreiche Cascade de Cour zweihundert Fuß hoch in schönen Formen und Wechseln in Licht und Farbe herunterstürzt, hernach aber als beruhigtes Wasser sich in mehrere Kanäle theilt und da Mühlen, Marmorsägen und andere Fabriken treibt.

In diesem Wasser sah ich das Sinnbild eines männlichen, wechselvoll bewegten und endlich zu nützlicher Thätigkeit gebrachten Lebens. Entquellen den freien Gebirgshöhen, nimmt es unabhängig seinen Weg zwischen Felsen und mächtigen Tannen, jugendlich rauschend und brausend. Wie von der Leidenschaft fortgerissen, bedenkt es nicht, wohin dies führen werde. Da kommt unversehens der Sturz, die große Lebenskatastrophe. Aber schön und großartig selbst im Fall, wie ein edler Charakter, stürzt der Fluß in die Fläche des Lebens hinunter, schaudert einen Augenblick, faßt sich aber bald, bereitet sich zu ruhigem Gang in der Ebene, friedlich, nützlich und hülfreich allen, denen er begegnet. Rüstiger Kraft voll,

vermählt er sich mit der lieblichen Aisse, und beide strömen dann dem kleinen, aber freundlichen Bourgetsee zu, in dessen Wellen sich die Mauern der frommen Abtei Haude-Combe spiegeln. In diesem See endet des Flusses Stillleben, wo die Glocken des Klosters über Königsgräbern läuten und ihr Hall langsam verklingend in die klare Fluth hinunterdringt und erstickt.

Als wir durch Chamberys Straßen fuhren, erkannte ich die Stadt fast nicht mehr, so hat sich da Alles in der Zeit geändert, wo ich nicht da war, erweitert und verschönert. Nur Natur und Umgegend sind dieselben geblieben, denn noch immer liegt Chambery in einem lachenden, fruchtbaren, von ansehnlichen Bergen umgebenen Becken, wo sich herrliche Gründe an Parkanlagen und Waldungen, wohlhabende Dörfer an Landhäuser und Schlösser reihen, zwischen denen die kleine Aisse und die noch kleinere Albane durchfließen. An ihrer Vereinigung ist Chambery gebaut. Eigentlich laufen hier vier Thäler in ein Hauptbecken zusammen, was der Stadt wohl ihre Entstehung und ihre strategische Wichtigkeit gegeben hat. Sonderbar ist's, daß dies dem militärischen Instinkt der Römer entging, die doch vier Stunden nördlich in Aix wie zu Haus waren. Freilich ging hier keine ihrer bedeutenden Heer- und Handelsstraßen durch, denn diese waren nördlicher und südlicher gerichtet. Erst 1029 kommt Chamberys Name als Camberiacum in einer Urkunde vor. Der Ort vergrößerte, erweiterte und befestigte sich in den folgenden Jahrhunderten, bis der savoyische Graf Thomas 1232 daraus die Hauptstadt seines Landes machte und da ein festes Schloß mit dickem Thurm baute. Aber erst der Graf Amedée V., oder der Große, schlug hier 1289 seine Residenz auf, wo dann die Stadt immer mehr an Bedeutung zunahm. Die französischen Könige Franz I., Heinrich IV. und Ludwig XIII. haben die Stadt in ihren Feldzügen inne gehabt, aber nicht lange behaupten können. Der Infant Don Philipp wohnte im Schloß bis 1743, wo es abbrannte und nur der starke Thurm erhalten wurde. Es ist hernach restaurirt worden, wieder abgebrannt und abermals so leidlich aufgebaut, daß die Könige von Sardinien es bewohnen, wenn sie nach Chambery kommen. Daneben ist der schöne Hofgarten mit herrlichen Linden- und Kastanienalleen, eine der angenehmen Anlagen, an denen die Stadt so reich ist; denn auch im Innern ziehen sich vom Paradeplatz dergleichen Baumgänge nach allen Richtungen hin, Schmuck, Frische und Schatten gebend.

Die alte Stadt ist mit ihren engen und unregelmäßigen Straßen unansehnlich geblieben. Alles neu Hinzugekommene aber steht würdig und schön da: Hospitäler, Museen, Lyceen, Casinos und Theater. Letzteres würde mit seiner guten Säulenfaçade auch einer größern Stadt zum Schmuck dienen, und durch seine zweckmäßige innere Einrichtung, seine schönen Säle zu Tanz, Musik und großen Vereinigungen sehr willkommen seyn. Am meisten aber überrascht der Boigne-Stadttheil, seine schöne breite Straße, mit großen, geschmackvollen Steinhäusern und lichten Arkaden zu beiden Seiten, der Platz, zu dem sie gerade führt, und sein herrlicher, im Styl des Orients gehaltener Brunnen.

Im Morgenblatte habe ich schon vor einigen Jahren im Allgemeinen besprochen, was man den Boigne-Mythus nennen könnte, so fabelhaft klingt Alles an dieser Geschichte, die im Morgenlande, in Indien wurzelt. Da dieses Land jezt von Neuem hohes Interesse gewinnt, weil sich da ein mächtiger Kampf zwischen zwei europäischen Kolossen vorbereitet, so gebe ich wohl nächstens etwas Ausführlicheres über Boigne, sein Leben, seine Thaten und Schicksale in Indien, über seine Zurückkunft in die Heimath und seine Stiftungen in Chambery.

(Fortsezung folgt.)

Die Aeolsharfe in der Ruine.

In des Thurms zerfallner Mauer
Tönet bei der Lüfte Gleiten,
Mit bald ganz zerriss'nen Saiten,
Eine Harfe noch voll Trauer.

In zerfall'ner Körperhülle
Sizt ein Herz, noch halbbesaitet;
Oft ihm noch ein Lied entgleitet
Schmerzreich in der Nächte Stille.

Justinus Kerner.

Neue Beobachtungen und Erfindungen.

Daguerresche Mondkarten. — Einer unserer Mitarbeiter hat kürzlich (Nr. 71.) in Folge von Daguerres bekannter und doch noch unbekannter Entdeckung die außerordentlichsten Erweiterungen der Astronomie, zunächst der Topographie des Monds vorausgesagt. Wer hätte es glauben sollen, daß die unsinnige Idee des Apparats, mit welchem der Pseudo-Herschel so erstaunliche Beobachtungen im Monde machte, sich nach kurzer Frist in gewisser Beziehung realisiren würde! Aber in andern Lesern waren wohl, wie in uns, bedeutende Zweifel gegen jene Anticipationen aufgestiegen. Wir mochten indessen jenen Aufsaz nicht mit einem krittelnden Commentar begleiten, und unsere Bedenken hätten auch keinesfalls das Gewicht gehabt, wie das Urtheil, das Arago in der Sizung der Pariser Akademie vom 25. Merz über diese Sache gefällt hat, und das wir kürzlich mittheilen. — Arago

liest zwei Schreiben vor, in welchen die Ansicht ausgesprochen wird, daß Daguerres Verfahren ein Mittel an die Hand gebe, eine weit genauere Mondkarte als bisher zu entwerfen, weil sich auf dem durch das Mondlicht selbst gezeichneten Bild der Scheibe mittelst des Vergrößerungsglases Gegenstände werden beobachten lassen, welche dem durch ein Fernrohr unmittelbar observirenden Beobachter entgehen. Arago bemerkt nun aber: was man mit dem Fernrohr nicht sehe, werde eben so wenig durch das Mikroscop sichtbar werden: bei übermäßiger Vergrößerung lasse die Aberration in Folge der Kugelgestalt der Mondsfläche Gegenstände von geringem Durchmesser verschwinden, gleich nachtheilig wirke die Aberration in Folge der Lichtbrechung, und jenseits einer gewissen Grenze werde die Vergrößerung vielmehr ein Hinderniß als ein Vortheil.

Neue Letternmasse. — Bekanntlich stumpfen sich die nach der bisherigen allgemeinen Methode gegossenen Lettern unter der Presse sehr schnell ab und müssen nach kurzem Gebrauch erneuert werden. Dies wurde noch auffallender und lästiger seit Einführung der mechanischen Pressen, wobei der Satz einen Druck erleidet, der nicht nur stärker, sondern auch schwerer abzumessen ist als bei der Handpresse. Ein Schriftgießer zu Clermont, Namens Colson, beschäftigt sich schon lange mit Herstellung einer Letternmasse, welche härter, widerstandsfähiger, und doch nicht kostspieliger wäre, als die gebräuchliche aus Blei und Spießglanz. Er will eine solche erfunden haben, die so hart sey, daß sich die einzelnen Typen, wie Patrizen, mit dem Hammer in Kupfer einschlagen lassen, und hat ein Patent darauf erhalten. „Colsons Erfindung,“ heißt es im Bericht, „ist von höchster Bedeutung für die Buchdruckerei, besonders aber für den Zeitungsdruck. Durch das tägliche Abziehen sehr vieler Exemplare wurde das Material sehr schnell zerstört. Colson liefert jezt einen Zeug, der zehn Jahre aushält, und nicht mehr kostet, als der bisherige, welcher in einem Jahre völlig unbrauchbar wurde.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsezung.)

Die Kunstausstellung und die Maler.

Obschon nun die Jury, welche über die Aufnahme der Stücke in die Kunstausstellung zu entscheiden hat, ziemlich nachsichtig ist, und zwar oft mehr, als nöthig, so verweigert sie doch einer Menge von Stücken den Eingang in's Louvre, und bringt dadurch ein Duzend Künstler in Verzweiflung. Denn dies ist ein Schimpf, wodurch angedeutet oder gemeint wird, daß das verweigerte Stück nicht einmal mit den schlechtesten in der Ausstellung auf gleiche Linie gestellt werden könne. Gesezt nun, ein Künstler hat Frau und Kind und ist in der Kunstwelt noch nicht bekannt. Tag und Nacht hat er gearbeitet, um ein Werk hervorzubringen, welches verdiente, mit denen seiner Kunstgenossen dem Publikum vorgestellt zu werden. Er erwartete von demselben Ruhm und was daraus folgt, hinlängliche Bestellungen, um bequem von seiner Kunst leben zu können. Seine Einbildungskraft stellt ihm schon die außerordentliche Sensation vor, welche sein Kunstwerk erregen wird, die Lobeserhebungen in den Zeitungen, in den Tagesgesprächen, die Aufmerksamkeit, welche ihm die Regierung schenken, die Belohnung, die sie ihm zukommen lassen muß. Er läßt einen prächtigen Rahmen machen um das schöne Gemälde. Es wird zum Louvre getragen. Aber nach einigen Tagen, da er sich nach der Entscheidung der Jury erkundigt, muß er zu seinem Schrecken erfahren, daß sie es als zu schlecht für die Ausstellung abgewiesen habe. Welch furchtbare Enttäuschung! welch abscheuliches Erwachen aus den süßesten Träumen! Und das ist keine Voraussezung, es ist die Geschichte eines jungen Malers bei der diesjährigen Kunstausstellung. Leider ist er nicht der einzige, dem so was widerfährt. Glücklich im Vergleich mit ihm ist noch der bloße Kunstliebhaber, der zu seinem Vergnügen etwas hingekleckst hat, um auch in der Zahl der Künstler zu glänzen, und dem man auch sein Geschmier zurücksendet. Er hat bloß an seiner Eigenliebe zu leiden, und seine Lage wird um nichts verschlimmert. Es geht den Malern wie den dramatischen Dichtern: das glänzende Loos, welches Einigen zu Theil wird, bewegt eine Menge Anderer, sich in dieselbe Laufbahn zu stürzen, ohne zu bedenken, daß ihnen gerade das fehlt, wodurch die Andern ihr Glück gemacht haben. Weil die Gemälde Hor. Vernets, Scheffers, Steubes, Decamps mit 12 bis 50,000 Fr. bezahlt werden, bilden sich Viele ein, auch ihre Gemälde müßten so bezahlt werden. Zuweilen gelingt es den Mittelmäßigen, durch allerlei Kunstgriffe Bestellungen von der Regierung zu erhalten, denn diese muß jährlich eine bedeutende Summe zum Ankauf von neuen Kunstgegenständen verwenden. Die bessern derselben bleiben in Paris, die geringern werden in die Provinz geschickt. Jeder Volksdeputirte, der bei der Regierung gut angeschrieben steht, das heißt, der im Sinne der Minister stimmt, bekommt leicht dergleichen Kunstgegenstände für die Stadt oder das Arrondissement, dessen Repräsentant er ist. Daher kommt es denn, daß bereits manche kleine Stadt, welche einen Ministeriellen in die Kammer gesandt, mit Gemälden, Statuen und dergleichen überaus reichlich versehen ist. Natürlich bekommen die Städte und Arrondissements, deren Deputirte zur Opposition gehören, blutwenig; allein da von Zeit zu Zeit die Opposition an's Staatsruder kommt, und ihre Mitglieder ministerielle werden, so gelangen auch sie zu Ansehen und Macht und bekommen ihren Antheil an der jährlichen Vertheilung von Büchern, Gemälden und Statuen. Im Ganzen wird also nach und nach das Gleichgewicht so ziemlich hergestellt. Allein es ist noch eine Frage, ob die Provinzialstädte sich auch wirklich bereichern durch die ihnen zugetheilten Kunstwerke, und ob es für die Kunst ersprießlich ist, daß jährlich eine so große Menge von Kunstprodukten angekauft wird. Daß es für die Künstler ersprießlich ist, leidet keinen Zweifel; nur fallen die Bestellungen nicht immer auf die würdigsten, und die Künstler gewöhnen sich dabei, zur Intrigue ihre Zuflucht zu nehmen, um desto leichter zu ihrem Zwecke zu gelangen. Auf die jezige Kunstausstellung werde ich das nächstemal zurückkommen, da sie Stoff zu manchen Betrachtungen bietet, aber auch genau besehen werden muß, was bei einer solchen Menge von Kunstwerken sich wahrlich nicht an einem oder zwei Tagen thun läßt.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 85.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 9. April 1839.

> Rousseau, des Grams Apostel, der die Macht
> Der Leidenschaft verklärt zum Zauberbilde,
> Und mächt'gen Wohllaut lockt aus Schmerzensnacht —
>
> Byron.
> Childe Harold.

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Der Umgangston in Chambery ist weit besser und die Gesellschaft steht hier überhaupt weit höher, als sich Mancher von der kleinen Hauptstadt des armen Savoyens vorstellen mag. Wesentlich trägt dazu bei die Liebenswürdigkeit einer Menge schöner Frauen, denen es wohl bei der klösterlichen Erziehung in ihrer Jugend an vielseitiger und bestechender Bildung fehlt, die dies aber reichlich ersetzen durch nicht alternde Anmuth und erquickende Gastlichkeit. Ausgezeichnet sind sie in aller Küchenwissenschaft und Kunst, ja sie haben es darin zu einem Grad von Vollendung und Raffinement gebracht, der viel zum Behagen ihrer Männer beiträgt, die, wie alle Savoyarden, für große Gutschmecker und Vielschmecker gelten können. Die Experimentalchemie der Küche, welche sie leiten und lehren, thut jedoch ihrem feinen Geschmack in Putz und Schmuck, in Tanz und galanter Conversation keineswegs Eintrag. — Noch ein anderes gutes Element der Gesellschaft sind die Offiziere der Garnison, die viel Bildung und guten Ton zeigen, wie denn das sardinische Militär überhaupt durch Eleganz, kriegerische Haltung und guten Unterricht jezt vorzüglich genannt werden muß. — Die Geistlichen haben in Chambery großen Einfluß auf die Gesellschaft, der aber nicht stört, da an diesen Männern gewöhnlich vielseitiger Unterricht und ein verständiges Eingehen in die gesellschaftlichen Zustände gerühmt werden muß. Sie haben in dieser Beziehung etwas von den ehemaligen französischen Abbé's, ohne daß man ihnen deren sittliche Zweideutigkeit vorwerfen könnte.

Durch die Mischung guter Gesellschafts- und Bildungselemente wird es begreiflich, daß Einwohner der kleinen Stadt Chambery selbst in der französischen Literatur bedeutende Stellen einnehmen: so W. Fichet, der 1467 Rektor der Universität von Paris war und sehr viel zu der Einführung der Buchdruckerkunst in dieser Stadt beitrug und außerdem an der Universität eine bessere Rhetorik einführte; ferner Vaugelas, der wesentlich an der Feststellung der französischen Sprache arbeitete, Saint-Real, dem die bessere Bearbeitung der Geschichte viel zu danken hat, ferner Ducis, der Chemiker Berthollet und in der neuesten Zeit Le Maistre, neben einigen guten Schriftstellern und Dichterinnen in Chambery.

Fügen wir dem bei, daß J. J. Rousseau hier mehrere Jahre lang lebte und auch die Gesellschaft Chamberys sehr hoch hielt. Ein Spaziergang nach den Charmettes, wo er mit Mama haushielt, ist allen Freunden schöner Naturstellen zu empfehlen, wenn sie sich auch für Jean-

Jacques selbst nicht enthusiasmiren können. Die Zeit der Ueberschätzung dieses Schriftstellers ist lange vorüber; aber bei dem jetzigen armseligen Zustand der französischen Literatur und ihrer traurigen Ausartung erhält Rousseau neue Bedeutung und Größe. Es ist die Zeit gekommen, wo wir die warme und doch reine Färbung seiner Sprache, seine glühende, leidenschaftliche, aber weit über alle Uebertreibung und über alles Unedle erhabene Imagination zurückwünschen müssen. Ein in der Form modifizirter und dem Jahr 1839 angepaßter Jean-Jacques thäte jezt sehr Noth, um die französische Literatur aus dem Schmutz zu ziehen, in den sie versunken ist.

Rousseau hat sein ganzes Leben hindurch mit Freude und Rührung an den ländlichen Aufenthalt in Charmettes zurückgedacht, und noch wenig Jahre vor seinem Tod schrieb er: „Seitdem ich mich eigentlich wider meinen Willen in die Welt gestürzt hatte, sehnte ich mich täglich nach meinen lieben Charmettes und meinem dortigen angenehmen Leben zurück. Ich fühlte es immer mehr, ich war nur für die Zurückgezogenheit auf dem Land geboren, und anderwärts konnte ich nicht glücklich seyn. So war es mir zu Venedig im Lauf von Staatsgeschäften, in einer Art von Repräsentation, in meinen stolzen Avancementsprojekten, so war es mir in Paris im Strudel der großen Welt und der Gesellschaft, bei den feinen Genüssen der Soupers, beim Glanz der Theater, im Dunst des Ruhm's. Immer dachte und sehnte ich mich in meine Gebüsche, an meine Bäche und auf meine einsamen Spaziergänge zurück, und die Erinnerung daran machte mich zerstreut und traurig, ja ich sehnte mich manchmal mit Seufzen an jene Stellen." Die ganze Umgegend mit ihren Häusern, Gärten, Wiesen und Weinbergen heißt wegen ihrer reizenden Lage Charmettes und gehörte ehemals der alten savoyischen, vielfach ausgezeichneten Grafenfamilie Conzié, aus der Franz von Conzié 1132 als Patriarch von Constantinopel starb, und Peter früher schon (1413) als Gesandter beim Kaiser Sigismund die Erhebung der Grafschaft Savoyen, eines kaiserlichen Lehens, zum Herzogthum betrieben und erwirkt hatte.

Das Haus, wo die galante, gutmüthige Madame Warens mit dem jungen Rousseau wohnte, liegt rechts vom Weg. Für 1660, wo es erbaut wurde und wo die damaligen Besitzer, die Herren von Noiret, ihr Wappen daran aushauen ließen, ist es ziemlich wohnlich und regelmäßig, mit hohem, steilem Schieferdach. Sein altväterisches Aussehen paßt gut zu der blühend reizenden Gegend. Im Innern ist es zwar nicht freundlich, ja es ist sogar durch die Zeit und die savoyische Art schwarz und schmutzig geworden, aber Madame Warens muß da mit ihrem Liebling genug Platz gehabt haben. Ihr Zimmer nach dem Garten war, wie billig, das schönste, hellste und geräumigste; auch war Jean-Jacques Stube über der Hausthür nach dem Hof zu ganz nahe dabei und nur durch einen schmalen Corridor von dem ihrigen getrennt. Bei angelegten Thüren konnte Mama leicht mit ihm kosen. Fünf-und-funfzig Jahr später, in der französischen Revolution, deren Windsbraus auch bald Savoyen ergriffen hatte, ließ der berüchtigte Hérault de Séchelles, Commissär des Convents, einige Verse an dem Haus anbringen, die früher Frau v. Epinay, Rousseaus Geliebte, auf ihn gemacht hatte, und die ihn durchaus richtig und gut bezeichnen.

> Réduit par Jean-Jacques habité,
> Tu me rappelles son génie,
> Sa solitude, sa fierté,
> Et ses malheurs et sa folie.
>
> À la gloire, à la verité
> Il osa consacrer sa vie,
> Et fut toujours persécuté
> Ou par lui-même, ou par l'envie.

Im Haus zeigt jezt eine alte schmutzige Frau dessen Lokalitäten, präsentirt auch den Fremden das Album zum Einschreiben, wenn es beliebt, und deutet auf ein schlechtes, abgeschmacktes Kniestück Rousseaus, nach einem bekannten Kupferstich, und darunter die wahre Stelle aus Lacretelles Geschichte Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert: „Der Name eines Schriftstellers, der so mächtig und erhebend auf die Gemüther wirkte, gehört der Geschichte an. Bei ihm aber kommt sie selbst aus ihrer Ruhe, denn bald muß sie ihn bewundern, bald beklagen, bald segnen, bald verdammen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Wachskerze.

(Fortsetzung.)

Als es Nacht wurde, stieg ich unter Vorschreiten Martins, der ein Licht hielt, eine Treppe hinauf und fand ein wohleingerichtetes Schlafzimmer. Der Bär sezte das Licht auf ein Tischchen neben dem Bett und blieb dann an der Thüre stehen, wie es schien, um mich zu entkleiden. Doch dieses Experiment hatte ich nicht Lust, von diesen Händen vornehmen zu lassen. Auf meinen Wink entfernte sich daher Martin, unwillig brummend, nachdem er vorher Schlafrock und Pantoffeln auf einen Stuhl zurecht gelegt hatte.

Mein Zustand, als ich mich allein sah, war ganz der, dessen ich aus meinen Kinderjahren mich erinnere, wenn man mir ein recht seltsames Mährchen vorerzählt. Auf die eigenthümlichste Weise aufgeregt, hatte ich Mühe,

die Erlebnisse dieses wunderlichen Tages in gehöriger Folge zusammenzustellen; zu dem Ende besann ich mich auf meine Auswanderung aus dem Gasthofe am Morgen, auf die Einzelnheiten meiner Fußreise und endlich auf die keineswegs abenteuerlichen Gespräche mit dem Grafen, die wir noch eben geführt hatten. Mit diesem Gewohnten sezte ich nun das Ungewohnte in Verbindung, und nach und nach gelang es mir, auf diesem Wege zu einiger Ruhe zu kommen. Ich legte mich nieder, aber der Schlaf, der mich befiel, war unruhig, wie er bei erregtem Blute zu seyn pflegt. Oesters auswachend, sah ich aus meinem Fenster die Gegend im hellen Mondglanze hingebreitet; ich stand auf, um Luft zu schöpfen. Es herrschte eine solche Ruhe in der Schöpfung, daß kein Blatt sich regte; nur ganz aus der Ferne rauschte ein Gebirgswasser. Die schroffen Abhänge der Pyrenäen an dieser Stelle, die eigenthümliche Bildung des schönen Thals von Jéret hoben sich im weißen Lichte des Mondes in malerischen Massen auseinander; ein südlicher Himmel breitete sich in seiner vollen Pracht und durchsichtigen Klarheit über dieses schöne Panorama kühner und gewaltiger Formen.

Aus meinen Betrachtungen wurde ich durch das Aufschließen einer Thüre in dem Gange unter mir gestört. Dieser Ton, ich muß es gestehen, rief wiederum meine Zweifel wach. Wenn dieser sonderbare Graf im Gefolge seiner Bestien kommt, dich zu morden, welche Waffe hast du ihm entgegenzusetzen? Keine, und in dieser abgeschlossenen Gegend ist jede Hülfe fern. Ich sah im Geiste die Thür geöffnet, den gespenstischen Grafen hineinstürzend und hinter ihm einen hungrigen Troß Geier, Bären, Wölfe, nach meinem Blute durstend. Ich horchte: die Tritte verloren sich im Gange und Alles wurde wieder still. Bald darauf jedoch tönte ein winselnder Wehelaut herauf, dann stärker, wie ein Schrei, von dem ich nicht unterscheiden konnte, ob er aus menschlicher oder thierischer Brust kam. Damit stand plötzlich die längstvergessene Schauderscene meiner Kindheit vor mir. In demselben Moment wurde es mir klar, daß der Graf Sainte-Croix Niemand anders als der Doktor Typhon war. Ich wußte es so deutlich, als hätte Jemand mir den Namen in's Ohr gerufen. Das Antlitz mit den kleinen, durchdringenden Augen, der haarlose Schädel, die gebogene Nase und der Mund mit seinem bald boshaften, bald freundlich schalkhaften Lächeln — Alles zeigte mir auf's Deutlichste den Mann, den ich, eines Mordes angeklagt, vor dem Gericht meiner Vaterstadt hatte stehen sehen, nur um zwanzig Jahre gealtert, die einst so lange, hagere Gestalt gebeugt, das Antlitz in Runzeln gelegt. Aber was machte der Doktor Typhon hier im Gebirge? Nur zu gewiß war es, daß er hier in gänzlicher Abgeschiedenheit seine grausamen Forschungen fortsezte, hier, wo kein Kriminalhof ihn mit lästigen Anklagen störte, hier, wo keine geschwätzige Nachbarin seine nächtlichen Greuelthaten ausforschte und herumtrug.

In Folge dieser Gedanken war ich nicht mehr im Stande, meine frühere Ruhe zu behaupten. Ich wollte fort, ich wollte dieses Haus verlassen; dann aber trieb mich wieder eine seltsame, dem Arzte angehörende Neugier, zu erforschen, was denn an den so verschrieenen Versuchen des Doktor Typhon Wahres sey. Ich bedachte in der heftigen Aufregung meines Gemüths nicht, daß gerade diese Sucht nach verbotener Forschung die verderbliche Quelle jener Greuelthaten war, vor denen ich zurückbebte. So im Kampf meiner Gefühle kam der Morgen heran, und ich konnte nun das Haus, ohne daß mein Wirth davon Kenntniß erhielt, nicht verlassen.

Um die achte Stunde des Morgens wurde an meine Thüre geklopft, und der Graf, oder, wie ich ihn jezt nennen will, der Doktor Typhon, trat herein, gefolgt von dem Bären des gestrigen Abends, der mein Frühstück brachte. Nach der Entfernung dieses zottigen Pagen drückte ich den Entschluß aus, meine Reise fortzusetzen. „Nicht früher, mein Herr, wenn ich bitten darf," sagte der Doktor, indem er meine Hand ergriff und sie freundschaftlich drückte, „als bis ich Ihnen meine kleine Anstalt werde gezeigt haben. Der Zufall hat Sie in diesen vergessenen Winkel der Erde geführt. Sie sollen ihn nicht ohne Nutzen wieder verlassen. Folgen Sie mir."

Mein Herz schlug heftig bei diesen Worten, doch gab ich mir Mühe, meine Aufregung zu verstecken. Wir stiegen die Treppe hinab und betraten den Gang, wo ich gestern die Tritte gehört. Am Ende desselben öffnete der Doktor eine Thüre, und wir befanden uns in einem kleinen Vorgemache. „Hier," sagte mein Führer zu mir, „muß ich Sie bitten, Ihre Schuhe abzulegen und diese Filzpantoffeln dafür zu wählen. Ihr Tritt wird alsdann das möglichst wenigste Geräusch machen. An dem Orte, wohin wir jezt gelangen, ist die größte Stille unverbrüchliches Gesetz."

Ich folgte dem Gebote, und nun schloß der Alte mit der größten Behutsamkeit einen schmalen Eingang auf und schob mich hinein, indem er mir selbst auf dem Fuße folgte. Eine tropische Wärme wehte mir entgegen. Ich erblickte an der Wand hin in bettenartigen Gestellen gegen zwanzig Thiere, meistens Bären, Rehe, wilde Gebirgsziegen und Adler. Auf den ersten Anblick hielt ich sie sämmtlich für todt, denn keine auch noch so leise Regung war zu bemerken. Erst bei genauerer Besichtigung sah ich, daß sie durch überall hin vertheilte künstliche Bande in diesen unbeweglichen Zustand versezt worden waren. Mein Führer zeigte mit einem stummen Winke auf den Kopf dieser gefesselten Geschöpfe, und ich ward eine dünne Röhre gewahr, die in dem Schädel jedes Thieres steckte.

Wir gingen in ein Nebengemach, und hier war es, wo das widerstrebende Gefühl von Neugier und Scheu in Entsetzen überging. Ich fand, wie dort Thiere, so hier Kinder, fünf an der Zahl, angeschmiedet, und dicht über ihren blassen, sterbenden Gesichtern ragten die feinen, metallenen Röhren hervor, wie eben so viele glühende lange Nadeln, die man ihnen in's Gehirn gebohrt. Meine Nerven erbebten, ich mußte die Augen bedecken, und indem ich einige Schritte zurückwankte, vergoß ich einen Strom von Thränen. Aber im nächsten Augenblick erfaßte mich Erbitterung und Wuth gegen den entsetzlichen Frevler. Auf ihn losstürzend, ihn an der Brust fassend, schrie ich ihn an: „Entsetzlicher! wer gab dir Macht über diese armen Unglücklichen?“ Der Doktor machte, unfähig zu sprechen, eine Bewegung mit der Hand, mir den Mund zu verschließen; als dieses nicht gelang, zerrte er mich mit aller Kraft aus dem Gemach heraus.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Merz.

(Fortsetzung.)

Bibliothekwesen.

Abgesehen von den Ankäufen im Namen des Staats, werden zahlreiche Künstler durch die großartigen historischen Galerien des Versailler Schlosses, an welchen Ludwig Philipp, der Stifter derselben, beständig fortarbeiten läßt, beschäftigt; ferner werden mehrere neu erbaute Kirchen mit Kunstgegenständen fast überladen. Der Verschönerungen in der Stadt werden auch jährlich neue beschlossen und nach und nach ausgeführt. Einige Anstalten werden allmählig so bedeutend, daß man nicht absieht, was zulezt aus ihnen werden wird; so z. B. die Galerie von Gemälden der lebenden Künstler in dem sogenannten Luxemburger Palaste. Da jährlich neue Gemälde hinzukommen, so muß natürlich die Galerie bald zu klein werden, um sie alle zu fassen. Nun hat man freilich die etwas sonderbare Veranstaltung getroffen, daß, wenn der Künstler stirbt, seine Gemälde in die große Galerie des Museums im Louvre gebracht werden; dadurch wird aber die Verlegenheit nicht gemindert; denn so muß natürlich das Louvre bald zu klein werden. Es steckt schon ganz voll von Kunstsachen, und wenn nicht neue Gebäude an dasselbe gereiht werden, so wird es schon in Zeit von vier Jahren nicht mehr hinreichen. Dieselbe Verlegenheit, vielleicht in noch größerem Maße, äußert sich bei der königlichen Bibliothek. Es erscheinen in Frankreich jährlich ungefähr 6000 neue Bücher und Schriften aller Art, von welchen ein Exemplar an die Bibliothek abgegeben werden muß. Außer diesem Zuwachse bekommt sie vieles vom Auslande und kauft eine Menge von Büchern und Handschriften an. Ebenso verfährt sie mit den Antiken und Kupferstichen, deren Sammlungen auch zur Bibliothek gehören. Der Zuwachs steigt so bedeutend, daß es bereits an Raum gebricht und immer mehr gebrechen muß. Was soll nun zulezt aus dieser ungeheuern Anstalt werden, und wer vermag dieselbe zu lenken? Seit der französischen Revolution war die Einrichtung so, daß jedes der vier Departements, aus welchen die königliche Bibliothek besteht, nämlich Drucksachen, Handschriften, Antiken und Kupferstiche, zwei Conservatoren zu Vorstehern hatte, denen in der neuern Zeit Gehülfen oder conservateurs adjoints beigegeben waren. Die acht Conservatoren bildeten einen Rath unter dem Namen Conservatoire. Dieses Collegium traf alle nöthigen Verfügungen zur Verwaltung der Anstalt, und stand mit dem Minister des Innern, als seinem Oberhaupte, dessen Bestätigung zu seinen Beschlüssen nöthig war, in Verbindung. Bis zur Restauration ging Alles recht gut; aber nun entdeckte man allmählig Mißbräuche in der Verwaltung, welche daher rührten, daß die Herrn Conservatoren sich einander Manches zugaben und vor dem Auge des Oberhauptes verbargen. Daher entstand denn der Gedanke bei der Regierung, der großen Anstalt einen Vorsteher zu geben, welcher dieselbe näher bewachte und auch dem Minister manchen kleinlichen Zwiespalt, manche langweilige Correspondenz, manche geringfügige Untersuchung ersparte. Auch fehlte es nicht an Leuten, denen solch eine Direktorstelle sehr gut angestanden hätte, und die auch wirklich darum nachsuchten. Indessen Alles wohl bedacht, ließ man es beim Alten. Eine solche Stelle erforderte einen ansehnlichen Gehalt, und diesen ließ man lieber der Bibliothek selbst zufließen. Auch ist es für das Publikum nützlicher, wenn einige Gehülfen mehr an der Bibliothek angestellt werden, um es schneller zu bedienen, als wenn ein Direktor da ist, der dem Publikum nichts nüzt. Man hielt es aber für gut, das Bibliothekwesen dem Minister des Innern abzunehmen und es dem Minister des Unterrichtswesens zu übergeben. Salvandy, der lezte Minister dieses Faches, war jedoch des vielen kleinlichen Haders müde, und wollte zu guter Lezt einen Direktor anstellen, ernannte auch wirklich den ehemaligen Präfekten und jezigen Staatsrath Dünoyer dazu, mit einem Gehalte von 18,000 Fr. Um diese neuen Kosten nicht der Bibliothek oder dem Staate zur Last zu legen, wollte er allmählig die Zahl der Conservatoren vermindern, und nur einen für jedes der vier Fächer bestehen lassen. Aber mit der königlichen Ordonnanz, welche er deßhalb erließ, kam er übel an; denn sämmtliche Conservatoren protestirten gegen dieselbe, da sie einem während der republikanischen Regierung gegebenen Geseze über die Einrichtung der Bibliothek zuwider sey, und wandten sich sogar an den Staatsrath, um von demselben die königliche Ordonnanz kassiren zu lassen. Da nun wenige Tage darauf das ganze Ministerium abtrat, so wird Salvandys Nachfolger wohl die angefochtene königliche Ordonnanz auf sich beruhen lassen, und im Ganzen die jezige Einrichtung beibehalten, obschon sie sicher mehrerer Verbesserungen bedarf. Indessen man der Minister der Bibliothek einen Obervorsteher aufdringen wollte, schien das Museum der Naturgeschichte im Pflanzengarten mit einer ähnlichen Bescheerung bedroht, und wahrscheinlich wartete man bloß den Erfolg der königlichen Ordonnanz hinsichtlich der Bibliothek ab, um auch jene Anstalt mit einem reichlich besoldeten Generaldirektor zu beschenken. Das naturhistorische Museum hat eine ähnliche Einrichtung wie die Bibliothek. Auch hier berathen sich die Conservatoren oder Administratoren zusammen und legen ihre Beschlüsse dem Minister zur Entscheidung vor. Es fehlt auch hier nicht an Mißbräuchen; man meint aber, daß sie durch die Ernennung eines Obervorstehers eher wachsen als abnehmen würden. Denn dann würde die Gunst des Chefs, namentlich, wenn er kein Gelehrter wäre, manche schlechte und der Wissenschaft nachtheilige Verfügung bewirken können.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redaktene: Hauff.

№ 86.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 10. April 1839.

> Ich hatte selbst oft grillenhafte Stunden,
> Doch solchen Trieb hab' ich noch nie empfunden.
>
> Goethe.

Die Wachskerze.

(Fortsezung.)

Ich folgte dem Doktor, fest entschlossen, ihn mit meinen Händen zu erdrosseln. Er sah meine zitternden Lippen, meine rollenden Augen, und suchte sich mit scheuen Blicken dem eisernen Griff meiner Rechten, mit der ich ihn an der Schulter hielt, zu entziehen. So mehr von mir geschleppt, als selbst gehend, erreichte er durch den langen Gang sein Schreibezimmer; hier warf ich ihn, schaudernd vor Ingrimm und Entsetzen, in den Lehnstuhl, daß die rothen Wellen seines Morgenrocks über das fleischlose Gerippe zusammenschlugen. „Jezt vertheidige dich, Unmensch,“ rief ich athemlos, „wenn es dir möglich ist! Doch halt, das Erste und Nothwendigste ist, daß wir die unglücklichen Opfer befreien.“ Ich wollte der Thür zueilen, doch er hielt mich mit aller Gewalt, die ihm noch geblieben, am Rock zurück. „Wohin?“ rief er. „Was wollen Sie beginnen? Sie sind wahnsinnig! Gerade jeder Versuch, den Sie mit ungeschickten Händen anstellen, die Kinder zu retten, muß sie tödten. Bleiben Sie, hören Sie mich an; gewinnen Sie Ihre Fassung wieder. Wenn Sie es nicht meinetwegen thun, so geschehe es jener Knaben wegen, deren Anblick eine mir so unerklärliche Wirkung auf Sie hervorgebracht.“ — „Gut!“ rief ich stöhnend, „reden Sie, und dann machen Sie sich gefaßt, die Strafe Ihrer Greuel zu empfangen.“

Des Doktors Antliz verzog sich in ein widerwärtiges Lächeln. Er sah mich von oben bis unten an und sagte: „Ihre Drohung macht keine Wirkung auf mich. Sie sind jung und Ihr Körperbau ist kräftig; Mann gegen Mann können Sie leicht über mich schwachen Greis siegen; allein ein Ruf dieser kleinen Pfeife schafft mir ein Hülfscorps, gegen das ein halbes Dutzend Männer wie Sie nichts auszurichten vermöchten. Also beruhigen Sie sich. Lassen Sie die Vernunft, dieses köstliche Erbtheil unseres Geschlechts, von dem ich eine geringe Gabe auch den Thieren mitzutheilen trachte, zwischen uns entscheiden. Oder spreche ich zu einem jener vernunftlosen Elenden, jener unter das Thier sich herabwürdigenden Fanatiker, die, ihren Stumpfsinn hinter abgeschmackte Gesetze der Moral und sogenannten Menschlichkeit versteckend, die wahren Widersacher und Feinde des Fortschrittes der Wissenschaft und des Glücks der Menschen sind?“ — „Wie?“ rief ich, von einem neuen Schauder ergriffen, „und Sie wagen es, vom Glück der Menschen zu sprechen, wenn Sie jammervollen Eltern ihre Kinder rauben, um Sie unter Martern hinzurichten?“ — „Diese Kinder,“ entgegnete er ruhig, „sind mir von ihren Eltern verkauft worden; sie sind mein wohlerworbenes Eigenthum, und sehr

wahrscheinlich wäre ein kläglicher Tod oder ein unwürdiges Leben ihr Loos gewesen, wenn sie nicht in meinen Besitz gekommen wären."

Ich wendete mich ab und Thränen benezten von Neuem mein Auge. Der Doktor erhob sich langsam, und vor mich hintretend, versuchte er es, begütigend meine Hand zu drücken, die ich ihm entzog. „Sie sind ein Arzt," nahm er nach einer Weile das Wort; „haben Sie nie das Bedürfniß gefühlt, den Schleier der Isis zu lüften?" Ein Gefühl der Beschämung übermannte mich, ich gedachte meiner sträflichen Neugier von heute Morgen, und in diesem Moment erschien mir mein Beruf wahrhaft hassenswerth. „Antworten Sie mir," rief er mit einer ernsten, fast feierlichen Stimme: „haben Sie nie die Qual unbefriedigten Wissens gefühlt? Hat dieser Skorpion nie an Ihrem Herzen genagt? Haben Sie nie in einsamen Nächten, brütend über der einsamen Lampe, bis zum Aeußersten gepeinigt durch die gierigen Geister des Wissens, den gekrümmten Finger erhoben, um an irgend eine uns verschlossene Thüre zu pochen?" — Ich schüttelte das Haupt. — „Dann sind Sie auch kein Arzt," rief er heftig; „dann ziehen Sie den Priesterrock aus, der Sie der ewigen, unergründlichen Göttin weiht; Sie sind ihres Dienstes nicht werth. Die Menschheit hat von Ihnen nichts zu hoffen."

Er kehrte mir mit der Miene der äußersten Verachtung den Rücken und nahm wieder seinen Platz im Lehnstuhl ein. Eine lange Pause verging, ohne daß Einer von uns die Lust oder den Muth hatte, das Wort zu nehmen. Eine drückende Atmosphäre beklemmte meine Brust. Ich kämpfte mit mir, ob ich die angebotenen Aufklärungen anhören oder sogleich dieses Haus verlassen solle. Mein Wirth ließ mir keine Wahl; als ich den Blick erhob, sah ich ihn in einer Art von Ecstase, das Haupt zurückgeworfen, auf seinem Lehnsessel ruhen, und hörte ihn zugleich wie im Traume die Worte ausstoßen: „Ich habe sie empfunden, diese Qual; ich habe alle Gradationen des grübelnden Zweifels durchgemacht, bis ich jezt auf der lezten und äußersten Stufe angelangt bin. Und hab' ich erlangt, wonach ich strebte? Weiß ich nun, wo der Teufel seinen Sitz hat, der uns ewig versucht und ewig in die Irre führt?"

Ich sprang auf und legte die Hand auf seine Schulter: „Sie wissen es nicht, Sie werden es nie erfahren. Dieser Teufel ist der vermessenste und tückischste von allen: es ist der Dämon des Gott versuchenden Stolzes." Mit milderer Stimme sezte ich hinzu: „Sehen Sie jezt, daß es eine Grenze gibt, über die wir nicht schreiten dürfen?"

(Fortsezung folgt.)

Bilder aus Savoyen.

(Fortsezung.)

In dem kleinen Garten hinter dem Haus stand Rousseaus komisches Observatorium, von dem er selbst mit vieler Laune erzählt: „Ich hatte ein Himmelsplanisphär gekauft, mit dessen Hülfe ich die Sternbilder studieren wollte. Deßhalb nagelte ich die Karte auf ein Brett, und wenn des Nachts der Himmel heiter und rein war, ging ich in den Garten, legte mein Brett auf vier dünne Pfähle von meiner Höhe, die ich zu diesem Zweck eingerammt hatte, und die Karte nach Innen gewendet darauf. Ich selbst aber stellte mich in die Mitte zwischen die vier Pfähle und suchte mit einem langen Tubus am Himmel die auf der Karte angegebenen Constellationen und Sterne. Um das Licht vor dem Wind zu schützen, stellte ich es in einen Eimer. Vom Weg aus konnte man Alles sehen, was im Garten vorging, so denn auch mich und meine Studien. Einmal waren Bauern aus der Umgegend spät aus der Stadt nach Haus gegangen. Sie erblickten mich in meinem wunderlichen Aufzug, den sie natürlich nicht begreifen konnten. Sie wußten nicht, woher der auf die Karte fallende helle Schein kam, denn der Eimer barg ihnen das Licht. Die vier Pfähle, das große runde, mit räthselhaften Figuren bemalte Papier, das Hin- und Herbewegen meines Tubus, alles dies zusammengenommen, gab der Sache etwas Wunderbares und Schauerliches. Dazu meine sonderbare Kleidung, ein herabhängender Hut auf der Nachtmütze, ein watirter Weiberüberrock, den mir Mama aufgedrungen hatte: dies gab mir das Ansehen eines Zauberers, und für einen solchen hielten mich auch die Leute. Ueberdies war es gerade gegen Mitternacht; Alles dies überzeugte sie, hier werde Zauberei getrieben. Es wurde ihnen unheimlich zu Muth und sie machten sich schnell aus dem Staub, weckten ihre Nachbarn, erzählten und beschworen ihnen, was sie gesehen, und das Gerücht verbreitete sich so schnell, daß schon am folgenden Morgen die ganze Umgegend voll davon war. Gott weiß, was daraus entstanden wäre, wenn nicht noch an demselben Tag die Bauern, die mich gesehen, eine Klage bei den Jesuiten in Chambery gegen den Zauberer angebracht hätten. Zwei derselben, die bei uns aus- und eingingen, redeten es ihnen gleich aus, noch ehe sie uns gesprochen, nur konnten sie nicht begreifen, wie die Sache eigentlich zusammenhänge. Später erzählten sie uns die Geschichte, ich erklärte ihnen Alles, und wir lachten herzlich darüber. Indessen wurde doch beschlossen, daß ich künftig ohne Licht observiren und die Sternkarte im Haus studiren solle."

Die Charmettes sind ein einfacher Landsitz, voll Schönheit, Naturreiz und Anmuth, ohne allen Schmuck der Kunst. Er mußte den glühenden, liebenden und von aller Naturschönheit begeisterten jungen Rousseau entzücken. Wie ganz anders war jener Landsitz, wo der alte, lebensmüde Jean-Jacques seine Tage beschloß! Ich meine Ermenonville bei Paris mit all seinem affektirten Schnikschnak, seinem Tempel der Philosophie, seiner arkadischen Wiese, seinem Altar der Rêverie und seinem Thurm Gabrielens. Dort gibt es künstliche Felsen, aus numerirten Steinen zusammengesezt, Gänsefuß-Springwasser, Plätze feingezirkelten englischen Rasens, Sandwege von allen Farben, Buchsbäume von den barocksten Formen und steinerne Drachen, Chinesen, Pagoden und Ungeheuer aller Art.

In den wenigen Tagen meines Aufenthalts in Chambery ist mir in Beziehung auf öffentliche Zustände Manches günstig und Vorurtheile berichtigend aufgefallen. Zuerst eine treffliche Polizei, die in Beziehung auf Ordnung, Reinlichkeit und gesunde Nahrungsmittel die strengste Aufmerksamkeit anwendet, und in Brod, Fleisch, Fischen u. s. w. nicht das Geringste hingehen läßt. Die Literaturpolizei ist hingegen viel nachsichtiger, als ich früher glaubte. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich bei einem Buchhändler unter den Arkaden der Boignestraße Lamennais Schriften, seine paroles d'un croyant neben seinem Livre du peuple ausstehen sah. Auf meine Verwunderung antwortete mir der Buchhändler, dergleichen Bücher seyen in Savoyen nicht mehr gefährlich; man lese sie der schönen Sprache wegen, sey aber weit davon entfernt, die politischen und religiösen Grundsäze zu billigen. Glückliches Volk! Auch hinsichtlich der Fremden soll die Regierung hier sehr human seyn. Die Kinder aus der Schule kommen zu sehen, ist ein wahres Vergnügen, so sittlich gehen sie hier neben einander, immer zwei und zwei, heiter und froh, und natürlich mit einander kosend. Ich dachte an die Gassenbuben im protestantischen Genf, das sich selbst so hoch in der Civilisation über Savoyen stellt.

Gleich Anfangs fiel mir das Militär durch seine tüchtige Haltung, seine geschmackvolle und reinliche Kleidung, durch seine schöne Bewaffnung auf. Später, als ich es exerziren sah, gewann es mich noch mehr. Ich habe jezt die günstigste Meinung davon, nachdem ich über Bildung und Unterricht der Offiziere und Unteroffiziere Manches vernommen, was meine aus Frankreich mitgebrachten ungünstigen Vorurtheile von diesem Militär verdrängt hat. Soviel ist gewiß, wenn man hieher kommt von Lyon, wo das rothhosige und weißkamaschige Militär, kleinen, verkrüppelten Schlags, durchaus keine militärische Haltung hat, so fällt Einem das sardinische sehr günstig und versprechend auf.

Die jetzige Regierung arbeitet auch eifrig an dem Emporbringen des so lange versäumten, abgeschiedenen Savoyens durch treffliche Straßen, Brücken, Wasserbauten und Dampfboote. So denkt sie jezt daran, Chambery durch Kunst zur Seestadt zu machen, was sie früher wohl von Natur war, und durch Dampfschifffahrt mit dem mittelländischen Meere in Verbindung zu setzen. Die Sache wird auch hoffentlich in einigen Jahren bewerkstelligt seyn, denn es handelt sich nur davon, den schon bestehenden, von Chambery in den Bourgetsee strömenden Kanal neben der Aisse weiter und für Dampfschiffe zugänglich zu machen. Dann können die von Lyon über Seyssel in diesen See kommenden Fahrzeuge bis Chambery hinauffahren, ihre Ladung an Waaren und Reisenden einnehmen und damit über den See und seinen Kanal die Rhone hinunter nach Lyon gehen, oder hinauf zum Leman, wenn einmal der großartige Plan der Schiffbarmachung der obern Rhone von Seyssel bis Genf in's Werk gesezt wird oder eine Eisenbahn an die Stelle des Kanals tritt. — Das nächste Mal von Aix.

(Schluß des ersten Briefs.)

Moden.

Die Pariser Schneider. Neue Männertrachten.

In ganz Deutschland ist schwerlich eine Stadt von vier-, fünftausend Einwohnern, in der nicht wenigstens Ein Mann lebte, welcher einmal, sey es in welcher Absicht und Eigenschaft, Paris besucht hat. Wie wir einmal sind, ist eine seiner süßesten Erinnerungen das kitzelnde Gefühl, mit dem er nach dem Abfall des mitgebrachten hyperboräischen Puppengehäuses sich zum ersten Mal im Leben als ein wahrer, ein höherer Mensch, gleichsam als geflügeltes Insekt ausstaffirt sah. Wie bequem sich Alles umhergießt, gleich einer organischen gewachsenen Haut! Und ist es nicht ordentlich, als ob der sanfte Druck der kunstreichen Hülle alle Glieder wie Wachs in elegante Formen schmiegte und sie von selbst zu zierlichen Bewegungen determinirte? Wie ganz anders zu Hause, wo die unästhetischen Kurven und Ecken des Körpers sich in die Kleider drücken, und der Frack erst dann bequem sizt, wenn es nachgerade Zeit ist, an seinen Thronfolger zu denken! Ein zweiter Lichtpunkt im Leben unseres Parisers ist die Zeit, wo er die fashionable Montur in der lieben Vaterstadt auf den Faden abtrug. Es thut ihm noch wohl, wenn er daran denkt, wie die Frauenzimmer das Tuch befühlten, die Taille maßen, die Nätherei bewunderten, und sich die hohe Summe, die das Alles gekostet, in Thaler oder Gulden übersetzen ließen. Und wunderbar! der Rock hatte fast eine ewige Jugend und glich unter den Schneidersgeburten auf der Scholle dem emigrirten Tanzmeister, der hochbetagt ein Bein zeigt und es sezt wie kein Junger, und bald seit zwei Generationen ein Muster seiner Lebensart ist. Ja, Mancher kann sich nicht entschließen, das benedeite Kleid, in welchem er sich selbst so angenehm war, dem Juden vorzuwerfen; er gibt ihm das Gnadenbrod im Schranke, wie

der Krieger der Rüstung, die eine Campagne mit ihm durchgemacht, und dieser Fleck daran erinnert ihn an das köstliche Frühstück bei Very und jener Riß an das kuriose Abenteuer im Palaisroyal oder der grande Chaumière, das er so oft erzählt hat, daß er es selbst glaubt. — Die französischen Provinzialen stehen ganz im selben Verhältniß zu Paris, wie unsere deutschen Zugvögel. Nur macht die größere Tiefe des Deutschen, daß er auch die äußern Vorzüge, die er dort erkauft, ernster würdigt; der hohe Tarif der Künstler erschreckt ihn nicht, und eine „Niaiserie," wie die, welche wir jezt erzählen wollen, kann nur einem Franzosen begegnen.

Zur Zeit, da Brummel, der König der englischen Fashion und Kamerad des Prinzen von Wales, seine Kleider von Paris bezog, bekam man den herrlichsten Frack für 60 Franks. Derselbe Frack, der vor zehn Jahren 100 Franks kostete, wird jezt den großen Männern in der Schneiderzunft mit 150 Fr. bezahlt, kurz, der Frack schlägt regelmäßig jährlich um fünf Fr. auf. — Ein neuer Deputirter hatte zu Hause einen eleganten Freund, der zu einer Zeit, als der Frack noch viel wohlfeiler war als jezt, einen ganz frischen Anzug aus Paris mitgebracht hatte. Dieser sagt ihm vor der Abreise: „In Paris macht das Kleid den Mann. Du sprichst bei den Ministern vor, du kommst in ihre Logen in der Oper, wenn du anders gut stimmst: ein regelrechter Frack darf dir dabei nicht fehlen; ist dein Frack gut conditionirt, so verweilt das Auge des Gouvernements mit Wohlgefallen auf dir, und der Gedanke liegt ganz nahe, wie gut sich ein rothes Band im Knopfloch des hübschen Fracks ausnehmen würde. Ich gebe dir ein paar Worte an meinen Schneider, den ersten in der Hauptstadt." — Dieser Weisung zufolge läßt sich denn der Honorable beim Schneider seines Freundes das Maß nehmen und fragt: „Wie hoch kommt mich der Frack?" — „Hundertfünfzig Franks." — „Was: hundert Thaler für einen einfachen blauen Frack? Ei! da geht wohl etwas ab?" — „Wie handeln nie," erwiderte der Schneider, vornehm lächelnd; „treten Sie gefälligst in unsere Bureaux und lassen Sie sich die Bücher zeigen." — „Bei uns," meinte der Quinze-avril, „bekommt man einen ganzen Anzug für 80 Fr.; freilich kaufe ich das Tuch selber. — Machen Sie mir den Frack, wenn ich das Tuch dazu gebe, so daß ich nur das Macherlohn zu bezahlen habe?" — „Wie es Ihnen gefällig ist; schicken Sie nur Ihr Tuch." — Der Deputirte kauft für 75 Fr. anderthalb Ellen blaues Tuch, schickt es dem Schneider, und dieser bringt ihm drei Tage darauf selbst einen wundervollen Frack. — „Wie viel bin ich schuldig?" — „Wie schon gesagt, 150 Fr." — „Ja, aber Sie wissen wohl nicht mehr, daß ich das Tuch dazu gegeben?" — „Das Tuch! was liegt am Tuch! Wenn ich einen Frack construire, so ist der Zeug völlig Nebensache gegen die Façon, die Ausführung. Ich schlage das Macherlohn zu 150 Fr. an und gebe das Tuch darein."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Schluß.)

Die kleinen Blätter.

Auch im Pflanzengarten hat Salvandys Ordonnanz die Gemüther in Bewegung gesezt, und man war bereit, die bisherige Verfassung unguibus et rostro zu verfechten. Die kleinen Tageblätter machen sich natürlich hierüber lustig, wie über alles, was in der politischen Welt vorgeht. Eines derselben spottet über den ernannten, aber nicht eingesezten Bibliothekverwalter Dunoyer, und es sagt, nach der Meinung urtheilsfähiger Leute sey Dunoyer nicht du bois dont on fait les bons administrateurs. Diese Blätter hatten bei den Deputirtenwahlen hinreichenden Stoff, den sie denn auch nach Herzenslust ausgebeutet haben. Natürlich gehören alle diese Blätter zur Opposition, denn sonst hätten sie wenige Leser. Das Charivari hält an die Wähler von Paris eine komische Anrede, die folgendermaßen anhebt: „Pariser Wähler, da wir unter uns sind, so gesteht es nur aufrichtig, ihr seyd im Jahr 1834 herzlich dumm gewesen. Wenn wir euch dies so roh hinsagen, so kommt es daher, weil ihr euch seitdem beinahe gebessert habt. Für einen geistreichen Mann ist es nun aber ein Vergnügen, zu hören, daß er dumm gewesen ist, so wie es einen reichen und glücklichen Mann angenehm kizelt, wenn man ihn an seine vorige Dürftigkeit erinnert. Dies ist gerade dieselbe Empfindung, als wenn man nach einem kalten Regenschauer die sanften Sonnenstrahlen einsaugt. Dies berechtigt uns, euch zu sagen, daß ihr im Jahr 1834 herzlich dumm gewesen seyd. Erinnert euch an eure sonderbaren Wahlen damals. Paris ist der Mittel- und Brennpunkt der Intelligenz, der Sammelplaz der Künste. Paris darf nur durch hochberühmte Männer in der Deputirtenkammer vertreten werden, und nicht durch Leute, die nur innerhalb der Grenzen eines Dorfes bekannt sind. Arago und Lafitte, das geht an; aber, um Gotteswillen, wer kennt Beudin und Locquet außerhalb ihres Arrondissements? Seyd ihr Opponenten, so wählt Odilon Barrot, David, Carnot; seyd ihr Doktrinärs, so nehmt Guizot; seyd ihr ministeriell gesinnt, so haltet euch an Lamartine, oder an einen andern berühmten Mann des Centrums, wenn es einen darin gibt. Aber um des Himmels willen keinen Beudin, keinen Locquet! Wenn der König Minister ernennt, so wählt er keinen Petot, Petiot, Jozon oder Dozon, obschon diese Herren ihm wohl anstehen mögen. So wählt denn auch ihr keinen Beudin und keinen Locquet; lieber möchte ich Musard (den Tanzmusiker) oder Odry (den Komiker im Variétéstheater)." Mit den unbekannten Deputirten des Centrums trieben jene Blätter überhaupt vielen Spaß. Es ist ein satirisches Gedicht Moléide erschienen, worin diese Namen komisch zusammengereiht werden.

> Neveu du grand Molé, le ministre éternel,
> Il promène en baillant son ennui solennel.
> Marcillac, Scorbiac, venus de la Garonne,
> Avec le bon Saunac tremblant pour la couronne.
> Dans un coin retranché là-bas Girod de l'Ain
> Encourage Pouillet, Dalloz, Clément, Collin.
> Pétot, Finot, Pitot et Gautier d'Hauteserve
> Derrière Cornudet se tiennent en reserve etc.

Das Herbste, was aber bei den Wahlen vorgekommen, ist der Einfall, dem berüchtigten Girardin, Herausgeber des ministeriellen Blattes La Presse, den noch berüchtigtern Vidocq zum Konkurrenten zu geben, und von diesem ein Schreiben drucken zu lassen, worin er alle Vergleichung mit seinem Konkurrenten, als seiner Ehre nachtheilig, verbittet. Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 11.

Mittwoch, 10. April 1839.

[152]

Morgenblatt für gebildete Leser.

Erstes Vierteljahr 1839.

Das Morgenblatt, dessen Redaktion fortwährend bemüht ist, den Ruf, dessen diese Zeitschrift schon so lange in Deutschland und im Auslande genießt, zu verdienen und zu erhalten, hat im Laufe des verflossenen Vierteljahrs (Januar—März 1839), neben vielen kleinern literarischen und wissenschaftlichen Notizen folgende Artikel gegeben:

Gedichte. An den Genius des Friedens; auf einen Nachtschmetterling von G. **Pfizer**. — Mehrere Poesien von **Justinus Kerner**. — Chamisso ist todt! vom Freiherrn von **Gaudy**. — Die Heimathglocken, und Distichen, von **Ph. H. Welcker** in Gotha. — Balbekan, eine Sage, vom Freiherrn v. **Sternberg**. — Liebeleben, von C. **Matzerath**. — Ein Fund in der Opferbüchse, von G. **Schwab**. — König Roger, von **W. Zimmermann**. — Bruchstücke aus **Rückerts** Leben Jesu.

Erzählungen. Der Nürnberger Sophokles, von C. **Spindler**. — Des Teufels Wallfahrt, vom Frhrn. v. **Sternberg**. — Constance Contarini, von **Georg Reinbeck**. — Walter Raleigh und Königin Elisabeth, von **Willibald Alexis**. — Zwölf neue Stücklein, von **W. v. Chézy**. — Der Gastfreund. I. Der Gastfreund in Faltenau. II. Der Gastfreund in Hirlingen, von C. **Spindler**.

Reisen und Länderbeschreibungen. Ferienwochen, in mehreren Briefen. Aufenthalt in Lyon und der Umgegend, von **Dr. Chr. Müller** in Genf. — Der deutsche Renegat im Dienste Abd-el-Kaders. — Reise- und Lebensbilder: der römische Kalruber, Epiphania, der Molo in Neapel, vom Freiherrn von **Gaudy**. — Landschaftsbilder aus Ungarn, von **Elsner**. — Scenen aus den Wildnissen Nordamerikas, nach **Hoffmann**.

Aufsätze zur Kenntniß des höhern Gesellschaftslebens. Notizen über Moden in fortlaufenden Artikeln. — Florentiner Gesellschaftsleben.

Aufsätze gemischten Inhalts. Vergleichende Zusammenstellung der Frauencharaktere in Goethe's und Schillers Werken, vom Freiherrn v. **Sternberg**. — Der Lumber-Troop in London. — Vom Holzstich als typographischem Schmuck, mit besonderer Beziehung auf Herders Cid mit Illustrationen von Neureuther, von **H. Hauff**. — Die Ahnen der Königin Victoria. — Das Neujahr in Paris. — Zur Geschichte des französischen Theaters vor und während der ersten Revolution. — Der Gewürzkrämer, von **Balzac**. — Villegiatur in Weinsberg, von C. v. **Rindorf**. — Der Fasching und die Fasten in Paris.

Naturgeschichtliches. Ueber Erdbeben, von C. **Hugi**. — Ueber das Erdbeben auf Martinique. — Verschiedene Artikel über **Daguerres** wichtige Entdeckung.

Fortlaufende Berichte über Literatur, Kunst, Volks- und Gesellschaftsleben aus folgenden Orten: **Baden-Baden, Berlin, Breslau, Dresden, Halle, Hamburg, Köln, Lissabon, London, Paris, Prag, Rom, Stuttgart, Triest, Weimar, Wien.**

Das Kunstblatt

gab in der Periode von Januar — März 1839 **Beurtheilungen neuerschienener Kunstwerke und artistischer Schriften.** Archemoros und die Hesperiden, von E. **Gerhard**. — Lettre à Mr. **Klenze** sur une statue de héros attique récemment découverte à Athènes, par Raoul-Rochette. — Argos Panoptes, von **Th. Panofka**. — Ueber die Metallspiegel der Etrusker, von E. **Gerhard**. — Die von **Marchesi** in Marmor auszuführende Gruppe: die gute Mutter oder das Charfreitagsfest. — **Burgschmits** Erzguß der Statue Albrecht Dürers. — Das königl. Museum im Schlosse Monbijou zu Berlin, von **L. v. Ledebur**. — Die Harzmalerei der Alten, von E. **Knierim**. — Vierge de la maison d'Orléans, Raphael pinx. B. Desnoyers del. Forster sculp. — Ueberreste christlicher Kunst auf Malta aus dem 13—16ten Jahrhundert. — Der Cid von **Herder**, mit Randzeichnungen von E. **Neureuther**. — Bilder und Randzeichnungen zu deutschen Dichtern, erfunden und radirt von **Sonderland**. — Brevi cenni di un monumento scoperto a Porta Maggiore, del cav. **Luigi Grifi**.

Berichte über Kunstausstellungen und Verkäufe von Kunstgegenständen. Aus **Florenz, München, Mailand, Rom, Karlsruhe, Dresden** (über die Versteigerung der Sternberg'schen Kupferstichsammlung), **Paris**.

Selbstständige Aufsätze. Kunstgeschichte und Periegese. — Glasmalerei in München und Paris. (1. Brief v. Schellings an St. Marc Girardin über die Fortschritte der Glasmalerei in München. — 2. Ueber die vorzüglichsten Glasmalereien in Frankreich seit der Wiedergeburt dieser Kunst i. J. 1826.) — Zur Kunstgeschichte. — Ueber die Entwicklung der neueren englischen Holzschneidekunst seit Bewicke.

Fortlaufende Notizen aus dem ganzen Gebiet der Kunst, über neue Bauten und Kunstunternehmungen aller Art, archäologische Entdeckungen, Versteigerungen, Preisbewerbungen; Biographien verstorbener Künstler, Personalveränderungen.

Das Literaturblatt

hat in demselben Zeitraume über siebzig neue Schriften besprochen, besonders aus folgenden Fächern: Dichtkunst: Dantes göttliche Komödie von Kopisch, Altfranzösische Sagen von Keller, Deutsche Volkslieder von Kretzschmer xc. Romane und Novellen: die Pickwickier von Dickens, Nic. Nickleby, Oliver Twist, Londoner Skizzen, Genrebilder aus dem Londoner Alltagsleben xc., von demselben. Bulwers Werke, übers. von Pfizer und Notter, Mauprat von G. Sand, letzte Mittheilungen aus dem Tagebuch eines Arztes, Tremaine, Kaiser und Papst von Duller, der Schmuck von H. Hanke xc. Reisen: der Vorläufer, vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen, Reise des Herzogs von Ragusa, Reise in Abyssinien von v. Katte, der Sinai von A. Dumas, das gesellschaftliche Leben in Amerika von H. Martineau, Negrelli Ausflug nach Frankreich, England und Belgien zur Untersuchung der Eisenbahnen, Oesterreichische Zustände xc. Deutsche Geschichte: Warnefrieds Geschichte der Longobarden, übers. von v. Spruner, Forschungen auf dem Gebiet der neueren Geschichte, von K. A. Müller, des ritterlichen Adels Leben und Sitten von v. Aufseß xc. Kriegsgeschichte: Erinnerungen aus Spanien, von F. X. Rigel, Geschichte der Feldzüge der Weimarischen Truppen i. J. 1806 und 1807 — 1811, von v. Seebach. Russische Literatur: Literarische Bilder aus Rußland, von H. König. Orientalische Literatur: Nalas und Damajanti, aus dem Sanskrit von Bopp; Urwasi und der Held, übers. von Hiezel; Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher, von Hammer-Purgstall; Mahmud Schebisteris Rosenflor des Geheimnisses, von demselben. Werke über die Schweiz: dreizehn Nummern. Sprachlehre: etymologische Forschungen auf dem Gebiet der indogermanischen Sprachen, von A. F. Pott; das Sprachgeschlecht der Titanen, von v. Xylander. Naturkunde: Doves Farbenlehre, Hoffmanns Geschichte der Geognosie, Physiologie von Carus xc. Memoiren: Ernst und Laune von Staatsrath Reinhard, Memoiren des Herrn von Hammerstein.

Dazu kommen eigene Abhandlungen über Zeitfragen: über die belgische Frage, über den Leo-Hegelschen Streit.

Stuttgart und Tübingen, April 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[111] **Conversations-Lexikon.**

Die in dem Jahre 1837 beendigte achte Originalauflage des

Conversations-Lexikons

in 12 Bänden, die wir eine völlig umgearbeitete, vielfach vermehrte und bereicherte nennen können, hat sich einer so großen Theilnahme des Publikums zu erfreuen gehabt, daß bereits im vorigen Jahre ein

unveränderter Abdruck

davon veranstaltet werden mußte, von dem jetzt fortwährend Exemplare zu den Pränumerationspreisen: auf weißem Druckpap. 16 Thlr., auf gutem Schreibpap. 24 Thlr., auf extrafeinem Velinpap. 36 Thlr., zu erhalten sind. Sollte Jemand die einzelnen Bände nach und nach zu beziehen wünschen, so ist jede Buchhandlung in den Stand gesetzt, dieselben in solchen Terminen, wie sie dem Abnehmer am besten passen,

in einem neuen Abonnement

zu liefern, wo dann der Band auf Druckpap. 1 Thlr. 8 Gr., auf Schreibpap. 2 Thlr., auf Velinpap. 3 Thlr. kostet.

Besser als durch jede Anpreisung wird der Reichthum der achten Auflage des Conversations-Lexikons durch das

Universal-Register

dargethan, das so eben fertig geworden ist und eine **vollständige Nachweisung der selbstständigen Artikel dieses Werkes, sowie auch aller in andern Artikeln behandelten Personen und Gegenstände**

enthält. Die 18 Bogen in dreispaltigen Seiten des kleinsten Drucks weisen ungefähr

70,000 Personen und Gegenstände

nach, über die kürzere oder ausführlichere, stets aber genügende Mittheilungen in dem Werke sich finden. Ueber den Gebrauch dieses Universal-Registers sind in demselben die nöthigen Andeutungen gegeben. Der Preis ist möglichst billig, für ein geheftetes Exemplar auf Druckpap. 16 Gr., auf Schreibpap. 1 Thlr., auf Velinpap. 1 Thlr. 12 Gr., und somit wird jeder Besitzer der achten Auflage des Conversations-Lexikons gern dieses Register, das die Brauchbarkeit des Werks so sehr erhöht und den erstaunenswerthen Reichthum desselben zeigt, sich anschaffen.

Von dem

Conversations-Lexikon

der

Gegenwart

— ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben —

ist mit dem jetzt ausgegebenen achten Hefte der erste, A — E enthaltende Band beendigt worden. Der Beifall, den dieses Werk gefunden, ist so groß, daß nach und nach die Auflage bis zu

16,000 Exemplaren

verstärkt werden mußte, und mit jedem Hefte steigert sich die Theilnahme des Publikums. Es ist nicht nur ein Werk zum Nachschlagen, sondern zugleich ein durch gewandte Darstellung anziehendes Lesebuch über Alles, was die Gegenwart bewegt. Um die Artikel

bald nach ihrer Abfassung in das Publikum zu bringen und die Anschaffung zu erleichtern, erscheint es in Heften von 10 Bogen zu dem Preise von 8 Gr. auf Druckpap., 12 Gr. auf Schreibpap., 18 Gr. auf Velinpap.

Vorstehende Werke sind in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes stets vorräthig.

Leipzig, im Febr. 1839.

F. A. Brockhaus.

---

[140] **Neue Musikalien, im Verlage von N. Simrock in Bonn.**

Der Franc 8 Silbergroschen preuss. Cour.

Anschuetz, Ch., Les Adieux Impromptu p. Clarinette (ou Violon) et Violclle. av. acc. de Piano. 1 Fr. 50 Cs.

Baudiot, Ch., Op. 25. Methode de Violoncelle adoptée p. l'enseignement de l'Ecole Royale de musique, Violoncell-Schule, franz. u. deutscher Text. 12 Fr.

Bellini, V., Bianca e Fernando, Klav.-Ausz. mit ital. u. deutschem Text. Daraus einzeln: Nr. 1. Intr. Rec. e Coro Tenor e Basso (Sgombre quel) O lass den Schmerz. 1 Fr. 25 Cs. Nr. 2. Cav. Tenor e Coro (A tanto duol) Ach meiner Seele. 1 Fr. 50 Cs. Nr. 3. Rec. e Aria Basso (Es tinto) Was hört ich. 2 Fr. 50 Cs. Nr. 4. Terz. 2 Tenor e Basso (Di Fernando Son.). Von Fernando sind die Züge. 2 Fr. Nr. 5. Finale Coro (Viva Bianca) Bianca lebe. 6 Fr. Daraus einzeln Rec. e Aria p. Sopr. (Contento eppricn) Vergessen sind. 1 Fr. 25 Cs. Nr. 6. Rec. e Aria Basso (Allor che notte) Wenn Nacht die Erde. 2 Fr. 25 Cs. Nr. 7. Rec. e Arie Sopr. (Sorgi o padre) Blick hernieder. 1 Fr. Nr. 8. Rec. e Duetto Sopr. e Ten. (No, no mia suore) Nein, nicht Schwester. 3 Fr. Nr. 9. Rec. e Cav. Tenor e Coro (All udir de padre) Als sie hört. 2 Fr. 50 Cs. Nr. 10. Rec. e Terz. Sopr. Tenor e Basso (Quale error) Grosser Gott. 2 Fr. 50 Cs. Nr. 11. Rec. e Terz. Finale Sorpr. Ten. e Basso (Deh non ferir) Ach schone. 2 Fr. 25 Cs.

Burgmüller, Fred., Op. 3. Introduction Polon. brill. p. Piano. 2 Fr.
— Op. 11. Galop brill. p. Po. 1 Fr. 50 Cs.
Op. 12. Variat. brill. précéd. d'une Introd. p. Po. 2 Fr.

Czerny, Ch., Op. 531. Krönungsmarsch Ferdinand I. p. Piano solo. 1 Fr.
— Derselbe à 4 ms. 1 Fr. 50 Cs.
— Gr. Marche brill. Prc. de Cambridge p. Po. solo. 1 Fr.
— Derselbe à 4 ms. 1 Fr. 50 Cs.
— Beethoven's Kriegsgesang (chant de Guerre) en Rondino. p. Piano seul. 1 Fr. 25 Cs.
— Dasselbe p. Po. à 4 ms. 1 Fr. 50 Cs.
— Les plaisirs du Salon. 6 Quadr. p. Piano seul. Nr. 1. La Straniera. Nr. 2. Montecchi e Capuleti. Nr. 3. Norma. Nr. 4. Elisir d'amore. Nr. 5. Avventure di Scaramuccia. Nr. 6. Fausta. à 1 Fr. 50 Cs.
— Dieselben à 4 mains. à 2 Fr.
— Erster Klavier-Unterricht in 100 Erholungen für das Pianoforte mit Fingersatz und in fortschreitender Ordnung für die ersten Anfänger. Instructions ou 100 récréat. music. doigtés et progressifs à l'usage des premiers commençons, Heft 1, 2, 3, 4. à 2 Fr.
— Op. 522. Trois Rondeaux agr. at brill. p. le Piano, Thêmes. Nr. 1 et 2, de l'op. Gemma de Vergy. Nr. 3. Il Giuramento, de Donizetti. Nr. 1, 2, 3. à 1 Fr. 25 Cs.

Mendelssohn-Bartholdy, F., Paulus. Oratorium zu 4 Händen ohne Text, die einzelnen Nummern: Nr. 1 à 45 zu verschiedenen Preisen.
— Paulus, Oratorium. Vollständiger Klav.-Auszug ohne Text f. Piano solo. 15 Fr.
— Presto p. le Piano. 2 Fr.
— Op. 43. Serenade u. Allegro Giojoso f. d. Pianoforte mit Begl. des Orchesters. 12 Fr
— Op. 43. mit Begl. d. Quartetts. 8 Fr.
— Op. 43. f. Piano solo. 4 Fr. 50 Cs.

---

[153] In der **Liter.-artistischen Anstalt** in München ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Original-Radirungen

von

Eugen Neureuther.

Erstes Heft.

Inhalt:

1) Bauernregel, Gedicht von Goethe mit Randzeichnungen.
2) Der wilde Jäger, Gedicht von Bürger mit Randzeichnungen.
3) Heute roth, morgen todt, Sprüchwort mit Randzeichnungen.
4) Tyroler Kirchweih. Künstler-Zug. Nro. 1.

Preis in saubern Umschlag: 4 fl. rhein. od. 2 Rthlr. 8 Gr.

---

[158] **Neustes von Dr. Strauß.**

Eine Schrift, welche gleichsam

das Glaubensbekenntniß des Dr. Strauß

enthält, ist gewiß eine wichtige und allgemein interessante Erscheinung! — So eben hat die Presse verlassen, und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz, Oesterreichs u. s. w. zu haben:

Zwei friedliche Blätter

von

Dr. David Friedrich Strauß.

Vermehrter und verbesserter Abdruck der beiden Aufsätze: „Ueber Justinus Kerner," und: „Ueber Vergängliches und Bleibendes im Christenthum."

8. geh. 1 Rthlr.

Altona, Joh. Fr. Hammerich.

---

[86] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leben Jesu.

Evangelien-Harmonie in gebundner Rede

von

Friedrich Rückert.

8. in Umschl. br. Preis 2 fl. 24 kr. od. 1 Rthlr. 12 Gr.

Inhalt: Erstes Hauptstück. Geburt. Zweites Hauptstück. Das Lehramt. Drittes Hauptstück. Der Zug nach Jerusalem. Viertes Hauptstück. Tod und Auferstehung. Fünftes Hauptstück. Die erste Gemeinde.

Stuttgart und Tübingen, März 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Deutsche Vierteljahrs Schrift.

So eben wurde an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt:

Das sechste Heft der

Deutschen Vierteljahrs Schrift.

April—Juni 1839.

Inhalt:

Die deutschen Universitäten. — Die schweizerische Nationalität. — Aphorismen über Forstwesen. — Leichenhäuser oder keine? — Ueber rhetorische Improvisation. — Das Unbefriedigende auf dem religiösen Standpunkt der Gegenwart. — Die Freiheiten und Beschränkungen des auswärtigen Handels. — Der Streit zwischen Moral und Geschmack. — Die Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte. — Die Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit. — Das Vaterland und die Kirche. — Aphorismen über englische, französische und deutsche Nationalverschiedenheiten. — Kurze Notizen.

Inhalt der frühern Hefte:

I. Was wir bezwecken. — Ueber alte und neue Handelswege nach der Westküste Amerikas. — Die Steinkohlen-Gebilde, in naturgeschichtlicher und technischer Beziehung. — Der Pauperismus. — Die neue Gestaltung der deutschen Alterthumswissenschaften. — Die literarischen Zustände Belgiens. — Heines Schriften und Tendenz. — Beiträge zur Lösung der jüdischen Frage. — Auf welchem Standpunkt steht die vaterländische Geschichtsforschung. — Ueber den Somnambulismus. — Aphorismen über Kriegskunst. — Ueber Diplomatie.

II. Rückblick auf praktische Seiten des antiken Münzwesens. — Wöhnlichkeit und Lebensgenuß in Deutschland. — Die Cholera. — Die Romane. — Blicke auf die neuesten Bearbeitungen der französischen Staats- und Rechtsgeschichte. — Die Menschenracen. — Die Gesangbuchsreform. — Ueber die Entstehung und Erweiterung des großen deutschen Zollvereines. — Uebersicht der Leistungen der constantinopolitanischen Presse in den lezten sieben Jahren.

III. Die Leistungen einiger Pariser Vereine in Hinsicht auf das allgemeine Wohl. — Die jetzige Stellung des Adels, besonders des deutschen. — Der bergmännische Distrikt zwischen Birmingham und Wolverhampton, mit besonderer Bezugnahme auf die Gewinnung des Eisens. — Ueber die Negersklaverei in den Vereinigten Staaten und in Texas. — Welche Früchte hat bisher die deutsche gewerbwissenschaftliche Literatur getragen? — Ueber die Verwendung des natürlichen und nachgeahmten Erdharzes zu Fußpfaden, Fahrbahnen und architektonischen Zwecken in Frankreich. — Die Sprachlehr-Methoden Hamiltons und Jacotots. — Ueber die Versammlung der deutschen Landwirthe. — Die Vorsorge- und Versorgungs-Anstalten der Mittelstände. — Ueber den Mißbrauch geistiger Getränke. — Die zweckmäßigste Pflege der schönen Künste in Deutschland. — Duldsamkeit. — Kurze Notizen.

IV. Ueber die Schwankungen der Goldproduction mit Rücksicht auf staatswirthschaftliche Probleme. — Die Literatur, ihr Zusammenhang mit dem Leben und ihr Einfluß darauf. — Die Stellung Kants zur Philosophie vor und nach ihm. — Das englisch-amerikanische Bankwesen in seinen commerciellen, politischen, staatswirthschaftlichen und moralischen Beziehungen. — Ueber die preußische Municipal-Verfassung. — Der Arzt und die Euthanasie. — Die Findelhäuser und die Waisenhäuser. — Die Statistik der Cultur im Geist und nach den Forderungen des neuesten Völkerlebens. — Aphorismen über Kriegskunst. — Kurze Notizen.

V. Das deutsche Journalwesen. — Ueber den Germanismus in den Vereinigten Staaten. — Geistiges Leben und wissenschaftliches Treiben in Italien. — Ueber die Hochebene von Bogota. — Trostworte für Kleingläubige. — Frankreichs Handel mit dem Auslande, insbesondere mit Deutschland. — Germanische und romanische Naturbetrachtung. — Ueber die Lesevereine in Deutschland. — Ueber den Grund, das Wesen und die Grenzen des Rechtes der Erzeuger an den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft. — Die Holznoth. — Kurze Notizen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften ist 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, April 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 87.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 11. April 1839.

Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!
Goethe.

Gedichte von J. G. Seidl.

Wolkenschatten.

Du sahst wohl oft in deinem Leben
Von einem Berg hinab in's Thal,
Und sahst es ausgebreitet liegen
Wie eine Kart' im Sonnenstrahl.

Hier weißen Punkten gleich im Grünen,
Die Schlösser an der Waldeshöh',
Dort Dörfer wie die Brosamhäuflein,
Und wie ein Demanttropf' ein See.

Und wenn die Wolken drüber zogen,
Wie lief es schattend über's Land!
Was erst noch dunkel, war beleuchtet,
Und schwarz, was erst noch blendend stand.

Ein rastlos Zucken und Verschwimmen
Von trüb und hell und hell und trüb,
Daß nicht ein Fleckchen unverfinstert,
Nicht eines unbeschienen blieb.

Wenn du von oben könntest schauen
Herab auf's Leben, wie auf's Thal,
Ich denk', es gäb' ein schönes Bildchen,
Beleuchtet von der Freude Strahl.

Und was wir Schmerzenstage nennen,
Und was dir oft so bitter schien,
Nichts weiter wär' es, als die Schatten
Der Wolken, die — vorüberziehn.

Die Gondel.

Die Nacht liegt über den Wogen,
Der Hafen ist öd und leer;
Von unsichtbarem Leuchtthurm scheint
Als Ampel der Mond in's Meer.

Ein Sohn der Thränen schreitet
Das Ufer hinab und hinan,
Erwartet sehnsuchtsvoll ein Schiff,
Das Schiff kommt aber nicht an.

Da sieht er eine Gondel
Versteckt am äußersten Rand,
Gleich einem Sarge, den der Sturm
Verschlagen vom nahen Strand.

Auf's Ruder in schwarzer Gondel
Ein schwarzer Schiffer sich stutzt,
Dem unter'm breiten Hut hervor
Ein funkelnd Auge blitzt.

„Was willst du, Sohn der Thränen?"
So spricht er den Harrenden an.
„Du suchst ein Schiff, beschreib' es mir,
„Damit ich dir rathen kann."

„„O lieber Gondoliere,
„„Das Schiff, das sahst du nie;
„„Ich selber sah entzückt es nur
„„In meiner Phantasie.

„„Ein sonnenheller Wimpel,
„„Die Segel lustig entrollt,
„„Und Mast und Bord mit Rosen bekränzt,
„„Und Anker und Tau von Gold!

„„Es trägt den Namen: Friede,
„„Und steuert in's Land der Ruh';
„„O wann erscheinst du, Schiff, und trägst
„„Dem schönen Ziele mich zu?""

Da lächelt der Schiffsmann düster:
„Komm, Sohn der Thränen, steig ein;
„So schwarz auch meine Gondel ist,
„Du wirst geborgen seyn!

„Auch meine Gondel führet
„Zur Ruh' aus stürmischer Fluth;
„Ich führe dich um leichtern Preis,
„Und führe dich eben so gut."

Dem Sohn der Thränen schaudert,
Er zieht den Arm zurück:
„In deine Gondel steig' ich nicht,
„So nahe liegt kein Glück.

„Das Ländchen, dem so voll Ahnung
„Mein Herz entgegenschlägt,
„Liegt ferner, ferner, mein' ich wohl,
„Als deine Gondel trägt!"

Die Wachskerze.

(Fortsetzung.)

Der Doktor sah mich mit einem durchbohrenden Blicke seines finstern Auge an. „Wissen Sie das so bestimmt?" fragte er mit trockenem Spotte. „Freilich, der erste Luftschiffer, der in einem gebrechlichen Kahne sich dem Elemente der Adler vertraute, hörte sich von der armseligen Stimme der in Sicherheit Zurückbleibenden einen Thoren schelten. Der erste Arzt, der einen Leichnam zerschnitt und aus der Tiefe des Todesschachtes den ewigen Lebenskeim hervorholte, mußte, um nicht von der Menge gesteinigt zu werden, seinen heißen, edlen Wissensdurst unter der Gauklermaske eines Priesters verstecken. Ach! wir sind noch immer nicht weiter! Ein Schnitt des Messers mehr, ein unmerkliches Theilchen der Sonde tiefer, und wiederum hören wir das Geschrei des Pöbels seine Lästerungen gegen uns ausstoßen. Was hab' ich Verdammliches gethan? Werden meine Schöpfungen deßhalb mir zum Fluche, weil ich zum Material nicht Marmor, sondern das Fleisch meiner Mitgeschöpfe wählte? Jeden ihnen abgepreßten Seufzer will ich mit dem erhöhten Leben von Millionen bezahlen, aus jedem Blutstropfen keimt eine gesundere, veredelte Generation. Kann sich ein Eroberer, der auch auf zerstückelte Glieder seiner Mitgeschöpfe seinen Thron baut, rühmen, so mit Wucher die geliehenen Kapitalien der Menschheit zurückzuzahlen? Wo ist die Grenze der Rechte des Einzelnen auf seine Umgebung gezogen? Dürfen wir nicht mit einer Anzahl unserer Mitgeschöpfe, als unserer Existenz zugetheilt, frei schalten? Käme wohl jemals eine große Idee in's Leben, wenn der, der sie hervorruft, nicht willentlich grausam und ungerecht handelte? Die Milde ist eine Tugend des Friedens, jeder große Gedanke jedoch ist eine Kriegserklärung gegen die Menge. Welch ein seltsames Ding ist es um das Gewissen eines Arztes! Er kennt nur das, was vor dem Tribunal der Wissenschaft ihn anklagt oder freispricht. Gewohnt, den Tod als seinen unversöhnlichen Feind zu betrachten, verfolgt er ihn unermüdlich bis in die äußerste Faser der Organisation; keine Einbildung, kein Schrecken darf ihn zur Flucht bringen. Von dem Augenblick, wo er die Waffe niederlegt, ist sein übermüthiger Feind Sieger. Was ist ein sogenannter Mord —"

Ich wollte dem Doktor in die Rede fallen, allein er winkte mir Schweigen zu und fuhr eifriger fort: „Ich habe keinen Mord begangen; aber gesezt, ich hätte es, ich würde mich dessen rühmen, wenn ich dadurch ein für alle Zeiten wichtiges Problem gelöst. Ich würde die Gesetze anrufen, mich zu schützen, ich würde sie an ihre Verpflichtung erinnern, die sie übernahmen, als sie sich zum Richter aufwarfen über die geistige Größe und das Maß der Intelligenz aller Zeiten. — Dieses zur Entschuldigung des Weges, den ich einschlug, jezt zu den Resultaten, zu denen ich durch meine Forschungen gelangte und von denen Sie mich hier umgeben sehen. — In den abenteuerlichen Träumen meiner Kindheit erschien mir der menschliche Geist wie ein Baum, der, Anfangs ein schwacher Keim, sich später prächtig entfaltet und seine zahllosen Aeste durch das feinste Geäder des Leibes

vertheilt. Ich sah, je nachdem die Fähigkeiten sich entwickelten, den Baum wachsen, und hier und da trieb ein besonders anschwellender Ast sogar die materielle Decke empor. So bei den Organen des Gehirns. Ein Gedanke ist nicht etwas völlig Körperloses; er sezt Körper an, aber wir haben, um diesen Körper zu messen, keinen Maßstab im Raume; doch eine ganze Gedankengeneration, eine Masse unendlich zarter Nervengeister lupft zulezt immer anwachsend die Decke des Gehirns, und wir sehen endlich auf dem Schädel eines Menschen eine greifbare Erhöhung entstehen, die körperliche Kunde gibt von seinen unkörperlichen Gedanken: ein kleines, vom zartesten Knochen aufgebautes Elfenschlößlein, von wo aus die feinen Geisterchen der Intelligenz ihre Wanderung durch die Welt antreten. Und ist denn alles das so sehr auffallend? Muß man ein verstockter Materialist und Gottesleugner seyn, wenn man behauptet, daß die Organe wachsen und sich entwickeln, wie sich die Pflanze entwickelt? Descartes und nach ihm Leibnitz wollten freilich die Sache anders angesehen wissen. Nach ihrer Lehre umfließt das neugeborene Kind schon ein ganz fertig gewebter Mantel von Ideen; mit diesem tritt der Mensch in's Leben, mit diesem legt er sich in's Grab. Da ist kein Wachsthum, kein Keimen, kein Entstehen aus Knospenhülle und Blüthenkapsel; es ist der einmal angelegte Bettler- oder Königsmantel, den man zu tragen bestimmt war. Der Arzt kann eine solche Lehre schwerlich annehmen, ihm ist allezeit ein großes Lebendiges gegenwärtig; er schreitet von einem zum andern, und das zarte Geflecht der Nerven ist ihm eben so ein Wachsendes, wie der Urwald von Amerika."

„Auf diese Betrachtungen mich stützend, kam ich frühzeitig dahin, die Organe des Gehirns als die innern Sinne zu betrachten, deren Vervollkommnung und Wachsthum in unserer Macht gegeben. Ich verglich den Thierschädel mit dem menschlichen und traf auf ähnliche Erhöhungen, die mir das Daseyn gleicher Organe anzuzeigen schienen. In der That haben mich meine Wahrnehmungen nicht betrogen; mein Forschen hat lebendige Früchte getragen. Durch die Analogie der Lehre von der Transfusion des Blutes entstand bei mir die Ueberzeugung, daß Geisteskräfte sich von einem Individuum auf das andere auf materiellem Wege übertragen lassen. Ich öffnete den Schädel, diese geheimnißvolle Bundeslade des Geschlechts, in der der Gott schlummert und abwechselnd der Teufel, ich berührte mit reiner Hand, als geweihter Priester, die uralte Wiegenstätte unserer Thorheit und Weisheit, und indem ich ein Weniges Gold herausnahm aus der Truhe des Reichen, suchte ich damit die Ideen und die Kräfte einer dürftigen Existenz zu vergolden. Es gelang mir, und der Muth wuchs mit jedem neuen Experiment. Lassen Sie mich davon schweigen, wie ich weiter und weiter fortschritt; es schwindelt mir noch, wenn ich daran denke, wie ich Reichthümer von ungeheurer Größe über Nacht in den Schooß geworfen erhielt. Die Freude, das Grausen, der Schmerz überwältigte mich, als ich zum ersten Mal ein fast mit menschlicher Vernunft begabtes Thier meiner Rede horchen sah, das kluge Auge, mit dem eigenthümlichen Lichtstrahl der höhern Intelligenz ausgerüstet, fragend auf mir weilte, als forderte es nun auch die Rechte des Menschen von mir, da ich ihm einen Theil seiner Fähigkeiten eingeimpft hatte. Das Streben des Adlers nach dem Lichte, des Gemsbocks nach der Spitze des Gebirgs birgt sich unter demselben Organ, wie die verwegene Schwungkraft des Menschen, Gott fassen und begreifen zu wollen. Etwas von diesem köstlichen Organ der Trägheit des Bären, dem Stumpfsinn des Hundes mitgetheilt, und schon sehen wir seine Natur verändert und verwandelt; dem Wolfe sein Mordorgan geraubt, und dagegen die Klugheit und Behendigkeit des Rehes ihm gegeben, macht aus ihm einen friedfertigen und brauchbaren Diener. Bemerken Sie wohl, daß die Köpfe meiner Thiere alle eine etwas unförmliche Gestalt haben? die Klügsten sehen am übelsten aus. Ein kleiner, vollkommen schön gebauter Schädel, auch bei Menschen, zeigt wenig Geist an. Die idealen Köpfe der Antike sind schön, aber geistlos."

(Fortsetzung folgt.)

Moden.

(Schluß.)

Wenn es wahr ist, daß auch die männliche Tracht, wenigstens in ihren Hauptzügen, von Paris aus bestimmt wird, so drängt sich uns von dort mehr und Entscheidenderes auf, als wir meistens selbst wissen. Es ist merkwürdig, welche Gewalt die im gegebenen Zeitpunkt unter den höhern Ständen landesläufig angenommene Tracht auf die Einbildungskraft übt. Es ist ein gewisses Mittelding zwischen der Kleidung, welche um die Schultern des Gecken, und derjenigen, welche am Rechen des Trödlers hängt, was im Durchschnitt das männliche Auge am meisten befriedigt, weil es nichts zu denken gibt, weil es kein Urtheil herausfordert, was das Kleid des Mannes eben nicht thun soll. Es erregt gleiches Mißbehagen, ob Einer bei einem ältern Durchschnittsschnitt, wenn man so sagen darf, stehen geblieben ist, oder ob er einen frischen anticipirt; nur wird der Beobachter beim Einen ein ganz anderes Urtheil fällen als beim Andern. Seit es allgemeine Sitte ist, die Ermel an der Schulter ganz platt und die Beinkleider an den Hüften, wie überhaupt, anliegend zu tragen, erweckt ein Frack mit oben aufgebauschten Ermeln die Idee eines geschonten, selten hervorgezogenen Schrankhüters und sogenannten Gottestischrocks, und ein hübsches, aber am Gurt faltiges und sich nach unten verjüngendes Beinkleid macht den Eindruck rustiker Eleganz in der äußersten Arrièregarde, die aber durch eine Frontveränderung in der Mode leicht, wenigstens oberflächlich betrachtet, zur Avantgarde werden kann. Dies scheint eben

jezt bevorzustehen; denn die ersten Pariser Schneider sollen allen Ernstes für das laufende Jahr die „Idee" der faltigen Beinkleider wieder aufnehmen wollen. Ist dem so, so bedingt dies Abänderungen auch in der übrigen Tracht; in Kurzem wird demnach das bisherige männliche Anstandsbild aus den Köpfen, wie aus einer Laterna magica, herausgenommen und ein anderes eingeschoben seyn, und in einem Jahre spielen enge Beinkleider vom Land in der Stadt dieselbe Rolle, wie jezt die weiten. — Die neuen weiten Beinkleider werden aber natürlich etwas ganz Anderes seyn als die alten, wie immer. Dies zeigt sich auch bei einer andern Neuerung, welche wie ein Rückgriff auf etwas Altes aussieht. Man trägt wieder gestickte Halstücher. Es erregt die unangenehmsten Gefühle, wenn man jezt noch an einem männlichen Halse ein weißes Tuch gewahr wird, wo in den albernen Zipfel ein Füllhorn, ein Blumenstrauß, ein Amor mit Pfeil und Bogen gestickt ist. Aber so ist es bei der neuen Mode auch nicht gemeint: statt des Zipfels wird das ganze Tuch gestickt, und zwar mit kleinem Dessin, Mücken, Kleeblättchen, Blümchen und dergleichen durcheinander. Die Stickerei ist bald weiß auf weiß, bald bunt auf weiß: ersteres zu halbem Anzuge, lezteres zu sorgfältigem Neglige. — Diese Unterscheidung erinnert uns, Denjenigen, welche es nicht wissen sollten, ernstlich vorzuhalten, daß die feine männliche Welt sich immer strenger an die bei der weiblichen Toilette hergebrachte dreifache Abstufung nach den Tageszeiten bindet: Neglige, halber Anzug, ganzer Anzug. Es versteht sich von selbst, daß dies ganz besonders „le détail le plus sérieux de la toilette de l'homme" betrifft. Muß man erst sagen, daß dies die Wäsche ist? Der kleingefältelte Jabot mit glattem Hemd ist wieder so gemein geworden, daß er mit Schlafrock und Ueberrock zusammengeht. Wird der Anzug etwas sorgfältiger, so ist der Jabot mit einer schmalen Spize besezt, zuweilen selbst gestickt, wie das Hemd. Zum vollen Anzug trägt man Spizen und oft die reichste Stickerei.

Von der weiblichen Tracht ist im Augenblick so gut als nichts zu sagen. Die sogenannte Spazierfahrt nach Longchamps in der Charwoche, welche sonst in Paris die Frühlingsmoden entschied, hat seit Jahren immer mehr von ihrer Bedeutung verloren, und diesmal war sie vollends ganz null. Die zunächst bevorstehenden Entwickelungen der Tracht liegen so sehr im Dunkeln als der künftige Gang der französischen Regierung. Nur Eines: den Sammthut duldet die Jahreszeit nicht mehr, den Strohhut erträgt sie noch nicht; zwischen beide muß etwas eingeschoben werden, und das glücklichste Mittel ist wohl der Krephut. So eben, kurz vor dem Zwischenministerium Montebello-Girod-Gasparin, sind wundervolle Krephüte erschienen, weiß und blau, weiß und rosenfarb, ohne Bänder und Blumen, unten und oben nur mit Krep besezt. Eine ganz poetische Idee: es sind Wolken, Frühlingswolken, die als Cumulus, Cirrus und Nimbus auf's reizendste das Haupt umschweben. Sie werden vorüberziehen wie jenes administrative Meteor; was aber auf beide folgt, ist dort so sicher, als hier ungewiß. Der Strohhut kommt jenen Wolken unausbleiblich nachgezogen; wie und wann entscheidet sich aber im Lande der Moden die politische Lebensfrage: Strohmänner oder keine?

Korrespondenz-Nachrichten.

Briefe eines Deutschen in holländischen Diensten.

Die folgenden Auszüge aus den Briefen eines jungen, auf Java in holländischen Kriegsdiensten sich befindenden Deutschen scheinen schon darum der Mittheilung werth, weil sich so viele unserer Landsleute in der gleichen Laufbahn befinden und die Angehörigen derselben alle Nachrichten über die holländischen Besizungen in Ostindien mit Interesse aufnehmen.

Kedongkrbo auf Java.

Den 30. Juli, Nachts zwei Uhr, hatten wir die Küste von Java erreicht, und überall erblickten wir kleine Feuer, die die Eingebornen theils zum Schildkrötenfang, theils zum Schuz gegen wilde Thiere unterhielten. Morgens vier Uhr befanden wir uns in der Nähe der Bucht von Anga, wo die Holländer ein Fort haben, und wo wir unsere Ankunft durch einen Kanonenschuß verkündeten. Gleich mit Tagesanbruch näherten sich Eingeborene in kleinen Fischernachen unsern Schiffen und boten allerhand zum Verkauf an; sie hatten Hühner, Gänse, Eyer, Kartoffeln, Yamyams, Ananas, Kokusnüsse, Apfelsinen, Pisang Zucker, viele mir unbekannte Früchte, sowie auch Affen, Papagayen und mehr dergleichen feil. Diese kupferfarbenen, nur mit einem Lumpen am Unterleib bedeckten Geschöpfe schienen mir mehr Affen als Menschen. Indessen sind unter ihnen recht schön gewachsene Leute, und man gewöhnt sich sehr bald an ihre Physiognomien; ja nach der Versicherung Mancher soll man sie, was ich mir bis jezt nicht denken kann, nach Jahr und Tag sogar hübsch finden. Ihre Kanots waren so klein, daß man gar nicht begriff, wie sie sich damit auf das Meer wagen konnten; jedes war aus einem einzigen, nicht zu starken Baumstamm gehauen, so daß kaum ein Mann darin Plaz hatte, der, auf dem Boden sizend, mit einer Hand ruderte und mit der andern das stets hineinschlagende Wasser ausschöpfte. — Mit Hülfe unseres Kapitäns, der ihre malaische Sprache etwas verstand, wurde ihnen Vieles um Spottpreise von uns abgekauft. — v. Ketter, ein junger Korporal Manger, den ich, beiläufig gesagt, in Wezlar als Kaufmannsdiener gekannt, und ich erhandelten uns junge Hühner für etwa acht Groschen, die uns am Abend, nachdem wir über hundert Tage kein frisches Fleisch gegessen, trefflich mundeten. — Gegen neun Uhr kam vom holländischen Fort ein Postboot, dem der Kapitän ein großes Paquet an den General-Gouverneur, die Anzeige unserer Ankunft und sonstige Papiere enthaltend, übergab, welches sofort zu Land durch eine Art Post mit unglaublicher Schnelligkeit an Ort und Stelle befördert wurde. Diese Post wird durch Eingeborene besorgt, die über die Gebirge in Stationen von einer halben Stunde eine Kette von Läufern bilden. — Nachmittags drei Uhr erreichten wir endlich, zu unserer aller Freude, die Rhede von Batavia, wie verkündeten unsere Ankunft durch 25 Kanonenschüsse, welche durch eine Salve vom wachhabenden Kriegsschiff erwidert wurde. Die Rhede war mit Schiffen von allen Nationen bedeckt; während Batavia, halb zwischen Bäumen versteckt, vor uns lag, schien die Rhede gleichsam eine Fortsezung der Stadt zu bilden; ich zählte über hundert große Schiffe um und neben uns, zwischen denen eine Unzahl von Nachen und Kähnen hin und her kreuzten. — Um sechs Uhr Abends befahl ein Kanonenschuß vom Wachtschiff die Abnahme der Flaggen, und um acht Uhr wurde durch ein gleiches Signal der Zapfenstreich verkündet, worauf vom Admiralschiff eine schöne Hornmusik begann, die bei dem köstlichen, ganz windstillen Abend einen herrlichen Effekt machte.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 88.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 12. April 1839.

Ein großer Vorsatz scheint im Anfang toll,
Doch wollen wir des Zufalls künftig lachen,
Und so ein Hirn, das trefflich denken soll,
Wird künftig auch ein Denker machen.

Goethe.

Die Wachskerze.

(Fortsetzung.)

Der Doktor erholte sich hier ein wenig, und nachdem er seinen forschenden Blick auf mich geworfen hatte, fuhr er fort: „Ich wagte mich jezt an den Menschen. Kennen Sie, mein Herr, das Organ, das die Phantasie birgt? Es findet sich in der Gegend, wo das Stirnbein sich mit den Scheitelbeinen vereinigt. Theosophen und Schwärmer haben es in hohem Grade ausgeprägt. Verbunden mit dem Organ des Scharfsinns und der Wahrheitsliebe gibt es den vollkommenen Religiosen, so wie den wahren Dichter. Das Bedürfniß unserer zerrütteten Zeit nach großen, leitenden Kräften bedenkend, hielt ich mich berufen, aus der Stille meines Studierzimmers einen zweiten Luther oder einen zweiten Dante hervorgehen zu lassen, einen Erneuerer der Kirche oder der Poesie. Der Zufall spielte mir einen schönen Knaben in die Hände. Er hatte sich hier im Gebirge verirrt, und lange Zeit blieben meine Nachforschungen, seine Eltern aufzufinden, fruchtlos; endlich erwählte ich ihn zu meinem Gegenstand. Sein träumerisches, großes Auge schien mir von epischer Glut trunken, ein bukolisches Lächeln schwebte um seine vollen Lippen, und seine hohe Stirne zeigte das königliche Organ der Phantasie mit solcher Deutlichkeit, als fordere es schon jezt den Lorbeerkranz der Muse."

„Um Gotteswillen!" rief ich, den Doktor unterbrechend; „es ist doch nicht der Knabe, der rechts an der Thüre lag, einem Raphael'schen Engel ähnlich?" — „Derselbe. Ich werde an ihm Ruhm erleben; er wird ein zweiter Shakespeare werden, denn ich habe in seinen Schädel die glücklichsten Mischungen hineingetragen. Bemerkten Sie den bleichen Knaben neben ihm? er ist für das Bestehende geboren, die Organe des Orts- und Zahlensinnes sind bei ihm vorherrschend, allein die Natur, blind waltend, hatte ihm neben diesen ernsthaften Kräften auch eine Dosis Phantasie ertheilt, die, wenn ich sie ihm gelassen hätte, sein Unglück begründet haben würde. Ich habe diese überflüssige Phantasie meinem Dichter gegeben."

Ich will hier nicht weitläuftig berichten, wie unsere Unterredung endete. Die anscheinende Gutmüthigkeit des Alten bewog mich zu Fragen und Erörterungen, und diese zogen Berichte von seiner Seite nach sich, die mir jezt alle, wenn ich daran denke, wie traumhafte Nebelbilder vorschweben. Es wurde Abend, Nacht, wieder Morgen, und wir sprachen noch immer über die wunderbarsten Dinge. Schauder, Entsetzen und seltsame Forschungslust vertrieben mich und bannten mich abwechselnd an meinen Platz. Meine wiederholten Versuche, die

unglücklichen Opfer zu befreien, mißglückten, und ich verließ endlich das Landhaus, verdüstert und verstimmt, nachdem mir dessen Besitzer das Versprechen abgenommen hatte, ihn nicht zu verrathen. „Was hülfe es Ihnen auch?" sezte er mit einem höhnenden Lächeln hinzu; „gelänge es dem Pödel, mich auch von hier zu vertreiben, so setze ich in irgend einer Einöde Amerikas meine Studien fort. Das Material finde ich aller Orten."

Wenige Wochen später glaubte ich berechtigt zu seyn, mein Versprechen nicht zu halten. Meine Freunde suchten mich zwar zu überzeugen, daß das Meiste von dem, was ich erlebt haben wollte, ein Spiel meiner durch die einsame Gebirgsreise erregten Phantasie sey; dennoch drangen sie in mich, der Behörde den Fall anzuzeigen. Mehrere von ihnen, junge Abenteurer und Enthusiasten, schlossen sich dem Zuge der Commission an, aber ihre Erwartungen wurden getäuscht. Man entdeckte zwar das Landhaus, fand es aber leer, und keine Spur weder von dem Alten, noch von seinen Thieren war zu entdecken. Wenig fehlte, so hätte man jezt mein ganzes Abenteuer für erdichtet gehalten; allein die von mir auf's Genaueste angegebenen Oertlichkeiten und manche noch sonst vorgefundenen Merkmale der einstigen Bestimmung gewisser Räume erwarben meinen Berichten neuen Glauben.

Wie erstaunte ich aber selbst, als ein Jahr darauf Gall mit seiner berüchtigten Schädellehre auftrat. Hatten Mesmer's an's Wunderbarste streifende Lehren schon Paris in Bewegung gesezt, so erregte Gall eine über die ganze civilisirte Welt verbreitete Revolution der Ideen. Die kühnsten Behauptungen, die fabelhaftesten Erscheinungen, die wunderlichsten Paradoxen, alles Anklänge jenes Gesprächs, das ich mit dem Doktor Typhon an jenem Tage und Abende geführt, drangen jezt von allen Seiten auf mich ein. Es gab Aerzte, die in einen mystischen Taumel geriethen und von unerhörten Offenbarungen träumten, indem sie die Nerven des Unterleibs mit der Apokalypse in Verbindung brachten. Man tastete auf den Köpfen seiner Freunde herum und machte beschämende Entdeckungen; man wählte und verstieß Bräute, je nachdem ihnen diese oder jene Erhöhung des Schädels zukam oder abging. Mitten unter den Stürmen des Kriegs flogen die Depeschen der Wissenschaft hin und her. Neben den Bomben des Eroberers flogen die Schädel der Naturfreunde. In die Boudoirs der Damen stiegen die bestaubten Bewohner des Grabes und legten sich auf die kleinen Kissen von Sammt und Atlas, auf denen eine Minute früher ein jungfräulicher Busen sich im Schlummer ergossen hatte. Die Muse der Geschichte, von einem Haufen junger Philosophen und Aerzte begleitet, stieg in die Grabgewölbe und zeigte auf den Köpfen ihrer Lieblinge die leserliche Schrift der Thaten, die einst die Welt erbeben machten. Man grub nach dem Schädel Ariosts, um an ihm das Organ der Sinnlichkeit zu finden, aus dem die buhlerischen Gestalten Armidens und Bradamantens hervorgegangen waren. Unruhig forschend, stieg zu Weimar in die Katakombe einer vergessenen Vorstadtkirche Goethe hinab, um den Schädel Schillers, seines erhabenen Freundes, unter einem Wuste subalterner Gebeine herauszufinden. Dieser kostbare Schädel, der das Entzücken und die Wonne der Deutschen in sich enthalten hatte, die Schöpferstätte der Thränen Marias und des Siegeslächelns einer Johanna, wieder erkannt wurde er durch die Organenlehre Galls. — Während dessen klimperten die Guitarren der Tagesdichter. Der Prince de Ligne, zu den Füßen der Frau von Staël sitzend, besang die neue allmächtige Offenbarung in den kleinen gefälligen Reimen eines Philosophen aus der Voltaire'schen Schule, ewig lächelnd, ewig galant, aber auch ewig ungläubig. Colombine scherzte auf den Theatern der komischen Dichter, mit der Maske des Todes in der kleinen Hand, über die herrschende Systemsucht. Man brachte Gall und sein mit Schädeln tapezirtes Kabinet auf's Theater, und alte Hypochondristen, erschreckt durch den tastenden Finger des Doktors, dachten ernstlich daran, ihren Schädel, sammt dem Verzeichniß ihrer Sünden, das er enthalten sollte, frühzeitig in Sicherheit zu bringen, indem sie ihm eine ununterbrochene Ruhe im Grabe gerichtlich verschreiben ließen. Galante Frauen, bewußt ihres plauderhaften Schädels, beschränkten ihre jovenfen Tete-a-Tetes, immer furchtend, die liebkosende Hand des Geliebten könnte hinter die falschen Locken und die wahrhaften Organe kommen, während der Held des Jahrhunderts, unbekümmert, ob die Sprache seines Schädels mit der seiner Siegesmanifeste zusammenstimme, durch immer neue Lorbeerkränze seine Stirne verdeckte.

(Fortsetzung folgt.)

Reise- und Lebensbilder.

Von Franz Freiherrn Gaudy.

VII.

Sant' Antonio Abate.

Je mehr jene lange Häuserzeile, welche unter dreimal wechselndem Namen von der Piazza Santa Trinita über Berg und Thal nach der Hauptkirche von Santa Maria maggiore in schnurgerader Richtung läuft, sich der lezteren Basilika nähert, um so mehr verliert sie auch ihren ursprünglichen städtischen Charakter. Gärten unterbrechen die spärlicher bewohnten Gebäude, bis sie dieselben zulezt

gänzlich verdrängen und die Bevölkerung sich gleich den Wogen des allmählig versandenden Rheins verliert. Der Platz hinter Maria maggiore ist einer der ödesten von Rom und wird nur sparsam von den nach Tivoli und den Gebirgen rollenden Wagen, von kommenden und heimkehrenden Landleuten belebt, wenn nicht gerade ein großes Kirchenfest, wie das der Weihnachtsvigilia oder der Thierweihe von Sant' Antonio Abate die Römer nach jenem unbewohnten Stadtviertel lockt. Das Leztere ist eines der eigenthümlichsten und heitersten des Jahrs; es ist gleichsam der vierfüßige Karneval.

Der Festtag des heiligen Antonius Abbas fällt auf den 17ten Jenner und wird durch ein großes Hochamt begangen. Ich hatte die für gewöhnlich verschlossene Kirche nur von außen kennen lernen und mich an ihrem herrlichen Portal, dem schönsten in Rom und einem der wenigen, welche der Kunstbarbarei der vorigen Jahrhunderte entgingen, erfreut, an dem reizenden, zirkelrunden Bogen von weißem Marmor, an den wunderbar genug auf Sphinxen ruhenden Säulchen; an jenem Tage betrat ich sie zum ersten Male. Die Wände sind al fresco von Lombardelli mit dem Beinamen della Marca gemalt; obwohl aus späterer Zeit stammend, sind die meisten dieser Bilder nach den im Kloster bewahrten Kartons eines alten Florentiners ausgeführt, und diese haben in der Zeichnung viel Anmuthiges und Naives. Die ganze Geschichte des Schutzheiligen, welche sie darstellen, ist überhaupt eine der ansprechendsten in der Legendenwelt. Ein süßer Duft von still-aufschiger Waldeinsamkeit zieht sich durch sie hin, wie durch ein Tieckʼsches Mährchen. Rehe und andere Waldthiere folgen dienstbar dem frommen Einsiedler und werfen sich verehrend vor ihm auf's Knie. Streckt der Teufel auch hier und da spuckend die Nase hervor, so wird er kräftig gebannt und muß beschämt abziehen. Mit dem widerlichen Anblick von gespießten, gebratenen, gesottenen Märtyrern (wie in S. Stefano rotondo) wird das Auge verschont; der Heilige stirbt sanft und still, wie er gelebt hat, und wird in einem schattenkühlen Waldthale bestattet. Die Kirche hat ihn zum Schutzpatron der vierfüßigen Hausthiere erkoren. Unfähig, sich das Jahr über seiner Clienten anzunehmen und sie vor der empörenden Barbarei, mit welcher der Italiener sie behandelt, zu schützen, hält er wenigstens darauf, daß den Gequälten alljährlich einmal sein Segen zu Theil werde, und bestimmt zu dessen Empfang die mit dem 17ten Januar beginnende Woche.

In diesen Tagen strömt Alles, was Pferde und Esel besizt, nach Sant' Antonio, um die ihm zugehörigen Quadrupeden weihen zu lassen. Der in die Woche fallende Sonntag versammelt die meisten Segensbedürftigen und wird dadurch zum Volksfest. Schon am Morgen sprengen einzelne Reiter auf zierlich geschmückten Rossen herbei. Der Kopf des Thiers ist mit einem Kranz von Dachshaaren, mit farbigen Bandschleifen und Flittern verziert, und trägt meist noch einen großen schwankenden Busch von bunter Wolle (fiocco), während der Schweif in einen kurzen dicken Zopf, ungefähr wie der eines französischen Chasseurs, geflochten und mit brennend rothem Band umwunden ist. Der Reiter hält vor der Nebenthür des Klosters. Der Priester tritt auf die Schwelle; ein Kirchendiener überreicht ihm den Sprengwedel; er spricht ein kurzes Gebet und besprizt das Pferd, worauf dessen Besitzer dem Sakristan eine Wachskerze oder eine dem Werthe entsprechende Silbermünze einhändigt und dafür ein geweihtes Bildchen des Schutzpatrons empfängt. Besonders wichtig machen sich die auf dem lezten Rucken-wirbel ihrer Esel herantrottenden Buben, und beeifern sich, ihr Thier in graziösen Kurbetten vorzuführen. Der Esel bekommt seine Dosis Weihwasser, schüttelt die Ohren und will nicht mehr von der Stelle. Der Junge prügelt unbarmherzig auf den eben Geweihten los; dieser schlägt hinten aus und wirft den Reiter in den Sand. Alles lacht, der Bube am meisten, denn sein Thier ist unentgeldlich gesegnet worden; Esel und homogene Naturen passiren überall frei. Allmählig finden sich auch lange Züge der einspännigen, mit Weintonnen beladenen Kärrnerwagen ein; zweirädrige leichte Kabriolette, von Jägern oder einer korpulenten Teasteverinerin, mit grünem Haarnetz, Silbernadel, Goldketten und Ringen an allen Fingern, gelenkt, rollen heran; ihnen folgen die Fiaker vom spanischen Platz, welche auf gewissenhafte Feier des Tages am strengsten halten.

(Schluß folgt.)

Aerztliche Runde

Geh' ich in der Mitternacht
Durch der Häuser enge Reihn,
Hin wo noch ein Kranker wacht,
Bei der Lampe mattem Schein,

Blick' ich an die Fenster oft,
Hinter denen fruchtlos ich
Auf Metall und Kraut gehofft,
Lausch' ich, und es reget sich.

Und es kommt herab im Haus,
Als hätt' ich geklopfet an —
Ein Verstorbner tritt heraus,
Gehet stumm mit mir die Bahn.

Und mein Hündlein stuzt und bellt,
Will mit mir nicht weiter geh'n.
Wolken! fliegt vom Himmelszelt,
Daß die Sterne leuchtend steh'n!

Justinus Kerner.

Korrespondenz-Nachrichten.

Kedongkebo auf Java.

(Fortsetzung.)

Briefe eines Deutschen in holländischen Diensten.

Den 1ten August Morgens neun Uhr verließen wir nach einer sehr glücklichen und bei vielem ungünstigen Winde in der kurzen Zeit von 110 Tagen vollendeten Reise das Schiff Emanuel. — Nachdem wir nun noch einen Extragenever erhalten, brachten wir der Schiffsmannschaft ein dreimaliges Hurrah und fuhren in kleinen, von Eingebornen bemannten Booten nach Batavia. Daselbst angekommen und ausgeschifft, wurde auf einem großen schönen Rasenplaz vor dem Thore Halt gemacht, wo wir uns im Schatten herrlicher Bäume lagerten, und zur Erfrischung jeder Mann ein Weißbrod und vier zu vier Mann eine Flasche Rothwein erhielten. Gegen fünf Uhr, als die größte Hize vorüber war, marschirten wir durch einen kleinen Theil von Batavia, der Hauptstadt Java's, nach Weltefreden (wohlzufrieden), welches, nur dreiviertel Stunden von Batavia entfernt, als eine Vorstadt betrachtet wird, und durch eine schöne Allee von Orangenbäumen mit der Stadt verbunden ist. Eine Viertelstunde von Weltefreden empfing uns die Musik des dort liegenden Bataillons, um sechs Uhr langten wir in Weltefreden an, und wurden in der Depotkaserne, einem zwar einstöckigen, aber schönen, mit Vorhallen versehenen steinernen Gebäude einquartirt. Der so kurze Marsch hatte mich und uns alle angegriffen und ich suchte daher bald einen Plaz auf der mit Strohsäcken belegten Bambuspritsche, und übergab mich zum ersten Mal auf diesem verwünschten Eiland den Armen Morpheus. — Den 2ten August hatten wir Musterung vor dem Colonel und Großmajor vom allgemeinen Depot, wo uns einige Verhaltungsbefehle gegeben und bekannt gemacht wurde, daß in ganz Ostindien die europäischen Soldaten von Morgens zehn bis Nachmittags vier Uhr wegen der großen Hize die Kaserne durchaus nicht verlassen dürften. — Als ich kurz darauf mir einen Plaz zum Baden zeigen ließ, mußte ich unglücklicherweise zwei Soldaten von unserm Transport, die nicht schwimmen konnten, vor meinen Augen ertrinken sehen, wovon der eine ein hübscher Junge von achtzehn Jahren war, Namens Krosyt, aus Halberstadt gebürtig. Weltefreden ist eigentlich bloß ein Soldatenkantonnement, denn in Batavia ist der Ungesundheit wegen kein Militär, während hier ein Bataillon Infanterie von sechs Compagnien, wovon die Flankencompagni.n aus Europäern, die übrigen aber aus Eingebornen bestehen, eine Compagnie Husaren und eine Compagnie Artillerie liegt, außerdem das Depot für neue Ankömmlinge und Invaliden; endlich besteht hier eine Kadettenschule. Die Gebäude des Gouvernements, so wie die von Privat- und Kaufleuten liegen weit auseinander in den herrlichsten Anlagen und Gärten und sind meistens sehr prächtig, wie denn überhaupt von den reichern Europäern ein unglaublicher Luxus getrieben wird. Das Hauptgebäude ist das Schloß, auch zeichnet sich noch das Theater besonders aus. Außerdem gehören zu Weltefreden noch eine Menge Baracken der Eingebornen und Chinesen; die Häuser der Leztern sind besser und schöner, als die der Eingebornen, denn jene sind gewöhnlich die wohlhabendsten, obgleich sie furchtbare Abgaben entrichten müssen. — Nachmittags wurden ich und v. Kettler von einem Sergeanten, einem gewesenen preußischen Offizier, Namens B. eingeladen, bei einem Glase Punsch des Königs von Preußen Geburtstag zu feiern; wir trafen daselbst viele uns vom Hörensagen bekannte Deutsche: einen von Seybothen, einen Grafen von Hoym, einen Grafen von Brühl, einen von Harthausen und noch andere junge Leute von sehr guter Familie. Natürlich kam man im Lauf des Gesprächs auf unsere Aussichten, und wir hörten, daß durchaus bloß an der Quelle, nämlich in Weltefreden oder Samarang, Aussichten zum Avancement seyen, da man im Innern des Landes gewöhnlich bleibe, was man sey, wobei sich von Brühl, der sechs Jahre in den Bovenlanden ohne alle Strafe gedient hatte, selbst als Beispiel aufstellte. Er war nämlich, wie ich, als Corporal nach Java gekommen, und zu einem tief im Lande liegenden Bataillon geschickt worden, daselbst aber vier Jahr Corporal geblieben, weil von den stets neu ankommenden Transporten immer die meisten Sergeanten in das Innere des Landes geschickt, und somit die Aussichten auf Avancement immer vereitelt werden, während man in den Hauptpläzen stets Sergeanten zu Offizieren befördert. Endlich nach vier Jahren war Brühl in seiner Tour Sergeant geworden, und da man zwei Jahre in dieser Charge dienen muß, bevor man Offizier werden kann, so war mithin seine Dienstzeit um, bevor er auf ein Avancement rechnen konnte; daher hatte er sich jezt zum zweiten Male engagirt, und zwar im Bataillon in Weltefreden, und sich zu dem hier so leichten Offiziersexamen gemeldet, was jeder, der zwei Jahr Sergeant gewesen, um sein Avancement zu forciren, thun kann. Uebrigens wird der, welcher keine ganz gute Conduitenliste hat, zurückgewiesen. — Unter diesen Umständen riethen mir diese theilnehmenden Landsleute, da unser ganzer Transport in die Bovenlande zum Observationskorps kommen würde, mich direkt an den Colonel Neuhaus, einen Schweizer, den Kommandanten des hiesigen Bataillons, zu wenden und ihm meine Familienverhältnisse offen zu erzählen: er behalte mich vielleicht bei seinem Bataillon. Da ich nun aber gar keine Empfehlungen hatte, und ich auf dem eigensinnigen Vorsaz, Alles dem Schicksal zu überlassen, beharrte, befolgte ich Thor jenen Rath nicht, was ich jezt tausendmal bereue. Den 4ten August gaben wir unsere tuchene Bekleidung ab und wurden nach der Landessitte equipirt. Das ganze ostindische Militär geht vom Mai bis November stets in weißes Linnen gekleidet, die übrigen Monate, wo die Regenzeit oder schlechte Saison eintritt, geht man in blau leinenem Zeuge. Den 6ten August, Morgens sechs Uhr, hatten wir vor einem General Musterung. Jeder Colonial mußte sein früher getriebenes Geschäft angeben, worauf diejenigen, welchen man etwas Fähigkeiten zutraute, vorgerufen, und ihnen, nachdem man sie einer kleinen Probe im Schreiben unterworfen, frei gestellt wurde, zur Administration überzugehen; ich und v. Kettler, die auch mit aufgerufen waren, erklärten, wir ziehen es vor, unsere Fortune unter den Waffen zu suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 89.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 13. April 1839.

— Pestus promissa Deis animalia cespes
Excipit. —

Juvenal.

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Nach Tisch mehrt sich der Zudrang von Menschen und Thieren. Die Ballone der gegenüberstehenden Häuser füllen sich mit Zuschauern; jauchzende Knaben klettern auf Wagentritten, an Fenstergittern und Pfeilern in die Höhe; auf dem Platz drängt sich Kopf an Kopf, und die wachthabenden Dragoner mühen sich vergeblich, den schwankenden, wogenden Menschenstrom zu gewältigen und Raum für die nahenden Equipagen zu schaffen. Die eleganten Karrossen der Reichen rasseln herbei. Hier und da steckt ein geflecktes Wachtelhündchen den Kopf aus dem Schlage, als wolle es auch bei der Vertheilung nicht leer ausgehen. Engländerinnen wenden geringschätzig, das Näschen rümpfend, den Kopf von der Handlung ab, während alte Frauen sich heimlich mit ihrer Lieblingskatze heranschleichen, einige, bezahlenden Rossen zugedachte Weihtropfen seitwärts auf ihr Schooßthier regnen lassen und sich dann mit diesem conterbanden Segen wegstehlen.

Am meisten interressirte mich der Geistliche, welcher die Funktion verrichtete. Er war ein stattlicher, behaglicher, verständig blickender Camaldulensermönch. In der Art, wie er den Segen ertheilte, lag ein gewisser gutmüthiger Humor. Auf das Geschickteste vermied er es ebensowohl, der Handlung einen allzu seriösen Charakter zu leihen, als auch seine priesterliche Würde bloßzustellen, und traf den richtigsten Mittelweg, indem er das Symbolische gerade nur als solches nahm und gab.

Ein Campagnabauer mit steifen Lederkamaschen, den braunen Mantel vor sich auf den Sattel gebunden und die Mazzarella in der Faust, trabt heran. Zwei an dem Sattelknopf befestigte Enten schlagen mit den Flügeln und winden sich erbärmlich. Der Reiter zieht andächtig den spitzen Rundhut, empfängt den Segen und galoppirt weiter. Paarweise rückt ein Zug junger berittener Trasteveriner heran; die Reiter zeichnen sich mehr durch schwere Opferkerzen als sonderliche Haltung aus. Mit mehr Ordnung folgen ihnen die Reitknechte und Gäule der Nobelgarde; geführt vom steifgestiefelten Stallmeister, schwenken sie ein und empfangen die Segnung in Pleno. Sie machen der von acht Rossen gezogenen prachtvollen und mit Vergoldung überladenen Staatskarrosse des Papstes Platz. Kutscher und Vorreiter sind in ihrer gelb und purpurnen Interimslivrée, in deren rothen Sammt das päpstliche Wappen eingewirkt ist. Zwei sechsspännige reihen sich der ersten an, diesen die bescheidenen Kutschen der Kanonici des Vatikans, kenntlich an dem hinter dem Kutschersitz angebrachten Tritt, auf welchem, zur Auszeichnung von allen übrigen Wagen der Christenheit, die

Bedienten stehen. Die Wagen des Maggiorbomo del Palazzo, dessen Pferde sich durch blaue Fiocchi bemerkbar machen, und die der übrigen Würdenträger folgen. So geht es in ununterbrochenem Wechsel, bis die Sonnenstrahlen auf dem Haupt der Madonna, welche Roms schönste Säule krönt, erblinden und mit dem Glockenklang des Angelus Menschen und Thiere nach Hause eilen. Die Gespanne der Post und die päpstliche Kavallerie empfangen den Segen am folgenden Tage.

Eine nicht minder sehenswürdige, nur auf Rom beschränkte Thierkonsekration fällt auf den 21sten Januar, den Tag der heil. Agnatia: es ist die der Lämmer, aus deren Wolle die Pallien gefertigt werden, welche der Papst trägt, und die er dem Bischof von Ostia, so wie den andern dazu berechtigten Erzbischöfen verleiht. Die langen Reihen der Wagen und Fußgänger zogen zu dieser Feierlichkeit durch die Porta Pia, zwischen den tristen Mauern, welche die schönste Aussicht auf die Campagna hindern, und an den unglücklichen modernen Ruinen der Villa Torlonia vorüber, nach der eine Miglie entfernten Basilika S. Agnese fuori la mura. Sie ist eine der ältesten von Rom und zeichnet sich durch die übereinanderstehenden Reihen von sechszehn der schönsten antiken Säulen, von denen namentlich zwei aus Pavonezzato durch ihre kunstvolle Kanellirung Bewunderung erregen, so wie durch eine Marmorbüste des Heilands von Michel Angelo aus. Auf 12 Stufen stieg ich in die tiefer liegende, an diesem Tage überfüllte Kirche. Nach abgehaltener Messe wurden zwei schneeweiße Lämmer mit gebundenen Pfoten, auf rothseidenen Kissen ruhend, auf den Hochaltar gelegt. Sie trugen Kränze von künstlichen Blumen und Flittergold, und längs des Rückens waren rosenrothe Schleifchen in ihre Wolle geknüpft. Ein Erzbischof sprach den Segen über sie, nachdem das Rauchfaß vor ihnen geschwungen worden war. Das eine dieser Lämmer war für diese Schmäuchelei (wie Gottsched Schmeichelei geschrieben und von „Schmauch" abgeleitet wissen will) unempfindlich, mochte vielleicht gar Aergeres fürchten, und schrie kläglich. Es hatte Unrecht. Ihr Loos ist das beneidenswertheste, indem sie einem Nonnenkloster zur Pflege übergeben werden und bloß Haare zu lassen brauchen. Diese aber werden jährlich vom heil. Vater in der Vigilia des Peter- und Paulfestes gesegnet und in einer vergoldeten Urne unter dem Hauptaltar der Basilica des Vatikans aufbewahrt.

Die Wachskerze.

(Fortsetzung.)

Alle diese Tageserscheinungen beschäftigten mich wenig; ich war, obgleich nicht mehr jung, in Liebeshändel und Duelle verwickelt. Dies zeigt, wie wenig ich es verstand, ein wahrer Schüler Aeskulaps zu seyn. Ohne Zweifel hätte ich bald gänzlich meine früheren Erfahrungen, Forschungen und Träume vergessen, wenn nicht das Schicksal beschlossen hätte, mich von Neuem und zum letzten Mal mit dem Doktor Typhon zusammenzuführen.

Ich machte einer hübschen und reichen Pächterstochter unfern Paris den Hof und gerieth darüber in Folge eines Mißverständnisses mit ihrem Vetter, einem jungen, verwegenen Burschen, der den Feldzug in Italien mitgemacht hatte, in Händel. Ein Zweikampf war die Folge, und ich blieb mit einer bedeutenden Verletzung am Kopfe auf dem Platze. Man hielt mich für todt, allein der herbeigerufene Dorfchirurgus erklärte, daß mir das Leben bei sorgfältiger Behandlung gesichert sey. Ich wurde in die Dorfschenke gebracht und auf ein ärmliches Lager niedergelegt; unterdessen machte mein Begleiter sich auf, einen Arzt zu suchen. Paris war zu entfernt, man fand einen in einem nahen Landstädtchen, und dieser in Verborgenheit lebende Priester des Aeskulap fing damit an, zu gebieten, daß man mich der Fülle meiner, von mir so sehr gehegten braunen Locken beraube. Dieser schmerzliche Verlust, gegen den ich mit schwacher Stimme protestirte, brachte mir einen Widerwillen gegen den Arzt bei. Zugleich erfuhr ich, daß die Kugel mir von der linken Seite ein bedeutendes Stück der Knochenumhüllung geraubt habe und daher das Gehirn bloß liege.

Es war zur Zeit der Abenddämmerung, das niedrige Fenster, an dem ich lag, ließ den Strom des rothen Lichts, nur wenig gehindert durch die üppigen Weinranken, zu mir herein. In halb bewußtlosem Zustand betrachtete ich lange den Schatten eines Weinblattes, wie er sich an der Wand abzeichnete, und seltsam genug, dieser Schatten wechselte unaufhörlich und zeigte beständig eine andere Profilzeichnung irgend eines Bekannten. Ich spannte meine Aufmerksamkeit immer mehr, und indem ich den verbundenen Kopf fest auf das Polster stützte, ergötzte ich mich im Voraus, zu errathen, welch ein Antlitz jetzt wohl kommen werde. Der rothe Schein wurde unterdessen immer blässer, in demselben Verhältnisse die Schattenrisse immer unförmlicher. Auf einmal stand ein verhaßtes Profil vor mir, ein Kopf mit einer mächtig gebogenen Nase, einem haarlosen Schädel und einem spitzigen Kinn. Ich wußte sogleich, wer es war, und wandte alle meine Kräfte an, mich von der Erscheinung weg auf die andere Seite zu wenden; da löste sich aber zu meinem Entsetzen der Schatten von der Wand ab und beugte sich wie ein langer grauer Streifen über mich. In dem Kopf sah ich jetzt zwei dunkle Augen brennen, und diese kamen mir immer näher. Zwei magere Hände machten sich mit meiner Binde zu schaffen, und indem sie sie langsam lösten, murmelte eine bekannte

Stimme dicht an meinem Ohr: „Hab' ich dich jezt? bist du jezt in meiner Gewalt? Nun kommt die Zeit der Rache! Ich will dich nicht tödten, obgleich du mein Verderben beschlossen hattest, allein ich will den Wahnsinn in dein Gehirn schutten. Das ist mehr wie Tod!"

Ich stieß einen heftigen Schrei aus, aber Niemand hörte mich. Ich wand mich auf meinem Lager unter fuerchterlichen Schmerzen hin und her; doch vergebens, ich konnte dem grauen Schatten, der auf mir lag, nicht entfliehen. Ich sah ihn eine lange blitzende Röhre hervorziehen und sie der Oeffnung meines Schädels nahe bringen. Ein kalter, stechender Schmerz bohrte sich tief in mein Empfinden ein, noch einmal machte ich die gewaltsamsten Anstrengungen, meinem Peiniger zu entfliehen, dann sank ich mit einem dumpfen Angstschrei in tiefe Bewußtlosigkeit.

Was während dieser Zeit äußerlich mit mir geschehen ist, weiß ich nicht; aber nie wird irgend eine spätere Erfahrung stark genug seyn, die gräßlichen Träume zu verscheuchen, die damals durch meine Seele zogen, und die ich als innere Zustände mit den lebhaftesten Farben der Wirklichkeit empfand. Ein ungestümer Wechsel zerrte und schob die dunkeln Gestalten durcheinander, so daß sie mit Hast an mir vorbeistürzten, aber jede einen neuen Schrecken mir vorhaltend. Ich war zurückversezt in die Tage meiner frühesten Jugend. Vor mir stand Doktor Typhon in seinem mit den „höllischen Rosen" gestickten Kleide, und an seiner Hand Mademoiselle Callisse Limpan, bleich wie der Tod. Ihre schönen Züge hatten etwas überirdisch Mildes; ich erschrack, als ich von den mit einem blüthenweißen Gewande bekleideten Achseln zwei Flügel schimmern sah, die in Gold und Purpur glänzten. Ich wollte sie fragen, woher sie diesen herrlichen Putz habe; aber ein mit Ehrfurcht gemischtes Grausen hielt mich ab, mich ihr zu nahen. Sie schien mir nicht mehr die arme Goldstickerin zu seyn, sondern ein Engel der Menschlichkeit und des Erbarmens, der dem wilden Doktor Typhon beigegeben worden, um ihn von seinen schwarzen Thaten abzuhalten. Aber ihre Bemühungen waren vergebens; ihre schwache, milde Stimme verklang spurlos unter den Klagetönen und Todesseufzern, die rings Gestalten ausstießen, welche dem Boden entstiegen und ihre zerrissenen und blutenden Häupter dem Doktor wiesen. Die enge Bäckerstraße, in der das Paar wandelte, füllte sich mit den furchterlichsten Phantomen. Kinder in Sterbehemden und mit geschlossenen Todesaugen wankten durch die Finsterniß, und ihrer waren so viele, daß der Engel des Erbarmens vergeblich seine Flügel ausbreitete, um ihre getrennten und blutenden Glieder zu verhüllen. Vor allen aber Entsetzen und das tiefste Mitleid erregend, stand eine lange bleiche Frauengestalt da; auch ihre Augen waren geschlossen, und statt der Thränen quollen Blutstropfen langsam über die Wangen. Sie zeigte auf ihren verbundenen Kopf und sagte mit tonloser Stimme: „Gieb mir meinen Gott wieder! Fülle diesen öden Schädel wieder mit den frommen Träumen meiner Kindheit! O wie leer, wie stille hier oben! Wer gab dir das Recht, die heilige Werkstätte der Gedanken zu zerstören? Grausamer, hättest du mir doch zugleich das Leben genommen! Wozu hat deine erfindereische Kunst den glühenden Funken hier innen verschont, weil es dir gelang, sein Gehäuse zu zerbrechen, in welchem er friedlich leuchtete, da er jezt vernichtend brennt? Ich klage dich an vor dem Richterstuhl Gottes!" — „Wir klagen dich an vor dem Richterstuhl Gottes!" wiederholten tausend Stimmen, und immer enger schloß sich der Kreis entsezlicher Gestalten um den Doktor. Dieser sah mit einem wilden Blicke um sich, und indem er, gleichsam um sich nicht besudeln zu lassen, die Schöße seines gestickten Kleides hoch aufhob, rief er höhnend: „Einfältige, elende Geschöpfe, was wollt ihr von mir? Geht, sucht euren Gott auf, ihr werdet ihn nicht finden, so wie ich ihn nicht gefunden habe. Der Mensch ist Thier und Pflanze, nur ein wenig künstlicher zusammengesezt. Verächtlicher Auswurf, fort mit euch auf den Kehrichthaufen, ihr lockre Scherben eines Spielzeugs, mit dem ich ein paar Augenblicke herumgetändelt." — Er stieß mit dem Fuß nach den Andringenden; diese erhoben einen lauten Schrei, der langsam durch die Luft zitterte, und vor dessen Bebung der Engel des Erbarmens sein Antlitz senkte. Die Rockschöße des Doktors breiteten sich zu langen Fledermausfittichen aus, mit deren Hülfe er sich erhob und die dunkle Gasse sich hinabbewegte. Der Schwarm strebte vergebens ihm nachzukommen. Die weißen Gewänder der Kleinen flatterten in den dunkeln Abendhimmel, wie ein niederfallendes Schneegestöber. Immer lauter und ängstlicher wurden die Klagelaute, immer verwirrter der Flug der Gestalten.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, März.

Reformen.

Lange habe ich es verschoben, Ihnen aus unserer herrlichen Po-Stadt wieder Nachricht zu geben und Ihre Leser nicht nur darauf aufmerksam zu machen, wie das schöne Turin mit jedem Tage schöner wird, und sich in großartigen Formen ausdehnt, sondern auch darauf, daß es jezt der Siz einer verständig und fest fortschreitenden Regierung ist, die mit der mailändischen und florentinischen sehr wohlthätig auf Italiens wünschenswerthe Wiedergeburt wirken kann und wirken wird; denn auf diesem Wege allein ist für dies Land Besserung und Erhebung

zu hoffen. — Gleich nachdem die insurrektionellen und revolutionären Wirren in Italien nachgelassen, dachte unser König darauf, seinem Volke durch eine Menge materieller und moralischer Verbesserungen einen würdigeren Zustand zu geben. Zuerst erhielt die Landesindustrie große Erleichterungen und Aufmunterungen, dann ward das Finanzwesen musterhaft festgestellt und geordnet, die Steuern und Abgaben vermindert. Darauf folgten die ersten Schritte zur Abschaffung aller Feudallasten und ein neues Hypothekensystem, das dem Credit einen großen Aufschwung gab. Die Gesetzgebung hatte lange mit der Gerichtsverfassung im Argen gelegen. Diesem Uebelstand half neuerdings ein neues Civilgesetzbuch ab, bei dem das französische zwar zum Grunde gelegt, aber vielfach nach den bisherigen Erfahrungen in Frankreich und anderwärts modifizirt wurde, so daß es wohl unstreitig eines der besten Gesetzbücher Europas ist. Musterhaft ist die Sorge für Landstraßen, Brücken, Dampfbootkommunikationen u. s. w. Dies Alles hat jedoch mehr materielle Bedeutung. Heute will ich Sie von etwas unterhalten, wodurch sich die Regierung noch höher stellt, nämlich durch ihre thätige Sorgfalt für Abfassung und Einführung eines neuen Strafgesetzbuchs mit den damit in Verbindung stehenden Anstalten. Zu diesen gehören besonders Strafanstalten, zu deren Verbesserung und Vervollkommnung bereits in der Schweiz, in Belgien, und selbst in Frankreich bedeutende Schritte geschehen sind. Darum sandte der König Karl Albert Gelehrte, Architekten und Administratoren in diese Länder, um ihre Pönitenzanstalten zu studiren und genau kennen zu lernen. — Wenn eine Regierung Sorgfalt auf die moralische Besserung und Wiederaufrichtung der Gefangenen, auf Abschaffung der Bettelei, auf verständige Einrichtung der Wohlthätigkeitsanstalten verwendet, so ist dies ein sicheres Zeichen, daß ihr das geistige und sittliche Wohl ihrer Unterthanen am Herzen liegt. Der Zustand der Gefängnisse ist fast ein untrügliches Criterium von der Civilisation eines Landes und vom Geist seiner Regierung. Da, wo sie despotisch ist, wo Vortheil und Laune ihre einzige Richtschnur sind, sieht sie in den Menschen nur Maschinen zur Vermehrung ihrer eigenen Kräfte und Genüsse. Die Gefängnisse einer solchen Regierung werden nichts seyn, als scheußliche Winkel, wo die Sträflinge bunt unter einander in Elend und Verbrechen leben. Was fragt eine solche Regierung nach dem Körper und der Seele eines Gefangenen? sie will ja nur strafen und erschrecken, nicht bessern. Das festeste Gefängniß hält sie für das beste. Eine Regierung hingegen, die den physischen und moralischen Zustand ihrer Gefangenen verbessert und das Pönitenzsystem annimmt, dessen Hauptzweck Aenderung und Besserung der Gefangenen ist, beweist dadurch, daß sie fühlt, was sie Unterthanen in moralischer Hinsicht schuldig ist, und daß sie in ihnen nicht bloße Maschinen sieht, daß sie nicht strafe mit dem Zorn eines Despoten, sondern wie ein Vater, um zu bessern.

(Fortsetzung folgt.)

Kedongkebo auf Java.

(Fortsetzung.)

Briefe eines Deutschen in holländischen Diensten.

Hätte ich damals dem Rath unseres Doktors gefolgt und die Feder anstatt des Schwertes ergriffen, sicher wäre ich viel zufriedener als jezt; denn obgleich man Anfangs nur als elender Kopist arbeiten muß, so hat man doch gleich monatlich 60 Gulden, freie Kost und Logis, und was die Hauptsache ist, viel Aussichten, wenn man nur etwas Fähigkeiten und Geschicklichkeit beweist; denn die höchsten Beamten sind größtentheils nur als Soldaten in's Land gekommen. Hätte ich damals so Bescheid gewußt, wie jezt, ich würde ohne Bedenken das Stillsitzen auf einem Bureau dem Leben unter den rohsten, viehgleichen Menschen vorgezogen haben, während ich nun wahrscheinlich mein ganzes Leben hindurch die Muskete tragen muß. — Nach der Musterung bekamen wir unser rückständiges Schiffsreklament, was nach Abzug für Wein, Pfeifen, Tabak, Seife ꝛc. für mich noch etwa 20 Gulden betrug. Dieses Geld (nachdem ich mir noch einen weißen und blauen Anzug gekauft, meinen Schiffswaschmann und sonstige kleine Schulden bezahlt hatte) wurde mit den erwähnten Bekannten dem Bacchus geopfert, dessen Gaben, obgleich sie hier nicht wachsen, ziemlich wohlfeil bei den Chinesen zu haben sind, da eine Flasche ordinären Kapweins nicht mehr denn einen halben Gulden kostet. Nachmittags mußten wir zum Abmarsch nach dem uns noch unbekannten Bestimmungsort antreten; das Gepäck nebst einer Menge total Betrunkener wurde zu Wasser abgeschickt, und um sechs Uhr marschirten wir nach Batavia. Es war ein abscheulicher Marsch, denn mit wenigen Ausnahmen waren die Soldaten sämmtlich betrunken und geberdeten sich fürchterlich in ihrer gräßlichen Rohheit; ich war daher herzlich froh, da wir endlich die Dreiviertelstunden in zwei zurückgelegt hatten und uns, auf dem Werft von Batavia unter freiem Himmel gelagert, dem Schlaf überlassen konnten. — Den 7ten August, Morgens sechs Uhr, wurden wir an Bord eines Dampfschiffes gebracht; die drei Offiziere unseres Detachements, so wie der Doktor waren in Batavia geblieben. Lezterer war ein Stuttgarter, Namens Schindler, der mich auf dem Schiffe stets sehr freundlich behandelt hatte. Jeder Militärarzt in Holland hat Offiziersrang, und bekommt schon als Gesundheitsoffizier dritter Classe den Gehalt eines zweiten Lieutenants; unserm Doktor glückte es besonders, indem er auf einem Marineschiff angestellt wurde, und hier, statt 1700, 2200 Gulden Gehalt bekommt. Als ich Harderwik verließ, waren wenigstens noch fünfzehn solcher jungen Aesculape da, die alle nach dem gelobten Eiland Java wollten, und größtentheils aus relegirten deutschen Studenten bestanden, die, sobald sie das in Holland durchaus nichts sagende Examen gemacht, sogleich eine Gratifikation von 500 Gulden zu ihrer ersten Einrichtung bekommen, und dann als Aerzte dritter Classe den schönen Gehalt von 1700 Gulden beziehen; doch dies gehört nicht hieher. — Nachdem wir also sämmtlich auf dem Dampfschiff Baren untergebracht waren, gab sich ein Colonel, Namens Bauer aus Pirmasenz, als unser Führer bis nach Samarang, unsern einstweiligen Bestimmungsort, zu erkennen; gleich darauf wurden die Anker gelichtet, die Maschinen in Bewegung gesezt, und in Zeit einer Viertelstunde war das Land unsern Augen entschwunden. Der Raum auf diesem Schiff war äußerst beschränkt und für die Verproviantirung erbärmlich gesorgt, denn was wir geliefert bekamen, war so wenig, daß anstatt 200 Menschen kaum 50 daran genug gehabt hätten. Um uns die schmale Kost etwas weniger drückend zu machen, wurden uns, statt zwei, wohl sieben bis acht Gläser Arak täglich gereicht, so daß Viele, die ihn niemals ausschlugen, von diesem fürchterlich starken Getränk während der ganzen Reise in einem trunkenen, halb verrückten Zustand blieben. Herzlich froh war ich daher, als wir bei fast beständig ungünstigem Winde endlich den 10ten August, ohne weiter etwas Interessantes gesehen oder erlebt zu haben, Morgens acht Uhr die Rhede von Samarang erreichten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 90.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 15. April 1839.

Es ist vorbei! Doch bleibt noch Reiz ihm eigen;
Es welkt die Kunst, wir sehn der Reiche Fall,
Doch nie stirbt die Natur: die Spuren zeigen,
Daß hier einst aller Feste Jubelschall,
Daß hier der Welt Banket, Italiens Maskenball.

Byron.

Karneval in Venedig.

1.

Fasching Venedigs, bunter Mummenschanz,
Lustig Bewegen um Erlauchter Bahre,
Du wiederholst nun schon so manche Jahre
Nach altem Takt und Maaß den Todtentanz.

Herauf beschwörend in erlognem Glanz
Verblichne Gäste mit toupirtem Haare, *
Gebärdest du dich fast wie am Altare
Brautführer mit dem frischen Myrtenkranz.

Fasching ist täuschend Spiel; die heitern Alten
Vergönnten dann ja selbst dem lezten Sklaven,
Herrnebenbürtig sich und frei zu halten.

Vor Allen, die des Schicksals Pfeile trafen,
Wer gönnte nicht Sanct Marcus Leu ein Walten,
Als hab' er Weltsturms Wettersturz verschlafen? —

* Alljährlich wiederholen in Venedigs Karneval sich mannichfach kostümirten Masken der Illustrissimi, als ironische Repräsentanten altvenezianischer Aristokratie.

2.

Als träfe mahnend des Entschlafnen Ohr
Posaunenweckerton und Klang der Harfen,
So steigen mehr und mehr der alten Larven
Aus dem Lagunensarkophag empor.

Schon wimmelt's an der Riva wie zuvor,
Da noch die Mächtigen hier Anker warfen,
Und Arlechino's Zunge thut mit scharfen
Witzpfeilen sich vor Allen keck hervor.

Du Altgesell der Volkslust, dem von je
Gestattet war, die Wahrheit ohne Schleier
Im bunten Redespiel zu Markt zu bringen —

Versuch einmal dein Meisterstück! Erklingen
Laß laut durch die bewegte Faschingsfeier
Das Losungswort dem allgemeinen Weh! —

3.

Erleuchtete Café's, Geschrei, Gedränge,
Geschmückte Buden, bietend zum Erbauen
Vielfachen Tand, und Männer, Kinder, Frauen,
Gelockt durch schmetternder Trompeten Klänge.

Inmitten der bewegten Menschenmenge
Erscheint ein Ding, phantastisch anzuschauen,
Hinauf bis über die gewölbten Brauen
Ganz Muschelthier in klirrendem Gehänge.

Es schallt die ungeheure Meerposaune,
Neptun, er läßt in grimmem Uebermuthe
Aufschäumen grollende Despotenlaune:

Venedigs Volk, verdienst du nicht die Ruthe?
Zu meines Reiches Schutz glorreich berufen,
Umspielst du thatlos nun des Tempels Stufen!

4.

Das schwirrende Gewühl in krausem Drange,
Der tolle Spuk auf breitem Sarkophage
Naht endlich selber seinem lezten Tage
Und schickt sich an zum eignen Grabesgange.

Als wolle man mit doppelt wildem Klange
Verdecken und ersticken alle Klage,
Wächst in die Nacht bei jedem Glockenschlage
Lärmend Geheul mit tobendem Gesange.

Er geht, er geht, er kehrt! * — tönt's auf und nieder,
Und tausend Kehlen stimmen ein, und schließen
Mit Auferstehungsgruß sich an die Bahre.

Er geht, er kehrt zurück im nächsten Jahre,
Wird manch bekannt, manch neues Bild begrüßen,
Doch Altvenedig grüßt er nimmer wieder.

Heinrich Stieglitz.

---

* El va, el va, el va,
El vien, e dop' el va,
El povero Carnevale
El va, el tornera

ist das allgemeine Tema con variazioni der lezten Faschingsstunden in Venedig.

Die Wachskerze.

(Fortsezung.)

Jezt vernahm ich die ersten rollenden Akkorde eines nahenden Gewitters. Wie mit einem Zauberschlage sah ich mich versezt in einen undurchdringlichen Wald, in dem ein mitternächtlicher Sturm in den Zweigen hundertjähriger Eichen brauste. Waldbäche stürzten von den Felsen und füllten mit ihrem dumpfen, einförmigen Tosen die Pausen, die die Donnerschläge frei ließen. Verzweifelnd stand ich da, nach einem Wege suchend, überall von Nacht und Entsetzen umstarrt. Ein Blitz sezte den Stamm einer Eiche in Brand. Ich nahte mich zitternd, und mehrere dürre Zweige zu einer Fackel zusammenbindend, zündete ich sie an der Flamme an. Mit Hülfe dieses Lichts suchte ich jezt einen Weg durch die Finsterniß; bald fand ich einen, es war ein breiter Pfad, dem ich mich mit der freudigen Hoffnung überließ, nun bald den Ausgang aus der Wildniß zu entdecken. Allein ich täuschte mich: ein Weg mündete in den andern, und dieser schien wieder zurückzuführen auf den ersten. Bald lichtete sich der Wald ein wenig, dann schloß er sich wieder desto fester. Indem ich den Blick auf meine Fackel richtete, die immer tiefer herabbrannte, befiel mich eine tödtliche Unruhe, und ich strebte nun immer eifriger, das Ziel meiner Wanderung zu erreichen; umsonst. Erschöpft und bis zum Tode ermüdet, warf ich mich endlich auf den Rasen und schleuderte den glimmenden Stumpf der Fackel von mir. In dem Augenblick durchzitterte ein lieblicher Klang die Luft; ich blickte auf und gewahrte zu meinen Füßen eine Waldhyazinthe, deren milchweiße Glocken sich mit diesem Zaubertone geöffnet hatten, und nun ein sanftes, schimmerndes Licht über den Rasen und einen Theil der nahen Baumwurzeln ergossen. Ueberrascht und erfreut, zögerte ich nicht, die kostbare Blume zu pflücken. So wie sie in meiner Hand war, schimmerte sie noch heller und hauchte zugleich einen milden, gewürzhaften Duft aus. Der Regen, der in Strömen sich ergoß, vermochte ihr nichts von ihrem Lichte zu rauben. Ich trug sie vor mir her, und so schwach auch ihr Schimmer war im Vergleich zu der Fackel, so gelang es mir dennoch bald, den Pfad, den ich verzweifelnd verlassen, wieder zu finden. Muthig darauf loseilend, fühlte ich eine kräftige Freudigkeit, ein milde, aber starke Hoffnung in meinem Busen keimen. Ich kam zu einem einsamen Platze, ich schiffte über einen dunkeln See, und während seine schwarzen Wellen an meinen Kahn schlugen, spielte in tausend Silberfunken die magische Blume im Widerscheine. Ihre Glocken bewegten sich leise im Nachtwinde und wie ein Frühgottesdienst tönte es über den See hin in die nächtlichen Gebüsche des Ufers. Der Himmel erheiterte sich, ich sah ein Sternbild nach dem andern sich aus dem zurückweichenden Gewölke herauswickeln. Mein Kahn landete, und siehe da, der finstere Wald hatte ein Ende, durch die lezten Bäume blizte das Morgenroth. Mit seinem Glanze durften die weißen Glöckchen nicht wetteifern; sie erloschen, da ich ihres Dienstes nicht mehr bedurfte. Eine herrliche Gegend im Sonnenpurpur des jungen Tages lag vor mir. — Ich sank auf die Knie, und mit einem dankbaren Gebete feierte ich meine Rettung.

Dieses sind die Phantasieen, die ich hier etwas geordneter, als ich sie damals empfand, wiedergebe. Meine Krankheit nahm eine so ernste Wendung, daß man für die gänzliche Zerrüttung meiner Vernunft fürchtete. Ich ließ mir die Ueberzeugung nicht ausreden, daß der Doktor Typhon mir den Wahnsinn eingeflößt habe. Ich erkundigte mich auf's Genaueste nach diesem bösen, mich verfolgenden Geiste, und man gestand mir, daß zu meiner Hülfe in der nahen kleinen Stadt ein greises Männchen sich bereitwillig gefunden, dessen Name aber anders gelautet habe. Dennoch war ich fest überzeugt, den Doktor gesehen zu haben. Er hatte, bevor er aus dem Leben schied, an dem er sich so vielfach und so grausam vergangen, mir seinen Abschiedsbesuch machen wollen.

Als ich von der Krankheit genas, änderte ich meinen Beruf. Ich hörte auf, Arzt zu seyn. Die unermeßliche Verantwortlichkeit dieser geheimnißvollsten und schwierigsten aller Wissenschaften war mir zu drohend entgegengetreten, als daß ich den Muth gehabt hätte, ferner noch meine schwachen Kräfte ihr zu widmen. Und nie bin ich seitdem an einem anatomischen Theater oder an der einsam gelegenen Wohnung eines Arztes vorübergegangen, ohne daß mein Ohr schauerliche Töne zu hören glaubte, ausgestoßen von den im tiefsten Dunkel der Nacht heimlich gemordeten Opfern.

Nun muß ich nur noch hinzufügen, daß, als ich lange nach diesen Begebenheiten im Théâtre français eine Vorstellung der Lucrece Borgia sah, und man mir zugleich den in einer Nebenloge sitzenden Dichter zeigte, ich auf das Aeußerste erstaunt war, in ihm jenen Knaben wieder zu erkennen, den ich im Landhause in den Pyrenäen so scharf in's Auge gefaßt.

„Ach, das ist eine Bosheit! Sie wollen zeigen, daß der Romantiker, den Sie nicht leiden mögen, eine von allen möglichen Ingredienzien zusammengebackene Phantasie im Kopfe trage.“ — „Der Schöpfer der grotesken Figuren einer Esmeralda, eines Quasimodo, eines Grafen Phöbus war mein Knabe aus den Pyrenäen, kein Anderer. Ich könnte Ihnen das beweisen.“ — „Sonderbar! wenn die Wissenschaft in dem Maße fortschreitet, wie es bis jezt geschehen, so werden wir bald davon hören, daß man seinem Nebenmenschen das Gehirn sammt den Gedanken stiehlt, wie man sich bisher die Börse mit dem darin befindlichen Gelde stahl. Das tollste Mährchen hat Punkte, wo es mit dem Alltäglichsten und Wirklichsten zusammenstößt. Aber Ihr Stückchen Wachs ist noch nicht herunter. Geschwind, erzählen Sie etwas, was mir die düstere Nachwirkung dieser lezten Erzählung vertreibe. Ich sehe lauter blanke Röhren vor mir, die in das Gehirn meiner besten Freunde und Bekannten herabsteigen.“ — „Aber werden Sie es übel nehmen, wenn sich wiederum der Magnetismus in meine Geschichte mischt?“ — „Das ist nun einmal die Modekrankheit.“

Ich befand mich im Sommer 18— in einem deutschen Badeorte. Man hatte damals noch nicht die Erfindung gemacht, durch Anwendung der Politik alle Geselligkeit von Grund aus zu zerstören. Man wählte zu seinem Umgange noch Menschen und nicht Zeitungsblätter. — In einer französischen Restauration, wo eine vortreffliche Tafel geführt wurde, versammelte sich täglich eine Anzahl Männer, die heitern Sinnes dem „guten Geiste“ dienten. Ich war etwas weniger laut, als meine Nachbarn, und machte, wie es so meine angeborene Unart ist, meine Beobachtungen. Das Ziel derselben war ein langer, etwas dünnleibiger Herr, der ein Gutschmecker war und dessen unerschütterliche Laune nichts trüben konnte. Eine besonders gütige Natur schien ihn von allen physischen Nachwehen, welche sonst die Ausübung seiner Kunst nach sich zieht, befreit zu haben; denn nie sahen wir ihn nach der Tafel verstimmt sich absondern, nie einen einsamen Spaziergang unternehmen oder dem Schlafe sich hingeben, um den unleidlichen Zoll zu entrichten, den wir dem Körper schulden, nachdem die Sylphidengeister der Inspiration bei einer guten Tafel uns verlassen haben. Mit einem Worte, er schien ein Mann zu seyn von dem besten, unverwüstlichsten, heldenmüthigsten Magen, der je seine Verdauungswerkzeuge in Ausübung brachte. Ich muß offen gestehen, daß wir ihn sämmtlich beneideten, besonders wenn ein schlecht gerathenes Souper oder eine nur zu gut gerathene Austernpastete uns in Gefahren stürzte.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Anekdoten.

— Gottfried Ploucquet, der bekannte vorzügliche Denker, gab im Jahr 1778 einigen Abtheilungen der Stuttgarter Akademie Unterricht in der Philosophie. Einmal bemerkte er gelegentlich: daß die Griechen ihr αυ nach Reichlinscher Weise ausgesprochen, sehe man deutlich aus Aristophanes. Dieser lasse die Hunde αυ αυ bellen, was unser wau, wau sey. — „Aber, Herr Professor,“ fiel ein Zögling ein, „dies ist kein Beweis: es können ja junge Hunde gewesen seyn, und diese bellen baff, baff, aff, aff!“ — Ploucquet gerieth in Verlegenheit und Entrüstung, wußte aber nichts vorzubringen als: „Es waren keine jungen Hunde, sondern erwachsene!“

— Manche Deutsche und Niederländer, die sich in Italien niederließen, mußten ihre Namen übersetzen, weil der Italiener die harten Töne nicht aussprechen konnte. So hieß Vanvitelli, der Erbauer des Schlosses Casarta, † 1773, von Kals. Lagusi, der Leibarzt Leopolds in Florenz, war Niemand anders als J. G. Hasenörl, † 1796 in Wien.

— Bei einer Fehde zwischen Lavater und Hottinger zu Zürich bot Ersterer seinem Gegner als Pfand der Wiederversöhnung ein — Strumpfband der regierenden Fürstin Louise von Dessau († 1811) an; höchst bezeichnend für die Zeit und den Charakter der damaligen Fehden, wenn man daran denkt, was im Augenblicke in Zürich vorgeht.

— Unter den Vorzügen Johann Mußlers, des ersten Rectors der Nicolaischule in Leipzig († nach 1553), wird ganz besonders angeführt, daß er Ruthen und Stecken aus seiner Schule verbannt habe. Drei volle Jahrhunderte zuvor scheint man in Deutschland bereits dieser Gesinnung gewesen zu seyn. Walther von der Vogelweide predigte wenigstens diese Lehre in folgenden sehr singbaren Versen:

Niemand kan mit gerten
Kinderzucht beherten.
Den man zeron (zu Ehren) bringen mag,
Dem ist ein wort als ein slag.
Dem ist ein wort als ein slag,
Den man zeron bringen mag.
Niemand kann beherten
Kinderzucht mit gerten.

— Früher als im neunten Jahrhundert scheinen es die christlichen Maler nicht gewagt zu haben, Gott den Vater in Menschengestalt darzustellen. Das älteste bekannte Beispiel einer solchen Abbildung kommt in einer lateinischen Bibel vor, welche die Stiftsherrn von Tours im Jahr 850 Kaiser Karl dem Kahlen schenkten. Der Codex ist noch in Paris.

— Der „finstere Stern," welche Weltgegend ist dies? Das capo finis terrae in Spanien. Felsung von Augsburg, der im 15ten Jahrhundert eine Wallfahrt dahin machte, erlaubt sich jene poetische Entstellung.

— Das älteste gedruckte Buch über die Tanzkunst ist wohl: Arte del Danzare, von Anton Cornazzano von Parma, † um 1500. Das Werk ist der Herzogin Hippolita Sforza zugeeignet. Kannten es wohl die Vestris und Taglioni?

— Nach dreißig Jahren der mühseligsten Arbeit fand ein Holländer, daß die Bibel 3,566,480 Buchstaben enthält.

— Schlözer behauptete 1790: „In den Straßen von Versailles wächst Gras, und nächstens geschieht dies auch in Paris." (Staatsanzeigen 14. B. S. 56.) Noch ärger war die Weissagung Bulows: „Nicht lange mehr, und der Hof von St. James schifft sich flüchtend nach Calcutta ein." (Europ. Annalen 18). Im Westphälischen Moniteur werden die Franzosen „der Adel des menschlichen Geschlechts" genannt, und die Mainzer Zeitung sagt im Jahr 1806 mit dürren Worten: „es gibt kein Deutschland mehr."

— Daß man ein großer Weltbaukenner, aber zugleich ein schlechter Welt- und Menschenkenner seyn kann, beweist La Place, der noch im Jahr 1813 sagte: „Grace au génie de Napoléon, l'Europe entière ne formera bientôt qu'une immense famille, unie par la même religion, le même code des lois et les mêmes mesures." (Exposition du système du monde. Paris 1813.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, März.

(Fortsetzung.)

Reformen.

Die Reform der Gefängnisse ist in den sardinischen Staaten nichts ganz Neues, denn schon seit einigen Jahren wurde daran gearbeitet. Darüber enthalten die in Turin herauskommenden Annalen der Jurisprudenz sehr merkwürdige Aufsätze, worin die verschiedenen Strafsysteme zusammengestellt werden. Ihnen verdanken die meisten Einwohner des Landes die Bekanntschaft mit dem, was nach einander Lucas, Aubanel, Grellet, Bérenger, Mittermair, Ramon de la Sagra, sowie Crawford, Russel, Beaumont, Tocqueville, Livingston und Andere über diesen Gegenstand geschrieben haben. Das Pönitenzsystem hat täglich mehr Freunde gewonnen, und dessen Gegner gestehen wenigstens in Piemont, daß es zwar Gefangene und Sträflinge nicht umgestalten könne, aber doch die Fortpflanzung der Verdorbenheit hindere. Dies allein schon hätte unendlich viel Gutes. — Vor zwei Jahren erschien hier vom Grafen Petiti di Roreto ein Werk unter dem Titel: „Saggio sul buon governo della mendicità, degli instituti di beneficenza e delle carceri," eine treffliche Zusammenstellung alles dessen, was in Schrift und Erfahrung in diesen Zweigen der moralischen und politischen Wissenschaft in Europa zu Tage gefördert worden ist. Der Verfasser, welcher Mitglied des Staatsraths ist, erhielt den Auftrag, den Zustand der Hospitäler, Wohlthätigkeitsanstalten und Gefängnisse im Lande zu untersuchen. Dies geschah 1836 und 1837. Sein darüber an die Regierung erstatteter Bericht zeugt von der hohen Fähigkeit des Verfassers, von großer Belesenheit und von ruhiger, besonnener Untersuchung. — Petiti ist ein Gegner des philadelphischen Systems. Zwar billigt er nicht alle Ideen von Lucas — denn einige scheinen ihm zu metaphysisch — jedoch nimmt er sein praktisches System an, nach denen die Gefangenschaft in drei Arten zerfällt, in preventive, repressive und corrective, ferner die nächtliche Absonderung in den Zellen, die gemeinschaftliche Arbeit mit gänzlichem Stillschweigen, die Patronatsgesellschaften, den industriellen und elementar-wissenschaftlichen Unterricht, besonders aber und vor Allem den religiösen. So ist denn Petiti dem System zugethan, das allein für Europäer paßt und auf sie Anwendung findet. — Außer dem Staatsrath Petiti beschäftigen sich noch andere ausgezeichnete Männer mit der Verbesserung der Gefängnisse. An ihrer Spitze steht der Graf Pralormo, erster Staatssekretär des Innern; und an ihn reihen sich der Markis Alfieri, erster Stallmeister des Königs, der Graf Lazari, die Herren Negezzi und Canoi. Aber das von ihnen unternommene Werk kann nicht in Einem Tag zu Stande kommen, und wiewohl es im Fortschreiten begriffen ist, so wird doch noch Zeit darüber hingehen; wie das Pönitenzsystem selbst in den Ländern, wo es seit geraumer Zeit eingeführt ist, das alte System mit seinen Mißbräuchen noch nicht hat verdrängen können, z. B. in Genf, wo lezteres noch in dem Gefängniß de l'Evêché im Schwung ist, so besteht es auch zum Theil noch in den sardinischen Staaten. In den Provinzialgefängnissen sind die Gefangenen noch auf traurige Weise gemischt: Angeklagte mit Verurtheilten, Kinder und Erwachsene mit Verbrechern, die auf die Galeere kommen sollen, aber noch nicht dahin abgeführt werden konnten und so lange in jenen Gefängnissen bleiben. Indessen ist doch in Saluzzo ein besonderes Gefängniß für junge, und ein anderes für erwachsene Verbrecher eingerichtet worden. Beide Classen sind von einander getrennt; in einem Gefängniß sind hundert-und-sechszig, in dem andern zweihundert-und-achtzig Sträflinge. Zwar ist dort die Arbeit gut eingerichtet, da aber die Anstalt keine Zellen hat, so war es unmöglich, bisher Absonderung und Stillschweigen zu erhalten, wie dies in allen Centralstrafhäusern Frankreichs der Fall ist. Ebenso steht es mit dem Strafarbeitshaus für Frauen zu Pallanza am Lago maggiore; auch da sind keine Zellen vorhanden, und man hat die Gefangenen nur nach dem Grad ihrer Schuld und ihres Lasters in Classen getheilt, was aber lange nicht genügend ist. Die regelmäßige Arbeit und der große Eifer der Soeurs grises, welche die Sorge für diese Anstalt übernommen haben, bewirkten aber bisher schon eine merkliche Verbesserung bei diesen gefangenen Weibern.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 91.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 16. April 1839.

All torment, trouble, wonder, and amazement
Inhabits here. —

Shakespeare.
The tempest.

Scenen aus den Wildnissen Nordamerikas.

(s. Nr. 65.)

Die große Wüste.

Den Jägern des weiten Westens, welche in den Schluchten des Oregongebirges den Biber fangen, ist auf kein Stück ihrer weiten Reise von der Grenze zum wilden Jagdrevier, wo es noch Pelzthiere in Menge gibt, so bange als auf den Weg durch die große Wüste, wo die Quellen der Flüsse Padouca, Konzas und Arkansas sich halb im dürren Sand verlieren. Lewis, Clarke, Major Long und andere Besucher dieser Landstriche litten hier auf dem Wege zu den Rocky-Mountains äußerst durch Wassermangel. Sie schildern alle, wie niederschlagend es auf ihre Begleiter wirkte, wenn sie Wochen lang die dürre Fläche durchzogen hatten, und sie immer wieder trostlos, unabsehbar sich vor ihnen ausdehnte. Dieser Landstrich, der den Fuß der Rocky-Mountains, soweit sie überhaupt bekannt sind, begleitet, soll im Durchschnitt sechshundert Meilen breit seyn. Nordwärts ist er größtentheils mit Sand bedeckt, und an vielen Stellen findet sich gar keine Dammerde. Im Süden sind lose Bruchstücke vulkanischen Gesteins, zwischen denen fast keine Pflanze gedeiht, über die dürre Ebene zerstreut; und auf dem ganzen Striche gibt es weite Flächen, wo buchstäblich kaum eine Spur von Vegetation zu finden ist. Hie und da stößt man auf Sandhügel, die mit rothen Zwergcedern dicht bewachsen sind; im Allgemeinen aber zeigt sich rein nichts von Vegetation als dünnes, steifes, verkrüppeltes Gras und Stachelgewächse.

Dieses Land ist von mehreren streifenden Indianerstämmen bewohnt; im Gegensatz zu den Völkerschaften westwärts und ostwärts haben sie keine festen Wohnsitze und kein Jagdrevier, das sie als ihr Eigenthum ansprechen. Sie jagen den Büffel und die Antilope, und ziehen mit ihren ledernen Gezelten den Heerden dieser Thiere nach. Sie wandern so weit, daß sie einerseits im Norden ihre Felle gegen wollene Decken an die brittischen Handelsleute am Ebevenne vertauschen, andererseits im Süden von den mexikanischen Spaniern für ihre Maulthiere und Pferde Cochenille und Silberschmuck einhandeln. Diese Wüstenbewohner sind sehr wild und räuberisch und liegen beständig im Kriege mit einigen Stämmen der Missouriindier, welche das fruchtbare Land zwischen ihnen und der westlichen Grenze der Vereinigten Staaten bewohnen. Der furchtbare Bär, der König der amerikanischen Wildniß, theilt diese Einöde mit den Eingebornen, die nicht viel weniger wild sind als er.

Besonders interessant ist es, daß die Naturerscheinung, welche so vielen Wüsten eigen ist, sich auch hier

wiederholt, und zwar in großem Maßstabe. Die Luftspiegelung oder die sogenannte Fata Morgana äfft auch hier den verdurstenden Wanderer mit den lockendsten Bildern, und die Reisenden wissen viel von den furchtbaren, monströsen Gestalten zu erzählen, die, gleich dem Brockengespenst, aus den heißen, zitternden Dünsten vor das Auge des erstaunten Beobachters treten. So erzählt Major Long in seiner Reise nach den Rocky-Mountains: „Als es am Tage anfing warm zu werden, stiegen ringsum auf der Ebene dichte Dunste auf, in welchen alle Gegenstände in geringer Entfernung vergrößert und sonderbar verzerrt erschienen. Drei Ellenthiere, die ersten, welche wir zu sehen bekamen, liefen nicht weit von uns über den Weg. Durch die Luftspiegelung sahen sie aus wie wahre Ungeheuer; im ersten Augenblick meinten wir nicht anders, als das amerikanische Mastodon schweife durch diese ungeheuren Ebenen, die recht eigentlich zu seinem Wohnplatz geschaffen scheinen." — Auch seltsame feurige Erscheinungen sollen über den ausgedörrten, aufgesprungenen Boden sich hinbewegen, und man sieht nicht selten die Rudel wilder Pferde am Horizont von riesenhaften, gespenstischen Reitern gejagt, auf deren Pfade Feuerflammen lodern.

Der gebildete Wanderer weiß sich diese Phänomene zu erklären; aber auf die nomadischen Stämme der Wüste und den rohen Abenteurer, der aus freundlicheren Landstrichen hieher kommt, machen sie den tiefsten Eindruck. Die wilde, leichtgläubige Phantasie des Indianers und des canadischen Jägers bevölkert diesen geheimnißvollen Landstrich mit wirklichen Wesen. Die grotesken Bilder der Luftspiegelung erhalten, wenn sie häufig vor das Auge treten, am Ende Individualität und Namen, und die Indier und die canadischen Abenteurer werden so vertraut mit gewissen Spiegelungen, daß sie an Gestaltungen, welche fortwährend sich verändern und wahrscheinlich derselben Person nie mehr als einmal so oder so erscheinen, feste Züge erkennen und ihre Identität beschwören. Aber das schrecklichste und gefürchtetste Gesicht, das so die Sage geschaffen, ist das gespenstische Paar zu Pferde (the ghost-riders). Der canadische Engagé bekreuzt sich und der Otto oder Omaw-whawkrieger legt die Hand auf sein Metawauann, wenn er von der fuchtbaren Erscheinung spricht.

Die das Gespenst gesehen, beschreiben es als zwei riesenhafte, mit den Armen fest verschlungene Gestalten auf einem gleichfalls geisterhaften Pferde. Der Mann, gräßlich abgemagert und mit schauerlich verzerrten Zügen, ist offenbar ein Weißer; das Gesicht des Weibes, leichenhaft eingesunken, gibt die Indianerin zu erkennen. Das Roß mit seiner Last sprengt, wie von unsichtbarer Hand gejagt, unaufhaltsam durch die Wüste.

Die allgemein geglaubte Sage, welche die Geschichte der beiden, zu diesem schauerlichen Ritt verurtheilten Unglücklichen erzählt, ist höchst bezeichnend für das ganze Wesen der Eingebornen, besonders aber für ihren Hauptcharakterzug, den unauslöschlichen Racheburst. Das Motiv der Geschichte Mazeppes ist hier in den schrecklichsten Bildern ausgemalt. Wir geben vielleicht ein andermal diese indianische Sage, wie sie Hoffmann erzählt; hier vorläufig nur das Gerippe.

Ein indianischer Jäger von unbekanntem Stamme hatte sich in einsamer Gegend unweit eines spanischen Postens mit einem jungen, reizenden Weibe niedergelassen. Ein Spanier, mit dem er durch den Handel bekannt wurde, warf verlangend sein Auge auf die junge Frau, konnte aber seinen Zweck nur dadurch erreichen, daß er den Mann durch einen Auftrag mehrere Tage entfernte. Als dieser heim kommt, findet er sein Weib wahnsinnig; die Aeußerungen, die ihr entfallen, lassen keinen Zweifel, was vorgegangen, und sie stirbt in seinen Armen. Jetzt brütet der Indier den schauderhaftesten Rachegedanken aus, der je in eines Menschen Herzen aufgestiegen. Er schleicht sich bei Nacht in das Haus des Spaniers, entführt den Geknebelten auf fast wunderbare Weise und schleppt ihn dahin, wo er die Leiche seines Weibes versteckt. Er fesselt ihn und die Leiche, Gesicht gegen Gesicht, zusammen, bindet sie auf ein Pferd, jagt dieses in die Wüste und sprengt hinterher, das beladene Roß immer wieder aufjagend, viele Tage lang, bis endlich der Tod den furchtbar Gefolterten erlöst. — Was aus Taingaro, so hieß der Indier, geworden, weiß man nicht gewiß. Nach Manchen ist er noch am Leben und führt eine Bande wilder Schwarzfüße; nach Andern ist er längst auch in das Land der Geister gegangen, und wenn das Gespensterpaar seinen Ritt macht, so schwebt hinterher die grausige Gestalt des wilden Kriegers und jagt sie über die unermeßliche Ebene der großen amerikanischen Wüste.

Die Wachskerze.

(Fortsetzung.)

Unser Gourmand merkte dies, und gleichsam um unsere Verwunderung und unseren Neid offen herauszufordern, that er das Unglaubliche. Die unverträglichsten Dinge mischte er zusammen, die unverdaulichsten Compositionen, wahre Gifte, verzehrte er lächelnd; es fehlte nur noch, daß er Steine aß oder glühendes Blei verschluckte. Ein alter Oberster, der vor dem langen Herrn die Kunst des Apicius auf die höchste Staffel gebracht, trat, ärgerlich, sich entthront zu sehen, zu ihm und sagte

mit drohender Miene: „Herr, Sie müssen durchaus einen geliehenen Magen haben; es ist nicht anders möglich. Seinem eigenen muthet man dergleichen nicht zu." — Wir lachten Alle, aber der lange Herr machte ein sonderbares Gesicht, das halb nach Bestürzung, halb nach Spott aussah. Er murmelte einige unverständliche Worte und entfernte sich bald darauf aus unserer Gesellschaft.

Ein paar Tage darauf veränderte ich meine Wohnung und nahm in einem Hotel einige wohleingerichtete Zimmer. An einem Nervenkopfschmerz leidend, hatte ich mir gerade eine abgelegene Seite des Hauses ausgesucht, weil ich hier versichert seyn konnte, von keinem unbequemen Nachbar beunruhigt zu werden. Dennoch, gleich in der ersten Nacht, erwachte ich, von einem lauten Wortwechsel aufgeschreckt, der dicht neben mir geführt wurde. Ich unterschied die Stimmen und erkannte an der einen sogleich den langen Herrn. Er war offenbar in einem Gespräch mit seinem Diener, aber dieses Gespräch war zu seltsamer Art, als daß ich es nicht hier in der Kürze wiedergeben sollte.

„Ich sage Euch, seht Euch nach einem Andern um, der Lust hat, in Eure Dienste zu treten." — „Wie, Unverschämter, so hältst du deinen Vertrag?" — „Und haltet Ihr denn den Eurigen? Ihr habt wie ein wahrer Teufel meinem Magen mitgespielt." — „Du meinst die Schüssel mit in Butter gebratenen Pilzen?" — „Ich sage Euch, diese verdammten Pilze waren Leder, vergiftetes Leder. Es ist jezt nicht die Jahreszeit für Pilze; ich sagte es Euch gleich." — „Du irrst; im Almanac des Gourmands —" — „Ei! der Almanach hat gut reden; er leiht Euch nicht den Magen, wie ich es thun muß. Aber meine Geduld ist zu Ende; ich fordere meinen Abschied." — „Du erhältst ihn nicht, wohl aber drei Dukaten wöchentlich Zulage." — „Drei Dukaten? Nein, nein, ich nehme sie nicht. Ihr verführt mich nicht weiter. Ich will als ein ehrlicher Mann mit meinem Magen für mich leben." — „Bist du von Sinnen? Und jezt gerade willst du entwischen, da die neuen Leckerbissen angekommen sind, die ich bestellt habe? Ich gebe dir sechs Dukaten Zulage, hörst du? sechs Dukaten!" — „Gebt mir zwölf, und ich bleibe nicht." — „Ha! ich will dich züchtigen; ich will anfangen Steine zu essen. Du sollst bitter zu leiden haben für diesen Uebermuth, Schändlicher! Ich will sechs, ich will zwölf Mahlzeiten am Tage zu mir nehmen. Ich will" — „Halt! nicht weiter! ich sterbe! Gebt mir die zwölf Dukaten, und ich will es noch eine Weile mit ansehen. Aber Eines sage ich Euch: wenn Ihr wieder, wie lezthin, großthut mit einem Magen, der Euch nicht gehört, so zerreiße ich, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, alle Bande, die magnetischen und nicht magnetischen, und lasse Euch im Unglück sitzen, gerade in dem Augenblick, wo Ihr es am wenigsten vermuthet." — „Du bist ein Ungeheuer, Franz; aber es sey!"

Hier hatte die Unterredung ein Ende, und ich hörte nur noch den langen Herrn beim Weggehen auf der Flur die Worte fluchen: „Zwölf Dukaten! — Er bringt mich an den Bettelstab — aber er muß sie haben, denn ich darf es nicht wagen, ohne ihn die Harveysauce über die Lippen zu bringen. Ha! ich will ihn aber dennoch züchtigen, den Unverschämten: ich esse morgen ein Gemisch von saurer Milch, sauren Gurken, Honig und Oel, ein indisches Gericht, von dem der Almanac des Gourmands selbst nichts weiß."

Aber er aß es nicht. Ich sah ihn mehrere Tage in übler Laune herumschleichen und unsere lustige, gutbesezte Tafel meiden. Ich erkundigte mich im Gasthofe und erfuhr, daß Franz krank sey. Das Gespräch in der Nacht hatte ich wie einen seltsamen Traum vergessen; jezt kam es mir wieder in den Sinn, und ein paar Minuten darauf stand ich in dem Mansardenstübchen und vor einem der wunderlichsten Originale, die ich jemals gesehen. Ein breitschultriger, noch ziemlich junger Bursche, mit den unverkennbarsten Zügen von Gutmüthigkeit und Heiterkeit im Gesichte, saß mit verbundenem Kopfe und in einer träumerischen Stellung am Fenster vor einem Tischchen, auf dem er schmuzige Kartenblätter auslegte. Nach den ersten Grußen gab ich mich als einen Arzt zu erkennen.

„Ah," sagte Franz plötzlich sehr ernst und mich mit seinen kleinen, tiefliegenden Augen mißtrauisch anblickend, „Sie kommen wohl, von meinem Herrn gesendet; aber seyen Sie so gütig, ihm zu sagen, daß er vor Ablauf dieser Woche keine Einladung zu einem Mittagsmahle annehmen soll." — „Ei, Franz, ich will thun, um was Ihr mich bittet, obgleich ich nicht begreife, warum Euer Herr sich eine so sonderbare Forderung soll gefallen lassen." — „Gleichwohl wird er sich's gefallen lassen." Er machte eine listige Miene, drückte meinen Fuß leise mit dem seinigen und sagte: „Die Sache hat ihren Grund." — „Könnt Ihr mir den nicht angeben?" Franz sah sich vorsichtig im Zimmer um und sagte dann leise: „Sie sind wohl auch einer von den Gelehrten, Herr Doktor, und bekannt mit den sogenannten „Kräften der Natur?" — „Gewiß, Franz. Aber was hat das mit dem Mittagsmahle Eures Herrn zu thun?" — „Sehr viel; hören Sie mich nur an; aber Sie müssen mich nicht verrathen. Denn ich sage Ihnen, so ein magnetischer Vertrag oder Rapport, wie mein Herr ihn mit mir abgeschlossen, ist nicht Jedermanns Sache, und ich weiß nicht, ob nicht selbst die hohe Obrigkeit, wenn das Ding bekannt würde, ein Wort drein zu sprechen hätte. Aber das bei Seite. Der Lärm in der Pfenningkneipe vor einigen Tagen entstand deshalb, weil die dort versammelten Taglöhner und Handwerksbursche mir nicht glauben wollten, daß

eine Austerpastete mit einem Glase Johannisberger schwerer zu verdauen sey, als mit einem Glase Bordeaux."

(Fortsetzung folgt.)

Zur Kulturgeschichte.

Anekdotisches.

— Gegen das kleinstädtische Hutabziehen eiferte man schon im 16ten Jahrhundert in Handelsstädten. In der Tafelordnung für die fremden Kaufleute in Frankfurt vom Jahr 1558 heißt es: „Welcher gegen den Andern den Hut oder Baret rucket oder abziehet, der gibt einen Kreuzer."

— Bologneser, oder eigentlich Malteserhunde zu halten, war wenigstens schon zu Ende des 16ten Jahrhunderts bei dem deutschen Frauenzimmer Sitte. Fischart († um 1594) singt von den Weibern:

Auß was für ursach haben sie
Die Hündlein bei ihn spat und früh,
Und wenden so groß Kosten dran,
Das fies auß Malta kommen kan?

Schon bei den Griechen war die melitanische Abart besonders beliebt.

— Nicht nur Geschützkunde, Weinbau, Buchdruckerei, Uhrmacherkunst und Anderes haben die Russen von den Deutschen gelernt, sondern sogar Krebse und Salat essen. Olearius († 1671) sagt in seiner moskowitischen Reise: „Lactuca und andern Salat haben die Russen niemals gepflanzet, noch geachtet, viel weniger gegessen, sondern haben die Deutschen bei Nießung desselben ausgelacht; nun aber beginnen etliche auch mit anzubeißen." — Krebse aßen sie zu Olearius Zeiten noch nicht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, März.

(Schluß.)

Reformen.

Die Regierung hat durchaus nichts gespart, um das Hospital und das Gefangenhaus für schlechte Weibspersonen in dem prächtigen Lokal des Ergastolo bei Turin so vollständig zu machen als möglich. Beide Anstalten sind gleichfalls den Soeurs grises anvertraut und haben eine gemeinschaftliche Direktion. Alle Maßregeln, die ohne die Annahme des Pönitenzsystems möglich sind, werden hier zur Besserung dieser unglücklichen Geschöpfe angewendet. Zwei Geistliche besorgen den geistlichen Unterricht und den Gottesdienst. In der Mitte des Gebäudes ist eine Kapelle, zu deren Emporkirchen die Gefangenen gelangen können, ohne von den Weibern anderer Abtheilungen bemerkt zu werden. In alle Zweige der innern Einrichtung sind die Verbesserungen der neuern Zeit eingeführt. So wird das ganze Haus durch einen Ofen mit heißem Wasser geheizt; in einem Sparofen werden alle Speisen gekocht, und sinnreiche Maschinen vertheilen sie in die verschiedenen Stockwerke. Eine große Dampfmaschine sorgt für den großen Bedarf an weißer Wäsche, der in dieser Anstalt wesentlich nothwendig ist. Alle nicht kranke Gefangene sind beschäftigt. Die Correktionellen werden in sieben-und-neunzig Zellen verwahrt. Außer den Geistlichen darf kein Mann in dieses Haus, eben so wenig in das zu Pallanza. — Die ersten Versuche, die schon vor einigen Jahren angestellt wurden, waren nur die Vorläufer von bedeutenderen. Denn während der Graf Barbaroux — dieser berühmte Rechtsgelehrte und Verfasser des neuen Civilgesezbuches — an einem neuen Criminalcoder arbeitet, beauftragte der König den Grafen Pralormo, einen allgemeinen Plan für die Pönitenzreform im ganzen Königreich abzufassen. Diese Ausarbeitung liegt nun vor und beweist, daß dieser Staatsmann alles über den Gegenstand Erschienene gelesen, daß er die in Frankreich ausgesprochenen glänzenden, aber gewagten Ideen eben so sicher vermieden hat, als die Zweifel, welche von den Feinden aller Fortschritte der Wahrscheinlichkeit des Erfolgs entgegengesezt worden sind; in seinen Plan nahm er nur auf, was die Erfahrung als entschieden vortheilhaft erkannt hat. In diesem Sinn ist auch das vor Kurzem erschienene königliche Patent, welches die folgenden wichtigen Punkte festsezt: Absolute Trennung der Geschlechter, der jungen Sträflinge von den Erwachsenen, der bloß Angeklagten von den Verurtheilten; die Gefängnisse für jene sollen unter der Aufsicht der Justiz, diese hingegen unter dem Minister des Innern stehen; das Centralgefängniß für die Frauen zu Pallanza soll so vergrößert werden, daß es alle weibliche Sträflinge aufnehmen kann; es sollen drei große Pönitenzhäuser, jedes zu fünfhundert Zellen, für erwachsene männliche Sträflinge errichtet werden; in allen soll absolutes Stillschweigen mit gemeinschaftlicher Arbeit eingeführt werden; ganz neu und sehr wohlthätig ist die Errichtung eines Pönitenzhauses mit vierhundert Zellen für junge Gefangene, das in der Generala errichtet werden soll, mit einer großen Oekonomie, wo die Sträflinge außer ihrem Elementarunterricht und den Industriearbeiten auch mit Ackerbau beschäftigt werden sollen. Für alle diese neuen Anstalten sind für die ersten Kosten zwei Millionen angewiesen. — Zu gleicher Zeit läßt die Regierung für's Erste in den für Angeklagte bestimmten Gefängnissen in den Provinzen alle Verbesserungen anbringen, die bei der schlechten Bauart nur immer möglich sind.

Dies ist ein Theil der Reformen der sardinischen Regierung, und diese Verbesserungen wurden in einigen Jahren ohne Geräusch, ohne Zeitungslärm ausgeführt, dafür aber mit positiven Resultaten. Diese Regierung hat nicht wie Frankreich jedes Jahr mit großen Kosten einen neuen Commissär in die Schweiz geschickt, um die Pönitenzhäuser in Genf, Lausanne und Bern nach Bau, innerer Einrichtung, Verwaltung, Polizei und Resultaten zu untersuchen. Die Journale sprachen nicht täglich von Reformprojekten, die Regierung hat nicht ganz verkehrt damit angefangen, Pönitenzhäuser einzurichten, bevor ihre Criminalgesezgebung mit dem neuen System in Einklang gesezt war; dagegen ging sie zuerst an leztere Verbesserung und sprach nicht eher von ihren Planen, als bis sie auch deren Ausführung mit Eifer auf allen Punkten begann.

Auch in der Lombardei beginnt die Reform der Gefängnisse, und was in Piemont geschieht, wird gewis dort beispielgebend guten Einfluß haben. In Neapel und Sicilien werden gleichfalls zwei große Pönitenzhäuser gebaut. So tritt denn auch Italien auf die Bahn wahrer Fortschritte, und in diesem Lande spricht man nicht so viel wie anderwärts von materieller und moralischer Entwickelung, sondern man führt sie wirklich herbei.

Beilage: Kunstblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 92.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 17. April 1839.

Das, was geschehn ist, kränkt mich nicht so tief,
Allein das kränkt mich, was es mir bedeutet.

Goethe.

Aus dem Leben der Deutschen in Rußland.

Der deutsche Hauslehrer.

Rußland ist besonders seit der Dampfschifffahrt für uns gleichsam ein Nachbarhaus geworden, durch dessen helle Fenster wir alle Innerlichkeiten desselben übersehen, und die, welche es bewohnen oder betreten, bei allem ihrem Thun beobachten können. Dennoch möchten noch einige Winkel seyn, die sich nicht mit einem schnellen Blicke übersehen lassen, und wer auch diese durchspäht hat und den Beobachter darauf hinweist, thut vielleicht etwas nicht ganz Unverdienstliches.

Beobachten wir zuerst die Ankunft und die Eingewöhnung deutscher Hauslehrer in St. Petersburg. Man muß das Wörtchen deutsch betonen, weil ein französischer oder englischer Ankömmling dieses Standes eine andere Aufnahme zu erwarten hat, als ein deutscher. Der sogenannte gebildete Theil der russischen Nation scheint mit der französischen beinahe verschwistert; der Engländer stellt sich ihr durch den Reichthum oder die Idee desselben gleich.

Der junge deutsche Gelehrte, dessen Ankunft wir belauschen wollen, gab, um einem vielversprechenden Rufe nach Rußland zu folgen, eine Professur auf; dies diene nur als Beweis seiner Tüchtigkeit. Zwei Söhne eines russischen Fürsten sollten ihm anvertraut werden. Seine Ankunft wurde erwartet, aber keineswegs Vorbereitungen dazu getroffen. Vorbereitungen auf Personen zu treffen, welche gewissermaßen in Dienste genommen werden, würde in vornehmen russischen Häusern kleinlich, ja bürgerlich genannt werden, da in einer Stadt wie Petersburg Alles im Momente für blanke Silber- oder leichte Papierrubel zu haben ist. Ob das im Flug Gekaufte haltbar oder mangelhaft ist, darnach wird in Fällen wie der vorliegende nicht gefragt; hier entscheidet vielmehr die Wohlfeilheit. Weit wohlfeiler als der deutsche in Rußland angesiedelte Handwerker ist unbezweifelt der russische. Der Russe ahmt Alles nach, was Andere produziren; er gibt ihm dieselbe Politur, nach der Haltbarkeit fragt er nie.

Der berufene Hauslehrer kommt an; er tritt in das Bedientenzimmer des Hotels, an welches er adressirt ist. Es ist zur Winterszeit; er hat den nur leicht gefütterten Mantel, wie ihn das Klima seines Vaterlandes nicht wärmer erheischte, noch auf den Schultern. Hiemit begeht er gleich beim Eintritt ein paar Verstöße gegen russische Sitte, welche ihn in den Augen der im Zimmer versammelten Dienerschaft herabsetzen. Um vor ihr gewichtig zu erscheinen, hätte er einen theuren Pelz oder doch einen dick wattirten, mit schwerem Seidenzeug

gefütterten Mantel haben müssen. Er würde mit nachlässigem Anstande einem von ihnen gewinkt haben, ihm die Hülle abzunehmen, oder er hätte, noch besser, sich dieselbe schon eine Treppe tiefer von dem dort stehenden Schweizer abnehmen lassen. Er gibt sich in flüchtigen Worten als das, was er ist und hier werden soll, kund und verlangt angemeldet zu werden. Das Nimetzky Utschital, was auf Russisch deutscher Hauslehrer bedeutet, wird von den Dienern eben nicht mit Kennzeichen besonderer Achtung wiederholt. Es nehmen auch diese Leute, bis auf den, welcher geht, den Angekommenen zu melden, sofort die Gegenstände ihrer Unterhaltung, in welcher sie gestört worden waren, wieder auf. Ein Paar spielen Damen, Einer liest einen russischen Roman, die Andern schlafen. Den Fremden läßt man stehen, ohne ihm den Mantel abzunehmen oder sich weiter um ihn zu bekümmern.

Die Person, welche endlich kommt, ihn zu begrüßen, ist ebenfalls ein Fremdling in diesem Lande; daher bleiben bei ihrem Erscheinen die Dienstleute in ihren bequemen Stellungen, oder nehmen dieselben augenblicklich wieder an, sobald sie inne werden, daß der Herauskommende kein Glied der herrschaftlichen Familie ist. Denn es steht für den russischen Leibeigenen oder auch für den gemietheten Diener geschrieben: sobald einer deiner Herren dir naht, und wäre es auch nur das von der Amme vorübergetragene Wiegenkind, sollst du Front machen. Der dienende Russe ist in diesem Manöver so eingeübt, daß seine Bewegung dabei rein maschinenmäßig erscheint. Das Oeffnen der Thüre des Zimmers, in welchem sie sich eben befinden, ist die Feder, welche die Maschine in Bewegung setzt. Spaßhaft ist es anzusehen, wenn sie in dem Eintretenden nur einen im Hause angestellten Ausländer erblicken. Einige erheben sich dann halb, andere lüften so zu sagen nur die Flügel.

Jeder menschlich fühlende Ausländer würde ja, wenn ihm jenes Frontestehen gleich dem Eingebornen zu Theil werden sollte, dasselbe ein für allemal abschaffen. Es liegt für den Feinfühlenden sogar eine Art Trost in diesem Mangel äußerer Ehrerbietung gegen ihn, und dennoch ist zugleich etwas Verletzendes damit verbunden. Die Aeußerungen dieses Mangels an Achtung für seine Person sind zuweilen so derb, daß sie das Spaßhafte verlieren. Soll er sich in solchen Fällen gegen die Herrschaft beschweren? Welcher wahrhaft Ehrliebende möchte dies? Niemand aber erwarte, daß die Herrschaft selbst, so hochgebildet dieselbe sonst sich zeigen mag, nach eigener Beobachtung jenes Uebelstandes demselben abhelfen werde. Es muß ein für allemal bemerkt werden, daß jene Bildung vom Kern des Menschen heraus, welche ihn empfindlich für die kleinste Verletzung der Rechte Anderer macht, bei dem russischen Adel durchaus nicht gesucht werden darf, so viele andere rühmliche Eigenschaften dieser auch sonst aufzuweisen haben mag. Sein Irrthum über diesen Gefühlspunkt wird ihm zu frühe eingeimpft, um ihm nicht zur andern Natur zu werden. Die Meisten, welche in dieser Beziehung sündigen, bleiben zeitlebens unzurechnungsfähig. Diese nur in zwei Stände getheilte Nation hat keinen Begriff von den scharfen Ecken, welche aus dieser schroffen Scheidung entstehen, noch wie an diesen Ecken sich anderer Nationen zärtere Gefühlsorgane verletzen können.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wachskerze.

(Fortsetzung.)

„In der That? Und was war das Ende des Kampfes?" — „Sie schlugen mit Knitteln nach mir, weil sie nicht glauben wollten, daß ich wenigstens hundert Mal im Jahr habe erfahren müssen, daß der Johannisberger und die Austern sich schwerer im Magen mit einander vertragen als Bordeaux und Austern." — „Du hast vollkommen Recht; aber das Eine schmeckt besser als das Andere." — „Davon kann ich nicht urtheilen," entgegnete Franz verdrießlich und schob an seiner Kopfbinde. — „Nicht? und du willst es hundert Mal im Jahre gegessen haben?" — „Gegessen? das sagte ich nicht. Meinen Sie, ich sey reich genug, Austern und Johannisberger zu genießen? Verdauen hab ich sie müssen, während ein Anderer sie gegessen." — „Ihr seyd ein Spaßmacher," rief ich aufstehend, „oder etwas verwirrt im Kopfe. Ich habe keine Zeit zu Euren Scherzen." Franz sprang auf, als ich Miene machte, fortzugehen, nöthigte mich wieder auf den Stuhl zurück und rief bittend: „Bleiben Sie doch, mein gelehrter Herr. Ich sehe schon, ich muß Ihnen Alles berichten. Setzen Sie sich."

Ich nahm meinen Platz wieder ein und Franz hob an zu erzählen: „Es sind jetzt drei Jahre her, daß ich mein vergnügliches Leben, das ich früher führte, verlassen, um in diese Sklaverei hier mich zu begeben. Sie müssen wissen, daß ich ein sogenannter Eisenfresser bin, wie ihn das Volk nennt, das heißt, ich zog auf den Märkten herum und verschluckte vor den Augen der Menge Steine, Holz, Stückchen Eisen und dergleichen Leckerbissen mehr. Ich hatte meinen Magen von frühester Jugend auf an diese Liebkosungen gewöhnt, und er verlangte keine andere. Nur an hohen Sonntagen und Festen setzte ich ihm als ganz besonderen Braten ein paar fette Spinnen oder einen lebendigen Frosch vor. Die Sachen gingen ganz nach Wunsch, da mußte der Gott sey bei uns den langen Herrn herbeiführen. Er sah

mich an, bewunderte meinen Appetit und — aber mein Herr, was jezt kommt, geht in das dunkle Gebiet der Naturwissenschaften über; ich weiß in der That nicht, ob Sie darin bewandert sind?"

„Seyn ohne Sorgen," sagte ich lächelnd, und Franz fuhr fort: „Ihre Miene sagt mir schon, daß Sie nicht die gehörigen Einsichten haben, denn Sie lachen: hier ist nichts zu lachen. Aller Spaß hört auf, wenn das Wort „Magnetismus" genannt wird. Um kurz in meiner Geschichte zu seyn, will ich in dürren Worten das Folgende berichten. Der lange Herr war damals durchaus nicht so gesund und kräftig, wie er jezt ist; er litt am Unterleibe und war das verdrießlichste Geschöpf, das je die Sonne beschienen hat. Dennoch, wie gesagt, blickte er mich mit einem wohlwollenden Auge an und beschied mich zu sich in seine Wohnung. „Willst du zehn Dukaten monatlich haben, wenn du in meinen Dienst trittst?" fragte er mich. „Warum nicht?" erwiderte ich lachend; denn ich hielt den ganzen Antrag für einen Scherz; aber der Lange sah sehr finster aus und sagte: „Bedenke dich wohl; ich gebe dir drei Tage Zeit." — „Und was ist mein Geschäft?" fragte ich. — Er sah mich eine Weile an und sagte dann: „Ich werde essen, und du sollst für mich verdauen." — In meinem Leben hatte ich eine so seltsame Rede nicht gehört; ich fragte daher einige Mal, ob ich auch recht verstanden; als er mir aber immer dieselben Worte wiederholte, und dabei so streng aussah, als spräche er von Tod und Ewigkeit, schlug ich ein lautes Gelächter auf. Er verwies es mir und nannte mich einen Einfaltspinsel, der keine Ahnung habe von dem dunkeln Gebiete der Naturkräfte. „Ich liebe es sehr, gut zu essen," sagte er nach einer Weile, „und ohne mich gerade übermäßig zu rühmen, kann ich behaupten, daß ich dazu bestimmt war, etwas Großes in dieser Kunst zu leisten; denn es ist eine Kunst, wie jede andere; aber die Natur hat mir, meiner Zunge zum Hohn, einen erbärmlichen Magen gegeben. Ich bin in der Lage eines Mannes, der Kräfte in sich fühlt, die Welt umzugestalten, und der sich damit begnügen muß, in irgend einem Dorfe einen Haufen ungezogener Buben das ABC zu lehren. Du bist mein Mann: meine Zunge und dein Magen gehören zusammen, und was der blinde Zufall trennte, wollen wir durch die Kunst vereinigen."

„Diese Rede konnte ich eben so wenig wie meine Kieselsteine verdauen. Ich verstand keine Sylbe davon; allein auf das Verstehen war es hier auch gar nicht abgesehen. Mein Herr, als er sah, daß ich einwilligte, brachte seinen Apparat zusammen und begann seine geheimnißvollen Hand- und Kopfbewegungen. In Folge dieser — weiß ich doch jezt noch nicht, wie es kam — schlief ich mitten am Tage und ohne die mindeste Lust dazu ein, und schlummerte zwei, drei Tage nach einander fort. Als ich wieder aufstand, war die Sache vollkommen in Richtigkeit: mein Herr aß, und ich — verdaute. Aber ich merkte bald, daß die edle Kochkunst auf der höchsten Stufe ihrer Vervollkommnung Dinge zusammenfügt, mit denen es tausendmal schwerer ist, fertig zu werden, als mit meinen Kieselsteinen. Ich verlor in dem Grade die frohe Laune, wie mein Herr sie erhielt, und da ich die ganze Last der Gutschmeckerei zu tragen hatte, ohne ihr Angenehmes zu kennen, denn das behielt mein Herr sorgsam für sich, so stellte ich bald sehr ernsthafte Betrachtungen an und bemerkte, daß Alles in der Welt eitel sey, und daß es sich für einen Philosophen am besten schicke, Kieselsteine zu essen und dabei frei zu seyn. In der That, war es wohl nöthig, eine so spitzbubische Erfindung zu machen, wie der Magnetismus? Was hab' ich davon, daß ich in das dunkle Gebiet der Naturkräfte eingeweiht worden bin? Ich behaupte noch dazu, daß die Erfindung nicht neu ist. Haben wir Armen es jemals anders gehabt? haben wir nicht immer verdauen müssen, wenn unser Adel und unsere Vornehmen an ihren glänzenden Tafeln schmausten? Sie haben sich mit uns immerdar in einen so kräftigen magnetischen Rapport zu setzen gewußt, daß wir die Last und sie den Genuß hatten."

„Ei!" rief ich und holte Athem, wie einer, der in ein kaltes Bad steigt, „hat man wohl jemals so sonderbare Dinge gehört? Aber bei allem dem bist du übler Laune, Franz?" — „Ganz natürlich. Ich werde nach und nach unbrauchbar und der Lange wird sich nach einem neuen Diener umsehen müssen, der ihm behülflich ist, seine Studien fortzusetzen. Aber ich darf ihn gleichwohl nicht zum Zorne reizen, denn sonst verschluckt er Gift und — ich sterbe. Gewiß, das Verhältniß ist ein sehr zartes, und man hat mir gesagt, daß es bei allen Personen, die sich zu einander in einen magnetischen Rapport gesezt haben, auf eine ähnliche Weise zugeht. Der Doktor speist, und der Kranke wird satt, der Doktor schläft, und der Kranke ist erquickt, der Doktor läßt sich einen Zahn ausreißen, und der Kranke hat den Schmerz dabei. Allein dennoch weiß ich einen armen Schelm, der es noch schlimmer hat wie ich." — „Und wie ist es mit dem?" fragte ich. — „Davon ein andermal," sagte Franz kurz. „Ich bitte, rücken Sie mir die Binde zurecht." Er blickte aus dem Fenster und rief, meinen Arm erfassend: „Sehen Sie nicht? Dort geht mein Herr eben zum Gewürzkrämer, um zum Frühstück einen marinirten Aal zu essen. Eilen Sie, bester Herr, halten Sie ihn ab; sagen Sie ihm, daß das mein Tod wäre. Himmel, wie leichtsinnig geht der Mensch mit meinem Magen um!" — Ich verließ den armen, hartgeplagten Franz und habe ihn seitdem nicht wieder gesehen. Beschämt, daß wir halb und halb hinter sein Geheimniß gekommen, reiste der lange Herr bald darauf ab.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Kulturgeschichte.

Anekdotisches.

— Das Bildniß eines heiligen Vaters zu malen, war ehedem ein höchst saures Geschäft: es mußte auf den Knieen verrichtet werden. Subleyras lag auf den Knieen, als er den sonst über manche Vorurtheile erhabenen Pabst Benedikt XIV. Lambertini, malte. Mengs aber weigerte sich, in solch peinlicher, erniedrigender Stellung zu arbeiten. Die Notiz ist von Guibal, einem Schüler des Mengs.

— Junge Bären wurden noch im Jahr 1775 auf der Passauer Fürstentafel als Leckerbissen aufgestellt.

— Maria Theresia strafte mehrere Wiener Bürgerinnen um mehrere tausend Gulden, weil sie glaubten, ebensogut Amazonenkleider tragen zu dürfen, als Ihre Majestät. — Friedrich der Große verbot seinen Unterthanen auf das Strengste, sich in Purpurroth oder Veilchenblau zu kleiden, weil er sich diese Farben ausschließlich vorbehalten habe. (Mosers Hofrecht.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Verbrechen.

Aus dem Criminalprozesse gegen die Mörder der Kaufmannsfrau Renaud, dessen öffentliche Verhandlungen zehn Tage lang gedauert und beständig eine unzählige Menge Volks, sogar wohlgekleidete Damen herbeigezogen haben, war abzunehmen, wie weit es die Schelme in Paris treiben. Sie hatten ihr Verbrechen bei hellem Tage in einem Kaufmannsladen begangen, und der Tod des unglücklichen Schlachtopfers war erst nach langem Kampf erfolgt. Die Tochter der Ermordeten und der Pförtner des Hauses hatten die Mörder gesehen; auch auf der Gasse waren sie bemerkt worden, weil sie etwas von dem geraubten Silberzeug hatten fallen lassen; zulezt waren sie noch in einer kleinen Kaffeeschenke aufgefallen, wo sie unter dem Tische ihre blutigen Hände abgewaschen hatten; und dennoch hatte die Polizei viele Mühe, den Mördern auf die Spur zu kommen. Bei der Größe der Stadt kann sich ein Bösewicht gar zu leicht verbergen. Die aus dem Bagno zurückgekommenen Verbrecher, welche leider meistens schon im Bagno selbst die Plane zu neuen Verbrechen entwerfen haben, finden in der Hauptstadt alte Genossen und Hehler, die ihnen auf alle Art behülflich sind, oder sie verstecken sich bei schlechten Weibsbildern, welche den Ertrag der Verbrechen mit ihnen theilen und zuweilen ein kleines Gewerbe treiben, wodurch sie dem wachsamen Auge der Polizei zu entgehen hoffen und auch wirklich entgehen. Die Polizei pflegt zwar den aus dem Bagno zurückkommenden Verbrechern meistens eine andere Stadt als Paris zum Aufenthalt anzuweisen, aber sie schleichen sich doch oft in die Hauptstadt, und werden erst dann ertappt, wenn sie bereits neue Missethaten begangen haben. Freilich können sie in kleinen Städten ihr Fortkommen fast unmöglich finden, selbst dann nicht, wenn sie sich wirklich gebessert haben und sich durch ehrliche Arbeit ernähren wollen. Sobald man erfährt, daß es entlassene Verbrecher sind, will kein Meister, kein Fabrikant sie mehr beschäftigen, aus Furcht, von ihnen hintergangen, bestohlen oder gar ermordet zu werden. Diese Furcht ist natürlich, allein sie hat oft schreckliche Folgen. Denn diese überall abgewiesenen, von Allen gemiedenen Verurtheilten finden zulezt kein anderes Mittel, sich ein Auskommen zu verschaffen, als daß sie ihre alten Genossen wieder aufsuchen, in die großen Städte schleichen und dort neuen Raub und neue Mordthaten begehen. Je mehr die Bevölkerung Frankreichs zunimmt, und je seltener die Todesstrafe verhängt wird, desto stärker wird auch die Anzahl der Verbrecher im Bagno, und desto größer die der wieder Freigelassenen oder sogenannten Libérés, einer wahren Plage der jezigen Zeit. Wäre man so glücklich, ein Botanybay zu finden, wie das in Neu-Süd-Wales, und dort eine Deportirtencolonie für die französischen Verbrecher anlegen zu können, so würde dadurch dem französischen Reiche ein wichtiger Dienst geleistet. Bis dahin werden vorzüglich die großen Städte von dem Uebel zu leiden haben. Was dasselbe ein wenig vermindern kann, ist die große Wachsamkeit der Polizei und ihre, ich mag nicht sagen vortreffliche, aber zweckmäßige Einrichtung. Sie kann nämlich nur dadurch den Verbrechern auf die Spur kommen, daß ihre niedrigsten Agenten mit denselben, so wie mit schlechten Weibspersonen in Verbindung stehen, ja dieselben zum Verrathe an ihren Genossen durch Belohnungen aufmuntern, und die Habsucht und Treulosigkeit als Mittel brauchen, um der Justiz manchen Missethäter überliefern zu können. Dies gelingt jedoch nicht allemal, und zuweilen hat eine Räuberbande schon die Stadt oftmals in Schrecken gesezt und manchen Raub begangen, ehe es den Polizeiagenten gelingt, die Thäter ausfindig zu machen. Zuweilen kommen durch einen Fang eine Menge von Verbrechen an's Tageslicht, denen die Polizei bisher vergeblich nachgespürt hatte. Dies war auch der Fall bei den beiden Mördern der Frau Renaud, welche mit einer Diebsbande zusammenhingen, die eine Menge bedeutender nächtlicher Diebstähle begangen hatte. Der eine, Soufflard, hat sich sogleich nach dem Urtheile vergiftet; der Andere wird wahrscheinlich in Kurzem hingerichtet werden. Glücklicherweise bekommt Paris jezt nur selten eine Hinrichtung zu sehen; etwa eine oder zwei im Jahre. Sie finden des Morgens früh, und zwar an einem sehr abgelegenen Ende der Stadt auf einem kleinen Plaze statt, so daß sie für den Pöbel kein Schauspiel mehr abgeben können. Außer diesem Criminalprozesse war wohl in der lezten Zeit der des berüchtigten Wieland der merkwürdigste, einmal wegen des ganz monströsen Charakters dieses Menschen und sodann wegen seiner fremden Herkunft; dieses Ungeheuer, welches seinen Sohn Jahre lang behandelt hatte, wie man kein Vieh behandelt, und einzig darauf ausgegangen war, mit satanischem Sinne den Leib und die Seele des armen Jünglings zu Grunde zu richten, ein Verbrechen, wie sich vielleicht keines in den Annalen der französischen Criminaljustiz findet, ist leider ein Deutscher aus Regensburg. Man hat ihn zu lebenslänglicher harter Arbeit verurtheilt. Den Ehemann der bekannten Schriftstellerin Flora Tristan, welcher in der lezten Zeit wegen seines Mordanschlags auf seine Frau gerichtet worden ist, hat man nur einige Jahre auf die Galeeren geschickt, weil man in dem Betragen der Frau, die ihn zur Rache allmählig aufgereizt, einen mildernden Umstand erkannte. Wenn eine Frau ein Buch schreibt, wie die Pérégrinations d'une Paria, so muß sie sich auf die Rache ihres Mannes gefaßt machen. Zum Glücke kommt eine Glut, wie sie im südamerikanischen Charakter dieser Frau zu herrschen scheint, in unserm gemäßigten Erdstriche nicht häufig vor. Solche Ehen und solche Laster geben freilich den Predigern gerechte Ursache, über Sittenverderbniß zu predigen. Daran haben sie es auch während der Fasten in Paris nicht fehlen lassen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 93.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 18. April 1839.

Si res sola potest facere et servare beatum,
Hoc primus repetas opus, hoc postremus omittas.

Horat.

Die Wachskerze.

(Fortsetzung.)

Das Glück wollte mir so wohl, daß ich bald darauf den Leidensgenossen des armen Franz auffand, und dieses gibt eine Geschichte, die nicht minder wunderbar ist als die beiden eben erzählten.

In Frankfurt angekommen, wurde ich von meinem Bankier in das Haus eines ausgezeichneten Mannes eingeführt, an den ich Empfehlungsbriefe abzugeben hatte. Er bewohnte ein Landhaus nicht weit von der Stadt, und seine Umgebung kündigte den reichen Mann an. Ueber die Weise, wie er zu diesen Reichthümern gekommen, gab es verschiedene Stimmen. Obgleich die Erfahrung täglich lehrt, daß in unserer Zeit nichts öfter sich ereignet, als ein solcher über Nacht angewachsener und über Nacht wieder verschwindender Reichthum, wollte man doch durchaus bei Herrn Balthasar Meri einen geheimnißvollen Grund aufgespürt haben. Die Unwissenden und deßhalb noch einem poetischen Aberglauben Anhängenden sprachen von einem entdeckten Schatze, die Aufgeklärten griffen zu einer gewagten Börsenspekulation, die Gutmuthigen machten die ganze Sache mit einer splendiden Erbschaft ab. Gewiß war es, daß Herr Balthasar aus sehr niedrigem Stande war, daß man ihn vor ungefähr zwanzig Jahren zurück die Straßen von Frankfurt hatte kehren und sein Nachmittagschläfchen in heißen Sommertagen auf dem breiten Steinsitze am Bockenheimer Thore hatte halten sehen. Es konnte sonderbar scheinen, daß Herr Meri sich bei so bewandten Umständen gerade Frankfurt zu seinem Aufenthaltsorte wählte; allein er besaß die Eitelkeit des Burgers einer freien Stadt. Er liebte diese Stadt, deren krumme, dunkle Gäßchen er gekehrt hatte, an deren Thoren er einst arm und verlassen geschlummert; er liebte sie, wie ein Diener das Haus seines Herrn, das er auch das seinige nennt. Er hörte es gerne, wenn er die breite Zeil herabwandelte, daß man in seiner Nähe flüsterte: „Das ist der arme Taglöhner, der jezt ein Millionär ist, der sich mit den Bethmanns, mit den Metzlers messen kann und vielleicht noch zu der Höhe eines Rothschilds hinaufsteigt. Zieht den Hut, kleine Spekulanten der Börse! habt Achtung vor dem Manne, der aus nichts viel geworden ist!“ In unserer Zeit, wo man auf keine Vergangenheit sich stützen darf und keine Zukunft zu erwarten hat, ist der Zahlenwerth des Augenblicks allerdings die gerechteste Schätzung eines Mannes. Er hat so viel, das heißt, er ist so viel. Der Besitz, seinen schnellen Kreislauf machend, adelt immer den, in dessen Hand er sich gerade findet, auf einen flüchtigen Augenblick. Mit dem Golde

verschwindet auch der Mann; daß er nachher wirklich noch fortlebt, ist eine Sache nebenbei und von keiner Bedeutung.

Herr Balthasar Meri hörte sich also gerne einen reichen Mann nennen, aber er sezte dann immer hinzu: aber auch ein unglücklicher. Dieser Ausdruck war eine stehende Redensart bei ihm geworden, und Viele waren der Meinung, daß man seine frühere geringe Bildung daraus merke. Ich hatte, wie ich den großen blassen Mann mit den erloschenen Augen und den eingefallenen Wangen vor mir sah, auch gleich nach den ersten Bewillkommungsworten jene Behauptung von ihm gehört; aber mir kam sie nicht so ganz aus der Luft gegriffen vor. Es mag seyn, daß ich, gegen die Sitte der guten Frankfurter, doch noch einen Unterschied machte zwischen den Begriffen Glück und Reichthum. Der Mann schien mir wirklich unglücklich. Es sprach aus seinen Worten, aus seinen Mienen und Bewegungen eine stille Geschichte jahrelangen Leidens, und ich habe mich, wo ich solche Anzeichen fand, selten getäuscht. Er besaß eine große Sammlung naturhistorischer Merkwürdigkeiten, und dieser Schatz, den er fast täglich vermehrte, machte das Band aus, das ihn mit dem Leben und seinen Interessen verknüpfte. Wegen dieser Sammlung machte er Reisen, aber man sah ihn nie von diesen heiter oder gesund zurückkehren. Seine üble Laune wuchs, wenn er neue Gegenstände und Menschen sah. Er äußerte dann, wie alles draußen ihn an ein gewisses verlorenes Gut mahne, dem er ewig nachtrauern werde.

Die Mittheilungen, die ich ihm machte, vielleicht auch mehr als diese meine angeborne heitere Gemüthsart, bewogen ihn zu der Bitte, einige Tage auf seinem Landhause zuzubringen. Ich that es gerne. Er faßte Vertrauen zu mir, und als Beweis dessen zeigte er mir die Einrichtungen seines Hauses und Gartens. Es fanden sich in beiden einige Seltsamkeiten: so war in allen Zimmern kein Sopha, kein Bett zu entdecken. „Ich besitze nur Ein Bett," sagte mir mein Wirth, „und es steht im Garten." — „Wie? Sie schlafen im Freien?" — „Einst that ich es." — „Und stört Sie nicht der Wechsel der Witterung?" — „Wenn ich schlafen werde, hat kein Regen und kein Schneegestöber Macht, mich zu wecken." — „Dann müssen Sie einen festen Schlaf haben." — „Das hoffe ich — ja, mein lieber Herr, ich werde einmal schlafen, und dann auch recht fest schlafen." — Er sagte dies mit einer, vor innerer Bewegung zitternden Stimme und den Blick nach oben gewendet. Wir waren unterdessen in den Garten getreten. „Hier steht mein Bett," sagte er und zeigte auf einen verborgenen, mit drei schattigen Buchen besezten Platz. Ich erblickte, näher hinschauend, einen Leichenstein und darauf den Namen meines Wirths geschrieben. Er sah mich forschend an; ich drückte ihm die Hand, indem ich sagte: „Ich kenne dieses Bett; es wird sich darin gut schlafen lassen." — „Wirklich?" rief er und sah mich mit freudeblitzenden Augen an; „also auch Sie glauben, daß ich dort endlich werde schlafen können? Ach, ich bedarf dessen!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben der Deutschen in Rußland.

(Fortsetzung.)

Der verschriebene Lehrer ist nun zwar da, aber noch kein Zimmer für denselben bereit. Es muß sogar noch ausgemittelt werden, ob er, der aus bescheidenen Lebensverhältnissen kommt, alle die feinen Gewohnheiten kennt und mitbringt, welche seine Nähe Fürstenkindern erträglich machen kann. Man hält daher vorerst für rathsam, ihn in einem vom Hauptgebäude abliegenden Flügel einzuquartiren. Daß dieser ganz von der Dienerschaft des Hauses bewohnt, ja daß der nächste Nachbar des Neuangekommenen ein verheiratheter Mann ist, dessen keifende Frau und schreiende Kinder durch die dünnen Wände zu jeder Stunde des Tags und der Nacht sich vernehmen lassen, dies ist ein Umstand, welchen zu beachten man für durchaus überflüssig hält. Man stellt sich das Leben in kleinen deutschen Städten, selbst das gelehrter Männer mit ihren Familien und ihrer Dienerschaft, ohngefähr ganz so vor, wie das russischer Kleingüterbesitzer, der Inhaber weniger Seelen, die mit den Leibern derselben in guter Gemeinschaft leben. Bedienen im vollsten Sinn läßt sich der Russe, sobald er das Prädikat Herr sich auf irgend eine Weise aneignen kann. Dieser Bedienung aber mit der größten Bequemlichkeit froh werden zu können, ist sein zweiter, echt nationeller Wunsch. Das Zimmer oder die Abtheilung, in welchem seine Dienerschaft sich aufhält, ist in jenen kleinen Häusern, die selten mehr als ein Stockwerk haben, nur durch eine dünne Bretterwand, oft sogar nur von halber Höhe, von denen der Herrschaft geschieden. Nur die sogenannten Schwarzen, d. h. Ofenheizer, Holzmacher, Wäscherinnen und Scheuerfrauen, wohnen in eigens für sie bestimmten Nebenhäusern. Der Diener, welcher der Herrschaft beim Essen die Fliegen abwehrt, die Köchin, welche die Speisen bereitet, die Näherinnen wohnen im Vorzimmer, welches häufig zugleich die Küche ist. An Kindern fehlt es in Rußland in keinem Lebensverhältnisse, so glich auch nicht in diesen Vorzimmern. Die nassen Schafpelze, die mit Hanföl eingeriebenen Stiefeln der da Wohnenden liegen umher. Der Duft und der Lärm, welcher da vorwaltet,

theilt sich dem ganzen Häuschen mit, es werde dies nun von einem kleinen Edelmann, einem Geistlichen oder einem bei der Verwaltung größerer Güter Angestellten bewohnt. Kein Wunder, wenn Begriffe, wie genügsam der Mittelstand in den Ansprüchen auf manche Lebensbequemlichkeiten ist, sich bei denen festsetzen, welche sich allein zu höheren Ansprüchen berechtigt glauben. — Wenn nun mit ganz andern Erwartungen hergekommene Ausländer gleich bei ihrer Ankunft auf vorgefaßte Meinungen solcher Art stoßen, so möchten sie am liebsten sich ein augenblickliches Linksum! zurufen. Dann aber ist es gewöhnlich zu spät, oder die zur Rückreise erforderliche Summe mußte erst erworben werden, und bis dies geschieht, hat er sich einigermaßen eingelebt.

Eine zweite, für den, der wirkliche Bildung nach Rußland bringt, nicht ohne Demüthigung abgehende Einrichtung ist das jetzt herkömmliche Examen, welchem ein Jeder, der in irgend einer Art dort Geschäfte treiben will, sich unterwerfen muß. Die Einrichtung selbst ist so lobenswerth als nothwendig, da früher französische Schneiderlehrlinge sich als Sprachlehrer, Soubretten als Gouvernanten einschmuggelten. Einige dabei vorkommende Clauseln müssen aber den wirklich Talentvollen verletzen. Nicht eher, als bis auch er geprüft ist, so entschieden auch der Ruf für ihn sprechen mag, darf er seinen Unterricht, man denke! selbst in Privathäusern beginnen, oder vielmehr, nicht eher, als bis der Meister vom Stuhl sein probatum est über ihn ausgesprochen hat, glaubt man ihm trauen zu dürfen. Es kann sich dann wohl fügen, daß einer der Examinatoren abwesend oder krank ist und das Examen Wochen-, ja Monatelang verschoben werden muß; und es gesellt sich dann zu ohnehin selten sogleich bequemer Existenz noch gezwungene Unthätigkeit, die um so lästiger wird, je redlicher der, durch glänzende Versprechungen aus früherer Lebensbahn Gerissene seine Zeit anzuwenden gewohnt war. Ein junger in Paris lebender deutscher Gelehrter wurde durch sehr glänzende Versprechungen nach Kurland gelockt und hatte den Muth, nachdem er Alles, was in der Ferne geschienen hatte, in der Nähe betrachtet, nach wenigen Wochen wieder umzukehren. Es ist Schade, daß seinem Beispiele nicht Mehrere folgen können. — Es muß anerkannt werden, daß Rußland auch in wirklicher Gelehrsamkeit Fortschritte gemacht und bedeutende einheimische Köpfe aufzuweisen hat; allein es wird Jedem, der näher hinzutritt, klar werden, daß es über dem Besitz schon die Mittel, durch welche es zu demselben gelangte, vergessen hat. In sich selber glaubt es jetzt die Kraft und die Fähigkeit zu besitzen, Neuhinzugekommene richtig zu wägen.

Hat endlich der Examinatoren allgemeines Lob, ja ihr Erstaunen den, welcher Fürstensöhne zu Gelehrten bilden soll, sanctionirt, so sind damit noch nicht alle Dornen seines neuen Weges auf die Seite geräumt. Sind seine Sitten rein, so sind sie in der Regel auch einfach; ist er treuherzig, so wird er nicht gewandt seyn. Kommt er aus dem Innern Deutschlands, so sind seine Kleider schwerlich nach der Angabe des neuesten Modeblattes gemacht. Er wird wahrscheinlich gut französisch verstehen, im Sprechen aber ungeübt seyn. Zu der in französischer Sprache geführten Unterhaltung bei Tische wird er daher nichts beitragen können. Er wird sich bald einsam in einem belebten Kreise fühlen, er wird es noch mehr werden an Tagen, wo andere russische Große zur Tafel gezogen werden. Alle haben, wie jetzt herkömmlich, die deutsche Sprache in ihrer Jugend erlernt, auf Reisen oder während des Krieges sie geübt; sich jedoch, um einem untergeordneten Anwesenden gefällig zu seyn, derselben in der Conversation zu bedienen, das liegt außer dem Bereiche ihrer Höflichkeit. Das Nichtachten oder Uebersehen der Person, die künftig den Kindern des Hauses eine bedeutende Instanz werden soll, macht diese, die sonst recht gute Kinder seyn können, scheu, zurückhaltend gegen ihren neuen Lehrer. Das nothwendige Band der Liebe und des Vertrauens zwischen Schüler und Lehrer webt sich nur äußerst langsam.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Kulturgeschichte.

Anekdotisches.

— Marie Louise legte als Verlobte Napoleons die 550 Stunden von Wien nach Paris in 15 Tagen zurück. — Die Reise der spanischen Prinzessin Marie Anna von Madrid nach Wien zu ihrem Verlobten, dem nachmaligen Kaiser Ferdinand III., dauerte nicht kürzer als ein Jahr und neun Monate, d. h. 655 Tage. Man konnte also nicht sagen, Marie Anna sey ihrem Bräutigam entgegen geflogen; dies gestattete aber auch nicht die spanische Grandezza.

— Dauphin Ludwig, Sohn Königs Karl VII., wagte im Jahr 1444 einen Einfall in die Schweiz und das Elsaß. Die Unternehmung mißglückte; aber merkwürdig ist, was Ludwig bei dieser Gelegenheit äußerte: „der ganze Landstrich zwischen Galliens Grenzen und dem Rhein gehöre der Krone Frankreich, und er werde deßhalb Straßburg belagern.“ — Solche Entwürfe hegten also Frankreichs Beherrscher schon zu einer Zeit, wo sie noch mit ihren eigenen Vasallen und noch mehr mit den Engländern um Krone und Daseyn zu kämpfen hatten.

— Vor hundert Jahren fand Johann Heumann in Göttingen vielen Beifall mit seiner Abhandlung: „Von der Erdkunde des Teufels, als er Christus versuchte.“ — Die alten Theologen hatten oft einen Anstrich von Schalkhaftigkeit, der den neuern völlig vergangen ist; dieser Zug kommt wohl auch nicht wieder, aber theosophische Schriften haben wir neuerdings entstehen sehen, welche man vor zwanzig Jahren für Unmöglichkeiten erklärt hatte.

— Am englischen Hofe war, und ist vielleicht noch, ein eigener Rattenfänger, der zum Hofstaat gerechnet wurde, 82 Pfund bezog und einen rothen Rock trug mit gelben Borten, in welche Mäuse gewirkt waren. — Bei der Prinzessin Amalie, Tochter Georgs III., war Robert Smith als Rattenfänger in Diensten. Er führt diesen Titel auf einer Schrift, die er herausgab.

— Manche Schriftsteller über die Geschichte der Erfindungen behaupten, die Gabeln, als Speiseinstrumente, seyen erst im fünfzehnten Jahrhundert in Europa in Gebrauch gekommen. — Das Wort Gabel selbst ist jedenfalls sehr alt; Gaebel, tridens, und Gabila, furca, kommen schon in Glossen des eilften bis dreizehnten Jahrhunderts vor. Doch dies komme nicht in Betracht; auch nicht die Versicherung des etwas flüchtigen Geschichtschreibers der Lebensweise der Franzosen, Legrand d'Aussy, daß Tischgabeln schon im Inventar Königs Karl V. vom Jahr 1579 verzeichnet seyen. Aber entscheidend ist Folgendes. Herrad von Landsberg, Aebtissin von Hohenberg im Elsaß, † 1195, hinterließ einen Hortus deliciarum, wenn nicht von ihrer eigenen, doch einer gleichzeitigen Hand geschrieben und bemalt. Unter diesen Gemälden kommen auch Speisetische vor, versehen mit Messern und Gabeln. — Nach Talleyrand ist die Gabel der augenfälligste Maßstab der Kultur: nicht zu sprechen von den Elenden, welche sie gar nicht kennen, wie weit ist Alles noch da zurück, wo man sich der dreizinkigen oder gar zweizinkigen eisernen Gabel bedient! Erst die vierzinkige aus Silber oder Vermeil ist die gastronomische Gefährtin des höhern Menschen. Man bemerke auch, daß jene die bissige Schwester des brutalen Messers, diese dagegen die Alles mild aufnehmende Gattin des verträglichen Löffels ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Fastenpredigten. Zeitungswitz.

Wenn neuere Reisende behaupten, daß die Pariser keine Kirchen mehr besuchen, so haben sie sicher die Kirchen in dieser bußfertigen Zeit nicht gesehen. Denn auch die geräumigsten waren oft gedrängt voll, und mehrere Prediger hatten ein Auditorium, nicht, wie man oft behauptet, von alten Weibern, sondern von Leuten aus allen Ständen. Die Geistlichen sehen die Nothwendigkeit ein, sich auf Beredsamkeit zu verlegen, und von der Kanzel herab nicht nur zu donnern, sondern mit den Gebildeten zu räsonniren; daher denn auch manche Predigten sich wie wohlgesezte Abhandlungen in einer Zeitschrift ausnehmen. Einige dieser Prediger haben sich in den lezten Jahren durch solche Vorträge einen großen Ruf erworben, besonders Abbé Ravignan in der Cathedrale, Abbé Dupanloup in St. Thomas d'Aquin, und Abbé Combalot in St. Sulpice. Lezterer predigte täglich, war aber auch zulezt so ermattet, daß er mit seiner Rede kaum mehr fort konnte. In den vorigen Jahren hielt der bekannte Abbé Lacordaire, ein ehemaliger Mitarbeiter Lamennais, die sogenannten Conferenzen in der Cathedralkirche; allein durch seine Wanderungen nach Italien ist er halb ein Römer geworden, und nun, heißt es, wolle er es ganz werden, indem er in ein Dominikanerkloster zu Rom treten werde. Er hat früher die Rechte studirt; auch Abbé Ravignan ist von der Rechts- zur Gottesgelehrtheit, vom Advokaten zum Abbé übergegangen. Einige Pfarrer suchen durch Musik, besonders durch Gesang, den Gottesdienst den Weltkindern annehmlicher zu machen, was auch so wohl gelingt, daß in St. Roch zum Beispiel zuweilen gar kein Plaz mehr zu bekommen ist. Dieses ist aber leider auch die Kirche, in welcher die Beutelschneider die besten Geschäfte machen, und mehr als einmal hat man hier Taschendiebe auf der That ertappt und während des Gottesdienstes verhaftet. Wenn hier feierlicher Gottesdienst gehalten wird, so fehlt es auch selten an Polizeiagenten. Kleine Tageblätter spotten über die Andacht der Pariser in der Charwoche, und behaupten, diejenigen, welche in dieser Zeit so fleißig die Kirche besuchen, seyen dieselben, die noch vor kurzer Zeit, als Postillone oder als Elsäßerinnen oder sonst verkleidet, die rauschenden Bälle des Renaissance-Theaters mitmachten und die Nacht im Café anglais mit Champagnertrinken beschlossen, und die nun am Ostertage ihr bußfertiges Gesicht ablegen und ihren lustigen Lebenslauf wieder beginnen werden. In der Charwoche finden auch die bekannten Promenades de Longchamp statt, wenn es die Witterung erlaubt. Dieses Mal war unter den drei Tagen nur ein leidlicher; dennoch gibt es Leute, welche so beherzt sind, daß sie troz Regen und Wind die berüchtigte Promenade mitmachen, bloß weil sie sich rühmen wollen, auch da gewesen zu seyn; die Fremden versäumen nicht, sich einzufinden, und erstaunen zuweilen, daß sie hauptsächlich nur Fremde sehen, und daß sie selbst das berüchtigte Schauspiel ausmachen. Indessen gibt es doch immer reiche Leute, welche die drei Tage benützen, um in den champs élysées ihre neuen Equipagen der öffentlichen Bewunderung preiszugeben. Bekanntlich werden hier auch zum ersten Male im Frühjahr neue Moden zur Schau getragen. Dieses Jahr werden aber die Modejournale verlegen seyn, die neuen Moden anzugeben, denn sie waren, wofern sie wirklich existirten, unter den Regenschirmen und in den Kutschen versteckt; aber vielleicht sind sie dort wirklich von hellsehenden Modespähern entdeckt worden. Das Boulogner Gehölz wird jezt das ganze Jahr hindurch von so vielen Equipagen besucht, daß die Longchamptage wenig Reiz mehr haben. — Sogenannte Concerts spirituels waren diesmal sogar vom Contretanzsezer und Spieler Musard, der sich sonst in's Spirituelle nicht zu versteigen pflegt, angekündigt worden. Der Figaro nimmt von diesen Concerts spirituels Anlaß, ein satirisches Programm eines Concert spirituel mitzutheilen, welches bei Musard gegeben werden solle, und wo man folgende erbauliche Singstücke aufführen werde: „Die Freuden eines reinen Gewissens," Musik von Girardin, gesungen von Prof. Lerminier; „Laßt uns für den Ruhm, nicht für's Geld arbeiten," Hymnus von Ancelot;" „Die Vortheile eines reinlichen Anzuges," Lied von Gustav Planche (welcher immer sehr schmuzig einhergeht) u. s. w. Den armen Lerminier nehmen die kleinen Tageblätter noch oft vor: eines derselben behauptet, auf der Promenade von Longchamp habe man ihn mit einem Rocke couleur changeante gesehen. Girardin muß noch weit öfter herhalten. Anfangs wollte der Mann sich mit allen denjenigen schlagen, die es wagten, sich über seine Spekulationen lustig zu machen. Damit ist er aber schlecht angekommen; denn seitdem sind sie alle über ihn hergefallen, und er müßte sich jezt alle Tage im Jahre schlagen, wenn er jeden Verfasser einer Spötterei in den kleinern und auch wohl in den größern Tageblätter zur Verantwortung ziehen wollte. Auch hat er ja sein Tageblatt La Presse, in welchem er den Spöttern mit gleichem Maße messen kann. Uebrigens bleiben selbst gefeierte Schriftsteller, z. B. Lamartine, von dergleichen Spöttern nicht verschont.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 94.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 19. April 1839.

Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, bestimmtest. —
Rinn unterdeß, o Leben! Sie kommt gewiß
Die Stunde, die uns nach der Cypresse ruft.

Klopstock.

An Sie.

Werd' ich einst gestorben seyn,
Werden dies und das sie sagen,
Dir doch ist bekannt allein,
Wofür hier mein Herz geschlagen.

Laß sie schwatzen immerhin
Ueber dem verscharrten Herzen;
Stumm wie ich im Grabe bin,
Sey du stumm in deinen Schmerzen.

Meinen Schatten sollen nicht
Stören deines Auges Thränen,
Wenn er aus dem Sarge bricht,
Zu dir schwebt in seinem Sehnen.

Denn so lang du lebest hier,
Kann ich nicht die Erde lassen;
Ohne dich, ich sag's nur dir,
Würd' ich selbst den Himmel hassen.

Bis gebrochen auch dein Herz,
Löst sich nicht mein Bann hienieden;
Dann erst schweb' ich himmelwärts
Mit dir in der Sterne Frieden.

Justinus Kerner.

Aus dem Leben der Deutschen in Rußland.

(Fortsetzung.)

Ist der Deutsche anders gut erzogen, so ist er gewöhnt, auch seinen Befehlen die Melodie der Bitte zu geben; es ist ihm daher fast unmöglich, jenen barschen Ton anzunehmen, mit welchem der Russe seinen Diener anredet. Ein bescheiden geäußertes Begehren wird daher von Ohren, die an ein hartes Anherrschen gewöhnt sind, überhört oder mit Lauigkeit besorgt. Ehe ein armer Ausländer der russischen Dienerschaft Lieblingsantwort: sütschaß, wörtlich sogleich, in den herkömmlichen Sinn übermorgen übersetzen lernt, hat er manche qualvolle Stunde vergebenen Harrens zu durchleben. — An Dienern ist in russischen Herrenhäusern kein Mangel, und sogleich wird auch dem neuen Lehrer einer gegeben. Es soll dieser sein Zimmer fegen, seine Kleider putzen, ihm, was er bedarf, zutragen. Ob aber und wie der Bursche seinen neuen Herrn bedient, darnach fragt Niemand. Ist dieser schlecht bedient und hat wirklich den Muth, sich zu beklagen, so wird zwar eine kleine Zurechtweisung des Beklagten erfolgen, dies aber die Sache nur verschlimmern. Wollte dagegen ein milder deutscher Mann den Weg der Güte einschlagen und für einen gut geleisteten

Extradienst das beliebte na wotky, zum Branntwein, geben, so würde er sich bald in die Nothwendigkeit versezt sehen, auch das täglich Vorkommende erkaufen zu müssen.

Noch ein Artikel, der der Wäsche, führt große Unannehmlichkeiten für den in einem großen Hause angestellten Ausländer herbei. Aus den Händen der Kammerfrauen erhalten die Wäscherinnen die gebrauchte Wäsche und bringen an dieselben die reine zurück. Allein jene, aus Leibeigenen zu Damen gewordenen Persönchen halten sich für zu fein und zu vornehm, um sich mit der Wäsche eines fremden Menschen — dieses Ausdrucks dürfen sie sich für den Lehrer der fürstlichen Kinder bedienen — zu befassen. Sie wissen, indem sie ihre Damen in der Regel beherrschen, Geschäfte solcher Art von sich fern zu halten. Die russische Wäscherin wird daher dem Fremden in Person zugesendet. Er zählt ihr die Stücke deutsch zu, sie zählt sie russisch nach. Es fehlt, bis er ihre Zahlen kennt und auszusprechen weiß, manches Stück. Er hat keine Behörde, sich darüber zu beklagen, und sieht sich oft in die größte Verlegenheit gesezt. — Wie weit hergeholt auch das Aufzählen aller dieser kleinen Unbequemlichkeiten scheinen mag, so möchte es doch Fälle geben, wo die Fingerzeige von Nutzen seyn können.

Wenn indeß, troz allen bisher geschilderten Anstößen, in der That verständige Menschen zusammenkommen, so kann ein sich allmählig bildendes gutes Verständniß nicht ausbleiben. Wo aber Verständigkeit nur in untergeordnetem Grade vorhanden seyn sollte, da wird die Feuerprobe eines Ausländers, und namentlich eines Deutschen, gewiß noch viel härter seyn. Sonderbar genug scheint das neckende Geschick es besonders auf die Würdigsten in ihrer Art abgesehen zu haben. Der Spruch, mit welchem Gellert einen um das Fortkommen seiner Söhne besorgten Vater sich trösten läßt, beweist auch in Rußland an manchem Emporkömmling sich rechtskräftig. Wir wenden uns daher zu einem andern Ankömmlinge, der in einer kleinen süddeutschen Stadt das Krämergeschäft in guter Form erlernt hatte.

Es fehlte ihm nicht an jenem Anflug anderer Eigenschaften, welche den eleganten Commis bilden, und so durfte er erwarten, in der Kaiserstadt am Newastrome größeres Glück zu machen, als irgendwo, wo der Handel bluht. Hierin hatte er sich indessen verrechnet. Der Kleinhandel ist in Rußland fast ausschließend in den Händen eingeborner Kaufleute. Viele derselben sind noch Leibeigene, und ihre Herren geben sie um so weniger frei, je mehr ihre Vermögensumstände sich heben und je bedeutender daher der Obrok (die Abgabe) ist, welchen sie zahlen müssen. — Wird nun gleich ein ungemein höfliches, zuvorkommendes Wesen dem jungen Kaufmann aller civilisirten Länder immer mehr eigenthümlich, so findet man dies doch kaum anderswo in höherem Grade, als gerade bei dem russischen Kleinhändler, bei ihm, der entweder noch Sklave ist, oder noch die Marken der Kette trägt, die er geschleppt hat. Er wird keiner andern Nation, am wenigsten der deutschen, die er für unpolirt hält, die Geschmeidigkeit zutrauen, welche Käufer anlockt. Auch ist das Gewerbe zu stark besezt, als daß in jedem einzelnen Gewölbe mehrere Hände zugleich beschäftigt zu werden brauchten. Ja der russische Kaufherr scheint ein ruhiges Vergnügen darin zu finden, auf einer Bank vor seiner steinernen Bude sitzend, die spärlichen Käufer abzuwarten, oder sie gelegentlich in sein Magazin zu complimentiren.

Unser der Handlung beflissener Jüngling war mit großen Erwartungen über die Ostsee geschwommen. Er schämt sich, sogleich und ohne Erfolg zurückzukehren. Landsleute unterstützen ihn mit Rath; er ergänzt in der fremden Stadt die etwaigen Lücken seiner eigenen Muttersprache, sucht einige in den Hintergrund gestellte Schulkenntnisse wieder vor und besteht mit diesen ein über die Maßen nachsichtiges Examen. Er ist ein Glückskind; er ahmt bald viele russische Nationaleigenthümlichkeiten nach, stößt sich nicht an die harten Ecken, an welchen Andere sich verletzen, oder scheint die Stöße nicht zu fühlen. In den Gesellschaften seiner bereits dort angesiedelten Landsleute spricht er kein Wort deutsch und gilt daher bald für einen recht feinen Mann. In Kurzem wird ihm ein junger Baron zur Aufsicht anvertraut, und siehe, er hat sein Glück als deutscher Hofmeister auf die bequemste Weise gemacht.

Noch sey es uns erlaubt, ein drittes Individuum dieses Standes flüchtig zu zeichnen, das einen großen Theil deren repräsentirt, welche nach Rußland gehen. Das Glück wählt seine Schützlinge aus allen Lebensstellungen. Tritt aus der Hütte eines armen Handwerkers ein Knabe, der einige Geistesfunken sprüht, oder dessen Anlagen über die Werkstatt seines Vaters hinausschweifen, so heißt es: er muß studiren. Je mehr Ungebundenheit er in seinen Schuljahren, je trotziger er sich auf der Akademie zeigt, je mehr scheint er sein Genie zu beurkunden. Wie sollte ein solcher nicht den Muth haben, sein Licht in der Kaiserstadt an der Newa leuchten zu lassen! Hat er, da ja Rußland nicht seit heute der Goldfisch ist, nach welchem Viele angeln, vielleicht schon Verwandte dort, die ihn begünstigen können, so ist mit dem Selbstvertrauen, das er mitbringt, sein Glück bald gemacht. Besizt er zum Ueberflusse noch musikalische Talente, welche mit Gewandtheit in französischer Sprache und Sitte Jedem, der emporkommen will, als sicherste Empfehlung dienen, so darf er sich nach den höchsten Stellen, die ihm erreichbar sind, umsehen. Deutsche Nationalität, wenn er deren je hatte, muß er jedoch aufgeben, und er wird dies leicht und gern. Nur im Schmerze des Nichterkanntwerdens,

der bittern Täuschung bewahrt sich der nationelle Stolz und der Troz desselben.

Sollte aber mit dem andern, dem zärteren Geschlechte das Geschick oder die Landessitte nicht feiner umgehen, als mit den Männern, wo nicht selten Härte nur auf Härte stößt? Wir besprechen dies in einem zweiten Artikel.

Die Wachskerze.

(Fortsetzung.)

Unter Gesprächen mancherlei Art, in denen sich bei meinem Wirthe eine Gesinnung kund that, die ihn mir immer lieber machte, kam die Nacht heran, und ich erhielt die Weisung, mich eine Treppe höher in das für mich bereitete Zimmer zu begeben. Ich fand daselbst ein treffliches Bett, und als ich hierüber dem Diener meine Verwunderung bezeigte, sagte er: „Das ist das einzige im Hause, und deßhalb betritt auch unser Herr niemals dieses Zimmer. Er kann den Anblick eines Bettes oder eines Sophas nicht ertragen. Was uns betrifft, so haben wir unsere Schlafstätten in einem entfernten Nebengebäude, und nur Einer muß allnächtlich, mit seinen Kameraden abwechselnd, im Vorzimmer wachen. Wehe ihm jedoch, wenn er sich schlafend betreffen läßt! der Unglückliche verliert dann augenblicklich den Dienst." — „Woher nur diese Eigenheit?" fragte ich erstaunt. — „Es kommt wohl daher," erwiderte der treuherzige Bursche mit einer traurigen Miene, „weil er selbst nicht schlafen kann. Niemand von uns hat ihn, so lange wir ihn kennen, auch nur eine Minute schlummern sehen. Der arme Herr! er muß sehr krank seyn, oder ein sehr böses Gewissen haben."

„Das Leztere gewiß nicht," sagte ich zu mir selbst; „denn wer sich auf den Todesschlaf gleichsam so freut, wie er, muß sich nichts Schweres vorzuwerfen haben." Mit diesen Gedanken schlummerte ich ein und erwachte, es mochte eine Stunde nach Mitternacht seyn, von einem Lichtschimmer, der mir in die Augen fiel. Ich öffnete sie und sah Herrn Meri im Nachtgewande vor meinem Bette stehen, mit der Hand das Licht bedeckend, damit sein voller Glanz mich nicht erwecke. Mich wandelte ein leichter Schrecken an, denn ich konnte mir nicht erklären, was dieser nächtliche Besuch zu bedeuten habe. Ohne mein Erwachen kund zu geben, beobachtete ich das Antliz des Mannes und sah darin einen Schmerz und eine Unruhe ausgedrückt, die mich nicht zweifeln ließen, daß er gekommen sey, um, von seinem Uebel gequält, bei mir Trost zu finden. Doch er that nichts, mich zu erwecken, er schien zu glauben, ich schlummere fest; denn er sprach vor sich hin: „Wieder ein Schlafender! Hat mich denn mein Dämon heraufgeführt? Muß ich sehen, was mich quält? Ich will ihn wecken — doch nein: aufwecken aus dem Schlafe, ist ein Mord! Es gibt nichts Süßeres, als schlafen. Ha! auch ich konnte einst so schlafen! Ein ewiges Vergessen senkte sich einst wohlthuend auch auf diese muden Augen. Entsezlich! ich habe gefrevelt an dem schönsten, reinsten, beglückendsten Gute, das die arme Menschheit besizt, am Schlafe! O nur eine Stunde Schlaf, und ich will nieder meinen Bettlerkittel umnehmen, das Brod suchend an den Thüren! — Wie ruhig! wie glücklich! Er hat die quälenden Stunden von sich geworfen, und das Bewußtseyn, dieser unser grausamste Peiniger, hat ihn auf lange Zeit verlassen müssen. „Mir bricht das Herz — ich muß nur wieder gehen!" — Und er schlich sich leise davon, wie er gekommen war. Der Anblick und das Gehörte waren so erschütternd für mich gewesen, daß ich den Rest der Nacht ebenfalls schlaflos zubrachte. Meine Phantasie ging die Reihe aller Möglichkeiten durch, um eine zu finden, die mir den verzweifelten Zustand des Mannes einigermaßen erklären konnte, allein ich fand keine.

Es würde zu weit führen, wenn ich angeben wollte, auf welchem langsamen Wege ich endlich zu dem vollkommenen Vertrauen meines Wirthes gelangte. Ich erhielt es, und durch meine Theilnahme glaube ich es auch verdient zu haben. Den Eingang zu seiner Mittheilung bildete meine Frage: was er in jener Nacht verlangt habe, da er mir so spät noch einen Besuch abgestattet? — „Ich glaubte, sie seyen noch wach," antwortete er, „und ich wollte Ihnen eine Stelle aus einem Buche mittheilen, das ich eben las, und in dem, wie es mir scheint, eine gelungene Schilderung des Schlummers vorkommt. Mich dünkt, eine solche findet sich nicht so gar häufig in unsern Dichtern. Die Meisten wissen wenig davon zu sagen; vielleicht verstehen sie ihn desto besser praktisch auszuüben. Andere reden in unverständlichen Hyperbeln von ihm, oder verwechseln ihn mit dem Traum, so zum Beispiel Bürger:

> Du Schmeichler um die Ruhebetten
> Von Moos und Flaum,
> Du Brüderchen der Amoretten,
> Geliebter Traum! —

Traum und Schlaf sind aber wesentlich von einander getrennt; der wahre Schlaf hat keine Träume. Träume sind Gedankenfetzen aus dem wachen Zustande, sie machen den Schlaf schwächlich und verworren, und zerstören ihn zulezt ganz. Was hat der Schlaf mit dem Leben zu thun, mit diesem schweren, düstern, durch Gedanken und Erinnerung belasteten Leben? Schlaf, der heilige Schlaf,

ist der Kindeszustand, die Knospenhülle des Daseyns, das ruhige, durch nichts getrübte Meer seliger Bewußtlosigkeit, dessen dunkle Wellen uns rein waschen von Schuld. Ein englischer Dichter, Gray, hat das Wesentliche des Schlafs schon besser getroffen. In seiner Elegie auf den Dorfkirchhof sagt er:

> No further seek my merits to disclose,
> Or draw my frailties from her dread abode,
> (There thy alike in trembling hope repose,)
> The bosom of my Father and my God.

Es ist das Liegen am Vaterherzen; es ist das Zurückfinden in unser erstes und heiligstes Verhältniß zur Natur; darum wissen wir immer kein besseres Bild dafür als den unbekannten Tod. Wir nennen diesen den Schlaf der Gerechten, weil wir im Umkreise alles Erschaffenen nichts Wonnigeres kennen als einen langen, traumlosen Schlaf. Noch eigentlicher drückt es die Bibel aus: „Liebe den Schlaf nicht, daß du nicht arm werdest." Das ist der wahre Schlaf, das die Sehnsucht des Lebendigen nach diesem glückseligen Zustand, daß er darüber Ehre, Wohlstand, Haus, Hof, Eltern und Geliebte vergißt, um nur ihm sich hinzugeben. Da sehen wir denn diese Glücklichen auf Marktplätzen und sonnigen Wegstellen sich in seelenauflösendem Rausche ihrem Gotte hingeben."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Zeitungswitz.

Die Zeitungen hatten gemeldet, Reboul, der dichtende Bäcker aus Nismes, sey nach Paris gekommen, um hier ein Gedicht: der lezte Tag, drucken zu lassen. Dies gab einem kleinen Tageblatte den lustigen Einfall ein, Rebouls Besuch bei den Hauptdichtern von Paris darzustellen. Es erzählt, der Bäcker Reboul habe ein Cabriolet für den ganzen Tag gemiethet und sich damit auf den Weg begeben. In seinem Cabriolet überläßt er sich den süßen Träumereien über die herzliche und brüderliche Aufnahme, die ihm bei seinen Collegen, den Pariser Dichtern, bevorsteht. „O Lamartine, Hugo, Dumas, Theophile Gautier und Lassailly!" ruft er entzückt aus, „ihr alle meine Brüder, seyd dem fremden Dichter geneigt und willfährig, erschreckt meine Muse nicht; sie ist eine furchtsame Taube mit reinen Flügeln; dafür wird der Himmel auch auf eure brennenden Häupter den sanften Thau der Inspiration gießen." Endlich hält der Kutscher bei Lamartine still; der dichtende Bäcker wagt kaum die Hausthür zu öffnen. Ein Lakay fragt, was er wolle: er wünsche den berühmten Lamartine zu sprechen. Der Livreebediente antwortet barsch, Herr v. Lamartine sey nicht zu sprechen; was man bei ihm wolle, ob er ein Deputirter sey? — Nein, ein Dichter. — Ein Dichter? nun so ist Herr von Lamartine für Sie nicht zu Hause; ja wenn Sie ein Politiker oder gar ein Minister wären, so ginge es an; aber ein Dichter! nein für einen Dichter ist Herr v. Lamartine nicht zu Hause. Der Bäcker hofft nun bei Victor Hugo Trost zu finden und läßt sich hinführen. Dieser aber war mit Esquiros eingeschlossen; die beiden Dichter brachten ihre Zeit damit zu, daß sie einander wiederholten, es gebe keine andern Genies in Frankreich, als die Verfasser Angelos und des Magiciens. Was Alexander Dumas betrifft, so war er eben damit beschäftigt, ein Feuilleton für das Tageblatt Le Siècle zu schreiben, was sicher niemals für eine poetische Beschäftigung angesehen werden wird. Nun blieben dem armen Reboul noch Th. Gautier und Lassailly übrig. „Ersterer wurde von unserm Dichter in dem Augenblicke überrascht, da er ein egyptisches Gastmahl beendigte. Er trank Wein zu fünfzehn Sous aus etrurischen Vasen von bemaltem Carton, und ließ sich von seiner, in rothbaumwollene Vorhänge drapirten und mit künstlichen Rosen bekränzten Pförtnerin mit Käse bedienen. Und Lassailly, werden Sie fragen? ach! der Verfasser der Taupes (Maulwürfe), ergözte seine kurze Muße mit dem Improvisiren von Alexandrinern, meistens zu fünfzehn Fuß." Und das kleine Tageblatt sezt arglistig hinzu: „Gestern gingen wir über den Hof der Messagerien; ein Herr sprach uns an, und wünschte zu wissen, wo das Bureau zum Einschreiben nach Nismes sey. Dieser Herr bestellte seinen Platz auf den Abend und bezahlte in baarem Gelde. Er hieß Reboul und schien außerordentlich niedergeschlagen." Natürlich ist von alle dem kein Wort wahr; solche Auftritte und Vorfälle erfinden die kleinen Tageblätter täglich; man lächelt ein wenig darüber; Jedermann weiß, daß es nur Erdichtungen sind; wenn sie witzig angelegt sind, wird wohl darüber gesprochen, sonst werden sie eben so geschwind vergessen, als sie erfunden worden sind. Die Tagespolitik wird ohnehin in ihren Bereich gezogen, und glücklich sind sie, wenn etwas Ernsthaftes vorfällt, was ihnen Stoff zum Witzeln gibt. Ein solcher Vorfall war in den lezten vierzehn Tagen die Schwierigkeit, ein neues Ministerium zusammenzubringen. Ob die Schwierigkeit wirklich vorhanden war oder bloß vorgegeben wurde, darauf kommt es hier nicht an. Man kann denken, welch schönen Stoff die kleinen Spottblätter hatten. Der Corsaire sagte: „Es ist ein starker Regen und eine Menge Banknoten gefallen; aber eben so wenig Minister als gebratene Lerchen. — Der Schinkenmarkt hat am Mittwoch (in der Charwoche) seinen Anfang genommen; was uns aber Noth thut, ist ein Ministermarkt. — Nun holt man auch die Doktrinärs in's Schloß. Alle gehen hin, aber Niemand will bleiben." — Ein anderes Blatt gibt ein Schreiben zum Besten, das die Pensée immuable (eine façon de parler, um die Krone zu bezeichnen) an einen nordischen Potentaten soll erlassen haben, um sich acht Minister zu verschaffen, wie man sich aus dem Norden ein Gespann von acht Kutschenpferden verschreibt. Nicht ohne Witz ist die Beschreibung des Gespanns, wie die Pensée immuable es verlangt. Es müssen acht wohl dressirte Rosse seyn, die dem Lenker auf's Wort gehorchen, keinen eigenen Willen haben und an den Zügel gewöhnt sind u. s. w. Die komische Seite einer sonst ernsthaften Sache haben die Pariser Witzlinge bald abgesehen und wissen sie auf's Mannigfaltigste darzustellen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 95.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 20. April 1839.

Was dieser Mann nicht Alles hört' und sah!
Ich weiß nicht recht, wie uns geschah.

Goethe.

Fliegende Blätter des Abbé Colibri.

„O wer doch auch solche Stiefeln besäße!" — „Was für Stiefeln?" — „Stiefeln wie der Abbé Colibri." — „Abbé Colibri? Wer ist der Mann?" — „Habe ich Ihnen das noch nicht erzählt? Eh bien, so hören Sie."

Abbé Colibri ist einer jener liebenswürdig-leichtsinnigen Schwarzröcke, die zur Zeit der guten Frau von Pompadour, wie der berühmte Abbé Bernis, durch tändelnde Madrigals und moussirende Quatrains, die sie in die duftenden Beete des damals vielgelesenen Mercure galant gepflanzt, vom einfachen Abbé bis zum Kardinal emporgestiegen sind. Abbé Bernis war, wie bekannt, ein Günstling der reizenden Frau Cotillon II. (so hieß Friedrich der Große die Frau von Pompadour). Abbé Colibri, noch gewandter und galanter als sein Vorbild, war der Augapfel einer jungen, koketten Fee aus der Provence, die Coraly hieß und — man verzeihe mir den Ausdruck — die Betise beging, sich in den kleinen, versebrütenden Abbé fabelhaft zu verlieben; aber dieser kleine Herr wußte dieses Glück nicht zu schätzen. Gleich dem Schmetterling flog er von Blume zu Blume, naschte den Honig der Liebe aus jedem Kelche und wurde untreu. Auch Feen können Vieles, nur nicht Zurücksetzung ertragen. Er starb und wurde von der Dame Coraly zu der Strafe verurtheilt, so lange als Gespenst die Welt zu durchstreifen, bis er ein Mittel gefunden, das den Zorn der gekränkten Fee besänftige. Le pauvre homme! rufe ich mit Molière und einem Anflug von Mitleid. Der kleine moderne Ahasver irrt nun schon seit dem Sylvesterabend des Jahrs 1750 in der Welt umher und findet noch immer keine Ruhe.

Aber das Beste hätte ich bald vergessen. Die gute Fee hat, um ihrem Geliebten das ewige Umherreisen so viel als möglich zu erleichtern und gewissermaßen für sein Fortkommen zu sorgen, dem kleinen Abbé ein paar Stiefeln geschenkt, die, außerdem daß sie ungemein dauerhaft gearbeitet sind, noch die Eigenschaft besitzen, daß man mit ihrer Hülfe in jeder Minute 14, schreibe vierzehn Meilen zurücklegen kann. Das ist keine Kleinigkeit! Der schnellste Hase ist gegen solch einen Schnellläufer ein plumper Dudu, eine Berliner Droschke. Von zehn bis zwölf Uhr frühstückt der Abbé frische Austern, die eben aus Colchester angekommen, in der Victoria-Tavern auf dem Piccadilly-Square zu London, ein jungfräuliches Beefsteak im Schiffspavillon zu Hamburg, und warme Pastetchen bei Felix, dem Pastetenbäcker par excellence, in der Passage des Panoramas zu Paris. Von zwölf bis zwei macht er die Runde durch alle Börsen von Europa, denn er spekulirt eben so gut als der kleine Herr Thiers und der große Herr Scribe, den Janin oder ein anderer Spottvogel — ich glaube gar, ich selbst — die Null an der

40 genannt; denn auch er ist ja Mitglied der Akademie, die, weil sie nur vierzig Mitglieder aufnehmen darf, nicht unpassend Quarantäne genannt werden darf. Von zwei bis vier promenirt er abwechselnd vor der Puerta del Sol zu Madrid, unter den Linden zu Berlin, in der Alexander-Newsky-Perspektive zu Petersburg, auf dem Graben zu Wien oder im Regent-Park zu London. Von drei bis sechs dinirt er mit innigem Wohlbehagen bei Very oder Vefour, dem Castor und Pollux der culinarischen Notabilitäten, welche die Kochkunst, die edelste Blüthe der menschlichen Kultur, so zu sagen emancipirt haben. Von sechs bis acht besucht er einige europäische Volksbühnen, das Theater des Palais-royal, wo die Dejazet, die Keckheit in seidener Robe, alle Fontainen ihrer Champagnerlaune springen läßt, die Königsstadt in Berlin, wo das liebe, einfältige Publikum zum 109ten Male über ein Bonmot des Herrn Beckmann lacht, welches einem on dit zu Folge der alte ehrwürdige Adam der seligen Eva im Paradiese erzählt haben soll. Von acht bis zehn promenirt er unter den Arkaden des Palais-royal, auf dem Kohlmarkt in Wien, in der Königsstraße zu Berlin, und stellt dabei philanthropische Betrachtungen über die Nächstenliebe an. Er soupirt dann irgendwo und übernachtet in einer italienischen Locanda und schläft dort, wenn anders die Nicolaiten (so hat ein moderner Naturforscher jene sechsfüßigen Kobolde genannt, die man im gewöhnlichen Leben Flöhe nennt) nichts dagegen einzuwenden haben. Morgens, wenn der kleine Abbé erwacht, zeichnet er das, was er Tags zuvor Interessantes gehört und gesehen, in sein Tagebuch ein, flüchtige Notizen, flatternde Glossen, naive Ein-, kecke Ausfälle, Alles bunt durcheinander, wie die Sternchen in einem Kaleidoscope.

Aus diesem Tagebuch will ich der schönen Leserin ein paar ausgerissene Blättchen vorlegen; gefällt ihr der ungezwungene Inhalt, die nonchalante Form, so will ich mit der Erlaubniß des Herrn Abbé, sein Portefeuille dann und wann exploitiren.

* * *

Die Frage also, wer in Frankreich Minister werden wird, ist noch immer nicht entschieden: Soult oder Thiers, Schwert oder Feder. Louis Philipp war noch nie so unentschlossen. Man will ihn in einem Winkel seines Gartens zu Neuilly gesehen haben, wie er eben ein Gänseblümchen abgepflückt, um die einzelnen Blättchen der Corolle als Orakel zu befragen, ob sein Volk ihn liebe oder nicht. Es liebt mich — ein Blatt — von Herzen — ein Blatt — mit Schmerzen — ein Blatt — ein wenig — ein Blatt — oder — — In demselben Augenblick werden Se. Majestät durch die Ankunft einer wichtigen Depesche aus Spanien gestört. Louis Napoleon, der moderne Don Quixote, will dort Kriegsdienste nehmen. Das kommt dem König der Franzosen spanisch vor, und ohne Zweifel wird er dagegen protestiren. Der kleine Herr Thiers, der in seiner Geschichte der Revolution den Adel lächerlich gemacht, aber dessen ungeachtet, man muß sich consequent bleiben, es nicht erwarten konnte, baronisirt zu werden, deklamirt nun den ganzen Tag den Hamletschen Monolog:

To be or not to be,
That is the question . . . . .

Minister seyn oder nicht, das ist die Frage! Man sagt, er habe sich in der Unruhe seines Herzens bereits dreimal von einer Schülerin der Mamsell Lenormand, der Pariser Sibylle, die Karte legen lassen, ob er ein Portefeuille erwischen werde oder nicht. Paris ist unterdessen ganz ruhig und strömt in Masse in die Académie royale de musique, um sich dort vom Sirenengesang der neuen Oper von Auber berauschen zu lassen. Der Text dieser Oper (Le lac des Fées) ist eine jener hohlen Patronen, in die Scribe seine leichtfertigen Libretti gießt, nicht schlechter, aber auch um kein Haarbreit besser, als die meisten seiner Opernunterlagen. Die Musik hingegen ist reizend: Melodien so zart und graziös, wie Thautropfen, die auf einem Rosenblatte zittern, und aus jeder Note guckt die Aubersche Anmuth hervor. — Im Théâtre français, das, en passant gesagt, noch immer an seinen alten Lorbeeren kaut, verdunkelt jezt Dem. Rahel ihre ganze Umgebung. Sie ist eine Jüdin, die, wie ich höre, sehr jung aus Freiburg im Breisgau nach Paris gekommen. Sonderbar, daß auch die Primadonna der großen Oper, Dem. Falcon, eine Jüdin ist. Wo man hinblickt, zwingt uns ein genialer Jude Bewunderung ab. In der Literatur Börne und Heine, in der Musik Meyerbeer und Halevy, im Theater die Rahel und die Falcon. Ihr wollt die armen Juden in Deutschland nicht emancipiren; nur Geduld, sie emancipiren sich selbst. Gestern Abend wurde im Foyer der großen Oper erzählt, daß auch Jules Janin, das Rez de chaussée des Journals des Débats, le Roi du Feuilleton, ein Jude sey. Sonderbar, wenn man einem geistreichen Mann gar keinen andern Klex anhängen kann, so wirft man ihn ohne Umstände unter die Juden. Es wundert mich, daß noch Niemand auf die Idee gekommen, die Behauptung aufzustellen, daß auch Napoleon ein Jude gewesen. Ist es nicht Beweis genug, daß Napoleon, wie Marchands Memoiren berichten, eine Idiosyncrasie gegen alles Schweinefleisch gehabt? Gerechter Gott, was läßt sich nicht alles behaupten und am Ende gar beweisen!

(Schluß folgt.)

Die Wachskerze.

(Schluß.)

Nichts erweckt sie, nicht die drohend über ihrem Haupte geschwungene Geißel der Noth, nicht der

polternde Karren der Sklaverei, der ihre Brüder hinwegführt. Sie schlafen; es bespritzt sie der Reiter mit Koth, der vorüberreilende Wagen des Reichen umhüllt sie mit einer Wolke Staubes; was kümmert es sie? sie sind reich, sie sind glücklich, denn sie schlafen. Auch ich konnte einst so schlafen. Man hat Ihnen wohl die Stelle gezeigt, lieber Herr, wo ich meinen Platz hatte in den Tagen meines Glucks und meiner Armuth. O was hatte ich für einen kostbaren Schlaf! ich sage Ihnen, einen wahren Armenteufelschlaf, einen Pfennigschlaf, einen Dachstubenschlaf. So wird in der Welt nicht mehr geschlafen. Gott erschuf nur diesen einen Schlaf, und den gab er in einer ganz besonders guten Laune mir; alles andere ist bloße Nachahmung. Ich muß lachen, wenn ich um mich her alle die schülerhaften Anfänge sehe, wie man zu Nachtlampe, Nachtmusik, Lektüre oder einem besonders eingerichteten Lager greift, um zu schlafen; ich konnte sitzend schlafen, gehend, ich konnte im Schlafe sprechen, und sprechend schlafen. Ich schlief in der Kirche wie auf der Gasse. Alles, was bei Andern Liebe, Bewunderung, Neid, Andacht und Entzücken erregt, erregte bei mir Schlaf."

Ich lächelte, aber mein Wirth sah mir mit sehr ernsthafter, ja kummervoller Miene in's Auge. „Wie haben Sie nur diese Gelehrsamkeit gesammelt?" fragte ich nach einer Weile mit Befangenheit. — „In meinen schlummerlosen Nächten," antwortete er seufzend. „Ich lese jezt viel, sehr viel, und was ich lese, betrifft gemeiniglich den Schlaf. Ich habe alle Betrachtungen der Ärzte und Psychologen über ihn gelesen. Wie ein unglücklicher Liebender sich mit der verlornen Geliebten wenigstens im Bilde beschäftigt, so ich mit meinem verschwundenen Schlafe." — „Es gibt aber Mittel, ihn künstlich hervorzurufen, wenn ihn die Natur nicht freiwillig gibt."

Herr Balthasar schüttelte den Kopf. „Bei mir nicht anwendbar," murmelte er vor sich hin. „Ich habe sie alle versucht. Wie den ewigen Juden keine Kugel verwundet, kein Pfeil tödtet, so ist für mich Alles erfolglos, was die übrige Welt um mich her in Schlummer senkt. Ich habe Vorlesungen angehört, berühmt wegen ihrer narkotischen Wirkung auf die Zuhörer, meine Augen blieben wacker; ich hörte in schwülen Sommernachmittagen Predigten, bei denen eine ganze Gemeinde um mich her selig entschlummerte, ich, ich wachte, mit der ganzen Müdigkeit des Körpers und der Seele belastet, und doch nicht schlafen könnend. Ich berauschte mich in Opium, allein auch dieser, dem Todesengel so ähnliche Dämon wandelte gleichgültig an mir vorüber. Ich las ganze Bibliotheken durch und durchreiste zu Fuß ganze Länder; alles steigerte bis zu einer unerträglichen Höhe meine Müdigkeit, ohne mir auch nur eine Stunde Schlaf zu schenken." — „Seltsam, und was ist der Grund dieses an's Wunder grenzenden Mißgeschicks?" — „Hören Sie mich an:

„Es sind jezt zwanzig Jahr, als ich eines Nachmittags, vor dem Bockenheimer Thore schlafend, plözlich erwachte, geschüttelt von dem Arm eines finster blickenden Mannes, der vor mir stand. Er sah mir starr in's Auge, und ich habe meinerseits noch nie ein so unheimliches Auge gesehen. „Willst du mir deinen Schlaf verkaufen?" sagte er nach einer langen Pause. Ich sperrte den Mund weit auf, ich glaubte diesen den Ohren zu Hülfe rufen zu müssen, um die an mich gemachte Frage zu verstehen. Der Mann im langen schwarzen Ueberrock stieß verdrießlich mit seinem Stock auf die Steine, indem er dazu nur noch lauter seine Frage wiederholte. „Und was gebt Ihr mir für den Bettel?" fragte ich und drehte meine Müze in den Händen, verlegen zur Seite lachend. „Hundert Louisd'or für die Stunde," antwortete er sehr ernsthaft. Hundert Louisd'or! ich meinte, dies sey so ziemlich alles Geld der Welt. „Ha!" rief ich, „dafür sollt Ihr sie alle haben, ich will keine einzige Stunde für mich behalten." — „Du bist ein Thor!" sagte er; „du weißt nicht, was du sprichst. Ich will nur Eine Stunde Schlafs von dir kaufen. Da, nimm das Geld! Aber verstehst du wohl, diese Stunde gehört nun mir!" — „Ganz zu Euern Diensten," rief ich lachend und die blanken Goldstücke schnell in die Tasche schiebend; denn es kamen mehrere Spaziergänger, und ich fürchtete, diese oder der kuriose Herr könnten mir das Geld wieder abnehmen. — Wie machte ich mir jezt gute Tage, und wie wenig gab ich mir Mühe nachzugrübeln, ob ich die eine verkaufte Stunde noch hatte oder nicht! Aber die Louisd'or gingen einer nach dem andern davon, und gar nicht lange, so ließ der lezte eine leere Tasche zurück. Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich große Lust hatte, den Mann im schwarzen Ueberrock wieder zu sehen, und er ließ auch, als hätte er meine Verlegenheit errathen, nicht lange auf sich warten. Er kaufte mir wieder eine Stunde ab, dann noch eine; für jede gab er mir immer das Doppelte, was die erste gegolten hatte. Ich sammelte ein gutes Stück Geld. Bei der fünften Stunde, die ich losschlug, hatte ich sechszehnhundert Louisd'or, und diese waren nicht so leicht zu verthun. Ich fing jezt an auf großem Fuß zu leben, und war allen Ernstes der Meinung, jene Summe sey unmöglich zu Ende zu bringen; aber es war eine Thatsache, daß sie dennoch zulezt ihre Endschaft erreichte. Nun fingen die Spekulationen im Großen an: für die siebente Stunde erhielt ich schon über sechstausend Louisd'or. Der Mann im schwarzen Ueberrock gab mir die Goldrollen, als wenn er sie vom Baume gepflückt hätte, und je mehr Stunden er mir abnahm, desto mehr verlor sich seine finstre Miene, und zulezt sah er ordentlich lächelnd aus.

Lassen Sie mich davon schweigen, mit welchen Empfindungen ich die wirkliche Abnahme meines Schlafes gewahr

wurde. Das Grausen darüber wußte ich nicht anders los zu werden, als indem ich mich in immer tollere Ausschweifungen stürzte, die nur zur Folge hatten, daß ich nach kurzer Frist dem Erscheinen meines Abnehmens mit Schmerzen entgegensah. Er ließ übrigens nie auf sich warten. Als ich ihm die achte und neunte Stunde anbot, sagte er mit hämischem Lächeln: „Bedenke, was du thust, Balthasar. Ich kann deinen Schlaf schon brauchen, allein du behältst dann nichts. Zwölf Stunden hat die Natur auf's Höchste für den Schlaf bestimmt; hast du diese zwölf Stunden verkauft, so bist du mit deinem Schlaf fertig und wirst dann immer wachen müssen, Tag wie Nacht. Ich sage dir dieses, damit du siehst, daß ich ehrlich bin und einen Handel zu deinem Nachtheil nicht schließen will." — „Ihr seyd ein langweiliger Schwäzer," rief ich verdrießlich. „Wenn ich auch keine Minute Schlaf furder habe, was geht das Euch an? Gebt mir das Geld und geht Eurer Wege!"

Ich hatte am Ende nur noch Eine Stunde Schlaf, und die, faßte ich den Entschluß, nie weggeben zu wollen. Aber meine ungeheure Verschwendung machte, daß ich bald mit meinen großen Reichthümern fertig wurde, und der Gedanke, wieder in Armuth zurückzusinken, war für mich eine Quelle unerträglicher Pein. Ich wußte, daß die lezte Stunde mir ein ungeheures Kapital in die Hände liefern mußte, und die Verzweiflung trieb mich endlich, den lezten, grausenerregenden Schritt zu thun.

Es war eine dunkle, sternlose Nacht, als ich am gewohnten Plaze vor dem Thore des Schwarzrocks wartete. Ich hatte eine weite Reise zurückgelegt in großer Eile, um den Tag nicht zu verfehlen, den Jener mir angegeben hatte, im Fall ich ihn noch einmal sprechen wollte. Mehrere Stunden vergingen und ich wartete immer vergeblich auf ihn. Mein Gewissen sprach mir zu, umzukehren vom Wege des Verderbens, aber ich befolgte seine Warnung nicht. Endlich erschien der Erwartete. Wie ein Geist der Finsterniß stand er vor mir. Ohne ein Wort zu sprechen, wechselten wir mit einander das Mitgebrachte, ich die Verschreibung, er die Wechsel hinreichend. Als es geschehen war, hörte ich ihn ein leises, höhnendes Gelächter aufschlagen, und fort war er, durch die Nacht verschwunden. — Seitdem —

Aber ich sehe meine Nadel erscheinen. Auch meine Frist ist zu Ende.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Schluß.)

Schauspieler und Schauspieldirektoren.

Um die Osterzeit pflegt in Frankreich eine eben so große Umwälzung im Theaterwesen vorzugehen, wie jezt im Ministerium. Bekanntlich ist Paris für die Anstellung der Schauspieler in ganz Frankreich ein allgemeiner Mittelpunkt. Schauspieler und Schauspielentrepreneurs begeben sich nach Paris, Erstere, um Stellen zu suchen, und Leztere, um eine Truppe zusammenzubringen. Die Theaterverbindlichkeiten pflegen um Ostern anzufangen und aufzuhören. Wer also mit seinem Schauspieler oder Direktor unzufrieden ist, geht um diese Zeit nach Paris ab. Hier ist bekanntlich ein Kaffeehaus, in welchem sich beide Classen einzustellen pflegen, um das von ihnen Gesuchte zu finden. In den Departementsstädten sind die Theaterdirektoren weit schlimmer daran, als in Paris. Hier ist es leicht, andere Schauspieler zu bekommen, wenn einige abgehen. In der Provinz aber hat dieß sehr große Schwierigkeiten. Zuweilen glaubt der Direktor einen recht guten Kauf gemacht zu haben, kündigt bei seiner Rückkunft aus Paris die vortrefflichen Subjekte an, die er dort ausgewählt hat, und rechnet auf den Beifall des Publikums, das zum Theil aus Abonnenten besteht, die auf sein Wort für's ganze Jahr pränumerirt haben. Tritt nun der erste Liebhaber oder der Primo Tenore oder die Prima Donna auf, so hat er oder sie zuweilen das Unglück, durchzufallen und ausgepfiffen zu werden, entweder weil ihre Art zu spielen oder zu singen etwas Ungewöhnliches oder dem Publikum Fremdes hat, oder weil das Subjekt wirklich schlecht singt oder spielt. Nun verlangt das Publikum für sein Geld einen andern Primo Tenore oder eine andere Prima Donna und verwirft unbarmherzig das vorgestellte Subjekt, so oft es auftritt. Wo soll aber der Direktor in der Eile Ersaz finden, wenn ihn nicht etwa der Zufall begünstigt? Man behauptet, es gebe Städte in Frankreich, wo das Publikum unfehlbar den ersten neu auftretenden Schauspieler auspfeife, und die schlauen Direktoren nehmen daher einen armen Teufel dazu, damit das Publikum an ihm sein tyrannisches Mißbehagen auslasse, worauf dann die andern angeworbenen Schauspieler leicht durchgehen; es sey daher eine Classe von Schauspielern entstanden, die sich ein Gewerbe daraus machen, sich auspfeifen zu lassen, versteht sich, gegen ein angemessenes Honorar. In den Städten, wo akademische Fakultäten, also viele Studenten sind, ist die Noth der Direktoren am größten. Dort fallen daher auch oft stürmische Auftritte in den Schauspielhäusern vor. Sie endigen meist damit, daß der Maire oder der Polizeikommissär aus seiner Loge eine besänftigende Anrede hält, und wenn diese keine Wirkung thut, so pflegt die ultima ratio angewendet zu werden; das heißt, ein Detaschement Soldaten muß in's Parterre rücken und es ausräumen, die Lampen werden ausgelöscht und die Logen räumen sich alsdann von selbst. Dergleichen Auftritte sind in Paris etwas sehr Seltenes. Die Schauspieldirektionen merken es schon an der Einnahme und den Aeußerungen der vielen Tageblätter, ob ihre Schauspieler gefallen oder nicht, und da überhaupt das Schlechte hier sich nicht leicht zur Schau stellt, es sey denn in ganz kleinen Theatern, die von einem leicht zu befriedigenden Publikum besucht werden, so haben sie auch keinen so allgemeinen Tadel zu befürchten. Schlimmer für sie ist das Ausbleiben des Publikums, ein leicht eintretender Fall, da die Pariser unter so vielen Schauspielen zu wählen haben, und daher schwerlich eines besuchen werden, das ihre Erwartungen nicht befriedigt, da so manche bessere ihnen zu Gebote stehen. Bei diesem starken Wetteifer geht fast jährlich ein Theater zu Grunde; so ist neulich wieder das sogenannte Pantheontheater (freilich eines der kleinsten und schlechtesten) bankerott geworden, und zwar zum zweiten Male. Vermuthlich wird aber bald eine andere Direktion sich zeigen, denn es scheint einmal so eingeführt, daß jedes Revier der Stadt sein Theater haben muß. D g.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 12.

Sonnabend, 20. April 1839.

[162]

Johannes von Müller's Weltgeschichte
in Einem Bande.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an diejenigen Handlungen, welche darauf subscribirten, versandt worden:

Vier und zwanzig Bücher
Allgemeiner Geschichten,

besonders

der europäischen Menschheit

von

Johannes von Müller.

Neue Ausgabe in Einem Bande.

Mit dem Bildniß des Verfassers in Stahlstich.

Subscriptionspreis 4 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr. 16 Gr.

Der Subscriptionspreis erlischt nach der Ostermesse dieses Jahrs und tritt später ein erhöhter Ladenpreis ein.

Diese neue Ausgabe des anerkannt ausgezeichnetsten Geschichtswerks deutscher Zunge, welcher wir die beliebte Einrichtung der Ausgaben in Einem Bande gegeben haben, und die sich in Format, Schrift und Papier ganz der Ausgabe von „Menzeis Geschichte der Deutschen" anreiht, ist bedeutend wohlfeiler als die bisherigen. Wir hoffen dadurch diesem vortrefflichen Werke noch größere Verbreitung zu gewinnen, wie es dieselbe in so hohem Grade verdient.

Stuttgart und Tübingen, April 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[130] Bei Julius Wunder in Leipzig erschienene

Neue Musikalien:

Die beiden Schützen,

komische Oper in 3 Akten, vollständiger Klavier-Auszug von

A. Lortzing,
Regisseur der Oper in Leipzig.

Preis 6 Rthlr.

Diese Oper ist auf vielen Bühnen Deutschlands, besonders in Leipzig, Dresden und Breslau mit dem besten Erfolge gegeben worden:

Aus dem Klavier-Auszug einzeln:

Terzett: Welche Wonne (2 Sopran u. Bass) 16 Gr.
Arie: Da wo schöne Mädchen (Bariton) 16 Gr.
Quartett: Lasst euch ihr Schönen 16 Gr.
Lied: Es kommt drauf an (Bass) 4 Gr.
Quintett: Mein lieber Sohn 18 Gr.
Arie: Ihr freundlich stillen Fluren (Tenor) 8 Gr.
Duett: Der Bräut'gam naht (Sopr. u. Ten.) 12 Gr.
Arie: Er ist mir werth (Sopran) 8 Gr.
Lied: Sonn' und Mond (Tenor) 4 Gr.
Quartett: Ihm Trost zu bereiten 12 Gr.
Duett: Wofür mein Herz (Sopr. u. Ten.) 6 Gr.
Septett: Stille Nacht 1 Thlr.

Ouverture zu derselben Oper für Pfte. 12 Gr.
dito. dito. zu 4 Händen. 16 Gr.

Marschner, H., der Bäbu, Oper, für Pfte. allein ohne Worte. 4 Thlr.

— — Contretänze, nach Melodien aus Bäbu für Pianoforte. 6 Gr.

Czerny, Carl, Salonstücke, 3 brill. Fantesien über ausgen Motive a. Bäbu, f. Pfte. Op. 540. Liv. 1, 2, 3. à Liv. 16 Gr.

Dorn, H., grande Sonate p. l. Pianoforte. à 4 mains. Op. 29. 2 Thlr. 12 Gr.

Marschner, A. E., Lied: Wo find ich Dich, mit Pfte.-Begl. Op. 9. 6 Gr.

Nicola, C., die Rebentochter, Gedicht von Rückert, f. 1 Singst. mit Pfte.-Begl. Op. 10. 12 Gr.

Täglichsbeck, Th., Variations sur un air Stirien p. l. Violon avec accomp. de l'orchestre. Op. 12. 1 Thlr. 12 Gr.
— — avec accomp. du Quatuor. 18 Gr.
— — avec accomp. du Pfte. 16 Gr.

[153] In der **Liter.-artistischen Anstalt** in München ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Original-Radirungen

von

Eugen Neureuther.

Erstes Heft.

Inhalt:

1) Bauernregel, Gedicht von Goethe, mit Randzeichnungen.
2) Der wilde Jäger, Gedicht von Bürger, mit Randzeichnungen.
3) Heute roth, morgen todt, Sprüchwort, mit Randzeichnungen.
4) Tyroler Kirchweih. Künstler-Zug. Nro. 1.

Preis in saubern Umschlag: 4 fl. rhein. od. 2 Rthlr. 8 Gr.

[109] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

The complete Works of *Charles Dicken's* (Boz).

Vol. I. and II.

containing the posthumous papers of the

Pickwick Clubb.

A faithful record of the perambulations, perils, travels, adventures and sporting transactions of the corresponding members.

Subscriptionspreis 2 Thlr.

Die übrigen Werke dieses ausgezeichneten Schriftstellers werden in dieser schön gedruckten Sammlung in kurzen Zeiträumen nachfolgen.

Auch ist eine neue Auflage des ersten Bandes von

E. L. Bulwer's complete Works

containing

Pelham or the adventures of a Gentleman

erschienen, und nun die sämmtlichen Werke wieder vollständig in 16 Bänden zum Subscriptionspreis à 1 Thlr. für den Band zu haben.

Leipzig, Friedrich Fleischer.

[161] In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Polytechnisches Journal,

herausgegeben

von den

DD. Dingler und Schultes.

Erstes Märzheft 1839.

Inhalt. Bericht der von dem Franklin Institute in Philadelphia niedergesetzten Commission zur Prüfung der Explosionen der Dampfkessel. Zweiter Theil. (Beschluß). Mit Abbild. — Ueber die Verwandlung des Wassers in Dampf bei höheren Temperaturgraden, und über das Bersten der Dampfkessel. Von Dr. Schafhäutl. — Ueber eine Weckervorrichtung für Dampfkessel. Von H. Dyott Gardner. Mit Abbild. — Ueber die Pateuteisenbahn des Hrn. White. Mit Abbild. — Ueber die Patent-Eisenbahnwagen mit Reibungsrädern. Von W. Coles. Mit Abbild. — Beschreibung einer Baggermaschine zum Reinigen der Flußbette. Von S. Lewin. Mit Abbild. — Ueber eine Maschine, mit welcher die Arbeiter in die Bergwerke hinab und wieder aus ihnen herauf geschafft werden können. Von W. Jones. Mit Abbild. — Ueber einen Apparat zur Fabrication langer und kreisrunder Kautschukbänder. Von W. P. Cocks. Mit Abbild. — Verbesserungen in der Hutfabrication, von H. Wells. Mit Abbild. — Verbesserungen in der Fabrication von Seidenwaaren, von John Gibson. Mit Abbild. — Apparat zum Heizen von Kirchen, Magazinen, Kaufladen, Fabriken, Treibhäusern, Wagen und andern zu heizenden Orten, und verbessertes Brennmaterial für diesen Apparat, von Th. Joyce. Mit Abbild. — Montaubans Verbesserungen in der Gaserzeugung und an den zum Verbrauche des Gases bestimmten Apparaten. Mit Abbild. — Ueber den aus dem Färbeknöterig gewonnenen Indigo. — Beschreibung des von Hrn. Cappler in Elbeuf entdeckten Verfahrens, um das Alkali der alten Pottaschekufen (Indigküpen) wieder nutzbar zu machen; von J. Girardin. Mit Abbild. — Miscellen. Preisaufgabe für das beste Mittel zur Vertilgung des Heuwurms. — Anwendung des Elektro-Magnetismus als Triebkraft zur Schifffahrt. — Ueber die Stärke eiserner Taue im Vergleiche mit den hänfenen. — Das Dampfschiff Liverpool. — Derlequebems Taschen-Geodesimeter. — Ueber die Glasgewebe des Hrn. Dubus-Bonnel. — Ueber Clay's Verbesserungen in der Eisenfabrication.

Zweites Märzheft.

Rush, Verbesserungen an den Dampfkesseln. Mit Abbild. — Ueber eine einschienige Eisenbahn von der Erfindung des Hrn. H. de Villebiry. — Ridington, über eine selbstthätige Vorrichtung für die Ausweichstellen an den Eisenbahnen. Mit Abbild. — Ueber die Wirkung der Gradienten auf die Eisenbahnen. — Renwick, über das Paketdampfboot „Ruby" von Gravesend, und Einiges über die Dampfboote in den Vereinigten Staaten. — Ueber die Hebekasten an dem Grand Western Canal. Auszug aus einem Vortrage, den Hr. James Green vor der Institution of Civil Engineers hielt. — Balls Verbesserungen an den Wagen. Mit Abbild. — Finlaysons Verbesserungen an den Eggen. Mit Abbild. — Poppe, Beschreibung des Kettengebläses auf der Silbernaaler Frischhütte bei Klausthal. Mit Abbild. — Heinecken, über ein vereinfachtes Passage-Instrument, ein verbessertes Reflexions-Teleskop, ein verbessertes Parallellineal und eine Verbesserung an Davy's elektrischem Telegraphen. Mit Abbild. — Ueber die Oefen des Hrn. Pecrvoe in Paris. Auszug aus dem Berichte des Hrn. Masson-Four. — Beschreibung einer in den meisten englischen Bleichanstalten und Kattundruckereien gebräuchlichen Trockenstube. — Beschreibung der in den englischen Kattundruckereien gebräuchlichen Dampffärbekufen. Mit Abbild. — Walkers verbesserter Apparat zum Aufzählen von Bier und andern gegohrnen Flüssigkeiten. Mit Abbild. — Ueber den Vorschlag des Obristen Anossov, den goldhaltigen Sand durchs Schmelzen zu bearbeiten. — Desgrands neue Methode, aus gewissen Stoffen, die bisher noch nicht zu diesem Zwecke verwendet werden, eine Zeugmasse für Papier und Pappendeckel zu erzeugen. — Rosling, über eine Composition, wodurch ein Theil der Lumpen bei der Fabrication des Schreibpapieres ersetzt werden kann. — Talbots Verfahren, die sogenannten photogenischen (durch das Licht erzeugten) Gemälde oder Bilder darzustellen. — Miscellen. Englische Patente. — Ueber die optischen Eigenschaften des Dampfes. — De Pambour, über die Temperatur des Dampfes. — Janvier's Locomotivapparat für

Schiffe. — Der Veloce, Segel- und Dampfboot. — G. Cumberlands Eisenbahnsystem. — Warnungsvorrichtung für Eisenbahnen. — Eisenbahnwagen mit Schlafstellen. — Lemp's Dampfdreschmaschine. — Bruff's Nivellirstab. — Lossaignes unverbrennliche Vorladungen für Flinten. — Jobards Heizmethode mit Wasserstoffgas. — Thornton's Metallspiegel. — Ueber Herapaths Gerbemethode. — Ueber eine Verfälschung der Cochenille. — Levasseurs Apparat für Seidenzüchtereien. — Literatur: Plagiate.

* * *

Von diesem sehr gemeinnützigen und wohlfeilsten Journal Deutschlands erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 30—36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

☞ **Die Verlagshandlung kann vom**

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1r bis 18r Jahrgang zu 168 Rthlrn. oder 288 fl. anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1837 sind fortwährend einzeln zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

Stuttgart und Tübingen, April 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[147] Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist mit dem zweiten Bande so eben vollständig erschienen:

Declamatorik,

oder vollständiges Lehrbuch der deutschen

Vortragskunst,

von

C. Fr. Falkmann,

Fürstl. Lipp. Rath und Director des Gymn. zu Detmold.

Erster oder theoretischer Theil. In 2 Bänden. gr. 8. 1836 und 1839. $3\frac{1}{3}$ Rthlr.

(Auch unter dem Titel: **Praktische Rhetorik** u. s. w. Zweite Abtheilung.)

Der rühmlichst bekannte Herr Verf. hat durch die Herausgabe dieses mit großem Beifall bereits aufgenommenen und beurtheilten ersten vollständigen Lehrbuchs des mündlichen Vortrags eine nicht unbedeutende Lücke in unserer pädagogischen Literatur ausgefüllt. Es ist dasselbe nicht nur für alle Jünglinge bestimmt, die sich irgend einem Berufe widmen, der sie künftig unter die Gebildeten der Nation stellt, sondern das Werk bildet durch seine lebendige und reichhaltige Vielseitigkeit und durch die geistvolle Behandlung der Sprache ein gründliches und praktisches Lehrbuch für alle diejenigen, **deren Amt und Wirksamkeit die Gabe des Vortrags erheischt** oder künftig fordern wird, sey es für die **Kirche**, für die **Schule**, für den **Gerichtssaal**, für die **Ständeversammlung** oder auch, als schöne Kunst, für die **Bühne**. Alle und jede Leser, jung oder alt, welche den Menschen und seine Anlagen und Leistungen in den edelsten Beziehungen gern näher kennen lernen wollen, werden hier vielseitige Unterhaltung, gründliche Belehrung und die Resultate eigener reicher Beobachtung und der Benutzung aller literarischen Hülfsmittel vereinigt finden.

Ein zweiter praktischer Theil (Beispielsammlung oder Declamirbuch mit fortlaufenden declamatorischen Bemerkungen) wird baldigst nachfolgen.

Von den früheren Lehrbüchern des hochverdienten Hrn. Verfassers sind in wiederholten Auflagen seither bei uns erschienen:

Praktische Rhetorik. Erste Abtheilung, oder vollständiges Lehrbuch der deutschen Abfassungskunst. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. (Mit mehr als 900 Aufgaben und Musterstücken.) gr. 8. $1\frac{1}{2}$ Rthlr.

Stylistisches Elementarbuch, oder erster Cursus der Stylübungen u. s. w. Fünfte, verb. und verm. Auflage. (Ueber 700 Aufgaben und Musterstücke enthaltend.) gr. 8. $\frac{2}{3}$ Rthlr.

Methodik der deutschen Stylübungen. Dritte Auflage. gr. 8. (Erscheint im Laufe dieses Jahrs.)

---

[142] Bei Unterzeichnetem erschien:

Le nouveau Robinson

ou

les aventures de Robinson

racontées par lui-même et augmentées d'un vocabulaire

par

J. Louis,

Maître des langues française et angloise à une école publique à Dessau.

Preis: Feine Ausgabe, eleg. cartonn., mit 1 Titelkupfer, 1 Rthlr. — Schulausgabe, roh, 15 Gr.

Robert Friese in Leipzig.

---

[129] **Verlagsbericht 1838**

von

Leopold Voß.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

Bretschneider, C. A., neue Methode, die reellen, rationalen und irrationalen Wurzeln numerischer Gleichungen zu finden. gr. 4. 1838. 12 Gr.

*Brosset jeune, Grammaire de la langue géorgienne. gr. 8. Paris 1837. 3 Thlr.

*Bulletin scientifique de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. IV. (24 Nos.) gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft bearbeitet. Dritter Band, Zweite, berichtigte u. verm. Auflage, mit Beiträgen von Albert Hayn und Ludwig Moser. Mit sechs Tabellen. gr. 8. 1838. 4 Thlr. 18 Gr.

*— — Dessen Bildniss auf Stein gezeichnet von Kriehuber in Wien. Fol. 12 Gr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 9r Jahrgang für 1838. Herausgeg. von Dr. A. Weinlig. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 4r Jahrg. für 1838. Herausgeg. von Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Weinlig. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec

atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Chouleut, Ludw., Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie des Menschen. Ein Grundriss der praktischen Medicin für akadem. Vorlesungen. Dritte verbesserte Auflage. gr. 8. 1838. 3 Thlr. 18 Gr.

— — historisch literarisches Jahrbuch für die deutsche Medicin. 1ster Jahrgang für 1838. 16. cart. 16 Gr.

*Ehrenberg, C. G., die fossilen Infusorien und die lebendige Dammerde Vorgetragen in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1836 und 1837. Mit 2 color. Kupfertafeln. Fol. Berlin, 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

— —, die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen. Ein Blick in das tiefere Leben der organischen Natur. Nebst einem Atlas mit 64 color. Kupfertafeln. gr. Fol. 1838. 90 Thlr.

Friedländer, L. H., Vorlesungen über die Geschichte der Heilkunde. 1stes Heft. gr. 8. 1838. 22 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

Kant's, Imm., sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Rosenkranz und F. W. Schubert.

I. Kleine logisch metaphysische Schriften. gr. 8. 1838. 2 Thlr. 18 Gr.

II. Kritik der reinen Vernunft. gr. 8. 1838. 3 Thlr. 6 Gr.

III. Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik — Logik. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 10 Gr.

IV. Kritik der Urtheilskraft. — Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhebenen. gr. 8. 1838. 2 Thlr.

V. Schriften zur physischen Geographie. gr. 8. 1839. 3 Thlr. 4 Gr.

VI. 1. Kleine anthropologisch-praktische Schriften. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 18 Gr.

VII. 2. Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 3 Gr.

VIII. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. — Kritik der praktischen Vernunft. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 6 Gr.

IX. Metaphysik der Sitten. — Pädagogik. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 18 Gr.

X. Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft. — Streit der Facultäten. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Krebel, R., über die Erkenntniss und Heilung des Scorbuts. Eine praktische Abhandlung, mit besonderer Rücksicht auf die K. K. Russische Marine. 8. 1838. 1 Thlr.

*Kupffer, A. T., Recueil d'observations magnétiques faites à St. Pétersbourg et sur d'autres points de l'empire de Russie. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 4 Thlr.

Luden, Karl, das Retentionsrecht. Eine civilrechtliche Abhandlung. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 9 Gr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XIII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 21 Gr.

*Siebold, Ph. Fr. de, Flora Japonica, sive plantae quae in imperio Japonico collegit, descripsit, ex parte in ipsis locis pingendas curavit. Regis auspiciis edita. Sectio prima continens plantas ornatui vel usui inservientes. Digessit J. G. Zuccarini. Fasc. 3 — 6 C. 20 tabb. lith. fol. Lugduni Bat., 1838. schwarz 9 Thlr. 8 Gr., illum. 18 Thlr. 16 Gr.

*Struve, F. G. W. de, sur l'emploi de l'instrument des passages pour la détermination des positions géographiques. A l'usage des officiers de l'état major-général en Russie. Trad. de l'allemand par A. Schyanoff. Avec 3 planches. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Wagner, Rudolph, Beiträge zur vergleichenden Physiologie. Zweites Heft. (Nachträge zur vergleichenden Physiologie des Bluts.) Mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 1838. 16 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1838. (38. Jahrgang.) Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. III. IV. 4 maj. 1838. 3 Thlr.

---

[141] In der **literarisch-artistischen Anstalt** in **München** sind folgende

REISEKARTEN

erschienen, welche, sämmtlich auf Leinen gezogen und mit Futteral versehen, durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu den beigesetzten Preisen zu beziehen sind:

Im 24 fl. Fuss.

Reisekarte von *Frankreich* 1 Thlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

dto. durch *Bayern, Würtemberg, Baden, Hessen* und die angrenzenden Länder von *G. Mayr.* Mit 26 Ansichten der bedeutendsten Städte dieser Länder 2 Thlr. 3. fl. 36 kr.

Dieselbe ohne die Ansichten 1 Thlr. 6 gr. 2 fl. 12 kr.

dto. von München in das *Bayer'sche* und *Salzburg'sche Hochgebirge* in 2 Blättern 1 Thlr. 12 gr. 2 fl. 24 kr.

dto. von *Italien* nebst den nördlich angrenzenden Ländern 1 Thlr. 4 gr. 2 fl.

dto. der *Schweiz* 2 Thlr. 3 fl. 36 kr.

dto. von *Tyrol* mit dem *Südbayer'schen* und dem *Salzburger Hochgebirge* von *Roost* 2 Thlr. 20 gr. 4 fl. 48 kr.

dto. (kleinere) von *Tyrol* von *G. Mayr* 1 Thlr. 12 gr 2 fl. 30 kr.

dto. der Provinz *Oberbayern* mit der Umgebung 1 Thlr. 9 gr. 2 fl. 12 kr.

Dieselben Karten sind auch *unaufgezogen* zu verhältnissmässig niedrigern Preisen zu beziehen.

---

[157] Den Freunden altdeutscher Dichtung zur Nachricht:

Daß in allen Buchhandlungen auf Wolfram von Eschenbachs Dichten und Leben, 2r Bd., von San Marte, Subscription zu $2\frac{1}{2}$ Rthlr. angenommen wird.

Der 1ste Band, „Parcival" neuverdeutscht enthaltend, erschien 1836 und wurde mit allgemeiner Anerkennung aufgenommen.

Creutz'sche Buchhandlung in Magdeburg.

№ 96.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 22. April 1839.

Zeit gepuderter Perrücken,
Drauf Pfalzgrafen Lorbern drücken!
Uhland.

Briefe Wielands aus den Jahren 1752-1761.

Die folgenden Briefe aus Wielands Jugendjahren sind uns von der Familie des Mannes, an den sie gerichtet sind, mitgetheilt worden. Neben dem, was sie zur Charakteristik des Dichters und Schriftstellers beitragen, enthalten sie manche Züge, welche das Bild jener Periode unserer Literatur zwischen Gottsched und Goethe, in der Wieland eine so bedeutende Rolle spielt, in uns vervollständigen. — Der Mann, dem der jugendliche Wieland so viel Achtung und Zutrauen beweist, war Johann Christian Volz, geb. 1721, Professor der Mathematik, Dichtkunst und Geschichte am Gymnasium in Stuttgart, später Rektor dieser Anstalt. Ein Ruf an die Petersburger Akademie der Wissenschaften war von ihm abgelehnt worden (1754). Er galt für einen Mann von Geschmack und feiner Beurtheilung. Unter Andern hat der Historiker Spittler, dessen Talente er frühe erkannt, ihm viel zu danken. Er starb 1783 als evangelischer Prälat des Klosters Bebenhausen.

* * *

Wieland an Volz.

Tübingen den 2ten Juni 1752.

Mein Hochgeehrtester Herr Professor.

— — Sie erhalten hiemit meinen Erstling. Sie werden ohne mein Bemerken sehen, daß dieses Gedicht nichts enthält als Gedanken und Ausschweifungen, die durch eine Frühlingsnacht veranlaßt worden; es hätte also einen andern Titel haben sollen, doch der Kürze wegen gab ich ihm diesen.* Sonsten werden Ihnen die lateinischen Buchstaben, wie ich vermuthe, keinen Anstoß geben. So wenig ich sonst Neuerungen in Kleinigkeiten, z. E. in der Rechtschreibung liebe, so gefiel mir doch diese, und ich werde sie vor meinen Theil beybehalten, ohne durch die von Herrn Naumann gedrohte Bittschrift oder den zweyten Gesang des Wurmsaamens abgeschreckt zu werden. — Sie werden nunmehr den Noah gelesen haben, und ohne daß Ihnen die Freundschaft gegen den Verfasser zu Hülfe kommen dürfe, werden Sie einen Werth an ihm finden, den Viele nicht sehen können, und einige nicht sehen wollen. Einige werden sich an der Einfalt des Ausdrucks stoßen, ohne zu bedenken, daß die Poesie

* Der Antiovid.

nicht in einer besondern Art des Ausdrucks, sondern in der Erfindung, Nahahmung, dem Gedanken bestehė, und daß der Ausdruck keine andere Regel habe, als den Gedanken, dessen Leib er ist, soviel möglich ist, abzubilden. Die Sphäre, aus der die Handlung dieses Gedichts genommen ist, macht seine einfältig edle Denk- und Schreibart nothwendig und zu einer Hauptschönheit. Es würde einer Schäferin sehr übel stehen, wenn sie mit Goldstucken und Diamanten bedeckt wäre, und in einem solchen Gedicht, welches eigentlich kein Heldengedicht ist, sondern einen Patriarchen und Begebenheiten aus der ältesten Zeit besingt, würde es lächerlich gewesen seyn, so zu denken und zu schreiben als Milton odee Glover. Wenn Herr Bodme jemand an Ausdruck nachgeahmt hat, so ist es Homer. Doch die sittlichen Schönheiten dieses Gedichts sind die größten, sie sind des Poeten Hauptabsicht, der so würdige und unsern Zeiten fremde Gedanlen von der Poesie hat. Was kann vor eine ernsthafte und denkende Seele einnehmender seyn als die harmonische Verschiedenheit in den liebenswüedigen Charakteren der Hauptpersonen, welche durch dies ganze Werk bis in den kleinsten Umständen so trefflich soutenirt sind? Doch ich habe nicht nöthig, soviel von den Vorzügen des Noah zu sagen, da Sie Selbst eine richtigeee und tiefere Einsicht in dieselben haben werden.

Es sind diese Messe wieder Anakreons zum Vorschein gekommen, und ich weiß nicht, wann Sie anfhöeen werden. Ich bin dieser Täudeleyen sehr überdrüssig, und fast bin ich auf mich seidst böse, daß ich etliche gemacht habe, die ich dem Antiovid angehengt, obgleich mein Zweck ganz ein anderer wae als Herr Ilzens und anderer solcher Herrn. — Die Göttingische Gesellschaft der schönen Wissenschaften verderbt uns den Geschmack in Deutschland mehr, als daß sie ihn bessert. Es könnte zwar gut scheinen, daß so viele junge Studirende, sonderlich Personen von Stande, in sie gezogen werden, und zum mindesten einigen Geschmack an dem Schönen in den Wissenschaften und Künsten bekommen; allein die Menge junger mittelmäßiger Poeten und gekrönter Versemacher, welche sie uns gleich dem April, der eine Menge Ungeziefer ausbrütet, schon gezeugt hat und noch zeugen wird, verdunkelt das Gute gae sehr. Der poetische Lorbeerkranz kann mich recht ärgern. Es ist nichts Absurderes, und die Göttingische Akademie sollte sich schämen, dergleichen elende Gebräuche wiedee aufzuwärmen. Erst neulich sandte Herr Häberlin als zeitiger Rektor von Helmstädt der Jungfer Dilthey von Stadthag den Lorbeerkranz. Sie ist eine Zännemannin, nur mit dem Unterschied, daß sie feomm ist, dahingegen die Zäunemannin eine halbe Amazone und Maiteesse eines Sächsischen Herzogs wae. Ich wünschte uns eine drittisch denkende Singer oder eine witzige und natürlichfreye Babet und Sevigné. — Wenn Sie Herrn Klopstocks Ode an Gott gesehen haben, so schreiben Sie mir doch Ihr Urtheil von ihr. Man nennt sie in Sachsen das hohe Lied Klopstocks. Ich muß Ihnen doch ein Sinngedicht mittheilen, welches Herrn Trillern und Gottscheden zu Ehren gemacht worden ist, und welches, ob es gleich eine Kleinigkeit ist, Ihnen doch gefallen wird. Es ist ein Gespräch zwischen Triller und Gottsched.

T. Was denken Sie, mein Gönner, von Messia?
G. Jesu Maria!
T. Und, großer Mann, was halten Sie von Noah?
G. o Ha!
T. So dacht' ich auch, Gott thu mir diß und das!
Behüte Gott uns die Hermannias,
Die Schwarzias und die Theresias —
G. Den Prinzenraub und den Wurmsaamen.
T. Ja Amen!

Nach meinen Begriffen von dee Poesie ist sie die vernünftigste Lehrart der nützlichsten und zur Glückseligkeit nöthigsten Wahrheiten; denn sie erreicht ihren Zweck gewisser als die philosophische Leheart, weil Sie uns durch unsere Neigung zum Schönen und zum Vergnügen zu ihrem Zwecke fuhrt, und Leidenschaften und lebhafte Entschließungen in uns hervorbringt. Dieses ist der Grund, warum ich vor meinen Theil poetische Schriften schreibe. Aber aus eben diesem Grunde ist mir die Poesie heilig und hingegen das Anakreontische und Tibullische Tändeln sehr zuwider. Unsere Poeten mögen sich entweder in jenen Sphären versuchen, worin Pope, Bulingham, Thomson, Young groß waren; sie mögen Corneilles, Racines, Molières werden, odee uns mit Ihren Geburten verschonen, welche gemeiniglich Früchte des Müssiggangs und des Wein- oder Bierhauses sind. Haller, Bodmer, Klopstock, Hagedorn und Gellert, Pyra, Lange, Kleist und Gleim sind fast die eintzigen, die uns wahre Ehre machen. Welch eine kleine Zahl unter so viel hundert Poeten! Einige der Verfasser der bremischen Beiträge könnten verdienen, in obige heilige Gesellschaft zu kommen, wenn sie etwas mehr als Oden an Phyllis, scherzhafte Erzählungen oder Liederchen wagen wollten. Ich habe die beyden Schlegels vergessen, welchen in der That ein großer Rang unter unsern Dichtern gehört; obgleich der lezte verschiedene Fehler hat, die ihn eben nicht zieren. — Wird nicht Ihr Herr von Gemmingen zu bewegen seyn, etwas von seiner mir sehr geruhmten Arbeit herauszugeben? Versichern Sie Ihn, bei Gelegenheit, meines Respekts; ich hoffe, daß er mein Schreiben erhalten hat. Ich empfehle mich Ihrer schätzbarsten Gewogenheit, und bin mit gößter Hochachtung und freundschaftlichstem Herzen,

Deeo gehorsamster Diener
Wieland.

Fliegende Blätter des Abbé Colibri.

(Schluß.)

— — In Berlin ist es auch noch immer naß, wenn es zuvor geregnet hat. Damit will ich sagen, daß noch Alles beim Alten ist. — Hier verändert sich nichts, hier ist Alles stereotyp, vom Eckensteher bis herab zu den musikalischen Recensionen der Vossischen Zeitung. Das liebe Berlin consumirt nach wie vor ganze Fluthen von Witz und Weißbier. Der Berliner Witz ist ein ganz eigenthümlicher Patron: wenn es regnet, trägt er einen Sonnenschirm, und wenn die Sonne scheint, einen Parapluie; das nennt man hier zu Lande „ungeheure Ironie." Im Winter erscheint der Witz in transparenten Nankinghosen, im Sommer hingegen in einem Schafpelz und Gummikaloschen; das heißt hier „kannibalische Maliee." Der Berliner Witz hat jezt ein neues Stichblatt gefunden, woran er täglich sein Muthchen kühlt: es ist dies die Berlinisch-Potsdamsche Eisenbahn. Haben Sie noch nicht das Bonmot gehört, das neuerlich einer unserer Witzbolde debitirt hat? Er hat eines der Locomotive Martin Luther genannt. Weßhalb? Weil das Locomotiv plözlich stehen geblieben war und wie der große Reformator auf dem Reichstage zu Worms ausgerufen haben soll: Hier stehe ich, Gott helfe mir, ich kann nicht anders! Ein anderer Spaßvogel hat sich beim Eisenbahndirektorium darüber beschwert, daß ein hinkender Invalide halbe Stunden lang dem Dampfwagen nachlaufe, um von den fliegenden Passagieren ein Almosen zu erhaschen. Ein dritter Witzjäger hat den gutgemeinten Rath ertheilt, im Fall das Locomotiv noch einmal — vermuthlich nur in Gedanken — stehen bleiben sollte, die erste beste Droschke vorzuspannen.

— — Also Sir Edward Lytton Bulwer geht als Gesandtschaftssekretär nach St. Petersburg. Die junge Königin kennt, wie Wallenstein, ihre Pappenheimer. Ich wüßte Keinen, der für den schlüpferigen, aalglatten Hofboden des großen Czaren mehr geeignet wäre, als der Verfasser des Henry Pelham, worin Herr Bulwer bekanntlich keinen Andern als sich selbst geschildert. Pelham-Bulwer ist eine Kokette in Frack und Beinkleidern, jeder Zoll an ihm ein vornehmer Dandy, der sich nach den glänzendsten Vorbildern der Chaussée d'Antin gebildet hat. Le style c'est l'homme, sagt Buffon, und wir sehen diesen Ausspruch auch bei Bulwer bewährt. Sein Styl trägt, wie er selbst, buttergelbe Glacéhandschuhe, einen Claque und ein Lorgnon, und duftet wie eine Pariser Grisette nach Patchouly oder Extrait de Miel. Er wird am Hofe des Kaisers Nicolaus viel Glück, besonders bei den Damen machen, und schneller, als man die Hand umdreht, einen russischen Roman von drei bis vier Bänden zu Tage fördern.

— — Zu Petersburg herrscht in den vergoldeten Salons der haute volée große Trauer, denn Marie Taglioni, der Liebling des Hofes, das Schoßkind des Publikums, ist noch immer nicht zurückgekehrt. Sie tanzt im Kärntnerthortheater in Wien und erhält für jeden Abend tausend Gulden Conventionsmünze. Ist es da wohl eine Kunst, große Sprünge zu machen? Unsere gutmüthige Kritik stellt, weil sie nichts Besseres zu thun hat, Parallelen an zwischen Marie Taglioni und Fanny Elsler. Auch hier, wie früher in Berlin, haben sich zwei Parteien gebildet: die Marianer und Fannysten, die sich so erbittert gegenüber stehen, wie vor Jahrhunderten die Anhänger der weißen und der rothen Rose in England. Ich habe beide Tänzerinnen gesehen und finde, daß die Taglioni weiter nichts als eine graziöse Tänzerin, die Elsler hingegen eine tanzende Grazie ist; die Taglioni tanzt nur mit den Füßen, die Elsler auch mit dem Kopfe, mit den Augen und mit jedem Theile ihres Körpers; die Elsler ist ein Alphabet blühender Reize, die Taglioni — da fällt mir ein Bonmot ein, das mir einmal Herr Charles Mauriee, der Redakteur der Gazette des Théâtres, erzählt. Marie hat bekanntlich auffallend lange Arme. Die blasse Sylphide promenirte einmal im Garten der Tuilerien, dicht vor dem Pavillon de l'Horloge, und sah zuerst auf ihre Taschenuhr, und dann auf die Schloßuhr. Da die leztere um zehn Minuten retardirte, rückte Mlle. Taglioni mit ihrer schönen langen Hand die Zeiger vor und ging dann lächelnd weiter. Aber troz dem bleibt sie eine interessante Erscheinung. — Der verstorbene Börne schrieb zwar in einem seiner widerhakigen Briefe aus Paris, die Taglioni entfalte in ihrem Tanze eine Grazie, der man wohl ansehe, daß ihr Herr Vater ihr sie eingeprügelt habe. — Das ist unwahr; Börne muß entweder ein schlechtes Fernglas oder falsche Begriffe von der Grazie einer Tänzerin gehabt haben.

— — In Wien herrscht seit Kurzem große Bestürzung. Was man seit Jahren mit banger Angst vorausgesehen, was schon damals selbst das heiterste Gemüth mit panischem Schrecken erfüllt, soll jezt in Erfüllung gehen. Man waffne sich mit Muth, um das Schrecklichste der Schrecken zu erfahren. Dlle. Caroline Müller, die Blüthe des Wiener Hofburgtheaters, die seit einer Reihe von Jahren der Intendanz und dem Publikum gedroht, von einer Bühne, wo sie so unzählige Triumphe gefeiert, ruhmgesättigt abzutreten, aber immer wieder Zulage erhalten und wieder geblieben ist, soll nun ernstlich entschlossen seyn, der Kaiserstadt und dem zahllosen Heer ihrer Verehrer den Rücken zu wenden und sich in Paris niederzulassen. Fräulein Caroline ist Deutschlands Jenny Vertpré: elle a toujours vingt ans und ist im Lustspiel eine der anmuthigsten Erscheinungen. Wer sich überzeugen

will, wie groß die Macht einer schönen Toilette ist, der sehe Mlle. Mars und Dlle. Müller, die, einem unverbürgten Gerücht zu Folge, beide majorenn geworden sind. — In der Wiener Literatur herrscht Lethargie. Die besten Köpfe, Auersperg, Zedlitz, Grillparzer, Bauernfeld feiern, die belletristischen Fabrikarbeiter sind hingegen in voller Thätigkeit. Deinhardstein hat es nicht verschmäht, in die dichten Reihen jener Marodeurs einzutreten, die dem Bühnencrösus Scribe nachziehen und dessen Lustspiele, die Villemain so bezeichnend comédies des affaires genannt, brühheiß in's Deutsche überfrachten. Die gute Kaiserstadt hat sich lange den Kopf zerbrochen, wer jener Doktor Römer ist, dessen Name so oft auf den Zetteln des Burgtheaters erscheint; erst seit Kurzem ist der Schleier dieses Geheimnisses gelüftet, und es ist jezt erwiesen, daß Doktor Römer eine Maske ist, die Deinhardstein hauptsächlich darum gewählt, um sich vor den spitzen Pfeilen der Kritik sicher zu stellen.

— — In Constantinopel macht die Civilisation rasende Fortschritte. Die Türken haben nun auch eine italienische Oper. Sultan Mahmud hat eine große Inclination für Bellini und Donizetti. Ein Bruder des Leztern ist schon seit Jahren Kapellmeister bei der Regimentsmusik der großherrlichen Garde. In diesem Augenblicke wird Meyerbeers „Robert le Diable“ einstudirt. Nennt mir eine zweite Oper, die im lezten Dezennium ein so europäisches Furore gemacht hat, wie dieser melodienwimmelnde Teufel. Diese Oper, die vor Kurzem in Paris die 171ste Wiederholung erlebt, hat nun die Runde durch alle Bühnen Europas gemacht und von Lissabon bis St. Petersburg, von Stockholm bis Constantinopel aufrichtige Bewunderer gefunden, endlich sogar über's atlantische Meer gesezt und auch in Amerika das musikalische Bürgerrecht erhalten. Man mag hinreisen, wo man will, überall umflattern uns Meyerbeer'sche Melodien. Rameau sagte einst, er könne Alles, sogar eine holländische Zeitung in Musik sezen. Wenn auch Meyerbeer dies im Stande ist, woran ich durchaus nicht zweifle, so sollte er die Thronreden Louis Philipps in Musik sezen; ich bin überzeugt, daß sie dann überall Anklang finden würden.

— — Weil hier gerade von der Oper die Rede ist, so erlaube ich mir hinzuzufügen, daß eine berühmte Sängerin in Stuttgart angekommen, Dem. Henriette Carl, dieselbe, die ein musikalischer Enthusiast in Leipzig kurzweg ein „Ereigniß“ genannt. Sie kommt, mit ungarischen Lorbeeren beladen, direkt aus der Hauptstadt der Magyaren und wird, dem Vernehmen nach, einen Cyclus von Gastrollen auf der hiesigen Hofbühne geben. Es ist eine tüchtige Sängerin, die nicht spurlos vorübergehen wird.

X. Y. Z.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

Bulwers Richelieu.

Bulwers neues und lang erwartetes Drama, Richelieu, ist endlich aufgeführt worden. Obgleich das Stück mit außerordentlichem Beifall aufgenommen wurde, welchen es auch seiner vielen poetischen Schönheiten wegen verdient, so kann ein unparteiischer Beurtheiler doch die vielen dramatischen Mängel desselben nicht übersehen. Es ist eines jener dramatischen Produkte, die sich mehr für die Lektüre, als für die Bühne eignen, und in dieser Hinsicht ganz das Gegenstück seines lezten Dramas, The Lady of Lyons. Die Handlung ist in Kurzem folgende: Graf Barabas, ein Liebling des Herzogs von Orleans, verbindet sich mit mehreren Edelleuten, um den gefürchteten Richelieu zu stürzen und sich an seine Stelle zu setzen. Er sucht auch den Chevalier de Mauprat, einen jungen Mann, der einst wegen leichtsinniger Uebertretung militärischer Befehle zum Tode verurtheilt, aber von Richelieu mit der Warnung freigesprochen wurde, daß seine Handlungen bewacht würden und das Beil stets über seinem Haupte hänge, mit in die Verschwörung zu ziehen. Der Chevalier, der gerade gespielt und nicht nur seine ganze geringe Habe, sondern noch mehr verspielt hat, wird in diesem Augenblicke auf Befehl des Cardinals verhaftet. Hierauf sehen wir Richelieu in seinem prachtvollen Arbeitszimmer mit seinem Vertrauten, dem Pater Joseph. Bulwer ist in Richelieus Charakter sehr von der Geschichte abgewichen. Er stellt ihn als einen gutmüthigen alten Herrn dar, der zuweilen gern ein Späßchen macht, und nie von egoistischen Gedanken heimgesucht wird; die Triebfeder seiner Handlungen ist allein Liebe, unbegrenzte Liebe zu seinem Vaterland. Uebrigens hängt er auch mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit an seiner Mündel, Julie de Montemar, Ehrenfräulein der Königin, in welche nicht nur Mauprat und Barabas, sondern auch der König verliebt ist. Richelieu, der in Julien eine Neigung für Mauprat entdeckt, läßt den Lezteren vor sich bringen, und nachdem er, in einer wirklich sehr gelungenen Scene, sich überzeugt, daß er ihrer würdig sey, verlobt er die Liebenden, jedoch nicht ohne sich vorher einen kleinen Spaß zu erlauben, indem er Mauprat im Wahn erhält, daß er zum Tode abgeführt werde, während seiner im nächsten Zimmer, statt des Henkers, die Geliebte harrt. Im zweiten Akte sehen wir den jungen Ehemann in Verzweiflung über einen Brief des über die Heirath entrüsteten Königs, worin ihm anbefohlen wird, seine Frau nicht anders als wie eine Fremde und ein Hoffräulein zu behandeln, ihr jedoch von diesem Befehle nicht ein Wort mitzutheilen; ein Hofmann, den der König zu diesem Zwecke hingeschickt, werde auf genaue Erfüllung dieser Ordre achten, und nur in seiner Gegenwart dürfe Mauprat mit seiner Frau sprechen. Die folgende Scene zwischen den Eheleuten, in Gegenwart des impertinenten königlichen Abgeordneten, ist sehr gut durchgeführt, und treibt den armen Mauprat zur Verzweiflung. In diesem Gemüthszustand trifft ihn Barabas, der ihn leicht überredet, daß das Ganze ein durchdachter Plan Richelieus sey, der nur seinen Namen gebraucht, um Julie zu des Königs Maitresse zu machen; Mauprat verspricht, in der Nacht mit den Verschworenen zusammenzutreffen und Richelieu mit eigener Hand zu ermorden.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 97.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 23. April 1839.

Morte, tu l'admires; vivante, qu'elle est belle!

Delavigne
à Lord Byron.

Die Piräusstraſse.

(Von einem bayrischen Philhellenen.)

Wer die Piräusstraße zu Athen und den Hafen in den alten Zeiten gesehen hätte, als noch die Triremen von Korinth und Rhodus, die Kauffahrer von Trapezunt und Massilia, von Sidon und Carthago hier vor Anker lagen und ihr Volk hinausschickten in die lebensfrohe, sinnenlustige, üppige Weltstadt, zu ihren Phrynen und Oinopolen, zu ihren Theatern und Festen, zu ihren Heiligthümern und in ihre weltberühmten Tempel; damals, als aus Athens vollen Gassen noch die heldenmüthigen Seebeherrscher beim Aufgebote ihrer Redner an's Meer hinuntereilten, um auf die Ruderbänke der Galeeren sich zu setzen und hinter den hölzernen Mauern für's Vaterland zu kämpfen; wer diesen Weg in jenen Zeiten gegangen wäre, als Themistokles die Rettungsschlacht bei Salamis geschlagen hatte, als Nikias seine unüberwindliche Armada nach Sizilien führte — er hätte Schöneres, Erhabeneres sehen mögen, als uns vergönnt ist, aber Bunteres kaum.

Laßt uns mit der Blume des Landes beginnen. — Es sind die Helden von Rumelien, die großen Kapitanis von Morea, Theodor Grivas, Kolokotronis, der Alte, und andere berühmte Häupter, die nach so vielen schlimmen Tagen endlich auch noch zu Ehre und Ansehen gekommen. Diese sprengen mit ihren scharfgeschnittenen Gesichtern, in goldblitzenden Scharlachgewändern, das Erlöserkreuz auf der Brust, in fliegenden weißen Wappenröcken auf schäumenden Rossen durch die Staubwolken, stolz und im Hochgefühle ihrer Kraft, wie die alten Heroen, doch nicht ohne würdevolle Freundlichkeit, wenn ein alter Kriegsgefährte, ein armer Pallikari am Wege steht und mit über der Brust gekreuzten Armen seine Ehrfurcht bezeigt. Freilich schreitet da auch mancher bejahrte und benarbte Klephtenhäuptling, der auch seine Verdienste um das Vaterland hat, und seinen Stolz und seine innere Würde, und sich vor seines Gleichen, wenn sie das Glück auch liebevoller angesehen, nicht erniedrigen will. Er hat das scharfe Schwert so vielmal in Türkenblut getaucht, hat den hohen Herrn, die jezt zur Seite des Thrones stehen, so manches Blatt in ihre Lorbeerkrone eingesteckt, und ist nun, nachdem er vorher Strategos * gewesen, für alle seine Verdienste mit Ruhe des Königs Tagmatarch ** geworden. Von all den Hunderten, die ihm einst die Staatsgewalt besoldete, blieb ihm nur sein armseliger Waffenträger, den er selbst bezahlen muß

* Strategos, nach dem neuen, seit dem Befreiungskriege aufgekommenen Amtsstyle — General.

** Tagmatarch — Major.

und der trübsinnig hinter dem düsteren Gebieter einherzieht. Ich bin einmal mit so einem Adikemenen * nach dem Hafen hinuntergegangen, und ich denke noch wohl an die bösen Worte, die er über die Söhne des Glücks ausstieß, die in donnerndem Galoppe an ihm vorüberritten.

Auch die Primaten von Hydra erscheinen in der dunkelblauen Schiffertracht der hellenischen Inseln, in runder, nur mit Seide verbrämter Jacke, in weiten Pumphosen und in weißen Strümpfen. Sie haben ihren Stolz für sich und ihre Bekannten unter den Haufen griechischer Matrosen, die auf- und abziehen; mit den glänzenden Machthabern vom festen Lande scheinen sie etwas scheu zu stehen. Damals, als sie noch unter günstigern Sternen mit getreidebeladenen Brigantinen vom schwarzen Meere nach Spanien segelten, mögen sie sich besser gefallen haben, als jezt, wo sie auf dem ungewohnten Klepper nach Athen in's arme Finanzministerium reiten, um mit den verachteten Grammatikern ** über längst verworfene Ansprüche zu rechten. Die alte Größe lebt noch in den Männern, in dem feierlichen Ernste, in der befehlenden Haltung; in ihren Zügen aber liegt ein tiefes Leid, denn sie haben, wie weiland Franz der Erste, Alles verloren, nur nicht die Ehre.

Dies sind die Prachtstücke unserer Straße. Neben ihnen traben aber auch noch andere Reisige, die einen Blick verlangen. So die rothbackigen, blondhaarigen Jungen von Albion, die, den hohlen Bauch der Britannia oder Caledonia verlassend, zu den Soireen und Bällen der Hauptstadt reiten, schön und blühend, wie junge Tritonen. Ein glücklicher Schlag Sterblicher, vielleicht die glücklichsten, die auf diesem Plane erscheinen. Wie oft beneidete ich sie, wenn ich in den Cirkeln, in engen Frack und straffe Beinkleider eingezwängt, sittsam meinen Thee schlürfte, und sie dann vom Roß herunter lustig hereinlärmten, verführerisch in dem feinen blauen Spenser und in den blendendweißen Beinkleidern, die knapp an den derben Beinen anlagen, das schwarze Halstuch nachlässig um die junge Gurgel gelegt; — wie sie sich dann unverlegen, schweißtriefend auf die weichen Sophas warfen und nach einem herzhaften Schlucke Punsch, mit übereinandergelegten Beinen, aus der bequemsten Lage heraus mit den gefeiertsten Damen zu liebäugeln begannen und dem schönen Wild manchen unvorsichtigen Blick abjagten; denn troß der Polyphemengrazie, die ihnen Franzosen und Deutsche angedichtet haben, lassen sie auf diesem Feld beide Racen hinter sich zurück. — Solchen jungen Meergöttern begegnet man oft; zuweilen reiten sie allein, ein andermal neben einem gemüthlichen alten Herrn, Vater, Oheim oder Vetter, der sie zu besuchen schnell aus Altengland herüber gereist ist und dabei Athen mitnimmt; oder sie lassen die Väter und Oheime voraus und geleiten eine junge Lady, ätherisch wie eine Elfe, so transparent, daß man den Ichor rinnen sieht, und dabei geht es so lustig zu, und der Meergott ist so voll Spaß und Scherz, daß die Lady immer lachen muß und mit dankbar freundlichen Blicken dem niedlichen Landsmann seine heitere Laune vergilt.

Dann zeigen sich auch die alten, verwitterten, griesgrämigen Commodores, Sir John So und So und Sir William What'shisname und ihr Geschlecht. Lange Uebung hat ihnen eine beneidenswerthe Fertigkeit verliehen, von ihrem Pony wie von ihrem Bord herunter Alles geringschäzig anzusehen, was ihnen entgegenkommt. Ich habe es oft bemerkt, wie ihnen der stattlichste Griechenritter, der in seiner Gold- und Purpurpracht vorüberzieht, nicht halb so viel Aufmerksamkeit ablockt, als uns Landkrabben ein fröhlicher Delphin, der seine Luftsprünge macht. Sie grüßt Niemand, nicht einmal ihre Jungen thun dergleichen; denn der Engländer hat die uns etwas unheimlich vorkommende Gewohnheit, wenn er nicht im Dienste ist, vor seinem Vorgesezten keinen Hut zu rücken.

Nicht so angenehm als die jungen Britten fallen die Franzosen in's Auge. Die Gesichter sind fein und geistreich, aber blaß und welk; die Genüsse dieses Lebens scheinen ihnen nicht so gut zu bekommen, als ihren überseeischen Nachbarn. Ungefähr das Nämliche läßt sich von den Italienern sagen. Am wenigsten einnehmend sind die Russen, an ihren slavischen Physiognomien leicht erkennbar. Zuweilen entdeckt man unter ihnen wohl auch einen blonden Euronen, der mit seiner hellen Gesichtsfarbe und den geringelten Haaren sich unten den unschönen, struppigen Gefährten ausnimmt wie ein jugendlicher Bacchus unter den Silenen.

(Fortsezung folgt.)

---

* Adikemenos ist einer, der sich im Verhältnisse seiner Verdienste von der gegenwärtigen Regierung zurückgesezt glaubt. Man hört das Wort sehr oft.

** Grammaticos — nach der jezigen Anwendung kein Sprachlehrer oder Sprachgelehrter, sondern ein Schreiber.

Briefe Wielands aus den Jahren 1752-1762.

Biberach, 1755.

(Fragment.)

Versichern Sie Sich, daß meine Gedanken von Ihnen, worinn ich mich nicht zu irren glaube, so sind, daß ich Ihre Bescheidenheit zu kränken besorgen müßte, wenn ich sie So aufrichtig heraus sagte, als Sie in Erhebung meiner Erzählungen gewesen sind. Ihrer Liebe zu mir wird

es angenehm seyn, daß mein seliges Schicksal mich zu dem weisen und verehrungswürdigen Bodmer führt, bei dem ich nach aller Wahrscheinlichkeit so lange bleiben werde, bis die Vorsicht disponirt haben wird, wozu sie mich gebrauchen will. Bodmer ist in Deutschland unbekannt. Das ist das Loos außerordentlicher Geister, daß sie nur von den wenigen, die ihnen gleichen, gekannt werden. Ich werde Sie, mein Herr, von Zeit zu Zeit Theil an meinem Glücke nehmen lassen, wenn ich zu Zürich seyn werde; da ich wohl niemals das Vergnügen haben werde, Sie Selbst zu sprechen, weil ich nicht nach Tübingen zurückkomme, so bin ich desto begieriger, durch Briefe mit Ihnen vertrauter zu werden und mich mit Ihnen zu besprechen.

Ich bin begierig zu erfahren, welche die Stellen sind, die Sie im Noah nicht gesehen zu haben wünschen. Wollen Sie so gütig seyn und diesem Brief bald antworten und mir darinn Ihre Meinung aufrichtig entdecken? Sie dürfen auf meine Discretion sicher rechnen. — Sie wünschen Herrn Klopstocken näher zu kennen. Ich will Sie aber bitten, sich an dem zu begnügen, was Sie aus der göttlichen Messiade nicht unwahrscheinlich von ihm muthmaßen können. Es gibt auch verdrießliche Wahrheiten. — Der Angriff, den Herr Gottsched auf Milton, Klopstock, Bodmer gemacht, kann Ihnen nicht unbekannt seyn. Sie werden aber auch mit Vergnügen die schöne Abhandlung lesen, zu der dieser verachtenswürdige Streich Gelegenheit gegeben hat, und die im 1. Stück des 2. Bandes der vermischten Schriften steht. Ich kann Sie niemand zuschreiben, als dem vortrefflichen Hr. Prof. Sulzer in Berlin, einem Mann, der der Gelehrsamkeit Ehre macht durch die vortrefflichen Einsichten und das redliche Herz, das er besitzt, und welche bei den Gelehrten von allen Gattungen so ungewöhnlich sind. — Ich danke Ihnen, mein wehrtester Herr Professor, daß Sie mir mit einer so liebenswürdigen Aufrichtigkeit einige der Fehler meiner Erzählung gezeigt haben, die mir selbst nicht in die Augen gefallen. Soll ichs Ihnen aber glauben, daß Sie sonst keine gesehen und daß diese die größten sind? Prüfen Sie Sich doch, ob die Liebe zum Verfasser keinen Antheil an diesem gütigen Urtheil hat. Ich werde in dieser Meinung desto mehr bestärkt, weil das, was Sie ausgesezt haben, ohne daß sich meine Eigenliebe oder ein verwandter Affekt darein mische, meistens gerechtfertiget werden kann. Doch wollte ich lieber, daß mich ein Freund, von mir rechtfertigte, als daß ich es selbst thun soll. Wenn ich nicht an einen weisen und großmuthigen Mann schriebe, so würde ich mich weder entschuldigen noch anklagen. Nur diese finds, die ich vor fähig halte, mit ihnen von mir selbst zu reden.

Alle meine Erzählungen gehören dem Dessein und der Erfindung nach entweder Hr. Steele oder Addison oder meiner geliebtesten Rowe, von der ich auch hie und da schöne Gedanken entlehnet habe; denn ich bin nicht so streng gegen den sogenanten Plagiat als einige gelehrte Herren. Sie sehen also, daß vieles von dem Lob, das den Erzählungen gebühren mag, den angeführten Schriftstellern gehört. Dieses Geständnis demüthigt mich nicht. Mein Zweck ist nicht, mich berühmt zu machen: der Ruhm der Welt ist mir zu gering, und auch diesen kleinen Zweck würde ich in Deutschland nicht erreichen. In Engelland könnte es wohl seyn. — Meine Absicht ist, der Weisheit eine beliebte, oder noch aufrichtiger zu reden, ihre wahre Gestalt zu geben, und Empfindungen der Unschuld und Tugend in edeln und wohlgebildeten Seelen zu erwecken; Doris, eine Daphne in Zürich und andere sind mir Beweise, daß ich diesen schönen Zweck nicht verfehlt habe. Welche Zufriedenheit vor mich! Nun gilt es mir gleich, ob ein Gedanke der Rowe oder einer der meinigen mitwürke. Alle Gedanken, wenn sie schön seyn sollen, müßen aus dem unerschöpflichen Reichthum der Natur genommen werden; hiezu hat jeder Recht, und keiner darf sich über einen gewißen Gedanken ein Recht des Eigenthums anmaßen. Ich besinne mich, daß ich in meinem 13ten Jahr, ehe ich was von Leibnitzen wußte, auf Harmoniam universalem gerathen; so komt mancher, dessen Seele mit der Natur in größere Harmonie gestimmt ist als andere, auf Gedanken und Vorstellungen, die andere, ihm ähnliche vor ihm, ohne sein Wissen, gehabt haben. Diß ist auch zu Hr. Bodmers, und anderer Vertheidigung gesagt. Wegen des Selims mus ich Ihnen, mein hochgeschäztester Freund, sagen, daß ich ihn mit größerm Fleiß als alle andere gearbeitet und alle Gedanken, Empfindungen und Ausdrücke genau beurtheilt habe. Der amarantne Mund soll nicht die Farbe sondern die angenehme Weichheit der Lippen, die mit den sammetähnlichen Amaranthblättern viel ähnliches haben, anzeigen. Der heitre Himmel heißt in Selims Mund nicht ein blauer Himmel, sondern eine reine, von Dünsten erleichterte Luft, die ein Blindgebohrner noch besser als wir empfindet und von einer wolkichten und mit groben Dünsten geschwängerten unterscheiden kan. Sie werden bei genauer Untersuchung, wie mich dünkt, finden, daß mein Selim die Welt blos durchs Gehör, den Geruch und das Gefühl kennt. Sein Gesichtspunkt, seine Empfindungen und Urtheile verrathen dieses, obschon vielleicht nicht genug.

Hätten Sie, mein liebster Herr Professor, nicht sich selbst die Beschuldigung beantworten können, daß ich den Menschen Alle abstracte Wahrheiten absprechen will? Das ist fast zu hart! Ich will Ihnen aber doch theils meine Meynung, wie sie mir jezt beyfallen will, kürzlich sagen, theils den Zusammenhang zwischen dem Eingang des Selims und der Apostrophe, „Ja dreymal selig," zeigen. Ich glaube und bekenne, daß ich der Meynung Miltons

sey, daß der Mensch minder zum denken als zum Empfinden geschaffen sey. Ich glaube aber auch dagegen, daß alle unsere Gedanken zu Empfindungen und unsere Empfindungen zu Gedanken gemacht werden sollten; oder, die Wahrheiten sollen aus dem Herzen in den Verstand und aus diesem ins Herz übergehen. Ferner halte ich, vor meinen Theil und aus Erfahrung wie reiffer Ueberlegung, von einer Menge metaphysischer Grillen nichts, und finde keine elendere Creatur als einen Menschen, der lauter Metaphysic ist. Ich weis, wie viel die algemeine Wahrheiten unsern Verstand und Geschmack aufheitern und richtig machen, und unser Herz erweitern und verbessern können; Sie müssen aber, dieses zu können, ein gutes Naturel antreffen, und ich finde, daß diese sehr selten sind. Wenn das Herz nicht recht viel an allen Wahrheiten theil nimmt, so sind mir solche Wahrheiten lange nicht so schätzbar, als die schöne Irthümer einiger Poeten, die das Herz mit süssen und guten Empfindungen füllen. Der Mensch ist eigentlich zur Freude geschaffen. Diese aber kann nicht dem Menschen anständig seyn, wenn es nicht eine weise Freude ist, wo der Verstand Antheil nimmt. — Die wahre Weisheit ist die Kunst, Sich und andere recht sehr glücklich zu machen; ich tadle und verachte daher die zwey Abwege von der Weisheit, da man, wie die meisten, entweder in die Tieffen zu Thieren taumelt, oder wie, zum Glück, nicht alzu viele Dunse und Narr, in Wolken herumschwärmt. — —

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, April.

Gastspiel der Mademoiselle Carl und des Herrn Staudigl.

Schlegel nennt die Architektur eine gefrorene Musik. Das klingt recht schön, ist aber, bei Licht betrachtet, nichts anderes, als eine jener Gummielastischen, luftgefüllten Kunstfloskeln, deren einziges Verdienst darin besteht, daß man sie wie einen Handschuh bequem umwenden kann. Musik, könnte man sagen, sey eine geschmolzene Architektur. Man könnte diesen Vergleich noch etwas ausspinnen und hinzufügen, in der Musik wie in der Architektur gebe es drei Säulenordnungen: dorische, jonische und korinthische; man könnte die Rossinische Musik mit einer dorischen, die Donizettische mit einer jonischen und die Bellinische, die zierlichste des italienischen Triumvirats, mit einer korinthischen Säule vergleichen, von Sockel, Schaft und Capitäl, von Blumen und Blättern, Cannelirungen und Schnörkeln reden und dabei einen solchen Wust von Gelehrsamkeit auskramen, daß dem lieben Leser angst und bang würde. Leider gehören wir aber nicht zu der Legion jener Schriftsteller, die ihren Lesern gelehrten Sand in die Augen werfen und sie dadurch verblüffen wollen. Verlangt Jemand von uns einen Vergleich zwischen Rossini und Bellini, so sagen wir: daß die Rossinische Musik Sonnen-, die Bellinische hingegen Mondlicht sey. Es gibt Naturen, die sich mehr für die koketten Strahlen der Sonne, Naturen, die sich mehr für den keuschen Schimmer des Mondes interessiren. Phoebos-Rossini ist nur schön, wenn er lächelt; Luna-Bellini ist auch schön, wenn er sein mildes Antlitz in schwermüthige Wolken hüllt. Joachim ist ein lustiger Zeisig, Vincenzo eine klagende Nachtigall. Rossini ist ein Lächeln, das sich im perlenden Schaume des Champagners badet, Bellini eine Thräne, die sich im thaugetränkten Kelche des Lotos spiegelt. Rossini liebelt, Bellini liebt.

Von allen Opern Bellinis spricht uns keine so sehr als seine „Norma" an. Norma ist ein Hymnus, der alle Elemente der Liebe, Sehnsucht und Schwärmerei, Wonne und Entzücken, Reue und Entsagung ausstrahlt; jeder Takt, jede Note dieser Musik athmet Liebe, heiße, glühende Liebe, die sich in unendlichem Schmerz verzehrt. Eine solche Musik will nicht bloß mechanisch abgesungen, sondern auch psychisch durchgefühlt seyn. Dlle. Henriette Carl, eine in der artistischen Welt ehrenvoll bekannte Künstlerin, die am 17ten April als Norma den Reigen ihrer Gastrollen auf der hiesigen Hofbühne eröffnet, hat diese schwierige Aufgabe glücklich gelöst und dadurch bewiesen, daß sie die geistigen Elemente derselben in sich aufgenommen und die Intensionen der Musik vollkommen begriffen hat. Dlle. Carl gehört zu jenen Sängerinnen, denen man es anhört, daß sie sich von jeder Phrase, die sie singen, genaue Rechenschaft zu geben wissen. In ihrem Vortrage macht sich vor Allem eine seltene Sicherheit, die auf einer eminent ausgebildeten Methode beruht, und außerdem jene sympathiezündende Glut der Empfindung geltend, die der Franzose verve, der Italiener brio nennt. Ihre Stimme ist ein hoher, ungemein bieg- und schmiegsamer Sopran, der so vielen Schmelz besitzt, daß er die zartesten und schwierigsten Melismen siegreich überwindet. In ihrem Spiele überrascht die richtige Auffassung der Situation, das geistreiche Anschmiegen an den Charakter der Musik. Der Silberblick, die Blüthe ihrer Leistung war im vierten Akte das Duett mit Sever, wo sie den unendlichen Schmerz betrogener Liebe in langgehaltenen, schön getragenen, elegisch hinsterbenden Tönen ausströmen läßt. Ein anderer Gast, Herr Staudigl, vom Kärnthnerthortheater in Wien, sang den Orovist. Er ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen; seine Stimme hat die Tiefe eines Basses und fast die Höhe eines Tenors — wir möchten sie einen Baßtenor oder Tenorbaß nennen. Wir haben Lablache, Tamburini, Cartagenova und fast alle deutschen Bassisten gehört, aber noch bei keinem so viel Schmelz, Weichheit und Flexibilität, als bei ihm angetroffen; es liegt in seiner Stimme ein ganz eigenthümlicher Zauber, der sich nur empfinden, aber nicht kritisch zergliedern läßt. Man muß ihn hören, um zu fühlen, daß er einer der vielbegabtesten, geistreichsten und gediegensten Gesangskünstler ist, und mit vollem Rechte einen europäischen Ruf verdient. Beide Gäste erhielten reichen, wohlverdienten Beifall. Die Arie des Herrn Staudigl im zweiten Akte erregte einen solchen Enthusiasmus, daß sie wiederholt werden mußte. Am Schluß wurden beide Gäste gerufen. Herr Kapellmeister Lindpaintner trug durch die sichere und präcise Leitung des Orchesters nicht wenig zum Gelingen des Ganzen bei.

X. Y. Z.

Beilage: Kunstblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 98.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 24. April 1839.

Optima silvarum pelagique vorabit.

Juvenal.

Die Eisenbahnen und die Gastronomie.

Die folgenden Betrachtungen, welche wir einer Pariser Zeitung entnehmen, scheinen uns von allgemeinem Interesse zu seyn. Der gastronomische Calcul, den der Franzose für Paris anstellt, muß, wenn er dort zutrifft, überall proportionelle Geltung haben, wo sich Eisenbahnen bilden. Bei einem völlig durchgeführten System von Eisenbahnen wäre kein Punkt von Deutschland, der sich nicht die Produkte der nördlichen Meere wenigstens so gut verschaffen könnte als Paris beim gegenwärtigen System.

* * *

Den Eisenbahnen wird einst eine sehr große politische Bedeutung zukommen, sie müssen die Kultur mächtig beschleunigen; aber nicht geringer wird ihr Einfluß auf die ganze Gastronomie seyn. Ueber solche Zusammenstellung wird sich mancher trockene Mensch aufhalten, namentlich jene unvollkommenen Wesen, deren Organe nicht entwickelt genug sind, um eine feine Schüssel nach Verdienst zu würdigen, jene Halbwisser, denen es bei aller ihrer Wissenschaft nicht einfällt, die Gastronomie auch aus dem nationalökonomischen Gesichtspunkt aufzufassen, zu bedenken, welch wichtige Dienste sie dem ganzen Ackerbau, dem Handel und Gewerbfleiß leistet. Sie ist das mächtige Band, das durch den gegenseitigen Austausch von Nahrungsmitteln Stadt und Land, Volk und Volk verknüpft. Indem sie die Buden mit Eßwaaren aller Art, aller Jahreszeiten und Himmelsstriche füllt, macht sie Paris, wie jede andere große Stadt, zu einem Mikrokosmus, worin jedes Land durch seine liebenswürdigsten Erzeugnisse repräsentirt ist.

Der ungeheure Aufschwung des Handels in der neuern Zeit fließt fast ganz aus gastronomischer Quelle: die Gastronomie ist es, welche den dauernden Verkehr zwischen beiden Welten eingeleitet; sie läßt Zucker, Kaffee, Gewürze, Wein, Salzwaaren, ja Eier und Gemüse von Pol zu Pol wandern. Ohne die Gastronomie wäre der Zucker noch eine Apothekerwaare, und die Entdeckung von Amerika hätte keine Früchte getragen. Unsere Kolonien bestehen nur dadurch, daß unser Gaumen immer wähliger geworden ist. — Wie nun die Gastronomie auf den äußern Handel und die Schiffahrt gewirkt hat, so wird sie jezt auch auf die Eisenbahnen wirken. Der Seehandel verführt nur Produkte, die sich aufbewahren lassen: die Eisenbahnen dagegen werden auch solche in die Weite tragen, welche, seyen sie thierisch oder vegetabilisch, ganz frisch genossen seyn wollen. Der Seehandel führt uns so ziemlich nur Colonialwaaren zu, lauter culinarische

Beiwerke, namentlich zum Würzen und Versüßen der Speisen, und die für sich nur ganz leichte Gerichte geben; aber die Eisenbahnen bringen uns substantiellere Lebensmittel, wohlschmeckend und nährend zugleich, das frisch geschossene Wildbret, den eben gefangenen Fisch, das frischeste Obst und Gemüse. Gegenwärtig müssen wir mit Fischen vorlieb nehmen, die schon mehrere Tage gefangen sind, mit der Milch, die in der Umgegend von Paris fabrizirt wird, mit dem Obst, das in unserem frostigen Norden wächst. All dies muß anders werden: wenn der Transport auf den Eisenbahnen sechsmal rascher ist als der bisherige, so können wir die Lebensmittel sechsmal schneller haben und sie aus sechsmal größerer Entfernung als bisher kommen lassen. Paris, im Mittelpunkt der Eisenbahnen, kann sich demnach aus einem sechs-und-dreißigmal größeren Areal verproviantiren: kein einziger Punkt in Frankreich, der nicht Paris tributpflichtig würde, kein einziges Erzeugniß, das es sich versagen müßte. So werden die Eisenbahnen der Gastronomie die großartigsten Dienste leisten, und umgekehrt.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen heben wir auch einige einzelne Punkte hervor.

Logischerweise beginnen wir mit den Austern, die zu jedem comfortabeln Mahle die obligate Einleitung bilden. Seit dreißig Jahren hat sich die Zufuhr der Austern ungeheuer gesteigert. Sie kamen sonst meistens zu Schiffe; sie waren daher auch nie frisch, oft so verdorben, daß man ganze Ladungen wegwerfen mußte. Diese Art des Transports ist jezt völlig aufgegeben; in neuester Zeit hat man jedoch versucht, dieselbe, nur in verbesserter Weise, wieder aufzunehmen: man läßt nämlich schwimmende Austernparks durch Dampfschiffe bugsiren. Wir wissen nicht, ob dieses Mittel anschlägt; gegenwärtig werden aber die Austern auf besondern Eilwagen nach Paris befördert, die jährlich etwa 1600mal die Tour zwischen der See und der Stadt machen. Kommen wir nun aber durch Eisenbahnen in mehr oder minder direkte Verbindung mit den Parks von Courceulles, Dieppe und Tréport, so können wir die Austern ganz frisch haben, wie sie nach vollendeter Zucht aus dem Wasser kommen.

Seit zehn Jahren hat in Paris die Consumtion von Austern um ein ganzes Drittheil zugenommen: Paris verzehrt gegenwärtig gegen sechs Millionen Dutzend Austern im Jahr, was sieben Dutzend auf den Kopf ergibt. Durch die Eisenbahnen wird die Lieferung der Waare regelmäßiger, sie selbst weit besser werden und ihr Verbrauch in's Unendliche steigen. Dies gilt von der gewöhnlichen Auster für gemeine Gaumen; aber der gebildete Gutschmecker verlangt nach den Austern von Marennes, von Ostende, nach den grünen englischen; diese kommen weit her, werden also durch Eisenbahnen noch mehr gewinnen.

Was hier von den Austern gesagt ist, gilt so ziemlich von allen Seeprodukten. Die frischen Seefische werden gegenwärtig im Durchschnitt nur 25 bis 30 französische Meilen landeinwärts verschickt. Bloß die privilegirte Stadt Paris macht hievon eine Ausnahme: denn wie für die Austern, so bestehen auch für die Seefische besondere Eilfuhren; aber diese Transporte werden größtentheils auf die Wagen der ersten Eisenbahn übergehen, welche in dieser Richtung fertig wird. — Paris bezieht seinen Bedarf an Seefischen zu zwei Drittheilen von Boulogne, Berck und Dünkirchen, zu einem Drittheil von den Küsten der Normandie nordwärts von der Mündung der Seine; die Salmen kommen größtentheils von Rotterdam oder Antwerpen. Gerade die Eisenbahnen, welche von den großen Interessen der Kultur und Politik zuerst werden in's Leben gerufen werden, sind also auch für die zahllosen Liebhaber von Seefischen in der Hauptstadt die interessantesten und wichtigsten. Indem sich das Band zwischen Frankreich, Belgien und England enger flicht, bekommen wir auch die Seefische frischer und wohlfeiler.

(Schluß folgt.)

Die Piräusstrafse.

(Fortsetzung.)

Von den berittenen Land- und Seehelden gehen wir nun zu den friedlichen Reitern über.

Die anziehendsten Gruppen unter diesen bilden die neuen Ankömmlinge aus allen Gegenden des griechischen und des türkischen Reichs, aus Natolien und Rumelien, auch wohl aus Alexandrien und Groß-Cairo, die in ihren Sitzen davon hörten, was die Krämer in Athen für schönen Gewinn machen, und darauf einen Ekel am Rajathum bekommen haben, freie griechische Bürger werden und ihre Thaler im christlichen Vaterlande umsetzen wollen. Dem Manne, der, den Kopf voll Spekulationen, sinnend vorausreitet, folgt die Frau, nicht nach Art unserer Amazonen, sondern rittlings auf dem Zelter; dann ein paar Esel mit Koffern, Teppichen und anderm Hausrathe, mit den Kindern und der Zofe. Man sieht, der weltkluge Handelsmann weiß sich die neuen Erscheinungen so ziemlich zurecht zu legen; aber die Frau, die Zofe und die Jugend zeigen verduzte Gesichter; denn am Ende sind ihnen die majestätischen, muselmännischen Graubärte ihrer Heimath, vor denen sie durch langes Zusammenleben die Scheu verloren haben, doch noch gefälliger als die

ungewohnten fränkischen Lichtscheeren,* die da auf- und abwimmeln.

Die europäischen Schwarzröcke, die Kaufleute aus Malta, aus Marseille und von den brittischen Inseln, dann die lieben Landsleute, Ministerialräthe, Cassations- und Appellationsräthe, die übergebliebenen Staatskanzleramtssekretäre, die unternehmenden Industriellen aus München und die Glücksritter aus allen Theilen von Deutschland, die sich gastlich hier zusammenfinden — alle diese wollen wir nur vorübergehend genannt haben. Von ihnen wird man nicht erwarten, daß sie das Malerische des Anblicks erhöhen; vielmehr kamen sie mir in diesem hellen Farbenspiel immer vor wie unliebe Dintenklexe auf einem bunten Bilderbogen.

Nun besehen wir die Wagen. Da stehen die Carossen des Hofes und der Gesandten ohne Nebenbuhler da. Der junge König zeigt sich in offenem Wagen nicht selten auf der Straße, freundlich und herablassend gegen Alle, und Alles eilt herbei, um ihn zu sehen und ihn mit Ehrfurcht zu grüßen. Was aber die Diplomaten betrifft, so behaupten zwar die neuesten Geschichtschreiber, Griechenland sey das Feld ihrer Schmach, allein die Diplomaten lassen sich davon nichts anmerken. Baron Rouen und Mr. Dawkins strecken auf ihren Spazierfahrten die welthistorischen Köpfe so selbstzufrieden in die attischen Lüfte, als wenn es einen Hofrath Thiersch, einen Mr. Henry Headley Parish gar nicht gäbe.

Nun aber zeigt sich eine weite Kluft. Der Zwischenraum vom Staatswagen des englischen Gesandten bis zum vorsündfluthlichen Karren, zu dem sich die neuattische Zimmerkunst seit dem Daseyn der Piräeusstraße emporgeschwungen, bleibt unausgefüllt. Nur der Hof und die Geschäftsträger fahren hier. Schon die griechischen Minister gehen in Athen zu Fuße, jeder reiten etwa auch, wenn sie das Gehen zu schwer ankommt, wie denn zum Beispiel der alte, ehrenwerthe Herr Jakobaki Rhizos, wie er mit weißem Sommerhute und kurzem Stutzerröckchen auf einem Schimmel, unter einem großen Sonnenschirme, von einem nebenher laufenden Palikari begleitet, seine Visiten abritt, eine mir gar wohl erinnerliche Gestalt ist.

Ein Mittelstand, der Equipage besäße, ist also nicht vorhanden. Eigentlich läßt sich auch jetzt erst daran denken, einen solchen zu begründen; denn ehe die drei großen Straßen des Hermes, des Aeolus und der Athene durch den Schutt geschlagen waren, hätte die Sache, abgesehen von den Mitteln, eine besondere Schwierigkeit darin gefunden, daß man wegen Enge der Gassen außerhalb der Stadt hätte einsteigen müssen. Auch trat schon ein Versuch hervor, den Abstand, von dem wir eben gesprochen, zu vermitteln, und eine Art von bürgerlichem Omnibus in's Leben treten zu lassen. Es erschien nämlich mehrere Monate hindurch an Sonn- und Feiertagen eine mit zwei bedauernswerthen Kleppern bespannte, von einem schmutzigen albanesischen Wagenlenker geleitete Calesche, die sich den fahrenden Postdienst zu versehen unterfing. Ihre Erbauung wurde von Sachverständigen in's vorige Jahrhundert gesezt und französischer Industrie zugeschrieben. Wie wenig ästhetisches Gefühl muß der Mann gehabt haben, der sie in einer Rumpelkammer zu Marseille oder Toulon erstanden, und über's jonische Meer nach Attika gebracht hat! Das Unternehmen erfreute sich indessen, namentlich in jenen Zeiten, als die englische Flotte zwischen Salamis und dem Piräeus vor Anker lag, eines höchst befriedigenden Erfolges. Das Locomotiv erschien damals ausnahmsweise alltäglich und wankte den ganzen Tag über auf und ab. Insbesondere aber war in den Abendstunden der Zudrang groß; denn betrunkene Midshipmen, die den Sattel nicht mehr halten konnten, und doch an Bord mußten, gab es da in Menge. — Wenn ich mich recht erinnere, so ist die alte Arche einmal an einem unvorsichtigen Felsblock gescheitert, der sich ihr in den Weg stellte, als sie einst in der Nacht ein halb Dutzend solcher enthusiastischer Reisender hinunterfuhren, und ihnen zu Liebe einen etwas raschen Trab anschlagen mußte. Die Mannschaft soll zwar bei diesem Unfall gerettet worden seyn, aber die Trümmer des Fahrzeugs bedeckten, als die Sonne aufging, in wilder Zerstörung die Piräeusstraße.

(Fortsetzung folgt.)

* Lichtscheere, Phalikoleri, Spitzname auf die fränkische Tracht. Der Leser wird bemerken, daß die Vergleichung nicht ganz unpassend ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Fortsetzung.)

Bulwers Richelieu. Elle étur. Pussing.

Richelieu, von dem ganzen Plan der Verschworenen unterrichtet, erwartet dieselben ruhig in seinem Schlosse, sich auf die Treue seiner Leibwache verlassend, die jedoch verrätherischer Weise zu dem Feinde übergegangen. In diesem Augenblicke stürzt Julie herein, sich in des Cardinals Arme vor den Verfolgungen des Königs flüchtend. Kurz darauf kommen die Verschworenen an, und Mauprat erscheint mit geschlossenem Visir, den Cardinal mit Vorwürfen überhäufend, welche der Leztere damit beantwortet, daß er Julien aus dem nächsten Zimmer holt und ihrem Gatten gegenüberstellt. Dadurch wird Mauprat zum vierten Male umgestimmt und zu Richelieus eifrigstem Freunde gemacht. Nun kommt es darauf an, wie Richelieu vor den Verschworenen, von denen das Schloß wimmelt, zu retten ist. Im Augenblicke, wo man sie kommen hört, zieht Richelieu Mauprat in's nächste Zimmer, die Flügelthüren desselben öffnen sich hierauf, man

sieht Richelieu, anscheinend todt, auf dem Bette liegen, und Mauprat mit gezogenem Schwerte an der Thüre stehend, der den Verschworenen erzählt, wie er den Cardinal im Schlafe erwürgt, was die gutmüthigen Mörder, die es nicht der Mühe werth halten, sich von der Sache näher zu überzeugen, auf's Wort glauben und sich sogleich fortmachen, um den Preis, der von dem Herzoge von Orleans auf die Nachricht gesezt worden, zu verdienen. — Mit diesen drei Aufzügen, die an und für sich lang genug sind, könnte das Stück füglich zu Ende seyn; allein wir bekommen in den zwei lezten Akten noch zu sehen, wie der König in einem Anfalle von übler Laune den auferstandenen Cardinal sehr schlecht empfängt, worauf derselbe sogleich dem Ministerium entsagt, und sich ohne Weiteres auf's Sterben verlegt; er bringt es auch im fünften Aufzuge beinahe dahin, da kommt aber einer seiner Diener hereingestürzt und übergibt dem Könige ein Paket, in dem die Verschwörung gegen Richelieu und Se. Majestät sehr klar bewiesen ist. Richelieu springt auf und scheint in einem Augenblicke seine ganze Jugendkraft wieder erlangt zu haben, die Verschworenen werden zu einer unangenehmen Operation abgeführt, und Mauprat, dem unter dem Ministerium Baradas beinahe dasselbe begegnet wäre, wird mit Julien, die alle Anträge Baradas abgewiesen, wieder vereinigt. — Die Fabel ist, wie man schon aus dieser flüchtigen Skizze sieht, ziemlich verwickelt und bei der ersten Vorstellung nicht ganz leicht aufzufassen. Den zwei lezten Aufzügen fehlt es ganz an Interesse. Dramatischen Effekt hat, wie gesagt, das Stück überhaupt wenig, einige Scenen im zweiten und dritten Akte ausgenommen; aber es ist größten Theils sehr gut geschrieben. Da Sie vermuthlich Richelieu bald deutsch lesen werden, will ich mich nicht weiter dabei aufhalten. — Zum Erfolge des Stückes trug auch die glänzende Aufführung viel bei. Ich habe nie prachtvollere Decorationen und Costüme gesehen. Bei der ersten Vorstellung wurde der Dichter bei seinem Eintritt in die Loge erkannt und lebhaft beklatscht, und am Ende des Stückes stürmisch herausgerufen. Macready spielte den Richelieu meisterhaft, so wie auch die übrigen Schauspieler ihr Bestes thaten.

Die Anzahl der Zeitschriften, die jezt in monatlichen Schillingheften herauskommen, vermehrt sich täglich. Es werden jezt selbst Novellen und Erzählungen auf diese beliebte Manier herausgegeben, und Leute, welche sich besonnen hätten, eine Guinee für ein Buch auf einmal zu geben, zahlen jezt mit Vergnügen ihren Schilling monatlich und ergötzen sich an einer Erzählung anderthalb Jahre lang. Der Schriftsteller sieht dabei natürlich darauf, daß das monatliche Heft allemal in dem Augenblicke abbricht, wo Jack, oder wie der Held heißen mag, im Begriff ist, von dem Bösewicht ermordet zu werden, so daß der Leser am zweiten April schon wünscht, es wäre der erste Mai, um für seine zwölf Pence erfahren zu können, ob denn Jack wirklich todt ist oder gerettet wird, um seine Lucy heirathen zu können. — Um diese Jahreszeit, zu Anfang der Saison, wird gewöhnlich London mit Novellen aller Art überschwemmt, und die Zahl derer, die dieses Jahr erschienen, ist wirklich Legion; unter Andern hat eine von Lady Bulwer, des Schriftstellers Gattin, von der er jedoch getrennt lebt, viel Interesse erregt. — Man ist sehr neugierig auf ein Werk, welches binnen Kurzem erscheinen soll, genannt: „Don Juan der Jüngere, von Lord Byrons Geist," worin die Geschichte Don Juans fortgesezt, und viele lebende Personen eingemischt werden sollen. — Wir haben kürzlich auch mehrere Reisebeschreibungen erhalten, wovon Smiths „Peru as it is," Laings „Tour in Sweden," und „A journey through Russia, the Caucasian Alps, and Georgia, with Koordistan, by Captain R. Mignan, die besten sind.

Bis jezt ist der Urheber des Attentats gegen Mad. Vestris noch nicht entdeckt und wird auch schwerlich je entdeckt werden, indem die allgemeine Meinung ist, daß der Handel von ihr selbst veranstaltet worden. Zu welchem Zwecke sie sich so lächerlich gemacht haben sollte, ist mir nicht recht einleuchtend; wäre ihr Theater nicht so besucht als es ist, so könnte man denken, die Höllenmaschine sey fabricirt worden, um das Publikum anzulocken; denn um solches zu bewerkstelligen, nimmt man in England seine Zuflucht zu den außerordentlichsten Mitteln. In der That kann auch hier nichts gelingen, was nicht von „pufing," was wir etwa mit Charlatanerie übersetzen könnten, unterstüzt wird. Täglich wird in dieser Branche etwas Neues erfunden, welches seiner Originalität wegen öfters dem Erfinder Ehre macht. Ein Fremder kann nie durch die Straßen gehen, ohne alle zwei Schritte auf etwas der Art zu stoßen, das ihn in Erstaunen sezt und oft zum Lachen reizt. Da Anschlagzettel an der Mauer hier wenig gelesen werden, indem die Vorübergehenden meistens keine Zeit haben, sich aufzuhalten, so gehen bekanntlich die Anschlagzettel spazieren; sie werden auf ein Brett geklebt, und ein Mann, der eines vorne und eines hinten umgebunden hat, trägt sie einher, oder sie werden auf Stangen herumgetragen; manchmal, um die Sache auffallender zu machen, gehen zwanzig oder dreißig Männer hintereinander mit derselben Anzeige auf Stangen. Bei jedem Ausgang bekommt man zwanzig verschiedenerlei Anzeigen in die Hand gesteckt; man sieht Wagen in den sonderbarsten Formen, von oben bis unten mit Anzeigen vollgeklebt; so hat der Wagen eines Hutmachers die Gestalt eines enormen Hutes, in welchem sich der Kutscher ungesehen befindet. Phantasiestücke, wie die folgenden, sind in Riesenlettern an den Mauern zu lesen. Frage: „Warum kauft Ihr Euer Tuch bei N. N. in — Straße?" — Antwort: „Weil es der schönste, beste und billigste Laden in ganz London ist." Oder „Königliche Proclamation. Wir, Victoria u. s. w." und die erste Hälfte ist ganz in dem Styl einer Proclamation geschrieben, was viele Leser versammelt. In der zweiten Hälfte entdeckt es sich jedoch, daß J. M. allen ihren Unterthanen anbefiehlt, ein gewisses Buch, oder eine gewisse Art Branntwein bei den Herren N. N. und bei keinem andern zu kaufen, bei Verlust ihrer königlichen Gnade. Diese Charlatanerie, wovon dies nur kleine Muster sind, erstreckt sich durch alle Zweige der Londoner Gesellschaft in den verschiedensten Formen.

In dem Theater der Madame Vestris selbst sind seit Kurzem mehrere neue und gute Stücke gegeben worden. Unter andern ist besonders eines: The Burlington Arcade, wegen des beißenden Witzes, womit es über Stadtleben und Moden herfällt, bemerkenswerth. Ich will nur eines der vielen darin vorkommenden Bonmots zum Besten geben. Es ist jezt hier Mode, das Haar außerordentlich lang zu tragen, was à la jeune France genannt wird. Ein Friseur, der das Haar auf solche Art trägt, wird in dem Stücke von einem Irishman um die Ursache gefragt. „That is the way young France wears it," erwidert der Friseur. Worauf Paddy, der ihn mißversteht, ganz naiv antwortet: „Well, I know, if I was old France, I should not allow my son to make such a fool of himself." — Obgleich die Season lange ihren Anfang genommen, ist doch noch sehr wenig von ihrem Glanze zu sehen, woran hauptsächlich das kalte, schlechte Wetter, und auch die Abwesenheit mehrerer der leading fashionables, die sich auf Reisen befinden, Schuld ist.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 99.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 25. April 1839.

> Mutter Athene, dir auch, dir wuchs dein herrlicher Hügel
> Stolz aus der Trauer empor.
>
> Hölderlin.

Die Piräusstraße.

(Fortsetzung.)

Fortan blieb die Lücke unausgefüllt. Außer den Carossen des Hofes und der Fremden sieht man nur noch die einfachen Karren der Einheimischen, die in ihrer Unbeholfenheit an die Zeiten erinnern, wo Deukalion und Pyrrha noch die Steine hinter sich warfen, aus denen Menschen wurden. Wo noch vor ein paar Jahren nur hie und da auf sumpfigem Pfade ein einsames Lastthier gesehen wurde, da ziehen nun täglich Hunderte solcher Frachtfuhren auf geebnetem Wege einher und bringen die Erzeugnisse des fränkischen Gewerbfleißes und die der heißen Zonen in die Waarenlager der Hauptstadt, oder führen Bauholz oder Ziegel von Triest, oder Steine, die in den Brüchen des Piräeus gehauen wurden und nun eben verbaut werden sollen. Auch das Schiff der Wüste erscheint und schleift geduldig Bretter, die, zwischen Hals und Höcker befestigt, auf der Erde nachschleppen, so daß das Thier einem Truthahn gleicht, der zornig seine Flügel auf dem Boden streift. Und die armen kleinen Bauunternehmer, die nur ein Stübchen auf die Ruinen ihrer frühern Gemächer kleben wollen und keine Hamaxa — dies ist der stolze Name für die oben erwähnten Lastwagen — vermögen, benützen ein Eselein oder ein lendenlahmes Streitroß, um Bausteine zuzutragen.

Jezt zu den Fußgängern. Geschäftslose Lustwandler sind selten; die Griechen sind keine Spaziergänger. Wer seine vier Wände satt hat, macht so lange Besuche, bis er wieder ein Heimweh fühlt, und auch die Deutschen werden unter dem glücklichen Himmel bequemer. Auch ist der Staub, der oft in dichten Wolken die Straße umwirbelt, sehr lästig, und gefühlvolle Seelen ziehen daher eine Promenade gegen den Ilissos oder an den Kephissos hinab vor; die schöne Welt aber hat an Feiertagen ihren Corso gegen Patissia hinaus.

Von höherm Range und feinerer Art zeigen sich daher wenig Spaziergänger auf der Straße. Dagegen bemerkt man, namentlich an den Festtagen, Haufen griechischer Matrosen, die hinaufziehen, um das Kastron zu besehen, das die vielberühmte Belagerung ausgehalten hat, und wo Odysseus und Guras, die besungenen Pallikaria, verendet; meist gut gewachsene, schlanke Bursche, die für solche Besuche immer das Schönste herausnehmen, was in ihren Kleidertruhen verwahrt liegt, und schmuck und stattlich einherschreiten. Lustig und mit melodischem Gesang treten die Zantioten, die Kephalonier auf, gesuchte Handwerker und vorzüglich Maurer, die gewöhnlich an den Ruhetagen ihre Lustfahrten nach dem Piräeus unternehmen und, von Wein begeistert, auf der Heimkehr

ihre schönen italienischen Lieder anstimmen. Minder anmuthig, aber stark und knochenfest sind die Seeleute Englands, die hearts of oak, die trunken und aus rauhen Kehlen brüllend, ihrem Elemente zuwanken. Endlich noch die albanesischen Hirten, die ihre Heerden auf den Markt der Königsstadt treiben, in ihren weißen Kapoten, in der malerischen Tracht, die Horace Vernet seinem Eleazar gegeben hat, der von der schönen Rebekka zu trinken begehrt.

Und dann darf ich auch euch nicht vergessen, ihr bayerschen Landsleute, ihr vielgeplagten Krieger, die ihr im heißen attischen Sommer und in den grimmigen Wintertagen, wo der Boreas so eisig schneidet, diese Straße gegründet und aufgeworfen habt. Ach, so viele von euch, die hoffnungsvoll und glücklicher Zukunft gewärtig, das schöne Land zwischen Lech und Inn verließen, viele deckt schon die lebenerzeugende Erde weit vom Vaterlande unter fremdem Himmel! — Jene Schädel, so dauerhaft und fest wie Eichendohlen, an denen weiland die steinernen Maßkrüge zerschellten, wie ein Fischerboot an einem Felsenriff, sie konnten dem Brand der griechischen Sonne nicht widerstehen; und der Magen, ein Faß der Danaiden, wenn's zu trinken galt, dieser Magen, der die Speckknödel nur nach Dutzenden zählte, der Glut des tzakonischen Weins, * dem süßen Gifte der Peponia und Karpussia ** mußte auch er erliegen; und jene Fäuste, die ein Tischeck vom härtesten Holze herunterschlugen, auch sie ermatteten an der schweren Arbeit, und in der stechenden Hitze der griechischen Tage und der feuchten Kälte der griechischen Nächte. — Ihr hattet wenige gute Stunden! Was half es euch, daß sich am Saume des Oelwaldes wie ein barmherziger Samariter ein griechischer Wirth jene kleine hölzerne Bude erbaut hatte, um euch mit Wasser, Wein und Rum zu laden! Ihr wart dort nie recht froh, und wenn man euch auch zu einer Fidel oder einer Mandoline singen hörte, es ging euch nie von Herzen. „Frisch auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!“ das klang wie ein Hohn, und wenn euch irgend etwas mit Gefühl vorzutragen glückte, so war es das schöne Lied von Bertrands Abschied, das euch auch an den eurigen erinnerte, den herben Abschied vom Lande des Biers und der Liebe.

(Fortsetzung folgt.)

* Der tzakonische Wein wächst in der Tzakonia, im Gebiete des alten Laconiens. Unter den geharzten Weinen gilt er für den besten.

** Peponia und Karpussia — Wasser- und Zuckermelonen.

Die Eisenbahnen und die Gastronomie.

(Schluß.)

Beim großen Schwung, den die Eisenbahnen dem Handel mit Seefischen ertheilen müssen, wird die ganze Masse der Bevölkerung gewinnen, welche bisher etwa zwölf Millionen Pfund Fische zu fünf Millionen Franken oder im Durchschnitt zu acht Sous das Pfund verzehrte; aber auch die Feinschmecker dürfen sich dabei neue, ihnen bisher versagte Genüsse versprechen. So konnte die köstliche und doch an der bretagneschen Küste so häufige Sardelle (sardine) bis jetzt nicht frisch nach Paris gebracht werden; so entbehren wir noch der herrlichen Fische von den Küsten des Mittelmeers, des Thunfisches, der nur in Oel aufbewahrt zu uns kommt, der Sardelle des Mittelmeers (anchois), die wir nur eingesalzen und gepökelt kennen: sind einmal die Eisenbahnen nach Westen und Süden fertig, so bekommen unsere Feinschmecker alle diese Fische ganz frisch, noch mit dem Seebouquet.

Der Fisch soll als erster Gang servirt worden seyn; jetzt kommt der Braten an die Reihe, Geflügel und Wildbret. Drei Länder im alten Frankreich machen sich die Ehre streitig, das beste Geflügel zu liefern: das Land Caux, Mans und Bresse. Schon lange führen sie ihre besten Produkte der Hauptstadt zu; aber die Hühnerzucht muß sich noch sehr bedeutend ausbreiten, sobald durch die Eisenbahnen der Absatz steigt. — Das Wildbret ist noch gesuchter als das Geflügel; es constituirt zum großen Theil die Gerichte der transscendentalen Küche. Leider sind die Forste und Heiden, wo das geschätzteste Wild haust, sehr weit von Paris, und für die Zufuhr von Wildbret sind somit die Eisenbahnen noch ungleich wichtiger als für die des Geflügels. Man rechnet, daß jährlich in Paris für etwa acht Millionen Franks Wild und Geflügel verzehrt wird; aber bei weitem am meisten kommt auf Hühner, Truthühner und Tauben. Nach offiziellen Berichten werden nur 131,000 Rebhühner, 177,000 Kaninchen und 29,000 Hasen verkauft: man sieht, Wildbret ist noch immer eine aristokratische Speise; durch die Eisenbahnen muß es popularisirt werden.

Nun kommen die Produkte des Ackerbaus und der Gärtnerei. Der Mensch ist ein animal omnivorum, und die Genüsse, welche das Geschmacksorgan gewährt, haben bei ihm unter allen Wesen den weitesten Umfang. Die Erzeugnisse des Gartenbaus, namentlich Gemüse aller Art, die animalisirten Stoffe, wie Eier, Milch, Butter, Käse, sind für jede große Stadt sehr wichtige Artikel. Paris verzehrt jährlich 75 Millionen Eier, 36 Millionen Litres Milch, 23 Millionen-Pfund Butter. Auf einen Pariser kommt im Durchschnitt beinahe so viel Butter

als auf einen Londoner, und doch weiß man, wie stark die gerösteten Brodschnitten bestrichen werden, welche jeder Engländer zu seinem Thee ißt. Könnten wir aber nicht reinere, fettere Milch haben, als die uns die magern Kühe aus der Umgegend von Paris liefern? könnten wir nicht die Butter schneller von den Küsten des Kanals kommen lassen? könnten wir nicht bessere, wohlschmeckendere Gemüße haben, als wie sie vor den Thoren durch Massen von Dünger erzwungen werden? Alle diese Fragen beantwortet nur die Anlegung von Eisenbahnen: erst dann können uns diese täglichen Bedürfnisse aus größern Entfernungen zukommen.

Man wird eine Einwendung machen und sagen: alle die kleinen Viehzüchter und Gärtner werden nicht 20, 30, 40 Meilen machen, um ihre Erzeugnisse los zu werden; die Wagenzüge können nicht alle fünf Minuten anhalten, um Kleinigkeiten aufzunehmen. Der Einwurf wäre gegründet, wenn alle zumal zu Markt gehen müßten; aber dem ist nicht so: ein ganzer Distrikt trägt seine Waaren auf einen Fleck zusammen, hier wird alles Commissionären, einer Art von Großhändlern, übergeben und hinterher der Erlös im Verhältniß der Lieferung, nach Quantität und Qualität, getheilt. In den meisten Städten werden schon jetzt Seefische, Butter und dergleichen auf diese Weise verkauft. Die zerstreuten Milchverkäufer in der Gegend von Pontoise bringen täglich daselbst 5000 Litres Milch zusammen, die sofort für ihre Rechnung verkauft wird. Kommen durch die Eisenbahnen solche Associationen zu gemeinschaftlichem Absatz zu Stande, so erhält der Großstädter nicht nur bessere Lebensmittel, sondern auch eine gewisse Garantie gegen Verfälschung, weil die Vereinsglieder ein Interesse haben, sich gegenseitig zu überwachen. Wie es bis jetzt geht, dürfte man sich Glück wünschen, wenn die Milch immer nur mit Wasser versezt wäre; aber wie oft ist der rahmigte Schaum am Rand der Kanne nichts als Schöpsenhirn, mit Milch geschlagen!

Noch ist vom Obst zu sprechen, vom Dessert. Die Umgegend von Paris liefert treffliche Obstsorten: berühmt sind die Trauben von Fontainebleau, die Pfirsiche von Montreuil, das, einst ein elender Weiler, jetzt 5000 Einwohner zählt, die den Pfirsichbau treiben und drei Monate im Jahr unsere Tafel mit ihren köstlichen Früchten versehen. Aber wir möchten auch die berühmten Aprikosen aus der Auvergne dazu haben; die Marseiller Feigen mit dem zarten Fleisch äßen wir gerne ganz frisch, während sie uns jetzt nur trocken, geruchlos zukommen. Durch die Eisenbahnen bekommen wir Alles dies, ein Dessert, das die Früchte des ganzen Landes umfaßt und durch die Mannigfaltigkeit der Formen, die Pracht der Farben, durch lieblichen Geruch und köstlichen Geschmack alle Sinne zumal ergözt.

So werden denn die Eisenbahnen das Bereich der Gastronomie unendlich erweitern; und ist es wahr, was Brillat-Savarin sagt, daß das Geschick der Völker von ihrer Lebensweise abhängt, was wird aus Paris, im Mittelpunkte eines Netzes von Eisenbahnen, wenn einmal seine Bewohner beim selben Mahle die frischen Erzeugnisse der Normandie, der Auvergne und der Provence vereinigen! Aber wenn Paris den Werbedistrikt für seinen Magen erweitert, wie viel müssen die Provinzen dabei gewinnen! Der Ackerbau, der die Urstoffe erzeugt, der Handel, der tauscht und befördert, die Industrie, die alle gastronomischen Elemente zubereitet, werden einen ganz neuen Schwung erhalten. Die Gastronomie, der die Eisenbahnen Alles in den Schoß schütten, schickt dann umgekehrt die Resultate ihrer Forschungen und Entdeckungen hinaus zu den Fischern, Jägern, Pächtern, Gärtnern, die Tag für Tag unsere Küchen füllen: allgemeines, die ganze Bevölkerung umfassendes Wohlleben!

Im Lenz.

Als der Winter kaum begonnen,
Tiefer Schnee lag weit und breit,
Dacht' ich: ach, bis er zerronnen,
Welche lange, lange Zeit!

Und nun pocht schon leis an's Fenster
Frühlingsahnen zart und mild,
Aller Sorgen Nachtgespenster
Weichen einem Hoffnungsbild.

Während wir noch ängstlich zagen
Vor des Lebens Dunkelheit,
Da beginnt schon hell zu tagen
Morgenroth der Ewigkeit.

Emma v. Nindorf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, April.

Eine Mordthat.

Während in Paris der schaudervolle Prozeß der Mörder Lesage und Souffard die Assisen füllte, sezte hier eine nicht minder schaudervolle Begebenheit die ganze Stadt in Bewegung. Frau von Ambach, die Wittwe eines angesehenen Beamten in Salzburg, lebte seit einiger Zeit in Wien auf einem etwas freien Fuße. Frau von Ambach war reich, unabhängig, ziemlich hübsch, lebenslustig und gegen ihre Anbeter freigebig; natürlich, daß es ihr an solchen nicht fehlte. Wien ist an derlei Damen nicht arm, und die ausgeartetsten Schilderungen Paul de Kocks und Consorten finden hier eben so gut ihre Originale als in Paris. Plötzlich wurde Frau von Ambach vermißt. Ihre Camerière hatte sie seit zwei Tagen nicht gesehen; sie sagte aus, ihre Gebieterin habe vor zwei Tagen von einem jungen Manne, den sie bisher nur

einigemal bei ihr gesehen, spät Abends einen Besuch empfangen; sie selbst habe sich bald darauf zu Bette begeben und am andern Morgen das Zimmer ihrer Dame verschlossen gefunden. Gewohnt, daß Frau von Ambach bisweilen sehr früh auf das Land fahre, habe sie daran keinen Anstoß genommen, um so mehr, da das Zimmer wie gewöhnlich von Außen abgesperrt war. Dieses wurde nun erbrochen und zum Entsetzen Aller fand man Frau vom Ambach in glänzender Toilette, über und über mit Blut bedeckt, auf dem Sopha todt hingestreckt. Ein Dolchstoß ging ihr durch die Kehle; die geöffnete Chatoulle und das daraus entwendete Gold und Geschmeide verriethen klar, daß hier ein Raubmord geschehen sey. Die Section des Leichnams gab der schaudervollen Begebenheit eine Art von tragikomischem Anstrich. Sie wies nämlich aus, daß die Ermordete, ehe sie hingeschlachtet wurde, ein gutes Souper und Champagner zu sich genommen. Souffard und seine Gefährten verschwinden gegen diesen Mörder. Und doch gehören jene zu der Hefe des Volkes, während hier alle Anzeichen darauf hinwiesen, daß dies hier nicht der Fall ist. Die Nachforschungen der Polizei gingen in's Unbeschreibliche; sie wurden jedoch dadurch erschwert, daß die Camerière über dreißig Personen namhaft machte, welche der Gunst ihrer Gebieterin sich erfreuten. Auf alle diese machte die Polizei nun Jagd, ließ jeden ihrer Schritte beobachten, nahm sie in's Verhör, einige sogar in Verhaft, wodurch abermals manche tragikomische Anekdote hervorgerufen wurde, da unter jenen Personen mehrere verheirathete Männer sich befanden. Doch waren alle Nachforschungen vergebens und man gab im Publikum schon die Hoffnung auf, den Mörder zu erwischen, als plözlich die Nachricht, er sey eingefangen, Alles elektrisirte. Wie vorausgesehen, gehört der Schändliche wirklich den bessern Ständen an; sein Name ist K. Er ist ungefähr dreißig Jahre alt, von gutem, hohem Körperbau und durchaus feinem und elegantem Aeußern. Er soll in mehreren Cirkeln gerne gesehen worden seyn, theils um seiner mannigfachen Sprachkenntnisse, theils seines angenehmen Betragens willen. Den Steckbrief, der, nach der Aussage der Camerière abgefaßt, seine Person genau beschrieb, hatte er im Gasthause und in einigen Privathäusern selbst vorgelesen und so auf eine merkwürdige Weise die Aufmerksamkeit von sich ganz abgelenkt. Wahrscheinlich dadurch sicher gemacht, wagte er es endlich, die geraubten Juwelen unter der Hand loszuschlagen und gerieth so in die Gewalt der wachsamen Polizei. Seit einer ganzen Woche ist dies nun das große Gespräch der Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

London, April.

(Schluß.)

Mannigfaltiges. Klatschblätter.

Die Minister haben versprochen, am 15ten dieses Monats den Plan, nach welchem Irland bis jezt regiert worden, vor das Haus zu bringen. Obgleich die Gouvernementsblätter genug von der Ruhe, die daselbst herrscht, sprechen, so sind doch die Berichte über die täglich dort verübten Mordthaten und andere Greuel, denen man nicht einmal auf die Spur kommen kann, indem die Zeugen nicht wagen, die Wahrheit auszusagen, schlechte Beweise für die Richtigkeit dieser Angabe. Es wäre hohe Zeit, daß für dieses unglückliche Land etwas gethan würde. — Auch in dem Innern Englands sieht es nicht sehr friedlich aus, und es herrscht eine starke Gährung in der arbeitenden Classe; bei einer Versammlung der lezteren in Devises vor einigen Tagen gab es sogar blutige Köpfe. — Die Subscriptionen für Grace Darling, ihren Vater und die übrigen Fischerleute, die auf so heldenmüthige Weise die Ueberlebenden auf dem Wrack des Schiffes Forfarshire gerettet, belaufen sich bereits auf die bedeutende Summe von 665 Pf. Sterling. — Man spricht davon, daß das Gouvernement die drei Londoner Brücken, Waterloo-, Vauxhall- und Southwark-Brücke, die bis jezt Privateigenthum waren, an sich kaufen wolle, um sie dem Publikum frei von dem jezigen Zolle zu öffnen, was sehr wünschenswerth wäre. — Der neueste Geniestreich, der von den hiesigen Chevaliers d'Industrie erfunden und seit Kurzem mehrmals mit gutem Erfolge ausgeführt worden, besteht darin, Wohnungen in den elegantesten Quartieren der Stadt zu miethen, und daselbst allerhand Unfug anzustellen, bis die Hauseigenthümer ihnen eine Summe Geldes anbieten, damit sie ausziehen. Bei einer Gelegenheit erhielten sie auf diese Art 40 Pf.; bei einer andern wurden sie jedoch von dem Hausherrn, der weniger ceremoniös war und sich zwanzig starke Kerls bestellte, mit Sack und Pack aus dem Hause geworfen. Ein äußerst elegant gekleideter junger Mann kam vor einigen Tagen zu einem Herrn Emslie, der ein Haus in dem schönsten Theile der Stadt besizt, und miethete den ersten und zweiten Stock desselben. Kaum war er jedoch eingezogen, als große Anschlagzettel an den Fenstern erschienen, ankündigend, daß Affen, gelehrte Hunde, Flöhe und dergleichen Naturwunder daselbst für den Eintrittspreis eines Penny zu sehen seyn würden. Der Hauseigenthümer rechtete natürlich mit seinem Miethsmann, welcher sich jedoch weigerte, das Haus zu verlassen, wenn ihm nicht 50 Pf. ausbezahlt würden. Nach vielem Hin- und Herreden wurde die Sache für zehn Guineen arrangirt.

Es hat sich seit Kurzem hier eine Gesellschaft zu einem sehr wünschenswerthen Zwecke gebildet, nämlich die scandalösen Journale, die seit vorigem Jahre erscheinen, und Anfangs der Neuheit wegen sehr starken Abgang hatten, zu unterdrücken. Diese Journale scheinen nicht nur in allen Stadttheilen, sondern auch in allen Privatcirkeln Korrespondenten zu haben, indem sie ohne Rückhalt alle Familiengeheimnisse, deren sie habhaft werden können, mit den Namen der Betheiligten vor die Augen des Publikums bringen. Dabei gebrauchen sie die Vorsicht, als nominellen Redakteur Jemanden zu nehmen, der im Schuldenarrest sich befindet und dem man daher nichts anthun kann. Eines derselben, The Paul Pry, brachte sich jedoch durch seine zu weit getriebene Effronterie selbst um seine Existenz. Diese Blätter machten nämlich ihren größten Profit durch die Summen Geldes, die sie von Leuten unter der Drohung erpreßten, sie in ihrem Blatte figuriren zu lassen, was Niemanden sehr angenehm ist. Ein gewisser Prady, der mehrmals im Paul Pry figurirt hatte, erhielt von der Redaktion eine Note, ungefähr wie folgt: „Die Redaktion des Paul Pry benachrichtigt Herrn Prady, daß, falls er derselben nicht 50 Pf. übersendet, er in ihrem Blatte der Fälschung und anderer verschiedener Verbrechen beschuldigt werden soll." Um diese Impertinenz vollkommen zu machen, hatte einer der Redakteurs sogar die Frechheit, eine Stunde hernach persönlich wegen der Antwort zu kommen, worauf er sogleich festgehalten wurde und seitdem im Gefängnisse sizt. Die übrigen Mitarbeiter entkamen, aber das Blatt hat aufgehört. Es ist zu hoffen, daß die übrigen bald diesem Beispiele werden folgen müssen, und daß diesem schändlichen Broderwerbe, der in den mangelhaften Gesezen Englands seinen Schuz findet, ein Ende gemacht werden wird.

Beilage: Kunstblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 100.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 26. April 1839.

> Admiranda tibi levium spectacula rerum
> Dicam. —
>
> Virgil.

Moden.

Uebergang vom Winter zum Sommer. Thierische und menschliche Toilette. Männlicher Haarputz.

Der Uebergang vom aufrichtigen Winter zum entschiedenen Frühling bildet immer eine unangenehme kritische Periode im Modeleben. Aber diesmal verzögert das schlimme Frühjahr ganz ungewöhnlich lang zugleich das Ausschlüpfen der geflügelten Insekten und die Entwicklung der Frühlingstoilette. Auch an der Geburtsstätte der Moden herrscht in den Zeichen des Widders und des Stiers in der Tracht dieselbe Gesetzlosigkeit, dasselbe tappende Vor- und Zurückgreifen, wie in der Witterung selbst. Es ist immer ein schwerer Prozeß, bis sich die plumpe, haarige Raupe des Muffs zum farbigen zephyrischen Fächer und Sonnenschirm entfaltet hat. Das deutsche Frauenzimmer sollte sich Glück wünschen, daß es alle die Farbenwechsel und lokalen Häutungen, welche zwischen beiden Entwicklungsstufen in der Mitte liegen, in der Regel nicht durchzumachen hat. So schnell die Moden laufen, kann und mag sich doch die große Mehrzahl der deutschen Damen auf jene Zwitterformen nicht einlassen. Zwei, drei ausgeschlüpfte Buttervögel, die über den Rhein flattern, machen noch keinen Modesommer; sie warten getrost, bis am unzweideutigen Sonnenstrahl die ganze große Brut auskriecht und es zoologisch feststeht, mit welchen Umrissen und Farben seiner Seiden- und Gazeflügel, mit welcher Befiederung seiner Fühlhörner das fashionable Insekt seine Campagne machen wird. Es sind in jeder Hinsicht bedenkliche Maßregeln in der Toilette, die an die Ordonnanzen erinnern, nach welchen mit dem ersten Mai das ganze Militär die Leinwandbeinkleider anlegen und die Orangerie im Freien aufgestellt werden muß. Unsere Weiber thun sehr wohl daran, wenn sie in der frostigen Morgenwache, welche die Nacht des Winters vom Tage des Sommers scheidet, Sammthut und Mantel, bald als Bedürfniß, bald als Prätext, nicht fahren lassen und zuwarten, bis es entschieden ist, in welcher neuen Uniform sie zur sommerlichen Parade ausrücken sollen.

In solcher Periode des Uebergangs ist für diejenigen, welchen die Gaben der Mode nicht von selbst zufließen, nichts Nützliches zu berichten. Ja, lägen Luxusgesetze noch im Geiste unserer Zeit, so dürfte in diesen Monaten und in den analogen herbstlichen, wo die Rückwandlung erfolgt, von einer väterlichen Censur die Herausgabe deutscher Modejournale gänzlich sistirt werden, weil ihre blindlings zusammengerafften Notizen nur dazu dienen können, die Schwachen und die auf ihr eigenes Urtheil, ja oft auf ihre eigenen kunstreichen Hände Verwiesenen

zu irren und zu verführen. Sagen doch die rationellsten Pariser Modeberichte selbst: „In dieser Epoche beschäftigt man sich vielmehr mit den Sommermoden als mit den laufenden, die eigentlich gar keine sind. Man bemerkt überall Projekte, die vernünftigerweise erst im Juni, Juli zu Ausführung kommen können;" sie setzen freilich hinzu: „mais nous les devons connaître dès à présent." Aber wir haben dies schon darum nicht nöthig, weil wir gar nicht wissen, ob etwas daraus wird, und jedes Frauenzimmer weiß nur soviel, daß es bei uns so thöricht wäre, sich auf eine Mode vorzubereiten, als auf ein Erdbeben.

Unter diesen Umständen wäre ich diesmal um Stoff verlegen gewesen, hätte mich nicht der Zufall gestern mit einem jener feinen Jünglinge zusammengeführt, welche im Pilgerkittel des Paletot aus dem Mekka der Moden zurückkehren. Kaum ein Vierteljahr, so hatte sein Stiefel in den Sand unseres Schloßgartens eine Spur gedrückt, gleich der des tüchtigen Arbeitspferdes, und jetzt, wunderbar! glich sein Fuß dem zierlichen, glänzenden Hufe des reinblütigen arabischen Rosses; und so Alles in aufsteigender Linie bis zur Mähne, welche, früher naturalistisch borstig, jetzt in sanftem Lockenschlag über die Ohren fiel. Ich bewunderte die Frisur, die Allem nach frisch vom Eisen kam; aber der junge Mann versicherte mich, dies sey nur ein Schatten, leider ein massiver Schatten von dem, was die wahre Kunst leiste: das Gefühl der Befriedigung um Haupt und Ohren, der Capillarruhe, so zu sagen, das ihn in Paris nie verlassen, verhalte sich zum stündlichen Aerger über das Machwerk deutscher Perrückenmacher, wie ein Roman von Balzac zu einem der deutschen französirenden Schule.

Dies lenkte meine Gedanken auf den Haarputz der Männer in der nächsten und der fernern Vergangenheit. Ich gedachte der Revolutionen, welche Haupt- und Barthaar in der Geschichte erlitten, des bestimmten Charakters, welchen ganz besonders dieser Theil der Tracht den Bildern aus ganzen Zeiträumen aufdruckt, der seltsamen Stürme, welche nicht selten den Uebergang von einer Sitte zur andern bezeichnet, und ich meinte, eine flüchtige historische Uebersicht dieser Wechsel könnte Vielen das eigenthümliche Vergnügen gewähren, das man empfindet, wenn man einem in einer gewissen Ordnung Dinge sagt, die man einzeln alle vorher gewußt hat.

Es hat wohl nie ein Volk gegeben, das den Wuchs von Bart und Haupthaar geradezu der Natur überlassen hätte. Diese Reminiscenz des thierischen Pelzes ist immer und überall zu einem Putze umgebildet worden. Die Haar- und Bartkultur ist der ursprünglichste und wesentlichste Theil des physiologischen Triebs des Menschen, durch dessen Gebilde sich jene eigenthümlichen Naturwesen, welche man Völker nennt, sinnlich oft noch weit deutlicher unterscheiden, als durch das Nationalgepräge in Knochen und Muskeln. Auf der Außenfläche seiner Entwicklung in Zeit und Raum, mit dem, was man im weitesten Sinn Kostüm nennt, wiederholt der Mensch nur die unerschöpflichen Ideen der Natur, die ihren Wesen die mannigfachsten Gewänder und häufig nahe verwandten Geschlechtern die abstechendste äußere Auszeichnung gibt: Putz und Schmuck aller Art, Knebelbart und Mähne, winkende Federbüsche und bedeutsame rothe Schöpfe sammt Backenbart, prächtige Schleppen, die oft zum wundervoll gestickten Fächer aufrauschen, zierlich bemaltes Fell, gleich façonnirter Plüsche, eintöniges, gleich dem feinsten Sammt, buntes Gefieder, wie aus abstechenden Seidenstoffen drapirt, Halsbänder wie zu Commenthurkreuzen, Hauben, Calotten und Perrücken, Flügel von Gaze und Atlas, Organe gleich künstlichen Blumen und Brillantgeschmelde u. s. w. Waffen zu Schutz und Trutz, Panzer und Schilder, Horn und Stoßzahn, Schwert und Säge, Sporn und Stachel, Bohrer und Zange, Giftpfeil und Petarde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Piräusstraße.

(Fortsetzung.)

Da tranken sie lebensmüde ihr Eiswasser, ihren Tzakoniko oder ihr Raki unter dem mit längst verdorrtem Laube überlegten Schutzdache, und schauten wehmüthig zu den gelben Blättern hinauf und erinnerten sich dabei an die uralten Linden, die die kühlen Sommerkeller im Vaterlande überschatten, schallend von fröhlichen Zeisigen und Finken, lieblich rauschend vom spielenden West; an die süßen Stunden, die sie mit lustigen Gefährten oder mit der Liebe ihrer Jugend unter ihrem grünen Dache verlebten, „als Sommertage noch schön waren." Ja, was waren all diese Rakihütten gegen die herrlichen Trinkorte im Bayerland, gegen die schönen Gärten des königlichen Münchens, Tivoli und Paradies, gegen all die Wallfahrtsorte, die da einen magischen Kreis um die große Mutterstadt schließen, von dem uralten Vörnig in seiner bäuerlichen Einfalt bis zu Hesellohe, am steilen Absturz des Isarufers, wo der Pfingstmontag auf dem frischen Rasen unter dem grünen Baldachin der Linden so viele Tausende zu Lust und Freude vereint; und von Fürstenried in stiller Waldeinsamkeit bis zum agilolfingischen Käferlohe, das nur einmal des Jahrs hervortritt, aber dann wie ein Löwe, und am dritten Herbstmonde einen saturnalischen Viehmarkt hält, von dem nüchtern

zurückzukehren nur Wenigen gelingt. — Wie viele solche Plätze sind noch zu finden in unsern Bergen, in unsern fruchtbaren Ebenen! Erinnert ihr euch an den Weber an der Wand, hoch über den buschigen Gestaden des mächtigen Inns, von wo der trunkene Blick, dem Strome folgend, weit hinaus in unsere gesegneten Gauen schweift? denkt ihr an den Müller am Baume in der wildschönen Schlucht der Mangfall, an die junge Fischerlisel am idyllischen Schliersee, an das classische Tölz, das den vielbeneideten Ruhm hat, das beste Bier auf deutscher Erde zu brauen, an den Dexelmaier Keller auf der freundlichen Höhe über dem schmucken Landshut, an den Tegernheimer Keller zwischen dem gothischen Regensburg und der hellenischen Walhalla? Doch es wäre kein Ende, auch nur das Beste zu erwähnen.

Und die Bockzeit! Die Bockzeit ist die Münchner Weinlese; aber sie fällt in den wonnereichen Lenz, wo die Wiesen grünen, und das Laub sprießt, und die Vögel singen, und der Mensch sich wieder über den blauen Himmel und die grüne Erde freut, und nicht in den Oktober, wo er den Sommer des Jahres schon überlebt hat und die grauen Nebel einen dichten Schleier um unser Deutschland ziehen! Was ist wonniger, als in der milden Frühlingsluft im Freien zu trinken, unter dem frischgesteckten Fichtenhain, wenn die junge Maisonne zwischen den schwankenden Wipfeln hindurch lieblich auf den Tischen spielt, wenn der unbewölkte Zeus golden aus dem Humpen lacht! Freude beseelt die Glücklichen, Fidel und Harfe tönen beschwichtigend durch den frohen Lärm, und da thaut jedes Herz auf, da erneuen sich alte Bünde, da löst sich alter Groll, und gereinigt von den Leidenschaften, wie nach Aristoteles der Grieche aus dem Drama, geht der fröhliche Zecher aus dem Bockkeller.

Aber dies ist nur die Sommerseite unserer Heimath. Auch im Winter, wenn es draußen stürmt und stöbert, wo wäre es wohnlicher und heimlicher als in unsern Wirthsstuben, an den glatten, großen Tischen aus Eichenholz, mit den schmucken Handwerkszeichen darüber, neben dem ungeheuern, lieblich wärmenden Kachelofen, auf dessen Frontispiee das bayerische Wappen prangt, im traulichen Gespräche mit den Nachbarn, mit einem dicken, lebensfrohen Landpfarrer oder einem schnurrigen Forstmann, oder gar mit dem gnädigen Herrn Baron, dem wohlvermögenden Gutsbesitzer, der zur Ausmunterung der Gäste seinen Abendtrunk in seinem Wirthshause nimmt; oder die schöne Senzi oder Stasi betrachtend, die zierlich und allen freundlich hin und herschweben, und mit so niedlichen Sprüchen die vollen Humpen kredenzen, oder vertieft in Beobachtung des bläulichen Dunstkreises, der sich aus dem wirbelnden Rauche der Nicotiana bildet, und auf dem unsere geliebtesten Träume, die heitersten Bilder lockender Zukunft sorgenbrechend, kummerstillend in einander schwimmen, und endlich, um das Beste nicht zu vergessen, vor sich einen Becher jenes schäumenden Getränks, das zwar dem Enthusiasmus feind ist, aber eine stille, optimistische Gemüthlichkeit nährt, wie sie am besten für unsere Zeiten paßt.

Und die Liebe! Aus dem Lande, wo die Riegelhäubchen die schönsten Köpfchen decken, die der deutsche Bürgerstand sein eigen nennt, wo die schlanksten Kellnerinnen kredenzen, die rosigsten Dirnen mähen und die blühendsten Sennerinnen jodeln, wo ein Wort, das von Herzen kommt, auch wieder zum Herzen geht, wo es zarter Sehnsucht so leicht gelingt, ein treues Lied zu finden — aus diesem Lande hinausgeworfen in's puritanische Griechenland, das erst nach der Hochzeit eine Liebe zugibt, wo sie bei uns schon aufhört; und so gar nichts, was seinem vollen Herzen entgegengekommen wäre, was seine Gefühle verstanden hätte, als etwa die mohrischen Jungfrauen, die von dem Troß Ibrahims zurückgeblieben, oder gott- und weltverlaßne Türkinnen, die während der Kriegsunruhen irgend einem Harem entsprungen, oder griechische Mädchen, die Vater und Mutter im Kampfe oder im Elende verloren haben und nun, verachtet oder verspottet, in ihrer Schande untergehen.

War's ein Wunder, daß ihnen da die gute Laune schmolz, und daß sie vor der Gewalt des Heimwehs an dem Lande keinen Gefallen finden konnten, das sie mit so großen Erwartungen betreten hatten, und das ihnen nun so wenig bot? Ich habe es euch aber auch nie übel genommen, ihr lieben Landsleute! Wie konnt's auch anders seyn? Als ihr noch auf unseren Feldern hinter dem Pfluge einhergingt, oder auf unsern Strömen die Flöße lenktet, oder in unsern Städten euerm Handwerke lebtet, wer sagte euch da, daß die Sonne, seit sie die Welt erleuchtet, nie ein schöneres Land und ein geistreicheres Volk gesehen, als das alte Hellas und die alten Hellenen in den Jahrhunderten ihrer Größe? Und dem von euch, den diese Erinnerungen nicht aufrecht hielten, was konnte ihm das Leben in diesem Lande gelten, unter diesen Entbehrungen, diesen Qualen des ungewohnten Himmelstrichs? — Die Armen verstanden nichts von den Dingen, die sie sahen. Dem Landshuter schien seine Trausnitz mit dem alten, hohen Schlosse der reichen Herzoge von Niederbayern und mit dem unergründlichen Brunnen merkwürdiger, als die Akropolis, das Wunder der hellenischen Welt; der Rosenheimer meinte, die feine, schöngeschnittene Pyramide des Lykabettos sey kaum der Rede werth neben dem gigantischen Wendelstein, und dem Münchner kam der wasserarme Kephissos, der still und verborgen durch sumpfige Niederungen dem Phaleros zufließt, lange nicht so bedeutend vor, als der Kaidelbach, der im wohlgedämmten Bett die Isarvorstadt durchrauscht, dort schöne Gärten

bewässert, Mühlen treibt und den berühmtesten Fabriken seine Kräfte leiht.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, April.

(Fortsetzung.)

Folgen des Luxus. Musik. Saphir.

In Wien, wo der Ständeunterschied um so viel prägnanter ist als in Paris, hat der Bürgerstand gewissermaßen seine Bürgerlichkeit, seine solide Einfachheit durch die strenge Sonderung von dem Adel gerettet; einzelne Beispiele von liederlichen Bürgersöhnen, wie die Localpossen der Vorstadttheater sie zu schildern pflegen, existirten zwar immer, doch als Ausnahme der Regel. Nun aber ist die Scene verändert. Jener Geist der Gleichstellung, der durch alle Winkel unserer Zeit hinzieht, hat in Wien eben so gut sich niedergelassen, als in Paris, nur mit dem Unterschiede, daß dort die Volkspartei fortwährend bemüht ist, die Vorrechte der Aristokratie zu leugnen und sie zu sich herabzuziehen, während hier die Aristokratie ihr altes Ansehen ungeschwächt genießt und der Bürger die Gleichstellung darin sucht, daß er es ihr gleichthun will hinsichtlich der glänzenden Equipagen, Reitpferde, großen Tafeln und Livreebedienten. Bei den jungen Leuten, wo Ehrgeiz und Eitelkeit stärker vorherrschen, tritt diese Sucht zu „noblisiren“ noch schärfer auf, in ihrer Folge erscheinen Müßiggang, Verschwendung, und wenn die Mittel erschöpft sind, Planmacherei, Betrug und Verbrechen. So könnte ich Ihnen neben jener teuflischen Mordgeschichte noch drei Beispiele von jungen Leuten erzählen, die wegen falscher Wechsel und Creditbriefe in derselben Woche eingezogen wurden, und während ich Ihnen dieses schreibe, bringt mir ein Freund die Nachricht, daß der junge Maler S—d, einer der geschicktesten Künstler Wiens, sich heute Morgen die Kehle abgeschnitten hat, weil er in eine ähnliche Geschichte hinsichtlich eines Lotterielooses leichtsinniger Weise sich verwickelt hatte. Doch ich will den Vorhang fallen lassen, der diese Nachtseite einer Stadt bedeckt, die man immer in dem rosigen, heitern Lichte sich denkt, das in der That die eigentliche Färbung derselben ist. Selbst in der strengen Fastenzeit verleugnet Wien diesen seinen Grundcharakter nicht: Frühmorgens mit dem Gebetbuch in die Kirche, Nachts im Ballkostüm zum Tanze. Es wird seit einigen Jahren, besonders in den höheren Kreisen, immer mehr und mehr Mode, die Freuden des Carnevals nach der Fastenzeit zu verlegen, und man kann im Durchschnitt annehmen, daß in den Fasten mehr Privatbälle und Thés dansans stattfinden als im Fasching selbst. Die Musik hierbei ist freilich von der Polizei verboten, aber eben das Verbotene gibt der Sache neuen Reiz; die Fensterläden werden verschlossen, und wenn ja, wie dieses bisweilen geschieht, die Polizei Wind bekommt und einen Ueberfall macht, so heißt es, es sey bloß Conzertmusik, und die Zionswächter müssen dann mit langer Nase abziehen. Das Clavier spielt natürlich dabei eine Hauptrolle, obgleich es in den Conzerten immer mehr und mehr in den Hintergrund tritt. Es dürfte schwerlich noch eine Stadt geben, die so mit Clavierspielern bevölkert ist, als Wien. Jedes Stadtviertel, jede Gasse, jedes Haus, jedes Stockwerk hat seinen großen Virtuosen. Und sollen alle diese Kirchenlichter im Dunkeln verflackern? Es wäre himmelschreiend! Darum will auch Jeder sich hören lassen, und es ist über alle Beschreibung, was in Wien während der Fastenzeit gegeigt und gekrazt, gespielt und gehämmert, gesungen und gekräht wird. Wie die Pilze wachsen über Nacht die Conzertzettel an den Straßenecken auf; einer verdrängt den andern. Wien ist noch das gelobte Land für Conzertkünstler, und der fremde Virtuose, der auf einer gewissen Höhe steht, kann immer sicher seyn, bei den enthusiastischen Wienern nicht nur grüne sondern auch goldene Lorbeern zu ernten. In diesem Augenblicke sind drei Künstler von Ruf hier, die troz dem, daß die italienischen Opernvorstellungen eben beginnen und das Interesse aller Musikenthusiasten aufsaugen, dennoch reiche Einnahmen haben, nämlich Ole Bull, Mistreß Shaw und der treffliche Waldhornist Eisner aus Petersburg. Ich werde in meinem Nächsten auf sie zurückkommen, namentlich auf Ole Bull, dem es bisher noch nicht gelungen ist, jenes Resultat zu erreichen, welches die Posaunenstöße der deutschen Journale erwarten ließen. Das interessanteste Concert der Saison war unstreitig das von Saphir veranstaltete, worin die Elite der einheimischen und fremden Künstler sich hören ließ (auch Ole Bull) und Saphir selbst eine humoristische Vorlesung hielt. Saphir gibt jedes Jahr eine solche Akademie zum Besten einer wohlthätigen Anstalt, und diese Akademien bilden nebst der Eröffnung der italienischen Oper und dem Benefiz der Regisseurs des Burgtheaters jedesmal den Höhepunkt der Conzert- und Theatersaison, wobei die Elite der Gesellschaft vollzählig sich einfindet. Saphir steht noch immer im Vordergrunde des Interesses. Es hat wohl selten ein Mensch mehr erbitterte Gegner und enthusiastische Freunde gefunden, als er, in der Literatur wie im Leben. Aber eben daß bei der Beurtheilung dieses Schriftstellers sich gewöhnlich die Leidenschaft in's Spiel mischt, ist der sprechendste Beweis für das Interesse, welches er rege macht. In der That, es gereicht unserer deutschen Kritik eben nicht zur großen Ehre, daß sie für Saphir, der bei allen seinen Mängeln doch immer eine der merkwürdigsten und eigenthümlichsten Erscheinungen unserer Literatur bleibt, noch immer nicht das gehörige Wort gefunden hat. Warum haben die Franzosen für ihren Jules Janin, der doch wahrhaftig nicht weniger Feinde und Schattenseiten zählt, als Saphir, die gebührende Anerkennung und ein gerechtes, unpartheiisches Kriterium gefunden? Und doch möchte ich den Feuilletonisten der Debats nicht unbedingt in Parallele mit Saphir bringen. Man versetze einmal Jules Janin aus dem freien Weltmeer seines colossalen Paris in die kleinlichen Verhältnisse deutscher Residenzen, lege ihm die Halfter der deutschen Censur um die kecke Feder, und wir werden sehen, ob auch nur der zehnte Theil jenes Wizes ihm zu Gebote stehen wird, mit dem Saphir, troz Censurzaum und Verhältnißenge, seine Artikel belebt. Entkleidet den Verfasser des „todten Esels“ von der Freiheit, beim Beine einer Tänzerin über Papst und Kronen sich lustig zu machen, und sehet zu, was ihm bleibt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 101.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 27. April 1839.

— Der Muttererd' und dem Gott der Wogen zu Ehren,
Blühet die Stadt jezt auf, ein herrlich Gebild, dem Gestirn gleich.
Sieh! und den Schaffenden dienet der Wald, es reicht mit den andern
Bergen nahe zur Hand der Pentele Marmor und Erze.

Hölderlin.

Die Piräeusstrasse.

(Schluß.)

Vergessen wir nicht, am Ende auch einen Handriß von dem Schauplatze zu geben, auf dem die Sterblichen, von denen wir gesprochen, vorüberziehen.

Wenn man die lezten Hütten von Athen verlassen hat und dem Piräeus zugeht, so kommt man an den Aschenhügeln, die aus den Abfällen der einst hier blühenden Seifensiedereien entstanden sind, vorüber, dann über einen Bach und dann zu dem Kirchlein der heiligen Dreifaltigkeit, das auf dem lezten Auslauf des Nymphenhügels erbaut ist und eine weite Aussicht auf Land und Meer beherrscht. Von dieser Höhe herab übersieht man die ganze Campagne von Athen, einen großen Theil des saronischen Meerbusens und die gegenüberliegenden Küsten von Megara, Korinth und Argolis. In niederem Hügellande liegt die Stadt des Perikles mit ihren, alle neuen Bauten überstrahlenden Ruinen und ihren frisch erstandenen reinlichen Häusern; unten am Kephissos zieht sich, durch freundliche Villen vielfach durchbrochen, der Oelwald hin, und über die ganze Runde herrscht die Akropolis. Eine Kette von classischen Bergen umgürtet das freundliche Thal. Südwärts schließt der lange, honigreiche Hymettos, sanft gegen das Meer abfallend, den Reihen; das nächste Glied an ihm ist der nahe Kegel des Lykabettos. Hinter diesem zeigen sich in weiterer Ferne die hohen Kuppen des Pentelikon, dessen Marmorbrüche nun wieder eröffnet sind. Dann folgen fort und fort der Parnaß, der Korydalos, der hohe Gerania, die Berge von Korinth, der Arachnäon in Argolis, bis der Höhenzug endlich an dem südwestlich in blauer Ferne verschwimmenden Skylläon abbricht. Gegen Niedergang liegen dem Beschauer über den dunkeln Oelwald hinaus die neuen Dächer des Piräeus, die Höhen von Munychia, der Phaleros und das Meer, das sie umspült.

Wenn man von der Kapelle der heiligen Dreifaltigkeit abwärts gegen den Piräeus geht, kommt man bald an jene Hütte mit dem verdorrten Laubdache, von der wir oben gesprochen. Von da ist noch eine Viertelstunde bis zum Anfange des Oelwaldes, der licht und durchsichtig, aber doch schattenreich die Straße bis halbwegs begleitet. Von der Stelle an, wo er von ihr zurücktritt, zieht diese in langer, gerader Linie durch die sumpfige Fläche des Kephissos, der durch die neuen Arbeiten in mehreren Kanälen in den Phaleros geleitet worden ist. Rechts hat man nun, auf freiem Felde angekommen, die Berge jenseits dieses Flusses; vor sich die Anhöhe, auf deren gegen das Meer gerichteten Abdachung die junge Niederlassung des Piräeus liegt, und links ist die Aussicht auf

den Hymettos und den frühesten Hafen der alten Athener, den Phaleros. Einige hundert Schritte von der Straße steht an einsamer Stätte, auf der Stelle, wo der Held gefallen, * das Heroon Karaiskakis, das erste Denkmal, welches von dem befreiten Griechenland einem seiner Vorkämpfer errichtet worden. Endlich kommt man, an den zu Tage liegenden Grundfesten der alten, langen Mauer vorüberziehend, auf dem Hügelrücken an, von wo aus sich wieder die Aussicht auf das Meer öffnet und der mastenvolle Hafen und die neuen Gassen der Hafenstadt vor uns liegen. Ein paar Schritte noch, und der Reisende steigt vom Pferde, welches er einem hier aufgestellten Posten von Roßjungen, lauter Söhnen und Verwandten der athenischen Pferdeverleiherfamilien, überläßt, ohne sich weiter darum zu bekümmern, wenn er nicht im Sinne hat, nach der Stadt, oder wie es unter den Eingebornen der Gegend heißt, nach dem Flecken — εἰς τὴν χώραν — zurückzukehren.

So ist die Piräeusstraße in diesen Jahren. Ich möchte sie gesehen haben zu den Zeiten des Perikles, und möchte sie wohl wieder sehen in spätern Jahrhunderten, wenn einmal der Reisende vom Piräeus in glänzendem Omnibus in langer Wagenreihe, oder über eisernen Schienen, den feuersprühenden Drachen voran, herauf kommen wird, den erhabenen First des Parthenon und die hohe, vergoldete Kuppel der Sotirskirche und den Palast der Könige im Auge, durch das Kephissosthal, blühend und geschmückt, wie das Thal des Arno, unter dem Triumphbogen eines künftigen Cretiens oder Thessaliens durch, an den Reiterstatuen der Wittelsbacher vorbei; dann, wenn er durch das Häusermeer und die stattlichen, menschenwimmelnden Gassen auf dem Hauptplatze ankommen wird, über den die marmornen Hotels der großen Geldfürsten, der Sina und Tossitza, mächtig hereinragen, und auf dem sich zwischen sprudelnden Brunnen, den Meisterstücken attischer Erzgießer, und prächtigen Denkmälern der Freiheitsheiden, vor den blendenden Buden unter dem herrlichen attischen Himmel das geschäftige Volk der Hellenen und lustwandelnde Fremdlinge aus allen Regionen des Morgen- und Abendlandes geräuschvoll drängen: — dann möchte ich die Piräeusstraße wieder sehen und die alte Stadt von Athen, in der Blüthe ihres wiederaufgelebten Glanzes, als die Königin des Orients, prächtig, wie einst Alexandrien, Byzanz und Bagdad, groß, reich und mächtig, wie jezt Paris und London.

* Er starb am 24sten April 1827, wie Surmelis in seiner 1834 in Aegina erschienenen Geschichte Athens während des Befreiungskampfes sagt, am Feste seines Namensvetters, Handwerks- und Glaubensgenossen, des Großmärtyrers Georg. Seine Gebeine wurden damals nach Salamis gebracht.

Moden.

(Fortsetzung.)

Die Natur bildet die Organe der Thiere und, der wesentlichen Substanz nach, auch ihre äußere Umhüllung nach unabänderlichen Gesetzen: sie gibt nie dem nackten oder schuppigen Reptil den Pelz des Säugethiers oder das Gefieder des Vogels; sie gibt nie dem Vogel das Panzerhemd des Insekts. Auch die Waffen und der phantastische Putz erscheinen überall als besondere Organisationen der jedesmaligen eigenthümlichen Körperbekleidung: kein Säugethier kann die rothe Wachsperrücke des Truthahns tragen und kein Vogel oder Reptil zeigt ein eigentliches Horn, und die scheinbar ähnlichen Organe der Insekten sind ganz andere Bildungen. Aber innerhalb derselben Familien scheint die Natur den Glanz und Schimmer der Hülle, die Anhängsel und Auswüchse nach poetischer Laune zu vertheilen: der Pfau und der Goldfasan tragen die prächtigsten Staatsroben im sonst meistens unscheinbaren Trosse der Hühner; der Pavian mit seiner blauen und rothen Nase hat die burleskeste Larve in seiner seltsam maskirten Familie; das Herkommen des Brillantkäfers verräth sich durch seine ganz unscheinbare Sippschaft, und die buntesten, glänzendsten Schmetterlinge stecken am Stammbaum des Systems mitten unter sehr einfach costumirten Collateralen.

Ein ganz ähnliches Gemisch von Nothwendigkeit und Freiheit sind die Kostüme der Völker in ihrem Nebeneinanderleben wie in ihrem Auseinanderfolgen. Bei jedem Volke oder bei jeder Völkerfamilie sind die Hauptstücke der Tracht, das wesentliche Substrat derselben, fast ein so nothwendig Gegebenes und Unabweisliches, wie beim vernunftlosen Wesen die ihm von der Natur umgeworfene allgemeine Hülle. Das Klima ist es vorzüglich, was dem Menschen, der sich einmal sein Vließ künstlich schaffen und unwillkührlich phantastisch das Thierreich parodiren sollte, dabei die Hand führt oder vielmehr führte; denn der von jeher wandernde Mensch hat mit sich selbst vielfältig auch seine Kostüme acclimatisirt und dieselben nur, nach den Forderungen des neuen Himmelsstrichs, unwesentlich umgebildet. — Ist der eigentliche Typus und Grundstock einer Volkstracht etwas allen Individuen Gemeinsames, etwas sehr Festes, das sich oft gar nicht, und selbst bei den mode- und putzsüchtigsten Völkern nur sehr allmählig umwandelt, so scheinen dagegen Putz und Schmuck, das Farbenspiel und die kleinen Künste des Schnitts der Laune des Einzelnen preisgegeben; und doch ist es nicht so: was der freie Wille und der Eigensinn thut oder läßt, kommt auch hier gegen das Aufgedrungene, Naturgesetzliche kaum in Betracht, und auch das scheinbar Zufälligste hat meistens seine Bedeutung und seinen organischen Zusammenhang mit dem Ganzen.

Man könnte jede allgemeine Tracht, zunächst z. B. unsere abendländische, europäische, mit dem Gefieder des Vogels oder dem Gliederpanzer des Insekts vergleichen: sie ist das allen Eingebornen gemeinsame äußere Familienmerkmal. Aber die allgemeine Hülle modelt sich nun beim Vogel oder Insekt in die mannigfachsten Formen, Ausladungen, Anhängsel und spielt in den verschiedensten Farben, auf welche Momente sich zum Theil die Classifikation der Geschöpfe gründet: ebenso zerfällt die europäische Menschheit nach den Modifikationen der Tracht äußerlich in Geschlechter, Arten und Spielarten. Man sieht, der Witz hat hier ein weites Feld, und die gesellschaftlichen Gegenstücke zu dem mit den Kothkäfern verwandten Brillantkäfer, zum düster einfärbigen Todtengräber, zur schillernden Libelle, zur zweifarbigen Heerhenschrecke u. s. w. wären bald gefunden.

Die Trachten der Classen, Stände und Gewerbe, die äußere Sitte des Weichlings und des feinen Parvenus, des vornehmen und des geringen Cynikers u. s. w. sind freilich kein so festes Gepräge, als die Toilette, welche die Natur den Arten ihrer niedrigeren Geschöpfe selbst macht; aber sie sind doch selten Ausflüsse der Willkühr, und wie bei allem Menschlichen, ist auch hier die freie Wahl von einem Gesetze gezügelt, das selbst wieder ein aus Freiheit und Nothwendigkeit gemischtes Produkt ist. — Dem Thier ist es nicht gegeben, die Maske seiner Gattung abzulegen; der Mensch kann sich in eine andere als seine eigenthümliche Art maskiren, auch außer dem Karneval. Aber wenn er dies thut, so beweist er eben den Satz, um den es uns hier zu thun ist, den Satz, daß jede stehende, ja selbst die fließende Modifikation einer allgemeinen Tracht, daß jeder einzelne vernünftige Anzug nie ein willkührlich zusammengeraffles Aggregat von Stücken und Formen ist, sondern daß sich dabei alles trägt, bedingt und voraussezt, wie bei den scheinbaren Launen der Natur im Anputz ihrer vernunftlosen Geschöpfe. Kleidet sich einer über seinen Stand oder hüllt er sich aus Noth in geringere Tracht, so sucht er sorgfältig Alles in seiner Erscheinung in Harmonie zu bringen, allen Stücken, so zu sagen, die Lokalfarbe zu geben. Wenn dies in beiden Fällen erfahrungsmäßig so selten gelingt, so zeigt dies eben, daß die habituelle Kleidung überall, nach Jean Pauls Ausdruck, Bedeutung und Würde einer zweiten organischen Haut annimmt. Der vergessene Stiefel kann den flüchtigen Gentleman dem Polizeispion verrathen, und dasselbe, ich hätte fast gesagt, Organ entlarvt nicht selten den Lord vom Mühlendamm, wie die Maske in Berlin heißt, der nicht bedenkt, daß der menschliche Pfau keine garstigen Füße hat. Gerade die auffallende Verletzung der prästabilirten Harmonie erregt bei einem Anzuge den Begriff des Unzweckmäßigen, des Vernunftwidrigen, und fordert das Lachen und den Spott heraus. Kein Raubvogel trägt einen winkenden Federbusch, und umgekehrt paßt keine militärische Kopfbedeckung zu einem bürgerlichen Kleide; keine Ente zeigt einen Fächerschweif, und Rock und Mieder der Bäurin negiren Volant und Schleppe; kein Säugethier mit einfachem Magen hat ein wahres Geweih vor der Stirne, und der seidene Modehut sezt die Kenntniß und den Gebrauch der Schnürbrust voraus u. s. w.

Von den Verstößen gegen die Feinheiten im Style der Tracht ist hier gar nicht die Rede. Von solchen „Peccadillen" haben wir in frühern Artikeln vielseitig gesprochen. Wenn nun aber diese so sehr häufig vorkommen und oft dem flüchtigen Beobachter ganz entgehen, so sind dagegen ganz grobe, schreiende Verletzungen der harmonischen Tracht, durch welche jeder Mensch die Art und Spielart repräsentirt, der er angehört oder angehören möchte, im Leben desto seltener, weil sie den Instinkt eines jeden Mitlebenden offen empören. Auch ist in solchen Fällen Jeder, der es sieht, ein lachender Richter. Aber ganz anders ist es, wenn wir aus dem Kreise der gewohnten Tracht, in der jedes Merkmal für uns den Werth eines Naturgebildes hat, heraus uns von der Einbildungskraft in frühere Perioden tragen lassen. Gleich bei der Betrachtung des zunächst vorangehenden Zeitraums, den unsere Väter und Mütter durchgelebt, wird unser Urtheil über das Zusammengehörige und Widersprechende, das Wohlanständige oder Barocke und Lächerliche, das Ausgesuchte oder Gemeine, kurz über alle Nuanzen des Habitus, schwankender und unsicherer, und der eigenthümliche Takt, der das Kostüm der Zeitgenossen nach allen seinen Schattirungen mit unfehlbarer Sicherheit classifizirt, verliert sich immer mehr, je weiter wir in der Zeit zurückgehen und auf längst verlebte, so zu sagen fossile Trachten stoßen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Triest, April.

Statistisches. Literatur.

Wenn man die auffallenden Unrichtigkeiten in den Angaben über Triest in den meisten neuern, sogenannten Handbüchern liest, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, die Reisenden haben ihre Notizen aus dem Munde der Giovani di Caffé, der Camerieri oder ähnlicher Individuen geschöpft, sonst würden sie wohl nicht so viele Absurditäten zu Tage gefördert haben. Z. B. der Artikel Triest im Brockhausschen Conversationslexicon, der sogar in mehreren Lehrbüchern der Geographie als Quelle benuzt wurde, enthält fast eben so viele Irrthümer als Zeilen. Dieser Umstand veranlaßt mich, meinen Relationen von Zeit zu Zeit statistische Bemerkungen beizufügen, die ich mir auf offiziellem Wege zu verschaffen

wußte und für deren Richtigkeit ich einstehen kann. Für heut beschränke ich mich auf eine Uebersicht der im Jahre 1838 hier ein- und ausgelaufenen Schiffe, da man hiernach am besten die Bedeutung Triest's als Seehafen ermessen kann.

Es liefen ein: 9982 Schiffe mit einem Tonnengehalt von 455,158, und 194 Dampfschiffe mit einem Tonnengehalt von 42,920. Von diesen kamen 75 aus Albanien, 172 aus Alexandrien und Syrien, 22 von den Antillen, 4 aus der Berberei, 7 aus Belgien, 95 aus Brasilien, eines aus Chili, 12 aus Cypern und Candien, 9 aus Constantinopel, eines aus Dänemark, 53 aus Frankreich, 20 aus Genua, 3 aus Gibraltar, 81 aus Großbritannien, 80 aus Griechenland, 4 aus den hanseatischen Städten, 55 aus Holland, 35 von den jonischen Inseln, eines von den Prinzeninseln, 26 vom ungarischen Küstenlande, 11 aus Livorno, 7 aus Malta, eines aus Ostindien, 18 aus Portugal, 293 aus dem Römischen, 381 aus dem Königreiche beider Sizilien, 74 aus Salonich, Scutari u. s. w., eines aus Sardinien, 107 aus Smyrna und dem Archipel, 7 aus Spanien, 14 aus Schweden und Norwegen, 26 aus den vereinigten Staaten Nordamerikas und 7 aus Venedig. — Dampfboote kamen 151 aus Venedig, 2 aus Ancona, 7 aus Dalmatien und 28 aus Griechenland. Der Flagge nach waren 39 amerikanische, 5 belgische, 3 brasilianische, 6 bremische, 19 dänische, 136 englische, 12 französische, 221 griechische, 15 holländische, 5 hamburgische, ein Jerusalemer, 32 jonische, 17 norwegische, ein oldenburgisches, 563 österreichische, 5 portugiesische, vier preußische, 297 römische, 18 russische, 274 sicilianische, 7 toskanische, 13 türkische, zusammen 1778 Schiffe von langer Fahrt (a lungo corso). Die übrigen waren von langer und kurzer Küstenfahrt (di grande e piccolo cabottaggio), kamen von den benachbarten Küsten Friauls, Istriens und Dalmatiens und brachten Waaren zum gewöhnlichen Consumo, als Getreide, Gemüse, Mehl, Wein, Oel, Brennholz, Obst, Kalk, Sand, Steine u. s. w. zu Markte. Unter diesen waren jedoch die Fischerbarken nicht mitbegriffen, deren Zahl sich jährlich auf circa 4300 mit 51,600 Tonnen Gehalt beläuft. Ueberhaupt hat die Einfuhr zu Meere im Jahre 1838 ungemein zugenommen. Ich mag den Leser nicht neuerdings mit Zahlen behelligen und halte mich daher nur an die Hauptartikel, die auf dem Platze figuriren. So wurden eingeführt 16,586 Kisten Agrumen, 113,152 Ballen Baumwolle, 229,921 Centner Mandeln, Rosinen und Feigen, 921,579 Stan Getreide, 135,559 Centner Olivenöl, 185,067 Centner Kaffee, 555,047 Centner Zucker und eine wirklich enorme Masse Farbhölzer, Häute und Breter. In gleichem Verhältnisse war auch die Ausfuhr zur See, welche durch 1712 Schiffe von langer Fahrt, 8519 Küstenfahrzeuge und 195 Dampfboote besorgt wurde.

Nach einem kürzlich veröffentlichten offiziellen Ausweise wurden im Jahre 1838 in der Stadt Triest 5267 Kinder geboren, worunter 734 uneheliche. Die Volksliste des verflossenen Jahres ist noch nicht beendigt; ich gebe daher die Einwohnerzahl, wie sie am Schlusse des Jahres 1837 gewesen, nämlich 70,208, ohne Militär, Fremde und die im Hafen liegende Schiffsmannschaft. Unter den Einwohnern waren 526 Reformirte, 315 Lutheraner, 85 Anglicaner, 1358 Griechen beiderlei Bekenntnisse und 2612 Juden. — Triest hat 177 Straßen, 43 Gäßchen (Androne) und 26 Plätze.

Die hiesige Weiß'sche Buchdruckerei (sie beschäftigt zehn Pressen und eine Schnellpresse) hat den Verlag zweier neuen Werke übernommen. Das eine: Studj sopra la storia universale, von Giuseppe di Lugnani, Redakteur des Osservatore Triestino, bis jezt drei Bände, spricht für den unermüdeten Fleiß des Verfassers, genügt aber den Anforderungen nicht, die man jezt mit Recht an ein neues historisches Werk stellt. Das andere: Il Veterano d'Oriente, dürfte allgemeines Interesse haben. Der Verfasser, B. Bertolini, nahm an den französischen Feldzügen in Egypten, Spanien und Rußland Theil, und erzählt nun als Augenzeuge die Ereignisse jener verhängnißvollen Epoche.

(Schluß folgt.)

Wien, April.

(Schluß.)

S a p h i r.

Saphirs unverwüstliches Talent macht sich selbst in Wien eben so Bahn wie früher in Berlin und München; ja ich möchte behaupten, die Wiener Censur hatte eine wohlthätige Wirkung für ihn, indem sie jene leichtsinnigen Schlingpflanzen seines Witzes beschnitt, und ihn zwang, mehr Ernst und Sorgfalt auf seine Produktionen zu wenden. Man braucht bloß Saphirs frühere Theaterkritiken, die meist aus Persiflage und Verzerrung bestanden, mit seinen jetzigen zu vergleichen, um den Fortschritt zu erkennen. Eine wahrhaft fremdartige psychologische Erscheinung aber ist die Entwickelung jenes Talents, welche sich plötzlich in den „wilden Rosen“ manifestirte. In der That, es begegnet uns nicht alle Tage, daß in vorgerückterem Lebensalter die lyrische Ader so frisch und feurig pulsirt, als es in diesen sinnigen und innigen Poesien der Fall ist. Die „wilden Rosen“ sind eine eben so interessante psychologische als poetische Eruption. Wären dieselben unter einem andern Namen erschienen, so würde die Kritik sie lärmend auf ihren Schild erhoben haben. Aber der Name Saphir ist gewissermaßen zum Begriff, zum Prototyp eines Genres geworden, worin der Witz wie ein neckender Kobold seine heitersten Tänze ausführt, und nun soll man den alten Begriff aufgeben und einen neuen damit verbinden, der dem früheren entgegengesezt ist; in der That keine geringe Anforderung an eine Literatur, die sich von jeher mehr an Begriffe als an Thatsachen gehalten hat. Das Publikum war diesesmal vorurtheilsfreier als die Kritik, und die Auflage von 2000 Exemplaren ist beinahe vergriffen, ehe die Journale ihr Votum abgegeben haben. Das Publikum ist im Grunde die lezte Appellation eines Schriftstellers. Namentlich ist es Wien, für das Saphir ganz der Mann ist mit seiner ewigen Feiertagslaune, mit seinem leichtsinnigen Enthusiasmus, mit seiner Lebenslust, mit seinen Liebesliedern, mit seinem guten Herzen und seinen boshaften Witzen. Der Wiener verzeiht Saphirs Fehler, denn es sind seine eigenen; er liebt seine Tugenden, denn er spiegelt sich selbst darin. Daraus erklärt sich, warum bei allen Gelegenheiten Saphir im Vordergrunde stehet, und troz allen seinen Feinden doch immer der Liebling des Publikums wie der haute volée bleibt. Das lezte Conzert, welches zum Besten der grauen Schwestern (ein barmherziges Institut) von ihm gegeben wurde, brachte einen Ertrag von 2000 Gulden C. M.; rechnet man die Vorlesungen, welche Saphir zum Besten des Prager Blindeninstituts und der Pesther Ueberschwemmten gegeben hat, so findet sich, daß er während der Zeit, daß er wieder in Wien lebt, eine Summe von mehr als 14,000 Gulden C.M. den Wohlthätigkeitsanstalten übergeben hat. In Wahrheit ein schönes Almosen von einem Manne, dessen sämmtliche Schätze in dem engen Raum eines Dintenfasses ruhen. — Eine hübsche Episode der Fastenzeit war die Anwesenheit des Großfürsten Thronfolgers. Ueber die Festlichkeiten, welche unser Hof ihm zu Ehren veranstaltete, haben aber die politischen Blätter mehr als zur Genüge gesprochen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 102.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 29. April 1839.

— Foul deeds will rise,
Though all the earth o'erwhelm them, to men's eyes.
Shakespeare.
Hamlet.

Elsbets Gespenst.

Herr Irwing reitet Nachts durch's Thal der Mühle,
Ein Lichtstrahl folgt ihm und ein Windhauch kühle.
Herr Irwing denkt: das ist des Mondes Licht!
Da haucht es hohl: „Der Mondstrahl redet nicht!"
Die Mühle steht stille.

Herr Irwing denkt: das ist des Baches Tönen!
Da haucht es hohl: „Vom Bach aus Blut und Thränen!"
Herr Irwing spornt sein Roß zu schnellem Lauf,
Doch plötzlich geht ihm inneres Schauen auf.
Die Mühle steht stille.

„Das ist nicht Mondesstrahl, nicht Baches Wogen,
Gespenstisch kommt ein Weib mir nachgeflogen,
Vom Leichentuch getragen, bleich und wund,
Ein kalter Hauch entströmet ihrem Mund."
Die Mühle steht stille.

Herr Irwing läßt dem scheuen Roß die Zügel,
Der Geist doch auf des Leichentuches Flügel
Ereilt ihn bald und hauchet in die Luft:
„Schnell wie kein Vogel fliegt ein Geist der Gruft."
Die Mühle steht stille.

Und wie Herr Irwing schaut, sieht er gespalten
Des Weibes Haupt; er blicket in den kalten
Gespenst'gen Schädel tief bis in den Grund;
Da haucht also des Geistes kalter Mund:
Die Mühle steht stille.

„Schau' diese Spalte, draus entfloh mein Leben,
Sie hat mein Mann, John Mulling, mir gegeben,
Der Müller dort, den Sarg schlug selbst er zu
Und sprach: Ein Schlag gab ihr die ew'ge Ruh.
Die Mühle steht stille.

„Nun irr' ich ungerochnes Weib als Schatte;
Johannens jüngern Leib umfängt mein Gatte,
Die trägt den Goldkranz mein im Haare dicht,
Der trinkt er zu mein röm'sches Glas so licht.
Die Mühle steht stille.

„Die schläft im Bette mein, hat all mein' Habe,
Hungrig mein Knäblein liegt auf meinem Grabe.
Herr Irwing, daß ihr meinen Worten glaubt,
Werft euren Goldring mir in's offne Haupt!"
Die Mühle steht stille.

Herr Irwing spricht: „In Jesu Christi Namen
Werf ich den Goldring mein in's Haupt dir. Amen!"

Er wirft den Goldring in der Spalte Blut,
Zuklappt der Schädel laut, der Wurf war gut.
Die Mühle steht stille.

Der Geist verschwindet, auslöscht alle Helle,
Ein kalter Graus Herrn Irwing packt zur Stelle;
Er braucht zu spornen nicht sein weißes Roß,
Von selbsten rennt es vor des Richters Schloß.
Die Mühle steht stille.

„Herr Richter," spricht er, „eine Bitt' ich habe:
Kommt auf den Kirchhof mit zu Elsbets Grabe!"
Sie graben lange da, sie graben tief,
Bis zu dem Sarge, drinn Frau Elsbet schlief.
Die Mühle steht stille.

Sie brechen auf den Deckel, daß es schallte,
Da liegt die Leiche mit des Schädels Spalte,
Herr Irwing spricht: „So war's!" und plötzlich rollt
Hell aus der Spalte Irwings Ring von Gold.
Die Mühle steht stille.

Was sammeln sich die Raben dort in Banden?
John Mulling hat die blut'ge That gestanden,
Hoch auf dem Berge bleichet sein Gebein,
Frau Elsbet ging in Gottes Himmel ein.
Die Mühle steht stille.

Justinus Kerner.

Moden.

(Fortsetzung.)

Hat einer zu irgend einem Zweck solche Gestalten zu reproduziren, so kann von Auffassung dessen, was ihm und seiner Zeit völlig entgeht, der feinern Charakterzüge der ältern Tracht, gar keine Rede seyn; er muß sich, wie der schlechte Porträtmaler, mit einer baaren Kopie begnügen und froh seyn, wenn nicht der von Zeitbegriffen geleitete Verschönerungstrieb ihn Verstöße begehen läßt, welche das Auge des Kenners beleidigen. Beim verkleideten Faschingsgaste liegt nicht viel daran; nur ist es höchst komisch, wenn es beim Erscheinen eines glänzenden Maskenzuges heißt: wie gut! wie wahr! wie charakteristisch! wie aus dem Leben gegriffen! als ob die Entzückten am Hofe des großen Churfürsten von Brandenburg gelebt oder mit Götzen von Berlichingen oft und viel Jartwein getrunken; als ob sie im Mindesten einen Maßstab dafür hätten, wie die Seelen der Copirten ihr Conterfei ansehen würden, wenn sie, gelockt von der historischen Carnevalsandacht, aus dem Mittelreich herüberkämen und den Spuk mit ansähen. — Schon bedenklicher ist die Sache beim Schauspieler. Es läßt sich viel darüber streiten, wie weit man auf der Bühne in der Kostümtreue gehen kann und darf, sobald Zustände in's Spiel kommen, für welche die Zeitgenossen keine unmittelbare Erinnerung mehr haben. Soviel ist und bleibt aber gewiß: das System, welches sich für alle mittlern Zeiten bis zu den Perücken herauf an wenige ideale Typen consequent hält, bietet bei weitem die größten innern und äußern Vortheile, und das strenge, ängstliche Studium ist gerade der unvernünftigste Ausweg, weil man damit der Masse etwas gibt, das sie gar nicht zu schätzen weiß, und die Minderzahl der Wissenden doch durch zahlreiche unvermeidliche Mißgriffe ärgert oder zum Spotte reizt. Wir haben vor der königlichen Bühne zu Berlin, welche ihre Kostüme mit antiquarischen Ansprüchen stechen ließ, Dinge gesehen, die in einer Abhandlung über diesen Gegenstand einen Platz finden müßten, hier aber zu übergehen sind.

Am lästigsten und schwierigsten ist dieses Verhältniß für den Zeichner und Maler. Von den Kleinmeistern, wie den Verfertigern deutscher Almanachsbilder, kann gar nicht die Rede seyn: ihre Darstellungen sind meistens, hinsichtlich der Kostümtreue, des Textes, den sie illustriren, vollkommen würdig. Aber für den ernsten Künstler sind hier die Klippen und Bedenklichkeiten zahllos. Nur Eines anzuführen: manches Stück einer alten Tracht erscheint als ein störender, ganz unästhetischer Auswuchs, aber nur, weil wir keinen Begriff und kein Gefühl dafür haben, wie dieser Putz seiner Zeit getragen wurde, welche Rolle ihm in der allgemeinen Mimik der Tracht zukam. Der Zeichner kann sich nicht entschließen, das Ding so, wie es ihm sein Muster gibt, aufzunehmen; er mäkelt und verschlechtbessert daran, und weiß natürlich meistens nicht, was er thut, wie weit er, indem er den alten Schneider meistert, den Geist der Zeit verletzt, in die er doch den Beschauer versetzen möchte. Diese und so viele ähnliche negative Verletzungen mögen nicht nur unvermeidlich, sondern häufig sogar künstlerisch zu rechtfertigen seyn; aber die positiven, die frankten Uebertragungen der charakteristischen Tracht der einen Zeit auf eine andere, sind doch wohl nicht zuzugestehen. So haben wir von einem ganz guten Zeichner den Grafen Egmond mit langem, fließendem Haar und überhaupt in einem Kostüm dargestellt gesehen, das dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts angehört. Wer es nicht weiß, sieht im Verlauf dieses Artikels, daß dies so viel ist, als wollte man dereinst die Oranier, für welche Runter focht, mit Frisur und Frack derjenigen abbilden, welche der Statthalterschaft entsagten. — Der Schauspieler, mit seiner flüchtigen Phantasmagorie, soll nur ganz ungefähr die Idee eines Zeitraums erwecken; aber der zeichnende Künstler macht ja an sich selbst ganz andere Anforderungen. Jener wird durch antiquarische Koketterie nur lächerlich; dieser kann

das Studium kaum zu weit treiben, und es kommt nur darauf an, daß er die gesammelten Elemente mit möglichstem Verstand poetisch verarbeite. Aber es ist mit den alten Trachten wie mit den todten Sprachen, mit unordentlichen Hosen und Wämsern, Huten und Frisuren, wie mit antiken Floskeln und Idiotismen: die besten historischen Figuren auf unsern Kunstausstellungen tragen ihr Kostüm, wie unsere gelehrtesten Professoren in ihren Dissertationen Latein schreiben.

Wir wissen nicht, ob sich aus den hier und früher von uns angedeuteten Prinzipien eine vollständige Geschichte der europäischen Trachten herausspinnen ließe; vielleicht aber haben wir durch die Bemerkungen über Kostüm, wie wir sie zuweilen in diesen Blättern geben, Manchen überzeugt, daß Studien der Art nicht so ganz futil sind, als es scheinen möchte, und neben nicht zu verachtendem Nutzen großes Vergnügen gewähren. Der wahre Genuß dabei besteht aber in den Beobachtungen, die man selbst macht, wenn man einmal den Anstoß dazu erhalten. Wenn wir daher heute aus dem reichen Stoffe die vornehmsten Wechsel des männlichen Haarputzes in den lezten Jahrhunderten herausgreifen, so versteht es sich ja zum Voraus, daß bei Gelegenheit von solch altem Maskentrödel nichts Neues vorzubringen ist; es handelt sich nur davon, im Leser Ideenassociationen zu wecken, die vielleicht manches erloschene Bild auffrischen und den organischen Zusammenhang zwischen den einzelnen Stücken jeder Tracht deutlich hervortreten lassen.

Die Formen, in welche der Verschönerungstrieb des Menschen Haupthaar und Bart, also Organe seines Körpers, bringt, sind festere Züge, unabstreifbarer, als alle andern Stücke des Kostüms, die er als fremde Körper um sich hängt. Schwerlich ist auch eine Partie der Tracht charakteristischer für Stand und Gewerbe, wie für das Zeitalter; keine bestätigt so augenfällig den Satz, daß sich fast kein Theil irgend eines Anzugs ohne den andern denken läßt. Man nehme die nächsten besten historischen Figuren mit ihren bekannten äußern Attributen; man versuche es, sie anders zu coeffiren, als sie in der Wirklichkeit waren, und man erhält Gestalten, die meistens vor dem Bildungstrieb des Menschen so unmöglich sind, als die thierischen Ungeheuer der Fabel vor denen der Natur. Dies ist freilich nicht immer gleich deutlich, und desto weniger, im Verhältniß, als ältere unerinnerliche Formen miteinander vertauscht werden. Don Juan von Oesterreich mit der Frisur und dem Haarbeutel Josephs II. belacht Jeder als eine Monstrosität; aber Mancher sieht darüber weg, wenn etwa ein Held des dreißigjährigen Kriegs an Haar und Bart im Styl der maximilianischen Zeit gehalten ist.

Jede entschiedene charakteristische Haartracht gibt allen Köpfen, die sie zeigen, einen gewissen gemeinschaftlichen physiognomischen Zug. Aber dieser allgemeine Charakter wird als ein historischer immer erst dann erkannt, wenn die Sitte wieder einer andern Platz gemacht hat. In der Gegenwart wird das Gesetz über der Fülle prägnanter individueller Verschiedenheiten übersehen. Die natürliche Beschaffenheit von Haar und Bart nach Fülle, Farbe, Schlichtheit u. s. w.; die Art, wie einer der allgemeinen Sitte in Kultur derselben entweder schlecht und recht folgt, oder sie kokett übertreibt, oder ihr cynisch widerstrebt — dies alles sind sehr wichtige Elemente zur Physiognomik, ja zur Pathognomik des Lebenden. Haar- und Bartschnitt erklären den Mann, und umgekehrt postulirt sehr oft das Gesicht diese oder jene Frisur. Durch die vielfachen Interessen, welche beim Verkehr mit Menschen in's Spiel kommen, wird das physiognomische Urtheil beständig mit dem Detail beschäftigt, und darüber kommt Keiner dazu, an das allgemeine Haarsystem zu denken, dem im Ganzen alle seine Zeitgenossen gehorchen. — Ganz anders ist es aber bei Bildern, besonders bei solchen, die schon entlegeneren Zeiten angehören. Hier fallen die Kriterien, nach welchen wir die Köpfe der Mitlebenden schätzen und classificiren, größtentheils weg; es bleiben nur die hervorspringendsten individuellen Charakterzüge, dagegen tritt der physiognomische Ausdruck, den der jedesmalige Haarputz ertheilt, so stark hervor, daß er jenen nicht selten dominirt. Die Perrücke, welche ein Bild etwa trägt, erlaubt uns, in Verbindung mit dem übrigen Kostüm, die Figur in eine bestimmte Zeit zu versetzen; aber fast Alles, was die Qualität des Kopfputzes bei Lebzeiten des Mannes über den Charakter desselben aussagte, ist für uns verloren, und wäre es, wenn auch nicht der Maler in der Regel neben dem Gesicht auch der Perrücke geschmeichelt, und mit der Feiertagsperrücke ein Feiertagsgesicht hingestellt hätte.

Es ist merkwürdig, zu beobachten, wie in einer historischen Reihe von Porträts mit ausgesprochenem Familienzuge dieser durch die jedesmalige Mode des Haarschmucks modifizirt, bald verstärkt und gehoben, bald zurückgedrängt wird. Für Historien- und Bildnißmaler läßt sich nicht leicht ein interessanteres Studium denken. Hierüber auch nur Andeutungen zu geben, würde uns zu weit führen; hier ist uns nur darum zu thun, daß der Kenner des Kostüms, wenn es gilt, etwa das Alter eines Bildnisses bestimmt anzugeben, vor Allem auf den Kopf sieht, weil ihm der Haarputz in der Regel mit größter Bestimmtheit den größern Zeitraum andeutet, den er sofort mit Hülfe der Details der übrigen Tracht wo möglich in engere Grenzen einzuschließen hat. Jedes, wenigstens im Kostüm getreue männliche Bild, gemalt, in Holz geschnitten oder in Kupfer gestochen, bezeichnet schon durch den Styl an Haar und Bart, ganz abgesehen von der übrigen Tracht, die Periode, welcher der Mann

angehört, so sicher als Styl und Druck des Buchs, dem es etwa vorgesezt ist. Ist es ein Gottesgelehrter, so kann in der Regel kein Zweifel darüber seyn, wie lange er vor oder nach dem Interim gelebt, ob er noch redlich Hexen verbrennen helfen oder ob der Bund mit dem Teufel zu seiner Zeit angefangen außer Uebung zu kommen. Ist es ein Krieger, so sagt das Conterfei deutlich, ob er im Bauernkrieg oder bei Mühlberg, bei Breitenfeld oder Nördlingen, bei Fehrbellin oder La Hogue, bei Blindheim oder Malplaquet, bei Roßbach obee Zorndorf, bei Fleurus oder Hohenlinden, an der Katzbach oder bei Montereau seine Lorbeeren geholt haben konnte. Ist es ein Staatsmann, so sieht man ihm an Bart und Frisur ab, ob er noch am ewigen Landfrieden gearbeitet, ob er etwa in die Schmalkaldischen Händel verwickelt gewesen, ob er möglicherweise aus Osnabrück, Ryßwik, Utrecht, Hubertsburg, Teschen, Rastadt, oder von der Londoner Conferenz Kuriere abgefertigt.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Triest, April.

(Schluß.)

Schiffsbeleuchtung. Theater.

Dieser Tage wurde in unserm Hafen ein Versuch mit einer neuerfundenen Schiffsbeleuchtung angestellt, welche für die Schifffahrt von wesentlichstem Nutzen seyn dürfte, da dadurch dem häufigen Zusammenstoßen der Fahrzeuge in der dunkeln Nacht, troz der, freilich nicht ausreichenden Laterne auf dem Mastbaume, vorgebeugt wird. Der Apparat besteht in einem parabolischen Glasspiegel von 12 Zoll Brennweite, 50 Zoll Tiefe und 72 Zoll Höhe, welcher durch eine chemische Kerze erhellt wird, und ein Licht zurückwirft, bei dem man in einer Entfernung von 5 bis 600 Schritten vom genannten Spiegel die kleinste Druckschrift recht deutlich lesen kann. Wie es heißt, werden künftig ähnliche Spiegel auf den Dampfschiffen des österreichischen Lloyd angebracht werden.

Unser Carneval hatte dieses Jahr einen überaus freundlichen Charakter. Vom schönsten Frühlingswetter begünstigt, war am Giovedi Grasso und an den lezten drei Tagen der Corso ungemein belebt. Die Wohlhabenden hatten Gelegenheit, ihren Reichthum an Schmuck, Gewändern und Equipagen zur Schau zu bringen. An diesen Tagen fällt die schroffe Scheidewand, die sonst die sogenannte vornehme Welt von der Masse trennt; alle Freuden, alle Lustbarkeiten werden gemeinschaftlich genossen, und nehmen so den Charakter eines wahren Volksfestes an. Schon in den Vormittagsstunden sieht man viele Hände geschäftig, die Balkons zu poliren, die Straßen zu fegen; lange Reihen mit Confetti besezter Tische machen den schönen Börsenplaz zu einem Zuckermarkte. Gegen drei Uhr nach Tische wird es lebendig. Wagen durchziehen die Stadt, vor jedem ansehnlichen Hause steht eine Equipage, die Kaufläden werden geschlossen, die Schreibstuben leeren sich, aus den Werkstätten eilen Meister und Gesellen, aus den Schiffen die Matrosen; alles will auf den Corso, wo unterdessen die Balkons sich mit Zuschauern füllen. Bald ist der Corso mit einer dichten, unübersehbaren Menschenmenge bedeckt, zwischen welcher nur so viel Raum bleibt, daß zwei Wagenreihen auf und nieder fahren können. Jezt beginnt der Equipagenzug über die Piazza del legno, den Corso, den Börsenplaz, die Piazza grande, den Leipziger Plaz, und zurück über die Pescheria und den Theaterplaz, und Dandys stehen überall mit ihren blauen Confettitüten und schleudern den süßen Inhalt auf die in den Wagen sizenden Damen; diese schleudern wieder, und es entsteht ein freundlich-feindlicher hiziger Kampf, der erst spät am Abende aufhört. Man hat berechnet, daß dieses Jahr für mehr als 15,000 Gulden Confetti verschleudert worden sind, und der Equipagen sollen gegen 400 gewesen seyn.

Die Oper nahm seit meinem lezten Berichte eine günstigere Wendung. Gemma di Vergy von Donizetti machte der Sonnambula Plaz. Nächst Anna Bolena, Belisario und Marino Faliero ist Gemma die schönste Composition dieses Tondichters. Wenn auch nicht ganz frei von Reminiscenzen, hat sie recht viele Piecen aufzuweisen, die ihre Wirkung nirgends verfehlen werden. Miß Adelaide Kemble gab die Titelrolle; ihre Stimme sowohl als ihr ererbtes Spiel erhielten bald allgemeinen Beifall; ihre Methode sprach Anfangs weniger an als später, wo sie, aufmerksam gemacht, sich mehr an die gewiß vorzüglichere italienische Schule hielt, und an ihrem Benefizabende, wo sie eine Cavatine aus Donizettis Lucia di Lammermoor sang, erregte sie wahren Enthusiasmus. Kränze flogen aus der Höhe auf's Podium nieder, und eine Unzahl Sonnette in englischer Sprache flatterten wie Schmetterlinge umher. Miß Kemble ist zur Frühlingsstaggione für die Scala in Mailand engagirt, und dürfte sich bald zu den ersten Künstlerinnen Italiens emporschwingen. — Die zweite Novität auf unserer Bühne war die neue Oper „Esmeralda.“ Das Libretto ist eines jener Machwerke, wie sie jezt häufig in Italien fabricirt werden. Die Musik beurkundet das glückliche musikalische Talent des jungen Compositeurs Mazzucato, ihr geht aber noch die Reife ab. Sie zählt viele, ja nur zu viele Motive, von denen aber kein einziges gehörig ausgeführt ist; kaum daß der Compositeur eine Idee ergriffen, so hascht er schnell nach einer andern und läßt die erste fahren. Die Oper wurde indessen, da der Compositeur aus Friaul ist und hier viele Landsleute hat, mit Jubel aufgenommen. — Die dritte Oper war Scaramuccia des hiesigen Orchesterdirektors Luigi Ricci. So oft man sie auch hier schon sah, so wird sie doch immer wieder mit Freuden aufgenommen. Nächst Donizettis Elisir d'Amore und Mercadantes Elisa e Claudio ist sie unstreitig die beste Opera buffa neuester Zeit. Um so mehr ist zu bedauern, daß Riccis übrige Werke dieser Composition bedeutend nachstehen. Das Libretto ist von Felice Romani und zeichnet sich ebenfalls vortheilhaft vor vielen andern Operntexten aus. — Im Teatro Mauroner gibt die englische Reitergesellschaft Foureau Vorstellungen, im Teatro Filarmonico läßt sich ein Feuerkönig bewundern, im Redoutensaale ein Taschenspieler beklatschen, auf der Piazza grande ist ein Cosmorama zu sehen, und auf der Piazza della borsa lockt eine Erscheinung die Menge, die in unsern Tagen gewiß selten ist. Es ist dies der Charlatan Bellini, der mit zwei Uhren in der Tasche, auf zwei Kutschen durch einen Trompeter ein Zahnelixir feil bietet; er sagt wizig, er treibe seinen Handel schon sechshundert Jahre, indem das Elixir auf ihn, den lezten Sprossen seines Stammes, von seinen Urahnen übergegangen sey. Von den vielen Käufern sah ich mehrere einige Tage später mit verbundenem Gesichte umhergehen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 103.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 30. April 1839.

O heil'ge Macht, die auch gekrönte Sünder
Zur Buße treibt, wie demuthvolle Kinder!
Wessenberg.

Die Fußwaschung in der Hofburg zu Wien.

Die Fußwaschung, welche der Kaiser und die Kaiserin jährlich am grünen Donnerstag vornehmen, ist in mehr als Einer Hinsicht eine der interessantesten Feierlichkeiten, und doch fast nur als Thatsache bekannt. Einzelne Traditionen dieser merkwürdigen Ceremonie sind wohl außer Wien gedrungen; aber mit Ausnahme der verstümmelten Beschreibung der Mistreß Trollope, die, wie ihr ganzes Buch, von Unrichtigkeiten und aufgebundenen Mährchen aller Art wimmelt, erinnere ich mich nicht, irgendwo dieses Schauspiels, oder vielmehr religiösen Actes erwähnt gesehen zu haben, obgleich er einer der sonderbarsten und poetischsten ist, die unsere nüchterne Zeit aufzuweisen hat.

Im großen Rittersaale versammeln sich am grünen Donnerstage früh um neun Uhr die Großen des Reichs, die Repräsentanten der Civil-, Militär- und geistlichen Stände, die Großwürdenträger, Kammerherrn, Truchsesse, Garden und der ganze Cortege, wie er die Person des Kaisers umgibt. Tribünen sind errichtet, welche Zuschauer aller Classen füllen. Im Fond des Saales sind zwei lange Tische aufgerichtet; auf jedem ist für zwölf Personen gedeckt, und jedes dieser Gedecke besteht aus einem hölzernen Löffel, ähnlichen Gabeln und Messern, einem alterthümlichen grünsteinernen Krug und einem zinnernen großen Pokal. Um zehn Uhr werden durch die großen Pforten vier-und-zwanzig Gestalten hereingeführt, von denen man beim ersten Anblick glaubt, sie seyen aus einem Gemälde von Albrecht Dürer herausgeschnitten und durch einen wunderbaren Magnetismus beweglich gemacht. Wie Automaten nicken und schütteln sie mit den schneeweißen Köpfen. Es sind zwölf Männer und zwölf Frauen. Der Aelteste von ihnen hat bereits mit des Kaisers Ur-Urgroßvater, mit Kaiser Karl VI., zusammengelebt, er ist geboren im Jahr 1728; der Jüngste von ihnen ist ein etwas schwächlicher Knabe von 84 Jahren. Die mittelalterlichen Gewänder, in welche diese Greise und Greisinnen gekleidet sind, geben ihnen einen wunderbaren Zauber; es ist wirklich, als hätte der Tod vergessen, diese Ueberreste einer frühern Zeit hinwegzumähen, und sie wären nun, wie der alte Abt Erno im Volksmährchen, ganz fremd in ihrer Umgebung geworden. Nachdem die zwölf alten Frauen an den Tisch zur Linken und die zwölf Greise an den zur Rechten sich gesezt, klopfen die Kämmerer dreimal mit ihrem Stabe auf den Boden. Die Garden ziehen die Schwerter, ein allgemeines Stillschweigen entsteht, alle Blicke richten sich nach dem Eingange. Der Kaiser erscheint, umgeben von den Prinzen und Marschällen, die Kaiserin mit einem Gefolge von zwölf fürstlichen Damen. Der Kaiser stellt sich an die Tafel zu den Greisen, die Kaiserin an jene, wo die

alten Frauen sitzen. Nachdem sie einige freundliche Worte mit jedem der Armen gewechselt, erscheinen die Truchseße und Edelknaben mit Speisen, die sie je zu vier Schüsseln auf einem Brette tragen; der Kaiser nimmt eigenhändig die Schüsseln und trägt sie jedem der Armen vor, mit denen er ununterbrochen conversirt. Nachdem die Alten die Suppe gegessen haben, nimmt der Kaiser die Schüsseln wieder ab und stellt sie auf die Bretter, welche die Edelknaben und Truchseße wieder abtragen, um gleich darauf wieder mit neuen Speisen in derselben Zahl zu erscheinen. Abermals verrichtet der Kaiser dieselben Aufwärterdienste bei den zwölf Armen, auftragend und abräumend. Viermal wird dies wiederholt, da jedem Armen sechzehn Speisen servirt werden. Der Kaiser verrichtet dabei fast ganz allein den Dienst; nur ungern, sieht man, läßt er sich helfen. Dabei ist er in solchem Eifer, daß er sich mehrmals den Schweiß abwischen muß und jeder Gedanke, daß es sich hier um ein Schaugepränge handle, fern bleibt.

Nachdem das Mahl beendigt (die übriggebliebenen Speisen sammt dem Geräthe werden den Armen in's Haus geschickt), werden die Tische abgetragen. Bediente erscheinen und ziehen jedem der Alten von einem Fuß Schuh und Strumpf ab; ein Geistlicher besteigt eine Tribüne und liest eine Stelle aus dem Evangelium vor, zwei andere Geistliche von hohem Range überreichen dem Kaiser ein goldenes Waschbecken; der Monarch kniet nieder und wascht jedem der zwölf Männer den entblößten Fuß, trocknet ihn und küßt ihn mit gebeugtem Haupte. Auf der andern Seite thut die Kaiserin dasselbe; doch nur bei Einer der alten Frauen, da jede der Damen ihres Gefolges denselben Akt der Demuth bei einer der Greisinnen vollführt. Nachdem die Ceremonie beendet, bindet der Kaiser wie die Kaiserin einem jeden der Alten einen Beutel, der mit dreißig Silbergroschen gefüllt ist, um den Hals; sie grüßen freundlich und verlassen den Saal. Die ganze Ceremonie ist so poetisch und eigenthümlich, daß sie uns mit aller Kraft aus der Nüchternheit heraus in die Romantik des Mittelalters versezt und die reizendsten Phantasien anregt.

Moden.

(Fortsetzung.)

Das populärste und naheliegendste Mittel, sich die abwechselnden Metamorphosen des Haarputzes zu vergegenwärtigen, sind jene dynastischen Suiten von Porträts, welche aller Orten hier und da die vier Pfähle loyaler Unterthanen, besonders aber die Wirthsstuben schmücken, und in deutschen Landen ehrfurchtgebietend dem Reisenden bedeuten, in welches Herrn Territorium er eingetreten ist, wenn er etwa den farbigen Grenzpfahl oder das Wappenthier über der Thüre des Posthauses übersehen haben sollte. Wie trotzig im struppigen Bart blickt der dort aus dem viereckigen Rahmen seines kolbigt niederfallenden Haares! Wie bäurisch-ehrlich ist jener Kopf mit dem kurz abgestuzten Haare und dem Spitzbart! Ein dritter mit dem winzigen Schnurrbärtchen, der den Feldherrnstab so mannhaft gegen den Harnisch stemmt, wie finster schaut er aus den schwarzen Wolken seiner drohenden Peerücke! Und der hochselige Vater oder Großvater des jezteegierenden Herrn — wie frappant trennt die geschwungene Puderlinie das schneeweiße Haupt mit den Taubenflügeln vom glatten, süß lächelnden Gesicht! Aber wie oft irrt man gröblich im Urtheile über den Charakter Einzelner, zu welchem die Physiognomie des Kostüms verführt! Der Löwe des Geschlechts trägt keineswegs jedesmal die Mähne um Haupt und Schultern, wie etwa der auf der langen Brücke zu Berlin, und die Periode der tenzigsten Bärte zählt oft die meisten Weiber im Harnisch.

Die reichsten Gelegenheiten zu Studien der Art bieten die Galerien der virorum doctissimorum, consultissimorum et experientissimorum auf Hochschulen und der Glieder des weisen Raths in Republiken und Reichsstädten. Auch hier sizt in den Kappen auf dem geschorenen Schädel, in Allongeperrücken, in Stutz- und Knotenperrücken, in Zöpfen, Haarbeuteln und Tituslöpfen, in Zwickel- und Knebelbärten, in Apostel- und Backenbärten nirgends die Gelahrtheit oder Weltweisheit, Fanatismus oder Toleranz, Streitsucht oder Verträglichkeit, Härte oder Weichheit, aber sehr oft der gemeinsame Schein von diesem oder jenem.

Alle diese Suiten reichen selten über das fünfzehnte Jahrhundert hinauf, und mit dieser Zeit werden auch der einzelnen Denkmäler immer weniger. Das Urtheil über den Totalcharakter der Kostüme wird aber immer schwankender, je seltener gleichzeitige Bilder unmittelbare Anschauung gewähren und je mehr man auf Chroniknotizen verwiesen ist. Wie gehen daher auch nur bis zu dem Punkte zurück, von wo an die Buchdruckerei, in Verbindung mit ihrer Mutter, der Holzschneidekunst, und ihrer Tochter, der Kupferstecherkunst, nicht nur die Gedanken der Zeiten, sondern auch die jedesmalige äußere Erscheinung der Menschheit fest und dauerhaft überliefert.

Im fünfzehnten Jahrhundert und, in Deutschland wenigstens, noch ziemlich weit in das darauffolgende herein, scheint es unter den Männern der höhern Stände fast allgemeine Sitte gewesen zu seyn, das Haar schlicht herabhängend und ringsum, mit Ausnahme der Stirne, ziemlich lang zu tragen. Das Haar wurde dabei nicht gescheitelt, sondern auf der Stirne von Schläfe zu Schläfe gleich abgeschnitten, während es über die Ohren und

hinten gerade herabfiel und unten in einer Linie abgestuzt war. Ein solcher Haarputz, einer der kunstlosesten, daher er hie und da unter dem Landvolk noch jezt fortlebt, hieß in Deutschland eine „Kolbe." Den Bart trug man dazu voll, rund, doch nicht sehr lang. Bekannte Beispiele dieser Tracht sind der Kopf Raphaels, die Bildnisse Kaisers Maximilian, Götzens von Berlichingen, Georgs von Frondsberg, Ulrichs von Hutten u. s. w.

Der Leztgenannte mag durch die neue böse Weltseuche, an der er acht Jahre litt und über die er schrieb, sein Haar verloren haben; denn nach einem Geschichtschreiber über Perrücken, Rango,* trug er eine Perrücke, oder wie sich Rango ausdrückt: „eine ziemliche Kolbe von falschem Haar." — Es fehlt nicht an Spuren durch das ganze Mittelalter, daß nicht nur das weibliche Geschlecht, wo es sich von selbst versteht, sondern auch das männliche sich hie und da falscher Haare bediente, als Putz wie als Nothbehelf. So heißt es schon in einer Fabel, die einem Minnesänger des dreizehnten Jahrhunderts zugeschrieben wird:

> Wen liset von einem Ritter das,
> Das er kal von Nature was
> Und ane Har; das was im leit,
> Nu hat er ein Gewonheit,
> Das er uf bant ein Huben guot
> Mit Hare u. s. w.

Bei einem Turnier habe er Helm und Haarhaube verloren, worüber ein großer Lärm entstanden. — Wie in diesem Fall, so wurden auch zu Anfang der Reformation Perrücken nur aus Noth getragen; man schämte sich derselben und suchte dabei, wie gegenwärtig, die Natur und die laufende Mode möglichst treu zu copiren. Diese Kopfmasken (personae capitis), wie Martial die Perrücken sehr glücklich nennt, mögen aber höchst unvollkommene Gebäude gewesen seyn; die Hauptelemente dieser später so wichtigen Kunst, namentlich das Tressiren der Haare zwischen Seidenfäden, wurde erst weit später erfunden, und in Deutschland lieferte nur das kunstreiche Nürnberg für schweres Geld „Kolben," in denen kahle Fürsten und Herren sich unbeschrieen sehen lassen konnten. So schreibt Herzog Johann von Sachsen im Jahr 1518 an den Koburgschen Schösser Arnold von Falkenstein: „Unser Begehr ist, du wollest Uns ein hübsch gemacht Haar auf das beste zu Nürnberg bestellen, und doch in Geheim, also daß es nicht gemerket werde, daß es Uns solle, und je dermaßen, daß es krauß und geel sey und also zugericht, daß man solches unvermerkt auf ein Haupt möge aufsetzen." — Ulrich von Hutten und Herzog Johann waren sicher damals nicht die einzigen Perrückenträger, und man sieht, daß der gebräuchliche Haarputz den Betrug sehr begünstigte; aber mit ihnen ging in Deutschland vorläufig auch die Sitte der langen Haare zu Grabe, und bald und im ganzen folgenden Jahrhundert konnte von Perrücken fast gar keine Rede seyn.

Damals war in Sachen des Geschmacks und der feinen Sitte vorzüglich Italien und zunächst Florenz das Vorbild, dem die ganze feine Welt nachjagte. Man war auch auf neue Moden so sehr erpicht, als gegenwärtig; aber einmal verbreiteten sie sich nicht so reißend schnell als jezt, schon weil sich die damaligen Verkehrsmittel zu den jezigen gemeinen ungefähr verhalten, wie leztere zu den Eisenbahnen; und dann blieb im sechszehnten Jahrhundert Deutschland in den Evolutionen der Eleganz hinter den eigentlichen Modeländern, Italien und den Niederlanden, überhaupt noch merkbar zurück. In Italien nun scheint es schon seit dem vierzehnten Jahrhundert zum feinsten Ton gehört zu haben, das Haar zu kürzen und das Kinn glatt zu scheeren. So erscheint schon Kosmus I. von Medicis auf seinem Bildnisse. Mit dem sechszehnten Jahrhundert verbreitete sich aber von dort die Sitte, das Haupthaar ganz kurz abzuschneiden und den Bart lang und spitz wachsen zu lassen. Franz I., und mit ihm Frankreich, nahm diese Tracht mit dem Jahr 1521 an. Um diese Zeit erscheint dieselbe auf vielen Bildnissen französischer, helvetischer, niederländischer Staatsmänner und Gelehrten; in Deutschland drang dieser Styl etwas langsamer ein. Die deutschen Bildnisse aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts zeigen wenig Gleichförmigkeit: z. B. Martin Luther und Wilibald Pirkheimer trugen starkes Haar und keinen Bart; dagegen Philipp Melanchthon und Johann Mathesius ließen neben dem Haar auch den Bart wachsen. Selbst manche deutsche Fürsten und Herren treten noch zur Zeit der Mühlberger Schlacht und des Interim in sehr unmodischen Bärten und Haarbüschen auf; der feine Carl dagegen und sein Hofstaat sind von Anfang an italienisch zugestuzt. Wir haben ein Buch über die niederländische Revolution vor uns, in welchem alle Schauspieler jenes Dramas, Alba, Wilhelm von Oranien, Egmond, Horn, Alexander von Parma, Requesens u. s. w., sehr gut abgebildet sind: Alle tragen ringsum kurz verschnittenes, oft bürstenförmiges Haar, und von Ohr zu Ohr einen mäßigen Bart, der am Kinn in eine stumpfe Spitze verläuft; nur Alba mit seinem langen fließenden Bart macht eine Ausnahme. — Doch auch in Deutschland sieht man die Haare immer kürzer, die Bärte immer eleganter werden, und vor der im siebzehnten Jahrhundert erfolgenden Revolution im Haarputz zeigt sich das ganze elegante kriegerische und gelehrte Europa so ziemlich uniform geschoren.

* M. C. T. Rangonis, de capillamentis, vulgo Parucquen, liber singularis. 1663.

Wenn Goethe den Brüsseler Schneider von Egmond sagen läßt: „Der ist gut köpfen," so bezieht sich dies nicht auf das Haar; aber allerdings machte Egmonds und seiner Unglücksgenossen Haarputz keine Vorbereitung auf die fatale Operation nöthig. Im folgenden Jahrhundert, bei Cinqmars und dem jungen de Thou und bei Karl I. von England, hatte der Henker eine gründliche Haartoilette zu machen. Einem Staatsverbrecher aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts brauchte man nur die Perrücke vom geschorenen Haupte zu nehmen, und vor dem Beil der Guillotine mußten die Zöpfe weggeschafft werden.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, April.

Fest der Enthüllung der Schillersstatue.

Wir sehen einem Feste entgegen, das in ganz Deutschland die lebhafteste Theilnahme erregen muß, einer Feierlichkeit, die unsere Stadt mit einem der schönsten, großartigsten Denkmäler beschenken wird, welche die Dankbarkeit der christlichen Völker ihren großen Männern errichtet hat. Am 8ten Mai wird die Statue Schillers feierlich enthüllt werden. Der Vorabend seines Todestages mußte gewählt werden, weil lezterer diesmal mit dem Himmelfahrtsfeste zusammenfällt. — Das Publikum weiß, daß der Guß der Statue und der vier Basreliefs längst vollkommen gelungen ist. Nachdem nun im vorigen Jahre und noch während des Winters der Schnitt der Steine zum Fußgestelle vollendet worden, wurde gleich im Februar mit den Substructionen begonnen, und der Aufbau des Piedestals unermüdlich, aber mit größter Sorgfalt gefördert. Es ist heute, den 24sten April, in der Höhe geschlossen worden. Das Fußgestelle ist nach Plan, Material und Ausführung ein ausgezeichnet schönes Werk. Es besteht aus den beiden Hauptgesteinarten unseres Schwarzwaldgebirgs: die fünf Stufen mit Eckquadern aus rothem, eisenschüssigem, sehr hartem Sandstein, das Piedestal selbst aus mächtigen Blöcken eines ziemlich glimmerreichen, in's Fleischrothe spielenden Granits. Der Ton des Gesteins wird gewiß trefflich mit dem der Bronce harmoniren, sobald diese einmal an der Luft den Metallglanz verloren hat. Der Gießer hat es wohl mit allem Recht vermieden, Statue, Basreliefs und Ornamente künstlich zu patiniren, oder gar durch Anstrich die Patine nachzuahmen. Daß das blanke Metall Anfangs einen nicht ganz guten Eindruck macht, kann gar nicht in Betracht kommen, weil es, ganz sich selbst überlassen, sich weit schöner und gleichförmiger beschlägt, und zwar in einer Zeit, welche hoffentlich einen sehr kleinen Bruch derjenigen bildet, welche das Denkmal dauern wird. Die Statue ist, geziert mit den Fahnen Bayerns und Würtembergs, am 20sten April hier angekommen. Sie wurde in allen Städten am Wege freudig begrüßt und geleitet. Stiglmaier ist selbst mit angekommen, um das Einfügen der Basreliefs und die Aufstellung des Bildes zu leiten. Leztere ist am 24sten, gleich nachdem die Deckplatte des Fußgestelles gelegt war, vorgenommen worden. — Mit der Ebnung und Pflasterung des Plazes kann erst nach dem Feste begonnen werden. — Bereits ist man mit den Vorbereitungen auf dasselbe eifrig beschäftigt. Da der Zudrang des Volks von nah und fern gewiß ungeheuer seyn wird, so ist die Hauptaufgabe der Anordner, den ziemlich beschränkten Raum so zu disponiren, daß er die größtmögliche Menge von Zuschauern aufnehmen könne. Aber so wenig ein Vernünftiger erwarten kann, die Statue am Feste gleich im edlen Roste zu erblicken, so wenig darf er, bloß wegen der Bequemlichkeit des Volkes am Enthüllungstage, den Plaz, dessen Mitte das Monument einnimmt, geräumiger wünschen. Denn nach dem übereinstimmenden Urtheil aller Kenner ist er für dasselbe nach allen seinen Verhältnissen der passendste Rahmen. — Wir erwähnen nur in aller Kürze der Hauptakte des Festes, um der ausführlichen Beschreibung, welche in diesen Blättern gegeben werden wird, nicht vorzugreifen. — Nach einer, von Kapellmeister Lindpaintner componirten Cantate erfolgt, unter dem Geläute aller Glocken, die Enthüllung. Die Rede wird von Gustav Schwab gehalten, und hierauf das Denkmal von Seiten des Vereins dem Magistrate der Stadt förmlich übergeben. — Ob von der Laune der Witterung begünstigt oder nicht, der Tag wird ein schöner werden, der Deutschlands lang gehegten Wunsch erfüllt.

Zum Schluß noch etwas Zeitgemäßes. Gestern wurde auf hiesigem Rathhause über das bevorstehende Fest debattirt. Das Glockengeläute, als Bestandtheil der Feier, kam zur Sprache. Da erklärte der gesammte, im Rathe sizende Clerus der Stadt, daß er das Anziehen der gottesdienstlichen Schallmaschinen bei Gelegenheit eines rein außerkirchlichen Aktes, so viel an ihm sey, nimmermehr gestatten könne. Es versteht sich von selbst, daß damit der Gemeinde die Freiheit unbenommen bleibt, mit ihren Glocken zu machen, was sie will. Wir erwähnen diesen Vorfall nur als Stoff zu anmuthiger Controverse. Es kommen dabei folgende Punkte in Betracht: Ist jene Erklärung der Geistlichkeit ein Schrei des zarten Glockengewissens überhaupt, oder hat der Umstand Einfluß darauf, daß, nach der Ansicht mancher Leute, von manchen Leuten mit der Verehrung jenes großen Mannes eine Art von Gözendienst getrieben wird? Ferner: rührte sich jenes zarte Gewissen auch, wenn es sich etwa von der Enthüllung eines fürstlichen Denkmals handelte, wozu das Programm nebst Glockengeläute von Oben vorgeschrieben wäre? Schwerlich, aber die geistliche Logik ist nicht so leicht ad absurdum zu führen; denn in diesem Fall war der Gefeierte vielleicht einst primus episcopus, und dann verstand sich die Cooperation der Kirche von selbst; aber wenn auch nicht, so hängt das Herrscheramt, als von Gott eingesezt, von selbst mit der Religion zusammen; ein Dichter dagegen u. s. w. Die große Mehrzahl der Stimmfähigen wird jenen Saz vollkommen anerkennen, aber feierlich gegen eine Fassung des leztern protestiren, wodurch auch nur einigermaßen der Schritt unserer Glockenprotestanten gerechtfertigt würde.

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 33 und Monatsregister April.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Drei und dreißigster Jahrgang.

1 8 3 9.

Mai.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgenblatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Erzählungen.

Länder- und Völkerkunde.

Naturwissenschaftliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Literatur-Blatt.

Nro. 45.

Nro. 46.

Nro. 47.

Englischen übertragenen Text, gesammelt und für eine oder zwei Singstimmen mit Begleitung des Pianoforte und der Guitarre gesezt von Fr. Silcher. 5tes Heft. — 7) Rheinische Lieder und Sagen von Adelheid von Stolterfoth. — Bilderwerk. Rheinisches Album, von Adelheid von Stolterfoth. Zehn Hefte mit 50 Stahlstichen.

Nro. 48.

Dramatische Dichtkunst. 1) Sämmtliche Schriften von Joh. Anton Leisewitz. Zum ersten Mal vollständig gesammelt und mit einer Lebensbeschreibung des Autors begleitet, nebst Porträt und Falsimile. — 2) Ferdinand Raimunds sämmtliche dramatische und poetische Werke. Herausgegeben von J. N. Vogl. Vierter Theil. — Die Hermannsschlacht. Drama von Grabbe. Grabbes Leben von Ed. Duller. — 4) A Collection of English Miracle-Plays or Mysteries; containing ten Dramas from the Chester, Coventry, and Towneley Series, with two of latter date. etc. By William Marriot, Ph. Dr. — Romane und Novellen. 52) Novellen und Erzählungen von Hermann von Keyserlingk.

Nro. 49.

Lyrische Dichtkunst. 8) Gedichte von Eduard Vogt. — Neue Reisen. 1) Reise durch Schweden im Sommer 1836. Von Ferdinand von Gall. Zwei Theile. — Romane und Novellen. 55) Die Pilger der Elbe von L. Mühlbach. — 54) The pilgrims of the Rhine by Ed. L. Bulwer. — Mit vergleichendem und erklärendem Wörterbuche. Zweite Auflage.

Nro. 50.

Neue Reisen. 2) Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit. Mit Karten. Herausgegeben von Dr. Widenmann und Dr. Hauff. 17te Lieferung. Der Geist des Orients, erläutert in einem Tagebuche über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Urquhart. Aus dem Engl. von Dr. Buck. Erster Band.

Nro. 51.

Neue Reisen. 2) Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit rc. (Schluß.) — Lyrische Dichtkunst. 9) Gedichte von Fr. W. Rogge. Dritte vermehrte Auflage. — Schrift für Frauen. Ueber die sogenannte Emancipation der Frauen, nebst Ideen über die dem weiblichen Geschlechte zu gebende Bildung. Von Tinette Homberg.

Nro. 52.

Biographie. Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr, aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde. Zweiter Band. Mit Niebuhrs Bildniß.

Nro. 53.

Pauperismus. Staatswesen und Menschenbildung, umfassende Betrachtungen über die zunehmende National- und Privatarmuth, ihre Ursachen, Folgen, die Mittel ihr abzuhelfen rc. Von F. H. — BODZ Raymond. Vierter Band. Biographie. Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr. (Schluß.)

Nro. 54.

Pauperismus. — Staatswesen und Menschenbildung umfassende Betrachtungen über die zunehmende National- und Privatarmuth rc. (Schluß.) — Dramatische Dichtkunst. 5) Des Aristophanes Werke, übers. von J. G. Droysen. Dritter Theil. — Neueste Geschichte. 1) Allgemeine Geschichte der Jahre 1830 bis 1838. Von Fr. Bülau, Prof. zu Leipzig. — 2) Taschenbuch des rheinischen Postillon. Erster Jahrgang 1838. — Sagen. Die Volkssagen. Gesammelt von J. D. H. Temme.

Nro. 55.

Dramatische Dichtkunst. 6) Sophokles. Von J. J. C. Donner. — 7) Goethes Iphigenie auf Tauris in ihrer ersten Gestalt, herausgegeben von Dr. Stahr. — Biographie. Erinnerungen aus meinem Leben, in biographischen Denksteinen und andern Mittheilungen, von Z. Funk. Erster Band: E. T. W. Hoffmann und F. G. Wetzel. Zweiter Band: Iffland und Devrient.

Kunst-Blatt.

Nro. 56.

Israel von Meckenen, Goldschmied und Kupferstecher in Bocholt. Von C. Becker. — Kunstgeschichte und Periegese. (Fortsetzung.) III. Neues allgemeines Künstlerlexikon oder Nachrichten von dem Leben und den Werken der Maler rc. Bearbeitet von Dr. G. K. Nagler.

Nro. 57.

Kunstgeschichte und Periegese. (Fortsetzung.) Geschichte der neueren deutschen Kunst von Athanasius Grafen Raczinsky. Aus dem Franz. übers. von Fr. Heinr. von der Hagen rc. — Neue Kupferstiche und Lithographien. (Fortsetzung.) — 2) Village recruits, nach D. Wilkie von Charles Fox gestochen. — 3) The card players, ebenfalls nach D. Wilkie, gest. von Ch. G. Lewis. — 4) Finden's Royal Gallery of british Arts, 1. Hft. mit Dedication an die Königin Victoria.

Nro. 58.

Ueber die Errichtung neuer Denkmale in Deutschland. — Neue Kupferstiche und Lithographien. (Beschluß.)

Nro. 59.

Christliche Archäologie. Tableau des catacombes de Rome où l'on donne la description de ces Cimetières sacrés, avec l'indication des principaux monuments d'antiquité chrétienne, en peinture et en sculpture, et celle des autres objets qu'on en a retirés, par M. Raoul-Rochette. — Alte und neue Ideen über Malerei.

Nro. 60.

Das neue spanische Museum im Louvre. — Archäologie. Descrizione di Cere antica ed in particolare del monumento sepolcrale scoperto nell' anno MDCCCXXXVI da S. E. il Sr. Generale Vincenzo Galassi e Rvmmo Arciprete D. Alessandro Regulini, per servire di preliminare illustrazione dagli oggetti in esso rinvenuti e collocati nel nuovo museo gregoriano del Vaticano, dell Architetto Cav. Luigi Canina.

Nro. 61.

Das eherne Standbild Schillers. — Persönliches.

Nro. 62.

Die Pariser Kunstausstellung. — Das neue spanische Museum im Louvre. — Persönliches. — Technisches.

Nro. 63.

Die Kunstausstellung in Paris 1839. (Fortsetzung.) — Preisbewerbung. — Kunstausstellungen.

Nro. 64.

Die Kunstausstellung in Paris 1839. (Fortsetzung.) — Versteigerungen. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen.

№ 104.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 1. Mai 1839.

— Si modo ego et vos
Scimus inurbanum lepido seponere dicto,
Legitimumque sonum digitis callemus et aure.
Horat.

Briefe Wielands aus den Jahren 1752-1761.

Zürich, 11ten April 1755.

Wissen Sie, daß Kleist bei uns war? Er war ziemlich lange da, aber wir genossen ihn wenig, weil er in näherem Verhältniß gegen einige Leute stand, die sich eine Ehre daraus machen, unsere Antipoden zu seyn. Er ist ein sehr artiger, sehr angenehmer Mann, von einem feinen Geschmack und gutem Herzen. So ist er mir in etlichen Conversationen vorgekommen. — Klopstock ist im Begriff, eine Jungfer Mollerin aus Hamburg zu heirathen. Es ist aber nicht die, von der in der Ode an Gott die Rede war. Sie soll sehr vollkommen seyn, und einer seiner Freunde, Cramer (der Verfasser der Ode von der Auferstehung, im ersten Theil der vermischten Schriften), nennt sie den weiblichen Klopstock. — Eine Ihnen angenehmere Neuigkeit wird seyn, daß wir auf die Michaelmesse drei neue Gesänge vom Messias erhalten werden. — Izt auch etwas vom Noah! Sie erhalten meine Kritik. Da sie aber nicht bis auf einzelne Ausdrücke oder kleinere Vorstellungen und Ausbildungen gehet, so muß ich Ihnen hier wegen einiger, die Sie tadeln, Rechenschaft geben. „Goldgewebte Tage, die mit edler Liebe durchwürzet sind," scheinen Ihnen ein Galimathias, das will sagen, Bilder, die nicht mit einander bestehen können. Denn das ist mein Begriff bei diesem Wort. Wenn Sie sich hieran erinnern, so werden Sie finden, daß, wenn dieser Vers ein Galimathias ist, so ist auch ein parfumirter Brocat ein Galimathias, und dergleichen haben doch die Persianer. Vielleicht kommt in einem künftigen Alter, das so kritisch ist, wie bei uns die lezte Hälfte des 16ten und erste des 17ten Säculums, irgend ein Bentley, und beweißt, daß es, anstatt durchwürzet, durchwürket heißen müsse. Wie leicht kann für ein z ein k gesezt worden seyn! Wenn das nicht genug wäre, so könnte ich noch sagen, daß hier nicht zwei Metaphern, wie Sie sagen, in eine gegossen, sondern nur nahe an einander gestellt werden. — Wegen des Luftschiffes beziehe ich mich auf die Abhandlung vom Noah.

Ihre Kritik über den „Tod im Hinterhalt" scheint etwas mehr zu sagen. Sie haben ohne Zweifel den Milton gelesen, ich meine sein verlorenes Paradies. Dort wird der Tod als ein würkliches (nicht allegorisches) Wesen eingeführt. Das Recht der Poesie, dieses zu thun, hat Herr Bodmer in seiner vortrefflichen Abhandlung vom verlorenen Paradies ausgeführt. Nach diesen Ideen wird hier der Tod eingeführt. Wenn diese Vorstellung einige choquirt, so sind andere, die nicht dadurch choquirt werden. Ich bin unter diesen. Es dünkt mich unbillig, sie für lächerlich zu halten, weil sie von schlechten Scribenten ist travestirt worden, oder weil einfältige

Leute sich eingebildet haben, der Tod sey würklich so, wie Poeten oder Maler ihn gebildet haben. Sie haben Recht, man kann reizendere Vorstellungen vom Tode machen. Bodmer hat es bey Mehetabel im vierten Gesang würklich gethan. Beim Sipha hat ihm diese beliebt. Es gefällt mir gar nicht, wenn die Leser einem Poeten verdenken, daß er nicht allemal das Schönste, oder was sie für's Schönste halten, gesagt habe. Man will nicht allemal das Schönste sagen, und man soll es auch nicht. Uebrigens wissen Sie, mein sehr werther Freund, daß es Vorstellungen gibt, die an sich anständig sind, durch Mißbrauch aber mit Nebenbegriffen sind verhunzt worden. Wenn ein Scribent dergleichen Vorstellungen ihr Recht angedeihen läßt, so muß man die Nebenbegriffe, die nicht hinzu gehören, die wir, weil wir's so gewohnt sind, selbst hinzuthun, ja nicht dem Scribenten, sondern sich selbst zur Last legen.

Der Lauder, welcher den Milton mit so alberner Kühnheit angebelfert hat, ist bereits in Engelland widerlegt, beschämt und zur Revocation gebracht worden. Sie können von dem Menschen daraus urtheilen, daß er die lateinische poetische Uebersetzung des verlornen Paradieses, welche ein gewisser Schotte, Wilhelm Hoge, gemacht, für ein Original gibt, das Milton ausgeschrieben habe. — Etliche Aehnlichkeit in Gedanken und Redensarten, oder unvermeidliche Gleichheiten in Sachen, die nur Eine Seite haben, sind diesem Elenden schon genug, den Milton zum Plagiarius zu machen. Wenn man den Masenius, Taubmann ꝛc. nur einigermaßen kennt, so wird man erstaunen, daß sich ein Mensch so weit vergessen kann, einem Genie, wie Milton, zuzuschreiben, daß er solche Schmierer ausschreibe; das ist, als wenn Klopstock Hans Sachsen sollte ausgeschrieben haben. Sie können hieraus sehen, wie weit Gottsched getrieben ist, daß er zu solchen Puerilitäten seine Zuflucht nehmen muß.

Auf den Herbst kommen Werke von Herrn Bodmer und mir heraus, welche Aufsehen machen werden. Wir bestürmen die Deutschen. Da wir zufrieden sind, die richtigen Ideen vom Schönen und Guten erreicht zu haben und nach diesen unser Werk auszuführen, da wir darnach wenig fragen, ob wir gefallen oder nicht, ob wir gelobt oder getadelt werden, weil es uns genug ist, daß wir gefallen sollten und daß die Schuld des Gegentheils nicht unser ist: so sind wir in der That für die Deutschen Leute, aus denen sie sich nicht werden zu finden wissen. Wenn wir durch Lehrschriften und Muster, durch Standhaftigkeit und Muth, die Irrthümer und Vorurtheile zu bestreiten, nichts bey dieser in allen Stücken unglücklichen Nation ausrichten und immer so allein bleiben, wie es scheint, daß wir izo sind, so bleibt uns nichts übrig, als die Freude, so wohl izt, als auch bey der Nachwelt von der großen Zahl ausgenommen zu seyn. Denn von künftigen Zeiten hoffe ich immer, aus Liebe zur Menschheit, daß Deutschland in allen Stücken freyer und glücklicher seyn werde. Ich bin gewiß, daß die elende Staatsverfassung in Deutschland, ich sollte auch noch die mehr als elende Schulverfassung sagen, und der Verfall der Sitten die vornehmste Ursach des Mangels an Geschmack und wahrer Wissenschaft sind.

Es sind uns Arbeiten von der Gesellschaft, die bey Herrn Faber in Tübingen zusammen kommt, vor die Augen gekommen. Ich überlasse diese Puerilitäten der Zuchtruthe des Herrn Hubers. Ich wünsche, daß er sich verbunden achte, alle Welt für dem Verdacht zu warnen, als ob er oder andere brave Leute ein so elendes Institutum und so kindische und abgeschmackte Sudeleyen für Sachen ansehe, die zur Ausbreitung der Wissenschaften dienen und einen guten Begriff von Tübingen erwecken sollen.

Wieland.

Moden.

(Fortsetzung.)

Die Tracht des sechzehnten Jahrhunderts schloß den Gebrauch falscher Haare natürlich ganz aus; denn am Problem einer Perrücke mit ganz kurzen Haaren möchte selbst die jetzige, so hoch gestiegene Friseurkunst verzweifeln. Dagegen wurde es, ebenso natürlich, Brauch, das kurz geschorene Haupt habituell zu bedecken. In den historischen Suiten von Bildnissen ist dieses sechzehnte Jahrhundert recht eigentlich das Zeitalter der Barrete, Mützen und Calotten. Nie, weder vorher, noch nachher erscheinen die Ablonterfeiten so häufig in Deckelhauben und Haarkappen, wie man es nannte, mit oder ohne Barret. Jene wurden wohl gar nie abgenommen; aber nicht selten war das Barret an die Calotte befestigt, oder vielmehr mit ihr aus Einem Stück, wie sich Jeder von zahlreichen Bildnissen, z. B. der Reformatoren Zwingli, Calvin, Camerarius u. A. erinnert. Diese Form, eine Calotte, über welcher statt des Barrets ein mit Tuch überzogenes viereckiges Stück Pappe schwebt, hat sich bis heute auf den englischen Universitäten als Abzeichen der akademischen Bürger erhalten, und als Symbol, daß der Geist jener Institute nach vollbrachtem Reformationswerk sogleich wieder gefangen genommen werden sollte.

Zum kurzen Haar und spitzen Bart paßte ganz gut der scheibenförmige, sogenannte spanische Halskragen, der fast durch das ganze sechzehnte Jahrhundert von den verschiedensten Ständen getragen wurde. Als aber mit dem Beginn des folgenden siebzehnten die Sitte der langen Haare wieder aufkam, mußte die stehende Kragenscheibe fallen, weil sie den Sturz der Haare aufhielt, und sich

in einen liegenden Kragen verwandeln, über dessen Abhang sich die Locken frei herab ergossen. Mit der größern Entwicklung, die man wieder dem Haupthaar gab, beschränkte man den Bartwuchs: man schor Wangen und Kieferränder und ließ nur den Schnurr- und Kinnbart stehen, was einen großen Theil des siebzehnten Jahrhunderts charakterisirt. Diesen Schnitt des Bartes, nebst dem langen, gescheitelten Haar und dem liegenden Halskragen, sehen wir mit dem Beginn des dreißigjährigen Kriegs auch in Deutschland ziemlich allgemein eingeführt.

Diese plötzlich entstandene Mode griff schon weit rascher um sich als hundert Jahre früher die der kurzen Haare, und sie ist schon darum sehr bedeutsam, weil sie die unmittelbarste Veranlassung zur allgemeinen Einführung der Perrücken gab. — Das Ideal der Eleganz war auf einmal, man weiß nicht recht von wo aus, ein von langen, reichen Locken umwalltes Haupt geworden. Nun eignet sich aber einmal nicht jedes Haar, auch wenn es an sich reich genug ist, zu einer solchen Frisur; und dann ist sie sehr schwer in gehöriger Ordnung zu halten: jeden Augenblick kann der Wind, kann irgend ein leibiger Zufall im kunstreichen Gebäude die bedauerlichsten Verheerungen anrichten. Aber auch damals, wie immer, blühte das Geschlecht, von dem Seneca sagt: „sie sehen lieber, daß die Republik in Verwirrung gerathe, als ihr Haarputz;" und so lag es ganz nahe, daß die feinen Leute darauf dachten, die allzu beweglichen Wellen ihres Hauptschmucks in den Schönheitslinien zu bannen. Wenn anderseits die Kahlen oder sparsam mit Haaren Versehenen, unter der Herrschaft der eben verdrängten Mode, ihre Blöße äußerst vortheilhaft mit Barreten und Calotten bedeckt hatten, so sahen sie sich jezt in den grausamsten Widerspruch mit der Mode gesezt, indem es ihnen materiell unmöglich war, ihr zu folgen. So weckte denn die alte Lehrmeisterin der Künste, das Bedürfniß, auch hier die Erfindung, und schnell entwickelte sich die Kunst, fremdes gekräuseltes Haar, oder auch das abgeschnittene eigene so zusammenzunähen, daß es fertig, wie eine Mütze, auf's Haupt gesezt werden konnte. Hat doch die grause Noth in Sachen der Toilette schon zu weit seltsameren Auskunftsmitteln getrieben. So erzählt der oben angeführte Perrückenschriftsteller Nango, um ein Epigramm des Martial zu erklären, wo er von aufgemalten Perrücken zu melden scheint,* zu seiner Zeit habe sich ein armer Maler Strümpfe auf die Beine gemalt.

In Frankreich besonders, das jezt immer mehr den Scepter der Mode an sich riß, wurde nunmehr die Kunst der Perrückenmacherei ausgebildet, und die Sitte der langen und falschen Haare, der sie Anfangs bescheiden gedient, von ihr am Ende zu einer kolossalen Entwicklung getrieben. Indessen der erste bedeutende Handgriff, der erfunden wurde, die Kunst, die Haare zwischen leinene Bänder einzuklöppeln, auf die Weise, wie man noch jezt die Spitzen verfertigt, weist noch auf das alte Modeland, auf Italien zurück; diese Kunst hieß point de Milan, und wirklich zeigt es sich auch, daß schon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts Perrücken in Italien ziemlich im Gebrauch gewesen seyn müssen; denn verschiedene Synoden eifern dagegen (um's Jahr 1615). Aber die wichtigste Erfindung war das noch jezt gebräuchliche Tressiren, wodurch es erst möglich wurde, dem falschen Haar den Fall des natürlichen zu geben. Diese Kunst (der Zeitpunkt der Erfindung ist nicht genau bekannt) ist bestimmt französischen Ursprungs, und ihr verdankt Frankreich zunächst einen gar nicht unwesentlichen Theil seines Einflusses auf das übrige Europa. Denn man kann es sagen, erst von Einführung der Perrücken datirt sich Frankreichs fast unumschränkte Herrschaft im Gebiete des Geschmacks und der Moden. Diese eleganten Haargebäude waren vorerst nur in Paris oder Lyon zu bekommen, und wenn deutsche Herrn auch schon vorher ihre Kleider aus Paris bezogen hatten, so wurde dies doch erst mit den Perrücken allgemeiner Ton der feinen Welt; und wenn es auch in Deutschland bald einheimische Perrückenmacher gab, die Tausendthaler-Perrücke kam doch immer aus Paris. Mit der Bestellung von Franzosen reinen Bluts als Hofperrückiers an deutschen Höfen erlosch auch vollends ganz das uralte Privilegium des Lateins als Hof- und Kanzleisprache; statt der infima latinitas wurden jezt die Phrasen ihrer gallischen Bastardtochter auf deutschen Lippen möglichst zierlich gekräuselt, und in der Perrückenschachtel kam gelegentlich auch die neueste galante Literatur über den Rhein.

(Fortsetzung folgt.)

Um Mitternacht.

In der Mitternacht allein
Lieg' ich wach in Finsternissen,
Doch durch diesen Leib zerrissen
Schau' ich überird'schen Schein.

Ja! wie aus des Kerkers Nacht
Einer schaut aus einer Spalte,
Schau ich aus dem Leib und halte,
Himmel! mich an deine Pracht.

Denke: dort gibt's wohl ein Fest,
Dran Gott einen Herzbedrängten,
Wie der Fürst den Eingezwängten,
Gnädig aus dem Kerker läßt.

Justinus Kerner.

* Mentiris fictos unguento, Phoebe, capillos,
Et tegitur pictis sordida calva comis.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Bälle und Conzerte. Lectionszettel der Faculté des lettres. Geographische Gesellschaft.

Die Ballzeit ist längst vorbei, aber die Conzertzeit dauert noch fort. Wenn man einen Preis für die besten öffentlichen Bälle des lezten Winters zu ertheilen hätte, so würde ihn sicher das Théâtre de la Renaissance verdienen; seine Bälle wurden am meisten besucht, wenigstens sah es hier am vollsten aus, obschon der größere Opernsaal wohl mehr Menschen faßte, und es ging hier am lustigsten her. Die Bälle waren einträglicher für dieses Theater, als seine dramatischen Vorstellungen. Man hat zuweilen in deutschen Blättern gefragt, warum in französischen Romanen und Novellen die Pariser Bälle so oft mit Sittlichkeit und Unsittlichkeit in Verbindung gebracht werden, warum man hier auf die Bälle ein Gewicht zu legen scheint, das man in Deutschland nicht begreift. Man muß wissen, daß nach einem Gebrauche, dessen Grund nicht wohl einzusehen ist, auf den Theaterbällen die Damen nur verkleidet und maskirt erscheinen können, daher sie auch fast alle in Dominos auftreten. Dies gibt den Leichtsinnigen unter ihnen Mittel an die Hand, Rendezvous zu bestellen, ihre Geliebten zu sehen und Intriguen anzuspinnen, welche oft ernsthafte Folgen haben, den Hausfrieden stören, Freunde entzweien, die Männer zu Verschwendungen verleiten u. s. w. Auf jenen Bällen machen die Frauen zweideutigen Rufes zuweilen die Mehrzahl aus, und daher werden sie den Unerfahrenen gefährlich. Dem Théâtre de la Renaissance sollen die diesjährigen Bälle eine Summe von beinahe 100,000 Francs eingebracht haben, also weit mehr als alle Dichter und Tonsetzer ihm zu verschaffen im Stande waren. — Jezt werden wöchentlich drei bis vier Conzerte von einheimischen sowohl als fremden, besonders aber deutschen Tonkünstlern gegeben. Sie haben aber meistens nur ein sehr beschränktes Auditorium. Unter denselben zeichnete sich das von Dlle. Clara Wieck, der in Deutschland bekannten Clavierspielerin, vortheilhaft aus. Die permanenten Conzerte Valentinos in der St. Honoréstraße mußten aus Mangel an Theilnahme aufhören. Der Unternehmer wollte das Publikum an ernsthafte Musik gewöhnen, und gab daher mehrmal in der Woche Symphonien großer Meister anstatt der Musardschen Tanzmusik, verdoppelte an diesen Tagen aber auch den sonst sehr billigen Eintrittspreis. Dies scheint dem Publikum nicht behagt zu haben, und so ist die Valentinosche Anstalt eingegangen, indeß die Musardsche noch fortbesteht, die sich freilich immer mit einem Franc Eintrittsgeld begnügt. So ist einmal das große, aus Nichtkennern bestehende Publikum. — Nach Ostern haben die öffentlichen Vorträge an der Universität wieder begonnen. Da jedoch, wie bisher, die vorzüglichsten Professoren der Faculté des lettres sich durch Andere ersetzen lassen, so gab dies einem kleinen Tagblatt, Le Corsaire, Anlaß, die gedruckte Anzeige der Vorlesungen und Vorträge auf folgende Weise zu parodiren: „Programm der Vorlesungen an der Sorbonne und am Collège de France. Griechische Literatur. Professor Boissonnade wird fortfahren die griechischen Tragödien nicht zu erklären, und am Montag und Freitag nicht zu erscheinen. Lateinische Beredsamkeit. Professor Leclerc wird fortfahren, über Livius, Tacitus, Cicero und überhaupt über diejenigen Schriftsteller, welche zu diesem Cursus gehören, das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Er wird am Donnerstag und am Sonnabend stets abwesend seyn, und die Stunde seiner Vorlesungen pünktlich im Bureau des Journal des Débats (für welches Leclerc philologische Aufsäze liefert) zubringen. Französische Beredsamkeit. Villemain wird fortfahren, die Geschichte der Literatur in Frankreich während der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts nicht auseinander zu sezen, und zu den bestimmten Stunden an der Sorbonne sich nicht einzufinden. Philosophie. Professor Jouffroy wird nach wie vor sich jeder Art philosophischen Unterrichtes am Dienstag und Freitag enthalten. Geschichte der Philosophie. Professor Cousin wird mehr als zuvor fortfahren, am Montag und Sonnabend das Publikum seiner Vorträge zu berauben. An besagten Tagen haben die Studenten sich zur bestimmten Stunde einzufinden. Alte Geschichte. Professor Lacretelle wird fortfahren gar nicht anzufangen. Neuere Geschichte. Professor Guizot ditto. Nota. Diejenigen Candidaten, welche Licenciaten werden wollen, sind zufolge des 61sten Artikels des Statuts vom 16ten Februar 1810 verbunden, wenigstens dreien von diesen Cursen pünktlich beizuwohnen und haben ein von den Professoren ertheiltes Attestat der Frequenz beizubringen.“ — Am ersten Freitage des Monats hielt die geographische Gesellschaft eine öffentliche Sizung. Seit einiger Zeit fällt es dieser Gesellschaft nicht schwer, immer eine lebende Merkwürdigkeit, einen Löwen, wie die Engländer sagen, dem gaffenden Publikum vorzustellen. Diesmal hatte sie unter Wallachen, Griechen, Türken, Arabern im weißen Mantel mit Kapuze und unter Abyssiniern mit gewaltig dicker Unterlippe zu wählen, denn von allen diesen Völkern gehen jezt lebende Muster in Paris umher. Die Abyssinier hatten den Vorzug erhalten. Dagegen fehlte Salvandy, der Exminister, welcher den Vorsiz bei der öffentlichen Sizung führen sollte; er hatte mit seinen Collegen, den Mitgliedern der Deputirtenkammer, oder vielmehr mit dem ministeriellen Theile derselben zu thun, und mußte diesmal die Angelegenheiten der Erdbeschreibung außer Acht lassen. Man mußte sich also mit einem nicht titulirten Vorsizer begnügen; jedoch gingen die Sachen nicht minder gut von Statten. Jomard, der bekanntlich mit dem Vizekönig von Egypten in Korrespondenz steht, und von dem die meisten günstigen Berichte herrühren, welche über diesen in den Pariser Tageblättern erscheinen, wenn sie nicht von den bei ihm angestellten Franzosen selbst herrühren, theilte ein Schreiben mit, worin versichert wurde, der Vizekönig sey von seiner großen Expedition im Süden glücklich wieder in der Hauptstadt seiner Staaten eingetroffen, und eine seiner lezten wohlthätigen Maßregeln sey die Abschaffung der schrecklichen Negerjagd, wovon einige Reisende, unter andern Leon Laborde (in der Revue française) neulich einen empörenden Bericht abgestattet. Es ging daraus hervor, daß der Vizekönig jährlich in Nubien eine Menschenjagd anstellen lasse, um sich dadurch eine sichere Anzahl von Negern zu verschaffen, die man mit Gewalt zusammentreibe und im Nothfalle durch Brand aus ihren unterirdischen Schlupfwinkeln scheuche, um sie gebunden nach Cairo zu schleppen und dort als Sclaven zu verkaufen, woraus für Mehemet Ali ein bestimmtes Einkommen erwachse. Nun versichern freilich andere Reisende, man bringe bloß die Negerrekruten durch diese Jagd zusammen; aber die Jagd selbst, und die schreckliche Weise, wie sie betrieben wird, gestehen sie ein. Wir werden bald sehen, daß diese abscheuliche Menschenjagd der egyptischen Regierung so wohl behagt hat, daß sie dieselbe bereits bis nach Abyssinien ausgedehnt.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 105.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 2. Mai 1839.

Rom, Stadt der Seel', einsame Mutter du
Verfallner Reiche! O mein Land! Es eilen
Verwaisne Herzen deinem Weichbild zu.

Byron.
Childe Harold.

Der Deutsche in Trastevere.

Romaneskes Genrebild von Franz Freih. Gaudy.

Eberhard an Otto.

24sten November.

Ich schließe diesen in Perugia begonnenen Brief in Rom — — Eine halbstündige Frist verstrich seit jener ersten Zeile. Der Gedanke, von Rom aus zu schreiben, überwältigte mich. Ich warf die Feder weg, riß das Fenster auf und sang in die Nacht hinaus. Otto, erinnerst du dich denn noch recht lebhaft unserer Piranese-abende, jener winterlichen, an denen es uns gelungen war, deinen Vater zum Vorzeigen seiner piranesischen Veduten zu beschwatzen? Weißt du noch, wie ängstlich wir Knaben hinter ihm drein zitterten, wenn er den riesigen, in Maroquin gebundenen Folianten aus dem Bücherschrank hob, den Staub von der Vergoldung blies, das Heiligthum feierlich aufklappte und langsam Blatt für Blatt umschlug? Kannst du dir die heilige Ehrfurcht noch vergegenwärtigen, mit welcher wir die Platten betrachteten, die Trümmer der ewigen Roma, ihre Kirchen und Fontainen, die mit sechs Rossen bespannten Staatscarossen, vor welchen der Läufer einhertrabt und die Herrn mit langen Allongeperrücken sich demüthig verneigen, und wie wir die Unterschriften, welche uns der Papa mit würdevoller Stimme vordeklamirte, voll heimlichen Entzückens nachsummten und uns an den Namensklängen: Fontana di Trevi, Palazzo Rospigliosi, Arco di Settimio Severo, berauschten; wie uns dein Vater, der alle die Herrlichkeiten mit eigenen Augen geschaut, als ein Wesen höherer Gattung erschien, und wie ich euern Buchhalter, seitdem er einmal so gleichgültig von Florenz und Rom wie von Bruchsal und Rastadt gesprochen, tödtlich verabscheute? So dachte, so fühlte der Knabe; die Aureole, welche sein Auge entzückt hatte, blendete das des Jünglings, seitdem er sich der Kunst zuwandte. Rom, Rom ward sein Feldgeschrei, das alleinige Ziel seines Lebens, seines Träumens. — Ich muß nur kurz abbrechen, sonst gerathe ich auf den besten Weg, zu radotiren, wie du es nennst, und unsern wechselseitigen Contrakt zu brechen, kraft dessen ich mich anheischig machte, dich in meinen Briefen mit den dir im Grund der Seele verhaßten Exklamationen zu verschonen, und du mich in den deinigen mit den noch weit odiöseren Ermahnungen und guten Lehren. Aber das Mittel, um den wild brausenden Strom fein säuberlich und geräuschlos abzuleiten! — Mein Herz ist zu voll. Ich bin von meinem neuen Glück wie berauscht; wie soll ich da viel Vernünftiges schreiben? — — So eben verläßt mich der Cameriere, nachdem er mir die schlanke, vierflammige

Messinglampe mit ihrem zierlichen Kettenbehänge auf den Tisch gesezt und mir die felicissima notte gewünscht hat. Ich hätte dem Kerl, troz seiner häßlichen Zipfelmütze, um den Hals fallen mögen, so entzückte mich sein Abendgruß; er sagte mir ja: ich sey in Rom! Du brummst, ich sey ein Narr — hast vielleicht Recht, Otto. Ich aber danke dem Himmel, daß ich ein solcher Narr seyn kann, und gedenk's auch, so Gott will, zu bleiben. Du nennst es Narrheit, ich anders — um Worte wollen wir uns nicht streiten.

Ich hatte mir meinen Einzug in Rom so herrlich ausgemalt, sah mich im Geist von der Höhe bei Baccano herniederrollen und den Vetturin nach dem Horizont weisen, hörte ihn das elektrische: Ecco Roma! rufen, sah die in der Morgensonne glühende Peterskuppel auftauchen und alle die mir im Bilde längst schon bekannten Tempel, sah mich rasch an den alten Meilensteinen vorüberfliegen, über mir den göttlichblauen, wolkenlosen Himmel, vor mir das in Sonnenglanz gebadete Rom — das war nun so ein Jugendtraum. Du weißt am besten, wie ich nicht von den vom Glück am meisten begünstigten Sonntagskindern bin, und daß der Teufel eine spezielle Aufmerksamkeit besizt, auf alle meine Unternehmungen hurtig den Schwanz zu legen. Nachdem seine Kunstgriffe, mir die Römerfahrt zu vereiteln, erschöpft waren, that er wenigstens sein Möglichstes, um meinen Triumphzug zu verkümmern.

Frühzeitig brachen wir von Civita-Castellana auf. Es war noch dunkel. Der Regen sprühte fein und schanrig hernieder und ein kalter Wind schnob durch die öden, nur spärlich von den flackernden Lampen der Madonnenbilder erleuchteten Gassen. Dann und wann erhob ein Hund sein klagendes Geheul auf der Schwelle, oder die Rosse schüttelten klirrend ihr Schellengeläut; in der Stadt aber regte sich Niemand. Der Vetturin spähte ungeduldig durch die Nacht, denn er erwartete noch zwei Reisende nach Rom, einen geistlichen Herrn und eine Donna, murmelte dann eine halblaute Verwünschung über die Säumigen in den Bart und umwickelte seine Schenkel mit zottigen Ziegenfellen gegen den Regen. Endlich flog ein Laternenschimmer über das nasse, glänzende Pflaster; die Erwarteten erschienen. Der Abbate pflanzte sich ohne Umstände auf meinen Sitz im Fond; ich war nur froh, daß es endlich vom Flecke gehe, und nahm zur Seite der Donna den Rücksitz ein. — Als wir Monterosi erreichten, dämmerte es. Von den Scheiben der Kutschfenster rann perlend der Regen; der Nebel ließ kaum zehn Schritt weit sehen; der Vetturin vermaledeite Pferde, Weg, Reise und Reisende — es war eine melancholische Fahrt. Mir gegenüber saß eine Reisemütze und Patentregenmantel; dahinter mochte wohl der Engländer stecken, mit welchem ich von Florenz gereist war. Ich hatte auf der ganzen Tour nur die Worte: sporcheria, coglioneria und seccatura von ihm gehört; heute verstummten auch diese. Die Italienerin hatte sich fest in ihr Tuch gewickelt und schlief. Der Priester zog bei Anbruch des Tags das Brevier hervor und las, leise murmelnd, die Morgengebete. Endlich senkte er das schwarze Büchlein wieder in die Tasche und begann die Conversation, fragte, ob ich in Rom schon bekannt, ob ich Künstler sey und woher des Landes. Die neugierigen, zudringlichen Fragen drängten sich rasch auf einander. Bald wollte er wissen, ob's bei uns zu Lande kalt sey, bald, ob ich mich zur alleinseligmachenden Kirche bekenne, und als ich ihm lezteres bejahte, ob ich auch keine der neuern keterischen Ansichten theile. Es war einer von jenen zähen Fragern, die weder Schweigen, noch mürrische Antworten von der Fährte abbringen; eine widerwärtige Physiognomie, kleine, bewegliche, pfiffigschlaue Augen, sinnlich-lüsterne Lippen, schlaffhängende Wangen: mir versezte die fatale Erscheinung die Luft. So kamen wir nach Baccano. Ich ließ ein Fenster herunter, ob ich Rom sehen möchte; eine lange, dürre Kralle streckte sich aus dem Patentregenmantel und zog die Scheibe wieder herauf. Die junge Italienerin neigte ihr schlafendes Haupt auf meine Schulter. Das Tuch, welches sie bisher verhüllt hatte, glitt hernieder. Zum erstenmal schaute ich ihr unverschleiertes Antliz — ein herrlicher Kopf. Der runde Strahlenkamm schien nur mühsam das schwarze glänzende Haar zusammenhalten zu können. Die langen dunkeln Wimpern, die steileechte Nase, die scharfgeschnittenen, entgegenblühenden Lippen, der bräunliche Teint verkündeten die Römerin. Der mir aus Bildern sattsam bekannten Tracht zufolge mochte sie ein Bürgermädchen seyn. Die Art, wie das Halstuch vorn in das Mieder gesteckt und auf dem Nacken in zwei Schleifen gebunden war, die Korallenschnüre und schweren Goldohrringe sprachen für die Minentin. Sie senkte mehr und mehr ihr Köpfchen; bald ruhte es auf meiner Brust, ich konnte mich nicht rühren. Ich wollte mir die lieblichen Züge recht einprägen, um sie dereinst im Bilde wieder gestalten zu können; da störte mich aber der Priester wieder mit seinen Kreuz- und Querfragen, und fing, als diese nicht mehr verfangen wollten, an, mir die Namen der mächtigen Trümmer, an denen wir vorüberfuhren, aufzuzählen: jezt das Kastell Isola Farnese, das auf den Ruinen des alten Veji erbaut seyn soll, dann wieder der Thurm delle Cornacchie, das sogenannte Grabmal des Nero; ein jeder Klang durchzuckte mich wie ein elektrischer Schlag. Am liebsten hätte ich aufspringen mögen, und durfte es doch nicht, um nicht das schöne schlafende Kind zu stören; und dann fühlte ich wieder das leise Athmen ihres Busens — ich hätte die süße Last um keinen Anblick in der Welt hingegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Moden.

(Fortsetzung.)

Die Krieger und Staatsmänner des dreißigjährigen Kriegs sehen wir noch durchaus in langem, aber unzweideutig natürlichem Haar abkonterfeit. Ja, wie in unserm Säkulum der Zopf und die Puderfrisur an manchen ehrwürdigen Schädeln noch lange in das Reich der Tituskköpfe hereinragte, so sieht man dort hie und da einen im altmodischen kurzen Haarschopf und dem vollen Spitzbart; namentlich ist dies bei den Geistlichen der Fall, auf welches Verhältniß wir sogleich kommen werden. Da nun aber einmal langes, gelocktes Haar das tyrannische Ideal der Zeit war, so konnte es auch bei uns nicht fehlen, daß die Sitte, falscher, künstlich fixirter Haare sich zu bedienen, von den beiden Endpunkten der männlichen Lebensalter gleichmäßig vordrang und einerseits durch die Geckenhaftigkeit der Jugend, andernseits durch die Nothdurft des Alters, das noch grün seyn will, verbreitet wurde. Doch bis gegen den Schluß des dreißigjährigen Kriegs sind in Deutschland die Spuren von Perrücken, welche sich etwa in der Literatur oder auf Monumenten finden, jedenfalls sehr selten. Es fehlt zwar in den fürstlichen Archiven der Zeit nicht an Pariser Schneiderrechnungen, aber von Perrücken kommt nichts vor, da doch Ludwig XIII. von Frankreich, und mit ihm gewiß auch ein Theil seines Hofs, bestimmt schon im Jahr 1622 falsche Haare trug. Bis zum Jahr 1650, und noch etwas später, sieht man die deutschen Fürsten fast durchgängig mit eigenem langem, schlichtem oder natürlich gelocktem Haare, und mit dem Knebel- und Zwickelbart bei glatten Wangen, abgebildet. Die prächtigen Perrücken der französischen und spanischen Gesandtschaften mochten indessen zu Münster und Osnabrück nicht wenig imponirt und manchem jungen deutschen Botschafter schlaflose Nächte gemacht haben. Aber allerdings wurde die eigentliche Perrückenordonnanz von Frankreich auch erst um die Zeit erlassen, als die Flammen des schrecklichen Kriegs ausgewüthet hatten, als die Grundlagen des neuen europäischen Staatsrechts fürsichtig gelegt und das Gleichgewicht von Europa mit der Bleiwage abgemessen war. Ludwig der Große hatte in seiner frühen Jugend eine starke Abneigung gegen falsche Haare; als er aber in's Alter der Galanterie trat, sezte er selbst eine Perrücke auf, und damit begann die Eruption des Vulkans, der in ganz kurzer Zeit Millionen Perrücken über ganz Europa schlenderte. Das Jahr dieses Ereignisses ist nicht genau bestimmt; so viel dient aber als Anhaltspunkt, daß Ludwig XIV. im Jahr 1655 acht-und-vierzig Chargen von Hofperrückiers schuf. Dieses Jahr bildet auch für Deutschland ungefähr die Grenzmarke, diesseits welcher die Perrücken auf den Bildnissen vornehmer Männer ebenso allgemein sind, als sie jenseits derselben selten waren. Der neue Status des heiligen römischen Reichs konnte mit keinem besseren Wahrzeichen inaugurirt werden; die frisch gewonnenen Majestätsbegriffe symbolisirten sich prächtig in den Wolken der blonden Staatsperrücken, und der erste Ausfluß der zu Osnabrück garantirten Hoheitsrechte war die Creirung von deutschen Hofperrückenmachern.

Wie indessen immer und überall die süße Jugend der Kukuk ist, der lärmend einen neuen Modelenz ankündigt, so war auch bei uns die Perrücke eine Galanterie feiner junger Leute, ehe sie Staatstracht wurde. Dies geht namentlich aus den „satirischen Gesichten" des bekannten Philander von Sittewald hervor, deren erste Ausgabe vom Jahr 1648 ist. Im „Venusnarren" beschreibt er Stutzer, „die sich insgesammt einbildeten, daß sie die schönsten, wohlgestaltetsten, lieblichsten Kerls auf Erden wären: der eine trug eine große gekräuselte Parrucque oder gemachtes Haar ꝛc." — Im „Alamode Kehraus" heißt es unter Anderm: „Diese lange Haare also herunterhangend, sind rechte Diebshaare, und von den Welschen, welchen umb einer Missethat oder Diebsstücks willen irgend ein Ohr abgeschnitten, erdacht worden, damit sie mit den Haaren es also bedecken möchten. — Und ihr wollt solchen lasterhaften Leuten in ihrer Untugend nachäffen? ja oft eurer eigenen deutschen Haare euch schämen? Wollt hingegen lieber eines Diebs oder Galgenvogels Haar euch auf den Kopf setzen lassen? Aber wer sich seines eigenen Haares schämt, der ist nicht werth, daß er einen Kopf hat." — „Bist du ein Deutscher? warumb denn mußt du ein welsch Haar tragen? Warumb muß das Haar also lang über die Schultern herabhangen? warumb wilstu es nicht kurz beschneiden auf deutsche Weise?" — Man sieht, auch damals galt eine Sitte, in die man sich hineingelebt, für natürlich. Der Sittenprediger nimmt die kurzen Haare geradezu als „deutsche Weise" in Anspruch; er weiß oder bedenkt nicht, daß hundert Jahre zuvor die deutschen Eleganten ihre hängenden Kolben, der italischen und flandrischen Mode zulieb, abgeschnitten hatten.

Um die genannte Zeit war auch schon die Benennung Perrücke allgemein, ein Wort, das den frühern Etymologen viel zu schaffen gemacht hat. Viele Schriftsteller des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gaben sich große Mühe, es aus den verschiedensten Sprachen, besonders aber aus dem Griechischen abzuleiten, und förderten mit großer Gelehrsamkeit die wunderlichsten Hypothesen zu Tag. Aber der Berliner Friedrich Nicolai hat zu Anfang dieses Jahrhunderts bewiesen, daß das Wort perruque, celtischen Ursprungs, durch die ganze

mittlere Zeit in Frankreich ein natürlich langes und starkes Haar bedeutet hat. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts nannte man daher das falsche künstliche Haar fausse perruque, bald aber perruque schlechtweg, und wie es oft in ähnlichen Fallen geht, so wurde durch das rasche Umsichgreifen der Perrücken die ursprüngliche Bedeutung des Wortes ganz verdrängt. Durch parodische Umkehrung nennt man wohl überall in Deutschland ein natürliches, starkes, langes, besonders gelocktes Haar eine Perrücke.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Geographische Gesellschaft. Abyssinien. Demidoff.

Man hatte, wie es scheint, dem Vizekönig vorgestellt, daß mehr Neger durch jene Jagd umkämen, als eingefangen würden, und daß alle Familien aus den bewohnten Gegenden in die wilden Gebirge, Höhlen und Wälder flöhen, um den unbarmherzigen egyptischen Verfolgern zu entgehen, die, wenn sie einigen Widerstand fanden, auf eine ganze Familie losschossen, und zuweilen mehr Menschen tödteten, als einbrachten. Dies hat dem Vizekönige nicht recht geschienen und auch nicht einträglich, und daher soll nun die Negerjagd eingestellt werden. — Nachdem noch andere Korrespondenzen der geographischen Gesellschaft mitgetheilt, die vielen ihr gemachten Geschenke an Büchern und Landcharten erwähnt, und Preise an die Reisenden Texier, Tamisier und Combes (leztere aus Abyssinien kommend) vertheilt worden waren, begannen die Vorlesungen. Zuerst hatte Dabbadie seinen Bericht über seine Reise nach Abyssinien zu verlesen. Wenn Abyssinien jezt nicht so bekannt wird, als Frankreich, so ist es wahrlich die Schuld der Reisenden nicht; denn sie folgen schnell aufeinander. Combes und Tamisier waren kaum zurück, als Dabbadie abreiste; eben ist dieser angelangt, und nun begibt sich schon ein anderer Reisender, Namens Lefevre, auf den Weg. Dabbadie konnte freilich mit seinen geringen Hülfsmitteln nicht viel ausrichten, und ist nicht weiter als Gondar gekommen. Dieser Mann, der im südlichen Frankreich auf der Grenze Spaniens geboren ist, meint, bei der Empfänglichkeit der Einwohner für Aufklärung werde die Civilisation Abyssiniens leicht zu bewerkstelligen seyn. Auch vortheilhafte Handelsverbindungen ließen sich mit dem Lande anknüpfen. Indessen scheint doch aus seinem eigenen Berichte hervorzugehen, daß von allen europäischen Waaren Schießgewehre und Pulver den besten Absatz finden. Leider verhält es sich so in allen Welttheilen, und was die barbarischen Völker am liebsten von den gebildeten und erfindungsreichen Europäern annehmen, sind die Werkzeuge, welche sie in Stand setzen, ihre Nachbarn und Feinde zu decimiren. Dabbadie ist von der Küste des rothen Meeres nach Gondar gelangt, hat, wie beinahe alle Reisenden, in Abyssinien Hunger und Durst gelitten, ist stark geprellt worden, und lobt dennoch den Charakter der Einwohner, besonders der Gallas. Gondar lag in Trümmern, war jedoch noch der Siz eines bürgerlichen, sowie eines geistlichen Oberhauptes. Die beiden Herren klagten sehr über die auf Befehl des Vizekönigs von Egypten angestellten Menschenjagden, und konnten nicht begreifen, wie die christlichen Fürsten Europas zu dieser Christenverfolgung stillschweigen, und nicht den geringsten Schritt thun, um dem Unwesen zu steuern. Sie glauben vermuthlich, die Diplomatie habe Zeit, sich mit so weit entlegenen Dingen abzugeben, da sie in der Nähe schon hinlänglich zu thun hat. Dabbadie freute sich, aus dem von Jomard der Gesellschaft mitgetheilten Schreiben so eben ersehen zu haben, daß die Menschenjagd nun doch wirklich eingestellt werden solle. Wenn es damit nur seine Richtigkeit hat! Ferner stellte der Reisende den mitgebrachten Abyssinier mit der dicken Unterlippe vor, welcher der Sohn eines reichen Einwohners seyn soll, und ihn aus bloßer Lust, Europa zu sehen, begleitet hat. Dabbadie hoffte, dieser junge Mensch, der sich in Europa ausbilden wolle, werde dazu beitragen, seine Landsleute mit europäischer Bildung vertraut zu machen. Dazu wird aber mehr als ein Abyssinier erforderlich seyn. Vor mehreren Jahren hatte einer den Einfall, ethiopische Kinder (wahrscheinlich auf dem Sklavenmarkte aufgekauft) nach Frankreich kommen zu lassen, in der Hoffnung, sie später als Werkzeuge der Civilisation der Ethiopier zu gebrauchen. Man sah die Kleinen eine Zeitlang in Paris herumstreichen; ich weiß aber nicht, was später aus ihnen geworden ist, wahrscheinlich keine Missionäre der Volksbildung. Indessen ist es doch gut, daß Verbindungen mit Abyssinien angeknüpft werden, und da das Land, so verwildert es auch aussieht, im Grunde doch christlich ist, so sollte man glauben, daß es hier leichter sey, Bildung zu verbreiten, als in andern afrikanischen Staaten. — Nach Dabbadie trat der russische Graf Demidoff auf, und unterhielt uns mit einem, freilich höchst langen Kapitel seiner Reisebeschreibung durch die Wallachei. Einige Tageblätter haben aus Höflichkeit versichert, dieses Bruchstück habe Niemanden unter den Zuhörern zu lang geschienen. Die Wahrheit aber ist, daß während der langen Vorlesung über die Hälfte der Zuhörer davon ging, und daß sie einen andern Reisenden verhinderte, uns von Madagascar zu unterhalten. Was Graf Demidoff vortrug, war jedoch, wo nicht ganz neu, denn in der Wallachei lassen sich nicht viele Entdeckungen mehr machen, doch sehr anziehend, indem er, als russischer Edelmann, mit den angesehensten Männern des Landes in Berührung gekommen war und daher manches Persönliche berichten konnte. Den Fürsten Ghika lobte er sehr; er schilderte eine Sizung der Repräsentantenkammer, die drei-und-vierzig Bojaren in sich faßt und, wie es scheint, so ziemlich von der Regierung abhängt, auch großentheils aus öffentlichen Beamten besteht. Demidoff sprach von den Bällen zu Buchareſt, wie lustig sie seyen, wie sehr man sich auf denselben vergnüge, und welche Schönheiten man darauf antreffe. Er fügte hinzu, das Volk sey glücklich, daß es sich noch so belustigen könne, und es sey zu wünschen, daß es lange in diesem Zustande bleibe.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 106.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 3. Mai 1839.

> Il devrait être défendu très-expressement et sous de grandes peines à tous ecclésiastiques de porter de perruques, ni petites ni grandes, ni tours, ni demi-tours, ou des coins de cheveux étrangers.
>
> Jean Baptiste Thiers.
> Histoire des Perruques. 1690.

Moden.

(Schluß.)

Eine der ergötzlichsten Episoden aus der Jugendgeschichte der Perrücken sind die Verfolgungen, denen sie von Seiten der Geistlichkeit ausgesezt waren, und der Streit, der darüber unter der lezteren selbst entstand. Der Hauptschauplatz dieses Kampfes waren die protestantischen Niederlande; auch in Deutschland fand er Wiederhall. und nur der schreckliche Krieg erklärt es, daß die deutschen Theologen bei einem so herrlichen Stoff die holländischen das große Wort führen ließen. Fast alle niederländischen Synoden schleuderten von 1640—41 den Bann wider alle Prediger und Predigtamtscandidaten, welche lange, oder gar falsche Haare tragen wüeden; dies wurde oft auch auf die Laien ausgedehnt und als Axiom festgestellt, daß man nur mit dem altmodischen kurzen Haar und langen Bart den engen Weg dee Seligkeit betreten könne. Darüber entstanden vielfältig Beängstigungen unter den Schwacheu, welche ihren neuen Haarschmuck behalten und doch das Paradies nicht verlieren wollten, ja ernstliche Unruhen. Aber bald traten auch unter den Theologen, namentlich unter den Leidnern, Vertheidiger der gestuzten Bärte und der langen Haare auf, der natürlichen nämlich, denn in der Verdammung der Perrücken waren fast Alle einig. Daeüber entspann sich die hitzigste Controverse zwischen den Fakultäten zu Leiden und Utrecht, in der eine Masse der wunderlichsten Streitschriften gewechselt wurde.

Schon die Kirchenväter hatten heftig gegen die Sitte der falschen Haaee geeifert, der namentlich seit dem Verfall des römischen Reichs feine Leute beiderlei Geschlechts allgemein ergeben waren. Der schlagendste Geund war der vom h. Cyprian angeführte: „Gott werde die, welche das Haar färben oder gar Perrücken tragen, am jüngsten Tag nicht erkennen wollen, weil er sie nicht mehr als sein Werk nnd sein Ebenbild finde.“ Bereits heidnische Poeten hatten satirisch ähnliche Gedanken ausgesprochen; so sagt Martial: „Die Göttin der Unterweit weiß wohl, daß du grau bist, und wird dir die Maske vom Haupte reißen.“ * Ganz in derselben Weise argumentiten nun gegen die Perrucken die frommen Anhänger der alten, im Geench der Ehrwürdigkeit stehenden Mode, die iheerseits ein Jahrhundert feüher ganz leichtfertig gewesen war.

Es soll bei dieser Gelegenheit noch darauf aufmerksam gemacht werden, wie die Geschichte der Perrücken

* — — scit te Proserpina canum,
Personam capiti detrahet illa tuo.

an ihren beiden Endpunkten die Geistlichkeit in ihrer äußern Haltung im scheinbar seltsamsten Widerspruche mit dem Zeitgeiste zeigt. An der Wiege der Perrücken wollten sich die Begriffe Geistlicher und Perrücke gar nicht vereinigen lassen; aber später verschmolzen sie um so inniger, und als die Perrücken sich ihrem Grabe zuneigten, waren jene Begriffe so innig vermählt, daß ihre Scheidung am Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts nur unter vielfachem Skandal erfolgte. Die Diener Gottes, welche sich zuerst erkühnten, wieder ihr eigen Haar zu tragen, unterlagen ganz denselben Bannflüchen von Seiten der Perrückenträger, wie damals jene, welche angefangen, ihr Haupt mit falschen Locken zu schmücken, von Seiten der Zeloten in gestutztem Haar, langem Bart und Scheibenkragen.

Näher betrachtet, erklärt sich dies sehr leicht aus dem Geruch der Frivolität, des Weltsinns, ja der Sündlichkeit, der allen Lärm machenden Reformen in der Tracht anklebt. Nun verlangt man aber vom Geistlichen eine gewisse antiseculare Ehrwürdigkeit in der äußern Erscheinung. Was aber, neben einem eigenen Standeskostüm, vorzüglich die Idee des Ehrwürdigen weckt, das ist die Tracht, der die den Eitelkeiten dieser Welt Alters halben Abgestorbenen treu geblieben sind. So verlangte das Auge und die Einbildungskraft von den Geistlichen jedes Alters immer, wo nicht eine eigentlich alterthümliche, doch eine gewissermaßen altväterische Tracht. Unter diesen Umständen kamen sie so sehr schwer in die Perrücken hinein, so lange diese eine Galanterie waren, und als alle Weltkinder sie weggeworfen hatten, konnten sie fast nicht wieder herauskommen. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts sollten sie sich denen assimiliren, welche zu Anfang desselben im geschornen Kopf der Welt und sich selbst so wohl gefallen hatten, und am Ende des achtzehnten verlangte man, sie sollen als Zeichen der Würde einen Hauptschmuck tragen, der der Kinder Spott geworden war.

Nachdem wir die Geschichte des Haarputzes bis zur glorreichen Thronbesteigung der Perrücke fortgeführt, brechen wir ab, um den Artikel nicht zu sehr auszudehnen. Wir nehmen in einem folgenden den Faden wieder auf, durchgehen vollends rasch die Region der Perrücken, und gelangen durch die Zeichen des Zopfs und des Haarbeutels zu der jetzigen Constellation.

Der Deutsche in Trastevere.

(Fortsetzung.)

Wir rollten über Ponte Molle. Das Mädchen erwachte von dem Gerassel der Räder auf dem Brückenbogen, rieb sich erstaunt die verschlafenen Augen, sah mich fragend an und wurde roth. Bald aber war alle Verlegenheit verweht; sie klatschte in die Händchen vor Freude, daß sie wieder den Tiber sehe und nun gleich in dem herrlichen Rom sey, fing an, dem Priester eifrig eine Geschichte zu erzählen, brach ab, kramte hastig in ihrem Leinwandbündelchen, zog den kleinen Spiegel hervor, fing eine neue Geschichte an und lachte wieder hell dazwischen; da war mit einem Male Lust und Leben in unserer Vettura. Sogar der Engländer schien von der hellen, klaren Stimme aus seinem Winterschlaf geweckt worden zu seyn und schob aus der Mantelspalte ein ewig langes Kinn hervor. Das Mädchen hatte die schönsten Augen von der Welt, so fein geschnitten, so tief und zärtlich glühend, und doch war das Feuer durch einen feuchten Schimmer gesänftigt.

So kam ich, als die Dämmerung schon eingebrochen war, nach Rom, ich wußte selber nicht wie. Das abscheuliche Wetter dauerte noch immer fort. Der Wagen hielt vor dem, zum Zollhause entwürdigten, herrlichen Tempel des Antonin. Auf der Piazza di Pietra flackerte ein Strohfeuer, durch welches die Buben lustig sprangen, und bei seinem rothen Schimmer stiegen die alten Marmorsäulen wie Riesengeister aus der Erde herauf. Da war aber nicht Zeit zum Schauen und Staunen; der ganze Plunder der Reisefatalitäten stürzte auf mich ein: Felleisen mußten abgepackt und aufgeschnallt, heißhungrige Zollbeamte beschwichtigt, Lastträger gedungen, Bettler abgefertigt werden. Ich sah mich nach meinen Reisegefährten um — sie waren in dem Gedränge verschwunden, nur der lange Engländer ragte noch wie ein Leuchtthurm aus einem Troß zudringlicher Lumpe hervor und deklamirte ihnen näselnd seine drei inhaltsschweren Worte: seccatura, coglioneria und sporcheria vor.

Erst als ich wieder auf meinem Zimmer allein war, glaubte ich aus dem wirren Traum zu erwachen. Ich fand mich fast verwundert an dem vier-und-zwanzig Jahr lang erstrebten Ziel. Das heute Erlebte war so himmelweit von dem Erträumten verschieden, das Bedeutende mir in so alltäglicher Begleitung erschienen, daß ich wie irre an seiner Wahrheit wurde. Ich mußte mir wieder und immer wieder vorsagen, daß ich wirklich in Rom sey, um's so recht zu glauben. Dann aber brach auch der Jubel um so unaufhaltsamer aus. Was hätte ich darum gegeben, dich oder eine andere liebe Seele hier zu haben! Ihr aber, ihr armen Menschenkinder, ihr sitzt fröstelnd in eurem nebligen Deutschland hinter'm geheizten Ofen, ihr steckt im November tief, tief im Winter — und ich, ich bin in dem göttlichen Rom. Eine sommermilde Luft zieht durch das geöffnete Fenster, die Wolken haben sich verzogen, einzelne Sterne blieben am Himmel — da halte ein Anderer im Zimmer aus.

Es ist fünf Uhr in der Nacht nach italienischer Zeitrechnung, zehn nach der unsrigen. Ich bin von meinem Ausflug zurückgekehrt. Ich irrte ein paar Straßen auf's Ungewisse hin auf und ab. Vor den Madonnenbildern an den Häusern brannten zu Ehren der Adventszeit doppelte Reihen Kerzen, flimmerten neue Sträuße von buntem Papier und Flittergold. Ich kam an einem großen Palast vorüber. Karossen mit Windlichtern rasselten donnernd durch den Säulengang des Hofes, in welchem der Flußgott seine Urne in das Marmorbecken schüttete. Ein verhülltes Weib lehnte sich in den dunkelsten Winkel und sprach kaum hörbar die Vorübergehenden um ein Almosen an. Ich warf mich in eine Seitengasse, unstet, führerlos. Die Straße ging bergauf, bergab. Durch die offenen Thüren sah ich das Volk um den Herd sitzen, die kräftigen Männer mit den aufgekrempten spitzen Hüten und dem bunten, gezipfelten Schnupftuch im Nacken, die Frauen mit der Silbernadel in den Haaren. Die schilfumflochtene Flasche stand auf dem Tisch, der dampfende Kessel über dem Feuer. Lautes Gelächter schallte aus den Osterien, dann und wann rauschten Mandolinenklänge dazwischen und das Ritornell verhallte aus der Ferne. Da hörten die Häuser und Laternen auf; ich hielt auf einem weiten, nachtschwarzen Platze. Einzelne Säulen ragten in die Luft, ein riesiger Bogen tauchte aus dem Schutt auf — ich stand auf dem alten Forum, ich wandelte auf der heiligen Straße. Mir fiel eine Felsenlast von der Brust. Ich muß dir's nur gestehen, Otto, während ich dir schrieb, überfiel mich eine tödtliche Angst, ich könne doch wohl noch plötzlich aus Rom gerissen werden, ohne auch nur das Mindeste von seiner alten Herrlichkeit geschaut zu haben. Es war wohl recht kindisch, aber darum nicht minder wahr; schleppen die Menschen doch alle einen oder den andern Milchzahn mit in's Grab. Nun aber war ich beruhigt und still-selig. Es war der Momente einer, wie sie im ganzen Leben, der Aloe gleich, nur einmal aufblühen, nie wieder. — Das Forum war leer und verödet; der Wind strich durch die dürren Zweige der Ulmen, welche jetzt die via sacra einfassen, und jagte das Gewölk von Stern zu Stern. Von einem nahen Klosterthurm schallte die Sterbeglocke in feierlichen, gemessenen Pausen, und von der einsamen, unter dem Bogen des Friedenstempels glimmenden Lampe herüber der monotone Zahlenruf der Morraspieler. Ich durchschritt den Triumphbogen des Titus, die Wölbungen des Coliseo — ein päpstlicher Soldat trat mir mit gefälltem Bajonet entgegen und wehrte den Eintritt. Er ist des Raubgesindels wegen nur bei Mondschein gestattet. Mir entschlüpfte ein halblauter Ruf des Unmuths. Der Soldat ließ das Gewehr sinken und rief im echtesten sächsischen Dialekt: „Ei, du mein Herr Jesus, da sind wir ja Landsleute!“ Er sey aus Jena gebürtig, erzählte er, und betrübter Zustände halber, wie er's nannte, gezwungen worden, sich bei den Päpstlichen anwerben zu lassen; er hab's aber längst satt und ziehe, sobald die Kapitulation um sey, nach der Heimath zurück. Bald darauf kam die Ablösung. Seine Wachtzeit war abgelaufen, er durfte nach Hause gehen und bot sich mir zum Begleiter an. Sein Gespräch war eine fortwährende Klage, wie das Volk so boshaft, wie aller Wein verfälscht, gutes Bier aber nirgends zu haben sey; da lobe er noch sein Jena. Es war mir eine tragikomische Empfindung, die deutsche Vetter-Michelnatur ihren kleinen, gemeinen Jammer unter den Trümmern des ewigen Roms auseinander zerren zu hören.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, April.

Kunstausstellung.

Die heurige Kunstausstellung in der Akademie bildender Künste ist vorzüglicher als sie seit Jahren war, und alle Besucher werden gewiß mit derselben zufrieden seyn, welche nicht etwa den lobhudelnden Vorbericht eines Mannes, der gar keine Idee von der Malerkunst zu haben scheint (in der Bohemia), gelesen haben. Das schönste Bild der ganzen Ausstellung ist freilich ein fremdes: Bewegte See, von Copley-Felding in London, und wenn wir gleich nach demselben unsern Führich nennen, so glauben wir dies mit der Ueberzeugung vertheidigen zu können, daß er von allen einheimischen Künstlern die reichste Phantasie hat, wenn er sich gleich manchmal arge Verstöße in der Zeichnung, zumal aber in der Perspective zu Schulden kommen läßt. In seinem großen Tableau: Trauernde Juden („Wir hingen unsere Harfen an die Weiden der Bäche Babels und weinten, Zions eingedenk“), ist, abgesehen davon, daß sich hier mancher Kostümfehler eingeschlichen, eigentlich nur der rechts sitzende Alte charakteristisch, der mittlere mehr Krieger als trauernder Jude, und der rechte Arm des Kindes an der Mutterbrust gewaltig verzeichnet. Fast parodierend erscheint das niedliche kleine Gebäude im Hintergrunde. Desselben Meisters heilige Adelheid und der heilige Franziscus von Assisi vor der Mutter Gottes mit dem Jesukinde (Votivbild) neigt sich wieder etwas stark zu der altdeutschen Schule, von welcher er sich seit einiger Zeit zu entfernen schien, und deren Einfluß überhaupt unsern Malern immer mehr gefährlich zu werden droht. Selbst in den Werken des ruhigen, klaren Directors Kadlik (1. die heilige Ludmilla mit ihrem Enkel, dem heiligen Wenzel, dem Gottesdienste beiwohnend, 2. heilige Cäcilia und 3. heilige Rosalie), der sich durch das Studium der Antike, wie der italienischen Schule, sorgfältig gebildet, zeigt sich ihre Wirkung mehr oder minder. Nach unserer Ansicht gebührt dem ersten dieser Gemälde der Preis vor den beiden übrigen, wenn wir uns gleich sehr über die jugendliche Großmutter gewundert haben; dagegen ist der Knabe sehr gelungen. Die vier Reiter aus der Offenbarung Johannis von Eduard Steinle kommen uns mehr gespenstisch als phantasiereich vor, und eben so wenig sprach uns dessen Kampf Jakobs mit dem Engel und Palmes Verlobung der heiligen Katharina an. Der Leztere lieferte außerdem noch einige Aquarellskizzen zu

größern Gemälden: St. Michael — Joseph im Hause Potiphars — und Joseph gibt sich seinen Brüdern zu erkennen. — Ein höchst ausdrucksvolles Bild ist der Alpenjäger von Alex. Clarot, welcher auch eine große Anzahl von vortrefflichen Porträts, darunter der Obristburggraf von Chotek und Graf Caspar von Sternberg, und Kindertableaux darbrachte. Nicht minder lobenswerth sind seine beiden Copien: die Madonna del Calderino und Fornarina, nach Raphael. Einige andere Copien nach diesem Meister aller Meister zeigen auf's Neue die große Schwierigkeit, seinen Geist zu verfolgen und aufzufassen. — Zwei ausgezeichnet gelungene Copien sind: Herkules und die Königin Omphale, nach Rubens, und das Porträt einer deutschen Frau, nach unbekanntem Meister, von Anton Summ. — Die heurige Ausstellung bringt uns nur **ein**, aber ein sehr gelungenes **Genrebild**: die Vorleserin, von Heinrich Hollpein, dem jedoch die Koketterie mit der Mondbeleuchtung einen etwas sonderbaren, beinahe capriciösen Anstrich gibt. Unter den Porträts dieses ausgezeichneten Talentes stellen vorzüglich Hr. Weitlof und die junge Malerin Dem. Piepenhagen die Produkte seiner Rivalen sehr in Schatten; andere sind weniger geglückt, und besonders sucht man in dem Bilde des Obristburggrafen im Ordensgewande des goldnen Vließes umsonst den scharfen Geist, der aus den Augen dieses Staatsmannes leuchtet. — Unser wackrer Horeziezka hat nur ein einziges Bild, ein sehr getroffnes Porträt in egyptischer Enkaustik beigetragen. — Machels Porträts haben, wie gewöhnlich, eine sehr treffende, aber prosaische Aehnlichkeit. Besser ist seine heilige Magdalena, Altarblatt für die Pfarrkirche in Luzan, wenn gleich die Reue der berühmten Büßerin noch nicht ganz zur Reife gediehen scheint. Ein höchst erbärmliches Porträt ist jenes des Grafen Christian Christoph von Clam-Gallas, von Joseph Quaiser. — Im Landschaftsfache haben Manes, Kutschera und Piepenhagen recht erfreuliche Produkte geliefert. Auch ein Schüler des Leztern, Hezner, legt ein recht hübsches Talent an den Tag. — Das Vorzüglichste unter den Werken der Plastik sind nebst dem Christus am Kreuz, aus Lindenholz geschnizt von Franz Linn, die Arbeiten von Emanuel Max: Borziwog und Ludmilla, das erste Christenpaar, Stifter der christlichen Religion und der ersten Kirche in Böhmen, Modell in gebranntem Thon, zur Ausführung in Stein — ein heiliger Adalbert aus Gyps — Herzog Albrecht von Waldstein aus Gyps — dann eine weibliche Figur, die Geschichte vorstellend, und ein trauernder Engel, Modelle zu den in Sandstein auszuführenden kolossalen Statuen zu der fürstlich Kinskyschen Gruft in Zlonitz — Moses erhält die Gesetztafeln am Berge Sinai, in Kellheimer Stein, und noch Mehreres. Es sind dies recht tüchtige Arbeiten, dagegen ermangelt die Büste des Prof. Klar der Aehnlichkeit, und den Mozart in Tyroler Marmor hat der Künstler mit einem zu kurzen Hals und zu dicken Kopf ausgestattet. Eine Büste von Ferdinand Pischelt scheint, troz einiger Aehnlichkeit mit einem ausgezeichneten hiesigen Gelehrten, mehr Ironie als Ernst zu seyn.

(Fortsezung folgt.)

Paris, April.

(Fortsezung.)

Demidoff. Lucrezia Borgia.

Graf Demidoff meint, die Zeit des Ernstes und der politischen Geschäfte komme immer noch zu frühe, und zerstöre nur zu bald die natürliche Fröhlichkeit eines Landes. Man sieht, er verleugnet troz seines langen Aufenthaltes in Frankreich seine nationellen Ansichten nicht. Uebrigens war die Reisebeschreibung gut französisch geschrieben, und die politischen Bemerkungen abgerechnet, hätte man den Vorleser für einen Franzosen halten können, so geläufig las er seine Reiseberichte vor. Er scheint diese Reise in die Wallachei und das südliche Rußland recht en grand seigneur, das heißt mit einer Begleitung von Gelehrten und Zeichnern unternommen zu haben, mit deren Hülfe er nun auch die Beschreibung derselben in prachtvoller Ausstattung herausgibt. Es ist sehr zu loben, daß Graf Demidoff, anstatt wie andere Reiche unter seinen Landsleuten, seine unermeßlichen Reichthümer zu verprassen, sie zu nüzlichen Reisen, zur Bekanntmachung seiner Beobachtungen, zur Sammlung von Kunstwerken u. s. w. anwendet. — Einige Tage nach der öffentlichen Sizung der geographischen Gesellschaft wohnte ich einer Sizung des Vereins zur Vervollkommnung der Unterrichtsmethoden bei, welche den Winter und das Frühjahr hindurch dem Publikum unentgeldlich Vorträge verschiedener Art, meistens literarischen Inhalts, zum Besten gibt. Diesmal trat zuerst ein Herr Royer-Collard, ein Verwandter des Staatsmannes, auf und unternahm es, die berüchtigte Lucrezia Borgia gegen Victor Hugo, der sie bekanntlich in seinem Drama sehr schwarz gemalt, und gegen alle diejenigen, welche die Tochter Papsts Alexander VI nicht besser behandelt haben wie ihren Vater und ihren Bruder Cäsar Borgia, in Schuz zu nehmen. Dies war keine leichte Arbeit, da ihre arge Aufführung fast notorisch und von den Geschichtschreibern als eine bewiesene Thatsache angenommen ist. Royer-Collard ist nicht der Erste, der es versucht hat, jene Frau engelrein darzustellen. Schon Roscoe hat sich damit abgegeben, und vielleicht hat Royer-Collard von diesem seine Hauptmotive entlehnt. In der Hauptsache bestehen sie aus Folgendem: „Kein gleichzeitiger italienischer Schriftsteller klagt sie der abscheulichen Aufführung an, die man ihr seitdem zugeschrieben hat; Guiciardini spricht davon wie von einem bloßen Gerüchte; dieses ist in der Folge von protestantischen Schriftstellern, denen daran lag, das Papstthum so gehässig als möglich zu machen, weiter ausgesponnen worden. Sie stand mit den ausgezeichnetsten italienischen Schriftstellern in Verbindung, und diese sprechen mit dem größten Lobe und mit Ehrerbietung von ihr, was sie wohl nicht gethan hätten, wenn sie in der That so verworfen gewesen wäre. Freilich wurde ihr dritter Ehemann ermordet, oder im päpstlichen Palaste erdrosselt, da er, wie ein italienischer Schriftsteller naiv sagt, an seinen Wunden nicht schnell genug starb, und Lucrezia ward nun durch ihre vierte Ehe Prinzessin von Este und Herzogin von Ferrara; aber Royer-Collard sieht es gar nicht für erwiesen an, daß sie von dem Mordanschlage auf Alphonso von Arragonien zuvor etwas gewußt habe." Ich muß gestehen, daß Royer-Collard mich hier nicht überzeugt hat. Dann führte er den Schriftsteller Bembo an, welcher gesteht, daß er drei Lustra hindurch vergebens in der Knechtschaft der Liebe zu Lucrezia geseufzt habe, und Royer-Collard schließt daraus, daß eine Frau, die einen ehrlichen Mann so hart behandelt, doch wohl kein so zügelloses Weib müsse gewesen seyn. Und Ariosto gibt ihr vollends das Zeugniß, daß sie sich weise und ehrbar betragen habe, indem er sie mit Juno wegen ihrer imposanten Schönheit, mit Venus wegen ihrer Zauberreize, und mit Pallas wegen ihrer Weisheit vergleicht. Freilich kömmt dieses, wenn ich nicht irre, in einem Epithalamium vor, in welcher Art von Dichtung es mit der Wahrheit nicht so strenge genommen wird. Aber auch lange Zeit hernach hat der Dichter in seinem großen Gedichte die Lucrezia gerühmt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 107.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 4. Mai 1839.

> Sicher, du überlegtest nicht wohl, o Mädchen des Auslands,
> Wenn du bei Fremden zu dienen dich allzu eilig entschlossest,
> Was es heiße, das Haus des gebietenden Herrn zu betreten.
>
> Goethe.

Aus dem Leben der Deutschen in Rußland.

Die Erzieherin.

Wir haben vor Kurzem die Verhältnisse des deutschen Hofmeisters in Rußland (Nr. 92—94) geschildert; als Gegenstück versuchen wir das Bild der Erzieherin.

Klara K. war so talentvoll und unterrichtet, daß ihr von allen Seiten gerathen wurde, die Schätze ihres Geistes nach Rußland zu tragen, wo dieselben mit baarem Golde aufgewogen werden würden. Es geschah; einer jener reichen russischen Kaufleute, deren Gold- und Silberminen mit denen der Krone rivalisiren, suchte eben eine Gouvernante für seine schon bald erwachsene Tochter. Der von diesem gebotene jährliche Gehalt von viertausend Rubeln (etwas über zwölfhundert Thaler preuß.) war sehr lockend, zumal sie ihre alte Mutter mit sich nehmen und für einen Theil ihres Gehaltes anständig bei einer deutschen Familie in Petersburg unterbringen konnte. Sie, der alles Lernen leicht wurde, besiegte die Schwierigkeiten der russischen Sprache schnell, nicht so die der Sitten, zumal in einem Hause, wo der Geldstolz auf die lächerlichsten Mittel fiel, um sich breit zu machen. Alles sollte vornehm, fürstlich seyn; wie aber der gemeine Russe beim Bau seiner Häuser sich keiner weitern Instrumente als der Art und des Beils bedient, so war auch die in jenem reichen Hause herrschende Pracht gleichsam mit der Art zugehauen. Die Tafel bog sich unter der Last der Speisen, und wenn Klara nicht mit eben dem guten Appetite davon aß, wie die übrigen Tischgenossen, so mußte sie gemein-verweisende Reden darüber anhören. Erschien sie nicht jeden Mittag mit ein Paar neuen Handschuhen, so befahl Madame einem Diener, ein Paar von ihrer Jungfer sich geben zu lassen, und überreichte dieselben der Beschämten vor Aller Augen. Besuchte Madame selbst in einer neuen Sammtrobe das Theater, so mußten zwei Zofen ihr folgen und hinter ihr stehen bleiben, um, so oft sie sich setzen wollte, das schwere Kleid aufzuheben, damit der reiche Sammt nicht zerknittert werde. Die höhnenden Blicke derer, die dies Manöver zufällig bemerkten, verletzten die zartfühlende Deutsche, welche sich in der Loge der breiten Dame befand.

Bei Spazierfahrten die Karosse zu verlassen und sich in freier Luft zu ergehen, wurde gemein genannt, höchstens war dies auf der Newskischen Perspektive erlaubt, wo von zwei bis vier Uhr eine geputzte Menge sich auf der Sommerseite der Trottoirs drängt. Hier sieht man auch Fürstinnen gehen und ihre Wagen langsam in der Mitte der Straße ihnen folgen. Zu diesen Spaziergängen war jedoch jedesmal eine neue Wintertoilette nöthig; denn nur im Winter wird so promenirt, da im

Sommer Alles, was irgend von Bedeutung ist, die Stadt verläßt. Der Anzug der Gouvernante, so wie der der Tochter erforderte dann immer eine mehrtägige Berathung. Madame wollte, daß der Glanz ihres Hauses alle andern Spaziergängerinnen überstrahlen solle. Es wurden daher nicht nur die theuersten Stoffe für solche, höchstens eine Stunde dauernde Ausstellungen gewählt, sondern es wurden auch die Trägerinnen damit fast überladen. Wie von der Last ihres Putzes, so fühlte Klara sich von dem Gefühle gedrückt, geschmacklos Aufgehäuftes zur Schau tragen zu müssen.

Madame — denn nach ihrem Sinn ging Alles im Hause, der Kaufherr verließ sein Comptoir nur zur Tischzeit — Madame wunderte sich zuweilen, daß ihr Töchterchen nicht schon alle Kenntnisse besitze, welche die Gouvernante ihm eintrichtern sollte, und meinte, es müsse wohl an der Methode liegen; man gebe sich für das schwere Geld, das man erhalte, nicht genug Mühe mit dem Kinde. Ein andermal aber fand sie, ihre Tochter habe noch viel zu wenig Embonpoint angesetzt — denn bei russischen Kaufmannsfrauen muß die Schönheitslinie weite Kreise umfassen — das junge Mädchen werde folglich viel zu viel durch Lernen angestrengt.

Klara hielt dennoch, sie wollte ja ihre und ihrer Mutter Zukunft sichern, über zwei Jahre in dieser Goldgrube aus, so hart auch ihr Gemüth sich an den Metallwänden stieß, die sie überall umschlossen. — Ein junger, unbemittelter Offizier, der seinen alten Adel als Köder in das reiche Bürgerhaus trug, um die Erbin desselben zu fangen, fing unvermuthet sich selbst in Klaras geistigen und körperlichen Vorzügen. Er bot ihr seine Hand, und als sie ihm in die kleine Stadt, wo er in Garnison lag, folgte, glaubte sie aus dem Fegefeuer in den Himmel versetzt zu seyn. Das reiche Kaufmannshaus ließ es nicht an Hochzeitgeschenken fehlen, die seinen Glanz verherrlichten, als aber die junge Frau im dritten Wochenbette starb und jenes Haus für die nun verlassene Mutter und die drei verwaisten Enkel angesprochen wurde, erfolgte die, auch in russischer Mundart nicht höflich klingende Antwort: wenn dem Esel zu wohl sey, so gehe er auf das Eis.

Henriette machte die Bekanntschaft einer russischen Dame von hohem Range, deren Schwester und zweier Töchter von Beiden in einem deutschen Badeorte. Ohne so hoch zu stehen, wie das eben erwähnte deutsche Mädchen, war sie dennoch, besonders im Umgang mit Kindern, eine wünschenswerthe Acquisition. Die russischen Damen erkannten sie bald als solche und schlossen sich an sie an. Man beredete sie, mit nach Rußland zu kommen. Ihr feines Gefühl wurde weder durch das Anbieten eines bestimmten Gehalts, noch die Bezeichnung einer abhängigen Stellung verletzt. Sie sollte nur Theilnehmerin der Erziehung seyn, gleichsam zwischen beiden Müttern stehen. Das Anerbieten schien in der That ehrenvoll. — Als es endlich zur Abreise kam und sie in einen der Wagen gehoben wurde, fiel es ihr auf, daß keines der Kinder, die sie beaufsichtigen, noch eine der Damen, mit denen sie Hand in Hand gehen sollte, sich zu ihr setzte. Zwei Zofen, die sie bereits als unfreundlich hatte kennen lernen, waren ihre Nachbarinnen. Das Betragen derselben war nur zu sehr geeignet, ihr Mißbehagen zu verstärken; allein die Trennung vom Vaterlande regt zu stark alle Gefühlssaiten an, als daß in Henriettens Seele Anfangs ein anderer Mißton sich hätte hervordrängen können.

(Fortsetzung folgt.)

Der Deutsche in Trastevere.

(Fortsetzung.)

2ten December.

Ich bin jezt acht Tage in Rom; seine Größe erdrückt mich. Oft verzweifle ich, daß ich je zu Stande kommen könne, die gewaltigen Eindrücke zu beherrschen, mich nicht von ihnen fortreißen lassen zu müssen. Was hab' ich nicht Alles schon gesehen, und doch wie wenig im Vergleich zum Ganzen! Da gehe ich mit dem festen Vorsatz aus, den Vatikan oder sonst eine Galerie zu besuchen, schlage die erste beste Querstraße ein und werde gleich beim ersten Schritt gefesselt und kann nicht von der Stelle; bleibe hier vor einer Fontäne, dort vor einem zierlichen Fensterbogen, dort an einem alten, eingemauerten Kapitäl kleben. Ein Menschenleben ist zu kurz, um all das Schöne zu sehen. Es ist der Schmerz der Lust, den ich in dieser Ueberfülle empfinde. — Du hättest dir gewiß am ersten Tage schon den Plan der Stadt gekauft und den Nibby, und nun hübsch systematisch deine Wanderungen nach Tagen oder Regionen eingetheilt; ich kann einmal von meinem unmethodischen Kometengang nicht lassen. Wir wollen sehen, wie weit ich's in meiner alten Art bringe. Am Ende müssen sich doch die einzelnen Mosaikstifte zu einem Ganzen runden. Ich mag Niemanden fragen, wie die Paläste, die Kirchen heißen, ob jener Springquell nach Berninis Zeichnung gebaut, jenes Fresko von Baldassare da Siena gemalt sey — genug, wenn's nur schön ist. Und nun vollends ein steifleinenes Handbuch für Reisende in Italien aufzuschlagen, um einem tüdesken Kompilator auf seinem lahmen Verzückungsgalopp zu folgen, der Frau Base

klugen Rath bei der Wahl des Kaffeehauses und Lohnbedienten voll Pietät einzuholen — verfluchte Zumuthung! Nein, Otto, endlich bin ich frei, frei wie der Vogel in der Luft, und meine Freiheit will ich eifersüchtig bewahren; weder ein lebender noch ein löschpapierner Vormund sollen sie mir verkummern. Ich stehe hier völlig isolirt; so ist's mir aber eben recht, und wenn ich früher schon dem Bekanntschaftmachen aus dem Wege ging, so verabscheue ich es hier vollends. Alle die schönen Empfehlungsbriefe, mit denen ihr meine Brieftasche so ungebührlich ausgestopft habt, schlummern ruhig auf dem tiefsten Boden meines Koffers. Was sollen mir diese Menschen mit ihren Anweisungen und Predigten? Da lehren sie mich vom Ufer aus, wie ich's machen müsse, um das großmächtige Kunstmeer Rom zu durchschwimmen: ich solle vor Allem Kopf und Brust hübsch hoch halten, kräftig rudern; und wenn ich versinke, werden sie's hindern? Noch war ich weder beim Gesandten, noch beim Bankier. Unsere Landsleute Streit und Vollmar sind gegenwärtig in Neapel. Desto besser; wenn sie zurückkommen, bin ich hier schon heimisch und kann ihre Leitung um so eher entbehren. Ein- oder zweimal war ich in den Kaffeehäusern und Trattorien, in denen die Künstler sich versammeln, aber nur, um hier, wie anderswo, die alte Litanei zu hören. Da leben sie sinn- und gedankenlos in den Tag hinein, kauen an den in der Heimath eingestopften Lehren vom Akademiedirektor wie an einem Stücke Schuhwachs, suchen sich auf das Geschwindeste irgend einen dreihundert Jahr alten Hahn aus, in dessen Manier zu krähen und die Flügel zu schlagen ihnen just am bequemsten däucht, glauben den Meister schon erreicht, wenn sie nur erst den Schnitt seines Barts weghaben, beißen sich an der Nußschale Technik die Augenzähne aus, ohne jemals den Kern Poesie zu erreichen, schlagen einander mit glatten Schmeicheleien in's Gesicht, um sich nachher hinter dem Rücken recht christlich herunterzureißen — allüberall die kleinliche Handwerksmisere. Gestern begegnete ich einem ganz braven Jungen, mit dem ich mich in München ein paar Mal gekreuzt hatte; er kam vor drei Tagen nach Rom, ist bereits überall gewesen, hat Alles, sage *Alles* gesehen, und sich heute ein Studium gemiethet. Morgen fängt er an zu arbeiten. Mich überlief's, als ich ihn dies Alles so glattweg und mit der zufriedensten Miene von der Welt erzählen hörte. Wenn ihr gehofft habt, auf der nächsten Ausstellung mit einem Bilde von mir groß zu thun und der Welt die immensen Progresse, die das liebe Kindlein in Rom gemacht habe, vorrechnen zu können, so habt ihr gewaltig fehl geschossen. Ich kann die Zeit noch nicht absehen, wo ich an die Staffelei gehen werde. Alles, was ich bisher gemacht und geträumt habe, scheint mir so flach, so kleinlich. Spräche nicht das Entzücken, mit welchem das Auge in all der Herrlichkeit schwelgt, für den Künstler, ich würde noch an meinem Beruf irre.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Schluß.)

Protestantische Selten. Theater.

Wie die Sachen stehen, kann die Nachwelt zwischen zwei entgegengesezten Meinungen wählen, und Lucrezia Borgia entweder als eine schamlose, incestuose Buhlerin, oder als eine liebenswürdige und keusche Prinzessin ansehen. Für Beides ist Grund und Anschein da. Bernard Jüllien hielt hierauf einen Vortrag über Lamartines und Victor Hugos Gedichte. Lamartine, hieß es, habe vortrefflich begonnen: in seinen méditations poétiques seyen Sprache und Inhalt gleich ausgezeichnet; aber seine harmonies poétiques, ein Titel, von dem Jüllien gestand, daß er ihn nicht recht begreife, kündigten schon das Unvermögen an, etwas Neues hervorzubringen. Die Träumerei sey etwas sehr beschränktes, und wer als Dichter nichts als diese mitbringe, werde sich bald erschöpfen, und Sprache und Gedanken Zwang anthun müssen, um neu zu scheinen und Aufsehen zu erregen. Das Gedicht Chute d'un ange sey leider ein schlagender Beweis von dieser Beschränktheit des Dichtervermögens Lamartines. Nicht besser, oder vielleicht noch etwas schlimmer behandelte der Redner Victor Hugo, dem er sogar das lyrische Talent, das einzige, das man ihm ziemlich allgemein zugesteht, absprach. Uebrigens stellte er ihn als einen positiven, also dem träumenden Lamartine entgegengesezten Dichter dar, dessen Gedanke und Ausdruck immer bestimmt, obwohl oft incorrect gefaßt seyen. Zum Schlusse verglich Jüllien noch die von Lamartine, Victor Hugo, Beranger und Cas. Delavigne auf denselben Helden, nämlich Napoleon, gedichteten Oden, und zeigte, wie sich in jedem der vier Stücke die Individualität des Dichters zu erkennen gebe. Diese belehrenden Vorträge des Vereins für Unterrichtsmethoden finden Sonntags statt, jedoch nur einmal im Monate. Will man an jenem Tage etwas Erbaulicheres hören, so kann man nun in Paris mehreren Arten von Gottesdienst beiwohnen, welche unabhängig von den durch den Staat unterhaltenen und von demselben anerkannten Culten gefeiert werden. Die sogenannte Eglise française macht zwar kein Aufsehen mehr, wie zur Zeit, da sich Abbé Chatel zum Primat des Gaules aufwarf; indessen hat sie doch Anhänger, und der Sonntag wird daselbst durch Predigten und Messe in französischer Sprache gefeiert. Da aber diese Eglise française keine Fortschritte macht, so steht zu erwarten, daß sie nach und nach eingehen wird. Denn wer soll die Kosten derselben bestreiten? Eine andere Gemeinde, von sogenannten Evangelischen, versammelt sich Sonntags in einem großen Betsaale der Straße Taitbout, dem nämlichen, in welchem sich weiland die St. Simonisten versammelten. Diese evangelische Kirche führt am Eingange die Aufschrift: Culte protestant non salarié par l'Etat; sie wird von manchen Protestanten besucht, die sich deßhalb von den Gemeinden, wozu sie sich bekennen, nicht trennen. Es wird hier bloß über das

Evangelium gepredigt, und nur von Evangelien gesprochen. Die verstorbene Herzogin von Broglie wohnte diesem Gottesdienst fleißig bei, und überhaupt erblickt man in dieser Gemeinde manche ausgezeichnete Personen. Das religiöse Wochenblatt Le semeur scheint von derselben auszugeben, und sie steht im Begriffe, eine andere Zeitschrift: l'Evangélique, auszugeben. Ein eigenes Bethaus für sie wird auf Subscription in der Provencestraße gebauet. Eine Methodistengesellschaft versammelt sich in einem Privatbetsaale der St. Annenstraße. Diese scheint aus Genf herzustammen, und hat mit den Genfer Momiers viel gemein. Die Mehrzahl ihrer Anhänger gehört zu den sogenannten Volksclassen. In dieser Gemeinde wird der Besuch der Schauspiele als etwas Sündhaftes angesehen, und wer sich dieser Sünde theilhaftig macht, bekommt von einem Mitbruder einen Besuch und einen Verweis, und wenn Beides nicht fruchtet, so erscheinen der Mitbrüder zwei, und wenn auch diese nichts ausrichten, so läuft das schauspiellustige Individuum Gefahr, von der gesammten Gemeinde zurechtgewiesen, ja excommunicirt zu werden. Solcher Puritanismus wird in Paris schwerlich Wurzel fassen, und man begreift, warum die Methodistengesellschaft unter den Reichern keinen Anhang findet. Die Schauspiele müßten auch bald geschlossen werden, wenn die finstere Gemeinde sich ausbreitete. Vor der Hand hat es damit keine Noth. Die Schauspiele sind jezt in der größten Thätigkeit, und fast alle haben seit Ostern neue Stücke gegeben: die Oper ihren Feensee, worin deutsche Studenten und der Kölner Dom mitten unter den anmuthigsten Feentänzen vorkommen; nur billigen nicht Alle, daß Auber diesmal auch deutsche Musik hat setzen wollen. Das Théâtre français gibt mit großem Beifall Mademoiselle de Belleisle, womit Alexander Dumas, der schon so tief gesunken war, daß er seine Stücke an die kleinsten Schauspiele verhandelte, sich auf einmal wieder emporgeschwungen und ein höchst geistreiches Lustspiel gegeben hat. Er hätte sich mit diesem Triumphe begnügen sollen; aber wenige Tage darauf gab das Théâtre de la Renaissance von ihm ein Drama, der Alchimist, das ein schlechtes Melodram ist. Die Feen und die Zauberei sind jezt auf der Bühne Mode geworden, und in der That ist ein gutes Zauberstück besser als langweilige Dramen. Der Cirque olympique bereichert sich durch seine Teufelspillen, wobei die tollsten Zaubereien Schlag auf Schlag folgen. Nach dem Beispiele dieses Theaters hat die Direktion des Gaitétheaters einen goldnen Sylphen auf die Bühne gebracht, und andere Schauspiele werden nicht zurückbleiben. Eine Nachahmung von Werners 24stem Februar hat allgemein mißfallen; solch eine Anhäufung von Gräßlichem in einem Aufzuge, ohne allmählige Vorbereitung und gehörige Entwicklung, findet in Paris keinen Anklang.

Dg.

Prag, April.

(Fortsetzung.)

Pater S***.

Den reichsten Conversationsstoff für die gesammten Prager Coterien liefert gegenwärtig ein Fastenprediger, ein Ligorianer, welcher das Interesse aller Classen, von den fürstlichen und gräflichen Damen bis zum niedrigsten Pöbel herab, zu fesseln verstand. Pater S*** ist ein geborener Böhme, der die Welt gesehen und sich eine bedeutende Kenntniß der Menschen und ihrer Schwächen erworben zu haben scheint. Er hielt sich einige Zeit bei den böhmischen Missionen auf der andern Hemisphäre auf, trat nach der Rückkehr aus dem Orden der Redemptoristen aus, und kam nun wieder in sein Vaterland, wo er eine geistliche Anstellung sucht, und einstweilen bei der St. Galluspfarre in Prag erhalten hat. Um die allgemeine Aufmerksamkeit zu reizen, bediente er sich Anfangs drastischer Mittel, und legte einen geistlichen Eifer an den Tag, der einen modernisirten Pater Kochem charakterisirte; als er aber die Menge für sich gewonnen hatte, wurde er etwas sanfter, näherte sich mehr der Natur Pater Abrahams a S. Clara, wob Anekdoten in seine Kanzelreden ein, und schilderte mit großer Lebendigkeit das Thun und Treiben der Menschen aller Stände, deren er keinen schont, indem er so frei über die Ränke der Juristen als etwa über die Lebensart der Studenten spricht, deren Tabakspfeifen, Schnurrbärte, Brillen u. s. w. ihm reichlichen Stoff darboten. Vorzüglich aber unterhielt er seine Zuhörer unlängst durch eine Schilderung der Geistlichen, wie sie seyn sollten, und wie sie sind. Pater S*** wollte anfänglich in der großen Salvatorkirche seine Fastenpredigten halten, da ihm aber weder diese noch die Theinkirche bewilligt wurde, begnügte er sich mit der kleinen Kirche St. Simon und Juda nächst dem Kloster der barmherzigen Brüder, woselbst er so ungeheuern Zulauf hatte, daß fast jeden Donnerstag einigen Personen unwohl ward. Troz dem, daß er damals noch viel mit Höllenstrafen drohte, wimmelte die Straße von hochadeligen Equipagen, und die barmherzigen Brüder mußten mitunter zahlreiche Convois bilden, um Damen vom höchsten Range unbeschädigt zur Kirche hinaus zu eskortiren. Dem Kloster war es im gegenwärtigen Augenblick sehr angenehm, daß die allgemeine Aufmerksamkeit auf dasselbe geleitet wurde, da so eben der Obristburggraf und Fürstin Bertha Rohan die Prager Damen zu freiwilligen Geschenken aufgefordert haben, aus welchen wieder eine Verlosung gebildet, und der Ertrag zur Unterstützung des Hospitals obenerwähnten Ordens und jenes der Elisabethiner-Nonnen verwandt werden soll. Um ihrem vornehmen Zuspruch hinlänglichen Raum zu verschaffen, bedienten sich eines Donnerstags die barmherzigen Brüder einer sonderbaren Kriegslist; sie ließen nämlich unter den Andächtigen der niedern Classen die Nachricht verbreiten, der Ligorianer werde in der St. Jakobskirche predigen, wo sich schon um ein Uhr Nachmittags große Volkshaufen versammelten. Als aber die Kirche verschlossen blieb, und man bei dem Küster nachfragte, sezte dieser die Mystification damit fort, er habe gehört, der Pater Redemptorist halte seinen Vortrag heute bei St. Ignaz auf der Neustadt. Nun strömte Alles dahin, sah sich jedoch abermals in den April geschickt. Endlich aber wurde dem Kloster die Menge der Gäste zu viel, welche die Bänke zertrümmerte, auf die Altäre stieg und die Geländer derselben einriß. Pater S*** mußte wirklich zu St. Ignaz und sodann zu St. Gallus wandern, wo er, als jüngster Kaplan angestellt, deutsch und böhmisch predigt, und überall folgte ihm der „Strom der glaubenvollen Menge;" sonderbar ist es aber, daß er in böhmischer Sprache viel gemäßigter als in deutscher predigt. Nach einem on dit ist dieser junge Ligorianer derselbe, der einmal während seiner Studien sein ventriloquistisches Talent geltend machte, um die Schildwachen in der k. k. Hofburg zu mystificiren.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 14.

Sonnabend, 4. Mai 1839.

[193] **Nachricht für Forstmänner, Landwirthe, Guts- und Waldbesitzer.**

Hartig's
forstliches und forstnaturwissenschaftliches
Conversations-Lexicon

in zweiter revidirter Auflage, mit dem Bildniß des Verfassers.

gr. 8. broch. Preis 8 fl. 45 kr. oder 5 Rthlr.

Dieses forstliche und forstnaturwissenschaftliche Conversations-Lexicon ist dazu bestimmt, den Forstleuten, Waldbesitzern und allen Geschäftsmännern, die mit dem Forstwesen in einige Berührung kommen, und die sich viele Forstbücher nicht anschaffen können oder wollen, oder die keine Zeit haben, sie zu lesen, eine Schrift in die Hand zu geben, worin sie über jeden Gegenstand des Forstwesens und der dazu gehörigen Naturwissenschaften genügende Belehrung finden können. Zum bequemen Nachschlagen ist die alphabetische Ordnung gewählt, und das Inhaltsverzeichniß unter verschiedene Hauptrubriken gebracht worden; wodurch das Aufsuchen und Nachschlagen noch mehr erleichtert ist. — Um aber die Hauptrubriken oder die Hauptabtheilungen nicht zu sehr zu vervielfältigen, sind nur folgende gemacht worden:

1) Atmosphärologie. **2)** Bodenkunde. **3)** Botanik. **4)** Chemie und Physik. **5)** Entomologie. **6)** Besondere Naturgeschichte der Holzpflanzen. **7)** Holzzucht und Waldbau. **8)** Forstschutz und Forstpolicei. **9)** Forstbenutzung und Forsttechnologie. **10)** Forsttaxation und Betriebseinrichtung. **11)** Forstdirection, und **12)** Insgemein.

Je nachdem ein Gegenstand von mehr oder weniger Wichtigkeit ist, ist er weitläufiger oder kürzer abgehandelt. Doch wird man auch bei den kurz abgefertigten Artikeln die nöthigste Belehrung finden. Wo aber eine Sache, wegen der engen Grenzen dieses Buches, nicht vollständig genug abgehandelt werden konnte, da haben wir Schriften angezeigt, in welchen man genügende Belehrung finden kann. Nur dadurch ist es gelungen, dem Buche einen mäßigen Umfang zu geben, und dessen Ankauf für Jeden nach Möglichkeit zu erleichtern. — Von der Reichhaltigkeit dieses Lexicons wird man überzeugt werden, wenn man sich die Mühe geben will, das Inhaltsverzeichniß zu lesen. Dadurch wird man auch auf manche Gegenstände aufmerksam werden, die man sonst in diesem Buche vielleicht nicht gesucht haben würde.

Stuttgart und Tübingen, April 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[164] **Meyerbeer's neueste Composition!**

So eben ist erschienen und durch alle solide Buch- und Musikhandlungen zu haben:

Recitatif und Gebet,

eingelegt in die Oper: Robert der Teufel, und componirt für Herrn Mario (Tenor).

Mit deutschem und franz. Text und Begl. des Piano. ½ Rthlr.

Den Darstellern des Robert in der berühmten Oper gleichen Namens empfehlen wir diese Einlage aufs angelegentlichste; sie hat wesentlich dazu beigetragen, dass Herr Mario (Graf von Candia) einen so glänzenden Triumph bei seinem Debüt feierte.

[171] **Neue Musikalien,**

im Verlage der

Hofmusikalien-Handlung

von

ADOLPH NAGEL in HANNOVER.

Damcke, B., Choralgesänge für 4 Männerst. Part. u. Stimmen. 4tes Werk, Heft 2 u. 3. à 8 Gr.
— La Rêveuse, Rondeau p. Pfte. Oeuv. 12. 10 Gr.
v. Hannover, Kronprinz, 4 Gedichte von Schiller f. 4 Männerst. Partitur u. Stimmen. 1 fl.
— Der Ball am Geburtstage. Walzer zu 2 Händen 10 Gr., zu 4 Händen 18 Gr.
Löwenthal, L., Polonaise f. Pfte. Nr. 2. 4 Gr.
Marschner, H., Lied: Ach wenn du wärst, mit Guit. 3 Gr.
Nocola Cart, Das Vater unser f. 1 Singst. mit Pfte. 10tes Werk. 6 Gr.
Sauerbrey, Reminiscences. 6 Pieces très-fac. à 4 m. Oeuv. 11. 12 kr.
Volkslieder mit Pfte. oder Guit. No. 20 u. 21. à 4 Gr.

In Stuttgart bei G. A. Zumsteeg zu finden.

[173] **Neue Musikalien,**

im Verlage

von **N. Simrock in Bonn.**

A. Adam, Ouverture de Micheline (Geisterstunde) p. Piano seul. 42 kr.
Ch. Czerny, Op. 523. Impromptu sentimental s. le thème: Oh nume benefico de l'Op: La Gazza ladra, p. Piano seul. 56 kr.
Fr. Hünten, Souvenir de la Suisse et du Tyrol. 12 Walses favorites p. l. Po. Liv. I et II. à 35 kr.
— — Les plaisirs de Londres. Deux compositions brillantes p. l. Po. No. 1 et 2. à 56 kr.

P. Lütgen, Op. 15. Drei Gedichte für 1 Singstimme mit Po. (des 1ste mit Violoncelle) 1 fl. 21 kr.
F. Mendelssohn-Bartholdy, Alle einzelnen No. aus Paulus f. Po. Solo ohne Text No. 2—45. zu verschiedenen Preisen.
— — Presto für Piano arr. à 4 ms. p. C. Czerny. 1 fl. 21 kr.
— — Op. 24. Ouvertura für Harmonie-Musik. 7 fl.
— — dieselbe für Piano à 4 ms. vom Componisten. 1 fl. 38 kr.
— — dieselbe für Piano Solo arr. von C. Czerny. 1 fl. 10 kr.
— — (aus Op. 39. No. 3.) Duetto f. 2 Sopr. m. Po. „Tulerunt Dominum meum" (Wohin habt ihr ihn getragen). 28 kr.
L. Spohr, Op. 107. Drei Duetten f. Sopran u. Tenor mit Begl. des Piano. 1 fl. 38 kr.
— — Op. 108. Drei Duetten f. 2 Sopran m. Begl. des Piano. 1 fl. 38 kr.
— — (aus Op. 98) Duetto f. Alt u. Tenor m. Begl. des Po. „Betet an der Liebe Kinder." 35 kr.

[174] **Subscription bis 1. Juli 1839**
auf die hinterlassenen Werke

Carl Maria's von Weber.

Carl Maria von Weber's Verdienste um die Kunst sind anerkannt; sein Name ist den grössten Tonkünstlern aller Zeiten zugesteilt worden; der Componist des Freischützen, der Euryanthe, des Oberon bedarf in Bezug auf seine nachgelassenen Werke keines Panegyristen; ihr Werth in aesthetischer und kunsthistorischer Beziehung wird durch die vorhergegangenen verbürgt. Der unterzeichneten Verlagshandlung hatte der unsterbliche Meister bei seinem Leben die Herausgabe aller seiner Compositionen (mit wenigen Ausnahmen) anvertraut; ihr ist auch die Ehre zu Theil geworden, die herrlichen Werke, die sich in seinem Nachlass ganz vollendet, von des Meisters eigner Hand geschrieben, vorfanden, der musikalischen Welt zu übergeben.

Die Werke sind:

1. 2e Sinfonie en ut (C dur) pour l'Orchestre, dito arr. p. Piano à 4 mains.
2. Concertino pour Violoncelle avec. Acc. de l'Orchestre, de Quatuor ou de Piano.
3. Romanza Siciliena per il Flauto principale con Acc. di Orchestra, dito con Acc. di Pianof.
4. Quintetto zur Oper Rübezahl für 4 Sopran- und 1 Bassstimme mit Begl. d. Orchest., dito mit Piano.
5. Duett f. Sopr u. Ten. m. Begl. d. Orchest. od. Piano.
6. Komische Aria für eine Tenorstimme mit Begl. des Orchest., dito mit Piano.
7. Grabgesang im Quartett oder für eine Stimme.
8. 2 Räthselcanons.

Da die Theilnahme für diese Werke ohne Zweifel allgemein seyn wird, so bietet die Verlagshandlung gern die Hand, um auch den Unbemittelten die Anschaffung zu erleichtern, desshalb stellt sie fest:

1. Es kann auf jedes einzelne Werk subscribirt werden. 2. Der Subscriptionspreis ist per Bogen gr. Fol. in elegantester Ausstattung 2½ gr. (also die Hälfte des üblichen Preises!) 3. Der Subscriptionstermin gilt bis 1. Juli c., dann tritt der Ladenpreis, d. i. 4 gr. (5 sgr.) per Bogen, ein. 4. Wer wenigstens auf 4 Werke der Sammlung subscribirt, erhält gratis das Portrait C. M. von Weber's (gestochen von Jügel, gr. Fol.) und ein Fac-Simile seiner Handschrift.

Das Arrangement für Pianoforte haben anerkannt tüchtige Männer in diesem Fache, die Herren **Fr.** Mockwitz und Jähns übernommen.

Die mit einstimmigem Beifall im Königl. Theater in Berlin aufgenommene Operette:

Die Flucht nach der Schweiz,
von **Fr. Kücken,**
erscheint baldigst im vollständigen Clavierauszuge.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

[167] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Correspondenzblatt
des
königl. würtemb. landwirthschaftl. Vereins.
Neue Folge. Band XIV. Jahrgang 1838.
Zweiter Band. Drittes Heft.
Mit einer Steintafel.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. oder 2 Rthlr.

Inhalt des dritten Heftes:

I. Aufsätze und Abhandlungen. 1) Einige neue, wichtige Erfahrungen im Hopfenbau. 2) Ueber die kleine Hermelinmotte. 3) Ueber die Singvögel als Insektenvertilger. — II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise. 1) Auszüge aus den Protocollen der Centralstelle. a) Patentertheilungen. b) Beiträge zu den Sammlungen. c) Stand der Zöglinge zu Hohenheim im Winterhalbjahr 1838—1839. d) Auszeichnung. 2) Bekanntmachung erloschener Patente. 3) Landwirthschaftliche Berichte aus dem Donaukreise v. J. 1836. 4) Aufforderung von Seiten der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins zu Bildung landwirthschaftlicher Bezirksvereine. — III. Beiträge zur Vaterlandskunde. Seitenstück zu des Herrn Gerichtsnotars Späth Aufsatz: Ueber das Güterarrondiren rc. — IV. Auszüge und Notizen. 1) Ueber die Fabrikation des Runkelrübenzuckers. 2) Ueber die Heckenmotte. 3) Notizen über schädliche Insekten. — V. Literatur. — Meteorologische Tabellen aus Stuttgart 1838. Tab. XI und XII. November und December. Tab. XIII. Jahrestabelle.

Stuttgart und Tübingen, im April 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[155] Im Verlage der Unterzeichneten ist so eben erschienen:

Allgemeine Musiklehre.
Ein Hülfsbuch
für Lehrer und Lernende in jedem Zweige musikalischer Unterweisung
von
A. B. Marx,
Professor und Doctor der Musik, auch Musikdirektor an der Universität zu Berlin.

Ein Band in gr. 8. mit vielen eingedruckten Notenbeispielen.

Preis 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr. rhein.

Diese Musiklehre, ein unentbehrliches Elementarwerk, und das erste vollständige seiner Art, enthält alle Vor- und Hülfskenntnisse für jeden Musiker und Musikfreund, er beschäftige sich nun mit Gesang oder Instrumentalspiel, mit Unterricht, Direction oder Composition. Sie ertheilt ausser den eigentlichen Elementarkenntnissen (Tonlehre, Notenlehre u. s. w.) gründlichen und leichtfasslichen

Unterricht über Tonarten, Harmonie, Modulation, Kenntniss der Instrumente; gibt Anleitung zum Partiturlesen und Spielen, lehrt die Methode der Musikbildung, und gibt durchgreifende Rathschläge für Aeltern und Erzieher hinsichtlich der musikalischen Bildung ihrer Angehörigen. Zugleich ist sie das Vorstudium zu der Compositionslehre.

Ueber den Beruf des Verfassers zum Lehrer der Musik hat die Compositionslehre („Die Lehre von der musikalischen Composition, praktisch-theoretisch, von Dr. A. B. Marx." Zwei Bände in gr. 8. Preis 6 Thlr., im Verlage derselben Buchhandlung), ein Werk, dessen völlig neue Methode einstimmig mit dem grössten Beifall aufgenommen worden, auf eine Weise entschieden, dass der gegenwärtigen Musiklehre der allgemeine Eingang in alle Kreise musikalischer Bildung aufrichtig zu wünschen ist.

Leipzig, im März 1839.

Breitkopf & Härtel.

---

[168] Gil Blas — der erste Roman der Franzosen und die übrigen Werke

Le Sage's:

Der hinkende Teufel, Don Guzman von Alfarache, der Baccalaureus von Salamanca,

erscheinen bei mir in einer neuen Uebersetzung in zwölf zierlichen Bänden, à 27 kr., 6 Gr. Der erste Band hat die Presse verlassen. Man kann in jeder Buchhandlung unterzeichnen.

Stuttgart, im April 1839.

Paul Neff.

---

[154] **Capt. Chamiers neuestes Werk.**

In unserm Verlage ist so eben erschienen:

Jack Adams, der Meuterer,

nach Capt. Frederic Chamier.

3 Theile. geh. Preis 1 Thlr.

Dieser interessante Roman bildet zugleich die Fortsetzung von Macryats, Chamiers, Boz u. A. gesammelten Werke, Thl. 66 bis 68.

Braunschweig, 1sten März 1839.

Friedrich Vieweg & Sohn.

---

[176] So eben erschien bei **K. F. Köhler** in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Allgemeine christliche Symbolik.

Eine vergleichende quellengemäße Darstellung der verschiedenen christlichen Confessionen von lutherisch-kirchlichem Standpunkte.

Von

H. E. F. Guerike,

Theol. D.

Motto: Σὺ εἶ Πέτρος, καὶ ἐπὶ ταύτῃ τῇ πέτρᾳ οἰκοδομήσω μου τὴν ἐκκλησίαν.

Der Verfasser des Handbuchs der Kirchengeschichte übergibt hiermit dem theologischen und demnächst auch dem überhaupt wissenschaftlich gebildeten Publikum, welchem confessionelle und kirchliche Zustände in so tief bewegter Zeit nicht gleichgültig sind, ein nach ähnlichem Plane gearbeitetes Handbuch der allgemeinen christlichen Symbolik. In den Kreis der Untersuchung sind nicht nur die verschiedenen christlichen Hauptkirchen hinsichtlich aller gegenseitigen Harmonie und Disharmonie von der Wurzel an bis in alle Verzweigungen, sondern auch alle bedeutende kleinere Partheien und Secten gezogen, deren symbolischer Lehrbegriff nun in einer vergleichenden, möglichst präcisen Darstellung ausgeführt, und allenthalben durch eine genaue Mittheilung von Symbol- und andern Quellenstellen begründet, veranschaulicht und erörtert wird. Die historisch-dogmatische Polemik zwischen der protestantischen und der katholischen Kirche, welche dem Verf. vorzugsweise wichtig gewesen zu seyn scheint, ist, so wie alle seine Polemik, nicht von einem negativ destructiven, sondern durchaus von dem positiv conservativen Standpunkte geführt worden, welchen der Verf. behauptet und rechtfertigt.

---

[185] In einer zehnten verbesserten Auflage ist erschienen, allen jungen Leuten zu empfehlen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neues Complimentirbuch,

oder Anweisung, sich in Gesellschaften beliebt zu machen und sich anständig zu betragen, enthaltend: Wünsche, Anreden und kleine Gedichte bei Neujahrs-, Geburts- und Hochzeitstagen; Glückwünsche bei Geburten und Gevatterschaften; Heirathsanträge; Einladungen; Anreden beim Tanze und bei Gesellschaften, nebst den nöthigen Anstands- und Bildungsregeln, als: 1) Ausbildung des Blicks und der Mienen, 2) die Haltung und Bewegung des Körpers, 3) Gesetztheit, 4) Ausbildung der Sprache, 5) Wahl und Reinlichkeit der Kleidung, 6) Verhalten bei Tafel, 7) Höflichkeitsregeln im Umgange mit dem schönen Geschlecht und 8) eine Blumensprache und Stammbuchsaufsätze. 8. broch. Preis $12\frac{1}{2}$ Sgr. oder 45 kr.

☞ Unter allen bis jetzt erschienenen Complimentirbüchern ist das obige, in der Ernst'schen Buchhandlung herausgekommene das beste, vollständigste und empfehlungswertheste.

---

[151] Im Verlag von **H. R. Sauerländer** in **Aarau** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Genfer Novellen. Nach dem Französischen von R. Töpffer, herausgegeben von H. Zschokke. Zwei Bändchen in **12.** geheftet. à **2** Thlr. — **3** fl.

Wem die ausgewählten Novellen von H. Zschokke einen geistreichen Genuß gewähren, dem dürfen wir auch diese Genfer Novellen mit Zuversicht empfehlen, indem sie mit gleichem allgemeinem Beifall aufgenommen zu werden verdienen.

---

[156] Zur Feier des dem Preußenlande bevorstehenden Jubeljahres **1840:**

Friedrich der Große

dargestellt

nach den besten Quellen

von

A. E. Fern.

In 18 monatlich erscheinenden Lieferungen von 3 Bogen Text und 2 Kunstblättern.

à $\frac{1}{3}$ Thlr. = 30 kr. C.-M. = 36 rhein.

Sämmtliche Blätter sind auf chinesischem Papier gedruckt, und werden auch einzeln in 4. à $\frac{1}{3}$ Thlr. gegeben.

Die Verlagshandlung beabsichtigt ein Werk zu liefern, das sowohl durch die Lebendigkeit und Treue der Darstellungsweise, als durch die

äußere Ausstattung geeignet ist, ein Volksbuch zu werden, welches den Schöpfer und Träger des Preußen-Namens verherrlicht, in dessen Kunstbeilagen zugleich die ewig denkwürdigen Momente aus dem Leben des großen Königs würdig und schön dargestellt sind.

Das Werk wird 1840 vollendet, in dem Jahre, wo vor einem Jahrhundert der große König Preußens Thron bestieg.

Das erste Heft ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig.

Magdeburg, im März 1839.

Die Rubach'sche Buchhandlung.
(E. Fabricius.)

---

[188] **Die Schriften und Schicksale eines Deutschen.**

In J. Scheible's Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

C. F. D. Schubart's,

des Patrioten,

gesammelte Schriften und Schicksale.

Erster Theil:

Schubart's Leben und Gesinnungen,

von ihm selbst im Kerker aufgesetzt.

Mit Schubart's wohlgetroffenem Bildnisse.

O Freiheit!
Silberton dem Ohre!
Licht dem Verstand, und hoher Flug zu denken!
Dem Herzen groß Gefühl!

O Freiheit! Freiheit! Nicht nur der Demokrat
Weiß, wer du bist,
Des guten Königs glücklicher Sohn,
Der weiß es auch!

Klopstock.

Ausstattung wie die erste Ausgabe von Schillers Werken.

Broch., 304 Seiten stark. Preis 54 kr. od. 12 Gr.

---

[194] In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die Maaße und Gewichte der deutschen Zollvereins-Staaten

und vieler anderer Länder und Handelsplätze in ihren gegenseitigen Verhältnissen.

Nach den neuesten amtlichen und andern zuverlässigen Angaben berechnet

von

C. L. W. Aldefeld,

Königl. Preuß. Regier. Secrt.

8. in Umschlag brochirt. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Inhalt: Anhalt-Köthen und Anhalt-Dessau. Baden, Bayern, Belgien, Birkenfeld, Böhmen, Braunschweig, Bremen, Croatien, Dänemark, Dalmatien, England, Frankfurt a. M., Frankreich, Gallizien und Lodomirien, Hamburg, Hannover, Kurfürstenthum Hessen, Hessen-Darmstadt, Hessen-Homburg, Holland, Holstein, Illirien, Kirchenstaat, Krakau, Lippe-Detmold und Lippe-Schaumburg, Lombardisch-Venetianisches Königreich, Lucca, Lübeck, Luxemburg, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Modena, Nassau, Oesterreich, Oldenburg, Parma mit Placenza und Guastalla, Polen, Portugal, Preußen, Fürstenthümer Reuß, Rußland, Königreich Sachsen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Coburg-Gotha, Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, Sachsen-Weimar-Eisenach, Sardinien, Schweden, Schweiz, Sicilien, Siebenbürgen, Slavonien, Toscana, Ungarn, Waldeck, Wallachei, Württemberg. Anhang: Uebersicht der Münz-, Gold- und Silbergewichte.

Das vorliegende Werk ist ein Handbuch für Kaufleute, Beamte und Geschäftsmänner jeder Art; es wird auch als Quellenschrift nicht unbeachtet bleiben, indem es nach den neuesten Bestimmungen bearbeitet und für jeden Platz die daselbst am häufigsten vorkommenden Vergleichungen liefert. Die Wahl der verglichenen Maaße und Gewichte ist weder, wie bei Jäckel, allgemein gleichartig, noch ist sie dem Zufall überlassen worden; der Verfasser verdankt sie der Mittheilung erfahrener Kaufleute. Die Anordnung und Reihenfolge der Artikel anlangend, hat der Verfasser, abweichend von ähnlichen Schriften, vorgezogen, die Staaten unter sich alphabetisch zu ordnen; diese bilden demnach Haupt-Abtheilungen, welche zuerst die gesetzlichen oder allgemein üblichen, und demnächst die Local- und älteren Maaße und Gewichte enthalten. In dem Anhange sind Behufs besserer Uebersicht des Unterschiedes die verschiedenen, unter dem Namen der Kölnischen Mark bestehenden Gewichte verglichen mit französischen genauen Grammen, holländischen Troy-As und der preußischen Mark zusammengestellt. In der Vorrede sind die argen Verstöße in andern Werken, namentlich hinsichtlich der Gewichtsangaben im Nelkenbrecher'schen Taschenbuche, nachgewiesen.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[175] **Interessante Schrift.**

Im Verlage von L. Fort in Leipzig erscheint in Kurzem und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen darauf an:

Der Journalistenspiegel. Worte der Wahrheit über Flugblätter und literarische Trommelschläger, an Freund und Feind gerichtet, von Ernst Richter. **Preis ca. 15 kr.**

Wie sehr das Journalistenwesen unsere neuere Literatur schändet, ist nur zu bekannt! In der obigen geistreichen Schrift wird der ganze Unfug desselben, mit Vermeidung aller hämischen Persönlichkeiten, eben so treffend gerügt, als nachdrücklich gegeißelt, und sie ist daher jedem Gebildeten als eine höchst interessante Lektüre zu empfehlen.

---

[172] In meinem Verlag hat so eben die Presse verlassen:

Deutsches Hausbuch

für

Stadt und Land,

oder Bildungsbibliothek für Geist und Herz. 1ste Abthl. Länder- und Völkerkunde. 1ste Lief. 2te Abthl. Naturlehre. 1ste Lief. 3te Abthl. Mechanik und Maschinenlehre. 1ste Lief. mit 12 Steindrucktafeln. gr. 8. 1839.

Preis 1 Thlr. 6 Gr.

Eine ausführliche Anzeige dieses Werks ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Im März 1839.

Gerhard Fleischer in Dresden.

№ 108.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 6. Mai 1839.

Froh empfind' ich mich hier auf classischem Boden begeistert;
Vor- und Mitwelt spricht lauter und reizender mir.

Goethe.

Der Deutsche in Trastevere.

(Fortsetzung.)

7ten December.

Wir haben das herrlichste Wetter von der Welt. Die Fenster bleiben den Tag über geöffnet und eine wahre Frühlingsluft weht von Außen in's Zimmer. Die ewig fröstelnden Italienerinnen freilich wärmen ihre Händchen schon über dem unzertrennlichen Aschentopf, und bei jeder Schildwacht glimmt abendlich ein gewaltiges Kohlenbecken, auf daß altrömische Tapferkeit nicht rettungslos erstarre. Aber das geht hier Alles nach althergebrachter Weise. Der Kalender verkündet Adventzeit, und da muß man einmal frieren und den Scaldino hervorsuchen. Mit Advent steigen auch die Pifferari von den Abruzzen und blasen den Winter ein: es sind die Hirten, welche das Jesuskind anbeten und durch die Straßen von einem Madonnenbild zum andern ziehen — die feierlichste, rührende Adoration, die du dir denken magst. Da stehen die schwarzlockigen, sonnenbraunen Bursche in ihren langen blauen Mänteln, mit Jacken von rauhen Schaffellen und Sandalen an den Füßen, gegen die Mauer gelehnt; der spitze Hut liegt auf der Erde; der Eine bläst den schnarrenden Dudelsack, ein Zweiter die Schalmei, der Dritte singt einen Vers dazwischen. Die Melodie ist einfach, herzlich. — Mir treten die Thränen in's Auge, wenn ich so ein Paar vor einem verblaßten Marienbild in einer wüsten Gegend der Stadt einsam stehen und spielen und die dunkeln Augen so inbrünstig nach der himmlischen Helferin aufschlagen sehe — da ist doch noch wahre Andacht.

Seit Wochenfrist treibe ich mich in dem alten, verlassenen Rom zwischen den Weinbergen umher und schlendere bald hier, bald dort durch die einsamen Gänge. Bei jedem Schritt stoße ich auf etwas Neues und Herrliches. Hier ragt eine Cypresse oder ein Orangenbaum mit goldgelben Früchten, dort ein verwitterter Bogen über die Mauer; dann kommt einmal wieder ein prächtig Thor mit Wappen und Inschrift, hinter dessen Eisengitter sich lange, schnurgerade Alleen von Lorbeerhecken bis zu einem Triton, der sein silberhelles Wasser in die Luft sprudelt, hinziehen, oder zu einer Villa mit heiterer Loggia. Und nun geht's zum Thor hinaus in die magische Campagna. Da bin ich nun schon drei, vier Tage wieder und immer wieder aus der Porta Pia gezogen — ich kann nicht von der Gegend loskommen. Wenn man erst hinter der alten Basilika Sant' Agnese und dem zierlichen Rund des von vier-und-zwanzig Doppelsäulen getragenen Kirchleins Santa Costanza vorbei gekommen ist, verschwinden die häßlichen Mauern, welche den Weg zu beiden Seiten einfassen;

da thut sich denn der unermeßlich weite Blick über Hügel und Thäler bis zu den fernen blauen Albaner- und Sabinerbergen auf. Zur Linken ragt eine weiße Villa aus der Olivenwaldung, im Vordergrund liegen die Trümmer eines alten Bacchustempels, weiterhin verfallene Wartthürme, an welche Casali angebaut sind. Der Teverone strudelt im Bogen vorüber, der alte Ponte nomentana mit seinem Brückenthurm leitet darüber hin. Jenseits erhebt sich der heilige Berg, von welchem der alte Schwätzer Menenius Agrippa das Volk in die Ring- und Zwingmauern zurückfabelte. Zu seinen Füßen liegt eine Osteria; dort kehre ich täglich ein. Die Leute sind gut und treuherzig; sie kennen mich schon alle. Die Kinder springen mir entgegen, der zweijährige Gigi winkt mir vom Schooß der Mutter mit dem Händchen; weiß er doch, daß der Forestiere ihm einen Portogallo oder eine Handvoll Pasteciotti mitbringen werde, und der zottige Hund Prudent springt wedelnd an mir in die Höhe. Frau Pasquarella wartet nicht erst auf meine Bestellung und sezt mir unaufgefordert meine Foglietta Tonnarello in der langhalsigen Flasche auf den Tisch. Da sitze ich stundenlang an der Thür, störe in dem Kohlenbecken, lasse mir eine endlose Räubergeschichte oder einen Traum von Lotterienummern von der Padrona erzählen, starre hinauf nach dem klaren, wolkenlosen Himmel, nach den Brückenbogen oder kahlen Erdstürzen, oder auf die Landstraße, wo die gelangweilten und langweilenden Engländer vorüberjagen, die Jäger in die Campagna hinausziehen und die Maulthiere hinter einander herklingeln, und träume und bin glücklich, überglücklich. Du glaubst gar nicht, Otto, wie leicht es sich hier leben läßt, und wie so frei.

10ten December.

Da muß ich dir doch ein hübsches Abenteuer, welches mir gestern begegnete, mittheilen. Behalt's aber fur dich, nicht meinethalben, ist mir's doch sehr gleichgültig, ob das vornehmthuende Gesindel zu meinem Thun und Treiben die Nase rümpft, wohl aber wegen der ehrlichen Jungen in unserer Vaterstadt: ich wollte sonst darauf wetten, daß die Alten ein ewiges Interdikt über das Gomorrha Rom sprächen, so wie sie erführen, in welche Gesellschaft hier guter Leute Kinder gerathen können.

Es war Sonntag. Ich wanderte nach der Porta del Popolo und gedachte, die Straße, um welche mich mehr noch als der häßliche Regen das freundliche Geplauder der kleinen Römerin gebracht hatte, zu durchmessen, und sie so recht mit Vernunft, wie ihr es nennen würdet, zu genießen. Als ich aus dem Thor trat, sah ich eine Menge Wagen nach den borghesischen Gärten rollen. Das herrliche Wetter hatte halb Rom hinausgezogen. Ich ließ mich von dem Strom fortreißen. Es war ein frohes, lebendiges Gewühl, Reiter und Fußgänger, die langen Schwärme der Seminaristen in ihren flatternden Gewändern, die über und über gefüllten Wagen mit Minenti in ihrer Festtracht — alles das wogte in den breiten Gängen auf und nieder, um zu sehen und gesehen zu werden, schwazte, lachte, fächerte mit den Händen und freute sich des schönen Lebens.

Ich wandte mich bald nach den entlegenern, einsamen Partien des Parks, wo die königlichen Pinien ihre breiten Wipfel in die Lüfte schwingen, wo die Aloe aus der bauchigen Vase quillt, die Fontänen im Schatten der Eichen und Myrten eintönig murmeln und der gefangene Barbarenkönig die verstümmelten Arme kreuzt. Auf dem frischen, grünen Rasen lag eine antike Granitsäule; sie war als Gartenwalze benuzt worden. Ein altrömisches Grabmonument von Marmor lag unfern auf dem Boden; es war der Länge nach geborsten, die Sprünge aber frisch. Sie hatten es wohl irgendwo aufrichten sollen und im nachlässigen Abladen erst neuerdings zertrümmert; das ist nun die glückliche Sorglosigkeit des Volks. Wenn wir so einen Stein in unserm Norden hätten, würde er frischweg im Museum aufgestellt, und da kämen die Gelehrten zehn Meilen weit gewallfahrtet und mäßen ihn auf's Härchen aus und schrieben dicke, langweilige Bücher darüber; hier bleibt er nun so liegen; es wird sich wohl ein anderer finden, die Erde biegt ihrer ja genug; die Bruchstücke werden gelegentlich vermauert, und damit ist's gut.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben der Deutschen in Rußland.

(Fortsetzung.)

Der auf bessere Zeiten Hoffenden hatte sich endlich der Grenzbaum geöffnet und geschlossen. Sie hatte das fremde, kalte Land betreten; die eilenden Wagen steuerten der Hauptstadt zu. Am lezten Reisemorgen wurde nur flüchtig gefrühstückt und nirgends mehr angehalten. Die frühe Nacht war, troz der Eile, mit welcher man reiste, schon angebrochen, als man den ersten Wachtposten der Kaiserstadt berührte. Der herrschaftliche Wagen passirte nach kurzem Aufenthalte; nicht so der zweite, in welchem sich die Dienerschaft befand, die kleinen Diebe, welche gehangen werden müssen. Die russischen Herrschaften beladen die Koffer ihrer Reisewagen häufig mit Stoffen, die sie im Auslande drei- und vierfach billiger als im Lande einkaufen. Auf die Frage, ob sie Verbotenes einführen, bedarf es von ihrer Seite nur eines kurzen Nein oder eines angehängten Stückchens Blei, welches

an Ort und Stelle ohne großes Aufsehen abgenommen werden kann. Die Dienerschaft glaubt gleiches Recht zu haben und sucht manches Ausländische, welches sie dort zu enormen Preisen verkaufen kann, einzuschmuggeln. Ihr wird jedoch auf die Finger gesehen. — Die Untersuchung des Wagens nahm über eine halbe Stunde weg. Ein gleicher Zeitraum war noch bis zum Hotel der Herrschaft zu durcheilen. Endlich hält der Wagen vor einem Palaste; schnell entschlüpfen die russischen Zofen und lassen die, welche in völlig neue Verhältnisse treten soll, allein und unberathen. Als auch sie den Wagen verlassen will, bietet sich ihr keine Hand, um ihr herauszuhelfen. Ein Mann, in einen Schafpelz gehüllt, lehnt am Thorwege. Dieser Pelze hatte Henriette viele während der Reise gesehen und gerochen und war ihnen stets nach Möglichkeit aus dem Wege gegangen; jezt mußte sie Gott danken, als der Dastehende ihr aus dem Wagen half. Sie trat in einen weiten Hofraum. Rings erleuchtete Gebäude; aber wo war die Thüre, welche in dieselben führte? Schwindelnd von der Eile des Fahrens, vom Hunger, von unangenehmer Ueberraschung, konnte sie lange sich auf keine der unterwegs erlernten russischen Phrasen besinnen. Endlich wird sie von einem Holzträger zurecht gewiesen. Sie steigt eine mit reichen Teppichen belegte Marmortreppe hinan und sieht auf's Neue zweifelnd mehrere Thüren vor sich. Ein einmal gebrochener Muth bedarf der Zeit, um sich wieder aufzurichten, und die Zaghaftigkeit wählt nur selten das Rechte.

Glücklicherweise tritt eine corpulente Dame zu einer der Thüren hinaus. Ihre Blicke messen die bescheiden dastehende Fremde. Diese fragt nach der Dame des Hauses. „Nicks da! Nicks da!" wird ihr geantwortet. „Gräfin jezt nicks geben. Andermal wiederkommen!" Die erschrockene Henriette begreift, daß sie für eine Bettlerin gehalten wird. In französischer Sprache gibt sie sich als die mitgebrachte Gesellschafterin der Damen kund. Demoiselle de compagnie ist zwar für die dicke Frau eine gewichtigere Empfehlung, doch mißt ihr Blick nochmals die Fremde, und sie öffnet ihr endlich kopfschüttelnd eine der Thüren. Henriette befindet sich wieder bei ihren Wagennachbarinnen, die sie so treulos verlassen. Sie verständigen sich mit der Engländerin; eine solche war die dicke Frau, früher Kinderwärterin, jezt aus Güte der Herrschaft ohne Geschäft noch im Hause. Breit sich auslegend, wie Frauen der niedern Volksclasse jener Nation zu thun pflegen, bemühte sie sich jezt, für eine Dame zu gelten. In der Nähe solcher Wucherpflanzen ist es schwer, eine behagliche Stellung zu gewinnen. Es war nicht zu verkennen, daß die Engländerin so wenig als die Zofen von der Vermehrung des weiblichen Personals im Hause erfreut war.

Wenn auch, bei der wirklichen Herzensgüte derer, welche die deutsche Jungfrau unter so annehmlichen Aussichten mit sich gelockt hatten, sich Manches für diese in ihrer neuen Lage erfreulich gestaltete, ganz befriedigend konnte es nie werden. Welches wahrhaft deutsche Gemüth könnte sich an geistiger Halbheit sättigen? Es ist daher wohl gut, wenn Jeder und Jede, welche Blicke in Verhältnisse dieser Art thun konnten, ihre Erfahrungen nicht vorenthalten.

Es scheint von Ferne etwas, wenn eine ausländische Gouvernante sich in Seide kleidet, einen Diener hinter sich stehen und gehen läßt, ja über eine Equipage gebieten kann; sie muß jedoch diesen Glanz mit manchem inneren Verdrusse erkaufen. Hat sie in den Unterrichtsstunden einige Autorität über ihre Zöglinge, so kehrt sich das Verhältniß in den Spielstunden um. Sie ist dann nur die Nachläuferin der jungen, oft sehr wilden Heerde. Es würde ihr sehr übel genommen werden, wenn sie sich nicht überall befände, wo jene ist, und der Spielplatz mag in einer Reihe von sechs bis acht Zimmern so oft gewechselt werden, als es den jungen Nomaden gefällt, die Gouvernante muß nachziehen. Bedarf sie eines Dieners, so weist der von ihr aufgeforderte sie zum zweiten und dritten; denn jeder scheint sich selbst zu vornehm, um auf den Befehl einer ebenfalls im Dienste seiner Herrschaft stehenden Person viel zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Kedongkebo auf Java.

Briefe eines Deutschen in holländischen Diensten.

Ich habe am Schlusse des vorigen Briefs die Ankunft unseres Corps zu Samarang gemeldet. — Ich war nicht wenig verwundert, hier einen Herrn von Z., den ich in Trier als Porteepeefähndrich gekannt hatte, als Corporal zu treffen. In Gesellschaft dieses jungen Mannes und eines hier den Fourier spielenden Leipziger Studenten, brachte ich den ersten und zweiten Tag nach unserer Ankunft mit Besichtigung der Stadt zu. Samarang ist unstreitig die bedeutendste Stadt auf Java, mit mehr als 100,000 Einwohnern. Der Theil, den die Europäer und Lipplappen — wie hier die von Europäern und Einwohnern Entsprossenen genannt werden — bewohnen, ist schön und regelmäßig gebaut, alle Häuser, seyen es steinerne oder von Bambus errichtete, sind mit Colonnaden oder Verhallen versehen, wo man dann gegen Abend, wenn sich die Hitze etwas gelegt hat, die schöne Welt in ihrem Glanz und Luxus, von dem man sich in der That keinen Begriff macht, betrachten kann. Es ist sehr interessant, Abends, wenn diese Vorhallen alle auf's Glänzendste beleuchtet sind, die Straßen auf und ab zu gehen, und die in morgenländischer Ueppigkeit unter Musik und Tanz schwelgenden Herren und Damen zu betrachten. Während von Morgens 9 Uhr bis Abends 5 Uhr die Straßen wie ausgestorben sind, lebt und webt jezt Alles, überall werden einem

die herrlichsten Früchte und köstlichsten Erfrischungen, als Limonade, Thamarindenwasser ꝛc., gegen geringes Geld angeboten; bald hört man einen spanischen, bald einen englischen, bald einen französischen Fluch, hier hört man sich javanisch und malaisch, dort arabisch und chinesisch grüßen, Equipagen, die sich an Eleganz überbieten, drängen sich, denn der geringste Mann, der nur etwas Einkommen hat, geht nicht, sondern fährt; daher es auch Wagen- und Pferdeverleiher gibt, die wohl hundert der elegantesten Karossen und Droschken stehen haben; kurz, was man sich zur Bequemlichkeit und zum Genuß dieses Lebens nur denken kann, findet man hier so gut wie in der größten Stadt Europas. Unter den hervorstechenden Gebäuden erregen besonders das Kaufhaus, der Militärhospital, die Freimaurerloge, so wie die reformirte und katholische Kirche die Aufmerksamkeit. — Ein schrecklicher Kontrast hingegen ist es, wenn man diesen Theil der Stadt verläßt und in die bloß von Eingeborenen und Chinesen bewohnten engen und finstern Straßen kommt. Uebrigens ist Samarang keineswegs der gesundeste Ort, besonders wegen des sehr schlechten Wassers, das sich daher auch die Wohlhabenden acht Stunden weit herkommen lassen und theuer bezahlen müssen. Es liegt hier so viel Militär wie in Weltevreden, es wird indessen bei der Größe der Stadt wenig bemerkt. — Den 12ten August mußten wir auf den Exerzierplatz marschiren, wo uns der Commandeur des im Innern des Eilands stationirten Observationskorps, der fungirende General Cenhout, erwartete, um uns unter die verschiedenen Bataillons zu vertheilen; ich und noch ein Sergeant nebst 47 Mann wurden bei dem vierten Bataillone zu Kebongkebo eingetheilt, und den 14ten dieses Monats sollten wir nach unserm Bestimmungsort abgehen.

(Fortsetzung folgt.)

Prag, April.

(Fortsetzung.)

Theater.

In dem Lustspiel: „Der Zögling," von P. A. von S., der Verfasserin des Oheims, Lüge und Wahrheit, Landwirth, Pflegevater, Vetter Heinrich u. m. A. (Sie sehen, der Catalog wächst lawinenartig), hat die hohe Dame einmal einen Stoff gewählt, welcher ihrem eigenthümlichen Lebenskreise etwas näher steht, als das Thun und Treiben der Bourgeoisie, und man hatte daher alle Ursache zu glauben, sie werde sich in demselben noch freier bewegen, als in der ihr so ferne liegenden Sphäre; doch war dies keineswegs der Fall, und wüßten wir nicht notorisch, daß eine Dame auf dem höchsten Gipfel des Lebens dieses Stück schrieb, wir würden manchmal den Autor beschuldigen, daß ihm der Salonton fremd sey. Wir wollen zwar gerne glauben, daß es so alberne Grafen gibt, als dieser Biberstein, ja sogar, daß man sich heutzutage in den vornehmen Salons gerade so unartig gegen Damen benimmt, als hier Alles gegen die Gräfin ist, aber eine so edle und achtungswerthe Frau, wie Gräfin Werdenbach, flößt doch in der Regel selbst unserer männlichen Jugend — geschweige den alten Herren — eine Ehrfurcht ein, die sich wenigstens durch Schweigen ausspricht, und sollte etwas dergleichen in Sachsen vorfallen können, so sind die Bewohner dieses Königreichs uns in moderner Aufklärung noch weit zuvor geeilt. Von den stehenden Figuren aller Schau- und Lustspiele der hohen Verfasserin befinden sich im „Zögling" — streng genommen — nur Ida und Salome, die klatschsüchtige und unbescheidne Magd, welche von allen Leuten, die nicht so dumm sind, wie sie, Böses spricht. Hr. von Grünau hat eine etwas andere Physiognomie als sonst die alten Herren, und eine so achtungswerthe Dame als die Gräfin haben wir noch in keinem der fürstlichen Dramen gefunden. Auch der erste Liebhaber hat sich total, doch nicht zu seinem Vortheile verändert, denn Robert ist eine dermaßen langweilige Personage, daß es wohl wenigen Schauspielern gelingen dürfte, ihm einiges Interesse zu ertheilen.

Bereits haben wir auch wieder zwei neue Raupachsche Dramen gesehen: „Die Schule des Lebens," Schauspiel in fünf Akten nach einem Mährchen, und: „Die Lebensmüden," Lustspiel in fünf Akten. Donna Isaura, die Schülerin im ersten Stücke, vereinigt in sich nicht allein „Turandot," „Donna Diana" und „Corona von Saluzzo," sondern auch die bulgarische „Elisene," Shakespeares „Widerspenstige" und „Griseldis," und wird in der balletartigen Schlußscene noch ein bischen „Aschenbrödel" und „Käthchen von Heilbronn." Sie macht in der That die Schule des Lebens sammt allen Rigorosen dermaßen durch, daß sie wohl den Doktorhut vor allen Schauspielheldinnen verdiente; doch ist das Ganze sehr wirksam durchgeführt, hat ein paar sehr gute Rollen und viele Effekte; aber die Schattenseite besteht in Unnatur, in manchen Längen und diversen Tortur- und andern Wiederholungen. Die Frage, ob der ganze Stoff dem dramatischen Genre angehören könne, wollen wir in unserer Zeit, wo die Kunstformen sich so vielfach kreuzen und verschlingen, unerörtert lassen. Auf jeden Fall setzt sich die „Schule des Lebens" demselben Vorwurf aus, den man der „Griseldis" so vielfach gemacht hat, und die Educationstendenz, welche die erstere enthält, wird sie vor dem dramatischen Tribunal nicht freisprechen können. Auch hat Friedrich Halm wenigstens ganz offen von vorne herein gestanden, daß Alles nur ein Spaß sey, während diesmal Raupach, um mit seinem Publikum Blindekuh zu spielen, und es in einer mehr mährchenhaften als dramatischen Spannung zu erhalten, sogar den traurigen Kunstgriff von *** à la Abällino nicht verschmäht, damit die Zuschauer nicht im Voraus wissen, daß der König und der Goldschmidt nur eine Person sind. — Der Titel des zweiten Stückes: „Die Lebensmüden" erinnert gegenwärtig unwillkührlich an die Europamüden, doch ist es hier nicht so ernstlich gemeint, und es könnte eben so gut die Salonmüden heißen, denn es sind eigentlich nur eine Gräfin und ein Baron, die in der Stadt Langeweile haben, wie man das bereits in Tausend und Einer Komödie gefunden hat; dann gehen die Leute gewöhnlich auf's Land, und das thun auch die unsrigen, die Gräfin maskirt sich als Bauernmädchen, der Baron als Jägerbursche, sie verlieben, demaskiren und heirathen sich im fünften Akte, nachdem das Publikum bereits angefangen hatte, die Theatermüden zu spielen. Diese „Lebensmüden" wurden einmal wieder im Abonnement zum Vortheile des Hrn. Dietrich zum ersten Male aufgeführt. Ausländer nennen die Subscriptionslisten zu Conzerten eine honette Bettelei, diese Beneficien sind eine malhonette Bettelei, und wir können weder begreifen, daß eine Direktion solle gestatten, noch, wie irgend ein Schauspieler seinen Namen dazu hergeben kann, und wäre es auch ein so wenig berühmter, als jener. Am Schlusse wurde wenig applaudirt und Niemand gerufen; gleichwohl kamen ex diligentia Alle oder wenigstens alle heraus, die eben bei der Hand waren.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 109.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 7. Mai 1839.

Du weißt nicht, wie der eigne Herd behagt,
Bis einmal dich die Fremde neckt und plagt.
Logau.

Aus dem Leben der Deutschen in Rußland.

(Fortsetzung.)

Bestellt eine ausländische Gouvernante einen Wagen, so muß sie wenigstens einige Stunden vorher darnach senden, denn ehe die Pferde angeschirrt, Kutscher und Jokei gekleidet sind, ehe sie auf ihren Sitzen ihre faltenreichen Röcke zurecht gelegt haben, geht eine halbe Stunde nach der andern hin. Die Geduld der Harrenden reicht nicht so lange aus, oder die Stunden sind ihr zugemessen; sie entschließt sich daher, ihren Weg in einer der Droschken zu machen, welche man höchst billig an jeder Straßenecke miethen kann. Aber, o Himmel! hier kommt sie mit einem der Pelze, die ihr so widerlich geworden, oder einem, keinen bessern Dunstkreis verbreitenden grauen Tuchkaftan in die nächste Nachbarschaft. Die russische Droschke besteht bekanntlich aus einer schmalen Bank mit niedriger Rücklehne. Sie geht auf kleinen Rädern und hängt tief; man ist mit einem Schritt in derselben und sitzt quer auf der Bank, gewöhnlich dicht hinter dem Kutscher. Nun sind aber in der großen Stadt Petersburg nur drei Wege, auf denen man einigermaßen ohne Unbequemlichkeit fahren kann. Es ist dies die Newskische Perspektive, welche mit Holz belegt ist, und die beiden großen Brücken. Das Steinpflaster aller andern Straßen, auf weichem Moorgrunde liegend, wird in jedem Winter durch die Abwechslung von Frost und Thauwetter hier gehoben, dort gesenkt, so daß es, besonders im Frühjahr, ehe es, was alljährlich geschieht, umgelegt ist, eine Reihe von Hügeln und Gräben bildet. Ueber diese hin hüpft das leichte Fuhrwerk im schnellsten Fluge. Es gehört, besonders für ein Frauenzimmer, eine eigene Geschicklichkeit dazu, sich im Sitze zu erhalten. Man greift in der Angst nach dem Kuschak (Leibgurt) des Kutschers und hält sich daran. Die Blechtafel mit der Nummer der Droschke hängt auf dem Rücken des Kutschers und schlägt bei der schnellen Fahrt oft in das Gesicht der sich an jenem Haltenden. — Sie könnte sich auch ein besseres Fuhrwerk wählen. Sie findet lange Reihen derselben hie und da. Wagt sie aber, ohne männliche Begleitung, sich mit den Vermiethern derselben in einen Handel einzulassen, so sieht sie sich im Momente von einem Kreise bärtiger Männer umringt, deren jeder sie für sich gewinnen will. Man hält sie am Arme, zieht sie am Kleide; sie verspricht in der Eile dem ersten Besten, was er verlangt, er hebt und schiebt sie im Triumphe in seine Karosse; die Schimpfworte der Uebrigen fliegen ihr nach.

Sollte es nicht möglich seyn, zuweilen einen Weg zu Fuß zu machen? Auch hiebei muß sie neue Fertigkeiten

kennen und üben lernen. Alle Fuhrwerke durchkreuzen im schnellsten Fluge die Straßen. Ein Viergespann muß, der Mode zu Folge, an langen Riemen hängen und bedarf eines sehr bedeutenden Raums. Begegnen sich deren mehrere, so muß der Fußgänger, welcher eine Straße durchschneidet, genau den Moment berechnen, wo er zwischen diesen jagenden Rossen unberührt durchschlüpfen kann. Es geschieht manches Unglück auf diese Weise; der, durch dessen Pferde es geschieht, wird zwar durch den Verlust derselben bestraft, indem sie ihm genommen und zum Gebrauch der Feuerspritzen gestellt werden; das schnelle Fahren wird aber deßhalb nicht abgestellt.

Deutsche, die aus gemüthvollen geselligen oder Familienkreisen in große Häuser so großer Städte kommen, werden ohne Zweifel bald ein Heimweh empfinden, das sie veranlaßt, in den vielen in Petersburg angesiedelten deutschen Familien sich nach Ersatz dessen, was sie verließen, umzusehen. Sie werden bei ihren Landsleuten an den Tagen, wo diese Gäste annehmen, gern gesehen werden; ob sie aber finden, was sie suchen, steht noch dahin. Vor zehn oder fünfzehn Jahren traf man allerdings bei den meisten dort angesiedelten oder angestellten Deutschen noch vaterländische Gewohnheiten, ja man traf sie eigenthümlicher, als zu Hause, und auf eine frühere Zeit zurückdeutend. Die sie übertragen hatten, waren den Gewohnheiten des Jahrzehents treu geblieben, in welchem sie ausgewandert. Wenn wir aber heute an allen Orten und in allen Ständen ein Abstreifen bürgerlicher Genüglichkeit, ein Haschen nach dem finden, was höhere Stände für nothwendig halten, wie sollte es nicht in großen Städten, und namentlich in Petersburg, wo Mittel und Raum zu solchem Erheben und sich Ausbreiten so leicht zu gewinnen sind, mehr als irgendwo überhand nehmen? Der neue Ankömmling, der vaterländische Sitte in den Häusern seiner Petersburger Landsleute sucht, wird in ihnen nur Kopien, und nicht selten schlechte des größern Hauses finden, in welchem ja eben jenes Heimweh, jenes Sehnen nach mäßigerer und doch wärmerer Temperatur der geselligen Atmosphäre ihn beschlich. Steht ihm daher die Wahl frei, so wird er bald lieber bei den, wenn auch keineswegs erquickliche Lebenswärme hauchenden Originalbildern bleiben, als sich zu schlecht nachgemachten Kopien wenden.

Wie ist es aber im Innern des Landes? Häufen sich dort, oder vermindern sich die hier geschilderten Schattenseiten? Sie variiren nur.

(Fortsetzung folgt.)

Der Deutsche in Trastevere.

(Fortsetzung.)

Während ich noch so philosophire, fährt ein Wagen mit vier Römerinnen vorüber. Die Eine biegt sich aus dem Schlag und grüßt mich gar freundlich mit dem Händchen. Es war das hübsche Kind, mit dem ich von Civita-Castellana gefahren war. In der Zerstreuung gedachte ich nicht des römischen Handwinks und trat, statt ihn zu erwidern, nicht anders als ob's ein deutscher Wink gewesen wäre, näher. Erkannte ich nun gleich meinen Mißgriff, so war's doch zu spät. Die Kleine hieß den Kutscher halten und mich einsteigen. Die Andern fanden dies ganz in der Ordnung, wiederholten die Einladung und rückten zusammen. Ehe ich mich recht besinnen konnte, saß ich drinn. Das Mädchen nannte mich ihrer Tante, einer ältlichen, verkümmerten Figur, welche den jungen Schwarm zu bemüttern schien, als den Forestiere, mit dem sie gereist sey und auf dessen Schultern sie drei Posten lang geschlafen habe. Alles lachte, ich mit. Es waren keine zwei Minuten vergangen, so war es nicht anders, als ob wir uns schon seit Jahren gekannt hätten. Die andern beiden Mädchen mochten gleichfalls Bürgertöchter, Nähterinnen oder so etwas seyn; heute machten sie sich ihre Sonntagslust, und dazu gehört vor Allem eine Spazierfahrt nach der Villa Borghese. Das Geplauder und Gelächter nahm kein Ende. Wir lenkten nach der andern Hälfte des Parks zurück. Von jedem vorüberrollenden Wagen wußten mir die Mädchen den Besitzer zu nennen, von jedem ein Geschichtchen zu erzählen, jedem etwas anzuhängen: in Rom kennt sich Alles.

Als es zu dämmern anfing, schlug meine Kleine — sie heißt Teresina — vor, in der Gensola den Abend zuzubringen. Tantchen ließ es gern geschehen, den beiden Dirnen war es vollends recht. So fuhren wir denn über Ponte di Bartolomeo nach Trastevere. Die Gensola ist eine echt römische Osteria di Cucina, nach welcher Freitags zu wallfahrten auch die Gourmands nicht verschmähen; denn nirgends gibt es bessere Fische. An diesem Abend war sie des Sonntags wegen schon überfüllt und ein Platz nur mühsam zu erlangen. Alle Bänke saßen voll Kärrnern und deren Liebchen, die kräftigen, bärtigen Bursche mit dem buntwollenen Gurt um die Hüfte, die Dirnen mit den Rosaschleifen am Ermel; hier und da ein Abbate mit gewaltigem Dreimaster, der seine Schüssel Maccaroni mit Andacht verspeiste; dicht dabei eine von Gesundheit strotzende Trasteverinerin mit einem halben Dutzend Kinder und ihrem magern, zusammengeschnurrten Papataci von Ehemann; im Hintergrund ein paar deutsche

bärtige Maler, welche zum großen Verdruß der Römerinnen ihre thönerne Bajoccpfeife dampften. Der päpstliche Soldat, dessen Bekanntschaft ich im Coliseo gemacht hatte, saß still-selig hinter seiner Fogliette, schien mit dem Getränk ganz leidlich versöhnt und brachte mir über den Tisch den Toast: Vivat Jena! zu. Bettler schlichen winselnd von Tafel zu Tafel; die gipfelmützigen Camerieri rannten wie Wiesel hin und her und konnten nicht genug Broccoli und Crostataschüsseln auftragen, Wein aus dem Keller holen und Wasser aus dem Marmorbrunnen, der in der Stubenecke angebracht ist, herauswinden. Und nun denke dir das ganze lebendige Gewimmel, beleuchtet vom glutrothen Schimmer der auf dem Herde flackernden Lorbeerreisige — es gab ein prächtiges Bild ab.

Die Mädchen waren voller Freud' und Lust. Du glaubst gar nicht, Otto, wie allerliebst sich jenes natürliche, ungekünstelte Gesch:ätz im Mund einer Römerin ausnimmt; da ist Alles Feuer und Leben, jedes Wort zündet und die Antwort zögert keinen Augenblick; da wird nicht lange besonnen, das erste Wort ist das beste — Witz wie Blitz. Man staunt oft die Naturkinder verwundert an und kann nicht begreifen, wo sie das herhaben. Ja freilich, eure Theegesellschaften sind schon etwas anders: da sitzen die lieben, wohlerzogenen Püppchen so sanft und still und blöde, bis Jüngling A. eine schüchterne Frage an Fräulein B. riskirt und eine leise, noch weit schüchternere Antwort, die er längst voraus wußte, erringt, und dann entsteht wieder eine viertelmeilenlange Pause: Alles fein, fein, elektoralfein — hundelangweilig. Ihr habt mich so oft ausgescholten und mich unbeholfen und schwerfällig bei Frauen genannt — mag's doch. Der Mann ist das Instrument, welches, je nachdem die weibliche Hand es berührt, ertönt; weßhalb verstanden eure Frauen nicht besser, in meine Saiten einzugreifen? Hier klangen sie ganz anders, frisch und hell, rauschend und jubelnd; du hättest mich wohl kaum wieder erkannt. Der schäumende Zauberkelch des Lebens berauschte mich. Ich gedachte der römischen Feste Benvenuto Cellinis; Jahrhunderte liegen dazwischen, aber das Volk und sein für Freude, für alles Schöne empfänglicher Sinn blieben dieselben.

Teresina hatte mir erzählt, wie hier herum ein Improvisator wohne, welcher gegen eine kleine Erkenntlichkeit bereit sey, Proben seiner Kunstfertigkeit zu geben. Ich ließ ihn kommen. Es war ein ältlicher, hagerer Mann in einem rothen verschossenen Plüschfrack; sein ganzes Aeußere zeugte von Dürftigkeit; der Kopf war auffallend schön gebildet, die Stirne hoch und ausdrucksvoll, die Augen voll Feuer, die Adlernase entschieden, aber nicht unfein. Ich goß ihm einen Becher Wein ein, und gab ihm auf, den Sonntag der Römerin zu besingen. Augenblicklich gefaßt, begann er seine Improvisation in Ottave rime, rezitativisch, monoton vorzutragen. Er zog sich ganz tapfer aus der Sache. Zuerst schilderte er die Römerin, wie sie mit der Wahl des sonntäglichen Putzes beschäftigt sey, pries die Eleganz, den Geschmack der römischen Frauentracht, die gefällige Form ihres Schmuckes; er malte den Anzug Teresinas und ihrer Freundinnen. Hierauf führte er sie in die Kirche, besang die den heidnischen Tempeln entführten Säulen des Heiligthums, die goldstrahlende Mosaik des Chors, die erhabene Feier des Gottesdienstes, ließ den rosigen Lippen glühende Gebete entschweben, die Perlen des Rosenkranzes durch die feinen Finger rollen. Nun ging er zu einem leichteren Versmaas und heiterer Melodie über, und schilderte die Nachmittagslust, die Weingärten vor der Porta Pia, wo unter Lorbeerhecken die Zither klingt und die Schellen des Tambourin rauschen und die Kastagnetten klappern, wo das glückliche Paar den Saltarello tanzt, und dann die glühende Schöne sich zur Ruhe neben dem Geliebten niederläßt, während er den dunkeln Wein aus dem Becher schlürft und die Stelle erwählt, welche ihre Lippen berührten. — Der Schall schilderte nur, was er mich so eben hatte thun sehen. Die Mädchen mußten etwas gemerkt haben, und flüsterten kichernd in Teresinas Ohr; ihrer abwehrenden Geberde wurde nicht geglaubt. Es war ein gar schöner Abend. Ich brachte die Frauen nach Hause. Tante und Nichte luden mich ein, sie nächstens zu besuchen; ich sagte es ihnen zu, und will auch wirklich der Einladung Folge leisten. Ich habe mir lange gewünscht, das römische Leben im Innern der Häuser durch eigene Anschauung kennen zu lernen, und verspreche mir manche schöne Stunde bei den Leutchen. — Höre, du wirst mir doch meine romanesken Freuden nicht begrämeln? Einem Andern hätt' ich's nicht geschrieben, doch dir — nun, wir kennen einander ja.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Kedongkebo auf Java.

(Fortsetzung.)

Briefe eines Deutschen in holländischen Diensten.

Den 14. August. Nachts mit dem Glockenschlag 12 Uhr, erhob ich mich von meinem Lager, weckte meine Mannschaft und sorgte, daß sämmtliche Tornister, sowie die Kisten zusammengebunden und den zum Tragen unseres Gepäckes bestimmten Javanern übergeben wurden. Das Gouvernement stellt nach Verhältniß des Truppes beim Marsch stets sogenannte Koulis oder Lastträger, indem der Europäer das Tragen des Tornisters in diesem heißen erschlaffenden Clima nicht lange aushalten könnte; ebenso ist es jedem Soldaten

erlaubt, sich auf seine Kosten, die sehr gering sind, ein Pferd oder eine Art Portchaise, die von zwei Männern getragen wird, zu miethen. Als alles gehörig geordnet war, und der zu unserm Führer bestimmte Lieutenant sich eingefunden hatte, wurde eine Avant- und eine Arrieregarde kommandirt, und vorne und hinten, rechts und links Javaner mit brennenden Fackeln aufgestellt, die hauptsächlich zum Abschrecken der Tiger und sonstiger wilden Thiere dienten. Wir kamen mit Anbruch des Tages, nachdem wir dreizehn Jahlen, deren drei auf eine Stunde gehen, zurückgelegt, in Oharang, der ersten Etappe, an. Der Ort besteht aus einigen Hütten in einem kleinen Fort mit 26 Mann Besatzung. Wir wurden hier in einer von Bambus gebauten Hütte einquartirt. Abends gegen 10 Uhr begaben wir uns wieder auf den Marsch, und täglich oder vielmehr nächtlich sezten wir auf beschriebene Weise unsere Route in kleinen Etappen von drei bis fünf Stunden fort. Bei der vierten Etappe mußten wir Nachts einen sehr hohen Berg übersteigen, und wäre ich plözlich aus Europa auf diesen Berg versezt worden, so hätte ich mir nimmermehr einreden lassen, daß ich mich hier so wenige Grade von der Sonnenlinie befinde; denn es wehte hier eine so empfindlich kalte Luft, daß ich förmlich schauerte, und die Temperatur nur mit einer kalten Spätherbstnacht bei uns vergleichen konnte. Obgleich ich ein Pferd hatte, so war ich doch mehr gegangen als geritten, um mich durch die Bewegung etwas zu erwärmen; beim Abdachen des Berges hatte ich mich wieder aufgesezt und war vor dem Trupp etwas vorausgeritten, als plözlich mein Pferd anfing zu stutzen und nicht weiter gehen wollte. Ich sah mich um und gewahrte zu meinem nicht geringen Entsetzen einen mächtig großen Tiger, der ungefähr drei Schritte rechts von mir ab an einem kleinen Anhang lang ausgestreckt schlafend lag. Nachdem ich den ersten Schreck überwunden, während mein Pferd, ich weiß nicht ob von Furcht gelähmt, ganz still und steif, mit gespizten Ohren stand, benüzte ich die Gelegenheit, dieses blutdürstige Thier, das ich so oft in Menagerien gesehen, hier in seiner Wildheit genau zu betrachten; es war ein schöner Anblick, den Schrecken der Thiere und Menschen, dessen Erlegung vom hiesigen Gouvernement immer mit 25 Gulden belohnt wird, so ruhig schlafend, den Kopf auf den fürchterlichen Tatzen, vom Monde hell beleuchtet, hier liegen zu sehen. Ich weiß nicht, wie lange ich in diesen Anblick versunken war, als durch das Geräusch der nahenden Mannschaft dieses so schöne und doch so fürchterliche Geschöpf aufgeweckt, aber auch zugleich durch die in demselben Augenblick um die Ecke biegenden Fackelträger so in Furcht gesezt wurde, daß es im ersten Moment zwar zähnefletschend nach uns hinblickte, sich aber bald unter fürchterlichem Gebrüll in's Dickicht des Waldes verlor. — Troz des Schreckens und troz des Verweises, den ich von dem Lieutenant wegen des Vorausreitens erhielt, freute ich mich doch, den Trupp verlassen zu haben. Ich hörte nun, die Javaner haben wohl schon hundert Schritte weit den Tiger gerochen und es dem Lieutenant mitgetheilt, der sofort schnell noch einige Fackeln anstecken ließ.

(Schluß folgt.)

Prag, April.

(Schluß.)

Theater.

„Die Leibrente,“ Schwank in zwei Akten von G. A. Maltiz, ist recht wacker durchgeführt, nur mitunter etwas trivial, weßhalb das Stück besonders große Moderation der Schauspieler verlangt, die es hier zwar nicht fand; doch schadete dies der Aufnahme keineswegs, denn unser Publikum kann drastische Mittel vertragen. — „Der Reisewagen des Flüchtlings,“ Schauspiel in vier Akten aus dem Französischen, nach Melesville und Etienne von Margaretha Carl, heißt, wo wir nicht irren, im Original: „La berline de l'émigré,“ und spielt in der Schreckenszeit in Paris. Mad. Carl hat Zeit und Raum verwandelt. Wir haben nicht inne werden können, wann und wo es gegenwärtig spielt; doch so viel ist uns klar geworden, daß es dorthin nicht paßt, wo es vorgeht, daß alle französischen Inconsequenzen zu Unsinn, die Unwahrscheinlichkeiten zur Albernheit geworden sind, und von den gewaltsamen Effekten uns die Gewalt übrig geblieben, der Effekt aber in der Verrücktheit untergegangen ist. — Eine Opernneuigkeit war: „Der schwarze Domino,“ Oper in drei Akten nach dem Französischen des Scribe, zur beibehaltenen Musik von Auber, der darin ganz Auber geblieben; nur hie und da guckt Meyerbeer und Bellini ein bischen hinter dem Pariser Schleier hervor, und wenn der Compositeur diesmal weniger pikant und brillant ist als in manchen seiner früheren Opern, so scheint dies aus dem Bestreben hervorzugehen, nationell-charakteristisch zu seyn. Eine ganz undankbare Arbeit, da Scribe den spanischen Stoff im höchsten Grade französisch leichtfertig behandelt hat; denn es ist merkwürdig, in welchem Pariser Freimuth hier ein paar Nonnen mit einer Gewandtheit in Liebesintriguen dargestellt werden, wie sie sich selbe in den lustigsten Salons nicht in höherem Grade erwerben könnten. Nicht minder kühn ist eine petite maison, das zärtliche Verhältniß eines Geistlichen (der unter dem Oekonomen, den ihm die Censur hier substituirte, doch überall hervorguckte) mit der Haushälterin, mit der er eingesperrt wird u. s. w. Im vollen Sinne des Wortes unanständig ist aber der Moment, wo die gesammten Gäste Julians die arme Inesilla mit Zärtlichkeiten bestürmen. Wenn in Spanien auch Aehnliches geschieht, so hat das doch eine andere Physiognomie. — „Der unverhoffte Schatz,“ Posse in zwei Akten von Carl Joseph Schikaneder, ist zwar eine gewaltige Plattitude; doch sind wir durch die Resurrection der „Pumpernickels,“ „Kachels,“ „Donauweibchen,“ „Teufelsmühlen,“ „Sternenmädchen“ u. s. w. so in allen unsern Prätensionen herabgestimmt, daß man auch über dieses Aggregat von Bierhauswitzen des achtzehnten Jahrhunderts und andere burlesken Antiquitäten ein: „Transeat“ aussprach.

„Zum treuen Schäfer,“ komische Oper in drei Akten nach Scribe und Saint Georges, Musik von Adam, wurde dreimal unter sehr moderaten Beifallsbezeugungen aufgeführt; dann kam ein Verbot von der Censur, welches die ferneren Produktionen dieses Stücks sowohl als des „schwarzen Domino“ von Auber untersagte; doch hat der „Schäfer“ Gnade gefunden und darf wieder aufgeführt werden. Dagegen wurde die „Schule des Lebens“ verboten. — „Der Wasserfall im Feenhain, oder: der unsichtbare Freier“ von D. F. Reiberstorffer (Musik von Andreas Scutta) ist unstreitig — so viel das auch bedeuten möge — eine der schlechtesten Possen der neuesten Zeit. Die Musik enthält nicht viel weniger Galoppes als irgend eine Opera seria von Donizetti. — Die englische Sängerin Mrs. Mary Shaw hat hier drei Conzerte gegeben und außerordentlich gefallen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 110.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 8. Mai 1839.

„Noch betracht' ich Kirch' und Palast, Ruinen und Säulen.
Doch bald ist es vorbei: dann wird ein einziger Tempel
Amors Tempel nur seyn. —

Goethe.

Der Deutsche in Trastevere.

(Fortsetzung.)

14ten December.

Ich war doch früher dort, als ich selber glaubte. Von San Pietro in Montorio herabsteigend, wanderte ich durch Trastevere. Man glaubt in einer ganz andern Stadt zu seyn, so ganz eigenthümlich und verschieden vom diesseitigen Rom ist die jenseitige Hälfte. Die Gassen sind noch um Vieles enger, düsterer durcheinander gewürfelt. Man sieht den Häusern an, daß sie aus dem Schutt erstanden; was dem Erbauer unter die Hände kam, ward genommen und benuzt; antike Säulen sind regellos in die Mauer eingefügt, und jonische Marmorkapitäle und Basreliefs seufzen unter dem Druck von Ziegeln und Kalk. Hier und dort zeigt noch ein schönes gewölbtes Fenster, ein köstlich ornirter Sims, daß das Gebäude vordem begüterten Leuten angehören mochte. Jezt verfällt Alles. So ist auch das Haus in Santa Dorotea, wo Raphaels Fornarina gewohnt haben soll. Es zeichnet sich durch einen hohen Fensterbogen aus, um welchen sich zierliche Arabesken schlingen. Wie oft mag das liebende Weib von dort dem Nahen des Beglückten entgegen gelauscht haben! Der neidenswerthe Raphael! Er lebte noch in einer Zeit, wo er frei der Schönheit huldigen durfte, wo seine Liebe die von ihm Erkorene adelte.

Die Trasteveriner sind stolz auf das unvermischte, altrömische Blut, welches in ihren Adern fließt. Etwas ist daran: einen Trasteveriner erkennt man auf den ersten Blick. Wie ist das Volk so schön, welche kraftvolle Männergestalten, welche edle, antike Frauenköpfe! Hierher muß der Künstler gehen, wenn er den römischen Charakter studiren will.

Zwecklos war ich in dem Straßengewirr umhergeschlendert und stand eben vor einem kleinen Hause, an dessen Schwelle eine antike Marmorstatue auf der Nase lag und als Bank diente; da hörte ich mich bei meinem italienischen Namen: Signor Everardo! rufen. Teresina schaute lachend aus dem Fenster und winkte, näher zu treten. Ich hätte das Haus, welches ich nur in der Dunkelheit sah, kaum wieder erkannt. Es steht vor dem Ponte rotto und just auf den herrlichen Bogentrümmern der alten palatinischen Brücke. Das hübsche Kind sprang die Treppe herab, und mit einer Hast, daß die Hühner im Hausflur gakernd auseinander stoben. Ich mußte gleich heraufkommen, sollte schon auf der Treppe tausend Fragen beantworten, weßhalb ich so lange auf mich habe warten lassen, wo ich die Zeit über herumgedämmert. Das war eine Freundlichkeit, eine Herzlichkeit, wie ich

sie nach so flüchtiger Bekanntschaft nimmer geträumt hätte. Flog doch sogar über das nicht allzuliebliche Gesicht der Tante Brigida bei meiner Erscheinung ein Lichtschimmer von Wohlwollen.

Sie führen eine kleinbürgerliche Haushaltung. Das Geräth ist wohl ziemlich dürftig, allein für eine römische Wirthschaft sieht es doch wahrhaftig sauber genug aus. Teresina hatte in ihrer freudigen Hast keine Ruhe. Gleich nach den ersten Worten zog sie mich mit hinunter; ich sollte ihr auf den Ponte rotto folgen. „Das ist die schönste Aussicht auf ganz Rom," plauderte sie, „und so steht es auch schon in der gedruckten Beschreibung. Die Maler zeichnen wochenlang auf der Brücke und die Milordi kommen Euch Dutzendweis, um von dort über's Geländer zu gucken. — Nun, hab' ich nicht recht? Hab' ich Euch zu viel gesagt? Nicht wahr, Everardo, das habt Ihr Euch nicht träumen lassen? Gelt, sonst wärt Ihr auch schon früher gekommen? Und sagt Ihr kein Wort?"

Ich schwieg verwirrt, geblendet von der Ueberfülle an Pracht und Herrlichkeit. Wie soll ich dir das Alles schildern? Rechts der Aventin mit der Kirche Santa Sabina und seinen alten, epheuumrankten Unterbauten, vor mir der jungfräuliche Vestatempel, der schlanke Glockenthurm von Santa Maria in Cosmedin, zur Linken die San Bartolomeoinsel, jenes alte Aeskulapschiff, neben welchem sich die Brücken Quatro Capi und San Bartolomeo über den gelben, strudelnden Strom schwingen, die Gärten am Strande, Orangenbaum dicht an Orangenbaum, deren Goldfrüchte jezt in der Reife stehen und das dunkelgrüne Laub überblitzen, die Loggien auf schlanken Säulchen, die vorübergleitenden Kähne! — Teresina ließ mir keine Ruhe; meine stumme Bewunderung war der kleinen Libelle nicht recht. „Seht nur hier," schwazte sie, „welch schöne Myrtenstöcke ich mir gezogen habe, und dort das Madonnenbild in der Mauerblende. Wie hübsch das Geisblatt rings umher wächst, nicht anders, als wolle es sich hier für das Muttergottesbild zum Kranz flechten. Und was haben wir diesen Herbst für schöne Trauben von der Veranda, die sich über die Brücke zieht, gesammelt! Schaut nur die beiden Marmorputti auf der Wasserkufe; die sollen was ganz besonderes seyn, sagen die Leute. Ihr seyd ja ein Künstler und müßt Euch darauf verstehen. Und auch die großen Basaltsteine im Pflaster sind noch aus der alten Römerzeit, wie sie behaupten." Und immer fragte sie wieder dazwischen: „Nicht wahr, Everardo, das ist schön, so schön!"

Sie war in ihrem geschäftigen Eifer gar zu hübsch und lieb. Die Alte war uns nachgeschlurft und begann ein langes Klagelied über die schlechten Zeiten, und wie sie früherhin ihr Oberstübchen mit der schönen Aussicht auf den Fluß hin den Inglesi vermiethet habe, wie jezt aber sich Alles hinüberziehe und um den spanischen Platz dränge. So stehe das Zimmer schon Jahr und Tag leer. Ich wurde vor Freude über und über roth und konnte kaum die Frage, ob sie mich einnehmen wolle, hervorstottern. Im Augenblick waren wir um einen sehr leidlichen Preis einig. Teresina jubelte laut auf.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben der Deutschen in Rußland.

(Fortsetzung.)

Johanna folgte ihrem Vater auf eines der großen Güter in der Krimm. Er war Arzt und bejahrt. Auch hinter ihrem Leben lagen bereits die Blüthenmonde desselben. Der hohe Sommer des jungfräulichen Alters mahnt sehr unfreundlich an den nahen Herbst. Aber sie war die treue Pflegerin ihres Vaters; ein schöner Beruf entschädigt für Entbehrungen und Verluste.

Die junge, schöne, an einen der reichsten Fürsten verheirathete deutsche Dame, welche ihren alten Hausarzt und dessen Tochter zu sich rief, war voll trefflicher Pläne, wie sie das Beste und Reinste ihrer vaterländischen Lebensweise in ihre neuen Besitzungen übertragen wolle. Sie heftete ihr frommes Auge besonders auf die Gesittung ihres eigenen Geschlechts, denn sie fand dasselbe tief in Unordnung aller Art versunken. Sie errichtete Näh- und andere Schulen, sie hing Sittentafeln in die Zimmer der für sie arbeitenden Mädchen, sie stiftete Rosenfeste. Johanna ging in allen diesen schönen Bestrebungen ihr redlich an die Hand.

Die Bauten und Verschönerungsanstalten zogen Künstler aus mehreren Nationen herbei und beschäftigten sie lange. Die leichten Grundsätze, die Vergnügungssucht, welche diese fremden Männer und ihre Gehülfen mitbrachten, erschwerten die wohlgemeinten Einrichtungen der fürstlichen Frau und ihrer echt deutschen Gehülfin gar sehr. Als eines der fürstlichen Kinder am Scharlach erkrankte und es nöthig war, dieses von den übrigen abzusondern, bezog Johanna mit demselben einen Nebenbau des Hauses. Ein ganz junges, russisches Mädchen wurde ihr zur Bedienung gegeben. Die Pflege ihres alten Vaters mochte aber die gute Tochter darüber nicht ganz vernachlässigen. Er war gewohnt, das Frühstück aus ihrer Hand zu nehmen. Um ihren langen Weg, der ihr fast eine Viertelstunde Zeit nahm, abzukürzen, schlüpfte sie zuweilen durch ein auf die Terrasse des Hauses gehendes großes Fenster; sie befand sich dann sogleich

im Hauptgebäude, und das Zimmer, in welches sie auf solche Weise trat, war unbewohnt. Einst trat jedoch daselbst hinter einem Bettschirm ein italienischer Maler hervor, der Abends angekommen und, ohne daß sie es wußte, dort einquartirt worden war. Trotz der Höflichkeit, mit welcher er dem unerwarteten Besuch auch künftig freien Durchzug anbot, war ihr natürlich nun dieser Weg gesperrt.

Nach einiger Zeit fand sie in dem Nähkästchen ihrer jungen Dienerin einiges Papiergeld. Da keines der im Hause angestellten leibeigenen Mädchen Geld erhielt noch haben durfte, indem reichlich für alle Bedürfnisse derselben gesorgt wurde, so hielt Johanna das Vorgefundene fur gestohlenes Gut und eilte, sich mit der Herrin über ihren Verdacht zu besprechen. Diese war im Gespräch mit jenem Maler, als Johanna zu ihr trat und berichtete. Das forschende Auge der Fürstin, die die Welt besser als die in bescheidener Stille erwachsene deutsche Jungfrau kannte, fixirte den Maler mit einem Blicke, der ihm wahrscheinlich ebenfalls verständlicher war, als der sorglichen Berichterstatterin. — Das Mädchen gestand, jenes Geld vom Maler erhalten zu haben. Die Veranlassung war den tugendlichen Anstalten der frommen Herrin keineswegs förderlich. Noch hoffte man, durch genauere Beaufsichtigung des Mädchens weiteres Versinken desselben zu verhindern. Dies reizte die Rache dessen, der sich ein Opfer seiner Lust erkauft hatte. Wer anders mußte der Gegenstand dieser Rache werden, als die unbefangene Deutsche? Bald, wenn sie zur Tafel kam, bemerkte sie, daß die daselbst versammelten Männer, Ausländer und Eingeborene, sich flüsternd über sie unterhielten, daß zum Besuch gekommenen Frauen der Nachbarschaft sich mit verächtlichem Hohne von ihr wendeten, ja daß selbst die Dienerschaft sich etwas von ihr und über sie zu sagen hatte. Der Italiener hatte mit hämischer Uebertreibung von ihrem Fruhbesuche in seinem Zimmer erzählt und die Strenge gegen ihre junge Dienerin nur aus ihrem Neide erklärt, weil er die frische Jugend derselben den ihm auf die auffallendste Weise entgegengebrachten veralteten Reizen vorgezogen habe. Es gelang auch der gerechten Herrin nicht, den bösen Schein von ihrer verleumdeten Landsmännin zu nehmen; denn, je tiefer die Stufe der Gesittung ist, auf welcher eine Gesellschaft steht, je schwerer wird es ja auch dem reinsten Leben, angedichtete Rostflecke solcher Art von sich abzustreifen. Johanna verließ nach dem Tode ihres Vaters jenes Land, reicher an bittern Erfahrungen als an Glücksgütern.

Im Grase.

Wie sich's so wohl im Grase liegt,
Bei Kraut und Blumendüften,
Dieweil der Vogel singend fliegt
In goldnen Himmelslüften.

Da kann man wahrlich denken nicht:
Daß man bald liegen werde
Tief unten ohne Sang und Licht
Bei Wurzeln in der Erde.

Man denkt nur an des Himmels Schein
Und an den Vogel drinnen,
Denkt: Gott wird wohl so gnädig seyn,
Daß wir das auch gewinnen.

Justinus Kerner.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 29. April.

Gastspiel der Dem. Henriette Carl.

Wir stehen an der Schwelle des schönen Maimonats und harren sehnsüchtig der Ankunft des grüngelockten Frühlings, der in diesem Jahre länger als gewöhnlich ausbleibt. Noch keiner unserer schlummertrunkenen Bäume hat seine hoffnungsfarbigen Augen aufgeschlagen, der Himmel trägt noch immer sein winterliches Grau und keine Schwalbe läßt sich sehen. Doch statt der Schwalben hat uns der saumselige Frühling einen schönern Vorboten, eine Nachtigall gesendet, deren süßer, holder Klang uns mitten in das smaragdene, blumenemaillirte, duftgetränkte Grün des Sommers hineinzaubert. Fräulein Henriette Carl, eine der ersten Gesangs-Notabilitäten, die seit Kurzem in unserer Mitte weilt, hat auf unserer Hofbühne als Norma in Bellini's gleichnamiger Oper, als Amine in Donizetti's „Liebestrank," als Madelaine in Adam's „Postillon von Longjumeau," als Anna in Mozarts „Don Juan" gastirt und in jeder dieser Partien eine so ehrenvolle, wohlverdiente Anerkennung gefunden, daß auch wir uns aufgefordert sehen, ihrem schönen Talente den schuldigen Tribut zu zollen. Fräulein Carl gehört zur Gruppe jener wenigen Sängerinnen, welche die göttliche Kunst des Gesanges nicht wie ein mechanisches Metier, sondern als eine artistische Mission betreiben. Sie besitzt eine Stimme, die markig, reich und biegsam und von so seltenem Umfang ist, daß sie fast drei Octaven umfaßt und ohne die mindeste Anstrengung sich bis zur schwindelnden Höhe des c erhebt. Die obere, mittlere und untere Stimmlage sind so gleichmäßig ausgebildet, daß wir nicht entscheiden mögen, welcher von diesen Chorden der Vorzug gebührt. Wie aber Raphael, selbst dann, wenn er ohne Hände zur Welt gekommen, ein großer Maler, so wäre Fräulein Carl, selbst dann, wenn sie eine minder schöne Stimme besessen, doch eine eminente Sängerin geworden. Denn sie singt nicht bloß mit der Kehle, sie singt mit der Seele, mit dem Geiste. Sie hat nicht, wie so viele ihrer Kunstschwestern, bloß den oberflächlichen Schaum ihrer Kunst abgeschöpft, sie ist in die geheimnißvolle Tiefe derselben hinabgetaucht und hat sich eine eben so brillante als gediegene Methode angeeignet, der man es anhört, daß sie sich von jeder Note eine

auf den Principien der Kunst basirte Rechenschaft zu geben weiß. Sie fühlt, was sie singt, und singt, was sie fühlt; ihr Gesang kitzelt nicht bloß unser Ohr, er bricht sich Bahn zu unserm Herzen und weckt in ihm den schlummernden Funken der Sympathie. Der Zuhörer vergißt, daß das, was sie singt, ein eingeübtes Notenkunststück sey; er geräth in Versuchung, zu glauben, er höre den freien, rhythmisch-harmonischen Erguß ihres Seelenzustandes, die improvisirte Sprache ihres Gefühls; er glaubt eine Nachtigall zu hören, die in mondheller Nacht, im grünen Zelt der Bäume versteckt, die Gefühle ihres Herzens ausströmen läßt. In ihrem Vortrage macht sich vor Allem eine unfehlbare Sicherheit geltend; sie gehört nicht zu denen, deren Auge ängstlich auf dem Tactstock des Kapellmeisters ruht; sie hat sich ihrer Aufgabe so ganz bemeistert, sie hat die Intensionen des Compositeurs so ganz in sich aufgenommen, daß sie gewiß seyn darf, nie zu fehlen. Selbst das allerfeinste, strengste Ohr wird ihr zugestehen müssen, daß sie eine der Wenigen ist, die niemals detoniren. Mehr noch als diese Sicherheit überrascht uns die Sorglosigkeit, mit der sie die schwierigsten Schwierigkeiten der italienischen Schule siegend in die Flucht schlägt; ihre Stimme ist eine schnellfüßige Gazelle, die mit liebenswürdige Nonchalance von einer Trilleralpe zur andern hüpft; nirgends gewahrt man die mindeste Kraftanstrengung; die halsbrechendsten Cadenzen sprudeln so leicht aus ihrer Kehle wie Wasserstrahlen aus einem Springbrunnen hervor. Ein feiner Geschmack, der sich an den glänzendsten Vorbildern der italienischen Schule herangebildet, weht wie ein lieblicher Dust durch das Ganze ihrer Leistung; unser Ohr wird nirgends durch Rococo-Schnörkel beleidigt; selbst der abgenuztesten Phrase weiß sie ein frisches Colorit, ein anziehendes Relief zu verleihen. In ihrem Spiele, das sich harmonisch der musikalischen Situation anschmiege, herrscht glühendes Leben, dramatische Wahrheit, die noch prägnanter hervortreten würde, ließe sie sich nicht dann und wann, mehr als erlaubt, vom Feuer der Begeisterung fortreißen. Betrachten wir ihre Leistungen im Einzelnen, so finden wir, daß ihre Norma eine in musikalischer Beziehung mit großer Meisterschaft durchgeführte Partie ist, die in der lezten Arie, worin sie die ganze Fülle ihres unendlichen Schmerzens so tiefergreifend aus ihrem Herzen in das unsere ausströmen läßt, den Meridian der Virtuosität erreicht. Noch keine Norma hat in dieser Scene einen so tiefen Eindruck auf uns gemacht, als Dmslle. Carl. Fast noch wirksamer als ihre Tragik in Bellini's Oper trat der Nimbus ihrer Grazie im Donizetti'schen „Elisir d'amore“ hervor. Sie stellte uns als Amine einen in allen Theilen mit warmen, lebensfrischen Tinten ausgemalten Character hin, in dem sich Gesang und Spiel zu einer reizenden Masse verschmolzen, die lauten Anklang fand. Die Blüthe ihrer Leistungen ist die Donna Anna in Mozarts „Don Juan.“ In dieser Partie entfaltet Fräulein Carl den ganzen Zauber der deutschen Schule, jenes schöne, unnachahmliche Portamento, das wie ein schwellender Lerchenton unsere Seele mit namenloser Sehnsucht erfüllt. Hector Berlioz, der musikalische Aristarch in Frankreich, sagt nicht mit Unrecht, der Franzose könne nur trällern, der Italiener nur trillern, aber singen, singen wie die Lerche, die den blauen Aether durchschifft, könne nur der Deutsche, der diese Töne den Sängern seiner Wälder ablauscht. Dmslle. Carl haucht ihre Liebesklagen mit einem alle Nerven durchzuckenden Schmelze aus, der im Herzen der Zuhörer ein treues Echo findet. Ihre Töne treten wie die Manen Mozarts vor unsere Seele. Wir wissen ihrer meisterhaften Leistung kein schöneres Lob zu ertheilen, als daß sie der treueste Dolmetscher der Mozart'schen Sanskritsprache ist.

Kedongkebo auf Java.

(Schluß.)

Briefe eines Deutschen in holländischen Diensten.

Von Tag zu Tag unserem Ziele näher rückend, durchwanderten wir die anmuthigsten Thäler und überstiegen die herrlichsten Gebirge. Ueberall boten sich uns neue Gegenstände dar; bald marschirten wir zwischen Zuckerrohr-, Indig- oder Reisfeldern, bald zwischen Kaffeeplantagen oder zwischen Wäldern von Kokusnuß-, Pisang-, Zimmt- und Orangenbäumen und unzähligen uns unbekannten Bäumen und Sträuchern; hier erblickten wir vor uns fliehende Affen, dort gewahrten wir Papagayen, Pfauen und Kakadus, selbst Schlangen von nicht geringer Größe und Stärke sahen wir oft aufgerollt im Grase auf Beute lauern. Dieses Eiland wäre ein Paradies, wenn es von andern Menschen bewohnt würde. Endlich gelangten wir den 24sten August bei unserm Bataillon zu Kedongkebo an, wo wir dann gleich, nachdem sich jeder so viel als möglich proper gemacht hatte, vor des Colonels Wohnung aufmarschiren mußten, und sofort bei den verschiedenen Compagnien eingetheilt wurden. Mich warf das Loos zur ersten Flankencompagnie; jedes Bataillon besteht aus vier Center- oder Füseliercompagnien und zwei Flankencompagnien, welch leztere als Elitencompagnien betrachtet werden, weil bei ihnen kein Soldat Stockprügel bekommen kann, er muß denn zuvor zu einer Füseliercompagnie versezt seyn. — Ich traf bei meiner Compagnie recht wackere Kameraden; alle meine Obern vom Capitän bis zum Sergeanten habe ich als brave, menschenfreundliche Leute kennen gelernt, und käme ich nicht sonst mit so vielen niederträchtigen Kreaturen in Berührung, so hätte ich über meine Dienstverhältnisse durchaus nichts zu klagen.

Kedongkebo (großer Garten) liegt in dem Javanischen Hochgebirge rings von Bergen eingeschlossen, und von einem wilden, schönen Flusse bewässert. Es ist einer der gesundesten Pläze im ganz Java, und die Sterblichkeit ist hier nicht viel stärker als bei uns in Europa. Mitten im Campement sieht man zwei viereckige große Pläze, die rings mit Gräben umgeben sind, und in deren einem zwei Elephanten, im andern ein Rhinozeros herumgehen, wobei ich jedoch bemerken muß, daß diese Thiere, obgleich auf der Insel gefangen, doch selten sind. — Kedongkebo ist der Aufenthaltsort eines hohen Civilbeamten (Residenten) und die Garnison des vierten Bataillons Infanterie, das aus lauter Europäern besteht, einer Schwadron Husaren und einer Feldbatterie. Die hiesigen europäischen Soldaten sind vielleicht die zügellosesten unter der Sonne, und daher äußerst harten Strafen unterworfen. Doch ist es sehr leicht, sich die Liebe und das Wohlwollen seiner Obern zu erwerben, wenn man sich durch solides Betragen, Diensteifer und Bescheidenheit vom großen Haufen unterscheidet. Mir ist es gelungen, mir namentlich die Liebe meines Compagniecommandanten zu erwerben, und dieser sagte mir, es sey nicht so schwer, zu avanciren, indessen würden die, welche Empfehlungen hätten, immer vorgezogen, dadurch vorzüglich, daß sie zum Examen aufgerufen werden, während man denen, welche sich selbst dazu melden, viele Hindernisse in den Weg legt, wobei sie noch dazu allemal gegen die Empfohlenen zurückstehen müssen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 111.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 9. Mai 1839.

Die Enthüllung der Statue Schillers.

Stuttgart, den 8ten Mai.

Das Standbild Schillers ist so eben unter der freudigen Theilnahme vieler Tausende mit einer würdig einfachen Ceremonie enthüllt worden. Die Zeit ist uns kurz zugemessen, wenn wir die Festrede morgen im Druck erscheinen lassen und auch nur den flüchtigsten Bericht über die Vorgänge bis Mittag geben wollen.

Der heutige Tag ist ein unvergeßlicher Festtag für unsere Stadt und für die Tausende, welche von nah und fern herbeigeeilt sind, um frohe Zeugen der Festlichkeiten zu seyn, mit denen das Votivbild Deutschlands der Oeffentlichkeit übergeben wurde. Seine wahre Bedeutung erhielt dieser Tag durch das Bewußtseyn, das sich überall kund that, daß ganz Deutschland dieses Fest mitfeierte, daß die dabei Handelnden und Genießenden nur die Stellvertreter des ganzen Volks waren, von dem dieses Denkmal, so gut zu seiner eigenen Ehre, wie zur Verherrlichung seines großen Dichters gestiftet ist.

Es war in allen deutschen Ländern längst bekannt, daß das vom größten Bildner dieser Zeit erfundene, von würdigen Meistern ausgeführte Denkmal nach allen Theilen trefflich gelungen ist; es war bekannt, daß der Vorabend von Schillers Todestag in diesem Jahre zur Einweihung bestimmt worden, und Jeder ist überzeugt, daß jeder Deutsche, der bei Schillers Namen überhaupt etwas denkt und fühlt, sich an diesem Tage in freudiger Rührung sein Bild zurückgerufen hat. Die durch diese Thatsachen im ganzen Vaterlande erregten Gefühle des Nationalstolzes und des Danks gegen den Mann, der zu diesem Stolze berechtigt, sind so sehr das Hauptsächliche und Entscheidende dieses Tages, daß die Ceremonien an Ort und Stelle dagegen ganz verschwinden. Es kommt nur darauf an, daß sie in ihrer ganzen Haltung des Volks und des großen Mannes würdig waren.

Längst hatten die Vorbereitungen zum Feste die rastlose Thätigkeit des vom Verein für Schillers Denkmal niedergesezten Comité in Anspruch genommen. Der allgemeine Plan war bald entworfen: die einfachste Feier erschien in jedem Betracht als die angemessenste und würdigste. — Der Schillerverein war es, der als Mandatar der Tausende, durch deren Beisteuer das Denkmal zu Stande gekommen, die Enthüllung vorzunehmen hatte. An diese Handlung, womit das Denkmal Gemeingut wurde, schloß sich von selbst die Uebergabe desselben an die Stadt und die Verpflichtung ihrer Magistrate zu Schuz und Erhaltung eines Monuments, das der Gemeinde vom ganzen Vaterlande anvertraut wurde. Der hiesige Liederkranz aber schien naturgemäß berufen, der allgemeinen Freude gleichsam offiziell Laut zu geben, den Chor bei dem feierlichen Aktus zu bilden, als dessen handelnde Personen Verein und Magistrat auftraten; denn der Liederkranz hatte vor fünfzehn Jahren zuerst den Gedanken gefaßt, Schiller ein Denkmal zu errichten, er hatte die ersten, nicht unbedeutenden Geldmittel zusammengebracht, und aus ihm war ursprünglich, als ein Comité desselben, der Schillerverein hervorgegangen. Aber alle Gesangvereine Würtembergs umschlingt ein gemeinsames Band, und so war der Entschluß der meisten derselben, sich zur Feier den hiesigen Gesellschaften anzuschließen, ein erwarteter und sehr erfreulicher. Ueber vierzig Gesangvereine aus dem Lande, aus Baden, manche Einzelne aus Zürich, Bern, Graubündten hatten sich eingefunden.

Schon seit mehreren Tagen wimmelte die Stadt von Fremden, und es mußten zu Unterbringung derselben besondere Maßregeln ergriffen werden. Schillers beide Söhne hatten sich eingefunden, Karl v. Schiller, Oberförster in Rottweil, und Ernst v. Schiller, Apellationsrath in Trier; von andern Fremden, die wir bemerken konnten, nennen wir heute nur Stiglmaier, Schillers würdigen Biographen, Rektor Hoffmeister von Kreuznach,

Peter Cornelius, Schelling, Wibeking, Consistorialrath Niethhammer von München, eine Deputation des Theaters zu Weimar in den Personen der Herren Durand und Genast, mehrere Abgeordnete der Stadt Mainz, sieben badische Ständemitglieder, worunter Welker und Itzstein, Baron von Reiffenberg, Mitglied der belgischen Akademie. — Die frohe Bewegung in der ganzen Stadt, besonders aber an den öffentlichen Vergnügungsorten, verkündete, daß sich etwas Außerordentliches vorbereite.

Die deutsche Bühne hat zwar seit Schillers Tode eine Richtung gewonnen, bei der sich eine seinem Genius dargebrachte Huldigung von ihrer Seite kaum von selbst versteht. Troß dem konnte unser Theater nicht umhin, das Fest, dessen Bedeutung so weit über die Interessen der dramatischen Kunst hinausragt, durch außerordentliche Vorstellungen Schillerscher Werke zu begehen. Man hatte dazu die Wallensteinsche Trilogie gewählt und sie auf drei Tage vertheilt. Montag den 6ten Mai wurde neben Wallensteins Lager die von Goetz dramatisirte Glocke aufgeführt, am Vorabend des Festes, den 7ten, die Piccolomini, und am heutigen Festabend wird Wallensteins Tod folgen. Vorläufig genüge die eilfertige Bemerkung, daß schon gestern und vorgestern die Theilnahme des Publikums die lebendigste war und sich in begeisterten Lauten äußerte, welche sich durch Ton und Bedeutung von dem vor den Brettern heimischen Enthusiasmus wesentlich unterschieden.

Die Stadtthore waren zum festlichen Empfang der zahllosen Gäste heiter geschmückt und am Vorabend in der Umgebung des Denkmals alle Vorkehrungen an Gerüsten, Masten, Flaggen u. s. w. getroffen. Das Denkmal selbst blieb frei von allem fremdartigen Schmuck. Die Arbeit an demselben hatte indeß fast bis zum letzten Moment fortgedauert, und erst heute am frühen Morgen stand es völlig frei und fertig da, nur von einem leichten Mantel verhüllt, der fast bis auf die Stufen niederreichte. Das schöne Fest wird von der Witterung herrlich begünstigt. Seit Kurzem haben sich die malerischen Wände unseres Bergkessels reich mit Blüthen bedeckt, und der heutige Tag ist einer der prachtvollsten Frühlingstage.

Nach zehn Uhr setzte sich der Zug der hiesigen und auswärtigen Gesangvereine, über 1500 Personen, mit Musik und Fahnen aus dem neuen Schulhause der Eberhardsstraße in Bewegung, holte den Schillerverein, die Stadtbehörden und Ehrengäste, die sich auf dem Museum versammelt, ab und rückte mit denselben auf den Festplatz. Der daselbst dem Publikum angewiesene Raum, die anstoßenden Straßen, die umringenden Häuser waren mit dichten Menschenmassen gefüllt. Auf einer dem Denkmale gegenüber errichteten Tribüne nahmen Platz die Schillersche Familie, die fremden Ehrengäste, die höchsten Staatsbehörden, die obersten königlichen Behörden der Stadt, das diplomatische Corps, eine Deputation der Ständeversammlung, eine Deputation von Schillers Geburtsstadt Marbach. — Die Gesangvereine, Männer und Frauen, und die königl. Hofkapelle erfüllten ein ungeheures Gerüste hinter und neben dem Denkmal. Der Verein, der Magistrat, die Gemeindedeputirten und die Bauleute stellten sich neben und vor dem Denkmal auf.

Die Feierlichkeit begann mit einer von Eduard Mörike gedichteten, von Kapellmeister Lindpaintner componirten Cantate,* gesungen vom Stuttgarter Liederkranz unter Begleitung der königl. Hofkapelle.

Die glückliche Composition des hochgeachteten Tonkünstlers brachte bei der allgemeinen Spannung auf den Moment der Enthüllung die eigenthümlichste und tiefste Wirkung hervor. Während der letzten Strophe hatte sich der Mantel, der das Standbild verhüllte, unter dem Geläute aller Glocken langsam geöffnet; der einzige Enkel des Dichters, der zwölfjährige Sohn Karl v. Schillers, hielt dabei das eine Ende; auf einmal sank die Hülle ganz, die volle Musik fiel ein und wurde vom tausendstimmigen Jubel überhallt. Es war, als ob das Bild selbst, ungeduldig über die lange Verhüllung, den Schleier abgeworfen hätte. Der Eindruck, als nun Deutschlands Gelübde gelöst war, als das herrliche Bild von seiner Höhe ernst auf die Tausende herabblickte, in deren Stimmen sich das Entzücken eines ganzen Volkes aussprach, muß für alle Zeugen des bedeutungsvollen Augenblicks ein unverwischbarer seyn.

Als sich die freudigaufgeregten Wogen des Volks etwas beruhigt hatten und das Lied: „Was schwellt uns heut so hoch die Brust," vom gesammten Riesenchor gesungen war, betrat Gustav Schwab die Stufen des Monuments und sprach folgende

Festrede:

„Bewunderungsvoll, in ehrerbietige Betrachtung, aber auch in innige Lust versenkt, stehen wir Tausende vor dem enthüllten Bilde des hohen Dichters, des tiefsinnigen Lehrers der Völker, des Arbeiters am Bau der Ewigkeiten, des theuren Volksgenossen, der unser Stolz und unsere Liebe ist. Dank den Hunderttausenden vom Palaste bis zur Hütte, in Deutschland und jenseits seiner Gränzen, deren Unterstützung die Erfüllung unserer Sehnsucht, seine Gestalt in der frühesten Heimath seines Geistes zu schauen, unseres Wunsches, ihn hier der Nation und der Welt darstellen zu dürfen, möglich gemacht hat; ehrfurchtsvoller Dank unsrem huldreichen Könige, der unsre Gefühle theilt, der sich mit fürstlich freigebiger Hand dem Unternehmen zugesellt, der dem gefeierten Mitbürger diese würdige Stelle eingeräumt hat; Dank

* Der Raum erlaubt uns nicht, die Cantate heute mitzutheilen. Wir lassen sie morgen folgen. A. d. Red.

dem größten Bildner unsrer Zeit, Thorwaldsen, den die Schwester der Dichtkunst begeistert hat, sein Aetherbild zu schaffen, den seine Verehrung des Dichters getrieben, das Geschaffene uns als Geschenk zu überlassen, dieses Bild, das jezt, kunstreich im Erze festgehalten, auf uns niederblickt, und uns den Herrlichen, dessen großer Geist in seinen Werken unter uns wohnt und wirkt, in Leiblichkeit wiedergegeben.

Aber das Haupt umgoß ihm mit Anmuth Pallas Athene,
Daß er höher erscheint und völliger; auch von dem Scheitel
Goß sie geringeltes Haar, wie die purpurne Blüth' Hyakinthos.
Und so entstieg er der Form, an Gestalt Unsterblichen ähnlich.

Es sind welche unter uns, die den Verklärten im Leben gekannt, die ihm in Freundschaft, die ihm in zärtlicher Liebe verbunden waren, ja, in deren Adern sein Blut fließt. Sie erfreuen sich des Wiedersehens in diesem Augenblicke: es ist, wie man das Wiedersehen eines seligen Geistes sich vorstellt. Doch auch unter uns Anderen ist Keiner, der nicht das wohlbekannte Bild des Dichters im Herzen mitgebracht hätte, der es nicht hier belebt, verschönt, verherrlicht wieder fände.

Ja, bei diesem Anblicke wird uns klar, warum wir ihn bewundern, warum wir an seinem Munde hängen, warum wir ihn lieben. Dieses Bild ist mit der Anmuth beseelt, die er selbst von der angeborenen Würde als freies Erzeugniß des Willens forderte; dieses Bild sagt uns, was in ihm war, und was er aus sich gemacht hat; die ernste Milde dieser ganzen Erscheinung bestätigt uns die goldene Wahrheit seines Mundes, daß Strenge gegen sich selbst, mit Weichheit gegen Andere verbunden, den wahrhaft vortrefflichen Charakter ausmacht; diese Züge lassen uns „das genialische Geheimniß" ahnen, wie man „der Welt willkommen und angenehm ist."

Diese Stirne versezt uns in die geistige Werkstätte, aus der jene gediegenen Kunstwerke hervorgegangen sind, die den empfänglichen Leser mit der „hohen Gleichmüthigkeit und Freiheit, verbunden mit Kraft und Mäßigung" entlassen, die der Dichter als Kritiker postulirte; auf dieser Stirne schwebt „das Kunstgeheimniß des Meisters, vermöge dessen er den Stoff durch die Form vertilgt, und durch geistreiche und freie Behandlung des gemeinen Daseyns auch das beschränkteste Geschäft und den kleinlichsten Gegenstand in ein Unendliches verwandelt." So war das Kleinste ihr nicht zu klein, und doch das Größte nicht zu groß. Diese Stirne hat über der Bestimmung und dem Geschicke der Menschheit gesonnen, und in den Darstellungen der Kunst dieses Geschick nach seiner Wesenheit wiedergeboren. „Das unsichtbare Reich der Sitten auszubreiten, ohne das Reich der Erscheinung zu entvölkern," war, im Denken und Dichten, ihr großes Anliegen.

Dieses tiefe und doch heitere Auge sah nur, und verlangte darum auch unerbittlich die Schönheit, die lebende Gestalt; die Form, aber die Form, bei der auch der Inhalt zählt; es sah in der Schönheit jene Freiheit, die eine Harmonie von Gesetzen ist; deßwegen lehrte auch sein Wink die Stürmischen, daß man nur durch die Schönheit zur Freiheit wandre, daß das Gemeine durch Sittlichkeit ausgelöscht, und durch Schönheit veredelt werden muß; denn er erblickte das Schöne nur im Zusammenhange mit dem moralischen Adel unseres Wesens. Die Natur erschien diesem aufgeschlossenen Blicke als „eine beständige Göttererscheinung, die uns erquickend umgibt," der Mensch in seiner mannigfaltigen Verkehrung als eine gewesene Natur, die auf dem Wege der Vernunft und Freiheit durch ächte Gesittung zur Natur zurückgeführt werden soll. —

Und o ihr beredten Lippen, welche Fülle von Wahrheiten, in ewiger Frische jeder Gegenwart Nahrung und Heilkraft bietend, senkte sich auf euch von dieser Denkerstirne, aus diesem Dichterauge! Welche Scheu zügelte euch, auch wenn ihr die Lehre mit der Dichtung vertauschtet, durch den Mißbrauch schulgerechter Formen euch am guten Geschmacke zu versündigen! In wie klaren Worten rechtetet ihr mit dem Jahrhundert, ohne seinem Bedürfniß und seinen Neigungen die Stimme streitig zu machen, ja mitten im Kampfe bekennend, daß, der durch euch spreche, nicht gern in einem andern Jahrhundert leben, und für ein anderes gearbeitet haben möchte. Dieser Mund ermuthigte eine Jugend, die seitdem zum Theil in öffentlichen Geschäften ergraut ist, ihr Zeitbürgerthum über dem Staatsbürgerthum nicht zu vergessen, und wiederum verlangte er von dem Menschen in der Zeit, sich zum Menschen in der Idee zu veredeln, vom Individuum, sich zur Gattung zu steigern, vom Staate aber, den zeitlichen Menschen zu seinen Idealen emporzubilden. Er warnte eine tobende Mitwelt, die physische Möglichkeit der Freiheit zu verschmähen, wo die moralische fehlte. — Ein Seufzer, der noch nicht verhallen darf, ward ihm durch die Zeit abgepreßt, in der die Kunst, die Tochter der Freiheit, von der Nothdurft der Materie ihr Gesetz empfangen soll, von dem herrschenden Bedürfniß, das die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch beugt, von dem Nutzen, dem Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen sollen.

Aber wenn auch der Gesang dieses Mundes uns in's Reich des Ideales flüchten hieß, so wollte doch sein Wort nicht dulden, daß der denkende Geist, indem er im Ideenreich nach unverlierbaren Besitzungen strebe, ein Fremdling in der Sinnenwelt werde, und über der Form die Materie verliere. Das unvertilgbare Gefühl sollte neben dem unbestechlichen Bewußtseyn gelten; vom alles trennenden Verstand rief er zurück zur alles vereinenden Natur. Zu dem jungen Freunde der Wahrheit und Schönheit, der, das edle Streben in seiner Brust,

gegen den Widerstand der Zeit ringen will, spricht er: „Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sey nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, was sie bedürfen, nicht was sie loben; gib der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten: so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebst, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenstand deiner Triebe verwandelst."

Und so dachte, so lehrte, so dichtete handelnd Schiller, denn seines kurzen, schöpfungsreichen Lebens reifes Alter hindurch übte er „den großen, geduldigen Sinn, das Ideal der Seele in's nüchterne Wort auszugießen."

Nein; wir feiern keinen **Götzendienst**, wenn wir der Liebe und Verehrung der Nationen die Statue dieses Mannes als ein Wallfahrtsbild hinstellen, wenn wir Anwesenden selbst den Verkündiger der Anmuth und Würde, den Schöpfer so vieles Schönen und Erhabenen, mit entblöstem Haupt in seinem Bilde begrüßt haben. Die Grazie, die diesen Geist in ihrer reinen Glut geläutert hat, ist keine heidnische Gottheit, ist der himmlischen Charis, der überirdischen Umwandlerin des natürlichen Menschen, nicht fremd und entgegengesezt. Oder wäre Schiller im verwerflichen Irrthume befangen gewesen, wenn seine Ueberzeugung und seine Poesie die Güte aus der vollendeten Form erblühen ließ, wenn er den Versuch in seinen Dichtungen und an seiner Person wagte, die Schönheit (um die Sprache unserer Gottesgelehrten zu reden) gleich einem Gnadenmittel wirken zu lassen, wenn er hoffte, daß sie auch das Jahrhundert von den doppelten Verirrungen der Rohheit und der Verkehrtheit heilen sollte? Setzen doch unsere Glaubenslehren von der Erneuerung des Himmels und der Erde, vom Aufhören des Dienstes der Vergänglichkeit in der Creatur, von der Verklärung des irdischen Menschenleibes in einen himmlischen — setzen sie doch dasjenige als Hoffnung und der Verheißung voraus, wofür Schiller als Gedanken und Ziel des Strebens kämpfte: den Sieg der wesentlichen **Schönheit** im Weltall! Auch ist Schiller es, der geschrieben: „Kann ein Mensch uns das Heilige repräsentiren, so hat er Majestät, und wenn auch unsere Kniee nicht nachfolgen, so wird doch unser Geist vor ihm niederfallen. Aber er richtet sich schnell wieder auf, sobald nur die kleinste Spur menschlicher Schuld an ihm sichtbar wird. Die schöne Seele kennt kein süßeres Glück, als das Heilige in sich außer sich verwirklicht zu sehen und in der Sinnenwelt ihren unsterblichen Freund zu umarmen." Sollte das Herz des Mannes, der so gesprochen hat, ferne von Demjenigen gewesen seyn, dessen Wesen er — seine Worte bezeugen's — so klar erkannt, wenn er auch seinen Namen wenig genannt hat, von Ihm, dessen Namen auch wir **hier** nicht nennen, weil ihm ein Name gegeben ist, der **über alle Namen** ist!

Der Platz, auf welchem wir stehen, der vernommene Hall der Glocken, deren Sprache er uns in Himmelslaute gedolmetscht, und die jezt eben über seinem enthüllten Haupte von ihm gezeugt hat, rechtfertigt diese Wendung der Rede. Fürwahr, nichts stimmt uns mehr zur Andacht, zur Anbetung des lebendigen Gottes, als die Erscheinung und Verkörperung des Genius auf Erden. Mag noch so Vieles im Gebiete des Werdens der stetigen Entwicklung überlassen bleiben: das Höchste bringt der Urgeist doch außer allen Zeitbedingungen hervor; der unbegreifliche Augenblick schenkt es, aus den Wolken fällt es, wie unser Dichter singt. Ereignisse können berechnet, können vorhergesagt werden, Geister nicht; keine Weltweisheit besizt ein Orakel für die Erscheinung der Genien; der unerforschliche Wille des Schöpfers spricht sein plötzliches **Werde** über sie. Auch Schillers Geist stammt aus diesem Urquell. Die Hülle, die diesen unsterblichen Geist umgab, war ein Werk und ein Schauplaz der göttlichen Weisheit. Wer bewundernd, wer dankend vor diesem Bilde steht — Ihr gibt er die Ehre."

Nachdem hierauf das Lied: „Auf, Brüder, auf, beginnt das Lied der Weihe," von der ganzen Masse der Gesangvereine vorgetragen worden, erfolgte die feierliche Uebergabe des Monuments an die Stadt. Im Namen des Vereins überreichte der Vorsteher desselben, Hofrath von **Reinbeck**, mit passenden Worten die darauf bezügliche Urkunde dem Schultheißen der Stadt. Die wesentlichen Bestimmungen dieses Aktenstücks, welches im städtischen und im Staatsarchive niedergelegt werden wird, gehen dahin, daß sich die Stadt verbindlich macht, das Denkmal auf ewige Zeiten zu schützen und zu erhalten, es auch nie ohne die dringendste Noth von seiner jetzigen Stelle zu entfernen, und, sollte dies je geschehen **müssen**, demselben jedenfalls einen seiner Bestimmung würdigen Standort anzuweisen.

Mehrere Gesänge schlossen die Feier. — Im Augenblick, wo wir dieses schreiben, ist der Zudrang zum Denkmal unbeschreiblich, weil es Jeder in der Nähe betrachten will. — Ein Festmal wird die Ehrengäste, den Verein und die städtischen Behörden vereinigen. Wir werden im Stande seyn, die bemerkenswerthesten Toaste und andere Einzelnheiten den Lesern mitzutheilen. — Abends nach dem Schauspiel wird der Schillersplatz mit bengalischem Feuer beleuchtet.

Die Beilage zeigt das Verhältniß des Monuments zum Platze und die Umrisse des leztern, so weit dies bei so kleinem Maßstabe möglich ist.

Beilage: Kunstblatt Nr. 38 und Ansicht des Schillerplatzes.

Verlag der J. G. **Cotta**'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: **Hauff**.

№ 112.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 10. Mai 1839.

— Music, awake, strike! — 'Tis time descend!
Strike all that look upon with marvel!

Shakespeare.

Cantate zum Schillersfeste 1839.

Gedichtet von E. Mörike, Musik von Lindpaintner.

Dem heitern Himmel ew'ger Kunst entstiegen,
Dein Heimathland begrüßest Du;
Und Aller Augen, alle Herzen fliegen,
O Herrlicher, dir zu!

Frauen.

Des Lenzes frischen Segen,
O Meister, bringen wir,
Bethränte Kränze legen
Wir fromm zu Füßen Dir.

Männer.

Der aus des Musen Blicken
Selige Wahrheit las,
In ew'gen Weltgeschicken
Das eigne Weh' vergaß.

Männer und Frauen.

Der in die deutsche Leyer
Mit Engelsstimmen sang,
Ein überirdisch Feuer
In alle Seelen schwang;

Ach, der an Herz und Sitte
Ein Sohn der Heimath war,
Stellt sich in unsrer Mitte
Ein hoher Fremdling dar.

Doch stille! horch! — Zu feierlichem Lauschen
Verstummt mit Eins der Festgesang: — —
— Wir hörten Deines Adlerfittigs Rauschen,
Und deines Bogens starken Klang!

Briefe Wielands aus den Jahren 1752-1761.

Zürich, 18ten August 1755.

Wir sind Herrn von Gemmingen* und Ihnen sehr verbunden für die überschickten Briefe, welche so

* Eberhard Friedrich v. Gemmingen, geb. 1726, gest. 1795, steht in Würtemberg, dessen Fürsten er lange als Regierungspräsident diente, im besten Andenken. Er war seiner Zeit als ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen und gebildetem Geschmack hochgeachtet, und wurde auch als Schriftsteller und Dichter häufig genannt. Sein Werk, auf das sich Wielands obige Aeußerungen beziehen, heißt: „Briefe, nebst andern prosaischen und poetischen Stücken, 1753;“ später (1755) erschienen von ihm „poetische Blicke in's Landleben.“
A. d. Red.

schön, abwechselnd, interessant, lehrend und ergötzend sind, daß ich glaube, wir können sie in diesen Stücken den vortrefflichen Briefen des Herrn Melmoth, welche den Titel haben: letters of Sir Th. Fitzosborne, an die Seite setzen. — Je bekannter mir der Herr von Gemmingen wird, desto stärker wird mein Verlangen, in eine genauere Bekanntschaft mit ihm zu kommen. Fast werde ich versucht, das Schicksal der Sklaven zu beneiden, die unter Ihrem Fürsten geboren sind, denn alsdann könnte ich vielleicht oft um Hr. v. G. seyn. — Der Geist der Freyheit, Menschenliebe und der schönen Natur, der sich in den Schriften dieses vortrefflichen Edelmanns zeigt, wird allen edlen Gemüthern, denen er sich durch seine Schriften communicirt, den Wunsch abdringen, daß er doch ganz frey (äußerlich frey), oder wenigstens nichts Geringeres als ein Regent in einer Republik (ein Heidegger) oder ein Minister des guten Königs seyn möchte, den Klopstock aus dem Lande der Ideen herab gebracht hat, und der es wohl werth ist, daß wir ihn mit der schönen Panthea des Lucianus verheurathen. — Ich habe Gemmingens Briefe u. s. w. überhaupt gelobt; ich könnte sie itzt noch auch Stück vor Stück loben, z. E. den poetischen Geist in einigen reimfreyen Gedichten, den guten, echten Geschmack in den Briefen über das Siegerlied, Waldis u. s. w., die freye und scherzhafte Demüthigung der sonderheit bey uns herrschenden Vorurtheile und einiges andere; ich will aber lieber auch ein wenig tadeln, oder vielmehr, 's ist mir leid, daß ich das tadeln muß, was ich tadeln werde. Ich habe mich sehr gewundert, da ich in einem moralischen und politischen Gedicht die Zeile sahe:

Die Welt, die Plato schuf, die wär' unendlich toll rc.

Ich wollte gerne, daß diese Stelle auch vom Leipziger Correktor wäre, * oder daß man sich nicht verleiten ließe, Hallern, Maupertuis u. dergl. einen Satz, der, wenn er examinirt wird, so gar nichts sagt, nachzusagen. Doch Herr von Gemmingen sagt ihn nicht nur nach, er treibt ihn unendlich weiter als jene. Haller sagt nur:

Der Staaten schlechtester wär' der von lauter Weisen.

Ich sehe aus obigem Vers, daß Herr v. Gemmingen den Plato nicht genugsam kennt, und das ist ihm keine Schande. Es gibt wenige Gelehrte, die diesen großen Genius kennen, und ich weiß nicht, wie viele neuere Scribenten außer Leibnitz, Schaftesbury, Addison und Pope (unser Sulzer gehört auch zu diesen werthen Nahmen) ihn gekannt haben. Ich bin überzeugt, daß Herr von Gemmingen anders von Platons Staat reden würde, wenn er sein in der That göttliches Werk von der Republik gelesen hätte. Wie weit entfernt ist Plato von einem Schimärenjäger, von einem Phantasten, von einem Sophisten! Wie richtig sind seine Grundsätze, wie gemäß der menschlichen Natur nach ihrer wahren Bestimmung! Ich darf es behaupten, daß ein Staatsmann, der nicht ein Philosoph ist, wie Plato im 5ten und 6ten Buch der Republik den Philosophen beschreibt, ein elender Tropf, ein Dummkopf, oder wenn Sie wollen ein Richelieu ist; denn ich denke nicht so groß vom Richelieu wie Herr von Gemmingen, der ihn in einem der Briefe unter die grösten Geister zählet. Nach diesem Maas gehörte Adramelech auch mit unter die grösten Geister. — Es macht mir Kopfweh, wenn ich sehe oder höre, daß in der gelehrten Welt (wie man dieses anarchische Chaos heißt), so oft von Dingen geredt wird, die man nicht recht überlegt hat, und daß man andern so oft auf guten Glauben nachsagt, was sie vorgesagt haben. Was ist gemeiner, als daß man Platons Republik mit den Hexenmährchen und andern Schimären in eine Classe sezt? Und wer hat Platons Republik gelesen? Unter sechstausend Gelehrten kaum einer. Es wäre gut, daß man sich's zur unverbrüchlichen Regel machte, von allen Dingen nur in soweit (es sey in Prosa oder Poesie) zu reden, als man was davon verstehet. (Je recommande à moi même et à tous mes amis la voie de l'examen en tout.) — Doch genug von dieser philosophischen und historischen Versündigung Ihres braven Freundes, der dem Plato und der Wahrheit genugsame Erstattung thun wird, wenn er diese meine Reflexionen für keine Pedantereyen halten wird. Denn alsdann müßte ich anders von ihm denken, als ich itzt zu thun Ursach habe.

Es ist überhaupt ein edler Vorsatz, den Herr von Gemmingen gefasset hat, den Sokrates zu besingen. Und ungeachtet die Geschichte, welche er besingen würde, diejenige Quantität nicht hat, die zu einem Heldengedicht in eigentlichem Verstande gehört, so hat sie desto mehr geistliche und innerliche Größe. Es wird aber sehr nöthig seyn, daß der Dichter, der den Sokrates würdig singen soll, den Platon und Xenophon aus ihren eigenen Werken kennen und von ihnen den Charakter, die Denkart, die Lebensart, die Manieren rc. des großen Weisen lerne. Die Lectur des Euripides und Sophokles wird auch viel dienen, ein an sich edles Gemüth zu einer so großen Arbeit genugsam zu erhöhen; ich würde dazu das Theâtre grec des P. Brumois, Jesuiten, empfehlen. Es wird aber dem Hrn. v. G. schon bekannt seyn. — Indessen wünschte ich doch, daß Herr v. Gemmingen sich möchte einen andern Vorschlag gefallen lassen, welchen ich durch Sie, mein werthester Freund, ihm zu geben mir die Freyheit nehme. Ich glaube, daß sich aus dem Schicksal

* Zu Gemmingens größtem Verdruß hatte, als jenes 1753 erschienene Werk in Leipzig gedruckt wurde, ein Correktor aus Gottscheds Schule nicht nur die Orthographie des Originals, sondern auch den Sinn vieler Stellen geändert, und sogar getrennte Gedichte verschmolzen. A. d. Red.

des vortrefflichen schwäbischen Herzogs Conradin und seines Freundes Friedrich von Oesterreich eine Epopée machen ließe, welche in allen Stücken vortrefflich und dem Sujet nach der über den Sokrates weit vorzüglich wäre. Die Fabel wäre von der gehörigen Größe und ungemein interessant; an mannichfaltigen und sonderbaren Charakteren würde es nicht fehlen, und der empfindsame Geist des Dichters würde ihn auch mit Episoden versehen. Das Zeitalter Conradins hat (wie aus den schwäbischen Dichtern erhellt) so viel eigenes in den Sitten und Costumi, in der Neigung der großen Herren zu einem gewissen Enthusiasmus, der sich bald in ihrer Liebe und in ihren Minneliedern, bald in Kriegsunternehmungen gezeigt, — in dem Einfluß, den damals das schöne Geschlecht auf die Tapferkeit des stärkeren gehabt, rc. daß auch um dieser Ursache willen ein solches Gedicht ausnehmend gefallen müßte. Von diesem ist nichts zu gedenken- (ob ich gleich glaube, daß man es nicht ganz aus den Augen setzen müsse), daß es einem epischen Gedicht, in Absicht der Nation, für die es vornehmlich geschrieben ist, kein geringer Behuf ist, wenn es diese Nation näher angehet. Und in der That, die vortrefflichen schwäbischen Kayser und das goldne Alter der Sitten und der liebenswürdigen Poesie unter ihnen verdient wohl, daß ihnen ein Gemmingen ein solches Denkmal aufrichte. Ich vernehme, daß Bodmer dem Hrn. v. G. diesen Vorschlag schon gethan hat, vielleicht ist eine erneuerte Vorstellung kräftiger. Ich wünsche es sehr.

Sie werden von H. v. G. Nachricht und ein gedrucktes Aviso wegen einer Ausgabe des schätzbaren Manessischen codicis bekommen, welche Bodmer besorgen will. Ich bin von Ihrer Einsicht vollkommen versichert, daß Sie dieses Werk, soviel an Ihnen ist, befördern würden, wenn Sie auch nicht unser Freund wären.

Ich werde Ihnen bald Nachrichten aus Deutschland geben können. Einer unserer Freunde (der Verfasser der beiden Satyren des M. Kinderlieb, die Sulzers Gedanken von der Erziehung veranlaßt haben) hat eine Reise nach Frankreich, England und Holland gemacht, und wird durch das Vaterland der Schöpse wieder zurück kommen. Die Maupertuisiana werden Ihnen ohne Zweifel bekannt seyn. Sie enthalten Urkunden, die billig auf die Nachwelt kommen müssen. Außer Gottscheden ist nicht leicht ein so ungelehrter und mittelmäßiger Mann zu einem so großen Ruhm und Beyfall gelangt, als dieser Präsident. Einen desto größern Fall thut er in den Augen des Publici.

Wieland.

Der Deutsche in Trastevere.

(Fortsetzung.)

17ten Januar.

Ich bin doch nur erst sechs, sieben Wochen hier, und mit wie verschiedenem Auge betrachte ich schon jezt Rom und das hiesige Leben. Ich erinnere mich nicht mehr, was ich dir in der ersten Herzenswallung schrieb; wild genug mags wohl in meinen Briefen getobt haben, ich wills glauben. Die anfänglich unbändig aufschäumenden Wogen beginnen jedoch sich allgemach zu ebnen, zu besänftigen, und jenen ekstatischen Stürmen folgt mild selige Ruhe. Keine Stadt gewinnt wohl mehr, indem sie den Reiz der Neuheit verliert, als gerade Rom. Das Verständniß der wunderbaren Dominante geht mir immer mehr auf, sie wird mir von Tag zu Tag theurer. So lange uns noch jenes quälende Bewußtseyn, dies oder jenes noch nicht gesehen zu haben, verfolgt und wie ein böses Gewissen durch Kirchen und Paläste geißelt, so lange ist auch an ungetrübten Genuß nicht zu denken. Allmählig beginnt sich jedoch jenes drückende Gefühl zu verlieren. Der erste rohe Heißhunger ist gestillt; ich bin zu dem mir besonders lieb Gewordenen schon zwei-, dreimal zurückgekehrt, und koste nunmehr züngelnd wie ein Gourmand, statt des planlosen Verschlingens. Ich habe mich blind in den Strom geworfen und mich tüchtig umherschleudern lassen, habe aber auch erreicht, was ich wollte, und in diesen wenigen Wochen mehr gesehen und gelernt, als ein Anderer vielleicht in eben so viel Monden. Der Deutsche ist aber nun einmal für ein so abentheuerliches Vagabundiren nicht geschaffen; über kurz oder lang verlangt er wieder nach einem Nestchen, um mit Behaglichkeit unterducken zu können, und in der Stufenleiter thierischer Glückseligkeit steht ihm die Schnecke, die bei jedem Ausflug ihr Häuschen mit sich trägt, oben an. So hat sich auch die Sehnsucht nach dem Schaffen früher, als ich es glaubte, wieder eingestellt. Allerlei Pläne zu größeren Arbeiten gehen mir im Kopf herum, freilich noch chaotisch genug. Die Seele des Träumenden beschäftigt sich allnächtlich mit Compositionen, und das ist das sicherste Zeichen, daß die Produktivität wieder erwache.

Ich sehe dich im Geist diesen Brief lesen, und wie du dich auf deinem Schreibesel hin und her drehst, bei meiner schnellen Sinnesänderung ein verdammt pfiffiges Gesicht schneidest und endlich herausplatzest: „Aha, ich merke schon! Freund Eberhard hat sich verplempert. Die kleine Römerin — wie heißt sie doch gleich? — ja, ja, es ist richtig!“ Und dann reibst du voll Selbstgefälligkeit über deine Combinationsgabe schmunzelnd die Hände. Und wenn dem nun wirklich so wäre? was denn

mehr? Glaub' nur nicht, daß ich wie ein auf dem Weinspalier ertappter Schulbube die Augen verlegen niederschlagen und feuerroth mein pater peccavi, wie ich wirklich dem bildschönen Kinde zu tief in's Auge geschaut habe, hervorstottern werde. Vom Leugnen und Heucheln hab' ich mein Ledtage nichts gehalten, und immer frei von der Leber gesprochen, wie mir's just um's Herz war; und jezt werde ich wahrhaftig mit Winkelzügen nicht den Anfang machen.

Nun ja doch, wenn du's wissen willst, ich bin dem Mädchen von Herzen gut, und sie verdient's auch. Die hat noch ein frisches, warmes, anhängliches Herz, die ist durch und durch wahr und treu, da sieht man noch bis auf den Grund. Was sie denkt, spricht sie auch aus; da ist keine Falte, kein Rückhalt, keine ängstliche Scheu, kein Abwägen der Worte. Sie kennt noch nicht die Möglichkeit, daß ihre Rede anders gedeutet werden könne, als sie es gemeint habe, und so ist ihr auch das erste Wort das liebste, zärter gefühlt, als vielleicht klingend, und das macht mir just das Mädchen so lieb. Sie ist eine kerngesunde, unverbildelte Natur; nach einer solchen suche ich schon lange vergeblich.

Du solltest das Mädchen sehen, wie sie am Fenster harrt, wenn ich ausgegangen bin, oder wie sie Arbeit und Alles wegwirft, und mir freudig entgegenspringt, wenn ich nach dem Ave Maria in ihr Zimmer trete, wie ihr dann die Augen vor Freude leuchten und sich das ganze Gesicht verklärt. Du solltest das anmuthige, naive Geplauder hören, den Eifer, die Lebendigkeit des Vortrags, solltest dem so ausdrucksvollen, so graziösen Geberdenspiel folgen, jeder dieser so wahren, plastischen Bewegungen, solltest den zärtlichen Aufschlag der Wimpern schauen, in das schöne, dunkle, seelenvolle Auge — in somma, wie die Römer sagen, das ganze liebe Bild müßtest du leibhaftig sehen, und mit Künstleraugen obenein, und du würdest auch meinen: ja, da ist's kein Wunder!

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

Feier des Vergangenen. Kiß's Amazonengruppe.

Der Kalenderwinter, auf den unsere Winterunterhaltungen berechnet waren, ist vorüber; für den natürlichen Winter, der unnatürlicher Weise nachkommt, ist nicht gesorgt. Die Unterhaltung fände sich in der That in Verlegenheit, da auch die Politik nichts Neues bietet, wenn nicht durch einige declamatorisch-theatralisch-musikalische öffentliche Unterhaltungen für dieselbe etwas gethan würde. Da hat Professor Gubiz ein Declamatorium für die Erben des mittellos verstorbenen Dichters von Mehlhammer veranstaltet, und da es ansprach, dasselbe zu Gunsten des Vereins für hülfsbedürftige vaterländische Krieger wiederholt; die Sänger und Schauspieler Bauer und Blume haben ihren Rücktritt von uns mit der Darstellung des Don Juan öffentlich gefeiert, die Singakademie ein Requiem zum Besten eines Denkmals für Ludwig Berger, und Seydelmann eine öffentliche Vorlesung zum Besten des Lessingdenkmals gegeben. Lauter Feierlichkeiten zu Ehren der Vergangenheit, lauter projectirte Denkmäler, und im nächsten Jahre 1840 stehen uns noch ganz andere Feierlichkeiten dieser Gattung bevor. Ob dies Anzeichen sind, daß es mit der Gegenwart nicht fort will?

Doch ehe ich diese Denkmäler des Vergangenen berühre, noch von etwas Erfreulichem aus der Gegenwart; hoffentlich soll es aber auch in die Zukunft hineinleben. Acht Tage lang drängte sich das kunstliebende Publikum in einem der Ateliersäle des alten Lagerhauses. Dieses, bekanntlich die ehemalige Burg und Residenz der alten Markgrafen aus der vorhohenzollernschen Zeit, ist weder als Rarität erhalten, noch zu einer Kaserne umgewandelt, sondern einigen Künstlern vom Staate eingeräumt, um hier ihre Schulen und Werkstätten einzurichten. Aus den gewölbten Hallen des untern Geschoßes sind Rauchs Meisterwerke hervorgegangen. Diesmal stand das Werk eines seiner Schüler, aber, wenn nicht der erste Eindruck trügt, auch ein Meisterwerk, das für kommende Zeiten leben wird, zur Anschauung aus. Der Name des Bildhauers Kiß ist noch wenig bekannt. Mit einer kolossalen Arbeit wollte er zuerst hervortreten, die, was er geworden, dem Publikum zeigt, ein Verfahren, das mit dem unserer Jünger fast in allen Kunstbranchen sehr contrastirt, da wir gewohnt sind, über die reiche Ausstellung aller ihrer Studien zu vergessen, daß die Oeffentlichkeit nur Werke zu fordern berechtigt ist. Kiß ging so sehr von dieser modernen Usance ab, daß er lange Jahre nur und allein seiner Schöpfung widmete, und Zeit und Kosten auf sie verwendend, und ihr allein lebend, nicht einmal durch seine Freunde im voraus, was er erschaffen, und worüber das Publikum staunen werde, verkünden ließ. Der Gedanke, die drei Gestalten, eine edle menschliche, ein schönes Roß und ein Raubthier der Wüste in einer Gruppe darzustellen, soll von Rauch ursprünglich gefaßt seyn; der Meister ließ ihn fallen. So wie er jezt aufgefaßt ist, gehört er seinem begabten Schüler allein an. Eine Amazone zu Roß wird von einem Tiger angefallen. Das Raubthier hat sich mit einem fürchterlichen Saz von vorn über den Nacken des Pferdes geworfen, und mit Krallen, Gebiß und der ganzen erdrückenden Wucht seines Körpers das edle Thier schon bewältigt, das im Todeskampfe und entsezlichen Schmerze sich bäumt. Für dasselbe ist keine Rettung; auch die Amazone ist von dem ersten Anprallen zurückgerutscht; aber die geistige Kraft ist nicht überwunden. Vom Schreck erholt, hebt sie den Wurfspieß und mißt mit den weit aufgerissenen Augen den Punkt, wo die Spize den Tiger tödtlich trifft. Troz dieser Spannung und dieser mannigfachen Affecte einer noch nicht consumirten That herrscht eine Ruhe über dem Kunstwerk, wie sie das Schönheitsgefühl bedingt. Die ganze Wirkung der Gruppe läßt sich noch nicht ermessen, denn 14 Fuß hoch steht das Modell in einem gewölbten einfenstrigen Zimmer, es fast ausfüllend, so daß nur wenig Raum für die Zuschauer bleibt. Indessen, da alle Theile wohl geformt und proportionirt sind, auch der Eindruck, von welcher Seite man auch das Bild beschaut, derselbe großartig schöne bleibt, so läßt sich erwarten, daß die Ausführung und Ausstellung im Freien den bisherigen Eindruck nicht schwächen, sondern noch erhöhen wird. Hier aber beginnen die Schwierigkeiten, solche, die nur zu oft bei uns die Krönung eines schönen Werkes hindern.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 113.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 11. Mai 1839.

> Instar veris enim vultus ubi tuus
> Affulsit, populo gratior it dies,
> Et soles melius nitent.
>
> Horat.

Vor den Liederkränzen gesprochen
und
den Herrn Stiglmaier und v. Thouret gewidmet.

Den 8ten Mai 1839.

Dem Dichter steht ein Mal errichtet,
Von Künstlergeist in Erz gedichtet,
Doch ist's nicht irdisches Metall.
Es ist beseelt von innerm Leben,
Wie Memnons Säule muß es beben
Beim Strahl des Lichts von tiefem Hall.

Aus einer Glut ist es geflossen,
Aus einem Guß ist es gegossen,
In welchem Geist mit Geiste rang.
Dies Erz ist Erz, wie Schillers Glocke,
Es ist ganz Schall und es entlocke
Uns tausendstimmigen Gesang.

Des Hohen Standbild soll uns lehren
Die reine Harmonie der Sphären;
Er steh' uns ein Chorage da.
In unser Leben hauch' ein Friede,
Ein Klang von seinem schönsten Liede:
Die Loosung sey Concordia!

Gustav Schwab.

Die französischen Assisen.

Die Völker belustigen sich, so gut sie können. Den Römern waren die Spiele des Circus unentbehrlich; ich habe nirgends gelesen, daß die römischen Damen Nervenanfälle und Krämpfe bekommen hätten beim Anblick der Gladiatoren und wilden Bestien, welche sich vor ihren Augen einander erwürgten und zerfleischten, und der römische Pöbel in den letzten Zeiten des sinkenden Reichs verlangte von seinen Gebietern nur zwei Dinge: Brod und Spiele. Die Spanier stehen ungefähr auf demselben Punkte: ihre öffentlichen Belustigungen sind ganz nach dem Zuschnitt der römischen Volksfeste. Man sehe, mit welcher Wuth sie den Stiergefechten nachrennen; man höre, mit welchem fanatischen Beifallklatschen sie den Lieblingskünstler des Volks empfangen, welcher viel höher geehrt und gepriesen wird, als weiland der König von Spanien, in dessen Staaten die Sonne nicht unterging. Die Engländer sind versessen auf die Hahnenkämpfe und die hohen Wetten; die Italiener legen sich leidenschaftlich gerne auf die faule Haut und lassen sich am liebsten von milden Morgenlüften oder balsamischen Abendwinden in sanften Schlaf fächeln. Wir Deutsche haben unser Vergnügen daran, die Erde von oben anzusehen; wir setzen gerne einen Fuß in die Wolken und

den andern in den lustigen Aether und versenken uns aus diesen windigen Regionen in die Ekstasen einer schrankenlosen Betrachtung und Klügelei. Die Franzosen haben nichts vom Hang des Italieners zur Faullenzerei, von dem metaphysischen Genie des Deutschen, von dem gewaltig Abstoßenden des Engländers und von der wilden Gluth des Spaniers, bei dem der dunkle Ernst die Flamme des Innern bedeckt und den Grimm und die Lieblichkeit der menschlichen Natur in den stärksten Kontrasten zeigt; aber sie sind gewaltig reizbarer, empfänglicher und schaulustiger Natur, und es hätte wunderbar zugehen müssen, wenn sie in Versuchung gekommen wären, auf die Belustigungen zu verzichten, welche jenen Bedürfnissen entsprechen. Die Franzosen haben von jeher den Geist der äußern Darstellung, den Geist der Repräsentation an den Tag gelegt. Wir finden ihn bei den alten Galliern, deren Sitten die rheinischen Franken annahmen und nachahmten; wir finden ihn in der französischen Geschichte des Mittelalters, in den geistlichen Schauspielen, in den Turnieren, Waffenübungen, Gastmählern und Tänzen, deren Pracht und Glanz die aller andern Barbaren jenes Zeitalters überstrahlte. Mit dieser angeborenen Liebe zu theatralischer Darstellung, welche trotz der zahlreichen Metamorphosen ihre ganze ursprüngliche Lebendigkeit behalten hat, verbinden die Franzosen, namentlich die aus den mittäglichen Provinzen, eine leidenschaftliche Neigung zur Controverse, welche bereits Cato im alten gallischen Blute bemerkte und welche heutiges Tags einen Hauptzug in der französischen Nationalphysiognomie ausmacht.

Viele Leute haben indeß diese Neigung höchst lächerlich gefunden und sie als eine ephemere Sucht und Modekrankheit verspottet, welche die zehn oder zwölf letzten Revolutionen in Frankreich ins Leben gerufen. Die angebliche Aeußerung einer modernen Celimene der Chaussée d'Antin, welche in einem Gespräch über Prozesse den Molière'schen Vers: „J'ai suivi par plaisir deux procès criminels," citirt haben soll, war im Grunde genommen nicht das, was sie seyn sollte, nämlich ein Epigramm, sondern eine alltägliche Wahrheit. Und warum sollte man kein Vergnügen an Criminalprozessen finden, wenn diese Criminalprozesse mehr Bedeutung und Interesse darbieten, als alle neueren Dramen ohne Handlung und Leidenschaft? Wenn man die alte Thalia ihre maliziösen Bemerkungen über die Themis machen hört, so kommt man fast auf den Gedanken, daß zwischen beiden Handwerksneid obwalte. Was sollten aber alle diejenigen anfangen, welche ihr Ebenbild in dem matten, glanzlosen Spiegel der modernen Lust- und Trauerspiele nicht mehr wiedererkennen und vor stumpfen Dolchen nicht zurückbeben, wenn es ihnen nicht bisweilen vergönnt wäre, jenen heftigen Kämpfen vor den Assisen beizuwohnen, wo das antike Verhängniß in erneuerter Gestalt auftritt und wo Elend und Verbrechen mit der Justiz und der gesellschaftlichen Ordnung ringen? Hier spricht die Leidenschaft in ihrer ganzen Reinheit, hier gilt es, den verworrensten Knäuel aufzuwickeln, dessen Fäden jeden Augenblick abreißen und sich wieder zusammenknüpfen; hier kann man die menschliche Natur auf der That ertappen, und unsere Aufmerksamkeit verliert nach wenigen Augenblicken den Athem, kommt völlig außer sich und weiß nicht, was sie festhalten soll. Man hat keine Ahnung von der Entwicklung, welche sich weder voraussehen noch voraus bestimmen läßt, da bis jetzt noch keine Poetik für den Assisengebrauch aufgesetzt worden ist; täglich kommen neue Charaktere und neue dramatische Wendungen vor; es darf daher billig nicht verwundern, daß die Assisen einen so dauernden Zulauf und Beifall haben. Uebrigens ist dies schon seit geraumer Zeit in Frankreich der Fall: der Geschmack an Prozessen hat sich bei den Franzosen von jeher gezeigt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Deutsche in Trastevere.

(Fortsetzung.)

Die Tage sind so kurz; bei Licht mag ich nicht arbeiten, und da werfe ich denn frühzeitig genug Stift und Pinsel bei Seite und gehe zu den Wirthsleuten hinüber. Die Tante Brigide spinnt schweigsam vom Wocken, oder handthiert am kleinen Herde, ohne sich viel um unser Treiben zu kümmern. Ich sitze bei dem Mädchen und erzähle ihr, was ich eben heute gesehen oder entworfen, von der Reise, von zu Hause, von euch. Sie hat den schönen Kopf auf den Arm gestützt und lauscht in stiller Muße; denn die seelenlose Geschäftigkeit des ewigen Stickens, Nähens und Tapisseriemachens, für welche das Auge der Nordländerinnen allein geschaffen zu seyn scheint, ist, Gott sey Dank, diesseits der Alpen noch nicht eingerissen. Die Katze schmiegt sich schmeichelnd, mit gekrümmtem Rücken, bald an die Dirne, bald an mich. Römische Mädchen und Katzen sind ja sprichwörtlich die schönsten in ihrer Art, und so haben mich denn die ersten auch mit den zweiten versöhnt. Dann erzählt auch sie wohl von den Zauberfesten Roms, von der Prozession am Frohnleichnamstage, von der feenhaften Girandola, von dem Karnevalstreiben und dem wilden Moccoliabende; sie zählt die Tage, die Stunden bis dahin, träumt von einer blitzenden Maskenkleidung, schlingt ein buntfarbiges Tuch zum Turban um die Schläfe, wirft es in malerischen Falten um die Schulter: jede Bewegung,

jede Stellung athmet antike Naivetät und Grazie, jede könnte zum Modell dienen; ich möchte sie festhalten — die folgende, anmuthige hat sie schon verdrängt. Das Auge kann sich an dem buntschillernden Schmetterling nicht satt sehen. Und Teresina — nun, sie ist mir auch recht gut, recht von Herzen, das seh' ich wohl, das fühlen wir Beide, ohne es uns gesagt zu haben; und es ist uns auch, als bedurfe es keiner Worte weiter, als habe es nie anders kommen können.

Ich sehe schon längst, wie du, von deutsch-philisträsem Entsetzen ergriffen, beide Arme wie ein hölzerner Wegweiser ausstreckst, und da steht auf dem rechten Arm: Weg zum Traualtar! auf dem linken: Weg in's Verderben! Solch einem hölzernen Prediger habe ich nur zu erwidern, daß ich ad I. ein ehrlicher Kerl bin, und ad II. es gehen lasse, wie es dem Himmel gefällt. Wenn man nur ein Bischen in sein eigenes Leben zurückschaut und da sieht, wie viel tausend Pläne und Entwürfe für die Zukunft geschmiedet werden, ohne daß sich eine Hoffnung, eine Befürchtung realisire, dann läßt man am Ende das Schicksal ruhig die Karten mischen, statt seine Zeit mit neuen Kartenhäuserbauten zu vertrödeln. Die Zukunft möge bringen, was sie wolle — ich freue mich der Gegenwart, und die ist schön und herrlich. Was ist denn das Leben, was vollends die Kunst ohne Liebe? — Und das haben die alten Meister gar gut gewußt. Jeder hatte sein Feinsliebchen, der er mit herzlicher Neigung zugethan war und deren feinen Züge er überall aus der Leinwand hervorgucken ließ; da war's noch eine Lust zu malen. Roma — Amor — dies ist der künstlerische Januskopf, dies zweieinige Götterbild, dessen eine Hälfte nichts ohne die zweite wäre.

Teresina stammt aus einer guten römischen Bürgerfamilie. Der Großvater hatte sich durch Fleiß und Sparsamkeit ein hübsches Vermögen erworben, der Vater es wieder verthan; nun müssen sie sich behelfen und leben größtentheils von der Unterstützung eines weitläuftigen Oheims, des Abbate. Es ist dies derselbe, den ich dir schon als meinen Reisegefährten nach Rom genannt habe, und auch der einzige Dorn an meinem Rosenkranz. Die Frauen wissen des Rühmens und Preisens von ihm kein Ende zu finden; mag seyn, daß er's verdient und ich ihm Unrecht thue. Mir ist das Gesicht vom ersten Augenblick an in der Seele verhaßt gewesen und meine Idiosyncrasie hat mich bisher noch niemals irre geleitet. So oft ich sie auch bezwang und mich, den Warnungen des Sokratischen Genius zuwider, jenen von Haus aus anwidernden Figuren näherte, eben so oft habe ich auch meinen Eigensinn zu deren Ursach gefunden. Nun, am Ende, was kümmert er mich? Ich geh' ihm aus dem Weg, und damit holla! Er ist jezt ohnehin verreist und wird erst in zwei, drei Monaten zurück erwartet.

21sten Februar.

Seit einer halben Stunde liegt dieser Briefbogen vor mir, ohne daß ich über das Datum hinausgekommen wäre. Zehnmal habe ich das Blatt schon zurückgeschoben, zehnmal wieder zurecht gelegt. Wahrhaftig, ich weiß nicht, was ich auf dein vier Seiten langes Abmahnungsschreiben antworten soll, und wie ich es soll, ohne bitter zu werden. Du bist mein ältester, treuster Freund; was du mir sagst, kommt Alles vom Herzen, es ist deine aufrichtigste, grundehrlichste Meinung. Du kennst weder Italien noch seine Bewohner: dies Alles habe ich mir schon fünfzigmal vorgesagt, um dich zu entschuldigen, um mich nicht von dem Unmuth, welchen deine Epistel in mir erregte, hinreißen zu lassen; aber wahrlich, es bedurfte auch so gewichtiger Beschwichtigungsgründe.

Laß mich vorerst deinen vier Seiten langen Brief mit vier Worten beantworten: Teresina ist meine Braut. Sie war es schon, ehe ich dein Sendschreiben erhielt, und hätt' es eines Grundes bedurft, um meine Erklärung zu beschleunigen, so wär's gerade dein Brief gewesen. Du kennst meine Antipathie gegen schlechten guten Rath; du weißt, wie stolz ich auf meine Freiheit bin, und schreibst mir so? — Geh', Otto, das war nicht nur unfreundlich von dir gehandelt, es war mehr noch als das — es war unklug.

Was weißt du denn weiter von Teresina, um ihr Geist und Gemüth und Bildsamkeit absprechen zu wollen? Verwirfst du mein Mädchen etwa, weil sie weder in Oel malt, noch Botanik studirt hat, noch Beiträge zum Musenalmanach liefert? Bewähren sich denn die Glanzperien, welche eure Salondamen am Rosenkranz der Konversation abbeten, auch in der Ehe als echte? Oder habt ihr vielleicht Angst, daß ich das römische Bürgermädchen in eure Coterien einschwärzen werde? Ja, das wäre freilich etwas Entsetzliches, wenn so ein wildfremdes Kind, das weiter nichts als jung und schön und gut und liebenswerth ist, wie vom Himmel geschneit, in eure Cirkel fiele! Ueber den ahnernen Adelsdünkel schreien sie schon seit Jahrhunderten, und gerade die am ärgsten, die über die von Geldsäcken aufgestapelten Mauern, oder die von Geheimerathspatenten zusammengekleisterten spanischen Wände nicht hinweg zu schauen vermögen. Und die Bürgerdirne ist es nicht allein, die ihr scheut; da müssen mir noch die alte Brigida und der Kanonikus, jene unerträgliche Mitgift, wie du sie nennst, aufgemuzt werden. Geberdest du dich doch, als wenn auf euern reichsbürgerlichen Stammbäumen die Race der langweiligen Tanten und unleidlichen Oheime etwas Unerhörtes wäre! Beruhigt euch, die römische Sippschaft soll euch kein Herzeleid verursachen. Ich habe hier Wurzel geschlagen — für immer. Bringe dies deinem Vater möglichst glimpflich

bei. Er war mie ein treuer, liebevoller Vormund. Wenn auch unsere Aussichten vom Leben himmelweit verschieden sind, so würd' es mich doch schmerzen, wüßt' ich, er zürne und könne mir einen Groll nachtragen. Meine paar tausend Thaler mögen nach wie vor in eurer Handlung stehen bleiben; ich weiß sie nirgends besser aufgehoben als bei euch. Im Mai wird meine Hochzeit seyn. Lebet wohl, gedenket meiner in Liebe, oder mit Neid, wenn ja etwas Herbes in den Gedanken an mich einfließen sollte.

Ich schaue aus dem Fenster. Teresina steht in unserm Brückengärtchen unter dem purpurblühenden Mandelbaum und läßt die goldenen Orangenbälle spielend in der Luft tanzen. Die Sonne scheint so mild, so frühlingslau, der Himmel ist so rein, so durchsichtig — mein Mädchen winkt mir — gleich, gleich! — Göttliches Rom! —

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

(Fortsetzung.)

Kiß's Amazone. v. Meddlhammer.

Der junge Künstler, ein unbemittelter Mann, hat ohne Bestellung, ohne andere Aussichten auf äußeres Gelingen, als den begeisterten Ruf in sich, an ein Werk sich gemacht, welches die besten Jahre seines Lebens ihm kostete. Er hat gedarbt für das Kind seiner Phantasie, und ein kolossaler Thonklumpen, bis daß er zu einer schönen Figur, wie diese, wird, kostet Sorgfalt und Nahrungskosten, kaum geringer als die, um ein Kind zum Manne zu erziehen. Einer mit gesunden Armen und Kopfe wird dann Rath für sich selbst schaffen, ein theures Modell aber fordert einen Mäcen, der dafür Sinn und die Lust hat, große Mittel daran zu wenden, um den Erzguß zu wagen. Ohne alle Zusicherung, daß ein solcher Mäcen sich finden dürfte, auf die Gefahr hin, daß es nicht die Anerkennung erwerbe, die dazu nöthig ist, hat Kiß sein Werk begonnen und es ausgeführt. Das allein ist etwas Großes, was anerkannt werden muß. Nun aber sind alle competenten Stimmen einig, daß die Ausführung der großen Idee vollkommen entspreche, daß ein solches selbstständiges, würdiges Kunstwerk, wie es kaum alle Jahrzehnte einmal gelingt, unserer künstlerischen Bildungsperiode und der Stadt zur Ehre gereiche; wer aber wollte es unternehmen, den Künstler dafür zu lohnen? Der Lohn besteht nicht in einer kleinen Summe für seine Arbeit, womit der bescheidene Mann für sich gern zufrieden wäre, sondern in der öffentlichen Adoption seines Werkes. Es muß in Erz gegossen, und an einer passenden Stelle, zur täglichen Anschauung für Alle, aufgestellt werden. Der Ort dafür ist längst gefunden, auf einer der Granitstufen an der Außentreppe des Museums. — Hier beginnt das Reich der frommen Wünsche. Inzwischen ist wenigstens etwas geschehen. Der König hat dem Künstler das Modell, wie verlautet, für 5000 Thaler abgekauft. Damit ist er wenigstens für seine baaren Auslagen und seinen Zeitaufwand entschädigt, und er hat nicht nöthig, auf's Neue sich in Kosten zu stürzen, um die Umformung in Gyps, die bei der Beschaffenheit des Modells dringend nothwendig war, auf neue Gefahr zu besorgen. Allein mit dem Ankauf und dem Gypsguß ist die Verewigung in Erz noch nicht bewerkstelligt. Ein Bronzeabguß soll nicht mehr als 30.000 Thaler kosten. Alle Welt ist einig, daß dies sehr wenig für den Gewinn eines solchen Kunstwerkes für die Ewigkeit sey. Alle hohen Mäcenaten der Stadt stimmen dafür, aber mit dem Stimmen ist das Geld noch nicht da, und die Ausführung noch nicht decretirt. Man redet davon, daß von Seiten der städtischen Behörden die Sache als Ehrensache aufgenommen werden und eine Subscription bei allen kunstliebenden Bewohnern umgehen solle; noch aber hoffen wir, daß höchster Seits dem Werke der Stempel aufgedrückt werde. — Es kam bei der Ausstellung des Modells eine andere Frage zur Sprache. Ein beliebiges Entreegeld wurde von den Besuchern erbeten, für irgend eine milde Stiftung bestimmt. Warum nicht die Einnahme für den Künstler selbst, der so viel Kosten und Geld darauf verwandt, der auch während der Ausstellung von früh bis spät zugegen war und aus Sorgfalt für sein Werk Dienste leisten mußte, die man sonst bezahlt? Es kam eine reiche Summe in der kurzen Zeit der Ausstellung ein. Warum ist diese dem deutschen Künstler nicht gegönnt? — Weil es ehrenrührig sey, daß ein Künstler ein Werk für Geld zeige, antwortet das zartgesinnte Publikum. In Frankreich löset jeder Künstler, der ein bedeutendes Werk geschaffen, und es dem Publikum ausstellt, durch die Ausstellung eine so bedeutende Summe, als vielleicht der Mäcen, der es kauft, nicht dafür zahlt. Des Künstlers Ehre ist es, daß seine Mitbürger durch ihre kleinen Beiträge seine große Arbeit lohnen. Verpflichtet wird er durch den Frank Entree, Niemanden. In England würde Niemand von Stand ein Bild sehen, das gratis gezeigt würde. Warum verdammt die deutschprüde Ansicht den Künstler, zu darben, während das Publikum genießt? Wenn die Ehrenhaftigkeit des deutschen Künstlers in nichts anderem läge, dann brauchten wir auf unsere Kunst nicht stolz zu seyn.

Der Dichter A. von Meddlhammer ist unter seinem wirklichen Namen weniger bekannt, hier in Berlin nur seinen Freunden und Schülern. Er verlebte die lezten Jahre seines Lebens als Lehrer der italienischen Sprache. Noch erinnere ich mich, daß ich Ihnen schon, als er starb, über ihn berichtet, ohne damals zu wissen, daß ein Mann, der als Bühnendichter Glück gemacht, in so dürftigen Umständen verstorben war, daß für den Unterhalt seiner Familie, ohne Verschuldung von seiner Seite, alle Mittel fehlten. Es ist in der Theatergeschichte vorgekommen, daß man für die Urenkel Corneilles, als man erfuhr, daß sie im Jammer darbten, Vorstellungen gab. Aber erstens geschah dies in Frankreich, beiläufig für die Nachkommenschaft eines Corneille und endlich für die Urenkel eines Dichters. In Deutschland, und schon für Gattin und Kinder eines Theaterdichters zu sorgen, wäre von den Theatern zu viel gefordert, die den ethischen Grundsatz verfolgen, daß dem Dichter die Ehre das Höchste seyn soll, und ein zu reichlicher Ertrag seine Produktionslust erschlaffen könne. Weib und Kind kann mit von der Ehre zehren. Vergebens hatte sich daher Professor Gubitz, der sich der Verwaisten annimmt und in dem Verstorbenen einen treuen Mitarbeiter seiner Zeitschrift: „der Gesellschafter" ehrt, bei mehreren Direktionen verwandt, eine Vorstellung zu Gunsten der Hinterlassenen eines Dichters zu geben, dessen Stücke den Theatern volle Häuser gemacht.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 114.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 13. Mai 1839.

Marmora,
Per quae spiritus et vita redit bonis
Post mortem ducibus. —
Horat.

Beim Festmahl am Schillersfest zu Stuttgart

gesprochen von Ernst Förster.

An Piazza Barberini zu Rom da steht ein Haus,
Da gehn unsterbliche Götter, unsterbliche Menschen heraus;
Ein anderer Prometheus schafft da mit seiner Hand,
Sein Name klingt vom Abend- bis in das Morgenland.

Da in des Morgens Frühe, beim ersten Sonnenstrahl,
Verließ der Unsterblichen Einer den hohen Göttersaal;
Aus Haltung und aus Mienen sprach tiefbewegter Sinn:
So schaut' er über die Zinnen der ewigen Roma hin.

„Verwehrt war mir's im Leben, so sprach er, dich zu sehn,
Nun ward es mir beschieden, im Tod hier zu erstehn.
Ich habe nicht vergeblich gepriesen diese Welt,
Dort an der Engelspforten den Bettler hoch gestellt.

Was Großes je ersonnen, im Bilde liegt's vor mir,
Der Schönheit Zauber waltet im Leben nicht wie hier.
Es schlägt das Herz mir höher, die Brust wird mir so weit,
Und doch, ich sag's, ein Grabmal ist's der Vergangenheit.

Mich zieht in seine Kreise ein anderes Geschlecht,
Das wohl das Wort beherzigt: der Lebende hat Recht;
Und schenkt' ich Einer Seele nur reines Leben ein,
Selbst abgeschieden will ich nicht unter Todten seyn."

So sprach er, und ward seitdem in Rom nicht mehr gesehn;
Man sah ihn durch die Länder und über die Alpen gehn,
Und weiter, bis sein Sehnen die rechte Heimath fand,
Das ist im deutschen Reiche das edle Schwabenland.

O Schwabenland, von Allen gepriesen und geehrt,
Wie hältst du deines Dichters erhebende Worte werth!
Ein Denkmal, nicht ein Grabmal großer Vergangenheit,
Hast du das ehrne Standbild dem Leben selbst geweiht.

Der Deutsche in Trastevere.

(Fortsetzung.)

24sten Mai.

Wir saßen auf der Terrasse in Albano. Blühende Myrten und Oleander wölbten sich über uns zur Laube. Eintönig rauschten die Springbrunnen, die Sonne neigte sich dem Meere zu und vergoldete die Wipfel des Olivenhains auf dem Hügel, die Zinnen des zerfallenden Kastells der Savelli, die einsamen Warthen, die öde, meerbegrenzte Campagna. „Und das Alles sah ich glänzen in dem Aug' der schönsten Frau," der schönsten, weil es die Meinige war. Es war der Tag, an welchem Teresina mein Weib geworden. Zwei Wochen sind seit ihm

verflossen; in der Erinnerung erscheint er mir wie ein verschwommener Traum. Ich weiß nur noch, daß ich wunderbar bewegt war: die widerstreitendsten Empfindungen kreuzten sich sinnverwirrend, Hoffnungsfreudigkeit und Bangen, Entzücken und Grauen, Lebenslust und Todesschauer.

In einer mir sonst fremden Stimmung — ich weiß selber keinen Namen dafür — betrat ich die Kirche Santa Maria in Trastevere. Das Bewußtseyn, den ernstesten, entscheidendsten Schritt meines Lebens zu thun, mit ihm alle Bande, welche mich an meine Heimath, an meine Lieben knüpften, auf immer zu zerreißen, beklemmte meine Brust. Ich sah dann wieder auf meine Braut, sie war so schön, sie strahlte vor Freude, vor Glück — hielt ich denn nicht die Hand, an welcher ich in ein neues, schöneres Leben eingehen sollte? Ich wollte mich ganz den schmeichelnden Träumen der beglückten Zukunft hingeben; die Erinnerung an das Vergangene, Verlorene zog immer wieder wie ein Nebel über den sonnigen Himmel hin. — In der Seitenkapelle zur Rechten des Hochaltars stand eine Bahre. Das Todtenamt für den Verstorbenen war kurz vorher abgehalten worden. Die Leiche lag nach italienischer Sitte offen im Sarge; es war die eines schönen Jünglings. Die Züge waren unentstellt; die wachsbleichen Hände hielten das Kruzifix; das Gewand war mit Asche bestreut. Unsre Gefolge warf scheue Seitenblicke auf die Bahre; ein Jeder fühlte sich von der unheimlichen Nähe des Todes erschüttert; Tante Brigida murmelte unverständliche Worte vor sich hin. Ich betrat die Stufen des Altars; der Priester begann die heilige Handlung. Gewaltsam riß ich meine Blicke von dem Katafalk los; sie fielen auf die Votivtafeln, mit denen die Pfeiler behängt sind, auf die rohen Bilder, wo die Mutter Gottes hülfreich zu Siechen und von Räubern Bedrängten aus den Wolken herniedersteigt. Unter den frommen Schilbereien hing ein verrostetes Stilet. Es bedurfte eines Winks von Teresina, um mich aus meiner Zerstreuung zu wecken, um mich zu erinnern, das Knie zu beugen.

Der Wagen trug uns aus der Kirche nach Albano. Unter dem feligblauen Himmel löste sich die peinigende Beklemmung; ich fühlte ganz das Glück, das schöne, geliebte Weib mein zu nennen. Unser Kreis war klein; außer einigen Freundinnen Teresinas hatte ich nur unsere Landsleute, Vollmar und Streit, welche kürzlich aus Neapel wiedergekehrt sind, eingeladen. Es war ein schönes Fest. Die Nacht war bereits eingebrochen, als wir uns zur Heimkehr anschickten. Streit war mit der Tante und den jungen Mädchen vorausgefahren; Vollmar folgte zu Pferde. Ich blieb mit Teresina im letzten Wagen allein und hielt das blühende, glühende Weib in meinen Armen. So fuhren wir über die alte Gräberstraße durch die stille Sternennacht. Plötzlich hörten wir den Zuruf: „Fahrt nicht zu! Im Wege liegt ein Mensch — ein Erschlagener!“ — Ich stürzte entsetzt aus dem Wagen nach der bezeichneten Stelle — der Unglückliche war Vollmar! Das Pferd war scheu geworden und hatte sich mit ihm im Steigen überschlagen. Das Gesicht war vom Blut der Kopfwunde überströmt; er athmete nur schwach. Vorübergehende hatten den Ohnmächtigen seiner Uhr und Börse beraubt. Das Roß war in der Nacht verschwunden. Mit Hülfe des Fuhrmanns hob ich ihn in den Wagen; er fiel aus einer Ohnmacht in die andere; ich befürchtete, ihn in meinen Armen verscheiden zu sehen. Teresina schluchzte laut. Sie zog aus dem Unfall des Freundes eine traurige Vorbedeutung für das Glück unserer Ehe: die Bahre am Traualtar sey das erste böse Omen gewesen. Machtlos bekämpfte ich den Wahn; konnte ich mich doch selber eines geheimen Grauens vor der blutigen Brautnacht nicht erwehren. Erst mit Anbruch des Tages erreichten wir Rom.

Die unseligen Wirren, welche die ersten Tage verdüsterten, beginnen sich glücklich zu lösen: Vollmar ist außer Gefahr, und ich darf anfangen, mich des ungetrübten Glücks der Honigwochen zu erfreuen. Vor Teresinas spiegelhellem Sinn hatte sich jener trübe Hauch längst verzogen. Die Südländerin gleicht ihrem blauen Himmel, an dem sich die Wolken rasch thürmen, um noch rascher zu zerstäuben. Ueber mein Leben schwebt selige Sabbathstille; was will, was begehre ich denn mehr?

(Fortsetzung folgt.)

Die französischen Assisen.

(Fortsetzung.)

Ehemals wohnte man den Criminalprozessen allerdings nicht zum Vergnügen bei, und zwar aus dem guten Grunde, weil die Justiz den Schlüssel abgezogen hatte und Niemand erlaubte, in's Allerheiligste vorzudringen; allein die öffentliche Meinung lauschte an Thür und Fenstern, schnappte gierig nach allen Gerüchten, welche ihr zu Ohren kommen, und nahm die schlechte Gewohnheit an, die Urtheilssprüche in die Wagschale zu legen und ihrerseits diejenigen abzuurteln, welche zu Gericht gesessen. In allen Zeiten der französischen Geschichte finden wir beim Volke und bei allen Ständen die vorherrschende Neigung, in den gerichtlichen Streitigkeiten Partei zu ergreifen, und zwar mit solcher Leidenschaft, daß Erbitterung und Haß daraus erwuchsen, welche traurige Folge in andern Ländern die politischen Zerwürfnisse allein hervorbringen. Im siebzehnten Jahrhundert haben wir ein schlagendes Beispiel an dem

verschwenderischen, prachtliebenden Intendanten Fouquet, dessen Hauptverbrechen darin bestand, daß er in seinem Uebermuth vergaß, man dürfe einem großen Könige Alles nehmen, nur nicht die Geliebte seines Herzens. Wenige Begebenheiten jenes geräuschvollen, prunkenden Jahrhunderts haben so viel Lärm und Aufsehen gemacht, als dieser Fouquet'sche Prozeß. Jedermann nimmt Theil daran, auf allen Straßen, in allen Salons wird davon gesprochen: es ist eine Haupt- und Staatsaktion in der Stadt und bei Hofe, und Fouquet auf der Armensünderbank sitzt nichtsdestoweniger in der ersten Rangloge des Theaters, wo die absolute Monarchie Ludwigs XIV. in ihrem vollsten Glanze aufzog.

Es gewährt ein merkwürdiges Interesse, in den Werken der Frau von Sevigné die nachlässig hingeworfene Beschreibung dieses berühmten Prozesses zu lesen; man zählt in ihren Briefen so zu sagen die Pulsschläge der damaligen öffentlichen Meinung in Frankreich von Sekunde zu Sekunde. „Heute, Montag 17. November 1664," schreibt die geistreiche Schriftstellerin an Herrn von Pomponne, „ist Fouquet zum zweiten Male auf der Verbrecherbank erschienen: er hat sans façon darauf Platz genommen, wie das erste Mal; der Herr Kanzler hat wieder damit angefangen, von ihm zu verlangen, daß er die Hand in die Höhe heben solle; Fouquet hat darauf erwidert, daß er bereits die Gründe angegeben, warum er nicht schwören könne. Der Herr Kanzler hat dagegen ein Langes und Breites vorgebracht, um die gesetzmäßige Macht der Kammer darzuthun, daß der König sie eingesetzt und daß die Commission die Sanktion der souveränen Staatsgewalt erhalten hätte. Herr Fouquet hat entgegnet, daß man oft Dinge von Autoritäts wegen abmache, die man bisweilen für ungerecht erkläre, wenn man reiflich darüber nachgedacht hatte. Der Herr Kanzler ist darauf eingefallen: „Wie? Sie behaupten also, daß der König seine Gewalt mißbraucht?" Herr Fouquet hat geantwortet: „Sie, mein Herr, sprechen diese Behauptung aus, nicht ich; es ist keineswegs meine Ansicht, und ich wundere mich sehr, daß Sie mich in meiner gegenwärtigen Lage mit dem Könige verfeinden wollen." Auf diese Weise berichtet Frau von Sévigné Tag für Tag, Stunde für Stunde die unbedeutendsten, kleinsten Umstände dieses Prozesses, welcher von königlichen Commissären unter dem Vorsitz eines Kanzlers von Frankreich verhandelt wurde. „Heute ist unser theurer Freund abermals in's Verhör genommen worden. Der Abbé Effiat hat ihn im Vorbeigehen gegrüßt; er hat ihm seinen Gruß mit den Worten erwidert: „Ihr ergebenster Diener, mein Herr!" und dabei jene feste, lächelnde Miene gezeigt, welche wir ja kennen. Der Abbé Effiat ist davon so gerührt geworden, daß er alle Besinnung verloren." Und einige Seiten weiter fügt die Briefstellerin hinzu: „man rühmt in Paris ungemein seine bewunderungswürdige Geistesgegenwart und Charakterfestigkeit." Samstag, am 19ten December 1664, schreibt sie endlich an Herrn von Pomponne: „Gott sey gelobt und gedankt, bester Herr: unser armer Freund ist gerettet; er ist mit dreizehn Jahren durchgekommen, nach der Aussage des Herrn von Ormesson, mit neun nach der Aussage des von Sainte-Hélène; ich freue mich so sehr, daß ich ganz außer mir bin."

Zwei Tage darauf reiste Fouquet in Begleitung des Herrn von Artagnan nach Pignerol ab, wo er sein Leben beschließen sollte, und damit diesem famösen Prozesse ja nichts abgehe, trat Laharpe mit der Versicherung hervor, die Memoiren Fouquets von Pelisson seyen das schönste Denkmal der Gerichtsberedsamkeit im lezten Jahrhundert, und Voltaire, der doch mit seinen Lobsprüchen gewöhnlich nicht allzu verschwenderisch war, verglich diese Memoiren ohne Weiteres mit den Reden Ciceros; in den Augen von Laharpe und Voltaire hatte der Literat Pelisson besonders das große Verdienst, den schriftstellerischen Versuchen mit vielem Glück und Talent eine neue Bahn gebrochen zu haben.

Das leichtsinnige und zu gleicher Zeit doch so ernste achtzehnte Jahrhundert in Frankreich, welches sich für Alles, für die Encyklopädie und die komische Oper interessirte, widmete einen beträchtlichen Theil seiner Aufmerksamkeit und Vorliebe den Kriminalprozessen. Wir verstehen darunter nicht bloß die religiösen Prozesse und Streitereien, welche im Grunde genommen die einzigen politischen Ereignisse jener Zeit ausmachten, wie z. B. die Prozesse des Ritters de la Barre, des Calas, Sirven u. s. w., wo sich zwei Meinungen und Gesellschaftsfaktionen gegenüberstanden; sondern wir meinen besonders die rein gerichtlichen Prozesse, welche keinen andern Nutzen stifteten, als daß sie im Publikum immer wieder die Disputirwuth anfachten, wie z. B. der berüchtigte Morangiès'sche Prozeß, welcher ein unaufgelöstes Räthsel geblieben ist und worin Voltaire gleichfalls eine Rolle spielt; und viel früher der Prozeß des Grafen Horn, wobei man fast königliches, mit vielen Fürstenhäusern Europas verwandtes Blut fließen sah; ferner in den lezten Regierungsjahren Ludwigs XV. jene skandalösen Prozesse, welche das schmachvolle Alter des Marschals von Richelieu entehrten, und jener blutige Prozeß, als dessen Opfer Lally fallen sollte; zulezt gehört noch hieher der beispiellose Prozeß, welcher den Namen der Königin von Frankreich mit den schmutzigsten, unsaubersten Debatten in Berührung bringen und eines der höchsten Häupter des französischen Adels, einen katholischen Kirchenfürsten, mit einer öffentlichen Dirne und einer Beutelschneiderin auf derselben Verbrecherbank zur Schau stellen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

(Schluß.)

Conzert. Seydelmann als Vorleser für Lessings Denkmal. Publikum und Schauspieler.

Von den hiesigen Direktionen erhielt Meddlhammer nur die bereitwillige Zusage, daß ihre Mitglieder bei einer außer theatralischen Vorstellung, wenn er dieselbe arrangiren wolle, mitwirken sollten. Diese kam dennauch, nach vielfachen Bemühungen, zu Stande, ein Declamatorium und Conzert, welches, durch lauter neue Pieçen sowohl, als insbesondere deßhalb ein großes und glänzendes Publikum anzog, weil die Mitglieder beider Bühnen, die als Rivale unter sich gelten, hier in freundlichem Vereine zusammen für das gute Werk thätig waren. Aber wie ansehnlich auch die Einnahme war, es ist nur ein fruchtbares Jahr für ein Leben. Und wäre es noch mehr gewesen, es bliebe immer ein Almosen, wo alle unsere Nachbarn den Dichtern und ihren Familien Rechte gewähren. Ob diese je in Deutschland anerkannt werden? — Das Conzert gefiel so, daß es auf vielfache Anforderungen wiederholt werden mußte, und zwar zum Besten des Vereins für hülfsbedürftige vaterländische Krieger aus den Befreiungskriegen. Auch diese Vorstellung entsprach ihrem Zwecke, und die Beiträge flossen reichlich, da man erfuhr, daß die Mittel dieses Vereins erschöpft seyen. Aber diese Krieger haben zum Theil schon ihr 25jähriges Erinnerungsfest gefeiert; die Zahl der Hülfsbedürftigen muß auf natürlichem Wege sich sehr vermindert haben, alle erledigten Posten werden bei gleichen Qualificationen vorzugsweise an Gediente ertheilt, und man fragt sich, ob dieser milde Zweck nicht jezt allein dem Staate als Ehrenlast anheimfalle?

Für Lessings Denkmal wird durch Deutschland gesammelt. Es wird als schlagendes Argument für die Nothwendigkeit angegeben, daß schon zu Zeiten des Schauspielers Großmann (des Vaters der berühmten Bethman, und Verfassers des seiner Zeit berühmten Stückes „Nicht mehr als sechs Schüsseln") kaum Jemand in Braunschweig das Grab des unsterblichen Mannes zu zeigen gewußt. Großmann, empört darüber, schrieb an alle Theaterdirektionen Deutschlands, und forderte sie auf, zum Besten eines Denkmals Vorstellungen zu veranlassen, und von allen erhielt er abschlägliche Antworten. Wenn Seydelmann, der es hier über sich genommen, für denselben Zweck zu wirken, dasselbe Experiment versuchte, würde er die Resultate wie vor fünfzig Jahren erleben. Er hat es vorgezogen, zum Besten der Sache eine öffentliche Vorlesung des Nathan zu veranstalten, die, im Saale der Singakademie, ein wenigstens nicht unerfreuliches Resultat abgeworfen hat. In Berlin ist ein großes, traditionelles Publikum, welches, auch abgesehen von Lessings deutschen Verdiensten, seine damalige Oppositionsstellung gegen die Orthodoxie und Kirche immer dankbar würdigen wird. Die Partien, welche Seydelmann als Schauspieler zusagten, las er mit einer großen, hinreißenden Meisterschaft, andere ließ er fallen. Es wird keinen Vorleser geben, der alle Theile eines großen Drama mit gleicher Trefflichkeit und zur Befriedigung aller Zuhörer vortrüge; doch glaube ich, daß überhaupt die Kunst des Vorlesers nicht mit der Meisterschaft in der mimischen Darstellung Hand in Hand geht. Der beste Advokat ist selten der beste Richter. Der Schauspieler muß, seinem Berufe nach, sich in Rollen vertiefen, und für sie mehr oder weniger einseitig begeistert seyn; die Begeisterung des Vorlesers, wie wir ihn uns denken, und unter den bekannten L. Tieck voransteht, schwebt über dem Kunstwerk; das ganze Drama, in allen seinen Theilen, ist ihm gleich wichtig, und er hebt nicht die Stellen, die wirken sollen, sondern die hervor, welche die Licht- und Wendepunkte zum Verständniß des Ganzen sind. Uebrigens ist zu bewundern, wie Seydelmann die kleinen Störungen seines Organs, die er auf den Brettern durch sein Spiel vergessen macht, auch in der Vorlesung, wo alle künstlichen Mittel ihm abgingen, überwand.

Die Berliner sind von viel treuerer Gesinnung als man auswärts meint. Besonders lieben sie ihre alten Schauspieler; und wenn auch einer mittelmäßig war, durch die Länge der Zeit, und wenn er nur treu aushielt und Gemüth zeigte, konnte er sich zu einem guten Schauspieler verjähren. An seinen Schauspielern, als es noch eine Nationalsache war, nahm der Berliner so gern gemüthlichen Antheil; man warf gern Blicke in ihre Familienverhältnisse, freute sich, wie der so rechtschaffen auskam und so gut seine Kinder erzog, und jener sich besserte, wenn er vielleicht einen ausgelassenen Wandel geführt. Es waren alle gute Bekannte, von diesseits und jenseits der Lampen, man kannte seine Schwächen und lebte und ließ leben. Ich rede freilich von einer alten Zeit, die vorüber ist, aber die neue hat, was das Theater anlangt, noch keinen bestimmten Charakter angenommen. Noch ein Residuum aus jener existirt noch immer, und troz der Kritik, die sich auch schon überlebt hat, hört man noch immer das gemüthliche „unser Beschort" „unser Devrient" u. s. w. Darauf fußend, haben neulich zwei von „Unsern" sich selbst ein Fest gegeben. Die Ehrenmänner und noch kräftigen Veteranen Blume und Wauer, als Don Juan und Leporello seit einer langen Reihe von Jahren unzertrennlich, nahmen von ihren Rollen, denen sie entwachsen waren, feierlich von dem Publikum Abschied. Ihr Ruhm in diesen Rollen war kein durch Verjährung ersessener; im Gegentheil ist man noch jezt einig, daß sich schwer Darsteller finden werden, um sie zu ersezen. Weßhalb aber das Publikum das mitfeiert, daß sie von diesen Rollen abtreten, und weßhalb es dabei für den Sizplaz zwei Thaler statt einen Thaler zahlen sollte, würde sich ohne das Vorangeschickte nicht leicht erklären lassen. Aber die Herren hatten vollkommen richtig ihr Publikum gewürdigt, es kam, troz der zwei Thaler, um „seinen" Blume und „seinen" Wauer zum lezten Male in der Rolle zu sehen, und Wauer und Blume sehen ihr großes Vertrauen auf die Anhänglichkeit des Publikums durch ein außerordentliches Benefiz belohnt. Wenn man nach der Ertragsumme schließt, haben die beiden Schauspieler jedenfalls weit besser ihr Publikum geschäzt, als Gubiz, Seydelmann und Rellstab, welche für die Hinterlassenen eines Theaterdichters, für invalide Krieger, und Erinnerungstafeln an Lessing und Ludwig Berger dasselbe requirirten.

Einen interessantern Fremdenbesuch als den des Erzbischofs Dunin aus Posen dürfte Berlin in diesem Jahre kaum erhalten. Was will er? Was soll er? Was wird daraus werden? Endlose Fragen und endloser Stoff für die Conversation. Er wankt, er gibt nach, er steht gradaufrecht, er zeigt die Stirn, heute wird dies versichert, morgen jenes — doch das gehört in die Politik, zur Conversation etwa, daß er polnisch, mit vier Pferden breit vorgespannt, fährt, ein sehr leutseliger alter Mann seyn und sehr schlichte Umgebungen haben soll. Wenn Einige meinten, daß Tholuck aus Halle gekommen sey um ihn zu bekehren, so beruht dies auf einem Irrthum; er hielt seine Predigt zum Besten des Vereins zur Beförderung des Christenthums unter den Juden. Von ausgezeichneten Fremden wird noch der Virtuose Dreischock und einige Andere erwartet. Miß Clara Novello ist schon wieder da.

Beilage: Literaturblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 115.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 14. Mai 1839.

> Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
> Ob sich das Herz zum Herzen findet:
> Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang.
>
> Schiller.

Der Deutsche in Trastevere.

(Fortsetzung.)

24sten November.

Heute, als am Jahrestag meiner Ankunft in Rom, erhielt ich die Anzeige von deiner Vermählung. Du Glücklicher, mögest du es doch bleiben! — und du wirst es! Wohl erinnere ich mich noch deiner Gattin: es war ein liebes, holdseliges Mädchen, ein echt deutsches. Ihr Bild schwebt mir lebhaft vor; ich sehe noch die frommen, unschuldigen Züge deiner Emma, ihre klare, klangreiche Stimme tönt noch in meinem Ohr. Ich erinnere mich, wie sich ihr Antlitz verklärte, so oft sie irgend ein sinnig Wort vernahm, oder den schönen Ausspruch eines unserer Dichter, wie das milde blaue Auge so rührend aufblickte, so oft ihr weiches Herz bewegt ward. Ach, es ist etwas Herrliches um ein reines weibliches deutsches Gemüth! Ein solches gefesselt zu haben, sich von einem solchen verstanden zu wissen, für jedes Wort, jeden Gedanken den verschönten Widerhall im geliebten Munde zu finden, das Leben durch die stille, vorsorgliche Wirksamkeit eines freundlichen Engels verschönt zu sehen — das ist wohl ein hohes, süßes Glück! Du hast es errungen, Otto. Heil dir, Heil dir!

Der Winter ist eingebrochen; schon seit Wochen strömt der Regen; ich vermisse recht oft und schmerzlich die heimliche Wohnlichkeit und Behaglichkeit unseres Nordens. Streit suchte mich neulich in meiner Einsamkeit auf. Er fand mich blaß und kränklich aussehend. Er betrachtete mich oft wie verstohlen von der Seite, es lag in seinen Blicken etwas Fremdes, Scheues; manchmal kam mir's vor, als bemitleide er mich, und das that mir sehr weh. Er reist in einigen Tagen nach Florenz, wohin der längst genesene Vollmar ihm voraus gegangen ist; dann stehe ich wieder ganz allein. Ach, und ich sehne mich so unsäglich nach dir, nach irgend einem treuen, redlichen Herzen, an das ich mich so recht klammern könnte.

Mir ist oft recht trüb zu Muthe. Ich bin ganz anders geworden, menschenscheu, empfindlich. Teresina nennt's Melancholie. Sie will, daß ich mich zerstreuen soll, daß ich sie in's Theater, in Gesellschaften, in die große Welt führe. Sie kann sich in den häuslichen, schweigsamen, brütenden Deutschen nicht finden. Manchmal ist mir's, als verständen wir uns nicht.

Der Abbate ist seit Monaten wieder in Rom. Er schien die veränderte Stellung Teresinas, seit sie meine Gattin ward, nicht beachten zu wollen, und machte seine alten Ansprüche als Leiter und Ordner der häuslichen Angelegenheiten mit jenem, den priesterlichen Gewissensräthen eigenen, schneidenden, gebieterischen Wesen geltend.

Er fand in mir den entschiedensten Widersacher. Es kam zum offenen Bruch. Die Frauen nahmen laut seine Partie. Die längst genährte Bitterkeit quoll über. Er verließ das Haus mit einem vergiftenden Blick auf mich. Der Mensch hat mir bitterböse Stunden gemacht, und noch sind sie nicht verschwunden; ihre Rückwirkung auf meine Arbeit ist nur allzufühlbar. Ich komme um keinen Schritt vorwärts; die Bilder stauben auf der Staffelei ein, meine Kraft ist gebrochen!

Es ist Nacht. Die Pifferari blasen ihre schwermüthige Litanei unter dem Muttergottesbilde; der Wind saust durch die kahlen Zweige, ich will hinaus in's Freie. Draußen im Sturm soll mir wohler werden, denk' ich.

Streit an Vollmar.

25sten November.

Ich habe dir Trauriges zu berichten, das düstere Verhängniß, welches unsern Eberhard ereilte. Mein Auge war Zeuge der unseligen Katastrophe.

Was wir längst ahnten, ist leider nur zu wahr geworden. Das Ehebündniß unseres Freundes war ein übereilt geschlossenes, welches ihn früh oder spät in's Verderben stürzen mußte. Ein Blick in die innern Verhältnisse genügte, um das Elend zu durchschauen. Teresina ist ein gewöhnliches Weib, Italienerin im vollen Wortsinn, ohne Tiefe des Gemüths, ohne geistige Bildung. Unser armer, durch die schillernde Außenseite geblendeter Freund glaubte in dem südlichen, rasch auflodernden Feuer Genialität, in dem raschen Entgegenkommen innige Zuneigung zu sehen; er ließ sich nicht träumen, daß es dem italienischen Mädchen nur um den Gatten, nicht um dessen Persönlichkeit zu thun sey. Die Tante ist eine rohe, gemeine Natur. Beide Frauen standen seit längerer Zeit zu einem angeblichen Onkel, einem Geistlichen, in abhängigen Verhältnissen. Die Welt legte dieser Verbindung die gehässigste Deutung unter. — Du erinnerst dich der freiwilligen Isolirung Eberhards, wie ängstlich er bemüht war, seine Landsleute und Freunde zu meiden, wie er Jeden, der ihn hätte warnen können, floh. Wir kamen zu spät, um den verhängnißvollen Schritt zu hindern. Du kanntest Eberhard, sein zartfühlendes, jeder Gemeinheit widerstrebendes Gemüth, seine strenge Rechtlichkeit, die ihm nicht erlaubte, Ersatz für das Verlorene im frivolen Welttreiben zu suchen, seinen Stolz, der ihm wehrte, das ihm gewordene Loos zu beklagen, irgendwen zum Vertrauten seines Kummers zu machen. Er muß unsäglich gelitten haben. Einer unserer Schriftsteller sagt einmal: „Der Deutsche darf nur die Deutsche zur Gattin wählen; der Fremden gegenüber wird er zum Tyrannen oder zum Sklaven.“ Nirgends ist mir die Wahrheit des Ausspruchs augenscheinlicher geworden als bei den deutschen Künstlerehen, als bei der unseres Eberhard.

(Schluß folgt.)

Die französischen Assisen.

(Fortsetzung.)

Das Publikum las, hörte und erforschte Alles, als ob es das oberste Gericht gewesen wäre, welches alle jene feierlichen Verhandlungen in letzter Instanz zu entscheiden gehabt hätte. Wie viele Worte, welche heute beinahe trivial klingen, übten damals eine magische Gewalt über die Geister und Gemüther, wie viele Ideen, deren scharfes Gepräge das fortwährende Reiben beim Umsatz abgescheuert und abgenutzt hat, waren damals noch blank und frisch, da sie ja eben erst aus der Gedankenmüze gekommen! Selbst in dem strengen gerichtlichen Vortrag finden wir das seltsame Gemengsel von ernsthaften und frivolen Ideen, und den ganzen sonderbaren Doppelcharakter des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich. Es that allerdings Noth, einer in Fäulniß übergehenden Gesellschaft ohne Unterlaß die Bilder eines ruhigen, jugendlichen, glücklichen und reinen Lebens vorzuführen. Mit einem Wort, es war damals die Zeit, wo die Natur und Empfindsamkeit gesiegt hatten und das Reich der ländlichen Tugend und Unschuld auf Erden eingebürgert werden sollte, und Target das Rosenmädchen von Salency in die französische Akademie einführte. Man lese einmal das Plaidoyer Targets in dem wichtigen Prozesse, dessen Streitpunkt war, ob der Gutsherr allein das Recht habe, dem Rosenmädchen die Krone aufzusetzen. „Es gibt einen Ort auf Erden, wo der einfachen, anspruchslosen Tugend noch einige öffentliche Ehrenbezeugungen zu Theil werden: dieser Ort ist fern von der verfeinerten Bildung und dem Luxus der Städte; (zu jener Zeit war es nicht wohl anders möglich, und die Tugend hätte keine Kreisstadt bewohnen können) es ist ein friedliches Dorf in der Picardie. Dort hat sich, trotz aller Revolutionen im Laufe von zwölf Jahrhunderten, eine rührende Feierlichkeit erhalten, welche Thränen auf die Wimpern lockt; ein erhabenes Fest, hinsichtlich seines ehrwürdig hohen Alters und seiner heilsamen Wirkung. Die lautere Pracht der Blumen, womit jedes Jahr die Unschuld bekränzt wird, ist dort zugleich der Lohn, die Aufmunterung und das Sinnbild der Tugend. Auch dort brennt der Ehrgeiz in den jugendlichen Herzen; aber es ist ein milder, erquickender Ehrgeiz (und doch brennt er?): der Kampfpreis ist ein Rosenkranz. Die

Anstalten zu einer öffentlichen Sitzung, der Festpomp, die Menschenmenge, welche dadurch herbeigezogen wird, die Blicke aller Anwesenden, auf die verschämte Jungfrau gerichtet, welche über die ihr angethane Ehre erröthet, die Einfachheit des Preises, die zarte Freundschaft der Mitbewerberinnen, welche, stolz auf den Triumph ihrer Königin, in der Tiefe ihres schuldlosen Herzens die schüchterne Hoffnung bergen, ihrerseits auf den Thron zu gelangen: alle diese Züge zusammen ertheilen diesem einzigen Schauspiel den Charakter des Ehrfurchtgebietenden und Anmuthigen zugleich, welcher alle Pulse beschleunigt und alle Augen mit aufrichtigen Freudethränen erfüllt."

In diesem Tone geht's noch lange fort, und man weiß wahrlich nicht, was man von jenem bukolisch-schwulstigen und prätenziös-sentimentalen Styl halten soll, welcher von einem der ersten Advokaten seiner Zeit der ersten gelehrten Gesellschaft des Königsreichs vorgetragen wurde, und zwar mit großem Ernst, und noch unbegreiflicherer Weise, mit großem Glück. Wenn man jene unverdaulichen Zeilen liest, kann man fast nicht glauben, daß sie von einem Schriftsteller und berühmten Rechtsgelehrten herrühren, der in einem Lande und in einem Jahrhundert lebte, wo Montesquieu und J. J. Rousseau schrieben. Ich will keineswegs gesagt haben, daß man die Rosenmädchen als eine lächerliche und alberne Institution verwerfen müsse; davor soll mich Gott bewahren! Indeß hege ich starken Zweifel, daß sie je einen Advokaten wie Target wiederfinden. Jedes Jahrhundert erfüllt seine Bestimmung, und dieselbe Generation in Frankreich, welche die Periode des Unglaubens und des Scepticismus eröffnen und das Werk von 1789 beginnen sollte, hatte nichtsdestoweniger ihren Aberglauben und ihre Schwachheiten, wie alle vorausgehenden Geschlechter. Der Hauptcharakter der damaligen Zeit ist eine unruhige, unersättliche Neugierde, eine unstete Langeweile, welche sie von Ort zu Ort und von Genuß zu Genuß jagt. Der brennende Durst, Alles zu sehen und zu wissen, muß damals in Frankreich eben so stark gewesen seyn, als heutzutage, wenn es wahr ist, daß man an allen Fenstern des Greveplatzes die „vornehmsten und auf's Eleganteste gekleideten Damen" sah, welche mit gespannter Erwartung den ersten Glockenschlag der Stunde herbeiwünschten, wo der Kopf Lallys fallen sollte. Die Berichterstatter von Hinrichtungen ermangeln nie, den Schauplatz mit einem Kranz schöner Frauen zu schmücken.

Diesen Hang haben die Franzosen selbst im Druck der ersten Revolution nicht verleugnen können, und er äußert sich bei dem gebildetsten Mann der Nation, wie bei dem Kleinsten und Aermsten. Wenn diese Gluth während der Revolutionsstürme sich etwas gelegt und abgekühlt zu haben scheint, so kam es daher, weil im Parterre keine Zuschauer waren, welche der Ver- und Entwicklung des blutigen Dramas beiwohnten, worin Jedermann, Opferpriester und Schlachtopfer, eine Rolle übernommen hatte. Die einzige Epoche, wo der Justizpalast von dem Pariser Publikum verlassen wurde und leer und öde dastand, war das Kaiserreich, wo Napoleon die hundert Posaunen der „Renommée" für seinen eigenen Ruhm und für den Ruhm seiner Soldaten in Beschlag genommen hatte; die gerichtlichen Neuigkeiten waren zu seiner Zeit keine politischen Begebenheiten mehr und wurden nur noch von Wenigen besprochen. Die Restauration gab ihnen ihre ehemalige Bedeutung und Wichtigkeit zurück und benutzte sie bisweilen sogar, um die Aufmerksamkeit der unzufriedenen Gemüther von ernsthafteren Gegenständen abzulenken. Wir erinnern an den famösen Fualdes'schen Prozeß, welcher in einer kleinen Stadt Südfrankreichs um 1817 verhandelt wurde und die hitzigen politischen Leidenschaften auf eine Zeitlang zum Schweigen brachte. Die Bonapartisten und Royalisten vergaßen ihre Fehden, und kaum dachte man noch an die Occupationsarmee der Verbündeten und an die Kammerdebatten; die Mysterien des Bancal'schen Hauses und die Verschwiegenheit der Madame Manson absorbirten beinahe die ganze öffentliche Aufmerksamkeit jenes Jahres, welches für Frankreich in so mancher Hinsicht die entscheidendsten Folgen hatte.

Das Neuigkeitsfieber scheint demnach eine von den unheilbaren Krankheiten des französischen Nationalcharakters zu seyn; in Paris grassirt es ruckweise und tritt nicht bloß bei den Assisenverhandlungen hervor, sondern springt von einem Gegenstande zum andern über. Außer den Assisen hat man in Paris die Oper, die Börse, die Deputirtenkammer, kurz das ganze unermeßliche Hin- und Herwogen des intellektuellen und materiellen Lebens. Die öffentliche Aufmerksamkeit, welche von allen Seiten gereizt und angelockt wird, läßt sich nicht anders festhalten, als wenn man in allen Zeitungen ein außerordentliches Schauspiel ankündigt und genau den Tag und die Stunde anberaumt, wo es angehen soll. Wofern man ihr keine Gewalt anthut, so entschlüpft sie, und mit Verwunderung sieht man, daß sie sich plötzlich dem Polichinell, dem Orang-outang oder der Riesenschildkröte zuwendet. Wie viele Dramen werden am hiesigen Assisenhofe vor leeren Bänken aufgeführt, wozu man anderswo schaarenweis herbeigeströmt wäre! Als Beweis hiefür gilt der Kriminalprozeß des Invaliden David, welcher vor zwei Jahren wegen des Mordes seiner Schwägerin zum Tode verurtheilt wurde, und welcher den Henker auf dem Schaffote ganz militärisch begrüßte, wie er ehemals Napoleon oder seinen Obristen bei der Parade begrüßt. Selbst Lacenaire, der große Raub- und Mordpriester, predigte Anfangs nur vor einem kleinen Zuhörerkreise und hatte die erste Zeit

kein größeres Auditorium als ein Professor der orientalischen Sprachen. Das Pariser Publikum hat ihn allerdings seither für diese Gleichgültigkeit gerächt, und die großen Männer seines Schlages sind fortan gegen diese Inconvenienzen sicher gestellt, denn das Assisenpublikum hat sich bedeutend vermehrt und scheint nunmehr förmlich konstituirt.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 9ten Mai.

Feier der Enthüllung der Schillersstatue.

So lange unsere Stadt steht, hat sie ganz gewiß keinen schöneren und bedeutsameren Tag gesehen als den gestrigen. Stuttgart dürfte gewesen seyn, was es nie war, reichsunmittelbar, es dürfte durch Jahrhunderte ein eigenthümliches Bürgerleben entwickelt und der großen, lebendigen Akte in Spaß und Ernst unzählige erlebt haben, Reichstage und Concilien möchten sich aus diesen Mauern datiren: die Stadt könnte dann wohl Feste erlebt haben, reicher an bunter Pracht und heraldischem Pomp, aber wohl schwerlich eines, das so gleichmäßig alle Stände, Geschlechter und Lebensalter ergriff und begeisterte. Wohl treibt die tausendköpfige Bellua, Publikum genannt, an verschiedenen Stellen ihres ungeschlachten Rumpfes Köpfe, welche sich an den einem solchen Menschen dargebrachten Huldigungen in verschiedenem Sinne ärgerten; aber die klare Flamme des Enthusiasmus, rein von jedem Gedanken der Selbstsucht, von jedem unlautern Triebe, loderte zu stark und hoch, als daß sie der Folie jener Schatten bedurft hätte, und sie wurden vollkommen vergessen oder verziehen. Es ist wahr, wie die Welt und auch die deutsche Welt einmal ist, vermag keine Haupt- und Staatsaktion, welchen Namen sie auch habe, vermag kein Fest der Kirche so viele Tausende auf Einen Punkt zu treiben und eine nach äußerer und innerer Bedeutung so großartige Feier darzustellen. Mag dies beklagen wer da will: es ist eine Thatsache, es ist unabänderlich und eine Phase der Weltgeschichte, wie jede andere Zeit mit dem eigenen Charakter ihrer Feste.

Wir haben bereits in Nr. 111 den allgemeinen Gang der Hauptfeier beschrieben und halten hier nur eine flüchtige Nachlese. Auf dem weiten Strich, den die Prozession der Gesangvereine zu durchziehen hatte, waren die meisten Häuser mit Laub und Blumen, mit Draperien oder Flaggen geschmückt; hie und da blickte auch die bekränzte Büste des Dichters von einem Fenster auf die Menge herab. Auch fehlte es nicht an Inschriften, die zum Theil Abends beleuchtet wurden. So war in der Eberhardsstraße das kleine Haus ausgezeichnet, das Schiller nach seinem Austritt aus der Akademie als Bataillonsarzt eine Zeitlang bewohnt; es gehörte damals dem Vater des Epigrammatikers Friedrich Haug, dem Professor und nachmaligen Rektor des Gymnasiums, Balthasar Haug, in dessen „schwäbischem Magazin" 1776 Schiller mit dem Gedicht: „der Abend" zum ersten Mal auftrat, und der dieses Gedicht mit einer Note begleitete, in welcher der jugendliche Poet als „os magna sonaturum" bezeichnet wird. — In einer Vorstadt befindet sich ein Gasthaus, über dessen Portal seit einem halben Jahrhundert eine Statue Herzogs Carl von Würtemberg, des Stifters der Carlsakademie, in antikem Kostüme, den Feldmarschallsstab des schwäbischen Kreises in der Hand,

— est l'enseigne d'un cabaret,
Fameux dans la province.

Man kennt das Verhältniß Schillers zum Herzog, der wahrlich kein roi d'Yvetot war, aber streng auf Zucht und Ordnung hielt. Doch gestern schaute sein Bild ganz vergnüglich aus der Nische von Tannenreisig, und über die glatte Stirne zog kein Schatten von Eifersucht, als ihm der Hauseigenthümer über dem Kopfe das Transparent anzündete:

„Den Erzieher führ' ich im Schild,
Und im Herzen des Zöglings Bild."

So gewaltig und glänzend der Festzug war, seine eigentliche Poesie erhielt er doch dadurch, daß in ihm alle Classen und Stände, mit Ausnahme weniger an den beiden Extremen der Gesellschaft, in bunter Reihe verschmolzen waren, daß dieselbe seidene Festschleife mit der aufgedruckten Abbildung der Statue hier am feinen Hute saß, dessen Besitzer sich des modernsten Kopfputzes bewußt ist, daneben an der Mütze des ländlichen Handwerkers oder Oekonomen, und dicht dabei am bäurischen Filzdreieck, der ehrwürdigen Reliquie des vorigen Jahrhunderts, mit der es jezt vollends zu Ende geht, nachdem der Glaube an ihre Eleganz schon vor sechzig Jahren, da Schiller in die Welt trat, wankend geworden. Beim Zuge sowohl als während der Enthüllung herrschte die größte Ruhe, und doch war weder von den bewaffneten Wächtern an der Pforte des ewigen Friedens noch von der Polizei etwas zu bemerken. Es thut immer wohl, wenn diese fatalen Sicherheitsapparate an der Dampfmaschine der Gesellschaft dem Auge entzogen sind, und wäre es auch nur ein optischer Betrug. Die Handhabung der Ordnung war, außer dem Bürgermilitär, einem tüchtigen, eigens für diesen Tag aus der Bürgerschaft gezogenen Constabelkorps anvertraut. Die Constabel ließen wohl zuweilen ihre Stäbe ungleich kräftiger spielen als die Polizei gewohnt ist, und beleidigten doch weniger. — Als bei der Enthüllung der Mantel von der Statue fiel, verschmolzen die begrüßenden Stimmen der Anwesenden wie zu Einem Schrei, aber gleich darauf trat allgemeine tiefe Stille ein, und diese war noch weit ergreifender, als die lärmende Begrüßung. Man sah, Jeder war nach der ersten Ueberraschung in die Betrachtung des edlen Kerns versunken, der sich glänzend, ein völlig harmonisches Gebilde, aus der Hülle losgerungen. — Wir sind längst gewöhnt, an den jährlichen Schillerfesten das köstliche „Frühlingslied von Ritter und Lindpaintner" von unserem Schauspieler und Sänger Pezold vortragen zu hören. Es war mit vollem Rechte auch auf das Programm der gestrigen Feier gesezt worden, und es bildete wirklich einen der schönsten Momente derselben. Pezold, von der allgemeinen Begeisterung ergriffen, sang noch ausdrucksvoller als sonst und seine schöne Stimme füllte den ganzen Platz. Wirklich ergreifend war es, als er, ganz allein auf den Stufen des Monuments, das Gesicht hinauf zum Standbilde gekehrt, die Schlußstrophe vortrug:

Doch wenden wir den Blick vom Grabe
Hinauf, wohin sein Geist sich hob,
Der, gleich dem Lenz, so manche Gabe
Des Schönen unserm Geist verwob!
Wir wollen keinen Schmerz erneuen,
Wir wollen uns des Frühlings freuen,
Die Freude ist sein höchstes Lob!

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 116.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 15. Mai 1839.

Spectent hoc nuptae juxta recubante marito,
Quod pudeat narrasse aliquem praesentibus ipsis.
Juvenal.

Die französischen Assisen.

(Schluß.)

Nicht ohne Erstaunen bemerkt man, daß seit Kurzem in der höhern Pariser Gesellschaft eine sonderbare Mode aufgekommen und eine heißhungrige Neugierde ausgebrochen ist, welche die elegantesten und nervösesten Damen anspornt, dem traurigen Schauspiel des Assisenhofes beizuwohnen, so oft daselbst eines jener blutigen Melodramen zur Aufführung kommt, deren lezter Akt auf dem freien Plaze vor der Barrière Saint-Jacques spielt. Alle diese schönen und vornehmen Damen der Chaussée d'Antin und des Faubourg Saint-Honoré, welche über den schlechten Geschmack der gemeinen Bürgersfrauen lamentiren, welche die Vorstellungen der Porte Saint-Martin, der Gaité und des Ambigu-comique besuchen, legen wohl einen noch viel verdorbeneren Geschmack an den Tag, indem sie die Schau- und Trauerspiele des Justizpalastes mit ihrer Gegenwart beehren. Dieser Zug erinnert an den Kapuziner, welcher jeden Sonntag gegen das übermäßige Trinken predigte und jeden Abend im Rinnstein gefunden wurde, und an die geistreiche Karrikatur von Charlet, welche zwei Frauen aus den niedern Volksclassen in einer Weinkneipe vorstellt, wo sie ihr Gläschen Branntwein schlurfen; eine von diesen Damen hat so eben ihren Schnaps hinuntergegossen und ruft mit verzerrtem Munde aus: „Großer, himmlischer Gott! wie ist es nur möglich, daß die Männer etwas so Starkes trinken können!" — „Ah bah!" sezt sie nach einigem Bedenken hinzu, „tant pis! donnez-moi-z-en encore pour deux sous!" — Man schreit sehr oft über die Grausamkeit und Hartherzigkeit der römischen Frauen (der Leser verzeihe, daß wir das Alterthum zum zweiten Mal citiren), welche die gräßlichen Spiele des Cirkus mit ansahen und kein Auge von den Gladiatoren und wilden Thieren verwandten, die sich untereinander erwürgten und zerfleischten; man hat prächtige Phrasen in Versen und Prosa gedrechselt, um die Barbarei der römischen Jungfrauen zu brandmarken, welche die Stelle bezeichneten, wo der Sieger den Besiegten treffen sollte. Wenn man einer Marquise des Faubourg Saint-Germain, oder einer Banquiersfrau des Faubourg Poissonnière den Vorschlag machte, diesen jungfräulichen, unschuldigen Zeitvertreib nachzuahmen, so würden diese empfindsamen Damen nicht heftige Worte genug finden, um ein so schändliches Anmuthen gebührend abzulehnen, und eine halbe Stunde darauf bitten dieselben empfindsamen Damen, während sie zur Beruhigung ihrer schwachen, grausam gereizten Nerven ein Glas Zuckerwasser mit Orangenblutbetropfen trinken, einen jungen Substituten des königl. Prokurators um ein Billet für die Sizung des Assisenhofes, in welcher

zwei Menschen zum Tode verurtheilt werden, und zwar thun sie diese Bitte mit der größten Kaltblütigkeit, als ob es die einfachste Sache von der Welt wäre. Wenn der Gerichtsschreiber den furchtbaren Urtheilsspruch den Angeklagten abliest, so nehmen diese Damen ihre schildpattenen, mit Gold eingefaßten Lorgnetten zur Hand, um das Gesicht des armen Patienten genau zu prüfen, damit sie ja seine Lippen erbleichen und alle seine Glieder erbeben sehen und die geringsten Muskelzuckungen seines zu Boden geschlagenen Gesichts zu kosten bekommen. In der That, dieses Schauspiel ist ganz allerliebst und köstlich, und recht dazu geschaffen, wahrhaft empfindsame Herzen zu rühren und zu erquicken. Wenn es so fortgeht, so wird es wohl dahin kommen, daß eine Mutter zu ihrer Tochter sagt: „Sey hübsch fleißig, liebes Kind; wenn deine Pensionsvorsteherin diese Woche mit dir zufrieden ist, so nehme ich dich das nächste Mal mit in die italienische Oper, wenn die Grisi auftritt, oder in die Assisen, wenn wieder Jemand zum Tode verurtheilt wird."

So oft ein wichtiger Kriminalprozeß an die Reihe kommt, wovon die Journale lange vorher viel Lärm gemacht haben, befindet sich der Präsident des Assisenhofs ganz in derselben Lage, wie der Direktor der großen Oper am Abend, wo ein neues Ballet oder sonst ein neues Stück zum ersten Mal gegeben wird: Gesuche, Bitten und Nachfragen um Billets bestürmen ihn von allen Seiten; er muß darnach trachten, sich so einzurichten, daß Jedermann Unterkommen findet. Sogar die Journalisten in Paris haben ihre eigenen Sperrsitze im Saal, wo die Assisen gehalten werden. Diese Sperrsitze sind numerirt und auf derselben Bank angebracht, wo gewöhnlich die Angeklagten sitzen. Bloß zwei Gensdarmen bilden die Demarkationslinie zwischen den Verbrechern und den Redaktoren, wodurch oft unwillkührliche Quiproquos veranlaßt werden, indem z. B. diejenigen, welche das Theater des Assisenhofs sehr selten besuchen, das ehrliche, vollmondlächelnde Gesicht des Redakteur en chef der Gazette des tribunaux mit der Fratze eines verworfenen Bösewichts verwechseln, der die Schwachherzigkeit gehabt, seine ganze Familie umzubringen.

Nie war das Bedürfniß nach erschütternden Scenen ärger, als in diesen letzten Tagen; bei der Mordgeschichte der Rue du Temple, wo nichts als ganz gemeine Raubmörder, öffentliche Dirnen und anderes Lumpengesindel figurirten, hatten die Damen sich des ganzen Gerichtssaals bemächtigt; man sah nichts als rosenrothe Hüte und Hauben mit frischen Bändern und Blumen; es war ein ungemein reizender Anblick. Das Pult des öffentlichen Anklägers war den Blicken der Mörder durch eine dreifache Reihe hübscher Frauen und Mädchen entzogen; und hätte man nicht die unheimlichen, schrecklichen Worte vernommen, welche in diesem Raume ertönten, so wäre man eher auf den Gedanken gekommen, man wohne der Sitzung eines Liebeshofs, als der eines Assisenhofs bei.

Bei jeder einigermaßen feierlichen Audienz, welche durch Reclamen in den Journalen bekannt gemacht worden ist, wiederholt sich dieselbe bedauerliche Erscheinung. Hie und da erhoben sich im Publikum und in der Presse einige entrüstete Stimmen, welche diese traurige weibliche Neugierde schelten; die Präsidenten der Assisenhöfe ermangeln nie, über den großen Zudrang Beschwerde zu erheben, und es gibt doch nichts Leichteres, als diesem Uebelstande abzuhelfen; man brauchte nur den innern Raum der Schranken ein für allemal allen Neugierigen ohne Ausnahme abzusperren. Die schönen Damen würden sich nicht auf die hintersten Bänke unter die Canaille setzen und ihre frischen Toiletten verderben lassen, und damit wäre ein Skandal beseitigt, der jedes Jahr ärger wird. Mehrere Journale, welche von dem Soufflard- und Lesage-schen Prozeß Bericht abstatteten, haben behauptet, in dem privilegirten Raum der Assisen habe man eine Menge französischer Celebritäten aus der literarischen und artistischen Welt bemerkt, unter andern Victor Hugo, den Sänger Lablache und den Komiker Monrose. Dieselben Journale meldeten, Mademoiselle Plessis, eine der ersten naiven Liebhaberinnen am Théâtre français, sey die fleißigste Zuhörerin und Zuschauerin jener famösen Melodrame. Man sagt allgemein, Victor Hugo begebe sich im Interesse der dramatischen Kunst oft nach dem Assisenhofe, um die Physiognomie eines zum Tode Verurtheilten in der Nähe und mit scharfer Beobachtungsgabe zu studiren; ein solches Sittenstudium kann allerdings für die leichenähnliche Literatur der Gegenwart eine schöne Ausbeute liefern. — Man erzählt aus der Zeit, wo man die Verurtheilten auf dem Grèveplatz räderte (für die moderne vornehme Welt ist es wirklich Schade, daß man das Rädern abgeschafft hat), man erzählt, sage ich, daß ein damaliger Hof- und Edelmann, welcher nie bei dieser Art Belustigung fehlte, am Tage, wo man Damiens räderte, etwas zu spät auf dem Richtplatz eintraf, und da er Eile hatte, sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, mehrere Gruppen von Neugierigen auseinander zu drängen, um an seinen gewöhnlichen Standplatz zu gelangen. Da die Landreiter den Eindringling fortjagen wollten, so unterbrach der „Monsieur de Paris" einen Augenblick seine Henkerarbeit und sah nach der Stelle hin, von wo der Lärm kam, der ihn störte; sein Adlerblick erkannte sofort den treuen Standgast, und er rief daher den Gensdarmen zu: „Laissez approcher Monsieur: il est amateur." Es steht zu hoffen, daß der heutige Nachfolger des Monsieur de Paris sich eben so höflich bezeigen wird, als sein eben erwähnter Vorgänger, wenn die Notabilitäten der Pariser dramatischen Literatur und Kunst an's oberste Ende der Rue Saint-Jacques hinauskommen, um das interessante

Schauspiel mit anzusehen, welches von Zeit zu Zeit daselbst vorgeht; und wenn der Enkel Samsons Mademoiselle Pixsis und Herrn Victor Hugo erkennt, so ist zu vermuthen, daß er den Munizipalgardisten zuruft: „Laßt doch die Herrn und die Dame näher treten; es sind Freunde und Liebhaber zum Besten der Schauspielkunst!"

E. E.

Der Deutsche in Trastevere.

(Schluß.)

Vor wenigen Tagen noch war ich bei ihm; kaum erkannte ich ihn wieder, so bleich, so vergrämt, so gramtert war er. Es schnitt mir durch's Herz, den einst so blühenden Jüngling hinwelken zu sehen. Ich forderte ihn auf, mich zu Freunden zu begleiten, in die Galerie Doria; er verwarf Alles mit krankhafter Hast. Kein Gespräch wollte recht verfangen. Als ich ihn auf seine Arbeiten und die größeren Pläne, die ihn einst so mächtig ergriffen, brachte, lächelte er stumm und bitter vor sich hin. Ich fühlte, daß ihn meine Gegenwart bedrücke, und verließ ihn bald.

Gestern Abend war ich in der Gensola. Mehrere Freunde, die ich dort zu finden hoffen durfte, waren des Unwetters halber ausgeblieben. Das wüste Treiben des ungewöhnlich zahlreich versammelten Volks widerte mich an. Ich wollte mich eben entfernen, als Eberhard hastig eintrat. Seine Haare troffen von Regen, er sah noch blasser als sonst und wie verstört aus. Nach dem ersten flüchtigen Gruße setzte er sich schweigend neben mir. Er schauderte vor Frost, und stürzte gegen seine Gewohnheit einige Gläser rasch hinunter. Eine fieberische Röthe überflog bald seine Stirn und Wangen; der Wein hatte die krankhafte Aufregung noch gesteigert. Er befragte mich dringend um Nachrichten aus der Heimath. Die Kunde von der glücklichen Verheirathung seines ältesten Freundes hatte ihn tief ergriffen; seine Lippen strömten über vom Lob und Preis der deutschen Frauen, des Glücks der Häuslichkeit, des schönen Vaterlandes. Die Erkenntniß der Größe des von ihm gebrachten Opfers, um wie Nichtiges er sein Lebensglück vergeudet habe, schien ihn zu überwältigen.

Eine neue Gesellschaft hatte an unserm Tisch Platz genommen, alles Leute aus den niedern Ständen, unter ihnen ein junger, wüster Geselle. Er hieß Antonio mit Vornamen, hatte sich früherhin der Kunst widmen wollen, war aber in niedrigen Ausschweifungen untergegangen. Wir kannten ihn kaum von Ansehen. Mit widriger Vertraulichkeit begrüßte er Eberhard, und befragte ihn nach dem Befinden seines schönen Weibes. Eberhard zuckte kaum merkbar zusammen, nahm den Schein an, die vorlaute Frage überhört zu haben, und redete leise eifrig mit mir weiter. Es war augenscheinlich, welche Gewalt er sich anthue, um seine Empfindlichkeit nieder zu kämpfen. Der Römer schien berauscht zu seyn; statt sich von der kalten Entgegnung zurückschrecken zu lassen, wurde er nur zudringlicher, seine Scherze frecher. Die Absicht, unsern Freund zu reizen, war unverkennbar. Ich mahnte zum Aufbruch. In diesem Augenblick schiebt Antonio Eberharden ein volles Glas über den Tisch zu: „Trink, du lammfrommer Deutscher!" spricht er mit giftigem Hohn, „trink hier aus dem Glase — aus dem Eimer kannst du es ja doch nicht!" — Die Umstehenden brachen in ein schallendes, boshaftes Gelächter aus. Eberhard war außer aller Fassung. „Aus dem Eimer?" stammelte er mit bebenden Lippen, „was soll das heißen?" — „Nun, per Bacco!" lachte Antonio tückisch, „kannst du denn mit deinem vom Priester gehörnten Haupt in den Eimer?" — „Das spricht ein Elender, ein Vassallo!" schreit Eberhard. — Im Nu sind Beide aufgesprungen — der Tisch wird umgestoßen — zwei Messer blitzen — der Römer taumelt getroffen zurück — Eberhard ist verschwunden — Alles das Werk eines entsetzlichen Augenblickes. Wild durcheinander hallten die Flüche der Römer, das Rachegeschrei der Wüthenden, das Zeter der Weiber, der Ruf nach einem Priester für den Sterbenden. Fliehende und Verfolgende drängten sich aus dem Zimmer. Mit der Kraft eines Verzweifelnden bahnte ich mir den Weg, stürzte auf's Gerathewohl durch die düstern Gassen. Ein finsterer Schatten flieht vor mir her — ich glaube Eberhard zu erkennen — ihn zu erreichen vermag ich nicht. Er jagt der Ripa grande zu, springt nach dem Ufer, reißt eine Barke los, stößt vom Strande ab. Mein Angstruf erreicht sein Ohr — noch einmal wendet er sich — da schleudert der reißende Strom den Nachen gegen die aus dem Wasser ragenden Trümmer der Horatius Coclesbrücke — der Kahn schlägt um — ich glaube noch eine Hand aus den Wogen auftauchen zu sehen — er ist versunken.

Noch ist Eberhards Leiche nicht aufgefunden worden. Der Römer starb noch in der Nacht an seiner Wunde.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 9ten Mai.

(Fortsetzung.)

Feier der Enthüllung der Schillersstatue.

Am Festmahl nahmen Theil, außer dem Verein und den Magistraten der Stadt, die Söhne Schillers, der Enkel und der Schwiegersohn, Freiherr von Gleichen, die Departementschefs, die Deputationen, die meisten der ausgezeichneten Fremden, und viele hiesige und auswärtige Verehrer

Schillers. Die Stimmung beim Mahle war die heiterste und die ganze Haltung des Tages vollkommen würdig. Viele Theilnehmer sahen sich dabei froh bewegt am Ziele langjähriger Sorgen, an deren Last sie freilich die Begeisterung nie hatte denken lassen. — Von den Reden und Toasten heben wir die folgenden aus. Der erste, vom Präsidenten des Vereins, Hofrath v. Reinbeck, ausgebracht, galt dem Könige, der die Sache des Monuments zu wiederholten Malen auf's Großmüthigste unterstützt hat. Der zweite war den Manen Schillers gewidmet; Wolfgang Menzel sprach dazu folgende Worte: „Nach der Sitte unserer Väter, beim festlichen Mahle dem Andenken ruhmvoller und geliebter Verstorbenen einen Becher zu weihen, ehren auch wir jezt einen edeln Todten, obgleich er nicht todt, sondern diesseits wie jenseits unsterblich ist, bringen wir den Manen Schillers, dem reinen Lichtgeist, der vielleicht theilnehmend auf diesen Tag der Freude herabblickt, dem edeln Geiste, der sich segensreich in so schönen Werken der Mit- und Nachwelt erschlossen, die göttliche Macht des Gesanges offenbart, eine Fülle der Begeisterung um sich ausgeströmt, alle Herzen auch unwillkürlich für das Bessere schlagen gemacht, und in stürmischer und trüber Zeit auf dem verlassenen Altar des Vaterlands ein heiliges Feuer angezündet hat, das nicht mehr erloschen ist, dem, der seinem Volk und der Menschheit ein guter Genius war und bleiben wird, dem Genius Schillers ein feuriges Hoch!“ — Bald schlug Stadtschultheiß Gutbrod vor, die Gesundheit des Vorstands des Schillervereins zu trinken, und überreichte zugleich demselben an der Spitze einer Deputation des Stadtraths und Bürgerausschusses das Diplom als Ehrenbürger der Stadt, mit folgenden Worten: — „Der heutige Tag, an welchem Sie ein lang ersehntes Ziel erreicht, ihre anhaltenden Bemühungen gekrönt, Schillers Denkmal in unserer Stadt enthüllt sehen, wird gewiß zu den schönsten Ihres Lebens, zu den wichtigsten Ihres vieljährigen öffentlichen Wirkens zu zählen seyn. Nicht allein die innere Befriedigung, an der Spitze eines Vereins ehrenwerther, von Schiller begeisterter Männer, ein herrliches Nationalwerk zu Stande gebracht zu haben, das Zeugniß ablegt von der Erkenntlichkeit der Deutschen gegen ihren großen Landsmann, welcher als Beförderer des Schönen und Edeln von den Zeitgenossen bewundert, auch der späten Nachwelt auf dem Wege zum Erhabenen und Würdigen vorleuchten wird, sollte Sie beglücken, sondern es mag auch das allgemeine dankbare Wohlgefallen über jenes Zeichen der Verehrung und Liebe, das heute Tausende von theilnehmenden und edeln Menschen mit Lebhaftigkeit ausdrücken, in Ihrem Innern freudig widerhallen. — Wie könnten die Vertreter von Stuttgart an dem Tage zurückbleiben, an welchem durch die Anordnung und Fürsorge des Vereins die Stadt solch kostbares Denkmal, eine neue bedeutungsvolle Zierde, als Eigenthum erworben, an welchem wir die Ehre, deutscher Nation anzugehören, in erhöhtem Grade fühlen, und ausgestattet werden mit dem Standbilde des ersten Sängers deutscher Zunge, der, entsprossen aus unserm Vaterlande, gebildet in unserer Stadt, den Namen Würtemberg auch in der Dichterwelt mit frischen, unverwelklichen Lorbeern geschmückt hat! — Wenn uns die Erfüllung des Wunsches nicht gegönnt ist, allen Stiftern des Monuments, die zu seinem Entstehen und Vollenden mit Geisteskraft, oder mit Kunstfertigkeit, oder mit andern Gaben beigetragen, insbesondere unsere Dankgefühle bezeigen zu können, so wollen wir durch die sorgfältigste und anständigste Unterhaltung desselben und seiner Umgebung unsere Hochschätzung der Stiftung an den Tag legen, wie wir uns ein Vergnügen daraus machen, die Verdienste des Schillervereins und des einheimischen Liederkranzes, in dessen Mitte der erste Gedanke zu dem nun durch den Verein glücklich vollbrachten Werke aufgestiegen, dankbar zu rühmen, und auf die uns möglichst ehrenvollste Art vornämlich dem Manne, welchen wir als den ersten Repräsentanten der Urheber und Schöpfer des Denkmals anzusehen haben, unsern Dank zu zollen. — Darum wenden wir uns an Sie, den verehrten Vereinsvorstand, mit der ergebensten Bitte: Sie möchten das Ihnen von beiden städtischen Collegien zuerkannte Diplom des Ehrenbürgerrechts von Stuttgart als einen Beweis unserer Erkenntlichkeit für den wichtigen Dienst, den Sie durch Ihren rastlosen Eifer zu Gunsten unseres vaterländischen Denkmals der Stadtgemeinde geleistet haben, annehmen und, wie die verehrten Mitglieder des Vereins, unsere Glückwünsche zur preiswürdig gelösten Aufgabe genehmigen, und noch viele Jahre an dem prachtvollen Werke und dem öffentlichen Wohlgefallen sich erfreuen, das ohne Bedenken als die befriedigendste Genugthuung, als der schönste Dank betrachtet und erkannt werden darf.“ — Hofrath v. Reinbeck hat diese Auszeichnung in vollem Maße verdient: er hat nicht nur im Allgemeinen durch rastlose Thätigkeit als Vorstand, sondern auch insbesondere durch Talente, welche den übrigen Vereinsgliedern mehr oder weniger abgingen, zum Gelingen des schönen Werks sehr wesentlich beigetragen. — Geheimer Legationsrath v. Kölle, Mitglied des Schillervereins, sprach folgende Worte: — „Die Gesundheit, welche ich auszubringen habe, gilt Allen, welche dem Schillervereine durch Talente, Geldbeiträge und Aufopferung von Zeit zum Vollbringen seines Unternehmens geholfen haben. Gerade die hoch ansteigende Zahl der Beitragenden beweist, daß unser Dichter der volksthümlichste ist von allen. — An die Beitragenden reiht sich eine Anerkennung erfreulicher Art. Heute hat S. k. H. der Erbprinz der Niederlande 2000 Gulden zur Vertheilung unter die hiesigen Armen hinterlegt. Auch diese edle Theilnahme an unserem Feste sey in unser Lebehoch eingeschlossen.“ — Procurator Schott, Mitglied des Vereins, feierte die drei Meister des Monumentes, von denen zwei anwesend waren: Albert Thorwaldsen, der das Standbild Schillers erfunden und modellirt, Baptist Stigelmaier, der es in Erz gegossen, Nicolaus Thouret, der es aufgestellt. — Jezt erhob sich Schillers jüngerer Sohn, Ernst, und sprach Folgendes: „Hochverehrte Versammlung, ich spreche im Namen der Familie Schillers, dessen Andenken heute Würtemberg, Deutschland feiern; der Familie Schillers, welche im Geiste ihres verewigten Vaters dankbar die Anerkennung seiner Zeitgenossen und seiner Nachwelt erblickt. — Diesem herrlichen Lande verdankte Schiller die wirkungsreichen Jahre seiner Jugend, und wenn auch der fernere Beruf ihn frühzeitig seiner Heimath entzog, so hatte er doch niemals die innigste Liebe zu seinem Vaterlande verläugnet. — Fest und bieder blieb er ein Würtemberger, auch dann, als schon das gesammte Deutschland ihn den Seinigen nannte. — Würtemberger! an Ihrer Spitze steht ein edler König, der, weise in der Regierung seines Landes, auch den Ruhm eines tapfern, eines großen Feldherrn errungen hat. Und eine ansehnliche Reihe bedeutender Männer ziert dieses Land, sie zieren auch die gegenwärtige Versammlung. Daher sang Schiller mit Recht:

> So manchen Mann, so manchen Held,
> Im Frieden gut und stark im Feld,
> Gebar das Schwabenland.

Es lebe Würtembergs König und sein edles Volk!“

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 117.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 16. Mai 1839.

> Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
> Bewahret sie!
> Sie sinkt mit euch, sie wird mit euch sich heben!
>
> Schiller.
> Die Künstler.

Ueber die Quelle, woraus Schiller seinen „Gang nach dem Eisenhammer“ geschöpft hat.

Als Festgruß für die verehrliche Versammlung am 8ten Mai 1839.

Von Prof. F. Weißgerber in Offenburg.

Das höchste Ziel der Poesie, wie, streng genommen, jedes sprachlichen Erzeugnisses, muß geistige und sittliche Ausbildung seyn; der wahre Dichter soll, wie schon Paulus Manutius so schön dargethan, nicht nur auf das durch den Wohlklang seiner Verse und die Lieblichkeit seiner Bilder zu gewährende Vergnügen, sondern auch, und ganz vorzüglich, auf Förderung der Liebe zur Tugend, auf Bekämpfung der Herrschaft des Lasters, das heißt auf Veredlung des Willens, auf sittliche Emporhebung des Menschengeschlechts vermittelst der Zauberklänge seiner Dichtung bedacht seyn. Wer möchte dies leugnen, ohne der Poesie ihre höchste moralische Weihe, das heilige Feuer, das ihr inwohnt und woraus die Sterblichen in den Stürmen des innern und äußern Lebens, nach dem Kampf und Siege der Leidenschaften wieder Licht und Wärme für edle Bestrebungen schöpfen, auf eine heillose Weise rauben zu wollen?

Daher gehören die wahren, ihrem hohen Berufe gewachsenen und treuen Dichter unter die erhabensten Bildner der Menschheit. Poeten aber, welche die ihnen durch Natur und Bildung gewordenen Kräfte zu unsittlicher Tendenz, zur Herabziehung der Menschheit zu rohen, mehr thierischen Genussen mißbrauchen und, wie es leider in der jüngsten Zeit, mit Nachahmung vieler und häßlicher Beispiele aus Frankreich, selbst in Deutschland, dem Lande der Sittlichkeit, versucht worden ist, gewissermaßen den Thierdienst zu predigen und das animalische Element auf den Altar zu heben, solche Poeten sind als moralische Giftmischer in der menschlichen Gesellschaft zu betrachten, da sie durch eine Seite ihrer Dichtwerke Tausende von jungen Seelen zu verderben im Stande sind. Schiller ist dieser so erhabenen und für die Menschheit so wohlthätigen Mission des Dichters stets treu geblieben. Die heiligste Liebe zur wahren, gesetzlichen Freiheit, warme Liebe zu seinen Mitmenschen, die zarteste und festeste Freundschaft waren in seinem Leben wie in seinen poetischen Erzeugnissen die leitenden Elemente.

Ob auch dem auf der Höhe der Ideen stehenden Dichter für sich — in Leben und Dichtung — nicht alle Formen des nun in den Ländern praktisch gewordenen christlichen Kultus als nöthig oder geeignet erschienen, so ist es doch gewiß, daß das Wesen des Christenthums in seinem Leben wie in seinen Schriften von ihm heilig gehalten und gehegt wurde, und daß er wohl mehr als Tausende von Pfarrern aller christlichen Confessionen um

Verbreitung und Feststellung echtchristlicher Gesinnung in deutschen Landen sich verdient gemacht hat. Die Liebe ist, nach dem Ausspruche unseres Religionsstifters durch den Mund seines Apostels, das Gesetz, und diese hat der edle Schiller in so hohem Maße, als nur noch etwa Herder und Jean Paul, in Leben und Dichtung der Menschheit bewährt. Darum Liebe um Liebe! — Unter den Gedichten aber, in welchen Schiller den religiösen Glauben an die Liebe Gottes zu den Menschen und an eine leitende und schützende Vorsehung so erhebend, wärmend und tröstend darstellt, gehört meines Bedünkens vorzüglich der Gang nach dem Eisenhammer. Wie überhaupt, so ist es auch speziell hier interessant, die Veranlassung zu diesem Gedichte, oder die Quelle, woraus der Dichter den Stoff entnahm, kennen zu lernen.

Was Schiller in dieser Ballade darstellt, ist ganz und gar, von Anfang bis zu Ende, ein geschichtliches Faktum; das er auf's Glücklichste und Schönste in ein poetisches Gewand gekleidet. Nur die einzelnen Momente sind mehr entfaltet und ausgebildet; hinzugethan hat er zum Thatbestande keines. Gian Antonio Bianchi, der in seinem Drama: Il Don Alfonso das nämliche Sujet behandelt hat, behauptet,* der Vorfall werde von vielen gewichtigen Geschichtschreibern übereinstimmend (concordamente) erzählt; Vasconcello aber stelle ihn also dar:

„Ein durch des Neides scharfe Stacheln gepiagter junger Höfling, weil nämlich die Königin Elisabetha in Unterstützung der Armen häufiger von der Thätigkeit und der Dienstwilligkeit eines andern, trefflich gesitteten Edelknechts Gebrauch machte, zeigte als gewissenloser Verleumder gerade diese Thatsache, als die Treue der Königin verdächtigend, dem Könige (Dionysius von Portugal) an. Demzufolge befahl dieser den beim Schmelzofen (ob zu Lissabon oder Coimbra, ist ungewiß) arbeitenden Dienstleuten insgeheim, sie möchten denjenigen, welchen er zuerst als Boten zu ihnen senden würde, augenblicklich zum Verbrennen in den glühenden Ofen werfen. Darauf wurde der schuldlose Jüngling zu dem ihm bestimmten Feuertode abgeschickt; zufällig eilte er, als, wie dies zu geschehen pflegt, in dem benachbarten Tempel das Glöcklein das Zeichen zur Anbetung der heiligen Eucharistie gab, dahin, und verweilte, da mehrere Meßopfer dargebracht wurden, nach der väterlichen Anweisung und zu seinem Heile lange Zeit allda. Der König, vor Begierde brennend, den Ausgang zu erfahren, schickte gerade jenen Verleumder und Betruger eben dahin ab. Sobald die Knechte beim Schmelzofen des Königs Zeichen erkannt hatten, fielen sie, dem Befehle gemäß, den Menschen sogleich mit Zangen an und warfen den mit Händen und Füßen Widerstrebenden und unter Geheul und Wehklagen des Königs Hülfe Anrufenden in den glühenden Schmelzofen, den gefräßigen Flammen zur Beute. Als dieses der König vom ersten Boten erfuhr, da stand er, von Staunen und Bewunderung ergriffen, daß nach göttlichem Rathschlusse der verwerfliche Plan seinem Urheber zum Verderben gereicht und der Himmel selbst den angetasteten Ruf der heiligsten Elisabeth durch das verderbenbringende Feuer gereinigt hatte."

So lautet die Erzählung bei Vasconcello, in dessen Thaten und Schicksalen der Könige von Portugal, Kapitel VIII., Nr. 15. Daraus ist klar zu ersehen, daß unser Schiller zu diesem herrlichen, im höchsten Grade poetischen Stoffe nichts hinzuzufügen, ja nicht einmal die Ordnung und Folge der Handlungen zu ändern nöthig fand; nur den Schauplatz hat er verändert und die einzelnen Punkte trefflich ausgebildet und in Zauberklängen dargestellt.

Das nämliche Sujet ist, wie oben schon bemerkt, von Bianchi als Drama, nur eines Breitern und mit zu langen Excursionen von Seiten der erzählenden Personen, behandelt worden. Der Einsender dieses hat bereits einen nicht unbedeutenden Theil des Stucks in sechsfußigen Jamben übersezt und gedenkt das Ganze zu übertragen, weil er der Meinung ist, daß dieses Drama, fast ein Jahrhundert vor Schillers Ballade auf das nämliche Thema gebaut, als Seitenstuck zu Schillers Gedicht und zu dem nach lezterem bearbeiteten deutschen Schauspiele, nicht ohne Interesse für die des Italienischen nicht kundigen Freunde eines der größten deutschen Dichter und eines der seelen- und liebevollsten Menschen aller Zeiten seyn durfte. — Dank, Liebe und Verehrung auf ewige Zeiten seinem Namen!

Ich schließe mit der, durch die Gerechtigkeit gebotenen Bemerkung, daß Oberamtmann Gißler in Triberg, ein klassisch gebildeter und seine Mußestunden mit dem glücklichsten Erfolge dem Studium der neuern Sprachen widmender Beamter es ist, der mich zuerst auf diese Stelle Vasconcellos aufmerksam machte, und daß folglich ihm das etwaige literarische Verdienst dieser Kunde zuzuschreiben ist.

Nachträgliche Bemerkungen über Daguerre's Erfindung.

Von Dr. Nürnberger.

Die außerordentliche, jezt wahrscheinlich noch ganz unberechenbare Wichtigkeit der Daguerre'schen Erfindung,

* In seinem der genannten Tragödie — Il Don Alfonso — vorgesezten Avviso a' lettori, Seite 165 der römischen Ausgabe von Bianchis Werken.

in Verbindung mit einem laut gewordenen Zweifel gegen die astronomischen Hoffnungen, die wir davon hegen und in diesen Blättern (Nr. 71) ausgesprochen haben, zwingt uns, im Interesse der Leser, denen an einer gründlichen Einsicht gelegen ist, abermals darauf zurückzukommen.

Jene angefochtene „astronomische" Hoffnung, welche wir, ohne darum weniger dankbar für die belehrenden Einwendungen zu seyn, die uns ein würdiger Gelehrter* dagegen zukommen läßt, gleichwohl keineswegs aufgeben mögen, betraf die Abbildungen des Mondes mittelst der Daguerre'schen Camera obscura. Wenn das Licht eines Körpers selbst, sagten wir, das Bild dieses Körpers auf der Daguerre'schen Platte in ähnlicher Weise wie in einem Spiegel entwirft, so kann man natürlich keine treuere Darstellung erlangen; die Abbildung muß, der Natur der Entwerfungsart gemäß, Alles und Jedes, auch das kleinste Detail des Originals, enthalten; und wenn jene Abbildung auch noch so viel kleiner als dieses Original ausfällt, so wird man doch durch das Mikroskop gewiß Alles und Jedes darauf wieder finden, gleichwie ein selbst viel kleineres Spiegelbild doch ganz gewiß jeden Zug der sich spiegelnden Person enthält. Diese Analogie wäre schlechterdings ohne alle Einwendung, wenn sich das Bild auf Daguerre's Platte auch eben so ganz augenblicklich wie das Spiegelbild ausbildete. „Allein," wendet man uns eben ein, „um auf Daguerre's Platte ein dem Spiegelbilde an Treue ganz gleichkommendes Bild eines Gegenstandes zu erlangen, braucht, den bisherigen Erfahrungen gemäß, das Licht dieses Gegenstandes vielmehr doch immer eine gewisse Zeit, und die Erfahrung hat daher auch gezeigt, daß Gegenstände, welche nicht in vollkommener Ruhe waren, so daß sich die von ihnen ausgehenden Lichtstrahlen, wenn wir so sagen dürfen, in dieser bedingten Zeit nicht ruhig genug einzeichnen konnten, ein unvollkommenes Abbild von sich entwarfen."

„Nun befindet sich aber," fährt unser astronomischer Opponent fort, „der Mond (um vorläufig bei diesem stehen zu bleiben) nicht in jener verlangten absoluten Ruhe, sondern verändert allaugenblicklich den Stundenwinkel, die gerade Aufsteigung, Abweichung, Parallaxe, Refraction, den scheinbaren Halbmesser und, in Bezug auf jeden seiner einzelnen Punkte, den Winkel des mittleren Meridians mit einem festen Kreise der Sphäre, die beiden Coordinaten des Punkts rücksichtlich auf die Mitte, so wie endlich die Erleuchtungsgrenze. Man begreift im Allgemeinen sogleich, daß, in Folge aller dieser Ortsveränderungen, wofern das Daguerrotyp denselben nicht gleichzeitig folgen kann, das Licht anderer Punkte der Mondoberfläche auf die Punkte der unterdeß unbeweglich gebliebenen Platte fallen und das Bild undeutlich machen wird."

„Nach den (ersten) Mittheilungen Aragos über die Anwendung des Daguerre'schen Verfahrens zur Erhaltung von Mondbildern, sind dazu zwanzig Minuten erfordert worden; und die Rechnung (in deren Detail ich hier nicht weiter eingehe) lehrt, daß jene Ortsveränderungen für diese Zeit (ja, in manchen Fällen auch für eine noch geringere) einen Fehlereinfluß von mehr als $^1/_{10}$ Sekunde für die Lage des Gegenstandes haben, wogegen man bei teleskopischen Beobachtungen auf eine Genauigkeit rechnen kann, die sich auf Zehntheile einer Sekunde erstreckt. Dabei wird immer noch vorausgesezt, daß man der Daguerre'schen Camera obscura vermittelst eines Uhrwerks eine sogenannte parallactische Aufstellung gegeben habe, wodurch die Maschine der scheinbaren Bewegung des Mondes von Morgen gegen Abend folgt, ja wohl selbst den Einfluß der Veränderung in Rectascension ausgleicht." — „Hiernach also," schließt unser Opponent, „darf für Mondkarten vom Daguerrotyp eine größere Genauigkeit als durch das bisherige Verfahren nicht erwartet werden."

In dieser Behauptung scheint mir eine petitio principii zu liegen: die Voraussetzung nämlich, daß nun auch gerade „zwanzig Minuten" als Zeitminimum zu Erlangung eines Mondbildes durch das Daguerrotyp erforderlich seyen. Denn da, angegebenermaßen, der Einfluß der allgemeinen und eigenen Bewegung der Himmelskörper, als der bedeutendere, durch eine besonders sorgsame Einrichtung bei parallactischer Aufstellung des Instrumentes ausgeglichen werden kann, so würde es also nur noch darauf ankommen, die Ausführung des Bildes auf eine Zeit beschränken zu können, für welche die übrigen Einflüsse, ohne Nachtheil für die beabsichtigte Deutlichkeit, zu vernachläßigen wären. Steht dies zu erreichen, so fällt offenbar die ganze Einwendung weg.

Nun sagt aber zuvörderst der sehr gründliche Commissionsbericht über diese wunderbare Erfindung, daß alle bis jezt dadurch erlangten Resultate, wie ganz außerordentlich dieselben schon seyen, doch nur erst der dunstigen Luft Frankreichs ihren Ursprung verdankten, und daß unter einem Himmel, wie z. B. der Himmel Egyptens, Syriens, wo die Gestirne mit einem ganz andern Glanze glänzen, und wo ihr Licht also eine viel energischere Wirkung ausübt, auch nothwendig ein ganz anderer, schnellerer Erfolg davon erwartet werden dürfe. Uns bedünkt, daß es zu Erlangung einer mikroskopisch genauen Mondkarte schon der Mühe verlohne, ein Daguerrotyp unter den Sternenhimmel Egyptens zu versetzen.

Ferner aber führt Arago in demselben Berichte an, daß Daguerre sein Mondbild schon bei Anwendung einer nur schwachen Linse erlangt habe; was steht also erst

* Der wackere Mondtopograph Mädler.

von einer weiter getriebenen Verdichtung des Mondlichtes zu erwarten, da die Empfindlichkeit des Daguerre'schen Reagens dafür einmal entschieden ist? Hier ist noch gar keine Grenze anzugeben, da es sich nicht mehr um eine Vergrößerung vermittelst der Linse, sondern um eine **chemische** Lichtwirkung handelt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 9ten Mai.

(Fortsetzung.)

Feier der Enthüllung der Schillersstatue.

Hofrath von Reinbeck hatte im Namen des Vereins die fremden Gäste herzlich begrüßt; Professor Welker aus Freiburg sprach darauf mit gewohntem Feuer die folgenden Worte: — „Es sey mir vergönnt, für die von dem verehrten Vorstand des Schillervereins ausgesprochene freundliche Bewillkommnung in meinem und meiner Collegen Namen herzlichst zu danken. — Indem ich es thue, schlage ich dieser so ausgezeichneten Versammlung einen Trinkspruch vor: Ich möchte trinken zu Ehren der schwäbischen Dichter, der frühern und der gegenwärtigen. Daß wir sie leben lassen, ist gewiß nicht mehr als billig: sie lassen uns leben. Aus den ewigen Quellen des Guten und Schönen hervorblühend, erwecken und adeln ihre unsterblichen Schöpfungen alles bessere Leben in uns: Poesie ist Leben, und das höchste Leben ist Poesie. Sie lassen aber vor Allem auch dasjenige leben, was uns allen, was jedem würdigen Deutschen das Höchste und Theuerste ist auf Erden, unser deutsches Vaterland. Deutsche Liebe und deutsche Treue, deutsche Würde, deutsche Freiheit und Ehre, wo lebten und blühten sie wohl jezt noch reiner, fröhlicher und kräftiger, als in unserer deutschen, und vor allem auch unserer schwäbischen Dichter herrlichen Gesängen? durch welche unzerreißlicheren Bande würde die Einheit aller deutschen Bruderstämme gefestet, als durch die göttlichen ihrer unsterblichen Genien? Ihrem Wesen nach das reinste, veredelste Vorbild und Abbild alles höhern Lebens, möge die Dichtung, möge die deutsche Dichtung überall auch wiederum zur Wahrheit werden in unserem Leben, zur Wahrheit in einem stets herrlicheren Leben unserer großen deutschen Nation, in deutscher Männerfreiheit und brüderlicher Einheit, in unseres Volkes Blüthe und Macht, Würde und Ehre! So mögen unsere Gläser erklingen zum fröhlichen Hoch für die schwäbischen Dichter, und damit ich nicht trenne, was Gott verband, zum Hoch für die schwäbischen Sänger und Sängerinnen."

Besondere Theilnahme erregte der Schotte Bruce, der Uebersetzer des Don Karlos, den allein die Liebe zu Schiller hieher geführt hatte. Im Umgang drückt er sich ganz gut deutsch aus, so fertig, daß man wohl sieht, wie er aus unserer schweren Sprache ein besonderes Studium gemacht hat. Hingerissen vom allgemeinen Enthusiasmus, unternahm er es, die ganze Versammlung anzureden, und hier fand er nun freilich zahlreiche Hindernisse. Aber der Lachtitzel, der uns sonst immer befällt, wenn wir unsere Sprache in nur etwas fremdartigen Tönen und Formen hören, verging in Rührung, als Bruce mit strömender Beredsamkeit versicherte, daß mit ihm viele seiner Landesgenossen in Schiller den reinsten Dichter germanischen Stammes verehren und lieben.

Professor F. Baur aus Mainz (er und v. Schnakenburg auf und zu Kunda in Esthland waren als Deputirte der Stadt Mainz erschienen) sprach in Erwiderung auf die den fremden Gästen gebrachte Gesundheit unter Anderm Folgendes: „Wer unter den auswärtigen Gästen wäre nicht durchdrungen bei dem Schauen so vieles Schönen, Guten und Herrlichen? wessen Sinn nicht lebhaft ergriffen von der schwäbischen, biederherzigen Aufnahme? wer ahnte und erfaßte nicht die tiefere Bedeutung all des Großartigen, wovon unser Auge und Ohr Zeuge gewesen sind und noch sind? Wir sind, zum großen Theil, aus ziemlicher Ferne hierher gekommen, um vor aller Welt mit Mund, Geist und Herz dem Unsterblichen an seinem feierlichsten Gedächtnißtage zu huldigen, dabei aber auch die hehre Schöpfung des Kunstgenius zu schauen und zu bewundern. Aber, wie immer an alles Gute, so knüpfen sich auch hier an die Kunstgebilde von Erz, der Töne und der Rede noch manche andere, neue, wichtige Bande. Das alte Wort: „das Schöne zum Guten!" oder, wie ein gelehrter Kirchenvater es vor vierzehn Jahrhunderten ausdrückte: „pulchrum splendor boni," bewährt sich am heutigen Feste, wie vor zwei Jahren in dem altehrwürdigen Mainz, welches mich hierher gesendet: wir ehren die hehren Todten, wir freuen uns des Schönen in seinen verschiedenen großartigen Formen, und darüber verschmelzen unsere Gefühle immer mehr und immer inniger zu Einem begeisterten Gefühle und Gedanken. Es ist das Gefühl und der Gedanke, daß wir Alle Deutsche sind, Brüder Eines Stammes, Genossen derselben Hauptgeschicke, Kinder derselben Hauptentwicklungen des Charakters und Geistes. Wie sonst Jerusalem und Olympia als Nationalvereinigungspunkte weithin in die Lande und Gemüther ihrer Völker glänzten und segensvoll wirkten, so glänzen und wirken heut zu Tage die Musik- und die Monumentalfeste weit hinaus in die deutschen Lande und Gemüther. Durch das Morgenthor des Schönen dringet und ist bereits gedrungen der Strahl der deutschnationalen Selbsterkenntniß."

Unterdessen feierten die Gesangvereine ihr besonderes Nachfest auf dem Schillerfelde vor dem Königsthor mit Reden und Gesängen, wobei unter andern Gustav Schwab das in Nr. 112 dieser Blätter mitgetheilte Gedicht vortrug. Auch hier war der Zudrang des Volks ungeheuer, und doch wimmelte zugleich die Stadt von Menschen und außer dem Theater waren alle öffentlichen Gärten gefüllt. Auf allen Gesichtern war die innigste Freude zu lesen; man fühlte, daß der herrliche Tag, den die Frühlingsnatur selbst mit der lachendsten Miene mitfeierte, in Aller Leben mit unverwischbarer Marke sich einzeichnen müsse. — Von Anfang bis zu Ende spielte sich das schöne Fest ohne den geringsten Unfall, ohne die mindeste Unordnung in der vorher bestimmten Weise ab; unberechnet war nur die Tiefe des Eindrucks, unvorhergesehen nur so manches schöne Gefühl, so manches glückliche Wort, das die Begeisterung hervorrief.

Tausende aus dem Süden von Deutschland, Einzelne aus allen Provinzen haben am 8ten Mai Schillers Erzbild mit Jubel begrüßt. Sie können es bezeugen, daß unsere Stadt das Geschenk Deutschlands, das ihr ein so bedeutungsvolles Wahrzeichen verleiht, zu würdigen wissen wird. Sie mögen es auch bezeugen, daß die Versuche übelberathener Eiferer, die allgemeine Freude zu verbittern, zwar nicht unbeachtet geblieben sind, aber nicht nur ihren Zweck verfehlt, sondern sogar auf eigenthümliche Weise zur Erhöhung und Einigung der Gefühle beigetragen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 118.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 17. Mai 1839.

Wie ringsumher der Maler sich bemüht
Und euern Blick von Bild zu Bilde zieht,
Da, was euch einzeln sonst gefesselt hielt,
In Einem Kreise hundertfältig spielt!

Goethe.

Der Saal zu Würzburg.

Einer der schönsten Säle im Bau- und Dekorationsstyl Ludwigs XIV. ist in Deutschland der Saal im Schlosse zu Würzburg. Ich zweifle selbst, ob es in Frankreich, in Italien schönere Säle gibt. Man kann Vieles gegen den Styl selbst einwenden, man kann ihn bizarr, überladen, gesucht, kapriziös und sonderbar nennen; wenn man aber diesem Genre in der Art, mit Gold, Farben, Stuck und Schnitzwerk umzugehen, eine gewisse Vollendung zugesteht, so ist das Siegel dieser Vollendung offenbar dem Saal zu Würzburg aufgedrückt. Auf den ersten Blick steht der Beschauer gefesselt und bezaubert. Es ist ein Reichthum, ein Glanz, eine fast bacchantische Lust in tausend Schlangenkrümmungen und barocken Formen. Die Malerei rauscht in dem ganzen muthwilligen und doch dabei feierlich grandiosen Gepränge ihres glänzenden Zuges daher. Genien flattern um die Ecken, Priesterröcke werden im Sturm geweht, prächtige Schleier und Königsmäntel; zwischendurch nackte Götter und Göttinnen, die aufgehende Sonne, die Sterne, Wolkenzüge, die sich mitten in eine prächtige Colonnade drängen, Porzellanvasen und Satyrmasken. Alles das ist ein poetisches Chaos. Die Kunst, überdrüssig der antiken Ruhe und des pathetischen Gleichmuths, wirft sich mit dem ganzen Feuer jugendlicher Ausgelassenheit in ein Meer brausender, im Champagnerschaum durcheinanderwirbelnder Formen und Figuren. Eine Inkonsequenz treibt die andere, eine lustige Tollheit spielt mit der andern, und Alles ist mit Gold aufgeputzt, und Alles schleppt einen langen Pfauenschweif der buntesten Farben hinter sich her. Während man noch ernsthaft über diese Muschel nachsinnt, aus deren Innern ein Blumenstrauß gleitet, der wieder seinerseits einen geflügelten Knabenkopf ausspeit, lacht vom Kapitäl einer corrumpirten dorischen Säule ein mit Schönpflästerchen und mit einer Perrücke um die gewundenen Hörner gezierter Satyr herab, und dicht an ihn lehnt sich eine weinende Nymphe, irgend einen gefallenen Helden betrauernd, der über ihr im Bilde hängt, mit einem Paar aus Gips gebildeten Fahnen überhängt. So erhebt sich vom Boden an, unmittelbar aus dem Holzschnitzwerk emporsteigend, ein Arabeskenstrahl, der abwechselnd possenhaft, muthwillig und erhaben sich bis oben an den Plafond schwingt.

Wahrlich, es gibt keinen amusanteren Baustyl, als der ist, den wie jetzt „Rococo“ nennen und halb belachen, halb bewundern, weil, troz des Barocken und Possenhaften, dennoch eine Würde, ein Glanz aus all diesem Figurenchaos hervorgeht, der Erstaunen erweckt. Man sehe den Saal zu Würzburg.

Es würde ein eigenes Buch erfordern, ihn zu beschreiben, ein solcher Reichthum von Skulptur, Malerei

und Schnitzwerk ist daran verschwendet, und dennoch ist Alles an seinem Platze. Eine geheimnißvolle Figur ist wie ein Zauberschlüssel allen andern zu Grund gelegt; dieser Schlüssel ist gewiß sehr einfach, allein es ist sehr schwer, ihn zu errathen in den tausend und aber tausend Windungen und Schnörkeln, Vergoldungen und Farbenzierden, unter denen er sich versteckt. Ist es die einfache Muschel? Ist es die Form des Schenkelbeinknochens? Ist es das S? Wer kann diesen Caprizzios in Gips nachspüren, wer diese kleinen Farben- und Formcharaden lösen, wer diese alte Handschrift architektonischer Thorheit entziffern? Genug, sie ist da, eben so wirklich, als die gelehrte Linie der Griechen und das Dreieck der Byzantiner. Und ist sie am Ende nicht auch schön? Paßt sie nicht mehr für unsern Norden als die Säulen Hellas, diese trockenen, langweiligen Säulengänge ohne Ende, zwischen welchen Wolken von Schneegestöber durchbrausen? Gebt uns in unsern Zimmern die bunten Farben, die schönen Götter, die gekrönten Könige und die nackten Amoretten, gebt uns das Gold und die hellen Spiegel — Alles das ist uns lieber als eine einfarbige griechische Wand, bemalt mit einem zehn Zoll langen und breiten Wandgemälde aus Pompeji, wo eine kalte und steife Gruppe die Flöte bläst oder opfert; und unter diesem Gemälde ein Sopha der Aspasia, trocken und gelehrt zusammengesezt und unbequem für jede der ruhenden Stellungen des müssigen Lebens des neunzehnten Jahrhunderts. Was mich betrifft, ich bitte mir den Armstuhl der Pompadour aus, diesen weichen, eleganten, nachgebenden Polsterthron, geschaffen, um darin die amusanten kleinen Gedichte Gressets zu lesen und über die Träumereien Rousseaus zu lächeln, anstatt daß man mir jezt einen harten Stuhl hinsezt, geschnizt nach den Flaxmann'schen Umrissen zur Ilias, und mich zwingt, darauf sitzend über den „besten Staat" nachzudenken. Verwünschte Zumuthung, lächerliche Inkonsequenz der Arroganz und der Genußsucht unserer Zeit!

Doch wieder zurück zum Saal zu Würzburg. Eine prächtige, in braunem Holz mit Gold reich geschmückte Flügelthüre, die dreimal die Höhe unserer jezt gebräuchlichen Thüren mißt, öffnet sich feierlich und führt dich, mein Leser, auf den alten Schauplatz des Glanzes und des Gepränges der Fürstbischöfe von Würzburg. Nimm deinen Hut ab: er hat sich, ohne daß du es ahnest, in einen jener kleinen dreieckigen Hüte verwandelt, die man bequem unter'm Arm trägt. Dein Rock ist nicht mehr derselbe: die Schöße und die Taille haben sich verlängert, ein seidenes Beinkleid, eben solche Strümpfe und Schuhe mit blitzenden Steinschnallen schimmern dir entgegen. Das ist das Kostüm, in dem man in der eilften Morgenstunde geistlicher Hoheit aufwartet. Du bleibst in erwartungsvoller Stille am Eingang stehen. Der ungeheure Saal mit seinen unzähligen Bildwerken und Figuren flimmert ungewiß vor deinem Auge; du erkennst nur am Plafond die prächtigen Flügelrosse, die einen Sonnenwagen ziehen, du erkennst die Audienz des Kaisers, die Fürsten, die seinen Thron umstehen; aber unbekannt ist dir das Heer von Gestalten, die sich in zahllosen Gruppen auf Säulenabsätze, Gesimsevorsprünge, Pfeilerknäufe lehnen. Du hast auch nicht Zeit, die Pracht der Gewänder, den wahrhaft blendenden Glanz des Wagens zu bewundern; nur der Reiz einiger schönen Frauen zieht dich unwillkührlich an, die vom Plafond herab dir ihre weißen Arme entgegenstrecken. Du erschrickst fast über die junge Nymphe, die sich mit übergeschlagenen Beinen auf dem äußersten Vorsprung schaukelt; jeden Augenblick fürchtest du, sie werde herabfallen, doch sie fällt nicht. Der neckische Künstler, der sie malte, hat das leichtsinnige Kind mit Absicht dem Fall so nahe gerückt.

(Fortsetzung folgt.)

Nachträgliche Bemerkungen über Daguerre's Erfindung.

(Schluß.)

Endlich ist ja die Natur dieses Daguerre'schen Reagens bis jezt vollkommen unbekannt, so daß noch gar nicht entschieden werden kann, ob seine Empfindlichkeit für das Licht, wovon doch die Schnelligkeit der Bilderzeugung abhängig ist, nicht auch noch einer Steigerung fähig sey. Nach den Erzählungen eines, mit der Schnellpost von Paris nach Petersburg bei mir durchgereisten jungen französischen Gelehrten, soll diese Vervollkommnung der Erfindung von dem noch immer ununterbrochen darum bemühten Erfinder unterdeß schon selbst erzielt worden seyn. Ich glaube auch daran; denn da man bis daher noch keinen einzigen, für das Mondlicht nur irgend empfindlichen Stoff hatte auffinden können; da dieses Licht, nach Biots Versuchen, bei 300,000facher Verdichtung selbst das Chlorsilber nicht afficirt, so muß Daguerre's ganz allein dafür empfindliches Reagens doch wohl ein ganz besonderes Ding seyn; und warum sollte ich, nachdem dessen Alles übertreffende Empfindlichkeit für das Licht solchergestalt einmal dargethan ist, nun nicht auch die Möglichkeit einer noch weiteren Vervollkommnung dieser Eigenschaft annehmen? Meine sogleich angewendete Vergleichung des Daguerrotyp mit einem Spiegel wird sich wohl auch für die Augenblicklichkeit der Bildererzeugung bewähren; und geht diese Ahnung in Erfüllung, wozu man nach so vielen angeführten, sämmtlich aus der Natur der Sache selbst hergenommenen Gründen, doch

wohl Fug und Recht hat, so ist die Erfindung die außerordentlichste Leistung unseres Jahrhunderts.

Man scheint dies auch von allen Seiten zu fühlen, wie die vielfachen Bemuhungen beweisen, welche in ganz Europa aufgewendet werden, um dem Daguerre'schen Geheimnisse auf die Spur zu kommen. Vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen darunter zunächst die Versuche von Talbot zu London. Ich halte mich überzeugt, daß sich Talbot auf einem ganz andern Wege befindet, als der von Daguerre eingeschlagene ist; indeß gelingt ihm das Fixiren der Lichtzeichnungen nach seiner Methode auch schon bis auf einen gewissen Grad, und dieselbe verdient also, wie tief sie unter Daguerre's Verfahren stehen mag, dennoch ebenfalls bereits die höchste Aufmerksamkeit. Seine Bilder sind, wie wir aus einer uns darüber zugekommenen Mittheilung ersehen, weiß und erscheinen auf Papier, welchem er nach Belieben die Farben himmelblau, gelb, roth, braun von verschiedenen Nüaneen, und schwarz geben kann, ohne daß dadurch die Lichtwirkung beeinträchtigt würde; besonders anmuthig sollen sich diese weißen Bilder auf himmelblauem Grunde ausnehmen und dann an die Wedgewoodvasen erinnern, welche meistens dieselben Farben zeigen und den Lesern bekannt sind. — Talbot hat das vor Daguerre voraus, daß er aus seinem Verfahren, um dessen Vervollkommnung er übrigens ebenfalls ununterbrochen bemüht ist, gar kein Geheimniß macht; er gesteht ganz aufrichtig, daß er anfänglich eine Auflösung von salpetersaurem Silber angewendet habe, um seine Papiere zu tränken, nachher aber das salzsaure Silber vorzüglicher gefunden habe. Unter den vielen angewendeten Papiersorten ist das feinste Schreibpapier das geeignetste; man muß dasselbe in eine schwache Auflösung von Kochsalz tauchen, ehe man das Silbersalz darauf bringt. Als Schutzprocedur, um das erhaltene Bild nachher gegen weitere Lichteinwirkung zu sichern, hat Talbot eine mit Wasser sehr verdünnte Auflösung von Potasche-Jodid probat befunden. — Wird genau nach diesen Vorschriften verfahren, so sollen die Bilder, welche Talbot auf solchem, statt der Daguerre'schen Metallplatten, in die Camera obscura gebrachten Papiere erhält, sehr nett und dauerhaft seyn; besonders lobt man Pflanzenabbildungen. Auch soll ferner die Bildererzeugung, wenn die Sonne einigermaßen kräftig scheint, sehr rasch erfolgen und eine so bedeutende Vergrößerung angewendet werden können, ohne die Deutlichkeit zu beeinträchtigen, daß das bloße Auge im Abbilde jede kleinste Einzelnheit findet, die am Originale nur mit der Loupe erkannt werden kann.*

* Der uns vorliegende Bericht spricht von einer 289maligen Vergrößerung. Man denke sich, unter den obigen Voraussetzungen vollkommener Deutlichkeit des kleinsten Details, ein solches Mondbild. Anm. d. Verf.

Da es uns, unsern vielen Bemühungen unerachtet, bis jetzt noch nicht gelungen ist, eine solche Lichtzeichnung nach Talbotscher Methode zur eigenen Ansicht zu erlangen, so enthalten wir uns eines bestimmteren Urtheils darüber. Glücklicher sind wir hinsichtlich der Lichtbilder gewesen, welche Enslen zu Dresden jetzt auch schon verfertiget, indem er den auf Glas gemalten Gegenstand von der Sonne bescheinen läßt, und ein besonders präparirtes Papier unter dieses Glas bringt. Wir legen für die Redaktion ein solches Bildchen eines Schmetterlings bei; es läßt zwar noch sehr viel zu wünschen übrig *, indeß ist doch auch hier der erste, schwerste Schritt geschehen, und wir erfahren eben, daß der Künstler seitdem auch schon Vollkommeneres geleistet hat.

Nach diesen, wie es uns scheint, mit unwiderleglichen, durchaus nur aus der Natur der Sache hergenommenen Gründen, unterstützten Auseinandersetzungen, dürfen wir uns nicht den Vorwurf machen, irgend eine zu hohe Erwartung von der Daguerreschen Erfindung erweckt zu haben. Höchst wahrscheinlich wird die Erfüllung vielmehr jene Erwartung noch weit übertreffen. Der Sommer mit seiner energischen Sonne ist vor der Thüre, und wir geben ihr vertrauensvoll anheim, dasjenige für die Lichtbilder zur weiteren und höheren wirklichen Ausführung zu bringen, was wir hier, in gewiß noch viel zu schwachen Umrissen, nur andeuten konnten **.

* Die uns vorgelegte Abbildung eines Schmetterlings nach Enslenscher Methode ist allerdings sehr mangelhaft. Die Zeichnung ist braun auf ziemlich dünnem, vorne gräulichem, hinten violettem Papier. Anm. d. R.

** Wir haben in Nr. 83 dieser Blätter kürzlich die Gründe mitgetheilt, mit denen Arago die Hoffnungen derjenigen niederschlägt, welche der Erfindung Daguerres ganz unberechenbare Folgen für die Topographie der Himmelskörper zuschreiben. Der Verfasser des obigen Aufsatzes hat auf diese Einwendungen noch keine Rücksicht genommen. Uns scheint es sehr einfach in der Natur des Lichtes selbst zu liegen, daß man an dem durch das Daguerrotype hervorgebrachten Mondbilde durch das Mikroscop nie mehr und nie etwas deutlicher sehen wird, als man unter gleichen Umständen, namentlich bei gleicher Vergrößerung, durch das Telescop am Himmelskörper selbst unterscheidet. Es wäre freilich schon sehr viel, wenn Daguerres Mittel Mondkarten lieferte, auf denen fixirt bliebe und sich mit Muße und zu jeder Zeit beobachten ließe, was der Mondsbeobachter bei der günstigsten Vergrößerung noch eben deutlich unterscheidet und mit großer Mühe nachzeichnet. Anm. d. R.

Die Taube.

Ein schwer Gewitter ist heraufgezogen.
Dumpf braust der Forst vor wildem Sturmeswüthen;
Der Sonne Strahlen, die so stechend glühten,
Sind von den Wolken gierig aufgesogen.

So finster ist's, daß schon am Himmelsbogen
Mit schwarzen Flügeln scheint die Nacht zu deuten.
Sieh, eine Taube, weiß wie Frühlingsblüthen,
Kommt durch dies Dunkel langsam hergeflogen.

Ein Bote scheint vom Himmel sie gedrungen,
Uns Trost und Hoffnung in das Herz zu tragen.
Ihr folgt mein Blick, bis sie die Nacht verschlungen.

An meinem Lebenshimmel Wolken ragen,
Doch wer als Taube sich durch ihn geschwungen,
O Mädchen, brauch ich das wohl erst zu sagen?

Ad. Stölting.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 9ten Mai.

(Schluß.)

Feier der Enthüllung der Schillersstatue.

Treten wir wieder vor das Monument. Auf dem Platze ist es noch immer sehr lebendig; zahlreiche Gruppen Einheimischer und Fremder gehen ab und zu; alle mustern mit gespannter Aufmerksamkeit das Denkmal, dasselbe rings umgehend. Die Einen suchen das Ungewohnte, Ueberwältigende in sich aufzunehmen und zurecht zu legen; Andere vergleichen und messen in der Erinnerung an anderswo Gesehenes. Ganz allgemein und auf's Lebendigste spricht sich die Befriedigung über den herrlichen Eindruck des Monumentes als Ganzes aus: die Details geben vielfältig Anlaß zu den rührendsten, wie zu den sonderbarsten Urtheilen von Seiten der Naiven und der Dilettanten. — Es gebührt sich, daß wir eine ausführliche künstlerische Beschreibung des Denkmals, wenn wir sie auch geben könnten, unserem Kunstblatt überlassen; daher nur noch einige flüchtige Bemerkungen. — Alle bis jezt erschienenen Abbildungen geben von der lebensvollen und doch so ruhigen Haltung der Figur und vom großartig ernsten Ausdruck des schönen Kopfs, wie sie aus den günstigsten Gesichtspunkten erscheinen, kaum entfernt einen Begriff. Wie glücklich, wie bevorzugt muß die Hand seyn, welche ein ideales Bild so modelt, daß jede Linie, Curve und Falte naturgesetzlich fällt, und Alles ringsum, unter jedem Gesichtswinkel sich so darstellt, wie es sich nach der angenommenen Haltung von selbst versteht! Aber ein solches Werk des Genius, der das fließende Leben in einem Moment festgebannt, ist die Verzweiflung des Zeichners: er findet unendlich mehr Schwierigkeiten, die vom Bildner fixirte Natur mit allen ihren Nuancen treu und lebendig wiederzugeben, als wenn er bei einer lebenden Figur selbst die Stellung wählt und sich für die Schönheit und Poesie derselben verantwortlich macht. — Unter den vielen ausgezeichneten Männern, welche wir dieser Tage zu sprechen Gelegenheit hatten, war keiner, der sich, ganz abgesehen von Thorwaldsens Schöpfung, nicht durch zwei Punkte vollkommen befriedigt erklärt hätte: durch die technische Ausführung des Denkmals, und durch die Wahl des Platzes. Professor v. Thouret ist nicht nur als vorzüglicher Baumeister, sondern auch als ein Mann von sehr gebildetem Geschmack bekannt, und das Fußgestelle wurde unter seiner Leitung ein ausgezeichnet schönes Werk. Er sah sich dabei von den unter der jetzigen Regierung hier gebildeten trefflichen Steinarbeitern auf's Glücklichste unterstützt. Der Umfang der Ornamente sammt den Basreliefs steht mit den Granit- und Sandsteinmassen im schönsten Verhältniß. Der Ton der Bronze und der des Gesteins harmoniren jezt in der Neuheit vortrefflich, und er muß beiderseitig und gleichmäßig mit der Zeit tiefer werden. — Manche hiesigen Einwohner hatten eigensinnig ein Vorurtheil gegen den Platz festgehalten. Daß der architektonische Charakter desselben an sich der würdigste sey, konnte am Ende Keiner läugnen; aber die Vorstellung, als ob ein großartiges Denkmal, um seine volle Wirkung zu thun, eines großartigen, das heißt auch recht großen Platzes bedürfe, schien ihnen eine viel zu natürliche, als daß sie den nur fünf- und -fünfzigtausend Quadratfuß umfassenden Häuserrahmen nicht hätten verdächtig finden sollen. Jezt aber, da die schwankende Schätzung der Einbildungskraft dem Augenschein Platz gemacht, verschafft sich die optische Logik von selbst Geltung. Man weiß, daß die Statue dreizehn Fuß hoch ist; aber ohne diese Thatsache, welche Mancher gar nicht glauben will, ließen sich Viele, wenn sie nun die etwa zwanzig Fuß in die Luft gestellte Figur betrachten, gar nicht einreden, daß sie die doppelte Höhe eines sehr hoch gewachsenen Mannes habe. Man erkennt jezt, daß eine weit umher gebreitete Fläche, etwa der anstoßende Paradeplatz, die Verhältnisse des Bildes noch ungleich mehr herabgedrückt hätte, so daß der Charakter des Großartigen und Kolossalen der jezt im glücklichsten Maße festgehalten ist, unfehlbar verloren gegangen wäre.

Die Fremden nehmen nach und nach Abschied, voll vom unvergeßlichen Bilde des einzigen Festes; denn dies ist es: nie ist einem deutschen Heros, einem, der nicht zu den Helden im gemeinen Sinne des Worts gehört, ein solches Denkmal und so kurz nach seinem Tode errichtet worden. Aber dem deutschesten Dichter gebührte auch der Vortritt vor allen, denen die jetzige Zeit die Schuld der Dankbarkeit abzutragen gedenkt. Die hiesige Stadt weiß gewiß die hohe Ehre zu schätzen, die Wahrerin eines Kleinods zu seyn, welches das sprechendste Sinnbild der deutschen Nationalität ist und bleiben wird, so lange das deutsche Volk sich nicht selbst verloren hat. Bald sind achtzig Jahre seit Schillers Geburt verflossen; nur wenigen seiner Jugend- und Studiengenossen war am gestrigen Tage ein Lichtblick am dämmernden Abend ihres Lebens gegönnt; von den 250 Grenadieren, denen er, wenn auch unter Seelenschmerzen, ein treuer, wackerer Arzt gewesen, konnte keine Spur aufgefunden werden. Aber das jetzige Geschlecht ist in der Liebe zu ihm aufgewachsen und wird sie ungeschwächt und unverfälscht den folgenden überliefern. Bald, wenn einmal der edle Rost Thorwaldsens schönes Werk deckt, sind auch die Reihen derer, welche es mit Rath und That, mit künstlerischer oder freigebiger Hand gefördert, stark gelichtet. Aber bevor das jetzige reife Geschlecht ganz zerrinnt, in zwanzig Jahren, möge Schillers hundertjährige Geburtsfeier die überlebenden Zeugen des gestrigen herrlichen Tages froh versammeln, und dann nehme Schillers Sohn oder Enkel das Wort wie Achills Erzeugter beim trojanischen Siegesfeste:

Dem Erzeuger jezt, dem großen,
Gießt Neoptolem des Weins:
Unter allen ird'schen Loosen,
Hoher Vater, preis' ich deins.
Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Beilage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 119.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 18. Mai 1839.

> Ergrimmt, daß eines Tags Geschöpfe wagen,
> Titanen gleich, nur stolz auf sich zu baun,
> Wird dich des Donners Wort in Banden schlagen.
>
> A. W. Schlegel.

Bellerophontes.

Von Gustav Pfizer.

Roth glühet der Tag; auf dem Stuhle von Golde
Sizt Bellerophontes vor'm Königspalast;
Zu Füßen dem Greis spielt Sarpedon, der Holde,
Sein Enkel, in jugendlich reizender Hast.
Schon bleichet das Haupthaar dem König, das braune,
Schon leuchtet in silbernem Schimmer sein Bart,
Schon wölkt seine Stirne die mürrische Laune,
Die leicht mit dem lähmenden Alter sich paart.

Es ruhet sein herrliches Haupt in den Händen,
Gestüzt auf die Kniee; zu Boden er blickt;
Dem Knaben, der gern auf sein Spiel sich säh' wenden
Das Auge des Alten, nur lässig er nickt;
Ihm pflügen die Seele so tiefe Gedanken,
Daß starr seine Sinne, lebendig sind kaum;
Die Bilder der Vorzeit vorüber ihm schwanken,
Fort träumt er noch nach seinen nächtlichen Traum.

Ihm träumte: ein Adler, der oft ihm als Kinde
Auf Bergen der Heimath sich traulich genaht,
Umflög' ihn, getragen vom sausenden Winde,
Und spräche zu ihm, wie doch niemals er that:

„Schau, Bellerophontes, mein Aug', wie's so helle!
Mein Flaum wie so schwarz und wie frisch meine Kraft!
Dir aber, mich dünkt, stockt des Lebens Quelle —
Es färbt sich dein Haar und dein Arm ist erschlafft!"

Fort flog er, wie spottend; erwacht fühlt der Alte
Zum ersten Mal, daß seine Schaale sich neigt,
Daß schon in den Knochen das Mark ihm erkalte,
Die Woge der Tage an's Herz schon ihm steigt.
Nicht war, wie ihn Stunde fur Stunde bestehle
Um Hoffnung und Zukunft und Kraft, ihm bewußt;
Und plötzlich erschreckt die so sichere Seele
Der Jugend, der kräftigen Mannheit Verlust.

Und wie ihm die Binde vom Auge gerissen,
Da wird ihm ein Anderes plötzlich auch klar:
Daß längst er die Gunst muß der Himmlischen missen,
Die mit ihm, als blühendem Jüngling, einst war;
Daß ihm zu ertheilen Orakel sie säumen,
Nicht Heerden ihm segnen und Saatfeld und Wein,
Daß lang nicht zu ihm sie geredet in Träumen,
Nicht Ehre und Glück seinen Völkern verleihn!

„Und bin ich derselbe, der strahlend in Jugend,
Das Herz einst der Kön'gin zur Liebe entflammt?
Der Kön'ge versöhnt durch die furchtlose Tugend,
Die erst den Verleumdeten zürnend verdammt?

Der aus der Gefahren wild gähnendem Rachen
Das Zeugniß der Unschuld, triumphgekrönt, riß,
Und der, der Erleger der Bestien und Drachen,
Auf Erden der Liebling der Himmlischen hieß?

„Und bin ich derselbe, dem Pallas Athene
Als göttliche Helferin nahte im Traum,
Und dem sie, das Roß mit der goldenen Mähne
Und Flügeln zu bändigen, reichte den Zaum,
Daß auf in den Aether, vom göttlichen Rosse
In eherner Rüstung, mit schnaubendem Flug
Getragen, mit furchtbaren, sichern Geschossen
Die grause Chimära ich traf und erschlug?

„Ich bin es — ich war's! diese Hand hat geschwungen
Die Keule, das Schwert! Mich, mich krönte das Glück!
Doch den Kranz, der unsichtbar mein Haupt hat umschlungen,
Ihn zogen die Himmlischen, fürcht' ich, zurück!
Mir wich aus dem Herzen das kühne Vertrauen;
Nicht ward es bekräftigt durch stärkendes Pfand;
Die Götter — ob gnädig sie noch auf mich schauen?
Es bebt bei der Frage mir Lippe und Hand!"

Jetzt reißt an des Königes purpurnem Kleide
Sein Enkel Sarpedon; des Greises Gesicht
Durchblitzt ein auflodernder Schimmer der Freude;
Er winkt ihm, und murmelnd dann weiter er spricht:
„Ja, Zeus hat der Tochter, die mir ist entsprossen,
Dies köstliche Pfand seiner Liebe geschenkt;
Doch ach! von der Artemis Pfeil ward erschossen
Die Mutter, mein Kind, deren Tod mich noch kränkt!"

So wägt er in zweifelndem Herzen die Frage:
Ob unhold die Götter, ob hold sie ihm sey'n?
Doch so prüft kein Liebling des Himmels die Wage!
So mischt sich in ihm nicht die Hoffnung mit Pein!
Es naget der Zweifel, der arge Zerstörer,
Am Herzen dem Greis, der sich selbst überlebt;
Doch plötzlich rafft auf sich der Trotz, der Empörer;
Vom goldenen Stuhle der Held sich erhebt:

„Noch geht mir das himmlische Roß auf der Weide,
Vom Zaume gehalten in meinem Bann!
Zum Aether hinauf mit wiehernder Freude
Vom Boden empor trägt's den irdischen Mann!
Ich zäum' es noch einmal zum lustigen Ritte,
Ich laß' es nicht rasten im schwimmenden Flug,
Bevor in der tafelnden Götter Mitte,
Hinauf in den Saal des Olymps es mich trug!

„Nicht Zeus drängt mich weg aus der göttlichen Runde,
Mein Enkel Sarpedon — er ist ja sein Sohn!
Ich stand mit Athenen im traulichen Bunde;
In Heldenkraft biet' ich den Uebrigen Hohn!
Here'n meine zuckende Braue besieget,
Der Helm ist vor Ares' Keule mein Schutz,
Der Panzer, der glänzend die Brust mir umschmieget,
Er bietet den Pfeilen der Artemis Trutz!

„Die Weisheit, in sechzig Jahren gewonnen,
Wird Schande nicht machen der Himmlischen Kreis;
Die Menschheit, gereift unter bräunenden Sonnen,
Ringt wohl mit dem mühlosen Gott um den Preis!
Und deckt das erbleichende Haar auch schon Falten,
Ist welk auch der Jugend frischthauiger Kranz:
Erkennt doch im Auge des markigen Alten
Noch Hebe des Heldenbluts Feuer und Glanz!"

Schon hat das geflügelte Roß er bestiegen;
Er wirft einen Blick noch auf Enkel und Haus;
Das Götterpferd schnaubet, begierig zu fliegen
Empor in die Räume des himmlischen Blau's.
Doch plötzlich verfinsternde Wolken bedecken
Den Himmel, der eben so heiter und klar,
Und Blitze auf Blitze, den Helden zu schrecken,
Schleßt aus dem Gewölk Zeus' dräuender Aar.

Doch Bellerophontes verachtet die Zeichen
Und „auf zum Olymp!" raunt dem Roß er in's Ohr;
Das fühlt bei dem Wort seine Kühnheit entweichen,
Es sträubt sich ihm, schaudernd, die Mähne empor.
Es schwebt in den Lüften und will nicht weiter —
Der König treibt an es mit Drohung und Schlag —
Da bäumt es sich — bis sein vermessener Reiter
Entschüttelt am Ufer des Xanthus lag.

Jetzt rauschen zurück die Wolken, die düstern,
Das Götterpferd schwimmt durch das sonnige Blau;
Nicht braust ihm mehr Feuer aus schwellenden Nüstern,
Bald weidet, befreit, es auf Tempe's Au.
Doch Bellerophontes, erwacht von dem Falle,
Der tief ihn betäubt, ist die Beute der Schaam;
Nicht mag er mehr schau'n seine fürstliche Halle,
Nicht Gattin und Kinder, vor Zorn und vor Gram.

Verlustig des Rosses, der Gnade der Götter,
Der blühenden Mannskraft — sich selber verhaßt —
Ein Fingerziel für die Verächter und Spötter —
So schleppt er des Alters bleierne Last;
Der Jugend Erinnrung im Bettlergewande
Begrabend, bei Fremden verzehrend sein Brod,
Weil nicht er will tragen den Purpur der Schande,
Wo Lyciens Volk er als König gebot.

Hinfort keine süße Erinnrung der Seele
Das schmacklose, bittere Alter ihm würzt;
Er fühlt, doch er sühnt nicht, des Uebermuths Fehle;
Allnächtlich im Traume vom Himmel er stürzt.

Vom Hochmuth zur Ohnmacht in stetem Verdrusse
Schwankt trotzig sein Geist, bis er wüst ganz und leer; —
Als Hermes ihn abrief zum stygischen Flusse,
Fand kaum er vom Helden das Schattenbild mehr.

Der Saal zu Würzburg.

(Fortsetzung.)

Horch! die Thüren am entfernten Ende des Saals öffnen sich. Ein Echo wie ein ferner Donner rollt durch die hohe Kuppel des Saals. Wer kommt? Ein feierlicher Zug schwarzer Gestalten zieht paarweise auf, und an den schmalen, hohen Fenstern vorüber kommt er mit klanglosen Schritten auf dich zu. Die weißen Perrücken schimmern silbern, wenn die langen Lichtstreifen der Fenster auf die vorüberwandelnden Köpfe fallen. Der Fürstbischof begibt sich zur Messe. Die Würdenträger gehen ihm voran, der Oberschenk, der Hofceremonienmeister, der Obermarschall. Der Zug kommt an dir vorüber, der Fürst lächelt dir zu, mit demselben Lächeln voll Hoheit und Liebenswürdigkeit, das auf dem breiten Gesicht seines Vorgängers im Gemälde über dem Kamin glänzt. Es wird dir erlaubt, dich dem Zuge anzuschließen und eine der schönen Hymnen Palästrinas mit anzuhören, von der die Gewölde der Schloßkapelle widerhallen. — Wenige Stunden später — es ist Nachmittag — siehst du einen bunten Jagdzug dem Thorweg sich entwinden. Wer thront an seiner Spitze auf dem muthigen Rosse? — Es ist wieder der Fürstbischof, aber in weltlicher Kleidung. Er grüßt dich abermals, aber diesem Lächeln ist das Salbungsvolle entnommen. — Wieder einige Stunden später, und ein vertrauter Page führt dich den Corridor entlang in ein Kabinet, das seidene Tapeten und bronzirte Thüren schmücken. Eine Venus von Alabaster, von der Meisterhand Berninis, spiegelt sich in langen Pfeilerspiegeln. Kleine Tabourets von Atlas und eben solche Sophas sind an den Wänden und Ecken vertheilt, ein prächtiger Lüstre streut das klare Licht von hundert Wachskerzen auf sammtne Draperien und goldne Fransen. Hier ist eine auserwählte Gesellschaft beisammen. Man liest französische Verse und gibt sich Charaden auf. Wer ist der Mann an der obersten Seite der Tafel mit dem gutmüthig-schalkhaften, geistreichen Lächeln? Es ist der Fürst, hier ein Weltmann, ein heiterer Gesellschafter. — So kannst du an einem Tage alle Metamorphosen der prächtigen Erscheinung eines Fürstbischofs von Würzburg kennen lernen: am Morgen im Chorrock, am Nachmittag in der reichen Jagdkleidung, am Abend in Hofkleidung, in allen jedoch würdevoll und glänzend.

Aber wir kehren zurück zu den Freskogemälden des Saals. Man kann nicht leicht kühnere Gruppen, phantastischere Zusammenstellungen und dreistere Pinselstriche sehen, als sie der Meister Gianbattista Tiepolo, der florentinische Künstler, in seiner markigen Hand hat und sie im Sturm seiner Michel Angeloschen Phantasie auf die Leinwand oder den nassen Kalk wirft. Auf der Galerie zu Weimar befindet sich eine Steinigung des heiligen Stephan von ihm, die in Kühnheit der Gruppirung und mit einer fast aus dem Rahmen springenden Leidenschaftlichkeit der Handlung den Beschauer zugleich erschreckt und entzückt. Freilich ist nirgends griechische Ruhe und Einfachheit, nirgends das glatte Ideal Winkelmannscher Schönheit; der heilige Stephan schreit mit weitgeöffnetem Munde und in Entzückung aufgeschlagenen Augen den Himmel um Beistand an in dem Moment des Todes. Er liegt auf dem Gipfel eines Berges, unter ihm die Gruppen der Zuschauer, ein Sturm rast in den weiten Falten seines Priesterrocks. Man sieht dunkle Wolken über den Himmel jagen, ein ungewisses Licht zittert auf die Mordscene herab. Dicht hinter dem Heiligen erhebt sich eine derbe, erdbraune, blutvollgeröthete Gestalt eines Büttels, der mit thierischem Jauchzen den ungeheuern Stein hebt, der die göttliche Bildung zu seinen Füßen zerschmettern soll. Noch sieht man die reinen, bleichen Prophetenzüge — ein Augenblick, und die Maske des Todes starrt uns in Blut und Entsetzen entgegen. So stirbt alles Edlere, alles Hohe! Hinter jeder glaubenvollen, himmlischen Erscheinung hebt sich die rohe Mordgestalt, und ein Leichenstein deckt unsere Hoffnung, unser Entzücken. — Aber Gianbattista kann auch das Schöne, das Liebliche malen. Dicht neben diesem Bilde ist der Märtyrertod eines andern Heiligen, des Sankt Sebastian, dargestellt. Hier sehen wir einen schönen Jüngling, mehr in Ohnmacht als im Tode an einen Baum gelehnt, und zarte, jungfräuliche Gestalten mit den Zügen von Engeln — vielleicht sind sie es auch, obgleich ihnen die Flügel fehlen — ziehen die Pfeile aus den Wunden, und eine dieser Gestalten gießt, ein naiver Einfall, mit einem goldnen Theelöffel Balsam in die Seitenwunde des jungen Heiligen.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe Wielands aus den Jahren 1752-1761.

Biberach, den 6ten Juni 1760.

Endlich, mein werthester Herr und Gönner, bin ich nach einer achtjährigen Abwesenheit wieder in meiner Vaterstadt angekommen. Ich folgte einem Rufe der Vorsicht, der so deutlich war, daß ich mich verbunden

hielt, ihm alle eigennützigen Betrachtungen aufzuopfern. Die Schweitz war seit langer Zeit mein zweytes Vaterland, ich lebte glücklich daselbst, die Besten, die Lebenswürdigsten waren meine Freunde; ich hatte sogar eine kleine Zahl solcher Freunde; die man außer den phantasirten Welten der Dichter nirgends suchen zu dürfen glaubt, Freunde; die mein Glück für ihr eigenes hielten, und jedes Vergnügen, das sie mir machten, doppelt empfanden; ich lebte ruhig und frei, bloß mit selbstgewählten Arbeiten beschäftigt, im Schoos der Musen und der Gratien — kurz, ich lebte glücklich, und ich hoffte noch einen Theil, wo nicht den ganzen Rest meines Lebens in dieser angenehmen Verbannung aus meinem angebohrnen Lande zu leben, als ich, nachdem ein unvermutheter Tod einen der hauptsächlichsten Zerstörer unserer Stadt und Widersächer meiner Familie hinweggenommen, wider mein Wissen und Gesuch durch eine in meiner zerrütteten und verdorbenen Vaterstadt lange unerhörte, freie, ruhige und einhellige Wahl in den Rath derselben berufen wurde, und durch alle Umstände überzeugt, daß die Vorsicht mich für eine Zeitlang in einer andern Sphäre gebrauchen wolle, mich in mir selbst gedrungen sah, diesem Ruf, soviel ich ihm auch aufopfern mußte, zu folgen. Ich bin also wieder hier und schätze mich auch dadurch glücklich, daß ich Ihnen näher bin und die Freundschaft wieder erneuern kann, die ehemals unter uns gewesen, und die, wie ich gewiß glaube, ununterbrochen fortgedauert hat, obgleich die gegenseitige Aeußerung derselben durch tausend Hindernisse für eine lange Zeit gehemmet worden.

Ich nehme die Freiheit, Ihnen, werthester Freund, ein paar Exemplare einer Nachricht an das Publikum wegen einer Ausgabe aller meiner Gedichte zu übersenden. Ob ich gleich zweifle, in unserm Vaterlande viele Liebhaber zu finden, so wird es doch nicht schaden, wenn wir diejenigen aufsuchen, die sich finden lassen. Wenn es Ihnen gefällt, so belieben Sie einen dieser Plane dem Herrn Cotta in Stuttgardt zu übergeben, welcher sich vielleicht gefallen lassen wird, einige Subscriptionen in Ihrem Herzogthum zu sammeln.

Wieland.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Mai.

Der Triumph der Taglioni.

Wir waren vor wenigen Tagen Zeugen einer fremdartigen Scene. Nachts um halb eilf Uhr, eine Zeit, wo in den Straßen Wiens gewöhnlich bereits wie eine Todtenstille herrscht, sah man mit Befremden in einer der Hauptstraßen zahlreiche Menschenhaufen versammelt, die erwartungsvoll einem Ereigniß entgegen zu sehen schienen. Plötzlich wurden diese Massen belebt und wälzten sich mit wildem Geschrei die Straßen entlang. Neue Haufen stürzten nach, immer lauter wurde das Getöse. Erschrocken öffnete man die Fenster, um von dem unerhörten Ereigniß eines Volksauflaufs sich zu überzeugen; da sah man einen Wagen herbeigeschleppt, gezogen von Hunderten, umgeben von Tausenden. Eine weibliche Gestalt, die darin saß, verbeugte sich fortwährend, und jedesmal, wenn sie mit dem Kopfe wackelte, ertönte es in den Massen: „Viva! Viva! Taglioni! Evviva!“ Man hatte die Pferde ausgespannt und stritt sich um die Ehre, den Wagen ziehen zu dürfen, welcher die Reliquie mit den heiligen Füßen umfing. Es war eine frühlingswarme Nacht, aber der Mond schien nicht; er schämte sich, herabzusehen. Ich weiß nicht, ob man dem Polenhelden Sobiesky, als er im Jahre 1683 Wien aus den Händen der Türken rettete, eben so viel Ehre erwiesen hat, als Dem. Taglioni, aber die ältesten Personen wissen sich nicht zu erinnern, daß irgend eine künstlerische, poetische, politische oder welthistorische Celebrität auf solche Weise ausgezeichnet worden wäre, wie diese Tänzerin, wie dieses Paar Beine, welche noch dazu bereits an die vierzig Jahre in diesem irdischen Jammerthale herumwandeln und also schon etwas usés sind. Die Taglioni hat an zehn Abenden getanzt; für jeden Abend erhielt sie 1200 Gulden Convm., ihre Benefizvorstellung war mit 4000 Gulden Convm. garantirt, überstieg aber die Summe von 10,000 Gulden Convm. Sie wurde mit Ausnahme des ersten Abends fast jedesmal dreißig bis sechs-und-dreißigmal hervorgerufen, in ihrer Benefizvorstellung vier-und-vierzigmal. Staunen Sie? Und doch werden Sie noch mehr staunen, wenn ich Ihnen sage, daß die Taglioni eigentlich in nicht gar hohem Grade gefallen hat. Die Aeußerungen über sie waren gewöhnlich: „sie tanzt, allerliebst; ich verstehe zwar wenig vom Tanz, aber umsonst hat man in Paris nicht so viel Spektakel gemacht u. s. w.“ Das sind aber nicht die Redensarten, welche der Wiener braucht, wenn sein leicht zu erregender Enthusiasmus wirklich erregt ist. Die Taglioni ist auch gar nicht die Tänzerin, welche den Wiener, und besonders die Masse hinreißen könnte. Sie hat zu wenig Sinnlichkeit sowohl in ihrer Erscheinung als auch in ihrer Kunst. Was den Tanz der Taglioni in so hohem Grade auszeichnet, ist die edle Plastik, die classische Schönheit ihrer Bewegungen; diese aber sind so gemessen, so ruhig, so kalt, daß sie bei der Masse um so weniger eine große Exaltation hervorbringen können, als die Jahre der Blüthe und Schönheit dieser Künstlerin bereits verflossen sind. Aber woher denn dieser unerhörte Enthusiasmus? Fast schäme ich mich, Ihnen den Grund anzugeben. Der Ruf, der der Taglioni von Paris aus voranging, ihr neueres Engagement in Petersburg gaben ihr die Sanction der Mode. Dazu kamen ihre Empfehlungsbriefe an die Crème der haute volée; alles dies sicherte ihr die Sympathien der Aristokratie. Als sie das erste Mal auftrat, ließ sie zwar das Gros des Publikums kalt, aber aus den Logen klatschten die Glacéhandschuhe ununterbrochen ihr vornehmes Brava; das Parterre stutzte. Nun aber muß man den Geist des Wiener Publikums kennen, um zu wissen, daß der leiseste Ton der Aristokratie ein gieriges Echo in dem großen Haufen findet, und immer schreiender wird, je tiefer hinab er dringt. Die Wiener Localposse hat für diesen Geist der Nachäffung einen trefflichen Ausdruck gefunden, er heißt: „Nur nobel!“

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 15.

Sonnabend, 18. Mai 1839.

[206]

Johannes von Müller's Weltgeschichte in Einem Bande.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an diejenigen Handlungen, welche darauf subscribirten, versandt worden:

Vier und zwanzig Bücher Allgemeiner Geschichten,

besonders

der europäischen Menschheit

von

Johannes von Müller.

Neue Ausgabe in Einem Bande.

Mit dem Bildniß des Verfassers in Stahlstich.

Subscriptionspreis 4 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr. 16 Gr.

Der Subscriptionspreis erlischt nach der Ostermesse dieses Jahrs und tritt später ein erhöhter Ladenpreis ein.

Diese neue Ausgabe des anerkannt ausgezeichnetsten Geschichtswerks deutscher Zunge, welcher wir die beliebte Einrichtung der Ausgaben in Einem Bande gegeben haben, und die sich in Format, Schrift und Papier ganz der Ausgabe von „Menzels Geschichte der Deutschen" anreiht, ist bedeutend wohlfeiler als die bisherigen. Wir hoffen dadurch diesem vortrefflichen Werke noch größere Verbreitung zu gewinnen, wie es dieselbe in so hohem Grade verdient.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[178] In allen Buchhandlungen Deutschlands ist zu haben:

Bürger, C. F., der Blumensprache neueste Deutung. 2te Auflage. br. 6 Gr. oder 27 kr.

Büchting, J. F., Färbebuch, oder Anweisung zum Färben der Wolle, Baumwolle und des seidenen Zeuges. 2te Aufl. br. 10 Gr. oder 45 kr.

Christ, A., praktischer Rathgeber der Bienenzucht, nebst Nutt's Lüftungs-Bienenzucht. 2te Aufl. br. 12 Gr. oder 54 kr.

v. Eckendahl, Reise-Taschenbuch für Höhergebildete, die zu ihrer Belehrung fremde Länder besuchen wollen. 2 Theile. br. 3 Rthlr.

Galanthomme, oder der Gesellschafter, wie er seyn soll. Eine Anweisung, sich in Gesellschaften beliebt zu machen und sich die Gunst des schönen Geschlechts zu erwerben. Mit Gesellschaftsspielen. Vom Professor Schuster. 2te sehr verb. Aufl. 8. br. 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

Heinichen, Dr., Vom Bücherlesen und der Bücherkunde, oder Anweisung, wie man Bücher lesen und welche Bücher man zur Bildung und Aufklärung lesen muß. 2te verb. Aufl. br. 8. 12 Gr. oder 54 kr.

Kerndörfer, der neue Komus, oder 60 Kartenbelustigungen zu gesellschaftlichen Unterhaltungen in den interessantesten, neuesten Kartenkünsten und andern Kunstleistungen. 8. br. 10 Gr. oder 45 kr.

Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

---

[187] Bei J. Engelmann in Heidelberg ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen vorräthig:

Handbuch für Reisende nach Heidelberg und in seinen Umgebungen. Dritte, nach neuem Plane bearbeitete und berichtigte Ausgabe der Gemälde von Heidelberg, Mannheim, Schwetzingen ꝛc. Von Helmina von Chezy. Mit Panorama vom Heidelberger Schlosse, Karten und Planen. Gebunden 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 12 gr.

Die Donau-Reise von der Einmündung des Ludwigs-Kanals bis Constantinopel. Handbuch für Reisende von Ulm nach Wien, Preßburg, Pesth, Constantinopel, dem Archipelagus, Griechenland, über die Jonischen Inseln nach Italien. Als Fortsetzung der Reise-Handbücher in der Schweiz und am Rheine von Dr. A. Schreiber. Mit Excursionen, sonstigen nützlichen Notizen, geschichtlichen Gemälden und Sagen. Mit 2 Stahlstichen und 2 Karten. Gebunden, 5 fl. oder 3 Thlr. 8 gr.

Taschenbuch der Dampfschifffahrt zwischen Rotterdam und Basel. Mit einigen Seiten-Excursionen. Kurze Andeutungen für Schnellreisende in Beziehung auf die ausführlichen Reisebücher von Dr. A. Schreiber. Mit einem fortlaufenden Routen-Atlas des ganzen Laufs der Dampfschiffe von Rotterdam bis Basel. Mit deutschem und französischem Texte. 12. Gebunden. 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

Schreiber, A., Handbuch für Reisende am Rhein, von seinen Quellen bis Holland ꝛc. 4te Auflage. Mit 3 Karten. Broch. 5 fl. oder 3 Thlr. 8 gr.
— Dasselbe mit 8 Städte-Planen, schön gebund. 6 fl. 36 kr. oder 4 Thlr. 9 gr. (auch Franz. und Engl.)
— Auszug aus dem Handbuch für Reisende am Rheine (von Mainz bis Düsseldorf ꝛc.) Mit 1 Karte. 2te Auflage. Broch. 3 fl. oder 2 Thlr. (auch Franz.)
— Sagen aus den Gegenden des Rheins und des Schwarzwaldes. 2te sehr vermehrte Auflage. Brochirt. 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr. (auch Franz. und Engl. mit Kupfern.)
— Anleitung für Reisende durch die gesammte Schweiz, Tyrol, Salzburg und von den Quellen des Rheins bis Mainz. Mit 2 Karten. Cartonirt 4 fl. oder 2 Thlr. 16 gr.
— Handbuch für Reisende in die gesammte Schweiz, Tyrol, Salzburg ꝛc. Mit 1 Karte. Brochirt 1 fl. 45 kr. oder 1 Thlr. 4 gr. (beide auch französisch.)

Streit, Dr. F. W., Neues Handbuch für Reisende in Deutschland, Oesterreich, Preußen, der Schweiz, nach London ꝛc. Mit einer Postkarte. Cartonirt 6 fl. oder 4 Thlr.

Geib, Carl, die Volkssagen der Rheinlande. Erster Band mit 22 Kupfern. Zweiter Band mit 21 Kupfern. Jeder Band schön elegant gebunden 4 fl. oder 2 Thlr. 16 gr.

Taschenbuch der Conversation in englischer, deutscher, französischer und italienischer Sprache. 3te Auflage 3 fl. oder 2 Thlr.

Beck, Dr. Friedrich Adolph, Geschichten und Sagen des Rheins. Broch. 3 fl. oder 2 Thlr.

Dahl, Panorama des Rheinstroms (1835). Mit 1 Supplement, 1 Karte und dem Panorama vom Niederwald. Brochirt. 2 fl. 36 kr. oder 1 Thlr. 18 gr.

Der Begleiter auf der Reise in Deutschland, oder: Beschreibendes Verzeichniß von Gasthöfen erster und anderer Klassen. Mit Abbildungen. Geb. 4 fl. oder 2 Thlr. 16 gr.

Wegweiser durch den Schwetzinger Garten. Mit einem Plane. Broch. 48 kr. oder 12 gr.
— — — — — Mit Kupfern. Brochirt. 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr. (beide auch franz.)

---

[195] **Pfennig-Ausgabe.**

Im Verlage der Gebrüder Schumann in Zwickau erscheinen:

E. L. Bulwer's sämmtliche Romane.

Aus dem Englischen von Dr. G. N. Bärmann.

Vollständige Ausgabe in 88 Lieferungen oder 44 Theilen. Subscriptionspreis für die Lieferung 18 Pfennige.

Bei dem lebendigen geistigen Verkehr, in welchem seit neuester Zeit die drei gebildetsten Völker Europa's — Deutsche, Engländer und Franzosen — stehen, ist es zur herrschenden Sitte bei denselben geworden, die ausgezeichneten Erscheinungen auf dem Gebiete der schönen Literatur gegenseitig auszutauschen, und so die innigste Verschwisterung des Geistes dieser Völker herbeizuführen. Kein Schriftsteller aber hat tiefer den eigenthümlichen Strahl eines jeden dieser drei Glanzgestirne am Völkerhimmel in sich aufgenommen und zu originellen Schöpfungen zu Gestalt und Leben gerufen, als **Bulwer**, gegenwärtig, und mit Recht, der Lieblingsschriftsteller aller Gebildeten und Geschmackvollen. Wer kann sich von einem seiner Werke trennen, ohne es beendet zu haben, sobald man nur den Zauber der ersten Seiten gekostet hat? Ihn, den Unvergleichlichen, nicht allein ganz und ungeschwächt in seiner schönen Weise auf deutschen Boden zu verpflanzen, sondern denselben auch in die Hände der weniger Bemittelten und doch nach willkommner Geistesnahrung Verlangenden zu bringen, und so weithin den Zugang zu dem unbestreitbar höchsten Genusse auf den Blüthenauen der Dichtung und der Schilderung zu öffnen, war der Zweck, den sich die Verlagshandlung bei einem Unternehmen setzte, welches sie hiermit der freundlichen Beachtung des deutschen Publikums empfiehlt.

Der ausführliche Prospectus ist durch alle Buchhandlungen einzusehen.

---

[197] In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Polytechnisches Journal,

herausgegeben

von den

DD. Dingler und Schultes.

Erstes Aprilheft 1839.

Inhalt. Ueber den metallenen Kolben des Hrn. Peacock. Von Hrn. Vere. Mit Abbild. — Ueber die Bohrmaschine der HH. Sharpe, Roberts und Comp. in Manchester. Von Christopher Davy. Mit Abbild. — White's Verbesserungen an dem zum Drehen von Metallen und anderen Substanzen bestimmten Drehbänken. Mit Abbild. — Dale's Verbesserungen in der Fabrication von Säulen, Pilastern, Pfosten für Bettstellen und andern derlei Artikeln. Mit Abbild. — White's Verbesserungen in der Fabrication von verziertem Tull. Mit Abbild. — Mellodews Verbesserungen an den Stühlen zum Weben verschiedener Arten von Geweben. Mit Abbild. — Ferrabee's und Lewis Verbesserungen im Appretiren wollener und anderer Tücher. Mit Abbild. — Heginbothams Verbesserungen an den Retorten zur Gasbereitung. Mit Abbild. — Barkers verbesserte Methode die Gebläsluft in Schmelzöfen einzuleiten. Mit Abbild. — Eisenlohrs Platinfeuerzeug mit neuem Ventil, nebst Anwendung des letztern zu Gasometern, Eudiometern und andern Apparaten. Mit Abbild. — Williams über den Torf und dessen Anwendung für die Dampfschifffahrt. — Verbessertes Brennmaterial, von Oram. — Berzelius Methode zur Untersuchung von Stahl, Stab- und Gußeisen. Mit Abbild. — Versuche über die Gewinnung des Indigs aus dem Färbeknöterig (Polygonum tinctorium); von den HH. Ed. und G. Schwartz. — Ueber Pelletans Levigator für Runkelzucker-Fabriken. — Caffe über die Verbesserung der Weine durch Zusatz von Stärkezucker. — Daguerre's Verfahren, das Papier so zuzubereiten, daß es für die Einwirkung des Lichts sehr empfindlich wird. — Cooke und Wheatstone's Verfahren, um mittelst elektrischer Ströme an entfernten Orten Signale zu geben. Mit Abbild. — Bourgeois' Versuche zur Verhütung des Brandes des Getreides. — Carsons neue Methode, Thiere zu schlachten. —

Miscellen. Englische Patente. — Ueber die Anwendung des Thons in den Dampfkesseln zur Verhinderung ihrer Incrustation. — Hancocks Berechnungen der Kosten der Dampfwagenfahrten. — Smiths Vorschläge zur Verhütung von Unglücksfällen auf Eisenbahnen. — Ueber die Eisenbahnwagen mit Frictionsrädern des Hrn. Coles. — Ertrāgniss der Liverpool-Manchester Eisenbahn. — Provis' Versuche über die Strömung des Wassers in Röhren von verschiedener Länge. — Jacobi's Verfahren, sich durch den Galvanismus Kupferplatten mit erhabenen Mustern zu verschaffen. — Das Lalan, ein neues Metall. — Pyrophorischer Absatz in den kupfernen Gasleitungsröhren. — Ueber das Schwarzwerden des Höllensteines. — Verfälschung der Chocolade mit Stärkmehl oder Mehl. — Prengolds Methode Zeuge verschiedener Art zu trocknen. — Berry's Methode einige ausländische Faserstoffe zuzubereiten. — Entscheidung der Pariser Sanitätscommission, die Fabriken, in welchen Erdharz oder Asphalt verarbeitet wird, betreffend. — Güire, über die Verwendung der Kinder in den Fabriken. — Quénues Stiefel mit beweglichen Absätzen. — Ueber den chinesischen Kohl Pe-Tsaio.

Zweites Aprilheft.

Meyer über Vorrichtungen, welche den Wasserstand in den Dampfkesseln anzeigen und dadurch den Explosionen derselben vorbeugen sollen. Mit Abbild. — Auszug aus dem Berichte des Hrn. P. Thierry-Naegely über die Versuche, welche an einer von den HH. J. J. Meyer u. Comp. in Mülhausen erbauten Dampfmaschine mit dem Zaume angestellt wurden. Mit Abbild. — Fiske's Verbesserungen an den Apparaten zum Messen der Tiefe des Wassers in den Schiffsräumen. Mit Abbild. — Roundis Verbesserungen in der Fabrication von Flinten- und Pistolenschlössern. Mit Abbild. — Martineau und Smiths Verbesserungen an den zum Abziehen von Flüssigkeiten bestimmten Hähnen. Mit Abbild. — Poole's Verbesserungen in der Fabrication von Teppichen, wollenen Decken und andern derlei Fabricaten. Mit Abbild. — Needhams verbesserte Maschine zum Spinnen, Drehen und Dubliren der Seide. Mit Abbild. — Ueber die Einrichtung der englischen Flachsspinnereien. Mit Abbild. — Croux's verbesserte Filtrirmethode. Mit Abbild. — Berry's Apparat zum Erhitzen der Gebläseluft der Hohöfen mittelst der Gichtflamme. Mit Abbild. — Bradley und Barrows Verbesserungen in der Eisenfabrication. Mit Abbild. — Karsten, über Metalllegirungen, besonders über die Legirung aus Kupfer und Zink. — Mitchell, Beschreibung eines Apparates, um das kohlensaure Gas in flüssigen und festen Zustand zu versetzen. Mit Abbild. — Ueber Selligue's Leuchtgasbereitung. — Beschreibung eines Verfahrens, um mittelst elektrischer Ströme an entfernten Orten Signale zu geben. Mit Abbild. (Forts.) — Ure, über den Kautschuk. — Miscellen. Preisaufgaben des böhmischen Gewerbevereins. — Ueber die rotirende Dampfmaschine des Hrn. Pelletan. — Die amerikanische Dampfschifffahrt. — Die sogenannte pneumatische Eisenbahn in Frankreich. — Liracs Methode die Runkelrüben zu trocknen. — Ueber die zum Mahlen des Getreides auf verschiedenen Mühlen erforderliche Kraft. — Die Rübenzucker-Production in Frankreich. — Dr. Ure's Recept zur Bereitung einer schwarzen Tinte. — Die Pflasterungsversuche in der Oxford-Street in London. — Ueber die Filtriranstalten zu Belleville und La Villete. — Statistik von Paris. — Die Spinnereibesitzer Strutt und Arkwright.

Von diesem sehr gemeinnützigen und wohlfeilsten Journal Deutschlands erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 30—36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

darstellen, die zahlreichen genealogischen Tabellen und die sorgfältigen chronologischen Uebersichts-Tafeln.

Auch ist ein Verzeichniß der vorzüglichsten histor. Werke angefügt, außerdem aber die praktische Brauchbarkeit dieses Handbuchs durch ein sorgfältiges General-Register zum Nachschlagen, welches mehrere 1000 Namen umfaßt, noch wesentlich erhöht worden. — Es ist somit nun ein Werk geliefert, welches als vielseitig gewünschtes Seitenstück zum Handbuche der Geographie des Hrn. Verf., als Commentar für Lehrer zu dessen kleineren histor. Lehrbüchern, bei verhältnißmäßig größter Wohlfeilheit den Gebildeten aller Stände willkommen und unentbehrlich seyn muß.

Auch die sämmtlichen übrigen geographischen und historischen Hand- und Lehrbücher des Herrn Dr. Volger sind seither wiederum in neuen, sehr verbesserten Auflagen bei uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch der Geographie.

2 Theile. Vierte stark vermehrte Auflage.

$84\frac{1}{2}$ Bogen in gr. 8. Maschinen-Velinpapier $3\frac{1}{3}$ Rthlr.

Anleitung zur Länder- und Völkerkunde für Bürger- und Landschulen so wie zum Selbstunterrichte. 3te Aufl. 2 Theile mit Tabellen. gr. 8. $1\frac{1}{3}$ Rthlr.

Lehrbuch der Geographie. 1ster Cursus oder Leitfaden. 9te Aufl. gr. 8. $\frac{1}{6}$ Rthlr. 2ter Cursus oder Schulgeographie. 4te Aufl. gr. 8. $\frac{2}{3}$ Rthlr. 3ter Cursus oder vergleichende Darstellung der alten, mittleren und neuen Geographie, ein Lehrbuch für die obersten Gymnasialklassen. 2te Aufl. 1 Rthlr.

Lehrbuch der Geschichte. 1ster Cursus oder Leitfaden. 3te Aufl. gr. 8. $\frac{1}{4}$ Rthlr. 2ter Cursus oder Abriß der Geschichte, für die mittleren Classen der Gymnasien. 2te Aufl. gr. 8. $\frac{5}{12}$ Rthlr.

Hahn'sche Hofbuchhandlung in Hannover.

---

[205] Bei **F. A. Löhmann** in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dramatische Bibliothek.

1ster Band. 8. broch. 21 Gr.

Inhalt: 1. Der Schauspieler von Stettin, Lustspiel in 1 Akt von L. Spies. 2. Der Escadron-Chirurg, Lustspiel in 2 Akten von Fr. Genée. 3. Mamsell Bernard, Lustspiel in 1 Akt von F. Genée. 4. Drei Ehen und eine Liebe, Lustsp. in 3 Akten von Alex. Cosmar. Sämmtliche Stücke sind auf hiesigen Bühnen bereits wiederholentlich mit großem Beifall aufgeführt worden.

---

[189] Im Verlag von **L. Pabst** in Darmstadt ist nunmehr vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die
in unserer Sprache gebräuchlichen

Fremdwörter,

mit Angabe ihrer Aussprache, ihrer Verdeutschung und Erklärung in alphabetischer Ordnung
sowohl zum
Hausgebrauch, als auch für Schulen
von
Carl Venator.

3te sehr verbesserte und vermehrte Auflage.
gr. 8. 37 Bog. auf fein Maschinenvelin 1 Rthlr. 8 Gr., gebunden 1 Rthlr. 11 Gr.

Dieses Fremdwörterbuch empfiehlt sich besonders durch möglichst deutliche Angabe der Aussprache jedes Fremdwortes und bündige verständliche Verdeutschung. Die hier angekündigte neue Auflage ist wieder sehr vermehrt und vielfach verbessert; namentlich ist noch die Sprache, aus der ein jedes Fremdwort stammt, angegeben und ein Register zum Aufsuchen der Wörter ihrer Aussprache nach, beigefügt, ohne welches ein Fremdwörterbuch für den Nichtsprachkundigen in sehr vielen Fällen ganz unbrauchbar ist. Die schöne Ausstattung und der niedrige Preis tragen gleichfalls zur Empfehlung des Werkes bei.

---

[202] Im Verlage der Gebrüder Reichenbach in Leipzig erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Wissenschaft und Universität

in ihrer Stellung zu den
praktischen Interessen der Gegenwart.
Eine Gegenschrift gegen:
Prof. **K. H. Scheidler**: „Ueber die Idee der Universität und ihre Stellung zur Staatsgewalt."
Von
Dr. **Carl Biedermann,**
außerord. Prof. d. Phil. an d. Universität Leipzig.
$8\frac{1}{2}$ Bogen. 8. broch. 16 Gr.

Im vorigen Jahre erschien:

Fundamentalphilosophie.

Von
Dr. **F. C. Biedermann.**
XVI und 412 S. gr. 8. In Umschlag. 2 Thlr.

---

[207] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vitalis' Grundriß

der Färberei und des Zeugdrucks.
Zweite Auflage;
gänzlich umgearbeitet von
Dr. Emil Max. Dingler.
Mit einer Tafel Abbildungen.
Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Bekanntlich erschien zuerst im Jahr 1824 in unserem Verlage eine deutsche Uebersetzung von Vitalis' Grundriß der Färberei und des Zeugdrucks, mit Anmerkungen von Dingler und Kurrer; die fortwährende Nachfrage nach diesem populären Werke veranlaßte den Herausgeber, dasselbe mit Berücksichtigung der gesammten neueren Literatur und besonders mit Benutzung des geschätzten Manuel du fabricant d'indiennes von Thùliaye gänzlich umzuarbeiten, um es sowohl in wissenschaftlicher als technischer Hinsicht den Anforderungen unserer Zeit möglichst anzupassen.

Da der Herausgeber, Dr. Emil Max. Dingler, praktischer Fabrikant und Chemiker ist, dem als Mitherausgeber des „Polytechnischen Journals" die neuesten Fortschritte in der Färberei in Frankreich und England, so wie in Deutschland wohlbekannt sind, so wird hier keine Uebersetzung eines bekannten Werkes, sondern eine eigenthümliche Arbeit, worin die neuesten Entdeckungen in der Färberei und im Zeugdruck aufgenommen sind, geboten.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 120.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 20. Mai 1839.

> — What may this mean, that we fools of nature
> So horridly do shake our disposition
> With thoughts beyond the reaches of our souls?
>
> Shakespeare.

Ueber Geisterglauben und Geisterfurcht bei den Alten.

Neuere Schriftsteller, unter diesen selbst unser größter Humorist in seiner „Vorschule der Aesthetik," haben behauptet, daß die Alten, d. h. die Griechen und Römer, von einer Geisterwelt, in *unserem* Sinne, wenig oder nichts gewußt, also auch die Geisterfurcht nicht empfunden, daß überhaupt bei den Griechen und Römern der Aberglaube nichts von unserem Geisterreiche an sich gehabt, sondern sich bloß auf ein Erdenglück, meist von bestimmten Wesen, bezogen und sich durch seine Heiterkeit gar sehr von dem nordischen unterschieden habe. Ja, *Jean Paul* spricht den kühnen Gedanken aus: das Christenthum habe, wie ein jüngster Tag, die ganze Sinnenwelt mit all ihren Reizen vertilgt, sie zu einem Grabeshügel, zu einer Himmelsstaffel zusammengedrückt und eine neue Geisterwelt an die Stelle gesetzt. — „Was blieb nun," fährt er fort, „dem poetischen Geiste nach diesem Einsturze der äußern Welt noch übrig? — Die, worin sie einstürzte, die *innere*. Der Geist stieg in sich und seine Nacht, und sah Geister." — Folgende Betrachtungen mögen darthun, ob diese Behauptungen gegründet sind oder nicht. Da hier besonders von *Geisterfurcht* die Rede ist, will ich von vorn herein über den Glauben der Alten in Bezug auf die Seelen der Abgeschiedenen Einiges vorbringen, weil man noch heutiges Tags im Volksglauben besonders solche Wesen, die nach dem Tode erscheinen und umgehen sollen, mit dem Namen Geister bezeichnet. — Der Schauder vor diesen Wesen gründet sich auf den, tief in unserer Natur liegenden Schauder vor dem Tode und der Vernichtung selbst, vor einem dunkeln, fernen Daseyn *nach* diesem Leben und dieser Zeit, und vor einer Vergeltung, die auch noch in das Grab und Jenseits hinab- und hinüberreicht.

Verschieden ist die Vorstellung von dem Zustand der Seelen nach dem Tode und von dem geheimnißvollen Lande, „aus dem kein Reisender zurückkehrt," bei den früheren, phantasiereichen Griechen, und bei einzelnen späteren, die schon zur höheren Ansicht, auf dem Wege der Spekulation, sich emporgeschwungen hatten. Der *Hades* der Griechen ist fast noch bekannter als der *Scheol* der Althebräer, welchen *Luther* oft durch „Grube" übersetzt und mit welchem jener im Grunde Eines ist. Auf die Vorstellung vom tiefen, finsteren Grabe, von dem Hinabsenken in dasselbe, als der ursprünglichen Bestattungsweise, auf die Wahrnehmung des Schattens, den der Mensch wirft, und auf die wundersamen Erscheinungen des Traumlebens gründen sich ohnstreitig die Vorstellungen von jenem dunkeln, sonnenlosen Aufenthalt und seinen Bewohnern. Traurig genug erschien der

Hades oder Orkus den Alten, selbst noch in späterer Zeit, als freigeistiges Denken ihn und seine Schrecken schon zum Ammenmährchen gemacht hatte, wie schon die Schilderungen des Lukretius darthun, der, indem er mit allen Beweisgründen epikurischer Weisheit diesen Glauben zu bekämpfen sucht, unbewußt noch zu erkennen gibt, daß ihn der Schauer davor doch nicht ganz verlassen habe. Auch hier könnte, wie es scheint, Lessings Ausspruch gelten: „nicht Alle sind frei, die ihrer Ketten spotten!"

Schon bei Homer, „dem heitern, jonischen Sänger," wie man ihn zu nennen liebt, finden wir mit romantischem Schauer die Unterwelt dargestellt. Der eilfte Gesang seiner Odyssee ist in dieser Hinsicht sehr interessant. Odysseus war auf seiner Irrfahrt, durch göttlichen Wind gefördert, an's Ufer des sonnenlosen Kimmeriens und an die Einströmung des Weltstromes Oceans in das Meer gekommen. Als er nun hier, der Vorschrift der Circe zu Folge, eine Grube gegraben und das Blut von Opferthieren hatte hineinfließen lassen, kamen die Schatten aus dem Hades, einer nach dem andern hervor: Bräute kamen und Jünglinge, Greise, die viel geduldet, noch zarte Mädchen, Schatten der im Kriege Gefallenen, Alle kamen mit grauenvollem, entsetzlichem Geschrei heran, begierig nach dem Blute; aber noch wehrte sie Odysseus von demselben ab; selbst seine eigene Mutter, die herbei kam, ließ er nicht trinken, bevor er den Schatten des thebanischen Sehers Tiresias über seine Rückkehr befragt hätte. — Tiresias trinkt vom Blute und weissagt ihm. — Rührend ist es, wie hierauf der Schatten seiner Mutter, der früherhin abgewendet und sprachlos bei dem Blute gesessen hatte, nachdem er jezt von demselben geschlürft, Besinnung zurück erhält und den Sohn erkennt und mit ihm spricht, und als er, von inniger Sehnsucht ergriffen, die geliebte Mutter umarmen will, wie sie dreimal vor ihm wegflieht, gleich einem leeren Schatten oder Traumbild: gerade wie wie uns im Traume die Gestalten theurer Abgeschiedenen, wenn wir sie zu umfassen und zu halten wähnen, gleich einem Nichts vor uns verschwinden sehen; und wie sie dann, auf seine Verwunderung, ihm eröffnet, daß, wenn einmal die Menschen verwelkt sind, dann kein durch Sehnen verbundenes Fleisch und Gebein mehr vorhanden sey und die Seele wie ein Traum von dannen schwebe. Rührend ist es ferner, wenn erzählt wird, wie der Schatten des Achilles dem fragenden Odysseus bekennt: daß er lieber da droben als armer Taglöhner das Feld einem armen Manne bestellen wolle, als drunten über die Schaaren der Abgeschiedenen gebieten. Wahrlich, solche Schilderungen, die der griechische Sänger im Geiste und Glauben seines Volks so malerisch entwarf, mußten sie nicht seine empfänglichen Hörer mit ähnlicher Rührung oder Schauer erfüllen, wie er etwa uns beschleicht, wenn wir Geschichten vernehmen, die sich auf die Seelen der Abgeschiedenen und ihr Treiben und Schaffen beziehen?

Die Vorstellung übrigens, daß die Schatten der Todten erst durch Bluttrinken einige Lebenskraft, Besinnung und Bewußtseyn zurück erhielten, ist uralt und gründet sich auf die Meinung der Griechen, welche sie mit den Althebräern theilen, daß das Leben der Menschen, die Psyche, im Athem, die denkende Kraft aber, die Phrenes, in den edleren Eingeweiden, im Herzen und in der Lunge, d. h. in dem Blute sich befänden. Selbst der spätere Empedokles meint noch, daß in dem Herzblut des Menschen sein Denken liege und daß ein träger Kopf durch die langsame Bewegung des Herzbluts im Denken gehemmt werde. Und diese alte Vorstellung findet sich in dem schauerlichen Glauben an Blutsauger oder Vampyrn wieder, wie er noch heutiges Tags bei einigen Völkern, nicht etwa im hohen, düsteren Norden, sondern in heitern, warmen Himmelsgegenden, in Ungarn, in Griechenland und in der Türkei angetroffen wird, was allein schon die, von literarischen Stimmführern ausgesprochene und von vielen Andern nachgesprochene Behauptung: daß der Charakter der nordischen Sage und Poesie mehr schauerlich duster und wild, dagegen der der südlichen Mythe und Dichtkunst mehr heiterer Natur sey, wenn nicht ganz entkräften, doch sehr beschränken mag.

Auch anderwärts, wo Homer vom Hades und seinen Bewohnern spricht, geschieht es fast immer mit dem Ausdruck des Schauders. Hier muß auch seine Schilderung von den Geistern der ermordrten Freier erwähnt werden. Gleich pipenden Fledermäusen — schon diese Vergleichung mit den zweideutigen, in der Dunkelheit wie geisterhaft einherschwebenden Geschöpfen ist bedeutend — läßt er ihre Seelen in den Hades hinunterwandern.

(Fortsetzung folgt.)

Der Saal zu Würzburg.

(Fortsetzung.)

Daß Gianbattista seine Heiligen mit so viel Andacht malte, ist doppelt zu verwundern, da er selbst wenig Heiliges in seinem Charakter gehabt zu haben scheint. Er hatte in seiner Jugend ein ziemlich ruchloses Leben geführt. Der Hang zur Unabhängigkeit, die jedem Künstler inne wohnt, hatte ihn öfters, wenn wir den Nachrichten glauben sollen, die wir von ihm erhalten, dicht an die Grenze geführt, wo unsere Civilisation mit dem Genie im Kriege liegt. Von armen Eltern erzeugt,

immerwährend arm bei großem Gewinnst, führte er bis spät in sein Mannesalter hinein eine zerrissene Existenz. Dann aber ging er plötzlich in sich und wurde nach außen hin verzagt und geizig. Er traute sich durch keine dunkle Straße mehr und legte dreimal ein Geldstück wieder in die Kiste zurück, ehe er es ausgab. Aber im Innern zeigte er sich freier und kühner wie jemals. Kurz vor seiner Reise nach Deutschland hatte er eine Vision gehabt. Nach einer muthwillig hingebrachten Nacht trat er auf dem Wege nach Hause in die Kirche. Es war frühe und noch hatte man keine Anstalt zur Mette gemacht. Die weiten Hallen des Gottestempels füllte ein grauer, nebelhafter Duft, der Kampf der Geister der Finsterniß mit denen des Lichtes. Giandattista kannte diese Räume wohl, er blickte zu dem großen, herrlichen Gemälde Michael Angelos hinauf, aber er konnte nichts erblicken, als nur den Fuß des einen Engels, der die Leiter trägt, und dazu ein Stückchen weißes Gewand. Betrübt und erschreckt wandte er die Blicke wieder zu Boden. Es war ihm im Innern bange, und er fürchtete, sein hoher Meister zürne ihm und verstecke absichtlich sein himmlisches Werk vor seinen Blicken. Es war kalt und er zitterte vor Frost und Unbehagen; dennoch konnte er keinen Schritt thun, um sich aus der Kirche zu entfernen. Wie im Traume wisperten Stimmen um ihn, Gestalten wandelten, Töne erklangen; immer dichter zog sich ein verwirrendes Netz durcheinander spielender Linien und Figuren. Hinter den hohen Säulengängen flatterten farbige Scheine, die zu einem Mittelpunkt hinströmend, mit einander kämpfend, zu einem Gemälde sich gestalteten. Es war eine große herrliche Composition, und Giandattistas Herz schlug wieder voll Leben, als er die Gestalten aus der Nebeldämmerung eine nach der andern scharf gezeichnet hervortreten sah. In der That, Michael Angelos Pinsel hätte nichts Vorzüglicheres liefern können. Es war eine Gruppe der Madonna mit anbetenden Heiligen, wie der trunkene Sinn eines begeisterten Frommen nichts in keuscher Anmuth Süßeres und in brennender Glaubensherrlichkeit Erhabeneres hätte träumen können: Alles in Harmonie und Lichtglorie. Der Künstler murmelte etwas vor sich hin, das wie ein scheues Gebet klang. In dem Augenblicke erschrack er heftig, denn dicht hinter ihm, über seine Schulter sahen ihn die finstern Züge Buonarottis mit dem ihnen eigenthümlichen harten, zürnenden Spott an. „Das könntest du jezt erschaffen," rief eine Stimme, „armer Tiepolo, wenn zwanzig vergeudete Jahre nicht hinter dir lägen!" Bild und Stimme waren im Augenblick verschwunden, und die leeren Räume, die sich ins Unendliche ziehenden Kolonnaden lagen im herrlichen Morgenlichte vor den Sinnen des aus der Betäubung Erwachenden. Seit dieser Stunde sah man den Meister in keiner jener lustigen weinumkränzten Osterien, wo die jungen Künstler Roms ihre Orgien feiern und dem Bacchus ausgelassene Opfer bringen; seit dieser Stunde behielt er jenen scheuen Seitenblick; denn immerdar schien er zu furchten, den zürnenden Kopf Buonarottis über seine Schulter ragen zu sehen. Er malte jezt eifrig nach den Cortons Battista Gaulis an jenen großen breithingedehnten Gruppen, die in der Zeichnung schwach, aber blendend in den Farben, die Bewunderung der Menge auf sich zogen. Die Fürsten Deutschlands ließen sich kostbare Paläste bauen und verschrieben sich die Künstler aus Italien, um die Wände mit Figuren zu schmücken. Nichts paßte besser zu diesen Blumenguirlanden und fliegenden Draperien in Stuck, zu diesen bronzirten Säulen und vergoldeten Muschelknäufen, zu diesen Amoretten und Satyrn und den kostbaren Tapisserien aus Lyoner Seide, als ein Gemälde von Andrea Pozzo oder Luca Tramesio, von denen die Zeitgenossen behaupteten, daß sie selbst ihre Meister Rubens, Giordano und Lanfranco überträfen, die jedoch eine spätere Zeit als Manieristen verdammte. — Es ist wahr, auch unser Giandattista hatte sich diesen übermäßigen Schwung der Gewänder, diese sich fast aus dem Gelenke herausdrehenden Glieder und die übergenialen Verkürzungen angewöhnt; aber ein poetischer Gedanke machte manchen dreisten Muthwillen wieder gut. Es war nicht die kalte berechnete Unnatur, sondern das Ueberssprudeln einer ungeregelten Schöpfungsfülle.

Der italienische Boden war in jenen unruhigen Zeiten für einen deutschen Künstler oft verderblich, nicht so umgekehrt. An den deutschen Höfen sah man in Masse französische Präzeptoren und Tänzer, italienische Maler und Sänger. Am Rhein, in Mannheim und Düsseldorf blühten die Künste in einem verschwenderischen Luxus, und mancher geistliche Fürst damaliger Tage hatte eine ausgesuchtere Kapelle aufzuweisen als jezt ein Kaiserhof. Der damalige Coadjutor von Würzburg machte eine Reise nach Italien und fand dort unsern Künstler, den er sofort mit sich nahm. Tiepolo erhielt den Auftrag, den Audienzsaal mit passenden Fresken zu verzieren, und er wählte dazu folgende Darstellungen.

Mitten im Plafond erhebt sich eine prachtvolle Gruppe. Friedrich Barbarossa, auf dem Throne sitzend, umgeben von den geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands, empfängt seine zweite Gemahlin, die ihm auf einem von Strahlen umgebenen Wagen, umschwebt von Genien, entgegengeführt wird. Die Maler damaliger Zeit wußten den Fürsten besser zu schmeicheln, als es die jetzigen thun; die Prinzessin hatte sich in eine Göttin verwandelt, deren graziöse Gestalt, in fliegende Gewänder gehüllt, auf dem Sonnenwagen schwebt; die dunkeln, mehr in Schatten gestellten Gruppen des Throns bilden einen kräftigen Gegensatz gegen die Lichterscheinung der

kaiserlichen Braut. Etwas tiefer unten in einem reich in Gold gefaßten Rahmen erscheint derselbe Kaiser, vom Papste die Belehnung empfangend. Zu beiden Seiten über dem Kamin prangen die lebensgroßen Bildnisse von geistlichen Fürsten. Man sieht, daß in allen diesen Dingen eine Verherrlichung der kirchlichen Macht über der weltlichen angedeutet erscheint. In einem Palaste von dieser Bestimmung konnte es auch nicht anders seyn.

Gianbattista fand am Orte seiner Bestimmung einen Künstler von zänkischen Sitten und rachgieriger Gemüthsart; es war der im Vergolden und in Arbeiten in Stuck geschickte Niederländer Van Werst. Schon seit einem Jahr in Würzburg, war es ihm gelungen, sich im Bunde mit einer hübschen Tochter in der Gunst des Fürstbischofs, oder eigentlich in der des Intendanten, der den Schloßbau leitete, festzusetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Mai.

(Fortsetzung.)

Nur nobel. Ole Bull. Die italienische Oper.

Der Blick der Wiener ist stets nach Oben gerichtet; die Gesetztafeln der Mode kommen nur von der Höhe der Noblesse. Neben der hohen Aristokratie steht eifrig und gierig der reiche Finanzier, auf all die kleinen und großen Modelaunen lauschend, damit er sie ja gleich kopiren kann. Hinter dem Finanzier steht der schwindlige Börsenspekulant und übernimmt die Offenbarung aus seinen Händen; hinter dem Börsenspekulanten steht der Handlungsdiener, hinter diesem der Handwerker u. s. w. Der Hintermann tritt stets den Vordermann auf den Fuß, um ihn zu kopiren, und so wird das allmählig zur Fratze, was ursprünglich ein leichtes Lächeln gewesen; was oben eine Laune war, wird unten zur Karrikatur. Und so ging es mit der Taglioni: um nicht an gutem Geschmack der Noblesse nachzustehen, um nicht das schreckliche Wort „Kaviar für's Volk“ auf sich angewendet zu sehen, bemühte sich jeder, in eine künstliche Exaltation zu kommen; diese steigerte sich um so mehr, als ihr die Natur keine Gränzen setzen konnte, und artete endlich in jenen Silenentanz aus, dem die Noblesse, die ihn ursprünglich doch angeregt, vornehm und spöttisch lächelnd aus den Fenstern zuschaute. Genug davon. — Ole Bull hat in diesem Monate seine Conzerte beendet. Reich besucht waren dieselben, auch mit Beifall reich begleitet; ob aber der Künstler ganz mit seinen Erfolgen zufrieden ist und seyn kann, will ich nicht entscheiden. Ole Bulls Spiel erregt Erstaunen, Ueberraschung, aber nicht Begeisterung. Es ist ein kolossaler Sieg über das Instrument, aber nicht über die Herzen; sein Bogen ist die Keule des Herkules, aber nicht die Leyer Apolls. Wir bewundern den Tyrannen, dessen allmächtiger Wille die Saiten zwingt, bald die Töne einer Flöte, bald die eines Fagotts, eines Orchesters sogar, wiederzugeben; aber es ist nicht der rührende Herrscher, den wir lieben, weil er ohne Zwang regiert und seinen Untergebenen ihre Gesetze, ihre Eigenthümlichkeit, ihre Nationalität läßt und sie dennoch zur schönen Harmonie vereint. Ole Bulls Spiel ist im hohen Grade eigenthümlich, originell sogar; aber es ist eine bizarre Originalität, oder besser noch, eine originelle Bizarrerie; es ist eine Erscheinung, die ganz für sich vereinzelt steht; die Kunst hat kein Förderniß davon zu erwarten und abzusehen. — Eine wahrhaft originelle, erhebende und begeisternde Erscheinung war für die Wiener Musikwelt das Oratorium „Paulus“ von Mendelsohn Bartholdi. Troz der sehr mangelhaften Aufführung und der untergeordneten Kräfte, denen die Hauptparthien anvertraut waren, erregte dieses genieerfüllte, erhabene Werk einen solchen Enthusiasmus, daß es wenige Tage nach der ersten Aufführung im Saale des Musikvereins wiederholt werden mußte, und zwar, um dem Andrang der Zuhörer zu genügen, in dem viel größeren kaiserlichen Redoutensaale. — Seit dem ersten April haben in dem Kärnthnerthortheater die italienischen Opernvorstellungen begonnen, ohne jedoch bisher jene glänzenden Erfolge zu feiern, die sie in den vergangenen Jahren erlebten. Die Schuld davon tragen eines Theils die beiden Prime Donne Ungher und Salvi. Beide haben den Zenith ihrer Stimmkraft längst überschritten, und die Wiener sind bei aller Vorliebe für italienische Musik doch zu sehr Materialisten, um, wie die Italiener, in der ausgezeichneten Methode Ersatz für die Mängel der Stimme zu finden. Nichts destoweniger ist die Ungher eine merkwürdige Erscheinung. Eine geborene Wienerin, die Tochter eines durch mehrere schöngeistige und landwirthschaftliche Schriften in früherer Zeit geachteten Gelehrten, kam sie in Begleitung ihres Vaters nach Italien, woselbst ihre künstlerische Ausbildung bald jene Höhe erlangte, die sie noch jezt in ihrem vierzigsten Jahre zur gefeierten Sängerin Italiens macht. Was sie vor allen Andern auszeichnet, ist der großartige Styl ihres Spiels, worin deutsche Besonnenheit und Auffassung und italienische Glut verschmolzen sind. Die beiden Tenore Poggi und Salvi leiden am selben Fehler: an allzugroßer Weichlichkeit. Poggi, dessen lyrischen Gesang ich Ihnen schon voriges Jahr rühmte, hat sich es plözlich in den Kopf gesezt, ein heroischer Sänger zu werden, ein Genre, zu welchem weder seine sanfte elegische Stimme noch seine kleine säbelbeinige Gestalt sich eignet. Salvi, einer der schönsten Männer, im Besitze einer vortrefflichen Stimme, ist im Vortrag und Spiel so weichlich, daß man immer ein verkleidetes Frauenzimmer zu sehen glaubt. Der Bassist Coselli besizt Rudera einer Stimme, und ein Spiel, welches in den tragischsten Momenten die Lachmuskeln anregt. Badiali ist der einzige, der seinen Plaz vollkommen erfüllt und den Beifall einstimmig sich errungen hat. Er ist ein Baß voll Mark und Schönheit, der, ohne an Lablache zu erinnern, doch die Anforderungen befriedigt. — Einen andern Theil der Schuld an dem geringern Succeß der diesjährigen Staggione trägt das Repertoire. Die glanzpunktreiche, aber auch ennuydurchströmte Anna Bolena hat man schon zu oft gehört, als daß sie außerordentliches Interesse rege machen könnte. Der „Barbiere“ erinnert zu sehr an die unvergeßlichen Zeiten Rubinis, Tamburinis, Lablaches und der Fodor. Die beiden neuen Opern Torquato Tasso und Marino Falieri haben nicht sehr angesprochen; leztere war sogar einem totalen Fiasco sehr nahe. Mit Ungeduld sieht man daher der Lucretia Borgia entgegen, welche die Ehre der Staggione retten soll, deren einziger Held Donizetti ist. Die Verehrer deutscher Musik genießen übrigens den Triumph, daß all die neuen Opern des vielgerühmten, reichbezahlten italienischen Maestro nicht die Hälfte jenes Beifalls errangen, der dem Werke des anspruchslosen, bescheidenen deutschen Meisters, der Genueserin von Lindpaintner zu Theil wurde.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 121.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 21. Mai 1839.

— Ludus genuit trepidum certamen et iram,
Ira truces inimicitias et funebre bellum.

Horat.

Der Saal zu Würzburg.

(Fortsetzung.)

Da derselbe Schauplatz der Thätigkeit beide Männer oft vereinigte, so konnte es nicht fehlen, daß bald das scheinbar gute Vernehmen in offenen Krieg ausbrach. Van Werft, indem er einen Säulenknauf vergoldete und den Flügeln eines Engels von Gips einige goldene Federn einsetzte, murmelte für sich Verwünschungen über den dicht über ihm schwebenden Meister, der, auf seinen Gerüsten gerade ausgestreckt liegend, am Plafond malte. Man weiß, wie beschwerlich für den Körper diese Art Malerei ist; sie hat vieles mit der Beobachtung des gestirnten Himmels gemein. Kopf, Auge und Hals müssen in verdrehter Stellung immer nach oben gerichtet seyn. Wenn aber der Astronom einen fernen Himmel und einen nur matt schimmernden Stern vor sich hat, so blendet den armen Künstler die nahe grelle Farbe und die unförmlichen Figuren, die er nach einem von unten berechneten Maßstabe entwerfen muß. Dazu lastet die nahe Decke ihm gleichsam auf der Brust, und wenn er einige Stunden so gearbeitet hat, wankt er, einer Ohnmacht nahe, die Leiter herab. — In dieser Lage, worin sich unser Künstler befand, mochte er ohnedies nicht ganz guter Laune seyn; es belästigten ihn daher doppelt die kleinen, heraufprickelnden Spöttereien des Vergolders. Er schickte also von Zeit zu Zeit einen „satana!“ oder „povero diavolo!“ herab, worauf alsbald eine Gegensendung von einem paar breiter niederländischer Flüche heraufstönte. Manchesmal wurden die Feindseligkeiten so bitter, daß Gianbattista wie der olympische Zeus sein Bettergerüst schüttelte, und einzelne Tropfen kalten giftigen Bleiweißes oder feurigen Zinnobers dem Niederländer auf die Nase fielen, der wieder seinerseits, ein kühner Prometheus, mit dem langen Vergolderpinsel hinaufzüngelte und durch die Spalten des Gerüstes dem wehelos daliegenden Meister den Hintertheil vergoldete; eine verwünschte Schmach, die die unten vertheilten Farbenreiber und Lehrburschen nie versäumten mit einem heimlichen Gelächter zu feiern.

Eines Tags hörte Tiepolo, auf seinem Gerüste liegend, ein Geflüster unten in einer entfernten Ecke des Saals. Er sah sich um, konnte aber, da seine Augen übersichtig geworden, nichts sehen. Ihm schwebte immer noch das ungeheure Bein des Kaisers Barbarossa vor, an dem er eben malte, und so sehr er sich Mühe gab, die flüsternden Gestalten zu erkennen, so sah er doch nichts als die rothe Bandrose auf dem Schuh des Kaisers. Er rieb sich die Augen, tauchte sie in Wasser, und endlich, nach langer Anstrengung, erkannte er die Tochter Van

Werfts, die mit dem Intendanten eine Zusammenkunft hielt. Er horchte und hörte mitten im verliebten Geflüster seinen Namen nennen. Die schöne Cornelia ließ sich angelegen seyn, unsern ehrlichen Meister zu verläumden, und der Graf hörte ihr mit Lächeln zu. Bald darauf trat auch der Vater hinzu, und dieses würdige Kleeblatt that sich keinen Zwang an, da sie wußten, daß um diese Stunde Tiepolo nie zu arbeiten pflegte. Es wurde in dieser Conferenz ausgemacht, daß man den Italiener verdrängen müsse. Er arbeitete schon drei Monate an dem Deckengemälde und hatte noch nichts sehen lassen; was war also leichter, als die Annahme, daß er nichts verstehe und seine fürstliche Würden das Geld umsonst verschwende. Van Werst erbot sich, die Arbeit zu übernehmen und zu des Fürsten Geburtsfest, das in wenigen Wochen einfiel, das Gemälde fertig zu liefern.

Man kann sich denken, mit welchem Ingrimm der Meister oben diese vermessenen Reden anhörte. Es fehlte nicht viel, so wäre er herabgesprungen, um seine Feinde zu züchtigen. Dennoch verhielt er sich ruhig, bis die drei aus dem Saal waren; dann stieg er herab und gab nochmals einem seiner getreuen Schüler den Befehl, nichts von der fertigen Arbeit zu entschleiern, und wenn es der Bischof selbst befähle. Den andern Tag erhielt er den Befehl, vor diesem zu erscheinen. Er wurde gefragt, warum die Arbeit so langsam vorrücke; er erwiderte, dies liege in der Natur der Sache, und man werde mit einem großen Plafondgemälde nicht so schnell fertig wie mit einer kleinen Skizze in Oel. Der Intendant, der dabei war, unterließ nicht, diese Antwort dem Fürsten mit gehäßigen Zusätzen zu dolmetschen. Darauf erging der Befehl, die fertige Arbeit sehen zu lassen; allein Tiepolo weigerte sich standhaft. Der Fürst und der Intendant wurden böse und der erstere drohte mit seiner Ungnade und mit einem bedeutenden Abzug am besprochenen Honorar, wenn bis zum Tage des heiligen Benedikt das Hauptgemälde nicht fertig sey. Dieses zu leisten, sey unmöglich, erwiderte der Künstler, aber er wolle zum Geburtsfeste des gnädigsten Herrn die Arbeit fertig liefern. Jedermann wisse, der mit der Sache bekannt, daß es ein schwieriges Stück Arbeit sey und nur ein Pfuscher und Prahler sich unterstehen könne, früher als in der angegebenen Frist etwas Erhebliches versprechen zu wollen. „Nun wohl," wurde ihm erwidert, „diese Frist sey Euch zugestanden; hütet Euch aber, wenn Ihr alsdann nicht Wort haltet."

(Schluß folgt.)

Ueber Geisterglauben und Geisterfurcht bei den Alten.

(Fortsetzung.)

Auch schon die Vorstellung von einer Vergeltung nach dem Tode finden wir bei Homer, wenn auch hier noch die Seelen von Bösen und Guten vermischt aufgeführt werden. Dem Giganten Tityos, sehen wir, zerfleischen zwei Geier den Sitz der Begierde, die Leber, zur Strafe für frühere Frevel; Tantalos, mitten im Wasser und unter nahen, fruchttragenden Bäumen, leidet ewige Qual des Hungers und des Durstes, und Sisyphos wälzt ewig den bekannten Stein. Aber selbst schon Minos erscheint, dasitzend, den goldenen Scepter in der Hand, als Richter der Verstorbenen, umgeben von Beisitzern des Gerichts, unter den Thoren des Hades.

Erst späterhin schied sich von dem Tartarus, als dem Ort der Bestrafung und der Qual, das freundliche Elysium, das helle Nachbild der sonnigen Oberwelt und der früheren Beschäftigungen, mit seinen Lustauen und anmuthigen grünen Hainen, wo ein hellerer Aether die Gefilde mit rosigem Glanz umwebt. Hiezu sind noch die schon bei Homer erwähnten glückseligen Inseln im westlichen Ocean als Wohnung auserwählter Götterlieblinge zu rechnen, die wohl erst aus der Vorstellung des Elysiums selbst sich mögen herausgebildet haben.

Folgende Bemerkung möchte noch hieher gehören. So wie der Hades oder Orkus (bei den Römern) endlich allgemach in die jüdisch-christliche Hölle überging, so ist auch aus dem Könige des Schattenreichs, von den Römern Orcus selbst genannt, ein fast riesenmäßiger, schwarzbehaarter Waldgeist und Menschenfresser entstanden, der bei den Italienern Orco, bei den Franzosen Ogre heißt, so wie seine Gemahlin Orca oder Ogresse. Deutsche Mährchen, sagt Jakob Grimm, von dem wir diese Notiz entlehnen, übertragen seine Rolle dem Teufel, der auch unmittelbar aus dem Gott der Unterwelt hervorgegangen. Von dem unsichtbarmachenden Helme des Hades sey dem Orco nichts übrig geblieben, dagegen werde ihm charakteristisch eine dämonische Feinheit des Geruches beigelegt; er spüre, gleich Seeungeheuern, die Annäherung menschlichen Fleisches.

Die in unserer Seele tief gegründete Vorstellung von einer Vergeltung auch nach dem Tode, durch welche erst manche Widersprüche im jetzigen Leben könnten ausgeglichen werden, ist es, die namentlich auch in der Vorstellung von sogenannten Geistern und Gespenstern, den Spektris, Larvis und Monstris der Römer, von den ältesten Zeiten an bis auf den heutigen Tag sich kund gibt. Je nachdem die Menschen auf Erden gut oder böse

gewesen sind, erscheinen ihre Seelen nach dem Tode als gutartige oder böse, als Schutz- oder Rachegeister. Die Vorstellung von guten Geistern, als Seelen von Abgeschiedenen, findet sich schon bei **Hesiod**. Bei ihm sind die Dämonen die Seelen der frommen Menschen, die im goldenen saturnischen Zeitalter gelebt haben. Sie schweben nun als gute Geister, als Beschützer der Menschen, all ihre gerechten und gewaltsamen Thaten beobachtend, in Nebel gehüllt und Güter spendend, auf der Erde umher.

Nach der historischen Ueberlieferung beim Cicero soll Pherekydes aus Syros der Erste gewesen seyn, der die Unsterblichkeit der Seele gelehrt habe. Wie sehr übrigens durch Platon und seine Nachfolger der Glaube an Geister überhaupt verbreitet und befördert wurde, ist selbst aus der Kirchengeschichte bekannt. Klassisch ist jene Stelle im platonischen Phädon, wo Sokrates von den Seelen solcher Menschen spricht, die auf Erden nur dem Körper und seinen Lüsten gefröhnt haben. Jene, sagt er, führen bei ihrem Abscheiden noch viel schweren irdischen Stoff mit sich und werden aus Furcht vor dem unsichtbaren und dunkeln Hades immer wieder an den sichtbaren Ort gezogen. **Solche Seelen schwärmen um die Monumente und Gräber, und hier seyen schon manche als schattenähnliche Phantasmen erschienen**; dergleichen Bilderwerk zeigen aber nur solche Seelen, welche sich nicht rein von dem Körper geschieden, sondern noch sichtbaren Stoffes theilhaftig seyen, weßhalb sie auch gesehen würden. Und natürlich seyen das keine Seelen von guten, sondern von bösen Menschen, die an diesen Orten noch irre gehen müssen, zur Strafe für das frühere Leben.

Ich frage nun: finden wir hier nicht schon den Glauben an Geister in seiner Schauerlichkeit, und zwar an Geister, die wegen böser Thaten auf der Erde **umgehen müssen**? — Auch der platonisirende Kirchenvater Origines nimmt an, daß die Seelen der Gottlosen, von der Last ihrer Sünden niedergedrückt, sich nach dem Tode nicht sogleich in die höhere Welt erheben, sondern noch eine Zeitlang bei ihren Gräbern oder an andern düstern Orten verweilen und zuweilen dort als gespensterhafte Schatten erscheinen.

Der Volksglaube bekanntlich übt gerne zu allen Zeiten und überall die poetische Gerechtigkeit, die wir Andern ja selbst auch, von einem gewissen bedeutsamen Trieb, einem moralischen Instinkt geleitet, in der Tragödie, dem Nachbild des Lebens, verlangen. Er läßt noch heutiges Tages die Seelen der Abgeschiedenen für böse Thaten nicht bloß in der Hölle, sondern auch auf Erden selbst büßen. So hielt, wie wir wissen, das Landvolk im Mittelalter alle sogenannten Irrwische, welche wir auch „feurige Männer" nennen, für büßende Ritter, die einst Gewaltthätigkeit an ihnen begangen. „Ein ähnlicher Volksglaube," sagt **Jakob Grimm**, „herrscht noch in Franken und Schwaben. Die Seelen ungerechter Siebener und Markversetzer schwärmen ruhelos auf den Aeckern, Rainen und Wiesen herum, worüber sie falsch gesprochen haben. Die Seelen ungerechter Richter, die sie ungestraft sterben sehen, lassen sie zur vermeintlichen Genugthuung in Wald- und Berggegenden umgehen, den Lebenden zum Schrecken." — Auch die Vorstellung, daß solche Geister nur in der Dämmerung und des Nachts erscheinen, ist alt und in der Natur der Sache gegründet. Alle Unholde und Gespenster fliehen vor dem anbrechenden Tag. Darum verjagt sie auch der Hahnenruf, diese Verkündigung des Morgens. Dies ist schon der Glaube in den ersten christlichen Jahrhunderten; wie denn überhaupt der Herold des Morgens, dessen Würde und Amt der ältere Plinius so malerisch beschreibt, bei den ersten Christen als ein biblisches, im Leben Jesu nicht unwichtiges Geschöpf erscheint. Schöne Strophen, die sich darauf beziehen, lesen wir bei dem christlichen Dichter Prudentius, welcher singt: „man sagt, daß jene herumschweifenden Dämonen, die sich des Dunkels der Nacht erfreuen, aufgeschreckt durch den Hahnenschrei, zerstreut auseinander weichen. Denn die ihnen verhaßte Nähe des Lichts, des Helles und der Gottheit jagt, sobald die Finsterniß gebrochen ist, die Genossen der Nacht in die Flucht." — Man sollte fast meinen, Shakespeare habe diese Stelle vor Augen gehabt, wenn er in seinem „Hamlet" den guten Horatio sagen läßt:

> — Ich hab' gehört,
> Der Hahn, der als Trompete dient dem Morgen,
> Erweckt mit schmetternder und heller Kehle
> Den Gott des Tages, und auf seine Mahnung,
> Sey's in der See, im Feur', Erd' oder Luft,
> Eilt jeder schweifende und irre Geist
> In sein Revier. —

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Die Kunstausstellung.

Seit zwei Monaten hat sich Paris an den im Louvre ausgestellten Gemälden sattgesehen, und die Kritiker in den Tageblättern und Zeitschriften haben das Verdienst dieser Ausstellung so umständlich und zum Theil auch so bündig erörtert, daß wenig Neues zu sagen übrig bleibt. Die einzelnen Gemälde zu würdigen, gehört auch nicht hieher; nur sey es mir vergönnt, etwas Allgemeines über die Ausstellung, als eine Zeitbegebenheit, zu geben. Obschon man hätte vermuthen sollen, daß die den Düsseldorfern ertheilten königlichen Aufmunterungen die deutschen Künstler bewegen

würden, noch mehr als früher an den Pariser Kunstausstellungen Theil zu nehmen, so haben sie es diesmal doch beinahe gänzlich unterlassen. Entweder scheuen sie die Kosten der Versendungen, oder sie hatten jezt keine bedeutenden Stücke fertig; denn sonst wüßte ich keinen Grund, der sie hätte abhalten können, mit den französischen Künstlern um die Gunst des Publikums und um die von der Regierung ertheilten Belohnungen und Aufmunterungen zu ringen. Wie sehr dieser Wetteifer der Kunst förderlich ist, braucht wohl keines Beweises, und es wäre zu wünschen, daß die Künstler von ganz Europa an solchen Ausstellungen Theil nehmen könnten. Auch englische Künstler, solche wenigstens, die allgemeines Aufsehen erregen, sind diesmal nicht erschienen; nur einige Schweizer Maler sind mit den französischen in die Schranken getreten. Auch von den Leztern haben nicht alle etwas zur Ausstellung geschickt, und bei dieser Gelegenheit hat man von Neuem die Frage aufgeworfen, ob es in der That zuträglich sey, jährlich eine Kunstausstellung zu veranstalten. Die Künstler, sagen die Widersacher dieser Verfügung, gewöhnen sich an das schnelle Malen, und sie hudeln, um doch etwas zu liefern. Dagegen behaupten manche Künstler, die Ausstellung sey für sie, wo nicht das einzige, doch das Hauptmittel, um im Andenken des Publikums zu bleiben, ihre Kunstprodukte abzusetzen und sich einen dauernden Ruf zu verschaffen. Denn es verkünden zwanzig Tagesblätter und Zeitschriften ihre neuen Leistungen und machen die Welt darauf aufmerksam. Da übrigens aus den jährlichen Ausstellungen kein großer Nachtheil erwächst, so werden sie einstweilen wohl beibehalten werden; denn aus der Menge großer Gemälde zu schließen, scheint es nicht, als ob die Künstler sich jezt nur mit kleinen Genrebildern beschäftigten, wie schon behauptet worden ist; manche dieser Gemälde müssen beträchtliche Zeit erfordert haben, und nicht alle Künstler sind so flink wie Horace Vernet, der das größte Gemälde bei der Ausstellung, die Einnahme Constantines, in weniger als einem Jahre vollendet hat, und zwar zur allgemeinen Zufriedenheit, so wohl geordnet ist das Ganze, so lebendig und wahr sind die Gegenstände dargestellt; und außer diesem hat er noch zwei andere Gemälde, welche einzelne Momente derselben Begebenheit darstellen, verfertigt, also drei große Gemälde, und alles in weniger als einem Jahre. Auch Ary Scheffer ist fleißig gewesen; mehrere der besten Gemälde bei der diesjährigen Ausstellung sind von ihm. Dieser Künstler, holländischer Abkunft, scheint durch die Goetheschen Dichtungen, besonders durch Faust begeistert worden zu seyn. Diesmal haben wir wieder ein Gretchen von ihm, wie sie aus der Kirche tritt (das vorige Mal hatte er sie in der Kirche betend dargestellt) und von Faust und Mephistopheles beobachtet wird, und dann Mignon, mit welcher Manche aber nicht so zufrieden sind, wie mit Gretchen. Decamps, der eine Zeitlang ausgeruht zu haben schien, ist ebenfalls mit einigen Gemälden da, zum Theil morgenländischen Scenen, wie früher. Mehrere Maler, welche bei vorigen Ausstellungen geglänzt haben, werden bei der jezigen von andern verdunkelt, so z. B. Ziegler und Winterhalter; Lezterer hat bloß einige Porträts der königlichen Familie geliefert, und sich dafür in den Zeitungen allgemeinen Tadel zugezohen.

(Fortsezung folgt.)

Wien, Mai.

(Schluß.)

Johnson, ein Drama. Nestroys verhängnißvolle Faschingsnacht.

Im Burgtheater sezte uns eine Novität sonderbarer Art in Erstaunen; sie führte den Titel: „Johnsons Tod," historisches Drama in zwei Akten, und hat folgende merkwürdige Handlung: Erste Scene. Ein Bauer schaufelt Schnee. Zweite Scene. Ein alter Mann kommt baarhaupt herbeigestürzt. Es ist Johnson, der an dem Sterbetage seines Vaters alljährlich Gewissensbisse hat, weil er seines Vaters Tod beschleunigt. Dritte Scene. Ein Knabe kommt, der für seinen Vater Botengänge verrichtet; Johnson fällt vor ihm auf die Kniee und bittet ihn, er möchte ihn segnen. Der Knabe läßt sich nicht lange bitten und segnet ihn. Der Vorhang fällt. Ende des ersten Aktes. Zweiter Akt. Erste Scene. Zimmer der Gräfin N. Eine Abendgesellschaft von Künstlern und Schöngeistern ist versammelt. Die Gräfin meldet ihnen, daß ihr Cirkel heute durch den Besuch des berühmten deutschen Gelehrten Lichtenbergs, und Johnsons, des größten Kritikers und Satirikers Englands (so steht er auf dem Zettel bezeichnet) verherrlicht wird. Zweite Scene. Lichtenberg kommt. Die Schöngeister sagen dem fremden Gast einige Grobheiten, Lichtenberg beantwortet sie mit einigen derben Impertinenzen. Dritte Scene. Johnson erscheint, bleich, abgemattet, sezt sich auf einen Stuhl, erzählt, daß vor vielen Jahren, als er einst in tiefen Studien versunken saß, sein Vater zu ihm trat und ihn bat, statt seiner auf den Markt zu N. zu gehen. Er schlug es ihm ab. Der Vater ging selbst, erkältete sich — starb; — in demselben Augenblicke stirbt auch Johnson. Der Vorhang fällt. Ende des Stücks. Brauch' ich noch mehr zur Charakterisirung dieses Dramas zu sagen? Das Schicksal des Stückes ist leicht vorauszusehen, obgleich der Verfasser, dessen Name bereits über einigen ehrenwerthen Produktionen stand, es zurücknahm und durch die Einschiebung eines Bedienten die Sache zu bessern dachte. — Von Herzenskrons „dramatischen Kleinigkeiten" ist der sechste Band erschienen: leichtes Bühnenfutter, Bearbeitungen, und in diesem Genre nicht ohne Verdienst. Das darin enthaltene Drama „Rosa" nach Alexander Dumas ist von französischer Unsittlichkeit gereinigt und im Plane bedeutend abgeändert. Ob diese Art der Bearbeitung eine, den geistigen Rechten des ursprünglichen Verfassers entsprechende sey, will ich dahingestellt seyn lassen. Wurde doch Shakespeare von Schröder bearbeitet; und wahrhaftig Alexander Dumas kann mit Herzenskron zufriedener seyn, als der gewaltige Britte mit seinem bezopften Hamburger Dolmetsch. Einen wahrhaft glücklichen Wurf hat im vorigen Monate das Theater an der Wien gethan. Die neue Posse von Nestroy: „die verhängnißvolle Faschingsnacht," ist eine der gelungensten dieses Genres. Ein körniger, derber Wiz, lebenswahre Volksscenen und ein gesunder Humor zeichnen dasselbe aus; ja das Stück ist sogar — sittlich, eine wahrhaft seltene Erscheinung in diesem Gebiete der „Poesie," wie manche Wiener Recensenten dieses Genre noch immer heißen. Das Ganze ist einem poesielosen Drama von Holtei, „das Trauerspiel in Berlin" nachgebildet, doch zeugt die Behandlung dieses Stoffes abermals von dem höchst merkwürdigen Talent Nestroys; und indem dem Zuschauer bei Ansehung der Posse vor Lachen die Thränen aus den Augen rollern, möchte er zugleich Thränen der Wehmuth vergießen, daß ein solches Talent so von allem Geschmack und von höherer Bildung verlassen ist, daß es seinen Fond auf dem schlammigen Boden ausbreiten muß, statt auf lichter, sonniger Höhe. Das Stück hat einen ungeheuern Zulauf und erlebt am heutigen Tage die etlich und zwanzigste Vorstellung, wobei tagtäglich das Haus zum Erdrücken gefüllt ist. Ueber die Kunstausstellung, welche gleichfalls im vorigen Monate eröffnet wurde, schreibe ich Ihnen in meinem Nächsten ausführlich.

Beilage: Kunstblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 122.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 22. Mai 1839.

Durch die ganze Geschichte der Menschheit, wie viel Schrecken ohne Noth, wie viel Unheil ohne Unglück!

Young.

Ueber Geisterglauben und Geisterfurcht bei den Alten.

(Fortsetzung.)

Die Römer bezeichneten die Geister der Verstorbenen im Allgemeinen mit dem Worte „Manen," von dem alten Manis, d. i. gut; die Guten also, meint Voß, der Vorbedeutung wegen, weil man ihr Gespuck furchtete. Erläuterung gibt eine Stelle beim Platoniker Apulejus „über den Dämon des Sokrates." Nach ihm ist die Seele des Menschen, wenn sie den Lebensdienst ausgedient und den Körper verlassen hat, ein Dämon, in altrömischer Sprache „Lemur" genannt. Von diesen Lemuren wird derjenige, welcher die Obsorge für die Seinigen bekommen und als ruhiges und freundliches Wesen das Haus bewohnt, Lar familiaris genannt; die aber wegen böser, im Leben verübter Thaten fern von den Sitzen der Seeligen durch irres Herumschweifen, wie durch Verbannung, gestraft werden, ein Schreckgespenst, unmächtig für die Guten, aber schädlich den Bösen: diese Art von Geistern wird gewöhnlich Larve genannt.

Der Lar familiaris erinnert an unsere gutmüthigen Hauskobolde, die gewöhnlich ihren Sitz in einem düstern Winkel des Hauses oder auf dem Herde zu haben pflegen und der Familie, von welcher sie geehrt werden, Heil und Segen bringen. — Die Laren, welche auf den Kreuzwegen, auf den Fluren u. s. w. als Beschützer aufgestellt waren, erinnern dagegen mehr an unsere Schutzpatrone, Brückenheilige u. s. w.

Die Larven wurden, wenigstens zu den Zeiten des Petronius, zuweilen auch als Skelette abgebildet. Hieran knüpft sich folgende Frage. Bekannt ist, daß die Griechen schon einen personifizirten Tod hatten, der besonders in dem Schauspiel des Euripides, „Alceste," eine Rolle spielt, wo er, dem menschenfreundlichen Apollo gegenüber, als strenger Priester der Unterirdischen, mit dem Schwert erscheint, um die Locken der thessalischen Königin abzuschneiden, und zuletzt vom Herkules besiegt wird. — Hier könnte man leicht an jenen Triumphausruf des Apostels erinnert werden: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg; Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?" — Ja, es hat sogar Kirchenväter gegeben, die den Heiland darstellten, wie er in den Hades hinuntersteigt, ihn mit dem Herkules verglichen, der in die Hölle dringt, um gefangene Seelen zu befreien. — Gewöhnlicher wird der Tod als Bruder des Schlafes, der ja sein tägliches Vorbild ist, und als schöner, ernster Genius mit umgestürzter Fackel vorgestellt. Aber, läßt sich fragen, hatten die heidnischen Alten schon unser furchtbares Gerippe, um den Tod damit zu bezeichnen? Lessing bekanntlich

leugnet es, auch stimmt ihm Herder im Ganzen bei; aber Bau- und andere Denkmäler — meinen wieder Andere — beweisen doch, daß die Alten nicht bloß ihre Larven oder Gespenster, sondern auch den Tod als Skelette vorstellten. So viel ist gewiß, daß erst durch das Christenthum, welches die Verbrennung der Leichname nach und nach abolirte, insbesondere aber durch die Verehrung des Kreuzes, dem häufig ein Todtenkopf und Gebeine hinzugefügt wurden, so wie der Märtyrer und ihrer Knochen, die Gestalt von Gerippen gleichsam geheiligt wurde. So entstand jenes mittelalterliche, gräßliche, von Bürger in der „Lenore" so schauerlich dargestellte Knochenungethüm, das statt eines Genius mit der Fackel bei den Sterbenden erscheint, wozu noch aus der späteren modernen Vorstellung des Kronos oder der Zeit, die Alles abmäht und vernichtet, die Attribute von Sense und Sanduhr gekommen sind.

Zu den Spuckgeistern, die umgehen, gehören schon in frühester Zeit auch die Geister der gewaltsam Ermordeten, die als solche nicht in die Unterwelt kommen, sondern herumspucken, besonders in dem Hause, wo ihr Leichnam unbestattet liegt. Zwei Beispiele aus römischen Schriftstellern mögen dies erläutern: erstlich eines aus dem genialen Plautus. Eines seiner Lustspiele heißt Mostellaria, d. i. „die Spuck- oder Gespenstercomödie," weil durch monstrum und das Verkleinerungswort mostellum, wie alles Wunderbare, dem Naturlauf Widersprechende überhaupt, so insbesondere auch die Gespenster bezeichnet wurden. Hier finden wir den erwähnten Glauben an den Geisterspuk Abgeschiedener auf eine komische Weise vom verschmitzten Sklaven Tranio zu seinem Vortheil benuzt. Aber der wirkliche tragische Schrecken des Theuropides über diesen erdichteten Spuck, sein Ausruf: „Ich habe kein Tröpfchen Blut mehr! die Todten rufen mich ab zur Unterwelt!" — das ganze Benehmen des Mannes — zeigt nicht Alles an, daß diese Geisterfurcht, dieser haarsträubende Schauder eben so gut bei Römern und Griechen vorhanden war, als bei den christlichen Völkern der neuern Zeit? Und wundern wir uns noch darüber, wenn wir erwägen, daß er tief in der menschlichen Natur, die vor Tod und gewaltsamer Ermordung, vor Grab und Verwesung zurückbebt, gegründet ist, und daß selbst Freidenker, wie Hobbes, welche das Daseyn des Geistes überhaupt leugnen, doch vor Geistern oder Gespenstern sich fürchten?

Das zweite Beispiel aus einem spätern römischen Schriftsteller, dem jüngern, hochgebildeten Plinius, demselben, der aus Unkunde den Glauben der damaligen Christen in seinem bekannten Berichtschreiben an den Kaiser Trajan für einen schädlichen Aberglauben ausgibt, wird unsere Behauptung noch mehr bekräftigen. Der Brief an seinen Freund Sura bleibt ein wichtiges Aktenstück in Sachen des Gespensterglaubens bei den Römern. Plinius schreibt ihm: „er möchte gern wissen, ob was an den Gespenstern (phantasmata) sey, ob sie wirklich Gestalt und Wesen besitzen oder eitle Schreckbilder unserer Phantasie seyen?" Und gleich darauf gibt er offen zu erkennen, daß er daran glaube, und beruft sich auf eine Gespenstergeschichte, die er selbst schauerlich nennt. Ich will die Erzählung davon wiedergeben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Saal zu Würzburg.

(Schluß.)

Tiepolo, als er noch in seiner leichtsinnigen Periode war, hatte wenig Werth auf die Erfüllung eines gegebenen Worts gelegt; jezt aber war es anders. Es war ihm, als schaute wiederum das Antlitz Buonarottis über seine Schulter, und es durchschauerte ihn wie ein Fieber. Die Frist war kurz, er hatte sich eine doppelt längere Zeit zur Vollendung des Hauptbildes vorgesezt; allein jezt zwang ihn der Ehrgeiz und das gegebene Wort. Er arbeitete unausgesezt Tag für Tag, und selbst sein frugales Mittagsmahl ließ er sich hinaufreichen. Zwei seiner Schüler, die einzigen, die er für tüchtig hielt, ihm zu helfen, wurden ebenfalls anstrengend beschäftigt. Aber die Mühe des Meisters war großentheils verloren: was er am gestrigen Tage geschaffen, fand er oft am Morgen muthwillig zerstört, nicht selten mit Pfuscherhand verändert. Es war diese hämische Bosheit um so räthselhafter, da man nicht begreifen konnte, auf welchem Wege sie ausgeführt worden; denn Tiepolo wachte darüber, daß der Saal regelmäßig, wenn er ihn verließ, verschlossen wurde; ja er stellte sogar, weil der Unfug nicht nachlassen wollte, einen treuen, ihm sehr ergebenen Burschen zur Wache an die Thüre, und nach dessen feierlicher Betheurung war Niemand in den Saal gekommen. Der ehrliche Gianbattista gerieth in Verzweiflung, er dachte alles Ernstes daran, daß der Teufel in höchst eigener Person sich mit dem schändlichen Van Werft und dem verliebten Intendanten verbündet habe, um ihm diese hämischen Streiche zu spielen. Er verfiel darüber in Trauer und Krankheit.

Eines Tages, als er wiederum die zerstörte Arbeit mit unsäglicher Mühe erneuerte, fühlte er nach lange fortgeseztem Schaffen sich so ermüdet, daß er, als er sich fortbegeben wollte, ohnmächtig niedersank und in einem Winkel der Gerüste liegen blieb. Nach seiner Vorschrift wurde bei eintretender Dunkelheit der Saal verschlossen und die Wache stellte sich vor den Eingang. Der

Bewußtlose mochte einige Stunden dagelegen haben, als er gegen Mitternacht erwachte, und ein Schimmer in seine Augen fiel, der über ihm von der Decke niederglänzte, aber so schwach war, daß er den weiten Saal völlig finster ließ. Der Meister rieb sich die Augen, wie damals, als er nach dem Intendanten ausschaute, und siehe da, auch jezt glaubte er das Gesicht und die Gestalt zu kennen, die aber über ihm schwebte und mit einem scharfen Instrumente an der Malerei der Decke schabte. Er wollte aufspringen, aber seine Entkräftung ließ es nicht zu; er wollte Verwünschungen ausstoßen, doch kam nur ein fast unhörbares Gemurmel über seine Lippen. Immerdar aufschauend erkannte er den Intendanten im weiten Seidengewande auf einem vorspringenden Balkon sitzend, und neben ihm die schöne Cornelia, die Lampe haltend. Die Gruppe machte bei allem Verdruß, den ihr Anblick dem Meister verursachte, doch einen malerischen Effekt, und sogleich ging sie in die Phantasie des Künstlers über, der darüber alle augenblicklich auszuführenden Racheplane vergaß. Er hörte die Scherze seiner Feinde mit dem ruhigsten Gleichmuth, als wenn sie ihn nichts angingen; er ließ sie, ohne sich zu rühren, herabsteigen, als die diabolische Arbeit vollendet war, und jezt erst bemerkte er, wie eine ihm früher unbekannte versteckte Thüre sich öffnete und das Pärchen in einen dunkeln Gang einließ, durch welchen es verschwand. Die Thüre wurde von einem sie begleitenden Diener sorgfältig wieder verschlossen.

Jede Spur von Krankheit und Melancholie wich jezt von Tiepolo, da das Geheimniß enthüllt war. Er fand Mittel, zu verhindern, daß die geheime Thür sich nicht mehr Nachts öffnete, und die Arbeit am Tage rückte daher tüchtig vorwärts. Am versprochenen Tage konnte er das Gemälde fertig aufdecken und seine Feinde beschämen. Es geschah; das schöne Plafondbild, das wir noch jezt bewundern, widerlegte jede boshafte Intrigue, aber auch die Rache des Malers wurde offenbar. Er hatte den Intendanten und Cornelien gerade so unter der Menge der Figuren angebracht, wie er sie in jener Nacht belauscht hatte. Der Beschauer, der diesen Umstand nicht kennt, übersieht die Gruppe, aber der Künstler erreichte, was er gewollt; ohne daß man ihn deßhalb zur Rechenschaft ziehen konnte, hatte er jenes verrätherische Paar dem Spotte preisgegeben.

Von dem fernern Wirken und Leben Gianbattistas ist uns zu wenig bekannt, um es mit Gewißheit mittheilen zu können. Er lieferte noch manche werthvolle Gemälde, die, in den Schlössern der Großen vertheilt, das Auge des Beobachters auf sich ziehen. Kenner und Liebhaber der Plafondmalerei mögen, wenn sie etwas Näheres über die ferneren Schicksale unseres Meisters wissen, dieses dem Publikum mittheilen.

Das tägliche Brod.

Von Ph. H. Welcker.

O wundervolle Himmelsgabe
Auf Menschentischen, heil'ges Brod!
Die Hoffnung trug ein Korn zu Grabe,
O wundervolle Himmelsgabe!
Ein Halm erstand, des Auges Labe,
Mit hellem Grün im Morgenroth.
O wundervolle Himmelsgabe
Auf Menschentischen, heil'ges Brod!

Von Liedern war der Halm umklungen;
Gott hat den schönen Halm bewacht.
Die Lerche hat sich aufgeschwungen:
Von Liedern war der Halm umklungen,
Auch Heimchen haben ihm gesungen,
Und Lüfte wiegten ihn bei Nacht.
Von Liedern war der Halm umklungen,
Gott hat den schönen Halm bewacht.

Und von geschnittnen goldnen Aehren
Kommt Segen nun in jedes Haus,
Die Mühle klappt, den Kern zu klären;
Und von geschnittnen goldnen Aehren
Muß weiter sich der Kern bewähren
In Fluth und Ofenflammenbraus.
Und von geschnittnen goldnen Aehren
Kommt Segen nun in jedes Haus.

Du Geber in der Sternenhalle,
Gepriesen seyst du früh und spät!
Mit heil'gem Brod versorg' uns Alle;
Du Geber in der Sternenhalle,
Erfreu' mit Aerntejubelschalle
Auch den, der oft nur Thränen sä't!
Du Geber in der Sternenhalle,
Gepriesen seyst du früh und spät!

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, Mai.

Das Ballet: der Corsar.

Wenn ich Ihnen gewöhnlich über die Kunstleistungen in unserer Stadt zu berichten hätte, so sähe ich mich nicht selten in Verlegenheit; ich wüßte wenigstens oft nicht, wie ich sie charakterisiren sollte, um sie von dem zu unterscheiden, was auf den Pariser Bühnen vorgeht. Desto mehr reizt es mich

aber, wenn sich ein einheimisches Produkt hier Geltung verschafft, Ihnen einige Worte darüber zu sagen; und dies ist heute der Fall. — Ein neues Ballet: „der Corsar," von Hrn. Albert, Musik von Bochsa, hat hier den lautesten, ungetheiltesten Beifall gefunden. Die früheren Leistungen des genialen Balletmeisters Albert hatten die Erwartung des Publikums sehr gesteigert, sie wurden aber noch übertroffen. Noch nie haben wir eine so harmonische Fülle anmuthiger und großartiger, mit kluger Berechnung angelegter, mit Kunstfertigkeit ausgeführter Scenen und Gruppen gesehen, wie in diesem mimischen Drama, dessen Stoff einem Gedichte Lord Byrons entnommen ist. Albert hat weise daran festgehalten, daß in einem Ballet die Intrigue nur einfach seyn dürfe, daß die Handlung nur sparsam durch eingewebte Episoden, desto mehr aber durch reiche Mannigfaltigkeit der belebtesten Tänze geschmückt werden müsse. Im ersten Akte kehrt Conrad, das Haupt der Piraten, von einem Kreuzzuge nach seiner Insel zurück. Seine Gefährten überlassen sich der Freude; sie störend erscheint ein Matrose mit dem Bericht, daß der Pascha von Coran Anstalten mache, den Hauptmann in seinem Zufluchtsorte zu überfallen. Conrad entschließt sich sogleich, dem Pascha zuvorzukommen, und wirft sich in ein Boot, troz der Bitten seiner besorgten Geliebten Medora. Höchst anziehend und lebendig ist das Gewühl der bunt sich durch einander drängenden Matrosen und ihrer fröhlichen Nationaltänze. — Auch den ersten Tänzern ist Gelegenheit zu Triumphen gegeben. Im ersten Akte erwarb sich das pas de deux der Mdlle. Julia und des Hrn. Arthur St. Leon den lautesten Beifall. Zwar hat von Paris aus auch hier die Mode sich verbreitet, gegen den Tanz der Männer gleichgültig zu seyn. Arthur St. Leon aber ist noch so jung, von so gefälliger Gestalt, von so ausgezeichneter Schönheit, sein Gesicht ist so heiter und unberührt von der außerordentlichen Anstrengung, die doch sein Schwung und seine außerordentliche Elastizität voraussetzen läßt, daß man von der neumodischen Gleichgültigkeit geheilt wird und gern aufrichtig in sein Lob einstimmt. Der junge Künstler macht täglich Fortschritte, und das Publikum weiß ihm dafür Dank. — Jeder Akt des Ballets hat einen eigenen Charakter; keiner zeigt Wiederholungen. Der zweite ist im Palast des Pascha von Coran dem ernsten Tanze geweiht. Der Glanzpunkt des Ganzen ist die Schlußscene des dritten Akts: der Brand des Harems. Die Scene scheint tausend Fuß Breite zu haben und in der Tiefe sich unabsehbar bis an's Meer auszudehnen, und der Brand ist wirklich mit furchtbarer Wahrheit dargestellt. Balletmeister Albert feierte den vollständigsten Triumph.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Die Kunstausstellung.

Graf Fordin, sonst ein glänzender Maler und Schriftsteller, und ehemaliger Direktor des königlichen Museums, ist schon lange gemüthskrank und hat nur zuweilen lichte Intervalle. In diesem Zustande hat er für die Kunstausstellung gearbeitet. Was er aber geliefert, ist so schlecht, daß man sich darüber lustig machte. Man hat diese Sudeleien endlich zurückgezogen. Das Volk drängt sich immer vor einem Bilde Biards, welches er die „Folgen eines Maskenballs" betitelt, und das voll von Figuren und von Handlung ist. Es ist, als sey man in der Wirklichkeit Zeuge eines Streites, wie er sich zuweilen auf einem Maskenballe entspinnt, und nur durch die Dazwischenkunft eines Polizeicommissärs geschlichtet werden kann. Sehr komisch nimmt sich ein Polizeiagent aus, welcher, wie es scheint, die Ankunft des Polizeicommissärs nicht abgewartet, sondern kühn in das Handgemenge sich gemischt hat, aber zum Lohn eine Maulschelle davon trägt. Man sieht an seinen Geberden und seiner verzogenen Miene, daß sie mit kräftiger Faust muß ertheilt worden seyn. Er wendet sich klagend an den Polizeicommissär; allein dieser ist einstweilen wie der virgilische Neptun damit beschäftigt, motos componere fluctus. In Darstellung solcher Scenen aus der wirklichen Welt ist Biard Meister; von dem Seinigen thut er nichts hinzu, auch gibt er sich keine große Mühe, seine Gruppen zu ordnen. Er pfropft so viele Figuren in seine Gemälde hinein, als darin Raum finden. An Poesie ist dabei nicht zu denken; aber viel Geist ist darin, und es läßt sich keine natürlichere Abkonterfeiung der Natur denken. Man sieht Biard hier für keinen großen Künstler an und rechnet den Zulauf der Neugierigen zu seinem Gemälde für nichts. Diesmal wollte er jedoch zeigen, daß er auch Größeres darzustellen vermöge, als Auftritte aus dem öffentlichen Leben und possierliche Figuren. Er hat deßhalb ein großes Gemälde ausgestellt, den Kampf einer Bootsmannschaft mit weißen Bären im Eismeere. Hier ist wirklich mehr Talent, als man dem Maler zugetraut hatte; nur ist die Zeichnung nicht so korrekt, wie in seinen Genrebildern. — Darstellungen aus der alten Mythologie sind beinahe gänzlich verschwunden. Auch Griechen und Römer sind selten geworden, und es hat nicht den Anschein, als ob sie sobald wieder in Aufnahme kommen wollten. Dagegen fehlt es nicht an religiösen Gemälden, welche zum Theil auf Bestellung für Kirchen gemalt worden sind, so wie noch eine Menge französischer Schlachten vorkommen, welche für das Versailler historische Museum verfertigt worden sind, zum Theil recht lobenswerthe Arbeiten. Die Franzosen besitzen in dieser Hinsicht manche Muster. Der Landschaften gibt es eine Menge, und Porträts sind im Allem 700 gezählt worden, welche von 400 Künstlern und Künstlerinnen herrühren. So viele also, mit Ausnahme einiger, welche nicht hier wohnen, leben in Paris von der Kunst des Abkonterfeiens. Keines dieser Porträts ist so ausdrucksvoll, wie Carpentiers Madame Dûdevant, die berühmte George Sand; sie soll sehr idealisirt seyn, sonst ließe es sich auch kaum begreifen, wie Herr Dûdevant sich von einer so reizenden, so geistreich und dabei so gemüthlich aussehenden Frau scheiden lassen mochte. Man hat Mühe, sich von dem Porträt zu trennen, welchen Zauber müßte also das Original ausüben, wenn es diesem Porträte entspräche! — Die Blumen und Fruchtstücke lassen wenig zu wünschen übrig; sie rühren großentheils von Redoutés Schülern und Schülerinnen her. An Aquarellen ist Ueberfluß. Diese gehen meistentheils in die Kunsthandlungen über und werden, wo nicht von den Künstlern, doch von den Kunsthändlern oft sehr theuer verkauft. — Ich wohnte heute einer öffentlichen Versammlung des freien Kunstvereins bei, einer seit acht Jahren gestifteten Gesellschaft, welche beinahe 200 Mitglieder zählt, und mit dem Vereine der Kunstfreunde, der jährlich eine Ausstellung und Verloosung veranstaltet, nicht verwechselt werden darf.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 123.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 23. Mai 1839.

> So wird die Liebe nimmer kalt,
> Und wird der Dichter nimmer alt!
>
> Goethe.

Dem Andenken Schillers.

Am Tage der Enthüllung seines Standbildes, am Vorabende seines Todestags.

Die Mainacht sank so trüb und kühl
Auf eines Dichters Haupt,
Das, frisch vom Lorbeerkranz umlaubt,
Ruht' auf des Sarges Pfühl.
Doch als den Sarg man trug zur Gruft,
Da zog es säuselnd durch die Luft,
Wie Geisterstimmensang
Und Nachtigallenklang,
Und auf des Dichters frühes Grab
Sah freundlich mild der helle Mond herab.

Und stets durch Deutschlands Gaue fort,
Seit jener Maiennacht,
Lebt seiner Lieder Zaubermacht
Und seiner Helden Wort.
Und sieh, es ragt nach manchem Jahr
Nun auf des Vaterlands Altar
Des großen Dichters Bild,
Erhaben, ernst und mild,
Und senket unter'm Lorbeerkranz
Das Haupt, verklärt im Maiensonnenglanz.

Köln am Rhein. Wilhelm Smets.

Briefe Wielands aus den Jahren 1752-1761.

Biberach, 1ten März 1761.

Werthester Herr und Freund.

Wenn meine Briefe von derjenigen Art wären, welche belehren oder ergötzen, so hätten meine Freunde, unter welche ich das Glück habe auch Sie zu zählen, viele Ursache, über mich zu klagen. Aber was für Briefe kann man aus der Barbarey erwarten, in der ich lebe, aus dem Wirbel von Geschäften und Zerstreuungen, worin ich mit Gewalt herumgedreht werde, aus diesem Exilio von den Musen und ihren Freunden, aus einem Lande, wo man mir sogar aus demjenigen einen Vorwurf macht, was mir die Achtung der Welt und die Freundschaft der Besten erworben hat? Meine Briefe würden beynahe lauter Elegien seyn, deren unangenehme Monotonie auch die geduldigsten meiner Gönner ermüden würde, und wie oft müste ich sogar zu diesen Elegien die Stunden der Ruhe nehmen, worin der Schlaf mir wenigstens die austernmäßige Glückseligkeit verschafft, gar nichts zu empfinden? Ich vertröste mich selbst und meine Freunde noch immer auf bessere Zeiten; und wenn diese Hoffnung auch niemals erfüllt werden sollte, so hat sie doch den Nutzen, das Unangenehme des Gegenwärtigen erträglicher zu machen. Vielleicht gewöhne ich mich nach

und nach, wie Miltons böse Engel, an die Hölle, in die ich verstoßen bin, und bringe es noch so weit, die Verwirrung für Ordnung, die Schmach für Ehre, die Sklaverey für Freiheit und das Uebel überhaupt für gut zu halten. Wenigstens scheint dieses das einzige Mittel, die Kunst des Sarasa in dieser des heil. Reichs Stadt Biberach zur Ausübung bringen zu können. Was meine äußern Umstände betrifft, so ist das am wenigsten unangenehm davon, daß die Differenzien wegen der Cantzley- und Syndicatsstelle noch immer fortdauern, und der katholische Rath, welchem es lediglich um eine receßwidrige Besoldungsvermehrung ihres Syndici zu thun ist, alle von ihm selbst so lange betriebene gütliche Wege abweist und uns in einen Labyrinth ohne Ausgang hineinzuziehen sucht. Sie, mein werthester Freund, von diesem Handel gründlich zu informiren, würde eine weitläufige, verdrießliche und vergebliche Arbeit für uns Beyde seyn; nur dieses müssen Sie wissen, daß es so gar nicht um meine juristische Tüchtigkeit zu thun ist, daß würklich das Anerbieten, den Gradum Doctoris ungesäumt anzunehmen, bei den HH. Catholischen ohne Würkung gewesen. Kurtz, ihre Absicht ist, uns zu chicaniren, und der Recours ad Augustissimum ist das einzige Mittel, welches uns helfen kann und welches wir schon längstens hätten nehmen sollen, wenn nicht die mehrsten Glieder des evangelischen Raths aus Mißgunst und Rivalität ein Belieben daran gefunden hätten und noch fänden, die Sache selbst zu erschwehren und in die Länge zu spielen.

Allein diese Widrigkeiten sind in meinen Augen nur Minima in Vergleichung mit demjenigen, was mich plaget. Der beständige Anblick unserer Zerrüttung, unserer schlimmen Oekonomie, unserer verfallenen Polizey, der gänzlichen Unachtsamkeit, womit man den Verfall der Stadt ansieht, des Unverstands unserer Regenten, der Zügellosigkeit des Volks, der Verachtung der Gesetze, der willkührlichen Art zu gouverniren, der Chicanen, wodurch die einfältigsten Sachen verwirrt und alle Bemühungen der wenigen Gutgesinnten vereitelt werden — dieser beständige Blick in einen Abgrund von moralischem und politischem Verderben auf der einen Seite, und auf der andern der gänzliche Mangel an Freunden, die Beraubung eines angenehmen Umgangs, der Ruhe und Stille des Gemüths, der Freiheit, des Umgangs mit den Musen, der stillen Betrachtungen der Natur, der einzigen Quelle des wahren Schönen und Guten, der Mangel an den Freuden des Geistes und Herzens, an die ich so viele Jahre lang gewöhnt gewesen, eine allen meinen Neigungen und Gewohnheiten entgegengesezte Lebensart, die Nothwendigkeit, mein besseres Selbst zu verbergen, das Mißvergnügen, mit lauter Leuten zu leben, die mich nicht kennen, nicht verstehen, nicht lieben. — Ich muß abbrechen, mein Freund, die Helfte von allen diesen Desagremens wäre genug, ein Individuum von meiner Art elend zu machen, wenn ich nicht Gegenmittel in mir selbst fände, welche mich seit einiger Zeit den Satz der Stoiker begreifen machen, daß es in dem Ochsen des Phalaris selbst noch möglich sey, glücklich zu seyn. Inzwischen versichere ich Sie doch, daß ich eine Lehrerstelle zu Braunschweig oder Berlin mit 300 Rthlr. für ein wahres Glück annehmen und derselben meine Cantzleystelle mit 1000 Gulden von Herzen gerne aufopfern wollte. Der evangelische Rath hat gut befunden, mir seit geraumer Zeit allerley Geschäfte zu übertragen, die mir meine meiste Zeit entwendet haben. Die Reforme unseres Schul- und Musicwesens war eines davon; allein hier öffnet sich mir eine neue Quelle von Elegien; wir wollen lieber von etwas Anderem sprechen.

Was sagen Sie zu meinem Vorhaben, die Werke des Shakespeare zu übersetzen? Ich habe daran würklich einen Anfang gemacht. Die Lebensgeschichte des Philosophen Chärephon ist eine andere Art von Amusement, womit ich im vorigen Jahre schon angefangen, mich zu beschäftigen, aber schon seit drei Monaten keine Zeit mehr gehabt, damit fortzufahren; es soll in Form eines Romans das meiste von meinen Grundsätzen, Erfahrungen und Gedanken enthalten. Alle diese und andere Dinge werden sehr langsam zu Stande kommen, und dieses wird vermuthlich zu ihrem Vortheil seyn. Von meinen poetischen Werken soll der erste Theil auf künftige Michaelismesse erscheinen. — Zu Zürich genießen die Musen einer stolzen Ruhe. Herr Hirzel, einer von den Staatssecretarien der Republic, hat sich durch ein Trauerspiel, Brutus, welches ich noch nicht gesehen, wie man sagt, als einen großen Geist bewiesen. Herr Bodmer fähret fort, in Lessing und seinen Freunden einen Bienenschwarm zu reitzen, den die Natur nicht umsonst mit einem Stachel bewaffnet hat. Unser Geßner hat sich kürzlich mit der zehnten Muse und vierten Gratie vermählt; wenn sie ihm im Jahr 1764 noch so scheint, so wollen wir ihn glücklich preisen. — O! wie oft und mit welchen Schmerzen denke ich an die glücklichen Jahre meiner Jugend zurück. Die Blicke, die ich nach der Schweiz schicke, sind die Blicke Adams in das Paradies, woraus er vertrieben wurde. Wenn Sie mich trösten wollen, werther Freund, so sagen Sie nur mit zwei Worten, daß Sie mich bedauern. Es gibt Umstände, wo Epictet und Seneca nur Langeweile machen. Meine zur Freude immer offene Seele lächelt schon dem kommenden Frühling entgegen. O Rus! quando te aspiciam! quandoque licebit ducere sollicitae iucunda oblivia vitae! Morgen- und Abendstunden von dieser Art verspricht mir die wiederkehrende Sonne, und der bloße Gedanke daran ist für mich ein Anodynum wider alle Schmerzen meines Zustandes.

Wieland.

Ueber Geisterglauben und Geisterfurcht bei den Alten.

(Fortsetzung.)

„In Athen war ein geräumiges und großes Haus, aber verrufen und verderblich für die Bewohner. In der Stille der Nacht konnte man den Klang von Eisen, und bei größerer Aufmerksamkeit das Geklirr von Ketten, Anfangs mehr aus der Ferne, hernach immer näher vernehmen. Bald hierauf erschien ein Gespenst (idolon): die Gestalt eines ganz abgemagerten häßlichen Greises mit langem Bart, starrendem Haar; an Beinen und Händen trug er Ketten, mit denen er rasselte. Deshalb brachten die Bewohner des Hauses traurige Nächte in Furcht und Schrecken wachend zu. Auf die Nachtwachen folgte Krankheit, und, da die Furcht immer mehr zunahm, zuletzt der Tod. Denn auch bei Tage, wenn das Schreckbild wieder verschwunden war, schwebte doch das Bild desselben vor Augen, und die Furcht währte länger, als die Ursache der Furcht. Dem zur Folge blieb das Haus ganz verlassen und zur Einsamkeit verdammt, und ganz jenem Gespenste (monstro) preisgegeben. Indeß wurde es doch öffentlich zum Verkauf angeboten, ob vielleicht doch Jemand, der von jenem Unheil nichts wüßte, Lust bekäme, es zu kaufen oder zu miethen. — Da kommt nach Athen ein Philosoph, Namens Athenodorus, und liest den Anschlag, und wie er den Preis sieht, wird ihm die Wohlfeilheit desselben etwas verdächtig; er forscht weiter nach und erfährt Alles. Nichts desto weniger, ja jezt um so mehr, miethet er das Haus. Als es Abend werden wollte, läßt er sich im vordern Theile des Hauses ein Ruhebett aufstellen; man muß ihm Schreibtafel, Griffel und Licht bringen, und dann schickt er alle die Seinigen in den innern Theil des Hauses, und er selbst ist mit Geist, Hand und Auge ganz auf das Schreiben gerichtet, damit nicht etwa der unbeschäftigte Geist etwas Spuckhaftes zu hören vermeinen und sich eitle Schrecken vorbilden möchte. Anfangs war auch jezt wieder tiefe Stille der Nacht; aber hierauf ließ sich der Klang von Eisen, das Klirren von Ketten vernehmen. Er verwendet kein Auge, legt den Griffel nicht weg, sondern bleibt fest bei seinem Entschluß, und merkt mehr mit dem Geiste, als den Ohren auf. Hierauf nimmt das Geräusch zu; es kommt näher; Anfangs läßt sich's auf der Schwelle, hernach aber innerhalb der Schwelle vernehmen. Er sieht sich um, da erblickt er und erkennt sogleich das ihm geschilderte Gespenst. Dieses bleibt stehen und winkt mit dem Finger, gleich als wenn es riefe; unser Philosoph dagegen macht ein Zeichen mit der Hand, daß es ein wenig warten solle, und beschäftigt sich wieder mit dem Griffel und der Schreibtafel. Während er schreibt, klirrt es um sein Haupt mit den Ketten; er schaut nach ihm zurück, und sieht, wie es wieder ihm winkt. Da säumt er nicht länger, nimmt das Licht und folgt. — Das Gespenst ging mit langsamem Schritt, als wäre es durch Bande beschwert; als es hierauf zur Tenne des Hauses abgebogen hatte, versank es plötzlich und ließ seinen Begleiter allein. Dieser zerriß Kräuter und Blätter und bestreute damit den Platz, um ihn zu bezeichnen. Am andern Tage begab er sich zum Stadtmagistrat und forderte ihn auf, er möchte jene Stelle aufgraben lassen. Da fand man wirklich Gebeine, mit Ketten umschlungen, welche der nach und nach in der Erde verwesete Körper nackt und kahl zurückgelassen hatte. Man sammelte sie und bestattete sie auf öffentliche Kosten zur Erde. Und als dies geschehen war, hatte das Haus von nun an Ruhe vor dem Geist."

Siehe da eine Geistergeschichte, wie sie kein moderner Erzähler oder Dichter besser hätte schildern oder erfinden können; so wie ein abermaliger Beweis, daß auch die größten und gebildetsten Geister von einer Furcht nicht frei sind, die man zwar nach dem Volk oder dem Pöbel benennt, die aber, als in der menschlichen Seele gegründet, Philosophen und Gebildete und Große überschleicht. Zugleich sehen wir die oben erwähnte Behauptung des Verfassers „der Vorschule:" daß die Alten keine Geisterfurcht gekannt hätten, kräftigst widerlegt. — Auch der Spötter Lucian läßt im „Lügenfreund" dem Pythagoräer Arignotos von der Erscheinung eines ähnlichen Gespenstes in einem Hause zu Korinth erzählen, wodurch dieses ganz verrufen und verlassen wurde. Ein Dämon heißt dort das Gespenst. Fast scheint es, als habe Lucian die obenerwähnte Erzählung nachgedichtet.

Was Plinius in demselben Briefe hierauf von seinem Freigelassenen Markus und einem seiner Sklaven erzählt, denen während des Schlafes von geisterhaften Gestalten das Haar rein abgeschoren worden, das ist in Bezug auf den Glauben an Vorbedeutungen und vorbildende Träume merkwürdig. Noch merkwürdiger ist die Aeußerung, die Plinius daran knüpft. „Wenn man annimmt, sagt er, daß die Angeklagten sich die Haare lang wachsen lassen, so dürfte die Haarschur meiner Leute wohl wahrscheinlich ein Zeichen gewesen seyn, daß die Gefahr abgewendet war, die mir — nämlich unter der Herrschaft des Kaisers Domitian — bevorstand." So sezt Plinius lieber das Wunderbare voraus, als daß er auf den Gedanken gekommen wäre, es möchte wohl seinen Leuten durch einen spaßhaften Mitgesellen ein Schabernack gespielt worden sey. —

Es gibt, wie man schon aus jenem Briefe ersehen kann, im Glauben der Alten auch Gespenster, deren

Natur, Ursprung und Heimath unentschieden bleibt, wiewohl sie mehr oder minder an das Grab und die Unterwelt erinnern, und gewöhnlich, wenn sie erscheinen, Vorboten und Verkündiger nahen Unheils oder des lezten Schicksals sind. Zu solchen gespensterartigen Erscheinungen gehört z. B. jener Geist, der dem Brutus erschien und sich als seinen „bösen Genius" kund gab, und jener andere, der vor den Römer Drusus, als er in Deutschland siegend vordrang und schon über die Elbe setzen wollte, in übermenschlicher Größe hintrat und ihm zurief: „wohin doch eilst du, unersättlicher Drusus? Nicht Alles dies zu schauen ist dir vom Schicksal vergönnt. So eile denn hinweg! Denn schon nahet die das Ende deiner Thaten und deines Lebens." Es war allgemeiner Glaube, daß besonders die Persephone, als Königin der nächtlichen Unterwelt, noch mehr aber die furchtbare Zaubergöttin Hekate, die durch ihre Ungestalt an manche Greuelgötzen der Hindus erinnert und auf welche die Alten so Vieles übertrugen, was im späteren christlichen Volksglauben dem Satan und seiner höllischen Genossenschaft zugeschrieben wird, solche unbestimmte Spuckgestalten theils zur traurigen Vorbedeutung, theils auch nur zum leeren Schrecken gesendet habe. Von dieser Hekate heißt es in einem orphischen Hymnus: daß sie um die Gräber tobe und mit den Geistern der Verstorbenen umherschwärme. Sie war es, die besonders die Empusen sandte. Auch in dieser Beziehung sind höchst merkwürdig „die Frösche" des Aristophanes, wo er eine Empuse dem hasenherzigen Poltron Dionysos und seinem komischen Sklaven Xanthias erscheinen läßt: ein Ungethüm, das sich in alle Gestalten verwandelt, bald ein Stier, bald ein Maulesel, bald — ein schönes Mädchen ist, dann plözlich wieder ein Hund wird. — Man wird hier an ähnliche Verwandlungen der christlichen Höllengeister erinnert.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Schluß.)

Die Kunstausstellung.

Der freie Kunstverein nimmt den Sinn des Wortes Kunst in seiner weitesten Bedeutung. Hier wurde denn von einem Herrn Jacquemart Namens einer Commission ein Bericht über die diesjährige Kunstausstellung verlesen. Der Berichterstatter klagte über den Mißbrauch, welchen die Journalistik mit der Kunstkritik treibe. Statt nach Grundsäzen zu verfahren und der öffentlichen Meinung eine gute Richtung zu geben, leite sie dieselbe irre, stelle die widersprechendsten Ansichten und Grundsäze auf, lobe manchmal die mittelmäßigsten Stücke und seze dagegen schäzenswerthe Künstler tief herunter, ohne zu bedenken, daß eine herbe Kritik zuweilen einen Künstler auf immer zu Grunde richtet, und ihn zur Verzweiflung bringen kann. Um diese Beschuldigungen mit Beweisen zu belegen, führte der Berichterstatter verschiedene Kunstkritiken aus den angesehensten Zeitungen, Journal des Débats, National, Constitutionnel, Siècle an. Allein ist es denn so auffallend, daß verschiedene Ansichten und Meinungen laut werden, und würde dies nicht auch der Fall seyn, wenn noch andere Vereine ihre Meinungen äußerten, so gut als der freie Kunstverein? Es ist oft Klage über die Kunstkritiken der Tagesblätter geführt worden, und dennoch suchen, wo nicht alle, doch die meisten Künstler den Beifall der Journalisten zu erhalten. Oft mögen schiefe Urtheile und voreiliges Lob oder Tadel mitunter laufen; welcher Kritiker wird aber für unfehlbar gehalten? und gesezt, einer oder mehrere irren, so sind ja genug andere da, um sie zu berichtigen. Hier, wie in andern Fällen, heilt die Presse die von ihr geschlagenen Wunden. Auch müssen die Meinungen der Kunstrichter dem freien Kunstvereine wohl nicht so widersprechend vorkommen, als der Berichterstatter Anfangs behauptet hatte; denn er lobte hinterher die Journale, daß sie so einstimmig eine Aenderung in der Kunstjury verlangt, welche über die Aufnahme und Zurückweisung zu unterscheiden hat. Besagte Jury hat diesmal wieder eine Menge Stücke, und zwar einige von angesehenen Künstlern zurückgewiesen; wogegen einige Mitglieder dieser Kunstjury ziemlich mittelmäßige Stücke geliefert haben, welche ohne Weiteres der Aufnahme würdig erachtet worden sind. Dies ist freilich ein Mißbrauch; es wird demselben aber schwerlich abzuhelfen seyn; denn wie man auch immer die Kunstjury zusammenseze, sie wird immer aus Leuten bestehen, welche mit menschlicher Schwäche die eingesandten Stücke richten, das heißt, nicht frei von Vorurtheil, Eifersucht und Neid seyn, sich gegen einige sehr streng, gegen andere hingegen sehr nachsichtig beweisen werden. Zulezt klagte der Berichterstatter darüber, daß die Austheilung der Gold- und Silbermedaillen, welche während der Restauration vom Könige mit vielem Gepränge vorgenommen worden und für die Künstler eine ehrenvolle Ermunterung gewesen seyen, jezt beinahe ganz außer Uebung komme, indem die Belohnungen fast nur noch im Geheimen ertheilt werden. Dies mag die Meinung des freien Kunstvereins seyn, ist aber nicht die mancher unabhängigen Kunstrichter. In alles, was vom Hofe kommt, schleicht sich Gunst ein; daher wurden die Ehrenmedaillen nicht immer nach dem Verdienste, sondern nach dem Einflusse, den die Künstler bei Hofe oder bei den Ministern hatten, ertheilt; auch ließ sich das Publikum die Eintheilung der ausstellenden Künstler in drei Classen (nach den ihnen vom Könige ertheilten Gold-, Silber- und Broncemedaillen) nicht immer gefallen, sondern stellte die Künstler zuweilen ganz anders, als der Hof oder der Minister, oder der von ihm dazu beauftragte Commis. Einen unfehlbaren Kunstgeschmack traut die Künstlerwelt weder einem Hofe noch einem Minister zu; die beste Kunstrichterin ist die öffentliche Meinung. Freilich kann diese zuweilen irre geleitet werden und eine Zeitlang das Verdienst eines Künstlers verkennen, oder es auch wohl zu hoch stellen; aber zulezt wird das Publikum doch gerecht und sezt jeden Künstler an die ihm gebührende Stelle, besser, als es durch eine königliche Preisvertheilung geschehen kann. So lange dieselbe statt fand, wurden immer Widersprüche gegen das Urtheil des Hofes laut. Man thut daher wohl daran, daß man sie aufgibt, aber Einzelne belohnt und sie durch Ankauf ihrer Kunstprodukte aufmuntert.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 124.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 24. Mai 1839.

— So ist denn Zier
Die Scheinwahrheit, womit die schlaue Zeit
Auch Weise fängt. —

Shakespeare.
Kaufmann von Venedig.

Moden.

Männlicher Haarputz. (Fortsetzung.)

Wir haben im vorigen Artikel (s. Nr. 100 u. ff.) die Geschichte des männlichen Haarputzes bis zu dem Punkt verfolgt, wo das künstliche Haargebäude der Perrücke von allen Köpfen, die sich über den Pöbel erhoben, förmlich Besitz ergriffen hatte. Wir nehmen hier den Faden wieder auf.

Die mit dem siebzehnten Jahrhundert aufgekommene Sitte, das Haar lang und fließend zu tragen, hatte die Perrücken herbeigeführt. Sie waren in ihrem Ursprung Surrogate beim Mangel an eigenen langen Haaren gewesen. Aber wie eine Mode leicht aus einem Nothbehelf zum Selbstzweck wird, so ging es auch hier. Jene Fiktion kam bald ganz in Vergessenheit, und die offenkundig künstliche Haardecke des Hauptes wurde ein integrirendes Stück des bessern Anzugs, so gut wie Rock oder Schuh. Vom letzten Drittheil des Jahrhunderts an konnte sich der anständige Mann, wessen Standes er seyn mochte, öffentlich so wenig im eigenen Haare sehen lassen, als in Hemdermeln oder baarfuß. Der junge Mann feierte das Ablegen der Kinderschuhe und den Eintritt in's Leben damit, daß er, eine feierliche Toga virilis, die Perrücke nahm.

Die Zeit war eine armselige, matte, im Vergleich zum frischen, thatkräftigen sechzehnten Jahrhundert. Der Dogmatismus und Pedantismus drang in die Staatsformen, in Kunst und Wissenschaft; aber auch zum Ceremoniell des gesellschaftlichen Lebens, wie es jetzt im ganzen Bereiche der Kultur die höhern Stände aller Länder umfaßt, wurde erst unter den Auspizien der Perrücke die eigentliche Grundlage aufgebaut. Erst jetzt wurde im Verkehr zwischen den Ständen und Geschlechtern jenes abgemessen graziöse, handwinkende und handküssende, complimentirende und scherwenzende Manöver organisirt, das sich im Auszug auf unsere Zeiten vererbt hat. Im wissenschaftlichen und Kanzleistyl, in der Kunstmanier, in den Formen des Hausgeräthes und den Phrasen der guten Lebensart wurde Alles gleichmäßig „tapirt“ und gekräuselt, gleich den Locken der Perrücke; und in manchen Verhältnissen haben wir noch jetzt den krausen Wust schlicht zu kämmen, in andern führt ihn die vornehme Laune selbstgefällig wieder in's Leben ein. — Wie wir schon im vorigen Artikel ausgeführt, hat erst die französische Erfindung der Perrücken den seitdem unerschütterten Einfluß Frankreichs auf das allgemeine europäische Kostüm definitiv begründet, und es ist sehr bezeichnend, daß die Perrückentracht wahrscheinlich die erste Mode war, der sich kein Haupt in Europa entziehen konnte, dessen Besitzer standesgemäß auf Eleganz oder Würde Anspruch

machte. Aber die gepuderte Perrücke und die Schlafmütze, welch leztere fortan die nothwendige Hülle des geschorenen männlichen Hauptes im Negligé innerhalb der vier Pfähle wurde, waren bei alle dem die schützende und wärmende Schneedecke, unter der die zarten Keime der allgemeinen Aufklärung in den Köpfen des Säculums sprießten, und als diese Pflanzen im achtzehnten gehörig erstarkt waren, fielen die Perrücken, überlebt, von selbst ab und den Puder verwehten die Frühlingsstürme eines neuen Weltjahrs.

Nachdem Ludwig XIV. sich feierlich die Allongeperrücke aufgesezt und damit der geistigen Pairskammer der Menschheit, dem ganzen hoch-, hochwohl- und edelgebornen, auch hoch-, hochehr- und ehrwürdigen Europa das Signal gegeben hatte, sich gleichmäßig zu bedecken, eilte die Mode schnell ihrer höchsten extensiven und intensiven Entwicklung entgegen. Um's Jahr 1680 wurden zu Paris die ungeheuern Perrücken erfunden, welche über die Schultern fast bis zu den Hüften niederfielen, viele Pfunde wogen und oft tausend Thaler kosteten; auf der Stirne waren sie hoch auf tressirt, was man nach einer Maitresse des Königs, die einen noch höhern weiblichen Kopfputz aufgebracht, devant à la Fontange nannte. Der Name des Erfinders dieser Prachtgebäude ist der Nachwelt unverholen: er hieß Binette. Seitdem wetteiferte Alles in Staat und Kirche, in Antichambern und auf Kanzeln, auf Cathedern und in Boudoirs, das Haupt mit der Wolkenglorie zu umgeben, welche die bene natos vom Pöbel unterschied, gerade wie auf historischen Gemälden der Heiligenschein die heiligen Personnagen von den profanen. Die Anfangs im Gedanken einfache und einförmige Perrücke zerschlug sich bald nach Ständen und Prätensionen in Arten und Spielarten, deren Aufzählung uns hier zu weit führen würde. — Man kann behaupten, daß es aus dem Zeitraum von den sechziger und siebziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts an bis ziemlich tief in das folgende hinein in keiner öffentlichen und Familiengalerie und vor keinem Titelblatt eines Buches ein männliches Porträt gibt, das nicht eine Perrücke trüge; der Mann mußte denn in der Schlafmütze abgebildet seyn, was auch zuweilen vorkommt.

Der Begriff des Wohlanständigen verschlang sich so schnell mit der Perrücke, daß unsere Fürsten bald Niemanden mehr um sich sehen mochten, der sein eigen Haar plebejisch zur Schau trug. Alles an den Höfen, vom Staatsminister bis zum Kammerjunker, und andrerseits vom Leibmedicus bis zum untersten Lakaien hatte ungeheure Haarbüsche auf den Köpfen. Friedrich Nicolai gibt in seiner Geschichte der Perrücken einige Memorabilien aus der Zeit des ersten preußischen Königs, da er noch Kurfürst war. Wir führen daraus zur Bezeichnung der damaligen Sitten nur Folgendes an. — Eine Rechnung des Franzosen Savigny vom Jahr 1699 besagt: „Fur eine silberfarb blonde (blond d'argent) lange spanische Perrücke fur den kurfürstl. Lakaien Rour — 15 Thlr. — Dem Butzmann eine braune Perrücke — 5 Thlr. — Dem Pauker Steindecker eine ditto — 6 Thlr. — Auf Befehl Sr. Durchlaucht dem Schneider Louis einen hellbraunen Bart (barbe cendrée) — 16 Groschen." Derselbe Savigny hatte um dieselbe Zeit für des Kurfürsten höchst eigene Person fünf hellbraune Perrücken verfertigt, deren jede auch nur zu 15 Thalern angesezt ist, also zu nicht mehr als die jenes französischen Lakaien. Die Staatsperrücken kosteten freilich weit mehr und kamen aus Paris; man sieht aber aus den Bildnissen der Zeit wirklich, daß die Perrücken der Hofleute viel größer waren als die, welche Friedrich I. gewöhnlich trug. Man weiß, daß Friedrich der ernsteste und sinnigste Schüler Ludwigs XIV., des großen Begründers der Etikette, war, und so könnte, oberflächlich betrachtet, jene Demuth an demselben befremden. Aber sie war nichts als ein Raffinement weiter: mit der kleinen Fünfzehnthalerperrücke war er „in confidenza" gekleidet, während alle seine Hofleute beständig in ungeheuern Fünfzigthalerperrücken erscheinen mußten. Dies muß sich so vornehm ausgenommen haben, wie Napoleons kleiner Hut und einfache Uniform unter den starrenden Stickereien seiner Suite. Bei feierlichen Gelegenheiten, en grande tenue, war Friedrichs Kopfschmuck desto ansehnlicher und kostbarer.

(Fortsezung folgt.)

Ueber Geisterglauben und Geisterfurcht bei den Alten.

(Fortsezung.)

Es ist eine allgemein verbreitete, aber falsche Meinung: das Christenthum habe uns mehr die Geisterwelt aufgeschlossen, und vor allem auf eine Welt jenseits hingewiesen. Wahr ist's, Jesus und seine Apostel haben die Lehre von der Immaterialität unserer Seele, von dem Leben in jener zweiten Welt und von einer göttlichen Vergeltung, was alles schon von griechischen und andern Weisen, zumal von den Eingeweihten in den Mysterien, dunkel geahnet oder geglaubt wurde, aber im roheren Volke niemals Wurzel fassen konnte, durch Leben und Lehre zu einem Hauptpunkt ihrer Volks- und Weltreligion erhoben und geheiligt; sie haben, könnte man sagen, die einzelnen zerstreuten Strahlen mehr in Einem Brennpunkt vereinigt. Aber sie schildern uns die Geisterwelt, den Zustand nach dem Tode nicht in ausführlicher

und bestimmter Darstellung; sie reden davon mehr in allgemeinen, unbestimmten, ja zuweilen widersprechenden Bildern; und nur die Wiederkunft des Weltheilandes und das lezte Gericht wird von Jesus selbst und dem Apostel Paulus in dramatisch-lebhafter Anschaulichkeit uns vorgeführt. Dagegen betrachte man die Philosopheme mancher griechischen und römischen Weisen! Im Phädon des Platon, auch noch in andern Schriften dieses poetisch gestimmten Philosophen, finden wir lebhafte Schilderungen des Daseyns nach diesem Leben, der höheren Geisterregion, der herumirrenden Seelen, der abgestuften Bestrafung, je nachdem im Leben diese oder jene Verbrechen begangen worden, und anderes mehr, was hieher gehört.

Auch glaubten die ersten Christen, im Sinne des Stifters ihrer Religion, an ein Reich Gottes auf der Erde selbst, wie ja jezt noch jeder Fromme das Himmlische, oder das Himmelreich in seinem Herzen schon hienieden finden kann. Es war daher eine Abirrung, daß spätere Christen, auf welche die Mönchsascetik der Essener und die mystische Schwärmerei der Pythagoräer und Platoniker gewaltig eingewirkt, die Erde bloß als ein Jammerthal betrachteten, aus welchem man sich wegsehnen müsse in eine bessere Welt. Das Jeztleben, meinten sie, sey nur als Uebung und Vorbereitung für das künftige von einigem Werth; auf dieses müsse man sich durch Selbstpeinigung und alle mögliche Enthaltung vorbereiten. Freilich kommen Anklänge und Wünsche, in welchen sich tiefe Sehnsucht nach einer höhern Welt ausspricht, schon bei dem Apostel Paulus vor, was sich übrigens aus seiner und der ganzen damaligen Zeitlage wohl erklären läßt. Aber schon lange, bevor er spricht vom „Zerbrechen des irdischen Hauses, von dem göttlichen Bau und von der Sehnsucht nach der Behausung, die im Himmel ist,“ ehe er noch mit erhabener Rührung ausruft: „Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn!“ oder den Wunsch äußert: „ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu seyn;“ lange vorher schon hatten griechische Dichter und Weise, zumal Platoniker und Stoiker, das Erdenleben nur für einen vorübergehenden Aufenthalt in einer Herberge, den Körper nur für eine Bürde, für einen Kerker angesehen, in welchem die gefangene Seele schmachte, ja sie haben das ganze Daseyn überhaupt, gleich indischen Braminen, als unselig beklagt und den Tod als einen Befreier gepriesen. Selbst bei den Römern, die bei ihrer praktischen Gesinnung, bei ihrem Wirken für die Gegenwart, für das Vaterland und die eigene Ehre, die höhere zweite Welt nur zu leicht vergessen konnten, finden wir solche Ansichten ausgedrückt. Seine eigenen Gefühle und Wünsche in der damaligen Jammerzeit, in der er bald selbst geopfert werden sollte, spricht Cicero aus, wenn er den alten Cato sagen läßt: „Nur als Herberge zum Verweilen, nicht als Haus zum Bewohnen hat uns Gott dieses Daseyn gegeben. O herrlicher Tag, wo ich zu jener göttlichen Versammlung und Gemeinschaft der Seelen abgehen, wo ich aus diesem Wirrwarr, aus diesem Zusammenfluß von Unrath hinwegscheiden werde!“ — Und soll ich noch die Freunde und Verehrer des edlen Römers an den „Traum des Scipio“ erinnern, eines der schönsten philosophischen Phantasiegemälde aus alter Zeit, zu welchem er aus den Pythagoräern und seinem Platon die meisten Bilder und Farben entlehnt, und in welchem er uns über die himmlischen Feuer und Welten, diese Wohnungen der frommen Seelen, über die Bestrafung und Reinigung der Bösen, und über manches andere Ueberirdische belehrt hat, was der Sterbliche unter dem Mond so gerne ergrübeln möchte. —

So offenbart sich denn zu allen Zeiten und unter allen Völkern, wenn sie, aus sinnlicher Dumpfheit und unmittelbarer Gegenwart herausgebildet, den forschenden Geistesblick schon freier und höher richteten, der Wunsch und die Sehnsucht, sich die geahnte zweite Welt aufzuschließen und auszumalen, und eine bange Unzufriedenheit mit dem irdischen Leben. Es ist dies die dunkle Sehnsucht der gefangenen Kreatur, die in dem engen Kreise des Daseyns und des Wirkens ihre Befriedigung nicht findet, und über das Stückwerk aller, auch der besten und schönsten irdischen Verhältnisse und Zustände hinaus, einem höheren, reineren, mehr harmonischen Daseyn entgegenstrebt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Blinde.

Hat mich wohl einst auch Weh beschlichen
Ob meiner scheinbar tiefen Nacht:
Nicht jeder Strahl ist mir verblichen,
Ein Frühling oft in mir erwacht.

Ihm droht kein Winter, Mai blüht immer —
Wie wolkenlos das Himmelszelt!
Es liegt ein goldner Sonnenschimmer
Auf meiner innern Friedenswelt.

Dort hört man keine Stürme rauschen,
Es fällt vom Baum kein welkes Blatt.
Ich will mit eurer Welt nicht tauschen,
Behalte Jeder, was er hat.

Wohl schöner meine Blumen prangen,
Wohl reiner glänzt mein Sternenlicht!
Ich seh' euch stets mit Rosenwangen,
Seh' eure greisen Locken nicht;

Nicht altern seh' ich Freundeszüge:
In unvergänglicher Gestalt,
Ja, ohne Wechsel, ohne Lüge —
Kein falscher Zug: der Blick nicht kalt!

Mir bleiben Blüthen, Herzen, Sonnen
In **meiner** Welt sich ewig gleich,
Mir bleibt, was außen längst zerronnen:
Der arme Blinde ist doch reich!

Er ist von Leidenschaft geschieden,
Sein Herz fortan kein tobend Meer,
Es spiegeln sich im Weltenfrieden
Der Himmel und sein zahllos Heer.

Und duldend kennt er nun sein Frommen,
Es stört kein Feind den heil'gen Bann;
In das Gemüth ist Gott gekommen:
Gar hell sieht nun der blinde Mann.

Emma von Rindorf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Mai.

Winterlust. Das Riesengebirge.

Der **Winter** ist verklungen mit seinen Strauß'schen und Lanner'schen Walzern, seinem Carneval und Schlittengeläut; der Vorfrühling, den in Breslau, Bunzlau und Hainau einzelne Schmetterlinge schon um Weihnachten aus vorlogen, braust uns wirklich um die Ohren, und die Sorge des Armen vor der drohenden Holznoth ist dahingeschmolzen wie der reichliche Schnee. Und es ist bunt und glänzend hergegangen, hier wie in der Provinz, und auch die nachbarlichen Krakauer ließen in unsern Zeitungen rühmen, daß ihr alter Carnevalsgeist in diesem Winter wieder munterer als je erwacht sey, und tolle Früchte getragen habe. Neben der haute volée gaben die hiesigen Studirenden einen besonders glänzenden Ball, und der berühmte Prager Pianist Dreischock, wie der einheimische Musiker Philipp, lieferten dazu einige gefällige Compositionen unter dem Titel: „Viadrina festiva." In Oberschlesien zeichnete sich der Fürst von Pleß durch großartige Arrangements der Winterfestlichkeiten aus. Der wohlhabende Gebirgsschlesier aber verschaffte, wie immer, sich ganz eigene Winterfreuden. Er besucht nämlich den böhmischen Grenznachbar in seinem fröhlichen Weinhause, sobald der Schlittenweg gut ist, während der arme Bewohner des Erzgebirges höchstens zu böhmischem Bier fährt. Der an Schlesien gränzende Theil Böhmens ist ganz verschieden von dem an Sachsen grenzenden, wie ich selbst auffallend wahrgenommen. Hier ist östreichische Sitte und Lebenslust, ein ewiger Sonntag der Gegenwart, aber rein deutsches Element. Dort springt hinter der Grenze der deutsche Charakter plözlich in's Slaventhum hinüber. Sprache, Sitte, Temperament, Körperbildung und das Land selbst — Alles ist wie mit einem Zauberschlage geändert, sobald man das kaiserliche Zollamt hinter sich hat. Aber Wein und Mahlzeit sind gut und billig; der Schlesier läßt sich wohlbehaglich dabei nieder, und sieht erstaunt in das ihm originelle Treiben, kommt er zum ersten Male in eine der renommirten böhmischen Dorfschenken, die elegant genug sind, namentlich die in Dittersbach, Wiesau, Liebenau und Merkelsdorf. Ein fremder freundlicher Geist waltet magisch in diesen Kreisen; des Schlesiers blaues Auge blickt fragend in das schwarze des Böhmen, in dem der Begriff des Lebens so ganz anders sich wiederzuspiegeln scheint. Er hört gerne die nationalen lockenden Melodien, in denen die Clarinette eine bedeutende Rolle spielt, und der Breslauer Elegant, der 16 Meilen weit nach Dittersbach reist, verschmäht es nicht, mit dem Braunauer Bauernmädchen, das im kurzen seidenen Reifrocke und in der blauen Spizenhaube sich recht anständig bewegt, ganz wacker zu tanzen. Am eigenthümlichsten aber ist diese böhmische Winterwirthschaft in den sogenannten Grenzbauden auf dem Riesengebirge. So heißen die drei obersten und lezten niedlichen Häuser des zerstreuten Dorfes Kleinaupe, wo man, namentlich in dem Hübner'schen, freundliche Räume, einen schönen Tanzsaal, einen Wiener Flügel, ein vorzügliches Lager von Oestreicher- und Ungarweinen, und die comfortabelste Bewirthung findet. Man muß die idyllische Baudenwirthschaft auf dem Riesengebirge kennen, um durch soviel Eleganz und Bequemlichkeit auf dieser einsamen wilden Höhe überrascht zu werden. Die Grenzbauden werden besonders von Schmiedeberg in Schlesien aus am Fuß des Hochgebirgs sehr zahlreich besucht, und fassen oft kaum die Zahl der Gäste. Hinauf fährt man auf sogenannten Hörnerschlitten mit Pferden, hinab aber fliegt man auf kleinen Schlitten dieser Art, indem ein gewandter Führer zwischen den Hörnern sizt und ihn leitet. In kaum einer halben Stunde schießt er von der Höhe über die Schneedecke herab, während zur mühsamen Auffahrt gegen zwei Stunden gebraucht werden. Es erinnern diese Rutschpartieen an ähnliche in der Schweiz, vom Mont Cenis herab, an das sogenannte Ramassen der Engländer. — Der Winterbesuch des Riesengebirges nimmt überhaupt zu, und ein paar Freunde machten sogar am lezten Sylvestermorgen der Riesenkoppe einen Besuch, den sie dann sehr interessant in einem Provinzialblatte schilderten. Man erfuhr daraus zum ersten Male den winterlichen Temperaturgrad auf dieser größten Erhebung des nördlichen Deutschlands. Gegen 8 Uhr Morgens zeigte das Thermometer nur 6½ Grad Kälte, und fiel gegen 11 Uhr bis auf 0. — In unsern Sudeten finden sich sehr viele Naturreste aus der Urzeit, in der jene Berge selbst erst ihre jezige Bildung unter den Wogen und Fluten eines Oceans erhielten, und G. W. Fiebig in Altwasser erwirbt sich das Verdienst, das größere Publikum mit diesen theotechnischen Hieroglyphen in einem öffentlichen Blatte von Zeit zu Zeit bekannt zu machen. Besonders sind die urweltlichen Incognita der Sudeten sehr merkwürdig, z. B. die sogenannten Wurmzellen oder Wespennester im Kalkstein, und unter mehreren im animalischen Vorreiche die Versteinerungen des ausgegangenen Geschlechtes der Trilobiten, die selten unverlezt bis auf unsere Zeiten gekommen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 125.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 25. Mai 1839.

Hier dacht' ich lauter Unbekannte,
Und finde leider Nahverwandte.
Es ist ein altes Buch zu blättern:
Vom Harz bis Hellas lauter Vettern!

Goethe.

Ueber Geisterglauben und Geisterfurcht bei den Alten.

(Fortsetzung.)

An diese Bemerkung reiht sich eine andere an. — Unter den Behauptungen, die kühn ausgesprochen und, weil sie den Schein der Wahrheit für sich haben, von unzähligen Andern nachgesprochen werden, gehört auch diese: „schon die Heiterkeit der Griechen, die sich in ihrer Sinnes- und Denkart, in ihrem ganzen innern und äußern Leben ausspreche, stimme nicht zu der finstern Romantik des Mittelalters, namentlich wie wir sie bei den Nordländern finden. Daß jene ewig heitere, die Gegenwart froh und leicht genießende Jünglinge gewesen, beweisen, sagt man, ihre Mythologie, ihre Plastik und Poesie." Allein auch hier übertreibt man. Diese gepriesene Heiterkeit ist nur ein Schein, der aus der Form entspringt, aber, dem Wesen nach, wenigstens nicht in der angenommenen Allgemeinheit vorhanden ist. — Die Griechen liebten allenthalben das Maß und die Harmonie, und so sind sie es, denen wir, in Bezug auf Plastik und Poesie, die ewigen Muster des Schönen und Ebdlen verdanken. Auch das Ernste, Finstere, Schauerliche und Gräßliche mußten sie in einer möglichst schönen Form darstellen, während zum Beispiel in der Mythologie und Poesie der Skandinavier Alles mehr kurz abgestoßen, in schroffen Umrissen, rauher und strenger erscheint. Allein an Ernst und selbst Strenge fehlt es auch der Götterlehre und der Kunst der Griechen nicht. Beide, so wie ihr ganzes geistiges und sittliches Leben, enthalten weit mehr Ernst, als man vermuthen möchte. Der bürgerliche und politische Leichtsinn der Athener, den man besonders heraushebt, um die Griechen überhaupt zu verkleinern, ist ein Erdübel fast aller Freistaaten, und sie haben darin vor den Italienern, und selbst vor uns Deutschen nichts voraus. Doch wir wollen hier besonders von ihrer Mythologie und Kunst reden. Wie gigantisch groß, wie ernst und düster sind ihre ältesten Götterwesen, ihre Titanen- und Gigantenkämpfe! Hier sind ihre Mythen mit denen der alten Hindus und denen der Edda nahe verwandt. Wie furchtbar erscheinen mehrere einzelne Göttinnen, z. B. die Eumeniden, die oben erwähnte dreiköpfige Hekate, die schwarze Ker, diese furchtbare Todesgöttin. Selbst einigen ihrer schönsten Götterwesen sind Züge des Ernstes, ja der Härte beigemischt; so dem sonst menschenfreundlichen Freudengeber Apollo, der den fröhlichen Reigen der Musen anführt und im olympischen Saale die Cyther spielt, der aber auch furchtbar ist in seiner Rache, wie Marsyas, wie die

Söhne der Niobe, wie die Griechen vor Troja, als sie seinen Priester Chryses beleidigt hatten, empfinden mußten. Auch vor dem tanzliebenden, den Menschen sonst so gütigen Pan, der gern in einsamer, bergigter Gegend zu weilen liebte, empfanden die Landleute, wenn sie sich in seiner Nähe wähnten, einen unheimlichen Schauer. Ja, fast jede Erscheinung eines heidnischen Gottes wird wenigstens von einem vermischten Gefühle religiöser Freude und des Schreckens begleitet dargestellt.

Trotz der schönen harmonischen Form, in welcher die Griechen und auch die nachahmenden Römer ihre Gedanken und Empfindungen ausdrückten, trotz der heitern Darstellung von Festen und fröhlichen Aufzügen und Gastmählern, zieht sich fast durch alle ihre Dichtwerke ein ernster, ja klagender Ton. Wie traurig wird allenthalben das Loos der armen Sterblichen geschildert, die, gleich den Blättern des Baumes, jezt grünen und frisch sind, dann in Kurzem verwelken und abfallen. Kein elenderes Wesen, sagen sie, sey vorhanden, von allen, die auf der Erde sich regen und athmen, als der Mensch, dieser Schatten eines Traums!

Gewöhnlich sagt man: die alten klassischen Dichter hätten, im Gegensatz mit den neuern, besonders denen in nördlichen Ländern, es verschmäht, das Wilde und Gräßliche abzuschildern. Allein es verhält sich anders. Ich will hier nicht reden von den Tragikern, bei welchen das Ernste, das Schauerliche, überhaupt dasjenige, was ja von ihnen den Namen hat, schon vorausgesezt wird; höchstens will ich, um Eines aus Vielem anzuführen, an die furchtbare Begeisterung erinnern, in welcher die weissagende **Kassandra**, den nahen Tod Agamemnons und ihren eigenen ahnend, im Trauerspiel des Aeschylus erscheint. Auch schon **Homer**, dessen heitere und anmuthige Darstellung so sehr gerühmt wird, ist, abgesehen von seinen Schlacht- und Blutscenen, auch anderwärts reich an Schilderungen des Furchtbaren und des Gräßlichen. Wie schauerlich wird z. B. die Sinnesverwirrung der Freier, die in wilder Lust den Tod ahnen, im zwanzigsten Gesang der Odyssee dargestellt — ihr dämonisches Gelächter, ihre durch göttlichen Einfluß bewirkte Verzerrung des Gesichts! Jezt essen sie Fleisch, von Blut besudelt, und sie merken es nicht; ihre Augen sind mit Thränen erfüllt, ihr Herz umschwebt Jammer. Und wenn nun der Seher Theoklymenos, von dieser Erscheinung ergriffen, ausruft: „Ha, ihr Unglücklichen, welch Unheil duldet ihr! Ringsum in Nacht sind eure Häupter, euer Angesicht, eure Glieder gehüllt. Schrecklich tönt Wehklage; von Thränen sind eure Wangen benezt, Blut träuft von den Wänden, an dem Gebälk herab. Mit Schattenbildern (Idolen) ist die Hausflur, ist der Vorhof angefüllt; sie eilen zum Erebus hinab in die Finsterniß. Die Sonne ist ausgelöscht am Himmel und ein furchtbar Dunkel herrscht rings umher." — Und wenn die Freier darauf, die das Alles in ihrer wilden Verblendung nicht wahrnehmen, in ein Lachen ausbrechen, ist **das**, frage ich, nicht schauerlich genug, und würde es einer nicht hochromantisch finden, wenn er es bei dem Dichter des Macbeth fände?

(Schluß folgt.)

Moden.

(Fortsetzung.)

Der künstliche Haarputz wurde bald so sehr als etwas Fremdes, als ein **Anzug** anerkannt, daß Niemand daran dachte, die Farbe des fremden Haars mit der des natürlichen in Uebereinstimmung zu bringen, oder auch nur beständig gleichfarbige Perrücken zu tragen. Der Mann von gewöhnlicher Extraction wählte die dunklern Nüancen, als die häufigsten und damit billigsten, und zum Negligé begnügte sich damit auch der Vornehmere: aber die Gala-perrücke mußte **blond** seyn, nach Frankreichs Vorgang, und dieser Geschmack gab die nächste Veranlassung zur Einführung des Puders. Der erste Gedanke dabei war, durch leichtes Einstreuen von Puder eine zu dunkle Perrücke zu einer blonden zu lügen. Aber bald wollte Jeder um wohlfeilen Preis modisch blond seyn, und ehe man es sich versah, ging es mit dem Puder wie mit der Perrücke selbst: aus dem anfänglichen Surrogat wurde eine galante Nothwendigkeit. Wie die Perrücke das natürliche Haar völlig verdrängt hatte, so negirte jezt der Puder alle Farbenunterschiede desselben. Er reichte aber bekanntlich weit über die eigentliche Perrückenzeit hinaus; ja seine wahre Despotie begann erst dann, als das natürliche Haar, freilich auf seltsame Weise, wieder in seine Rechte eingesezt war, und die launische und doch so zähe Mode hielt fast ein Jahrhundert lang am Ideale fest, das die mit Vegetation von verschiedenem Wuchs und Kolorit bestockten Gipfel der menschlichen Häupter in starre, gleichförmige Schneekuppen verwandelte.

Die Bildnisse der Regenten und Helden aus den Zeiten nach dem dreißigjährigen Krieg bis gegen den österreichischen Successionskrieg hin geben zu einer Bemerkung Anlaß. Zur Zeit, wo die Sitte, den kriegerischen Leib in Stahl zu kleiden, noch nicht ganz abgekommen oder doch noch in frischem Andenken war, sieht man die Großen der Erde weit weniger in voller Rüstung abgebildet, als später, da nur noch der Brustharnisch als

wirkliche Tracht übergeblieben oder selbst alles Stahlgeschmeide aus dem Kostüm verschwunden war. Das Stahlkleid blieb lange gleichsam die offiziell poetische Tracht der Könige, Fürsten und Heerführer auf Bildnissen und Münzen. Solch ein ganz in Stahl gehüllter Mann, der in der Wirklichkeit der kriegerischen Last einer tüchtigeren Zeit gar nicht gewachsen gewesen wäre, hat in der Regel den offenen Turnierhelm und die gekrenzten Panzerhandschuhe neben sich, die dann immer an den Todtenkopf mit den Röhrenknochen erinnern: ein historisches Memento mori. Das Symbol der Heldenhaftigkeit wurde festgehalten, als das todtschlägerische Heldenthum im Sinne des Mittelalters längst zur Fabel geworden war. Man führte zur adulatorischen Verherrlichung der hohen und tapfern Herrn ein Stück Poesie aus einer verlebten Zeit nach, und ungefähr eben so verhält es sich ja auch mit den Lorbeerreisern, womit die allzeit Mehrer des Reichs ihre Perrucken bespickten. Die Herren ließen sich im Harnisch malen, als sie keinen mehr hätten tragen können, und sie belorbeerten sich erst dann, als dieser Schmuck des Helden zur Ironie geworden war.

Aber die mit gewissen Trachten verknüpften Begriffe von Anstand, Würde und dergleichen machen, daß nicht nur in idealer Darstellung, sondern auch in der Wirklichkeit häufig eine charakteristische Tracht der einen Zeit stückweise weit in eine andere hineinreicht und hier aristokratisch spuckt, verspottet von den Klugen, respektirt von den Schwachen und Gläubigen. Dieses Moment spielt in der Geschichte der Trachten eine sehr bedeutende Rolle. Gleich die eben besprochene Rüstung bietet uns ein Beispiel hiefür. Von der Erfindung des Schießpulvers an fiel ein Stück derselben um's andere im kriegerischen Kostüm weg; es läßt sich aber durchweg verfolgen, daß die Edeln und die Kerntruppen in jeder Periode, viel weniger zum Schutz als zur Ehrenauszeichnung, einzelne Armaturen beibehalten, welche der gemeine Haufen längst abgelegt. Als endlich die Entwicklung der furchtbaren Offensivwaffe des schweren Geschützes, und damit einer beweglicheren Taktik, alle schweren Defensivwaffen bei den Truppen völlig aus dem Systeme der Bewaffnung verdrängt hatte, trugen die Offiziere noch lange den Brustharnisch als Reminiscenz an die Zeiten, wo sich der Edle durch vollständigere Wappnung vom Trosse ausgezeichnet. Doch auch dieser Rest des Eisenkleides belästigte am Ende und wurde immer weiter reducirt. — Wir haben schon öfters auf die Aehnlichkeit zwischen den scheinbar willkührlichen Entwicklungen der Menschheit und den Bildungsgesetzen der Natur aufmerksam gemacht; der vorliegende Fall gibt ein augenfälliges Beispiel. Bei den im Raum neben einander lebenden thierischen Geschöpfen sehen wir häufig, daß ein und dasselbe Organ, z. B. eine Zehe, bei den einen eine bedeutende Funktion hat, bei andern an Wichtigkeit zurücktritt, bei noch andern aber ein völlig nutzloser Anhängsel scheint. Die Natur bleibt ihrem Bildungssysteme wunderbar treu: häufig, statt ein Organ wegzuwerfen, das für eine Thiergruppe keine unmittelbare Bedeutung mehr hat, führt sie es eigensinnig nach, aber gleichsam nur pour mémoire, und deutet es im Rudimente an. Ebenso verfährt der menschliche Geist bei seinen stetigen Bildungen in der Zeit, die erst, wenn sie dagewesen, wenn sie verlebt sind, vor dem rückwärts gewendeten Blick sich gruppiren und wie zu individuellen Wesen sich gestalten. Der Geist verfährt so bei seinen höchsten wie bei seinen frivolsten Schöpfungen, und was wir am Oberflächlichsten, an der Tracht nachweisen, wiederholt sich in den tiefsten Kreisen. Statt den Brustharnisch des Anführers, als er sich beschwerlich machte, ganz wegzuwerfen, beschnitt ihn das Zeitalter nur, weil es eigensinnig am Symbol festhielt, und ließ ihn zum Ringkragen einschrumpfen, der jezt noch in den meisten Heeren getragen wird. Dieser winzige Schild am Leibe des wehrlosen Offiziers ist das lezte Rudiment der ganzen Krebsschaale, welche einst den aristokratischen Krieger deckte, und das Merkzeichen einer ganzen Entwicklungsreihe von Formen der kriegerischen Tracht.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Asphalt und Promenadeconzerte. Green.

In England ist Alles nicht nur Mode, sondern Manie. Voriges Jahr hatten wir die Company-Manie, und Asphalt war das Losungswort. Rechts und links, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang nichts als Asphalt; bald sollten wir nur auf Asphalt wandern, Asphalt sollte sich über unsere Häupter in Bogen und Dächern wölben. Naturforschende Geister mit leeren Taschen entdeckten plötzlich Länder, deren Bewohner in ihrer Unschuld nie von den verborgenen Schätzen, auf denen sie wandelten, geträumt, die jedoch aus nichts als Asphalt bestanden. Es ist unmöglich, die Anzahl der Gesellschaften, die sich auf diese Asphalte in spe gründeten, aufzuzählen; aber hätte man sich der Produkte aller dieser asphaltschwangern Länder bedienen wollen, so hätte man „die ganze Welt und alle umliegenden Ortschaften" damit pflastern können. Alle Tage las man Ankündigungen von neuen Gesellschaften mit langen Namen und einem Capital von 100,000 Pfund. Bald aber stürzten die Feenpaläste der Phantasie armer hintergangener Speculanten ein, und in diesem Augenblicke ist der Asphalt nichts weiter, als ein Aergerniß für alle Kutscher, die in Oxford Street über ein Pflaster zu fahren haben, dessen erhebende Eigenschaften den Passagier für einige Augenblicke in den Wahn versetzen könnten, er sey

in einer Provinzialstadt des Continents. — Jezt haben wir eine Manie ganz verschiedener Art, eine edlere Manie, eine billigere Manie (einen Schilling per Person), und das ist die Musardmanie, die Wuth für Promenadeconzerte — lucus a non lucendo, da man gewöhnlich in diesen Promenaden keine Hand ausstrecken, viel weniger einen Fuß bewegen kann. Drurylane, das erste Nationaltheater, gibt seit drei Wochen für einen Schilling Entrée Conzerte à la Valentino, und ist jeden Abend mit dem gemeinsten Gesindel angefüllt. Einige Dutzend hungrige Fidler werden zusammengerafft und eine „Band of 100 performers, upon a scale never hitherto attempted“ (das leztere mag richtig seyn) genannt. Obgleich Strauß mit seiner Bande bereits lange in Wien spielt, so spielt doch hier „Strauß's Bande“ alle Abende in der Egyptian Hall, und das St. James Theater füllt sich durch die „powerful attraction of the monkeys“ und Strauß „unrivalled band.“ Es sollte mich nicht wundern, wenn wir bald in Smithfield oder St. Giles Concerte à la Musard zum Eintrittspreise von einem Penny angekündigt sähen. Es ist übrigens nicht zu wundern, daß die Theaterdirektionen ihre Zuflucht zu dergleichen nehmen müssen, da der Geschmack am Theater sich in England immer mehr zu verlieren scheint. In Cheltenham brannte vor 14 Tagen das Theater ab, und man glaubt nicht, daß sich irgend Jemand finden werde, um dessen Wiederaufbauung zu unternehmen. In London selbst sind die Theater so leer, daß die Direktoren bald in Nachahmung der bekannten englischen Ballade: Meet me by moonlight alone werden singen können: Meet me by gaslight alone.

Green, der berühmte „Segler der Lüfte,“ hat den Plan, eine regelmäßige Ballonfahrt zwischen London und Cheltenham zu etabliren, und machte vorige Woche eine Experimentalluftfahrt, bei welcher er sich drei Stunden in den höheren Regionen aufhielt. Er sagt, von welcher Seite der Wind auch hier unten blasen möge, so sey er immer Nord oder Nordwest, sobald man 5000 Fuß über die Oberfläche komme; beider Luftzüge könne man sich nach Gefallen bedienen.

(Schluß folgt.)

Breslau, Mai.

(Fortsetzung.)

Der Räuber Barfuß. Ole Bull.

Wir dachten schon bei unserer polizeilichen Sicherheit und dem ästhetischen haut gout der Gegenwart, die Vulpiaden, verstaubt und vergessen, hätten nur noch ein Daseyn in den Repositorien der Leihbibliotheken; doch neben den bedeutenden Rollen, die sie noch immer in der niedern Lesewelt spielen, hat die seinige ein schlesischer Rinaldo in der Wirklichkeit, interessant genug, ganz in unserer Nähe abgespielt, wenn auch nicht in so großartiger Abenteuerlichkeit, wie vor zwei Jahren der Ungar Schobri. Ich meine den Dieb und Räuber Johann Barfuß, einen verunglückten Studenten aus östreichisch Schlesien, der seit längerer Zeit sein Wesen dies- und jenseits der Grenze trieb, in unserer Provinz namentlich in den Kreisen Neisse, Grotkau, Münsterberg und Frankenstein, die der sonst gutberathene „Hamburger Correspondent“ in der Mittheilung darüber, der geographischen Abwechslung wegen, für diesmal nach Schwaben versezte. Barfuß befehligte, wie man sagt, eine Bande von ungefähr 70 Mann, trat bei einem gefälligen Aeußern mit einer gewissen Politur und überall großer Keckheit auf, und ward im Anfang des Jahres verhaftet. Er sizt in Johannesberg (in östreichisch Schlesien) fest. So heißt das Sommerschloß des Fürstbischofs von Breslau, mit einer Colonie neben dem Städtchen Jauernik. Schon früher war Barfuß hier eingezogen worden, entkam aber, und verlegte zu größerer Sicherheit seine Wirksamkeit auf preußisches Gebiet. Da nun der Wolf gefangen, so hofft man auch ohne große Schwierigkeit sein Nest zu zerstören. — Von edlerem Interesse ist uns die Anwesenheit des jungen französischen Dichters Felix Marande diesen Winter gewesen, der hier, begeistert für deutsche Literatur, Tiedges „Urania“ übersezt, die den Franzosen bisher unbekannt geblieben. Die deutsche Dichtung nimmt sich in dem französischen Gesange ähnlich den Poesien von Alphons Lamartine aus, und Tiedge selbst soll sich lebhaft für die Uebersetzung interessiren. Sie erscheint in Dresden bei Arnold und in Paris bei Treuttel und Würz. — Anfangs März war auch Ole Bull hier, der phantastische Sohn des hohen Nordens den sein Violinbogen zum Ritter des Wasaordens machte. Er gab drei außerordentlich besuchte Conzerte, die beiden lezten im großen schönen Musiksaale des Universitätsgebäudes, der Aula Leopoldina, die wir von den prachtliebenden Jesuiten überkommen. Es zeigte sich dabei wieder, welch reger musikalischer Sinn bei uns herrscht; denn der Andrang der Hörlustigen beim ersten Conzert war so groß, daß Viele den Virtuosen in einem Nebenzimmer buchstäblich nur hören, nicht sehen konnten. Ole Bull hat hier die glänzendsten Triumphe errungen; der obengenannte junge Franzose Marande nannte ihn in einem Weihgedicht (in der „Breslauer Zeitung“) „Roi des accords“ und „Scalde des douleurs,“ und die competenten Kritiker kamen über sein Meisterspiel dahin überein, daß dieses an sich die außerordentlichste eigenthümlichste Technik offenbare, während seinen Compositionen noch der Höhepunkt kunstmäßiger Entwickelung in Maß und Gesez fehle. Am vollendetsten als Musikstück wird das Andante religioso bezeichnet; dagegen steigert die Polacca guerriera durch die Menge bizarrer Züge nur das Staunen des Zuhörers, ohne ihn tiefer zu ergreifen und zulezt harmonisch zu befriedigen. Indem der Künstler vorzugsweise die höchste und tiefste Lage der Violine benuzt, ist sein Ton mehr zart als voll, mehr einer Geister- als Menschenstimme sich nähernd; dann aber forcirt er ihn wieder in plözlicher Laune fast zu schrillenden Accorden, weiß aber dann durch weichste Art die Töne zu verbinden, oder durch leicht ausgeführte ungemeine Schwierigkeiten den stuzig gewordenen Hörer rasch wieder zu fesseln. Er ist 29 Jahre alt, eine Mittelgestalt mit einem blassen, ich möchte fast sagen, elegischen Gesicht, und sein Wesen, obgleich wortkarg und abgemessen, schien mir nichts weniger als arrogant, wie man es anderwärts gefunden haben will; freilich bin ich nur einmal mit ihm in engere persönliche Berührung gekommen. Wie von seinem Vorbilde Paganini erzählt man von ihm sich allerlei Abenteuerlichkeiten, aber auch für einzelne Fälle jenen häßlichen Schachergeist, der den billigsten Anforderungen sich nicht fügt, den pecuniären Gewinn, mit Beeinträchtigung fremder Mitwirkung, für sich allein möglichst auszudehnen sucht, und dadurch zulezt noch ein trübes Licht auf die scheidende Erscheinung der Künstlergröße wirft. Der Künstler muß leben, das versteht sich; aber bei solchem Rang und Glück, wie Paganini, Ole Bull, Clara Novello ꝛc., kann er auch leben lassen, ohne sich sehr wehe zu thun, statt mit gemeinem Geize sich zu beflecken. Bei dem Allem ist Ole Bulls Wohlthätigkeitssinn von auswärts her gerühmt worden. Er reiste von hier eiligst nach Wien.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 126.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 27. Mai 1839.

> Was sich einmal im Leben Geltung verschafft hat, und beruhte es ursprünglich auf der albernsten Voraussetzung, das hält der Mensch meist hartnäckig fest und umkleidet es mit Scheinvernunft; er ist nicht so launenhaft, als es aussieht, oder er ist es vielmehr in einem andern Sinne, als dem gemeinen.
>
> Baron Grimm.

Moden.

(Fortsetzung.)

Noch nähere Beispiele derselben Art bietet unsere gemeine bürgerliche Tracht. Wie lange noch gehörten Haarbeutel und Chapeaubashut zum Ceremonial- und Hofkostum, nachdem diese Eleganzen längst von der Straße verschwunden waren! Das habit français sammt Zugehör wurde im Lauf dieses Jahrhunderts ein immer summarischerer Auszug dessen, was einst in Sachen des Anstands allgemein Rechtens war; aber es wird ganz gewiß weder früh noch spät zumal weggeworfen, sondern bis auf's lezte Endchen, wo am Körper dieses nun auch sitzen bleiben möge, abgetragen werden. Denn der Geist ist schwer und ökonomisch in seinen Produktionen und beutet eine Erfindung aus, so weit es immer geht, selbst wenn ihm die Erfindung, wie wir meinen, gar nichts gekostet hat. Denn wenn man ihn in der Geschichte verhört, so verleugnet er meist die Schwerfälligkeit seiner Produktionskraft und antwortet ganz naiv mit Molières bourgeois gentilhomme: „Je n'ai point étudié, et j'ai fait cela tout du premier coup;“ er sagt aber meistens nicht die Wahrheit. — Auch unser gemeiner Frack, früher das lebenvollste Geschöpf, ist nachgerade ein vorweltliches Gespenst, das sich immer mehr aus der Sichtbarkeit zurückzieht und fast nur noch bei Taufen, Hochzeiten, vor der Theemaschine, kurz da spuckt, wo nach den immer laxer werdenden Zeitfoderungen der Anstand zu wahren ist, welcher nun einmal herkömmlich durch Reminiscenzen einer altväterischen Eleganz repräsentirt wird. Ueber kurz oder lang mag es den Schein gewinnen, als sey der Frack gestorben, weil etwa sein sterblich Theil begraben worden; aber dem, was Geist an ihm ist, vermag das Jahrhundert nichts anzuhaben.

Dasselbe zeigt auch das vorliegende Thema, die Geschichte der Perrücken. Nachdem sie lange aufgehört, gemeiner Schmuck zu seyn, blieben sie das gravitätische Sinnbild von Anstand und Würde. Wir haben schon früher angeführt, daß die protestantische Geistlichkeit aus diesem Grunde die Perrücken fast nicht los werden konnte, und werden noch einmal darauf zurückkommen. Aber auch Parlamenten, Landständen und hochweisen Magistraten machte der Zeitgeist in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Perrücken zur Pflicht. Erst die französische Revolution bewerkstelligte die definitive Scheidung der Begriffe Perrücke und deliberirende Körperschaft. Nur Ein Beispiel, wie tief, ein wahrer Aberglauben, das Ansehen einer Tracht gewurzelt war, die sich hundertfünfzig Jahre früher als stutzerhafte Neuerung eingeschlichen hatte. Als im Jahr 1798 Genua auf ganz kurze Zeit von den

Franzosen geräumt war, hatte die provisorische Regierung nichts Eiligeres zu thun, als sich wieder in das alte Amtskostüm mit den Wollenperrücken zu stecken. Heutzutage verglimmt um den Scheitel des höchstgestellten Beamten eines großen Volks der lezte Schimmer einer untergegangenen Zeit; die große Perrucke des Lordkanzlers von England ist das lezte Lächeln einer Laune, welche hundert Jahre und länger vielen Ständen ihre Hauptphysiognomie gab; aber in diesem altväterischen Kopfvließ neben den fashionabel zugestuzten Köpfen der jungen Pairs symbolisirt sich recht eigentlich das Wesen der englischen Verfassung.

Von dieser Abschweifung kehren wir zu dem Punkte zurück, der uns dazu Anlaß gegeben.

Der Anachronismus der Hofmaler und Medailleurs, welche weit in's achtzehnte Jahrhundert herein ihre gnädigsten Herrn, die deutschen und andere Friedensfürsten „complete in steel“ darstellten, ist durch die obigen Bemerkungen genugsam erklärt. Höchst sonderbar und doch eigenthümlich malerisch ist die Vermählung der Allongeperrücke mit der vollen Rüstung. Um die Zeit, da sich die Perrücken völlig festgesezt hatten, kam es nun aber auch auf, die wirklichen und die präsumtiven Helden in antik römischem Kostum darzustellen, und auch mit dieser idealen Tracht wurde die Perrucke gepaart. Gehen wir etwas weiter herauf zu der Zeit, wo die Perrücke der Puderfrisur Platz gemacht hatte, so sehen wir auf den Monumenten bald die mittelalterliche Rüstung, bald den römischen Panzer sammt der Toga angewendet, dabei aber die ausgezogenen Rollen über den Ohren oder die ailes de pigeon festgehalten, den Zopf dagegen nur des Haarbeutels oder des steifenden Bandes entledigt und lose gebunden, wie man ihn im Negligé trug. Dieses rücksichtslose Kleben am Haarputz quand même zeigt, wie dieser Theil der Tracht von viel entscheidenderer Bedeutung ist als jeder andere, wie der Styl der Haare vor Allem in jeder Periode den allgemeinen physiognomischen Ausdruck bestimmt, mit dem und innerhalb dessen sich das individuelle Gesicht Geltung zu verschaffen hat. Jene Künstler aus der Perrücken- und Puderzeit fühlten wohl, daß ein fremdartiger Rahmen, und wäre er noch so ideal, mehr als jedes andere Phantasiespiel mit dem Kostüm, die Individualität des Dargestellten in der Einbildungskraft der Zeitgenossen verwischt; sie nahmen daher keinen Anstand, Ihre Majestäten, Hoheiten und Excellenzien am Körper „sous les traits de Trajan u. dgl.“ abzubilden, aber sie respektirten das heilige Siegel der Zeit um Stirne und Schläfe, und bedachten weise, daß allerdings schon der Schneider, aber in höherer Potenz der Friseur es ist, der Menschen macht.

Wie schon gesagt, wetteiferten in den lezten Jahrzehnten des siebzehnten Säculums alle höhern Stände in Europa in der Pracht und Größe der Perrücken. In Deutschland aber zeichnete sich in diesem Punkt vorzüglich die hohe protestantische Geistlichkeit aus, nachdem einmal die im vorigen Artikel geschilderte Opposition überwunden war. Stößt man auf ein Bild mit einer recht ungeheuern Perrücke, so ist es sicher, je nach dem Schnitt derselben, entweder ein Minister, Ambassadeur oder dgl. oder aber ein lutherischer Abt, Generalsuperintendent oder Kanzler. Es war, als wollten sich diese Würdenträger der gereinigten Kirche, zum Preis der symbolischen Bücher und des im westphälischen Frieden garantirten Kirchenguts, dem katholischen Clerus gegenüber recht vornehm weltlich breit machen. Lezterer konnte sich allerdings nicht mit derselben Behaglichkeit in den Strom der Mode werfen. Gleich den ersten Versuchen der Cleriker, ihre Häupter in modum seculi zu schmücken, traten glühende Eiferer aus ihrer eigenen Mitte entgegnen, und diese hatten am heiligen Stuhle einen Rückhalt, der den evangelischen Perrückenantagonisten fehlte. Besonders heftig trat der Pariser Doktor **Thiers** in seiner im Jahr 1690 erschienenen Histoire des perruques auf. Ihm war die Modelaune der Zeit ein so großes Aergerniß, wie seinem berühmteren Großneffen die pensée immuable; er donnerte gegen die falschen Haare des Clerus mit so viel Beredtsamkeit, wie der heutige Thiers für die Wahrheit des Repräsentativsystems; ja er scheute sich nicht, den Bannstrahl des Vatikans gegen die Perrücken am Altar und im Chorstuhl herauszufordern. Mehrere Päpste, wie Clemens XI. (1703) und Benedikt XIII. (1723) erließen nun allerdings Verordnungen gegen das Tragen der Perrücken von Seiten der Geistlichkeit und bedrohten die Widersetzlichen zum Theil mit harten Strafen. Indessen wurde der Ungehorsam doch nie ein sogenannter casus papalis und die Bischöfe konnten Dispens ertheilen; wie denn der Bischof von Speyer lange die Priester für vierzehn Gulden in den Orden der bien coiffés aufnahm. Eine eigenthümliche Schwierigkeit sezte aber die Köpfe wenigstens der fungirenden Priester und die Perrücken in Antagonismus: von jeher bestand das ausdrückliche kirchliche Gebot, daß der Priester bei gewissen Theilen der Messe das Haupt entblößen muß. Doch auch hier wußte man sich zu helfen: man ließ die Perrücke so einrichten, daß der obere, der Tonsur entsprechende Theil aufgeklappt werden konnte. Alles dies, in Verbindung damit, daß auch das übrige, zur Perrücke nicht passende Kostum der katholischen Geistlichkeit ein strengeres war, machte, daß sie in dieser weltlichen Eleganz niemals mit den Kanzlern und Beichtvätern des corpus evangelicorum in die Schranken treten konnte.

(Fortsezung folgt.)

Ueber Geisterglauben und Geisterfurcht bei den Alten.

(Schluß.)

Und die griechische Plastik! — Wer nur mit einiger Kunstkenntniß, und noch mehr Empfänglichkeit für das Alterthümliche in einem Antikensaal voll hoher Göttergestalten herumwandelt, wird sich nach und nach von einem Ernst ergriffen fühlen, der aus dem Angesicht, den Mienen, der Haltung dieser Kunstwesen, auch selbst derjenigen, die man schön und anmuthig nennt, in ihn übergegangen ist. — Man könnte sagen, Ernst und Erhabenheit sey der Charakter der griechischen Kunst überhaupt. Selbst in ihrer Komik zeigt sich dies. Wenn Aristophanes mit zügellosem Uebermuth seine genialische Laune aussprudelt, so geschieht es doch immer in edler, schöner Form, selbst in solcher, welche er den Tragikern nicht bloß der Parodie wegen abgelieben; ja, er läßt unmittelbar auf die Darstellung des Lächerlichen und Possenhaften hochpoetische Chorgesänge erschallen, deren der ernsteste Tragiker sich nicht schämen dürfte, etwa wie umgekehrt Shakespeare, das Leben nachbildend, wie es ist, mitten in die ernsten und ergreifenden Scenen seiner Tragödien Komisches und Albernes als Dissonanzen einmischt. Weit heiterer als die griechische plastische Kunst — denn von ihrer malenden wissen wir nur wenig durch Anschauung — ist die neuere der italienischen und anderer Maler, nicht nur dem Wesen nach, worin Malerei und Plastik sich unterscheiden, sondern auch aus nationalen und Zeitursachen. Man denke an Raphael und seine göttlich anmuthigen, herzerfreuenden Gebilde, an den Maler „der Nacht," an Titian, an den herrlichen Spanier Murillo, der, gleich dem erwähnten englischen Dichter, eben so gut das Erhabene und Schöne, als das Niedriggemeine zu schildern versteht.

Schließlich noch folgende Bemerkungen, welche die ganze Denk- und Sinnesart der Alten betreffen. — Die Griechen und Römer mußten fast allenthalben in der Natur und im Menschenleben Stoff finden zur Unruhe, zur Sorge und Furcht, von denen zwar einzelne Weise und Naturforscher, besonders manche Akademiker und die Epikuräer, zu befreien suchten, denen aber selbst Stoiker, Platoniker und Pythagoräer nicht fremd geblieben sind. Sollten wir es ihnen verargen? Sehen wir doch, wie das Volk der Christen noch heutiges Tags in verschiedenen Ländern mehr oder minder sich dem Hang zu düsterem Aberglauben hingibt, der, um es noch einmal zu bemerken, in der menschlichen Natur gegründet zu seyn scheint. Zwar der wahre Christ sucht sich davon zu befreien; ihm spucken die alten Dämonen nicht mehr, er ist heiter ernst, weil er die Natur mit heitern Augen betrachtet, weil er den erhabenen Leichtsinn, den das Christenthum gebietet und der aus einem festen Glauben an die Vorsehung hervorgeht, in seinem Herzen trägt. Vermöge jener stoischen Sympathie, von der Cicero in seiner Schrift „von der Weissagung" redet, jenem geheimen Zusammenhang in der ganzen Natur, der sich uns deutlicher oder dunkler ausspricht, mußten die Alten in ganz gewöhnlichen Naturerscheinungen und Ereignissen, wie viel mehr erst in seltsamen und auffallenden, etwas Vorbedeutendes, Unheimliches, Unheilverkundendes erblicken und vernehmen. Ließ sich irgend eine Stimme hören, deren Ursprung man nicht sogleich entdeckte: es war die Stimme von Dämonen, von Faunen, die umher schwärmten und Unheil oder doch sonst etwas Ungewöhnliches verkundeten. Das Geheul der Eulen, das Krächzen der Raben und Krähen, das Geschrei anderer gewisser Vögel und Thiere vernahmen sie, als schlimme Vorbedeutungen, mit Schauer, wie jezt noch unzählige Christen, die in dieser Hinsicht vor den alten Heiden nichts voraus haben.

Gottlieb Zimmermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Mai.

(Fortsetzung.)

Holtei. Johann Schön.

Eine freundliche Erscheinung war uns Karl v. Holtei, der, nach der Auflösung seines Verhältnisses zum Theater in Riga, im vorigen Monat nach seiner v. g. Vaterstadt Breslau zurückkehrte, und hier zum ersten Male seine ausgezeichneten dramatischen Vorlesungen vor einem sehr gewählten Publikum gab, während er bei seiner Anwesenheit 1835 unsere Bühne selbst betrat, auf der er, ein zweiter Wilhelm Meister, gegen das Ende des zweiten Jahrzehnts, unverdrossen durch alles Mißlingen, ungeschreckt durch herben Tadel, die dramatischen Sporen zu verdienen bemüht war, und den Grundstein zu seinem bewegten Künstlerleben legte. Ein wenig wohlgefälliges Sprachorgan war es namentlich, weßhalb man ihm damals allen höhern Beruf für die Bühne absprach. Alle, die, wie ich selbst, darin übereinstimmten und Holtei bei seinem lezten Auftreten nicht gesehen hatten, erstaunten nun, wie er in glücklicher Beharrlichkeit, gleich dem Demosthenes — wenn auch nicht mittelst Kieselsteinen — die Mängel oder Angewöhnungen seines Organs überwunden. Ja, es wirkte seine ganze Individualität nun ungleich entschiedener, und die poetische Begeisterung, mit der er Shakespeares „Julius Cäsar" las, sowie seine ausgezeichneten Mittel dazu, rissen Alles zum lebhaftesten Beifall hin. Nicht minder sprach der frische Humor an, mit dem er Holbergs „Gert Westphaler," das Vorbild von Raupachs Barbier Schelle, folgen ließ, und wer Tieck und Holtei lesen hörte, wird vielleicht gern dem Urtheil beitreten, daß bei Jenem das Idealistische, bei diesem das Charakteristische vorwalte.

Karl Schall, den die Breslauer vor vierzehn Jahren lesen hörten, besaß bei aller Sachkenntniß keine genügende Stimme, besonders für affektvolle Scenen. — Des Bühnenlebens überdrüssig, weiß Holtei im Augenblick wohl selbst noch nicht, wie und wo er nächstens sich niederlassen werde. Arion sprach: „ein wandernd Leben gefällt der freien Dichterbrust." — Manche sich widersprechende Berichte sind über die Theaterverhältnisse Rigas in Umlauf gekommen. Die Wahrheit davon ist mit wenig Worten, daß Holtei zunächst durch den Tod seiner Frau zu dem Vorschlage an das Theatercomité veranlaßt ward, ihn der unumschränkten Direktion auf eigene Rechnung, zu der er kontraktlich sich verpflichtet, vorzeitig wieder zu entbinden. Lange aber fühlte er wohl schon, daß er zum Theaterdirektor nicht tauge, weil er — nach seinen eigenen Worten — nirgend Nein sagen könne. — Ich komme nun zu einem Todesfall, der alle hiesigen Freunde der Wissenschaft tief erschüttert hat, besonders da ihm die traurigsten Umstände vorausgingen. Er betraf Johann Schön, ordentlichen Professor der Staatswissenschaften an der hiesigen Universität, Doktor der Rechte und Philosophie und Redakteur der „Schlesischen Zeitung." Geboren zu Langendorf in Mähren, den 2ten November 1802, fand er auf einer größern Reise von Wien aus, wo er seine Studien beendet, seit 1828 in Breslau einen seinen Neigungen und Gesinnungen angemessenen Thätigkeitskreis, und schied für immer aus von seinem eigentlichen Vaterlande, indem er in Preußen völlig sich niederließ. Anfangs als Privatdocent, seit 1836 als ordentlicher Professor der philosophischen Fakultät wirksam, fand er ungewöhnliche Anerkennung, und zeichnete sich in seinen Schriften durch Gelehrsamkeit, hervorstechende Eigenthümlichkeit der Bearbeitung, scharfsinnige Kritik, gefällige Darstellung aus. Seine schon in Oestreich verfaßten poetischen und historischen Versuche, größtentheils historische Balladen und eine mythische Tragödie: „der Sieg des Glaubens" (Leipzig 1828; später umgearbeitet), erschienen 1824 bis 1828 meist in v. Hormayrs Archiv und historischem Taschenbuch, sowie in Castellis, Tolds, Kuffners und Anderer Taschenbüchern und Zeitschriften. Im Allgemeinen waltet darin die Beschaulichkeit vor; die Freigeisterei der frühen Jugend stellt sich als überwunden dar, und es ist das Streben sichtbar, das Religiöse und Geschichtliche zum eigenen Troste mit dem räsonnirenden Verstande auszusöhnen. Unter seinen historischen Versuchen ist am schäzbarsten eine Nachricht über einen böhmischen Codex im Königsberger Archiv, der zur Hebung eines für Böhmen sehr wichtigen Urkundenschatzes Veranlassung gab.

(Schluß folgt.)

London, Mai.

(Schluß.)

Lady Bulwers Roman. Pauline Garcia.

Lady Bulwers Roman: „Cheveley, or the Man of Honour," macht sehr viel Aufsehen in den höheren Classen, denen viele darin vorkommenden Charaktere entlehnt sind. Die Verfasserin hatte dabei keinen andern Zweck, als den Charakter Bulwers in den grellsten Farben dem Publikum preiszugeben. Die Farben sind jedoch so dick aufgetragen, daß alle Wahrscheinlichkeit verschwindet. Ein Pamphlet ist erschienen, wie man sagt, von Bulwers eigener Hand, in welchem die schlechte Tendenz, die Unwahrscheinlichkeit und Immoralität dieses Romans (dem jedoch Witz und treffende Satire nicht abzustreiten sind) auseinandergesezt wird. Auf jeden Fall enthüllt dieses Genre von Romanen, so gerne man es auch verbergen möchte, mehr und mehr die Immoralität des englischen Adels. — Ein Skribler in Blackwoods Magazin behauptete vor einiger Zeit in einem Artikel über deutsche Literatur, die Deutschen haben „weder Moral noch Literatur." Ich charakterisire die Ansichten des heuchlerischen Puritaners für die Leser hinreichend, wenn ich sage, daß er Goethes Wahlverwandtschaften als den Sittenspiegel der deutschen Nation aufstellt. Was sagt dieser englische Moralist zu Hooks (unstreitig der beste englische Sittenmaler jetziger Zeit) leztem Roman, dessen Held, nachdem er zwei Frauen verführt, mit der ersten einen Sohn gehabt und die zweite aus ihres Mannes Hause genommen, ein junges Mädchen heirathet, das er bald darauf des Ehebruchs mit seinem eigenen Sohne (dem von seiner ersten Geliebten) bezüchtigt? Die Engländer halten sich seltsamer Weise für das moralischste Volk auf Erden; der respektable Theil der mittleren Classen, nämlich der kaufmännische, ist hier auch gewiß sittlicher als in irgend einem Lande, aber weiter oben herrscht die schnödeste Heuchelei. Wie ließe sich sonst im häuslichen Allerheiligsten jeder Dame von Rang der „Satirist" antreffen, ein Blatt, von dessen Inhalt sich jedes wohlerzogene deutsche Frauenzimmer erröthend abwendete? Mit der ehelichen Treue sieht es unter der Aristokratie sehr schlimm aus, in den mittleren Classen hört man dagegen selten von einem Fehltritt. Viel thut dabei freilich die Furcht vor dem Skandal, und die Erfahrung lehrt, daß der eigentlich barbarische und unsern Gefühlen so sehr widersprechende Brauch, Ehestörungen vor einen Gerichtshof zu bringen, der dann nach mathematischer Berechnung entscheidet, wieviel Pfund und Schillinge die verlorene Frau werth gewesen, wenigstens hier zu Lande nicht ganz verwerflich ist.

Pauline Garcia, die Schwester der gefeierten Malibran, hat vor Kurzem als Desdemona im Othello glänzend debutirt. Es fehlt ihrer Stimme zwar noch an Kraft, um das ungeheure Opernhaus auszufüllen, außer in manchen Augenblicken, wo sie, hingerissen, selbst dieses physische Gebrechen überwindet und das Publikum in Erstaunen sezt. Man muß jedoch bedenken, daß sie erst achtzehn Jahre alt ist; ihr Vortrag und ihr Spiel sind glänzend, und ich zweifle nicht, daß sie einst zu den ersten Künstlerinnen Europas gehören wird. Ihr Aeußeres ist sehr einnehmend: eine schöne schlanke Figur und eine interessante spanische Physiognomie, in der jedoch nur die Augen an die Malibran erinnern. Sie wird, wie ich höre, während dieser Saison nur sechs Mal auftreten. Wir haben gegenwärtig viel weniger fremde Künstler hier als gewöhnlich, und im Ganzen ist der Londoner Winter (bei uns Sommer genannt) diesmal ziemlich still. — Es ist bekannt, daß Großbritannien vor wenigen Tagen mit einer Toryregierung bedroht war, daß aber die Gefahr für den Augenblick vorüber ist. Beim gegenwärtigen Zustand des Landes hätte Peel schwerlich regieren können, und der weibliche Haushalt der Königin war für ihn der geringste Stein des Anstoßes. Von Irland gar nicht zu reden, ist die Gährung im Westen Englands und in Wales sehr groß, nur die entschiedenen Maßregeln der Regierung haben bis jezt einem allgemeinen Aufruhr der Mißvergnügten vorgebeugt. Auch in London selbst vermehrt sich die Anzahl derselben, und die Chartisten bilden bereits eine furchtbare Partei, besonders da sie, wie es scheint, überall mit Waffen versehen sind. Vorgestern sah ich die Bittschrift der Chartisten an das Parlament auf einem Karren nach dem Hause führen; sie ist anderthalb Meilen lang und zählt 1,300,000 Unterschriften.

Vom Großfürsten Thronfolger wüßte ich nichts zu melden, womit mir die politischen Blätter nicht lange zuvorkommen würden, und was ich etwa über den hohen Reisenden mittheilen könnte, paßt ohnehin nicht in diese Blätter.

Beilage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 127.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 28. Mai 1839.

Rebellion
Came like itself, in base and abject routs,
Led on by bloody youth, guarded with rage,
And countenanc'd by boys and beggery.
Shakespeare.

Physiognomie der Emeute.

Zwei Blätter aus dem Tagebuch eines Mäßigen, von J. B.

I.

Paris, den 12ten Mai 1839.

Auf gutes Wetter hoffend, hatten wir gestern verabredet, heute früher als gewöhnlich zu speisen, um nach Tisch einen Ausflug machen zu können. Ein kalter Nordwind, der heute wehte, hatte schon halbwegs unsern Plan zerstört, als Clara nach Tisch, während ihr Bruder sich ankleidete, ganz erschreckt in dessen Schlafzimmer trat und uns mit dem Rufe begrüßte: „Es ist Revolution in Paris!" Da war nun freilich an kein Spazierengehen für Frauenzimmer mehr zu denken. Wir wollten unterdeß wenigstens wissen, was an dem Gerüchte sey, und so gingen wir, P. und ich, zu dem Ende zusammen aus.

Auf dem Pont St. Michel fanden wir eine bedeutende Menschenmenge versammelt. Als wir die Höhe der Brücke erreicht hatten und das gegenüberliegende Ufer, so wie die Straße, die an dem Palais de Justice vorbeiführt, übersehen konnten, bemerkten wir in der Ferne einen Trupp Bewaffneter, der, vom Justizpalast kommend, auf die Brücke zuging, und den wir erst für Aufrührer ansahen, da die meisten in Bürgerkleidern waren. Bald aber gewahrten wir darunter mehrere Sergents de ville in Uniform und mit Militärgewehren, und es zeigte sich, daß wir einem etwas bunten Peloton der Vertheidiger der Ordnung gegenüberstanden. Dies flößte uns Vertrauen ein und wir gingen getrost weiter. Nach ein paar Schritten aber sahen wir, daß einer der Bewaffneten uns winkte, uns zurückzuziehen, und die Uebrigen sogleich auf uns anlegten. Alles stob auf der Brücke auseinander, und wir gaben Fersengeld, wie die besten Helden des Alterthums. Unser heldenmüthiger Rückzug mag lustig genug ausgesehen haben und ging munter genug von Statten, denn die große Mehrzahl der Fliehenden schien nichts weniger als durch die Angst getrieben zu werden, sondern nur keinen besondern Beruf zu haben, sich für nichts und wieder nichts ein Loth Blei in Kopf oder Brust gießen zu lassen.

Fliehend und lachend kamen wir ungefähr aus der Schußlinie und sahen uns dann aus sicherer Weite unsere tapfern Gegner an, die, wenn sie ein Bischen Humor im Leibe hatten, noch ganz anders über uns gelacht haben mögen. Gerade als ich hinsah, schoß einer der Sergeanten sein Gewehr in der Richtung der Rue Daphin ab. Es sollte das wohl nur ein Lärmschuß seyn, da überdies der Mann über die Häuser weg zu zielen schien. Als ich diesen Abend durch die Rue Daphin nach Hause

gehen wollte, sah ich an der Ecke derselben eine Menge Menschen versammelt, und man erzählte mir, daß gegen ¼4 Uhr ein hier wohnender Maler, der in seinem Fenster lag, zufällig, ohne daß man recht wisse, wie und durch wen, todtgeschossen worden sey.

Wohl eine Stunde blieb ich auf dem Pont-neuf und sah den Manövers, die von der Präfektur aus geleitet wurden, und hörte den Glossen, die meine Nachbarn über dieselben machten, zu. Mehrere Bataillone Linientruppen, mehrere Schwadronen Communalgarde, jeden Augenblick ein Adjutant, der von den Tuilerien kam oder nach denselben eilte, zogen an uns vorüber. Ein paar Mal sahen wir in der Weite Gefangene der Präfektur zuführen, dann rückten National- und Communalgarden aus derselben aus. Einmal sprengten die Leztern die Menge von dem quai aux fleurs weg, und obgleich wir auf dem Pont-neuf beinahe fünf Minuten von dem Schauplatze dieser Heldenthaten entfernt waren, sezten sich doch schon die meisten meiner Nachbarn in Bewegung, um dem Beispiele zu folgen, das ihnen in weiter Ferne gegeben wurde.

Einer meiner Freunde, der sich der Gegend, wo der Kampf Statt fand, näher gewagt hatte und der über den Pont-neuf zurück nach Hause wollte, erzählte mir, er habe die Leiche eines Munizipalgardisten und einen zweiten tödtlich verwundet vorbeitragen sehen. Die Sache war also ernsterer Art. Auch hörte ich hier, die Aufrührer haben einen Wachposten am Palais de Justice mit Sturm weggenommen und einen Offizier und mehrere Soldaten getödtet; sie seyen auch eine Zeitlang Meister des Hotel de ville gewesen.

Neugierde, theilnahmloses Gaffen war im Allgemeinen der Charakter der Menge. Wo sich Gruppen bildeten und ein Gedanke laut wurde, hieß es ungefähr: „On a fait sauter des maisons à Lyon, pour se fortifier à Paris.“ Ein Anderer fragte: „Mais que veulent-ils? pourquoi ont ils commencé sans cause?“ Und ein dritter, ein anständig gekleideter Mann, antwortete: „Il faut aller le demander à Mr. Gasparin.“ Ich sprach hier ein paar eifrige, sehr feurige und vielgeltende Republikaner, und sie versicherten mich, daß auch für sie der Schlag wie aus heiterem Himmel gekommen. Ein Mann aus der Mittelclasse, der aus der Rue St. Martin kam, wo nach seiner Angabe jezt der Mittelpunkt der Emeute war, behauptete, um drei Uhr habe die Zahl der Aufrührer sich auf drei- bis vierhundert Mann belaufen, und jezt seyen deren höchstens noch zwanzig bis dreißig in der Rue St. Martin. Endlich trat ein großer, kräftiger Mann im Kittel zu uns, dessen kleiner Schnurrbart und eckige Bewegungen beinahe auf einen Soldaten schließen ließen. Dieser erzählte ebenfalls, er komme aus der Rue St. Martin, wo er die Aufrührer gesehen; ihrer seyen fünfbis sechshundert, sie haben sich auf dem Greveplatz sehr tapfer geschlagen rc. Er war gut unterrichtet, mußte die Sache in der Nähe gesehen haben, und ich weiß nicht, warum es mir bald so vorkam, als dürfe man in seiner Gegenwart nicht zu laut sprechen. Seine Blouse war ganz neu, seine Hände nicht die eines Arbeiters, und ich hatte ein Gefühl, als ob er nur nach Hause zu gehen brauchte, um seine Gensdarmenuniform anzulegen.

Am Ende aber fing mich das Gaffen, das Hin- und Herplaudern und Horchen an zu langweilen, und so ging ich planlos weiter. Indem ich so durch die bewegten Straßen schlenderte, wuchs in mir das Verlangen, die Emeute und ihre Heroen etwas näher, und wo möglich von Angesicht zu Angesicht zu sehen. War ich doch schon so lange in Paris, ohne so eigentlich diese ehrenwerthe Bekanntschaft gemacht zu haben. Im April zwar hätte mich ein ähnlicher Versuch beinahe meine gesunden Glieder gekostet. Wer weiß aber? vielleicht war ich diesmal glücklicher.

(Fortsetzung folgt.)

Moden.

(Fortsetzung.)

Hier ist der schicklichste Ort, des Bartstyls in dieser und den folgenden Perioden Erwähnung zu thun, wenn wir auch damit die Geschichte etwas unterbrechen. Anfangs, so lange sich noch die Perrücke den Formen des natürlichen langen Haares anschloß, ging mit ihr der aus dem sechzehnten Jahrhunderte überlieferte starke Knebel- und spitze Kinnbart ganz gut zusammen. Als aber die Perrücken zu ganz unnatürlichen Wulsten aufquollen, da gebot schon das Geschmacksgesetz des Abstichs, den Bart zu beschränken und Haupt und Gesicht nicht völlig in Haar aufgehen zu lassen. Unter den großen Perrücken zog sich der Bart, nachdem ihm in den verflossenen Jahrhunderten fortwährend und in allen Ständen eine bedeutende Entwicklung gegönnt worden, schnell zu jenen diminutiven, weit auseinanderstehenden Strichen zu beiden Seiten der Oberlippe zusammen, welche auf Bildnissen nicht selten den Effekt von Schönpfläster chen machen. Solche Bartreschen trugen bald, nach dem Beispiel Ludwigs XIV., die deutschen Großen, und nach ihnen die ganze Perrückenwelt, auch die Geistlichen. Ein solches Bärtchen hieß damals in Niederdeutschland ein toter: jedes Zwickelbärtchen auf den Seiten galt fur Eins, und in der Mitte war Nichts = 0.

Die ganze Richtung des Kostüms auf's Süßliche, Weichliche mußte indessen die völlige Verleugnung des physiologischen Merkmals der Männlichkeit herbeiführen.

Doch weniger die Perrücke selbst, als vielmehr der Puder war es, der, ein böser Mehlthau, die Vegetation des Barts auf lange hin vernichtete. Erst im zweiten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts, unter dem Regenten Orleans, kam der Puder eigentlich, als fixer Bestandtheil des Kopfputzes auf; dieser Sitte lag die Idee zu Grund, „d'adoucir les traits" und die Lebensalter in Einem physiognomischen Ausdruck möglichst zu vermischen; damit wurde aber von selbst der Bart negirt, der besonders in das ältere Gesicht so harte Charakterstriche zeichnet. Man kann es sagen, die süße, duftige und dabei steife Puderfrisur sezt ein für allemal ein glattes, bartloses Gesicht voraus; und wenn daher den Kriegsmännern aus dem spanischen Successionskrieg, so wie den Diplomaten und Gelehrten dieser Zeit das kleine Knebelbärtchen zu der dunkeln oder nur leicht mit Puder bestäubten Lockenperrucke noch ganz vortrefflich steht, so mußte jeder Schein von Bart, jeder charakteristische Schatten von Männlichkeit im Gesicht wegfallen, sobald mit der Schneelinie der „Vergette" das despotischste Niveau gezogen wurde, dem vielleicht je die Menschheit im Gebiete des Kostüms gehorcht hat. Betrachtet man die Monumente des ganzen achtzehnten Säculums, so ist es auch wirklich, als ob das Bartlehen, das dem Europäer, der färbigen Menschheit gegenüber, als Voraus zugefallen, von der Natur zeitweise wäre zurückgenommen worden.

Sogar der Krieger des achtzehnten Jahrhunderts beugte sich überall vor dem allgemeinen Gesetz und entsagte, indem er die Frisur nahm, ohne Murren, dem martialischen Bart. War dies Verleugnung? oder war es unkriegerischer Dienst einer Mode, mit der sich einmal der Bart schlecht vertrug? Nach unsern jetzigen Begriffen von kriegerischem Habitus könnte dies fast scheinen; aber genauer betrachtet, verhält es sich nach unserer Meinung nicht so. — Der Bart, als ein allgemeines männliches Merkmal, kann an sich nicht die Idee des Martialischen, des Kriegerischen erwecken, sofern man hiemit noch einen andern, engern Begriff als den des Männlichen überhaupt verbindet. So lange irgendwo im gesellschaftlichen Verbande alle Männer, oder doch fast alle zum Waffenhandwerk berufen sind, ist es gleich kriegerisch, ob sie den Bart abschneiden, oder so und anders stutzen, oder aber wachsen lassen. Macht sich dagegen in einem Land oder in einer Zeit der Begriff der Martialität des Bartes geltend, so wird dies ein Beweis seyn, daß sich der Kriegerstand von den übrigen ganz ausgeschieden hat und für den Repräsentanten der nationellen Männlichkeit gilt, als deren Symbol er den Bart zur Schau trägt. Dieser Scheidungsprozeß, aus dem der Soldat als ein ganz spezifisches Wesen hervorging, fällt in Europa bekanntlich in das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert. Aber in diesen Zeiten war der Bart in größerer oder geringerer Entwicklung mehr oder weniger allgemeine Tracht. Im stattlichen Bart saß nicht nur die besoldete Herzhaftigkeit, sondern jede Zier des reifen Mannes, Gelahrtheit, Wohlweisheit, Ehrsamkeit, Würde. Der Bart war die Auszeichnung des Meisters neben seinen jungen Gesellen, des Doktors auf dem Katheder den milchbartigen akademischen Bürgern gegenüber. Nur die katholische Geistlichkeit, mit Ausnahme einiger Orden, trug, als conventionelles Zeichen der Demuth, ein glattes Kinn; gerade zum Widerspruch ließen nun die Streiter der protestantischen Kirche im sechzehnten Jahrhundert ihre Bärte recht lang wachsen, vom selben Instinkt geleitet, der sie bewog, den Kalotten der Priester die Wolkenperrucken entgegenzusetzen, als im Jahrhundert darauf die langen Bärte aus der Mode gekommen waren. — Wir sehen in diesen Zeiten alle Stände an den Phasen des Bartes so ziemlich gleichmäßig Antheil nehmen; noch der lezte neckische Bartrest, wie er zur großen Perrucke getragen wurde, ist dem Militär, dem Staatsmann, dem Gelehrten, dem Stutzer und dem beweibten Abt gemeinschaftlich, und der Kriegsmann dachte nicht daran, im allgemeinen, durch die Haartracht bestimmten Gesichtstypus der Zeit, sich durch Bartkultur einen besondern physiognomischen Ausdruck zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Mai.

Künstlicher Frühling. Nachlassende Baulust.

Schnee und Eis hatten sich bis tief in den verflossenen April so sehr eingebürgert, daß zwei unter Glas und Rahmen gezogene, prachtvolle Duodezexemplare eines künstlich hervorgebrachten Frühlings uns in desto größere Freude versetzen. Das eine fand man in den Gewächshäusern des um die hiesige Blumenkultur seit einer Reihe von Jahren bereits verdienten Kunstgärtners Seidel, in der äußeren Rammischen Gasse. Neben vielen andern, namentlich den in den ersten Monaten jedes Jahres den wesentlichsten Theil der sogenannten Zimmergärten ausmachenden Zwiebelgewächsen, nahm vorzüglich eine überaus große, durch Schönheit, Mannigfaltigkeit und zum Theil auch Neuheit sich empfehlende Sammlung von Camellien die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Diese schöngefüllten Gewächshäuser standen Jedermann zu freiem Eintritt offen, und der diesmal so ganz unverwüstliche lange Winter hatte wenigstens das eine Gute, dieser köstlichen Blumenpracht eine ungewöhnliche Dauer zu ertheilen. Den zweiten Frühling in Taschenformat lieferte die um diese Jahreszeit gewöhnliche öffentliche Blumenausstellung, welche, wie meistens, im vormaligen Doublettensaale auf der Brühlschen Terrasse stattfand. Behaupteten die Seidelschen Glashäuser, vornämlich durch den imposanten Reichthum ihrer zum Theil an Spalieren mit hunderten von Blumen prangenden Camellienstöcke, einen

Vorzug vor dieser Blumenausstellung, so gewährte leztere dagegen durch die, aus den meisten der vorzüglichsten Gartenanstalten zusammengeflossenen Beiträge, 8000 an Zahl, eine weit grössere Mannigfaltigkeit der Pflanzengattungen, von denen die meisten in der Blüthe standen. Die Riesengrösse einiger Camellien und anderer Blumen und Sträucher, verbunden mit dem lebendigsten Sinne für geschmackvolle, landschaftliche Anordnung, den das Ganze aussprach, machte einen überaus angenehmen Eindruck. Mehrere in Dresden zum ersten Male zur Blüthe gekommene freundliche Frühlingskinder, zu der Primelnfamilie gehörig, soll der König selbst im vorigen Jahre beim Botanisiren in Dalmatien gefunden haben. Gewiß würde sich die Direktion, deren zweckmäßige Veranstaltungen Anerkennung finden, noch einen aufrichtigen Dank mehr von den Besuchen erwerben, wollte sie jedesmal durch ein Verzeichniß der neuerlangten vorzüglichsten und wichtigsten Pflanzen, einen Fingerzeig auf diese geben, weil ausserdem manche davon, in der grossen Anzahl blühender und nicht blühender Gewächse, nur allzuleicht übersehen werden können.

Endlich beginnt der hiesige Enthusiasmus für die Erschaffung neuer Häuser, wenn auch nicht ganz zu verschwinden, doch ein wenig Athem zu schöpfen. Das davon oft unzertrennliche finanzielle Manoeuvre, zuweilen auf Kosten der Dauer, mit möglichster Ersparniß Gebäude aufzuführen und dann zu verkaufen, kam immer gewaltiger in Schwung. Der Käufer pflegte gewöhnlich, unter Bemerkung des bezahlten hohen Preises, die Miethbewohner bedeutend zu steigern. Hierdurch stieg auch die Verzinsung des Kaufpretiums, und es gelang dem Käufer nicht selten ein recht vortheilhafter Wiederverkauf. Nur der kleinste Theil der Miether entschloß sich, das Verlassen der Wohnung der mitunter enormen Mehrforderung vorzuziehen; der größte Theil fügte sich in leztere schon wegen des manchmal sehr großen Aufwands für die innere Einrichtung. Allein je bekannter dieses, bei den Miethern natürlich nicht sonderlich beliebte Manoeuvre wurde, desto mehr fing man an, sich zu bedenken, ehe man in die Falle ging. Daher findet man denn an den Thüren oder Fensterladen neuer, und sogar recht einladend gelegener Häuser wieder Zettel, welche zu vermiethende Quartiere anbieten, eine Maßregel, die eine Zeitlang gar nicht nöthig gewesen war, da die neuen Wohnungen schon lange zuvor, ehe sie fertig wurden, sich vermietheten. Auch sollen jezt Beispiele vorhanden seyn, daß Häuser, in Folge der Miethzinssteigerung durch die Käufer derselben, beinahe sämmtliche in ihnen zur Miethe Wohnende verloren und für die leer stehenden Quartiere noch immer keine Abnehmer gefunden haben. Ueberhaupt haben sich innerhalb des ganzen Umkreises von Dresden die Wohnungsanerbietungen durch Anschlagzettel und im hiesigen Anzeiger sehr vermehrt, weil nun, in Folge der fast zahllosen neuerrichteten Gebäude, wirklich die Menge der Wohnungen das Bedürfniß um Vieles zu übersteigen scheint. Mehr als zuvor denkt man jedoch darauf, alte gebrechliche Häuser durch neue, zweckmäßige zu ersetzen. In einem der vormaligen Seevorstadt angehörigen dieser Art, welchem so eben eine solche Erneuerung bevorsteht, wurde beim Aufgraben des Grundes ein menschliches Skelett aufgefunden. Die wohlerhaltenen zwei Zahnreihen des Schädels sollen auf Jugend schließen lassen. Da das nunmehr eingerissene Haus ziemlich lange schon ein wildes, unheimliches Ansehen hatte, so erzählte man sich häufig, daß es darin nicht richtig sey und sich besonders zu gewissen Zeiten im Jahre graue Gestalten sehen lassen, die in unserer Sinnenwelt eigentlich nicht zu Hause seyen. Man kann denken, daß von dem neuaufgefundenen Todtengerippe manche damit im Zusammenhang stehende Conjektur abgeleitet wird, die den Freunden des Schauerlichen mehr oder weniger plausibel erscheint.

(Fortsetzung folgt.)

Breslau, Mai.

(Schluß.)

Literarisches.

Seit 1836 stand Schön der schlesischen Zeitung vor und erhob sie zu einem geachteten Organe der Provinz. Am bedeutsamsten in seiner literarischen Thätigkeit treten indeß seine vier größern staatswissenschaftlichen selbstständigen Werke hervor, wovon er das Erscheinen der zweiten Auflage seiner „Staatswissenschaft,“ bereits im Druck begriffen, nicht mehr erlebte. Für seine in's Französische und in Philadelphia wahrscheinlich auch in's Englische übersezte „Geschichte und Statistik der europäischen Staaten“ (1834) ertheilte ihm die Pariser Gesellschaft für allgemeine Statistik eine goldene Medaille. Mitten in seiner vielseitigen einflußreichen Thätigkeit, freilich seit Jahren schon durch Kränklichkeit unterbrochen, ward er am Morgen des 15. März, im kräftigen Mannesalter von 56 Jahren, vom Tode weggerafft. — In der Literatur machte sich bemerkenswerth: „die objektive Erkenntniß der Offenbarung Gottes im erscheinenden Weltsysteme, von C. G. Fr. v. Stechow.“ (Breslau, Aderholz 1838). Der Verfasser ist Gutsbesitzer, unter denen Schlesien mehrere Philosophen zählt, und wir sehen die Philosophie somit nicht bloß vom Himmel auf die Erde, sondern auch auf die ländliche Rasenbank gebracht, wo die Spekulation wohl höhern Reiz haben mag, als auf dem Katheder. In dem genannten Werke spricht übrigens eine unläugbare philosophische Ansicht und Bildung sich aus. — Doktor Elvenich, der Herausgeber der „Acta romana“ und Wortführer der Hermesianer, hat (bei Hirt) eine Vertheidigungsschrift gegen die Angriffe der „Münchener Zeitung“ erscheinen lassen. Von Urban Kerns Verlagshandlung aber ist ein Taschenbuch für Lust- und Badreisende in's Gebirge, unter dem Titel: „Der Sudetenführer“ angekündigt, das ebenso dem rein praktischen Bedürfniß der Sudetenwanderer abhelfen, als auch als unterrichtende Lektüre dienen soll, worin die neuesten wissenschaftlichen Erfahrungen über unser Gebirgsland niedergelegt sind. Es erscheint binnen wenig Wochen in elegantem Taschenformat zu sehr billigem Preise, nebst einer vorzüglich gearbeiteten Karte. — Auch in artistischer Hinsicht anerkennenswerth ist das vor Kurzem erschienene numismatische Werk zur Geschichte Polens von dem rühmlichst bekannten Grafen Eduard Raczynski (französisch und polnisch unter dem Titel: „Le medailier de Pologne“). — Im lieben Theater hat man uns diesen Winter mit französischen und deutschen Neuigkeiten den Magen überladen; es war aber auch meist unverdauliche Waare. Mit der verwaisten Oper scheint es besser werden zu wollen. — Längst vorüber ist die Zeit, wo auf unsern städtischen Turnplätzen das langlockige, leinenhosige junge Deutschland erzogen ward. Die Regierung mußte damals das Kind mit dem Bade ausschütten, und die für physische Erziehung so wichtige Turnanstalt aufheben. Jezt hat auch bei uns das ursprünglich Gute sein Recht wieder errungen, und ein Herr Kallenbach eine solche Anstalt errichtet, deren Besuch bereits die erfreulichsten Resultate bei den Schaudarstellungen ergab. — In unserer Stadt ist auch ein Jünger der Kunst Boscos erstanden, der Mechanicus Schulz, der bereits mehrere sehr empfehlenswerthe Darstellungen gab.

J. Kr.

Beilage: Kunstblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 16.

Mittwoch, 29. Mai 1839.

[221] **Wochenblatt**

für

Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel.

Das erste Quartal dieses immer mehr Beifall findenden, äußerst wohlfeilen Blattes ist gänzlich vergriffen, so daß neu einlaufende Bestellungen nur vom zweiten Quartal an noch effectuirt werden können. Um diesem Uebelstande für die Folge möglichst abzuhelfen, ersuchen wir alle geehrten Abnehmer, die vom zweiten Halbjahr an neu eintreten wollen, ihre Bestellungen bei den betreffenden Buchhandlungen oder Postämtern gefälligst bald zu machen, damit wir spätestens bis Mitte Juni in den Stand gesetzt werden, die Auflage hiernach zu reguliren und nicht wieder in den unangenehmen Fall kommen, später angemeldete Bestellungen nicht vollständig befriedigen zu können.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[205] **Illustrirte Pracht-Ausgaben,**

welche in Kurzem bei uns erscheinen:

Zum ausnehmend billigen Preis von 6 kr. oder 1 ½ Gr. p. Lieferung,

wovon je 20 zumal ausgegeben werden,

complet mit circa 125 Lieferungen, im Laufe des Jahres 1839 vollständig,

mit sechs prächtigen Titelkupfern,

vielen feinen Holzstichen und jede Seite mit Randverzierungen

im reinsten Geschmack des Mittelalters

von den ersten französischen Künstlern gezeichnet und in Holz gestochen:

Die vier

heiligen Evangelien

unseres Herrn

Jesu Christi

nach den

heiligen Evangelisten

Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes

aus der lateinischen Vulgata getreu übersetzt

von

J. P. Silbert.

Mit vorhergehender Einleitung und biographischen und historischen Umrissen der Lebens-Geschichte der heiligen Evangelisten, der Stadt Jerusalem und des heiligen Landes; und der Zugabe eines lieblichen Passionsgartens des Herrn.

Indem wir oben angekündigte Uebersetzung des berühmten Hrn. Verfassers der lebhaften Theilnahme des Publikums empfehlen, sind wir überzeugt, daß demselben bis jetzt keine Ausgabe der heiligen Evangelien geboten ward, die sich gleich dieser durch Classicität der Uebersetzung, Druck und Papier auszeichnete.

Kunstfreunde machen wir auf die Schönheit der Titelkupfer und der Holzstiche und auf die erhabene, des Gegenstandes vollkommen würdige Weise aufmerksam, mit der die heiligen Momente unsrer Religion durch die geschicktesten Zeichner und Holzstecher im reinsten Style des Mittelalters dargestellt wurden.

Ausführliche Prospecte werden demnächst ausgegeben.

Geschichte

des

Gil Blas von Santillana.

Aus dem

Französischen des Le Sage.

Mit 600 ganz feinen Holzstichen

nach Zeichnungen von

Jean Gigoux

gestochen von den ersten Künstlern Frankreichs.

Indem wir den Verehrern Le Sage's die größte Schöpfung seines Geistes, verherrlicht durch die ersten Künstler Frankreichs, in einer Ausgabe darbieten, die in typographischer Hinsicht nichts zu wünschen übrig läßt, glauben wir auf recht zahlreiche Theilnahme rechnen zu können. Wir empfehlen dieses Werk vorzüglich den Besitzern unsrer illustrirten Ausgabe des Don Quixote als würdiges, noch werthvolleres Seitenstück, da wir für glänzendere Ausstattung in Druck und Papier gesorgt und, um die Holzschnitte so schön als möglich drucken zu können, die Originalhölzer erworben haben.

Das Werk erscheint in 6 Lieferungen, wovon alle 6 Wochen eine ausgegeben wird, à fl. 1. 30 oder 21 gr. — Das Ganze wird mit Schluß dieses Jahres beendigt seyn.

Ausführliche Prospecte werden demnächst ausgegeben.

Illustrirte Taschen-Ausgabe.

Romane und Novellen

aus dem Spanischen

des

Miguel Cervantes de Saavedra.

Mit vielen feinen Holzstichen

nach

Tony Johannot und andern Künstlern.

Der lebhafte Beifall, den unsere größere Pracht-Ausgabe des Don Quixote gefunden, veranlaßt uns, auch eine kleinere in dem beliebten Format der neuesten Taschen-Ausgabe von Schillers Werken zu veranstalten, die wir mit theilweise neuen Zeichnungen illustrirten und einer gleichen Theilnahme des Publikums empfehlen.

Dasselbe hat auf diese Weise Gelegenheit, sich um äußerst billigen Preis ein Werk anzuschaffen, dessen Originalität und Tiefe das große Kunsttalent eines Tony Johannot, unterstützt durch die geschicktesten Holzstecher Frankreichs, erst recht anschaulich gemacht hat.

Sämmtliche Werke werden 10 bis 12 Bände umfassen, und werden wir nach vollständigem Erscheinen des **Don Quixote** in 5 Bänden zuerst die **Novellen** folgen lassen. Preis pr. Band 48 kr. oder 12 gr.

Pforzheim, im April 1839.

Verlag der Classiker.

---

[213] Ueber die

Blitzableiter,

ihre

Vereinfachung und die Verminderung ihrer Kosten.

Nebst einem Anhang

über

das Verhalten der Menschen bei Gewittern.

Eine gemeinfaßliche

Belehrung für die Verfertiger der Blitzableiter, so wie für die Hausbesitzer.

Im Auftrage der

Königl. Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins in Würtemberg

verfaßt von deren Mitgliede und wissenschaftlichem Secretär

Prof. Dr. Plieninger.

Mit 35 Abbildungen auf 3 Steindrucktafeln.

Preis 1 fl.

Der Gedanke, durch Aufstellung wohlfeilerer Vorrichtungen zu Abhaltung des Blitzes von den Gebäuden dieser wohlthätigen Einrichtung mehr Eingang auch unter den minder begüterten Einwohnern des Landes zu verschaffen, wurde zunächst durch mehrfache, bei der **Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins in Württemberg** eingekommene Berichte von Blitzschlägen veranlaßt, welche sowohl auf nicht mit Blitzableitungen versehene Wohngebäude und Scheunen der Landbewohner, als auch auf die, zwar mit metallenen Verzierungen auf den Gipfeln, jedoch nicht mit Ableitungen versehenen Kirchthürme und Kirchen wiederholt, und, mit mehr oder weniger Verwüstungen, in den lezteren Jahren sich ereignet hatten. Die Abfassung dieser Schrift aber soll, wie es der Titel angibt, eben sowohl den Techniker, welcher mit Verfertigung und Aufrichtung der Blitzableiter zu thun hat, in den Stand setzen, mit Hülfe der versinnlichenden Zeichnungen die Einrichtung der wohlfeileren Apparate und die Art ihrer Aufrichtung kennen zu lernen und nachzuahmen, als auch dem Hausbesitzer es möglich machen, durch die, nach dem laufenden Schuh berechneten Preise der eisernen Leitungsstangen, so wie durch die angefügten Kostenüberschläge überhaupt, und durch die, in passender und bündiger Uebersicht mitgetheilten Grundsätze und Erfordernisse bei einer Blitzableitung, die Anbringung und Errichtung eben sowohl, als auch die Kosten derselben für sein Haus nach Maßgabe von dessen Höhe, Standort, Umgebung, Bauart &c. zu beurtheilen und zu berechnen. Was die vorgeschlagene, von der bisher üblichen abweichende Einrichtung der wohlfeileren Blitzableitung betrifft, so ist dieselbe auf die, seit Jahrzehnten gemachten Erfahrungen begründet, und daher keineswegs, als auf bloßen theoretischen Ansichten beruhend, für unerprobt und zweifelhaft anzusehen. Die Ersparniß an Kosten, welch leztere sich selbst für ein Privatwohnhaus von der geringsten Höhe und Ausdehnung bei der bisherigen kostspieligen Einrichtung zum Mindesten auf 80—100 fl. belaufen, und deren bedeutender Belang als die Hauptursache anzusehen ist, warum die Errichtung von Blitzableitern sich bis jezt nur auf die größeren Städte beschränkt hatte, betrifft zunächst die Auffangstange, welche, statt massiv von Eisen und von einer Höhe von 15 — 20 Fuß zu seyn, nach der neuen Einrichtung eine hölzerne, in das Sparrwerk befestigte Tragestange, nach Art der bei Pulverhäusern vorgeschriebenen Einrichtung, erhält, auf welcher eine sogenannte Helmspitze von hinreichender Länge und Masse, aus starkem Schmiedeisen verfertigt, verzinnt und mit einer Spitze von Patentsilber armirt, befestigt, und mit einer starken Ableitung bis zu der Zuleitung auf dem Dachgrath versehen wird. Die zweite Ersparniß betrifft die Wahl der, schon von Reimarus empfohlenen und in Nord-Deutschland allgemein üblichen, jedoch nicht bleiernen, sondern eisernen oder kupfernen, und nicht auf dem Gebäude unmittelbar angenagelten, sondern auf Tragstiften befestigten Schienen oder Flacheisen statt der Eisenstäbe, welch erstere außer dem Vortheil, bei gleichem Gewichte eine doppelte bis dreifache Oberfläche, also größere Leitungskraft darzubieten, noch durch die Art ihrer Anfertigung und Anbringung vor der Oxydation durch den Regen mehr gesichert sind, als das Stabeisen oder die Drathzöpfe, und bei gleichem Gewicht beinah den dritten Theil des Preises vom Stabeisen kosten. Die dritte Ersparniß betrifft die Versenkung, bei welcher die Umwicklung des Stabeisens mit Tafelblei, durch Einlegung des Stabeisens in ein mit Kohlenpulver gefülltes, hölzernes oder thönernes Versenkungslager, wie dies in Frankreich in Anwendung ist, erspart wird, eine Einrichtung, welche zugleich auf den Schutz des Versenkungsstabes gegen Oxydation mehr berechnet ist, als die Anwendung des Tafelbleies, da die Berührung des Eisens und des Bleies unter dem Einfluß der Erdfeuchtigkeit nothwendig auf baldige Zerstörung des einen oder des andern oder beider Metalle durch Oxydation hinwirken muß. Durch diese, wie leicht ersichtlich, die Sicherheit der Vorrichtung keineswegs vermindernden Modifikationen wird eine Ersparniß von mehr als der Hälfte der bisherigen Kosten einer Blitzableitung erzielt, welche sich bei niedrigen, ländlichen Gebäuden durch Vereinfachung in der Art der Anbringung und durch Selbstverfertigung der hölzernen Requisiten noch weiter treiben läßt. Vorausgeschickt ist eine kurze und populäre Mittheilung der Hauptsätze aus der Lehre von der Gewitterelektricität, auf welche bei der Darstellung und Beschreibung der Blitzableitungs-Vorrichtung und der Grundsätze bei ihrer Aufrichtung Bezug genommen wurde, und welche zugleich als Grundlage zu Bekämpfung mancher noch vorhandener, zum Theil abergläubischer Vorurtheile gegen die Blitzableitungen benuzt wurden. Den Beschluß macht ein Anhang über das Verhalten der Menschen bei Gewittern, sowohl in dem mit Blitzableitung versehenen oder nicht armirten Hause, als auch im freien Felde und im Walde. Dieser Anhang, in Verbindung mit der eben erwähnten Einleitung über die Natur der Gewitter-Elektricität, sichert der Schrift zugleich eine Brauchbarkeit für Belehrungen in Sonn- und Werktagsschulen; in welcher Beziehung dieselbe von der Königl. Württembergischen höchsten Staatsbehörde nicht nur zu Anschaffung von Seite der Verwaltungsbeamten für Belehrung der in ihren Bezirken mit Aufrichtung von Blitzableitungen beauftragten Gewerbe, sondern auch zu Anschaffung für die Schulen empfohlen worden ist.

Die zu der wohlfeileren Einrichtung der Blitzableiter,

wie sie in vorliegender Schrift angegeben ist, gehörigen sogenannten Helmspitzen und die Schienenstäbe, sofern diese von den gewöhnlichen Schlossern wegen Mangels an einer hinreichend großen Esse nicht gefertigt werden können, hat die Fabrikschlosserei G. Lachenmaier in Königsbronn, um die in der Schrift angegebenen Preise, verzinnt und mit den patentsilbernen Spitzen versehen, in Vorrath zu fertigen übernommen, woher dieselben, oder auch von dem Lachenmaier'schen Eisenwaarenlager zu Stuttgart, künftig bezogen werden können.

Von demselben Verfasser:

Gemeinfaßliche Belehrung
über den

Maikäfer,
als Larve und als Käfer,

seine Verwüstungen und die Mittel gegen dieselben;

Ein Beitrag
zu der landwirthschaftlichen Fauna.

Für den Bürger und den Landmann nach fremden und eigenen Erfahrungen zusammengestellt.

gr. 8. broch. Preis 30 kr.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1839.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[225] Im Verlag von L. Pabst in Darmstadt ist so eben erschienen:

Allgemeine
Generalbaßlehre

mit besonderer Rücksicht auf
angehende Musiker und gebildete Dilettanten
von
Dr. Gustav Schilling.

gr. 8. 1stes Heft. Subscriptionspreis 14 Gr. oder 1 fl.
Dieses Werk erscheint in 4 Lieferungen; mit der Ausgabe des letzten Hefts hört der Subscriptionspreis auf und der Ladenpreis von 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. fürs Ganze tritt unwiderruflich ein.

---

[222] *Schiller-Ausgabe von Thomas Moore!*

Bei Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Thomas Moore's
poetische Werke

deutsch von
Theodor Oelckers.
In vier Bänden.

Erster Band: Lalla Rukh.
Mit Moore's Portrait von Schwerdgeburth.

Druck, Papier und Format wie die neueste Ausgabe Schillers.

broschirt, Subscriptionspreis: 12 Gr. = 45 kr. C.-M.

Thomas Moore, der Freund Byrons, ist anerkannt der erste der lebenden brittischen Dichter; aus seinen Poesien spricht ein zartes Gefühl, eine Tiefe der Empfindung, ein erhabner und edler Schwung der reichsten Phantasie uns an. Deßhalb wird eine so gelungene Uebertragung seiner poetischen Werke, wie die hier gebotene es ist, den Freunden klassischer Dichtungen willkommen seyn, und auf die allgemeinste Theilnahme rechnend, hat die Verlagshandlung, ungeachtet der eleganten Ausstattung, einen sehr wohlfeilen Preis gestellt. — Die nächsten Bändchen erscheinen noch in diesem Jahre.

---

[199] Im Verlage von Carl Drechsler in Heilbronn erschienen so eben und sind in allen Buchhandlungen zu haben:

Gedichte
von
Julius Krais.

Inhalt: 1. Gesang und Liebe. 2. Stimmen der Weltgeschichte. 3. Bilder aus dem Heiligthum. 4. Vermischte Gedichte. 5. Uebersetzungen aus dem Englischen (Thomson, Gray, Th. Moore, Th. Campbell, Cowper).

gr. 8. eleg. broch. 1 Rthlr. 9 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

An die Reihe der schwäbischen Dichter schließt sich hier ein neuer, der schon bisher da und dort freundlich erkannt, hier zum ersten Mal seine gesammelten Gedichte dem Publikum vorlegt. — Es wird an ihm jenen Ernst der Gesinnung, jene Fülle des Innern finden, durch die, nach Goethe's bekanntem Wort, die schwäbischen Dichter von Schiller an ihre Hauptbedeutung beim Publikum gewonnen haben. — Eine schöne Harmonie des inneren und äußeren Lebens, eine erhebende Geschichtsbetrachtung, eine tiefsinnige Anbetung des Heiligen bietet sich hier in edler, begeisterter Sprache dar.

---

[198] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.
Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat April 1839.
Größere Aufsätze.

Ausflug an die Ufer der Südsee im Frühjahr 1829. (Erster Artikel.) — Der Dampf im nächsten Krieg. — Chinesische Verwaltung: Finanzen, Censoren und Geschichtschreiber. — Malta. — Die orientalische Litteratur in Paris. — Die Degeneration der menschlichen Race in Frankreich. — Ueber Scylla und Charybdis, so wie über den Canal von Messina überhaupt. (Mit einer Abbildung.) — Charakter des Königs von Cabul. — Nachricht über die niederländischen Colonien in Ostindien; über den Gesundheitszustand in einigen derselben. — Eine Scene aus den Umgebungen Algiers. — Briefe aus Griechenland. — Das Rosenfest zu Verona. — Schulen in Athen. — Ausflug in die Wüste von Guiana und Besuch bei der weißen Königin. — Die Bayaderen. — Der koreanische Jahrmarkt. — Auszug aus dem ungedruckten Brief eines katholischen Missionärs in China. — Kunstbericht aus Paris: der Fernsee an der großen Oper. — Stellung der Frauen im Orient. — Die Kirchenfeierlichkeiten und die Tänze der Indianer in Mexiko. — Bericht über die Ossenen im Kaukasus. — Fixirung der Dünen in Frankreich. — Fahrt an der Zahnküste von Afrika. — Der Trollhättan-Kanal, die Goldinsel, und Karls XII. erste Liebe. — Die Pest von Pali. — Die Lage der Handlungsdiener in London. —

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde: Das Indus-Delta. — Eriwan. (Aus den Mittheilungen des Reisenden Neseniew.) — Die Entführung. — Die Provinzen von Neu-granada am Orinoco. — Moen. — Das Gespensterschiff. — Das häusliche Leben der Türken. — Ueber weibliche Erziehung in Aegypten.

Chronik der Reisen.

Die Südküste von Arabien. — Abbadie in Abyssinien. — Reisen in die Bretagne: die Bai und Küste von Douarnenez. — Pentlands Reisen in Bolivia und Peru. — Rawlison in Persien. — Charles Fellows in Kleinasien.

Kleinere Mittheilungen.

Zukunft der schwarzen Bevölkerung in Nordamerika. — Sargdieb in London. — Gemäldeausstellung in Paris. — Neue Art Wagen. — Französische Litteratur des Mittelalters. — Valeria indica. — Ueber Abschaffung der Körperstrafe bei den angloindischen Truppen. — Die indische Presse. — Merkwürdige neue Lettern. — Maaßregeln in Australien gegen die Branntweinpest. — Die Jimorma-sprache. — Vermehrung und Veränderung des Reisens in England. — Eine merkwürdige Aurora borealis. — Preisschrift über das Umhauen der Wälder. — Wirkung des Erdbebens von Martinique auf Guadeloupe. — Galeerensklaven als barmherzige Schwestern. — Abnahme der Octroigebühren in Paris. — Erdbeben in Savoyen. — Druidische Denkmale in der Nähe von Langres. — Russische Denkmünze. — Capitain Johnson, der Schmuggler. — Bassia Butyracea. — Auswanderung der Arbeiter aus England. — Beabsichtigte Polyglottenbibel. — Projectirte Reise des Grafen Castelnau. — Hundert russische Litteratoren. — D'Orbigny's Karte vom Titicaca-See. — Die Russen in Gallizien und Ungarn. — Elektromagnetische Maschine. — Die Parallelriffe in Glen Roy. — Structur des Diamanten. — Höhle im Departement Ardeche. — Theures Porto. — Fall von Meteorsteinen. — Altee der Verstandesverwirrung. — Das Chirotherium von Stourton. — Erdbeben in Schottland. — Die neuen Tempelritter. — Ein merkwürdiger Regenbogen. — Südliche Sternenpolarkarte. — Spanische Kirchenmusik. — Fortsetzung der Geschichte der französischen Revolution von Thiers.

Inhalt des Literaturblatts.

Thomas Moore's Geschichte von Irland. — Johanna Baillie. — Der Mönch. Eine ehew'sche Erzählung. Von J. Koslow. (Aus dem Russischen von Tietz). — Neuere spanische Lyrik. Erster und zweiter Artikel. — An ein Tausendschönchen, als er es mit dem Pfluge umkehrte. Von Burns. — Afton. Von demselben. — Ein Weihnachtsmährchen. Von Dickens. (Boz). — Der Ursprung der Harfe. Aus Th. Moore's irischen Melodien. — Schlaf und Poesie. Von J. Keats. — Mittheilungen aus Italien. Von J. Löwenthal. — Aphorismen von Jaubert. — Der Polarstern. — Das Leben und Wirken des Sir J. Sinclair.

---

[177] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Kochbuch, neues bürgerliches, eine vollständige Anweisung zum Kochen, Backen, Braten, Schmoren. Von Louise Braun. Dritte verb. Auflage. broch. 1 Rthlr. 6 Gr. oder 2 fl. 15 kr.

Kögel, G., der Wegemacher oder der Kommunal-Wegebau. Enthaltend die Anlegung, Besserung und Erhaltung der Fahrstraßen, Feldwege, Fußwege und Promenaden. Für Magistrate, Baudeputationen und Stadtverordnete. Mit 11 Abbildungen br. 12 Gr. oder 54 kr.

Komplimentirbuch, neues, nebst den nöthigen Anstands- und Bildungsregeln und einer Blumensprache. 11te rechtmäßige Aufl. br. 10 Gr. oder 45 kr.

Rümpler, K., Materialien zur nützlichen und angenehmen Selbstbeschäftigung für Kinder in zahlreichen Schulen. 2te Aufl. br. 10 Gr. oder 45 kr.

Ziegenbein, Dr. J. W. H., die jüdische und christliche Religionsgeschichte, nebst dem Confessionsunterschiede der lutherischen, reformirten und katholischen Kirche. 3te Aufl. 6 Gr. oder 27 kr.

Ziegenbein, Anfangsbuch zur Erlernung der französischen Sprache. 3te Aufl. broch. 6 Gr. oder 27 kr.

Roman:

Familie von Homburg, oder Schuld und Sühne. Von dem Verfasser der Wasserleiche und der Auguste Walther. 2 Thle. 2. Aufl. br. 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr.

---

[201] Im Verlage des Unterzeichneten ist so eben erschienen:

Plate, Wilh.,

Die Blouse

oder

Scenen

aus

dem Volksleben in Belgien.

Geh. 54 kr.

Der Verfasser beobachtete während einer Periode von 2 Jahren dieses Land und schildert die Bewohner desselben, wie sie ihm in ihren bürgerlichen Verhältnissen erschienen sind, wobei auf Charakter und nationelle Eigenthümlichkeit sein Hauptaugenmerk fiel. Die Wahrheit des Dargestellten hat der Verfasser mit heiterer Laune dem Leser vorgeführt, und niederländische Verhältnisse „niederländisch" dargestellt, so daß wir das Werk als eine eben so unterrichtende als unterhaltende Lectüre allen Freunden der Literatur empfehlen können.

Buchhandlung von C. Schünemann
in Bremen.

---

[208] Bei J. J. Christen in Aarau und Thun ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gelzer, Dr., die drei letzten Jahrhunderte der Schweizergeschichte, mit besonderer Berücksichtigung der geistigen und religiösen Zustände und der Sittengeschichte. Vorlesungen gehalten zu Bern. Zweiter Band. Druckpapier. **1 fl. 12 kr.** Ausgabe auf feinem Velin-Papier. **1 fl. 56 kr.**

Der ungemeine Beifall, mit dem der erste Band, sowohl in der Schweiz als auch in Deutschland aufgenommen wurde, bürgt wohl hinlänglich für die Gediegenheit dieses Werkes, und dürfte daher das Erscheinen dieses letzten Bandes, der zwanzig Vorlesungen enthält, gewiß nur willkommen seyn.

---

[226] So eben ist bei **Orell, Füßli u. Comp.** in Zürich erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Kleine Loose

aus dem

Gebiete der Phantasie.

Von dem Verfasser „der Wanderungen durch die rhätischen Alpen."

8. 2 Thle. 2 fl. 30 kr. oder 1 Thlr. 16 Gr.

Diese gut geschriebenen Novellen sollten in keiner Leihbibliothek, keinem Lesezirkel oder Leseverein fehlen, Jedermann wird sie mit vielem Genuß lesen und wieder lesen.

№ 128.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 29. Mai 1839.

— Daß wir sind, macht eben
Selbst nach der herbsten Frucht des Grams uns streben,
Die, wie die Aepfel an dem todten Meer,
Nach Asche schmeckt.

Byron.

Kampf und Versöhnung.

Von Ludwig Wihl.

Zerstören möcht' ich oft, was um mich liegt,
Vernichter, doch im Großen, werden,
Dem Gotte gleich, der hoch in Wolken fliegt
Auf nimmermüden Donnerpferden!

Ein Feuerbrand im Erdenmittelpunkt,
Der sollte weit die rothe Zunge strecken,
Daß auch das Höchste, in die Glut getunkt,
Ein Lavastrom chaotisch müßte decken.

Doch würd' ich selbst in Todes bleicher Hand
Recht menschgebührlich mich verhauchen,
Und mit dem Seyn und Leben blutverwandt,
In eine Strömung mit verrauchen.

Sagt nicht, erschreckt, ich hab' am Schlechten Lust,
Wenn mich dämonisch so die Nacht umbullet:
Es ist der harte Kampf in meiner Brust,
Der sich in diesem einen Wunsche stillet.

Es ist der harte Kampf, der mich entzweit,
Dem auch das Gute schwarz sich kleidet —
Der Kampf des Geistes mit der Endlichkeit,
Der sich im letzten Hauch allein entscheidet.

Es ist die Trennung von dem Urbeginn,
Das großgedruckte dunkle Fragezeichen:
Warum ich auf der alten Erde bin?
Wozu die Leiche zu den andern Leichen?

Und doch, wenn dann ein Frühlingsathem weht,
Wenn Gold die Sonne in die Thäler streuet,
Wenn Wald und Flur in Pracht und Blüthen steht,
Wenn Gott sich mit der schönen Erde freuet;

Wenn Liebe Mund an Mund sich schließt,
Wenn eine große That die Welt erneuet,
Wenn unsre Schmerzen auch die Kunst versüßt,
Aus unsern Thränen Perlenschnüre reihet:

Dann freu' ich mich so recht, ein Mensch zu seyn,
Mit meiner Ohnmacht, meinen Herzenleiden,
Und sehe Rosen, keinen Leichenstein,
Und möchte niemals von der Erde scheiden!

Hamburg, 17ten April 1839.

Moden.

(Fortsetzung.)

Dies hängt zunächst und ganz natürlich damit zusammen, daß zur Zeit, wo der Soldat langsam aus dem Menstruum der Gesellschaft herauskrystallisirte, auch das ganze kriegerische Kostüm sich nur allgemach vom gemeinen bürgerlichen losriß. So lange jeder Freie zu der Tracht seines Standes oder seiner Laune sich bewaffnete, trug auch das eigentliche Kriegsvolk weder ein gleichförmiges, noch ein vom bürgerlichen auffallend ausgezeichnetes Kleid. Ja, als in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts erst eigentlich das aufkam, was man seitdem Uniform nennt, war diese geradezu nach dem Muster der landesläufigen Tracht zugeschnitten, und blieb so bis auf die große Staatsumwälzung. Schon der Umstand, daß die höhern Stände immer noch das Seitengewehr trugen, machte, daß der Krieger in der äußern Erscheinung der Masse nicht so schroff gegenüber stand wie jetzt. Noch im ganzen achtzehnten Jahrhundert war der Galanteriedegen das Sinnbild der alten allgemeinen Bewaffnung, und im Maße, in dem der Gentleman einen Bewehrten vorstellte, hatte der Offizier das Ansehen eines Modemanns. Daß noch bis zur Revolution zwischen der militärischen und der modischen Tracht keineswegs die jetzige Kluft befestigt war, zeigt besonders auch der Umstand, daß die Eleganten häufig, einzeln und in Coterien, sogenannte „Uniformes de fantaise“ mit militärischen Abzeichen trugen, was jetzt nicht nur keinem vernünftigen Menschen einfallen könnte, sondern, bei uns wenigstens, selbst die Polizei auf die Beine brächte. — Hinsichtlich der frühern wesentlichen Uebereinstimmung beider Trachten erinnern wir nur an die Kopfbedeckung. Abgesehen von den Grenadiermützen, welche die englischen Puritaner während ihrer Herrschaft, in höhnischer Nachahmung der papistischen Bischofsmützen, erfunden, trugen alle Heere den gemeinen Hut, wie er eben Brauch war. Aber mit dem Hut ging auch die Frisur, welche er bedeckte, zusammen, und wenn es sich von selbst verstand, daß der Held des österreichischen Successionskriegs und des siebenjährigen Kriegs mit Puder und Zopf der Sitte der Zeit sich fügte, so konnte er auch den Bart nicht festhalten und nicht desideriren, nachdem er einmal aus dem allgemeinen Kostüm verschwunden war. Die Generale Friedrichs des Großen, deren Marmorbilder er zu Berlin aufgestellt, sind so hübsch frisirt und so bartlos, als irgend ein Weltmann der Zeit, bis auf den Husaren Ziethen, der den Schnurrbart trägt. Schon seit längerer Zeit hatte man besondere Truppengattungen, Husaren, Uhlanen, Panduren u. s. w., welche ursprünglich slavische Völker waren und später dies vorstellen sollten: diese trugen zum fremden Kostüm auch den slavischen Schnurrbart; aber diese Ausnahmen machen die Regel nur deutlicher.

Noch der Offizier des vorigen Jahrhunderts war geistig weit mehr als jetzt mit dem Körper der Nation, wenigstens mit den ihm ungefähr parallelen Ständen verschmolzen, und zwar durch den kitzlichen Ehrenpunkt, der seinem nicht soldatischen Widerpart so gut und so rasch wie ihm die Hand zum Degengefäß führte. Diesem entsprechend, verknüpften ihn die bedeutsamen Bande von Hut und Frisur, von Jabot und Manchetten unmittelbar mit der modischen Welt; er war in keinem Betracht ein so exceptionelles Wesen wie der jetzige gebildete Krieger, und so wenig „bearded like the pard“ als irgend ein anständiger Mann, aber deßhalb doch so

> Jealous in honour, sudden and quick in quarrel,
> Seeking the bubble reputation
> Even in the cannon's mouth,

als der deutsche bärtige Held, der seit fünf-und-zwanzig Jahren dem Ausbruch der Feindseligkeiten entgegensieht, deren Keime immer wieder zerschmelzen, wie Wolken am Sommertag, wenn das Wetterglas hoch steht.

Wir werden bald sehen, daß die Reaction gegen die Perrücken im Grunde ein von einem deutschen Monarchen geleiteter Militäraufstand war, und daß es in den Anfängen einer später so allumfassenden und despotischen Mode militärisch ließ, wenn man, statt der Perrücke, Zopf oder Haarbeutel trug. Durch diesen Umstand wird der eben besprochene Punkt vollends in's Licht gesetzt.

Der Schlag der französischen Revolution, der auf die Masse der europäischen Bevölkerung wirkte, wie der galvanische Strom auf die chemische Mischung einer Flüssigkeit, der fast plötzlich die allgemeinen Begriffe von den Rechten Aller und der Einzelnen, vom Staat und Staatshaushalt umwandelte, oder vielmehr nur die längst aus ihren alten Verbindungen flüssig gewordenen moralischen Elemente rasch in neuen Mittelpunkten anschießen ließ — dieser welthistorische Prozeß mußte nothwendig auch die äußern Lebensformen vielfach verwandeln und mit den Begriffen in den Köpfen auch die äußere Ausstattung derselben anders gestalten. Die Verfassungen, die man in Frankreich auf dem vermeintlich rein abgeräumten Boden nach abstrakten Ideen aufgebaut, stürzten schnell wieder zusammen, und die entsprechenden Versuche, ein ganz über die bisherige Sitte und Tradition hinausfallendes, antikisirendes Kostüm zu schaffen, erstickten in der Geburt. Bald setzte sich Alles wieder in ein gewisses äußeres Gleichgewicht, und betrachtet man den gesellschaftlichen Zustand nach seinen innern und äußerlichen Momenten um die Zeit der Auflösung des deutschen Reichs, so wird auch dem flüchtigen Blick klar, daß die Reformen

im Kostüm, statt radikaler zu seyn als die tiefgreifenden Veränderungen im ganzen Staatsleben, kaum Schritt damit hielten. Heilige Verträge und Privilegien hatten sich wandelbarer gezeigt als Hauben und Hute, Dynastien waren leichter reducirt als Rockschöße, und die Landkarte von Deutschland hatte sich ungleich mehr verändert als die männliche und weibliche Toilette.

Die hauptsächlichste, bedeutsamste und einflußreichste Veränderung in der männlichen Tracht war nun aber ohne Zweifel die Verbannung der Frisur mit Zopf und Puder, welche sich im Großen vom Wechsel des Jahrhunderts her datirt. Der Mann sah sich jezt mit so manchem unveräußerlichen Recht auch Haar und Bart wieder zur freien Disposition gestellt, aber er wußte bei diesen wie jenen nicht recht, was er damit anfangen sollte, und er weiß es noch nicht. Seit es für den anständigen Mann kein festes Richtmaß im Haarputz und Bartstyl mehr gibt, herrscht in diesen wesentlichen Punkten ein Naturalismus, der dem Mangel an socialem Glauben in den Köpfen und dem Schwanken der Gewalten in der Gesellschaft vollkommen entspricht. Nicht eher wird wieder ein allgemeiner Glaube, sey es an was es wolle, in der Welt herrschen, als bis wieder ein durchgreifendes System des Haarputzes hergestellt ist, und erst wenn man dem Mann an Haar und Bart wieder ansieht, was er ist und was er bedeutet, wird die Hauptquelle der jetzigen geistigen Irritation, der Mangel an einer fest abgestuften Hierarchie in der Gesellschaft, verstopft seyn. Herr Guizot ist gewiß mit dieser doktrinären Prophezeiung einverstanden, wenn er sie auch weder auf dem Lehrstuhl, noch auf der Rednerbühne ausspricht. — Am charakteristischsten ist aber in der gegenwärtigen Haarverwirrung das Verhalten des Barts. Es wäre dies das fruchtbarste Kapitel; wir deuten aber unsere Ansichten nur mit Wenigem an.

(Fortsetzung folgt.)

Physiognomie der Emeute.

(Fortsetzung.)

So war ich bis zum Ende der Rue St. Honoré gekommen. Hier stand ein Häuflein Neugieriger, die den Kopf um die Ecke vorbeugten und bedächtig den Leib in der Straße zurückhielten. Ich hatte keinen Grund, verwegener zu seyn, und that daher wie sie, denn ich dachte, wir mußten den Barrikaden ganz nahe seyn. Zu meiner Verwunderung aber sah ich in der Straße auf- und abwärts viel Volk, Männer, Weiber und Kinder, hin und hergehend, sich befragend, sich erzählend, und nach allen Richtungen hingaffend; die Aufrührer aber waren unsichtbar. Mir schien es sogar, als wäre hier nicht die geringste Gefahr, und so wollte ich der Rue St. Denis zuschreiten. Da faßte mich ein junger wohlgekleideter Mann beim Arme und sagte „Mein Herr, seyen Sie nicht unklug; dort, hundert Schritte weit von hier, ist eine Barrikade, und von Zeit zu Zeit schicken die Aufrührer ein paar Kugeln in die Straßen.“ Ich habe allen möglichen Respekt vor solchen Kugeln, die auf gut Glück in den Straßen herumspazieren, und die der Zufall regiert. Ich blieb einige Augenblicke stehen, den wohlgemeinten Rath überlegend.

Vor Zeiten habe ich einmal Strategie studirt, und weiß von daher noch, daß die Flankenangriffe die sichersten sind. So beschloß ich denn, meine Barrikade von der Flanke anzugreifen. Ich ging also ein paar hundert Schritte zurück, und dann aus der Straße St. Honoré zum Marché des Innocens, von wo ich an die Ecke der Rue St. Denis gelangte, wo nach der Angabe meines Warners die erste Barrikade seyn mußte. Als ich beinahe die Ecke erreicht hatte, stob auf einmal Alles auseinander und lief nach allen Seiten hin. Ich stutzte und machte mich ebenfalls zum Rückzuge bereit; beruhigte mich aber halbwegs, da ich keine Schüsse hörte, und überdies bedachte, daß die Kugeln nicht um die Ecke gehen. Im nächsten Augenblicke trat die eben gestörte Ruhe wieder ein, die Fliehenden kamen allmählig wieder zurück, und die Straße füllte sich von Neuem. Aber auch hier fand ich noch keine Barrikade. Als ich ihr nachfragte, antwortete man mir: „Weiter oben.“

Nach meinem Plane, dem Feinde in die Flanke zu fallen, mußte ich ein zweites Manoeuvre beginnen. Ich zog mich zurück, drang durch ein Dutzend kleiner Gassen durch, und gelangte so unangefochten bis an den Theil der Rue St. Denis, der von den Insurgenten abgeschlossen war. In jenen Gassen sah es nicht geheuer aus, wenig Leute waren auf den Straßen, und eilten rasch über dieselben weg, und aus allen Fenstern sahen erschreckte und zerstörte Gesichter. Ich begegnete ein paar vereinzelten Bewaffneten, die ich zuerst für Nationalgardisten ohne Uniformen hielt, da sie so offen und unbefangen hin- und herspazierten, und mit den ihnen Begegnenden plauderten, als ob es so seyn müßte.

Als ich endlich an der Rue St. Denis ankam, sah ich die ganze Straße menschenleer, und nur hier und dort guckte ein Vorwitziger zum Fenster heraus. Zwanzig Schritte rechts von der Rue Mauconseil, in der ich bis zur Rue St. Denis gelangt war, sah ich dann die formidable Barrikade und die verwegenen Insurgenten. Die Barrikade bestand aus einem umgestürzten Omnibus und einem Fiaker, und diese füllten die Breite der Straße nur dann aus, wenn man die beiden Deichselbäume mit zur Barrikade rechnete. Vier bis fünf jüngere

und ältere Leute mit Militärgewehren — das war alles, was ich von der Aufstandsmacht bemerkte. Die schienen Arbeiter zu seyn und sahen entschlossen genug aus. Ein siebzehnjähriger Gamin stolzirte an dem Omnibus auf und ab, als ob er die Wache habe, die übrigen gingen ab und zu. Ich gestehe, daß mir die ganze Sache wunderbar verwegen, beinahe lächerlich vorkam. Mit zehn entschlossenen Soldaten hätte ich mich anheischig gemacht, diesen furchtbaren Posten zu nehmen. Auf einmal zogen sich meine paar Nachbarn eilig zurück, und als ich mich nach der Ursache umsah, bemerkte ich, nach der andern Richtung der Straße St. Denis hin, einen sechsten Insurgenten, der wirklich auf uns angelegt hatte und dann, als er die Flucht meiner Nachbarn sah, lachend das Gewehr wieder auf die Schulter legte und sich in eine Art Mauernische zurückzog. In demselben Augenblicke hörte ich in der Richtung der Porte St. Denis schießen, erst einzelne, dann zwanzig, dreißig Schüsse, worauf es bald wieder still wurde. Nach einer Weile fielen auch in einer der hinter mir liegenden kleinern Straßen mehrere Schüsse, was der Sache und meiner Stellung ein etwas bedenklicheres Ansehen gab, denn auch das wußte ich noch von meinen strategischen Studien, daß man Flankenangriffe am sichersten durch Flankenangriffe zurückwirft, und so ließ ich als kluger Feldherr, der seine Soldaten nicht nutzlos aussetzen will, zum Rückzuge blasen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Mai.

(Fortsetzung.)

Neue Gemälde. Eisenbahn.

Zu den merkwürdigen Gebäuden, an denen noch fortwährend gearbeitet wird, gehört ein Haus in der langen Gasse, hauptsächlich darum, weil der Besitzer, unser, wie als Bildhauer, so auch als Lehrer bei hiesiger Kunstakademie hochverdienter Professor Rietschel, seine Aussenseite mit sechs Bildnissen schmückte, welche die Heroen der Skulptur: Ghiberti, Peter Vischer, Michel Angelo, Canova, Thorwaldsen und Rauch darstellen. Gelegentlich ist hier zu erwähnen, daß der Künstler in seinem Atelier auf der Brühlschen Terrasse so eben mit Fertigung des Modells zu einem für Leipzig bestimmten Grabmale des bekanntlich in der dortigen Thomaskirche ermordeten Diezmann, eines Bruders des Markgrafen von Meißen, Friedrichs des Gebissenen, sich beschäftigt.

Unter der beträchtlichen Zahl größtentheils recht vorzüglicher Gemälde, welche jezt im hiesigen Kunstvereine zur Schau hängen, scheinen drei besonders anzuziehen. Das erste ist das in Oel gemalte Brustbild der Gemahlin des Prinzen Johann, vom Hofmaler Stieler in München. — Der Landschaftmaler Crola, sonst immer durch zum Theil köstliche Baumgruppen im Vordergrunde so willkommen, hat diesmal auf einer großen Landschaft fast gar nichts von Bäumen in der Nähe angebracht. Aber die weite, nur mit wenigen, einzelnen Höhen versehene Gegend, welche wie freudetrunken in der Fülle des Sonnenlichts sich vor uns ausbreitet, der mit Sommergewölk nur etwas überflogene, klare, blaue Himmel, der auf ihr liebend ruht, erwecken durch ihre Naturwahrheit und das durchsichtige Leben darin dem Beschauer ein wahrhaftes Wohlbehagen. Dieses erhöht noch der Gedanke, daß das herrliche Tableau nicht nur in der Wirklichkeit vorhanden, sondern sogar der Schauplatz der Thaten unserer Freiheitskrieger unter dem Cheruskerfürsten Hermann ist. Mit dieser, mit Sonnenschein reichlich gesättigten Landschaft steht eine von L. Richter, die den Charakter des Sturmes ausspricht, in grellem Contrast. Luft und Bäume hängen voll düstrer Nebel. Unten an den dunkeln Bergen eilen weißgraue Wolken hin und einem bejahrten, über die Unbehaglichkeit der Witterung verdrießlich erscheinenden, mit Reisegepäck auf dem Rücken belasteten Wanderer, nebst einem Knaben und einem Hunde, werden die müden Füße wider Willen vom Winde beflügelt. Die Landschaft gewährt eine so richtig gedachte, als anziehend ausgeführte Darstellung.

Durch Vollendung der Leipzig-Dresdener Eisenbahn ist bereits die Lebendigkeit Dresdens ansehnlich erhöht worden. Die Masse der täglich ankommenden Fremden vergrößert sich zusehends. Sie würde noch um Vieles mehr anwachsen, wenn nicht der vergangene Monat sich so unverzeihlich vergriffen und uns statt der weißen Blüthenflocken ordentliche Schneeflocken zugeworfen hätte. Im Allgemeinen fehlt der in jeder Hinsicht gelungenen Ausführung der stattlichen Dampfwagenfahrt die Anerkennung nicht. Einzelne Ausstellungen an dieser und jener Einrichtung verlauten zwar allerdings auch, doch betreffen sie in der Regel nur Nebendinge, die gewiß nach und nach die gewünschte Berücksichtigung erhalten werden. So klagt man z. B., daß gegen die kostbarste Wagenclasse die andern zwei allzu stiefmütterlich behandelt seyen, so daß jene wie die herrschaftlichen, die beiden andern aber wie bloße Dienstbotenreisegelegenheiten erscheinen. Jedenfalls ist wohl das ein eigentlicher Fehler, daß die Passagiere nur zu der ersten Wagenclasse Billets erhalten, worauf die Nummer ihres Sitzes bemerkt steht, den mit den andern beiden Classen Fahrenden aber der Vortheil, bis zum Ablaufe der festgesetzten Frist immer auf einen gewissen Platz rechnen zu können, versagt ist, da ihre Billets auf keine bestimmte Nummer lauten, auch die Plätze im Wagen gar nicht numerirt sind. Je mehr dieser Fehler in die Augen springt, desto gewisser darf man wohl eine recht baldige Abänderung erwarten. Eine andere Klage betrifft den Umstand, daß die Funken der Locomotive, im Falle der Wind dem Wagenzuge entgegen kommt, zuweilen noch brennend in die Wagen fliegen und nicht selten schon Beschädigungen an den Kleidern der Reisenden und an den aufgeladenen Gütern verursacht haben sollen. Gewiß wird die Direktion durch zweckmäßige Vorkehrungen diesen Uebelstand ebenfalls thunlichst zu beseitigen suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 129.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 30. Mai 1839.

— Never yet did insurrection want
Such water-colours, to impaint his cause,
Nor moody beggars, starving for a time
Of pell-mell havock and confusion.

Shakespeare.

Physiognomie der Emeute.

(Fortsetzung.)

Dies war unterdeß etwas schwerer geworden. Ich wollte geradewegs in die Rue Montorgueil eindringen und stand, als ich eben um eine Ecke wendete, vor einem Trupp von zehn bis zwölf Mann, die nicht eben friedlich aussahen. Ich mußte zurück und stieß in der nächsten Straße wieder auf Bewaffnete, und mußte abermals einen andern Ausweg suchen. Mir wurde etwas unheimlich zu Muthe; denn ich fing an, zu befürchten, umzingelt zu seyn, und war froh, als ich endlich nach einigen weitern vergeblichen Versuchen wieder in vollbelebte Straßen gerieth. „Mitgefangen, mitgehangen!" dachte ich mehr als einmal mit dem unbehaglichsten Gefühl. Einer unserer Landsleute hatte vor fünf Jahren im April eine ähnliche Wißbegierde, wie die meinige, theuer genug bezahlt. Er gerieth zwischen eine Barrikade und ein Bataillon der Linie; beide gaben zumal Feuer und er erhielt eine Kugel in den Schenkel, von der er nicht einmal sagen konnte, ob sie dem Freunde oder dem Feinde angehörte. Doch kam er nicht einmal mit dieser durch; von vorne und von hinten bedroht, flüchtete er in eine offenstehende Thüre und mußte, da der Gang, in den er gerathen, gesperrt war, die ganze Nacht in demselben, und als die Soldaten endlich vordrangen und in das Haus hineinschoßen, sogar auf dem Bauche liegend zubringen. Am andern Morgen wurde er erlöst, d. h. gefangen genommen, und büßte dann den Rest seiner Schuld mit zehn Wochen Gefängniß ab. Er verstand zu seinem Glücke als braver Schneidergeselle kein Wort Französisch, und so ließ man ihn am Ende laufen. Ich hätte nicht einmal diese stumme Vertheidigung für mich sprechen lassen können.

Genug, mir wurde erst wieder ganz wohl, als ich die Menge der Spaziergänger wieder um mich sah, und ich nahm mir ernstlich vor, in Zukunft vorsichtiger zu seyn. Ich konnte jezt von der Farbe sprechen, denn ich hatte sie gesehen und mich überzeugt, daß man mit einem einzigen Bataillon der ganzen Sache in einer Stunde hätte ein Ende machen können. Ich hatte das Centrum der Operationen des Aufstandes durchzogen und höchstens 25 — 30 Mann bemerkt. Entschlossenheit sprach aus ihrem ganzen Wesen, das läßt sich nicht leugnen, aber die Theilnahmlosigkeit, mit der man sie allwärts betrachtete, zeigte, daß, wenn sie auch nicht mehr auf den frühern Fanatismus des Juste-Milieu stießen, sie jedenfalls vereinzelt waren. Der Eindruck, den die formidable Barrikade auf mich gemacht hatte, wurde zwar durch die kleinen Hinterhalte, denen ich mehrfach begegnete, wieder etwas verwischt; doch hatte dies Alles nicht das Ansehen eines Aufstandes,

sondern nur das eines verwegenen Handstreichs von ein paar Dutzend lebensmüder, unglücklicher Arbeiter und ein Paar sich langweilenden, verzweifelnden hommes de lettres, deren sicher mehrere mit im Spiele waren, obgleich ich nur einen einzigen Mann im blauen Ueberrocke unter den Aufrührern gesehen hatte. Genug, ich wußte, daß die ganze Sache nichts auf sich hatte.

Im Palais-royal angekommen, begegnete ich hier meinem Freunde L., der ruhig nach Hause gehen wollte, und noch nicht ahnete, daß in Paris bereits seit vier, fünf Stunden der Bürgerkrieg wüthete. Wir gingen zusammen auf die Boulevards, wo die gedrängte Volksmenge und die von Minute zu Minute sich mehrende Militärmacht ein sehr lebendiges Schauspiel darboten. Wir versuchten es gegen Abend noch einmal, in die Straße St. Denis vorzudringen, wo wir dann zweimal mit der ganzen Volksmenge erst bei einem panischen Schrecken, dann vor einer viel reelleren Gefahr, einem rasch fahrenden Fiaker, die Flucht ergriffen, und ob der wie toll ausreißenden bunten Menge der Männer, Weiber und Kinder, den erschreckten Gesichtern, den purzelnden und sich wieder rasch aufraffenden Philistern in das gesundeste, herzlichste Lachen ausbrechen mußten. — Gegen halb acht Uhr zogen wir uns über den Börsenplatz zurück. Die Dämmerung vergrößerte die dunkeln Punkte der Gruppen und gab der Physiognomie der Straßen und der Volksmenge ein fast schauerliches Ansehen. Auf einmal liefen auf dem Börsenplatze zwei Leute, in Kitteln und mit Munitionsgewehren bewaffnet, an uns vorüber, ohne daß ein Mensch von den Tausenden, die hier hin und her zogen, versucht hätte, sie aufzuhalten. In der Rue Vivienne, dreihundert Schritte vom Palais-royal, liefen wieder vier bewaffnete Arbeiter ungestört an uns vorüber, und bald sahen wir dann ein Bataillon Nationalgarden die Straße hinaufziehen.

Im Palais-royal hörten wir den Messager ausrufen und kauften ein Exemplar. Dasselbe kostete für heute einen Franken, während es sonst nur zehn Sous kostet. Représentation extraordinaire! Das Bürgerblut in den Straßen brachte heute dem Eigenthümer des Messager 10—20,000 Fr. ein. Als wir, nachdem wir den Messager gelesen hatten, in die Straße St. Honoré kamen, war auch dort Lärm und Schrecken, und auf einmal stürzte die Menge uns entgegen wieder zum Palais-royal zurück. Es war unterdeß dunkel geworden und Alles hatte ein gespensterartiges Ansehen. Wir mußten einen andern Weg, über den Carrousselplatz einschlagen, wo wir dann Kavalerieregimenter und Kanonen stehen sahen, und gelangten so auf die andere Seite der Seine und zu unsern Wohnungen.

All diese Scenen hatten einen tiefen, unbehaglichen Eindruck auf mich gemacht, der, als ich zu Hause Alles ruhiger überdachte, nur noch schmerzlicher wurde. Der Bürgerkrieg an und für sich würde nicht diesen Eindruck auf mich machen. Er kann natürlich seyn, wenn beide Parteien wissen, wofür sie sich schlagen, wenn eine höhere Idee sie begeistert und sie vergessen macht, daß sie Söhne desselben Volkes sind. Aber ich hatte beide Parteien heute näher gesehen und auch nicht eine Spur von Begeisterung bemerkt. Die Soldaten und die Nationalgarden, so viele der leztern zusammenzubringen waren, zogen schweigend und trauernden Blickes durch die Straßen; und auch die Aufrührer waren kalt und ruhig, und Nichts in ihrem Wesen und Benehmen ließ ahnen, daß eine höhere, eine belebende Idee sie leite und zum Handeln antreibe. Ein Körper ohne Geist, ein Gespenst war für mich das Bild dieser Bewegung, und am Abende, als ich in der Rue Vivienne jenen vorübereilenden Insurgenten begegnete, die zwischen Tausenden friedlicher Spaziergänger wie Schatten dahinschwebten, wurde der Gespensterglaube in mir noch lebendiger, und die dunkeln Massen der Soldaten auf dem Carrousselplatze und die Kanonen, an die abermals die Schatten der Soldaten schweigend angelehnt standen, gaben endlich diesem Bilde einen noch schauerlicheren Hintergrund. Und dann jenes alte Weib hinter dem Eisengitter des Palais-royal, das die Zeitung mit heiserer, kreischender Stimme ausrief, die feile Spekulation, der Calkul mit dem Höchsten, der unsere Zeit, wie der Wurm den Baum, an der Wurzel anfrißt! — Corruption und Theilnahmlosigkeit — das ist die positive und zugleich die negative Ursache, die solche Emeuten hervorruft, die sie möglich macht.

(Schluß folgt.)

Moden.

(Fortsetzung.)

Das durch den westphälischen Frieden begründete Staatensystem brachte es nothwendig mit sich, daß sich der Soldat immer mehr vom Bürger sonderte. Diese schon im vorigen Jahrhundert entschiedene Trennung kam aber der Welt erst durch die Folgen der Revolution ganz zum Bewußtseyn und wurde jezt förmlich sanctionirt. Erst in der jetzigen Verfassung Europas ist durch die Conscription, durch die Aufstellung von Nationalheeren, das, was früher ein Gewerbe war, ein großer, geschlossener Stand geworden, der nach unten mit dem Volk, nach oben mit den Herrschenden gleich stark verwachsen ist. Auf lezteres Verhältniß werden wir noch zurückkommen; hier ist zunächst in's Auge zu fassen, wie

durch die Revolutionskriege der Bart wieder in die Welt kam. — Es ist Thatsache, daß die Puderfrisur nicht durch eine revolutionäre Laune der Hauptstadt, sondern in den französischen Heeren ihr langes Leben endigte. In der ungeheuern Aufregung der Zeit, zumal unter den Anführern, welche die Umwälzung an die Spitze gestellt, verfiel der Zopf- und Kamaschendienst, und in der Begeisterung vergaß der Soldat Puder und Zopfband, welche im vorigen Jahrhundert sogleich wieder ihre Rechte behauptet hatten, nachdem das Blut der Schlacht abgewischt war. In Paris aber wollte jeder Incroyable die Idee erwecken, als ob er bei der Armee gewesen wäre, und so wurde ein naturalistischer Haarputz zur Mode, in deren Folge das männliche Haupthaar in ganz Europa nach und nach emanzipirt worden ist.

Durch die Sitte des ganzen vorigen Jahrhunderts war die männliche Welt des Barts völlig entwöhnt worden, und der Offizier hatte, wie schon bemerkt, keinen Grund gehabt, sich in dieser Beziehung vom feinen Mann loszusagen, der überhaupt sein Vorbild war. Jetzt aber, in der Anarchie, die auch in das Kostüm gedrungen war, da Alles, mehr als je, auf des Schwertes Spitze stand, führte der Soldat das große Wort, und es war jezt natürlich, daß er, der heroische Vertheidiger, den glatten, weibischen Gesichtern der Vertheidigten gegenüber, im Merkmal der Männlichkeit eine Auszeichnung suchte und fand. Aber wie die revolutionäre Willkühr in Allem schnell wieder in die Schranken der Ordnung zurückgedämmt wurde, so konnte auch der soldatische Bart nicht in's Maaßlose ausarten, sondern er unterwarf sich bald auch der nothwendigen Disciplin und Gleichförmigkeit.

Jeder Zeitgenosse weiß, wie vor etwa vierzig Jahren mit dem ungepuderten, rund verschnittenen Haar auch die längst vergessene Sitte, dem Bart einigen Wuchs zu gestatten, aus den Feldlagern in die bürgerliche Tracht überging, und zwar zunächst in der Form des Backenbartes, der bald ein Schooskind der männlichen Eleganz wurde, wie schon sein französischer Taufname „favori“ beweist. Aber der Schnurrbart, der viel bedeutenderen Einfluß auf den physiognomischen Ausdruck hat, sezte sich auch beim Soldaten, wenigstens als ständige, obligate Tracht und in den höhern Sphären des Standes, nur langsam fest. Der Hauptgrund war wohl, daß sich die ältere militärische Generation weit aus dem vorigen Jahrhundert vom bartlosen Ideale des Anstandes und der Eleganz nicht mehr trennen konnte; es war die Mission des avancirenden Nachwuchses, den Knebelbart in immer höhere Chargen einzubürgern, bis endlich der Zeitgeist auch den Prinzen und Kriegsherrn, als Kriegern per se und natürlichen Trägern des Rocks der Ehre, den bedeutsamen martialischen Circumflex in's Angesicht zeichnete. In diesem Falle war der Zug der Mode von unten nach oben so sehr in der Natur der Sache gegründet, als sonst und in der Regel der umgekehrte Verlauf. Die förmliche Nobilisirung des Knebelbartes wurde nun aber für die Haltung und die Manieren des gegenwärtigen Geschlechts von großer Bedeutung.

Sobald die „grimme Heraldik“ des Schnurrbarts, wozu oft noch der spitze Kinnbart kam, als gemeine soldatische Tracht auch von den Großen angenommen war, mußte sich sogleich nicht nur die Idee des Martialischen, sondern auch die des Adeligen, Ritterlichen, Mannhaften überhaupt daran knüpfen. Eingedenk seines alten Zusammenhangs mit dem Kriegerstande, oder vielmehr seines Ursprungs daraus, nahm der Adel schnell und mit Wohlgefallen eine Tracht an, welche ihm in der so schauerlich homogen und eintönig gewordenen Gesellschaft eine sinnliche Auszeichnung versprach. Aber wie sich die Welt einmal gemacht hat, ist die Concurrenz fast aller Stände auf der Rennbahn der Eitelkeit und Fashion noch weniger beschränkt als der geistige Wetteifer. Fast nichts, was der Schneider schafft, und gar nichts, was der Barbier stehen läßt, vermag heutzutage eine feste Auszeichnung zu begründen. So zeigte es sich bald, daß auch der vornehme Bart unmöglich in eine Partei einzuschließen, sondern daß die Frage dieser Tracht, nach dem englischen Parlamentsausdruck, eine offene sey. Vor etlichen und zwanzig Jahren noch war so ziemlich die ganze männliche Welt um Mund und Kinn glatt gewesen; seitdem aber bildete sich aus den verschiedensten Ständen in der Gesellschaft gleichsam eine zweite Gesellschaft, deren Mitglieder, bei den abweichendsten Qualitäten und sonstigen Ansprüchen, in dem Gedanken übereinkamen, dadurch, daß sie nach dem Vorgange des Soldaten den Haarmanipel auf der Oberlippe aufsteckten, ihrer Physiognomie einen bedeutenden, distingnirten Ausdruck zu geben und zugleich die Idee der Mannhaftigkeit zu erwecken. Dieß machte sich in der Vorstellung um so leichter, da im langen Frieden auch der bei weitem größte Theil des Soldatenstandes unter uns nur aus designirten Helden bestand, und Jeder, wer er auch sey, wenn er nur über einen Bart gebot, die Vermuthung des eventuellen Heroismus für sich hatte. Etwas komisch nimmt es sich freilich aus, wenn der Ladendiener oder der Familientaugenichts, dem sein Vater einen Ersatzmann gekauft, im selben Jahr sich einen Schnurrbart erzwingt.

Zu oberst in dieser buntscheckigen Genossenschaft stehen die vornehmen Krieger und der Adel sammt Allem, was sich das Colorit desselben zu geben weiß oder sucht, zu unterst der gemeine Soldat und das Dienstpersonal der andern nobeln Passionen, Jäger und Piqueur, Jockey, Reitknecht, Kutscher. Als Mittelstände schieben sich ein die feinen Jungen aller Classen, welche am Bart die Distinktion lieben und den geheimen, aber unzweifelhaften

Rapport mit den Gefühlen des schwächern Geschlechts, und die studirende, künstlerische und schriftstellerische Jugend, welche der Romantismus des Bartes antreibt, ein Feld zu kultiviren, das leider nur zu oft magere und verspätete Saaten trägt.

Dabei zeigt sich aber recht, wie der raffinirte Kulturmensch in jeder Periode des Kostüms an irgend einer Partie des Haars seinen besondern Stolz, und als Gegengewicht seine eigene Plage hat. Wie im vorigen Jahrhundert die Frisur, so ist jezt der Bart für den Eleganten der Gegenstand immerwährender, süßschmerzlicher Beschäftigung. Aber der Comfort dringt in alle Lebensverhältnisse und erleichtert auch den fashionablen Kummer. Die sorgfältige Puderfrisur war ein noli me tangere; der galante Träger durfte keinen Augenblick sein Bewußtseyn von der Schildwache dabei abrufen, damit nicht irgend etwas mit seinem Haupt in Berührung komme oder er selbst in der Zerstreuung hinaufgreife und das mühsame Kunstwerk zerstöre. Auch beim Schnurrbart, so wie beim sogenannten Bart en collier oder à la jeune France, ist der Pflege und der Sorgen kein Ende, schon bis er überhaupt zur Stelle ist. Aber wie viel bequemer hat es das Selbstbewußtseyn dabei, weil die Aufmerksamkeit nicht negativ, sondern positiv wacht, indem die Hand behaglich das Idol liebkost, streicht, dreht und windet!

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Mai.

(Fertsetzung.)

Eisenbahn. Theater. Physikalische Versuche.

In den ersten Wochen sind auch allerdings manche, zum Theil sogar mit Gefahr verbundene Verspätungen der zwischen drei und vier Stunden berechneten Ankunft [*] der Dampfwagen hier und in Leipzig, und mancher von Mangel an Vorsicht und Aufmerksamkeit herrührende Unfall eingetreten, von denen übrigens glücklicherweise nur wenige bedeutende Verletzungen der Reisenden zur Folge gehabt haben. Bedenkt man aber die gänzliche Verschiedenheit zwischen dem neuen Reisefortkommen und den seitherigen Transportmitteln, so kann man darüber kaum erstaunen. Die seitherigen Personen- und Waarentransporte auf der Landstraße geschahen gemeiniglich durch Thiere, die wenigstens so verständig sind, um dann inne zu halten, wenn ihnen beim weitern Vorschreiten der eigene Untergang vor Augen liegt. Die mit Leitung der Thiere oder Aufsicht über die Wagen Beauftragten hatten daher in vielen Fällen gar keine besondere Aufmerksamkeit bei ihrem Geschäfte nöthig. Daß ein vom menschlichen Verstande ausgeklügeltes Werk, wie eine Locomotive der Eisenbahn, nicht nur eine noch unvernünftigere Bestie, als jedes andere Thier sey, sondern auch nicht ein Fünklein Verstand haben könne, vielmehr ihr eigener Ruin ihr gerade so gleichgültig erscheine, wie der Untergang Anderer und selbst der ganzen Welt, das war den Leuten gar nicht eingefallen. — Erfahrung allein, welche, wie man sagt, klug macht, aber nicht reich, wird gewiß recht bald auch hier die wirksamste Lehrerin werden.

Ohne Zweifel ist es diesen Unfällen mit zuzuschreiben, daß die Frequenz der Reisenden auf den Dampfwagen nicht ganz im Verhältnisse gewesen ist zu der eben abgelaufenen Leipziger Jubilatemesse und der zu ihr hin- und von ihr hinwegströmenden Menge der Verkäufer und Einkäufer. Dieselben Unfälle mögen auch wohl zum Theil Veranlassung zu dem dermalen niedergedrückten Stande der Aktien seyn. Mehr Antheil an der jezigen geringen Nachfrage hat ohne Zweifel die eben erst beendigte Zahlwoche und das in dieser allzeit ungemein vermehrte Bedürfniß des baaren Geldes. Die den 15ten dieses Monats zu haltende Generalversammlung wegen der Eisenbahn wird hauptsächlich die Kosten wegen der so nöthigen Herstellung eines zweiten Gleises, die Vermehrung der Locomotiven und manches andere zur zweckmäßigen Beförderung des so nützlichen Werkes noch erforderliche Hülfsmittel zum Gegenstande haben.

Unter mehreren hier anwesenden, bekannten Gelehrten befand und befindet sich vielleicht noch der Freiherr von **Rumohr**, der den guten Geschmack, welchen im Spirituellen seine Novellen darthun, auch bekanntlich im Materiellen durch ein vielgerühmtes Werk über die **Kochkunst** beurkundete. Auf unserer Bühne wurde ein Schauspiel nach **Sheridan Knowles**, von **Treitschke**: „des Stranders Tochter,“ wiederholt mit Beifall gegeben. Ebenfalls neu war ein kleines Schauspiel: „Pflicht und Liebe.“ Der Umstand, daß kein Autorname genannt war, gereichte dem neuen Werke zur besten Empfehlung, welche auch durch den glänzenden Erfolg bei der Aufführung vollkommen gerechtfertigt wurde. Die im Sommer gewöhnlich vorkommenden Gastvorstellungen begannen bereits. Gerade weil erst seit wenigen Tagen der Frühling sein winterhaftes Wesen ablegte, erfreuten dergleichen in die Mauern der Häuser verpflanzten Ergötzlichkeiten desto mehr.

Daguerres vielbesprochene treffliche Erfindung, die Lichtbilder festzuhalten, sezt hier immer mehr Forscher in Bewegung. Auch der durch seine schöngemalten Dioramen und mikroskopischen Darstellungen bekannte **Enslen** hat die Sache fortdauernd in's Auge gefaßt und recht interessante Resultate gewonnen. In einer vor wenigen Tagen im Saale des naturgeschichtlichen Museums vor einer zahlreichen Versammlung gehaltenen Vorlesung sprach sich ein anderer rastlos forschender Gelehrter, der praktische Arzt Dr. **Pezhold**, hauptsächlich über den wichtigen Unterschied zwischen den so vollkommenen Leistungen **Daguerres** und denen des Engländers **Talbot** sehr vollständig aus. Dabei zeigte er mehrere von ihm selbst angestellte, recht interessante Versuche vor, bemerkte jedoch, daß allein bis jezt von Andern, als Daguerre, in dieser Angelegenheit Geschaffenen und zur öffentlichen Kunde Gelangten einzig die Talbotsche Methode zum Grunde liege.

(Schluß folgt.)

[*] Neuerlich dauert die Fahrt in der Regel drei und eine halbe Stunde.

Beilage: Kunstblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 130.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 31. Mai 1839.

— Credam dignos barba dignosque capillis
Majorum?

Juvenal.

Moden.

(Fortsetzung.)

Ein gewisser Theil der Jugend, namentlich der studirenden, der artistischen und belletristischen, sucht Bedeutung darin, daß sie dem Bart, über die Grenzen der Fashion hinaus, bedeutende Entwicklung gibt, wenn die Adepten anders die natürlichen Mittel dazu haben. Dies paßt vortrefflich zu ihren Ansprüchen auf frühreife Weisheit, dominirende Weltanschauung und Weltverbesserung. Es ist jezt gerade umgekehrt wie in frühern bärtigen Jahrhunderten. Wenn einst der struppige, weiß durchschossene Bart das aufwachsende Geschlecht im Respekt hielt, so soll jezt der junge, gekämmte und mühsam gehegte Bart den ältern Glattschnäbeln imponiren, welche in der Schätzung der Jugend ungefähr die Bedeutung haben, welche früher den Gelbschnäbeln in den Augen des reifen männlichen Alters zukam. Tritt so ein bärtiger junger Mann in ein Geschäftsleben ein, mit dessen Kostüm sich die cinquecentistische Maske nicht verträgt, so sträubt er sich wohl eine Weile und spricht mit Simson: „Wenn ich mich beschöre, so wiche meine Kraft von mir, daß ich schwach würde, wie alle andere Menschen." Aber der Despotismus der Sitte ruft ihm zu: „Philister über dir!" und raubt ihm das, „worinnen er solche große Kraft hat." — Da gegenwärtig in manchen Ständen dem geschorenen Mannesalter eine Jugend im Barte mit so philosophischen Ansprüchen gegenübersteht, so sieht es nicht anders aus, als ob dem Manne, lange vor der Zeit, wo ihm die Zähne ausfallen, der Bart und damit die Weisheit ausginge.

Durch diesen Excurs übee den Bart ist die Geschichte des eigentlichen Haarputzes unterbrochen worden. — Wir haben vorzüglich noch den Uebergang der Perrücke in den Zopf und Haarbeutel zu besprechen, und fassen uns dabei vollends möglichst kurz.

Die Herrschaft der Perrücken war kaum ein Menschenalter lang recht fest begründet und allgemein anerkannt, so erhielt sie einen Stoß von einer Seite her, von der man es am wenigsten erwartet hätte. Es thut sehr wohl, wenn man in der Tracht, deren Geschichte sonst die deutsche Nation der schwachherzigsten Abhängigkeit von fremden Launen verklagt, einmal deutschen Gedanken und deutschem Einfluß degegnet. Friedrich Wilhelm I. von Preußen war es, der die Perrücke verwarf, wieder das eigene Haar aufnahm und dadurch den Anstoß zu einem ganz neuen System des Kopfputzes gab. Sein Zopf war ein Gedanke großartiger militärischer Einfachheit, und er ahnete nicht, daß die Frisur, welche er herbeiführte, die Köpfe noch mehr peinigen sollte als der

Lockenwust, den er bekämpfte. Befangen im Haardogmatismus seiner Zeit, konnte er sich so wenig zur Idee des natürlichen, fessellosen Haares erheben, als die Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts zu der Anschauung heutiger rationalistischer Bibelerklärer. Aber, wie jene, stiftete Friedrich Wilhelm ein Schisma in der bisher einigen und allgemeinen Perrückenwelt, und die barocke Form, in der er das natürliche Haar wieder zu Ehren brachte, war dazu ausersehen, die Menschen nach und nach wieder vom Zauber des falschen Haares loszuketten.

Friedrich Wilhelm I., das Widerspiel seines majestätischen Vaters, begann seine Regierung (1713) damit, daß er am Hofe allen Prunk und alle Ceremonien wegwarf. Am Tage seines Regierungsantritts verabschiedete er acht-und-achtzig Kammerherren und eine Menge anderer Hofbedienten, welche sämmtlich mächtige Perrücken trugen. Wenige Monate darauf — er mußte doch sein eigen Haar zuvor wachsen lassen — warf er auch seine Perrücke weg, nebst aller Kleiderpracht, und trug beständig den simpeln soldatischen Rock und sein eigenes, nach hinten gestrichenes Haar, ganz einfach in einem mit schwarzem Band umwundenen Zopf. — Diese seine Entschließungen sollten nicht nur für seinen Staat, und damit auch für andere, vom bedeutendsten Einfluß werden; er leitete damit unbewußt auch eine wichtige Reform in den Sitten der Großen und im allgemeinen Kostüm ein.

Die Sparsamkeit und Ordnung, die er am Hofe und in der Staatsverwaltung einführte, die soldatische Ordonnanz, nach der er alle Theile der Regierungsmaschine manövriren ließ, ist seitdem Hauptcharakter der preußischen Monarchie und ihre Kern ihrer Macht geblieben. Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, über deren Horizont noch die Perrücken in bedeutenden Wolkenmassen standen, sprachen es geradezu aus: das preußische Landrecht wäre nimmermehr ein so treffliches Werk geworden, wenn die Justiz in preußischen Landen fortwährend die Quarreeperrücke getragen hätte; in die österreichische Monarchie sey ein ganz anderer Geist gekommen, nachdem später Joseph II. die steife spanische Hoftracht und die großen Perrücken abgeschafft, welche über ein Jahrhundert lang zu Wien am Hof und im Staatsrath für unerläßlich gegolten; und in England, wo man von so vielen Vorurtheilen frei seyn wolle, könne keine Reform des veralteten, verwickelten Rechts zu Stande kommen, weil es unter dem Vorsitz großer Perrücken verwaltet werde.

(Fortsetzung folgt.)

Physiognomie der Emeute.

(Schluß.)

II.

Paris, den 22ten Mai.

Der heutige Tag brachte nur das Nachspiel des gestrigen. Ein eigentlicher Kampf fand nicht mehr Statt, und nur noch ein paar vereinzelte Flintenschüsse warfen hier und dort Unruhe und Aufregung unter die Bürger. Die Zahl der Verwundeten und Getödten ist groß, gegen 500. Viele der bedeutendsten Tage der ersten Revolution, die des Vendemiaire und selbst die des Thermidor, haben nicht mehr Blut gekostet, als gestern zweck- und nutzlos geflossen ist.

Daß man sich von beiden Seiten sehr tapfer, mit der höchsten Kälte und der größten Entschlossenheit geschlagen hat, ist keinem Zweifel unterworfen. Ich sprach heute einen glaubwürdigen Mann, einen Schweizer, der Augenzeuge des Sturmes jener improvisirten Barrikade war, die ich gestern in der Rue St. Denis gesehen hatte. Zweimal wurden die Soldaten, die, ohne einen Ruf auszustoßen, ohne ein Wort zu sagen, anmarschirten, zurückgeworfen, und verloren, ehe sie Meister dieser beiden umgestürzten Wagen wurden, fünf Offiziere, auf die die Aufrührer ganz besonders zielten, und mehrere Soldaten. Welchem Volke und welcher Partie man auch angehören mag, man muß gestehen, daß, wo man sich, ohne zu wissen wofür und warum, so schlägt, wie hier, man keine Macht der Welt zu fürchten hat, und es ist nur um so trostloser, wenn dies edle Blut nutzlos vergeudet wird. Doch an wem liegt die Schuld?

Eine Verschwörung oder eine polizeiliche Combination sollen meist Alles erklären, je nachdem man ein Freund oder Feind der Regierung ist. Es heißt das in einer Blüthe, die eine Frucht bringt, die Wurzel des Baumes suchen. Diese liegt tiefer.

Es gibt Zeiten und Völker, in und bei welchen eine solche Verschwörung, eine solche polizeiliche Combination unmöglich sind. Weßwegen sind sie jetzt in Frankreich nicht nur möglich, sondern sogar natürlich, weßwegen können beide Parteien, die sich die Zukunft streitig machen, das Königthum und die Demokratie zugleich als Ursache dieser Scenen angeklagt werden? Die Antwort auf diese Frage würde die Wurzel, den Keim zeigen, dessen Blüthe und Frucht wir gestern und so oft schon und sicher leider nicht zum letzten Male gesehen haben.

In Frankreich kam es am Ende des vorigen Jahrhunderts zu einem nothwendigen Bruche zwischen den Rechten Aller und den Vorrechten Einzelner. Aber Jahrhunderte des Unrechts waren nicht nur zu söhnen, sie

forderten leider auch — nach der Natur des Menschen, nach den Gesetzen der Geschichte — Rache. Und das Werk der Rache, abermals nur zu natürlich, störte das Werk der Aussöhnung, der Haß besiegte die Liebe. Und so versäumte man die Zeit, wo man Neues hätte schaffen können, indem man die blinde Wuth an den Trümmern des Alten ausließ, ohne dieses selbst vernichten zu können. Nur ein Theil der Kämpfer wußte seine Beute zu sichern; und diese fingen bald an, sich vor ihren frühern Kampfgenossen zu fürchten, da sie voraus sahen, daß dieselben endlich auch des Kampfes müde werden und, zur Ruhe gelangend, von ihnen Rechenschaft fordern würden. Das sahen denn die ehemaligen Feinde Beider, und lernten die Sprache der Fürchtenden, und drängten sich an diese heran. Und im Namen der Grundsätze, durch die sie selbst einst besiegt worden waren, schlossen sie mit ihren ehemaligen Siegern ein Bündniß gegen diejenigen, die nicht gleich vom ersten Siege Nutzen zu ziehen gewußt hatten. Die alten Leidenschaften entlehnten die Sprache der neuern Zeit, die alten Vorrechte reichten den Grundsätzen der Gleichheit die Hand, um, für sich selbst kämpfend, auf letzteren zu fußen. So entstand ein Widerspruch, der sich selbst aufhebt, an den keine Seele glaubt, für den kein Herz schlägt, und für den und gegen den sich Frankreich in zwei Hälften spaltete, die sich wechselseitig zerfleischen, ohne sagen zu können, weßwegen. Wer im Namen der Freiheit spricht, hört ein doppeltes Echo in beiden Feldlagern; wer die Fahne des Rechts entfaltet, sieht Freund und Feind sich unter dieselbe stellen, um sich unter derselben auf Leben und Tod zu bekämpfen; wer die Gleichheit predigt, dem horchen Alle zu; denn Alle verstehen unter Worten: Freiheit, Recht und Gleichheit etwas Anderes; der Egoismus hat die Sprache der Ergebenheit gelernt und sich dieselbe angeeignet; das Vorrecht prunkt im Mantel des Rechtes; die Freiheit selbst hat ihre Ketten — freilich heute von Gold oder wenigstens wie Gold glänzend — gefunden, und ziert sich damit wie ein kokettes Mädchen, das zuerst einen Halsschmuck erhält. Die gränzenloseste Sprach- und Gedankenverwirrung ist auf diese Weise entstanden, so daß Louis Philipp im Namen der Volkssouveränität die Emeute besiegt, die im Namen der Volkssouveränität auf die Tuilerien einstürmt, so daß der König der Franzosen an seinem Festtage die Marseillaise selbst anstimmt, und seine Feinde ihm mit Hohn den Refrain zurückschicken.

Es ist eine trostlose Zeit, wo die Menschen ihre eigene Sprache nicht mehr verstehen, wo das Wort, hohl, wie die Glocke, wohl zum Sturme aufrufen kann, aber ebenso nutzlos, wie die Glocke, die man beim Gewitter läutet, ihn nicht zu beschwören im Stande ist. In dieser Sprachverwirrung, der Folge des Hasses, der halbgestillten Rache, bleibt nur ein Lebenselement übrig, der Eigennutz, das Interesse, und das allein wurde zum Interpreten jener Worte, die ihre Bedeutung verloren haben. Die Freiheit — wie viel bringt sie mir ein? — Die Gleichheit — was kostet sie mich? — Die Menschheit — wie hoch? wie theuer? — Gräßlich!

Eine Zeitlang konnte man sich wechselseitig über den unterstellten, sich aufhebenden und sich ausschließenden Werth dieser Worte, je nachdem sie hier oder dort ausgesprochen werden, täuschen. Ja als die Restauration im Kampfe für Vorrechte Einzelner und gegen das Recht Aller ihnen auf Augenblicke wieder die alten Begriffe unterlegte, wurde die Täuschung wieder ziemlich allgemein, bis der Sieg der Bourgeoisie im Jahre 1830 und die Folgen dieses Siegs abermals zeigten, daß man sich nicht verstanden, und dann der Widerspruch greller, der Bruch tiefer wurde, als je vorher. Von diesem Augenblicke an bekämpft man sich wechselseitig in einer Sprache, die Niemand mehr versteht, weil sie für Jeden den Worten andere Begriffe und Ideen unterlegt. So kam die trostlose Zeit, wo Jeder weiß, was er nicht will, und Niemand, was er will, wo die Verzweiflung zum Angriffe aufruft und die Hoffnungslosigkeit den Angriff abwehrt. Der Gedanke wurde getödtet und nur das Wort blieb aufrecht stehen; man will der Idee nicht mehr das Recht widerfahren lassen, als Keim die Frucht zu zeugen. Und deßwegen ist man gezwungen, das Factum, die That allein zu beachten und von ihr die Zukunft zu hoffen. Man hat die Liebe nicht gewollt und deßwegen den Haß geerntet. Wo aber der Gedanke, die Idee, die Liebe fehlen, da bleibt nur das materielle Interesse übrig, und von diesem dürren Stamme hat man eine Frucht verlangt, auf diesen von jedem Winde fortgetriebenen Sand einen Staat bauen zu können geglaubt, und nicht gesehen, daß das materielle Interesse da, wo es allein gilt, stets die unendliche Mehrzahl des Volks zum Feinde derjenigen machen muß, die als Minorität im Stande waren, ihr materielles Interesse zu sichern. Das Interesse, wobei man, wie gegenwärtig in Frankreich, kein höheres Staats- und Lebensprinzip kennt, ruft die unendliche Menge, die eben kein Interesse zu vertreten hat, die arbeitet und hungert, die sich abmüht und am Ende nur den Tod des Bettlers hoffen kann, zum Kampfe auf.

Mir scheint es, daß es hiernach eher zu verwundern ist, wenn nicht alle Tage dem gestrigen gleichen, als wenn Scenen, wie die gestern erlebten, sich von Zeit zu Zeit erneuern. Die alten Losungsworte der Völker haben keine Bedeutung mehr in Frankreich. Aber die Zeit muß nahe seyn, wo man ihnen eine neue Bedeutung geben wird, um das Volk zu retten. Und käme diese Zeit nicht bald, so müßte man glauben, daß überhaupt die Epoche der Kraft und des Schaffens für ein Hauptvolk Europas, für viele vielleicht, vorüber ist, und sie der Auflösung,

ihrem Tode als Volk entgegengehen. Denn das Wort ohne Gedanke, die That ohne Idee, sind nur ein Leib ohne Seele — eine Leiche.

Römische Erziehung.

Ein kürzlich in den Notizie del Giorno (dem Donnerstagsblatte des Diario di Roma) erschienener Artikel, welcher den ganzen Bericht aus Rom bildet, charakterisirt das Blatt selber, italienische Publicität, das hiesige Unterrichtswesen und den Bildungsgang, welchen der römische Adel einschlägt, allzu treffend, als daß er nicht eine Uebertragung verdiente. Er lautet:

„Als Muster für edle Jünglinge, welche, anstatt ihren angebornen Adel, ihre Reichthümer für hinreichend zu erachten, es für Pflicht halten, ihren Geist mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern, stellen wir hier die erste Prüfung auf, welcher sich der Herr Pius Baron Grazioli in seinem eigenen Palast am 22sten dieses Monats in Gegenwart seiner geliebten Aeltern und vieler durch Rang und Gelehrsamkeit ausgezeichneter Personen unterworfen hat. Dieser eben so liebenswürdige als fleißige, kaum fünfzehnjährige Jüngling, hervorragend durch wahrhaft glänzende Talente und eine seltene Frömmigkeit, vermochte nach der Erziehung, welche er durch den Herrn Abate Luigi Lente, jezt Cameriere di Onoro Sr. Heiligkeit, empfangen hatte, zu vollkommener Zufriedenheit der Anwesenden, die lateinische, französische und italienische Grammatik zu erläutern, und bewies nicht nur, daß er alle Regeln und Vorschriften wohl kenne, sondern auch, daß er gleich geübt in deren Anwendung sey, indem er aus allen Autoren, welche er in den drei Sprachen früher gelesen hatte, Stellen hersagen und erklären konnte. Mit gleichem Erfolge unterwarf er sich einem rigorosen Examen in der Geographie, in der ihn der gelehrte Herr Jouve unterrichtet hatte, in der heiligen und römischen Geschichte, der Chronologie und Heraldik, in der Lehre von den Ritterorden und der Mythologie, und bestand rühmlichst in allen Fächern, troz der verschiedensten und vielfachen Fragen, welche an ihn gerichtet wurden. Endlich, um die Sache zu krönen, zeigte er seine Fertigkeit in der Musik, in welcher der ehrenvoll bekannte Herr Candido Zannotti sein Meister gewesen war, und beschloß mit eben so reizenden als schwer zu spielenden Sonaten auf dem Piano, welche er theils allein, theils vierhändig ausführte, theils auch indem er die Begleitung des Gesanges spielte, diese schwierige Prüfung unter dem rauschenden Beifall und den herzlichsten Glückwünschen der erhabenen Versammlung, bestehend aus den Eminenzen de Gregorio, Della Porta, Polidori und Ciacchi, dem Erzbischof von Palermo, dem neapolitanischen Gesandten, Sr. Excellenz dem Principe Albani, vielen andern Bischöfen und ausgezeichneten Prälaten, dem Marchese Biondi, den Wissenschaften ein so theurer Name, und vielen andern hochgeborenen und achtungswürdigen Bewunderern. Hierauf wurde er von den ihn zärtlich liebenden Aeltern, als wohlverdienter Lohn seiner Fortschritte und der bewiesenen Geschicklichkeit, mit vier goldenen Medaillen beschenkt, welche zu diesem Zwecke geprägt (wohl gar auf das Wunderkind selber?) und mit passenden Inschriften versehen waren. Die obengenannten Herrn Kardinäle überreichten sie ihm unter dem lauten Zujauchzen der edeln Versammlung. Heil den Söhnen, den Aeltern, den Lehrern, welche ein so lobenswürdiges Beispiel wahrnehmen und nachahmen!"

„Geschrieben von einem der Zuhörer."

F. F. G.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Mai.

(Schluß.)

Erziehungswesen. Dresdener Anzeiger.

Ein wahrhaft wohlthuendes Zeichen unserer Zeit ist der Ernst und die Liebe, mit welcher, vielleicht mehr als jemals, die Erziehung von allen Seiten erwogen, befördert und den Bedürfnissen der jezigen Bildungsstufe immer angemessener eingerichtet wird. Das Zweckmäßige und Unerläßliche solcher Bestrebungen kann sich wohl noch nie so herausgestellt haben, als eben jezt. Auch hier wurde vor Kurzem wieder in der Johannisgasse, ein, einer neuen Anstalt dieser Art ganz würdiges Gebäude aufgeführt und die mit den Büsten Pestalozzis und Dinters geschmückte Anstalt selbst öffentlich recht angemessen eingeweiht. Die Zahl der Zöglinge soll bereits 500 betragen. Im nahen Zusammenhange hiermit stand eine Feier zu Ehren des geheimen Kirchenraths Dr. Schulze. Schon während seines früheren Wirkungskreises, als Kirchen- und Schulrath in der Lausiz, hatte der ausgezeichnete Mann unter anderm auch der Erziehung besondere Aufmerksamkeit mit segenreichem Erfolge gewidmet. Später nach Dresden in das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts berufen, gehörte er unter diejenigen, welche zu der gänzlichen Umschaffung des inländischen Schulwesens am thätigsten mitwirkten. Ihn hatte auch das ohne seinen Namen im Jahre 1855 erschienene Werk: „Das Volksschulwesen in den königlich sächsischen Landen, von seiner mangelhaftesten und hülfsbedürftigsten Seite dargestellt," zum Verfasser. Der 25ste April war sein sechzigster Geburtstag, und von Seiten des Cultusministeriums, der Geistlichkeit und der Schulen des ganzen Landes strömten Deputationen in seiner Wohnung, mündliche und schriftliche Glückwünsche, Gedichte und Ehrenbezeigungen aller Art zusammen. Es war offenbar ein Fest der Herzen, die sich des lange gefühlten Bedürfnisses entledigten, dem in bescheidener Stille fortdauernd so wohlthätig wirksamen Manne Dank und Huldigung auszusprechen. — Ferner hat seit des Lieutenants Dr. Werner Abgange nach Dessau der anerkannt geschickte Lehrer der Gymnastik, Gubner, im hiesigen Tageblatte angezeigt, welche zweckmäßige Maßregeln er genommen, um Werners mit vielem Beifall gekrönten Bemühungen, diese zur körperlichen Gesundheit und Ausbildung so nützliche Wissenschaft auch auf das weibliche Geschlecht zu erstrecken, im Geiste seines Vorgängers fortzusezen. — Dem unter dem Titel „Dresdener Anzeiger" erscheinenden Tagblatte darf man nachrühmen, daß die jezige neue Redaktion eine durch den frühern Mitbesizer des Blattes, den Buchhändler Arnold begründete, und von diesem selbst mit zahlreichen, zum Theil recht wichtigen Beiträgen unterstüzte Rubrik darin, die in der vorlezten Zeit unberücksichtigt geblieben war, wieder an's Licht gezogen hat. Unter der Ueberschrift: Oertliches stand nämlich Jedermann frei, allerlei auf die Localität Dresdens Bezug habende gemeinnüzige Bemerkungen, Winke und Wünsche zu äußern. Man vermißte diese Rubrik nur ungern, weil durch die unter ihr geschehenen Aeußerungen in der That gar manche, noch bestehende nützliche Veränderungen und Einrichtungen in's Leben getreten sind.

Beilagen:
Literaturblatt Nr. 55 und Monatsregister Mai.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Drei und dreißigster Jahrgang.

1839.

Juni.

Stuttgart und Tübingen,

im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgenblatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weiteren Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, inglelchen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Nro. 59.

Dramatische Dichtkunst. 9) August Graf von Platens gesammelte Werke. Ausgabe in einem Band. Mit des Verfassers Bildniß in Stahl und einem Facsimile seiner Handschrift. Zweite Lieferung. — 10) Dichtungen von Hermann Neumann. Drei Bände. — Badeschriften. 1) Jahrbücher für Deutschlands Heilquellen und Seebäder. Herausgegeben von E. von Gräfe ꝛc. und Dr. M. Kalisch. Dritter Jahrgang. — 2) Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. Von Dr. K. Chr. Hille. Viertes Heft. Die Nord- und Ostseebäder. — 3) Das Seebad von Scheveningen. Von Dr. J. Fr. d'Aumerie. — 4) Die Brunnen- und Moltenkuranstalt zu Salzburg. Von Geh. Hofrath Dr. Zemplin. Vierte Auflage. — 5) Fürstenstein in der Vergangenheit und Gegenwart. Von demselben. — 6) Wildungen und seine Umgebungen, mit besonderer Hinsicht auf seine Mineralquellen, von Apotheker Fischer.

Nro. 60.

Geschichte. Geschichte der französischen Gerichtsverfassung vom Ursprung der französischen Monarchie bis zu unsern Zeiten. Aus den Quellen dargestellt von J. P. Brewer. Zweiter und dritter Theil. — Italienische Zeitschrift. Echo. Zeitschrift für Literatur, Kunst und Leben in Italien. Siebenter Jahrgang 1839. — Badeschrift. 7) Der Geist der Gräfenberger Wasserkur. Von Rausse.

Nro. 61.

Länder- und Völkerkunde. 1) Allgemeine Länder- und Völkerkunde. Ein Bildungsbuch für alle Stände von Dr. H. Berghaus. Dritter Band. — Romane und Novellen. 55) Bibliothek klassischer Schriftsteller Nordamerikas. James Pauldings: Wohlauf nach Westen! Zwei Theile. — 56) José Antonio, der Wilde aus Paraguay. Von Ewald Herrmann. — 57) Novellen von Julius Seidlitz.

Nro. 62.

Länder- und Völkerkunde. 2) Almanach für 1839, den Freunden der Erdkunde gewidmet von Heinrich Berghaus. — Lyrische Dichtkunst. 10) Gedichte von E. Blessing. — Geschichte. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Fr. Raumer. 10r Jahrgang.

Nro. 63.

Criminalwissenschaft. 6) Handbuch der Literatur des Criminalrechts und dessen philosophischer und medizinischer Hülfswissenschaften für Rechtsgelehrte ꝛc. Von Friedrich Kappler. — 7) Die Hexenprozesse zu Freiburg im Breisgau, Offenburg und Bräunlingen, aus den Archiven mitgetheilt von Dr. H. Schreiber. — 8) Die Hexenprozesse der ehemaligen Reichsstadt Nördlingen in den Jahren 1590 bis 94. Aus den Akten von J. F. Weng. — Ordenswesen. Ritterorden und Ehrenzeichen des Königreichs, Großherzogthums und der Herzogthümer Sachsen. Herausgegeben von E. H. von Gelbke. Mit 5 illum. Tafeln.

Nro. 64.

Volkssagen. Polnische Volkssagen und Mährchen. Aus dem Polnischen des K. H. Woycicki von F. H. Lewestam.

Nro. 65.

Deutsche Geschichte. 1) Geschichte Kaiser Sigmunds von Dr. J. Aschbach. Zweiter Band. — 2) Die Vorzeit der Länder Cleve-Mark, Jülich-Berg und Westphalen von Montanus. Zweiter Band. — Romane und Novellen. 58) Taschenbuch der Novelletten und Humoresken für 1839 von Julius Sincerus. — 59) Aus dem Leben eines Gespenstes. Von Brennglas.

Nro. 66.

Deutsche Geschichte. 3) Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des deutschen Ordens von Johannes Voigt. Achter Band, 1441—1467. — Vermischte Schriften. Gedanken der Frau Fürstin Constantia von Salm. Aus dem Franz. — Romane und Novellen. 60) Bilder aus Paris, herausgegeben von Fr. v. R. Zwei Bände.

Kunst-Blatt.

Nro. 45.

Die Pariser Kunstausstellung. 1839. (Fortsetzung.) — Museen und Sammlungen. — Bauwerke. — Sculptur. — Erzguß. — Plastik. — Denkmäler. — Numismatik.

Nro. 46.

Handzeichnungen von Genelli. — Die Pariser Kunstausstellung. 1839. (Fortsetzung.) — Medaillenkunde. — Malerei. — Alterthümer und Ausgrabungen. — Statistik der Kunst. — Ethik der Kunst. — Neue Stiche und Lithographien. — Kupferwerke.

Nro. 47.

Carl Friedrich Lessing. — Kupferwerke. — Literatur.

Nro. 48.

Nekrolog. Philipp Friedrich von Hetsch. — Römische Topographie. Roma nell' anno MDCCCXXXVIII. descritta da Antonio Nybby. — Nekrolog.

Nro. 49.

Nekrolog. Philipp Friedrich von Hetsch. (Beschluß.) — Persönliches. — Technisches. — Kunstausstellungen.

Nro. 50.

Skulptur. Ludwig Schwanthalers Werke. 1. Abtheilung: Mythen der Aphrodite. — Kunstausstellungen. — Versteigerungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 51.

Düsseldorf im Mai 1839. — Altdeutsche Baukunst. Alterthümer und Kunstdenkmale des Erlauchten Hauses Hohenzollern. Herausgegeben von Rudolph Freiherrn von Stillfried. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Bauwerke.

Nro. 52.

Reclamation. — Bauwerke. — Skulpturen. — Erzguß. — Denkmäler.

№ 131.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 1. Juni 1839.

Festtag ist's und belebt sind Zellen und Gänge des Klosters.

Platen.

Reise- und Lebensbilder.

Von Franz Freiherrn Gaudy.

Der Markt von Grotta-ferrata.

Am Tage der Verkündigung Mariä (den 25sten März) findet in Grotta-ferrata der erste jener berühmten Jahr- und Viehmärkte Statt, welche Rom und die ganze Umgegend herbeilocken. Ominös genug verlegt der römische Kalender auf den nämlichen Tag die Feier vom heiligen Disma, genannt il buon ladro. Roßtäuscher, oder, nach Lichtenberg, Männer die mit Rossen täuschen, haben daher unter den Patronen des Tages die Wahl und können abwechselnd zur Madonna und zum guten Spitzbuben beten — einer von Beiden hilft gewiß.

Mit Tagesanbruch verließ ich Frascati und wanderte nach dem kaum stundenweiten Grotta-ferrata hinüber. Ein weißes Nebelmeer überfluthete die weite Campagna; nur der sonnenbeglänzte Lateran erhob sich in der Ferne wie ein leuchtender Felsen aus dem Duft, zu Füßen des Berges die rundlichen Kronen der Pinien. Die Gipfel der Sabinergebirge waren wolkenfrei und winkten in dunkler Bläue den Albanerbergen ihren Morgengruß zu. Der Weg führt zwischen den Villen Borghese und Conti hindurch. Ein unnennbarer Zauber umweht jene echt fürstlichen Landsitze. Aus allen Anlagen spricht ein großartiger Sinn; sie tragen das imponirende Gepräge der Würde, des Stolzes, und repräsentiren das entschwundene Jahrhundert in seiner gediegenen Größe, ohne an dessen krankhaften Auswüchsen zu leiden. In jeder herrscht ein transscendenter Zopfstyl — und er ist hier am rechten Ort. Heischen doch die ehrwürdigen Bäume, welche sich hier zu unvergleichlicher Schönheit entfalten, selber gleich große und ernste Bauten; es ist, als müßten sie mit Verachtung auf eine moderne, flaue Villa herabschauen, als könnten sie nur im ehrenfesten Schritt und Tritt gedeihen. Terrasse thürmt sich auf Terrasse, alle überragt der schweigsame, verlassene Fürstensitz mit seinem weiten Blick über die Hügel der Campagna, nach Rom, nach dem Meere: es ist Belvedere, der Sitz der Borghesen. Mährchenhaft öffnen sich die grünen Gewölbe der immergrünen Eichen in Villa Conti zur Rechten; sie führen alle nach der hochsprudelnden Fontaine, deren Wasser in reichen Cascaden den Berg hinabrauscht; Marmorbilder lauschen aus der Myrtenhecke, die Nymphe aus der von Tuffstein gethürmten Grotte, und der Pfau läßt den langschleppenden, schillernden Schweif über die mit Aloevasen besezte Balustrade hängen. Als ich durch das Eisengitter in den schönen Garten schaute, glaubte ich einen Blick in eine Eichendorffsche oder Brentanosche Novelle zu thun.

Ich schritt an einigen in den Fels gehauenen Höhlen, deren Wände noch Spuren von altem, netzförmigem Mauerwerk tragen, und an der hoch auf dem Berge liegenden Villa Bracciano vorüber, durch ein Wäldchen, dessen herrliche Eichen mich mein günstiges Geschick preisen ließen, daß es mich nicht zum Landschafter bestimmte und somit auf Zeitlebens in diesen Zauberhain bannte. Hinter ihm führt eine Ulmenallee bergauf nach Grotta-ferrata. Schon von fern schimmerte das Kloster mit seinen Ringmauern und niedern, runden Thürmen und Zinnen wie ein altes Kastell durch die Bäume. Zur Linken schaute der Monte Cavo mit seinem Passionistenkloster klar und duftig hernieder: die Conture des Berges sind so zart und weich, man möchte sie mit streichelnder Hand verfolgen. Aus weiter Entfernung dröhnt der verworrene Lärm des Jahrmarkts herüber, das gellende Geschrei der Verkäufer, das Brüllen der Stiere, die ohrzerreißenden Elegien der Esel, das Wimmern der mit der Blechbüchse klappernden Bettler. Aus der Ebene herauf, von den Bergen herab steigen die Schwärme der Landleute in ihrer zierlichen Festtracht, die Bursche mit buntem Gürtel und glänzender Manchesterjacke, die Dirnen mit wallendem Schleier oder scharlachrothem, gelbgeränderten Kopftuch von Wolle. Hier lenkt eine Schöne mit sicherer Hand ihren sommaro, dort umklammert sie rücklings den Reiter, und anderswo rollt sie auf einem jener ungeschlachten, zweirädigen Karren einher, auf welchem zu Ehren des Fest- und Freudentages einige Rohrsessel festgebunden sind. Die ganze weite Ebene vor dem Kloster ist mit Landvolk und Vieh bedeckt, die Baumgänge, in welchen die leblosen Waaren feilgeboten werden, gedrängt voll. „Der ganze Strudel strebt nach oben, du glaubst zu schieben und du wirst geschoben."

Der Markt von Grotta-ferrata heißt bei den Römern la fiera di presciutto e salami, und wahrlich nicht mit Unrecht. Ich glaubte das leibhaftige Schlaraffenland zu beschreiten, als ich durch die Trancheen von Schinken, Schlackwürsten und Rauchfleisch, an den Montalembertthürmen von Parmesankäsen, an den Kugelhaufen von Büffelkäsen vorüberzog. Christen und Hunde waren hier gleich übel dran, und mußten sich mit dem Anschauen der animalischen Schätze begnügen: die Christen oder Katholiken (was in römischem Munde synonym ist), weil die Despotin Fastenzeit noch ihren von Maccaronistengeln geflochtenen Scepter schwang, letztere, die Hunde, weil diese Entsagung für sie ein ganzes Hundeleben währt, und sie von Fleisch selten etwas anderes zu beißen bekommen, als sich selber. Freigeister und Häretiker, welche einer Wurst das Fell abzogen, fesselten einen ganzen Himmel schmachtender Augensterne, und über ihre Bissen schien die doppelte italienische Buchhaltung geführt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Moden.

(Fortsetzung.)

Friedrich Wilhelm vereinfachte bedeutend die Tracht in seinem Heere, worin es bald das Muster für alle europäischen Armeen wurde, und indem er den simpeln Ordonnanzrock zu seiner eigenen gewöhnlichen Tracht wählte, sprach er zuerst völlig den Gedanken aus, der jetzt beim Stande des allgemeinen Staatensystems ein natürlicher und nothwendiger war und gleichsam der Zeit schon lange auf der Zunge geschwebt hatte, den Gedanken, daß fortan der Regent äußerlich nicht den gesunkenen Adel der Nation, sondern die schlagfertige Macht derselben zu repräsentiren habe, daß er nicht im Hof- und Staatskleide, sondern in der Uniform der Idee des Jahrhunderts vom Herrscherthum entspreche. Seitdem wurden alle Monarchen gleichsam die heiligen Väter in der Hierarchie des Soldatenstandes, die idealen Träger der soldatischen Ehre und Würde. Wenn im Jahrhundert zuvor die Majestäten und Hoheiten vielfältig die militärischen Spektakel im Ceremonialkostüm, umgeben vom Hofstaat beiderlei Geschlechts, in der Staatskarrosse mit angesehen hatten, so bildete es sich jetzt immer mehr zur gebieterischen Mode aus, daß sie zu Pferd in Uniform, und statt mit Kammerherrn und Hofdamen, mit kriegerischen Prinzen und Adjutanten vor der Fronte erschienen, und das Mustern, das Paradiren- und Manövrirenlassen der Truppen wurde, wenn auch invito Marte, zur obligaten Beschäftigung und zum gezwungenen allerhöchsten Plaisir. Auch hier, wie so oft, trat eine historische Entwicklung in der frivolen Maske einer Mode auf. Dieser, vom kriegerischen deutschen Norden ausgegangene Geschmack war aber Anfangs manchem Monarchen höchlich zuwider. Namentlich fügten sich die spanischen und französischen Bourbons nur mit Widerstreben in eine Sitte, welche ihren Begriffen von Ceremoniel und Anstand widersprach und ein unbeschreiblich unangenehmes parfum de caserne mit sich führte. Ludwig XV. lernte dieses Verhältniß des Königthums zur Soldateska nie begreifen. Als man zu Versailles nach dem siebenjährigen Krieg die ganz à la prussienne ausstaffirte Armee vor ihm defiliren ließ, sah er auf's Herzlichste gelangweilt zu und sagte endlich seufzend: „Je crois, que cela ne finira jamais!" ein höchst unköniglicher Gedanke, der jetzt, wo man seine Größe allgemein nach der Länge seiner Colonnen mißt, kaum einem in die Seele, viel weniger auf die Zunge kommen könnte. Auch Ludwig XVI. repräsentirte schlecht vor den Truppen und fühlte sich viel wohler im Hofkleide als in der Uniform.

Friedrich Wilhelm I. sezte absichtlich dem höfischen Pomp und Flitter die Austerität seiner soldatischen Tracht gegenüber; aber ein Hauptstück derselben war nun eben das natürliche, jedoch gepuderte Haar, sammt dem Zopf. Dieser Haarputz machte in ganz Europa das größte Aufsehen; aber die ersten Monumente desselben sind die von 1718 an geschlagenen preußischen Dukaten, welche das Bildniß des Königs mit dem Zopf zeigten, und überall in Deutschland Schwanzdukaten hießen. Der große Respekt, in dem die preußische Kriegsmacht seit dem großen Kurfürsten stand, verbreitete diese Tracht bald unter den Armeen, wenigstens was den gemeinen Mann und den Subalternen betrifft. Philipp von Orleans, der Regent von Frankreich, führte sie nach wenigen Jahren bei der französischen Kavallerie ein; nur konnte es der französische Genius nicht unterlassen, sogleich ein phantastisches Stück dazu zu erfinden: die Haare wurden nämlich dort nicht in einen Zopf, sondern in einen Haarbeutel gesteckt; und dieses seltsame geflügelte Unding war dazu ausersehen, aus einem militärischen Ordonnanzstück die höchste Galanterie zu werden.

Damit, daß sich die Franzosen der preußischen Neuerung bemächtigt hatten, war ihr Glück gemacht, und das Reich der Perrücken in seinen Grundvesten erschüttert. Sie wurden zwar keineswegs so bald dadurch verdrängt; aber kaum hatte sich der Begriff von der Eleganz der neuen militärischen Frisur geltend gemacht, so wurde der Einfluß hievon auf den Schnitt und namentlich den Umfang der Perrücken sehr merkbar. Sie wurden jezt bei feinen Leuten immer kleiner und näherten sich dem neuen Zopf- und Haarbeuteltypus, und die erste Frucht dieser Allianz war die sogenannte Beutelperrücke. Weit im achtzehnten Jahrhundert herauf sind die Annalen der Mode mit diesem Kampf zwischen der eigenen Puderfrisur und der Perrücke ausgefüllt; er fällt aber noch lange ganz zu Gunsten der lezteren aus. In den vierziger Jahren trug bei uns noch Alles, der jüngste wie der älteste Mann, Perrücken, nur immer kleinere und zierlichere.

Ein Hauptgrund, warum die Reform nicht rascher vor sich ging, liegt wohl darin, daß die Perrücke, als Staatstracht der höchsten Stände, den zähesten Widerstand leistete. Dem Nimbus von Hoheit und Würde, den die prächtig auf die Schultern niederfallenden Locken ertheilten, entsagte man ungern und langsam; man ließ sich nur allgemach von der Mode den Musketierzopf und den Dragonerhaarbeutel aufdrängen, gerade wie in neuerer Zeit der gemeine soldatische Schnurrbart nur langsam avancirte, bis er endlich das Adelsdiplom erhielt. In allen Staaten, Preußen ausgenommen, wurden von den hohen Beamten, in allen Armeen, nur nicht in der preußischen, wurden von den Generalen und höheren Offizieren noch sehr lange mächtige Perrücken getragen. Ein Grenadieroffizier zu Pferd, aus den vierziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, mit der Bärenmütze auf der dicken Perrücke à la Brigadière, ist ohne Zweifel eine der imposantesten historischen Figuren. Noch Georg II. von England bei Dettingen und Prinz Carl von Lothringen bei Czaslau steckten ihre Lorbeern auf spanische Perrücken, und Feldmarschall Daun trug eine dergleichen gar noch im siebenjährigen Krieg. Auch die französischen Großen, bis über die Mitte des Jahrhunderts herauf, wie die Marschälle Belleisle, Maillebois, Noailles u. s. w. sieht man mit Allongeperrücken abgebildet.

In der eleganten Welt griff der neue Typus indessen immer weiter um sich, und gegen das Ende der fünfziger Jahre kann man seinen Sieg als entschieden betrachten; um diese Zeit verschwanden die lezten Staatsperrücken vollends und die Frisur schwenkte ihr schneeweißes Banner auf den vornehmsten Häuptern. — Die Perrücke war nun zwar als überreife Frucht vom Baum der Sitte abgefallen, aber an der todten Schaale haftete, nach dem Gesetze, das wir schon oben besprochen haben, noch immer ein gewisser Geruch der Heiligkeit. Der Weltmann mochte die Perrücke nicht mehr tragen; aber sie blieb noch lange in der Einbildungskraft der Menge das unentbehrliche Zeichen amtlicher Gravität und geistlicher Würde. Der Richter, der Rathsherr schmückten sich damit nur in der Sitzung, indem sie den altväterischen Amtsstaat über die moderne Frisur stülpten. Aber auf den Köpfen der Geistlichkeit, namentlich der protestantischen, blieb die Perrücke festsitzen und wurde im lezten Drittheil des Jahrhunderts, und noch ein Stück in das jetzige herein, das eigentliche Wahrzeichen des geistlichen Standes. Der jüngste Candidat, noch bevor er die licentia concionandi erhalten, eilte, sich in die ehrwürdige Uniform der Corporation zu stecken.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden-Baden, Mai.

Das Conversationshaus.

Das Conversationshaus mit seinen neuen prachtvollen Einrichtungen hat mit dem 20sten Mai, wie mehrere öffentliche Blätter es vorher angekündigt hatten, seine Pforten für die diesjährige Saison aufgethan, und eine für die frühe Zeit überraschend große Zahl von Gästen drängte sich alsbald hinzu, um zu schauen und zu bewundern, so wie, um dem grünen Tisch ihren Tribut darzubringen. — Die Einrichtung des, um mehrere bedeutende Räume vergrößerten Hauses ist wahrhaft fürstlich, und hat auch die am höchsten gespannten Erwartungen noch übertroffen, weil deutlich zu ersehen, wie

der gute Geschmack und eine künstlerisch ausgebildete Phantasie überall den reichen Stoff beherrschen und den Aufwand an großen, kostbaren Mitteln durch den sinnig ordnenden Geist beseelen, in erfreulichem Gegensatz zu manchen andern Anstalten, welche, obwohl sie nicht ein Viertel des hier aufgewendeten Geldes kosteten, dennoch durch den Reichthum den beleidigten Geschmack zu versöhnen oder zu verblüffen wähnen. Das Conversationshaus von Baden ist in seiner neuen Gestalt einer anmuthigen mährchenhaften Dichtung zu vergleichen; drei Hauptabschnitte sind vor allem andern darin zu bemerken: für die Masse, welche der weite Raum umfassen soll, der große Saal; für den sinnigen Beschauer der, die Phantasie wunderbar ansprechende Renaissancesalon; für den, welcher die Freuden der Tafel und den edlen Duft feurigen Weines in eleganter Umgebung liebt, der Speisesaal der Restauration. Vergönnen Sie mir, von dem zweiten der genannten Gemächer zuerst zu reden, und somit hauptsächlich auf d i e Classe von Lesern Rücksicht zu nehmen, welcher vor allen diese Blätter vor die Augen zu kommen pflegen. Zwar soll damit nicht gesagt seyn, als ob die übrigen Räume der Aufmerksamkeit der eleganten Welt, welcher sie ja ausschließlich gewidmet sind, minder würdig wären; aber es wird eine große Masse von wohlerzogenen und wohlgekleideten Leuten hieher kommen, welche dennoch mit blöden Augen anstarren werden, was in seinem innern, ich möchte sagen poetischen Werth zu würdigen, nicht Jedem und Jeder gegeben seyn dürfte. Den Reichthum der Stoffe und der Arbeit wird freilich bei dem ersten Anblick auch das ungeübte Auge auffassen; er ist nicht zu verkennen in den Draperien der Fenster und Thüren, deren in Gold damassirter rother Zeug, mit weißer Seide gefüttert, großartige, malerische Falten wirft, die sich unter der breiten goldenen Einfassung oben verlieren, — in den prachtvollen Spiegeln, von denen die beiden an den Hauptwänden eine schier unglaubliche Größe haben, — in den divanartigen langgestreckten Sophas, den Lehnsesseln und Stühlen mit ihrem goldenen kunstreichen Schnitzwerk und ihren reichen Ueberzügen von dem Stoff, aus welchem die Vorhänge gemacht sind, und welcher zugleich, mit glücklichem Pinsel nachgeahmt, den obern Theil der Wände zu bedecken scheint — in den Oelgemälden des Plafonds, den Verzierungen der Wände und den zahllosen Vergoldungen der Rahmen, Leisten, Rosetten, und was sonst noch dazu gehört. Den Reichthum aber macht die Ausführung zur freilich unentbehrlichen, doch immerhin zur Nebensache. Da ist auch nicht der kleinste Gegenstand, welcher nicht stylgemäß dem schöngeordneten Ganzen sich anpaßte, und dazu beitrüge, die Illusion vollständig zu machen, welche schon beim ersten Anblick uns entgegentritt. Irgend ein Zeitungsbericht sagt ganz passend von diesem eigenthümlichen Gemach, es scheine zur Aufnahme der geistreichen Königin von Navarra bestimmt, jener Margarethe von Valois, deren gesammelte Novellen nur unvollständig auf unsere Zeit gekommen sind. Und das Bild ist wahrlich nicht übel gewählt; ich liebe es, mir als die Herrscherin dieses Salons die muntere Erzählerin zu denken, welche deshalb als eine so bewundernswerthe Schriftstellerin erscheint, weil sie in der heutigen Bedeutung des Wortes eigentlich keine war; — welch angenehmer Gegensatz zu unserer Zeit, in der man öfters meinen möchte, es gelte die Rettung eines Capitols! — Wie in dem Renaissancesalon neben dem Reichthum der ernste historische Styl das vorherrschende Element, so ist im großen Hauptsaal dagegen die Heiterkeit der bezeichnende Zug; in dem weiten hellen Raum mit seinen vielen Spiegeln und Glasthüren strahlen die weißen Wände von goldenen Arabesken, heben sich Pfeiler und Säulen in gleicher Zierde, gekrönt mit goldenem Blätterwerk, glänzt über der breiten Guirlande die Decke, an der grüne Felder die Goldrosetten von dem weißen Grunde trennen, und so dem Spiel der vorherrschenden Farben eine anmuthige Abwechslung verleihen. Die Pracht der lichten Farben tritt am besten dann hervor, wenn von den Kronleuchtern die Lampen herniederleuchten, ihren Glanz mit dem der 52 hellen Kugeln vereinend, die ringsum an den Wänden auf hohen Candelabern ruhen; dann erscheint der großartige Raum, der bei 150′ Länge und 50′ Tiefe, 50 Schuh in der Höhe mißt, wie eine liebliche Fata morgana, hell, durchsichtig und blendend, vom Größten bis zum Kleinsten in solch reicher Eleganz durchgeführt, wie sie ihres Gleichen vielleicht in Palästen findet, sicherlich aber nicht wieder in irgend einem Raum, welcher jeglichem Besucher offen steht, der nicht allzusichtlich der Roture angehört, und in welchem Niemand gezwungen ist, sein Scherflein zum Ersatz der Kosten beizutragen. Um gerecht zu seyn, muß man dabei noch bemerken, daß alle die Pracht eigentlich und hauptsächlich zum Vergnügen derjenigen hergestellt ist, welche n i c h t s daran bezahlen; denn wen die finstere Leidenschaft des Spieles drängt und treibt, der sucht nur den verhängnißvollen Teppich, und der Glanz des u n g e m ü n z t e n Goldes ist ihm eben so gleichgültig, als ihm früherhin die grauen nackten Wände waren, deren Blöße jetzt unter kunstvoller Arbeit sich birgt.

Die Räume des Neubaus sind dem Publikum noch nicht geöffnet, und konnten auch noch nicht ganz vollendet werden, weil bei der langanhaltenden feuchten Witterung die Nässe sich noch nicht ganz aus dem Mauerwerk gezogen hat; aber die kostbaren Tapeten liegen bereit, und werden in Kurzem, sobald es mit völliger Sicherheit geschehen mag, aufgeklebt werden; unterdessen sind die Malereien des Plafonds, die reichen vergoldeten Gesimse fertig, so wie die kunstreichen durchsichtigen Fensterrouleaux, ein Erzeugniß vaterländischen Kunstfleißes *. — Die Restauration im rechten Flügelgebäude ist dagegen ganz vollendet, und namentlich darin vor allem der Speisesaal bemerkenswerth, dessen Verzierungen an den Wänden und der Decke aus aufgeklebten Oelmalereien bestehen, deren Ausführung sie in einen höhern Rang erhebt, als der gewöhnlichen Zimmerdecorationen. Es ist fast überflüssig, hinzuzufügen, daß die fahrende Habe dieser Abtheilung der großartigen Anstalt an Glanz und Werth der Oertlichkeit angemessen ist; der Gast darf hier auch mit dem Auge schwelgen, während die untergeordneteren Sinne befriedigt werden, und die Stillung des Hungers und Durstes gewinnt einen besondern Reiz durch die Umgebung und die ausgezeichnet schönen Geräthschaften, welche den verfeinerten Genüssen dienen. Das sinnig geordnete Ganze bringt einen Eindruck hervor, den keine Beschreibung wiederzugeben im Stande ist. Der Unternehmer, Herr Benazet, hat damit bewiesen, daß er auf der Höhe der Verhältnisse steht, und nicht allein dem Gewinn nachstrebt, sondern auch es sich zur Ehrensache gemacht hat, mehr zu thun, als das in ihn gesezte Vertrauen nur zu rechtfertigen. Die Forderungen, welche bei Abschließung des Vertrags die Fürsorge der Regierung an ihn stellte, waren nicht gering, dennoch hat er mehr ausgeführt, als verheißen, und so große Summen ü b e r den versprochenen Aufwand ausgegeben, daß es dem Uneingeweihten nicht mehr möglich ist, auf 100,000 Francs mehr oder minder nachzurechnen.

* Anm. Der Theatermaschinist Crabathi in Carlsruhe hat diese Rouleaux in ihrer jezigen Vervollkommnung erfunden, und sie beginnen, ein modischer Gegenstand eleganter Zimmerverzierung zu werden.

№ 132.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 3. Juni 1839.

— Tamquam famae discrimen agatur
Aut animae: tanta est quaerendi cura decoris.

Juvenal.

Moden.

(Schluß.)

Zopf und Haarbeutel gelten uns jezt als Sinnbilder alles Steifen, Pedantischen; aber unter der Herrschaft dieser Galanterien kam die Aufklärerei, die Religionsspötterei und der Atheismus in die Welt und brach die französische Revolution aus, ein abermaliger Beweis, daß der Mensch immer mit seinen Ideen seinem Kostüm voraneilt, und daß die Mode im Großen keineswegs das leichtfüßige Wesen ist, für das man sie hält, wenn man nur ihre nichtssagenden Launen in's Auge faßt. Es ist nun aber sehr bedeutsam, daß in jener Periode der Zeitgeist den Lehrern der Religion eine Kopfzier aufzwang, welche, als veriebt, in den Augen der sogenannten Aufgeklärten und Superklugen bereits zum Spott und zur Vogelscheuche geworden war, während sie dem Volk und der Kinderwelt, gerade als altväterisch oder vielmehr alterväterlich, achtunggebietend und ehrwürdig erschien. Der Verfasser dieser Zeilen kann aus seiner eigenen Familie eine Geschichte erzählen, welche für den kindlichen Glauben an die Perrücken und die damalige Haltung der Geistlichkeit gleich bezeichnend ist. Ein lutherischer Prälat, im vollen Amtsornat mit der prächtigen, schneeweißen, lockenreichen Perrücke, speiste um's Jahr 1778 bei einem mit einer zahlreichen Familie gesegneten höhern Schulmann. Die Blicke der Kinder hingen voll Verwunderung und Ehrfurcht am Mann Gottes, aber ein Mädchen von sechs Jahren fragte den Vater leise: „Vater, ist dies unser Herrgott?“ Lachend erzählte der Mann die Naivetät des Kindes Sr. Hochwürden, und dieselben erwiderten lächelnd, mit abwehrender Handbewegung und demüthiger Geberde: „Liebes Kind, da haben wir noch weit hin!“

Es ist die Notiz aufbewahrt worden, daß Dr. Randolf, Bischof von Oxford, in den lezten Jahren des Jahrhunderts der erste englische Prälat war, welcher es wagte, sein eigenes Haar zu tragen. Aber von Collegen wie von Laien mußte er deßhalb manches Bittere hören; er berief sich zwar auf ein Gesetz Karls II. (um's Jahr 1670), das dem Buchstaben nach noch gelte und ausdrücklich den Geistlichen verbiete, Perrücken zu tragen; er gab indessen endlich den Vorstellungen nach, ließ sich wieder eine Perrücke machen, „und darüber entstand allgemeine Freude.“ — Die evangelische Geistlichkeit war beim Wechsel des Jahrhunderts wirklich übel daran: der eigene Trieb zur Modernisirung und der Spott der Weltkinder rüttelten an der Perrücke; die mit derselben verwachsenen religiösen Skrupel des Volks machten es bedenklich, sie fahren zu lassen. So büßte das in einer Zeit unauflöslicher Widersprüche lebende Geschlecht hart für den Stolz, womit

in einer kirchlicheren Periode seine Vorgänger im Amt sich des weltlichen Staats der Perrücke bemächtigt, ja denselben in protestantischer Siegestrunkenheit übertrieben hatten. Indessen zog bald der ausgebrochene allgemeine Krieg die Aufmerksamkeit von der Kirche und ihren Dienern ab, und in der Verwirrung konnten sie allmählig mit den Köpfen unter das Niveau der Gesellschaft tauchen. — Während des Waffenlärms überall hatten die Fehden im Schooße der Kirchen geruht; nach dem allgemeinen Frieden entbrannten sie von Neuem. Als nun der Rationalismus dem Supernaturalismus offen den Handschuh hinwarf, als auch die katholische Kirche wieder die Trommel rührte, da erschienen die Streiter bunt durcheinander im platten, hängenden Haar des Puritaners und im zierlich verschnittenen Schopf des Weltmanns, in der gelehrten Glatze und im cynischen Haarbusch, ja selbst im Backenbart.

Wie wir gesehen haben, war die Puderfrisur mit Zopf oder Haarbeutel, welche nach der Mitte des Jahrhunderts die allgemeine Tracht anständiger Leute wurde, in ihrem Ursprung eine soldatische Vereinfachung. Aber unter den Händen französischer Haarkünstler wurde sie alsbald eine neue Modethorheit und eine schlimmere Plage als die Perrücke. Bisher hatte der Mann eine oder mehrere wohl staffirte Perrücken in Bereitschaft gehabt, und wenn er auszugehen oder Jemanden zu empfangen hatte, so brauchte er nur die Schlafmütze wegzuwerfen und die Perrücke aufzusetzen. Jetzt aber war der Kopf selbst der Perrückenstock, auf dem oft stundenlang, und oft mehrmals am Tage, das Haar gezerrt, tapirt, gesalbt, geschnürt und bestäubt wurde. Es ist unglaublich, wie viel Zeit Jeder, der überhaupt etwas auf seinen Kopf hielt — von den Stutzern gar nicht zu reden — über dieser täglichen, unumgänglichen Operation verlor. Man sollte meinen, die spöttische Skepsis der Zeit und ihre galante, tändelnde, frivole Poesie, jene ganze, aus Materialität und Spiritualität seltsam gemischte, nach Pomade duftende Literatur sey vornehmlich in den Stunden empfangen worden, wo das Haupt von Kamm und Puderquaste sanft geschwungen wurde.

Der Zustand des Haars den Tag über gab damals die Abstufungen der eleganten Tracht nach den Tageszeiten viel schärfer, man möchte sagen natürlicher an, während jetzt das Festhalten der Begriffe des Negligé, des halben und ganzen Anzugs vielmehr absichtlich und gezwungen, als in irgend einem Verhältnisse begründet erscheint. Das männliche Negligé bezeichnete man damals vortrefflich mit dem Ausdruck: en chenille, als Raupenzustand. In losen, ungepuderten Haaren, oder auch mit einer nonchalanten Perrücke bedeckt, kroch die Raupe Morgens umher. Gegen Mittag spann sie sich unter den Händen des Friseurs ein und ging aus denselben als glänzender Schmetterling hervor mit zierlichen Flügeln voll schneeweißen Blüthenstaubs und mit einem Schwanz von glänzendem Taffet.

Der Frisur kam als Barometer des Menschenwerthes in jeder Beziehung eine Bedeutung zu, welche jetzt kein Hauptstück des Kostüms auch nur entfernt erreicht. Nur Ein Zug, der Menschen und Sitten der Zeit frappant zeichnet. Wenn Carl, Herzog zu Wirtemberg, der fürstliche Erzieher Schillers, Danneckers, Kielmayers, Cuviers, einen sehr gesitteten, hoffnungsvollen Zögling loben wollte, so konnte er sagen: „Der N.N. ist ein Muster von Conduite und Vergette."

Hier findet noch eine physiognomische Bemerkung Platz. — Wir haben im vorigen Artikel auseinandergesetzt, wie jeder herrschende Kopfputz den Gesichtern der von ihm Beherrschten einen gewissen übereinstimmenden Ausdruck ertheilt. Aber bei keiner der sich ablösenden Trachten tritt dies auffallender hervor als bei der steifen, architektonischen Puderfrisur. Keine war unerbittlicher und starrer, und sie zieht für unser Auge auch die Gesichter in ihre Starrheit und Uniformität hinein. Dies geht soweit, daß wir auf den Zeitbildnissen sogar das Alter der Individuen oft nur ganz ungefähr schätzen können. Es rührt dies natürlich daher, daß das Haupthaar mit allen seinen Qualitäten, welche sonst das Urtheil über Charakter und Alter vielfach bestimmen, völlig neutralisirt ist, wozu noch die gänzliche und durchgreifende Bartlosigkeit kommt. Ueber jedem Gesicht, auf der jugendlichsten wie auf der ältesten Stirne schwingt sich die Schönheitslinie der Zeit, die krumme Puderlinie, jeden Scheitel deckt den Schnee des höchsten Alters, und in jedem Nacken klebt, wie der Henkel am Topf, der Zopf oder Haarbeutel. Am deutlichsten wird einem dies, wenn man Lavaters physiognomische Fragmente durchgeht. Sie enthalten viele hundert Profilzeichnungen und Silhouetten der Zeitgenossen, deren jede auf der Stirne das steile Toupet und hinten den galanten Anhängsel zeigt. Lavater war vielleicht zu seiner Zeit für seine Betrachtungen ungleich günstiger gestellt, als unter der Herrschaft eines natürlicheren Kopfputzes; denn ihm war die Frisur eine natürliche Voraussetzung, sie ließ eine entscheidende physiognomische Partie, die Stirne, ganz frei, und überhaupt konnten die Nüancen von Haar und Bart sein Urtheil nicht stören. Wir aber werden durch die ungewohnte, barocke Fassung, in der sich in seinem Werke der Juwel des menschlichen Angesichts immer zeigt, befangen und von der Hauptsache abgezogen, und können auf den Gesichtern eine Menge Dinge nicht sehen, die er so fertig von denselben herunterliest.

Der Uebergang der Frisur in den jetzigen natürlichen, aber schwankenden und ungleichförmigen Haar- und Bartstyl haben wir schon oben flüchtig skizzirt. Den Aeltern der jetzt Lebenden ist es noch im Andenken, daß der Puder in manchen Ecken der Gesellschaft noch lange so zäh auf

den Köpfen sitzen blieb, wie im Frühjahr der Schnee in den Mulden der Bergseiten, und daß bei manchen Ständen und Individuen die Amputation des Zopfes eine langwierige und schmerzhafte Operation war. Noch lange blieb die Spitze des niedergehenden Zopfes über dem Horizont sichtbar, und erst jezt ist der schauerliche Komet, der die französische Revolution ansagte, völlig untergegangen, sogar in der Breite von Kurhessen. Aber lange sagte die Zeit mit ihrem Haarschnitt, gerade wie mit ihrem politischen Trieb, im Grunde nur, was sie vom Traditionellen nicht mehr wollte; beide waren fast nur Negationen, und das Positive daran hatte keinen Styl. Erst jezt fängt in beiden Beziehungen die Zeit an, das, was sie will, wo sie hinaus will, einigermaßen deutlicher zu zeichnen. Offenbar zeigen gegenwärtig Haar und Bart der tonangebenden Jugend beiderseitig die Tendenz, sich zu verlängern. Der Menschenfreund, der im Spiegel der Vergangenheit die Zukunft erblickt, sähe hierin sehr gerne Zeichen, daß die Tracht in diesem Punkte einem festen, charakteristischen Abschluß entgegengeht. Wäre dies der Fall, so müßte über kurz oder lang Bart oder Haar das Wachsthum einstellen, um vielleicht dem andern Theil desto mehr Entwicklung zu gönnen.

Erst wenn sich im Haarputz, und so auch im übrigen Kostüm, wieder eine fixe Idee, eine Superstition gebildet haben wird, erst wenn wieder allgemein Formen gelten, mit welchen der höher Gestellte sicher repräsentirt, während der Niedrigere ohne Neid und Hohn sie respektirt, erst dann werden auch die Widersprüche versöhnt seyn, welche scheinbar unauflöslich die Gemüther zerreißen und kein Produkt der gährenden Welt voraussehen lassen. Wann wird dies geschehen? Die Prophezeihung wollte aber gar nichts sagen, wenn wir dabei den Termin so weit steckten, wie Beranger bei den seinigen:

Or, mes amis, bénissons Dieu,
Qui met chaque chose en son lieu:
Celles-ci sont pour l'an trois mil.
Ainsi soit il!

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Durch ganz Italien herrscht über Handwerker und Kleinhändler noch ein gewisses Zunftwesen, freilich verschieden von dem deutschen. Sie bilden überall abgesonderte geistliche Brüderschaften, und haben als solche ihre eigenen Kapellen und Bethäuser, wohnen Kolonienweise in den Städten beisammen und nehmen ganze Straßen, ja Viertel ein — eine Sitte, welche für den Käufer, der nur von Haus zu Haus zu gehen braucht, von großer Bequemlichkeit, für die Nachbarschaft aber, wenn just eine geräuschvolle Zunft, wie die der Eisen- und Kupferschmiede oder Stuhlmacher sich eingenistet hat, zu desto größerer Plage wird. Dieses Kastenwesen offenbarte sich auch auf dem Markt. Sämmtliche homogene Artikel waren nebeneinander aufgestellt, mehr oder minder gefällig geordnet, alle aber auf den Gebrauch des Landmanns berechnet. Aus der Region der Schinken und Speckseiten ging ich in die der Lederwaarenhändler über. Sie bieten jene riesigen Sättel mit hohen Bauschen feil, die noch aus der Ritterzeit zu stammen scheinen, und deren der Campagnuolo sich bedient, Kummte, Zäume, Peitschen, Lederstücke, welche der Ciociaro, durchbohrt und mit Schnüren kreuzweis befestigt, als Sandalen trägt, die steifen Lederkamaschen, ohne welche kein Negoziante di campagna den Klepper besteigt. Auf die lederne Aera folgt die hölzerne, mit ihren Tellern, Schüsseln, Löffeln, flachen Mulden von Ahorn, und Mazzarellen von Weißdorn, jenen lanzenförmigen Stäben mit schwerem Knotenende, die ein integrirender Theil des Campagnareiters sind. Die weißen Körbe von Weiden, in denen der Giuncataro seine Lab- und Milchkäse nach der Stadt bringt, die irdenen Näpfchen, welche den Rahm enthalten, folgen und beschließen die erste Straße. In der zweiten, zur Rechten halten die Bewohner des römischen Ghetto ihren Trödel feil, schachern mit Lumpen, halbseidenen Tüchern, fosfori di Bologna, Rasirmessern und Brillen, und erwecken mit ihrer unverschämten Zudringlichkeit verzweifelt heimathliche Erinnerungen. Erfreulicher ist die linke Flanke der Straße, eine Kette niedriger Lauben, deren Pfähle mit Ginster verflochten sind. Ein Lorbeerbusch schwankt über dem Eingang und verkündet, daß die inneren Räume dem Bacchusdienst gewidmet seyen. Aber noch ist es zu früh am Tage, um sich dem Kultus mit Liebe und Wärme hingeben zu dürfen, und so verlassen wir den an der Pforte einsam gähnenden Priester. Mit noch weniger Aufwand schlagen die Weinverkäufer in dem inneren Raum ihr Waarenlager auf. Die Tonne liegt im Grase, und ein in die Erde gestecktes Rohr, an welches ein Lorbeerzweiglein gebunden ist, dient ihr als Aushängeschild. Lorbeer ist übrigens ein Zeichen der Verkäuflichkeit und nicht von den Köpfen der feilgebotenen Pferde und Esel. Venale, belorbeerte Esel sind aber auch bei uns eben keine Seltenheit. Auf jener inneren Fläche findet der eigentliche Viehmarkt statt. Dort lagern die ungeheuern weißgrauen Stiere mit armlangen Hörnern, unbeweglich wie die Blöcke der Marmorata, dort das schwarze Rüsselvieh, welches mit seiner zahlreichen Descendenz in engverschlungener Gruppe die Niobiden parodirt, denn auch hier naht das Schicksal

rauh und kalt und faßt bald diesen, bald jenen Sprößling bei den Hinterbeinen und steckt den vergeblich klagenden und zappelnden in nachtfinstre Säcke — e lasciate ogni speranza voi ch'entrate.

Von den Todesopfern wende ich mich ab und dem Kloster zu. Auf der dahin führenden Brücke fluthen zwei Menschenströme an einander vorüber, der eine hinein, der andere heraus. Ihre beiden Brustwehren sind mit Kramtischen besezt. Cohorten von Hüten, Kämmen, Rosenkränzen, Meissingmedaillen mit den Bildern der Schutzheiligen, Korallenschnüren und Schuhen lösen einander ab. Ihnen gegenüber hat der Friggitore seine ambulante Küche aufgeschlagen, wirft Legionen kleiner Fische in die brodelnde Pfanne, Hände voll Mehl über die schmorenden, Eier zu hunderten in das mit Fernambuck gefärbte kochende Wasser; denn die Etikette des Tages verlangt, daß Eier sich wie Kardinäle in der Fastenzeit violettblau präsentiren. — Eine Seiltänzergesellschaft hat sich in einen Schuppen eingenistet, tritt in den Zwischenpausen aus dem Thor, macht mit Trompete, Trommel und Triangel ein heilloses Charivari, und zieht sich, von einer Schaar Neugieriger gefolgt, wieder zurück.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Mai.

Kunstausstellung.

Wenn man Oesterreich mit festem Auge beobachtet, so dürfte man leicht bemerken, wie dessen geistige und industrielle Zustände gegenwärtig in einer jener wichtigen Uebergangsperioden, in einem jener Stufenjahre sich befinden, welche auf Staaten wie auf Menschen gleichmäßig influiren. Während die Fabricationen sich rüstiger empor arbeiten, öffnen Eisenbahnen und Dampfschifffahrt neue Wege der commerziellen Speculation. Im Gebiete der Wissenschaft führt der Plan zur Creirung einer Akademie Diskussionen herbei, die wohl nicht ohne Früchte bleiben werden. Die schöne Literatur, dem rasch pulsirenden Wesen ihrer Individualität getreu, ist muthigen Hauptes und mit leuchtenden Augen vorangeeilt, und die Theilnahme, die Zedlitz, Grillparzer, Anastasius Grün, Lenau, Halm, Karl Beck und viele andere österreichische Poeten und Schriftsteller im Sturmschritt errangen, ist die Wolkensäule, die vor der Heeresmasse der ganzen intellectuellen Kraft des Kaiserstaats vorangeht, die langsam aber sicher daherrauscht. Auch die Kunst, nicht so leicht geschürzt als ihre Schwester, die Poesie, hebt doch ihren bekränzten Wanderstab zum rascheren Fortschritt. Es ist ein schönes Symbol, daß die Wiener Kunst- und Industrieausstellung im Mai stattfindet; die auflebende Kraft, das frische Vorwärtsstreben, das in beiden sich beurkundet, wird dadurch versinnlicht. Sowohl die vorjährige, wie die gegenwärtige Kunstausstellung hat eine Reihe jüngerer Talente mit vorgeführt, die zum Theil Hoffnungen, zum Theil Erfüllung mitbrachten. Die Frage, die ein bekannter Schriftsteller vor drei Jahren aufgestellt: warum die Wiener bei der glücklichen Constellation ihrer socialen Verhältnisse, bei der ruhigen Heiterkeit ihres Gemüths, bei der saftigen Ueppigkeit des Landes, nicht eine Malerschule aufzuweisen haben, die an Farbenreiz der venetianischen und an Natürlichkeit der niederländischen sich anschlösse, würde dieselbe nur zum Theil wiederholen können. Wenn der Kunstkritiker, der die Säle von St. Anna durchschreitet, vielleicht die Achsel zuckt, daß so wenig Vollendetes da zu finden ist, so wird der Kunstfreund dagegen recht freudig dreinschauen, weil so viele Anfänge sich zeigen. Eine Wiener Schule blüht empor, und wenn man auch nicht läugnen kann, daß von der Wahrheit und kräftigen Natürlichkeit der niederländischen Muster noch wenig zu spüren ist, so muß man dagegen eingestehen, daß, was Materielles betrifft, jene frische Sinnlichkeit der alten italienischen Meister in Colorit, Carnation und Farbenton nicht nur Nachahmer, sondern ebenbürtige Nebenbuhler findet. Ammerling, ein Name, der noch zu jung ist, um im Auslande jene Allgemeinheit und Anerkennung zu haben; die seinem Pinsel gebühren — Ammerling ist der Heros dieser Kunstausstellung, wie er es das vorige Mal gewesen, obschon die Grenzen seines Pinsels diesmal klarer wurden als im vorigen Jahre, wo die Enthusiasten den Namen Ammerling als Symbol der Omnipotenz in der Malerei zu betrachten schienen. Ammerling hat diesesmal neun Bilder ausgestellt, worunter fünf Porträts, ein Fach, worin Ammerling das Höchste leistet, indem er die Kraft der niederländischen mit dem Schmuck der italienischen Schule zauberhaft verschmilzt. Die andern vier waren folgende: Ein Traum. Ein Mädchen liegt, halb zugedeckt, schlafend. Es muß eine sehr schwüle Nacht seyn, denn die leichte Decke läßt den in wunderbarer Carnation schwellenden Busen fast enthüllt sehen, kaum daß die reichen Locken ihn zu bedecken wagen. Ein rother Vorhang wirft ein magisches Licht auf das Angesicht der reizenden Schläferin, als deren Sinnbild eine Rose neben ihr zu liegen scheint. Zwischen den durchsichtig rothen Falten des Vorhangs zu Kopfe der Jungfrau sizt Amor, fast wie ein Dämon aussehend, mehr hingehaucht als gemalt, mährchenhaft, traumhaft. In seinem Gesichte liegt mehr Schadenfreude als Engelsgüte, er weiß, welche Träume jezt die Phantasie der Schlummernden beschäftigen. Diese werden selbst dem Zuschauer klar, wenn er fest und unverwandt in den Hintergrund des Bildes schaut. Allmählig gestalten sich da Züge, Umrisse, die er auf den ersten Anblick nicht bemerkt; ein ganzes neues Bild tritt wie aus einem grauen Schleier hervor. Es ist ein Jüngling, der die Hand mit einem Ringe ausstreckt; eine andere Gestalt scheint die Arme wie zum Segen auszuspannen. Man weiß es jedoch nicht gewiß, denn die Figuren sind so nebelhaft, traumungewiß, grauzerfließend, wie vielleicht die Zukunft der Schlafenden selbst, auf welche der Liebesgott immer spöttischer herabschaut. Es ist ein Bild voll Reiz und verdunkelt fast das danebenhängende Bild, „die Lautenschlägerin,“ welches jedoch viele Kenner für das beste Bild der Kunstausstellung erklären. Es ist dies eines jener Gemälde, deren Wesen nur durch die Anschauung, nicht durch die Beschreibung klar wird, da es mehr Porträt als Composition ist, und die Eigenthümlichkeit mehr in Farbe und Ausdruck, als in der Wahl des Gegenstandes selbst besteht.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 133.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 4. Juni 1839.

Nous verrons bien d'autre chose,
Tout cela n'est encor rien.

Molière.

Rousseau's Jugendjahre.

Eine dramatische Skizze vom Freiherrn v. Sternberg.

Personen.

Josephine Pontal, Nichte des Oberstallmeisters der Königin.
Graf Saint-Charles.
Marion, Josephinens Kammermädchen.
Claude Anet, } Bediente.
Jean Jacques Rousseau } Bediente.
Millefleurs, Haushofmeister.

Die Scene im Hause des Oberstallmeisters.

Erste Scene.

Ein Zimmer, reich mit Büchern und Musikalien geschmückt. Eine Harfe, ein paar Bildsäulen in den Ecken. Claude Anet trägt einen Blumenstock herein, Millefleurs folgt ihm.

Millefleurs. Hieher, Anet, hieher, mein Sohn.

Claude. Aber warum nicht lieber vor's Fenster?

Millefleurs. Weil das Fenster frei seyn muß. Das Fräulein will sich die schöne Aussicht auf die Gärten von Versailles nicht nehmen lassen.

Claude. Aber was sieht sie denn daran? Immer dieselben Bäume, immer dieselbe Sonne, immer dieselben jungen Herrn, die heraufsehen und lächeln.

Millefleurs. Ja, wenn es beim Lächeln bliebe; aber dieselben Herrn schreiben Briefe, Anet, verstehst du? Und das Bestellen dieser Briefe trägt gewissen Leuten etwas ein.

Claude. Mir nichts.

Millefleurs. Wie der Bursche ehrlich aussehen kann! Aber mich betrügt man nicht, ich weiß Alles und noch etwas drüber. He? hat es nicht gestern Abend gerauscht, geflüstert, gehustet?

Claude. Wo?

Millefleurs. Narr, hier unter'm Fenster. Laß einmal sehen, ob im Blumenstock kein Brief verborgen ist. (Er untersucht die Blumen.) Nichts als Rosen — aber in diesen Rosen kann ein geheimer Sinn liegen. Es sind ihrer gerade fünf. Was bedeutet das? Fünf Sinnen gibt's; in diesen fünf Sinnen liegt der Sinn dieser Rosen. Auf die fünf Sinne unseres Fräuleins soll gewirkt werden, um fünf Uhr Abends soll sie unter den fünf einzelnen Bäumen im Park auf ihn warten. In fünf Tagen soll die Entführung vor sich gehen; fünf Meilen ist das Landgut des Herrn von Bruee von hier entfernt; fünfmal fünf Franks hast du erhalten, um diese Botschaft auszurichten. — Ha! gestehe, ich bin hinter das ganze Geheimniß gekommen.

Claude. Ach, Herr Millefleurs, Ihr seyd ein wahrer Tausendkünstler! Aus fünf Rosen setzt Ihr einen ganzen Roman zusammen.

Millefleurs. Ja, ich weiß Alles und noch etwas drüber. Aber der Herr von Bruce soll sich nur in Acht nehmen; er hat erstens mich und zweitens mich und drittens wiederum mich zum Feinde. Ich will, daß das Fräulein von Pontal den Ritter Saint-Charles heirathe. Die Sache ist abgemacht; ich sage wie der König: man spricht nicht weiter davon.

Claude (Bücher zusammenstellend). Was mich betrifft, so glaube ich, daß Mademoiselle weder den Ritter Saint-Charles noch den Herrn von Bruce heirathet, und Ihr werdet sehen, Herr Millefleurs, wir machen mit beiden schlechte Geschäfte.

Millefleurs. Still, wer singt da?

Claude (aus dem Fenster sehend). Es ist der junge Mensch aus Genf, den Ihr dieser Tage in Dienst genommen habt.

Millefleurs. Welche Unverschämtheit, so laut zu singen! Lauf hinunter, Anet, und verbiet' es ihm.

Claude. Er wird mir nicht gehorchen. Er würdigt mich keines Blicks.

Millefleurs. So will ich selbst gehen. Mir widersteht man nicht. Ich will ihm sagen, daß die Musik für einen Bedienten eine unanständige Kunst ist. (Ab.)

Claude. Eine unanständige Kunst? Und ich habe in der Oper zu Dutzendmal gehört, daß der Diener seinem Herrn seinen Respekt vorsingt. (Er versteckt einen Brief in die Rosen.) So, nun ist es mir doch gelungen, den Brief hereinzuschmuggeln. Schnell, ich höre kommen. (Ab.)

Zweite Scene.

Josephine. Marion.

Marion. Ihre Gnaden haben Ihren Spaziergang heute früh beendigt.

Josephine. Die Langeweile hat mich nach Hause getrieben.

Marion. Sie vermissen die Feste, die kostbaren Aufzüge, den Tanz und das Schauspiel von Paris, allein dafür ist jezt leider nicht die Saison.

Josephine. Du irrst, Marion. Ich liebe die Natur, ich bin gern mit ihr allein, aber es muß eine andere seyn, als die mich hier umgibt. Ich will Freiheit, und hier finde ich nur Zwang.

Marion. Seit Ihrer Reise nach Barèges sind Sie ganz umgewandelt. Jezt interressirt Sie nichts mehr, was nicht recht wild und abenteuerlich ist.

Josephine. Ach meine Pyrenäen! erinnere mich nicht an diese romantischen Thäler, die ich wohl nie wieder erblicken werde! Warum bin ich nicht bestimmt, in jenen einsamen, wilden Schluchten mich zu begraben, warum muß ich mit diesen Menschen leben, die ich nicht verstehe und die mich nicht verstehen? (Sie blättert in einem Buche.)

Marion. Ach, mein Fräulein, das sind Fragen, die Niemand beantworten kann. Oder höchstens darf solches Graf Saint-Charles wagen.

Josephine. Du irrst, er weiß auf keine andere Fragen eine Antwort, als höchstens, welche Stelle im Hofceremoniel ein Kammerherr des Königs einzunehmen hat.

Marion. Sie spotten. Ein so eleganter, ein so feiner, ein so vornehmer Herr!

(Fortsetzung folgt.)

Reise- und Lebensbilder.

(Schluß.)

Ich trete in den zweiten Klosterhof. Unter dem Schwibbogen und der von sieben schönen Säulen gebildeten Halle haben die Goldschmiede ihre glänzende Waare ausgelegt. Es sind silberne oder mit Silber beschlagene Kruzifixe, Weihkesselchen, Kronen und Herzen zu Ex voto, jene langen Haarnadeln, welche durch ihre Knopfbildung so naiv den Stand der Trägerin, ob sie verheirathet oder ledig sey, bezeichnen und in der Hand der Zürnenden nur allzuoft zur tödtlichen Waffe werden, schwerfällige goldene Ohrbaumeln, Hörnchen von Korallen, die erprobten Mittel gegen das böse Auge, mondförmige Kämme, Ringe und dergl. mehr. Der beneidenswertheste Schatz von allen war eine reizende Albanerin, welche an einer der Buden den Verkauf leitete. Goldschmidts Töchterlein hatte es uns allen angethan. Sie war in ihrer malerischen Nationaltracht, dem scharlachrothen Jäckchen, dessen enganliegenden Ermel mit breiten Goldtreffen besezt sind, und trug auf dem Haupt den weißen, dachförmig gebrochenen Schleier, in den Haaren eine palmenlange, in goldene Blumen ausgehende Nadel, und das weiße Busentuch, das vorn in das Mieder gesteckt wird und viereckig gefaltet den schönsten Nacken frei läßt. Es verdient immer schon die kleine Preismedaille, sich von dem lieblich feinen Gesichtchen, den dunkeln, schwimmenden Augen mit den langen Seidenwimpern, dem ganzen anmuthigen, halb schüchternen, halb schalkhaften Wesen der kleinen Zauberin losreißen zu können und als gewissenhafter Reisebildner in die offene Klosterkirche des h. Nilus zu pilgern. Ich that es, obwohl oft genug zurückblickend, und trat durch die aus antiken Marmorfriesen zusammengefügte Pforte in das Heiligthum. Es war mit Andächtigen überfüllt, und mühsam nur gelang es mir, einen Weg durch die Knieenden zu bahnen und in die von Domenichino al fresco gemalte Seitenkapelle zu dringen.

Meine Entsagung belohnte sich. Jene Kunstwerke sind die würdigsten, die mir jemals von dem Meister zu Gesicht kamen. Der Mehrzahl meiner Leser werden sie bereits aus den trefflichen Kupferstichen Ruschweyhs bekannt seyn; ich erlaube mir daher nur eine flüchtige Andeutung der vorzüglichsten. Zu diesen gehören die beiden schmalen Wandbilder am Eingang, auf deren erstem San Nilo in einer Waldgegend betend vor dem Kruzifix liegt und der Heiland ihm vom Kreuz herab die Arme entgegen breitet, und gegenüber derselbe Heilige mit einem frommen Gefährten in der Waldeinsamkeit. Auf der nämlichen Wand mustert San Nilo den Plan des Klosters, während zwei Männer einen antiken Sarkophag heranwälzen und spielende Buben sich auf der Erde tummeln. Im Hintergrunde rechts stützt der Heilige mit flacher Hand eine aufzurichtende Säule, deren Stricke gerissen waren, und links bemühen sich zwei Arbeiter, einem unter der Last zusammengesunkenen Esel emporzuhelfen. In der Zeichnung und Composition herrscht eine Wahrheit und Anspruchslosigkeit, wie man sie nur selten bei Domenichino wieder findet. Weit geringer an Kunstwerth und mehr gemacht ist das gegenüberstehende Wandbild, welches die Begrüßung des Heiligen mit irgend einem Monarchen darstellt. Auch die Erscheinung der Madonna, auf welcher der Bambino dem knieenden Mönch einen goldenen Apfel reicht, ist minder ansprechend; überaus vortrefflich dagegen die Beschwörung eines besessenen Knaben, der von seinem Vater gehalten wird und dem der Genosse des Heiligen mit geweihtem Oel die Lippen zu benetzen im Begriff ist, während Nilus selber im feurigen Gebet vor ihm kniet. Gegen diese Gemälde tritt das flaue Altarblatt von Annibale Carracci, eine Madonna auf dem Throne, weit in den Schatten zurück.

Doch zurück zu dem lebenden Bilde. Der günstigste Standpunkt, um es zu überschauen, ist von der äußern Mauer aus und oberhalb des Thores. Dort umspannt ein Blick den ganzen Markt, das Gewimmel von Menschen und Thieren, Käufer und Verkäufer, Neugierige und Gensd'armen, welche leztere mit ihren dreieckigen Hüten wie Warnungstafeln aus der Masse hervorragen, und der einzige störende Ton in dem heitern, farbenreichen Gemälde sind. Alle die bunten Trachten des Gebirgs ziehen dort wie ein wandelndes Tulpenbeet an mir vorüber: die Ariccianerinnen, kenntlich an dem viereckigten, kurz geschürzten Kopftuch, die Frascatinerinnen an dem langen gestickten Schleier, welcher nicht wie der der andern Weiber in gesteifte Form gebrochen wird und in losen Falten herabrollt, die Velletrinerinnen, welche sich durch die violetten Bandschleifen in den Haarflechten auszeichnen, die ärmliche Ciociara mit dem Kopftuch von grobem quergestreiftem Fries. Es ist ein Wettstreit von Zierlichkeit im Kostüm, der die Entscheidung schwierig macht. Und wie die Tracht, ist auch der Typus der Gesichtsbildung jeder Ortschaft verschieden. Auf den ersten Blick unterscheidet man die Albanerin an ihrem antiken Profil, den feurigen Augen, der ganzen junonischen Gestalt, die Genzanerin an ihrer üppigen Fülle, die Tochter der Volskergebirge an dem gebräunteren Teint, an dem peruginesken Schnitt ihres Gesichts. Die Römerinnen sind schön, sehr schön; hier aber verblassen sie neben der ausdrucksvollen Schönheit der Gebirgsbewohnerinnen, und nehmen sich wie ein abgewieztes halbes Paulstück gegen eine altrömische Silbermünze aus, und nun vollends die Engländerinnen! Eine größere Gleichförmigkeit herrscht in der Tracht der Männer; die der vermögendern Bauern ist so ziemlich die des gemeinen Römers, spitzer Hut, Manchesterjacke, bunte Fascia um die Hüften, kurze Beinkleider, Schuhe mit kolossalen Silberschnallen. Eben so sehen die ärmern, die Hirten der Campagna sich unter einander ähnlich wie ein Pult Baschkiren, kaum zu unterscheiden. Zwei Schaffelle, die Wolle nach außen gekehrt, mit einem Loch für den Kopf und zwei andern für die Arme, Ziegenfelle um die Schenkel, die Füße mit Leinwand umwickelt, Sandalen, die mit Bindfaden befestigt werden, und der Ciociaro ist fertig.

Von meinem Schauinsland hinabsteigend zog ich in eine jener oben genannten Weinkneipen. Sie war schon überfüllt und nur der Freundlichkeit des zusammenrückenden Landvolks verdankte ich ein Plätzchen an einem jener ungehobelten Bretter, welche Tische vorstellen sollen, auf dem schmalen, auf Böcken ruhenden Leiterbaum, der an die hochseligen preußischen Latten erinnerte. Der Wein war vortrefflich und machte seinem Vaterlande Monte Porzio alle Ehre; einige Pagnotti (Brödtchen) und Stücke Mortadella (Speckwürst) wurden eingekauft, und das romaneske Frühstück war vollständig. Die Prüderie unsers Nordens kennt man hier noch nicht. Ob auf Silber servirt, ob auf einem Stückchen Zeitungspapier, gilt gleich, gesezt nur, die Speise sey gut. Der Tischnachbar sey ein Hirt von Marino, ein Trasteveriner Facchino, ein römischer Marchese — was grämt es mich? die erstern überragen in den meisten Fällen den leztern in cortesia bei weitem, und sind die liebenswürdigern. Bettelvolk war freilich in Massen vorhanden. Um sie einigermaßen zu bändigen, griff ich aus dem Schwarm einen muntern Buben und creirte ihn zum Bettelvogt. Er entsprach meinen Erwartungen, machte auf seine Standesgenossen Jagd und hielt mir den Rücken frei, freilich nur auf Augenblicke, denn die verscheuchte Menge floß gleich den getheilten Wogen wieder zusammen und begann ihr altes Lied. Doch dieses störte den Humor keineswegs und gehörte wohl eher zum Ganzen.

Und was ist es denn eben so Besonderes mit dem Markt von Grotta-ferrata, dürften Nicolaiten hier fragen, was

hat er vor einer deutschen Kirchweih voraus? Auch die unsrigen haben freundliche Dirnen, saubere Trachten, Seiltänzer und Buden, Wein und Bettler. — Wahr, wohl wahr. Dasselbe Schauspiel gibt sich auch in unserer Heimath, wenn gleich mit minder brillanten Dekorationen, gewiß aber mit dem Unterschied, daß schon im dritten Akt 7/8 der Schauspieler betrunken und dann nichts weniger als liebenswürdig sind. Hier aber sah ich nur Einen in dieser Rolle, oder vielmehr aus seiner eigenen in jene fremde verfallen. Es war ein am Wege schlafender Bauer. Ein vorüberziehender Kärrner wies mit dem Peitschenstiel auf ihn und rief mir zu: „E un ubbriacone (ein Trunkenbold), un Trinkeswaine,“ zu Deutsch: ein Deutscher!

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Mai.

(Fortsetzung.)

Kunstausstellung.

Gegenüber diesen zwei Bildern hängen zwei andere, wovon das eine den Wahlspruch: „wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang,“ versinnlicht. Ein kräftiger Mann umschlingt mit der einen Hand ein schönes Weib, indem er mit der andern ein volles Glas ihr anbietet. Die weibliche Gestalt, die von allem Glanz irdischer Schönheit umflossen ist, hält eine Laute in Händen; sie scheint eine Sängerin, und wahrscheinlich, um nicht ihre Stimme zu verderben, weist sie das Glas zurück. Sonst können wir nicht begreifen, warum der Künstler, indem er den Wein preisen will, die weibliche Gestalt mit einer abwehrenden Bewegung hingezeichnet hat. Ueberhaupt hätten wir diesen schönen, die Phantasie anregenden Lebensspruch ganz anders dargestellt gewünscht, als in diesem kleinen, nicht sehr anziehenden Rahmen, wo der Hauptträger des Gedankens, der Mann, im Hintergrunde steht, ohne daß sein Gesicht durch einen besondern Ausdruck jene epicuräische Lebensphilosophie rechtfertigt. Auf diesem Bilde werden die Mängel Ammerlings, die Grenzen seiner Schöpferkraft, schon bemerkbar; in dem danebenhängenden „Christus und die Samaritanerin am Brunnen“ treten sie nackt und grell hervor. In diesem Gemälde, wo Ammerling, um die Naivetät und Schuldlosigkeit der altdeutschen Kunst wiederzugeben, seine Palette dämpfte und den sinnlichen Schmuck seiner Farbentöne bei Seite ließ, trat sein Mangel an geistiger, idealer Auffassung, die Dürftigkeit seiner scenischen Conception deutlich hervor. Diese Mängel sind selbst in seiner besten Composition, in seinem „Traum,“ wohl herauszuschauen, aber dort verführen uns die Farbentöne, der Zaubermantel des Colorits verbirgt den hinkenden Fuß so in seinen Falten, daß unsere Aufmerksamkeit davon abgelenkt wird; wie Ammerling diesen Mantel fallen läßt, fällt auch die Illusion von unserem Auge. Das Endurtheil über diesen Künstler dürfte somit folgendes seyn: Ammerling ist der Maler des Fleisches, des Irdischen, des Sinnlichen; das Transscendentale, jene Unmittelbarkeit der Auffassung, jene höhere Anschauung, die das Ideale in dem Realen wiedergibt, ist seinen Compositionen zwar nicht fremd, doch so mäßig eingehaucht, daß Ammerling sich niemals zum Historienmaler aufschwingen wird. Der bescheidene, stille Künstler scheint dieses auch tief zu fühlen. Das erwähnte Bild, „Christus und die Samaritanerin,“ welches er auf Bestellung eines hiesigen Bankiers gemalt hat, und wofür ihm 2000 Gulden C.M. zugesichert wurden, hat er, da es den allgemeinen Tadel erregte, von selbst zurückverlangt. Ein charakteristisches Zeichen ist auch die Anekdote, die einer seiner Freunde mitgetheilt. Ammerling kam auf seiner lezten Reise nach Düsseldorf und sezte sich dort an eine Staffelei, um an einem Bilde zu malen. Mehrere der dortigen Künstler umstanden ihn und äußerten ihre Verwunderung über die Pracht seiner Farbengebung, über den Effekt seiner Lichter. „Ach, wie schön doch der Ammerling malen kann!“ rief der bekannte Historienmaler * * * aus. Ammerling sah ihn mit wehmüthigen Augen an. „Sagen Sie mir aufrichtig, möchten Sie so malen können?“ — fragte er mit zitternder Stimme. * * * schwieg einen Augenblick: „Nein,“ sagte er endlich leise. Es liegt so viel Rührendes in diesem Zwiegespräch, wo zwei große Meister in dem Bewußtseyn ihrer Kraft und Unkraft einander gegenüber stehen, daß man sie der Oeffentlichkeit nicht entziehen darf. Welchen Einfluß aber Ammerlings Musterbilder auf die hiesigen Maler haben, ist an den Bildern von Schrotzberg, Boutibonne, Lampi, Hummel 2c. unverkennbar herauszusehen. Wir sehen somit hier eine Schule sich bilden, die, ganz homogen mit dem materiellen, epicuräischen Grundton des Volkscharakters, in der Kunst dieselben Momente wie im Leben manifestirt, die frische kräftige Sinnlichkeit, die Freude an dem sichtbar Schönen in Formen und Farben. Es ist eine Art Griechenthum, zu welchem der Wiener in seiner heitern Lebensanschauung überhaupt sich hinneigt. Das Symbolische in Kunst und Poesie liegt ihm aber ferner. Da ist, um Ein Beispiel hervorzuheben, auf der diesjährigen Kunstausstellung ein Bild von Fendi, woran das Publikum achtlos vorüberging. Freilich die Farben sind matt und die Scenerie so einfach und anspruchslos: ein Sämann streut Körner aus; und doch würde dies Bild in Norddeutschland zu den besten gezählt werden; dort würde man sich die Mühe nehmen, darüber nachzudenken, warum der Maler in den Hintergrund seines Bildes einen Kirchhof, durch dessen Thor so eben ein Leichenzug schreitet, hingezeichnet und nicht eine Bauernhochzeit, die doch eine viel effektvollere und passendere Staffage gewesen wäre; man würde sich auch erklären wollen, warum der Sämann den Kopf zurück dem Leichenzuge zuwendet, während er, fortschreitend, nach vorn hin die Hand ausstreckt und die Saat ausstreut. Bei dieser Gelegenheit würde man auch bemerken, daß über dem Hintergrund, über dem Verstorbenen, nach welchem der Mann zurückschaut, die Wolken grau und dicht sind, während im Vordergrunde, eben wo die Saaten auskeimen werden, der Himmel sich aufhellt und weiter immer blauer und lichter wird. Und allmählig würde man zum Verständniß dieses Bildes kommen und die Poesie seiner Bedeutung loben und preisen, und man würde sagen: Peter Fendi, dein Bild ist vortrefflich und eine Zierde dieser Säle, obgleich es in schmuckloser Bescheidenheit das Gallakleid des Colorits nicht angelegt hat. Hier jedoch geht man kalt und leichtsinnig an einem Bilde vorüber, welches an Gewichtigkeit der innern Bedeutung vielleicht einzig und einsam in diesen reichbehängten Sälen ist.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 134.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 5. Juni 1839.

— Deine
Dichter, Natur, sie reißen
Aus dem Gleise sich sträubend dir.
Doch du rührest sie kaum, Liebende, freundlich an,
Sind sie friedlich und fromm; fröhlich gehorchen sie.
Du lenkst, Meisterin, sie mit
Weichem Zügel, wohin du willst.

Hölderlin.

Gedichte von Ludwig Seeger.

Seesturm.

Ueber'm See ist dunkle Ruhe,
Und doch scheint so heller Tag;
In der tiefen Wassertruhe
Was so Finstres schlafen mag?

Schwarze Bergesschatten hängen
Riesig über'n See herein;
Kleine Wellen nur verdrängen
Von der Stirn des Schlafes Schein.

Wie der Schmetterlinge Flügel
Ihn berühren, steigt und fällt
Auf und ab ein Faltenhügel,
Dunkle Adern, zorngeschwellt.

Siehst du, wie in wilden Krämpfen
Es die breite Brust durchzuckt,
Wie sie, ringend sie zu dämpfen,
Die Bewegung niederschluckt?

Stürzt hervor aus Felsenklüften,
Rauscht hervor aus Busch und Baum,
Stürme, laßt die Brust ihn lüften
Aus dem tiefen, bösen Traum! —

Doch wer nimmt die bösen Träume,
Armer Dichter, dir vom Haupt?
An dem Strand der Wogenschäume
Siehst du, wie es braust und staubt,

Wie empört gefangne Geister
Brachen aus der Haft hervor,
Aufgeboten nun zu freister
That, die lang verhalten gohr;

Steigt dein Herz mit diesen Wellen,
Ruft es Muth den Menschen zu;
Sieh sie freudig sich zerschellen,
Kämpf' auch du um deine Ruh.

Kämpf' um sie, was soll das Schlafen,
Das wie Nattern schleicht und sticht?
Eh' sie sich im Kampfe trafen,
Fliehn die bösen Geister nicht.

Mit dem welken Laub der Bäume,
Das die Windsbraut reißt herab,
Jag' auch du die tollen Träume
Nieder in das Wellengrab!

Der Genesene.

Ich griff so lang im finstern Haus
Herum an allen Wänden,
Doch fand ich keinen Weg hinaus,
Ich stand mit lassen Händen.

Und schaute brütend vor mich hin,
Als wie ein Missethäter,
Ich däuchte mir im wirren Sinn
Des Heiligsten Verräther.

Wer weiß, wie lang ich also stund,
Mein Denken war zerronnen;
Ich starrt' in einen schwarzen Schlund,
In meines Elends Bronnen.

Hast du, der mich so tief verstieß,
Nicht Einen lichten Boten
Mir zum Geleit aus dem Verließ
An's Licht dem Lebendtodten?

Da hört' ich einen hellen Ton,
Durchziehn die öde Stube,
Da trug es mich im Sturm davon
Aus dieser Mördergrube.

Und als ich wieder aufgewacht
In einem fremden Lande,
Da streifte eine sanfte Macht
Von mir der Augen Bande.

Ich fühlt' es wohl, ich hatte jezt
Den bösen Traum geendet;
Doch hat mich fast der Strahl verlezt,
In meine Nacht gesendet.

„O sieh, wie glänzt die Welt so schön!
Mach auf die kranken Augen,
Dich an den lichten Alpenhöhn
Inbrünstig festzusaugen.

Da unten ist es schwül und dumpf
Im breiten Erdenwesen;
Du magst, so todt du warst und stumpf,
Hier oben noch genesen.“

Und täglich wuchs der Seele Muth,
Dies Heil heranzuglauben.
Ich hab' es, nun ist Alles gut,
Kein Teufel soll mir's rauben.

Ich blicke frei im Weltenrund,
Ich darf es freudig wagen,
Mich jedem schönen Menschenbund
Zum Bruder anzutragen.

Auf dem Berg.

Vor der Mutter schön und heiter
Steht ein Kind und will's erringen,
Sich zu ihrem Haupt zu schwingen,
Und ein Schemel wird die Leiter,
Um sie küssend zu umschlingen.

So, dem tiefen Grund entflohen,
Unter mir die Wolkenschichte,
Auf dem Berg im Morgenlichte
Lieg' ich dir, Natur, der hohen,
Schönen Mutter am Gesichte!

Rousseau's Jugendjahre.

(Fortsetzung.)

Dritte Scene.

Millefleurs. Jean Jacques Rousseau.

Millefleurs. Fräulein von Pontal gestatten, daß ich, der Ordnung des Hauses gemäß, den neuangekommenen Diener Ihrer Gnade empfehle; hier ist er.

Rousseau (verbeugt sich stumm.)

Marion (stößt einen kleinen Schrei aus.)

Millefleurs. (Zu Rousseau.) Dort, kleiner Genfer, ist Ihr Posten. Das Fräulein empfängt um diese Stunde Besuche. Sie stehen an der Thüre, halb zum Gange gewendet, und melden an, wen Sie kommen sehen. Verstanden?

Rousseau (nickt stumm mit dem Kopfe.)

Millefleurs. (Sich gegen Josephine verbeugend.) Am Firmament ist die Sonne aufgegangen; die Sterne verschwinden und der lezte und unbedeutendste nimmt hiemit die Gelegenheit wahr, sich zu empfehlen. (Ab mit Rousseau.)

Vierte Scene.

Josephine. Marion.

Josephine. Worüber erschrackst du eben? — Nun? du wirst roth, du bist befangen? Was ist dir?

Marion. Der junge Mensch, den Millefleurs eben herbrachte —

Josephine. Nun, was ist's mit dem?

Marion. Ich kenne ihn.

Josephine. Darin finde ich nichts Auffallendes.

Marion. Und doch, wenn Sie wüßten, wie ich seine Bekanntschaft gemacht habe. Damals glaubte ich nicht, daß ich ihn in der Livrée wiedersehen würde. Er schien mir ein Engel in Menschengestalt.

Josephine. Ha ha! und dieser Engel ist Bedienter bei mir geworden.

Marion. Scherzen Sie nicht. Es gehört zu den heiligsten Erinnerungen meines Lebens. Nur mit Zittern und Erröthen kann ich ihn ansehen. Mir schlägt noch das Herz! Es sind dieselben dunkeln Augen, die damals in mein Inneres schauten.

Josephine. So sprich doch, das scheint kein gewöhnlicher Roman.

Marion. Sie wissen, daß ich als Waise in das Katechumenenhaus zu Turin kam, um den Religionsunterricht zu empfangen. Mit mir befand sich in dieser Anstalt ein Knabe, der, als Protestant erzogen, zur katholischen Religion übertrat. Es waltete ein Geheimniß über seinem Schicksal; seine Eltern schienen ihn verlassen zu haben, und er that diesen Schritt aus wahrem Herzensdrang. Nie sagte er mir, wo er her sey, und aus allen seinen Reden sprach ein melancholischer Trübsinn, der auch mich ansteckte. Wir hielten, Beide fast noch Kinder, lange Unterredungen über die Religion. Wir gelobten einander, der Tugend treu zu bleiben, und, wohin unsere Lebenswege sich wenden würden, nie von dem Gotte zu lassen, den wir in gemeinsamen Gebeten anriefen. Unsere Küsse, unsere Thränen besiegelten den Bund. Meine verlassene Jugend hielt sich an ihm aufrecht; ich sah in ihm ein höheres Wesen, dem ich blinden Gehorsam schuldig war. Ach, die zwei Monate, die wir im Katechumenenhaus zubrachten, vergingen zu schnell. Man entließ ihn und gab ihn einem hülflosen Zustand preis. Mit einer Summe von zwanzig Franken stieß man ihn in die weite Welt. Ich durfte ihm nicht folgen.

Josephine. Hm, und dieser Knabe ist jener Jüngling?

Marion. Er ist's. O unter Tausenden hätte ich ihn wieder erkannt.

Josephine. Still! er kommt! laß mich mit ihm allein. (Marion ab.)

Fünfte Scene.

Josephine und Rousseau.

Josephine. (Ihn beobachtend, bei Seite:) In der That, keine gewöhnliche Erscheinung. Ich entdecke einen gewissen Stolz in seinen Mienen. (Laut) Sie sind aus Genf, mein Freund?

Rousseau. Ja, der Sohn eines Uhrmachers.

Josephine. So sind Sie nicht für diesen Rock geboren?

Rousseau. Nein, der Rock ist der Rock eines Knechts, ich aber bin frei.

Josephine. Und dennoch tragen Sie diesen Rock?

Rousseau. Trägt die Seele nicht den Sklavenrock des Körpers, und ist sie nicht dennoch frei?

Josephine. Gewiß, sie sollte es wenigstens seyn. Es gibt aber auch Sklavenseelen.

Rousseau. Die meinige ist's nicht.

Josephine. O in dieser Behauptung liegt ein unermeßlicher Stolz! für Ihre Jahre und Ihre Stellung ein unerlaubter Stolz!

Rousseau. Wie, Madame, es sollte unerlaubt seyn, sich selbst nicht für einen Elenden zu erklären?

Josephine. Wenn Ihre Seele Sklavenketten trägt, so kann ein edles Motiv sie ihr auferlegt haben.

Rousseau. Es gibt kein edles Motiv für Sklaverei.

Josephine. Ist die Liebe nicht auch eine Art Sklaverei?

Rousseau. Allerdings, aber mit dem Unterschied, Madame, daß ich es bin, der diese Ketten einem Weibe auferlegt.

Josephine. (Lachend.) Das ist vortrefflich! Wir wollen über dieses Thema nicht weiter sprechen. Geben Sie mir doch dort den Blumenstock her.

Rousseau. (Die Rosen ihr hinbringend. Wie er sie auf den Tisch stellt, fällt der Brief heraus.) Ach, ein Brief, Madame.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Das Königsfest. Nouvris.

Bisher war der von den ältern Dichtern so gepriesene Mai für den Pariser keineswegs ein festlicher Monat, und allerlei traurige Begebenheiten kamen zusammen, um die erste Hälfte desselben recht trübe zu machen. Zwar begann der Mai mit dem Königsfeste; es hatte aber diesmal nichts sehr Fröhliches; erstlich weil die Ungewißheit wegen des Ministeriums die politische und demnach auch die merkantilische Welt beunruhigte, und dann, weil man nichts Neues erfunden hatte, um das nach Veränderung lüsterne Volk zu belustigen. Das Fest wurde gerade so gefeiert wie in den vorigen Jahren, aber die öffentlichen Belustigungen konnten in den champs élysées diesmal nicht so ausgedehnt werden wie sonst; sie mußten im Gegentheile beschränkt werden, weil man dort große Gebäude zur Ausstellung der Gewerbsprodukte errichtet, und dadurch den weiten Raum des sogenannten grand carré sehr verkleinert hatte. Nun hatte man zwar als Anhang zu den Belustigungen der champs élysées kleinere auf dem Platze vor dem Invalidenhotel angeordnet; aber durch diese von den Umständen gebotene Theilung war das Fest um seinen gewöhnlichen großartigen Charakter gekommen. Ein paar Bursche fielen von den Kletterstangen herunter, welche etwas Unentbehrliches bei allen Pariser Volksfesten zu seyn scheinen, und nach Abbrennung des Feuerwerks verzehrte die Flamme

einen Theil des Gerüstes: lauter unglückliche Vorzeichen am ersten Maitage. Dazu kommt, daß der Hof seit dem Tode der Prinzessin Marie nicht wieder fröhlich geworden ist und weder Bälle noch Conzerte gibt. — Einige Tage darauf veranstalteten die Tonkünstler eine Leichenfeier für den so kläglich umgekommenen Sänger Nourrit. Ich weiß nicht, von wem der Einfall, die Leiche aus Neapel kommen zu lassen, herrührt; ruhte der arme Sänger nicht eben so wohl auf dem Leichenhofe zu Neapel? und wäre es nicht besser gewesen, den Betrag der dadurch verursachten Kosten seiner Wittwe und seinen sechs Kindern zu Gute kommen zu lassen? Es kann seyn, daß sie eben keine Noth leiden, allein Ueberfluß haben sie doch auch nicht. Und wenn man einem bloßen Sänger solche Ehre erweist, wie soll man denn das Andenken derjenigen ehren, welche ihrem Vaterlande wichtige Dienste geleistet haben? Nun ist freilich wahr, daß Nourrit kein gewöhnlicher Sänger war. Der Mann hatte eine vortreffliche Bildung erhalten, und war von der Natur mit tiefem ästhetischem Gefühle begabt, aber dabei so außerordentlich reizbar, daß ihn der Gedanke an Hintansetzung und Nichtanerkennung höchst unglücklich machte; diese Reizbarkeit ist es auch, welche ihm zu Neapel den Verstand dergestalt verwirrte, daß er den Tod suchte. Daß er einen gebildeten Geist hatte, hat er nicht allein durch mehrere kleine Gedichte, sondern auch durch sein Vorhaben bewiesen, die dramatisch-lyrische Kunst populärer und den nicht begüterten Ständen in der bürgerlichen Gesellschaft zugänglich zu machen. Er ging mit dem Gedanken um, durch Opernvorstellungen dem Volke moralische Lehren beizubringen und alle schönen Künste zu Hülfe zu nehmen, um auf den Geist und das Herz der Menge moralisch einzuwirken. Es mag seyn, daß dies ein bloßer Traum war; dem, der ihn hatte, macht es doch Ehre, daß er von dem Wunsche beseelt war, das Volk zu gleicher Zeit angenehm zu unterhalten, zu bilden und zu veredeln. Er selbst war fest überzeugt von der Ausführbarkeit seines Vorhabens, wie es bei allen, welche sich mit einem großen Gedanken beständig herumtreiben, der Fall ist. Es wird aber nicht gesagt, was er thun wollte, um seinen Plan in's Werk zu setzen. Die Tonkünstler, welche Nourrit ein musikalisches Seelenamt halten wollten, sahen sich genöthigt, bei dem Erzbischof von Paris um die Erlaubniß anzuhalten, weil sonst der Pfarrer von St. Roch es nicht gewagt hätte, seine Kirche dazu herzugeben. Nun ist es dem Herrn de Quelen nicht unlieb, daß sich von Zeit zu Zeit eine Gelegenheit darbietet, seine Autorität zu zeigen. Da Nourrit ein Schauspieler war und seinen Tod sich selbst zugezogen hatte, so hätte der Erzbischof, um den von ihm früher geäußerten Grundsätzen getreu zu bleiben, die Erlaubniß verweigern müssen. Er zog sich jedoch diesmal sehr geschickt aus der Verlegenheit, indem er schriftlich antwortete, da ihm ein Dokument vorgelegt worden, woraus erhelle, daß die neapolitanische Geistlichkeit aus guten Gründen nicht geglaubt habe, dem verstorbenen Künstler ein Seelenamt in der Kirche verweigern zu müssen, so glaube er auch seiner Seits ein solches in einer Pariser Kirche zugeben zu dürfen. Dadurch war nun allem Tumulte vorgebeugt.

(Fortsetzung folgt.)

Wien, Mai.

(Schluß.)

Kunstausstellung.

Dieser Mangel an innerer Bedeutung, an einer tiefern Symbolik der Kunst zeigt sich nirgends befremdender und entschiedener, als wenn man die Bilder der sogenannten christlichen Malerei betrachtet. Hier, wo eben das Symbolische der Zweck und die Farben die Mittel seyn sollen, hier zeigt sich die hiesige Schule in völliger Kindheit. Mit Ausnahme Kablits (jezt in Prag), der in der Manier der altdeutschen Kunst wirklich Vortreffliches leistet, erreichen nur wenig Bilder den Grad der Mittelmäßigkeit. Besser geht es in dem Gebiete der Genremalerei. Hier finden sich eine Reihe jugendlicher Talente, die als ächte Oesterreicher die frische Farbe des Lebens und des Vollhumors in den kleinen kecken Rahmen wiedergeben. So sind Swobodas Heimkehr mit der Preiskuh, Schindlers Werbung, Tremels beurlaubter Soldat, dann die Bilder von Ritter, Ranfil, Neder, Ruß, Engelmann, Ginovßzky ꝛc. ꝛc. recht gelungene Erscheinungen. Das Fach, in welchem die hiesigen Maler das Beste leisten, bleibt natürlicherweise das Potrait, nicht nur, weil dieses Fach die meisten Verehrer zählt und die größten pecuniären Vortheile bietet, denn in dieser Hinsicht müßten dann die Landschaftsmaler eben so Vorzügliches leisten, da die Landschaft hier ein nicht minder zahlreiches und reich bezahlendes Publikum hat. Leider aber ist die Landschaftsmalerei hier noch in so bornirten Verhältnissen, daß man kaum glauben sollte, in einem Lande zu seyn, wo die Natur durch verschwenderische Gunst alles aufgeboten zu haben scheint, was die Phantasie des Künstlers anregen und unterstützen kann. Dadurch ist aber gerade das Extrem entstanden, und wie der spanische und magyarische Bauer, eben weil sein Boden so reich und ergiebig ist, in träger Unthätigkeit dahinlungert, so schöpfen die Wiener Maler die reiche Creme der Naturreize gemächlich ab; sicher, daß die Copie als eine Abschrift dieser schönen Natur hinlänglich ist, um zu gefallen, vernachläßigen sie den höhern Standpunkt des Künstlers, der zum Dichter, aber nicht zum Abschreiber berufen ist. Die hiesigen Landschaftsmaler lassen sich in zwei Partien rangiren, in Copisten und Mosaikarbeiter. Die Copisten — die größere Anzahl — sind, wie gesagt, ohne jene höhere Naturanschauung, welche dem scheinbar Zufälligen eine höhere poetische Bedeutung zu unterlegen weiß. Die Mosaikarbeiter verfallen aus demselben Grunde in entgegengesezte Fehler; die Natur ist ihnen zu einfach, sie nehmen daher aus dieser oder jener Landschaft das Hervorragende, Pikante heraus, und setzen es mit andern, oft heterogenen Elementen zusammen zu einer schillernden, überladenen Mosaik. So finden sich auf der diesjährigen Kunstausstellung eine Menge Bilder, wo in dem kleinen Rahmen von anderthalb Schuh Gebirg, Wald, Strom, Gletscher, Dorfkirche zusammengeleimt sind — ein wahrer Herenbrei von Naturschönheiten. Hoch über allen, eine vereinzelte Erscheinung, steht Gauermann da; unstreitig einer der ersten Landschaftsmaler unserer Zeit, weiß er das Todte zu beleben, und Fluß und Wald und Thieren und Vögeln eine Sprache zu entlocken, welcher seine Farbentöne als klingender Dolmetsch dienen. Gauermanns „Heimkehr von der Alpe" hat diesmal mehr Tadel von der Kritik erfahren, als alle seine früheren Schöpfungen. Dennoch, troz der palpablen Luft, troz der langen Beine der einen Figur, ist dieses Bild eine der schönsten Dichtungen des Pinsels, und neben den eingesandten Landschaften von Rottman aus München und Marco aus Rom das beste in diesem Gebiet der Kunst unter all dem Wust der ausgestellten Paradestücke. — Von der Industrieausstellung in meinem Nächsten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 135.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 6. Juni 1839.

— Es leben Mild' und Kraft,
Wie sie hier verbunden;
Junge Brüder, brausend, wild,
Und die Alten, ruhig, mild,
Und der Weise Staunen!

Hitzig.

Reise- und Lebensbilder.

Von Franz Freiherrn Gaudy.

Ponte-Molle und Cerbaro.

Keiner meiner Leser rechne, wenn er als Firma dieser Skizze den Namen der ersten unter den Tiberbrücken liest, auf geschichtliche oder antiquarische Forschungen über die Zeit der Erbauung des alten Pons Milvius, über dessen Schicksale, Zerstörungen, Verschönerungen und Verunstaltungen; das Alles nennt ihm jegliche Reisebeschreibung, jedes Handbuch, und sollte er seinen Wissensdurst auch nur aus der trüb und spärlich tröpfelnden Neigebaurischen Wasserleitung löschen wollen. Keiner erwarte eine Beschreibung jener beiden hagern, magern Brückenstatuen, in denen man im ersten Augenblick einen Campagnaschäfer, der mit einem Stein zielt, und einen den Wurf Parirenden zu erblicken glaubt, bis man in der Nähe einen Johannes Baptista erkennt, welcher den Heiland quer über die Chaussee zu taufen im Begriff ist. Ebensowenig gedenke ich auch in das Herz eines mit Liebe Reisenden, eines Künstlers, der zum ersten Male den Tiber überschreitet, blicken zu lassen; solche Empfindungen sind nur, um selber empfunden, nicht um beschrieben zu werden. Noch weniger aber unternehme ich es, den von Rom auf immer Scheidenden, den aus den Lorbeerhainen der Poesie über Ponte-Molle in die Kartoffelregionen der Prosa Zurückrollenden zu schildern, den Schmerz jener Stunde, die mir selber nach allzukurzer Frist bevorsteht und an die ich gar nicht einmal denken mag. Meine Aufgabe ist, die Welt von dem Daseyn eines im Kirchenstaate noch außer der Republik Marino, ja mitten in Rom bestehenden Freistaats zu unterrichten, und sowohl bei dem noch gegenwärtig in ihrem geistigen Vaterlande wohnenden Freibürgern, als bei den bereits Exilirten das Angedenken an die schönen, im dreifachen Rausch des Künstlerlebens, des Lebens in Rom, der Jugendzeit verträumten Stunden zu erneuern. — Jener Freistaat heißt Ponte-Molle; seine Bürger sind mit spärlichen Ausnahmen Künstler, Deutsche dem Stamm und der Mehrzahl nach.

Der Ursprung der Republik verliert sich in die Nebel der Sagenwelt. Authentische Quellen existiren gar nicht, denn der künstlerische Mitbürger befaßte sich von jeher nicht gern mit Schreiben, und von Archäologen ist in diesem Punkt eben so wenig als in den übrigen genügende Lösung des Problematischen zu erwarten. Erst in neuerer, ja sogar in neuester Zeit hat man angefangen, ordentliche Register über den Zuwachs der Völkerschaft zu führen; an eine Kopfzählung ist aber noch nicht gedacht

worden; in diesem glückseligen Staate kennt man keine Steuern.

Folgendes berichtet die Sage. Im Mittelalter, wo die Begriffe von Künstler und Handwerker noch nicht so streng wie heutigen Tages gesondert waren, verschmähten die erstern es keineswegs, eine löbliche Zunft zu bilden, welche gleich den andern Gildern ihre Gesetze, Herkommen und Sprüche hatte und sich nach den verschiedenen Landsmannschaften abzweigte. Wurde nun einer derselben kund, daß iederum ein neuer Gesell aus der nordischen Heimath gekommen und in Rom einzuwandern gedenke, dann zogen sie ihm bis zum Tiberstrom entgegen und harrten seiner in einer ohnfern des Strandes gelegenen Osteria, in welcher es noch bis auf den heutigen Tag einen gar preislichen Wein gibt. Dort mußte nun der Ankömmling Red und Antwort stehen, ob er denn auch ein wahrhafter Kunstjunger und kein Pfuscher und Bönhase sey, und ward mit mancherlei Fragen und Sprüchlein tribulirt und in die Enge getrieben. Wußte er auf Alles rechtschaffenen Bescheid zu geben, so begrüßten die Andern ihn mit herzlichem Handschlag als einen der Ihrigen, tranken ihm den Willkommen zu und ertheilten ihm auch den Namen, den er von nun an führen solle; wie denn die meisten Künstler jener Zeit nur nach dem Beinamen bekannt sind, den sie theils ihrer äußern Gestalt, theils ihrem Heimathorte, theils auch ihrer eigenen Kunstfertigkeit und Manier verdanken. Dann aber geleiteten sie ihn im Triumph über die Brücke und durch das Volksthor in das herrliche Rom.

Also ward es in alten Zeiten gehalten. Die spätern Jahrhunderte stürzten die engen Zunftschranken und veredelten den früher streng beobachteten Brauch zum heitern Scherz. Immer noch hielten die Künstler fest und treu zusammen, mehr aber aus eigener Neigung, als um der Form zu genügen; immer noch bildeten sie einen Verein, nicht aber um sich von den übrigen Ständen zu sondern, nur um sich gemeinsam des schönen italischen Jugendlebens zu freuen, und der Geist des Jahrhunderts bedingte dessen jedesmalige Gestaltung. Aus den Trümmern jener Kaste erhob sich ein phantastisches Königreich. Die den Monarchien abholde Zeit stürzte diesen aus Foglietten und Thyrsusstäben gegründeten Thron. Eine Anarchie trat ein, wenn gleich nur auf kurze Zeit, bis ein Diktator, ein anderer Napoleon, sich aufschwang, dem Staat eine militärisch-monarchische Verfassung gab und ihn Jahrelang unter dem Titel eines Generals beherrschte. Nach seinem Abtreten von der Bühne machte das Prinzip der Volkssouveränität sich auch hier geltend. Der Staat constituirte sich zum Freistaat, erwählte einen Präsidenten mit durch Gesetze beschränkter Gewalt, stellte ihm den Vicepräsidenten zur Seite, Volkstribunen, um die Rechte der Republikaner zu wahren, gegenüber, und begrenzte die Dauer der jedesmaligen Präsidentschaft, so wie die der andern Aemter, auf ein Jahr. In dieser zeitgemäßen Verfassung behauptete sich der Freistaat Ponte-Molle bis auf den heutigen Tag. Der Präsident hat freien Spielraum, für das Wohl des Staats zu wirken; jede Ueberschreitung seiner Rechte würde jedoch seinen augenblicklichen Sturz nach sich ziehen, denn die Künstler sind ein hitzköpfiges, auf ihre Freiheit eifersüchtiges Völkchen und verstehen bei Willkührlichkeiten keinen Spaß. Sein Gehalt ist übrigens um 20,000 Dollars geringer als der des Präsidenten der Vereinigten Staaten, und beläuft sich mithin auf Nichts.

(Fortsetzung folgt.)

Rousseau's Jugendjahre.

(Fortsetzung.)

Josephine (den Brief erbrechend). Wie viel gab man Ihnen, diesen Brief zu bestellen?

Rousseau. Mir? nichts. Ich weiß nichts von diesem Briefe. Auch hätte ich ihn, wenn man ihn mir zur Besorgung gegeben, nicht in die Rosen versteckt.

Josephine. Warum nicht?

Rousseau. Weil es kein schicklicher Weg ist, Briefe zu besorgen. Ich hätte ihn Ihnen offen in die Hand gegeben.

Josephine. Aber wenn nun der Schreiber dieses Briefs diese Offenheit nicht liebte?

Rousseau. So hätte er einen andern Ueberbringer als mich wählen müssen. Ich lüge nie.

Josephine. Ach, mein Freund, dann sind Sie für Paris verdorben.

Rousseau. Sagen Sie lieber, Paris ist für mich verdorben.

Josephine. Hier, wo Jedermann lügt und lügen muß, ist ein Geschöpf, das diese Kunst nicht versteht, ein unnützes, ja sogar schädliches Wesen.

Rousseau. Ich weiß es. Ich bin auch darauf gefaßt, daß man mich haßt und verfolgt.

Josephine. Aber wenn Sie nun in den Fall kämen, doch einmal eine Lüge sagen zu müssen?

Rousseau. Setzen Sie diesen Fall nicht, Madame. Das wäre ein sehr trauriger Fall; dann müßte ich auch aufhören zu leben.

Josephine. Und doch kann dieser Fall eintreten, wenn Ihr Stolz und Ihre Wahrheitsliebe in Kampf gerathen. (Ab.)

Sechste Scene.

Rousseau allein.

Sie geht, und läßt ihren Liebesbrief liegen. Er muß ihr wohl nicht sehr werth seyn. Er enthält wahrscheinlich gleichgültige Phrasen, und folglich kann auch ich ihn lesen. (Er liest.) „Zweifeln Sie nicht, angebetete Josephine, daß meine Liebe zu Ihnen ewig seyn wird." (Er wirft den Brief weg.) Gleich zwei grobe und dumme Lügen! Angebetete Josephine! Kann man ein Weib anbeten? Wie lächerlich! diese Geschöpfe voll Schwachheit und Unnatur! Und doch — Marion war nicht so gebrechlich; Marion war ein Engel; Marion hätte auch ich anbeten können; aber nein, sie liebte mich, sie betrauerte meinen Verlust, folglich hatte sie eine Schwäche, foglich darf ich sie nicht anbeten. Und nun vollends eine ewige Liebe! Wir Geschöpfe der Minute und ewig! — Aber ach! Marion, dich werde ich ewig lieben! — Arme Marion, wo bist du jezt? Unglückliches Mädchen, mit der Unerfahrenheit einer Heiligen und dem Herzen eines Kindes, hinausgestoßen in eine betrügerische Welt! — Halt, sagte nicht Madame Lazares, die Modehändlerin, die das artige Häuschen am Ende der Allee hat, sie wüßte, wo Marion jezt lebe? ich solle ihr einen Brief und ein Andenken zur Besorgung übergeben? Ein Andenken? Ich? Was habe ich zu geben? Armer Jean Jacques! dieser Livréerock ist Alles, was du dein nennst, und nicht einmal das! Diese Tressen sind vielleicht echt, man wird sie dir nehmen, wenn man dir auch den Rock läßt. Aber dennoch muß ich Marion ein Andenken schicken; ich muß sie daran erinnern, daß der Knabe noch lebt, der sie lehrte, ihre Hände zum Gebet ineinanderfügen, um den Gott der Unterdrückten, der Verlassenen und Heimathlosen um Erbarmen anzuflehen. Sieh da, ein schönes Band, blau mit silberner Stickerei! Hier in diesem Hause des Luxus und Ueberflusses wird ein einzelnes Band, wie dieses, wohl nicht vermißt werden. Die Modehändlerin stickt mit einem Fädchen Seide meinen Namen hinein, und so erhält es Marion. Süßes Unterpfand der Treue, schon sehe ich dich in ihren Händen! (Er küßt das Band. Graf Saint-Charles ist unterdessen eingetreten und ist verwundert stehen geblieben.)

Siebente Scene.

Der Graf, Rousseau, später Josephine.

Graf (laut rufend) Der Graf Saint-Charles!

Rousseau (mit dem Bande beschäftigt, ohne sich umzukehren. Der Graf wiederholt die obigen Worte noch lauter).

Rousseau. Nun ja, was geht das mich an?

Graf (im äußersten Erstaunen.) Was es Euch angeht? Impertinenter Mensch! Ihr sollt mich anmelden.

Rousseau. Ach so! Gleich, Herr Graf. (Er geht, kehrt gleich wieder um.) Wie war der Name?

Graf. Graf Saint-Charles.

Rousseau. Doch nicht ein Nachkomme des tapfern Saint-Charles, der unter dem unvergeßlichen Condé diente und dessen Lorbeeren theilte?

Graf. Allerdings stamme ich von jenem tapfern Grafen ab; aber ich erstaune: was geht das Euch an, mein Freund?

Rousseau. O nichts, gar nichts! — Welch ein himmlisches Gefühl muß es seyn, unter seinen Voreltern große und berühmte Leute zu zählen, und vor allen Dingen, einen Helden Frankreichs zu seinem Stamme rechnen zu dürfen! Schon der Name klingt wie Gold! Saint-Charles! Dagegen Rousseau! Wird die Welt jemals diesen Namen nennen? Wird er in dem Vorzimmer einer schönen Frau dieses Geräusch ehrerbietiger Bewunderung erregen, den der Name Saint-Charles erregt? (Ab.)

Graf (ihm verwundert nachblickend). Ein philosophischer Bedienter! Wahrhaftig! so weit haben wir es schon gebracht! Nur vorwärts! Nächstens höre ich meinen Stiefelputzer über die Rechte des Adels deklamiren. O schöne Zeit, wo nur der Edelmann noble Maximen haben durfte! jezt macht jeder Lump Profession vom Edelmuth. Was seh ich? — mein Brief? und auf dem Boden liegend? (Er hebt ihn auf. Rousseau zurückkehrend.)

Rousseau. Das Fräulein wird sogleich erscheinen.

Graf. Ihr habt da meinen Brief aus der Tasche verloren, mein Freund.

Rousseau. Ich? Nein, gnädigster Herr; den Brief möchte ich um alle Schätze der Welt nicht geschrieben haben, und Gott sey Dank, ich habe ihn auch nicht geschrieben.

Graf. So wißt Ihr also, von wem er ist?

Rousseau. Nein, allein der Verfasser scheint zu den Armseligen zu gehören, die sich ewig mit dem Abwurf der Gedanken Anderer begnügen müssen.

Graf. Schweigt, und entfernt Euch auf Euern Posten. (Rousseau ab.)

Josephine (eintretend). Willkommen, Graf!

Graf. Willkommen, meine Göttin! Ganz Versailles legt Ihnen durch mich seine Glückwünsche zu Füßen.

Josephine. Sagen Sie ganz Versailles, daß ich dieser Huldigung nicht würdig bin. Was hatten Sie, als ich eintrat? Sie sind noch jezt ganz aufgeregt. Was kann wichtig genug seyn, einen so großen Weltmann aus der Fassung zu bringen?

Graf. Sie scherzen, meine schöne Freundin. Ich weiß von keiner Bewegung. Vielleicht daß der Umstand, meinen Brief erbrochen und hier auf dem Boden liegend zu finden —

Josephine. Ah Sie haben Recht, ich vergaß ihn zu mir zu stecken; allein mein Zimmer ist sicher. Es wird kein Dritter erfahren, daß Sie den almanac des modes

gep'ündert habe.i, um mir einige gereimte Artigkeiten zu sagen.

Graf. Spotten Sie nicht, es waren Ausflüsse meines eigenen H rzens. Und Sie nennen dieses Zimmer sicher? sicher? und ein Dieb kann hier frei ein- und ausgehen?

Josephine. Ein Dieb, Herr Graf?

Graf. Ja, ein Dieb. Zwar ich bin auch ein Dieb, denn ich gehe darauf aus, Daphnes Herz zu stehlen —

Josephine. Ach so. — Nun, da hat es keine Gefahr.

Graf. Gottlob, nein! aber außerdem ist noch ein ganz gemeiner, prosaischer Dieb in Ihrem Zimmer gewesen. Ein junger, impertinenter Bursche, den ich selbst so eben auf der That ertappt habe.

Josephine. Und dieser junge Bursche?

Graf. Ihr Portier, Ihr Page oder wie Sie ihn nennen wollen. Wie ich hereintrat, entdeckte ich meinen Brief in seinen Händen.

Josephine. Daraus folgt nicht, daß er ihn gelesen.

Graf. Der Elende hatte die Dreistigkeit, zu debehaupten, er entha te entlehnte Gedanken. Sie sehen al o, er muß ihn gelesen haben. Sie lachen? Worüber lachen Sie?

Josephine. Ueber Ihren Beweisgrund.

Graf. Sie, mein Engel, Sie lachen über Alles. Wenn Ih en der Umstand mit dem Briefe so unbedeutend erscheint, so erfahren Sie, daß er dreist genug gewesen, Ihnen ein kostbares Band zu stehlen.

Josephine. Ein Band?

Graf. Das dort auf dem Tische lag. Als ich hereintrat, hatte er die Frechheit, es an seine Lippen zu drücken; ein Band von Ihnen an seine Lippen! Der Unverschämte!

Josephine. In der That, das Band fehlt. Ich will ihn rufen.

Graf. Jezt nicht, meine Göttin. Die Marquise von Bethune promenirt unten und hat Ihnen Dinge von Wichtigkeit zu sagen. Ich habe versprochen, Sie herunter zu begleiten.

Josephine. So kommen Sie. (Wie sie im Begriff sind zu gehen, erscheint Rousseau an der Thüre.)

Josephine (zu Rousseau). Jean, bringen Sie mir mein Tuch, es liegt dort auf dem Stuhle.

Graf (das Tuch Rousseau aus der Hand reißend). Halt, sonst könnte auch das den Weg in die Tasche gewisser Leute finden.

Rousseau. Herr Graf!

Graf. Ja, mein guter Patron, wir verstehen uns. (Ab mit Josephine.)

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsezung.)

Pär.

Um eben diese Zeit starb Pär, ein größerer Tonkünstler als Nourrit, denn er sezte die Musik, nach der dieser nur sang, und seine ernsthaften sowohl als komischen Opern sind in allen Ländern beliebt. Pär wäre auch ein vortrefflicher Opernsänger und Schauspieler geworden, wenn er statt zu komponiren blos gesungen hätte; wenigstens sang er Arien aus seinen Opern vortrefflich; besonders meisterhaft gab er die Partie des Kapellmeisters in dem komischen Duette der Operette Le maitre de chapelle. Ueberhaupt lag etwas Lustiges in ihm, das sich auch durch alle Stürme seines bewegten Lebens nicht zerstören ließ. Die Zeitungen gaben eine Menge lustiger Einfälle von ihm zum Besten, und schon früher hatte Castil Blaze in der Revue de Paris eine Charakteristik Pärs gegeben, worin manche interessante Züge aus seinem Leben vorkamen, nur freilich in der breiten, weitschweifigen Schreibart dieses pretenziösen Opernkritikers. Paer, oder eigentlicher Pär hatte eine italienische Schauspielerin, Franzeska Riccardi geheirathet, die auch nach ihrer Heirath noch eine Zeitlang fortfuhr auf den Opernbühnen Italiens zu singen. Zu Udine im venetianischen Friaul, gerade zu der Zeit, als das Hauptquartier Bernadottes da war, sollte eine Vorstellung zu ihrem Benefiz gegeben werden. Sie hatte dazu Portogallo's Oper la Donna di genio volubile gewählt. Der Tag der Vorstellung kam heran, die Billette waren abgesezt, es war schon Mittag, als sich der Primo Buffo, Namens Olivieri, ohne welchen die Oper nicht gegeben werden konnte, krank melden ließ, und sich wirklich zu Bette legte, nicht aus Unpäßlichkeit, sondern aus Neid, wie behauptet wurde. Der Impresario war in Verzweiflung, die prima Donna noch mehr; wie sollte man das Publikum beschwichtigen? Pär beruhigte den Impresario und seine Frau: er wollte die komische Rolle übernehmen; er hatte den Proben beigewohnt und wußte die Oper fast auswendig. Er spielte die Rolle so vortrefflich, daß nun Olivieri nicht mehr auf Madame Pär, sondern auf ihren Mann eifersüchtig wurde und bei der zweiten Vorstellung der Oper außerordentlich gesund war. Aber nun wollte der französische Generalstab den ersten Buffo und keinen Olivieri mehr haben. Der Impresario wurde mit Arrest bedroht, falls der Sänger, welcher bei der ersten Darstellung das Publikum belustigt hatte, nicht wieder aufträte. Der Schauspieldirektor hatte viele Mühe, Bernadotte begreiflich zu machen, daß er über Pär gar keine Autorität auszuüben habe, da dieser wohl der Gatte einer Schauspielerin, aber selbst kein Schauspieler sey, und nur aus Gefälligkeit für seine Frau, den Direktor und das Publikum bei der ersten Vorstellung die Rolle des fehlenden Primo Buffo übernommen habe. Bernadotte, heißt es, habe darauf durch Dragoner den allerliebsten Buffo aufsuchen lassen, aber nicht finden können, und sich mit Olivieri begnügen müssen. Bekanntlich war Pär mit seiner Frau bei der Kapelle des Königs von Sachsen angestellt, als Napoleon zu Dresden von der Vorstellung der Pärschen Oper Achilles entzückt wurde, und sogleich beschloß, ihn zum Direktor seiner Kammermusik zu machen. Die Schwierigkeiten, besonders die Aufhebung des Kontraktes mit dem sächsischen Hofe, wurden bald durch die Vermittlung Talleyrand's, dessen fuchsschlauer Geist weit größere Hindernisse bei Seite geschafft hatte, gehoben; Talleyrand war es auch, welcher den Kontrakt Pärs und seiner Frau mit Napoleon aufsezte. (Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 136.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 7. Juni 1839.

— Man zweifle nicht,
Ich sey beherzter, als mein Kleid verspricht.
Dem Lauf der Welt zum Hohn will ich's beginnen:
Von Außen wenig, desto mehr von Innen.

Shakespeare.
Cymbelin.

Rousseau's Jugendjahre.

(Fortsetzung.)

Achte Scene.

Rousseau allein, gleich darauf Millefleurs, Claude Anet.

Was war das? Kaum wage ich, meinem Ohr zu trauen. Ein hämischer Angriff auf meine Ehre! Was will der bleiche Zierbengel? Bin ich ihm in den Weg getreten, daß er mich zu beleidigen sucht? Und in ihrer Gegenwart! Ha, mein Blut fängt an zu kochen! Hat er mich nicht einen Dieb genannt? Einen Dieb!

Millefleurs. Ei, ei, mein Lieber, wer hat dich einen Dieb genannt?

Rousseau. Seyd Ihr da? Was habt Ihr darnach zu fragen?

Millefleurs. Sehr viel, mein Lieber. In diesem Hause nennt man die Domestiken keine Diebe; es ist nicht Sitte, mein Lieber.

Rousseau. Sitte oder nicht Sitte. Wenn ich Lust habe, ein Dieb zu seyn, was habt Ihr Euch hineinzumischen, Ihr Tölpel?

Millefleurs. Heiliger Lucas, der Bursche widersezt sich mir! Anet, Anet! Claude Anet!

Anet. Was gibt's?

Millefleurs. Verrath! Die Ordnung des Hauses geht zu allen Teufeln!

Anet. Wir wollen ihr nachsetzen. Was gilt's, ich hole sie ein? Sagt mir nur, was Ihr habt.

Millefleurs. Ach, mein Sohn, du hast ein paar derbe Fäuste; ich bin schwach; troz meiner prächtigen Figur kann mich eine Fliege umwerfen, wenn sie es darauf anlegt. Zudem, der Anstand erlaubt es nicht, verstehst du? Bleib' in meiner Nähe. Nun, Monsieur Rousseau, was habt Ihr eben gesagt? Wiederholt es einmal!

Rousseau (der träumerisch dagestanden). Ich will hin, will ihn zur Rede stellen! (Will ab, Anet vertritt ihm den Weg.)

Anet. Halt, keinen Schritt aus dem Zimmer! Ihr seyd ein hochmüthiger Bursche, hört Ihr? und Ihr habt den Herrn Millefleurs beleidigt, und wer den Herrn Millefleurs beleidigt, beleidigt auch mich, beleidigt das ganze Haus, beleidigt die ganze Stadt, beleidigt ganz Frankreich.

Millefleurs (hinter Anets Rücken). Bravo, mein Lieber! nur noch ärger darauf los!

Rousseau. Was wollt Ihr von mir? ich kenne Euch nicht.

Millefleurs und Anet. Er kennt uns nicht Und trägt doch einen Rock mit uns!

Rousseau (seufzend). Das ist wahr, ich trage den Rock der tiefsten Erniedrigung. (Zusammenschaudernd.) Dieser Rock gibt seinem Träger kein Recht, zu fühlen, zu denken wie ich fühle und denke. Was will ich denn? Lächerlicher Stolz! Geh, küsse die Hand dem gnädigen Herrn und danke ihm, daß er dich gewürdigt, einen herablassenden Scherz mit dir zu treiben. Halte seinem Fußtritte still, im Fall es ihm behagt, den Scherz noch weiter zu treiben.

Anet. Was spricht er da?

Millefleurs. Ich glaube, er macht Verse.

Rousseau. Und sie? Wie lächelnd nahm sie deine Erniedrigung hin! In ihren Augen warst du schon so niedrig, daß nichts dich noch tiefer herabstoßen konnte. Wie armselig! Und meine Reden von früher — welch ein Contrast! In dieser Minute hochmuthige Worte wie ein Moralphilosoph, und in der nächsten Minute als Dieb ertappt! Ha, aber ich will mich rächen, ich will mich rechtfertigen oder zu ihren Füßen sterben!

(Will ab. Anet ihm den Weg vertretend.)

Anet. Halt! sag' ich nochmals. Erst mir Rede stehen, nachher meinethalb sterben!

Rousseau. Fort, aus dem Weg!

Anet. Das laßt uns einmal sehen, wer hier die Oberhand behalten wird. (Er naht sich ihm drohend. Rousseau springt auf Millefleurs los, entreißt ihm den Degen und dringt damit auf Anet ein. Millefleurs ist unter den Tisch gekrochen, indem er schreit:) Mord! Verrath!

Neunte Scene.

Marion. Die Vorigen.

Marion (hereinstürzend). Was gibt's? Welch ein Lärm! Rousseau!

Rousseau. Ha, Marion!

Marion (ihm den Degen entreißend). Schämen Sie sich, Rousseau! sind das die Gesinnungen des Friedens, der Milde, der Versöhnung, die uns der ehrwürdige Pater la Chaise einprägte?

Rousseau. Marion — du hier? —

Marion. Ich hier, um Sie zur Rede zu stellen.

Rousseau. Süßes, himmlisches Mädchen, was soll ich thun, dich zu besänftigen?

Marion. Hingehen und den sehr ehrenwerthen Herrn Millefleurs um Verzeihung bitten.

Rousseau (auf Millefleurs zueilend und ihn in die Arme schließend). Verzeihung, werthester Herr, Verzeihung!

Millefleurs. O weh! meine Perrücke! Nun bin ich wieder ein Herr, vorher ein Tölpel. Im Kopfe dieses Burschen mag es kurios aussehen.

(Ab mit Claude Anet.)

(Fortsetzung folgt.)

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Die Ertheilung des Bürgerrechts an einen Ankömmling ist mit herkömmlichen Feierlichkeiten verbunden. Schon mehrere Tage vorher zeigt ein im Café greco aufgehangenes Plakat den Republikanern an, daß Volksversammlung und Uebergang über Ponte Molle statt finden solle. Das Publikum versammelt sich bei guter Zeit in einer der in der Stadt befindlichen Räumlichkeiten — denn jene Brückenüberschreitung ist nur noch eine nominelle — läßt sich an langen Tafeln nieder, speist, was ihm Geldbeutel, Magen und Gewissen erlauben, und trinkt den reichlich aufgetragenen Wein, dessen Valuta der Kandidat, der Pontemollist, als Brückenzoll entrichtet. Der Präsident thront im Mittelpunkt. Eine blitzende, aus kupfernen Bajocchi zusammengefügte Ordenskette ist das Zeichen seiner Würde. „Aber nachdem die Begierde des Tranks und der Speise gestillt war" (oder wenigstens die leztere, denn um die erstere zu befriedigen, bedarf es ziemlich geraumer Zeit), tritt der älteste Volkstribun in's Zimmer und verkündet dem Präsidenten, wie dort draußen ein Kunstjünger halte und um Vergünstigung bitte, über Ponte-Molle rücken zu dürfen. Sie wird ihm ertheilt, und der Kandidat, geführt von beiden Tribunen, tritt ein und stellt sich dem Präsidenten gegenüber. Der Eine hat sich noch nicht so viel Zeit nehmen können, um den Reisestaub von den Füßen zu schütteln, das schwere Felleisen abzuwälzen, ein Anderer schleppt eine gewaltige Mappe, ein Dritter läßt sich auf einem Kinderwägelchen in's Zimmer ziehen, ein Vierter beschreitet es gar auf einem geduldigen Eselein, wie es nun Laune und Muthwille gerade eingeben. Vor dem Präsidenten angelangt, wiederholt er mündlich sein Gesuch, zum Mitglied der erlauchten Republik aufgenommen zu werden. Der Repräsentant der gesetzlichen Gewalt befragt ihn um seinen Namen, um die Kunst, der er sich gewidmet habe, und legt ihm hierauf einige, auf leztere bezügliche Fragen vor. Der Gesell gebärdet sich etwas täppisch, faselt zwar vieles über Kunst, hält aber in seiner hyperboräischen Verblendung eine Artischoke für einen antiken Thyrsusknopf, den Holzschnitt des h. Antonius Abbas mit dem Rüsselvieh für einen veritablen Leonardo da Vinci, und glaubt in dem Diario di Roma verkohlte Papyrusrollen zu erblicken. Weit entfernt, sich über so unbegreifliche Kurzsichtigkeit zu ärgern, fühlt der Präses nur Mitleid mit derselben. Er weiß nur allzuwohl, wie schief die Urtheile der Neuangekommenen, der freschi, über Rom und Kunst ausfallen, er kennt das Geschwätz der Kunstkenner, Archäologen, Kritiker und wie das Volk alles heißen mag, kennt aber auch das

palpabelste Mittel, den Dämon zu beschwören, den Besessenen zu heilen, ihm über seine Ignoranz die Augen zu öffnen. So heißt er denn den Ankömmling einen Becher guten Weins leeren. Dieser gehorcht, verharrt zwar öfters noch bei seiner Verstocktheit, und sieht sich in diesem Falle genöthigt, die Dosis zu verdoppeln, in den meisten Fällen aber fallen ihm schon beim ersten Schluck die Schuppen von den Augen: er erkennt das Diario für ein elendes Sudeldlatt, den Carioso, den Pfenningsholzschnitt fur das, was sie sind, fällt aus allen seinen Himmeln und sieht ein, daß er disher so viel als gar nichts gewußt. Auf diesen Zustand der Zerknirschung, auf diesen Durchbruch hat der Präsident aber nur gewartet: er erkennt in der Bekenntniß des Irrthums den ersten Schritt zum Heil, und ertheilt dem Neuigen das Burgerrecht, indem er ihm das Bundeszeichen, einen am blauen Bande schaukelnden Bajocco durch den Tribun in's Knopfloch befestigen läßt. Jezt ist der Fresko glücklich über Ponte-Molle, er hat den entscheidenden Schritt über seinen Rubikon gethan, und wenn er sich nur vor Rückfällen hütet, wird noch ein ganzer Kerl aus ihm. Die Gesundheit des neuen Republikaners wird feierlich ausgebracht, die Gläser erklingen in der Runde, und der Abend verfließt beim Becher unter Scherz und Gesang.

Man sieht, daß der Verein mit dem berühmten Londner Lumber-Tropp, dessen Charakteristik noch vor Kurzem im Morgenblatt entworfen wurde, Vieles gemein habe. Und wie dieser, so kann auch er die berühmtesten Namen unter seinen Mitgliedern aufweisen. Die ganze Ceremonie mag wohl Manchem pueril erscheinen, oder in seinen Augen allenfalls nur als Parodie der grassirenden Ordensmanie Gnade finden. Ich denke aber doch, daß eine Dekoration, die ein Thorwaldsen, Wagner, Reinhard, Horace Vernet, und von den Nichtkünstlern unter Andern Wolfgang Menzel tragen, mag sie immerhin nur aus einem Kupferdreier bestehen und beim Glase Wein verliehen werden, es wohl mit manchem Stern und Kreuze aufnehmen darf. Thorwaldsen scheint gleicher Meinung zu seyn. In dem Kasten, welcher seine sämmtlichen zahlreichen Ordensdekorationen verschließt, thront der Bajocco am blauen Bande in der Mitte. Als er vor Kurzem zu Kopenhagen in eine große Künstlergesellschaft geladen war, hatte er sämmtliche Adler und Löwen und Falken und anderes ritterliches Gethier zu Hause gelassen und erschien mit dem einfachen Bajocco im Knopfloch. So etwas darf einen Ordensbruder schon ein wenig stolz machen; und daß dies Ehrenzeichen doch nicht so ganz leicht zu erwerben sey, möge unter anderm beweisen, daß es mir erst auf meinem zweiten Römerzug gelang, mit demselben geschmückt zu werden.

Schlägt nun endlich die verhängnißvolle Stunde des Abgangs von Rom, dann versammeln sich alle die Freunde und Kunstgenossen des Scheidenden noch einmal. Der Präsident schmückt ihn mit der wohlverdienten Lorbeerkrone, er wünscht ihm gute Reise, er ruft ihm ein herzliches: Auf Wiederkehr! zu. Entläßt ja doch auch jeder Römer den Abreisenden mit dem Gruße: a rivederci! Er kann es sich nicht denken, wie Einer, der den römischen Lotos gekostet hat, es jenseits der Alpen aushalten möge; und auch ich vermag es nicht zu begreifen, und doch bedroht mich schon in Wochenfrist jene schmerzlichste aller Lorbeerkronen. Doch fort mit jenem grau in grau gemalten Bilde, und hurtig dafür das frischeste, bunteste der ganzen Mappe hervorgesucht: es ist die herrliche Cervaro-Tour, von der ich reden will.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Sittengeschichte der Deutschen.

So lange die göttliche Sendung und Einsetzung weltlicher und geistlicher Fürsten sich im Sinne der Völker von selbst verstand, war der Verkehr zwischen den Großen und dem Volk ein sehr unbefangener, wobei man beiderseits den gemein menschlichen Leidenschaften den Lauf ließ. Die Aengstlichkeit, womit sich jezt beide Theile bewachen, wenn sie einander gegenüberstehen, das ganze Ceremoniel, mit der unverbrüchlichen Würde einerseits, und dem unerläßlichen Respekt andererseits, sind erst Früchte der nach und nach in die Welt gekommenen Skepsis. — Dies wird durch die folgenden Beispiele aus der Sittengeschichte lebhaft vergegenwärtigt.

— Kaiser Heinrich II., der Heilige, † 1024, ließ eine Messe für seine verstorbenen Eltern lesen. Im Meßbuche standen die Worte famulis et famulabus. Heinrich, um einen Spaß zu machen, löschte mit einem Kapellan in beiden Worten die Sylbe fa aus, und Bischof Meinwerk las in der Hast mulis et mulabus. Froh über den geglückten Spaß, neckte ihn der Kaiser: „Herr Bischof, ich bat um eine Messe für meine Eltern und nicht für Esel und Eselinnen.“

— Ein großer Spaßmacher war auch Gebhard, Bischof von Prag. Als er zu Mainz im Jahr 1068 zum Bischof geweiht worden war und über den Rhein zog, saß einer seiner Ritter am Ufer und badete die Füße im Strom. Gebhard gab ihm rücklings einen Stoß und sprach: „Denue te baptiso, Wilhelme!“ Der Ritter konnte sich nur durch Schwimmen retten.

— Kaiser Karl IV. war 1354 in Bayern, und man glaubte, er möchte sich gerne heimlich der Stadt Regensburg bemächtigen. Einmal ward er vom Rath zu einem Gastmahl gebeten, kam aber am bestimmten Tag mit einem Haufen seiner Trabanten. Man rief sogleich zu den Waffen, spannte Ketten vor die Gassen, und Karl ward so in die Enge getrieben, daß er um Gottes willen bitten mußte, man möchte ihn in des Bürgermeisters Günther Haus in Sicherheit bringen. Zwei Stadthauptleute ergriffen sofort die Zügel seines Pferdes und führten ihn, unter dem Lärm des nachstürmenden Volks, zum Thor hinaus, mit der Weisung, so nicht wiederzukommen.

— Als Kaiser Sigmund um's Jahr 1414 nach Straßburg kam, besuchten ihn Morgens früh mehrere Straßburger

Weiber. Er stand sogleich auf, belustigte sich mit ihnen, warf den Mantel um sich und tanzte barfuß durch die Stadt. Da sie in die Kördelgasse kamen, kauften sie ihm ein Paar Schuhe um 7 Kreuzer und thaten sie ihm an. Der Kaiser, ein fröhlicher, „schimpflicher“ (scherzhafter) Herr, tanzte fort, bis er müde war. Bei seinem Abschied theilte er 150 goldene Ringe, jeden gegen 2 Gulden werth, zum Gedächtniß unter die edeln Weiber aus.

— Im fünfzehnten Jahrhundert ward ein Herr von Walmoden bei einem großen Fürsten angeschwärzt, als habe er den Muth nicht, welchen das Gerücht ihm beilegte. Der Fürst, um ihn scherzhaft zu prüfen, ließ sich eine Feder in den Bart stecken, redete aber mit allen Anwesenden ab, sie sollten nicht thun, als ob sie es sähen. Walmoden zeigte es endlich dem Fürsten an; dieser streckte ihm den Bart hin, damit er die Feder herausziehe. Als nun Walmoden die Hand darnach ausstreckte, schnappte der Fürst nach derselben, als wolle er ihn beißen. Aber der Ritter überzeugte den Fürsten von seiner Herzhaftigkeit, „denn er schlug ihn geschwind auf's Maul.“

— Vor Kaiser Karl V. war es Gewohnheit, daß, wenn die Kurfürsten zum Reichstag oder sonst zusammenkamen, der Kaiser ihnen, falls er schon da war, entgegenritt, mit seinem Gefolge abstieg und die Fürsten bewillkommte. Karl V. that dies noch auf dem Wormser Reichstag; aber auf dem zu Augsburg 1550 unterließ er es: der spanische Hochmuth ließ es ihm nicht mehr zu (hispana illa superbia dissuadente). Indessen mußte er Unpäßlichkeit vorschützen und einen Stellvertreter senden. — Diese hispana superbia war die eigentliche Mutter des spätern Ceremoniels, und Karl V. der Verläufer des großen französischen Ludwig, der ein Jahrhundert darauf den Codex entwarf, durch welchen das im Lauf der Geschichte völlig veränderte Verhältniß zwischen Fürst und Volk äußerlich dargestellt wurde.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Pär. Die Emeute.

Pär wurde Napoleons Musikdirektor, mit einem Gehalte von 28,000 Franks, wozu noch eine jährliche freiwillige Zulage von 12,000 Fr. kam; in den vier Sommermonaten, Mai bis August, sollte er jährlich einen Urlaub bekommen; seine Frau wurde mit engagirt. Als aber später die Signora Grassini zur Hofkapelle gezogen wurde, mußte Signora Pär, die ihr weit nachstand, zurücktreten, und bekam eine Pension von 6000 Fr. Pär hätte ein reicher Mann werden müssen, zumal da auch seine Opern auf der italienischen Bühne zu Paris ziemlich oft gegeben wurden; allein in Paris sparen die Künstler selten, und Pär mochte, wie so manche von Napoleon Begünstigte, glauben, er brauche für die Zukunft nicht zu sorgen. So kam denn das Jahr 1814 heran und nahm ihm plötzlich seine glänzende Stellung. Zwar wurde er auch beim neuen Hofe angestellt, und war auch Professor am Musikkonservatorium; aber mit seinem früher so reichlichen Auskommen war es vorbei, und da kein Theater mehr in den Tuilerien war, so konnte er nur in den Hofkonzerten sein Talent zeigen. Seine Frau hatte ihn schon lange zuvor verlassen und war nach Italien zurückgekehrt; seine Tochter, die bereits Virtuosin war, starb kurze Zeit nachdem sie sich verheirathet; troz dem blieb Pär immer der lustige Lebemann, wie zuvor. Auch ihm veranstalteten die Tonkünstler ein musikalisches Seelenamt. Er hat zwei Söhne hinterlassen, wovon einer Offizier und der andere Tonkünstler ist. — Kurz nachdem man diese beiden Tonkünstler beerdigt, und in der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften die Lobrede auf Talleyrand von Mignet angehört hatte, welche beinahe zwei Stunden dauerte, und worin hauptsächlich nur die Theilnahme Talleyrands an dem Wiener Kongreß getadelt wurde, da doch manches andere in der diplomatischen Laufbahn des alten listigen Staatsmannes zu tadeln war, erlebte Paris am Sonntag den 12. Mai einen Auftritt, oder eine Begebenheit, worauf Niemand vorbereitet war. Es war ein schöner, heiterer Tag, und die Pariser, welche der schönen Tage so wenig in diesem Frühlinge genossen hatten, waren schaarenweise hinausgewandelt, um sich der schönen Natur, oder auch nur eines Tanzes zu erfreuen, oder ein kleines Familiengelage in einem der Dörfer der Umgegend zu veranstalten. Gegen zwei Uhr ging ich über den Grèveplatz und sah mit Zufriedenheit den rasch fortschreitenden Ausbau des alten Hotel de ville, das sich nun in wenig Jahren doppelt so groß als zuvor gestalten wird. Alles auf diesem stets sehr belebten Platze hatte ein so friedliches Ansehen, daß sich Niemand eine Störung der Ruhe hätte träumen lassen. Dann führte mich mein Weg vor dem Justizpalaste vorbei, und auch hier war Alles ganz ruhig und still. Die Krämer und Kaufleute, deren Läden noch offen standen, schlossen dieselben großentheils, um sich mit ihren Familien draußen oder im Schauspiele zu vergnügen, oder in einem der öffentlichen Gärten, oder in den champs élysées, oder auf dem Boulevard spazieren zu gehen. Um vier Uhr, als ich wieder zu Hause angelangt war, wird von der Nationalgarde Allarm geschlagen; Jedermann fragt erstaunt, was es gebe, und erfährt, eine bedeutende Rotte habe sich auf dem Grève- und dem nicht weit davon liegenden Chateletplatze, so wie vor dem Justizpalaste gezeigt, die dort befindlichen Wachtstuben mit Gewalt genommen, sich der Gewehre bemächtigt und an mehreren Orten von Paris die Läden der Waffenschmiede aufgebrochen und geplündert. Woher diese Rotte gekommen, und was die Absicht derselben sey, wußte Niemand zu sagen. Es gehörte Zeit dazu, ehe die Truppen, deren Kasernen sich meistens in den Vorstädten befinden, zusammenberufen und nach den von den Aufrührern besezten Punkten geführt werden konnten. Mit der Nationalgarde ging es natürlich noch viel langsamer; denn von den Bürgern war über die Hälfte abwesend von Hause. Auch ist der Bürger mit dem Bewaffnen nicht so flink, als der Soldat. Die Gensd'armen waren indessen schon handgemein mit den Aufrührern geworden, und hatten sie von den öffentlichen Plätzen vertrieben. Nun zogen sich die Aufrührer in das bereits durch die vorigen Aufstände berüchtigte Revier der Straßen St. Denis und St. Martin zurück, wo sich allenfalls ein kleiner Haufe gegen eine bedeutende Anzahl Truppen eine Zeitlang halten kann, besonders wenn er sich in den engen Gassen, welche beide, ebenfalls nicht sehr breiten Straßen miteinander verbinden, hinter Barrikaden verschanzt und sich in die dunkeln Häuser vertheilt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 137.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 8. Juni 1839.

Uprouse ye then,
Ye merry, merry men!
Joanne Baillie.

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Das Wintersemester der deutschen Künstler endet mit dem Osterfest. So wie die ersten Knospen treiben, packen die Maler Farbenkasten und Skizzenbuch zusammen, nehmen den Wanderstab zur Hand, pilgern zu allen Thoren Roms hinaus, und beginnen ein frisches, fröhliches Waldleben in den Bergen, oder lassen sich auf einer der zauberischen Inseln des tyrrhenischen Meers, in kühlen, mit Fresken geschmückten Klosterhallen nieder, bis der Herbst sie wieder nach der alten Wunderstadt zurücklockt. Ehe sie jedoch die Wanderung beginnen, feiern sie ihr Passahfest, jenes fröhliche Mahl, welches den Schlußpunkt des römischen Künstlerjahrs bildet. In frühern Zeiten zog man vor die Porta San Sebastiano, bestieg auf Leitern das herrliche Grabmal der Cäcilia Metalla, um von dort aus über die weite, duftige Campagna mit ihren Gräbern und Wasserleitungen zu schauen und den Tag festlich mit Sang und Klang zu begehen. Später hat man es vorgezogen, die Scene vor Porta Maggiore und nach den sechs Miglien entlegenen Steinbrüchen von Cervaro zu verlegen.

Schon Wochenlang vorher versammeln sich die Bürger des Freistaats Ponte-Molle, um zur Wahl der Kohortenführer, unter deren Banner sie den Feldzug machen wollen, zu schreiten. Die Pflicht dieser Feldobersten ist, insbesondere für Proviant zu sorgen, und also eine ernste; „denn immer rüstig sind Soldatenmagen,“ sagt Shakespeare, und in diesem Punkt nehmen die Künstler es mit dem bestdressirtesten Gardecorps auf. Der Präsident ernennt noch aus eigener Machtvollkommenheit die übrigen, nur jenen Tag über fungirenden Chargen, den Chef der Gensdarmerie, den Oberganymed, Trompeter, Trommler und anderweitige Hofämter, und verleiht ihnen die Bestätigung schwarz auf weiß in förmlichen Diplomen. Von nun an beginnt unter den Künstlern ein wildes Durcheinanderrennen und Treiben, und die ganze Republik gleicht einem aufgestörten Ameisenhaufen. Fahnen werden mit auf Kunst und Durst bezüglichen Emblemen bemalt, die Buden der Maskenverleiher nach Festtrachten durchstöbert, Bänder zu Unterscheidungszeichen der Kohorten geknüpft, Würste, Schinken, Brod, Salatstauden und Eier in Riesenhaufen aufgestapelt, Weinkeller durchgekostet und diverse Barile beim Est, est! erstanden, Pferde und Esel gemiethet. Jeder Krieger hat nämlich wie billig die Wahl, ob er die Campagne als Infanterist oder Kavallerist mitmachen wolle, leztères aber als Pferd- oder Eselreiter. Die Mehrzahl entscheidet sich für langohrige Vehikel.

Endlich tagt der ersehnte Morgen. Auf dem Platz hinter Maria Maggiore sind die Esel zur Verloosung zusammengetrieben, feiern die Freude des Wiedersehens in langgehaltenen Hymnen, machen einander jauchzende Liebeserklärungen und erweisen sich zu jedem Dienst, außer zum Tragen ihrer Reiter, bereitwillig. Noch haben diese nicht die schlichte toga cum sago vertauscht, eine Verwandlung, welche innerhalb der Ringmauern der heiligen Stadt nicht gestattet werden durfte, und nur hie und da wagt sich ein farbiges Kohortenband, ein bauschender Ritterermel aus dem verhüllenden Mantel, nickt eine bunte Feder vom Raphaelbarett. Erst vor dem Thor, bei Torre de' Schiavi, einer vier Miglien von Rom gelegenen Tempe ruine, strömt das vollzählige Heer zusammen und zeigt sich in seiner Pracht und Herrlichkeit. Der Präsident im goldbesetzten Purpurmantel mit Scepter, Stern und Ordensband, der Obergeneral der Gensdarmerie und seine Haltfeste mit Pappbüten, mächtigen Epauletten und Holzschwertern, der Leibtrommler im altdeutschen Wamms, der Beduin im weißen Wollenmantel, die lange Rohrlanze in der Faust, der Conte mit Brille und Haarbeutel, der Marinaro mit rother Wollmütze, der deutsche Ritter mit Sammtbarett und Feder, die Modedame mit Schnurrbart und falschen Hüften, das anspruchlose Phantasiekostüm, welches aus umgekehrter Jacke besteht, die Ganymede, das Haupt mit Epheu umflochten und Thyrsusstäbe mit vergoldeten Pinienäpfeln zur Hand. Das Amt der Letzteren beginnt unverzüglich, denn das Heer brennt vor Thaten- und ordinärem Durst. Mittlerweile haben sich auch zahllose Schwärme von Zuschauern eingefunden, Römer, Fremde, vor allem Engländer. Sämmtliche Lumpen von Piazza Barberina — und ihre Zahl ist Legion — sind mit hinaus gerannt. Zu versäumen haben sie nur wenig; für sie scheint Gottes Sonne so hold draußen als innerhalb der Stadt, und mit Recht dürfen sie für das Halten und Prügeln rebellischer Esel auf reichliche Brosamen der Tafel rechnen. Nach halbstündiger Rast wird aufgebrochen. Die Manöver beginnen. Parademärsche — denn auch das republikanische Heer laborirt an diesem Krebse — werden mit Anstand und Präzision ausgeführt, Anhöhen mit supponirtem Feinde erstürmt und genommen, eingebildete Quarrés ohne Gnade in die Pfanne gehauen. Die Armee übertrifft sich selber, der einzige hartnäckige Gegner, welcher nicht davon laufen will, ist der Esel; sämmtliche Gefallene stehen wieder auf. Der Präsident zählt die Häupter seiner Lieben, und sieh, es fehlt kein theures Haupt. Der Sieg ist so vollständig wie der eines Carlistischen Bulletins, und die Armee darf mit gutem Gewissen die Sommerquartiere beziehen.

(Schluß folgt.)

Rousseau's Jugendjahre.

(Fortsetzung.)

Zehnte Scene.

Rousseau. Wie, Marion, du hier? und ich wußte nichts davon. Das ist gegen die Verabredung.

Marion. Hab' ich denn bis jezt etwas von Ihnen gewußt, Monsieur Rousseau? Seit Sie die Schwelle des Katechumenenhauses überschritten, hörte ich mit keiner Sylbe von Ihnen.

Rousseau. Ach, Marion, und doch gelobten wir, für einander zu leben! Das macht die Welt, die böse Welt! Hute dich vor dieser Schlange, Welt genannt! Sie wird auch dein Herz umstricken! Wärst du doch in den heiligen Mauern geblieben!

Marion. Warum? mir geht es ganz wohl. Der Pater La Chaise sagte mir, als er mir dieses kleine Kreuz von Ebenholz einhändigte: wenn dich der Geist der Erde zu einer Handlung hinreißen will, die du später zu bereuen Ursache hättest, so ziehe dieses Kreuz aus dem Busen und küsse es. Während dieser heiligen Handlung wird sich dein ungestümes Herz besänftigen, und der Trieb zum Bösen geht vorüber. Noch habe ich nicht nöthig gehabt, mein Kreuz zu küssen.

Rousseau. So bist du unter Engel gerathen; ich, Marion, ich habe es mit Teufeln zu thun gehabt.

Marion. Das sind deine bösen Träume. Der Pater La Chaise sagte, das stecke dir im Blut. Aber erkläre mir, wie du hieher kommst.

Rousseau. Du weißt, ich verließ Turin mit wenigen Franken in der Tasche; sie waren bald verzehrt. Die Scham hielt mich ab, an meine edle Pflegemutter, an Frau von Warens, mich zu wenden; ich zog es vor, in einem kleinen Grenzstädtchen Musikunterricht zu geben, ich, der ich eben nur Anfänger in dieser Kunst war. Meine Untauglichkeit wurde entdeckt, und ich mußte weiter wandern. Paris zog mich an; der Glanz, das Gedränge, die Pracht der Hauptstadt wurde von tausend Zungen gelobt. Wer in Paris nicht sein Glück macht, hieß es, der ist bestimmt, in Armuth und Elend unterzugehen. Ich traute diesen glänzenden Vorspiegelungen, und mit einem kleinen Rest meiner Baarschaft nahte ich mich den Thoren von Paris. Ach, Marion, wie wurde mir, als ich diese Königsstadt sah, diese Fürstin unter den Städten Europas, geziert mit unvergänglichen Kronen des Ruhms! Als Bürger einer freien Stadt erzogen, kannte ich nicht den Glanz, den die Könige um sich zu verbreiten pflegen; noch nie hatte ich das Gepränge eines Hofes gesehen. Meinem Auge, an die republikanische Einfachheit gewöhnt, war noch nie der Prunk der Künste entgegengetreten. Hier sah und hörte ich Ungemeines. Der ehrwürdige

Tempel von Notredame wehte mich mit seinen erhabenen Schauern an; ich sah den Palast des Louvre, den erhabenen Sitz der Könige Frankreichs; ich sah König Ludwig, gefolgt von seinen Großen, die langen Galerien daherwandeln, um sich in die Messe zu begeben. Seine Züge drückten Güte und Majestät aus. Ich besuchte das Schauspiel, und mit zitterndem Staunen hörte ich die erhabenen Verse Corneilles. Ach Marion! wer diesem Volke, diesem Lande etwas seyn könnte — wie gotterfüllt muß dessen Bewußtseyn seyn! Ich — (einen Blick auf seinen Rock werfend) ich trage — die Livrée.

Marion. Wir sind nicht alle zu Helden geboren.

Rousseau. Aber wehe dem, der es ist, und sich erniedrigen muß!

Marion. Man wies dich hieher?

Rousseau. Beim müssigen Herumlaufen und Bewundern war meine Baarschaft bald aufgebraucht. Ein Krämer in der Straße Vivienne nahm mich auf, und seine Frau, eine hübsche Brunette, erzeigte mir unaufgefordert eine Menge Wohlthaten. Sie weckte dadurch des Mannes Eifersucht, und die Folge davon war, daß ich auch dieses gastliche Haus verlassen mußte. Ich irrte von Neuem herum, immer den Kopf voll Bildern des Ruhms und die Tasche leer. Endlich entschloß ich mich, bei einer reichen alten Wittwe in Dienst zu treten. Sie hielt mich ehrenvoll, aber dennoch war der Tag, wo ich zum ersten Male dieses Kleid der Knechtschaft anlegte, ein schwarzer Tag in meinem Leben. Meine Beschützerin starb; die auf mich neidische Dienerschaft fand Mittel, mich um eine kleine Summe zu betrügen, die die Dame in ihrem Testamente mir ausgesezt hatte; nur ihre Empfehlung trat in Wirksamkeit, und durch diese habe ich vorgestern den Dienst in diesem Hause angetreten.

Marion. Armer Rousseau, Sie haben viel zu leiden gehabt.

Rousseau. Beklage mich nicht, Marion; da ich dich habe, fehlt mir nichts.

Marion. Aber sind diese Leiden nie von Ihrer Seite verschuldet worden?

Rousseau (mit Stolz). Nie, Marion; oft trat mir die Versuchung nahe, allein ich hab' ihr immer widerstanden; und in Wahrheit, es wäre vermessen, zu glauben, daß ich ihr je unterliegen könnte.

Marion. Es ist vermessen, dieses zu behaupten, Rousseau.

Rousseau. Ha, da seh' ich den Nichtswürdigen kommen, der es gewagt hat, meine Ehre anzutasten!

Eilfte Scene.

Josephine am Arm von Saint-Charles.
(Marion zieht sich in den Hintergrund zurück.)

Rousseau (zu Marion). Bleibe, Marion, du sollst Zeuge seyn, wie dieser edle Herr mir Abbitte thut.

Josephine. Was gibt's?

Saint-Charles. Welche neue Unverschämtheit!

Rousseau (vortretend). Es beliebte Ihnen, Herr Graf, vor wenig Augenblicken mir eine nicht bewiesene beschimpfende Anklage in's Gesicht zu werfen; es wird Ihnen hoffentlich jezt belieben, Ihr Betragen zu rechtfertigen.

Josephine. Was höre ich?

Rousseau. Ich bitte um Gnade, Madame. Unmöglich kann es Ihr Wille seyn, daß derjenige, der das Glück hat, in Ihren Diensten zu stehen, beschimpft werde.

Josephine. Sie haben Recht, vertheidigen Sie sich, wenn Sie können.

Rousseau. Ich bin mir keines Fehls bewußt. Ich muß bitten, daß man sämmtliche Dienerschaft gegenwärtig seyn lasse, denn sie Alle haben schon von der Beschuldigung etwas vernommen.

Josephine. Man rufe sie.

(Marion ab.)

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Schluß.)

Die Emeute. Forçats libérés.

Vielleicht wäre man weit früher mit den Aufrührern fertig geworden, wenn nicht ein Haufen von bloßen Neugierigen, deren es in Paris so manche Tausende gibt, und die sich nicht leicht zurückschrecken lassen, und dann eine Menge elenden Gesindels, welches sich bei solchen Auftritten zu den Meuterern gesellt, um zu plündern und in der allgemeinen Verwirrung etwas zu profitiren, den Angriff erschwert und den Aufrührern manchen Vorschub geleistet hätte. So geschah es denn, daß dieser so unerwartet entstandene Bürgerkrieg sich bis zehn Uhr Abends verlängern konnte, und einer Menge Menschen das Leben kostete. Die Morgue ward nun wieder voll von Leichen, und an den folgenden Tagen hatte der Pöbel nichts Nöthigeres zu thun, als diese Leichen zu beschauen und seine Bemerkungen darüber zu machen. Das berüchtigte Cloitre St. Méry, eine neben der Kirche gleichen Namens in der Straße St. Martin gedrängt stehende Häusergruppe hatte zum dritten Male seit fünf Jahren als Hauptzufluchtsort der Meuterei gedient, und zum dritten Male waren die Kugeln in die umstehenden Häuser geflogen, zum großen Schrecken der Miethsleute. Bekanntlich sind auch diesesmal mehrere Leute in den Häusern dadurch umgekommen. In den vom Schauplaze des kurzen Gefechts entfernten Gegenden der Stadt herrschte die größte Ruhe, die Leute gingen spazieren, und außerhalb der Barrieren wurde getanzt, während im Herzen der Stadt das Blut der Bürger und Soldaten floß. Auch die Schauspiele würden vielleicht besucht worden seyn, wenn die Polizei es nicht aus Vorsicht gut gefunden

hätte, dieselben sogleich schließen zu lassen. In einer so ungeheuern Stadt stehen die Kontraste einander immer nahe, und nur höchst selten beseelt Eine Empfindung alle Theile derselben. Die ganze Begebenheit am Sonntage hat etwas so Unbegreifliches, daß erst der nun beginnende Kriminalprozeß Aufklärung verspricht. Die Pariser, die überhaupt, an solche Auftritte gewöhnt, sich nicht leicht erschrecken lassen, haben sich bald wieder erholt, und am folgenden Tage gingen alle Geschäfte wieder vor sich, wie sonst. Man kommt hier bald wieder in's gehörige Gleise, und es wäre auch ein unendlicher Verlust, wenn der Gang des Handels und der Gewerbe dadurch in's Stocken geriethe. Ich weiß nicht, wer nun noch Lust haben kann, im Cloitre St. Méry oder daneben zu wohnen, denn wer bürgt dafür, daß nicht zum vierten Male dieser Ort zum Sammelpunkte der Aufrührer wird? Schon seit einigen Jahren hat die Stadtbehörde den Plan, eine große und breite Straße durch dieses Revier brechen zu lassen. Allein die meisten andern Straßen, welche von den beiden Krämergassen St. Denis und St. Martin ausgehen, sind eng; man müßte einen großen Theil der Stadt umwerfen, wenn man die engen und dunkeln Gassen wegschaffen wollte. Auf den Boulevards und in den Stadtrevieren, wo sich große und breite Straßen befinden, wagen die kleinen Haufen von Aufrührern nicht aufzutreten. Aber eine solche Menge von Kreuz- und Quergäßchen, wie dort vorhanden, gewährt ihnen einen Schlupfwinkel, aus welchem sie wirklich nur durch strategische Kunst zu vertreiben sind. Die vornehme Welt wohnt sehr weit von diesem Quartier entfernt; diese weiß also vom Aufruhr, den sie nicht gesehen, nichts, als was die Zeitungen gemeldet haben. Die Gamins de Paris, die man auf der Bühne dargestellt und in Büchern geschildert hat, und welche seit der Julirevolution politische Bedeutung erhalten haben, sind bei diesem lezten Aufruhr eben so wenig, wie bei den vorigen unbeachtet geblieben. Die Aufrührer hatten auf sie gerechnet, und ließen Gewehre und Pulver an einige vertheilen; glücklicherweise waren sie selbst mit beiden Artikeln nicht reichlich versehen, und konnten daher auch die Gamins nicht gehörig bewaffnen. Die Gamins sind eine in die bürgerliche Gesellschaft seit Kurzem eingeschobene Klasse, welche eine Rolle zu spielen berufen ist. Auch von den Schülern der Ecole polytechnique, welche ebenfalls schon mehrmals eine Rolle bei den politischen Bewegungen gespielt haben, ist diesmal wieder stark die Rede gewesen. Im J. 1815 halfen sie zur Vertheidigung von Paris; 1830 nahmen sie lebhaften Antheil am Umsturz der alten Dynastie, und diesmal hat wenig gefehlt, so wären sie auch wieder handelnd aufgetreten. Der Kommandant traute ihnen nicht, und hatte Truppen in's Innere der Anstalt kommen lassen; dies nahmen sie übel und fragten an, ob dies aus Mißtrauen geschehe. Der Kommandant antwortete, wenn sie versprächen, die Anstalt nicht zu verlassen und sich gegen die Aufrührer zu vertheidigen, so wolle er die Truppen entlassen. Es hat sich unter diesen Schülern, die freilich alle schon 18 — 20 Jahre alt sind, der Gebrauch festgesezt, daß sie bei jeder Gelegenheit, wie gesezgebende Versammlungen, durch Abstimmen Beschlüsse fassen. Vor einiger Zeit war ihnen ein architektonischer Zeichenmeister gegeben worden, der ihnen nicht gefiel. Es wurden also die Stimmen über ihn gesammelt, und die Entscheidung fiel dahin aus, daß er gebeten werden solle, seine Stelle niederzulegen. Dies wurde ihm zu wissen gethan, und er hielt es für rathsam, sich darein zu fügen. Diesmal wurde mit einer sehr geringen Mehrheit entschieden, das vom Kommandanten verlangte Versprechen solle gegeben werden. Die Truppen zogen also fort, und als die Aufrührer vor der Anstalt erschienen, standen die Schüler in Schlachtordnung und wiesen die Lockungen derselben zurück. Was weiter erfolgt ist, wird noch jezt in den Zeitungen besprochen, und hat der Regierung höchlich mißfallen, weßhalb auch einige Verfügungen gegen die Anstalt getroffen werden sollen. Bekanntlich haben die Schüler, oder wenigstens mehrere unter ihnen, als das Journal des Débats sie beschuldigte, ohne Noth auf die Aufrührer gefeuert zu haben, eine Widerlegung dieser Beschuldigung unterzeichnet, worin sie ihrerseits die Gensdarmerie beschuldigen, auf wehrlose Leute gezielt und zwei Menschen erschossen zu haben, und diese Widerlegung haben sie, mit Genehmigung des Kommandanten, in's Journal des Débats einrücken lassen, da nach dem Geseze jedes Journal verpflichtet ist, die Widerlegung einer Beschuldigung unentgeldlich bekannt zu machen. Dafür ist dann erstlich der Kommandant, als Genehmiger des Schreibens, und sodann die Anstalt zur Verantwortung gezogen worden. — Zu den traurigen Begebenheiten der lezten Zeit, deren Kapitel ich in diesem Berichte erschöpfen will, gehören auch noch einige schreckliche Vorfälle, woraus hervorgeht, welch furchtbare Plage für Paris die sogenannten forçats libérés sind, das heißt die aus den Bagnos, wo sie zu harter Arbeit verurtheilt waren, wieder Entlassenen. Zwei solcher Menschen, die nicht ohne geistige Bildung gewesen zu seyn scheinen, hatten schon im Bagno den Entschluß gefaßt, sobald sie frei seyn würden, zusammen neue Verbrechen zu begehen, und kaum waren sie wieder in Paris, so gingen sie auf einen Diebstahl aus, wozu sie sich sehr elegant ankleideten. In Paris wachen die Pförtner meistens scharf über die in's Haus eintretenden Fremden; aber zwei elegant gekleidete Leute erregen wenig Verdacht, zumal wenn sie nach einem Notar fragen, einem Geschäftsmanne, mit dem viele Leute zu thun haben. Anstatt sich zu dem Notar zu begeben, waren sie zwei Stockwerke höher gestiegen, hatten vermittelst falscher Schlüssel ein Zimmer aufgebrochen und sich wieder darin verschlossen. Nun kommt der Inhaber und will hinein, findet aber seine Thüre inwendig verschlossen. Er vermuthete Diebe darin und ruft um Hülfe. Die Thüre wird aufgebrochen; einer der beiden Diebe wird ertappt und weggeführt. Der andere flüchtet sich auf's Dach, läuft von da weiter und kommt vor's Dachfenster einer Nähterin. Diese erschrickt über den unerwarteten Besuch über's Dach, und troz der Bitten des Diebes läßt sie ihr kleines Fenster zufallen; der Dieb muß also weiter. Pompiers sind geholt worden und eilen ihm über die Dächer nach, verlieren aber seine Spur; denn er hatte sich auf einen Balkon herabgelassen, die auf den Balkon führende Glasthüre aufgebrochen, und war in ein Gemach gelangt, dessen Bewohner gerade abwesend war. Hier brachte der Dieb einige Stunden zu, um den überall herumspürenden Polizeiagenten nicht in die Hände zu fallen. Da er sich jedoch nicht verhehlen konnte, daß, sobald der Miethsmann erscheine, er auch verhaftet werden würde, so beschloß er, sich um's Leben zu bringen. Er hatte den sonderbaren Einfall, auf dem Pulte des ihm unbekannten Miethsmanns seine lezten Gedanken niederzuschreiben, und sie sind in den Zeitungen bekannt gemacht worden. Als er endlich die Thüre aufgehen hörte, erschoß er sich in einem Nebenzimmer. Sein Gefährte war unterdessen zur Wache abgeführt worden, und hier tödtete sich dieser mit dem Gifte, das er wahrscheinlich bei sich führte, obschon man zuvor nichts bei ihm entdeckt hatte. Aehnliche Verachtung des Todes und der Todesgefahr haben auch andere Verbrecher in der neuesten Zeit gezeigt, und auch der lezte Aufruhr liefert eine Menge Beispiele von verzweifelter Unerschrockenheit.

D g.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 17.

Sonnabend, 8. Juni 1839.

[229]

24 Holzschnitte zu Schiller's Werken.

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Holzschnitte

zur Taschen-Ausgabe von

Schiller's Werken in zwölf Bänden.

Zweite Lieferung:

I. II. Verbrecher aus verlorner Ehre (zwei Blatt). — III. Dreißigjähriger Krieg. — IV. Geschichte des Abfalls der Niederlande. — V. Herzog Alba zu Rudolstadt 1574. — VI. Kabale und Liebe.

Preis 15 kr. oder 4 Gr.

Der Beifall, dessen sich unsere neueste Ausgabe von

Schiller's sämmtlichen Werken in 12 Bänden, Taschen-Ausgabe,

zu erfreuen hat, veranlaßte uns zu dieser Reihenfolge von 24 Holzschnitten im Format derselben, und besonders für diese gefertigt.

In Wohlfeilheit des Preises schließt sich die Illustration dieser Ausgabe selbst vollkommen an.

Die vier Lieferungen je von sechs Holzschnitten werden zusammen nur 1 fl. oder 16 Gr. kosten.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[236] So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Leben des Sandwirths Andreas Hofer,
Oberanführers der Tyroler in ihren glorreichen Kämpfen von 1809.

Vom Vollender des „Marschall Vorwärts."

Subscriptionspreis 14 gGr. Ladenpreis 18 gGr.

Ein Geschichtsschreiber, der bei den Tyroler-Aufständen von 1809 selbst eine hohe Rolle spielte, hat sich nicht gescheut, die Bedeutung des trefflichen Hofer zu verkleinern und sich selbst um so größern Ruhm anzueignen. Gegenwärtige Biographie tritt nun dieser Anmaßung kühn entgegen, indem sie den schönen Charakter des Sandwirths und die glänzenden, ewig denkwürdigen Ereignisse, in denen er thätig war, im Lichte der Wahrheit erscheinen läßt. Sie bildet zugleich eine Abtheilung der „Galerie der Helden", wovon bereits die Lebensbeschreibungen Blücher's (angefangen von Dr. Rauschnik), Washington's (von Hofrath Ed. Gehe) und Schill's (von Dr. H. Döring) erschienen.

Der Verleger: W. Langewiesche.

[238] So eben erschienen in der *Schlesinger*'schen Buch- u. Musikhandlung in Berlin und sind durch alle Buchhandlungen zu haben:

Blum, Carl, Theater. Inhalt: Das laute Geheimniss, Lustspiel in 5 Akten. Der Ball zu Ellerbrunn, Lustspiel in 3 Akten. 1 ½ Rthlr.

Der allgemeine Beifall und die beistimmende

höchst günstige Kritik nach jedesmaliger Aufführung verbürgen den Lesern volle Befriedigung.

v. Lossau, K. Pr. General-Lieutenant. Ideale der Kriegführung in einer Analyse der Thaten der grössten Feldherrn. Band III, Abthl. 2, enthaltend: Friedrich der Grosse. gr. 8. Nebst Karte in Fol. 2⅓ Rthlr.

Répertoire du théâtre français à Berlin:

Nr. 200—205. Rodolphe p. Scribe (d. i. Goethe's Geschwister!) 4 Gr. Lerêve d'un mari p. Andrieux. 4 Gr. Une fille d'Eve p. Dumanoir. 4 Gr. Napoleon Bonaparte p. Dumas. 8 Gr. Henri III et sa cour p. Dumas. 8 Gr. (Zum Unterricht sehr empfehlungswerth!) Mademoiselle de Belle-Isle. comédie en 5 actes p. Dumas. 8 Gr.

Teatro italiano: Nr. 8. Aristodemo, tragedia di Monti. 6 Gr. Nr. 9. Il calzolago inglese in Roma, comedia di G. de Rosa, 6 Gr.

Woicicki, Polnische Volkssagen und Mährchen. Aus dem Polnischen von Lewestam. 20 Gr. Vom Original erscheint bereits die 2te Auflage.

---

[204] Bei Xaver Meyer in Luzern ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fußreise
durch
Italien und Sizilien.

Von

J. Baumann,
Professor der Naturgeschichte in Luzern.

2 Bände.

Auf extra fein Velinpapier, eleg. broch. 4 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr. 16 Gr.

Der Herr Verfasser, welcher durch Herausgabe der „Naturgeschichte für das Volk" so wie der „Naturgeschichte für Volksschulen" sich rühmlichst bekannt gemacht, übergiebt uns hier in eben so schöner als geistreicher Sprache ein treffliches Gemälde des Landes, der Sitten und Gebräuche, besonders aber des Volkslebens unserer südlichen Nachbarn. Es verdient daher diese interessante und lehrreiche Reisebeschreibung nicht weniger günstige Aufnahme, als seine überall in Deutschland wie in der Schweiz mit so großem Beifall aufgenommenen Werke aus dem Fache der Naturgeschichte.

---

[232] **Thiersch Taschenbuch der neuesten Geschichte.**

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Taschenbuch
der neuesten Geschichte
(früher herausgegeben von Dr. W. Menzel)
von
Friedrich Thiersch.

Geschichte des Jahrs 1837.
Erste Abtheilung
mit acht Portraits.

12. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

In vorliegendem Werke übergeben wir dem Publikum eine Beschreibung der interessantesten Weltbegebenheiten, welche sich im Jahr 1837 zugetragen haben, nämlich die Geschichte von **Deutschland, der Schweiz, Belgien, Holland, Frankreich, Dänemark, Schweden und Norwegen**, mit den Portraits von **Melbourne, Victoria**, Königin von England, **Ludwig Fürst von Oettingen Wallerstein, Helene**, Herzogin von Orleans, **Ernst August**, König von Hannover, **Damrémont, Marschall Valée und Ludwig Herzog von Nemours.**

Die Begebenheiten sind mit eben so lebhaften als naturgetreuen Farben geschildert und gewähren dem Leser ein vollendetes Bild dieses Zeitraums. Wir hoffen mit um so mehr Zuversicht, daß diese Serie sich gleich ihren Vorgängerinnen, die wir Herrn Dr. Menzel verdankten, einer gleich günstigen Aufnahme zu erfreuen haben werde, da sie aus der Feder eines der ersten Schriftsteller unsrer Zeit, des hochverdienten Herrn Hofrath v. Thiersch, geflossen ist.

Die 2te Abtheilung folgt zur Michaelis-Messe.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[230] Seit Jahresfrist sind im Verlage der **Gebrüder Bornträger** in Königsberg erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Drumann, Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung. Nach Geschlechtern und mit genealogischen Tabellen. 4r Thl. gr. 8. 3 Rthlr.

Ellendt, lateinisches Lesebuch für die untersten Klassen der Gymnasien. 6te verbesserte Auflage. 8. 12 Gr.

Grundsätze, des preußischen Rechts über das Verhältniß von Staat und Kirche. 8. 6 Gr.

Hassenstein und Leyde, erstes Lesebuch für Töchterschulen. gr. 8. 16 Gr.

Hassenstein und Leyde, Lesebuch für mittlere Klassen höherer oder für Oberklassen niederer Töchterschulen. gr. 8. 22 Gr.

Hendewerk, des Propheten Jesaja Weissagungen. Chronologisch geordnet, übersetzt und erklärt. 1r Thl. gr. 8. 3 Rthlr. 20 Gr.

Kreyssig, der Fruchtwechsel im Feldbau mit seinen wesentlichen und unwesentlichen Forderungen, seinen Schwierigkeiten und den geeignetsten Mittel zu Verminderung der letzteren. gr. 8. geh. 20 Gr.

Kreyssig, Schutz-, Spar- und Nothmittel gegen Verminderung des Reinertrages der Landwirthschaft. gr. 8. geh. 1 Rthlr. 6 Gr.

Reichert, vergleichende Entwickelungsgeschichte des Kopfes der nackten Amphibien, nebst den Bildungsgesetzen des Wirbelthierkopfes im Allgemeinen und seinen hauptsächlichsten Variationen durch die einzelnen Wirbelthierklassen. Mit Kupfern. gr. 4. 4 Rthlr.

Sachs, das Spießglanz. Ein pharmakologisch-therapeutischer Versuch. gr. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Schubert, Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa 1r Bd. 4r Thl. Enthaltend die Italienischen Staaten Neapel und Sicilien, Sardinien und Kirchenstaat, Toskana, Parma, Modena, Lucca und St. Marino. gr. 8. 3 Rthlr. 8 Gr.

Voigt, Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des deutschen Ordens. 8r Bd. gr. 8. 3 Rthlr.

Wagner, über die fortschreitende Kultur der Verbreitung der Merinos-Schafzucht mit statistischen Beiträgen und Uebersichten. Nebst einer Untersuchung der Ursachen des Fallens der Wollpreise im Jahr 1837. Als Anhang einige Ansichten über den möglichen Einfluß der Eisenbahnen auf den Wollverkehr gr. 8. geh. 20 Gr.

[933]

Urquhart Geist des Orients.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Geist des Orients

erläutert in einem Tagebuche
über

Reisen durch Rumili,

während einer ereignißreichen Zeit, von

D. Urquhart, Esq.

Aus dem Englischen übersetzt von

F. G. Buck.

Zweiter Band.

gr. 8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Inhalt: Ritt in das Thal Tempe. — Steigen und Sinken der handeltreibenden Ortschaft Ambelakia. — Contraste zwischen England und der Türkei. — Ausflug von Salonika zur Verfolgung von Räubern. — Kassandra. — Die Helena von Kassandra. — Alterthümliche Nachforschungen in Atheto und Olynthus. — Fest der Räuber und Beraubten. — Einfluß der Schulen. — Manufacturen und bergbautreibende Ortschaften von Chalkidike. — Plane der Armatolis. — Verhandlungen mit einem Statthalter. — Zur See kreuzende Bienen. — Ravanikta. — Bivouac. — Somali. — Europäische Sitten. — Contracter Priester. — Herrliche Aussicht. — Atenthus. — Gefangennehmung durch Banditen. — Der Berg Athos. — Der heilige Berg und seine Bewohner. — Klephten, Piraten und Schmuggler. — Diät. — Fieberanfall. — Rückkehr nach Salonika. — Zweiter Besuch in Albanien. — Veränderte Umstände. — Charakter und Wirkung der Ortsregierung. — Argyro Kastro. — Municipalschulden. — Dragomans. — Griechische Sitten. — Sitten und Erziehung orientalischer Kinder. — Türkische Literatur. — Tepebelene. — Aufnahme in Berat. — Die Ghegs. — Mitternächtliche Abenteuer. — Durazzo. — Türkische Begriffe vom Handel. — Europäische Consuln und Einwohner. — Die Franzosen in Aegypten. — Mehemed Ali Pascha. — Nord-Albanien. — Skodra. — Militärische Bewegungen. — Niederlage des Pascha von Skodra. — Redschid Mehemed Pascha Sadrazem. — Einladung in einen Harem. — Mein Wirth, der Imam. — Islamismus. — Das Leben im Harem. — Verhältniß der Frauen. — Ihr Einfluß auf häusliche Sitten und volksthümlichen Charakter. — Vergleichende Sittlichkeit im Morgen- und Abendlande.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[200] Im Verlage von Carl Drechsler in Heilbronn erschienen so eben und wurden an alle Buchhandlungen versandt:

Die

letzten Zeiten

der

Grävenitz.

Historische Novelle

aus

dem Ende der Regierungsjahre des Herzogs Eberhard Ludwig von Würtemberg.

Von

Carl Theodor Griesinger.

8. eleg. broch. 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 5 Gr.

Schwabenland, so reich an schönen Sagen, und herrlichen Gegenden ꝛc. hat noch wenige Dichter gefunden, die ein treues Gemälde seiner Vorzeit entwarfen. Wir kennen nur W. Hauff's Lichtenstein, der der Periode Herzogs Ulrich ein schönes Denkmal setzte. Ist aber einer würdig in W. Hauff's Fußstapfen zu treten, so ist es der „Verfasser der Silhouetten aus Schwaben“. Jeder Leser wird finden, daß sein neuestes Werk „die letzten Zeiten der Grävenitz.“ sich eben so sehr durch Reichthum der Phantasie, als eine kräftige pikante Sprache auszeichnet und doch findet man hier nicht, wie in so vielen Romanen, ein leeres Wortgeplänkel, sondern Handlung folgt auf Handlung, Schlag auf Schlag. Ueberdieß ist der hier gewählte Stoff so interessant, daß sich das Werk ohne Zweifel bald eines großen Lesekreises zu erfreuen haben wird.

---

[231] In der Verlagshandlung von Duncker und Humblot ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Shakspeare und seine Freunde, oder das goldene Zeitalter des lustigen Englands. Nach dem Englischen von W. Alexis. Drei Bände. gr. 8. geh. 4½ Thlr.

Noch durch keines der bisher über das goldene Zeitalter Englands vorhandenen Werke, trat dasselbe mit solcher Anschaulichkeit und in solcher plastischen Kraft vor unser Auge, als das Vorliegende. Der noch ungenannte Verfasser desselben muß, unbeschadet seiner eigenen Erfindungskraft und seines humoristischen Talentes in den Familienarchiven der englischen Aristokratie gewühlt haben, um die reiche Vergangenheit seiner Zeit so mit ihren Details, mit ihren persönlichen Beziehungen, welche von der Geschichte schon vergessen sind, und mit dem Glanz der alten Farben, selbst dem

eigenthümlichen Staub, der darauf lagert, wiederzugeben. Während das Buch als Roman ein selbstständiges Interesse hat, wo es vermöge seiner Charakteristik, Spannung und der reichen Mannigfaltigkeit der bunten Lebensformen mit jedem neuern englischen Romane es aufnehmen kann, ist es für den Freund Shakspeares zugleich ein Commentar zu den meisten seiner unsterblichen Dramen. Wenn das Werk eiligst in Frankreich, Amerika nachgedruckt, überall eine merkwürdige Theilnahme gewonnen und bereits Nachbildungen erlebt hat, so freuen wir uns die ersten zu seyn, eine gelungene Uebersetzung zu liefern. Bei der eigenthümlichen Schwierigkeit des alten Stils, und den zahlreichen Wortspielen, in denen jene Zeit sich ergötzte, ist es nur der deutschen Sprache möglich, eine dem Original sich annähernde Bearbeitung zu geben und wir zweifeln keinen Augenblick, daß, wie die Nachbildung treuer, das Interesse für Shakspeare in Deutschland größer ist als anderswo, auch die Theilnahme des Publikums sich bei uns noch stärker als dort an den Tag legen wird.

---

[239] Es erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu haben:

Die

englischen Universitäten.

Eine Vorarbeit
zur englischen Literatur-Geschichte.

Von

Prof. V. A. Huber.

1r Bd. gr. 8. 1839. In J. C. Krieger's Verlagshandlung in Cassel. 30 Bogen. Preis 2 Thlr. 8 gGr. oder 4 fl. 12 kr.

Schriften der Gesellschaft
zur Beförderung der

gesammten Naturwissenschaften zu Marburg.

Vierter Band.
(Enthaltend, auch als besonderer Abdruck zu haben:)

Versuch einer Charakteristik
der

Vegetation von Kurhessen.

Als Einleitung
in die Flora dieses Landes.

Nebst 2 Probebogen: einer der Flora hassiaca und einer der Flora marburgensis.

von

Prof. Dr. G. W. F. Wenderoth.

Mit 3 Abbildungen.

gr. 8. 1839. In J. C. Krieger's Verlagshandlung in Cassel. (12½ Bog.) broch. Preis 1 Thlr. 6 gGr. od. 2 fl. 15 kr.

---

[227] Bei Orell, Füßli u. Comp. in Zürich ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gedichte

von

Joh. Gaudenz von Salis-Seewis.

Neueste vermehrte Auflage.

[illegible] 12. broch. 45 kr.

---

[223] Im Verlage von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Frauenliebe und Dichterleben.

Ein
literarisches Album
für gebildete Frauen
herausgegeben von

Carl Vogel.

Mit dem Portrait der Margarethe Klopstock in Stahlstich.

Imper.-8. eleg. cart. Preis 1 Thlr. 18 Gr.

Keinen Roman — wohl aber reichen Stoff zu hundert romantischen Charakterbildern aus dem Leben edler Frauen und gefeierter, berühmter Dichter aller Zeiten und Völker legen wir in diesem „literarischen Album" dem gebildeten Publikum vor. Es eröffnet dasselbe eben so tiefe Blicke in das innerste Heiligthum des weiblichen Gemüthes, als es unwiderleglich beweist, daß wahre Weiblichkeit in der Stille ihrer Wirksamkeit und fern von allem Absichtlichen und Zudringlichen, von jeher einen mächtigen Einfluß ausgeübt habe, das Wahre und Schöne in Kunst und Wissenschaft nicht minder, als im Leben zur Erscheinung zu bringen. — Möchte keine gebildete Frau dieses zur Ehre ihres Geschlechtes geschriebene, und von der Verlagshandlung mit Eleganz ausgestattete Werk ungelesen lassen!

---

[179] Als ein sehr geschätztes Hausbuch ist zu empfehlen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fünfhundert

der besten Hausarzneimittel

gegen alle Krankheiten der Menschen.

Mit einer Anweisung, wie man ein gesundes und langes Leben erhält, — wie man einen schwachen Magen stärken kann, und dazu:

Hufeland's Haus- und Reiseapotheke.

190 Seiten. broch. Preis 15 Sgr. oder 54 kr.

☞ Ein Rathgeber dieser Art sollte billiger Weise in keinem Hause, in keiner Familie fehlen; man findet darin die hülfreichsten, wohlfeilsten und zugleich unschädlichsten Hausmittel gegen Krankheiten, womit doch der Eine oder der Andere zu kämpfen hat, und so kann man seinen leidenden Mitmenschen durch dieses Buch Hülfe oder mindestens guten Rath ertheilen.

---

[237] Im Verlage von L. Fort in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Der Journalistenspiegel.

Worte der Wahrheit
über Flugblättler und literarische Trommelschläger
an Freund und Feind gerichtet
von

Ernst Richter.

Brochirt 14 Gr.

Wie sehr das Journalistenwesen unsere neuere Literatur schändet, ist nur zu bekannt! In der obigen geistreichen Schrift wird der ganze Unfug desselben mit Vermeidung aller hämischen Persönlichkeiten eben so treffend gerügt als nachdrücklich gegeißelt, und sie ist daher jedem Gebildeten als eine höchst interessante Lectüre zu empfehlen.

№ 138.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 10. Juni 1839.

How now, philosopher?
Shakespeare.

— Jedwede Tugend
Ist fleckenlos bis auf den Augenblick
Der Probe.
Schiller.

Rousseau's Jugendjahre.

(Fortsetzung.)

Zwölfte Scene.

Millefleurs, Anet, Marion, mehrere andere Domestiken. Die Vorigen.

Graf. Ein wahrhaft erhebendes Schauspiel! es versammelt sich ein ganzer Gerichtshof.

Josephine (lächelnd). Wir wollen präsidiren. Ich liebe dergleichen. (Leise zu Marion:) Nun, Marion, was sagst du dazu? Dein poetischer, frommer Jüngling angeklagt eines Diebstahls? —

Millefleurs. Er ist unschuldig. Blicken Sie ihn nur an: aus solchen Augen spricht nicht das Laster.

Josephine. Du hast ein bestochenes Urtheil. Diese Augen sagen dir, daß sie dich lieben.

Rousseau. Nun, Herr Graf, ich ersuche Sie um die Gnade, vor diesen Zeugen Ihre Beschuldigung zu wiederholen.

Graf. Ich werde sie wiederholen, ich will sie wiederholen; wer will mich hindern, sie zu wiederholen? Junger Mensch, Ihr könnt Euch noch bessern; diese heilsame Zuchtigung kann Euch eine Lehre fur die Zukunft seyn. (Bei Seite, lachend.) O, das ist eine allerliebste Posse!

Rousseau. Nun, Herr Graf? —

Graf. Still! man schweige, man warte, man werde nicht vorlaut! (Lachend.) Die Sitzung nimmt ihren Anfang. Ich muß in der That ein ernsthaftes Gesicht erzwingen. (Mit Gravität.) Hattet Ihr nicht, als ich herein kam, einen Brief in den Händen?

Rousseau. Ja.

Graf. Habt Ihr diesen Brief gelesen?

Rousseau. Ja.

Graf. War dieser Brief an Euch geschrieben?

Rousseau. Nein.

Graf. Und Ihr habt ihn doch gelesen? Ihr habt Euch unterstanden, Briefe zu lesen, die nicht an Euch geschrieben worden? He? Man antworte!

Rousseau. Ich bitte meine Gebieterin um Verzeihung. Der Brief lag offen da, und das beweist —

Graf. Was beweist das?

Rousseau. Daß der Schreiber desselben in sehr geringem Grade das Vertrauen und die Achtung meiner Gebieterin besizt.

Graf (herausplatzend). Unverschämter! (Gezwungen lachend.) Haha! nicht übel philosophirt! Wir erstaunen in der That; der Schreiber des Briefs kann sich bei Euch bedanken, mein Freund. Sehr scharfsinnig — sehr scharfsinnig! Aber nun kommt eine ernsthaftere Beschuldigung. Ihr habt dem Fräulein von Pontal ein silberdurchwirktes Band gestohlen.

Rousseau. Herr Graf!

Graf. Ja, Spitzbube! Man durchsuche seine Taschen!

Rousseau. Zurück!

Graf. Ein silberdurchwirktes Band. Man durchsuche seine Taschen!

Rousseau. Ich lasse keine Hand an meine Kleider rühren.

Millefleurs. Gott, wie er zittert! wie er roth wird!

Graf. Nun, soll ich selbst in Eure Tasche greifen?

Rousseau (das Band hervorholend). Hier ist es.

Josephine. Wie? — also doch!

Millefleurs und Anet. — Ein Dieb!

Graf (lachend). Die Sitzung ist aufgehoben.

Rousseau (hervortretend). Dieses Band — ich habe es nicht genommen.

Josephine. Nicht? Und wie kam es in Euern Besitz?

Rousseau (nach einer Pause). Marion schenkte es mir.

Marion (auf ihn zueilend). Wie? Rousseau! (Nach einer Pause, das Kreuz hervorziehend und es küssend, leise!) Ach, Rousseau! —

Millefleurs und Anet. Sie hat es ihm geschenkt?

Josephine. Die Wahrheit, Rousseau: haben Sie das Band von Marion geschenkt erhalten?

Rousseau. Ja, Gebieterin.

Josephine. Dann habe ich Ihnen weiter keinen Vorwurf zu machen. (Zu der übrigen Dienerschaft:) Entfernt euch.

Graf. Ah, also ein gage d'amour vom Kammermädchen? Das ist ganz in der Ordnung. Ich habe dergleichen unzählige Mal auf dem Theater gesehen; keine Komödie geht ohne dergleichen ab. Der Kammerdiener ist in die Kammerjungfer verliebt, der Herr in die Dame. (Küßt Josephinen die Hand.)

Josephine. Ah, aber die Dame auch in den Herrn?

Graf (nachdenkend.) Die Dame auch in den Herrn? Warten Sie, ich muß doch über sämmtliche Komödien, die ich gesehen, nachdenken. Es ist deren eine so große Zahl. Allerdings, in einigen ist die Dame nicht in den Herrn verliebt — nein, sie ist nicht in den Herrn verliebt; der Herr aber bildet sich's ein.

Josephine. O, diese Gattung Komödien gefällt mir ganz besonders.

Graf. Sie sind allerdings die belustigendsten.

Josephine. Leben Sie wohl, Herr Graf. (Ab.)

Graf. Meine theure Daphne — Fort! entschlüpft! Daphne ist ihrem Apoll entflohen! Soll Apoll ihr nach? Nein, ich will mich rächen, ich will mit ihr schmollen. Ich will ihr acht Tage keinen Brief mehr schreiben. Acht Tage? Nein, das wäre zu grausam; in sechs Tagen — in drei Tagen. Ach, Apoll, ich fürchte, morgen liegst du schon nieder zu den Füßen deiner Daphne! (Ab.)

(Schluß folgt.)

Reise- und Lebensbilder.

(Schluß.)

Ohnweit eines mittelalterlichen Wartthurms, der sich später in eine friedliche Tenuta (Meierei) umwandelte, und hart am Ufer des rauschenden Teverone, steigt man in die mächtigen Steinbrüche hinab, aus denen die Peperinblöcke zu Roms Wunderbauten hervorgingen. Es sind weitläufige, durch ungeheure Pfeiler getragene Höhlen, welche ihr Licht durch Seitengruben erhalten. Die größte ist zum Versammlungssaal bestimmt. Am obersten Ende wird der Präsidentensitz errichtet; frische Lorbeerzweige wölben sich über ihm zur Laube, und die farbigen Fahnen der sämmtlichen Völkerschaften umflattern ihn in malerischer Gruppirung. Die verschiedenen Aemter treten jezt in Wirksamkeit. Der Oberbaumeister stellt seine Gehülfen zum Bau der Tafeln und Sitze an — sie werden aus Felsblöcken zusammengewälzt; der Bildhauer meiselt das Jahr der Olympiade und den Namen des regierenden Präsidenten in die Wand; die Küchenmeister tranchiren Braten und Brod, die Ganymede füllen die, jungen Schwalben gleich durstig geöffneten Schnäbel der Künstler. Feiern dürfen nur wenige und sich behaglich ruhend auf der Anhöhe am Anblick des bunten Gewirres ergötzen, kühne Felsformen oder charakteristische Gruppen ihren Skizzenbüchern einverleiben. Endlich sind die Tafeln gebaut, die Fleischmassen zersägt; aber noch ehe man sich dem materiellen Genuß hingibt, tritt der Moment ein, „wo man dem Weltgeist näher ist als sonst“: das Orakel soll nämlich über die nächste Zukunft befragt werden. Der Präsident ordnet seine Völler und zieht mit ihnen im feierlichen Schritt nach einer benachbarten Höhle, dem Sitz der Sibylle. Die Grotte ist räumig genug, um das Volk fassen zu können, und empfängt nur durch den Eingang ein zweifelhaftes Licht. Auf der Erhöhung im Hintergrund ist ein Altar errichtet, in dessen Opferschale eine blaue Flamme zungelt. Der Präsident zieht mit dem Scepter den magischen Kreis und beginnt die Beschwörung. Die Sibylle schützt Müdigkeit vor und rührt sich nicht. Der Exorzist greift zu kräftigern Bannformeln und heißt die Wahrsagerin im Namen der drei exquisitesten Weine des Kirchenstaats an's Tageslicht treten. Das hilft; ein Kanonenschlag, welcher die Fledermäuse in den Steinritzen aus dem

Schlaf weckt, erschüttert die Wände. Die Sibylle steigt im weißen wallenden Gewande empor, ist anfänglich sehr ungehalten, aus ihren Meditationen über Hegel und Strauß gestört worden zu seyn, läßt sich aber doch herab, Rede und Antwort zu stehen, und verkündet, daß auch im nächsten Jahre Ehrenmänner, die viel kaufen und nichts verstehen, nach Rom kommen werden, daß die Pest der Kunstkritiker; allen ohnfehlbaren Wanzenvertilgungsmitteln zum Trotz, nicht auszurotten sey u. s. w., und verschwindet zulezt mit gellendem: Prost! Ein zweiter Kanonenschlag erdröhnt. Die Sibylle hat sich als einen Geist der Finsterniß bekundet, indem sie mit merklichem Pulvergestanke abfahrt. Zum Heil und Frommen der anwesenden Fremden dolmetscht der Chef drr Gensdarmerie Frag und Antwort, behandelt die ausländischen Sprachen als Inculpaten und mißhandelt sie unter dem lauten Gelächter der Zuhörer erbärmlich. Nach dieser Exekution kommandirt der Präsident zur Tafel, und sein Wort findet überall Eingang. Im Nu sind die Plätze besezt und die Kellner in der römischen Camerieretracht umkreisen sie mit Körben und Schüsseln, die Schenken mit kolossalen Thonkrügen. Der Mühseligkeit des Nöthigens sind sie überhoben. Der Präsident bringt unter Pauken und Trompeten die Toaste aus und schreitet dann zur Ordensverleihung. Zuerst empfängt Jeder, der die Campagne mitmachte, den halben Bajocco am grünen Bande als Combattantenmedaille, Hochverdiente den höchsten Orden des Freistaats, den Bajocco am rothen Bande, und nur Wenige dürfen sich dieser Auszeichnung rühmen. Aber auch dem minder strahlenden Verdienste wird seine Krone, und der Bratenvorschneider geht eben so wenig leer aus als der General der Kavallerie.

Die Tafel wird aufgehoben. Das Volk verläßt die Höhlen und zieht hinauf zu den olympischen Spielen. Eselrennen auf der Bahn mit Hindernissen werden angestellt. Das Hinderniß ist ein Bündel Heu, welcher den Wettrennern an langen Cannen vorgehalten wird. Diskusscheiben fliegen durch die Luft und die Lanzen schwirren nach der Scheibe. Das Ziel ist ein riesengroßer Recensent: ein Herz hat er nicht, und so fliegen denn die Rohrstäbe nach dem Magen, vor welchem das diffamirende Zeitungsblatt klebt. In wenigen Augenblicken ist er durchbohrt. Der Künstler hat seinen Grimm gestillt, denn zwischen ihm und Kritikern ist eine ewige Feydr, wie zwischen York und Lancaster, Christinos und Carlisten, Hund und Katze. Allmählig aber werden die Fässer leerer, die Köpfe schwerer. Die Sonne sinkt im Westen und vergoldet die Zinnen der Wartthürme, die Gipfel der Sabinerberge. Die bunte Riesenschlange des Heers windet sich langsam ringelnd den Thoren Roms zu, und die Erinnerung ist um ein heiteres Bild reicher.

Aus der Sittengeschichte der Deutschen.

Es bezeichnet die altdeutsche Männlichkeit, daß bei Schätzung der Wunden keine Rücksicht auf die Schmerzhaftigkeit genommen wurde. Sie maßen nur die Wunden nach Länge, Tiefe und Weite. — Im Mittelalter war es ein Sprüchwort: „Einem ehrlichen Mann thut eine Wunde nicht so weh als ein Backenstreich."

— Der Grundunterschied zwischen der römischen und germanischen Sinnesart kommt namentlich im Begriffe vom Verhältniß des Beleidigten zum Beleidiger zu Tag. Bei den Römern galt keine Selbstrache: wer Unrecht erlitten, mußte bei der Obrigkeit Recht suchen. Der Geschmähte war nicht ehrlos oder „unrichtig," sondern der Schmähende; jenen traf gar kein Vorwurf, wenn er die Schmähung nicht achtete. Der Deutsche hingegen durfte von jeher keinen Schimpf auf sich sitzen lassen, sonst schien er die Schmach zu verdienen oder kein Herz im Leibe zu haben. Daher mußte er zum Zweikampf schreiten, „zu Ehr und Glimpf fechten," wie es hieß. Sonst war er ehrlos, verlor Treu und Glauben, mußte sich der Turniere, Rittertage, adeligen Aufzügen u. s. w. enthalten.

— Als Ernst, Herzog von Schwaben, i. J. 1015 einen Hirsch jagte, ward er von einem seiner Reisigen, der auch nach dem Wilde schoß, zufällig verwundet. Als er seinen Tod vor sich sah, rief er seinen Jagdgefährten und bat sie ernstlich, des Ursächers seines Todes zu schonen, und weil kein Priester da war, dem er hätte beichten können, so sprach er: „Tretet alle herbei, und höret die Sünden eures sterblichen Bruders, und helfet einmüthig, sie zu tilgen. Befehlet meine sündige Seele allen Gläubigen und erinnert mein Eheweib, daß sie die Ehre ihrer Schamhaftigkeit bewahre und meiner nicht vergesse." Hierauf bat er Alle, die er beleidigt zu haben sich erinnerte, um Vergebung und starb.

— Ein ritterlicher Zug des Mittelalters war es, daß das siegende Heer jedesmal drei Tage auf dem Wahlplatz bleiben sollte. Ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt, das bayrische Heer habe sich nach der Mühldorfer Schlacht (1322), in welcher Friedrich von Oesterreich gefangen wurde, sogleich nach Oettingen begeben, „wider den Kriegsbrauch, nach welchem der Sieger drei Tage stehenbleiben mußte."

— Vor dem völligen Einreißen der spanischen, italienischen und französischen Sitten war Verschwiegenheit eine eigenthümliche Tugend der Deutschen. Als Luther nach dem Reichstag zu Worms 1521 an der sächsischen Grenze von verkappten Reitern weggenommen wurde, wußten ihrer Zehn von dem Orte seines Gefängnisses. „Dennoch," sagt Agricola, „ist bis auff heutigen Tag Doctor Luthers Gefengnis verschwigen, also daß auch etliche Schwarzkünstler, hohes und niedrig Stands, dieselbige vom Teuffel, welchen sie darauff gefraget, nie haben erfahren mügen. Ich hab hören von Doctor Luther rhümen viel Tugend deren vom Adel, aber keine so hoch, als daß sie verschwigen sind, es sind (seyen) gute oder böse Sachen, wenn yhr gleich vill sind, die darumb wissen."

— Olearius erzählt in seiner orientalischen Reise (ed. 1647): ein Deutscher aus Zürich, Uhrmacher in Ispahan, habe einen Dieb, der ihm Uhren gestohlen, verfolgt und im Grimm mit einer Pistole niedergeschossen. Des Entleibten Freunde liefen zum geistlichen Richter, verlangend, der Thäter solle zum Tode verurtheilt und ihnen ausgeliefert werden. Man ließ dem Uhrmacher die Wahl, die persische Religion anzunehmen oder zu sterben. Er wählte sogleich lezteres, ward den Verwandten des Getödteten überantwortet und von ihnen mit Säbelhieben hingerichtet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

Berliner öffentliche Lustbarkeit.

Wer es unternähme, die Geschichte unserer öffentlichen Vergnügungsanstalten zu schreiben, würde dadurch einen Beitrag zur Berliner Charakteristik liefern. Ich sage, wohlverstanden, nur einen Beitrag; denn es stände schlimm um diesen Charakter, wenn er ganz dadurch repräsentirt würde. Die intensive Kraft und Gediegenheit lebt in des Berliners Häuslichkeit, nur bei ganz großen Ereignissen tritt sie in die Oeffentlichkeit. Aber das Alltägliche in seinen Urtheilen, seinem Witz, seiner Schaulust, seinen Sitten, wie sie ein Fremder auffaßt, nicht ein Spürer in der Tiefe des Herzens, das könnte man wieder finden in der Wandelbarkeit und Vergänglichkeit seiner öffentlichen Lustbarkeiten. Auch in Wien wird auf den Schein spekulirt, aber die Spekulanten räumen das von vorn herein ein. Sie bauen heute einen Schneepalast und morgen ein Feenschloß von Blumen und Blättern, und wer ein lustiger Wiener ist, muß es sehen und gesehen haben. Es schadet gar nichts, daß die Zauberschlösser schon übermorgen zerschmelzen und verwelkt sind, denn mit heut und morgen haben sie sich durch die Massen der Neugierigen, die das sehen mußten, bezahlt gemacht; und die lachenden Spekulanten denken nicht daran, etwas, was nur auf Zeit gebaut war, für die Ewigkeit halten zu wollen. Sobald Kapital und Zinsen heraus sind, sinnen sie auf neue Lustbarkeit, die die Menge anzieht, und reißen selbst das alte Spielwerk ein. Das ist für das reiche und bevölkerte Wien ein richtiges Verfahren; unsere Spekulanten überlegen aber nicht, daß Berlin nicht so volk- und gold- und lustreich ist, und möchten doch aus eben solchen Luftschlössern dieselben Früchte ziehen. Das schlägt denn sehr übel aus, und so viele verunglückte Versuche wir auch erlebt, es finden sich immer wieder Leute, die das Unmögliche möglich machen wollen. Das Berliner Tivoli, aus Brettern, Pappe, Glas und Tapezierarbeit zusammengenagelt und geklebt, ist für mich eine der traurigsten Ruinen, und das lebendigste Bild dieser immer fehlschießenden Spekulationswuth. Wiener Unternehmer hätten, statt noch daran zu besteln und zu flicken, das ganze morsche Dekorationsstück längst eingerissen und irgend etwas anderes dafür aufgebaut. Aber der Berliner ist gründlicher, ausdauernder; e r h a t n o c h i m m e r H o f f n u n g. Der Kaffetier Heinzelmann ist darin der wahrhafte Repräsentant der Berliner Entrepreneurs. Zehnmal in seinen weitausgreifenden, pomphaften Unternehmungen gescheitert, verfolgt und geplagt von seinen Gläubigern, bemitleidet und bewitzelt, verliert er nie den Muth. Für seine Idee: ein Elysium in Berlin, schwärmt er als Dichter und Kaffetier, und sezt sein und seiner Kreditoren Geld, wo nicht gar Blut und Leben daran. Von Ort zu Ort verpflanzt er sein elyseisches Kaffeehaus und sein elyseisches Theater, jezt sogar bis Potsdam, und hofft unverdrossen, das goldene Vließ durch Außerordentliches (was es nun sey; diesmal durch außerordentliche Billigkeit) doch noch zu finden, ohne je zur prosaischen Ahnung zu kommen, daß nur etwas Ordentliches auf die Dauer besteht. Möchte das noch hingehen, daß man Lustschlösser von Koulissen baut, und sie flickt und übermalt, wenn sie schon modern und reißen, wenn man sie nur nicht aus Gründlichkeit aus wirklichen Steinen massiv aufführte. Damit wollen es andere zwingen. Weil es Einem geglückt ist, dem Kaffetier Krüger mit seinem Colosseum (das übrigens durch ganz andere Umstände sich allein hält), möchte nun jeder Tavernwirth himmelhohe Schlösser bauen, und durch die Solidität der Mauern seines Etablissements seine eigene an's Licht stellen. So ist dem Colosseum und Tunnel vor Kurzem ein Odeum nachgebaut worden, eine Masse übereinandergethürmter Steine mit großen Räumen und vielen Goldleisten. Das soll, eben der Massen und darauf verwandten Kosten wegen, die fashionable Welt im Thiergarten zusammen locken. Weder Architektur noch Ausschmückung machen auf mehr Anspruch, als daß man sieht, wie viel Geld es gekostet hat. Weder ist ein bedeutender Baumeister gewonnen, noch sind andere Künstler als Tapeziere für die innere Dekoration zugezogen worden. Denn unter der großen, geldbesitzenden Mittelklasse spukt noch immer das alte Vorurtheil, daß man zu großen Bauten alte Routiniers unter den Handwerkern nehmen müsse, und keinen Architekten, weil jene es besser verstünden und billiger bauten. So viel geniale Baumeister in Berlin auch jezt zu Hause sind, und obwohl es sich erwiesen hat, daß unter ihrer Leitung jezt nicht theurer als von Handwerkern gebaut wird, läßt sich dem Glauben doch nicht so schnell steuern. Aber gesezt auch, sie hätten ihre ganze Kunst auf ein solches Etablissement verwendet, so fragt sich, weßhalb, um der Räume allein willen, worin Kaffee und Wein geschenkt wird, vom Publikum ein Entreegeld gefordert werden kann? Das Publikum kommt und zahlt, weil — es etwas Neues ist. Aber die Neuheit geht vorüber und die Steine und Räume bleiben. Es steht schlimm um jede Spekulation, die nur auf Neuheit gebaut ist; schlimmer aber, wenn, nachdem sie erloschen, eine Steinmasse übrig bleibt, die zu andern Zwecken nur unbequem benuzt wird, und die Aussicht hat, eine Ruine zu werden. Wenn Tausende oder gar Hunderttausende zu einem solchen Zweck bestimmt wurden, was hätte mit Geschmack und Kunst aus einem Sommerpalast, mitten in dem grünen, anmuthigen Park aufgerichtet, werden können! Der Unternehmer hatte, so verlautet, eine sehr ergiebige Tabagie in einem Berliner Winkelgäßchen; er war hier ein reicher Mann geworden. Da sieht er, daß ein Anderer, der auch eine Tabagie hatte, durch ein kolossales Unternehmen Glück machte. Sofort will er auch kolossal werden, verkauft seine einträgliche Tabagie, und baut, wie es ist, das Odeum. Möge es kein böses Omen seyn, daß am ersten Abende seine selbst bereitete Gasflamme plözlich, zur nicht geringen Belustigung der Tausende von Gästen, erloschen, möge er auch, wie jezt geschieht, durch gute Bewirthung und Aufmerksamkeit ein großes Publikum sich erhalten: gewiß ist, daß Berlin noch nicht die große europäische Stadt ist, wo dergleichen Spekulationen in's Große sich halten können. Wir zählen nur zuviel Beispiele, wo sie mit Banterott endigten. Ist es ein Vorzug der preußischen Hauptstadt, daß es darin einige wenige aristokratische Restaurationen gibt, wo Alles zusammengepfercht wird, was auf Mode Anspruch macht, während die Mehrzahl der übrigen dem Demos verfällt? Oder ist der Zustand Wiens vorzuziehen, wo eine mächtige, reiche Aristokratie zu Hause, und doch jedes kleine Kaffeehaus anständig ist, und der Magnat sich nichts vergibt, wenn er sein gebacken Händel an demselben Tische mit dem Handwerker verzehrt? Es ist nun einmal so in Berlin, und es helfen keine Gegenvorstellungen. Aber wenn Goldschaum, korinthische Säulen von übertünchtem Kienholz, griechische Namen und Zeitungsavertissements zum Berliner Vergnügen unerläßlich sind, so höre man endlich auf darüber zu klagen, daß Volkslustbarkeiten und Lustigkeit bei uns nicht einkehren wollen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 139.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 11. Juni 1839.

— Ich sah den Papst in seiner Pracht
Das Hochamt halten und die Völker segnen.
O was ist Goldes, was Juwelenschein;
Womit der Erde Könige sich schmücken!
Nur er ist mit dem Göttlichen umgeben,
Ein wahrhaft Reich, der Himmel ist sein Haus,
Denn nicht von dieser Welt sind diese Formen.

Schiller.

Die Heiligsprechung.

Rom, den 27sten Mai.

Seit dem Jahre 1807 hatte keine Heiligsprechung Statt gefunden. Das Papstthum hatte unterdessen manche Geschicke erlebt: am Rande des Abgrunds war es durch die Hand der Vorsehung gerettet worden und war wieder emporgestiegen zu altem Glanze nach der gewaltsamen Unterdrückung. Vergleicht man die gegenwärtige Zeit mit jener gestörten und Gefahr drohenden, wo immer schwärzer das Ungewitter sich am Horizont lagerte, der Zeit, wo diese grose Ceremonie zum lezten Mal vorgenommen ward, so muß man das Walten der Rathschlüsse des Herrn anerkennen und verehren in Demuth und im Glauben. Denn aus größern Stürmen und ähnlichem Ruin ist wohl nie ein irdisches Reich siegreich hervorgegangen.

Man kann sich denken, welche Menge von Besuchern dies Fest nach dem wieder stille gewordenen Rom gelockt. Tausende und Tausende strömten herzu. Es war wieder wie in der heiligen Woche, und voller als damals. Doch fand ein Unterschied Statt. Wenn um Ostern die Mehrzahl aus Fremden, namentlich Engländern bestand, wenn diese überall sich hinzudrängten und die Position mit Gewalt nahmen, so daß ich einmal eine vornehme Dame des Landes sagen hörte: in der heiligen Woche sey es besser eine englische Kammerjungfer seyn, als eine italienische Herzogin, so waren es diesmal vorzüglich Italiener, die sich eingefunden hatten. Manche derselben mögen Rom wohl zum ersten Mal gesehen haben, und ergriffen daher eine so anlockende Gelegenheit; Andere kamen auch wohl bloß des Festes wegen. Ich weiß nicht, ob bei Vielen wahre Frömmigkeit die Veranlassung war, oder der weitverbreitete Ruf der großen Pracht und Feierlichkeit. Nicht bloß aus den höhern Ständen waren Viele herzugekommen, aus der Lombardei, Piemont, dem Gennesischen und Toskana, namentlich aber aus den Provinzen des Kirchenstaats und dem Königreich Neapel; auch die mittlern und untern Classen waren in Menge aufgebrochen. Besonders schienen die kleinen Ortschaften der Albaner-, Volsker-, Herniker- und Sabinerberge ihre ganze Bevölkerung uns zugesandt zu haben. Während der lezten Wochentage waren die nach Rom führenden Straßen mit ihnen bedeckt. Haufenweise zogen sie durch die Stadt umher, und wenn man Stadtgegenden besuchte, wo das Landvolk vorzugsweise sich einzuquartieren pflegt, wie die Piazza Montanara beim Marcellustheater und andere Striche, so traf man auf Gruppen an Gruppen, meist Weiber, deren weiße Kopfbedeckungen einen höchst malerischen Effekt machten, obgleich sonst die Kleidung der Mehrzahl ärmlich und abgerissen, und von dem lebendigen Farbenreichthum der Kostüme in den Gebirgsstädtchen

wenig zu merken war. Auf dem Corso war's am Sonnabend gedrängt voll wie im Karneval. Die Menge der Italiener aber, und namentlich des Landvolks, machte mich an die Beschreibungen der Jubeljahre denken, wie sie von den alten Chronikschreibern geschildert werden. Freilich war es nicht wie im zweiten Jubiläum, dem von 1350, wo, ungünstiger Zeitverhältnisse und der kurz vorher stattgefundenen entsetzlichen Verheerungen durch die Pest ungeachtet, während der Fasten anhaltend bis gegen zwölfmalhunderttausend Menschen in der Stadt waren und im Sommer die geringste Zahl von Pilgern sich immer noch auf zweimalhunderttausend belief. Damit verglichen, war es jezt Kinderspiel. Aber dennoch mag Rom lange nicht so viele Fremdlinge auf einmal gesehen haben. Wohin man ging, begegnete man Pilgrimen mit Muschelhut und Stab, die in den Hospizien eine Herberge suchten. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß Abenteurer aller Art die treffliche Gelegenheit nicht aus dem Auge verloren und die Polizei mehr denn gewöhnlich in Anspruch genommen war. So wurden noch während der lezten Tage mehrere aus dem Neapolitanischen gekommene Gauner eingezogen, welche die Bezeichnung der Wölfe im Schafsfell buchstäblich genommen und Priestertracht angelegt hatten, um desto sicherer sich einschleichen und ihr sauberes Handwerk treiben zu können.

Schon am frühen Morgen wälzte die Menschenmenge sich nach dem Borgo. Unordnung in den engen Straßen zu verhüten, durften die Wagen über die Engelsbrücke nur nach dem Vatican hinfahren; die Zurückkehrenden mußten den Weg durch die Lungara und über die Sixtusbrücke nehmen. So war's anders, als da der Dichter der göttlichen Komödie im ersten, von Bonifaz VIII. ausgeschriebenen Jubeljahr auf der Brücke zwei Schwärme sah, den einen gegen das Castell gewandt, den andern auf den Berg zu. Um halb fünf wurden die drei großen Thüren des Langschiffs geöffnet, eine Stunde später die zum Chor und zu den reservirten Sitzen führende Porta St. Marta, auf der Seite der neuen Sacristei. Bald war Alles besezt. Die große Prozession begann. Die von Bernini gebaute prachtvolle Scala regia herabkommend, zog sie unter den Colonnaden durch, welche den größten Theil des Petersplatzes einschließen, und welche durch Teppiche gegen Sonne oder Regen — heute gab es beides — geschuzt waren. Die Anordnung dieser Prozession war dieselbe wie bei jener, welche jährlich am Feste Corpus Domini stattfindet, nur war die Zahl der geistlichen Würdenträger ungleich größer durch die Anwesenheit der vielen Bischöfe und Erzbischöfe aus allen Theilen Italiens, welche zur Verherrlichung des Tages hieher beschieden worden waren. Ich befand mich in der Kirche, als erst die Bischöfe, dann die Patriarchen und Kardinäle hereinzogen, alle mit weißer Mitra (bei jenen von Leinwand, bei diesen von Seide), unter ihnen der armenische und die griechischen Patriarchen mit langen Bärten und kronenähnlicher Kopfbedeckung. Endlich kam der Papst selbst, auf der Sedia gestatoria getragen, daneben her die großen Fächer von weißen Pfauenfedern, dem auf beiden Seiten dichtgedrängt stehenden Volke den Segen ertheilend. Als er durch die große Thüre der Kirche hereingetragen wurde, begann eine einfache Musik von Blasinstrumenten, welche fortwährte, während er langsam sich der Confession nährte und dann im Chore umwandte und gegen den Hochaltar gewendet abstieg. Die Wirkung war äußerst imposant. Die reichen weiten Gewänder, meist weiß mit Gold, die rothen Mäntel zahlreicher Prälaten, die rothen Uniformen der Ehrengarde, die mittelalterlichen Kostüme der mit ihren Hellebarden bewaffneten Schweizer, deren Offiziere in Stahlrüstung waren, die Feierlichkeit in dem langsamen Fortschreiten und der Musik, Alles wirkte zusammen, und der Papst selbst, das gesammte Volk überragend, in thronender Herrlichkeit, bildete mit seiner Umgebung eine so imposante wie malerische Gruppe. Die Kirche war halbdunkel. Große Draperien verhüllten die Pilaster und schlossen beinahe ganz die Riesenarkaden des Mittelschiffs; tausende von Lichtern brannten auf gewaltigen Candelabern, welche wie Aehrenbündel sich ausbreiteten. Meine Meinung von der Schönheit und Zweckmäßigkeit dieser kostspieligen Bekleidung war von Anfang an nichts weniger als vortheilhaft gewesen, und wurde durch den Effekt, den sie hervorbrachte, nicht verändert. Die Kirche erschien um Vieles verkleinert, indem die Aussicht in die Seitenschiffe gehindert war, und sie verlor den imposanten Charakter feierlicher Größe, der sie vor allen andern auszeichnet. Der ungeheuern Zahl von Lichtern ungeachtet, war die Beleuchtung nicht brillant: der gewaltige Umfang der Räume hatte auch diesmal wieder diejenigen getäuscht, welche das Geschäft des Ausschmuckens leiteten. Am besten war der Chor eingerichtet. Halbkreisförmig schloß eine architektonisch dekorirte Wand den hintern Theil der Tribüne ab. In der Mitte derselben, dem Hochaltar gegenüber, befand sich der Thron des Papstes; zu beiden Seiten, zwischen den in der Umschließung angebrachten Säulen öffneten sich Logen, in welchen die hohen Gäste Platz nahmen: die verwittwete Königin von Sardinien, der König und der Kronprinz von Bayern, der König von Neapel und der Graf von Trapani und Don Miguel, von ihrem Hofstaat und zum Theil von ihren Gesandten begleitet. Mehr gegen das Querschiff zu war auf der rechten Seite der Kirche die Loge für das diplomatische Korps, dann folgten auf beiden Seiten an den großen Pfeilern der Kuppel hohe Gerüste mit Sitzreihen. Im Mittelschiff drängten sich Kopf an Kopf: es war ein unaufhörliches Wogen und Rauschen. Selbst die innere

Galerie um den Tambour der Kuppel war mit Menschen gefüllt. Ueber ihnen erhob sich in seiner unerreichbaren Majestät der gewaltige Dom, goldenstrahlend mit seinen Musiven und der kolossalen Inschrift, welche Petri Sendung verkündet. Ein Ort, feierlich und großartig schön wie dieser, kann nirgend gefunden werden.

Die Glorie, in welcher die Hierarchie sich an diesem Tage zeigte, paßte zu der Umgebung. Als der Papst sich auf seinen Thron niederließ, zu beiden Seiten im Halbkreise die zahlreichen Kardinäle sich ihm anschlossen, die Schleppenträger zu ihren Füßen sitzend, dann die Bischöfe, über hundert an der Zahl, die infulirten Aebte, die Generale und Obern der geistlichen Orden, der päpstliche Hofstaat, die Kapitel der patriarchalischen Basiliken, die Militärgarden — alles dies machte eine außerordentlich schöne und glänzende Wirkung. Es war ein Tag der Majestät der Kirche.

(Schluß folgt.)

Rousseau's Jugendjahre.

(Schluß.)

Dreizehnte Scene.

Rousseau und Marion.

Rousseau (der unterdessen in tiefes Nachdenken verloren dagestanden, erwacht aus seinen Träumereien, als der Graf an ihm vorbeigeht). Wo bin ich?

Marion. Rousseau, was haben Sie gethan?

Rousseau. Marion, du hier? Und war das Zimmer nicht eben noch voll Leute? wo sind sie geblieben?

Marion (in Thränen ausbrechend). Ich bin beschimpft, durch Sie beschimpft! Leben Sie wohl; ich verlasse dieses Haus, Sie sehen mich nie wieder!

Rousseau (zu ihren Füßen). Verzeihung, Marion. Du fluchst mir nicht?

Marion. Im Augenblick, als Sie mich anklagten, da — ich will es gestehen, da übermannte mich ein Gefühl der heftigsten Erbitterung; allein Dank sey es dem frommen Vater, der uns erzog, sein Mittel that gute Wirkung.

Rousseau. Nenne den frommen Vater nicht mehr! Ich habe mich von ihm und seinen Lehren losgesagt. Die erste Lüge kam über meine Lippen.

Marion. Die Quelle dieser Lüge war dein Stolz.

Rousseau. Er ist's. Armes Mädchen, dich wollte ich mit diesem Bande beglücken, und ich habe dich verläumdet und mich auf ewig beschimpft! Aber auf deiner Ehre soll kein Flecken haften. Wo ist Fräulein von Pontal?

Marion. Hier kommt sie.

Vierzehnte Scene.

Josephine, die Vorigen.

Rousseau (zu ihren Füßen stürzend). Madame, ich bitte um meinen Abschied. Ich verdiene Ihre Gnade nicht länger, verbannen Sie einen Unwürdigen aus Ihrer Nähe.

Josephine. Weshalb?

Rousseau. Ich habe Sie getäuscht. Um für einen Moment meine Ehre zu retten, habe ich sie auf immer eingebüßt. Marion ist unschuldig. Nicht sie raubte Ihnen das Band, ich that es.

Josephine. Genug, ich errieth den Zusammenhang und verzeihe Ihnen. Dieses Vorfalls sey nicht mehr gedacht, und Sie bleiben in meinen Diensten.

Rousseau. Unmöglich!

Josephine. Ich will es.

Rousseau. Vergebens, Madame. Ihre Güte kann das Geschehene nicht ungeschehen machen. Ich kann Ihren Anblick, ich kann Marions Anblick nicht ertragen. Sie täuschte ich, Sie, in deren Augen ich als Tugendheld geprahlt, dieses Mädchen täuschte ich, die in mir das Bild der Frömmigkeit und Wahrheit sah. Ich kann nicht bleiben! O, Madame Warens, meine theure Mutter! hätte ich nie die trauliche Stille deiner Hütte verlassen! Wie oft sagtest du mir, ich solle diese Welt fliehen, deren Verführung ich nicht kannte! Ich glaubte deinem Ausspruch nicht, und jezt — jezt hält mich diese entsetzliche Welt in ihren Klauen! Zu dir zurück, fromme Mutter, um zu deinen Füßen meine Verirrungen zu büßen! (ab.)

Marion (ihm schmerzlich nachrufend). Rousseau!

Josephine. Laß ihn! er folgt der Stimme seines Genius. Ich ahne in seinen Fehlern wie in seinen Tugenden einen großen Geist.

Aus der Sittengeschichte der Deutschen.

Weiber.

Die Beschreibung, welche der Römer Tacitus vom Verhältniß der beiden Geschlechter im alten Germanien entwirft, von der Achtung, in welcher das Weib stand, von der Haltung und Selbstschätzung desselben, ist eines der schönsten, reinsten Bilder und ein herrliches Ehrenzeugniß für unser Volk. Jene ehrerbietige Scheu des Mannes vor dem Weibe, jene hohen und strengen Begriffe von weiblicher Ehre und Würde verleugnen sich auch in keiner Periode unserer Geschichte. Freilich, sobald die Deutschen als ihre eigenen Geschichtschreiber auftreten, erscheint das Verhältniß meist nicht so rein und poetisch wie beim Römer, der seiner verdorbenen Welt einen Sittenspiegel vorhalten wollte. Im eigentlichen Mittelalter waren die Begriffe von weiblichem Anstand aufs Höchste gesteigert: durch einen Händedruck, durch einen Wink konnte

sich ein Mädchen entwürdigen. Walter von der Vogelweide ward nur selten durch einen Blick seiner Schönen beglückt, und er, verschämt und bescheiden, war zufrieden, wenn sie nur seine Füße mit einem Blicke beehrte. Aber der Zartheit in manchen Beziehungen ging in andern vielfache Rohheit zur Seite. Unserer heutigen Welt fehlt das Organ zum unmittelbaren Verständniß dieser Vermischung; und der schlechte Poet, der episch oder lyrisch mittelalterlichen Liebesverkehr schildert, charakterisire sich eben dadurch, daß er entweder ganz nur die eine Seite auffaßt, oder daß er, statt beide Elemente in den Charakteren zu mischen, die einen Figuren gewaltig roh, die andern überzart malt.

Einer der liebenswürdigsten Züge aus den eigentlichen Anfängen unserer Geschichte ist folgender. — Autharis, dem König der Longobarden, † 592, war Theodelinde, Garibalds von Bayern Tochter, durch Gesandte zur Braut versprochen. In liebender Ungeduld reiste er unerkannt an den bayerischen Hof, sah Theodelinde und trank aus ihrer Hand. Als er den Becher zurückgab, ergriff er ihre Hand, da Niemand darauf achtete, und glitt mit derselben über Stirn und Gesicht. Theodelinde überfloß von Scham, entsprang und erzählte es ihrer Amme. Aber diese sprach: „Kind, das muß der König selbst, dein Bräutigam seyn! sonst hätte er sich nicht erkühnt, dich nur zu berühren. Aber nur stille, daß es dein Vater nicht merkt!“

— Bis zum Jahr 1192 waren fünf Lerchen das österreichische Wappen. Aber Herzog Leopold von Oesterreich, derjenige, der Richard von England gefangen nahm, erhielt vom Kaiser Heinrich VI. die Erlaubniß, einen rothen Schild mit einer quer gelegten weißen Rittersprosse als Wappen führen zu dürfen. Die Veranlassung zu diesem Wechsel wird verschieden erzählt. Nach Einigen geschah es zum Gedächtniß des Sturms von Ptolemais i. J. 1191: nach dieser Aktion sey Herzog Leopolds weißes Kleid völlig mit Blut bedeckt gewesen, bis auf den Theil, den das Wehrgehenk bedeckt, welcher weiß geblieben. Wohl wäre dies ein ritterlicher Ursprung; aber artiger ist die Sage, nach welcher Leopold die weiße Straße im rothen Feld einer schönen Frau zu Lieb gewählt, welche er mit rothem Mund und Wangen und weißen Zähnen lachen sehen. — Ueberhaupt war Galanterie im österreichischen Hause vielfältig heimisch. So pries einst Albrecht III., Herzog von Oesterreich, die Haare seiner Gemahlin, oder seiner Freundin, wie Andere sagen. Darüber schnitt sich diese eine Flechte ab und überreichte ihm dieselbe. Albrecht ließ sie sich in sein Haar flechten, und stiftete zum Andenken der Galanterie im Jahr 1376 die Gesellschaft der Locke oder des Zopfes. Er hielt ihn auch so werth, daß er sich mit demselben auf Siegeln abbilden ließ; auch heißt er in der Geschichte Albrecht mit dem Zopf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

(Fortsetzung.)

Berliner öffentliche Lustbarkeit.

Ein eigenes Rubrum in dem Kapitel, das sehr lang ist, nehmen die Spekulationen auf den Frühling ein. Die Veilchenbouquets, die Gewächshäuser, die Mistbeete der bisherigen Kunstgärtner befriedigten schon längst nicht mehr das Bedürfniß der Zeit. Die spekulativen Kunstgärtner hatten ihre Sommer- und Wintergärten eingerichtet, mit Lauben, Söllern, Portici. Da merkte man, daß die Berliner Leidenschaft für Hyacinthen im Steigen sey, und der Wintergärtner Faust verband sich mit dem Sommergärtner Möwes, und schnell, durch Künste, welche an jene des berühmten Namensvetters des erstern erinnerten, verwandelten sie einen grossen Landstrich, wo bis da Kohlköpfe und Petersilie ruhig gestanden, in einen blühenden Hyacinthenflor. Einige Häuschen und Terrassen mit griechischen und nichtgriechischen Säulen, einige flache Dächer, eine Kaffeewirthschaft, da hinauf gebracht, und einige brillanten Anzeigen in den Zeitungen, appellirend an das gefühlvolle Berliner Publikum, und der Ruf der Sache und die Sache selbst waren gemacht. In einem Jahre waren beide Entrepreneurs, was man bei uns nennt, „gemachte Leute.“ Das verdroß ihre Nachbarn, welche auch nicht umsonst in der Welt seyn wollten. Man wirft den Herren Krause, Hicks und Hocks, oder wie sie heißen mögen, nicht vor, daß sie bisher überpoetischen Neigungen gefröhnt; aber wer kämpft gern gegen die Zeit, und wer bleibt gern zurück! Also brach eine vollständige Revolution zu Gunsten der Poesie innerhalb der Ringmauern Berlins aus. Sie wissen, daß einige tausend Morgen Ackerfeld innerhalb derselben liegen. Die nicht uneinträgliche Jagdgerechtigkeit, welche darauf dem Gouvernement zustand, ist erst vor Kurzem, weil sie zu vielen Zwistigkeiten Anlaß gab, aufgegeben worden; der Plan, die Stadt selbst dahin durch neue Anbauten zu vergrößern, desgleichen, denn die Häuserkultur will nach einer andern Seite fortschreiten. Aber die Rüben- und Kartoffelfelder, ja selbst die halb poetische Spargel, schüzte nichts vor der mächtig eindringenden Poesie. Schon drei bis vier ländliche Grundstücke, welche ansehnliche Bauernfamilien nähren konnten, sind in diesem Jahr in Hyacinthen- und Tulpenfelder umgewandelt worden. Wie viele noch in den nächsten Jahren diesem Schicksal erliegen werden, steht dahin. Die Fruchtstraße, eine bis jezt den Berlinern kaum dem Namen nach bekannte Gasse am äußersten Ende der Stadt, wimmelt an schönen Tagen von Equipagen, und die alten Scheunen und Kabachen, überbaut mit Altanen, sind zu jeder Stunde mit hunderten von Zuschauern bedeckt, welche die Düfte der Tausende oder Millionen von Hyacinthen zu ihren Füßen einschlürfen. Denn wenn Kunstgärtner A. das Publikum zum entzückenden Anblick und Duft von 800,000, so ladet Kunstgärtner B. zu dem von einer Million und noch mehr ein. C. kann füglich zu einer Milliarde einladen, denn selbst die Polizei kann die Blumen nicht nachzählen. Aber billigerweise vertauschte sie den Namen Fruchtstraße mit dem einer andern, schon bestehenden, der Blumenstraße, falls nicht etwa die Entrepreneurs sich dadurch beeinträchtigt fühlen, da es für sie allerdings eine Fruchtstraße wurde. Möglich, daß das ganze Frankfurter Feld in einigen Jahren sich in einen Blumengarten verwandelt. Berlin wird darum nicht verhungern; und wenn das Zeitbedürfniß sich an Hyacinthen gesättigt hat, so lassen sich die Beete auf leichtere Weise, als steinerne Häuser, in das umwandeln, was es alsdann verlangt. Es ist übrigens mehr als zweifelhaft, ob die Blumendüfte allein, wenn sie nicht durch Kaffee und die Erlaubniß, Tabak zu rauchen, unterstüzt würden, dem Bedürfniß, schon wie es jezt ist, genügten.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 140.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 12. Juni 1839.

— Bad, Tempel, Halle,
Wer nennt's? Wie sehr sich Forscher auch drum kümmern,
Daß Mauern hier, das einzig wissen Alle.

Byron.
Childe Harold.

Bilder aus Savoyen.

(s. Nr. 65 — 86.)

Zweiter Abschnitt.

Es war ein schönee Sonntag Morgen, als wir in einem Char de côté von Chambeey nach Aix fuhren und bei guter Zeit daselbst anlangten. Die Männer saßen schon in dichten Reihen, Eis essend, vor dem Kaffeehaus auf dem Platz, von Guitarren und Harfen umklungen. Aix ist nicht nur wegen seiner starken Heilquellen, sondern auch wegen des guten Tons feeundlicher, sich schnell nähernder Ungezwungenheit berühmt, der da in den Pensionskreisen und bei sonstigem Zusammentreffen herrscht, und in den sich auch steife und ungelenke Fremde fügen müssen, ja oft nach einiger Zeit recht gern fügen, wiewohl sie zu Haus nicht daran gewöhnt sind. Es hieß, Aix sey jezt sehr voll, man erwarte aber in den nächsten Tagen noch mehr Badegäste.

Ueber Aix haben Eingeborene und Franzosen sehr viel geschrieben und gestritten, je nachdem sie es in antiquarischer Wichtigkeit niedrig oder hoch stellen wollten. So sagt der verstorbene Archäolog Millin: „Fast alle, die über Savoyen geschrieben haben, sehen in Aix eine römische Stadt. Die Natur des Bodens beweist, daß sein Name von seinen warmen Quellen, von Aquae kommt. Die außerdem hinzugefügten Namen beruhen jedoch nur auf der Einbildung. Kein alter Scheiftsteller, kein Monument berechtigt dazu. Da die Alten den Orten mit warmen Quellen gewöhnlich auch den Namen des Landes oder der Provinz, oder des Entdeckers und Gründees beifügten, so haben die savoyischen Schriftsteller ihr Aix Aquae Allobrogum genannt, weil sie im Lande der Allobroger fließen. Nach einer alten, aber mißverstandenen Inschrift haben sie die Geündung auch einem gewissen Domitius zugeschrieben, der Julius Cäsars Peoconsul gewesen seyn soll. So hat man auch den Namen Glarianus auf vielen großen Ziegelsteinen „Gratianus“ gelesen und demnach flugs Aix's Geündung dem Kaiser dieses Namens zugeschrieben. Glarianus oder Clarianus ist aber nue der Name des Ziegeldeenners, und 1809 sind in Lyon beim Zusammenfluß der Rhone und Saône Ziegelsteine mit demselben Namen ausgegeaben worden. So viel ist gewiß, Aix war nie eine römische Station. Das Itineraeium Antonius und Peutingers Tafel erwähnen es nicht, wohl aber die benachbarten Stationen. Alles dies zusammengenommen, veranlaßt mich zu der Meinung, der Ort sey nur eine Villa oder das Landhaus eines reichen Römers gewesen, der hier mit seiner Familie lebte und die Heilquellen zur Anlegung von Bädern

benuzt, auch da sein Grab hatte errichten lassen, wo er einmal mit seinen Lieben ruhen wollte." Die in Aix noch vorhandenen alten Gebäude bestehen in Folgendem: Zuerst der Bogen des Campanus in dem obersten Theil der Stadt, nahe bei den Quellen, dreißig Fuß hoch und zwanzig breit, mit verschiedenen, zum Theil leserlichen Inschriften, die an der Attika in acht kleinen Nischen oder Einfassungen herumlaufen und fünfzehn männliche und weibliche Namen derselben Familie nennen. Der Familienvater hieß L. Pompejus Campanus, der, wie die dritte Inschrift über dem Bogen sagt, dies Denkmal bei Lebzeiten für sich und die Seinigen bauen ließ. Es ist von toskanischer und jonischer Ordnung und nicht von den Thermen geschieden. Der Bogen bildete im Gegentheil einen nöthigen Theil der Bäder, nämlich den Haupteingang. Lange hat man über die Bestimmung dieses Gebäudes Untersuchungen angestellt und gestritten. Einige machen daraus einen Triumphbogen, Andere ein Sepulcralmonument. Wahrscheinlich war es weder das Eine noch das Andere. Ein Triumphbogen kann es nicht seyn, weil er fünfzehn Personen gewidmet ist und ihre Namen trägt. Aber auch ein Grabmonument war es gewiß nicht; davon trägt es nicht die geringste Spur. Die Alten stellten auch nie Grabmonumente in den Umfang ihrer Städte und bauten sie nie in Bogenform. Es diente offenbar zum Haupteingang irgend eines Gebäudes, mit dem es nur auf den Seiten zusammenhängen konnte. Dies zeigt auch die Attika. Ein Sepulcralmonument konnte nach den religiösen Ideen der Römer unmöglich zum Durchgang dienen, was auch Millin sagen möge.

Die römischen Thermen bestehen aus einem weiten, unterirdischen Bau mit zwei Abtheilungen. Die erste mißt ungefähr sechzehn Fuß in's Gevierte; das Gewölbe ruht auf sechzig backsteinernen Säulen, einen Fuß im Durchmesser. Gen Westen gelangt man in eine andere, ungefähr gleich große Abtheilung mit einer Scheidemauer, in welcher eine Thüre ist. In diesem Gemach, wahrscheinlich ein altes Vaporarium, ist noch eine Badewanne, inwendig mit weißem Marmor ausgelegt. In diesen Räumen hat man bei den Nachgrabungen einen Backstein mit der sehr leserlichen Inschrift Clarianus oder Glarianus gefunden, deßgleichen eine alte Amphora mit zwei Henkeln aus graulicher gebrannter Erde, deren spitzige Basis im Sand fest stand, wie die ganz gleichen Amphoren in Pompeji. Backstein und Amphora werden im Museum zu Chambery aufbewahrt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heiligsprechung.

(Schluß.)

Den Ritus der Ceremonie, welche nun begann, kann ich nicht ausführlich beschreiben. Er war weniger mit äußerem Effekt verbunden, als man hätte erwarten mögen, und das im vordern Theil der Kirche versammelte Volk konnte von demselben wenig oder gar nichts gewahren. Der Consistorialadvokat, welcher den Kardinalprokurator vertritt, richtet knieend an den Papst die Bitte um Aufnahme der Seligen in die Reihe der Heiligen; der Papst läßt ihm antworten, daß er vorerst vor dem Throne der ewigen Gnade beten und die Verwendung der Jungfrau und der Heiligen anflehen müsse. Ein Sänger der päpstlichen Kapelle stimmt nun die Litanei an, deren einfache Melodie, vortrefflich vorgetragen, mit dem Feierlichen der Handlung übereinstimmte. Erst nach der dritten Anfrage, nach mehreren Gebeten und Absingung des Hymnus: Veni creator spiritus, sprach der Papst die Formel der Canonisation aus und stimmte dann, stehend und unbedeckten Hauptes, das Tedeum an. Das Geschütz der Engelsburg verkündete dem Volke den langerwarteten Moment. Die Hochmesse folgte. Die dabei beobachteten Formen waren die der andern Pontificalen, welche um Weihnachten, zu Ostern und am Peterstage gehalten werden. Nur fanden beim Offertorium die bei Gelegenheit von Canonisationen gebräuchlichen Darbringungen statt, welche eigentlich von den Postulatoren der Heiligsprechung ausgehen, aber zugleich von den ersten Kardinälen angeboten werden, so daß jedesmal ein Zug, der Kardinal mit dem Postulator, seinen Edelleuten und Geistlichen, zum heiligen Vater sich begibt. Diese Oblationen, eine von den Ceremonien des alten Bundes entlehnte Sitte, bestanden in großen bemalten Wachskerzen, vergoldeten und versilberten Broden und gleicherweise vergoldeten und versilberten Fäßchen mit Wein; die Tauben blieben weg. Der schönste und feierlichste Moment der Messe ist die Wandlung, wo vom äußersten Ende der Kirche her die Blasinstrumente einfallen und in gehaltenen Tönen die heilige Handlung begleiten.

Gegen Mittag war die Messe zu Ende. Alles eilte nach den draußen angebrachten Tribünen und auf den Platz, um der Segenertheilung beizuwohnen. Das Wetter war den ganzen Tag unstet: während des Gottesdienstes war die Kirche bald im Halbdunkel, bald schossen breite Lichtstrahlen durch die großen Fenster der Façade und der Kuppel und warfen auf die Draperien einen vorübergehenden Glanz, wobei Roth und Gold in warmen Tinten leuchteten. Diese unstete Witterung benahm der Scene im Freien viel von ihrer Schönheit, denn damit sie in ihrer vollen Pracht erscheine, muß eine helle Sonne den

Platz mit einem Lichtmeer überfluthen, in welchem die Waffen der zahlreichen aufgestellten Truppen funkeln und die heitern Farben der bei dieser Gelegenheit auf's Beste geschmückten Trachten des Landvolks sich am vortheilhaftesten zeigen, während der hochsprützende Staub der beiden herrlichen Springbrunnen gleich Millionen von Demanten blizt, und die großartige Architektur der Colonnaden, in denen vor allen Berninis ungewöhnliches Talent sich zeigt, das ganze mächtige Bild einschließen und abrunden. Die majestätische Poesie des Katholizismus macht sich im Akte der Benediction geltend. Ich wenigstens kenne nichts Ergreifenderes, als den Augenblick, wo der Papst, in der großen Loggia der Peterskirche erscheinend, von seinem Sitze sich erhebt und, gleichsam die Welt in seine Brust drückend, die Arme ausstreckt, der Stadt und dem Erdball — urbi et orbi — den Segen gebend, während Alles niederkniet und das Geläute aller Glocken mit dem Donner des Geschützes vereint ertönt.

Das ungünstige Wetter verhinderte die Beleuchtung der Peterskuppel. Je seltener in Italien ein Fest auf solche Weise gestört wird, um so mehr muß man bedauern, daß die zahlreichen Fremden dadurch eines Schauspiels beraubt wurden, welches in seiner Art unübertroffen ist. Einzelne Kirchenfaçaden und Paläste waren bis tief in die Nacht hinein beleuchtet. Von meiner Wohnung aus sah ich noch spät die einsamen Klosterkirchen auf dem Palatin und Cölius in der Ferne schimmern. Die Nachmittagsstunden des folgenden Tags waren freundlicher, und da sah man in allen Straßen Landleute, die Frauen in ihren geschmackvollsten Kostümen, in denen das Roth vorherrschte, mit weißen Tüchern und Blumensträußen. Ganze Schaaren von Mönchen zogen von Kirche zu Kirche.

Es bleibt mir nun noch übrig, derjenigen zu gedenken, welchen die Ehre des Tages gehörte. Unter diesen ist zuerst zu nennen Alfons Maria de'Liguori, aus einer vornehmen Familie (sein Brudersohn hat den Titel: Fürst von Pollica) zu Casamicciola geboren, als Bischof von Sant' Agata dei Goti zu Nocera dei Pagani bei Neapel am 1. August 1787 in einem Alter von beinahe 91 Jahren gestorben. Er ist ebenso bekannt als ausgezeichneter religiöser Schriftsteller und Dichter, wie durch die Stiftung der Cleriker-Congregation des Erlösers, die nach ihm Liguorianer genannt und durch Papst Benedict XIV. im Jahr 1749 bestätigt wurden. Schwerlich außerhalb Italiens, ja außerhalb ihrer Provinz bekannt sind die Uebrigen: Francesco di Girolamo, von der Gesellschaft Jesu, gestorben zu Neapel 1716; Gio. Giuseppe della Croce, Provinzial der Franziskaner Barfüßer nach der strikten Observanz S. Peters von Alcantara, gestorben zu Neapel 1734; Pacifico da S. Severino, Minorit, gestorben zu S. Severino 1721; endlich Veronica Giuliani, Aebtissin der Kapuzinerinnen zu Città di Castelle im Kirchenstaat, gestorben im Jahr 1727. Sehen wir zurück auf die Geschichte der Heiligsprechungen, so finden wir diesen Gebrauch schon frühe in der christlichen Kirche, und jeder Bischof hatte das Recht, oder glaubte es zu haben, frommen Personen diese Benennung beizulegen und den Gläubigen zur Verehrung anzuempfehlen. Später nahmen die Päpste dies Vorrecht für sich in Anspruch, und es ist ihnen nachmals nicht mehr bestritten worden. Papst Johann XV. war der erste, welcher auf einer lateranischen Synode im Jahr 933 den Bischof Ulrich von Augsburg canonisirte, d. h. beschloß, daß sein Andenken mit der frömmsten Zuneigung und Andacht verehrt werden sollte, nachdem über dessen gottseliges Leben und zahlreiche Wunder durch dessen Nachfolger Liutolf Bericht erstattet worden war. Der Ausdruck canonisiren ist dahin zu deuten, daß die Anrufung der Heiligen als Vermittler in den Canon der Messe übertragen wird. Seit Alexander III. (1159 — 1181) wurden Heiligsprechungen lediglich von den Päpsten vorgenommen. Die älteste, mit großer Feierlichkeit gehaltene Ceremonie dieser Art fand im J. 1390 statt, wo Papst Bonifaz XI. in der Kapelle des Vaticanischen Palastes Brigitta von Schweden canonisirte, welche erst siebzehn Jahre vorher (23sten Juli 1373) gestorben war. Die nächsten Nachfolgenden waren unter Eugen IV. S. Nicolas von Tolentino, unter Nicolas V. S. Bernardin von Siena, unter Calixtus III. S. Vincenz Ferreri, unter Pius II. Catharina von Siena. Von da bis zum Jahre 1807 fanden unter achtzehn Päpsten sechzig Canonisationen Statt. Gewöhnlich werden sie auf Veranlassung des Ordens vorgenommen, welchem solche durch Frömmigkeit ausgezeichnete Personen (meist sind es Mönche und Nonnen) angehörten, oder auf den Vorschlag ihrer Familien. Diese oder jene haben dann die Kosten zu tragen. Der Prozeß pflegt mehrere Jahre zu währen und die Für- und Gegenschriften werden gedruckt. Man muß nicht glauben, der promotor fidei opponire nur zum Scheine. Vor seinem Examen ist Mancher schon nicht bestanden.

Aus der Sittengeschichte der Deutschen.

Im fünfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts scheint es Mode gewesen zu seyn, daß die Liebhaber in eigener Person ihren Mädchen Ständchen brachten, wie in Spanien. Geiler von Kaisersberg sagt in seiner Postille: „Er muß den Meytlin zum dickren mol mit der Luten hoffieren im Winter, so es schnyhet und fast kalt ist; ihn möcht frieren, daß er zahnkleppert. — Ich wil geschwigen des Unglücks, das sye haben umb das Herz, küssent den Ring zu Nacht an der Thüren, und schloffen nüt und mögen nüt essen."

— Mit den Prinzessinnen that man im Mittelalter nicht so kostbar, wie jezt. König Eduard von England schickte seine zwei Töchter an Kaiser Heinrichs I. Hof, damit

Prinz Otto sich wählen könne. — König Johann von Böhmen schickte seine Tochter auf die Wartburg, wo sie sechs Jahre blieb, um auf den jungen Markgrafen Friedrich zu warten. Dieser sandte aber 1529 die böhmische Prinzessin wieder zurück und nahm Kaiser Ludwigs Tochter Mathildis zur Ehe.

— In den mittlern Zeiten, vom zehnten bis vierzehnten Jahrhundert, hatten die deutschen Kaiser ein besonderes Recht über das weibliche Geschlecht. Wenn der Kaiser oder König sich in einer Stadt aufhielt und einer ihres Hofgesindes eine schöne oder reiche Bürgerstochter erblickte, so sprach er seinen Herrn darum an. Dieser schickte sofort seinen Marschall vor das Haus der Begehrten und ließ ausrufen:

Hört zu, ihr Herren überall,
Was gebeut der Kaiser (König) und Marschall,
Was er gebeut, und das muß seyn:
Hier ruf ich aus NN. mit NN.:
Heut zum Leben,
Morgen zum Ehen,
Ueber ein Jahr
Zu einem Paar.

Die Eltern oder Vormünder mußten dann die erbetene Person ausliefern. Man kann denken, daß dies den Eltern und nicht selten auch den Mädchen sehr lästig war, desgleichen den Städten selbst, aus welchen dadurch viel Geld gezogen wurde. Die vier Wetterauischen Reichsstädte, Frankfurt, Wetzlar, Friedberg und Gelnhausen, wirkten daher im vierzehnten Jahrhundert von Heinrich VII. einen Freibrief aus, nach welchem dieses Herkommen gegen sie nimmer geübt werden solle. Diese Befreiung kommt überhaupt in Stadtrechten nicht selten vor.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

(Fortsetzung.)

Gastgeberswitz und Sentiment. — Die Eisenbahnen.

Der berühmte Heinzelmann hat, wie ich schon erwähnte, jezt sein Elysium nach Potsdam, an den Fuß der Brauhausberge verlegt. Hören Sie, wie er seine Morgenconzerte ankündigt: „Durch meine früheren Bemühungen sind diese Morgenfeste zur Freude jedes gefühlvollen Menschen in's Leben getreten, und gewiß viele tausend Familien haben sich innig daran ergözt. Das Beleben der Natur, die Verkünderin der Herrlichkeit Gottes, ruft mächtig die schlummernden Gemüther zum Genusse wach. Aber herrlicher als je breitet sich eine neue Flur von der Höhe des Brauhausberges vor dem Auge des entzückten Beschauers aus. Alles Schöne der Umgebung Potsdams — das so viel gepriesene — drängt sich hier gewaltig in hoher Majestät zusammen; kein Gemüth kann unbewegt bleiben. Auf denn meine Freunde! verehrte Berliner, kommt und genießet!!! Es wird meine größte Glückseligkeit seyn, Euch glücklich und vergnügt um mich zu sehen.“ Man sage noch, daß die Zeit an Gemüthlosigkeit leidet, wenn unsere Kaffetiers das Gemüth anrufen müssen, um Gäste zu locken. Der noch berühmtere Weinhändler Louis Drucker, der fortfährt, den Berliner Humor noch mehr zu parodiren als zu repräsentiren, hat, wie denn Alles jezt auf Potsdam speculirt, auch ein Sommeretablissement dahin verlegt, welches er, in glücklicher Parodie seines Collegen, so ankündigt: „Mein Sommeretablissement Tornow, 1/4 Stündchen von Potsdam, im Herzen Deutschlands, da wo die Havel mit Erlaubniß der Mutter Natur schon vor Jahrhunderten eine Insel bildete, welche vermittelst einer modernen Brücke mit dem Continente zusammenhängt, bietet die Pfingsttage über ein Schauspiel dar, über welches sich Menschen und Concurrenten, wenn sie sonst ein edles Gefühl besitzen, erfreuen werden. Das Gezwitscher der Vögel, das Gequäck einiger tausend Natursänger oder Laubfrösche, das Lallen der lieben Kinderlein, ein herrliches Conzert, die Düfte wohlriechender Blumen, die Aussicht auf drei unabgebrannte Windmühlen, bilden ein Ganzes, welches zu beschreiben ich der Prüfung eines jeden Einzelnen überlasse, damit die Insertionskosten nicht vergrößert werden.“ — In der königlichen Bibliothek werden seit einem halben Jahrhundert alle Berliner Pamphlets und Streitschriften zusammengebunden und sorgfältig aufbewahrt für den künftigen Historiographen unserer Sitten. Dergleichen Annoncen, wenn sie Jemand für die Nachwelt sammelte, würden deutlicher sprechen, als die Inschriften auf Gräbern, die von Ueberlegung und nicht von Gelegenheit diktirt sind. Schade, daß Louis Drucker in jeder Woche einigemal seinen Witz in den Zeitungen spielen lassen muß. Da können Albernheiten und Trivialitäten nicht fehlen. Aber Niemand kann ihm abstreiten, daß er ein glücklicher Humorist ist, der sein Publikum und die Verhältnisse kennt, und in seinen harmlosen Fechterstreichen den Nagel gewöhnlich auf den Kopf trifft; sey es nun, daß er seine Kunden einladet, um den grassirenden Weltschmerz zu erlösen oder zu ergründen, ob Gans oder Savigny in ihrem Besitzstreit Recht hatten, oder zur Aufführung des Brauers von Preston. Das Weintrinken ist immer der Zweck, und nicht bei ihm allein, nur daß es die andern nicht immer gestehen. Louis Drucker ist bereits ein „Lion“ von Berlin, ja eine wohlthätige Erscheinung und eine Nothwendigkeit geworden. Er hat schon Nachtreter gefunden, die bis jezt indessen nur die schlechtere Schaale seines Witzes, nicht seinen bessern Kern zu finden wußten.

Die Potsdamer Eisenbahn geht außerordentlich, und dennoch ist es zweifelhaft, ob sie eine Dividende von 4 Procent abwirft, so enorm sind die Verschwendungen der ersten Anlage. Was davon täglich mehr zur allgemeinen Kenntniß kommt, übersteigt allen Glauben; daher bei aller Freude, die das Gelingen verursacht, noch immer eine kleine Abgunst im Publikum. Das geringste Versehen wird mit mißtrauischen Augen betrachtet, und die Direktoren müssen täglich gerüstet dastehen, um Rechenschaft abzulegen. Hätte die Oeffentlichkeit nur von Anbeginn an bestanden! Wenigstens wird das Versehen auf die projektirten Bahnen wohlthätig wirken, wie man denn der Berlin-Sächsischen, was die Geschäftsführung betrifft, mit Vertrauen entgegen sieht. Hinter unsern Mauern beginnt schon die Arbeit; es scheint aber, als ob man das neue Thor erst brechen wolle, wenn man dem Publikum etwas wirklich Gethanes davor zeigen kann. Mit der Mitte dieses Monats hört die bisherige, sechsmal täglich nach Potsdam fahrende Diligence ganz auf, ein wichtiger Moment des Fortschritts. Die Fuhrleute, welche bisher zwischen beiden Städten fuhren, haben dafür Fuhrwerke in Potsdam selbst eingerichtet, und befinden sich nicht schlecht dabei. Schon bürgern sich viele Sommergäste hinüber, wofür freilich die Sommerwohnungen in der nächsten Umgegend von Berlin für's erste weniger gesucht scheinen. Auch das wird sich ausgleichen, und es ist kaum zu besorgen, daß, wenn die Eisenbahnen nach Stettin und Sachsen in Wirksamkeit treten, der Verkehr mit Potsdam sinken wird. Man bedenkt nicht, welche Zuflüsse die Hauptstadt durch beide große Bahnen gewinnen muß.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 141.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 13. Juni 1839.

— A man,
More sinn'd against, than sinning!
Shakespeare

Der Mönch vor Heinrichs IV. Leiche.

Von C. W. Müller.

Der Herbst zog dunkel um die Höhn,
Der Sturm flog durch die Wolken hin.
Vom Rheine brauste laut Gestöhn,
Verödet lag ein Eiland drin;
Drauf stand ein Sarg auf dunkler Bahr,
Ein Mann davor im Mönchsgewand,
Mit dunklem Blick, mit granem Haar,
Zur Leiche schauend unverwandt.

„So grüß' ich, Kaiser Heinrich, dich!
Von Palästina trieb mich's her;
Als deines Schicksals Kunde schlich,
Fand ich nicht Ruh auf Land und Meer.
Du allerunglückvollster Mann,
Den Jeder floh in wirrer Scheu,
In Reiches Acht, in Papstes Bann,
Im Tod liebt dich ein Fremder treu!

„Dein Herz war edel, mild und gut,
Es schlug voll kühner Thatenlust,
Als noch der Jugend frische Glut
Dir pochte durch die volle Brust.
Zwei Priester haben es verheert,
Die frech der Mutter dich geraubt;
Die Leidenschaft hat Adalbert,
Die Härte Hanno drein geschraubt.

„Als Jüngling warest du umspürt
Von Wölfen rings im Lammgewand;
Die Schaar, die dich verhezt, verführt,
Hob frech die Faust, die schlau dich band.
Sie machte dir das Weib verhaßt,
Das treu dir bis zum Tode blieb,
Sie hat mit dir geschwelgt, gepraßt,
Sie war's, die dich nach Sachsen trieb.

„Wohl warst du hart und rasch und wild,
Doch schlimm betrogen warst du auch;
Dein Herz blieb stets versöhnbar mild,
Bis Harzburg fiel in Schutt und Rauch.
Es brach der Feind dein Lieblingsschloß,
Der Ahnen Asche wühlt' er auf,
Da schlugest du ihm Mann und Roß
Voll Heldenzorn im Siegeslauf.

„Dann rief Gregor, der stolz die Macht
Der Staaten wie der Kirch' gewann,
Zu stehn vor seines Stuhles Pracht;
Dich traf der Große mit dem Bann.

Zwar seztest du ihn ab in Wuth,
Doch botst du auch zuerst die Hand;
Allein mit Bertha, sonder Hut,
Zogst du zur Sühn' in Feindes Land.

„Wohl hat dich da der Winter kalt
Auf eis'gen Alpenhöhn umkreist,
Doch kälter jenes Mann's Gewalt,
Der nie gewankt im stolzen Geist.
Du mußtest vor Canossa's Schloß
Drei Tag' und Nächte büßend stehn,
Im Wintersrost, verhöhnt vom Troß;
Er ließ dich kaum gesühnet gehn.

„Es starb Gregor, doch wuchs sein Zorn
Treu durch der spätern Päpste Herz:
Sie öffneten des Aufruhrs Born,
Die Fürsten hoben schnöd ihr Erz.
Du standst in alter Kaiserpracht
Und triebst die Gegenkönige fort;
Es sank dir Rudolphs Pfaffenmacht,
Und Hermann hier, und Eckbert dort.

„Doch weh! die Söhne übten dann
Am eignen Vater Hochverrath;
Konrad hub in Italien an
Und starb an früh mißlungner That.
Dein Heinrich selbst, dein liebster Sohn,
Er steckte Aufruhrsfahnen auf.
Du bist, verrathner Greis, entflohn,
Durch Berg und Wald ging irr dein Lauf.

„So fraßest du den Vaterschmerz,
Allein, geächtet und gebannt,
Bis dich der Sohn, das Eisenherz,
Zu Ingelheim in Fesseln band.
Er riß dir Kron' und Purpur ab,
Du flohst und starbst in fremdem Land,
Sie gönnten dir kein ehrlich Grab,
Sie sezten dich auf diesen Strand.

„So grüß' ich Kaiser-Heinrich dich!
Von Palästina trieb mich's her;
Als deines Schicksals Kunde schlich,
Fand ich nicht Ruh' in Land und Meer.
Du allerunglückvollster Mann,
Den Jeder floh in wirrer Scheu,
In Reiches Acht, in Papstes Bann,
Im Tod liebt dich ein Fremder treu!"

Er sprach's und hob den Leichensang,
Die Psalmen klangen Tag und Nacht,
Er sang fünf lange Jahre lang,
Da ward gelöset Bann und Acht.
Die Leiche fand zu Speir im Dom
Ein prächtig Kaisergrab sofort,
Oed' blieb das Eiland in dem Strom,
Der Mönch zog ungekannt von dort.

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Alterthümlich ist noch ein architektonisches Bruchstück, das gewöhnlich der Dianentempel heißt und wahrscheinlich auch eine religiöse Bestimmung gehabt hat. Zwar ist es aus späterer Zeit als Augusts, war aber wohl ein schönes Monument. Ueber dem alten Karnies ist ein modernes Gebäude errichtet worden; der antike Bau besteht aus sehr großen, regelmäßig zugehauenen Quadern von festem Kalkstein, die ohne allen Mörtel und ohne Klammern auf einander gelegt sind, wie die Römer zu thun pflegten. Das Gebäude bis zum Karnies ist neun Fuß hoch, übrigens fünf-und-vierzig Fuß lang und sechs-und-zwanzig breit.

Ich bin durchaus nicht Millins Meinung, wonach Aix nur die Villa eines römischen Privatmanns gewesen seyn soll, wiewohl ich nicht glaube, daß es zur Römerzeit eine Stadt war, vielmehr ein ansehnlicher, wegen seiner Heilquellen wohlbekannter und besuchter Ort. Für die bloße Villa eines Privatmanns sind alle noch übrigen Reste doch zu groß und bedeutend, und es ist gar nicht glaublich, daß die, heilende Mineralquellen so hoch schätzenden Römer in so reizender Gegend nicht eine passende Niederlassung und eine den Kranken zugängliche Badeanstalt gehabt haben sollten.

Eine gute halbe Stunde östlich von Aix liegt der Berg Mouri, wo wahrscheinlich die Mineralquellen entspringen, die hernach bis Aix unter der Erde fortfließen und da endlich hervorbrechen. Wer Lust hat, ihnen näher auf den Grund zu kommen, mag hinabsteigen in die dortigen Höhlen in der Nähe des Laboratoriums, wo sie gekocht werden oder aus unbekannter Tiefe heraussprudeln. Nur wenige starke Männer haben einige Augenblicke die heißen Dünste, die erstickenden Schwefeldämpfe aushalten können, die da dem Eintretenden mit einer Hize von 37° R. entgegenqualmen.

Nach der Zerstörung der römischen Thermen im dritten Jahrhundert wurden die Heilquellen nur von den nächsten Einwohnern benuzt. König Heinrich IV. von Frankreich soll sich bei seinem Kriegsaufenthalt in Savoyen, besonders vor Montmelian, häufig hier gebadet haben,

namentlich in der Piscine oder dem Bad zum Schwimmen, welches daher noch jezt Bain-royal heißt. Die so wirksamen Douchebäder wurden gemeinschaftlich in einem Lokal administrirt, wo beide Geschlechter nur durch eine dünne Bretterwand von einander geschieden waren. Unbegreiflich ist's, daß man erst in ganz neuer Zeit aufmerksamer auf diesen Quellenschatz geworden ist, da 1551 die ganze Umgegend, und besonders Chambery furchtbar von der Pest verheert wurde und nur Aix frei davon blieb, weßhalb sich alle Behörden aus jener Stadt hieher retteten. Bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts dachte die Regierung nicht daran, etwas für die Gemeinnützigkeit der Heilquellen zu thun; denn erst 1773 begann der König Victor Amadeus III. den Bau des Batiment-royal, der aber erst zwölf Jahre später, 1784, in seiner jetzigen würdigen Gestalt vollendet ward. Damals wurden auch Bäume zu öffentlichen schattigen und geräumigen Spaziergängen gepflanzt, die neuangelegte schöne Straße von Aix bis an den See mit italienischen Pappeln besezt, und sonst viele passende Einrichtungen getroffen. Jenes Batiment-royal in der obern Stadt, mit seinem jonischen Portal, seinem geräumigen und hohen Vestibül, seinen Sälen und vortrefflichen Badeanstalten u. s. w. hat etwas Imposantes und Würdiges, wenn es sich auch nicht mit den großen Kurhäusern in deutschen Bädern vergleichen läßt. Die Doucheanstalten sind aber hier vielleicht vorzüglicher als irgendwo, und zeigen bei rheumatischen und gichtischen Leiden, alten Wunden, Verhärtungen und Hautkrankheiten unwiderstehliche Heilkraft und den glücklichsten Erfolg.

Zwei Mineralquellen kommen hier zu Tage, eine Schwefelquelle und eine sogenannte alaunhaltige, deren Wärme beim Aussprudeln zwischen 34 und 36° R. wechselt und die sich in ihrer Heilkraft ungefähr gleich sind. Außer dem Batiment-royal wird auch noch in den vom jetzigen König angelegten und nach ihm genannten albertinischen Bädern und in den Thermes Berthollet gebadet, wo besonders Arme und Militärs unentgeldlich Heilung finden. Auch für Pferde sind Douchen und Bäder da. Alles ist sehr billig und in der sogenannten Division des princes sind sogar die Douchen gratis.

Auch das übrige Leben in Aix ist nicht theuer und könnte bei der großen Wohlfeilheit der Lebensmittel in diesem gesegneten Landstriche noch bedeutend wohlfeiler seyn, wenn nicht überall eine unglaubliche Profusion von Speisen herrschte, die freilich mit der nationellen Gourmandise und Eßlust der Savoyarden in genauem Verhältniß steht. Mittagessen mit vier-und-zwanzig sehr gut zubereiteten Schüsseln, Frühstücke mit zwölf wiederholen sich täglich, so wenig sich dies auch diätetisch mit dem Baden verträgt. Es ist wahrhaft entsetzlich und beunruhigend, wenn man die savoyischen Damen essen sieht. Bei diesen überfließenden Frühstücken und Diners lassen sie zweimal des Tags keine Schüssel vorübergehen. Meine jungen Engländer, die doch guten brittischen Appetit hatten, schienen wahre Kinder neben diesen Esheroinnen, zumal wenn es an die zahllosen Kuchen, Torten, Cremen, Confituren und andere Süßigkeiten ging, an denen die Landesküche überreich ist. Bemerkenswerth ist dabei noch die ernste, sachverständige und erschöpfende Analysis und Kritik der Damen über die guten und unguten Eigenschaften, über die gewöhnliche und die feine Bereitungsart jeder Schüssel, über das, was ihr fehlt und was sie zuviel hat, über das Warum? Wodurch? Womit? Wielange? u. s. w.

Es gibt in Aix Pensionen zu drei Franken und andere mit mehr Auswahl und Luxus zu fünf, sechs und acht Franken täglich für alles, Essen, Wohnung und Bett. Die Bedienung geschieht mit großer Aufmerksamkeit und Höflichkeit, wie denn überhaupt die savoyischen Dienstboten nächst den russischen wohl die besten sind, die man finden kann. Englische, süddeutsche und schweizerische Reinlichkeit muß man hingegen in Aix nicht suchen.

In geselliger Beziehung ist dieser Ort angenehmer als viele Bäder Europas, besonders die größern Deutschlands; denn Absonderungen, Demarkationen und Coterien sind hier nicht zu finden. Dies kommt wohl von dem Vorherrschen des französischen Gesellschaftsgeistes, den savoyische Gutmüthigkeit und Gastlichkeit noch verbessern. Für galante Rendezvous ist Aix mit seiner herrlichen Natur ein sehr anmuthiger, geeigneter Fleck; das natürliche, ungebundene Gesellschaftsleben, die Sitte, sich um Andere nichts zu kümmern, begünstigt diese Richtung noch mehr. An allen öffentlichen Orten, auf dem Casino, auf Bällen, Spaziergängen und beim Zusammentreffen auf See und Land ist sociale Annäherung gebräuchlich und sittlich. Wer sie kalt oder vornehm ablehnen, sich um Anderer Thun und Lassen bekümmern oder es besprechen wollte, würde bald gemieden werden und mit seiner ungeselligen Art an einem Ort allein stehen, wo Alles zu freundlicher Menschlichkeit einladet, Erde, Himmel und See, besonders aber der Zweck und das Ziel eines Heilorts.

Mich zog besonders Hautecombe und seine Königsgräber an, während Henry sehr bedauerte, daß während unseres hiesigen Aufenthaltes kein Casinoball seyn würde, wo man die junge fashionable Damenwelt sehen könne. Eigentlich war es ihm weit weniger um diese Welt zu thun, als um die Gelegenheit, ein schönes Mädchen wiederzusehen, die er bei dem malerischen Wassersturz hinter der Mühlenstraße zeichnend gefunden hatte, und von der er mir nichts zu sagen wußte, als das Petrarchische:

Oimè il bel viso; oimè il soave sguardo;
Oimè il leggiadro portamento altero;
Oimè il parlar.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Sittengeschichte der Deutschen.

— Schon Tacitus bemerkt, die Deutschen haben einen Widerwillen gegen die zweite Verehelichung des Weibes gehegt. Dies geht durch alle Jahrhunderte herauf, das ursprüngliche Vorurtheil wurde freilich später durch religiöse Strupel befestigt, bei deren Unterhaltung die Geistlichkeit ihren Vortheil fand. So wird in einer Lübischen Ordnung streng verboten, die Wittwen auf ihrem hochzeitlichen Kirchgang zu verspotten oder ihnen eine Katzenmusik zu bringen. „De Wedewen by der Brutnacht nicht tho höhnen, noch en Grael mede Scalmeyen vor de Döre tho make." — Das übereilte Wiederheirathen der Wittwen war vollends verabscheut und zog häufig sogar Ehrenstrafen nach sich. Nur Ein Beispiel aus dem ostfriesischen Landrecht: „Auch diejenigen mögen nicht Zeugen seyn, welche öffentlich am Pranger gestanden, — imgleichen Weiber, welche innerhalb Jahresfrist nach des vorigen Mannes Tode einen andern Mann genommen, und dergleichen, die im Gerichte für berüchtigte Personen gehalten werden."

— Ursprünglich und in den ersten Zeiten mußte der Mann das Weib gleichsam kaufen, d. h. ihr einen Schatz zubringen. Erst gegen das zwölfte Jahrhundert wurde bei den Eheverträgen der Brautschatz, den das Weib mitbrachte, die Hauptsache, und zwar Anfangs, wie es scheint, unabhängig vom eingeschlichenen römischen Recht. Eine der Hauptursachen war die Gründung der Städte und das Aufkommen des Handels. Viele Freigelassene und Landadelige waren seit Heinrich dem Finkler Gewerbleute geworden, welche durch Heirath Reichthümer suchten. Manche Väter, um ihre Töchter wohl anzubringen, gaben daher Brautschätze. Der Stadtadel vermischte sich allmählig mit dem bürgerlichen Stande, wobei denn der bürgerliche Theil diese Ehre mit Reichthümern erkaufen mußte. Auch die Kreuzzüge trugen viel dazu bei, daß die Bräute wohlfeiler wurden. Die Männer gingen zu Tausenden zu Grund, und es kam ein Zeitpunkt, wo unter sieben Jungfrauen kaum eine einen Mann bekommen konnte, wie der heilige Bernhard schreibt; das Heirathen kam daher nur an die reicheren. Fürsten und Herrn machten den Gebrauch der weiblichen Brautschätze bald gemeiner, vorzüglich durch ausländische Heirathen. Im Jahr 1062 holte sich Markgraf Wilhelm von Thüringen eine reiche Braut aus Ungarn. Der Brautschatz, den Mathildis, Heinrichs II. von England Tochter, Herzog Heinrich dem Löwen 1168 zubrachte, war außerordentlich; jeder englische Ritter mußte dazu eine Mark unter dem Titel Prinzessinsteuer erlegen.

— Die Sitten und Rechte der Deutschen und Römer waren so verschieden, daß bei lezteren die Frauen nicht einmal vor Gericht treten durften; bei erstern dagegen findet man, daß noch im dreizehnten Jahrhundert Weiber zu Gericht saßen, ja selbst den Vorsitz führten. So sagt Irmengardis, Aebtissin von Hervorden in einer Urkunde von 1290, worin sie über die von ihr gehaltene Visitation berichtet: Judicio presidentibus nobis villicum de Oldendorpe fecimus Jequiri.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

(Fortsetzung.)

Wohlthätigkeit. Historische Forschungen.

Ich sprach oben von dem besseren Gehalte in dem Charakter des Berliners. Dieser tritt nie augenfälliger als bei großen Unglücksfällen heraus. Die Ueberschwemmungen der Oder im vorigen Jahre hatten bekanntlich, besonders in Berlin, so viel Opfer der Wohlthätigkeit hervorgerufen, daß man meinte, die Ueberschwemmten könnten eher von Glück als von Unglück reden. Dies hinderte nicht, daß sich bei den diesjährigen Ueberschwemmungen der preußischen Flüsse der mildthätige Sinn auf dieselbe Weise hervorthat. Eine heftige Feuersbrunst verzehrte neulich an einem schönen Nachmittage den größern Theil des Dorfes Biesdorf in unserer Nähe. Die noch glimmende Asche, so naher Nachbarn furchtbares Unglück sprach noch lebendiger zum Herzen. Die Beiträge flossen in kurzer Zeit dermaßen reichlich (ob auch in Geld weiß ich nicht), daß die Abgebrannten sammt und sonders doppelt und dreifach neu gekleidet sind, und auch, so heißt es, ihre Häuser, wenn sie wieder auferstehen, mit den geschenkten Geräthschaften besser als vorher meubliren können. Auch der fromme Sinn alter Zeiten, was milde Stiftungen anlangt, ist keineswegs erloschen. Die Vermächtnisse fallen alljährig noch immer sehr bedeutend aus, was das Publikum zum Theil kaum einmal erfährt. Daß die Beiträge zum Nicolausspital sich ebenfalls vermehren, ist begreiflich; hier liegt der Zweck so nahe, und jeder Spendende mag an sich selbst oder seinen Nächsten denken. Erfreulicher ist, daß auch in unserer praktischen Welt mit ihren Nützlichkeitsrichtungen noch viele Vermächtnisse für Gymnasien und Schulen und zu Stipendien für Studirende eingehen. Ließen sich nur einige, und zwar der reichsten, aus früheren Zeiten zeitgemäß renoviren, indem mehrere derselben, bei veränderten Zeitverhältnissen, dem Geiste der Stiftung ganz entgegen benuzt werden müssen, wenn man dem Buchstaben der Verordnung nachkommt. Dem würdigen Stifter der Potsdamer Waisenhäuser, für die er mit unermüdeter Thätigkeit noch immer sorgt, dem Regierungsrath von Türck, haben die Vorsteher derselben ihren Dank dadurch abgestattet, daß sie am Stiftungstage sein, von einem unserer besten Meister gemaltes Bild in Lebensgröße im Hauptsaale des Waisenhauses feierlich aufstellten. Noch immer aber erwarten wir bei so vielem Wohlthätigkeitssinn den zur That gewordenen Willen, unsere Gefängnisse und Strafanstalten aus Lehranstalten des Verbrechens in wirkliche Besserungsanstalten zu verwandeln.

Für die alte Geschichte Berlins erwacht ein immer größerer Eifer. Von der Gesellschaft für brandenburgische Geschichte und Alterthümer, die im vorigen Jahre in's Leben trat, werden zwar noch die Proben ihrer Wirksamkeit erwartet, von Einzelnen geschieht dagegen viel, um dunkle Punkte in unserer Vorzeit zu erhellen und wüste Stellen zu beleben. So erschien eben von dem Verfasser des merkwürdigen vaterländischen Romans: „Die Quitzow und ihre Zeit," Direktor August Klöden, ein neues Werk über das Alter und die Entstehung der Städte Berlin und Cöln, in welchem mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit die Hypothese aufgestellt und vertheidigt wird, daß unsere Stadt viel älter sey, als die ersten Documente, die ihrer erwähnen, und bereits tief hinein in das Slaventhum in der Mark eine ansehnliche Stadt, Flußfestung und Stapelplatz des germanischen Handels im Wendenreiche gewesen seyn müsse.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 142.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 14. Juni 1839.

> Ah! qu'une femme demoiselle est une étrange affaire! et que mon mariage est une leçon bien parlante!
>
> Molière.
> George Dandin.

Aus dem Leben der Deutschen in Rußland.

Bei meinen bisherigen Bildern aus dem Leben unserer Landsleute in Rußland (Nr. 92—94. 107—110 dieser Blätter) habe ich einen besondern Stand im Auge gehabt. Wenn ich aber an ein paar Beispielen zeige, daß sein Glück machen und eine sogenannte gute Partie machen, leider sehr oft zweierlei ist, so wende ich mich an Alle, welche in jenem Lande Fortune suchen.

Eine Wittwe, die in jener echt russischen Behaglichkeit lebte, welche auf Wohlhabenheit deutet, schien es gar nicht ungern zu sehen, daß ein junger deutscher Schulmann sich der Nichte, welche sie erzogen, näherte. Sie begünstigte diese Annäherung möglichst, und ließ sich merken, daß sie, obgleich selbst noch in den besten Jahren, ihre Nichte als ihre einstige Erbin betrachte. Welche Aussicht für den mäßig besoldeten Schulmann! Bald führte er die junge Russin in seine bescheidene, nur spärlich möblirte Wohnung, und erwartete am ersten Ehemorgen mit Sehnsucht die ihr verheißene reiche Ausstattung nachkommen zu sehen. In der That wurden ein Hündchen, ein Kanarienvogel und einige Ballkleider von gefärbter Gaze gebracht. Dies, so wurde ihm jezt bedeutet, sey das ganze Besitzthum seiner jungen Frau; alles Uebrige im Hause der Tante gehöre dieser und sey ihr unentbehrlich, da auch sie sich wieder verheirathen könnte. Dies geschah auch in Kurzem: die Tante hatte sich nur vorher auf gute Art von der Nichte losmachen wollen. Aber der Gatte einer jungen Russin des Mittelstandes bilde sich ja nicht ein, eine Hausfrau gefunden zu haben. Sie versteht weder zu kochen, noch einst ihre Kinder selbst zu pflegen. Dienerinnen jeder Art müssen ihr gehalten werden. Wohl aber versteht sie sich zu putzen und zu schmollen, wenn der Gemahl nicht für jede Jahreszeit ihr einen neuen Hut und Mantel anschafft, und sie recht oft in's Theater führt. Als eine Nachhülfe beim Artikel des Putzes können die häufigen Wochenbetten angesehen werden, indem die zu Gevatter Gebetenen verpflichtet sind, der Mutter ihres Pathen von Zeit zu Zeit schöne Stoffe zu Kleidern zu verehren.

Ein Wittwer, Professor auf einer Universität im innern Rußland, sah sich in die Nothwendigkeit versezt, sich nach einer zweiten Mutter für seine verwaisten Kinder umzusehen. Er wollte diese jedoch aus seiner eigenen Nation wählen; es sollte eine Deutsche seyn, und so werde hiemit ein Beispiel angeführt, welchen Mißgriff der Deutsche selbst unter denen thun kann, die er Landsleute nennen darf. Der Wittwer will nach Moskau, weil er dort größere Auswahl für seinen Bedarf zu treffen hofft, kommt aber nur bis zu einer am Wege dahin liegenden Gouvernementsstadt, als er schon findet, was er sucht. Eine der wenigen dort angesiedelten deutschen

Familien vernahm kaum den Wunsch des Heirathslustigen, als sie ihre Tochter, die sich noch in der Erziehungsanstalt befand, eiligst zurückberief. Freier aus der eigenen Landsmannschaft sind dort zu selten, als daß man sich nicht bemühen sollte, sie festzuhalten. Unser Professor ließ sich fangen. Nach wenigen Wochen brachte er seinen jungen Kindern eine noch sehr junge Mutter. Sein Söhnchen fand Gnade vor den Augen derselben; aber die Tochter mußte nothwendig auch in ein Institut gesendet werden. Gott bewahre! ein Mädchen, in der Eltern Hause aufgewachsen und nicht durch eine Abwesenheit von vier bis sechs Jahren denselben völlig entfremdet — wer würde auf ein solches Mädchen reflektiren? — Es geht in dieser Hinsicht das Vorurtheil und die Entfremdung oft so weit, daß, wenn die Erziehung vollendet ist, junge Mädchen oft gar nicht in das elterliche Haus zurückkehren wollen, oder den Schritt nur mit Grauen und Entsetzen thun. In jenen Erziehungshäusern, wo ein oder ein paar hundert junge Mädchen beisammen sind, für welche sehr gut bezahlt werden muß, ist eine Lebensweise eingeführt, welche die beschränkte eines Beamten oder kleinen Edelmanns überbietet. Die daran Gewöhnten mögen ungern in bürgerliche Verhältnisse zurücktreten. Nur die Aussicht auf eine Heirath, wo sie selbst Herrinnen zu werden hoffen, wie hier der Fall war, kann sie zu dem Tausch bewegen.

Der arme Professor mußte schwer für seine übereilte Wahl büßen. Als er bei der Regierung verläumdet worden war und aus dem Lande gewiesen wurde, ließ er zwar vorerst seine Lebensgefährtin zurück, beredete aber mit derselben, daß sie seine bereits bedeutenden Besitzungen verkaufen und mit dem Erlös daraus so wie mit seiner Tochter ihm nachkommen solle. Sie kam auch in der That nach einiger Zeit, doch ohne das Eine noch die Andere mitzubringen. Das Vermögen ihres Mannes habe sie bei ihren Verwandten sicher gestellt, von der Tochter wisse sie nichts, da sie sich heimlich aus dem Institute entfernt habe. Die junge Frau schien sich nur umsehen zu wollen, wie es in Deutschland zugehe, und da das Leben einer Hausfrau daselbst für sie mit Unbequemlichkeiten verknüpft war, für welche sie sich zu vornehm und für zu wohl erzogen hielt, so zog sie bald wieder ab, um bequem von dem bei ihren Eltern untergebrachten Vermögen ihres Mannes zu leben. Welche Behörde hätte einen aus dem Lande Gewiesenen gegen ein solches Verfahren schützen mögen! — Der alternde, kranke, verlassene Mann mußte froh seyn, als nach langen vergeblichen Nachforschungen endlich seine verloren gegangene Tochter wieder aufgefunden wurde. Die Zahlungen für dieses ausgesetzte Kind hatten bald aufgehört; es mußte, da es seine Zeit gut angewendet hatte, sich selbst fortzuhelfen suchen, ging aus einer Hand in die andere, verirrte sich und fand den rechten Weg wieder. Auch seine Geschichte würde ein eigenes Kapitel füllen, wenn dies nicht theils zu weit führen würde, theils Ergebnisse solcher Art sich in allen Ländern gestalteten. Aber die obigen Andeutungen mögen dazu dienen, den Einwanderer oder den Unerfahrenen auf die mancherlei Netze aufmerksam zu machen, in denen sein Fuß sich verstricken kann.

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Noch am Abend wurde ein Schiff gedungen und am andern Morgen um fünf gingen wir zum Port de Puer hinunter. Land und See lagen in unendlicher Frische und in vollem, goldenen Frühlicht da, und die Morgenluft drang uns an's Herz. Mit uns war noch Monsieur Ch., ein artiger, junger Franzose, den wir in unserer Pension hatten kennen lernen. Drei Ruderer genügten uns, rüstige, freundliche Brüder aus dem Dorf Muorl, wo die Airquellen herkommen. Mir war es besonders angenehm, sie über ihr häusliches Leben und die Sitten ihrer Gegend ausfragen zu können. Während nun der Franzose meinen Engländern von der Pariser Oper, den Boulevards, der Eisenbahn nach St. Germain und dergleichen erzählte, und sie ihm dagegen viel von London, Glasgow und Liverpool zum Besten gaben, hörte ich gern dem jüngsten Schiffer zu, der erst ein-und-zwanzig Jahre alt und doch schon verheirathet war.

Sie wohnen alle drei mit ihren Eltern und Kindern in Einem Haus, und dies ging seit Jahren recht gut und soll, wie sie versichern, immer gut gehen. Wenn keine Fremde in Air sind, leben sie Alle zusammen und treiben Acker- und Weinbau, Holzschlag und Kohlenbrennerei, Vorspann und Wagnerei. In der Fremdenzeit aber gehen die drei jungen Männer an den See, um dem sehr einträglichen Fischfang und der Seefahrt obzuliegen; die im Dorf Zurückgebliebenen theilen sich dann in ihre Arbeit. Im September gehen die Brüder mit Freuden wieder nach Haus zu Weib und Kind. Sie fürchteten sehr, daß ihnen die Lyoner Dampfschiffe großen Abbruch an ihrem Gewerb auf dem See thun, auch die Fische auf den Grund jagen möchten, weil sie das Brausen der Räder scheuen. Ich suchte sie in beider Beziehung zu beruhigen.

Da Geburt, Ehe und Tod die drei großen Angeln sind, um die sich auch in Savoyen das Leben dreht, so siehe hier, was mir diese Leute davon, als in ihrem Lande üblich, erzählten.

Wenn ein Kind zur Taufe in die Kirche getragen wird, so geschieht dies nicht, wie in andern Ländern, auf den Armen, sondern in der Wiege. Diese ruht auf der

rechten Schulter, wenn es ein Knabe, auf der linken aber, wenn es ein Mädchen ist. In manchen Gegenden wird überdies das Geschlecht des Kindes noch auf andere Art angedeutet, nämlich durch eine Kokarde an der Wiege für einen Buben, und durch eine Bandschleife für ein Mädchen. Acht Tage nach der Taufe wird bei der Wöchnerin gastirt, wozu der Pathe, die Pathin, so wie Verwandte und Freunde eingeladen werden. Dies Mahl heißt Arbailles oder Comparoilles. Wenn die Wöchnerin das erste Mal wieder zur Kirche geht, so muß sie an der Kirchthüre verschleiert stehen bleiben und da warten, bis der Geistliche vom Altar kommt, ein Gebet zu ihr spricht, sie segnet und in die Kirche führt.

Der Heirath und Hochzeit gehen sonderbare und uralte Gebräuche voraus, die in mehreren Distrikten abweichen. Der Heirathslustige geht gegen Abend mit einem Freunde zu dem Mädchen, das ihm ansteht, macht da in verblümten Ausdrücken seinen Antrag und gibt dann genau acht, was mit dem immer brennenden Feuer auf dem Herd vorgenommen wird; denn ist sein Antrag willkommen, so wird das Feuer angeschürt und ein Stück Holz hinzugelegt; im andern Fall aber nimmt der Hausvater ein Stück Holz weg und stellt es aufrecht auf die Seite. In andern Gegenden herrscht ein anderer Gebrauch. Da darf sich der Heirathslustige dem Mädchen seiner Wahl nur bei Nacht zeigen, und sie muß ihn zuerst an ihrem Kammerfenster, dann unter der Thürschwelle und zuletzt auf eine Art empfangen haben, die überall anderswo gefährlich wäre, hier zu Lande aber nie unangenehme Folgen gehabt hat. Wenn der Antrag des jungen Mannes angenommen worden ist, so muß er angekleidet und in allen Ehren eine Nacht neben dem Bette des Mädchens zubringen. Eltern, Verwandte und Bekannte, Freunde und Feinde geben auf Alles so genau acht, als es nur immer möglich ist, und wehe dem jungen Menschen, der in der Tugend nicht bestände; er bekäme in seiner Gegend keine Frau. Dies heißt Courir la trosse.

Ist die Hauptsache im Reinen, so ladet der junge Mann den Vater oder Vormund des Mädchens ein, mit ihm in die Schenke zu gehen, wo er ihn in Essen und Trinken frei hält. Nach dem Essen führt ihn der Papa in sein Haus, wo das Mädchen am Herd sizt. Der junge Mann gibt ihr ohne Weiteres Handgeld auf sein Eheversprechen. Am nächsten Sonnabend wird das Verlöbniß begangen. Den Tag vor der Hochzeit essen die Verwandten beider Familien beim Vater des Mädchens; sie selbst aber ist nicht dabei und erscheint auch nicht, bis sie von dem Liebhaber und seinen Begleitern in ihrem heimlichen Versteck gefunden und hervorgezogen worden ist. Je besser und sorgfältiger sich das Mädchen versteckt, und je mehr Mühe die Bursche haben, sie zu finden, desto ehrenvoller ist es. Man hat Beispiele, daß sich Mädchen in die Streu unter einer Kuh oder einem Pferd verkrochen. Diese Nachsuchung geschieht unter dem Klang der Dorfmusik. Ist endlich das Mädchen gefunden, so sezt man sich zu Tisch, ißt und trinkt herzhaft. — Nach der Trauung wird die junge Frau vom nächsten Verwandten des Bräutigams nach Hause geführt. Unter der Thürschwelle empfängt sie die Schwiegermutter freundlich und mit manchen symbolischen Zeichen; bald gibt sie ihr ein Brod, das die Schwiegertochter zerschneidet und an Arme vertheilt, bald einen Topf voll Fleischbrühe, an manchen Orten streut ihr die Schwiegermutter eine Handvoll Weizenkörner auf's Haupt, zum Zeichen des Ueberflusses und der Fruchtbarkeit. Es ist auch Sitte, daß an der Thüre des Hauses ein Besen quer über gelegt wird. Die junge Frau muß ihn ja aufheben, denn thäte sie es nicht, so wäre dies ein schlimmes Zeichen; in ihrem künftigen Haushalt würde weder Ordnung noch Reinlichkeit zu finden seyn. Endlich kommt ein Knabe, einen Rocken mit Werg tragend, als Sinnbild des Ueberflusses an Leinenzeug im Haus. Dies ist ein Hauptspaß für die jungen Bursche, denn sie schießen mit Pistolen nach dem Rocken und suchen ihn dadurch in Flammen zu setzen. Der Charivari bei der Verheirathung eines Wittwers oder einer Wittwe, ist auch hier noch sehr im Schwang, so sehr auch die Regierung dagegen eifert.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Mai.

Das Fest des heiligen Nepomuk. Literatur.

Wenn die Prager im Karneval für die Armuth weidlich getanzt, in den Fasten für die leidende Menschheit eine Menge Musik angehört, so folgt im Lenz eine gar andächtige Zeit. Schon der Festtag des heiligen Joseph wird feierlich in der Kirche und auf dem vor derselben sich ausbreitenden Jahrmarkte begangen, in der Charwoche besucht man die heiligen Gräber, an den Ostertagen Emaus u. s. w. und der Mai bringt die große Wallfahrt aus allen Gegenden Böhmens zum Grabe des Blutzeugen des Beichtsiegels, St. Johann von Nepomuk, mit sich. Die kalte und unfreundliche Witterung des heurigen Frühlings beeinträchtigte schon die Feier der Osterage und war auch dem Johannesfeste nicht günstig. Im Ganzen war der Besuch des leztern zwar nicht ganz so spärlich, als im vorigen Jahre, wenn man aber diese fromme Feier mit frühern Jahren vergleicht, so scheint daraus hervorzugehen, daß die Landleute immer mehr inne werden, wer Lust und Beruf dazu in sich fühle, könne am Ende zu Hause eben so herzlich und brünstig beten als vor dem silbernen Grabmahl in der Prager Domkirche, wo die Gebeine des Heiligen in einem krystallnen Sarge ruhen, oder vor seinen metallenen und steinernen Bildsäulen auf der Brücke und dem Roßmarkte. Andererseits sind auch jene Hausherrn, welche das Bild oder die Statue des Schutzherrn aller katholischen Brücken in ihren Häusern besitzen, bei weitem nicht mehr so emsig beflissen, dieselben auszuschmücken, als in früherer Zeit. Sonst konnte man

zwischen dem 15ten und 25sten Mai Abends fast durch keine Straße gehen, wo nicht aus einem oder mehreren Häusern frommer Gesang erschallte, der uns zu den festlich verzierten, bekränzten und reich beleuchteten Abbildungen des Heiligen leitete. Alle waren mit Blumen und grünem Reisig geschmückt, und hie und da kleine Bühnen errichtet, auf welchen täglich andere Scenen aus seinem Leben theatralisch aufgestellt waren. — Jezt haben diese frommen Decorationen gerade in dem Maße abgenommen, als der Zufluß der Landleute selbst sich verminderte, und da diese beiden Veränderungen im vollen Sinne des Wortes Hand in Hand gingen, so läßt sich kaum erörtern, welche derselben die Ursache, welche Wirkung sey, ob nämlich die Städter ihre frommen Conterfeis mit mindern Kosten verzieren, weil die Zahl der Besucher abnahm, oder leztere durch die mindere Festlichkeit der Ausschmückung auch weniger zu ihren Pilgerschaften angelockt werden.

Der Leipziger Meßkatalog ist dickleibiger, als man es bei dem gegenwärtigen Zustande der deutschen Literatur vermuthen sollte; freilich sind die bedeutenden Namen und Werke darin ziemlich dünn gesäet. Das Contingent der Prager Verlagshändler ist insbesondere dürftig ausgefallen, etwa dreißig Artikel, darunter die Hälfte so unbedeutend, daß es die Zeit verschwenden hieße, auch nur die Titel zu erwähnen. Von Jungmanns vortrefflichem „böhmischem Wörterbuch" ist bei Kronberger und Weber das erste Heft des fünften Bandes herausgekommen. Alle Freunde der böhmischen Sprache sehen mit Sehnsucht der Vollendung dieses Nationalwerkes entgegen. — Eine interessante botanische Arbeit sind die „Icones fungorum hucusque cognitorum" von A. C. J. Corda, der sich vorzüglich durch merkwürdige mikroskopische Beobachtungen in kurzer Zeit einen bedeutenden Ruf unter unsern Naturforschern erworben hat.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, Mai.

(Schluß.)

G a n s.

Zu Eduard Gans, dessen Tod und Leichenfeier ich Ihnen nicht zu melden brauche, hat Berlin mehr verloren, als man glaubt. Was er seiner Wissenschaft gewesen, gehört nicht hieher; an andern Orten werden seine Freunde deren er eine noch größere Zahl als Feinde hatte, es gehörig würdigen. Gans war als Parteimann und Parteihaupt bei uns eine der seltensten Erscheinungen: lauter Eifer und Thätigkeit, eine Sache durchzusetzen, getrennte Kräfte zusammen zu bringen, und die Resultate an's Licht zu stellen. Er redete, warb, predigte, enthusiasmirte und arbeitete, bis er seinen Zweck erreicht. Nicht aus der Hegelschen Schule hervorgegangen, sondern erst später sich ihr anschließend, war es seine lebendige Kraft, welche sie zu einer so kompakten Masse constituirt hat, wie es noch keine philosophische Schule vorher gewesen. Er war es, der die Hegelschen wissenschaftlichen Jahrbücher eigentlich stiftete; seinem Eifer gelang es, die Hegelschen Werke als ein Ganzes wohlgeordnet zur Publikation zu bringen. Er schuf, alle Kräfte, die sich ihm darboten, wohl benutzend, die Taktik, welche so merkwürdige Wirkungen hervorbrachte, und der Schule einen kaum glaublichen Einfluß auf das Leben verschaffte; um so merkwürdiger, wenn man bedenkt, welche reactionären Kräfte im Staate, und gerade jezt, dieser wissenschaftlichen Richtung feindlich entgegen standen und andere Richtungen nach vorwärts vernichteten, während Hegels Doctrinen nicht allein unangefochten blieben, sondern selbst siegreich und herrschend sich geltend machten. Bedenkt man, welchen Einfluß Schleiermacher als Prediger, Universitätslehrer, als liebenswürdiger Mensch und großer Schriftsteller übte, welche ausgezeichnete Männer, bedeutende Talente, sich unter seinen Fahnen sammelten, und wie doch seine Schule, als Ganzes, wenig auf's öffentliche Leben wirkte, wie die Glieder nach seinem Tode zersplitterten und kaum eine mangelhafte Gesammtausgabe seiner Werke zu Stande kam, so muß man allen Respekt vor der industriellen Taktik und rührigen Einigkeit empfinden, wodurch allein die Hegelianer das Feld behaupteten. Dies war Gans Werk. Er vertheilte die Rollen, er wußte Jeden zu brauchen, auch den Kleinsten und Schwächsten, er stellte die Posten aus, er dirigirte die Belagerungen und Schlachten, er knüpfte Verbindungen und schloß Bündnisse nach oben und unten, er trieb die Socii in's Feld, wo die Römer sich nicht gewachsen hielten, er stieß in die Siegstrompete, wenn der Kampf noch schwankte, und ließ Tedeum singen, wenn der Feind noch nicht wußte, daß er geschlagen war. Einschüchterung ist in jedem Kriege eine erlaubte Waffe. Dies Foiseurtalent schlage man nicht so gering im Werth an. Daß es den Deutschen mangelt, daß sie, zumal ihre Gelehrten in vornehmer Lethargie die Achseln zucken und, sich in bequemer Ruhe wiegend, die Sachen abwarten mit der süßen Ueberzeugung, das Gute müsse doch siegen, ist es, was uns an praktischer Wirksamkeit unserer Ideen so weit hinter unsern Nachbarn zurückstehen läßt. Hier, ein fast einziger Fall, zeigte ein Deutscher dies französische Talent, alle Mittel für seine Sache zu benutzen; mit vollen Segeln trieb er das Schiff durch Strudel und Wirbel. Wer die Sache selbst nicht liebt, muß doch den Feuereifer anerkennen; und man konnte ihn selbst lieben, ohne darum die Sache zu lieben, wenn man das vornehme Naserümpfen der Gegner damit vergleicht, wodurch doch in der Welt nichts bewirkt wird, als daß man sich vor sich selbst vornehm erscheint. Es ist eine andere Frage, auf wie lange ein durch strategische Künste errungener Sieg dauert, aber jeder Sieg ist für die Zeit von unberechenbarer Wichtigkeit. Es ist schon ein guter Feldherr, der eine Schlacht gewinnt, und der geschickteste Staatsmann kann die Kriege nicht auf Jahre hinaus lenken. — Höchst verwundert konnten dagegen Viele seyn, in der Leichenrede Marheinecke's am Grabe seines Freundes die Anschuldigung zu hören, daß Neid und Mißgunst ihn verfolgt, daß sie ihm wenigstens im Grabe Ruhe lassen werden. Wenn Todte lachen könnten, möchte es wohl der Selige da gethan haben. Gans war nicht der Mann, um sich verfolgen zu lassen; er war ein unermüdlicher Verfolger, und das hat ihm Niemand verdacht, der jugendliche Kraft zu achten weiß. Er sah sich wenig vor, wenn er stieß und schlug; dafür mußte er natürlich auch Stöße ertragen; kaum daß sie je den seinigen an Wucht gleichkamen. Man schäze an ihm, was an ihm zu schäzen ist, mache ihn aber nicht zum Heiligen und Märtyrer. Es ist das seine liebenswürdige Seite, daß er troz des vollkommenen Parteimanns und Parteiführers der umgänglichste Mann von der Welt war. Seine Lebenslust und Gutmüthigkeit ließ überall Brücken bauen, und wie erbitterte Feinde der nie verzagte Kämpfer und Stürmer auch unter seinen wissenschaftlichen Gegnern zählte, er hatte doch auch Freunde unter ihnen, welche eben seiner frischen, vollen, ungebändigten und unbesonnenen Kraft vieles zu gut hielten. Ein origineller öffentlicher Charakter geht mit ihm zu Grabe, wie Berlin der Art keinen zweiten hat. Er wird wohl an unserer Universität, in unserm öffentlichen Leben aber nicht zu ersetzen seyn.

Beilage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 143.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 15. Juni 1839.

What says Quinapulus? Better a witty fool, than a foolish wit.

Shakespeare.
What you will.

Literarische Grillen.

Schalksnarren.

Adelung, wenn er das Wort Schalksnarr erklärt, zieht den modernen Begriff der Schalkheit herbei und definirt den Schalksnarren als „Narren aus listigem Vorsatz.“ Es verhält sich aber wohl gerade umgekehet, und unser Schalk ist ein Ueberbleibsel des alten Schalksnarren. Schalk bedeutet „Knecht,“ und somit Schalksnarr einen Lustigmacher im Dienst, fou en titre d'office, wie es in Feankreich hieß, zum Unterschied von den Narren auf eigene Faust.

Wenn einer sagt, das Geschlecht der Schalksnarren, Hofnarren, Hofpoeten u. dergl. sey heutzutage ausgestorben, so spricht er eine Thatsache aus, die ihm Niemand bestreitet, wenn es auf den buchstäblichen Sinn der Worte ankommt. Ja, geistige Genüsse gehören nicht mehr zum obligaten Luxus der höchsten Personen, und es gibt keine mit den Hausfaeben drapirten Spaßmaschinen mehr, welche man nach Gefallen aufzieht odee wie Leidner Flaschen ladet, um aus ihnen die prikelnden und stechenden Geistesfunken zu ziehen. Man hat jezt an den Höfen Gelegenheit, die Wahrheit anders woher als aus dem ungewaschenen Munde eines Clauß Narren zu vernehmen; das kalte, prosaische Gesicht der Wirklichkeit, das in alle Vechältnisse hereinblickt, verscheucht die lustigen Gespenster des Witzes und der Phantasie, und seit es der Lauf des Jahehund:ets mit sich brachte, daß man die Poesie aus dem Hofstaat entließ, unterhält man Hoftheater.

Wenn in frühern Zeiten die Fürsten und Herrn Narren, kurzweilige Räthe, Kammerzwerge u. dergl. mit schwerem Geld erkauften und sich an den grotesken Gesten der einen und der parodirenden Unverschämtheit der andern ergötzen, so wandelten sie auch hierin auf den Höhen der jedesmaligen Menschheit und genossen des Privilegiums, voe allem Volk sich am prächtigsten zu erlustigen. Aber mit der fortschreitenden Kultur erhielt auch der Geistesgenuß eine andere Richtung und ein anderes Ziel. Die geistige Entwicklung deang den Großen den Geschmack an Wissenschaften, an schönen Künsten, besonders an dee schönen Literatur dee Franzosen als Mode auf, und aus Serenissimus, der sich bei den Possen seines Pikelhärings den Bauch hielt, wurde Augustus und Mäcen, der hochheezige Gönner und Beschützer großer und schöner Geister. An manchen Höfen ging die Narrheit, bevor sie Abschied nahm, noch eine Weile neben der neuen Puppe, der Literatur, her; so stiftete Friedrich I., König von Preußen, seiner geistreichen Gemahlin zu lieb eine Akademie der Wissenschaften, und zu seinem höchsteigenen Peivatveegnügen hielt er Hofnarren. Aber in der Hofluft, welche am Ende des siebzehnten Jahrhunderts von Versailles

der alle deutschen Fürstensitze einhüllte, mußte der pfiffig aldern grinsende, zutäppische, gerade herausplatzende, jeden Schleier plump abreißende Spaß nothwendig bald ersticken; denn sein Lebenselement war ihm abgesperrt, jene bequeme Sicherheit, jene patriarchalische Weidlichkeit der Fürsten, womit sie frank und frei in der Fluth gemeiner Menschheit untertauchten, welche im naiven Glauben des Zeitalters kein Atom des heiligen Saldels und der unveräußerlichen Würde abwusch. Durch die eindringende Etilette isolirte sich der Fürst auf einem unnahbaren Fußgestelle, Anstand und feine Lebensart wurden mit der wachsenden Aufklärung die Superstition der höchsten Stände, und je feiner sich das Netz conventioneller Lügen wob, desto „cholanter" und am Ende ganz unerträglich war der plumpe Griff, mit dem der schaale Lustigmacher das feine Gespinnst zerriß.

Ging aber deßhalb der Hofnarr unter, weil man ihn so, wie er war, aus dem Dienste jagte? Keineswegs, er gehört zu den unsterblichen Figuren, die sich durch alle Geschichte, unter allen Graden der Kultur, vom Alterthum bis auf den heutigen Tag durchschmiegen. Auf die Ansprüche, welche der jedesmalige Geschmack an sie macht, und auf die Art, wie er sie äußerlich ausstaffirt, kommt nichts an; der Kern, der Geist ist derselbe. — Als französische Kultur und Galanterie unter den Großen das Institut der offiziell so genannten Narren zur Barbarei gemacht hatte, da schied die Seele von der morschen Hülle des armen deutschen „Witzel" und fuhr, veredelt und verfeinert, in den französischen Belesprit, der fortan an deutschen Höfen der bestellte Träger der geistigen Ergötzungen wurde. Das von Paris verschriebene schöngeistige und philosophische Subjekt dachte freilich selbst am wenigsten daran, daß seine Perrücke im Grunde nur eine neue, im Geist der Zeit revidirte Auflage der alten Schellenkappe war. Bei aller Verschiedenheit in der äußern Stellung und in den Ansprüchen blieben die Grundzüge dieselben: die übernommene Verpflichtung, auf jede Frage eine Antwort, bei jedem Ereigniß eine Bemerkung zu haben, die einem Witz gleichsah, und sodann die vertrauliche Keckerei und die servile Unverschämtheit dem Herrn gegenüber. Der Narr, indem er mit seinen rohen Scherzen Alles unter das gemeine Niveau herabzog, versah beim Großmächtigen und Unüberwindlichen den Dienst des Sklaven, der, hinter dem römischen Triumphator stehend, diesem zurufen mußte: „Gedenke, daß du ein Mensch bist!" Der homme à esprit sagte im Grund dasselbe, wenn er seinen Beschützer versicherte, wie groß er, der deutsche Fürst, sey, über dessen Person und ganze Umgebung sich ein charme tout français ausgieße, und wie geistreich der hohe Mäcen sey, der französische Verse komponire, welche nur etwas gewaschen werden müßten, um als saubere Wäsche im Magazin des Mercure de France niedergelegt zu werden. Der Hauptunterschied bestand nur darin, daß der Narr, wenn er zu derb wurde, eine Maulschelle davontrug, während man bei der suffisanten Impertinenz seines verfeinerten Nachfolgers eine prise de contenance nahm.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Wenn Jemand dem Tode nahe ist, so ruft man einen Conseur oder eine Conseuse herbei, je nach dem Geschlecht des Sterbenden. Diese armen Leute bekommen der Todten Kleider zum Lohn. Sie bleiben allein am Bett des Sterbenden, mit einer Todtenlampe, Weihwasser, einem Sterbetuch und andern Attributen des Grabes. Der Conseur oder die Conseuse sind aber häufig durch lange Gewohnheit abgehärtete, unwissende oder ungeduldige Leute und beginnen ihre Auskleide- und Waschoperationen mit dem Sterbenden, noch ehe er todt ist, was schon manchmal schreckliche Folgen gehabt hat. Die zwei nächsten Verwandten des Verstorbenen machen sein Grab; vier Andere tragen ihn zur Beerdigung, der Verwandte und Freunde beiwohnen. Wenn Alles vorüber ist, wird ein Mahl gehalten, wo tüchtig auf das Andenken des Begrabenen und auf die Gesundheit deren getrunken wird, qui ont fait la terre. Ein ganzes Jahr lang muß die Familie des Verstorbenen jeden Sonntag ein vierpfündiges Brod und manchmal auch eine Flasche Wein auf das Grab setzen, was dann die Armen bekommen. In der Provinz Maurienne herrscht der sonderbare Gebrauch, daß man eine vor Hunger meckernde Ziege hinter dem Sarg hergehen läßt und sie dann dem Pfarrer überläßt.

Das Landesidiom ist ein angenehmes und bilderreiches Patois, dem man aber keinen bestimmten Sprachcharakter anweisen kann. Die Aussprache ist sehr verschieden, nicht allein in benachbarten Bezirken, sondern auch in nahen Dörfern. Wer aber dies Patois überhaupt recht inne hat, versteht es überall, ungeachtet seiner Verschiedenheiten in der Aussprache. In der Maurienne ist dies Idiom am meisten gemischt mit Worten, die ehemals französisch und italienisch waren, jetzt aber nicht mehr in diesen Sprachen vorkommen; die Aussprache ist daselbst schnell und aspirirt. Das Patois um Moutiers herum hat fast lauter lateinische und italienische Endungen. Um Annecy ist das Patois sehr verschieden von dem um Moutiers und Maurienne. In der Gegend von Chambery wird eines gesprochen, das wegen der Nähe der Grenze viel

Aehnlichkeit mit dem Französischen hat, jedoch ist noch viel mehr Lateinisches darin zu finden. In diesem Bezirk sprechen die Leute am langsamsten. Wegen der alten und langen Verbindung des Waadlands mit Savoyen wird in diesem überseeischen Schweizerkanton ein Patois gesprochen, das mit dem savoyischen grosse Aehnlichkeit hat und von den Einwohnern beider Länder verstanden wird. Hier nur noch einige Beispiele: Ma fellie, meine Tochter; paré, Vater; avo, Oheim; ara, pflügen; lo hou, der Ochs; la pra, die Wiese; phasous, Bohnen; l'onda, das Wasser; l'ouillo, das Oel; trax, der Balken; le mantel, der Mantel; l'oura, die Luft, der Wind; la vestie, das Kleid.

All unser Reden und Hören bei der Ueberfahrt hinderte uns nicht, die immer zunehmende Anmuth des Sees zu bemerken, je mehr wir vom östlichen Ufer weg nach seiner Mitte kamen. Da verlohnt sich's der Mühe, daß man einen Augenblick die Ruder ruhen läßt und das reizende Land rings um die liebliche Fluth betrachtet. Im Osten, wo wir herkamen, beherrscht der Azi über Aix die ganze Gegend und deren niedere Berge; im Süden steht die Dent de Nivolet und im Norden die Chambotte mit den Felsen von Merian und St. Germain und den Ruinen von Châtillon. Jene Felsen bilden an der Ostküste die bedeutenden Massen, nach denen sich hinauf und hinunter eine Menge schöngezeichneter Höhen und Hügel mit Dörfern und Landhäusern hinziehen. Ganz anders gestaltet sich das jenseitige Westufer, denn da steht der lange Mont du Chat mit seiner Kuppe, der Dent du Chat, rauh und felsig steil in den See abfallend. Es ist eine ernste, einförmige Bergnatur, und stünde an ihrem Fuße nicht die herrliche Abtei Hautecombe, die sich auf dunklem Waldgrund mit ihrem schönen Thurm über den Seewellen auf Felsenbollwerk malt, so wäre jene Seite arm und einförmig, denn das alte Schloß von Bordeau will nicht viel sagen. Das Ganze aber ist mit seinem Doppelgesicht sehr anmuthig, und das Ernste und Strenge des Westens stimmt selbst passend zu der königlichen Nekropolis, die hier seit sieben Jahrhunderten steht, und über die furchtbare Völkerstürme weggegangen sind.

Auch auf dem Grunde des kleinen See's zeigen sich die Spuren furchtbarer Zerstörung. Wir sahen unten in der Richtung des Chatberges hohe Felsengrate weglaufen, die eingesunken seyn mögen, als 1249 durch eine große Naturrevolution ein großer Theil des Greniers einstürzte und bei Myans eine Stadt mit vielen Dörfern verschuttete. Alte Sagen berichten auch, der jezt fast zwei Stunden von Chambery entfernte See habe sich ehemals bis dahin erstreckt, was durch den Umstand bestätiget wird, daß das alte Chambery auf Pfählen gebaut und das ganze Becken so reich an Wasser ist, daß man überall bei drei Fuß Tiefe auf Quellen stößt. Jenes furchtbare Naturereigniß in Folge eines Erdbebens hängt wahrscheinlich mit dem Zurücktreten des See's nach Nordwesten zusammen, der früher wohl nur eine Ausbreitung der viel höher fließenden Rhone über die Ebene von Chautagne, über das Gebiet von Aix, Bourget bis Chambery hin war. Nicht weit von der Stelle, wo sich jezt der See durch den Kanal Savière in die Rhone mündet, liegt auf der französischen Seite das Dorf Euler, bei dem wohl fünfzig Fuß hoch über dem jetzigen Rhonebett ein alter, starker Eisenring in den Felsen getrieben ist. Die Einwohner sagen, er komme von der Sündfluth her, andere weisen ihm nur Julius Cäsars Zeitalter an. Aehnliches findet sich in allen Ländern, die große Erd- und Wasserrevolutionen erlitten haben. Gewiß ist, daß damals die Rhone viel höher ging als jezt.

Zur Ueberfahrt nach Hautecombe hatten wir anderthalb Stunden gebraucht und stiegen nun in dem kleinen Hafen aus, der gar anmuthig zwischen Bäumen und Gebüsch für größere und kleinere Kähne angelegt ist. Ein Baumgang von herrlichen Kastanien führt aufwärts zur Abtei, die auf einem hohen Felsenbollwerke über dem See steht und über der sich gleich der Chatberg mit einer Terrasse für die Mönche und weiter hinauf schöne Waldung erhebt. Zuerst zeigt sich das mächtige Viereck des Klosters und dann die neue, eben erst vollendete Façade der Kirche, die leider nicht dem See, sondern, um den Hochaltar gegen Osten zu stellen, westlich in großer Enge dem Berg zugewendet ist, den man bis zur Terrasse hinansteigen muß, um die Façade recht übersehen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Sittengeschichte der Deutschen.

Jagd.

— In den alten alemannischen, salischen, bayrischen und andern Gesetzen kommen so mancherlei Hunde vor, daß man daraus sicher auf die damalige Kenntniß der Jagd und die Ausdehnung des Weidwerks schließen kann. — Canis segusius, seugius, seucis scheint der allgemeine Ausdruck für den Spürhund gewesen zu seyn, der wieder in mehrere Arten zerfiel. Man leitet das Wort von „seuken, suchen" ab, das ja noch jezt der offizielle Jagdausdruck ist. Manche Franzosen dagegen lassen diese Hunde und ihren Namen ursprünglich aus der Provinz Segusin kommen. — Ferner kommen vor der veltraun oder wint, der Windhund; der hapichhunt oder habuchhunt; der bibarhunt, „qui sub terra venatur," der Dachs- oder Otterhund; der triphunt, Treibhund; der spurihunt, Spürhund; der bracco, die Brake; der hovawarth, der Hofhund.

— Von den deutschen Völkerschaften ward im sechsten und den folgenden Jahrhunderten die Jagd schon sehr weit und kunstreich getrieben. Sie hatten eine Erd-, Luft- und Wasserjagd. Das hohe Wild ward mittelst gezähmter Hirsche gejagt, welche dazu abgerichtet wurden, daß sie in den Wald

gingen und wieder heimkamen. Diese zahmen Hirsche lockten die wilden entweder in Netze oder verschafften dem Jäger Gelegenheit, an sie zu kommen. Sie trugen ein Zeichen am Hals, meistens wohl eine Schelle. — Dies deutet auf einen merkwürdigen Zug. Nach den Begriffen des sonst so mannhaften und rasche Bewegung liebenden alten Deutschen war es nicht ritterlich, das Wild zu hetzen, und die Parforcejagd kam erst aus Frankreich zu uns. Noch im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert wurde die eigentlich deutsche Jagd mit Netz und Garn und Umzinglung der Wälder betrieben.

— Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts scheinen Bären in deutschen Wäldern schon sehr selten gewesen zu seyn. So schreibt Pfalzgraf Philipp an den römischen König Maximilian I. 1492: „daß er mit seiner Gemahel im Schwetzinger Hart dem Birschen nachgeritten und von Ungesichten (ungefähr) daselbst im liechten Wald an eine große Berin mit vier Jungen kommen u. s. w. Daß Se. Maj. achten möchte, wie groß die Berin gewesen, schicke er eine Hand und einen Fuß derselben." — Freilich könnte dies auch ein Wildschwein gewesen seyn, das häufig unter dem Namen „Ber, Beer" vorkommt, wie noch jetzt im Englischen boar der Eber, bear der Bär heißt. Hätte aber wohl Pfalzgraf Philipp von der „Hand" eines Wildschweins geschrieben?

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Mai.

(Fortsetzung.)

Literatur. Theater.

Die Gebrüder Haase, welche heuer die größte Zahl von Verlagsartikeln (dreizehn) haben, brachten darunter mehrere Volks- und gewerbswirthschaftliche Bücher: „Das Belehrungs- und Unterhaltungsblatt für den Landmann" — „Heßlers Jahrbuch für Fabrikanten und Gewerbsleute u. s. w." eine Legende der Heiligen unter dem Titel: „Das Christenjahr" mit 49 Steindrücken, eine böhmische Uebersetzung des „Himmelsschlüssels" von Jaworincky und andere religiöse, naturhistorische und medizinische, mathematische u. s. w. Werke. — Von unsern Zeitschriften ist der „Novellist" schon wieder eingegangen, „Ost und West," das, so wackere Aufsätze es mitunter bringt, doch zu wenig Theilnahme findet, um sich dauernd zu erhalten, erscheint im Meßkataloge (als Verlag eines Buchdruckers) nur unter Fr. Fleischers Firma; die Calvesche Buchhandlung bringt den 22sten Jahrgang der vortrefflichen „Oekonomischen Neuigkeiten und Verhandlungen" und die Gebrüder Haase das „Panorama des Universums," das sich fast ganz der Ethnographie und Topographie geweiht hat, und die belletristische „Bohemia." — Unter den Fortsetzungen größerer Werke ist am erfreulichsten Sommers „Lehrbuch der Erd- und Staatenkunde zweiten Bandes dritte Abtheilung" (das Kaiserthum Oesterreich), worin dieser wackere Geograph seinen Fleiß und seine Sorgfalt wieder recht zweckmäßig an den Tag legt. Von seiner „böhmischen Topographie" brachte diese Messe keinen neuen Kreis. — Doch erscheinen, zumal im Gebiete der czechischen Literatur, viele Werke, die gar nicht in den Meßkatalog, daher auch nur halb in den Buchhandel kommen; das erste derselben ist die „böhmische Zeitschrift des Nationalmuseums," die unstreitig zu den ausgezeichnetsten Erscheinungen unseres Landes gezählt werden muß, und unter ihrem neuen Redakteur Safarik nicht minder blüht und gedeiht, als unter Palackys Leitung. Die Stützsäulen dieser Zeitschrift sind Ammerling, Czelakowsky, Purkinie, Maly u. a. Der letztgenannte Literator setzt seine böhmische Unterhaltungsbibliothek fleißig fort, und lieferte in zwölf Bändchen originelle „böhmische Sagen und Mährchen," während die frühern Lieferungen meist nur Uebersetzungen aus dem Deutschen, Französischen, Englischen, Russischen u. s. w. enthielten. — Das Schicksal des böhmischen Almanachs: „Wesna" dürfte man in gewisser Hinsicht tragisch nennen; er hat wenigstens das mit der Tragödie der letzten Jahrzehnde gemein, daß sein erster Jahrgang der beste war, die folgenden rückwärts gehen, wozu besonders im heurigen Jahre ein großer Schritt geschehen. Der Almanach bringt ein paar Lithographien, das Porträt des verstorbenen Fürsten Kinsky, eines großen Beschützers der böhmischen Literatur, nebst dessen Biographie, und einen Moment aus Tils Erzählung, „Rosine Ruthard," welche beinahe zwei Drittheile des Almanachs füllt.

In Böhmen fanden 1838 160,830 Geburten und (mit Einschluß der Todtgebornen) 108,419 Todesfälle statt. Die Bevölkerung hat sich also im Laufe dieses Jahres wieder um 52,411 Individuen vermehrt. — In Böhmen wurden im Jahre 1838 442 gemischte Ehen geschlossen, 29 in Prag und 413 auf dem Lande.

Zur Feier des Vorabends des kaiserlichen Geburtstages hatte unsere Bühne keine glückliche Wahl getroffen, nämlich: „Clemence Isaure," dramatisches Gedicht in fünf Akten von Panasch. Ein dürftiger Balladenstoff, mit falscher Poesie und mühsamen Versen aufgestutzt, und es schien, weder das Drama noch der festliche Abend sey im Stande gewesen, die Schauspieler zu begeistern, welche das Ihrige thaten, das Stück mit dieser ersten Aufführung auch für immer vom Repertoire los zu werden. — Aubers Oper: „l'Ambassadrice" sahen wir unter dem Titel: „Die Prima Donna," frei nach dem Französischen des Scribe und Saint Georges, zur beibehaltenen Musik von Auber, von Freiherrn von Lichtenstein, dem Gott verzeihen möge, was er an dieser Bearbeitung verschuldet haben mag. Was Scribe in vielen seiner Werke, die so zahllos sind als der Sand am Meer, gegen Wahrheit und Wahrscheinlichkeit, die Consequenz und den Anstand gesündigt hat, um eben einen momentanen Effekt hervorzubringen, haben ihm die deutschen Uebersetzer, freien Bearbeiter und Censuren von jeher redlich zu vergelten gesucht, und man hat aus seiner „Camaraderie" den Kern, aus „Robert le diable" das bischen Verstand und Verständlichkeit herausgeschnitten, seine Aebtissin im „Domino noir" ist in eine Pensionärin, sein Gustav III. im „Bal masqué" in einen Herzogstatthalter verwandelt, und es gab sogar eine Zeit bei uns, wo der Masaniello in der „Muette de Portici" nur ein „Lenardo" seyn durfte; doch hat die Bearbeitung der „Ambassadrice" in dieser Hinsicht Alles überboten, was wir bisher gesehen hatten. Der Gesandte ist hier ein fürstlicher Commissionsrath geworden, und Sie können denken, wie komisch es klingt, wenn man den Commissionsrath gnädiger Herr und Euer Gnaden nennt, und die Prima Donna sich so kindisch darüber freut, seinen „Rang" und seine „Macht" zu theilen. Es wäre auf jeden Fall besser, eine Oper — zumal eine französische, in welcher der Stoff keine so untergeordnete Rolle spielt, wie in der italienischen Opernmusik — gar nicht, als dermaßen verunstaltet zu geben.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 18.

Sonnabend, 15. Juni 1839.

Das Wochenblatt

für Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel betreffend.

Den vielen Bestellern des Wochenblattes, welche dasselbe wegen Mangel an Exemplaren bisher nicht erhalten konnten, diene zur Nachricht, daß die fehlenden Nummern 1—21 gegenwärtig nachgedruckt werden und binnen 3—4 Wochen geliefert werden können.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[264] **Uebersetzungs-Anzeige.**

Im Verlage der Unterzeichneten wird von

Ustrialows Geschichte Rußlands

eine Uebersetzung erscheinen. Der erste Band, enthaltend die ältere Geschichte bis zur Thronbesteigung Peters des Großen, soll noch in diesem Jahre, der zweite, die neuere Geschichte von Peter dem Großen bis zum Tode Alexanders, wo möglich bis zur nächsten Ostermesse fertig werden.

Stuttgart, im Juni 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[253] Bei Adolph Krabbe in Stuttgart ist so eben erschienen und zu haben in allen Buchhandlungen:

Gulliver's Reisen

in unbekannte Länder.

Von

Jonathan Swift.

Aus dem Englischen neu übersetzt

von

Dr. Fr. Kottenkamp.

Nebst einer Notiz über J. Swift, nach Walter Scott,

von

August Lewald.

Zwei Bände,

mit 450 Bildern und Vignetten von Grandville.

I. Lief. à 12 Gr. oder 48 kr. (In 8 Lieferungen compl.)

Swift hat seine Zeitgenossen mit mehreren prosaischen und poetischen Werken beschenkt, in welchen er einen Reichthum der scherzhaftesten Ideen und Wendungen niederlegte, allein auf die eigenthümlichste Weise zeigte sich sein Genius in Gullivers Reisen. Diese Satyre auf die Menschen, alle ihre Einrichtungen und auf ihr ganzes Thun und Treiben, ist der Triumph seines Witzes. Mit unvergleichlicher Kunst zaubert er dem Leser ein Schlaraffenland von Zwergen und Riesen vor, — und es ist, als ob man die verschiedensten Kabalen und Thorheiten unter jenen Geschöpfen selbst miterleben müßte.

Die Uebersetzung dieses Meisterwerks ist größtentheils veraltet, um so mehr wird diese neue vollständige Ausgabe dem deutschen Publikum willkommen seyn.

Die äußere Ausstattung, die Schönheit der Holzstiche wird nichts zu wünschen übrig lassen, und das Ganze bis November dieses Jahres bestimmt fertig seyn. — Ausführliche Anzeigen sind in allen Buchhandlungen vorräthig.

[257] **Literarische Anzeige.**

So eben ist erschienen:

Die ersten Mutterpflichten

und

die erste Kindespflege.

Belehrungen für junge Frauen und Mütter,

dargestellt von

Dr. Friedrich August v. Amman,

Leibarzt Sr. Majestät des Königs von Sachsen 2c.

Dritte verbesserte Auflage.

gr. 12. Velinpapier, geheftet. Preis 1 Rthlr.

Leipzig, den 1. Mai 1839.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Militärisches Fremdwörterbuch.

[233] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Erklärendes Wörterbuch

der

in der Kriegskunstsprache vorkommenden

Fremdwörter.

Auch als zehnte Lieferung der Bibliothek für Militärs überhaupt und für Unteroffiziere insbesondere.

12. broch. Preis 48 kr. oder 12 Gr.

Wir übergeben hier dem Publikum ein militärisches Wörterbuch, welches nicht nur die in der Kriegskunstsprache vorkommenden Fremdwörter verdeutscht, sondern in allen Fällen, wo der deutsche Ausdruck nicht

vollkommen klar seyn sollte, durch Umschreibung und Erklärung nachhilft. Außer den Wörtern fremder Abstammung, welche eine rein militärische Bedeutung haben, wird der Leser auch solche antreffen, bei welchen dieß, streng genommen, nicht der Fall ist, die aber doch theils im schriftlichen Verkehr der verschiedenen Militärbehörden, sowie in militärischen Werken, theils bei Berichten, Relationen u. s. w., welche Militärs oft zu fertigen haben, vorkommen, theils auch in der Reit- und Fechtkunst gebraucht werden, welche Ausdehnung vielen gewiß sehr erwünscht seyn wird.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[241] So eben sind bei J. H. C. Schreiner in Düsseldorf erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der

Ritter Leo von Klenze

und

unsere Kunst

von

A. Wiegmann,

Architekt und Professor an der Königl. Kunst-Akademie zu Düsseldorf.

8. 7 Bog. Velinpap. geh. Preis 1 fl. 12 kr. od. 16 Gr.

Ueber die Construction

von

Kettenbrücken

nach dem Dreiecksystem und deren Anwendung auf Dachverbindungen, von demselben Verfasser.

Mit 2 lithographirten Tafeln.

gr. 8. 2 Bog. Velinpap. geh. Preis 36 kr. oder 8 Gr.

---

[255] In unserm Verlage sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. J. Wagner's

Kleine Schriften,

herausgegeben

von

Ph. L. Adam.

Erster Theil.

Mit des Verfassers Bild in Stahlstich.

Auch mit dem Titel:

Strahlen

deutscher Weltanschauung I.

gr. 8. broch. 3 fl.

Inhalt. Ansichten deutscher Poesie. — Die Klassiker. — Was von Poeten zu halten sey. — Gradus ad Parnassum für deutsche Poeten. — Die Harfnerin. — Die Zeiten. — Der Mensch. — Ueber Popularphilosophie und Volkspoesie. Die Poesie als wahrhaft freie Kunst in Theorie und Exempeln dargestellt. — Ideen über Musik: vom ästhetischen Charakter der Musik und ihrem Verhältnisse zu den andern Künsten. Was ist Musik? Gesang und Instrument. Die Tonverhältnisse. Die Modulation. Die Komposition. Verwandtschaften der Musik. Musik und Poesie. Musik und Tanz. Musik und Erziehung. Musik und Gesellschaft. Musik in Kirche und Staat. — Ueber das Verhältniß der Declamation zur Musik. — Ueber musikalischen Vortrag. — Ueber die Wahl der Farben zur Kleidung. — Welches ist der wahre Standpunkt für die Landwirthschaftswissenschaft? — Die Centralregierung und die Gemeinde-Verwaltung. — Homo rex. — Gesetzgebungslücken. — Ueber Vision und sympathetisches Wirken. — Leben, Gesundheit und Krankheit. — Ideen zu einer Theorie des Schicksals. — Ankündigung philosophischer Vorlesungen. — Ueber das Wesen der Philosophie. Ein Programm. — Mathematische Philosophie. — Das Schauen oder die Verklärung der Wissenschaft. — Die Lehre vom Gelde. — Ideen zu einer Welttafel. — Wie viel sind Philosophien? — Die Zeit und die Philosophie. — Kann die Philosophie volksthümlich werden? — Vom Wesen und Gebrauche der Kategorien. — Vom Geiste des Schulunterrichts.

J. J. Wagners Portrait.

Abdrücke in 4. 8 Gr. oder 36 kr.
Chines. Papier 12 Gr. oder 48 kr.

Ulm, 1839.

Stettin'sche Buchhandlung.

---

[182] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Franklin's goldenes Schatzkästlein,

oder Anweisung, wie man thätig, verständig, beliebt, wohlhabend, tugendhaft, religiös und glücklich werden kann. Ein Rathgeber für Jung und Alt in allen Verhältnissen des Lebens. Herausgegeben von Dr. Bergk. 2 Bändchen, zweite verb. Aufl. 8. broch. 25 Sgr. od. 1 fl. 30 kr.

Was der weise Franklin in mehr als 80 Jahren gedacht und beobachtet hat, das findet man hier gesammelt und geordnet zum Frommen für alle Menschenklassen. Nicht leicht gibt es ein Buch, das so viel Nützliches, Anwendbares und Schönes enthielte, als dieses.

---

[265] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Länder zu haben:

Dichtungen

von

Byron.

Aus dem Englischen

von

Gustav Pfizer.

Vierte Sammlung. Enthält: Die beiden Foscari. — Werner. — Himmel und Erde. — Der Fluch der Minerva. — Das eherne Zeitalter. — Tasso's Klage. — Die Prophezeihung Dante's. — Die Belagerung von Korinth. 8. 33 Bogen auf fein Velin. Preis geh. 1¾ Rthlr. preuß. oder 3 fl. rhein.

Das steigende Interesse für die reichen Erzeugnisse des großen Dichters mußte das Bedürfniß nach guten Uebertragungen in unsere Sprache immer fühlbarer werden lassen. Auch in der oben angekündigten Fortsetzung seiner Werke freut sich die Unterzeichnete, eine Bearbeitung veröffentlichen zu dürfen, die bei der möglichsten Treue und einer seltenen Vollendung den Geist und Charakter des Originals unverwischt wieder gibt. Die ihr vorzugsweise und durch so competente Stimmen zu Theil gewordene Anerkennung macht jede weitere Empfehlung überflüssig.

Stuttgart, Mai 1839.

S. G. Liesching's Verlagsbuchhandlung.

Geschichte der Deutschen

von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten

von

Wolfgang Menzel.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage

in

Einem Bande in zwei Abtheilungen,

mit dem wohlgetroffenen Bildniß des Verfassers in Stahl, und einem Register.

Preis 8 fl. 45 kr. oder 5 Rthlr.

Da der Name des Verf. als Schriftsteller längst, wie neuerdings als freisinniger und muthvoller Volksvertreter ruhmvollst bekannt ist, und auch schon die früheren Auflagen dieses Werkes mit so großem Beifall aufgenommen wurden, so glauben wir nur andeuten zu dürfen, daß derselbe auf die dritte Auflage nochmals die sorgfältigste Mühe verwandt hat, um eine Arbeit, der er mit ganz besonderer Liebe obgelegen, möglichst zu vervollkommnen. Dieses Geschichtswerk enthält nicht nur die politische Geschichte Deutschlands, fortgesezt bis auf die jüngsten Tage, sondern sie geht auch mehr, als es bisher bei irgend einer populären Geschichte der Deutschen der Fall war, in die Specialgeschichten der einzelnen Provinzen und in die Geschichte der Sitten, der Kunst und Wissenschaft ein, und bringt im verhältnißmäßig engsten Raum die größte Fülle und Mannichfaltigkeit zur klarsten Uebersicht. Insbesondere bei dieser neuen Auflage ist der Verfasser dem Wunsche vieler Leser entgegengekommen, die schönsten und bedeutungsvollsten Einzelnheiten noch genauer auszumalen und dadurch, ohne je den Totalblick über das Ganze zu verlieren, doch jede besondere Zeit und Oertlichkeit aufs Lebendigste zu vergegenwärtigen. Durch diese zahlreichen Verbesserungen und Zusätze erscheint das Werk jezt nahezu um ein Viertel seines frühern Inhalts vermehrt.

Für Belehrung wie für Unterhaltung gleich gründlich und anziehend behandelt und von der wärmsten Vaterlandsliebe dictirt, ist dies ein recht eigentlich dem deutschen Volke zugeeignetes Nationalwerk, das in keinem Hause fehlen sollte.

Um unserseits zur möglichsten Verbreitung dieses Werkes beizutragen und es auch dem weniger Bemitteiten käuflich zu machen, haben wir, unerachtet seiner bedeutenden Erweiterung und der Zugabe eines seinen Werth gar sehr erhöhenden Registers wie des Porträts des Verfassers, dennoch nur den frühern Preis von **8 fl. 45 kr. oder 5 Rthlr.** auch für diese Ausgabe festgestellt.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[260] **Anzeige für Botaniker und Freunde der Botanik.**

So eben ist im Verlage des Unterzeichneten die 7. Lieferung erschienen von

Dr. W. L. Petermann, das Pflanzenreich in vollständigen Beschreibungen dargestellt, nach dem natürlichen Systeme geordnet und in naturgetreuen Abbildungen gezeichnet. Subscriptions-Preis für die Lieferung 16 Gr.

Dieses vollständige botanische Werk wird (wie bereits früher angezeigt) 30 und etliche Lieferungen, jede von zwei Bogen Text und 6 Tafeln sorgfältig ausgeführter colorirter Abbildungen im größten Lexiconformat umfassen. Der Verfasser ist dabei dem natürlichen Systeme nach Hofrath Dr. Reichenbach gefolgt, und wird am Schlusse des Werks eine vollständige Uebersicht nach dem Linnéischen Systeme, so wie ein alphabetisches Register hinzufügen.

Zur Beurtheilung der Vollständigkeit desselben, im Vergleich zu den ausführlichsten und kostspieligsten bisher erschienenen botanischen Werken mit Abbildungen, mag die Erwähnung dienen, daß die bis jetzt ausgegebenen 7 Lieferungen, außer 426 erläuternden Figuren auf den Einleitungstafeln (Nro. 1 — 10), 252 abgebildete Pflanzen der bis dahin beschriebenen Familien enthalten und daß jede dieser Pflanzen durch besondere Abbildungen der wichtigsten Theile noch weiter veranschaulicht und erläutert ist. Exemplare sind in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu finden, wo auch fernere Subscriptionen darauf angenommen werden.

Leipzig.

Eduard Eisenach.

---

[259] Bei Tendler und Schäfer, Buchhändler in Wien, sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erzählungen

von

allen Farben

von

J. F. Castelli.

3 Bände 8. in Congreve-Umschl. geh. Preis 2 Rthlr. 18 Gr.

Wir gaben dieser Sammlung den Titel: „Erzählungen von allen Farben," in der Ueberzeugung daß die größte Mannigfaltigkeit im Inhalte, in der Tendenz und dem Vortrage darin herrscht. Das Ernste wechselt mit dem Fröhlichen, die Vergangenheit mit der Gegenwart, das Mährchenhafte mit dem wirklichen Leben ab, und somit wird gewiß jeder Leser Etwas für seinen Geschmack darin finden. Damit er aber auch dieses

sogleich erkenne und auffinde, haben wir sogleich bei dem Titel jede Erzählung so bezeichnet, daß ihr Inhalt im Vorauserrathen werden kann, als auch, um dem Titel auch äußerlich sein Recht wieder zu lassen, jede Erzählung abgesondert in eine Farbe kleiden lassen, welche ihr homogen ist. Wer also eine fröhliche Erzählung lesen will, wird sich nicht an eine in dunkle, sondern in lichte Farben gehüllte wenden.

Außer dem allgemein beliebten und bekannten Namen des Herrn Verfassers, dient eine gefällige typographische Ausstattung dem Werkchen als Empfehlung.

[217] In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

Geschichte der Seele.

Von

Dr. G. H. v. Schubert.

Dritte Auflage.

Nebst acht lithographirten Tafeln.

gr. 8. Velinp. Preis 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 8 Gr.

Die Verlagshandlung, um ihrerseits dieses herrliche Werk zu fördern, hat, für diese verbesserte, auf schönes Maschinen-Velinpapier gedruckte Ausgabe, den Preis beibehalten, der für die früheren auf gewöhnlichem Druckpapier gedruckten Ausgaben angesetzt worden ist.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[228] Bei Orell, Füßli u. Comp. in Zürich ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Frau Martha, oder kurze Anleitung für Mütter, ihre Kinder zu erziehen und sie für die Schule vorzubereiten.

Eine vom hohen Erziehungsrathe des Kantons Zürich gekrönte Preisschrift von

Christian Friedrich Stößner.

8. brochirt 8 Gr. oder 30 kr.

Mit Titelkupfer kartonnirt 12 Gr. oder 45 kr.

[261] **Calligraphische Anzeige.**

So eben sind bei T. Trautwein in Berlin erschienen und in allen Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Johann Heinrigs

neue deutsche und englische Schulvorschriften zur Erlernung einer geläufigen Geschäftshand. Erstes Heft. 10 Gr.

Da die Texte der so bekannten und viel verbreiteten Schulvorschriften dieses Calligraphen fast nur geschichtlichen und moralischen Inhalts sind, mehrfach aber auch dergleichen Hefte mit Textworten aus dem Geschäftsleben, und welche deutsche und englische Schrift zugleich enthalten, gewünscht werden, so hat sich der Verfasser zur Herausgabe des obigen Werks entschlossen, wovon noch mehrere Hefte nach und nach erscheinen werden. Diese Reihefolge neuer Schulvorschriften soll sonach weder eine Fortsetzung, noch eine Ergänzung von des Verfassers früher erschienenen Schulvorschriften, sondern ein für sich bestehendes Werk zu gleichem Zweck und zu gleicher Wirkung bilden.

Ferner wird von desselben Verfassers

Alphabeten Europäischer Schriftarten

im Laufe dieses Jahres noch ein fünftes Heft erscheinen, welches ornamentirte Initialbuchstaben enthalten soll. Die zahlreichen Besitzer der ersten 4 Hefte werden hierauf im Voraus aufmerksam gemacht.

[262] So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Shakspeare's
dramatische Werke,

übersetzt von

A. W. v. Schlegel und Ludwig Tieck.

Neue verbesserte Ausgabe I. Band.

König Johann. Richard II. Heinrich IV. Erster Theil.

Auf Maschinen-Druckp. 1/3 Thlr., auf Velinp. geh. 1/2 Thlr.

Die Erscheinung des ersten Bandes ist durch mancherlei unerwartet eintretende hindernde Umstände, namentlich in der Buchdruckerei, verzögert worden. Jedoch ist bereits ein anderer Band unter der Presse und wird in etwa 6 Wochen folgen, so wie die fernern Bände möglichst schnelle Förderung finden sollen.

Da jedoch Herr Prof. v. Schlegel seine frühere Uebersetzung der sorgfältigsten Revision unterwirft, wie die Ansicht und Vergleichung des gegenwärtigen 1sten Bandes aufs Erfreulichste erkennen lassen wird, so dürften die von ihm bearbeiteten Bände, jedoch zum Gewinn für das Unternehmen, in der Erscheinung sich etwas verspäten.

Der jetzt bestehende mäßige Subscriptionspreis hört auf, sobald vier Bände erschienen sind, und treten sodann erhöhte Preise ein.

Berlin, 20. Mai 1839.

G. Reimer.

[234] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Versuch
einer Physiologie der Sprache

nebst historischer Entwicklung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsätzen

von

Dr. K. M. Rapp.

Zweiter Band.

Auch unter dem besondern Titel:

Die Sprachen des Mittelalters

physiologisch entwickelt.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 6 Gr.

Inhalt: Physiologie. Zweite Abtheilung. Historische Ansicht. **Sprachen des Mittelalters.** Vorwort. I. **Mittelgriechisch oder Byzantinisch.** Probstück. II. **Romanisch.** Eidesformel Ludwigs des Deutschen. 1) **Provenzalisch oder Südfranzösisch.** a) Vorperiode. Fragment von Boethius. b) Die Troubadoursprache. Probstücke. 2) **Nordfranzösisch oder Normannisch.** Probstücke. III. **Gothische Sprachen.** Einleitung. 1) Isländisch oder Altnordisch. 2) Angelsächsisch. Friesisch. 3) Niederdeutsch oder Altsächsisch. Probstücke der ersten und zweiten Periode. 4) Oberdeutsch oder Altschwäbisch. Hildebrandslied. Probstücke der ersten und zweiten Periode.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 144.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 17. Juni 1839.

Neig' aus deines Vaters Halle,
Felsentochter, mir dein Ohr,
Und im Silberschleier walle,
Reine Nymphe, wall' hervor!

Bürger.

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Als wir ankamen, war es noch früh. Der in einem kleinen Haus bei der Terrasse abgesondert vom Kloster wohnende Concierge lag mit den Seinigen noch im Bette, und rief uns durch's Fenster, wo wir ihn anredeten, zu, wir möchten einstweilen zur fontaine intermittente gehen, indessen werde er aufstehen, sich ankleiden und frühstücken, dann sey er zu unsern Diensten. Dies Alles gab uns gleich den rechten Begriff von dem Concierge einer königlichen Abtei. Wir gingen also zur Wunderquelle hinauf, wo in der anmuthigen Waldung herrliche Durchsichten wechselten auf den See, das jenseitige Ufer und die Abtei. Einer unserer Schiffer führte uns, versicherte aber wiederholt, wir könnten von Glück sagen, wenn wir die Quelle laufen sähen. Davor war mir nicht bange, denn Glück habe ich immer auf meinen Reisen und Lustfahrten gehabt. Nach einer Viertelstunde hörten wir auch einen gurgelnden Laut und der Fischer sagte schnell: la voici qui arrive. Als wir nun auf dem schönen Baumplatz der Quelle ankamen, wo sie zwischen mit Epheu und Moos umsponnenen Felsblöcken herausfließt, war sie schon in vollem Laufe und füllte das Wasserbecken ganz. Bald aber nahm sie wieder ab, versiegte sichtlich und verstummte gleich darauf ganz. Nun hatten wir sie wohl fließen und ausbleiben sehen; wird sie aber wieder kommen? Dies ist die Frage, die Niemand beantworten kann, selbst nicht die Leute des Klosters, denn sie ist voller Ungleichheiten und Launen. Einen Tag kommt sie regelmäßig alle zehn Minuten, den folgenden aber braucht sie zwanzig oder mehr, ein anderes Mal kommt sie mehrere Tage gar nicht wieder, oder fließt einmal Stundenlang ohne Unterbrechung. Während uns dies der Schiffer halblaut erzählte, hielt ich meine Uhr in der Hand, und kaum war die zehnte Minute vorüber, so hörten wir jenen Gurgellaut wieder im Innern des Felsens, und gleich darauf kam sie schwach hervor, bald stärker und immer stärker. So lief sie sieben Minuten lang, versiegte dann wieder und ward still. Diese liebliche Erscheinung, unter den herrlichen, dunkelnden Baumkuppeln und Domen, zwischen malerischen Felsen, zog uns so an, daß wir die freundlich gestimmte Najade dreimal kommen und gehen sahen und sie am Ende sehr ungern verließen, nicht ohne Dank für ihre Gewogenheit. Dafür hörten wir sie noch einmal plaudernd kommen, als wir schon ziemlich weit hinunter gegangen waren. Es fiel mir ein, den Schiffer auf dem Rückweg zur Abtei nach der Ursache dieses Intermittirens der Quelle zu fragen. Da lächelte er und sagte: „Que voulez-vous que ce soit? Nous

disons, nous autres, que ce sont les larmes des dix-mille vierges." Nun gab ich mir ein Ansehen und bemühte mich, ihm die Sache auf die gewöhnliche Art aus der Theorie des Hebels begreiflich zu machen, konnte es ihm aber gar nicht übel nehmen, als er am Ende diese Erklärung für unzureichend hielt und lieber bei seinen zehntausend Jungfrauen blieb.

Unten fanden wir die Frau des Concierge mit den Schlüsseln vor der Thüre ihres Häuschens, und es wurde gleich an's Werk gegangen, wobei ich gern diese störend schwätzende, schwer aufathmende Begleiterin entbehrt hätte, was um so leichter gewesen wäre, da wir zuvor die Geschichte von Hautecombe so gut studirt hatten, daß wir uns gar wohl hätten allein zurecht finden können.

Ehe ich mit den Lesern durch das gothische Portal in die Kirche trete, muß ich wohl geschichtlich mit wenigen Worten sagen, was Hautecombe war und ist. Dazu müssen wir einen Augenblick in's eilfte Jahrhundert zurückkehren, wo Savoyen ein bedeutendes Reichslehen war und sich viel weiter erstreckte als jezt; denn es begriff damals im Westen, jenseits der Rhone, des heutigen Grenzstroms, Bugey und Belley, also einen guten Theil des jetzigen Departements Rhone, und im Norden einen großen Theil der heutigen Kantone Genf und Waad mit See, späterhin auch den Kanton Wallis. Dieses ganze ansehnliche Land trugen mehrere Herren vom Kaiser Konrad dem Salier zu Lehen. Unter ihnen waren vorzüglich die Grafen von Maurienne, seit Humbert mit der weißen Hand, die Stifter des savoyischen Grafen-, Herzogs- und Königshauses. Ein Jahrhundert nach jenem Humbert lebte Amedeus III., ein starker Kriegsheld, wie fast alle savoyischen Fürsten. Er gründete in der reizenden Lage und unter Mitwirkung St. Bernhards die Abtei Hautecombe, Cisterzienserordens, wo seitdem die Grafen oft wohnten und begraben wurden, und dies blieb selbst so, als sich später die Grafen zu Herzogen und Königen erhoben. Dies Kloster zeichnete sich auch bald durch seine Wissenschaftlichkeit aus, besonders in der Landesgeschichte, über die von den Mönchen eine treffliche Chronik geführt wurde, zu deren Einsicht auch oft Fremde hieher kommen. Aus diesen Mauern gingen im dreizehnten Jahrhundert die Päpste Cölestin IV. und Nicolaus III. hervor, und hier wurden die Leichen der savoyischen Fürsten und Herrn, manchmal aus weiter Ferne hergebracht, beigesezt, zusammen neun-und-zwanzig.

Die Todtenreihe begann mit einer deutschen Fürstin, mit Clementinen, Tochter Berchtolds von Zähringen, der ersten Gattin Heinrichs des Löwen, von der sich der Löwe — angeblich aus Gewissensscrupel — trennen ließ, und die hernach den Grafen Humbert III. von Savoyen heirathete und 1162 starb. — Mit Mühe widerstehe ich der Versuchung, beim Anführen der hier begrabenen Fürsten nicht einige Worte über ihre historische Bedeutung zu sagen; denn die Geschichte hat wohl schwerlich noch ein zweites Fürstenhaus aufzuweisen, in welchem im Lauf von sieben Jahrhunderten, aber besonders seit Amedeus V. in der Mitte des dreizehnten, in diesem Maße ein im Krieg und im Frieden, in der äußern Politik und in der innern Verwaltung ausgezeichneter Fürst dem andern gefolgt wäre. Ihre Namen sind auch mit Bedeutung in die Geschichte des Orients, Griechenlands, Roms, Englands, Spaniens, Frankreichs und Deutschlands verflochten. Sie stehen hoch in Krieg und Frieden durch heldenmüthige Tapferkeit, Staats- und Regierungskunst, und einige sogar, z. B. Beatrix von Savoyen und Eduard, durch freisinnige Verfassungen, die sie ihren Ländern in einer Zeit gaben, wo diese auf dem vom Feudalsystem erdrückten Continent selten zu finden waren und nicht gedeihen konnten. — In kurzen Zwischenräumen traten nach jenem Amedeus, genannt der Große († 1323), Eduard der Liberale († 1329), Aimon († 1343), aber besonders Amedeus VI. oder der Comte vert († 1383), und Amedeus VII. oder der Comte rouge († 1391) als imposante Erscheinungen auf, die ihrem Haus großen Ruhm gebracht haben. Diese Fürsten, gedrängt von mächtigen Nachbarn, wußten sich doch nicht nur gegen ihre Angriffe zu halten und deren Bündnisse zu trennen, sondern schlugen auch die Feinde, unterwarfen sie manchmal und vergrößerten dadurch immer mehr ihren Länderbesitz, der sich bald von den Thoren Lyons bis zum Lago maggiore, von Bern bis Nizza erstreckte. Alle diese großen Fürsten wurden mit ihren Frauen in Hautecombe begraben bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts (1597), wo die in Piemont residirenden Nachfolger dort ihre Grabstätte wählten, bis auf den vorigen König Karl Felix, den lezten Fürsten aus der ältern savoyischen Linie, der nicht in Turin, sondern in Hautecombe bei seinen alten, berühmten Ahnen ruhen und damit sein Haus schließen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Wenn die Großen von jeher, um sich auf der Höhe ihrer Zeit geistig zu vergnügen, gerne Lustigmacher um sich sahen, so spielte dabei eine Hauptrolle der Trieb, auf Kosten Anderer zu lachen, unter Umständen auch sich selbst preiszugeben. Das unendliche Gelächter der Unsterblichen im Olymp über den um die Tische hinkenden Hephästos ist das Urbild alles fürstlichen Spaßes: die

Aufdeckung oder Andeutung äußerer oder innerer Mängel, menschlicher Schwächen, Fehler und Laster, wie ihnen auch die höchstgestellten Personen unterliegen, wirkt humoristisch, wie ein belebender Hauch von Naturpoesie, in Sphären, wo sonst Alles auf Unnahbarkeit berechnet ist und Mienen, Geberden und Ausdruck nach einer conventionellen Poetik künstlich geordnet sind. Daher der Reiz der Klatscherei, der sogenannten scandalosen Chronik; daher verhält sich die Freude über einen gelungenen Ausfall oder Hieb wie das Quadrat der Höhe, in die sich der Verspottete selbst stellt, und darum war die unumgänglichste Eigenschaft der bestallten Witzlinge immer die Bosheit. Diese war freilich nach dem Zeitalter sehr verschiedener Qualität; aber es lief jedesmal auf eines hinaus, ob Kunz von der Rosen mit der Pritsche dreinschlug oder ob der Schüler Voltaires mit feinen Nadelstichen kitzelte. Wenn der Narr bei einem Skandal, der bei Hofe auskam, geradezu eine Unfläterei hinwarf, die Jeder offen aufgriff, so drechselte der Schöngeist eine artige Zote, die man sich lächelnd in's Ohr sagte. — Kaiser Rudolph von Habsburg, der eine große Habichtsnase hatte, kam einmal auf einem engen Pfade ein Schalksnarr entgegen; als die Trabanten ihn ausweichen hießen, rief er wie in Angst: „ich kann vor des Königs Nase nicht vorbei!" Da lächelte Rudolph, bog mit der Hand seine Nase zur Seite und sagte: „Geh mein Sohn, ich biege meine Nase, auf daß sie dich nicht hindere!" Dies bezeichnet vortrefflich die ganze Haltung des Fürsten im Mittelalter und den Geschmack in der Kurzweil. In der feinen Welt des achtzehnten Jahrhunderts war der Styl freilich ein ganz anderer, wenn es etwa galt, ein Epigramm über das markirte Gesicht einer hohen Person zuzuspitzen, abgesehen davon, daß man dem Betheiligten den Schwärmer nicht vor der Nase abbrannte. Aber der Unterschied ist nicht größer als die Distanz, welche die Zeit und die Geschichte überhaupt zurückgelegt hatten. — Im siebzehnten Jahrhundert klagte man einmal am kaiserlichen Hofe zu Wien über einen Fürsten, der kein Salz aus seinen Landen verkaufen lasse. Da sagte der Narr: „Liebe Herrn, er hat das Salz selbst nöthig. Wißt ihr nicht, wie er seine Bauern schindet? Wenn er sie nicht einsalzen läßt, so wird's im ganzen Land einen großen Gestank geben." — Man denke sich das beißendste Impromptu Voltaires zu Sanssouci über einen Fürsten, der sein Salz für sich allein behalten will, und man hat die völlig ebenbürtige Impertinenz eines andern Jahrhunderts und einer andern Kultur. — Als Herzog Leopold von Oesterreich im Jahr 1315 sich mit seinen Verbündeten wegen des Einfalles in die Schweiz, der zur Schlacht bei Morgarten führte, berathschlagte, sagte der Narr: „Ihr habt alle gerathen, wie ihr in das Schweizerland kommen wollt, keiner aber, wie heraus." Es ist zu bezweifeln, ob 1792 beim Einfall in Frankreich so gar viele faiseurs d'esprit an deutschen Höfen so viel prophetische Weisheit auch nur in petto, geschweige auf der Zunge gehabt haben.

Der Lustigmacher gab es hinsichtlich des Talents und der Bildung sehr verschiedene Sorten, vom armen blödsinnigen Burschen an, der den Herrschaften als Prügelpuppe diente, bis zum durchtriebenen, gefürchteten Geistesverwandten der Shakespeareschen Clowns. Gerade so war es ja auch bei ihren Nachfolgern im Geiste, bei den Hofphilosophen und Hofpoeten. Je nachdem der Fürst bei der Wahl seiner kurzweiligen Räthe auf die groben oder die feinen Sorten sah, konnte man im Jahrhundert der Aufklärung wie im Mittelalter sagen: wie der Herr, so der Knecht, der Schalk.

Unsere Großen standen zu den Aposteln der französischen Aufklärung und schönen Literatur nicht selten im Verhältniß des Schülers zum Lehrer; aber wo dies auch nicht der Fall war, fühlte man eine gewisse Scheu und eine Art Respekt vor Menschen, welche tout naturellement französisch sprachen, schrieben, und sogar dachten. Durch diese Umstände wurde bei diesen Personnagen der alte Narrencharakter äußerlich verlarvt. Desto augenfälliger ist aber die Blutsverwandtschaft mit den Tischräthen in der Schellenkappe bei andern Figuren an den deutschen Höfen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, bei den grotesken Gegenstücken der polirten Franzosen, den bedauernswürdigen deutschen Professoren und Poeten, welche zur Erlustigung der Gesellschaft bei Hofe gefuttert wurden. — Kaiser Karls V. Rath, Doktor Lamprechter, pflegte zu sagen: „Jeder Fürst muß zween Narren haben, einen, den er vexirt, den andern, der ihn vexirt." Dasselbe gilt auch von der Periode, wo nicht mehr Sebastian Brands Narrenschiff, sondern die Werke des jüngern Crebillon das Hofbrevier waren. Wer da den Fürsten sammt seinem Hof vexirte und persiflirte, das waren die Franzosen und die Höflinge, die sich nach ihm im Witzspiele ferm gemacht; als sogenannter Stocknarr dagegen, an dem, nach Serenissimi Beispiel, Jeder sein Müthchen kühlte, mußte der deutsche Pedant herhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Mai.

Neue Bauten. Schicksal der Alterthümer.

† Nach beinahe jähriger Abwesenheit kehrte ich nach Rom zurück. Das Herz schlug mir, als ich ferne noch die Peterskuppel über die öde Campagna hinwegragen sah. Mein Blick wandte sich nach allen Seiten, als, auf dem Platze vor Ponte molle angelangt, das großartige, wunderschöne Panorama vor mir sich eröffnete: zur Rechten der langgedehnte,

graue Hügelrücken des Monte Mario, der Strom und die majestätische Stadt mit ihren zahllosen Thürmen und Domen; nach der Linken hin sich ziehend der die Flaminische Straße hart begrenzende Hügel, dann das Tiberthal und in der Ferne die in Dunst gehüllten Berge der Sabina. Ich vergaß die an der Auffahrt der Brücke stehenden, unerlaubt schlechten Statuen des Mochi, welche Pius VII. hiehergestellt zu haben scheint, um die Ankömmlinge nicht zu verwöhnen, die man aber lieber hätte zu Kalk verbrennen, als aus dem Magazin hervorziehen sollen, wo sie beinahe 200 Jahre lang mit Staub bedeckt standen, weil Niemand sie wollte. Die Brücke mit ihrem hohen Thurme, der zwar modernisirt ist, an welchem aber noch der Stier der Borgia im Wappenschilde Calixtus III. auf ältern Ursprung zurückweist, sieht noch jezt einer Burg ähnlich: ich konnte nicht umhin, an Heinrich VII. zu denken, der auf seinem Römerzug den Uebergang über die von der neapolitanischen Partei besezte Brücke nicht ohne Gefahr erzwungen. Je näher ich nun der Stadt kam, um so mehr fand ich Spuren der Thätigkeit: an beiden Seiten der Straße waren neue Häuser entstanden und an manchen wurde noch eifrig gebaut. Mir schien es nicht, als befänden sich architektonische Muster darunter; but travellers must be content, sagt Touchstone zur schönen Rosalinde im Walde von Arden, und ich erfreue mich immer an Leben und Bewegung. Uebrigens bin ich nie im Stande gewesen, einen Grund aufzufinden für die Liebhaberei der Römer, an einer staubigen, geräuschvollen, ziemlich eng begrenzten Landstraße ihre Villen zu haben, und die Inschrift an einem dieser Häuser: Parva domus magna quies ist mir jedesmal wie Satire erschienen. — Das neue Postgebäude, wohin der Courrierwagen mich führte, fand ich im Aeußern vollendet, aber noch geringer geworden, als es im Entstehen versprach. Die Aussicht auf etwas Großes war nie bedeutend, und wenn man die Art und Weise sah, wie mit den schönen marmornen Säulen umgegangen wurde, welche den mißgestalten Porticus bilden, konnte man nur bedauern, daß sie nicht in andere Hände gerathen. Die Unfähigkeit der heutigen Römer, einen Bau nach eigenem Plan aufzuführen, hat sich auch diesmal wieder gezeigt. Hier war alles günstig, Localität und Umfang, denn einen geeigneteren Ort als den regelmäßigen Plaz Colonna konnte man nicht leicht finden. An schönem Material hat es auch niemals in Rom gefehlt: und doch ist ein ärmliches, kleinliches, in der Form verfehltes Ding entstanden, welches vom anstoßenden Palast Chigi hundertmal todtgeschlagen wird, obgleich auch dieser nicht eben der Blüthezeit der Baukunst angehört.

Ueber das große Fest der Heiligsprechung habe ich Ihnen bereits geschrieben. Von allen Seiten waren Fremde herzugeströmt; Manche mußten halbe Tage lang von einem Gasthofe zum andern ziehen, und konnten sich dann glücklich schäzen, wenn sie in einem vierten oder fünften Gasthof für schweres Geld ein Unterkommen fanden. Nie war ein solches Gedränge, nie eine solche Theurung, nie solches Streiten um Size bei den Feierlichkeiten. Wer solcher zum voraus versichert war und also keine Veranlassung hatte, an diesem unedeln Wettrennen Theil zu nehmen, konnte sich glücklich schäzen. Es wurde mir erst wieder wohl, als das Geräusch vorüber war; denn Rom in einer solchen Verwirrung, und wenn Jeder noch seine lezten Stunden anwenden will, ist nur halb Rom für die, welche es kennen und lieben. Allmälig wurde es ruhiger, und die Zurückgebliebenen kamen wieder zur Behaglichkeit und zu dem contemplativen Leben, wofür keine Stadt geeigneter ist.

Die einzige öffentliche Zerstreuung gewährten seit Ostern die wiedereröffneten Theater. Während in einem derselben Donzelli singt, welcher so lange Paris entzückte, gegenwärtig aber nur ein Schatten seiner früheren Größe, wenn auch immer ein höchst gewandter Künstler ist, werden in einem andern neapolitanische Nationalpossen aufgeführt, von denen der Römer zwar blutwenig versteht, die er aber doch belacht und beklatscht. Endlich ist die Guerrasche Kunstreitergesellschaft hinzugekommen und lockt die Menge in das Mausoleum Augusts, welches sich wohl nie hätte träumen lassen, daß es in ein Amphitheater für Lotto, Feuerwerk und Pferdekünste verwandelt werden würde. Es gibt indeß noch entsezlichere Schicksalswechsel. Ist doch in Frascati der einzige Rest der Villa Lucull's ein Schweinestall geworden, während auf dem Tarpejischen Felsen die alten Grundmauern, welche manche Gelehrte für einen Theil des Tempels des Capitolinischen Jupiter halten, zum Hühnerhause dienen! In Rom gewöhnt man sich schon an solche Dinge. Um auf Guerra und seine Leute zurückzukommen, diese aus Individuen aller Nationen zusammengesezte Gesellschaft bewährt auch jezt wieder ihren längst erworbenen Ruf, um so mehr, da es ihr an hübschen Reiterinnen keineswegs fehlt.

(Fortsezung folgt.)

Prag, Mai.

(Schluß.)

Theater.

Einige komische Produkte haben nur wenig angesprochen. Das erste derselben war: „Florian Spizkopf, oder: Der Bräutigamsspiegel in der Drubensußgasse." Posse mit Gesang in drei Akten von J. Hopp, Musik von A. Müller, die allerdings unter die schwächsten Produkte der Wiener Vorstadtsmuse gehört. — Herr Feistmantel brachte zu seinem Benefiz: „Die Posse vor Gericht." Possenmosaik mit Gesang in zwei Abtheilungen, welche auch keine Gnade vor den Augen des Publikums fand. — „Die drei Tanzmeister," Posse in einem Akt von Rellstab, hat total Fiasko gemacht. — Ein neues Werk des Balletmeisters Raab: „Der Krystallkönig, oder: Aelekin als Tanzmeister," große komische Zauberpantomime in zwei Akten, ist dem Publikum mitunter tragisch vorgekommen. Es sind die gewöhnlichen Pantomimenlazzi und Ungereimtheiten, doch ziemlich ungeschickt zusammengewürfelt. — Dem. Bauer vom Dresdener Hoftheater hat hier acht Gastdarstellungen gegeben und eine ehrenvolle Aufnahme gefunden, wie sie einer so wackern Künstlerin nicht fehlen kann, doch keinen Enthusiasmus erregt. Unheilvoll war es für Dem. Bauer, daß sie zu ihren beiden ersten Darstellungen die „Jungfrau von Orleans" und „Maria Stuart" wählte, welche zu den schönsten Leistungen der Dem. Stubenrauch gehörten. Als später Dem. Bauer in ihre eigentliche Sphäre, das Lustspiel, zurückkehrte, wuchs die Theilnahme der Zuschauer. — Hr. Wallner, die in Wien berühmte Copie des verewigten Raymund, hat sich auch hier sehen lassen, und ist eine sehr gute — aber doch nur Copie. — Die Averinosche akrobatische und athletische Gesellschaft des Hrn. Mich. Averino, die jezt auf unsern Bretern spukt, hat einige sehr gute Mitglieder, besonders ist der Direktor ein kühner Seiltänzer, und Giovanni Alfonso übertrifft Alles, was wir bisher von Gliedmaaßenverdrehungen gesehen haben. Klischnigg und selbst die beiden Engländer Rebisha und Lawrence sind gegen diesen jungen Menschen nur Anfänger. — „Die Kunst geht nach Brod!" sagt Lessing zwar etwas prosaisch, aber wahr. Zum Vortheile der Mad. und des Hrn. Podhorsky wurde hier „Norma" böhmisch gegeben.

Beilage: Literaturblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 145.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 18. Juni 1839.

Quis tibi Maecenas? quis nunc erit aut Proculejus,
Aut Fabius? —
Tunc par ingenio pretium.

Juvenal.

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Noch im dreißigjährigen Krieg hatte man sich an der natürlichen oder angenommenen Tölpelei und Eselei, an der seltsamen Vermummung und den burlesken Sprüngen der Kammerlappen ergözt: um den siebenjährigen Krieg machte es einen analogen poetischen Effekt, wenn der zu Hof gezogene deutsche Gelehrte mit jedem Schritt auf dem glatten Parket gegen den Anstand und mit jeder Antwort gegen den conventionellen Bonsens verstieß. Der arme Repräsentant deutscher Kunst und Wissenschaft diente als Witzableiter, er war köstlich in seinem tudesken Accoutrement, mit dem fabelhaften Zuschnitt seiner Manieren und Tischreden, und wenn er die feinen Leute, die ihm boshaft das Fell zerzausten, wie der gereizte Bär, recht derb auf die Finger schlug, so genoß man im herzlichen Lachen desto inniger des angenehmen Bewußtseyns, welche Kluft die wahre Bildung zwischen der Creme der Nation und der plumpen, uncivilisirten Masse derselben befestigt habe.

Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts hob sich indessen die deutsche Literatur auf einmal und wunderbar. Es war dies eines der bedeutsamsten Vorzeichen, daß sich Europa neu gebären wollte. Jezt standen deutsche Fürsten auf, welche große deutsche Köpfe wie Kronjuwelen an sich brachten und sich nicht zu roher Kurzweil, sondern zu ernstem Geistesgenuß mit deutschen Schriftstellern und Dichtern umgaben. Aus den lustigen Räthen wurden da und dort Hofräthe, Geheimehofräthe, ja Geheimeräthe. An anderen Orten konnte man freilich über dem frivolen Brillantfeuer, das der französische Abbé oder der französirte Pariser Korrespondent spielen ließ, immer noch nicht sehen, was sich im Vaterland geistig regte; man betastete die Produkte eines Wieland und Thümmel, aber nur um mit Kennergriff die Mängel des einheimischen Gewerbes den unerreichbaren Mustern gegenüber herauszufühlen; und an geistlichen Höfen namentlich war der parasitische deutsche Versifex noch immer der Tischrath, Zwerchfellerschütterer und Beförderer der Verdauung. Aber der Cours des deutschen Geistes war einmal offenbar im Steigen, und denkt man sich die französische Revolution weg, oder doch sehr verspätet, wer weiß, wie sich da unsere Literatur entwickelt, wie sich an den Höfen das deutsche und das französische Element ausgeglichen, welches Verhältniß sich zwischen unsern guten und feinen Köpfen und den Großen deutscher Nation gebildet hätte, und welche neue nationelle Gestaltung des unsterblichen Hofnarrenthums Mode geworden wäre! Genau besehen, haben am Ende die guten Köpfe in Deutschland durch die Revolution so viel verloren als so

manches alte und edle Geschlecht; nur war der Weizen der erstern erst im Schießen und der der leztern längst ausgedroschen, als der Sturm ausbrach, welcher den einen die alte Unabhängigkeit nahm und die andern um die frische Aussicht brachte, als geistige Luxusartikel unter den Oberhofmeisterstab und in eine glänzende Abhängigkeit zu kommen. — Wäre doch der Bau des deutschen Reichs noch dauerhaft zu stüzen gewesen, damals, als sich um seine stürzenden Trümmer, als munteres Leichentuch, ein so schöner Flor deutscher Poesie wob, zu dem vor Allen Lessing und Goethe den Samen ausgestreut! Wie mancher Matthisson hätte dann in diesem Jahrhundert sein Glück machen können, während jezt dieser ästhetische Reisekavalier und wenige Andere seines Gleichen ganz vereinzelte Erscheinungen sind! Wie Mancher, der jezt vielleicht im wieder entbrannten Confessionsstreit literarisches Gift braut, wäre dann mit demselben Talente der muntere Hauskobold eines geist- und geschmackvollen Prälaten geworden und hätte ihm den ganzen Tag geholfen, die Geschäftssorgen wegzuphilosophiren und wegzulachen! Gar nicht zu reden von den untergeordneten Talenten, den Epigrammatikern, Gelegenheits-, Bonbons-, Transparentdichtern u. dergl., die an Mäcenen von analoger geistiger Competenz Käufer gefunden hätten, und die jezt um ganze Bände voll Poesien nicht verlegen sind, aber desto mehr, wo die Subscribenten dazu herkommen sollen.

Und nun vollends die Bühne, die deutsche Bühne! Es ist gar nicht abzusehen, welche Saat der Hagelschlag der Revolution hier im Keime erstickt hat. Wenn jezt in der deutschen Dramatik der schauerlichste Mißwachs herrscht, liegt etwa der Hauptgrund davon in etwas Anderem als darin, daß man in den höhern Kreisen der Gesellschaft keinen Spaß mehr versteht? Und was anderes ist hieran Schuld, als das Unglück, das am Ende doch kam, nachdem man lange genug mit dem après nous le déluge den Teufel an die Wand gemalt hatte? — Wie üppig gedieh eine galante, schalkhafte, witzige Poesie und Dramatik im Humus veralteter, lockerer Begriffe und vermoderter Empfindungen, der hochaufgehäuft den Gesellschaftsboden deckte! Man ging über die lezten schweren socialen Fragen zur muntern Tagesordnung über; man tanzte an der Hand einer Philosophie, welche einen an die Freuden dieses Lebens verwies, einem Abgrund entgegen, den man wohl ahnte, von dem man aber den Gedanken ablehrte, wie vom eigenen Grabe; denn ein historisches Jenseits und das des Menschen waren zwei gleich unheimliche Undinge. Man verscheuchte mit dem Kerzenschein, wobei man die Orgie der Aufklärung feierte, das drohende Gespenst der Geschichte; man lachte und scherzte, wie der Wanderer im finstern Walde pfeift, um sich die Angst zu vertreiben, und flüchtete sich aus der schauerlichen Oede der Zeit in die Scheinwelt der schönen Künste und zum neckisch vertraulichen Spiel mit ihren Priestern.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Man hat Hautecombe oft mit St. Denis verglichen; ich möchte es aber in mancher Beziehung höher stellen, besonders deßwegen, weil hier kein Ludwig XI., kein Heinrich III., kein Karl IX., keine Catharina von Medicis, kein Ludwig XV. mit so vielen unwürdigen Weibern begraben sind. Die Gräber von Hautecombe sind weit reiner.

Bis zu der Zeit, wo Savoyen Kriege mit Franz I., Heinrich IV., Ludwig XIII. und XIV. von Frankreich auszustehen hatte, bei denen das Land furchtbar verwüstet wurde, bis zu diesen schweren Zeiten blieb auch Hautecombe unangefochten. Es muß aber schon im Anfang sehr bedeutend und viel größer als jezt gewesen seyn, denn der heilige Bernhard fand da zweihundert Personen. (Ep. 48, 142.) — Guichenon, der Verfasser der genealogischen Geschichte Savoyens, beschrieb 1660 die Abtei ausführlich in ihrem damaligen Zustand; er spricht im Allgemeinen schon von gesunkener Pracht und Herrlichkeit, sezt aber hinzu: Facile arguet ex ea quae nunc est qualis quantaque fuerit Altacumba. Er erwähnt noch ausdrücklich mehrerer Denkmäler, und gibt sogar in seinem Werk Zeichnungen davon. So waren neben manchen Kleinigkeiten auch mehrere große Grabmäler mit Statuen von Marmor und Erz vorhanden: ein Grabmal Humberts III. von weißem Marmor ohne Inschrift; ein Grabmal und eine Statue von Bronze zu Ehren des Grafen Bonifaz von Savoyen, ehemaligen Bischofs von Canterbury († 1270), Marmorstatuen Aimons, Yolandens, Louis, Barons von Waad, Johanna's von Montfort und des Grafen Romond. Alle Statuen waren liegend mit gefalteten Händen und geschlossenen Augen. In dem Gewölbe unter dem Kirchenschiff lagen in zinnernen, steinernen oder kupfernen und vergoldeten Särgen die Gebeine der Fürsten. Nur der zulezt verstorbene kam nicht gleich in's Gewölbe hinunter, sondern blieb in seinem Sarg auf der Treppe stehen, bis wieder ein Fürst des Hauses gestorben war, den er gleichsam, zwischen Leben und Grab schwebend, gerufen hatte. So sah und beschrieb Guichenon die Kirche mit ihren Denkmälern und den prächtigen gothischen Kapellen, welche nach und nach die savoyischen Fürsten hatten an die Kirche anbauen lassen. Die Sakristei war gleichfalls überaus reich an alten Gemälden, kostbar in Edelsteinen und Gold eingefaßten

Reliquien und Meßbüchern, auch andern merkwürdigen Alterthümern.

Nach Guichnons Zeit ging von alle dem immer mehr zu Grund und verloren, besonders als 1742 und 1743 spanische Truppen in Savoyen hausten und auch in die stillen Mauern von Hauterombe drangen. Damals schon war es nöthig, Kirche und Kloster auszubessern und zum Theil ganz neu aufzubauen. Damit aber ging es aus Mangel an Geldmitteln so langsam, daß das Kloster, wie wir es jezt sehen, erst 1778 fertig wurde; 1743 hatte man auch die Kirche erweitert. — Was von Franz I. bis auf die spanische Zeit nicht von fremden Truppen verwüstet, geplündert, weggeschleppt oder verdorben worden war, fand schnell seinen Untergang, als die französische Revolution mit ihren Folgen für kirchliche und klösterliche Anstalten sich auch über Savoyen verbreitete. Im November 1792 kamen zwei französische Commissäre, um das Kloster aufzuheben und sich all seiner Kostbarkeiten zu bemächtigen. Beim Aufbrechen und Hinabsteigen in die Fürstengruft fanden sie einen Sarg mit vergoldeter Krone auf der Treppe und fielen begierig darüber her. Sie gehörte dem Herzog Philipp II. an, der 1497 hier beigesezt wurde. Die Commissäre ließen die Leichen aus den metallenen Särgen werfen, weil sie Kostbarkeiten darin suchten; dann ließen sie auch die Särge fortschleppen. — Diesen Commissären folgten 1793 andere, um in Hautecombe Nachlese zu halten. Sie zerstörten die Broncestatuen des Erzes wegen, um dieses fortzuschleppen, und die marmornen, weil sie Fürsten vorstellten; sie plünderten überdieß Sakristei und Kapellen, wie es in jener Zeit herkömmlich war. — Glücklicherweise wurden damals alle Thüren des Klosters und der Kirche verschlossen und vernagelt. Sieben Jahre später verkaufte die französische Regierung die Gebäude, und sie wurden zu einer Fayencefabrik mit Magazinen verwendet. Abermals ein günstiger Umstand, denn durch diese Fabrikation wurden eine Menge Scherben und Trümmer — ein wahrer Mons testacius — beim ehemaligen Chor und über dem Eingang zu der Fürstengruft aufgehäuft, so daß dieser bald unsichtbar und unzugänglich ward.

In diesem Zustand, mit halboffenem Dach und zum Theil eingestürzten Mauern, war die Kirche, als König Karl Felix 1824 nach Savoyen kam. Der jammervolle Anblick der einst so berühmten Abtei erschütterte und rührte den frommen Fürsten, und er beschloß, daß sie ganz wie einst wieder aus ihren Trümmern hervorgehen solle. Er kaufte also aus seinem Vermögen den ganzen Complex und ließ die Arbeiten zur Wiederherstellung der Abtei mit sachkundigen Nachforschungen und Nachgrabungen beginnen. Dabei fand man bald den Eingang zur großen Fürstengruft wieder, sonderte die Gebeine nach Geschlecht und Wahrscheinlichkeitsgründen, verschloß sie in neue Särge und ging dann an die eigentliche Wiederherstellung der Kirche, der nach der Westseite eine ganz neue Façade gegeben wurde.

Diese Restauration ward tüchtigen Künstlern anvertraut: für die Architektur Melano, für alle Sculpturarbeiten den Gebrüdern Carriatori und für die Frescomalerei den Gebrüdern Vacca und Serrangioli und einigen Andern. — Alle Architektur und Frescomalerei ist beendigt, nicht aber die Sculpturarbeiten, wiewohl die Carriatori, die sich früher schon bei der verfehlten Vollendung des Mailänder Doms ausgezeichnet hatten, mit ihren Schülern bereits neunzig liegende und stehende, kleinere und größere Statuen, sechs Grabmonumente mit ihren Basreliefs zur Verzierung des Kirchenschiffs, der Kapellen und der Façade angefertigt haben. Bei ihren Arbeiten mußten sie sich für die innere Architektur und Wiederherstellung der 1660 noch vorhandenen Monumente und Statuen streng an die Zeichnungen des Guichenon halten, so daß das Werk wirklich ein Wiederaufleben der alten Kirche und ihrer Denkmäler genannt werden kann, nur mit dem Unterschied, daß nichts in Marmor gearbeitet worden ist, sondern nur in feinem Sandstein und Jurakalkstein, der bekanntlich auch eine schöne Politur annimmt und sehr fest ist. Die gothische Architektur der restaurirten Façade übertrifft hingegen die vorgefundene im Innern der Kirche, welche schwerfällig und geschmacklos ist.

Es wäre wohl unbillig, bei den Skulpturen höhere und sorgfältigere Kunst zu verlangen, da sie nur Dekorationszwecke haben. Sie sind verständig, gut in Zeichnung und Ausführung, den Kostümen angepaßt, mannigfaltig und manchmal sogar von gutem Ausdruck. Auch von den Fresken in der Kirche und in den Kapellen läßt sich Aehnliches sagen. Es ist leidliche Dekorationsmalerei, auf den Effekt berechnet. Wäre die Restauration der Abtei und ihrer Denkmäler mit so hoher Kunst und von so ausgezeichneten Künstlern betrieben worden, wie jezt in Münchens Kirchen und Kapellen geschieht, so hätten nicht turinische und mailändische Künstler dazu verwendet werden dürfen. Hautecombe wäre jezt erst zu einem Drittheil fertig und kostete weit mehr, als Karl Felixens Privatvermögen hätte erschwingen können. Dann wäre es auch keine Restauration des Alten, des nach allen Nachrichten und Zeichnungen künstlerisch wenig Bedeutenden von 1125—1497, sondern eine neue, höhere Schöpfung.

Man tritt in die Kirche durch die ganz neue, westlich gewendete Façade in reichem gothischem Styl, mit großen und kleinen Statuen geziert — besonders denen der zwei Päpste, die von Hauterombe ausgingen — aber durch ihre enge, schmale Stellung etwas gedrückt. Durch das Portal gelangt man in eine Art von Vestibül, wo

zu einer Seite der Sarkophag des Wiederherstellers und neuen Gründers von Hautecombe, des Königs Karl Felix und der seiner Schwester, der Herzogin von Chablais steht, beide aus schwarzem Marmor. Auf der andern Seite ist die Kapelle dessen, der zur ersten Gründung von Hautecombe wesentlich beitrug, des heiligen Bernhards von Menthon, dessen schönste und erhabenste Monumente auf hohen Bergen zwischen ewigem Eis stehen, zu Schutz und Obdach armer, mit den Elementen kämpfender und erliegender Menschen. Aus dieser Vorhalle tritt man erst in die eigentliche Kirche, die ein unregelmäßiges Kreuz mit ganz schmalen Armen bildet. In der Mitte, an die zehn Pfeiler des Kirchenschiffs gelehnt, stehen ohne chronologische Ordnung die Monumente der Grafen von Savoyen, liegende Statuen auf ihren Tumben, die zum Theil mit Basreliefs geziert sind, welche merkwürdige Momente aus ihrem Leben darstellen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Mai.

(Fortsetzung.)

Sorge für Alterthümer.

Manche Spuren erneuter Thätigkeit traten mir entgegen, bisweilen unbequeme. So ist die Via Condotti, eine der besuchtesten Straßen der Stadt, längst unfahrbar und auch für Fußgänger nur bei trockenem Wetter praktikabel, weil man die ihrer Länge nach sich hinziehenden Travertinkanäle der Wasserleitung der Vergine mit bleiernen Röhren vertauscht. Manchem wollte, wenn er den schönen und tüchtigen Bau der alten Kanäle sah, die man bloßgelegt hatte und mit Mühe zerstörte, die Nothwendigkeit dieser kostspieligen Umänderung nicht einleuchten, und man hörte wohl den Witz, der Travertinbau dauere den römischen Architekten und Straßenbaumeistern zu lange, weßhalb sie ihn durch Röhren ersezten, an denen alle fünf Jahre etwas auszubessern seyn werde, wenn nicht besondere Umstände diese Frist abkürzten. Indeß behauptete man, durch das Durchsikern des Wassers bei der Porosität des Steins sey viel zu viel eingebüßt worden: deßhalb die Veränderung. Die in der Nähe Wohnenden seufzen unterdessen nach der Beendigung des großen Werkes; denn die Besitzer der Magazine verlieren durch die gehemmte Passage, und müssen dazu Wasserträger bezahlen, indem der gewöhnliche reichliche Zufluß aufgehört hat.

Der große Eifer für Vermehrung der Kunstschäze Roms, welchen der regierende Papst seit seiner Thronbesteigung an den Tag gelegt hat, bewährt sich immerfort durch neue Vorkehrungen und Anstalten. Das Etruskische Museum ist bedeutend vermehrt, das egyptische so zu sagen gegründet worden. Alles, was sich von egyptischen Denkmälern zerstreut im Vatican, auf dem Capitol und anderwärts vorfand, von den ältesten Werken bis zu denen der Hadrianischen Zeit, ist in einem Local des Vaticanischen Museums vereinigt worden. Dies ist sehr löblich, und das Capitolinische Museum, in welchem die wenigen egyptischen Kunstwerke gar zu vereinzelt standen unter griechischen und römischen Sculpturen, ist durch andere Statuen entschädigt worden. Daß aber die Vorsorge für die Museen so weit ging, öffentliche Pläze ihres vorzüglichsten Schmuckes zu berauben, wird Niemand gut heißen. Ich kann nicht an der Mosesfontäne vorübergehen, ohne den Verlust der beiden prächtigen Löwen von gräulichem Basalt zu bedauern, welche seit Sixtus V. an derselben mit ernster Miene Wache hielten, und ohne mich zu ärgern über die hundeähnlichen Thiere, welche man an deren Stelle gesezt hat. Die Löwen sind so schön, daß sie auch an ihrer gegenwärtigen Stelle bewundert werden müssen; aber wie kleinlich ist die Wirkung, die sie jezt im beengten Raume machen, im Vergleich mit jener, die sie im Freien, in großartiger Umgebung hervorbrachten. Dies Einsperren von Sculpturen und Bildern in Museen hat immer etwas Trauriges, weil die Bestimmung des Kunstwerkes so gänzlich verfehlt erscheint. Bei manchen neuen Werken kann man sich eher darüber trösten, da sie expreß für Galerien bestellt und gemacht worden sind, und also ihren Zweck erfüllen. Wenn in dem Zustande eines Kunstwerkes oder in seinem vergänglichen Material Gründe für eine solche Anordnung liegen, so läßt man sich's noch eher gefallen; die Basaltmassen dieser egyptischen Wüstenkönige hätten aber gewiß von Wind und Wetter nichts zu befürchten gehabt. Viele fürchten schon jezt, daß man auch den Mark Aurel vom Capitolsplaze und die andern beiden Löwen am großen Aufgange zu diesem Plaze unter Dach bringen werde: denn es scheint kein Grund vorhanden, weßhalb die zärtliche Sorgfalt sich nicht gleichfalls auf diese ausdehnen sollte. Schade, daß die Colosse von Monte Cavallo so groß sind, daß man mit ihnen nicht eine ähnliche Operation vornehmen kann!

Eine Art Ersaz für das leztbezeichnete Beginnen leistet das Bestreben, einem der großartigsten und schönsten Monumente des alten Rom seine ursprüngliche Gestalt wiederzugeben. Es ist dies die Porta maggiore, weit ab vom jezt bewohnten Theile der Stadt gelegen, durch die man auf die Straße nach Palestrina hinausfährt. Ursprünglich gehörte das Thor lediglich zu einer Wasserleitung. Die Gewässer der Claudia und des Anio novus, welche Kaiser Claudius im 56sten Jahre unserer Zeitrechnung in die Stadt leitete, und deren Aquäduct, aus kolossalen Bogen von Tuff und Peperin bestehend, eine Strecke von 62 italienischen Meilen einnahm, strömten übereinander über den beiden Arcaden, welche aus gewaltigen rauhgelassenen Travertinblöcken ausgeführt sind. Drei Inschriften, die Gesammtlänge des obern Theils einnehmend, welcher eine Art Attica bildet, erinnern an den Bau durch Claudius und die Wiederherstellung durch Vespasian und Titus. Kaiser Aurelian lehnte seine Befestigungen an diese Bogen an, welche sich bis dahin außerhalb des Stadtkreises befanden; Flavius Stilicho baute unter Honorius im Jahr 402 Thürme zur Befestigung des Einganges, schloß den einen Bogen und verkleinerte den andern durch ein hineingebautes Thor von Travertinblöcken. Selbst in diesem Zustande der Verstümmlung machte dies in einer ganz einsamen Gegend liegende Monument immer noch eine imposante und ganz eigenthümliche Wirkung. Aber der Idee, es von dem spätern häßlichen Anbau zu befreien und ihm seine ursprüngliche Form zurückzugeben, gebührt das größte Lob. Man trug die Mauern und Thürme ab und denkt die Freistellung der Claudischen Bogen durch Wegräumung des Zollhauses zu vollenden, welches von der Stadtseite her zur Linken dicht an den als Thor benuzten Bogen angebaut ist. Bei der Abtragung eines der Thürme an der Außenseite kam ein weniger schönes als interessantes Monument der lezten Jahre der Republik oder der frühesten Kaiserzeit zum Vorschein.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 146.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 19. Juni 1839.

Beneath this sky-like dome have prayed
The heroes of the stormy ages;
And here their noble dust is laid,
Commingled with the saint's and sage's.

Fairbrain.

Bilder aus Savoyen.

(Schluß.)

Unmöglich kann ich die große Masse von Kapellen und Monumenten auch nur erwähnen, und verweile nur noch bei zwei Punkten. An der Nordseite der Kirche ließ der König zu Ehren seines Schutzpatrons, des h. Felix, eine Kapelle errichten, und da hatte nun der Architekt Miano den sonderbaren Einfall, sie als Rotunde in jonischem Styl mit acht dergleichen Säulen zu erbauen, angeblich um mit der gothischen Architektur in der übrigen Kirche einen Kontrast zu bilden. Dies ist im Kleinen dieselbe fatale Kuppelei, die im Großen Napoleon mit dem Dom in Mailand vornehmen ließ, nur daß sie hier geschiedener steht und weniger schreit. Als Grund für dieses Abgehen vom herrschenden Styl wird angeführt, daß man damit die moderne Restauration der Abtei durch einen König des neunzehnten Jahrhunderts habe andeuten wollen. Gehört denn der jonische Baustyl dem neunzehnten Jahrhundert an? Sage man es nur aufrichtig, es war eine Eitelkeit des Architekten, der auch sein antikes Wissen hier zeigen wollte. Dies ist ihm jedoch nicht gelungen. Zwar macht das Ganze, von oben beleuchtet, mit seinen Statuen und dem Marmoraltar einen gefälligen Effekt; aber durch die gezierten Basreliefmedaillons, welche das Leben der heiligen Felicitas mit ihren sieben Töchtern vorstellen, ist der Baumeister arg aus der einfachen, edlen, antiken Architektur in modernen Ungeschmack gefallen.

Die reichste und prächtigste Stelle der ganzen Kirche ist die sogenannte Fürstenkapelle, nur Schade, daß auch sie sehr an Ueberladung leidet. Diese Kapelle wurde zuerst vom Grafen Aimon 1340 erbaut, also in der Zeit, wo die gothische Baukunst auf ihrer vollen Höhe stand. Vier Jahrhunderte später restaurirte man sie zum ersten Mal. Da sie durch ein eisernes Gitter geschüzt war, so erhielt sie sich durch alle Störungen der frühern Zeit in ihrem Glanz und Reichthum, bis die französischen Commissäre kamen, die freilich kein Kirchengitter respektirten, da ihr Convent Gott selbst abgeschafft hatte. König Karl Felix ließ die Kapelle in der Hauptsache so wieder herstellen, wie sie in Guichenons Zeichnungen von 1660 erscheint, nur noch luxuriöser. Das störende Gitter wurde nicht wieder hergestellt; statt dessen tritt man jezt zwischen zwei kolossalen, knieenden und geflügelten Engeln in die Kapelle, in der zwanzig größere und kleinere Statuen von Aposteln, Märtyrern, Heiligen und Bischöfen aufgestellt sind. Durch die Farbenpracht der herrlichen Fenster erhält die Kapelle besondere Schönheit. Diese Fenster sind ein Geschenk des Kaisers Franz von Oesterreich für König Karl Felix, und wurden in Wien verfertigt.

In dieser Kapelle, an der äußersten Nordseite die Kirche, dem See zugewendet, steht kein Grabmonument.

Noch sind nicht alle Monumente beendigt, die an verschiedenen Stellen der Kirche aufgestellt werden sollen. Im Sommer 1839 werden aber wohl alle Denkmäler fertig seyn und an ihrer Stelle stehen. Der Totaleindruck des Ganzen ist sehr würdig und imposant, wie der Gedanke der Restauration dieser Abtei erhebend anspricht in einer Zeit, wo der frivole Kobold des Jahrhunderts über dergleichen Gefühle, Erinnerungen und Denkmäler sein helles, grinsendes Lachen aufschlägt.

An der Ostseite der Kirche, dicht über dem See auf hoher Felsenterrasse steht ein in gothischem Styl und in sehr glücklichen Verhältnissen gebauter, achteckiger Thurm, zwar von geringer Höhe, aber doch die ganze Abtei mit seiner schönen architektonischen Masse beherrschend. Die Aussicht von der Plattform auf den See, auf Air und sein Ufer, seine Felsen, Berge und Dörfer bis zur Rhone, gehört bei günstigem Sonnenlicht zu den reizendsten, deren ich mich erinnere. Der Thurm hängt durch eine Galerie mit den Gemächern zusammen, die Karl Felix im ersten Stockwerk des großen Klostergebäudes, aber ganz abgeschieden von den Mönchen, nach dem See hinaus für sich und die Königin hat einrichten lassen, denn es war sein Vorsatz, alle Sommer hier einige Wochen in der reizenden Gegend zuzubringen, dergleichen bei dem prächtigen Turin doch nicht zu finden ist. Er kam aber nur im August 1826 zur Inauguration der restaurirten Abtei und der wieder zu würdiger Ruhe gebrachten Asche seiner Ahnen. Das nächste Mal, wo er an diesem schönen Gestade landete, war es, um ganz hier zu bleiben, denn da wurde sein Sarg ausgeschifft und zu denen hinab gelassen, deren Gebeinen er wieder eine ruhige Stätte gegeben hatte. Die königlichen Zimmer und Säle sind in ihrer Einrichtung durchaus ländlich und klösterlich gehalten. Aller fürstliche Luxus ist daran vermieden, und eigentlich glänzend ist nur die königliche Kapelle mit ihren prächtigen Candelabern aus vergoldeter Bronze.

Nun hatten wir Alles gesehen, nur nicht den eigentlichen Klosterstock; auch behauptete unsere runde Führerin, da sey gar nichts zu sehen. Diese Behauptung hatte ihren guten Grund, sie durfte nämlich nicht hinein, und dies wollte sie nicht gleich gestehen, wiewohl es bei ihr gar keine Gefahr gehabt hätte. Als wir aber auf dem Kloster bestanden, führte sie uns wieder unter die Bögen des Klosterhofs, wo uns bald ein freundlicher Cisterziensermönch in seiner weißen und schwarzen Kleidung begegnete und sich zum Führer im Kloster anbot. Von ihm erfuhren wir noch manches Interessante über Hautecombe.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß schon die Römer diese schöne Stelle kannten und von Air aus dahin über den See fuhren. Ja, es soll ein römischer Tempel oder sonst ein Votivheiligthum hier gestanden haben. Wenigstens war vor der Zerstörung in der Revolution folgende römische Inschrift im Klosterhof zu lesen:

AVG.... SACRVM C. PL. VOLTIN. SABINVS.

Bei den Umwälzungen des Klosters von 1793—1824 ist diese Inschrift mit vielen andern interessanten Resten der Vorzeit aus dem Klosterhof abhanden gekommen und wahrscheinlich, wie sie, zu Pflaster- oder Mauersteinen zerschlagen worden.

Die ersten Mönche Hautecombes waren Basilianer von der Abtei d'Aulps in Savoyen, die auf Veranlassung des heiligen Bernhards 1125 die Regel der Cisterzienser annahmen und hier einzogen. Der erste Abt war Amédée von Hauterive, Bischof von Lausanne. Die Einkünfte des Klosters waren vor der Revolution sehr bedeutend.

Statt, wie wir Anfangs gewollt, nach Air zurückzukehren, entschlossen wir uns zu einem Ausflug nach der großen Carthause, und von diesem gedenke ich die Leser im nächsten Briefe zu unterhalten.

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Da kam die Revolution, welche so Vieles begrub, und so Manches sonderbar stehen ließ, hier ganz neue Geistesströme aus dem Boden lockte, dort nur die alten in neue Kanäle warf. Als sich der ungeheure Lärm und Staub der Zerstörung gelegt hatte, konnte man sich wieder orientiren, was von antediluvianischen Dingen, und in welcher Gestalt es überlebt hatte. Musterte einer die decimirten Höfe, so sah er manches alte Inventarstück in der Ordnung der Begriffe, wie auf der Liste des Hofstaats erhalten; aber wo ist der uralte aktive oder passive Träger der Kurzweil? in welchen Rock ist er gefahren? in welcher Hand ist der groteske Scepter der Marotte, der früher, ob ihn nun der Schalksnarr, der Hofpoet oder der Pedant schwang, zum lustigen Reigen herzstärkender Thorheit den Takt schlug? Der Lustigmacher ist nirgends zu finden, ist spurlos verschwunden, sein Amt verschollen und zur Fabel geworden, wie die Erbämter des heiligen römischen Reichs, das auch eine wunderliche Poesie war, aber doch eine Poesie. Freilich, was soll die lachende Thorheit im völlig veränderten Klima des Hofs? denn wunderbar und unerhört! man ist dort ernst, nachdenklich, umsichtig, haushälterisch, fast bürgerlich, man ist, um es mit Einem Worte zu sagen, das kein deutsches erschöpft — man ist sage geworden.

Ist aber der Schalksnarr deßhalb todt und begraben, weil er keine Livree mehr trägt und keine Pension mehr

hat? Wenn man sich an so äußerliche, unwesentliche Merkmale hielte, wie viele Figuren und Charaktere der alten Zeit wären da ausgestorben, während sie, nur unter andern Masken und Attributen, in der neuen fortleben und selbst weitere Bühnen für ihr Spiel gefunden haben! Wie manches Schlinggewächs, das beim großen Umsturz heruntergerissen wurde, ist aus dem zerstreuten Samen wieder erwachsen, und hat sich nur an andere, und oft an weit mehr und größere Mauern gehängt! Für den obligaten Kurzweilmacher ist ein großer Herr die Mauer, der er sich anschmiegt, wie der Epheu, und ohne die er nicht leben kann. Aber er nimmt in seinem Instinkte den Großen, dem er für die Nahrung seinen Schmuck leiht, wie er eben in der Zeit ist, und fügt sich nach seinen innern und äußern Verhältnissen. Und so ist er in der neuen Ordnung der Dinge so wenig untergegangen, daß er vielmehr mit seinem Herrn seine Proportionen in's Ungeheure erweitert hat; denn er dient nicht mehr dem Fürsten, sondern dem Demos, dem Publikum, und nennt sich Journalist.

Die kläglich ausgefallenen Versuche, auf dem alten Boden von Europa Republiken zu bauen, haben mehr als Alles dazu beigetragen, dem monarchischen Prinzip in der neuen Ordnung der Dinge formell Geltung, Achtung und Dauer zu verschaffen. Aber das Verhältniß zwischen Herrschern und Beherrschten ist dabei doch ein wesentlich anderes geworden, und Europa konnte eines Tags auf einmal die Bemerkung machen, daß die Republik, welche es der Form nach perhorrescirte, in mancher wesentlichen Beziehung leibhaftig Fuß gefaßt und immer weiter um sich greift: es war klar, daß sich die Welt in vielfachen Richtungen immer mehr, wie man es nennt, democratisirt. Besonders aber stellte es sich heraus, wie das Jahrhundert darauf ziele, daß in geistigen Sphären gewisse ungeschriebene Privilegien nach und nach wie von selbst aus den Händen der Großen in den Besitz der Masse von Kleinen übergehen sollen. Zu diesen Privilegien gehörte von Alters her das Tonangeben in Sachen der Kunst und Literatur: es hat fast überall aufgehört, Regal zu seyn, es ist aber den Fürsten abhanden gekommen, man weiß nicht wie.

Die bevorstehende Richtung der Zeit auf völlige Democratisirung der Kunst, wie des materiellen und geistigen Lebensgenusses überhaupt, kündigte sich schon vor der Revolution in mancher charakteristischen Erscheinung an; z. B. auf der Bühne im bürgerlichen Rührspiel, das durch Diderot vorzüglich Mode wurde. Bis dahin hatte sich Melpomene nur mit fürstlichen Geschicken befaßt und ihre Charaktere nur unter Herrschern und Helden gesucht, von den jammervollen Häusern des Lajus und Atreus an bis zu den blutigen Osmannen. Nur Gestalten, welche sich im Nebel verflossener Jahrhunderte in übermenschlichen Proportionen spiegelten, hielt man für würdig, über die tragischen Breter zu schreiten: „major e longinquo reverentia,“ und wenn Racine im Bajazet einen modernen Stoff wählte, so rechtfertigte er sich ängstlich und behauptete, die geographische Entfernung mache denselben Effekt wie die chronologische. Jetzt aber sollte sich auf einmal an Figuren, aus der gemeinen Gegenwart gegriffen, das berühmte aristotelische Experiment bewerkstelligen, sollte sich durch die Schicksale und Leidenschaften modernster Menschen aus gewöhnlichen Lebenskreisen Schreck und Mitleid erregen lassen. Diese Verbürgerlichung der höchsten Gattung in der Dramatik war eine nothwendige Folge davon, daß das Schauspiel überhaupt seit längerer Zeit in Frankreich, und nach seinem Beispiel auch bei uns, sich nach und nach populärer gemacht hatte. Früher war das ganze Theaterwesen ein auf den Gesichtspunkt der hohen Herrschaften, der Protektoren der Kunst, berechnete Scenerie, so daß hinter den Lampen nichts wider ihre Begriffe und Vorurtheile verstieß, während das Volk par terre nur der geduldete, schweigsame Chor im Repräsentationsstück war, das vor den Lampen aufgeführt wurde. Die Geschicke von Königen und Heroen, deren Historie mit der des durchlauchtigen Hauses nichts zu thun hatte, wandelten majestätisch auf dem Cothurn, und die Geschichte wurde in adulatorischen Antithesen verläumdet; die gemeine Tageswelt mit ihren Schwächen und Narrheiten war dem Lustspiel preisgegeben, und wenn die tragische Muse beständig die Krone mit der Maske und den Scepter mit dem Dolche paarte, so trug die komische als eigentliches Attribut den Prügel für den Rücken Maskarills, des boshaften Knechts. Aber das Jahrhundert der Aufklärung verschaffte dem Volk nach und nach eigentlich Sitz und Stimme im Schauspielhaus, und jetzt mochte es einerseits nicht mehr immer nur sich selbst verspottet und geprügelt sehen, andernseits wollte es auch sich in seinen eigenen Tugenden bespiegeln und seinen eigenen Jammer beweinen.

Ehe diese Reaktion im Schauspiel zum Ausbruch kam, hatte bekanntlich die übrige schöne Literatur schon eine entschieden antiaristokratische Richtung genommen. Auch in den andern Künsten, in der Malerei, der Musik und, wohl noch bedeutsamer, in der äußern Lebenssitte, in Moden und Umgangsmanieren, zeigten sich deutlich Anmahnungen, daß sie sich vom Mäcenat und der Ordonnanz losmachen wollten. Dies kam aber den Zeitgenossen erst dann zum Bewußtseyn, als diese Tendenz sich auch in der wirksamsten, mit dem Leben am nächsten verknüpften Kunst, in der Dramatik, Bahn brach, als Diderot und Lessing in ihren Dramen es nicht nur verschmähten, den Königen die hergebrachte Ehre des Cothurns zu geben, nicht nur naturalistisch für bürgerliche Zustände den Schreck und das Mitleid in Anspruch nahmen, sondern sogar die

direkte Opposition, welche in der epischen und epigrammatischen Poesie längst ihre Pfeile gegen die Summitäten der Gesellschaft versendet, von den Brettern herab den Großen in's Gesicht warfen. Beaumarchais Figaro endlich, am Vorabend der Revolution, war das eigentliche Signal derselben. Es war so recht eine der Ironien, in denen sich der Genius der Menschheit gefällt, daß die vornehme Welt in diesem verwegenen Stücke gar wohl den Brandbrief roch, aber größtentheils den Geruch nur pikant fand, ja daß der Hof en petit comité den „tollen Tag" aufführte, Marie Antoinette Susannens Haube trug und der Graf von Artois in der betreßten Jacke des Bardier-Lakaien den Grafen Almaviva mit jenen Worten apostrophirte, in denen die ganze Revolution wie in der Nuß liegt: „Qu'avez vous fait pour tant de biens? Vous vous êtes donné la peine de naître!"

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Mai

(Schluß.)

Aufgefundene Alterthümer. St. Paul.

Gelehrte Blätter haben schon Vieles über das Denkmal des Marcus Virgilius Eurysaces, vom Volke gewöhnlich das Bäckergrabmal geheißen, mitgetheilt, so daß ich mich auf eine kurze Angabe beschränken kann. Dieser seltsame Bau, jezt von allen Seiten freistehend, ist von bedeutender Größe und vierseitiger, völlig unregelmäßiger Form, welche wahrscheinlich durch die beiden hier zusammenlaufenden alten Straßen bedingt war. Die eine Seite ist zerstört, wohl erhalten die drei andern. Der Unterbau ist von großen Massen von Peperin (Albanerstein), auf welchen sich ein erstes Geschoß erhebt, bestehend aus Pilastern und Halbsäulen von Travertin ohne Basis und Capital, hierauf eine Art Architrav mit der Inschrift, welche zusammengesezt heißt: Est hoc monimentum Marci Vergilii Eurysacis pistoris redemptoris apparet (orum). Das zweite Geschoß besteht nun aus drei Reihen runder Oeffnungen, deren Ränder hervorstehen, und über deren Zweck die Archäologen bis jezt sehr uneinig sind und wahrscheinlich noch lange bleiben werden. An den Ecken finden sich Pilaster, und darüber, als Schluß des Ganzen, ein Architrav in Form eines Frieses, mit höchst interessanten und lebendigen, wenn auch ziemlich roh in Travertin gearbeiteten Reliefs, die sich auf die verschiedenen beim Brodbacken vorkommenden Arbeiten beziehen. Längst vor der Zeit, wo die Wasserleitung angelegt ward, scheint dies seltsame Monument entstanden zu seyn: Stilicho schloß den festen Bau in einen seiner Thürme ein, indem er ihn bloß zu ummauern hatte und so der Mühe des Grundsteinlegens überhoben war, was bei der Eile, womit man damals bei der Wiederherstellung der Mauer verfuhr, jedenfalls in Betracht kam. Auf solche Weise wurde es unserer Zeit erhalten. Der Totaleffekt des Thores wird für den von außen kommenden durch diesen Bau freilich gehindert.

Diese Entdeckung bringt mich auf eine andere, die gleichfalls neuerdings gemacht worden ist. In der Vigna Argoli, dicht vor der Stadt zwischen Porta Pia und Porta S. Lorenzo, fand man, ziemlich tief unter der gegenwärtigen Oberfläche, eine ganz erhaltene, freistehende viereckte Grabkammer, sorgfältig aus Travertinquadern aufgeführt, mit einem Eingange und kleinen, Schießscharten ähnelnden Oeffnungen in den Wänden. Die Länge jeder der vier gleichen Seiten beträgt etwa 20 französische Fuß. Das Innere zeigt an den Seiten vier Rundbogen: unter einem derselben ist der Eingang, an den drei andern Seiten stehen Sarkophage, die sowohl durch ihre Erhaltung, wie in Betreff der künstlerischen Ausführung sehr wichtig sind. Auf dem einen sieht man die Geschichte der Nioiden, auf dem andern die des Orestes; der dritte mittlere, welcher der vorzüglichste, hat drei Faune, welche Blumengewinde emporhalten, über welchen zwei Gorgonenköpfe. Das Gebäude ist mit großen Ziegeln gewölbt, welche den Namen der Domitia Lucilla tragen. Die Grabkammer stammt wohl aus den Zeiten der Antonine, indem die Genannte Gemahlin des Annius Verus und Mutter des M. Aurelius Antoninus war. Eine Mauer von Netzwerk diente als äußere Umzäunung. Man hofft in dieser Vigna noch Anderes zu finden. So zeigt Roms unerschöpflicher Reichthum an Schätzen des Alterthums sich an jedem Tage. Wo man nachsucht, bald zum Zwecke der Forschung nach Antiquitäten, bald auf andere Veranlassung, trifft man auf mehr oder minder Interessantes. Ueberall liegen Fragmente kostbarer Marmorarten zerstreut oder sind beim Straßenpflaster benuzt. Ueberall sieht man hier den Stumpf einer Marmor- oder Granitsäule, dort ein Bruchstück eines Gebälkes an und in den schlechten Ziegelmauern verfallender Hütten. Man kann keinen Schritt thun, ohne erinnert zu werden an die alte Zeit.

Der Bau der Paulskirche wird mit Eifer betrieben. Das Querschiff ist großentheils fertig. Die Wand der Apsis ist mit Marmor bekleidet, mit euböischem (Cipollino) und phrygischem (Pavonnazzetto), wodurch ein so reicher wie schöner Effekt hervorgebracht wird. In den Nischen neben den beiden Seitenaltären stehen die großen, leider äußerst mittelmäßigen Statuen. An der flachen Decke, deren viereckige Cassetten eine geschmackvolle Zeichnung zeigen, wird fleißig gearbeitet. Das Tabernakel über der Confession, ein gothischer Bau vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts, aus dem Brande gerettet und restaurirt und vergoldet, steht wieder an seiner alten Stelle. Weßhalb man es schon jezt aufgestellt hat, während das Langschiff noch nicht unter Dach gebracht ist, und bis dahin vielleicht noch Jahre hingehen, es also allen möglichen Beschädigungen ausgesezt ist, habe ich mir nicht zu erklären vermocht. Man arbeitet jezt namentlich an den Seitenschiffen, deren alte Säulen noch nicht alle weggeräumt sind, und an den Bogen über den großen Granitsäulen des Mittelschiffs. Auch baut man an den Kapellen hinter dem Chor, von welchen die a cornu epistolae nach dem Plan des dirigirenden Baumeisters, Prof. Poletti, von Grund aus aufgeführt wird, und an dem Porticus, welcher an dem gegen die Stadt zugekehrten Ende des Querschiffs errichtet werden soll. So ist man hier vielfach und mit Erfolg thätig, und man freut sich, in diesen kolossalen Räumen solche Bewegung zu finden, wenn man einmal über das wenig Rathsame des ganzen Unternehmens sich hinwegsezt. Ein Glück ist's übrigens für die Kirche, daß ihre Form selbst im Detail vorgeschrieben war. Sonst würde die moderne Verbesserungssucht hier wahrscheinlich ein weites und fruchtbares Feld gefunden haben. Jezt kann sie sich doch nur an den Nebendingen auslassen und damit zu trösten suchen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 147.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 20. Juni 1839.

— De mille soucis mon esprit s'embarrasse,
Pour pouvoir mettre un ordre et dedans et dehors
Qui du godelureau rompe tous les efforts.

Molière.
école des femmes.

Zwölf neue Stücklein.

Von Wilhelm v. Chézy.

VIII.

Des Zöllners Drangsale.

Im Gegensatz zu dem kaiserlichen Wien, das, ein riesiger Bienenkorb in den herrlichsten Umgebungen, auch außerhalb der Linien * einen großen Theil seiner besten Freuden für die schwärmenden Bewohner aufbewahrt, umfaßt die gute Stadt Paris innerhalb ihrer Barrièren eine ganze große Welt, woher es kommt, daß so viele Tausende der Einwohner niemals ihren Umkreis überschritten haben, erstens, weil die Müßigen darin diejenigen Abwechslungen vereint finden, welche anderwärts meilenweit auseinander liegen; denn weder belebte Handelsstädte, noch einsamstolze Paläste, weder wohnliche Häuser, noch elende, schmutzige Baracken, weder Gärten, noch ländlich grüne Spaziergänge unter dem Schatten alter Bäume fehlen da; zweitens, weil die Rührigen und Fleißigen keine Zeit haben und keine Lust hegen, Städte aufzusuchen, die sie nicht größer und belebter, Dörfer, die sie nicht trauriger, Luft, Licht und Grün, die sie nicht frischer und erquicklicher sich zu denken vermögen. Für diese beginnt außerhalb der lezten Schranken die Provinz und erstreckt sich bis zu den Polen ihrer geographischen Kenntnisse, bis Petersburg und Konstantine.

Wo an den Grenzen dieser wunderlichen Welt voll Pracht, Reichthum, Ehre, Tugend und Hoffnung, wie voll Schmutz, Elend, Schande, Laster und Verzweiflung die Wege aus der Provinz einmünden, sitzen mit Argusaugen mancherlei Wächter. — Den Reisenden, wie er zu Wagen, zu Roß oder zu Fuß anlangt, empfängt die Frage nach dem Paß, der sich unterwegs durch das vielfach wiederholte Vorzeigen beinahe schon abgenuzt hat; denn die Gensdarmen, deren gelbe Bandeliers auf allen Straßen leuchten und deren Masse sich vermehrt, je näher ihr der Hauptstadt kommt, lassen selten einen Wagen vorüber, ohne über die Darinsitzenden sich Auskunft verschafft zu haben, und niemals ungefragt den Fußgänger, der, am Wanderstab einherschreitend, sein Bündel trägt. Unfern von dem, welcher nach Kräften darob wacht, daß kein ehrlicher Mann und kein Dieb sich ohne regelrechte Papiere in den Strudel der Weltstadt stürze, harren andere, die darauf sehen, daß nicht die Krone und die gute Stadt in den Einkünften ihrer Zölle ungebührlich geschmälert werden; sie begleiten die Diligence und den

* Linien nennt man zu Wien, was in Paris Barrièren heißt: die äußerste Einfassung und Grenze der Stadt und ihrer Vorstädte.

Frachtwagen bis zu dem Ort ihrer Bestimmung, durchforschen jedes andere Gefährt, fragen den heimkehrenden Jäger nach seinem Erlaubnißschein, den er kaum erst wieder in die Brieftasche eingeschlossen, und schauen fleißig nach, ob der Bürgersmann oder die Grisette im Sonntagsstaat nicht etwa eine Flasche Wein einzuschmuggeln versuchen.

Zu den Wächtern letzterer Art gehörte seit langen Jahren der alte Grossot, der mit seinen kleinen grauen Katzenaugen bald an einem, bald am andern Ende die Eingänge treulich bewachte, und dabei einen so geübten, sichern Blick besaß, daß er von Weitem schon die angenommene Frechheit von der echten Unbefangenheit zu unterscheiden wußte, und unfehlbar den Schalk erkannte, welcher darauf ausging, durch scheinbare Furcht ihn zu foppen und zu verleiten, daß er mit vergeblichem Nachsuchen seine Zeit verliere. Aber trotz der vielen Mühe, welche ihm die gewissenhafte Ausübung seines Amtes verursachte, und trotz der Sorgen, mit denen ihn seine Tochter Melanie erfüllte, hatte Grossot nach langem Wittwerstande dennoch hinlänglichen Muth und Beruf in sich gefunden, einer jungen zierlichen und muthwilligen Pariserin vor den Beamten des bürgerlichen Standes und vor dem Pfarrer des Sprengels die Hand zu reichen und somit ein neues, noch schwierigeres Wächteramt sich aufzuerlegen, in welchem seine Aufmerksamkeit um so weniger nachließ, als er nach Jahresfrist auch noch nicht die leiseste Spur verbotener Waare entdeckte; denn es lag in seiner Gemüthsart und in seinen Gewohnheiten, nie dem Schein zu trauen. Deßhalb behielt er auch die blonde Lisette stets unter der Obhut seiner eigenen Blicke, so daß sie ohne ihn kaum zehn Schritte vom Zollhause sich entfernen durfte, und nicht selten mußte sie harte Worte hören, wenn just das Unglück wollte, daß der Blick eines Vorübereilenden auf ihr haftete, oder wenn ein Genosse und Nachbar des gestrengen Eheherrn der „kleinen Mutter" ein tröstendes Wort der Theilnahme zugeraunt. Noch schwerer ward dem Vater Grossot jedoch die Obhut über seine Tochter, und er fand, daß die Aufsicht ihrer Tante, der ehrwürdigen Matratzenhändlerin in der Tempelstraße, bei Weitem nicht genüge; darum hatte er beschlossen, ihr einen Hüter zu bestellen, wie Lisette in ihm einen besaß, und dazu seinen Amts- und Altersgenossen Paitrez ausersehen. Melanie aber dachte, es könne keinen bessern Hüter für sie geben, als einen von denen, vor welchen sie bewahrt werden solle, so wie Niemand besser die Gauner aufspürt und fängt, als wer einst selber ihnen angehört; und kaum hatte an einem schönen Sonntagsmorgen Grossot seinen Willen der Tochter kund gethan, als am Nachmittag schon zu ihm, der mit Paitrez auf der Bank unter der blühenden Akazie vor dem Hause sich angelegentlich unterredete, ein rothwangiger, wohlgenährter junger Mensch trat, den Hut schief auf die krausen Locken gedrückt, den schwarzen Schnurrbart in die Höhe gestrichen, den stahlblauen Ueberrock gut gebürstet, braune Lederhandschuhe an den Händen, deren eine den Spazierstock mit der Seidenquaste und dem vergoldeten Knopfe wagerecht trug, und sich den beiden Alten, welche abwechselnd dabei vor Aerger bleich und vor Zorn roth wurden, mit kecker Zuversicht als Melanies begünstigten Liebhaber und Freier vorstellte. Die Entgegnung, zu der nach und nach Grossot Worte fand, war nicht die höflichste, aber der Freier ließ sich dadurch nicht aus der Fassung bringen und hielt sich so standhaft, daß der ausersehene Schwiegervater und der Nebenbuhler, überwunden von der gutmüthigen und unerschütterlichen Treuherzigkeit des Unbekannten, endlich einwilligten, ein „vernünftiges Wort" zu reden, und ihm zwischen sich Platz machten. „Zuerst also zu Euch, Vater Grossot," sagte der junge Mensch, „denn vor allen Dingen bin ich schuldig, Euch zu sagen, wie ich heiße, wer ich bin. Mein Name ist Arthur Corinhac, und wenn ich vor der Hand nichts bin, als ein verwaister Knabe aus der Gascogne, so habe ich doch gute Empfehlungen und Aussichten, so zum Beispiel hier einen Brief Eures Gönners und Vorgesetzten, des Herrn Direktors der Douanen, worinnen er mir eine Anstellung verspricht, insofern Ihr mich dazu vorschlagen und Eure Tochter mir zum Weibe geben wollt." — „Da werdet Ihr lange warten müssen, mein schöner Herr," versetzte Grossot höhnisch; „denn es ist mein Grundsatz, nie einen Mann zu einer Anstellung zu empfehlen, der das Geschäft nicht aus dem Grunde versteht, und Niemand versteht es so recht, als wer selbst mit Geschick und Glück den Schmuggel betrieben; meine Tochter aber wird nur einem Zöllner zu Theil." Ohne darauf zu antworten, wandte der Gascogner sich zu Paitrez: „Was Euch betrifft, mein ehrwürdiger Herr Nebenbuhler, so seyd Ihr alt genug —" — „Was hat der Gelbschnabel mein Alter mir vorzurücken?" unterbrach ihn unwillig der Angeredete; jener fuhr gelassen fort: „so seyd Ihr alt genug, um zu wissen, wie gefährlich es ist, einen geliebten Nebenbuhler um die Wege zu wissen. Nur ruhig, und unterbrecht mich nicht; Ihr sollt mit dem Ausgang meiner Rede zufriedener seyn, als mit dem Anfang. Ich will Euch einen Vorschlag machen, und wenn Ihr ihn eingeht und dann die Oberhand in der Brautwerbung behaltet, so will ich Euch versprechen, nie eine Störung Eures Hausstandes zu versuchen."

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Dieser Trieb des geistigen Nivellements ist es, der die Revolution gemacht hat; dieser Geist ist der eigentliche Sinn der ganzen Entwicklung der neuesten Zeit. Nicht auf Umsturz der Throne ging das Ziel der Geschichte, als die im vorigen Jahrhundert erwachsenen Ideen endlich zu einem Ausbruche führten; nicht auf die Aristokratie der Geburt und des Standes als solche war es abgesehen, sondern auf die Aristokratie der Geistesbildung und des Genusses; nicht um die Herrschaft der Massen handelte es sich, sondern um ihre Erziehung; nicht die Republik sollte in eine Welt kommen, die sie nimmer ertrug; aber ungefährer politischer Verstand, die Fähigkeit, die Resultate der Wissenschaft für einen besondern Zweck zu nützen, und die Früchte des allgemeinen Fleißes für Lebensbequemlichkeit zu genießen, endlich alle jene Dinge, welche den Geist erziehen, indem sie ihn ergötzen, sollten res publicae werden. Es sollte sich in den Nationen eine breite, homogene Masse bilden, als Träger der öffentlichen Vernunft, des öffentlichen Willens und des geistigen und materiellen Fortschritts; wozu? zu welcher ferneren Entwicklung auch in den Staatsformen? — wer, der mitten in der Bewegung steht, kann dies wissen?

Die Revolution war nur die Petarde, welche die für sanften Druck gar nicht oder in allzulanger Frist überwindlichen Hindernisse dieser Richtung vom Boden wegschlug, worauf der Strom sich ausbreitete und seine Straße zog, bis an einer neuen Stromenge im Pariser Julius wieder einiges Gestein gesprengt werden mußte. Jezt ist das Geschäft der Demokratisirung nach allen Richtungen im vollen Gang, und diese Thätigkeit ist der wahre Charakter unserer Tage. Alles popularisirt sich, Wissenschaft, Kunst, Literatur, materieller Genuß. In der Wissenschaft und der Literatur die täglich wachsende Masse der Bildungsschriften aller Art für große Kinder und der periodischen politischen, ökonomischen und unterhaltenden Blätter; in der Dramatik das gehudelte Conterfei der modernsten Gegenwart und die poesielose Herrschaft des Stoffs überhaupt; in der Kunst das Statuettenwesen, der Flor der kokettirenden Porträtmacherei, die Ubiquität der Lithographie, das Erdrückt werden der höhern Gattungen der Malerei unter dem Flor des Genrebildes und der Landschaft; in der Musik das Uebermiegen des Palpabeln, leicht Faßlichen, der derben Mittel, des Walzer- und Quadrillentaktes und der Hexerei in der Ausführung über das tiefere Gefühl in Composition und Vortrag; im gemeinen Leben der immer weiter greifende, aber immer wohlfeilere Luxus, die mehr und mehr gleichförmige Tracht, der Drang nach Erweiterung und Beflügelung des Verkehrs — dies Alles zeigt, daß, was sonst für verhältnißmäßig Wenige umsichtig, sorgfältig, solid, innerlich großartig geschaffen wurde, jezt für unendlich Viele leicht greifbar, skizzenhaft, effektreich, durch Masse großartig hergestellt wird, und daß die Dienerinnen Poesie, Kunst und Industrie vollkommen begriffen haben, an wen in der jetzigen Welt mit dem großen Beutel das Mäcenat und Patronat gefallen ist.

Der Demos begibt sich des unmittelbaren Regierens, von dem er nichts versteht, aber so ziemlich alle andern Prärogative der Aristokratie hat er behaglich an sich genommen und übt sie aus, wie er es versteht. Durch unzählige Dedicationen von Schriften wird auf seinen Beutel speculirt, und seine Haltung dabei ist oft ganz fürstlich, indem er die ergebenst Offerirenden ignorirt. Man trägt ihm täglich ganze Bibliotheken an, und daneben noch zahllose Ausgaben in usum Delphini für seine Descendenz, welcher eine Schaar von Gouverneurs und Lehrmeistern den Pfad des Lernens mit Rosen bestreut. Er umgibt sich mit einer ausgewählten Sammlung von classischen und Lieblingsschriftstellern, und triebe diese Liebhaberei noch weiter, wenn nicht der saubere Einband in den Handfarben das Budget oft noch mehr belästigte, als die Bücher selbst. — Die schönen Künste dringen von allen Seiten auf hundert Wegen in sein Leben ein, und adeln alles, was er berührt, mit geistigem Genuß. Alles Geräthe zu seinem Gebrauche schwingt sich in den Schönheitslinien, die seine Laune zum Geschmack stempelt, prangt in den schönsten Farben, bedeckt sich mit Sculpturen und Schildereien, wobei das mit leichter Mühe Multiplizirte sich schlau als ein mit Kunst Hergestelltes breit zu machen weiß. Er nimmt keine Tasse vom Theebrett und spielt mit keinem Dessertteller, ohne sich mit einer pittoresken Ansicht oder mit einer lustigen Scene zu divertiren, oder seine Kenntnisse in Ethnographie und Naturgeschichte zu erweitern; und wenn irgend etwas auftaucht, das würdig ist, seine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen — ein Mann, der sich merkwürdig gemacht, ein anderer, schon merkwürdiger, der gestorben, das Monument, das einem Dritten errichtet worden, die gefeierte Gastspielerin, die lezte Feuersbrunst oder Ueberschwemmung — was es nun sey, der jedesmalige Gegenstand der Conversation wird ihm in sauberer Lithographie ergebenst zu Füßen gelegt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Nachklang der Emeute. Der Victoriaball.

Hier verwischt ein Eindruck schnell den andern; so kommt es denn auch, daß von dem merkwürdigen und bisher noch

immer unerklärlichen Vorfalle vom 12ten Mai nur noch wenig in Gesellschaften gesprochen wird. Paris hat der Emeuten so viele erlebt, daß eine mehr oder weniger nichts zur Sache thut, und da man doch das Räthsel der lezten nicht zu lösen vermag, so wartet man geduldig auf das Licht, das der Prozeß vor der Pairskammer auf den Vorgang werfen wird. Indessen war jener Aufruhr mörderischer als mancher andere. Die Büchsenmacher und Waffenschmiede, deren Läden man aufgebrochen und geplündert, wie schon bei andern Empörungen der Fall gewesen war, fangen nun an, ihre Fenster und Magazine mit eisernen Stangen zu vergittern, oder die hölzernen Blenden mit Zinkplatten inwendig versehen zu lassen. Ein Tageblatt bemerkt dabei, sonst seyen die Bäcker bei Aufständen in Paris der Plünderung ausgesezt gewesen und haben daher sämmtlich ihre Ladenfenster mit eisernen Stangen vergittert; jezt suche das Volk, wenn es sich empöre, nicht mehr nach Brod, sondern nach Waffen, es leide nicht an Hunger, sondern an Streitsucht. Die Bäcker verändern allmählig ihre dunkeln, wie Gefängnisse aussehenden Läden in elegante Magazine mit großen Spiegelfenstern, dagegen müssen sich nun die Büchsenmacher verbollwerken. Eine bei dieser Gelegenheit aufgeworfene Frage ist: können die Waffenschmiede die Stadtbehörde anhalten, sie für den erlittenen Verlust zu entschädigen? Dies scheint keinem Zweifel zu unterliegen. Die Unterthanen zahlen starke Abgaben, damit sie in Ruhe und Sicherheit die Früchte ihres Fleißes genießen können; die Gemeinde muß also alle ihre Mitglieder gegen Unbilde schützen, oder falls sie dieselben nicht verhindern konnte, den von Einzelnen erlittenen Schaden ersetzen. Auch ist der Fall schon mehrmals eingetreten, daß die Pariser Stadtbehörde vor Gericht von einzelnen Bürgern belangt worden und zum Schadenersatze verurtheilt worden ist, wenn die Kläger den erlittenen Schaden wirklich beweisen und dabei darthun konnten, daß sie den Angriff und Einbruch in ihr Eigenthum nicht abzuwehren im Stande gewesen waren. Am Montage nach dem Aufruhr, oder eigentlich noch während des Aufruhrs (denn bekanntlich fielen noch einige blutige Auftritte an diesem Tage vor) hörte ich die auf einem Platze versammelten Nationalgardisten über die Art, wie man gegen die Aufrührer verfahren solle, debattiren. Einige waren höchst ungehalten, daß solche Menschen ohne Grund und Ursache plötzlich die Ruhe der Hauptstadt stören, Gewaltthätigkeiten ausüben, das Leben so mancher Menschen in Gefahr setzen, Handel und Wandel in Stocken bringen, die Fremden aus Paris verscheuchen und ganze Reviere in Schrecken setzen. Sie behaupteten, man müsse sie zu umzingeln suchen und sie dann ohne Barmherzigkeit niederschießen; denn wenn man sich damit begnüge, sie zu ergreifen, so gebe so lange Zeit damit hin, bis sie vor Gericht kommen, daß das Publikum zulezt Mitleiden mit ihnen empfinde und die Zeitungen zu ihren Gunsten sprechen; sie kommen am Ende auch mit einer leichten Strafe davon, und werden gar obendrein amnestirt, worauf sie dann von Neuem Complotte anzetteln. Dieses Verfahren schien Andern doch zu barsch und zu türkisch. In einem verfassungsmäßig regierten Staate könne man so summarisch nicht zu Werke gehen. Ehe man Jemand niederschieße, müsse man ihm doch seine Schuld beweisen und ihn anhören, sogar ihm erlauben, seine Vertheidigungsgründe geltend zu machen. Der Nationalgarde stehe es nicht zu, selbst Gerechtigkeit auszuüben; ihre Pflicht sey nur, die Ruhe wieder herzustellen, und nur im Nothfall dürfe sie Gewalt mit Gewalt abwehren. Dies schien den erstern nicht recht einzuleuchten. Man sieht hieraus, daß die Nationalgarde, wie die Regierenden, in zwei Parteien zerfällt, deren eine die summarische Gerechtigkeit als die am schnellsten zum Ziele führende verlangt, während die andere auf der gesetzmäßigen Gerechtigkeit besteht. Eine andere Gerechtigkeit als die leztere kann auch jezt in Frankreich nicht mehr stattfinden, oder man müßte alles über den Haufen werfen und nicht besser verfahren, als die Aufrührer, die man eben dieses Verbrechens beschuldigt. Mit dem über den Haufen schießen ist es nicht gethan, und man verlangt mit Recht auch gegen diejenigen, welche kein Gesetz achten, die Beobachtung der Gesetze. In Erwartung des eingeleiteten Criminalprozesses beschäftigt sich die Pariser Welt mit andern Dingen. Die Bälle sind in dieser Jahreszeit etwas Seltenes; deßhalb erregte der schon lange zuvor angekündigte Ball beim englischen Gesandten, Lord Granville, zu Ehren des Festes der Königin Victoria großes Aufsehen, wenigstens in der sogenannten vornehmen, und demnächst in der Putzmacherwelt. Aber beide bekamen einen gewaltigen Schrecken, als während der Vorbereitungen zu dem Feste, die schon mehrere Wochen lang im Werke waren, plötzlich die Nachricht erscholl, das Whigministerium in England sey abgetreten, und die Tories stehen auf dem Sprunge, wieder an's Staatsruder zu kommen. Melbournes Anhänger können nicht bestürzter gewesen seyn, als es bei dieser Nachricht die Pariser Diplomaten, Hofleute und Modehändlerinnen waren. Alle zarten Hände, welche am Staate zum bevorstehenden Ball gearbeitet hatten, standen plötzlich still, als ob sie gelähmt wären, und alle Projekte zerrannen wie Seifenblasen. Lord Granville, hieß es, reise sogleich ab, da er keinem Toryministerium dienen wolle; mithin könne aus dem angekündigten Balle nichts werden. Einige Damen wollten zwar nicht alle Hoffnung fahren lassen, und äußerten, unter dem Toryministerium werde man so gut tanzen, wie unter dem Whigschen, und der Nachfolger Lord Granvilles werde doch nicht so grausam und so unloyal seyn, um den Ball zu Ehren der jungen Königin Victoria abzuschneiden. Allein damit sah es doch sehr mißlich aus: denn der Nachfolger konnte nicht sogleich auf dem Platz seyn und kam vielleicht lange nach dem Victoriafeste an. Die Pariser Modehändlerinnen aber warfen sich ganz in die Opposition und riefen: Ist es nicht genug, daß man so lange zu unserem Schaden an der Geburt eines französischen Ministeriums laborirt hat? müssen wir nun auch noch an den Wehen des englischen Ministeriums leiden? Glücklicherweise machte eine zweite telegraphische Nachricht wieder gut, was die vorige verdorben hatte. Königin Victoria hatte ihre Hofdamen nicht verabschieden wollen, mithin konnte kein Toryministerium zu Stande kommen, mithin traten die vorigen Minister wieder ein, mithin blieb Lord Granville auf seinem Posten, mithin gab er den versprochenen Ball. Alsbald geriethen alle zarten Hände wieder in Bewegung und der Ball war so glänzend, wie ihn die Zeitungen beschrieben haben. Die Jahreszeit hatte sich tummeln müssen, um alle erforderlichen Rosen zu liefern, denn Rosen waren unerläßliche Bedingung beim Schmuck auf diesem Balle. Aber glücklicherweise verstehen die Pariser Kunstgärtner das Geheimniß, die Natur zu zwingen, daß sie vor der Zeit ihren vegetabilischen Schmuck herausgibt, und somit waren Rosenstöcke da, so viel man wollte, und hätte Granville Pfirschen und Weintrauben verlangt, es wäre ihm auch damit im Mai gedient worden. Für die Kunstgärtnerei scheint es nichts Unmögliches mehr zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 148.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 21. Juni 1839.

Wer sich behaglich mitzutheilen weiß,
Den wird des Volkes Laune nicht erbittern;
Er wünscht sich einen großen Kreis,
Um ihn gewisser zu erschüttern.

Goethe.

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Prinz Demos liebt aber auch die Kunst und unterstüzt sie. Er subscribirt auf ungemein wohlfeile Prachtwerke, nimmt Theil an Kunstvereinen und Lotterien, gewinnt Gemälde oder erhält im schlimmsten Fall die kostbaren Blätter, welche die Vereine an ihre Mitglieder vertheilen. Um leztere läßt er prächtige Rahmen machen, welche sich auf den Damasttapeten von Papier vortrefflich ausnehmen, und seine Gemächer sind ein gypserner Olymp, welcher auf Oefen und Consolen alle Götter des Vatikans und des Louvers zeigt. — Er besieht ganze Gemäldeexpositionen, wo Alles feil, wo in jeder Hinsicht auf seinen Geschmack und die Art, wie er die noble Passion treibt, die zarteste Rücksicht genommen ist. Er liebt in seinen Appartements das Wohnliche, leicht Heizbare, und den zierlichen Verhältnissen seiner Wände müssen auch seine Gemälde entsprechen. Was sollen ihm die riesenhaften Bilder mit den schweren historischen Sujets? Faßt sie auch das Zimmer, so reicht sie der Federwisch nicht ab; und dann hat er seit der Catechisation die heilige Geschichte satt, und mit der Profanhistorie ist er über den Fuß gespannt. Zudem ist er zu zerstreut und zu vielfach in Anspruch genommen, um sich der Kunst anders als im Vorübergehen zu widmen, so, wie man den Schaum vom Champagnerglase schlürft. Er kann einem Bilde nicht erst lange seinen Werth und seine Bedeutung abfragen; er mag sich in keinen Verkehr mit ihm einlassen, wobei er die Hauptkosten der Unterhaltung bestreiten müßte. Er will sich vom Bilde bequem etwas vorerzählen lassen; es soll ihn an's Nächste, an's Selbstgesehene und Erlebte, an seine erste Liebe oder seine selige Frau, an seine Reisen und seine Lektüre erinnern. Der Soldat, der dem Mädchen am Brunnen an's Kinn greift, der Ritter und sein Liebchen, der Kapuziner, der seine Blumen begießt, Goldschmieds Töchterlein nach Uhland, die Zigeunerin, die der Jungfrau wahrsagt, Max Piccolomini „unter dem Hufschlag seiner Pferde," der Bandit und der Wilddieb, die Bauernhochzeit und die Prügelscene, die Aussicht vom bekannten schönen Berg und das Viehstück, der gemalte Vetter mit seinem besten Gesicht und die Frau Nachbarin mit dem rothen Shawl — wie natürlich! Alles, wie es leibt und lebt, und noch schöner! Hier weiß man doch, was es ist und was man hat!

Dieselbe Personnage, der die bildende Kunst Alles mund- und handgerecht macht, kommandirt natürlich auch die verwandte Musik. Mit ungeheuren Kosten, dem Einzelnen kaum fühlbar, unterhält der Demos Sängerinnen und Tänzerinnen, er bezahlt Blechmusikchöre und

Riesentanzorchester. Soll er sich da nicht vorsingen und vorspielen lassen, wie es ihm im Herzen wohlthut und wie er es versteht? Wenn er nur nicht mehr das Gerede von der guten alten Musik hören mußte, von der Tiefe der Auffassung und des Gefuhls! Was soll das heißen? Ist nicht in der Oper des Tages Alles gerade so tief aufgefaßt, als er seinerseits zu fassen gelaunt ist? Und wer darf seine und des Komponisten schöne Gefuhle verleumden, wenn er bei Wein oder Bier zum neuesten Galopp mit dem spaßhaften Namen den Takt schlägt? Und was die Ausfuhrung, den Vortrag anbelangt, steigert sich nicht gerade seit seiner Herrschaft die Virtuosität zu einer unerhörten Höhe? Kam je eine Prima Donna höher hinauf, so oder so? kam je ein Bassist tiefer hinunter? Man spielt das Piano zehnhändig und einhändig, nur mit der Linken! man gibt Konzerte auf Einer Violinsaite; man entlockt der Flöte und dem Klapphorn Töne, welche ganz über die Natur der Instrumente hinausfallen. Und dabei ist er doch weit entfernt, die Trefflichkeit seiner Kammermusik zu überschätzen: er fühlt wohl, wie viel zur höchsten Stufe der Vollkommenheit fehlt, so lange man auf dem Piano überhaupt mit den Händen spielt und die Blasinstrumente mit dem Munde anspricht.

Dieses Popularisiren der Kunst und Wissenschaft, dieses Reduciren derselben auf gewisse Mittelmaße, wie sie den Bedurfnissen und Kräften der von der Zeit zur Bildung und dem Genuß berufenen Masse entsprechen, diese demokratische Richtung ist noch zu jung, als daß nicht noch die alte aristokratische in allen Zweigen mit ihr kämpfen sollte, freilich ohne alle Hoffnung des Siegs, was sich aber ihre Verfechter nicht eingestehen mögen, worin ja die laudatores temporis acti aller Art übereinkommen. Noch gibt es Leute genug, welche die Privilegien, deren sie selbst oder ihre Familien einst in der Gesellschaft genossen, schmerzlich vermissen, und sich an die Debatten der, wenn auch keineswegs überall freien, doch überall naseweisen Presse, an das Ein- und Vorgreifen des Volks in gesetzgebenden Versammlungen u. dergl. nicht gewöhnen können. Es gibt Andere, die an andern Orten, die auch wahre Volkskammern sind, in Kunstausstellungen, Konzertsälen, Museen und Lesecirkeln, wehmüthig oder ärgerlich die Köpfe schütteln. Jene, wenn sie unter sich sind, erinnern mit einer sprechenden Handbewegung daran, wie der hochselige Herr so und so gewisse Volksprätensionen und Zudringlichkeiten abgewiesen hätte; die andern bitten in der modernen Oper die Manen der großen Componisten des vorigen Jahrhunderts um Vergebung, und zwar überlaut. Zu beiderlei Gesinnung braucht man nichts weniger als alt zu seyn; aber die einen sind so gut und im vollen Sinn des Worts Aristokraten als die andern; nur daß bei denen, deren Kunstsehnsucht rückwärts blickt, häufig die Selbstsucht nicht mitspielt. So lange ein politischer Zustand, in welchem einzelne Stände uberwiegender Vortheile genossen, in frischem Andenken steht und schmerzlich vermißt wird, so lange wird auch ein Zustand der Kunste, wie die Herrschaft dieser Stande ihn bedingte, zuruckgesehnt werden. Nur sind diejenigen, welche die alten Höfe und Domkapitel nicht vergessen können, oft weit entfernt, an die großen Gemälde zu denken, welche sie bestellten, und an die noble Musik, welche fur sie gesezt wurde. Und umgekehrt, wer fur einen fruhern Geschmack in Musik und bildender Kunst schwärmt, möchte oft um keinen Preis die Gewalten in die Welt zuruckfuhren, unter denen jener Geschmack erwachsen. Ja, es gibt junge schriftstellernde Geister genug, welche in ihren politischen Doktrinen sehr weit vorwärts sind, und doch täglich in Kritiken und Feuilletons der Zeit den Text lesen über die armseligen Puppen, an die sie in Malerei, Musik, Literatur ihr Herz hängt. Diese Leute mit dem wunderlichen Januskopf, der uber dem scharfsinnigen Rückwärts- und Vorwärtsblicken das am wenigsten sieht, was da ist, haben mit den eigentlichen Aristokraten noch das gemein, daß sie, troz des malcontenten Schmollens mit der Zeit, der vielfachen Comforts, welche sie bietet, mit Behaglichkeit genießen und in allen Beziehungen, wo es sicher und bequem ist, die Livree der Zeit tragen. Man macht es sich selten klar, wie die Hinwegräumung gewisser politischen und moralischen Hemmnisse die nothwendige Bedingung war, wenn Verkehr und Industrie diesen Aufschwung nehmen, wenn Fluß und Meer sich mit Dampfschiffen, das Land mit Eisenbahnen bedecken, wenn die Elle hübsch bedruckten Kattuns, das Stuck popularisirter Wissenschaft, die Sammlung gemeinnutziger Abbildungen zum Spottpreis von so und so viel hergestellt werden sollte. Man glaubt nicht, noch öfter aber thut man nur so, als glaubte man es nicht, daß in einer Zeit, wo bildende Kunst, Musik und Literatur der wohlfeile Luxus von Millionen sind, die höhere Malerei, die classische Musik, ja auch das eigentlich poetische Kunstwerk nicht mehr ihre alte Bedeutung haben können. Wer sich der einen Richtung der geistigen Entwicklung freut und ihre Produkte genießt, sollte eine andere, ihm minder erfreuliche wenigstens mit Resignation hinnehmen. Die bequeme Diligence und der Dampfwagen hängen so gut mit Allem neben ihnen zusammen, als die spanische Landkutsche, deren Aufschrift: seguridad y velocidad, noch immer eine Satire ist.

(Fortsetzung folgt.)

Des Zöllners Drangsale.

(Fortsetzung.)

Nun meinte zwar Paitrer, daß er ohnehin der Mann seyn werde, jede unberufene Einmischung abzuwehren, und wollte nichts hören, bis Grossot behauptete, die zukünftige Ruhe sey wenigstens so viel werth, den Vorschlag in Erwägung zu ziehen, so daß er am Ende sich bequemte, Cyrinhac weiter reden zu lassen, und dieser bot nun kurz und gut den Beiden eine Art von Wette an: er wolle innerhalb des Zeitraums von drei Wochen dreimal ihre Wachsamkeit täuschen und verbotene Waare am hellen Tage in eigener Person an ihnen vorbei zur Stadt bringen; wenn ihm dies gelinge, so müsse ihn Grossot als einen geschickten Schmuggler und mithin tauglichen Zollwächter anerkennen und der andere ihm die Braut lassen; wo nicht, so wolle er sich entfernen und nimmer wieder sehen lassen. Bei diesem Vorschlag blinzelte Grossot pfiffig mit den kleinen Augen, und obschon Paitrer lebhaft widersprach und einwandte, ein solches abenteuerliches Possenspiel passe nicht für alte Bursche, wie sie seyen, so behauptete dagegen der andere, es werde schwer fallen, sie nur einmal zu betrügen, da sie ja den Schmuggler von Angesicht zu Angesicht kennten, so daß sie ihn spätestens beim zweiten Mal ertappen würden, und sie wollten ihren Antheil an dem zu erwartenden Strafbetrag anwenden, die Kosten der Hochzeit zu bestreiten. Nach langem Zureden willigte Paitrer endlich ein, doch nur unter der Bedingung, daß Cyrinhac niemals dasselbe Kunststück wiederhole, sondern nach dem Gelingen sie stets alsogleich davon unterrichte, wogegen sie auf des Gascogners Verlangen feierlich versprachen, ihm keine Verfolgung von Seiten der Polizei zuzuziehen, sobald er einmal dem eigentlichen Bereich ihrer Amtsthätigkeit nach überstandener Untersuchung entkommen sey. So ward zuletzt der sonderbare Vertrag zum Schluß gebracht; Cyrinhac ging, wohlgemuth ein Liedchen trällernd, von dannen, und ihm nachsehend, sagte Grossot zu seinem Nachbar, indem er sich die Hände rieb: „Der Bube da ist aller Ränke voll, und Ihr mögt froh seyn, Gevatter, daß er selbst Euch die Mittel an die Hand gibt, ihn so wohlfeilen Kaufes los zu werden."

Die beiden Zöllner nahmen sich vor, ihre Aufmerksamkeit zu verdoppeln, und es hätte am nächsten Morgen des Grußes von dem hohen Bock nicht bedurft, um sie wahrnehmen zu lassen, daß es diesmal Cyrinhac war, der in blauem Fuhrmannskittel die zu drei und drei angeschirrten sechs Rappen vor der Landkutsche von Chartres leitete; der Umstand fiel ihnen schon deßhalb auf, weil der gewöhnliche Lenker ihnen so gut bekannt war, als die gelbe Kutsche und die schwarzen Rosse. Mit Ungeduld erwarteten sie den Tag und die Stunde der Rückkehr des Wagens, der, durch das plötzlich eingetretene Regenwetter aufgehalten, später als sonst ankam und diesmal von Grossot und Paitrer selbst sammt einem Gensdarmen nach dem Abladeplaz begleitet ward, zur größten Verwunderung der Reisenden, die gewohnt waren, daß nur ein einzelner Zöllner mitfahre. Unterwegs sagte ihnen Cyrinhac, daß für diesmal ihre Mühe vergebens seyn werde, denn er habe es nicht wagen wollen, den Eigenthümer der Landkutsche einer Verantwortung auszusetzen; um so strenger nur ward das verhaßte Geschäft vorgenommen, Niemand durfte von der Stelle, kein Koffer, kein Nachtsack blieb undurchwühlt, der Rossebändiger mußte sich die Untersuchung seiner Kleidungsstücke gefallen lassen, und die üble Laune der Angekommenen, die in dem naßkalten Luftzug so lange ausharren mußten, äußerte sich schon unverhohlen in den unfreundlichsten Ausdrücken, als es endlich den Zöllnern gefiel, die vergebliche Bemühung aufzugeben. „Ihr habt uns unnützer Weise einen Schnupfen zugezogen," sagte Grossot, der blaß und frierend dastand und zusah, wie die Leute nach und nach sich entfernten, der Wagen in die Remise geschoben, das Gespann durch den Stallknecht von dannen geführt ward, worauf Cyrinhac die Frage stellte: ob die Waare, welche er hereingebracht, nun frei sey? „Possenreißer, du fängst uns nicht!" hieß die Antwort zuerst, und: „ja doch, in des Himmels Namen!" als die Frage ernstlich wiederholt ward. Da bat der Gascogner die beiden mit großer Höflichkeit, ihm zu folgen, führte sie ein paar Straßen weit und in einen Stall, wo er vor ihren Augen aus den langen Schweifen seiner Rappen die künstlich eingeflochtenen Rollen amerikanischen Knasters loswickelte. Paitrer raufte sich vor Wuth die spärlichen grauen Locken, während Grossot den Vorfall von der guten Seite nahm, des geschickten Schmugglers Hand schüttelte, und nur das Geständniß verlangte, daß ohne das starke Regenwetter die List schwerlich geglückt wäre. Cyrinhac gab dies gerne zu, sagte kein Wörtlein davon, daß er ohne den Regen die Ausführung würde verschoben haben, und so schieden sie in gutem Vernehmen, doch nicht, ohne daß die Zöllner hoch und theuer sich vermessen hätten, die angethane Schmach mit Wucher zu vergelten. Und da an einem der nächsten Tage Arthur wiederum mit lustigem Peitschenknall vorüberfuhr, drohten die geprellten alten Füchse mit erhobenem Zeigefinger, und das bittersüße Lächeln auf ihren Lippen sprach von Zuchtpolizeigericht, Geldstrafe und Gefängniß, von denen bald darauf auch die Zungen wiederum geläufig sich unterhielten, als der helle, heiße Nachmittag die Nachbarn auf der Bank unter der Akazie versammelt hatte; doch hüteten Grossot und Paitrer dabei sich wohl, vor Lisetten

oder vor den Kameraden ihrer Beziehungen zu dem Gascogner zu erwähnen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Sitzung der französischen Akademie. Dichterinnen.

Kurz nach dem Granvilleschen Balle hielt die académie française ihre öffentliche Sitzung, die gewöhnlich erst im August stattfindet; weßhalb sie diesmal, wie die Rosen auf dem englischen Balle, so frühe erschienen, ist nicht gesagt worden, und es scheint auch nicht, daß sich Jemand darum bekümmert hat. Diese Akademie kann sich etwas darauf zu gute thun, daß drei Minister des öffentlichen Unterrichts nacheinander aus ihren Reihen hervorgegangen sind, Guizot, Salvandy und nun Villemain; lezterer ist noch dazu Secrétaire perpétuel der Akademie, gibt auch diese Stelle, die dauerhafter ist als ein Ministerium, nicht auf, sondern läßt sich bloß einstweilen durch einen Collegen ersetzen; seiner Ministerwürde ungeachtet versah er bei der lezten öffentlichen Sitzung das Amt des Sekretärs. Diese Akademie ist sehr galant, und da sie eine bedeutende Menge von Preisen zu vertheilen hat, so können die Damen so ziemlich sicher auf einige derselben rechnen. Auch diesmal gingen sie nicht leer aus. Den Preis der Dichtkunst trug Madame Collet, Tochter des Malers Revoil zu Lyon, davon. Die Aufgabe war, das von Ludwig Philipp angelegte, historische Museum zu Versailles zu besingen. Bisher galt der König für den einzigen Urheber des Plans, im Versailler Schlosse eine Galerie national-historischer Gemälde und Statuen anzulegen. Nun hat aber einer einen Befehl des Direktoriums wieder aufgefunden, der etwas Aehnliches verordnet. Allein dieser Befehl ist nie zur Ausführung gekommen, wie so manche andere Verordnung jener an großen Ideen reichen Zeit. Weder Napoleon, noch die ältern Bourbonen haben viel zur Verschönerung des Versailler Schlosses gethan, dasselbe nicht wieder hergestellt und noch viel weniger es mit historischen Darstellungen angefüllt. Dieses Verdienst bleibt also Ludwig Philipp ungeschmälert. Nur kann man der Art, wie der Plan ausgeführt worden ist, nicht unbedingt huldigen; es sind zu viele schlechte, auf Bestellung fabrizirte Porträts und Schlachtengemälde hineingekommen, und es wäre jezt ein neues Verdienst, dieselben wieder zur Thür oder zum Fenster hinauszuwerfen; es bliebe doch noch genug zu schauen und zu bewundern. Villemain sagte in seinem Berichte über die eingegangenen Preisgedichte, deren Zahl sich über 50 belief, etwas satirisch, es gehe mit manchen dieser Gedichte wie mit den Gemälden in der Galerie, sie machen bloß die Reihe vollzählig. Die Akademie kann den poetischen Wust wegwerfen, warum soll denn der künstlerische bleiben? Nach dem Urtheile der Akademie hatte Madame Collet das Versailler Museum am besten besungen, allein sie wagte es nicht, das ganze Gedicht in der Sitzung vorlesen zu lassen, so fehlerhaft waren einige Strophen ausgefallen; doch das Meiste war schön und poetisch. Da jedoch, wie schon Horaz gesagt, das Dichtervolk äußerst reizbar ist, so soll die schöne Madame Collet sehr aufgebracht darüber seyn, daß die Akademie sich vermessen, in der öffentlichen Sitzung ihr Gedicht zu verstümmeln, und sogar die 1500 Franken, die sie als Preis erhalten, scheinen ihr kein zureichendes Heilpflaster für die ihrem Stolz versezte Wunde. Man hört diese reizende Dichterin zuweilen in großen Vereinen ihre Gedichte vorlesen oder vielmehr declamiren. In ihrem Munde nehmen sie sich vortrefflich aus, und sie erntet immer großen Beifall ein; allein wenn man ihre Verse hernach gedruckt liest, so machen sie nicht immer eine so angenehme Wirkung. Madame Collet ist mit einem Tonkünstler verheirathet, der ein talentvoller Mann seyn soll; bisher konnte das Publikum nicht darüber urtheilen, denn es ist wenig von ihm erschienen. Seine Oper l'Abencerage, wozu die junge Frau den Text geschrieben, ist nur auf dem Castellaneschen Privattheater aufgeführt worden, das Publikum kennt sie noch nicht. Da beide wenig Vermögen besitzen, so ist die junge Frau genöthigt, viel an Zeitschriften zu arbeiten; man sagt, sie arbeite großentheils in der Nacht, wie Madame d'Abrantes that, um sich einigen Wohlstand zu verschaffen. Daraus erklären sich manche melancholische Züge, welche sich in ihren Gedichten, besonders in ihrer Sammlung: Fleurs du midi, finden. Es sind die unwillkührlichen Aeußerungen einer jungen und schönen Frau, welche in den glänzenden Salons der Reichen mit Auszeichnung aufgenommen wird, dort Beifall und Bewunderung erntet, und zu Hause wieder den prosaischen Mittelstand und die langweilige Oede antrifft; denn was man Wirthschaft nennt, gibt einer jungen Pariser Dame nichts zu schaffen. Solche trübe Aeußerungen kommen überhaupt häufig in den Dichtungen junger Frauen vor, welchen die große Welt wegen ihres poetischen Talents huldigt, und deren Wünsche doch großentheils unerfüllt bleiben. So fiel mir neulich ein Gedicht eines jungen Mädchens aus Bretagne, Namens Elisa Moreau, in die Hände, welche sich nach Paris begeben hatte, wahrscheinlich in der Hoffnung, hier ein glänzendes Loos zu finden, und auch eine Pension von der Regierung, so wie manche Huldigung in den Salons erhalten hat, deren Herz aber dennoch unbefriedigt geblieben seyn muß; denn sie sehnt sich nach ihrer Provinz zurück und antwortet einem Bretagneschen Dichter, der sie dazu aufgefordert hat:

> Oui, je le quitterai, poète,
> Ce Paris au charme trompeur,
> Où la vie est una tempête
> Qui brise les fibres du coeur.
> Va! s'il est vrai qu'une couronne
> Soit reservée à mes essais;
> Si la foule qui tourbillonna
> Sourit parfois à mes succès;
> Si dans le salou qui scintille
> De lustres aux mille couleurs,
> On me dit souvent: jeune fille!
> Tes vers ont le parfum des fleurs:
> Ah! je n'en suis pas plus heureuse,
> Et quand sous mon toit isolé
> Comme une ombre silencieuse
> Je reviens le coeur accablé,
> Au lieu de penser aux louanges,
> Aux aveux murmurés tout bas,
> Je demande au maître des anges,
> De m'endormir dans le trépas.

Unzufriedenheit mit ihrem Schicksale, Klagen über unbefriedigte Wünsche, über Nichterfüllung gehegter Erwartungen kommen auch in den Gedichten der Madame Collet in Fülle vor, selbst in ihren angenehmsten „südlichen Blumen.“

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 149.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 22. Juni 1839.

Have I laid my brain in the sun, and dried it, that it wants matter to prevent so gross o'er-reaching as this?

Shakespeare.
Merry wifes.

Des Zöllners Drangsale.

(Schluß.)

Das Gespräch ward nicht oft unterbrochen, weil wenige der Vorübergehenden der Aufmerksamkeit werth schienen, bis endlich eine stämmige Dirne in ländlicher Tracht des Weges kam, deren derbe Züge etwas Bekanntes für die Zöllner hatten, so daß in ihnen eine dunkle Ahnung sich regte, als hätten sie diese Dorfschönheit schon irgendwo auf verbotenen Wegen ertappt. Auch sprach sich im Benehmen der Bäurin eine gewisse Befangenheit aus, und eine so ängstliche Eile, als ihr Korb mit Gemüse, Butter und Eiern untersucht und verzollt war, daß Grossot ihr befahl, in das Haus zu treten, und seiner Frau auftrug, als seine gesetzliche Gehülfin ihres Amtes zu walten. Die Dirne ward über und über roth, wie mit Blut übergossen, und die Farbe der Verlegenheit wich nicht von ihren Wangen, als sie in dem abgelegenen Kämmerlein allein mit der schönen Zöllnerin sich befand, die ihrerseits noch so wenig an das Geschäft gewöhnt war, daß sie lebhaft und tief die Demüthigung fühlte, welche ein solcher Auftritt über beide Theile in Hülle und Fülle bringt, weßhalb sie auch das Mädchen ermahnte, ihr Vergehen lieber gleich einzugestehen. „Allerdings führ' ich verbotene Waaren," sagte schüchtern und leise die Angeredete. — „So gib sie in Gutem heraus, mein Kind." — „Wenn Ihr es erlaubt, Madame, so will ich es thun, doch müßt Ihr mir Eure Verzeihung zusichern." — „Ich verzeihe dir von Herzen, und mögen deine Richter eben so milde verfahren." — „Wenn Ihr mir verzeiht, habe ich nichts zu fürchten." — „Da irrst du, denn meine Stimme ist hierin ohne Gewicht. Gib die Waaren heraus und nöthige mich nicht zu unangenehmen Schritten." — „Euer Befehl ist mein Gesetz," rief nun das Mädchen, fiel auf beide Knie nieder, ergriff Lisettens Hand und bedeckte sie mit Küssen. — „Was soll das?" fragte diese erstaunt, und machte vergebliche Anstrengungen, sich loszureißen. — „Hört mich an, schöne Frau, da Ihr selbst mir befohlen, vor Euch ein Geständniß abzulegen, und Eure Vergebung im Voraus zugesichert habt. Die verbotene Waare, welche ich führe, hat mit des Königs Zöllen nichts zu schaffen —" Ein Mann war es, der also sprach; Lisette erbleichte, wollte Hülfe rufen, und vermochte es nicht, und hörte wie betäubt einer Liebeserklärung zu, welche mit beredter Geläufigkeit von den Lippen des kühnen Eindringlings tönte, der erzählte, wie er kein anderes Mittel gefunden, die wachsame Eifersucht des alten Grossot zu täuschen und eine geheime Unterredung mit der Angebeteten zu erhalten, als eben die Verkleidung, die ihn so glücklich dem ersehnten Ziele zugeführt. Während dieser Rede besänftigte sich

zwar Lisettens Groll, weil kein Weib demjenigen im Ernste zürnen kann, der von ihren schönen Augen bethört und von der blinden Leidenschaft hingerissen, die Schranken des gewöhnlichen Verkehrs durchbricht; zugleich aber kehrte ihre Fassung zurück, und das Bewußtseyn beleidigter Würde gab ihr eine Strafpredigt ein, worin sie dem jungen Mann rund heraus erklärte, daß seine, so wie die Lockungen eines jeden Andern an ihr verloren seyen; denn sie liebe und ehre ihren Eheherrn, und seine allerdings oft schonungslos geäußerte Eifersucht gebe ihr noch keinen hinlänglichen Vorwand, das Mißtrauen zu verdienen und zu rechtfertigen.

Und so geschah, was er erwartet: die geschmeichelte Eitelkeit und die gekränkte Tugend Lisettens ließen sie das Amt der Zöllnerin vergessen; von den Brüsseler Spitzen, die er bei sich führte, war keine Rede mehr und ihre Einschwärzung gesichert. Nach Verlauf einer halben Stunde brachte ein Knabe ein Zettelchen, das Grossot einlud, sich in eine näher bezeichnete Wohnung zu begeben, unter deren Thür zu seiner höchsten Verwunderung der Gascogner ihn empfing, den er doch an demselben Morgen nach Chartres hatte abfahren sehen; mitten im Zimmer hing, recht in die Augen fallend, auf einem Kleiderstock der Aufputz einer Landdirne, und da der Eintretende den andern näher ansah, fand er in Corinbac's glattgeschorenem Gesicht die Züge der Bäurin, und schrie, mit beiden Fäusten ihn bei der Brust packend: „Unglücklicher, was hast du gethan?“ Arthur hatte die größte Mühe, den Alten zu beruhigen, der abwechselnd tobte, schrie, Verwünschungen ausstieß, weinte und die Hände rang, bis ihn Athemlosigkeit und Erschöpfung endlich zwangen, den kecken Freier Melanie's anzuhören, wie er die oft unterbrochene Erzählung der Vorfälle im Innern des Zollhauses zum Schluß brachte. Bald ungläubig den Kopf wiegend, bald zuf leden lächelnd, begann Grossot ein Kreuzverhör, dessen leztes Ergebniß ihm zu genügen schien, denn er saß eine geraume Weile stumm und in sich gekehrt da, bis er plötzlich aufsprang, Corinbac's beide Hände ergriff und bedächtig sagte: „Alles wohl überlegt, will ich dir das dritte Kunststück schenken und dir jezt schon meine Tochter geben.“ Arthurs Augen blizten freudig auf, doch fragte er bedenklich, was Patrex dazu sagen werde? „Jeder ist sich selbst der Nächste,“ meinte da der Vater Grossot, „und ich weiß vor deinen Ränken Lisetten nicht besser zu sichern, als indem ich sie zu deiner Mutter mache.“ — Also geschah es, und indem auf diese Weise der Zöllner sich von der unternehmenden List des Gascogners nach dem zweiten Probestück schon für überwunden erklärte, wich er wohlweislich der Beschämung und dem Drangsal aus, welche ihm das dritte hätte bereiten können.

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

In der jetzigen Welt ist Jeder, er mag wollen oder nicht, und oft der am meisten, der es am wenigsten glaubt, ein Diener des Herrn, auf den sich Alles bezieht, in dem Jeder einen Käufer für seine Waare hofft und sucht, auf dessen tausendköpfige Persönlichkeit sich alle alten Attribute der Aristokratie gehäuft haben. Das Publikum gibt die Mode an und hat für das männliche Geschlecht eine Art einfacher Hoftracht eingeführt, über welche bei Strafe der Lächerlichkeit Keiner hinaus kann; es umgibt sich in seiner Häuslichkeit mit den Wundern der bildenden Kunst, der Weberei, Tapeziererei, Tischlerei, Uhrmacherei u. s. w. auf ihren verschiedenen Stufen der Feinheit; es reist schneller, bequemer und sicherer als einst der Reichsgraf mit Sechsen; es bringt durch seine Zerstreuungssucht und seine vornehmen Infirmitäten zahllose Kurorte und durch seine Reiselust ganze malerische Landstriche in Flor; es bereichert Croupiers und Industrieritter aller Art, und an seinen Blicken hängen so viele Höflinge, als einst an denen des gebietenden Individuums: Räthe und Flüsterer aller Arten und Qualifikationen, Klatscher und Zuträger, der gemeine Speichellecker und der listige Schmeichler in der Larve des rauhen Wahrheitspredigers, der Hofjude, der Kapellmeister, der Hofmaler, der Hofpoet und der S c h a l k s n a r r.

Ja, den Schalksnarren, den die Zeit vom Fürstenhofe gejagt, finden wir wieder am muntern Hoflager des Publikums, und ganz in den alten Charakterzügen, wenn auch die Art und Weise seines Dienstes eine andere geworden ist. Die Natur seines neuen Patrons bringt es mit sich, daß er nicht mehr in Person aufwartet, daß nur sein Geist, nicht sein Körper die bunte Jacke trägt, wenn er als Feuilletonist die abonnirten Herrschaften amusirt.

In unserer rührigen, hastigen Welt, wo die Meisten Ursache haben, mit ihrer Zeit Haus zu halten, wo Jeder mit flüchtigem Winke am andern vorübereilt, kann die große Mehrzahl nicht mehr behaglich klatschen, nicht mehr die Neuigkeiten des Tags und den Humor davon bei Nachbarn, in Schenken und Barbierstuben zusammensuchen; der Zeitgeist fand ein bequemes, unendlich wirksames und zeitsparendes Vehikel für diesen echt menschlichen Genuß: er gab dem Publikum Journale in die Hand. In den Ländern, wo überhaupt geistig und körperlich etwas gethan wird, was der Mühe werth ist, in Germanien, England, Frankreich, Nordamerika, ist der Demos längst gewöhnt, alle Tage einer Menge Personen Audienz zu geben, welche ihm tausenderlei vorsagen, vorraisonniren, vorschimpfen, weißmachen und offeriren, ohne daß er schön Dank zu sagen, ja auch nur etwas zu denken

braucht. Man könnte sagen, die abnehmende Höflichkeit und die zunehmende Selbstsucht in der jetzigen Welt, der sichtliche Verfall jener, wenigstens äußerlich gemüthlichen, schönthuenden Geselligkeit, über den sogar im geselligen, schwatzhaften Frankreich geklagt wird, habe eine Hauptquelle darin, daß Keiner mehr dem Andern ein gutes Wort zu geben braucht, um etwas von ihm zu erfahren. Mit der Zeitung in der Hand ist man im vollen Wirthshause und Dampfboote und in der Ecke des Postwagens mit der ganzen Welt im Verkehr, ohne mit einem der zufällig Anwesenden in lebendigen Rapport zu treten.

Der Zeitungsleser, indem er ein Journal ums andere aufnimmt, durchläuft mit fliegender Hast die weitesten und die engsten Kreise, die Welt der Materie und des Bedürfnisses, wie die des Geistes und der Freiheit. Er eilt an der langen Reihe der Aufwartenden hinab, deren jeder das, was er bringt, mehr oder minder zierlich mit Blumen besteckt, ihm unter die Augen hält. Der politische Barometermann sagt ihm, was für Wetter es an dem und dem Datum in der ganzen Welt war; ein zweiter weiß und führt aus, was für Wetter es da und dort hätte werden müssen, wenn dies und jenes so oder anders gewesen wäre. Sofort Offerte und Fragen aller Art: Reisegelegenheit nach nah und fern, ein ganzer Bazar von Kunst-, Literatur- und Industriegegenständen, Alles zu den billigsten Preisen; die gewisse Aussicht, als Aktienträger von hunderterlei hundert Prozent zu genießen, und die Hoffnung, für ein Geringes böhmische Dörfer zu gewinnen. Hier macht einer eine hohle Hand: er möchte Geld entlehnen; dort streckt einer dem Leser den vollen Beutel entgegen: er brächte gerne sein Geld gegen gute Sicherheit unter; der eine fragt ihn, ob er nichts gefunden, der andere, ob er nichts verloren, der dritte erkundigt sich, ob er nicht etwa neulich einen neuen Regenschirm statt seines alten mitgenommen, und ein vierter warnt ihn vor dem Ankauf einer gestohlenen Uhr. Ihnen schließen sich an die kleinen Lebensepochen, aus denen der Stolzeste nicht hinauskommt, die einander drängenden Marken am Kerbholz des lebenden Geschlechts: die vollzogene Verbindung mit der Empfehlung in ferneres Wohlwollen, die glückliche Entbindung mit der Ueberzeugung freundschaftlicher Theilnahme, der Trauerfall mit der Bitte um stilles Beileid. — Doch weg vom Chaos materieller Interessen und dem bunten bürgerlichen Einerlei, dahin, wo für Geist und Herz Nahrung geboten wird. Und hier führt meist der Poet den Reigen, und vorzüglich der Lyriker, der am Hofe des Publikums akkreditirte Geschäftsträger der Königin Natur. Er überreicht seine gereimte Note; es ist aber nicht immer ganz klar, was eigentlich seine Gebieterin durch seinen Mund an die Menschheit gelangen lassen will, und so bedauert der Leser sehr oft, von der Insinuation keinen Gebrauch machen zu können, und wendet sich hastig und ohne Ceremonie an den Erzähler, der bereits des Winkes harrt, ein Stück seiner Novelle vorzutragen. Hier weiß man doch, woran man ist, hier sieht man der Poesie auf den Grund, wenn überhaupt welche im Spiel ist; aber nur zu bald, wenn eben das Rendezvous der Liebenden zu Stande gekommen, oder der verhängnißvolle Maskenball eröffnet, oder die Pistole des Selbstmörders geladen worden, macht der Novellist seinen Buckling und läßt einen Andern vortreten: den Reisebeschreiber, den Reisebildermann, den, der mit Curiositäten aus der Natur- und Menschengeschichte handelt, den Sammler von Autographen, Charakterzügen, Lesefrüchten, den literarischen Conditor, der Ansichten, Gefühle und Empfindungen in Zucker setzt, den Salzkoch, der dieselben Produkte in Essig einmacht; den Zettelträger, der das Unglück auf der Eisenbahn und die Drillingsgeburt, den neuesten Pariser Gaunerstreich und die jüngste Aeußerung der Königin Victoria, das glänzende Debut der Sängerin und das rührende Jubelfest des wackern Kunstveteranen verkündigt; endlich den Berichterstatter, der über Kunst und Literatur, Künstler und Literateren seiner Residenz Buch führt, Kunstausstellungen, Konzerte und Leistungen der Bühne bespricht; der nie umhin kann, den Mangel an historischen Gemälden und die Ueberfülle von mittelmäßigen Porträts bedauernd zu bemerken, und immer nicht recht weiß, wem er die Schuld beimessen soll, daß sich die deutsche Nation täglich mit französischen Opern und Lustspielen kompromittirt, in denen übrigens das Künstlerpersonal des Orts wenig oder nichts zu wünschen übrig ließe, wenn die Rollenfächer minder mangelhaft besetzt wären.

(Schluß folgt.)

Bei einem Schneckenhause.

O Schnecke, wie beneid' ich dich!
Gefällt dir's nicht an einem Ort,
Trägst du dein Haus zum andern fort.
O hätte solch ein Haus auch ich!

Hab' auch ein Haus gebaut, allein
Fest sitzt das, wo ich's hingethan,
Und ich bin ein gefang'ner Mann,
Trag' an den Füßen Kalk und Stein.

Das Haus wär' mir schon lieb und gut,
Dürft' ich nur niemals aus ihm geh'n;
Doch, was ich außer ihm muß seh'n,
Das bricht mir wahrlich oft den Muth.

Dann möcht' ich's setzen auf die Hand,
Möcht' sprechen: „Komm' mit mir, mein Haus,
Fort, in die weite Welt hinaus;
Denn hier ist nicht mein Heimathland.

Möcht' setzen dich dahin, wo nur
Ein Urwald wogend dich umrauscht,
Kein Mensch dein Innres mehr belauscht,
Tief in den Busen der Natur."

Wenn sich kein Steinlein rühret dann,
Und ich umsonst beiprech' das Haus,
Tönt's in mir: bald ja tausch' ich's aus
Mit einem, das man tragen kann.

Justinus Kerner.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Schluß.)

Schriftstellerverein. Prozeß der Landkutschen.

Im nächsten Jahre werden gewiß die Damen in Menge um den Preis der Beredsamkeit an der Académie française wetteifern; denn diesmal gilt es das Lob einer ausgezeichneten Frau, der berühmten Madame Sévigné; hier sollten eigentlich Männer als Konkurrenten gar nicht zugelassen werden; die Literatoren haben Madame de Sévignés Briefe an ihre Tochter oft genug gelobt; jezt sollte man auch sehen, wie sie von ihrem Geschlechte am besten gepriesen wird. Madame Dauriat fährt unterdessen fort, die politischen Rechte ihres Geschlechts in Bittschriften an die gesezgebenden Kammern zu vindiziren und Gleichstellung der Frauen und der Männer zu verlangen. Was dieser Sache großen Schaden gethan hat, ist die Verurtheilung der Madame Poutret de Mauchamps vom Polizeigerichte wegen liederlicher Aufführung; auch diese verlangte große Rechte für ihr Geschlecht von der Staatsverfassung; es ergab sich aber vor Gerichte, daß sie von den bereits dem weiblichen Geschlechte zustehenden Rechten den schlimmsten Gebrauch gemacht hatte. Wahrscheinlich werden, wenn Madame Dauriats Bittschriften öffentlich zur Sprache kommen, die Kammern so ungalant seyn und darüber zur Tagesordnung übergehen. Es gibt noch so manche andere Rechte, die erst in Ordnung zu bringen sind. Da sollen z. B. jezt die Rechte der Schriftsteller festgesezt werden und die Pairskammer hat sich bereits darüber in eine weitläufige Erörterung eingelassen, ohne damit der Erwartung der literarischen Welt entsprochen zu haben. Die Schriftsteller selbst, welche zur Vertheidigung ihrer Rechte einen Verein gebildet hatten, sind nicht viel weiter gekommen, obschon sie mehrere der besten Köpfe und die gefeiertsten Namen aus der Tagesliteratur in ihrem Vereine zählen. Ihre Hauptaufmerksamkeit war nämlich von einigen kleinlichen Geistern auf eine Nebensache, das Wiederabdrucken der Pariser Feuilletons in andern Tageblättern der Hauptstadt und der Provinz gelenkt worden, und dahin hatte sich denn auch die ganze Kraft des Vereins gerichtet. Nach seinen Statuten war der Verein im Voraus berechtigt, alle Zeitungs- und Journalredaktionen, welche sich erlaubten, einen Aufsaz eines zum Verein gehörenden Schriftstellers wieder abzudrucken, vor Gericht zu ziehen und ihnen einen Prozeß anzuhängen, ohne der Einwilligung des beeinträchtigten Schriftstellers zu bedürfen. Dies ist auch bereits einigemal geschehen; aber der Verein ist damit nicht gut weggekommen, denn die Gerichte haben seine Klagen abgewiesen und ihn in die Kosten verurtheilt, wodurch er ein wenig eingeschüchtert worden ist. Meiner Ansicht nach haben die Gerichte nicht recht geurtheilt; denn ein Aufsaz ist so gut ein Eigenthum, wenn auch ein ganz kleines, als ein dickes Buch; folglich ist der Verfasser berechtigt, die Gerechtigkeit zum Schuz seines Gutes gegen fremde Beeinträchtigung in Anspruch zu nehmen. Die Feuilletons sind also jezt schlecht geschüzt und werden, wenn sie interessant sind, in ganz Frankreich wieder abgedruckt, zum großen Ruhme des Schriftstellers, aber keineswegs zu seinem Vortheil. Der Verein ist nun auf etwas verfallen, das ihn noch weiter von seinem ursprünglichen Ziele abführen wird. Er will nämlich jezt eine Sammlung herausgeben, in der Art des bekannten Livre des Cent et un, welches den Buchhändler Ladvocat vor dem Bankerott schüzen sollte, aber troz alles darin verschwendeten Talents nicht schüzen konnte. Die neue Sammlung soll, wie es scheint, auf Kosten und zum Benefiz des Vereins erscheinen; vielleicht lauern aber schon die Nachdrucker auf die Sammlung, um sie ihrerseits, und zu ihrem Privatnuzen herauszugeben, und sie werden alsdann einen neuen Beweis liefern, wie schlecht noch immer die Rechte der Schriftsteller und der rechtmäßigen Verleger gesichert sind. Daß es übrigens keine leichte Aufgabe ist, jede Art von industrieller Spekulation (und als solche muß man ja auch den Buchhandel ansehen) vor Beeinträchtigung zu sichern, sah man aus dem vor den hiesigen Gerichten verhandelten Prozeß der Messagerien oder fahrenden Posten. Bekanntlich hat in Frankreich wie in England jeder das Recht, öffentliche Personen- und Waarenfuhren anzulegen, daher denn auch großer Wetteifer unter den Unternehmern herrscht, um das Publikum schnell und wohlfeil zu bedienen. Da jedoch die Fuhren auf großen Landstrecken bedeutende Capitalien erfordern, so haben bisher in Paris nur zwei große Fuhranstalten, die alten Messageries royales, die troz ihres Titels nur eine Privatanstalt sind, und die Messageries von Lafitte und Caillard gute Geschäfte gemacht. Diese ehemaligen Nebenbuhler verstehen sich jezt vortrefflich untereinander, und sobald eine neue Anstalt auftritt, sezen die beiden alten ihre Preise so tief herunter, daß die neue Anstalt, so gern sie auch das Publikum wohlfeil bedienen möchte, doch nicht bei so niedrigen Preisen bestehen kann und bald einhalten muß. Sobald dies geschehen ist, steigern die beiden Anstalten ihre Preise wieder, so daß andere Unternehmer nur auf kleinern Landstrecken etwas ausrichten können; hier ist die Konkurrenz aber auch erstaunlich groß. Gegen dieses Einverständniß der beiden Messageries haben nun die Nebenbuhler vor Gericht Klage geführt; sie sagen, wenn das Gesez den Arbeitern verbietet, sich zusammenzurotten, um die Fabrikherrn zum Erhöhen des Arbeitslohns zu zwingen, so folgt auch, daß es den Unternehmern untersagt ist, sich zusammenzurotten, um das Publikum zu zwingen, höhere Preise zu zahlen. Die Gerichte erster und zweiter Instanz haben jedoch die Kläger abgewiesen, und der Staatsökonomist Blanqui hat in einem Tageblatte zu Gunsten der Messagerien die in der Staatsverfassung gegründete Freiheit des Gewerbfleißes und des Handels in Anspruch genommen. Aber auch die Mitbewerber haben ihre geschickten Vertheidiger, welche behaupten, vor Allem müsse man das Interesse des Publikums berücksichtigen; die Sache wird nun bald an den Cassationshof gelangen.

Dz.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 150.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 24. Juni 1839.

> Königin zum Spaß, die Bühne nur zu füllen,
> Wo ist dein Gatte nun? wo deine Brüder?
> Wer kniet und sagt nun: Heil der Königin?
>
> Shakespeare.
> Richard III.

Caroline Murat, Napoleons Schwester.

Erinnerungen aus meinem Leben.

Von Helmine v. Chézy.

Am Wendelstein im untern Elsaß ist ein schwärzlicher Eindruck, wie von einem großen Ringe, sichtbar; da sagen die Altväter den Reisenden: „Hier wurden die Schiffe sonst angehängt, denn hier floß das Meer, und es ging vom St. Odilienberg zu Schiff dort nach der Schweiz hinüber.“ Es ist bald so mit der Kaiserzeit, wie mit dem Eindruck des Schiffsringes am Wendelstein; doch aufgesucht werden die Spuren ihres Daseyns und ein Kultus wird ihnen geweiht.

Caroline! — Ich kannte sie! — Sie war schön, sie war glühend, stolz, großartig, rasch, sie war auch anmuthig und hatte Geist und Kenntnisse. 1804 sagte Denon von ihr: „alle Fehler ihres Bruders Napoleon habe sie, aber keine seiner großen Eigenschaften.“ Im Glück ist's unmöglich, die Menschen zu kennen, im Unglück erst blizt der innere Juwel aus der Wolkennacht.

Caroline hatte viel Umwandlungen des Geschicks erlebt. Die junge, blühende Corsikanerin im Felsenlande, wie eine Alpenrose frisch und freudig, dann als Bonapartes Schwester wie durch einen Zauberschlag nach Paris versezt, in Liebetaumel hingerissen, Joachim Murats Weib, dem ihr Bruder sie nicht geben wollte, des ersten Consuls Schwester, die Brust schon geschwellt vom Vorgefühl naher Hoheit und Gewalt, Kaiserschwester, Madame la Maréchale betitelt, ringend mit aller Lebenskraft nach einer Krone auf den glänzenden braunen Locken, denen eine Rose lieblicher stand. Und nun mit der blitzenden Krone auf dem Haupte Vasallin beim Prunkzug von Marie Louisens Vermählung; denn all die Schwestern im Diademe mußten der Kaiserstochter die Schleppe des Brautkleids tragen, so wollte es Napoleon, der ihnen, wie schreienden Kindern eine Spielpuppe, die Krone auf die weiße Stirn hingeschleudert, unbekümmert, ob sie paßte oder nicht. Es war ein heißer Tag, der Vermählungstag Marie Louisens! — Nun endlich waltend auf eigenem Boden der Herrschaft. Königin! Königin im Weltparadiese — und bald, allzubald jammervolle Wittwe des Unglücklichen, der dort königlich großartig gewaltet. Nun erst sprang der tiefgehegte Funke aus der Brust der noch jugendlichen Napoleonide leuchtend hervor.

Nicht Carolinen gehörte Napoleons zärtlichste Bruderliebe, sondern Paulinen, dem schönen, anmuthvollen Weibe, deren feiner, scharfer Verstand nicht selten ihm über Manches Licht schaffte, was er wissen mußte, auf deren Gewandtheit er rechnen konnte. Ihr duftvollen Schatten im Garten von Chantilly, nicht immer wart ihr verschwiegene Zeugen, denn an Hoheit und Besiz

wird auch Laub und Gras zum Verräther; nur die Armuth, nur ein bescheidenes Loos findet Treue und Sicherheit. — Es lebt noch Einer, der mich versteht; er darf ruhig seyn. — Caroline war die aufstrebendste, ruheloseste Natur unter Napoleons Schwestern, sie war es auch, die zur edlen, unvergeßlichen Kaiserin Josephine die wenigste Zuneigung hatte, und der sanften, liebevollen Frau Kummer bereitete, am meisten bei ihrem Sturz frohlockte, nicht ahnend, daß Josephinens erstes Sinken unvermerkt sie alle mit hinabriß, hinabreißen *mußte*; denn Josephine war der Schlußstein des schwindelnd aufgethürmten Baues Napoleons. Josephine war es, die bei jener Sprachverwirrung des Thurmes zu Babel noch einen Verständigungsschlüssel, eine allerklärliche Chiffreschrift besaß: dies war ihre redliche, heiße Liebe und Treue, ihr klarer Sinn, ihr Rechtsgefühl, ihr eigenthümlicher, innerer Werth, ihre Erfahrung, ihr reiner, schöner Wille zum Rechten und Guten; selbst der unermeßliche Segen ihrer Wohlthaten, ihrer Milde war eine Stütze des Kaiserhauses, denn der gute Samen brachte Früchte der Volksliebe und Anhänglichkeit, die nicht mehr wuchsen, als *sie* dahin war. Und wie innig war ihre Liebe zur Wissenschaft, vor Allem zur Botanik! Menschen kränkten sie, Blumen trösteten sie. Doch Caroline war sehr jung, war verblendet, von Einflüssen bewältigt, sie hat geirrt — und gebüßt.

In ihrem Hause war sie wenig geliebt, unaussprechlich gefürchtet, wie von Sklaven, oder vielmehr wie von unsichtbaren Geistern bedient; der Grundsatz ihrer Umgebungen war, sie zufrieden zu stellen und ihr so fern als möglich zu bleiben. Ihr Prunk und Aufwand überbot den der kaiserlichen Familie, wobei es nicht ohne ein gewisses umsichtiges Sparen, nur nicht immer am rechten Orte, zuging. Während Pauline Borghese, Elisa Bacciochi (und zwar diese mit höherem Geist und Kenntniß), auf das Eifrigste Künste beschützten, edle Bestrebungen förderten, hörte man selten von Madame Murat; galt es aber, öffentlich zu erscheinen, so war kein Anputz, kein Juwelenassortiment reicher, üppiger, das Auge bestechender, als das ihrige. Elisa Bacciochi, die Napoleon ähnlichste Schwester, und begabt mit dem feinsten, durchdringendsten Geiste, erschien immer am einfachsten.

Schloß Villiers war im Innern ein Feensitz. Es liegt in einer Ebene, unweit Neuilly, hohe Bäume standen in malerischer Gruppirung vor dem Schlosse, doch der Garten war damals noch zu neu angelegt und bot keinen Schatten. Abends war es besonders auf einigen künstlichen Anhöhen, die angenehme Gesichtspunkte darbieten, sehr freundlich. Es fehlte auch um seine mit Blumen eingefaßten Rasenplätze der nicht an den obligaten Zeitvertreibungsmitteln des Landlebens der Pariser, an Federbällen, Schaukeln, Carrouselpferden u. s. w. — Glücklicher, froher, blühender, schöner in kräftiger Fülle habe ich noch keine Kinder gesehen, als den goldblonden Lockenkopf Achills mit seinen himmelblauen Adleraugen, und die holde Lätitia. Achilles hatte jedoch lange mit convulsivischen Zuständen zu kämpfen, mehr vielleicht wegen Ueberkraft seiner Constitution, als wegen des Schrecks, den seine Mutter erlitten, als sie ihn noch unter ihrem Herzen trug, und eben durch die Rue Nicaise fuhr, wie die Höllenmaschine ihre tödtlichen Blitze spie.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Grillen.

(Schluß.)

Allen diesen um die Unterhaltung und Belehrung des Publikums bemühten Leuten steht es frei, so geistreich und witzig zu seyn, als sie gerade wollen und können; aber Einer hat diese Verpflichtung ein für allemal übernommen: es ist der Schalk von Profession, der witzige Feuilletonist, der Geistmacher, wie man das französische Wort geradezu geben kann, der wahrhafte und unmittelbare Nachfolger der Clowns und lustigen Räthe in der Verfassung der jetzigen Welt. Oft kommt er nur halbwöchentlich, wöchentlich oder zwanglos zum Lever des Publikums, in Gesellschaft anders gestimmter Geister, welche zusammen die Corporation eines Journals bilden. Nicht selten aber erscheint er mit seiner bunten Jacke Tag für Tag, und zwar ganz allein, selbstständig, ein ganzes Journal für sich, und dann übernimmt und parodirt er die Aemter aller andern, des Erzählers, des Dichters, des sentimentalen Reisenden, des Kritikers, des Publizisten u. s. w. und bespricht unter demselben Schellengerassel das politische Ereigniß, die literarische und Kunsterscheinung und den Stadtscandal. Er wirft dabei Worte und Bilder in die Luft, wie der Escamoteur seine Bälle, fängt sie wieder auf, schleudert sie in verschiedenen Richtungen durcheinander und bildet so ewig wechselnde Figuren; er stülpt unvermerkt die Begriffe um und bewirkt dadurch angenehm beständige Frontveränderungen in der Ordnung der Vorstellungen; er steckt recht auffallend eine Wahrheit oder einen Grundsatz unter den Becher seiner Suada, und wenn er ihn gleich darauf mit Daumen und Zeigefinger frei aufhebt — weg sind sie! Alles durch bloße Geschwindigkeit!

Dieses Taschenspielerartige ist es hauptsächlich, was den modernen, den literarischen Lustigmacher, und zugleich sein Publikum charakterisirt, sofern sich dieses bei der Lustbarkeit ganz passiv verhält, dieselbe nur an sich kommen läßt. Das Verhältniß, in welches sich die

heutige Gesellschaft, als Masse betrachtet, zu allem geistigen Genuß gesezt hat, spricht sich auch ihrem Clown gegenüber sehr bezeichnend aus. Man will im Allgemeinen bei der Musik, vor dem Gemälde nicht mehr denken, sondern nur percipiren; man erzählt sich in der Gesellschaft keine Geschichten und Abenteuer, macht keine Impromptus, reizt sich überhaupt nicht mehr gegenseitig zu geistigen Aeußerungen höherer Ordnung, und der kleine, galante, witzige Gesellschaftskrieg des vorigen Jahrhunderts hat sich in einen monotonen Frieden mit Paraden und Musterungen verkehrt. Man hat ja die Literatur, welche einem die Erzählung, das Epigramm, den Geist überhaupt ganz fertig vor die Füße legt, so daß man zum Genusse nur darnach greifen darf, ohne den eigenen Geist in Unkosten zu setzen. Jene geistigen Scharmützel werden nicht mehr im jezt sogenannten Salon geliefert, sondern auf einer öffentlichen Bühne, in der Literatur, und im Salon bespricht man nur die Bulletins des Kampfes. So ist auch, um noch Eines anzuführen, das Intriguiren im Fasching völlig in Verfall gerathen, ja schlechter Geschmack geworden; wozu sich auch bemühen und compromittiren? man liest Novellen und sieht Theaterstücke, in denen köstlich intriguirt wird. Ganz ebenso ist es nun auch mit der eigentlichen lustigen Person. Sonst bestand bei den Leuten, die sich ein dergleichen Möbel hielten, die Hauptlust darin, daß sie den Schalk neckten und zerrten, grob oder fein, und ihm durch eigenen Witz, oder was dafür galt, die Witzfunken entlockten. Jezt ist man hiezu nicht mehr aufgelegt; selbst der Witz, das seiner Natur nach geselligste Geistesgeschöpf, ist einseitig geworden; der Lustigmacher muß sich selbst stacheln und steigern, er zeugt hermaphroditisch seine Impromptus, ordnet umsichtig Alles zu seiner gauklerischen Kunstproduktion, und jezt erst tritt das Publikum ihm gegenüber und sieht ihn schweigend sein Feuerwerk mit Raketen, Leuchtkugeln und Transparents abbrennen. Haben es auf diese Weise die Divertirten bequem, so hat er es noch bequemer: er steht ganz hinter den Coulissen seines Puppenspiels, und für die Mehrzahl ist er als Mensch gar nicht vorhanden, während sein Vorgänger mit seiner Person und oft mit seinem Rücken bezahlen mußte; und wenn dies auch ihm zuweilen begegnet, so ist es doch kein integrirender Theil des Spaßes, ein reines hors d'oeuvre.

Im eigentlichen Zeitalter der betitelten und besoldeten Schalksnarren gab es ihrer, wie oben bemerkt, von allen Sorten der Feinheit, je nach der Individualität der Herren, und wir haben gesehen, wie sich der Narr mit der steigenden Aufklärung und Bildung zum höfischen Belesprit sublimirte. Indem das jetzige Jahrhundert ihm seinen Grundcharakter ließ, hat es die Form seines Erscheinens und Wirkens völlig verändert, und zugleich den Kreis derer, welche lach- und klatschlustig an seinem süßen Munde hängen, unendlich vergrößert. Aber dieser große Kreis schließt zahlreiche kleinere in sich, in denen sich die Menschen nach den Bildungsgraden und dem Geschmack in Geistesgenüssen gruppiren. Es geht mit der Geistmacherei wie mit allen Kunstzweigen. So bildet z. B. das Publikum der zeichnenden Kunst gegenüber eine ganze Reihe von Stufen, von den gepflegten Leuten an, welche einen Titian und Gerhard Dow auf hundert Schritte erkennen, bis zu denen, deren Entzücken im Genre die Krähwinkeliade, und für die das lithographirte Grab Napoleons, wo die Stämme und Zweige der Trauerweiden sinnig den Umriß des Heroen figuriren, der höchste Styl ist. In eine ähnliche Skala ordnen sich die Menschen nach der Qualität des Witzes, der ihnen mundrecht ist: am einen Ende die feinsten, welche sich mit Wonne von Voltaire und seinesgleichen mystificiren ließen, wenn sie noch lebten, am andern die derben und naiven, die sich mit Clauß Narr herumbalgten, wenn er nicht längst mit seiner Kolbe begraben wäre. So kommt es, daß so ziemlich alle Gattungen von lustigen Personen, welche im Lauf der Jahrhunderte einander ablösten, oder in einer Periode neben einander bestanden, in der heutigen Literatur repräsentirt sind.

Die vulgärsten Schalksnarren, welche kein Einfall etwas kostet, und die blindlings mit der Pritsche dreinschlagen, haben in den Lokal- und Klatschblättern ihre Bude aufgeschlagen, weiter aufwärts werden sie immer manierlicher, ihre Lokale reinlicher, und in den anspruchsvollsten Salons endlich tritt der französirte Feuilletonist auf, dessen Geist auch buttergelbe Handschuhe trägt.

Die geringsten Arten mögen wir nicht skizziren; aber es verlohnt sich wohl der Mühe, die feinern etwas genauer in's Auge zu fassen. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß, mit wenigen Ausnahmen, welche Jeder kennt, auf den höhern Stufen des Geistmachens in Deutschland fast gar nichts Originelles zu Tage kommt, daß der deutsche Feuilletonist fast immer sein Pulver in französische Patronenformen schlägt. In einem fernern Artikel, worin wir den deutschen Feuilletonisten dem französischen gegenüberstellen, wollen wir unsere Gedanken darüber mittheilen, wenn nicht anders das Bisherige dem Leser die Lust verdorben hat, den Verfasser weiter anzuhören.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Juni.

Abtragung des Stephans. Neubauten. Ein Dutzenddrama.

Seit einigen Wochen findet hier eine ganz eigenthümliche Wallfahrt statt; eine Wallfahrt, die Jedermann aus dem Treiben der sinnlichen Alltäglichkeit herausreißt, die den Blick nach Oben richtet und uns dem Himmel wahrhaft

näher bringt: ich meine die Wallfahrt auf das 72 Wiener Klafter hohe Gerüst des Stephansthurmes. Dieses Gerüste ist eine der merkwürdigsten und interessantesten Erscheinungen. Bekanntlich macht in Europa dem Stephansthurm einzig und allein der Thurm von Landshut den Preis der Höhe streitig. Nun denke man sich ein Gerüste, welches diesen Thurm bis an den Knauf einhüllt, und man wird gestehen, daß eine gute Portion von Muth und Schwindelfreiheit dazu gehört, um da hinauf zu steigen. Nichts desto weniger gibt es viele Personen, die es unternehmen, da das Wagstück in Wirklichkeit nicht so groß ist, als es von unten aussieht. Das Gerüst ist mit einer bewundernswerthen Sicherheit, Festigkeit, sogar Bequemlichkeit erbaut. Die Treppen, welche von einer Etage desselben zur andern führen, sind weder allzuschmal noch allzusteil; ein festes Geländer umgibt jedes dieser luftigen Stockwerke, so daß man hoch oben in der wolkigen Höhe bequem um die äußerste Spitze des Thurmes herumgehen kann, und auf die Geländerbrüstung sich lehnend, eines Ueberblicks genießt, für den der Blick eines Menschen viel zu schwach ist, einen, wie nur das Auge eines Gottes ihn erschöpfen kann. Troz aller Sicherheit des Gerüstes haben indeß die Arbeitsleute keinen geringen Schreck gehabt, als man lezthin einmal mit der großen Glocke läutete und der Thurm durch das Schwingen derselben plözlich zu schwanken begann. Es war dieser Vorfall eines der Hauptmomente, wodurch man endlich zur Ueberzeugung gelangte, daß der Thurm nicht einer bloßen Reparatur, sondern einer völligen Abtragung bedürfe, wenn er nicht über kurz oder lang den Wienern über den Kopf stürzen soll, und so wird denn noch im Laufe dieses Monats diese Abtragung begonnen werden; die schöne, weithin glänzende Flagge der Kaiserstadt wird auf zwei Jahre verschwinden, um dann fester und sicherer das kühne Haupt zu erheben. Es wird für den Wiener gewiß ein beklemmendes Gefühl seyn, wenn er den Stephansthurm nicht erblickt; die Pietät des Wieners für dieses ehrwürdige Denkmal seiner Geschichte, seines Glaubenseifers, entwaffnet alle jene Anklagen, die man ihm wegen seiner Liebe zu sinnlichen Vergnügungen macht. In der That dürfte es wenig Städte in der Welt geben, wo ein einziges Gebäude so sehr zu ihrem Charakter gehört, daß sie ohne dasselbe ihre eigenthümliche Physiognomie einbüßen würden. Diese hervorragende steinerne Charakteristik ist aber um so heiliger zu halten, als Wien die äußeren Umrisse seiner Physiognomie mit jedem Tage immer mehr und mehr verändert. Es ist unglaublich, was in Wien gebaut wird. In jeder Straße fliegen neue Häuser auf, die Thore werden erweitert, die Pläze, die Gassen geräumiger gemacht, in den Vorstädten wachsen mit jedem Sommer neue Straßen aus der Erde hervor. Und alles dies mit einer Leichtigkeit, mit einer Eleganz und Symmetrie, die gegen die chaotische Plumpheit der früheren Architektur sehr freundlich absticht. Freilich haben diese neuen Gebäude nicht die Solidität der früheren. Das Gesez, welches ein neugebautes Haus zwanzig Jahre lang von der Steuer befreit, verlockt viele Hausbesizer zum Umbau ihres Grundbesizes. Wozu Solidität? Nach vierzig Jahren baut man abermals von Neuem; das Ersparniß der hohen Steuer macht diese Art Speculation zu einer vortheilhaften; der Besizer, die Stadt und die arbeitende Classe befinden sich dabei sehr wohl. Außerdem entsteht durch diese leichte Art zu bauen auch noch der Vortheil, daß die Häuser wie auf den Schlag einer Zauberruthe entstehen; wo eine rasirte Fläche ist, steht nach vier Monaten ein vier Stock hohes Gebäude. Es ist eine improvisirende Architektur; kaum beginnt sie, so ist sie auch schon fertig. Das Geheimniß liegt darin, daß Alles mit Backsteinen gebaut wird und bei dem Bau so viele Arbeiter aufgeboten werden, als nur aufzutreiben sind. Es ist kaum glaublich, welche Menschenmenge durch diese Bauten beschäftigt wird. Rechnet man die Eisenbahnarbeiten vor der Stadt dazu, so kann man annehmen, daß täglich 12 bis 15,000 Menschen ganz allein durch den Bau hier ihr Brod finden. Die Eisenbahnen betreffend, so dürfte Wien auch von dieser Seite aus bald eine neue Physiognomie erhalten. Vor wenigen Tagen hat die Nordbahn die Fahrt nach Lundenburg begonnen. Obgleich der Tag kein günstiger war, so hatte sich doch eine zahlreiche Menschenmasse eingefunden. Lundenburg ist die erste Station in Mähren. In der Nähe befindet sich Eisgrub mit dem berühmten meilenlangen Park des Fürsten Lichtenstein; ein Park, zu dessen Charakterisirung man bloß den Umstand zu erwähnen braucht, daß die Thaya, der zweite Fluß des Landes, mitten durch denselben strömt, und zwar in solcher Breite und Stärke, daß man mit Dampfböten ihn befahren könnte. Der Fürst hat diesen herrlichen Park dem Vergnügen des Publikums geöffnet; Restaurationen werden erbaut, und bald dürfte das eilf Meilen von Wien entfernte Eisgrub die Wiener von ihrem Hiezing, Döbling und wie die staubigen Landpartien alle heißen, abziehen. Eine paradiesische Gegend voll balsamischer Luft, die fremdartige Staffage, welche die Hannaken hier bilden, und dieses alles durch eine Fahrt von zwei Stunden ohne Staub, ohne Kostenaufwand zu erreichen — in der That eine lockende Aussicht für die landsüchtigen Wiener. Die Strecke der Nordbahn bis Brünn ist bereits fast fahrbar und die Eröffnung derselben wird im nächsten Monat definitiv stattfinden. Projektanten sprechen auch von einer Eisenbahn zwischen Wien und Prag. Nach dem Urtheil aller Sachverständigen jedoch ist diese Bahn kaum denkbar; namentlich bei unseren Verhältnissen, wo die Eisenbahnen nur die Unternehmungen eines Privatcomités sind und von dem Staate nichts als die Erlaubniß beigesteuert erhalten, dürften die ungeheuren Summen, welche eine Wien-Prager Eisenbahn kosten würde, jeden Gedanken einer solchen Entreprise im Keime ersticken. — Im Josephstädter Theater sahen wir unlängst ein Stück, welches nicht weniger als zwölf Verfasser hatte. Der Humorist hatte nämlich die hiesigen Localdichter aufgefordert, für ihren verarmten Collegen, den achtzigjährigen Greis F. Gleich, der zu seiner Zeit einer der beliebtesten Possendichter war, ein Benefizstück zu verfassen, zur Aufführung zu bringen und den Ertrag demselben zu übergeben. Dies geschah auch. Told machte einen Plan und die Herrn Gabriel Seidel, J. N. Vogel, Straube, Castelli, Herzenskron, Meisl, Bary, Tuvora ꝛc. arbeiteten die einzelnen Scenen aus. Saphir schrieb einen Prolog und das ganze Geschwader ging unter Segel. Sie können sich leicht vorstellen, wie die neugierigen Wiener hinausströmten. Das Haus war zum Erdrücken gefüllt, der arme greise Volksdichter machte eine gute Einnahme und der Zweck war somit erfüllt, obgleich die leichte Duzendarbeit die dritte Vorstellung nicht aushielt. — Im Burgtheater führte Mad. Haizinger-Neumann ihre Tochter Louise, die hier ein ehrenvolles Engagement fand, beim Publikum in vier Gastrollen ein. Mutter und Tochter fanden, wie im vorigen Jahre, eine glänzende Aufnahme, und der Direction ist in der That Glück zu wünschen zu der Acquisition dieser jungen Künstlerin, die bei einem glänzenden Talent und einer überraschenden Brettersicherheit, die ganze Unschuld ihrer Jugendlichkeit in ihr Spiel überträgt, welches frei von jeder Manier, in seiner liebenswürdigen Natürlichkeit unwiderstehlich ist.

Beilage: Literaturblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 151.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 25. Juni 1839.

Es ist mit der Gesellschaft der Todten wie mit der der Lebenden, mit Bibliotheken wie mit Assembleen: man findet in beiden nur den Genuß, zu dem man die Fähigkeit mitbringe.

Le Sage.

Die Bibliothek meiner Großtante.

Vor siebenzig Jahren zurück behandelte man seine Bibliothek wie seinen Weinkeller, das heißt, man schaffte vorzüglich alte Werke an, und indem man sie ruhig immer älter werden ließ, glaubte man immer bessere Bücher zu besitzen. Mit jedem Jahrzehend, das eine Auflage erlebte, wuchs ihr Werth. Man liebte junge Bücher nicht, wie man junge Weine nicht liebte. Heutzutage ist es fast umgekehrt. Man fühlt noch heute eine gewisse Ehrfurcht vor alten Büchern, aber man liest sie nicht mehr; man spricht mit unverkennbarer achtungsvoller Scheu von alten Weinen, aber man trinkt sie nicht mehr. Unsere Bibliotheken wie unsere Keller sind mit den Produkten der lezten Weinlesen und Büchermessen angefüllt. Das ist ohne Zweifel zeitgemäß, und für die halbe Welt ist das Zeitgemäße auch das Gute. Wir könnten die Parallele zwischen Weinen und Büchern noch weiter führen. Die Zunge, gewiß ein eben so unfehlbar kritisches Organ als das Hirn, findet an den alten Herren im Weinfaß dieselbe Schwere, die der Geschmack an denen im kalbsledernen Einband findet. Wer weiß nicht das Markigte, die feurige Energie, die gehaltene Kraft zu schätzen, die eine alte Flasche von 1680 aus dem Bremer Rathskeller einer erfahrenen Zunge bietet? und wer weiß dieselben Eigenschaften nicht in einer ehrwürdigen Chronik oder Incunabel herauszufühlen? Aber wie wenig Weine und wie wenig Bücher verstehen die Kunst, alt zu werden! Die meisten werden schaal, anstatt markig, bitter, statt ehrwürdig, kindisch, statt gemüthlich, schwerfällig, statt schwer. Man erstickt an einem alten Folianten, und man bekommt Beklemmungen von einer Flasche alten Weins. Und nun gar die leichten, flüchtigen Weine, die Weine der Jugend, der Champagner, und nun gar die Romane, die Gedichte — das wird alles zäh, zieht Fäden, klebt am Gaumen, legt sich auf die Leber und auf das Herz, und die gefühlvollen Stellen erregen ein convulsivisches Lachen. Treibt Erde und Sonne nicht immer frisch Poesie und Wein hervor? Nehmt doch, was unter euren Händen euch emporwächst, und glaubt nicht, alles, was tief geschöpft ist, müsse nothwendig immer aus der Tiefe des Kellers kommen.

Meine Großtante besaß eine Bibliothek. Das war damals nichts Besonderes; es existirten die großen öffentlichen Sammlungen noch nicht in der Ordnung und in dem Maße wie jezt, und wer auf dem Lande lebte, oft auch nur eine Viertelstunde von einer Stadt entfernt, glaubte nicht anständig existiren zu können, wenn nicht irgendwo in seinem Hause ein achthundert bis tausend Bände aufgestellt standen. Dieser Winkel des Hauses hieß eine Bibliothek, und man sezte sich an warmen

Sommertagen gerne auf die bequemen Polsterstühle, die dort standen, um ein paar Stunden im Kühlen behaglich schlafen zu können. Dazu wirkten die grünen Vorhänge, die halb heradgelassen waren und gerade nur so viel Licht verbreiteten, um dem Auge im Dämmerlicht eine Menge Bücherrücken zu zeigen, die bald blau, bald grün, bald mit goldenen Einpressungen verziert, der Seele ein magisches Bild von unendlicher Wissenschaftlichkeit, von einem dunkeln, unermeßlichen Felde menschlicher Kenntnisse einprägten und dadurch eine gewisse Betäubung hervorriefen. Kam noch dazu, daß eine einsame, in den Vorhängen verfangene Fliege ihr unaufhörliches Gesumme ertönen ließ, oder spielte im matten Sonnenstrahle ein gelber Schmetterling, oder eine langbeinige Spinne, so brachten diese gemüthlichen Bilder einen dauernden und gesunden Schlummer zu wege. Bei alle dem war die Bibliothek doch nicht eigentlich zum Schlafen da.

Meine Großtante war unvermählt und las viel. Ihre Kenntnisse überstiegen das Maß, das man für die Frauenbildung damaliger Zeit festsetzte. Es geht eine dunkle Sage, daß sie sogar Latein fertig las und schrieb, und man will einige Metamorphosen Ovids, von ihrer Hand in recht gute deutsche Verse gebracht, irgendwo in der Sammlung gefunden haben. Das kann aber auch nur Verläumdung seyn. Ich besitze einige Auszuge von ihr, die sie aus Arndts Kirchen- und Ketzerhistorie machte und worin gelehrte Citate vorkommen, die ein heutiger Professor ohne viele Umstände für die seinigen anerkennen würde. Ebenso schrieb sie einen Commentar zu Johann Georg Keyslers neuester Reise, die 1740 in Hannover herauskam und worin sie einige Irrthümer über deutsche Stiftungen berichtigte. Sie selbst war Canonissin an einem reichsfreien Stifte gewesen, das einen eigenen Gesandten zum Reichstage nach Regensburg schickte. Niemand verstand es so wie sie, über einige Seltsamkeiten in den Reichsalterthümern zu plaudern. Man konnte ihr Stundenlang zuhören, und immer war man am churfürstlichen Hofe zu Cöln oder Mainz sehr wohl aufgehoben. Diese Plaudereien fielen gewöhnlich in der Bibliothek vor, und durch diesen Umstand wurden mir jene Räume auch so lieb und merkwürdig.

Es war an einem Sonntag Nachmittag, an einem ziemlich strengen Wintertage, als ich mich nach langer Abwesenheit zum ersten Mal wieder in der Bibliothek befand. Ich war frühe auf eine ferne Schule geschickt worden, und stand jetzt, nach mehrjähriger Abwesenheit, in einem Alter, wo Bücher für die Jugend Bedeutung zu gewinnen anfangen, den Schätzen gegenüber, welche mich früher wenig gekümmert. Die vielen ehrwürdigen Bände, die ich mir durch langes Dienen und Huldigen erst geneigt machen mußte, kehrten mir sämmtlich den Rücken zu. Wonach sollte ich zuerst greifen? Es lebte in mir eine dunkle Ahnung, daß in einigen dieser Bände Bilder steckten, aber in welchen? Man sah keinem dieser ehrwürdigen Herrn von außen an, daß er im Innern eine lüsterne Heimlichkeit, wie bunte oder schwarze Bilder, verwahrte, und dennoch bestanden einige, wie ich später merkte, ganz und gar aus diesem frivolen Schmuck. Nach langem Ueberlegen griff ich endlich auf gut Glück in die Reihen und bekam eine alte Reisebeschreibung in die Hand, die nur wenig Lockendes für mich hatte. Nachdem ich genugsam den häßlichen Federputz und die noch häßlichere Nacktheit der Bewohner der Südseeinseln betrachtet und mich an einigen, dem Zeichner offenbar sehr schlecht gerathenen Palmen ergözt, stellte ich mit einiger Mühe den schwerfälligen Band wieder an seine Stelle. Erst jezt bemerkte ich, daß die Abtheilung, aus der ich meinen Reisenden hergebracht, eine Aufschrift führte. Sie lautete: „Erdkunde, Reisen." Ich ging nun etwas weiter und las in goldenen Buchstaben über einem andern Schrank die Worte: „Dichter." Sogleich fesselte mich diese Inschrift. Die Bücher waren hier allesammt kleiner, einige sogar verkrochen sich als Duodezbändchen fast in unscheinbare Winkel. Wer mögen sie seyn, dachte ich bei mir selbst, diese kleinen, niedlichen Geschöpfe, die das gar zu grelle Licht fliehen und sich in so düstere Winkel verbergen? Ich will sie hervorholen.

(Fortsetzung folgt.)

Caroline Murat, Napoleons Schwester.

(Fortsetzung.)

Paris fürchtete dazumal keine neuen Donner einer machine infernale; als Bonaparte erster Konsul war, waltete eine Zuversicht ewiger Sicherheit und Ruhe, die jene Tage glänzend bezeichnet. Ewig begründet, wie die natürliche Ordnung und Folge der Dinge, wie Sonnenschein am Tag und die Sterne der Nacht, schien dem Volke sein bürgerlicher Frieden, sein damals blühender Wohlstand, sein Kriegsruhm, seine Unüberwindlichkeit und unbeugsame Siegsgewalt. Was konnt' es auch anders glauben? Wie ein natürliches Bollwerk himmelanstrebender Felsenwände stand das siegestrunkene Kriegsheer, und die männlichblühende Reihe der Mächtigen, die aus seinen Reihen sich emporgekämpft zu Reichthum, Gewalt und Ruhm, ruhig, wie satte Löwen. Bewältigt lagen, wie betäubt, alle feindlichen Elemente, die Frankreich einst bedroht. Noch verweilte George Cadoudal in der Vendée, brütend über seinen Planen, still wie eine Gewitterwolke am klaren Himmel; noch war Moreau kein Verschworener, Enghien nicht ermordet, Pichegru

nicht erdrosselt, noch das Blut der zwölf Vendéer auf den durstigen Kies des Grèveplatzes nicht vergossen, indeß die erschaudernde Volksmasse, geknebelt und gezügelt, nur mit Blicken stille Flüche zum Himmel hinauf schickte. Noch war Bonaparte der erste Bürger der Republik, der es ging, wie einem frischen Mädchen, die sich nach dem Brautstaat sehnt und ihr farblos Kleid ablegen möchte, aber sich schämt, etwas zu sagen. Jedem noch so behutsamen Rückschritt zu den Formen des ancien régime lauschte, tiefathmend, frohe Erwartung entgegen; jeder wiederkehrende Emigrant war ein Engel der Verkündigung, jeder frisch wieder auftauchende Name ein Himmelsklang. Josephinens erster Schritt zur Popularität war ihre edle Abkunft und ihr Name Beauharnais, ihr zweiter die Wiedereinführung feiner Sitten der Geselligkeit und des äußern Anstands, welche der Republikanismus über den Haufen geworfen hatte. Madame Tallien erschien 1799 öffentlich mit römischen Sandalen und nichts als ein Netz von Brillanten um den ganz enthüllten Busen; die Gemahlin des ersten Konsuls ahndete es scharf durch Blick und Worte, wenn sie in ihren Abendgesellschaften unanständig gekleidete Frauen bemerkte. Sogar die Schildwachen am Eingang der Tuilerien hatten strengen Befehl, dünngekleidete Bürgerinnen anzuhalten; dies geschah unter andern einer damals berühmten Schönheit, die in einer griechischen Chemise vom feinsten Mull über ein Battisthemd in den Garten wollte und ihre klassischen Schultern nicht genug verborgen hatte. Ein einziges, fast unbemerkbares Lächeln Josephinens, als sie Jemand Citoyenne anredete, trug diesen Namen zu Grabe; die erste Frau in Frankreich hieß von nun an Madame Bonaparte. Die Emigranten, welche die Amnestie in den Schooß des Vaterlandes zurückgeführt, so wie die Altadelichen, welche die Guillotine verschont, schaarten sich dicht um die Ebenbürtige und wurden von ihr begünstigt und huldreich gehegt. Durch das Zurückrufen der Emigranten, durch das allmähliche Eingehen in die stillen Wünsche der Pariser Bevölkerung, die, weit entfernt sich den alten Formen entwachsen zu fühlen, nichts sehnlicher erstrebte, als sich nur wieder hineinzufügen, sobald der erste Impuls zu einer Wiedergestaltung gegeben war, vermeinte man die Parthei der Bourbons zu beschwichtigen, dem Volke Ersatz für die Gegenstände seiner frühern, selbst durch ihre Mißgeschicke und seine Blutschuld wieder heißer erwachten Anhänglichkeit zu bieten; doch man hatte sich verrechnet. Neigung, Hang und Liebe zum Königthum schlug frische Wurzeln in dem Boden, den wiederkehrend der Fuß der Emigranten berührte, wo sie, mehr oder minder leicht und glücklich, ihre Stammschlösser wieder bewohnten. Auch gab es, Josephine und ihre Kinder ausgenommen, nur wenige in der Familie, die das ancien régime zu handhaben verstanden hätten, wie eifrig sie sich darum bemühten. Sie stöberten aus allen Winkeln die alte, trauernde Dienerschaft des Hofes Ludwigs XVI. wieder auf, allein sie wußten damit nicht umzugehen; selbst der Mundkoch der Madame Murat, der bei Marie Antoinette vielleicht nur Küchengehülfe gewesen, klagte, daß es an den Procédés fehle. Doch nur Wenige waren über ihre eigenen Gefühle im Klaren, sie hatten Ueberrock und Kappe, den Citoyen an den Nagel gehängt und den Monsieur angezogen, als sie sich noch für Republikaner hielten; sie hatten Carotte, Navet, Betterave mit allen Wurzeln aus dem Kalender gehoben, und die Heiligen dafür wieder eingesetzt, und die Kirchen wieder aufgeschlossen, als noch immer die große Glocke von Notre Dame feierte, sie, die unberührt geblieben durch alle Stürme der Schreckenzeit hindurch, selbst als Robespierre Gott durch ein Dekret wieder herstellte. Altar und Thron, das Palladium der Völker, wurde zurückersehnt, die innere Seele schrie darnach, doch von ihm, dem Allgewaltigen, von ihm allein glaubte die Nation das neue Heil in der immer theuern, alten Gestalt erwerben zu müssen. Treuherzig meinten sie, es würde geschehen, was ihnen in geheimnißvoll verbreiteten Gerüchten verheißen war, und sahen schon in Bonaparte den Kaiser der gallischen Republik, über Europa gewaltig, wie Carl der Große einst war. Dies war willkommen, es war wieder ganz etwas Neues, es bewerkstelligte in den Ideen einen Uebergang zu dem Bild früherer Zustände; die Republikaner meinten, die Republik würde als Empire des Gaules erst einen rechten Zuschnitt bekommen. Die voraus berechnete Wirkung war erfolgt, man konnte weiter gehen; allmählig neigte sich die Vorstellung eines Kaiserreichs Karl des Großen hinüber nach den vertrauteren, befreundeteren Gestaltungen einer näheren Zeit; und zum Louis XIV. wurde ihnen der Citoyen premier Consul à vie, der bereits 1804 St. Rochus aus dem Kalender hinausgewiesen und St. Napoleon an die Stelle gesezt. Sie ahneten nicht, daß Ludwigs XIV. Abkömmlinge auf fremdem Boden verzweigt und durch dünne, doch unzerrissene Fibern mit Frankreich verbunden lebten, daß Europa noch für ihr uraltes Recht aufstehen würde, daß die Nemesis nie schlummert, sondern nur nachsinnt, wenn sie sich nicht regt. Der Zustand des großen Reichs glich einer, vor der Hand schmerzlos im Innern eiternden, schnellvernarbten Wunde, in der Knochensplitter und Schußmaterial noch verborgen zurückgeblieben. Kultus, Gesetze, äußere Convenienz, Ceremoniel, Titel, Alles trat von Neuem zurück in seine früheren Rechte. Der Tribun warf die römische Toga, seine Gattin die griechische Chemise weg; die, in ewigem Wechsel sich drehende Tändelei des Nationalgeschmacks übte von Neuem ihren heitern Zauber, das Triebrad der erfinderischen Mode

wirbelte in immer rascherer Bewegung; Männer und Frauen hielten gleichen Schritt auf dem Wege zur Wiederkehr, und in welcherlei Gestalt sich auch der Franzose seit der Revolution gezeigt hatte, er war Franzose geblieben und fühlte nun das Bedürfniß, es auch wiederum ganz in der Erscheinung zu seyn.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

Deutsche und Deutschthum.

Das lezte Mal, wo ich dem Morgenblatt über Genf schrieb, geschah es zur Feier des Oktoberepos, das nun völlig verklungen ist. Möge der Himmel die Stadt vor der Erneuerung einer so brillanten Zeit in Gnaden behüten! Als Spiel ist sie zu theuer und als Ernst unzureichend. Ich glaube, die Schweiz, und damit auch Genf, kann sich auf andere Weise sichern und feststellen. — Seit einigen Jahren bemerke ich etwas hier, das seitdem immer mehr zugenommen hat. Es ist auffallend, aber im Grund natürlich, daß auch in unserer romanischen Schweiz das germanische Element wieder aufkomme und sich geltend macht; freilich bis jezt bloß in Gewerben, Musik und Literatur, denn die Zeit ist noch nicht gekommen, wo die Schweiz mit Genf wieder in ihre alte natürliche und nationale Richtung treten, wo sie sich von Neuem Deutschland anschließen wird, nicht an das „junge Deutschland," sondern an das verjüngte, nicht an das zerrissene, schwache und lächerliche deutsche Reich des vierzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts, sondern an das wiedererstandene, kräftige, einige, frei, mächtig und blühend gewordene Deutschland in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. — Burgunder, also ein rein germanischer Stamm, haben sich die romanische Schweiz unterworfen und König Gundebald gab im sechsten Jahrhundert sein Gesezbuch zu Genf. In der Hohenstaufenzeit bekam Genf als freie Reichsstadt den deutschen Reichsadler zur Hälfte in sein Wappen und führt ihn bis auf die heutige Stunde. Dadurch erinnert es an seine alte Stellung und deutet an, was es wieder werden dürfte, wenn in einiger Zeit Mitteleuropa seine neue Gestalt bekommt, die sich eigentlich nur der alten hohenstaufischen nähern wird. Was damals die herrliche, mächtige Kaiserkrone bedeckte, wird künftig freiwillig und gern germanisches Land oder Bundesland seyn; Deutschland, wie es jezt ist, bedarf für sich selbst keiner Vergrößerung oder Verbündung, und wird es daher abwarten, bis Andere die Anschließung wünschen und suchen, wie jezt schon Holland, und später sicher auch Belgien und die Schweiz. Und dies alles wird geschehen ohne große Erschütterung, nur durch Verfallen des Veralteten und Vermoderten, durch Trennen und Auflösen, dann durch neues Binden und Gestalten. Dies bereitete sich gewissermaßen schon vor vierundzwanzig Jahren für Genf am Wiener Congreß, wo Oestreich und Preußen, die größten deutschen Mächte, dessen Wiederherstellung kräftig gegen Frankreich und England durchsezten. — Dem mächtigen Impuls der Zeit dürfte auch Genf folgen, und als Vorbereitung dazu bemerke ich die häufige Entfremdung gegen das alternde romanische Element, und dagegen eine immer zunehmende germanische Richtung im Intellektuellen. Zwar geschieht von der Regierung und den obern Behörden nichts, um es zu begünstigen — eine Haltung, die man nur billigen kann — aber in allen Sphären, wo sich ohne Regierungseinfluß alles von selbst macht, erstarkt Germanisches und greift immer mehr um sich. Ja, dies Umsichgreifen ist um so sicherer und gesunder, da es schon seit Jahrhunderten in den untern Ständen begonnen hat und von ihnen herauf in die Höhe dringt, ruhig, ich möchte sagen chemisch, nicht mechanisch. — Schon im Mittelalter waren die Deutschen in Genf sehr zahlreich, ja in Handel und Wandel wichtig. Sie bewohnten eine eigene Straße, die noch jezt Rue des Allemands heißt. Hier lebten, arbeiteten und handelten sie ganz auf vaterländische Weise und erhielten dabei vaterländische Sprache und Sitten. Genf war damals für den Handel wichtig durch seine Messen, die später Lyon an sich zog. — Im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts lebte da abwechselnd mit Bern und Lyon der edle Kleeberger aus Nürnberg, Zeitgenosse Albert Dürers. Durch großartige Schenkungen, durch Stiftung von Schulen und Hospitälern, durch großmüthige Unterstüzung Genfs in Pest- und Hungerszeiten, hat er sich so um diese Stadt verdient gemacht, daß die Genfer Regierung den „Allemand, grand riche" sehr hoch hielt und ein ganzes Quartier nach ihm hieß, dessen Namen auch beibehalten wurde, als es in der jüngsten Zeit neu aufgebaut und verschönert ward, so daß es jezt der ansehnlichste Stadttheil Genfs ist; nur wurde der lange Name in das kürzere und bequemere Bergues verwandelt. Fast in derselben Zeit ging von Nürnberg ein anderes Glück für Genf aus, die Erfindung der Taschenuhren durch Peter Hele; denn in der Folge kam diese Industrie hier in großen Schwung und durch sie sind bis auf den heutigen Tag viele Millionen in's Land gekommen. Die Horlogerie und die spätere Bijouterie brachten nach und nach den Genfern die sonderbare und lächerliche Idee bei, Leute, die für diese beiden Industrien entschiedenes Talent hätten, seyen zu gut für die gewöhnlichen, viel nüzlichern Handwerke: Tischler, Schuhmacher, Schneider und dergleichen. Die jungen Leute wollten daher nur Kaufleute, Uhrmacher, Erzieher oder Bijoutiers werden, und fast alle Handwerke fielen Deutschen zu, die sich in Menge hierhersezten. Genfer Mädchen heiratheten, Bürger wurden und mit dem besten Erfolg ihr Gewerb trieben, worin sie auch jezt nicht von den Genfern beeinträchtigt werden, wo doch Handel, Uhrmacherei und Bijouterie bereits ihren goldenen Boden verloren haben. Durch diesen Umstand leben als Meister und Gesellen vier bis fünftausend Deutsche und deutsche Schweizer hier, und die Regierung muß sie noch oft berücksichtigen wegen ihrer Geschicklichkeit, Sparsamkeit, Ruhe, Ordnung und Sittlichkeit, und weil ohne sie an jenen Gewerben sonst ein entschiedener Mangel wäre. Noch neuerdings wurde im Großrath die Meinung laut ausgesprochen, die Aufnahme der Deutschen zu neuen Bürgern müsse vor allen Andern, besonders vor den Franzosen begünstigt werden. Von der großen Menge hier lebender deutscher Gesellen kann man sich Abends auf einem Spaziergang durch die belebtesten Stadttheile überzeugen. Nicht nur hört man da fast mehr deutsch als französisch reden, sondern es ertönen auch in allen Anlagen die schönen vierstimmigen Lieder, wodurch sich diese Gesellen vor ihren Genossen aus andern Ländern auszeichnen und beliebt machen. Will sich ein deutscher Gesell hier als Meister niederlassen und heirathen, so findet er leicht bei der Regierung und in guten Bürgerfamilien Anklang, Zutrauen und Begünstigung. Wie in London und Paris die besten und reichsten Schneider und Schuhmacher Deutsche sind, so auch hier, und diese nehmen aus guten Gründen wieder deutsche Gesellen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 152.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 26. Juni 1839.

> Astre fatal aux rois comme à la liberté,
> Au plus haut de ton cours porté par un orage,
> Et par un orage emporté;
> Toi qui n'as rien connu, dans ton sanglant passage,
> D'égal à ton bonheur que ton adversité.
>
> Delavigne.

Caroline Murat, Napoleons Schwester.

(Fortsetzung.)

Am ersten Osterfeiertag 1802 ließ des ersten Konsuls Gebot die große Glocke von Notre-Dame ertönen und die ersten wie die geringern Militär- und Civilautoritäten im höchsten Prunk zum Hochamt in Notre-Dame um ihn und seine Familie her sich versammeln, und sein Wille beugte in dieser Stunde auch die starrsten Kniee der frühern Conventsglieder wie die der Anbeter der Göttinnen Vernunft und Freiheit bei den Revolutionsfesten. An diesem Tage wurde es auch den Ehegatten, deren Bund nur durch das Gesetz bekräftigt war, vergönnt, sich priesterlich einsegnen zu lassen. Der erste Konsul, der den Altar wieder hergestellt hatte, verhieß auch wieder einen Thron. Bei der Heerschau in Boulogne trug er Karl des Großen Schwert und saß auf dem Sessel Dagoberts; aber ein paar Monat darauf ließ er die alten Memoiren aufschlagen und die ergrautesten Höflinge beiderlei Geschlechts zusammentrommeln, um über das Ceremoniel bei Ludwigs XIV. Levee Auskunft zu finden.

Doch wie vielfach sich auch die Wahl für die Form der Erscheinung schwankend bewegte, Eins stand fest: der Thron sollte hergestellt werden, und mit erneutem Eifer wirkten Gewerbfleiß, Kunst und Wissenschaft, die alle von seinen Strahlen ihr Gedeihen hofften. Das gesellschaftliche Leben nahm entschiedene Formen an; von einer Grundlage ausgehend, deren Oberflächlichkeit und Seichtigkeit kaum die schönsten Geister erkannten, bewegte sich in abgemessenen Räumen, geregelt der Kreislauf des bürgerlichen Wirkens. Aus dem wirren Chaos trat jeder Einzelne fügsam an eine feste Stelle, die der höchste Wille des Gewaltigen oder die Nothwendigkeit ihm anwies. Die Kräfte jedes Einzelnen wurden für das Allgemeine benuzt, der Hauptzweck, Frankreichs Größe und Verherrlichung, nie aus den Augen gelassen; Ehrliebe, dies allmächtige Triebrad in Seele und Gemüth des Volks, wurde auf allen Punkten angeregt, umgeschwungen, beflügelt, und dennoch gehalten und gewendet, wenn es je aus dem unbemerkbaren Gleise wich, das der Eisenbahn, auf der es rollte, zu des Herrschers Zielen leitend, leise eingefurcht war. Rasch, wie auf dieser, ging der Wunderlauf der Dinge von allen Punkten, allen Richtungen aus: überall Leben, Bewegung, Entwicklung, Glanz, That, Wirkung, unübersehbar, unbegreiflich.

Nur Einen weiß ich, der die Natur der Zustände klar erkannte, dessen Adlerblick schon den Abhang des Gipfels erschaute und die Tiefe des Abgrundes maß, ehe noch andere nur den wolkengekrönten Scheitel der Höhe, zu der Napoleon hinaufstürmte, wahrgenommen. Es

war Graf Schlabrendorf: ich verstand ihn nicht, ich war kaum neunzehn Jahre alt, als er seine prophetischen Worte sprach, mir klangen sie fabelhaft, und ich weiß nur noch ihren Sinn. — Was hätte geschehen sollen? Schlabrendorf sagte es auch, und ich weiß es recht gut, aber ich schreibe es nicht auf, denn nicht gut ist's, Alles zu sagen.

Wohin führte mich die Erinnerung an Napoleons Schwester Caroline? Weit von ihr weg, doch nicht hinaus aus der Sonnenbahn, wo auch sie glänzte, nicht aus den magischen Linien, die auch ihre Zauber gezogen. Warum konnte Napoleon nicht sagen wie der, dessen Größe alle Erdengrößen überragt, auf das Volk deutend: Dies ist meine Mutter, dies sind meine Geschwister!

Das Geschick hat Sorge getragen, daß die Züge der so früh dahingeschiedenen Schwestern Napoleons und die Josephinens, Eugens und Hortensens der Nachwelt nicht verloren sind. Frankreichs und Italiens herrlichste Künstler haben sie treu aufgefaßt und verewigt. Ihre Büsten und Gemälde werden die fernsten Tage bewundern. Der anmuthigste Uebersetzer der Natur in jener kunstleuchtenden Zeit war Francesko Gérard, Davids glücklichster Zögling. Seine Familienbilder sind unvergleichlich und rufen die ganze vollstrebende Frühlingszeit des Aufblühens aller Zweige des kolossalen Stammes zurück, den der Donnerstrahl mitten in seiner höchsten Pracht getroffen. Am gemüthlich reizendsten ist das Bild Ludwig Bonapartes und Hortensens unter ihren Kindern: des Künstlers Herz neigte sich am meisten zu diesem Paare, das ihn ganz vorzüglich auch als Mensch zu ehren wußte. Alle die Gérardschen Bildnisse bedeutender Männer und Frauen von 1803—1815 sollten vereinigt werden können und eine einzige Galerie der Zeit Napoleons bilden; kaum daß in diesem Cyklus auch nur Eine denkwürdige Gestalt vermißt werden würde. Vielleicht ließe sich dies durch einen Verein trefflicher Lithographen bewerkstelligen? Wie lebenvoll und warm auch Gros kolorirte, wie fein und scharf David auffaßte, wie gediegen Girodet, wie geistvoll Prudhon, wie verdienten Ruhm auch Robert Lefèbvre u. A. erwarben, nenne ich Gérard, nicht allein der Vollständigkeit des Cyklus wegen, sondern weil keiner so wahr und liebevoll auffaßte und wiedergab. Solch ein glühender Anbeter der Schönheit auch Gérard war, galt es ihm doch für eine wünschenswerthe Aufgabe, in alternden Gesichtern den Ausdruck des Geistes und der Seele zu erspähen, ihn in seiner vollen Feinheit und Anmuth wiederzugeben. Die Anordnung solcher Gemälde war ernst und heiter, sie bildeten ein Ganzes in freundlich würdigem Einklang, so daß seine Matronen- und Greisenbilder ihren Platz neben den jugendlichen Gestalten auf die anziehendste Weise behaupten. Sein Bild war immer der Mensch selbst in seiner vollständigsten Eigenthümlichkeit; er lieh ihm nichts, er nahm ihm nichts, doch er wußte den schönsten Moment der Erscheinung des innern Menschen im äußern abzulauschen und in höchster Freimüthigkeit wiederzugeben. Nie sieht man einem Bilde Gérards den Zwang des Sitzens an, immer strahlt der Silberblick des Lebens darin hervor; dies bewerkstelligte Gérard leichter als jeder andere Künstler, denn seine hohe Liebenswürdigkeit, sein reichhaltiger Geist, seine zarte Gewandtheit wußten diesen Moment herbeizuzaubern.

(Schluß folgt.)

Die Bibliothek meiner Grosstante.

(Fortsetzung.)

Eine zur Hand stehende praktikable Treppe verhalf mir bis zur Region der Dichter. Ich erkletterte den Parnaß und griff muthig nach einem Lorbeergekrönten. Es war ein kleiner rother Lederband, dessen Blätter, früher vergoldet, durch zu häufiges Lesen diesen Schmuck bis auf wenige unscheinbare Reste verloren hatten; die Ecken waren abgestoßen und ein ganzer Wald von Einlegezeichen starrte mir entgegen, als ich daran ging, meinen Fund zu öffnen. Was war es? Eine Uebersetzung in Prosa von Ariosts rasendem Roland, der hier „der verrückt gewordene Rolando" hieß. Gleich zu Anfang fielen mir gar hübsche Bilderchen in die Augen: schöne Frauen, an Felsen angeschmiedet; wieder andere auf wilden Rossen dahinbrausend, noch andere im Schmucke von Panzer und Schwert fechtend und ihren Gegner bekämpfend; dann Riesen, Meerungeheuer, Zauberer und Feen. Mein Gehirn schwindelte, mein Herz klopfte, als ich zum ersten Mal einen Blick in eine so wunderbare Welt that. Ich mußte nur machen, daß ich von meiner Treppe herabkam, sonst wäre ich gefallen. Mit meinem Schatze in der Hand flüchtete ich in einen entfernten Winkel des Saals, setzte mich dort in einen bequemen Polsterstuhl und versank nun tief und immer tiefer in die Zauberwelt. Die Fensterscheiben neben mir waren mit Eisblumen bedeckt; es herrschte eine recht empfindliche Kälte in dem hohen, weiten, unbewohnten Raume; ich achtete dessen nicht. Umfangen von einer weichen, warmen Luft, athmete ich in den Zaubergärten Armidens, meine erstarrten Finger brachen goldene Orangen von den Zweigen, meine Füße, die ich durch fortgesetztes Bewegen warm erhalten mußte, stampften den Goldkies, der rund um den Zauberbrunnen liegt, aus dem die Nymphe der Jugend das Wasser der Schönheit schöpft.

Ich mochte eine Stunde so gesessen haben, als mich ein wiederholtes leises Knistern in der Nähe gewaltsam

emporschreckte. Unwillig blickte ich auf und sah einen langen, in einen feuerrothen Rock gekleideten Mann im Zimmer auf und ab gehen. Er hielt beide Hände in den Seitentaschen, und während er an mir vorbeischritt, sah er mich von der Seite an und lächelte. Mir war zu Sinn wie Jemanden, den man aus einem Traume aufschreckt, und der sich befremdet in den gewohnten Räumen umblickt und sich nicht zu finden weiß. Ich war mir bewußt, daß, als ich gekommen, ich die Thür des Saals sorgsam hinter mir zugeschlossen hatte; ein anderer Ausgang war nicht vorhanden, wie war also der rothe Mann hereingekommen? dieser Gedanke fuhr wie ein Blitz mir durch den Sinn, und ich fühlte einen kleinen Schauder meinen Rücken überlaufen. Dennoch waren die Reize meines Buches so stark, daß ich mich daran machte, weiter fortzulesen und mich um den Mann nicht weiter zu bekümmern. Aber meine Aufmerksamkeit war einmal unterbrochen; immer wieder sah ich durch die Baumgruppen des Waldes, in dem Rüdiger seine verlorene Bradamante sucht, die lange Gestalt des rothen Mannes schleichen, und seine schneeweiße Perrücke stach recht widrig gegen den dunkeln Waldhintergrund ab. Ich warf mein Buch hin, und indem ich mich in meinem Stuhl zurücklehnte und das Haupt auf die rechte Hand stützte, betrachtete ich in verdrießlicher Spannung den unbekannten Bewohner der Bibliothek. Er wandelte fortwährend auf und nieder und erregte mir Beklemmungen durch diese gespenstische Gleichmäßigkeit und den leisen, knisternden Schritt seiner langen dürren Beine, die, in Schwarz gehüllt, aus dem weiten rothen Ueberwurf mit der taktmäßigen Genauigkeit eines Uhrwerks hervortraten. Immer wieder hatte ich den heimlichen Seitenblick und das sonderbare Lächeln zu ertragen, ja es war mir, als würden diese Blicke immer länger und dieses Lächeln immer widriger. Mein Zustand wurde mir lästig; ich wollte aufspringen, mich entfernen oder, wenn dieses nicht glückte, mit dem rothen Manne anbinden. Wie ich zur Ausführung dieses Entschlusses Anstalt machte, fühlte ich mich plötzlich wie gelähmt. Alle Glieder waren erstarrt, ich konnte keines bewegen und mußte in meinem Lehnsessel wie gebannt sitzen bleiben. Unterdessen wurden die Bewegungen des rothen Mannes immer lebhafter, er ging immer schneller auf und ab, und zuletzt war es mir, als liefe er in fürchterlicher Eile und wie von einem verfolgenden Gegenstande getrieben, im Zimmer herum. Meine Furcht, daß er auch in meinen Winkel kommen möchte, war so groß, daß ich die heftigsten, wiewohl vergeblichen Anstrengungen machte, zu entkommen; ich wandte mich ab, um das unheimliche Schauspiel nicht länger anzusehen, und wie ich mein Haupt auf meine Schulter senkte, fühlte ich eine Betäubung meiner Geisteskräfte sich bemächtigen.

Mein Schlummer oder meine Ohnmacht mochte einige Stunden gedauert haben. Man hatte mich vermißt, die Thüre gewaltsam geöffnet und mich in einem bewußtlosen Zustand in's Bett gebracht. Ganze zwei Monate nach diesem Vorfall war ich ernstlich krank, und in meine Fieberphantasieen theilten sich brüderlich der rasende Roland und der rothe Mann. Sie wurden gleichsam zu Einer Person, und abwechselnd lieh der Held seinen Helm nebst Federbusch dem Rothen und dieser wieder seine weiße Perrücke dem Helden. Aber es fand sich in meinen Träumen noch eine dritte Person ein, die halb Armide, halb Angelica, halb Bradamante und doch eigentlich keine von diesen dreien war; denn sie trug ein Häubchen, wie die vornehmern Bürgersmädchen sie damals zu tragen pflegten, und dazu ein Leibchen und einen Rock, der nichts weniger als einen idealischen Zuschnitt hatte. Aber ihr Betragen war sehr idealisch, und offenbar hatte Ariost an allen ihren Schicksalen und Einfällen mitgeholfen. Sie ritt mit mir durch dunkle Wälder, erlegte Ritter, wie man Sperlinge schießt, und hatte einen intimen Umgang mit Einsiedlern und Drachen, alles Dinge, mit denen ein Bürgersmädchen meiner Vaterstadt sehr wenig zu schaffen hat. Für mich war sie ganz Liebe und Gefühl; ihre Wunderlichkeiten ließ sie nur an Andern aus. Waren wir beisammen, so wechselten wir lange Reden, die über lauter übernatürliche Zustände handelten, und in Rücksicht ihres Feuers wohl einen Platz im „Pastor fido“ verdient hätten.

Aber mit der Krankheit ging auch meine ideale Liebschaft zu Ende. Ich ging wieder im Hause meine alten Gänge, aber ich vermied es ernstlich, die Bibliothek zu betreten. Alle Schätze daselbst hatten jezt für mich etwas gespenstisch Abschreckendes bekommen, die Wissenschaften überhaupt schienen mir unter einem dämonischen Einflusse zu stehen, und ich faßte den Plan, ihnen gänzlich zu entsagen. Meine gute Großtante begriff nicht, warum ich jezt plötzlich in meinem Fleiße erlahmte, warum es mit meinen Studien eher rückwärts als vorwärts ging; ich hütete mich wohl, ihr den wahren Grund zu gestehen, denn man hätte mich doch nur verspottet. Die Wahrheit ist jedoch, daß ich meinem Entschluß treu blieb, daß ich den gelehrten Stand, zu dem ich bestimmt war, aufgab, und Kaufmann wurde.

Es vergingen mehrere Jahre, ohne daß ich des obigen Vorfalls auch nur von Ferne gedachte. Meine Beschützerin starb, das Haus, in dem ich meine Jugend verbracht, ging in andern Besitz über, und selbst die kostbare Bibliothek fand einen Käufer. Ich bewohnte nicht mehr das Haus, nicht mehr die Stadt, selbst nicht mehr das Land. Weit über's Meer hinaus hatte der Beruf mich geführt, und endlich nach langen Wanderungen siedelte ich mich auf längere Zeit in einer bedeutenden Handelsstadt an. Meine Geschäfte führten mich eines Tages in ein

bekanntes Wechselhaus. Es war ein heißer Sommernachmittag, die Börse war gerade an diesem Tage sehr voll gewesen, ein einflußreiches Ereigniß in der politischen Welt hatte den Werth gewisser Papiere äußerst hoch gesteigert, eine Menge Fremder belebten die Stadt und drängten sich mit mir in das Wechselhaus. Der Saal, die Treppe, selbst der Vorplatz waren gefüllt. Dieser Umstand erregte mir Verdruß; ich hatte Eile und mußte nun fürchten, lange aufgehalten zu werden. Indessen das Gesicht eines Kaufmanns, der ungeduldig wird, muß einen ganz besonders, auch für den Laien erkennbaren Zug von drohender Wichtigkeit haben.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Deutsche und Deutschthum.

Steigen wir auf der socialen Leiter etwas höher, so zeigt sich dieselbe Erscheinung in den vorzüglichen Gasthöfen. Auch dafür haben die Genfer weder Lust noch Sinn und Talent, denn ein seltenes Talent gehört zur Uebersicht, Ordnung und guten Leitung eines kolossalen Hauswesens, wo man sich fast besser zum Minister des Innern und der Finanzen bilden kann, als auf manchen Universitäten. In unsern ersten Gasthöfen, im Hôtel des Bergues, im Ecu de Genève, in den Balances u. s. w. sind nicht nur die Wirthe Deutsche, sondern auch alle Kellner, denn zu diesem schwierigen Dienst, der Treue, Ordnung, Gehorsam, Reinlichkeit, Anstand und Unermüdlichkeit erfordert, taugen Söhne guter deutscher Bürgerfamilien am besten. Nach einigen Dienstjahren gehen diese hübschen jungen Leute in ihre Heimath zurück, um da selbst eine Wirthschaft zu übernehmen, oder sie verheirathen sich in Genf mit Wirthstöchtern zu gleichem Beruf. Ihr Stuttgart ist allein hier durch drei-und-achtzig Wirthe, Kellner, Meister und Gesellen repräsentirt, welche alle in gutem Ruf stehen; die Schwaben überhaupt gehen in die Hunderte, und im Sommer vermehren sie sich noch, wenn von daher die wandernden Musikanten kommen, welche die vielbereiste Schweiz blasend ausbeuten, dabei sehr ordentlich und sparsam leben und mit einem hübschen Erwerb in ihre Heimath zrückgehen. Wer bliebe nicht gern stehen, um ihnen auf unsern Spaziergängen, in den Straßen, bei unsern Festen und in Kaffeehäusern zuzuhören? In ihren Quintetten, Sextetten u. s. w. ist oft mehr Wohllaut und Präcision als in unsern theuern Liebhaberconzerten.

Wenn so wandernde Deutsche durch ihren Klang und Sang das Volk in Masse erfreuen und seinen noch wenig entwickelten Tonsinn anregen und ausbilden, so ist dies in den höhern Ständen bleibender und noch auffallender und erfreulicher, ja, es läßt sich leicht darthun, daß der musikalische Sinn, der sich seit einigen Jahren in Genf hebt, dem Mozart, Haydn, Beethoven, Weber und Andere so theuer geworden sind, größtentheils vom Eifer und dem Bemühen tüchtiger deutscher Künstler ausgegangen ist und durch sie erhalten wird. Als vor dreizehn Jahren Niedermaier von hier nach Paris ging, da stand das Piano verwaißt. Glücklicherweise kam von Hofwyl ein Freund Niedermaiers, der denkende, gefühlvolle und künstlerisch gebildete Wehrstett aus Braunschweig, und erzog bald auf diesem Instrument die besten Schüler und Schülerinnen. Dies genügte ihm aber nicht; er bemühte sich, in den besten Ständen einen Verein von Männern und Frauenzimmern zu bilden, um in dieser Sphäre höhern Sinn für den Gesang einzuführen, der durch französische Chansons und Opernarien sehr gesunken war. Zu diesem Zwecke war nichts geeigneter, als die Kirchenmusik mit ihrem ernst und streng gehaltenen Gesange. Seit zwölf Jahren steht Wehrstett den Studien und Uebungen dieser Gesellschaft unentgeldlich vor und opfert ihr seine Zeit. Die jährlichen Kirchenconzerte zeugen von den immer bedeutendern Fortschritten dieses echten Kunstvereins. Wehrstett zur Seite steht Braun von Mühlhausen, der für den Gesang in anderer Sphäre gleich Erfreuliches gegründet hat. Nur sein entschiedenes Talent und sein großer Eifer konnten ihn, mancher Gegenwirkung ungeachtet, zum Direktor des Schulgesangs erheben, der durch ihn wirklich zu merkwürdiger Präcision und Schönheit gelangt ist, wovon wir neulich bei einer Prüfung interessante Beweise hatten. Gleiches läßt sich von seinem deutschen Gesangunterricht in der merkwürdigen deutschen Schule der lutherischen Kirche sagen. Ja, wüßte man den Feuereifer dieses jungen Geistlichen hier recht zu benutzen, hemmte man ihn nicht durch Lokalprotektionen, Persönlichkeiten und Comitéswesen, so würde man noch viel mehr Nutzen von ihm ziehen. — Schade aus Würzburg ist einer unserer besten Pianisten und Componisten für dies Instrument, das er auch am Conservatorium lehrt. Mit echt deutscher Gefälligkeit hat er oft unvermuthet Lücken in Conzerten ausländischer Künstler auf angenehme Weise durch sein schönes Spiel ausgefüllt. — Landrock aus Böhmen ist unser einziger guter Violinspieler, der schon Vorzügliches leistet und Ausgezeichneteres für ein späteres Alter verspricht. Seine gefälligen Compositionen für Piano und Violoncel sind bekannt. Auch er ist für sein Instrument Professor am Conservatorium. — Unsere musikalische Gesellschaft war vor zehn Jahren sehr gesunken, als der in Deutschland ehrenvoll bekannte Capellmeister Fränzl aus Mannheim mehrmals hierherkam, um die Ausbildung und Direktion des Orchesters zu übernehmen. Es gelangte auch durch seine Kenntnisse und Erfahrungen im Fach, und durch sein Talent, aufmunternd mit republikanischen Liebhabern umzugehen, schnell zu einer gewissen Bedeutung, weil diese Liebhaber sich gehoben fühlten, einen ausgezeichneten Künstler und den ehemaligen Direktor eines der ersten Orchester in Europa an ihrer Spitze zu sehen. Nach Fränzl kulminirte es noch eine zeitlang durch die empfangene gute Impulsion, sank aber unter der neuen Direktion in den folgenden Jahren und nahm die traurige Richtung an, die so viele ausländische Künstler bei ihren hier gegebenen Conzerten haben bedauern müssen. Nach der Bitte des Salzburger Vereins wurde neulich für die Gründung eines Mozartdenkmals ein Conzert gegeben, das nach Abzug aller Kosten gegen tausend Franken eintrug, die dorthin gesendet wurden, bedeutend mehr, als von Paris einkam. Die schönsten musikalischen Talente, die uns seit zwei Jahren erfreuten, waren deutsche Künstler, Lizst und Max Bohrer, nach denen noch Mad. Stockhausen und Fräulein Bildstein genannt werden können. Soviel von dem germanischen Einfluß auf die Tonkunst in Genf. Er würde noch viel bedeutender seyn, wenn es geglückt wäre, die deutsche Oper von Zürich unter Birch-Pfeiffers Leitung hierher zu ziehen, oder wenigstens für einige Sommermonate zu gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 19.

Mittwoch, 26. Juni 1839.

[384] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

BESCHREIBUNG DER STADT ROM

von

E. PLATNER, C. BUNSEN, E. GERHARD, W. RÖSTELL UND L. URLICHS.

Dritter Band:

die sieben Hügel, der Pincio, das Marsfeld und Trastevere.

Zweite Abtheilung:

die Foren, der Esquilin, Viminal, Quirinal und Pincius nebst ihren Umgebungen, oder der Beschreibung achtes und neuntes Buch, nebst Ergänzung des dritten und fünften.

Mit 3 Lithographien.

gr. 8. Preis 7 fl. 30 kr. oder 4 Rthlr. 12 Gr.

Der erste Abschnitt enthält die vollständige Herstellung des römischen Forums in dessen verschiedenen bisher wenig oder gar nicht beachteten Epochen. Es ist erstrebt worden, das Bild des wiedergefundenen Forums als einen Theil der Geschichte des römischen Volks und Staates, dessen Mittelpunkt und Spiegel es war, möglichst anschaulich und abgerundet darzustellen. In der zweiten Abtheilung ist das Forum des römischen Volkes mit den gleichnamigen Prachtbauten Julius Cäsars, Augusts, Domitians, Nerva's und Trajans als Eine große, in Hinsicht ihres Umfanges wie ihrer Herrlichkeit weder vorher noch nachher erreichte Anlage zur Anschauung gebracht. Den Rest dieser Abtheilung nimmt das achte und neunte Buch der Beschreibung ein. In beiden befinden sich einige kostbare Reliquien Niebuhrs.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[376] **Neue Musikalien,**

welche bei B. Schott's Söhnen in Mainz erschienen sind.

Adam, Der Brauer von Preston vollst. Klav.-Auszug, franz. u. deutsch. 13 fl. 30 kr.
— Daraus die einzelnen Gesänge von 18 kr. bis 1 fl. 48 kr.
— Fav.-Stücke aus derselben Oper f. Pfte. mit Guit.-Begl. 48 kr.
— Ebenso f. 1 Flöte. 24 kr.
— Ouverture f. Pfte. a. Regine. 36 kr.
— Dieselbe f. Pfte. mit Violin-Begl. 45 kr.
— Ouvert. a. d. Treuen Schäfer f. Pfte. 4händig. 1 fl. 12 kr.
— 6 Gesänge a. demselben mit Guit.-Begl. à 9 kr. bis 27 kr.
— Fav.-Stücke a. demselben f. 1 Violine. 24 kr.
— Marsch a. demselben f. Pfte 8 kr.
Benedict, Der Zigeunerin Wernung, vollständiger Klav.-Auszug. 14 fl. 24 kr.
— Daraus die einzelnen Gesänge von 18 kr. bis 1 fl. 3 kr.
Berr & Fessy, 13te Fantas. f. Pfte. und Klarinette üb. Th. a. d. Maskenball (Gustav). 1 fl. 30 kr.
Berr & Fessy, Desgl. 14te Fant. a. Lestocq. 1 fl. 30 kr.
— Desgl. 16te Fant. a. d. ehernen Pferd. 1 fl. 30 kr.
Bertini, gr. Etuden f. Pfte. für Künstler. Op. 122. 10 fl. 48 kr.
— Daraus, 4tes Heft, die Etuden Nr. 17 bis 21. 2 fl. 42 kr.
— Daraus, 5tes Heft, die Etuden Nr. 23 bis 25. 2 fl. 42 kr.
Burgmüller, 3 Divert. f. Pfte. 4händig a. d. Pariser Peruquier. Op. 43. Nr. 1 2. 3. jedes 1 fl. 30 kr.
— brlt. Walzer 4händig a. d. Pariser Peruquier. 54 kr.
— Desgl. brlt. Galop. 54 kr.
— Cracoviak a. d. Ballet The Gipsy f. Pfte. 18 kr.
— Derselbe 4händig. 27 kr.
— Corsaren Galop f. Pfte. a. d. Ballet Benjovski. 18 kr.
— Derselbe 4händig. 27 kr.
Clapisson, Mosaique a. Le figurante f. Pfte. arr. von Adam. Nr. 1 u. 2, jedes 1 fl. 12 kr.
Carcassi, Mosaique a. d. schwarzen Domino f. Guit. Nr. 69. 42 kr.
Döhler, brlt. Walzer f. Pfte. Op. 26. 1 fl. 12 kr.
— gr. Fantas. f. Pfte. a. d. Zigeunerin Warnung. Op. 27. 2 fl.
— gr. Fantas. u. Variat. f. Pfte. a. Wilhelm Tell. Op. 43. 1 fl. 48 kr.

Donizetti, Potp. f. Pfte. a. Robert Devereux arr. von Gomion. 1 fl. 12 kr.
Ernst, brlt. Fantas. f. Violine e. Otello mit Orch.-Begl. Op. 11. 3 fl. 36 kr.
— Dieselbe f. Viol. mit Pfte.-Begl. 1 fl. 48 kr.
Fessy & Singer, conct. Fantas. f. Pfte. u. Violine e. d. Pariser Peruquier. Liv. 5. 1 fl. 30 kr.
Foreith & Fessy, Fant. f. Pfte. u. Hautbois aus dem Maskenball (Gustav). 1 fl. 30 kr.
— Ebenso e. Lestocq. 1 fl. 30 kr.
— Ebenso a. d. ehernen Pferd. 1 fl. 30 kr.
Gomion, Bachucha f. Pfte., getanzt von Fenny Elsler. 18 kr.
Graf Görtz, Erinnerung an den Rhein, Walzer für Pfte. Nr. 502. 8 kr.
Hammer, Isabellen-Galop f. Pfte. 501. 8 kr.
Hartig, 300 kurze Vorspiele, Zwischenspiele und Fughetten f angehende Orgelspieler. Op. 9. 3 Hefte, jedes 48 kr.
Herz, *H.*, 6 brlt. und leichte Walzer f. Pfte. Op. 101. 36 kr.
— Vart. f. Pfte. Th. e. Sonnambula. Op. 105. 1 fl. 30 kr.
— brlt. Fant. f. Pfte. Th. a. d. schwarzen Domino Op. 106. 1 fl. 48 kr
— brlt. Fant. f. Pfte. Th. a. La figurante. Op. 108. 2 fl.
— gr. Fav.-Galop f. Pfte. a. d. Brauer v. Preston. 1 fl.
Herz, *Im.*, gr. Fant. u. brlt. Vart. f. Pfte. Th. aus Guido u. Ginevra. Op. 32. 2 fl.
Hünten, *Fr.*, 2 Rond. über Th. v. Puget f. Pfte. Op. 96. Liv. 1, 2, jedes 1 fl.
— 3 Cavat. von Bellini, Donizetti u. Meyerbeer für Pfte. var. Op. 97. Nr. 1, 2, 3, jedes 54 kr.
— Vart. f. Pfte. üb. e. Duo a. Figurante. Op. 105. Nr. 1. 1 fl. 12 kr.
— Rondo f. Pfte. üb. e. Bolero a. derselben. Op. 105. Nr. 2. 1 fl. 12 kr.
Kitt, brlt. Vart. f. Pfte. üb. e. Schweizer Lied. Op. 6. 1 fl.
Küffner, 48stes Potpourri f. Pfte. u. Flöte od. Viol. Th. a. d. treuen Schäfer. Op. 285. 1 fl. 48 kr.
Labarre & Beriot; Fant. f. Pfte. u. Viol. üb. Th. a. Moses. 1 fl. 21 kr.
Lafont, 2te gr. Fant. f. Viol. mit Pfte.-Begl. üb. d. Gebet a. d. schwarzen Domino. 2 fl. 21 kr.
Lebel, 2 leichte Divert. f. Pfte. Th. a. d. Brauer von Preston. Nr. 1, 2, jedes 1 fl.
Lemoine, 3 kl. Stücke in Rondoform f. Pfte. üb. Th. von Strauss. Op. 32. 1 fl. 12 kr.
Liszt, 6 Amusemens f. Pfte. üb. d. Soirées, ital. von Mercadante. 4 fl. 12 kr.
Löwe, 6 Gesänge f. 4 Männerst. 2 fl. 24 kr.
Louis, 1s Trio f. Pfte., Viol. und Violcll. Op. 69. 3 fl. 36 kr.
— 2 Notturni f. Pfte. u. Viol. conctt. Th. e. La Figurante. Op. 71. Nr. 1, 2, 3, jedes 1 fl. 12 kr.
Mazas, 3 brlt. Duos f. 2 Viol. Op. 67. 3 fl.
Musard, Contretänze f. Pfte. Th. a. d. Brauer von Preston. Nr. 1, 2, jedes 42 kr.
— Desgl. üb. Th. a. La Figurante. Nr. 1, 2, jed. 36 kr.
Rossini, Vocalizzen u. Solfeggen mit Pfte.-Begl. 1 fl.
Rummel, Mercadantes Soirées ital. f. Pfte. übertragen. 2 Hefte, jedes 1 fl. 30 kr.
— Notturno f. Pistonhorn od. Bassethorn mit Pfte.-Begl. Op. 87. 54 kr.
Soussmann, Concertino f. Flöte mit Orch.-Begl. Op. 19. 3 fl.
— Dasselbe mit Pfte.-Begl. 1 fl. 48 kr.
Steyrische Ländler f. Pfte. 1ste Liefg. 27 kr.
Strauss, 8 Lieder mit franz. und deutschen Texten für 1 und 2 Singst. mit Pfte.-Begl. über dessen beliebteste Walzer. 1 fl. 30 kr.
Thomas, 12 kleine leichte Stücke aus dem Pariser Peruquier f. Pfte arr. 1 fl. 12 kr.
Thomas, Potpourri a. derselben Oper f. Pfte. arr. von Beyer. 1 fl. 12 kr.
— Mosaique a. derselben f. Pfte. 4händig arr. von Beyer. 1 fl. 12 kr.
— 7 Gesänge mit Guit.-Begl. a. ders. Oper à 9—27 kr.
— Ouvert. aus ders. f. 2 Viol. arr. 48 kr.
— Dieselbe f. 2 Flöten arr. 48 kr.
— Fav.-St. a. ders. Oper f. Flöte m. Guit.-Begl. 48 kr.
— Ebenso für 1 Flöte arr. 24 kr.
— Fav.-Marsch f. Pfte. a. ders. Oper. 8 kr.
— Galop aus ders. für Pfte. 8 kr.
Wilhelm, Champagner Lied für 4 Männerstimmen. Op. 2. 24 kr.
Auswahl von Gesängen mit Pfte.- oder Guit.-Begl. Nr. 461. Puget, Leone Leoni, franz. u. deutsch. 18 kr.
Ebenso Nr. 462. Kulenkamp, Seemanns Grab, deutsch. 18 kr.
Ebenso Nr. 463. Späth, La jeune chateleine, franz. und deutsch. 18 kr.
Ebenso Nr. 464. Späth, Gloire et amour, franz. und deutsch. 18 kr.
Ebenso Nr. 465. Beauplan, La grand-mère imprudente, franz. und deutsch. 18 kr.
Ebenso Nr. 466. Adam, Le départ des hirondelles, franz. und deutsch. 18 kr.
Ebenso Nr. 467. Grisar, Helene Bolero, franz. und deutsch. 18 kr.
Ebenso Nr. 468. Puget, Mon rocher de St. Malo, franz. und deutsch. 18 kr.
Ebenso Nr. 469. Boieldieu, Pauvre fleur! pauvre femme! franz. und deutsch. 27 kr.
In Stuttgart sind obige Musikalien bei G. A. Zumsteeg zu haben.

Mozin Correspondance des négocians.

[240] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

La correspondance des négocians

ou

recueil de lettres sur le commerce, originales ou extraites des meilleurs épistolaires nationaux ou étrangers; précédé d'un vocabulaire des termes consacrés au commerce, et de règles sur le style mercantile; suivi d'une série de lettres sur le change, et de modèles en usage dans les transactions commerciales; à l'usage des jeunes gens qui se destinent au commerce,

par

M. l'Abbé Mozin.

Seconde édition.

gr. 8. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Dieses besonders für junge Kaufleute bestimmte äusserst wohlfeile Buch enthält mehr als 500 Briefe über die mannichfaltigsten Handelsgegenstände zur Bildung des Styls und der kaufmännischen Correspondenz in jedem Zweige des Handels.

---

[268] Bei **Kirchner und Schwetschke** in Leipzig ist erschienen:

Lauden, Miß, Adele Gurchill oder die beiden Bräute. Aus dem Englischen von v. Seltau. 3 Bände. 8. geh. 5 Thlr.
Smith, Horace, Jance Lemar oder das Verbrechen aus mütterlicher Liebe. Aus dem Englischen. 3 Bände, 8. geh. 3½ Thlr.
Ribbeck, Wilhelm, Gedichte, 8. geh. 1⅓ Thlr.

[265] **Einladung zur Subscription.**

Bei Ed. Heynemann in Halle erscheint eine neue, elegant ausgestattete und billige Ausgabe von

Musäus

Volksmährchen der Deutschen.

Mit einem Vorwort

von

Friedrich Jacobs.

6 Bändchen mit Stahlstichen, gezeichnet von Hosemann in Berlin, gestochen von Mayer in Nürnberg.

Subscriptionspreis pro Bändchen brochirt, mit Stahlstich: 8 gGr. = 10 Sgr. = 30 kr. C.-M. = 36 kr. rheinl.

Inhalt:

1s Bdchn.: Die Bücher der Chronika der drei Schwestern.
Richilde.
Rolands Knappen.
2s — Legenden von Rübezahl.
Damon-Amor.
3s — Libussa.
Der geraubte Schleier.
4s — Liebestreue.
Stumme Liebe.
5s — Die Nymphe des Brunnens.
Der Schatzgräber.
Die Entführung.
6s — Ulrich mit dem Bühel.
Melechsala.

Das erste Bändchen erscheint in 4 bis 6 Wochen. Das Ganze wird bis im Herbst d. J. beendigt seyn. — Alle Buchhandlungen nehmen zu obigen Preisen Subscription auf das Werk an.

Halle, 10. Juni 1839.

Ed. Heynemann.

---

[242] In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Polytechnisches Journal,

herausgegeben

von den

DD. Dingler und Schultes.

Erstes Maiheft 1839.

Inhalt. Auszüge aus den von den HH. Wood, Hawkshaw und Brunel erstatteten Berichten über den an der Great-Western-Eisenbahn befolgten Bauplan. — Giffords Verbesserungen an den Ruderrädern. Mit Abbild. — Taylors verbesserte Methode Schiffe zu treiben. Mit Abbild. — Crockford, über ein neues Kugelventil für Wasserbehälter u. dgl. Mit Abbild. — Eccles' und Wells Verbesserungen an den mechanischen und Handwebestühlen zum Weben von glatten und gemusterten Fabricaten. Mit Abbild. — Roberts Verbesserungen an den Webestühlen. Mit Abbild. — Ueber eine von Hrn. Paparoine in Rouen erfundene Maschine zum Stecken von Kartenbändern. Mit Abbild. — Southams verbesserter Apparat zum Trocknen von Getreide und andern Samen. Mit Abbild. — Cooke's und Weatstone's Beschreibung eines Verfahrens, um mittelst elektrischer Ströme an entfernten Orten Signale zu geben. Mit Abbild. (Beschluß). — Ueber Prof. Morse's elektromagnetischen Telegraphen. — Beschreibung zweier Apparate, welche durch Elektromagnetismus Bewegung hervorbringen; von Dr. Page. Mit Abbild. — Schreiben des Hrn. Talbot an Hrn. Biot über die Fixirung der photogenischen Bilder, und die Darstellung eines für das Licht sehr empfindlichen Papiers. — Fontainemoreau's verbesserte Methode die Oxydation von Metallen zu verhüten. — Williams' verbesserte Methode das Torfmoos so zuzubereiten, daß es zu verschiedenen Zwecken, und namentlich als Brennmaterial brauchbar wird. — Miscellen. Englische Patente. — Ueber einige neuere Dampfmaschinen. — Ueber den Verbrauch an Brennmaterial an den französischen Dampfmaschinen. — Ueber die Eisenbahn zwischen Richmond und Petersburg in Virginien. — de Wildacks neue Räder für Eisenbahnwagen. — Taylors Wasserbrecher. — Benutzung der Schaukelbewegung der Schiffe zum Pumpenbetriebe. — Ueber das Weben von breitem Sammet. — Die Gasbeleuchtung Londons. — Felix's Vorrichtungen zum Auslöschen der Lichter. — Ueber die Fabrication des indischen Stahles. — Vorschlag zu einer neuen Bereitungsart des Wasserstoffgases für die Luftballons. — Berichte über die d'Arcet'schen Apparate zur Bereitung der Gallertsuppen. — Farel, über den Bau des Indigkrdterigs.

Zweites Maiheft.

Auszüge aus den von den HH. Wood, Hawkshaw und Brunel erstatteten Berichten über den an der Great-Western-Eisenbahn befolgten Bauplan. (Fortsetzung.) — Humphrys, über eine verbesserte Verbindung für Laufbänder. Mit Abbild. — Bottomley's Verbesserungen an den mechanischen und Handwebestühlen. Mit Abbild. — Tweedale's verbesserte Methode Dachziegel, Ziegel zu Dachrinnen und Backsteine zu verfertigen. Mit Abbild. — Pape's, Beschreibung eines an den Flügeln anwendbaren Mechanismus. Mit Abbild. — Milne's Verbesserungen an den Apparaten zum Fortleiten und Vertheilen des zur Beleuchtung oder Beheizung bestimmten Gases. Mit Abbild. — Motts Verbesserungen an den zum Heizen von Zimmern bestimmten Oefen. Mit Abbild. — Williams' Verbesserungen in der Zubereitung des Torfmooses zu verschiedenen Zwecken, und namentlich zu einem Brennmateriale. Mit Abbild. — Dunns Verbesserungen in der Seifenfabrication. Mit Abbild. — Burnetts und Montanbaus, Verbesserungen in der Seifenfabrication. — Untersuchung verschiedener zuckerhaltiger Substanzen, besonders verschiedener Runkelrübensorten, von Prof. Zenneck. — Winters Verbesserungen im Bemalen, Bedrucken und sonstigen Verzieren von Leder, Seiden-, Baumwollen- oder Leinenstoffen, namentlich von Handschuhen, Strümpfen und anderen derlei Fabricaten. — Ueber die lakirten Leder und Filze des Hrn. Th. Heulte in Paris. — Miscellen. Englische Patente. — Andersons Dampfwagen. — Ueber die für die Beschiffung der oberen Loire bestimmten Dampfboote. — Great-Western-Dampfschiff-Gesellschaft. — Barnetts Verbesserungen in der Eisenfabrication. — Bourgots Verbesserungen in der Eisenfabrication. — Bodeurs Baro-Thermometer. — Ueber einen neuen hydropneumatischen Barometer. — Ueber Dr. Reichenbachs Apparat zur Ausziehung des Zuckers aus Runkelrüben. — Ueber den Kaligehalt der Weintrestern. — Neue Belege über die Patentgerbemethode der HH. Herapath und Cox. — Heards Methode Bleiweiß und Mennig zu fabriciren. — Ueber die Anfertigung von Walzendruckmaschinen für Kattunfabriken.

* * *

Von diesem sehr gemeinnützigen und wohlfeilsten Journal Deutschlands erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 30—36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

☞ Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1r bis 18r Jahrgang zu 168 Rthlrn. oder 288 fl. anbieten. Die

Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1837 sind fortwährend einzeln zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[269] Bei C. L. Fritzsche in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

הכתב והקבלה

Commentarius Perpetuus

in

Pentateuchum

sive

quinque legis divinae libros

quo inventa

traditionis vetustae grammatica historicaque textus sacri analysi confirmantur

atque

mirificus traditionis scripturaeque consensus exegesi subtiliori, habita novissimorum progressum ratione, demonstratur

auctore

Jacob Zebi Meklenburg,

Dioecesis Regiomontanae Rabbino.

8 maj. broch. Preis 2 Thlr.

---

[254] In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bilder aus Paris.

Herausgegeben von Fr. v. R.

2 Bände. 8. broch. 3 fl.

Diese Schilderungen, von welchen sich bereits eine Probe in Lewalds Europa Decemberheft 1838 befindet, bieten unter anmuthigen, theils novellenartigen, theils geistreich raisonirenden Formen ein naturgetreues Abbild des Pariser Lebens und der neuesten französischen gesellschaftlichen Zustände. Daher wir gewiß sind, daß diese unterhaltende Lektüre einer allgemein günstigen Aufnahme sich wird zu erfreuen haben.

Ulm, 1839.

Stettin'sche Buchhandlung.

---

[180] Als ein für gebildete Reisende sehr werthvolles Buch ist zu empfehlen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reise-Taschenbuch

für

Höhergebildete

die zu ihrer Belehrung fremde Länder besuchen wollen von

P. G. v. Eckendahl.

2 Theile, sauber broch. 900 Seiten. Preis 3 Thlr.

(Quedlinburg und Leipzig, Ernst'sche Buchhandlung.)

Bis jetzt gibt es noch kein Buch, welches den Reisenden in Geschäften, — zum Vergnügen und in wissenschaftlicher Beziehung so reiche Belehrung gibt, als das obige, welches als nützliche Vorbereitung zu jeder Reise zu empfehlen ist; und auf den Reisen selbst, noch durch die darin enthaltenen allgemeinen praktischen Reiseregeln — von der Kunst zu reisen überhaupt — Kunst auf Reisen zu beobachten, — die zweckmäßige Führung eines Reisejournals und durch die Anweisung, sich selbst zu orientiren, nöthig wird. —

Nur durch den Gebrauch dieses Buches wird man wahren Nutzen vom Reisen gewinnen.

---

[258] Bei Tendler und Schäfer, Buchhändler in Wien, erschienen so eben und sind in allen Buchhandlungen zu haben:

Klänge und Bilder aus Ungarn

von

Johann Nep. Vogl.

Kl. 8. 146 S. broch. mit dem Portraite des Dichters. Preis 18 Gr.

Vogl's Balladen und Lieder haben sowohl im In- als Auslande einen solchen Anklang gefunden, daß es die unterzeichnete Buchhandlung als gänzlich überflüssig ansieht, dieses neue literarische Produkt des geschätzten Dichters dem Lesepublikum noch anrühmen zu wollen; sie begnügt sich damit zu verbürgen, daß der Leser in diesem Werkchen eine unterhaltende und zugleich belehrende Lektüre, der Compositeur aber eine Auswahl gefühlvoller Lieder für die Composition, so wie der Deklamator eine reiche Zahl stoffhältiger und kraftvoller Balladen finden wird.

---

[271] **Für Lesezirkel und Leihbibliotheken.**

Bei A. Wienbrack in Leipzig sind so eben nachstehende empfehlenswerthe Romane erschienen und durch jede Buchhandlung zu bekommen:

Gräfin Elisabeth Löwenskiold.

Novelle von Penseroso.

4 Bände. 8. Preis 4½ Rthlr.

Der Uebel größtes ist die Schuld.

Wahrheit im Romangemälde von Wilhelmine Lorenz.

2 Bände. 8. Preis 2⅓ Rthlr.

Der Rebell.

Historischer Roman von F. Th. Wangenheim.

2 Bände. 8. Preis 2 Rthlr.

Weibertreu und Fürstenwort.

Historische Novelle von F. Th. Wangenheim.

8. Preis 1 Rthlr.

Die Verfasser obiger Romane sind durch eine Reihe früher erschienener, mit vielem Beifall aufgenommener Unterhaltungsschriften der Lesewelt bereits rühmlichst bekannt. Auch diese ihre neuesten Erzeugnisse werden nur dazu beitragen, denselben die Gunst des gebildeten Publikums zu erhalten, und dürfen mit Recht Jedem empfohlen werden, der eine angenehme Lektüre sucht, die Geist und Herz auf gleich anziehende Weise beschäftigt.

---

[266] In meinem Verlag sind erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Deutsche Sagen von Adolf Bube.

VIII und 92 S. gr. 8. eleg. broch. 45 kr. od. 10 gGr.

Gotha, Mai 1839.

Johann Georg Müller.

№ 153.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 27. Juni 1839.

O ciel! quel étrange embarras!
Je vois des incidens qui passent la nature,
Que mon esprit ne comprend pas.
Molière.

Die Bibliothek meiner Großtante.

(Fortsetzung.)

Man weiß, wie unsee Stand an die Minute gebunden ist; ein nicht abgeschickter Brief, eine nur um wenige Augenblicke verzögerte Antwort bricht einem entfeenten Handelshause den Hals, und jebee, dee in mein veezweifeltes Gesicht sieht, glaubt, es werde gerade das Handelshaus seyn, in dem er, odee seine Schwester, oder seine Frau ihre „nicht unbebeutenden“ Kapitalien stehen haben. Also Platz dem Kaufmann! Platz dem Gesichte, auf dem, weit deutlicher als mit Ziffern, eine gefährliche Bilanz geschrieben steht! Ich drang durch die Menge, während mancher mit einem Stern versehene Mann hinter mir blieb. Schon im Begriff, die Treppe zu erreichen, fühle ich an meinem Arm den leisen Druck einee weiblichen Hand. — Ich sehe mich um, und eine Dame, in einen Schleier gehüllt, reicht mir ein Papier. „Ich ersuche Sie, mein Herr,“ lispelt sie dringend, „geben Sie dieses Blatt oben an den Cassier gleich am Eingang ab.“ Ich blickte flüchtig auf den Zettel und bemerlte, daß es eine Anweisung auf eine Summe war, die der Vorzeiger eincassiren sollte. Ueberraicht über ein so auffallendes Zeichen von Vertrauen zu einem gänzlich fremden Manne, wollte ich eben das Billet mit einer stummen, ablehnenden Verbeugung zurückgeben, als die Dame noch um Vieles dringender ihre Bitte wiederholte. „Verlassen Sie mich nicht!“ rief sie und hielt dabei meinen Arm umschlossen. „Ich stehe schon eine Stunde hier, ohne daß es mie möglich wird, duech's Gedränge zu kommen. In einer halben Stunde reisen wir ab; ein kranker Vater wartet schon lange auf meine Zurückkunft. Eilen Sie, mein Here; glauben Sie nicht, daß Sie mir fremd sind, ich kenne Sie.“

Ich warf bei diesen Worten einen Blick auf die Sprecherin, allein ee drang nicht durch den Schleier; sie wandte sich ab und der Steom eines neuen Andrangs teennte uns. Ich gelangte hinauf, machte mein Geschäft ab und nahm auch das Geld für die Unbekannte in Empfang; aber es dauerte wohl eine gute halbe Stunde, ehe ich wieder den Weg durch's Gedränge auf den Vorplatz zurückfand. Wie groß wae mein Schrecken, als ich, doet angelangt, die verschleierte Dame nicht mehr traf. Ich sah nach der Uhr und fand jezt, daß die Frist, die sie mir angegeben, längst verstrichen sey. Sie war also fort, und in meinen Händen hatte sie das Geld, vielleicht ihr Reisegeld, zurückgelassen. Welch ein wunderliches Abenteuer! Es fehlte mir an Zeit, darüber viel nachzudenken, die Geschäfte des Tages riefen mich unerbittlich weiter. Nachdem ich also dem Portier des Hauses die Dame

bezeichnet und meine Wohnung genannt hatte, eilte ich mit einem Bekannten auf die Rhede. Ich will nicht leugnen, daß ich während der übrigen Gänge dieses Tags etwas zerstreut war. Die Unbekannte schwebte mir immer vor. Meinem Auge war nicht entgangen, daß sie einen zarten, schönen Wuchs hatte. Der schwarze Schleier ließ ein paar wunderschöne Schultern sehen, die mit der kleinen weichen Hand, die mich am Arme gehalten, trefflich harmonirten. Auch die Stimme dieses geheimnißvollen Wesens hatte an mein Herz gesprochen. Ich wandelte zwischen den Schiffen und dem Lärm der Rhede wie ein Träumender herum, und seltsam! alle Gebilde meiner Jugend gingen jezt eilig durch mein arbeitendes Hirn. Ich hörte ein Rauschen in meiner Nähe, und erschrocken wich ich bei Seite, denn eben wendete ein prächtiges, großes Dampfschiff seinen Kiel und schnaubte uns seinen Dampf entgegen. Grüße, Geschrei, wehende Tücher und winkende Regenschirme belebten eine Gruppe bunt gekleideter Zuschauer, die den Abreisenden Lebewohl wünschten. Auch ich blickte hinüber, und siehe da, auf dem Verdeck, an die Balustrade gelehnt, steht meine Unbekannte, nicht zehn Schritte von mir entfernt. Ich stoße einen Schrei aus, ich rufe und springe vor, indem ich die Rolle Goldstücke, die ihr Eigenthum ist, hoch in der Hand halte. Sie erkennt mich, winkt mir lächelnd mit dem Tuche und grüßt mich dankend. Ich winke ihr noch einmal mit der Rolle und sie macht ein Zeichen, daß es zu spät sey und daß ich mich beruhigen solle. Bald darauf war sie meinen Blicken entschwunden.

Da stand ich nun, und die seltsamste Bekanntschaft von der Welt hatte sich angeknüpft. Ich war gleichsam verpflichtet durch den fremden Besitz, den ich in Händen hatte, die Erscheinung sich nicht verflüchtigen zu lassen, und dennoch war ich mir bewußt, daß die Dame in dem schwarzen Schleier wenig mehr als eine traumhafte Erscheinung war; so wunderlich spielten alte Erinnerungen und neue Eindrücke in einander. Ich glaubte in vollem Ernste, auch die Goldrolle, die ich auf meinen Tisch gelegt, würde sich am andern Morgen nicht mehr finden; allein sie blieb, als ein unumstößlich reeller Beweis, daß auch meine Göttin nicht in der Traum=, sondern in der wirklichen Welt weile.

Meine Handelsgeschäfte in dieser Stadt waren beendet, die weitern trieben mich fort, allein ich konnte mich nicht zur Reise entschließen. Als Müßiggänger, unwillig und zerstreut, durchstrich ich die Straßen und Plätze und war bei der Landung eines jeden neuen Dampfschiffs gegenwärtig. Aber meine Unbekannte zeigte sich nicht. Der Herbst rückte heran, ich hatte zwei Monate meiner besten Arbeitszeit verschwendet, ich durfte keinen Tag mehr verlieren, und Alles war zu meiner Abreise bereitet. Am Morgen bittet mich die Wirthin des Hauses, zu einem Herrn zu kommen, der die untere Stube bewohne, gestern angelangt und sogleich schwer krank geworden sey. Ich gebe ihr den Rath, nach einem Arzte zu schicken, sie aber besteht darauf, daß ich ihr in den zu treffenden Anordnungen beistehen und vor allen Dingen sie zu dem Erkrankten begleiten solle. Ich entschließe mich endlich dazu und wir steigen die Treppe hinab. „Ist der Herr allein?“ fragte ich meine Begleiterin. „Eine junge Dame reist mit ihm,“ antwortete sie; „allein auch sie ist heute in der Frühe erkrankt und bedarf selbst der Hülfe.“ Mit diesen Worten öffne ich die Thür und bleibe erstarrt stehen. Der Mann aus dem Bibliothekzimmer meiner Tante steht vor mir. Ich trüge mich nicht, diese Züge haben sich mir zu lebhaft eingeprägt, diese lange, dürre Gestalt, zwar nicht im rothen Rock, auch ohne Perrücke, aber dasselbe Lächeln, dieselben Seitenblicke, die er auf mich richtet, während er, ganz wie damals, im Zimmer auf und ab schreitet. Vor lauter Befangenheit und Beklemmung vergaß ich alle Pflichten der Höflichkeit. Ich grüße meinen unbekannten Bekannten nicht, ich werfe mich auf einen Stuhl an der Thüre, und einen dumpfen Schrei ausstoßend, halte ich beide Hände vor's Gesicht. Die Wirthin entfernt sich, denn sie glaubt, daß wir uns kennen, und so bleiben wir wohl eine halbe Stunde, Beide, ohne ein Wort zu sprechen, gerade in derselben Situation, wie vor Jahren.

(Schluß folgt.)

Caroline Murat, Napoleons Schwester.

(Schluß.)

Das Familienbild Carolinens von Gérard prangt mehr durch die Lieblichkeit der Kinder, die seit Raphael kein Maler glücklicher auffaßte, als durch ein wirkliches Erreichen ihrer eigenen Schönheit. Sie war nicht groß, nicht auffallend schlank und zierlich, aber weiblichvoll und zart gebaut; ihre Farbe war nicht diaphan, wie die der Engländerinnen oder ihrer jüngern Landsmännin, der schönen, geistreichen Gräfin Brady, doch bewundernswürdig weiß und rosig für eine Italienerin. Ihr üppiger Haarwuchs vom schönsten Goldbraun bildete das herrlichste, reichhaltigste griechische Geflecht und erhob noch Blume, Camee, Juwelen, durch den reinen tiefen und saftigen Vollton der Grundirung. Das mehr gerundete als ovale Angesicht trug das unverkennbare Gepräge der Familie Bonaparte; nur war dort bei aller Kräftigkeit und Entschiedenheit der Flächen und Höhen Alles voller, fleischiger, saftiger als bei den Geschwistern, die purpurnen Lippen sanft geschwellt, die Nase kürzer und breiter,

die ziemlich hohe Stirn glatter geformt, die lichtbraunen Augen minder groß, wenn auch nicht minder feurig, der Bogen der Augenbraunen milder und heller; es war, als hätte sich bei der Entwicklung dieser Züge die Natur besonnen und wäre auf der Grenze zum Ideale hin stehen geblieben, um dies Antlitz mit dieser Gestalt, diesen runden, schneeweißen Armen, diesen zierlichen Händen mit Grübchen, diesem blendenden Hals, diesen feinen, vollen Schultern ganz im Einklang zu bilden. — Pauline war idealischer, Elisa männlicher, diese und Lucian Napoleon am ähnlichsten.

Wundervoll schön war Caroline Murat an jenem Frühlingsmorgen 1801, wo sie, mit der edlen Hortense von St. Cloud wiederkehrend, mit funkelndem Blicke und hochgerötheten Wangen in ihren Salon hineinstürzend, jubelnd ausrief: accordé, accordé! Achilles und Lätitia waren ihr entgegengesprungen und hingen sich an sie, ihre Hände umklammernd; ihr jüngstes Kind lächelte ihr aus den Armen seiner Pflegerin zu, Joachim Murat sah ihr mit mildem Blick, aber todtenbleich in die brennenden Augen: nur eben hatte sie Gnade für einen Vendéer erfleht; es mochte ihren Gemahl die Erinnerung eines Augenblicks durchschaudern, dessen Entsetzen kein Flehen abzuwenden vermochte. — Auch Hortense war heiß und tief bewegt; ich sehe sie noch mit ihren großen, blauen, nassen Augen, ihrem schmerzlich-milden Lächeln, das die vollen Lippen, wie ein trauernder Engel, der selbst Trost bedürfte, indeß er zu trösten sucht, umschwebte. Hortense war nicht, wie Eugen, ihrer schönen Mutter ähnlich, doch die Seelen waren sich gleich; auch sie hatte in jener Märznacht mit Josephine um jenes kostbare Leben gefleht, auch sie war mit heißem Schmerz der zwölf Opfer der Treue eingedenk, die auf dem Grèveplatz verbluten sollten. Caroline nur war viel zu feurig und leidenschaftlich, um etwas anderes zu denken, als was eben ihre Brust bewegte; das Entzücken der jungen Lajolais, mit der sie zu des Kaisers Füßen hingedrungen, deren rührendes Flehen, vereint mit den Bitten Hortensens und Carolinens, den Vater errettet, füllte ihre Seele mit freudigen Vorstellungen; schon mußte der Gefangene Kunde von seiner nahen Befreiung haben, schon umfing er weinend vor Lust und segnend sein liebliches Kind.

Ein Tropfen Thau war das in die Gluthen des Taumelbechers, der stets vor ihren Lippen aufschäumte. O, wie so anders war's in jener Freudenzeit, wo die Schwestern noch frischfröhlich in kindischer Lust durch die Zimmer der zierlichen Privatwohnung Rue Victoire stürmten und die Fenster aufrissen, um etwa den ersten Konsul oder Murat zu Pferde steigen zu sehen, und das schöne Frankreich, das der junge General schon in der Hand herumdrehte, lüstern beäugelten, wie eine Düte voll Bonbons, aus der sie naschen durften. Schwer rächte das Geschick den harmlosen Frevel des kindischen Wahnes. Es nahm ihnen die Rosenblätter weg, in denen gelagert sie wühlten, und riß sie hin auf goldene Sitze, mit Sammt und Juwelen, über Blut und Leichen gebreitet, dicht umringt von stummen, verhüllten Schrecken. Der Boden, den der Kaiser beherrscht, hatte bald den kleinsten Raum nicht mehr für die Asche der Napoleoniden. Mit eingeschmolzen in ein blutbesprengtes, prachtfunkelndes Glied der großen Jammerkette, die, geschmiedet an Ludwigs XVI. Blutgerüst, von dort aus ihre Ringe durch die kommenden Geschlechter unabsehbar hinausdehnte, waren die jungen Frauen, die von keiner Vergangenheit wußten, keine Schrecknisse der Zukunft voraussahen, durch die Weihrauchwolken und den blendenden Glanz umhüllt. Doch ein inneres Mißbehagen waltete still beklemmend über die Stunden der irdischen Größe, es machte sich in immer regerem Drang nach größerer Hoheit Luft, und blieb unbefriedigt. Tag für Tag flogen neue Sterne der Größe und der Macht über die Häupter dahin, die nun Kronen umgaben, Stürme blutiger Kriege erhoben sich und zogen fremdartige Elemente in die Sphäre hinein, wo man sich ehemals heiter bewegte.

Abgestreift und welk auf dem Boden umherflatternd, wie dürre Blätter, die weggeräumt werden müssen, lag der Zauber der Wundertage, die ich mit durchlebt. Es schien Friede zu seyn auf Erden, das Feuermeer der Lava, welche die Welt übergoß, war geronnen; Alles stand nun starr, doch nichts stand fest. Durch die prunküberladenen Schlösser des Kaiserhauses tönte es leis, wie vom Seufzerhauch zurückgestoßener Treue, das geistige Auge sah Eine schöne Volkshoffnung nach der Andern bleich und versinkend durch die goldnen Pforten hinwegschwanken. Die allgemeine Stimmung war mißtrauisch, düster, verschlossen. Einzelne weissagten Unheil, Alle empfanden, es sey schon da. Selbst die Scherze waren prophetisch. Als der Kaiser auf Gittern und an Gebäuden überall seine Chiffre setzen ließ, sagten sie: L'N est mis partout dans Paris (L'ennemi partout dans Paris). Lachend wurde es gesprochen, unter Jammerthränen wurde es erfüllt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Juni.

Nationalcharakter.

Sind die Römer vorzugsweise für die Freuden des Carnevals geschaffen, so kann man den Florentinern ein besonderes Talent für die Fasten nachrühmen. Sie werden darunter nicht verstehen wollen, daß die religiöse Bedeutung jener Zeit hier mehr als anderswo in Italien ihren ganzen Ernst offenbare; wo eine Färbung der Art in italienischen Städten am entschiedensten hervorträte, wüßte ich Ihnen wirklich nicht anzugeben; daß die Stadt Florenz in dieser Beziehung

keinen Vorrang vor ihren Schwestern behauptet, kann ich auf's Bestimmteste versichern. Aber die Fröhlichkeit, die Anmuth, die Mäßigkeit im Genuß und die Feinheit des Benehmens möchte ich Ihnen loben, welche — überhaupt von der Erscheinung eines Florentiners so unzertrennlich — an den ersten Frühlingstagen ganz besonders zu bemerken sind, wenn Alles am Sonntage nach dem Essen vor die Thore zieht, um den momentanen, dorthin verlegten Corso zu sehen, eine Meile auf und ab zu wandeln, und dann am Spätabend, mit Nüssen beladen, wieder der Stadtmauer sich zu nähern. Am Arno, wo noch in der vorangehenden Woche alles auf und ab tobte, ist es jezt still, ja selbst die hübschen Cascinen bleiben in solchen Momenten leer, man begegnet kaum diesem oder jenem Fremden. An den ersten zwei Sonntagen geht der Florentiner vor Porta San Gallo, dann vor Porta Romana, wo außer der Landstraße auch die Cypressenallee bis Poggio Imperiale benuzt wird, später vor das Thor, welches von Prato seinen Namen hat, und zulezt vor jenes, das nach Livorno führt und St. Frediano genannt wird. Besondere Vorkehrungen und Anstalten sind hier nirgends getroffen; Niemand fordert sie, Keiner vermißt sie; die Absicht, des schönen Tages froh zu werden, und die Möglichkeit, sich über alles, was uns Andern wohl als Aeußerlichkeit erscheinen mag, zu freuen, bringt Jeder in sich selber mit; dies macht ihn empfänglich, aufgeregt, elastisch. Von dem Gedränge, von Wind und Staub, die zwischen diesen Gartenmauern jedem Andern so empfindlich werden, nimmt der Florentiner keine Notiz; die Einförmigkeit wird ihm deßwegen nicht lästig, weil er den Moment sein nennt, nur Sinn für die Gegenwart, keine Erinnerung für die Vergangenheit hat. Alles, der Hut z. B., der diesem oder jenem durch den Wind entführt wird, gibt ihnen Stoff zu einem unauslöschlichen Gelächter Che risate, che risate si feca jeri! (wie wurde gestern gelacht, wie wurde gelacht) heißt es noch am Montag, an dem auf diese Weise die Erinnerung wieder ein neues Gelächter einleitet. Die Lachmuskeln sind bei allen Italienern ganz besonders ausgebildet, sie machen für sich einen eigenen Sinn aus. K i n d e r und G r e i s e gibt es dabei, und überhaupt im modernen Italien eigentlich gar nicht. „Unsere Kinder, sagte mir einmal ein Romagnole, werden als Doktoren geboren;" ihre Greise, kann man hinzufügen, sterben mit der Bildung von Primanern. Ein Kind von zehn Jahren macht sein „Signora si" und „Signor no" im Gespräch mit der Bestimmtheit eines Mannes von 35 Jahren geltend; dafür dauert dann später auch bei einem Alter von 65 Jahren die Möglichkeit und das Talent für Streiche, die wir etwas hart und geradezu mit d u m m zu bezeichnen pflegen. P h i l i s t e r e i in jedem Sinne des Worts ist aber dafür eine unbekannte Waare.

(Fortsetzung folgt.)

Genf, Juni.

(Schluß.)

Deutsche und Deutschthum.

Bei der beschränkten und engherzigen Richtung der bildenden Kunst in Genf ist es ganz natürlich, daß kein deutscher Künstler hier seiner Kunst wegen verweilt; mußten doch selbst die Genfer J. Pradier, Lugardon, Chapponnière, A. Bovy, Chalon und Andere in's Ausland gehen, um etwas zu werden. — Um so merkbarer ist hingegen der germanische Einfluß in der wissenschaftlichen Literatur und in der Erziehung. Ehemals fand man nur in der Bibliothek der Lesegesellschaft einige deutsche Bücher und Zeitschriften. Seit zwei Jahren hat aber nicht nur diese bedeutende Ankäufe und Erwerbungen gemacht, sondern das Interesse an deutscher Literatur hat sich auch außer dieser Gesellschaft vermehrt. Die öffentliche Genfer Bibliothek schafft jezt auch classische deutsche Werke an. Auf Veranlassung des Pfarrers Lütscher und durch den opfernden Eifer Waizels, seines Gehülfen an der deutschen reformirten Kirche, ist in Kurzem eine deutsche Bibliothek von fünftausend Bänden gebildet worden, die durch gute Bücher und Zeitschriften einem großen Bedürfniß abhilft, und nicht allein den Höherstehenden, sondern auch dem deutschen Handwerksstand und seinen Gesellen von großem Nutzen ist und auch fleißig benuzt wird. — Der englische Lehrer Bird wird nächstens seine eleganten, mit allem britannischen Comfort eingerichteten Lesezimmer eröffnen, worin neben englischem und französischem Bedarf eine hübsche deutsche Bibliothek mit Zeitschriften aufgestellt werden wird. — Alle diese Anschaffung deutscher Literaturerzeugnisse wäre aber nicht so schnell in Gang gekommen, wenn wir seit einem Jahre nicht eine deutsche Buchhandlung hier hätten, welcher Keßmann auf das Würdigste vorsteht. Durch seine literarische Kenntniß und Umsicht und durch seine echtdeutsche buchhändlerische Bildung war er hier eine ganz neue Erscheinung, denn der französische Buchhandel ist in Genf wie in Paris wenig mehr als eine ganz gewöhnliche Krämerei mit Magazin und Register. Bei Keßmann zeigt sich aber gutes Studium des ungeheuern deutschen Literaturfeldes neben großer Pünktlichkeit, Gefälligkeit und Rechtlichkeit. Durch diese auch in ihrem Aeußern sehr elegante Buchhandlung wurde es zuerst möglich, schnell Bücher aus Deutschland zu beziehen, was bisher auf andern Wegen, besonders über Aarau, Bern und Zürich, langsamer, unsicherer und kostspieliger geschah. Keßmann hat gleich nach Eröffnung seines Buchhandels so reichliche Bestellungen bekommen, daß er sich jezt zu seinem, allerdings gewagten, Unternehmen Glück wünschen muß und vollständig gesichert ist.

Bedeutend muß genannt werden, was Deutsches in Sinn und Gemüth von denen festgehalten wird, die mit Vorbereitung in Deutschland gereist sind, oder auf unsern Universitäten studirt haben. Keßmanns Bücher können darthun, daß ihrer in Genf, in Lyon und in dem südlichen Frankreich nicht Wenige sind, denn hier gehören die ausgezeichnetsten jungen Theologen, Philologen, Aerzte und Juristen dazu, die dem Guten, das bei uns vorhanden ist und in der Literatur erscheint, ihre warme, geistreiche Theilnahme erhalten haben. Hat doch kürzlich Musard, der in Deutschland studirte, eine Widerlegung von Strauß's Leben Jesu versucht! Es lernen fast alle Knaben deutsch, besonders aus den höhern Ständen, wiewohl das Studium dieser Sprache — der Sprache des Schweizerbundes und seiner Tagsatzung — an unserm Colleg unbegreiflicherweise nicht obligatorisch ist. Man muß bedauern, daß es der thätige Rosenberg und sein gelehrter Nachfolger, Doktor Mager, aus Mangel an Unterstützung nicht an dieser Stelle aushalten konnten. — Alle in dieser Beziehung gemachten Mißgriffe werden glücklicherweise für das erste Jugendalter durch unsere deutschen Kinderschulen ausgeglichen, und wenn die Knaben aus ihnen mit guter Kenntniß der Sprache in's Colleg traten, so lassen sie dieselbe nicht mehr liegen, wie die, welche es erst da anfangen.

Ich werde, wenn ich ein vollständiges Bild von den hiesigen intellektuellen Verhältnissen geben will, in meinem nächsten Briefe, der unverzüglich folgen soll, auf das deutsche Element zurückkommen müssen, bevor ich auf Akademie und Literatur übergehe.

B e i l a g e: Kunstblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. C o t t a'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: H a u f f.

№ 154.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 28. Juni 1839.

Nicht schwer zu helfen ist gewissen Kranken:
Ein einz'ger Wink, ein Händedruck entfaltet
Uns Millionen liebender Gedanken.

Platen.

Sonettenkranz an H. W. *

Von Karl Gödeke.

1.

„Nach langer Arbeit glücklichem Vollbringen,"
Wie labend ist's, der Ruhe zu genießen,
In sich gekehrt das Auge halb zu schließen,
Um träumend in die Zukunft einzudringen!

Mir will die Ruh' zu kosten nicht gelingen,
Da vor dem Geiste Bilder sich ergießen,
Daß in die Augen plötzlich Zähren schießen,
Die alter Zeit und altem Gram entspringen.

Du hast gesehn, wie freudig ich begonnen,
Wie schöne Augen dann den Blick geblendet,
Wie schöne Locken Fesseln mir gesponnen.

O zürne nicht, wenn stets der Blick sich wendet
Auf eine Zeit, wo mir ein Glück gewonnen,
Das wie das Träumen einer Nacht geendet.

2.

„Mit süßem Nichts die Tage zu verträumen;"
Mit Nichts beschäftigt als mit nicht'gen Sachen;
Auf Fluthen treiben, hingestreckt im Nachen;
An's Ufer steigen, welches Blüthen säumen;

Zu wallen nun auf duft'gen Wiesenräumen;
Durch Feld und Wälder einen Gang zu machen,
Den Berg hinan, daß Steine stürzend krachen,
Und droben ruhn in kühn erstiegnen Bäumen;

Von Sorgen frei, der Stunde nur genießend,
Der Rose nur, die wir in Händen tragen,
Für alles Andre Sinn und Seele schließend;

Zum hingeschwundnen Glück: „sey's drum!" zu sagen,
Die innre Lust in Worte nicht ergießend;
Das war mein Sinn in kaum verschwundnen Tagen.

3.

„Bei jedem flüchtigen Genuß zu säumen,"
Als wär's der lezte, den uns beut das Leben,
In ird'scher Lust, als wär' sie endlos, weben,
Des Quells vergessen über Rauschen, Schäumen;

* Das Thema ist Platens zehntes Sonett, gesammelte Werke S. 93 ff.

Der Phantasieen wilden Flug zu zähmen,
Aus engstem Kreis in's freie All zu schweben,
So unbewußt von Seligkeit umgeben
Kann nur die Jugend seyn in Jugendträumen.

Bald wird sich ernster ihre Stirne neigen,
Nach einem Herzen wird das Herz verlangen,
Daran gelehnt verjüngt emporzusteigen.

Manch großes Herz ist namenlos vergangen,
Und kaum die Liebe wird sich ewig zeigen,
Die Dichterherzen zehrend hielt gefangen.

4.

„Am Großen sich ergötzend und Geringen,"
Gefüllt mit Jubel, kaum getrübt von Klagen,
Hat mir das Herz in warmer Brust geschlagen,
Vom Tand zerstreut, von tausend Wunderdingen;

Ich ließ mich sorglos, gleich den Schmetterlingen,
Vom Hauch des laun'gen Augenblickes tragen;
Dem innern Kern der Wesen nachzufragen,
Wie hätt' es mögen solchem Sinn gelingen!

Nun hab' ich Dies und Das in mir geschichtet,
Der Räthsel viele liegen mir erschlossen,
Und manchen Wahn der Welt hab' ich gesichtet:

Die Liebe floh, die Jugend ist verflossen,
Und mit dem Unkraut ist das Kraut vernichtet,
Und das nur freut mich, was ich längst genossen.

5.

„Aus edlen Dichtern einen Vers zu singen,"
Um herbe Stürme, eh' sie tiefer wühlen,
Des Denkens Kampf mit wogenden Gefühlen
Durch Wort und Melodie zur Ruh zu bringen;

Um auf der Töne warmgedehnten Schwingen
Zum Reich der Phantasie, wo Träume kühlen,
Wo sanfte Wellen schmeichelnd uns umspühlen,
Aus Erdenschmerz den Geist emporzuringen:

Dies Glück ist mein; den selbstgeschlagnen Wunden
Hab' ich, vergebens nicht bei Andern flehend,
Die rechte Heilung selber auch gefunden;

Allein die Menschen, mein Beginnen sehend,
Verhöhnen mich, als könnt' ich nie gesunden,
Und fliehen mich, sich spöttisch von mir drehend.

6.

„Gestreckt in's Gras, wo laute Quellen schäumen,"
Erblickst du mich: die Schmerzen sind verwunden,
Die lähmend mir des Geistes Flug gebunden,
Nun schwang er sich zu friedensvollen Räumen.

Die Erde ruht in zauberhaften Träumen,
Kein Wölkchen läßt am Himmel sich erkunden,
Und Blüthe hat zur Blüthe sich gefunden,
Und Lieder tönen sanft von allen Bäumen.

Ich habe nun, was ich so lang erjagte,
Umsonst erjagte, glücklich aufgefunden,
Gefunden schon, eh' ich's zu ahnen wagte.

Unsäglich langsam schlichen mir die Stunden
Der Lebensnacht; allein die Liebe tagte,
Jetzt sind die Wochen mir zu rasch entschwunden.

7.

„An Rosenhecken, unter Lindenbäumen"
Verfliegt der Tag dem Liebestrunknen müssig,
Da durch die Pulse leicht gerollt und flüssig
Des Blutes ungestüme Wellen schäumen.

Wer kann den Drang beglückter Liebe zähmen?
Wer wird des Kusses Feuer überdrüssig?
Wer könnte noch, in seinem Geist unschlüssig,
Der Liebe sanftes Joch zu tragen säumen?

Nun lebt der Hain, die Quellen leben wieder,
Und aus der Vögel reingestimmten Kehlen
Entströmen melodieenreiche Lieder.

Die Lieb' ist reich! Was kann Verliebten fehlen?
O süßes Kind, du schlägst die Augen nieder
Und willst den Himmel meinem Auge hehlen?

Die Bibliothek meiner Großtante.

(Schluß.)

Herr Berthold, so heißt der Fremde, verfolgt seinen Lauf im Zimmer immer eiliger, immer unregelmäßiger. Seine Gesichtszüge verzerren sich, von Zeit zu Zeit um sich blickend, sieht er aus, als verfolge ihn Jemand. Er ächzt, stöhnt, schreit, rettet sich aus einer Zimmerecke in die andere, und endlich fällt er in Zuckungen. So, Scene an Scene, sah ich das Bild jener Stunde in der Bibliothek wiederholt. Mein Schreck, mein Entsetzen läßt mich nicht zu mir selbst kommen; ich habe alle

Anstrengung meiner Kräfte nöthig, um mich aus der Lethargie zu reißen, in die mich die fortgesetzte Aufmerksamkeit auf den Kranken zu stürzen droht. Ich springe auf und eile ihm zu Hülfe. Es gelingt mir, ihn vom Boden aufzurichten und auf ein Ruhebett zu legen. Der Anfall geht vorüber und macht einer tiefen Erschöpfung Platz; auf diese folgt ein wohlthätiger Schlummer. Ich weiche nicht von seinem Bette; der Arzt kommt und wird durch mich mit allen Umständen der Krankheit bekannt gemacht.

Soll ich nun noch gestehen, was der Leser vielleicht schon errathen haben wird, daß die junge Dame, die ihren Oheim begleitete, Niemand anders als meine Unbekannte im Bankierhause, meine Armide, Angelika und Bradamante aus den Fieberphantasieen meiner Jugend war? Alles das ist sehr sonderbar! wird der Leser ausrufen. In der That, wir wünschen darüber Aufklärung.

Und welche Erklärung kann ich geben? Ich will es versuchen, einige psychologische Sätze meines Arztes zu wiederholen, die zusammen mit Schuberts Symbolik des Traumes und Kerners neuesten Erörterungen über dämonische Einflüsse und die noch nicht gehörig erforschten Kräfte des Geistes etwas geben, was man allenfalls eine Erklärung nennen kann. Der Oheim meiner Franziska — denn ich will den Leser nicht länger in Unkenntniß lassen, daß nach Verlauf von nicht ganz einem halben Jahre ich meine schöne Unbekannte zum Altare führte — litt seit seinem Jünglingsalter an gewissen periodisch wiederkehrenden Convulsionen, denen eine mit völliger Geistesabwesenheit verbundene Unruhe vorausging. In diesem räthselhaften Zustande war es ihm vergönnt, sich an entfernte Orte zu versetzen, und sein Geist nahm ein Scheinbild seines Körpers mit. An jenem Tage, wie ich oft später aus seinem Munde gehört, hatte er sich seit dem frühesten Morgen auf das Lebhafteste mit jenem Hause, und zwar mit jenem Bibliothekzimmer beschäftigt. Es war früher Besitzthum seiner Eltern gewesen, und in diesen Räumen war er groß geworden. Sein gewohnter Zufall überkommt ihn, er versinkt in jene tiefe, so charakteristische Abwesenheit, und mir, der ich hundert und noch mehr Stunden von ihm entfernt war, erscheint seine Gestalt, gerade in der Kleidung, die er damals trug. Mein Arzt versicherte mich, daß er solcher Fälle mehrere kenne. — Weit dunkler noch und mehr in's Gebiet des prophetischen Traumes hineinspielend, war die Erscheinung Franziska's. Sie, damals noch fast ein Kind, zeigte sich mir so, wie ich sie mehrere Jahre später wirklich fand. Ich will hier nichts weiter hinzusetzen; wenn man mir nicht glaubt, beweisen kann ich nichts, und auch ein Visionär will ich nicht seyn. Man weiß ja, wie bunt die Phantasie eines Knaben, und noch dazu eines Knaben, der im Ariost liest, ihre Bilder durcheinander wirft; kann es nicht Zufall seyn, daß meine Traumangelika der wirklichen Franziska glich? Oder wählte ich gerade Franziska, weil sie eine täuschende Aehnlichkeit mit jener mir so lieb gewordenen Traumgestalt hatte? Der Leser sieht, ich will gerne natürlich deuten, was sich nur irgend natürlich deuten läßt; das Faktum aber bleibt — nämlich die rothe Gestalt im Bibliothekzimmer meiner Tante.

Weder der Oheim noch seine Nichte war aber in meine Traumbilder eingeweiht. Der Erste begrüßte mich als einen vollkommen Unbekannten, und die Leztere kannte und liebte mich zwar, aber auf die gewöhnliche Weise, wie auch ohne Traum und Visionen ein junges Mädchen einen jungen Mann liebt. Sie hatte mich damals, als sie mir die Summe anvertraute, bereits öfters im Hause gemeinschaftlicher Bekannten gesehen, meinen Namen gehört und mich auch später nicht aus dem Gesichte verloren, als ich sie für gänzlich verschwunden hielt. Oft, wenn wir über diesen Gegenstand sprachen, äußerte sie unbefangen, sie glaube, die Vision und die darauf folgende Krankheit sey nur ein Befehl des Himmels gewesen, daß ich den Stand des Gelehrten aufgeben solle. Ich widerspreche ihr nicht, denn ich bin, wie ich jezt lebe, reich und glücklich, was ich vielleicht nicht geworden wäre, wenn ich im Bibliothekzimmer meiner Großtante nicht den Ariost an einem sehr kalten Wintertage gelesen hätte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 25sten Juni.

Vermählung der Prinzessin Sophie.

Durch die bevorstehende Vermählung der Prinzessin Sophie, der zweiten Tochter unseres Königs, mit dem Erbprinzen Wilhelm der Niederlande befand sich unsere Stadt schon seit längerer Zeit in ungewöhnlicher Bewegung. Oeffentlich zeigte sich dies vorzüglich durch die umfassendsten Anstalten zu der allgemeinen Beleuchtung der Stadt, welche die Einwohnerschaft am 19ten, dem Tag nach der Vermählung, vorzunehmen beschlossen hatte. — Es ist die erste Tochter, welche der König aus dem Hause entläßt, und die bekannte Thatsache, daß die innigste Liebe den Vater mit den Kindern verknüpft, war für Jeden noch eine unmittelbarere Aufforderung zur lebhaften Theilnahme, als die politische Seite des Ereignisses, so erfreulich und befriedigend diese auch ist. — Die Haltung unserer Stadt in der leztverflossenen Zeit mag König Wilhelm lebhaft an zwei schöne Tage erinnert haben, die mit den eben abgelaufenen zu den schönsten gehören, welche Stadt und Land mit ihm gefeiert: an den Tag seiner Rückkehr aus dem Feldzug des Jahrs 1814, und an den Tag, an welchem im Jahr 1823 sein Sohn geboren wurde. Jener war für uns nach einer für Deutschland und Würtemberg unheilvollen Zeit die Morgenröthe einer bessern Zukunft unter einem Regenten, der redlich und tapfer zum großen Befreiungswerke mitgewirkt. Daß er diese schöne Hoffnung erfüllt, davon gab ihm das Volk das rührendste Zeugniß, als durch die Geburt eines Erben sein Glück voll wurde und das Volk hierin mit Jubel eine neue Bürgschaft

des eigenen Glücks begrüßte. Und auch jezt, da, nach einer langen Reihe glücklicher Jahre, der Zeitpunkt gekommen war, wo ihm nach dem Lauf menschlicher Dinge mit der Freude über das Glück einer geliebten, blühenden Tochter der Schmerz der Trennung nahe treten sollte, äußerte sich in beiderlei Beziehung das Mitgefühl der Hauptstadt und des Landes auf's Unzweideutigste und Lebhafteste.

In der jungen weiblichen Welt verschiedener Stände hatten sich Gesellschaften gebildet, um mit der Nadel gemeinschaftliche Arbeiten zu unternehmen, welche der Prinzessin als freundliche Andenken aus der Heimath dienen könnten. Einige Tage vor der Vermählung wurden diese Töchtervereine von der Prinzessin empfangen, und sahen ihre geschmackvollen Geschenke, einen Fußteppich, Möbeltapisserie u. s. w. auf's gütigste und freundlichste aufgenommen.

Der Erbprinz selbst befand sich schon seit längerer Zeit hier; am 16ten traf auch der Prinz von Oranien ein, und am 18ten, an welchen Tag sich für diesen Fürsten unvergeßliche Erinnerungen knüpfen, fand im hiesigen königlichen Schlosse die Vermählung statt, welcher die höchsten Staatsbehörden, das diplomatische Corps und Deputationen der Stände beiwohnten. — Am 19ten begann mit einer feierlichen Vorstellung im Schauspielhaus eine Reihe von Festlichkeiten, zu deren meisten zahlreiche Mitglieder der verschiedenen Stände gezogen wurden. Die eintretende königliche Familie wurde im Theater und bei den übrigen Gelegenheiten mit dem lautesten Jubel begrüßt. Die Versammlung bot den glänzendsten, mannigfaltigsten Anblick, was aber die königliche Familie selbst in ihrem Verhältniß zu der gemischten Umgebung betrifft, so sprechen wir hier aus, was wir die ganze Woche bei ihrem öffentlichen Auftreten empfunden, und womit wir gewiß den Gefühlen sehr Vieler Worte geben. Eine blühende Familie, voll Kraft und edler Bildung, umgeben von der gediegensten, durch Geschmack gezügelten Pracht, eine aus den verschiedensten Elementen gemischte Versammlung in der würdigsten Haltung, ein reines, klares Verhältniß zwischen König und Volk, Ordnung in allen öffentlichen Dingen, Zufriedenheit in allen Ständen, das Lächeln der Freude auf allen Lippen, das hier nicht die offizielle Geberde der Hauptstadt ist — dies Alles gab das heiterste, wohlthuendste Bild, und es trat der seltene Fall ein, daß zwischen den Empfindungen derer, welche gewohnt sind, unter die Oberfläche der Erscheinungen zu dringen, und denen der Leichtherzigen, welche der Schimmer der Diamanten, das Nicken der Federn und der ganze Glanz irdischer Hoheit in naives Entzücken stürzt, kein innerer Widerspruch stattfand.

(Schluß folgt.)

Florenz, Juni.

(Fortsetzung.)

Fastenprediger.

In der Woche ist man während der Fasten fleißig und ordentlich; die Frauen kommen bloß an Sonntagabenden in die Cafés, um dort ihren Tag zu beschließen; die Männer pflegen, weil die Theater geschlossen sind, auch an den übrigen Abenden einige Stunden im Café zuzubringen, und dann, früher als in irgend einer andern Jahrszeit, nach Hause aufzubrechen. Was nicht gerade an Geschäfte gebunden ist, besucht wenigstens einmal in der Woche an Werkeltagen eine Predigt, und an den lezten Freitagen die so reizend gelegene Kirche St. Miniato. Die Predigt selbst und die Gespräche darüber ersezen bei den Meisten (es gilt dies von den Städtern) das Theater. Man spricht über den Prediger, über sein Organ, über die Art seines Vortrags, mit Ausdrücken der Begeisterung oder der Verachtung, welche einem längst aus den sterrotyp gewordenen Redensarten der Theaterhabitués geläufig und bekannt sind. Der Unterschied besteht bloß darin, daß Ausbrüche des Beifalls oder des Tadels während der Predigt verboten sind. Dieses Jahr predigte der Padre Giulio Arrigoni mit außerordentlichem Beifall im Dom. Um die Kanzel waren alle Räume dieses gewiß sehr weiten Gebäudes schon lange vor seinem Auftreten angefüllt; in den lezten Tagen erstreckte sich die dichtgedrängte Menge fast bis an die Hauptthüre. Padre Giulio ist ein großer, stattlicher Mann, seinem Orden nach ein Barfüßer, wohl kaum in die Jahre getreten, welche man in Deutschland „die besten" heißt, in vollster Kraft seines ganzen Wesens, seiner Stimme nach von unverwüstlicher Gesundheit, sicher, bestimmt, im Vortrag Herr seiner selbst und seines Gegenstandes, des auf der höchsten Stufe hinter ihm sizenden Souffleurs nie bedürftig, überall vernehmlich, wirklich beredt, von Kopf zur Sohle ganz der Mann, wie er dem gebildeteren Theil der Florentiner zusagen mußte. An einen Savonarola darf man nicht mehr denken; er fände auch die Florentiner von 1498 nicht wieder. Arrigoni bemüht sich, alles in gewähltem Italienisch zu geben, und das bei seine mayländer oder bergamaske Aussprache nirgends durchhören zu lassen. Es gelingt ihm dies auch über Erwarten gut, obwohl die Florentiner, die sonst in dieser Beziehung viel vertragen können, ihn für etwas affektirt halten. Besondere Tiefe überrascht eben in keiner seiner Predigten, auch bezweifle ich, daß sie der großen Menge im christlichen Sinne des Wortes zur besondern Erbauung dienen können. Sie sind besonders reich an jenen ausgeführten Naturbeschreibungen, jener Genremalerei und Casuistik von Sonnund Mondscheinlichtern, welche jezt hier zu Lande für geistreich gilt. Das Publikum im Dom bestand vorzüglich aus jungen Leuten beiderlei Geschlechts, aus Advocaten und Juden, die vor der Predigt schon ein Breites hin und her discurirten, wie Padre Giulio heute seinen Gegenstand variiren, wie er morgen dem vorgeschriebenen Thema, dem jüngsten Gericht, eine andere Wendung abgewinnen werde und dergl. Vom artistischen Standpunkt beurtheilten ihn die Meisten, als Artist gab sich auch Padre Arrigoni. Der Beifall war allgemein und entschieden; das leise ausgesprochene, mehrfach und kurz hinter einander wiederholte bello konnte man rechts und links vernehmen; der Gang der Predigt selber ward weit weniger beobachtet. Am Schluß hieß es stets allgemein: „ja, die Predigt war einzig;" auf die Frage aber: worüber hat er denn gepredigt? erfolgte zuerst eine mit Interjectionen und Seufzern untermischte Wiederholung des Gesagten: ja, die Predigt war schön, sehr schön; und dann, wenn man nochmals nachfragt, nicht selten das naive Geständniß: questo poinon lo ho (ja — das weiß ich nicht). Ueberall an den Eingangsthüren schrie man das Porträt des Padre Giulio sammt Sonett für einen halben Paul aus, und bies mit einer Heftigkeit, daß man schon, um die Leute los zu werden, diesen Mann des Tages in effigie mit nach Hause trug. — Ihr kritisches Urtheil über die drei diesjährigen Prediger faßten die wizigen Florentiner so zusammen:

Il duomo ci diverte,
Sta. Croce ci converte,
S. Lorenzo baccia Cristo,
Sta. Maria Novalla non si ha visto.

Sie sehen daraus, daß merkwürdiger Weise der Predigerorden dieses Jahr keinen Redner hatte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 155.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 29. Juni 1839.

— Why, such is loves transgression. —
Love is a smoke, rais'd with the fume of sighs;
Being purg'd, a fire, sparkling in lovers eyes;
Being vex'd, a sea, nourish'd with lovers's tears.
Shakespeare.

Sonettenkranz an W. H.

Von Karl Gödeke.

8.

„Das Leben unbesorgt dahin zu bringen,"
Ist mir vergönnt, der ich ein Herz errungen,
Das mit dem meinen gleichgestimmt erklungen,
Und bis zum Tode mag harmonisch klingen.

Gefangen von der Liebe sanften Schlingen,
Von ihrem Blick, von ihrem Wort bezwungen,
Von weichen Armen an das Herz geschlungen,
Wen könnte da ein Kummer noch bezwingen?

Was fehlt dem Herzen, dem so viel entstanden,
Als wild es schwärmte ohne Maaß und Ziele,
Nun es gefangen liegt in solchen Banden?

Und wenn des Himmels Glück vom Himmel fiele,
Ich würde thun, als wär' es nicht vorhanden;
Denn mir genügt an diesem ird'schen Spiele.

9.

„Im Mai die Stirn mit jungem Laub zu krönen,"
Wenn um das Kinn der weiche Flaum sich schmieget,
Und sich der Geist in Liebesträumen wieget,
Mag immerhin bedächt'ger Ernst verpönen:

Allein die Jugend weihe sich dem Schönen,
Bis Lenz und Kraft im leichten Flug entflieget;
Und wo der Ernst den heitern Muth besieget,
Entweichen schüchtern Grazien und Camönen.

Nichts mehr gebricht dem Lenz an seinem Glücke,
Wenn ihm der Liebe duft'ge Rosen glühen,
Und schwand der Lenz, führt Liebe sie zurücke.

Nur wenn die Rosen und der Lenz verblühen,
Sinkt zu des Lebens Paradies die Brücke,
Und Leben wird zur Kette steter Mühen.

10.

„Die lauen Nächte, bis es wieder taget,"
Ring' ich vergebens, dieses Aug' zu schließen:
Die Seufzer wallen, herbe Thränen fließen,
Weil mich der Vorwurf unaufhörlich naget:

Da du, o Herz, zu trinken hast gewaget
Der Liebe Becher, darf es dich verdrießen,
Mußt du ihn ganz zum Bodensatz genießen?
Genieße nun, wie schlecht es auch behaget.

Verlange klagend nicht zurückzuschauen,
Und werde, mehr als du es je gewesen,
Gewohnt, auf Menschenherzen nicht zu trauen.

Noch hast du Kräfte, wieder zu genesen,
Noch kannst du dich an andrer Lust erbauen
Und andern Tand zu lieben auserlesen.

11.

„Durch Weingenuß und Liebe zu verschönen"
Den kurzen Lenz, versucht' ich: konnt' es frommen,
Da für ein falsches Herz das Herz erglommen,
Gelockt zum Abgrund von Sirenentönen?

Und dennoch kann das Herz sie nicht verpönen
Die helle Glut, die ihm die Ruh genommen;
Es wähnt, die Liebe müsse wiederkommen
Und jede Hoffnung mit Erfüllung krönen.

Unsel'ges Loos, wenn sich das Herz verzehret
In Liebesglut zugleich und tiefem Grollen,
Und jeder Tag den innern Zwiespalt mehret!

Grausames Spiel, zeigt Liebe uns den vollen
Pokal des Glücks, indeß sie's kalt verwehret,
Wenn wir den dargereichten leeren wollen!

12.

„Dies ist, und wenn mich auch darob verklaget"
Mein eigen Herz, der Trost in trüben Stunden,
Daß ich in ihr das höchste Glück gefunden,
Der ich mit ganzer Liebe nachgejaget.

Und bin zu rasch ich nicht vielleicht verzaget?
Hab' ich den Armen, die mich eng umwunden,
Dem Herzen, dran ich Himmelslust empfunden,
Der ganzen Schönheit nicht zu früh entsaget?

Könnt' ich nur einmal wieder an mich pressen
Dich, theures Leben, dich umschlungen halten,
In deinem Kusse meine Qual vergessen!

Die süßen Lippen, die mich treulos schalten,
O gib sie mir! Du schauest mich indessen
Gleichgültig an. O könnt' auch ich erkalten!

13.

„Ein Sittenrichter, der es will verpönen,"
Daß ihr geliebt und, nun von Schlangenbissen
Das Herz vergiftet und die Brust zerrissen,
Nur Klagen lasset von den Lippen tönen,

Er möge nie verliebte Seufzer stöhnen,
Hervorgepreßt von Liebeshindernissen;
Doch mög' er auch vom Liebesglück nichts wissen
Und jeder wärmern Regung sich entwöhnen.

O lasset schweigend über euch ergehen
Sein Strafgericht, ihr habt wohl mehr verwunden,
Als Sittenrichter ahnen oder sehen.

Er kennt die Liebe nicht, wer ihre Wunden,
Ihr Küssen, Zürnen, Trennen, ihre Wehen
Und ihre Rasereien nicht empfunden.

14.

„Das Einzige, was meinem Sinn behaget,"
War auszuruhn in düstern Felsenschlunden,
Der dunkeln Stille meinen Schmerz zu künden,
Der sich nicht mehr an's Licht der Sonne waget.

Nacht hüllt mich ein, ob je es wieder taget?
Ich steh' allein, wer mag sich mir verbunden?
Wer mag der Seele dumpfen Schmerz ergründen,
Um Trost zu bieten, daß sie nicht verzaget?

Du folgest trügerischen Lebenssternen
Nicht fürder, schaffst erfindrisch neu Beschwerden,
Indeß die Menschen sich von dir entfernen:

O Herz! das einz'ge wahre Glück auf Erden
Ist: Welt und Menschen herzlich lieben lernen
Und ihrer Liebe selber werth zu werden.

15.

Ich möchte nicht, was ich begann, vollbringen;
Das Leben möcht' ich träumerisch verträumen,
Bei jedem Dorn, bei jeder Rose säumen,
Mit Liebe, Wein und Liedern mich umringen;

Die Wälder möcht' ich füllen an mit Singen,
Und haschen nach des Lebens flücht'gen Schäumen;
Die Frühlingsblüthen streifen von den Bäumen,
Und selber mich als Lenzesopfer bringen:

Ich hoffe nicht, die Stirne mir zu krönen,
Da nicht der Dichtung heitres Frühroth taget,
Nur durch Gesang den Tag mir zu verschönen.

Der du mich einst um trüben Ernst verklaget,
Wirst dieses Traumdaseyn mir nicht verpönen,
Das mir allein im Leben noch behaget.

Etwas von Küssen.

Wie kommt es, daß die neuern Sprachen des südlichen und südwestlichen Europa so arm an Wörtern zu Bezeichnung des Kusses sind? Hatten doch die Römer,

das ernste, rauhe Volk, drei schöne Namen dafür: osculum, suavium, basium. Ihre Nachkommen dagegen, die Italiener, ließen osculum und suavium untergehen und bildeten bloß aus dem minder züchtigen basium ihr baccio, womit sie sich nothdürftig behelfen. Ebenso ist es bei den heißblütigen Spaniern; auch diese haben nur das gleichfalls von basium abgeleitete beso und das Zeitwort besar. Der Portugiese hat neben dem bejo (vescho) das osculo behalten. Am allerärmsten sind die Franzosen, denn sie haben ihr baiser so entweiht, daß es ohne Verletzung des Anstands geradezu und ohne Beisatz gar nicht gebraucht werden darf.

Auch die Völker germanischer Abkunft können in diesem Punkte mit keinem Reichthum prangen. Wir Deutschen haben außer Kuß eigentlich auch nichts; denn von Provinzialismen, wie dem Bernischen „Mündschi," dem Bündtnischen „Busch," dem Bayrischen „Buserl" u. dergl. kann nicht die Rede seyn, so interessant sie auch sprachlich seyn mögen: denn buss heißt z. B. im Persischen Kuß (im Schwedischen puss). Dasselbe gilt von den Zeitwörtern: küssen heißt im Osnabrückischen „pipen," in manchen Gegenden der Schweiz „schmugeln," im Hannöverschen „schnutjen," von Schnute, d. h. Schnautze, u. s. f. Allgemeinere Bezeichnungen sind Mäulchen, und Schmatz, Schmätzchen; aber jenes ist offenbar nur von der Sentimentalität dem osculum willkührlich nachgedrechselt, und lezteres ist entschieden gemein und als Naturlaut widrig. — Die Engländer, welche doch sonst alle Sprachen plündern und den Raub ihrer Mundart einverleiben, waren beim Kuß sehr genügsam: sie haben nichts als die von uns entlehnten Wörter kiss und smack (von Schmatz), und endlich smick-smack (Geküsse). — Etwas reicher ist der frostige Holländer. Außer kus, kusje hat er noch zoen (ausgesp. Sun) und zoentje, als Verkleinerungswort, das auch Versöhnung bedeutet. Smoeldermuilen heißt küssen, daß es schmazt.

Welch ein Abstich zwischen den angeführten Völkern und den weitverbreiteten slavischen! Alle slavischen Sprachen sind ausnehmend reich an Ausdrücken für alle Arten und Stufen von Zärtlichkeit und Liebe. Das Wendische z. B. hat für Küssen die Worte: lubiti, objemati, kushnvati, lubnvati. So findet man in J. Stulli's lateinisch-italisch-illyrischem Wörterbuch unter osculum folgende zehn Benennungen: usta, riiia, rillica, celòo, ljubuc, celivanje, celovanje, ljubljenje, poljubljenje, kusces. Und dieses Wörterbuch hat zum Verfasser einen Franziskaner; Bettelmönche aber machen in der Regel keine Jagd auf erotische Wörter.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Juni.

(Schluß.)

Ein Brief Cromwells an Mazarin.

Nach der so malerisch gelegenen Kirche St. Miniato, die alle Reisenden wegen der schönen Aussicht über das breite, üppige Arnothal, wegen des Blicks auf die Berge von Vallombrosa, Montemorello, auf die Thürme von Fiesole, auf die unter einem so friedlich hingelagerte Stadt und die tausend Villen, die ihr zur Einfassung dienen, unvergeßlich seyn muß, geht man an den lezten Freitagen um 23 Uhr, weil diese sonst geschlossene Kirche bloß an diesen Tagen dem Publikum zugänglich ist. Man kann, den Cypressengang bis St. Francesco hinaufgelangt, dort die Vesper hören, und von St. Miniato die Sonne untergehen sehen.

Während ein Herr de Luca in Rom in seinen „Annalen für religiöse Wissenschaften" das Leben Jesu von Strauß, ein Buch, das die römische Curie auf den Index gebracht hat, eine opera scandalosa e veramente infernale betitelt, und seltsamer Weise nicht mit eigenen Waffen, sondern mit einer Recension bekämpft, die noch seltsamer einem englischen Review entlehnt ist, macht ein Florentiner in Paris einen unedirten, höchst merkwürdigen Brief Cromwells in einer Zeitschrift bekannt, wo sie den Wenigsten zugänglich seyn dürfte. Bei dem Interesse, welches eine solche Sache jezt haben muß, theile ich Ihnen denselben hier in der Uebersezung mit. Der Brief ist an den Cardinal Mazarin gerichtet, und betrifft die Waldenser.

„Das harte Mißgeschick und die nicht minder blutigen Verfolgungen (cruentissimae caedes), welche neulich die Protestanten erlitten haben, die einige Alpenthäler im Gebiet des Herzogs von Savoyen bewohnen, sind Ursache, daß ich eingeschlossene Briefe an Se. königliche Majestät (Ludwig XIV.) und diesen an Eure Eminenz gerichtet habe. Und wie ich nicht zweifle, daß eine Grausamkeit der Art, welche gegen unschuldige und dürftige Menschen auf so barbarische Weise gewüthet hat, das allerhöchste Mißfallen des Königs erregen werde, halte ich mich überzeugt, daß auch Sie Ihre Kräfte und ihre Gunst, die hier den Ausschlag geben dürften, dahin verwenden, daß ich das erreiche, was ich im Interesse jener Unglücklichen von Sr. königlichen Majestät mir erbeten habe. Nichts hat den Franzosen so sehr das Wohlwollen aller ihrer Nachbarn, welche der Reformation anhängen, verschafft, als jene Freiheit und jene Privilegien, welche ihre Edikte und öffentlichen Akte den Protestanten zugesichert haben. Unsere Republik wenigstens hat, nicht sowohl anderer Ursachen halber, als vorzüglich deshalb die Freundschaft und die enge Verbindung mit den Franzosen in einer Sache gesucht, die schon seit längerer Zeit Gegenstand einer Unterhandlung mit dem königlichen Gesandten, jezt ihrem Abschluß nahe ist. Ja die außerordentliche Güte Eurer Eminenz, und die Mäßigung, welche Sie bei der Leitung der höchsten Angelegenheiten des Reichs gegen die Protestanten Frankreichs an den Tag gelegt haben, Ihre Klugheit und Ihre Seelengröße berechtigen mich zu dieser Erwartung. Ich wünsche, daß Eure Eminenz sich überzeugt halten möge, daß dadurch, und wegen der Einleitungen zu einer noch innigeren Verbindung zwischen der Republik und Frankreich, die somit getroffen werden, Ihre Freundlichkeit und Ihr Wohlwollen mich zu Gegendiensten verpflichten. Gegeben in unserer Aula zu Westminster den 25sten Mai 1655. Oliver Protector.

Stuttgart, 23sten Juni.

(Fortsetzung.)

Vermählung der Prinzessin Sophie.

Zur Eröffnung des Schauspiels wurde vom Orchester das holländische Nationallied gespielt. Zur Vorstellung war die hier noch nicht gegebene kleine Oper: „der Gott und die Bajadere" von Scribe und Auber gewählt worden, zunächst wohl, damit auch die französischen Tänzer und unser einheimisches Balletkorps passende und reichliche Gelegenheit fänden, das Ihrige zum Glanze des Festspiels beizutragen. — Mit Einbruch der Nacht warf die ganze Stadt auf einmal das glänzendste Festgewand über, in das sie sich je gekleidet. Die wohlhabenderen Einwohner hatten mit den städtischen und königlichen Behörden in Großartigkeit und Geschmack der Anstalten zu Beleuchtung ihrer Häuser gewetteifert; aber kein Haus war so arm, das seine bescheidene Architektur nicht wenigstens mit Lampen bezeichnet hätte. Ueberall reich verzierte, strahlende Portale, überall gemalte und natürliche Blumen, Festons und Kränze, Schildereien, Devisen aller Art, Trophäen, Flaggen, Banner, zu den mannigfachsten architektonischen Gruppen vereinigt; in den Avenuen haushohe Triumphbögen, Obelisken, Säulen, nach den besten Mustern. Die Hauptrolle bei den transparenten Inschriften spielten natürlich die Namen und Chiffern der Neuvermählten, und bei den Schildereien der würtembergische Hirsch neben dem hohenstaufischen Löwen, und der Löwe im blauen Feld mit den goldenen Schindeln, sammt dem: Eentragt maakt macht. Aus den zahllosen Texten der Transparente sprach immer herzliche Anhänglichkeit und gemüthliche Loyalität; wenn man aber etwas vermißte, so war es jener franke Humor, der sich aus Instinkt innerhalb der Grenze des Anstands hält, oder wenn er sie auch einmal streift, durch die naive, unbefangene Miene, die er dazu macht, ein herzliches Lachen erregt, das die auftauchende Bedenklichkeit erstickt. In einer Zeit, wo die Gemeinheit ein allgemein gefürchtetes Gespenst ist, weil Jeder gebildet seyn und die Gesetze des Anstands kennen will, sind die Grenzen des leztern viel zu eng gesteckt, als daß der Mutterwitz sich auch nur einigermaßen frei bewegen könnte. — Das königliche Schloß mit seinen langgedehnten architektonischen Linien, das Rathhaus, die Thore, manche größeren Straßen, die Königsstraße, Friedrichsstraße, Hauptstätterstraße, boten den prachtvollsten Anblick dar. Durch alle Straßen zog bis nach Mitternacht ununterbrochen eine doppelte Wagenreihe; ungeheuer war die Menschenmenge, welche dieses Schauspiel von nah und fern herbeigezogen hatte, und doch entstand fast nirgends ein lästiges Gedränge, und die Menschenströme flossen wie in unvermeidlichen Betten an einander vorüber. Es kam dies daher, daß auch an den entferntesten Punkten der Stadt Vieles und Ueberraschendes zu sehen war, und daß die Glanzpunkte im Innern an breiten Straßen und geräumigen Plätzen lagen. Unsere sehr ausgedehnte, gewöhnlich nur stellenweise sehr belebte Stadt bot auf einige Stunden in allen ihren Theilen ein lebendiges Bild der Weltstadt London in ihren geräuschvollsten Quartieren. — Die königliche Familie besah die Stadt zu Wagen und zu Pferd, und wurde überall auf's Lebhafteste begrüßt. — Dieser schöne Tag, oder vielmehr diese herrliche Nacht mit dem klarsten Sternhimmel, wo der laue Nachtwind eben nur die Flammen der Lampen fächelte, wurde ohne Anordnung zum heitern, wohlgeordneten Volksfeste. Hier konnten Alle genießen, was Alle zubereitet, hier konnte jeder zum Ausdruck der Freude das Seinige beitragen, während es in der Natur der Sache lag, daß an den übrigen Festlichkeiten, troz aller königlichen Liberalität, immer nur die Wenigsten Theil nehmen konnten. Die Absicht der hiesigen Einwohner bei dieser Manifestation ihrer Gesinnungen wurde auch vollkommen erreicht und die Bedeutung des Tages von der königlichen Familie freudig anerkannt. Nach der Beleuchtung sprach der König gegen eine eigens berufene Deputation des Stadtraths seinen Dank und seine Freude über jenes Zeichen der Anhänglichkeit der Einwohner Stuttgarts aus, und beauftragte die Deputirten, dies der Einwohnerschaft zu wissen zu thun. Der Magistrat ergriff das Mittel, eine hierauf bezügliche Note drucken und in allen Häusern vertheilen zu lassen.

Am 20sten fand im prächtigen königlichen Landhause Rosenstein ein Déjeuner dansant statt. — Am Abend desselben Tages überreichten die Bürger Cannstadts, der Badevorstadt von Stuttgart, mit einem Fackelzuge zu Pferd der neuvermählten Prinzessin ein Album, welches unter anderm Ansichten des Cannstadter Thals vom Landschaftsmaler Steinkopf und eine Widmung von Gustav Schwab enthielt. — Am 21sten wurde im sehr geräumigen, geschmackvoll verzierten und beleuchteten neuen Reithaus Händels Oratorium „das Alexanderfest," von der Hofkapelle und einer sehr bedeutenden Sängermasse aufgeführt. Unsere Dilettanten beiderlei Geschlechts hatten sich dazu schon seit längerer Zeit eingeübt. Vor dem Oratorium wurde eine eigens für die Gelegenheit gedichtete und von Kapellmeister Lindpaintner componirte Festhymne gesungen. Dryders Ode: „Alaxander's feast, or the power of music," war von den Engländern lange geschäzt, ehe sie Händel im Jahr 1725 trefflich componirte. Das prächtige Stück hat seitdem manches Fest mit seinem musikalischen Pomp verherrlicht, und auch diesmal brachte es bei sehr gelungener Ausführung im angemessensten Raume die großartigste Wirkung hervor. Das Auditorium war aus allen Ständen gemischt, und hier besonders hatten die zahlreichen Fremden Gelegenheit, den Flor unserer weiblichen Welt zu mustern und den wesentlichen Charakter der weiblichen Schönheit in Schwabens Hauptstadt kennen zu lernen. — Am 22sten wurden die Feierlichkeiten mit einer großen Redoute im Hoftheater beschlossen. Es waren dazu, mit Berücksichtigung aller Elemente der hiesigen Bevölkerung, über 1200 Karten vertheilt worden. Die Anordnungen waren mit dem Geschmack getroffen, der die Feste des hiesigen Hofes auszeichnet, und den Theilnehmern mit höchster Liberalität die mannigfachsten Genüsse bereitet.

Die von uns durchlebten Tage werden in Allen lange nachklingen, besonders in den Vielen, welchen es dabei zu Theil wurde, mit der liebenswürdigsten Fürstenfamilie in nähere Berührung zu kommen. — Die Neuvermählten werden noch einige Tage hier verweilen, und sodann die Reise nach den Niederlanden antreten. — So eben sind die niederländischen Händel glücklich beigelegt, so eben hat Holland einen bedeutenden Schritt zum Anschluß an Deutschland gethan, nach menschlicher Voraussicht steht uns eine Periode ruhiger Entwicklung bevor: so konnte diese Verbindung unter keinen glücklicheren Auspizien geschlossen werden. Bei uns Allen verbindet sich auch mit den herzlichsten Glückwünschen der feste Glauben an die Erfüllung derselben. So unerforschlich auch die Zukunft ist, wir lesen einmal darin nur Glück und Heil für beide Fürstenkinder und beide Länder, gerade wie wir alle, auch ohne holländisch zu verstehen, recht gut merkten, daß von sehr Erfreulichem die Rede war, wenn wir bei der Beleuchtung das Transparent am Hause des holländischen Geschäftsträgers buchstabirten:

De bloom van Würtemberg vereenigt mit Oranja,
Belooft een eeuw van Heil an Neerland en Germanje.

Beilagen: Intelligenzbl. Nr. 20 u. Monatsreg. Juni.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 20.

Sonnabend, 29. Juni 1839.

[285] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Rindviehzucht Württembergs

mit Vorschlägen zu deren weiterer Emporbringung, ein Beitrag zur landwirthschaftlichen Beschreibung des Königreichs

von

A. v. Weckherlin.

Mit einem Steindruck.

gr. 8. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Schon vor einigen Jahren haben wir auf das baldige Erscheinen dieser interessanten Schrift aufmerksam gemacht; die zahlreichen Anfragen darnach geben bereits Zeugniß von dem großen Interesse, mit welchem dieselbe erwartet wird.

Die Wichtigkeit der Rindviehzucht für unsere landwirthschaftlichen Verhältnisse wird immer mehr erkannt. Noch nie aber zeigte sich ein solches reges Streben vom größten Gutsbesitzer bis zu dem kleinsten Viehhalter nach Vervollkommnung der Rindviehzucht als eben jetzt. An der Erweckung dieses Interesses hat unser Verfasser großen Antheil. Derselbe erhielt den höchsten Auftrag, den Zustand der Rindviehzucht im ganzen Königreiche an Ort und Stelle selbst kennen zu lernen und Vorschläge zur weitern Emporbringung derselben zu machen. Die Arbeit des Verfassers hierüber würdigte die königl. Regierung einer solchen Berücksichtigung, daß bereits die meisten darin gemachten Vorschläge ins Leben gerufen werden und jenen Eifer in der Sache sowohl bei Behörden und Gemeinden, als auch bei einzelnen Landwirthen erweckt haben. Diesen Allen, sowohl im Inlande als im Auslande, welch letzterem hierin Württemberg als Muster dienen kann, wird die Mittheilung der vorliegenden Arbeit des Verfassers nur höchst willkommen seyn.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[270] **Vorläufige Ankündigung,**

die vierte Säcularfeier der Buchdruckerkunst betreffend.

Wir nahen dem Zeitpunkte, wo vor vier Jahrhunderten die Buchdruckerkunst oder der erfolgreiche Gedanke, mit einzelnen beweglichen Buchstaben Worte, Zeilen und ganze Seiten zusammenzusetzen, und das Bild der Idee, die Frucht des Nachdenkens auf dem Papiere festzuhalten, als eine wahre Geistessonne über den Gesichtskreis der Menschheit einen allgegenwärtigen Morgen heraufgeführt, die Nebel der Vorurtheile zerstreut und die Rückkehr der Barbarei unmöglich gemacht hat.

Sie ist die Schwester jener drei weltumgestaltenden Erfindungen: Compaß, Schießpulver und der einer neuesten Zeit angehörenden Dampfanwendung auf Schifffahrt und Eisenbahnen.

Wie der Compaß, den Schleier der verborgensten Meere und fernsten Welttheile lüftend, dem Menschen den Weg um die Erde bahnte und ihm letztere zum Eigenthume übergab, — wie das Schießpulver, das Faustrecht und die Burg des Raubritters brechend, das Scepter des Krieges aus den Händen der Einzelnen wand, um es den Königen allein zu übergeben; so sprengte die Buchdruckerkunst durch Lüftung der Klosterzellen die Pforten des Gedankens, gab der Wissenschaft ihr verlornes Bürgerrecht wieder und schuf endlich, indem sie die Intelligenz sichtbar auf den Herrscherthron der Menschheit setzte, eine neue Weltperiode des geistigen Daseyns.

Es ist daher heilige Pflicht, die Wiederkehr der vierten Säcularfeier dieser unvergleichlichen Kunst, wie bereits im vorigen Jahre zu Mainz durch des Erfinders Standbild in Erz geschah, an allen Orten, wohin das Licht der Aufklärung vorgedrungen ist, mit dankbarer Anerkennung zu feiern.

Leipzig, der Centralpunkt des deutschen Buchhandels, darf und wird vor keiner Stadt unsers Vaterlandes zurückbleiben.

Auch der Unterzeichnete fühlt den mächtigen Drang in sich, zur Feier jenes seltenen Festes nach besten Kräften beizutragen, und erlaubt sich daher anzuzeigen, daß in seinem Verlage unter dem Titel:

Die Buchdruckerkunst

in ihrer

Entstehung und Ausbildung

oder

die Fortschritte der Typographie.

Von

Dr. Karl Falkenstein,

Königl. Sächs. Hofrathe, Oberbibliothekar ꝛc. ꝛc.

ein Prachtwerk erscheinen soll, welches die allmälige Ausbildung der unvergleichlichen Kunst historisch entwickeln und durch die treueste Nachbildung der alten Typen vom ersten Druckversuche mit hölzernen, an einen Faden gereihten Buchstaben bis zur neuesten Vollendung des Letterngusses in der Stereotypie, dem Bronze- und Congreve-Drucke, der Guillochir-, Gravir- und Holzschneidekunst u. s. w., möglichst deutlich vor das Auge zu führen sich bestreben wird.

Leipzig, Monat Juni 1839.

B. G. Teubner.

---

[267] Bei Rubach in Berlin ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Stollberg's, C., Preußens gerichtliches Verfahren bei der Instruction der Processe. Eine systematische Bearbeitung der darüber bestehenden Gesetze, namentlich der allgemeinen Gerichtsordnung, der Verordnung über den Mandats-, summarischen und Bagatellproceß ꝛc. 1 Rthlr.

[275] **v. Hailbronner's Reise-Cartons.**

In der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Cartons

aus der

Reisemappe eines deutschen Touristen.

Gesammelt und herausgegeben

von

Carl v. Hailbronner.

Drei Bände.

gr. 8. In Umschlag brochirt. Preis 6 fl. 36 kr. oder 4 Rthlr. 4 Gr.

Auf wenigen Blättern findet sich hier Vieles zusammengedrängt, was man in voluminösen Reisebeschreibungen vergeblich suchen würde. Der Verfasser, ein passionirter Reisefreund, führt im ersten Bande den Leser in die Schweiz, nach Seraing, Paris, Portsmouth, London, England, Irland, Schottland, Holland und nicht auf dem nächsten Wege nach Hamburg.

Der zweite Band enthält:

Copenhagen. — Schweden. — Der Trollhätta- und Göthacanal. — Stockholm. — Dalecarlien. — Die schwedische Armee. — Reise von Stockholm nach Berlin. — Berlin. — Dresden. — Prag. — München. — Rippoldsau. — Nürnberg. — Wien. — Die österreichische Armee.

Der dritte Band enthält:

Die Bora. — Venedig. — Mailand. — Florenz. — Genua. — Turin und die Seen. — Rom. — Der Carneval in Rom. — Die römische Charwoche. — Die Römerin. — Neapel. — Sicilien. — Der Vesuv.

Allerdings Vielen durch persönlichen Besuch, und noch Mehreren aus einer Menge von Büchern bekannte Gegenden. Allein hier verbreitet eine geistreiche Subjectivität über die aus der Ferne wunderbar vor die Einbildungskraft des Lesers gezauberte Außenwelt eine eigenthümliche Färbung. Der gewandte Reisende erscheint stets und überall als ein fein gebildeter, unterhaltender und geistreicher Gesellschafter, während er, beinahe sich selbst unbewußt, zugleich gründlich erfahrener, belehrender Führer ist. Was er mit schneller und scharfer Beobachtungsgabe unbefangen aufgefaßt hat, findet der Leser in eben so klarer als conciser Darstellung unumwunden wiedergegeben. Zwar sind die Schilderungen schon nach dem Titel des Buches Fragmente, allein der Herausgeber hat sie in so zweckmäßige Ordnung gebracht, daß der Leser mit einiger Phantasie die Uebergänge ohne Mühe sich selbst bilden kann. Und wir wissen nicht, ob nicht gerade Cartons für den Kenner ein ganz besonderes Interesse haben, das ein vollständig componirtes und im Einzelnen ausgeführtes Tableau niemals gewährt. Ueberall sind die charakteristischen Merkmale von Land und Volk, von Natur und Menschenschöpfung in kräftigen Zügen und bestimmten Umrissen ausgehoben, und bei jedem Bilde steht die Staffage in ansprechender Harmonie mit dem Hauptwerke. Der einfache, edle, in ungekünstelter Eleganz und angeborner Kraft dahinfließende Styl des Verfassers ist der höheren Lesewelt aus interessanten Beiträgen für die allgemeine Zeitung schon länger bekannt.

Dieß Alles, verbunden mit dem Reize der Neuheit und Ueberraschung, indem der Verfasser die skizzirten Reisen erst seit Kurzem vollendet und in seiner Darstellung nur das bis jetzt Unbekannte aufgenommen hat, macht das Werk, welches sich beim ersten Anblick durch eine seinem gediegenen Inhalt entsprechende Ausstattung empfiehlt, nicht nur zu einem nützlichen Wegweiser für den Reiseliebhaber, sondern auch in ausgedehnterem Kreise zu einem höchst unterhaltenden Lesebuche für jeden Gebildeten.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[277] In der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Textbüchlein oder Repertorium biblischer Texte zu Casual-Predigten und Reden.

Herausgegeben von Dr. K. Meyer, Pastor zu Beyern, Ephorie Herzberg. gr. 8. 1 Thlr.

Jedem praktischen Geistlichen wird mit dieser Sammlung von Texten — im Ganzen 4280 — eine zweckmäßige und sehr geeignete Gabe gereicht, und manchen glücklichen Gedanken wird er aus dem so reich zusammengestellten Vorrath entnehmen; es wird ihm dieses Buch sehr nützlich und lieb werden und insbesondere geeignet seyn, das so sehr empfehlenswerthe Bestreben „echt biblisch zu predigen„ zu unterstützen.

In demselben Verlage ist ebenfalls erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schuler, M. P. H., Repertorium biblischer Texte und Ideen für Casualpredigten und Reden, nebst Winken zur zweckmäßigen Einrichtung derselben und hieher gehörigen geschichtlichen und literarischen Notizen. **Vierte** von **H. B. Wagnitz** verbesserte Ausgabe. gr. 8. 1829.
1 Thlr. 10 Sgr. oder 1 Thlr. 8 Gr.

In diesem Repertorium werden dem Geistlichen nicht allein die biblischen Texte, sondern auch Ideen und Winke zur zweckmäßigen Einrichtung von Casualpredigten und Reden nebst dahin gehörigen geschichtlichen und literarischen Notizen dargeboten. Die Brauchbarkeit dieser Sammlung hat sich bis jetzt durch vier starke Auflagen wohl am besten bewährt.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Mai 1839.

Größere Aufsätze.

Capri. (Mitgetheilt von Frhrn. von Gaudy.) — Der Deserteur und der Trommler. — Die Südküste der Krim. Einleitung; Balaklawa; das Baidarthal; Alupka: Jalta; die Südküste von Jalta nach Aluschta. — Antonio Lionelli, der neapolitanische Scrivano. — Das Atelier eines chinesischen Malers. — Aphorismen: die französisch-afrikanischen Truppen. — Deschapelles, der König der Schachspieler. — Die medicinisch-physische Gesellschaft von Bombay. — Die Diamantminen von Sumbhulpur. — Eine Mahlzeit bei dem Seraskier Chosrew in Konstantinopel. — Briefe über Sibirien. Erster Brief; zweiter Brief. — Australien. (Mit einer Karte): 1) Geographisches; 2) die Verbrechercolonien; 3) allgemeine Colonisirung. — Der

Spermaceti-Wallfischfang. — Das Klima in Lima. — Die große Wasserleitung in Lissabon. — Eintheilung der afrikanischen Nationen. — Der Senat von Montenegro. — Der Golf von Kos. — Alte Befestigungen in Rußland: Gouvernement Kasan; Gouvernement Smolensk; Gouvernement Rjäsan. — Lord Sandpater. — Temperatur der Inseln Jersey und Guernesey. — Das brittische Museum. — Padma Purana. — Französische Criminalstatistik. — Die Insel Norfolk. — Ueber die Wolkenbildung am Pilat-Berg bei Lyon. — Zur Kunde Norwegens: 1) Physische Verhältnisse; 2) Einwohner; 3) Staatsverfassung; 4) Armee; 5) Finanzen; 6) Nahrungszweige: Landbau, Viehzucht, Bergwerke, Der Fischfang. Kunst- und Gewerbfleiß. Handel und Schifffahrt. 7) Finnmarken. — Männermoden. — Tod des corsischen Banditen Cioccio. — Die Unschuld eines Galeerensträflings. — Aufblühen der südslawischen Literatur. — Die Sklaven in Lima.

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Dalmatien. 3) Reise von Spalato bis Ragusa. — Reise von Cordova nach Mendoza. — Arktische Landexpedition, unternommen von den HH. Dease und Simpson.

Kleinere Mittheilungen.

Die Wasserkrugpflanze. — Jüdische Aerzte unter den Arabern im 10ten Jahrhundert. — Todesfälle auf den Dampfschiffen der Vereinigten Staaten. — Eine neue Classe von Thags. — Die Adlerjagd. — Auffindung von Alterthümern in Frankreich. — Zurückgewiesene Gegenstände bei der Ausstellung in Paris. — Verbot der Kuli-Ausfuhr in Indien. — Firozpur. — Zunahme des Tabaksverbrauchs in Frankreich. — Zahl der Fuhrwerke in Paris. — Erdbeben in Grenoble. — Statue Latour d'Auvergne's. — Bemühungen des Hrn. Vattemare. — Der Hundsmörder. — Weibliche Literaturgesellschaft in Jassy. — Ein fast unaussprechlicher Name. — Starker Cigarrenraucher in England. — Der Handel am Senegal. — Herabkommen des mahrattischen Adels. — Assamesisches Lesebuch. — Endliche Abschaffung der persischen Sprache in Indien. — Ueber die Beschiffung des weißen Nils mit einem Dampfboot. — Zunahme des Zuckerertrags in Berbice. — Ersatz für den Hanf. — Papier aus Maisstroh. — Statistisches aus Esthland. — Charles Texiers projectirte neue Reise. — Stand der holländisch-ostindischen Besitzungen. — Kaffeeversendung aus Ceylon. — Fossile Thiergeschlechter in Brasilien. — Fang einer Meerkröte. — Abgebrochenes Narwalhorn. — Sendungen junger Maulbeerbäume nach den Vereinigten Staaten. — Ein merkwürdiger Regen. — Neue Art Schiffer. — Ungewöhnliche Fruchtbarkeit von Schafen. — Regen in Aegypten. — Wanderungen der Spitzbuben. — Schnelle Stahlbereitung. — Kälteres Klima früherer Zeit in England. — Fabrikation von Backsteinen vermittelst Maschinen. — Ein Meermensch. — Ueber d'Orbigny's Karte vom Titicaca-See. — Altägyptische Karicatur. — Steinbrüche im Seinedepartement. — Rettungsmittel bei Schiffbruch. — Studium der gothischen Baukunst. — Das Klima von Trient. — Das Klima von Island. — Folgen der Dampfschifffahrt für England. — Ausdehnung der geselligen Pflanzen in Australien. — Das Rodgewehr. — Woher wird Italien mit Salz versehen? — Geräusch bei den Nordlichtern. — Die europäische Boa. — Die Quellen und Bäche bei Jakutsk. — Künstliche Granitstraße. — Chirurgische Operationen bei den Indianern in Canada. — Der Caguang.

Inhalt des Literaturblatts.

Spiridion. Von George Sand. — Neuere spanische Lyrik. — Zustand und Schwierigkeiten der Kritik in Frankreich. — Gedichte von A. Puschkin: Napoleon; Ich; das Grab eines Jünglings; meiner geliebten Griechin. — Neugriechische Volkslieder: die Stimme aus dem Grabe; der Olympus und der Kissawos. — Gastronomische Literatur der Engländer. — Pauvres Fleurs. — Gedichte von Mme. Desbordes Valmore. — Hymne an den Frühling. Von J. Wilson. — Russische Novellistik. — Ein Gedicht von J. Reboul. — Größe des Privatlebens. Von E. Fortoul. — Jules Michelet über Deutschland. — Nekrolog von Robert Milhouse. — Deutsche Literatur in Nordamerika. — Alexander Soutsos. L. v. H. — Miscelle.

Idiotismen seiner Muttersprache zu liefern, und besonders, weil es mit Geschmack und Geist geschieht, wie hier.

Da der Verfasser schon hinlänglich durch seine Vorlesungen in Genf, Berlin und Frankfurt und durch seine Geschichte der deutschen Literatur als Schriftsteller bekannt ist, so müssen wir ihm also doppelt Dank schuldig seyn, dass er es nicht den Sprachlehrern und Grammatikern von Profession allein überlassen hat, uns in den Geist der französischen Sprache einzuführen.

Die deutsche Uebersetzung empfiehlt sich besonders dadurch, dass der Verfasser die Gallicismen mit Eigenthümlichkeiten unserer Sprache so oft wie möglich, wiedergegeben hat. Was die englische betrifft, so werden wir uns auf das günstige Urtheil der vielen Kenner dieser Sprache, welche sich in Deutschland befinden, verlassen. Auch wollen wir nicht versäumen, unsere Leser auf das interessante Vorwort dieser Sammlung aufmerksam zu machen.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[280] Von den in unserm Verlage erscheinenden

Sachsens Volkssagen,

Balladen, Romanzen und Legenden

von

Widar Ziehnert,

ist so eben die 4te Lieferung des 3ten Bandes erschienen und damit das Werk vollendet, denn der jugendliche, hochgefeierte Sänger derselben hat leider schon im Frühling d. J. mit dem Lorbeer auch die Palme errungen. Verklungen sind seiner Lyra liebliche Töne fürs Vaterland, das nun seine Sagen als Vermächtniß freundlich aufnimmt und den Nachkommen späterer Zeiten bewahrt.

Alle 3 Bände sind nun vollständig in allen Buchhandlungen für 1 Rthlr. 16 Gr. zu haben.

Annaberg, im Juni 1839.

Rudolph u. Dieterici.

---

[279] Bei **C. B. Polet** ist so eben nachstehendes empfehlungswerthe Werk erschienen:

Universalgrammatik

der französischen Sprache.

Für Schulen und zum Selbstunterricht. Unter Mitwirkung des Herrn Lafitte herausgegeben von Heyne.

Das ganze Werk besteht aus drei Haupttheilen, wovon die erste, die Orthoepie, auch unter dem besondern Titel:

Handbuch der reinen französischen Aussprache, für Schulen und zum Selbstunterricht,

so eben erschienen ist.

Ein Rathgeber und Supplement zu jeder französischen Grammatik.

gr. 8. Preis 10 Gr. bei 10 Exempl. nur 8 Gr. und 1 Freiexemplar.

Die Namen der berühmtesten Lehrer der französischen Sprache haben sich dahin entschieden, daß ein derartiges Universal-Lehr-Werk für den Unterricht in dieser Sprache noch nicht vorhanden sey, und es möge sich daher Jedermann durch eigene Ansicht, nicht nur von der Vollständigkeit und Leicht-Faßlichkeit, sondern auch von der ganz eigenthümlichen, auf Fortschreiten vom Leichtern zum Schwerern und steter Wiederholung des Gelernten beruhenden Methode, überzeugen, wodurch schon dieser erste Theil sich vor allen so zahlreich vorhandenen Lehrbüchern dieser Art auszeichnet.

Jeder Haupttheil bildet ein für sich bestehendes Ganze und wird auch besonders verkauft, eben so erscheinen auch von dem ganzen Werke und jedem einzelnen Theile besondere Auszüge, die besonders dem Schüler als Anfänger in die Hände gegeben werden können, und sich auch durch einen höchst billigen Preis empfehlen.

---

[273] Bei **Th. Chr. Fr. Enslin** in Berlin ist so eben erschienen:

Wiesbade,

ses thermes et ses environs;
ou traité sur la topographie de cette ville, sur l'effet et l'usage médical de ses eaux minérales et sur les diététiques qui sont à observer.

Par le Docteur *Richter*, Med. à Wiesbade.

broché. 18 Gr.

---

[184] Eine für Jedermann sehr nützliche Schrift ist:
Die zweite verbesserte Auflage von:

Die Kunst reich zu werden.

Enthaltend die Wege zum Reichwerden, mit 68 Regeln für Kaufleute, Bürger und Landleute, zur Beförderung des Wohlstandes, nebst einem Schema zur Anlegung eines Capitalbuches.

broch. Preis 9¼ Gr.

Diese von Dr. Bergk herausgegebene schätzbare Schrift enthält treffliche Anweisungen, auf rechtlichem Wege nicht nur reich, sondern auch glücklich zu werden, eigenes und anderer Wohl zu befördern und jedes Geschäft mit glücklichem Erfolg zu führen.

Ist in allen Buchhandlungen vorräthig zu haben.

Mozin Correspondance des négocians.

[240] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

La correspondance des négocians

ou

recueil de lettres sur le commerce, originales ou extraites des meilleurs épistolaires nationaux ou étrangers; précédé d'un vocabulaire des termes consacrés au commerce, et de règles sur le style mercantile; suivi d'une série de lettres sur le change, et de modèles en usage dans les transactions commerciales; à l'usage des jeunes gens qui se destinent au commerce,

par

M. l'Abbé Mozin.

Seconde édition.

gr. 8. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Dieses besonders für junge Kaufleute bestimmte äußerst wohlfeile Buch enthält mehr als 500 Briefe über die mannichfaltigsten Handelsgegenstände zur Bildung des Styls und der kaufmännischen Correspondenz in jedem Zweige des Handels.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Drei und dreißigster Jahrgang.

1 8 3 9.

Juli.

Stuttgart und Tübingen,

im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgenblatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu beingen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wieken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebescheeibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Beeichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, übee Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Foemen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige aechäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitscheift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für liteearische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die refeeirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der veedammenden Kritik abee gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Eweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt veefolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Beeichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptoeten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu eegänzen. Jene Berichte können eezählend oder beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmeek gesezt, welche duech Liebe zue Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**", mit Einschluß des „**Literaturblatts**" und „**Kunstblatts**", kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**" und „**Kunstblatts**" ohne das „**Morgenblatt**" . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**" . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**" . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Erzählungen.

Naturwissenschaftliches.

Länder- und Völkerkunde.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Literatur-Blatt.

Nro. 67.

Nro. 68.

Seelenlehre. 1) Die Geschichte der Seele, von D. G. H. von Schubert ꝛc. Dritte Auflage mit 8 lithographirten Tafeln. — 2) Bolzanos Athanasia oder Gründe für die Unsterblichkeit der Seele. Ein Buch für jeden Gebildeten, der hierüber zur Beruhigung gelangen will. Zweite verbesserte Ausgabe, mit einem kritischen Anhange vermehrt von einem Freunde des Verfassers. — Badeliteratur. Das Wildbad im Königreich Würtemberg. Nebst Nachrichten über die Heilquellen Liebenzell und Teinach und das Kloster Hirsau, von Dr. Justinus Kerner. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage.

Nro. 69.

Seelenlehre. — 2) Bolzanos Athanasia oder Gründe für die Unsterblichkeit der Seele. (Schluß.) — Dichtkunst. 1) Armins-Lieder von H. F. Maßmann, Professor. — 2) Armins Sage, von Kuno Graf zu Ranzau-Breitenburg. — Sprichwörter. 1) Abraham'sches Pardmiaton von Wander. 2) Sprichwörtergarten von demselben.

Nro. 70.

Seelenlehre. 4) Der Somnambulismus. Von Prof. Fr. Fischer in Basel. Erster Band. — 4) Blätter aus Prevorst. Originalien und Lesefrüchte für Freunde des innern Lebens. Mitgetheilt vom Herausgeber der Seherin von Prevorst. 9te bis 12te Sammlung. — Deutsche Geschichte. 4) Havemann, W., Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg für Schule und Haus. Zweiter Bd. — 5) Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland. Herausgegeben von Dr. Schreiber.

Nro. 71.

Neue Reisen. 5) Reise nach dem Orient vom Eremiten von Gauting. Zum Besten der Kolonie Hallberg im Freisinger Moos. Zwei Bände. — Alterthumskunde. Paläologus. Kleine Schriften, meist antiquarischen Inhalts von H. Hase. Mit einer lithographirten Tafel.

Nro. 72.

Epische Dichtkunst. 1) Johann Ladislav Pyrker's sämmtliche Werke in Einem Bande. Neue durchaus verbesserte Ausgabe. Mit dem Bildnisse des Verfassers. — 2) Der Cid. Nach spanischen Romanzen besungen durch J. G. von Herder. Illustrirt durch siebzig englische Holzschnitte. — 3) Homers Werke von Joh. Heinrich Voß. Zwei Bände. — 4) Homers Odyssee, in Stanzen übersezt und erläutert für Schule und Haus von Dr. Rinne. — 5) Kurfürst Maximilian I., der Glaubensheld. Epische Skizze von Dr. Großmann. — 6) Schill. Eine poetische Festgabe zur 25jährigen Jubelfeier der Schlacht bei Leipzig von Wilhelm Meinhold. — Neue Reisen. 6) Die Blouse oder Scenen aus dem Volksleben in Belgien von W. Plate.

Nro. 73.

Länder- und Völkerkunde. 3) Kritische Untersuchungen über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt und die Fortschritte der nautischen Astronomie im 15ten und 16ten Jahrhundert. Von Alexander v. Humboldt. Aus dem Franz. von Dr. Ideler. Zwei Bände. — Kulturgeschichte. Die Civilisation der Gegenwart. Eine Ansicht von F. W. Oswaldsohn v. d. Exley. — Neue Reisen. 7) Freundliche Erinnerung an Holland und seine Bewohner. Von Dethmar, Pfarrer in Anhalt.

Nro. 74.

Physik. Lehrbuch der Physik, zum Gebrauche bei Vorlesungen und beim Selbstunterrichte. Von W. Eisenlohr, Professor ꝛc. gr. 8. mit (sehr saubern) Tafeln. 2te Auflage.

Nro. 75.

Neue Reisen. 8) Italienische Skizzen von Karl Czörnig. Zwei Bändchen. — Lehrbuch der Physik ꝛc. (Schluß.)

Nro. 76.

Politik. Die spanische Successionsfrage. Historisch und publicistisch erörtert von Dr. Zöpfl ꝛc. — Neue Reisen. 8) Italienische Skizzen ꝛc. (Schluß.)

Nro. 77.

Schriften über die deutschen Handels-Angelegenheiten. 1) Für Ausbreitung des deutschen Zollvereins bis zur Seegrenze und die Einführung von Navigationsgesetzen. Von einem Hamburger. — 2) Ueber den beabsichtigten Handelsvertrag zwischen Holland und den Staaten des großen deutschen Zollverbandes, von H. Pütter.

Kunst-Blatt.

Nro. 53.

Zur deutschen Uebersetzung des Vasari. — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Malerei.

Nro. 54.

Resultate der Ausstellungen des westpreußischen Kunstvereins-Cyclus von 1838. Zusammengestellt mit denen von Hannover und Berlin. — Malertechnik. — Malerei. — Alterthümer.

Nro. 55.

Zu dem Umriß der Jeanne d'Arc. — Die Pariser Kunstausstellung. 1839. (Fortsetzung.) — Bemerkungen. — Alterthümer. — Statistik der Kunst. — Kupferwerke.

Nro. 56.

Ueber den Dom zu Bamberg. — Die Pariser Kunstausstellung. 1839. (Beschluß.) — Kupferwerke. — Neue Lithographie. — Literatur.

Nro. 57.

Archäologie. C. A. Böttigeri Opuscula et carmina latina. Collegit et edidit Jul. Sillig. etc. — C. A. Böttigers kleine Schriften archäologischen und antiquarischen Inhalts, gesammelt und herausgegeben von Jul. Sillig. — Orientalische Kunstwerke des herzoglichen Museums zu Gotha. — Literatur.

Nro. 58.

Orientalische Kunstwerke des herzoglichen Museums zu Gotha. (Fortsetzung.) — Bemerkungen. — Literatur. — Nekrolog. — Persönliches. — Technisches.

Nro. 59.

Orientalische Kunstwerke des herzoglichen Museums zu Gotha. (Beschluß.) — Technisches. — Kunstausstellungen. — Versteigerungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 60.

Kunstgeschichte. 1) La Madonna detta dall' Vlivo presso Prato disegnata e descritta. — Bemerkungen. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Bauwerke. — Skulpturen.

Nro. 61.

Kunstgeschichte. (Fortsetzung.) 2) Notizia epigrafiche degli artefici marmorarii romani dal X al XV secolo ordinate ed illustrata da Carlo Promis. — Rom im Juni. — Skulptur. — Erzguß. — Plastik. — Denkmäler. — Medaillenkunde.

№ 156.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 1. Juli 1839.

Es ist ein seltsames und gefährliches Ding um den Loostopf der Ehe: wer eine Niete erhalten hat, muß sich Glück wünschen, denn mit einer bösen Nummer zieht einer nicht nur sein Unglück, sondern auch seine Schande.

Sheridan.

Napoleone Zebrù.

Novelle von C. Spindler.

Noch in der lezten Zeit des Mediceers Lorenzo unterhielten sich die Florentiner oft von den glänzenden Festen, die vier-und-zwanzig Jahre früher der edle Hettore Finasco gegeben, da er seine hymenäische Fackel anzündete. Die Liebesgeschichte seines Sohnes ist jedoch viel merkwürdiger und hätte sich länger im Munde des Volks erhalten, wenn nicht bald nach ihrem Ausgang die bürgerlichen Unruhen in Florenz eingetreten wären. Da wurde freilich das Gestern über dem Heute vergessen; nur in dem Familienbuche der Salvetti hat sich seiner Zeit vorgefunden, was hier folgt.

Das Glück hatte alle Pfade des kriegerischen Hettore Finasco mit seinen reichen Gaben bestreut. Als Feldobrister des Herzogs von Mailand in den Venezianerkriegen, hatte er mehr Schlösser und Dörfer aus seiner Beute angekauft, als sein Gebieter Sforza Städte an den Doge verlor. Ihm war gelungen, dem Verfall seines Hauses Einhalt zu thun und dasselbe glänzend wieder herzustellen. Die ungeheure Erbschaft eines reichen Oheims kam in seine Hände, und er übernahm dafür nur die Verbindlichkeit, des Erblassers Namen dem seinigen anzuhängen. — Schätze, Ehren, Ansehen, Gesundheit und Verstand, körperliche Vorzüge und Glück in Jeglichem, das er unternahm — Alles war ihm vom Schicksal gegeben, nur in der Liebe war es ihm stets ungefällig gewesen. Ihm hatte nie die Gunst der Frauen gemangelt, aber er hatte noch nie ein Weib finden können, das ihm treu geblieben wäre. Er würde dem ganzen Geschlecht den Krieg erklärt haben, wenn nicht der Befehl seines Oheims ihn gezwungen hätte, zur Ehe zu schreiten, um den wiederaufgeweckten Stamm der Grafen Zebrù fortzusetzen. — Hettore fügte sich, holte Rath bei seinen Freunden und folgte endlich doch der Eingebung seines eigenen Verstandes, der ihm rieth, nur diejenige zur Braut zu wählen, die am wenigsten von Andern begehrt würde: die Arme und dabei Reizlose.

Der Adel von Siena hatte dazumal ein solches Fräulein aufzuweisen. Cölestine war bereits von allen Hoffnungen zurückgekommen und im Begriff, dem Himmel zu opfern, was auf Erden keinen Liebhaber fand. Da erschien Hettore Finasco-Zebrù, und weil er begierig warb, sträubte sich Cölestine nicht lange, und Florenz erlebte das prächtige Hochzeitfest, wovon im Eingange dieser wahrhaftigen Geschichte gesprochen worden ist.

Mehrere Monate lang beharrte Hettore auf der Meinung, er habe vollkommen verständig gehandelt. Man ließ ihn auch in der That im ungestörten Besitz seines

Glückes. Kein unbescheidener Blick, kein voreiliges Wort begegnete dem Aug oder Ohr seiner Frau. Weder Sonette noch Serenaden wurden ihr gewidmet. Des Grafen Zärtlichkeit fand keinen Nebenbuhler. Dennoch merkte er bald, daß die Flitterwochen vorübergegangen und die Zitterwochen herangekommen waren. Die kleine, arme, häßliche Gräfin sorgte schon selber für Sonette, die Tagelang ihrem Gatten in den Ohren wiederklangen, und für Serenaden, die sie dem guten Zebrü auf dem Sankeisen ohne alle Sordinen brachte. — Mit einem Worte, er hatte die böseste Frau in ganz Italien, eine kratzende Katze, geheirathet, und gehorchte ihr eine Zeitlang mehr, als jemals ein Kriegsknecht ihm gehorcht hatte. Als jedoch die Anmaßungen seiner Frau am Ende nicht mehr auszuhalten waren, floh er plötzlich von dannen auf ein Jagdschloß, das er in den Gebirgen besaß. Die zärtliche Frau konnte ihres Gatten Nähe nicht lange entbehren. Was sie nie gethan haben würde, wenn der Gemahl es ihr befohlen hätte, that sie nun mit fröhlichem Muthe. Sie folgte ihm, alle Freuden der behaglichen Stadt hinter sich lassend. Wie die beiden Ehegatten auf jenem alten Schlosse zusammengelebt, ist nicht genau bekannt geworden. Die Florentiner erfuhren nur, daß Cölestine dem Grafen einen Sohn geboren, daß ein Gonfaloniere einer benachbarten Republik denselben über die Taufe gehoben und ihm seinen wohlklingenden Namen beigelegt habe. Ein Jahr nach dieser Freudennachricht kam unvermuthet nach Florenz und Siena die Trauerbotschaft, die Gräfin Zebeü sey aus dem Zeitlichen in das Ewige übergegangen.

Vergebens hofften nun die Freunde des Grafen, den trauernden Wittwer in ihrer Mitte zu sehen. Vergebens baute manche schöne Dame gefällige Pläne in die Luft, wie es ihr wohl gelingen möchte, den erlösten Schmerzensmann in ihre Bande zu verstricken. Hettore sah Florenz nimmer wieder; erst zwanzig Jahre später wurde sein Name abermals in der Hauptstadt genannt, und zwar bei einer höchst auffallenden Veranlassung.

Florenz war zu jener Zeit weltberühmt geworden. Die Herrschaft der Medizeer, der in Krieg und Frieden glücklichen Regenten, der Gönner und Beförderer aller Künste, Wissenschaften und Gewerbe, hatte der Hauptstadt einen großen Glanz verliehen. Die Eroberung von Konstantinopel, jene von der ganzen Christenheit so kläglich beweinte Begebenheit, hatte eine Menge von ausgezeichneten Gelehrten, Künstlern und Handelsleuten des griechischen Volks gezwungen, auf Hetruriens classischem Boden sich dem milden Scepter seiner Republiken zu unterwerfen und ein neues, friedliches Vaterland zu gewinnen. Obschon der Anblick, den ein zerstörtes Volk darbietet, jederzeit das Mitgefühl der Nationen in Anspruch nimmt, so wäre doch vielleicht auf florentinischer Erde der Empfang jener vertriebenen Griechen weniger glänzend gewesen, wenn nicht die Landeshäupter, was in kleinen Staaten von großer Wichtigkeit ist, mit dem Beispiel der edelsten Gastfreundschaft vorangegangen wären, und wenn nicht die gelehrte Eitelkeit und der Ehrgeiz, für das humanste Volk Italiens gelten zu wollen, die dem Florentiner anklebten, beigetragen hätten, ihn duldsamer zu machen. — Aus der Duldung der Fremden entsprang bald die Sucht, ihnen nachzuäffen. So geschah es, daß Florenz bald einer weitläufigen Akademie glich, deren Jünger von den werthen griechischen Gästen lernten, oder dieselben in Gelehrsamkeit zu übertreffen suchten. Die Abzeichen jener Universalbildung waren keineswegs heiter und gefällig. Die kleinliche Formenkrämerei der Griechen und der schulmeisterliche Pedantismus der Italiener vereinigten sich, um den Meistern und Schülern ein recht steifes Gepräge zu verleihen. Oeffentliche Disputationen über die unbedeutendsten Dinge von der Welt waren an die Reihe gekommen. Selbst die Frauen waren von dem gelehrten Schwindel ergriffen worden. Schon hörte man hie und da von zarten Jungfrauen, die den Catheder bestiegen, um den Studenten Weisheit vorzutragen; schon erzählte man sich dann und wann von irgend einem reisenden Phänomen weiblichen Geschlechts, das umherzog, über die wichtigsten Gegenstände gelehrter Spekulation öffentliche Vorträge zu halten. Eine solche Minerva war auch in Florenz erschienen und machte dort gewaltiges Aufsehen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Daguerrotype.

Paris, 19ten Juni.

Endlich sieht sich Daguerre am Ziel seiner Wünsche, und es ist wohl das lezte Mal, daß in diesen Blättern von der erstaunlichen Entdeckung als von einem Geheimniß die Rede wird. Die gesetzgebenden Kammern haben vom Minister des Innern den Vorschlag zu einem Gesetze erhalten, welches ihm eine lebenslängliche Pension von 6000 Franken, und den Erben seines Mitarbeiters, Niepce, eine von 4000 ertheilt, und die Hälfte derselben nach ihrem Tode den Wittwen zusagt. Ohne allen Zweifel wird dieser Vorschlag in beiden Kammern angenommen werden; ja eher ist eine Vermehrung als eine Verminderung der Summe zu gewärtigen. In der That behaupten bereits einige Journale, die für eine so wichtige Erfindung, als die Daguerresche, bewilligte

Summe sey einer großartigen Regierung unangemessen; Frankreich müsse sich bei einer solchen Gelegenheit freigebiger und edelmüthiger zeigen. Auffallend ist übrigens das einstimmige Urtheil aller derer, welche Daguerres Bilder zu sehen und zu untersuchen Gelegenheit gehabt haben. Gelehrte, Künstler und bloße Kunstliebhaber gestehen alle, daß man nichts Ueberraschenderes und Vollendeteres sehen könne, als diese getreuen Abspiegelungen der Wirklichkeit. — Arago äußerte kürzlich in der Akademie: man hätte fürchten können, die zahlreichen wetteifernden Versuche, welche diese Entdeckung hervorgerufen, möchten die Wichtigkeit derselben herabsetzen und dem Interesse Eintrag thun, das der Erfinder Anfangs erregt. Dem sey aber ganz anders: die bedeutendsten Gelehrten Englands, Männer wie Herschel, Forbes, Watt, Pentland, haben laut erklärt, die ihnen vorgelegten Proben übersteigen weit alle ihre Erwartung. Herschel, der an den Versuchen seines Landsmanns Talbot lebhaften Antheil genommen, habe geäußert: „Was man bei uns zu Stande gebracht, ist nichts als Kinderspiel: hier sehen wir wahrhaftig Wunder!" — Aus Allem, was bisher bekannt geworden, geht hervor, daß die deutschen und englischen Physiker, welche dem Geheimniß auf die Spur zu kommen suchen und ausschließlich mit Silbersalzen zu operiren scheinen, sich auf einer falschen Fährte befinden.

Ich hörte neulich in einer Gesellschaft ein Mitglied der Akademie der Wissenschaften sich über die Sache auf anziehende Weise aussprechen. Der Mann hatte ungefähr sechzig Abbildungen gesehen, das heißt so ziemlich die ganze Sammlung der von Daguerre aufgenommenen Ansichten. Er versicherte, beim ersten Anblick dieser Gebilde habe ein unnennbares Gefühl seiner Seele sich bemächtigt, und dieses erklärte er so. Wenn wir eine Zeichnung oder ein Gemälde betrachten, so sind wir sogleich mit uns selbst darüber einig, daß der dargestellte Gegenstand kein wirklicher ist, daß wir nur unter gewissen Zugeständnissen die Darstellung als getreu anerkennen dürfen, und im Uebrigen der Kunst manches nachsehen müssen. So z. B. in einer Landschaft steht der dargestellte Baum niemals im richtigen Verhältniß zum Uebrigen; die in der Zeichnung oder dem Gemälde angenommenen Verhältnisse der Gegenstände zu einander sind überhaupt bloß konventionelle, keine natürlichen. Ferner kann das Hervortreten einzelner Theile und das Entferntseyn anderer nur durch künstliche, ebenfalls konventionelle Mittel angedeutet werden, z. B. durch schwarze oder doch sehr dunkle Farben, durch Tusche, durch Striche, wie beim Kupfer- und Stahlstich. Die Daguerreschen Abbildungen sind ganz etwas Anderes. Hier wiederholt sich die Natur selbst; es ist ganz dieselbe Ansicht, wie die natürliche, nur in verjüngtem Maßstabe. So etwas auf einer kleinen Fläche vor sich zu sehen, hat etwas so Ueberwältigendes, daß man Anfangs darüber staunt, wie über ein vor unsern Augen vorgehendes Wunder. Nur die Gewohnheit wird die Menschen gegen diesen Eindruck gleichgültig machen, wie gegen so manche andere Eindrücke.

Indessen zeigt es sich, daß das Daguerrotype auf die Abbildung unbeweglicher Gegenstände beschränkt bleibt, und wohl noch in stärkerem Maße, als man Anfangs glaubte. Alles Bewegliche, wenn es auch unserm bloßen Auge stillzustehen scheint, stellt sich gar nicht oder doch sehr unvollkommen dar. Dahin gehören nicht allein die Wolken, sondern auch das Laub der Bäume, und daher steht zu befürchten, daß die Darstellungen von Landschaften nie recht gelingen werden, wodurch freilich die Anwendung des Daguerrotype sehr eingeschränkt würde. Dagegen liefert es nicht allein die dem bloßen Auge sichtbaren Theile eines Gegenstandes, sondern auch die unsichtbaren, und hat man z. B. ein Insekt in der Camera obscura abgebildet, so lassen sich auf der Copie mittelst eines Vergrößerungsglases eine Menge für das bloße Auge unsichtbarer Details entdecken.

Welchen Einfluß nun Daguerres Erfindung auf Kunst und Wissenschaft ausüben werde, läßt sich nicht vorhersehen, da man noch nicht einmal weiß, ob dieselbe leicht und wohlfeil ausgeübt werden kann. Ist aber einmal das Geheimniß bekannt, so wird die Erfindung jedenfalls durch die Industrie dem Publikum zugänglich gemacht und weiter ausgebildet werden. Die Darstellung selbst ist so vollkommen, daß in dieser Beziehung kaum eine Verfeinerung möglich scheint; denn daran, daß es gelingen könnte, sogar die natürlichen Farben der Gegenstände zu erhalten, ist wohl gar nicht zu denken. Immerhin aber wird der ganze Mechanismus und die Substanz, auf deren Veränderung durch das Licht das Wunder beruht, vielfacher Verbesserungen und Vereinfachungen fähig seyn. Da gewöhnliche Zeichnungen mit solchen natürlichen Bildern gar nicht in Vergleich kommen können, so ist es augenscheinlich, daß die Zeichnungen dadurch beträchtlich an Werth verlieren werden, und daß man sich in allen Fällen, wo sie durch Daguerresche Darstellungen ersezt werden können, auch nur dieses mechanischen Mittels wird bedienen wollen. Die Künstler scheinen sich jedoch deßhalb nicht sehr zu bekümmern, und sehen bloß mit Neugierde der Bekanntmachung des Verfahrens entgegen.

Dg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Juni.

Sudeten- und Karpathenkunde.

Die schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur, seit 1805 in Breslau bestehend, hatte vor etwa fünf Jahren eine neue Sektion für Sudetenkunde errichtet, die mehrere sehr verdienstvolle Mitglieder zählte. Zunächst gab Berndt 1828 einen „Wegweiser durch das Sudetengebirge" heraus, der zwar durch Volumen und lexikalische Form seiner praktischen Bestimmung wenig entspricht, in oro- und hydrographischer Hinsicht aber wohl das bedeutendste Werk Schlesiens genannt werden muß. In Berichtigung der Bergaussichten und vorhandenen Höhenmessungen zeichnete später Prudlo mit beharrlichem, nur zuweilen etwas in's Minutiöse gehendem Eifer sich aus. Er war, wie Berndt, ein rüstiger Gebirgswanderer und Autopt, und scheute weder Zeit noch Mühe, wo es galt, die Wissenschaft auch nur um das kleinste Detail zu bereichern. Mit katonischer Strenge führte er das kritische Richtschwert namentlich in Schlesiens Hypsometrie, die durch schlechte Abschreiber und Correctoren in arge Verwirrung gerathen. Doch — errare humanum! auch er fand seinen Meister, obschon er es nicht mehr erlebte. Noch höher hinauf zum Absolutismus der Wissenschaft strebt jezt rühmlich der Premierlieutenant Luz, zunächst die eine Aufgabe des Sudetenvereins im Auge, die der Höhenmessungen. Wir sehen in ihm wieder einen neuen Messias der Hypsometrie, der in Beziehung auf das schlesisch-mährische Gebirge und die Karpathen Prudlo und Andere vorläufig mehrfach in dieser Hinsicht berichtigte, sonst aber auch in topo- und chorographischer. Bereits hat Luz im Auftrage des Vereins für seinen wissenschaftlichen Zweck über 500 Meilen gemacht, und zwar von Zittau längs der Sudetenkette bis Krakau, bei einer Hitze von 25, wie bei einer Kälte von 20 Grad und dem übelsten Wetter. Eine abermalige Reise und Revision will er im Laufe dieses Sommers unternehmen. Wie kühn und rüstig dieser Ehrenmann dabei ist, geht z. B. daraus hervor, daß er 1834 mit dem Lieutenant von Leidholb die Tiefe des Wölfelfalles in der Grafschaft Glaz durchschwamm, um die bis dahin unbekannte Dimension des Beckens kennen zu lernen; denn der wilde Wassersturz schob das Senkblei stets zur Seite. Die Schwimmer vernichteten damit den vielhundertjährigen Wahn, daß die Wölfel in einen Abgrund hinabstürme, der von den stärksten Bäumen auch nicht einen Zweig wiederkehren lasse. Auf einer Wanderung aus Böhmen über Nachod entdeckte Luz in der Gegend des Bades Kudowa ein Dorf von sechzehn Häusern, dessen Name auf keiner Specialkarte verzeichnet, und selbst im landräthlichen Amt zu Glaz unbekannt war. Die Einwohner waren größentheils sehr arme Weber, aus Böhmen eingewandert, und nannten ihren Ort Uscali, d. h. „beim Stein." — Hinsichtlich der Karpathen berichtigte Luz in seinen Mittheilungen an den Sudetenverein zunächst den in vielen Werken enthaltenen Irrthum, daß die Beskiden, einer der nach Schlesien und Gallizien hereinreichenden Gebirgszüge, mit dem mährischen Gesenke (Altvatergebirge) zusammenhängen sollen. Ein breites Thal liegt zwischen der Oder und der Beczwa, und ein breites, in dem der erstere Fluß sich ergießt, scheidet die Sudeten von den Karpathen. Die Höhen, auf denen das Bodenstädter Wasser und die Oder ihre Quellen haben, verflachen sich zur Beczwa und zur March (Morawa). Ebenso geschieht es von den Karpathen und Beskiden zu diesen drei Flüssen. Was vielleicht früher war, kann jezt nicht als die genannte Verbindung gelten; denn ein flaches angeschwemmtes Land liegt nun zwischen den Karpathen und dem Gesenke. — Eine Höhle am Herenberge (Girowa) in den Karpathen, angeblich 1819 vom Professor Heinrich aus Teschen befahren und in verschiedenen Lehrbüchern angeführt, hat der Reisende nicht finden können; Niemand kannte sie, wohl aber eine solche am Berge Malinow, und er besuchte sie alsbald in der Begleitung von sechs Goralen (Bergbewohnern). Auf Baumstämmen, deren abgestumpfte Aeste als Leitersprossen dienten, gelangte man in die Tiefe von 50 bis 60 Fuß. Die Höhle, aus Grauwacke von festem Gefüge, zuweilen mit kleinen Quarzkörnern eingesprengt, öffnete hier 15 bis 20 Fuß hohe Gänge von Ost nach West, die dann plözlich nach Westnordwest umsezten. Unten waren sie weiter als oben, und während dort zertrümmertes Gestein lag, bemerkte man zu den Seiten und oberhalb Risse und Klüfte mit eingeklemmten Steinmassen. Auch ein alter verfallener Schacht ist in der Höhle, wo einst Räuber gehaust haben sollen. — Von der runden Koppe des Malinow kam man auf einem guten Fußsteige, der die Grenze zwischen Schlesien und Galizien bildet, über den Magurczani zur kleinen und zur großen Barania, wo ein östreichisches trigonometrisches Signal steht. Hier und auf dem langen Wege bis zu dieser Koppe genießt man eine weite Aussicht; manchfach verändert sich jeden Augenblick die Scene, und kaum möchte es in diesem Gebirgssystem, rücksichtlich des Nordwest- und Ostabhanges der Beskiden, einen bessern Plaz zur Orientirung geben, als den eben bezeichneten Weg bis hierher. — Zu einem Aufsaze von A. Tomkowicz im „Magazin für Literatur des Auslandes" (Nr. 40. 1838), worin es sich darum handelt, die Quellen der Weichsel richtig anzugeben, liefert Luz noch folgende Berichtigungen, da Jener das Terrain in schon vorgerückter Jahrszeit untersuchte, wo bereits Schnee lag, dieser hingegen im August. Wie er ausführlich nachweist, ist die eigentliche Geburtsstätte des Stromes oder seines Hauptastes nicht in der Höhenmitte des Berges Barania, sondern viel weiter oben, und zwar, nach seiner Messung mit vorzüglich beschaffenen Barometern, in der Seehöhe von 3502 Fuß, wo aus einem Sumpfe von einigen Morgen Fläche mehrere helle Wasseradern zu einem kleinen Bache sich vereinigen. Dieser bedeutendste Quellarm heißt seines dunkeln Wassers wegen die schwarze Weichsel (Czorna Wiselka), und der tiefer liegende Sumpf, der mehrere kleine Wasserbehälter von ihr zeigt, konnte leicht aus Unwissenheit oder Bequemlichkeit von den Führern als Quellort angegeben werden. Nachdem die Weichsel mehrere andere Bäche aufgenommen, strömt sie in's Weichselthal und durch das große Dorf Weichsel. Dieses enthält 5000 Protestanten, nur drei Katholiken, und einen zugehörigen Flächenraum von 8 bis 10 Quadratmeilen. Indem Luz bemerkt, daß alle geographischen Schriften den Ursprung des Stromes, der den Alten schon bekannt war, ganz unbestimmt oder oberflächlich angeben, widerlegt er solche Werke, die sich die meiste Geltung verschafft haben, namentlich die von Oynhausen, Sodow, Meinecke, Stein, Gaspari, Hasselt und Cannabich, sowie das rheinische Lexikon und die siebte Auflage des Brockhaus'schen Conversationslexikons, und schließt: „So haben denn alle diese Autoritäten auf die verschiedenste Weise den Ursprung des erwähnten Flusses bald hier, bald dorthin verlegt, augenscheinlich aber durch ihre Angaben immer nur mehr und weniger von der Wahrheit abweichende Irrthümer verbreitet."

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 157.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 2. Juli 1839.

Die Stadt stieg aus dem Meer vor meinem Blicke,
Und ein Jahrtausend schwebt aus seinem Grab
Auf luft'ger Schwinge. —

Byron.
Childe Harold.

Venedig.

Wir standen auf dem hohen Thurme,
Wir blickten sinnend um uns her,
Beruhigt lag nach heft'gem Sturme
Das gondelreiche Inselmeer;
Tief unter uns mit Schwert und Lanze
Auftauchend aus dem Wellenbad
In ihrem festen Marmorkranze,
Umglüht vom Abendsonnenglanze,
Sanct Markus wunderbare Stadt.

Als throne herrschend sie noch immer,
Zum Sieg dem Fluthgott angetraut,
Wob um die Brust sich gold'ger Schimmer
Der reichgeschmückten Meeresbraut;
Es glühen leuchtend ihre Zinnen
Wie damals, als in stolzer Pracht
Und Größe ostwärts sie von hinnen,
Sich Königreiche zu gewinnen,
Entsendet ihrer Flotten Macht.

Wo nur in dieser weiten Runde
Dein forschend Auge fragend weilt,
Kein Raum, der nicht lebend'ge Kunde
Von nie vergeßner That ertheilt;
Kein Ufer aus dem feuchten Spiegel
Hervor sich hebend fern und nah,
Das nicht der Macht erweitert Siegel,
Getragen auf dem starken Flügel
Des kühnbeschwingten Löwen sah.

Von Eraclea's ödem Strande
Bis Malamocco's Wellengrab,
Zieht weithin über Meer und Lande
Thatdenkmalkette sich hinab;
Cotaldo's Ufer darfst du fragen,
Torcello's graue Trümmerwand,
Wo aus der Fluth Paläste ragen
Und Etzels goldnen Siegeswagen
Deckt aufgethürmter Meeressand.

An Chioggia's Küsten kannst du lesen,
Wie dort versenkt im Schooß der Fluth
Der Franken und der Genuesen
Verderbendrohnder Uebermuth;
Des Lido Zunge wird dir melden,
Wie hier vom trauten Heimathherd
Ausziehend sich geschaart die Helden,
Und wie von fernen Ruhmesfelden
Siegprangend sie zurückgekehrt.

Hier musterte auf grünen Matten
Sein Heer Enrico Dandolo,
Gelagert in der Ulme Schatten,
Die einst gepflanzt Orseolo.
Michiell, welcher Tyrus Schätze,
Ziani, der den Ring erstegt,
Der, weitend sich zum goldnen Netze,
Das Meer umspann, das dem Gesetze
Der Dogenstadt fortan sich schmiegt —

Euch Alle sahen diese Küsten,
Von Marcus Banner stolz umweht,
Mit stärkstem Schilde sie zu rüsten
Die Schaaren sammeln zum Gebet;
Wetteifernd dachten eurer Thaten
Die Enkel, wenn des Ruhmes Bahn
Zu würd'ger Pflege eurer Saaten
In kühnem Hoffen sie betraten,
Und Morosini strahlt voran.

Hier aber bricht die Siegeskette —
Der Morosini's Haupt umloht,
Der Glanz ist nur am Sterbebette
Ein hell aufleuchtend Abendroth;
Wie lang' auch noch sein Purpurschimmer
Nachglüht, bevor einbricht die Nacht,
Es hebt in alter Kraft sich nimmer
Venedigs Sonne mehr, für immer
Ist ihre Siegesbahn vollbracht. —

Wenn auf dem Grabe theurer Ahnen
Der Enkel schmerzlich sinnend weilt,
Erinnrung taucht mit Siegesfahnen
Empor und hebt und stählt und heilt.
Den schrecken nicht die bleichen Schatten,
Der ihrer Räthsel gläubig harrt,
Auf immergrünen Lebensmatten
Wird ihm zu freud'gem Bund sich gatten
Vergangenheit und Gegenwart.

Und so auch hebt des Raumes Ferne
Sich auf, wo echte Treue glüht.
Ihr Abendboten, goldne Sterne,
Die still ihr auf am Himmel zieht,
Wie sind wir doch so starker Bande
In eurem Anschaun uns bewußt!
Bringt jezt auch vom Lagunenrande
Dem theuren deutschen Vaterlande
Erinnerungsgruß aus tiefster Brust.

Wenn ihr auf eurem sichern Gange
Bestehn und Wechsel nährt und schafft,
O leuchtet hell noch lange, lange
Dem freud'gen Wachsthum seiner Kraft!
Gönnt in lebendigem Bewegen
Ihm ungeschmälertes Bestehn;
Und sollt' in wilden Wetterschlägen
Es Sturm umziehn: erneuten Segen
Laßt aus dem Sturm hervor ihm gehn!

Es drängt im Weltenmeer der Zeiten
Sich wogend Auf= und Niedergang,
Dort fall'nder Reiche Gradeslänten,
Hier werdender Triumphgesang.
Du sahst so manche Völkerleiche,
So mancher Throne Sturz und Brand
Rings um dich her. — Sey'n dir die Streiche
Der Mordart Warnung, Königseiche,
Geliebtes deutsches Vaterland!

Noch bist du fest in deinem Kerne,
Ob auch manch Einzelzweiglein fiel;
Erzürne nicht des Schicksals Sterne
Durch eitel unheilvolles Spiel!
In's Buch der Zukunft eingeschrieben
Mit Flammenzügen steht die Schrift:
„Es trozt der Mordart schwersten Hieben
Der Stamm, so lang ihm fern geblieben
Der Zwietracht unterhöhlend Gift." —

So sinnend, hör' ich mich umschallen
Vom Ton der Glocken ernst und schwer,
Des Abends dichte Schleier fallen
Weithin schon über Land und Meer;
Und tausendjährige Ruhmeszeugen
Zu Grab getragner Herrlichkeit,
Umziehen mit beredtem Schweigen,
Ein feierlicher Geisterreigen,
Mich Schatten der Vergangenheit.

Du zürnst nicht, wend' ich Frag' um Frage
An dich, du still beredter Chor —
Lebendig Schaun vergangner Tage
Ruf dein Erscheinen mir hervor!
In deinem Auf= und Niederschweben
Verklär' sich, was in Nebel lag,
Erneu' sich fernster Vorzeit Leben,
Aus tiefem Dämmergrunde heben
Gestalten sich! Nacht werde Tag! —

Heinrich Stieglitz.

Napoleone Zebrù.

Von C. Spindler.

(Fortsetzung.)

In den Hörsälen, Kirchen und Palästen, auf öffentlichen Plätzen und in vertrauten Zusammenkünften sprachen

Hohe und Niedere mit derselben Begeisterung von der göttlichen Faustina, welche das Füllhorn ihres Schaffsinns und ihrer Beredtsamkeit über das Athen am Arno ausschüttete. Die Bewunderte war in Begleitung eines alten reichen Mannes eingetroffen, der zwar den italienischen Namen Salverte führte, aber von spanischer Abkunft zu seyn schien und sich für den Vater der gepriesenen Wunderjungfrau ausgab. Es war seltsam, daß Niemand der letztern Angabe Glauben beimessen wollte. Es war so ziemlich ausgemacht, daß Faustina von vornehmerer Herkunft seyn müsse; man ging sogar so weit, ihrem Vater einen Rang unter den Fürsten der Kirche anzuweisen. Für diese Vermuthung war allerdings kein zureichender Grund vorhanden, aber es konnte nicht geleugnet werden, daß Faustina von der Natur die Geschenke eines vielgewandten Geistes und einer unübertrefflichen Schönheit erhalten hatte.

Nun bereitete sie sich dazumal vor, öffentlich die Thesis zu vertheidigen, daß das weibliche Geschlecht dem männlichen in gar keiner Beziehung untergeordnet zu seyn verdiene, und daß ihm sogar in manchen Stücken der Vorzug gebühre. Die kleineren Proben von Talent und Beredsamkeit, die Faustina bereits abgelegt, hatten ihr das Vertrauen aller Florentiner gewonnen. Die Weiber, wie natürlich, sahen in ihr den Morgenstern einer größern politischen Freiheit. Die jungen Männer besangen mit Enthusiasmus Faustinas Schönheit, und verglichen ihre stolze Zunge mit der fabelhaften Heldenwaffe, die alsogleich die Wunden heilte, welche sie tapfer schlug. Die ältern Meister der Künste belächelten zwar die Anmaßungen des kecken Mädchens, aber ihr Lächeln war ein väterliches und drückte neben dem Tadel ein gleiches Maß von Beifall aus. Kurz, die allgemeine Stimmung war von der Art, daß Faustina getrost dem Tage der öffentlichen Disputation entgegensehen und schon im Voraus den Lorbeerkranz flechten durfte, wer immer auch ihr Gegner seyn mochte. — Ein herber und hartnäckiger Gelehrter von Bologna hatte den Handschuh aufgenommen, den die gerüstete Jungfrau dem ganzen Männergeschlechte hingeworfen. Ein junger Grieche von vielem Witz und großer Verschlagenheit hatte sich erboten, dem Italiener in dem Wortgefechte beizustehen. Sonderbarerweise traf es sich, daß kurz vor dem, von allen Florentinern so sehnlich erwarteten Tage der Doktor von Bologna plötzlich erkrankte und der junge Constantin Akalios, dessen Mitkämpfer, erklärte, daß er nicht im Stande seyn werde, die Stelle seines erfahrenen Meisters zu vertreten. Groß war die Bestürzung des neugierigen Volks und der Mißmuth der Anbeter Faustinas. Sie brannten freilich vor Lust und Eifer, ihren Abgott als Ueberwinderin zu begrüßen; dennoch war ihnen unlieb, daß sie die Palme hinwegnehmen sollte, ohne irgend einen Widerstand zu finden, der geeignet gewesen wäre, ihre Verdienste glänzender hervorzuheben. Daher wurde von beiden Seiten nach einem gefälligen Schatten gefoescht, der eines Fechters Figur vorstellen möchte, und bald verbreitete sich das Gerücht, es werde der großen Faustina ein Gegner nicht fehlen. Doch kannte und nannte man denselben nicht, und war also im Zweifel, ob er nicht zu den Dingen gehöre, die nur in der Einbildung existiren.

So erschien der wichtige Tag; die Straßen, die zum Gebäude der platonischen Akademie führten, die der berühmte Marsiglio Ficino gestiftet hatte, und worin die feierliche Disputation gehalten werden sollte, wimmelten von lebhaft sich bewegenden Menschengruppen. Die würdig bereitete Halle war schon mehrere Stunden vor Faustinas Eintritt mit Zuhörern beiderlei Geschlechts überfüllt. Kein Platz war mehr frei, als der für die Rednerin bestimmte, und eine Kanzel, ihr gegenüber, die ihr Widerpart betreten sollte. Ein gewaltiger Jubelruf erscholl, da sich Faustina zeigte, angethan mit allem Schmuck der Jugend und stolzer Reize. Die Anwesenden erdrückten sich beinahe, um der Angebeteten Raum zu machen, kostbare Teppiche und Mäntel unter die Füße zu breiten, Blumen und Bänder zuzuwerfen, und mit erhobenen Händen Beifall zu klatschen. Sie dankte so freundlich, sie neigte so königlich ihr Haupt, sie schien so zarte Worte zu lispeln, daß mit jedem Schritte, den sie vorwärts machte, der Taumel ihrer Bewunderer stieg, und von Vielen sogar schon im Ernst der Vorschlag gemacht wurde, sie ohne weiteres als Siegerin auszurufen, bevor sie noch ein Wort über ihr Thema gesprochen. Aber Faustina selbst weigerte sich eines solchen Triumphs. Mit kühner Zuversicht bestieg sie ihren Rednerstuhl, warf einen fast spöttischen Blick auf den leer gebliebenen Platz ihres Gegners, und begann, nachdem sie die herkömmlichen Begrüßungen und Schmeicheleien mit voller Hand ihren Zuhörern in's Gesicht geworfen, ihren Text rüstig und besonnen abzuhandeln. Ihre Rede war scharf, beißend und unumschränkt herrisch; sie ließ sich nur selten herab, den Gefühl ihrer Zuhörer ein paar gemüthliche Worte als Lockspeise hinzuwerfen. Dagegen floß der Scherz, der Lachen erregende Spott, die kleine, stachlichte und peinigende Bosheit, die der weiblichen Zunge so geläufig ist, von ihrem Munde, so daß recht oft Unterbrechungen stürmischen Beifalls Statt fanden, und die Schlußsätze der Rednerin, in welchen sie alle Kraft und Kühnheit, die ihr zu Gebot standen, vereinigte, einen hinreißenden Eindruck machten. Und nachdem Faustina geendet, entstand ein Tumult der Freude und Bewunderung im weiten Saale, wie er zuvor in Florenz noch nie erhört gewesen, wie er selbst den großen Cosmus von Medicis niemals begleitet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Sittengeschichte der Deutschen.

Privatleben der Fürsten.

Im fünfzehnten Jahrhundert war es doch schon eine große Seltenheit, wenn ein deutscher Fürst nicht lesen und schreiben konnte. Vom hessischen Landgrafen Ludwig (regiert von 1413 — 1458) wird diese Ungelahrtheit als etwas Besonderes angeführt. Weil er nämlich in seiner Jugend „an Libe mager, dorre und jemerlichen" war, so wollte ihm sein Herr Vater „solche Burden nit ufsladen, biß so lange, das er sterker und herter wurde." Als aber sein Körper härter geworden, war wahrscheinlich auch sein Kopf zu hart zum Lernen.

— In der Instruktion, die Herzog Christoph von Würtemberg zur Erziehung seines neunjährigen Prinzen (1563) vorschrieb, heißt es: Sein Trank zu Tisch ist „das gewohnlich Becherlin voller Weins ongemischet." Wollte er mehr trinken, so erhielt er jenen Becher voll gesottenen Wassers. — Alle vierzehn Tage soll er einmal schweißbaden, und zwar vor dem Mittagessen; sonst soll ihm alle acht Tage der Kopf mit der Lauge gewaschen werden. — Ist der Prinz unartig, zänkisch, unflätig, soll ihn der Hofmeister mit Ruthen streichen.

— Aus der Erziehungsvorschrift für Pfalzgraf Friedrich IV, vom Jahr 1582: Der Prinz soll deutsch, lateinisch, griechisch und französisch lernen, und wenigstens die beiden ersten Sprachen rein und zierlich reden können. — Der Cursus ist auf zehen Jahre vertheilt: erstes Jahr, Catechismus und Anfangsgründe der Sprache. 2. Annus Donati. 3. Annus vere grammaticus. 4. Ebenso. 5. Griechisch und Ciceros Episteln, auch Argumente. 6. Dialektik und Rhethorik, Arithmetik. 7) Das vorige, und dazu Physik und Astronomie. 8. Ethik, Cicero, Aristoteles, Plato, Geographie. 9. Repetition des Vorigen und Jurisprudenz nach den Institutionen und dem Corpus juris 10. Historie dazu. — Die Lebensordnung war folgende: Winters wie Sommers geht der Prinz um acht Uhr zu Bett und schläft bis sieben Uhr. Von 8 bis 9½ Unterricht. Um 10 Uhr Mittagessen, während dessen Historien vorgelesen werden. Bis zwei Uhr Spiel und Kurzweil, nämlich: Montags, auf der Tafel spielen, Dienstags das Hühner- und Fuchsspiel, Mittwochs Musik, Donnerstags Armbrustschießen, Freitags Mahlen, Samstags Rechnen, Sonntags Psalmen, Musik. — Von zwei bis vier Unterricht; vor dem Abendessen Spazieren, Fechten, Springen, Ballschlagen, Reiten u. s. w.; um fünf Uhr Abendessen, und hernach wieder Spiel und Leibesübung. Eine halbe Stunde vor acht noch „ein Bißlein Brod und ein Tränklein."

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Juni.

(Fortsetzung.)

Sudeten- und Karpathenkunde.

Ueber diesen Theil der Karpathen selbst macht außerdem der Reisende folgende charakterisirende wenig bekannte Bemerkungen. Die Grauwacke, der älteste Sandstein, nimmt das ganze Gebirgssystem ein und bildet runde massige Koppen ohne hervortretende Felsbildung, von denen lange Rücken oder Kämme ausgehen; daher: Beskiden, von Beskid: Kamm. Die Abhänge sind meist sehr steil, die Berge mit Kiefern, Tannen und Buchen bestanden, und die unbeholzten Stellen zieren reiche Grasmatten. Die Grauwacke ist im Lauf der Zeiten verwittert; auf ihr hat Humus sich gebildet, und die üppige Vegetation darauf verleiht dem Gebirge einen eigenthümlichen Reiz. Die Babia-Gora, Lissa-Hora, Wielki-Magura u. a. sind oben kahl. Urwaldungen, in denen noch nie eine Axt erschallte, sind nicht selten; doch nehmen sie jährlich mehr ab bei dem steigenden Holzbedarf der wachsenden Bevölkerung und bei der Anlegung von Hochöfen, Frischfeuern und Glashütten, sowie bei der Erleichterung der Transportmittel. — Auch der Quell der Oder, fast 2000 F. über der Ostsee, der in den angeführten Lehrbüchern entweder falsch oder unbestimmt, oder mit unrichtiger Namensschreibung angegeben wird, veranlaßt unsern Autopten zu einer Berichtigung. Auf der Grenze des Preraner und Olmützer Kreises in Mähren, kaum eine Viertelstunde von dem Dorfe Koslau (in der Volkssprache: Koisel), sieht man auf einem Wiesenfleck im Walde des Liesen- oder Lieselberges einen hölzernen Tempel, dessen Säulen einen massiven Brunnen einschließen, der durch eine Rinne Abzug hat. Das Amt der Herrschaft Wesseliczko, zu der das Terrain gehört, hat Tempel und Brunnen, wie man sagt, auf Veranlassung von Breslauer Kaufleuten erbauen lassen, die aus Dankbarkeit gegen den Strom, dem sie ihre Reichthümer verdankten, eine hinreichende Summe zur Bedachung seines Quells deponirten. Hier aber entspringt der Oderquell nicht, sondern 125 Schritte entfernt, auf einer Waldfläche des Lieselberges, aus einem kleinen Hügel von Thonschiefer, der in Grauwacke überzugehen scheint, und auf dem eine fünfzigjährige krumme Rothbuche eine kleine Marke bildet, entrinnt südöstlich ein kleiner Quell, den Luy für den wahren Ursprung der Oder zu halten veranlaßt ist. Er hat den längsten Lauf; die später hinzufließenden haben einen weit kürzern. Nach einer Viertelstunde treibt der Oderbach schon die erste Bretmühle, und von da bis Neueigen noch drei andere Mühlen. Der Quellpunkt, auf dem Terrain des Domcapitels zu Olmütz, ist durch ein paar Rasen- und Birkenbänke eingefaßt. — Je seltener Jemand in diesen nordöstlichen interessanten Landstrich sich verirrt, durch den für die Wissenschaft etwas gewonnen wird, um so lieber und rascher entlehne ich diese originalen Mittheilungen jenes ehrenwerthen, gewissenhaften Autopten, die vielleicht der größern Publicität noch lange nicht anheimfallen, als Extract für Ihr weitverbreitetes Organ, um so früh als möglich falschen Abschriften und Ansichten vorzubeugen. Nach Italien zu gehen, ist Jeder schnell entschlossen, der Zeit und Geld genug hat, ohne Scheu selbst vor den Banditen. Mehr trägt man sie vor den Enaksöhnen der unwirthlichen Beskiden, von den schlesischen Herzögen einst das Heiduckenland genannt, und wir kennen dessen Urwälder vielleicht nicht viel besser als die nordamerikanischen. Ist doch das nahe reizende schlesisch-mährische Gebirge im Ganzen noch wenig genug bekannt, und doch so reich an nordischer Großartigkeit und Eigenthümlichkeit. Ich erwähne nur der üppigen Vegetation bei weit kälterer Temperatur als im Riesengebirge, da der sogenannte polnische Wind, durch lange Ebenen streichend, hier erst aufgehalten wird, und die Hauptrücken vor Johannis selten vom Schnee frei werden, der in den Schluchten der Nordseite oft das ganze Jahr hindurch liegen bleibt. Man sieht dabei ganze abgestorbene Wälder, deren Wurzeln im Schnee verfaulten, oder zu dem Schluß führen, daß die Temperatur auf diesen Bergen allmählig niedriger geworden. Laublos, silbergrau stehen die Riesenstämme in unheimlichem Schweigen da, und der Wanderer meint einen Geisterwald zu erblicken.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 158.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 3. Juli 1839.

— He is the master,
That teached tricks eleven and twenty long,
To tame a wife and charm her chattering tongue.
Shakespeare.

Napoleone Zebrù.

Von C. Spindler.

(Fortsetzung.)

Die Verwirrung war so allgemein, daß beinahe Niemand den Jüngling bemerkte, der so dreist war, die feindliche Tribüne zu besteigen und seine Waffen zu schärfen, während seine Gegnerin vergöttert wurde. Erst nachdem ein paar alte und griesgrämische Lehrer an das eherne Becken geschlagen hatten, das in des Saales Mitte stand, trat die Stille wieder ein und aller Augen maßen mit Verwunderung den verwegenen Defensor männlicher Rechte, der sich unterstand, der schönen Zauberin und dem wonnetrunkenen Volke Trotz zu bieten. Seine Züge waren einem Jeden fremd, aber zugleich unangenehm für Jeden. Sein Antlitz, wenn gleich jugendlich, doch aller Jugendrosen baar, erschien in der Spannung, welche darüber verbreitet war, recht häßlich. Schwarzes plattes Haar hing ungefällig über die hohe breite Stirn, zu welcher das magere Gesicht wenig paßte. Des Jünglings Augen waren groß und dunkel, aber matt und scheu; sein Mund schien weit genug, um viele Juwelen der Beredtsamkeit über die blassen Lippen unter's Volk zu schütteln; aber die Zuschauer versprachen sich nichts Großes von den Schätzen des Unbekannten. — Sie lachten ihn nicht gar bescheiden aus, sie flüsterten sich in die Ohren, Aesop sey eine Schönheit gewesen, verglichen mit dem schwächlichen Schüler dort oben im schwarzen Talare, der seine weißen und hageren Hände allzusehr in's Licht stellte, wenn er auch des Schülers verschobenen Wuchs nicht ganz zu verbergen im Stande war. — Faustina sogar, die selten dem Ernst und Adel ihres Benehmens untreu wurde, konnte sich nicht enthalten, ihren Feind mitleidig zu belächeln und die Damen, welche sie umgaben, zu fragen: „Wer in's Himmels Namen ist das schwarze Ungeheuer und welchem Grabe ist es entstiegen? denn wahrlich, es lebt nicht und keine warme Ader schlägt in ihm."

Da öffnete, als hätte er gehört, was die Jungfrau im Uebermuth gesprochen, der Gegner den großen Mund, zeigte zwei hübsche Reihen blanker Perlzähne und redete sodann auch Perlen, die bald so dicht fielen, daß alles Volk, todtenstill geworden, Ohr und Verstand anstrengte, um nicht eines von den freigebig geschenkten Kleinodien zu verlieren. Nach und nach belebte sich das Gesicht des Redners, seine Augen glänzten, strahlten, flammten, während seine Zunge mit vernichtender Entrüstung die Behauptungen Faustina's, eine nach der andern, zu Boden donnerte. Alle Philosophen, Geschichtschreiber und Dichter, die irgend etwas von der Schwäche und Falschheit des

weiblichen Geschlechts gelehrt, berichtet und gesungen, wurden nach der Reihe von dem stürmischen Kämpfer für Männerrechte angeführt. Die gaffende und horchende Menge staunte über die Belesenheit und das Gedächtniß des Jünglings, der seinem Alter und der Unerfahrenheit desselben zum Trotz, eine so rauhe Sprache gegen ein Geschlecht führte, dem die Jugend gemeiniglich so gerne huldigt. — Als endlich der Redner, seine lezten Kräfte, wie Faustina gethan, auf den Schluß seines Vortrags versparend, mit den glänzendsten Farben die Tugenden des Mannes schilderte, die Stärke, die Tapferkeit, die Gerechtigkeit und die Milde, welche da verzeiht im Bewußtseyn der Kraft, wie der großmüthige Löwe seine schwachen Feinde verschont, da schien der schmächtige Jüngling, trotz seiner Häßlichkeit, einem Apoll zu gleichen, und die Sympathie, die er in jeder männlichen, wie in mancher weiblichen Brust erregte, brach unverholen aus.

Die Wenigen, die murrten oder zischten, wurden gellend überstimmt: Faustina's Sache war verloren. Die Jungfrau selbst, unfähig, nur ein Wort der Widerlegung zu stammeln, überwältigt von Zorn, Scham und einem dunkeln Gefühl, das räthselhaft zwar, aber entwaffnend, ihr Herz zusammenschnürte, verließ erblassend, zitternd sogar, ihren Platz und eilte, von den ihr Treugebliebenen umringt, aus dem Saale. — Den Sieger erschütterte die Niederlage der Gegnerin. Geblendet von seinem Glücke, das er nicht so vollständig zu erringen gehofft, fügte er seiner Rede nur noch einige, seine Kühnheit entschuldigende Worte bei, und schwieg dann plötzlich. Mit seiner Aufregung wechselte nun die Erschöpfung, seine Blicke verloren das zauberische Feuer, von dem sie gestrahlt, und starrten, als verfolgten sie eine überirdische Erscheinung, nach der Thüre, die sich hinter Faustina geschlossen hatte.

Mit Ungestüm wirbelte dagegen von allen Seiten die Frage auf: „Wer war der Ueberwinder der göttlichen Faustina?" Und von der Höhe des Rednerstuhls, den der Bescheidene verlassen, verkündigte die Stimme des ältesten Professors den Namen: „Napoleone Zebeü, des Grafen Hettore Finasco-Zebrü einziger Sohn und Erbe."

Eine seltsame Bildungsgeschichte des jungen Napoleone flog bald von Mund zu Munde. — Unter den Augen seines Vaters war er im einsamen Gebirge aufgewachsen, aller Frauenpflege entbehrend, und geschulmeistert von rauhen Männern. Hettore hatte es darauf angelegt, um den geliebten Sprößling nur solche Diener und Lehrer zu versammeln, die mit der schönern Hälfte des Menschengeschlechts durchaus zerfallen waren. Da nun er selbst, der Vater und Meister der Erziehung, den Weiberhaß zur Aufgabe seines Lebensrestes gemacht hatte, so war nicht zu verwundern, daß dem jungen Zebrü alle weiblichen Geschöpfe wie fabelhafte Ungeheuer erschienen, die er höchstens nur von Ferne sah und deren Annäherung er floh wie die der Schlangen.

(Fortsetzung folgt.)

Der älteste Staatskalender.

Wie Alles in der Welt, so hat auch das Fach der Staats- und Adreßkalender seinen Geschichtschreiber gefunden, freilich, wie fast immer, erst zur Zeit, wo die in diesen komisch ernsthaften Büchern aufgeführte irdische Herrlichkeit auf dem Sprung stand, den besten Theil ihrer Poesie einzubüßen. Schwarzkopf gab seine gelehrte Schrift über Staats- und Adreßkalender zu Berlin im Jahr 1792 heraus. Bei allem Fleiße sind diesem Forscher bedeutende Umstände verborgen geblieben. So behauptet er, Frankreich sey das Vaterland dieser Kalender, und der Pariser Buchhändler Houry habe i. J. 1679 zuerst den guten Einfall gehabt, seinen Almanach mit dergleichen statistischen Zusätzen zu bereichern. Aber Beides ist falsch; wie oft schon ist der unpartheiische Historiker, wenn er eine Erscheinung rückwärts verfolgte, auf eine deutsche Idee als die Quelle derselben gestoßen; die Fremden hatten sich der Erfindung bemächtigt, sie handgerecht zugerichtet, und der Deutsche erkannte im Modeartikel, den er dem Ausland entlehnte, sein eigenes Werk nicht wieder. So ging es auch hier: schon i. J. 1518 gerieth einer auf dem Reichstage zu Augsburg auf den feinen Gedanken, Hof und Canzlei Sr. kaiserlichen Majestät und der Reichsfürsten in eine Uebersicht zu bringen. Das Buch führt den allerdings nicht richtig gewählten Titel: Nicol. Mamerani Catalogus Nobilium aulicorum ac Ducum exercitus Caroli V. Coloniae 1550.

Nach Anleitung dieses ersten Staatskalenders mustern wir flüchtig das Hoflager des prächtigen Herrn, in dessen Staaten die Sonne nicht unterging. Die Vergleichung mit den jüngsten Produkten dieser Hofliteratur gibt Stoff zu Betrachtungen mancherlei Art.

Mit ihrer vollen Titulatur werden aufgeführt 1. Kaiser Karl V., sein Bruder Ferdinand, die Statthalterin der Niederlande Maria und der Erzherzog Maximilian. — 2. Die geistlichen, und hinter ihnen die weltlichen Kurfürsten. — 3. Die Fürsten Erzbischöfe des Reichs. — 4. Die gefürsteten und nicht gefürsteten Bischöfe, dreizehn an der Zahl, denn auch der Wiener Bischof Nauser wird dazu gerechnet. — In der fünften Rangordnung erscheinen die Aebte und Prälaten, und den Beschluß machen die weltlichen Reichsfürsten, nebst den Reichsgrafen, und darunter auch einige Fremde, die sich damals in Augsburg aufhielten, namentlich der Her-

von Tunis, Muley, den sein grausamer Sohn vom Thron gestoßen und hatte blenden lassen.

Nun kommt die eigentliche Hofdienerschaft: familia totius aulae caesareae. Den Zug eröffnet der Clerus der beiden Hofkapellen, wozu auch die Kirchenmusiker gezählt werden. Beichtvater Karls V. ist der Predigermönch Peter von Soto. Erst nach der Geistlichkeit kommt der geheime Staatsrath, an der Spitze Nic. Perrenot a Granvella. Unter den übrigen Räthen glänzt Georg Sigmund Seld, später als Reichsvicekanzler unter drei Kaisern berühmt. Den Räthen nachgesezt sind die kaiserlichen Statthalter in Arragonien, Sicilien u. s. w. Der Geheimschreiber werden nur vier aufgeführt, unter ihnen Johann Obernburger, rerum germanicarum et latinarum secretarius. — Unter der Rubrik Justitia findet man auch den Oberkriegsschultheiß beim Heere unter Albas Befehl; es war, was zu wundern ist, ein Deutscher, Namens Zinner. — Hofschazmeister war ein Spanier, Alfonso von Baeza, und Hofoberpostmeister Johann Zapata, als Stellvertreter Raimundts von Taris.

Unter Cubiculum werden alle Hofdiener aufgeführt, die wir gewöhnlich unter Oberkammerherrn-, Hofmarschall- und Stallmeisterstab begreifen. An Karls Hoflager waren nicht weniger als neun Aerzte und Wundärzte, unter ihnen kein einziger Deutscher, was doch auffallend ist. — Zu den adjutores Cubiculi werden auch gerechnet Magister Muchet, Barbier, und Cornelius de Lituania, pigmaeus, der Hofzwerg. Auch die Namen der Hofkünstler und Hofhandwerker, Schneider, Schuster, Kürschner 2c. sind keineswegs vergessen; selbst der Fechtdegenputzer (ensium raperorum purgator et fuginarius) wird aufgeführt. — Der Thürhüter kommen nicht weniger als fünferlei vor; darunter auch Janitores cathenarii; diese, wird gesagt, heißen so „de cathena, vom Schloß, das sie an das äußere Palastthor legen, damit Pferde und Esel nicht hereinkommen.“ Demnach müssen diese Thiere ziemlich freien Wandel um das kaiserliche Hoflager gehabt haben.

Mit gleicher kleinlicher Sorgfalt verzeichnet Mamerans sofort die Namen der Kammerherrn, Hoffouriere, Apotheker, Mund- und Leibköche, Pastetenbäcker, Silberkämmerer, Edel- und Leibknaben, Laufer, Jäger, Herolde, Hofmaler u. s. w. Karl hatte vier Hofapotheker; seine vielen Köche waren lauter Franzosen oder Niederländer. Unter der Schaar von Edelknaben kommen nur zwei Deutsche vor: ein Graf von Solms und einer von Pappenheim, und, was unerwartet ist, ein Schweizer Patricier, de Watteville. — Erst jezt folgen die fremden Gesandten mit ihrem Gefolge.

Der Hof- und Canzleistaat des römischen Königs Ferdinand war auch sehr bedeutend. So werden sechs hochadeliche Mundschenken (pocillatores) genannt, und drei Obervorschneider (praecisores), worunter zwei Grafen. — Zum Beschluß dieser Hauptabtheilung folgt der Hofstaat der Königin Maria von Ungarn und Böhmen und der des Erzherzogs Maximilian. Auch des leztern Aerzte und Wundärzte waren Spanier oder Italiener, Joh. Betta, Ant. Quadro 2c.

Eine ähnliche, doch weit kürzere Uebersicht gibt Mameran hierauf von der Dienerschaft der geistlichen und weltlichen Reichsstände. Er beschränkt sich auf ihre Canzleiräthe, Hofleute und Edelknaben, und nur zweimal führt er auch die Hofnarren auf. Der Edelknaben waren z. B. am Pfälzer Hofe 15, am Mainzer 11, am trierschen und sächsischen aber nur 5. Bei Hessen wird sogar der weibliche Hofstaat angezeigt: matronae et puellae nobiles, fünf an der Zahl. Unerwartet ist es, das Gefolge des Dey von Tunis verzeichnet zu finden: 8 nobiles mauri, und 7 christiani in ejus familia. — Das Verzeichniß der zum Reichstag Bevollmächtigten füllt 22 Seiten. Cöln hatte 5 Gesandte abgeordnet, Straßburg und Frankfurt 4, sogar das arme Ravensburg 3.

Zum Beschluß wird ein Punkt berührt, über den die modernen Staatshandbücher das tiefste Stillschweigen beobachten: Mameran zählt die damaligen Fürsten auf, welche sich um die Literatur verdient gemacht. Es sind fast lauter geistliche; von den weltlichen heißt es, man finde darunter perpaucos admodum eruditos. Nur König Ferdinand wird höchlich gepriesen. Außer dem Lateinischen spreche dieser Fürst noch sieben Sprachen ganz fertig: deutsch, italienisch, spanisch, französisch, ungarisch, böhmisch und slawonisch.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Industrieausstellung und Industrieritter.

Die für die gegenwärtige Industrie eigentlich charakteristischen Parthien der diesmaligen Industrieausstellung sind einmal die sehr zahlreichen, theils auf Dampf, theils auf Wasser- oder auch Menschenkraft berechneten Maschinen aller Art, welche im großen Lokal einen sehr bedeutenden Raum einnehmen, und dann die vielen Präparate aus Erdharz. Zehn bis zwölf Fabrikanten haben ihre Asphalte ausgestellt; einige haben künstliche Mosaik, andere Muster von Straßenpflaster, und noch andere sogar Statuen und Basreliefs aus Asphalt verfertigt. Andere Theile der Ausstellung dienen bloß dazu, einen Begriff von den Forderungen des Luxus zu geben; da sieht man Billards mit vergoldeten und schön lakirten Rändern und Stützen, Pianos, deren Aeußeres viermal so viel werth ist als ihr Inneres, gewaltig krumme, verdrehte Gefäße und Hausgeschirre von Silber und Gold und dergleichen, woran man viel zu sehen, aber nichts zu

lernen findet, als daß es Leute gibt, denen solche Sachen behagen, weil sie ein fremdartiges Ansehen haben und viel kosten. Die kleinen Tageblätter haben sich mit Recht über einige dieser kostbaren Tändeleien lustig gemacht, z. B. über ein Billard, dessen Verfertiger den sonderbaren Einfall hatte, in den Stützen Wassergläser mit rothen Fischen anzubringen, so wie über die sogenannten cordons acoustiques, kleine Röhren, die statt der Klingelschnüre angebracht sind, und vermittelst welcher der im Zimmer befindliche Herr im Stande seyn soll, dem Bedienten oder dem Kellner seinen Willen zu erkennen zu geben, also eigentliche Sprachschnüre, die in einem Gasthause, wo ihrer zuweilen zehn oder zwölf beisammen sind, eine furchtbare Sprachverwirrung hervorbringen und sich äußerst ergötzlich für den Beobachter ausnehmen würden. Dergleichen abgeschmacktes Zeug, sowie eine Menge gelehrter Namen für unbedeutende Erfindungen oder angebliche Verbesserungen gibt es in Menge, und sie erscheinen neben den wahrhaft schönen und nützlichen Dingen höchst lächerlich. Die kleinen Theater haben ebenfalls nicht ermangelt, dergleichen anmaßende Erfinder in lustigen Vaudevilles durchzuhecheln, was um so zweckmäßiger ist, da so manche dieser Erfinder in vielversprechenden Ankündigungen das Publikum täuschen, Aktien an den Mann bringen, und außer dem Prospektus oder der prunkenden Anzeige nichts weiter zu Tage fördern. Einige leichtgläubige Gimpel lassen sich fast immer dadurch fangen, und gewöhnlich erfährt das Publikum erst durch die aus der Unternehmung entstandenen Prozesse, daß es abermals hintergangen worden ist, oder, was auch häufig der Fall ist, der Unternehmer wird auf Kosten seiner Gläubiger in die Schuldnerhaft gebracht, wo eine Menge von Glücksrittern zusammen leben, die sich durch die Leichtgläubigkeit des Publikums bereichern wollten. Unter andern sonderbaren Unternehmungen ist eine in's Leben getreten, welche den Zweck hat, eine Assekuranz gegen den Verlust von Prozessen zu stiften. Die Unternehmer setzen nämlich voraus, daß es Leute gibt, welche viele Prozesse haben, wovon sie einige verlieren werden, andere gewinnen. Diesen Leuten nun wollen sie den aus dem Verlieren erwachsenden Schaden ersparen und dieselben vor allem Verlust sichern. Allein leider hat die Anstalt gleich anfangs gegen ihre eigenen Theilnehmer Prozeß führen müssen. Komisch wäre es, wenn nun über die Frage, ob die Aktionäre auch gegen diesen Prozeß assekurirt sind, ein neuer Prozeß entstände. Auf jeden Fall scheinen die Theilnehmer an der Anstalt gegen allen Verlust gesichert; denn gewinnen sie, so ist es gut, verlieren sie aber den Prozeß, so muß kraft der Statuten die Anstalt sie gegen allen Verlust schützen. Wer also Freude am Prozeßführen findet, und solche Menschen gibt es, der muß an dieser Anstalt Theil nehmen, denn hier kann er nach Herzenslust seiner Neigung fröhnen. Indessen sind die Erfinder der Unternehmung doch auch nicht dumm gewesen; denn sie haben in die Statuten einen Paragraphen eingeschaltet, wornach es ihnen freistehen soll, einen Prozeß nicht aufzunehmen und fortzuführen; woraus denn ihre Arglist hervorgeht, denn offenbar war ihr Zweck, nur gute Prozesse zu führen, bei denen etwas zu gewinnen ist, weßhalb auch bereits die Statuten, als betrügerisch, vor Gericht angegriffen worden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Breslau, Juni.

(Schluß.)

L i t e r a t u r.

Lutz fand am hohen Fall, unsern Freiwaldau und dem vielgerühmten Gräfenberg, oberhalb Thomasdorf, eine der herrlichsten Naturscenen dieses Gebirgstheils, umwuchert von einem fast tropischen Pflanzenwuchs in ungeheuerm Farrnkraut und einer Art Lattich (tussilago petasites, Pestwurzel, und cacalia albifrons, Gebirgspestwurzel), mit hohen Stielen und breiten Blättern. Wir haben sehr viel schlechte Romane, aber sehr wenig gute Reisebücher über sehr interessante Landstriche. Die Originalspeculationen der Buchhändler gleichen immer mehr weißen Sperlingen; und welche Reisebilder, welch verdienstliches Werk in wissenschaftlicher Hinsicht würde allein das Gesenke gewähren, wenn der rechte Mann es durchwanderte, besonders da das Gräfenberger Panchrestum die Blicke von beinahe ganz Europa jezt nach diesen stillen, reizenden Höhen zieht, über die unsere Literatur so arm ist. Das werthvolle Werk unter dem Titel: „das Oppaland,“ von Professor Ens in Troppau 1837 herausgegeben, wie wir uns eines solchen für preußisch Schlesien kaum rühmen können, wäre eine treffliche Grundlage zu weiterer Ausbeute.

Da ich einmal von der L i t e r a t u r spreche, erwähne ich eines unglücklichen Gedanken, den der rüstige Appun in Bunzlau für seinen Verlag hatte, nämlich: eine neue Ausgabe der Werke von Martin Opitz zu veranstalten. Lassen wir die Todten ruhen; wir haben genug zu thun, uns mit der wirren, ungesättigten, wie wildes Fleisch heraustreibenden Poesie der Gegenwart zu verständigen. Wann wird man endlich anfangen, dieser Gegenwart in allen Beziehungen ihr Recht widerfahren zu lassen? Das Leben soll aber doch mehr seyn, als ein bloßes anatomisches Theater der Vergangenheit, ob wir dessen auch immerhin als Lehrmittel stets bedürfen mögen. Martin Opitz hat den Besten seiner Zeit genug gethan, und daher — wie Schiller sagt — gelebt für alle Zeiten. Der Gedanke, das unermeßliche Reich des Dichters, bleibt dasselbe, eine ewige Republik; aber das geflügelte Werkzeug des Gedankens, das Wort, ändert sich, oder was hier gleichbedeutend, die Form. Der Genius jenes gekrönten Dichters Opitz begnüge sich mit dem Ruhme, unserer heutigen Geistessaat für immer einen Fruchtboden geschaffen zu haben; sein Wort aber ist todt, wie er selbst, und in seinen Werken will man den Dichter doch ganz haben, mit Geist und Wort. — Wir beschäftigen uns bisweilen in Schlesien gern mit l e z t e n R i t t e r n. So schrieb ich Ihnen voriges Jahr von einem lezten Dragoner Friedrichs des Großen, der aus Polen nach Breslau kam und hier starb. Es erschien eine Broschüre über ihn, und die betreffenden Lieder des talentvollen Componisten Tauwitz zauberten wie fernes Echo die alte Zeit des Fritz wieder her. Jezt glaubten wir schon wieder glücklich den lezten Husaren des großen Königs aufgefunden zu haben, den im Dorfe Jätschau bei Glogau lebenden Johann Pietsch, der bis zur Schlacht bei Leuthen den siebenjährigen Krieg im österreichischen Heere, sodann im preußischen mitmachte, und am ersten April dieses Jahrs seinen hundertsten Geburtstag beging. Nun kommt aber die Berliner Spener'sche Zeitung und verderbt uns die Freude, indem sie einen Husaren des Regiments Zieten, Heinrich Behrens, in Wolfenbüttel nachweist, der noch um ein Jahr drei Monate älter ist als unser schlesischer Pietsch. Sie fügt noch die Bemerkung hinzu, es möchten aus Friedrichs Regierungsperiode bis 1786 wohl noch mehrere Husaren vorhanden seyn, insofern man unter ihnen nicht gerade auf die Combattanten des siebenjährigen Kriegs sich piquirt habe.

J. Kr.

Beilage: Literaturblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 159.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 4. Juli 1839.

Die Werke, die der Meister hinterlassen,
Sie sind die Urne, deren Marmorwände
Des Dichters Geist, nicht seinen Staub umfassen;
Mit scheuer Liebe nehmt sie in die Hände,
Um nimmer sie von Herz und Mund zu lassen.

v. Feuchtersleben.

Ein paar Steine zu Jean Pauls Monument,

herzugetragen von Frauenhand.

Am Abendhimmel des achtzehnten Jahrhunderts stiegen drei Sonnen empor, die das neunzehnte und wohl noch manches spätere durchglänzen werden, und über den vielen freundlichhellen Lichtern und Lichtchen der Planeten und Trabanten, welche an Deutschlands literarischem Horizonte kreisen, als strahlende Fixsterne stehen. Wem Gefühl für das Schöne, Erhabene, Heilige geworden, der schaut mit liebender Verehrung zu dem klaren, warmen Sonnenauge unseres Schiller empor; wer Geist und Sinn an einer wunderreichen Strahlenbrechung ergötzen will, der heftet seinen Blick bewundernd auf das, in allen Farben prangende Gestirn der Goethe'schen Muse. Das gebildete Deutschland theilt sich in zwei Hemisphären, auf denen eine der beiden Sonnen ausschließlich herrscht und mit fast indischer Pietät verehrt wird. Der dritten Sonne, die zwischen ihnen steht, ward bis jezt kein weites Festland für ihre Altäre; den Inseln der Südsee gleich ist ihr Gebiet, klein, vereinzelt, aber ganz von ihr durchglüht; in ihm gibt's keine kalte Region, kaum eine gemäßigte. Jean Paul hat ungleich weniger Leser als Schiller und Goethe, aber dafür auch eben so viel innige Verehrer als Leser. Seine scharfkantige Originalität zwingt Jeden, der seine Bekanntschaft sucht, ihn gleich beim ersten Begegnen zu lieben, oder für immer zu fliehen.

Diese leztere Partie ergreifen alle Freunde leichter Lektüre, die ein Buch zur Hand nehmen, um entweder geistig auszuruhen, wenn sie das niederdrückende Joch des Broddienstes einmal auf kurze Zeit von den müden Schultern geworfen, oder um die, von Aktenstaub getrübten Augen in erquicklicher Siesta zu stärken, und die dann nicht viel mehr vom Kopf des Autors verlangen, als was jeder Mohnkopf zu geben vermag. Geschäftsmenschen der Art, die in Schreib- und Rechenstuben den Stein des Sisyphus vom Morgen bis zum Abend wälzen, denen die Zahlen zahlloser Rechnungen den Kopf wüst gemacht und das Herz vertrocknet haben, daß es nicht, der Rose von Jericho gleich, die verschrumpften Blätter auseinanderzurollen vermag, wenn der castalische Quell es erweichend umspült — diese werden schwerlich Leser und, was Ein's ist, Verehrer Jean Pauls. Ebensowenig wird es das Tagfaltergeschlecht der Petitmaitres, für deren Saugrüsselchen dieser König der Nacht, Cactus grandiflorus, unnahbar ist; auch nicht jene lesedurstige Schaar der Frauen und Mädchen, welche, wie der Malstrom, alle Romane und Novellen, die in ihr Bereich zu ziehen sind, spurlos verschlingt. Ihnen Allen bleibt dieser Jean Paul eine terra incognita, an der sie nicht landen,

eine Aetherbahn, auf der sie, wie auf der Milchstraße — die Nebel scheint, aber ein fluthendes Sonnenmeer ist — nicht fußen können. Im Ocean seiner Gedanken drohen die ihrigen unterzugehen, an diesem Fels der Satire scheitert ihr Witz. Die Tiefe seiner Gemüthswelt wird ihnen zum Schwindel erregenden Abgrund, seine philosophischen Forschungen in den Räthseln unsers Seyns und Werdens zum Labyrinth, von dem sie zagend die Blicke wenden; sie immer legen sie das gefährliche Buch bei Seite, und der Name Jean Paul wird ihnen synonym mit Verworrenheit, Dunkel, Schwülstigkeit und verkünsteltem Phrasenbau. Laut und im Tone der Unfehlbarkeit sprechen sie das Anathema der Unverständlichkeit über diesen, für Pygmäenarme unerfaßlichen Riesengeist aus; keck und — weil ihre Stimmen zahlreich und stark — leider nicht ohne Erfolg, setzen sie es preisenden Autoritäten entgegen. Vermögen auch die Staubwolken, die sie aufwerfen, nicht diese Sonne zu verdunkeln — so wenig als die Steinkohlenatmosphäre Londons das weltdurchstrahlende Licht des Himmels — so hält doch jene unberufene Schaar so manche begabtere und zarter besaitete, doch nur zu bescheidene Seele ab, sich ihm zu nahen; und an diesen versündigen sich jene schwer und berauben sie unersetzlich. — Gern geb' ich zu, daß nur wenige Geister diesem Gedankenfürsten ebenbürtig genug sind, um ihm überall hin zu folgen; doch jedes tiefere Gemüth kann mit seinen Fühlfäden ihn erfassen: er mag sich ergehen im endlosen Tempel der Natur, oder sich zur Gottheit erheben auf einer Leiter, deren Stufen Welten sind, oder herabsteigen in die Tiefen der Menschenbrust, die uns selbst noch ein inneres Afrika sind, mit Hochgebirgen und Wüsten, mit Palmen- und Lianenwäldern, voll nie erschauter Wunderblumen, aus deren geheimnißvollen Kelchen Düfte steigen, die, vom innern Sinn aufgesogen, unsere Seele in Sehnsucht berauschen.

Könnt' ich doch allen, die unter dem flachen, abgegriffenen Gepräge den tiefern Gehalt des Lebens ahnen, deren vertrauendes Herz durch Täuschungen verarmte und einsam ward im Gewühl, allen, die dürstend auf den sich jagenden, überholenden, verschlingenden Meereswogen der theologischen Dogmen, des Sektenwesens, des Un- oder Aberglaubens, sich sehnen nach dem unverfälschten Labetrunk, dem süßen, reinen Quell der Religion; kurz allen, die im Fühlen, Denken, Wollen und Bedürfen Klarheit suchen — könnt' ich ihnen Jean Pauls Werke als Ariadnefaden in die Hände legen! Gewiß, er würde sie aus dem Labyrinthe verwirrender und verwirrter Ideen und Verhältnisse auf einen höhern Standpunkt zur Freiheit, zur Wahrheit, zum Lichte führen. — Wohl wird dem Blick, eh' ihn längerer Umgang mit dem Polyhistor geschärft, manches seiner Bilder entgehen; aber was thut dies bei dem unerschöpflichen Reichthum seiner Metaphern, Reflexionen und Sentenzen, die wie goldene Auen das mäandrisch gezogene Silberband seiner Erzählung umschließen? Oder wollte man Dresdens grünes Gewölbe darum nicht besuchen, weil sein Juwelenreichthum uns nicht gestattet, das Wasser jedes einzelnen Diamanten zu prüfen? seiner Gemäldegalerie vorübergehen, weil unter der Masse von Kunstwerken eines oder das andere für die genauere Anschauung zu hoch oder nicht in's rechte Licht gestellt ist? — Der **Humor**, der im Schatten unserer ernsten Eichen und düstern Tannen nur kümmerlich gedeiht und fast so selten wie die Agave blüht, findet in Jean Paul heimischen Boden und wird zu einem semper florens, voll prangender Blumen. Er hat den Deutschen dies funkelnde Juwel, das den Britten zum ausschließlichen Nationalgut, als Schadloshaltung für ihr Nationalübel, den Spleen, verliehen schien, geschenkt, und hat so die, mit Metallblättchen von Uebersetzungen verdeckte Lücke in der Strahlenkrone unserer Literatur ausgefüllt. Jean Pauls Humor hat den, für uns Frauen zumal, großen Vorzug vor dem der englischen Dichter, daß er höchstens nur unser Schicklichkeitsgefühl, nie aber das der Sittlichkeit verletzt, und daß der edle Kern für das Berühren der rauhen Schaale entschädigt; denn er nimmt die Maske des Polichinell nur, um Thorheit und Laster zu geißeln, oder ihnen — das Maskenrecht brauchend — die gestohlene, verführerische Larve der Weisheit und Tugend zu entreißen und voll innern Grimms mit der Pritsche drauf und drein zu schlagen, wo Dummheit sich brüstet oder Bosheit lauert. — Seine **Satire**, wie leicht söhnt sie selbst uns Frauen, die wir sie in der Regel nicht lieben, mit sich aus! Sprießen ja doch ihre Stacheln nicht im kalten Kopfe, sondern im warmen Herzen: sie sind die Dornen an der Rose, welche das Schöne und Edle beschirmen, während bitterer, gemüthloser Spott die Distel ist, die den Fuß des arglosen Wanderers verwundet, aber ihn auch auf die Dürftigkeit der Steppe aufmerksam macht, die sie zeugte. Jean Pauls Satire ist das Produkt der Menschenliebe und tugendhafter Entrüstung, diese dagegen der Menschenverachtung und Selbstüberschätzung.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleone Zebrù.

Von C. Spindler.

(Fortsetzung.)

Da der alte Graf zum Sterben kam, sprach er zu seinem Sohn, der eben die Blüthe der Jahre erreicht hatte, mit fester und männlicher Stimme: „Ich werde dich verlassen, mein geliebter Sohn und Erbe; das

allgemeine Schicksal der Menschen will sich auch an mir erfüllen. Der Tod, der mich auf dem Schlachtfelde nicht fing, fischt mich jezt mit aller Bequemlichkeit aus meinem Bette in sein Netz. Immerhin! ich stehe gesättigt von dem Gastmahle dieser Erde auf; die ewige Ruhe ist süß nach männlichen Thaten und nach den tausend Leiden, die den Sterblichen beschieden sind. Mein Name wird mich überleben; du wirst ihn führen und bei Ehren erhalten. Du hast von den weisen Lehrern, die ich dir gegeben, viel gelernt; die Welt und die Erfahrung werden das Siegel auf mein Meisterstück drücken. Deine Hand ist zu schwach, das Schwert zu führen, wie ich gethan; doch ist dein Kopf weit und wohlgebildet genug, um die köstlichsten Wissenschaften des Weltalls zu fassen. — Fürwahr, die Zeit ist gekommen, in welcher der menschliche Geist triumphiren wird über die rohen Waffen des Menschen. Du wirst, wie ich hoffe, nicht der Lezte in diesem Triumphzuge seyn; aber je kostbarer deine Gaben und je redlicher dein Wille, um so inbrünstiger muß ich dich bitten, die Würde und den Adel deiner Seele zu bewahren und das glückliche Schiff deines Lebens nicht an der Klippe zu zerscheilen, wo die Sirenen sitzen, brütend über dem Untergang jedes Biedermanns. Verschließe deine Augen vor dem Blendwerke ihrer Reize, verstopfe dein Ohr, wie Odysseus, vor ihren Gesängen. Das trügerische Geschlecht ist gut genug, den Trieben des gewöhnlichen Menschenpöbels zu schmeicheln; die Bessern unsers Geschlechts sind dagegen viel zu gut, um in den Stricken der Weiber zu verkümmern. Wehre dich für deine Freiheit, und um den Sieg leichter zu machen, fliehe die Gefahr. Du wirst nicht tapfer seyn, aber klug; sie werden dich einen Sonderling schelten, aber dich zugleich bewundern und beneiden. Was hättest du zu hoffen in der Fehde der Liebe und der Ehe? Nimm ein Beispiel an mir. Man hat mein gutes Aussehen gepriesen, meinen Jugendglanz beneidet und meine Höflichkeit gegen die Damen gelobt. Dennoch bin ich stets betrogen worden. Welches würde dein Loos seyn? Befrage aufrichtig und ohne Selbsttäuschung deinen Spiegel, und antworte mir. Hoffe auch nicht, wie ich thörichterweise gethan, in der Verbindung mit einer Häßlichen dein Glück zu finden. Deine Mutter hat ihre Ehre rein von jedem Tadel erhalten — Gott weiß, daß sie nicht anders konnte! — aber wenn sie mich nicht zu Tode gepeinigt hat mit ihrer Grillen Uebermuth und der satanischen Zanksucht, welche ihr inwohnte, so war nur daran Schuld, daß sie selber früher als ich die große Reise antreten mußte. Ihr Herz war Galle, die Beweise ihrer Zuneigung selbst waren Pein und Qualen. Sie hat mir einen Sohn geschenkt, wahr ist's; doch erschrack ich, als die Amme mir nicht mein Ebenbild, sondern dasjenige deiner Mutter in die Arme legte. Ich will dich nicht betrüben, mein liebes Kind; du bist hinlänglich weise, um dich nicht über eine Gestalt zu grämen, deren Wahl nicht mir, nicht dir, sondern nur dem Zufall beschieden gewesen ist. Aber gräme dich mit Recht über die hartherzige Gleichgültigkeit deiner Mutter, welche dich von ihrer Brust wegdrängte und aus ihren Armen verwies. — Während ich, in deinem Anschauen versunken, meinen ungerechten Widerwillen bemeisterte, und die Liebe, die ich dir schuldig war, mit Fleiß hervorrief, schrie die Unnatürliche, die häßlichste aller Mütter: Bringt ihn hinaus den garstigen Buben! ich will ihn nicht mehr sehen! — ich habe einen Basilisk geboren!"

Der Unmuth, den Hettore empfand, da er sich jenes bösen Auftritts erinnerte, machte ihm die Zunge stocken. Er gewann nur allmählig aufs Neue die Kraft, seine väterliche Anrede zu Ende zu bringen. Der gekränkte Sohn beweinte indessen die Grausamkeit seiner Mutter, und flüsterte ein Gebet für ihre im Fegfeuer schmachtende Seele, indem seine heißen Thränen auf des Vaters kalte Hände rieselten. — Hettore hatte sich inzwischen so weit erholt, daß er fortfahren konnte:

„Cölestinens strafbare That, die sie niemals bereute, beharrend auf ihrem unnatürlichen Entschluß, dich nicht mehr zu schauen, zerriß das lezte Band, das mich an die Unselige geknüpft hatte. Deine Geburt, statt unserer thörichten Verbindung Glück zu bringen, trennte unwiderruflich, was der Himmel nicht gesegnet hatte. Sie ist gestorben, deine Mutter, gestorben im Haß gegen dich, den sie einen Hexensohn genannt! Möge ihr dort vergeben werden, was sie hienieden begangen, und möge der Friede meines jenseitigen Lebens nicht durch ihre Gegenwart gestört werden! Du aber, mein Sohn, vergiß niemals mein trauriges Schicksal, und hüte dich vor einem ähnlichen. Sey immer treu und aufrichtig gegen dich selbst, und betrüge dich nicht mit eiteln Trugschlüssen. Ein edles Herz und ein gelehrter Kopf bedürfen der Freiheit, wie ein Vogel der Luft; gieb sie nicht und niemals auf! Sie werden dich hätscheln, sie werden dir schmeicheln; sie werden dir sagen, du seyst nicht häßlich, oder dein Herz überwiege alle Mängel der Gestalt, sie werden dir zuflüstern, daß es deinem Verstande angemessen sey, das Vorurtheil deines alten Vaters zu verachten; sie werden dir predigen, das Weib sey der höchste Schatz, die Familie das höchste Gut, und die Pflicht gebiete dir, deine Reichthümer, deines edeln Stammes Namen einem ehelichen Leibeserben zu hinterlassen. — Glaube nichts von all diesem. Besser ist — ich beschwöre die Ueberzeugung von dem, was ich sage — besser ist, du vermachst dein Vermögen dem Staat, der Kirche, dem ersten Besten, der's verdient, daß du ihn an Sohnesstatt annimmst, besser ist sogar, du wirfst deine ganze Habe in's Meer und lässest dein Wappenschild an deiner Gruft zerbrechen,

als daß du die zweifelhafte Hoffnung, einen Sohn zu gewinnen, mit der Ruhe deines Lebens, mit allem Glücke deiner Tage bezahltest. — Hast du mich verstanden, und willst du mich getröstet über deine Zukunft hinübergehen lassen? Gelobe mir denn, zu thun nach meinen Worten und Wünschen."

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsezung.)

Literatur. Deutsche Zeitschriften.

Als eine wahre Handelsspekulation kann auch das von einem Buchhändler angefangene und, wie es scheint, mit ziemlichem Eifer fortgesezte Recueil des belles femmes de Paris angesehen werden; nachdem man bereits die Shakespeareschen und Lord Byronschen F r a u e n herausgegeben, mag der Pariser Buchhändler gedacht haben, es sey noch weit besser, die l e b e n d e n F r a u e n herauszugeben, und zwar unter dem Titel der schönsten von Paris. Natürlich ist jede Abonnentin eine schöne Frau und verdient einen Plaz in dieser Gallerie; sind erst hundert da, so wird schon ein zweites und drittes Hundert ebenfalls Lust haben, zu den schönen Frauen von Paris gerechnet zu werden. Was ihrem Gesichte etwa an Schönheit mangeln sollte, kann ja ein gewandter Zeichner leicht ersezen, und somit mag die Gallerie wirklich voll von schönen Pariserinnen werden. Wer wird so kühn seyn, und die Originale aufsuchen, um sie mit den Kopien zu vergleichen? Es sollte mich also gar nicht wundern, wenn die Buchhändlerspekulation gut anschlüge und das Werk zu hundert Heften anwüchse. Zur Beschreibung der Shakespeareschen und Lord Byronschen Frauen haben eine Menge von Schriftstellern und Schriftstellerinnen beigetragen; manche haben recht einfältige Aufsäze geliefert, so berühmt sie auch sonst sind. Daher sind die Kupfer auch das Beste an diesen Sammlungen. — Unter die mißlungenen Unternehmungen der lezten Zeit gehört die Herausgabe einer deutschen Zeitung. Dies war die vierte, die man in Paris versucht hat. Zur Herausgabe eines großen Tageblattes gehören bedeutende Kapitalien, und folglich ist eine beträchtliche Anzahl von Abonnenten nöthig, um die Kosten zu decken; wo sollen aber diese Abonnenten sich finden? Doch nicht in Frankreich, wo die Deutschen bald französisch genug lernen, um die französischen Blätter lesen zu können? Auch auf Deutschland dürfen die Unternehmer nicht viel rechnen; denn dort kommt eine in Paris erscheinende Zeitung zu hoch zu stehen, und spricht sie sich scharf und kräftig über Politik aus, so hat schon das Einführen derselben in Deutschland große Schwierigkeiten. Dies leztere war es jedoch nicht, was die Pariser deutsche Zeitung am Fortkommen hinderte. Sie war ziemlich zahm und ließ manche wichtige Angelegenheiten unberührt, um durch die Erörterung derselben keinen Anstoß zu geben. Aber gleich Anfangs entstanden Zwistigkeiten unter den Mitarbeitern; dann fehlten die Kapitalien, da es mit dem Abonniren sehr langsam ging; und so hat denn dieser vierte mißglückte Versuch einen neuen Beweis von der Unvernunft eines Unternehmens geliefert, welches durch kein merkliches Bedürfniß hervorgerufen wird. Hoffentlich wird nun sobald Niemand mehr so unklug seyn und sein Geld in eine ähnliche Spekulation stecken. Das Beispiel einer seit vielen Jahren hier mit gutem Erfolge fortbestehenden englischen Zeitung kann nichts beweisen. Denn erstens verdankt dieses Blatt seine Blüthe großentheils den darin eingerückten Intelligenznachrichten. Zweitens wird es durch die darin enthaltenen Artikel aus großen englischen Blättern interessant. Was für ein Interesse können aber Auszüge aus deutschen Blättern in politischer Hinsicht den in Paris Wohnenden gewähren? Seit dem Aufhören der politischen deutschen Zeitung hat A. Trarel versucht, eine deutsche Zeitschrift unter dem Titel: „Forum für das geistige Leben der Völker" in Gang zu bringen. Aber schon nach dem Erscheinen des dritten Heftes sah sich der Herausgeber genöthigt anzukündigen, er müsse aufhören, weil man der Verbreitung der Zeitschrift in Deutschland Schwierigkeiten in den Weg lege. Somit ist auch dieser Versuch gescheitert, und nur die hiesigen Nachdrucker drucken noch deutsch, und müssen wohl andere Wege als die gewöhnlichen kennen, um ihre Waare außer Landes an den Mann zu bringen; denn wie es den Anschein hat, machen sie keine übeln Geschäfte; freilich druckt das Ausland dagegen auch furchtbar viel Französisches nach. Die hiedurch außerordentlich beeinträchtigten Pariser Buchhändler berathschlagen, richten Vorstellungen an die Regierung und reichen Bittschriften an die gesezgebenden Kammern ein; bisher scheint man aber noch kein wirksames Mittel gefunden zu haben, um dem Uebel Einhalt zu thun, es sey denn die geschärfte Aufmerksamkeit auf die Einfuhr aus Belgien, wodurch leider für diejenigen Reisenden, welche mit Nachdrucken nichts zu thun haben, ein unangenehmer Aufenthalt an der Grenze verursacht wird. Auch die Revue du Nord, welche die Revue germanique in sich aufgenommen hatte, und das Publikum mit nordischen, besonders deutschen Zuständen und neuen Erscheinungen in der Literatur und Kunstwelt bekannt machen wollte, hat aus Mangel an Theilnahme aufhören müssen, so daß es also scheint, als ob Frankreich kein besonderes Bedürfniß fühlte, sich mit demjenigen, was im nördlichen Europa vorgeht, genauer bekannt zu machen. Andernseits wird aber doch viel aus dem Deutschen übersezt; so ist kürzlich eine bedeutende Sammlung geschichtlicher Werke, besonders aus der Heeren- und Ukertschen Reihe unternommen worden, nur nicht mit besonderm Geschicke; außerdem kommt auch in den Tageblättern und Zeitschriften viel aus dem Deutschen Entlehntes vor, und auch deutsche Bücher scheinen jezt in ziemlicher Anzahl nach Frankreich zu wandern. — In der lezten Zeit haben mehrere öffentliche Sizungen von Pariser Vereinen statt gefunden, unter andern die der Gesellschaft für christliche Moral. Diese scheint jezt eine praktischere Richtung zu nehmen. Die Abschaffung der Todesstrafe und der öffentlichen Hinrichtungen, so wie der Sklaverei, wird von ihr noch immer sehr thätig betrieben, dann auch die Verbesserung der Gefängnisse und des Zustandes der Gefangenen. Besonders aber hat das comité des orphelins sich sehr thätig bewiesen, und diesem hat sich ein Damencomité beigesellt, welches sich der verlassenen Mädchen annimmt und mit dem Männercomité an Wohlthätigkeit zu wetteifern scheint. Eine bedeutende Anzahl von Mädchen und Knaben haben durch den Beistand des Vereins Unterhalt und Unterricht bekommen, und sind in Stand gesezt worden, durch ein Handwerk ihr Auskommen zu finden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 160.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 5. Juli 1839.

— Fool you were the women to forswear,
Or, keeping what is sworn, you will prove fool.
Shakespeare.

Napoleone Zebrù.

Von C. Spindler.

(Fortsetzung.)

Der Tod hat eine geheimnißvolle Keaft, den Zurückbleibenden Gelübde abzunöthigen, wenn auch nicht die Ueberzeugung des Gelobenden für das Versprechen stimmt. Der junge Graf Zebrù war jedoch in Allem einverstanden mit dem Begehren seines Vaters, und beschwor es ohne Zögerung. In derselben Nacht starb Hettore; eine Woche darauf brachte der tiefbetrübte Sohn die Leiche in das Erbbegräbniß der Finasco, und dreißig Tage nachher erschien er zu Florenz, um seine Studien daselbst zu vollenden.

Der Lehrer, dem er besonders empfohlen gewesen, war eben jener Doktor von Bologna, den die plötzliche Krankheit verhindert hatte, der kampflustigen Faustina zu opponiren. Dessen Schüler, Akakios, obgleich in voller Kraft des Körpers und des Geistes, daneben der schönste Jüngling auf der Florentiner Hochschule, war, wie schon gesagt wurde, nicht zu bewegen gewesen, den Kranken zu vertreten. — Erst in der Nacht vor dem festgesezten Tage wae Zebrù von freien Stücken und im engsten Vertrauen gegen den Doktor mit dem Anerbieten ausgerückt, einen Versuch auf demjenigen Felde zu machen, das sein Vater in des Sohnes Kopf und Herzen so fleißig angebaut hatte. — Der Doktor hatte freudig Alles angenommen und das Erscheinen seines Kämpen bei den übrigen Lehrern der Schule vorbereitet. — Welch eine Freude für den alten Weiberfeind, als Zebrù ihm den Lorbeerkranz brachte! Der Sieg war Balsam und machte den Kranken genesen. — Füe den jungen Grafen hingegen lauerte der Tod in dem Siege. Kaum ein paar Tage nach jener glänzenden Disputation wurde Zebrù, da er zur Nachtzeit vom Doktor nach Hause ging, auf der Straße von einem verlarvten Menschen angefallen und mit einem Dolchstoße in den Arm verwundet. Der Mörder hatte den Stoß in's Herz führen wollen, war jedoch, Dank seiner Ungeschicklichkeit oder einer zufälligen Wendung des Angegriffenen, an den unrechten Fleck gerathen. — Mit dem Rufe: „Stirb, du blasses Ungeheuer!“ hatte der Mörder sein Opfer angegriffen; mit dem Alles erklärenden Feldgeschrei: „Es lebe Faustina!“ verließ er den hintaumelnden Zebrù und entsprang den herbeikommenden Bürgern.

Die Folgen des Schreckens mehr als die Wunde, die von geringer Bedeutung schien, fesselten den jungen Grafen während mehrerer Tage an das Bett. Der Meister von Bologna leistete ihm dann und wann Gesellschaft. Hin und wieder erschien auch der Grieche Akakios, und

versuchte mit auffallender Schüchternheit, dem Kranken angenehm zu werden. Die eigentliche Wartung und Pflege erhielt jedoch Napoleone von einem jungen Florentiner, Dazio geheißen, der sich ihm von Anbeginn mit der aufsichtigsten Freundschaft, wie es einem Cavalier zusteht, genähert hatte. — Dazio, ein Edelmann von vielen Anlagen, wich so zu sagen nicht von Zebrüs Bette, reichte ihm die Arzneien, deren er bedurfte, verband seine Wunde und erheiterte den Niedergeschlagenen mit fröhlichen Erzählungen und kleinen Geschenken, die er täglich brachte, als von einer Dame herrührend, die nicht genannt seyn wolle.

Es war freilich unter den Vornehmern in Florenz Sitte geworden, fast täglich entweder in eigener Person nach Zebrüs Befinden zu fragen, oder einen Diener mit Grüßen zu ihm zu schicken; denn Alle wollten sich rein machen von dem Makel, den der an Napoleone versuchte Meuchelmord gleichsam der ganzen Stadt angehängt hatte. Doch hatte noch Niemand gewagt, dem Grafen ein Geschenk anzubieten, da man von seinem ungeheuern Reichthum vernommen, und da er beinahe ganz unbekannt in Florenz war. Nur die geheimnißvolle Dame ließ sich nicht abhalten, täglich mit irgend einer zierlichen Gabe, von Dazio überreicht, aufzutreten. — Die Neugier des Beschenkten war an sich nicht groß; er betrachtete die kleinen Herrlichkeiten mit der Freundlichkeit eines Kindes, und stellte sie dann gleichgültig auf die Seite. Als jedoch einmal Dazio mit einem in einer kostbaren Vase liegenden Lorbeerkranz erschien, denselben auf Zebrüs Haupt drückte und ihm sagte: „Wenn du wüßtest, wer der Engel ist, der ein solches Geschenk dir zugedacht hat!" da erwiderte Napoleone, sich im Spiegel besehend: „Ich möchte wohl als berühmter Philosoph oder Dichter mit dem Lorbeer um die Schläfe gemalt werden. Der Engel aber, der mir diesen unverdienten Schmuck, so wie die übrigen Geschenke überschickt hat, ist Niemand anders als du, theurer Dazio. Ich bin verständig genug, um einzusehen, daß ich, weit entfernt, bei irgend einer Dame etwas zu gelten, vielmehr Allen als ein unversöhnlicher Feind und Beleidiger erscheinen muß, und diese Stellung ist auch diejenige, so ich begehre. Ich verachte dies Geschlecht und glaube vom Vater her das Recht dazu zu haben. Gestehe, Dazio, daß du selbst der Geber aller jener Dinge bist, und daß dein Mährchen ersonnen gewesen, um meine Einbildungskraft zu beschäftigen, damit meine Wunde weniger schmerze."

Dazio schüttelte aber den Kopf zu dieser Vermuthung und nannte, seine Aufsichtigkeit zu beweisen, die Dame. „Faustina Salverte ist's, die dich beschenkt hat. Es muß ihr, die ein edles Herz besitzt, daran liegen, dir zu beweisen, wie hoch sie deinen Verstand ehrt, der den übrigen weit überwiegt, und wie tief sie ein Verbrechen verabscheut, welches, den Namen Faustina's frech mißbrauchend, an dir sich versuchen wollte. — Noch mehr: sie läßt dir zur Genesung Segen wünschen und verlangt, dich näher kennen zu lernen. Ihr Vater ladet dich ein, sein Landhaus zu besuchen und, als wärest du ein alter Freund, zu kommen und zu bleiben, so oft, so lang du willst."

(Fortsetzung folgt.)

Ein paar Steine zu Jean Pauls Monument.

(Fortsetzung.)

Die Nichtleser und darum Nichtverehrer Jean Pauls wollen ihm, nachdem sie vielleicht einen der sechzig Bände seiner Schriften durchblättert, den Vorwurf machen, daß er die beispiellose Vielseitigkeit seiner Kenntnisse, die selbst ihnen nicht entgeht, dem Excerpiren verdanke. Ist denn aber das Wissen ein Schmuck, mit dem die Natur den Menschen bei der Geburt schon ausgestattet? Wir müssen viele Steinchen dazu mit Emsigkeit zusammentragen: wer die meisten, gleichviel auf welchem Wege, fand und sie gediegen und mit Geschmack in's Gold der eigenen Ideen zu fassen verstand, der möge damit prangen. Auch macht ja Jean Paul aus der Art, wie er seine Früchte zieht und als Lagerobst verwahrt oder zu Wein keltert, kein Geheimniß; in seiner Taschenbibliothek ertheilt er vielmehr praktische Rathschläge, wie man das Danaidensieb des Gedächtnisses verdichten könne, damit nichts von dem kostbaren Honig, den man mit Bienenfleiß auf literarischem Blumenflor gesammelt, beim Tragen durch die Zeit und alle Reibungen und Anstöße auf der so unebenen Lebensbahn verloren gehe. — Sein Excerpiren ist ein Verkleben des Siebes mit dem Wachse, das er beim Bereiten des Nektars mitgewinnt, und hilft den Honig bewahren.

Damit man aber an meinem Bilde nicht rüge, es sey im chinesischen Geschmack gemalt — und selbst die Chinesen fangen an, den Schatten an ihren Gemälden zu vermissen — will ich einen Vorwurf nennen, der mir gegründeter scheint. Ich meine die gefährlichen Sprünge, die er in muthwilliger Despotenlaune nicht selten den Leser machen läßt: aus Himmel in Hölle, vom zartesten Empfinden zum rohesten Seyn, vom Erhabensten zum Niedrigsten, vom Zerfließen zum Verhärten. Wie wenn man aus dem stillen Friedhof, vom Grabe eines theuren Verstorbenen plötzlich in's Gewühl eines Jahrmarkts tritt, oder das melodische, herzauflösende Weinen der Harmonika von den Mißtönen eines Leierkastens verschlungen wird, so, ohne vorbereitende Uebergänge, gibt er

zuweilen unsere Seele den entgegenstehendsten Empfindungen hin; wir sollen hassen, wenn wir eben ganz Liebe sind, lachen, wenn unsere Augen noch in Thränen des aufgeregtesten Mitgefühls schwimmen. Das Leben stellt uns zwar auch diese Aufgabe, und nicht im Traume allein sezt Momus seine Schellenkappe auf das finstere Bahrtuch; der Dichter aber sollte hierin weniger dem rucksichtslosen Schicksal, als der milden Natur gleichen, er sollte, wie sie, durch die sanftverschmelzende Dämmerung den Tag mit der Nacht vermählen; unser Gemüth zieht sich, wie der Sehnerve, bei jähem Wechsel erschreckt zusammen, und seine zartesten Saiten werden verstimmt. — Auch ist es mir bisweilen störend gewesen, daß er seine Persönlichkeit, der wir so freudig in rein humoristischen oder philosophischen Werken, wie z. B. in seiner Selina begegnen, auch in den romantischen Titan und Hesperus, zwischen die Phantasiewesen, die darin leben und handeln, schiebt und sich, nicht ohne Autoreitelkeit, als Schicksalsgott, als Deus ex machina zeigt. Ich will den Romandichter, in lezterem Genre, wie den Bühnendichter, ja wie das Fatum selbst, unsichtbar; er soll — um ein Jean Paul'sches Gleichniß gegen ihn selbst anzuwenden — der goldnen Saite gleichen, die verschwindet, wenn sie zu tönen anfängt.

Doch wie klein sind die Flecken dieser Sonne! — Spurlos fast verlieren sie sich in diesem Meere voll Glanz. Seine Werke sind eine Bildergalerie von Kabinetstücken der Meister aller Schulen; Raphael gleich malt er Madonnen, wie Correggio heilige Nächte, ein zweiter Carlo Dolce weiß er das Göttlichmenschliche und das Menschlichgöttliche zu verschmelzen, Albano zeichnete keine schöneren Kinder, Seybold keine sprechenderen Greisenköpfe, van Huysum keine lebenathmenderen Blumen-, und Mignon keine naturgetreueren Frucht- und Dornenstücke; Rembrandt verstand sich nicht besser auf Lichteffekte, als er, eines Mieris Genrebilder treten verdunkelt vor den seinigen zurück, und Gerard Dow stellte sein eigenes Bild nicht mit liebenswürdigerer Jovialität vor uns hin, als Jean Paul. In der großen Galerie seiner Porträts ist jedes mit so psychologischer Originalität und dabei so sprechend und ansprechend gezeichnet, daß seine Menschen uns zu Freunden, zu Gefährten auf der Lebensbahn werden, daß sie uns in ihre imaginaire Welt und wir sie in unsere wirkliche ziehen, daß wir fortan mit ihnen lieben, mit ihnen leben. In Naturgemälden duldet Jean Paul keinen Claude Lorrain, keinen Ruysdal neben sich; hier ist er unübertrefflich, ja unerreichbar: er nimmt dazu nicht Farben, sein Pinsel taucht in Morgenroth und Sonnengluth, in Rosenschmelz und Waldesnacht, in Himmelsblau und Firnenschnee. Durch seine ganze Hingebung an die Natur erwarb er sich die Gunst, den Schleier vom Haupte der Isis zu heben, und schweigend im Genusse läßt er uns seine Wonne theilen, läßt auch uns das Götterantlitz voll Liebe, Majestät und Weisheit schauen; er legt uns an die Brust der Allernährerin und flüstert: liebt, betet an, seyd selig! Und wir fühlen es, wie nun ein höherer Sinn für ihre Schönheit in uns erschlossen ist, daß wir sie früher nur bewunderten, jezt aber lieben, anbeten, in ihr selig sind. — Ihn ihrem Altardienste weihend, legte die hohe Göttin statt der Priesterbinde den Immortellenkranz ihm um die Stirn, der seinem Geiste ew'ge Jugend gab; die Duftwellen ihrer Frühlinge berührten mit Zauberküssen seine Phantasie; ihre Sommer zogen, ihre Herbste reiften Hesperidenäpfel für ihn, und ihre Winter durften ihm nur Schnee in die Locken streuen, nicht das liebewarme Herz damit verschütten und sein Wogen hemmen. — Man höre sein Lied auf Gott und Unsterblichkeit: Selina, das dieser Schwan kurz vor seinem Emporfluge angestimmt, doch nicht vollenden konnte, und das sich an das Kampanerthal, dieses Jugendwerk von gleicher Tendenz, anschließt. Wer erräth es, daß dreißig Jahre zwischen dem Erblühen dieser beiden Kinder eines höhern Frühlings liegen? — Im wärmsten Aether des Gefühls verathmet duftend diese Spätrose Selina, die in seines Winters Tagen — so kurz vor seiner längsten Nacht — den Kelch geöffnet.

(Schluß folgt.)

Aus der Sittengeschichte der Deutschen.

Privatleben der Fürsten.

Bevor die durch den dreißigjährigen Krieg herbeigeführten Aenderungen im Staatswesen eine so tiefe Kluft zwischen Fürsten und Volk befestigt hatten, kam es oft vor, daß nicht nur Fürsten persönlich ihren Unterthanen zu Gevatter standen, sondern auch Unterthanen zu Pathen ihrer Kinder wählten. Seitdem ist das Verhältniß ein einseitiges geworden, und wenn die Fürsten geruhen, irgendwo Pathen eines Kindes zu seyn, so werden sie nach der Qualität des Hauses durch den Adjutanten oder den Kammerdiener, die Hofdame oder die Kammerfrau vertreten. — Auf der Gothaer Bibliothek ist eine Sammlung handschriftlicher Nachrichten vom Kurfürsten Johann dem Beständigen, woraus erhellt, daß dieser Herr öfters Schösser, Amtleute und Landprediger zu Pathen seiner Kinder wählte. — Als dem Arzt Paul Luther, einem Sohn des großen Martins, 1569 ein Sohn geboren wurde, so vertrat Kurfürst Joachim II. nebst seiner Tochter Magdalena Elisabeth die Pathenstelle in der Domkirche zu Berlin. — Kurfürst August von Sachsen nahm 1569 den Superintendenten Greyser zum Pathen seines Prinzen, und er nennt ihn in seinen spätern Briefen: „Lieber Herr Gevatter.“ — Landgraf Philipp von Hessen nahm zu Pathen seiner Kinder nicht nur gewöhnliche Edelleute und den Kanzler Johann Feig, sondern auch den Magister Adam von Fulda. — Herzog Heinrich von Sachsen schreibt 1576 an

den protestantischen Abt Hilarius zu Chemnitz: „Weil Wir dann zu Euch sonderliche Neigung tragen, begehren gütlich bittende, Ihr wollet auf Sonnabent nach Assumt. Mariae schierstens gegen Abend zu Freyberg bei uns einkommen und Sonntags darnach Unsern Sohn nach christlicher Ordnung zum Sakrament der heiligen Taufe bringen helfen, alsdann des Kindes Pathe, auch Unser und Unser lieben Gemahl lieber Gevatter seyn, wie wir Uns denn unabschlegigs zu Euch versehen." Als Pathengeld band der Abt einen Dukaten ein.

— Fürst Georg von Anhalt kopulirte im J. 1548 in seiner Eigenschaft als primus episcopus in eigener Person den Herzog August von Sachsen mit der dänischen Prinzessin Anna, und hielt auch die Trauungspredigt.

— 1655 war in Freiberg Einsetzung eines Superintendenten, wozu der Rath die kurfürstlichen Herrschaften auf's Rathhaus zum Prandium einlud. Es erschienen auch der Kurfürst Johann Georg, seine Gemahlin, der Kurprinz rc. „Ist ziemlich herumbgetrunken worden; ja dann allerhand gnädige und freundliche Discourse geführt, der Herr Kurprinz auch von seinem Sitz aufgestanden und sich unten an der Tafel zu den Herrn Geistlichen gemacht, allerhand gnädige und lobwürdige Reden von der Religion movirt, Gesundheiten angefangen und herumbgetrunken, und sich ziemlichen berauscht." Um acht Uhr Abends saß er noch und mußte vom Stadtschreiber nach Hause geführt werden.

— Noch Johann Georg, Kurfürst von Sachsen, † 1686, schickte gewöhnlich seinem Hofprediger Georg Weller Neujahrswünsche in den verbindlichsten Ausdrücken: „Hochwürdigster Herr, ich wünsche von Gott, dem Allerhöchsten, zu diesem ausgehenden und mit göttlicher Gnaden morgen anfangenden Neuen Jar von der allerhöchsten Dreifaltigkeit Gnade, Seegen und Heyl, damit er mit Freudigkeit nicht allein wie bisher, sondern noch viel und lange Jare sein Ambt durch die Hülfe Gottes füren möge."

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Schluß.)

Musik. Theater. Champs élysées.

Von den lezten Conzerten bleibt mir nur noch das des Herrn Rosenhain aus Frankfurt zu erwähnen. Rosenhain ist ein echter Künstler; er will etwas Tüchtiges leisten, und da er gesehen, wie schwierig es in Deutschland ist, für die Oper zu arbeiten, und wie gering das darauf verwendete Talent belohnt wird, hat er sich nach Frankreich gewendet, mit dem Vorsatz, sich hier als Operntomponist auszuzeichnen; denn sein großes Clavierspielertalent ist ihm nur Nebensache. Indessen ist auch hier die Sache nicht sehr leicht, obgleich jezt drei Bühnen, nämlich die große Oper, die komische und die des Théâtre de la Renaissance dem Componisten zu Diensten stehen. Die große Oper kann nur zwei oder drei Stücke im Jahr geben, und da dies immer mit großen Kosten verbunden ist, so pflegt sie auch nur Stücke von bereits sehr bekannten und beliebten Tonkünstlern anzunehmen, von denen sie so ziemlich sicher ist, daß sie nicht durchfallen werden. Die komische Oper ist zugänglicher, hier ist aber auch die Konkurrenz größer, und steht einmal eine Operette in der Gunst des Publikums, so wird sie 50 bis 100mal nacheinander gegeben, wie dies eben jezt mit Scribes und Aubers Domino noir der Fall ist, welcher bereits die hundertste Aufführung überschritten hat, und noch immer mit Vergnügen gesehen und gehört wird. Was nun endlich das Théâtre de la Renaissance betrifft, welches zugleich Schauspiele und Operetten gibt, so machen leztere doch nur einen Theil der Darstellungen aus, und auch hier ist die Konkurrenz der jungen Dichter und Tonkünstler sehr groß. Im vorigen Jahre gab Rosenhain ein Conzert, in welchem er mehrere sehr schwere Stücke von seiner Composition auf dem Fortepiano mit Beifall vortrug. Seitdem hat er sich mit dem französischen Geschmacke vertrauter gemacht, und diesmal fanden seine sogenannten Etudes auch weit mehr Beifall. — Die Theater bleiben der Sommerhitze ungeachtet in sehr großer Thätigkeit, wozu sie durch die Anwesenheit so vieler Fremden in Paris, welche die Ausstellung der Gewerbeprodukte herbeigezogen hat, aufgemuntert werden. Deßhalb hat auch das Théâtre français der Dmlle. Mars und der Dmlle. Rachel den Urlaub abgekauft, und die Fremden haben das Vergnügen, das Théâtre français, welches in dieser Jahrszeit einiger seiner Hauptschauspieler beraubt zu seyn pflegt, vollständig zu genießen, und die erste Tragiterin wie die erste Komiterin zuweilen an einem Abende spielen zu sehen. An der großen Oper ruht die ganze Last auf Duprè; denn Mario, von dem man so viel Rühmens gemacht, hat der öffentlichen Erwartung bisher nicht entsprochen und durch sein Spiel wie durch seinen Gesang bewiesen, daß er noch viel zu lernen hat. Ich weiß nicht, ob er nicht besser gethan hätte, ein Gentilhuomo zu bleiben. Das Boulevardtheater ambigu comique hat mit großer Pracht und Geschicklichkeit den bekannten Schiffbruch der Medusa auf die Bühne gebracht; in dieser Hinsicht leisten die Pariser Theater zuweilen Wunder, da sie Mechaniker, Mahler und andere geschickte Leute zur Hand haben, so viel sie nur wollen. Alsbald hat auch das Théâtre de la Renaissance einen Schiffbruch der Medusa gebracht, und das Publikum hat nun die Wahl zwischen den beiden Schiffbrüchen, welche beide als scenische Darstellungen vortrefflich sind. Was die Dichtung betrifft, so ist der bekannte geschichtliche Bericht doch viel interessanter. — Obschon die Conzertanstalt in der St. Honoréstraße eingegangen ist, so haben sich doch bald Unternehmer eingefunden, welche an andern Orten dergleichen Abendconzerte geben. Erstlich soll das anfangs mit Paganinis Namen prangende, jezt aber desselben entblößte Casino wieder eröffnet werden, und zweitens werden in den Champs élysées unter einer kostbar verzierten Halle Abendconzerte veranstaltet. In den Champs élysées geht es überhaupt diesen Sommer sehr geräuschvoll zu, und wer sich hier vom Pariser Getümmel erholen wollte, würde sich getäuscht finden. Denn erstlich stehen hier die Gebäude für die Ausstellung der Gewerbprodukte, was eine Menge von Krämern, Bänkelsängern, Taschenspielern und dergleichen herbeigezogen hat, ferner gibt am Abend eine Bereitergesellschaft Darstellungen in einem Circus; hiezu kommt nun die abendliche Orchestermusik; auch ist in den Champs élysées neulich ein großes Panorama eröffnet worden, da die in Paris befindlichen fast alle eingegangen sind, weil es hier an Raum zu dergleichen Anstalten gebricht. Wohin sich nun der Pariser wendet, hört er Geräusch und Getümmel. Er ist aber daran gewöhnt, und dem echten Pariser kommt die Stille höchst langweilig vor. D g.

Beilage: Literaturblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 161.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Sonnabend, den 6. Juli 1839.

Und fliegt der Vogel noch so hoch,
Er muß zurück zum Neste doch.
Fried. Haug.

Heimwege.

Voll junger Kraft schwebt sonnenwärts der Aar,
Tief unten dämmert, murmelt dumpf die Erde;
Hier oben ist es still und frei und klar,
Fern liegt der Erde Kleinheit und Beschwerde.

Und dieses Sehnen nun in seiner Brust,
Und dieses Kraftgefühl der regen Schwingen!
Wie heimathlich empfindet er mit Lust
Dies Element sein Wesen ganz durchdringen!

Nie war er ja auf Erden ganz zu Haus,
Auf ferne Heimath deutete sein Ahnen;
Und aus dem fremden Lande zieht er aus,
Den nie betretnen Heimweg sich zu bahnen.

Doch da er so in stolzen Träumen fliegt,
Fühlt er allmählig seine Kraft ermatten.
Ist's Erdenstaub, der auf den Flügeln liegt,
Und trübt das scharfe Auge Erdenschatten?

Wie mächtig, Erde, ziehst du ihn zurück!
Des Lichtes Sehnsucht wird zum Wunsch der Ruhe;
Und nur die Erde bietet dieses Glück,
Damit doch ein's als Heimath kund sie thue.

Und dieses eine, diese Ruhe, grüßt
So süß den wieder erdenwärts Gewandten,
Daß er nun erst recht wieder heimisch ist,
Wie rückgekehrt aus fremden Zauberlanden.

Doch in dem Herzen bleibt ihr lichtes Bild
Und gibt den Schwingen Kraft, an heil'gen Tagen,
Wo alles Erdenglück die Brust nicht füllt,
Den Sehnenden zum alten Flug zu tragen.

Lor. Diefenbach.

Ein paar Steine zu Jean Pauls Monument.

(Schluß.)

Jenen wichtigsten und heiligsten Interessen der Menschheit, den beiden größten Gedanken: Gott und Unsterblichkeit, welche die Seele nur beginnen, nie enden kann, die an unserm innern Himmel aufgehen wie die Mondsichel am äußern, bald verdeckt vom Schatten der Erde — ihnen hat er in jeder Zeit seines Lebens die edelsten Kräfte seines Riesengeistes geweiht, und seine Forschungen auf diesem übersinnlichen Gebiete führen uns

nicht, wie die der meisten Philosophen, durch unabsehliches Dunkel gradeskalter Katakomben, in Sümpfe, deren Irrlichter uns für das ersehnte Licht der Wahrheit geboten werden. — Jean Paul bahnt uns im heitern Licht des Tages den Weg in's Alpenreich der Ueberzeugung, mit dem festen Stabe, den Natur ihm bietet. Und können wir ihm auch nur mit dem Aufwand unserer ganzen Kraft über die Felsenklüfte und Gemsenpfade folgen, so bleibt das sonnigwarme Leben uns doch stets zur Seite, wir dürfen muthig vorwärts, frei um uns, heiter rückwärts schauen, und stehen, eh' wir's hofften, auf dem Gipfel, wo der Tempel des beseligendsten Glaubens auf der Vernunft krystallnen Säulen ruht.

Doch das Unternehmen, ein paar Worte über Jean Paul und seine Werke zu sagen, wächst mir, wie das Christuskind dem Christophorus, unter den Händen, und ich fühle jezt, wie schwer es ist, über einen so reichen Blumengarten mit leichtem Schmetterlingsfluge, kaum nippend, hinwegzufliegen, ohne sich, wie die Biene, in die Kelche der Rosen und Lilien zu versenken. Nur ein Jean Paul selbst vermag ganze Wolken voll Blüthenduft zu Tropfen Eau de mille fleurs zu verdichten. Nur ihm gelingt es, mit ein paar Worten Alles umfassend und erschöpfend auszudrücken, was Liebe und Bewunderung ihm eingeben; so z. B. wenn er von Schiller und Goethe, seinen Zeit- und Ruhmesgenossen sagt: „Die vollendetste Prunk- und Glanzprosa schreibt Schiller; was die Pracht der Reflexion in Bildern, Fülle und Gegensätzen geben kann, gibt er, ja oft spielt er auf den poetischen Saiten mit einer so reichen, zu Juwelen versteinten Hand, daß der schwere Glanz, wenn nicht das Spielen, doch das Hören stört. — In Goethes Prosa bildet die feste Form den Memnonston. Ein plastisches Ründen und zeichnerisches Abschneiden, das sogar den körperlichen Künstler verräth, machen seine Werke zum festen, stillen Bild- und Abgußsaal." Wie wenig genug' ich mir selbst, wenn ich von Jean Paul sagen will: er ist ein Uralgebirge, voll der edelsten und seltensten Metalle und Steine, von so unerschöpflicher Ergiebigkeit, daß man die Bijouterieläden deutscher Belletristen auf Jahrhunderte hinaus damit versehen könnte. Und über diesen Schätzen der Tiefe prangt die reichste Flora asiatischer Blumenpracht, von der Purpurlippe des östlichen Himmels schon wach geküßt, wenn über uns noch graue Dämmerung ihren Fittich streckt.

Geistreiche Männer haben die Monumentomanie unserer Zeit vielfach schon und genügender gerügt, als ich es vermöchte; die Menge der Denkmäler raubt ihnen, wie den Orden, die es nach den Gewittern der Schlachten regnet, den Werth und verdächtigt unsere Generation, sich dem Scepter der Mode, selbst bei der Wahl dieses Gewandes, in welchem ihre Dankbarkeit der Nachwelt erscheinen will, unterworfen zu haben. Auch Jean Pauls Wiege, das kleine Wunsiedel, will die erzdankbare Jeztwelt vererzen und den Lichtstrahl, der aus seiner Glorie auf jene herabfällt, in einen Obelisk als Memnonsklang bannen. Dem deutschen Ohre darf er nicht erst den Sphärenlaut des Namens tönen, der in Deutschland nie wieder verhallt; den stolzen Nachbarn aber, den Söhnen Albions und Galliens, mit deren Sprache seine jungfräuliche Muse — die er mit diamantnem Reif, gleichwie die Krone Englands ihre Könige, in unsers Reiches Grenzen bannt — sich nicht vermählen lassen will, ihnen möge Marmor oder Erz verkünden: Hier ward ein Genius geboren, dem Größten eurer Großen gleich, der euch nur erst erscheint, wenn ihr mit deutschem Sprachlaut ihn ruft, deß Kunstgebilde in des Vaterlandes Boden wurzeln, unübertragbar wie Egyptens Pyramiden, die von den Kunstcorsaren nach der Seine und der Themse Strand nicht zu entführen sind.

So gründe denn der Stolz der Deutschen sich dies Monument. Daß Frauenhand zu ihm ein Steinchen bringt, wird man der Deutschen wohl erlauben; verschmähte doch der große Mann, dem es geweiht, die kleinste Blume nicht, die wir verehrungsvoll ihm dargereicht. Moguntias Frauen trugen einst den edlen Sänger, der sie hochgestellt, zur Gruft: so sey der Tochter eines spätern Jahrhunderts auch vergönnt, den höhern Frau'nlob unserer Zeit, der mehr für uns gethan als uns besungen, des wärmsten Dankgefühls Tribut zu zollen.

Pauline Klein.

Napoleone Zebrù.

Von C. Spindler.

(Fortsetzung.)

Zebrù, der mit Staunen zugehört hatte, runzelte die Stirne, zog den Lorbeerkranz herunter und weigerte sich, der Einladung zu folgen. Er berief sich auf seine Unbeholfenheit im Kreise von Weibern und auf die Falschheit derselben; Faustina grolle ihm und wolle ihn ohne Zweifel vor ihrem Hofstaat lächerlich machen. Seine Grundsätze erlaubten ihm ein für allemal nicht, anzunehmen, was ihm mit treuloser Hand geboten werde. — Da seufzte Dazio tief, versicherte den Freund, daß eine reinere Seele als Faustina's nicht auf Erden lebe; dagegen sey eine Feindseligkeit wie Zebrù's ein wahres Laster und ein Vergehen an der Menschheit. Dabei, fügte er hinzu, wolle er gestehen, daß er um seiner selbst willen

den Freund bitten müsse, den Besuch bei Salverte nicht zu unterlassen. Er sey ein weitläufiger Verwandter jenes Hauses und als solcher in dieser Sache mit Faustina's Vertrauen beehrt worden. Faustina würde aber nicht glauben wollen, daß er seinen Auftrag redlich ausgerichtet, wenn Napoleone ausbliebe. Endlich wolle er bekennen, daß er selber bis zum Sterben in Faustina verliebt sey, was ihn sehr bekümmere, theils weil er bereits mit einem andern Mädchen verlobt worden, theils weil Faustina keine Neigung zu ihm zeige. Indessen könne er nicht über sich gewinnen, von ihr zu bleiben, und flehe den Freund an, ihn zu der Gefährlichen zu begleiten und mit Fleiß alle Schwächen und Fehler oder Untugenden der Schönen auszukundschaften und sie dem Verblendeten ohne Schonung aufzudecken. Nur dieses harte Mittel, nur eine Predigt aus Zebrùs Munde, ein Verdammungsurtheil des unbestechlichsten, strengsten Weiberrichters, werde ihn heilen.

Die Schmeichelei, die seiner Autorität dargebracht wurde, machte den Grafen geneigt, Dazios Wunsche zu willfahren. Insgeheim war er des Vorwandes froh, denn Faustina's Botschaft hatte gar seltsam sein Herz erregt. „Was hältst du davon, Akakios?" fragte er den Griechen, der eben eingetreten war. „Faustina ladet mich ein. Sie ist begierig, das Thier des Waldes, von dem ihre Beredsamkeit in Fetzen zerrissen worden ist, in der Nähe zu besehen. Ich will ihr die Freude machen. Was meinst du?" — „Ich meine, daß du klug und recht daran thust," versetzte Akakios gar sanft und freundlich. „Wenn du erlauben wolltest, möchte ich wohl dich hinbegleiten, da jenes Fräulein auch für mich ein Studium ist und deine scharfen Bemerkungen beitragen werden, mir das schillernde Räthsel einer nicht alltäglichen Frauenseele aufzulösen."

Obschon Dazio dem schönen Constantin nicht allzu gewogen war, hatte er doch nichts dawider, als Zebrù demselben vergönnte, ihn gleichsam als Knappe zu begleiten. — Der schüchterne Graf hätte gern eine ganze Feldschaar von Genossen bei dem waglichen Besuche um sich gehabt. Er traute sich, Faustina gegenüber, um so weniger zu, als in seiner tiefsten Seele ein Geheimniß lag, das er liebte und dem er doch zürnte; ein Geheimniß, so leicht zu errathen, denn es schimmert durch die Wangen, glüht auf in den Augen, macht die Hände zittern und die Stimme beben. Faustina sollte es am allerwenigsten ergründen, dieses Etwas, dessen sich der Graf schämte; und dennoch — so fürchtete er — möchte sie gerade die erste seyn, welche den Fund machte.

Nach diesen Vorbemerkungen ist nur einfach zu melden, daß Zebrù in der That seinen Besuch in Salverte's Landhaus abstattete, von Faustina, die, wie ein Pfau die Sonnen seines Federschmucks, so ihre Liebenswürdigkeit entfaltete, mit der größten Auszeichnung und Theilnahme empfangen wurde, und daß es ihm ging, wie gewöhnlich dem Sterblichen, der mit dem Fuße von sich stieß, was er nicht kannte, und was er später, bereuend und sehnsuchtsvoll, theuer erkaufen muß. — Er kam wieder, und kam oft, und kam dann alle Tage. Und alltäglich zeigte sich Faustina von einer neuen schönern Seite. Sobald der wohlklingende Name Napoleone Finasco-Zebrù in den Saal gerufen wurde, schwand von ihrer Stirne der Ernst, das Sinnen aus ihren Augen, die weiche Trägheit der Träumerei aus ihren Gliedern. „Napoleone!" wiederholte sie öfters leise, von dem schönen, männlichen Namen bestochen, und eilte, wie von Schwingen getragen, ihrem Gaste entgegen, um das Zauberspiel wieder anzuheben, wo sie es am vorigen Tage gelassen.

Ach! ein jeder ihrer Blicke war ein brennender Speer in Napoleone's Herz, jedes ihrer seidenen Haare eine Schlinge, worein sich seine Freiheit verstrickte. Die väterlichen Lehren verlöschte Faustina's Athem so gelinde, der Mund des todten Hettore war so stumm, und so lebendig der Mund Faustinas. Hettores Sohn hatte bald nicht mehr Lust, noch Muße, seinem Dazio den Weiberspiegel vorzuhalten. Er sprach nicht mehr mit seinen beiden Begleitern von der zauberischen Donna; die Begleiter selbst wurden ihm zur Last. Er hätte sie abgedankt, wenn er sich nicht geschämt hätte. — Und dennoch mußte er einmal gestehen, was ihm das Herz zernagte, das Gehirn zermarterte, was ihm den Schlaf, den Fleiß, die Eßlust, das Gedächtniß raubte. Dazios Fragen, bekümmert theils, theils schelmisch aufgeworfen, machten ihn beichten: er sey ein Kind, ein Thor, ein lasterhafter Mensch; die heftigste Leidenschaft habe ihn dazu gemacht. Er habe Alles vergessen, was er je gelernt; häßlich, wie die Nacht, träume er dennoch von der Liebe und ihren Freuden; er habe den Eid gebrochen, den er seinem sterbenden Vater geschworen. „Faustina!" seufzte er dreimal, und meinte genug gesagt zu haben. — Wie wurde ihm jedoch, als er, statt Vorwurf oder Spott zu hören, von Dazio vernahm, daß, allen Zeichen zufolge, Faustinas Neigung der seinigen entspreche, und daß die von ihm geschmähte Liebe geneigt sey, ihn zu belohnen. Er zweifelte, traute nicht, widerstand, gab sich endlich gefangen. Was das Herz wünscht, glaubt der Kopf leicht, sey er noch so gescheit. — Zebrù hielt alle Einzelnheiten zusammen, woran ihn Dazio erinnerte: die schwesterlichen Worte, die Faustina oft zu ihm geredet, die Aufmerksamkeit, womit sie seinem Gespräche zuhorchte, den Eifer, den sie stets bewies, Alles zu thun, was ihm gefällig seyn könnte, das jungfräuliche Erröthen, das so oft, während er neben ihr saß, ihr regelmäßiges Gesicht verschönerte. — Er hörte mit Vergnügen, wie

Dazio ihm sagte, daß er selbst alle Liebe zu Faustine aufgegeben habe in seinem Herzen, sobald er gesehen, daß sie sich dem Freunde zugewendet. Er betrachtete sich oft verstohlen, und bald mit der Neugier und Vorliebe des Narzissus, und meinte selber am Ende, er sey von der Natur doch nicht so gar stiefmütterlich behandelt worden. Er trieb die Kühnheit so weit, daß er schon auf ein Mittel dachte, seine Leidenschaft der Geliebten zu bekennen, auf irgend einen Scherz, unter dessen Aegide er dem alten Salverte sein Hoffen und Werben vorbringen möchte, spazierend im Garten, oder sizend beim Schachspiel, wozu ihn der „alte Spanier," so nannte man Faustina's Vater, bald angeworben hatte.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

Lutherische Schule. Verhältniß zu Frankreich.

Die Notizen, welche ich in meinem lezten Briefe über die deutschen Elemente in unserer Stadt gegeben habe, wären unvollständig, wenn ich nicht noch der vom lutherischen Pfarrer [illegible] Besiegung zahlreicher Schwierigkeiten, endlich vor drei Jahren zu Stande kam. Die Schule nahm schnell einen großen Aufschwung, weil dafür Nieper, ein ausgezeichneter junger Schulmann aus Westphalen, gewonnen worden war. Durch seinen Eifer, sein seltenes Talent, mit kleinen und größern Kindern umzugehen, sie zu gewinnen und ihnen das Lernen lieb zu machen, ist er so weit gelangt, daß man bei der lezten Prüfung wirklich Erstaunliches sah. Kinder französisch redender Eltern, Lutheraner und Nichtlutheraner, aus den höchsten, wie aus den untersten Ständen, Arme und Reiche, von sechs bis zwölf Jahren, sprachen sich in gutem Deutsch aus über leichte Gegenstände des Lebens, über Grammatik, Geographie, ja selbst über griechische und römische Geschichte, was allerdings gesucht, gezwungen und nicht zweckmäßig scheint, und an deren Stelle die interessantesten Epochen und Punkte aus der Genfer, Schweizer und deutschen Geschichte viel passender, ansprechender und nüzlicher seyn dürften. Hernach examinirte sie Braun über die Theorie des Gesanges, ließ sie die Tonleiter nach Noten auf der schwarzen Tafel und hernach deutsche Lieder zusammen singen, was Alles sehr gut ging, und dazu mit einer merkwürdig richtigen Aussprache. Sehr auffallend ist die Ruhe, der Anstand und die Sittlichkeit der Knaben, in scharfem Contrast mit dem Colleg und andern Genfer Schulen. Diese zweihundert, ihrem Pfarrer und ihren Lehrern mit aller Liebe ergebenen Kinder sind die beste Pflanzschule für das geistige germanische Element und streuen mit ihren kleinen Händen überall Saatkörner dazu aus, die jedoch erst nach mehreren Jahren aufgehen, Blüthen und Früchte tragen werden.

Wie die Oktoberereignisse des vorigen Jahres die Schweiz überhaupt bewogen haben, in ihrer bisherigen politischen Hauptrichtung, der Richtung nach Frankreich für's Erste etwas zu erkalten, so geschah es auch in Genf, was um so auffallender ist, da Stadt und Land durch Sprache, Sitten, Moden und Literatur, durch Industrie, Handel und Familienbande vielfach mit dem westlichen Nachbarland zusammenhängen und man sich, bei allem Rühmen von Unabhängigkeit und Eigenthümlichkeit, doch bewundernd und nachahmend nach der Stadt dreht, die einst Genfs Capitale war und auch jezt noch, wiewohl sich das alles geändert hat, auf den ehemaligen Chef-lieu du Département du Léman protegirend herabsieht. Freilich leben auch bei uns noch gar Manche, welche jene politische Hörigkeit rühmen und zurückwünschen. Diese Oscillation nach Westen hat aber doch in politischer Hinsicht in der neuesten Zeit etwas nachgelassen und wir sind schweizerischer geworden, seit sich Rigaud mit seinem waadländischen Collegen so würdig bei der Tagsazung für helvetische Ehre und Selbstständigkeit erklärte, was freilich von manchen Genfern der ältern Schule nicht gebilligt worden ist, und was sich auch allerdings deßwegen tadeln läßt, weil hier mit einem schönen rhetorischen und nationalen Schwung auf eine Rechtsfrage geantwortet wurde, die, wenn die Ereignisse nicht die falsche Stellung der Schweiz begünstigten, ganz anders hätte beantwortet werden müssen, und auch anders beantwortet worden wäre. Das kleine, schlechtbefestigte Genf hat dabei immer eine würdige Rolle gespielt; es trat schnell und keck vor den Riesen, auf die Gefahr hin, von dem Goliath in vier Stunden zerschmettert zu werden. Als durch einen Deus ex machina Alles glücklich vorüber war, hätte es sich der vor Kurzem drohenden Gefahr erinnern und deren Erneuerung unmöglich machen können, es hätte, wenn es nur auf eigne Ruhe, Sicherung und Annehmlichkeit bedacht wäre, seine unzureichenden Festungswerke einreißen und in schöne Promenaden verwandeln können, wie andere Schweizerstädte. [illegible] werden sie jezt mit schweren Kosten ausgebessert und vermehrt, für zehntausend Franken neue Kanonen und Mörser angeschafft und der Miliz eine andere Gestalt gegeben, die passend ist für einen starken kriegerischen Staat, aber peinigend, lästig und theuer für eine reiche Industriestadt, welche einige armselige Festungswerke nur für einen Tag schützen, in dessen Verlauf eine Menge der schönsten Anlagen und Landhäuser in der Nähe der Stadt zu Grunde gehen müssen. So sind wir denn verdammt, diese unfesten Festungswerke zu behalten und zu unterhalten, aber uns doch nach ganz kurzer Zeit zu ergeben, wenn uns der Feind angreift, geschweige wenn er mit Paixhans'schem Wurf- und Brandgeschüz mit uns spräche, wie mit St. Jean d'Ulloa. Womit würde, womit könnte uns die Schweiz für Alles entschädigen, was in einigen Stunden eines so ungleichen, nur ihr zu Liebe gewagten Kampfs zu Grunde gehen müßte?

Das Schwankende, Vulkanische und Dämonische der jezigen französischen Zustände hat auf viele Genfer einen traurigen Einfluß. Sie erwarten nichts als Schlimmes von der Zukunft, halten den jezigen Zustand für unerhört und ganz ohne Gleichen in der neuern Zeit. Täglich glauben sie sich am Vorabend eines zerstörenden Umsturzes; Alles scheint ihnen prekär und ohne Halt, so daß es sich nicht mehr der Mühe verlohnt, an des Landes Wohl und Wehe in der Zukunft zu denken. Daher beschäftigen sich diese Leute nur kalt, flüchtig und obenhin mit dem Vaterland und seinen Interessen. Nur an ihre eigene Zukunft denken sie, an ihre Privatangelegenheiten, um sie so sicher zu stellen, als möglich, und fragt man sie um den Grund ihrer Angst, so deuten sie nach Frankreich hinüber, als wenn Europas Ruhe und Glück jezt noch von jenem Land abhingen.

(Fortsezung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 162.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 8. Juli 1839.

Bei Einzelnen ist die Verläugnung seiner selbst und die Achtung des Andern eine Tugend; nicht so beim Patriotismus der Nationen: dieser muß egoistisch seyn.

Frau v. Staël.
Deutschland.

Literarische Grillen.

II.

Der deutsche und der französische Feuilletonist.

Was ist eigentlich ein Feuilletonist? Es ist ein Universalschriftsteller, der bei den Franzosen für sein Volk, bei uns für sein Publikum über Alles und noch Einiges schreibt. — Dieser literarische Proteus ist so recht der Ausdruck der Nation, aus der er entsprungen, in ihrer gegenwärtigen Entwicklung. Bald wollten auch die Deutschen dergleichen lustige Hexenmeister in ihrer Journalistik haben, und dies charakterisirt nicht nur uns, wie wir einmal überhaupt sind, sondern namentlich auch den Gang, den die schöne Literatur in der jetzigen Welt genommen, und das Verhältniß, in das sie sich zum Publikum gesezt. Es wurde auch bei uns Mode, Alles und Jedes in der periodischen Literatur geistreich, wie man es nannte, zu besprechen; man kann aber sagen, der Deutsche habe sich nicht leicht treffender selbst gemalt, als indem er den Franzosen in einem Zuge kopirte, mit dem dieser in zierlicher Fratze seine innerste Persönlichkeit herauskehrt. — Der Deutsche, der zur Unterhaltung der Lesewelt periodisch Geist macht, verhält sich zum Franzosen, der dieses Metier treibt, kaum wie die deutsche Putzmamsell zur Pariser Marchande de modes, und dies läßt sich durch ganz allgemeine Betrachtungen darthun, ohne daß man nöthig hätte, das Waarenlager irgend eines Putzgeschäfts speziell zu mustern.

Der Deutsche hat sich überzeugt, daß er Geist, und viel Geist hat, seit es ihm Engländer und Franzosen so oft versichern. Noch nie hat er sich so genau betrachtet und betastet als gegenwärtig, da er sonst nichts zu thun hat. Er schreibt ganze Bücher über seine Vorzüge; die Zeiten sind vorbei, wo einer (Hüllmann von Kloster Bergen 1793) zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde das Thema behandelte: „de causis, cur Germanorum gens careat indole ingenii animique propria,“ und der Deutsche achtet sich heutzutage, wenigstens mit dem Munde, sehr hoch. Die deutsche Nation besieht sich jeden Augenblick im Spiegel der Geschichte und findet, was herausblickt, sey doch eine höchst bedeutende Figur, eine sehr begabte, gebildete, in den weitesten Kreisen einflußreiche Person. Und sie ist nachgerade auch in den äußern Lebensformen mit der Welt fortgeschritten, und will jene großen natürlichen Vorzüge durch angenehme Formen und Manieren auch im Leben geltend machen. Ihre Nachbarn, ob sie nun dabei den innern Kern ihres Wesens verkannten oder nicht, beschuldigten sie sonst einer gewissen Rohheit, Plumpheit und Unbehulflichkeit im ganzen äußern Seyn und Wesen, in Speis und Trank

wie in der Kleidung, in der Sprache wie in Druck und Papier, im Styl des Umgangs wie in dem der Bücher; und den Franzosen namentlich kam sie dann am possierlich schwerfälligsten vor, wenn sie, fremde Sitten nachahmend, recht fein und manierlich seyn wollte. Aber braucht sie sich jezt noch solche naserümpfende Urtheile gefallen zu lassen? Ist sie nicht in allen Forderungen der Kultur auf dem Laufenden? speist sie nicht so säuberlich als irgend eine Nation? sind nicht ihre Bücher fast so elegant kostümirt als irgend welche? und weiß sie nicht sich selbst, mittelst der Modejournale, die sie hält, auf's Splendideste auszustatten und täglich herauszugeben? Und hält nicht mit dieser Grazie der äußern Erscheinung die des Geistes gleichen Schritt? hat sie nicht in ihrer periodischen Literatur dem plumpen Spaß und der eindeutigen Zote auf immer den Abschied gegeben, um ihren verfeinerten Organen mit dem anmuthig spielenden Scherz und der sinnigen Zweideutigkeit gütlich zu thun? Und wie sie aus ihrem eigenen Weingewächs Champagner fabrizirt, läßt sie nicht auch in ihrer Journalistik nach fremden Recepten die Perlen des Witzes und der Laune einander jagen, überholen und im Schaume brausen, den sie mit Wohlbehagen und der fashionabelsten Geberde schlürft? Mit Einem Wort, hat sie nicht Feuilletonisten, und weiß, was sie daran hat?

Ja, wir haben uns seit einem halben Jahrhundert erstaunlich abgeschliffen und verfeinert. Wenn jezt Erasmus wieder reiste, er fände keinen Stoff mehr zu jener schmählichen Parallele zwischen deutschen und französischen Gasthäusern. Wir haben keine Wirthe mehr, welche in bärenhaftem Zartgefühl vor Allem den Schein meiden, als ob ihnen am Fremden um seines Beutels willen etwas gelegen wäre, und auf alle Klagen des Gastes die stehende Antwort haben: „Wenn dir's so nicht behagt, so suche ein anderes Wirthshaus." So ist auch unsere Literatur nicht mehr die dickleibige, übel kostümirte, griesgrämische, pedantische Person, die schafft, um zu schaffen, und der in ihrem Stolze eben nicht viel daran liegt, wie den Lesern die Hausmannskost behagt, die sie ihnen vorsezt. Sie hat sich multiplicirt und dividirt; elegant aufgepuzt, mit der Serviette unter dem Arm, fliegt sie überall herum und legt Jedem ihre lange Speisekarte vor, die auf die verschiedensten Gaumen und Launen berechnet ist. Aber in diesem, wie in so vielem Andern, sind wir nur dem Zug der Zeit gefolgt, und zwar in den Fußstapfen der Fremden. Die Elemente des deutschen Geistes scheinen einmal so gemischt, daß das Volk, welches im innern Leben das reichste und schöpferischste ist, nicht den Muth und das Geschick haben soll, sein äußeres Leben auf seine Hand zu gestalten.

In demselben Verhältniß, in dem wir elegant und beweglich werden, reißt unter den Franzosen der Ernst und das Nachdenken ein. Wenn bei uns frivole Modeschriftsteller zierliche Geistesbouquets binden, so stehen dort Moralisten auf, welche über Montesquieus alten Text: „pourvu que les perruquiers français décident en législateurs sur la forme des perruques étrangères, que leur importe que le bon-sens leur vienne d'ailleurs!" der Nation Vernunft und Würde predigen; erst neulich, bei Gelegenheit der Pariser Gewerbeausstellung, konnte man Kritiker über die eitle Gedankenlosigkeit eifern hören, womit sich die Franzosen in ihrer Weltherrschaft durch Parfumerie, Ebenisterie, Ganterie, durch künstliche Blumen und Modekram aller Art bespiegeln, während das Wesentliche der Industrie nur mittelmäßig und höhere Wissenschaft und Staatskunst gar schlecht bestellt sey. — Mit uns ist es gerade umgekehrt. Wir sind kühn genug, Gott geradezu seine Welt nachzubauen, aber wir wagen es nicht, ein Wamms zuzuschneiden; wir sind die Erfinder des absoluten Wissens, und glauben an unsere Erfindung, so wenig wir auch darum absolut wissen, nicht einmal, wie man mit Anstand die Gabel zum Munde führt, was uns erst Andere sagen müssen; wir haben die tiefsten Gedanken über den Rapport zwischen allen Naturwesen und die Gesetze ihrer Bildung, nur über den täglichen Verkehr unter uns selbst, über die Formen unserer Höflichkeit und Galanterie müssen wir uns von auswärts Instruktionen erbitten; wir haben Weiber, denen nichts zu hoch und nichts zu tief ist, die hinsichtlich des Streites zwischen Philosophie und Religion vollkommen mit sich im Reinen sind, aber desto weniger, wie sie ihre Hauben stecken, und ob sie da und dort die Handschuhe anbehalten oder ablegen sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleone Zebrù.

Von C. Spindler.

(Fortsetzung.)

Oft kamen freilich wieder Stunden, die Zebrù furchtsam machten, in denen ihn die Ungewißheit folterte. Täuschte er sich nicht über Faustina's Gesinnungen? War er nicht in Fallstricke gerathen? Lachte nicht schon die Welt über ihn? Meinte es Dazio ehrlich? Wenn einmal der Stolz der gefeierten Jungfrau Meister wurde über die Weiblichkeit, welche sie sich zur Pflicht gemacht hatte, wenn sie kälter war, als gewöhnlich, dann zitterte Zebrù für seine Liebe. Er sah sich verlassen, preisgegeben, und floh mit blutendem Herzen, die ihn gefühllos verwundete. Aber konnte er fliehen aus Florenz? War nicht

Faustina's Haus vor den Thoren der Stadt, am heitern Ufer des Arno? Konnte er der Schönen ausweichen, wenn sie ihm begegnete? Mußte er nicht antworten, wenn sie zu einer Frage die Rosenlippen öffnete, oder zärtliche Vorwürfe versuchte, daß er so lange ihre Schwelle nicht betreten? Wahrlich, mit einem einzigen Augenstrahl, mit einer einzigen Sylbe eroberte sie bei ihm mehr wieder, als sie in einer Woche verloren hatte.

Florenz war in seinem Urtheil nicht so schwankend wie Zebrù. Die ganze Stadt war überzeugt, daß er Faustina heimführen werde. Die Frauen zuckten die Achseln, wenn sie von der Gelehrten sprachen, die ihre Bücher aufgegeben, um das Hausfräulein zu machen, und beneideten sie doch, trotz der Häßlichkeit des Grafen. Die jungen Herrn bemitleideten die verblendete Göttin und spöttelten hinter Zebrù's Rücken. Offen wagte sich keiner an ihn, aus Furcht vor seinem niederschmetternden Spott und vor Dazio's Klinge, die immer bereit war, eine Beleidigung des Freundes zu rächen. — Selbst Meuchelmörder hätten mit dem Grafen nicht mehr leichtes Spiel gehabt: er trug unter dem Schülergewande einen Panzer, an seinem Gürtel einen scharfen spanischen Dolch. — Dennoch sagte ihm Dazio einst mit gutgemeinter Strenge: „Es ist Zeit, daß deine ungewisse Stellung ein Ende nehme. Ich habe die Aussicht, als Gesandter nach Frankreich verschickt zu werden, und möchte doch einer Vermählung beiwohnen, die ich nach Kräften befördert habe und die eines gebesserten Weiberhassers köstlichstes Glück begründen wird. Für die Gesinnung meiner Base möchte ich bürgen; du, ein Mann, sprich dein Wort zum Vater, versichere dich der Braut und verlasse mit ihr die Stadt; denn fürwahr, die Mißgunst wird erst lebendig werden, wenn der Priester den Segen über euch gemurmelt hat."

Was der gute Dazio vernünftig sprach, erwog Zebrù in seinem Verstande, und beschloß, ein Mann zu seyn, und den Qualen des Zweifels ein Ende zu machen. Er schlang seinen Arm in den des Freundes und forderte ihn auf, mit ihm zu Salverte zu gehen. — Sie schlenderten getrost durch die Stadt und kamen auf einen Platz, wo des Volkes viel versammelt stand vor einer Thüre, die ein wunderlich verlarvter Mensch zu bewachen schien. Er war roth angemahlt, vom Kopf bis zu den Füßen, trug eine Federkrone und einen langen Schopf auf dem Schädel, einen Federschurz um die Hüften und eine ungeschlachte Keule in der Hand. Dabei schrie er aus vollem Halse, indem er die Augen grell verdrehte: „Geht herein, den weltgereisten Don Mendoza zu besuchen, der seine Schätze von der Menschheit bewundern läßt und gekommen ist, beladen mit den Reichthümern der neuen Welt, die der Genueser Columbus erfunden und der berühmte Amerigo Vespucci entdeckt hat! Wer ein paar Quatrini anwendet, lernt bei Mendoza, dem Kastilier, Weisheit für hundert Pfund!" — Die Freunde traten bei dem Abenteurer ein, der eine Menge von echten und unechten Seltenheiten, die er von den westindischen Inseln mitgebracht hatte, zur Schau stellte und zum Kauf ausbot. — Die Großmuth des reichen Zebrù litt nicht, daß er wegging, ohne etwas erhandelt zu haben. Er wählte das theuerste Stück der Sammlung, eines Medici würdig, wie sich Mendoza ausdrückte: einen indianischen Pfeil, dessen Spitze in Gift getaucht und daher sorgfältig in einen Beutel gewickelt war. — „Trage dieses heim," sagte Zebrù zu seinem Diener mit gewohnter Güte: „bändige jedoch deine Neugierde, und scherze nicht mit der Waffe. Der kleinste Ritz, den sie in die Haut schneidet, bringt den Tod!"

Das blühendste Leben erwartete indessen den Grafen auf Salvertes Landhause: Faustina in der höchsten Pracht ihrer Anmuth. Der Muth sank dem guten Zebrù neuerdings, da die Schönheit in ihrer höchsten Vollendung vor ihm stand. Unglücklicherweise wurde Dazio von seiner lieblichen Muhme nach der Stadt zurückgeschickt, um ein Geschäft auszurichten. Ohne dessen Beistand wagte Zebrù kein Wort an Faustina, obgleich sie zutraulicher war als je. Endlich forderte Salverte ihn zum Schachspiel auf, und er nahm sich vor, die Gelegenheit nicht zu verpassen. — Aber das Spiel begann, wechselte, endete, und der Graf hatte nichts geredet. Endlich sprang er auf und fragte nach Faustina. — „Sie wird ihre Fische im Gartenteiche füttern," antwortete Salverte. „Geht hin und sucht sie auf. Ich mag sie lieber in Eurer Gesellschaft wissen, als in der des Griechen, der bisher Euch immer begleitete. Ich hasse nun einmal die Griechen: meines Vaters älterer Bruder ist zu Konstantinopel, verrathen von den Hunden, denen er mit seiner Tapferkeit diente, schmählich zusammengehauen worden."

Zebrù hörte diese letzten Worte nur mit halbem Ohr und flog hinaus, sein Idol aufzusuchen. Faustina war nicht am Teich, die Fische zu füttern. Da der schüchterne Liebende hoffte und fürchtete, ihr plötzlich zu begegnen, wenn sie hinter einem Strauch oder einer Gartenwand hervortreten würde, hielt er seinen Athem zurück und ging leise, wie die Luft, viel leiser, als die Stimme war, die er bald beinahe erschreckend vernahm. — „Du bist zudringlich, Constantin; ich liebe das nicht," sagte Faustina. Zebrù wagte einen Blick; das Fräulein saß auf den Stufen, die zu einer Statue der Venus hinaufführten; neben ihr der schöne Grieche, der ihre Hand ergriffen hatte. Das Blut in Zebrùs Herzen gerann.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Sittengeschichte der Deutschen.

Fürsten.

Karl der Große nahm von Papst Leo die Adoration, d. h. wahrscheinlich den Fußkuß an. So liest man, daß er sich von den griechischen Gesandten und von Eginhard die Füße küssen ließ. Ludwig dem Frommen küßten nicht nur die Vornehmen den Fuß, sondern sogar seine Gemahlin Judith vor einem Gastmahl das Knie. Unter den Ottonen findet man nichts davon, aber unter Heinrich III. scheint der alte Brauch, wenn er je abgekommen, wieder aufgekommen zu seyn. Um diese Zeit gebot übrigens Papst Gregor VII., nur die päpstlichen Füße sollten von Fürsten geküßt werden. — Unter Friedrich I. wurde es wohl in Italien wieder Sitte und blieb es lange. Aber Maximilian ließ sich von Niemand etwas kniend sagen, „sondern steend, und hieß nach gelegenheit der perschonen sie das haupt mit ihren huetten decken.“ Als der bekannte Straßburger Prediger Geyler von Kaisersberg einst bei Max I. war und, um sich wegen der Hitze zu kühlen, das Baret abzog, zwang ihn der Kaiser, da er es als Zeichen der Unterthänigkeit ansah, es wieder aufzusetzen. — Selbst der hochmüthige Karl V. ließ sich von den besiegten Afrikanern die Füße nicht küssen, sondern sagte: „das Haupt herrsche, nicht der Fuß.“ — Wenn auch nicht das Fußküssen, doch das Knien ging in das moderne, von Ludwig XIV. eingeführte Ceremoniel über, und erst Friedrich II. von Preußen, und dieser spät genug (1783), verbot seinen Unterthanen das Niederknien bei Ueberreichung der Bittschriften. Die damaligen Zeitungen, besonders das Hamburgsche politische Journal und die Berliner Monatschrift erschöpften sich in Preis und Dank dafür.

Göz von Berlichingen sagt in seiner Lebensgeschichte von Kaiser Max I., den er im Lager gesehen: „der hett ein grünes kleines altes Röcklein an und ein grünes Stupkäpplein und ein großen grünen Huth darüber, daß ihn keiner für einen Kaiser gefangen oder angesehen hett.“ Mit dem einzigen Wort „gefangen“ hat der Ritter sich selbst und sein ganzes Zeitalter auf's Treffendste charakterisirt. Heutzutage heißt es ebenso bezeichnend von einem unscheinbaren Großen: es hätte ihn Niemand für das, was er ist, verzollt. Max. I. hat den ewigen Landfrieden eingeführt.

— Herzog Albert von Sachsen im sechzehnten Jahrhundert sagte einmal: wenn er wüßte, daß er mit seinem Tode dem heiligen römischen Reich nützen könnte, er wollte sich „zu Förderung des Reichs Wohlfart heugken lassen.“ — Man drückte sich jezt feiner aus, wenn man solche patriotische Gelüste hätte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Regierung. Neue Einrichtungen.

Dies ängstliche Leben von einem Tag zum andern, ohne Hoffnung, ohne ein höheres, allgemeineres Interesse, bloß auf die eigene kleine Existenz zusammengedrängt, bezeichnet freilich nur die entschiedenen Egoisten, an denen es aber in Genf nicht fehlt. Anders denken und handeln die wackern Männer, die oben die Regierung leiten und auf die das kleine Land vertrauensvoll sieht. Wollten aber diese einmal in ihrem Eifer und in ihrer Thätigkeit nachlassen, Egoisten werden und nur an sich denken, so wäre es bald um unsere Republik geschehen, die den Regierungsbeamten keinerlei Reiz bietet, weder schmeichelndes Ansehen, noch Einfluß, noch ansehnliches Geld, sondern nur den Dank der Mitbürger. Wollten wir dann noch Beamte haben, so müßten wir ihnen wenigstens gute Besoldungen geben, damit sie Fortüne machen könnten; dazu aber hat der kleine, nur über geringe Geldmittel verfügende Staat die Kraft nicht; es wäre auch das alte Genf nicht mehr, von dem J. J. Rousseau sagte, er würde es zum Vaterland wählen, wenn er nicht da geboren wäre; es würde dann bei uns ungefähr so werden wie jenseits des Jura und der Rhone. Aber lassen wir dies und gehen wir zu etwas Erfreulicherem über.

Voriges Jahr geschah hier manches Lobenswürdige, unter Andern die Vollendung, Einrichtung und Dotirung des neuen Irrenhauses, nach den rationellsten Erfahrungen über diesen, für die Menschheit so wichtigen Gegenstand. Bald dürfte die Anstalt auch im Auslande einen so ausgezeichneten Ruf erlangen, wie unser Pönitenz- oder Strafarbeitshaus, zu dessen Ansicht und Prüfung noch immer zahlreiche Sachkenner und Regierungscommissäre aus allen Theilen Europas hierherkommen. Indessen haben zwei unserer ausgezeichnetsten Aerzte, Dr. Gosse und Dr. Coindet, die Gefahren dieses Pönitenzsystems für die Gesundheit und das Leben der Sträflinge dargethan, wenn es nicht mit mehr Vorsicht als bisher angewendet und bei der Abscheidung, Einsamkeit und Beschäftigung der Gefangenen nicht mehr darauf gesehen wird, ihnen Bewegung zu gönnen und auf diese Weise günstig auf sie zu wirken, was jedoch sehr schwer seyn dürfte, ohne einen Theil des moralischen Effekts zu zerstören, der bisher unläugbar bei diesem System zu bemerken war.

Sehr dankenswerth war auch die Annahme des Dezimalmünzfußes, der mit dem 1sten Januar in Ausführung gekommen ist und uns in Uebereinstimmung mit unsern südlichen und westlichen Nachbarn schon jezt große Erleichterung in Handel und Wandel gewährt. Genf ist auch hierin der Schweiz mit gutem Beispiel vorangegangen; Waad und Bern werden nicht lange zurückbleiben, da ihre Lage ihnen die Annahme dieses Münzfußes fast als eine Nothwendigkeit auflegt.

Eine bedeutende Verschönerung des neuen Rhonestadttheils, des quartier des Bergues (Kleeberger), durch die Fortsetzung des Kay's und die Wegreißung der Mühlen, hat bereits begonnen und ist schon ziemlich weit vorgerückt. — Mehrere neue und große Bauten stehen bevor, von denen einige noch im laufenden Jahr angefangen werden dürften. Die hydraulische Maschine, wodurch das Rhonewasser von der Insel in die obere Stadt getrieben wird, galt lange für eine Merkwürdigkeit in ihrer Art, da sie in einer Zeit gebaut worden war, wo die Hydraulik noch in den Kinderschuhen stand. Sie ist zwar immer fortgegangen, aber nicht mit der Zeit. Seit achtzig Jahren hat sie sich daher abgenutzt und ist ein altes Werk geworden. Sie wird nun durch eine neue ersezt werden, bei deren Bau der Unternehmer nicht nur alle Fortschritte der Wissenschaft in der neuesten Zeit benutzen, sondern auch dafür sorgen wird, daß durch Röhren eine hinreichende Masse Wasser in alle Stockwerke der Häuser geleitet werden kann, was bisher ganz fehlte.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 163.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 9. Juli 1839.

O thou dissembling cub! direct thy feet,
Where thou and I henceforth may never meet.
Shakespeare.

Napoleone Zebrù.

Von C. Spindler.

(Fortsetzung.)

„Soll ich nicht den geringsten Lohn ernten für den Zwang, den ich so lange schon ertrage?“ fragte Akallos dagegen und ließ seufzend die Hand los. — „Du hast noch nichts gethan, um die geringste Gunstbezeugung zu verdienen, Constantin. Die Zeit rollt aber dahin und das Spiel, das ich so blind und thöricht unternommen, straft mich bitter, wie du nicht weißt.“ — „Milde und Barmherzigkeit der Frauen! das Herz zerspringt ihnen, während sie ihren Feind erwürgen.“ — „Pfui, Constantin! Noch einen Spott wie dieser, und ich nehme die Zuneigung, die ich dir schenkte, zurück. —“ — „Um sie dem Apollo Zebrù als ein Almosen zuzuwenden?“ — „Schweig, oder ich zürne dir!“ — Nach einer Weile, aus tiefem Nachsinnen erwachend, fuhr Faustina fort: „Er hat mich sehr gedemüthigt, aber die Rache ist, wie ich fürchte, zehnmal peinigender. Ich hätte ehrlicher seyn sollen. Ich bin es nicht gegen ihn, nicht gegen den Vater, da ich heimlich dich begünstige, den er haßt, wie Alle deiner Nation. Ich bin auch nicht ehrlich gegen mich selbst —“ — „Also auch nicht gegen mich?“ — „Wer weiß?“ — „Ja, ja, du quälst mich mit einer Kälte, die ich nicht verstehe. Hab' ich mich nicht deinem Dienste geweiht? Bin ich nicht auf deinen Wink vom Streit mit dir zurückgetreten, um dir die Palme zu lassen? Hab' ich mich nicht geschickt in dieses Haus geschlichen, deinem Vater und Vetter zum Trotz, duldend die hochmüthige Gönnerschaft, die jener gräfliche Pedant und Narr mir zugewendet? Passe ich nicht wie ein Spion auf jeden Augenblick, der mir erlaubt, dir zuzuwinken, dir ein Wort zuzuflüstern? Soll diese Marter niemals ein Ende nehmen? Soll auch nicht die leiseste Gunst meine heldenmüthige Ausdauer belohnen? Wahrlich, du weißt nicht, was ich für dich gethan habe!“ — „Ich muß dir Recht geben, Constantin. Ich kenne deine Ansprüche nicht; ich kenne nur den Zauber, den die Natur über deine Gestalt verbreitet, der mich berückt und unterjocht hat, unterjocht wider meinen Willen. Glaube mir, daß ich oft, wenn das Herz schweigt und der Verstand redet, mich frage, ob auch deine Seele deiner Gestalt ähnlich sey? Meine Zweifel — ach! — sie verstummen nicht! Und so liebe ich dich, ohne deiner Liebe, ohne deiner Treue und Wahrheit, ohne meiner eigenen Beständigkeit gewiß zu seyn. Du trauerst? Ermuthige dich! Ich werde mein Wort halten. Es naht die Zeit, da ich frei über meine Hand werde verfügen können. Ich will die Deinige seyn, sobald ich nichts Böses aus ehrenwerthem Munde von dir

erfahren habe. Jedoch, zur Rechtfertigung meiner Liebe zu dir, fordere den Grafen vor aller Welt zur Erneuerung des Streits auf, in dem er mich bezwungen, und stürze ihn von der Höhe seines Siegs durch deine Gewandtheit, durch deine Weisheit herab. Du, den ich einst als meinen Gegner schente, siege unter meinem Panier, und ich reiche dir vor allem Volke die Hand." — „Ich will thun, was du verlangst. Doch wird die Rache nicht vollkommen seyn, wenn du nicht ebenso öffentlich dem eingebildeten Zebrü den schmachvollen Abschied gibst. Du bist eine arge Fee, und ich weiß nicht, ob ich dir trauen soll. Du hast das blasse Ungeheuer an deinen Wagen gespannt; es zappelt in deinen Stricken, das Wort der Werbung liegt schon lange auf seinen Lippen. O, banne es noch fest bis zur gelegenen Stunde, daß vor den Ersten des Volks zu gleicher Zeit sein wahnsinniges Verlangen und dein triumphirendes Nein bekannt werden möge!" — Nach abermaligem tiefem Schweigen antwortete Faustina: „Ich will's." — Seufzend stand sie auf und entließ den heimlichen Verehrer. Als sie in das Haus trat und nach dem Gast fragte, berichtete ihr Salverte staunend, wie derselbe von ihm geschieden und daß er nicht wieder zurückgekommen. — Nächsten Tages jedoch erhielt Faustina folgendes Schreiben aus der Hand eines Läufers des jungen Grafen.

„Unglückliche Faustina! Ich nenne dich also, weil nur, wer ohne Falsch im Busen dahin lebt, glückselig genannt zu werden verdient; du aber bist nicht ohne Falsch, und die Untreue schlägt immer ihren Herrn. — Ich könnte meinen Brief schon mit obigen Worten schließen, denn du wüßtest schon hinlänglich, daß ich von deinen schnöden und arglistigen Rachevorsätzen unterrichtet bin. Aber es drängt mich, dir zu sagen, daß ich dir um der Gebrechlichkeit des Weibes willen verzeihe. Dem Schwachen scheint die Rache eine so schmackhafte Kost; Trauer und Täuschung folgen ihr jedoch auf dem Fuße. Ich will dir solche Trauer ersparen und scheide von dir, ohne „das Wort der Werbung" über meine Lippen kommen zu lassen, ohne dem Elenden, der dich überlistet und verblendet hat, öffentlich zum Opfer zu fallen. Ich zittere, indem ich dieses schreibe, weil ich dich liebe. Ich hasse, ich verachte dich nicht; eher müßte ich mich selbst verachten, daß ich von den Lehren der Weisheit und Erfahrung abweichen konnte. Aber schon bin ich so ketzerisch geworden gegen die Vernunft, daß ich's nicht für Sünde achte, dich geliebt zu haben und ewig dein Bild liebend im Busen zu tragen. Wisse und glaube mir: in der Brust des Häßlichsten lebt ein Geist, der gerne umfängt, was schön ist auf Erden, der auch für das Schöne, dem er nicht nahen darf, mit allen Flammen glüht. Mein Geist wird deiner auch in der Ferne gedenken, versöhnlich, brüderlich, liebevoll. Du wirst mir immer theurer werden, je trockener und freudenloser dein Leben sich gestalten wird, weil einem Weibe ohne Herz kein Heil auf Erden blüht; und segnen will ich dich, während du fluchen wirst dem Satan der Gefallsucht und Verführung, der die Welt durchschreitet. Denn ich habe dich einmal zur Hälfte meines eigenen Lebens, meiner innersten Seele erkoren, und mag das nicht vergessen. Ich mag nicht wüthen gegen das Geschöpf, das sich mein „Ich" nennen darf. Straucheln und sündigen wir nicht alle Tage, und verzeihen wir uns nicht alle Sünden? Zürnen wir nicht stündlich unsern Fehlern und lieben wir uns nicht stündlich inniger? — Lebe wohl, Faustina."

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Ich erinnere mich dabei eines selbsterlebten kleinen Vorfalls, der die grenzenlose deutsche Abhängigkeit und Befangenheit in den Lebensformen zu sprechend malt, als daß ich ihn nicht anführen sollte. Es war in einem der ersten Gasthöfe im Rheinthal an der Wirthstafel; unter andern befand sich daselbst eine äußerst elegante fremde Dame mit hoch aristokratischen Geberden, welche während des Speisens, die Oberarme an den Leib gelegt und die feinsten Handschuhe an den niedlichen Händen, die Vorderarme zierlich spielen ließ wie ein Eichkätzchen. Ihr gegenüber saßen einige junge deutsche Frauenzimmer, von denen ich nur zu sagen weiß, daß sie ganz artig aussahen und sehr gut gekleidet waren. Kaum hatten diese das fashionable Manöver der Dame bemerkt, so senkte erst die eine, dann die andere die nach der Landessitte bloßen Speisehände, wie beschämt, unter das Tischtuch; sie ließen sie nach einer geschäftigen Weile in Handschuhen wieder auftauchen, worauf sie mit zurückgedrückten Ellbogen und gespreizten Fingern speisend zeigten, wie schnell man sich in die feinsten Sitten findet, wenn man einem nur überhaupt sagt, was Lebensart ist. Ich könnte die Geschichte grell ausmalen, wenn ich ihre Handbekleidung verläumdete; aber nein, die Handschuhe waren tadellos, und es war auch so arg genug; denn es that mir in der Seele weh, wie ihre sonst gewiß beim Naschen so flinken Hände strauchelten und tappten, als wären den Fingern die Augen verbunden, wie sie zuckten und wischten, wenn sie der Instinkt einen Geflügelknochen oder sonst etwas Schmutzendes und Färbendes berühren ließ.

Ja, unsere Unmündigkeit, unser Aberglauben und unsere Leichtgläubigkeit in Allem, was den sogenannten Weltton betrifft, geht sehr weit, weiter, als wir meistens

selbst glauben. Dieser ängstliche Kultus des Frivolen steht mit unserer sonstigen Gravität und Gemessenheit im sonderbarsten Kontrast, und wenn wie gerade in diesem Punkt die Engländer so ergötzlich finden, so beweist dies nur, daß wir uns selbst nicht kennen. Wir und sie sind gerade die umgekehrten Franzosen, die sich mit dem Ernst des Lebens so leicht compromittiren als wir mit dem Schmuck desselben. Dieser Widerspruch im Wesen der Völker fällt freilich am Ende mit der Natur des Menschen an sich zusammen und ist ein nothwendiger, wenn die Nationen uberhaupt als Persönlichkeiten höherer Ordnung eine Totalphysiognomie und einen Gesammtcharakter haben sollen. Das Individuum kann nicht tief und oberflächlich, innerlich und äußerlich anstellig zugleich seyn: ebensowenig die Völker, und es ist ein Naturgesetz, daß sie ihre Vorzüge und Virtuositäten, seyen sie nun in Gedanken oder in Waarenballen verkörpert, gegen einander austauschen. Der gemeine Franzose hat von uns die närrischsten Begriffe; wir sind ihm eine Nation von Grüblern und Träumern, die vor lauter Ideen an das Nächste und Nothwendigste nicht denken können; er fühlt sich uns gegenüber im Verhältniß des Hofmeisters zum jungen Bären, der ihn beständig mahnt, beim Essen und im Anzug artig und säuberlich zu seyn, den Leib gerade zu halten, nicht auf den Boden zu spucken und der Mama die Hand zu küssen; er meint unter Anderm, wenn Frankreich den cynischen Philosophen jenseits des Rheins nicht beständig durch das Prästigium seiner modischen Muster und Vorschriften in Athem erhielte, so liefe er am Ende mit einem Schuh und einem Stiefel an den Beinen auf die Straße, und sieht er ein Trousseau für eine deutsche Prinzessin packen, so ist er überzeugt, daß ohne solche regelmäßige Zufuhren von Saatkorn der Eleganz die Nation bald auf eine Art von Naturzustand zurücksänke.

Der Franzose hat gewöhnlich kein Auge und keine Gerechtigkeit fur das, womit wir ihm seinen Unterricht in äußerer Dressur vergelten, und dies liegt in der Natur der Sache, weil die Güter, welche er im Laufe der Geschichte von uns bezogen, und jezt mehr als je bezieht, nicht in Hut- und Bandschachteln verschickt und nicht hinter Spiegelscheiben ausgehängt werden. Seine Ideen und Erfindungen, deren wir nicht entbehren können, schlagen sich meist an unsern Körpern und in unsern äußern Lebenskreisen uberhaupt unmittelbar als sichtbare und greifbare Gebilde nieder; das Geistige, das er unwillkührlicher von uns entlehnt, wirkt meistens mehr in der Art eines Ferments in der jenseitigen Nationalität, und im Produkt ist der virtuelle Antheil des Erfinders nicht mehr rein auszuscheiden. Ein Gedanke höherer Ordnung, der durch Association unzählige weckt und Unberechenbares wirkt, ist, einmal entlassen, nicht mehr so zu greifen, wie einer, der sich in einem Toilettenstück fast geometrisch abschließt. So kann der Franzose unsern Einfluß ignoriren, wenn er will, und hundertmal streitet er ihn uns auch gegen die Evidenz ab; wollten wir dergleichen Prätensionen machen, so brauchte er nur an unsern Personen und in unserer Umgebung auf tausenderlei Dinge zu weisen, die handgreiflich den Stempel seines Witzes tragen. Dies ist es, was ihn eitler und suffisanter, und uns demuthiger macht als gebührlich; was ihn herrschender und uns abhängiger erscheinen läßt, als sich in der Wirklichkeit herausstellte, wenn sich eine Bilanz ziehen ließe. Wie der Lebende Recht hat, so ist der im Vortheil, der für das Leben und den Umgang den Ton angibt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Juni.

Dampfschifffahrt. Eisenbahn. Naturforschende Gesellschaft.

So belebt im Augenblick unsere rheinische Dampfschifffahrt ist, so erregt dieselbe doch durch die übertriebene Konkurrenz nicht geringe Besorgnisse. Zuerst trat die Düsseldorfer Gesellschaft in die Schranken mit der alten, reichen Cölnischen, die ihren Aktionären in den zwölf Jahren, wo sie allein auf dem Rhein herrschte, ganz außerordentliche Gewinnste brachte. Die Konkurrenz der Düsseldorfer Gesellschaft war nöthig, sie war wohlthuend; denn von der Zeit an, als diese in die Schranken trat, änderte sich die Dampfschifffahrt durchaus zu ihrem Vortheil; man kam rascher vom Platz, man reiste bequemer und billiger, es wurden neue, vortrefflichere Dampfschiffe herbeigeschafft, und nun erst begann die Rheingegend, und besonders der rheinische Handel die Vortheile aus der Dampfschifffahrt zu ziehen, die sie von derselben erwarten durften. Allein damit war es auch genug. Nun aber erscheint gar eine dritte Konkurrentin auf dem Mittelrhein in der niederländischen Dampfschifffahrtsgesellschaft, und eine vierte wird erwartet in der deutsch-englischen (Cöln-Londoner). Man fragt sich: wohin soll das führen? Kann es in dem Interesse der Regierungen liegen, daß eine Gesellschaft die andere untergrabe, und daß der Stärkere, d. h. der Reichste, das Feld behaupte? Muß man nicht befürchten, daß, wie es leider schon oft geschehen ist, die einzelnen Dampfschiffe sich überbieten und zum Unglück der Reisenden die Dampfkraft mißbrauchen? Es ist nicht abzusehen, wie bei einer Konkurrenz dieser Art das Ganze noch bestehen kann, auch angenommen, daß die Gesellschaften sich nur mit Zinsen begnügen und auf Dividenden verzichten wollen. Muß doch jede Gesellschaft an die Gründung eines Reservefonds denken, um später neue Schiffe an die Stelle der abgenuzten, untauglichen herbeizuschaffen. — Ueber unsere Taunuseisenbahn habe ich jezt nur Erfreuliches zu berichten. Es wird jezt mit einem Ernst gebaut, der gegen die frühere Lethargie sehr absticht; alle Grundstücke sind im Besitze des Comités, alle nöthigen Bauten sind vortheilhaft vergeben und längst begonnen; die Zahl der Arbeiter ist groß und der Arbeitslohn jezt von der Art, daß keine Unterbrechungen mehr, wie früher, zu erwarten sind. Der Stand der Bahn ist im Augenblick folgender: Auf der Station zwischen Mainz und Wiesbaden sind alle Vorarbeiten

beendet, und die Schienen bedecken bereits ungefähr ein Drittheil des Wegs. Gerade so verhält es sich auf der Strecke zwischen Frankfurt und Hattersheim, nur daß man hier mit dem Schienenlegen noch nicht so weit vorwärts ist. Auf der Strecke zwischen Hattersheim und Kassel ist man noch am wenigsten vorwärts geschritten, weil in der Hochheimer Gemarkung die Acquisition der Grundstücke so schwer hielt, und weil auch gerade auf dieser Strecke die meisten Hindernisse zu überwinden sind. Jedoch dürfte man bis zum Herbste auch auf dieser Strecke die Vorarbeiten beendigt haben. Ueber die Beendigung kann man jezt Folgendes mit Zuversicht versichern: die Bahn zwischen Mainz und Wiesbaden wird in der Mitte Julis dieses Jahres eröffnet werden können; zu gleicher Zeit wird auch die Bahn zwischen Frankfurt und Höchst befahren. Die Strecken zwischen Höchst und Kassel können schwerlich vor dem nächsten Frühjahr in Gebrauch gezogen werden, so daß die Beendigung der ganzen Bahn auf das Frühjahr 1840 zu erwarten ist.

Die hiesige rheinisch-naturforschende Gesellschaft, die sich mit jedem Jahre eines höhern Aufschwungs erfreut, und in ihrer Wirksamkeit gar nicht mehr erkennen läßt, daß sie erst drei bis vier Jahre alt ist, hat kürzlich einige bedeutende Bereicherungen ihrer Naturaliensammlungen erhalten, die hier eine Erwähnung finden mögen. Vor allen Dingen sey des fürstlichen Geschenkes gedacht, mit welchem der Graf von Hohenwart in Laibach (derselbe ist Ehrenmitglied des Vereins) die Gesellschaft erfreute. Wir erhielten von diesem hochherzigen Geber zuerst eine der herrlichsten Conchyliensammlungen, die man sehen kann, bestehend aus mehr denn 2000 Stücken, darunter Exemplare von bedeutendem Werth, überhaupt fast alle von Lamarque aufgeführten Genera, und zwar trefflich etikettirt und geordnet. Dann befand sich noch bei der Sendung eine prachtvolle Sammlung getrockneter Pflanzen aus Illyrien, und eine Anzahl sehr werthvoller Amphibien in Weingeist. Wir stellen hier nur die einfache Thatsache ohne alles weitere Lob hin. — Ferner verdient es Anerkennung, daß kürzlich unser Landsmann Lauer (Sohn eines hiesigen Holzhändlers) aus Curaçao in Westindien unserer rheinisch-naturforschenden Gesellschaft ein werthvolles Geschenk an seltnen Naturalien, in acht bis zehn Kisten, eingeschickt hat. Es bestand dasselbe aus einer großen Anzahl Conchylien, worunter mehrere Stücke von besonderer Größe und Schönheit, ferner aus einer großen Anzahl Korallen und Schwämmen, endlich, und das ist der werthvollste Theil der Sendung, aus Seefischen und Amphibien in Spiritus, und aus mehreren andern Seethieren. Der Platzkommandant auf Curaçao, van Koetsfeld, ist bei dieser Sendung unserem Landsmann Lauer an die Hand gegangen. Wir dürfen, nach der Versicherung desselben, demnächst noch andern Sendungen entgegensehen. Es ist schön, wenn man, viele tausend Meilen von der Heimath entfernt, auf solche Weise der lieben Vaterstadt gedenkt. Aehnliche, wenn auch minder bedeutende Geschenke an Naturalien hat die Gesellschaft im Verlaufe des Jahres von auswärtigen Freunden und Gönnern des schönen Instituts erhalten, und es darf uns nicht wundern, wenn unter solchen günstigen Auspicien unsere Sammlungen bald mit allen ähnlichen am Rheine wetteifern können.

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Akademie.

In Republiken, wie die unsrige, kränkelt leicht auch entschieden Gutes, wenn es nicht kräftig genug vertreten wird. Dies zeigt sich jezt bei unserer Akademie, die unter Muniers Rektorat vor drei Jahren einen vielversprechenden Aufschwung nehmen zu wollen schien und nicht neben den Nachbarakademien in Lausanne und Neuchatel zurückbleiben wollte. Neue Lehrstühle für Mathematik, Astronomie, Criminalrecht und vergleichende Literatur wurden in Anregung gebracht und zum Theil wirklich ausgeschrieben. Ehe es aber zu Ernennungen kam, wechselte das Rektorat der Akademie, das neue glaubte, mit den vorgeschlagenen Erweiterungen habe es keine Eile, das vorhandene Enge und Einseitige könne immer noch einige Jahre fortdauern; kurz das neue Rektorat wußte andere Ansichten als die Munierschen geltend zu machen, und alle Ernennungen und Erweiterungen auf unbestimmte Zeit hinauszuschieben, bis sich fähige und genehme Genfer dazu heranbilden und melden würden. Dabei ist nun durchaus nicht abzusehen, wann die Akademie wieder eine entschiedene Richtung annehmen wird. Die Besoldungen der neuen Professuren sind so gering — viel geringer als die Lausanner und Neuchateler — daß nur Genfer, die eigenes Vermögen, oder andere Stellen oder andere einträgliche Beschäftigungen haben, oder sich mit Privatstunden etwas verdienen wollen, den Gedanken fassen können, sich dazu zu melden und für ein Geringes ihre Unabhängigkeit zu opfern. So eine Professur dürfte nur aus patriotischer Hingebung angenommen und neben andern Dingen getrieben, nie aber Lebenszweck werden. Es wäre auch unbillig, wenn die Akademie mehr von ihren Professoren verlangte. — Der Mißlichkeit dieses Interims hat die Akademie vorigen Winter durch außerordentliche Vorlesungen abzuhelfen gesucht, die zugleich ein Prodromus für künftige Bewerber seyn sollen. Es ist natürlich, daß ungeachtet dieser außerordentlichen Vorlesungen in Criminalrecht, Mathematik und Literatur viele Lücken im Unterricht blieben, die auch der Akademie mehrmals öffentlich vorgeworfen wurden. A. Pictet, der würdige Träger eines in der Genfer politischen und literarischen Geschichte sehr würdigen Namens, ein Gelehrter, der sich durch seine seltenen philologischen Kenntnisse auszeichnet und dessen Denkschrift über die Verwandtschaft der celtischen Sprachen mit dem Sanscrit vom französischen Institut gekrönt worden ist, A. Pictet hielt Vorlesungen über Aesthetik und Literaturgeschichte. Es wäre der Akademie sehr zu wünschen, daß sie ihn für die Professur der vergleichenden Literatur gewinnen könnte. Da er zur besten Genfer Aristokratie gehört, so würde er auch in dieser Hinsicht sehr passend seyn, und er könnte mit seinem gründlichen, freien Wissenschaftssinne an ihr Gutes stiften und eine große Lücke ausfüllen. — E. Diodati hielt Vorlesungen über die Geschichte der französischen Philosophie in der sogenannten Renaissancezeit, aus denen ich hier eine Stelle über die französische Philosophie ausheben will, die eben so gut auf die Tendenzen der Hegelianer und des „jungen Deutschlands“ bei uns paßt. „Es gibt etwas ganz Unvermeidliches in der Cultur, das sogar als Bedingung der Humanität angenommen werden muß: was auch daraus entstehe, wie sich auch Zeiten und Verhältnisse gestalten, immer werden sich philosophische Tendenzen bilden und aussprechen, immer werden sie über die Intelligenz zu herrschen suchen; sie werden mächtigen Einfluß haben auf den socialen Zustand, und dadurch auf das Leben der Einzelnen. Dieser fast herrschende Einfluß hat sich immer gezeigt, und es wäre vergeblich, sich dagegen zu stemmen. Wo man auch die Geschichte der menschlichen Gesellschaft betrachtet, überall zeigen sich auf dem Grund gewisse Lehren und leitende Grundsätze, welche die Erscheinungen und Ereignisse der Zeit erklären.“ (Forts. folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 164.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 10. Juli 1839.

— Pingimus atque
Psallimus, et luctamur Achivis doctius unctis.
Horat.

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

So alt der germanische Einfluß in Frankreich ist, erst in neuerer Zeit tritt er in der Wissenschaft und Literatur, wie im Leben, deutlicher und massenhafter hervor, am Augenfälligsten in der sogenannten romantischen Poesie und in der Byronschen Laune, dem schwermüthigen Ernst der Jugend; wir unsrerseits vergelten dieses schmeichelhafte Anerkenntniß dadurch, daß wir, wie schon gesagt, an unseren gedankenvollen Persönlichkeiten immer wähliger und eleganter, und in unserer schönen Literatur immer schöner, gewandter, witziger, salonsmäßiger werden, und beide mit dem cölnischen Wasser des feinsten Tons begießen. Sie nehmen von uns Geist und Schlachtvieh, wir beziehen von ihnen Esprit und Galanteriewaaren. Aber in der Art, wie wir Beide mit dem Erborgten hanthieren, zeigen wir unser Naturell noch deutlicher als in originellen Produkten. Der französische „Zerrissene" kokettirt noch in den heftigsten Paroxysmen seines poetischen Schmerzes und drapirt sich eitel mit dem Mantel der philosophischen „Morgue," wie mit dem Faschingskostüm. Die deutsche Eleganz beiderlei Geschlechts nimmt selbst die Koketterie wichtig und ernsthaft; die Schöne mit dem neuen Putzhut wiegt das Haupt so feierlich, als säße eine Krone darauf, und der feine junge Mann trägt den Stock mit dem prächtigen Knopf, den ihm die Mode in die Hand gibt, mit Würde, wie der Sheriff oder der Läufer. Der deutsche Schöngeist aber, der den spirituellen Eiertanz nach französischer Weise tanzt, kommt gar zu oft von der Zehenspitze auf die platte Sohle nieder und verunreinigt sich und den Schauplatz. Schade um die Eier!

In der französischen Journalistik herrscht die Sitte, daß täglich oder periodisch die großen und kleinen Ereignisse in der Politik, in der Gesellschaft, der Kunstwelt &c. munter, sarkastisch, boshaft, sentimental, pathetisch, wie es kommt, besprochen werden. Die Verfertiger dieser Blumen-, Frucht- und Dornenstücke bilden eine eigene Gilde; schneidend sind alle, und ihre Schärfe ist der unerläßliche Esprit, aber im Uebrigen sind sie sehr ungleich und verhalten sich unter einander wie nach Gewicht, Wasser und Figur verschiedene Diamanten: es gibt unter ihnen Tafelsteine, Rosetten und Brillanten, und ihr Werth, d. h. ihr Honorar, wächst geometrisch mit der Zahl der Karate, die sie wiegen. — Daß man diese flüchtige Bildermacherei in deutschen Journalen nachahmt, ist eine Mode wie eine andere; es ist ein Spielzeug weiter für Kreise, wo man im schweren deutschen Dunstkreise erst dann behaglich athmet, wenn man sich ausländische Luft zufächert. Daß man im Spiel mit der geistigen

Grazie der Franzosen am Schreibtisch keineswegs glücklicher, sondern meist weit unglücklicher ist, als im Spiel mit ihrer körperlichen Grazie an der Toilette — auch darüber wäre weiter nichts zu sagen, wenn sich nicht viele ehrenwerthe Leute sehr darüber verwunderten.

Diese Leute sagen: „Wenn wir uns doch zu Allem von auswärts das Zeichen und das Muster müssen geben lassen, wenn wir nicht von selbst darauf verfallen sind, in unsern Journalen geistreich zu seyn, so war dies einmal, sollte man meinen, eine Mode, wobei der Deutsche nicht Gefahr lief, sich zu kompromittiren; es war so recht Wasser auf seine Mühle, der ja ohnehin in Allem den Geist sucht und findet. Freilich sagt man, wie den Franzosen der deutsche Geist, so sey uns der Esprit unerreichbar, und unser Witz gebe weder das Wort wieder, noch erschöpfe er die Sache. Nun ja doch! Witz und Esprit mögen Dreiecke seyn, welche einander nicht decken; aber spitzwinkligt sind doch wohl beide; der Unterschied kann also kein wesentlicher seyn. Mußt ihr den Esprit bleiben lassen, so macht Witz, und es ist schwerlich etwas damit verdorben. Wenn die deutsche Nation sich selbst den Witz abstreitet, so verläumdet sie sich, wie so oft, gegen den Augenschein. Kann es in der Masse eines Volks, aus welcher Prachtkrystalle wie Kästner, Hippel, Thümmel, Wieland, Lichtenberg, Jean Paul, Hoffmann, Tieck angeschossen sind, an Witzstoff fehlen? Wohnen nicht überall Spezereikrämer zwischen den Großhändlern? und wo der Witz in Ballen liegt, da ist er doch wohl auch in Düten zu haben."

Dieses Raisonnement hielte vielleicht Stich, wenn die deutsche Gesellschaft wäre, was sie nicht ist, und nie seyn wird, eine so compakte Masse wie die französische. Just hierin liegt der radikale Unterschied zwischen beiden Ländern, und dies ist es, was auch die beiderseitige Literatur, was namentlich die Journalistik und den eigenthümlichen Geist der Völker in seiner Richtung auf die tägliche Ergötzung der Lesenden, in ein völlig verschiedenes Verhältniß setzt. Dies ist am Anfang dieser Betrachtungen gewiß richtig so bezeichnet worden: der französische Feuilletonist schreibt für sein Volk, der deutsche für sein Publikum; der erste, wenn er keck in den Stoff, das tägliche Leben, hineingreift und ihn mit Geschick behandelt, ist sicher, Allen oder fast Allen zu gefallen; für den zweiten sind zum Voraus gar manche Stücke des Stoffs zu heiß oder zu stachlicht zum Anfassen, und er fragt sich beständig, ob er es sollte dies doch vernünftigerweise, ob er auch den Ton trifft, der den Leuten behagt, auf die er zunächst wirken will.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleone Zebrù.

Von C. Spindler.

(Fortsetzung.)

Dieses Schreiben versezte Faustina in die grenzenloseste Bestürzung. Zwar erwachte sie bald aus derselben, um mit wildauflodernder Freude zu rufen: „den Heiligen Dank! Er sollte nicht das Opfer meiner Rachlust werden!" aber sie sank eben so schnell in die Betäubung zurück, indem sie ihre Locken zerriß und vor sich hin klagte: „Er ist für mich verloren! Napoleone für mich dahin!" — Also, wie ein Marmorbild, saß sie da und horchte Tage lang auf ihres Vaters Fragen und Tröstungen eben so wenig, als auf das girrende Abendlied, das Alkalos unter ihren Fenstern sang, eine Meldung seiner Ankunft. Der Vater erfuhr nichts aus ihrem Munde; dem Griechen wurde ihre Pforte nicht aufgethan.

Schon einigemal hatte die Trauernde das Morgenroth beschienen, nachdem sie den Scheidebrief die ganze Nacht hindurch gelesen und wieder gelesen und mit ihren Thränen befeuchtet hatte; da stellte sich Dazio plötzlich ein, wild und aufgeregt, wie ihn Faustina nie gesehen. „Was ist mit dem Grafen geschehen?" fragte er; „Base, was hast du an meinem Freunde gethan? Doch, wie mag ich fragen, da ich Alles weiß? Mit dem gluhendsten Fieber ringend, rief er deinen Namen und fluchte dem boshaften Constantin. Wie schön, Base, daß du den edlen Napoleone für den glatten Buben aufgabst!" Dazio riß den Degen aus der Scheide. „Sieh her, Faustina, das Blut an dieser Klinge ist das Blut des glatten Buben! Erschrick nicht, zittere nicht! Er lebt, aber ich habe ihn mit einem Kreuz über's Gesicht gezeichnet. Er wird dir nicht mehr gefallen, dafür stehe ich; aber dennoch soll er kommen und dir Abbitte leisten. Du mußt ihn kennen lernen, den Betrüger, der, um sich bei dir einzuschmeicheln, den Doktor von Bologna mit giftigen Substanzen erkranken machte; den Schurken, der dem Grafen meuchelmörderisch an's Leben wollte, jedoch ihn nur ungeschickt verwundet hat; den Abschaum aller Niederträchtigkeit, der im Rausch seines Sieges, voll Hohn über Zebrùs Niederlage, voll Hoffnung, dich endlich zu erringen, sich nicht entblödet hat, frevlerisch von dir zu reden und sich gegen Leute seines Gelichters mit Gunstbezeugungen zu brüsten, die ihm gewißlich nicht geworden sind!"

Faustina gewann die stolze Lebenskraft der unbescholtenen Jungfrau wieder und blickte voll gerechten Zorns auf den mißhandelten Griechen nieder, den ihr Vetter zu ihren Füßen schleuderte. Ihre Stimme, Medea's Grimm und Niobe's Jammer vereinigend, klang furchtbar

in Constantins Ohr: „Betrüger, Mörder, gewissenloser Prahler! Deine Rathschläge, dein Zureden, sie haben mich elend gemacht! fliehe von hier und verbirg in der Wüste dein schmählich beflecktes Angesicht!" Nach diesem Aufschwung der Erbitterung sank Faustina wieder in sich selbst zusammen und redete nur mit den Gespenstern ihrer Einbildungskraft, bejammerte ihr Daseyn, ihre Thorheit, die eines Bösewichts trügliche Schönheit dem Verstande und Herzensadel vorgezogen hatte, prophezeite des jungen Grafen Tod und klagte bitterlich, ihn überleben zu müssen. — Was in ihrer Brust geschlummert, was nur dann und wann sich wie im Traum geregt hatte, war erwacht durch den Schrei ihres Schmerzens: die Leidenschaft der Liebe, die flammende Sonne, in deren Strahlen der morsche Abgott ihrer Sinne zu Asche verbrannte. — Da sagte eines Tags ein freundlicher Mund zu Faustina: „Napoleone lebt, er hat sein Leiden überwunden. Lebe auch du, und zwar für ihn!" Und sie genaß zur Stunde von der Krankheit ihrer Seele.

Wie es nun kam, daß der Beleidigte die Kränkung vergaß, daß der Flüchtige wiederkehrte zum süßen Kerker, daß die zarte Sehnsucht und die grüne Hoffnung auf's Neue über des mürrischen Hettore Lehren die Oberhand behielten, mag leicht begreifen, wer da weiß, wie gern ein liebend Herz bereut und verzeiht, und was verständige Freunde vermögen. Salverte und Dazio rasteten nicht. Des großen Cosimo, des königlichen Kaufmanns erlauchter Enkel, Faustina's Beschützer, wenn nicht sogar ihr Vater, wie die Florentiner murmelten, führte die Liebenden zusammen, tauschte ihre Ringe am Verlobungsfest und bestimmte den Tag der Vermählung. — Die Stadt versagte dem Paare ihre Ehrfurcht nicht. Das körperliche Mißverhältniß der Brautleute trat in den Hintergrund vor ihrer so kräftig ausgesprochenen Leidenschaft und ihrem großen Reichthum. Dennoch zögerten die Florentiner mit ihrem lauten Beifall; sie schienen eines erwünschten Ausgangs der Sache noch nicht gewiß zu seyn. Vor dem Abendroth soll keiner glücklich gepriesen werden.

Als Gott der Herr das Paradies hinter unsern Stammeltern verschlossen hatte, versteckte er es vor allen Menschen, und erlaubt dis auf diese Stunde nur den Liebenden im Brautstande, von Zeit zu Zeit einen Blick hineinzuwerfen und sich im Geiste darinnen zu ergehen. — Für Napoleone und Faustina stand ebenfalls das Eden offen; doch lauerte in seinem Haine die Schlange des Argwohns, des Mißtrauens und falscher Erkenntniß. Unähnlich der alten Natter des Paradieses, wählte sie sich zum Opfer den Mann und umschnürte Napoleones Herz und Gehirn. — Er wurde binnen kurzer Zeit ein zweideutiger Mensch: heiter, gefällig und angenehm, so lange er sich unter den Augen der Geliebten befand; mürrisch, verschlossen, schwermüthig, sobald er in seines Hauses Einsamkeit zurückkehrte. Seine Melancholie wuchs schnell und riesengroß; eine besondere Furchtsamkeit bemächtigte sich des jungen Mannes dergestalt, daß sie in seinen Worten und Bewegungen sich ausdrückte. — Je heftiger diese unglückliche Stimmung in seiner Seele überhand nahm, je geringer wurde seine Macht, sich zu verstellen. Die kluge Faustina bemerkte endlich, daß trotz Napoleones angenommener Heiterkeit etwas Außerordentliches in ihm vorgehen müsse. Doch schwieg sie und wartete geduldig auf eine bessere Laune des Bräutigams. Später schwieg sie aus andern Gründen. Ihre eigene Seele war befangen von unheilvoller Furcht und Ahnung. — Sie hatte, dem Aberglauben der Zeit zufolge, dem auch die bessern Köpfe huldigten, von einem berühmten Astrologen zu erfahren gesucht, ob ihre Ehe glücklich seyn werde. Der weise Mann hatte nicht bejaht, sondern mit Zweifeln geantwortet, die peinlicher quälten, als ein klar vorhergesehenes Unglück.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Kiß'6 Amazone.

Die Amazone von Kiß ist eine öffentliche Person geworden — ein Ausdruck, über den ich im selben Augenblick, wo er aus der Feder ist, beinahe erschrecke; indessen läßt sich doch nicht füglich sagen, daß die Figur aus Thon ein öffentlicher Charakter sey, so viel Charakter das Kunstwerk auch haben mag. Drei Partheien haben sich ihrer bemächtigt: die Kunstfreunde, die daraus gern eine vaterländische Angelegenheit machten, die guten Pfahlbürger, welche das Vaterland nicht in seiner Kunst suchen wollen, und die Pietisten, welche einen neuen Götzendienst wittern. Der Wunsch, ein Bildwerk, welches nach dem einstimmigen Urtheil der Kenner und Laien in seiner Großartigkeit einzig dasteht, durch die Gesammtheit aller vaterländischen Gebildeten ausgeführt zu sehen, hatte etwas Anregendes. Die kleinen Bedenken dagegen verschwanden vor dem schönen Gedanken, daß einmal das Volk ein großes Kunstwerk ausführen lasse, da man doch bisher behauptet hatte, das sey nur die Sache der Fürsten und Großen. Also sollte die Kunst in ihrer würdigsten Erscheinung, emanzipirt von der Mäcenatenprotektion, an's Licht treten. Das fand allgemeinen Anklang. Nur fanden sich nur zu bald Bedenken ein, hinsichtlich des Begriffes Volk. Den Berliner Eckensteher mußte man schon ausschließen, und man restringirte den Begriff auf die Wohlhabenden und die Kunstfreunde. Aber bis wie weit? Das wahrhaft Schöne ist nicht örtlich gebunden; also erwarteten die Unternehmer von allen Seiten her freudig bereitwillige Unterstützung. Aber schon von der nächsten, sonst kunstliebenden Stadt Stettin aus schickte man ihnen zur Antwort: ihr in Berlin interessirt euch nicht einmal lebhaft für die Eisenbahn, welche uns zueinander führen soll, was fordert

ihr, daß wir uns für euer Kunstwerk interessiren? — Also schrumpfte der Begriff abermals ein: es blieb unser Kunstwerk, die wir innerhalb des Berliner Weichbildes wohnen. Nun sollte der städtische Patriotismus angesprochen werden. Man forderte die Stadtverordnetenversammlung auf, sich dafür zu interessiren. Aber wie war unsern Bäckern und Branntweinbrennern zu beweisen, daß sie die Aufrichtung des Standbildes einer nackten weiblichen Person, die keine Berlinerin gewesen, ja eigentlich niemals existirt hatte, für eine Stadtangelegenheit halten müßten? Daß Damen in Berlin reiten, ist noch eine solche Seltenheit, daß die Gassenbuben zusammenlaufen; ja in einzelnen entfernteren Revieren sind die schönen Reiterinnen selbst Insulten ausgesezt, weßhalb die Bereiter ungern ihre Damen dahin führen. Was konnte man nicht besorgen, da schon der große Kurfürst und der alte Ziethen nächtlichen Insulten ausgesezt sind, wenn eine nackte Reiterin ohne Schildwache dastand! Und diese daneben zu stellen, wie bei dem Kurfürsten auf der langen Brücke, hätte ebenfalls manche patriotisch-militärisch-moralische Bedenken gegeben. Ueberhaupt wem sollte denn die Stadt ein Denkmal sezen, das vaterländisch genannt werden könnte? Einer Frauensperson, welche nackend reitet, was nie hier vorgekommen ist, oder dem Angriff eines Tiegerthiers, das nie hier zu Hause war, und nur durch die polizeiwidrige Nachlässigkeit eines Menageriebesizers aus seinem Käfig gelassen seyn kann; oder der saubern Moral, daß ein solches Unthier ein edles, nüzliches Pferd in's Genick beiße, dergestalt, daß es im nächsten Augenblick stürzen muß? Ich will nicht sagen, daß diese Bedenken in der Stadtverordnetenversammlung zur Sprache kamen; aber dergleichen wurde doch gedacht, und wird außerhalb der Versammlung jezt geschrieben und gedruckt. Daß Herr Kiß ein Berliner ist und die künstlerische Ausführung seines Gedankens durch sich allein, und ganz abgesehen von dem behandelten allgemein menschlichen Gegenstande, der Stadt und dem Standpunkte ihrer Bildung zur Ehre gereicht, sind Motive, die man zur Zeit bei uns noch nicht zu kursirender Münze machen kann. Es ist kein vaterländischer Stoff; also mußte die vaterländische Theilnahme anderswo gesucht werden. Das arme gebildete Publikum war eben gerade vielfältig für die Armuth der Ueberschwemmten und Abgebrannten angegangen, und die Beutel waren erschöpft. Es hatte außerdem für Schiller, den deutschen Dichter, für Mozart und Beethoven, die deutschen Componisten, für Guttenberg, den deutschen Buchdrucker, für Lessing, den deutschen Dramaturgen, und noch für die Monumente von vielen andern Deutschen, weil es Deutsche, beigetragen.

(Fortsezung folgt.)

Genf, Juni.

(Fortsezung.)

Akademie.

„Allerdings können diese Tendenzen philosophische genannt werden, denn sie kommen von allgemeinen Grundsäzen über menschliches Seyn; daraus folgt aber noch lange nicht, daß sie rationell, weise, gerecht und nüzlich sind; oft sind sie dem Irrthum, dem Laster, dem Stolz, dem Egoismus und andern häßlichen Leidenschaften zugänglich, und dann werden sie sehr gefährlich. Dieselben Tendenzen, welche richtig, sittlich und verständig geleitet, zur Ordnung, zum Fortschritt des Guten und zum Glück der Menschheit führen können, werden eine Geisel der Gesellschaft und ihr Ruin, wenn sie in unrechte oder übelwollende Hände kommen, denn sie führen die Gemüther irre, geben der öffentlichen Meinung eine ganz falsche Richtung, drängen die bürgerliche Gesellschaft auf irrige oder schlechte Wege, und die ganze sociale Bewegung erhält durch sie eine Menge Richtungen, die zu Unordnung, zu Verdorbenheit und zu Verderben, zu langem und furchtbarem Wehe, und endlich zur gänzlichen Auflösung des Staatskörpers führen. Man betrachte nur, was die Gesellschaft in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter dem Einfluß der materialistischen Lehren von Condillac und Helvetius geworden war; man betrachte diese Epoche in socialer Hinsicht, in Beziehung auf Sitten, Religion, Literatur und Politik; überall wird man die Wirkung des Materialismus herrschend finden. In diesen irrigen Lehren, in dieser unreinen Quelle liegt der erste Grund der auffallenden Ausartung und des furchtbaren Sittenverderbens jener Zeit. Ueberall treten ihre Grundsäze und Einflüsse hervor, in den damals allgemein verbreiteten ausgearteten Sitten, in der Literatur der höhern Welt und des Volks, und in dem irreligiösen Cynismus, endlich in der französischen Revolution, über deren Natur und Resultate man streiten kann, die aber einmal über das andere von Irrthum falsch geleitet und verfälscht, eben so oft von schlechten Leidenschaften und dem Verbrechen beschmuzt und in den Staub gewälzt wurde. Dieselben Tendenzen, oder andere nicht weniger gefährliche können wieder erscheinen und aufkommen, und es wird jezt, wie zu allen Zeiten, Menschen geben, die schlau und geschickt die immer lebendigen, positiven, den menschlichen Egoismus, die Leidenschaften und alles Gemeine und Niedrige mächtig ansprechenden Interessen zu ergreifen und auszubeuten verstehen, um daraus mit mehr oder weniger Kunst Grundsäze abzuleiten, die sie sofort als Brandstoffe in die Gesellschaft werfen, um damit heftige Leidenschaften aufzuregen, Partheien zu bilden, und mit scheinbaren Theorien Ehrgeiz, Habsucht, Bestechung und alle Art von Unrecht zu rechtfertigen. Werden solche Grundsäze des Verderbens von irgend einer Seite in Umlauf gebracht, so finden sich gleich viele Leute, die sie ergreifen und eifrig verbreiten, zumal wenn die Gesellschaft vorher durch einen falschen Schein dahin bearbeitet worden ist, sie handle ganz vernünftig, indem sie ihren Leidenschaften, Neigungen und Interessen nachgibt, indem sie das Fleisch emancipirt ꝛc."

Die Akademie hatte im vorigen Wintersemester zweihundert und vier-und-dreißig Studenten, unter denen sich, neben hundert und fünf-und-zwanzig Genfern, Schweizer aus andern Cantonen, Franzosen, Deutsche, Engländer, Piemontesen, Amerikaner, Spanier und Griechen befanden. Die mehrsten Ausländer sind aber keine eigentlichen Studenten sondern leben hier in Pensionen und benuzen ihren hiesigen Aufenthalt, um den Vorlesungen einiger Professoren beizuwohnen. Ein Phänomen war der Kurs des verdienstvollen Prof. Humbert über arabische Sprache; denn durch ganz eigenthümliches Talent und viel Mannigfaltigkeit im Vortrag wußte er ein-und-zwanzig Zuhörer zu vereinigen, was selbst auf den weit zahlreichern deutschen Universitäten und in Paris jezt selten seyn soll. Neun von diesen Zuhörern unterwarfen sich am Ende des Kurses einem Examen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 21.

Mittwoch, 10. Juli 1839.

[278] Im Verlage der *Buchhandlung des Waisenhauses* in *Halle* ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Chrestomathia syriaca edita et glossario explanato ab *Aem. Roedigero*, annexae sunt tabulae grammaticae. gr. 8.

Druckpapier broch.	1⅓ Thlr.
Schreibpapier carton.	2 „
Velinpapier carton.	2½ „

In demselben Verlage sind u. m. a. auch folgende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hoffmann, A. T., Grammatica syriaca libri III. 4 maj. 1827. 4 Thlr.

Michaelis, C. B., Syriasmus, id est, Grammatica linguae syriacae, cum Fundamentis necessariis, tum Paradigmat. plen. tum denique ubere Syntaxi etc. 4. 1741. 7/12 Thlr.

Psalterium syriacum ex recensione Erpenii, cum notis philologicis et criticis, edid. J. A. Dathe, 8 maj. 1768. 1 Thlr.

---

[316] In der Liter.-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Maschinenkunde

und

Maschinenzeichnung

von

S. Haindl,

königl. bayer. Professor.

1ste Lieferung,

bestehend aus 11 Bogen Text in Quarto,

und 11 Bogen der Zeichnungen in groß Quer-Folio (das Blatt 2' lang 1' 7" breit bayer. Maaß).

Preis 5 fl. 24 kr. rhein. — 3 Rthlr. oder 4 fl. 30 kr. C.M.

Inhalt:

1) Schrauben, scharfe, flache, linke, rechte, einfache, mehrfache, in Holz und Metall ꝛc. ausgeführt. 2) Wellen, Zapfen und deren Lager, wagrechte, senkrechte und schiefe, hölzerne und eiserne, massive und hohle Wellen und deren Zapfen, offene und geschlossene Zapfenlager, fixe und bewegliche, stehende, hängende und schwebende ꝛc. 3) Holzverbindungen, wagrechte, senkrechte und schiefe, Verzapfungen, Verblattungen ꝛc. 4) Verzahnungen, cylindrische und conische Räder, Zahnstöcke, Daumen und excentrische Scheiben ꝛc., mit Rücksicht auf Berechnung, Eintheilung und Form der Zähne; hölzerne, eiserne und gemischte Räder ꝛc.

Das ganze Werk, welches aus drei gleich starken Lieferungen bestehen wird, soll in systematischer Ordnung das ganze Gebiet der Maschinenkunde und des Maschinenzeichnens umfassen.

Der Hr. Verfasser, bereits im zweiten Decennium als Lehrer dieser Partien an der königl. polytechnischen Schule in München, so wie noch an vier der ersten Kunst- und technischen Bildungsanstalten wirkend, und seit mehreren Jahren die Stelle eines Civil-Ingenieurs vertretend, hat, geleitet durch seine mehrjährigen praktischen Kenntnisse und Erfahrungen im Bau- und Maschinenwesen, dieses Werk nach dem übereinstimmenden Urtheile Sachverständiger so bearbeitet, daß selbes nicht nur für die bereits mehrfach ins Leben gerufenen technischen Bildungsanstalten als das erste in Deutschland erschienene Werk empfohlen zu werden verdient, sondern auch für Mechaniker, Maschinenbauer, Fabrikanten, Hütten- und Hammerwerks-Besitzer, Müller ꝛc., so wie für jeden Freund der Technik bei dem raschen Aufblühen des Maschinenwesens um so mehr von großem Nutzen seyn wird, als der Hr. Verfasser, abhold jenem bloßen Wiederkauen und Aufpropfen fremder Anordnungen und Constructionen, ohne Rücksicht auf die obwaltenden Umstände und vorhandenen Verhältnisse, das Ganze den Bedürfnissen aller jener Länder entsprechend anzupassen eifrigst bemüht war, welche noch nicht, gleich den Engländern, Franzosen und Amerikanern, jene hohe Stufe technischer Ausbildung erreicht haben.

Diesem zufolge wurden, wie es in einigen sonst vorzüglichen ausländischen Werken geschehen ist, Constructionen in Holz keineswegs umgangen, sondern dieselben sind, so weit es die Verhältnisse des Continents erfordern, denen in Eisen vorangestellt; jedoch vermißt man auch letztere, so wie jene, welche theils aus Holz, theils aus Eisen bestehen, nicht; wobei bei gleichem, oder doch nicht beträchtlich größerem Kostenaufwande Schönheit der Formen immer berücksichtigt wurde.

Bei allen von dem Hrn. Verfasser, vorzüglich aber bei den von ihm in Metall ausgeführten Maschinen wurde das Gewicht der einzelnen Theile und ein Kostenüberschlag aufgeführt. Bei allen Zeichnungen sind mit der höchsten Genauigkeit die Maaße nach bayerischem und französischem metrischem Maaßstabe eingeschrieben; die verschiedenen Stoffe: als Eisen, Messing, Holz ꝛc., sind sowohl durch eigene Schraffuren als besonders mit Benützung des erst seit kurzem in der J. G. Cotta'schen lithographischen Druckerei ausgebildeten Farbendruckes in den ihnen zukommenden Farben dargestellt, wodurch die Platten an Deutlichkeit bedeutend gewinnen, und sich nicht nur als Originale für den Unterricht, sondern auch als Arbeits- oder Werkstättzeichnungen selbst für solche, welche die im übrigens ungekünstelten, leicht verständlichen Styl geschriebene deutsche Erklärung nicht lesen können, vollständig eignen.

Die Platten wurden von Hrn. Kurz, einem der ausgezeichnetsten Schüler des Hrn. Verfassers, und bereits selbst im vierten Jahre Lehrer an der Gewerbs- und polytechnischen Schule in Augsburg, mit einer Präcision gestochen, welche so wie die übrige Ausstattung, nichts zu wünschen übrig läßt.

---

[287] Stuttgart. In E. Schweizerbarts Verlagshandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Iris.

Eine Sammlung

erzählender und dramaturgischer Dichtungen

von

Eduard Mörike.

Mit zwei Darstellungen nach Zeichnungen von Fellner und Nisle.

Preis 2 fl. oder 1 Rthlr 16 Gr.

Maler Nolten.

Novelle

von

Eduard Mörike.

Zwei Theile. Mit einer Musikbeilage.

Preis 4 fl. 40 kr. oder 2 Rthlr. 18 Gr.

[301] **Neue wohlfeile Schul-Ausgabe**

von

Homer's Werken.

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Homer's Werke,

übersetzt von

Johann Heinrich Voß.

Zwei Theile.

Neue wohlfeile Schul-Ausgabe in Taschenformat.
Mit einer Homerischen Welttafel, zwei Karten und einem Grundriß.

Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[290] Bei Julius Wunder in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Homer's Odyssee,

als deutsches volksthümliches Kunstwerk

für Schule und Haus.

Aus dem Griechischen
in Stanzen übersetzt und erläutert
von
Dr. **W. K. Ferd. Rinne.**

Preis 1 Rthlr.

---

[296] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Schutz und Wehr

gegen

Unglücksfälle

oder die

Sicherheits- und Rettungsmittel in den Gefahren des Lebens zu Land und Wasser.

Ein Lesebuch

für Schule und Haus.

Von

Johann Heinrich Moritz v. Poppe.

gr. 8. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Inhalt: Einleitung. — Die Gefahren des Fallens. — Durch Körper, die von einer Höhe herabfallen. — Durch das Einstürzen oder Zusammenstürzen von Massen. — Des Anrennens an hervorragende oder an spitzige und scharfe Körper. — Des Erdrückens, Quetschens, Hauens oder Hackens, Schneidens oder Reißens. — Durch das Zerspringen und Umherschleudern von Sachen. — Durch Schießgewehre, namentlich durch Handfeuergewehre. — Die durch Feuer veranlaßten Lebensgefahren. — Die Gefahren durch Pferde und Fuhrwerke. — Die Gefahren auf Reisen zu Lande und zur See. — Noch andere Gefahren, im Wasser umzukommen, oder die Wassersgefahren auf dem festen Lande. — Die Lebensgefahren durch Diebe und Räuber zu Haus. — Die Gefahren durch wilde, durch wüthende und zornigte Thiere. — Die durch Hunger und Durst entstehenden Lebensgefahren. — Lebensgefahren durch den Genuß von giftigen oder vergifteten, oder andern schädlichen Stoffen, und durch den Gebrauch von giftigen Geräthen. — Die Gefahren durch giftigen Staub und giftige Dämpfe. — Der fauligten und mancher anderer Dünste, der verdorbenen Luft und der besonderen, erstickenden Luftarten. — Des Erstickens durch fremde Körper im Speisecanal und in der Luftröhre, durch Zuschnüren der Kehle und Verstopfen des Mundes. — Das Erschlagenwerden durch den Blitz. — Die Gefahren der Ansteckung. — Der Scheintod im Allgemeinen und die Gefahr des Lebendigbegrabens. — Noch einige ganz neu erfundene oder ganz neu entdeckte Sicherheits- und Rettungsmittel bei verschiedenen Gefahren, als Anhang.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[272] So eben erschien als Nr. 204 des

Répertoire du théâtre français à Berlin

das neueste, mit grossem Beifall in Paris aufgenommene Drama von Alex. Dumas:

Mademoiselle de Belle-Isle.

Preis 8 Gr. Zugleich machen wir aufmerksam auf das zur Lecture und zum Unterricht passende Drama Napoléon Bonaparte, ou 30 ans de l'histoire de France par Alex. Dumas. 8 Gr.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[181] In allen Buchhandlungen ist die zweite verbesserte Auflage der sehr empfehlenswerthen Schrift zu haben:

Die zweite verbesserte Auflage

Vom Wiedersehen.

Wohin gelangen wir nach diesem Leben?
Werden wir uns da wiedersehen?
Wie ist da unser Loos beschaffen?
Gründe für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele und Betrachtungen über Tod, Unsterblichkeit und Wiedersehen.

8. broch. Preis 36 kr.

Diese von Dr. Heinichen herausgegebene Schrift gibt über obige Fragen belehrende Aufschlüsse — führt die Beweisgründe eines bessern Daseyns, — eines Fortlebens nach dem Tode an, und so ist dieses Buch Frohen zur Belehrung und Trauernden zur Tröstung zu empfehlen.

---

[314] In der Engelmann'schen Verlagshandlung in Heidelberg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Kreuznach, seine Heilquellen und deren Anwendung. Zunächst für Kurgäste. Von Dr. Carl Engelmann. Mit einer Karte und drei Stahlstichen. In elegantem Umschlag brochirt. 8. 3 fl. 15 kr. oder 2 Thlr. 6 gr.

Die ebengenannte Schrift bespricht einen Badeort, der in der neuesten Zeit das Interesse der Aerzte sowohl, wie des Publikums in hohem Grade in Anspruch nahm und den die Heilkraft seiner Quellen und die mannichfachen Reize seiner Umgebung in kurzer Zeit

zu einer Bedeutung erhob, die ihm unter den besuchtesten und renommirtesten Bädern Deutschlands, deren Ruf im Auslande wie im Inlande gleich fest begründet ist, eine würdige Stelle anweist. In einer auch dem Nichtarzte verständlichen Sprache wird die Wirkungsweise der Quelle entwickelt, die Krankheiten abgehandelt, gegen die sich die Quelle hülfreich erwies und ausführlich die Regeln angegeben, die der Kranke befolgen muß, um jene günstigen Heilresultate zu erlangen. Auch was indirect zum Erfolge der Cur mitwirken kann, wird besprochen; auf die Naturschönheiten der Umgegend aufmerksam gemacht, auf den botanischen Reichthum und die geognostischen Verhältnisse hingewiesen, kurz alles erwähnt, was dem Curgaste zu wissen von Interesse und Nutzen seyn kann. Drei treffliche Stahlstiche versinnlichen dem Fremden den wichtigsten Theil der reizenden Gegend, den Theil des Nahethals, in dem die Heilquellen entspringen. Eine Karte der Umgegend mit Angabe der geognostischen Verhältnisse und zierlichen Abbildungen der Louisenquelle, und des Badehauses zu Münster werden dem Werke, für dessen geschmackvolle Ausstattung der Verleger auf's Beste sorgte, als nützliche und willkommene Zugabe dienen.

Dasselbe Werk ins Französische übersetzt von Dr. Nußbaum zu demselben Preise.

---

[286] Bei C. F. Etzel in Stuttgart ist erschienen und vorräthig bei allen Buchhandlungen:

Unfehlbare Heilart des Bluthustens und der Lungenschwindsucht ohne Apotheke, und Hebung der Anlage zu Brustleiden mittelst Lebensordnung, Berufswahl und Sommerkur. Von Dr. E. Röslin. 8. broch. 48 kr. oder 12 gr.

Dieses nützliche Schriftchen ertheilt die natur- und zweckgemäßesten Vorschriften zur Heilung der fraglichen Leiden, und ist daher des Beifalls vollkommen würdig, mit der es überall aufgenommen wird.

---

[293] In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Geschichtchen für meine Söhne

von

A. v. Kotzebue.

Neue Auflage.

gr. 8. In Umschlag brochirt. Preis 2 fl. 21 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Inhalt: Der Tausendkünstler. — Die Pomeranzenschalen und Melonenschalen. — Der alte Oberrock und die alte Perrücke. — Belohnte Theilnahme. — Was geht es mich an? — Der Großsprecher. — Der Lügner. — Die Reise nach Köln. — Die wüste Insel. — Die Gefahren der Einbildungskraft. — Oswald und Gustchen.

Es mangelt zwar nicht an Erzählungen für Knaben, und die Verfasser derselben haben es herzlich gut gemeint; doch kennen wir nur wenige, die im Stande wären, die Einbildungskraft ihrer jungen Leser zu fesseln, und ohne diesen Zauber darf man sich keine Wirkung versprechen. Viele sind zu trocken, mit Moral überladen, die doch nur der Knabe selbst aus den Begebenheiten ableiten sollte. Die Lehre: Meide diesen oder jenen Fehler! wird ihm selten vorschweben, wohl aber das Bild des Jünglings, der diesen oder jenen Fehler beging und dafür büßt. — Nicht für Knaben allein, mehr noch für Jünglinge sind diese Erzählungen geschrieben.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[332] So eben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu empfangen:

Kochbuch für bürgerliche Haushaltung. 2te Auflage. geb. 9 Gr.

C. Rümpler, Der Rathgeber in Haus- und Wirthschaftsangelegenheiten. Eine Sammlung von 260 erprobten Mitteln und Recepten. 2te Auflage. broch. 4 Gr.

Pabst, Tabellen zur Berechnung des Mauerziegelbedarfs bei Bauten. 8 Gr.

Allen Bauherren und Laien, die vor Schaden gesichert seyn wollen, besonders zu empfehlen.

Bei dem Aufschwunge, welchen neuerlich der Betrieb

des Seidenbaues und der Maulbeerbaumzucht

in ganz Deutschland, namentlich auch im nördlichen, genommen hat, finden wir uns veranlaßt, die in unserm Verlage kürzlich erschienenen, diesen Gegenstand behandelnden Schriften des königl. preuß. Regierungs- und Schulraths W. v. Türk in Potsdam, welche hierüber in höchst faßlicher Darstellung, nach vielseitig kundgegebenen Urtheilen, die beste und vollständigste Belehrung darbieten, im Preise bedeutend herabzusetzen, um so durch den sehr erleichterten Ankauf dieser Werke zur Förderung dieses neuen und höchst wichtigen vaterländischen Erwerbzweiges möglichst beizutragen; nämlich:

W. v. Türk, vollständige Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung des Seidenbaues und des Haspelns der Seide, so wie zur Erziehung und Behandlung der Maulbeerbäume, nach den neuesten Erfahrungen und Beobachtungen. Mit 1 Tabelle und 2 Kupfertafeln. Zweite umgearbeitete Auflage. (15 Bogen gr. 8.) broch. früher 1 Thlr. 4 Gr., jetzt 18 Gr.

— — neueste Erfahrungen hinsichtlich des deutschen Seidenbaues und der Erziehung und Behandlung der Maulbeerbäume. Nebst einem Plane zur Errichtung von Seidenbau-Vereinen. ($9\frac{1}{2}$ Bogen gr. 8.) broch. früher 16 Gr., jetzt 12 Gr.

Leipzig, im Juli 1839.

Gebrüder Reichenbach.

---

[292] **Neuester komischer Roman!!!!**

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dingelstedt, Franz, Die neuen Argonauten! 18 Bg. 8. Velinpap. eleg. broch. 1839. Preis 1 Rthlr. 12 Gr. ord. (2 fl. 42 kr. rhein.)

Bei dem allgemeinen Interesse, welches das Publikum neuerdings an der humoristischen Literatur nimmt, bedarf es der Hinweisung auf dieses Produkt desselben wohl um so weniger, als der schnell aufgeblühte Name des Verfassers dessen Trefflichkeit verbürgt und sein frisches Talent, anerkannter Maaßen, gerade im satyrisch-humoristischen Genrebilde culminiert.

Fulda, den 6. Juni 1839.

C. Müller'sche Buchhandlung.

№ 165.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 11. Juli 1839.

Mir grauet vor der Götter Neide,
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu Theil.
Schiller.

Napoleone Zebrù.

Von C. Spindler.

(Fortsetzung.)

Faustina verschwieg ihrem Geliebten ihrer Neugierde Versuch, um nicht von ihm verspottet zu werden; sie verhehlte es nicht minder, um seine Ruhe nicht zu stören oder seine übeln Stunden nicht noch trauriger zu machen. Ihr Betragen wurde jedoch ungleich und raubte dem armen Zebrù eine Stütze nach der andern, von denen er bisher noch im Gleichgewicht erhalten worden war. Wie staunte daher Dazio, als er aus Frankreich zurückkam und in einen Tempel bräutlicher Wonne zu treten vermeinte, daß er eine so üble Veränderung an seinem Freunde wahrnehmen mußte! Er bestürmte ihn mit den heftigsten Fragen, und mußte alle Bitten und Beschwörungen der innigsten Seelenbrüderschaft verschwenden, ehe ihm Zebrù mit sorgenvoll gefurchter Stirne sagte: „Ich bin allzuglücklich, Dazio. Mein Glück ist so groß und herrlich, daß es unmöglich dauern kann. Die Alten, jene lebensklugen Menschen, opferten in solcher Lage das Köstlichste den Eumeniden. Dem Christen ist dieser Sühnungsweg verschlossen. Nur ein Wunder kann unser Schicksal aufhalten im Verlaufe; aber Wunder werden nur den Heiligen bescheert. Meine Angst ist furchtbar, Dazio. Hinanklimmend am Lebensbaume des Glücks, sehe ich bereits mit Zittern das Ungeheuer, das mein Heil verschlingen wird, mir entgegen kommen. Ach, wie selig, wer da nicht lebte, mein brüderlicher Freund!" — „Wiederhole mir deine Klage, ich zweifle, daß ich verstanden habe, was du sagtest; was befürchtest du im Ernste? Ein irdisches Unheil? einen Verlust an Gut und Habe? Schäme dich, Philosoph!"

Da seufzte Zebrù noch einmal so tief denn zuvor, erwidernd: „Ich fürchte nicht den Ruin meines Reichthums, den Brand meiner Paläste, nicht den körperlichen Tod. Aber mehr als den Einsturz der Welt fürchte ich den Tod meiner Liebe! Ja, Dazio, meine Liebe wird sterben müssen, mit ihr mein ganzes Heil. Ich habe es überlegt von allen Seiten; es kann nicht anders seyn. Je näher ich mit Faustina dem Altare schreite, je fühlbarer wird mir der Abstand von ihrer Schönheit zu meiner Mißgestalt, von ihrem klaren Verstande zu dem finstern Wirrsal in meinem Kopfe. Wie wir zusammentrafen, wie unsere Hände sich erreichen konnten — mir ist es täglich unbegreiflicher, und immer morgen ein größeres Räthsel als heute. Aber was ich deutlich sehe, ist der gähnende Schlund des Verderbens zu unsern Füßen; es ist die Ungeheuerlichkeit unserer Vereinigung. — Wenn ich mich nicht rette, wenn ich einschlummere auf Rosen,

werd' ich erwachen auf Dornen, in den Flammen der Hölle. Faustina wird, sie muß zurückkommen von dem Blendwerk, das sie mit mir verband. Wie wird sie mich hassen, wenn die Binde von ihren Augen fällt! Könnt' ich's ertragen? Sie spielt heute noch mit mir wie mit einem possierlichen Schäfer; morgen wird sie entrinnen vor mir wie vor einem häßlichen Affen! Jeder Tag wird ihr in meinem Antlitz eine Falte mehr, in meiner schwachen Gestalt eine Verrenkung weiter verrathen. Die schadenfrohe Sonne macht jedes Auge nüchtern, und die Nüchternheit ist der Tod der Liebe, und diesen Tod könnte weder mein Geist noch mein Körper überleben! Ich muß einen Ausweg finden."

„Du treibst einen grausamen Scherz. Zweifelst du an Faustina's Treue? Willst du abermals von ihr scheiden, um euch Beide zum Gespött der Welt zu machen?" Zebrù schüttelte den Kopf. „Ich scherze nicht, ich prophezeie," sagte er. „An ihrer Treue zweifle ich nicht. Doch, was ist schlimmer: Liebe ohne Treue, oder Treue ohne Liebe? Das leztere, meine ich, Dazio! Aber scheiden, wie du es begreifst, scheiden, wie ein ungetreuer oder mißlauniger Buhle — nein, das will ich nicht. Wenn ich je mich trenne von Faustina, so geht mein Geist, mein Leben mit. — Ich schwatze jetzo etwas verwirrt, Dazio; zürne mir nicht. Schöner und wahrer klingt der Spruch der Alten, daß die Götter mitten aus der Fülle des Glücks, der Kraft und der Jugend den hinwegnehmen, den sie lieben."

Napoleone ließ diesen räthselhaft zusammengestoppelten Aeußerungen noch viele andere von gleich wunderlichem Gehalt folgen, bis Dazio endlich das Wort nahm und ihm mit allem Ernste seine unmännliche Befürchtung verwies. Er predigte dem Schwärmer lange und glaubte endlich, da der Graf immer weniger Einwürfe machte und zulezt gänzlich schwieg, den bösen Lindwurm eitler Sorgen überwunden zu haben. Der junge Diplomat kannte die Menschen noch nicht von Grund aus. In seiner Täuschung verharrend, wünschte er dem Freunde Glück zu einer bessern Ueberzeugung und erzählte ihm, daß er stehenden Fußes nach Pisa zu gehen vorhabe, um seine Braut abzuholen, und daß von ihm beschlossen worden, sein Vermählungsfest mit Zebrù's zu vereinigen. Mit nachdenklichem Lächeln spendete ihm der Graf seinen Beifall und sie trennten sich, der Eine abreisend mit guter Vorbedeutung in der Brust, der Andere zurückbleibend als ein Raub finsterer Gedanken.

Ein Bräutigam verrichtet seine Geschäfte und Aufträge troz des besten Eilboten. In ein paar Tagen war Dazio zu Pisa fertig geworden und trat mit seiner Auserwählten die Fahrt nach Florenz alsbald an, damit sie keinen Augenblick versäumten und just am Vorabend des Vermählungsfestes ankämen. Wie trabte so muthig der Renner Dazio's! wie klangen so lustig die Schellen, wie so leichtsinnig wehten die Federn der Maulthiere, welche die Sänfte der Braut trugen! Der Wind blieb hinter ihren Hufen zurück. Dennoch gab es wenige Miglien von Florenz Anstände und Aufenthalt, die verursachten, daß erst am Abend das Paar in der Stadt der Mediceer eintraf. Dazio führte seine Schöne in Faustina's Palast. Er fand die leztere in Unruhe; seine Augen suchten vergebens den Bräutigam. Kummer, Unwille und Befürchtung bemächtigten sich seiner, da er von Faustina vernahm, daß Napoleone seit zwei vollen Tagen nicht gesehen worden war. Noch vor einer Stunde war ein Diener mit Anfrage zu ihm gesendet worden und hatte den Bescheid erhalten, der Graf sey in seinem Gemache eingeschlossen und wolle später von sich hören lassen. — „Du verstehst mich, Dazio," endigte Faustina mit gefalteten Händen, „wenn ich dich bitte, bei ihm dein Heil zu versuchen. Ich halte die Angst nicht aus, die mir sein Benehmen einflößt. Alle Zeichen stehen auf ein großes Unglück. Meine Laute ist gesprungen, die Eule hat geschrieen, des Astrologen Weissagung wird sich erfüllen!"

(Schluß folgt.)

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Der französische Journalist ist vorweg der Pariser; die übrigen kommen hier so wenig in Betracht als überhaupt. Wie der Papst urbi et orbi den Segen ertheilt, so spricht der große Geistmacher im Journal des Débats laut und vernehmlich zu seiner Stadt und der ganzen französischen Welt, welche zudem an den schönen Welten aller Länder so zahlreiche Satelliten hat. Denn Paris ist der große Mittelpunkt des Lebens, das Herz, von dem Alles weg- und dem Alles zuströmt, der Nervenknoten der Nation, in dem das Nationalgemeingefühl sizt, in dem sich jeder mit Lust und Stolz so recht als Franzose fühlt oder einmal gefühlt hat oder einst sich zu fühlen hofft. Im Hirnkasten eines jeden Franzosen ist Paris gleichsam das Ausraffsach im Sezkasten, auf das er bei seinen Ideenassociationen jeden Augenblick recurrirt. In Paris bewegt sich der Stift des tausendarmigen Storchschnabels, der aller Orten proportionale Bilder zeichnet. Was sich dort ereignet, wirkt sympathetisch auf die ganze Nation, und die kleinsten Bewegungen im Centrum sind meist wichtiger als die größten auf allen Punkten der Peripherie. Und nicht nur dies: auch was von Bedeutung in der Provinz vorfällt, wird erst in der Hauptstadt mit dem Wort gestempelt, unter dem es fortan kursirt, und der Provinziale erfährt erst durch die Post,

wie der Vorfall, bei dem er unmittelbar betheiligt war, von der Nation aufgenommen wird, und ob er sich demnach ärgern oder ob er lachen darf oder soll.

Das sogenannte Feuilleton zieht seinen Stoff unmittelbar aus dem öffentlichen Leben, und da, wie gesagt, Redenswerthes nur in Paris aufsteigt, da jedenfalls, auch was auswärts passirt, eigentlich erst dann ein Ereigniß wird, wenn es zur Kunde der Hauptstadt kommt, so ist der im Winkel der großen Journale kauernde Feuilletonist der wahre Nationallustigmacher. Das Material bietet sich ihm Tag für Tag in größter Fülle an: der Operball, dann Longchamps, dann die Kunstausstellung, dann Paris aux eaux, dazwischen, wenn das Glück gut ist, die Emeute; der Minister, der sich compromittirt, und der Deputirte, der sich lächerlich gemacht, das zehnte oder zwölfte Debut der Sängerin und das todtgeborene Vaudeville, der Skandal vor den Assisen und der, den man sich in's Ohr sagt — seine Stoffverlegenheit ist immer nur ein embarras de richesse; und auf den Stoff, wenn er nur anziehend und von Allen zu begreifen ist, kommt ja auch fast gar nichts an: das, was er dazuthut, die Form, beherrscht Alles. Niemand will von ihm etwas erfahren, etwas lernen; was er bringt, ist für den Leser, nachdem er mit der Substanz des Journals den Appetit gestillt, das Dessert zum launischen Gaumenkitzel und tändelnden Devisenspiel. Der geistreiche Confiseur bindet seinen Zucker, d. h. seinen Esprit, kunstreich an die verschiedenen Stoffe, rührt und sprudelt sie zusammen, schlägt sie hier zu formlosem Schaum, bildet sie dort zu Blumen und Schnörkeln und Figuren aller Art, und der größte Künstler ist, der an seiner Zuckerpuppe der Primadonna die Grimasse des Bravourtrillers am glücklichsten aufgefaßt, und die der Tänzerin am keckesten auf die Fußspitze balanciren läßt, der die Person des Tagsgesprächs am groteskesten in Tragant aussticht und seine Bonbons in die schmackhaftesten Epigramme wickelt.

Auf solcher Höhe ist dieses Metier in Deutschland zum voraus unmöglich. Der deutsche Schöngeist, der etwa die französische Idee in ihrem Wesen auffassen und ohne formelle Nachahmung, eigenthümlich in seinem Kreise zur Ausführung bringen wollte, müßte sogleich inne werden, daß kein Talent die Verkürzung des Hebels der Wirksamkeit ersezt, ja daß diese Verkürzung die Idee selbst aufhebt, sofern er in der unmittelbaren Behandlung des öffentlichen Lebens ein öffentlicher, d. h. ein allgemeiner Schriftsteller für sein Volk seyn und nicht die zweideutige und in manchem Betracht demüthigende Rolle des Lokalgenies spielen will.

Das wahre Wesen des Feuilletons besteht darin, daß es rasch in's öffentliche Leben hineingreift und Alles, was ihm taugt, auf frischer That faßt; soll es wahrhaft wirksam seyn, muß der Leser die Scenerie und die Personen, die es vorführt, vor Augen, oder doch fertig in der Einbildungskraft haben. Die Maßregel von oben, welche Alle oder doch die Meisten berührt, das neue Theaterstück, das Alle gesehen oder noch sehen werden, das Spiel der Mimen, die öffentliche Charaktere sind, die Modethorheit, die durch die Gassen läuft, die Feuersbrunst, die im Situationsplan, welchen Jeder im Kopfe hat, eine Lücke reißt, der allbekannte Mann, der eben von sich sprechen macht, wäre es auch nur, weil er mit Tod abgegangen — dies und dergleichen ist der wahre Stoff für den Feuilletonisten, und seine Blätter sind ihrem Wesen nach **Lokalblätter**, und er ist ein **Lokalschriftsteller**, wie der echte Lustspieldichter ein Lokalpoet. Soll ihm in seiner niedrigeren Potenz eine Bedeutung zukommen, wie einem Menander und Aristophanes in einer höhern, so muß eben seine Stadt eine Weltstadt seyn. Dies ist Paris, und dadurch wird der Pariser Schöngeist zu einem Wesen, das in Deutschland ewig kein Gegenstück haben kann, wie die ganze dortige Journalistik überhaupt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Akademie.

Die Stellung der Akademie zum Colleg ist keine günstige, wiewohl diese Schulanstalt seit mehreren Jahren durch ausgezeichnete Lehrer Bemerkenswerthes leistet und tüchtige Schüler zieht. Allerdings hat die Akademie Recht, unzufrieden über die sittliche Erziehung und über die Rohheit der jungen Leute zu seyn, die von dem Colleg zu ihr kommen. An dieser traurigen Erscheinung ist aber mehr die ganz verfehlte häusliche Erziehung der Knaben Schuld. Sagte doch selbst der Rektor der Akademie beim lezten Promotionsfest: „Ich erlaube mir, alle Lehrer auf einen Uebelstand aufmerksam zu machen, der sich mit einiger Hartnäckigkeit bei unserer Jugend zeigt und dessen Keime im Colleg erstickt werden sollten, wo sie sich am ersten zeigen und entwickeln. Dieser Fehler besteht in anmaßender Einbildung, die sich über Alles ein Urtheil herausnimmt und oft in wahre moralische Indisciplin ausartet. Gewiß ist es ganz gut, zweckmäßig und lobenswürdig, wenn in den Studien schon vorgeschrittene junge Leute bei ihren Arbeiten denken, prüfen und selbst die Wahrheit suchen. Dem Fortschreiten in den Studien, der ganzen intellektuellen und moralischen Ausbildung und Vervollkommnung ist es aber zuwider und schädlich, wenn Collegschüler oder junge Leute, die eben aus der lateinischen Schule treten, sich anmaßen, ihre akademischen Lehrer und deren Vorträge zu beurtheilen und zu kritisiren, sich ihnen ab- oder zuzuwenden, wie sie es für gut halten. Es gibt ein Mittel, diese unreife und schädliche Richtung der jungen Leute zur Kritik zu bekämpfen; man muß sich nur hüten, über Methode und Lehre mit ihnen zu sprechen, ihnen Mißtrauen gegen gleichgestellte oder höher stehende Lehrer einzuflößen, mit einem Wort, man muß vermeiden, mit ihnen von Irrthümern zu sprechen, bevor man sie gelehrt hat,

die Wahrheit zu erkennen. An dem bezeichneten Gebrechen der unreifen Jugend sind aber lange nicht bloß die Lehrer Schuld; sie können ihm auch nicht abhelfen ohne die kräftige Mitwirkung der Eltern. Diese Mitwirkung wird aber häufig vermißt, und an ihre Stelle tritt eine jezt in den Familien herrschend gewordene Gewohnheit, den Knaben Ideen und Meinungen beizubringen, die ihnen noch lange fremd bleiben sollten. Man begeht den Fehler, die Kinder eine viel zu wichtige Rolle in den Familien spielen zu lassen, sie schon zu Freunden und Vertrauten zu machen, wo man sie nur lieben sollte. Unsere Voreltern waren zu zurückhaltend gegen ihre Kinder; wir sind, fürchte ich, zu vertraut mit ihnen. Das zu freundliche, süße, zärtliche, innige und vertraute Familienleben schwächt und entnervt die Charaktere; es ist eine künstliche Wärme, welche die Früchte wie in einem Treibhaus reift, aus dem aber eben so wenig gelehrige und fleißige Schüler, als künftig energische und sich aufopfernde Bürger hervorgehen dürften." Soviel ist gewiß, die Knaben werden hier weit weniger von den Vätern verdorben, als von den Müttern, die immer etwas von ihnen zu loben und zu rühmen haben, und denen eine leicht hingeworfene Entschuldigung oder die Apparence eines guten Einfalls, einer hübschen Bemerkung und dergleichen genügt, um den Buben Alles zu verzeihen und hingehen zu lassen, nicht nur Unarten, sondern auch Bübereien.

(Schluß folgt.)

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Kiß's Amazone. Düsseldorfer Bilder.

Man hatte das Publikum aufgefordert, für die kupferne Riesensäule des Cherusterfürsten Hermann zu subscribiren, weil der Gegenstand deutsch sey, und der deutsche Stoff die unkünstlerische Behandlung vergessen lasse; was Wunder da, wenn nun das gebildete Publikum fragte, ob die Amazone auch eine Landsmännin sey? Es gehört schon ein hoher Bildungsgrad dazu, wenn ein ganzes Publikum sich nicht für den Gegenstand, sondern für die künstlerische Auffassung desselben interessiren soll. Da traten plötzlich in die Vorderreihen die Koryphäen der Zeit — die reichen Banquiers. Ihre Fahnen mit 100 — 200 — 300 — 400 Thalern entfaltend, erwarteten sie, daß nun das Publikum sich beeilen werde, dem Impuls zu folgen; aber man läßt sich nicht mehr einschüchtern. Der Mehrzahl mißbehagte dieser Parademarsch außerordentlich, und die schon ihr Scherflein in die Hand genommen, steckten es wieder in die Tasche. Sie dachten: wollt ihr als Herzoge und Grafen das Publikum vertreten, so kommen wir nur in's Gefolge; wollt ihr die Zähler seyn, wollen wir nicht als eure Nullen figuriren. Dazu hatte man es für zweckmäßig befunden, das Versprechen voraus zu geben, der Name jedes Beisteuernden solle zu Füßen der Bildsäule eingegraben werden. Wenn die Namen figuriren, muß auch billigerweise der Beitrag beigesezt werden, in Thalern und Silbergroschen. Nun denke man sich das Piedestal der Amazone mit laufenden Contos, Transports und Strichen und Facits darunter, und frage sich, was von der Poesie einer Gruppe, die auf einem Contobuche steht, übrig bleibt? Der Gedanke war wirklich abschreckend. Einige Zeloten endlich sollen, um der Sache noch mehr Gewicht zu geben, von den Kanzeln herab gegen den neuen Götzendienst gedonnert haben. Das Faktum wird noch bestritten, doch läßt es sich glauben; es kann aber nicht von Einfluß seyn. Denn diejenigen, welche darauf hören, und diejenigen, welche für ein öffentliches Kunstwerk dieses Genres etwas zahlen, gehören zwei getrennten Völkern im Geist an, zwischen denen die Kluft täglich größer wird. Bis jezt sind zur Aufrichtung des Modells gegen 17,000 Thaler gezeichnet, und da Seine Majestät der König wohl noch schließlich, außer den voraus gezeichneten 5000 Thalern, mit einer Beihülfe zutreten dürfte, so kann man wohl auf die wirkliche Ausführung mit einiger Gewißheit rechnen. Aber jedenfalls sind die Verhandlungen darüber, und die zur Sprache gekommenen Fragen für das öffentliche Leben noch wichtiger als das Kunstwerk selbst.

Die jungen Düsseldorfer Maler haben in diesem Jahre die allgemeine Kunstausstellung nicht abgewartet, sondern eine besondere ihrer Werke privatim im Saale des Hôtal de Russie veranstaltet. Die Urtheile darüber sind sehr verschieden, nämlich über die Billigkeit eines solchen Verfahrens. Ein Gesetz ist dadurch nicht übertreten, aber man erblickt darin eine Ueberhebung, welche sich wenig mit dem fromm bescheidenen Sinne der Schule vertrage, und zudem sey das Verfahren durch keine auffallende Ungerechtigkeit, welche den Düsseldorfern bei früheren Ausstellungen widerfahren, entschuldigt; denn welcher Künstler klage nicht darüber, daß seine Bilder in schlechtem Lichte hängen, und es habe noch Niemand zu behaupten gewagt, daß den Düsseldorfer Bildern im Ganzen schlechtere Plätze angewiesen worden seyen, als den von andern und besonders den Berliner Künstlern eingesandten. Daß sie sich zu gut dünkten, um mit den andern zu rangiren, sey doch nicht anzunehmen, und was würde herauskommen, wenn sich jede Schule auf diese Weise isoliren wollte! zumal in einer Zeit, wo die Kunst durch ganz Deutschland in Vereinen zusammentrete, um mit gemeinschaftlichen Kräften und Organen eine von den Mäcenen unabhängige Existenz sich zu sichern. Die Düsseldorfer werden gewiß Gründe für sich haben, es ist indeß zu bezweifeln, daß sie den Versuch wiederholen werden. Bei aller Anerkennung des Gelieferten, war darin doch nicht so Eminentes, es zeigte sich in den Kunstwerken kein solcher Fortschritt, welcher es vor dem Publikum rechtfertigte, daß die Schule sich nur als solche zeigen wollte. Im Ganzen haben nur wenige der Bilder die Aufmerksamkeit erregt, keines Epoche gemacht, wie früher Lessings trauerndes Königspaar, Bendemanns trauernde Juden und Sohns Hylas. Ja es wäre möglich, daß mehrere der eingesandten Bilder in Reih und Glied mit andern noch gewonnen hätten. Nur Lessings Ezzelin im Kerker, ein treffliches Bild, und schon aus andern Ausstellungen dem Publikum bekannt, mußte durch seine edle Einfachheit, seinen strengen und milden Charakter ansprechen, die intensive Größe des Königspaares erreicht es aber doch nicht. Seine Landschaften waren vortrefflich. Sohns beide Leonoren, schöne Köpfe, schönes Colorit, viel Fleiß, geben unter in dem mit zu großem Kraftaufwand ausgeführten Beiwerk. Sie hätten in keiner großen Ausstellung ungünstiger hängen können, als hier dem Lessingschen Bilde gegenüber, wo die Decoration vor den Personen ganz in den Hintergrund trat und die einfache Conception des Gedankens schlagend wirkte. — Welche Wirkung die Isolirung der Düsseldorfer auf die große Gemäldeausstellung, welche im September beginnt, üben wird, steht noch zu erwarten. Ohne bedeutenden Zuschuß von auswärts, vielleicht aus Paris, dürfte sie so ausfallen, daß man doch zur Ueberzeugung zurückkehrt, wie Producenten und Consumenten nicht ansehnlich genug sind, um statt des bisherigen zweijährigen einen einjährigen Markt zu rechtfertigen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 166.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 12. Juli 1839.

> Da es keine Hauptstadt gibt, die der Sammelplatz der guten Gesellschaft von ganz Deutschland ist, so kann der gesellige Geist seine Gewalt nur wenig geltend machen, so fehlt es dem forschenden Geschmack an Einfluß, und den Waffen des Spottes am Stachel.
>
> Frau von Staël.

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Die Pariser und, bei ähnlichen Verhältnissen, die Londoner Journale sind Lokal- und universelle Blätter zugleich, und dies gibt ihnen ihre eigenthümliche Kraft und ihren Mitarbeitern, welche das Puppenspiel des täglichen Lebens commentiren und parodiren, die eigenthümliche Bedeutung. Denn genau betrachtet, ist auch in Frankreich das öffentliche Leben sehr arm; es concentrirt sich im Grunde völlig in der Hauptstadt, und nur die von dort ausgehenden Schwingungen erhalten Regsamkeit im Lande. Dieses gleicht einem stehenden Wasser mit einem sprudelnden Springquell in der Mitte, der durch concentrische Kreise, die er ewig ausstößt, die ganze Fläche in gleichförmige Bewegung setzt. In Deutschland dagegen ist das öffentliche Leben, soweit überhaupt hievon die Rede seyn kann, in zahlreichen kleinen Kreisen abgeschlossen, und es gibt eben so viele Mittelpunkte der Bewegung. Aristokratische Cirkel mit oder ohne Hof, Theater, Galerien, Kunstanstalten aller Art, Poeten und Gelehrte, Alles, woran sich geistiges Leben entwickelt, ist über das Land zerstreut: nirgends ein deutsches Mekka, dem der Aberglaube in Kunst, Literatur, Mode u. s. w. das Angesicht zukehrte; nirgends ein gebietender Punkt, nicht einmal ein primus inter pares, keiner, der in Allem, kaum einer, der in Vielem den Ton angäbe, alle auf gleicher Höhe, wenn nicht wirklich, so doch in der Einbildung. Bei uns wird am Ende in Wissenschaft, Kunst, Literatur, in Kabinetten und gesetzgebenden Versammlungen, in Salons und auf dem öffentlichen Platze so viel Schönes und Großes, Verfehltes und Unsinniges, so viel Virtuosität und Stümperei, Verdienst und Anmaßung, Verstand und „Caut," so viel Herzerhebendes und Zwerchfellerschütterndes zu Tag gefördert als in Ländern mit herrschenden Mittelpunkten; wenn man aber ein wenig hoch über das Land wegsieht, so meint man, im gegebenen Augenblick geschehe so gut als gar nichts. Der Stoff zu einem gescheiten Feuilleton, das die ganze Nation, d. h. ihre höhern Stände mit gleichem Vergnügen genießen könnten, ist überall und nirgends; er ist nirgends national, er ist aller Orten provinziell, oder gar städtisch, kleinstädtisch, hausbacken, Stoff zu Klatschblättern; und das sind auch die Pariser, nur daß die ganze Nation mitklatscht.

Ja, nur als Organ des Klatschens hat das Feuilleton Sinn, das heißt so weit, als die Bilder seiner Zauberlaterne für den Zuschauer in den Kreis seiner vertrauten Vorstellungen fallen, soweit, als Menschen und Dinge, welche es vorführt, in den Lesern bestimmte Gefühle wecken, sey es nun Liebe oder Haß, Respekt oder Mißachtung, Bewunderung oder Lachlitzel. In dieser Beziehung

spielt nun aber der Pariser Schattenspielmann in der Mitte des großen Netzes auf dem Nervensystem der ganzen Nation. Jeder, auch der an die Provinzialscholle gefesselte Franzose ist in allen Winkeln von Paris so zu Hause, wie der Alterthümler, der niemals die Alpen überstiegen, im heiligen Rom. Der witzige Pariser Klatscher ist bei Menschen und Dingen der Beschreibungen und Begriffsbestimmungen ein fur allemal uberhoben; er braucht zur Substanz seiner Artikel nicht mehr Worte als der Barbier, welcher im kleinsten Flecken eine Geschichte ausbringt; er kann, wie der Barbier, die Zeit auf den Schmuck seiner Rede verwenden, und mit einer einzigen Anspielung sagt er ganz Frankreich ein Geheimniß in's Ohr. Mit dem nächsten besten Wort: Tuilerien, Académie royale de musique, Faubourg St. Germain, Véry, St. Roch, les frères provençaux, Notre-Dame u. s. w. weckt er in allen Köpfen analoge Vorstellungen und macht oft ein ganzes Stuck der Nationalgeschichte lebendig. Er drückt vollkommen klar eine Gesinnung aus, je nachdem er dasselbe Ding so oder anders nennt, je nachdem er place Louis XV. sagt oder place de la concorde, gensdarmerie de Paris oder garde municipale, und mit einfachen Straßennamen bezeichnet er ganze Complexe von Begriffen. Chaussée d'Antin bedeutet die moderne Geldnoblesse mit selbstgemachtem Blason, den Glanz des Luxus und das Parfüm der Eleganz, rollende Equipagen, caracolirende Reiter und Reiterinnen, den Mann der hohen Finanz und den Adjutanten Sr. Maj. Louis Philippes. Rue Mouffetard besagt: „Bürgernahrungsgraus," das niederhaltende Bedürfniß und die verdumpfende Noth, der schmutzige Krämer, der muffige Lumpensammler, der armselige Trommler der Nationalgarde. — Die ungeheuren Vortheile eines solchen Verhältnisses springen in die Augen. — Was kümmert sich dagegen der Wiener um das Alsterbassin oder die Berliner Schloßfreiheit? oder der Berliner um Kohlmarkt und Burgthor? Der Breslauer Salzring gibt dem Cölner kein Bild; den Breslauer beschäftigt vielleicht der Cölner Dom, aber gewiß nur in seinem Zusammenhang mit der Vergangenheit, und was sich jezt am Fuße desselben bewegt, ist ihm desto gleichgültiger.

Ebenso mit den Menschen. Talma und Mademoiselle Mars sind seit vierzig Jahren Tasten, welche der Feuilletonist nur anzuschlagen braucht, um in jeder französischen Brust die prächtigen Accorde aus der Ruhmeshymne der Nation, Corneille, Racine, Voltaire — Molière, Beaumarchais und Monsieur Scribe, zu wecken. Aber man ziehe einmal z. B. die Register Seydelmann und Madame Neumann und höre die schöne patriotische Harmonie von Richard III., Nathan dem Weisen und dem Ehrgeiz in der Kuche, von Romeo und Julie, den Wienern in Berlin und dem Pariser Taugenichts! — Die Rachel ist in vier Wochen die Vertraute von ganz Frankreich, ein öffentlicher Charakter, gleichsam ein gemeinverständliches Sprichwort geworden; das deutsche dramatische Wunder, wenn es eines gibt, tritt nur mit denen, welche es herausrufen, in einen zarten Rapport, und das gedruckte Entzucken über ihre Leistung ist ein Seufzer, der sich mit so vielen ähnlichen von andern Orten her kreuzt und mit ihnen verhallt.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleone Zebrù.

Von C. Spindler.

(Schluß.)

Dazio rannte voll Eifer in Zebrùs Wohnung. Sie wurde fur den folgenden Tag geschmückt; Kränze flatterten von allen Wänden, von den irrenden Lichtern der Diener und Arbeitsleute glänzte hell das ganze Haus; Dazio drang zum Kabinet des Freundes vor. Seiner Stimme öffnete sich die Thür. Napoleone, bläßer als gewöhnlich, umarmte schweigend den lieben Gast. „Du kommst zu spät, und dennoch früh genug," sagte er gelassen zu ihm. „Ich errathe, wer dich sendet. Ich kann wenigstens noch von dir Abschied nehmen und dir mein Lebewohl an sie aufgeben." Er zeigte auf eine kleine Wunde an seinem Arm und auf den am Boden liegenden Indianerpfeil. „Ich habe meinen Zweifeln und Aengsten nicht widerstehen können und mir den giftigen Tod in's Blut gelößt. Wer glucklich sterben will, sterbe, ehe er noch sein Gluck genossen!" Noch einmal umarmte Zebrù den erstarrenden Dazio und sezte lächelnd hinzu: „Ich warte, wie Cleopatra, auf des Todes Umarmung. Der bleiche Geselle zögert, weil ich kein schönes Weib bin. Ich danke ihm jedoch die Zögerung, da ich dich noch einmal sehe und einen lebendigen Gruß an Faustina auf deine Lippen legen kann. Sage ihr, daß der Todespfeil weniger brennt, als jener, den ihre Schönheit mir im Herzen ließ; sage ihr . . . . ."

Die Pforte sprang auf und Faustina, gefolgt von Dazios Braut und von Salocrte, sturzte fliegenden Haars herein. Die Angst hatte ihr nicht Zeit gegönnt, Dazios Botschaft zu erwarten. Zebrù sank zurück auf den Sessel vor ihrem Anblick. Einige Worte Dazios, die an der Erde liegende Waffe erläuten sogleich der Entsezten, was hier vorgegangen war. Mit herzzerreißendem Tone klagte sie: „Napoleone, bist du untreu worden deinem schönen Siegernamen, der zuerst mein Herz entzuckte, ehe noch deine Tugend und Weisheit mich eroberten? Du sollst, du darfst nicht sterben, oder ich will mit dir

in's finstere Land gehen! Willst du noch mehr Beweise meiner Liebe? Wo ist deine Wunde? Erlaube, daß ich mit meinen Lippen das scheußliche Gift aus deinem Blute sauge, daß ich dich rette, wenn es noch Zeit ist, und zu deinen Füßen hochbelohnt sterbe, während du wieder auflebst, mein Geliebter!" — Die leidenschaftlich begeisterte Jungfrau warf sich vor Zebrù, der sich vergebens sträubte, auf die Knie und preßte ihren glühenden Mund auf die blutige Spur der indischen Waffe.

Da füllte sich das Gemach mit ritterlich geschmückten Leuten. An ihrer Spitze war der erlauchte Lorenzo de' Medici selbst, bestürzt über das Schicksal, von dem seine geliebte Faustina bedroht war. — Die Kunde von dem schrecklichen Vorfall lief schon mit Blitzesschnelle in der Stadt umher. Einer der Prioren von Florenz hatte auf den Befehl Lorenzos jenen Abenteurer Mendoza ergriffen, der noch dort verweilte. Aus dem Schlummer geweckt, aus dem Bett, nur halb bekleidet, gerissen, zitternd und rathlos, wurde der Spanier dem Mediceer nachgeschleppt, und Zebrù gegenüber donnerten ihm rauhe Stimmen in's Ohr: „Du trägst die Schuld an diesem Unglück! Sieh hier die vermaledeite Waffe, die du verkauftest! Hilf jezo in der Noth, Landstreicher! Die indianischen Heiden verstehen die Kunst, das Gift unschädlich zu machen. Heraus damit, wenn du dein Leben liebst!"

Zebrù erhob seine Hände und bat für den Unschuldigen; Faustina sträubte sich gegen Salverte und Lorenzo, die sie zu entfernen suchten. Sie rief: „Zu spät! zu spät! seht ihr ihn nicht erbleichen? Das Gift, das ihn tödtet, schleicht auch in meinen Adern. Laßt mich neben ihm entschlummern!" — Und alle Anwesenden antworteten mit einem wilden Weheruf. Nur Mendoza ermannte sich, trat zuversichtlichen Auges vor und sprach vernehmlich: „Nicht doch, nicht doch, mein gnädiger Herr! Gott segne Euch, mein Fräulein, und lasse euch Beide noch tausend Jahre leben! Wahrlich, ihr habt nichts zu befürchten. Der Tod hat nur seinen Scherz mit euch getrieben." — Die Verwunderung war allgemein. Man fragte nach der heilenden Arznei, man erwartete einen heilenden Herenspruch aus Mendozas Munde. — Der Landfahrer strich aber gemüthlich die Haare hinter die Ohren, zauste lächelnd seinen Knebelbart und sagte nicht ohne alle Beschämung: „Vergebt, ihr Herren und Frauen, aber dem Kaufmann ist ein kleiner Pfiff erlaubt. Die Giftpfeile, die ich verkaufte, haben das ferne Indien zwar gesehen, jedoch von meiner Hand sind sie gefertigt und getaucht worden in den süßen Saft der Melone."

Da erheiterten sich plötzlich alle Gesichter; ein unbändiges Lachen folgte dem bittern Schmerz auf dem Fuße, und Zebrù, wieder aufsteigend aus dem Grabe in den Himmel seines Glücks, war klug genug, in das Gelächter einzustimmen und von Stunde an sich zu bekehren. Die redliche Aufopferung Faustina's hatte als ein Wunderbalsam seine Seele vom Aussatz der Thorheit geheilt, und er gelobte sich selber, ihr mit der redlichsten Liebe immerdar zu vergelten. — Die Kränze flatterten auf's Neue, von Lichtern der Fröhlichkeit erglänzte wieder das Haus und ein goldener Regen strömte in die Mütze des wohlthätigen Betrügers Mendoza. — Mit dem Fruhroth riefen die Glocken der Kreuzkirche die beiden Paare zur Trauung. Dem Abendroth entgegenziehend, führten Napoleone und Dazio ihre jungen Frauen aus der Stadt in ihre Schlösser. — So hatte also für dieses Mal der kleine blinde Gott, da er dem starren Zweifler in der Nähe nichts anhaben mochte, seinen Pfeil vom Bogen des indianischen Schützen über's Weltmeer geschnellt und sein Ziel getroffen mit einem Meisterschuß.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Potsdam. Theater. Castelli.

Potsdam ist für diesen Sommer wirklich die Vorstadt von Berlin geworden. Die langen Wagenzüge der Eisenbahn reichen nicht aus, die Vergnügungslustigen an den schönen Sommertagen dahin zu befördern; die grünen Berge mit anmuthigen Fernsichten auf Stadt und Land, die breite Havel mit ihren dunkelblauen Seen wimmeln von Besuchern, von Gondeln und Dampfschiffen. Gerade unser Bürger, der die Sache noch vor zwei Jahren als Chimäre betrachtete, findet sich am leichtesten in dieses Fabelleben. Er ißt behaglich zu Hause sein Mittagbrod, macht dann eine Reise von vier Meilen, wozu seine Väter einen Tag brauchten, in dreiviertel Stunden, trinkt seinen Kaffee in Potsdam, besteigt ein Dampfschiff und macht Entdeckungsreisen nach Inseln und Ufern, die bisher terrae incognitae waren, und ehe es dunkel wird, kann er wieder zu Haus bei seinem Abendtisch sitzen. Selbst das Theater in Potsdam, obgleich es nur eine gelegentliche Commandite des Berlinischen ist, wird als etwas Neues besucht, und vielleicht gerade von denen, welche es in Berlin nicht besuchen. Sonnenschein und leere Häuser stehen immer in Wechselwirkung. — Ich ersehe aus meinen Notizen, daß, wenn ich Ihnen auch nichts aus der Gegenwart zu berichten habe, doch mancherlei als Rest aus den lezten Wochen zu erwähnen ist; nichts Einheimisches und Originelles, das Bemerkenswerthe kam aus der Fremde. Die Pariser Oper: der Brauer von Preston, hat Glück gemacht; vielleicht verdankt sie es mit dem Umstande, daß beide Theater um das Recht der Aufführung rivalisirten, und beide den Brauer fast zur selben Zeit in Scene sezten. Einem deutschen Stücke würde diese Ehre nicht widerfahren seyn. Ja das königsstädtische Theater betrachtet es als einen großen Sieg seines Fleißes, daß es um ein paar Tage früher damit herausrückte, obgleich das königliche den Brauer weit früher angesezt hatte. Darauf beschränkten sich unsere Wettkämpfe. Der Weinhändler Louis Drucker hielt die Sache für wichtig genug, auch in seiner Weinstube den Brauer von Preston als Imbis zum Weine anzukündigen.

Lassen Sie mich den Sänger Chevalier Ferrer übergehen, von dessen kühnem Vexieestreich schon andere Blätter Ihnen Meldung gethan haben werden. Hans Nort's in dieser Manier sind doch jezt selten, wenn sie auch in mehr raffinirter Form zur Tagesordnung gehören. Die junge Schauspielerin, Madame Dessoir aus Leipzig hat in einem Cyklus Gastrollen gefallen, aber nicht mehr. Es ward versucht, viel von ihr zu reden und mehr aus ihr zu machen, die Zeit war aber nicht dazu geeignet. Bei der jungen Sängerin Frl. Schlegel, von daher, zeigten sich Ansäze zum alten Enthusiasmus; es war aber doch schon zu heiß. Dem Vernehmen nach ist sie für künfeige Jahre hier engagiet. Selbst die Braunschweiger Virtuosen, die Gebrüder Müller, welche doch fast alle Stimmen für sich vereinigen, konnten ihre Conzerte nur mit Mühe füllen. Unser Eduard Devrient hatte eine Reise nach Paris unternommen, um das dortige Theater zu studiren. Einige seiner Mittheilungen darüber in unsern Zeitungen waren von Interesse. Kaum zurückgekehrt, wurde er selbst wider Willen in einen öffentlichen Streit verwickelt. Jemand oder Mehrere wünschten ihn, als den intelligentesten Darsteller dafür, als Faust einmal zu sehen, und rückten den Wunsch, wie es zu geschehen pflegt, in die Zeitungen. Dadurch hielt sich aber der bisherige Darsteller der Rolle für gekränkt, und appellirte an die Intelligenz der Theaterdirektion, welche ihm die Rolle zugetheilt, und bestritt dem Publikum das Recht, wo jene Intelligenz entschieden, seine unsubstaneirten Wünsche durchzusetzen. Dies geschah desgleichen in der Zeitung, und hätte natürlich manche Bedenken und Controversen aufgeregt, ob das Publikum oder die Intelligenz der Regie die allein gültige Norm bei Stellenbesezungen sey, und ob eine einmal ausgetheilte Rolle nun der Person, die sie erhielt, als ein Recht verbleibe, wenn nicht bei näherer Recherche sich gefunden, daß der Einsender der Protestation einen falschen Namen angegeben, was nun glücklicherweise die ganze Controverse aus dem ästhetischen Gebiet in das der Polizei überspielte. Das alleinige, für Viele unangenehme Resultat ist, daß Herr Devrient in Folge des Streites den Faust für's erste nicht spielen dürfte. — Der Veteran unter den Wiener Humoristen und Dichtern, Castelli, hat Berlin besucht. Er will auf einer größern Reise das außeröstrreichische Deutschland kennen lernen. So fangen denn die Oesterreicher auch an zu reisen, wenn gleich spät. Die Wiener Eigenthümlichkeit hat hier von jeder freundlichen Anklang gefunden, und des alten Dichters heitere Persönlichkeit sprach besonders an, wenn er seine östrreichischen Volkslieder in seiner Mundart vortrug.

(Schluß folgt.)

Genf, Juni.

(Schluß.)

Die französische Jugend.

Wie sich ein geistreicher Schriftsteller über die zwar nicht reife, aber doch erwachsene Jugend in Frankreich ausspricht, das gilt mit geringer Modifikation auch von der unsrigen. „Die Erziehung ist der Same des Staats, wenn man aber Wind säet — sagt der Prophet — so geht Sturm auf. Der heutigen Erziehung fehlt es bei uns gleich am Grund: sie bezweckt nur intellektuelle Entwickelung, da ihr Hauptstreben doch seyn sollte, dieser Entwickelung eine moralische Richtung zu geben; man will Gelehrte bilden und vergißt, daß man vor Allem streben sollte, gute und nüzliche Menschen zu erziehen. Unsere Erziehung beschränkt sich zu sehr auf den eigentlichen Unterricht, auf Erwerb von Kenntnissen, auf angehäuftes Wissen. Der Geist wird angespannt und zur Entwickelung gedrängt. Aber alles dieses Lernen und Wissen, alle diese intellektuellen Vortheile sind ohne leitende moralische und religiöse Ideen, ohne ordnende Ueberzeugung des Gewissens, ohne bändigende starke Sitten. All dieses Lernen und Wissen wäre eine Wohlthat, wenn es die mäßigende Wirkung der Zeit abwartete, wenn es von der Erfahrung geleitet wäre und einen Vorrath bildete für das ganze Leben. Aber alles zeigt sich nur wie ein improvisirter Gewinn, der es bei der Aufregung der politischen Ideen der Gegenwart nicht erwarten kann, sich in seiner Unreife zu zeigen; er steigt der Jugend zu Kopf, schwellt die glühende Seele des jungen Menschen mit den concentrirten Leidenschaften des reifern Mannes an, und drängt ihn dazu, sich über Besseres auszusprechen, bevor er noch weiß, was gut ist. Kenntnisse und Unterricht geben ist heut zu Tage Eins mit Ehrgeiz und Hochmuth einflößen. Unsere Jugend will immer aufgeregt seyn, von einer Gemüthsbewegung zur andern übergehen; sie strozt von Raisonnement und Besserwissen. Ihre ersten Motive und Impulsionen sind oft gut und edel, es bleibt aber nicht dabei, denn gleich raucht ihr der Kopf von Systemen und Argumentationen, sie exaltirt sich in Idealität und Patriotismus und wird vielleicht Frankreich zu Grunde richten. An alle dem ist aber die Jugend nicht selbst Schuld, denn sie wurde nur, wozu man sie gemacht hat. Ihre Väter wurden leider nicht besser erzogen; sie kamen unter Stürmen auf die Welt und bereiteten wieder Stürme. Die ganze jezige Generation ist auf einem aufgeregten Ozean geboren. Väterliches Ansehen, Einfluß des heimischen Herds und freundlicher Familienüberlieferungen, und das beseligende Gefühl, anderer Glück zu machen — alles dies ist untergegangen, und an ihre Stelle ist aufgeklärter Egoismus, raisonnirendes Vereinzeln und Aufsichbeziehen, Sucht nach Reichthum und Einfluß getreten. — Wie kann aber auch unsere Jugend anders werden? Sind doch bei uns Menschen und Dinge ganz unter einander gemengt. Was bewegt, was treibt sie, welche große, sittliche Idee beseelt, welcher mächtige Instinkt, welche geheime Kraft leitet sie? — Wäre es ein religiöses Gefühl? — Nein! die Glocken sind für sie stumm. Oder die Macht großer Erinnerungen und glänzender Thaten? — Nein! Aller Zauber aus früherer Zeit ist verwischt, kein Volk kennt weniger seine Väter, kein Land hat weniger Vergangenheit als Frankreich. Wäre es ein von der Regierung ausgehender Impuls? Nein! die Regierung sezt kein Gemüth mehr in Bewegung. — Aber vielleicht die Freiheit? — Allerdings, jedoch nicht die Freiheit mit edlen Ideen und Bestrebungen. Solche Freiheit ist nirgends bei uns zu finden, die unsrige ist nur eine Bastardfreiheit, die dem persönlichen Interesse, dem Egoismus, der Sucht dient, mehr zu seyn oder mehr zu haben. Unsere Gesellschaft ist jezt der Kampfplaz eines schrankenlosen, ungebändigten Egoismus, der nichts kennt, nichts liebt, als sich selbst, der nur an sich glaubt, alles nur an sich reißen möchte; sie ist eine große Leiter, zu der alle sich drängen, auf die alle zugleich steigen wollen und, da keine Sprossen mehr leer sind, sich über einander herstürzen; die zulezt Gekommenen aber stehen ergrimmt am Fuß der Leiter und wollen sie in ihrer Ungeduld umwerfen. Sich erheben, sich bereichern, durch Reichthum zu Stellen und Einfluß, oder durch Stellen und Einfluß zu Reichthum gelangen, sich Plaz machen, sich im Leben berauschen, als wenn man morgen sterben sollte, nie genug haben, als wenn man ewig leben könnte. — Das ist unser jeziges Seyn, und nur in ihm gefällt sich unsere Jugend." — Das nächstemal von unserer neuesten Literatur.

Beilage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 167.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 13. Juli 1839.

— Italien, du bist der Dom,
Dem Reiz die Kunst wie die Natur verleiht.
— — — Die Wüstenei'n
Sind reicher hier als sonstwo Fruchtbarkeit,
Die Feste glorreich; fleckenloser Schein
Hüllt noch mit ew'gem Reiz selbst deine Trümmer ein.

Byron.
Childe Harold.

Italienische Städtebilder.

Die Luminara in Pisa.

Bei den Festen, die alle drei Jahre zu Ehren des heiligen Ranieri in Pisa gefeiert werden, ist es nicht, wie zu Florenz an St. Giovanni, oder in Siena am Tage der erhöhten Madonna, die Tradition, die historische und zugleich poetische Erinnerung an die vergangenen Tage der Republik, welche Basis und Hintergrund bildet; der glänzendste Mittelpunkt derselben, gerade das, was Tausende von Fremden aus allen Gegenden Toskanas herbeizieht, ist von sehr neuem Datum, nicht älter als der 25ste März 1688. Als damals die Gebeine des h. Ranieri in die Kapelle der Incoronata versetzt wurden, wollten die Pisaner in diesem feierlichen Akt den Beschützer ihrer Stadt ehren und, da nach dem Charakter der Zeit bloßes Glockengeläute und Prozessionen ihnen zu unbedeutend und nichtssagend schienen, zu diesem Zweck eine ganz neue, nie gesehene Feier veranstalten, die bei der eigenthümlichen Lage der Stadt nur ihnen in dieser Weise gelingen konnte. Diese Absicht ward vollständig erreicht; der Vorabend (16ten Juni) des Ranieritages ist seitdem weit über Toskanas Grenzen so berühmt geworden, daß die Pisaner bei den freudigsten Ereignissen, die das Herrscherhaus betrafen, daß sie bei der Anwesenheit des verstorbenen Kaisers im Jahr 1819 nichts Schöneres bieten zu können glaubten, als eine Wiederholung der Luminara.

Läßt man sich den sprichwörtlich gewordenen Staub von Empoli und die Hitze nicht verdrießen, welche von Mitte bis zu Ende Junis in Toskana so empfindlich zu seyn pflegt, so kann man auf einen wundervollen Abend, auf eine Erinnerung für das ganze Leben gefaßt seyn. Pisa selbst ist zunächst gar nicht wieder zu erkennen; die weiten, schönen Straßen mit ihren großen, herrlichen Palästen, die im Sommer, besonders nach dem Abzug der Studenten, so todt und still, ja um so öder erscheinen, je mehr Menschen in ihnen Platz finden könnten, sind nun nach allen Seiten belebt und mit Kutschen angefüllt, die in einer langen Linie sich hinter einander aufreihen. Man denkt unwillkührlich an die Heimath, an die Jahrmärkte in kleinen deutschen Städten, wo das Ankommen und Abfahren der Wagen auf ähnliche Weise vor sich geht. Nirgends erblickt man heute an den Häusern das widerliche „affittansi stanze“ (es werden Zimmer vermiethet), das sonst namentlich gegen den Dom ganze Quartiere bezeichnet; alle Fensterbrüstungen sind mit bunten Teppichen verziert, auf denen ältere Frauen ruhen, während über ihnen schwarzgelockte Köpfe über Köpfe sich erheben, aus deren Augen heute Freude und Leben leuchtet.

Will man sich einen Vorbegriff von der Beleuchtung machen, so thut man wohl, die mittlere der drei Brücken

zu wählen, weil sie nach beiden Seiten hin den bequemsten und sichersten Anhaltspunkt gewährt. Es fällt unmittelbar auf, daß hier eine Illumination ganz ungewöhnlicher Art zu erwarten ist, und daß das, was die neueste Zeit als Wesen des italienischen Volks und seiner Geschichte erkannt hat, daß es der Kunstsinn ist, welcher hier die Eigenthümlichkeit derselben ausmacht. Man begnügt sich nämlich heute nicht damit, daß man vor den Fenstern die papiernen Lampen nothdürftig aufreiht, oder Pechpfannen, Wachslichter u. dergl. vor und an den Häusern anbringt; man hebt an den Palästen, Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden durch Holzlatten die Zeichnung heraus, welche man der jedesmaligen Façade gerade geben will. An den einzelnen Theilchen werden nach nordischer, sonst in Italien unbekannter Weise die kleinen Gläser angebracht, die auf dem Wasser das farbige Oel tragen und deren Licht später die beabsichtigte Zeichnung hervortreten läßt. Den Mechanismus dieses Verfahrens übersieht man vor der Illumination am besten.

Da der Abend kurz ist, trennt man sich auf einen Augenblick von dem hier majestätischen Arno, um auf das rechte Flußufer und dort nach dem Domplaz zu gelangen. Auch hier dieselbe Menschenmasse, dasselbe Gedränge; überall die pisanischen Bäuerinnen, meist kräftigen, derben Schlags, untermischt mit Städterinnen aus Lucca, Livorno und Florenz, einigen Genuesen, wenigen Araber und noch selteneren eigentlichen Fremden. Man darf an dem Dom nicht vorübergehen. Ich habe das alte, ehrwürdige Gebäude so oft gesehen, aber nie so feierlich, so schön gefunden, so überaus passend zu diesem klaren italienischen Himmel, zu dem goldenen Sonnenlicht, das durch die kleinen Fenster der Façade bricht, so festlich angethan, so nett und zierlich, wie die geputzten Menschen aller Art, welche herbeigekommen sind.

Der Dom schien mir heute mit seinen fünf Schiffen, seinen weit herabgehenden schlanken Bogen, seiner eigenthümlichen Kuppel, eines der allerschönsten Kirchengebäude Italiens, Siena und Orvieto nicht nachstehend, dem Dom von Palermo an Nettigkeit und Schönheit der Vollendung in seinem Aeußern vergleichbar, kleiner, fester in seinen gelblichen Quadern vom wärmsten Ton, aber nicht so ernst, so gebietend, so ungeheuer als der Dom von Florenz. Und da leugne man nun, daß man eine griechisch-orientalische Pflanze vor sich habe! Man braucht nur einen Blick auf die Kuppel des Battisteriums zu werfen, um in diesem merkwürdigen Schluß etwas den Italienern stets Fremdes zu erkennen. An St. Marco zu Venedig erinnert Vieles, wie es denn wirklich mit ihm die Herkunft gemein hat; mit Bescheidenheit erinnert es daran, weil Pisa selbst im zwölften Jahrhundert im Vergleich mit Venedig immer nur ein Staat zweiten Ranges war. Pisa verlor seine Freiheit schon zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, während fast drei Jahrhunderte später der Republik Venedig die lezte Stunde schlug.

(Schluß folgt.)

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Perlet, Potier, Odry waren und sind die Träger des Nationalspaßes und von Cherbourg bis Marseille Jedem so bequem wie sein Schlafrock; aber der Parapluiemacher und Hampelmann müssen Kunstreisen unternehmen, um die Leute auf Wiener und Frankfurter Weise lachen zu machen, und man lacht dabei vielmehr über Staberl und Hampelmann, weil sie einmal da sind, als über den erotischen Spaß, den sie vorbringen. — Der Staatsmann, der Held, der Volksvertreter von Gewicht sind dort Planeten, Weltkörper von bekannter Größe, Schwere, Rotation; ihre Glanzpartieen und ihre Flecken sind, wie in der Mondscheibe, schon mit den schwächsten Instrumenten sichtbar, und Jeder observirt mit Antheil ihre Phasen und Constellationen und deren Einfluß auf die allgemeine Witterung. Bei uns sind dergleichen Celebritäten größtentheils nur für kleine Sphären befreundete oder gefürchtete Gestirne mit unmittelbar merkbarem Einfluß; sie werden oft schon auf zehn, zwanzig Meilen für den Beobachter zu Fixsternen, leuchtenden Punkten, die sich nicht verrücken und bei der stärksten Vergrößerung nicht größer werden, eine vornehme Dekoration des deutschen Firmaments, die zu den erhabensten Betrachtungen über die Größe unserer Welt einladet, wenn man gerade in der Stimmung ist, im Uebrigen aber für das tägliche Leben ohne Belang ist und vom Interesse ignorirt wird.

Der Pariser Akademiker, Schriftsteller, Dichter, Künstler, das weibliche Genie sind nicht nur allbekannte geistige Größen, die in der Einbildungskraft eines Jeden einen gewissen Platz und einen bestimmten Raum ausfüllen; sie sind auch Hauptmitglieder der Truppe, welche unter dem Namen der „Pariser Gesellschaft“ täglich auf erhabener Bühne, im Angesicht des ganzen Landes jenes Conversationsstück spielt, das die wahre Schule der Sitten vorstellt und dessen geringste Incidenzpunkte Beachtung und auf den Lokalbühnen Nachahmung finden. Unsere deutschen großen Geister, in ihrer stolzen Vereinzelung und Selbstgenügsamkeit, erschienen der großen Mehrzahl, der sie sich eben nur durch ihren Geist manifestiren, fast als körperlose Wesen, als bloße Begriffe. Bildet man Paare wie A. v. Humboldt und Arago,

Schelling und Cousin, Uhland und Lamartine, Immermann und Victor Hugo, Bettina und George Sand, Bauernfeld und Scribe, und betrachtet, in welchem Grade der Lebendigkeit das Leben und Treiben beider Reihen vor der Einbildungskraft der beiderseitigen Völker steht, so zeigt sich, daß sie sich verhalten wie eine Figur in einem Zaubermährchen aus dem Phantasus, das an tausend Orten genossen, aber an keinem aufgeführt wird, zu einer Person in einem Stücke, das in der Straße Richelieu hundert Vorstellungen erlebt hat. — In der großartigen Kleinstädterei, welche alle Städte des Reichs zu Vorstädten von Paris macht, ist es möglich, den öffentlichen Charakter nach seiner Persönlichkeit, nach seinen Sitten und seiner Haltung im Leben so kurz und so genau zu schildern, als wohnte er überall in der nächsten Straße: er wohnt, er ißt da und dort, sein Schneider ist der und der, in diesen Salons ist er gern, in jenen wäre er gern u. s. w. — jedes Wort malt breit und vielsagend, und so schildert der Journalist seinen Mann nach seiner ganzen Aeußerlichkeit mit hundert Worten und verläumdet ihn gründlich mit dreien. — Will man deutsche Coryphäen gleich genau und sprechend zeichnen, was ist da nicht Alles zu berücksichtigen und herbeizuziehen, soll der literarische Steckbrief die gehörige Individualität erhalten, und es thäte Noth, man legte Prospekt und Grundriß des Städtchens sammt Markung bei, wo das Fragment deutscher Nationalehre seine philosophischen Spaziergänge macht und Abends in sein Kränzchen geht.

Dasselbe Verhältniß macht sich bei allen Formen, Farben und Bewegungen geltend, in denen das Leben spielt: überall zeigt sich, daß sich der leichte, spielende, tändelnde Witz des Journalisten mit Vortheil, und demnach mit Vernunft nur an Dingen übt, mit denen das Auge oder die Einbildung der Leser vertraut ist. Das Leben und Treiben in den Champs-elysées an Sonntagen und Festen, die Promenade der schönen Welt nach Longchamps mit ihren neuen Hüten und Pferdegeschirren, und die Promenade des fetten Ochsen am Fasching, Musards Konzerte und die Messe in St. Roch, die Sitzungen und Preisvertheilungen der Akademien und die Lustbarkeit mit den Affen und Bären im Pflanzengarten, der Elegant und der Contremarkenhändler, der Omnibus und der Coucou, der Gewürzkrämer und der Nationalgardist — dies Alles sind Dinge und Figuren, worüber sich vor der ganzen französischen Welt, die gallomane dazu gerechnet, so leicht reg und behaglich schwatzen und klatschen läßt, wie im kleinsten Kirchspiel über die Kirchweih und den Jahrmarkt und die neue Haube der Pfarrköchin. Hier braucht es nie eine Erörterung, die den Fluß der pikanten Rede des literarischen Spaßmachers lähmend unterbricht, keine Anspielung geht verloren und er leistet mit halben Worten mehr als mit ganzen. — Wie nun bei uns? Der Thiergarten und der Stralauer Fischzug, die Mittwochsgesellschaft und die Eckensteher, der Prater, das Wettrennen der herrschaftlichen Lakaien, die großen Tanzfeste unter Strauß und Lanner, der Jahrmarkt in Käferlohe und der Bockkeller, das Dresdner Vogelschießen, der Mainzer Karneval, der Hamburger Austernschmauß, die Saison in Baden und Carlsbad, der Frankfurter Commis, der Berliner Geist, der Münchner Künstler, der Wiener Lebemann — was hat der Nichteinheimische davon, wenn dergleichen humoristisch, mit gründlicher Oberflächlichkeit, mit leisen Andeutungen und sprechenden Lokalbildern, kurz in einer Weise besprochen wird, wie sie, geschickt geübt, dem Einheimischen, Eingelebten lebhaften, wenn auch frivolen Genuß gewähren mag? Ueber dergleichen kann man für die deutsche Lesewelt nicht den Geist machen, der nur mit dem vorausgesetzten Stoff spielt, es muß beschrieben werden, und das Didaktische widerspricht zum voraus der epigrammatischen Natur des sogenannten Feuilletons. Der Witz ist ein Ding, das von jedem Commentar unfehlbar lahm geschlagen wird, ob man nun das: „es ist nämlich zu wissen," oder das beliebte „Bekanntlich" bei Sachen, von welchen die Mehrzahl notorisch gar nichts weiß, dem Witz voranschickt oder ihm folgen läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Mittel gegen Pockennarben.

Der Arzt Larrey sprach im vorigen Jahre in der Pariser Akademie der Wissenschaften von einem sonderbaren Mittel, das bei den Egyptern und Arabern im Brauch sey, um wohlhabende Personen, welche von den Pocken befallen werden, vor den Pockennarben zu schützen. Larrey hat den egyptischen Feldzug unter Bonaparte mitgemacht und dieses Mittel wahrscheinlich schon damals erfahren. Ist dem so, so muß es auffallen, daß er dasselbe erst kürzlich versucht hat, da es doch in Frankreich am wenigsten an Gelegenheit dazu fehlte, und zwar nicht einmal an einer schönen Landsmännin, sondern an einer Engländerin. Das Mittel besteht darin, daß man dem Kranken das Gesicht vergoldet, und der von Larrey angestellte Versuch ist vollkommen gelungen. Er ließ der jungen Dame vom Moment des Ausbruchs der Pocken, bis das Eiterungsfieber ganz vorbei war, Morgens und Abends das ganze Gesicht mit feinen Goldblättern bedecken, wie man sie zur kalten Vergoldung braucht; sie wurden mit ein wenig Gummiwasser aufgeklebt. Die Pocken waren confluirend und das Gesicht bedeutend aufgeschwollen; trotz dem blieb es, mit Ausnahme einiger Stellen auf den Seiten, wo das Kopfkissen die Vergoldung abrieb, ganz glatt und die Züge vollkommen unverändert. — Larrey sagt nicht, wie hoch das Präservativ zu stehen kam. Die Unkosten können aber mit dem Gute, das in solchem Falle bei einer jungen Dame, Engländerin oder nicht, gefährdet ist, unmöglich im Verhältniß stehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Töplitz, Juni.

Carlsbad und Töplitz.

Badeörter, Curplätze sollten eigentlich nur von Frauen beschrieben werden. Große Touren durch Europa, Capumschiffungen, Nordpolexpeditionen, Weltumseglungen ꝛc. sind Gegenstände für die umfassende Anschauung eines Mannes; die Welt im Kleinen jedoch, die feinen Züge, wodurch sich zwei, kaum einige Meilen von einander liegende Orte unterscheiden, pflegen dem weithinblickenden Auge des Mannes zu entgehen. Dafür aber haben die Frauen eben den schärfsten Unterscheidungssinn. Das Kleine, Minutiöse, das die musculöse, abgehärtete Männerhand beim Tasten gar nicht spürt, das gibt sich ihren Fingerspitzen als fühlbares Hautrelief, als charakteristischer Pulsschlag deutlich kund. — Man pflegt Carlsbad den ersten Rang unter den böhmischen Bädern einzuräumen und Töplitz den zweiten; nach meiner Meinung ist diese Rangordnung eben so lächerlich, wie wenn man Goethe den ersten und Schiller den zweiten deutschen Dichter nennt. Carlsbad und Töplitz, jedes hat seine eigenthümlichen Vorzüge und Schönheiten; Carlsbad trägt den Typus des Romantischen, Töplitz hat mehr classisches Element. Wie ein schwärmerischer Jüngling liegt das Carlsbader Thal unter dunkeln Felsen im Waldesschatten, die schlanke Najade des kleinen Flusses hält ihren Arm um seinen Nacken geschlungen und leise Thränen dringen aus ihren Augen, die sie am Busen des Geliebten verbirgt. In seiner männlichen Brust aber kämpfen die widerstrebendsten Gefühle. Stürmische Sehnsucht nach den blauen Höhen, Liebe zu der theuren Jugendfreundin durchströmen mit siedenden Quellen wechselweise seine Brust. Mit der einen Hand umschlingt er voll irdischem sinnlichem Feuer die Geliebte, die andere hebt er schwärmerisch zu den Spitzen jener Berge, deren tausendjährige Eichen ihre Wipfel zum Himmel heben und die Stimmen der Wolken hören und die Geheimnisse der Gottheit einander zuflüstern. Doch hoch oben erhebt der Dreikreuzenberg sein ehrwürdiges Haupt und zeigt dem Jünglinge jenes heilige Symbol, welches die Liebe mit dem Glauben in sich vereint, und wie es der Jüngling erblickt, sinkt er betend auf das Knie, und der aufgehende Mond wirft sein blasses Licht auf dessen zuckendes Angesicht. Ein ganz anderes Bild gewährt Töplitz. Die Natur ist hier weniger pittoresk als plastisch; ihre schönen Glieder sind nicht so unruhig bewegt, überall ist heiterer Himmel, überall griechische Klarheit. Oben auf dem Schloßberge aber steht Helios, der jugendliche Gott, und schaut mit glänzenden Augen hinein in die Badehäuser, wo mehr als eine Aphrodite aus den Wellen steigt, und liebliche Najaden in den Gewässern plätschern. — Aber Sonnenschein muß Töplitz haben, sonst ist es dumpfig, drückend, langweilig. Die Freuden des Badelebens sind außer der Stadt; innerhalb derselben ist es todt. Sobald der Regen die Communikation mit Außen absperrt, ist es nicht anders, als befände man sich in einer Contumazanstalt. All die kleinen Freuden, welche die süddeutschen Bäder von Bedeutung und das benachbarte Carlsbad, Franzensbrunn, Marienbad innerhalb des Badeortes darbieten, Frühstücksgesellschaften, Morgenconzerte, Diners im Freien, Spiel ꝛc. sind hier nicht heimisch. Eines Theils mag dieser Umstand seinen Hauptgrund darin haben, daß die meisten Badegäste aus gebrechlichen Menschen bestehen, deren äußere Uebel sie an mancher Bewegung, am Genuß der Morgenluft, der Abendkühle hindert; ein Umstand, der bei Brunnengästen wegfällt.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, Juni.

(Schluß.)

Die Bajaderen.

Die Bajaderen, von denen ich bei Gelegenheit unserer Theater nicht sprechen mochte, obgleich sie auf beiden Bühnen debutirt haben, sind hier eine Begebenheit geworden. Entzückt haben sie freilich so wenig als an andern Orten, aber sie sind der allgemeine Gegenstand des Gesprächs. Die Neugier und die Wißbegier zugleich müssen sie gesehen haben. Unsere frivolen Balletlustigen finden wenig Genuß an den monotonen decenten Bewegungen, an der einförmigen Musik. Ihre Kunst ist außer der Zeit; dafür ist sie das treue Abbild eines uralten, unverändert gebliebenen Ritus. Der vieltausendjährige Orient tritt uns in ihren Sprüngen und Schritten entgegen. Ein Kenner des ostindischen Alterthums versichert, doch auch keine Bewegung ihrer Arme, Füße, ihres Leibes bemerkt zu haben, die nicht schon in den alten Bildwerken vorkomme oder angedeutet sey. Unser Rauch versäumt keine ihrer Vorstellungen; er findet die Anmuth in allen ihren Bewegungen, von der der Bildhauer lernen kann, welchem es um keine Verrenkungen, sondern allein um die naturgemäßesten und schönsten Bewegungen des menschlichen Körpers zu thun ist. Von der Meinung, daß sie nur die Werkzeuge einer betrügerischen Speculation seyen, ist man gänzlich abgekommen, wenn auch die schönen Mährchen, die ihre Führer erzählen, unbegründet wären. Nach diesen wäre ihre Reise durch die Welt eine Art Bußfahrt. Ihrer heruntergekommenen, reinen Kaste wollten sie durch den Erwerb in den europäischen Städten wieder die Mittel verschaffen, in altem Glanze aufzutreten. Deßhalb würden sie bei ihrer Rückkehr wie Märtyrer und Heilige empfangen werden. Deshalb seyen sie eingesegnet worden, Hüter und Hüterinnen ihrer Tugend ihnen mitgegeben, sie vor jeder Befleckung durch einen Fremden zu bewachen, wodurch sie Gefahr liefen, ausgestoßen zu werden aus ihrer Kaste. Auf Alexander von Humboldts Veranlassung besuchte sie Professor Bopp mit einigen andern Kennern der morgenländischen Sprachen und Alterthümer. Eine Unterhaltung war mit ihnen nicht anzuknüpfen, da sie das Sanskrit und unsere Gelehrten ihren verdorbenen Volksdialekt nicht kannten. Auch Abbildungen aus ihrer Mutterwelt, die man ihnen vorhielt, ließen sie gleichgültig. Die wenigen Lebensmittel, die ihnen erlaubt sind, bereiten sie sich selbst; sie reisen in ihrer halben Nacktheit, dadurch fortwährend der Erkältung bei den Einflüssen unseres Klimas ausgesezt. Gräfe, gerufen eine Halsentzündung der einen Bajadere zu curiren, hatte dreifache Mühe, sich mit ihr zu verständigen, ohne Sprache, ohne Berührung und ohne ein Vertrauen von ihrer Seite zu seinen medizinischen Anordnungen. Kaum aber, daß sie sich unter pantomimischen Bewegungen verstanden, als die Kranke und die nicht Kranken zusammen in ein unaussprechliches Gelächter ausbrachen. Sie sind dankbar gegen die, welche sich ihrer annehmen; über ihr Verhältniß zu ihren Führern ist indessen nichts ermittelt. Es stieß an, und man wundert sich, wie es gedruckt werden konnte, daß die beiden Franzosen sich als Eigenthümer der Bajaderen in den öffentlichen Blättern nannten. Theuer genug sind sie mit ihrer Waare, denn für den Besuch der Einzelnen im Hause fordern sie einen Friedrichsd'or, und für das Erscheinen der Truppe in einer Gesellschaft zweihundert Thaler.

Beilage:

Anzeige der Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 168.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 15. Juli 1839.

— Navibus atque
Quadrigis petimus bene vivere: quod petis, hic est,
— — animus si non te deficit aequus.

Horat.

Erhebung.

An die Unzufriedenen im Vaterland.

Von Ph. H. Welcker.

Wenn die Zeit auch schlecht geworden,
Wenn auch Pilger, weggewandt,
Von den tausend Schiffesborden
Fluchen ihrem Vaterland,
Wenn auch an dem heimischen Herde
Dich der Unmuthsalp befällt: —
Daß dir leicht die Seele werde,
Braucht es einer neuen Welt?

Ist dir nicht noch viel geblieben,
Das nach Jammer und Verlust
Du noch ehren, du noch lieben,
Du noch ewig preisen mußt? —
Hast du von den vielen Träumen
Keinen mehr, der, muthbelebt,
Wie von des Gebirges Säumen
Himmelauf ein Adler, schwebt?

Kannst du nirgends hier noch fassen
Eine Hoffnung, deutscher Mann,
Eh' du wanderst, muthverlassen,
Ueber's Meer in fernen Bann?
Gibt's kein Herz mehr, keine Klause
Und kein Grab mehr, Deutschlands Sohn,
Wo noch gern dein Kummer hause,
Gern noch deine Liebe wohn'?

Wenn dich heiße Wunden brennen,
Einen Fluß doch, der sie kühl',
Einen Berg doch wirst du kennen,
Zu ermannen dein Gefühl,
Einen Sang, nach welchem lausche
Gern dein Ohr, und einen Hort,
Einen Wald doch, welcher rausche
Dir ein hohes Glaubenswort!

Fliegt dir ungehört die Kunde
Großer alter Zeit vorbei? —
Treu noch ist Natur! Im Bunde
Mit ihr bleibt der Edle frei.
Sieh, es kommt schon die Aurore
Ferner Tage, wundergleich,
Und mit offnem Friedensthore
Auch ein beßres deutsches Reich!

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Der Deutsche hat einmal zu Hause keinen Alles überstrahlenden Punkt, dem sich seine tägliche Neugier zukehre, weil ihn sein Ehrgeiz und seine Eitelkeit, seine Lernbegier und seine Genußsucht, alle seine guten und schlechten Leidenschaften dahin ziehen; er hat außer seiner Vaterstadt keinen Ort, an dessen Vergangenheit sein Herz hinge, und dessen aus der Zeit herausgewachsenen Lokalitäten, wenn auch niemals gesehen, Inventarstücke seiner Einbildungskraft wären, an dessen Tagesgeschichte, an dessen Sitten, Moden, Virtuositäten, Celebritäten, Lächerlichkeiten, Thorheiten ihn ein mächtiges Interesse fesselte. Dieser Ort müßte denn für Jeden seine Partikularhauptstadt seyn; aber auch mit dieser hängt der Deutsche häufig nur lose, und wenn noch so eng, kaum so zusammen wie der Franzose mit seiner Metropole. Gottlob, daß dem so ist, Gottlob, daß sich unsere einzelnen Städte und Provinzen in ihren eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen, in ihren Municipalleidenschaften und Vorurtheilen, in ihrer kleinen Liebe und ihrem kleinen Haß, in ihrer Lokalrührung und ihrem Lokalspaß nicht recht begreifen und verstehen. Es ist dies die Bedingung eines höhern Einverständnisses, es ist unser eigentliches Leben; aber es ist unmittelbar der Tod jener Art von Journalistik, die man kurz mit dem Worte Feuilleton bezeichnen kann, in ihrer Anwendung auf eingeborene deutsche Zustände und mit Ansprüchen auf Allgemeinheit.

Auf ähnliche Weise, wie der Pariser von seiner Stadt aus zum ganzen centralisirten Frankreich spricht, kann der Deutsche nur zu seiner Stadt und dem zunächst von ihr abhängigen Gebiete sprechen. Das wahre deutsche Analogon dessen, was dort nur scheinbar ein universelles ist, wird in Wahrheit ein Lokalblatt seyn müssen. Dergleichen Blätter sind auch in neuerer Zeit viele versucht worden, zuerst in den größten deutschen Städten, dann in immer kleineren. Man könnte sich eine solche raisonnirende Chronik der partikularen Tagesgeschichte allerdings verständig und in würdiger Haltung, dann aber, zumal beim herrschenden Censurzwang, kaum ohne Langeweile und mit Abonnenten denken. Die Seele solcher öffentlichen Organe ist die kleine und die große Bosheit, der Hieb, die Anspielung, der Skandal, die Erklärung, die Replik und Duplik. Aber in engen Verhältnissen hat die Klatscherei ganz andere Bedeutung und Farbe, als da, wo sich ein ganzes Volk im täglichen Gesellschaftsleben seiner großen Hauptstadt spiegelt, und damit ändert sich auch völlig die Bedeutung des Journalisten und sein Verhältniß zu denjenigen, welche er vor das Forum der Oeffentlichkeit zieht. Wo inmitten einer ungeheuern Bevölkerung das Individuum ganz verloren geht, da wandelt der von der Presse übel Behandelte unsichtbar, wie mit einer Nebelkappe einher und rettet sich wenigstens seine Unbefangenheit als Mensch, wenn er auch als öffentlicher Charakter noch so sehr compromittirt ist; dagegen in kleinen Orten, die dabei sehr groß seyn können, wird dem, der am Pranger des Lokalblatts gestanden, gleich zu Muth wie in jenen bänglichen Träumen, wo man im bloßen Hemd über die Straße gehen muß. Selbst in den größten deutschen Städten wirken mancherlei Umstände dahin zusammen, daß es eigentlich keine öffentlichen Charaktere, daß es nur öffentliche Personen gibt, auf die man mit Fingern weist, und eine solche ist vor Allen der witzige Journalist selbst, und er trägt, ein unbemitleideter Märtyrer, all die fatalen Folgen jener Berühmtheit, zu welcher in deutschen Landen häufige Bekanntschaft mit den Gerichten, zahlreiche Bitten, sich als durchgeprügelt zu betrachten, wenn auch nicht baar empfangene Schläge, einem Individuum verhelfen, das sich zum Hofmeister und Sittenrichter seiner Mitbürger aufwirft und darüber seine eigene Person völlig preisgibt.

Es ist nicht unsere Absicht, hier das deutsche Lokalblatt näher zu charakterisiren; wir halten nur an dem Punkte fest, daß derjenige, welcher in einem ungeheuern Krähwinkel, wie Paris oder London, keck und gewandt das gesellschaftliche Leben bespricht, wenn auch gefürchtet, doch geachtet, nicht nur in der feinen Gesellschaft, sondern auch in der eigentlichen Literatur seinen Platz behauptet; daß dagegen sein Nachahmer selbst in der deutschen Großstadt nur zu oft, beschmutzt vom Kothe, der beim Kampf der niedrigsten Interessen und Leidenschaften auffliegt, in der öffentlichen Meinung sehr tief steht, und daß sein Produkt ganz aus der Literatur hinausfällt. Eine nothwendige Folge dieses Verhältnisses ist, daß sich nur die enfans perdus der Literatur, die nichts zu verlieren haben, mit diesem Metier befassen. Wenn es wahr ist, daß der Deutsche gleich zu viel oder zu wenig Geist hat, um Esprit, das heißt socialen Witz zu machen, so wird der Lokalschöngeist in den meisten Fällen der letztern Categorie angehören, und es ist traurig, aber wahr, daß unser Nationalstolz weniger darunter leidet, wenn die entschiedene Mittelmäßigkeit diese Rolle übernimmt, als wenn sich das ehrenwerthe Talent zum Schalksnarren eines Herrn macht, den es angenehm kitzelt, wenn Andere eines abbekommen, der aber, was ihn selbst betrifft, nicht den geringsten Spaß versteht.

(Fortsetzung folgt.)

Italienische Städtebilder.

(Schluß.)

Von dem bekannten, so oft besprochenen Thurm macht der Blick sich schneller los, um das Camposanto wieder zu sehen, wodurch die alten Pisaner nicht weniger unsterblich geworden sind, als durch die Großthaten ihrer Seerepublik, die sie auf die eherunen Tafeln der Geschichte mit unvergänglichen Lettern einschrieben. Hier ist wirkliche geweihte, heilige Erde; nicht allein, weil sie, wie erzählt wird, aus Jerusalem kam, sondern weil das ganze Mittelalter, und noch weniger die neue Zeit, kein anderes Beispiel aufzuweisen hat, daß Völker ihre Todten auf solche Weise geehrt haben. Auf dem einfachsten, aber zugleich zweckmäßigsten Plan erhebt sich dieses zierliche Gebäude in einem für Italien ungewöhnlich reinen, schlanken Gothisch; mit Marmortafeln ist der Fußboden ausgelegt, die Gänge mit den ehrwürdigsten Sarkophagen geziert und die Wände mit Fresken von Meistern aus den Hauptstädten Toskanas bemalt, welche, die ältern wenigstens, in großartigsten Darstellungen die Vergänglichkeit des Lebens, das lezte Gericht, Meiden der Sünde durch Zurückziehen in die Einsamkeit und, wie's billig war, die Geschichte des Schutzpatrons der Stadt vergegenwärtigen. Dabei sind die Räume so weit und bequem, daß man auch an diesem Tage, der sie dem Publikum ohne Unterschied öffnet, zu ruhiger Anschauung und zu gemächlichem Auf- und Abwandeln Platz genug findet.

Was nun hier in Pisa dieses Fest hervorgerufen und überall so berühmt gemacht hat, ist zunächst und vor allen Dingen die Lokalität. Der Arno theilt die Stadt in zwei bedeutende Hälften und bildet, da die Häuser in gehöriger Entfernung stehen, an seinem Rande zwei bequeme Spaziergänge, die den Lungarno in Florenz nicht allein durch die größere Breite, sondern auch durch die schöneren Paläste um ein Bedeutendes übertreffen. Der Fluß selbst strömt mächtiger daher, ist breiter, reicher, nicht so wasserarm und verschmachtet, als er in Florenz während der drei Sommermonate zu seyn pflegt. Zu der oben angedeuteten, eigenthümlichen Art von Beleuchtung kommt auch noch dies hinzu, daß, von der mittlern Brücke angesehen, beide Häuserreihen am Arno gegen Westen eine Curve in Form eines Halbmonds beschreiben, und so die verschiedenartigsten Façaden in sehr günstiger Perspective erscheinen. Und darauf mag es berechnet seyn, daß so viele Paläste ihre eigenen, charaktervollen Façaden an diesem Abend verstecken müssen, um andern, künstlichen Platz zu machen, die im Styl des Palladio gehalten sind, oder durch Fächer- und Nischendecoration ein prachtvolles Feuermeer entwickeln. Man kann nicht läugnen, daß solcher Roccoco hier von der ungeheuersten Wirkung ist. Es kann nichts Magischeres, Feenartigeres geben, als den Blick das rechte Ufer an den drei Gebäuden des Großherzogs, die sich heute vor allen auszeichnen, vorbei, hinunter bis an die lezte Brücke schweifen, und gegenüber auf der linken Seite bei der Kirche della Spina ausruhen zu lassen. Von tausend Lichtern erhellt, erhebt sie sich jezt schlank wie eine Lilie aus dem Wasser. Das Auge ermüdet nirgends; die verschiedene Form der Façaden schüzt vor Uebersättigung, und das mildernde Wasser des Arno wendet die Blendung ab.

Hat man sich aber dies zur Genüge angesehen, so stellt sich der Mangel an eigentlichen Volksfreuden sehr fühlbar heraus. Was nun folgt, verlangt italienische Genügsamkeit, um sich darüber von Herzen freuen zu können. Um den ganzen Arno herum bis nach dem Domplatz bildet sich der gewöhnliche Kutschencorso, zu dessen Genuß und Verständniß noble Passionen erfordert werden. Ein Weilchen vergnügt es wohl, die gepuzten Pisanerinnen bei dem Glanzlicht ihrer Paläste anzusehen; man sucht aber noch vergeblicher als in Florenz nach einem eigentlich nationellen Gesichte, nach Form, nach Charakter. In Florenz legt die Feinheit, die formelle Bildung einen unglaublichen Reiz in die zartmodellirten Köpfe; man kann darüber den Mangel an Großartigkeit nicht weiter empfinden: interessant ist jeder italienische Frauenkopf, es verlohnt sich stets, in das Gesicht hineinzuschauen, und solcher Details gab es auch in Pisa eine Menge. Wer aber im Sabinergebirge gelebt hat, wird wider seinen Willen einen absoluten Maßstab anlegen. Es bleibt für das ganze Leben der Refrain der himmlischen Verse:

> „Und ich sah es doch einmal,
> Was so göttlich ist,
> Daß man ach! zu seiner Qual
> Nimmer es vergißt."

Auch die Volkstrachten fehlen gänzlich. Als Rest einer früheren Zeit ist den älteren Frauen für die kältere Jahreszeit der grün und roth geflammte Rock auf gelbem Grunde verblieben; doch auch er ist in der neuesten Zeit so ziemlich eine Rarität geworden. Jung und alt zieht nun vor, sich in den edlen Kattun zu kleiden, der so malerisch ist, daß er ein künstlerisches Auge zur Verzweiflung bringt. Eigenthümlich ist den pisanischen Bäuerinnen das farbige Band, das auf dem Rücken in eine Schleife zusammengebunden und fast bis an die Knöchel herabgelassen wird, der breite Männerhut mit Federn, und der ungeheure Goldschmuck, womit Pontedera die ganze Umgegend versorgt. Er ist ein wesentlicher Theil des pisanischen Costüms, und besteht aus Halsketten und Ohrgehängen von dünnem, getriebenem

Golde. Jene hängen weit über die Brust herab, diese gehen bis auf die Mitte des Halses, oft bis an die Schultern herunter, und lasten nicht selten so, daß sie, ohne in das Ohr eingefaßt zu seyn, mit einem Bändchen hinter demselben aufgehängt werden. Bei den Aermern beläuft sich dieser Schmuck auf 30, bei den Reichern auf 60 — 70 Scudi; den Freiern gilt er als Maßstab für die zu erwartende Mitgift.

Die Fußgänger, das Volk überhaupt treibt sich unterdessen zwischen den zwei Kutschenreihen herum und hat die Freude, sich drängen und stoßen zu lassen. Wer Muth hat, arbeitet sich durch, sucht seinen Platz in der Nähe des Musikchors am rechten Arnoufer, und hört einige Symphonien und Ouverturen aus neuitalienischen Opern. Das Volk strömt in unendlicher Menge herbei; es ist natürlich, daß kein anderes Fest in ganz Toscana so in seinem Munde lebt, als die Luminara. Auf den Rand des Arno, der eigens dazu gemacht scheint, setzen und lagern sich nachher die Müden; und hier, wo Scherz, Laune und wirkliche Müdigkeit sich auf das mannigfaltigste gruppiren, kann nun ein künstlerisches Auge vielfache Studien machen. Musik, Barken und Gondeln verbreiten auf dem Arno, an welchem die innern Mauern durch Pechpfannen erleuchtet sind, einen so ungeheuern Lärm, daß es selbst denen, die bis zum Hinfallen matt sind, kaum gelingt, auf eine halbe Stunde die Augen zu schließen. Aeltere Männer, denen der Schlaf lieber seyn mag als dies Getöse, lagern sich auf die Stufen des Doms, wo sie wenigstens so lange Ruhe finden, bis am Morgen die Lichter ausgebrannt sind und die Menge sich verläuft, um im Dom die Frühmesse des h. Ranieri zu hören.

Korrespondenz-Nachrichten.

Töpliz, Juni.

(Fortsetzung.)

Charakter des Bads.

Ein anderer und nicht minder wichtiger Grund der Herabstimmung geselliger Freuden jedoch ist, daß Töpliz, als Sammelplatz norddeutscher Curgäste, auch den norddeutschen Charakter an sich trägt. Vergleicht man zum Beispiel das bei weitem weniger bedeutende Baden bei Wien mit Töpliz, so fällt dies um so klarer in die Augen. Jenes Baden wird eben so wie Töpliz von Curgästen, die an äußern Gebrechen leiden, besucht; und doch — welches Leben! welche Geselligkeit! Natürlich, Baden wird von Wienern bevölkert, Töpliz von Dresdnern, Berlinern ꝛc. Laßt nur einmal zwei, drei Jahre hintereinander Töpliz von einem halben Schock Wienern besucht werden, und ihr werdet sehen, wie das Alles anders aussehen wird. Die Restaurationen und öffentlichen Vergnügungsorte sind meist von Speculanten gepachtet, die aus Sachsen und Preußen eingewandert sind. Darum findet ihr in den ersten Hotels kleine geschriebene Speisekarten, die beim Mahl nicht zur Auswahl, sondern als Vorschrift und Gesetz dienen, da sie nicht mehr als drei oder höchstens vier Speisen bieten; darum findet ihr auf den besuchtesten Spazierplätzen, auf dem Schloßberg, der Schlackenburg, dem Thurner Garten ꝛc. nur elende hölzerne Bänke und zerbrochene Stühle und faule wurmstichige Bretter statt der Tische. Von jener Eleganz und Bequemlichkeit, mit welcher der Wiener sich zu umgeben weiß, sind wenig Spuren da. In der That ist es merkwürdig, wie selten Töpliz von den Wienern besucht wird. Die hiesigen Badelisten zeigen alljährlich Namen von Engländern, Franzosen, Russen, Polen ꝛc. ꝛc.; aber selten findet man einen Namen darunter, dem die Bezeichnung beigefügt ist: aus Wien. Es ist, als ob die Kaiserstadt scheel auf einen Ort sähe, der unter den deutschen Badeplätzen denselben Rang einnimmt, wie sie unter den deutschen Städten. Den Wiener würden die erwähnten Mängel sehr choquiren; der Norddeutsche fühlt sie nicht. Franzosen, Engländer, Russen ꝛc., die aus weiter Ferne hieherströmen, um Rettung von ihren Uebeln zu finden, haben dagegen nur den Zweck ihrer Reise im Auge: die Bäder; das Uebrige entschwindet ihrem Blicke. Die Bäder aber suchen, ganz im Gegensatz zu allen übrigen öffentlichen Orten, an Eleganz und Comfort ihres Gleichen in ganz Europa. Das Fürstenbad, das Bad im Herrenhaus, das neue Schlangenbad ꝛc. erinnern an die raffinirten Thermen der Griechen und Römer. Und doch werden sie alle insgesammt weit von dem neuen Stadtbade überflügelt. Dieses Badehaus, oder richtiger gesagt, dieser Badepalast, der erst in den lezten Tagen des Juni vollendet und dem Gebrauche der Badegäste geöffnet wurde, übertrifft an Pracht, Schönheit, Comfort und Großartigkeit alle ähnlichen Gebäude und Anstalten in ganz Deutschland, und da bekanntlich die deutschen Bäder allen andern in Europa voranstehen, so könnte man dieses neue Badeinstitut mit Recht das schönste in Europa nennen. Die Bassins zum Baden sind zum Theil aus schwarzem, rothem und weißem Marmor, zum Theil aus Porzellan. Die Douchen und Moorbäder sind mit den trefflichsten Maschinerien versehen. Ueberall ist großartige Pracht mit der sinnreichsten Bequemlichkeit gepaart. Das Gebäude soll der Stadt 120,000 Gulden Conv.-M. kosten. Die Stadt Töpliz scheint somit gute Fonds in ihrer Gemeindecasse zu haben, obgleich eine mächtige Rivalin in ihrer Nähe das Haupt erhebt, das Dorf Schönau, welches, obschon als eine Vorstadt von Töpliz zu betrachten, dennoch seine eigene Verwaltung hat. Dieses reizende Dörfchen besizt fast durchgehends Häuser, welche den größten Städten zur Zierde dienen würden; die armen Bauern, welche Besitzer derselben sind, haben nicht selten ein jährliches Einkommen von 6 — 8000 Gulden Conv.-M. Kann man es den Töplitzern verargen, wenn sie etwas eifersüchtig die Schönauer Bauern betrachten, die ihnen nach und nach die besten Kunden ablocken? Wenn Schönau ferner solche Fortschritte macht, wie in den lezten vier, fünf Jahren, so dürfte es einst die Rolle tauschen, und die Stadt Töpliz könnte leicht eine Vorstadt des Dorfes Schönau werden, welches durch seine reizende Lage alle Fremden anzieht. Die Curgäste finden sich übrigens in diesem Jahre spät ein; denn obschon der Juni fast zu Ende ist, stehen doch die meisten Quartiere noch unbewohnt. Fürst Paskewitsch ist die einzige Person von Bedeutung, deren Name auf der Badliste hervorsticht; neben ihm der Name des greisen Dichters Tiedge und der Gräfin Nostiz-Jänkendorf, der Tochter des verstorbenen Dichters Arthur vom Nordstern.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 169.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 16. Juli 1839.

> Magnetes Geheimniß, erkläre mir das!
> Kein größer Geheimniß, als Lieb' und Haß.
>
> Goethe.

Die magnetische Südpolexpedition.

Dargestellt von Dr. Nürnberger.

Die Leser wissen aus den Zeitungen im Allgemeinen, daß um die Mitte Augusts eine große magnetische Südpolexpedition aus den englischen Häfen abgehen wird. Ueber die eigentliche wissenschaftliche Bedeutung und die Einrichtung dieses großartigen Unternehmens soll sich der gegenwärtige Aufsatz näher verbreiten.

Daß die Magnetnadel nicht genau nach den Erdpolen hinweise, sondern, wie man sich ausdrückt, eine gewisse Abweichung (Declination) habe, und daß sich diese nach Zeit und Ort ändere, ist zuvörderst schon seit einer Reihe von Jahrhunderten bekannt, indem die Bedürfnisse der Schifffahrt geradezu auf diese Beobachtung führten. Diese magnetische Anomalie ist aber nicht die einzige. War nämlich eine Nadel so geaebritet, daß sie vor ihrer Bestreichung mit dem Magnete auf der sie tragenden Spitze völlig wagrecht und im Gleichgewicht stand, so findet man nach dem Magnetisiren, daß sie, ohne gleichwohl irgend eine Gewichtsveränderung zu erleiden, dieses Gleichgewicht verloren hat. Sie neigt sich nunmehr mit der einen Spitze unter den Horizont, wie wenn diese schwerer geworden wäre, indem sich die andere Spitze dagegen emporhebt, und nimmt solchergestalt eine schiefe, gegen den Horizont geneigte Lage an, weßhalb die Seefahrer diese steigende Spitze mit Wachs zu bekleben pflegen, um den horizontalen Stand ihrer Compaßnadel herzustellen. Die hier beschriebene zweite magnetische Anomalie, welche man die Neigung (Inclination) der Nadel nennt, zeigt sich an den meisten Orten der Erde, aber ebenfalls nicht überall und zu allen Zeiten auf gleiche Art und unter gleichen Winkeln. In dem größten Theile der nördlichen Hälfte unserer Erdkugel senkt sich die nördliche (nach Norden zeigende) Spitze der Nadel unter den Horizont, indem sich die südliche erhebt; an den meisten Punkten der südlichen Hälfte sinkt die südliche Spitze; die Orte, wo sich die Nadel von selbst horizontal erhält, fallen in die Gegend des Aequators, nicht aber genau in letzteren.

Eine dritte magnetische Anomalie endlich, deren Auffindung und Betrachtung erst der neuesten Zeit angehört, trägt den Namen der magnetischen Intensität. Da nämlich schon die eben erörterten Erscheinungen der Abweichung und Neigung auf die Annahme führen, daß die Erde selbst ein Magnet, d. h. mit einer nur auf magnetisirte Körper wirkenden Kraft begabt sey, wodurch in der nördlichen Hälfte der nach Norden, in der südlichen aber der nach Süden zeigende Pol der Nadeln angezogen wird, weßhalb ersterer auch eigentlich der Süd-, letzterer der Nordpol heißen sollte, so mußte

man, neben diesem Richtungseinflusse, auch bald eine verschiedene Stärke jener magnetischen Erdkraft bemerken, dergestalt, daß sie sowohl die horizontale Abweichungs-, als die verticale Neigungsnadel an manchen Punkten der Erdoberfläche in mehrere und schnellere Schwingungen als an andern versezt; und lezterer Einfluß der magnetischen Erdkraft auf die Schwingungen der Nadeln nun ist es eben, was man mit dem Ausdrucke „magnetische Intensität" bezeichnet. Im Allgemeinen ergeben die Beobachtungen, daß in der Nähe des Erdäquators die Veränderungen der Abweichung von einem Orte zum andern gering, die Nadeln fast horizontal und ihre Schwingungen merklich langsamer sind, als nord- und südwärts, daß, je mehr man nach Norden oder Süden vorruckt, die Senkungen stärker * und die Oscillationen schneller werden und die Richtungen der horizontalen Nadel auf einige merklich fixe Punkte der Erdoberfläche hinweisen, die man als Convergenzpunkte (Pole) der magnetischen Erdkraft ansehen könnte. Die Zurückführung dieser drei Erscheinungsformen des geheimnißvollen magnetischen Wesens auf eine einzige Grundursache ist eine Forderung der heutigen magnetischen Theorie, und wir nähern uns mit dieser Aufgabe, soweit deren Lösung durch Beobachtungen auf bis jezt magnetisch noch nicht erforschten Punkten der Erdoberfläche unterstüzt werden kann, bereits dem eigentlichen Zwecke der in Rede stehenden magnetischen Expedition. Einer vollständigeren Erörterung müssen aber Andeutungen über das in dieser Untersuchung früher Geleistete vorangehen.

Die erste genauere mathematische Entwicklung der Erscheinungen und Ursachen des terrestrischen Magnetismus versuchte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Euler, der Sohn, mit Benützung einer von Halley auf den Grund mannigfacher eigener und fremder Beobachtungen entworfenen Karte der magnetischen Abweichungen an vielen Punkten der Erdoberfläche. Halley hatte diese magnetischen Abweichungsanomalien zunächst durch die Hypothese zu erklären gesucht, „daß die Erdkugel selbst ein großer Magnet mit vier in ihrem Innern enthaltenen magnetischen Polen oder Anziehungspunkten sey, von denen je zwei und zwei nahe an jedem Pole des Aequators lägen, und daß sich die Nadel an den Orten, welche sich nahe an einem dieser magnetischen Pole befänden, nach diesem Pole richte, überhaupt aber der nähere Pol ein Anziehungsübergewicht über den entfernteren ausübe." Da er aber diese Hypothese hiernächst auch den obenerwähnten Veränderungen der Abweichung anzupassen hatte, so entstanden aus dieser Nothwendigkeit überaus gezwungene Annahmen, welche Euler nun eben veranlaßten, seine eigene mathematischer durchgeführte Erklärung zu versuchen, deren Hauptmoment darin besteht, den Halleyschen vier magnetischen Polen nur zwei zu substituiren und alle Erscheinungen der magnetischen Abweichung mit ihren periodischen Veränderungen darauf zurückzuführen. Später dehnte er diese Ansicht auch auf die Neigung aus und entwickelt dabei wenigstens so viel analytischen Formelreichthum, daß seine Theorie später besonders noch von dem tiefsinnigen deutschen Geometer Tobias Mayer wieder aufgenommen und weiter ausgeführt wurde.

In diesem Zustande blieb die magnetische Theorie wesentlich, bis Christopher Hansteen, Professor zu Christiania, eine ganz neue, eigenthümliche und vollständige Bearbeitung derselben unternahm und sein großes Werk: „Untersuchungen über den Magnetismus der Erde. Christiania, 4. 1819" erscheinen ließ, in welchem, neben der Abweichung und Neigung, auch bereits die von uns erwähnte dritte magnetische Anomalie, die Intensität, erörtert wird. Auch dieser Erklärungsversuch weist aber dem tellurischen Magnetismus seinen Siz noch im Innern an und fügt den ältern Hypothesen die Annahme magnetischer Axen hinzu, wodurch allerdings manche in jenen Darstellungen unerörtert gebliebene Frage beantwortet, die Theorie aber auch immer noch künstlicher und verwickelter wird.

Seitdem ist nun ein überaus auffallender Eifer rege geworden, das so sehr räthselhafte Wesen des Magnetismus überhaupt, gleichwie ganz besonders die Verbreitung des Magnetismus in und auf der Erde näher zu erforschen; man hat unzählige, an den entferntesten Orten angestellte magnetische Beobachtungen mit einander verglichen und das höchst merkwürdige, früher gar nicht einmal geahnte Resultat gefunden, daß die täglichen Variationen in der Richtung der Nadeln, selbst bei den weitesten Entfernungen der Beobachtungsorte von einander, in die nämlichen Tagesstunden für jeden dieser Orte fallen und sich also nach dem Abstande der Sonne vom Meridian richten, woraus mit einer gewissen innern Nothwendigkeit zu folgen scheint, daß sie nicht von einer bleibenden Ursache im Innern der Erde, sondern vom täglichen Einflusse der Sonne abzuleiten sind.

(Fortsezung folgt.)

---

* Wenn man eine kleine, an einem Faden horizontal schwebende Nadel über die Mitte eines größern Magnets zwischen dessen beide Pole hängt, so ist sie horizontal; sobald sie aber darüber hinaus entfernt wird, so sinkt der eine Pol auch herab, welches zeigt, daß die Erde hier gerade eben so auf die Nadel wirkt, wie ein größerer Magnet auf einen kleinern, und also die obige Vergleichung der Erde mit einem Magneten auffallend bestätigt.

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Dazu kommt, daß die höhere Gesellschaft an Orten, wo Lokalblätter ihr Wesen treiben, sich mit Verachtung von ihnen abwendet oder sie doch ignorirt, und so sinken die Herausgeber in ihrer ganzen Haltung von selbst auf das Niveau des Publikums herab, das ihnen verbleibt. Der allgemeine Belletrist, der seine Blätter für ganz Deutschland berechnet und an jedem Ort unter den höhern Classen Leser hat, gleicht dem Kleidermacher in der Residenz, der, meist nach französischen Mustern, seine Kunden elegant bedient, und bei dem Alles arbeitet, was in der Provinz etwas auf sich hält; der Lokalschöngeist ist der armselige Orts- und Winkelschneider, dem nur das sogenannte Volk seine Eleganz anvertraut. Das Lokalblatt bezeichnet sich auch meistens selbst als Volksblatt; aber Keiner denke bei diesem ehrenwerthen Namen an Einfalt im besten Sinne des Worts, an verständige Wahl des Stoffs, an Eigenthümlichkeit der Form; all dies kommt nirgends außer in vielversprechenden Ankündigungen vor, und man sollte oft glauben, unsere Kultur habe die Stufe, auf der dergleichen möglich gewesen wäre, geradezu übersprungen. Indeß die Volkstracht bei uns immer mehr, selbst in den niedrigsten Ständen, von der Afterelegenz verdrängt wird, zeigt sich nirgends in der periodischen Literatur auch nur ein Ansatz zu einem würdigen Volkston, zu einem vernünftigen populären Styl. Wie die große Masse, welche in den Städten über der des eigentlichen Pöbels steht, entfremdet aller heimischen Sitte, allem Bürgersinn, in Tracht, Sprache und Manieren ungeschickt einem Phantom von Vornehmheit und feiner Lebensart nachjagt, so denkt auch der Schriftsteller, der sich ihrer täglichen Unterhaltung widmet, selten an die wahren geistigen Bedürfnisse dieser Classen, sondern schmeichelt nur ihrer frivolen Wißbegier und ihrem Triebe nach roher Raffinerie, und sein Bestreben nach Verständlichkeit und Popularität beschränkt sich darauf, daß er täglich den vulgärsten Kram aus der eleganten Literatur, den Bodensatz derselben, auffängt und ihnen in barbarischer Zurichtung vorsezt. Statt einfach ist er immer nur einfältig, und statt volksthümlich immer nur gemein, und seine Blätter erinnern alle Tage an den Handwerksburschen und die Köchin im Sonntagsputz. — Dem Vaterlandsfreund wird bei diesen Erscheinungen weh um's Herz, und wäre er nicht überzeugt, daß diese demüthigenden Schwächen der nothwendige Revers einer großen Eigenschaft des deutschen Geistes sind, er möchte das Volk beneiden, das die Tracht, die wir ihm abborgen, in allen seinen Ständen mit so ungezwungener Grazie trägt, und das bei seiner erstaunlichen Homogenität, bei seinem seichten, aber die Oberflächen der Dinge wunderbar begreifenden Geiste, in seinen niedrigern Ständen der Bildung und der Literatur gar nicht bedarf, von der wir bei unserm Volk so viel sprechen, ohne etwas Verständiges dafür zu thun.

So hat uns diese unwillkührliche Abschweifung über das Lokal- und Volksblatt auf den zweiten Hauptpunkt gebracht, der den deutschen Schriftsteller, nicht den Volksjournalisten, sondern den vornehmen, welcher sociale Gegenstände angenehm und — wenn man denn doch das unangenehme Wort brauchen muß — geistreich besprechen möchte, dem Franzosen gegenüber in den größten Nachtheil sezt.

Wir haben gesehen, wie dem deutschen Journalisten in Behandlung des socialen Stoffes Hände und Flügel gebunden sind, weil es bei uns so wenig gemeinverständlichen socialen Stoff gibt, daß er somit auf die Breite des Volks, wenn er sich unter dem Volk auch nur die bessere Gesellschaft im ganzen Lande denkt, bei weitem nicht so wirken kann wie der Franzose. Es zeigt sich nun aber, daß er mit lezterem auch hinsichtlich der Form, und damit in der Herrschaft über die Tiefe des Volks niemals wetteifern kann, wenn er sich die Manier des Franzosen zum Vorbild nimmt. Die entschiedene Richtung des französischen Geistes auf das Sinnliche, Materielle erklärt es leicht, warum diese Nation eine so viel compaktere, gleichförmigere Masse bildet, als die deutsche. Die fast unbedingte Herrschaft einer Hauptstadt in politischer und geselliger Hinsicht, eine leichte, bequem geglirderte Sprache, feste Normen des Ausdrucks im Umgang, wie in der Schrift, schnelle, sichere Fassungskraft in der sinnlichen Sphäre, Ungezwungenheit und eine Art naiver Koketterie in der äußern Haltung, wenig entwickeltes Gefühl für das Uebersinnliche, Religiöse, eben darum der allverbreitete Kultus der äußern Lebenssitte Alles dieses bedingt sich gegenseitig in diesem Volke und bringt jenen eiteln, selbstsüchtigen Nationalgeist hervor, wobei sich jeder geistig dem andern ebenbürtig fühlt. Ist es nöthig, unser Volk als Gegenstück zu skizziren? Wir wissen alle, daß diese Aeußerlichkeit der Franzosen ihre Stärke, daß unsere Innerlichkeit unsere Stärke ist; wir sehen aber auch deutlich, daß diese Richtung unseres Geistes uns nach Außen, an der Peripherie des Lebens in unzählige, einander untergeordnete Gruppen von verschiedener geistiger Capacität und Ausbildung zerfallen läßt. Der Ideenverkehr zwischen diesen Gruppen, diesen geistigen Gebieten, durch das Vehikel einer unendlich reichen, geistigen Sprache, ist auf hundertfache Weise gehemmt, während in Frankreich jener Geist, den Jedermann hat, Alles beherrscht und mit den Ideen auch die allgemeine Sprache bestimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Juni.

Des Landes Zukunft.

Wenn die an unserem See begrabenen römischen Legionen, wenn die hier verscharrten Mauren wieder aufwachen und um sich sehen könnten, würden sie sich nicht wenig wundern über das, was da geschehen ist und wie das Land jezt aussieht. Jene würden ihre Colonia equestris, ihr Lusonium und Viviscum suchen; diese aber würden sich nach den festen Schlössern und Thürmen umsehen, die sie da zu ihrer Sicherung und bequemen Betreibung ihres Raubhandwerks im eilften Jahrhundert erbauten. Aber Römisches und Arabisches ist bis auf geringe Spuren verschwunden und an dessen Stelle steht, was christliche Civilisation gegründet und gepflegt hat, heitere, freie und wohlhabende Städte und Dörfer, wechselnd mit lachenden Landhäusern und Gärten, an denen dampfende und brausende Seeungethüme, gebändigt und dienstbar gemacht, pfeilschnell vorübersausen. Die Römer würden vielleicht beim Anblicke dieser Schiffe ohne Ruder und ohne Segel an das lebend gewordene, schnaubende Pferd von Troja denken, das nun Männer bergend durch die Fluth wadet, wenn sie nicht viele liebliche Frauen, Mädchen und Kinder lustig aus ihm hervorgehen und hineinsteigen sähen. — Und doch sind unsere schönen Seeufer noch lange nicht so angebaut, als sie seyn könnten. Dies lehrt ein Blick auf die Ufer des Zürichersees, zumal zwischen Zürich und Rapperswyl, wo ein reiches, blühendes Dorf, ein kleiner blumenumflorter Palast an dem andern steht. Es fragt sich nur: sollen wir dies unter denselben Bedingungen wünschen? Gewiß nicht! Jene Seeufer verdanken ihr wunderbares Aufblühen nur einer zweideutigen, launigen Fee, der Industrie, dem immer wachsenden Gewerbsleiß, dem jezt blühenden Handelsverkehr des Landes. Unser Waadland hingegen ist bis jezt wesentlich Acker und Wein bauend und der Aufenthalt reicher Leute, die nicht zu arbeiten brauchen. Am See liegen noch Güter und Schlösser mit großen Besizungen, die freilich nach und nach zerstückt werden dürften, wenn die Industrie mit ihren Fabriken in's Land käme und da herrschend würde. Ich sage, es wäre Schade um dies Land und seine Bewohner. — Daran ist aber nicht zu denken, so lange unser Leman nur ein Binnensee ohne Eingang und Ausgang für den Verkehr bleibt und sich die anliegenden Cantone durch unkluge Maßregeln noch den Transithandel nach Deutschland verkümmern, von dem ihnen Frankreich und Neuchatel schon so Vieles abgezwackt haben. Selbst wenn die Verbindung zwischen Lyon und Genf durch Schiffbarmachung der Rhone und durch eine Eisenbahn hergestellt, wenn auf ähnlichem Wege der Leman mit dem Neuchatelersee verbunden seyn wird, der bereits seine natürliche Communikation mit der Aar und dem Rhein hat, die nur verbessert zu werden braucht; wenn dann auch diese Linie auf eine schweizerische Eisenbahn zwischen Basel und Zürich trifft, wenn auch einmal die Schweiz und Sardinien in den deutschen Zollverein aufgenommen sind und dadurch den schweizerischen Erzeugnissen ein herrlicher Markt eröffnet seyn wird, so dürfte doch dies alles keine bedeutende Fabrikthätigkeit an den Genfersee bringen. Schwerlich werden hier je große, blühende Fabrikdörfer entstehen, wie am Zürichersee, denn das Leben am Leman ist viel zu theuer, fast um das doppelte kostspieliger und raffinirter, als dort. Dem romanischen Volk fehlt überdies die germanische Einfachheit, Genügsamkeit und Sparsamkeit, seine Ordnung und Arbeitslust und sein Gehorsam; lauter Eigenschaften, die wesentlich zum Aufkommen und Gedeihen der Fabriken sind. Des Volkes Sitten sind schon lax genug, und die nationelle Trinklust im Waadland, die eher zu- als abnimmt, dürfte hier auch hindernd entgegenstehen.

(Fortsezung folgt.)

Töpliz, Juni.

(Schluß.)

Die Schlachtdenkmale.

Unter den Badeärzten hat mich besonders Dr. Schmelkes angezogen, einer jener von der Natur gesegneten Menschen, die beim ersten Anblick einnehmen und bei näherem Umgange fesseln. Dr. Schmelkes ist der Hauptbegründer und Förderer der neuen Moorbäder, die in dem erwähnten neugebauten Stadtbade zum ersten Male ihre heilende Kraft den Töplizer Badegästen bieten. Während sich nun aber Töpliz selbst mit jedem Tage vergrößert, vereinen sich Zufall und industrielle Speculation, die Umgegend zu verschönern und genußreicher zu machen. Kein Fremder unterlasse, das Denkmal zu besehen, welches Rußland seinen gefallenen Kriegern bei Kulm gesezt. Obgleich dieses Mausoleum nicht so großartig und imponirend wie das bekannte österreichische ist, so entscheidet sich doch das Urtheil aller Kenner dafür, daß es geschmackvoller, durch den Hauch der Kunst veredelter sey, als jener kolossale, aber etwas plumpe Obelisk. Das russische Denkmal befindet sich in Schußweite von dem Dorfe Priesten, an derselben Stelle, an welcher die russischen Garden, zurückgedrängt von Vandamme, die lezte verzweiflungsvolle Position gefaßt hatten. Der greise Invalide, der als Wächter des Monuments in dem zu diesem Zwecke erbauten freundlichen Häuschen wohnt, einer jener Veteranen der österreichischen Armee, über deren graues Haupt die Jovisblize Napoleons hinweggeflogen, erzählte mir, das Monument sey genau an derselben Stelle, wo in jener Schlacht — die er selbst mitgemacht hat — der russische Führer, General Ostermann, dem eine Kanonenkugel den Fuß zerschmettert, in Mitte des Gefechtes amputirt wurde. Des greisen Kriegers Augen leuchteten, als wir uns über die künstlerische Schönheit des Monumentes äußerten; er findet eine glänzende Satisfaktion darin, wenn man demselben den Vorzug vor dem österreichischen gibt. Als wir dann einige hundert Schritte weiter bei diesem anlangten, und unser alter Bekannter, der weißhaarige böhmische Feldwebel, der seit fünfzehn Jahren dieses Mausoleum bewacht, uns entgegentrat und den Cicerone machte, schien ihn etwas zu drücken. Endlich wendete er sich an uns mit der Frage, ob wir nicht dieses Denkmal viel schöner und majestätischer fänden, als jenes da drüben; ein gewisser Grimm und verbissener Mißmuth lag in seinen Worten, so daß einer aus der Gesellschaft ihn fragte: was er selber dazu meine. „Ich habe es noch nicht gesehen," antwortete er verdüstert; „glauben Sie, daß man es so leicht über's Herz bringen könnte, seinem Nebenbuhler in's Gesicht zu sehen?" In der That, in dieser patriotischen Eifersucht liegt etwas Rührendes, Schauerliches. Zwei Greise, die für ein und dieselbe Sache geblutet, die nur wenige hundert Schritte von einander die Luft einhauchen, meiden sich wegen eines Begriffes, den sie bewachen, wegen einer Idee nationeller Ehre. Solche kleine Züge durchzucken die Weltgeschichte und erklären den eifersüchtigen Haß zweier Nachbarvölker, erklären die blutigen Kämpfe zwischen Sparta und Athen, zwischen Frankreich und England, zwischen Rußland und Polen. Sezet diese beiden Greise an die Spize zweier Heere, und ihre Eifersucht zertrümmert Europas Frieden. Oder sind Ibrahim und Sultan Mahmud etwas anderes als unsere beiden Invaliden?

Beilage: Kunstblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 170.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 17. Juli 1839.

> In Deutschland geben sich die Schriftsteller, jeder für sich, Allem hin, was eine ungezügelte Einbildungskraft ihnen eingibt, und wenn sich eine Spur von Modegewalt blicken läßt, so besteht sie bloß darin, daß sich jeder etwas damit weiß, sich von allen andern zu unterscheiden. In Frankreich ist es gerade das Gegentheil; da strebt alles nach dem Lobe, das Montesquieu Voltairen ertheilte. „Er hat mehr als irgend Jemand den Verstand, den Jedermann hat."
>
> Frau von Staël.

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Die Ideen und der Geistesverkehr der Franzosen und der Deutschen verhalten sich wie die Münzen in ihren Taschen. Dort durchaus gleichförmiges Schrot und Korn, gleiches Gepräge, wenige Sorten, zwischen denen beim Auswechseln Alles glatt und gleich aufgeht; der Unterschied zwischen den Ideen und Meinungen läuft im Großen, wie beim Geld, so ziemlich darauf hinaus, ob die Göttin mit der phrygischen Mütze, oder der Kaiser der Franzosen, oder ein legitimes Bourbonengesicht, oder die beste der Republiken in der Gestalt Louis Philippes aufgeprägt ist, und ob die Devise lautet: Dieu portège la France oder Deus salvum fac regem. — Bei uns dagegen, in Begriffen und im Geld, welch verschiedener Fuß und Gehalt, und welch mannigfache Sorten! So viel Classen von Geistesphysiognomien als Gesichter auf den Münzen; so viel Geistesherde als Münzstätten. Wie viele Bildungskreise, welche das Geistesgeld ihrer Nachbarn abweisen und verrufen! Die Köpfe nach Legirung, Größe, Gepräge so verschieden wie die Scheidemünze: Kupfer- und Quasisilberkreuzer, gute Groschen, Silbergroschen, Mariengroschen, Stüber und Fettmännchen, Alles kursirt unter einander und nichts geht in einander auf. Ja wir haben Köpfe, die sich mit der realen Welt so in Widerspruch gesezt haben, daß bei ihnen, wie beim Coburger Geld, zweimal sechs zehn, und zweimal drei drei macht.

Diese prästabilirte Harmonie zwischen den Geistern in Frankreich, diese eben so ursprüngliche Disharmonie zwischen den unsrigen gibt sich nun auch im ganzen Charakter der beiderseitigen Literatur und in ihrer Wirkung auf das Volk deutlich zu erkennen. Die Popularität, die Gemeinfaßlichkeit aller französischen Geistesprodukte, welche nicht abstraktes Wissen zum Gegenstand haben, fließt von selbst aus jener Homogenität der Geister, welche der dortigen Gesellschaft gleichsam ein ganz anderes Profil gibt als der unsrigen. Dort zeigt sich die große Masse der Nation nach einem geistigen Niveau abgestrichen, über das sich nur einzelne Summitäten erheben; im deutschen Volk ist das geistige Terrain auf's Mannigfachste accidentirt, im Großen aber erscheint es nach der Bildung in zahlreichen Stufen treppenförmig abgesezt. — Die schöne und die Unterhaltungsliteratur, womit wir es hier zunächst zu thun haben, steht in beiden Ländern von den untersten Classen, vom Kalksubstrat des Polypenbaums der Gesellschaft ab; aber das Publikum, auf das der Schriftsteller wirken kann, fängt dort auf der Skale der Stände weit früher an und bleibt sich außer allem

Verhältniß gleicher als hier. — Der einzige Anspruch des französischen Schöngeists ist, vom Geiste, den Jedermann hat, mehr zu haben als gerade Jedermann, und sein höchster Ehrgeiz besteht darin, so Vielen als möglich zu gefallen. Er wird, seiner eigenen Anlage nach, nichts vorbringen, was gegen das nationelle Gemeingefühl verstößt oder das Gemeinverständniß übersteigt; fühlt er aber ja den Trieb zum Tiefen oder Sonderbaren in sich, so zügelt er ihn, weil das Schicklichkeitsmaß, das Alles beherrscht, selbst auf das Gefühl und die Begeisterung sich erstreckt, und die Angst vor dem Nationalpopanz, der Lächerlichkeit, macht ihn nüchtern. Völlig anders der Deutsche: er setzt vor allem seinen Stolz in die Besonderheit, die Eigenthümlichkeit seines Geistes, die er hat oder zu haben meint; er läßt seiner Natur den Lauf und erlaubt sich Alles, weil bei uns (versteht sich, abgesehen von der Censur) im Spirituellen Alles erlaubt ist; er verzichtet, wenn er es auch selbst nicht weiß, instinktmäßig auf eine universelle Wirkung seiner Produkte und rechnet zunächst auf den mit seiner Natur und seiner Bildung wahlverwandten Bruch des Publikums.

Was andernseits das Publikum betrifft, so ist der Franzose schon zu eitel, um einem, wer es auch sey, im Verständniß dessen, was für die ganze große Nation geschrieben ist, das Geringste vorzugeben, und findet er Schwierigkeiten, so redet er sich vor sich selbst so gut aus, wie bei Verlegenheiten im gemeinen Leben vor Andern. Wenn der Franzose nicht liest, so ist nur die Kleinigkeit daran Schuld, daß er nicht lesen kann. Liest er aber, so steht ihm so ziemlich die ganze Literatur seiner Sprache offen, und er genießt sie, so gut wie der Vornehmste, und im selben Style, weil beide gleichgestimmte Organe dazu mitbringen. Jeder, weß Standes und Ranges er sey, hat sich an Lesage und Molière ergötzt, bevor er zwanzig Jahre alt wurde; der kleine Krämer läßt gelegentlich den bel endroit des Tragikers mit demselben Aplomb rasseln wie der Deputirte auf der Rednerbühne, und der moderne sociale Roman gibt der Dame du comptoir im unfashionabelsten Quartier der Hauptstadt dieselben Emotionen wie der Marquise. — Bei uns aber ist in der schönen Literatur Alles gleich den einen zu hoch, den andern zu platt, den einen zu stark gewürzt, den andern zu fade, im seltensten Fall Vielen und fast nie Allen mundgerecht. Wir haben große Schriftsteller, bei denen es sich von selbst versteht, daß ihre Wirkung auf eine auserlesene Gemeinde beschränkt bleibt, z. B. Jean Paul; bei vielen andern ist es nicht weniger der Fall, wenn man es auch nicht so laut sagt, weil die nicht Verstehenden sich nicht so bequem wie bei jenem bizarren Geiste für bloß nicht Goutirende ausgeben können. Der Ruhm eines Klopstock, den die Allerwenigsten begreifen, und der auf Treu und Glauben allgemein als einer der größten Dichter der Nation verehrt wird, ein solcher Ruhm ist in Frankreich ein Unding.

Diese tief eingreifende Verschiedenheit im Nationalcharakter gibt den für ein gemischtes Publikum bestimmten Blättern in Frankreich eine für uns erstaunliche Homogenität, wogegen die unsrigen häufig Speisekarten gleichen, welche nicht nur allerlei Gerichte aus derselben Küche bringen, sondern Schüsseln nach den verschiedensten culinarischen Systemen, von der Garküche bis zur feinsten Gourmandise, weil der geistige Speisewirth nicht etwa bloß für jeden Gaumen und jede Laune, sondern auch für jede Gewöhnung des Magens etwas anbieten will.

(Schluß folgt.)

Die magnetische Südpolexpedition.

(Fortsetzung.)

Ein anderer, durch so viele korrespondirende Beobachtungen entschiedener, nicht weniger merkwürdiger und hier ebenfalls gleich mit zu erwähnender magnetischer Hauptumstand besteht darin, daß dagegen die durch Nordlichter veranlaßten Störungen der Magnetnadeln an den entferntesten Orten gleichzeitig stattfinden, wenn gleich ihre Wirkungen nicht überall von gleicher Größe sind, und daß also diese unregelmäßigen Schwankungen nicht, wie die täglichen regelmäßigen, dem Gange der Sonne über die Erde und den sich darnach richtenden Tagesstunden folgen, sondern vielmehr überall im nämlichen physischen Augenblick eintreten.

Diese gewichtigen Argumente fanden sich nun mit der erwähnten früheren Annahme magnetischer Axen der Erde, und überhaupt mit der Behauptung, daß der Sitz des tellurischen Magnetismus im Innern der Erde zu suchen sey, in einem zu entschiedenen Widerspruche, um nicht den Glauben an Hansteen's Hypothese und alle die erwähnten ähnlichen seiner Vorgänger bedeutend zu erschüttern. Sie bekunden vielmehr einen unverkennbaren Causalnexus zwischen vielen magnetischen Erscheinungen und dem Sonnenumlaufe um unsere Erde und begünstigen die Ansicht, daß die Erde durch den Einfluß der Sonne und des von derselben erzeugten Lichtes oder der Wärme, also immer durch eine äußere Ursache auf ihrer Oberfläche magnetisch werde, und demnach zwar allerdings immer selbst wie ein Magnet zu betrachten sey, aber ohne daß man den Sitz der magnetischen Erdkraft im Innersten des Erdkörpers zu suchen brauche.

Die Ueberlegenheit dieser neuen Theorie über die alte ist somit nicht mehr zweifelhaft; gleichwohl hat es aber doch den Naturforschern noch nicht gelingen

wollen, dieselbe der ganzen Summe magnetischer Erscheinungen befriedigend anzupassen, und man ist daher zunächst nur bemüht, eine genügende Menge der genauesten Thatsachen und Beobachtungen an den entferntesten Punkten der Erdoberfläche zusammenzustellen, wodurch der Zweck unserer „magnetischen Expedition" wiederum näher bezeichnet wird.

Um die Genauigkeit solcher magnetischen Beobachtungen hat sich aber in der neuesten Zeit der berühmte Naturforscher und Mathematiker Gauß zu Göttingen das meiste Verdienst erworben. Nach seiner Angabe wurde eben daselbst zuerst ein besonders eingerichtetes magnetisches Observatorium angelegt, bei dessen Construction, zur Beseitigung fremdartigen Einflusses, alles Eisen ausgeschlossen ist, und er erfand überdies die sogenannten Reflexionsapparate (Magnetometer), bei denen die Schwankungen der Magnetnadel bekanntlich aus einer gewissen Ferne in einem Spiegel wahrgenommen werden, dergestalt, daß auch die persönliche Nähe des Beobachters keine störende Wirkung darauf äußern kann. In Verbindung mit Gauß wandte sodann unser großer Landsmann Alexander von Humboldt Alles an, um diese neuen genauern Beobachtungsmethoden auf den verschiedensten Punkten der Erde in Anwendung zu bringen, worüber wir weiter unten das Nähere beibringen werden, und es gelang auf diese Weise nicht nur, die oben angeführten beiden Hauptfacta der Art des Einflusses des Sonnenstandes und der Nordlichter auf die Richtung der Nadeln immer mehr über allen Zweifel zu erheben, sondern auch noch manche andere, nur durch diese Genauigkeit und Vervielfältigung der Beobachtungen zu ermittelnde Umstände hinzuzufügen. Man überzeugte sich nunmehr, daß die Witterung, daß Erdbeben und vulkanische Ausbrüche, ja selbst bloße Gewitter, einen mehr oder minder bedeutenden Einfluß auf die Aeußerungen des tellurischen Magnetismus ausüben, und man wird auf diesem Wege wahrscheinlich noch dahin gelangen, außer dem nachgewiesenen Sonneneinflusse, auch einen Zusammenhang zwischen dem magnetischen Leben der Erde und jeder ihrer übrigen Thätigkeiten nachzuweisen.

Mit diesen Bemühungen Gauß's und Humboldts, und der, auf ihre Veranlassung in andern magnetischen Observatorien thätigen Beobachter, vereinigten sich nun die Anstrengungen der Nordpolreisenden, um im hohen Norden, wo man ihn zu suchen hatte, den einen magnetischen Erdpol aufzufinden. Da der Erdkörper nämlich, wie wir Anfangs gezeigt haben, selbst als ein Magnet erscheint, welcher sich, sey es nun, nach der älteren Theorie, wegen einer in seinem Innern enthaltenen Ursache, oder, nach der neueren, weil er auf seiner Oberfläche magnetisch wird, gegen eine Magnetnadel doch immer wie eine zweite Magnetnadel verhält, dergestalt, daß sich die freundlichen Pole anziehen, so mußten also auf der Erde Punkte angetroffen werden können, wo die Neigungsnadel eine ihrer Spitzen genau gegen den Boden kehrt, d. h. wo die Neigung genau 90 Grad beträgt; und diese Punkte mußten im hohen Norden und Süden, nicht gar zu fern von den Umdrehungspolen der Erde liegen, weil angeführtermaßen die Neigung in der Aequatorialzone der Erde, wo die Nadel eine horizontale Richtung annimmt, Null ist und von da ab nach Norden oder Süden zu stets wächst.

Näher nach dem so unzugänglichen Südpole hin hatten Untersuchungen dieser Art noch nicht Statt gehabt, womit wir die Tendenz unserer magnetischen Südpolexpedition abermals genauer bezeichnen; nach dem Nordpol hinauf gelang es aber dem berühmten Nordpolschiffer Roß auf seiner letzten Reise von 1829 bis 1833, wirklich unter 70°5′ 17″ nördlicher Breite und 96°45′ 18″ westlicher Länge (von Greenwich) einen Punkt zu finden, wo die Nadel bis auf eine Minute, welche füglich als Beobachtungsfehler passiren kann, vertikal stand und ihre eine Spitze also dergestalt gegen den Erdboden richtete, als wenn dieser ihr dort den ungleichartigen (freundlichen) Pol entgegenkehrte. Dies war also der wirkliche magnetische Nordpol der Erde, und die Anwesenheit desselben an diesem Punkte, und daß sich die Reisenden in der That über demselben befanden, ging, zu noch mehrerer Ueberzeugung, auch daraus hervor, daß die Abweichungsnadel beim Umfahren desselben stets gegen ihn gerichtet blieb und über ihm dem Laufe der in dieser Breite täglich den Horizont umkreisenden Sonne folgte. Der Umfang dieser eigentlichen magnetischen Nordpolgegend, d. h. also der kleinen Fläche, wo sich die Neigungsnadel senkrecht zum Boden kehrte, betrug etwa eine englische Meile.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Sittengeschichte der Deutschen.

Sehr auffallend ist die im Mittelalter in den deutschen Fürstenhäusern herrschende Sitte, die Töchter so sehr früh zu verheirathen. Der Termin war das zwölfte Jahr; gegenwärtig wird weiblicher Seits wohl kaum je eine Ehe vor vollendetem sechzehnten Jahr geschlossen. Der noch jetzt nicht selten vorkommende Uebelstand, daß die hohen Verlobten im Alter zu gleich sind, fand dabei ehemals nichts desto weniger statt; denn auch von Prinzen gibt es Beispiele genug, daß sie vor dem sechzehnten Jahr verheirathet wurden. So wird im Ehevertrag zwischen Otto II., Herzog von Meran, und Blanca, einer Gräfin von Champagne, im Jahr 1225 bestimmt, die Ehe solle vollzogen werden, sobald Otto das vierzehnte Jahr erreicht habe. — Hedwig, Tochter eines Herzogs von Meran, ward 1186 in ihrem zwölften Jahre

mit dem Breslauschen Herzog Heinrich vermählt. — Bernhard, Graf von Bentheim, macht sich 1370 gegen Balduin von Steinfurt anheischig, des leztern Tochter Pernette heirathen zu wollen, sobald sie zwölf Jahre alt sey. — Im Ehevertrag, den Carl Herzog von Lothringen und Markgraf Bernhard von Baden 1408 im Namen ihrer Kinder aufrichteten, heißt es: „Und wann dieselbe Catherine, unser Herzog Carlens Dochter, zwelff Jare alt würdet, so sollen wir, die obgeschriebene zweene Herren die heilige Ehe zwüschent obgenannt unseren zwey Kindern vollekommentlich vollenfertigen.“ — Lothar, Markgraf von Sachsen, bekam von seiner Gemahlin Oobila, als sie erst dreizehn Jahre alt war, einen Sohn, Werinhar.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Juli.

(Fortsetzung.)

Die Regierung und der Radikalismus.

Die Savoyischen Lemanufer sind viel geeigneter zu großen Fabriken. Dort ist das Leben einfach und wohlfeil, das Volk ist arm, sehr thätig, sittlich, sparsam, nüchtern, gehorsam und religiös; es leidet nicht an der politischen Drehkrankheit der Waadtländer, und seine Regierung hat seit einigen Jahren durch großartige Maßregeln Riesenschritte in Industrie und Handel gethan. Im ganzen Chablais ist das Leben wesentlich von dem in Genf und Waad verschieden. Es soll mich daher nicht wundern, wenn in einigen Jahren bei günstigen äußern Umständen und nach Vollendung der großen Straßen, die in Savoyen und Piemont angefangen oder projektirt sind — es soll mich nicht wundern, wenn dann dies schöne Uferland durch große Fabriken bald bevölkert, reich und blühend wird. Ob es aber dann zufriedener ist als jezt, das fragt sich. Schon ist zu dieser Fabrikthätigkeit mit Steinkohlen- und Eisenwerken, Asphalt und Anthracit der Anfang gemacht. Die Dampfmaschinen werden bald nachkommen. Ein verständiges Zollsystem wird wohl helfend nachfolgen. Dann dürfte die Zeit kommen, wo man vom Leman nicht mehr sagen kann, er breite sich wie ein Weltmeer zwischen Waad und Savoyen hin. Dieser Tropus könnte dafür in anderer Beziehung wieder wahr werden, wenn Waad fortfährt, wie es angefangen, einer stürmischen politischen Parthei anzugehören, ihren Eingebungen zu folgen und dadurch geistig und materiell zu zerfallen. — Dies führt mich zu dieses Landes öffentlichen Zuständen, die seit einiger Zeit ihre vorige günstige Richtung verlassen haben und mit einigen Modifikationen auf denselben Punkt führen dürften, wo wir jezt Bern, Luzern, St. Gallen, Basel-Landschaft und Unterwallis unter dem drückenden Einfluß der übertriebenen Theorien des Radikalismus erblicken. Vor einigen Jahren gab ich im Morgenblatt Bruchstücke von Reden im Großrath, die beweisen konnten, daß des Landes beste und geistreichste Männer dasselbe in echter Civilisation rasch empor bringen wollten, nur zu rasch. Später geschah viel für Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts; es wurde für die gleichförmige und gründliche Bildung der Schullehrer im Lande eine treffliche Normalschule in Lausanne errichtet. Nicht bloß das Colleg erhielt eine bessere Einrichtung, sondern auch die Akademie erhob sich ganz neu auf den Trümmern der vorigen, die Lehrer wurden vermehrt und besser besoldet. Auch in den Zweigen der innern Verwaltung geschah viel Gutes. Die Finanzen schienen vortrefflich und nicht nur hinreichend für die neuen Ausgaben in Erziehung und Unterricht, sondern auch genügend für die Anlegung neuer, herrlicher und großartiger Kunststraßen u. s. w. Indessen bildete sich eine Opposition aus, deren Elemente freilich schon früher, schon seit der Revolution von 1831, vorhanden gewesen waren, sich aber noch nicht hervorgedrängt, sondern nur mit einiger Scheu hämische Blicke und Bemerkungen auf alles geistige Aufstreben zu höherer Bildung und auf die Männer geworfen hatten, die dieser würdigen Richtung würdig vorstanden. Dieser Parthei hatte es, um einflußreich zu werden, nur an einem bedeutenden Haupt gefehlt, und als sich dies gefunden, trat sie auch gleich kecker hervor und trieb es in neuester Zeit bis zu systematischer Opposition gegen Alles, was ihrem Sinn und Streben nicht zusagte, gegen Kirche, Akademie, Colleg und Normalschule, ja sogar gegen großmüthige Wohlthäter ihres Landes, die ihrer Kaste nicht angehören. Vom Petitionsrecht wurde der lächerlichste Mißbrauch gemacht, denn Petitionen spielten in Schenken zwischen Käse und Weinbouteillen die wichtigste Rolle, ehe sie dem Großrath vorgelegt wurden, der ihren Ursprung schon am Geruch hätte erkennen können. Wie voriges Jahr das radikale Paradepferd für die Verdrängung der Könige und Fürsten aus dem Kirchengebet geritten wurde, so turnirte es dies Jahr gegen alles formelle Christenthum, gegen die Nationalkirche, deren Ordnung und Diener. Was ihr mit Ueberzeugung und Wärme anhing, wurde Methodist genannt, um ihn dem Volke verhaßt zu machen, dem der stille, streng sittliche Methodismus ein Greuel ist. Dieser selbst aber gewann natürlich, weil er als Gegensatz gegen jenes Stürmen dastand und die Gutdenkenden anzog, zumal wenn sie auf die Persönlichkeit, das Privatleben und die Sitten vieler Radikalen blickten. Um ihren Angriffen auf die Kirche eine noch bessere, auf die ganze junge Generation wirkende Basis zu geben, verlangten sie, daß die neue Akademie ihren vakanten philosophischen Lehrstuhl einem tüchtigen Hegelianer geben solle, damit er in Religion und Kirche nach ihrem Sinne recht aufräume. Als aber dies aus guten Gründen von der Akademie nicht geschah, erklärten sie dieser offen den Krieg. So zeigte sich hier im Kleinen schon dasselbe, was einige Monate später mit Doktor Strauß in Zürich vorging, nur mit dem Unterschied, daß in Waad die competente Behörde kräftig handelte, während in Zürich die germanische Gesundheit des Volks wieder gutmachte, was die Behörde gefehlt hatte, und den Krankheitsstoff ausstieß. Hier im romanischen Land bringt er den Leuten immer mehr in's Blut. So steht es jezt in Waad. Noch kämpft die Regierung gegen das Ueberhandnehmen des radikalen Prinzips im Großrath und im Land überhaupt, es läßt sich aber zweifeln, ob sie künftig auch stark genug gegen dasselbe seyn wird, zumal die radikale Schule nach Kräften östlich auf Wallis und westlich auf Genf wirkt und sich von da zu verstärken sucht. Die Ehrenmänner, welche vor einigen Jahren noch an der Spitze der Bewegung in Waad standen und unter denen wir nur den Professor Monnard nennen, sind nun bereits überflügelt — débordés, wie der französische Kunstausdruck heißt — und werden „Zurückgebliebene“ genannt. Der jezige Großrath ist solchen Männern wegen ihrer Kenntnisse und ihres Redetalents nicht geneigt; darum wurde Prof. Monnard dieses Jahr nicht wieder zum Präsidenten oder Vicepräsidenten des Großraths, oder zum Deputirten bei der Tagsatzung gewählt, wie in den vorigen Jahren. Nur Radikale erhielten diese Stellen. — Diese Bemerkungen mußte ich über Waads öffentliche Zustände vorausschicken, um Manches begreiflich zu machen, was folgen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 22.

Mittwoch, 17. Juli 1839.

Ankündigung von Supplementen zu den sämmtlichen Werken Schillers.

Die verschiedenen Nachträge zu den Werken Schillers, welche in der jüngsten Zeit erschienen sind, und das ungemeine Interesse, welches Deutschland für Alles an den Tag legt, was Schillers geistiges Wirken und seine Person betrifft, machen es der Familie des zu früh Dahingeschiedenen zur Pflicht, in der rechtmäßigen Verlags-Buchhandlung der Schiller'schen Werke Supplemente zu denselben herauszugeben, welche des Nationaldichters würdig seyn und so viel als möglich in seinem eigenen Geiste veranstaltet werden sollen.

Diese Sammlung wird in ihrer ersten Abtheilung nicht nur manche Gedichte, Aufsätze und Varianten enthalten, die den bisher erschienenen Nachträgen fehlen, sondern sie soll sich auch durch ihre Anordnung und durch die strenge Verbindung alles Einzelnen zu einem Ganzen auszeichnen. Ein genaues chronologisches Inhaltsverzeichniß aller Schriften Schillers nach Jahr, und wo möglich Monat und Tag, wird theils zum besseren Verständniß der Werke selbst dienen, theils wird es für den Leser ein Leitfaden seyn, durch welchen er den Zusammenhang der einzelnen Bestandtheile unserer Sammlung mit den ganzen Werken Schillers leicht ersehen und ihre Stelle schnell auffinden kann.

Die meisten dieser Gedichte und Aufsätze haben an und für sich nur einen untergeordneten Werth, sonst würde sie unser Vater selbst der Oeffentlichkeit übergeben haben, wenn es auch auf der andern Seite wahr seyn mag, daß Er, wie ein geistreicher, nun auch dahingeschiedener Zeitgenosse aussprach: „keine uninteressante, charakterlose Zeile geschrieben habe."

Sie sind Documente seiner Schicksale und Verhältnisse, oft Hülfsmittel zum Verständniß seiner Schriften, besonders aber bezeichnen sie nothwendige Momente und Stufen in der Geistesentwicklung eines Mannes, dessen Bildungsgang einer der seltensten und merkwürdigsten genannt wurde, den je ein Mensch genommen habe, so daß derselbe zu einem Problem der forschenden Betrachtung geworden ist.

In diesen innern Zusammenhang und in diese höhere Beziehung müssen also alle Gedichte und auch nur fragmentarische Aufsätze unserer Sammlung gestellt werden.

Wir hoffen, daß diese uns unerläßlich scheinende Aufgabe dadurch erreicht werden wird, daß Herr Direktor Hoffmeister in Kreuznach, welcher nach unserem Wunsche und in unserem Einverständniß die Sammlung unternommen hat, durch kurze Anmerkungen und Hinweisungen unter dem Texte alle jene gesammelten Produktionen in eine innige Verbindung mit seiner Schrift:

Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke

setzen wird, einer Schrift, welche wir, wenn sie auch eine andere Betrachtung der Werke und der Geistesrichtung Schillers nicht ausschließt, der Gründlichkeit ihrer Forschung, ihrem Geiste und ihrer ganzen Fassung nach als ein unseres Vaters würdiges literarisches Monument anerkennen und hoch schätzen.

Die zweite Abtheilung der Supplemente wird eine Auswahl bedeutender Schiller'scher Briefe enthalten, von denen viele bisher noch nicht durch den Druck veröffentlicht worden sind, und welche durch nothwendige Bindungsglieder vermittelt und durch Erläuterungen in Hinweisungen des Herausgebers auf sein oben genanntes Werk aufgehellt werden sollen.

Bei Anordnung und Auswahl dieser Briefe wird das Ziel verfolgt werden, daß aus ihnen gleichsam eine vollständige Selbstbiographie und Selbstcharakteristik Schillers hervortrete. Nur so kann auch hier das Einzelne durch den Dienst, den es dem Ganzen leistet, eine Schillers würdige Stellung erhalten, welcher immer darnach trachtete, die Einheit der Mannichfaltigkeit zu finden und zu bewahren.

In der dritten, zuletzt erscheinenden Abtheilung endlich, welche Stimmen der Zeit und Kritiken bedeutender Zeitgenossen enthalten wird, soll Schiller als Mensch, Dichter, Geschichtschreiber und Denker durch die Auffassung und durch das Urtheil Anderer gleichsam im Spiegel seiner und unserer Zeit charakterisirt werden, und dieser Versuch dürfte wohl der erste seyn, unsern Vater in der fortschreitenden Betrachtung seiner Mitwelt darzustellen. Die Aussprüche und Kritiken bedeutender Zeitgenossen werden theils vollständig, theils im Auszuge wörtlich mitgetheilt, und chronologisch, oder auch dem Inhalte nach geordnet werden.

Diese Sammlung wird die Aufgabe zu lösen suchen, einerseits eine große Mannichfaltigkeit verschiedener Aussprüche über Schiller und seine einzelnen Werke zu liefern, andererseits aber zugleich im Allgemeinen, im größeren Umrisse, den Gang anschaulich darzustellen, welchen die Kritik über Schiller vom Anfang seiner literarischen Erscheinung an bis zu unsern Tagen genommen hat.

Von selbst versteht es sich in dieser Beziehung, daß auch ungünstige, ja abgeneigte Urtheile aus diesen Supplementen nicht ausgeschlossen bleiben, denn auch hier muß Schillers eigener Ausspruch gelten: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht, vor welchem einzelne einseitige und falsche Stimmen vergeblich sich erheben.

Die Familie aber glaubte ihren verewigten Vater dadurch am höchsten zu ehren, daß sie allem aufbot, ihn seinen Zeitgenossen und seiner Nachwelt im Lichte der Wahrheit erscheinen zu lassen.

Köln, im Juli 1839.

Im Namen der von Schiller'schen Familie,
Ernst von Schiller,
Königl. Preußischer Appellations-Gerichtsrath.

Die unterzeichnete Verlagshandlung der Schiller'schen Werke, welche von der von Schiller'schen Familie auch mit Herausgabe dieser Sammlung beauftragt worden ist, beehrt sich die vorstehende Anzeige zur Kenntniß des Publikums zu bringen.

Sie wird es sich zur Ehrenaufgabe machen, auch diese Sammlung in Ausstattung und Preis so auszuführen, wie der unsterbliche Name Schillers und seine zahllosen Verehrer es heischen; vorläufig nur so viel, daß der Umfang vier bis fünf Bändchen des Taschenformates und der Preis des Ganzen 3 bis 4 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr. bis 2 Rthlr. 12 Gr. nicht übersteigen wird.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[282] In der *Literarisch-artistischen Anstalt* in München sind folgende

REISE-KARTEN

erschienen, welche sämmtlich auf *Leinen gezogen und mit Futteral* versehen, durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu den beigesetzten Preisen zu beziehen sind:

im 24 fl. Fuss.

Reisekarte von *Frankreich*.
Thlr. 1. 8 gr. fl. 2. 24 kr.

Reisekarte durch *Bayern, Würtemberg, Baden, Hessen* und die angrenzenden Länder von G. Mayr. Mit 26 Ansichten der bedeutendsten Städte dieser Länder. Thlr. 2. fl. 3. 36 kr.

Dieselbe ohne die Ansichten.
Thlr. 1. 6 gr. fl. 2. 12 kr.

Reisekarte von München in das *Bayer'sche* und *Salzburg'sche Hochgebirge* in 2 Blättern.
Thlr. 1. 12 gr. fl. 2. 24 kr.

Reisekarte von *Italien* nebst den nördlich angrenzenden Ländern. Thlr. 1. 4 gr. fl. 2. — kr.

Reisekarte der *Schweiz*.
Thlr. 2. — gr. fl. 3. 36 kr.

Reisekarte von *Tyrol* mit dem *Südbayer'schen* und dem *Salzburger Hochgebirge* von *Roost*.
Thlr. 2. 20 gr. fl. 4. 48 kr.

Reisekarte (kleinere) von *Tyrol* von *G. Mayr*.
Thlr. 1. 12 gr. fl. 2. 30 kr.

Reisekarte der Provinz *Oberbayern* mit der Umgebung. Thlr. 1. 9 gr. fl. 2. 12 kr.

Dieselben Karten sind auch *unaufgezogen* zu verhältnissmässig niedrigern Preisen zu beziehen.

---

[291] Im Verlage von Julius Klinkhardt in Leipzig ist neu erschienen und in allen Buch- und Musikhandlungen zu haben:

Ueber Modulation,

besonders zum Gebrauch für Pianofortespieler.
Von G. C. Kulenkamp.
gr. 4. broch. 12 Gr.

Dieses Werkchen wird sowohl dem fertigen, wie dem weniger geübten Pianofortespieler eine willkommene Erscheinung seyn, da der darin abgehandelte und durch Notenbeispiele erläuterte Gegenstand in sämmtlichen, bisher über Theorie der Musik erschienenen Schriften nur oberflächlich berührt worden ist. Der Verleger hat außerdem dem Werkchen eine seinem innern Werthe angemessene glänzende äußere Ausstattung gegeben.

---

[324] Im Verlage von Aug. Taubert in Leipzig erschienen so eben folgende werthvolle belletristische Werke, welche durch jede solide Buchhandlung zu beziehen sind:

Aus Heimath und Fremde.

Erzählungen
von
Ludwig Bechstein.

2 Bände. Velinpap. eleg. geh. Preis 3 Rthlr. 12 Gr.

Inhalt: I. Die seligen Fräulein. — Der Förster von Belrieth. — Der Geist auf Christburg. — Das Hausgesinde. — Der Zaubergarten. II. Der falsche Barbarossa. — Der Sohn der Hexe. — Der Herr von Eckerinost. — Unterirdische Liebe.

Eine Theaterliebschaft.

Novelle
von
Carl Herloßsohn.

Velinpap. eleg. geh. Preis 1 Rthlr. 6 Gr.

Zeit- und Lebensbilder.

Novellen, Humoresken, Ironien und Reflexionen
von
Carl Herloßsohn.

3 Bände. Velinpap. eleg. geh. Preis 5 Rthlr.

Inhalt: I. Der Gondoliere, Novelle. — Die Mädchen von Scio, Novelle. — Arabesken und Devisen. II. Eduard, Novelle. — Meine Weihnachtsfreuden. — Maler und Kaufmann, Novelle. — Der letzte Ball. — Arabesken und Devisen. III. Der Förster und seine Kinder. — Fatime, Serbische Novelle. — Die Versuchung, Novelle. — Maler Obigt, Novellette. — Die Neujahrsnacht, Erzählung. — Arabesken und Devisen.

---

[321] Bei Fr. Mauke in Jena ist so eben erschienen und in jeder Buchhandlung zu haben:

J. Williams und Döring, Deutsch-englischer Briefsteller oder Auswahl musterhafter Briefe und andere Aufsätze aus Privat- und Handels-Correspondenz. 8. geh. Preis 21 Gr.

[309] **Pyrker's Werke in Einem Band.**

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Johann Ladislav Pyrker's

sämmtliche Werke.

Prachtausgabe in Einem Bande.

Neue durchaus verbesserte Ausgabe.

Mit dem Bildniß des Verfassers.

Velinpapier. Preis 7 fl. oder 4 Rthlr.

Der ehrwürdige Sänger, der in dem ersten dieser Heldengedichte die Eroberung von Tunis durch Karl V., im zweiten die Thaten Rudolphs von Habsburg und im dritten die Perlen der heiligen Vorzeit in harmonischer Weise und Versart besungen hat, gehört zu den seltensten Dichtern Deutschlands. Wir erlauben uns hier das Urtheil eines der geachtetsten Philologen anzuführen, welcher sich über „Rudolph von Habsburg," wie folgt ausspricht:

„So haben wir denn endlich, Gottlob! ein deutsches Epos, dessen sich außer dem Griechischen kein anderes Volk „rühmen kann. Ich setze Pyrkern weit über Virgilius, das heißt: ich glaube, daß Pyrker dem Homer viel näher „stehe, als Virgil. — Ja, der hat's vollbracht, und Alles überflügelt, was nach Homeros gekommen!"

Stuttgart und Tübingen, Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[319] (Bücheranzeige.) So eben erschien in der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg:

Ulrich von Hutten. Volksthümliche Betrachtung des gegenwärtigen kirchlichen Streites in Deutschland. Mit dem Motto: Und die Wahrheit wird euch frei machen! Preis 1/3 Thlr.

Wenn diese kleine Schrift erst erscheint, nachdem schon unzählige über diesen Gegenstand vorliegen, so kommt sie doch keinesweges zu spät; indem diese Worte aus der Fülle des Gemüths eines für das Wahre und Rechte glühenden jungen Deutschen aus den Gebildeten des Volkes, der, wie sich in jeder Zeile darthut, Kopf und Herz auf der rechten Stelle hat, vieles noch Dunkle in dieser Sache mit eigenthümlicher Klarheit beleuchten und nicht nur in hohem Grade allgemeine Beachtung verdienen, sondern auch bei gehöriger Beherzigung ihren Zweck nicht verfehlen werden.

[334] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Polytechnisches Journal,

herausgegeben
von den

DD. Dingler und Schultes.

Erstes Juniheft 1839.

Inhalt. Auszüge aus den von den HH. Wood, Hawkshaw und Brunel erstatteten Berichten über den an der Great-Western-Eisenbahn befolgten Bauplan. (Forts.) Versuche an der Great-Western-Eisenbahn. Versuche an der London-Birmingham-Eisenbahn. Versuche an der Liverpool-Manchester-Eisenbahn. Versuche an der Manchester-Bolton-Eisenbahn. Versuche an der Grand-Junction-Eisenbahn. — Beschreibung des Sicherheitsventils und Metallkolbens an dem Jackson auf der Eisenbahn von Paris nach St. Germain. Mit Abbild. — Verbesserungen an den Kesseln für stehende Dampfmaschinen sowohl als für Dampfboote und Locomotiven, von Joseph Price. Mit Abbild. — Verbesserungen an den Tauchapparaten, von William Newton. Mit Abbild. — Verbesserungen an den Water-Closets, von James Crellin und James Holt. Mit Abbild. — Verbesserungen an den Maschinen zum Ausspannen, Mangen, Trocknen und Appretiren gewebter Fabricate, von Thomas Bridson. Mit Abbild. — Verbesserungen an den Maschinen zum Spinnen und Dubliren von Wolle, Flachs, Baumwolle etc. von William Garnett. Mit Abbild. — Beschreibung einer Wage von einer neuen Construction, und Angabe der Art diese Wage zu justiren; von T. Girgensohn. Mit Abbild. — Ueber Hrn. Robiquets Alizarin und Runge's Krapproth; von Hrn. Prof Dr. Runge in Oranienburg. — Ueber die künstliche Bereitung des braunen Catechus. Von H. Reinsch. — Miscellen. Programm der von der Société d'encouragement pour l'industrie nationale in der Generalversammlung vom 16 Jan. 1839 für die Jahre 1840, 1841, 1844 und 1846 ausgeschriebenen Preise. — Neue Versuche mit Ericssons Treibapparat für Dampfschiffe. — Locomotion mittelst comprimirter Luft. — Eine neue Locomotive für Eisenbahnen mit stärkerem Gefälle. — Gradiententabelle für Eisenbahnen; nach Hrn. Sebourns. — Ueber de Caligny's Wasserhebmaschine. — S. Crosley's pneumatischer Telegraph. — Beale's Patent-Luftlicht (Patent-Air-Ligth.) — Schafhäutls verbesserter Apparat zum Puddliren des Eisens.

Zweites Juniheft.

Auszüge aus den von den HH. Wood, Hawkshaw und Brunel erstatteten Berichten über den an der Great-Western-Eisenbahn befolgten Bauplan. (Fortsetzung und Beschluß.) — Ueber einige neuere Verbesserungen an den Eisenbahnwagen von der Erfindung des Hrn W. Curtis. Mit Abbild. I. Beschreibung einer neuen Bremse, womit Wagen und Locomotiven in ihrem Laufe angehalten werden können, und welche zugleich auch zur Reinigung der Bahnen von den zufällig auf sie gerathenen fremden Körpern dient. II. Beschreibung eines Apparates, wodurch das Aneinanderrennen von Wagenzügen auf einer und derselben Bahnlinie verhütet werden soll. — Bericht des Hrn. Grafen Lambel über einen von Hrn. Boussin-Charbanne in Villeneuve St. Georges erfundenen Celerimeter. Mit Abbild. — Verbesserungen an den zum Wägen bestimmten Apparaten, von George Salter. Mit Abbild. — Vorschlag zu einem Dynamometer. Von Hrn. N. H. Mit Abbild. —

Verbesserungen an den Lampen, von William Palmer. Mit Abbild. — Verbesserungen an den Sonnen- und Regenschirmen, von Alexander Cochrane. Mit Abbild. — Ueber die gasförmigen Producte des Hohofenprocesses und ihre Benuzung als Brennmaterial, von Dr. Bunsen. I. Auf welche Art lassen sich diese Gase am zweckmäßigsten ableiten, um als Brennmaterial verwandt zu werden? II. Der wievielste Theil der im Hohofen erzeugten Wärme ist bei der bisherigen Nichtbenuzung der Gichtgase verloren gegangen? III. Zu welchen Zwecken lassen sich die Gichtgase am vortheilhaftesten benuzen? — Ein neues vollkommen unschädliches und außerordentlich schnell wirkendes Haarvertilgungsmittel für Gerber, Pergamentbereiter, Thierärzte 2c. anwendbar; von Dr. Böttger. Mit Abbild. — Verbesserte Methode gewisse thierische und vegetabilische Substanzen vor Verwesung zu schüzen, von Richard Tressy, Chemiker in Manchester. — Miscellen. Ueber die expansionsweise Benuzung des Dampfes. — Concurrenz zwischen amerikanischen und englischen Locomotiven. — Ueber die amerikanischen Eisenbahnen. — Resultate einer mit einer Turbine getriebenen Mahlmühle. — Neuere Fortschritte des Themsetunnels. — Fortschritte in der Kunst, Steine zu schneiden. — Abdrücke von verschiedener Größe von derselben Platte zu erhalten. — Verfahren, den Kautschuk aufzuweichen. — Französische Reglements für die Gasbeleuchtungsanstalten. — Die Feuersbrünste in London im Jahr 1838. — Häuser aus Eisen.

* * *

Von diesem gemeinnützigsten und wohlfeilsten Journal Deutschlands erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 30—36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

☞ **Die Verlagshandlung kann vom**

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1r bis 18r Jahrgang zu 168 Rthlrn. oder 288 fl. anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1837 sind fortwährend einzeln zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[323] Bei Gerhard Fleischer in Dresden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ein Reiseroman.

Vom Freiherrn **Bugh am Forst.**

I. Bd. 8. broch. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Herr Verfasser beginnt seine romaneske Reise von Rügen aus und führt uns in diesem ersten Bändchen nach Stralsund, Dobberan, Travemünde, Lübeck, Kiel, Helgoland, Hamburg, wo er am längsten weilt, Schwerin, Ludwigslust und bis Berlin. Hier trennt er sich für jetzt vom Leser, der gewiß gern mit ihm sogleich weiter gereist wäre, der Ergötzlichkeiten noch mehr zu vernehmen, welche hier mit humoristischer Laune ausgestellt sind; die Begebenheiten, die ihm oft romantisch, oft romanhaft vorgeführt werden, schnell weiter verfolgen zu können, und von dem Salz und der Würde noch länger zu genießen, die er überall höchst pikant und am rechten Orte ausgestreuet findet. Gewiß wird sich das Büchlein des allgemeinsten Zuspruchs erfreuen dürfen.

---

[320] Bei C. P. Melzer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bellenger, W. A., neue französisch-englisch-deutsche Gespräche, über die gewöhnlichsten und faßlichsten Gegenstände der alltäglichen Unterhaltung. Dritte Auflage, verbessert und mit neuen Gesprächen, kaufmännischen Ausdrücken, Reduktionstabellen des franz., engl. und deutschen Geldes 2c. vermehrt von Dr. J. H. Kaltschmidt. Preis 21 Gr.

Um sich ein neues Recht auf das Wohlwollen des Publikums zu erwerben, hat der Bearbeiter dieser neuen Auflage auf dem beschränkten Raume nur diejenigen Redensarten zusammengestellt, welche dem Geiste der drei Sprachen eigenthümlich sind und in der alltäglichen Unterhaltung beständig vorkommen; es enthält somit dieses kleine Werk eine große Menge gewöhnlich üblicher Ausdrücke, die man in andern Büchern der Art vergebens sucht. Um es insbesondere denjenigen jungen Leuten, welche sich der Handlung und den Geschäften widmen, noch nützlicher zu machen, ist dieser Auflage eine Auswahl von kaufmännischen Redensarten beigefügt, deren Kenntniß und Verstehen dem künftigen Geschäftsmanne unentbehrlich ist.

---

[347] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte
der
brittischen
Baumwollen-Manufaktur,
und
Betrachtungen über ihren gegenwärtigen Zustand.

Nach dem Englischen
des
Edward Baine d. j.
frei bearbeitet
von
Dr. Christoph Bernoulli,
Professor der industriellen Wissenschaften zu Basel.

Mit 12 englischen Stahlstichen.

gr. 8. broch. Preis 5 fl. oder 3 Rthlr.

Inhalt: Einleitung. Erster Abschnitt: Ursprung und Verbreitung der Baumwollen-Manufaktur. Zweiter Abschnitt: Von der Baumwollen-Fabrikation in Indien. Dritter Abschnitt: Frühere Geschichte der englischen Manufaktur. Vierter Abschnitt: Erste Schritte zur Maschinenspinnerei. Fünfter Abschnitt: Gründung der mechanischen Spinnerei durch Arkwright. Sechster Abschnitt: Weitere Fortschritte der Maschinenspinnerei. Siebenter Abschnitt: Einführung der Dampfmaschinen und der mechanischen Webstühle. Achter Abschnitt: Bleicherei und Kattundruck. Neunter Abschnitt: Die Baumwolle. Zehnter Abschnitt: Commercielle Verhältnisse. Elfter Abschnitt: Dermaliger Belang der brittischen Baumwollen-Manufaktur. Zwölfter Abschnitt: Zustand und Lage der arbeitenden Klassen. Dreizehnter Abschnitt: Aussichten.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 171.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 18. Juli 1839.

The modern science pours forth showers of facts, all tending to prove the existence and constant operation of some general principle, on whose action all the phenomena of nature are dependent.

Leithead.

Die magnetische Südpolexpedition.

(Fortsetzung.)

Diese Bestimmung der Lage des magnetischen Nordpols gilt aber nur für jezt, oder wenigstens nur für eine gewisse längere oder kürzere Zeit. Denn die sorgfältigste Vergleichung älterer und neuerer Beobachtungen mit den neuesten hat gezeigt, daß alle drei angedeuteten Formen magnetischer Erscheinung: die Abweichung, die Neigung und Intensität, für die besonderen Punkte der Erde auch noch besonderen, an längere Perioden gebundenen Veränderungen unterworfen sind, daher diese allmähligen Veränderungen mit Grund auf eine eben so allmählige Verrückung der magnetischen Erdpole in andere Gegenden bezogen werden. Es springt aber in die Augen, daß, nach Maßgabe der genaueren Kenntniß der Veränderungen dieser drei magnetischen Elemente für immer mehrere Punkte der Erdoberfläche, auch ein immer genauerer Schluß auf den Zusammenhang dieser Veränderungen über die ganze Erde hin gemacht werden kann, was zur Hoffnung der Auffindung des zu Grunde liegenden allgemeinen magnetischen Gesetzes berechtigt, und ganz besonders muß die Aufmerksamkeit in diesem Bezuge auf die, wie gesagt, magnetisch noch ganz unerforschte Südpolarzone gerichtet seyn.

Die Messungen der magnetischen Intensität, wie wir den Begriff, oben erklärt haben und über welche wir jezt noch in einiges nähere Detail eingehen müssen, gehören ganz der neuesten Zeit an, indem man früher durchgängig annahm, daß die magnetische Kraft der Erde überall gleich groß sey. Davon hatte man sich besonders durch die, von dem französischen Mathematiker Mallet angestellten Versuche überzeugen lassen, welcher, als er im Jahre 1769 zur Beobachtung des bekannten Venusdurchganges durch die Sonne nach Ponoi in Lappland gereist war, daselbst auch magnetische Beobachtungen anstellte und gefunden haben wollte, daß die Schwingungen der Nadel in diesem hohen Norden nur genau eben so schnell als in weiter nach dem Aequator zu gelegenen Orten ausfielen, da sie doch nach dem von uns angedeuteten Gesetze der Intensität mit der Annäherung nach den Polen vielmehr hätten schneller werden sollen. Die oben erwähnten vortrefflichen Magnetometer von Gauß lassen eine viel größere Genauigkeit der Beobachtungen zu, und es ist durch ihre Beihülfe nicht nur gelungen, jenes Gesetz der magnetischen Erdkraft über allen Zweifel zu erheben, sondern selbst darzuthun, daß auch diese Intensität, gleichwie wir es von der Abweichung und Neigung dargethan haben, für

bestimmte Punkte der Erde allmählig einer Veränderung unterliegt.

Verbindet man endlich auf einer Karte diejenigen Punkte der Erdoberfläche, für welche, zu irgend einer bestimmten gleichen Zeit, entweder die Abweichung oder die Neigung, oder aber die Intensität gleich groß war, so ergeben sich ganz eigenthümlich gekrümmte Linien, die jedoch einem gewissen Gesetze zu unterliegen scheinen, dessen Auffindung man durch Verlängerung jener Curven vermittelst fernerer vergleichenden Beobachtungen an immer mehreren und entfernteren Orten hoffen darf. Unter den Linien gleicher Abweichung („isogonischen" Linien) müssen wir besonders diejenigen bemerken, welche durch die Orte gehen, wo die Abweichung gegenwärtig = Null ist; solcher isogonischen Linien gibt es nach dem Berliner Naturforscher Ermann auf der Erde nur zwei, von denen die eine aus dem weißen Meere kommt, sich zuerst südöstlich, dann nordöstlich bei Jekutzk vorüber krümmt und dann südlich durch den Ocean um Neuholland gegen den Südpol hin läuft; die andere aber in der Richtung vom Südpole durch das atlantische Meer geht, nördlich von Rio Janeiro in den Continent von Amerika tritt und denselben in nördlicher Richtung durchschneidet.

Die Linien gleicher Neigung („isoklinische" Linien) zeigen, je größer die Neigung wird, desto mehr eine zweimalige Krümmung nach Süden und nach Norden, welcher Umstand auf den Gedanken führen könnte, daß es, wie schon Halley meinte, wirklich vier magnetische Pole der Erde (zwei im Süden und zwei im Norden) gebe, eine Frage, welche durch die bevorstehende magnetische Expedition, wenigstens was den Südpol betrifft, vielleicht auch entschieden werden wird. Von den Linien gleicher Intensität („isodynamischen" Linien) aber ist noch besonders anzuführen, daß ihre Krümmung die Vermuthung erregt, als wenn die Punkte der größten magnetischen Erdkraft sich, dem Orte nach, von den eigentlichen magnetischen Erdpolen, wie wir die Lage des einen derselben oben angegeben haben, unterscheiden könnten.

(Schluß folgt.)

Literarische Grillen.

(Schluß.)

Wie wirkt nun aber dieser radikale Unterschied formell auf den eigentlichen Gegenstand unserer Betrachtungen, auf das Feuilleton? Wir haben oben gesehen, warum dieser muntern Chronik des socialen Lebens bei uns der allgemeine Stoff so sehr geschmälert ist. Die gute Gesellschaft ist in Deutschland überall, und eben darum ist sie nirgends für's Allgemeine maßgebend. Der sociale Geist ist in einzelnen Kreisen abgesperrt, in welchen er eigenthümliche Farben annimmt, und wo selbst die obligaten ausländischen Elemente des guten und feinen Tons verschieden assimilirt werden. Für das Zersplitterte und in dieser Zersplitterung Kraftlose kann es kein allgemein wirksames Organ geben; aber selbst derjenige Stoff, dem wenigstens eine allgemeine Seite abzugewinnen ist, wie Musik, Theater, will sich nicht recht gestalten lassen, und zwar, weil es in den Köpfen und Gemüthern der meisten Leser an der Basis fehlt, auf der vernünftigerweise jedes Raisonnement über die Gegenwart ruhen muß, am Bewußtseyn der Geschichte, am lebendigen Gefühl der Vergangenheit.

Wie unsere politische, so bricht sich auch unsere Kultur- und Sittengeschichte in hundert Strahlen; in beiden ist so wenig Massenhaftes, durch beide geht so wenig ein herrschender Einfluß, als Anhaltspunkt für Gedächtniß und Einbildungskraft, daß der halb oder oberflächlich gebildete Deutsche nur ein sehr verworrenes, lückenhaftes Bild von ihnen hat. Wie unserem geselligen und künstlerischen Geist in der Gegenwart die Kraft und die Gewalt abgeht, so hat er auch in der Geschichte nirgends tiefe Spuren als Richtungsmerkmale hinterlassen. Wie einfach und compakt spinnt sich dagegen die Geschichte Frankreichs am Faden der Dynastie fort! und die gesellschaftliche Entwicklung geht gleich massenhaft und concentrirt daneben her. Sicher hat der deutsche Journalleser im Durchschnitt ungleich mehr allgemeine historische Kenntnisse als der französische; aber die socialen Fortschritte der deutschen Nation, die Geschichte unserer Poesie, unserer bildenden Kunst, unserer Musik, unserer Bühne, die Geschichte der feinen Lebensart, der Moden und Trachten, kurz die Vergangenheit aller der Dinge, welche im sogenannten Salon und im Feuilleton zur Sprache kommen, ist den allerwenigsten gegenwärtig, weil man bei uns dergleichen förmlich studieren muß. Der Franzose wird mit all dem durch seine centralisirte schöne Literatur, durch seine Memoiren, Romane und Schauspiele, vor seiner Nationalbühne spielend, gleichsam nach Hamiltonscher Methode bekannt, ohne sich je ernstlich damit abzugeben. Die politische und Regentengeschichte wird dort in den Köpfen wie in der Wirklichkeit auf tausend Punkten von der Geschichte der Gesellschaft berührt und durchdrungen, und das Netz von Ursachen und Wirkungen, dessen Fäden in wenigen Mittelpunkten, wie im oeil de boeuf von Versailles, zusammenlaufen, drückt sich unvermerkt wie ein Situationsplan jeder Einbildungskraft ein. Der Franzose stände schon sehr tief, dem sich nicht z. B. die Phasen seiner Nationalbühne mit ihren beseelten

Berühmtheiten, mit ihren Dichtern, Mimen und Kritikern, von Molière und dem Hôtel de Bourgogne bis auf den heutigen Tag, während seiner Leserei von selbst einprägte.

Bei dieser Eigenthümlichkeit der nationellen Bildung steht dem Feuilletonisten der ganze Farbenkasten der Landesgeschichte zu Gebot, um seine flüchtigen Bilder recht bunt und effektreich auszuführen, und er taucht mit dem ermuthigenden Gefühle, daß er so ziemlich für Jedermann malt, seinen Pinsel in Farben, mit denen der Deutsche nur für die Gebildetsten malen kann. Er verknüpft jeden Augenblick das, was ist und wird, mit dem Tageswesenen, er beleuchtet die Gegenwart durch die Vergangenheit mittelst eines Winks, einer Anspielung, die nie verloren geht und nie eines fatalen „nämlich" bedarf. Der bedeutende Poet oder Schauspieler, der einflußreiche Schöngeist, die hohe Weltdame, die mächtige Maitresse — alle markanten Namen, die er angibt, sind Fichen, mit denen er ganze soziale Zustände bezeichnet. Und hiedurch erhalten seine frivolen Malereien erst eigentlich Schatten und Licht, Umriß und Haltung, Leben und Bewegung. Welche Vortheile dem Deutschen gegenüber, der seine zerrissene Kulturgeschichte nirgends als Hintergrund socialer Schildereien fassen kann, der erörtern und dociren müßte, wo jener nur winkt und andeutet, der dem Leser hundertmal pedantisch sein Wissen aufdringen müßte, während jener nur spielend Ideenassociationen weckt! Nur ein paar Beispiele, wie sie sich im Augenblick anbieten. Die Clairon ist ein Begriff, durch dessen Herbeiziehung der Theaterkritiker, der das neueste Stück beschreibt, einen Gedanken bestimmt und deutlich ausspricht; welcher Effekt läßt sich aber mit dem Namen einer Neuberin hervorbringen? Was knüpft sich nicht Alles an die Namen Lavallière und Pompadour! wer denkt aber viel bei Eva von Trott und Aurora von Königsmark?

Genug, jene Disposition des französischen Volks ist der fertig ausgespannte Zettel, durch den der Schöngeist sein Weberschiff wirft, dessen Faden sich wie von selbst zum mannigfachsten Blumen-, Schnörkel- und Arabeskenwerk gestaltet. Aber dem Deutschen, der ihm nachwebt, verwirrt sich die Kette, der Faden reißt jeden Augenblick, des Anknüpfens und Entwirrens ist kein Ende, und statt eines glatten, gleichen, effektvollen Fabrikats liefert er meist doch nur ein unscheinbares, farbloses Ding voll Lücken und Webernestern, das mit dem französischen nur die Unsolidität gemein hat. Offenbar wäre besser, er ließe es ganz bleiben, und er sähe sich vernünftigerweise für seinen Witz, wenn er welchen hat, nach einer nationelleren Gattung um.

Aber der Feuilletonist, wie er in vielen deutschen Blättern unter verschiedenen Masken auftritt, erscheint allerdings als der Ausdruck unserer höhern Gesellschaft, wie sie einmal ist, und insofern ist ihm das Recht auf die Existenz nicht abzusprechen. Wäre diese Gesellschaft deutsch in ihren Sitten und Gebräuchen, in ihren Geistesgenüssen und Vergnügungen, so ließe sich schwer begreifen, wie sie sich über dieses Alles in fremdem Style möchte vorplaudern lassen. Da aber der beständige Zufluß fremden Geistes Lebensbedingung für sie ist, da in der Mischung der geistigen Atmosphäre, in der sie athmet und gedeiht, die fremden Elemente die einheimischen so stark überwiegen, wie in der allgemeinen Luft der Stickstoff den Sauerstoff, so scheint es nur consequent, wenn das klatschende Tagebuch dieses künstlichen Lebens ebenso zusammengesezt und selbst ein kurioses Kunststück ist.

Dem Volk, dessen Geist der originellste ist, wenn er sich der Tiefe des Lebens zukehrt, scheint ein für allemal die Fähigkeit versagt, das Leben an der Oberfläche zu beherrschen und zu schmücken. Von jeher geht bei uns derjenige, welcher über unsere Schwäche und Unmündigkeit in dieser Beziehung eifert und spottet, neben dem her, welcher das Spielzeug des Auslands in Trachten, Manieren und Sprache an seiner Person mit dem trostlosesten Ernste zur Schau trägt. Dieser hört gar nicht auf jenen, und der Eiferer kann so wenig seine Natur ausziehen, daß er gelegentlich und unbewußt selbst den Feinen spielt. Eine solche Nation, die sich unter der Firma des guten und feinen Tons das Unbegreiflichste aufbinden läßt, hatte nicht das Recht, sich zu wundern, als es eines Tags in der Journalistik Mode wurde, mit deutschen Worten gar nicht mehr deutsch zu sprechen, und aus abgelegtem französischem Esprit deutschen Gedanken Jacken zu schneiden.

Dem Jargon und den Manieren unserer feinen Welt muß doch auch in der Literatur eine Figur entsprechen, und dieß ist der mit französischen Formen und Redensarten spielende Feuilletonist, der literarische Dandy, der in's Spirituelle übersezte materielle Elegante. Eine einzige Leidenschaft, die Selbstliebe, spricht aus allen seinen Geberden und Handlungen, aus der impertinenten Haltung des Kopfes, dem mit Wichtigkeit leichten Schritt, dem koketten Spiel der Hände, die beständig zu drapiren und zu coeffiren haben; er ist galant, einschmeichelnd, voll süßer Worte, wo sein Interesse in's Spiel kommt, sonst aber lorgnettirt er die Leute unverschämt und bläst ihnen den Rauch seiner Cigarren unter die Nase — Alles wie sein Mitbruder im Fleische, mit dem er zuweilen sogar in Eine Person zusammenfällt.

Diesen literarischen Bastard gedenken wir in einem weitern Artikel näher in's Auge zu fassen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Regierung und der Radikalismus.

Den Lesern, welche glauben, ein Wahlsystem auf breitester Basis, d. h. bloß nach der Einwohnerzahl, sey das beste Mittel, um die Nation gut zu repräsentiren, um ihr öffentlichen Geist einzuflößen, um die Stimme des Volks recht zu vernehmen und seine Rechte zu wahren, diesen Lesern will ich Folgendes erzählen. Der Canton Waad besizt nach obigem Grundsaz ein so breites Wahlsystem, daß auch die entschiedensten Radikalen nichts davon auszusezen haben, es wird auch bei den Wahlen vollständig in Anwendung gebracht, und die Regierung maßt sich dabei nicht den geringsten Einfluß an. Demungeachtet wiederholt sich bei dem so zusammengesezten Großrath jezt eine merkwürdige Erscheinung. Seine aus allen Ständen und Classen genommenen Mitglieder zeigen so wenig Eifer und Thätigkeit für die öffentliche Sache, daß dieses Jahr von vier angesagten Sizungen immer nur eine eröffnet oder fortgesezt und bis an's Ende geführt werden kann; denn entweder ist die erforderliche Zahl Mitglieder gleich bei der Eröffnung der Sizung nicht beisammen, wo man dann nach vergeblichem Warten auf Hülfe wieder auseinander geht, oder die zur Eröffnung erforderliche Zahl ist zwar im Anfang vorhanden, nimmt aber im Verfolg einer Discussion so ab, daß am Ende nicht mehr über den Gegenstand abgestimmt werden kann. Dann gelingt es manchmal, eine gute Menge der weggegangenen Großräthe auf den nächsten Spaziergängen anzutreffen und wieder einzutreiben; gewöhnlich aber ist der ausgesendete Pedell nicht so glücklich, und dann muß der eben verhandelte Gegenstand, auch der wichtigste und dringendste, unverrichteter Sache wieder aufgegeben, die Sizung aufgehoben werden. Dergleichen geschah oft bei den bedeutendsten Angelegenheiten, und bisher halfen alle Bemerkungen, Rügen, Vorwürfe und Aufforderungen des Präsidenten nichts, um diesem Uebelstand abzuhelfen. Es soll daher kommen, daß viele Mitglieder des Großraths wenig gebildete, mehr an's Hantieren als an's Sizen und Denken gewöhnte Ehrenmänner sind, die das Unparlamentarische dieses Betragens gar nicht recht einsehen. In Basel-Landschaft kommt bekanntlich Aehnliches vor; dort werden die ausgekneipten Großräthe aus den Schenken wieder in's Parlament getrieben.

Ein, diese waadländischen Großräthe radikaler Färbung recht bezeichnender Zug kam vor Kurzem in einer Sizung vor. Einer der würdigsten und reichsten Einwohner des Landes, Perdonnet, das Haupt einer sehr achtungswerthen Familie, machte seiner Vaterstadt Vevey für deren Erziehungs- und Wohlthätigkeitsanstalten ein Geschenk von zweimalhunderttausend Schweizerfranken, unter der Bedingung, daß die Regierung nicht die gewöhnlichen, bedeutenden Mutationsgebühren davon fordere. Natürlich nahm der Staatsrath dies Anerbieten mit Dank an und verzichtete für ein so bedeutendes, den Schulen und Armen gemachtes Geschenk auf die Abgabe. Dafür aber wurde er im Großrath heftig von den Radikalen angegriffen, ebenso der edle Perdonnet, dem jene Leute schon deßhalb feind sind, weil er sich von ihnen fern hält. Man vergaß ganz die Bestimmung des großen Geschenks und behauptete, der Geber habe gar das Recht nicht gehabt, jene Bedingung zu stellen, die Regierung hätte sich auf jeden Fall darüber hinaussezen sollen u. s. w. Mit genauer Noth kam diese bei der Abstimmung ohne Reprimande des Großraths durch und das Geschenk blieb mit seiner Bedingung stehen.

Was die Regierung in den vorigen Jahren für die Gründung der Normalschule, des Collegs und der neuen Akademie mit bessern Besoldungen ihrer Lehrer gethan hatte, wurde vor einigen Monaten im Großrath stark bekrittelt, angegriffen und dessen Umsturz versucht. Bei dieser Gelegenheit kamen Sainte Beuve's vorjährige geistreiche Vorlesungen über die Literaturgeschichte von Port-Royal schlecht weg: der Sprecher behauptete, dergleichen habe für Waadländer gar kein Interesse, auch seyen nur Frauenzimmer hineingegangen. Durch diese auf allen radikalen Wegen im Land verbreitete und den Ununterrichteten, Unwissenden oder Schwankenden vorgeschriebene Stimmung sind jene Anstalten von Neuem in Frage gestellt, und bei der geringen Anzahl Studenten in Lausanne trägt der Großrath bereits darauf an, daß die noch ledigen Lehrstühle der Akademie nicht vergeben werden, auch alle außerordentlichen Vorlesungen an ihr künftig ganz wegfallen sollen. Um die Kirche soll sich der Staat nach dem Verlangen dieser Herren künftig gar nicht mehr bekümmern, und darin soll wie in dem Musterstaat Nordamerika völlige Freiheit und Ungebundenheit herrschen; jeder Gemeinde soll es künftig freistehen, eine Kirche und einen Geistlichen, Schulen und Schullehrer zu haben oder nicht. Weinschenken muß sie aber haben, weil diese durch die Vereinigung und Besprechung der Citoyens zur Erregung und Bewahrung des öffentlichen Geistes nöthig und heilsam sind.

Mögen auch die Menschen noch so verkehrt mit einander umgehen, die Natur bleibt immer dieselbe. Noch grünen und blühen Alpen und Weinhügel zwischen herrlichen Wald- und Wiesengründen, noch spiegelt sich diese reiche, farbige Anmuth in den Wellen des breiten Lemans, noch tauchen sich die alten weißen Gletscherhäupter in seine blauen Fluthen; ja alle Städte, Dörfer und Menschenwohnungen stehen noch, ihrer sind sogar mehr geworden. Aber in ihrer ewigen, sich gleichbleibenden Schönheit, mit ihren immer reizenden Gestalten, Farben, Lichtern und Strahlen, mit ihren Blumen und Früchten scheint die Natur über die großen, alten Kinder zu lächeln, die nie klug werden und sich das Leben selbst auf den Stellen verbittern, wo es überaus freundlich gegen sie seyn will, und wo man auch vor einigen Jahren noch recht froh war. Dies gehört jezt schon zu den Seltenheiten, wenn Wein oder Most nicht dazu treiben. Welcher Unterschied zwischen den Waadländern von 1824, wo ich zuerst in's Land kam, und 1839! Wo ist jezt jene herzliche, offene Gastlichkeit, jenes vertrauliche Hingeben, jene heitere, unermüdliche, manchmal stürmische Geselligkeit? Der Methodismus und der Radikalismus, diese zwei Extreme, haben jeder auf seiner Seite, nach seiner Richtung und auf seinen Wegen tüchtig daran gearbeitet, aus den fröhlichen, weiblichen Leuten Kopfhänger oder politische Schwindler zu machen. Das Winzerfest von Vevey vor einigen Jahren war das lezte Evoë jener frohen, glücklichen Zeit, die nun verklungen ist, und nur Wenige haben noch den Muth, die Dithyramben jener schönen Tage zu erneuern.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 172.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 19. Juli 1839.

Eine schöne Welt ist da versunken,
Ihre Trümmer blieben drunten stehn,
Lassen sich, als goldne Himmelsfunken,
Oft im Spiegel meiner Träume sehn.
Und dann möcht' ich tauchen in die Tiefen,
Mich versenken in den Wiederschein,
Und es ist, als ob mich Engel riefen
In die alte Wunderstadt hinein.

W. Müller.

Lübeckische Sagen.

Dem Großvater nacherzählt von J. Röse.

So viel man sich auch in unserm jugendsehnsüchtigen Jahrhundert mit dem Mittelalter beschäftigt hat, so ist doch, so viel ich weiß, nirgends mit rechtem Erfolge versucht, den Norden und Süden Deutschlands in ihrer Individualität gegenüber zu stellen. Und doch haben Leben und Kunst des Südens durch den milderen Himmel, durch die mannigfaltigeren, kühner geschwungenen Linien der Landschaften in Berg und Thal, und besonders durch den schon frühen Verkehr mit dem Lande Italia eine warme, heitere Färbung; während die Bewohner der nordischen Ebene im mannigfachen Kampf mit der stiefmütterlichen Natur, gerade durch diesen Kampf, durch die Nähe des gewaltigen Meeres, durch den Verkehr mit den starken, schweigsamen Söhnen der Nordländer eine nicht minder bestimmte Nüancirung des deutschen Grundcharakters erhalten haben. Die Unmittelbarkeit des Sinnes, wie sie allen Zeiten eigen ist, welche sich nur durch die Energie des Geistes selbst entwickeln, gestaltete im Mittelalter alles deutsche Thun und Leben in einer Schönheit, welche nicht geringere innere Wahrheit hatte, als einst die griechische. Aber wenn im Süden dieses Maaß nur den Uebermuth beim leichten Siege über die Natur zu zähmen hatte, so bewahrte es im Norden, wenn durch unsägliche Mühe, den starken Elementen gegenüber, sich gleich Starkes gebildet hatte, vor Ringen nach dem nur quantitativ Großen, ließ den Sinn in jenen einfachen Massen dennoch die eigenthümliche innere Beruhigung finden.

Ich mache zum Belege nur auf die Backsteinbauten, die Kirchen und Rathhäuser, Brücken und Privatwohnungen aufmerksam, welche sich in ihrer völligen Reinheit, und selbst an Massenhaftigkeit den Sandsteinbauten nicht nachstehend, ursprünglich nur an der Meeresküste finden. Möchte sich der Reisende nicht abschrecken lassen, wenn ihm die see- und waldreichen Gegenden höchstens lieblich, die Menschen in ihrer verschlossenen Weise Anfangs nicht so gemüthvoll erscheinen, als sie der Einheimische geschildert. Auch daß die Reformation vornehmlich hier tiefe Wurzeln faßte, hat die farbigen Fenster, die Mosaiken von bunten, glasirten Steinen innen und außen an den Gebäuden fast ganz verdrängt und so beinahe alles auf den ersten Blick Reizende zerstört. Wer aber ein klares Auge für Formenschönheit besitzt, der wird sie, um nur eines zu nennen, in hoher Vollendung an der jetzt fast ganz schmucklosen Marienkirche zu Lübeck finden.

Man verzeihe, wenn ich bei meinen Lieblingsbildern etwas zu lange für meinen Zweck verweilt bin. Wir dürfen uns nicht von den französirenden Leuten einbilden

lassen, unsere Liebe zur deutschen Jugendzeit sey eine Verstandestheorie gleich den ihrigen, und zwar *sie* im Vorzug, weil sie die Gegenwart böten. Die wahre Gegenwart ist das unmittelbare Resultat der Vergangenheit. Nur der ist ein rechter Mann, dessen Mannesalter die natürliche Frucht seiner Blüthenjahre ist.

Meine Jugenderinnerung verwebt sich unmittelbar mit den Jugendbildern meines Volks; daher meine ich etwas zu jenem schönen Werke beitragen zu können, wenn ich Alle aus den alten Städten Frankens und Schwabens einlade, mit mir eine Wanderung zu machen nach dem „alten, heiligen" Lübeck, wie es einst Max von Schenkendorf nannte. Es ist der beste Dank, den ich zu bieten weiß für die freundliche Aufnahme, welche mir überall in jenen Landen zu Theil wurde, und solchen gutgemeinten Gegendienst darf man nicht ausschlagen. — Doch ehe ich des *alten* Lübecks glorreiche Macht und vielberufene Treue kann neu erstehen lassen, mußt ihr euch mit mir einwohnen im *jetzigen* Lübeck. Euch wird's schon anheimeln, denn im Grunde ist doch Vieles wie bei euch zu Hause.

Wir gehen zuerst an die Ostsee. Der Anblick des ewig lebendigen Meeres, daran sich noch kein Mensch satt gesehen hat, muß euch eure Berge vergessen machen. Es strebt nicht, wie die Flüsse, rastlos an euch vorbei in die Ferne und immer wieder in die Ferne. Von Ländern, wo es so ganz anders ist, als hier, kommen die aufrechten Wogen mit gewaltigem Dröhnen herangezogen und schmiegen sich in leisem, menschlichem Flüstern liebkosend um eure Füße; sie legen die blendenden Schaumkronen nieder und bringen wunderliche Thiere und bunte Steine aus der Ferne zum Geschenk. Ihr fühlt euch so stark und wohl in dem frischen, duftigen Hauche; und ihr habt nicht den Schwindel der Bergeshöhe, nicht todtes Gestein und schwarze Tannen um euch her, sondern, wie zum Trost, sind hinter euch die grünen Bäume und Menschenwohnungen. Mit der erquickenden Ermattung eines schön verlebten Tages fahren wir endlich nach Hause, und ihr seht euch noch oft um nach den Wellen, welche jetzt im Mondlicht phantastisch funkeln.

Zwischen fruchtbaren Kornfeldern und weiten, dichten Laubwaldungen liegt die Stadt. Der Hügel, auf welchem sie sich befindet, ist durch zwei Flüsse und die breiten Stadtgräben fast eine Insel; auf seiner Höhe stehen die vier Kirchen mit sieben Thürmen, seinen Fuß umgeben hohe, berasete Wälle mit alten Linden und Ulmen, oft vier Reihen hinter einander. Die geben der Stadt ein eben so stattliches als freundliches Ansehen, wenn sie sich, überragt von den schlanken Thürmen, dem Ankömmling schon in bedeutender Entfernung zeigen. Der Wagen rollt durch das schöne Holsteinthor, mit den Thürmen, welche es flankiren, das kolossalste Deutschlands. Alles ist so mächtig aufstrebsam und doch recht lustig anzuschauen, besonders wenn die Seeschiffe ihre Masten voll Flaggen und Wimpeln gesteckt haben, wie's zu geschehen pflegt an hohen Festtagen und bei reicher Leute und Schiffspatrone Hochzeiten.

Aber es kann dort auch recht schaurig seyn. In den sieben- bis achtstöckigen Häusern, zuweilen von roth-, blau-, grünglasirten Ziegelsteinen, jedes mit einem spitzen Treppengiebel nach der Straße und vielen Fenstern, waren ehemals die obern fünf Hausböden zur Lagerung leichterer Waaren bestimmt, durch die unteren beiden erstreckt sich die Diele (Hausflur) für schwerere. Rechts oder auch links von der hohen, den ganzen Tag offenen Hausthüre lag die Wohnstube, *anderthalb* Stockwerke hoch, dahinter der Alkoven, das Schlafgemach des Hausherrn und seiner Ehefrau, über der Wohnstube die Schreibstube, einen *halben* Stock hoch, zu welcher eine schmale Wendeltreppe führte. Kam ein Schwiegersohn in Haus und Handlung, so wurde an der andern Seite der Hausthüre auch noch eine Stube zu anderthalb und eine darüber zu einem halben Stock gebaut, wo dann in der obern Stube die Fenster unter den Fußboden in's Unterzimmer hinabreichen. Im Seitenflügel des Hauses lag zur ebenen Erde der Prunksaal für die Schmausereien, darüber Schlafzimmer für fremden Besuch und die Handlungsgesellen.

(Fortsetzung folgt.)

Die magnetische Südpolexpedition.

(Schluß.)

Alle diese hier so übersichtlich, als es die unendliche Verwicklung der Sache nur irgend gestattet, zusammengestellten Umstände hatten nun, wie vorläufig schon oben angedeutet worden, bei immer wachsender Belebung des Eifers für magnetische Beobachtung die Errichtung einer großen Zahl magnetischer Observatorien an den entferntesten Punkten der Erde zur Folge gehabt, und besonders war, wie angeführt, *Humboldt* mit seinem ganzen Einflusse dafür thätig gewesen. In der mittleren Breitenzone des alten Continents fanden sich bereits *magnetische Häuser* von Lissabon bis Peking, Anstalten, welche durch die freigebigste Mitwirkung der Gouvernements, namentlich auch des russischen, in acht bis zehn Jahren zu Stande gekommen waren; *England* läßt dergleichen auf den meisten bedeutenden Punkten seiner außereuropäischen Besitzungen errichten; der Physiker

Melloni ist nach Neapel berufen, um unter der obersten Leitung des um die Wissenschaften sehr verdienten Ministers Cavaliere di Santangelo, ähnliche Observatorien im ganzen Königreiche beider Sicilien zu begründen: kurz, der größte Theil der Erdoberfläche war, wenn wir so sagen dürfen, mit einem magnetischen Netze überzogen, und nur der hohe Süden noch magnetisch unerforscht. Da entschloß sich abermals Alexander von Humboldt, die brittische Regierung zu einer magnetischen Südpolerpedition einzuladen, und entwickelte Vorschläge dazu in einem jezt zur Publicität gekommenen Schreiben an den Herzog von Sussex, als Präsidenten der königlichen Societät zu London: „Lettre de M. de Humboldt à S. A. R. Mgr. le duc de Sussex, Président de la Société royale de Londres, sur les moyens propres à perfectionner la connaissance du Magnétisme terrestre par l'établissement de stations magnétiques et d'observations correspondantes." — Diese Vorschläge fanden Eingang und die Societät beschloß sogleich, die Regierung um die pecuniären Mittel zu einer solchen Expedition anzugehen. Die indeß erfolgte Rückkehr von Sir John Herschel vom Vorgebirge der guten Hoffnung brachte neues Leben in den Plan, welcher nun dahin erweitert wurde, den Bau magnetischer Observatorien an die Expedition zu knüpfen und solchergestalt die Bestimmung der magnetischen Abweichungs-, Neigungs- und Intensitätscurven, wie wir die Begriffe im Verlaufe unserer Darstellung erklärt haben, bis gegen den Südpol hin auszudehnen, gleichwie auch die übrigen von uns geltend gemachten magnetischen Zweifel, namentlich wegen der Existenz eines oder zweier magnetischen Südpole zu lösen.

Die englische Regierung hat nun ihre Unterstützung eines so großartigen wissenschaftlichen Unternehmens zugesagt, und die königlichen Schiffe Terror und Erebus werden oder sind, indem wir dieses schreiben, schon dazu ausgerüstet. Das Kommando hat der als Begleiter von Parry bei allen seinen Polarreisen rühmlich bekannte und recht eigentlich qualifizirte Kapitän James Roß erhalten; versehen und bemannt werden die Schiffe genau wie für frühere Polarreisen, und es sind drei Jahre zur Vollendung der Untersuchungen gestattet, wobei van Diemensland zum Vereinigungs- und Erholungspunkt bestimmt worden. Auf lezterer Station, auf St. Helena und dem Vorgebirge der guten Hoffnung wird man zunächst größere magnetische Observatorien anlegen, welche nach der Gauß'schen Methode eingerichtet und von Artillerie- und Ingenieuroffizieren geleitet werden sollen. Ueber die Zeitpunkte korrespondirender Beobachtungen wird man sich mit den bereits in Thätigkeit befindlichen Observatorien vereinigen, und mehrere Theilnehmer der Expedition werden sich zu einer Besprechung mit Humboldt und Gauß zuerst auf dem Continent einfinden.

Es ist, nach allen diesen Auseinandersetzungen, nicht zu verkennen, daß diese magnetische Südpolerpedition zu den großartigsten und würdigsten wissenschaftlichen Unternehmungen unserer Zeit gehört. Welches wird aber — so darf man bei einem solchen Aufgebote von Kräften wohl mit Recht fragen — ihr eigentlicher realer Nutzen seyn? Wird sie den magnetischen Proteus fesseln helfen? wird sie uns wirklich in das tiefe Naturgeheimniß des Magnetismus einführen? Ich wünschte es, aber ich zweifle daran: alle die unzähligen glänzenden magnetischen Entdeckungen, besonders des lezten Jahrzehnts, scheinen eine eigentliche Theorie des tellurischen Magnetismus nur in ein immer undurchdringlicheres Dunkel hüllen zu wollen. Aber wenn sie dieser Theorie vielleicht weniger nützen wird, so kann sie dagegen in experimentaler Beziehung von unendlicher Wichtigkeit werden: sie wird wahrscheinlich über das Daseyn und die Lage magnetischer Südpole entscheiden, sie wird die magnetischen Curven in ganz unverhoffte Fernen ausdehnen, und schon dieser Gewinn erscheint so außerordentlich groß, daß unsere innigsten Wünsche die kühnen Südpolfahrer begleiten müssen.

Der Todtengräber.

Wenn mich der Todtengräber freundlich grüßt,
So säum' ich nie, es höflich zu erwidern,
Geschieht es gleich, was mich beinah' verdrießt,
Mit einem leisen Frösteln in den Gliedern.

Bekämpfen muß ich einen Argwohn fast,
Als ob er's gar nur thät' aus argem Hohne,
Zunickend mir: „Du auch dereinst mein Gast,
„Wer weiß, wie bald ich deinen Gruß dir lohne?

„Nun denn, du bist ein feiner Herr; — dafür
„Sollst du mir auch ein feines Bettlein haben!
„Mit frischen Blumen schmücken will ich's dir,
„Nicht heißen soll's, daß ich dich schlecht begraben.

„Auf weichen Spänen soll das Haupt dir ruhn,
„Und deinem Leibe will das Kleid ich gönnen,
„Damit die Glieder dir nicht wehe thun,
„Und sie, wenn's gilt, sich leichter sammeln können!"

Bald aber tadl' ich mich: — Warum denn Spott?
Hat denn der Mann nicht auch ein Herz zu schenken?
Vielleicht ist's gut von ihm gemeint! Bei Gott,
Das Beste will ich lieber von ihm denken.

Ist's doch ein tröstlicher Gedanke: dort,
Wo Niemand mehr, als er, um uns beflissen,
An jenem leichenduft'gen düstren Ort,
Ein günstig Auge noch besorgt zu wissen.

Den Stolzen, der den Hut nie zog vor ihm,
„Gut, weg mit ihm!“ wird er einst grollend sagen,
Und ihn mit höhnisch wildem Ungestüm
In eine dornumstrickte Grube tragen.

So nicht mit mir: — an meiner Ruhestatt
Wird er „daß ich ihn stets gegrüßt,“ mir gedenken,
Und wenn ein Todtengräber Thränen hat,
Vielleicht mit einer Thräne mich versenken.

Joh. Gabr. Seidl.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Juli.

(Schluß.)

Engländer. Straßenbauten.

Meine Klage werden freilich die Tausende von Fremden nicht mitfühlen, die jährlich von allen Ländern der alten und neuen Welt bei uns ein- und ausziehen, am wenigsten die schroff abgeschlossenen Engländer. Die Glücklichen! sie kümmern sich nicht um unser stilles Leid, ja wenn sie sich auch darum kümmerten, so begriffen sie es nicht. Ihnen ist's nur darum, die schöne Hütte und Schaale unseres Landes zu sehen und zu genießen, dabei so viel und so oft wie möglich zu essen und zu trinken und Abends beim Thee im Glühen der Gletscher von den Roads und andern Gewohnheiten ihrer Heimath zu sprechen. In unser inneres Leben gehen sie nicht ein. Selbst die englischen Familien, welche eine Zeitlang in gemietheten Landhäusern bei uns zubringen, bleiben uns fremd und wir ihnen. Diejenigen, welche nicht wegen der Ausbildung ihrer Kinder hierhergekommen sind, leben streng unter sich, dejeuniren, diniren, angeln, reiten, fahren, baden, schiffen und promeniren zu bestimmten, genau gehaltenen Stunden, und setzen das ganze Wesen ihrer Heimath auf's Haar in der Fremde fort; am Leman, wie in Chamouni, in Rom, in Ischia und Syrakus freuen sie sich den ganzen Tag auf die Ankunft ihrer englischen Zeitungen und commentiren Stunden lang deren skandalöse Geschichten und Familienklätschereien. An diesen Fremden ist jetzt Lausanne reicher als Genf, wo man ihnen höhere Preise für Landhäuser und andere Bedürfnisse macht, weil man sich für die Last, sie zu haben, besser bezahlt machen will, und weil man ihr Geld im Grund weniger braucht als hier, wo für sie viel gebaut und Alles mit theurem Comfort hergerichtet worden ist. Auch hat man dort wie hier diese ehemaligen Goldkäfer sich nach einiger Zeit in flüchtige Raubhummeln verwandeln sehen. Es schien den Genfern doch zu arg, soviel häusliche und Gesellschaftsqualen ohne sehr gute Bezahlung zu ertragen.

Für die Fremden, welche sich nicht lange verweilen, ist das neue Hôtel Gibbon ein herrliches Unterkommen. Es hat diesen berühmten Namen, weil es auf der Stelle gebaut ward, wo Gibbon wohnte und den größten Theil seines Werks über Roms Verfall geschrieben hat. So wird jetzt auch in Vevey von dem Besitzer der drei Kronen ein großes, herrliches Hotel mit Terrassen, Bädern u. s. w. gebaut, und ein anderes steht schon fertig, östlicher, zwischen dem reizenden Montreux und Villeneuve; es war gewiß ein guter Gedanke, diesen schönsten Theil unseres Sees wohlhabenden und reichen Fremden für einen längern Aufenthalt zugänglicher zu machen, denn Viele mußten sich bisher wegen Mangel an Wohnungen mit einer raschen Dampfschifffahrt begnügen, auf der Einem, wegen der Ueberfüllung mit schnell kommenden und verschwindenden Bildern, die Augen bald schwindlich oder müde werden, wie in einer Gemäldegalerie, wo man vom Aufseher durchgetrieben wird, wie das Boot vom Dampf durch die Wellen. — Für die zu Land Reisenden werden die neuen Straßen von großer Bequemlichkeit und Erleichterung seyn. Die große Communikationslinie zwischen Paris und Mailand, ohne Lyon oder Genf zu berühren, sowie von Paris in die mittlere Schweiz über Besançon hatte mehrere Stellen, die durch schroffe Höhen und Abhänge, desgleichen durch unnöthige Umwege diese Straße mühsam und besonders in schlechter Jahreszeit kaum zugänglich oder ganz unfahrbar machten. Deßhalb arbeiten die französischen Ingenieurs jetzt an einer Rektifikation zwischen Besançon und Chatillon-sur-Seine, wo die große Straße von Paris eintrifft. Die französischen und Waadtländer Ingenieurs haben über die Fortsetzung dieser Straße auf Schweizerboden von Jougne nach Lausanne eine Conferenz gehalten, weil da die Abhänge besonders häufig und gefährlich sind. Die neue Straße soll dem Lauf der Jougnena bis zu ihrer Mündung in die Orbe folgen. Hier wird sie auf einer Hängebrücke über die hohen und steilen Felsen des Flußbettes weggehen, hernach aber, mit Vermeidung der Stadt Orbe, südwestlich über sanfte Abhänge nach Lausanne hinunterlaufen. Hier wird sie auf den merkwürdigen und grandiosen Kunstweg stoßen, der auf einem mächtigen Bogenbau von zwei über einander stehenden Arkadenreihen über einen Theil unserer steilen und ungleichen Stadt laufen, dann durch eine Felsengalerie leise in die große ebene Straße von Genf zum Simplon münden wird. Auch an letzterem, der Römer würdigen Werk wird emsig gearbeitet, und es ist nur zu wünschen, daß keine Finanzverlegenheit wegen der nicht recht berechneten großen Kosten das Unternehmen unterbrechen möge. Wenn das ganze neue Kunststraßensystem beendigt seyn wird, kann Waad den französischen Ministern ein neues Beispiel geben, wie man in dieser Beziehung mit verhältnißmäßig geringen Kosten, aber mit reinen Händen Großes leisten kann. Jener neue Weg von Jougne nach Lausanne wird nur drei Fuß auf hundert Abhang haben, und um ein gutes Viertheil kürzer seyn als der vorige. Schon jetzt erhalten wir auf ihm die Depeschen von Paris viel früher als ehemals, denn sie brauchen bei schneefreiem Gebirg nur achtundvierzig Stunden. — Straßen, Brücken und andere öffentliche Anlagen werden wahrscheinlich die brillante Seite unserer Administration bleiben; denn wenn auch später die Regierung ganz in radikale Hände kommt, so werden sich diese doch nicht weniger gern öffnen, um das Geld in Empfang zu nehmen, das von den Fremden kommt. Ihre Zahl aber steht bekanntlich mit der Leichtigkeit, Kürze und Wohlfeilheit der Communikationen in Wechselwirkung.

Beilage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 173.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 20. Juli 1839.

— Sterbt, ihr Jugendkeime!
Schmachte hin, du volles Herz!

Uhland.

Liebesgeschichte.

Es war im Mai, weit lag das sonn'ge Land
So ahnungsschwellend da im jungen Grün,
Von röthlich weißen Blumen wogten rings
Die stolzen Bäume, duftend stand der Klee,
Waldvöglein grüßten singend sich im Flug;
Zwei Sonntagsglocken klangen aus der Fern',
In diesem Thal die eine, jene dort,
Und durch der lichten Birken schwankes Land,
Durch dunkler Buchenwipfel Dämmernacht
Zog auf zum Berg ihr ernstes Feierlied,
Bis wo aus dichter Eichen Zweigen grau
Gebrochne Thürme trauernd niedersehn.
Dort stand am Weg der alte Lindenbaum,
Der, in die weiten Lande schauend keck,
Ein hoffnungsgrüner Gruß, die Zweige hob.
Zwei Kinder gingen jugendjubelnd hin,
Aus diesem Thale sie, aus jenem er,
Und an dem düstern Baume sahn sie sich
In raschem, eilendem Vorübergehn.
Die hellen Augen schlugen scheu beim Gruß
Sie niederwärts, sie sagten sich kein Wort,
Sie bebten Beide, blickten scheu sich um,
Doch nicht in's reiche Land, sie gingen heim
Zu diesem Thale sie, zu jenem er.
Sie wurden plötzlich Beide ja so still
Und waren doch so voll und reich in sich:
Groß, klar und heilig rein ward Beider Herz,
Er kam als Jüngling, sie als Jungfrau heim.

Wohl war's ein flüchtiges Begegnen nur,
Ein flücht'ger Blick, ein überflücht'ger Gruß,
Doch um von diesem Augenblicke stets
Einander festzuhalten, sich zu sehn
Und sich zu grüßen stets — die Liebe war's.
Ihr Bild trug Tag und Nacht er in der Brust,
Das schlanke Kind mit goldnem Flechtenhaar,
Mit seiner Wange zartdurchsicht'gem Roth,
Mit seiner blauen Augen tiefem Blick,
Mit jeglicher Bewegung Innigkeit.
Und so auch trug das Mädchen Tag und Nacht
Das Bild des braungelockten Knaben nach,
Der wild das blühnde Haidekraut durchschritt,
Doch mild aus treuen braunen Augen sah.
O hätte Jedes sein verklärtes Bild
Doch in des Andern reiner Brust gesehn!
Doch träumten sie vereinsamt und getrennt
Den süßen Traum der ersten Liebe fort.
In seinem Thale sah ein Jedes still
Des lieben Frühlings bunte Pracht verblühn,

Er pflegte Rosen, Lilien pflegte sie,
Die Taube koste sie, den Falken er,
Die Vögel sandten Beide in die Luft
Mit Hoffnungen und Wünschen ohne Zahl.
Den duft'gen frühen Morgen grüßten sie
Mit manchem Lied, und auch mit manchem Lied
Des stillen Abends träumerische Pracht,
Sahn jeder Wolke, jedem Vogel nach,
Der durch des Himmels goldne Röthe flog,
Und gaben sehnsuchtheiße Grüße mit.
Sie weinten um einander manche Nacht,
Und schliefen sie, so brach ein flücht'ger Traum
Der süßen Ruhe kaum gekanntes Glück.
Wohl stieg ein Jedes oft zum stolzen Berg
Und saß erwartungsbang am Lindenbaum
Und schaute über wogende Hügelreihn
Und dunkelgrüne Wälder in das Land,
Das blau und blauer, fern und ferner schwand. —
O stets vergebens — nimmer sahen sie
Sich wieder, als im trüg'risch kalten Traum.
Sie wurden sehnsuchtstill und krank und bleich.

Der Winter floh, und wieder ward es Mai,
Die Erde grünte hell im Sonnenschein,
Der Vogel sang, die Blume bluhte froh,
Und aus den Thälern über Berg und Wald
Klang zu der Linde wieder das Geläut.
Doch waren es die Sonntagsglocken nicht,
Ach! dunkle Grabeslieder waren es,
Dem Jüngling galt es hier, der Jungfrau dort;
Da weinten Mädchen, Bursche standen ernst
Und flüsterten von zwei gebrochnen Herzen.

C. W. Müller.

Lübeckische Sagen.

(Fortsetzung.)

Jetzt siehts noch fast eben so aus. Nun stelle dir vor, lieber Leser, wir Beide wären noch Buben und hätten Schlittschuh gelaufen, bis uns die Nacht und ein starker, eisiger Wind nach Hause treibt. Die Wetterfahnen knarren und pfeifen, ja selbst die hohen Spitzen der Kirchthürme schüttelt der Sturm, daß die mächtigen Glocken von selbst zu summen anfangen in zitternden, ungewissen Tönen: seltsame Stimmen der Nacht, als träumten sie weissagend vom Morgen. Werden sie eine fröhliche Hochzeit einläuten, oder einen stillen Mann zur letzten Ruhestätte begleiten? — Daran denken wir Buben nun zwar nicht, aber es wird uns doch ganz schauerlich in den engen, hallenden Gassen. Wir laufen nach Hause; auf der mit Steinplatten gepflasterten, kirchhohen Diele brennt nur eine schwache Lampe und läßt die aufgethürmten Waarenballen lange, schwarze Schatten werfen. Es geht in Sprüngen zwei Treppen hinan zum heimlichen Oberstübchen, wo der Großvater gepflegt und gewartet wird in seinen alten Tagen. Er schüttelt den weißen Kopf, daß wir Buben so naß sind von Reif und Schnee und erhitzt vom Laufen, und heißt uns im Sorgenstuhl beim Ofen zusammenkauern. Er sieht doch so freundlich drein, wenn er auch schilt, und steht gern von seinem bequemen Sitze auf, der alte sorgen- und arbeitsmüde Mann. Jetzt kündet die große Dielenuhr mit acht schallenden Schlägen die Zeit zum Abendessen; wir wären gern gleich hinunter gelaufen, aber der Wind heult durch die jetzt leeren fünf Böden, und die morschen Balken stöhnen und knarren. Dicht daneben, auf dem dunkeln Vorplatze, ist die Bodenthür, wo wir oft im Traum die Gestalten haben hervortreten sehen, welche droben lärmen und seufzen: den Geizhals, von dem die Kindsmagd erzählt, der einst hier gewohnt, der keine Ruhe im Grabe findet und Nachts Geldsäcke winden muß. Dort an der Treppe ist auch der eiserne Haken, an welchem er sich erhängt und wo um Mitternacht das blaue Flämmchen tanzt.

Wir warten, bis der Großvater bedächtig seine Pfeife weggesetzt und den neuen Schlafrock angezogen hat. Nun geht's geschwind vor ihm voraus die Treppen hinab mit Lachen und Toben bis in's Wohnzimmer, wo die dampfenden Schüsseln stehen. — Es ist abgegessen. Die Mutter nimmt das Nähzeug, der Vater sein Buch, aber der Großvater, dessen staargeblendete Augen nicht mehr lesen können, setzt sich in den Sorgenstuhl mit den weichgepolsterten Ohrenklappen, und zündet sich die Pfeife an. Wir sitzen auf einem Schemel zwischen seinen Füßen und schauen bald in die Kohlenglut des offenen Ofens, bald in sein freundliches, ernstes Gesicht, und er beginnt zu erzählen. — Es ist zwar jetzt nicht mehr so düster im Gemache wie vor Zeiten; die geschnitzte Holztäfelung der Wände hat meistens einer heitern Tapete weichen müssen, und die argandsche Lampe verbreitet überall Tageshelle, nur nicht im Winkel am riesigen Kachelofen, wie er sich ziemt für ein so weites Zimmer in so nordischer Gegend, und auch der Alkoven liegt im tiefen Dunkel. Darum sehen wir auch oft, ohne es zu wollen, in die Finsterniß dorthin, als müßte jetzt aus den weißen Gardinen des Ehebettes die arme, bleiche Elsbeth hervortreten, oder der König Midas, welcher auf dem Kachelofen in Blau abgemalt ist, des bösen Pippe Döhnken Gestalt annehmen. Drüben auf dem Walle knarren die alten Bäume, wie sie der Sturm beugt, und die Eule schreit sechsmal — wenn sie sieben Mal schreit, muß Einer sterben. — Und

wenn sie sieben Mal schreit und der Großvater plötzlich still schweigt, da weißt du, daß er betet; du betest ganz leise mit — nicht für dich, denn daß du sterben könntest, fällt dir noch gar nicht ein.

Die Geschichte vom Herrn Dankwarth und seinem Ringe.

Es war einmal ein Rathsherr zu Lübeck, der hieß Herr Heinrich Dankwarth, ein frommer, gottesfurchtiger Mann und Beschützer der Wittwen und Waisen und Wohlthäter der Armen; aber er war auch ein schlimmer Feind der Uebelthäter und Lotteibuben und falschen Bankerottirer. Der hatte einen einzigen Sohn mit Namen Friedrich, ein Jüngling von feiner, ehrbarer Zucht und Wesen, treu wie Gold und eifrig im Dienste seines Herrn und Vaters, den er recht von Herzen liebte und ehrte, aber auch nicht minder scheute ob seiner großen Strenge. Der Vater aber hatte seine wahre Freude an ihm und hielt ihn höher als all sein Geld und Gut, Ansehen und Ehr, und gedachte ihn mit einer reichen Erbin zu verheirathen. Hatte auch schon oft gesagt, er würde bald Maurer und Zimmerleute, Schreiner und Töpfer kommen lassen, daß sie ihm ein paar neue Zimmer bauten für seine Schwiegertochter. Seit seiner Frauen Tod sey's gar zu öde im großen, weiten Haus, er müsse bald Enkel um sich schreien hören. Aber der Sohn machte dann ein gar trauriges Gesicht, nicht als ob von Köst * und Kindtauf, sondern von einem Leichenschmaus die Rede wäre, und zwingen wollte ihn der Vater doch nicht, die oder jene zu nehmen, weil er ihn so lieb hatte.

Das kam aber, weil's dem Friedrich seiner Mutter Folgemaid ** angethan hatte, die Elsbeth, ein Mädel wie Milch und Blut, auf welche die Selige große Stück gehalten, so daß das übrige Gesind ein Auge auf sie hatte und sagte: sie würde einmal noch den Eckstein mitkriegen. Die Elsbeth war im Haus geblieben, als die Frau vor'm Jahr gestorben, wie man zu thun pflegt mit treuen Dienstboten, und ging schlicht und recht ihren Weg, und Keiner konnte ihr einen Stein in den Weg legen; aber den Friedrich hatte sie auch von Herzen lieb, wenn's gleich keines dem andern gesagt, wie's ja auch nicht anging, daß sie sich heuren konnten in Zucht und Ehren.

Da begab sich's nun einmal, daß Herr Dankwarth einen köstlichen Demantring, so ihm der König von Schweden geschenkt hatte auf einer Gesandtschaft ob großer Dienste, in der Früh hatt' liegen lassen auf seinem Schlafkämmerlein. Als er nun hinaufstieg, ihn nachzuholen, und mochte wohl etwas hastig die Thür aufgerissen haben, weil er das Kleinod hoch in Ehren hielt und nicht gern mißte, da fand er die Elsbeth vor dem Tisch stehen, auf welchem der Ring gelegen, und als sie seiner ansichtig wurde, erschrack sie sichtbarlich und lief weinend bei ihm vorbei die Stiege hinunter. Als Herr Dankwarth aber an den Tisch trat, war der Ring nicht mehr da, und er wollte seinen Augen nicht trauen und schaute dahinter und daneben, um und um, und auf die Letzt in alle Winkel und Ecken, aber der Ring war nirgends. Da dachte Herr Dankwarth in großem Zorn: wie mag doch so junges Blut sich solcher Missethat schuldig machen! denn er zweifelte nicht, daß sie den Ring gestohlen, weil Niemand anders droben gewesen. Es führte nur eine Stiege hinauf, und sie war ihm vorhin begegnet, als er hinabstieg, und er war umgekehrt, eh' ihm die Stiege aus den Augen gekommen. Da ging er hinab zu ihr und sagte: sie solle sich nicht vom Mammon und bösen Feind verlocken lassen; unrecht Gut gedeihe nicht. Wofern sie ihm ohne Säumen wieder gebe, so ihr nicht gebühre, wolle er ihrer Jugend und treuen Dienste gedenken und ihren Ruf und guten Namen nicht zu Schanden machen. Aber sie sagte: sie wisse nicht, wovon er rede, und sah ihn dabei so fest an mit ihren frommen hellen Augen, daß er sich entsetzte ob solcher Verstellung und Macht des Bösen, und ausrief, warum sie denn also erschrocken sey, als er eingetreten? Da sagte sie, das könne sie ihm nicht sagen, und thäte es nun und nimmermehr.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Köst, Hochzeit.

** Folgemaid (plattdeutsch Fullmäten), eine Magd, die der Frau Gesangbuch und Feuerkiete in die Kirche nachträgt und der Kinder wartet.

Auszug aus dem Commissionsbericht über Daguerres Erfindung, den Arago in der französischen Deputirtenkammer abgestattet.

Es ist bekannt, daß die französische Deputirtenkammer kürzlich Daguerre und dem Sohne seines Vorgängers und Mitarbeiters Niepce eine Pension von zusammen 10,000 Franks bewilligt hat. Der von Arago bei dieser Gelegenheit erstattete Commissionsbericht ist ein sehr interessantes Aktenstück. Wir würden von unserer Gewohnheit abweichen, wenn wir dasselbe den Lesern nicht wenigstens im Auszug vorlegen wollten. Zwar ist vorauszusehen, daß die bevorstehende Bekanntmachung von Daguerres Verfahren viele Leser früher erreicht als dieser unser Bericht. Aber Aragos Arbeit hat einen von jener Veröffentlichung unabhängigen Werth, und Niemand möge sich dadurch abhalten lassen, ihr seine Aufmerksamkeit zu schenken.

Der Nutzen, den bisher die Camera obscura den zeichnenden Künsten gewährte, war ziemlich beschränkt. Wohl wird sie hie und da von Malern und Zeichnern, besonders

von Panoramen- und Dioramenmalern benüzt, aber nur um die Umrisse der Gegenstände überhaupt nachzuzeichnen, um die richtigen Verhältnisse zu bekommen, kurz, um die Gesetze der Linearperspektive einzuhalten. Was die Effekte betrifft, die von der unvollkommenen Durchsichtigkeit unserer Atmosphäre herrühren, und die man unpassend mit dem Ausdruck Luftperspektive bezeichnet, so war nicht abzusehen, wie die Camera obscura dem Maler im Wiedergeben derselben irgend von Nutzen seyn könnte. Wer daher an diesen Bildern die bestimmten Umrisse, die Naturwahrheit in Formen und Farben, die treue Abstufung der Töne bewunderte, in dem stieg nothwendig der Wunsch auf, daß sie sich von selbst erhalten möchten, daß ein Mittel gefunden würde, um sie auf der im Brennpunkte der Linse angebrachten Tafel zu fixiren. Und dieser ausschweifende Wunsch ist nun wirklich in Erfüllung gegangen.

Die schon von den Alchimisten entdeckte Verbindung des Silbers mit der Salzsäure, das sogenannte Hornsilber, jezt Chlorsilber genannt, ein weißes Salz, besizt die auffallende Eigenschaft, sich am Sonnenlicht schnell schwarz zu färben, und zwar im Verhältniß der Lichtstärke. Erst zu Anfang dieses Jahrhunderts kam man auf den Gedanken, die Eigenschaft dieses Salzes zu Fixirung der Bilder der Camera obscura zu benützen. Besonders waren es die Engländer Wedgwood und Humphry Davy, welche Versuche damit anstellten, aber die Resultate fielen in dreifacher Hinsicht höchst mangelhaft aus: auf ihren Bildern erschienen, der Natur der Sache nach, die natürlichen Lichter schwarz, die Halbschatten grau, die tiefen Schatten weiß, die Bilder waren zudem sehr undeutlich, und endlich fanden sie kein Mittel, sie, wenn man so sagen darf, lichtbeständig, das heißt den Ueberzug von Chlorsilber, wenn er einmal das Bild aufgenommen, fortan für die schwärzende Wirkung des Lichtes unempfänglich zu machen. — Da begann Niepce, ein Gutsbesitzer bei Chalons-sur-Saone, um's Jahr 1814 seine Versuche. Er ging 182[illegible] nach [illegible] eines Mittels, das die Gegenstände so darstellte, daß Schatten den Schatten, Halbschatten den Halbschatten, Lichter den Lichtern entsprachen, und daß die Abbildungen sich nach vollbrachter Operation am Lichte nicht weiter veränderten. Er konnte aber sein Verfahren nur auf das Kopiren von Kupferstichen anwenden; mit dem Wiedergeben der natürlichen Bilder der Camera obscura konnte es ihm nicht gelingen, aus dem einfachen Grunde, weil sein Präparat am Lichte nur sehr langsam die Farbe änderte und er zur Herstellung eines Bildes zehn bis zwölf Stunden brauchte. In dieser Zeit verschoben sich aber die Schatten des Bildes sehr bedeutend, sie rückten von links nach rechts vor und brachten an allen Punkten, über welche sie hingingen, eine bleiche, gleichförmige Färbung hervor, wobei alle aus dem Gegensatz vom Licht und Schatten entspringenden Effekte verloren gingen. — Daguerre fand nun aber ein Mittel, die Bilder sechzig bis achtzig Mal schneller herzustellen, als Niepce, und somit auch die Natur selbst abzubilden. Auf diese Entdeckung hin associirte er sich im Dezember 1829 mit Niepce, mit dem er schon vorher in Verbindung gestanden, und brachte durch zahllose, äußerst mühsame und kostspielige Versuche sein Verfahren auf die Höhe, auf der es sich jezt befindet.

Daguerres Präparat wird von den allerschwächsten Lichtstrahlen angegriffen, und die Wirkung erfolgt, bevor die Schatten Zeit haben, sich merklich zu verrücken. Der Erfolg ist sicher, wenn man sich an die ganz einfachen Vorschriften hält, und ist das Bild einmal entworfen, so kann es Jahre lang am Lichte liegen, ohne im Mindesten zu verlieren. — Welch große Dienste hätte eine solche Erfindung z. B. im egyptischen Feldzug leisten können! Wäre die Photographie im Jahre 1798 bekannt gewesen, so besäßen wir jezt getreue Abbildungen vieler emblematischen Bildwerke, die jezt durch die Habsucht der Araber und den Vandalismus gewisser Reisenden für die gelehrte Welt auf immer verloren sind. Um die Millionen Hieroglyphen abzuzeichnen, welche die großen Bauwerke zu Theben, Memphis, Karnak u. s. w. selbst außen bedecken, brauchte man zwanzig und mehr Jahre, und ganze Heere von Zeichnern. Mit dem Daguerrotype könnte ein einziger Mensch diese ungeheure Aufgabe lösen.

Indem Arago die Frage aufwirft, ob wohl die Kunst an sich aus Daguerres Bildern Nutzen ziehen werde, beruft er sich auf das Zeugniß des Malers Paul Delaroche. Dieser erklärt, an Daguerres Bildern werde auch der beste Maler sehr vieles lernen können. Am wunderbarsten dabei sey, daß die unendliche Ausführung die Ruhe der Massen so gar nicht störe und der Wirkung des Ganzen keinen Eintrag thue. Die Bilder geben zugleich ein breites, kräftiges Modell und ein nach Ton und Effekt gleich reiches Ensemble. Die Erfindung werde dem Maler ein Mittel an die Hand geben, sich schnell Studien zu sammeln, wie er sie sich nur mit Aufwand von viel Zeit und Mühe, und am Ende doch bei allem Talent nur weit mangelhafter hätte verschaffen können.

Hinsichtlich der Frage, ob die Erfindung auch der Art sey, daß sie Gemeingut werden könne, sagt Arago der Hauptsache nach folgendes:

Die Tafeln, auf denen das Licht die wundervollen Zeichnungen entwirft, sind plattirte, d. h. mit einem ganz dünnen Silberblättchen überzogene Kupfertafeln. Kommt auch eine solche Tafel auf drei, vier Franks, so kann man dieselbe hundertmal hintereinander zu Abbildungen benützen. — Beim ganzen Verfahren kommt nicht ein Handgriff vor, den nicht Jeder in Ausübung bringen könnte. Hält man sich Punkt für Punkt an wenige, ganz einfache Vorschriften, so operirt der nächste Beste so sicher und gut als Daguerre [illegible] — [illegible] braucht es kaum zehn bis zwölf Minuten, um ein Bauwerk, die Ansicht einer Straße, eine Landschaft aufzunehmen. Im Sommer, bei hellem Sonnenschein, verkürzt sich die Frist um die Hälfte, und in südlicheren Ländern wird es sicher nicht mehr als zwei bis drei Minuten brauchen. Aber wohlgemerkt, diese zwei bis zwölf Minuten sind nur die Zeit, welche darauf geht, bis das durch die Linse der Camera obscura hervorgebrachte Bild sich auf der Tafel vollständig abgezeichnet hat. Dazu kommt noch die zur Aufstellung der Camera obscura, zur Zubereitung der plattirten Tafel und zu der kleinen Operation, wodurch das Bild ferner für das Licht unempfindlich wird, erforderliche Zeit. Mit allem zusammen mögen dreißig Minuten bis dreiviertel Stunden herauskommen. Man täuschte sich also, wenn man meinte, auf einer Reise, etwa während der Postwagen langsam einen Berg hinauffahre, geschwind Landschaften aufnehmen zu können. Ebenso irrte man sich, wenn man sich vorstellte, die photographischen Zeichnungen könnten auf den lithographischen Stein übergetragen und so vervielfältigt werden. Nicht nur in der moralischen Welt muß man mit seinen Vorzügen auch die Kehrseiten derselben hinnehmen; bei den Künsten ist es nicht selten ebenso. Gerade durch die vollkommene Glätte, die gar nicht zu berechnende Dünnheit der Schichte, auf welcher Daguerre operirt, wird die Ausführung, der Schmelz, die Harmonie der photographischen Bilder bedingt. Wollte man dergleichen Gebilde reiben, darauf tupfen, sie unter die Presse bringen, so zerstörte man sie für immer. Aber Niemanden fällt es auch ein, ein Spitzenband zu zerren oder einen Schmetterlingsflügel zu bürsten.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 174.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 22. Juli 1839.

Und wenn ich Eines doch mir wünschen sollte,
So wollt' ich, Maccaronen wären Schlangen,
Und kämen, statt daß ich bisher sie holte,
Hinführo selber doch zu mir gegangen.

A. Grün.

Die Lazzaroni in Paris.

Der Lazzarone in Neapel, gemächlich auf's Pflaster hingestreckt, von milden Lüften gefächelt und in den Wonneanblick seines Meerbusens und wolkenlosen Himmels versunken, macht sich wenig Lebenssorgen. Er vertraut auf San Gennaro und die Madonna; und die Hand, welche den Kindern Israel das Manna in der Wüste spendete und 5000 Mann mit fünf Broden und fünf kleinen Fischen sättigte, wird auch den armen Lazzarone nicht verschmachten lassen und ihm schon ein Gericht Maccaroni und einen Tropfen Eiswasser schicken. Was braucht er mehr? ab und zu eine Scheibe Melone, oder ein Stück frutta di mare; ferner sein Lieblingsspiel, die Morra, eine Kanzone und ein Marionettentheater mit Girolamo, Pulcinella und Brighella, halb schwarz und weiß. Wenn der neapolitanische Lazzarone den himmlischen Vater um seine täglichen Maccaroni gebeten und sie erhalten hat, so bleibt ihm nichts mehr zu wünschen übrig; er legt sich dann in Gottes Namen auf den Steindamm des Hafens oder auf die Marmorfliesen der Chiaja und schwelgt im Genuß des süßen Nichtsthuns.

Der Orient ist bekanntlich die Heimath der Faullenzerei: im Schatten von Palmbäumen ruhen, eine Pfeife Tabak, eine Schaale Sorbet oder Kaffee, einige Feigen oder Oliven und ein Mährchen, worin es von Gold, Silber und Edelsteinen flimmert — darin besteht dort der behaglichste Lebensgenuß. Der Arme an den Ufern des Euphrat ist glücklich und zufrieden mit einem Mundvoll Reis; wenn er den hat, wendet er sein Antlitz gegen Mekka und dankt dem Propheten. In jenen Himmelsstrichen flieht der Mensch die Arbeit, welche für ihn eine Mühe ohne Lohn, eine Qual ohne Ersatz ist; seine geringen Bedürfnisse und Ansprüche an's Leben erlauben ihm, ohne Vorwürfe und ohne Entbehrungen lange Ruhestunden zu halten und seinen Träumereien nachzuhängen. Ich erinnere mich eines Tags in Italien, wo am Himmel einer jener schrecklichen Orkane heraufzog, welche aus der heißen Zone zu kommen scheinen, mit solcher Blitzesschnelle, Heftigkeit und Verheerungswuth brechen sie herein. Man war gerade in der Ernte; die Gutsbesitzer baten flehentlich die armen Leute, ihnen das Getreide einbringen zu helfen; allein man machte taube Ohren, und die einzige Antwort war ein ironisches Faulheitslächeln; es wurde doppelter, dreifacher Arbeitslohn geboten; nichts half, die trägen Italiener wickelten sich in ihre dalmatischen Mäntel und warteten sehnsüchtig auf den Ausbruch des Gewitters, wie wenn sie das Aufziehen des Vorhangs begehrt hätten, um das Schauspiel anfangen zu sehen. Ein Taglöhner, auf einen Sack voll Maismehl deutend, äußerte mit pommerischer Gemüthsruhe:

„Bester Herr, das reicht für mich und meine Familie eine ganze Woche; unterdeß soll mich all Ihr Gold nicht von der Stelle bringen; ich will ausruhen. Fragen Sie am Ende der Woche wieder an, dann wird der Sack auf die Neige gehen, und ich thue dann für wenige Centesimi, was Sie wollen." — Eine Sage des Morgenlands berichtet ja auch, daß ein armer Pilger, von Heißhunger gemartert, bei einer Cisterne einen ledernen Beutel liegen sah, den er gierig mit den Worten aufraffte: „Gelobt sey Allah! da finde ich Datteln!" Als er aber bei näherer Untersuchung nichts als kostbare Perlen und Goldstaub fand, schleuderte er den Schatz mit Verachtung von sich.

Der Arme in unsern abendländischen Gegenden ist nicht so auf Rosen gebettet; er muß sein täglich Brod mit saurem Schweiß verdienen und die Erde zeigt sich ihm nur als gütige Mutter, wenn er tiefe Furchen zieht; er braucht viel Witz und Verstand und wenig träumerisches Naturell, denn seine Tage sind lang und die Arbeit anhaltend, seine Nächte kurz und die Ruhe unsicher. Und in unsern rauhen Himmelsstrichen hat man nicht bloß den unerbittlichen Hunger zu stillen, sondern auch die Kälte eines langen Winters und die hartnäckigen Regen eines feuchten Herbstes und Frühlings abzuwehren. Unsere abendländische Erde ist eine böse Erde, von Mängeln und Entbehrungen starrend, und doch mit Begierden und Ansprüchen bedeckt, welche die gesteigerte Kultur in zahlloser Menge hervortreibt. Wie viele gesunde, rüstige, ehrliche und fleißige Menschen stehen jeden Morgen in unsern großen Gewerb- und Handelsstädten auf, ohne zu wissen, wo sie den Tag über Essen und Trinken hernehmen sollen. Ihre robusten Leiber haben Bedürfnisse, welche ein Mundvoll Reis nicht beschwichtigt. Mahomet und der heilige Januarius scheinen nicht helfen zu können, und wehe dem, der sich auf sie verlassen wollte! er würde unfehlbar den Polizeidienern in die Hände gerathen. — Der Pariser Lazzarone ist vor Allem des Sprichworts eingedenk: „Hilf dir selber, so hilft dir der Himmel!" Er weiß sehr wohl, daß er nur von sich selbst etwas zu erwarten hat, und er ist dabei ebenso pfiffig und kniffig, als seine Kollegen in Italien und im Orient geistesträge und geistesarm.

Paris wird heutzutage gewöhnlich als die Hauptstadt des civilisirten Europas angenommen; eine schmeichelhafte Auszeichnung, welche man vielleicht streitig machen könnte; denn es setzt eine ungünstige Vorstellung von der europäischen Civilisation voraus, wenn man den Mittelpunkt derselben in eine Stadt verlegt, wo man sich Abends nach eilf Uhr nicht mehr über die Straße wagen darf, ohne für seine Börse oder sein Leben zu zittern. Treffender bezeichnet man Paris als den Sitz der Tausend und Einen Industrie; ein Titel, der vollkommen auf die französische Hauptstadt paßt, wo es der Geschäfte und Fertigkeiten, sich sein tägliches Brod zu verdienen, so unzählige gibt. In dieser Beziehung sagt ein französischer Schriftsteller mit Recht, Paris komme ihm vor wie ein „gebauter Logogryph," weil es in der That eine Stadt voll unauflöslicher Räthsel ist und die Adoptivheimath jener beträchtlichen Schaar von zweideutigen, mysteriösen Existenzen, welche das schärfste Häschersauge nicht bewachen kann, und die jenen Bächen vergleichbar sind, welche sich durch ein Wiesenthal schlängeln und plötzlich in unterirdischen Felsenschluchten verschwinden, ohne daß man weder ihre Quelle noch ihre Mündung auffindet.

(Fortsetzung folgt.)

Lübeckische Sagen.

(Fortsetzung.)

Da wurde Herr Dankwarth roth vor Zorn bis hinauf an sein schneeweißes Haar, und ließ die Rathsknechte kommen und sie abführen in den Thurm, und alle Leute standen still auf der Straße, wie sie vorbeikam und steckten die Köpfe zusammen und wunderten sich, weil sie so sittig und ehrbar einherging zwischen den Schergen und so jung war und lieblich anzuschauen. Und alle Gevatter und Freundschaft kamen zum Herrn Dankwarth und fragten, wie das geschehen, und mochtens nicht glauben, und konnten doch nicht unrecht finden, daß er also gethan habe.

Und die Gerechtigkeit ging ihren Gang und sie haben sie hinaufgeführt auf den alten Hansasaal auf dem Rathhause, wo die Herren sitzen über Leben und Tod, zwei blanke Schwerter über ihnen und ein Todtenkopf. Aber die Elsbeth ist nicht erschrocken vor weltlicher Macht, und hat gesagt: nein, sie hätt's nicht gethan, und warum sie erschrocken sey, als Herr Dankwarth eingetreten, das könne sie auch nicht sagen, jetzt und in alle Ewigkeit. Da haben sie sie peinlich gefragt, und weil sie so groß Weh und Pein nicht ausstehen können, als ein schwaches Weib, hat sie endlich eingestanden, sie hätt's gestohlen; wo sie aber den Ring hingethan, das konnte sie nicht sagen, weil sie's selbst nicht wußte. Da haben die Herren das Urthel über sie gesprochen und Herr Dankwarth hat's ihr selbst vorgelesen, daß sie sitzen solle Jahr und Tag und dann gerichtet werden mit dem Schwert. Darnach ist er heimgegangen und hat sich eingeschlossen in sein Kämmerlein und hat geweint wie ein Kind und gesagt: heut wär er lieber gestorben, als daß er seines Amtes gewaltet hätte.

Also ist die Zeit umgegangen und nichts an den Tag gekommen, und Herrn Dankwarths Haus ist aus einem Hause der Freude ein Haus der Trauer geworden, denn der junge Herr Friedrich ist abgezehrt von Tag zu Tag, als ob er die schwindende Sucht oder sonst eine böse Krankheit hätte, und er hat immer zu Elsbeth in den Kerker gewollt, aber der Vater hat's verboten, weil er so gar schwach und hinfällig war.

Als nun das Jahr verflossen, ward sie nach Markamsaal gebracht, daß sie des andern Tages gerichtet würde; da hat Jedermann zu ihr gekonnt und sie sprechen und sehen. Und selbst die ärgsten Bösewichter, so sich sonst eine Lust daraus machen, die armen Gefangenen in ihrem lezten Stündlein zu verspotten und zu verhöhnen, sind vor ihr gestanden wie demuthige Sünder und haben kein Wort sagen können, wenn sie sie angeschaut, und Alt und Jung, Mann und Weib haben geweint, und 's ist keiner gewesen, der nicht gesagt hätte, sie wäre unschuldig. — Auf die Nacht ist aber Herr Friedrich zu ihr gekommen und hat gesagt: er hätte sie lieb gehabt, noch mehr als seinen Vater und seine Mutter; sie solle es ihm sagen um seiner großen Liebe willen, ob sie schuldig wäre oder nicht. Da hat sie gesagt: „Nein, so wahr mir Gott helfe in meiner lezten Stunde!" und er hat sie weiter gefragt: warum sie erschrocken sey, als der Vater eingetreten. Da hat sie geantwortet, ihm wolle sie's sagen, wofern er ihr schwöre, kein Wort davon Jemanden zu verrathen. Und als er's beschworen mit seinem heiligsten Eide, hat sie gesagt: sie habe vor seinem Conterfei gestanden, so über seines Vaters Tisch hänge in der Schlafkammer, und's immerfort angeschaut, weil sie ihn auch lieb gehabt hätte, wie Niemand sonst; darum habe sie's nicht gehört, als der Vater eingetreten und sie beim Arme gefaßt, und sey so sehr erschrocken. — Als er das gehört, hat Herr Friedrich kein Wort mehr sagen können und hat sie auf die Stirne geküßt und ist davon gerannt. Aber der Frohn, welcher vor der Thür stand, entsezte sich vor Herren Friedrich, weil er so bleich ausgesehen.

Da ist Herr Friedrich seinem Vater zu Füßen gefallen und hat gefleht, er solle das Mädchen erretten, er wisse jezt gewiß, daß sie unschuldig sey; er wolle sich mit seiner Seele Seligkeit dafür verbürgen. Er wolle für sie sterben, wenn's die Gerechtigkeit verlange, daß Einer sterbe. Aber der Vater hat gesagt, wofern er nicht Beweise hätte für die Wahrheit, hülfe es ihm zu nichts. Gerechtigkeit müsse seyn im Lande, ohne Ansehen der Person, und ob die Welt darum zu Grunde ginge. — Darauf ist der Alte hinaufgegangen in seine Schreibstube und hat sich eingeschlossen und das Gesinde hat durch das kleine Gucksenster nach der Diele gesehen, wie er die ganze Nacht in seinem Sorgenstuhl gesessen ist, das Haupt auf die Hand gestüzt. Herr Friedrich ist aber hinausgegangen mit der Holzart nach des Alten Schlafgemach und hat alles Geräth zerschlagen und durchsucht und das Täfelwerk von den Wänden gerissen, daß er den Ring fände.

In der Nacht kam aber der Meister Scharfrichter zur Elsbeth, weil's ihn dauerte, daß das junge Blut so viel weine, und hat ihr zugeredet nach seiner Weise und besten Meinung: Es solle gar nicht weh thun, sie musse nur nicht so viel daran denken. Der Hipokras sey ein stark Getränke und schläfere sanft ein, daß man Alles vergesse. Wenn sie wirklich unschuldig wäre, da käme sie dann auf einmal aus dieser argen Welt zum lieben Herrgott, ohne viel Qual, wie doch die meisten leiden müßten auf ihrem Sterbebette. Er sey geschickt in seiner Kunst. Als er sich gemeldet, seyen noch zwei Andere mit ihm auf der Wahl gewesen, und alle hätten gleich gute Zeugnisse von ihren Meistern gehabt. Da habe der hohe Rath beschlossen, sie sollten ein Meisterstück machen, damit sich ihre Geschicklichkeit bewähre. Nun hätten sie das Loos geworfen und er sey der Lezte geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Auszug aus dem Commissionsbericht über Daguerres Erfindung, den Arago in der französischen Deputirtenkammer abgestattet.

(Schluß.)

Arago kennt seit mehreren Monaten Daguerres Verfahren. Das Zartgefühl gebot ihm aber, mit demselben nicht eher physikalische Versuche anzustellen, als bis es durch eine Nationalbelohnung allen Beobachtern zugänglich geworden. Was somit, sagt er, den wissenschaftlichen Werth der Erfindung betreffe, so könne man vorerst nur Vermuthungen aussprechen. Die Sache spreche aber zu laut für sich, als daß man fürchten dürfte, der Erfolg könnte die Voraussezungen Lügen strafen.

Der Stoff, dessen sich Daguerre zu seinen Abbildungen bedient, ist ein weit empfindlicheres Reagens für das Licht, als alle bisher bekannten. Es war nie gelungen, mit den Mondstrahlen, selbst wenn sie durch die größten Linsen, durch die mächtigsten Brennspiegel concentrirt wurden, an irgend einem Stoff eine merkbare physische Veränderung hervorzubringen. Dagegen werden die plattirten Tafeln, wie sie Daguerre zurichtet, durch die Mondstrahlen so entfärbt, daß man mit Grund hoffen darf, dadurch photographische Karten unseres Trabanten zu erhalten, das heißt in wenigen Minuten eine der schwersten, langwierigsten Arbeiten in der Astronomie zu Stande zu bringen. Ein wichtiger Zweig der Physik, die Berechnung der Lichtstärke, die sogenannte Photometrie hat bis jezt geringe Fortschritte gemacht. Wohl ist der Physiker so ziemlich im Stande, die verhältnißmäßige Stärke zweier Lichter zu bestimmen, die nahe bei einander stehen, und die er zumal im Auge hat; findet aber keine Gleichzeitigkeit statt, handelt es sich davon, die Stärke eines

Lichtes mit der eines andern zu vergleichen, welches erst sichtbar wird, wenn das erste verschwunden ist, so waren bisher die Mittel sehr unvollkommen. — Die künstlichen Lichter zum Behuf der Vergleichung, auf welche der Beobachter in den eben genannten Fällen angewiesen ist, haben selten die erforderliche Stetigkeit und Dauer; selten, besonders wenn es sich von Sternbeobachtungen handelt, sind auch die künstlichen Lichter weiß und farblos genug. Daher kommt es, daß die verschiedenen Angaben über die Lichtstärke der Sonne im Verhältniß zum Licht des Monds oder der Sterne so sehr von einander abweichen, obgleich alle von geübten Beobachtern herrühren; daher kommt es, daß selbst Schriftsteller, die sonst gern absprechen, eine gewisse Zurückhaltung beobachten, wenn es sich davon handelt, aus der Vergleichung zwischen Sonnen- und Sternenlicht auf den Rang zu schließen, der unserer kleinen Sonne unter den Milliarden Sonnen am Firmament zukommen mag.

Man kann mit Bestimmtheit behaupten, die von Daguerre entdeckten Reagentien werden eine der Wissenschaften fördern, auf welche der menschliche Geist am meisten stolz seyn darf. Mit ihrer Hülfe wird der Physiker fortan die Lichtstärken absolut messen, er wird die verschiedenen Lichter nach ihren Wirkungen vergleichen können. Dieselbe Tafel gibt ihm, wenn es ihm gut dünkt, Eindrücke der blendenden Sonnenstrahlen, der dreimalhunderttausendmal schwächern Strahlen des Mondes, der der Sterne. Diese Eindrücke kann er unter einander gleich herstellen, entweder dadurch, daß er die stärksten Lichter durch neu entdeckte Mittel, deren Angabe hier zu weit führen würde, schwächt, oder dadurch, daß er die glänzendsten Strahlen kurze Zeit, z. B. nur eine Sekunde, die andern dagegen im Nothfall eine halbe Stunde lang wirken läßt. Ueberdieß, wenn der Forscher ein neues Werkzeug auf die Beobachtung der Natur anwendet, so ist das, was er davon erwartet, jedesmal nur wenig gegen die Entdeckungen, auf welche das Werkzeug mit der Zeit führt. Bei Dingen der Art muß man immer und ganz besonders auf das rechnen, was man noch gar nicht absieht. Dieser Gedanke könnte parador erscheinen; es läßt sich aber mit wenigem darthun, daß er wahr ist.

Kinder bringen zufällig zwei Linsengläser von verschiedener Brennweite an den beiden Enden einer Röhre an. Sie schaffen damit ein Werkzeug, das entfernte Gegenstände vergrößert, sie so darstellt, als wären sie näher gerückt. Die Beobachter greifen darnach mit der einzigen, der bescheidenen Hoffnung, die von Alters her bekannten Gestirne, die man bisher nur äußerst unvollkommen beobachten konnte, etwas besser sehen zu können. Kaum aber ist das Instrument gegen den Himmel gerichtet, so entdeckt man Myriaden neuer Welten; man lernt den Bau und die Verhältnisse der sechs alten Planeten kennen, man findet große Aehnlichkeit zwischen ihnen und unserer Erde: sie haben Berge, deren Höhe man mißt, sie haben Atmosphären, in denen man stürmische Vorgänge beobachtet, an ihren Polen bemerkt man Erscheinungen, die auf Bildung und Schmelzung von Eis hinweisen, gerade wie bei uns; sie zeigen Umdrehungen um ihre Achsen, ähnlich derjenigen, welche bei uns den Wechsel von Tag und Nacht bedingt. Die Röhre, mit der die Kinder des Brillenmachers von Middelburg gespielt, richtet sich auf den Saturn und bringt dem Menschen ein Phänomen vor's Auge, seltsamer, als es die ausschweifendste Einbildungskraft denken konnte, jenen Ring, oder, wenn man will, jene pfeilerlose Brücke, die 71,000 franz. Meilen im Durchmesser haltend, und 11,000 Meilen breit, rings die Kugel des Planeten umgibt und überall 9000 Meilen von ihr absteht. — Hatte ein Mensch vorausgesehen, daß das Fernrohr, auf die Beobachtung der vier Jupitersmonde angewendet, darauf führen würde, daß die Lichtstrahlen sich mit der Geschwindigkeit von 80,000 Lieues in der Sekunde bewegen? daß es in seiner Verbindung mit dem Gradinstrument den Beweis liefern würde, es sey kein Fixstern am Himmel, dessen Licht, um zu uns zu gelangen, weniger als drei Jahre braucht? dachte Jemand daran, man könnte einmal, mittelst gewisser Beobachtungen und Analogien, wozu das Fernrohr führte, zum äußerst wahrscheinlichen Schluß kommen, daß der Lichtstrahl, bei dem wir im gegebenen Augenblick gewisse Nebelflecken gewahren, schon vor mehreren Millionen Jahren von dort ausgegangen seyn müsse, mit andern Worten, daß diese Nebelflecken, in Folge der successiven Fortpflanzung des Lichts, noch Millionen Jahre nach ihrem völligen Untergang von der Erde aus sichtbar blieben?

An das Fernglas für nahe Gegenstände, an das Mikroscop, ließen sich ähnliche Betrachtungen knüpfen, denn die Natur ist im Kleinsten so wunderbar und mannigfaltig als im Größten. Die Naturforscher wendeten es Anfangs nur auf die Beobachtung von Insekten an, um sie zu vergrößern und sie so besser zeichnen zu können; bald aber, und ganz unerwartet, ließ es in der Luft, im Wasser, in allen Flüssigkeiten jene Infusionsthierchen, jene seltsamen Zeugungen entdecken, in denen man vielleicht eines Tages die ersten Anhaltspunkte zu einer rationellen Erklärung der Lebenserscheinungen überhaupt gewinnt. In neuester Zeit richtete man das Mikroscop auf kleine Splitter verschiedener Gesteinarten, die zu den derbsten, härtesten der Erdrinde gehören, und die erstaunten Beobachter erkannten, daß diese Steine einst gelebt haben, daß sie nichts anderes sind als eine aus Milliarden mikroscopischer Thierchen zusammengebackene Masse.

Mit dieser Abschweifung sollten die Vorstellungen derjenigen berichtigt werden, welche der irrigen Meinung seyn könnten, der wissenschaftliche Nutzen der Daguerreschen Erfindung werde auf das beschränkt bleiben, was man jezt schon voraussehen kann, und was oben angegeben worden ist; dies ist so wenig der Fall, daß bereits Thatsachen vorliegen, welche die größten Hoffnungen der Wissenschaft rechtfertigen. So könnten hier Ideen zur Sprache gebracht werden, nach denen der Topograph Mittel zu rascher Berichtigung von der Photographie zu entlehnen haben dürfte; der vorliegende Zweck wird aber unmittelbarer erreicht, wenn hier einer interessanten, vor ganz kurzer Zeit von Daguerre selbst mitgetheilten Beobachtung Erwähnung geschieht. Er fand nämlich, daß die Morgenstunden und die Abendstunden gleich weit vom Mittag, und demnach derselben Höhe der Sonne über dem Horizont entsprechend, doch keineswegs zu Hervorbringung der photographischen Bilder gleich gut geeignet sind. So bildet sich in allen Jahreszeiten, und bei scheinbar völlig gleichem Zustand der Luft das Bild um sieben Uhr Morgens etwas schneller als um fünf Uhr Abends, um acht Uhr schneller als um vier Uhr, um neun Uhr schneller als um drei Uhr. Angenommen, dem sey wirklich so, so hat der Meteorolog künftig ein Element weiter auf seinen Tafeln zu verzeichnen; zu den bisherigen Beobachtungen des Standes des Thermometers, Barometers, Hygrometers, der Durchsichtigkeit der Luft, kommt ein Element, das jene Instrumente nicht anzeigen, und er wird eine eigenthümliche Absorbtion in Rechnung zu bringen haben, welche auf viele andere Erscheinungen, selbst auf diejenigen, welche in's Gebiet der Physiologie und Medicin gehören, nicht ohne Einfluß seyn kann.

Beilage: Literaturblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 175.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 23. Juli 1839.

> Nay, lay thee down, and roar,
> For thou hast kill'd the sweetest innocence.
>
> Shakespeare.

Lübeckische Sagen.

(Fortsetzung.)

Der Scharfrichter redete weiter: Da habe der erste Geselle den Delinquenten im Stehen geköpft, und zwar so geschickt und geschwind, daß der Kopf nicht herunter gefallen, sondern als das Schwert durchgefahren, wieder auf dem Rumpf gestanden sey. Der zweite habe gewartet, bis zwei Uebelthäter gerichtet werden sollten, und er habe jedem zwei eiserne Ringe um den Hals gethan und Erbsen dazwischen gelegt und habe sie Beide auf Einen Schlag geköpft zwischen den Ringen durch. Aber die Köpfe wären auf die Erde gefallen, wie's auch sonst zu geschehen pflege. — Da seyen die beiden Mordbrenner gekommen, welche Schönböken in Asche gelegt, und er habe sie durch die Ringe geköpft, Beide auf Einen Schlag, aber die Köpfe wären nicht auf die Erde gefallen, sondern stehen geblieben, wie beim Ersten. Darauf sey er Meister geworden. — Die Elsbeth weinte aber immer noch fort und hatte kein Wort von alle dem gehört. Darauf hat sie ein inbrünstiges Gebet zum Herrn gesprochen, und der Meister Scharfrichter betete mit. Der Herr hat sich aber ihrer erbarmt und ihr einen milden, ruhigen Schlaf gesendet, worauf der Meister Scharfrichter fortgeschlichen ist, und hat auch gut geschlafen, weil er sich freute seines guten Werks, daß er die arme Dirne getröstet. — Des andern Tages in der Früh wurde sie hinausgeführt und gerichtet.

Die Herren waren aber auf dem Rathhause versammelt, und wie der Meister Scharfrichter sein Amt verrichtet hatte, eilt ein Reitendiener in Eile nach der Stadt, es den Herren anzusagen. Da stunden sie Alle auf, nahmen ihre Hüte ab und beteten zu Gott, daß er sie bewahren möge vor ungerechtem Urthel, und daß nicht unschuldig Blut geflossen sey durch ihre Hand. Darnach gingen sie heim ein Jeder zu seinem Weib und Kind. — Als aber Herr Dankwarth heim kam, fragte er gleich nach seinem Sohn, und Niemand hatte ihn gesehen; da ging er ihn suchen im ganzen Haus und fand ihn nicht. Auf die Lezte kam er an den Prunksaal, wo's in guten Tagen oft lustig hergegangen, in Jahr und Tag war aber Niemand drin gewesen. Und als er eintrat in den Saal, da hing sein Sohn an der Wand und war todt.

Als nun aber einer der Diener auf einen Tisch stieg, um den jungen Herrn abzuschneiden und fein säuberlich herabzunehmen, da sah er oben auf dem Gesims des Täfelwerks, womit die Wände des Gemachs geziert waren, allerlei Glänzendes liegen, und ein alter Rabe, so Herr Dankwarth schon von seinem Vater ererbt hatte, saß daneben und wollt's ihm wehren, daß er darnach griffe.

Er nahm's dennoch herab. Da war's werthloser Kram, und ganz zu unterst lag Herrn Dankwarths Ring. Und als Herr Dankwarth das sahe, da ging er fort und sprach kein Wort, denn er ist stumm geworden vor Schreck und also geblieben bis an seinen Tod. Und er ist abgezehret, daß ihn in wenig Tagen seine besten Freunde nicht mehr kannten. Am Tage saß er einsam in seinem Sorgenstuhl und sah vor sich, als ob er nichts sähe, wenn's aber Nacht wurde und Alles schlief, wandelte er umher Trepp auf, Trepp ab, denn es ließ ihm keine Ruh auf seinem Lager. Als aber ein Jahr um war und der Tag kam, an welchem Eiderd gerichtet, konnte Herr Dankwarth nicht aufstehen von seinem Lager, und er gab's durch Zeichen, daß er einen Priester wolle und den Leib des Herrn.

Herr Dankwarth hatte aber in seinen Diensten einen Schreiber aus Dänemark, der hieß Etlef Rundson. Das war ein ruchloser, böser Mensch und hatte sich bereichert von seines Herrn Geld und Gut, seit dieser schwach war und hinfällig. Als der nun hörte, daß Herr Dankwarth sterben wolle, ging er hinauf, trat an sein Lager und sprach: „Er solle sich nicht grämen ob solcher geringen That. Wofern er ihm ein Scharlachkleid gebe und ein köstlich Gastmahl, wolle er die ganze Schuld schon auf sich nehmen vor dem Himmel." Da nickte Herr Dankwarth mit dem Kopfe, nahm die lezte Oelung und verschied. — Der Etlef Rundson ging aber hinauf, wo seines Herrn Kleider hingen, und wählte sich ein schönes Scharlachkleid, mit Gold gestickt und verbrämt, ließ darauf ein Gastmahl anrichten, Spielleute kommen, lud seine Gesellen, und sie sangen und jubelten bis spät in die Nacht und führten gotteslästerliche Reden. Als aber die Mitternacht kam, trugen den Etlef seine Gesellen auf seine Schlafkammer und empfahlen ihn dem Teufel. Und der Teufel ließ nicht auf sich warten, und es ging ein Lärmen und Toben durch des Etlef Kämmerlein und sofort durch's ganze Haus, also daß man's drei Häuser weit hören konnte. Und wer es hörte, der zog sich's Bettlaken über den Kopf und betete ein still Gebet. — Als man aber andern Morgens in des Etlef Kämmerlein brach, da hatte ihm der Teufel den Hals umgedreht, daß das Gesicht zu hinterst stand; da nach war derselbe ausgefahren durch's Fenster, daß die Schriben brachen.

Und es hat Keiner wieder in dem Hause wohnen mögen bis auf diese Stund; denn wenn es Nacht wird, da tappt es leise Trepp auf, Trepp ab, und droben auf des Etlef Kämmerlein tobt es und lärmt, und so oft man versucht hat, die Scheiben wieder einzusetzen, hat sie stets wieder der Teufel zerschlagen in der Nacht, und kein geweihtes Wasser hat die Blutflecken wegwaschen können von der Wand.

Selbiges Haus liegt in der Sandstraße, und wer's sehen will, dem kann's jegliches Kind weisen.

Die Lazzaroni in Paris.

(Fortsetzung.)

Man kann sich vorstellen, wie viel brodloses, heilloses Gesindel in diesem schrecklichen Menschenkloak zusammenfließt, und wie es selbst der besten und wachsamsten Sicherheitspolizei unmöglich wird, eine Stadt, wo eine Million Volks beisammenlebt, von diesem Auskehricht der Gesellschaft zu reinigen. All diese verworfenen und vertriebenen Menschen gehen frei unter dem großen Haufen mit herum: sie haben keine große Lust und keinen guten Willen zum Arbeiten, aber doch das Bedürfniß zu leben, und müssen also auf Mittel und Wege sinnen, wie sie ihre Blöße decken, ein Obdach gewinnen und Nahrung finden mögen, wenn sie auch an die größte Mäßigkeit gewöhnt sind. Man kann von dieser großen Lumpenfamilie wenigstens ein Drittel rechnen, die Morgens beim Erwachen keinen Pfennig in der Tasche haben, noch wissen, wo sie einen verdienen sollen, und von denen der biblische Ausspruch gilt: sie säen und ernten nicht, und unser himmlischer Vater ernähret sie doch. Ich meine damit nicht die Spitzbuben, Beutelschneider, Taschendiebe und Gauner, welche oft mit leerer Tasche und noch leererem Magen auf eine günstige Gelegenheit lauern müssen, die manchmal lange ausbleibt; ich meine nicht die Glücksritter vom Blumenfelde chimärischer Hoffnungen und Pläne, die sich selbst und Andere mit ihren Illusionen äffen, und ohne eben Straßendiebe zu seyn, ein ephemeres Tagediebleben fristen; nein, ich spreche von solchen, die nicht arbeiten mögen, daß es Schultern und Beine angreift, sondern durch allerlei kleine Handdienste und Geschicklichkeiten sich ehrlich durchzubringen suchen.

Wenn man das Verzeichniß liest, welches der geistreiche Theaterkritiker des Journal des Débats von den „kleinen Gewerben" gefertigt hat, so muß man gestehen, daß die armen Teufel in Paris, welche arbeiten wollen und sich beklagen, keine Beschäftigung zu finden, entweder höchst untaugliche Subjekte oder unter höchst ungünstigen Constellationen geboren sind. Es gibt keine Stadt auf der Welt, welche der menschlichen Industrie so viele Ressourcen bietet. Wer in Paris verhungern will, muß wirklich den ernsten Vorsatz dazu fassen; die Summe der kleinen Geschäfte und Erwerbszweige, wodurch der Mensch seine spärliche Leibesnahrung verdient, ist unglaublich. Abgesehen von den Brodgewerben, welche Jedermann kennt und welche man in Wien so gut als

in Berlin treibt, wie viele andere gibt es hier, die nur in Paris möglich sind und Hunderte von Individuen ernähren, deren Profession meist so lange unbekannt bleibt, bis sie vor dem Zuchtpolizeigerichte an den Tag kommt!

Paris ist nicht bloß das Paradies der Frauen, sondern auch das Paradies der Unglücklichen. Selten begegnen wir auf dem Pariser Pflaster dem nackten, mit Schwären bedeckten Elend, welches uns anderswo bisweilen anekelt. Wer in Paris unglücklich ist, braucht nur einen Schritt zu thun, um in eine bessere Lage zu kommen, wofern er kein Cretin und kein Faulpelz ist. Jede Jahreszeit bringt hier neue Existenzmittel, jeder Tag schafft neue Ressourcen. Das Pariser Elend ist deßhalb fast immer mit einem täuschenden Schein von Wohlhabenheit überfirnißt, den man sonst nicht leicht bemerkt; es hat sehr oft keine Hemde und keine Strümpfe an, aber es trägt gewöhnlich blank gewichste Stiefeln und Manschetten. — Die Pariser Dichter und Schriftsteller haben in neuerer Zeit das Phantastische und Wunderbare jenseits der Meerenge und jenseits des Rheins aufgesucht; allein sie hatten so weit nicht zu gehen brauchen. Das Phantastische und Wunderbare sitzt in ihrer Hauptstadt an jeder Straßenecke und steht am Ein- und Ausgang jeder Passage, so daß man unaufhörlich dawider rennt. Was gibt es Phantastischeres, als die Mehrzahl jener närrischen Betriebsamkeiten, deren possirliche Extravaganz unsere verborgensten Wünsche ausspürt, auf unsere flüchtigsten Launen spekulirt, unsere tollsten Begierden anstachelt und stets Mittel findet, die Finger in unsere noch so fest geschnürte Börse gleiten zu lassen? — Ich für mein Theil konnte nie umhin, das schöpferische Genie zu bewundern, welches zuerst die Tausende jener geheimnißvollen Gewerbe erfunden und benannt hat, die unter dem Pariser Himmel entsprießen und auf dem Misthaufen der französischen Civilisation wie Champignons auf einem Melonenbeete lustig emporschießen. Wo sonst in aller Welt existiren „Maikäferhändler," welche der geniale Giffel Gavarni's in einer köstlichen Zeichnung verewigt hat? Wo kennt man außerdem noch „Apfelschalenwächter in den Theatern," „Ostereierfärber," „Vorsteher von Flöherziehungsanstalten," „Pflegeväter von Invaliden," „Knochenbrecher," „Leuteanbrenner" und zwanzig andere nicht minder außerordentliche Professionisten, welche der obenerwähnte Feuilletonist mit ungemein witziger Laune aufzählt und beschreibt. Derselbe Autor vergißt jedoch in seinem Namenregister der „kleinen Gewerbe" mehrere Handwerksleute jener originellen Zunft; z. B. den interessanten Hundewäscher (baigneur de chiens).

Gleichwie manche Blumen nur in gewissen Erdreichen fortkommen und alsbald verkümmern und verwelken, wenn man sie aus dem Boden verpflanzt, worin sie aufgewachsen, so gedeihet der Hundewäscher nur in Paris, und würde sich in den andern europäischen Hauptstädten nicht halten können, sondern bei seinem excentrischen Gewerbe verhungern. Er liebt deßhalb auch sein Paris, und in seinem Paris die Seine über Alles. „Haben Sie je einen schöneren Strom gesehen, Mylord, als die Seine?" fragte mich einmal einer dieser Betriebsamen, während er dem Pudel meines Begleiters ein Waschbad applizirte; „ganz Paris trinkt daraus und sie wird doch nicht kleiner, im Gegentheil." Der arme Teufel sprach von der Seine, wie von seiner Mutter, und ist sie nicht seine Ernährerin? — Die Hundewäscherprofession hat das Gute, daß sie keine bedeutenden Elementarauslagen erfordert. Ein Bündel Stroh und ein Stück Seife, weiter braucht man nicht, um ein Etablissement der Art zu gründen und sogleich in Funktion zu treten: die Seife, um das Handwerk auszuüben, und das Stroh, um sich darauf zu legen, wenn es keine Arbeit gibt. Fast nie trifft man einen Hundewäscher allein; gewöhnlich thun sich drei Freunde zusammen und vertheilen die Rollen unter einander. Der eine Associé geht auf dem Kai spazieren und lauert die Kunden ab; er muß den ehrsamen, vergeßlichen Bürgersmann daran erinnern, daß sein Hund schmutzig ist und ein Bad nöthig hat; dieser macht demnach den Anbrenner, unter welchem Gattungsnamen man hier alle diejenigen versteht, welche die Vorübergehenden auf direktem oder indirektem Wege veranlassen, etwas zu kaufen oder zu thun, woran sie sonst nicht gedacht hätten. Der zweite Associé steht bis an die Kniee im Wasser und seift die Hunde ein, welche der Anbrenner herbeischleppt; der dritte endlich bewacht die Jacke und Holzschuhe seines im Wasser stehenden Kameraden. Wir wollen indeß damit nicht gesagt haben, daß Jeder von den Dreien seine Spezialität ein für allemal behält; sie lösen sich gegenseitig ab: der Kleiderwächter wird Hundewäscher, der Hundewäscher Anbrenner, und so abwechselnd, bis die Handelsfirma aufhört. Wenn das nicht der Fall wäre, so müßte nothwendig Streit und Klage über die unverhältnißmäßige Theilung der Arbeit entstehen. Jeder würde ausschließlich Kleiderwächter seyn wollen, um auf dem Strohbündel faullenzen und rauchen zu können, zwei Prärogative, welche mit dieser Stelle verknüpft sind. Das Kostüm des Hundewäschers ist außerordentlich einfach: es besteht in einer Hose und Jacke von Sackleinwand; Hemd, Strümpfe, Halstuch und Weste sind als völlig überflüssige Luxusgegenstände aus seiner Garderobe verbannt. Er trägt in der Regel eine französische Soldatenmütze, welche er bald in dieser, bald in jener grotesken Form aufsetzt. Er wäscht übrigens nicht bloß Hunde, sondern reitet auch Pferde in die Schwemme und gibt sich mit dem Angeln jener kleinen

Fische ab, welche in den wohlfeilen Pariser Speisehäusern servirt werden, wenn man ein Gericht Backfische verlangt. Ueber die bürgerliche Existenz des Hundewäschers mangeln alle zuverlässigen Nachrichten. Er ist, mit Figaro zu reden, fast immer der Sohn Niemandens, obschon man immer der Sohn Jemandens ist, wie Beidoison ebenso scharfsinnig als wahr bemerkt. Gemeiniglich kennt er weder Vater noch Mutter: in seinem siebzehnten Jahre schickt man ihn aus dem Findelhause in die Welt, wo der Arme, ohne Freund und Führer, wie an einem öden, unwirthbaren Gestade landet. Im Spital hat er die Schneiderei oder ein anderes Handwerk gelernt; er versucht, bei einem Meister unterzukommen, allein wer in Paris in eine Werkstätte eintreten will, muß bekannt oder anders angezogen seyn, als ein Spitallehrling. Der arme Hülflose klopft vergebens an alle Ateliers und kehrt endlich aus Verzweiflung in seine Heimath, in's Spital zurück; aber seine Stelle ist inzwischen besezt worden und man weist ihm auch hier die Thüre. Traurigen Gedanken nachgrübelnd, schlendert er auf die Kais zu und lehnt sich melancholisch über die Brustwehr, um mit sich zu Rathe zu gehen, was anzufangen sey; da sieht er zufällig, daß mehrere Individuen Hunde waschen und dafür Geld erhalten. Leute, welche selbst in keinen glänzenden Verhältnissen leben, schließen mit denen, welche im Unglück sind, leicht Brüderschaft, und so kommt es, daß die edle Gilde der Pariser Hundewäscher alljährlich manchen Verzweifelnden vom Wassertode rettet.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Juli.

Backhändelliteratur.

Die großen Augen eines Landjunkers, der zum ersten Male in die Residenz kommt, schauen uns nirgends so naiv verblüfft, so charakteristisch entgegen, als in den zahlreichen Schriften und Schriftchen über Wien und Oesterreich, die der Meßkatalog in den lezten Jahren uns vorgeführt hat. Oesterreich ist das Herz Deutschlands; aber was ist dem Menschen unbekannter und räthselhafter, als sein eigenes Herz? Doch die Deutschen, das Volk der Theorien, sind niemals in Verlegenheit. Muthig tritt der junge Mann in's Leben, sicher und unbekümmert um seine Wirren und Abwege. Hat doch die Universität ihn mit dem Emmaleius der Psychologie versehen. Kann er da einen Fehltritt machen? Kennt er nicht die Menschen vom Wirbel bis zur Zehe? Die Psychologie ist unfehlbar. Muthig eilt der junge Schriftsteller den schwarz und gelben Schlagbäumen zu, weiß er doch, daß man in Oesterreich in Kunst und Wissenschaft noch um tausend Jahre hinter China zurück ist, daß man dort keine andere Beschäftigung kennt, als den Spieß am Herde zu drehen, und keine höhern Lebensprinzipien, als „gebackene Hähnderl." Der Buchhändler hat ihn aufgemuntert, ja kein Blatt vor den Mund zu nehmen, sondern zu schimpfen und zu schmähen, so stark als möglich, im Interesse der Menschheit und auch in noch andern Interessen. Mit fliegendem Herzen eilt der junge Schriftsteller dem Lande des zweiköpfigen Adlers zu. Die Brust klopft ihm höher, große Entwürfe stürmen seine Seele. Lächeln Sie nicht; der junge Schriftsteller meint es vielleicht ehrlich mit seinem Berufe, er ist wirklich von Enthusiasmus durchglühet, für dreißig Millionen Menschen sein Wort zu erheben. Wie ein glühendes Schwert soll seine Feder flammen, jeder Zug soll ein Blizstrahl seyn, der den finstern Horizont dieses unglücklichen Landes lichtet. — Und er kommt jenseits der gelb und schwarzen Schlagbäume, und verwundert reibt er sich die Augen. Er kommt innerhalb der Wiener Linien, und schaut den Tanz der Hunderttausende, die in fröhlichem Taumel durcheinander kreisen. Er hat auf eingefallene Wangen gerechnet und findet sie vom Wohlleben angeschwellt und geröthet; die thränenden Augen bemerkt er wohl, aber es ist nicht die Thräne des Schmerzes, der Sehnsucht, es ist die Thräne, die Wein und Spaß verlocken. Unser Schriftsteller ist jung, selbst zum Genuß und Frohsinn geneigt. Könnt ihr es ihm verargen, wenn ihn der Strom mitreißt? Er geht vom Extrem zum Extrem über, und so wird der, der als Richter und strafender Gott in das Land gekommen, der eifrigste Lobredner, ein bacchantisch Trunkener, um den sich Alles im wirren Kreise dreht, ohne festen Blick, ohne sichern Standpunkt. In Mitte dieses Rausches aber tönen ihm plözlich die Abschiedsworte seines Buchhändlers wie ein mahnender Schrei in die Ohren: Schimpfen! schimpfen! Und er rafft sich auf einen Moment aus seinem Taumel empor: zufällig steht er bei dem Theater, zufällig hält er eines der lustigen Tagblätter in Händen, zufällig wird er von einem Fiaker geprellt; nun sprudelt sein Wiz, nun läßt er seinen Scharfsinn blizen, nun sizt er auf dem hohen Pferde und schwingt das Flammenschwert über Schauspieler, Journalisten, Fiaker im Namen Gottes und des Buchhändlers. Also das ist Alles, was Wien der Anschauung eines Fremden darbietet? Findet ihr nichts Wichtigeres für euer Raisonnement, als die Freuden der Caffeehäuser und die Miserabilität der Volksbühne? Findet ihr es so komisch, daß in Wien die „Backhändel" eine so wichtige Rolle spielen und Tag aus Tag ein die „gebratenen Hahnerl" sich am Spieß drehen, um wie viel komischer, wenn ihr euch selber immerfort um diese „Hahnerl" herumdreht und die Backhändelform der immer wiederkehrende Hauptgedanke eurer Wiener Anschauung ist! Gerade in diesem Augenblicke befindet sich hier ein junger Literat aus Leipzig, der ein solches Backhändelbuch vorzubereiten scheint. Die Naivetät seiner Aeußerungen, die gänzliche Unwissenheit in allen Zweigen der österreichischen Zustände, die gezwungen und ungezwungen aus jeder Periode seines Gesprächs sich kund gibt, lassen wieder ein merkwürdiges Buch über Wien erwarten. Oesterreich ist eine gute Haut, man kann sich da nach Belieben seine Sohlen herausschneiden; einem großen Geiste wachsen überall Rosen. Es kommt nur darauf an, daß man dieses „dornirte Land" recht vornehm behandelt. Nun, wir wollen still halten, und die hohe Weisheit anhören. Unsre Staatsmänner werden sie gewiß bei Heller und Pfennig benüzen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 176.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 24. Juli 1839.

Das Ob der Unsterblichkeit leidet häufig unter dem Wie.

Jean Paul.

Gespräche einer Sommernacht.

Von A. v. Sternberg.

(Es ist Nacht. Ein offenes Thurmgemach mit der Aussicht auf's Meer. Der Mond geht auf; das Meer ist ruhig. Die Vorhänge an beiden Thüren sind zurückgeschlagen, man sieht das eiserne Gitter des Balkons, und durch die Stäbe die am Horizont schwebende röthliche Mondscheibe. Tiefe Stille, eine Uhr zählt ihre abgemessenen Schläge. An dem Tische, der mit Büchern bedeckt ist, sizt Sophokleia und schreibt; Manor tritt herein, nähert sich der Schreibenden und blickt lange Zeit über ihre Schulter, ohne daß sie ihn gewahr wird.)

Manor. Womit beschäftigt sich Sophokleia in so tiefer Stille und in so geheimnißvoller Abgeschiedenheit?

Sophokleia. Ich mache mein Testament, Manor.

M. Wie, Sophokleia? Zwanzig Jahr und schon ein Testament!

S. Scherzen Sie nicht.

M. Die Arbeit ist unnüz. Es ist für Sie einestheils zu früh, anderntheils zu spät, einen lezten Willen aufzusetzen.

S. Wie das?

M. Zu früh, weil Sie selbst erst genießen sollen, was Sie schon Andern zudenken; zu spät, weil Ihr kostbarster Schatz nicht mehr in Ihrer Gewalt ist, Ihr Herz.

S. Lassen Sie uns ernsthaft sprechen. Ich habe mich hier in der Einsamkeit der Nacht mit dem Gedanken des Todes beschäftigt. Ich habe mich lebhaft in jenen undurchdringlich geheimnißvollen Zustand versezt, der wie ein dunkler Ausgang aus einem erleuchteten üppigen Gemache uns allen bevorsteht.

M. Und was haben Sie gefunden?

S. Lassen Sie die Thräne in meinem Auge statt meiner antworten. Eine unendliche Beklemmung hat sie mir ausgepreßt. Ach, Manor, warum dieses grausenvolle Räthsel? Gewiß, hätte man mich einer Frage gewürdigt, ich hätte unbedingt auf das schöne Daseyn mit seinen tausend Genüssen verzichtet, bloß um diesem lezten entsezlichen Moment zu entgehen.

M. Sie sind erschüttert, Sophokleia. Ihre Pulse klopfen ungestüm, Ihre Wange ist zum Erschrecken bleich, Ihre Hand zittert. Lassen Sie uns diese Schreckniße verscheuchen, mit denen die Einsamkeit und eine zu erregbare Phantasie Sie umgeben.

S. Nein, lassen Sie sie uns noch näher in's Auge fassen. Die Stunde, der Augenblick ist günstig. Hier sind wir ungestört. Die Welt mit allen ihren frivolen Erscheinungen liegt weit hinter uns. Hier umgibt uns

nur die Natur in ihrer feierlichsten Stimmung, gehüllt in den Wittwenschleier der Nacht; hier fluthet uns das ewige Meer unendliche Gedanken göttlicher Weihe zu, durch dieses Gemach wandelt, unsern Seelen vernehmbar, der ursprüngliche Geist alles Erschaffenen.

M. Ich bewundere Sie, Sophokleia. In Ihrem Auge glänzt eine erhabene Begeisterung, die mich unwillkührlich mit sich fortreißt. Nun wohl, so lassen Sie uns vom Tode sprechen. — Was sagt Pope? Im Arme der Liebe spricht sich's am schönsten über Unsterblichkeit.

S. Nein, nein! Gerade im Arme der Liebe spricht sich's am übelsten davon. Wer sagt uns, daß wir fortbestehen? und wenn wir fortbestehen, daß gerade dieses Herz mit seinen Schwachheiten und Gebrechen fortbesteht? Ich zittere vor dem Gedanken, daß man mich wird bessern wollen.

M. Man wird es nicht wollen. Die ewige Weisheit wird erkennen, daß einem Frauenherzen seine ganze Schönheit geraubt wird, wenn man ihm seine Schwäche nimmt.

S. Nein, nein, das klingt zu irdisch.

M. Allerdings; aber es enthält in irdischer Ausdrucksweise einen himmlischen Trost. Die irdische Liebe wird im Vergleich zur himmlischen immer eine Schwäche bleiben; aber da die zartesten Fasern unseres Seelenlebens in dieser Schwäche wurzeln, so hieße es der höchsten Weisheit eine sehr unweise Härte zugemuthet, wenn wir annehmen wollten, sie geböte uns, plötzlich in einen völlig fremden Zustand überzugehen.

S. Hier ist es, wo ich Sie haben will, und von diesem Punkte gehe ich aus, um die Verfügungen meines Testaments zu machen. Ich vererbe keine irdischen Güter und es ist mir gleich, ob sie in die Hand der Habsucht oder der Verschwendung fallen; ich vererbe, was ich recht eigentlich ich selbst bin, die Treue und Anhänglichkeit dieses Herzens, dieses Herzens, das im Leben so unruhige Schläge that und so selten glückliche Minuten zählte.

M. Wer wollte nicht mit Entzücken ein so schönes Erbe in Empfang nehmen!

S. Nur nicht so eilig! Da ich nun gewiß bin, sammt meiner Schwäche fortzuleben, wie Sie mich eben versichert haben, so werde ich ewig unruhig und eifersüchtig diejenigen umschweben, die ich zu Erben eingesezt, und wehe ihnen und mir, wenn ich entdecke, daß sie mir treulos werden!

M. Wie, Sophokleia, Sie wollen also im Ernst Ihre Launen und Ihre Eifersucht mit in den Himmel nehmen?

S. Und warum sollte ich nicht?

M. Geben Sie Acht, dies wird Ihnen nicht gelingen. So weit wird die Nachsicht der ewigen Weisheit mit unserer Schwäche nicht gehen.

S. Wie, nicht so weit? Und wie weit denn? Das ist nun gerade mein Herz; diese Unruhe, diese ewige Beweglichkeit, dieser Wechsel von Qual und Entzücken ist gerade das Bewußtseyn dieses Herzens. Sie haben mir versprochen, daß ich, das heißt kein anderes Wesen für mich oder an meiner Statt fortleben soll, und nun soll ich doch mein eigenstes Empfinden aufgeben? Ist das nicht ein greller Widerspruch?

M. Sie müssen einige von Ihren Schwächen nothwendig opfern.

S. Nicht die kleinste.

M. Aber was wäre dann der Himmel? was die Ruhe der Seelen, für die die Religion zu bitten vorschreibt?

S. Das ist's eben. Das sind die fürchterlichen Zweifel, die mir den Gedanken an den Tod so erschütternd machen: die unvermeidliche Wahl zwischen einer völlig bedeutungsleeren Seligkeit, oder einem ohnmächtigern, doppelt qualvollern Zustand als der hier auf Erden. Wie? Sie verstummen? Gibt's keine Theorie, kein System, das mich beruhigt? sagt die Weisheit, die Wissenschaft nichts?

M. Ich will Ihnen die Glaubenslehren der Völker angeben; ich will Ihnen die Meinungen der Weisesten über diesen dunkelsten aller dunkeln Gegenstände enthüllen.

S. Thun Sie das. Meine Aufmerksamkeit ist auf's Lebhafteste gespannt, meine Seele dürstet, das Wort der Wahrheit zu vernehmen; geben Sie es ihr.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lazzaroni in Paris.

(Fortsetzung.)

Das Seitenstück zu dem Hundewäscher ist der Hundefinder (trouveur de chiens), welcher sich gegen eine angemessene Belohnung erbietet, verlorene und gestohlene Hunde ihren Herrn wieder zu schaffen. Diese Leute haben in der That eine seltene Geschicklichkeit und ein wunderbares Talent, nach den oberflächlichsten Signalements Hunde wieder zu erkennen und auszuspüren, wenn sie auch dieselben vorher nie gesehen haben; man müßte billig darüber erstaunen, wenn es nicht bekannt wäre, daß die Hundefinder in den meisten Fällen nur dem Kaiser zurückgeben, was sie dem Kaiser genommen haben. Dieses kleine Freibeutergeschäft ist in Paris nicht so uneinträglich, als man vielleicht glaubt. Man bedenke die Unmasse von Schoßhunden, welche die reisenden Engländerinnen mit sich führen und welche die fünfzehntausend alte Jungfern in der Hauptstadt großfüttern. Da die französische Regierung so nachlässig ist, keine Hundesteuer zu

erheben, so benutzen das die Hundefinder und schreiben alljährlich eine solche aus, die ihnen sehr regelmäßig entrichtet wird. Ueberall, wo öffentliche Maueranschläge gemacht werden, liest man sicher eine oder mehrere Affichen, welche zehn, zwanzig, dreißig, funfzig, ja hundert Franken Belohnung dem ehrlichen Finder versprechen, der unten signalisirten Mops oder Spitz zurückbringe.

Eine andere Gattung von Menschen sind die Pariser *Fremdenführer*, welche ein himmelweiter Abstand von den italienischen Ciceroni's trennt. Sie haben kein Patent gelöst und tragen keine Polizeimedaille in der Westentasche, sondern sind im Grunde bloße Eckensteher und Badauds; sie bilden keine organisirte, bevorrechtete Zunft, weil das Gewerbe hier nicht viel einbringt. Die meisten Fremden, welche die französische Hauptstadt besuchen, haben so viel über Paris gehört und gelesen, daß sie alle hiesigen Merkwürdigkeiten oft besser und genauer kennen, als die Sehenswürdigkeiten ihrer Vaterstadt, und sich fast mit verbundenen Augen zurechtzufinden getrauen. Es gibt daher in Paris nicht eigentlich das, was man anderwärts unter Lohnlakaien und Führern versteht, sondern diesen Dienst versehen hier unberufene Menschen, von denen Niemand weiß, wo sie herkommen, noch wo sie hingehen. Sie halten sich gewöhnlich an volkreichen Straßenecken, auf berühmten Plätzen, an belebten Durchgängen auf, wo sie sich bloß mit ihren zwei Füßen und Augen hinpflanzen und thun, als wenn sie nur so daständen und die Leute begafften. Aber trotz ihrer scheinbaren Gemüthsruhe und Gleichgültigkeit sind sie wie die Falken, welche ihren Raub nicht aus dem Gesichte lassen, wenn sie auch bloß in den Lüften zu spielen und sich am Fluge zu ergötzen scheinen. Kaum nehmen sie Jemand wahr, der durch seine Miene oder Toilette, durch ein paar große, verwundert herumguckende Augen, durch wiederholtes Stehenbleiben und Betrachten der Monumente oder Lesen der Ladeninschriften seinen Fremdencharakter verräth, so machen sie sich artig und höflich an ihn. Trifft es sich, daß jener die erste Probe solcher dienstfertigen, freundlichen Angriffe zu bestehen hat und durch Erfahrung noch nicht gewitzigt ist, so müßte es sonderbar zugehen, wenn diese schlauen Aufpasser ihm nicht ganz in der Nähe eine Merkwürdigkeit zu zeigen oder sonst etwas nachzuweisen, zu erzählen und vorzulügen hätten, wofür er seinem menschenfreundlichen Begleiter, der schon zu verstehen geben wird, wo ihn der Schuh drückt, doch wenigstens einen halben oder ganzen Franken bezahlen muß.

Eine andere eigenthümliche Menschenart sind die vielen Savoyarden, oder vielmehr *Auvergnaten*, die sich in Paris aufhalten und aus Nichts viel oder wenigstens etwas zu machen verstehen: die schwerste und zugleich gewöhnlichste Kunst des menschlichen Lebens, welche der Bettelmann so gut als der Thronbesitzer übt. So sehr sich diese Auvergnaten durch treues und gefälliges Benehmen die Liebe und das Zutrauen der ansäßigen Bürger zu erwerben wissen, so verhaßt sind sie meistens den Parisern, die mit ihnen in gleicher Linie stehen; diese schelten sie nur Juden, weil sie mit ihrer Arbeitsamkeit und Sparsamkeit nicht gleichen Schritt halten können. Die Auvergnatenväter, die ehemals in Paris ihre Laufbahn glücklich beschloßen, und ihre heimathlichen kahlen Berge mit vollen Taschen wieder aufgesucht haben, schicken ihre Kinder, wenn sie sechs, sieben Jahre alt sind, nach Paris, wo sie zunächst mit einem Leierkasten und einem Murmelthier auf den Schauplatz treten und sich mit unansehnlichen, unscheinbaren Handdiensten ihr kleines tägliches Brod erkaufen und erbetteln, dabei aufwachsen, und zuletzt einen schweren Koffer heimschleppen. Acht Monate des Jahrs, in denen die französische Hauptstadt mit einem sieben Zoll dicken Gassenkoth gesegnet ist, sieht man auf den Boulevards und Kais eine unzählige Schaar von Savoyardenkindern, welche aus Schornsteinfegergehülfen Straßenkehrer geworden sind. Sie fegen dem Fußgänger einen trockenen Weg über die Gasse oder improvisiren ihm eine bretterne Brücke über die angeschwollenen Rinnsteine, wofür sie ein beliebiges Weg- und Brückengeld verlangen. Un petit sou, s'il vous plait, mon bon Monsieur, rufen sie klagend oder lachend die Vorübergehenden an, welche sie oft funfzig Schritte weit verfolgen und mit den schmeichelhaftesten Ehrentiteln, wie mon capitaine, mon général u. s. w. beschenken.

Die Pariser Theater ernähren zahlreiche Individuen, die wir billig zu den hiesigen Lazzaroni rechnen können. — In dieser Liste figuriren: 1) Die *Theaterzettel-Ankleber*, welche man früh Morgens, wenn die meisten Bewohner der Hauptstadt noch in den Federn liegen, mit einer kleinen Leiter und Leimbutte und mit einem großmächtigen Pinsel und Pack Theaterzettel herumlaufen sieht. — 2) Die *Theaterzeitungs-Verkäufer*, welche Abends die Schauspielprogramme feilbieten und gute Geschäfte machen. Die verbreitetsten Theaterzeitungen sind der Vert-Vert und der Entre-acte, zwei Journalunternehmungen, die einer Aktiengesellschaft angehören und schöne Prozente abwerfen. Sie erscheinen Abends kurz vor Eröffnung des Schauspiels, in kleinerem Format als die politischen Tageblätter, und enthalten Novelletten, Anekdoten, vermischte Aufsätze, Theaterrecensionen, Kunstkritiken, Charaden, die Rollenaustheilung der Stücke, welche den Abend gegeben werden, und viele Annoncen.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Kriegsalterthümer.

Viele Worte im Kriegswesen, welche ursprünglich deutsch oder von uns von Alters her dem Lateinischen entlehnt und eigenthümlich gebildet waren, haben wir wieder von den Franzosen angenommen, nachdem sie dieselben entstellt hatten. — So kommt Compagnie vom deutschen Kumpe, Kumpan; ehemals sagte man Kumpanschaft. Es stammt von Kom, Kum, Hülfe. — Infanterie kommt von Fant, einem ursprünglich italischen Wort, das im Mittelalter Knecht, Trabant bedeutete. Die Fußgänger hießen damals im Norden Herfanter. „Fanten mit den Büssen" (Büchsen) kommen schon 1360 in einer Lübischen Chronik vor. Geiler von Kaisersberg nennt in seiner Postille (1522) die Fußknechte Reißknaben. — Garde kommt vom Wort Warte (custodia). Im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts zog ein Haufe von mehreren tausend Mann herum, die große oder die schwarze Garde genannt. Herzog Magnus von Sachsen dingte sie gegen den Erzbischof von Bremen; sie wurden endlich von den Ditmarsern, gegen welche sie der König von Dänemark führte, erschlagen.

— Beim Wort Muskete haben wir wenigstens das Bewußtseyn verloren, daß es uns angehört. — Mußhaus war ehemals so viel als Zeughaus. Der Rath in Braunschweig hielt zwei „Müsemestere," deren Amt war, des Raths „Bliden, Donnerbüchsen, Armbrust, Pfeile, Büchsen, Pulver u. s. w." aufzubewahren. In einer Magdeburgischen Urkunde vom Jahr 1314 kommt ein Weg vor „twischen syme (des Bischofs) Moshuse und deme Dume." — Schon früher ist vermuthet worden, die Sage, als sey Bischof Hatto im Thurm im Rhein von den Mäusen gefressen worden, möge vom Namen Müseethurm, Zeughaus, entstanden seyn. — Eben daher kommt nun wahrscheinlich Muskete, das Gewehr aus dem Zeughaus, zum Unterschied von denen, welche man sich selbst anschaffte. — Mus, Muse, Musysar soll im Gothischen nur ein Harnisch seyn, so daß sich die Bedeutung des Worts später erweitert hätte. Bei einem Minnesänger heißt es:

> Sein Swert ist wol gesliffen,
> Ein Muiskat er true.

— Scrimalia heißen in den lateinischen Chroniken des Mittelalters Verdecke, die man auf die Mauern der Schlösser und Städte stellte, worunter sich die Belagerten gegen die feindlichen Pfeile und Steine schützten, und woraus sie durch Schießlöcher den Feind angriffen. Sie scheinen eine deutsche oder doch von den Deutschen verbesserte Erfindung, denn das Wort kommt von unserem Schirm.

— Katzen (Catti, gatti nach der mittlern Latinität) waren im alten Kriegssystem Maschinen, in welchen mit Eisen beschlagene Mauerbrecher hingen, welche von den Soldaten gegen die Mauern gestoßen wurden. Der Sturmbock selbst heißt in den Chroniken bald Bercellus, bald Berbicellus, beides von Berbix, welches Wort die Mönche aus dem lateinischen Vervex, Widder, bildeten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Juli.

(Schluß.)

Volksscenen.

Wenn ich Ihnen unlängst von der täglichen Vergrößerung Wiens im Allgemeinen schrieb, so muß ich Ihnen jezt einige Beispiele in's Besondere mittheilen. Die Regierung gehe nämlich damit um, die außerhalb der Linien liegenden Gründe: Fünfhaus, Sechshaus ꝛc. in den Bereich der Stadt zu ziehen, indem sie selbe dieser einverleibt. Diese kleinen Vorstädte, die, wie ihr Namen zeigt, ursprünglich aus fünf bis sechs Häusern bestanden, sind nunmehr zu einer Bevölkerung von ungefähr 22,000 Menschen angeschwollen; meist Gewerbetreibende, Arbeiter, Fabriken ꝛc. Unter diesen Classen der Bevölkerung herrscht ein ganz eigenthümlicher Geist. Der Druckertaglöhner in den Cattunfabriken ist ein ganz eigener Menschenschlag, der sich durch eine gewisse rohe Unabhängigkeit und stolzes Selbstgefühl auszeichnet. Es ist etwas vom Pariser Ouvrier in ihm; nur ist er viel ehrlicher und gutmüthiger. Ein Freund erzählte mir eine eben so drollige als charakteristische Scene, von welcher er am vergangenen Sonntag Zeuge gewesen. Durch die kothigen, vom Regen übergossenen Straßen von Sechshaus zog eine Anzahl von etwa sechzig Personen, in deren Mitte ein bräutlicher Druckergeselle mit seiner Erwählten, der Kirche zu. Plötzlich stürzt aus einem der Häuser eine weibliche Gestalt hervor, die mit wüthenden Geberden über die arme Braut herfällt, ihr den Myrthenkranz aus den Haaren reißt, sie zerrauft und schlägt. Es ist die frühere Geliebte des Bräutigams, die er sitzen ließ. Dieser Biedermann kann aber doch unmöglich seine Braut auf dem wichtigen Wege zum Altar so leichthin durchprügeln lassen, er faßt also mit kräftigen Armen die einstige Geliebte und drückt ihr einige gellende Zärtlichkeitsbeweise auf die Wangen. Einer aus dem Gefolge aber äußert seinen Unwillen darüber. Es ist wahr — sagt er — sie hätte die Braut in Ruhe lassen sollen, aber von ihm ist es himmelschreiend, die zu prügeln, die er doch unglücklich gemacht hat. Der Eine ruft's, und schon liegen zwanzig Hände auf dem bedrängten Bräutigam, und er selbst, tüchtig durchgewalkt, auf dem Boden. Nach mannigfacher Widerstrebung richtet er sich auf, reibt sich, so gut es geht, den Koth aus dem schwarzen Frack, um den Zug fortzusetzen; aber die Braut ist verschwunden, sie ist nach Hause geeilt und hat sich dort eingeschlossen. Nun begibt sich der ganze Zug, mit dem kothigen Bräutigam an der Spitze, dahin; die Thüre wird eingestoßen, und nach einigen zärtlichen, aber festen Händedrücken entschließt sich die Braut, ihrem Erwählten in die Kirche zu folgen, woselbst endlich zum großen Gaudium der Menge, die indeß auf einige hundert Menschen angewachsen, das glückliche Paar die Segnungen des Priesters empfängt. Solche Volksscenen bietet Wien täglich, und zwar in den verschiedensten Schattirungen. Aber die Volksdichter, statt dem Rathe Goethes zu folgen: „Greift nur hinein in's volle Menschenleben ꝛc." — beschwören lieber die Götter des Olymps und des Tartarus herbei, um ihre fratzenhaften Comödien zu beleben; und so ist es endlich dahin gekommen, daß das Leopoldstädtertheater, ehemals der Sitz und der Repräsentant des Wiener Volkshumors, jezt seiner wirklichen Auflösung nahe ist. Director Carl, der bekanntlich vor einiger Zeit dasselbe käuflich erstanden, wünscht es mit einem Nachlasse von 20,000 Gulden Conventionsmünze wieder zu verkaufen. Man will dieses mit dem Gerüchte, daß Carl die Direktion des Burgtheaters übergeben werden solle, in Einklang bringen; doch ist dies Gerüchte kaum mehr als eine schwerliche Plauderei. Allerdings ist die Theatercasse im lezten Jahre stark in Verlegenheit gekommen, zumeist durch die unnützen Gastspiele und das Engagement einiger unnöthigen Mitglieder, keineswegs aber ist daraus zu schließen, daß man dieses würdige Institut in die Hände eines Mäcklers geben werde.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 23.

Mittwoch, 24. Juli 1839.

[355]

Morgenblatt für gebildete Leser.

Zweites Vierteljahr 1839.

Das Morgenblatt, dessen Redaktion fortwährend bemüht ist, den Ruf, dessen diese Zeitschrift schon so lange in Deutschland und im Auslande genießt, zu verdienen und zu erhalten, hat im Laufe des verflossenen Vierteljahres (April—Juni 1839), neben vielen kleinern literarischen und wissenschaftlichen Notizen folgende Artikel gegeben:

Gedichte. Die Geburt des Aesculap, von **D. A. Assing.** — Poesien von **Justinus Kerner, J. G. Seidl, H. Stieglitz, G. Schwab, G. Pfizer, L. Seeger.** — Im Lenz, der Blinde, von **Emma v. Niendorf.** — Die Taube, von **Stölting.** — Am Schillerfest zu Stuttgart von **Ernst Förster.** — Das tägliche Brod, von **Welcker.** — Dem Andenken Schillers, von **W. Smets.** — Kampf und Versöhnung, von **L. Wihl.** — Der Mönch vor Heinrichs IV. Leiche, von **C. W. Müller.** — Sonettenkranz, von **K. Gödeke.**

Erzählungen und verwandte Stoffe. Die Wachskerze, von **A. v. Sternberg.** — Der Saal zu Würzburg, von demselben. — Der Deutsche in Trastevere, von **Franz Frhrn. Gaudy.** — Des Zöllners Drangsale, von **W. v. Chézy.** — Die Bibliothek meiner Großtante. — Rousseaus Jugendjahre, von **A. v. Sternberg.**

Reisen und Länderbeschreibungen. Landschaftsbilder aus Ungarn, von **Elsner.** — Bilder aus Savoyen, in mehreren Briefen. — Reise- und Lebensbilder von **Franz Frhrn. Gaudy.** — Aus dem Leben der Deutschen in Rußland.

Aufsätze zur Kenntniß des höhern Gesellschaftslebens. Notizen über Moden in fortlaufenden Artikeln.

Aufsätze gemischten Inhalts. Der Fasching und die Fasten in Paris. — Scenen aus den Wildnissen Nordamerikas. — Fliegende Blätter des Abbé Colibei. — Briefe Wielands aus den Jahren 1752—1761. — Die Piräeusstraße in Athen. — Eisenbahnen und Gastronomie. — Die Fußwaschung in der Hofburg zu Wien. — Enthüllungsfeier der Statue Schillers. — Die französischen Assisen. — Ueber die Quelle, woraus Schiller seinen Gang nach dem Eisenhammer geschöpft hat. — Ueber Geisterglauben und Geisterfurcht bei den Alten. — Physiognomie der Pariser Emeute am 12ten Mai, von **J. V.** — Römische Erziehung. — Die Heiligsprechung in Rom. — Literarische Grillen, von **H. Hauff.** — Caroline Murat, Napoleons Schwester, von **Helmine v. Chézy.** — Etwas von Küssen. — Aus der Sittengeschichte der Deutschen. (Zahlreiche Anekdoten). — Literarische Anekdoten. — Notizen aus der Kulturgeschichte.

Naturwissenschaftliches. Ueber Daguerres Erfindung, von **Nürnberger.** — Neue Beobachtungen und Erfindungen.

Fortlaufende Berichte über Literatur, Kunst-, Volks- und Gesellschaftsleben aus folgenden Orten: Baden-Baden, Berlin, Breslau, Brüssel, Dresden, Florenz, Genf, Kebonglebo auf Java, London, Mainz, Paris, Prag, Rom, Stuttgart, Triest, Turin, Wien.

Das Kunstblatt

gab in der Periode vom April—Juni 1839 **Beurtheilungen neuerschienener Kunstwerke und artistischer Schriften.** Ueber den Kunstverein für Kurhessen, von **F. M. Rumpe;** über Kunst und Kunstvereine, von demselben. — Paul et Virginie, par Bernardin de St. Pierre; Paris, **Curmer.** — Neue Malerwerke aus München, eine Auswahl von 48 neuen Gemälden vorzüglicher Künstler in München, in lithogr. Nachbildungen, von **F. Hohe.** — Christliches Kunststreben in der österreichischen Monarchie, herausgegeben von **V. Bohmanns Erben** in Prag. — — Die Metropolitan- und Stadtpfarrkirche zu Unsrer lieben Frau in München. — Zehntes Glasfenster für die Maria-Hilfkirche in der Au, — Dr. Goyes kunstgeschichtliche Arbeiten. — Tableau des catacombes de Rome, par *Raoul-Rochette.* — Descrizione di Cere antica ed in particolara del monumento sepolcrale scoperto nell' anno 1836 da V. Galassi e Alessandro Regulini, dell Architetto *L. Canina.* — Handzeichnungen von Genelli. — Roma nell' anno 1838, descritta da *A. Nibby.* — Ludwig Schwanthalers Werke, Düsseldorf. — Alterthümer und Kunstdenkmale des Hauses Hohenzollern, herausgegeben von **R. v. Stillfried.** — Beurtheilungen von vielen neuen Kupferstichen und **Berichte über Kunstausstellungen, Lithographien und Verkäufe von Kunstgegenständen,** aus London, Rom, Prag, Paris, Düsseldorf, München. — **Selbstständige Aufsätze.** Kunstgeschichte und Periegese. — Leistungen des Glasmalers J. J. Kellner und seiner Söhne in Nürnberg. — Die als Vereinsgeschenke von den Kunstvereinen ausgegebenen Kupferstiche, Radirungen und Lithographien. —

Das Formschnittwesen in unsern Tagen. — Israel von Meckenen, Goldschmidt und Kupferstecher in Bocholt, von C. Becker. — Ueber die Errichtung neuer Denkmale in Deutschland. — Alte und neue Ideen über Malerei. — Das neue spanische Museum im Louvre. — Das eherne Standbild Schillers zu Stuttgart. — Carl Friedrich Lessing (Biographie). — Ph. Friedrich Hetsch (Nekrolog). — Fortlaufende Notizen aus dem ganzen Gebiet der Kunst über neue Bauten und Kunstunternehmungen aller Art, archäologische Entdeckungen, Versteigerungen, Preisbewerbungen; Biographien verstorbener Künstler, Personalveränderungen.

Das Literaturblatt

hat im zweiten Jahresviertel über neunzig neue Schriften angezeigt und beurtheilt, vornämlich aus nachfolgenden Fächern: Lyrische Dichtkunst: Neuere Gedichte von Nicolaus Lenau, Gedichte von Eduard Mörike, Eduard Vogl, F. W. Rogge, Weinigs Reliquien 2c. Dramatische Dichtkunst: Platens sämmtliche Werke, Leisewitz Werke, Raimunds Werke die neuen Uebersetzungen des Aristophanes von Droysen, des Sophokles von Donner, a collection of english Miracle-Plays von Marriot, Bulwers Mädchen von Lyon 2c. Volkssagen der Polen von Woycicki, der Altmark von Temme. Romane: Oliver Twist von Dickens, Abafi von Josika, Romane von James, Mistress Trollope, Paaldings 2c. Literargeschichte: Gervinus Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen. Nachlässe und Erinnerungen: Lebensnachrichten von B. G. Niebuhr, Funcks Erinnerungen aus seinem Leben, Gedanken der Frau Fürstin Constantin von Salm. Geschichte: v. Raumers historisches Taschenbuch, Aschbachs Geschichte des Kaisers Sigmund (der 2te Band); Voigts Geschichte von Preußen (der 8te Band), Toreno Geschichte der spanischen Revolution, Bülau Geschichte von 1830—1838, Montanus Vorzeit von Cleve 2c. Politik: Deutschland und Rußland. Pauperismus: Bodz-Raymond Staatswesen und Menschenbildung, Kappler Handbuch der Literatur des Kriminalrechts, v. Wächter Geschichte des Württembergischen Privatrechts, Brewer Geschichte der französischen Gerichtsverfassung, Buchners gerichtsärztliche Arbeiten. Sporschils Versuch eines directen Beweises der Todesstrafe, einige Werke über den Selbstmord, über Herenprozesse 2c. Theologie und Kirchengeschichte: Gfrörers Urchristenthum, Bretschneiders Freiherr von Sandau, Reuchlins Geschichte von Port-Royal, Gretschels kirchliche Zustände Leipzigs im Jahr 1539. Länder- und Völkerkunde und neue Reisen: Berghaus allgemeine Länder- und Völkerkunde, dessen Almanach für Freunde der Erdkunde, Amerikas sittliche Zustände von Julius, der Geist des Orients von Urquhart, v. Galls Reise in Schweden, Flecks wissenschaftliche Reise in Italien 2c. Auch einige Badeschriften.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

— Bemerkungen über die Bevölkerung von Lima. — Gesellschaft der Landbesitzer in Bengalen.

Chronik der Reisen.

Reise von Konstantinopel nach Angora. — Reisen in der Bretagne: die Landspitze Raz und die Insel Sein. — Ersteigung des Nevado de Toluca. — Reise nach der Quelle des Wakulla in Florida. — Besuch der Höhle von Caripe. — Baron Koefs Reise nach Persien.

Kleinere Mittheilungen.

Ueber die Bemalungen der architektonischen Denkmäler der Griechen. — Eiserne Gartenmöbel. — Karte zu Dease und Simpsons Reisen. — Botterie podophile. — Der Tascazze im Semengebirg. — Die Stadt Karra Hissar. — Deutsche Mission zu Mangolar in Indien. — Amerikanische Mission in Madura. — Der Riesendamm in Irland. — Miscellen aus indischen Journalen: Junge Hindus zu Aerzten gebildet; Krönung des Kaisers von Delhi; Schaz zu Heiderabad; neue Zeitschrift: Magazine of the Indus; große Wärme am Ende des vorigen Jahres in Calcutta; Erbauung von Dampfbooten für den Indus; neue Aufregung unter den Bhils; Monatsschrift in mahrattischer Sprache. — Nachricht von den ausgewanderten Boers. — Der jezige Schah von Persien. — Reiseplan des Grafen von Castelnau. — Windhose. — Nachricht von dem Naturforscher Botta. — Blindenjournal. — Vorstellung slavischer Völker von der Pest. — Wirkungen der Bewässerung in Persien. — Altes Grab zu Arras. — Altägyptische Manuscripte. — Untermeerischer Vulcan in der Nähe der Linie. — Couriernachrichten. — Pfropfung von Birnenreisern auf Mispelbäume — Maaßregeln der holländisch-ostindischen Regierung gegen die fremden Missionarien. — Merkwürdiges Ausfallen der Haare. — Erdbeben in Savoyen. — Bibel in den Südseesprachen. — Missionsnachrichten aus Abyssinien. — Erscheinung einer neuen Insel in der Südsee. — Varietät des Menschengeschlechts in Indochina. — Ueber die Purpurfärbung der Phönizier. — Sizung der geographischen Gesellschaft in London. — Bewahrung des Eisens vor Rost. — Ueber Eisenbahnen in den Städten. — Alter Kahn. — Vulcanische Erscheinung bei Valparaiso. — Krötenregen. — Die Stadt Xanthus in Kleinasien. — Fossile Haifischzähne. — Alte Hindumünzen in Ceylon. — Dürre in Neusüdwales. — Holzpflaster in London. — Moslemitische Bevölkerung in Toulon. — Ueber die russische Curtiosschrift. — Alte Thiergeschlechter in Südamerika. — Ungeheure Dampfmaschine in Cornwallis.

Inhalt des Literaturblatts.

Die sociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jeztzeit. Zweiter Artikel. — Der blöde Knabe. Von Wordsworth. — Der Aufseher der öffentlichen Bauten unter Graf J. Kapodistrias. Der Polizeispion. Spottgedichte von Soutsos. — Der Mensch und das Geld. Von Emil Souvestre. — Die Opfer der Gesellschaft. Von der Gräfin von Blessington. — Ueber Chateaubriands neueste historische Werke. — St. Marc Girardin über Voltaire's Jungfrau von Orleans. — Meine Hütte. Von John Wilson. — Leila und Medschnun. — Graf Xavier de Maistre.

---

was seit einem halben Jahrhundert ihr entzückender Gegenstand ist, und bleiben wird, so lange deutsche Laute im Vaterlande tönen und edle Herzen für das Hohe und Ideale erglühen werden.

Wie wenige andere Dichter ist uns Schiller auch persönlich lieb und theuer geworden. Mit steigendem Interesse sah ihn Deutschland raschen Laufes die Sonnenhöhe seines Ruhmes erklimmen, mit Liebe hat es den Genius des Dichters durch alle Stadien seiner Entwicklung begleitet: nirgends aber treten uns diese Fortschritte seiner Geistesentwicklung und seines Geschmacks, die Läuterung, besonders in den poetischen Formen, kurz das ganze künstlerische Streben Schillers, anschaulicher entgegen, als in den gegenwärtigen Nachträgen, welche, als eine durch jahrelanges, eifriges Bemühen gewonnene Nachlese, eine reiche, zwei starke Bände oder 68 Druckbogen umfassende Ausbeute den bisherigen Ausgaben beifügen, und diese, wie wir überzeugt sind, nun vollständig machen.

Die Verlagshandlung glaubt den Werth dieser „Nachträge" zu erhöhen durch ein Bild von Schiller, daß sie nach einer wenig bekannten Zeichnung in Stahl stechen ließ, die von F. Jagemann an Schillers Todestage entworfen worden, und die uns dessen edle Züge aufs Treueste wieder gibt.

Um auch den Besitzern der

Octav-Ausgabe

zu genügen, veranstalten wir hievon ebenfalls eine solche, nur bitten wir die verehrlichen Subscribenten, uns vermittelst ihrer respektiven Buchhandlungen recht bald die Bestellung zukommen zu lassen, damit in der Zusendung dann keine Verspätung für sie entstehe.

---

[349] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Correspondenzblatt

des

königl. württemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XV. Jahrgang 1839.

Erster Band. Erstes Heft.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. oder 2 Rthlr.

Inhalt:

I. Aufsätze und Abhandlungen. 1) Ueber die Anwendung des Gewichts bei dem Fruchthandel. 2) Beitrag zu des Herrn Cameralverwalters Walcher in Gmünd Abhandlung: Ueber die Vertilgung des weißen Kornwurms im Correspondenzblatt 1836. — II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise. 1) Auszüge aus den Protocollen der Centralstelle. a) Landwirthschaftliche Berichte. Oeffingen. b) Verhandlungen des Bezirksvereins von Leonberg. c) Belohnung wegen Bienenzucht. d) Unterstützung. e) Hohenheim. Personalveränderungen. f) Beiträge zur Bibliothek. g) Beiträge zu den Sammlungen. h) Der patentirte Bauer'sche Brodbackofen. 2) Bekanntmachung erloschener Patente. — III. Beiträge zur Vaterlandskunde. Geognostisches Verzeichniß sämmtlicher Petrefakte Württembergs, mit Citaten ihrer Abbildungen und Fundorte. — IV. Auszüge und Notizen. 1) Ueber den Einfluß, welchen die Erden auf den Vegetationsprozeß ausüben. 2) Ueber die Verschiedenheit des Zellgewebes des Apfels und der Birne, und die Entstehung der holzigen oder steinartigen Knoten in der letzteren. 3) Ueber die Dammerdebildung. 4) Um Mehl vor Verderbniß zu bewahren. 5) Ueber die Fabrikation der Stearinsäurekerzen. 6) Arsenikhaltige Lichter. 7) Ueber die der Landwirthschaft schädlichen Insekten. 8) Ueber ein Insekt, welches den Weinstock in der Gegend von Argenteuil beschädigte. — V. Literatur. 1) Kurze praktische Anleitung über Torf, dessen Entstehen, Gewinnen und Verbrauchen. Von Heinrich Döbla, Raths-Accessisten bei der K. Regierung des Obermainkreises, Kammer der Finanzen. 2) Dr. F. A. Wiegmann sen., Prof. in Braunschweig, über die Entstehung, Bildung und das Wesen des Torfs, eine von der K. Akademie der Wissenschaften in Berlin des Preises für würdig erkannte Preisschrift. Nebst einem Anhang über Entstehung und die Bestandtheile der Raseneisensteine und des erdigen Eisenblau. 3) Skizzirte Uebersicht des gegenwärtigen Standes und der Leistungen von Böhmens Gewerbs- und Fabriks-Industrie in ihren vorzüglichsten Zweigen. Ein Versuch von K. J. Kreutzberg, Chemiker für Druck- und Färbekunst zu Prag ꝛc. — Meteorologische Tabellen aus Stuttgart 1839. Tab. I und II. Januar und Februar.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[315] Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Richelieu,

oder

die Verschwörung,

Trauerspiel in fünf Akten,

von

Sir E. L. Bulwer,

Verfasser des Pelham, Eugen Aram, das Mädchen von Lyon ꝛc. ꝛc.

Aus dem Englischen nach der achten Auflage übersetzt

von

Dr. Ludwig Braunfels.

Auch unter dem Titel:

E. L. Bulwers sämmtliche Werke.

36r Band.

8. geh. Preis 20 Gr., 25 Sgr. oder 1 fl. 30 kr.

Der große Succeß, den die Dame von Lyon bei der Lektüre, wie auf der Bühne gefunden, hat das vielseitige Talent Bulwer's aufs Neue glänzend bewährt. Richelieu hat in England allgemein noch größere Anerkennung gefunden, wie die ungewöhnliche Anzahl von Auflagen beweist, und wird in dieser trefflichen Uebertragung auch von dem Deutschen Publikum nicht geringer gewürdigt werden.

---

[322] Bei Gerhard Fleischer in Dresden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. C. G. Carus,

System der Physiologie.

2ter Theil. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Dr. H. Häser,

historisch-pathologische Untersuchungen.

Als Beiträge zur Geschichte der Volkskrankheiten.

1ster Theil. gr. 8. 2 Thlr.

Dr. Karl Snell,

philosophische Betrachtungen der Natur.

8. 18 Gr.

№ 177.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 25. Juli 1839.

Die Leute schreien wie besessen.
Es gilt um's Abendessen.

Goethe.

Die Lazzaroni in Paris.

(Fortsetzung.)

Die Marktschreier und Pillendoktoren lassen ihre Anzeigen vorzugsweise in die Theaterzeitungen einrücken, und spekuliren ganz richtig: denn in den Zwischenakten und in der Zeit, wo man hier Queue stehen muß, greift man zu Allem, was die Langeweile abkürzt, und die gewöhnlichsten Ausheifer sind dann diese kleinen Journale, deren flüchtigen Inhalt man oft zweimal von einem Ende bis zum andern durchliest, ohne eine einzige Zeile von den Annoncen zu überschlagen. Jede Nummer kostet fünfzehn Centimes, was eine hübsche Summe jeden Abend ausmacht, da mehr als zwanzig Theater spielen; und überall werden Vert-vert und Entre-acte ausgeschrieen und fleißig gekauft. Im Schweif vor der Kasse, im Parterre, sogar im Paradiese haben die Meisten ein Journal in Händen, und auf den Galerien- und Logengeländern sieht man so viele Zeitungen ausgebreitet, daß man meint, man sey im Auditorium eines deutschen Professors, wo Jeder seine Hefte zum Nachschreiben vor sich hingelegt. Vorigen Winter hat sich neben Vert-vert und Entre-acte eine Konkurrenz aufgethan, welche das Exemplar ihrer Theaterzeitung um fünf Centimes verkaufen läßt. Das Blatt ist L'Eclair betitelt und wird seine beiden Vorgänger wahrscheinlich zwingen, ihre Preise herabzusetzen, wenn es Kapital genug hat, um seine Konkurrenz ein Jahr lang durchsetzen zu können. In den Zwischenakten hört man die Journalverkäufer nicht bloß Zeitungen und Theaterprogramme, sondern auch die Biographien berühmter Schauspieler und Schauspielerinnen, die Stücke, welche zunächst aufgeführt werden, Sammlungen von Vaudevillesarien u. s. w. ausbieten; jeder Artikel kostet nur einige Sous und findet viele Liebhaber. — 3) Die Platzspekulanten, Leute, die sich fünf, sechs Stunden vor Eröffnung der Kasse in den Schranken aufstellen, zwischen denen die Queue sich bilden muß, und ihre Plätze an diejenigen verkaufen, welche sich verspätet oder keine Lust haben, sich drei Stunden im Schweif zu langweilen. Die Forderungen dieser Platzhändler hängen davon ab, ob eine erste Vorstellung ist oder nicht; darnach setzen sie ihre Preise herab oder hinauf. Vor den kleinen Theatern bekommt man leicht einen Platz in den vordern Reihen der Queue um 20 oder 25 Sous; an der großen Oper und bei den Bouffes muß man schon das Doppelte und Dreifache zahlen, für welches Geld man in Berlin zweimal, in München viermal in's Schauspiel gehen kann, und wofür man in Paris bloß einen Platz nicht weit von der Kasse erhält, wovon man nicht ohne Unbequemlichkeiten Besitz nehmen kann.

Die Bedingungen des Kaufkontrakts werden nämlich durch die Schranken hindurch verhandelt, und ist man einig geworden, so muß man erst noch über die Barrièren hinüber klettern, um an seinen Platz zu kommen, wobei man ohnsehbar ein neues Bein leid sprengt oder einen Rockschoß verliert, während die Umstehenden lachen und murren. Jedoch läßt sich das Pariser Publikum diesen Platzhandel geduldig gefallen und betrachtet ihn als einen durch Sitte und Zeit geheiligten Erwerbszweig, dessen Ausübung selbst von der Polizei geduldet wird, weil diejenigen, welche er zunächst beeinträchtigt und belästigt, keine Beschwerde darüber laut werden lassen. — 4) Die Contremarkenhändler, welche Theaterbillets anbieten, moins chers qu'aux bureaux, wie die stehende Formel lautet, womit sie den Vorübergehenden entgegentreten. Diese Industrie, welche zehn oder zwölf polizeiliche Verordnungen jedes Jahr auszurotten versucht haben, blüht nach wie vor an den Ausgangsthüren und in der nächsten Umgebung der Theater. Sie ist einmal festgewurzelt und namentlich mit einer andern Spekulation verzweigt, welche die Obrigkeit zunächst verbieten sollte, wenn sie einigermaßen konsequent handeln will. Es besteht nämlich in Paris eine Spezial- und Centralverwaltung, die alle Billette aufkauft, welche die Bühnendichter bei jeder Vorstellung ihrer Stücke ausgeben und verkaufen lassen dürfen. Diese Unternehmung, welche jene sogenannten Billets d'auteur um die Hälfte des Preises an sich bringt, vertheilt sie täglich an eine Menge subalterner Agenten, welche sie Abends an den Mann zu bringen suchen und dafür einen gewissen Rabatt erhalten. Diese Contremarkenhändler, welche sich durch halbelegante Kleidung und höfliches Betragen auszeichnen, können das Publikum nicht mit falschen Billetten betrügen; sie erbieten sich daher, dem Käufer das Coupon ohne Weiteres anzuvertrauen, und fordern erst dann die ausgehandelte Bezahlung, wenn er seinen Platz inne hat. Allein es gibt unter den Contremarkenhändlern viele falsche Brüder, welche falsche Billette feil bieten und gegen deren aufdringliche Ueberredungskünste wir immer auf unserer Hut seyn müssen, damit wir uns nicht zwei rothe oder weiße Papierstreifen aufschwatzen lassen, welche unsere Ehrlichkeit in den Augen der Theatercontroleurs compromittiren oder uns gar in eine noch schlimmere Lage bringen können.

Die Pariser Polizei läßt ebenfalls viele arme Lazzaroni ein Stück Brod verdienen: ich spreche nicht von denen, welche im Stillen Notizen sammeln und dafür eine kleine Belohnung erhalten, noch von denen, welche eine geheime Mission zu erfüllen beauftragt sind; ich rede von allen denen, welche ihr Gewerbe auf allen Gassen und Plätzen mit heiserer Branntweinstimme auskrächzen. Ich meine die offiziellen Ausrufer, welche Beschreibungen von Monumenten, Mordgeschichten, Selbstentleibungsfällen, Thronreden &c. in den Straßen herumtragen. Noch unlängst ertönte es in allen Revieren der Hauptstadt: Voici le superbe discours du Roi, prononcé à la chambre des députés, en faveur du peuple frrrrrançais! le voilà pour un sou! Am Triumphbogen der Barrière de l'Etoile schreien Männer und Weiber den ganzen Tag über: La seule et véritable description de l'arc de Triomphe, avec les noms des généraux et des victoires qu'ils ont remportées en faveur du peuple frrrrrançais. Auf dem Platz de la Concorde rufen Andere: La seule et véritable description de l'Obélisque de Luxor aus, und in der nahen Rivolistraße bietet man uns ein Löschblatt, worauf die wahre, authentische Geschichte von der gewaltsamen Ermordung der armen Frau in der Rue du Temple zu lesen steht. Am zahlreichsten ist die Classe der Verbrechenausrufer, welche übrigens gute, ehrliche Menschen sind, obschon sie ihr Leben in einer Atmosphäre von Schändlichkeiten jeder Art zubringen und Morgens vielleicht von dem Gewinnste eines Selbstmords frühstücken und Abends von dem am Tage vorgefallenen Raubmorde zu Mittag essen.

(Fortsetzung folgt.)

Gespräche einer Sommernacht.

(Fortsetzung.)

Manor. Werden diese unfruchtbaren Theorien, mit denen ihre Schöpfer selbst sich nicht ganz beruhigten, etwas nutzen? Die Unsterblichkeitsidee ist in der Wiege des Elends großgezogen. Der Mangel des irdischen Paradieses hat auf das himmlische verwiesen. Nur große Seelen vermögen im Genusse an die Ewigkeit zu denken; der Anhänger des Epikur geht aus dem Leben, wie man von einer vollen Tafel sich gesättigt erhebt. Er wirft den Pokal von sich, nachdem er ihn bis auf die Neige geleert. Im Orient wurde die Unsterblichkeitsidee unter dem heißen Strahl eines qualvollen Lichts, bei einem Volke, das durch Laster und Despotie niedergedrückt wurde, zuerst gepflegt. Die Pyramiden Egyptens sind die zum Himmel gestreckten Hände eines unglücklichen, jammervollen Volks. Hier war es, wo, eine düstere Geheimlehre, zuerst die kolossale Idee von der Unsterblichkeit eines Atoms, wie der Mensch, von den Priestern gepflegt und den kommenden Zeiten überantwortet wurde. Pythagoras verpflanzte viele altegyptische Lehren in sein heiteres Vaterland; aber hier, wo der irdische Genuß schon reichlicher wucherte, gedieh die Lehre vom Jenseits Anfangs

nur spärlich. Die Poesie, diese schöne Sinnlichkeit, mischte sich sogleich hinein und raubte der Philosophie ihre Herbigkeit, aber zugleich der Idee ihre düstere Heiligkeit, dem Glauben die mysteriöse Innigkeit. Diogenes Laertius versichert, Thales habe zuerst die Seele für unsterblich gehalten; aber untersuchen wir genauer, was er unsterblich nannte, so können wir uns schwerlich bei dieser Art von Fortdauer unserer Seele beruhigen. Mehr oder minder war es immerdar ein Zurückkehren des lebendigen Funkens in die Allsonne. Aber hatte der Funke dann wohl Bewußtseyn? war nicht alles Individuelle dabei im Tode ausgelöscht? und dieser Funke konnte dann eben so gut Sophokleia als Messalina gewesen seyn. Thales, der den Ursprung aller Dinge in das Element des Wassers setzte, gibt uns auch eine wässerige Seele, und diese muß nothwendig verdunsten. Andere Philosophen erklärten die Seele für einen feurigen Stoff und hielten daher den Tod im Wasser für den gefährlichsten, weil alsdann die Seele in Gefahr kam, ausgelöscht zu werden, wie man ein Nachtlicht auslöscht. Die Aegypter, die die Metempsychose annahmen, glaubten, daß eine Seele vom Menschen in die Thierwelt und durch alle Reiche der Natur hindurch gehen müsse, bis sie nach einem Zeitraum von dreitausend Jahren wieder in menschliche Hülle komme. Welch eine beschwerliche und zwecklose Wanderung! Denn was nützt es uns, nachdem wir die Erfahrungen eines Engels gemacht haben, die Regungen eines Insekts oder eines Wurms zu empfinden? Der göttliche Plato, der am deutlichsten die Idee der Unsterblichkeit aussprach, hielt dennoch nur die Seele für ein Weientheil der Gottheit und ließ es dieser wieder zufallen. Aristoteles läßt es zweifelhaft, ob er an die Fortdauer glaubte, indem er die göttliche Providenz leugnet und einen Unterschied zwischen der Seele des Individuums und einem allgemeinen Weltverstande macht, den er für unsterblich erklärt. Die Stoiker hielten die Seele von langer Dauer, aber nicht für ewig; sie nannten sie eine Substanz, die aus subtiler Luft und verfeinertem Feuer zusammengesezt, also materiell, daher vergänglich sey. Epicur behauptete, die Seele bestände aus lauter kleinen Körperchen, die viel subtiler als der Nebel und die Feuchtigkeit seyen und noch weit theilbarer als der Rauch; sie würden mit dem Menschen erzeugt, wüchsen mit ihm, erkrankten und stürben mit ihm.

Sophokleia. Mein Gott! das haben die Weisesten der Griechen gesagt? Keinen haltbareren Trost fanden sie in der Tiefe ihrer philosophischen Anschauungen?

M. Hören Sie, was die Römer sagen. Dieses Volk, im ganzen kriegerisch und materiell, hatte dennoch Anschauungen, die schon etwas von der Tiefe und Gemüthlichkeit der germanischen Mystik an sich tragen. Cicero hielt die Seele für unsterblich, denn er erklärte sie für ein Ganzes, das nicht getheilt werden, folglich auch nicht untergehen könne. Hierin liegt, meiner Ansicht nach, eine große Lehre und ein mächtiger Trost.

S. Hat die christliche Lehre diese Ansicht adoptirt?

M. Sie hat es, allein wiederum auf ihre eigene Weise. Christus sagt zum Missethäter am Kreuze neben sich: „Heute wirst du mit mir im Paradiese seyn.“ Mit diesen Worten war das neue christliche Paradies erbaut, mit diesen Worten die ganze Mythologie des Mittelalters geschaffen. Aus diesem Worte quellen die Myriaden Engel und Teufel, mit denen unsere Dichter spielen und die unsere Gläubige verehren und fürchten. Die Hebräer, als sie noch als freigenießende und gebietende Herren jene schönen Gegenden Asiens bewohnten, dachten wie alle glücklichen Völker sehr wenig an's Jenseits; erst mit ihrer Gefangenschaft und dem beschwerlichen Zug durch Wüsten richteten sie sich ihren Himmel ein und gründeten eine Unsterblichkeitslehre, die aber dürftig ausfiel. Es war weder die Poesie noch das System der Griechen darin. Die Strafen der Verbrecher waren peinvoll, aber nicht erhaben, die Ergötzlichkeiten der Frommen kleinlich und mitunter gemein. Dennoch nehmen sie Zwischenzustände der Verdammniß an, und Samuels Geist, der auf Beschwörungen erscheint, weilt in einem solchen Zwischenzustande. Die Frommen saßen in Abrahams Schoß. — Erst das spätere Mönchthum bildete die Hölle aus und bevölkerte sie auf eine so Entsetzen erregende Weise, wie Dante sie uns beschreibt. Sechs Jahrhunderte glaubten an diese gräßlichen Schreckbilder und ganze Generationen quälte buchstäblich die entsetzlichste Furcht zu Tode. Der Ascetik des Mittelalters haben wir die grausenvollen und markerschütternden Gemälde des Todes, der Verwesung, der höllischen Qualen, der ewigen Unruhe nach dem Tode und der grenzenlosen Pein der Verdammten zuzuschreiben. Man stützte sich hiebei auf die Autorität der Bibel, und es ist wahr, sie gebraucht Bilder, die, wenn wir sie als baare Prophezeihungen nehmen wollten, das Blut in unsern Adern erstarren machen müßten. Hier muß die heitere Philosophie der Griechen uns zu Hülfe kommen. Sie muß dem Tode und der Marter ein Gegengewicht anhängen, indem sie das Leben und dessen Genüsse kennen lehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Kriegsalterthümer.

Radewich im Leben Kaiser Friedrichs I. berichtet, die Deutschen beobachten noch immer die altrömische Weise, daß sie sich in feindlichem Lande täglich und sogleich mit einem befestigten Lager schirmten. Die Lager werden

nicht unordentlich und am nächsten besten Ort, sondern wo möglich auf ebenem Boden geschlagen. Die Gestalt des Lagers sey gewöhnlich kreisförmig oder viereckig. In lezterem Fall bilden die Zelte und Buden der Schmiede, Handwerker und Marketenter, welche dem Heere folgten, eine Art Vorstadt, hingegen eine Art Mauer außer dem Lager, wenn dieses kreisförmig sey. Innen sey das Lager schicklich abgetheilt, habe Straßen und Thore, breit genug zum Eingang der Lastthiere und schnellen Einrücken der Soldaten. In der Mitte sey des Heerführers Zelt, wie ein Tempel, umher die der Hauptleute. So war Friedrichs Lager auf den Roncalischen Gefilden.

— Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert waren Wagenburgen eine Hauptsache in der Kriegskunst. In Friedenszeiten hielten selbst die Reichsstädte gleichsam Manoeuvers damit. Das Verhältniß und die Ausrüstung der Wagen ersieht man aus folgenden Stellen. In einem wirtembergischen Bundesabschied von 1488 heißt es: „yeder Tail soll allwegen uff hundert Pfärd zehen Wägen und uff hundert Fußknecht drei Wägen haben, die sullen gerüst sin mit Howen, Schuffeln und Kettinen an den Wägen und Hackenbüchsen, als zu einer Wagenburg gehört. — Item zu der Wagenburg muß man haben zu Beschließung der Thor zu yedem Thor zween Wägen, die mit Büchsen gerüst sind, als dazu gehört; derselben Wägen sollen acht sin." — Also hatte die Wagenburg vier Thore. — In der Fehde zwischen Pfalz und Wirtemberg im Jahr 1504 war das leztere Heer 50,000 Mann stark; die Wagenburg, welche dasselbe schlug, bestand aus 2075 Wagen, und war umgeben mit einem Zaun und mit mancher „hüpschen Bastey" versehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

Rietschels Reliefs zur Leipziger Aula.

Bei der unglaublichen Menge von Thorheiten, Freveln und offenbaren Rückschritten unserer Zeit, wodurch man zu dem unglücklichen Irrthume verleitet werden könnte, an der Perfektibilität des Menschengeschlechts ganz zu verzweifeln, ist es aufmunternd, auf Beweise eines ganz unwiderlegbaren, geistigen Vorwärtsschreitens zu stoßen. Ein solches drängt sich unserm Auge in der bildenden Kunst fortdauernd von Neuem auf. Allenthalben entwickeln sich ihre seit langer Zeit, wenigstens scheinbar, in Stillstand gerathenen Kräfte zur Fortsetzung der Wunder, welche noch jezt, namentlich aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert herüberstralen. Die vor Kurzem ausgestellten Reliefs für die Aula des neuen Universitätsgebäudes zu Leipzig, von Rietschel, werden gewiß als die köstlichste Zier derselben geachtet werden. Der Zweck dabei war, die gesammte Kulturgeschichte der Menschheit in zwölf bildliche Darstellungen aufzunehmen. Die Schwierigkeit der Auffindung der prägnantesten Momente war gewiß so groß als die Kunst, die aufgefundenen in die zweckmäßigsten und ansprechendsten Formen zu kleiden. Kenner und Freunde stimmen überein, daß der wackere Künstler beide schwere Aufgaben auf das Befriedigendste zu lösen verstanden. — Schon das erste, der vorgeschichtlichen Zeit entlehnte Bild enthüllt die Absicht des Künstlers auf das Klarste und Vollkommenste. Es umfaßt zwei Gruppen: neben der durch einen Greis auf die Wunder des Sternenhimmels hingewiesenen, ist eine andere, mit Landbau und Viehzucht beschäftigte Gruppe dargestellt. Ein lezterer angehöriger, zwischen beide Gruppen gelagerter, junger Hirte fühlt sich sichtbar von den trostreichen Deutungen jenes Greises angezogen. — Die stolzen Repräsentanten der Staatsverfassung Roms auf dem vierten Relief empfangen im Senate den Siegesbericht des heimgekehrten Feldherrn mit einer Würde, die ihren Sinn und Geist in höchster Vollendung darthut. Die so ganz gediegene Natur in diesen Volksvertretern mochte wohl Ursache seyn, daß, ihnen gegenüber, der Kriegsheld etwas theatralisch erscheinen wollte. Rafael, auf dem zehnten Relief, nach einer mit dem Kinde vor ihm stehenden Mutter blickend, um ein zur Madonna verklärtes Abbild derselben zu entwerfen, ist eine sinn- und ausdrucksvolle Gestalt, wie Michel-Angelo, dessen Phantasie so eben das schwere Räthsel der Gestaltung der Gottheit ergründen zu wollen scheint. Der Gegenstand des zwölften Reliefs ist das Staatsoberhaupt auf dem Throne, ihm zur Rechten die einander die Hand reichenden Vorsteher der beiden hauptsächlichen christlichen Confessionen und zur Linken die, gleiche Einigkeit darthuenden Stellvertreter der verschiedenen Volksclassen: „die Herstellung gegenseitiger Rechte." — Hiegegen wendeten Einige ein, daß in allen, diesem vorangehenden Reliefs ein allmählig fortlaufender Cyklus der allgemeinen Bildung wahrzunehmen, dieser Schluß daher zu speciell, auch wohl gar kein eigentlicher Schluß sey. Daß die also getadelte Darstellung an charakteristischem Inhalte ihre Vorgängerinnen unmöglich erreichen konnte, wird keinem, die Sache auch nur oberflächlich Ueberdenkenden entgehen. Die Specialität anlangend, so findet man solche vermuthlich zunächst in den Porträts von Genossen unserer Zeit, welche Rietschel zu den Personen benuzte, durch die er seine Idee anschaulich machte. Dergleichen ist jedoch ein verjährtes Recht der bildenden Kunst, auch hat es Rietschel bei den übrigen eilf Reliefs wiederholt und so glücklich benuzt, daß er dafür besondern Dank verdient. Ein eigentlicher Schluß mußte übrigens dem Werke schon darum abgehen, in sofern ein festes Stehenbleiben auf dem Punkte, der die Bildung bezeichnet, mit dem geistigen Vorwärtsschreiten unvereinbar seyn würde, das ja doch so lange fortbestehen muß, bis die Menschheit den Kreis erfüllte, den sie zu ihrer Vervollkommnung zu durchlaufen hat. — Unter den aufgeführten persönlichen Größen wären wohl viele gerne der erhabenen Christusgestalt, auch vielleicht dem tiefsinnigen Spinoza oder andern Erscheinungen begegnet, welche für die Gestaltung der allgemeinen Kultur entscheidend wurden. Allein es galt hier hauptsächlich, die Ausführung der Idee des Ganzen möglichst in's Auge zu fassen, und zugleich die verschiedenen Epochen so kräftig und einleuchtend, als es geschehen ist, wieder zu bezeichnen. In Erwägung dieser Umstände, war der Künstler bei seinem Werke gewiß überhaupt genöthigt, mancher Zuthat und Ausschmückung schmerzlich zu entsagen, die sein reicher Genius ihm an die Hand geben wollte. Auch in Hinsicht auf Charakteristik, Schönheit, Mannigfaltigkeit der Formen, Gruppirung und Anordnung der einzelnen Darstellungen spricht sich eine Vollendung aus, die der so sinnreichen als genialen Schöpfung einen hohen Rang im Gebiete moderner Skulptur zuerkennen und bewahren wird. Der besonders auch durch sein schäzbares Werk über die hiesige Gemäldegalerie rühmlich bekannte Hanfstängl geht, dem Vernehmen nach, mit Lithographirung dieser Reliefs um.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 178.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 26. Juli 1839.

Ay-but to die, and go, and know not where —
It is too horrible!

Shakespeare.

Gespräche einer Sommernacht.

(Fortsetzung.)

Sophokleia. Aber sind diese Genüsse nicht gerade eben so viele Abwege von der Straße des Rechts oder der Tugend?

Manor. Nein, Sophokleia. Der Genuß kann nur dann verderblich für uns wie für Andere werden wenn wir das gehörige Maß, mit andern Worten die Herrschaft über uns selbst verloren haben. Es gibt Entbehrungen und sogenannte Tugenden, die das Verderben der Gesellschaft herbeigeführt haben. So jene grausamen Strafen, mit denen man im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert alle Abweichungen vom Pfade einer naturwidrigen Ascetik peinigte.

S. Aber wenn ich Ihnen nun sage, Manor, daß ich an die Hölle noch immer glaube, immer glauben werde?

M. Sie sind Protestantin?

S. Ja, aber warum sollte ich deßhalb nicht daran glauben? In England, wenn auch nicht bei uns, ist es Gewissenssache, an das Daseyn des Teufels zu glauben.

M. Allerdings, als an den Geist der Lüge, der Inkonsequenz, als eine Allegorie —

S. Nichts von Allegorie; nein, dieser entsetzliche Fürst der Lüge, er lebt; er wandelt unter uns herum, er nimmt alle Gestalten an, aber unter jeder Larve bleibt er immerdar Teufel, jenes dunkle Schattenbild, das sich zwischen Gott und unsere Seele schiebt.

M. Nun wahrlich, wenn das Ihr Glaube ist, muß ich Ihnen zurufen, was jenes Mädchen, das man in den Straßen von Alexandrien, in der einen Hand mit einer Fackel, in der andern mit einer Wasserschale herumirren sah, den Bewohnern zurief: „So will ich denn mit dieser Fackel den Himmel verbrennen und mit diesem Wasser die Hölle löschen, damit Niemand mehr aus Eigennutz der Tugend huldige.“

S. Bei mir, ich gestehe es Ihnen offen, ist die Tugend immer das Ergebniß einer Laune. Ich habe nie sittliche Vorbilder vor Augen, und darum mißglückt mir nichts so leicht, als sogenannte tugendhafte Handlungen. Immerdar habe ich die Leute bewundert, die Profession von der Rechtlichkeit machen; ich würde mich in tausend Verirrungen stürzen, wenn ich planmäßig handeln wollte, und nur die Furcht hält mich von manchen Dingen zurück.

M. Die Furcht? und vor was?

S. Nun eben vor dem Zustand nach dem Tode.

M. Und wie malen Sie sich diesen aus?

S. O ganz entsetzlich! Wenn ich nur daran denke, erstarrt mir das Herz im Busen und ich bin einer Ohnmacht nahe.

M. Theilen Sie mir doch etwas mit von diesen grausigen Bildern.

S. Ich will es thun, aber ist Ihre Stimmung auch darnach, mich ruhig anzuhören?

M. Gewiß, und was sollte uns auch hier stören?

S. Nun, so vernehmen Sie erst ein Begebniß aus meiner frühesten Jugend. Ich verlor eine Gespielin, die gleiches Alters mit mir war. Sie starb an einer äußerst schmerzhaften Krankheit, die Züge der Todten waren daher verzerrt; ich sah sie mit Entsetzen. Eine halbe Stunde darauf, als ich wieder zu dem geliebten Körper zurückkehre, bemerke ich eine seltsame Veränderung in denselben Zügen. Es lag ein Ausdruck von unverkennbarer Ueberraschung darin. Es war, als sähe die Gestorbene mit geschlossenen Augen, es war, als fragte ihr Mund, ohne sich zu regen, es war, als strebten ihre Arme das Erstaunen auszudrücken, und dennoch lagen sie erstarrt auf der Brust. Ich blickte lange in dieses todte und doch so lebendige Antlitz, und entfernte mich schaudernd. Am andern Tage erscheine ich wieder; es waren darüber fast vier-und-zwanzig Stunden vergangen. Was sah ich? Wieder ein anderes Gesicht: Schrecken, tiefe, beklemmende Wehmuth in den Zügen der Geliebten, ein Gram, der nicht bedeutsamer ausgedrückt werden kann, und der mir, so wie ich ihn erblickte, einen Strom von Thränen entlockte. Ein würdiger Mann, der in unserm Hause wohnte und dem ich mittheilte, was ich erschaut, sagte die bedeutsamen Worte zu mir: „Sie hat Anfangs den Himmel geöffnet gesehen, darum das erstaunt freudige Gesicht; darauf, als noch zur Büßung bestimmt, ist ihr der Bescheid geworden, sich an einen dunkeln Ort der Qual zu begeben, deshalb jene Züge voll Gram und Bestürzung. Der Körper war noch fähig, diese Entscheidungen auszudrücken.“ Diese Worte machten auf mich einen bleibenden Eindruck. Ich sah immer das veränderte Todesantlitz vor mir, und meine Phantasie beschäftigte sich, auszusinnen, welche Qualen Seraphine wohl jezt zu leiden habe. Ich nahm das wenige Geld meiner Sparbüchse, und obgleich ich mir vorgenommen hatte, dafür ein ganz neues Ballkleid zu kaufen, opferte ich es willig für die Seelenruhe des armen Kindes. Damals war ich vierzehn Jahr alt, und von dem Moment an baue ich unaufhörlich an meiner Hölle.

M. Arme Sophokleia, ist ein vorübergehendes Ereigniß Ihrer Kinderjahre, ein mißverstandenes Fatum und ein abergläubischer Mann im Stande, so bleibend auf Ihr Gemüth einzuwirken?

S. Hören Sie weiter. Mein Vater hatte einen Jugendfreund, einen muntern, jungen Mann, der die Seele der geselligen Zirkel der kleinen Verbrüderung war in der eine Anzahl junger Leute auf der Universität lebte. Eine Epidemie zeigt sich im Orte, und jener Freund, der von ihr befallen wird, stirbt scheinbar. Man geht an die Beerdigung, und zwar mit einer etwas unvorsichtigen Eile, die verhindert, alle Merkmale des Todes gehörig aufzufassen. Den Abend, wenige Stunden vor der feierlichen Handlung, sitzen die Freunde beisammen, und ihr Gespräch betrifft den Abgeschiedenen. Plötzlich öffnet sich die Thür und dieser selbst steht vor ihnen. Seine Kleider sind in der Eile angelegt, er ist bleich und ein Fieberfrost schüttelt ihn. Als der allgemeine Schreck überwunden und man überzeugt ist, den Wiederbelebten, nicht sein Schattenbild, in die Arme zu schließen, folgen Betrachtungen und freudige Ausrufe, die bei einer Gelegenheit, wie diese, sehr natürlich sind. Aber der Erstandene geht auf keinen Scherz ein, er bleibt bleich und ernst und gibt nur einsylbige Antworten; dann verlangt er, zur Ruhe zu gehen. So wie er das Bett sieht, zittert er; er hat so tief und so grausenvoll geschlafen, daß er den Gedanken nicht ertragen kann, sich wieder dem Schlafe hinzugeben; er fürchtet, es möchte ein ewiger werden. So bringt er acht Tage zu ohne Schlaf, zulezt sogar durch künstliche Mittel sich wach erhaltend. Nie hat man diesen Mann wieder froh gesehen, nie ein Lächeln auf seiner Lippe; nie röthete die Freude wieder diese Wange, die einmal vom Kusse des Todesengels gestreift worden war. Auf die ungestümen Fragen seiner Freunde antwortete er nur einmal: „Wenn ihr wüßtet, was ich erschaut, auch ihr könntet nimmermehr froh seyn. Aber über meine Lippen soll kein Wörtlein kommen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Lazzaroni in Paris.

(Fortsetzung.)

Ein stilleres, obschon nicht minder elendes Gewerbe übt der Adressenaustheiler, der sich am Ein- und Ausgang der Passagen, in den belebtesten Straßen, auf den begangensten Brücken und ganz besonders an der Rechts- und Arzneischule im lateinischen Viertel aufhält. Da sein Verdienst sich nach der Anzahl der ausgetheilten Zettel richtet, so wendet er alle möglichen Kunstgriffe an, seine Prospektus loszuwerden; er drückt sie den Vorübergehenden in die Hand, er schiebt sie ihnen in die Westentasche oder wirft sie in eine Falte des Mantels. — Im Sommer blüht die menschenfreundliche Industrie des Retters, der die drei heißen Monate des Jahrs an den Seineufern lebt, um jedem unvorsichtigen Schwimmer, der sich zu weit in den Strom

gewagt, die Hülfe seiner rüstigen Arme zu bieten und sich dafür funfzehn Franken Belohnung zahlen zu lassen. — Im Winter sieht man Schlittschuhverleiher, welche längs des Kanals Saint-Martin und im Tuilerien- und Luxemburggarten ausstehen und für die Stunde dreißig Sous nehmen.

Das Verkaufen und Herumtragen des Trinkwassers auf den Straßen ist für einen großen Haufen Menschen in Paris ein nicht unbedeutender Nahrungszweig. In der freundlichen Jahreszeit steht hier unter Zelten, hinter weißgedeckten Tischen oder in Bildeiblenden eine Menge alter Weiber, die Weißbrod, Kuchen und Früchte verkaufen, mit verschiedenen Sorten Trinkwasser aus; sie haben Flaschen vor sich stehen, deren Inhalt roth, blau, gelb, grün, kurz in allen möglichen Farben schimmert. Ich glaubte Anfangs, es seyen Liqueur- und Branntweinflaschen; als Norddeutscher schien mir dies ein sehr probates Mittel gegen Sonnenstich und Magenweh; aber ich schnitt eine schreckliche Grimasse, als mich die Erfahrung aus meinem Traume riß und ich inne wurde, daß die Flaschen, anstatt abgezogenen Kirschen-, Pflaumen- und Pomeranzenschnaps, wie ich vermuthete, nichts als gefärbtes Wasser enthielten, worin ein wenig Süßholz, Safran, oder einiger Himbeer- oder Johannisbeersaft zerlassen worden war, ohne daß das Seinewasser davon einen anziehenderen, angenehmeren Geschmack bekommen hatte. Unter dem Tische stehen gewöhnlich mehrere Kübel mit Wasser, woraus die Flaschen aufgefüllt und alsdann neu gefärbt werden. Zu diesem Färben zwingt nicht sowohl der garstige Geschmack, als die trübe Lehmfarbe des Seinewassers, welche durchaus den Augen verborgen werden muß; sonst würde Niemand in Versuchung kommen, von diesem schmutzigen Wasser zu begehren. — Aber nicht bloß unter Zelten und in Nischen steht man hier mit Trinkwasser aus; auch auf allen Märkten und Gassen wird selbiges feil geboten. Wo eine Menge Volks zusammenläuft, auf den Kais, auf den Boulevards, in den elysäischen Feldern, bei öffentlichen Volksfesten und Truppenrevuen drängen sich die Marchands de coco (Süßholzwasser-Verkäufer) Dutzendweise durch die Massen und schreien einem die Ohren voll mit ihrem ewigen Ausruf: Qu'est-ce qui veut boire? A la fraiche! à la glace! demandez à boire! Man sieht in der That viele Leute aus dem Volk und besonders Kinderwärterinnen mit ihren kleinern Rangen, die sich von diesem lauwarmen, umgeschüttelten Wasser einen Becher voll einschenken lassen. Die Ganymede sind gewöhnlich ältliche, schwächliche Männer, die diesen nicht uneinträglichen Handel treiben, weil die Waare ihnen nichts kostet als das Holen vom Brunnen, einige Stücke Süßholz, einige Rückenschmerzen und einen frühe abgeschabten Rock. Die Süßholzwasserhändler tragen nämlich das Gefäß, worin ihr Nektar sich befindet, auf dem Rücken. Es ist gewöhnlich aus verzinntem Blech verfertigt und meistens cylinderförmig, bisweilen auch viereckig; es mag dritthalb Fuß Länge und sechs bis acht Zoll Breite haben, und sieht fast aus wie ein blinkender, oben verschlossener Köcher, dessen dünner, matter und schlaffer Inhalt schwerlich im Stande seyn mag, Liebesgluthen anzufachen. Unten aus diesem Köcher geht ein kleinerer Cylinder heraus, mehrere Zoll lang, woran zwei Hahnen zum Abzapfen befestigt sind. Sobald einer dem Süßholzwasserschreier stillsteht, so häkelt er von der Seite des Cylinders einen Becher los, schraubt dann den ersten Hahn auf, aus welchem unvermischtes Seinewasser läuft, womit er den Becher ausschwenkt, dreht darauf den zweiten Hahn um, füllt den Becher mit Süßholzwasser und reicht ihn dem durstigen Kunden, welcher diesen Göttertrank mit einem halben oder ganzen Sou bezahlt. Wenn die Hitze am größten ist, z. B. bei den Julifesten, finden sich die meisten Trinker. Nun denke man sich, daß der Köcher halb ausgeschenkt und ganz den Sonnenstrahlen ausgesetzt ist, die das Metall glühend machen; daß das lauwarme Wasser darin, welches nie die erquickende Kühle eines Quellwassers gehabt hat, fortwährend beim Herumtragen geschüttelt und zum Schäumen gebracht wird. Möchte man nicht lieber verschmachten, als einen solchen Trank über die Lippen bringen?

Der Pendant zum Süßholzwasserhändler ist der Kastanienverkäufer (marchand de marrons). Alle beide sind zwei echte Pariser Typen, deren Erscheinung, wie die Ankunft der Schwalben und Krähen, regelmäßig mit dem Wechsel der Jahreszeiten übereintrifft. An dem Tage, wo man den Strohhut des Süßholzwassermanns von den Kais und Boulevards abhanden kommen sieht, kann man darauf wetten, daß die Pelzmütze des Kastanienmanns sich bei den Schenkwirthen installirt hat. Es sind sehr gelehrte und weitläuftige Abhandlungen geschrieben worden, um zu beweisen, daß die Schwalben in Sümpfen und Morästen überwintern; es wäre eine interessante naturgeschichtliche Frage, zu untersuchen, ob die Pariser Süßholzwasserhändler ihre Freundinnen, die Schwalben, mit denen sie zu gleicher Zeit hier eintreffen, so lieb haben, daß sie den nassen Winteraufenthalt mit ihnen theilen. Das Verschwinden dieser interessanten Menschenclasse, wovon man sechs Monate des Jahrs jede Spur aus den Augen verliert, dürfte schwerlich anders zu erklären seyn. Jedoch wäre es möglich, daß die Kastanien und der Süßholztrank nicht in so erbitterter Feindschaft unter einander leben, als es auf den ersten Blick den Anschein hat, und es wäre komisch genug, wenn derselbe Mensch von Eis und Feuer zugleich lebte und, wie der Bediente Harpagon's, je nach den Jahreszeiten, die Jacke des Süßholzwassermanns mit der Jacke des Kastanienmanns

vertauschte. Diese zweite Conjektur scheint sogar mehr Wahrscheinlichkeit zu haben, als die erste.

(Schluß folgt.)

An Professor Heideloff in Nürnberg.

Des Mittelalters kräftige Gestalten
Hältst du zurück mit festem Kunstesarme,
Daß der Erinn'rung Schild sie mögen halten,
Entgegen jenem frechen Neurerschwarme.

O! staunt sie an in ihrer Kraft, die Alten,
Daß euer teutscher Sinn auf's neu' erwarme,
Und ihr besiegen mögt das finstre Walten
Der Mode, das verkehrte, geistesarme. —

Zeit ist es, daß das teutsche Volk erkenne,
Daß eine längst geschlagne böse Wunde
Das Vaterland im tiefsten Herzen brenne. —

O! möchten Männer sich mit dir vereinen,
Daß es von seinen Schmerzen bald gesunde,
Damit wir nicht an seinem Grabe weinen.

Alexander Graf v. Würtemberg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

(Fortsetzung.)

Wasserheilanstalt. Todesfälle. Reformationsfest.

Das Wasser spielt bekanntlich jezt eine so große Rolle in der medicinischen Welt, wie etwa der Weingeist, als dieser vor einer Reihe von Jahren von den Brownianern gehandhabt wurde. Wollte man den blinden Verehrern dieses wohlthätigen Elements Glauben schenken, so würde die Vernichtung, womit die Homöopathie unsere Apotheken längst bedrohte, nun endlich durch dasselbe gewiß herbeigeführt werden. Aus dem kaum drei Stunden von Dresden entfernten Dorfe Kreischa ist nun ebenfalls ein Neu-Gräfenberg geworden. Nicht nur die wahrhaft romantische Lage des Dorfs und dessen anmuthigen Spaziergänge, sondern auch die so verständige und gute, als billige Bewirthung im dortigen Gasthause hat Kreischa seit Jahren schon zur Lieblingspartie der Dresdener erhoben. Nachdem nun der Gasthausbesitzer Reißbach sich an Ort und Stelle mit der Gräfenberger Heilanstalt genau bekannt gemacht, ist wirklich in Kreischa eine gleiche Anstalt errichtet. — Auch das gewöhnliche Flußbaden hier in Dresden selbst hat in der Elbe, wiewohl, des allzugroßen Wassers wegen, erst ziemlich spät begonnen. Zugleich sind auch so eben von dem Doktor Ruschpler in dem den Sandboden des benachbarten Nadelholzes durchrieselnden, seit undenklichen Zeiten hauptsächlich vom Mittelstande und der untern Volksclasse zum Baden gebrauchten Prießnizbach Vorrichtungen zu bequemerer Benuzung dieses klaren Wassers getroffen worden. Schon in der lezten Zeit war etwas dieser Art von einem andern Unternehmer geschehen, der Erfolg aber nicht ausreichend gewesen. Mit vollem Rechte glaubt wohl der sachkundige Doktor Ruschpler (seither schon Besitzer eines concessionirten, gut eingerichteten Wannen- und Dampfbades) an ein vollständiges Gelingen, da er sich bemüht, alle Hindernisse durch die Zweckmäßigkeit seiner Veranstaltungen zu beseitigen und das Prießnizwasser von jeher den Ruf besonders heilsamer Eigenschaften behauptet hat.

Zwei kurz nacheinander eingetretene Todesfälle verdienen erwähnt zu werden, weil ihre Bedeutung weit über den hiesigen Lebenskreis der beiden Verstorbenen hinausreicht. Obschon bereits 69 Jahr alt, war der königliche Leibarzt, Hof- und Medizinalrath, Doktor Kreißig, doch noch so kräftig an Geist und Körper, daß man seinen Verlust keineswegs so nahe geglaubt hätte. Die außerordentliche Auszeichnung, womit er lange Jahre die medizinische Praxis betrieben, hatte ihm in diesem Fache das unbeschränkteste Vertrauen, und als Folge davon ein recht ansehnliches Vermögen erworben. Schon seit einer Reihe von Jahren war er bemüht gewesen, seine ärztliche Thätigkeit so viel als möglich nur noch vorzüglich wichtigen Krankheitsfällen zu widmen. In solchen wurde er aber so häufig zu Rathe gezogen, daß seine nüzliche Wirksamkeit nicht in Vergessenheit kommen konnte. Sein allgemein geschäztes Buch „über die Krankheiten des Herzens" sichert ihm ein dankbares Andenken auch im entfernten Auslande. — Der zweite merkwürdige, im 66sten Jahre Verstorbene war der vormalige Oberst von Wizleben. Als Schriftsteller hatte er bekanntlich den Namen des Guts, auf dem er geboren, Tromliz, in der Nähe von Weimar, angenommen. Mehr als Alles zeugt das fortdauernde, jährliche Erscheinen des Taschenbuchs: „Vielliebchen," dessen vollständiger Inhalt ganz allein von seiner Feder bestritten wurde, daß er noch immer zu den besondern Lieblingen des zunächst Unterhaltung suchenden Publikums gehörte. Obschon er seit mehreren Jahren an der Wassersucht litt, wirkte doch seine Phantasie in der gewohnten Weise rastlos fort. Merkwürdig ist, daß er noch unmittelbar vor dem Scheiden aus der Welt, vom Sterbelager aus, seiner Gemahlin die Fortsetzung einer neuangefangenen Erzählung (ich glaube bereits für das Taschenbuch Vielliebchen auf das Jahr 1841 bestimmt) in die Hand diktirte.

Auf die große Bedeutung des 6ten dieses Monats, des Tages, an dem im Jahre 1539 die Einführung der Reformation in Dresden erfolgte, hatten während der lezten Zeit mehrere neue Druckschriften hingedeutet. In den zwei nach jenem Jahre erschienenen Jahrhunderten konnte der stille Glanz des Tages im wilden, verworrenen Kriegslärm unmöglich zur gehörigen Würdigung gelangen. Um so größere Aufmerksamkeit schien daher seine dritte Wiederkehr schon an sich zu erheischen. Dazu kam, daß erst neuerlich im Auslande die Differenz der Ansichten zweier christlichen Confessionen in einem Punkte, über den beide Theile sich längst verständigt zu haben scheinen, mitunter auf wahrhaft betrübende Weise zur Sprache gebracht worden. Unter diesen Umständen hielt man es offenbar für heilige Pflicht, dem unvergeßlichen Tage eine ganz vorzügliche äußere Auszeichnung zu ertheilen. Bei dem Stande der Dinge und der wirklich schwesterlichen Eintracht, in welcher beide Bekenntnisse nun schon seit langen Jahren, wie überhaupt, so auch hinsichtlich jenes im Auslande neuerdings bestrittenen Punkts neben und miteinander leben, können sogar unsere, der römischen Kirche zugethanen Mitbürger diese Auszeichnung schwerlich mißbilligen und noch viel weniger ihr einen gehässigen Sinn unterlegen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 179.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 27. Juli 1839.

Was mir der Baum, die Welle klagen,
Dem Blatte muß ich's wieder sagen:
Ich sorge wenig um das Wie —
Und dieses Muß ist Poesie.

v. Feuchtersleben.

Aus den Bergen.

Von Karl Mayer.

Wunsch.

Sausen möcht' ich, Wind, wie du
Ohne Ruh
Durch den Balsam hoher Forchen,
Schlanker Tannen, ihnen horchen;
Mit dem Wildbach möcht' ich rauschen
Oder dem geschwinden lauschen,
Hängen in der Luft ein Weih
Laut und frei,
Oder all den Wildnißtönen
Festgebannt als Hörer frohnen,
Saugend blau und grünen Schimmer;
Nicht, wie bisher, klagend immer,
Menschenklagwerk hören zu
Ohne Ruh.

Die Verschönerung.

Ihr Tannen grün, auch euer Tod,
Selbst eures Tods grausame Noth,
Der Meiler, der euch langsam brennt,
Die Mühle, deren Säg' euch trennt,
Ihr Tannen, ja noch eure Qual
Verschönt mir euer grünes Thal.

Die Tanne.

Die stolze Tann' im Binnenland
Klagt sausend, wie sie angebannt:
„O dürft' ich nah mich stellen
Des Oceanes Wellen!

Der Stimme, welche in mir saust,
Käm' Antwort fernher zugebraust;
Die Wellen, die dort schlagen,
Verständen Waldesklagen.

Der Wasser endlos Einerlei
Erschien' es unbegrenzt und frei? —
Umsonst, daß sie sich bäumten
Und Zorn gen Himmel schäumten;

Es peitschte sich heran ihr Schwall
Zu meines Schmerzes Widerhall;
Auch sie erseufzten bange,
Natur, von deinem Zwange.

Das Ufer riefe streng: Zurück!
Auch scheinbar freiem Wellenglück.
Zwang, der sie hergetrieben,
Zwang hieße sie zerstieben.

In fremdem Grame zähmte sich
Die Sehnsucht, die bemeistert mich.
Drum möcht' ich mit erdröhnen,
Wo Gisch und Brandung stöhnen,

Wo dann unendlich fern hinaus
Mich Trauer zög' und Wogendraus,
Wo mich noch machte zittern
Der Wellen Schmerz, der bittern."

Die Lazzaroni in Paris.

(Schluß.)

Wie dem auch seyn mag, in den ersten Tagen des Oktober verschwindet der Marchand de coco vom Pariser Pflaster, und anstatt seiner tritt der Marchand de marrons auf den Schauplatz. Seine gewöhnliche Stelle ist an den Straßenecken, weil fast jedes Eckhaus eine kleine Weinwirthschaft hat, wo die Gäste eintreten und stehend am Schenktisch einen „Canon" (eine Achtelflasche) trinken, indem sie einige gebratene Kastanien dazu knuspern, die sie beim nächsten Kastanienhändler holen lassen. Das Quarteron, 25 Stuck, kostet sechs bis acht Sous, je nach der Qualität. Sie werden in einer Siebpfanne gebraten, welche mit einem Deckel zugestülpt ist und worunter ein starkes Kohlenfeuer glüht, das der Kastanienkaufmann jedesmal mit seinem Blasbalg frisch anschurt, wenn er in den neben ihm stehenden Sack gegriffen und eine neue Ladung in die Pfanne geworfen.

Zuletzt erwähnen wie der Kirchenbettlerin, welche in der Naturgeschichte der geheimnißvollen Wesen in Paris kein unwichtiges Stuck ist. Man trifft sie jeden Morgen in der ersten Messe ihres Sprengels, an einem Kirchenpfeiler oder unten an die Altarstufen hingekauert, wo der Vikar sie sehen kann. Dort murmelt sie mit scheinheiliger Zerknirschung Gebete her, während sie die schmierigen Körner ihres Rosenkranzes mit ihren knöchernen Fingern abzählt. Nach beendigter Messe holt sie sich ihren Strohstuhl, den sie jeden Abend in einen Winkel versteckt, schleppt ihn vor die Kirchenthür und sezt sich darauf. Wenn es Winter ist, geht sie vorher noch in die Sakristei und bettelt sich einige Kohlen in ihre Feuerkieke, welche ein geborstener Topf mit einem oder gar keinem Henkel vorstellt. Sizt sie einmal fest, so rückt sie den ganzen Tag über nicht von der Stelle, einige Augenblicke um die Essenszeit ausgenommen, wo sie in einige benachbarte Häuser schleicht und sich bei den Köchinnen die Tafelreste der Herrschaft holt. Diese Kirchenbettlerin ist stets über fünfzig Jahre alt und von Gicht, vom Staar oder von sonst einer wirklichen oder eingebildeten Gebrechlichkeit heimgesucht. Die ersten fünfzig Jahre ihres Lebens sind ein unergründliches Geheimniß; und es ist unmöglich, nachzuweisen, wie sie an den Bettelstab gekommen, wo ihre Heimath ist und was sie in jungen Jahren getrieben; jedoch darf man keck die Vermuthung wagen, daß Faulheit und Müßiggang viel an ihrer gegenwärtigen Lage Schuld sind. Uebrigens gefällt ihr diese prekäre Lage; die Bettelei ist ihre Profession; sie verkauft ihren Segen und ihre Furbitten; sie hat ihre Kunden, wie der Kaufmann, und weiß auf ein Haar, wie sie sich gegen Diesen oder Jenen zu benehmen hat, daß ihre schmutzige ausgestreckte Hand nicht leer ausgehe. Wenn sie einen Sou bekommen hat, druckt sie ihn an die Lippen und bekreuzt sich damit, indem sie der Mutter Maria und allen Heiligen des Paradieses die gute, mitleidige Seele empfiehlt, welche ihr das Almosen geschenkt. Wer ihr nichts gibt, dem murrt sie leise einige Verwunschungen nach, welche der Himmel glücklicherweise nicht so bereitwillig in Erfüllung gehen läßt. Die Alte ist bösartig und neidisch. Wenn ihre Mitbettlerin ein Almosen empfängt, ohne daß sie etwas bekommt, so ergießt sie sich in Schmähungen und behauptet, der Sou sey ihr zugedacht gewesen und sie musse wenigstens zwei Liards davon haben. — Es gibt in ihrem Kirchsprengel keine Betschwester, deren Namen, Wohnung, Familienverhältnisse, Beichtvater und Communionszeit sie nicht genau kennt. So wie sie eine von diesen fleißigen Kirchengängerinnen kommen sieht, macht sie eine so süße, freundliche Miene, als sie nur immer vermag; sie nennt die Devoten bei Namen und begleitet ihren Gruß mit einem familiären Lächeln und mit Segenswünschen; sie spricht diese frommen Frauen nie um die geringste Gabe an, da sie weiß, daß jede Betschwester einen bestimmten Tag in der Woche hat, wo sie Almosen gibt. — Jede Kirchenbettlerin hat bei ihrem Pfarrer eine monatliche Pension von dreißig Sous; sie ist Gevatterin der Meßnersfrau, welche die Kirchenstuhle verleiht, und steht so intim mit ihr, daß sie aus ihrer Dose schnupft. Der Kuster und Glöckner sind ebenfalls gut Freund mit ihr und lassen sich so weit herab, den Stadtskandal und die Politik mit ihr durchzusprechen; dafür besorgt sie manche Aufträge und holt z. B. den Herrn Vikar, der die Woche hat, wenn die lezte Oelung zu geben oder eine Taufe vorzunehmen ist. — Taufen, Trauungen und Begräbnisse sind fur sie gefundene Essen. Troz ihres Staars, kennt sie doch unter Dreißigen den armen Sterblichen heraus, welchen man Pathe nennt; die weiße steife Halsbinde, die seinen Hals schnürt, seine weißen Handschuhe, sein sorgfältig frisirtes Haar, sein blauer Frack mit blanken Metallknöpfen und sein verlegenes, albernes Aussehen sind charakteristische Merkmale, welche ihn der alten Bettlerin sogleich verrathen. So wie dieser Bedauernswürdige aus seiner Miethkutsche ausgestiegen ist und einen Fuß in die Kirche gesezt hat, hängt sich die alte Here wie eine Klette an

seine Rockschöße und läßt ihn nicht eher aus den Klauen, bis sie beide Hände voll Liards erwischt hat, worauf sie ihre ganze Litanei von Glückwünschen für den Neugebornen herbetet, welcher über dem Taufbecken quarrt und schreit, während der Priester den bösen Geist austreibt. — Wenn man auch in Paris seine Trauung um Mitternacht feiern wollte, so würde man doch der neugierigen Gaffermenge und dem summenden Bettlerschwarm nicht entgehen. Unsere Alte wäre gewiß da; denn ihr Freund, der Küster, hätte sie zuvor benachrichtigt, und sie würde nicht ermangeln, ihre stehende Formel herzusagen: „Der liebe Gott schenke Ihnen viel Heil und Glück und lasse Sie die Hochzeit Ihrer Kinder und Kindeskinder erleben. Mon bon Monsieur, ma bonne Dame, quelque chose aux pauvres!" — Die Begräbnisse sind für die alte Bettlerin ebenfalls freudige und einträgliche Begebenheiten; jedoch stellt sie sich natürlich sehr betrübt und trägt ihr Gesuch mit wimmernder Stimme vor: „Mon bon Monsieur, ne m'oubliez pas! Je dirai bien des prières pour les saintes âmes du purgatoire." — Alles dies zusammen genommen, macht, daß die Kirchenbettlerin in erträglichen Umständen lebt und nicht, wie die Straßenbettlerin, unter den Markthallen oder in den Hôtels der Cité schläft, wo man um einen Sou beherbergt; sie hat Mittel, sich in ihrem Arrondissement ein Kämmerchen zu miethen, und Abends, wenn die Kirche zugeschlossen wird, schleicht sie längs der Häuser in ihre Behausung, ohne unterwegs die Vorübergehenden anzubetteln. Bevor sie in ihre Dachstube hinaufklettert, zündet sie ihre kleine Handlaterne bei der benachbarten Höckerfrau an, welche ihr aus Barmherzigkeit das verdorbene Obst und Gemüse gibt, das sie nicht mehr los werden kann. C. C.

Gespräche einer Sommernacht.

(Fortsetzung.)

Maur. Das sind alles Erfahrungen an Andern.

Sophokleia. Wollen Sie welche, die ich selbst machte? Hier sind sie. Zwar bin ich nicht in Gefahr gekommen, lebendig beerdigt zu werden, aber ich behaupte, einen Zustand empfunden zu haben, der an Schrecknissen jenem nicht viel nachgeben wird. Sie wissen, wie vor zwei Jahren ungefähr mein Verhältniß zu Theophrast nahe daran war, völlig aufgelöst zu werden. Ich glaubte zu bemerken, daß Sabine auf ihn einen mächtigen Eindruck gemacht, und in der grenzenlosen Furcht, sein Herz zu verlieren, benahm ich mich so ungeschickt, daß er recht eigentlich glauben mußte, ich wünsche mich von ihm frei zu machen. Unglückselige Koketterie, welche Quelle unsäglicher Leiden bist du gewesen und wirst es noch seyn! Aber ich habe für meine Thorheiten gebüßt; in der That, ich glaube nicht, daß für Verstellung und Unwahrheit die Strafe je härter gewesen ist. — Ich zeigte mich mit verwundetem Herzen heiter und lächelnd; ich gab mir den Anschein, als bemerkte ich nicht, was zu erlauschen und zu erspähen meine glühendste Bestrebung war. Ich that mit Vorsatz Alles, wovon ich wußte, daß es ihn verwundete, ich beantwortete seine Briefe spottend, und — ich weiß nicht, welch ein Dämon der Hölle mir beistand — ich ertrug mit Riesenkräften alle diese Lügen, diese wahnsinnigen Bosheiten, diese herzzerreißenden Scherze. Aber plötzlich brach ich zusammen; es war, als wenn der Tod nach meinem Herzen gegriffen hätte; ich war keiner Verstellung mehr fähig und zerschmolz in Thränen. Nichts wollte ich, als lieben, nichts fühlen, als die grenzenloseste Zerknirschung. Ich lag Tag und Nacht betend vor dem zertrümmerten Altar meines Gottes, und flehte ihn unter blutigen Thränen an, wieder in meine Brust einzuziehen. Umsonst — es blieb alles öde und leer. Ich schrieb an Theophrast, ich bestimmte ihm eine Stunde, wo ich ihn in einem der abgelegenen Bogengänge des Parks zu sprechen wünschte. Es war ein gewitterschwüler Abend, der Himmel völlig bedeckt, kein Lüftchen in den Baumgipfeln; ganz ferne spielten die Lichter des Festes und verworrene Stimmen tönten in die Einsamkeit herüber. Mein Herz war voll Demuth und Liebe; ich lauschte auf jedes kleine Geräusch, und immer glaubte ich den nahenden Fußtritt des Geliebten zu hören. Ich wollte ihm in die Arme fliegen, jede Maske sollte fallen; ohne den mindesten Stolz, der kleinsten Lüge mehr Eingang zu verstatten, wollte ich ihm berauscht und glücklich an die Brust sinken. Er kam nicht. — Von ferne schlugen die Uhren die bezeichnete Stunde; der Boden brannte unter mir, ich schlupfte durch die Gebüsche, mein Herz mit beiden Händen zur Ruhe pressend; meine Wange brannte fieberhaft, mein Athem flog stürmisch. Wieder blieb ich stehen, und horchte — nichts! Tiefe Stille — er kam nicht. Ich sank aufs Gras nieder und drückte meine Stirne an einen Baumstamm. „Leide jetzt die Marter," rief es in mir, „die du ihm verursacht hast! Empfange die Strafe deiner Uebelthat!" In dieser fürchterlichen Stunde wurde es mir deutlich, was die Verdammten leiden. Der Garten kam mir wie der Ort der Qual vor, aus dem keine Rettung mehr zu hoffen, die Gänge desselben füllten sich mit bleichen Gestalten an, die, wie ich, ihren ohnmächtigen Schmerz in die tauben Lüfte hauchten; überall sahen mich stumme Mienen voll Grausen und Entsetzen an. Immer mehr wuchs das Gedränge der stummen Gespenster; über den Himmel flog ein bleifarbener Schimmer, der unruhig hin und her zuckte und diese Bilder des Entsetzens beleuchtete. Ich wollte fliehen und

fühlte mich an meine Stätte gebannt. Ein langer gräßlicher Schrei durchschnitt die Lüfte, und mit ihm stürzte ich bewußtlos nieder. — Der Traum begann sein düstres Geschäft. Ich fühlte, daß ich in einen Abgrund versank; von oben herab gaben mir trauernde Gestalten ein wehmüthiges Lebewohl. Nacht umgab mich, und diese Nacht, das fühlte ich, sollte ewig dauern. Ach, Manor, vergebens strebe ich, Ihnen die Schrecken dieses Moments zu schildern. Nur ein Laut, der schwächste in der Schöpfung, hätte die Klammer von meiner Brust gelöst; aber nein, es blieb still, es blieb Nacht, ich war allein mit meinen Qualen. Jezt bist du vergessen, rief ich bei mir selbst; jezt haben Glücklichere und Bessere deine Stelle eingenommen. Sie haben dich dem Gerichte übergeben, das bald über dich hereinbrechen wird. Fühlst du schon seine Schrecken? Unerbittlich ist seine Strenge, unwiderruflich sind seine Aussprüche.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

(Fortsezung.)

Das Reformationsfest.

Schon am 5ten dieses Monats begann eine Vorfeier in den protestantischen Schulen der Stadt. Auch nahm mit diesem Tage die Bevölkerung durch den Zufluß der Fremden aus allen Gegenden fortwährend zu. Die ansehnlichsten Beiträge zu dieser Verstärkung lieferten die seither schon immer überaus angefüllten Wagen der Eisenbahn, und schon Freitags Nachmittags gegen zwei Uhr stimmte auf hiesigem Neumarkte ein ansehnlicher Kreis erst angelangter, hospitirender Musensöhne aus voller Seele das jugendmuthige Gaudeamus an. Den Sonnenaufgang des nächsten Morgens begrüßten die hier gewöhnlich die höchsten kirchlichen Festtage eröffnenden Feierstimmen: Kanonenschall und Glockengetöne. Hiemit war das Zeichen zu einem ungewöhnlichen Leben außer dem Hause nicht fruchtlos gegeben. Die sonst um diese Zeit noch wenig gestörte Einsamkeit der Straßen und Pläze durchkreuzten bald fröhliche Gesichter von Menschen aller Classen und Alter, und mitten in dem sich zusehends verdichtenden Treiben blieben fast alle Verkaufsläden geschlossen. Das Gewerbe glaubte, so weit es nicht nothwendig zum Feste mitzuwirken hatte, sich von selbst jeder Unterbrechung durch sein Geräusch enthalten zu müssen. Allenthalben Versammlungen und festlich ausgestattete Züge der mannigfachen, zur Feier und Ordnung des Tages gehörigen Corporationen und derer, die diesen sich aus freiem Triebe angeschlossen. Der Altmarkt war das Centrum, wohin Mitwirkende und Zuschauer von allen Seiten am gewaltigsten strömten. Vom dortigen Rathhause aus ging auch der große Festzug nach der Kreuzkirche. Frommer Gesang, durch starke Musikchöre unterstüzt, fehlte nicht, und die aufgestellte Communalgarde wachte darüber, daß Unregelmäßigkeiten keiner Art den Festtag stören konnten. Wenn auch die Kreuzkirche als Mittelpunkt der festlichen Ceremonien, wo der Superintendent, ein sehr geschäzter Kanzelredner, die hohe Wichtigkeit des Tages heraushob, den größten Zudrang hatte, so waren doch auch die übrigen protestantischen Gotteshäuser, in denen gleichzeitig Kirche gehalten wurde, mit Zuhörern reich versehen. Namentlich standen die Menschen in der Hofkirche bis zu den Thüren heraus, um die gehaltvollen Worte zu vernehmen, welche, vom wahrhaft friedlichen und brüderlichen Geiste des Christenthums beseelt, unser ehrwürdiger Ammon der aufmerksamen Versammlung an das Herz legte. — Die Zünfte gewährten mit ihren, zum Theil recht glänzenden Fahnen und stattlichen Marschällen, ein recht erfreuliches Bild der hiesigen Gewerbsbetriebsamkeit. — Mittags fand ein Festmahl von einigen hundert Personen statt. Es verdient bemerkt zu werden, daß es bei diesem ganz im Sinne des würdigen Festes gehaltenen Mahle auch nicht an Theilnehmern fehlte, welche der römischen Kirche angehörten. Einer davon deutete in kurzen Worten den Wunsch an, daß die unnatürliche Scheidewand zwischen den verschiedenen christlichen Confessionen fallen möchte. Großen Enthusiasmus erregten die in ähnlicher Beziehung von dem dabei anwesenden, hochverdienten Prediger der hiesigen reformirten Gemeinde, Girardet, gesprochenen herzlichen Worte. Sie drückten besonders das Verlangen aus, daß doch zunächst wenigstens die den Lehren Luthers und Calvins Folgenden, als im Wesentlichen ganz Eines Sinnes, auch in Sachsen nur Eine Gemeinde constituiren möchten. Ein anderer Redner von Geist und Herz, der Superintendent Dr. Großmann aus Leipzig, trat dieser Meinung mit Innigkeit bei und stellte überhaupt den nähern Verein aller Bekenner des Christenthums als ein Bedürfniß der Zeit dar. — Das Innere aller protestantischen Kirchen war, mehr oder weniger, durch Orangerie, andere grüne Bäume und Blumen- und Blätterkränze, zum Theil allerdings mit mehr Fülle als Geschmack ausgestattet. Auch an dem Aeußern der Häuser fehlte die, größtentheils in lebendigem Grün bestehende Ausschmückung nicht. Die Büsten und Bilder Luthers, Melanchthons und anderer Zeitgenossen von Einfluß begegneten dem Blicke überall. Eine Allee von Birken zog sich, die ganze ansehnliche Wilsdruffer Gasse hindurch, an den beiden Häuserreihen hin, zwischen denen aus Eichenlaube bestehende grüne Festons aufgehangen waren. In der Mitte der Straße hatte man mehrere Medaillons mit Bildnissen der mit dem Ereigniß des Tages zunächst verknüpften Personen angebracht. Dresden ist vielleicht noch nie so mit fröhlichen Menschen überfüllt gewesen, als an diesem Tage. Allenthalben boten die Kirchen und zahlreichen öffentlichen Lustörter in der Nähe der Stadt Abzugspläze für das Gastgetümmel. Auch waren die meisten dieser Zufluchtsorte mit Gästen zahlreich besezt. Gleichwohl hatte dadurch die Fülle der Straßenbevölkerung keineswegs gelitten. Unter andern verbreitete sich ein stetes Menschengewimmel über die ganze Brühlsche Terrasse, die daher, nebst ihrer, durch Einfachheit so schönen, großen Treppe, von der Elbbrücke angeschaut, um so reizender erschien, da auch das bis in den lezten Tagen gar launisch und unzuverlässig gewesene Wetter gerade am 5. und 6. Juli durchaus nichts zu wünschen übrig ließ. Eine ungemein starke Menschenableitung gewährte am lezten Tage, von 6 Uhr Nachmittags an, die Neustädter Kirche. Haydns unsterbliches Werk: die Schöpfung, wurde dort von den Virtuosen der königlichen Kapelle aufgeführt. Alle unsere vorzüglichsten Gesangeshelden und Heldinnen (mit Ausnahme Tichatschecks), unter Andern die Schröder-Devrient, nahmen Theil daran. Man kann daher wohl denken, welch eine Menschenmasse die heiligen Mauern dießmal zu umfassen hatten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 24.

Sonnabend, 27. Juli 1839.

[356] **Uebersetzungs-Anzeige.**

Im Verlage der Unterzeichneten wird von

Ustrialows Geschichte Rußlands

eine Uebersetzung erscheinen. Der erste Theil enthält die Geschichte Rußlands bis zu Peter dem Großen, der zweite von Peter dem Großen bis zum Tode Alexanders. **Die erste Hälfte des ersten Theils, welche den ersten Band des russischen Originals enthält, wird binnen 14 Tagen erscheinen.**

Stuttgart und Tübingen, Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Schiller's
sämmtliche Werke

in einer

neuen Taschen-Ausgabe in 12 Bänden auf Velinpapier,
mit dem Porträt des Verfassers in Stahl.
Ladenpreis 7 fl. oder 4 Rthlr.

Das Bedürfniß einer Taschen-Ausgabe von den Werken des unsterblichen Dichters, neben den Pracht-Ausgaben in Einem Bande und in 12 Octav-Bänden mit Stahlstichen, hat sich seit einer Reihe von Jahren bewährt. Wir haben deßhalb neuerdings eine solche veranstaltet, und dabei elegante Ausstattung mit möglichst niedrigem Preise zu vereinigen gesucht. Dieselbe ist so vollständig, wie die größern Ausgaben, füllt zwölf Bände in klein Octav, ist auf sehr schönem Velinpapier und mit größter Korrektheit gedruckt, und mit dem höchst gelungenen Bildniß Schillers, in Stahl gestochen von Finden in London, geschmückt.

Alle Sortiments-Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz nehmen zu obigen Preisen Bestellungen an.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[329] In Carl Gerolds Buchhandlung in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Jahrbücher der Literatur.

Fünf und achtzigster Band. **1839.** Januar, Februar, März.

Inhalt:

I. 1) Werke des tschinesischen Weisen Kung-fu-dsu und seiner Schüler, übersetzt von Wilh. Schott. 2 Theile.
2) Hoeï-Lan-ki ou l'histoire du cercle de Craie, drame en prose et en vers, traduit du chinois et accompagné de notes, par Julien. London 1832.
3) Légende de l'entrevue du docteur Juthsinge avec l'esprit du foyer, traduit du Chinois par M. E. Zacquet, Paris 1835.
4) Le livre des récompenses et des peines en chinois et en français; accompagné de quatre cents légendes, anecdotes et histoires, qui font connaître les doctrines, les croyances et les moeurs de la secte des Tao-ssé, traduit du chinois par Julien. Paris 1835.
5) Lehrsaal des Mittelreiches, enthaltend die Encyclopädie der chinesischen Jugend, und das Buch des ewigen Geistes und der ewigen Materie; übersetzt und erläutert von Neumann. München 1836.
6) Geschichte des chinesischen Reiches, von Carl Gützlaff. Aus dem Englischen von F. Bauer. Quedlinburg und Leipzig 1836. 2 Bände.
7) La Chine ou description générale des moeurs et des coutumes du gouvernement, des lois, des religions, des sciences, de la littérature, des productions naturelles, des arts, des manufactures et du commerce de l'empire chinois, par J. F. Davis. Paris 1837. 2 Theile.

II. Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus Carl. Aug. Böttiger's handschriftlichem Nachlasse. Herausgegeben von K. W. Böttiger. Zweites Bändchen. Leipzig 1838.

III. Sämmtliche Schriften von Joh. Anton Leisewitz. Zum ersten Male vollständig gesammelt und mit einer Lebensbeschreibung des Autors eingeleitet. Braunschweig 838.

IV. Ernst Raupach's dramatische Werke ernster Gattung. Eilfter und zwölfter Band. Der Hohenstaufen siebenter und achter Band.

V. Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret, von Hammer-Purgstall. Vierter Band. Leipzig und Darmstadt 1838.
VI. Ueber den Menschen und die Entwicklung seiner Fähigkeiten. Von A. Quetelet. Deutsch von Dr. Riecke. Stuttgart 1838.
VII. 1) Die Amerikaner in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen, von Fr. P. Grund, ins Deutsche übersetzt vom Verfasser. Stuttgart 1837.
2) De la Démocratie en Amérique, par Alexis de Tocqueville. Paris 1836. Schluß.
VIII. 1) Aristoteles Staatspädagogik, als Erziehungslehre für den Staat und die Einzelnen. Aus den Quellen dargestellt von Dr. A. Kapp. Hamm 1837.
2) Aristoteles Rhetorik, übersetzt und erläutert von Dr. H. Knebel. Stuttgart 1838.
IX. Drei Bücher deutscher Prosa in Sprach- und Stylproben, von Ulphilas bis auf die Gegenwart (360 — 1837). Herausgegeben von Dr. H. Künzel. Frankfurt a. M. 1838.
X. Die Krönung in Mailand im Jahre 1838. Von August Lewald. Carlsruhe.

Inhalt des Anzeigeblattes Nr. LXXXV.

und konische Räder, Zahnstöcke, Daumen und excentrische Scheiben rc., mit Rücksicht auf Berechnung, Eintheilung und Form der Zähne; hölzerne, eiserne und gemischte Räder rc.

Das ganze Werk, welches aus drei gleich starken Lieferungen bestehen wird, soll in systematischer Ordnung das ganze Gebiet der Maschinenkunde und des Maschinenzeichnens umfassen.

Der Hr. Verfasser, bereits im zweiten Decennium als Lehrer dieser Partien an der königl. polytechnischen Schule in München, so wie noch an vier der ersten Kunst- und technischen Bildungsanstalten wirkend, und seit mehreren Jahren die Stelle eines Civil-Ingenieurs vertretend, hat, geleitet durch seine mehrjährigen praktischen Kenntnisse und Erfahrungen im Bau- und Maschinenwesen, dieses Werk nach dem übereinstimmenden Urtheile Sachverständiger so bearbeitet, daß selbes nicht nur für die bereits mehrfach ins Leben gerufenen technischen Bildungsanstalten als das erste in Deutschland erschienene Werk empfohlen zu werden verdient, sondern auch für Mechaniker, Maschinenbauer, Fabrikanten, Hütten- und Hammerwerks-Besitzer, Müller rc., so wie für jeden Freund der Technik bei dem raschen Aufblühen des Maschinenwesens um so mehr von großem Nutzen seyn wird, als der Hr. Verfasser, abhold jenem bloßen Wiederkauen und Aufpfropfen fremder Anordnungen und Constructionen, ohne Rücksicht auf die obwaltenden Umstände und vorhandenen Verhältnisse, das Ganze den Bedürfnissen aller jener Länder entsprechend anzupassen eifrigst bemüht war, welche noch nicht, gleich den Engländern, Franzosen und Amerikanern jene hohe Stufe technischer Ausbildung erreicht haben.

Diesem zufolge wurden, wie es in einigen sonst vorzüglichen ausländischen Werken geschehen ist, Constructionen in Holz keineswegs umgangen, sondern dieselben sind, so weit es die Verhältnisse des Continents erfordern, denen in Eisen vorangestellt; jedoch vermißt man auch letztere, so wie jene, welche theils aus Holz, theils aus Eisen bestehen, nicht; wobei bei gleichem, oder doch nicht beträchtlich größerm Kostenaufwande Schönheit der Formen immer berücksichtigt wurde.

Bei allen von dem Hrn. Verfasser, vorzüglich aber bei den von ihm in Metall ausgeführten Maschinen wurde das Gewicht der einzelnen Theile und ein Kostenüberschlag aufgeführt. Bei allen Zeichnungen sind mit der höchsten Genauigkeit die Maaße nach bayerischem und französischem metrischem Maaßstabe eingeschrieben; die verschiedenen Stoffe: als Eisen, Messing, Holz rc., sind sowohl durch eigene Schraffuren, als besonders mit Benützung des erst seit Kurzem in der J. G. Cotta'schen lithographischen Druckerei ausgebildeten Farbendruckes in den immer vollkommener werdenden Farben dargestellt, wodurch die Platten an Deutlichkeit bedeutend gewinnen, und sich nicht nur als Originale für den Unterricht, sondern auch als Arbeits- oder Werkstättzeichnungen selbst für solche, welche die im übrigens ungekünstelten, leicht verständlichen Styl geschriebene deutsche Erklärung nicht lesen können, vollständig eignen.

Die Platten wurden von Hrn. Kurz, einem der ausgezeichnetsten Schülern des Hrn. Verfassers, und bereits selbst im vierten Jahre Lehrer an der Gewerbs- und polytechnischen Schule in Augsburg, mit einer Präcision gestochen, welche so wie die übrige Ausstattung nichts zu wünschen übrig läßt.

---

[560] So eben erschien und ist bei mir und in allen Buchhandlungen zu haben:

Merwich.

Ein Trauerspiel. Preis broch. 16 Gr.

T. Trautwein in Berlin.

---

[295] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Y-KING

ANTIQUISSIMUS SINARUM LIBER QUEM EX LATINA INTERPRETATIONE

P. REGIS

ALIORUMQUE EX SOC. JESU P. P.

EDIDIT

JULIUS MOHL.

VOL. II.

gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 Gr.

Es genügt der Name des berühmten Verfassers, um auch diesen zweiten Theil bei der gelehrten Welt einzuführen.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[344] Im Verlage der Gebrüder Reichenbach in Leipzig erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Wissenschaft und Universität

in ihrer Stellung zu den

praktischen Interessen der Gegenwart.

Eine Gegenschrift gegen:

Prof. K. H. Scheidler: „Ueber die Idee der Universität und ihre Stellung zur Staatsgewalt."

Von

Dr. Carl Biedermann,

außerordentl. Prof. d. Phil. a. d. Universität Leipzig.

$8^1/_2$ Bogen. 8. broch. 16 Gr.

Im vorigen Jahre erschien:

Fundamentalphilosophie.

Von

Dr. F. C. Biedermann.

XVI und 412 S. gr. 8. — In Umschlag. 2 Thlr.

---

[327] Bei Ludwig Schreck in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Mischlinge,

gebunden und ungebunden,

zur Unterhaltung in Feierstunden.

Du fragst, wer uns erschaffen hat?
Freund Kantharos in Lindenstadt.

Geh. Preis 12 Gr.

---

[361] So eben ist erschienen von dem

Théâtre français moderne,

publ. p. J. Louis Vme. Ser. 4e. livraison; enthaltend: *Mademoiselle de Belle-Isle.* Drame, p. Al. Dumas. Der Subscriptionspreis für 12 Livraisons ist 2 Rthlr., einzeln 6 Gr. ($7^1/_2$ Sgr.; 24 kr. C.M.) Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an.

C. Drobisch in Leipzig.

[311] # Urquhart Geist des Orients.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Geist des Orients

erläutert in einem Tagebuche

über

Reisen durch Rumili,

während einer ereignißreichen Zeit, von

D. Urquhart, Esq.

Aus dem Englischen übersetzt von

F. G. Buck.

Zweiter Band.

gr. 8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Inhalt: Ritt in das Thal Tempe. — Steigen und Sinken der handeltreibenden Ortschaft Ambelakia. — Contraste zwischen England und der Türkei. — Ausflug von Salonika zur Verfolgung von Räubern. — Kassandra. — Die Helena von Kassandra. — Alterthümliche Nachforschungen in Athero und Olynthus. — Fest der Räuber und Beraubten. — Einfluß der Schulen. — Manufacturen und bergbautreibende Ortschaften von Chalkidike. — Plane der Armatolis. — Verhandlungen mit einem Statthalter. — Zur See kreuzende Bienen. — Ravanikia. — Bivouac. — Somali. — Europäische Sitten. — Contracter Priester. — Herrliche Aussicht. — Akenthus. — Gefangennehmung durch Banditen. — Der Berg Athos. — Der heilige Berg und seine Bewohner. — Klephten, Piraten und Schmuggler. — Diät. — Fieberanfall. — Rückkehr nach Salonika. — Zweiter Besuch in Albanien. — Veränderte Umstände. — Charakter und Wirkung der Ortsregierung. — Argyro Kastro. — Municipalschulden. — Dragomans. — Griechische Sitten. — Sitten und Erziehung orientalischer Kinder. — Türkische Literatur. — Tepedelene. — Aufnahme in Berat. — Die Ghegs. — Mitternächtliche Abenteuer. — Durazzo. — Türkische Begriffe vom Handel. — Europäische Consuln und Einwohner. — Die Franzosen in Aegypten. — Mehemed Ali Pascha. — Nord-Albanien. — Skodra. — Militärische Bewegungen. — Niederlage des Pascha von Skodra. — Redschid Mehemed Pascha Sadrazem. — Einladung in einen Harem. — Mein Wirth, der Imam. — Islamismus. — Das Leben im Harem. — Verhältniß der Frauen. — Ihr Einfluß auf häusliche Sitten und volksthümlichen Charakter. — Vergleichende Sittlichkeit im Morgen- und Abendlande.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[352] Im Verlage von J. Hölscher in Coblenz ist so eben erschienen:

Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische nach der Grammatik von Dr. Zumpt, gesammelt und geordnet von Dr. E. Dronke. Sechste Auflage. Erste Abtheilung. 12 Gr. oder 54 kr. Zweite Abtheilung. 10 Gr. oder 45 kr.

Die Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit dieser Beispielsammlung wird dadurch am besten dargelegt, daß in wenig Jahren schon sechs Auflagen nöthig wurden.

Mayer, Dr. J. B., Mineralgische Reihenfolge der Felsarten nach C. Cäsar von Leonhards Systeme bearbeitet. In 3 Tabellen. Imperial-Folio. 12 Gr. oder 54 kr.

Der Herr Verfasser ist durch seine früher erschienenen, mit Beifall aufgenommenen, oryktognostischen Tabellen schon hinlänglich bekannt, so daß diese Tabellen keiner besonderen Empfehlung bedürfen.

Wiethgen, Leitfaden für den Unterricht in der Botanik an Gymnasien und höhern Bürgerschulen. 12 Gr. oder 54 kr.

Es hat schon lange an einem solchen zweckmäßigen Leitfaden gefehlt, da die früher erschienenen botanischen Uebungsbücher entweder zu weitläufig oder für Anfänger zu unverständlich waren.

Kartennetze über alle Theile der Erde, à 1 Gr. oder 4 kr. (auf 10 festgenommene 1 Frei-Exemplar).

In den Rheinprovinzen sind diese Netze mit so viel Beifall aufgenommen worden, daß schon wenig Monate nach ihrem Erscheinen mehrere Blätter in zweiter Auflage gedruckt werden mußten.

---

[339] Im Verlage von J. Schieferdecker in Zeitz ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erinnerungen aus meinem Leben

von

Dr. C. B. Rebs.

gr. 8. brochirt. 18 Gr.

Diese Selbstbiographie eines der tüchtigsten jetzt lebenden Pädagogen dürfte nicht nur seinen zahlreichen Freunden und Verehrern, sondern auch jedem Jugendlehrer, der sich in seinem Berufe fortzubilden strebt, eine höchst willkommene Erscheinung seyn, indem die darin mitgetheilten Erfahrungen und Winke unstreitig die beste Gelegenheit dazu darbieten.

№ 180.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 29. Juli 1839.

Im Grenzenlosen sich zu finden,
Wird gern der Einzelne verschwinden;
Da löst sich aller Ueberdruß.
Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt läst'gem Fordern, strengem Sollen,
Sich aufzugeben ist Genuß.

Goethe.

Sommerlieder.

I. Unterwerfung.

Lange hab' ich mich gewiegt
In der Geistesfreiheit Wahne,
Doch jezt ist mein Wahn besiegt,
Seit der Sommer schwingt die Fahne:
Das vermessne Selbstvertrau'n
Ist aus meiner Brust entflohen;
Dir, Natur, der stillen, hohen,
Drängt mich's, den Altar zu bau'n.

Eine süße Sklaverei
Wirft mir um die Rosenketten,
Und mein Herz, sonst kühn und frei,
Will sich vor dem Joch nicht retten;
Von dem Berge dürr und kahl,
Der Betrachtung grauer Veste,
Steig' ich waffenlos zum Feste
In des Sommers schwellend Thal.

Nimm aus meinem Mund den Schwur,
Der dir meine Treu' verpfändet,
Hohe Königin, Natur!
Boten hast du mir gesendet —
Ihrem sanften Friedenston,
Ihrem Wort, zur Seele dringend,
Ihrer Lockung, schmeichelnd zwingend,
Sprach mein Stolz vergebens Hohn.

Abzuschwören komm' ich jezt,
Was ich dir zu Leid gesprochen!
Reuig seh' ich und entsezt;
Wie so Schlimmes ich verbrochen!
Aber dein Verzeihen quillt,
Deine Huld mir durch die Seele,
Und entledigt seiner Fehle,
Kräftiger der Geist mir schwillt.

Daß ich mit dem Wahn mich trug,
Herrin, fern von dir zu leben!
Eine Welt, mir reich genug,
Aus mir selbst herauszuweben!
Daß ich deiner Sonne Gold
Mit geborgtem Licht ersetzen,
Trotzen deiner Liebe Schätzen
Wie ein störrisch Kind gewollt!

Jezt vom sommerwarmen Hauch,
Der die weiche Luft durchzittert,
Fühlt mein sprödes Herz sich auch
Lind und wonnevoll erschüttert.

Leichter, rascher fließt mein Blut,
Gleichen Pulses mit dem deinen,
Das in Pflanzen, Thieren, Steinen
Wogt in sel'ger Ebb' und Fluth.

Ja, aus seiner Selbstheit Bann
Ist erlöst mein Geist genesen,
Und die Ahnung haucht ihn an
Von dem Einklang aller Wesen.
Unterthan dir, o Natur!
Deines Reiches Mitgenosse,
Folgt er bis zur höchsten Sprosse
Deiner Huld und Geiste Spur.

Tausend Fäden werf' ich aus,
Neu mich an die Welt zu binden,
Drin, als meinem Mutterhaus,
Traulich mich zurecht zu finden;
Eine unsichtbare Hand
Knüpft draus mit dem Tiefen, Fernen,
Mit den Blumen, Quellen, Sternen
Seliger Gemeinschaft Band.

Ja, es ist des Sommers Macht,
Der die Welt hat überzogen,
Der dies Wunder hat vollbracht;
Ihm bau' ich den Siegesbogen.
Er, deß Schatz ist Duft und Licht,
Farb' und Blüthe, Gold und Feuer,
Er verschmäh des Dichters Steuer,
Meines Liedes Knospen, nicht!

Gespräche einer Sommernacht.

(Fortsetzung.)

Manor. Halten Sie inne, Sophokleia! diese Schilderung kann auch die stärksten Nerven erschüttern.

Sophokleia. O sie ist bei alle dem nur ein sehr blasses Abbild meiner Qualen. Nie habe ich geglaubt, daß ein Traum solch eine Fülle von Schrecknissen gebären könne, die alle ihre bestimmte Gestalt und Bedeutung hatten. Zwischendurch verdrängte die Reihe meiner grübelnden Vorstellungen die Erinnerung an das Leben und dessen immer wiederkehrende Zeitabschnitte. Ich hoffte am Morgen zu erwachen, die Geliebten alle an meinem Lager stehen zu sehen, ich horchte auf die ersten Laute des Vogels, der an meinem Fenster seinen Platz hatte, die Stimme der Vorübergehenden auf der Straße glaubte ich zu vernehmen, ich streckte meine Hand aus, die Vorhänge des Betts zu öffnen, und griff in das gestaltlose Dunkel. Für dich gibt es keinen Morgen mehr, rief ich bebend vor Schmerz, für dich kein Morgenroth, keinen Frühling, für dich glänzt kein geliebtes Auge und winkt dir Entzückungen in die Seele! Endlich griff eine Hand in die Nacht meiner Bedauung, ich fühlte mich mit Ungestüm in die Höhe gerissen, und eine Stimme sprach: „Auf, wandle die Straße des Sturmwindes, erklimme die Wolkenrisse und wirf von der Höhe des beschatteten Dunstkreises deine wimmernden Laute in die Wohnungen der Menschen. Ein Dämon wird dich unausgesetzt begleiten; er heißt Gedächtniß deiner Schuld, ihm übergebe ich dich!" — Kaum waren diese Worte verklungen, so faßte mich ein mitternächtlicher Sturm, und wie das welke Blatt eines Baumes flog ich wirbelnd dahin. Ich wollte weit, weit entfliehen, allein ein dunkler Schatten faßte mich und brachte mich in jene Stadt, an jenen Ort, wo ich zuletzt geweilt. Hier sah ich Theophrast; ich sah ihn an der Seite Sabinens, glücklich, mit keinem Wort, keinem Seufzer meiner gedenkend. Jetzt füllte meine Brust ein Uebermaß des Schmerzes. Ich liebte noch, ich hatte alle glühenden Leidenschaften, die diese Brust im Leben zerrissen, mit mir genommen, aber sie zu befriedigen, war mir jedes Mittel geraubt. Ein ohnmächtiger Schatten wimmerte ich meine Klagen in das Brausen des Sturmwindes, der die Wolken vor mir herjagte, welche die Mondscheibe in Dunkel hüllten. Alle die glücklichen Tage, die Tage des Genusses gingen jetzt an mir vorüber, und ein jeder rief mir zu: „Nie, nie wirst du unsere Freude wieder erleben! Dein Schmerz, deine Qual ist ewig!" Unfähig, irgend etwas zu denken oder zu empfinden, warf ich mich nieder und barg mein Haupt in den feuchten Schooß der Wolke. Sie flog mit mir über die blasse Scheibe des Mondes und ich hörte tausend wimmernde Wehlaute durch die Einsamkeit des Nachthimmels zittern. Um mich her, neben mir vorbei, über meinem Haupte und zu meinen Füßen stürzten zahllose Schatten, wie ein Schneegestöber in einer kalten Februarnacht, zur Erde nieder. Sie alle suchten den ehemaligen Schauplatz ihrer Liebe und ihres Verbrechens; und als sie ihn erschaut, brachen sie in jenes jammervolle Klagen aus, das meine Brust zerriß. Sie drängten sich um den Mond, wie Nachtvögel um die Laterne des Gefangenwärters, und Alle schrieen sie um Erlösung ihrer Marter, aber aus dem trüben, röthlichen Nebelstrahle, der wie Blut leuchtete und vom Monde ausging, tönte ein dreimaliges: Ewig!

M. Halten Sie ein, Sophokleia! Ihre Wange ist bleich wie der Tod; nichts mehr von diesen Schreckbildern!

S. Ich kann nicht mehr. Die Erinnerung an diesen schrecklichen Traum zehrt meine Lebenskraft auf.

M. Kommen Sie, wir wollen auf den Balkon treten. Ha, sehen Sie das Meer! In tiefer Ruhe liegt es da und der Mond, vom wolkenlosen Himmelsdome niederleuchtend, spiegelt sich in seiner Fläche. Dies ist ein Gemälde, das die Seele trunken vor Staunen und Hingebung machen kann. Wagen Sie es, Angesichts dieses heiligen Meers Ihre dunkeln Phantasien zu nähren?

S. Manor, ich weiß nicht, was ich denken, was ich empfinden soll. Unendliches zieht durch meine Brust.

M. Dieses Unendliche ist der Geist Gottes. Können Sie daran zweifeln, wenn Ihnen dieses majestätische Meer, dieser ewige Himmel mit seinen Sternen entgegenleuchtet? Das sind große, kühne Geister, an ihnen soll der Mensch sich halten, an ihrer Stärke erstarken.

S. Sie haben Recht, ein göttlicher Friede bemächtigt sich der Seele, wenn sie eine solche Nacht auf sich einwirken läßt. Ach, Manor, auf welchem dieser glänzenden Sterne, die in der dunkeln Bläue vertheilt sind, werden unsere Geister sich einst begegnen?

M. Sehen Sie wohl? Ihre Ideen von Unsterblichkeit bekommen schon eine mildere Färbung. Auf welchem Sterne? Warum nicht auf dem, der mit grünlichem Lichte gerade im Scheitelpunkte auf uns niederleuchtet? Ich wüßte keinen schönern am ganzen Himmel.

S. Ich würde den vorziehen, der dort im Kopfe des großen Bären leuchtet; er hat ein weißeres, milderes Licht. Ich glaube auf jenen grünlichen Stern, der wie ein Edelstein in Farben blitzt, kommen alle die Geister hin, die sich hier durch Eitelkeit versündigten.

M. Wir wollen die neuern Philosophen zu Rathe ziehen. Nie betrachte ich das Meer in seiner Herrlichkeit und Würde, ohne daß mir dabei die Lehre Spinoza's einfällt, dieses tiefsinnigen Weisen, der von seiner Zeit nicht erkannt wurde. Auch aus seiner Lehre geht keine recht eigentliche persönliche Fortdauer der Seele hervor. Viele geben ihm Schuld, daß er sie sogar geleugnet habe. Nach ihm ist die Materie gotterfüllt, oder Gott ist in der Materie, und wie jede Welle des Meers das Meer ist, so ist jede Erscheinung Gott.

S. Also nimmt er keinen außerhalb der Welt bestehenden Gott an?

M. Nein, ebensowenig wie im Meere ein anderes abgesondertes Meer gedacht werden kann. Wir können aus Gott nicht heraus, da wir Theile seines Wesens sind, und da dieses Wesen ewig ist, so ist auch uns eine ewige Dauer gesichert.

S. Und unsere Schwächen, unsere Laster, sind die auch Theile Gottes?

M. Ein absolut Böses gibt es nicht; was wir Laster und Schwächen nennen, sind Erscheinungen. Die Inkonsequenz des Individuums wird durch die Consequenz des Weltganzen wieder aufgehoben. Wir haben die Freiheit, zu fündigen, was wir Sünde nennen, allein die Folgerungen daraus behält sich der Geist, der den Organismus des Ganzen leitet, vor.

S. Ich sehe hierin keinen besonderen Trost.

M. Und doch. Denken Sie sich das große Naturganze sympathisirend mit Ihrer Seele; welch ein erhabner Trost! Wir leiden nicht mehr allein, kein stummes Bild, kein dumpfes Zimmer empfängt unsere Klagen, die Natur leidet mit uns. Die heimlichsten und zartesten Regungen Ihrer Seele gehen in den Kelch der Blume, in die Welle des Meeres über. Sie haben überall Ihren Gott in der sichtbaren Welt, und der Frühling ist für Sie nicht mehr eine gehäufte Masse wild und durcheinander aufblühender Pflanzen, ein Gedränge auf wenig Augenblicke belebter Wurzeln, nein das Liebeathmen der Natur, die seufzende Mitempfindung der Blume, die in dunkeln Träumen brütende Baumnatur. Sie sind Gott, der Zweig, den Sie brechen, ist Gott, der Wurm, den Ihr Fuß berührt, ist Gott; nirgends, wohin Ihr Auge blickt, fehlt er, überall ist Gott, und wenn Ihr Daseyn zu Ende eilt, so sinkt Ihr Haupt, wie das Haupt der Blume, Gott in den Schooß. Vielleicht, daß Ihre menschlichen Träume eine Zeit bewahrt werden, so wie auf der Stelle, wo ein schattiger Baum stand, noch lange, nachdem er gefällt ist, unter den benachbarten Blumen ein Gedächtniß an den wohlthätigen Schatten sich wach erhalten mag; doch eben so gut kann es seyn, daß diese menschlichen Träume, als unnöthig zu dem kommenden Daseyn, erstickt werden. Immer vorwärts, ewig schlägt das Meer der Erscheinungen seine Wellen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Daguerrotype.

Ich muß meinen Bericht wieder mit dem Daguerrotype beginnen, das nun bald Gemeingut seyn wird. Da die Resultate der Erfindung oder Entdeckung den Mitgliedern der Deputirtenkammer vorgezeigt werden mußten, um sie von der Wichtigkeit derselben zu überzeugen, so wurden bei dieser Gelegenheit wieder einige Bemerkungen gemacht, welche die frühern ergänzen können. Ich habe in vorigen Berichten erwähnt, daß das Laub wegen seiner Beweglichkeit nicht dargestellt werden könne. Im Allgemeinen ist dies richtig. es gibt aber Ausnahmen, dort nemlich, wo die Luft so still ist, daß das Laub wenigstens eine Zeit lang wie unbeweglich erscheint, und Zeit hat, sich im Daguerrotype abzubilden. Freilich kommt dies nicht oft vor; es geschieht aber doch, und in der That sieht man auf einigen Daguerreschen Bildern Bäume und Gesträuche mit Laub. Noch auffallender in dieser Hinsicht ist ein Bild, auf welchem er die Ansicht der gothischen Notre-Damekirche von der Insel St. Louis genommen

hat, wo mithin die Seine besagte Insel von der alten Kathedrale trennt. Vortrefflich ist hier die Darstellung aller Theile der Kirche, was aber das Bemerkenswertheste ist: die Seine erscheint hier mit ihren Wellen so natürlich, wie bisher kein Künstler das Wasser darstellen konnte. Daguerre selbst versicherte, er habe die Abbildung der Wellen gerade wegen ihrer Beweglichkeit nicht erwartet, und seye daher über das Resultat erstaunt. Wahrscheinlich war es an dem Tage, da er die Ansicht aufnahm, ganz stilles Wetter, und die Wellen folgten so regelmäßig aufeinander, daß sie sich abspiegeln konnten. Von dem Blatte, welches die Boulevards darstellt, haben die Zeitungen gleich anfangs gesprochen. Die Perspektive der entfernten Theile der Boulevards ist unnachahmlich; allein obschon die Ansicht mitten am Tage, wo es auf den Boulevards von Fußgängern, Kutschen und Reitern wimmelt, aufgenommen worden ist, so erscheint doch kein Mensch darauf, ausgenommen der Mann, der sich die Schuhe abbürsten läßt, und der gebückte Schuhputzer, dem ein Arm fehlt, weil er ihn zum Abbürsten beständig hin und her bewegte. Auf einem andern Blatte hat Daguerre in seiner Camera obscura Büsten und andere Kunstgegenstände, welche auf dem Tische stehen oder liegen, abbilden lassen. Sie sind sämmtlich aufs Befriedigendste ausgefallen, und es bleibt kein Zweifel übrig, daß Daguerres Verfahren ganz dazu geeignet ist, Kunstgegenstände aufs Getreueste darzustellen. Ob das Verfahren auch auf Bücher werde ausgedehnt werden können, hängt von den weitern Fortschritten dieser Kunst ab. Sobald man einmal die Bilder auf eigens zubereitetem Papier darstellen kann, wird man ganze Auflagen davon machen können. Es geht dabei ungleich langsamer, als mit dem Abdrucken der Blätter vermittelst der Presse; indessen kann man doch mitten am Tage 4 bis 6 Abbildungen in einer Stunde bekommen. Mit den Porträts lebender Personen hat es bisher nicht gelingen wollen. Die Lebenden halten nicht still genug, um in der Camera obscura abgebildet werden zu können. Daguerre sinnt, wie ich höre, auf eine Maschine, worin er die abzukonterfeienden Personen einzwängen will, damit sie stille sitzen. Eines besondern Blattes der Daguerreschen Sammlung haben, wenn ich nicht irre, die Zeitungen auch schon früher erwähnt; es ist nämlich eine Ansicht, welche zu lange in der Camera obscura geblieben ist und wo dann das einfallende Licht sämmtliche Schatten gleichsam weggefressen hat, so daß nichts übrig geblieben ist, als der bloße Umriß. Es ging mit diesem Blatte wie mit einem zu lange im Backofen verbliebenen Kuchen: es ist verbrannt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, Juli.

(Schluß.)

Reformationsfest. Bajaderen. Theater.

Gewiß haben noch wenig Erleuchtungen der Stadt den Enthusiasmus der Bewohner Dresdens so unverkennbar dargethan, als die am Abende des 6. Juli. Die Staats- und sonstigen öffentlichen Gebäude waren mit Glanz und Decorationen auf das reichste ausgestattet. Besonders war solches an den Lokalen des Kriegs- und Cultministeriums, desgleichen dem Land- und dem Rathhause wahrzunehmen. Die Frauenkirche, deren obere Hälfte bis zur höchsten Thurmspitze stark und sorgfältig erleuchtet war, gewährte einen höchst imponirenden Anblick, schon wegen ihrer alles Uebrige weit überragenden Gestalt. Bei dem mächtigen Effekt, den man den dabei angebrachten großen Laternen verdankte, vergaß man gern, daß er mit dem Verlust der architektonischen Umrisse des Gebäudes erkauft worden war. Im Geiste der öffentlichen Behörden hatten auch viele Privatpersonen gewirkt. Aus den kleinsten, abgelegensten Gäßchen, wo man, in der Regel, dem mitunter wenig willkommenen Rechte des Mitilluminirens großmuthsvoll zu entsagen pflegt, blitzten diesmal nicht nur festliche Oel- oder Talgflammen hervor, sondern es gab auch dort bildliche Darstellungen und Inschriften. Ueberhaupt kam manche hübsche und unhübsche Dekoration und Schrift zum Vorschein. Letztere bezogen sich meist auf Luthers Lehren und Wirken. Unter andern war in der Nähe der Frauenkirche ein Transparent, der, wenn er auch in Hinsicht auf künstlerisches Verdienst und Technik Manches vielleicht zu wünschen übrig ließ, doch durch die Unterschrift, so einfach und bekannt sie war, sogar die größten Mängel völlig auszugleichen wußte. Sie lautete; „Wir glauben all' an Einen Gott!“ Die Erleuchtung war so allgemein, daß auch recht viele Katholiken sich davon nicht ausgeschlossen hatten.

Durch ein dem Feste vorangegangenes Ereigniß war Anfangs doch einige Unruhe im Publikum verbreitet worden. Vor Jahren schon, an einem dem Sinne nach mit diesem verwandten Feiertage hatte in einer der hiesigen Kirchen eine Explosion, durch ein Feuerwerksstück veranlaßt, stattgefunden. Ueber die Absicht des unbekannten Urhebers dieses Frevels ist man, so viel ich weiß, nicht im Klaren. Als ohngefähr acht Tage vor dem 6. Juli eine der im hiesigen Zeughofe vor dem Arsenal liegenden großen Bomben fehlte, kamen daher Manche auf die Idee, es könne wohl ein ähnliches Werk beabsichtigt werden. Indessen fand sich die Bombe nicht sehr weit von der Stelle, wo sie entwendet worden, wieder. Bald darauf wurde sie jedoch abermals vermißt, und so von Neuem der Gegenstand manches Gesprächs und mancher Unruhe. Uebrigens ist im Allgemeinen durchaus nichts Störendes bei dem Feste vorgekommen. Bei dem ungeheuren Menschenzusammenflusse während der nächtlichen Erleuchtung konnten freilich die Klagen über die vielen, nicht selten ein lebensgefährliches Stocken hervorbringenden Wagen kaum fehlen.

An Sehenswürdigkeiten haben wir eher Ueberfluß als Mangel. Den im Allgemeinen doch freundlich genug aufgenommenen Bajaderen und einem Elephanten, der mit einer gezähmten Hyäne einen Bund auf Leben und Tod geschlossen zu haben schien, folgte das Ungeheuer des Wallfischgerippes. Ferner ist ein von Lexa, dem Verfertiger der vielbesuchten Panoramen der beiden großen Hauptstädte, Petersburg und Moskau, aufgestelltes Diorama, mit fleißigem Wechsel der verschiedenen Gegenstände, schon seit vielen Wochen der Schaulust aufgethan.

Neben dem um die jetzige Jahreszeit größtentheils einer Art von Villegiatur in dem bretternen Tempel Thaliens beim Link'schen Bade sich widmenden hiesigen Thater buhlt noch hauptsächlich die muthmaßliche Wittwe eines modernen Thespis mit ihrer kleinen, ihren Angaben nach selbst producirten Gesellschaft, bald hier, bald da in Wirthshäusern um die Gunst der schauspielliebenden Besucher dieser populären Erquickungsanstalten. Uebrigens regt auch sogar noch das alte Hoftheater in der Stadt auf seinem Siech- und Sterbebette die Glieder mit sattsamer Munterkeit, zumal wenn durchreisende Gastspieler die Aufführung von Stücken in Anspruch nehmen, für deren Größe die Bretter und Dekorationen der Link'schen Bühne nicht zulangen wollen. So gab erst ganz neuerlich die durchreisende Madame Ahrens die Jungfrau von Orleans auf dem alten Stadttheater.

Beilage: Literaturblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 181.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 30. Juli 1839.

— Artibus, inquit, honestis
Nullus in urbe locus.

Juvenal.

Briefe aus Spanien.

1.

Madrid im Juli 1839.

Sie wollen wissen, wie ich Madrid bei meiner Rückkehr gefunden? Nun, wie immer, mit seinen vielen neuen Häusern, zusammengesezt aus alten Resten — trugliche Façade und viele dunkle Käfige, groß wie mein Schnupftuch; mit seiner nie beendigten Pflasterung, die immer wieder dieselben Kieselspitzen hervorbringt, was besonders bei dem ewigen Auf- und Absteigen großen Effekt macht; mit der alten, nein, mit viel erhöhter Frechheit der Sprache, oder, wie man es hier nennt, kastilianischen Klarheit; mit noch schlechterem Geschmack und noch größerem Luxus, wenigstens im Prado und auf dem Stierplatze; denn was die Haushaltung betrifft, so muß der Fleischtopf der Spitzenmantille weichen, wenn nicht etwa eine besondere Providenz für beide sorgt.

Aber was Neues muß man doch nach einer zweijährigen Abwesenheit antreffen? In der Geschwindigkeit fallen mir nur die vielen weißen Papiere ein, welche unerhörterweise in ganzen Reihen die Eisenstäbe der Ballone zieren und ein allgemeines Auswandern aus Madrid oder Ueberwandern in kleinere, wohlfeilere oder modernere Wohnungen anzeigen. Besonders findet dies in den Straßen und Plätzen um den Palast herum Statt. Dieses sonst so belebte Quartier ist eine Einöde geworden. Zur Zeit Ferdinands war der Palast noch ein wahrer Wallfahrtsort. Hunderte und in kritischen Zeiten Tausende von Menschen drängten sich an die Treppe, um die drei Familien — des Königs und seiner zwei Brüder — welche der Hofetikette zufolge immer Nachmittags zusammen ausfuhren, herabkommen zu sehen und im guten Fall eine Bittschrift anzubringen, die dann ein Gardeoffizier in den bekannten Sack warf, wohl auch um den Orientplatz zum Tummelplatz politischer Leidenschaften zu machen. Das ist längst vorbei; keine Seele nähert sich der königlichen Wohnung; man will es dort auch nicht, vielleicht um ungenirter zu seyn, vielleicht auch, um das Leben der kleinen Prinzessinnen nicht der Wuth irgend eines tollen Fanatikers auszusetzen. Die Verbannung des Infanten Don Francisko hat die Einsamkeit noch vermehrt und viele Hofbeamte gezwungen, ihr geliebtes Revier zu verlassen. Für viele Leute ist dieses Quartier zu weit von den Centralgegenden entfernt; so ging es auch mir. Wenn es noch ein Paris wäre! Da macht man sich noch eine Stunde früher auf, um Zeit für die Flanerie zu gewinnen; man sieht alle Tage so viele neue und schöne Sachen, die Einem den Weg verkürzen, man fühlt die Müdigkeit erst, wenn man am Ziele angelangt ist oder bei

der Rückkehr nicht gleich einen Omnibus antrifft; dann erst beneidet man den, der reich genug ist, sich Equipage zu halten. Aber Madrid!

Das äußere Ansehen der meisten Straßen ist zwar nicht unangenehm, da die Stadt seit 1820 so zu sagen neu gebaut ist; ich finde Aehnlichkeit mit Wien, mit welchem Madrid auch in Hinsicht der Bewegung, des Menschengewühls, doch in verkleinertem Maßstabe, verglichen werden kann. Man möchte sagen, alles, was der Palast verloren, habe das bürgerliche Leben gewonnen. Gewonnen? Ich weiß nicht, ob das der rechte Ausdruck ist. Mir wird das Herz enge, wenn ich die Lebenden in die neuen bürgerlichen Wohnungen, wie die Särge in die Zellen des Wespennestes * von Sevilla gepreßt sehe; dann beneide ich die Begrabenen im Père la Chaise oder in was immer für einem Dorfkirchhof mit seinen Blumen und Cypressen, und die Lebenden, welche in großen Gemächern, Gängen und Gärten frei athmen können. Verzeihen mir die Demokraten, aber der Anblick eines Palastes oder eines Herrschafthauses, nach dem Wiener Ausdruck, thut mir zuweilen ordentlich wohl, und ich wünsche, daß sie nicht eher verschwinden, bis unsere plebejische Aristokratie, welche neue Häuser baut, etwas von ihrem Style angenommen hat. — Ich bin überzeugt, daß der Mensch nicht eher wieder zu seiner alten Charakterstärke zurückkehrt, bis er das Bedürfniß fühlt, im Freien oder in großen Wohnungen zu leben; unsere kleinen Thierkäfige taugen nur für Uebersetzer und Webergesellen, ich mag nicht einmal sagen für Schneider, denn diese Artisten nehmen jezt in allen Hauptstädten die ersten Stockwerke der besten Häuser in den gangbarsten Straßen ein. — In Paris, in London, zum Theil auch in Wien wird man für das Kleinliche, das Engherzige, das die Bourgeoisie mit sich bringt, wenigstens durch das Großartige des Resultats entschädigt, das die Industrie und der Handel in ungeheuern, prächtigen, stets neu versehenen Kaufläden zur Schau stellt. Aber Madrid! wiederhole ich. Nur in der Calle Mayor und in der Calle de la Montera sind einige Buden, die die Aufmerksamkeit auf sich ziehen; wer sie aber einmal gesehen, der hat sie auf's ganze Jahr gesehen: lauter fremde Produkte, und selbst die gemeinsten Dinge zu so ungeheuern Preisen, daß man Madrid für ein Raritätenkabinet anzusehen geneigt wird. Leider erstreckt sich diese Theurung über alles, über die Lebensmittel, über die ersten und unumgänglichsten Bedürfnisse; denn die Regierung übertreibt vorzüglich die Verzehrsteuer an den Thoren, welche diesmal überdies noch durch heimliche Contrakte vergeben worden sind. Und da Madrid von den fruchtbarsten Gegenden Spaniens und von den Seehäfen so sehr weit entfernt liegt, so folgt daraus, daß man in keiner Hauptstadt von Europa schlechter ißt und trinkt, das Brod ausgenommen, denn in Spanien muß man Soldat seyn, um sich zu schwarzem Brode zu bequemen. Unter diesen Umständen ist es nicht zu wundern, daß das Fabrikwesen hier nicht aufkommt, abgesehen von so vielen andern Hindernissen.

Was wollen Sie von einem Volke erwarten, das nicht einmal für sein erstes und nationalstes Bedürfniß, für den Cigarro zu sorgen weiß? In ganz Spanien, einige Seehäfen ausgenommen, raucht man schlechten Tabak, und in Madrid den schlechtesten, wenn er ja zu haben ist; denn die Indolenz geht so weit, daß immer einige Sorten, und in manchen Städten alle zugleich fehlen, obgleich die Tabakrente eine der ergiebigsten seyn könnte. Sie werden mir sagen, daß daran nicht das Volk Schuld ist, sondern die Regierung; aber in einem Lande, wo man immer alles von der Regierung erwartet, wo man ohne königlichen Befehl und Unterstützung nicht zu essen, zu schlafen, ich möchte sagen, nicht aufrecht zu gehen weiß, kommt das wohl auf Eins hinaus. Hier wissen sich nicht einmal die Schmuggler einzuschleichen.

Es gibt gewisse, nur den Hauptstädten eigene Industriezweige, und diese fallen hier nun sehr grell auf, weil sie fast die einzigen sind. Man nennt Paris ein großes Wirthshaus; noch mehr könnte man dies von Madrid sagen, da es, den hohen und doch unbedeutenden Adel abgerechnet, eigentlich nur ein Aufenthalt von Beamten und solchen ist, die es seyn wollen. Nun aber ist der Beamtenwechsel unaufhörlich, besonders seitdem man eine Parodie des Repräsentativsystems eingeführt hat. Scheinen doch die Beamtenemigrationen in Massen ein dem großen konstitutionellen Systeme anklebendes Gebrechen zu seyn, so daß man es wohl zu einer Preisaufgabe machen könnte, wie die — bis jezt doch nur eingebildete — Verantwortlichkeit der Minister mit der Unabhängigkeit der politischen Meinungen und mit der so nöthigen Ordnung in den Laufbahnen, etwa wie sie Joseph II. in Oestreich eingeführt hat, zu vereinigen wäre. Vollends aber in Spanien, wo alles auf Persönlichkeiten hinausläuft, und in Madrid, wo man sich beeilt, den fliehenden Augenblick des Genusses zu benutzen! Der Handel mit den öffentlichen Stellen ist somit der erste und wichtigste Industriezweig; dann kommen die Agenzien, wo man die Möbeln der abreisenden Beamten fast um nichts kauft und von den anlangenden für alte Sachen mehr Geld, als neue werth sind, verlangt; ferner die Leihhäuser, wo der in Cessantenstand versezte und stets unbezahlte Beamte die Stücke, die er sich in guten Zeiten angeschafft, eins nach dem andern versezt und der liederliche Markis in einer Decembernacht seinen

* El abispero, so nennt man den Kirchhof von Sevilla; die Zellen werden auch auf 25 Jahre für Geld vermiethet.

Mantel um eine halbe Pistole verpfändet und im Frack davonläuft, um sogleich wieder sein Glück zu probiren. Für das schöne und schwache Geschlecht bietet Madrid natürlich ein sehr ergiebiges Feld zur Spekulation; es ist ganz folgerecht, daß, wie der Staat von den Männern, so die Männer von den Weibern ausgebeutet werden. Ein Fremder wird mir vielleicht die Bemerkung machen, daß Luxus und Genuß doch auch der eigentlichen Industrie zu thun geben. Nun ja, ohne dies würde Madrid vollends gar nichts seyn; der Genuß hat übrigens hier seine Eigenthümlichkeiten, und besteht mehr in vorüberrauschenden Lustbarkeiten, Orgien, Fra cachelas, als in einem raffinirten Aufwande; darum erhalten sich am besten der Stierplatz, die Tavernen, einige Kaffeehäuser und, was eine neue Mode ist, unzählige Chuferias.* Diese bestehen aus zwei theatralisch aufgepuzten Stücken: dem Lokal, wo die zwei, zwischen dem vordern und hintern Gemache angebrachten Pilaster von Pappendeckel und die unerträgliche Spieluhr nicht fehlen dürfen, und der wahren oder nachgeahmten Valenzianerin am Buffet.

* In den Chuferias verkauft man nach valencianischer Sitte ein kühlendes Getränke aus Brustbeeren (jujubae), die in Valencia chufas heißen, daher der Name Chuferia.

Gespräche einer Sommernacht.

(Fortsetzung.)

Sophokleia. Nein, Manor, so gerne ich mit der Natur empfinde, ich möchte doch nicht eins mit ihr seyn.

Manor. So besitzen Sie den Stolz, mehr seyn zu wollen wie sie? Nehmen Sie sich in Acht! dieser Hochmuth hat schon die übelsten Folgen für das Menschengeschlecht gehabt. Denken Sie an den himmlischen Trost, den uns die Natur gewährt; könnte sie das, wenn sie nicht gotterfüllt wäre? Sie haben noch nie einsame Thränen im Dunkel eines Waldes, liegend an einem murmelnden Bache, geweint, Sie haben nie eine Nacht wie diese und den himmlischen Trost, der von den Sternen träufelt, gekostet, Sie haben nie auf schroffer Alpenklippe dem Sturme gelauscht, wie er Ihnen die alten Mährchen der Urwelt in verständlichen Klängen in die Seele braust. Nein, die Natur ist göttlich, Gott ist in ihr, er kann nirgends anders seyn.

S. Ich will ihn Ihnen nicht rauben; hier beim Anblicke des Meeres und des Himmels könnte ich es am allerwenigsten. Aber lassen Sie dasselbe Meer unruhig werden, wie es jezt schon den Anschein hat, lassen Sie diesen klaren Himmel sich trüben, wie jene Wolken schon anzeigen, die sich am Horizonte heben, wie dann?

M. Ihre Worte gleichen Beschwörungsformeln. Es ist nicht mehr so ruhig wie vorhin; es erhebt sich ein Sturm.

S. Bemerken Sie das Schiff dort? Erst jezt sehe ich gegen den schwarzen Wolkenhintergrund das weißliche Segel.

M. Der Leuchtthurm auf der Landspitze wird angezündet. Hohle, brausende Klänge tönen in den Lüften, die Spiegelfläche kräuselt sich, die krystallene Welle, die noch eben mit leisem, kosendem Geplätscher den Fuß des Thurms bespülte, wird jezt schon ungestüm daran geworfen. Es ist ein Unwetter im Anzuge.

S. Wie, wenn Sie sich jezt auf jenem Schiffe befänden, allen Gefahren eines Schiffbruchs ausgesezt — wie dann? Was kann Sie im Aufruhr der Elemente trösten, was Ihnen Festigkeit verleihen, wenn Ihre mitempfindende Natur alle ihre Schrecken gegen Sie losläßt?

M. Ich würde in diesen Schrecken heilige Harmonien hören, und was Tausende zu Boden würfe, wäre für mich ein Stab, um mich aufrecht zu erhalten. Ich habe mehr als einen Sturm auf dem Meere erlebt, Sophokleia. Muß ich Sie daran erinnern, daß mein ganzes Leben gleichsam ein Kampf mit einem sturmbewegten Meere war?

S. Wie, und in allen diesen Kämpfen und Gefahren hat kein trostreicherer Glaube Sie gestüzt?

M. Er ist für mich eine unerschöpfliche Quelle des Trostes; aber ich begreife, daß nicht Jeder diese Ansicht haben kann. Sie, zum Beispiel, Sophokleia, Sie, als Weib, müssen nothwendig an den Teufel glauben.

S. So, und warum denn gerade als Weib? Sie meinen, weil die Männer uns gegenüber sehr oft die Rolle des Teufels übernehmen?

M. Sie haben gerade den rechten Grund getroffen. Die Phantasie und der Glaube der Frauen läßt sich in der Regel nie auf's Allgemeine ein, es müssen immer ganz besondere Beziehungen gesucht werden. Sie sind darin wie die Kinder: sie fürchten sich, in ein dunkles Zimmer zu gehen, und die ganze Schöpfung besteht für sie nur aus solchen dunkeln Kammern, in deren Winkel Gespenster und Dämonen lauern. Sie besitzen die unerträgliche Eitelkeit, sich überall als Mittelpunkt der Schöpfung ansehen zu wollen, und ehe sie es dulden, daß sie so ganz unbemerkt durch's Leben gehen, setzen sie lieber eine Legion Teufel und Engel in Bewegung, von denen sie sich einbilden, daß sie lediglich da wären, um sich um den Besitz ihres armen Herzens zu zanken.

S. Wie gerne würde ich diese unglückliche Ueberzeugung aufgeben, wenn es nur in meiner Macht stände!

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Spontini. Neue Opern und Ballette.

Der verstorbene Pär konnte in der Académie des beaux arts keinen würdigern Nachfolger bekommen, als Spontini, den einzigen unter den ältern Opernsetzern, welcher noch nicht Mitglied der Akademie war. Auch würde er es wahrscheinlich schon früher geworden seyn, wenn er nicht Frankreich verlassen, und sich in den Dienst eines ausländischen Fürsten begeben hätte. Es scheint nun aber einmal Spontinis Eigenschaft zu seyn, daß er sich bei allen ihn betreffenden Vorfällen ungeschickt benehmen muß. Dies hat er auch bei seiner Wahl als Akademiker nicht unterlassen. Er hatte nämlich der Akademie ein Schreiben des Königs von Preußen an ihn mitgetheilt, worin ihn dieser Monarch versicherte, daß, wenn die Akademie ihn (Spontini) ernenne, der König ihn nichts desto weniger als noch in seinen Diensten stehend betrachte, und ihm fortwährend seine Huld angedeihen lassen werde. Dieses Schreiben verlas der Vorstand der Akademie erst, nachdem die Wahl vorüber war. Es erregte viel Aufsehen und sogar einigen Tumult in der Akademie. Einige Mitglieder riefen, wenn Spontini in fremden Diensten bleibe, könne er nicht als Franzose betrachtet werden, und nach den Statuten dürfe kein Ausländer zum Akademiker gewählt werden. Einige gingen so weit, daß sie sagten, sie würden Anstand genommen haben, Spontini ihre Stimme zu geben, wenn sie gewußt hätten, daß sich Spontini vom Preußischen Dienst nicht ganz losgesagt. Dieser kleine Unfall wird jedoch bald vergessen werden; und da man, wenn Spontini bei Seite gelassen worden wäre, nur einen Tonkünstler von weit geringerem Talente hätte wählen können, so wird die Akademie es nicht bereuen, Spontini aufgenommen zu haben. Seine Opern werden nur noch selten aufgeführt, man schäzt sie aber als gediegene Compositionen aus der Zeit vor der Umwälzung, welche seit 20 oder 25 Jahren im Opernfache vorgegangen ist; auch die Musik seines Vorgängers Pär wäre bereits vernachlässigt, wenn dieser nicht außer seinen ernsthaften Opern, einige lustige Operetten gesezt hätte, die noch immer gefallen, aber auch nur selten zur Darstellung kommen. — Schon seit langer Zeit hält sich die Opéra comique an ein Stück, welches so glücklich war, sich in die Gunst des Publikums zu setzen. Eine Zeit lang war es der Postillon von Longjumeau, jezt ist es der schwarze Domino, welcher eben zum 120sten Male aufgeführt wird. Daneben werden manche Neuigkeiten von jungen Tonkünstlern gegeben, deren Versuche, wenn sie Beifall finden, sich eine Zeitlang auf der Bühne halten, und auch wohl in der Folge noch gegeben werden, um eine Vorstellung vollständig zu machen. So hat man jezt den „Polichinelle," wieder eine der leichten Kleinigkeiten, welche Scribe aus Gefälligkeit für die Componisten, die ihn darum bitten, entwirft, und dann mit Hülfe eines Mitarbeiters weiter ausführt, was natürlich das Werk einiger Tage ist, und worauf er selbst nicht mehr Gewicht legt, als die Sache verdient. Polichinelle ist nicht ungereimter, als manche andere dramatische Kleinigkeit, die er auf die Bühne gebracht hat; sie ist aber auch eben so geistreich, und dies macht, daß das Widersinnige mit durchgeht. Wahrscheinlich hat er irgendwo eine Anekdote von einem neapolitanischen Pulcinello gelesen und diese alsbald dramatisirt, denn bekanntlich ist ein großer Theil seiner dramatischen Arbeiten auf diese Weise entstanden. Dieser Pulcinello bekömmt die Tochter eines Gesandten zur Frau, ohne daß sich der Vater, wie es scheint, um Namen und Stand seines künftigen Eidams erkundigt hat. Das Verschwinden des beliebten Pulcinello hat ganz Neapel, das heißt alle Lazzaronis, gegen ihn aufgebracht; sie eilen ihm nach und finden ihn endlich im Landhause des Diplomaten. Dieser argwohnt, sein Eidam sey Hauptmann einer Räuberbande, und will zur Ehre seiner Familie ihn der Strafe entziehen. Aber Pulcinello zeigt sich auf dem Balkon dem Volke, und wird zum Erstaunen Sr. Excellenz des Schwiegervaters jubelnd begrüßt, und hat Kredit genug, um dem Diplomaten einen Orden zu verschaffen, wodurch er sich nun ganz und gar die Zuneigung seines Schwiegerpapas erwirbt. Wahrscheinlich hatte man Scribe gebeten, den Text zu einer Operette zu entwerfen, in welcher sich ein debutirender Sänger in einem vortheilhaften Lichte zeigen, und welche einem jungen Komponisten Anlaß geben könne, eine gefällige Musik zu setzen. Wenigstens wird der Polichinelle von einem neuen Schauspieler, Namens Mocker, gespielt, und die Musik hat ein bisher noch wenig bekannter Tonkünstler, Monfort, gesezt, welcher, wie Adam, noch manche Operetten wird setzen müssen, ehe er sich, wie dieser durch seinen Postillon de Longjumeau, einen großen Ruf erwirbt. Daß auch die Balletmeister sich an Scribe wenden, ist bekannt, und nachdem er neulich aus Musäus Volksmährchen den „geraubten Schleier" in eine Oper umgesezt hat, ist es ihm nicht schwer gefallen, die Tarantel zum Vorwurfe eines neuen Balletes zu machen, welches zwar nicht unter seinem Namen, sondern unter dem des Balletmeisters Coraly, in der vorigen Woche zum ersten Male auf der Opernbühne vorgestellt worden ist; aber jedermann weiß es, daß Scribe das Ballet entworfen hat, weil nur er im Stande ist, so etwas zu erfinden. Die Unwahrscheinlichkeit ist hier eben so stark, wie in der eben angeführten Operette Polichinelle. In dem Ballete die Tarantel will die Tochter eines italienischen Gastwirthes einen jungen Mann heirathen; da dieser aber von der Tarantel gestochen wird und furchtbar tanzt, hat sie kein anderes Mittel, ihren Geliebten von seiner Krankheit zu heilen, als die Verbindung mit einem Arzte, welcher nur unter dieser Bedingung sein Heilmittel herausgeben will; denn der Arzt ist auch in das Mädchen verliebt. Der junge Mann wird bald geheilt; aber nun, da die Heirath mit dem Arzte vorgehen soll, ist er so schlimm daran, als da ihn die Tarantel gestochen hatte. Auch die Geliebte sähe lieber den Arzt von der Tarantel gestochen, als ihr von der Kirche angetraut. Die Ehecerемonie ist aber vollzogen, die Hochzeit geht zu Ende, und der Abend kömmt heran. Es handelt sich darum, der Vollziehung der Ehe auszuweichen. Nun stellt sich die junge Frau, als hätte auch sie einen Tarantelstich bekommen, geberdet sich höchst wunderlich, fällt zulezt in gänzliche Erschöpfung, wird für todt gehalten, weggetragen, und vereinigt sich mit ihrem Geliebten, den sie zulezt auch heirathet, da eine unbekannte Dame erscheint, und es sich ergibt, daß es die für todt gehaltene Frau des Arztes ist. Man muß gestehen, daß dieser eine alberne Rolle spielt und daß das Stück von Ungereimtheiten wimmelt. Allein einem Ballette geht manches durch, wenn es unterhaltend ist, und dies ist gerade hier der Fall. Fanny Elsler spielt und tanzt die Rolle der jungen Gastwirthin so reizend, daß man das übrige gern vergißt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 182.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 31. Juli 1839.

— From year to year,
The flowers to mankind say:
„Without a thought, without a fear,
Lo! we have passed away!"

Banim.

Sommerlieder.

II. Blumenfrieden.

Sommerstille
Wiegt mit unsichtbaren Flügeln
Sich auf farb'gen Blumenhügeln;
Ist's ihr Wille,
Daß die Stimme auch des Lieds verstumme,
Und Nichts lauter als der Käfer summe?

Doch nicht dämmen
Kann ich des Entzückens Wellen,
Die mir um die Seele schwellen,
Kann nicht hemmen
Grüße an die Blumen, die dort blühen,
Die so still stehn und so schnell doch fliehen!

Sommerkinder,
Deren kurzgezählte Tage
Ledig sollten seyn von Plage:
Kennt nicht minder
Ihr vielleicht die Last gramvoller Herzen,
Als wie Dulder in des Jahrlaufs Schmerzen?

Naht wohl Bangen
Eurem dichtgedrängten Volke,
Wenn die schwarze Wetterwolke
Hält gefangen
Eure Königin, die Sonn', in dunkeln
Massen, draus die fahlen Blitze funkeln?

Ach, es beben
Eure Häupter all' erschrocken,
Sterne, Kelche, Kronen, Glocken,
Wenn sich heben
In der Ferne Stürme, tosend, pfeifend,
Rauh in ihre Sammetmäntel greifend!

Quält nicht Sehnen
Euch, daß ihr nicht dürfet wandern
Kosend eine hin zur andern?
Wird zu Thränen
Nicht der Thau euch, weil, trotz allem Prangen,
Ihr in eigner Wurzel steht gefangen?

Ist die Kürze
Eures Lebens nicht Ein Zittern
Vor dem Tod, dem nahen, bittern?
Ist die Würze,
Die ihr aushaucht, nicht schon ein Vermächtniß,
Segenswunsch ersteh'nd für eu'r Gedächtniß?

Nein! weil Sorgen,
Grämen, Bangen, Trauer, Kummer
Unsern Tag durchziehn und Schlummer,
Darum borgen
Wie auch euch von unsern Kümmernissen —
Sommerkindern, die vom Leid nichts wissen!

Nein! ihr lächelt
Ob dem ird'gen Mitgefühle!
Glücklich, wenn die Abendkühle
Lind euch fächelt,
Harmlos, wenn die Stürme sonder Schonen
Wild entblättern eure vollen Kronen.

Rose drohet nicht,
Ob bewehret auch mit dem Dorne;
Nicht von Liebe, Scham, vom Zorne
Ist sie roth nicht;
Wie von Neid und Feindschaft und vom Hasse
Rein ist ihre Schwester dort, die blasse.

Ew'ger Frieden
Den kein wechselnd Seyn verkümmert,
Den der Tod selbst nicht zertrümmert,
Ist beschieden
Euch, in die als Knospen wie als Leichen
Zwiespalt nie vermag sich einzuschleichen.

Euch entweihet
Nichts, was gröbere Naturen
Droch des Kampfs und Leides Spuren
Wild entzweiet;
Sonnenlicht und Aether eure Nahrung,
Euer Amt — der Schönheit Offenbarung.

Schmerzlos lauschet
Ihr aus mild gelösten Hüllen,
Weich sich eure Kronen füllen;
Sanft auch rauschen
Eure Blätter, wenn des Weisens Engel
Euch berührte, klaglos vom Stengel.

Harmlos steht ihr
In das Glück des Seyns versunken,
Von des Thaues Lustkelch trunken;
Neidlos seht ihr
Neben euch, wenn euer Schmelz vergangen,
Jüngere, farbenfrischre Schwestern prangen.

Großmuthsreiche!
Nimmermüd' in Duftaussendung,
Lehrerinnen der Verschwendung,
Bis der bleiche
Schatten der Erschöpfung auf euch sinket,
Eures Lebens Rest im Fluge trinket.

Nicht begehrt ihr
Dann, daß Augen sich befeuchten,
Daß euch Trauerkerzen leuchten,
Gern entbehrt ihr
Klag' und Ruhm, froh, daß in eure Lücken,
Neue Sommerkinder fröhlich rücken.

Schmetterlinge
Bald im schnellern, bald im mattern
Flug von Blum' zu Blume flattern,
Ring' auf Ringe
Ziehn sie, des balsamschen Aethers Schwimmer,
Spiegelnd in sich aller Blumen Schimmer.

Botschaft tragen
Sie den Blumen, die gebunden
Wurzeln, und ich konnt' erkunden,
Was sie sagen:
„Denkt, o Schwestern! froh der Gottesrede!
Mehr als Salomo glänzt eurer Jede!"

Sommerstille
Wiegt mit unsichtbaren Flügeln
Sich auf farb'gen Blumenhügeln,
Und ihr Wille
Winkt uns in der Blumensprache Zeichen:
„Haltet fern den Krieg von meinen Reichen!"

Gespräche einer Sommernacht.

(Schluß.)

Manor. Arme Sophokleia! und wie stellen Sie sich denn nun diesen grausenvollen Gebieter der Finsterniß vor? Gleicht er dem Bilde, das Göthe in seinem Mephistopheles gegeben, oder sieht er mehr dem Teufel Milton's ähnlich?

Sophokleia. Keinem von beiden.

M. So hat Byron im „Kain" das ähnlichste Porträt Ihres schwarzen Prinzen geliefert?

S. Auch nicht.

M. Das sind doch die geistreichsten Teufel, die wir haben.

S. Mein Teufel ist aber nicht geistreich.

M. Wie, Sie werden doch nicht den ganz gemeinen Popanz fürchten, das Schreckbild der Spinnstuben, den Hörnerträger mit dem Pferdefuß und dem Kuhschweif? Bravo, das heißt einen handfesten Glauben haben!

S. Ich will mich über das Kostüm meines Teufels nicht mit Ihnen streiten, ich will nur eingestehen, daß er so schrecklich als möglich gestaltet ist, und daß er alle jene mildernden Züge von Geist, Ironie, Spott und interessanter Bosheit nicht hat, wie sie ihm unsere Dichter geben. Er ist ganz Teufel, das heißt, er ist ganz Qual und Marter für mich, und dadurch, daß er sich allem Schönen und Bewundernswerthen, für das ich schwärme, anschließt, verbittert er mir jeden Genuß und macht mir jede edle Regung verdächtig. Er peinigt mich in der Einsamkeit und macht mich zerstreut und furchtsam in der Gesellschaft. Unaufhörlich jagt er mich von einer Leidenschaft in die andere, und indem er mich zwingt, beständig mein Herz und meinen Glauben vor ihm in Sicherheit zu bringen, geht auf dieser eiligen Flucht oft das Beste verloren. Mit einem Worte, eine ewige Unruhe ist mein Theil, eine Unruhe, die auf die peinvollste Höhe steigt, gerade in den Momenten, wo meine sehnsüchtigsten Wünsche in Erfüllung gehen und ich alle Ursache habe, mich für ganz glücklich zu halten.

M. Arme Sophokleia, also auch bis in den Arm der Liebe verfolgt Sie das Ungethüm?

S. Auch bis dahin; ja es nimmt nicht selten die Züge dessen an, von dem ich eben, vielleicht zu leichtgläubig, die Schwüre der Treue und Ergebung annehme.

M. Alsdann ist es nur ein Phantom Ihrer Einbildungskraft.

S. Nein, o nein! Wie schrecklich, Manor, wird es seyn, wenn ich ihm einmal ganz anheimfalle; wenn er mich völlig nach Belieben beherrschen wird, und ich ihm auf keine Weise werde entfliehen können.

M. Fassen Sie sich; glauben Sie denn, daß Jedermann einen solchen Verfolger habe?

S. Nein, wer sich durchaus keiner Schuld bewußt ist, wandelt frei. Aber wie wenige Glückliche sind dies! Heißt nicht schon athmen sich mit Schuld beladen? Und die kleinste Schuld fesselt diesen schrecklichen Begleiter an unsere Fersen. Ha, ich glaube ihn dort stehen zu sehen! Er lehnt sich über das Gitter, um über Ihre Schulter herüber mich anblicken zu können. Retten Sie mich, Manor!

M. Es sind die grellen Widerscheine des Blitzes, die auf die dunkle Epheuwand am Fenster fallen.

S. Nein; es hat Bewegung, hat eigenthümliches Leben. Ein dunkler Schatten ist's, der hin und her wankt; ich sah die Züge des Gesichts, den Blick der Augen.

M. Kommen Sie in's Zimmer zurück. Der Sturm ist entfesselt, der Donner brüllt, das Meer tobt auf grauenerregende Weise.

S. Ha, diese Nacht um uns her! dieses Rauschen, Zischen und Lärmen! Ganze Nebelmassen rollen über's Meer, und der aschgraue Duft vermischt sich mit dem weißen Schaum der Wellen. Die Brandung tobt an den Thurm. Manor, wie furchtbar ist diese Nacht! Zahllose Blitze zerreißen die Wolkendecke. Dieser Schlag! die Grundfesten der Erde erbeben. (Sie stürzt sich in Manors Arme und verbirgt ihr Haupt an seiner Brust. Er führt sie in's Zimmer. Eine lange Pause, während das Meer tobt und die Donnerschläge brüllen. Manor will sich entfernen, Sophokleia fährt auf und hält ihn zurück.)

S. Bleiben Sie, Manor. Beruhigen Sie den wilden Kampf; setzen Sie sich an's Piano, ich will an meine Harfe eilen, lassen Sie uns mit dem Sturm der Melodien dem Sturm der Natur entgegenwirken.

M. Sie haben Recht, Sophokleia, und errathen Sie, welches Lied ich wähle?

S. Nein, Manor.

M. (sezt sich und greift die Akkorde des „Dies Irae" — Sophokleia fällt mit Harfenbegleitung ein. Dumpfe Donnerschläge und wildes Rauschen des Meeres füllen die Pausen.)

Manor. Jener Zorntag löst im Raube
Diese Welt zu Asch und Staube.
So bezeugt's der heil'ge Glaube.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Schluß.)

Neue Theaterstücke. Jeunesse de Goethe.

Die Musik zu den Balletten besteht hier meistens aus Stücken, welche der Arrangeur aus den Compositionen berühmter Meister nimmt; hier und da sezt er etwas aus eigenem Genie hinzu, wenn er welches hat oder zu haben glaubt. Der Arrangeur der Tarantel ist der Buchhändler Gides, welcher sich freilich mehr mit Musik als mit seinem Buchhandel abgibt, und außer den annales des voyages und einigen andern geographischen Werken wenig verlegt. Der Mann scheint in der musikalischen Literatur wohl bewandert zu seyn, und die von ihm getroffene Auswahl von Stücken, die er dem neuen Ballette angepaßt hat, wird ziemlich allgemein gelobt. Auch ist dies nicht sein erster Versuch der Art. Zwei noch fast gar nicht bekannte Tonkünstler, welche dem Namen nach keine Franzosen zu seyn scheinen, Flotow und Pilati, haben die Musik zu dem großen dramatischen Stücke „der Schiffbruch der Medusa" gesezt, welches das Théâtre de la Renaissance jezt mit großem Beifall fast täglich aufführt. Das Stück hat vier Aufzüge, kann also als eine große Oper betrachtet werden; was aber das Publikum herbeizieht, ist nicht die Musik, sondern die Darstellung des

Schiffbruches mitten auf dem Meere. Man hat in den Tageblättern die Bemerkung gemacht, als jenes Theater sich Théâtre nautique nannte und wirkliches Wasser darstellte, habe es wenig Beifall gefunden; jezt aber, da durch mechanische Mittel die Meeresfluthen nachgeahmt werden, wolle Jedermann die Darstellung sehen. Natürlich, weil man die durch die Kunst hervorgebrachte Täuschung beurtheilen will. Hätten die Unternehmer des Théâtre nautique bedacht, daß nicht immer das Natürliche gefällt, und daß die Nachahmung zuweilen mehr Reiz für uns hat, als das bloße Hinstellen des natürlichen Gegenstandes, so würden sie ihr Geld nicht in ein so unsinniges Unternehmen gesteckt haben, und nicht bankerott geworden seyn. Ein anderes wäre es freilich, wenn sie die Pariser an's Ufer eines Luciner Sees hätten führen und ihnen ein Seegefecht, wie zu der Römer Zeiten, preisgeben können. Daß auch das Ambigütheater den Schiffbruch der Medusa in einem Melodrama darstellt, und zwar mit eben so vielem Beifall als das Renaissancetheater in einer Oper, habe ich bereits in einem vorigen Berichte erwähnt. In beiden Stücken haben die Maschinisten und Dekorateurs sich Ruhm erworben. — Im Theater der Porte St. Martin, welches seit langer Zeit kein auffallendes Stück gegeben hatte, ist es ein großes Schauspiel: l'acte de Famine, das heißt der Hungersnothvertrag, was jezt das Publikum herbeizieht. Es ist eine recht kräftige Schilderung der Hungersnoth, welche unter Ludwig XVI. in Paris durch die Habsucht einiger Spekulanten, wie man glaubt, entstand und das Volk zum Aufruhr trieb, gleichsam ein Vorspiel der großen Revolution, weßhalb die Dichter das Stück auch mit der Einnahme der Bastille beschlossen haben. Dagegen hatte das Variétésthealer den Einfall, den Pöbel, und zwar die niedrigsten Handthierungen desselben, wie die Reiniger der Kloaken, écureurs des égouts genannt, darzustellen. Das Stück heißt La Canaille, und Odry hat die Rolle eines solchen Kloakenfegers; der Kerl sieht abscheulich aus. Aber das Pariser Publikum will Abwechslung, und indessen ihm Scribe und andere Dichter reiche Bankiers, Wechselagenten, elegante Obristen und dergleichen Herren vorführen, ist es ihm nicht unlieb, dazwischen einmal einen Kloakenfeger mit seiner Umgebung auf der Bühne zu sehen. So viel ist gewiß, daß die Dichter auf der untersten Stufe des Pöbellebens angelangt sind. Tiefer herabzusteigen wäre nicht wohl möglich. Uebrigens sind die Chiffoniers, die man bereits mehrmals auf die Bühne gebracht hat, nicht besser als die écureurs d'égout, und ein solcher Lumpensammler hat auf der Bühne sein Glück gemacht, als ihn der berühmte Komiker Potier spielte, dessen vortreffliches Darstellungstalent seitdem von keinem Schauspieler erreicht worden ist. – Noch muß ich eines wunderlichen kleinen Theaterstücks erwähnen, welches wegen des Dichters oder vielmehr der Dichterin einiges Aufsehen erregt hat. Es ist dies nämlich dieselbe Madame Colet-Revoil, welche neulich den Preis der Dichtkunst von der academie française erhalten hat. Diese junge hübsche Dame, welche natürlich nur lauter Süßigkeiten und Schmeicheleien um sich her vernimmt, scheint gegen Kritiken in den Tageblättern außerordentlich empfindlich zu seyn, und da man nicht allein ihre Fleurs du midi, sondern auch ihr von der Akademie gekröntes Stück in manchen Blättern ziemlich scharf mitgenommen hat, so scheint sie auf eine Gelegenheit gewartet zu haben, sich als Dichterin zu rächen. Da kam ihr, ich weiß nicht wie, der Einfall, Goethe im Gegensatze zu einem harten Kritiker aufzustellen, und zu lezterer Figur schien ihr Niemand passender, als derjenige Schlegel, welcher, seitdem er eine vergleichende Kritik Racines und der griechischen Tragiker französisch geschrieben, manchen Franzosen als der Typus eines gewaltig argen Kritikers vorkommt, und sonderbar genug hat Madame Colet-Revoil jenen beiden Männern den schwärmerischen Lavater zugesellt, der aber in dem Stücke gar nicht schwärmt, und eben so gut Christoph oder Peter heißen könnte. Goethe sagt Schlegeln recht harte Dinge über die Recensenten in's Gesicht, z. B. sie seyen der Wurm, welcher in den Apfel steche und seinen Fall vom Baume verursache, was aber Schlegel nicht zugeben will, indem er behauptet, der Wurm durchsteche nur die dem Falle nahe Frucht.

Goethe. Le critique est le ver du fruit et de la tombe.
Schlegel. Il attaque le fruit, mais lorsque le fruit tombe.

Weiterhin vergleicht Goethe den Recensenten mit dem einen Leichnam secirenden Wundarzte. Diese sonderbare Unterredung findet bei einem Zechgelage statt, wobei auch Lavater seine Rolle spielt, das heißt an welcher auch er Theil nimmt. Die Handlung geht in einem Gasthause vor, wo sich die Zechbrüder versammeln, und dem gegenüber sich ein Musikkonservatorium befindet, dessen schöne Mädchen die Aufmerksamkeit der Zechbrüder schon lange auf sich gezogen haben. Goethe ist ein fleißiger Besucher der Musikschule, oder eigentlich der schönen Mädchen derselben. Unter diese schleicht sich Lotte, die durch Werthers Leiden so berühmte Lotte ein, die, wie keck nach Madame Colets Aussage in den hiesigen Tageblättern versichert wird, Goethes Geliebte gewesen, aber von ihm verlassen worden war. Er erkennt sie nicht wieder, ein Beweis, daß die Liebschaft sehr alt, oder Goethe außerordentlich vergeßlich ist; sie will von ihm die Deklamation lernen, sie sagt ein Stück aus dem Faust, versteht sich, ein von Madame Colet überseztes Fragment her, gewinnt seine Zuneigung und wird seine Frau. Er ist also wohl der in Werthers Leiden nicht con amore geschilderte Albert, denn Werther selbst kann er doch nicht seyn, da er sein Leben, anstatt es aus Liebe zu verkürzen, bestmöglichst verlängert hat. An Wahrheit ist natürlich in diesem Stücke nicht zu denken; alles ist Dichtung oder wird zur Dichtung, obschon das Stück als die Bearbeitung eines Bruchstückes aus Goethes Memoiren angekündigt worden ist. So sonderbar das Ding ist, das Talent der Dichterin läßt sich nicht verkennen; und wenn auch nichts Gutes daran wäre, als der dichterische Streit zwischen Genie und Kritik, so wäre dieser Dialog wenigstens beachtenswerth. Glaubte aber die junge reizbare Dichterin, sich an den Kritikern hinlänglich gerächt zu haben, so hat sie sich verrechnet und wird von Neuem anfangen müssen; denn einige Kritiker in den Tageblättern erlauben sich, auch ihre „Goetheschen Jugendjahre" als ein ganz verfehltes Stück darzustellen. Ich möchte ihr nicht rathen, den Kampf weiter fortzusetzen, so lange sie nicht im Stande ist, die losen Kritiker durch ein Meisterwerk zum Schweigen zu bringen. Die Recensenten in den vielen kleinen Tageblättern bilden einen wahren Mückenschwarm; die vielen kleinen Stiche beunruhigen zwar, man thut aber sehr übel, wenn man ernstlich dagegen zu Felde zieht: denn man macht sich dadurch erst recht zum Gegenstand ihrer Verfolgungen, auf den sie täglich zurückkommen.

Dg.

Beilagen:

Literaturblatt Nr. 77 und Monatsregister Juli.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Drei und dreißigster Jahrgang.

1839.

August.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belebenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgenblatt** bei seiner Stiftung im Jahre 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuen Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weiteren Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Nro. 80.

Neue Reisen. 9) Lustreise in's Morgenland. Von Dr. Titus Tobler. Zwei Theile. — 10) Reise in Griechenland von Prof. Greverus. — Kritik. Leben, Charakter und Philosophie des Horaz. Ein Dialog von Dr. Oswald.

Nro. 81.

Baukunst. Die Aesthetik der Baukunst, ein Leitfaden zum Selbstunterricht und Handgebrauch von G. Wagner, Architekt. — Gemeinnützige Schrift. Schutz und Wehr gegen Unglücksfälle oder die Sicherheits- und Rettungsmittel in den Gefahren des Lebens. Ein Lesebuch für Schule und Haus von Hofrath Prof. v. Poppe. — Deutsche Geschichte. Die Vorzeit. Herausgegeben von Dr. K. W. Justi.

Nro. 82.

Biographie. Ludwig Philipp, König der Franzosen und seine Familie. Von August Bärt. — Lyrische Dichtkunst. Gedichte von Julius Krais. — Alterthumskunde. 1) Alte Geographie, beleuchtet durch Geschichte, Sitten, Sagen der Völker und mit vergleichenden Beziehungen auf die neuere Länder- und Völkerkunde. Von Ludwig Georgii. Mit einer Uebersetzung des Ptolemäus als Anhang. Erste Abtheilung. Asia, Afrika. — 2) Handbuch der alten Geographie für Schulen von Professor Dr. Schirlitz. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Nro. 83.

Bildende Kunst. Der Ritter Leo von Klenze und unsere Kunst. Von Prof. Wiegmann. — Deutsche Geschichte. Rheinische Geschichten und Sagen von N. Vogt. 4r Theil.

Nro. 84.

Kirchengeschichte. 1) Der heil. Bernhard von Clairvaux und die Hierarchie seiner Zeit. Von J. Ellendorf. — 2) Die Karolinger und die Hierarchie ihrer Zeit. Zwei Bände. Von demselben. — Dramatische Dichtkunst. 1) Das Galgenmännlein. Ein dramatisches Gedicht von Arthur Lutze. — 2) Leben und Thaten Emerich Tököly's und seiner Streitgenossen. Ein historisches Drama von A. Z. — Volkssagen. Preußens Volkssagen, Mährchen und Legenden, als Balladen, Romanzen und Erzählungen bearbeitet von Widar Ziehnert. Erster Band.

Nro. 85.

Alterthumskunde. 3) Aeneas und die Penaten. Die italienischen Volksreligionen unter dem Einfluß der griechischen, dargestellt von H. R. Klausen. Erster Band. — 4) Hellenika. Griechenland im Neuen das Alte von P. W. Forchhammer. Erster Band. — 5) Lehrbuch der griechischen und römischen Mythologie für Mädchenschulen und die Gebildeteren des weiblichen Geschlechts. Zweite verm. Auflage. 6) Lehrbuch der griechischen Staatsalterthümer aus dem Standpunkt der Geschichte von Dr. K. F. Hermann. Zweite verm. Auflage. — 7) Studien zu einer geschichtlichen Staatswissenschaft der Römer. Von Julius Schadeberg. — 8) Lehrbuch einer Literärgeschichte der berühmtesten Völker der alten Welt oder Geschichte der Literatur der Egypter etc. Von Dr. Gräße. Erste Abtheilung. — 9) Stuart und Revett, Alterthümer von Athen etc. Deutsch von Dr. L. Bärmann.

Nro. 86.

Alterthumskunde. Vorhalle zur griechischen Geschichte und Mythologie. Von Joh. Uschold etc. Zweiter Theil. — Deutsche Geschichte. Die Höfe und Cabinette Europas im 18ten Jahrhundert. Dritter Band. Von Dr. Fr. Förster. — Badeschrift. Kreuznach, seine Heilquellen und deren Anwendung. Dargestellt von Dr. E. Engelmann.

Nro. 87.

Französische Geschichte. 1) Geschichte Frankreichs unter Napoleon, von 1807 — 1812. Von Bignon. Deutsch von L. von Alvensleben. Fünf Bände.

Nro. 88.

Dichtkunst. Deutsche Sagen von Adolf Bube. — Alterthumskunde. Herculanum und Pompeji. Vollständige Sammlung der daselbst entdeckten, zum Theil noch unedirten Malereien etc. Gestochen von H. Roux d. A. und Ab. Bouchet in Paris. Mit erläuterndem Text deutsch bearbeitet von Dr. A. Kaiser — Französische Geschichte. Geschichte Frankreichs unter Napoleon etc. (Schluß.)

Kunst-Blatt.

Nro. 62.

Kunstgeschichte. 2) Notizie epigrafiche degli artefici marmorarii romani dal X al XV secolo ordinate ed illustrate da Carlo Promis. (Fortsetzung.) — Medaillenkunde. — Malerei. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 63.

Kunstgeschichte. 2) Notizie epigrafiche degli artefici marmorarii romani dal X al XV secolo ordinate ed illustrate da Carlo Promis. (Fortsetzung.) — Bemerkungen. — Alterthümer und Ausgrabungen. — Statistik der Kunst.

Nro. 64.

Kunstgeschichte. 2) Notizie epigrafiche degli artefici marmorarii romani dal X al XV secolo ordinate ed illustrate da Carlo Promis. (Beschluß.) — Bemerkungen. — Statistik der Kunst. — Artistischer Verkehr. — Neue Stiche und Lithographien.

Nro. 65.

Kunstliteratur. De Protestantismo artibus haud infesto scripsit Carolus Grüneisen. — Neue Stiche und Lithographien. — Kupferwerke. — Literatur.

Nro. 66.

Kunstliteratur. Christliche Kunstsymbolik und Ikonographie. Ein Versuch, die Deutung und ein besseres Verständniß der kirchlichen Bildwerke des Mittelalters zu erleichtern. — Bemerkungen. — Nekrolog.

Nro. 67.

Die Kunstausstellung in Prag, im April 1839. — Persönliches.

Nro. 68.

Halberstadt am 10. Juli 1839. — Nekrolog. — Neue Kupferstiche und Lithographien. 1) Moses am Felsen, nach dem zweiten Buch Mosis Kap. XVII, Vers 6. En ego stabo ibi coram te supra petram Horeb etc., nach B. Murillo, gestochen von Estève. — 2) La jeune mère française, peint par Steuben, gravé par E. Conquy. 1839. — 3) Heilige Familie, gemalt von F. Overbeck, gestochen von J. Felsing, 1839. — 4) The village festival, engraved by Charles G. Lewis from the original picture painted by D. Wilkie. — Persönliches. — Technisches.

Nro. 69.

Zur Geschichte der Holzschneidekunst in Frankreich. — Neue Kupferstiche und Lithographien. (Beschluß.) 5) Roland befreit die Prinzessin Isabella von Gallizien aus der Räuberhöhle, gemalt von Hübner, gestochen von Keller. — 6) Pieta oder der Leichnam Jesu etc. Gemalt von W. Schadow, gestochen von Hoffmann. — 7) Bildniß des Erzherzogs Rainer, gestochen von Claude Artaria. — 8) Album deutscher Künstler etc. — 9) Galerie Aguado etc. — 1) Louis Philippe von Frankreich, lithographirt von Leon Noel. — 2) und 3) Désarmement de la Vera Crux und Prise du fort St. Juan d'Ulloa dess. sur le lieu par Flandrin. — 4) Histoire de la peinture sur verre d'après ses Monumens en France, par. F. de Lasteyre. — 5) Sketches in France, Switzerland and Italy by Samuel Prout. — Technisches. — Versteigerungen. — Kunstausstellungen. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen.

Nro. 70.

Zur Geschichte der Holzschneidekunst in Frankreich. (Fortsetzung.) Museen und Sammlungen. — Bauwerke.

Nro. 71.

Zur Geschichte der Holzschneidekunst in Frankreich. (Fortsetzung.) — Museen und Sammlungen. — Bauwerke.

№ 183.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 1. August 1839.

Corruptus simul et corruptor, aeger et flagrans animus.

Tacitus.

Vorschlag zu Mäßigkeitsvereinen in Beziehung auf Unterhaltungsliteratur.

Von J. H. v. Wessenberg.

Schon in den Zeiten römischer Ausartung und eben so in mehreren Zeiträumen des Mittelalters hat die Obrigkeit es vielfältig versucht, den Ausschweifungen der Genußsucht und Ueppigkeit durch Strafgesetze zu wehren. Allein die Mäßigkeit, durch Zwang hervorgebracht, hat einen sehr unzuverlässigen Charakter. Nur in kleinen Kreisen läßt sie sich erzwingen; dann hört sie aber auf, eine Tugend zu seyn; der Gezwungene, sobald er freien Raum gewinnt, stürzt sich nur um so gieriger in das Unmaß hinein. Die Strafgesetze gegen die Unmäßigkeit im Aufwand, im Genuß von Speise und Trank, in sinnlichen Ergötzungen haben mehr dazu aufgereizt, als dieselbe abzustellen oder auch nur einzuschränken vermocht. Nitimur in vetitum! Man ist daher in neuerer Zeit auf den glücklichen Gedanken verfallen, solchen Unarten, deren verderbliche Wirkungen anerkannt sind, die aber dem Gesetz und der Polizei des Staats Trotz bieten, durch freiwillige Vereine mit dem Einfluß des persönlichen Ansehens und Beispiels entgegen zu arbeiten. Dies ist insbesondere in vielen Gegenden gegen den unmäßigen Gebrauch geistiger, berauschender Getränke mit gutem Erfolg geschehen.

Noch bedenklicher aber als solche Angewöhnungen zur Unmäßigkeit in sinnlichen Genüssen ist ein geistiges Miasma, das im Luftkreise unserer Civilisation unvermerkt die sittlichen Zustände mit seuchenartiger Zerrüttung bedroht. Dieses Miasma entwickelt sich aus der in alle Classen des Volks, vorzüglich in Städten durchgedrungenen *Unterhaltungsleserei*. Der Sinn und Geschmack dafür, an sich eine löbliche Frucht des zunehmenden und bessern Unterrichts, wurde von Vielen als ein werthvolles Organ geistiger und sittlicher Veredlung begrüßt. Aber wie Alles, was auf Menschenbildung bedeutenden Einfluß gewinnt, bedarf auch die Unterhaltungsleserei in ihrer jetzigen Ausdehnung einer vernünftigen, weisen und wachsamen Leitung, wofern daraus nicht größerer Nachtheil als Nutzen für die Gesellschaft hervorgehen soll. Die Staatsbehörde vermag durch ihre Beaufsichtigung der öffentlichen Lesecirkel und Leihbibliotheken nur wenig, um Bösartiges fern zu halten, und noch weniger, um der Leserei eine bessere Richtung zu geben. Die Religionslehrer können nur warnen, nur abmahnen, und müssen jetzt dabei noch große Vorsicht und Bescheidenheit anwenden, um nicht Oel in's Feuer zu gießen. Auch hier ist der Fall, wo Vereine wohlwollender und einsichtiger Menschenfreunde das Beste thun könnten.

Unterhaltungsschriften bilden jezt bei Weitem die Mehrzahl unter den Erzeugnissen der Literatur. Ihre Verfertigung ist mehr als jeder andere Zweig der Schriftstellerei ein großes Nahrungsgewerbe geworden. Die Schaaren umherziehender Gaukler haben sich vermindert; aber Unterhaltungsschriftsteller schießen wie Pilze über Nacht, durch den verbreiteten Geschmack an dieser Art geistiger Erholung geweckt, ohne Zahl an's Licht hervor. Das Daseyn vieler Talente dafür läßt sich nicht in Abrede stellen. Allein im Ganzen scheint man doch die Gaben, die erforderlich sind, um hierin etwas Tüchtiges, Ausgezeichnetes zu leisten, zu gering anzuschlagen. Den eigentlich Geweihten wird ihr Geschäft durch Schwärme talentarmer Eindringlinge verkümmert. Das große Kind, Publikum genannt, will nur immer Neues und wieder Neues. Es ist jezt äußerst selten, daß eine Unterhaltungsschrift von der nämlichen Person mehr als einmal gelesen wird, und eben so selten hat eine solche das Glück, durch die nach ihr erscheinenden nicht sogleich in Vergessenheit hinabgedrängt zu werden. Alle diese Umstände machen, daß Viele auch der besser begabten Schriftsteller in den Forderungen an sich selber lässiger werden. Der Taglöhner verdient sich eben so viel, wo nicht mehr, als der Meister. Leser und Schriftsteller finden sich dadurch gütlich mit einander ab, daß sie sich damit begnügen, wenn ihnen nur der Nahrungsstoff, jenen für den Genuß müßiger Stunden, diesen für den leiblichen Unterhalt nicht ausgeht. Die meisten Leser denken eigentlich gar nichts. Mag der Schriftsteller für sie denken, was ihm beliebt.

Die Menge der jährlich erscheinenden Romane, Erzählungen, Novellen gleicht den Wellen eines das Gehör betäubenden Kataraktś. Die Lesezirkel, die Leihbibliotheken versehen sich eiligst damit, ohne erst ein Urtheil über ihren Werth abzuwarten. Das Urtheil folgt hintennach noch immer früh genug. Eine Hand wäscht die andere; Lob wird gegen Lob ausgetauscht. Doch was kümmert dies das Publikum, dem es nur um den täglichen Zeitvertreib zu thun ist? Kaum ist eine Schrift verschlungen, so greift man nach einer neuen, ohne daß daran gedacht würde, den Inhalt der einen oder der andern in Erwägung zu ziehen und das Bessere davon in seinem Geist wie eine gute Münze zu hinterlegen. Bei dieser Leserei, zu welcher jezt bei uns das beständige Tabakrauchen, wie in Indostan das Kauen von Bethel, ein würdiges Seitenstück liefert, ist der Mangel alles Nachdenkens über das Gelesene oft noch ein Glück, indem die häufigen Schilderungen und Maximen, die nur der Lüsternheit und Ruchlosigkeit Vorschub geben, zu schnell wieder verwischt werden, um eine tiefe Spur zu hinterlassen. Auf der andern Seite ist die Verwirrung, welche dadurch in die Vorstellungen der Seele eines solchen Lesers gebracht wird, kein geringer Nachtheil, indem sie hindert, daß irgend ein Grundsatz, eine Lebensansicht Wurzel fasse, wodurch die Seichtheit der Denkweise und das Schwanken der Gesinnung immer mehr gefördert wird. — So eine plan- und gedankenlose Leserei wird eben so wie der häufige Gebrauch geistiger Getränke zur Gewohnheit. Wenn dieser die Nerven abstumpft, so versezt jener Geist und Gemüth in einen Zustand schlaffer Abspannung und Träumerei.

Alles in der Welt schlägt für die Menschen zum Uebel aus, sobald das rechte Maß überschritten wird. Wenn es den Mäßigkeitsvereinen gegen die Branntweinpest gelungen ist, ihr in manchen Kreisen Einhalt zu thun, warum sollten nicht auch ähnliche Vereine vermögend seyn, der naschhaften Unterhaltungsleserei einen bessern Charakter, eine würdigere Richtung zu geben? Weit entfernt, die Neigung für die geistige Unterhaltung, welche das Lesen dazu geeigneter Schriften gewährt, unterdrücken zu wollen, würden diese Vereine sich das Ziel vorstecken, jenes Lesen gewissen Regeln unterzuordnen, deren Beobachtung es vor Mißleitung und Schaden bewahren und ihm den größtmöglichen Vortheil sichern könnte. Die Klippen der jetzigen Unterhaltungleserei liegen in der Auswahl der Schriften und in der Art ihres Gebrauchs. Damit eine den Geist belebende und erheiternde und das Gemüth bildende Unterhaltung mittelst des Lesens erreicht werde, ist es durchaus nothwendig, daß nur solche Schriften Aufnahme in seinen Kreis finden, welche durch Inhalt und Form sich dazu eignen. Die Entscheidung darüber sezt aber Kenntniß der Literatur, gebildeten Geschmack und reine Gesinnung voraus. Doch gibt es wohl keine etwas bedeutende Stadt, die nicht mehrere also begabte Männer beherbergte. Wenn nun diese den Verein bilden, wird demselben gewiß das Vertrauen aller Guten sich zuwenden. Ein anderes Erforderniß eines gedeihlichen Lesens besteht darin, daß nicht zu viel und zu hastig, daß vielmehr so gelesen werde, daß ein erwünschter, nachhaltiger Eindruck davon im Geist und Gemüth der Leser zurückbleibe. Schon die gute Auswahl der Schriften würde viel beitragen, einer solchen vernünftigen Art zu lesen Eingang zu verschaffen. Höchst zuträglich wäre es, wenn der Verein sich überdies der Mühe unterzöge, in Umlaufschreiben auf den Hauptwerth der Schriften, die zum Lesen auserjehen worden, mit kurzen Andeutungen aufmerksam zu machen.

(Schluß folgt.)

Wahlumtriebe in Ungarn.

Wie es in England bei den Parlamentswahlen zugeht, ist bekannt genug; weniger weiß man von Ungarn, das seine Wahlen so gut hat wie jeder andere constitutionelle Staat. In diesem Lande besteht die Aristokratie noch in ihrer ganzen Ausdehnung und Vollkommenheit, und es hat der Adel Prärogativen, welche ihm die größte Macht, ja fast unbeschränkte Souveränität gewähren. Wenigstens genießt er eine Suprematie, welche das Schicksal des Landes in seine Hände legt.

Jeder Comitat, deren in Ungarn 48 sind, schickt zwei Ablegaten (Abgeordnete) auf den Landtag, und diese werden auf den hiezu angeordneten Congregationen gewählt. Die Magnaten, so wie die hohe Geistlichkeit des Landes sind vermöge ihrer Stellung ohne Wahl Abgeordnete für den Landtag. Die königlichen Freistädte bilden eine Kaste für sich und wählen als solche ihre Deputirten.

Wie in England und Frankreich, so gibt es auch in Ungarn Viele, denen sehr daran gelegen ist, als Abgeordnete gewählt zu werden. Oft handelt es sich um Parteiungen, welche gewissen Principien anhängen und diese auf dem Landtage vertreten und verfochten wünschen, und in diesem Fall hat, gerade wie in Frankreich, der einmal vorgeschobene Candidat kaum nöthig, sich selbst große Mühe zu geben, indem er seine Partei ruhig gewähren lassen kann. Wo aber die Persönlichkeit im Spiele ist, da läßt man es sich etwas kosten und veranstaltet große Gastereien und Trinkgelage, bei denen es etwas bunt und stürmisch zugeht. Bei den unlängst gehaltenen Wahlen zu dem dermaligen Landtage kam es ungewöhnlich oft vor, daß nicht die Person, sondern das Prinzip entschied. Vornehmlich war die katholische Geistlichkeit nicht glücklich, und ihre Candidaten fielen gerade in den Comitaten durch, wo man es sich am meisten halte kosten lassen und wo, wegen der Ueberzahl der Katholiken, jene Candidaten scheinbar die günstigsten Chancen hatten. Es ist dies eine merkwürdige Erscheinung, welche aber den in Ungarn herrschenden Geist recht klar erkennen läßt. Die Schritte, welche unter andern der Bischof von Groß-Wardein hinsichtlich der gemischten Ehen gethan hatte, waren nicht allein von der Regierung, sondern auch vom Volke mißfällig aufgenommen und für einen Eingriff in seine Rechte und Freiheiten gehalten worden, und man hatte von Seiten des katholischen Clerus gerade das Entgegengesetzte von dem erfahren, was man sich von diesem Schritt versprochen.

Wahlfähig ist jeder Edelmann mit Grundbesitz. Die Wahlmänner heißen Cortes und versammeln sich bei den Congregationen in ihren Comitaten. Dabei bilden sich gewöhnlich sogleich Parteien, welche gewisse Symbole tragen. Diese werden auf Fahnen angebracht, man zieht umher und jede Partei sucht die Neutralen für sich zu gewinnen. Vor solchen Umzügen werden gewöhnlich Trinkgelage auf Kosten der Partei oder des Candidaten gehalten, und die Begeisterung wächst dadurch gewaltig und artet nur allzuoft in arge Excesse aus. Ich führe kurz zwei Scenen auf, wie sie sich im Mai dieses Jahres im Hevescher und Borschoder Comitate zutrugen, und bemerke nur noch, daß unter den Cortes mitunter wilde Charaktere vorkommen, welche außer ihrer Scholle wenig von der Welt gesehen haben und in der Bildung sehr zurückgeblieben sind, aber bei Gelegenheiten, wie die vorliegende, ihre Wichtigkeit fühlen und auf eine rohe Weise geltend zu machen suchen.

In Gyongyös, wo die Congregation und die Wahlen für den Hevescher Comitat gehalten wurden, bildeten sich zwei Hauptparteien, die eine von der Feder, die andere von der Rose. Zu ersterer gehörten die Protestanten und Liberalen, zu letzterer die Katholiken von der strikten Observanz. Zwei Tage lang durchzogen sie die Stadt, wo blutige Raufereien vorfielen. Die von der Feder blieben Sieger, obgleich die von der Rose mächtige Patrone hatten, die das Geld nicht sparten. Hier siegte glänzend das Princip; denn alle Wahrscheinlichkeit war für die Rose, zumal in diesem Comitate die katholische Geistlichkeit reich und angesehen und der bei weitem größte Theil der Bevölkerung katholisch ist. Wen während dieser stürmischen Tage seine Geschäfte nöthigten, die Straßen in der Stadt zu passiren, der that wohl, wenn er sich mit beiden Symbolen versah, um sogleich das der Partei, welcher er eben begegnete, aufstecken zu können. That er es nicht, so lief er Gefahr, mißhandelt, ja wohl gar am Leben gefährdet zu werden, weil man keine Neutralität gelten ließ und den Spruch anwandte: wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. — In Mischkolz, der Comitatsstadt des Borschoder Comitats, ging es noch ärger her. Hier kämpfte die Opposition mit der Regierung; es bildete sich eine Art von Emeute, bei welcher sogar Kaufmannsläden geplündert und Victualienhändler mißhandelt und ihres Krames beraubt wurden. Wenig fehlte, so hätte man sich an dem hier stehenden Militär vergreiffen, was eine ernste Katastrophe hätte herbeiführen können. — Mehr oder weniger ging es in vielen Comitaten bei den Wahlen ebenso her. In vielen andern aber endete die Sache ganz friedlich, und selbst die von der Regierung annullirten Wahlen wurden ohne Störung und Tumult durch neue ersetzt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Pferderennen. Oeffentliche Hinrichtungen.

Das notabelste Ereigniß des abgelaufenen Monats wäre das große jährige Wettrennen. Die Notabilität hat indessen leider abgenommen, und wird es mit jedem Jahre mehr. Es ist keine allgemeine Theilnahme mehr für ein Institut, welches sehr glänzend anfing und von dem man sich die wohlthätigsten Folgen für die Pferdezucht versprach. Die näher Betheiligten, d. h. die Hippologen, werden Ihnen dafür mannigfache Gründe angeben und ihre Klagen gewiß Grund haben: daß die Konkurrenz immer illusorischer werde, daß die Gewinner immer dieselben Wenigen bleiben, daß die Landspferdezucht statt dadurch gehoben, nur eingeschüchtert, daß das Ganze statt einer Nationalangelegenheit ein vortheilhaftes Paradeschauspiel zu Gunsten der Reichen werde, welche die Mittel haben, kostbare Pferde zu kaufen und zu ziehen. Das gehört in eine Wissenschaft, die in diesen Blättern nicht vertreten ist; aber die Sache kann nie das werden, was sie soll, eine Volks- und Landesangelegenheit, weil sie zu prüd aristokratisch angefaßt wurde. Wie soll das Fest ein Volksfest werden, wie erwartet man allgemeine Theilnahme, wenn die Schranken und Tribünen nur die Aktionäre und ihre Freunde aufnehmen? Was gibt den Wettrennen in England den Volkscharakter? Nicht das Rennen, sondern daß jeder Zutritt hat, und es kommen Tausende, die sich nichts aus den Pferden und Jockeys machen, sondern nur aus den Menschen, die sie da finden. Aber alles freie Beiwerk von Buden, Gauklern, Küchen, Spielen im Freien, jeder Zudrang von Lustigen, die es unter sich seyn möchten, ist hier mit polizeilicher Strenge abgewehrt. Der Sinn soll nicht abgezogen werden von dem wissenschaftlichen Zwecke. Nun friert die allein gelassene Wissenschaft, und die Zahl der Theilnehmer wird immer weniger, da es nicht mehr Mode ist. Das fashionable Publikum fragt sich schon, was es denn eigentlich auf den Tribünen soll, wo nur ein wissenschaftliches Resultat zu sehen ist, und wenig, was das Auge erfreut. Die langen wichtigen Berichte in den Zeitungen, wie ein Pferd dem andern nur eine Nasenlänge zuvorkam, wecken schon den Berliner Witz; selbst die Berichte über die Leipziger Schlacht waren nicht so umständlich. Und doch, darin stimmen Alle ein, wäre es betrübend, wenn der Verein sich dereinst auflösen sollte, da er wenigstens anderwärts, und auch hier mittelbar zur Veredlung der Pferdezucht günstig gewirkt hat. Möchte man deshalb bald anfangen, die Sache populärer aufzufassen, wie etwa in Breslau, wo das freie Bauernrennen den wahren Mittelpunkt der Lustbarkeit abgibt, und die Sache dadurch zu einem wirklichen Volksfest wird.

Eine Hinrichtung hat in diesen Tagen die Aufmerksamkeit wieder auf diesen traurigen Gegenstand in mehrfacher Beziehung gelenkt. Daß es noch immer ein öffentliches Schauspiel, und eines seyn kann, auf das das Volk sich freut! Ein Gerüst, wo die Zuschauer Plätze für Geld einnahmen, brach während des Aktes ein, und mehrere Personen wurden beschädigt. Der entrüstete Menschenfreund fragt, wie konnte die Polizei das mit ansehen, wie überhaupt dulden, daß die Gewinnsucht auf dieses gräßliche Schauspiel spekulirte? — Die Polizei hatte es für diesen Fall nicht erlaubt, vielmehr dem Zimmermann, der mehrmals um die Erlaubniß angehalten hatte, dieselbe verweigert. Ueber Nacht hatte dieser dessen ungeachtet das Gerüst aufgeschlagen, und den Commissär trifft nur das mindere Versehen, daß er es nicht auf der Stelle wieder abreißen lassen, was indessen auch seine Bedenklichkeiten hat. Kein Gesetz, kein Polizeidecret existirt zur Zeit noch, welches das Aufschlagen eines Gerüstes bei Hinrichtungen positiv untersagt. Alle Hinrichtungen geschehen öffentlich, damit sie öffentlich gesehen werden. Ist es nun an sich ein Verbrechen, wenn Jemand dies Zusehen dem Publikum bequemer macht? Oder kann man dem Eigenthümer des Feldes in der Nähe der Richtstätte verbieten, daß er sich auf einen Stuhl stellt, oder den Stuhl auf einen Tisch, oder mehrere Tische zusammen, und andere darauf zuläßt? In den sächsischen Städten geschehen die Hinrichtungen auf offenem Markte, wie es vordem in allen deutschen Städten der Fall war; und die Fenster der Häuser umher sind dann bis auf das Dach mit Neugierigen besezt und vermiethet. Die Sitte ist alt und barbarisch, aber sie ist noch da, und die Abschreckungstheorie, auf welche sie sich stüzt, ist ebenfalls in unserer Criminalgesezgebung noch da. Es gehört daher eine gänzliche Reform unserer Gesezgebung und unserer Sitte dazu, um das Zuschauen unsittlich zu machen, und durch Strafverfügungen es zu erschweren und zu verhindern. Daß dies unserm sonstigen sittlichen Zustande gemäß und zugleich klug wäre, darüber ist unter allen Vernünftigen nur Eine Stimme. Aber mit einem Polizeidecrete schafft man kein mehr als tausendjähriges Herkommen ab. Doch wachsen die Gründe für die Dringlichkeit dieser Reform unsern Gesezgebern fast über den Kopf. Man denke an jene Frau in Dresden, die ein Mädchen kalten Blutes, ohne Haß, ohne Leidenschaft, ja ohne die geringste Ursache umbrachte, als damit sie auch so schön geschmückt zur Richtstätte geführt, so erbaulich vom Prediger auf dem Schaffotte getröstet werden, und so schnell und vor aller Augen sterben möchte, wie der Mörder Kügelgens, dessen Hinrichtung sie mit Seelenweihe beigewohnt hatte. Man höre die rohen, kanibalischen Aeußerungen selbst unseres gutmüthigen Volkes bei den Exekutionen. Die Berliner Witze gehen mit der Branntweinflasche von Lippe zu Lippe. Bei jeder Hinrichtung werden Diebstähle und Excesse begangen, und der Aberglaube findet noch volle Tische gedeckt. Wenn man einen Strohhalm erwischt von dem Bunde, auf dem der Verbrecher gesessen, so kann man, ich weiß nicht auf wie viel Jahre, alles sicher thun, und es wird nicht entdeckt. Das vertraute eine Frau dem Dienstmädchen eines meiner Bekannten. Sie erhaschte auch wirklich einen Halm vom Wagen, auf dem der Mörder Hodus saß, und nach einem Jahre war sie selbst wegen eines Mordes eingezogen, und ist jezt hingerichtet. Das sind die abschreckenden Wirkungen öffentlicher Hinrichtungen. Was jener Amerikaner vorschlägt, ist zwar auch nur Theorie, es spricht aber zu jedem Sinn. Die Verurtheilung sey öffentlich, die Abführung, zu Fuß, nach der Richtstätte desgleichen; aber das Richthaus sey jedes Sterblichen Fuße verschlossen, von heiliger Scheu sey es umwallt wie die Tempel der alten Wenden. Hinter dem Verbrecher müssen die Thore sich schließen, und nach einer lautlosen Stille wird nur sein entseelter Körper herausgetragen — denselben Weg, den vor wenigen Minuten der Lebende zurückgelegt. Das würde anders abschreckend wirken, als der kanibalische Aktus des Rädern und Köpfens vor aller Augen, wo so oft Ungeschicklichkeiten vorfallen, das Gefühl empörend oder zum Lachen reizend.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 184.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 2. August 1839.

Au diable soient tous les laquais! Je ne pense pas qu'il y ait gentilhomme plus mal servi que moi.

Molière.

Leben in Athen.

Des Deutschen Dienerschaft.

Nicht das geringste der Leiden, welche der nach Griechenland verschlagene Deutsche zu erdulden hat, wird ihm durch das Hausgesinde bereitet, auf das er angewiesen ist. Aber schwerlich hat Einer mehr Unstern mit seinen Dienstmannen gehabt als ich.

Zuerst schenkt der Deutsche, namentlich so lange er mit der Landessprache nicht vertraut ist, sein Zutrauen natürlich den Landsleuten, und wählt sich seine Familiaren aus der jungen Mannschaft, welche die Münchner Werbungen zusammengebracht haben; bald aber kommt er zu der Bemerkung, daß sich die schönsten deutschen Eigenschaften so weit vom Vaterlande schnell verwaschen, wenn er sich nicht etwa gar überzeugt, daß manche der Stammgenossen, die er hier kennen lernt, schon im Vaterlande wenig schöne Eigenschaften gehabt haben mögen; oder es tritt endlich, wenn er etwa doch einen guten Fund gethan, ein Garnisonswechsel, eine Fieberepidemie oder eine andere Katastrophe ein und nimmt ihm seine Getreuen. Nun versucht er's mit einem Griechen; ein paar Wochen leben der deutsche Herr und das griechische Pädi * recht friedlich zusammen; auf einmal gibt's Verdruß — man trennt sich. Der Gebieter wählt wieder einen Landsmann; aber die frühere Erfahrung bewährt sich auf's Neue, oder wenn er ein früheres Mal nicht dazu gekommen, so gewinnt er sie jetzt, und so wechselt er fort und fort, bis ihm endlich, wenn es je geschehen soll, sein gutes Glück einen Jungen in die Hände spielt, der seinen bescheidenen Anforderungen entspricht.

All dies lebt' ich durch. Als ich in Griechenland ankam, wurde mir ein Landsmann empfohlen, der mir ganz wohl gefiel. Ich nahm ihn als meinen Famulus an; er war zwei Tage bei mir, am dritten sagte er mir Lebewohl, denn er mußte mit seinem Bataillon in die Maina marschiren. Nun kam ein Anderer, der blieb acht Tage bei mir, aber am neunten ging er in's Spital und starb. Der Dritte hielt drei Wochen aus, am Anfang der vierten aber erklärte er seinen Austritt, weil er Gelegenheit gefunden hatte, in Verbindung mit einer Jugendfreundin, die ihm über's Meer nach Griechenland gefolgt war, eine Garküche zu etabliren. Nun sah ich in der fünften Woche den vierten, der zwar als Trunkenbold sehr berüchtigt war, aber wenigstens das Gute haben

* Pädi, παιδί, von παιδίον, ist der Name für die Jungen, die in Griechenland fast allgemein unsere Mägde ersetzen.

sollte, daß er Vormittags seinen Dienst pünktlich versah. Ich wußte keinen Andern und nahm ihn nothgedrungen, bemerkte ihm aber ausdrücklich, daß ich ihn Nachmittags gar nicht zu sehen begehre. Er dankte für diesen ihm eingeräumten Vortheil, und versprach dafür, Morgens desto fleißiger zu seyn. Mehrere Tage verliefen und wir waren Beide miteinander zufrieden; aber es ereignete sich noch in den Flitterwochen unserer Bekanntschaft, daß er eines Abends das Unglück hatte, in einen ungewöhnlich mächtigen bacchischen Taumel zu gerathen, und statt in die Kaserne zu gehen, sich in mein Zimmer begab, weil ihm dieses näher gelegen war. Da lehnte er sich nun, weil er im Finstern keinen Stuhl fand, an meinen Schreibtisch an, und da dieser rutschte, so rutschte er nach und fiel mit dem Tische um, und als ich später nach Hause kam und mit dem Lichte in der Hand den Thatbestand untersuchte, ergab es sich, daß der Kerl, das Gesicht mit Tinte übergossen, bewußtlos dalag unter meinen Papieren, die nicht viel besser aussahen als er selbst. Ich rief ihn mehrere Male beim Namen, bis er antwortete und mir endlich seine hülfreiche Hand bot, mittelst der ich ihn glücklich zur Thüre hinaus beförderte.

Nun nahm ich einen Griechen. Nikolas, aus einem Dorfe bei Arta, war ein flinker, schmucker Junge, war mit Kolettis in Perachora gewesen und durch und durch Syntagmatiker. * In den Augenblicken, wo er seine frühere Heldenlaufbahn vergaß, konnte er recht liebenswürdig seyn; wenn's ihm aber einfiel, daß er seinen Verdiensten nach eigentlich Compagniechef seines Königs seyn sollte und nicht Stiefelputzer eines Bavaresen, so spannte er andere Saiten auf und wurde unartig. In einer solchen Stunde schwarzer Laune war es, daß wir über unsere beiderseitige Gerechtsame zu hadern anfingen, ein Streit, der damit endigte, daß ich — übrigens mit aller Schonung, die ich seinem hohen Selbstbewußtseyn schuldig war — unsere Verbindung für aufgelöst erklärte und ihm seine Kräfte wieder zu eigener Verfügung stellte. — Theodoros aus Smyrna, sein Nachfolger, übertraf ihn wo möglich noch an Gewandtheit im Dienste und, was leichter war, an guter Laune bei seinen Verrichtungen; allein da ich verspürte, daß unter seiner Verwaltung meine Wäsche von Woche zu Woche weniger wurde, so fand ich mich bewogen, am Ende auch ihn, unter Bezeigung meiner Zufriedenheit, seiner Geschäfte zu entheben.

Nun fühlte ich wieder tiefe Sehnsucht nach vaterländischer Redlichkeit. Ich sah ein paar Landsleute bei mir, die mich mehr oder minder zufrieden stellten, aber kaum hatte ich sie mit meiner Hausordnung bekannt gemacht, als sie — es war, als geschähe es mir zum Trotze — mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele an meinen Fenstern vorbei nach Rumelien oder in den Peloponnes zogen, oder dem Fieber anheim fielen. So hatte ich schon ein volles Dutzend hinter mir, als ein ehrlicher Deutscher aus A. am Main erklärte, mir seine Dienste weihen zu wollen. Er war der Beste unter allen, rasch, geschickt und wohlgelaunt, unermüdlich in dem, was ihm oblag. Ich fing an, große Stücke auf ihn zu halten, als wir auf eine mir sehr unerwartete Weise auseinander kamen. Eines Tags gerieth nämlich mein guter Franz — so ward er geheißen — auf den Einfall, aus meinem versperrten Schranke ohne mein Vorwissen zweihundert spanische Thaler, die zur Bestreitung der Heimreise dalagen, zu entlehnen, lief damit in den Piräeus hinunter, schiffte nach Konstantinopel und ließ sich dort mit dem Beherrscher der Gläubigen in Unterhandlungen ein, die so günstig abschlossen, daß er erster Flötenbläser in der Musikbande eines türkischen Regiments wurde, gerade so viel, als er unter seinen Landsleuten in Griechenland gewesen war. Seit der Zeit habe ich ihn nicht mehr gesehen, auch weder Zinsen noch Kapital meines erzwungenen Darlehens; doch gönne ich dem guten Flötenbläser das Glück, durch seine sanften Weisen die Gemüther der Muselmänner für fränkische Gesittung empfänglicher stimmen und so — im Einklange mit seinem Sultan — an der Reform des osmanischen Reichs mitarbeiten zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Vorschlag zu Mäßigkeitsvereinen in Beziehung auf Unterhaltungsliteratur.

Von J. H. v. Wessenberg.

(Schluß.)

Bereits haben sich an Lehranstalten und auch für den Kreis gewisser Berufsclassen dergleichen Vereine gebildet. Warum sollten sich nicht ähnliche für den höhern und niedrigern Bürgerstand bilden lassen? Für Studirende ist ein eigener Leseverein ganz vorzüglich ein Bedürfniß. Sie werden dadurch vor schlechter und seichter Leserei bewahrt und mit den besten Schriften rechtzeitig bekannt gemacht. Nicht Alles taugt für Alle. Jeder lese,

* Syntagma ist das griechische Wort für Constitution, und Syntagmatikos heißt ein Constitutioneller. Man erinnert sich, daß diese Partei sich im Jahr 1832 um Johannes Kolettis, ihr damaliges Haupt, in Perachora auf dem Isthmos sammelte, von da nach Nauplia zog und der verachteten Herrschaft Augustin Capodistrias ein Ende machte.

was sein Geist fassen, was er verdauen kann. Für jede Stufe der Bildung bietet jezt die Literatur eine Reihe von Schriften dar, die ihr angemessen sind, die sie fördern können. Durch zweckmäßige Auswahl wird eine gewisse Vielseitigkeit nicht ausgeschlossen. Für jeden Lesecirkel geselle sich das Ergözliche dem Belehrenden. Daß die Aufnahme von *Romanen*, die dermalen den weit vorherrschenden Bestandtheil der Unterhaltungsleserei ausmachen, eine bedeutende Einschränkung erleide, ist eine Forderung, deren Billigkeit Jeder anerkennen wird, der von der Beschaffenheit der meisten Romane und von der Wirkung, welche ihr häufiges Lesen ohne Auswahl erzeugt, einige Kenntniß besizt. Diejenigen Romane, welche die Phantasie verderben, das Herz vergiften, den Charakter entnerven und die Begriffe und Ansichten über die heiligsten Dinge verwirren, gleichen jezt einer Sündfluth, und in ihr gehen leider die wenigen guten verloren. Würden nun die lezteren von den Vereinen ausgewählt, so würde ein dreifacher Vortheil erreicht: die guten Romane kämen als Lieblinge zu Ehren, die schlechten würden verdrängt und verlören den Kredit, und die Fabrikation derselben käme vielleicht selbst als Gewerbe bald in's Stocken. — Die Fächer der Naturkunde, der Reisebeschreibung und der Geschichte, deren Werke bisher nur wenigen Eingang in den Kreis der Unterhaltungsschriften erhielten, liefern ihrer doch so manche, die einer jeden Classe von Lesern weit mehr und weit bessern Stoff zur Unterhaltung bieten, als unsere gewöhnlichen Romane, jedenfalls einen weit unschädlicheren.

Es ist hier der Ort nicht, eine umständliche Charakteristik der neuesten Romane zu geben. Aber daß viele derselben, indem sie, zum Theil mit vielem Zauber des Styls, Ironie und Hohn über Alles, was je den Menschen heilig war, ausgießen, und den höhern Sinn und das innige Gefühl für Wahrheit, Recht und Pflicht abstumpfen, nicht wenig zu der Zerrissenheit unserer innern Zustände beitragen, ist eine Thatsache, die keinem Beobachter entgehen kann. Viele dieser Romane suchen sich durch gräßliche Schönheiten und grelle Zerrbilder zu empfehlen. *Lemontey*, ein sehr geistreicher Schriftsteller, rühmlich bekannt durch seine meisterhafte Charakteristik der Regierung Ludwigs XIV. und seine vortreffliche Geschichte der Regentschaft, freut sich (Oeuvres 1829 II. 4.) qu'il reste encore quelque plaisir sur terre après la lecture de ces oeuvres de sang et de larmes (die neuen Romane), dont les beautés, d'ailleurs admirables, sont un malheur public et dont il faudrait, en bonne police, réserver la vente exclusive aux entrepreneurs de sépultures, afin de prévenir les surprises et d'avertir les imprudens.

Auch die anmaßliche Gewalt, welche der *Reiz der Neuheit* in der Unterhaltungsliteratur ausübt, zu zügeln, ist unter den Verdiensten, welche unsere Vereine erwerben können, kein geringes. Den alten gekelterten Weinen haben Kenner jederzeit vor den neuen den Vorzug gegeben, und wer wandelt in der Sonnenhitze nicht lieber im Schatten bejahrter Bäume, als unter dem durchsichtigen Dache junger Sprößlinge? Und wir sollten die geistige Unterhaltung auf die Erzeugnisse des Tages einschränken? Wäre es nicht baare Thorheit, das Gediegene und Vortreffliche, das die frühern Zeiten uns überliefert haben, davon auszuschließen? Ein guter Lesecirkel sollte billig seinen Vorrath mit dem Besten der Vergangenheit wie der Gegenwart bestellen, und erst wenn er so Altes und Neues neben einander darbietet, wird er als ein würdiges Organ fortschreitender Bildung sich darstellen, indem er die vorzüglicheren Früchte der Geister verschiedener Zeitalter zu Einem Kranz verbindet.

Das Geschäft der hier vorgeschlagenen literarischen Mäßigkeitsvereine ist freilich kein dornenfreies. Aber welches Geschäft ist dornenfrei, wodurch Schlechtes abgehalten und Gutes gefördert werden soll? Mancher vielleicht wird darin eine willkürliche Einschränkung der Freiheit, eine jesuitische Vormundschaft, eine einfältige Pedanterei erblicken. Welche Anmaßung, wird es hin und wieder verlauten, die Strömung der Literatur hemmen zu wollen? Allein gerade die ängstliche Berücksichtigung solcher seichten Einwendungen ist Ursache, daß so manche Vereinigung zum Bessern unterbleibt, und daß mancher Wohlgesinnte, troz seiner Wahrnehmung von den vielen Ausartungen menschlicher Zustände, denen er in Verbindung mit Andern entgegenwirken könnte, den *Horazischen* Bauern nachahmt, welcher mit gekreuzten Armen an dem Verwüstung drohenden Strome stehend, gutmüthig abwarten wollte, bis derselbe sich von selbst verlaufe.

Mein Vorschlag hält sich in allgemeinen Umrissen. Deren Ausfüllung ist Sache der Beurtheilung der Einzelnen, was in ihren Verhältnissen dem Zweck am besten zusage. Einförmigkeit würde auch hier den Zweck verfehlen. Dieser ist Veredlung des innern Menschen. Wie kann es in der Welt besser werden, wenn die Menschen sich nicht bessern?

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Fortsezung.)

Criminalgeschichten. Monumente.

Der Hingerichtete, ein liederlicher und auch sonst verrufener Schustergesell, hatte in Pommern auf der Straße

zwischen Garz und Schwedt seinen Freund und Reisekumpan, einen Bäckergesellen, umgebracht. Die Art, wie er es gethan, war schauderhaft. Der Unglückliche schlief in seinem Arme, und mit einem Stein, den er mit dem andern Arme ausgriff, erschlug er ihn um einiger Thaler und seiner bessern Kleidungsstücke wegen. Die That erschreckte die ganze Gegend, welche bisher für sicher galt, auf's heftigste, und man schonte keine Opfer, dem Verbrecher auf die Spur zu kommen. Es spricht für die vortreffliche Organisation unserer Verwaltung und für den Scharfblick unserer Polizei, wie man endlich nach fast Jahresfrist, durch Schreiben, Versendung aufgefundener Kleidungsstücke von einem Ende des Staats nach dem andern, und durch weite Reisen unserer ausgezeichnetsten Polizeimänner, allein zu diesem Zwecke, den wirklichen Thäter entdeckte. Solche Mühe, Kosten und Sorgen, um den Mörder eines Handwerksburschen zu ermitteln, den man todt am Wege fand, würden in Portugal und Spanien fabelhaft seyn; auch in England und Frankreich wendete man sie, ohne einen politischen Zweck, nicht auf. Ist es nun ein unbedingtes Lob, daß man bei uns so viele Mittel aufwendet, wodurch vielleicht Hunderte von Unschuldigen vom Verderben gerettet würden, um einen Schuldigen auf's Schaffott zu schaffen? Es beschleichen den Menschenfreund da ernste Bedenken. Das religiöse Gefühl findet Befriedigung in der Vorstellung von einer göttlichen Gerechtigkeit, die den Verbrecher auf seinen dunkeln Wegen durch menschlichen Scharfblick treffen läßt. Aber wie viele Verbrecher sucht dieser Scharfblick vergebens! Wo ist der Mörder in der Fonk'schen Sache? Und leider hat auch hier dieser Scharfblick oft geirrt. Ein Müllerbursch wurde als der That dringend verdächtig in Ketten aus Schlesien nach Berlin geschickt. Zwar freigesprochen, und durch ein königliches Gnadengeschenk getröstet, erlag der Arme dennoch dem Schrecken und der Behandlung. Er starb bald nach seiner Freilassung. Um der ernst tragischen Sache auch eine komische Seite abzugewinnen, muß bald nach der That ein berüchtigter Vagabunde als verdächtig in Schwedt eingezogen werden. Da es an Beweisen fehlt, läßt man ihn wieder frei. Von jezt an ist „Nikels" Glück gemacht. Ueber welche Schwelle er tritt, an welche Thür er klopft, man kommt dem Bettler mit vollen Händen entgegen. Er braucht nur mit einem finstern Blick zu sagen: „Ich bin der Nickel, der —" und die bestürzte Bauerfrau greift tief in die Tasche, um den unwillkommenen Besuch so bald als möglich los zu werden. Da kommt die Nachricht von der Habhaftwerdung des wirklichen Thäters. Sein Erwerb ist nun hin, man schlägt barsch die Thüre vor ihm zu, und in der Verzweiflung, daß er den Ruf als Mörder verlor, hängt er sich selbst in der Haide auf.

Einige schreckhafte Criminalfälle haben sich in den lezten Tagen in unserer Stadt selbst zugetragen. Ein Vater aus den gebildeten Ständen züchtigt mit einem Strick seinen Stiefsohn, der sich mehrerer argen Vergehen schuldig gemacht; die Züchtigung geschah, wie verlautet, auf Antrieb der eigenen Mutter, und er sperrt den Knaben darauf ein. Er stirbt nach mehreren Stunden; das ärztliche Attest sagt: am Schlage, das Gerücht sagt: vom Vater erschlagen. Die schon verweste Leiche muß ausgegraben werden, aber wie ich eben höre, hat das visum repertum nichts ergeben, was die Beschuldigung erwiese. — Ein Dienstmädchen benuzt die Abwesenheit ihrer Herrschaft, um ihren Liebhaber in die Wohnung zu lassen. Dieser aber findet die Gelegenheit günstiger zum Stehlen als zur Liebe, und erbricht, wahrscheinlich unter Zustimmung des Mädchens, den Schreibsekretär. Da schreit ein sechsjähriges Kind, das man nicht beachtet, aus dem Winkel hervor: das ist meiner Mutter Geld, das darfst du nicht nehmen. Um nicht verrathen zu werden, wirft der Bösewicht sich mit dem Messer auf das unschuldige Wesen. Aber im selben Augenblick kehren die Eltern zurück. Die Thäter stürzen ihnen auf der Treppe entgegen. Der Eine von beiden wird zwar mit der Beute erwischt; oben aber finden die Eltern ihr Kind mit abgeschnittenem Halse!

Ehret die Todten! der Spruch hat noch Macht, was man auch von unserer Impietät sage. Man stellt in der Literatur wohl die Todten an den Pranger, man läßt drucken, was sie gern unterdrückt hätten, aber man errichtet ihnen in Stein Denkmäler und Bildsäulen. Der jezige Director des Werderschen Gymnasiums fordert jezt Bernhardis Schüler zu Beiträgen auf, um dem verdienten Lehrer ein einfaches Denkmal zu errichten. Er verdiente es gewiß, als ein vortrefflicher Lehrer und Schulmonarch, aber manche vor ihm hätten dann dasselbe Anrecht: Gedicke, Spalding u. A. Wer von den Lebenden weiß, wo ihre Gebeine ruhen? Wir sind darin außerordentlich vergeßlich. Den Matadoren der romantischen Schule, zu deren thätigsten Beförderern Bernhardi gehörte (L. Tiecks Schwager), hat man noch nirgendwo in Deutschland Denkmäler errichtet. In dem Oberstübchen des ehemaligen Werderischen Gymnasiums, wo Bernhardi seine frühere Lehrerwohnung hatte, sind die geistvollsten, wizsprudelndsten Gedichte und Epigramme jener genialen Epoche gedichtet worden. Die Sage erzählt viel von jenen Lehrerabenden, von deren Unterhaltungen die Schüler unten freilich nichts erfahren durften. Noch fehlen uns Memoiren dieser reichen Zeit, wo das damalige junge Deutschland eine Revolution durchgesezt, die ihres Gleichen sucht. — Zur Kißschen Amazone sind wirklich schon gegen 20.000 Thlr. gezeichnet. Der Künstler selbst hat einen Vortheil von seinen Werken bereits geerntet. Von Breslau aus ist ihm (einem gebornen Schlesier, wie man erfährt) der Auftrag geworden, das Modell zum Ehrendenkmal Friedrich des Großen zu bilden. Es soll vor eines der Thore, wo Friedrich beim Einzug seine Cavallerie musterte, zu stehen kommen. Dieser Vorgang, wie auch das neuliche Votum in unserer Stadtverordnetenversammlung, regt denn auch bei uns wieder den so oft schlummern gegangenen Entschluß auf, dem großen Könige ein Denkmal zu sezen. Glücklicherweise ist man doch nun endlich von der unglücklichen Trajanssäule abgekommen. Friedrich, ein Püppchen, da oben auf der Spize! — Professor F. Kugler arbeitet an einem Volksbuche, Friedrich des Großen Leben, das in Heften mit trefflichen, karakteristischen Holzschnitten, in Art der Horace Vernetschen zu Napoleons Leben erscheinen wird. Auch der Sage über den Heros soll darin, wie es billig ist, ihr Recht widerfahren. — Nur für das Hermannsdenkmal auf der Grotenburg will sich hier keine ernste Theilnahme regen. Statt 10.000 Thlr., auf die man gehofft, sind nur 200 in Berlin gezeichnet. Gründe sind wohl zur Auswahl da: die ästhetische Opposition gegen den künstlerischen Entwurf, die Concurrenz zu vieler historischen Denkmäler, der Zweifel, wem zu Ehren es errichtet wird, und von wem der Gedanke ausgeht. Sonst würden in einer andern politischen Zeit zu einem Denkmal für den Befreier Deutschlands vom Joch der Fremdherrschaft alle Börsen sich wohl liberal geöffnet haben.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 185.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 3. August 1839.

— Uns ist Vergangenes heilig,
Und in Tagen des Herbsts suchen die Schatten wir auf.

Hölderlin.

Historische Phantasien.

I. Das Städtchen.

Ich hatte das Unglück gehabt, umgeworfen zu werden, und zog hinter meinem zerbrochenen Wagen langsam dem Städtchen zu, das tief unten in duftiger Ferne lag.

Der Unmuth über den Unfall ward in mir bald durch den Eindruck der Landschaft verwischt. Wie lieblich in Bescheidenheit! wie rührend in Einfalt! Keine kühnen Linien, keine stolze Ferne: die sanft geschwellten Berge rechts und links deckt der Laubwald, der hier wie ein Vorgebirge in die Fläche des Gefildes vorspringt, dort in Buchten vor ihr zurückflieht; geradeaus dehnt sich das tausendfach durchschnittene Blachfeld, ansteigend und in sanfte Wogen geschlagen, wie die See, und verschwimmt duftig mit dem Horizonte; und mitten in der seichten Mulde des Thals, am bebuschten Bache, liegt das Städtchen, wie das Nest des Feldhuhns in der Ackerfurche. Blaßblau wölbt sich der Himmel, hier ist der Herbstnebel gefallen, dort kämpft er noch, selbst schwach, mit der matten Sonne, die in zitternden Streifen ihre wechselnden Lichter über das Thal wirft, und der buntgefärbte Buchwald im Vordergrunde hängt voll Dunst.

Diese Landschaft gleicht einem nüchternen, gemeinen Menschengesicht, das von der Rührung, die um Augen und Lippen zittert, sprechend und selbst rührend wird. Es ist, als schwellte den Busen der herbstlichen Natur unendliche Wehmuth um die Blüthen und Düfte, um den Jubel und die Thaten des unwiederbringlichen Jahres, und sie weckt in der verwandten Menschenseele unnennbare Gefühle von Kinderlust und Jugendliebe. Ja, der Herbst ist die wahrhaft poetische Zeit im Jahr, wie der Abend am Tage: es sind die Momente des sich sammelnden Gefühls, der Rückerinnerung. Und auch die Poesie, wie sie in der Geschichte der Menschheit da und dort mächtig zu Tage bricht, entspricht ja nicht der Frühlingsblüthe der Völker, nicht der sommerlichen Glut ihrer Lebenshöhe; sie gleicht der schwellenden Traube, dem rothwangigen Apfel mit dem Wurmstich, dem buntgemalten fallenden Laub, und sie schüttet ihr Füllhorn großer Gedanken und Bilder und mächtiger Gefühle erst dann aus, wenn es im Leben der Völker Abend und Herbst geworden ist, wenn es Nacht und Winter werden will. Der lebendigste Inhalt aller Poesie ist nicht Gegenwart, nicht Zukunft; es ist Vergangenheit und — Vergänglichkeit. Ich bin überzeugt, unter den lyrischen Ergüssen, welche die gährende Lust des Lenzes unsern Poeten ablockt, ist viel mehr Gemachtes, Künstliches, Unwahres, Offizielles, als unter den Klängen, welche die Wehmuth des Herbstes hervorruft.

Mir war so wohl, so leicht im Anblick dieser im Lächeln sterbenden Natur, und doch bewegten mich nur Bilder aus den Zeiten, die für mich nicht mehr sind, und durch die Musik in meinem Innern, der ich mit Entzücken lauschte, ging der Schmerzensgrundton: Vorbei! — Aber der chromatische Streit zwischen der Natur und meiner Seele verklang allmählig; über die aufgerissene Tiefe des innersten, eigensten Lebens zogen Bilder her aus der äußern Welt, wie sie durch den Anblick der Werke der Menschenhand geweckt werden, und der lyrische Takt meiner Gedanken und Empfindungen schlug in den epischen um.

Das Städtchen dort hinten sah ich zum ersten Mal; sein Name klang mir so gleichgültig wie der des Fremden, dem man in der Gesellschaft flüchtig, um des Herkommens willen vorgestellt wird. Wie es gehen kann, daß man etwa bei diesem über dem Band in seinem Knopfloch, das man augenblicklich fixirt, den ganzen Menschen vergißt, so hatte ich nur bemerkt, daß der Ort auf der Specialkarte das kleine Ordenszeichen des Posthorns trug, was mich als Reisenden zunächst anging. — Aber so unbekannt mir auch der Text seiner Geschichte war, die Melodie derselben tönte, bald in kriegerischen, bald in idyllischen Accorden so vernehmlich und so deutlich zu mir herauf. Das ganze Leben einer kleinen Reichsstadt — dies war sie einst — zog in phantastischen Gestalten an mir vorüber, und sie spiegelten sich in riesigen, verschwommenen Umrissen auf der Nebelwand des Thals, und diese Schatten waren Bilder der Geschicke des ganzen deutschen Volks.

Die Stadt erhielt dereinst, mehr um des Wohls des Reichs als um ihrer selbst willen, die Freiheit geschenkt. Ob der kaiserliche Geber Friedrich, Conrad oder Wenzel hieß, was liegt daran? Von der Wiege zum Grabe durchlief die kleine Republik, wie ein Einzelwesen, die hülflose Kindheit, über der beständig die Zuchtruthe hängt, die stürmische, störrische Jugend, die muthwillig um sich schlägt und in Gesetzlosigkeit ihre Kräfte übt, das überreife Mannesalter, das rechthaberisch lieber mit der Feder als dem Schwerte ficht, das hinfällige, resignirte Alter mit der Devise: Wie Gott will! Auf allen Blättern ihrer Chronik steht Eintracht im Staat, wenn der eifersüchtige böse Nachbar drängt, innerlicher Krieg, wenn der Landfrieden blüht, und in bunter Reihe treten auf Feuersbrunst und Hungersnoth, Krieg und Pestilenz, die neue Lehre und das Interim, Römermonate, Türkensteuern, Reichsarmeecontingente und Kammergerichtsprozesse. Aber eines Tags, als längst die Poesie dieser Zustände zur langweiligen Fabel geworden war, kam der Commissär des glücklich überlebenden Reichsfürsten, des alten Nachbars und Erbfeindes, zerschlug, ein kläglicher Anblick, den majestätischen Adler, löschte das herzerhebende Senatus Populusque und drückte mit dem altverhaßten Wappen, das er an Rathhaus und Thore schlug, dem gebeugten Ort den platten Gemeinstempel einer königlichen Landstadt auf. An jenem Tage stieg der halbtausendjährige Genius des Orts laut weinend gen Himmel und ließ eine Leiche zurück, in die aber sofort zu neuem Leben der prosaisch rührige, gewerbfleißige Geist des Jahrhunderts fuhr.

(Fortsetzung folgt.)

Leben in Athen.

(Fortsetzung.)

Nach dieser Trennung wurden mir die Griechen wieder lieber. Ich dachte an Theodoros, denn im Grunde fiel's mir leichter, alle Monate um eine Halsbinde oder ein Hemd, als nur einmal des Jahrs um fünfhundert Gulden ärmer zu werden. Nachfragend erfuhr ich, er sitze in Haft; er mußte wohl die Mäßigung, die er in Bezug auf meine Garderobe noch so ziemlich beobachtet hatte, zu unleidlich überschritten haben. Nun fiel mir sogar der hochmüthige Nikolas ein, aber der war in sich selbst zerfallen, und zürnend auf das befreite Vaterland, das seine Verdienste nicht anerkennen wollte, in die Türkei gegangen und verkaufte in Stambul Tabak.

Was war zu thun? Ich überlegte schon, ob es nicht am besten wäre, wie Freund L** gethan, selbst die Schuhe zu putzen und Abends in der Dämmerung am Brunnen das Wasser zu holen, als mir in der größten Noth ein griechischer Bekannter wieder ein Pädi zuschickte. Es war ein Pallikari von sechzehn Jahren, rauh und wild, wie die Gebirge des Taygetos, auf denen er geboren war, und nach Art der griechischen Bauern gekleidet, mit gelben, langflatternden Haaren. Ich freute mich des Jungen, obgleich ich bald gewahrte, daß er, was fränkische Art betrifft, kaum wußte, wie man einen Hut ausbürstet. Es lag etwas Anziehendes in seiner unverdorbenen spartanischen Einfalt. Von seinen Pflichten war ihm mehr nicht bekannt, als daß er das Bett zu machen und die Stube zu kehren habe, aber was ich ihm ergänzungsweise befahl, das that er ruhig und ernst, schnell und genau, wie ein beorderter Soldat. Gesprochen wurde wenig, er schien das nicht zu lieben, und es war noch eines der ersten Worte, die ich von ihm hörte, als er am Tage nach seiner Aufnahme, unter die halbgeöffnete Thüre tretend, feierlich und gemessen sagte: *Πηγαίνω*, ich gehe. Ich meinte, er wolle einen Gang in die Stadt machen, und kam erst darauf, welche Prägnanz in diesem Worte gelegen, als ich nach ein paar Stunden in seinem

Kämmerlein nachsah und vernahm, daß der Pallikari sammt dem kleinen Bündel, das er Tags vorher mitgebracht, verschwunden sey.

Ich hoffte noch immer, meinen Spartaner wieder zu sehen, allein er kam nicht. Es wurde Abend, es wurde Morgen, ich wachte betrübt auf, ich rief — Niemand gab Antwort. Ich stand auf und betrachtete mißmuthig das verlassene Lager, das ich wahrscheinlich selbst aufzubetten hatte, wenn mir nicht Kyria Maria, die Hausfrau, den Gefallen erweisen wollte, als es plötzlich klopfte und schüchtern freundlich ein Knabe hereintrat und mir ein Stück Papier übergab, das in verwahrlostester Orthographie die lakonischen Worte enthielt:

„Effendi! ich bin im Piräeus bei meinem Bruder, der krank ist. Hier ist ein anderes Pädi; es ist gut; behalte es.

Dein Diener Demetrios."

Der Ueberbringer war ein hübscher Junge, nicht älter als Demetrios und hieß Jorgi. Er hatte ein offenes, regelmäßiges, fein gebräuntes Gesicht, dunkle, wallende Haare, und trug die blaue Pluderhose und die blaue Jacke, die gewöhnliche Tracht der griechischen Inseln. Er war ein Landsmann des Simonides, und seine Reden und Manieren waren so sanft und einschmeichelnd wie die Lüfte von Keos. Von einem Kapitani hatte er nichts im Kopfe; dagegen war er ein Schneider seines Handwerks, und hatte mehr Freude, wenn ich ihn wegen eines fest eingenähten Knopfes oder eines schön verstopften Risses belobte, als Nikolas, wenn ich ihn über seine erlogenen Heldenthaten pries. Auch Theodoros unglücklichen Hang theilte er nicht; er war so ehrlich und so eifrig in meinem Interesse, daß er einmal sogar mit dem Postbeamten über ein Briefporto zu markten begann. Die Hausleute schätzten und liebten ihn. Mit Kyria Maria wußte er sich bald in die freundschaftlichsten Verhältnisse zu setzen, und hieß sie nicht mehr anders als seine Manna, sein Mütterchen. Auch die Nichte hielt ihn nicht für unwürdig, zuweilen von ihr geneckt zu werden, und ich hörte es gar zu gerne, wenn sie ihre naiven Plaisanterien gegen einander austauschten. In seinen Verrichtungen war er so fleißig, als ein griechisches Pädi seyn kann; viel hatte er ja nicht zu thun. In den Freistunden lag er für sich der Nadel ob, oder er las im Erotokritos,* oder er lernte Liedertexte auswendig, denn er war auch Sänger. Fast hätte ich vergessen, daß er auch Altgriechisch trieb; das heißt, er wollte es wenigstens so weit bringen, um das neue Testament in altgriechischer Sprache, das er in meinem Bücherrahmen gefunden hatte, zu verstehen. Ich half ihm dabei zuweilen und sah mit Vergnügen seine Fortschritte, die mich freilich zuletzt das Buch selbst kosteten; denn nachdem er sich einmal etwas darin zurecht gefunden, ließ er nicht ab zu bitten, bis ich es ihm schenkte, was mir Herr Hofrath Schubert in München, von dem ich es erhalten, in seiner Milde freundlichst verzeihen möge.

Als ich Abschied von Athen nahm, begleitete mich Jorgi in den Piräeus. Ich drückte dem Jungen die Hand und sagte: „Lebe wohl, Jorgi, bleibe redlich und brav, und Gott wird dir Gedeihen schenken!" Er antwortete: „Lebt wohl, Effendi, und reiset glücklich, und wenn ihr zu uns zurückkommt, was bald geschehen möge, so müßt ihr mich wieder zu euch nehmen." Damit schwang er sich in den Sattel, den ich so eben verlassen hatte, drückte die Steigbügelschaufeln dem Rosse in die Weichen, rief mir noch einmal „glückliche Reise" zu und war auf und davon.

(Schluß folgt.)

* Der Erotokritos ist ein vor zweihundert Jahren von Vincent Cornaro, einem Kreter venetianischer Abkunft, in neugriechischer Sprache verfaßtes Helden- und Liebesgedicht, das noch immer seine Leser findet.

Aus der Sittengeschichte der Deutschen

Fehdebriefe.

Die Fehdebriefe wurden gewöhnlich Feindbriefe (Fientbrieffe) genannt. Die Formel derselben ist vom Mittelalter herauf bis zum Landfrieden ziemlich gleichförmig. Die folgenden können als Beispiele dienen.

Dietrich von Erbach, Erzbischof von Mainz, ließ 1459 an den Grafen von Nassau folgenden Brief ergehen: „Wir Dietrich ꝛc. lassen dich Johann Grafen von Nassau und Vyanden wissen, daß wir dir, diner Lande und Lüte, und aller, die dir zu versprechen steen, Fient wollen sin, umb solichs Unrechten willen, so du an uns und den unsern zu Lanstein begangen und gethan hast, und wollen des unsere Ere an dir verwaret han. Und bedarfften wir eincherlei Verwarung mee, die wollen wir ane damit getan han."

Gerhard von Schwarzenburg, Bischof von Würzburg, schickte 1395 folgenden Fehdebrief nach Meissen: „Wolgeborne Fürsten, ihr Friedrich, ihr Wilhelm und ihr Georg, Markgrafen von Meissen. Umb das Unrecht, das ihr an uns, an unserm Stifte und an den unsern gethan habt und thut, darum wollen wir euer Feind sin, und wollen des unsere fürstliche Ere an euch bewahret haben."

An den Fehden der Fürsten und Herren nahmen auch ihre Dienstleute, bisweilen das geringste Hofgesinde Theil. Markgraf Jakob zu Baden und Pfalzgraf Ludwig bei Rhein hatten mit den schwäbischen Reichsstädten Eßlingen, Reutlingen, Weil u. s. w. Händel. Sogleich kündeten auch die Bäcker und Buben des Markgrafen und des Pfalzgrafen jenen Städten Fehde an „zur Verwahrung ihrer Ehre." Der Brief ist vom Jahr 1450, und sie unterschrieben sich: „unseres gnädigen Herrn Markgrafen Jakobs von Baden Becken und Buben." — Ein andermal schickten die Bäcker des Pfalzgrafen Ludwig den Städten Augsburg, Ulm, Rottweil, Kempten, Biberach u. s. w. einen Brief, worin es heißt: „Als wollen wir nachbenannte — — die Beken desselben unsers gnädigen Herrn Herzog Ludwigs und alle unsere Helffer und Helffershelffer,

euer der vorgeschrieben Stätt und euern Unterthanen und die euch und inen zu versprechen steen, und gemainlich aller ener und ir Helffer und Helffershelffer Wind (Feind) sin: und ob ihr und die solcher unser Windschafft Schaden nehmen, es were mit Prand, Brandschatzen, Todtschlagen, oder andern Sachen, wie sich das machen und begeben wird, des wollen wir unsere Er hiemit bewort (bewahrt) haben, und bedarffen wir einicherlei Bewarung mer, wollen wir hirmit auch getan haben."

Ebenso machten es umgekehrt die Reichsstädte. Als z. B. die Stadt Eßlingen 1449 wegen eines neuen Zolles mit dem Grafen zu Wirtemberg und seinen Anhängern zerfiel, schickten nicht nur einzelne Patrizier, sondern auch der Stadtarzt und der Stadtschreiber nebst seinem Knechte, das heißt Substituten, den umliegenden Edelleuten Fehdebriefe zu.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Schluß.)

Chamisso. Liepmanns Erfindung.

Das biographische Denkmal, welches Hitzig seinem Freunde Chamisso im Begriff ist zu setzen, wird, allem Anscheine nach, sehr reichhaltig und interessant ausfallen. Wie langjährig und innig auch die Freundschaft zwischen beiden war, so ist Hitzig doch erstaunt, in Chamissos Papieren so Vieles und ihn Ehrendes zu finden, wovon er keine Ahnung hatte. Der bescheidene, liebenswürdige Mann hielt, was ihn betraf, nur das nöthig, den Freunden mitzutheilen, was für sie selbst wichtig seyn konnte. Als er, um als Emigrant in Paris zu liquidiren, dahin abreiste, erfuhr sein Freund zuerst, daß Chamisso überhaupt dort Ansprüche hatte, und er theilte es ihm in einer Art mit, als sey das Wichtigste bei der Sache, daß er Familie, Freunde und Wirthschaft verlassen müsse. Es hat sich ein vollständiger Briefwechsel zwischen Chamisso und einem französischen Freunde vorgefunden, vom Anfang des Jahrhunderts bis kurz vor des Dichters Tode, der, seltsam genug, zwischen beiden deutsch geführt, viele Notizen über sein Leben und seine ehrenwerthe Denkart gibt. Viele wird es interessiren, daß Chamissos Familie (er selbst war bei seinem Tode Vicomte) zu den alleräitesten und ausgezeichnetsten des französischen Adels gehörte. Ihr Stammschloß, woher der Name, war eine Pfalz der karolingischen Könige. Ihr Stammbaum weist Verwandtschaften mit allen großen, ausgezeichneten und fürstlichen Familien nach, z. B. mit Christian von Dänemark; auch unter den jezt regierenden hohen Häusern zählen sie nicht zu entfernte Verwandte. Was der schlichte deutsche Dichter darauf gab, wissen wir Alle. Als er seine Frau heirathete, schrieb er an seinen Freund: „Sie heißt Piaste; ob sie aus dem Königsgeschlechte der Piaste stammt, habe ich noch keine Zeit gefunden zu untersuchen; auch kümmert es wohl uns Bürgersleute wenig." Auch über die achtbaren Gesinnungen verschiedener Mitglieder seiner Familie wird die Biographie interessante Mittheilungen enthalten. Einer seiner Brüder, bei seiner gezwungenen Emigration von den Bürgern einer kleinen französischen Stadt als Adeliger insultirt, springt aus dem Wagen und haranguirt sie auf die herzlichste Weise: Mais, messieurs, tout le monde ne peut pas avoir l'honneur d'être né bourgeois! Das Argument wirkte. Man lachte und ließ ihn ziehen.

Eine Erfindung, die in der Kunstwelt Epoche machen wird, ist in diesen Tagen hier an's Licht getreten. Man hat seit Jahren auf dem Museum einen kleinen, kränklichen Mann bemerkt, von dürftigem Aeußern; er blieb fast keinen Tag in der Woche aus. Aber statt die Säle zu durchwandern, und Bild um Bild zu mustern, blieb er in den Räumen für die niederländische Schule, und zwar hier nur vor einem Bilde stehen, vor einem Porträt Rembrandts. Die Hände auf dem Rücken, die Augen fest auf die Leinewand gerichtet, harrte er davor oft Stunden lang aus. Man schrieb sein Benehmen irgend einer stillen Manie zu. Es waren die ernsthaftesten und seltsamsten Studien zu einer Erfindung, welche in der Malerkunst eine Revolution hervorbringen dürfte, deren Wirkungen noch nicht abzusehen. Ueber zehn Jahre sann und arbeitete Herr Liepmann an einer Druckmaschine, um ein Oelbild als Oelbild mit aller seiner Farbenpracht zu vervielfältigen. Dies ist ihm denn über Erwartung gelungen. In seinem Zimmer sieht man das merkwürdigste Schauspiel — über hundert Copieen desselben Rembrandkopfes, eines bis auf das Haar das Ebenbild des andern. Das Wie ist sein Geheimniß. Daß es ihm seine Arbeit lohnen wird, ist wohl zu erwarten, und von Herzen zu wünschen, wenn man erfährt, wie er mit Hunger und Kummer gerungen, um seine Idee in's Leben zu setzen. Mit der Hülfe einer einzigen treuen Dienstmagd arbeitete er Jahre lang von Morgens bis Abends, selbst mit Aufopferung seiner Gesundheit. Nachts fabricirte er Siegellack, um den dürftigsten Lebensunterhalt zu erwerben. Was aber noch mehr zu be- und verwundern ist, er hat sich keine Copie des Bildes zuvor gemahlt, sondern Theil für Theil des Originals, wie er jeden im Kopfe beim Anschauen im Museum auffaßte, zu Hause in seine Maschine übertragen. Ueber das Wie sind unsere Künstler und Techniker noch im Unklaren. So heut eine Auge, morgen eine Nasenspitze, übermorgen eine Locke nach Hause tragend, konnte er das Abbild erst nach Jahren fertig bringen. Wenn diese Art des Copirens wunderbar scheint, so ist noch mehr zu verwundern, daß der Erfinder sich nicht aus einer Privatsammlung ein tüchtiges Bild in sein Haus zu verschaffen suchte. Denn ohne diese Mühe des Abstehlens vom Original, versichert er, daß das Uebertragen auf die Maschine nur sechs Wochen erfordere. Nach seiner Behauptung ist die Methode so einfach, daß künftig jeder Maler seine Bilder selbst werde nach Belieben vervielfältigen können; die beste Weise also, dem Nachdruck zu steuern. Wenn er jezt für die Copie einen Friedrichsd'or fordert, wo er mit Hülfe der einen Magd täglich nur vier Exemplare fertigt, so hofft er künftig, wenn die Erfindung vervollkommt und mehr Hülfe ihm zur Hand ist, so viele täglich fertigen zu können, daß man ein großes Oelbild für zwei Thaler kaufen und er selbst doch noch viel daran verdienen werde. Für die guten Maler wäre also in Zukunft gesorgt. Nachtheil allein für die Lithographen zu besorgen. Für die Liebhaber alter Oelgemälde eröffnet sich ein reicher Markt, wenn nicht die Liebhaberei mit der Wohlfeilheit abnimmt. Die Erfindung hat plötzlich die allgemeinste Anerkennung gefunden. Leben wir auch nicht in Frankreich, wo die Volksvertreter es für Pflicht achten, Daguerres Erfindung durch die Nation belohnen zu lassen, so ist doch vorauszusehen, daß Herr Liepmann zum Lohn für seine Mühe kommt. Nur darf nicht verschwiegen werden, daß einige Zweifel obwalten, ob, was bei der Copie eines Rembrand so gut gelang, auch bei andern Malerwerken auf dieselbe Weise sich herstellen lassen wird, wo die Wirkungen von Licht und Schatten nicht so grell heraustreten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 186.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 5. August 1839.

Es ist kein Träumen, ist kein Denken,
Ist kein Gefühl, das steigt und fällt:
Nennt es ein mystisches Versenken
In's liebevolle Herz der Welt.

v. Feuchtersleben.

Sommerlieder.

III. Mittagsträumerei.

O Königin im Sommerglanze,
Verweile du!
Die Horen rasten gern vom Tanze!
Gönn' ihnen Ruh!

In Müdigkeit versenkt ist Alles
Im Mittagstraum;
Ich höre das Geräusch des Falles
Vom Sandkorn kaum.

Es steht am Himmel still die Sonne
In halbem Lauf;
Weit bläht den duft'gen Kelch vor Wonne
Die Blume auf.

Die Flur zu Ruh' und Träumen ladet,
So sommerlich;
Im Himmelblau, im ew'gen, badet
Die Erde sich.

Der Falter hebt und senkt die Flügel
Voll Seligkeit;
Vielleicht, flög' er nicht mehr am Hügel,
Stånd' still die Zeit!

Nimm, Zeit, von uns des Wechsels Bürde,
So schwer und hart!
O daß zur Ewigkeit jetzt würde
Die Gegenwart!

Ich fühle keinen Puls mehr schlagen,
Der vorwärts treibt;
Im goldnen Sande Chronos' Wagen
Schon stehen bleibt!

Dem Tod selbst wird, dem nie sonst satten,
Schläfrig zu Sinn;
Er legt sich, auf den Blumenmatten
Zu rasten, hin.

Kränze von Mohn und Rosen windet,
So blühend warm,
Der Mittagsgeist, womit er bindet
Des Schläfers Arm.

Und höher athmen auf die Wesen,
Von ihm befreit,
Vom angebornen Wahn genesen
Der Sterblichkeit!

Weh! weh! der Zauber ist zerrissen!
Der Alte rafft
Sich auf von seinen Blumenkissen
Mit neuer Kraft!

Es ist aus ihrem linden Schlummer
Die Lust erwacht!
Es schüttelt sich der Tod, ein stummer
Monarch, mit Macht.

Es liegt, von ihm zersprengt gewaltsam,
Der Mohnkranz dort;
Am Himmelblau rückt unaufhaltsam
Die Sonne fort. —

Oh! wieder ist, ein Traum, zergangen
Die Gegenwart,
Und unser ungestillt Verlangen
Der Zukunft harrt!

Oh! auch des Sommers Horen wandern!
Ihr Schritt ist leis;
Sie spinnen rastlos, gleich den andern,
Der Jahre Kreis,

Daraus doch nimmer ganz sich ründet
Das ew'ge Heut,
Das, selig in sich selbst gegründet,
Sich stets erneut.

Doch nimmer kann mein Geist vergessen
Der Stunde Glück,
Die ihm, was er einst voll besessen,
Rief halb zurück;

Die ihm ein süßes Pfand gegeben,
Daß er entfliegt
Dem Raum, und mit entbundnem Leben
Die Zeit besiegt!

Leben in Athen.

(Fortsetzung.)

Was wird wohl aus dem Knaben geworden seyn? Ich habe es an Sorgfalt für seine Ausbildung nicht fehlen lassen. Außer den Worten: Spitzbub' und Nichts, oder vielmehr Nix, die sich jeder Grieche angeeignet hat, und die er also schon mitbrachte, lehrte ich ihn auch noch manches andere deutsche Wort, zum Beispiel Ofen, und wenn auch, abgesehen von seinen altgriechischen Studien, seine linguistischen Kenntnisse in meinem Dienste sich nicht besonders erweiterten, so war ihm mein Umgang doch in anderer Beziehung desto nützlicher und belehrender; denn ich wandte viele Mühe daran, sein Wissen von Europa möglichst auszubreiten und seine drolligten Ideen über die Franken, und zunächst über unsere Nation, zu berichtigen. Er war fromm erzogen und erkundigte sich daher öfter, wie es mit dem Christenthum der Germanen beschaffen sey, und ich erklärte ihm dann, daß es zwei große Religionsparteien gebe, die der Katholiken nämlich, welche in Griechenland auch vorkommen,* und die der Protestanten, von denen er noch gar nichts gehört hatte. Dann wollte er wissen, ob sie einander liebten. Dies wurde zwar im Allgemeinen nicht in Abrede gestellt, aber bemerkt, daß sie dennoch zuweilen gewaltig an einander auffahren, was ihm sehr seltsam vorkam. Er meinte, es fehle zwar in Griechenland auch nicht an ärgerlichen Auftritten zwischen seinen Glaubensverwandten und den Katholiken, aber das habe doch einen Sinn; denn es seyen zwei Gegensätze, Rechtgläubigkeit und Irrglauben, und da sey ein innerer Zug, sich gegenseitig anzufeinden. Dagegen spreche es nicht für die Weisheit der Franken, wenn ihre Dytiki und Diamartyrumeni — Katholiken und Protestanten — ihres beiderseitigen, gleich verderblichen Wahnes willen die Tage, die ihnen Gott großmüthig geschenkt, einander sauer machen, denn im Grunde genommen, seyen doch Beide verloren und der Verdammniß verfallen. Zuweilen brachte er aber auch vom Markte freigeistige Ideen mit. „Ach, was wissen die Pappades!" rief er dann aus; „die Wenigsten können ja die heilige Schrift lesen, und wer sollte ihnen glauben, was sie so auswendig herplappern! Wir sind doch alle Brüder, die Orthodoxen, die Dytiki und die Diamartyrumeni, und der, der uns erschaffen hat, hat uns auch orthodox, dytisch und diamartyrumenisch werden lassen, und er wird schon wissen, warum er es gethan hat. Ich wenigstens glaube einmal, im Himmel kommen wir noch Alle zusammen." — Ich hörte ihm gerne zu, wenn er so philosophirte, mischte mich aber nicht viel ein, denn ich war selbst nicht mit mir im Reinen, sollte ich, was allerdings meiner Eigenliebe schmeichelte, diesem Indifferentismus zulächeln, der mich doch noch für himmelsfähig gelten ließ, oder sollte ich, was für seine Gewissensruhe gerathener schien, seiner Orthodoxie beispringen, wobei ich mich denn freilich als Verdammten geben mußte. Ja, ich hatte um so weniger Veranlassung zu einer solchen Einmischung, als ich den Tag über gleiche Achtung in seinen persönlichen Beziehungen und gleiche Aufmerksamkeit in seinen dienstlichen

* Bekanntlich finden sich auf den Inseln Naxos, Syra, Santorin und Tinos viele, seit dem Mittelalter dort ansässige, aus Frankreich und Italien stammende katholische Familien.

Verrichtungen wahrnahm, er mochte nun in der Frühe orthodox oder Indifferentist gewesen seyn.

Von Religion gingen wir nicht selten auf Politik über. Bei solchen Gelegenheiten ließ ich ihn, so gut ich's vermochte, in das innere Leben unserer so kunstreich ausgebildeten Staatskörper schauen, aber mit wenigem Erfolge — sein Blick war zu stumpf für diese Feinheiten. Dagegen forschte er in scharfsinnigen Fragen nach der Größe und der Macht der deutschen Nation, und als ich ihm sagte, wir seyen zahlreicher als irgend ein anderes fränkisches Volk, so wunderte er sich, daß er vor des Königs Ankunft so gar nichts von uns gehört habe, während doch von den Franzosen und Ingleseru alle Welt voll sey. Darauf erwiderte ich: in frühern Zeiten hätten wir wohl auch von uns reden gemacht, nur sey es etwas lange her, und zur Bestätigung erzählte ich ihm einige alte Geschichten aus den schönen Tagen des deutschen Reichs, die ihn wieder mit unserm gegenwärtigen Zustande aussöhnten. Wenn ich ihm aber die Schönheit des deutschen Landes schilderte, unsere blühenden Gauen, unsere breiten Ströme und die großen, prächtigen Städte, die sich darin spiegeln, und wenn ich ihn dann in gutmüthigem Scherze aufmerksam machte, wie weit sein Vaterland noch hinter uns zurück stehe, dann konnte er recht hitzig werden. Dann fing er an, mit erhobener Stimme und mit ausdrucksvollem Gebärdenspiel zu sprechen, und sagte: „Wie können eure Fluren unter dem kalten Himmel, den ihr habt, blühender und reicher seyn als die unsrigen, die Gott mit dem Schönsten versehen, was er in's Paradies gepflanzt, und die er von so warmer, kräftiger Sonne bescheinen läßt! Und was ist all das Gewässer eurer Ströme gegen die herrliche Meeresfluth, die Griechenland umspült und seine Schiffe in alle Weltgegenden trägt! Und wenn in wenigen Jahrzehnten Athen, Korinth, Theben und Sparta aus ihren Ruinen erstanden sind, dann werden wir Städte haben, die die Pracht der abendländischen weit überstrahlen." Seine Beredsamkeit strömte in dieser Weise schrankenlos dahin, wenn es galt, die von der nächsten Zukunft erwartete Blüthe, Größe und Macht seines Vaterlandes heranzuziehen, und wenn ich dann neckend sprach: „Hm, das braucht Jahrhunderte, lieber Jorgi, und ihr seyd auch gar noch nicht die Leute dazu," dann schlug er sich auf die Brust und sagte: „wir sind Hellenen!" und ging stolz hinaus, um seine Hemden zu flicken.

Historische Phantasien.

(Fortsetzung.)

Dort rechts aus dem Walde starrt eine Mauerzacke, grau, verwittert; das Gestrüpp hat sie lustig erstiegen, und man weiß nicht gleich, ist es der nakte Rückgrat des Gebirgs oder der Trümmer eines Raubnests, worauf die Birken ihre grünen Banner schwingen: es ist eine namenlose Burg, die wohl einstens Rudolph von Habsburg, „das lebendige Gesetz," gebrochen. Aber die Höhe zur Linken krönt eine stattlichere Ruine, von frischerem Bruch; drei Thürme und ein halber, Giebelwände und Söller, Graben und Bastionen, und vom Bergrücken herüber schwingt sich über die Kluft eine saubere Brücke und der beste Thurm trägt ein lustiges Zeltdach. Es ist die Burg der weiland Herrn von und zu, in der Form, wie sie die sengenden und brennenden Bauern, die großen Landschaftsdekorateurs und Vorarbeiter des pittoresken Deutschlands, hergestellt. Sie war ihrer Zeit der Schreck der guten Bürger im Städtchen und der Popanz, den sie ihren unartigen Kindern am Horizonte zeigten; jetzt ist es ein Wallfahrtsort für die schöne Welt an lustigen Frühlings- und Herbstfeiertagen, wo man im Grünen ißt und trinkt und Pfänder spielt, und das Echo, das einst rauh die Hornstöße des Thürmers wiedergab, mit dem Jubel vierstimmiger Lieder weckt. Das Gemäuer mit seinen blinden Fensterlöchern, Gängen, Gewölben, Erkern und Verließen dient dem gebildeten Frauenzimmer umher bei seiner romantischen Lektüre als Canevas für die Weberin Phantasie, und im verwachsenen Zwinger, wo längst kein Reisiger mehr flucht und keine Waffen mehr klirren, wird die öde Stille lieblich gebrochen, wenn Küsse und Liebesschwüre durch das Hollundergebüsch rauschen.

Ich hatte endlich die letzte Höhe erstiegen, zu deren Füßen die Stadt ausgebreitet vor mir lag. — Hier mußte Merian stehen, wollte er die gute Reichsbürgerin in seiner Weise abkonterfeien, welche alle markanten Punkte im Antlitz einer Stadt so augenfällig hervortreten läßt und durch beigesetzte Ziffern, die auf das Memorabilienverzeichniß unten verweisen, den Beschauer auf's freundlichste orientirt. Die Kunstprüderie unserer Zeit duldet einerseits nur kokette malerische Prospekte der Städte, wobei sie die Bezifferung als eine Kinderei verwirft, anderseits kalte, geometrisch wahre Grundrisse, deren Ziffern dem Unbekannten gar nichts sagen. Auch die anspruchsvollen Panoramen aus der Vogelperspektive, wie sie in neuester Zeit Mode werden, sind weit entfernt, das Eingeweide der Städte so blos zu legen und dem Neugierigen so deutliche Bilder der hervorstehenden Punkte zu geben, wie jene bequeme Merianische Manier, welche keck Grundriß und Prospekt vereinigt, den Archipelagus der Häuserinseln mit ihrem ganzen Relief nachlässig hinwirft und mit frei eingestandenen geometrischen Sünden die größte Anschaulichkeit erkauft. Wie plastisch, und propter honorem in übernatürlichen Verhältnissen sind Kirchen und Klöster, Rathhäuser und Paläste hingestellt,

wie klar schlängelt sich der Mäander der Straßen, wie tüchtig und übersichtlich schließt die bethürmte Mauer rings die rührige kleine Welt des vielkammerigen Menschennestes ab, und wie bequem zieht die Einbildungskraft mit dem eilenden Reiter auf dem schweren deutschen Roß, der als ständige Staffage dient, über die Zugbrücke und unter dem Fallgatter der gewölbten Thore in das nie gesehene Weichbild! Ich gestehe es, diese so einfältigen, aber so lebendigen Bilder, diese feindlichen Läger vor den Städten mit ihren diminutiven Zelten und dem riesigen Geschützpark, diese naiven Nachweisungen, wie: Bresche, durch die die Schwedischen die Stadt erstiegen, oder: Haus, wo der große Brand ausgekommen, haben für mich von jeher mächtigen Reiz und die Gewalt gehabt, mich auf's Lebendigste in die betreffenden Zeiten zu versetzen, ihre bedeutenden Gestalten an mir vorüberzuführen und ihre eigenthümlichen Laute zu wecken.

Doch zurück zum Prospekt meines Städtchens. Es ist früh am Tage; noch fliegt der Nebel mit den krächzenden Dohlen um die Thurmspitzen, und fast jedem jähen Giebel entwindet sich kräuselnd die Frühstücksrauchsäule. Am neblichen Herbstmorgen schläft es sich so süß, und es ist auch, als hätte sich die Stadt eben erst den Schlaf aus den Augen gerieben; noch erscheint die Matrone in der schmutzigen Schlafmütze und dem ganzen, etwas saloppen Negligé und trinkt gemüthlich ihren Kaffee. Es ist nicht zu längnen, sie blickte mich ziemlich nüchtern und abgeschmackt an, läge nicht für mein Auge der Duft massenhafter Vergangenheit auf dem zerstreuenden Vielerlei der Gegenwart, und diese wäre kahl, philisterhaft, ohne den Zauberschein der Erinnerung.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. Juli.

Frankfurt und die Fremden.

Während man große Städte in der Regel im Winter besuchen muß, wenn man ihr eigenthümliches Lebenselement kennen lernen will, würde ich jedem Reisenden rathen, Frankfurt nur im Sommer in Augenschein zu nehmen. Seitdem diese Stadt das erinnerungsschwere Gewand ihrer Alterthümlichkeit gegen moderne Kleidung vertauscht hat, seitdem die grauen, mittelalterlichen, weltgeschichtlichen Gebäude den neuen, weißgetünchten, bedeutungslosen Häusern wichen, hat Frankfurt das Aussehen und den Charakter einer Badestadt angenommen. Der alte Dom, der Römer stehen wie ein Wrack, welches das Meer von dem öden Ufer hinwegzuspülen vergaß; ihre dunkle Romantik steht außer allem Zusammenhange mit der hellen Nüchternheit der übrigen Stadt. Frankfurt ist nicht mehr interessant durch sich selbst, sondern nur durch die Fremden, welche es durchziehen. Im Grunde war dieses von jeher das Loos dieser alten Stadt: die Kaiserkrönungen, die Kreistage, die Turniere, die Messen, die Bundesversammlung, immer waren es Fremde, die ihr Interesse verliehen; Frankfurt trägt seinen Charakter in seinem Namen, immer war es eine Furth, ein Uebergangspunkt, wo die Uebergänge von einer Zeit zur andern sich herausstellten. Als die Kaiserkrönungen aufhörten für Deutschland von Wichtigkeit zu seyn, da gebar Frankfurt Goethe, da gebar es Börne; die Anfänge neuer Zeitrechnungen gingen sehr oft daraus hervor. Frankfurt ist gewissermaßen das Kerbholz von Deutschland, worin die Zeit bei jeder neuen Periode einen Einschnitt machte. Wahrlich, seitdem der Römer seinen Einfluß auf die Geschichte verlor, hat Frankfurt ihn durch ein anderes Haus erſezt, das Haus Rothschild. Noch immer ist Frankfurt der Stapelplatz, noch immer die Poststation, wo die deutschen Zustände ihren Courierlauf beginnen; in der That, es ist ganz in der Ordnung, daß dieses Frankfurt der Siz des deutschen Oberpostamts ist.

Die Zahl der Fremden, die Frankfurt Sommers über besuchen, ist so außerordentlich, daß keine deutsche Stadt ähnliche Fremdenlisten aufzuweisen hat. Ist es nicht zum verwundern, daß unsere hungrigen Journale dieses Bergwerk so unbebaut lassen? Welche Masse interessanter Persönlichkeiten strömt da zusammen, welche Fülle merkwürdiger und reizender Anekdoten schwimmt da vorüber? Ich wohnte während meiner Durchreise in dem freundlichen, bequemen, neu eingerichteten Hôtel de Hollande und erlebte selbst ein interessantes Beispiel, welches für viele Zeitungen ein willkommenes Futter gewesen wäre. Vor dem Thore des erwähnten Hôtels hielt eines Abends ein Lohnkutscherwagen, der auf ungewöhnliche Weise bevölkert war. Ein Herr und eine Dame saßen im Fond, gegenüber eine andere weibliche Person, offenbar das Kammermädchen; auf dem Bocke saßen außer dem Kutscher noch zwei Bedienten. Einer der lezteren stieg ab, ließ den Wirth rufen und verlangte die besten Zimmer zu sehen. Nachdem ihm mehrere gezeigt worden, wählte er zwei davon, mit dem Bedeuten, daß diese wohl seinem „Prinzen“ am besten gefallen dürften. Der Wirth schüttelte den Kopf; ein Prinz, der mit dem Lohnkutscher reist, mag auch nicht über viel Schätze zu gebieten haben. Wie erstaunte er aber, als er, nachdem er der Herrschaft das Fremdenbuch vorgelegt hatte, darin aufgezeichnet fand: „Der Prinz von Canino!“ — Der Bruder des Mannes, dem die Welt zu klein schien, in einer Lohnkutsche reisend, durch jene Stadt, welche ein Wort Napoleons zur Hauptstadt eines Großherzogs erhob — in der That eine merkwürdige Laune! — Anekdoten ähnlicher Art erneuern sich in Frankfurt mit jedem Tage, und es wäre wünschenswerth, daß die dortigen Journale mehr Aufmerksamkeit dafür hätten. Das „Conversationsblatt“ würde sich vielleicht sowohl wegen seines Titels als seiner Form am besten dazu eignen, obgleich man unpartheiisch gestehen muß, daß der Redakteur in Rücksicht der geringen Fonds, welche die Eigenthümer dieses Blattes dafür aussetzen, höchst Anerkennungswerthes leistet.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 187.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 6. August 1839.

I'll have that doctor for my bedfellow!

Shakespeare.

Das Stell Dich ein.

Eine Erzählung von F. L. Bührlen.

Die Klänge der Kirchenglocken verhallten; die Andächtigen strömten aus der gothischen Halle des Doms. Mit den grauen, bemoosten Heiligen, die in den Spitzbogen des Haupteinganges übereinander thronten, kontrastirte der hellbunte Putz der Kirchengänger und so manches blühende Angesicht.

Eine Frau, hohen Wuchses, elegant gekleidet, den Dreißigen nahe stehend, schritt mit zwei Kindern an der Hand auch heraus. Ihr folgte ein junger Mann, etwa von gleichen Jahren mit der Dame, sie noch ein Weniges überragend, schlank, blühend, in wohlgewähltem schwarzem Anzuge. Er faßte den Knaben bei der Hand, das Mädchen hielt sich zur Mutter. — Diese kleine Gesellschaft wendet sich, während die Kirchengänger sich gegen die auf den Domplatz ausmündenden Straßen hinziehen, zu einem hohen Eckhause hin, bei welchem sie eintreten.

Ohne zu wissen warum, interessiren wir uns für diese Gruppe. Als Fremde reden wir einen dastehenden stattlichen Bürger an und fragen nach diesem Paar, das wir wieder ohne bewußten Grund für kein eheliches, und doch auch nicht für Geschwister halten. — Der Mann ist mittheilsam und, wie seine Mitbürger, zuweilen sogar redselig. Der gemeinsame Charakter ist, daß man dem Fremden, dem Gaste, die beste Meinung von der Gemeine und ihren Gliedern beibringen will.

Wir erfahren Folgendes: Die junge Frau ist seit ein paar Jahren Wittwe. Ihr seliger Gatte, der Justizrath F. starb in Folge eines Sturzes vom Pferde auf einer Geschäftsreise. Sie kann den würdigen, liebevollen Mann nicht vergessen. Ihr Begleiter und Rechtsbeistand ist der Consulent Grüner, ehemaliger Zögling ihres Gatten, dann Miethsmann, Hausgenosse, Hausfreund, und nun vermuthlicher künftiger zweiter Gatte der schönen Wittwe.

Was der freundliche Bürger uns gesagt, es bestätigt sich bei näherer Erkundigung. — Es fragt sich, welche Absicht, welches Geschäft uns in diese Stadt geführt hat; vielleicht ist uns der Rechtsmann gerade der rechte Mann. Haben wir etwa einen Anspruch, wollen wir ihn als das Rechte durchsetzen? aber das Recht, das förmliche, buchliche scheint uns im Stiche zu lassen. Consulent Grüner findet, wenn es irgend eine solche gibt, die uns helfende Gesetzstelle, denn er besitzt Rechtskunde und sein Gedächtniß ist treu und lebendig. — Oder ist vielleicht unsere Sache auf's Höchste verwickelt in sich selbst, durch Mangel der Behelfe, durch Schuld des Gegners, durch das Schwankende der gesetzlichen Bestimmungen? Grüner hat Rechtstakt, Rechtssinn. Er besitzt das Geschick, die Sache im kürzesten Ausdruck in's rechte Licht zu stellen, den Nagel, wie man sagt, auf den Kopf zu treffen. Dabei

kommen wir noch ohne große Kosten weg; denn seine gedrängte Darstellung füllt nicht, wie die so vieler seiner Genossen, durch Weitausholen und Umschweife eine Unzahl von Bogen. — Steht aber unsere Sache auf schlechten Rechtsfüßen, so wollen wir ihn nicht incommodiren, uns nicht prostituiren, denn sein Rechtsgefühl geht über Alles, seine Tugend überbietet noch sein Talent. — Es gibt freilich viele Fälle, wo jeder Theil einiges Recht wirklich oder anscheinend für sich hat, oder wo das förmliche Recht dem natürlichen Zwang anthut. Wo der Buchstabe tödtet, da übernimmt wohl auch ein gewissenhafter Anwalt die Sache der leidenden Partei. Wir wollen den Fall setzen, ein steinreicher, aber widersinniger oder schwacher Vetter habe uns arme Verwandte in seinem Testament übergangen, dagegen einen pfiffigen Erbschleicher eingesetzt. Uns und der ganzen theilnehmenden Stadt blutet das Herz. Wir gehen zum Consulenten Grüner. Es wäre ja ein wahres Seelengaudium, wenn er ein zerstörliches Makulum an dem schmählichen Dokument fände. — Ist die Sache aber in aller Form Rechtens, wenn auch mit schlechtem Herzen vom Erblasser gemacht, so wird er keine Feder für uns anrühren. Seine Anerkennung der Heiligkeit, der Ewigkeit des Rechts ist unwandelbar. Er wird der Wahrhaftigkeit die Ehre geben, und wenn wir darüber verhungern müßten.

Wir haben den Mann kennen gelernt, und wenn er uns nun näher zu interessiren beginnt, so werden wir uns bald auch fragen, wie er es wohl in seinen eigenen Sachen zu halten pflege. Er dünkt uns zu besonnen und vorsichtig, als daß er durch seine Schuld in Verlegenheiten sollte gerathen können, die seinen festen Charakter stark auf die Probe stellen durften.

In dem geräumigen Hause der Justizrathswittwe wohnt noch eine entfernte Anverwandte ihres seligen Gatten, welche von ihr mit aller Liebe behandelt wird. Die bejahrte Person bedarf der Pflege, ja ein paar Schlaganfälle, die sie gehabt, machen eine beständige Aufsicht wünschenswerth. Da hat sie denn zu einem Mädchen, auch einem Zweige des Familienstammes entsprossen, Vertrauen gewonnen, das zuerst neben einer Dienstmagd, seit ein paar Jahren aber, weil das Kind groß und stark und verständig geworden, die Besorgung allein übernommen. Man wurde eines grämlichen Dienstboten los und erspaarte einen Liedlohn. Dafür konnte die Alte an eine bessere Ausstattung des schmuck heerangewachsenen Bäschens denken, welches, bei aller bescheidenen Verschämtheit, doch fast aus seiner ganzen Garderobe sich hinaus entwickelt zu sehen, schmerzlich zu fühlen begann. Nicht nur sich, sondern dem ganzen Hause erschien sie, als nun ein hübsches, passendes Gewand ihren Wuchs vortheilhaft zeigte und die Formen der Jungfrau in sittsamer Umhüllung ahnen ließ, als eine gleichsam über Nacht erblühte Rose. Sie schien wenigstens ein Jahr übersprungen zu haben, und alle Hausgenossen fühlten sich von selbst bewogen, einen andern Ton gegen Mariannen anzunehmen.

Die Justizräthin war eine junonische Gestalt, wenn man von einigen Zügen und Umrissen wegsah, eine Schönheit, aber, wie sich das oft trifft, von Temperament etwas kalt, als hätte die Natur alle ihre Kraft auf die Ausbildung der Gestalt verwendet, und müßte auch der Verstand die Aufrechthaltung der edeln Form fortwährend bewachen helfen, und allen Gemüthsbewegungen, namentlich den zum männlichen Geschlechte sich hinneigenden Gefühlen möglichst steuern. Der Friedens- und Kriegsvogt Grüner gefiel der Frau allerdings; sie mochte sich denselben wohl als Freund und Hausvogt, den Hausgenossen endlich auch als Ehegenossen denken. Das Bild war ihr, wenn sie die Verhältnisse der Gegenwart und Zukunft reiflich und vielseitig überlegte, nicht zuwider.

Der junge Mann merkte dies wohl; und wenn er sich absragte, wenn er, freilich mehr mit dem Verstand als mit dem Gefühl, seine Ansprüche an's Leben, seine Wünsche und Hoffnungen durchlief, so mußte er sich gestehen, daß er eine nähere Verbindung mit der schönen Frau, mit der geachteten Familie derselben nicht von sich weisen, ja, daß er sie für ein Glück, was die Welt so nannte, und wohl auch im innern Sinne zu halten gedrungen sey. — Mit einiger Wehmuth dachte er, wie zu guter Letzt, an eine Reihe reizender Mädchen, an liebliche Bezüge, die er bisher als anziehende Probleme, zur möglichen Auflösung im glücklichen Fall, im Herzen gehegt, an allerliebste Begegnungen da und dort in Gesellschaft, an Vergnügungsorten, bei ergötzlichen gemeinsamen Ausflugen nach romantischen Zielen. — Dieses Blickewechseln, Kosen, Scherzen, diese verstohlenen Freuden, im Flug erhaschten unschuldigen Genüsse mußten dann freilich schwinden. Er sah sich an der Seite, in dem unausgesetzten Umgange der gehaltenen, ehelgestrengen, fürsichtigen Frau, und blieb noch ein wenig unentschieden, obwohl er sich kaum verbergen konnte, wie sich die Verhältnisse von außen und innen allgemach immer enger, inniger zusammenwoben, wie Reden und Darbietungen auf eine symbolische Weise und als eine Art Blumensprache täglich vernehmlicher ausdrückten, was er erwarten durfte, was man von ihm erwarte, kurz, wie die Maschen des Netzes sich stündlich immer fester und fester um seine freie Person zusammenzogen. — Mußte er sich deshalb schon im Besuche von Gesellschaften, im Kommen und Gehen, in seinen Interessen überhaupt einigen Zwang anthun, ja seinen Reden eine sachgemäße Richtung geben, so war sein Gemüth auf gefährlichem Wege, sich, wie dies so die Art oder Unart des Menschenherzens ist, auf eine andere Weise ein wenig zu entschädigen.

(Fortsetzung folgt.)

Historische Phantasien.

(Fortsetzung.)

Sieh hier auf dem runden, ringsum freien Hügel dicht an der Landstraße das helle Landhäuschen, von Reben umsponnen! Schwermüthig hängt das fahle, dürre Laub um die Spaliere, und albern lustig, eine spießbürgerliche Parodie der Natur, blickt das Grün der Fensterladen und Staketen dazwischen hervor. Hier, oder nirgends, auf diesem beherrschenden Fleck stand einst das Hochgericht, und dieselbe Luft, welche die bunten Wetterfähnchen auf dem Dache des Tusculums dreht, spielte mit dem gebleichten Gebein der Kindsmörderin oder des Landläufers, den der hohe Rath seinem Beschützer, dem Ritter dort drüben, zum Trotz, an den lichten Galgen gehängt. Welcher Bürger hatte den Muth, an diesem Ort des Entsetzens seine Laren am ländlichen Herde aufzustellen? Ist es nicht gar der alte Scharfrichter selbst, so kann es nur der Apotheker seyn. Die Individuen dieses Standes haben sehr häufig etwas Extremes im Charakter. Der Apotheker ist zuweilen fromm, und dann auch sehr fromm, aber meistens befindet er sich im Vortrab des Rationalismus und geht am weitesten, wenn der Pfarrer im Casino geschraubt wird. Seine seicht in's Breite ergossene Wissenschaft führt ihn leicht zu analoger Weltansicht; wenn der Duft der Droguen aller Welttheile sein Hirn etwas angreift, so wird er dadurch nur zum Schwärmer im Materialismus, und die Verschiedenheit der Gesinnung, in der er meist dem Arzte gegenüber steht, ist für Beide und ihre Stellung zum Leben und zum Tode sehr charakteristisch. Der Apotheker fürchtet den Teufel nicht, wenigstens so lange es Tag ist; sein Landhaus auf dem Galgenberge ist ja auch nur zur Tageslust, und was verschlägt es ihm, ob um Mitternacht das lustige Gesindel um das Gespenst der verschwundenen Radspindel tanzt? Jedenfalls aber ist der Galgen poetischer als das Philistersabinum, schon aus dem einfachen Grunde, weil jener nicht mehr da ist.

Dort auf dem sanft abhängigen Felde am Saume des Gehölzes sind nach einander in verschiedenen Zeitaltern der böse Graf oder Herzog des Gaus, der Spanier, der Schwede, der Franzose unheimlich mit ihrer Wagenburg aufgezogen. In ihren besten Jahren spie da die Stadt die Haufen ihrer handfesten Bürger aus, und sie richteten wohl den Belagerer so zu, daß ihm die Lust zum Wiederkommen verging, und hingen den Sturmbock, den er im Stiche gelassen, als Trophäe vor dem Rathhause auf. Aber mit der Zeit und der Freiheit schlimmstem Feinde, dem Schießpulver, wurden der wackern, blutigen Ausfälle immer wenigere, und dafür entließ das Thor nur Züge gebeugter Männer, die baarhaupt dem Dränger die Schlüssel zu Füßen legten, bis zu allerlezt mit Moreau oder Jourdan, um die unerschwingliche Contribution gehandelt werden mußte. Wie viel Noth des gemeinen Wesens haben die alten, grauen Häuser dort gesehen, die um die Kirche her einander über die Schultern blicken und mit den sorgenschweren Köpfen zu wackeln scheinen! wie mancher Todesschreck, wenn der metallene Thurmwächter über ihnen in sein gellendes Jammergeschrei ausbrach, wie manche Plünderung und Brandschatzung hat die ehrwürdigen Häupter gebeugt und die Furchen des Grams in die hohen Stirnen gezogen!

Ganz stattlich hebt sich die Hauptkirche als Kern des Häusergewimmels, das sich wie hülfsbedürftig um sie drängt. Man sieht, die fromme Stadt hat wohl ein halbes Jahrhundert daran gebaut, und doch erst im erkalteten Style, der massenhafter, und just darum leichtfertiger, die ganze reiche, aufstrebende Steinvegetation einer frühern Zeit mit ein paar Schnörkeln nüchtern auszieht, und wobei nur noch sporadische Gottseligkeit ex voto ein Portal oder eine Kapelle üppiger umrankt. Mit dem Thurme aber ist Senatus Populusque zur Reformation gar nicht fertig geworden: er zeigt in seiner Gestalt denselben Hiatus, wie die damalige Welt zu seinen Füßen in ihrer Bildung. Das massive Prisma bricht just da ab, wo es sich verjüngen wollte, und der expedite Thurmschluß mit seinen glasirten Ziegeln, ein Werk des Kirchenrathes, in dem die Prediger der neuen Lehre saßen, ist gemein und platt, so lang und spitz er auch, die beabsichtigte Höhe überragend, in den Himmel schießt.

Hinten an der Stadtmauer, im ansehnlichen Klostergebäude, das jezt ein Speicher seyn mag oder eine Brauerei, hauste einst ein Convent eines der Orden, die nicht, der wilden Biene gleich, in Oede und Einsamkeit bauten, sondern gesellig, wie die Hausbiene, sich an der Menschen Wohnungen hingen und unermüdet Wachs und Honig ganz fertig in ihre Stöcke trugen. Ihr einfach zierliches Gotteshaus ist jezt die Sommerkirche, wo die Väter der Stadt in den Chorstühlen der alten Franciskaner die Ausfälle des Nachmittagspredigers gegen den Rationalismus seines ältern Collegen und seine Drohungen mit Gottes Gericht verschlafen.

Das Städtchen selbst, ein wirrer Häuserklumpen mit starrenden Giebeln und altergrauen Dächern gleicht in seinem kleinen Mauerringe der höckerichten Frucht, welche überreif ihre Kapsel gesprengt und eine Anzahl ihrer Körner ergossen: die Mauer kann die Häuser nicht mehr fassen, und sie ist aus einem schützenden und hegenden Organ eine todte, nur störende Hülle geworden. — Wie behaglich, wie heimlich und sicher fühlte sich das kleine Gemeinwesen hinter seinen Bollwerken, da sie noch,

mit Waffen bespikt, und gleichsam beseelt vom Muthe der Bürger und mit ihrem Blute bespritzt, den tüchtigen, nothwendigen Abschluß gegen eine ganze feindliche Welt bildeten. Aber sie waren nicht gebaut für das furchtbare Werkzeug, die Kanone, weder sie zu tragen, noch ihr zu stehen; und so wurden aus den Schießscharten dort der Bolz und die Steinkugel mit freudigem Muthe geschleudert, aber schon als die Hackenbüchse auf der Ringmauer erschien, kam die Zuversicht in's Sinken, und die Verzagtheit wuchs riesengroß. Bald war die Wehr der Stadt nur noch ein Nothdamm gegen eine plötzlich daherströmende Fluth, die ihn rasch überstieg, goß man nicht, wie man mit Oel die Meereswogen sänftigt, eine Tonne Goldes in das tobende Element. — Den Thorthurm, unter dessen Gewölbe einst der Bürger in Küraß und Pickelhaube die ernste Wache hielt, wo zur Zeit der Regensburgerei der invalide Kreissoldat mit der Patrontasche im Schooß Schildwache saß, hat der Geist des Jahrhunderts abgetragen, und im freien, sonnigen Durchgange lungert jetzt der Bettelvogt, das lebende Symbol der dem Magistrate verbliebenen Amtsgewalt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juli.

(Fortsetzung.)

Richard Savage.

Seit dem Beginne des Monats Juni hat ein Wechsel der Direktion bei dem hiesigen Theater stattgefunden; die Herren Malß, Regisseur Meck und Kapellmeister Guhr haben dasselbe übernommen. Man erwartet im Publikum von dem Eifer dieser drei ehrenwerthen Männer viel Gutes, und die Auspizien, unter welchen sie begannen, sind in der That sehr glücklich. Das Gastspiel des talentreichen Herrn Döring vom Stuttgarter Hoftheater füllt die Häuser trotz der drückenden Hitze. Indem hat die Direktion einen glücklichen Wurf gethan durch die Aufführung des in mehreren Journalen rühmlich erwähnten Trauerspiels „Richard Savage“ von Leonhard Falk (Karl Gutzkow). Bei der Stagnation unserer jetzigen dramatischen Poesie, muß wohl jeder neu auftauchende Namen unsere Aufmerksamkeit und Hoffnung auf sich ziehen, um wie viel mehr, wenn ein Schriftsteller, wie Gutzkow, plötzlich in voller Rüstung in die Schranken sprengt. Es stand zu erwarten, daß Gutzkow nicht ein dialogisirtes Stück Chronik oder eine scenirte Biographie irgend einer markirten Effektmaske uns auftischen würde, und in der That, wir haben uns nicht getäuscht. Gutzkow scheint von der höhern Idee durchdrungen zu seyn, daß ein historisches Drama diesen bedeutungsvollen Namen nur dann verdient, wenn der Dichter uns wie die Zauberschwestern im Macbeth einen Spiegel vorhält, worin wir die Gegenwart im Rahmen der Vergangenheit wiederschauen. Richard Savage ist von dem Dichter als ein Phantasiebild und nicht als historische Person behandelt worden; aber der leise historische Hintergrund war für ihn mahnend genug, um der großen Aufgabe eines historischen Dramas eingedenk zu seyn, und somit ordnete er selbst diesen leisen Hintergrund so bedeutsam, daß er wirklich die Zustände unserer Gegenwart abspiegelt. Es ist zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, zu jener Zeit, als die geistigen Richtungen Englands eben so wie jetzt die unsrigen in einer Uebergangsepoche begriffen waren, als Richard Steele in Gemeinschaft mit Swift, Addison, Pope ꝛc. die allerersten Journale „the Tatler“ und „the Spectator“ gründete, und die Schriftsteller ihren Einfluß auf das Leben zu fühlen begannen und die Macht des öffentlichen Wortes sie mit Selbstbewußtseyn erfüllte. Beim Aufrollen des Vorhangs befinden wir uns in dem Gemach der jugendlichen Schauspielerin Miß Ellison, die mit Richard Steele sich von ihrem gemeinschaftlichen Freunde Savage unterhält. Richard Savage ist der Lieblingsdichter jener Epoche; seine Dramen werden in Drurylane mit Beifall überschüttet, indeß der junge Dichter nicht selten der bittersten Armuth, worin seine excentrischen Launen und Ausschweifungen ihn stürzen, preisgegeben ist, um so mehr, da er elternlos, ein Findelkind ist. Seit mehreren Tagen haben die Freunde Savage nicht gesehen; er trägt sich mit der Idee, seiner Mutter auf der Spur zu seyn, die eine Dame aus den höchsten Ständen seyn soll. Aber Savage, der jetzt in's Zimmer stürzt, verkündet außer sich seinen Freunden, daß es keine leere Idee sey, sein Glück habe keine Gränzen; hier die Familienpapiere widerlegen jeden Zweifel — er ist der natürliche Sohn der Lady Macclesfield. Er ward als Kind heimlich armen Handwerksleuten zur Wartung übergeben, aber die Mutter hat seine Spur verloren und beweint ihn längst als todt. Wie wird sie jubeln, wenn er vor die Kinderlose hintritt und ihr zuruft: Ich bin dein Sohn! Zwar will Steele an diesen Jubel nicht glauben, der Ruf nennt die Lady Macclesfield eine stolze Dame, eine Frau von Temperament, die weit mehr Neigung hat, die Liebhaberin, als die Mutter zu spielen; aber Savage will nichts davon hören, seine Freude bringt ihn außer sich, seine Schwärmerei kennt keine Grenze. Auch ist er ja nicht ein armes Findelkind, dessen seine Mutter sich schämen müßte, er bringt der stolzen Frau auch ein kleines Geschenk in's Haus: seinen Ruhm! — Im Palaste der Lady, in welchen uns nun der Dichter führt, finden wir diese eben nicht günstig vorbereitet auf die große Nachricht, die sie bald empfangen soll; ihr Schwager ist eben bei ihr, ein roher, habsüchtiger Spieler, der wegen der Erbschaft ihres verstorbenen Mannes ihr bitterster Feind ist und nichts unterläßt, was sie quälen kann. Er hat so eben mit giftigem Witze ihre zahlreichen Liebesverhältnisse verhöhnt und sogar des Knaben erwähnt, den sie einst ihrem Gatten verheimlichen mußte. Die Lady ist empört. In diesem Augenblicke wird Savage gemeldet; er tritt ein, Freude, Hoffnung, Furcht, Begeisterung, Schüchternheit drängen sich in seiner jungen Seele. Kaum vermag er zu sprechen. Die Lady fragt um seinen Namen. Ich heiße Savage, sagt er mit einiger Zuversicht. Der Arme! um eine Hoffnung ist er schon betrogen, sie kennt den Namen nicht. Die aristokratisch stolze Frau liebt die Poeten nicht. Doch als er nicht länger mehr an sich halten kann und das Geheimniß seiner Geburt ihr in kurzen feurigen Worten entdeckt, da fährt sie entsetzt zurück. „Betrüger!“ schreit sie auf und ruft die Domestiken herbei: „daß mir dieser Mensch nie mehr vor die Augen kommt!“ Savage stürzt vernichtet nieder. — Diese Exposition ist gewiß sehr gut und läßt uns mit Ungeduld dem Verlauf der Handlung entgegen sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 188.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 7. August 1839.

Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.

Schiller.

Historische Phantasien.

(Fortsetzung.)

Nach der Verödung durch den dreißigjährigen Krieg wucherte die decimirte Menschheit schnell und üppig auf. Es war nach jener lezten grausigen Ernte, als hätte der Würgengel sein großes zweihändiges Schwert auf immer niedergelegt, mit dem er bisher blindlings oft ganze Striche entvölkert. Er brachte fortan Berechnung und System in sein Werk der Vertilgung, fast wie ein kluger Forstmann, der sich die Aufgabe stellt, möglichst viel zugleich zu schlagen und nachzuziehen. Im Großen wurden jezt die Menschenschläge fast nur noch in geordneten Bataillen vorgenommen und das muthwillige Verderben der Plantage unterlassen, so daß der Nachwuchs lustig gedieh und überall die Städte sich dehnten. Da schwoll auch in unserm Städtchen die Bevölkerung und brandete an die engende Befestigung. Erst erkletterten die Häuser auf allen Seiten die Ringmauer und blieben rücklings darauf sitzen, mit verdrehten Hälsen sehnsüchtige Blicke in's Freie werfend; bald aber sprangen andere völlig hinaus, Keime der kleinen Vorstädte, welche Thal auf- und abwärts die Landstraße säumen.

Die bittern Thränen, welche den guten Bürgern der Verlust dessen, was sie ihre Freiheit nannten, ausgepreßt, waren bald getrocknet, oder vielmehr, sie stockten plötzlich im Entsetzen über Bonapartes gräßliches Gestirn, das den deutschen Himmel blutroth malte und die Deutschen aus dem engen Patriotismus herausschreckte, der bis zur Mühle, zum Wartthurm oder dem Galgenberg reichte. In der allgemeinen Noth, der gemeinsamen Schmach entsprang aus dem Gefühle gemeinschaftlicher Demuthigung der Gedanke an die Möglichkeit gemeinsamer Ehre und eines würdigeren Glücks und einer vernünftigeren Würde, als wie Privilegien sie ertheilten, welche der Adler längst nicht mehr schüzte, so grimmig er auch Zunge und Krallen ausstreckte. Als das Kriegsgewitter schwieg und die Sonne der neuen Zeit aus den Wolken brach, da war auch das Städtchen wie neu geboren; das junge Geschlecht vergaß über der gewonnenen deutschen Freiheit die verlorene reichsbürgerliche, und nur der Zopf des Altbürgermeisters wies, bebend vor Wehmuth, in die gute alte Zeit zurück.

Die Stadt begriff ihre neue Mission als ganz kleiner Juwel in einer ganz kleinen Krone. Wohl hielt sie an der altväterlichen Stütze ihres Daseyns fest, am Pfluge, von dem noch in den lezten Zeiten des Reichs ihre Consuln eilends abberufen worden, wenn der Boden der Republik mit einem feindlichen Einfall vom Vieh des

benachbarten Edelmanns bedroht war. Sie blieb dem Landbau treu, der das Land ringsum zu einer bunten Musterkarte macht. Aber sie griff jetzt daneben zum Friedensschwert im Kampfe, zu welchem die Industrie Alle gegen Alle bewaffnet; sie fühlte es, sie mußte sich dazu frei rühren und bewegen können, aber noch hingen die Bastionen wie Hand- und Fußschellen an ihren Gliedern. Was einst der Stolz und das Palladium der Bürgerschaft war, hatte sich zur Thorheit und zum unleidlichen Aergerniß verkehrt; was von einem jugendlichen Geschlechte im Namen der Freiheit gethürmt worden, war bei veränderter geistiger Strömung eine Fessel einer andern Freiheit, und so begann die förmliche Belagerung der Mauer von innen heraus. Geraume Zeit und nicht ohne Erfolg wurden die Stürmenden mit den Argumenten der Achtung vor dem Werk der Väter, der Sicherheit und der einträglichen Thorsperre beschossen; aber der Drang nach Luft und Licht war überwältigend, und er drückte dort, vielleicht am selben Fleck, wo im schmalkaldischen Krieg der Spanier die Stadt erstiegen, die breite Bresche heraus, welche das Schicksal der ganzen Ummaurung verkündet. Der Genius des Gewerbfleißes und Handels, mit dem muntern Kranze über den ernsten Zügen, springt aus der Sturmlucke und nimmt im Namen der neuen Zeit und ihrer Bedürfnisse Besitz von Zwinger und Glacis, von Baum- und Kuchengarten. Die Vorstadt steigt lustig aus dem Boden und läuft eilenden Schritts auf das kleine Gotteshaus in campis zu, wo einst die bedächtig wandelnden Väter der Stadt auf ihrem Erholungsgange umkehrten.

Wo die freundlichen, nur etwas nüchternen und monotonen Häuser mit den rothen, stumpfwinkligten Dächern sich nach der Schnur reihen und die hellen Scheiben ihrer dichtgedrängten Fenster zu mir heraufleuchten, hier greift die Stadt mit ihren kleinen Händen in das mächtige industrielle Schwungrad der Gegenwart, einer Zeit, welche Alles so ziemlich gleich gemacht hat, Menschen und Städte, und wo jeder die Arme rühren muß, der sich über dem Wasser halten will. Hier, in der nobeln Neustadt, bläht sich auch der Luxus und die Eleganz des Tages, deren Traditionen aus der großen Welt in diesen ihren Winkel gerade noch vernehmlich genug herüberhallen, um mißverstanden zu werden. Aber dort im alten, grauen, löcheeigten Weipennest, in den krummen, dumpfen, dunkeln Gassen brutet in stockender Luft die Vergangenheit, dort klammert sich das ärmliche Gewerbe mit ängstlichen Händen an die Ueberlieferung, dort sind die Figuren zu Hause, die, wenn sie die glänzende Residenz besuchen, mit Sprache und Haltung dem lachenden eleganten Dunkel einen willkommenen Maßstab geben, wie weit es doch in allem Feinen und Schönen die gebildete Welt gebracht.

Die tausendjährige Wurzel des Orts, in der in verholzten Kanälen der Lebenssaft langsam kreist, hastet im formlosen Weichbilde; aber draußen, wo die Stadt pocht und sägt, spinnt und webt, gerbt und färbt, rauscht niedrig zwar, aber munter belaubt, der Wipfel, und seine Blüthen umschwärmen Hunderte geschäftiger Geschöpfe.

(Fortsetzung folgt.)

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Marianne begegnete Grüners Blicken oft. Er bemerkte mit Wohlgefallen die überraschend schnelle Entwicklung der jugendlichen Gestalt, wie ihr kindisches Wesen sich weiblich verschönerte, ihre kindischen Nachlässigkeiten sich zum Anstande läuterten und regelten, ihr Blick sprechender, leuchtender wurde.

Sie hielt zwar, mit dem Auge des Malers, des Bildners betrachtet, keine Vergleichung mit der hehren Justizräthin aus; aber sie war eine Jungfrau, sie hatte den Zauber der Entfaltung, das Erwachen zu Gefühlen, das Erblühen der Einbildungskraft, die Flügelschläge jugendlicher Phantasie, die Naivetät der noch schüchternen Rede für sich. War sie nicht gebildet, so erschien sie bildsam, nach Bildung ringend, in verschwiegener Hoffnung, hiedurch eines bessern jungen Mannes würdig zu werden, als ihre Herkunft, ihre Vermögensverhältnisse außerdem erwarten ließen.

Die Gatten sogenannter schönen Frauen, und wohl auch schon ihre Verehrer sind, wie man bemerken will, durch untergeordnete weibliche Vorzüge, durch einzelne Reize und gefällige körperliche Eigenschaften, namentlich wenn sie durch einige Grazie, Anmuth, Naivetät, fröhliche Laune, Schalkhaftigkeit unterstützt werden, leichter verwundbar als andere unseres Geschlechts. — Die regelmäßige, in sich vollendete und fertige Form nimmt der Phantasie des Mannes den Schwung, und so dauerhaft, so gepflegt jene auch seyn mag, der Besitzer einer solchen verkörperten Vollkommenheit denkt unwillkührlich an das Erbleichen, Verfallen der köstlichen Blume, an den allmählichen Fall der Blätter. — Was ließe sich über dieses Kapitel nicht Alles sagen? Wollen wir dem Bekenntniß eines freimüthigen Weltmannes recht geben: der Mann ist ein geborner Ungetreuer?

Wohl der Frau, die in gewissen Jahren sich ihrer Schönheit, während wir sie noch anerkennen, nicht mehr mit vortretendem Bewußtseyn erfreuen will, bei deren Werth die äußere Wohlgestalt mit ihren übrigen guten

Eigenschaften nur als eine erwünschte Zugabe in ihrer und unserer Schätzung mitwiegt. Sie mag ihre unsterbliche Jugend sorgfältig fortkultiviren und sich der Dauer der oft so flüchtigen Schicksalsgunst in stiller Demuth erfreuen; wie denn auch unser Geschlecht in solchen Fällen seine Huldigung gern einer Seele darbringt, die mit ihrem Körper keinen Anspruch mehr zu machen scheint. Der fühlende Mann versezt sie in die Tage ihrer Jugendblüthe zurück; ja der noch Sinnigere findet vielleicht mit kunstgebildetem Blicke, daß aus den Zügen der Gattin, der Mutter eine Schönheit leuchtet, die nur die Jahre, die ernsten Pflichten, die dauernde Liebe geben konnten, die selbst die mütterlichen Sorgen nur veredeln halfen. Hat sich das Weib der Treue des Gatten durch ihren Gesammtwerth recht versichert, so schwinden Beiden die Jahre dahin, ohne daß ihnen wehmüthige Seufzer über das „Gewesen“ aufsteigen.

Der Consulent grüßte Mariannen bei jeder Begegnung freundlicher, wechselte anfänglich tändelnde, scherzende, dann herzliche Worte mit ihr. Er besaß die Gabe, in den Gedanken- und Gefühlkreis der Jungen und Alten einzugehen. In seiner Praxis kam sie ihm vorzüglich bei seinen Clienten zu Statten. Sonst im Leben bewirkte seine Leutseligkeit, daß ihm jedes Herz bald entgegenkam. Mariannens Gesinnung gegen ihn ging von der Hochachtung, die sie seinem Stande, seiner Bildung, dem Unterschied der Jahre schuldig war, durch sein heiteres, freundliches Bezeugen gegen sie in eine wachsende Zuneigung über. Mit wonniglichem Behagen mochte sie an die Tage zurückdenken, wo sie noch schüchtern, ehrerbietig an dem ernstern Hausgenossen vorüberging. Wie stand es in der Gegenwart doch so viel anders, viel lieblicher! — So schlang sich denn auch dieses bedenkliche Gewebe von Tag zu Tage fort. — Noch war er nicht zu der Vertraulichkeit mit dem Mädchen gekommen, die ihm erlaubt hätte, auch nur ihre Hand, ihre Schulter zu berühren. Aber die Gelegenheit, zufällig oder von einem Theil, von beiden gesucht, ist kuppierisch.

Das Haus der Justizräthin, hochgelegen, hochgebaut, hatte ein Lugthürmchen auf seinem Dachgiebel. Es war ein herrlicher Frühlingsabend, die Sonne nahe am Untergang; Grüners Geschäft hatte ihn länger festgehalten, als ihm, dem Naturfreunde, recht war. Gern wäre er der innern Stimme gefolgt, die einladende Schönheit draußen im Freien zu genießen. Jezt stand aber die Sonne schon so tief am Horizonte, daß kein Augenblick zu verlieren war. Der Abendhimmel röthete sich zusehends stärker. — Es zog ihn hinauf in's Belvedere, in dessen engem Raum er durch die kleine Einrahmung der Fenster schon manchmal den glänzenden Niedergang des Tagesgestirns mit mehr Genuß beobachtet hatte, als auf dem Wandel im Freien. Warum sollte nicht ein solches Naturbild leuchtender werden, wenn es als Gegensatz des ernsten, farblosen Berufs, wie durch eine offene Spalte in unser Gemuth dringt?

Grüner blieb in dem Wartthürmchen, bis die Höhen der Südwestseite abgeglüht waren, dann stieg er die schmale Treppe herab. Durch die Dachladen fiel der Widerschein der Goldwolken herein und erfüllte den Raum der Bühne mit einem sanften Helldunkel. — Wäsche war aufgehängt; er streifte daran. Er vernahm einen Fußtritt: eine Ahnung durchzuckte ihn. Marianne war mit Befestigung der Leintücher beschäftigt. Er stand freudig betroffen still; sein Herz pochte stärker, seine Stimme versagte ihm den Gruß, den er ihr bieten wollte. Wie erschrecken, wenn die Wirklichkeit unerwartet dringt, mit was unsere Imagination sich schon öfters im Stillen beschäftigt hat. — Auch das Mädchen stand erröthet; — es mochte wohl nicht bloß der Abglanz der Abendwolken seyn. — Er trat zu ihr. Alle Rucksichten waren ihm wie aus der Seele gestrichen. Er faßte ihre Hände; beide schwiegen, beiden umnebelte sich der Sinn. Sie hielten einander fest und innig umschlungen und wechselten gleichsam willenlos indrünstige Küsse.

Wo die Neigung so unumwunden ihr Maienfest feiert, da schweigt freilich der Verstand. Man glaube aber ja nicht, daß die Leidenschaft so ganz besinnungs- und schrankenlos sey. Was der Sittenprediger geradezu Sinnlichkeit nennt, das ist oft viel mehr reinmenschliches Empfinden ohne jene gröbere Beimischung. Solche in der Gunst des Augenblicks Ueberglückliche sind gewöhnlich bescheidener und genügsamer, als die meisten auf prosaischem Wege Wandelnden. Sind nicht unsere Gewohnheiten und Gelüste, unser Essen und Trinken, unsere Einbildungskraft und Sprache, unsere Unterhaltung und Lektüre meistens viel sinnlicher und unmäßiger, als keusche Liebe? — Soweit könnte man den beiden seligen Leutchen auf dem Trockenboden nicht zuviel rigoristisch anhaben. Innig erfreut und befriedigt durch die so unerwartet schnell, so zu sagen Knall und Fall gegenseitig aufgetauchte Zuneigung, trennten sie sich früher, als man in irgend einem ältern oder neuern Romanschriftsteller dergleichen Scenen dargestellt findet. Wenn auch die ganze Hahnemannsche Lehre ein Phantom wäre, was sie schwerlich ist, so müssen wir wenigstens den Liebesschmerzen für einen Krankheitszustand halten, der sich mit einem homöopathischen Milliontheil selbst heilt. Ein Blick, ein Händedruck, ein Kuß stillt die Leiden des Patienten, aber freilich nur auf eine kurze Zeit, und schüzt bei Weitem nicht so lange vor Rückfall, als z. B. die Kuhpockenmaterie.

Der Consulent sezte nach einigem süßen Kosen, und als sich die bange Brust des Mädchens durch mehr Seufzer als Worte erleichtert hatte, mit kühnen Sprüngen

die Treppe hinab und ging als ein frischer Mensch an seine Geschäfte. Freilich störte ihn noch eine Zeitlang eine Phantasmagorie. Wie in mittelalterlichen Manuscripten schwebte Mariannens Bild als wunderschöner Initialbuchstabe vor jeder Periode seiner Prozeßakten. Dieses Blendwerk verschwand aber je mehr und mehr. Im Kreise der Familie der Justizräthin war er heiterer, gesprächiger als sonst. Er hatte im Stillen etwas abzubitten. Gute Wittwe! dachte er, laß mir nur diese poetische Lizenz noch ein Weilchen! Ich will ja so liebenswürdig seyn als möglich!

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. Juli.

(Fortsetzung.)

Richard Savage.

Die Handlung spielt im zweiten Akte um einige Wochen später. Ganz England ist empört über die Unnatur einer Mutter, die troz der unzweideutigen Beweise seiner Echtheit ihren Sohn nicht anerkennen will. Lady Macclesfield, sonst die gefeierte Dame der Mode, ist jezt von Allen geflohen, gehaßt; selbst ihre begünstigten Verehrer scheuen sich öffentlich an ihrer Seite zu erscheinen. Steeles Journal ist voll von bittern Anspielungen, welche die öffentliche Meinung schüren. Nur Savage weiß von dem Allem nichts. Er ist blind für die Grausamkeit seiner Mutter; er betet sie an, er schwärmt für sie wie für eine Geliebte, seine Phantasie hat keinen Raum als für sie, unsichtbar folgt er ihr überall. Auf den heutigen Abend hat er seine höchste Hoffnung gesezt: eine neue Dichtung von ihm wird in Drurylane zur Aufführung gebracht. Wird sie kommen? Zeugin seines Triumphes seyn? Wirklich erscheint die Lady; aber nicht um seinetwillen. Sie will der Welt zeigen, daß ihr Stolz ungebeugt von der öffentlichen Meinung sey. Vergebens reden ihre Freunde ihr ab, sich den Blicken des Publikums auszusetzen; sie tritt in ihre Loge. Aller Augen richten sich auf sie, und während man dem Sohne Beifall zujauchzt, wird die Mutter verhöhnt. Ihre Kraft weicht; in wilder Aufregung zieht sie sich zurück. Sie klagt das Schicksal an, daß es ihr einen Sohn aufbürden will, von dem sie nichts weiß. Es kann ihr Sohn nicht seyn; in ihrer Brust regt sich nichts für ihn. Nie hat Muttergefühl sich verläugnet, aber in ihrem Herzen schweigt die Natur — es kann ihr Sohn nicht seyn. Draußen aber ertönt der Jubelruf „Richard Savage“ von der entzückten Menge. Er selbst stürzt in die Loge seiner Mutter, noch einmal will er zu ihrem Herzen sprechen — umsonst. Ihr roher Schwager ist der einzige, der ihm Rede steht, verhöhnend, aufreizend; es kommt zum Duell und jener fällt. Die Wachen treten ein, und während draußen das Publikum des Dichters Namen jubelt, wird dieser abgeführt. — Im dritten Akte ist Savage zum Tode verurtheilt; eine Fürbitte seiner Mutter könnte ihn retten, ganz England erwartet dies von ihr, aber die stolze Frau will der öffentlichen Stimme Troz bieten. Da erscheint die arme Schauspielerin Miß Ellison bei ihr. Mit aller Beredtsamkeit jugendlicher Schwärmerei bemüht sie sich, den Starrsinn der Lady zu brechen und sie für ihren Freund zu gewinnen. Miß Ellison, deren Gefühl zu Savage von diesem nicht erwidert noch verstanden wird, ist bereit, Namen, Ruf und Leben für ihn zu opfern, während seine Mutter, deren Liebe er mit seinem Herzblut erkaufen möchte, nicht durch ein einziges Wort ihn aus der Gewalt des Henkers befreien will. Eine Scene voll ergreifender Gegensäze, glühender Rhetorik und seltener Charakteristik. Die Lady bleibt unbewegt; da beschließt die Schauspielerin, sich der Königin selbst zu Füßen zu werfen. Man bringt Savage die Nachricht seiner Befreiung. Eine Dame hat sie erwirkt; er jauchzt auf — wer kann es anders seyn als seine Mutter? — Zugleich mit der Nachricht seiner Befreiung erscheint in seinem Gefängniß einer jener Lords, die England das Prädikat des „großmüthigen“ zugezogen. Der Lord bietet Savage seinen Palast zur Wohnung an; er möge sich künftighin als seinen Sohn betrachten, es sey bloß die Schuld des Vaterlandes, die er dem großen Dichter abzutragen sich berufen fühle. Savage ist auf dem Gipfelpunkt seines Glückes. Aber der vierte Akt belehrt uns bald, daß es nur politische Beweggründe, Buhlerei um die Volksgunst und vor Allem Rache gegen Lady Macclesfield war, was den edlen Lord zu dieser scheinbaren Großmuth stimmte. Ja, nicht zufrieden mit dem Geschehenen, bereitet der Rachedurstige der Lady noch eine tiefere Demüthigung. Sie ist für den Abend zum Balle bei der Herzogin N. geladen; statt dahin, sollen ihre Begleiter sie in das Haus des Lords führen, wo ein ähnlicher Maskenball sie so lange in Täuschung halten soll, bis sie mit ihrem eigenen Sohn unbekannterweise eine Quadrille getanzt hat. Natürlich ist Savage diesem Complott fremd. Mit dem Abscheu, den seine Mutter immer deutlicher gegen ihn zeigt, wächst in seiner excentrischen Brust die Liebe zu ihr; sein ganzes Daseyn zerfließt in fieberischer Sehnsucht nach Mutterliebe, die immer durstiger, krankhafter wird, je weniger er sie zu erreichen vermag. Ihn ekelt der Glanz, der ihn umgibt, seitdem er erfahren, daß nicht die Mutter es war, die seine Befreiung erwirkt. Da beginnt der Ball; die Lady erscheint. Aber die Täuschung kann nicht lange währen. Sie reißt die Larve ab; entsezt erkennt sie das Haus ihres Feindes, entsezt denjenigen, der sich ihr als Sohn aufdringen will. Jezt wünscht sie seine Mutter zu seyn, um ihren Fluch auf ihn schleudern zu können. Der Lord weidet sich an ihrer Pein. Aber Savage reißt die Kleider vom Leibe; seinen Schmuck, seine Goldstücke wirft er dem Elenden zu Füßen, der ihn zum Werkzeug brauchte, seine Mutter zu verhöhnen. Jezt erst wird es ihm klar, daß sie für ihn auf immer verloren ist, die Welt ist ihm nichts mehr; verzweifelnd stürzt er hinaus, die Armuth wieder aufzusuchen, in der er sonst so glücklich war. — Man könnte zwar die Ausstellung machen, daß im vierten Akt die Handlung eigentlich gar nicht fortschreitet; aber die reizende Behandlung läßt an einen Verstoß gegen die dramatische Oekonomie nicht denken.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 25.

Mittwoch, 7. August 1839.

---

[384] In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Johann Ladislav Pyrker's

sämmtliche Werke.

Prachtausgabe in Einem Bande.

Neue durchaus verbesserte Ausgabe.

Mit dem Bildniß des Verfassers.

Velinpapier. Preis 7 fl. oder 4 Rthlr.

Der ehrwürdige Sänger, der in dem ersten dieser Heldengedichte die Eroberung von Tunis durch Karl V., im zweiten die Thaten Rudolphs von Habsburg und im dritten die Perlen der heiligen Vorzeit in harmonischer Weise und Versart besungen hat, gehört zu den seltensten Dichtern Deutschlands. Wir erlauben uns hier statt aller Anpreisung einige uns zugekommene Urtheile anzuführen:

Heinrich Voß, der größte Literator Deutschlands und ausgezeichneter Dichter, erkennt dem Verfasser des Rudolphs von Habsburg den klassischen Lorbeer zu (Sophronizon 1825, 2tes Heft).

Ein anderer competenter Richter spricht sich über dasselbe Gedicht wie folgt aus: „So haben wir denn endlich, Gottlob! ein deutsches Epos, dessen sich, außer dem Griechischen, kein anderes Volk rühmen kann. Ich setze Pyrkern weit über Virgilius, das heißt: ich glaube, daß Pyrker dem Homer viel näher stehe, als Virgil. — Ja, der hat's vollbracht, und Alles überflügelt, was nach Homeros gekommen!“ (Wiener Zeitschr. f. Kunst und Lit. 1826, Nr. 24.)

In der Zeitschrift Hermione, Nr. 3, 17. Jan. 1827, wird obiges Werk als das wahre deutsche Heldengedicht bezeichnet.

Auch seinen beiden übrigen Werken: Perlen der heiligen Vorzeit und Tunisias ward ein gleicher Ruhm zu Theil, und wegen des letztern räumt ihm ein unsterbliches Gedicht Baggesens (Dresdener Morgenzeitung 1827 Nr. 103) vor Klopstock mit dem Worte Vater, den höchsten Platz ein.

Der Dichtkunst Höchstes ist das wahre Epos, folglich der Verfasser obiger Werke einer der ersten Dichter Deutschlands, welches jetzt schon ausgesprochen, von der Nachwelt allgemein anerkannt werden wird.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[345] Im Verlage von *Wilhelm Paul* in Dresden ist so eben erschienen und durch alle Musikalienhandlungen (Stuttgart bei G. A. Zumsteeg) zu haben:

Baroni-Cavalcabò, Der Jüngling und die Nymphe f. 1 Stimme m. Pfte. Op. 21. 12 Gr.

— — Meine Berge. Gedicht von Pyrker f. 1 Stimme mit Pfte. 8 Gr.

Czerny, C., für fleissige Schüler. Leichte Uebungsstücke f. Pfte. zu 4 Händen. Op. 472. Nr. 1. 2. à 16 Gr.

Dessauer, J., An das Röschen. Der Torreador. Das Ständchen. Für 1 Stimme mit Pfte. Op. 18. 1. 2. à 10 Gr. Nr. 3. 4 Gr.

— — Canzonetta di Metastasio. Op. 19. 10 Gr.

— — Sehnsucht. Gedicht von Goethe f. 1 Stimme mit Begl. von Pfte. und Horn oder Violoncell. Op. 20. 16 Gr.

Kummer, F. A., 3 Morceaux faciles pour le Piano et Violoncelle (ou Alto). Oe. 37. 1 Rthlr. 4 Gr.

Löwe, C., Das vergessene Lied. Das Erkennen. Wittekind. 3 Balladen von Vogl für 1 Stimme mit Pfte. Op. 65. 1 Rthlr.

Reissiger, C. G., Lieder und Gesänge für Bass- oder Baritonstimme mit Pfte. Op. 126. 11te Sammlung der Bassgesänge. 16 Gr.

Reissiger, C. G., Duo concertant p. le Piano et Clarinette ou Violoncelle. Oe. 130. 1 Rthlr. 6 Gr.

— — Lieder für Tenor oder Sopran mit Pfte. Op. 131. 38ste Liedersammlung. 16 Gr.

— — Lieder ohne Worte f. Pfte. 6tes Heft. 12 Gr.

---

[362] Empfehlenswerthe Bücher zum Unterricht in gr. 8., welche durch alle solide Buchhandlungen, in Wien durch Gerold und Tendler, in Prag durch Hasse Söhne, Borrosch, Calve, in Pesth durch Hartleben, in Lemberg durch Wild und Sohn etc. zu haben sind:

Corneille, Cinna, Le Cid, 2 tragédies; gr. 8. à 6 Gr. oder 21 kr. C.M.

Delavigne, Louis XI, Les enfans d'Edouard, Les vêpres siciliennes. 3 tragédies à 12 Gr. od. 45 kr. C.M. L'Ecole des vieillards, comédie, mit Sprecherläuterungen und Wörterbuch 10 Gr. od. 45 kr. CM. Une famille au temps de Luther, Le diplomate, 2 comédies à 6 Gr. oder 21 kr. C.M. Don Juan d'Autriche, comédie. 8 Gr. oder 28 kr. C.M.

Dumas, Napoléon Bonaparte, ou 30 ans de l'histoire de France. 8 Gr. Henri III et sa cour, drame en 5 actes. 6 Gr. Mademoiselle de Belle-Isle, drame 8 Gr.

Hugo, Hernani, Maria Tudor, Ruy Blas, 3 drames à 8 Gr.
Mila, Lectures historiques und Lectures françaises, mit grammatikalischen Bemerkungen und Wörterbuch à 8 und 16 Gr.
Molière, L'avare, Tartuffe, à 8 Gr. Le misanthrope. 6 Gr.
Noël et Chapsal, Nouvelle grammaire française, 23. édition. Exercices et corrigé à 12 Gr.
Racine, Iphigénie, Phèdre, à 6 Gr. Esther, 4 Gr.
Scribe, 21 comédies: Bertrand et Raton. Le mariage de raison. Les indépendants. La cameraderie. Estelle. Salvoisy. Le savant. Camilla. Michel et Christine. Valérie. Simple histoire. La jeune marraine. Yatra. Malvina. La manie des places. M. Cagnard. La famille Riquebourg. La demoiselle à marier. Les premières amours. La Dugaron. Théobald, à 4 — 8 Gr.
— — Avant, pendant et après, Esquisses historiques. 8 Gr., dito mit Spracherläuterungen und Wörterbuch 10 Gr.
Voltaire, Zaïre, tragédie. 6 Gr. Histoire de Charles XII. 8 Gr.

Zu obigen Werken ein Vocabulaire-français-allemand. 4 Gr.

Bei Bestellungen von 12 Exempl. obiger Werke mit Vocabulaire wird das Vocabulaire nur mit 2 Gr. berechnet.

Englisch:

Moore, The love of the angels, a poem. statt 1⅓ Rthlr. jetzt ½ Rthlr.
Scott, Walter, Tales of a grandfather, being stories taken from scottish history, die schottische Geschichte, in Erzählungen eines Grossvaters. 2 Bde. à ½ Rthlr.
— — Sämmtliche Romane in englischer Sprache, à Vol. früher 1 Rthlr. jetzt ½ Rthlr.

Italienisch:

Teatro italiano moderno. Nr. 1—9. gr. 8. enthaltend:
Nota. 3 commedie: Il progettista, La pace domestica, La lusinghiera, à 4 — 8 Gr.
Silvio Pellico. Francesca da Rimini, tragedia. 4 Gr.
Niccolini. Giovanni da Procida, tragedia. 6 Gr.
Goldoni. Un curioso accidente, commedia. 6 Gr.
Gozzi. I pittocchi fortunati, commedia. 8 Gr.
Monti. Aristodemo, tragedia. 6 Gr.
G. de Rossi. Il calzolajo inglese in Roma, commedia. 6 Gr.

Obige Werke empfehlen angelegentlichst, da sie sich beim Unterricht höchst wichtig erwiesen haben, wie die Einführung in Schulen und Gymnasien beweist. Auf 12 Exempl. das 13te gratis.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[331] In Carl Gerolds Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und daselbst so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die kaiserlich-königliche

orientalische Akademie

zu Wien,

ihre Gründung, Fortbildung und gegenwärtige Einrichtung.

Von

Victor Weiß Edlem von Starkenfels.

8. Wien 1839. In Umschlag broch. Preis 16 Gr. sächs.

Nur sehr wenige Werke über die Haupt- und Residenzstadt Wien enthalten Notizen über die hier bestehende k. k. orientalische Akademie, und selbst diese wenigen Angaben sind entweder nicht gehörig ausgeführt, oder durch die in neuester Zeit stattgefundenen Veränderungen mangelhaft geworden, während doch die k. k. orientalische Akademie schon durch ihre Bestimmung eine der wichtigsten Anstalten Oesterreichs ist.

Der Verfasser obiger Schrift hat die verschiedenen Momente ihrer Geschichte zusammengestellt, gibt zugleich eine gedrängte Uebersicht des Studiums der orientalischen Sprachen in Oesterreich.

Die äußere Ausstattung wird allen billigen Anforderungen entsprechen.

---

[333] Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle sind im Laufe des Jahres 1838 erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Bibliotheca Scriptor. Latinor.,

curis virorum doctorum emendata et commentariis instructa, consil. G. Bernhardy instituta. Pars I. Marci Tullii Ciceronis libri. Tom. I. Brutum edit. H. Meyer contin. 8 maj. 1 Thlr.

Des

güldenen Schatzkästleins

erster und zweiter Theil in eins gebracht,

und zu einem biblischen Gebetbuche über alle darin befindliche Sprüche der heiligen Schrift eingerichtet, daß es auf alle Morgen und Abend des ganzen Jahrs zu gebrauchen, von H. v. Bogatzky. gr. 8. Subscriptionspreis 1 Thlr. 5 Sgr. (1 Thlr. 4 Gr.)

Desselben Verfassers:

Tägliches

Hausbuch der Kinder Gottes,

bestehend in erbaulichen Betrachtungen und Gebeten auf alle Tage des ganzen Jahres, über die im güldenen Schatzkästlein befindlichen biblischen Sprüche, in 2 Bänden. 4.

1r Bd. Subscr.-Preis 2 Thlr. 7½ Sgr. (2 Thlr. 6 Gr.)

Beiträge

zur Einleitung in die biblischen Schriften. Von Dr. K. A. Credner. 2r Band.

(Das alttestamentliche Urevangelium.)

gr. 8. 1 Thlr. 20 Sgr. 1 Thlr. 16 G.)

Der erste Band (die Evangelien der Petriner oder Judenchristen) erschien 1832, und kostet 2 Thlr. 7½ Sgr. (2 Thlr. 6 Gr.)

Von demselben Verfasser erschien ebenfalls in unserm Verlage:

Der Prophet Joel,

übersetzt und erklärt.

gr. 8. 1831. 1 Thlr. 15 Sgr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Einleitung in das neue Testament.

Erster Band, in zwei Abtheilungen.

gr. 8. 1836. 3 Thlr. 7½ Sgr. (3 Thlr. 6 Gr.)

Hülfsbuch
für den
Gottesdienst der Gymnasien,
nebst einer einleitenden Abhandlung, von Dr. H. A. Daniel (Lehrer am K. Pädagogium zu Halle.)
gr. 8. 1 Thlr. 20 Sgr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Inhalt: I. Poetischer Theil. Geistliche Lieder und Dichtungen. II. Prosaischer Theil. Erster Abschnitt. Schulgebete. Zweiter Abschnitt. Längere und kürzere religiöse Vorträge für höhere Schulen. 1) Ohne nähere und specielle Beziehung auf Verhältnisse des Natur-, Kirchen- oder Schuljahrs. 2) Vorträge für besondere Zeiten des Naturjahrs. 3) Vorträge für besondere Zeiten des Kirchenjahrs. 4) Vorträge für besondere Verhältnisse des Schullebens.

Gebete
für christliche Volksschulen,
nebst einem Anhange von C. Heinrich (Schullehrer in Helbra bei Eisleben). Mit einem Vorworte vom Consistorialrath Prof. Dr. Tholuck.
8. 11¼ Sgr. (9 Gr.)

Inhalt: 1) Gebete bei dem Anfange der Schule. 2) Gebete zum Beschluß der Schule. 3) Gebete bei öffentlichen Schulprüfungen. 4) Festgebete. Anhang: 1) Morgengebete. 2) Tischgebete. 3) Abendgebete. 4) Einige Lieder bei dem Tode und Begräbnisse.

Geschichte
der evangelischen Missionsanstalten
zur Bekehrung der Heiden in Ostindien.
Herausgegeben von Dr. H. A. Niemeyer.
83s und 84s oder 7ten Bandes 11s und 12s Stück. 4. 1 Thlr. 12½ Sgr. (1 Thlr. 10 Gr.)

Lehrgang des Unterrichts
im deutschen Styl
für Lehrer an mittleren und höheren Bildungsanstalten der weiblichen Jugend, von J. Günther.
gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Ist
Horatius ein kleiner Dichter?
Ein Beitrag zur Charakteristik des Horatius.
Von Dr. R. Hanow.
4. 10 Sgr. (8 Gr.)

Junker's Exempeltafeln,
das ist:
144 Tafeln mit beinahe 2000 abgesondert ausgerechneten zweckmäßigen Exempeln.
Ein unentbehrliches Hülfsmittel beim Rechnenunterricht in Volksschulen.
6te verbesserte Auflage. 8. 20 Sgr. (16 Gr.)

Dieselben Tafeln
für die Preußischen Staaten.
2te verbesserte Auflage. 8. 20 Sgr. (16 Gr.)

D. Junius Juvenalis Satiren.
Uebersetzt und erläutert von Dr. W. E. Weber (Professor und Director der Gelehrtenschule zu Bremen).
gr. 8. 2 Thlr. 10 Sgr. (2 Thlr. 8 Gr.)

Gesangbuch
für höhere Schulen und Lehranstalten.
Von Dr. A. H. Niemeyer.
Zwölfte (von Dr. H. A. Daniel) umgearbeitete Auflage. 8. 12½ Sgr. (10 Gr.)

Anleitung für Volksschullehrer
zum richtigen Gebrauch der Geschichten und Lehren der heiligen Schrift alten und neuen Testaments. Von Fr. Kohlrausch. Mit einer Vorrede von Dr. Aug. Herm. Niemeyer..
Vierte verbesserte Auflage. gr. 8. 22½ Sgr. (18 Gr.)

Lucian's Traum, Anacharsis, Demonax, Timon, Doppelte Anklage und Wahre Geschichte.
Für den Schulgebrauch mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen versehen von Dr. F. G. Schoene (Oberlehrer am Domgymnasium zu Halberstadt). Mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 1 Thlr.

Lehrbuch der Mathematik
für Gymnasien und Realschulen, nebst vielen Uebungsaufgaben und Excursen, von J. H. T. Müller. Erster Theil, die gesammte Arithmetik enthaltend. gr. 8. 1 Thlr. 20 Sgr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Ist gleich bei seinem Erscheinen in vier Gymnasien eingeführt. Der Recensent in der A. L. Zeitung 1838 Nr. 103—105 nennt dieses Lehrbuch am Schlusse der kritischen Beurtheilung das beste von allen bisher bekannten Schulbüchern dieses Fachs.

Commentar über die Genesis.
Von Dr. Fr. Tuch.
gr. 8. 3 Thlr. 7½ Sgr. (3 Thlr. 6 Gr.

[310] In allen Buchhandlungen ist zu haben:
Geschichte Napoleons.
Aus dem Französischen des Hrn. von Norvins, übersetzt von Friedrich Schott.
6 Theile mit 18 Schlachtplänen.
Zweite wohlfeilere Ausgabe in 3 Bänden.
Velin-Papier cartonirt 4 Rthlr.
Weiß Papier cartonirt 3 Rthlr.
„ „ broschirt 2 Rthlr. 18 Gr.

Nicht durch Illustrationen und Stahlstichen, wie die meisten Ausgaben neuester Zeit empfiehlt sich dieses Werk, wohl aber durch des geistreichen Herausgebers historisch-treue und unparteiische Schilderung der Begebenheiten dieses großen Mannes und seiner Zeit, so wie durch die richtige Darlegung der Motiven, die Napoleons Riesenplänen und Handlungen zum Grunde lagen, und dessen so vielfach verkannten Charakter im hellen

Lichte erkennen lassen. Die dem Werke beigegebenen 18 Pläne der denkwürdigsten Schlachten des größten Feldherrn unsers Zeitalters sind eine würdigere Zugabe zu demselben als Bilder der Phantasie.

Den zahlreichen Verehrern Napoleons und Freunden der Geschichte bieten wir dieses gediegene und umfassende Werk (82 Bogen Medianformat) zu einem so billigen Preise dar, daß es selbst Unbemittelten möglich wird, es sich anschaffen zu können.

Leipzig, im Juni 1839.

Lehnhold'sche Buchhandlung.

---

[359] So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wien wie es ist.

Eine Sammlung von Original-Volksscenen, Anekdoten, Bonmots, Räthseln u. s. w.

Von **Mikroskop.**

Ein Seitenstück des Werkchens:

„Berlin wie es ißt und trinkt."

Viertes Heft:

Der Bettier-Keller. — Die Spazierfahrt mit dem Zeiselwagen. — Der Wiener G'wöld-Wachter.

Mit einem illuminirten Kupfer.

broch. Leipzig 1839. Scheld und Comp. Preis 8 Gr. 1s und 2s Heft à 8 Gr., 3s Heft à 6 Gr.

---

[335] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

DE PROTESTANTISMO ARTIBUS HAUD INFESTO

SCRIPSIT

CAROLUS GRUENEISEN.

4. Preis 36 kr. oder 9 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[342] Bei Aug. Helmich in Bielefeld ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen gleich vorräthig zu haben:

Hephästos,

eine

praktisch technische Monatsschrift

für

Handwerker, Künstler, Fabrikanten, Kaufleute, Land- und Hauswirthe, Architekten, und alle Freunde und Beförderer des Gemeinnützigen;

unter Mitwirkung

vieler ausgezeichneter, hochachtbarer Männer,

herausgegeben vom

Commerzienrathe Freytag.

Erstes Heft.

Deren bereits früher in der Ankündigung mitgetheilte Tendenz von der Art ist, daß sie dem Gewerbestande im Allgemeinen, so wie Jedem, der sich für denselben interessirt, höchst willkommen seyn muß, und demzufolge auf viele Theilnahme eines verehrlichen Publikums gerechte Ansprüche hat. — Der Preis des Jahrgangs aus zwölf Heften bestehend beträgt 2 Rthlr.

---

[375] **Allgemein beliebte Schrift**

in eleganter Taschenausgabe.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

J. J. Alberti's neuestes

Complimentirbuch.

Oder Anweisung, in Gesellschaften und in allen Verhältnissen des Lebens höflich und angemessen zu reden und sich anständig zu betragen; enthaltend Glückwünsche und Anreden zum Neujahr, an Geburtstagen und Namensfesten, bei Geburten, Kindtaufen und Gevatterschaften, Anstellungen, Beförderungen, Verlobungen, Hochzeiten, Heirathsanträge; Einladungen aller Art; Anreden in Gesellschaften, beim Tanze, auf Reisen, in Geschäftsverhältnissen und bei Glücksfällen; Beileidsbezeigungen 2c. und viele andere Complimente mit den darauf passenden Antworten. Nebst einem Anhange, enthaltend: die Regeln des Anstandes und der feinen Lebensart. Mit Goldschnitt. 12. geh. 12 Gr.

---

[326] **Für Leihbibliotheken!!!**

Bei Ludwig Schreck in Leipzig ist erschienen:

Bibliothek von Ritter-, Räuber- und Criminal-Geschichten. 1ster Band: Lips Tullian. 2ter Ritter Harras, der kühne Springer.

Es erscheinen jährlich 10 Bände, welche 5 Thlr. kosten, jeder Band (8. 12 bis 16 Druckbogen stark und sehr elegant ausgestattet) bildet ein geschlossenes Werk.

---

[379] Bei G. D. Bädeker in Essen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der erste Triarier

an

J. von Görres

von

J. Ellendorf.

(geh. Preis 20 Gr.)

Mit der an dem Verfasser des Thomas Becket bekannten Gewandtheit bekämpft derselbe auch in dieser interessanten Schrift die Anmaßungen des Ritters von Görres. Von dem Standpunkte der Geschichte und mit dem reichen Material, welches ein umfassendes Studium derselben ihm an die Hand gegeben hat, widerlegt er jede Behauptung von Görres, die dieser in seiner Schrift: „Die Triarier" aufgestellt hatte, indem er ihm Schritt vor Schritt folgt. Jeder, selbst wer auch nur einen flüchtigen Blick in diese Schrift thut, wird dieselbe mit hohem Interesse lesen und gerne mit dem Verf. den Gang gehen, in welchem er dem Münchener Professor der Geschichte überall die gewaltigste Unkunde der wichtigsten historischen und mancher dogmatischen Verhältnisse der Kirche nachweiset.

---

[354] Im Verlage von J. Hölscher in Coblenz ist erschienen:

Rheinisches Odeon für 1839. Herausgegeben von J. Hub, F. Freiligrath und A. Schnezler. eleg. broch. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Außer den Herausgebern haben auch noch Bechstein, Duller, Geib, Grabbe, Kilzer, Künzel, Nümey, Pfizer, Reiff, Rousseau, Rückert, Simrock, O. L. B. Wolf u. A. Beiträge geliefert.

№ 189.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 8. August 1839.

— This is trifling,
And all the more it seeks to hide itself,
The bigger bulk it shews.

Shakespeare.

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Grüner war im tiefsten Herzen vergnügt; wie sehr freute er sich aber auf das nächste Zusammentreffen mit Marianne! mit welch andern Augen sah er sie jezt an! Was sagte ihm nun ihr Blick? Wie sehnten sich Beide nach einem wiederkehrenden Augenblick des Alleinseyns! — Wer schon das Appenzeller Land besucht hat, dem ist wohl eine Erinnerung an die Struktur der dortigen Häuser geblieben, die, durchaus von Holz gebaut, wie musikalische Instrumente von einer allgemeinen Resonnanz erzittern und erklingen, so daß man Schritt und Tritt der darin Herumgehenden überall spürt und vernimmt. Wen hat dieses Bebende und Schallende, dieses patriarchalisch-idyllische Knarren nicht um einen Theil der Schlafnacht gebracht? — Was soll diese Reminiszenz hier? — Nun ja! das festgemauerte Haus der Justizräthin wurde den beiden Neuverliebten zu einer solchen Appenzeller Wohnung. Ihr Gehör, ihr Gefühl durchdrang die Mauern; Jedes wußte durch eine leise Fühlung immer, wo das Andere sich befand, und mit großer Vorsicht machten sie bald diesen, bald jenen stillen Ort zum verschwiegenen Zeugen ihres Einverständnisses.

Das Verhältniß wurde von Tag zu Tag bedenklicher; etwa weil der Consulent kühner, Marianne nachgiebiger geworden wäre? weil das unschuldige Minnespiel seinen Reiz verloren und eine Steigerung verlangt hätte? — O nein! — Obwohl der Weltgeist die Schöpfung, Erhaltung und Fortleitung des Lebens auf einen mächtigen Trieb gegründet hat, so ist doch, kann man behaupten, der gesellig gebildete, der sittliche Mensch viel verschämter und keuscher, als die sich selbst überlassene Natur. Die Geschlechtsliebe ist in der Seele der Unschuld so vergeistigt, daß in ihrem reinsten Nimbus die gegenseitige Neigung ohne alle Beimischung des Animalischen herrscht, das Feuer als ein bloßes ätherisches Leuchten ohne irdische Verkohlung glüht. Was für die Erstlingsgefühle der Jugend gilt, das wiederholt sich bei unverdorbenen Gemüthern mit jeder neuerwachenden Neigung auch noch in den vorgerückten Lebensepochen, wenn schon die phantastische Atmosphäre des Herzens bei dem Gereiften nicht mehr so kometenartig dunstig expandirt ist, als beim Jünglinge, sondern planetarisch näher an den Kern gelagert.

Der Frühling hatte diese Neigung erblühen lassen, die Wärme des Sommers sie genährt. Wie mag es weiter gehen? Wir nannten das Verhältniß bedenklich, dachten aber hiebei nicht an die Sphäre der Sinnlichkeit. Der Consulent war genügsam und bescheiden, Marianne züchtig und verschämt; sie bewachten sich selbst. Die Liebe

lebt und zehrt aus sich selbst und fristet ihr Daseyn mit kaum wägbarem Stoffe nur um so länger. Die Neigung macht sich selbst zum Gegenstand ihrer Unterhaltung; sie wird nicht satt, von sich selbst, von den Bezügen der Gegenwart, der nächsten Zukunft zu ihr zu sprechen; auch die Vergangenheit möchte sie zurückrufen, und den Unterschied der Geistesbildung weiß das Gemuth nach und nach auszugleichen.

Gruner weckte die Seele des Mädchens zu höherem Leben auf. Er versah, vergaffte sich in die Interessen, die Anliegen ihres Herzens, er machte sie gutmuthig zu den seinigen; er zog sie an sich heran, zu sich empor; er übersezte sein Wesen in das ihrige, und so ward ihr leichter, auch an seinem Leben nach ihrer Weise Theil zu nehmen. Sie sah klar in sein Verhältniß zu diesem Hause hinein; sie verbarg sich nicht das Zweideutige ihres Einverständnisses, ihrer Heimlichkeiten. Aber diese Schattenseite diente nur dazu, die Lieblichkeit des Verbotenen mehr in's Licht zu heben. Auch Gruner war sich seines Wagnisses, wenn wir es gelinde benennen wollen, wohl bewußt; aber wenn sich der Mensch einmal einen von der strengen Sittlichkeit verpönten Genuß zugestanden hat, so bildet sich dieses Verhaltniß wie eine Giftpflanze in relativer Wohlgestalt und Schönheit aus, und er hat seine Freude daran, sie zu hegen, zu pflegen, wie eine süß und balsamisch duftende Blume. Er war mit Sinn und Gemuth in Ausbildung der reizenden Einzelnheiten des Liebeshandels geschäftig, obwohl er sich das Unerlaubte des Ganzen nicht abzuleugnen vermochte.

Es dauert aber alles Ding seine Zeit. Wenn der Mensch eine Lust recht in ihrer Bluthe glaubt, dann ist er auch meistens, während er ihr ewige Dauer wunscht, schon an dem Höhepunkt ihres Flores angelangt. — Die Wände haben Augen und Ohren. Die Neugier, der Argwohn, der Neid dringen in alle Räume, und was sie nicht unmittelbar wahrnehmen, das bringen sie durch Vermuthung und Berechnung heraus. So wurde nun das geheime Einverständniß der Beiden den Hausgenossen bis zu einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, der im Leben fur Gewißheit gilt, bekannt. Selbst die Kinder hatten der Mutter Dies und Jenes in ihrer Unschuld hinterbracht. Wie sind die Erwachsenen so unvorsichtig, besonders wenn eine Leidenschaft sie bethört! Weil sie doch über den Häuptern der Kleinen Winke und Worte wechseln, so meinen sie, Jene verstehen nichts davon, als wäre die Jugend nicht auf das Wesen und Treiben der Erwachsenen mehr aufmerksam als diese untereinander selbst.

Der Consulent hatte eine Geschäftsreise von einigen Tagen zu machen. Bei seiner Zurückkunft war Marianne nicht zu sehen. Sollte sie nicht doppelt nach seinem Anblick schmachten? Er wagte nicht, nach ihr zu fragen. — Endlich nach ein paar Tagen widerstand er nicht länger seinem Herzensdrange. Es trieb ihn auf das Zimmer der Alten. Eine andere Person versah den Dienst. Er fragte unter einem Vorwande nach dem Bäschen. Sie sey, war die Antwort, unerwartet abberufen worden, um einer auswärtigen Verwandten, die schnell erkrankt, beizustehen. Sie nannte ein mehrere Meilen entferntes Städtchen als ihren Aufenthaltsort.

(Fortsezung folgt.)

Historische Phantasien.

(Fortsezung.)

Ja, der anspruchslose Baum hat geblüht und blüht, und ist noch nicht müde geworden, seine kleinen Früchte zu reifen und abzuwerfen. Aber der Herbstwind, der frostig aus der dunkeln, die Sonne verhüllenden Wolke daherblast und das fahle Laub zu meinen Fußen rüttelt, weht das Gefuhl allgemeiner Vergänglichkeit mir in die Seele, und schmerzlich ruft es in meinem Innern: wie lange? Wurzel, wie lange schon? Bluthe, wie lange noch? — Die Bäume wachsen nicht nur nicht in den Himmel, dem perennirenden Gewächs ist auch sein Tod gewiß, wie Allem, was auf Erden aus Unsichtbarem entspringt und wächst. Der Mensch hält sich den Tod seiner Werke wie seinen eigenen am Ende nur deßhalb so selten vor, weil er sich in beiden Fällen von selber versteht; aber im feierlichen Momente springt in ihm unwillkuhrlich der wehmuthige Gedanke auf, und wie der stolzeste Bauherr in den Grundstein des Monumentes, das er für die Ewigkeit errichtet, ein Wort und eine Gabe an den einstigen Zerstörer niederlegt, so mag auch vor dem Amphion dieses winzigen Theben hinter den fröhlichen Bildern unablässlichen Gedeihens eine verhüllte Gestalt mit der schwarzen Fahne des lezten Tages vorübergezogen seyn.

Sieh dort hinter dem Städtchen das grüne Viereck, das wie eine Oase in die Wüste des Stoppelfeldes hingebreitet liegt! Dort schlafen sie seit Jahrhunderten, die guten Reichsbürger, und seit einer Spanne Zeit die Steuerpflichtigen der constitutionellen Krone! Der Mensch geht vorbei wie das Laub des immergrunen Baums, das ewig stirbt und ewig dasselbe ist. Aber auch Städte und Völker steigen in ihre Gräber, und manche Stadt ist ein hallendes Mausoleum und manches Land ist ein weiter Kirchhof. Des Menschen Leben dauert siebzig Jahre, wenn's hoch kommt achtzig, und er hat herausgebracht, daß fur sein Geschlecht das dreissigste Jahr etwa die Marke bildet, vor welcher der Einzelne so oft Abschied nimmt

als er sie überschreitet. Er ahnt, daß für die höhern Persönlichkeiten, für Gemeinden und Völker ein ähnliches Gesetz geordnet ist; wie sollte er aber dieses Gesetz erkennen? Bildet er sich doch ein, sein Geschlecht sey, das Jahrtausend gleich einem Tag gerechnet, erst eine kurze Woche auf Erden, und über vorgestern reicht sein Gedächtniß kaum hinauf. Er weiß nur, daß Nationen sterben, wie Adam nach Abels Tod wußte, daß Menschen vergänglich sind.

Auch du wirst sterben im grünen Bette deines Thals, du Probe und kurzgefaßter Indegriff meines Volks, aber du wirst nur sterben mit ihm! — Wie lange, lange schon vor dem Einschnitt der Geschichte, von dem wir unsere Jahre zählen, mag hier im freundlichen Grund am klaren Bach der gastliche Rauch menschlichen Wohnstätten entstiegen seyn und der Germane seine uralten Sklaven, das Roß und den Stirr geweidet haben! Aber der Gedanke, wenn er über die Anfänge unseres Volks grübelt, sinkt matt zurück, und das schmeichelnde Licht, das der römische Geschichtschreiber auf eine Periode wirft, jenseits welcher Alles Nacht und Dunkel ist, dient nur dazu, die Finsterniß recht sichtbar zu machen. — Von der Zeit, wo der Römer hier seinen Heerweg vorüberzog und die Trajans- und Antoninsköpfe verstreute, welche der Bauer hinter dem Pfluge aufhebt und pfiffig in den Klingelbeutel wirft, bis zum Datum des Pergaments, in welchem zum erstenmal der Name des Städtchens gelesen wird — die Frist scheint uns so kurz, weil aus ihr nur wenige Gestalten in verschwimmenden Umrissen zu uns heraufreichen; und doch ist sie just so lang, wie der Zeitraum vom ersten geschichtlichen Auftreten dieses Orts, als des Kaisers Pfalz, bis auf den heutigen Tag, da er ehrenwerthe Proben seines Fleißes zur Gewerbausstellung sendet und der Burger Haus und Habe, und sein Leben selbst versichert. Noch ein Jahrtausend, und noch eines, noch mehrere — wie ist es dann?

Nur soviel ist gewiß, daß hier einmal der Tod einkehrt, nein, daß er zweimal einkehrt; daß ein Tag kommt, wo dieses Volk des Todes stirbt, den die Nationen sterben, daß ein zweiter kommt, wo alles Menschenwerk, das hier mein Blick umfaßt, den neidischen Elementen anheimgefallen ist. Meine Seele sträubt sich, das Bild der Zeit auszumalen, wo aus dem Lande zwischen Oder und Rhein, zwischen den Alpen und dem nördlichen Meer das geistige Leben gewichen ist und stumpfe, gebrochene, gedemüthigte Völker zurückgelassen hat, versunken in Sklaverei und Barbarei — nicht in das Barbarenthum voll Kraft und Tugend, das die Jugend unseres Volks so herrlich gemacht hat, nein, in die feige, faselnde Barbarei, welche verlebten Völkern alle Laster und Gebrechen des Greisenalters gibt, aber nicht seine Ehrwürdigkeit. Weg mit der Vorstellung! Ist es aber einmal so, dann möge auch die Stunde nicht fern seyn, wo irgend eine Zuckung der Natur diesen Boden rein fegt von allem Schmutz und Jammer des Menschen und seine Geschichte zu einem Fossil macht.

Mir ist, als ob der Wald dort diese Zeit ahnte und ihr schadenfroh entgegen rauschte. Da steht er so munter und heuchelt von Ferne das freie Kind der Natur; aber sein Antlitz lügt, und er trägt mit Grimm die Fessel des Menschen, der nicht will, daß er um seiner selbst willen da sey, der ihn beschnitten und eingezwängt, ihn zu einer kunstlichen Nutzung und ärmlichen Plantage gemacht hat. Er ist gestempelt mit dem Wappen des Landesherrn, er ist vielreglert nach tausend Gesetzen und Verordnungen, besteuert in regelmäßigen Schlägen, geschätzt, vermessen, bestohlen und durchhorcht, gerade wie die Gemeinde, der er ihr Koch- und Brennholz liefert. Aber er weiß, daß nach ewigem Gesetz für ihn die Stunde der Freiheit und der Rache kommt, und er harrt ihrer in Geduld. Und wenn einmal alles Menschenwerk in diesem Thale ein so wüster Trümmerhaufen ist, wie das Raubnest dort druben, dann macht er sich auf, wie Birnams Wald gen Dunsinane, und rückt im Siegesmarsch gegen das Gemäuer seiner alten Tyrannen. Jubelnd ersteigt er es und tritt es mit Füßen; hat er aber seinen Grimm gestillt, so breitet er mitleidig seine bunte Decke darüber her, und der ganze elle Rückstand der Menschenkunst wächst in die ewig gesunde Haut der Erde. Dann pocht hier nur der Zimmermann Specht, das Thier der Wildniß trinkt die klare Fluth, welche jezt der Gerber schändet, und wo Bürgermeisters Töchterlein am Piano trillert, gurgelt die Holztaube, unbewundert, aber nicht minder sehnsuchtsvoll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Maiprozeß. Versailler Eisenbahn.

Gottlob ist wieder ein sehr verwickelter Criminalprozeß vorüber, an welchem die Pairskammer keine geringe Last hatte. Die Pariser vergessen so schnell alles Ungemachs, daß sie auch gegen diejenigen, welche am zwölften Mai einen Theil der Stadt in Verwirrung und Schrecken gesezt, und den Tod so mancher Menschen verursacht, nicht sehr aufgebracht mehr waren, und mit Zufriedenheit sahen, daß keiner der Verbrecher sein Blut auf dem Schaffote vergießen mußte. Der Abscheu vor der Todesstrafe bei politischen Verbrechen hat sich von Neuem sehr laut kund gethan, obschon hier mehr als bloß politisches Verbrechen, und wahrer Mord zu ahnden war. Es ist nicht wahrscheinlich, daß künftig diese Strafe in ähnlichen Fällen wird verhängt oder vielmehr vollzogen werden können, ohne die öffentliche Meinung heftig aufzuregen. Einige tiefsinnig seyn wollende Leute vermuthen, man habe die wahren Urheber des berüchtigten Aufruhrs nicht ertappt, und die vor Gericht gezogenen seyen nur die blinden

Werkzeuge verborgener Führer gewesen. So etwas vermuthet man aber jedesmal, und doch erscheint keine Thatsache zur Bestätigung, obschon sich die Polizei sicher alle mögliche Mühe gibt, um dem Komplotte auf den Grund zu kommen. Und wären beim lezten Aufruhr mächtige oder reiche Leute die eigentlichen Urheber gewesen, so würden sie die Ausführer der That doch wohl mit Waffen versehen haben, so aber mußten dieselben erst bei den Waffenschmieden mit Gewalt weggenommen werden. Uebrigens hat das Publikum in Paris an dem lezten Criminalprozesse weit weniger Theil genommen, als an einigen der frühern, entweder weil man deren schon zu viele erlebt hat, oder weil die Beklagten unbedeutende Leute waren, welche durch keine besondern Eigenschaften die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zogen. Man ist also froh, daß dieser Prozeß vorüber ist, und daß die behagliche Ruhe, in der man lebt, nicht mehr durch unangenehme Auftritte gestört wird. Denn diese Liebe zur Behaglichkeit und Ruhe ist eines der Hauptmerkmale unseres Zeitalters, wenigstens in Frankreich, und besonders in Paris. Man will durch Spekulationen im Handel und Gewerbsfleiße sich bereichern; alle heftigen und unerwarteten Auftritte werden dabei als Hindernisse verabscheut. Man denkt an Eisenbahnen, Dampfschiffe, Zuckerfabriken und dergleichen, und freut sich der unerwarteten Ereignisse, welche gesunkene Aktien plötzlich wieder heben und an der Börse in Achtung bringen, wie dies vor einigen Tagen mit den Aktien der Versailler Eisenbahn auf dem linken Seineufer der Fall war. Die Unternehmer oder ihre Ingenieurs hatten sich in dem Kostenanschlage so stark verrechnet, daß sie um mehrere Millionen zu kurz kamen, ehe noch die Hälfte der Bahn vollendet war, weil der Weg durch ein ziemlich tiefes Thal ging und vermittelst eines festen Unterbaues sehr erhöht werden mußte. Da nun in der Umgegend von Paris alle Baukosten sich sehr hoch belaufen, so stiegen auch die der beabsichtigten Eisenbahn auf einige Millionen mehr als man angeschlagen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M., Juli.

(Schluß.)

Richard Savage.

Nun aber kommt der fünfte Akt, jene Achillesferse aller dramatischen Dichter und namentlich der Tragöden. Der Umstand, daß im Trauerspiel so oft der fünfte Akt umschlägt, liegt weit mehr an äußern, denn an innern Verhältnissen. Der Dichter hat mit aller Consequenz seinen Helden in solchen Conflict mit dem Leben gebracht, daß sein Untergang innerlich bedingt ist. Aber wie ihn äußerlich herbeiführen? Mord und Selbstmord, wodurch die Alten den gordischen Knoten zerhieben, erscheinen dem modernen Dichter eines Theils als zu abgegriffene Hülfsmittel, andernseits glaubt der Zuschauer nicht mehr daran, da beide unserer Zeit ferner liegen als dem Alterthum; der Dichter aber ist in der traurigen Lage, dasjenige, um was er durch volle fünf Akte gerungen, den Glauben des Zuschauers an die Wahrheit seiner Gestalten, in demselben Augenblicke einstürzen zu sehen, wo er die lezte Hand an sein Gebäude legt. Darum werden selbst unsere besten dramatischen Dichter, z. B. Grillparzer, im fünften Akte unsicher, schwankend, ungenügend, jenem Baumeister gleich, der, nachdem er seinen kühnen Thurmbau bis zur Spitze ausgeführt, plötzlich von einer feindlichen Gewalt ergriffen, den sichern Tritt verlor und von seiner Höhe herabstürzte. Auch im fünften Akte des Savage ist das Wirken jener feindlichen Gewalt nicht zu verkennen. Wir befinden uns in der Wohnung eines armen Schneiders in einem der entlegensten Winkel Londons. Die Gestalt, die dort auf dem Stuhl zerlumpt, gebeugt, bleich und ermattet niedersinkt, es ist Savage, der dem Getümmel der Welt Entflohene. Obgleich jung und vor kurzer Zeit noch blühend, ist sein inneres Leben doch schon ausgebrannt, er fühlt sein nahendes Ende. Da tritt Lady Macclesfield in die Hütte der armen Leute. Ihren Nachforschungen ist es gelungen, jene Wärterin auszukundschaften, welche damals ihr Kind übernommen, es ist die Frau des armen Schneiders. Ohne Savage zu gewahren, bestürmt die Lady die ehemalige Wärterin ihres Kindes, ihr die Wahrheit zu berichten, was aus diesem geworden, und diese beschwört endlich bei dem Evangelium, jenes Kind sey längst gestorben. So beruhen denn die Beweise, welche Savage zu haben glaubte, auf einem Mißverständniß; der Unglückliche, er sinkt bei der Wahrnehmung seiner schrecklichen Selbsttäuschung entseelt nieder. Erst jezt erblickt ihn die Lady, und der Gedanke, daß sie sein Leben zerstört hat, erfüllt sie mit Reue. Jezt erst will und darf sie ihn als ihren Sohn betrachten, sie will der Welt entsagen und in tiefer Zurückgezogenheit seinem Andenken leben. Steele und Miß Ellison treten ein und die Klagen und Anklagen der leztern durchzucken wie ein Richtschwert die Brust der zerknirschten Lady. Mit je gespannterer Aufmerksamkeit man nun aber dem Verfolg dieses Dramas sich überließ, um so eher muß man gestehen, daß dieser Ausgang uns nicht befriedigen kann. Abgesehen von einigen etwas zu sehr zufälligen Nebenumständen müssen wir vor Allem fragen: für welche Schuld stirbt Savage? durch welches Vergehen ist er der tragischen Gerechtigkeit heimgefallen? Daß er die Idee, diese Person sey seine Mutter, so sehr auf sich einwirken ließ, kann ihn doch unmöglich zum Helden einer Tragödie machen, sonst müßte jener Irrsinnige, der sich einbildet, er sey aus Stein, und in dem Momente, wo er von dem Gegentheil überwiesen wird, todt zu Boden sinkt, gleichfalls ein tragischer Held seyn. Welche Sühnung geschieht durch Savages Tod, und, um mit Aristoteles zu reden, welche Reinigung der Leidenschaften bewirkt dieses Beispiel? Man dürfte vielleicht die Einwendung machen, Savage sey nicht der eigentliche Held des Stückes, sondern die Lady sey es; dann aber müßte *sie* der tragischen Nemesis heimfallen. Zwar sagt sie, ihr Herz sey gebrochen; aber sie sagt es auch nur, der Zuschauer kann es nicht glauben. Vielmehr scheint es uns wahrscheinlicher, daß diese Frau aufjubeln muß, weil die schwere Schuld, ihren Sohn verstoßen zu haben, von ihrer Seele abgewälzt ist: es ist nicht ihr Sohn — ihr Gefühl hat sie nicht getäuscht, es ist ein Fremder, der sich ihr aufdrängen wollte; sie kann den Schwärmer wohl bemitleiden, ihm Thränen nachweinen, aber ihr Herz kann nicht darüber gebrochen seyn. — Mir däucht, die Fäden, die der Dichter auf so geschickte Weise bis zum fünften Akte geschlungen, sind ihm im lezten aus der Hand geschlüpft und haben die Stellung seiner Personen verrückt. Aber eben die Art und Weise, wie der Dichter, troz der schwankenden Grundlage des fünften Aktes, ihn dennoch äußerlich abzurunden und bühnenrichtig zu gestalten verstand, spricht eben so sehr für seinen Beruf zum dramatischen Dichter, als die Haltung der vier ersten Akte. Richard Savage wird seine Runde über die deutschen Bühnen machen, und die jüngern Dichter können aus dem Stücke lernen, daß es nicht des Jambenpathos bedarf, um dem Dialog Charakter zu geben, und daß die Prosa auch im Trauerspiel ihre Heimath findet, und Lessings Beispiel unserer Zeit näher steht, als die Mode glaubt.

Beilage: Kunstblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 190.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 9. August 1839.

> Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
> Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
> So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
> Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.
>
> Goethe.

Sommerlieder.

IV. Der brütende Vogel.

Des Sonnenstrahles glühend Funkeln
Auf des Goldkäfers Flügel blitzt,
Und dort, in dichten Busches Dunkeln,
Ein Vögelein, das brütet, sitzt.

Das Nestchen ist im warmen Schatten
Des tiefen Laubwerks ganz versteckt;
Doch das Geflatter ihres Gatten
Verräth, daß dort das Weibchen heckt.

Wie ist er so darum in Sorgen,
Daß Niemand störe ihre Ruh!
Er trägt am Abend und am Morgen
Jedes gefundne Korn ihr zu!

Er schwebt um sie in muntern Ringen,
Mit Kosen er in Schlaf sie lullt,
Und träufelt ihr in's Herz mit Singen
Den heil'gen Balsam der Geduld.

Wie sträubt sich ängstlich sein Gefieder,
Wie zittert er von Ast zu Ast,
Wie duckt er scheu sein Köpfchen nieder,
Fliegt auf und ab in banger Hast,

Wenn sich in seines Hortes Nähe
Kund ein verdächtig Rauschen thut,
Ein frevelhafter Feind ein Wehe
Der Mutter drohet und der Brut!

Vor mir sey unbesorgt! denn ferne
Bleib' deinem Heiligthum ich stehn,
Daß du nicht bangst — möcht' ich gleich gerne
Dein frommes Weibchen brüten sehn.

Auch nicht ein Weilchen sollst du schwanken
Durch meine Schuld in Angst und Schmerz,
Zu ernst, zu rührend ziehn Gedanken
Bei diesem Anblick durch mein Herz!

Im Vöglein, das, im Hoffnungstriebe,
Mit unverdroßner Brütekraft,
Beglückt im Ahnen künft'ger Liebe,
Das Ei in pulsend Blut umschafft:

Das aus dem Kerker bald, den Schaalen,
Die zarte, nackte Brut befreit,
Und in des Sommers spätern Strahlen
Zu freien Aetherbürgern weiht:

Ahn' jene Kraft ich, die gewaltig
Durchströmt der ganzen Schöpfung Reich,
In tausend Wesen vielgestaltig,
In Einem doch bleibt ewig gleich!

Die erst als W ä r m e kommt geschwommen
Aus heil'ger Sonne lichtem Born,
Und von der Erde aufgenommen
Befruchtet still das Samenkorn;

Die quillt und sproßt im grünen Strauche,
Fortwirkt in alter Eichen Saft,
Und schwarzen Grund mit Einem Hauche
Zum farb'gen Blumenteppich schafft;

Die, sich zu höhern Stufen hebend,
In bunte Form sich wechselnd hüllt,
In heißen Trieben brünstig strebend
Den Frühling mit Gesang erfüllt.

Wie nimmt sie in der Schöpfung Fürsten
So wunderliche Masken vor!
Oft in Begier, Haß, Rachedürsten
Den heil'gen Stempel sie verlor,

Der ihr, in ungestörter Einheit
Mit allem Seyn, ward aufgedrückt,
Und der, verjüngt zu höhrer Reinheit,
Der L i e b e Vollbewußtseyn schmückt!

Doch selbst noch h i e r nicht ohne Schwanken,
Von dumpfer Schwüle rein noch nicht,
Weist sie den ringenden Gedanken
Zu I h m, deß Glut ist lautres Licht;

Der, Schöpfer aller Welten, stündlich
Kraft, Wärme, Liebe, Licht ergießt,
Und stets in sich doch, unergründlich,
Was er geoffenbart, umschließt;

Der, seine Schöpfung jezt behütend,
Im reinsten Kern der Wesen webt,
Wie vor Beginn der Zeit er brütend
Ueber der Fluth im Geist geschwebt. —

O Vögelein, mit Brust und Schwingen
Die zarten Eier brütest du! —
Dich aber deckt sammt allen Dingen
Der Gottheit Hauch und Fittig zu!

Wie wächst an Kleinem groß der Glaube!
In scheuer Ferne kehr' ich um;
Mich mahnt das Nest im dunkeln Laube
Wie eines Tempels Heiligthum.

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Der junge Mann empfahl sich und hatte Mühe, seine Betroffenheit zu verbergen. Er fand sich von widersprechenden Empfindungen erfüllt. Seine Neigung, statt des Wiedersehens sich erfreuen zu dürfen, betrauerte schmerzlich den Verlust; sein Verstand sagte ihm, daß das Schicksal wohl gethan, diese wer weiß wohin führende Bekanntschaft hinter seinem Rücken abzubrechen, da doch wohl Keines von Beiden Stärke genug zu einem freien Entschluß dazu in sich aufgebracht haben möchte. Was ihm einerseits als Zufall, oder wohl auch — denn er glaubte nicht so ganz den Worten der Alten — als geflissentliche Veranstaltung erschien, darin bemühte er sich andererseits eine höhere Fügung zu erkennen, wie wir denn im Leben darüber selten recht in's Klare kommen, was in die natürliche Reihe von Ursachen und Wirkungen gehören oder was Führung von oben seyn mag, wenn nicht etwa in allem Menschlichen, willkührlich Scheinenden eine höhere, organisch waltende Macht mitwirkt.

Die Justizräthin, wenn sie je die Hand mit im Spiel gehabt, ließ sich nicht das Geringste anmerken. Sie war eher noch freundlicher als zuvor gegen den Hausfreund. Er seinerseits bezwang sich. Der Gegenstand seiner süßen Unruhe war ihm aus den Augen gerückt; sein gesundes Naturell, sein Charakter fand sich naturgemäß auf den heilsamen Gegensatz getrieben. Er ergriff mit neuem Ernst seine Geschäfte; er langte geflissentlich nach Aktenstößen, die er früher, den Scherzen der Liebe hingegeben, als odios bei Seite hatte liegen lassen. — Es wollte nicht sogleich gehen. Wie ihm bisher die angenehme Gegenwart zu dergleichen peinlichen Arbeiten keine rechte ausdauernde Ruhe gelassen, so wollte ihn jezt die Erinnerung an das Kurzvergangene in seiner Beharrlichkeit stören. Die lieblichste, durch die Abwesenheit sich noch idealisirende Gestalt schwebte zwischen die Schafweideberechtigungs-, Allmandvertheilungsstreitigkeiten, die Ehescheidungs-, Erbtheilungs- und Gantprozesse hinein und führte dämonisch eine injuridische Zerstreuung herbei, die den Consulenten ein paar höchst fatale Fatalien versäumen ließ. Aber er bemeisterte seine Imagination und empfand bald eine Lust anderer Art, die der Pflichterfüllung. — Er wandte seinen Sinn wieder der würdevollen Justizräthin zu, dachte sich in den Besitz der schönen Frau hinein, gab sich mit den hoffnungsvollen Kindern ab und weilte gern auf ihrem Wohnzimmer, statt daß er noch vor Kurzem lieber auf seiner Arbeitsstube gewissen Träumereien nachgehangen.

Eine lange Regenzeit trat ein; die widrigsten, verworrensten Prozeßsachen wurden entwickelt, und wo nicht zu Ende, doch einen erklecklichen Schritt weiter geführt. Es war Alles auf dem besten Wege, und da die Verhältnisse der Justizräthin zu ihrer Familie mittlerweile sich auch auf eine für sie erfreuliche Weise gestaltet, manche Hindernisse ihrer Wiederverehlichung sich gehoben hatten, so öffnete sich ungesucht für beide Theile die Aussicht auf eine Verbindung schon in deutlicheren Umrissen.

Hellte sich der Himmel auf, trocknete ein lebhafter Ostwind die Pfade, so versäumte Grüner nicht, seine lieben Höhen um die Stadt zu ersteigen und tiefer Athem zu schöpfen. Hier konnte er sich doch nicht versagen, flußabwärts in jene bläuliche Ferne zu blicken, wo auf einem duftigen Bergvorsprunge seinem scharfen Auge eine alte Warte sichtbar war. Unter dieser lag, dem Blicke verborgen, das Städtchen, wo Marianne weilte. Er sah den dahin ziehenden Wolken nach. — Seit lange hatte die Ferne keine solche Bedeutung mehr für sein Gefühl gehabt, denn was er liebte, war in der Nähe, in seiner nächsten Umgebung, und so konnte nicht einmal ein Reisewunsch seinen Blick in die Weite ziehen. Was fragte er nach den Bergen und Thälern, Städten und Dörfern, Feld und Wald? Jedes verschwiegene Plätzchen seines Hauses versprach ihm holdere Ueberraschungen, innigere Genüsse. Da hatten seine Spaziergänge für ihn bloß ein diätetisches, kaum ein natur- oder kunstfreundliches Interesse. Jetzt war es eine stille Sehnsucht, die sein Auge, seine Schritte lenkte. — Diese kleinen Rückfälle brachten nun eben keinen bedeutenden Schaden; er folgte doch im Ganzen willig dem großen Zuge, der sein Leben der eigentlichen Bestimmung zuzuführen schien.

Es wurde Herbst. Nach einigen Wochen rauher Witterung kehrte die Sonne mit verjüngter Kraft wieder. Die Pflanzenwelt schien sich neu zu begrünen; die Wiesen erglänzten nach dem Schnitt des Grumets von saftgrünem Sammet. Gesträuche und Bäume neigten dann allgemach zur Buntheit des Verfalbens hin. Vom tiefsten Tannendunkel durchlief die Natur die Farbenleiter durch das feurige Roth und dunkle Braun bis zum hellsten Gelb. Der Himmel lachte in milder Klarheit; die Luft war ganz durchsichtig und man vertauschte gern das Zimmer mit dem lachenden Freien.

In solchen Tagen brachte ein Bote des Grafen von E. einen Brief, worin der Consulent, sein Geschäftsführer, zu einer Besprechung auf sein Besitzthum eingeladen ward. Ein freudiger Schrecken durchzuckte ihn. Das Schloß lag in jener Gegend, die sein Blick von den Höhen aus gesucht hatte. Er miethete ein Reitpferd und enteilte des andern Morgens in aller Frühe den Mauern der Stadt. Raschen Trabes ging es dem Flußthal entlang, dann ein paar Stunden seitwärts an dem Höhenzuge hin, der hier, von der Heimath aus gesehen, den nördlichen Horizont schloß. Bald gewahrte er den auf einem rundlichen Vorhügel gelegenen Herrensitz. — Bei dem Grafen angelangt, konnte er bald bemessen, wie lange ihn das Geschäft hier festhalten möge. Er konnte den folgenden Tag noch vor Tische damit zu Ende seyn, und traf nun, der Nähe Mariannens gedenkend, seine Maßregeln.

Der Graf, ein junger, lebenslustiger Herr, und seine leutselige Gemahlin, die Tochter eines kleinen, aber reichen Fürstenhauses, sorgten zur Ablösung von der anstrengenden juridischen Verhandlung für einen heitern Abend. Es fanden sich ein paar joviale Nachbarn ein; man trank und scherzte. Die Rede kam auch auf Grüners, dem Vernehmen nach bald bevorstehende Verheirathung, und es fehlte nicht an lustigen Anspielungen. Der Consulent hielt bei dem Gespräch nicht Stand. Man zog ihn auch auf, daß er des reichlich aufgestellten Weines, des trefflichsten dieses berühmten Weingeländes, so jungfräulich schonte. Er that es, um sich nicht durch Ueberreizung die Nacht und den kommenden Tag zu verderben, wohl wissend, daß ein zu jovialer Abend einen böotischen Morgen zur Folge habe. — Dafür bewegten sich angenehme Traumbilder vor seiner Seele. Er war vor der Sonne auf und beseitigte mit hellem Sinn den größten Theil der noch zu erledigenden Arbeit. Der Graf fand nach dem Frühstück Alles zum Abschlusse reif.

„Erwünscht!“ rief er aus, als er seinen Namen unter das Dokument schrieb; „nun können wir vor dem Mittagessen noch einen Ausflug zu Pferde machen, um uns den Appetit zu wetzen! Sie lassen Ihren Braunen ruhen und bedienen sich meines Rappen; es ist ein ganz zuverlässiges Thier.“ Grüner aber bat dringend um seine Entlassung. Man begriff seine Eile nicht. Er hatte Mühe, durch Vorschützung eines dringenden Geschäfts die Bitten der Herrschaft zum Schweigen zu bringen. „Sie wissen, Herr Graf,“ sagte er und erröthete, als er es vorbrachte, „daß ich gestern einen Boten nach B. geschickt habe. Es wartet eine Partie auf mich und ein peremtorischer Termin in der Rechtssache leidet keinen weitern Verzug. Ich tauge zu keiner Freude, wenn mir andere Dinge im Kopf umgehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Eisenbahnen. Industrieausstellung.

Das durch den Absatz der Aktien zusammengebrachte Geld war ausgegeben, die Arbeiten mußten aufhören und die Aktien

sanken immer tiefer an der Börse. Nun wandten sich die Unternehmer an die Regierung um ein Darleihen von fünf Millionen, und auf ihr Betreiben wurden in dem auf dem linken Seineufer liegenden Theile von Paris Bittschriften zu diesem Behufe unterzeichnet. Die Regierung gab nach, wahrscheinlich weil sie die Nothwendigkeit einsah, viele Taglöhner um Paris herum zu beschäftigen, und reichte bei der Deputirtenkammer einen betreffenden Gesetzesvorschlag ein. Die Commission der Deputirtenkammer verwarf aber den Vorschlag, weil sie fürchtete, dadurch den Weg zu manchen ähnlichen Bewilligungen zu bahnen; denn von nun an konnten alle Unternehmer, deren Spekulationen nicht geglückt waren, mit gleichem Rechte den Staat um Unterstützung ansprechen. Dieser Beschluß der Commission gab den Aktien den lezten Stoß, und sie sanken zu einem Fünftel ihres Nennwerthes herab. Aber bei der öffentlichen Berathschlagung drangen die Minister auf die Annahme des Vorschlages, und die Kammer nahm wider den Rath ihrer Commission den Vorschlag an und bewilligte den Vorschuß von fünf Millionen, zu deren Rückgabe sich übrigens mehrere angesehene Handelshäuser zu Paris anheischig machten. Nun stiegen die Aktien mit außerordentlicher Schnelligkeit wieder an der Börse, die am vorigen Tage ganz verschrieenen Papiere kamen plözlich wieder zu Ansehen, und wer eine Menge derselben angekauft hatte, konnte sich bereichern. Ueberaus vorsichtige Leute, welche freilich nicht immer die besten Spekulanten sind, haben indessen noch starke Zweifel über das Gelingen der Unternehmung. Sie meinen, auch der Vorschuß von fünf Millionen werde noch nicht hinreichen, um die großen Kosten zu decken; dann zweifeln sie, ob zwei Eisenbahnen (denn die des rechten Seineufers wird nun bald fertig), die nach einer Stadt, wie Versailles, führen, nicht zu viel seyen. Ein neues Tageblatt Le Capitole, welches den ehemaligen Redakteur des Journal de Francfort, Charles Durand, zum Hauptverfasser hat, und einzig deßhalb unternommen worden zu seyn scheint, um den Franzosen die Allianz mit England zu verleiden und ihnen die mit Rußland zu empfehlen (was, beiläufig gesagt, ein ganz vergebliches Bemühen ist, und die Unternehmer viel Geld kosten wird), macht es der Regierung und den Kammern zum Vorwurf, daß sie, statt sich mit kleinlichen Eisenbahnen um die Hauptstadt herum abzugeben, nicht darauf bedacht gewesen, eine einzige große Eisenbahnlinie anzulegen, z. B. zwischen Paris und Brüssel. Freilich wäre dies wohl das klügste gewesen, wenn es leicht hätte ausgeführt werden können; aber da steckt eben der Knoten. Das Anlegen der Eisenbahnen ist für Frankreich noch etwas Neues, und bedarf der Erfahrung und Uebung. Man hat also nicht übel daran gethan, mit kleinen Bahnen anzufangen, von denen sich übrigens sicherer Gewinn erwarten ließ. Denn der beständige Verkehr zwischen der Hauptstadt und den Städten der Umgegend sichert den Unternehmern einen beständigen Zuspruch von Seiten der Pariser und der Landbewohner, und nach der Anlegung dieser wird die Fortsetzung derselben und das Anlegen größerer Linien auch eine viel leichtere Arbeit seyn.

Die Ausstellung der Gewerbeprodukte, welche zwei Monate lang Einheimische und Fremde in großer Menge herbeigezogen, ist nun zu Ende, und man erwartet den Bericht der Jury über dieselbe, um den Schein von der Realität zu trennen, und dem wahren Verdienste sein Recht widerfahren zu lassen. Unter den Industriellen herrscht noch weit größere Eifersucht, als in andern Ständen. Jeder preist seine Waare, seine Erfindung, seine Verbesserungen. Jeder Fabrikant will dem Gewerbfleiße einen neuen Impuls gegeben, sein Vaterland mit neuen Produkten bereichert, die Kunst gefördert haben. Jeder fordert bei der Ausstellung den größten Raum und leerte gern seine Magazine aus, um alles, was er verfertigt hat, dem Publikum zur Schau zu stellen. Leider sind die kleinen Fabrikanten manchmal gerade diejenigen, welche den meisten Lärm machen und am eifrigsten darauf aus sind, bei der Ausstellung eine recht glänzende Rolle zu spielen. Einer hat etwas an der Schnürbrust verbessert, sie etwas elastischer gemacht, sie dem Körper genauer angepaßt, und nun kommt er mit einer Menge schön geformter Puppen, welche mit seiner Schnürbrust angethan, sämmtlich dem Publikum vor Augen gestellt werden sollen, damit es sich überzeuge, wie schön seine Schnürbrust steht, und folglich, wie unentbehrlich seine Erfindung den Damen ist. Er selbst steht dabei, macht den Leuten das Ding begreiflich und steckt ihnen beim Weggehen seine gedruckten Anzeigen in die Hände, damit sie zu Hause ja nicht seine wichtige Erfindung vergessen. Ein Anderer thut sich viel darauf zu gute, daß seine Seife äußerlich so schön wie Marmor aussieht, erscheint bei der Ausstellung mit ungeheuren Blöcken seines savon marbré, und fordert einen Plaz, als wäre er der größte Fabrikant Frankreichs. Ueberhaupt sieht immer noch ein Theil der Ausstellung wie ein Jahrmarkt aus, freilich ein sehr glänzender Jahrmarkt, und ohne diesen Glanz würde das Publikum ihn nicht so häufig besuchen. Denn was einige Kenner und Technologen besonders beschäftigt, die sinnreichen Verbesserungen an Maschinen und Fabrikationsmethoden, kümmert den großen Haufen wenig, und für diesen muß doch auch gesorgt werden, wenn die Fabrikanten, welche zwei Monate lang ihre Waare zur Schau stellen und selbst dabei sind, oder Leute dazu hinsetzen, einigen Nutzen von ihrer Bemühung haben wollen. Aber an Raum und Kosten würde man bedeutend gewinnen, wenn man bloß Muster von neuen oder vervollkommneten Fabrikaten ausstellte, und von jeder Gattung nur so viel als nöthig ist, um einen vollständigen Begriff von der Sache zu geben. Wie es jezt gehalten wird, muß bei jeder Ausstellung ein Gebäude so groß wie ein Palast errichtet werden, was immer einige hunderttausend Franks kostet. Man verlangt in einigen Tageblättern ein beständiges Gebäude, welches sowohl für die Kunst-, als für die Gewerbeausstellungen dienen könnte, und nicht mehr kosten würde, als die alle fünf Jahre zu erbauende große hölzerne Galerie, die nur zwei Monate lang dient und dann wieder abgebrochen wird. Andere meinen, auch ausländische Fabrikate sollten zur Ausstellung zugelassen werden, damit man den Zustand des französischen Gewerbfleißes mit dem des Auslandes vergleichen könnte, damit die französischen Fabrikanten mit fremden Mustern bekannt gemacht und ihr Wetteifer angespornt würde. Wahrscheinlich wird dies bei einer der nächsten Ausstellungen zur Ausführung kommen. Eine feierliche Preisvertheilung unter die Fabrikanten, welche zur Ausstellung beigetragen haben, ist weislich unterlassen worden, obschon manche, wie es scheint, darauf gehofft hatten. Solch eine Prämienvertheilung vom Hofe aus hat für die jezige Denkungsart der Franzosen etwas Anstößiges. Der beste Belohner des Gewerbfleißes ist das Publikum, welches die Waaren kauft. Indessen fährt man doch mit dem Gebrauche fort, durch die Jury Gold-, Silber- und Bronzemedaillen austheilen zu lassen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 191.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 10. August 1839.

— His large fortune,
Upon his good and gracious nature hanging,
Subdues and properties to his love and tendance
All sorts of hearts.

Shakespeare.

Georges Lefrançois. *

Erinnerungen aus meinem Leben.

Von Helmine v. Chézy.

Warum wird unser Gedächtniß zum Kirchhof, wo die Zahl der Monumente die der Lebenden, die noch darin umherwandeln, übersteigt? Warum müssen wir, deren Locke erbleicht, deren Sehnsucht nach Vollendung so heiß und mächtig anwächst, auf die Gruft der Jünglinge und Jungfrauen, der jugendlich blühenden Väter, Mutter, Gattinnen das nasse Auge heften? Jede Nachricht wie diese ist ein Tropfen Todesbitterkeit im Lebensbecher, ein Memento mori, schaudervoller als der Eule Ruf über Gräbern, grinsender als der kahle Schädel des Todtengerippes, dessen stummes Lachen wie lauter Hohn durch die Seele donnert.

Er, der so früh den Tod in tückischer Welle gefunden, ** war uns Allen unaussprechlich theuer, war der treue, kindlich ergebene Freund meines seligen Gatten, ein bruderlicher Kunstgenoß meines jüngsten Sohnes, die Seele eines schönen Kreises, der, zusammengesezt aus den verschiedensten, fast abstoßendsten Elementen, um den lebensfrohen, kräftigen Jüngling her sich friedlich einigte: Republikaner vom reinsten Kern und gediegensten Vollgehalt, Legitimisten, deren Jeder für einen Typus seiner Partei gelten konnte, Indifferentisten von gutem Schlage fanden sich an seiner gastlichen Tafel ein und hatten einander gern, so lange Lefrançois in ihrer Mitte war; seine Freundlichkeit und Lebhaftigkeit nivellirte die scharfen Ecken und Kanten, er bildete gleichsam aus all diesen heterogenen Naturen eine Symphonie, in welcher aus Mißlauten durch das sichere Gesetz des Einklangs der Wohllaut in überraschender Kraft und Anmuth hervorging.

Georges Lefrançois schien, wenn ich ihn recht verstanden, obwohl in der Seele Republikaner, keiner Partei sich anschließen zu wollen, sondern im Bestehenden sein Heil zu suchen, indem er von der Lage der Umstände, wie sie sich eben gestalteten, das Beste hoffte, und die Ruhe und Sicherheit, die sie gewährte, zu schönen Bestrebungen anzuwenden suchte.

Er war ganz überaus reich und eben so einfach und bescheiden, als geistvoll und werkthätig. Wie eine druckende Last hatte er in früher Jugend schon alle Verbindlichkeiten, womit ihn ein großes Vermögen, eine ausgebreitete Familie von Reichen um ihn her umstricken wollte, abgeschuttelt und war nach Paris gekommen, um dort als Künstler zu leben. Künstler in Paris!

* s. die Allgemeine Zeitung vom 18ten Juli d. J.

** Georges Lefrançois ertrank im See von Lido.

Wer mit diesem edelsten Nektar sich gelabt, dem muß jedes andere Getränk schal vorkommen. Vielleicht ist's noch schöner, Künstler in Rom seyn, nur so viel weiß ich, daß das Wort *Artiste* einen Zauber hat, der durch die eingefleischtesten Seelen dringt. Es gebietet Ehrerbietung, es verlangt Liebe, es sagt Alles, wozu man in andern Ländern ein Buch schreiben mußte, um es zu erklären; es thut Alles ab, wie ein Machtspruch, es verdeutlicht und sanktionirt Alles, wogegen sich bei andern Menschen die öffentliche Meinung auflehnen müßte.

Lefrançois wurde nicht, wie die gewöhnlichen Reichen, vom Teufel des Goldes besessen, sondern sein reiner Geist hatte diesen unterjocht, daß er ihm dienen mußte. Ein Tempel war seine angenehme Wohnung, Rue de Vaugirard, mit einem Studierzimmer auf den Luxembourg hinaus. Gemälde, meist von seiner Hand, schmückten die Wände des kleinen comfortablen Speisezimmers, in dessen Einrichtung der Sinn der Bequemlichkeit und bescheidener Zierde vorherrschte. Das nämliche galt vom Salon mit schwellenden Purpurpolstern, mit dem herrlichen Pianoforte, dem köstlichen Zugkamin mit leuchtenden Messingwänden, auf dessen breiter Marmorplatte, vor dem gigantischen Spiegel die gewöhnliche Zierde der Stutzuhr und der geschmackvollen Blumenvasen nicht fehlen durfte. Einen Van der Helst besaß Lefrançois, wie ich noch keinen gesehen, eine reich- und schöngeschmückte Burgersfrau mit ihrem kleinen Mädchen. Die Mutter mit nußbraunem Haar und schneeweißer Stirn, rothwangig, heiter, hellaugig und freundlich, das Kind goldblond, kräftig und frisch, alles Saft und Kern, alles Wahrheit und Natur; ich sehe das Bild noch heut vor mir. Dies Gemälde war ein angemessener Schmuck in eines Künstlers Salon; übrigens trug Alles dort ein Gepräge einfacher, ernster Zierde, und es schien Alles nur zur Bequemlichkeit, als deren unentbehrliche Bedingung da zu seyn. In demselben Geist waren die heitern Gastmahle geordnet, bei denen Lefrançois seine Freunde in einzelnen Abtheilungen um sich her zu vereinigen pflegte. Sie bestanden aus den einfachsten Erfordernissen einer anständigen Tafel, doch es wäre unmöglich, eine bessere Zubereitung, eine gefälligere Anordnung zu finden; nur Eine Person wartete auf, es war die alte Haushälterin. — O Undank des Menschenherzens, ich habe ihren Namen vergessen — sie hatte ihn großgezogen, war ihm aus der Provinz nachgefolgt — sie vermeinte, die gute Seele, ihr lieber, verehrter Herr würde ihr dereinst die Augen zudrücken. Arme Alte! Wer konnte bescheidener, freundlicher seyn, als du, wer mütterlicher ergeben und besorgt seinen Liebling pflegen?

Lefrançois Einfachheit der Gewohnheiten und Umgebungen lag nicht allein in seinem höhern Geist, der jede Zeitverschwendung, die der Luxus mit sich führt, und jede Eitelkeit von sich wies, sie gründete sich auf ein noch schöneres Gefühl: der junge Künstler wollte mit Gelehrten und Künstlern, die seinen Umgang ausmachten, als ihres Gleichen leben, und keinen durch Prunk von sich wegscheuchen. Er machte sich nichts aus dem Gelde, doch es kam ihm recht, um seinen Freunden Ergötzlichkeiten zu bereiten. An schönen Abenden, oder an Sonn- und Feiertagen rief er den ganzen Schwarm der Schüler Hersents mit sich hinaus in das Freie. Am Ziel der heitern Fahrt wurden die köstlichen Weine, Geflügel, Pasteten, Torten, nicht minder Mandolinen, Guitarren und Cigarren aus dem Fiaker ausgepackt (denn Lefrançois, alle *Laster* des Reichthums hassend, hielt sich frei vom Zwang eigener Equipage), und die gemüthlichste Fröhlichkeit herrschte im Kreis der Jünglinge, unter dem Gesetz der feinen Sitte und des Anstandes, welche beide Fröhlichkeit nicht ausschließen, sondern befördern und steigern. Lefrançois war der unverdorbene Sohn der Provinz, streng von Sitte, gewöhnt, in Allem der Sitte zu huldigen. Sein ganzes Wesen gebot sie, ohne Zwang, durch die stille Gewalt seiner höhern Natur. Er war schon in frühesten Jahren mit sich selbst fertig und Eins geworden, und über das Meiste im Klaren, ohne deßhalb überdrüßig und übersättigt zu seyn, wie das in diesem Fall meist stattfindet; denn Ein Kampf, in dessen Reihen er als Freiwilliger focht, durchströmte sein Leben mit jenem erfrischenden Odem, der in den Kräften keinen Stillstand duldet und standhaft zu *einem* Ziele hin strebt: die Kunst.

(Fortsetzung folgt.)

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

„O ihr leidigen Geschäftsleute!" rief der Graf; „wo ihr geht und steht, reitet und fahrt, sitzt euch die Pflicht, die Sorge auf dem Nacken. Auch ich mag mit Ernst arbeiten, aber wenn es gethan ist, dann weg alle Grillen! dann bin ich ganz bei der Freude. — Wissen Sie was? Eines lasse ich mir nicht nehmen. Ich begleite Sie zu Pferde bis nach B. und bin bis Mittag wieder zurück." — Der Consulent war in der größten Verlegenheit. Es bedurfte allerhand Vorwände, z. B. wie er den kritischen Casus der Rechtssache noch gar nicht recht erwogen habe und erst auf dem Hinritt die Lage der Sache und ihre gesetzliche Seite recht erwägen müsse; wie ihm Alles daran liege, dem rabulistischen Advokaten des Gegners

recht zu imponiren, und dergleichen mehr, bis es ihm gelang, sich der liebenswürdigen Zudringlichkeit des Grafen zu entwinden. Er entfernte sich einen Augenblick, ließ sich sein Pferd vorführen, ehe noch sein vornehmer Wirth Befehle ertheilen konnte, und empfahl sich. — Immer jedoch besorgend, Jener möchte ihm nachkommen, jagte er, als er den Schloßbewohnern aus dem Gesicht war, auf Flügeln der Eile davon.

Sein Weg führte ihn abseits von der Straße nach B. durch ein lichtes Gehölz. An der Ecke einer Wendung erblickte er ein weibliches Wesen. Er strengte seine Sehkraft an und gab seinem Pferde die Sporen. Schon war er der Person so nahe, daß er ihre Züge erkennen konnte. War sie es? — Sie war es nicht! — Ein Strohhut mit Bändern beschattete ihr Gesicht; hellbraune Locken ringelten sich um die Stirne und hinter dem Ohr herab. Das befremdete ihn; er dachte sich Mariannen im einfach gescheitelten Haar. Ihr Winken, ihre ausgebreiteten Arme sagten ihm, daß sie es sey. Er stieg ab und umarmte das liebe Kind. Froher Ausruf, Thränen, Seufzer, heißes Umfangen bestätigten ihre durch Trennung und Sehnsucht gesteigerte, ihre leidenschaftliche Zuneigung. Sie war die Ehemalige und war es nicht. Er mußte sich wirklich besinnen, wenn er die vorigen Züge in ihr finden wollte. Konnte diese kurze Zeit ihre Gestalt so auffallend verändern? Ihr Anzug half die Verschiedenheit noch erhöhen. Ihr Kolorit war zarter, ihr Teint durchscheinender geworden; ein feiner Anhauch von Blässe hob ihr frisches Roth. Ein Zug der Wehmuth um die Augen machte sie ihm interessanter, theurer. Ihre Stimme war weicher, ihr ganzes Wesen weiblicher, hingebender geworden. Er war leidvoll und freudvoll, auf's Tiefste, Seligste bewegt. Er hob sie nach einigem Zaudern der Verschämtheit und Besorgniß von ihrer Seite auf seinen wohlgeschulten frommen Brannen, und so zog er mit ihr durch den Wald. Wie reizend dünkte sie ihm, wenn sie hold befangen auf ihn herablächelte, ihm die sie stützende Hand drückte!

Was bei ihr die unerwartete Freude des Wiedersehens, die einigermaßen phantastische Art des Zusammentreffens, das Gewagte der Neigung thaten, diese Verschönerung der Gestalt konnte der Justizräthin nie zu Theil werden. Unwillkührlich dachte der Consulent an die regelmäßigen, fast antiken Züge der besonnenen Frau, an die strenge Haltung ihres Körpers, den er nie in einer nachläßigen, oder an rohere Arbeit mahnenden Stellung gesehen. Aber das leichtbewegliche Wesen des jugendlichen Geschöpfs, das liebeathmende Bezeugen, das Feuer der Seele, das aus diesen Augen leuchtete, sie überwogen in den Augen des Glücklichen jene Vorzüge. „Für den Meißel des Bildhauers" — dachte er flüchtig — „mögen jene steinernen Schönheitsformen ein dankbarer Gegenstand zu ewiger Kunstversteinerung seyn; aber diesen lebenswarmen Zauber, diese fließende Anmuth, dieses Seelenvolle vermöchte nur der geistreiche, fühlende Pinsel eines Malers einigermaßen festzuhalten. Jeder Kunstfreund würde diesem Bilde vor jener Statue den Preis zuerkennen. — Als das exaltirte Paar in der Zerstreuung der ersten Wonne durch den Wald gekommen war und nun das Freie vor sich hatte, begehrte Marianne, abzusteigen zu dürfen. Flüchtig wie ein Reh lief sie auf hohem Raine neben dem geliebten Reiter her, und wenn sie sich so am blauen Himmel abhob und einer Nymphe gleich mit leichten, sichern Schritten dahinschwebte, so gewann sie in seinem Auge, das sie früher nur in der Enge des Hauses, in der Atmosphäre der Dienstbarkeit erblickt hatte, eine höhere Bedeutung.

Ehe es zum Mittag läutete, gelangten sie in ein nicht fern von der Hauptstraße gelegenes Dörfchen, bei dessen ländlichem Wirthshaus ihnen ein Engel im Schilde herauf winkte. Sie folgten der Einladung. Man konnte des Passagiers hingeworfenem Wort, daß er seine Schwester eine Strecke weit begleitet, wohl glauben. Er bestellte ein frugales Mahl, so gut es die Küche vermochte, und ließ sich ein Zimmer im ersten Stock anweisen, dessen Thüre Beide geflissentlich offen stehen oder angelehnt ließen. — Die Neigung weiß aber die Gunst des Augenblicks zu benützen, und so war das Ab- und Zugehen der Wirthsleute kein Hinderniß des Austausches ihrer mit unschuldigen Liebkosungen reichlich durchflochtenen Reden.

Es waltete bei ihnen kein Zweifel mehr ob, daß die Justizräthin ihre schnelle Entfernung veranstaltet, und daß die alte Base, wie sie selbst, hiebei mystifizirt worden; denn wo sie jetzt war, überraschte ihr Eintreffen, da die Familie wohl im Allgemeinen ihre Gegenwart gewünscht, aber eine so schnelle Spedition keineswegs erwartet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsbad, Juli.

Verschönerungen und Erweiterungen.

Lange schon hatte ich das berühmte Karlsbad nicht gesehen, und glaubte mich, vermöge der Veränderungen, welche in der neuesten Zeit fast alle Städte so reichlich betroffen, vielleicht kaum wieder in seinen dicht aneinander sich schmiegenden Häusern zurecht finden zu können. Fruchtlose Besorgniß. Allerdings ist seitdem manches neue Gebäude errichtet, manche Localverbesserung und Verschönerung vorgenommen worden, aber doch nichts weniger als die vormalige Physiognomie verschoben oder verwischt. Sie hat

aber auch durch den gewaltigen Ring grüner Berge, der sie umschließt, eine so stark markirte, feste Form, daß sogar der allzerstörende Zeitstrom Mühe haben wird, ihr erhebliche Abänderungen beizubringen. Die Gebäude tragen größtentheils noch den etwas veralteten Zuschnitt, selbst die mitten in der Stadt gelegenen, neueren Ursprungs, weichen, wenn sie auch im Innern manche Bequemlichkeit und ein besseres Aeußeres vor den alten voraus haben, von lezteren im Wesentlichen wenig ab. So haben auch die Spazierpfade auf die Anhöhen und an ihnen hin keine verhältnißmäßige Vermehrung erhalten, und es sind weit mehr Denkschriften und Maale spurlos verschwunden, als neue entstanden und aufgerichtet worden. Auf dem Hirschensprunge, einer der aussichtreichsten Anhöhen, existiren jedoch seit dem Jahre 1834 mehrere Erinnerungssteine. Der eine in gedachtem Jahre, dicht unter dem Gipfel des Berges errichtete, pyramidalisch gestaltete, ist der Herzogin von Angouleme zugeeignet und der Platz „Theresienhöhe" genannt, wie der Schluß eines auf dem Denkmale angebrachten, dem Preise dieser Fürstin gewidmeten Gedichts bezeugt. Ferner verkünden unweit davon die goldenen Buchstaben einer großen Marmortafel die Namen der früher einige Zeit in Karlsbad gewesenen Mitglieder des russischen Kaiserhauses, von Peter dem Großen an. Dieser bediente sich der hiesigen Heilquelle in den Jahren 1710, 11 und 12. Zulezt wurde sie noch von dem Großfürsten Michael und dessen Gemahlin Helena im Jahre 1835 benuzt. — Mit wahrhaftem Schmerzen vermißte ich die alten herrlichen Lindengänge vor dem böhmischen Saal. Ihre gewaltigen, dicht in einander geschlungenen Wipfel bildeten einen Wald, der im Sommer die süßeste Kühlung darbot. Schon vor mehreren Jahren hat der Tod den größten Theil dieser alten Zeugen mehrerer Jahrhunderte hingerafft und die übrigen die Axt betroffen, weil ihr zu befürchtender Fall den darunter Hingehenden Lebensgefahr bringen konnte. Beim Anblick der jezt ihre Stelle behauptenden, aber vor der Hand noch nicht ersetzenden Baumjünglinge erinnert man sich mit Bedauern an ihre vor dem Sonnenbrande so mächtig schützenden, greisen Vorfahren. Im Ganzen sind jedoch beinahe alle, seit meinem frühern Aufenthalte hier vorgekommenen Veränderungen Verbesserungen und Erweiterungen zu nennen, wie schon ein Blick vom Dreikreuzberge herab darthut, einem Punkte, wo das Auge nicht nur überhaupt des schönen Genusses der ganzen Umgegend, sondern auch besonders der tief unten in dem anmuthigen Bergkessel liegenden Stadt am vollständigsten sich zu erfreuen hat. Beinahe auf allen Seiten ist ihrem Umfange ein Mehr zugewachsen, am auffallendsten in der Egerstraße, wo viele recht ansehnliche und geschmackvolle Häuser entstanden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Luxus in den Kaufläden. Annoncenmalerei.

In Paris nimmt der Luxus in der Einrichtung der Kaufläden beständig zu, Malerei, Stuccatur, Vergoldungen, ungeheure, mehrere Schuh hohe und breite Spiegelgläser u. s. w. Manche Läden sehen wie Paläste aus und strotzen von Gold und andern kostbaren Verzierungen. Die Straßen Vivienne und Richelieu, sowie die Boulevards, haben eine Menge solcher glänzender Ausstellungen, welche dem Publikum desto leichter in's Gesicht fallen, da zuweilen ein einziges Spiegelglas ein Ladenfenster ausmacht. Man sollte glauben, in den Stadtrevieren, wo soviel Bewegung herrscht, müßten diese ungeheuren Scheiben großer Gefahr ausgesezt seyn, und doch ereignet es sich sehr selten, daß eine solche Scheibe zerbricht. Vor einiger Zeit kam vor dem Polizeigerichte der Fall vor, daß Jemand belangt wurde, weil er im Vorbeigehen aus Unvorsichtigkeit eine mehrere Schuh hohe und breite Scheibe eingestoßen hatte. Der Kaufmann verlangte 500 Fr. dafür, die sie ihn, wie er behauptete, und was auch glaublich ist, gekostet hatte. Das Gericht sezte aber die Forderung auf eine sehr geringe Summe herab, indem es weislich entschied, daß wenn der Kaufmann vorne an seinem Laden so kostbare Gläser anbringe, er auch des Zerbrechens derselben durch Zufall gewärtig seyn müsse und nicht mehr fordern dürfe, als gewöhnliche Scheiben kosten. Aber allmählig werden solche kostbare Gläser die gewöhnlichen in allen großen Kaufläden, und die Entscheidung des Polizeigerichts wird in der Folge nicht zur Richtschnur dienen können. Die Kunst, die Waaren zur Schau zu stellen, hat große Fortschritte gemacht. Sich bemerklich zu machen, dahin geht vor Allem das Trachten der tausend und aber tausend Spekulanten, welche sich hier dem Publikum aufdringen; Publicität ist ihr Ziel. Man wurde bei der Industrieausstellung mit Ankündigungen aller Art beladen, und beim Heraustreten hatte man die Taschen voll von gedruckten Papieren, als Prospecte, Programme und wie die Sachen heißen. Ich habe bereits einmal von den Fortschritten in der Kunst, Affichen oder Anschlagzettel zu machen, gesprochen, indem man nämlich darauf verfallen ist, die Ankündigungen auf die Mauern zu malen. Diese Sitte hat sich seitdem bedeutend ausgebreitet. Die Unternehmer dieser Anschlagzettel lassen da, wo sie große leere Wände vorfinden, dieselben fein weiß anstreichen, theilen diese weiße Fläche vermittelst blauer Leisten in viereckige Felder, und jedes derselben dient dann zu einer Ankündigung, welche mit schwarzen, rothen oder grünen Farben schön eingeschrieben oder eingemalt wird, wodurch sich stehende Intelligenzblätter bilden, die sich recht bequem in einer Entfernung von fünfzig Schritten lesen lassen, und sich, da sie sauber und elegant ausgeführt werden, recht gut ausnehmen. Es ist deßhalb schon eine bedeutende Verminderung im Drucke der Anschlagzettel entstanden, und der größte Theil der oft wiederholten Ankündigungen, der literarischen besonders, wird bereits auf diese Art veröffentlicht. Das Eigene dabei ist, daß nicht allein Drucker und Papierhändler dadurch verlieren, sowie die Chiffonniers, welche in der Nacht die Anschlagzettel herabrießen und das Papier wieder verkauften, sondern daß auch die Regierung dabei zu kurz kommt, weil die Anschlagzettel auf Stempelpapier gedruckt werden; und da hier eine so ungeheure Menge von Anschlagzetteln einander verdrängte, so mochte dies kein so unbedeutender Zweig des öffentlichen Einkommens seyn, als man glauben könnte. Wahrscheinlich war der Gedanke, der Stempeltaxe zu entgehen, eines der Motive, welche das Annoncenmalen veranlaßt haben; denn wenn die Regierung schlau ist, um neue Auflagen zu erfinden, so sind es die Steuerpflichtigen nicht minder, um sie zu umgehen. Ein Tageblatt hat bereits angekündigt, ich weiß nicht, ob im Ernste oder aus Scherz, die Regierung gehe darauf um, den Anschlagzettelmalern wegen des Stempels beizukommen. Vielleicht erfindet sie gemalte Stempel für solche gemalte Anschlagzettel, oder zwingt die Unternehmer, ihren weißen Feldern einen Stempel aufdrücken zu lassen.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 192.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 12. August 1839.

> Auf meine Seele nehm' ich die Gefahr,
> Daß es ein Liebeswerk ist ohne Sünde.
>
> Shakespeare.

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Wir sehen das von einer starken Neigung erfüllte Paar in dem Zimmer eines Dorfwirthshauses sich selbst überlassen, und fragen, was die Leutchen denn eigentlich dachten, wie sie das Stell Dich ein bei sich selbst verantworteten, entschuldigten, was sie einander über die Gegenwart, über die Zukunft gesagt haben mögen? Sollen wir uns schlechthin antworten: die Liebe denkt nicht, überlegt nicht, beschönigt vor sich selbst alle Unbesonnenheiten? — Das wollen wir nicht so unbedingt aussprechen. Wohl ist es schwer, in den Seelen zu lesen, die geheimen Debatten der Affekte mit der Vernunft und Vorsicht, der Neigungen und Wünsche mit dem Gewissen zu belauschen. Oft begehrt ein gewaltiges Verlangen blindlings eine reizende, sehnsuchtstillende Ausfüllung der Gegenwart, und läßt den Gedanken an die Folgen, an den sittlichen Ernst des Lebens nicht aufkommen. Dies war wohl bei Grünern nicht der Fall. Er traute sich Solidität genug zu, um nicht einem verführerischen Augenblick zum Opfer zu werden und den Frieden eines unschuldigen Herzens zu zerstören. Die Unschuld war ihm heilig, und in seiner Besonnenheit fand er eine Garantie gegen jede Versuchung.

Marianne war durch Erziehung und Beispiel, durch angeborene Schamhaftigkeit und Religiosität vor Leichtsinn bewahrt. — Manche, die sich über dergleichen Gegenstände ausgesprochen, stellen die sogenannten „Grundsätze" höher, als das, was sie eine bloße „Tugend aus Instinkt" nennen. Wir möchten aber, ohne den Schulbegriffen zu nahe zu treten, Kenner des menschlichen, namentlich des weiblichen Herzens fragen, ob denn nicht selbst der Natursinn der Thiere eine verhüllte Vernunft sey, und ob bei dem Menschen der sittliche Instinkt nicht seinen tiefen Grund in dem geheimen Innersten seines Gemüths, seiner Weltansicht habe, die kategorische Stimme bezeichnend, die aus der Seele im entscheidenden Augenblick entscheidend hervorbricht und jedes Unreine als ein Fremdes, Widriges, Verletzendes ablehnt, abstößt? Es ist Ueberzeugung ohne Bewußtseyn der Gründe, wie das Meiste, was wir in unser Gesammtwesen aufgenommen, ihm angeeignet haben. Grundsätze allein sind nicht Schutzwehr genug gegen die Gefahr der Verführung, da sie als bloße Verstandessache durch die Trugschlüsse eines Abgefeimten wankend gemacht werden können. Die Garantie der Unschuld muß so tief als möglich gründen, nämlich in der Reinheit der Seele, aus deren geheimem Schoße sie als sittliche Abneigung hervortritt und die sinnliche Neigung, wie ein guter Genius den Dämon, darniederhält. — Marianne vertraute dem Manne, dem ihr Herz gewogen

war; sie kannte seine Redlichkeit, sie hielt sich auch im Alleinseyn bei ihm nicht fur gefährdet; sie traute ihm keine Unbesonnenheit zu, und so war sie der Einladung, welche das gestern durch einen Eilboten an sie gelangte Briefchen enthielt, ohne Zaudern gefolgt.

Die Wirthsleute erzeigten sich ihnen willfährig, wußten sich aber nicht recht zu helfen. Marianne kannte Gruners Lieblingsspeisen und ließ es sich nicht nehmen, ihm einen schmackhaften Eierkuchen selbst zu bereiten. Er gab es gerne zu, wollte aber doch um sie seyn, und folgte ihr also in die Kuche. Sie ließ sich eine weiße Schurze geben und schaltete nun recht zierlich in dem schwarzgeräucherten Raume. Neue Seiten ihres anmuthigen Wesens kamen zum Vorschein. Kein Zweifel, daß sie nebenbei wohl auch an sich gedacht und unzweideutig geahnt haben mag, welchen Eindruck eine Darstellung ihrer hausfräulichen Anstelligkeit auf den empfänglichen Mann machen durfte. — Gab die Bereitung der Speise zu mancher lustigen Bemerkung Stoff, so war das Verzehren des Kuchens, der goldgelb und schön gebräunt von der Schale glänzte und mit gekochten Pflaumen herrlich schmeckte, nicht minder vergnuglich.

Gruner bekämpfte bei seiner lieben Köchin die weibliche Eigenheit des Nichttrinkens, eine Tugend, die man den Männern selten nachruhmen kann, und da das Landgewächs wohlgezeitigt war, so fanden sich Beide bald in eine heitere Laune versezt, die alle Sorgen und Bedenklichkeiten vergaß. Marianne berechnete die Zeit bis zu ihrer Ruckkehr und Gruner bat sie, die fluchtigen Stunden nur ja nicht durch den Gedanken an Abschied und Trennung zu truben. Was weiß ein junger Mann, der Gunst des Augenblickes froh, nicht Alles in solchen Fällen vorzubringen! „Wir wollen," sagte er, „uber das Kommende keine leeren Worte verlieren. Sieh, liebe Marianne, die Menschen nehmen sich hundert Dinge vor, aus denen nichts wird; sie arbeiten mit Sorg' und Muhe auf Momente los, die nicht eintreten. Warum sollen wir nicht, kluger und gluck.icher als sie, des Augenblicks der Gegenwart, des unverhofften, froh werden, ohne uns durch Gedanken an die Zukunft zu schrecken? Wandeln wir nicht auf diesem Wege, sind wir der frohen Stunde wurdig, so mag die Zukunft daraus entwickeln, was sie will. — Marianne sah ihn wie fragend, zweifelnd an, doch wurde seiner Lage, seines Verhältnisses zur Justizräthin mit keinem Worte gedacht. Wer das Paar behorcht hätte, er würde es unfehlbar für Neuverlobte gehalten haben.

Der Abschied war kurz. Grüner begleitete Marianne, als die verhängnißvolle Stunde schon um etwas uberschritten war, noch eine Strecke weit, bis wo die Straße um einen Abhang bog, der sie, wenn sie schieden, einander sogleich fur immer verbarg. Er umarmte die in Thränen Ausbrechende innig und küßte sie auf's Herzlichste; die krampfhaft verschlungenen Hände ließen sich gegen eilig los, ein lezter Blick — und verschwunden waren sie einander. — Er eilte zur Herberge zurück, bestieg seinen Braunen und flog wie gejagt davon.

(Fortsetzung folgt.)

Georges Lefrançois.

(Fortsetzung.)

Lefrançois poetischer Sinn lag jedoch mehr in den selbstgeschaffenen Lebensverhältnissen als in seinen kunstlerischen Anlagen; alles, was ich von ihm gesehen, ehe er nach Italien ging, war anziehend, aber mir ist durchaus keine bestimmte Erinnerung, kein entschiedener Eindruck davon zuruckgeblieben. Er war im Leben, im Umgang freundlich, hingebend und durchaus freimüthig, aber in der Kunst, damals wenigstens, befangen. Er verwarf die erste Idee, die doch immer die trefflichste ist, und besserte daran, er suchte nach Schwierigkeiten, um sie zu bekämpfen; wo ein armer Bursche frisch darauf los fortgearbeitet hätte, da stand ihm der Gedanke im Weg, daß er ein reicher Dilettant sey, der sich nicht selbst genugen, sondern nach dem Höchsten ringen musse. Schon hatte er in des trefflichen Hersents Atelier bedeutende Fertigkeit in der Farbengebung gewonnen, als er 1832 die Palette wegwarf, zu Ingres ging und sich in die Reihen der jungsten Schuler dieses Meisters stellte; denn er wollte durchaus das Höchste erringen, die reinste Schönheit der Form, die strengste Gesetzesbefolgung der Harmonie, die gediegenste Kraft des Aufschwungs.

Bekanntlich stellt Ingres die höchsten Forderungen literarisch wissenschaftlicher Ausbildung und positiver Geschichtskenntnisse an junge Männer, ehe sie seine Werkstatt betreten. Er verlangt fur den angehenden Künstler einen hohen Standpunkt der Geistesbildung und Sitte, er duldet keine Gemeinheit, keine Vernachlässigung der Gemüthsausbildung, keine Mittelmäßigkeit der Bestrebungen. Er verlangt den Menschen menschlich schön im Innern und gesellig schön im Aeußern, ehe er ihn für wurdig hält, die heilige Schwelle der Kunst zu betreten. Wie sehr ihm Lefrançois willkommen war, wie innig er ihn lieb gewann, läßt sich denken. Er bat ihn nach einigen Jahren des innigsten Freundschaftsbundes, den jemals Meister und Schüler geschlossen, ihn in seinem Wagen nach Rom zu begleiten.

Sein Abschied von Allen, die ihn geliebt und verstanden, hatte etwas seltsam Erschütterndes durch sein ganz eigenes Bezeigen; es war befremdend, wie sich der

26jährige Jüngling in allen Veranstaltungen für seine zurückgelassene Habe durchaus so benahm, als habe er keine Hoffnung, wiederzukehren. Aus einem solchen Vorgefühl muß das Testament ausgegangen seyn, dessen in dem vortrefflichen Artikel aus Venedig in der Allgemeinen Zeitung vom 18ten Juli Erwähnung geschieht, wo er sein Vermögen zu wohlthätigen Zwecken bestimmte. Dies sieht ihm ähnlich, denn Niemanden lagen große Worte entfernter und schöne Thaten näher, als ihm. Kaum ließ die umfassende Schilderung eines so reichhaltigen und merkwürdigen Individuums noch Raum für die Worte liebender Erinnerung, die ich als Blume auf sein frühes Grab niederlege. Auch vergönne ich mir nur noch wenige Andeutungen.

Leseançois war der Mann des Fortschritts in seltener Gediegenheit und liebenswürdiger Form. Die deutsche Sprache und Literatur war ihm durch anhaltende Studien bekannt und werth. Durchdrungen von den Schönheiten unserer Poesie und Romantik, genährt von den Schätzen des Alterthums, vertraut mit dem Genius fast aller europäischen Sprachen und glühend für die Poesie der Indier, billigte er nicht die Auswüchse jener Schule, die bei den Franzosen die romantische heißt, ohne jedoch an den Vorurtheilen der Perückenzeit zu kleben. Das Schöne kam ihm recht, in welcher Gestalt es vor ihm stand, er huldigte ihm mit feinem und tiefem Sinn. Er war Enthusiast, ohne es je sich selbst gestehen zu wollen. Er stellte sich im Geist gleichsam außerhalb seiner Umgebungen auf eine Anhöhe und blickte von dort ruhig um sich her, achtsam, nichts zu versäumen, bereit, Allem zu huldigen, was Huldigung verdiente, und liebend bemüht, seiner Huldigung Würde zu verleihen, um deren Gegenstand besser dadurch zu ehren. So z. B. war er ein abgesagter Feind des Strampfens, Brüllens und Tobens, was man bei Produktionen in Schauspiel, Oper und Konzerten Beifall zu nennen pflegt. Es störte ihn fürchterlich, er sprach davon als von einer thierischen Kraftäußerung, die jeden süßen Eindruck der Harmonie, die nur eben das Ohr eingesogen, kannibalisch vernichte, und meinte, die Künstler und Künstlerinnen fingen nachgerade an zu werden wie die Rosse, die nicht voran wollen, wenn der Postillon nicht schnalzt, pfeift und knallt. Dem Verstorbenen werden die Künstler doch nicht darüber grollen? Gott bewahre mich, daß ich es ihm nachsagte! Er war nicht einmal in Deutschland gewesen, und deßhalb nur um so ungerechter, als man in Frankreich weit haushälterischer mit dieser Art Beifall umgeht als hier. Vielleicht wird die eine seiner Ideen die Grollenden versöhnen; freilich war es die eines reichen Dilettanten, wie sie einem hungrigen Journalisten nicht im Traum einfallen könnte. Er meinte, man sollte statt des verrauschenden Beifalls, womit keineswegs denen genug gethan sey, die „den Besten ihrer Zeit genug thun" (der Mann kannte seinen Schiller!), sich zu sinnreichen Geschenken Tags nach gelungenen, herrlichen Produktionen vereinigen, bei denen aber tiefe Stille im Publikum herrschen müsse, als das Zeichen der höchsten, lauschendsten Aufmerksamkeit und Würdigung.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Schluß.)

Bibliothekwesen.

Seitdem das neue Ministerium sein Amt angetreten hat, ist der an der königlichen Bibliothek gestörte Friede dort auch wieder eingekehrt, und zwar nachdem der neue Minister des öffentlichen Unterrichts, Villemain, einen Theil der königlichen Ordonnanz, welche Salvandy erlassen, zurückgenommen. Letzterer hatte nämlich einen Oberaufseher, Dünoyer, den bekannten Publicisten, mit einem Gehalte von 18,000 Franken und außerdem noch einen Kassier oder Rechnungsführer mit einem Gehalte von 6000 Fr. angestellt, und da für diese neuen Ausgaben von den Kammern kein Geld bewilligt worden war, so folgte daraus, daß entweder der Kostenanschlag der Bibliothekausgaben im jährlichen Budget erhöht, oder die 24,000 Fr. von den zur Vermehrung und Unterhaltung der Bücher, Handschriften und Alterthümer bestimmten Fonds genommen werden mußten, wodurch also die Bibliothek weniger Bücher, aber desto mehr Beamte bekommen hätte. Aber nicht sowohl dies, als daß die Salvandysche Verordnung die bestehende gesetzliche Ordnung an der königlichen Bibliothek aufhob, bewog die Bibliothekare, oder, wie sie offiziell heißen, Conservatoren, zur Klage beim Staatsrathe und zur Veröffentlichung von drei Schreiben, um das ihnen angethane Unrecht auseinanderzusetzen. Sie behaupteten nämlich, ein Gesetz aus der republikanischen Zeit habe die Verwaltung der Bibliothekangelegenheiten ganz dem Conservatorium, das heißt den gesammten Conservatoren in die Hände gelegt, und diese gesetzliche Verfügung könne durch keine königliche Ordonnanz aufgehoben werden. Zudem sehe es unschicklich, das Recht, über Ankäufe und Tausche von gelehrten Sachen zu entscheiden, einem Manne zu ertheilen, dem Bibliotheksgeschäfte fremd seyen. Wie hätte in der That Dunoyer über die Wichtigkeit oder Unwichtigkeit zum Ankaufe angebotener alter Münzen, oder eines für selten ausgegebenen Exemplars eines Drucks aus dem fünfzehnten Jahrhundert u. s. w., ein Urtheil fällen können, da er sich niemals mit dergleichen abgegeben, während er immerhin als Präfekt ein Departement verwalten konnte, was aber keine Einsicht in gelehrte Sachen verschafft. Ueberhaupt mißfiel es den Conservatoren, die zum Theil berühmte Gelehrte und Akademiker sind, von einem ungelehrten Manne abzuhängen und unter seinen Befehlen zu stehen. Dunoyer hatte demnach eine sehr unangenehme Stellung an der Bibliothek; die Conservatoren weigerten sich, ihn in der Eigenschaft als Oberaufseher anzuerkennen, und trieben ihre Geschäfte nach wie vor in ihrem Conservatorium. Dunoyer hatte Titel und Gehalt, aber gar keine Macht, und konnte es nicht verhindern, daß die Conservatoren die drei Schreiben drucken ließen und ihre Beschwerde beim Staatsrathe

anbrachten. Wäre Salvandy Minister geblieben, so weiß ich wahrlich nicht, welches Ende die Sache genommen hätte; aber durch seinen Austritt aus dem Ministerium wurde der Handel sehr erleichtert. Villemain sah die Nothwendigkeit ein, den Uebelstand zu heben, und so erschien denn kurz nach seinem Eintritt in's Ministerium eine neue königliche Ordonnanz, in welcher Dunoyers gar keine Erwähnung geschieht, da dieser, wahrscheinlich durch den Minister bewogen, seine Entlassung verlangt und bekommen hatte. Letronne ist nun zum lebenslänglichen Direktor ernannt, und da er selbst einer der Conservatoren ist, so ist in soweit die gesezliche Einrichtung des Conservatoriums nicht gestört. Zur republikanischen Zeit gab es gar keinen Direktor, und die Conservatoren machten ihre Sachen unter sich kollegialisch ab; man sah aber später die Nothwendigkeit ein, doch einem der Conservatoren etwas mehr Macht zu geben als den andern, und ertheilte den Conservatoren das Recht, alle drei Jahre aus ihrer Mitte einen Direktor zu wählen. Dieses Wahlrecht verliert nun das Conservatorium, indem nunmehr der Minister sich das Recht vorbehält, einen lebenslänglichen Direktor aus dem Conservatorium zu ernennen. Ferner hatten die Conservatoren das Recht, beim Abteben eines Conservators oder Subconservators dem Minister drei Candidaten vorzuschlagen, aus denen er einen zu wählen hatte. Der, dem sie die Stelle zudachten, pflegte oben an gesezt zu werden, und meistens gab diesem auch der Minister den Vorzug. Nach der neuen Verordnung schlägt das Conservatorium einen Kandidaten vor, und das Ministerium kann einen andern wählen, aber nur aus den fünf Akademien des sogenannten Institut de France. Auch die Vakanz hat ihnen der Minister abgekürzt und sie von sechs Wochen auf vier reduzirt. Die Wichtigkeit der grossen Bibliothek, deren Sammlungen jährlich bedeutend vermehrt werden, nimmt beständig zu. Welcher Unterschied zwischen der vorrevolutionären Zeit, da diese Anstalt zweimal in der Woche zwei oder drei Stunden offen stand und von einzelnen Bücherliebhabern besucht wurde, und jezt, da sie jeden Tag der Woche, mit Ausnahme des Sonntags, von zehn Uhr bis drei offen steht und wenigstens von zweihundert Studirenden täglich benuzt wird, die vielen Gelehrten nicht gerechnet, welche die Bücher zu Hause benuzen dürfen. Die Zahl der Angestellten ist nun doppelt so stark als sonst, und dennoch reicht sie kaum hin, um das Publikum gehörig zu bedienen. Man wird zulezt genöthigt seyn, für jedes spezielle Fach wenigstens einen Angestellten zu haben. An der Handschriftensammlung erfordern schon die orientalischen Manuscripte mehrere Gelehrte, wirklich sind nun auch mehrere bekannte Orientalisten daselbst angestellt, und dennoch hat man für einige dieser Sprachen noch keinen Mann vom Fache. Eben so wird es zulezt mit den Münzen gehen, eben so mit andern Fächern. Universalgelehrsamkeit ist beim jezigen Stande der Wissenschaften kaum mehr möglich. Dg.

Karlsbad, Juli.

(Fortsezung.)

Die Morgenkur.

Die **Brunnenzeit** hatte früher als andere Jahre begonnen, und nicht allein in Folge der prachtvollen Tage, wodurch der Blüthenmond seinen ungewöhnlich rauh gewesenen Vorgänger zu beschämen trachtete. Schon im April, wo doch die Gebirgswege vom Uebermaße gefallenen Schnees zum Theil ganz unfahrbar geworden und zuweilen sechs bis acht Arbeiter gedungen werden mußten, um Wagen und Schlitten das Durchkommen möglich zu machen, hatte sich ungewöhnlicher Zuspruch, mitunter aus weitentferntem Auslande, eingefunden. — Die den Brunnentrinkern hier vorgeschriebene Lebensweise ist in vieler Beziehung eine Wiedereinsezung in die Einrichtungen der Natur, mithin gerade der **unnatürlichste** Zustand für alle wirkliche, oder auch nur Titularmitglieder der gebildeten Welt. Morgens nach Sonnenaufgang schon das Bett zu verlassen und Abends, wenn sie kaum untergegangen, es wieder aufzusuchen, das heißt ja doch gewiß mit den hauptsächlichsten Gewohnheiten eines patentirten, eleganten Treibens in vollkommenen Widerspruch treten. Und dann nebenher noch den Gaumen den ganzen Tag durch Vermeidung beinahe aller Gourmandise in Verzweiflung, und dabei obendrein dem Appetite, sogar in den erlaubten Nahrungsmitteln, enge Schranken zu sezen! Daß aber dergleichen medizinische Grausamkeiten wenigstens keine zwecklosen sind, davon zeugt das lebendige Gemälde, welches jeder Morgen um die Brunnen von Neuem bildet. Gar manches früher in die Wolken des Grams und Kummers gehüllte Auge klärt sich zusehends mehr und mehr auf. Am Auffallendsten erscheint die wunderbare Kraft des durch solche Grausamkeiten unterstüzten Heilquells bei den aus der Leber stammenden Krankheiten. Viele Männer und Frauen, die Anfangs mit ganz hoffnungslosen, grüngelben Gesichtern, schweren Herzens unter den übrigen Brunnentrinkern, wie von bösen Träumen gequält, einherschwankten, erwachen immer augenfälliger zu einem freundlicheren Daseyn, bis sie endlich zum Theil, vermöge der mit ihrer Gesichtsfarbe vorgegangenen Veränderung, des neuerlangten Glanzes der beinahe erloschen gewesenen Augen und des sicher gewordenen Ganges und Trittes, kaum wieder zu erkennen sind. — In den lezten Wochen verdichtete jeder neue Tag die lebendige Umgebung der vielleicht blos im Grade der Wärme von einander verschiedenen Brunnen immer mehr. Wie vor Zeiten Pilger zu einem heiligen Gnadenbilde, so wallfahrtet Morgens um fünf Uhr und früher Alles den Tempeln der Gesundheitsgöttin zu, die von ihr gespendeten, flüssigen Krystalle in kleinen Porzellanbechern zum Munde zu führen. Während das Aeußere der vielgestaltigen Versammlung an den Brunnen die seltsamsten Kontraste von Jugend und Alter, Reichthum und Armuth, Eleganz und Unscheinbarkeit, und hiermit die Sprödigkeit und das Unvereinbare der zufällig zusammengelaufenen Composition darlegt, so bildet doch, gerade wie in der Kirche, auch hier der gleiche Zweck gewissermaßen einen bleibenden, innern Zusammenhang. Die mannigfachsten Gesichter, Figuren, Formen und Farben machen das Ganze zu einem so beweglichen als fortdauernd bewegten Gemälde, dessen einzelne Theile jeden Morgen unserm Gedächtnisse sich tiefer einprägen, und wie fern sie auch sonst unserer ganzen Existenz stehen möchten, doch unserm Auge als gewohnte, freundliche Nachbarn und Mitleidende mitunter recht willkommen sind. Dem Hin- und Herwandeln der Masse bringt das starke Musikchor am Mühl-, Neu- und Theresienbrunnen eine Art von Rhythmus bei. Dieses Chor wird allezeit Sonntags von sieben Uhr an durch die Blasinstrumente verstärkt, welche ebenfalls täglich die Besucher des gewaltigsten der hiesigen Brunnen, des **Sprudels**, mit sichtbarem Erfolge zu erheitern suchen. Die künstlerische Auszeichnung desselben war Ursache, daß es im vorigen Jahre, dem Vernehmen nach, von dem Direktorium des Eisenbahnausschusses in Petersburg zu einer Reise dahin aufgefordert wurde. Nach einem zweimonatlichen Aufenthalte daselbst ist es vor wenigen Wochen erst wieder heimgekehrt.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 193.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 13. August 1839.

> Durch die Briefe, die er schreibt, schildert sich der Mensch, gerade wie die Völker durch ihre Literaturen.
>
> St. Marc Girardin.

Georges Lefrançois.

(Schluß.)

Lefrançois meinte, wenn das Geschenkemachen Mode würde, so würden sich Reiche gern auszeichnen, minder Beguterte gern beitragen, und alle die, welche nichts zu geben hätten, als Händegeklatsch, Gebrüll und Gestampf mit Stöcken und Füßen, könnten selbst das noch sparen. So meinte er es mit dem Mimen, dem Sänger, dem Virtuosen; ich meine es eben so und lasse es getrost drucken, denn jeder gute Gedanke muß der Ausführung vorausgehen, wenn auch noch so lange Zeit. Wer weiß, ob nicht nach wenigstens oder höchstens fünfzig Jahren eine neue Schechner — wenn eine möglich ist — eine neue Devrient, Malibran — doch wer nennt sie alle, die Zierden aller Kunstfächer, die uns entzückten? — am Tag nach der Vorstellung das Denkzeichen des Danks der Kunstliebenden empfangend, nach einem Jahre ihren Schmuck ordnend, die Inschriften liest: dieser Ring war für die Alice, dieser Solitär für die Valentine, diese Halskette für die Norma u. s. w., der tragischen Künstler und Künstlerinnen, der Virtuosen, ja, was über Alles geht, der Tänzerinnen nicht zu gedenken! Das Thema ist unerschöpflich, darum breche ich ab davon.

Hätte ich die schönen Briefe, die Lefrançois auf seinen Ausflügen in die Provinz an seine Freunde schrieb, nicht zu den übrigen Kleinodien der europäischen und asiatischen Korrespondenz meines seligen Gatten in den Vogesen aufbewahrt gelassen, so könnte ich in besseren Zügen das Bild dieses liebenswürdigen Franzosen geben, da ein Brief noch besser der Mensch selbst ist, als der Styl an und für sich, wie Buffon versicherte. In Ermanglung dieser Briefe stehe hier ein Auszug aus einem, vom Ende Mais 1831, den Lefrançois seinem ehemaligen Mitschüler bei Hersent, meinem Sohne Max sandte, und den ich mir übersetzend abgeschrieben.

„Sie halten mich, theurer Chézy, für einen Franzosen mit Leib und Seele und meinen, ich schlage den Geist höher an als das Gemüth, weil wie Alle es meist so machen. Nur zu oft mißbraucht bei uns der Mensch die göttliche Gabe, mir aber ist die Einfachheit und Gründlichkeit des deutschen Nationalcharakters überaus schätzbar und werth. Wie gern möcht' ich sie an Ihrer Seite, in Ihrem Deutschland erst recht verstehen lernen! Sie Glücklicher! Ihre Alpenhöhen, Ihre Waldungen haben Sie wieder! Sie folgen auf seinem Pfad dem rüstigen Jäger, ereilen die behende Gemse in der kühnbesonnenen Flucht, athmen die reine, durchduftete Gebirgsluft ein! Das ist erfreulicher als Ihre Sternwarte auf der Zinne des Collège royal de France, von der Sie

nur einen stachlichten Umkreis von hohen Dächern überblickten! Das Rauschen der Fluthen, das Säuseln der Wipfel, der Vögel Lieder sind dort Ihre Lust, feiernd vom Drang des lastenden Gewühls in dem ungeheuren Gassenlabyrinth, wo Tausende von Menschen unaufhörlich im Koth gegen einander anprallen."

„Sie schreiben mir nichts von den Kunstanstalten, den Professoren? Haben Sie nicht einen Cornelius, einen Overbeck, einen Schnorr? Sagen Sie mir recht viel, lieber Freund, von diesen herrlichen Meistern, von ihren trefflichen Schülern, von allen großen Männern, die im kunstreichen München leben. Von unserer neuen Ausstellung werden Sie Berichte kennen. Auf 4000 Bilder kaum einige ausgezeichnete! Ein Gewühl von Porträts und nichtssagenden Landschaften, weit weniger Barrikadenstücke, als zu befürchten stand, und Alle ohne Ausnahme schlecht! Eine Composition von Leopold Robert würde Sie entzücken, wie sie alle Kenner zur Bewunderung hinriß. In einem, vom italienischen Sonnenodem durchglutheten Gefilde hält ein Ackersmann sein Fuhrwerk an, das keuchende Büffel ziehen, und heißt den Schnittern die Ernte beginnen. Auf dem Vorgrund ein schönes Weib mit einem Kinde, Raphaelisch gedacht — der Wagenlenker recht aus dem Kern des Lebens gegriffen — lauter Prachtgestalten! Die Gruppirung ist symmetrisch pyramidalisch, im ganzen Bild nirgends eine Lücke, überall verweilt das Auge mit Behagen. Noch langhin wird nichts so Schönes mehr zum Vorschein kommen."

„Delaroche hat ganz vorzügliche Staffeleigemälde ausgestellt: Mazarin, ein treffliches Bild, dann Richelieu, schon den Todeskampf im bleichen Angesicht, Cinq Mars und de Thou, seiner Rache gefesselte Opfer, auf der Rhone im Schiff nachschleppend. In größerem Maßstabe Richards III. Neffen im Thurm, aufschaudernd beim Geräusch der Schritte ihrer Mörder. Herseuts Bildnisse sind diesmal seinen frühern Sachen an Trefflichkeit nicht zu vergleichen."

„Möchten Sie nicht Ihren Nationalgardisten-Jägerczako wieder aufstülpen? Sie hätten ihn seither mehr als einmal aus dem Kasten genommen, noch kürzlich in der Straße St. Denis. Trauriges Loos unserer Hauptstadt, so unaufhörlich den Einfällen einer Handvoll Tollköpfe preisgegeben zu seyn! Man ermattet moralisch und intellektuell bei diesen immer wiederkehrenden Unruhen; auch bei der festesten Zuversicht in die Weisheit der genommenen Verhütungsmaßregeln kann man sich eines unwillkührlichen Bangens, daß sie einmal ernsthafter werden könnten, nicht erwehren. Besonders dem Herannahen des 28sten Juli sieht man mit Sorge entgegen. Das Alles hindert uns nicht, in die Oper zu gehen. Ihrer deutschen Nachtigallen Kehlen bezauberten uns noch diese ganze Zeit her. Die Euryanthe, die Castil Blaze durch seine Uebersetzung und Entstellung der Musik auf dem Gewissen hat, entzückte uns kürzlich deutsch mit unvergleichlicher Besetzung der Hauptrollen: Minna Schröder-Devrient, Haizinger. Der Erfolg war unermeßlich, weit hinaus über den von Don Juan und Fidelio."

„Wären Sie hier geblieben, Sie würden Ihrer Frau Mutter Lieder: Glöcklein im Thale — Unter blühenden Mandelbäumen — Der Mai bringt frische Rosen dar — in unsern Pariser Salons von schönen Lippen deutsch ertönen hören. Unsere französischen Künstlerinnen lassen sie sich deutsch einlernen, ohne ein Wort von der Sprache zu wissen, und behaupten, sie wüßten durch die Musik, was die Worte bedeuten."

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Der Abend brach bald ein und Marianne hatte bei zwei Stunden zu gehen. Er geleitete sie in Gedanken auf dem ihm wohlbekannten Wege. Wo mag sie jezt wandeln? im Thal? über die Höhe? im Walde? — Eine kurze Waldstrecke hatte sie zu passiren. — Fürchtet sich die Gute wohl, wenn es nun dämmert? — Dann rief er sich ihr Benehmen, ihre Innigkeit, ihr züchtiges, tadelloses Wesen zurück. Er sprach, von der Nachwirkung der Freude und des Rebensaftes erregt, laut mit sich selbst und verlor sich manchmal in allgemeine Betrachtungen, wie er denn zu dergleichen nie besser aufgelegt war, als wenn er, durch irgend ein bedeutendes Ereigniß bewegt, der frischen Luft, des Wechsels der Naturbilder gehend oder reitend genoß. „Sinnlichkeit, Sittlichkeit! — Naturtrieb, Tugend!" sprach er, ohne die Landschaft, über die der Himmel seinen goldverbrämten Wolkenbaldachin herbreitete, aus dem Auge zu verlieren, ja von diesen Tönen und Bildern immer unbewußt angeklungen — „das sind Worte und Begriffe, welche einen unendlichen Inhalt in sich aufnehmen können. Was wäre eine Sinnlichkeit ohne alle Rücksicht auf den Organismus des Lebens, wild hereinbrechend, diesen Organismus selbst zerstörend, blinde Gier ohne Aufblick zum Höhern? — Was wäre eine Tugend ohne Beimischung sinnlicher Antriebe, ohne Lebenslust, im reinsten, kalten Aether über der Erde schwebend? Jene wäre unter dem Thiere, diese über dem Menschen. — Wohl hat auf Erden Alles seinen Preis. Muß ich nicht," fuhr er laut lachend fort, „jenes Gesandten gedenken, der mit seinen Kollegen im Streit über die Unbestechlichkeit ausrief: Ich garantire für mich — bis auf eine Million! — Wohl wird uns Männer die

vestalische Enthaltsamkeit des weiblichen Geschlechts, ihre Neigung, ihre Hingebung immer als ein anziehendes Problem beschäftigen. Jeder urtheilt darüber nach seiner eigenen Sitten- und Sinnesweise. Der Frivole kennt nur Hinfällige, Fallsüchtige und Gefallene. Ich möchte gern an Unschuld und Standhaftigkeit, als an die Regel glauben. — Wie hold benahm sich das gute Kind! Wie fein zog ihr Sinn die Linie des Erlaubten, des Anständigen! War es Berechnung, Prüderie? O nein! es war mehr Instinkt als Bewußtseyn. Ist denn aber nicht auch in Leben und Kunst das Meiste, was wir thun und lassen, Instinkt und Takt, der unbewußt, ungehemmt durch Ueberlegung, das Rechte leistet, obwohl er aus unzählichen Akten der Anschauung und Uebung, der Willkühr und Gewöhnung erwachsen seyn mag? — Ich will, rein menschlich gesinnt, alles Tugend nennen, was den Menschen der Lockung des Augenblicks aus Scheu vor dem Genius des Lebens widerstehen läßt."

Unter solchen Monologen ritt der Consulent die Straße dahin, und da der Vollmond nach seiner gewohnten Weise mit dem Scheiden der Sonne über den fernen Horizont in Osten als purpurrothe Feuerscheibe heraufgestiegen war, so bemerkte er die Grenze des Tages nicht. Erst gegen zehn Uhr kam er an das Thor der Stadt. Er dachte sich Mariannen längst zu Hause eingetroffen und über die kleine Verlegenheit der Dichtung hinüber, mit welcher sie ihren heutigen Spaziergang als einen Besuch bei einem benachbarten Bekannten vor ihren Leuten durchzubringen gehabt. Er sah sie im Geist auf ihrer Lagerstätte von der Erschöpfung ausruhend, sanft eingeschlafen, wie er sich selbst zu Hause bald dem Schlaf überließ.

Ein paar Tage nach diesem Stelldichein wandte sich der Schreiber des Consulenten an diesen mit der Frage, ob er bei seinem neulichen Ausritte nichts von einem tragischen Vorfall in dortiger Gegend vernommen habe. Grüner verneinte es betroffen. Ein junges Frauenzimmer, fuhr Jener fort, sey im Walde zwischen M. und B. von einem vermummten Kerl angefallen, auf den Tod verwundet und beraubt worden. So habe ihm ein Wandersmann, der von dort hergekommen, gestern Abend erzählt. — Eine unbeschreibliche Unruhe bemächtigte sich Grüners, die er kaum zu verbergen wußte. Er fragte nach den nähern Umständen, und was er erfuhr, deutete auf die gute Marianne. Wie sollte er Gewißheit erhalten, ohne seine eigene Person bloszustellen? Erfüllte ihn Schrecken, Mitleid mit der Unglücklichen, Angst um ihr Leben, so mußte er, je mehr er sich die Sache deutlich machte, desto mehr auch an seinen eigenen Ruf hiebei denken.

War Marianne, denn er dachte an keine Andere mehr, todt geblieben oder ist sie an der Verletzung gestorben, so wurden ohne Zweifel zunächst von den Hausgenossen, dann von dem Gericht ihre Sachen untersucht. Daß sie nicht an dem von ihr angegebenen Ort auf Besuch gewesen, ergab sich bald. Man fand wohl auch das Billet, das er vom Schloß aus an sie geschickt, bei ihr. Sie hatte es, wie ihm beifiel, an einem holden Verwahrungsorte bei sich getragen. Zwar hatte er nur seine Namenschiffer beigesezt, aber man kannte beim Gericht seine Handschrift. Naheliegende Conjekturen leiteten auf seine Person. Er hatte Marianne einige Lesebücher zum Geschenk gemacht, ohne seinen Namen herauszuschneiden. Sie hatte wohl selbst, so lange sie das Bewußtseyn gehabt, gestanden, wo und bei wem sie gewesen. Unter solchen quälend zudringenden Gedanken brachte der Consulent, unfähig, an den wartenden Geschäften etwas vor sich zu bringen, den Morgen hin; ja es schien ihm, als denke sein Schreiber, der Mariannens Aufenthalt wußte, an die Möglichkeit, daß diese die Verunglückte seyn möchte, und ahne sogar den Zusammenhang des unseligen Vorfalls mit seiner Person. Die Verschuldung sieht überall Beobachter, deren Blicken sie nicht traut.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

Literatur.

Seit ich Ihnen nicht von den neuern Genfer Literaturerzeugnissen gesprochen habe, ist bei uns manches Interessante, ja selbst Wichtige an den Tag getreten. Unsere treffliche Frau Necker de Saussure, bekanntlich die Tante der Frau von Staël, hat in ihrem hohen Alter, und ihrer fast gänzlichen Taubheit ungeachtet, volle Frische, Jugendlichkeit und Kraft des Geistes erhalten. Dies beweist auf merkwürdige Weise der dritte Theil ihrer Education progressive, der auch unter dem passenden Titel: Etude de la vie des femmes erschien. Dieser Band enthält sehr anziehende Bemerkungen über den jetzigen Zustand der Frauen, über ihre Erziehung und deren Resultate in allen Lebensstadien. Das Buch ist so theoretisch wie praktisch, enthält eine Menge trefflicher Lehren und vielen guten Rath, obgleich die Tendenz der Verfasserin beschränkt ist und den wichtigen Gegenstand nicht im Ganzen umfaßt. Frau von Necker-Saussure spricht nur über und für Frauen wohlhabender und gebildeter Stände, also nur für die wenigeren, welche eben nicht zu beklagen sind. Daher hat man ihr auch aristokratischen Sinn vorgeworfen, aber gewiß mit Unrecht; denn wenn ihr Buch gleich nicht für die einfachen und armen Frauen geschrieben ist, so können diese doch viel Rath und Nutzen daraus ziehen. In dieser Beziehung führen wir besonders das Kapitel über die jungen Frauen an. Hinsichtlich der Sprache kann dies Buch

auch als ein merkwürdiges Muster aufgestellt werden, dergleichen in Frankreich selbst jezt selten vorkommen.

Die Schriften Dr. Gosses und Dr. Coindets über das Pönitenzsystem überhaupt und das Genfer Pönitenzhaus insbesondere bilden mit Aubanels und Grellets trefflichen Werken über diesen Gegenstand ein interessantes Ganze, das zu einer wesentlichen Verbesserung des Systems im Allgemeinen und unserer Musteranstalt insbesondere führen wird, wenn durch mehr Leibesbewegung, Gesang, weniger strenge Einsamkeit und dergleichen der große Uebelstand einer starken Kränklichkeit, Geistesverwirrung und Sterblichkeit gehoben wird. In der ersten Epoche unseres Strafarbeitshauses von 1827—1833, wo die Sträflinge in ihren Erholungsstunden mit einander sprechen, ja sogar Dame und Domino spielen, und zusammen im Hofraume spazierengehen und Blumen ziehen konnten, waren bei 63 Sträflingen jährlich im Durchschnitte nur 7, 19 Krankheitstage und ein Sterbefall. Später sah man ein, daß diese Lebensart den beabsichtigten Zweck nicht erreiche, zu angenehm sey und deßhalb zu vielen Recidivfällen Veranlassung gebe; sie wurde also viel strenger, mit gänzlichem Stillschweigen, ohne Spiele und nur mit einer Promenade langsamen Schritts, ein Sträfling hinter dem andern, und absolutem Stillschweigen. In den drei folgenden Jahren von 1833—1836 waren nach obigem Verhältniß jährlich 10, 18 Krankheitstage und eine Sterblichkeit von 1 auf 37, 49. Dies Verhältniß stieg noch in den Jahren 1836 — 1837, denn da waren gar 21, 17 Krankheitstage des Jahrs und ein Todesfall auf 24. Mit Recht schreiben die beiden Aerzte dieses erschreckende Zunehmen der Mortalität dem Einfluß des absoluten Stillschweigens, der Einsamkeit und der geringen Bewegung zu. — Die treffliche Uebersetzung der griechischen Historiker von Betant und Rilliet hat mit Herodot begonnen und ist zu Thucydides peloponnesischem Krieg fortgeschritten. Ein gar lobenswürdiges und gelungenes Unternehmen. Thucydides läßt sich leichter als irgend ein anderer altgriechischer Historiker von Zweien übersetzen, denn er ist eigentlich doppelt. So wurde die eigentliche, von den vielen Reden ganz verschiedene Geschichtserzählung von Betant übersezt, die Reden aber von Rilliet. Dieser hat auch im Französischen den festen und gedrängten Styl des Originals zu erreichen gesucht. Als Beispiel brauchen wir bloß den Schluß der Rede anzuführen, durch die Perikles sich bemüht, die durch die Pest entmuthigten Athener zum Krieg gegen Sparta aufzuregen. Man sollte glauben, in Genf freue man sich über diese gelungene, ganz einheimische Uebersetzung der griechischen Geschichtschreiber, die der Stadt alle Ehre macht. Aber nichts weniger; selbst unter den Gebildeten und Unterrichteten wissen nur Wenige etwas davon oder kennen der Arbeit Schwierigkeit und Bedeutung, noch Wenigere unterstützen sie. Was geht die Bijoutiers, die Uhrmacher, die Groß- und Kleinhändler Thucydides an? Hat er doch in der Mechanik, im Fabrikwesen, in der Färberei und im Commissionshandel nichts Vorzügliches geleistet; man hat auch seinen Namen nie im Constitutionnel, im Figaro oder Charivari gelesen; der Mann muß also nicht weit her seyn. Man hat es sogar von Einheimischen oft wiederholen hören: Alles, was nicht positive, wissenschaftliche, gleich anwendbare Literatur ist, und auch nicht zu dem Chaos des jezigen französischen Schriftthums gehört, findet in Genf einen armen, unfruchtbaren Boden. Nicht an Männern fehlt es, die Tüchtiges leisten können und wollen, sondern an Kenntniß, Willen und Theilnahme von Seiten des Publikums, ja selbst vieler Studenten. Blieb doch vor zwei Jahren eine öffentliche, von Sachkennern sehr gerühmte Vorlesung über die Geschichte der altgriechischen Civilisation, Literatur und Kunst, die ein hiesiger Gelehrter den Studenten und Künstlern zu Liebe hielt, von ihnen unbesucht und ohne alle Theilnahme.

(Fortsetzung folgt.)

Karlsbad, Juli.

(Fortsetzung.)

A u s f l ü g e.

Zu den sechs besonderen Brunnen: „dem Sprudel-, Mühl-, Neu-, Theresien-, Schloß- und Bernhardsbrunnen" ist seit einigen Jahren noch der zu Ehren des jezt regierenden Kaisers „Ferdinandsbrunnen" geheißene, gekommen. Er liegt dem Sprudel zunächst, und seine Heilkräfte erhalten immer größere Anerkennung. Durch den Bau eines auf Granitsäulen ruhenden Locals war noch vor einigen Wochen sein Besuch sehr erschwert. Aber das wachsende Vertrauen auf seine eigenthümlichen Vorzüge machte, daß Damen und Herren lieber ihre neueste Morgeneleganz den ärgsten Verletzungen durch das unaufhörliche Herabfallen von Kalk und anderem schmuzigen Baumaterial Preis gaben, als auf die Wohlthat dieses Brunnens Verzicht leisteten. — Daß Lust und Freude hier Maß und Ziel nie aus den Augen setzen dürfen, und der Schwelgerei und Ueppigkeit gänzlich entsagen müssen, das gehöre zu den wesentlichsten Glaubensartikeln im Catechismus vernünftiger Brunnengäste. Zum Glück hat die Natur empfänglichen Gemüthern in der köstlichen Umgegend einen schönen Ersaz für manche Entbehrung verliehen. Auch die zartesten Damenfüße erreichen gar leicht den Punkt, wo die, die Stadt umkränzenden Berge dem Auge das Ueberschauen der anmuthvollen Landschaft nicht mehr wehren können und sich nach allen Seiten hin die reizendsten Thäler der mannigfachsten Art aufthun. Uebrigens steht eine ziemliche Partie vierfüßiger Lastträger immer bereit. — Schon die Ueppigkeit der Vegetation und die vielen lachenden Blumenwiesen und Fruchtfelder aller Art, wohin man sich wendet, erfreuen den Blick, zumal wenn auf und zwischen ihnen fröhliche Heerden ihres Daseyns genießen. Von ganz vorzüglicher Beschaffenheit zeigen sich die, an Größe übrigens nur mäßigen Rinder. Ein glänzendes Braun ist die den meisten gemeinschaftliche Uniform, und ihre auffallende Nettigkeit stammt allerdings wohl zum Theil von den Vorzügen des gesegneten Bodens, ist aber gewiß auch die Frucht einer Pflege und Abwartung, sorgsamer als sie in manchem andern Lande stattfindet. — Ringsum gewähren die nahegelegenen Gartenhäuser und Dörfer die erfreulichsten Aufenthaltsorte. Besonders werden sie zum Einnehmen des Kaffees früh nach dem Brunnen und Nachmittags fleißig benuzt. An vielen derselben erhöhen gewisse Eigenthümlichkeiten den Genuß, welchen man dem anmuthigen Spaziergange dahin verdankt. Die meisten werden durch pikante Aussichten empfohlen. Mit manchen verbindet sich auch wohl gewerbliche Thätigkeit, wie zum Theil recht vorzügliche Porcellanmanufakturen. Freundliche Säle, wo auch auf Bestellung anständig dinirt werden kann, finden sich in vielen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 194.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 14. August 1839.

> The moment night with dusky mantle covers
> The skies (and the more duskily the better),
> The gaiety on restless tiptoe hovers,
> Giggling with all the gallants who beset her;
> And there are songs and quavers, roaring, humming,
> Guitars, and every other sort of strumming.
>
> Byron.

Das Fest des Redentore in Venedig. *

Unter den Festen der Venezianer, welche trotz dem Wechsel der Zeiten und Verhältnisse fortwährend noch in alter Weise begangen werden, nimmt entschieden das des Redentore den ersten Rang ein. Nicht, wie die meisten unter den zahlreichen Volksfesten der erloschenen Republik, von Sieg, Eroberung oder sonst glänzendem Ergebniß seinen Ursprung herleitend, verlor es seine Bedeutung nicht mit dem Fall der Dominante. Das Doppelfest der Narentinerunterwerfung und der Ringverleihung, verherrlicht durch die glorreiche Vermählung mit dem Meere, lebt nur noch in den Annalen und im Andenken der Wenigen, die es selbst geschaut, als Schatten untergegangener Herrlichkeit; die Tage der Curzolaren, Chioggia's, Malamoccos, Negropontes, und alle die übrigen, zur Feier der Glanzpunkte aus Venedigs Geschichte eingesetzten Festtage sind bald verschollen; aber der dritte Sonntag des Juli ist heute noch ein Tag des religiösen Dankgefühls und der allgemeinen Freude.

Im Jahr 1575 war Venedig von einem jener Pestanfälle heimgesucht worden, wie sie früher schon, seit der näheren Verbindung mit dem Orient, zu wiederholten Malen es verheerend überzogen. Diesmal wüthete die Seuche stärker als je; Zeitgenossen berichten, allein im Bereiche der Stadt seyen binnen wenigen Monaten gegen vierzigtausend Opfer gefallen, und die auf den Nachbarinseln angelegten Lazarethe haben häufig an zehntausend Kranke gezählt. Alle Maßregeln, mit unermüdlichem Eifer von der Regierung aufgeboten, blieben fruchtlos. Da gelobte endlich der Senat, nach Befreiung von dem Uebel, dem Heiland einen prächtigen Tempel zu bauen.

Am 3ten Mai 1577 legte unter dem Dogat Luigi Mocenigos der Patriarch Giovanni Trevisano den Grundstein zu dem neuen Gotteshause, das, nach Palladios Entwurf ausgeführt, im Innern über der Eingangspforte die Inschrift trägt: „Christo Redemptori civitate gravi pestilentia liberata Senatus ex voto Prid. Non. Sept. An. 1576.“ Am 21sten Juli 1577 ward nach öffentlicher Verkündigung des gänzlichen Aufhörens der Pest das erste feierliche Dankfest gehalten. Inmitten der noch zum Weichbilde der Stadt gehörigen Insel Giudecca, der Riva delle Zattere gegenüber, an der für den gelobten Tempel bestimmten Stelle, war ein Altar errichtet, auf ihm das Bild des Erlösers mit der Siegesfahne, vor ihm eine Pforte von Lorbeerzweigen, mit prächtigen Stoffen reich

* In allen chronologischen Bestimmungen stützen sich die Angaben, zuweilen im Widerspruch mit denen einiger neueren Autoren, auf die verläßigeren von Giambattista Gallicciolli, Cornelio Morello, Alessandro Ceggia u. A.

geschmückt. Dahin zogen von San Marco, wo die Flaggen der Republik und der unterworfenen Königreiche wehten, unter'm Schall der Glocken und dem Donner der Kanonen der Doge und der Patriarch an der Spitze des Senates und der Geistlichkeit, der verschiedenen Bruderschaften und Schulen; die Gesandten der fremden Mächte und das zahlreiche Gefolge des Signoria schlossen sich dem feierlichen Zuge an; unzählig Volk strömte jubelnd von allen Seiten zu den für diesen Tag über den Canalazzo und den breiten Kanal der Giudecca geschlagenen Schiffbrücken, die Prozession zu der geweihten Stätte begleitend.

Der Senat hatte verfügt, alljährlich am dritten Sonntage des Juli solle das Dankfest im Redentore unter Theilnahme des Dogen und der Signoria wiederholt werden; und bald blickte der Venezianer, ungeachtet der Menge seiner Kirchenfeste, mit besonders freudiger Erwartung auf die Rückkehr dieses Tages. Und durch Jahrhunderte hat sich diese Vorliebe erhalten. Kein Eingeborner, jung oder alt, würde sich's verzeihen, an diesem Tage die Giudecca nicht besucht zu haben; er freut sich der Wiederholung dieses Volksfests, wie der Fremde des glücklichen Zufalls, der seinen Besuch gerade in diese Zeit fallen machte.

Schon früh am Nachmittage der Vigilia bewegen sich von allen Seiten her zahlreiche Massen den Schiffbrücken zu, und die Riva der Giudecca und die jenseitigen Gärten füllen sich mehr und mehr; es kreuzen sich auf den Kanälen bei Weitem mehr Gondeln und Barken, als man an heißen Sommertagen sonst zu sehen pflegt; alle Häuser der Umgebung und in den benachbarten Kirchsprengeln weit umher und die verschiedenen Kaufläden sind seit dem Morgen schon geschmückt mit farbigen Decken und Bändern und Blumengewinden. Das Hauptfest aber beginnt erst gegen Mitternacht.

So auch diesmal. Der Mond war eben untergegangen und die vielen bunten Lampen und erleuchteten Ballone auf den Brücken und der ganzen, von Menschen wimmelnden Riva der Giudecca, und die noch bei Weitem zahlreichern auf den leicht hinschaukelnden Fahrzeugen aller Art verbreiteten ungeschmälert ihr volles Licht. War's doch, als schwimme eine festlich erleuchtete Stadt zwischen den grauen Steinmassen an beiden Ufern des breiten Kanals. Und wirklich waren in dieser Nacht Gondeln und Barken mit Allem versehen, was zu einem wohleingerichteten Haushalt gehört. Wandelnde Küchen, gedeckte Tische; ein Kreis bald mehr, bald weniger zahlreicher Familien mit ihren Gästen schmausend und zechend; Chöre von Sängern hier, Instrumentalmusiken dort, und überall kleinere Fahrzeuge mit Orgelspielern, Improvisatoren, Geigern, Clarinettisten, Spaßmachern und Taschenspielern, bald der einen, bald der andern Gesellschaft sich anschließend, um mit ihren Künsten sich auch hier ein Trinkgeld zu verdienen; keine Gondel, die nicht ihr schwarzes Dach abgelegt und auf irgend eine Art sich geschmückt hätte, die einen mit buntbemalten, transparenten Dächern, die andern mit Blumengui landen und Früchten und Bändern. Gar manche zeichneten sich aus durch Reihen von Ruderern in sorglich gewählter Nationaltracht. Unter letzteren glänzte vorragend jene, aus deren schimmerndem Zelte der Gesang der Neapolitaner schallt; mit ihr wetteifernd eine Barke voll Savoyarden, in grün überwölbter Grotte eine ganze Menagerie von ausgestopften Thieren mit sich führend, die der Präses den um die Tafel Versammelten mit allerlei kurzweiligen Bemerkungen erklärend als Schaugericht zwischen den einzelnen Gängen vorzeigt, hier und da auch wohl in übersprudelndern Laune einen der ihm zunächst sitzenden Gäste vornehmend und rasch drapirend anpreist als ein besonders seltenes Thier, als vieltausendjährige Mumie, die, wunderbar genug! das Trinken nicht verlernt. Und mehr dergleichen Ausbrüche harmloser Kinderlust. Auch die Zöglinge der Akademie hatten im Verein mit andern jungen Malern unter dem transparent überdachenden Panier des Schutzpatrons ihrer Kunst mehrere Fahrzeuge eingerichtet und stimmten bei gefüllten Flaschen in den allgemeinen Jubel, vielfach umschaukelt von neugierigen Gondeln, gaukelnden Feentempelchen, aus deren bunt beleuchteten Blumengewinden manch lebend Bild hervorblickte, das zu verewigen weder Tizian noch Veronese dürften verschmäht haben.

(Schluß folgt.)

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Grüner faßte sich möglichst, um bei Tische sein tiefbewegtes Inneres nicht zu verrathen. Hier wartete seiner eine neue Prüfung. Die Justizräthin erschien ihm Anfangs wie sonst, und er glaubte sich nicht besonders von ihr beobachtet. Sie waren unter sparsamem Redewechsel an den Nachtisch gekommen, als sie einen Brief aus der Commode holte und ihm zum Lesen darbot. Das Postzeichen machte ihn erblassen. Er war von der Verwandten in B. und enthielt die Nachricht von Mariannens Unglück. Grüners Auge traf in fliegender Eile sogleich die Stelle, wo es hieß, daß Marianne noch lebe. Dieser Schrecken war von ihm genommen, aber dennoch war er noch so beklommen, daß er nur nach mehrmaligem Lesen den Sinn des Einzelnen zu fassen vermochte. Das arme

Mädchen lag schwerverwundet, mehr durch einen Fall, als durch thätlichen Angriff, danieder. Sie war allerdings ihrer wenigen Schmucksachen und ihres Geldes beraubt worden und der ausgestandene Jammer hatte ihre Sinne verwirrt. Die Täuschung, die sich Marianne gegen ihre Base in Beziehung auf den Zweck ihres Spazierganges erlaubt, war schon entdeckt, jedoch seiner Person von der Schreiberin nicht gedacht. Marianne, hieß es, behaupte ein hartnäckiges Stillschweigen über Zweck und Ziel ihres Ganges.

So hielt er nun den Brief mit zerstörtem Sinn in den Händen. Was sollte er vorbringen, wie sollte er den angemessenen Ton finden? Rath- und thatlos las er, wenn er an der letzten Zeile war, immer wieder von Neuem. War die Justizräthin auf der Spur, ahnte sie, was geschehen, so stand sie als Tiefbeleidigte, als Gegnerin ihm gegenüber, kalt und besonnen, das Recht ihr zur Seite. Doch er suchte mit krampfhafter Anstrengung Fassung zu gewinnen. — Er stellte sich in die Lage des Unbefangenen zurück, der das unglückliche Mädchen als ehemalige Hausgenossin, als arme Anverwandte kannte, der ihr Theilnahme, Mitleid schuldig war. — Der von ihm ergriffene Ton hielt glücklicherweise Stand. Ob er gleich kaum glauben konnte, daß die umsichtige, in gewissen Fällen mißtrauische Frau ihn nicht durchschaue, so äußerte er doch so ruhig als möglich das Geeignete, und weil sie nicht weniger als er um das Schicksal des Mädchens bekümmert schien, so versprach er, sogleich an den Amtsrichter, den er persönlich kannte, zu schreiben und sich Nachricht von dem Stande der Sache zu erbitten.

Er ging auf sein Zimmer, froh, daß er so über das Quälendste hinübergekommen, und gab der Hoffnung Raum, daß sich vielleicht auch ein Theil der schlimmen Folgen für das arme Mädchen und für seine eigene Person werde abwenden lassen. So war er nun doch aus dem peinlichen Zustande der Passivität heraus und zu dem Vermögen gelangt, über das zunächst zu Ergreifende mit einiger Besonnenheit nachdenken zu können.

Es mußte sich fügen, daß Nachmittags ein Universitätsfreund ihm auf seiner Durchreise einen Besuch machte. Schnell ergriffen Klugheit und List das sich ihnen Darbietende, das Günstige. Der Fremde mußte ihm vor der Justizräthin zum Vorwande eines zweiten Geschäfts, einer kleinen, in dessen Angelegenheiten vorzunehmenden Reise dienen. Er schämte sich zwar vor sich selbst, als er mit dieser neuen Fiktion an sie kam, denn er mußte vermuthen, daß sie ihm nicht glaube, sondern sein Vorhaben ahne. Doch es war ihm jetzt nur um Beobachtung der Form zu thun, wie man sich in der conventionellen Welt oft in kritischen Fällen mit beiderseitigem Wissen wechselsweise belügt. — Er bestellte ein Gefährt; der Fremde stieg mit ein, sie rollten zum südlichen Thore hinaus, um sogleich außerhalb der Stadt auf die nach Norden führende Straße einzulenken. Der angebliche Client stieg aber nach einem Stündchen, während dessen sie sich von verflossenen Zeiten unterhalten und der Consulent Jenem Einiges von seinem Verhältniß zur Justizräthin mitgetheilt, wieder aus und ging zu Fuß zur Stadt zurück. Grüner bat ihn, gewisser Umstände halber die Gegend seiner Wohnung bis morgen ihm zu lieb zu meiden. Der Fremde schüttelte lächelnd den Kopf und äußerte: „Fängt denn die eheliche Offenherzigkeit und Treue schon im Brautstande an?" Der Jurist reichte ihm die Hand zum Abschied und versetzte: „Es ist zwar eine gefährliche Maxime, aber auf gewisse Fälle doch anwendbar, daß, was ein Theil nicht weiß, gleichsam für ihn ein Nichtgeschehenes ist." — „Herr Jesuit!" sagte der Fremde.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsbad, Juli.

(Fortsetzung.)

Frohnleichnam. Theater.

Alle Umstände trafen zusammen, dem Frohnleichnamsfeste diesmal hier einen recht hervorstechenden Charakter zu ertheilen. Der Prälat des überreichen Prämonstratenserklosters Tepel bei Marienbad, der Sohn eines armen Gürtlermeisters aus Karlsbad, gelangte vor Kurzem zu dieser hohen Würde und kam nach seiner Geburtsstadt, um den Glanz der gottesdienstlichen Gebräuche des Tages durch Leitung derselben zu erhöhen. Nicht nur die Stadtbewohner, sondern auch Männer, Weiber und Kinder eines sehr weiten Umkreises und aus der Gegend des Klosters waren hier zusammengeströmt und belebten unter Begleitung der vollstimmigen Musik des durch militärische Haltung sich hervorthuenden, starken Schützenkorps, Alles bei ihrem Zuge aus der Kirche durch die Stadt mit warmer, inniger Theilnahme. Der Gesang, welcher die Luft erfüllte, entbehrte allerdings der Regeln der Kunst, aber er sprach dennoch an, weil er aus der Tiefe der Brust zu quellen schien. Zugleich gewährte die sehr von einander abweichende Kleidung, hauptsächlich der Frauen des Zuges, gewissermaßen eine Uebersicht der besondern Costümirung der verschiedenen Ortschaften, woraus der bunte Volksstrom bestand. Auch die nach den Vermögensumständen der Einzelnen sich richtende Abstufung im Festtagsglanze trug zur gefälligen Abwechselung des ganzen beweglichen Gemäldes bei. Die fröhliche Jugend beider Geschlechter eröffnete den Zug mit Blumenkränzen, Fahnen und Kreuzen. Die Erdgeschosse in allen Straßen, zwischen denen er sich hindurchwand, waren mit grünem Gezweig überkleidet, auch seine Bahn mit Laub und Blumen reich bedeckt. Jeder der unter freiem Himmel aufgeschlagenen vier Altäre, vor denen er anhielt, war ebenfalls mit grünen Zweigen und Blumensträußen versehen, und auch mit Gemälden, vorzüglich aus der heiligen Geschichte, geschmückt, worunter zum Theil recht auserlesene sich befanden, wie z. B. eine Madonna mit dem

Christkinde, als deren Verfertiger Guido Reni genannt war. Das Hauptaugenmerk der in den Straßen und an den Fenstern versammelten Zuschauer war natürlich der Mittelpunkt der Ceremonie, der Prälat mit dem Hochwürdigsten. Nebst einem noch ziemlich jugendlichen Aeußern zeichnete seine Person ein überaus prachtvolles Meßgewand und der dem Reichthum des Klosters entsprechende Glanz an Gold und Edelsteinen vorzüglich aus. Den Meßgewändern der vier, ihm zur Seite stehenden Priester fehlte es ebenfalls keineswegs an strahlender Pracht. Während des ungefähr anderthalb Stunden dauernden Umganges erscholl fortdauernd Kanonen- und Musketenfeuer, welches leztere viel militärische Uebung verrieth. Der wunderschöne heitere Himmel, der den ganzen Vormittag anhielt, machte um so tiefern Eindruck auf Theilnehmer und Zuschauer, da bereits wohl vierzehn Tage lang Jupiter pluvius auf das launenhafteste vorgeherrscht hatte. — Das hiesige, in seinem Innern recht anständig eingerichtete Theater besuchte ich, leider, zu wenig, um viel über die Leistungen der darauf spielenden Truppe sagen zu können. Schwerlich aber würde sie im Stande seyn, das Terrain jahrelang zu behaupten, fände sie nicht wenigstens das Quantum von Beifall, das ihr zur Bestreitung des Kostenaufwands nöthig ist. Sie hat ein gar nicht unbedeutendes Personal und manches recht erfreuliche Talent. Von den diesmal auf hiesiger Bühne aufgetretenen durchreisenden Schauspielkünstlern gefiel besonders die Wittwe des verstorbenen Raimund. Man darf es der Truppe nicht verargen, wenn sie sich zuweilen zu Opern, wie die „Puritaner“ und dergleichen versteigt. Ein wohlassortirtes Publikum enthält auch Leute, die dadurch selbst vornehmer zu werden glauben, wenn über ihre heimathliche Bühne recht vornehme Opern und Tragödien hinstolziren. Der umsichtige Bühnenunternehmer aber weiß nicht nur, „daß es auch solche Käuze geben,“ sondern besonders, daß er sie dann und wann ebenfalls berücksichtigen muß. Im Allgemeinen wird die hiesige Bühne doch am meisten dem lustigen Freikorps der Wiener Possenspiele gewidmet, und das in vielfacher Hinsicht mit Recht.

(Schluß folgt.)

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

Literatur.

Gleichfalls zur alten Literaturgeschichte gehört die kleine Schrift des Dr. Christian Müller: les Barbares, Bysance et Roma, bei deren Herausgabe der Verfasser einen mehrfachen Zweck gehabt zu haben scheint. Zuerst wollte er der hier und in Frankreich gewöhnlichen Ansicht entgegentreten, nach der die germanischen Barbaren bei ihrem Einfall in Griechenland und Italien die Civilisation, Literatur und Kunst der alten Welt zerstört haben sollen. Deßhalb stellt er in einem dramatischen Bild die Gothen in Byzanz und Rom dar, und beweist, daß sie nicht eher dahin kamen, als bis alles griechische und römische Leben schon in Fäulniß übergegangen war und von selbst zerfiel, in den Sitten wie in Literatur und Kunst, und daß die Barbaren selbst dann verhältnißmäßig nur wenig zerstörten, Vieles aber bewahrten und erhielten. Es ist interessant, wie der Verfasser die rohe, aber sittenreine germanische Jugendkraft der decrepiten byzantinischen und römischen Verworfenheit gegenüberstellt und die Nothwendigkeit zeigt, daß diese jener geistig und körperlich jugendlichen Macht gegenüber untergehen mußte. Die französischen Zeitschriften haben besonders diese dramatische Opposition hervorgehoben; wir glauben aber die Schrift hat noch eine andere Tendenz und will auf die große Aehnlichkeit des heutigen Paris und seiner Zustände mit dem Byzanz und Rom des vierten und fünften Jahrhunderts hinweisen. Die französische Kritik nennt die Schrift ein brillant et rapide tableau.

Wenn dergleichen Erscheinungen in der neuesten Literatur wenig oder keine Ansprache in Genf finden und unbemerkt vorübergehen, so reißt man sich dagegen um die Erzeugnisse eines sarkastischen Spottsgeistes, der sich in den Esquisses Genévoises lustig macht, nicht über das wirklich Tadelnswerthe im Genfer Charakter und Leben, über die nationale Gewinnsucht, den Coteriengeist, den engen Wissenschaftssinn, die mangelnde Wärme für Literatur, Poesie und Kunst, ja, für das Schöne überhaupt, sondern über einen entschieden guten Zug der Genfer, nämlich über ihren edeln Sinn, wenn von Unterstützung einheimischer oder auswärtiger Nothleidenden, von Gründung oder Erhaltung nützlicher und wohlthätiger Institute die Rede ist. Der Genfer Mephistopheles stellt seinen Landsleuten dies alles mit Witz als überflüßig und lächerlich dar und möchte so das Beste aus den Gemüthern wegspotten. Er fand vielen Anklang, denn er predigte den Egoismus und das mächtige Prinzip: Gardons notre argent. Erfreulich war es, daß bald nachher mehrere gute Gegenschriften erschienen, unter andern Esquisses des Esquisses Genévoises.

In der Fremde wohnende Genfer wagen es, mit Dichtungen hervorzutreten. So hat J. Mühlhauser, der irgendwo in Deutschland oder England lebt, eine neue Uebersetzung des Schiller'schen Wilhelm Tell herausgegeben. Schon vor zwanzig Jahren übersezte ihn der hiesige Pfarrer Merle in Prosa mit Geschick und Glück, mit großer Genauigkeit und in nerviger, glühender Sprache. Die Franzosen sind aber noch nicht auf den Punkt gekommen, sich mit diesen seltenen Eigenschaften einer Uebersetzung in Prosa zu begnügen; sie wollen durchaus das Reimgeklingel ihrer monotonen Verse, obgleich dadurch noch mehr von dem Goldstaub des Originals verwischt wird. Dies bewog Julius Mühlhauser — dessen Namen an deutsche Abkunft erinnert — zu dieser metrischen Uebersetzung, in der er wohl das Mögliche geleistet hat, ohne doch allen sprachlichen und poetischen Reiz des Originals verloren gehen zu lassen. Ich führe hier nur einige Strophen an und nehme dazu gleich das lyrisch so reizende Fischerlied des ersten Akts:

Le lac sourit; pur et mobile
Son onde promet la fraicheur;
Près du bord, d'un sommeil tranquille
Un enfant goûte la douceur.
Bientôt une tendre harmonie
Vient enchanter ses sens ravis;
Tels sont dans la joie infinie,
Les hymnes saints du paradis.
Puis dans une extase profonde,
Il s'eveille, et voici que l'onde
Vers lui s'élève en frémissant;
Une voix murmure et l'appelle:
J'attire le dormeur, dit elle,
Et tu m'appartiens, bel enfant.

In diesen wenigen Zeilen ist freilich schon viel Schönes verwischt oder ganz verloren gegangen, besonders fad kommt mir das bel enfant vor.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 26.

Mittwoch, 14. August 1839.

Gomion, brit. Rondo f. Pfte. üb. e. Irländ. Th. a. d. Brauer v. Preston. Op. 45. 1 fl.
Herz, Vart. a. Cenerentola. Op. 60. f. Pfte. 4händig arrg. 2 fl.
— — Var. a. Zampa. Op. 66. f. Pfte. 4händig arr. 2 fl.
Hünten, 6 Lieder mit Pfte. 2te Liefg. 1 fl. 21 kr.
Karr, Fant. üb. Th. a. d. Brauer von Preston für Pfte. 54 kr.
Labarre, Romance „La pauvre negresse“, franz. u. deutsch mit Pfte.- od. Guit.-Begl. Nr. 470. 18 kr.
Lafont & Burgmüller, Fant. über e. Barcarola von Weber, comp. von Herz f. Pfte. u. Violin concl. arr. 1 fl. 12 kr.
— — — — Rondoletto üb. e. Th. a. Elisire d'amore comp. von Herz u. f. Pfte. u. Violinconcl., arrg. 1 fl. 12 kr.
Lafont, Valsons encore. Romance f. Violine arr. mit Pfte.-Begl. 1 fl. 12 kr.
Liszt, 3 Amusements üb. Th. von Donizetti f. Pfte. 1 fl. 48 kr.
Louis, 9te Serenade f. Pfte. u. Violine üb. Th. a. d. Brauer von Preston. Op. 72. 1 fl. 48 kr.
Marquerie, 2 kleine Conct. Duette f. Pfte. 4händig üb. Th. a. d. Brauer von Preston. Op. 24. Nr. 1, 2, jedes 54 kr.
Masini, 2stimmige Barcarole „Naples,“ franz. und deutsch mit Pfte.- od. Guit.-Begl. Nr. 471. 27 kr.
Mazel, Ballade. „L'esprit des Marais,“ franz. und deutsch mit Pfte.- od. Guit. N. 472. 27 kr.
Mayer, Jac., Fant. f. Cor à Piston od. Bassethorn und Pfte. Op. 5. 1 fl. 12 kr.
Müller, Albr., Wiener Walzer f. Pfte. 36 kr.
Musard, Quadrille de Contredanses f. Pfte. Th. aus Regine von Adam. 36 kr.
Puget, Son Nom! franz. u. deutsch mit Pfte. oder Guit. N. 277. 27 kr.
Seyfried, Appenzeller Kuhreigen f. Pfte. 18 kr.

In Stuttgart sind obige Musikalien bei G. A. Zumsteeg zu haben.

---

[378] In meinem Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Dupuy, A., nouvelle Grammaire française à l'usage des classes supérieures. 8. brochirt. 1 Thlr.

Hermanni, G., Opuscula. Vol. VII. 8 maj. 2 Thlr 12 Gr.

Sophoclis Tragoediae, Ed. G. Hermanni. Vol. VI. Philoctetes. 8. 1 Thlr.

Ferner:

Naumann's Naturgeschichte der Vögel Deutschlands. Band X. Heft 1. Lex.-8. 2 Thlr. 12 Gr.

Enthält die Fortsetzung der Schwimmvögel.

Leipzig, im Juli 1839.

Ernst Fleischer.

---

[383] In der **Engelmann**'schen Verlagshandlung in Heidelberg ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1840. (Unter den schönen 7 Stahlstichen das vortrefflich gestochene, sehr ähnliche **Porträt** des Herausgebers, **Dr. A. Schreiber.** Mit Erzählungen von dem Herausgeber, Curio, Lina Reinhardt, Bernd von Guseck, A. v. Schoppen rc. (Die früheren Jahrgänge zu herabgesetzten Preisen.)

Handbuch für Fremde in Nizza, einem, seines milden Klima's wegen, beliebten Winteraufenthaltsortes in Ober-Italien; besonders auch für Aerzte entworfen von Dr. E. Weber, begleitendem Arzte der Frau Gräfin von Worcell, Ehrenmitgliede des Mannheimer Vereins für Naturkunde. Mit einer Karte und einem Plan. Broch. 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

Kreuznach und seine Umgebungen, seine Heilquellen und deren Anwendung. Zunächst für Kurgäste. Von Dr. Karl Engelmann. Mit einer Karte und drei Stahlstichen. In elegantem Umschlag brochirt. 8. 3 fl. 15 kr. oder 2 Thlr. 6 gr.

Dasselbe Werk auch französisch. 3 fl. 15 kr. oder 2 Thlr. 6 gr.

Auch wird so eben versendet:

Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwalde und den Vogesen. Gesammelt von Dr. A. Schreiber. Neue Sammlung, oder zweites Bändchen. 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

Die Braut, Gattin und Mutter; ein Festgeschenk für edle und gebildete deutsche Frauen. Von A. Schoppe, geb. Weise. Mit einem Stahlstich. Cart. 12. 2 fl. 21 kr. oder 1 Thlr. 15 gr.

Christliche Erzählungen für die gebildete Jugend beiderlei Geschlechts. Von A. Schoppe, geb. Weise. 12. 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

Festgabe in zehn neuen dramatischen Spielen für die deutsche Jugend. Mit colorirten lithogr. Darstellungen. Von Lina Reinhard. 12. 2 fl. 21 kr. oder 1 Thlr. 15 gr.

Manuel for Travellers to Heidelberg and its environs. Third edition of the description of Heidelberg, Mannheim etc. By Helmina v. Chezy, worked out and improved after a new plan. A guide for foreigners and natives. With an appendix and the panorama of the Heidelberg castle, maps and plans. Cart. 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

---

[291] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gerichtsärztliche Arbeiten

von

Carl Friedrich Burdach,

K. Preuß. Geh. Medicinalrathe, Dirigenten des Medicinal-Collegiums und Prof. zu Königsberg.

Erster Band.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Inhalt: Ueber die Advocatur der Aerzte. Ueber den Beweis der Vergiftung. I. Arsenikvergiftung, erwiesen durch das gleichzeitige Erkranken nach derselben Speise, die Krankheitserscheinungen, die Leichenöffnung und die Ausgrabung. II. Arsenikvergiftung, erwiesen durch die Krankheitserscheinungen, die Leichenöffnung und den Gehalt des Ueberrestes der genossenen Speise. III. Arsenikvergiftung, durch die Krankheitserscheinungen und den Leichenbefund wahrscheinlich gemacht, ohne nähern Beweis. IV. Vergiftung durch Schwefelsäure im Schlafe. Ob Mord? ob Selbstmord? I. Selbstmord undenkbar. Stich in die Brust. II. Selbstmord wahrscheinlich. Erwürgung. III. Selbstmord möglich. Zerbrechung des Kehlkopfs. Ueber die nähere Bestimmung der Tödtlichkeit einer Verletzung. Kopfverletzungen. 1. Unbedingt nothwendige Tödtlichkeit. a) Schädelbruch mit Extravasat. b) Depressionen mit Depression und Erweichung des Gehirns. 2. Bedingt nothwendige Tödtlichkeit. a) Zerreißung innerer Hirngefäße. b) Schleichende Entzündung und Eiterung des Gehirns. c) Hirnerschütterung bei Trunkenheit und Erkältung. 3. Individuell nothwendige Tödtlichkeit. a) Zerreißung des Querblutleiters. b) Extravasat in den Hirnhöhlen und unter dem kleinen Hirne. c) Schädelbruch und Extravasat. d) Extravasat. 4. Zufällige Tödtlichkeit. a) **Meningitis.** b) Schleichende Entzündung und

Eiterung des Gehirns. c) Arachnitis. 5. Anderweitige Ursache des Todes. Brustwunde und Erstickung. a) Stich durch die Brust in die Leber. b) Erstickung durch Betten. c) Zusammendrückung des Kehlkopfes. d) Deßgleichen. e) Ertränkung. Verletzungen des Unterleibes. I. Peritonitis mit Ergießung nach einem Stiche. II. Deßgleichen nach Verwundung mit einem glühenden Eisen. III. Berstung der Milz nach einem Stoße. Vielfache Mißhandlungen. I. Unbedingt nothwendige Tödtlichkeit. II. Deßgleichen. III. Anderweitige Ursache des Todes.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[388] Bei Gebhardt und Reisland in Leipzig sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

König Kodrus.

Eine Mißgeburt der Zeit.

Von

Karl Stahl.

8. geh. Preis 12 Gr.

Volksmährchen der Deutschen,

von

B. Naubert.

Zweite Auflage.

Erstes Bändchen: Legenden von Rübezahl.

8. 11 Bogen, geh. Preis 8 Gr.

Diese neue elegante Ausgabe der allgemein als vortrefflich anerkannten Naubert'schen Mährchen wird aus sechs Bändchen bestehen, deren jedes von 10—12 Bogen nur 8 Gr. kostet.

Die Waldenser in Böhmen,

christlicher Roman

von

Charlotte v. Glümer, geb. Spohr.

8. 20 Bogen, geh. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

N o v e l l e n

von

Charlotte v. Glümer, geb. Spohr.

Parteienrache.

Was uns bleibt?

8. 14 Bogen, geh. 1 Thlr.

---

[382] Bei G. D. Bädeker in Essen sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Auswahl niederländischer Gedichte, ins Deutsche übertragen von F. W. v. Mauvillon. Zweiter Band. broch. 1 Thlr. 12 Gr.

Dethmar, F. M., freundliche Erinnerung an Holland und seine Bewohner. Zugleich ein Wegweiser für Reisende. Zweites Bändchen. broch. 1 Thlr.

Erk, L., und W. Greef, Liederkranz. Auswahl heiterer und ernster Gesänge für Schule, Haus und Leben. Erstes Heft, 102 ein- und zweistimmige Lieder enthaltend. broch. 4 Gr.

Grashof, Dr. K. F. A., aus meinem Leben und Wirken, zugleich als Beitrag zur Geschichte der Rheinprovinz unter preußischer Landeshoheit in Hinsicht auf Kirche und Schule. Erster Band, die Kirche und das Vaterland enthaltend. broch. 1 Thlr. 8 Gr.

Hill, Moritz, vollständige Anleitung zum Unterricht taubstummer Kinder im mechanischen Sprechen, Absehen, Schreiben und Lesen für Volksschullehrer. 12 Gr.
Lesefibel für taubstumme Kinder. 4 Gr.

Nedelmann, W., Glückauf! Lieder für vier Männerstimmen. Partitur 12 Gr. Jede der einzelnen 4 Stimmen 6 Gr.

---

[389] Im Verlage von J. Schieferdecker in Zeitz ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Wasser thut's freilich!

Miszellen zur

Gräfenberger Wasserkur.

Herausgegeben von

J. H. Rausse.

8. brochirt 1 Rthlr. 12 Gr.

Statt aller Empfehlung folge hier nur der Anfang der Vorrede: „Wahrscheinlich werden diese Blätter nicht ohne Irrthümer in Nebensachen seyn, aber in der Hauptsache enthält dies Buch mehr Wahrheiten, als zusammengenommen die sämmtlichen medizinischen Schriften und Systeme von Galen an bis auf die neueste Zeit — was freilich nicht viel sagen will zc." — Man prüfe erst und urtheile dann!

Ferner wurde versandt:

Geist der Gräfenberger Wasserkur.

Von **J. H. Rausse.**

Zweite vielfach vermehrte Ausgabe.

8. broch. 12 Gr.

---

[374] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Lieder der Liebe.

Ein Kranz des Schönsten aus Deutschlands Dichtern. Herausgegeben von Montucla. Quedlinburg, bei G. Basse. 12. geh. Preis 16 Gr.

Ein Kranz des Schönsten, was die deutsche Muse an erotischen Poesien bis jetzt aufzuweisen hat. Diese Sammlung enthält 598 Liebeslieder, in alphabetischer Ordnung, und ist den Jugendkreisen, wo Scherz und heitere Laune walten, mit Recht zu empfehlen.

---

[376] In der **Hinstorff**'schen Hofbuchhandlung in Parchim und Ludwigslust ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber die Neugriechische oder sogenannte Reuchlinische Aussprache der Hellenischen Sprache, eine kritische Untersuchung vom Mag. R. J. F. Henrichsen, Lector an der Akademie in Sorön. Aus dem Dänischen übersetzt vom Prediger P. Friedrichsen zu Jeverstedt, früher Rector an der Gelehrtenschule in Husum. 1 Rthlr.

Ueber das Homerische Epitheton des Nestor *ΟΥΡΟΣ ΑΧΑΙΩΝ* und verwandte Wörter, vom Director Dr. J. Zehlicke. 4 Gr.

In Commission erschien daselbst:

Seeland und die Seeländer. Ein Beitrag zur Charakteristik des dänischen Landes und Volkes. Nebst einem Ausfluge nach Schweden. Von Christian Dehn, Großherzoglich-Mecklenburg-Schwerinischem Pagen-Informator. 18 Gr.

Maltzahn, Fr. v., Die Abenddämmerung. Nordische Sage. 8 Gr.

Krüger-Hansen, Dr., Prüfung neuer Curmethoden des Typhus zc. 1 Rthlr.

Zander, Pastor, das 25jährige Jubelfest der freiwilligen Mecklenburgischen Kämpfer von 1813 u. 1814. 21 Gr.
Schütz, G., Die eifersüchtigen Weiber. Posse. 12 Gr.
Meister, W., Entdeckung der Quadratur des Zirkels. 12 Gr.

[369] In der Fest'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sterne und Meteore
in
deutscher Zukunft und Gegenwart
von
Gustav Bacherer.

Inhalt: Politische Standrede. Parlamentarische Portraits. Katastrophen und Schlagschatten.
broch. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Süddeutsche Rufe aus Norddeutschland.
Allen deutschen Ständeversammlungen
und
dem deutschen Volke.
Nebst einer Antwort
für
den Fürsten Ludwig von Solms-Lich.
Von
Dr. Gustav Bacherer.
broch. Preis 8 Gr.

[353] Im Verlage von J. Hölscher in Coblenz sind so eben nachstehende vortreffliche katholische Schriften erschienen:

Dörle, Pfarrer, Gottgeweihte Stunden oder Betrachtungen über die wichtigsten Heilslehren des Christenthums. Ein christ-katholisches Erbauungsbuch. Mit einem Stahlstich von Rahn und sauber gestochenen Titelblatt. Eleg. broch. 18 Gr. oder 1 fl. 20 kr. In gepreßten Saffianband reich vergoldet 1 Rthlr. 10 Gr. oder 2 fl. 30 kr.

Unter der Masse von Erbauungsbüchern verdient obiges einen der ersten Plätze. Durch allgemein verständliche, wahrhaft erbauende Betrachtungen, seinen billigen Preis und die wahrhaft glänzende Ausstattung, zeichnet es sich auf das vortheilhafteste aus.

Gibt es eine geistliche Ordnung? oder die göttliche Offenbarung und ihre nothwendige Vermittlung durch das Priesterthum. Zur Verständniß der katholischen Kirche und Hierarchie gegenüber der Entstellung und Mißdeutung älterer und neuerer Zeit. gr. 8. geh. 20 Gr. oder 1 fl. 24 kr.

Der Verfasser hat sich aus besondern Ursachen nicht genannt. Niemand aber der dieser zeitgemäßen Schrift seine Aufmerksamkeit schenkt wird es zu bereuen haben.

Stunden des allerheiligsten Sacraments. Vorzüglich zum Gebrauche für die Mitglieder der Bruderschaft von der immerwährenden Anbetung. geh. 4 Gr. oder 18 kr.

Dieses Schriftchen ist aus den bekannten „heures du St. Sacrement" übersetzt und verdient seiner vorzüglich schönen Gebete und Betrachtungen halber die größte Verbreitung.

[507] Im Verlage der Unterzeichneten sind erschienen:

C. E. Jarke's
vermischte Schriften.
Zweiter Band.
gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 Gr.

Anstatt aller Empfehlung dieser bei den gegenwärtigen Zeitereignissen, namentlich in Zürich, höchst interessanten Schrift, glauben wir nur den Inhalt derselben anführen zu dürfen:

I. Die Gräuelscenen zu Wildenspuch. Ein Beitrag zur Criminal-Psychologie aus unserer Zeit. — II. Der Illuminatismus. — III. Der Orden der Carbonari. — IV. Rückblicke auf die neuern Revolutionen in Italien. a) Die neapolitanische Revolution im Jahr 1820. b) Die piemontesische Revolution vom Jahr 1821. — V. Maximilian Robespierre's Charakter.

München, im Juli 1839.
Literarisch-artistische Anstalt.

[385] (Literatur.) Im Verlage von Joh. Leonh. Schrag in Nürnberg ist erschienen:

Eine neue Auflage von:

Davy's, S. H., Tröstende Betrachtungen auf Reisen, oder die letzten Tage eines Naturforschers. Nach der dritten Ausgabe verdeutscht von C. Fr. Ph. v. Martius. 2te verbesserte Ausgabe, mit dem Bildniß des Verfassers. 8. 1839. In Umschlag 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Große und erhabene Ansichten, die einer der geistvollsten Menschen über die wichtigsten und höchsten Angelegenheiten des Lebens hegte, sind in diesen Tröstungen niedergelegt. Sie lassen uns einen freien Blick in die innere Welt eines Mannes thun, dessen Genie die Natur so viele ihrer Geheimnisse entschleierte, und den jede neue Entdeckung, jede neue Erkenntniß in ihrem Gebiete mit um so lebendigern und höhern Gesinnungen gegen die ewige Weisheit und Allmacht erfüllte. Nicht nur für den Naturkundigen, sondern für jeden Gebildeten ist dieses Buch höchst anziehend. Es ist das letzte Vermächtniß eines der größten Forscher; als solches nimmt es unsre besondere Theilnahme in Anspruch, und diese hat sowohl das deutsche Publikum, so wie das englische dadurch beurkundet, daß in beiden Ländern neue Auflagen nöthig wurden.

[398] Bei Th. Pergay in Aschaffenburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Sawitri, eine indische Dichtung, aus dem Sanskrit übersetzt von J. Merkel, Prof. und Hofbibliothekar zu Aschaffenburg.

Velinpapier. gr. 12. 45 kr. oder 10 Gr. sächs.

[377] In der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg erschien:

Möhling, A., 10 Lieder aus Spitta's Harfe und Psalter für eine Singstimme mit Pianoforte. 54stes Werk. 1/2 Rthlr.

№ 195.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 15. August 1839.

— Das ist Menschenloos! Man rennt wohl öfters an,
Und wer viel drüber sinnt, ist noch viel übler dran.

Goethe.
Die Mitschuldigen.

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Sie trennten sich. — Nun war der Consulent allein und seine eigene Rede klang ihm nach. „Sollte ich mit der Justizräthin in diesem Falle seyn?“ fragte er sich selbst. „Sind wir gegen diejenigen, die uns nahe angehen, im Ganzen wahrhaftig und zuverlässig, so können wir ihnen durch kluges Schweigen und Alleintragen manchen Aerger ersparen. — Aber trug ich ein Fatales? — Ich führte es herbei! — Schwieg ich? — Ich täuschte, ich belog! — Doch nur noch durch diese Wirre hindurch, dann will ich ehrlich und offen seyn!“

Er überlegte auf der beschleunigten Fahrt, was nun zu thun sey. Mariannens Bild trat ihm, der nun in wenigen Stunden sie sehen sollte, lebendig vor die Seele. Er wog seine Schuld, er klagte sich des Leichtsinns an; dann suchte er wieder in sich nach Entschuldigungen. Seine Stimmung wechselte nach dem Charakter der Landschaft und nach der Disposition des Luftkreises über ihm. „Ist es eine reine Zuneigung? Ist es bloß sinnliche Freude an der jugendlichen Form? Schmeichelte dir die Leidenschaftlichkeit des unerfahrenen Geschöpfs, oder spricht etwas in deinem tiefern Innern für ihr Wesen? Warum erweckst du ihr leere Hoffnungen? — Denn welches Mädchen dächte in solcher Verblendung nicht an das Unwahrscheinlichste? Ein strenger Sittenrichter würde dir wohl die traurigen Folgen dieses Einverständnisses vorhalten, die leidigste Zukunft für das Mädchen daraus sich entwickeln lassen und dir das Härteste über deinen Leichtsinn sagen. Was wolltest du gegen ihn vorbringen?“ — Er fühlte sich nicht wenig beklommen, denn wirklich dachte er auch ihr und sein Lebensverhältniß durch diese gefährliche Neigung, besonders durch das Thatsächliche der Zusammenkunft und ihren Erfolg bedeutend bedroht. So quälte er sich eine gute Strecke Wegs, bis die Selbstzerknirschung in sich müde geworden. Dann rang sich allgemach die andere Seite der Sache aus dem Trüben hervor und machte sich in seinem Gemüthe geltend.

„Kann der Mann,“ sprach er mit sich selbst, „der vollständige Mensch je in seinem Leben den Anspruch an eine tiefe, unbeschränkte, leidenschaftliche Zuneigung des Weibes aufgeben? Ist liebevolle Erwiderung derselben nicht der Träger seiner besten Thatkraft und Lebensregsamkeit? Soll ich schon jetzt in meinen schönsten Jahren, den Jahren reichen Jugendmuthes und männlicher Klarheit, um mein wärmstes Gefühl, so ich es ohne die Phantasterei und kindische Extravaganz der frühern Tage, in schöner Uebereinstimmung mit meinen sonstigen Thätigkeiten zu hegen wüßte, betrogen werden? Und wäre

auch einige Wagniß dabei — kann man denn im Leben stets alles Schöne, Wirksame, Fördernde in ungestörte Harmonie bringen? Wer vermöchte immer zugleich naiv und reflektirend, fühlend und klug, natürlich und politisch, reinmenschlich und conventionell zu seyn? Sehe ich nicht diejenigen, die sich durch Resignation und Ascetik für die Bessern halten, bald der Verkümmerung, der Geistesleere, dem Wahnsinn, bald der geheimen Wollüstelei, dem geistlichen Hochmuth, dem Heuchelschein und andern bösen Tücken zur Beute werden? — Und Marianne? — Hab' ich sie verschlechtert? War unsere Zuneigung nicht rein? Hat sich nicht ihr Sinn und ganzes Wesen an diesem Gefühl erhoben? Ist ihr Geist nicht merklich gebildeter, gereifter? Haben diese unschuldigen Momente sie nicht des Umgangs mit ungebildeten, geschmacklosen Leuten überhoben? Ist Marianne nicht eines bessern Gatten würdig geworden?"

Kaum hatte er sich durch diesen Monolog, freilich eine ciceronianische Rede für sein eigenes Haus, einigermaßen wieder besänftigt, als ihm, da er mittlerweile seinem Ziele näher gerückt war und schon den Thurm der Stadtkirche von B. hinter einem Vorhügel auftauchen sah, das fatale Traktiren mit dem Amte, die Förmlichkeiten des Verhörs, das Lästige der Verstellung, des Leugnens, die Beängstigung des unerfahrenen Mädchens, das Leutegeschwätz, die Stadtklatscherei vor die Seele traten. Kaum gewann er über sich, daran zu denken, wo er sich zuerst hinwenden, was er da und dort vorbringen wolle. In solcher Gemüthsverfassung fuhr er zu dem alten Stadtthor hinein und dem ersten Gasthofe zu. Kaum hatte er sich abgestäubt und einigermaßen gefaßt, als er den Weg zum Amt einschlug.

Wie oft ist ein Rechtsanwalt in dem Falle, daß er einer kritischen Sache, die als ein Verworrenes von problematischem Ausgange vor ihm liegt, entgegen geben muß? Doch wo ein Solcher Partei und Advokat zugleich ist, da geht es ihm nicht besser als dem Arzte, der selbst Patient ist und, wo nicht an seiner Kunst, doch an seiner Besonnenheit verzweifelnd, den Kollegen das Rezept schreiben läßt. — Grüner fand auch diesmal wieder, daß in verwickelten, widerwärtig zweifelhaften Dingen ein Benehmen mit dem Mann des Faches, des Geschäfts das nächste Wünschenswerthe sey. Das lebendige Wort des ersten Beamten gab ihm sogleich einen festen Stand, mit ihm seine Ruhe und Klarheit wieder; die Sache erhielt bestimmte Umrisse und war, gleich einem rekognoscirten Feinde, sicherer anzufassen. Er brachte vor, daß er, auf einer Geschäftsreise begriffen, den kleinen Umweg hieher gemacht, weil seiner Hauswirthin, der Justizräthin F. das Schicksal des verunglückten Mädchens, einer Verwandten von ihr, nahe gehe. Er möchte über den eigentlichen Thatbestand des Vorfalls, der verschieden erzählt werde, sich näher unterrichten und jener guten Dame wo möglich Beruhigendes überbringen. Auch erkenne, fügte er gleichsam im Vorbeigehen bei, das Mädchen als ehemalige Hausgenossin.

(Fortsetzung folgt.)

Das Fest des Redentore in Venedig.

(Schluß.)

Auf all diese bewegte Lust schaut ernst und still und feierlich der Redentore aus seinen dunkeln Säulen. Zu seinen Füßen auf den breiten Treppenstufen lagert sich die Menge, als sey sie heut noch zum Gebet um Abwehr hier versammelt. Aber diesmal sind die den Tempel Umlagernden theils Schlafende, theils Schmausende; meist solche, die ihren kleinen Vorrath mitgebracht, während Andere mehr sich zu den Kaffeehäusern und Osterien in den Gärten und den an der Riva leicht aufgebauten Zelten der Schenkwirthe und Köche halten. Wie im Allgemeinen bei Volksfesten der Nationalcharakter deutlicher hervortritt im gewöhnlichen Leben, so zeigt sich hier auf das Entschiedenste die unverwüstliche Bonhommie des Venezianers. Ungleich seinem Nachbar, dem dunkelblütigen Lombarden, wird er nicht leicht durch den Wein zu Zwist und Hader, oder gar zu blutigen Thätlichkeiten hingerissen. Ein taumelndes Umarmen, Gesang, drollige Späße, höchstens eine Ladung nicht eben allzu wörtlich gemeinter Nationalepitheta von kantigem Schrot und Korn sind die ohne weitere Folgen bleibenden Ausbrüche gesteigerter Lebensthätigkeit.

Die ganze Nacht hindurch wogte die fröhliche, lichtumspielte Menge zu Wasser und zu Land auf und nieder, ein glänzendes Bivouak ganz eigener Art. Seltsam war der Eindruck, als mit dem ersten, im weißen Lichte über die Lagune heraufziehenden Morgenschimmer die Sterne am tiefblauen Himmel anfingen zu bleichen und all die schwimmenden Lichtpavillons mit ihren transparenten Dächern und Ballonen mehr und mehr an Glanz verloren, wie Augen, die matt werden von durchwachter Nacht; aus der Ferne gesehen, gewann das Schauspiel etwas Mährchenhaftes. Die Kanonen des Admiralschiffes verkündeten den Tag, und um Venedigs höchste Thürme und Paläste spielte schon das erste leise Roth des Morgens, da steuerten nach altem Brauch die Meisten aus dem Canalazzo dem Rialto zu. Jenseits der hochgewölbten Brücke unter'm Fondaco dei Tedeschi, gegenüber dem ältesten Gerichtsplatze der Republik, ließen mehrere der schwimmenden Orchester zum Abschied ein

Morgenständchen ertönen, nach welchem dann alle noch in ihren Fahrzeugen befindlichen Zuhörer an's Land stiegen, um auf dem, nahe der uralten Kirche San Giacomo heut so früh schon aufgepuzten Blumenmarkte sich mit frischen Sträußen zu versehen. Von hier aus zerstreut sich Alles, um noch vor der einbrechenden Gluth italischer Juliussonne ein Stündchen der Ruhe zu pflegen.

Das eigentliche Volksfest ist hiemit beendet, während das, was ihm seinen Ursprung gegeben, noch erst vorliegt. Um zehn Uhr zogen in herkömmlicher Weise auch diesmal der Patriarch, die Geistlichkeit, der Magistrat, die verschiedenen Schulen und Collegien in feierlicher Prozession von San Marco, wo die wehenden Fahnen des Kaiserhauses und der Glockenschall des Campanile den festlichen Tag verkündeten, zum Altar des Redentore. Feierliches Dankgebet, Musik und Messe.

Schön nimmt das Innere des Redentore sich aus im Schmuck des reichlich vertheilten Grüns, der Blumen- und Fruchtgehänge; auch die Teppiche und sonstigen Draperien, deren Ueberladung bei andern Kirchenfesten häufig den Schönheitssinn beleidigt, indem sie den einfach ursprünglichen Schmuck auf ungeziemende Art vermummen, sind hier vielmehr dem Ganzen vortheilhaft; sie verdecken einigermaßen die fast allzugroße Nüchternheit und Leere, an welcher die so schönen, reinen Verhältnisse dieses großartigen Tempels leiden, weil ihm eben alles fehlt, was an Skulptur und Fresken der Architektur ergänzend zu Hülfe kommen könnte; denn die Oelgemälde an den einzelnen Altären verschwinden in den weiten weißen Räumen, und die immer provisorisch gebliebenen, grau in grau gemalten Statuen in den Nischen wirken eher störend als erhebend. Hier wäre für begabte Künstler ein rühmliches Feld zur Bethätigung.

Lebhaft genug war noch am Nachmittag das Drängen auf den Schiffbrücken, aber in Vergleich zu der vorhergegangenen allgemeinen Bewegung doch nur ein Nachzügeln. Auch der Kanal fängt gegen Abend an wieder belebt zu werden, hier und da wird der Anlauf genommen zu einer kleinen Regata, und es gehört sogar zum guten Ton, gerade in diesen Stunden auf der Gondel sich dort einzufinden; aber es fehlt die Volkslust und der festliche Schmuck. Mit Sonnenuntergang werden die Schiffbrücken abgebrochen und die Giudecca sinkt wieder in den Zustand von Verlassenheit zurück, aus welcher sie das Fest des Redentore zu kurzem Glanz hervorgerufen hatte. *

Als die lezten Gondeln aus dem Kanal der Giudecca abwärts zogen, tauchte der Mond hinter der Kuppel des Redentore herauf, sein magisches Licht über die Spiegelfläche der Lagune gießend, und in ihrem schönsten Glanze leuchteten die Thürme, Säulen und Paläste, vor allen aber riesenhaft in seinem röthlichen Marmorpanzer der altehrwürdige Palast der Dogen.

Heinrich Stieglitz.

* Die Giudecca ist im Verhältniß weniger bevölkert als andere Theile Venedigs, und größtentheils mit Gärten und Magazinen bedeckt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

Literatur.

Sehr glücklich ist ein Choix de poésies für junge Leute in Erziehungsanstalten, welche nicht nur das durchaus Gute und Reine der neuern französischen Dichtkunst, sondern auch Ausgezeichnetes von Genfern und waadländischen Dichtern, besonders von dem trefflichen Albert Richard, jezt Professor in Bern, enthält. Diese kleine Sammlung ist auch für Deutschland sehr zu empfehlen.

Der Professor Töpfer hat seine lieblichen, auch vom Morgenblatt gleich nach ihrem Erscheinen in Uebersetzung gegebenen Novellen, die Bibliothèque de mon Oncle, les deux prisonniers u. s. w. erweitert, verlängert und in's Breitere gezogen, um damit zwei Bände zu füllen unter dem Titel Jules. Daran hat aber der geistreiche Verfasser nicht wohl gethan. Jene Novellen waren in ihrer ersten Form sehr anmuthig, und man konnte ihnen wohl etwas Manier mit einigen Längen hingehen lassen. Leztere sind nun sehr vermehrt worden und fallen unangenehm auf. Tschokke in Aarau hat sie bekanntlich vor Kurzem zum zweiten Mal in's Deutsche übersezt und unter dem Titel: „Genfer Novellen" herausgegeben. Da Töpfer viel humoristisches Talent im Zeichnen hat, so war es ihm leicht, Erzählungen dieser Art illustrirt herauszugeben, womit er seit Jahren seine Zöglinge und Freunde amüsirt. So sind denn kürzlich Mr. Jabot, Mr. Vieux-Bois und Mr. Crépin in drei Bändchen erschienen. Allerdings ist in den Erzählungen wie in den Zeichnungen viel Wiz und Laune, Manches ist trefflich aufgefaßt und trefflich in Wort und Bild dargestellt. Dagegen fehlt es auch nicht an Breite, an Manier und Wiederholungen. Man hat hier Töpfers Schriften mit denen Jean Pauls zusammenstellen wollen. Dazu fehlt ihnen aber doch das wesentliche Element von Richters wahrem und großartigem Humor, das Tiefergreifende. Töpfer bleibt vielmehr auf der lustigen Oberfläche seiner Zustände und Menschen. Er amüsirt dabei sehr, hält sich aber durchaus rein, was ihm bei dem Charakter der französischen Tagesliteratur doch angerechnet werden muß.

Die geistreichste Schriftstellerin, die Genf neben Madame Necker-Saussure hat, ist unstreitig Madame Tourtte. Sie gehört der Familie des Buchhändlers Cherbuliez an, die durch das geistige Verdienst, die Bildung und reichen Kenntnisse ihrer Mitglieder in Genf und in Paris hochgestellt ist, so bescheiden, still und glanzlos sich selbst genügend sie auch lebt. Wir haben schon einigemal im Morgenblatt von den zarten, reinen und interessanten Sittenbildern jener Schriftstellerin gesprochen. Die Oktoberereignisse des vorigen Jahrs

fanden bis vorigen Monat keine darstellende Feder in Genf, was gewiß sehr bezeichnend ist, da jene Wochen die wichtigsten, interessantesten und ehrenvollsten sind, die Genf seit der Escalade im Jahr 1612 erlebt hat. Endlich machte sich Madame Tourtte daran und faßte den Gegenstand nicht episch auf, wie seiner Zeit Ihr Correspondent, sondern dramatisch. Zwei junge Künstler zeichnen am kleinen Salève bei der Ruine des alten Schlosses Monnetier, da steigt aus dessen zerbröckelten Mauern der Ritter Monnetier aus dem sechzehnten Jahrhundert hervor, dem es vergönnt ist, zu gewissen Zeiten Einen Tag am Lichte und unter den Menschen zuzubringen. Die Künstler nehmen ihn mit nach Genf, wo gerade die Vertheidigungsanstalten gegen Frankreich betrieben werden, was dem alten Herrn sehr gefällt; weniger zufrieden ist sein altadeliges Herz mit dem liberalen Geist und den vielen humanen und eleganten Anstalten, welche Genf jezt aufzuweisen hat, und die er immer mit der ihm bekannten Stadt des sechzehnten Jahrhunderts zusammenhält und vergleicht, woraus gar artige Contraste hervorgehen. Gegen Abend muß der Ritter wieder in sein altes Schloß, und versöhnt mit Genf, das er ehemals als savoyischer Ritter bekämpft, sinkt er wieder in seine Gruft. Das Ganze hat Geist und Leben.

(Schluß folgt.)

Karlsbad, Juli.

(Schluß.)

Glanz der Saison. Die Wiese.

In diesen Tagen jagen einander die Equipagen auf der Straße nach Karlsbad dergestalt, daß die Trompetenbewillkommungsgrüße vom Stadtthurme beinahe nicht aufhören. Sie sind auch Signale für die verpflichteten Abpacker sowohl, als viele derjenigen, die noch Wohnungen für neue Ankömmlinge übrig haben, um die einfahrenden Wagen sich zu versammeln. Das Gewimmel um die Heilquellen wird immer beschwerlicher. Die Mannigfaltigkeit der dortigen bunten Welt bildet sich immer reicher und vollkommener aus. In der fortdauernd die Brunnen umwogenden Masse sind alle Stände und Gegenden repräsentirt. Unmittelbar neben den emancipationslustigen Blicken einer verführerisch ausgeschmückten weltlichen Grazie wagt die fromme Nonne im decenten Klosterornate ihren Becher der Brunnenjungfrau zur Füllung hinzureichen, und man traut seinen Augen kaum, wenn man sieht, daß der einzig der Ordensregel lebende Kapuziner und sein Nachbar, das lustige, aller Regel überhaupt den Rücken kehrende Weltkind ihr Heil aus einer und derselben Quelle erwarten. Nebenher rückt das hiesige Brunnentreiben, gleich den Eisenbahnen, die Bewohner der entferntesten Gegenden dicht aneinander. Ja, aus dem täglich immer compakter werdenden Material schießen Freundschaft und Liebe allenthalben wie die Pilze nach anhaltender Nässe auf. Allerdings hat aber diese Freundschaft und diese Liebe in Hinsicht auf ihre kurze Dauer ebenfalls häufig mit den Pilzen die größte Aehnlichkeit.

Das Brunnenleben, jezt in voller Blüthe stehend, schlummerte bei meiner Ankunft noch in der Knospe. Die sogenannte Wiese, dieser hauptsächlichste Centralisationspunkt der Stadt, lag noch ziemlich still und einsam da. Die jezt so lebenvolle, stattliche Häuserreihe auf der einen Seite war großentheils unbewohnt. Ihre nur aus niedrigen Verkaufsläden bestehende andere Seite am Ufer der Tepel hatte die nunmehr von ausgelegter, feiner Tischlerarbeit Gold-, Silber-, Stahl-, Glas- und andern Waaren blitzenden Thüren und Fenster noch nicht aufgethan. Nur allmählig schlug ein Laden nach dem andern seine glänzenden Augen auf, und die jezt auch in vielen Erdgeschossen der Häuser gegenüber eröffneten Gewölbe der inzwischen angelangten Waarenhandlungen aus Wien und Prag erhöhen den allenthalben sich hervorthuenden mannigfaltigen Glanz der verschiedenen Gewerbe. Unter andern imponirt zum ersten Male ein geräumiges Glaswaarengewölbe durch seine prachtvollen Säulen aus ultramarinblauem Glase gewaltig. Man schäzt die Kosten seiner glanzvollen Einrichtung auf 2000 Thaler. Gläser aller Formen und Farben und recht eigenthümlich fein ausgelegte Tischlerarbeiten, wie Toiletten und andere Kästchen, deßgleichen die durch ihre Vorzüge längst bekannten Stecknadeln gehören zu den von den Fremden am meisten gesuchten Gegenständen. Der Geschmack und die Mannigfaltigkeit der Pfeiferschen Glasfabrikate bewährte ihren hiesigen Ruf fortdauernd. Es ist merkwürdig, mit welcher Schnelligkeit der geschickte Fabrikant, dessen Namen die Handlung führt, augenblicklich auf jedes erkaufte Glas den von dem Käufer begehrten Namen oder Denkspruch einzuschleifen versteht. Zerbrechlicher aber noch als das Glas selbst erweist sich an ihm die Gunst der Mode. In der vorlezten Zeit war bereits die früher vorherrschende Rosaglaswaare von der dunkelblauen Farbe in den Hintergrund gedrängt worden. Um so größer ist ihr Triumph, da ihr vom allerneuesten Geschmacke der höchste Rang wieder zuerkannt wird. Dagegen hat das sonst bekanntlich überall das große Wort führende Gold und Silber in Glassachen seine Stimme ganz verloren, vielleicht nicht einmal bloß darum, weil der Widersinn einleuchtete, wenn das Glas dadurch seines schönsten Charakters, der Durchsichtigkeit, beraubt wurde, sondern weil Silber und Gold, wie die Erfahrung inzwischen bewiesen hat, auf Glas allzubald Glanz und Farbe verlieren.

Im Ganzen ist die frühere Verödung und Einsamkeit der „Wiese" in ein sehr reiches Bild munteren Lebens übergegangen. Die vornehme Welt besonders wogt während des Vormittags in ihrem Schatten an der Seite der das Tepelufer begrenzenden Verkaufsläden gemächlich auf und nieder. Auch sizen in diesem Schatten Einzelne, wie ganze Gesellschaften, meist Bewohner der gegenüberstehenden Häuser, um Kaffee, Chocolade und dergleichen dort einzunehmen. Gegen Abend ist an schönen sonnigen Tagen das Getümmel auf der Wiese ebenfalls so groß, daß sich sicher kein Gräschen darauf erhielte, wenn es nicht bekanntlich zu den Merkwürdigkeiten dieser Wiese gehörte, daß sie kein einziges Gräschen aufzuweisen hat, sondern aus einem ebenen Kiesboden besteht, der ihrer Bestimmung auch allerdings weit angemessener ist. Uebrigens ist, troz der dermaligen großen Fülle von Brunnengästen, doch von einzelnen größeren Festen, wie Tanzvergnügungen und andere glänzende, gesellige Vereine sind, außer einem, dem Vernehmen nach durch den, nun schon seit einigen Wochen wieder abgereisten Feldmarschall Paskewitsch veranstalteten Diner, bis jezt nur wenig die Rede gewesen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 196.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 16. August 1839.

> Wissen ist die Himmelsbahn; das höchste Wissen ist Allmacht, das Element der Seligkeit; so lange wir nicht in ihm sind, sind wir noch ungeboren.
>
> Bettina.

Sommerlieder.

V. Sommerphilosophie.

Wenn, frei, die Brust dem Hauche
Des warmen Ostwinds winkt;
Wenn unter schatt'gem Strauche
Schlaf auf mich niedersinkt;

Zu Häupten eine stille
Waldrose mich erfrischt,
Der zarte Ton der Grille
Mit meinem Traum sich mischt:

Da kann ich's wohl begreifen,
Daß anders mir zu Muth,
Als wenn bei Schnee und Reifen
Mir fast erstarrt das Blut;

Daß ich so leicht mich rühre
Zu klaren Lebens Fluß,
Daß Leib und Seel' ich spüre
Als eins, aus tücht'gem Guß.

Doch eins will fast mich kränken,
Und hoch's mich Wunder nimmt:
Daß anders auch mein Denken
Im Sommer ist gestimmt.

Sollt's seyn, daß der Gedanke,
Des Schöpfungskönigs Trost,
Ungleich sich selber, kranke
In Hitzen oder Frost?

Daß, was in Winternächten,
Am flackernden Kamin,
Scharfprüfend mir, der ächten
Wahrheit entsprungen schien;

Womit ich kühnlich bauend
Das All der Welt gestützt,
Worauf ich furchtlos trauend
Vorm Wahn mich hielt geschützt.

Daß jetzt, im Licht der Sonnen,
In Sommers blauem Saal,
Was ich aus Gold gesponnen
Geglaubt, scheint grau und fahl;

Nur in gespenst'ger Hülle
Vor mir noch gaukelnd schwebt,
Was in urkräft'ger Fülle,
So wähnt' ich, mir gelebt?

Und muß denn auch das Denken,
Drin sich der Geist wird klar,
Sich in den Wechsel senken,
Worin hinrauscht das Jahr?

Ich weiß nicht; doch ich spüre:
Daß dir, Natur! nicht fern
Erst der Gedanke führe
Zu ächter Wahrheit Kern!

Drum den Gedanken hefte
Du an's lebend'ge Seyn,
Gieß statt der kühlen Säfte
Ihm warmes Herzblut ein!

Nicht sproß' er aus Metallen
Wie der Dianenbaum;
Mit seinen Wurzeln allen
Faß' im Gemüth er Raum.

Lehr' ihn, daß recht er fasse
Dein kräftig Thun als Eins,
Nicht Mannigfalt'ges hasse,
Den bunten Kranz des Seyns.

Nicht Glanz und Anmuth streife,
Wenn er die Wahrheit packt;
Der Schönheit Phönix greife,
Eh' er zerpflückt und nackt.

So wollst, Natur! mich tränken
Mit deinem Zauber mild,
Daß noch im Frost mein Denken
Sey warmen Lebens Bild;

Daß, wenn im Lenz auf's Neue
Dein Rosenbanner siegt,
Voll Hoffnung ihm und Treue
Mein Geist entgegen fliegt,

Und des Vertrauens Siegel
Nur für das Zeugniß spart,
Das dein krystallner Spiegel
Ihm schweigend offenbart.

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

„Das hübsche Kind," äußerte der Amtsrichter, der nichts zu ahnen schien, „hat mit gutem Anstand und naiver Haltung ihr Unglück erzählt. Der Aktuar konnte ihre Aussage wörtlich protokolliren. Als ich aber die Frage an sie stellte, wo sie denn an jenem Tage hergekommen, wo sie gewesen sey, welchen Zweck ihr Gang über Land gehabt, da erröthete sie und schwieg. Der Familie hatte sie schon das Geständniß gemacht, daß sie nicht an dem vorgegebenen Orte gewesen sey." — Der Consulent meinte, der Herr Amtsrichter könne, wenn das Mädchen Grund zum Schweigen habe, sie hiebei schonen, da ja dieser Umstand in Beziehung auf den räuberischen Anfall außerwesentlich sey.

„Nicht so ganz," versetzte der Amtsrichter. „Zeit und Raum gehören in den Bereich der Untersuchung. Wann? wo? wie? woher? wohin? das Alles muß zur klaren Darstellung der Sache erhoben werden. Hat der Richter einmal gefragt, und die Antwort stockt, so wird die ganze Aussage verdächtig. Wollte ich nun aber auf ein Schweigen, wie das vorliegende, wenig Gewicht legen, so waltet doch noch die Rücksicht ob, daß der Ort, wo die räuberisch Angefallene zuvor gewesen, möglicherweise über den Thäter Aufschluß geben kann, weil man die dort herum wohnenden verdächtigen Leute näher in's Auge faßt. Wer kann wissen, ob der Gauner nicht zuvor in dortiger Gegend gesehen worden? Die Erfahrung lehrt, daß die allermeisten räuberischen Anfälle auf Reisende vorbedacht und gerade auf ihre Person in Erwartung eines Fanges abgesehen waren. Was kann das Mädchen abhalten, die Wahrheit anzugeben? Sie ist gegen sich, denn leicht möchte ihr Ruf durch Zurückhaltung mehr leiden, als durch Offenheit. Suchen Sie sie, wenn Sie in das Haus kommen, hiezu zu bewegen. Ich werde ihre Aussage nachträglich zu Protokoll nehmen lassen."

Gruner, der gegen das Ansinnen des Amtsrichters nichts einwenden konnte, schwebte bänglich zwischen einer Nothlüge, durch welche er Mariannen einer weitern Verantwortung zu entheben hoffen konnte, und zwischen der Darlegung des Wahren. Seine rechtliche Natur sträubte sich gegen jenes; er nahm sich zusammen und sagte: „Herr Amtsrichter, ich kann durch eine Eröffnung alle Zweifel lösen. Soll aber kein Schatten auf das junge Frauenzimmer fallen, so muß ich neben dem Vertrauen des Richters auch die Diskretion des Biedermanns in Anspruch nehmen." Er reichte ihm die Hand. „Schenken Sie meiner Aeußerung Glauben, als wenn ich sie auf ein Handgelübde darlegte. — Ein Freund Mariannens in der Stadt war um jene Zeit in Geschäften ausgeritten und wünschte sie an einem dritten Orte zu sprechen. Ein Bote bestellte den Brief. Der Zweck ihrer Zusammenkunft war reinmenschlich, unschuldig. Sie befanden sich über Mittag im Wirthshause zum Engel in O. Fragen Sie die Wirthsleute darum. Sie bezeugten sich als ein Geschwisterpaar und gaben wohl durch ihr Benehmen zu

keiner andern Vermuthung Anlaß. Die Täuschung, die sich Marianne zu Haus erlaubt, möchte als unschädlich von ihren Angehörigen nicht hoch angeschlagen werden. Die versorgten Leute widerstreben den Gemüthsansprüchen der unversorgten, die sich dann durch Vorwände zu helfen suchen. — Die Stunden entflohen. Was haben sich junge Leute bei so kurzem Wiedersehen nicht Alles zu sagen! Die Rückkehr Mariannens verzögerte sich. Die Dämmerung überfiel sie im Walde. — Sie sehen, daß diese Umstände mit dem räuberischen Anfall in keiner Verbindung stehen und daß des Mädchens Schweigen für den Criminalisten kein beachtungswerthes Moment ist."

„Der Inquirent ist zufrieden gestellt," sagte lächelnd der Amtsrichter; „nun erlauben Sie, werthester Herr Consulent, auch dem Menschen ein vertrauliches Wort. Halten Sie dem ältern Manne etwas zu gut. Die Jahre bringen, wenn nicht immer eine größere allgemeine Weisheit, doch ein lebendigeres Anschauen der Lebensverhaltnisse und ihrer wahren Geltung. Sie sprechen als dringende Forderung aus, was die Jüngern bloß theoretisch, ohne Thatkraft in sich tragen. Der Freund aus der Stadt steht sicherem Vernehmen nach mit einer achtungswerthen Dame in einer nähern Verbindung, in einer solchen, die zu einem innigen Bande für's ganze Leben führen dürfte. Er wird mit der poetischen Licenz der lezten Tage, die wir eine erotische Episode, ein Hors d'Oeuvre nennen möchten, vor dem Forum der Kritik einen harten Stand haben."

„Ohne Zweifel," erwiderte befangen erröthend der Consulent. „Ich muß jedoch zu seiner Entschuldigung beibringen, daß zwischen ihm und der Dame noch kein Vertrag über eine nähere Verbindung abgeschlossen worden, ja daß nicht einmal deutliche, unzweideutige Erklärungen darüber zwischen ihnen gewechselt worden, welche seinen Neigungen Zwang anthäten." — „Das ist juridisch gesprochen," wandte der Amtsrichter ein. „Der Herr Consulent wissen aber, daß Manches nicht eben förmliches Unrecht — und doch nicht das Rechte ist. In vielen Fällen ist schon Vorsicht und Klugheit Gewissenssache." — „Allerdings," sagte Grüner, „möchte der Freund aus der Stadt, wenn er könnte, die Sache aus Mitleiden mit dem armen Geschöpf, wie aus Rücksicht auf seinen eigenen Ruf ungeschehen machen." — „Was ist es anders," äußerte der Amtsrichter, „als ein Hinneigen zum Naturstande, das sich oft in holden Bedürfnissen, in schönen Gefühlen offenbart, das aber der Besonnene dem großen Zuge der conventionellen Welt zum Opfer bringt? — Ein junger Mann, und wäre er auch in den glänzendsten Glücksumständen, von den förderndsten Verhältnissen begünstigt, ist doch fast niemals in dem Falle, den organischen Haushalt seines Lebens ganz auf freie Wahl der Neigung, auf ein rein natürliches Bedürfniß seines Gemüths gründen zu können. Versucht er es rücksichtslos und mit Gewalt, so folgt früher oder später die Reue; denn überall umfängt ihn der Zwang der Convenienz und hemmt sein freies Bewegen." Der Consulent schwieg in sich gekehrt.

„In einer vieljährigen Amtsführung," fuhr Jener fort, „hatte ich Gelegenheit, den Lebensweg der Menschen, ihre Handlungsweise, den Kampf der verführerisch süßen Triebe mit der herben Pflicht zu beobachten. Deutet der leztere Vorfall nicht wieder wahrnehmbar auf die Mahnungen des Geschicks? — Der Mensch, von Neigungen getrieben, strebt auf ein nahes Ziel hin, seine Leidenschaft macht ihn für alles Andere blind. Er glaubt in der Erreichung seines Wunsches, in der Befriedigung seiner Sehnsucht einen schönen Abschluß der Gegenwart zu finden. Die Radien seines Denkens und Empfindens streben auf diesen Punkt zusammen. Aber, so er ihn nun erreicht hat, so laufen die Folgen seines Handelns, wie die in einen Fokus versammelten Lichtstrahlen, unaufhaltsam wieder auseinander, und stellen ein verkehrtes, vergrößertes, oft verzerrtes Bild des Geschehenen dar. So kann es dem Freund aus der Stadt mit seinem Stell Dich ein gehen. Doch das empfindet er wohl stärker, als ich es auszudrücken vermag. Ich habe nichts weiter zu sagen; er kann auf meine Diskretion in jeder Beziehung rechnen." Grüner drückte dem Amtsrichter beschämt schweigend die Hand und empfahl sich.

(Fortsetzung folgt.)

Moden.

Jupons de crin.

Durch das ganze Mittelalter, bis herauf in die Revolution, hat in der weiblichen Tracht fast durchgängig das System geherrscht, daß man die Büste knapp umschrieb und von der Taille zur Seite und hinten das Kleid dauschig und weit herabfallen ließ. Die antikisirende Form, welche im Gefolge der Revolution aufkam, war nur ein kurzes Intermezzo, und es verging keine Generation, so war man durch verschiedene Schwankungen wieder vollkommen auf die uralte Idee zurückgekommen, welche ganz wesentlich das weibliche Kostüm der christlich abendländischen Welt von dem der antiken unterscheidet. — Das Hauptmoment bei dieser Form besteht darin, daß das Kleid vortheilhaft die Hüften zeichnen, daß die Draperie des Zeugs von der Taille an sich in anmuthigem Schwunge hinaus und hinab stürzen muß. Das ewige Aergerniß dabei ist nun aber, daß dieser poetische Schwung, den man dem Zeuge gibt, immer so schnell erlahmt, daß die Falten, statt wie aus innerem Triebe vom Körper wegzustreben, immer wieder platt und prosaisch niedertaumeln. Diesen verzweifelten Knoten zerschnitt man zu gewissen Zeiten geradezu: das einemal, indem man das Kleid im Reifrock über ein festes Gewölbe spannte, ein andermal, indem

man mit Poschen den Zeug in sichere Weite vom Körper abwies. All dies war klassische Poesie im französischen Sinn: der Zweck wurde dadurch gar zu gut erreicht und somit verfehlt. Man weiß, was Alles in neuerer Zeit mehr in romantischem Styl versucht worden ist, um die Hüftdraperie in jenen vom Körper wegfliehenden Curven, in denen nun einmal die Grazie sizt, festzubannen und dabei doch einen Schein von Natürlichkeit zu retten; man weiß aber auch, welche Uebelstände mit diesen Mitteln verbunden waren, wenn sie nicht gar ihren Zweck vollkommen verfehlten. Doch jedes wahre Bedürfniß in der Gesellschaft findet sicher, wenn auch etwas spät, seine Befriedigung, und so können wir mit Vergnügen ankündigen, daß jenes uralte Gebrechen der weiblichen Toilette durch eine neue Erfindung eben so einfach als glücklich auf immer gehoben scheint, nämlich durch die Unterröcke aus Pferdehaaren. Dieser vor Kurzem erfundene Stoff hat die unschäzbare Eigenschaft, auf die es hier vor Allem ankommt: er ist durch nichts zerknitterbar, noch so oft und lange niedergedrückt, springt er immer wieder elastisch auf und weist das darüber geworfene Kleid auf's Beharrlichste vom Körper ab. Gerade diese Unermüdlichkeit ist es, was man bei den bisher üblichen Stüzen auf's Schmerzlichste vermißte. — Wie übersezen aus einem Pariser Modebericht: „Durch ihre große Weite verlieren die Kleider größtentheils den Halt; sie sinken zusammen und bilden bald nur Massen gedrängter Falten. Diesem Uebelstand begegnet nun das neue Roßhaargewebe, weich, durchsichtig, leicht wie Gaze, ein Unterrock, der ohne alle Steifheit, wahrhaft miraculos das Kleid hebt und ihm eine graziöse Haltung gibt, über die man nur staunt. Aber ganz besonders an Kleidern aus Wollenzeug zeigt sich der Werth und die Bedeutung der Unterröcke aus Pferdehaaren. Die Wollmousseline ist sehr weich, trägt sich nicht, und viele Frauenzimmer scheuen sich davor, weil sie „nicht kleide;“ und doch drapirt kein Zeug graziöser, keiner umspielt anmuthiger den Körper, weil seine sanft geschwellten, markigten Falten nie stehen bleiben und sich nie aneinander hängen. Ein Roßhaarunterrock darunter, und das Höchste ist erreicht!“

Oudinot heißt der Schöpfer dieses complément de la toilette. Die Zeiten sind nicht mehr, wo ein Oudinot sich vom Soldaten zum Herzog aufschwingen konnte. Es ist etwas Schönes um's Ländererobern, und der glückliche Soldat denkt nicht an die Flüche derer, auf deren Kosten er seine Lorbeeren erworben. Aber noch größer in reinem, nüzlichem Streben steht der da, welcher im allgemeinen Wettkampfe der Industrie über eine ganze Provinz der weiblichen Aeußerlichkeit Segen verbreitet und sich alle Herzen erobert, soweit man auf Erden das Bedürfniß fühlt, dem sein herrlicher Unterrock glücklich abgeholfen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Schluß.)

Litteratur.

Einer unserer geistreichsten Männer, der greise, aber immer jugendliche und anakreontische Chapponnière, ein gar glücklicher Dichter im Genre Lafontainescher Erzählungen, hat uns neulich mit einem Genfer Poeten aus dem sechzehnten Jahrhundert bekannt gemacht. Es ist der Arzt Joseph du Chesne, welcher der Religion wegen Frankreich verlassen hatte, 1584 unentgeldlich das Genfer Bürgerrecht erhielt und Mitglied des Raths der Zweihundert wurde. Durch seine medizinischen Werke ist er unter dem Namen Quercetanus (Du Chesne) auch in Deutschland bekannt. Am Hof Heinrichs IV. war er sehr geschäzt und verband sich durch Heirath mit den ausgezeichnetsten Namen der Stadt, mit den Familien Budé und Spanheim. Da zu seiner Zeit noch Ronsard auf dem französischen Parnaß herrschte, so ahmte auch der Dichter Du Chesne seine sich in Antithesen und geschraubten Beiwörtern gefallende Manier nach. Sein poetisches Hauptwerk ist der Grand Miroir du monde, der 1581 in Lyon herauskam und, wie Pico von Mirandola, de omni re scibili handelt. So geht er von der Schöpfung zur Natur Gottes, zu den Engeln, den Dämonen und den Mythen des Paganismus über; dann kommen die alten philosophischen Systeme, die Elemente, die drei Naturreiche und noch mehr andere Dinge. Befreit man diesen Dichter von der Manier und dem Ungeschmack seiner Zeit, so zeigt er viel Imagination, Gluth und manchmal sehr poetische Anmuth, die Le Brun und Delille für ihre ähnlichen Gedichte gar wohl hätten benuzen können.

Ein anderer Genfer fast gleichzeitiger Dichter war Agrippa d'Aubigné, ein eifriger Hugenott, der sich von Frankreich hierher geflüchtet hatte, sich durch Heirath mit der Genfer Familie Burlamachi verband, ein Schloß baute und in St. Peter begraben wurde. Ausser seiner Universalgeschichte, die Einige über die des de Thou sezen, und mehreren andern Werken, dichtete er auch Tragiques, bei denen man aber nicht an Tragödien oder andere dramatische Arbeiten denken darf, sondern die nur das Tragische der Zeit andeuten sollen, übrigens aber eher Persius und Juvenals Farbengluth haben. Besonders interessant sind die Stellen seines Gedichts über König Heinrich III. und Katharine von Medizis. Er nennt den König den Herrn eines Königreichs, wo l'homme est en proye à l'homme, où le père étrangle au lict le fils, où le cercueil preparé par le fils sollicite le père etc. Auf die impure Florentine ist er besonders übel zu sprechen:

> En vain, roine, tu as rempli une boutique
> De drogues du mestier et mesnage magique;
> En vain fais-tu amas dans les tais des deffuns
> De poix noire, de canfre à faire les parfums;
> Tu y brûles en vain cyprès et mandragore,
> La cigüe, la rue et le blanc ellebore,
> La teste d'un chat roux, d'un ceraste la peau,
> D'un chat-huant le fiel, la langue d'un corbeau,
> De la chauve-souris le sang, et de la louve
> Le laict chaudement pris . . .
> Le nombril frais coupé à l'enfant avorté,
> Le coeur d'un vieil crapaut, le foye d'un dipsade,
> (Schlange)
> Les yeux d'un basilic, la dent d'un chien malade,
> Et la bave qu'il rend en contemplant les flots.

Da D'Aubigné seine Tragiques 1576 und 1577 schrieb, also lange bevor Shakespeare's Macbeth entstand, so wäre es nicht unmöglich, daß dieser für sein Hexenlied obige Stelle benuzt hätte, die ihm bei seiner Bekanntschaft mit französischer Literatur leicht zu Augen gekommen seyn konnte.

Beilage: Literaturblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 197.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 17. August 1839.

> Thine, Freedom, thine the blessings pictur'd here,
> Thine are those charms, that dazzle and endear.
>
> Goldsmith.

Amsterdam im Jahr 1839.

Das vergangene Jahr war in Amsterdam an Erscheinungen in der schönen, heitern Sphäre des Geistes eines der kärglichsten und ärmsten, die ich hier noch erlebt habe. Dies darf um so mehr verwundern, als hier in vielen andern Beziehungen eine erstaunenswerthe Regsamkeit erwacht ist, die doch sonst nicht einseitig zu bleiben, sondern sich allen Geistesrichtungen mitzutheilen pflegt, wie ein mächtiger Sturm im Norden auch den fernen südlichen Theil des Oceans in größere Bewegung bringt. Vielleicht bedarf es aber einer längern Zeit, damit ein solches Mittheilen der Bewegung, solche Wechselwirkungen sichtbar werden, und die schöne Jahreszeit der geistigen Blüthen steht uns noch bevor. Doch sind meine Hoffnungen darauf nicht gar stark; mir fallen oft unwillkührlich die Worte ein, welche ein übrigens mittelmäßiger Dichter dem personifizirten Altniederland in den Mund legt:

> „Ik ben geen jongeling meer —
> Reeds draag ik gryze hairen."

Wie dem auch sey, die Stadt Amsterdam hat in den letzten Jahren eine merkantile Größe erlangt, die sie früher nie gehabt hat. Ihre Fortschritte in dieser Hinsicht werden nur von denen Rotterdams, wo möglich, übertroffen. Der holländische Handel concentrirt sich mehr und mehr auf diesen beiden großen Märkten; sehr zum Unterschiede von der alten Zeit, wo viele Hafenstädte den lebhaftesten Antheil daran nahmen. Doch Amsterdam ist das wahre Herz des Landes, von hieraus fließt das rothe Gold durch zahllose Kanäle in die Provinzen und treibt, bewegt, schafft dort; hier ist die hölzerne Bude, die Börse, welche Jahrhunderte lang die Geldgeschäfte Europas regulirte. Seit Ende des siebzehnten Jahrhunderts hat Amsterdam erst in unsern Tagen wieder sich vergrößert und durch die beiden großen kostbaren Dämme im Y dem Meere Boden und zwei herrliche, tiefe, geräumige Docken für das sichere vor Anker Liegen der großen Seeschiffe abgewonnen. Unübersehbare Reihen, ganze Quartiere von Entrepots genügen noch nicht dem Bedürfniß zum Aufbewahren der Güter; neue, größere Reihen derselben sind im Entstehen. Eine Brücke, größer als die von der wälschen Küste nach der Insel Anglesea, ist hier über den Y projektirt. Die Eisenbahn von hier nach Haarlem, das, vor einigen Jahren noch still und öde, jezt ein holländisches Manchester ist, wird am Geburtstage des Königs, am 24sten August, eröffnet werden. An der weit größern von hier nach Arnheim zur schnellen Verbindung mit Rheinpreußen wird seit einigen Monaten auf vielen Punkten zugleich thätigst gearbeitet. Kanal reiht sich an Kanal, und der

Bauer aus der entferntesten Gegend des eigentlichen Hollands kann seine Feldfrüchte zu Wasser auf den gelegensten Markt schaffen. Zum Austrocknen des tiefen, wilden Haarlemer Meers, einer wahrhaft riesenartigen Unternehmung, sind acht Millionen Gulden einstweilen von den Generalstaaten zugestanden, die Arbeiten dazu werden vorbereitet und das Austrocknen selbst soll im nächsten Frühjahr seinen Anfang nehmen. Auf den Werften ist Alles in Thätigkeit und der Schiffbau steht in größter Blüthe. Seit funfzehn Jahren hat sich bloß die Zahl der großen Schiffe, die sich in direkter Fahrt nach Ostindien befinden, verfünffacht; nicht selten sieht man in einer Woche drei Ostindienfahrer von 5 bis 600 Tonnen vom Stapel laufen, worauf am selbigen Tage noch der Kiel zu einem ähnlichen Schiffe gelegt wird. Handelsverbindungen, Handelsmaatschappyen treten immer neu in's Leben; direkte Dampfschiffcourse werden nach allen Seiten hin geregelt; eine große Gesellschaft will den Handel der Ostsee mit dem schwarzen Meere an sich ziehen, und errichtet in den Hauptbäfen beider Meere schon Comptoire, Agenturen, Waarenlager. Im Mutterlande sucht man dem Meere Boden abzugewinnen, in den Kolonien ist man beständig im Kriege und erwirbt durch Eroberungen Landgebiet nach Landgebiet. Kraft und Patriotismus haben die Holländer noch, das beweisen sie in ihren überseeischen Besitzungen, das beweisen selbst die holländischen Bauern um das Kap der guten Hoffnung, die, um sich von England unabhängig zu machen, sich auf eigene Faust mit den wilden Eingeborenen herumschlagen.

So lebt und bewegt sich hier Alles, aber nur um den Handel. Handel im großen Sinne des Worts, nicht Krämerei, ist das allgemeine Losungswort. Zauberhaft durchzuckt es die Herzen der Holländer, treibt, bewegt, rührt, erhebt sie. Sie haben noch keinen Raum wieder gefunden für einen andern Begriff, für ein anderes Wort, und es fällt ihnen nicht ein, auch nur daran zu denken, daß sie darüber gar Vieles vernachlässigen. Sie haben jezt nur eine Nationalleidenschaft, den Handel; sie suchen nur eine Ehre, nur einen Ruhm: ihre alte Handelsgröße wieder zu erlangen. Sie haben aufgehört, die alten Verluste lethargisch zu beklagen, weil sie den Muth in sich gefunden haben, zu hoffen, daß sie sie wieder erlangen können. Allerdings muß, wenn der Handel so zur Volksleidenschaft wird, damit Großes erreicht werden. Viele Reisende schütteln darüber, als über eine einseitige Krämersucht, verächtlich den Kopf. Ich kann nur sagen:

Neen, niet verachtelyk! maar 't wekt myn droefenis.

Uebrigens geben sich Völker, die sich, wie das holländische, frei und fessellos bewegen, weit leichter einer Richtung leidenschaftlich hin, als solche, die sich mehr beengt fühlen, die durch innere oder äußere Schranken gehemmt werden. Rasch und ungehindert verbreitet sich die Flamme über eine Stadt aus, wenn sich keine Feuermauern, keine Spritzen und Löschanstalten darin vorfinden. Das holländische Volk beseelt ein durchaus freier Geist; in der Mitte zwischen dem englischen und deutschen, hat es von beiden ihre eigenthümliche Freiheitsliebe geerbt, erhalten. Wasser und Freiheit, das sind die Embleme seiner physischen und geistigen Natur; das sind die beiden Elemente, worin es sich gebildet hat, wie es daraus hervorgegangen ist. Dazu kommt noch, dem Ursprung nach, friesische Hartnäckigkeit und Zähigkeit. Servilismus muß daher dem holländischen Charakter durchaus fremd seyn, und wo er sich zeigt, da haben fremde Vögel in seinem Garten heimlicherweise Eier ausgebrütet. Das ist, was mich immer mit den Holländern versöhnt, wenn ich sie auch oft in rauher Einseitigkeit ihren Lieblingsgötzen huldigen und die grauen Männer dafür entbrannt sehe, wie Jünglinge für die Geliebte. Sie zollen Liebe und Achtung dem Rechte, hassen aber entschieden jede Willkühr in der festen Ueberzeugung:

Waar willekeur gebiedt,
Bestaat geen maatschappy, maar slechts een drom van slaven.

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Grüner eilte zu Mariannen. Im Hause kündigte er sich als einen Arzt aus der Stadt, den Hausdoktor der Justizräthin und der alten Base an, den Beide der Leidenden zu Rath und etwaiger Hülfe schickten. Er bat, ihn mit ihr allein zu lassen. Man bezeichnete ihm ein Hinterstübchen, wo er leise eintrat. — Sie war in einem Altvaterlehnstuhl eingeschlummert; eine weiße Binde umhüllte ihre Stirne, ihr Angesicht zeigte an verschiedenen Stellen Merkmale der Mißhandlung oder des Falles. Ihre reizenden Züge waren sehr entstellt. — Er konnte sie einige Minuten ungestört betrachten. — Wie waren die anmuthigen Formen dieses Ovals so ihrer vorigen Harmonie entrückt! — Ein flüchtiger Gedanke, von frühern Reflexionen erweckt, durchzog seinen Sinn: „Was wäre es mit der Neigung, wenn solche Entstellung bleibend würde? Ja, was ließe sich die Liebe von dem reizenden Aeußern abdingen, ohne zu erlöschen? Ist nicht des Mannes ewige Forderung: Offenbarung der innern Liebenswürdigkeit durch äußern Liebreiz, durch wohlgefällige Gestalt?" Ein unbeschreibliches Mitleiden ergriff ihn. Er sah im Geist alle liebebedürftigen Wesen vor sich, die keine Gegenliebe zu erwecken vermögen; er

dachte an unser sinnliches Geschlecht und an das zum Dulden bestimmte weibliche.

Endlich erwachte Marianne; sie blickte den vor ihr Stehenden ruhig und ohne sichtbare Betroffenheit über sein unerwartetes Erscheinen mit weitgeöffneten Augen an. Er streckte innig bewegt seine Arme nach ihr hin. „Du Gute," sagte er halblaut, „so sehen wir uns wieder!" — „Ich wußte wohl, daß Sie kommen werden," erwiderte sie. „Es trifft auf die Stunde zu." — Die Thränen stürzten ihm in die Augen. Eine unbekannte Gewalt hielt ihn ab, zu ihr zu treten und sie in seine Arme zu schließen.

„Es war ein Traum oder kein Traum," fuhr sie fort, „ich war im Geiste bei Ihnen und sah, was Sie thaten. Ich wußte auch, was sonst in Ihrem Hause vorging. Die Frau Justizräthin zürnt mir in ihrem Innern, ob sie gleich schweigt und von nichts zu wissen scheint. Ich werde ihren Anblick nicht mehr ertragen. — Ich kenne nun meinen ganzen Leichtsinn, meine thörichte Verblendung. Des Herrn Hand hat mich fallen lassen, mich gezüchtigt. Wie konnte ich die Kluft übersehen, die zwischen mir und Ihnen liegt? — Ihnen kann ich nicht böse seyn. Wie könnte man dem zürnen, was man liebt? Mußte ich glauben, Sie hätten mit meiner Neigung Ihr Spiel getrieben, ich würde zu sterben wünschen."

Grüner fand keine Worte. Es zog ihn zu der Armen hin. Sie begegnete seinen Händen ablehnend mit den ihrigen. Er fragte sie angelegentlich um ihr Befinden. Sie schien mehr an der Seele als am Körper zu leiden. Dem Schrecken folgte der Kummer; ihr Unglück, ihre Verschuldung konnten zum losen Stadtgespräch, ihre Lage zum Gespött der Welt werden. — Er bat sie, wenn die Erinnerung an den Vorfall sie nicht zu sehr angreife, ihm die nähern Umstände zu erzählen. — „Es wird mich erleichtern, vielleicht beruhigen," sagte sie, „wenn Sie es vernehmen. Sie allein fühlen doch den rechten Antheil für mich."

„Ich hatte nach dem Abschiede von Ihnen, ob ich gleich auf der Straße allein war und der Abend einbrach, dennoch keine Angst; ich dachte an Sie. Im Walde wurde es, wo das Dickicht ganz an die Straße heranrückt, auf einmal ganz dunkel. Jetzt ging mein kleiner Muth zu Ende; ich fühlte einigen Schauder und horchte in die unheimliche Stille hinein. Da hörte ich etwas neben mir durch die Büsche rauschen. Der Schrecken trieb mich zur Flucht; ich lief, so schnell ich konnte. Wo sich der Weg wendet, blickte ich scheu um. Ein Mensch mit schwarzem Gesicht, einen Knüttel in der Hand, hatte mich beinahe eingeholt. Die Angst jagte mich. Ich war unter meinen Gespielinnen immer die geschwindeste und wäre vielleicht meinem Verfolger entkommen; aber er warf seinen Stock nach mir. Den Schmerz hätte ich wohl überwunden, aber der Knüttel hemmte meinen Lauf. Ich stürzte seitwärts auf einen Steinhaufen und verlor die Besinnung. Die Todesangst kam zu dem dumpfen Schmerz des Falles. Doch fühlte ich an einem stechenden Weh am Ohr, daß mir der Räuber die Ohrringe nahm, so wie er mir zwei Fingerringe sehr unsanft abzog. Die Tasche, die mir entfallen war, nahm er auch mit sich. — So mag ich zerschlagen, blutend, mit halbem Bewußtseyn eine gute Weile dagelegen seyn. Endlich vernahm ich das Heranrollen eines Gefährts; die Reisenden bemerkten mich, ich wurde aufgehoben und in den Wagen gebracht. Da ich soweit wieder bei mir war, daß ich sagen konnte, was mir widerfahren und wo ich her sey, so führten sie mich unter Bezeugung ihrer Theilnahme mit sich und machten beim Amte die erste Anzeige von dem Vorfalle."

Durch Mariannens Erzählung war nun das Geschehene in bestimmte Grenzen gefaßt. Grüner sah mit mehr Klarheit in die etwaigen Folgen hinein; er war beruhigter als zuvor. Die Stadtsage schreckte ihn nicht mehr. Er wußte, daß die Menschen gewöhnlich nur das Auffallendste eines Vorganges in's Auge fassen, es in ihrer Imagination sich zurechtmachen, erklären, umbilden, erweitern, verunstalten, das Vorübergegangene aber, wenn sie vom Reize der Neuheit gesättigt sind, kaum weiter beachten. Die Verwandten Mariannens, die Hausgenossen machten ihm auch keine Sorge. Die kränkliche Base war kein physiognomisches Räthsel; sie schien die einfachste Person, mit ihrem Sinne gutmüthig auf's Nächste gerichtet zu seyn, was auch Marianne bestätigte. Außer ihr hatte sie noch ein ganz junges Mädchen, welches die gröbern Arbeiten versah, zu ihrer Bedienung. Im obern Stock wohnten höchst untergeordnete Leute, die mit sich genug zu thun hatten.

Wie es aber geht; wenn der Mensch in bedenkliche Verhältnisse verwickelt ist, so tritt hinter einer gehobenen Besorgniß sogleich eine folgende hervor. Wird doch selbst der ganz Unangefochtene höchst selten seines Daseyns in der Gegenwart so unbesorgt froh, daß er sich wie ein Vogel auf grünem Zweige unter ganz wolkenlosem Himmel fühlen kann. — Wie stand es mit seinem Verhältniß zu Hause? — Marianne, durch ihre Angegriffenheit tiefer empfindend als zuvor, führte ihn selbst darauf. — „Wenn ich," sagte sie in dem Ton eines erhöhten Gefühls, „mir die Schuld davon beimessen müßte, daß Ihre Verbindung sich auflösste, so wäre ich höchst unglücklich. Die Welt würde mich schmähen, verachten. Ich kann nur dann das Vorgefallene vergessen und den Jammer verschmerzen, wenn Sie ein Paar werden. Es ist das lezte Mal," fuhr sie, ihre Neigung, ihre ganze Selbstheit gewaltsam niederringend, fort, „daß Sie mich sehen,

sprechen dürfen. Ich lege mir das selbst auf. — Ihr Geschlecht nimmt Alles leichter, wir müssen meistens härter büßen. Aber nur in der Buße finde ich Trost."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, August.

Buchhandel und Nachdruck.

Vor einiger Zeit (s. 1838, Nro. 272.) schrieb ich Ihnen über die elende Verfassung des italienischen Buchhandels. Neuerdings ist nun vielfach die Rede auf diesen Gegenstand gekommen, sey es, weil man in auswärtigen Blättern so viel von Gesezvorschlägen zum Schuze des literarischen Eigenthums las und die günstigeren Verhältnisse der Engländer und Franzosen, selbst der Deutschen beneidete, sey es, weil der hiesige Zustand nachgerade unerträglich wird. Während nun aber von oben herab noch Alles still bleibt, haben hie und da Schriftsteller und Verleger sich ausgesprochen. Unter Andern hat N. Tommaséo, welchen ich schon bei mehreren Veranlassungen genannt, an die italienischen Buchhändler ein Sendschreiben gerichtet. Er faßt die Sache von der praktischen Seite auf, er predigt weniger für den Schriftsteller, als für die hungernden Kinder des Schriftstellers, für den Verleger, für die hungernden Kinder des Druckers, und er thut dies nicht ohne Originalität. „Ein Autor als Crösus, sagt er, ist eine traurige Erscheinung; eine traurigere noch der Schriftsteller als Lazarus, wenn er, statt daß die Hunde seine Wunden belecken, den Andern den Staub von den Schuhen lecken muß. Ich verlange keine Reichthümer für den Schriftsteller; ich mag lieber, daß er Hunger leide, als daß er Millionär sey. Ich verlange für ihn nur so viel, daß er den Gefahren des Lasters oder denen der Noth nicht unterliege. Ich will nicht, daß, wenn er gefragt wird, weßhalb er keine Frau nehme, er zur Antwort geben müsse: weil ich ihr nichts zu essen geben kann. Dem Schriftsteller die Entschädigung für eigene Auslagen nehmen, heißt ihn dazu verdammen, sein Leben in elender Einsamkeit hinzubringen. Die Buchhändler mit ihren Nachdrücken sind für den Autor mächtige Prediger des Evangeliums des Engländers Malthus: Ihr seyd arm? Heirathet nicht! Ein Evangelium, welches ich neulich den Herrn Pellegrino Rossi, der ein aus Carrara gebürtiger Genfer und Franzose ist, zu Paris pathetisch vom Katheder verkünden hörte. Wenn ich hier von Schriftstellern rede, so will ich keineswegs, daß jene monströse Generation von Leuten fortgesezt werde, die, in einer Stube eingesargt, von der Welt nichts anders wissen, als was auf bedruckten Lumpen steht, und die sich von den Angelegenheiten und Pflichten des bürgerlichen Lebens entweder selber ausschließen, oder davon ausgeschlossen werden — eine monströse Generation, welcher ich, der ich dies schreibe, nicht ganz aus eigener Schuld angehöre. Ich sehe sehr wohl ein, daß der Mensch, welcher mit andern Arbeiten beschäftigt, in den Stunden und Jahren der Ruhe das Erlebte und Erfahrene niederschreibt, dessen nicht bedarf, um sich und die Seinen davon zu ernähren. Immer aber werden Studien übrig bleiben, welche einen großen Theil des Lebens, Reisen, Correspondenz, viele Bücher und Kupferstiche und kostbare Instrumente in Anspruch nehmen. Am Ende wird doch der Druck des Buches bleiben, für den der Verfasser oder der, den er damit beauftragt hat, entschädigt werden muß. Ich flehe euch nicht um Mitleid an mit dem Schriftsteller, aber habt wenigstens Erbarmen mit dem unschuldigen Verleger! Stellt euch einen ehrlichen Verleger vor, welcher, wenn er seinen armen Freund, den Autor, von allen Seiten geschmälert, auch der mäßigsten Entschädigung für seine Mühe beraubt und ihn um sein Werk mißhandelt und verhöhnt sieht, es unternimmt, von diesem Werk eine anständige Ausgabe zu veranstalten, zu welcher der Autor zahlreiche Zusäze und Verbesserungen liefert — nun wohl, kaum ist er fertig, kaum hat er mit Mühe und Aufwand einen sorgfältigen Druck zu Ende gebracht, so folgt ihm auch schon auf der Ferse ein verrätherischer Nachdruck. Ob die Würde der Literatur, die Würde der Nation dabei gewinne, darüber möge ein Anderer entscheiden. Denkt euch nun, daß zwischen den armen Autor und den wenig bemittelten Verleger ein reicher Mann in die Mitte trete und lezterem eine Summe vorstrecke, ersterem seine Arbeit einigermaßen zu belohnen: muß denn ein nicht zu ersezender Verlust der einzige Lohn seyn für die Gewogenheit des Vermögenden, für den Eifer des Buchdruckers? Statt eines Werkes von geringem Umfange denkt euch eines von vielen Bänden, und sagt mir dann, ob Unterbrechung des Drucks, Falliment und Ruin, unausbleibliche Folgen des Nachdrucks, Dinge sind, worüber man sich freuen, und von denen man Nuzen ziehen kann? Lasset in Gottes Namen den Autor Hungers sterben, wenn's einmal so seyn soll — weßhalb aber wollt ihr demjenigen, der ihn von der Langeweile des Druckes befreite, der ihm das Märtyrthum des Subscribentensammelns ersparte, welches (ein Buch mag noch so gut seyn) einem Allmosensammeln ähnlich sieht, dem, der ihn nicht zum Kleinhändler herabgewürdigt, sondern seine Schriftstellerwürde, die doch auch eine Würde ist, gerettet sehen wollte, warum wollt ihr auch diesem zumuthen, sich und die Seinen zum Opfer zu bringen? Weßhalb von den Bessern jede Entsagung, selbst ihren Ruin verlangen, und zu welchem Zwecke? damit das Lumpenpack nachdrucke, damit Schufte zu leben haben! Und wenn ihr auch nur dem Verleger allein Nachtheil brächtet. Nein, auch allen solchen, die mit ihm und durch ihn leben! Wenn ein Neapolitaner einem Florentiner ein Buch nachdruckt, so leidet darunter nicht bloß der Florentiner Verleger, sondern auch das unmündige Kind seines Druckers. Mit welchem Rechte beraubt ihr dies schuldlose Geschöpf seines Stückes Brod? ist's doch kein Schriftsteller, und weiß es selbst noch nicht, was ein Opfer ist! An solche Miseren denken die Nachdrucker nicht, und ihre Vertheidiger, aufgebläht in ihrem edeln Enthusiasmus, Wahrheit und Licht überall verbreitet zu sehen, schimpfen über den Handel mit der Wissenschaft und machen eine glänzende Figur. Die Sache ist aber, von allen Seiten beschaut, höchst moralisch. Zwischen der Handlung des Nachdruckers, wodurch der Verkauf der Originalausgabe gehindert wird, und der Wegnahme der Exemplare mit gewaffneter Hand, zum menschenfreundlichen Zwecke, der Wahrheit freien Lauf zu lassen, ist der einzige Unterschied, daß zum ersten etwas mehr Geld und weniger Muth gehört, und daß das hochgebildete Publikum an das zweite noch nicht gewöhnt ist." (Es kann aber noch kommen, und vielleicht bildet sich nächstens eine Kenntniß-Diffusionsgesellschaft nach den allerliberalsten Prinzipien.)

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 198.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 19. August 1839.

Im öden Weltgewühle
Hebt Wehmuth meine Brust,
Denk' ich der Knabenspiele
Und ihrer Götterlust!

Matthisson.

Historische Phantasien.

II. Der Jahrmarkt.

Es ist so süß, im Buche der Phantasie zu blättern, dessen Seiten sich beim Umschlagen von selbst mit den lebenvollsten Bildern bedecken. Warum ist es so schwer, sie festzuhalten und in das nachzeichnende Wort zu fassen? Warum geht der Seele die Macht ab, das Bild, das sich in der dunkeln Kammer der Brust abmalt, so, wie es ist, frei aus sich hinaus zu werfen? warum muß sich das ausgesprochene Gefühl zur unmittelbaren Empfindung verhalten wie eine schlechte Lithographie zur Landschaft, die sie vorstellt?

An dem Morgen, da ich der kleinen Stadt zuzog, gaben mir die von der Stimmung der Natur hervorgerufenen Schwingungen meines Innern die lebhaftesten Genüsse. Eine ganze kleine Epopöe spann sich fort, in unaufhaltsamem Zuge; ganz unerwartet entwickelten sich an den schicklichsten Stellen die anmuthigsten Episoden, ich ergötzte mich an der leben- und farbenvollen Entwicklung, wie an einem fremden Werke, und applaudirte mir selbst, wenn so recht überraschend ein ganz neues Bild hervortrat und der matter gewordene Flug der Gedanken sich wieder freudig hob. Ich habe es hinterher mit der Feder in der Hand versucht, diese Produktion in ihren allgemeinsten Umrissen zu fassen und hie und da eine Situation weiter auszuführen, und so entstand der Artikel, den der Leser gelesen haben muß, wenn er wissen will, von was hier die Rede ist. Es ist zu hoffen, daß das Niedergeschriebene auf Andere einen bessern Eindruck macht als auf mich selbst; aber mich sieht das so lebhaft Empfundene in der nachgeschaffenen Form so kalt, steif und farblos an, und vom Besten ist gerade am wenigsten darin. Das Ding gleicht dem Bericht, den man mit abgekühlter Einbildungskraft von der ersten Aufführung eines Schauspiels entwirft, von dem man Tags zuvor vor der Bühne hingerissen worden. Wohl kann man dem, der nicht dabei gewesen, ungefähr die Fabel erzählen und das dürre Gerippe mit ein paar aufgefangenen Stellen aufputzen; aber der lebendige Geist des Ganzen und die rhythmische Entwicklung durch Dichter und Schauspieler läßt sich nicht in das Wort einschließen.

So ist einmal das Wesen der menschlichen Natur. Keiner hat ein Daguerrotype, das die Bilder seiner Phantasie mit allen ihren Lichtern und Schatten auffängt und die innere Natur in ihrer ganzen Geberdung unfehlbar wiedergibt. Jeder zeichnet sich selbst nach, so gut er kann, und so fahre auch ich getrost fort, wo ich stehen geblieben.

Während Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der kleinen Stadt in der beschriebenen Weise an mir

vorüberzogen, war ich ihrem Weichbilde ganz nahe gekommen; da zerriß der dumpfe Schall einer Glocke auf einmal den Faden meiner Gedanken. Schon wollte das köstliche Gefühl in mir aufspringen, das mich als Knaben entzückt, wenn ich hinter die Kirche gegangen war, wenn ich draußen auf der Mutter Wiese unter den Obstbäumen lag und nun der Baß der Pfarrkirche den Andächtigen rief und weither in den Dörfern im Thale die leisen, feinen Glockenstimmen einfielen. Da war mir immer, als würde ich in weite, weite Ferne hinaus und hinaufgezogen in die unbeschreibliche Seligkeit des kindischen Himmels; der Blick hing trunken am blauen Gebirge und die Hand vergaß, die frisch gepflückten Johannisbeeren zum Munde zu führen; und dann, wenn der ermattete Gedanke wollüstig zur Erde zurücksank, das wonnigliche Bewußtseyn, der düeren Predigt des dicken Probsts entronnen zu seyn!

Aber nein! es ist nicht Sonntag, es ist nicht die gottesdienstliche Glocke, und erst jezt fällt mir auf, daß viel Leben und Bewegung auf der Landstraße herrscht. Eine Menge Landvolk mit Körben und Karren und Wagen, mit Rossen und Rindern eilt an mir vorüber der Stadt zu; die Freude der Erwartung sizt auf allen Gesichtern, der Jude beschleunigt den Schritt seiner Mähre und der Bauer zieht ungeduldig den Stier am Horne nach sich. Kein Zweifel, es ist die Marktglocke! im Ort ist Jahrmarkt, Vieh- und Krämermarkt!

Sieh da wieder ein entzückendes Jugendbild, überhaucht vom wehmüthigen Ton der Unwiederbringlichkeit! Sey mir gegrüßt, Erinnerung an die seligen Morgen, wo die Marktglocke den Knaben zum großen Freudentage weckte! Der erste Markttag der alleinzige im Jahre ohne alles Pensum, rein zum todtschlagen in wonniger Schlenderei! ein goldenes Interstitium zwischen zwei Kapiteln von Ciceros Officien, eine blumige Wiese zwischen zwei finstern Phalangen der bösen griechischen Irregulären! Hinein zum naschenden Genusse in das Gewühl des Marktes, mit der leichtherzigen Lust des Sperlings in der Krone des Kirschbaums! Alles lockt und zieht die Sinne und die Einbildungskraft des Knaben, und Alles stößt sich wieder ab, bevor der habsüchtige Gedanke sich daran fest gehängt. Und ist nicht die ganze Herrlichkeit mein mit den gesparten Groschen in der Tasche, und dem blanken Kopfstücke, dem unerschöpflichen Jahrestribut des Pathen? Die Seele des Kindes umfängt diese ganze reiche Welt, und ein Bettel füllt sie aus. Die Vesperglocke ruft mich nach Hause, trunken vor Genuß, und das Herzpochen der Freude über die Schätze, welche ich vom Markte heimtrage, hält das öde Gefühl der Uebersättigung nieder. Und was ich für all mein Geld eingetauscht, ist das kleine Taschenmesser, und die Maultrommel, und ein blutiges Blatt der großen Tagesgeschichte, bei Campe in Nürnberg mit schauderhafter Wahrheit gestochen und gefärbt. Dazu kommt freilich noch der Aufwand für Äpfel und Kuchen, und das Eintrittsgeld zu den Wundern der Natur und der Kunst, welche sich, Dank dem gütigen Geschick und hoher obrigkeitlicher Bewilligung, am gesegneten Tage vor den regen jugendlichen Sinnen aufthun, — und Kinder bezahlen die Hälfte!

(Fortsezung folgt.)

Das Stell Dich ein.

(Fortsezung.)

Grüner erkannte den ganzen Werth des leidenden Geschöpfs, ja, er kam sich in diesem Augenblick kleiner vor als sie, die thätiger, strebsamer war, als er. Unter Liebkosungen wollte er seine Befangenheit verbergen; sie hielt seine geöffneten Arme beharrlich von sich. Mit feuchten Augen sprach sie weiter: „Sie gehen zu Ihren Freunden und Bekannten zurück; ich bin mit mir allein. Hätte ich nur eine Seele hier, der ich vertrauen, der ich mich mittheilen könnte! Hätte ich eine Freundin, an deren Brust ich mich recht ausweinen dürfte! Ich werde an Sie denken; ich werde Ihre Theilnahme aus der Ferne empfinden, ich werde im Geist Ihren Rath vernehmen, Ihres Beistandes, wie wenn Sie um mich wären, mich erfreuen; ich werde mein armes Herz täuschen, anlügen.“

Sie hatte das Leztere unter gewaltsam hervorbrechenden Thränen vorgebracht. Sie neigte sich zu ihm hin; er umfing sie innig, sie weinte, an seine Brust gelehnt. Er suchte nach keinen Worten der Beruhigung. Sie drückte ihn krampfhaft an sich; dann schien in einem ausbrechenden Strom von Thränen ihr Wesen zerfließen zu wollen. Endlich blickte sie auf, sah ihm wie verklärt lächelnd in die Augen und sagte: „Nun ist's überwunden!“ — Es waren Momente der Schmerzenswonne, in welchen sie ihm eines liebevollen, gebildeten Mannes so würdig erschien, als irgend ein höhergestelltes Weib. — „Gutes, liebes Kind!“ rief er, auf's Tiefste bewegt. „Ich bleibe dein Freund für's ganze Leben! Diese Stunde hat mich ewig an dich gekettet. Warum kann und darf ich nicht sagen, unser Schicksal soll auf's Innigste vereint, soll das gleiche seyn? — Du willst es selbst nicht. — Aber Eins laß mich noch aussprechen. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß, wenn sich jezt diese Thüre hinter mir schließt, du mit deinem Kummer lange Tage, Monate allein seyn sollst. Ein Band muß zwischen uns Beiden noch halten; es wird meinem Verhältniß keinen Eintrag thun; es braucht auch wohl seiner Zeit den

Angehörigen kein Geheimniß mehr zu seyn. — Du unterhältst dich mit deinem Freunde nicht nur in Gedanken; du vertraust dem Papier, was dich drückt, dich freut, dich beschäftigt; du verlangst meine Ansicht, meinen Rath. Gelangt dies unschuldige Tagebuch auch nicht sogleich an mich, so ist doch der Schreiberin der Empfänger wie gegenüber, wie er denn nicht versäumen wird, von Zeit zu Zeit und, wo sie es verlangt, umgehend darauf zu antworten. — Kann er sich doch vielleicht bald als ihren Verwandten betrachten, der sich mit freundschaftlicher Bevormundung einer lieben Mündel wohl befassen darf." — Marianne lächelte wehmüthig; dennoch schien ihr der Vorschlag nicht zu mißfallen, da sie, je näher der Trennung, desto tiefer den Schmerz einer gänzlichen Entsagung vorempfand. Schon ahnete sie, daß, während seine leibliche Gegenwart ihr Gemüth zu sehr angriff, sie durch jene Aussicht in das beschwichtigende Element schwärmerischer Sehnsucht geführt werde.

Die Zeit mahnte; die Base hustete auf dem Vorplatze. Marianne wünschte sie herein zu rufen. Ihre Gegenwart konnte einer leidenschaftlichen Schlußscene zuvorkommen. Grüner verstand sie. Nach einem heißen Kuß, den sie mit voller weiblicher Hingebung erwiderte, sagte sie gefaßt: „Es ist vielleicht der lezte in diesem Leben!" entwand sich seinen Armen und öffnete die Thüre.

Seine Funktion als Arzt leitete die Rede ein. Er sprach von Mariannens Unglück, ihrer Verletzung, ertheilte guten Rath und äußerte am Ende, sie scheine in guten Händen und unter liebevoller Pflege zu seyn, weßhalb er denn der bisherigen Behandlung in keiner Hinsicht einzureden wüßte. Ueber ihre neuliche Abwesenheit ließ er sich nur im Vorübergehen aus. Sie habe ihn damals in der Nähe gewußt und als ehemaligen Hausarzt über ihre Gesundheitsumstände zu Rath gezogen. Er bat, ihr jungfräuliches Gefühl zu schonen. — Die Alte schien sich bei dieser Auskunft zu beruhigen; nur fügte sie bei, der unselige Gang hätte sie das Leben kosten können, und werde in ihrer nicht eben riesenhaften Constitution keine besonders günstige Wirkung hinterlassen haben.

Marianne erröthete. Ihr Auge dankte ihm jedoch. Der Advokat wußte wohl, daß eine Entschuldigung bei einfachen Leuten am besten Eingang findet, wenn man einen Theil der Schuld oder sonst einen auffallenden Umstand stehen läßt. Er bot Beiden die Hand, mahnte Marianne nochmals laut an ihre Zusage, ihm in kritischen Fällen zu schreiben — es war auch darum zu thun, der Base die Korrespondenz aus den Händen zu spielen — und beabschiedete sich in der anständigen, ernstfreundlichen Form seines angenommenen Berufs. Marianne übte die erste Resignation, daß sie der Base die Begleitung des geliebten Heilkünstlers allein überließ. — Mit Gedanken an die nächste Vergangenheit und Zukunft beschäftigt, unterbrochen durch den Aerger über seinen Kutscher, der sich im Gasthof in der Ungeduld des Wartens bezecht hatte, erreichte der Consulent tief in der Nacht die Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, August.

Taunusbäder. Eisenbahn.

Wohl in keinem Jahre erfreuten sich die Taunusbäder und die Rheingegenden einer solchen Ueberfülle von Fremden, wie in dem gegenwärtigen. In Wiesbaden, wo bis heute 6000 Kurgäste sich befanden, hat die Kur ihren Höhepunkt noch immer nicht erreicht. Ems und Schwalbach sind verhältnißmäßig eben so stark besucht, und in den kleinen Kurorten Schlangenbad, Weilbach, Soden und Kronthal kann man im Augenblicke keine Unterkunft mehr finden. Und wie dort, so ist es hier in Mainz. Es ist ein ungewöhnliches Rennen und Wogen nach unsern großen Gasthöfen, unsere Wirthe zeigen geschäftige und heitere Mienen, preisen die Dampfschifffahrt und den Frieden, auf allen unsern Straßen sieht man beständig fremdartige Physiognomien, auf unsern öffentlichen Plätzen und bei unsern Sehenswürdigkeiten ist es ungemein lebendig. Fragt man nach der Ursache dieses ganz ungewöhnlichen Zudrangs, so findet man, daß es allerdings unsere gesegnete und herrliche Gegend ist, welche die Menschen herbeilockt; allein nicht zu verkennen ist es, daß die so außerordentlich ausgedehnte Dampfschifffahrt, daß der Segen des tiefen Friedens, daß die Billigkeit und Bequemlichkeit der Rheinreise unendlich viel beitragen, den Rhein zum Asyl der Reiselustigen zu machen, während sonst Italien und die Schweiz alles an sich zogen. Man kann annehmen, daß zwei Drittheile der Gäste, welche sich in den Taunusbädern länger oder kürzer umtreiben, kerngesunde Menschen sind, die hier ihren Sommeraufenthalt nehmen, und von hier aus Ausflüge nach den interessantesten Partieen des Taunus und des Rheins, der Mosel und Lahn, der Bergstraße und des Odenwalds machen, wozu die mannigfaltigsten und einladendsten Gelegenheiten sich darbieten. Es läßt sich denken, daß ein solches Verhältniß auf den Wohlstand unserer Gegend einen großen Einfluß übt, und am besten erkennt man dies aus dem, was überall für Bauten und Verschönerungen gethan wird. In Wiesbaden wachsen Häuser und Straßen eigentlich aus der Erde heraus, mit jedem Jahre gewinnt diese Stadt an Glanz und Ausdehnung, die Opulenz der Bürger ist sichtbar sehr bedeutend. Ebenso arbeiten sich Ems und Schwalbach hervor, Orte, die vor einigen Jahren in jeder Beziehung Dörfer waren, die aber gegenwärtig mehr Paläste und großartige Gasthöfe haben als manche alte Stadt. — Unsere Taunuseisenbahn schreitet jezt endlich rasch der Vollendung entgegen. Mit Ausnahme der Bahnstrecke auf der Hochheimer und eines kleinen Theils auf der Kostheimer Gemarkung sind alle Erd- und Planirungsarbeiten auf der ganzen Strecke der Bahn vollendet. Wohl 70 bis 80 größere und kleinere Brücken und Durchlässe werden gebaut; auf einer Länge von fünf bis sechs Stunden sind die Schienen vollständig gelegt, die Stationsgebäude von Frankfurt, Cassel und Wiesbaden schreiten ihrer Vollendung entgegen. Es ist seit dem Beginn der Arbeiten kein volles Jahr verflossen,

und was, ungeachtet des sehr langen und ungünstigen Winters, in diesem Jahre geleistet worden ist, dürfte bei Sachkennern als ein sehr befriedigendes Resultat gelten. Nach den Fortschritten, welche die Arbeiten, und namentlich das Legen der Bahn, womit erst vor zwei Monaten begonnen wurde, gemacht haben, unterliegt es keinem Zweifel, daß mindestens $^4/_5$ der ganzen Bahn in wenigen Monaten der Circulation werden übergeben, und daß selbst jener Theil der Hochheimer Strecke, welcher wegen verspäteter Ueberweisung des Terrains im Rückstand bleiben mußte, spätestens im nächsten Frühjahr wird befahren werden können. Drei Locomotive sind bereits angekommen, das vierte wird in diesem Monat noch erwartet. Ein namhafter Theil der Personenwagen ist fertig, die übrigen gehen ihrer Vollendung rasch entgegen.

Florenz, August.

(Schluß.)

Nachdruck. Sommerleben.

Ich habe Tommaseo reden lassen, damit man sehe, wie ein Italiener sich über diese italienischen Verhältnisse ausspricht, und in welchem gesetzlosen Zustande Buchhandel und Schriftstellerthum sich befinden. Auch in den schlimmsten Zeiten hat man sich in Deutschland besser gestanden. Das Unglück will noch, daß eine einzelne Regierung dem Unwesen nicht abhelfen kann, und daß in Italien eine Vereinigung schwer, wenn nicht ganz unmöglich ist. Das hat sich noch neuerlich eben bei einem Werke Tommaseos gezeigt, der neuen Bearbeitung seines Dizionario dei Sinonimi Italiani, das völlig umgeschmolzen, ein ganz neues und vortreffliches Buch geworden ist. Der Florentiner Verleger, welcher keine Kosten gescheut und deren nicht wenige gehabt hat, erhielt von der großherzoglichen Regierung ein exclusives Privilegium, welches nicht allein den Nachdruck innerhalb des Landes, sondern auch den Verkauf fremden Nachdrucks untersagte. Aber Toscana ist ein Land mit nicht anderthalb Millionen Einwohnern, und da kann denn doch der Verleger auch im günstigsten Falle nicht darauf rechnen, bei einem Wörterbuche von etwa hundert Druckbogen einen Absatz zu finden, der seine Kosten decke, sondern er muß auch das übrige Italien in Anschlag bringen. Kaum aber ist der erste Theil erschienen, so macht man sich zu Mendrisio im Canton Tessin (wo überhaupt, wie in Lugano und Capolago eine große Manufactur ist, theils von Nachdrücken, theils von solchen Büchern, die in Italien die Censur nicht erlauben würde) frischweg darüber her, zu gleicher Zeit kündigt man auch in Neapel und in Rom, wo so wenig gedruckt wird, Diebsdrücke des Wörterbuchs an. Die römischen Piraten — Puccinelli und Parente heißen die ehrenwerthen Herren — machen in ihrem Prospectus ein großes Aufheben von dem Werthe des Buches, rümpfen aber die Nase über den hohen Preis und erklären, daß sie sich berufen fühlen, die Literaturfreunde durch eine wohlfeile Edition zu beglücken. Der Florentiner Verleger mag nun sehen, wie er zu seinem Gelde kommt, und der Autor, welcher den Gewinn seines Freundes getheilt haben würde, wird am Ende für seine mühsame Arbeit, auf welche er Jahre gewandt, nicht nur nichts erhalten, sondern auch noch zusehen müssen, wie der rechtmäßige Unternehmer Schaden daran hat und Gesindel das Geld für Diebsdrücke in die Tasche steckt.

Soviel über das literarische Elend. Von andern Dingen kann ich diesmal nicht viel berichten. Seit die Johannistage und die Hoffeste vorüber sind, von denen ich, etwas spät ankommend, nur noch eben den Schluß sah, nämlich das glänzende Fest im Palast Pitti, wo die kolossale Steinmasse der Façade (die in ihrer großartigen Einfachheit immer das Schönste bleibt, was ich in diesem Styl gesehen), der Hofraum und das Amphitheater des Gartens Boboli in einem blendenden Lichtmeere schimmerten, und gegen sechstausend Personen in den Gemächern versammelt gewesen seyn sollen; seit am Tage Petri und Pauli das letzte Pferderennen stattfand, ist die Stadt ziemlich stille geworden. Ebbe und Fluth folgen einander zu bestimmten Zeiten. An Gesellschaften fehlt's nicht ganz; freundliche Gartenfeste haben die Winterbälle abgelöst. Wie groß aber die Macht der Gewohnheit ist, zeigt sich darin, daß man ungeachtet der 27 — 29 Grad Hitze, mit denen wir den größten Theil des Juli hindurch beglückt worden sind, nicht leicht zusammenkommt, ohne als hors d'oeuvre ein paar Walzer oder Quadrillen zu tanzen. Die entsetzliche Hitze, welche erst spät Abends nachläßt, da die großen Platten des Straßenpflasters lange noch eine gehörige Quantität Wärmestoff ausströmen, so daß es einem unter den Füßen brennt, schadet dem Theaterbesuch. In der Pergola gibt man, nach dem Roberto Devereux, den Marino Faliero; in Alfieri haben sich Neapolitaner mit komischen Opern und Localpossen eingefunden. Viel Glück machte eine französische Schauspielergesellschaft im Cocomero. Mehr als die Theater lockt die Guerrasche Kunstreitergesellschaft die Menge an. Sie gibt im Circus Goldoni Vorstellungen und Abends Pantomimen. Ein paar Mal zeigte sie sich auch auf dem Platze St. Maria Novella, der noch vom Johannisfeste her zugerüstet war. Es möchte nicht leicht seyn, einen antiken Circus so gut nachzuahmen, wie es hier der Fall war. Die Localität ist äußerst günstig. Der sehr geräumige längliche Platz war mit hohen Gerüsten umgeben. Die beiden Spitzsäulen von violettgeflecktem Marmor bildeten die Meten, zu welchem Zwecke Großherzog Cosmus I. sie auch ursprünglich errichten ließ; mit Pfählen und Bretterverschlägen waren die Schranken abgesteckt. Tausende und aber tausende von Zuschauern füllten die Gerüste und alle Balcone und Fenster der anstehenden Häuser; selbst auf den Dächern hatten sie, den erlassenen Verboten trotzend, sich gelagert. Wie bei öffentlichen Festen, wallten von allen Fenstern seidene Teppiche herab, und gaben der ganzen Scene ein farbenreiches, heiteres Aussehen. Die geschickten Reiter und Reiterinnen, und endlich die Wagenlenker mit ihren, den antiken nachgeahmten Bigen (die es ernstlicher nahmen als die Wettfahrer am Johannisabend, welche im Voraus darum gelost haben, wer gewinnen soll) zeigten sich nun in dieser Umgebung von der vortheilhaftesten Seite. — Die Cascinen sind noch immer stark besucht; sie sind der einzige Ort, wo man gegen Abend Kühlung findet, und so sieht man denn gerne von ihnen aus die Sonne glühend untersinken hinter den Marmorbergen von Seravezza, und die schönsten, wärmsten Tinten die nahen und fernen Höhen übergießen. Die Zahl der anwesenden Fremden ist sehr gering; die meisten sind nach Livorno, Lucca, Viareggio gewandert, auch nach Seravezza, nach Pisa und Montecatini. Gleicherweise haben Viele dort sich eingefunden, die den Winter in Rom zugebracht. Die Mehrzahl der Villen in der Nähe ist bewohnt, meist von Ausländern, einige auch von Florentinern. Der Monat August pflegt der stillste in der Stadt zu seyn. Hoffentlich bringt er wenigstens Regen und Kühlung, denn die lange währende Hitze wirkt endlich auch auf die Stärksten drückend ein, und der Landmann klagt sehr, weil die Maisernte drauf und dran ist, schlecht auszufallen. Wir sind nicht etwa nur dem Namen nach in den Hundstagen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 199.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 20. August 1839.

> — He, Madame, de grace,
> A quoi bon maintenant toute cette grimace?
> Quelle est votre pensée?
>
> Molière.

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Seinem alten Verhältnisse wiedergegeben, hatte Grüner Gelegenheit, die Bemerkung zu machen, wie es im Leben oft wunderlich geht, und der Lohn nicht immer dem Verdienst angemessen ist. So z. B. — der Mensch handelt nach bestem Wissen, aber er wird mißverstanden, verkannt, beschuldigt. Er fühlt sich verlezt, faßt sich aber, vertheidigt sich, bemitleidet die Kurzsichtigen, verachtet die Mißwollenden. — Ein anderes Mal macht er seine Sache leichtweg, obenhin. Es gibt Anstände, fatale Differenzen; ein Pedant macht ein großes Wesen daraus. Wer wünscht da nicht, sorgfältiger gewesen zu seyn? Der einzelne Fall stellt ihn in ein falsches Licht, als wäre er in der Regel eben so oberflächlich, nachläßig. — Zuweilen tritt aber gerade das Gegentheil von solchen Erfolgen ein. Man hat sich von seiner Neigung, seiner leidenschaftlichen Verblendung verleiten lassen, aus der gesetzlichen Bahn der Ordnung zu weichen; man hat das Schlimmste, eine Störung seiner Lage zu besorgen; man wünscht aus dem Labyrinth erlöst, seiner strengen Pflicht wiedergegeben zu seyn. Aber die Vorwürfe bleiben uns; man trifft die erbost Geglaubten in der besten Laune, den Fehler gar nicht hoch anrechnend oder ganz ignorirend. — Man ist auf's Angenehmste überrascht, als wäre man aus einem schweren Traum zum heitern Leben erwacht. Man nimmt das Glück schweigend hin und gelobt sich selbst, des Unverdienten sich nun wahrhaft würdig zu machen.

So ging es dem Consulenten zu Hause. Die Justizräthin empfing ihn des andern Morgens mit aufgeräumter Miene; er konnte diese nicht für künstlich angenommen halten. So gab sie sich den ganzen Tag, so die folgenden. Wollten wir uns etwas hochtrabend mythologisch ausdrücken, so könnten wir sagen, keine geharnischte Pallas hielt ihm, dem Leichtfertigen, den versteinernden Gorgonenschild entgegen. Sie hatte ihren Helm und Schuppenpanzer abgelegt und erschien ihm als friedliche Göttin der Weisheit, ja, es dünkte ihm, als wolle sie sich sogar die hold einnehmenden Eigenschaften der Liebesgöttin zu eigen machen, so sehr verwandelte sich ihr ganzes bisheriges Wesen. — Sie konnte sehr heiter werden; dann entwickelte sich bei ihr eine Anmuth, die bisher in der Umhüllung der conventionellen Anstandsform, des häuslichen und mütterlichen Ernstes, der Wittwentrauer wie eingepuppt geschlummert zu haben schien. Die Erscheinung war ihm ganz neu. Ueber ihre regelmäßige Form ergoß sich dann eine Grazie des Unbewußten, ihr Antlitz verklärte sich, sie erschien um mehrere Jahre

jünger. Es war, als wollte sie wirklich mit ihrer Denk- und Empfindungsweise sich in die Tage ihrer Jungfrauschaft zurück versetzen. Noch konnte ihm zwar nicht beikommen, in ihr auch nur in Anspielungen das rein menschlich sinnliche Element vorauszusetzen. Doch hatte ihre diesfallsige Strenge insoweit nachgelassen, daß sie seinen Blick mit Bewußtseyn auf ihrer Gestalt ruhen ließ, daß Form, Anzug, Schmuck, daß einzelne Theile der Kleidung und ihr Schnitt Gegenstand des Gesprächs werden konnten.

Dem jungen Mann gewährte es einen wachsenden Genuß, so mit leisen Schritten täglich mehr in ein trauliches Verhältniß mit der nicht nur schönen, sondern jetzt wirklich auch reizenden Frau zu kommen, wie er denn auch die Kleinen beinahe schon wie ein Vater zu behandeln gewohnt wurde. Dies förderte ihn hinwieder bei der Mutter, die ihm seine in Ernst und Liebkosungen sich bethätigende Zuneigung zu den Kindern dankte und mit wachsendem Vertrauen bezahlte. — So war ihr Verhältniß nach und nach ein bräutliches geworden.

Um diese Zeit erhielt Grüner, jedoch unter Einschluß, ein Schreiben von dem Amtsrichter, worin ihm dieser unter Bezeugung seines Antheils an Allem, was sein Schicksal betreffe, eröffnete, daß die Justizräthin durch einen nun von ihm entlassenen Schreiber wahrscheinlich Alles, was zwischen ihm, dem Consulenten, und Mariannen vorgegangen, erfahren habe, so wie er auch auf die Spur gekommen, daß sie das junge Frauenzimmer seither stets beaufsichtigen lasse. — Mit dieser, dem Consulenten höchst befremdlichen Nachricht machte das Benehmen der Justizräthin gegen ihn den seltsamsten Contrast. Ihr freundliches, oft naives Bezeugen ließ ihn, wenn die Sache Grund hatte, in eine unheimliche Tiefe von Verstellung hineinschauen. War eine weibliche Seele dieser schlauen Absichtlichkeit, dieser raffinirten Täuschung fähig? und was wollte sie damit? Er glaubte auf einer Mine zu stehen, die, obwohl mit jungem Gras und Blumen bewachsen, doch plötzlich losgehn und ihn vernichten konnte. — Er ward ganz und gar irre an dieser von ihm bisher hochgeachteten und nun sogar liebenswürdig gefundenen Frau, und ihn befiel ein Mißtrauen gegen das ganze Geschlecht. Nur ein holdes Wesen, das keiner Tücke fähig seyn konnte, nahm er aus.

Der Brief enthielt noch folgende weitere Thatsachen. Der Straßenräuber war seitdem zur Haft und auch bald zum Geständnisse der That gebracht worden. Er hatte Ringe und Ohrgehänge seiner Geliebten zum Geschenk gemacht, wodurch er verrathen wurde. Verschiedene Umstände ließen vermuthen, daß es eigentlich auf einen bessern Fang, nämlich auf die vollgespickte Geldkatze eines bayerischen Schweinhändlers abgesehen gewesen, der sich erinnerte, Tags zuvor in einem Wirthshause der Nachbarschaft einem Kerl von verdächtigem Aussehen gegenüber gesessen zu seyn. Er war später, als dieser vermuthet haben mochte — denn wahrscheinlich hatte er ihm seit dem frühesten Morgen aufgelauert — und nicht zu Fuß jenes Weges gekommen, sondern mit ein paar andern Reisenden erst gegen Nacht durch den Wald gefahren. — Es war Grimm über den verpaßt geglaubten Fang, was den Gauner antrieb, das wehrlose Mädchen zuerst zu schrecken, dann, um doch Etwas zu erhaschen, nach ihr zu werfen und sie auszuplündern. — Die erwähnten Reisenden waren es gewesen, die Mariannen gefunden und mit sich genommen. Der rauhe Schweinhändler, wie es bei solchen Naturen oft ist, war in gewissen Fällen der größten Rührung und Theilnahme fähig. Er hatte für das unschuldige Sühnopfer schon im Wagen, und noch mehr, als sie das so schwer beschädigte reizende Geschöpf ihren Verwandten übergaben und zu der Lagerstätte bringen halfen, eine gewaltige Neigung gefaßt, und wenn auch nicht für ihre Schmerzen und körperliche Makel, doch für den erlittenen Schaden eine reichliche Entschädigung bei dem Amte niedergelegt.

(Fortsetzung folgt.)

Historische Phantasien.

(Fortsetzung.)

Mir war am Jahrmarkte immer, als stände ich vor einer Ritze im grauen Vorhang des Alltaglebens, dem Schule und Predigt, Hebdomadarium und Sonntagslust, Ostern und Weihnachten und der Jahrescyklus der Kinderspiele in ernsten und heitern, aber für das gewohnte Auge abgeblaßten Arabesken eingewoben sind, und erblickte mit zitternder Neugier flüchtige, aber so farbenhelle, so bedeutende Bilder der großen, der weiten Welt. Wie prächtig, daß Proben von allem Schönen und Großen dort draußen auf einen flüchtigen Augenblick hier im Ort zusammenkommen mußten! daß es dem Knaben vergönnt ist, all das Herrliche vorzukosten, das seiner als Mann in der Fremde wartet, wenn er als Standesperson nach Belieben bezahlt; sich am leibhaften Anblick dessen zu begeistern, was ihn im Geschichtsbuche, in der Reisebeschreibung entzückt und auf den Flügeln der Einbildung über Länder und Meere getragen!

Gleich der Mensch — wie ganz anders, und oft wie viel schöner muß der Mensch hinter den Bergen seyn, und je weiter weg, desto merkwürdiger! Wie [illegible] steht die Italienerin mit den großen [illegible] der Galanteriebude, in [illegible]

Kaiserin zu schämen hätte! Wie anziehend die Tyrolerin im Spitzhut, dem knappen Mieder und kurzen Rock, wie sie so naiv ihre Handschuhe preist und den vornehmsten Leuten ihr zutrauliches Du an die Köpfe wirft! Wie bedeutend der bärtige Turke aus der Frankfurter Judengasse, der in aufrichtig schlechtem Französisch Rosenöl und Bernsteinmundstücke anbietet! Und dann die wilden Exemplare der Menschheit in der Bretterbude, die sich zur zahmen heimischen Einwohnerschaft verhalten wie der Panther zur Hauskatze, das bunte Zebra zum grauen Esel. Vom braunen Mann, der lebendige Tauben frißt, fuhlt man sich trotz seiner schrecklichen Geberden angezogen, weil mit ihm das freundliche Bild von Robinsons Freitag vor die Seele tritt, und der wilde Waffentanz, den er auffuhrt, wirft das willkommenste Licht auf die Eroberung von Mexiko und die schwarzen Thaten eines Cortes und Pizarro.

Weiter fort zur Thierbude. Auch hier, wie meist im Leben, ist der wollüstigste Moment der der Erwartung. Das Volk drängt sich in den Eingang, das Weib des Thierbändigers an der Kasse mit dem wunderlichen Kopftuch und dem merkwurdigen Kauderwelsch kann gar nicht fertig werden, und allermittelst dringen aus dem Innern, das eine schmutzige Tapete verhängt, markdurchschütternd die Laute der Wildniß, der dumpfe Donner aus der Kehle des Löwen, das Geplärr der Affen, das gellende Gelächter der Papagaien. Dem Knaben wird im schwülen Raume unter Schauern von Angst und Lust, als sollte er den fabelhaften Urwald im Mährchen betreten, wo es über dem Wanderer in den nächtigen Wipfeln tausendstimmig tobt und aus der Tiefe des Forstes Ungeheuer in Schaaren ihm entgegentreten. — Endlich wird er hineingeschoben — da stehen sie ringsum, in den schauerlichen, burlesken oder anmuthigen Geberden des Lebens, die vertrauten Gestalten seines Bilderbuchs! Schrecklich die Rachen aufgerissen, in zierlich bemaltem Fell, hochaufgerichtet, rutteln die riesigen Katzen an den Gittern ihrer Käfige; die schlanke Antilope starrt heimwehkrank in die Ecke; die Affen schlagen Purzelbäume und fletschen die Zähne; die Wundervögel mit dem bunten, brennenden Gefieder neigen und beugen sich in ihren Ringen, und dem Auge des Kindes entfällt eine Thräne, die ihm bald der freudige Schreck auspreßt, bald das überwältigende Gefuhl der Macht und Größe Gottes in seiner Natur.

Kaum hat sich der Knabe die von der Natur mit fester Hand gezeichneten Umrisse der Geschöpfe und ihre Haltung eingeprägt, seinen regen Form- und Farbensinn befriedigt, und seine aus der Augsburger Naturgeschichte geschöpfte kleine Wissenschaft berichtigt, so springt er auf eine andere Reihe von Vorstellungen uber. Jezt beschäftigt ihn ganz der Wiederschein menschlicher Vernunft und Handlungsweise in den Geberden und Affekten der Thiere. Wurden wir nicht so frühe schon durch die Fabel damit vertraut, daß der Mensch auf die Thiere, den einen schmeichelnd, die andern verläumdend, seine Tugenden und Laster überträgt, jedes Kind müßte in der ersten Menagerie, die es sieht, immer wieder die Bemerkung machen, daß die Gewohnheiten der Thiere im Verein mit ihrer Gestalt nicht nur die Seale allgemeiner menschlicher Leidenschaften zu wiederholen scheinen, sondern daß sie sogar auffallend an die gewohnten Typen menschlicher Alter, Stände und Beschäftigungen erinnern. Und so ergözt sich denn der Knabe an all den thierischen Larven von Edelsinn und Schurkerei, Wildheit und Sanftmuth, Verschlossenheit und Jovialität, sauertöpfischer Laune und lachender Possenhaftigkeit, gravitätischer Amtswürde und niedriggeschäftigen Treibens, vom großmüthigen Löwen an, dem alten Emblem der Königlichkeit, bis zum gemeinen Waschbären herab, der mit seinem Fleisch hantiert wie ein Küchenjunge. Wenn er zum Gitter des großen Löwen tritt, zu dem die Menge hinaufgafft, wie der Residenzpöbel auf dem Schloßplatz, wenn ein hohes Haupt sich auf dem Balkon zeigt, da wird dem Knaben, als müßte er vor Respekt die Mütze ziehen; und wenn er das edle Thier betrachtet, wie es vornehm nachläßig hingestreckt, regungslos, und nur hie und da mit der Troddel des Schweifes eine Fliege scheuchend, völlig unbekummert um die Gaffer, mit den ernsten Augen gerade vorwärts blickt, da fällt ihm auf einmal der Kupferstich in des Rektors Studierstube ein, auf dem ein prächtiges Königsgesicht in einer gewaltigen Perrucke abgebildet ist, worunter steht: „August der Starke, Kurfurst von Sachsen und König von Polen."

Einmal auf der humoristischen Fährte, fühlt er sich vom neckischen Muthwillen weiter gezogen, und nun findet der kindische Witz auch Beziehungen aus den eigenen Lebenskreisen. Beim großen schwarzen Bären, der rastlos in seinem Kasten hin und her pendelt und in komischem Kontrast ein so mißmuthiges Gesicht dazu macht, muß er, leise in sich hineinlachend, an den Diakonus in der Kinderlehre denken, wenn er, unwillig den Kopf schüttelnd über das allgemeine Schweigen auf seine Fragen, an der Front der aufgestellten Jugend hin und wieder läuft; und der Kapuzineraffe mit den häßlichen Stirnfalten, der immer so albern mit Maul und Augliedern zuckt — ist er nicht das leibhafte Ebenbild des närrischen alten Doktors im altväterischen Aufzug, eines der markirten Straßencharaktere der Stadt?

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Die Julifeste. Sommervergnügen.

Zum neunten Male hat Paris das Andenken an die drei Julitage gefeiert, welche so wichtige Folgen gehabt, und wodurch die Pariser, so leichtsinnig sie sonst sind, mit großer Consequenz durchgeführt haben, auf was sie lange zuvor hingearbeitet. Aber bei den mannigfaltigen Eindrücken, die hier einander jagen, veraltet Alles schnell, und so konnte auch kein patriotisches Fest hier jemals lange seinen besten Glanz behaupten, denjenigen, den es durch die lebendige Theilnahme des Volkes erhält. Das Fest wurde diesmal ganz in der hergebrachten Weise begangen. Erst im folgenden Jahr, dem zehnten nach dem großen Ereigniß, steht etwas Neues bevor, die Einweihung der Juliussäule auf dem Bastilleplatze. Dabei werden wohl auch die Gebeine der Erschlagenen in den Gewölben unter der Säule beigesezt werden, wozu die Kammern bereits die Gelder bewilligt haben. — An den Tagen nach dem Feste fällten, wie gewöhnlich, die Tageblätter der verschiedenen Parteien ganz entgegengesezte Urtheile über die Weise, wie es diesmal begangen worden. Die ministeriellen Blätter waren wie immer der Meinung, daß nichts an der würdigen Feier gefehlt habe; die legitimistischen spotteten über dieselbe; die liberalen vermißten den politischen und nationalen Charakter des Festes, und beschuldigten die Regierung, daß sie es nicht wage, patriotische Gesinnungen im Volke zu wecken, und gern das ganze Fest in Vergessenheit begraben möchte, um den absolutistischen Mächten in Europa nicht zu mißfallen. Eines derselben gab vom Julifeste, wie es jezt besteht, folgende Definition: Es ist ein Fest, an welchem die Kanonen des Invalidenhôtels vielen Lärm machen, und während dessen die Legitimisten auf's Land gehen, und das Pariser Volk viele Würste zu essen bekommt. — Was die liberalen Blätter in der Meinung bestätigte, daß es der Regierung mit der Julifeier gar kein Ernst mehr sey, war ein Aufsaz in dem halb ministeriellen Blatte „La Presse," welches sich überhaupt die Aufgabe gesezt zu haben scheint, jede Art von Enthusiasmus in der Nation zu ersticken und die Leute stets recht nüchtern zu erhalten. In diesem Aufsatze suchte die Presse zu beweisen, daß es ganz unziemlich sey, das Andenken an einen Bürgerkrieg durch ein Fest zu verewigen; es sey dies ein eben so großer Fehler von Seiten der Liberalen, als der, den die Restauration begangen, da sie verordnet habe, die Hinrichtung Ludwigs XVI. durch ein allgemeines Trauerfest zu verewigen. Wie damals der 21ste Januar die Familien der vormaligen Mitglieder des Nationalconvents gedemüthigt habe, so demüthige das Julifest die sogenannten Royalisten und Alle, welche unter der Restauration öffentliche Aemter bekleidet, und könne nur dazu dienen, den Zwiespalt in der Nation zu unterhalten und sie in zwei Parteien getrennt zu halten. Etwas Wahres liegt freilich in dieser Ansicht. Allein wenn das Fest auch nicht gefeiert würde, so würden dennoch zwei Classen in der bürgerlichen Gesellschaft Frankreichs, der alte Adel und die Geistlichkeit, es dem Volke nie vergeben, daß es im Jahr 1830 ihnen die Aussicht, sich mit Hülfe des Hofs ihre alten Vorrechte wieder zu erringen, gänzlich benommen hat. Nur wenn die Aeltern von der Weltbühne verschwunden seyn werden, wird auch dieser Groll verschwinden, und ihre Nachkommen werden sich allmälig nach der neuen Ordnung der Dinge fügen, und die Anmaßungen ihrer Ahnen als etwas Abgethanes betrachten. — Die Sitzungen der gesetzgebenden Kammern sind nun beendigt; Deputirte und Pairs eilen in die Provinz und auf ihre Landgüter zurück, oder reisen zu ihrer Zerstreuung. Auch eine Menge anderer Familien sind auf Reisen, und dagegen strömen Fremde in großer Zahl herbei. Indeß nun die schöne Jahrszeit die Pariser Abends in's Freie lockt, haben die Schauspiele viele Mühe, ein hinreichendes Publikum zu bekommen, zumal die Unternehmer der Lustbarkeiten im Freien sehr thätig sind, und zu prunkenden Ankündigungen ihre Zuflucht nehmen, um großen Zuspruch zu erhalten. Obschon die Unternehmung des Paganini-Casino sehr schlecht für die Spekulanten und für den großen Tonkünstler ausgefallen ist, welcher bekanntlich eine bedeutende Summe dabei eingebüßt und noch obendrein einige Prozesse sich zugezogen hat, so haben sich doch Leute gefunden, welche das von den ersten Unternehmern mit so vieler Pracht eingerichtete Local, das aus einem großen Hotel mit prächtigen Sälen und einem sehr geräumigen Garten (einer seltenen Erscheinung in Paris) besteht, benützen wollten. Jezt heißt die Anstalt schlechtweg Casino und gibt Musik, hat einen Restaurant, Lesesäle und allerhand Spiele im Freien. Im Juli hatte man den Einfall, von 40 Mädchen (ich weiß nicht, wo man sie hergenommen) Tänze aufführen zu lassen. Da diese Mädchen mit Rosen um sich warfen, so hieß dies der Rosentanz. Nun werden von derselben Anstalt „venezianische Nächte" angekündigt, welche wahrscheinlich eine Art von Sommerbällen seyn sollen. Dagegen kündigt eine andere Anstalt, welche sich in den champs elysées angesiedelt hat und gegen das Casino nicht zurückbleiben will, „orientalische Feste" an, ohne jedoch zu sagen, welche Herrlichkeiten hier zu schauen oder zu genießen seyn werden. Musard hat auch einen kleinen Garten bei seiner Tanzmusikanstalt, und läßt nach wie vor seine täglichen Conzertabende in den Zeitungen gewaltig rühmen. Dann besteht noch der jardin turc im Revier des Temple, welcher jeden Abend Conzert und Erfrischungen auftischt. Von allen diesen Anstalten sollte das Casino den meisten Zuspruch haben; denn es ist wirklich eine schöne Anstalt, und liegt in dem Revier à la mode; allein das Publikum läßt sich nicht an den Haaren herbeiziehen. Es geht, wohin es ihm gefällt, und es gehört Zeit dazu, ehe es sich an eine neue Anstalt gewöhnt, besonders wenn ihm diese nichts Außerordentliches zu bieten hat. Denn durch die Zeitungsartikel läßt es sich nicht so leicht blenden. Vergebens rühmt das Casino sein 120 Mann starkes oder stark seyn sollendes Orchester, und die Sorgfalt, mit der die Unternehmer darauf sehen, daß nur 2400 Personen Abends zugelassen werden, obschon die Anstalt 4000 fassen kann. Die Pariser sind keine solche Gimpel, daß sie sich durch dergleichen locken lassen, zumal wenn drei Franks für den Eintritt gefordert werden. Man ist gewöhnt, jezt alles wohlfeil zu bekommen. Das alte Tivoli, welches sonst um Zuspruch nicht verlegen war, und auch drei Franks Eintrittsgeld verlangt, muß jezt den Leuten entgegenkommen, anstatt sie zu erwarten. Es schickt ihnen Billette in's Haus, die nur die Hälfte der gewöhnlichen Entrée kosten, und hat doch Mühe, seinen Garten zu füllen. Einiges mögen dazu wohl die Eisenbahnen um Paris beitragen. Die Pariser können sich jezt so leicht und mit so geringem Zeitverluste nach dem schönen Lustgarten von St. Cloud und nach dem großen Walde von Saint-Germain versetzen, daß sie jezt, am Sonntage besonders, das Geld, das sie sonst in Tivoli oder einem andern Lustgarten zahlten, lieber auf eine Fahrt nach Saint-Cloud oder Saint-Germain verwenden, wo sie die schönsten Anlagen umsonst besuchen und sich nach Herzenslust im Freien belustigen können.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 200.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 21. August 1839.

> Sweet scenes of youth, to faitful memory dear,
> Still fondly cherish'd with the sacred tear!
>
> Leyden.

Historische Phantasien.

(Fortsetzung.)

Horch! die polternde große Trommel, die zu der Produktion der Seiltänzergesellschaft lockt, welche heute früh in feierlicher Procession unter Trompetenschall das Publikum zu ihren allhier nie gesehenen Stucken eingeladen! Hinaus aus dem Tempel der Natur vor die heitere, primitive Bühne der Kunst, wo eben eine Salve von gellendem Gelächter Bajazzo für eine derbe Dummheit belohnt!

O himmlischer Zauder der Kunst in Kinderseelen! Ich habe die Taglioni in ihren besten Tagen tanzen, ich habe in den meinigen Talma und die Mars spielen sehen, und daneben von jeher zu Dutzenden die Herrn Muller und Schmidt und die Damen so und so; ich habe die Malibran singen, Molique geigen und Thalberg hämmern hören; ich habe vor Ciceris Wäldern und Gebirgen gesessen und bin in Deutschland dabei gewesen, wenn in Robert dem Teufel die buhlerischen Nonnen auferstanden. Wer sich doch den Glauben erhalten könnte, daß die Kunst eben nur eine Kunst ist! Selig, die Kinder bleiben! Wer gibt aber mir die Empfindung wieder, mit der ich im Circus des Marktspielers die vor schütteendem Lachen strömenden Augen trocknete und das schmerzende Hinterhaupt drückte, und jenes schaurig süße Gefühl, wenn in der Truppe ein reizendes Weib, oder was mir so erschien, auftrat und die mahnenden Vorläufer schlummernder Triebe mir durch die Glieder zuckten?

Ewig neu, wenn auch noch so oft genossen, wie dem Manne die Juwelen von Shakespeares schönster Laune, bleibt dem Kinde der berühmte Streit zwischen dem Herrn und Bajazzo, der sich dumm und ungeschickt stellt und auf das Seil geprügelt werden muß. Wie übersichtlich, und doch so spannend, die Verwicklung, wie drastisch die Peripetie, und wie großartig der Schluß, wenn Bajazzo, ein akrobatischer Brutus, die Tölpelmaske abwirst, die Balancierstange faßt und in den ungeheuersten Sprüngen die ganze Gesellschaft und sich selbst übertrifft! — Die untergeordneten Leistungen sind abgespielt, die Kinder haben hüpfend und schwankend versinnlicht, wie schwer aller Anfang und wie lang die Kunst ist; auch die ergötzliche Episode ist vorüber, wo Bajazzo als buckichter Schneider vom kleinen Pferdchen, das ihm endlich das Heu aus dem Höcker rauft, im Ringe gejagt wird. Jezt kommt die Krone der Vorstellung, und es wird stille. Mademoiselle Florestine besteigt das Seil. — Wie schön ist der Mensch! wie reizend dieses Weib mit dem Federdiadem, den blühenden Wangen, dem blauen, von Silber strotzenden Röckchen und den zierlichen Beinen in straffer Seide! Wie königlich neigt sie sich ringsum und lehnt

sich dann nachläßig an die Draperie der Gabel. Noch einmal wagt nun der Spaß, in das höhere Kunstgebiet herauszugreifen, indem ihr Rüpel die Fußsohlen kreidet, und aus hundert Kehlen Ein Schrei des Entzückens zerreißt die Luft, wenn ihm der niedlichste Fuß blitzschnell das Stück Kreide aus der Hand klatscht. — Jetzt richtet sie sich auf; mit Grazie hebt sie den Arm und mit dem süßesten Lächeln winkt sie dem rothnasigen Kapellmeister der Stadtmusikanten hinüber: la musique! Leicht wie ein Rohr wiegt sie die gewichtige Stange, die schnarrende Ecossaise beginnt, und jezt — jezt flieht sie dahin — Guter Gott! nur auf eine Viertelstunde wieder die Marktfreuden und den Kunstgenuß meiner Kindheit! —

Ich lasse den Vorhang vor diesen Jugendbildern fallen und wende mich wieder der Gegenwart und Wirklichkeit zu. Der Lärm auf der Landstraße, die jubelnden Begrüßungen der Landleute untereinander, das Brüllen der Rinder, das Knarren der Wagen hatten mich bisher bei den Melodien, die aus mir heraus klangen, anregend und motivirend accompagnirt. Aber gegen den Eingang der Stadt, da das Gedränge zunahm, ward ich materiell in die Bewegung hineingezogen und von ihr beherrscht.

Im verwitterten Rumpelkasten, den Bauer auf dem Bock, der protestantische Pfarrer mit Familie, der troz seiner weltlichen Weste durch ein unbeschreibliches Etwas gegen jeden Zweifel an seiner Geistlichkeit protestirt; der katholische Priester auf den Füßen der Apostel, mit dem Heiligenschein um die Augen; der Landschulmeister, an dem der lezte verglimmende Schein des Geistlichen die Natur des Bauern umspielt; der halb soldatische Forstmann, bärtig, ernst, hoch zu Roß; im modernen Fuhrwerk sammt Livreekutscher der rob fashionable Amtmann, der mit Ringen, Ketten und der saubersten Wäsche den Weltton auf dem platten Lande repräsentirt; der Bauer, der nach Ansprüchen, die er zur Schau trägt, wie nach solchen, die er nur ahnen läßt, in so viele Formen zerfällt als die Stände über ihm — sie alle haben sich frühe aufgemacht, jeder gelockt von einem andern Bedürfnisse, aber alle darauf aus, an die Befriedigung desselben die Poesie des Genusses zu knüpfen. In der Masse, die sich hastig vorwärts schiebt, fühle ich mich als ein Glied des tausendköpfigen großen Kindes, Volk genannt, in dessen ewig jungem Herzen die Jahrmarktseligkeit nie welkt und das sich athemlos dem Tummelplatz der ersehnten Lust entgegenstürzt.

Jeder Mensch hat in seinem Leben Zeiten und Tage, die, rothgedruckt im innern Kalender, der vorausdiätternden Seele ihre hohen Feste verkündigen, und sind sie vorbei, Alpenhöhen gleichen, um welche noch lange das Licht der Erinnerung glüht, während der gemeine Lebenszug längst in formloses Dunkel zurückgesunken ist. Es sind die Tage, wo der Mensch einen Einschnitt macht in das Einerlei des alltäglichen Treibens und Sorgens, wo er mit gewaschenen Händen den Becher der Freude sich selber kredenzt, wo er sich begeistert, so gut er kann, und neben dem materiellen auch den geistigen Genuß sucht, so gut er es versteht. Ein solcher Lichtblick im Leben des Landmanns und Kleinstädters ist der Jahrmarkt, und wer will es ihm verargen, wenn er dem irdischen Paradiese, das sich dort einen kurzen Augenblick aufthut, ungeduldiger zueilt, als der Kirche, wo ihm die Verheißung ewigen Glücks wird, das ja dem Guten nicht entgeht? Der Mensch will nicht nur am siebten Tage ausruhen von des Lebens Last und Arbeit und dabei den Himmel in Betrachtung zu sich niederziehen; er will auch einmal davon ausruhen in einer Thätigkeit des Körpers und des Geistes, die der gewohnten Richtung zuwiderläuft, er will sich bei lebhaften sinnlichen Eindrücken ganz als Mensch empfinden, er will im wonnigen Gefühl des schönen Lebens und der reizenden Gegenwart selbst des Himmels vergessen, wie ihn das Dogma auf den Hintergrund seiner Seele malt, und dieses Gefühl ist Poesie, es mag sich hängen an was es will, an das Höchste oder das Gemeinste.

(Fortsetzung folgt.)

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Eines Tags wandte sich der Schreiber des Consulenten an diesen mit der Bitte um seine Verwendung. Eine Canzleistelle war erledigt, die er zu erlangen wünschte. Sailer, so hieß er, war ein anstelliger, wohlgebauter Mann, mit ihm in gleichen Jahren, sein ehemaliger Schulgenosse, dem aber weder Herkunft noch innerer Trieb gestattet, einen höhern Flug zu nehmen, während der Consulent schon damals sich berufen fühlte, dermaleinst Sitz und Stimme bei einem Gerichtshofe, vielleicht bei dem obersten Tribunal zu erlangen. — Sailer war den Räthen verschiedener Kollegien wohl bekannt; denn von Zeit zu Zeit hatte man ihm um seiner ebenso deutlichen als schönen Handschrift willen Arbeiten zugetheilt, die er stets mit der größten Sorgfalt gefertigt einlieferte. Er lebte eingezogen, höchst geordnet, stets um höhere Bildung bemüht, soweit eine solche ohne eigentliches Studium zu erlangen war, und schien, während andere seines Gleichen sich vordrängten, geduldig eines bessern Looses zu warten. — Wenn Sailer Sonntag Vormittags gut angekleidet in dem Arbeitszimmer des Consulenten allein sich aufhielt, so hatte er zuweilen die unschuldige Freude, daß ihn ein Bauer oder wer sonst keinen scharfen

physiognomischen Blick besaß, für Jenen selbst ansah und respektvoller mit ihm sprach, als es nach der Entdeckung der Verwechslung der Fall war. Ein bescheidenes Lächeln erheiterte bei solchen Anreden sein Gesicht und tilgte den sanft schwermüthigen Zug in demselben so lange, bis der Ton des Sprechenden sich wieder herabstimmte.

So ungern der Consulent seinen vieljährigen, erprobten Gehülfen verlor, so versprach er doch, sein Möglichstes zu thun; wobei er ihm jedoch nicht verhehlte, daß die Wahrscheinlichkeit eines günstigen Erfolges nicht eben groß sey, da um eine solche Stelle sich immer ein halbes Hundert Individuen melden und die Gönnerschaft für ihre Schützlinge alles Mögliche in Bewegung setze. — Nach einigen Wochen, als der Consulent bei dem Collegium hinhorchte, vernahm er nicht viel Tröstliches für seinen Mann. Dieser suchte sich mit Ergebenheit darein zu finden, ob er gleich, wie Spieler pflegen, mehr Hoffnung als Wahrscheinlichkeit gehabt und das für ihn Sprechende in seiner Imagination täglich plausibler gefunden hatte. — Noch einige Tage gingen um, da erhielt der Schreiber zu seiner höchsten Ueberraschung und unter dem freudigsten Schrecken das Anstellungsdekret. — Im Vertrauen sagte dem Ueberglücklichen ein Angestellter, er möge neben dem Consulenten nur auch der Justizräthin seinen Dank abstatten, denn ihre Verwendung habe eigentlich das entscheidende Gewicht in die Wagschale gelegt.

Grüners Verhältniß zu dieser Dame und sich drängende wichtige Prozeßgeschäfte hatten dem Rechtsmanne das gute Kind in der Ferne ziemlich aus der Seele gerückt. Durch eine vertraute Hand erhielt er eines Abends ihren ersten Brief, den er mit zitternder Hand erbrach und in großer Bewegung las. Die Vergangenheit rückte ihm sein Herz bedrängend wieder vor's Auge. Dem leidenden Mädchen, das Alles, was es sah, that, erlebte, las, auf seine Person bezog, war diese zu einer poetischen, phantastischen Gestalt geworden. Die Sehnsucht idealisirte. Er konnte sich häufig hervorquellender Thränen nicht erwehren.

Wie man zu schönen Stellen seiner Lieblingsautoren immer wieder zurückkehren mag, weil eine Fülle von Gedanken und Empfindungen hier im Element der Sprache verkörpert erscheint, so las Grüner Mariannens ziemlich langes Schreiben wiederholt, ohne dieser naiven Ergüsse eines unschuldigen Herzens satt zu werden. — Man denke nicht etwa an etwas Literaturmäßiges, an sentimentale Süßlichkeiten, ausgebackte Romanenfloskeln. Es waren kurze, hingeworfene Schilderungen ihres äußern und innern Lebens, an das Tägliche, Stündliche, Nächstliegende, an ihre Heilung, Genesung, ihr Geschäft, an den wieder gestatteten Naturgenuß, an die religiösen Tröstungen angeknüpft. Die Lektüre hinterließ bei Grünern eine gemischte Empfindung. Die Mittheilungen, in welchen sich freilich der Ausdruck dem Gedanken oft nicht fügen wollte, und die noch dürftige Sprach- und Schreibkunst der Korrespondentin verrieth, ließen ihn doch in die Tiefe eines Gemüths hineinblicken, das, von leidenschaftlichem Gefühl gleichsam über sich selbst erhoben, in einen Zustand der Aufregung gebracht war, den es mit seinem untergeordneten Stande, seiner beengten Lage nicht in Uebereinstimmung bringen konnte.

Er selbst war der Veranlasser, der Gegenstand dieser Ueberspannung; er hatte sie erweckt, genährt und mittelbar den Unfall veranlaßt, der all Dieses noch mehr steigerte und schärfte. Er hatte sich des Mädchens Zuneigung nicht nur gefallen lassen; er gefiel sich in ihr, er theilte sie, wie wir oft der Naturstimme unseres Wesens folgen, sie heimlich für eine Andeutung des Bedürfnisses unserer Totalität nehmen, während sie mit unserer Pflicht, mit den strengen Forderungen unserer Sittlichkeit in Streit kommt, wodurch jene zweideutig, wo nicht gar sündhaft erscheint. — Doch es war nun einmal so, und das ist bei vielen Erscheinungen im Leben am Ende das Unheil, daß sie eine relative Nothwendigkeit behaupten und eben so sind. Unser Geschlecht kann aber gewisse poetische Licenzen bedenklicher Art noch eher ohne letdale Verletzung durchdringen und aus Schaden klug werden, als das weibliche, in engerm Kreise sich bewegende, dem jeder Flecken zur unvertilgbaren Makel wird, dem jede Verwundung durch's Leben nachgeht. Namentlich ist für jedes in der Gesellschaft nicht hoch stehende weibliche Wesen die Prosa das wahre und heilsamste Element, und eine gewisse Lebenspoesie wahres Gift.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, August.

Tissot. Romanischer Geschichtsverein.

Unter den vielen merkwürdigen Männern, die von der hiesigen alten Akademie ausgingen, lebte vor hundert Jahren auch der berühmte Arzt Tissot, der bekanntlich den gleichfalls berühmten Arzt Tronchin aus Genf, damals in Paris, zum Zeitgenossen und genauen Freunde hatte. Manche Einzelnheiten aus dem Leben und der Correspondenz Tissots sind jetzt erst bekannt geworden und haben gewiß allgemeines Interesse. — Im Jahr 1755 hatte sich Tissot in Lausanne mit einer jungen, geistreichen, aber armen Wittwe verheirathet. Seine Eltern konnten die Wahl nur billigen und er selbst arbeitete daran, dem Töchterchen seiner Frau aus der ersten Ehe ihr kleines Vermögen zu sichern. Seine eigene Habe bestand damals nur in neunhundert Schweizerfranken Kapital und einer Rente von hundert und sechzig Franken. Er vertraute aber auf seine ärztliche Thätigkeit und auf Gottes Hülfe bei einem Leben voll religiöser Einfachheit, ohne Luxus und Leidenschaften, aber reich an Glück. Als er sein kleines

Hauswesen einrichtete, sendete ihm sein Onkel einen Sack Getraide zum Anfang. Bei dieser edlen Einfalt, bei diesen seltenen Eigenschaften des Geistes und Gemüths ist es begreiflich, daß Tissot lange Jahre in innigster Freundschaft mit J. J. Rousseau stand, mit dem doch der Umgang gewiß nicht leicht war. Sie wechselten oft Briefe voll gegenseitiger Achtung und Herzlichkeit. — Unter Tissots Briefen fand sich vor Kurzem ein Brief von 1787, auf den der Arzt nicht geantwortet, sondern zu seiner Notiz nur Lettre non répondue, peu interessante auf den Rücken geschrieben hatte. Und doch ist der Brief von einem Mann, der zwanzig Jahr später zwei Kronen trug, Kronen austheilte und die Welt mit Kriegsruhm füllte: er ist von Buonaparte, damals Artillerielieutenant in der Garnison von Douay, aber auf Urlaub nach Corsika zu den Seinigen gegangen. Er schrieb Tissot von Ajaccio, um von ihm Rath über den Gesundheitszustand eines siebenzigjährigen, gichtbrüchigen Großonkels einzuholen. Tissot hatte mit seiner Aufschrift ganz Recht, der Brief enthält nichts Interessantes, wimmelt aber von grammatikalischen und orthographischen Fehlern, von denen manche selbst in's Lächerliche fallen. So schreibt er z. B. das italienische Monsiou statt Monsieur, digéré statt dirigé u. s. w. Am Ende unterzeichnet er Buonaparta, officier d'artilleria au Régiment da la Fère. Ob wohl Buonaparte dieses unbeantworteten Briefs gedachte, als er dreizehn Jahre später von Dijon mit seiner Armee durch Lausanne kam, um über den großen St. Bernhard zum Siege von Marengo zu ziehen?

Zu den erfreulichen Erscheinungen in Waad gehört die Gesellschaft zur Erforschung und Bearbeitung romanischer Geschichte, welche sich voriges Jahr unter des Historikers Vuillemin Leitung gebildet hat. Mit Recht erwählte sie den würdigen Bridel in Montreux, diesen bejahrten romanischen Sagenmund, zu ihrem Ehrenvorstand; denn dieser in seinem hohen Alter noch so rüstig forschende Greis hat in seinem Conservateur Suisse zuerst romanische Geschichte mit Gründlichkeit und Geschmack behandelt und vielfach ausgebeutet. Darum ist es auch ein sehr glücklicher Umstand, daß er jenem Geschichtsverein seine reichen Exzerpte und Manuscripte zur Benutzung überlassen will, wie er auch dem Staat seine zahlreiche Bibliothek für ein Geringes verkaufte. Die Regierung gestattete ihm, diese Sammlung bis zu seinem Tode zu behalten und zu benutzen; darauf erwiderte er aber: prenez-les toujours! à mon age on n'a plus besoin que d'un seul livre. — Der romanische Geschichtsverein wird sich hoffentlich thätig an die ähnlichen Gesellschaften in Deutschland und in Frankreich anschließen. Bereits hat er den ersten Band seiner Denkschriften herausgegeben, und dieser enthält auch manches Interessante, unter andern von Bridel einen historischen Abriß über die Grafen von Gruyères, deren Landesgeschichte dadurch besonders anziehend ist, weil die Römer sich nicht in diesen Thälern festsezten, und sich dadurch das celtische Volk freier von römischer Beimischung erhielt, als alle andern romanischen Länder.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Die schönen Pariserinnen.

Für die arbeitenden Classen, welche nicht so schnell von ihren Gewohnheiten ablassen, stehen nach wie vor eine große Menge von Traiteurs, Lustgärten und Tanzböden außerhalb der Stadt offen, die am Sonn- und Montage stark besucht sind. Einige dieser Gärten und Häuser sind wirklich mit großer Eleganz eingerichtet, und man sieht ihnen nicht an, welche Gesellschaft hier zusammenkommt. Studenten, Ladendiener und Grisetten machen daselbst den tanzenden Theil aus. Streit und Lärm ist an der Tagesordnung, und die Wache an den Barrièren muß oft um Hülfe angesprochen werden, und troz ihrer Dazwischenkunft wird Friede und Ruhe nur mit großer Mühe wieder hergestellt. In einigen Lustgärten außerhalb der Stadt hat sich ein unanständiger Tanz eingeschlichen, welchem sich besonders die Studenten mit ihren Grisetten überlassen. Es wäre möglich, daß er von den Franzosen aus Algier nach Frankreich übertragen worden wäre. Die Polizei hat ihn bisher nicht abstellen können; denn die Gränzen zwischen anständigen und unanständigen Stellungen beim Tanzen sind schwer zu ziehen, und sie müßte in jedem der 3 bis 400 Lustgärten und Schenken, welche sich um Paris befinden, Wächter aufstellen. Einige Male ist es bereits zum Streite gekommen zwischen den Studenten und den Handwerkerfamilien, welche es nicht leiden wollten, daß jene mit ihren Töchtern dergleichen Tänze aufführen. Unter den Schenkwirthen gibt es auch einige, welche dergleichen Orientalien in ihren Anstalten nicht dulden wollen. Andere fürchten ihre Kunden zu verlieren, und lassen alles hingehen. Wenn nur nicht der morgenländische Geschmack von den Kneipen durch die Barrièren in die Stadt sich einschleicht! — Ich habe von der Spekulation eines Kunsthändlers gesprochen, welcher die „Schönen Pariserinnen“ herausgibt. Es konnte nicht fehlen, daß dieses Unternehmen Aufsehen erregte. Einige Vaudevilledichter erblickten darin Stoff zu einem komischen, sogar grotesken Gemälde auf der Bühne. Ein kleines Theater hat den Anfang gemacht, und nun gibt es bereits drei Theater, welche die „Schönen Pariserinnen“ aufführen. Eines hat als Parodie dieser Parodien die „Schönen Männer von Paris“ auf die Bühne gebracht. Natürlich müssen in allen diesen Stücken die sämmtlichen Schauspielerinnen die Galerie der schönen Damen bilden. In einem derselben werden sie den Zuschauern in leichtem Morgenkleide vorgeführt, wie sie sich bei dem Maler befinden, der sie für den Verleger des Werkes abzukonterfeien hat. In einem andern Stücke überrascht sie der Zuschauer sogar im Bade, und so etwas mißfällt dem lüsternen Publikum gar nicht. Dies wäre nun recht gut, das heißt hübsch, wenn die Schauspielerinnen alle jung und schön wären. Allein der Schauspieldirektor kann sie den Zuschauern nicht anders vorstellen, als wie sie sind, und leider sind manche vielleicht wohl mit Tugend ausgestattet, aber die Schönheit gehört nicht zur Mitgabe, die sie von der Natur erhielten; daher auch die kleinen Tageblätter mit dieser Mädchenausstellung ihren Spott treiben. Offenbar haben Dichter und Theaterdirektoren auf die Lüsternheit des Publikums gerechnet, wenigstens des Publikums, welches die kleinen Theater zu besuchen pflegt und es mit dem Anstand nicht so genau nimmt. Die Verfasser der „Schönen Pariserinnen,“ welche am Variétéstheater gegeben werden, haben sich noch etwas anderes vorzuwerfen. Sie haben nämlich in ihrem Stücke mehrere der „Schönen Pariserinnen“ aufgeführt, welche in oben erwähnter Portraitsammlung wirklich aufgenommen worden, unter andern eine Hutmacherin, Madame Gibus, deren Mann sich unter den Stuzern einen Ruf wegen seiner Hüte erworben hat.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 201.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 22. August 1839.

All yet seem well, and if it end so meet,
The bitter past, more welcome is the sweet.

Shakespeare.
All's well that ends well.

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Grüner, dessen Sinn sich nun der Justizräthin täglich mehr zuwandte, wünschte sehnlichst, daß auch Marianne zur Ruhe kommen möchte. Aber wie selten lernt der Mensch durch sich selbst, durch ein sittliches Sichaufraffen anders denken, anders fühlen! Was verfangen hier mündlicher, brieflicher Zuspruch, Rath, Trost? Ist ja selbst die Religion oft kaum im Stande, das Gemüth gründlich umzustimmen, nachhaltig zu heilen. — Was sollte er ihr schreiben? — Nun, er suchte das Beste, Wärmste, Wohlgemeinteste in sich auf und ließ es, als er es nicht ohne Rührung, deren er sich nicht zu schämen hatte, zu Papier gebracht, durch eine sichere Hand an sie abgeben.

Sailer, der nun demnächst seine Stelle antreten sollte, bat den Consulenten, ihn einige Tage früher zu entlassen, weil er in seinem Geburtsort einige Familiensachen in's Reine bringen möchte. Ein tüchtiger Ersatzmann ward gestellt, dem Consulenten um so nöthiger und erwünschter, als die Vorkehrungen zu seiner Verehelichung ihn um manche Geschäftsstunde brachten und er Jemanden brauchte, der leichtere Arbeiten nach bloßen Andeutungen ausfertigen konnte. Er bedauerte, daß dieser wichtige, einzige Lebensabschnitt der Convenienz nach gewöhnlich durch Besuche und andere ceremoniöse Geschäftigkeiten für das Gemüth zersplittert wird. Er wünschte sich über diese Zerstreuungen weggehoben und in die Tage ruhigen Beisammenseyns hinübergerückt zu sehen. Das einzige Mittel, die Störungen weniger zu empfinden, war, sie ohne Grillen als eine fatalistische Nothwendigkeit Tag für Tag anrücken zu lassen und gutes Muthes abzumachen.

Sailer kam mittlerweile von seiner Reise zurück. Er sah heiterer, offener, freier aus als je zuvor. „Es freut mich," sagte der Consulent, „daß Sie die Erweiterung Ihres Schicksals so augenscheinlich froh begrüßen. Unser Gemüth macht das Glück erst zum Glück. Dem Ungenügsamen wird nie genug." — „Sehr wahr," erwiderte Sailer. „Aber noch etwas Anderes ist es, was mich beschäftigt und innerlich bewegt. Dieses Papier," er zog einen Brief aus der Tasche, „erspart mir die Worte, die ich ohnehin kaum recht vorzubringen wüßte."

Es waren Mariannens Schriftzüge. Grüner erröthete und sah den Ueberbringer verlegen an. Wie ein Blitz fuhr es durch seine Seele; er las in der Adresse Alles, was vorgegangen war, was kommen sollte. Marianne schrieb, daß Sailer gekommen, sie zu sprechen verlangt, daß er zuerst bloß die frühere Bekanntschaft mit Theilnahme

an dem unglücklichen Vorfall erneuert, dann die günstige Wendung seines Geschicks ihr erzählt, endlich aber, nachdem sie Vieles von dem Hause der Frau Justizräthin besprochen, nicht undeutlich den Wunsch einer nähern Verbindung mit ihr zu erkennen gegeben habe. Sie wende sich nun in dieser Sache an ihn, den Mann ihres innigsten Vertrauens, um seinen Rath. Sie sey keineswegs abgeneigt, Sailern ihre Hand zu geben, auch wenn sie, ein armes Mädchen, noch zu wählen hätte. Sey ja doch Sailer der vieljährige treue Gehülfe des Verehrten gewesen, dessen Bild sich mit dem Anblick Jenes ihr stets erwecken werde.

Der Consulent war auf's Angenehmste überrascht. Er ließ sich gefallen, daß Marianne ihren Freier von einem Theil seines eigenen Wesens durchdrungen hielt, und was die Neigung in solchen Fällen sonst noch Günstiges von einem auserwählten Freunde, einem, wie es schien, Unvergeßlichen auf seine Umgebung überzutragen weiß. Er lobte Sailern um seine Wahl, ob er gleich noch nicht recht durchsah, wie denn das Alles so schnell sich gemacht. Er verhieß ihm eine gute, ja er wagte es auszusprechen, eine treue Gattin, und versprach ihm, sogleich an die auf Antwort Harrende diese mit dem wärmsten Zuspruch zum Abschlusse des Bündnisses und seinen besten Segenswünschen ihm einzuhändigen.

Nun aber war er doch neugierig, zu erfahren, wie Sailer zu dieser Wahl gekommen. Dieser gestand, daß er zu Mariannen, dem Kinde, schon eine stille Neigung in seinem Herzen getragen, welche mit der Wahrnehmung ihrer körperlichen und geistigen Ausbildung nur noch zugenommen. In der Folge habe er zu seinem Leidwesen bemerken müssen, daß er sich von ihrer Seite nur einer gewöhnlichen Freundlichkeit zu versehen habe, woraus er geschlossen, daß sie vielleicht schon an einem andern Fädchen gebunden seyn möge. Der neuliche Vorfall habe ihm ihr Bild wieder vor die Seele gebracht, und sonderbar habe es sich gefügt, daß eine Person, die er verschweigen müsse, gerade an dem Tage, wo er recht lebhaft Mariannens gedacht, ihm den Rath gegeben, dem guten Kinde seine Hand anzubieten, wobei in Aussicht gestellt worden, daß er sich sogleich und für die Zukunft alles Antheils und Vorschubs mit Rath, That und Verwendung versichert halten könne. — Der Consulent ward über diese Eröffnung nachdenklich. Also auch hier wieder das Eingreifen einer bekannten Hand! War dies wohl allein reine, wohlwollende Fürsorge für die beiden Betheiligten? — Zwischen ihm und der Justizräthin wurde dieser Verbindung mit keinem Worte gedacht.

(Schluß folgt.)

Historische Phantasien.

(Fortsetzung.)

Der Jahrmarkt ist gleichsam das Fest, an dem der Mensch seinen uralten Bund mit dem Planeten feiert, der im großen Weltocean sein kleines Heimatheiland ist, an dessen Scholle ihn tausend harte und süße Bande fesseln, und der er unablässig abringt, was das Leben erhält und schmückt. „Ihr sollt nicht fragen; was werden wir essen, was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden?" Wohl! der Pfarrer lehrt die Gemeinde, wie dieses Gebot mit den ewigen, unabweislichen Mahnungen des Bedürfnisses in Einklang zu bringen ist, und der vom Pfluge abgespannte Sohn der Erde läßt sich gerne dahin erheben, wo von jenen Fragen keine Rede mehr ist. Aber Alles hat seine Zeit; auch der Erdgeist hat seinen Kultus, und an den zur Feier desselben geordneten Jubeltagen heißt der Spruch, so verständlich und so von Herzen gerne befolgt: „Ihr sollt so gut essen und trinken, als euer Beutel es vermag, und Kleider anlegen, so schön ihr sie habt!"

Ja, der Jahrmarkt ist der hochpoetische Tag für den Menschen, auf dem der Bann, der unser Geschlecht an die Erde kettet, mit seiner vollen Schwere liegt. — Erde und Himmel, Nähe und Ferne, Blühen und Welken, Duften und Reifen, Wasser und Wolken, das schwellende Lied der Nachtigall im frühlingsgrünen Busch, der Wiese Schmelz, des Herbstes wehmüthige Malerei — in wessen Brust dies eine Welt von Bildern und Tönen weckt, der mag, wenn er den Gott und dazu die Muße hat, malen und auf Noten setzen. Aber die Farbenpracht, die der Hausirer verführerisch ausbreitet, Tücher und Bänder, Mützen und Schuhe, Spiegel und Messer, Sicheln und Sensen, Siebe und Wannen, zahllos, in lockendster Gestalt, das Brüllen preiswürdiger Rinder, der gellende Ruf wandelnder Händler, das Rollen der Würfel auf dem Glücksbrett, das Schmettern des prüfenden Messers am Töpfergeschirr, das lustige Wogen und Brausen der bewegten Menge, der wohlbekannte, schmeichelnde Duftproteus, der aller Orten derselbe und doch mit jedem Schritt ein anderer ist: hier ganz Leder, dort Käse, weiterhin, wo der Krämermarkt abbricht und der Viehmarkt anhebt, der penetrante Geist der Landwirthschaft, und dies Alles durchbebt von der süßen Klage der Drehorgel und dem ergreifenden Liede des Bänkelsängers — ist das, was unter solchen Eindrücken in der Seele des Landmanns schauert, weniger Lyrik, als was einer am murmelnden Bach, unter schattenden Wipfeln, durch die sich der Mondstrahl stiehlt, in die Saiten seiner Leier singt? —

Die kleine Vorstadt ist durchzogen, wo die neuen Häuser im muntern Schmuck der lachenden Gesichter an den Fenstern doppelt freundlich aussehen, und ich betrete die erste düstere Gasse des alten Weichbildes, wo die gethürmten Stockwerke sich überlehnen, gleich den Baumkronen in den beschnittenen Alleen alter Parks. Der ganze Graus, das volle derbe Parfüm des bürgerlichen Gewerbs; aber jeder Kram in der koketten Jahrmarktstoilette, jeder Krämer auf der Schwelle seiner Thür mit seinem besten Gesicht. Eben wollte ich noch einmal ein Kind seyn; hier aber — wer hier ein Bauer wäre!

Da hängt sie, die zum Volksfest geopferte Hekatombe, Kälber, Hämmel, Schweine, die Köpfe nach unten, mit ausgesperrten Beinen. Wunderbar ist gerade das Thier, welches im Leben, unflätig und ungeschlacht, den Menschen abstößt, geschlachtet das allersauberste und anziehendste, und die gereizte Einbildungskraft des Genußsüchtigen verwechselt fast hier den runden Arm und den vollen Nacken der Dirne, und dort die glatte, glänzende Fläche des Rüsselträgers, der in blühender gastronomischer Darstellung die süßesten Ideenassociationen weckt. — Festons von Würsten, dampfende Schüsseln mit duftendem Kesselfleisch, und daneben in seiner Thüre der Opferpriester mit der weißen Schürze, rund, behaglich, seines reichen Antheils an der Volkslust und seines Profits gewiß. — Links und rechts, fünf, sechsmal schwebt, hoch über dem goldigen Backwerk auf blanker Serviette, der ehrwürdige Blason der Königin Ceres, die gekrönte Bretzel, gehalten und betracht von grimmigen Löwen, und alle drei Schritte winkt ein Arm in König Bacchus Namen zum frühen Trankopfer. Ein wahres Schlaraffenland!

Endlich nahm mich der wogende Marktplatz auf, und an ihm der beste Gasthof, über dessen Thore sich in ungeheurem Schwung ein mächtiges Arabeskenwerk hinaus und hinauf wirft, das in einen gesenkten Greisenkopf ausläuft, welcher im reichen Blätterkranze, als Schluß und Hauptstück so vielen Umschweifs, ein goldenes Lämmchen im Schnabel trägt. Hier nun, in meinem Zimmer im zweiten Stockwerk, lag die ganze Tagesherrlichkeit vor mir. Die Sonne, welche heute früh so heiter mit dem Antlitz der Landschaft gespielt, hat sich in herbstlicher Weise versteckt; es ist trübe und der Himmel gleicht einem nassen Auge, dem jeden Augenblick die Thräne entfallen kann. Das wahre Marktwetter, wie der Spätherbst die echte Marktzeit. Der bevorstehende Winter mit seinen Bedürfnissen und Fesseln drängt zum Füllen der Lücken im Haushalt, und das Christfest im Mittelgrunde mahnt an die Bereitung des Kinderhimmels; aber der Rest von Milde und Freundlichkeit im Jahr lockt zum lezten wonniglichen Treiben in freier Luft, und wenn der Himmel trauert und über Alles seinen leisen feuchten Schleier wirft, so glänzt all die ausgestellte Pracht nur um so munterer in eigenem Lichte, und desto heller und wärmer strahlt die innere Sonne der Lust, um die sich, sehnsüchtige Planeten, alle Sinne und Gefühle drehen.

Schwarz wogt es durch die Gassen der Buden, welche aus dem Gewühl wie Inseln aus dem Wasser ragen; hier und dort taucht aus dem Gedränge der bunte Shawl einer Landdame, das rothe Brusttuch eines bäurischen Elegants oder der Reflex einer Messingpfanne, wie im dunkeln Wogengewimmel des Teichs der Silberblick eines Fischbauchs. Durch das einförmige Gemurmel und Getöse bricht der dringende Ruf der Verkäufer, das Rumpeln der Kindertrommel, das Gekrächz der Kindertrompete, das Seufzen der Mundharmonika, und weither aus der Kneipe das Winseln der Tanzfiedel.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Daguerrotype,

zum lezten Mal vor seiner Veröffentlichung.

Die Redaktion dieser Blätter hat einem ihrer Mitarbeiter in Paris den Auftrag gegeben, ihr so schnell als möglich, und bevor die Produkte des Daguerreschen Verfahrens eigentlich in den Handel kämen, einige Lichtbilder zu verschaffen. Wir wünschten den Lesern in kürzester Frist ein auf Autopsie gegründetes Urtheil deutscher Künstler über eine Entdeckung vorzulegen, deren Ankündigung bei uns die Geister wohl noch lebhafter angeregt hat, als in Frankreich selbst. Die Antwort unseres Korrespondenten, der kein Künstler ist, macht es nicht nur sehr zweifelhaft, ob uns dies gelingen wird, sie ist auch die erste Stimme, welche die großen Hoffnungen, die man jezt schon von der Entdeckung gehegt, bedeutend schmälert. Als solche verdient sie mitgetheilt zu werden. Zwar soll gerade heute, am 19ten, wo wir dieses schreiben, die Veröffentlichung des Geheimnisses in der Wochensizung der Pariser Akademie erfolgen; indessen wird noch geraume Zeit hingehen, bis man bei uns genau weiß, wie viel an der Sache ist. Desto besser, wenn die herabgedrückten Erwartungen am Erfolg sich wieder aufrichten.

„Ihren Wünschen in Betreff des Daguerrotype zu entsprechen, wird mir schwerlich gelingen. Es ist fast unmöglich, zu Daguerre zu dringen, der seit der Zeit, wo er Proben seiner Zauberlaterne vorzeigte, von der Neugierde der Pariser bestürmt, sich gegen alle Besuche ohne Ausnahme verschanzt hat. Daguerre ist auch mit seinem Geheimniß so ängstlich, daß er sich nur sehr schwer entschlossen hat, vor der Commission der Kammer zu operiren; denn das Verfahren scheint so einfach, daß es nach der ersten vorgemachten Probe jeder nachmachen kann. — Ihrem Wunsche, Bilder zu kaufen, sobald welche in Umlauf kommen, entspreche ich gerne; ich weiß aber noch nicht, wie man sie verschicken kann, und ob dies überhaupt möglich ist. Die Bilder sind

so zart, daß sie sich bei der geringsten Berührung verwischen; es kommt mir sogar fast vor, als ob man sie gar nicht unter Glas und Rahmen bringen könnte, wofern man nicht eine eigene Einrahmungsmethode erfindet. Jedenfalls muß eine besondere Packmanier erdacht werden. — Ich gestehe aufrichtig, daß meine hohen Erwartungen von dieser Erfindung bedeutend heruntergegangen sind. In Deutschland scheint dieselbe sehr großes Aufsehen zu machen: man ist dort noch immer nicht genug gegen französische Windbeutelei verwahrt. Ich habe Proben von Daguerre'schen Lichtstichen gesehen: hinsichtlich der Ausführung, der Genauigkeit einzelner Details gehen sie allerdings in's Unglaubliche und Wunderbare, aber das Ensemble befriedigt nicht: es fehlt ihnen an Wärme, an der Wärme, welche mit der Farbe nichts zu schaffen hat. Die Theile des Prospekts, welche nicht gerade im Augenpunkte liegen, sind undeutlich, verworren. Auf einer Ansicht vom pont des arts aus war die lange Galerie des Louvre mit allen ihren Mauerritzen wiedergegeben, aber das Seineufer und der Vorgrund überhaupt schwach ausgedrückt; auf einem andern Bilde trat der Vorgrund zwar bestimmter und deutlicher hervor, ich glaubte aber daran die Nachhülfe einer kunstfertigen Menschenhand zu erkennen, eine Vermuthung, die jedoch lediglich auf augenblicklichen Eindruck hin gewagt ist. — Als Kunstwerke angesehen, sind diese Bilder noch sehr unvollkommen, und wie wenigstens die Sache jezt zu stehen scheint, ist jedenfalls der Abbruch, den die zeichnenden Künste durch dieses Verfahren zu befürchten haben, weit geringer, als der Vorschub, der ihnen dadurch geleistet werden muß. — So einfach und von jedem überall ausführbar die Operation seyn mag, wenn der Apparat einmal vollständig beisammen ist, so bedeutende Schwierigkeiten scheint lezterer selbst zu machen. Nicht nur muß man überall eine Camera obscura mitführen: will man auch nur einigermaßen erträgliche Resultate erhalten, so ist ein vorzüglicher Spiegel, der 200 bis 500 Franken kostet, unumgänglich nothwendig, und zur Auswahl dieser Spiegel braucht es besondere Kenntniß."

Schon vor diesen Nachrichten meinten einige unserer Freunde, wenn der Erfindung die große vorausgesezte Bedeutung wirklich zukäme, so wäre die zuerkannte Belohnung einer großen und so eiteln Nation kaum würdig, zumal Daguerre die Phantasmagorie seines Diorama in den Kauf preisgeben muß. Aber Allem nach ist es nicht Daguerre, sondern sein verstorbener Mitarbeiter Niepce, der den entscheidenden Punkt, die charakteristische chemische Substanz entdeckt hat, die vielleicht auch beim Diorama eine Hauptrolle spielt und die von Daguerre nur in ihrer Empfindlichkeit gesteigert worden, daher denn auch Niepces Sohn ein sehr bedeutender Theil der Pension zugefallen ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Schluß.)

Die schönen Pariserinnen.

In dem Vaudeville wird nicht allein die Frau, sondern auch der Mann durchgehechelt. Er hat sich darüber in einem Tageblatte beklagt, allein man antwortet ihm: da er das Porträt seiner Frau unter die schönen Pariserinnen habe aufnehmen lassen, so habe er sich dadurch der Kritik bloßgestellt, und da er ein Kaufmann, mithin eine Art von Homo publicus sey, so könne er Niemand verwehren, über seine Waaren und Fabrikate ein Urtheil zu fällen. Uebrigens mag es seinem Handel nicht schaden, daß man ihn auf der Bühne besungen und seine Frau abkonterfeit hat. Er verkauft jezt vielleicht doppelt so viele Hüte als zuvor, und mancher Pariser Hutmacher würde es gern erdulden, daß man sich über ihn und seine schöne Ehehälfte ein wenig lustig machte, wenn er dadurch seine Hüte absetzen könnte. Die Pariser Hutmacher klagen, daß ihr Handwerk ruinirt sey, weil man weder Filzhüte noch dreieckige Hüte, an denen viel zu gewinnen war, mehr trage, sondern sich mit den leichten und wohlfeilen Seidehüten begnüge, die man für wenige Franken verkaufen müsse, wenn man sie absetzen wolle. Bei der lezten Industrieausstellung hatten sie gewaltige Gelehrsamkeit an die Nomenclatur ihrer Hüte verschwendet, welche allerlei Undurchdringlichkeiten besitzen sollten, als Undurchdringlichkeit gegen Wasser, Schweiß, Oel u. s. w., und ein Hutmacher, welcher es den andern zuvorthun will, läßt es sich in den Tageblättern nachrühmen, daß er allein die Kunst verstehe, die Hüte nicht allein dem Kopf, sondern auch dem Gesichte seiner Kunden anzupassen, so daß er gewissermaßen ein physiognomischer Hutmacher genannt werden könne. Die schönen Pariserinnen bleiben auch sonst nicht ohne Wirkung. So versammelt sich seit einiger Zeit eine Menge neugieriger Leute vor dem Laden eines Pastetenbäckers in der Straße Saint-Antoine, weil hier eine Frau sizt, die in die Galerie der schönen Pariserinnen aufgenommen zu werden die Ehre gehabt hat. Obschon es nicht sehr angenehm ist, beständig einen Haufen von Gaffern vor seiner Thüre zu haben, so ist es andernseits doch sehr ersprießlich, seine Pasteten bald los zu werden, und eins ist die nothwendige Folge vom andern. Man weiß, wie vor 20 Jahren die Pariser nach dem Café des milles colonnes sich drängten, weil hier eine schöne Frau hinter dem vergoldeten Mahagonicomptoir saß. Wahrscheinlich werden nun manche Kaufleute ihr Bestes thun, um ihre Frauen in die Galerie des belles fammes de Peris zu bringen, und zwar mit so vielen Reizen, als der Zeichner nur aufbringen kann. Der Verleger wird seine Rechnung dabei finden; ob die Porträts getreu sind oder nicht, darum wird er sich wenig kümmern. Wahrscheinlich wird er in andern großen Städten Nachahmer finden, und nachdem man überall die Idee der Picturesque magezines ausgebeutet hat, kommt nun vielleicht die Reihe an die Galerien der schönen Frauen, die Frauen mögen wollen oder nicht. In Paris ist glücklicherweise das Vaudeville und die Arglist der kleinen Journale sogleich bei der Hand, um das Lächerliche einer Sache in's Licht zu stellen, und wenn der Verleger auch gute Geschäfte mit seiner Spekulation macht, so ist sie doch nun einmal persiflirt und kann sich nicht wieder zu Ansehen verhelfen. Uebrigens ist die erste Idee eines solchen Unternehmens, wenn ich nicht irre, von England ausgegangen; aber dort, wo man noch tiefen Respekt vor der Nobilität hat und auf sie beim Absaz am meisten rechnet, waren nur aristokratische Gesichter abgebildet worden, und zwar mit großem Luxus. So etwas würde in Frankreich nicht wohl angehen. Hier ist der Verleger viel demokratischer verfahren und auch schneller fertig geworden; die ihn persiflirenden Vaudevilles dienen ihm nun statt Ankündigungen und Prospektus. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 202.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 23. August 1839.

Ihr Bilder süß, die in den goldnen Jahren
Des Kinderhimmels mein Entzücken waren,
Seh' ich so sehnsuchtsvoll an euch dahin,
Faßt Wehmuth mich; daß ich kein Kind mehr bin.

Leyden,
scenes of infancy.

Historische Phantasien.

(Fortsetzung.)

Es zog mich hinunter auf den alten Schauplatz meiner kindischen Freuden, der mir in einer größern Stadt seit Jahren fast ganz fremd geworden war. Meine Gedanken waren durch die Eindrücke, wie ich sie oben geschildert, nun einmal rückläufig geworden, und so gab ich mich lange dem träumerischen Genusse des Jugendbildermalens hin. Hundert Dinge und Gestalten, wie schaal und gemein blicken sie mich an, wie so ganz anders, als damals, wo ich das, was ich jezt mit schmerzlicher Lust in der Erinnerung heraufbeschwöre, mit dem Gefühl selig erfüllter Gegenwart unmittelbar genoß; wo ich nicht als ergriffener Liebhaber vor diesem bewegten Gemälde stand, sondern für das fremde Auge selbst eine naive, liebenswürdige Figur mitten in demselben war! Es braucht der ganzen Abstraktionskraft der Seele, um Sachen und Menschen, gereinigt von allem, störendem Beiwerk, im kindlichen Style zu gruppiren, zu beleuchten und in den abschließenden Rahmen einzufassen, und es wird doch nur enge, niedrige, verständige Genremalerei gegen das volle, bedeutende, tiefgefühlte historische Bild im Gemüthe des Kindes.

Ich dachte: diese Jahrmarktscene, wie sie hier vor mir liegt, war und ist im ganzen lieben deutschen Vaterlande in ihren Hauptzugen aller Orten dieselbe, und wenn ich nun die kleine Ausstellung hier musterte, und mir doch Manches auffiel, was mich fremd ansah und auf der kindlich besaiteten Brust keine Akkorde weckte, so ging dies Alles lange in dem Bewußtseyn auf, daß die ewige Bemerkung des Menschen: „zu meiner Zeit war's anders," nur soviel heißt: „in meinen schönen Tagen war ich ein anderer." Endlich aber warf die Phantasie abgespannt den Pinsel weg, und jezt, da ich den Kram mit den Augen des Verstandes betrachtete, drängte es sich mir doch auf, daß nicht nur ich ein Anderer geworden war, daß auch die Physiognomie des Markts, wenn auch im Totaleindruck dieselbe, in vielen einzelnen Zügen sich wesentlich verändert hatte.

Der Weltgeist hat im Laufe der lezten Generation an den Werken der Menschenhand und am Menschen selbst tüchtig gefeilt und geschliffen, gemalt und gefirnißt. Wie manches Geräthe ist aus der ständigen, simpeln, nothdürftigen, urväterlichen Gestalt gleichsam flüssig geworden und hat sich in mannigfaltige Formen gegossen, die bequemer und handlicher, zierlicher und edler zugleich sind, und wobei oft der Gebrauch nur als Prätext für ein freies Kunstgebilde erscheint! Wie vieles Alte hat sich freilich nur geschminkt und drapirt, und ist wohl leichter,

aber auch leichtfertiger, feiner, aber auch vergänglicher, klingender, aber auch hohler geworden! Zahlloses, das, noch so weit mein Gedächtniß rückwärts reicht, die Bequemlichkeit oder der Schmuck der Wenigsten war, ist wirklich oder durch die gewandte Lüge eines speciosen Surrogats das Eigenthum fast Aller geworden. Wie der Edelmann heutzutage in der Gesellschaft verschwimmt, der er sich oft als Bierbrauer oder Viehzüchter nützlich macht, so hängt sich manche einst so vornehme Waare sachte dem Landmann an den Hals und schmiegt sich verschönernd und veredelnd seinem Haushalt an; und je kräftiger der Mensch das große Rad der Industrie umschwingt, desto gleicher wird das Geschlecht äußerlich, und im selben Maaße entfesselt, regt und bethätigt sich die natürliche innere Ungleichheit, und der Mensch an sich bleibt allermittelst derselbe, der er von jeher war.

Eben als ich daran war, die Gedanken von meiner eigenen Vergangenheit zurückzurufen und auf Allgemeines zu wenden, schlug ein eigenthümlich schreiender Ton an mein Ohr, so daß ich mich rasch umsah. Der Laut kam aus einer Bude voll Ellenwaaren und rührte von einem Griffe des Verkäufers her, über den ich als Kind oft ordentlich erschrocken war, vom raschen, gellen Durchreißen eines Stucks Kattun oder dergleichen. Mit Einem sichern Zug, und so gefahrlos einen kostbaren Stoff zu trennen, dies erschien dem Knaben als das größte, taschenspielerartige Kunststück des gewandten, quecksildernen Mannes, dem ich mit Vergnügen zusah. — Und er ist noch der alte in seiner von bunten Tüchern umflatterten Bude, der Ellenhändler, der die geringsten Märkte besucht; er ist noch immer der Herenmeister, der in ununterbrochener Handlung mit drei, vier Weibern zugleich eben so viele Feilschpartieen spielt, und während er nie verliert, alle Wunder glauben macht, wie viel sie gewinnen; der wie mit sechs Händen Zeuge beischleppt, ausbreitet, zum Licht hält, mißt, schneidet, reißt, rollt, packt, zurücklegt, und dabei noch ein Auge auf die Hände der Marktdiebe, für den grüßenden Gevatter ein munteres Wort und für die vorbeigehenden Herrschaften einen unterthänigen Diener hat.

Auch sein Publikum ist das alte; aber es bringt zum großen Theil ganz andere Forderungen und Ansprüche vor die Bude, und mit diesen und der Kultur hat sein Waarenlager und sein Genie gleichen Schritt gehalten. Wie durch die Eroberungen in der Botanik unsere Gärten und Gewächshäuser sich mit immer mehr, immer feineren Pflanzenformen bevölkern, so strömt mit jedem Hundert Webstühlen, welche in den Industrieländern aus dem Boden wachsen, ein immer reicherer, mannigfaltigerer und wohlfeilerer Flor in die Kasten des Krämers und Hausirers; und wie der Kunstgärtner die edle Hortensie, wenn sie aufgehört hat, nobel zu seyn, um einen Spottpreis dem Afterblumisten abgibt, so bedient der Ellenmann in einer Welt, die auf Verwischung jeder Standestracht losgeht, mit den schillernden Zeugen, welche die Damen im vorigen Jahr übrig gelassen, im laufenden zahlreiche Classen von Quasidamen. Wenn einst sein Vater, oder er selbst in der Jugend das tüchtige Linnengewebe und das bäurisch rothe, geld getupfte Halstuch der Dirne aufschwazte, so breitet er jezt ein ganzes Blumenbeete auf vergänglichem Kattun vor ihr aus, und den lachenden Baumwollenshawl, der in imponirendem Farbendruck das kostbare, mühsame Gewebe seines wollenen Musters sinnreich nachahmt. Die derben, ehrlichen Stoffe für das Weib des Landmanns und geringen Bürgers sind längst nicht mehr der Kern seines Lagers, und vergeblich sucht man einen solchen im leichten, farbenhellen, verflatternden Kram, wie er in erstaunlichen Massen von den Bedürfnissen eines wohlfeilen, scheinbaren Luxus dem Gewerbfleiße entlockt wird und seinerseits wieder diesen Luxus nährt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Stell Dich ein.

(Schluß.)

Der Hochzeittag rückte heran und ging mit seinen unabwendbaren zerstreuenden Geschäftigkeiten vorüber. Das neuvermählte Paar wurde endlich ruhigerer Stunden des traulichen Beisammenseyns froh. Man lebte einige Zeit so häuslich still und zurückgezogen, daß sich der Consulent den Vorschlag der Gattin zu einem Ausflug auf's Land mit den Kleinen wohl gefallen ließ. Es war auf ein frugales Mahl in einem benachbarten Dorfe abgesehen. Sie sprach mit dem Kutscher; er ließ sie in solchen Fällen gerne gewähren. Es ging die bekannte Straße entlang, die er in der lezten Zeit, von frohen und bangen Gefühlen erfüllt, einigemal befahren. Man näherte sich dem Dörfchen sauersüßen Andenkens. Grüner wagte kaum verstohlen zu dem bekannten Schilde, dem Himmelsboten, hinaufzublicken. Als nun der Wagen gerade unter demselben sich hinbewegte, ließ die Consulentin den Kutscher halten. Betroffen fragte Grüner nach dem Grunde. Sie lächelte zweideutig und trieb zum Aussteigen. Schon wieder ahnete er sich von einem Gewebe der Absichtlichkeit umgarnt. Der Wirth erschien und hob die kleine Gesellschaft aus dem Wagen. Die Wirthin trat anständig gekleidet unter die Thüre und bewillkommte ergeben. Im bekannten Zimmer war eine Tafel gedeckt. Man sezte sich; man schwieg eine Weile, dann sprach man Gleichgültiges über das nächste Beste. Die Consulentin sah sich in diesen vier Wänden um und

schien wie von einer unbekannten Macht ergriffen zu seyn. Sie ließ die Kinder sich entfernen und im Hausgärtchen spielen. Kaum waren sie allein, so faßte sie des Gatten Hände, umschlang sich selbst mit seinen Armen, während sie die ihrigen um ihn wand und ward in dieser Situation von einer Rührung überfallen, die sie kaum sprechen ließ. „Was ist dir, Ernestine!" rief der Gatte verlegen und bekümmert. — In einem Tone, wie er ihn noch nie bei ihr vernommen, sprach sie unter vorbrechenden Thränen: „Verzeih, Lieber, diese und die frühern Täuschungen. Ich konnte nicht offen seyn, ich hatte schweigend und scheinbar kalt Drohendes abzuwenden; nicht ganz ist mir's gelungen, ich konnte nicht Alles verhindern. — Du warst mir theuer, ich wollte deinen Besitz; du allein, so dachte, so fühlte ich, konntest mir meinen ewig unvergeßlichen Gatten ersetzen. Ich wollte einen Lebensgefährten, der mich liebte, ich wollte einen Vater für meine Kinder, einen Mann, der von seinen Mitbürgern geachtet, gesucht wird, den der Staat ehrt, weil er dem Staat Ehre macht, der nach dem Höhern strebt und das Bessere verdient. Ich wollte dich, nur dich. Ich sah dich auf einem bedenklichen, meinen Wünschen gefährlichen Abwege. Ich konnte dich nicht ausschließend fesseln und machte die Sache durch meinen Ernst nur um so schlimmer. Man kann seine Tugenden vielleicht auch übertreiben. Du drohtest, mir zu entgehen. — Ich gebot meinem Naturell, meiner Gewöhnung; ich bezwang sie. Ich wollte dich, du kehrtest zurück; ich habe dich, und nun schwinden alle Besorgnisse. Ein Beweis, daß ich dir vertraue, ist unser Hierseyn." — „Ernestine, kannst du verzeihen?" rief der Consulent; „kannst du vergessen? Wie edel, wie hochverständig finde ich dich! Bin ich deiner werth?" — „Du bist es!" erwiderte sie. „Bin ich doch auch nicht ganz ohne Schuld. Wir Weiber vergessen so oft, daß wir, um Liebe zu erwerben, auch liebenswürdig seyn müssen. Ihr Männer schlagt diese Eigenschaft so hoch an, daß ihr sie auch da noch aufsucht und ihr huldigt, wo sie mit großen sittlichen Mängeln verkettet ist. Ihr seht täglich der Geliebten eine Perle aus ihrer Krone fallen, und liebt dennoch fort. — Dies gilt aber nicht dir, mein Guter! — Doch laß uns nun in den Garten zu den Kindern gehen."

Er folgte ihr. — Unter den Bäumen fanden sie bei den Kleinen zwei geputzte Gestalten. Diese näherten sich ehrerbietig. Es war Sailer und Marianne. — Der Consulent sah sich durch das Bisherige dahin getrieben, daß er Alles, was etwa noch geschehen mochte, in bestmöglicher Fassung an sich kommen ließ. „Du kannst," nahm seine Gattin das Wort, „den Beiden Glück wünschen. Sie sind ein Paar und werden in dieser Stunde auf ewig verbunden. Wir begleiten sie als Zeugen der Einsegnung in die Kirche, wo der Geistliche wohl unser schon wartet."

In diesem Augenblick ertönte die Glocke. — Man folgte dem gegebenen Zeichen. Die Dorfjugend sang einen frommen Vers, der die Gemüther von allen zerstreuenden Gedanken zu dem heiligen Akte sammelte. Die Einfalt der ceremoniösen Form bewirkte, daß das Wesentliche seinen Eindruck nicht verfehlte. In Kurzem, nicht länger als der Mensch eine religiöse Erhebung, und was sich von Gedanken daran knüpft, zu hegen fähig ist, war Alles vorüber.

Man kehrte in das Wirthshaus zurück. Die Tafel war nach Umständen geschmackvoll bereitet; auch der Herr Pfarrer war geladen. Gerade die höchst frugale Einrichtung des Mahles, wozu noch der Pfarrhof einiges von Service hatte hergeben müssen, erhöhte die allgemeine Gemüthlichkeit. Der Bräutigam stellte sich durch innere Freude ganz verjüngt dar. Die Braut, bei welcher die Spuren jenes Sturzes kaum mehr sichtbar waren, sah wirklich ganz allerliebst aus; wie es denn im Leben feierliche Momente gibt, wo die Gestalt des Menschen sich durch Erhebung des Gemüths selbst idealisirt, eine Verklärung, die sogar der Kunst kaum zugänglich, und wohl nur von den größten Meistern annähernd dargestellt worden ist.

Dem Consulenten war eine Vergleichung der beiden Frauen nahe gelegt. Wie der Rechtsmann von der Confrontation oft das Entscheidendste erwartet, so lernt der Kunstmann in Sachen der Schönheit, der natürlichen wie der nachgebildeten, durch Vergleichung mit einem Blicke mehr, als durch die sorgfältigste einseitige Betrachtung. — Marianne war sehr reizend, aber doch — welch ein Abstand von seiner Gattin, die seit einer uns bekannten Katastrophe ihrer plastischen Schönheit auch die Grazie der Anmuth beigegeben. — Marianne war durch die Wendung ihres Schicksals, durch die Erscheinungen der Gegenwart gleichsam über sich selbst erhoben; aber ihre geistige Unterordnung unter eine höher gebildete Frau entging Niemand, am wenigsten ihr selbst. Grüner sagte sich, daß sie ganz des guten Sailers, seiner mäßigen Wünsche und Bestrebungen würdig sey, daß sie aber wahrscheinlich bald nach dieser vorübergehenden Exaltation sich in die Mittelsphäre bürgerlicher Häuslichkeit zurückfinden und stellen werde, während er in seiner Gattin für ihn selbst und für die Kinder durch ihre Bildung und gerechten Ansprüche die Fortleiterin und Trägerin der Weiterbildung, des wachsenden Ansehens und Wohlstandes erkennen mußte. — So erschien ihm denn die Convenienz in ihrem rechten Lichte durch den unverkennbaren Einfluß auf die Erlangung der Notabilität im Staate, und zugleich im schönsten, weil sie vom Herzen kein Opfer forderte, sondern vielmehr dessen Bedürfnisse auf's Beste mitbesorgte.

Nach Tische kam der Amtsrichter zu Pferd, und erhöhte als ein ebenso gesellig aufgeräumter, als geistig

gebildeter Mann die Heiterkeit. Es fehlte nicht an pikanten und witzigen Anspielungen, die jedoch kein zartes Gefühl verlezten. — Die Stunden entflohen schnell; man ward des behaglichen Bewußtseyns froh, daß Alles gut gegangen, eine Satisfaktion, deren gesittete Menschen theilhaftig werden, wenn sie von Versuchungen zur rechten Zeit einlenken und die Umstände mit kluger Mäßigung sich dienstbar machen.

Beim Abschiede von den Brautleuten, welche in einem Kaleschlein nach B. zurückfuhren, um ihren Einzug in die Stadt vorzubereiten, forderte die Consulentin von ihrem Gatten, daß er der hübschen Braut einen herzlichen Kuß gebe, was auch sofort unter ihren Augen mit aller Zuneigung geschah. Es war wohl der lezte Auftritt des erotischen Intermezzos. War Marianne ganz zur Besinnung gekommen, so mußte sie sich Glück wünschen, für einen temporären Liebhaber einen beständigen Freund und einen braven Gatten obendrein eingetauscht zu haben.

Wenn sich auf dem Heimwege Grüner fragte, was wohl seine Gattin zu dem Arrangement des heutigen Tages gerade in dieser Art bewogen haben möge, so mußte er sich sagen, daß die kluge Frau hiedurch, als durch ein öffentliches Verfahren, einen Abschluß der sie beunruhigenden Verhältnisse herbeigeführt habe. — Der Erfolg rechtfertigte ihr Benehmen. Die beiden Familien lebten jede nach ihrer Weise in der besten Harmonie, und es wäre zu wünschen, daß alle Extravaganzen im geistlichen, weltlichen und häuslichen Stande sich auf eine solche friedliche Weise zurecht finden möchten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, August.

(Fortsetzung.)

Die Servants. Voltaire und Gibbon.

Bridel hat in einer kleinen Schrift über einen andern interessanten Gegenstand unseres Landes gesprochen, nämlich über die vielen im Volksglauben der Waadländer umgehenden Kobolde und gespenstigen Wesen. Sie heißen hier zu Land Servants. Der bösen und feindlichen sind viel mehr als der guten. So spuckt da der Nion-ne l'ou (Niemand hört ihn), der des Nachts auf die Aecker schleicht und da bösen Samen ausstreut; ferner der Tseveto, eine Art von Hermaphrodit, der bald Männer, bald Mädchen an der Nase herumführt; der Tsauterai, der bei seinen schlechten Streichen immer hüpfen und springen muß; der kleine Kauskuairion mit aufgeschlagenem Schwanz, ein Kinderschreck; die Tschauhavillia, die sich den Schlafenden wie ein Alp auf die Brust hockt und sie mit fürchterlichen Träumen quält, und endlich der Grabelliu oder die Bitascrattha (la bête à griffes), ein fürchterlicher Kobold, welcher in der St. Michelsnacht sieben andere Kobolde anführt, die verkehrt auf Wildschweinen sitzen und den Schwanz als Zaum führen; er reitet ihnen voran, und wenn sie auf die Höhe des Jura kommen, stürzt er sich mit ihnen in die Tiefe, um da zu liegen bis in's folgende Jahr. So böse Servants sollen es auch gewesen seyn, die voriges Jahr aus dem Thal Aosta den Typhus auf den St. Bernhard brachten, woran Alle im Hospiz schnell und gefährlich erkrankten, und fünf Geistliche und Maroniers starben; gute Servants hingegen standen auf der waadländischen Grenze und ließen die ansteckende Krankheit nicht herüber. — Aber nicht allein von Kobolden weiß Bridel Anziehendes zu erzählen, sondern auch von Voltaire und Gibbon, deren er sich recht gut erinnert und eine Menge komischer Züge von ihnen kennt, von denen ich nur Einen anführen will.

Gibbon wohnte 1776 in Lausanne und war in Briefwechsel mit Voltairen in Ferney. Sie hatten sich nie gesehen und kannten sich nur durch Briefe. Voltairen war der Ruhm des Britten fatal, und er schrieb beleidigend über seine Persönlichkeit. Darauf machte Gibbon eine Satire, worin er Voltairen als einen heftigen, jähzornigen und bissigen Menschen darstellte. Dagegen machte Voltaire eine Karrikatur, worin er Gibbon, der bekanntlich nichts weniger als schön war, wie einen Zwerg schilderte mit dickem Bauch, ungeheurem Kopf, platter Nase u. s. w. Diese Karrikatur schickte er ihm nach Lausanne. Von nun an hörte der Briefwechsel zwischen beiden auf. Einige Zeit darauf ging Gibbon nach Genf und besuchte seinen Freund Tronchin, der bekanntlich auch mit Voltairen sehr befreundet war. „Voltaire mokirt sich über mich,“ sagte er unter anderm zu ihm; „ich will ihm aber einen Besuch in Ferney machen, denn man sagt, er sey nichts weniger als schön.“ Tronchin, der sich gerne amüsirte und bei dem Charakter der zwei Männer eine Reihe komischer Scenen voraussah, hatte nichts Nothwendigeres zu thun, als Voltairen von dem bevorstehenden Besuch zu benachrichtigen. Dieser ließ gleich Mad. Denis, seine Nichte, kommen, welche die Honneurs seines Hauses machte, und sagte zu ihr: „Es wird ein häßlicher Engländer kommen, Sie werden alle mögliche Aufmerksamkeit für ihn haben, denn es ist ein Mann von großem Verdienst, auf den ich große Stücke halte; aber ich kenne seine Absicht, er wird mich nicht sehen.“ Darauf verschloß er sich in sein Arbeitszimmer. Schon zwei Tage hernach kommt Gibbon in Voltaires Schloß an und läßt sich melden. Mad. Denis empfängt ihn sehr artig im Salon, sagt ihm aber, Voltaire wolle ihn nicht sehen. Darauf sezt er seinen Lehnstuhl mitten in das Zimmer und sagt so laut, daß es Voltaire im Nebenzimmer hören konnte: „Da er mich nicht empfangen will, so gehe ich auch nicht fort.“ — Hierauf schickte er seinen Wagen zurück und blieb im Haus. Die Nacht kam, man mußte ihm wohl ein Zimmer und Bett anbieten, und so aß und trank er auch mit den Damen des Hauses. Den folgenden Tag war es ebenso, und Voltaire kam immer nicht zum Vorschein. Zwar bemerkte ihm Mad. Denis: „Mais, Monsieur, votre visite est bien longue, elle ennuie Monseigneur“ (denn so ließ sich Voltaire nennen). „Das ist mir ganz gleich,“ erwiderte der Engländer, „ich bin gekommen, um ihn zu sehen, und ich gehe nicht fort, ohne ihn gesehen zu haben.“ Dabei verblieb's drei Tage lang. Endlich wurde Voltaire ungeduldig, denn er konnte nicht aus seinem Zimmer. Deßhalb schrieb er Gibbon ein Billet folgenden Inhalts: „Monsieur, Don Quichotte prenait des auberges pour des châteaux, mais vous, vous prenez mon château pour une auberge.“ Darauf antwortete Gibbon gleich mit folgenden Versen:

En ces lieux je comptais voir le Dieu du génie,
L'entendre, lui parler et m'instruire en tout point;
Mais comme Lucullus, auquel je porte envie,
Chez vous on boit, on mange, et l'on ne vous voit point.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 203.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 24. August 1839.

> Schöne Nachbarin, ja, so war ich gewohnt dich zu sehen,
> Wie man die Sterne sieht, wie man den Mond sich beschaut.
>
> Goethe.

Leben in Athen.

Abschied.

In den letzten Monaten vor meiner Abreise von Athen wohnte ich in dem Hause des Herrn Spiros Bamburis in der Psiri. * Als ich dies Haus bezog, wußte ich nicht, welch geheimen Schatz es verberge. Mir gefiel es damals deßwegen so gut, weil es ganz neu und reinlich war, und weil man von seinem Balkone aus weit umher sehen konnte, über die ganze junge Stadt hin und über einen großen Theil des Kephissosthales, so daß der Oelwald, der Lykabettos ** und die Akropolis im Gesichtskreise lagen. Hinter dem Hause war ein Hofraum, den die Hausfrau stets sehr fleißig gekehrt hielt, und in dem Hofe stand die bescheidene Wohnung meines wohlhabenden Hausherrn, eine niedrige Hütte mit einer Thüre, einem Fenster und einer Stube, die Thüre ohne Schloß, die Fenster ohne Scheiben und die Stube ohne gedielten Boden, so daß diese Schöpfung des engsten Bedürfnisses im Gegensatz zu dem vor ihr stehenden Ziergebäude zu erfreulichen Bemerkungen Anlaß geben konnte, welch schöner Spielraum in aufblühenden Ländern dem Fleiß und der Sparsamkeit gegönnt ist.

Anfangs nun hatte ich sehr wenig Verkehr mit meinen Hausleuten. Herr Spiros begab sich in aller Frühe, wenn ich noch in den Federn, oder höchstens im Schlafrocke war, in seine Bude am Bazar, wo er Leinenzeug, Tücher, Halsbinden, Handschuhe und andere derlei Dinge verkaufte, und wofür er Herrn Finley dreihundert Thaler Miethe bezahlte, und Abends kam er gewöhnlich erst nach Hause, wenn ich schon in der Lokanda unter meinen Freunden saß, so daß ich ihn nur äußerst selten zu sehen bekam. Frau Maria, seine ziemlich bejahrte Schwester, der ich öfter begegnete, ging still an mir vorüber, und ließ es, wenn sie mir in der Frühe einen guten Morgen geboten hatte, wohl für den ganzen Tag über dabei bewenden; die Nichte aber, die sie als eine Waise zu sich genommen, war, wie es schien, strengstens beauftragt, mich wo möglich gar nicht anzusehen. Wenigstens pflegte sie, wenn ich durch den Hof ging, sich immer etwas zu

* Psiri heißt den neuen Athenern jener Theil ihrer Stadt, der sich vom Theseustempel ostwärts gegen den Lykabettos hin erstreckt. Die Grenzen desselben scheinen nicht genau bestimmt zu seyn, so wie ich auch über die Ableitung des Namens, der sich zu Deutsch ohngefähr mit Läuseviertel übersetzen ließe, nichts Genügendes beizubringen weiß.

** Unter dem Lykabettos ist hier die Felsenpyramide verstanden, welche bei den meisten ältern Topographen Athens als Anchesmos aufgeführt wird, der aber Dr. Forchhammer aus Holstein durch eine im Jahre 1834 erschienene Schrift über die Topographie von Athen für immer wieder zu ihrem ursprünglichen Namen verholfen hat.

schaffen zu machen, was mich um den Anblick ihres schönen Antlitzes brachte. Entweder hob sie ein Steinchen auf, an dem ihr noch einen Augenblick vorher nicht das Geringste gelegen war, oder sie richtete etwas an ihren Schuhen zurecht, oder sie sezte sich auf eine Bank und legte ihr Köpfchen in die Hände, ja einmal wußte sie sich, als ich plötzlich erschien, während sie gerade ein großes irdenes Geschirr reinigte, gar nicht anders zu helfen, als daß sie ihr niedliches Köpfchen mit Haut und Haar in den Topf steckte, wobei ich übrigens nicht umhin konnte, aus seinen Tiefen ein liebliches Kichern zu vernehmen. Nichtsdestoweniger fiel das Mädchen doch zuweilen aus der Rolle, und ehe ich acht Tage im Hause war, hatte ich mich vollkommen überzeugt, daß die junge Nichte eines der schönsten Mädchen von Athen war. — So ging es Anfangs; nach und nach aber, als sich den Hausleuten meine edlere Natur erschlossen, das heißt, als sie bemerkt hatten, daß ich Abends gewöhnlich nach Hause komme, mich im Wein nicht übernehme, meinen Bedienten nie prügle und alle Monate den Miethzins pünktlich bezahle, da änderten sich die Verhältnisse sehr zum Bessern.

Eines Sonntags kam Herr Spiros in der Frühe mit all seinen Prachtstücken, seiner schneeweißen Fustanelle, seinem werthvollen tunesischen Fes, seinem blauen, feintuchenen, mit Seide verbrämten Galeki angethan, einen kostbaren Bernsteinrosenkranz in den Händen, zum Besuche herauf und gab, während er eine Kugel dieses Kranzes nach der andern langsam abrollen ließ, nicht undeutlich zu verstehen, daß die hohe Gesittung, die ich bisher an den Tag gelegt, ihn und seine jungfräuliche Schwester sehr für mich eingenommen und ihn bestimmt habe, durch diesen Besuch mir persönlich seine σεβάσματα, seine Verehrung, zu bezeugen. Ich dankte meinem wohlgesinnten Wirthe herzlich für seine gute Meinung von mir und versprach, mich derselben immer würdiger zu machen, wobei ich ihm kräftig die Hand schüttelte und ihn Platz zu nehmen bat. Ich ließ Pfeifen und Kaffee bringen, und während wir schmauchten und schlürften, plauderten wir wie zwei innige Handelsfreunde über Muskatnuß, Rosinen, Arack und Zucker und seidene Halstücher, bis sich unser Gespräch, je mehr wir erwarmten, emporschwang und zulezt freundlich und lebhaft über Handel und Gewerbe, Staat und Kirche schweben blieb. Ich glaube sagen zu dürfen, wir haben uns verstanden, denn Herr Spiros verließ mich mit sehr schmeichelhaften Reden über die Deutschen, unter denen er wieder mich am meisten heraushob, und versprach, öfter zu kommen, welchem Versprechen er denn auch durch einen regelmäßigen Sonntagsbesuch treu blieb.

(Fortsezung folgt.)

Historische Phantasien.

(Fortsezung.)

Wohl dir, gute Muhme, daß du schläfst und den Greuel nicht mehr mit ansiehst! Die ehrliche, sonst so menschenfreundliche Frau konnte toll werden, wenn ihr etwa ein neues Kattunkleid mit munterem Muster am Leibe einer Magd im Hause ein Aergerniß gab und nun im Familienkreise das Kapitel vom schändlichen Luxus, der immer weiter in den Ständen um sich greife, auf's Tapet kam. Der Kattun war es ganz besonders, woran sich ihre Invectiven auf das gegenwärtige Verderben und ihre Lobsprüche auf die Sitteneinfalt in Poschen, Stelzschuhen und der Puderfrisur entzündeten. Der Kattun, wie ihn ihre Mutter, die Commerzienräthin, getragen, mit dem Blumenschmelz, wie aus Metall getrieben, unverwüstlich nach Stoff und Farbe, war ihr das Symbol einer bessern, einer solideren Zeit, welche zwischen rechten Leuten und Pöbel auch im Aeußerlichen den gebührenden Unterschied machte, und wo Jeder, der Höhere, um sich in ehrenwerther Stellung zu erhalten, der Niedrige, um sich emporzubringen, das Seinige zu Rath hielt. Dagegen im nivellirenden, hinfälligen und aufgesteiften, wasserscheuen, gleißnerischen Gewebe, das kaum so lange dauert, wie die modische Façon, in die es verschnitten worden, versinnlichte sich ihr so recht eine neue, widerwärtige Welt voll allgemein entfesselter Triebe und Begierden, wo man täglich einer neuen Thorheit nachjage und doch das Geld täglich seltener werde, und wo die unverschämte Dirne mit ihrer Dienstfrau ungestraft im Putze wetteifern dürfe. Als ein Kind dieser Zeit nahm ich die Partie derselben; ich bewies der Muhme, daß nie so viel Geld dagewesen als jezt, nur anders vertheilt als sonst; ich sezte ihr auseinander, wie es mit allen Erscheinungen der Zeit zusammenhänge, wenn der bunte Blumenflor auf dem Produkt von Millionen Baumwollenspindeln immer weiter abwärts in den Ständen Schultern und Hüften der Weiber umranke und daselbst rasch verwelke, um sogleich, und nur um so reizender wieder aufzusprießen; ich versicherte ihr, diese Bewegung werde nicht eher stille stehen, als bis die niedrigste Magd in Kattun gekleidet gehe, gegen den der schönste Schanzloppee ihrer Mutter, der Commerzienräthin, sich nicht sehen lassen dürfte. Meist entzündete sich bei solcher Gelegenheit ein heftiger Streit zwischen den Repräsentanten zweier Zeitalter, und nicht selten lief sie am Ende, auf's Aeußerste gebracht, aus dem Zimmer, oder noch einfacher, sie hieß mich meiner Wege gehen. Mit später Reue fühlte ich dann immer recht lebhaft, wie thöricht es ist, Weibern Vernunft und Nationalökonomie zu predigen; und wer weiß?

ich habe mich wohl gar mit meinen Schutzreden für den albernen Kattun aus ihrem lezten Willen hinausargumentirt.

Sieh da die Bilderbude, vor dreißig Jahren mein Louvre und vatikanisches Museum, wo des Lebens höchster Ernst, wie seine heiterste Lust in den bedeutsamsten Schilderungen, schwarz und kolorirt, das kindische Gemüth sich selbst entzuckte, wo vor Allem Blätter voll Blut, Pulverdampf und bunten Monturen die bellebte Palette waren, mit der sich die Einbildungskraft jene Tage ausmalte, deren historische Namen so vornehm schauerlich klangen: Austerlitz, Jena, Eilau, Abensberg, Eßling, Wagram, Saragossa, Smolensk, Borodino, Moskau, Milojaroslawez. — Die Bude ist dicht umdrängt von Zuschauern, und vor keinem Kram tritt so sehr die Seele auf die Gesichter als hier. Der eine, den eben ein ernst historisches Sujet, etwa der Stich eines bethlehemitischen Kindermords, beschäftigt, zieht die Augbraunen zusammen und wirft die Unterlippe heraus; ein Anderer, vor den entzückenden Pariser Weiberköpfen, wiegt mit lüstern geöffnetem Munde und verlangenden Blicken den Kopf hin und her; ein Dritter, bei dem die Augen immer kleiner werden und der Mund immer größer, steht im Begriff, die Pointe eines Krähwinklerstücks loszubekommen, z. B. wie der Burgermeister von Krähwinkel über dem Clavierspiel seiner Tochter ganz weg ist.

Hier ladet sich der Landgentleman für das ganze Jahr mit poetischem Stoff und mit sinnlichen Anschauungen; hier berichtigt er mit lebhaftem Genuß seine Begriffe von der Zeitungs- und anderer Lekture her. Er lernt die liebenswürdige Familie Louis Philippes, die jugendliche Trägerin dreier Kronen, Doktor Strauß und den Erzbischof von Cöln von Angesicht zu Angesicht kennen; er wohnt dem Sturme von Constantine bei und macht die Fahrt auf der Eisenbahn von Liverpool nach Manchester, auf dem einen Blatt in den Personenwagen, auf dem andern in Gesellschaft von Wagenballen, Pferden und Ochsen.

Indem ich die Bilderausstellung mustere, fällt mir sogleich auf, daß sie ungleich ausgedehnter ist als an ähnlichem Ort und bei gleicher Gelegenheit in meiner Jugend. Wie das Lager des Ellenkrämers, so ist auch die Kunst im Ledersack des ambulirenden Bildermanns länger und breiter, vielseitiger und mannigfaltiger geworden, und es braucht kein Nachdenken, um die Hauptquelle dieser Entwicklung in der Erfindung der Lithographie zu entdecken. Diese Erfindung hat aber nicht nur die Produktion überhaupt ungeheuer geschwellt, sie hat auch der Kunstrepräsentantenversammlung, dergleichen eine Marktbude ist, formell eine ganz andere Physiognomie gegeben.

Unter der ausschließlichen Herrschaft des Kupferstichs zerfiel das Ganze deutlich in zwei Classen, mit wenigen Uebergängen, in die vornehmen, anspruchsvollen Stiche, und in den gehudelten Plunder für Kinder, groß und klein, und für Wirthsstuben. Jezt, Dank der allumfassenden Lithographie, ist die Kluft durch eine breite Masse der mannigfaltigsten Schildereien ausgefüllt, die hier in das höhere Gebiet hinaufreichen oder sich hinauflügen, dort mit oder wider Willen zum Gemeinsten herabsinken. Es zeigt sich nun aber auffallend, daß diese reiche Blüthe, diese strozende Entwicklung in den mittlern Sphären, wohl naturgemäß, ein Welken und Verschlechtern an den beiden Extremen zur Folge gehabt hat. Wie viel am obern Ende die eigentliche Kunst durch Zurückdrängung des Kupferstichs gelitten hat, davon mag ich hier nicht sprechen; mich beschäftigt hier zunächst nur der andere Pol, dem, als seiner Domäne, das Gemüth des Kindes sich vorzugsweise zurichtet; und hier drängt sich nun die Bemerkung auf, daß die geringste Waare, die Bildergalerie des Kindes und des Armen, seit dem Einbruch des Steindrucks unendlich reicher zwar und wohlfeiler, aber auch im selben Verhältniß schlechter, liederlicher, gesudelter, unnatürlicher geworden ist.

(Fortsezung folgt.)

David II.

Mit einem Riesen will ich kämpfen,
Und seinen rohen Hochmuth dämpfen,

Wenn auch, gelagert Zelt an Zelt,
Ein Heer Philister mich umstellt:

Ich lächle Goliath, deinem Spott!
Mit mir ist ja der Musengott!

Aus meiner Dichtung Schleuder frisch
Entsaust der Kiesel mit Gezisch;

Getroffen auf die hohle Stirn
Verstäubt des Riesen Strohgehirn.

Triumph! die Schleuder echter Dichtung
Ist des Philisterthums Vernichtung!

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, August.

(Fortsezung.)

Voltaire und Gibbon. Hôtel Gibbon.

Gibbon schickte Voltairen diese Verse und reiste gleich darauf ab. Während seines dreitägigen Aufenthalts in Ferney hatte er sich aber bei den Hausleuten nach den Gebräuchen und Gewohnheiten des Herrn erkundigt, und auf das, was er von ihnen erfahren, gründete er seinen fernern Operationsplan. Nach einigen Wochen kam Gibbon wieder.

Diesmal aber hatte er seinen Wagen im Ort gelassen und war zu Fuß und recht früh nach dem Schloß gegangen, wo noch Niemand von denen wach war, die ihn hätten in den Hof treten sehen können. Hier fand er auch nur den Kutscher. Er wußte, Voltaire hatte eine kleine Stute, die er seinen andern Pferden vorzog. Er bittet den Kutscher, sie ihm zu zeigen. Im Stall sagt er zu ihm: „Höre, guter Freund, wenn du die Stute in den Hagebuchengang willst laufen lassen, so verspreche ich dir ein gutes Trinkgeld.“ Der Kutscher war's zufrieden, und indessen versteckte sich Gibbon im Gebüsch dieser Allee. Die Stute kommt lustig gesprungen und läuft keck in dem Baumgang auf und ab. Voltaire, der zu dieser Zeit schon auf war und in seiner auf die Allee herausgehenden Bibliothek seine Briefe vom vorigen Abend las, hört es, öffnet das Fenster, fragt, warum die Stute hier herumlaufe, und als ihm der Kutscher antwortet, sie sey ihm ausgekommen, eilt er im Schlafrock und der Nachtmütze aus dem Haus in die Allee, um die Stute auffangen zu helfen. Voltaire war damals zweiundachtzig Jahre alt, furchtbar mager und im Gesicht eingefallen, ohne Zähne und Lippen, mit entsetzlich vorstehendem Kinn und Kahlkopf, kurz eher einem großen alten Affen, als einem Menschen ähnlich. Als ihn Gibbon gesehen hatte, trat er aus dem Gebüsch hervor und ihm gerade entgegen, betrachtete ihn vorn und hinten, oben und unten, und sagte dann in die Hände klatschend und spottend zu ihm: „Adieu, Voltaire, je t'ai vu cette fois, tu n'es pas beau non plus.“ Damit ging er. Voltaire aber kehrte wüthend, sich überlistet zu sehen, in seine Bibliothek zurück, rief seinem Sekretär Wagnière und sagte zu ihm: „Cours vite après cet Anglais et demande-lui douze sous pour avoir vu la bête.“ Der Sekretär findet Gibbon noch, nahe bei dem Schloßgitter, und eilt mit den Worten auf ihn zu: „Monsieur, Monseigneur exige que vous me donniez douze sous pour avoir vu la bête,“ worauf Gibbon antwortete: „C'est juste, en voilà vingt-quatre; tu diras à ton Seigneur, que j'ai payé pour deux séances; je reviendrai demain.“ Wahrscheinlich war Voltaire indessen zu sich selbst gekommen und hatte eingesehen, wie unwürdig sein Benehmen sey, und wie lächerlich er sich selbst durch den Vergleich mit der Bête mache; denn als ihm Wagnière die Antwort Gibbons gebracht hatte, erwiderte er beschämt: „Ce diable d'Anglais est plus méchant que moi, il me jouera quelque mauvais tour, il faut faire ma paix avec lui. Wagnière, il faut aller l'inviter à venir dîner demain avec moi.“ Wirklich schickte er ihm den folgenden Tag eine schriftliche Einladung und ließ ihn in seiner Kutsche mit allem Ceremoniel abholen. Gibbon kam auch und betrug sich als wahrer Gentleman, denn er war artig und that, als sey nichts vorgefallen. Voltaire empfing ihn beim Aussteigen aus dem Wagen und stellte ihn der versammelten und eigens für ihn eingeladenen Gesellschaft vor. Bei Tisch jagte ein Witzwort dieser beiden Männer das andere. Von nun an waren sie gute Freunde. Gibbon besuchte häufig den alten Voltaire und blieb gewöhnlich drei bis vier Tage bei ihm. Natürlich war nie die Rede von dem, was in der Hagebuchenallee vorgefallen war. Hier bewunderte man nur die herrliche Aussicht auf die Gletscher und auf den Genfer See, die noch ist wie damals.

Man muß den fast neunzigjährigen Dekan Bridel mit seiner unnachahmlichen Laune und Mimik von jenen Servants wie von den Männern und der Geschichte seiner Zeit sprechen hören, wenn er Abends zu Montreux, umgeben von schönen und liebenswürdigen Frauen und Mädchen, seinen nahen und fernen Verwandten, im Garten des Pfarrhauses beim Thee sitzt und sich die zauberisch schönen Berge umher und gegenüber von der niedergehenden Sonne röthen, in der Seefluth malen und zwischen all dies freundliche Geplauder die Abendglocken von den umliegenden Dörfern läuten.

Vorige Woche habe ich einen meiner Sommerausflüge am See hinauf gemacht, um mir im Umgang mit waadtländischen Freunden das in Genf fast eingefrorene Gemüth zu erwärmen. In Lausanne sah ich auch zwei interessante Fremde wieder, Ad. Mickiewicz und Sainte-Beuve. Jener wird hoffentlich die an der Akademie ledige Professur der lateinischen Literatur bekommen und dadurch der Lehranstalt eine große Zierde werden. St. Beuve gibt diesmal keine Vorlesungen, sondern arbeitet in ländlicher Ruhe für sich. Sein vorjähriger Curs über die Geschichte von Port-Royal ist noch unvergessen.

In Lausanne wohnte ich diesmal nicht bei alten Gastfreunden, sondern aus Neugierde in dem neuen Hôtel Gibbon, das ein Deutscher (Burgdorfer vom Rhein) mit deutschen Kellnern inne hat. Es ist in jeder Beziehung tüchtig verwaltet und ein treffliches Exemplar schweizerischer Gastwirthschaft. Lage, Einrichtung, Dekoration, Bedienung und Tisch können meisterhaft genannt werden und ziehen Schaaren vornehmer Fremden herbei. Ein eigenthümlicher Vorzug dieses Hauses vor allen seines Gleichen in Lausanne und vor vielen ähnlichen in der Schweiz ist die herrliche Aussicht seiner dem See und den Seebergen zugewendeten Zimmer, Conversations- und Eßsäle und Terrassen. Ich habe Fremde gesehen, die Tag und Nacht wie an ihr Fenster gebannt waren, und ich selbst, dem dies großartige Epos täglich vor Augen steht und zur zweiten lieben Heimath geworden ist, ich habe mich in den Momenten des frühen Morgens, des Sonnenuntergangs und des Mondscheins nicht von diesem Zaubergemälde losreißen können, dem wohl wenig in der Welt an reicher, mannigfaltiger Anmuth zu vergleichen ist. Selbst des Nachts, wenn das leuchtende Silberband des Vollmonds von einem Ufer zum andern über den See zitterte, verfiel ich manchmal in süßes Träumen, und dann schien es mir, als wenn Gibbons Geist, der lange hier heimisch war, zu seinem stillen Lieblingsaufenthalt zurückkehrte, sich wundernd über das bunte, laute Treiben reisender Leute aus allen Theilen der Welt, auf der Stelle, wo er vor sechzig Jahren in traulichem Cabinet gelehrt, geistreich, aber nicht ohne Vorurtheil und Einseitigkeit im Geist seiner Zeit über den Verfall des römischen Reichs dachte und schrieb. Ich habe Engländer sehr unwillig sprechen hören über die Entweihung ihres großen Historikers, der hier zu einem Gasthof seinen Namen hergeben müsse. Diese Tadler schätzen aber auf der einen Seite Gibbons Verdienst zu hoch und bedenken auf der andern nicht, daß hundert Jahre früher Friedrich II. als Kronprinz in dem nahen Städtchen Morges einem jungen Gastwirth die Erlaubniß gab, am neuen Haus des Prinzen Porträt als Schild auszuhängen und den Gasthof nach ihm zu benennen, wie es noch zu sehen ist. — Wenn man aus den Fenstern dieses Gibbonshauses das Seeschloß Chillon so reizend in der Fluth liegen sieht, wie eine große Seelilie, mag man sich an das erinnern, was mir Dekan Bridel darüber erzählt. Ein Bauernmädchen seiner Gemeinde im Gebirg des waadtländischen Oberlands, die noch nie ihr schönes Hirtenland und dessen Berge verlassen hatte, kam endlich einmal an den See, und als sie bei Villeneuve das Schloß Chillon erblickte, rief sie ganz entzückt einmal über das anderemal aus: Quel beau Chalet!

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 27.

Sonnabend, 24. August 1839.

Gedichte Sr. Majestät des Königs Ludwig von Bayern.

Dritte, um einen Band vermehrte Auflage.

In der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in **München** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte
Ludwig des Ersten,
Königs von Bayern.

Drei Theile.

Preis geheftet 7 fl. rhein. oder 4 Rthlr.

Für die Besitzer der frühern Auflagen des ersten und zweiten Theils wird auch besonders abgegeben:

Derselben Gedichte

dritter Theil.

Preis geheftet 3 fl. rhein. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

---

[387] Bei *Julius Wunder* in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wimpinae, C., Scriptorum insignium, qui in celeberrimis praesertim Lipsiensi, Wittenbergensi, Francofurdiana ad Viadrum Academiis, a fundatione ipsarum usque ad annum Christi 1515 floruerunt, centuria quondam ab J. J. Madero Hannoverano edita, ex mspto autographo emendata, completa, annotationibusque brevibus ornata, luci publicae tradita a J. Fr. L. Theod Merzdorf. 12 Gr.

---

[381] Bei G. B. Bädeker in Essen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Karolinger

und

die Hierarchie ihrer Zeit.

Von

J. Ellendorf.

Zweiter Band.

Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Der Hr. Verfasser, schon durch andere Schriften als Historiker und als gründlicher Kenner der Kirchengeschichte rühmlichst bekannt, unterwirft in diesem Bande wieder mehrere der wichtigsten Punkte der jetzeren einer auf historischen Quellen beruhenden sorgfältigen Erörterung, verbreitet über die Geschichte der Karolinger und der Hierarchie ihrer Zeit das hellste Licht und stellt jeden, der unbefangen die Resultate seines Quellenstudiums studirt, auf den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung der neuesten kirchlichen Wirren. — Auf die Karolinger sollen „die sächsischen Kaiser und die Hierarchie ihrer Zeit" bald folgen.

---

[390] So eben ist erschienen:

Der dritte Band

von

Theodor Mundt's

Spaziergängen und Weltfahrten

enthaltend: Ausflucht durch die Schweiz nach der Provence.

8. Altona, Hammerich. eleg. broch. 2 Thlr.

Die Fortsetzung dieser von allen stimmfähigen Organen der Kritik mit Enthusiasmus begrüßten Lebens- und Reiseskizzen wird den Freunden des Verfassers eine willkommene Erscheinung seyn, und die Aufgabe dieses Werkes, aus dem Leben gegriffene **Culturbilder der Gegenwart** zu liefern, nicht minder bedeutsam hervortreten lassen als in den beiden früheren Bänden. Auch in diesem neuen Bande kommen **die wichtigsten Fragen der Zeit** zur Sprache, angereiht an die Schilderung interessanter Localitäten und lebendre

Persönlichkeiten oder an eine geniale Auffassung des Volkslebens in den durchreisten Gegenden. Völker- und Privatleben berühren sich hier in den interessantesten Gruppen auf eine neue Weise und in einer Darstellung, die für die deutsche Literatur von ersprießlicher Bedeutung ist.

Sämmtliche Buchhandlungen in ganz Deutschland, Oestreich, der Schweiz u. s. w. haben Mundts Spaziergänge vorräthig.

---

[376] In der **Hinstorff'schen** Hofbuchhandlung in Parchim und Ludwigslust ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber die Neugriechische oder sogenannte Reuchlinische Aussprache der Hellenischen Sprache, eine kritische Untersuchung vom Mag. R. J. F. Henrichsen, Lector an der Akademie in Sorön. Aus dem Dänischen übersetzt vom Prediger P. Friedrichsen zu Jeverstedt, früher Rector an der Gelehrtenschule in Husum. 1 Rthlr.

Ueber das Homerische Epitheton des Nestor *ΟΥΡΟΣ ΑΧΑΙΩΝ* und verwandte Wörter, vom Director Dr. J. Zehlicke. 4 Gr.

In Commission erschien daselbst:

Seeland und die Seeländer. Ein Beitrag zur Charakteristik des dänischen Landes und Volkes. Nebst einem Ausfluge nach Schweden. Von Christian Dehn, Großherzoglich-Mecklenburg-Schwerinischem Pagen-Informator. 18 Gr.

Maltzahn, Fr. v., Die Abenddämmerung. Nordische Sage. 8 Gr.

Krüger-Hansen, Dr., Prüfung neuer Curmethoden des Typhus ꝛc. 1 Rthlr.

Zander, Pastor, das 25jährige Jubelfest der freiwilligen Mecklenburgischen Kämpfer von 1813 u. 1814. 21 Gr.

Schütz, G., Die eifersüchtigen Weiber. Posse. 12 Gr.

Meister, W., Entdeckung der Quadratur des Zirkels. 12 Gr.

---

[405] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Polytechnisches Journal,

herausgegeben

von den

DD. Dingler und Schultes.

Erstes Juliheft 1839.

Inhalt. Dickinsons Verbesserungen an den Dampfmaschinen. Mit Abbildungen. — Ueber ein verbessertes Sicherheitsventil für stehende Dampfmaschinen. Mit Abbild. — Ueber eine von den HHrn. Humbert und Sageret erfundene Vorrichtung zur Wegschaffung der Steine von den Eisenbahnen. Aus dem Berichte des Hrn. Th. Olivier. Mit Abbild. — Steddons Verbesserungen an den Maschinen und Apparaten zum Spinnen und Dubliren der Baumwolle, Seide, des Flachses, der Wolle und anderer Faserstoffe. Mit Abbild. — Fairbairns Verbesserungen an den Maschinen zum Vorspinnen, Spinnen, Dubliren und Zwirnen von Baumwolle, Flachs, Wolle, Seide und anderen Faserstoffen. Mit Abbild. — Woodyats und Harrisons Verbesserungen in der Fabrication der Holzschrauben. Mit Abbild. — Davy's Verbesserungen an den Sätteln und Geschirren für Pferde, und an den Sizen für Wagen. Mit Abbild. — Ueber die neueren Verbesserungen an den biegsamen Hülen des Hrn. Gibus. Aus dem Berichte des Hrn. Labarraque. Mit Abbild. — Bacons verbesserter Apparat zur Regulirung und Erzielung eines gleichmäßigen Gaszuflusses an die Gasbrenner. Mit Abbild. — Dressen verbesserter Apparat zur Regulirung des Gaszuflusses an die Gasbrenner. Mit Abbild. — Fuchs einfaches Verfahren den Eisengehalt der Eisenerze und anderer eisenhaltiger Körper zu bestimmen, und das Verhältniß von Eisenoxyd und Eisenoxydul darin auszumitteln, nebst Bemerkungen über ein Eisenphosphat von Rabenstein bei Bodenmais. — Collomb über die Gewinnung eines rothen Farbstoffs aus dem Krapp und dessen Anwendung zum Zeugdruck. — Bericht des Hrn. Heinrich Schlumberger über das Krapp-Tafelrosenroth des Hrn. Collomb. — Kastners Verfahren, der Schwefelung verdächtigen Hopfen chemisch zu prüfen. — Ueber einige neue Reactionen, welche durch den Platinschwamm hervorgebracht werden, von Fr. Kuhlmann. — Einiges über die Verarbeitung des Kautschuks. Von Dr. Ure. — Miscellen. Séguiers Beobachtungen über die Explosionen der Dampfmaschinen. — Ueber die Beaufsichtigung der Dampfschiffe. — Postdampfschifffahrt zwischen England und Nordamerika. — Weitere Nachrichten über die Anwendung des Thones in den Dampfkesseln. — Das eiserne Segelschiff Ironsides. — Ueber Laiguels Curvensystem für Eisenbahnen. — Glynns Maschine zum Absägen der Schienen für Eisenbahnen. — Ein zweiter Erstickungsfall durch Joyces Patentofen hervorgebracht. — Kessels Rettungsapparat bei Feuersbrünsten. — Marrs Methode, Documente aller Art vor Feuer zu schüzen. — Löthung des Bleies durch bloße Flammenwirkung. — Künstliches Licht zur Darstellung photogenischer Zeichnungen. — Einfaches Verfahren, die Potasche von Kieselerde zu reinigen. — Merry's Methode das Neusilber zu benuzen. — Ueber die Verkohlung vegetabilischer Stoffe. — Preise englischer Spinnmaschinen für Flachs und Wolle. — Verbesserungen im Kämmen der Wolle. — Lehmans Methode Stroh in eine haar- oder wollenartige Masse zu verwandeln. — Literatur. Plagiate in Dr. Ure's Dictionary of Arts, Manufactures and Mines.

Zweites Juliheft.

Schafhäutls Bemerkungen über die Verwandlung des Wassers in Dampf bei höheren Temperaturen. — Johnsons Verbesserungen an den Dampfkesseln und Dampferzeugern zur Verhütung von Incrustationen derselben. Mit Abbild. — Hazard, über eine Vorrichtung zur Verhütung der Explosionen der Dampfkessel. Mit Abbild. — Whitelaw, über eine verbesserte Methode, die Ventile der Dampfmaschinen in Bewegung zu sezen. Mit Abbild. — Heatons Methode zur Verhütung der seitlichen oder schwankenden Bewegung der Locomotiven auf den Eisenbahnen. — Rivingtons Methode zur Verhütung des widerlichen Geräusches, welches durch die eisernen Räder auf den Eisenbahnen erzeugt wird. Mit Abbild. — Vints Verbesserungen an den Ruderrädern. Mit Abbild. — Ericson, über eine neue hydraulische Wage. Mit Abbild. — Nasmyths Verbesserungen an den Maschinen, Geräthen und Apparaten zum Schneiden, Hobeln oder Ebenen von Metallen und anderen Substanzen, und in der Befestigung der Keile und Schlüssel in diesen und andern Maschinen. Mit Abbild. — Ure, über eine Vorrichtung zum Oelen der Zapfenlager und Gefüge. Mit Abbild. — Karmarsch, Beschreibung eines Schraubstocks ohne Schraube. Mit Abbild. — Luttons Verbesserungen an den Rollen für Meubel. Mit Abbild. — Baddeley, über eine kleine Handdruckerpresse. Mit Abbild. — Cousitts Verbesserungen an den Maschinen zum Spinnen, Dubliren und Zwirnen von Baumwolle und anderen Faserstoffen. — Beschreibung einer von den HHrn. André Köchlin und Comp. und von Hrn. Köchlin-Ziegler in Mühlhausen construirten Maschine zum Druckin seidener Bänder in sechs Farben. Mit Abbild. — Bericht des Hrn. Emil Köchlin im Namen des Ausschusses für Mechanik über diese Druckmaschine. — Ueber eine neue, von den HHrn. G. und W. Bursill in Islington angegebene Sicherheitslampe für Bergleute. Mit Abbild. — Ueber das Sprengen mittelst Anwendung des Galvanismus. — Denisons Bemerkungen über einige Cemente. — Dotiers Verfertigung dauerhafter Tafeln oder Platten, auf welche man schreiben, zeichnen,

Inschriften oder Dessins drucken kann, und welche sich auch als Straßenpflaster benutzen lassen. — Goodwins verbesserte Zubereitung eines neuen Brennmaterials. — Die Leistungen der englischen Baumwollenmanufaktur im Jahr 1838. Nach Burns commercial glance for 1838 und mit Rücksicht auf die deutsche Baumwollenmanufaktur. — Miscellen. Preise für Glasfabrikation, welche die Société d'encouragement in Paris ertheilte. — Zahl der im Jahr 1838 in Nordamerika verunglückten Dampfboote. — Dunhams verbessertes Rad für Locomotiven und Eisenbahnwagen. — Clements Uhr zum Messen der Geschwindigkeit der Schiffe. — Ueber einen Compensations-Barometer von der Erfindung des Hrn. Howlett. — Burlinghams Verbesserungen an den Windmühlen. — Cheethams Methode an den Oefen der Dampfmaschinen sowohl, als an andern Feuerstellen den Rauch zu verzehren. — Roddas Patent-Rauchverzehrungsmethode. — Févurets Regulator für Hohofengebläse. — Jarrys Straßenpflasterung mit Holz. — Ueber die Ziegelmaschine des Marquis von Tweedale. — Ueber die Stärke einiger englischer Baumaterialien. — Shauklands Methode, Wolle zu spinnen. — Ueber eine neue Methode, glatte und damascirte Bänder zu Flintenläufen zu fabriciren. — Eine neue Maschine zum Abhaspeln der Cocons. — Whytocks Verbesserungen in der Teppichfabrikation. — Alcocks Verbesserungen an den Bobbinnetmaschinen. — Das französische Filtrirpapier im Vergleiche mit dem schwedischen. — Wollenabfälle als Filtrirmaterial benutzt. — Papier aus den Fasern der Bananenstämme. — Anwendung gläserner Stöpsel an den Weinflaschen. — Colsons Schriftmetall. — Godwins Verbesserungen an den Pianofortes. — Literatur. Englische.

* * *

Von diesem gemeinnützigsten und wohlfeilsten Journal Deutschlands erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 30—36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

☞ Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1r bis 18r Jahrgang zu 168 Rthlrn. oder 288 fl. anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1837 sind fortwährend einzeln zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

---

[403] In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Krabbe, Dr. Otto, Professor der biblischen Philologie am akademischen Gymnasium zu Hamburg. — Vorlesungen über das Leben Jesu für Theologen und Nichttheologen. Mit Rücksicht auf das Leben Jesu von Strauß und die darauf sich beziehende Literatur. gr. 8. geh. **2 Rthlr. 16 Gr.**

Die vorliegende Schrift hat sich die Aufgabe gesetzt, bei der geschichtlichen Entwickelung des Lebens Jesu der neuesten Kritik Schritt für Schritt zu folgen, wobei bereits durchgängig die dritte Auflage des Lebens Jesu von Strauß, Bd. I. Tübing. 1838. Bd. II. Tübing. 1839, benutzt und das Verhältniß zur ersten Auflage erörtert worden ist, ihre Einwürfe zu widerlegen, und ihr gegenüber Positives aufzustellen. Bei historischer Gewissenhaftigkeit in der Bekämpfung des Entgegenstehenden und bei sorgfältiger Berücksichtigung der betreffenden Literatur wird diese Schrift geeignet seyn sowohl für Theologen als auch für Nichttheologen, welche wissenschaftlich genug befähigt sind, solchen Untersuchungen zu folgen, die Frage der Entscheidung näher zu bringen, ob die Kirche den mythischen oder den historischen Christus zu ihrem Grunde habe.

Hamburg, im Juli 1839.

Johann August Meißner.

---

[401] Bei Gerhard Fleischer in Dresden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

A. A. W. Meißner,

Geschichte und Beschreibung

der

Dampfboote, Dampfschiffe

und

Eisenbahnen.

Mit 10 Steindrucktafeln. gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

---

[372] **Für Dilettanten, junge Damen** ꝛc.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Fr. Stoltz's gründliche Anweisung zur

orientalischen Malerei,

Transparent-Malerei und zum Uebertragen von Kupferstichen auf Holz, Pappe u. s. w.; nebst Belehrungen, das Firnissiren von Kupferstichen, Karten und allen Wasserfarben-Malereien, Relief-Arbeiten in Moos und Haar, Bronziren der Bilderrahmen ꝛc. betreffend, so wie Anweisungen, alle hierzu erforderlichen Lacke und Gummiauflösungen u. dgl. m. zu verfertigen. Für jeden Dilettanten der Malerei, für junge Damen, so wie insbesondere für Lackirer von Holz-, Blech-, Leder- und Wachstuch-Waaren. Quedlinburg, bei G. Basse. Mit 5 lithographirten Tafeln. 8. geh. Preis 12 Gr.

---

[400] **Wichtige Schrift.**

So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anweisung zur Ausführung

feuersicherer

Bedachungen von Lehm und Theer

und Anwendung der hierbei zum Grunde liegenden Construction zum Bau feuersicherer

Wände und Decken.

Nach eigenen Erfahrungen und Versuchen

von

C. F. Nünneke,

Königl. Preuß. Regierungs- und Baurath.

Mit 26 lithographirten Abbildungen.

gr. 8. broch. Preis 22½ Sgr.

Die flachen Dächer gewinnen durch ihre Zierlichkeit immer mehr Liebhaber. Die hier beschriebene Methode ist ein abgerundetes Ganze, und dem Bauenden bleibt kein Zweifel über außerordentliche Wohlfeilheit und Dauer, leichte Beschaffung des Materials und vollkommene Feuersicherheit. Man hatte am Wohnorte des Herrn Verfassers sich kaum hinreichend von der Vortrefflichkeit seiner Bedachungsart überzeugt, als man schon die gemachten Versuche zum eigenen Vortheil benutzte. Aber man machte Fehler bei der Ausführung und bestürmte den Erfinder mit einer Menge

von Anfragen, deren Beantwortung nun durch die vorliegende, längst erwartete Schrift erledigt ist und deren Erscheinen für Jeden, der feuersicher, geschmackvoll und billig bauen will, von Nutzen seyn wird.

E. G. Hendeß.

---

[386] In der Liter.-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Maschinenkunde

und

Maschinenzeichnung

von

H. Haindl,

königl. bayer. Professor.

1ste Lieferung,

bestehend aus 11 Bogen Text in Quarto,

und 11 Bogen der Zeichnungen in groß Quer-Folio (das Blatt 2' lang, 1' 7" breit bayer. Maaß).

Preis 5 fl. 24 kr. rhein. — 3 Rthlr. od. 4 fl. 30 kr. C.M.

Inhalt:

1) Schrauben, scharfe, flache, linke, rechte, einfache, mehrfache, in Holz und Metall ꝛc. ausgeführt. 2) Wellen, Zapfen und deren Lager, wagrechte, senkrechte und schiefe, hölzerne und eiserne, massive und hohle Wellen und deren Zapfen, offene und geschlossene Zapfenlager, fixe und bewegliche, stehende, hängende und schwebende ꝛc. 3) Holzverbindungen, wagrechte, senkrechte und schiefe, Verzapfungen, Verblattungen ꝛc. 4) Verzahnungen, cylindrische und konische Räder, Zahnstöcke, Daumen und excentrische Scheiben ꝛc., mit Rücksicht auf Berechnung, Eintheilung und Form der Zähne; hölzerne, eiserne und gemischte Räder ꝛc.

Das ganze Werk, welches aus drei gleich starken Lieferungen bestehen wird, soll in systematischer Ordnung das ganze Gebiet der Maschinenkunde und des Maschinenzeichnens umfassen.

Der Hr. Verfasser, bereits im zweiten Decennium als Lehrer dieser Partien an der königl. polytechnischen Schule in München, so wie noch an vier der ersten Kunst- und technischen Bildungsanstalten wirkend, und seit mehreren Jahren die Stelle eines Civil-Ingenieurs vertretend, hat, geleitet durch seine mehrjährigen praktischen Kenntnisse und Erfahrungen im Bau- und Maschinenwesen, dieses Werk nach dem übereinstimmenden Urtheile Sachverständiger so bearbeitet, daß selbes nicht nur für die bereits mehrfach ins Leben gerufenen technischen Bildungsanstalten als das erste in Deutschland erschienene Werk empfohlen zu werden verdient, sondern auch für Mechaniker, Maschinenbauer, Fabrikanten, Hütten- und Hammerwerks-Besitzer, Müller ꝛc., so wie für jeden Freund der Technik bei dem raschen Aufblühen des Maschinenwesens um so mehr von großem Nutzen seyn wird, als der Hr. Verfasser, abhold jenem bloßen Wiederkauen und Aufpfropfen fremder Anordnungen und Constructionen, ohne Rücksicht auf die obwaltenden Umstände und vorhandenen Verhältnisse, das Ganze den Bedürfnissen aller jener Länder entsprechend anzupassen eifrigst bemüht war, welche noch nicht, gleich den Engländern, Franzosen und Amerikanern jene hohe Stufe technischer Ausbildung erreicht haben.

Diesem zufolge wurden, wie es in einigen sonst vorzüglichen ausländischen Werken geschehen ist, Constructionen in Holz keineswegs umgangen, sondern dieselben sind, so weit es die Verhältnisse des Continents erfordern, denen in Eisen vorangestellt; jedoch vermißt man auch letztere, so wie jene, welche theils aus Holz, theils aus Eisen bestehen, nicht; wobei bei gleichem, oder doch nicht beträchtlich größerm Kostenaufwande Schönheit der Formen immer berücksichtigt wurde.

Bei allen von dem Hrn. Verfasser, vorzüglich aber bei den von ihm in Metall ausgeführten Maschinen wurde das Gewicht der einzelnen Theile und ein Kostenüberschlag aufgeführt. Bei allen Zeichnungen sind mit der höchsten Genauigkeit die Maaße nach bayerischem und französischem metrischem Maaßstabe eingeschrieben; die verschiedenen Stoffe: als Eisen, Messing, Holz ꝛc., sind sowohl durch eigene Schraffuren, als besonders mit Benützung des erst seit Kurzem in der J. G. Cotta'schen lithographischen Druckerei ausgebildeten Farbendruckes in den ihnen zukommenden Farben dargestellt, wodurch die Platten an Deutlichkeit bedeutend gewinnen, und sich nicht nur als Originale für den Unterricht, sondern auch als Arbeits- oder Werkstattzeichnungen selbst für solche, welche die im übrigens ungekünstelten, leicht verständlichen Styl geschriebene deutsche Erklärung nicht lesen können, vollständig eignen.

Die Platten wurden von Hrn. Kurz, einem der ausgezeichnetsten Schüler des Hrn. Verfassers, und bereits selbst im vierten Jahre Lehrer an der Gewerbs- und polytechnischen Schule in Augsburg, mit einer Präcision gestochen, welche so wie die übrige Ausstattung nichts zu wünschen übrig läßt.

---

[285] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Rindviehzucht

Württembergs

mit Vorschlägen zu deren weiterer Emporbringung, ein Beitrag zur landwirthschaftlichen Beschreibung des Königreichs

von

A. v. Weckherlin.

Mit einem Steindruck.

gr. 8. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Schon vor einigen Jahren haben wir auf das baldige Erscheinen dieser interessanten Schrift aufmerksam gemacht; die zahlreichen Anfragen darnach geben bereits Zeugniß von dem großen Interesse, mit welchem dieselbe erwartet wird.

Die Wichtigkeit der Rindviehzucht für unsere landwirthschaftlichen Verhältnisse wird immer mehr erkannt. Noch nie aber zeigte sich ein solches reges Streben vom größten Gutsbesitzer bis zu dem kleinsten Viehhalter nach Vervollkommnung der Rindviehzucht als eben jetzt. An der Erweckung dieses Interesses hat unser Verfasser großen Antheil. Derselbe erhielt den höchsten Auftrag, den Zustand der Rindviehzucht im ganzen Königreiche an Ort und Stelle selbst kennen zu lernen und Vorschläge zur weitern Emporbringung derselben zu machen. Die Arbeit des Verfassers hierüber würdigte die königl. Regierung einer solchen Berücksichtigung, daß bereits die meisten darin gemachten Vorschläge ins Leben gerufen werden und jenen Eifer in der Sache sowohl bei Behörden und Gemeinden, als auch bei einzelnen Landwirthen erweckt haben. Diesen Allen, sowohl im Inlande als im Auslande, welch letzterem hierin Württemberg als Muster dienen kann, wird die Mittheilung der vorliegenden Arbeit des Verfassers nur höchst willkommen seyn.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 204.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 26. August 1839.

> Solche Düfte sind mein Leben,
> Die verscheuchen alles Leid:
> Blühen auf dem Berg die Reben.
>
> L. Uhland.

Sommerlieder.

VI. Traubenblüthe.

An den Büschen, auf den Bäumen,
In des Waldes schatt'gen Räumen
  Manche süße Frucht schon reift;
Muntre Jugend ohne Säumen
  Aus zu lust'ger Plündrung streift.

Kirschen, roth' und schwarze lachen
Aus dem Laub', Erdbeeren fachen
  Sehnsucht an in Herz und Mund,
Und das Fest des Täufers machen
  Kindern rothe Träubchen kund.

Im Dickicht verschlungner Sträuche
Dort in purpursammtner Weiche
  Saftig die Himbeere hängt,
Die Brombeere selbst, die bleiche,
  An schon sich zu färben fängt.

Denkend ihrer Kinderzeiten,
Wo sie auch sich dran erfreuten,
  Schauen in harmloser Ruh
Die Erwachs'nen dem Freibeuten
  Der entzückten Kinder zu.

Jener Zauber ist zerschlagen,
Der für sie in frühern Tagen
  Der Pomona Reich umwob,
Und an fruchtbehängten Hagen
  Sie in's Paradies erhob!

Ich auch, der, ein selig Wesen,
Einst die Büsche abgelesen,
  Sehe mit gleichgült'gem Sinn,
Von dem Kindsgelüst genesen,
  Auf die süßen Schätze hin.

Aber welch ein geistig Düften
Kommt in sonnig warmen Lüften,
  Schwächer jezt und stärker bald,
Wie es nicht in Bergesschlüften
  Weht, und nicht im Tannenwald?

Oh! es ist die Rebenblüthe,
Die so mächtig im Gemüthe
  Weckt das Bild von Herbst und Wein!
Hoffnung schließt, die unverglühte,
  Feurigen Genuß schon ein!

Schon den Winzer seh' ich schreiten
An des stein'gen Berges Seiten,
Der von Traubenlasten schwizt,
Seh' den Most schon, der in weiten
Bogen aus der Kufe sprizt.

Seh' schon, wie im andern Jahre
Der vergeistigte, goldklare
Wein, gezähmt, dem Faß entquillt,
Wie der Trank, der wunderbare,
Trübsinn, Durst und Unmuth stillt.

Doch wohin, o Duft der Reben,
Machst du meine Seele schweben,
Daß sie ganz entzückt, berauscht,
Dies leibhafte Sommerleben
Mit der Zukunft Schaum vertauscht?

Lächelnd sah des Kinds Verlangen
Ich an rothen Beeren hangen,
Sah's von dem Genuß beglückt;
Und nun färbt mir Schaam die Wangen,
Daß mich selbst ein Duft entzückt.

Leis' im innersten Gemüthe
Eine Stimme flüstert: „Hüte
Dich vor ungeduld'ger Hast!
Freu' dich jezt der Rebenblüthe,
Doch des Weins, wenn du ihn hast!"

Leben in Athen.

(Fortsetzung.)

Bald darauf begab sich ein neues Ereigniß, das die angenehmsten Folgen für mich nach sich zog. Es war nämlich, von Triest verschrieben, ein eiserner Ofen erschienen, der auf ein paar Stunden, bis die nöthigen Vorbereitungen zu seinem Empfange in meinem Zimmer getroffen seyn würden, in den Hof gestellt wurde. Während ich nun oben beschäftigt war, einem hellenischen Klempnermeister Anleitung zu geben, wie er, statt einer herauszunehmenden Fensterscheibe, eine Metallplatte einzufügen und in diese zur Aufnahme des Rauchfanges eine Oeffnung anzubringen habe, bemerkte ich mit großer Freude, daß unten Tante und Nichte mit erstaunten Blicken sich um den seltsamen Ankömmling herum bewegten und über den großen eisernen Topf, der sich auf vier schlanken Säulen so zierlich emporschwang, sich Fragen aufgaben, deren Beantwortung deutlich erkennen ließ, daß es ihnen viele Schwierigkeit machte, den Zweck dieses Geräthes zu enträthseln. Ich eilte dienstfertig die Treppe hinab, allein ehe ich noch den Boden erreicht hatte, war die flüchtige Nichte schon hinter ihrer Thüre verschwunden, und mir blieb nichts übrig, als meine Erklärungen, an denen ich auch die Entflohene so gerne hätte Antheil nehmen lassen, an die weniger scheue Kyria Maria zu richten. Sie sah mich verwundert an, als ich ihr auseinander sezte, es sey dies seltsame Wesen ein Ὀφέν,* ein Ding, wie man sich deren im Frankenlande zum Heizen der Zimmer bediene, und es habe dasselbe keinen andern Zweck, als in den nun herannahenden Wintertagen nach vaterländischer Weise auch mein Stübchen zu erwärmen. Sie schüttelte mißtrauisch lächelnd das Haupt, murmelte ein paar Mal Θεέ! Θεέ! o Gott, o Gott, und blickte uns ungläubig nach, als wir, der Klempnermeister, Jorgi, mein Junge, und ich mit vereinten Kräften den Ofen über die Treppe hinauf in meine Stube vschoden. Am nämlichen Abende prasselten schon lustige Flammen in dem eisernen Topfe, eine behagliche Wärme breitete sich in meinen Räumen aus und der attische Boreas, der bisher durch die weiten Fugen der Fenster herein mein Zimmer unwirthlich zerlüftet hatte, konnte gegen die Anstrengungen meines Landsmannes nicht mehr aufkommen. Ich war überglücklich in seinem Besitze, denn die einzelnen kalten Tage in einem heißen Lande sind viel unleidlicher als ganze frostige Wochen unter einem Himmel, wo warme Sommermonate nur wie Schalttage erscheinen, die alle vier Jahre einmal eintreffen. Meine Freude theilte Jorgi, der beim ersten Anblick ein Verächter des Ὀφέν gewesen war, nun aber ein Bewunderer desselben wurde und mir durch viele Schmeicheleien, die er an ihn verschwendete, für die Geringschätzung, mit der er zuerst von dem Ankömmlinge gesprochen hatte, abbitten zu wollen schien.

Auch Kyria Maria glaubte ich zur Theilnahme an meinem Wohlbehagen einladen zu müssen. Ich bat sie ein paar Tage darauf sehr höflich, mich in meiner warmen Stube zu besuchen, und sie nahm meine Aufforderung dankend an. Ich hatte eine Ahnung, daß sie nicht allein kommen werde, und wartete in angenehmen Hoffnungen auf die Erfüllung ihrer Zusage. Es war an einem stürmischen, kalten Abende, als Kyria Maria mit zögernden Schritten und freundlich lächelnd bei mir eintrat, nicht allein, sondern an ihrer Hand die schöne Nichte. Ich empfing die beiden Atheneriinnen mit allem Aufwand meiner deutschen Grazie, und konnte nicht Worte genug

---

* Der hellenisirende Name für Ofen ist θερμάστρα, ein Wort, das übrigens, so wie die Sache selbst, den minder gebildeten Griechen unserer Zeit bisher noch unbekannt geblieben ist. Im Winter bedient man sich, wie in andern Südländern, zur Erwärmung der Zimmer der Mangalt, thönerner oder metallener Kohlenbecken.

finden, um die Freude auszudrücken, die ich über den Besuch meiner Nachbarinnen empfand. Wir setzten uns, und nachdem die unerläßlichen Erkundigungen über gegenseitiges Wohlbefinden zu Ende waren, begann Kyria Maria mit forschenden Blicken meinen Hausrath zu mustern, bis sie endlich ihre Augen auf dem Ofen ruhen ließ und sagte:

„Fürwahr, ihr Franken habt doch Alles, was ihr zu einem vergnüglichen Leben braucht. Du hast den Winter mit seinem Schnee und Eis nun nicht mehr zu fürchten; denn das Ding da, dem ich es nie zugetraut, macht ja deine Stube so warm, daß der Winter gar nichts dagegen vermag; aber wir, wir sitzen oft ganze Tage an unserm Herde unten und reiben die erstarrten Hände und schüren und frieren doch noch immer zum Zähneklappern. Eine glückliche Nation, die Franken." — „Es freut mich, Kyria Maria," antwortete ich, „daß du es bei mir behaglich findest. Ich hoffe, du wirst an kalten Tagen noch oft herauf kommen, um dich zu wärmen. Und dann kommst du auch mit, liebe Nichte?"

Die Nichte blickte mich aus den großen, schwarzen Augen freundlich an und sagte: „Ach ja, wie werden nun wohl öfter zu dir kommen, wie gefällt es sehr gut hier oben." — „Das wird wohl so oft nicht geschehen, Irene," fiel die Muhme verweisend ein; „denn was würden die andern Franken sagen, wenn sie zu Kyr Ludovikos auf Besuch kämen und uns Weiber hier fänden? Das geht nicht, aber erweise uns nur du oft die Ehre und plaudere mit uns an unserem Herde, denn du mußt viel zu erzählen wissen. Wenn ich fränkisch verstände, ich würde Tagelang mit den Franken schwatzen. Sieh nur, Irene," fügte sie hinzu: „diese Kasten, diese Tische, diese Stuhle, dieses Bett, Spiegel, Bücher, Waffen — wie das Alles so zierlich ist. Die sind nicht in unserm Lande gemacht, so wenig als das Ofeni, das sie dir über's Meer geschickt haben. Es müssen weise Leute seyn, die Franken!" — „Es geht an, Kyria Maria," antwortete ich, „du findest von allen Arten." — „Also weise und alberne? Nicht wahr, da wird es wohl auch gute und böse geben? Es geht zwar so unter den Leuten die Rede, sie seyen alle schlimm, allein ich glaube, einen oder den andern könnte ich schon liebgewinnen." — „Hab' ich's nicht gesagt?" setzte die Nichte hinzu, „ich meinte immer —" — „Schweig, Irene, schweig!" sagte, lebhaft sie unterbrechend, die Muhme. — „Ei, sprich nur aus, liebe Nichte! was meintest du denn immer?" — „Nein, nein," fuhr Kyria Maria noch etwas heftiger dazwischen, „sie spricht so viel unnützes Zeug; 's ist nicht der Mühe werth, es anzuhören. Was dich betrifft, Kyr Ludovike, so haben wir von Anfang an die höchste Verehrung für dich gehabt." — „Du auch, Irene?" fragte ich. — „Freilich," antwortete diese lächelnd. — „Und warum bist du denn immer geflohen, wenn du mich nur von ferne sahst?" — „Ich war zu furchtsam, Kyr Ludovike; ich wagte es nicht, dich anzusehen." — „Und nun getraust du dir's?" — „Wenn die Muhme bei mir ist, so darf ich es wohl." Die Muhme blickte sie streng an, das Mädchen wurde roth und ich suchte das Gespräch auf andere Dinge zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, August.

Löschanstalten.

Während ich dieses schreibe, raucht es in dem nahen Simmering aus 39 Häusern, die sämmtlich heute Nacht von einer Feuersbrunst verkohlt wurden. Simmering ist kaum eine halbe Stunde von Wien entfernt, ein freundliches Dorf, welches aber nicht weniger als 3000 Einwohner zählt, und sich alljährlich noch vergrößert, da hier die bekannte Simmeringer Haide liegt, wo die großen Wettrennen abgehalten werden. Bei der Nähe und steten Communication von und mit Wien, ist ein solcher Brand etwas Außerordentliches. Man thut sich in Wien sehr viel auf die guten Löschanstalten zu gute, und es ist buchstäblich wahr, daß die Leute im ersten Stocke nicht die geringsten Anstalten zur Rettung ihrer Habe machen, wenn es im dritten Stocke über ihrem Haupte brennt; man hat Vertrauen, und mit Recht; seit Jahren ist innerhalb der Stadt kein Feuer entstanden, welches mehr als die Stelle, oder höchstens das Haus, wo es entstanden, verheert hätte. Die städtische Feuerlöschanstalt, sowie die ganze Aufsicht, Leitung und Entscheidung in Feuersachen in der Stadt, den Vorstädten und einigen umliegenden Ortschaften sind dem Unterkammeramte zugewiesen. Daselbst ist die Vorsicht getroffen, daß nebst den vier Feuerknechten, welche immer im Amte anwesend sind, auch von den Schornsteinfegern, Zimmerleuten, Maurern und Ziegeldeckern, von jeder Gewerbsclasse vier Gesellen wechselweise immer im Amte zur Hand seyn müssen, so daß daselbst stets ein Corps von zwanzig Arbeitern bereit steht. Außerdem werden zur schnellen Bespannung der Wagen und Spritzen immer drei Paar Pferde im Unterkammeramte und acht Paar auf zwei andern Punkten der Stadt im vollen Geschirr parat gehalten. Auf dem Stephansthurme befindet sich ein durch Littrow verfertigtes Teloscop, welches in Verbindung mit einem ortsbestimmenden Instrumente steht, so, daß wenn der Thurmwächter das Teloscop auf den Punkt hinrichtet, wo das Feuer sich zeigt, das Instrument zu gleicher Zeit den Bezirk und die Hausnummer angibt, was der Wächter dann durch das Sprachrohr der Wache unten zuruft. Diese macht alsobald die Anzeige beim Unterkammeramte, welches ohnehin schon durch den Schlag der Feuerglocke unterrichtet ist, und der Zug eilt wie im Sturm fort; Aufsichtscommissäre, Maurer, Zimmerleute, Schornsteinfeger, Militär, Polizeisoldaten strömen beim Trommelschlage der Brandstätte zu. Außer den neun Spritzen und den 26 Wasserwagen, welche das Unterkammeramt fortschickt, sind Grundgerichte, Klöster ꝛc. verbunden, mit ihren Feuerlöschanstalten zu erscheinen. Ebenso sind alle Schornsteinfeger-, Bau-, Maurer-,

Zimmer-, Steinmetz- und Ziegeldeckermeister bei schwerer Geldbuße verpflichtet, sich mit ihren Gesellen einzufinden; die Fuhrleute aller Art müssen ihre Pferde zur nöthigen Bespannung überlassen, so daß selbst für den Fall, daß mehrere Feuersbrünste zu gleicher Zeit entstehen, kein Mangel an Löschrequisiten eintreten kann. Bei jedem bedeutenden Brand ist ein Mitglied der kaiserlichen Familie, sowie der Generalstab, die oberste Stadtbehörde ꝛc. zugegen. Der Schornsteinfeger, der zuerst auf dem entzündeten Schornstein sich befindet, erhält einen Dukaten in Gold als Prämie. Von der Cavallerie ist ein eigenes Feuerpiquet abgeordnet, welches auf den Hauptplätzen in Posten von 5 bis 20 Mann vertheilt ist; die Artillerie und die Pionniers, deren Spritzen eine große Celebrität genießen, rücken gleichfalls aus. Zu diesen Anstalten kommt noch, daß bei allen neuen Bauten die Stiegen von Stein, die Thüren und Fenster mit Stein besezt, die Localitäten zu ebener Erde durchaus gewölbt, die Dächer mit Ziegeln, Kupfer oder Blech gedeckt, und die Schornsteine schliefbar und vier Schuh über das Dach hinausragend seyn müssen. Jedes Haus muß überdies auch noch mit einem eigenen Hausbrunnen versehen seyn; das Anbringen von Bodendachzimmern aber ist durchaus verboten. Für die Stadt ist somit gesorgt; Simmering aber liegt außerhalb des städtischen Bezirks. Zudem kam noch der unglückliche Umstand, daß das Feuer in drei Ortschaften zugleich angelegt war, und so brannte es denn die ganze Nacht hindurch. Aber während des Stürmens und Lärmens waren über 5000 Menschen auf dem Wasserglacis bei Strauß versammelt, hochgeputzt, coquettirend, essend, trinkend, lustig und fröhlich. Solche Contraste schneiden einem durch's Herz, und namentlich die Wiener sind in ihrem sanguinischen Leichtsinn bei großen Unglücksfällen eben so abscheulich als liebenswürdig; sie gleichen jenem Reichen, der dem Unglücklichen seine Börse zuwirft, damit er ihm nur aus den Augen komme; sie sind mitleidig, aber nicht mitfühlend. Die Wollust des Schmerzes ist ihnen fremd; wenn ihnen Jemand gestorben ist, gehen sie auf den Ball, um sich zu zerstreuen.

(Fortsetzung folgt.)

Lausanne, August.

(Schluß.)

Bauten. Musik. Deutsche Oper.

Nach meinem Besuch in Montreux verweilte ich einen Tag in dem schönen Vevey. Gar manches Bedeutende hat sich da seit Kurzem erhoben. Das neue Colleg ist ein Prachtgebäude, wie, Neuchatel ausgenommen, keine lateinische Schule in der Schweiz aufzuweisen hat. Es wäre zu wünschen, daß auch im Innern alles so gut und stattlich bestellt seyn möchte. Daran aber soll es noch sehr fehlen. Mit den zweimalhunderttausend Schw. Franken, die der edle Perdonnet vor Kurzem seiner Vaterstadt Vevey geschenkt hat, wird an die Gründung wohlthätiger Anstalten gedacht. Prof. Sillig aus Sachsen, der früher dem Venelschen Institute bei Genf besondern Ruf verschaffte, hat seit einigen Jahren ein eigenes bei Vevey gegründet, das sich durch Ernst, strengen Fleiß und gute Methode gründlichen Unterrichts, durch feste und doch ganz väterliche Behandlung der jungen Leute, durch ihre gymnastische Entwickelung und Kräftigung, sowie durch die wahrhaft mütterliche Sorgfalt seiner trefflichen Frau vor vielen ähnlichen auszeichnet. Auch seine Unterlehrer für alte und neue Sprachen sind tüchtige, eifrig mit Sillig zusammenwirkende Männer.

Lausanne ist darauf und daran, zwar nicht durch Bauanlagen im Großen — denn dazu findet sich kein Raum in der bergigen, ungleichen Stadt — aber durch die Schönheit seiner neuen öffentlichen Gebäude, Genf den Rang abzulaufen. St. Laurent ist der einzige passende Bauplatz, und da baut man jezt mit Kunstsinn und Geschmack. Davon zeugen die neue katholische Kirche, das Museum Arland für die bildenden Künste und die Kornhalle. Durch diese Gebäude entsteht ein neuer Stadttheil im Südosten des alten Schlosses, wo ein Tunnel die neue Berner Straße in die Straße nach Frankreich einführen, und dann über einen kühnen Kunstweg von zweifach übereinanderstehenden Bogen in die untere Stadt führen wird.

Auch in der Musik macht Lausanne entschiedene Fortschritte, und dies ist besonders deutschem Einfluß zu verdanken. Wer hätte dies früher gedacht? Schon vor Jahren hatten Beutler von München, Serivanek, Hofmann und Andere hier den Musikunterricht besorgt. Unter Beutlers und Andr. Späths Leitung und Einfluß hatte sich auch eine Musikgesellschaft gebildet, die sich einige Jahre mit Glück aufrecht hielt, hernach aber sank, als diese beiden Musiker aus Lausanne und dem nahen Morges weggingen. So blieb es mehrere Jahre, die Musik wurde von nun an nur gering und bloß in Familien getrieben, bis vor einigen Monaten der Stuttgarter Edele mit seiner deutschen Operngesellschaft von Bern hierherkam und auf unserem kleinen Theater eine Reihe Vorstellungen gab, die durch ihren vielseitigen musikalischen Werth das Beste waren, was je hier gehört worden ist. Am höchsten standen seine Opern deutscher Kunst, Don Juan, der Freischütz, Fidelio und Robert, wo nicht nur alle männlichen und weiblichen Solopartien gut besezt waren, sondern auch die Chöre mit Kraft, Einheit und allem Wohlklang echten Gesangs ausgeführt, überdies Alles von einem zwar kleinen, aber gut eingeübten Orchester gehoben und getragen wurde. Auch die Norma und Sonambula hörten wir einigemal mit großem Vergnügen, ehe Edele nach Genf ging, wo er sich gleichen Beifall erworben hat, obgleich er da einige jener Opern nur als Conzerte aufführen konnte, weil das Theater gerade in Reparation war. Da unsere Waadländer so große Lust an der deutschen Oper in den Händen einer tüchtigen deutschen Gesellschaft und eines vorzüglichen Direktors gezeigt haben, so hoffen wir und die Genfer, sie auch künftig alle Jahre einige Monate bei uns zu haben, was sehr günstig auf unsern sehr vernachläßigten Musiksinn wirken wird. Da sich nach neuester Erfahrung in Zürich kein stehendes Theater halten kann, selbst kein so gutes wie das Birch-Pfeiffersche, so wäre zu wünschen, daß Edele bei vermehrter und vervollkommneter Gesellschaft zwischen Bern, Zürich, Baden, Luzern, Basel, Lausanne und Genf wechselte. — Theatralisch genug und burlesk, aber nicht so erfreulich wie die deutsche Oper war vor einigen Wochen die Mummerei mit der Uebergabe der Zürichischen Radikalfahnen und Schaafhäuser Radikalsäbel an unsere Milizen, zur Belohnung der Großthaten, welche diese hätten ausführen können, wenn sich ein Feind gezeigt hätte. Troz der jezt stark bei uns vorherrschenden radikalen Richtung wurde doch von dieser Fahnen- und Säbelweihe hier weit weniger Notiz genommen als in Genf, weil sie lediglich eine Zürichische und Schaafhäusische Privatmotion war. Hier nahm sich nicht wie dort die Regierung der Sache an. Es zog nur etwas weniges Militär auf den Montbenon, um die Weihgeschenke in Empfang zu nehmen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 205.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 27. August 1839.

Wißt du mit reinem Gefühl der Liebe Freuden genießen,
O, laß Frechheit und Ernst ferne vom Herzen dir seyn.

Goethe.

Leben in Athen.

(Fortsetzung.)

Unsere Unterredung dauerte noch lange und schloß mit den herzlichsten Versicherungen gegenseitiger Hochachtung und Freundschaft. Ich begleitete die Damen bis an die Treppe, und als wir schieden, erneuerten sich die Höflichkeiten. Die Muhme sagte: Σᾶς προσκυνῶ, was unzählige Male gehört wird und so viel sagen will, als „ich lege mich dir zu Fußen;“ die Nichte aber wählte sich eine zwar eben so gewöhnliche, doch eine viel gefälligere Formel. Sie lispelte nämlich leise: „Νὰ μᾶς ἀγαπῇς, hab' uns lieb,“ worauf ich mit Begeisterung antwortete: „Ja, ja, das will ich thun.“

Nun fing ich auch an, unten in der Hütte einzusprechen. Zumal Abends fand ich es traulich in dem kleinen Haus, wenn nach vollendetem Tagewerk Herr Spiros aus dem Bazar zurückgekehrt war und sich mit seiner Schwester und Irenen um den niedrigen Herd lagerte; wobei er, als der Gebieter des Hauses, von einem kleinen Schemel herunter herrschte, während das Frauenvolk, gehorsam und vertrauensvoll zu ihm aufblickend, auf einem über den nackten Erdboden hingebreiteten Teppiche kauerte.

Da lauschten wir oft alle drei auf die Mähren, die er, eingehüllt von den wohlriechenden Düften seines Tschibukis (Pfeife) von seinem erhabenen Sitze herab kund gab, die traurigen Geschichten von Dram Alis und seiner dreißigtausend Untergang, von Karaiskakis Tod, von der Akropolis Belagerungen, wo er überall selbst mit gekämpft und geduldet hatte. Da pflegte Kyria Maria, wenn es recht arg kam, zu seufzen und die Fügungen des Herrn zu preisen, die Nichte wischte sich die Thränen aus den Augen, und der Frankengast lobte den Heldenmuth und die Ausdauer der Hellenen. Dann erzählte die Schwester die Leiden ihrer Verbannung auf Salamis, und pries die Nichte glücklich, daß sie all den Jammer schon vergessen habe und von nichts zu reden wisse als von dem glorreichen Charfreitage,* wo die Türken das Kastron den Kriegern des Otto übergaben, und von dem fröhlichen Einzuge des Königs in ihre Vaterstadt, und von der festlichen, gefeierten Anwesenheit des Ludovikos.**

* Es war am Charfreitage, dem 12ten April 1833, als die bayerischen Hülfstruppen im Namen des Königs von Griechenland von den Türken die Akropolis übernahmen.

** Es bedarf wohl kaum der Erinnerung, daß hier von dem Besuche, den der König von Bayern im Winter 1835 seinem königlichen Sohne in Griechenland abstattete, die Rede ist.

Dann wurde mir das Wort gegönnt und ich erzählte von dem räthselhaften Lande Europa und den närrischen Menschen, den Germanen,* die das herrlichste Volk der Welt sind nach den alten Hellenen, alle Nationen lieben und von keiner geachtet werden, den Urborn aller Wissenschaft besitzen, unter fünf-und-dreißig Fürsten getheilt, unter frostigem Himmel still und harmlos leben und vor etwa zwanzig Jahren den Napoleon besiegt haben. Da wurden von der Muhme und der Nichte viele seltsame Fragen gestellt, und während Herr Spiros oft sonderbar dabei lächelte, konnte Kyria Maria nicht aufhören, das Glück der Franken zu preisen, ja selbst die Nichte schien es mir gut auszulegen, daß ich diesem vortrefflichen Stamme angehöre.

Irene wurde mir immer theurer. Wenn der Oheim sie hörte, sprach sie wenig, ihre Ehrfurcht vor ihm war zu groß; aber wenn ich mich mit ihr und der Muhme allein fand, ließ sie die bunten Bluthen ihrer jugendlichen Laune fröhlich sprießen. Gelesen hatte sie nichts — daran hinderte sie der Umstand, daß sie die Buchstaben nicht kannte — aber ihr Geist war durch Sprachkenntnisse gebildet, denn sie plauderte mit den Nachbarinnen albanesisch,** und zwar, wie mir Jorgi sagte, trefflich. Von ihren athenischen Urahninnen hatte sie den leichten Scherz, die jonische Gabe des heitern Gesprächs, die tadellose Anmuth der Bewegungen, aber ihre Lebensansicht schien der dorischen Strenge zu folgen, denn ich hörte nie ein galantes Wort von ihr, und ich — zu meinem Lobe sey's gesagt — habe ihr auch keines beigebracht. In ihrer Schönheit endlich, da waren alle Schönheiten, jonische und dorische, hellenische und hyperboreäische vereinigt.

Bald darauf ereignete sich ein Vorfall, der unsere Vertrautheit um Vieles vermehrte.

Ich stand Abends auf meinem Balkone und sah ein junges Pferd vorbeiführen, muthwillig und ausgelassen, aber schön und anmuthig. Es war das Eigenthum eines Zigeuners, der ein Schmied war, ein Handwerk, das in Griechenland fast ausschließlich von Leuten dieser Race betrieben wird. Ich erhielt die Zusage, es solle andern Tags Morgens vor meiner Thüre stehen, und wurde dabei redlich vor seiner Tücke gewarnt. Der Zigeuner hielt Wort; an einem lauen Wintermorgen sprengte ich fröhlich auf die Felder gegen den Kephissos hin. Anfangs war die Freude groß, bald aber merkte ich, daß der Schmied mit seiner Warnung so Unrecht nicht gehabt, denn meine Reiterkünste wollten plötzlich nicht mehr fruchten. Mit allen Kräften suchte ich meinen Willen zu erzwingen; ich glaubte es gewonnen zu haben, allein auf einmal fing der Gaul den Zügel, machte, wie um sich seiner Freiheit zu vergewissern, einen weiten Satz, stürzte dann in wüthender Hast, in donnerndem Laufe unaufhaltsam auf die Stadt zu und brauste schäumend die lange Gasse der Psiri hinunter. Da stand ein Felsblock mitten im Wege; über den strauchelte er in jähem Sturze, ich flog, wie ein Pfeil, von der Sehne geschnellt, an ein großes Marmorstück, den Eckstein eines Hauses, hin; er aber raffte sich auf, rannte schreckenverbreitend auf den Bazar hinab, und ich lag bleich und blutend da. Die Augen begannen mir zu brechen; viele Leute sammelten sich um mich, unbekannte, verworrene Stimmen summten noch um mein Ohr, dann verlor ich das Bewußtseyn.

(Schluß folgt.)

---

* Nach den Wörterbüchern zu schließen, wäre früher unter den Neugriechen der bei den Türken gebräuchliche und von diesen den Slaven abgeborgte Name Νιμτζε, Nimtsche, für die Deutschen geltend gewesen. Diesen hört man jezt nicht mehr, und der alte Name οἱ Γερμανοί, die Germanen, ist wieder in seine Rechte eingetreten.

** Es ist bekannt, daß ein großer Theil der Einwohnerschaft des heutigen Athens aus albanischen Familien besteht.

Historische Phantasien.

(Fortsetzung.)

Jeder, der jezt ein Stück über die Mitte des Lebens hinaus ist und sich den geliebten Bilderschatz seiner Kindheit aus Nürnberg und Augsburg vergegenwärtigt, der weiß auch gewiß, daß sein Gedächtniß keineswegs in optischer Täuschung den laudator temporis acti macht, wenn er es fühlt und ausspricht: die Truppengattungen aller Mächte zu Fuß und zu Roß, in Reih und Glied, wie in Action, die kleine rohe Landschaft und das Thierstück, Menschenracen und Nationaltrachten, Familienscenen und die verkehrte Welt — alles dergleichen war ehemals selten oder nie in der Zeichnung so gar miserabel, verzerrt und verrenkt, in der Haltung so steif und unnatürlich, in der Färbung so unreinlich und greuelhaft als jezt. Natürlich! so lange Alles an der Spitze des mühseligen, umständlichen Grabstichels hing, ging es gleichsam in Einem hin, wenn man sich auch mit der Zeichnung ein wenig Mühe gab oder sich nach erträglichen Mustern umsah; jezt aber, da dasselbe Subjekt, indem es den geduldigen Stein mit seiner Kreide beschmiert und sodann mit seinem sauern Wasser übergießt, Erfinder und Vervielfältiger in Einer Person und fast à tempo ist, jezt lohnt es dem Fabrikanten, wenn er auch für die Zeichnung so gut wie nichts ausgibt, und wenn er, statt etwas zu liefern, an dem man nach allen Abstraktionen noch

eine Freude haben könnte, nur schülerhafte Exercitien in's Volk ausstreut, denen man mit dem besten Willen nicht einmal den guten Willen ansehen kann.

Es ist merkwürdig, daß eine Zeit, welche den sogenannten Anschauungsunterricht in der Schule eingeführt hat und ein pedantisches Gewicht darauf legt, die Mittel dazu so ganz vernachlässigt, oder doch nicht merkt, daß, was etwa das Kind nach erträglichen Mustern in der Schule gleichsam offiziell lernt, von den weit lebhaftern Eindrucken, die es beim freien Spiel mit elenden Bildern erhält, mehr als nur aufgewogen wird. Man sollte meinen, wer von incorrekten, der Natur Hohn sprechenden Abbildungen keinen Schaden bei der Erziehung absieht, durfe auch von guten eben nicht viel Förderniß erwarten. Wie unendlich Vieles aus dem großen und dem kleinen Leben, woran man dilettantisch Natur- und Menschenkenntniß sammeln kann, wird in neuerer Zeit, in mehr oder minder glücklicher Auffassung, in Ernst und Spaß dem großen Publikum vor die Augen gehängt, und man kann sagen, seit zwanzig und mehr Jahren genießen neben den Kindern auch die Erwachsenen im Verhältniß zu einer frühern Zeit eines äußerst ausgedehnten Anschauungsunterrichts. Es kommt mir aber vor, als ob das Anschauungsvermögen, als ob das Gefühl für die Formen der großen Natur und jener zweiten, die im Menschen und seinem Leben sich eben so mannigfaltig auswirkt, in der laufenden Generation um nichts entwickelter wäre, als in den ältern, welche in Ermanglung des orbis pictus der Lithographie vielleicht die Natur selbst mehr in's Auge faßten.

Es ist wahr, in gewissen Gebieten und Richtungen hat die zeichnende Kunst die größten Fortschritte gemacht. Ganz besonders aber hat die Lithographie die leichte, witzige, drastische Auffassung des Volks- und Gesellschaftslebens in allen seinen Phasen außerordentlich begünstigt. Unaufhörlich werfen Noth und Wetteifer zahllose Produkte der Art in den Handel, und man begreift nicht, durch welche Abzugskanäle die Fluth immer wieder zerrinnt; denn fast jeder zweite Monat sieht einen neuen Nachtrieb koketter Idyllen und Epopöen aus der feinen Welt, derber Volksscenen, in Scene gesetzter Sprüchwörter und Bonmots, komischer Gesellschaftstypen u. s. w. Kann man auch zweifeln, ob der große Haufen in dieser sich ewig erneuernden Galerie von Genrebildern in oben erwähnter Beziehung viel oder etwas lernt, so ist doch soviel gewiß, daß er dabei lebhaft genießt und sich ergözt. Mir aber, indem ich diesen muntern Carnevalszug der Kunst an mir vorubergehen lasse, verderbt ein unangenehmer Gedanke die Freude.

Vielen der ältern Leser ist ohne Zweifel ein deutsches Journal noch in gutem Gedächtniß, das in den Revolutionskriegen eine Reihe von Jahren herauskam, den Titel „London und Paris" führte und vielen Beifall fand. Es gab regelmäßig gute Nachbildungen der vornehmsten Karrikaturen, welche, Menschen und Maßregeln geißelnd und die Zeitereignisse lustig abumbrirend, in beiden Hauptstädten herauskamen. Die leichte, für das höhere große Publikum berechnete Zeichnerei beschränkte sich damals in beiden Ländern fast ganz auf politische Zerrbilder. Beim Durchkosten dieser belustigenden Sammlung fiel mir schon als Knaben auf, wie sehr die englischen und die französischen Schilderungen von einander abstachen, wie aus beiden ein so durchaus verschiedener Geist sprach, und noch immer denke ich mit Vergnügen daran, wie sehr durch diese Vergleichung die Engländer ihren damaligen Feinden gegenüber in meiner Achtung stiegen. Was die Idee betrifft, wie drastisch ist auf den englischen Blättern der kecke Griff in's Leben hinein, wie sicher ist fast immer das Mark der Erscheinung getroffen, wie köstlich der Humor derselben herausgekehrt! So denke ich z. B. an das „broad bottomed" Ministerium, das in der an einem Schnellgalgen aufgehängten, umfangreichen Hose des Premier, Lord Grenville, zu Tafel sizt, oder an Bonaparte, wie er, als Gulliver vor dem Hofe von Brobdingnac, vor Georg III. und seiner Familie auf dem Wasserspiegel eines Zubers im Segelbote manövrirt, wobei die jungen Prinzen mit geschwellten Backen Wind in das Segel blasen. Bei den Franzosen dagegen, wie matt meistens der Gedanke, oder wie schief, immer nur nach einer Seite hin witzig, spitzig, im Uebrigen so schaal und nichtswürdig, immer nur das Grinsen der Bosheit, nie das herzerschütternde, behagliche Lachen des Humors, kurz Alles so ganz der Spiegel des öden Gemuths und der frivolen, oberflächlichen Einbildungskraft jener Nation. — Und dann die Zeichnung, die Ausführung — der Engländer wirft seine Figuren so leicht, lose und phantastisch hin, aber gerade mit der groteskesten Verzerrung umreißt er fest und sicher ihren innersten Gehalt, und seine tollsten Ungestalten drängen sich der Einbildung als Naturwesen auf, wie Shakespeares Ungeheuer. Dem Franzosen ist die Poesie des Andeutens mit Strichen und Schnörkeln, des freien, in höherem Sinne die Natur einfangenden Verzeichnens noch ganz fremd; er möchte bei seinen Verzerrungen der Gestalten immer noch den Schein einer prosaischen Naturwahrheit retten, er parodirt damit nie, er verläumdet nur. Man sieht, die Hand des Franzosen konnte damals seinem Geiste noch nicht nachkommen, und der Gedanke, der oft in seiner Art gut und scharf genug ist, stirbt in der Ausführung. Auf den ausgelassensten Blättern sind die Maitressen des Prinzen von Wales immer noch runde, bedeutende, wenn auch mit der Hefe der Sinnlichkeit betriefte Gestalten; die halb nackten schönen

Bürgerinnen des Direktoriums sind ekelhafte Vogelscheuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, August.

(Fortsetzung.)

Eisenbahn. Eskeles. Ungarischer Reichstag.

Von den beiden Unfällen auf der Eisenbahn, wovon der erste durch die Trunkenheit eines sonst zuverläßigen Wagenführers, und der zweite minder bedeutende durch den vom Regenguß beschädigten Damm entstand, haben die politischen Blätter schon genug gesprochen. Nichts desto weniger sind die Fahrten eines der beliebtesten Vergnügen geworden. Da haben Sie wieder die liebenswürdige Seite des Wiener Leichtsinns! Anderswo würden zwei solche Zufälle hinreichen, das Glück eines Unternehmens zu untergraben, und in Wien ist man für sein theures Leben noch besorgter als anderswo, aber der schöne Leichtsinn vertreibt die furchtsame Philisterei — „'s is holt a Fraid, und do muaß ma scho a Bissel a Curasch hob'n!“ Einstweilen ist jedoch die „Fraid“ ein wenig gestört, denn die Brücke, die gerade den schönsten Punkt des Wegs bildet, ist unfahrbar, und der Dampfwagen muß durch gewöhnliches Fuhrwerk ersezt werden, was nicht nur einen bedeutenden Aufenthalt, sondern auch durch das Aus- und Einsteigen eine bedeutende Unbequemlichkeit herbeiführt. Welche Gesichter die Aktionäre dazu machen, können Sie sich denken. Es gibt Momente, wo man sich über das Unglück Anderer freut, und für diese Herren ist es eine wahre Seelenerquickung, daß es der Taunusbahn noch schlimmer ergeht, und als dieser Tage die Zeitungen meldeten, daß auch auf der Versailler Bahn einige Unfälle stattfanden, da hatten die Agenten nichts Eiligeres zu thun, als alle Leute auf diesen Zeitungsartikel aufmerksam zu machen. Einige hiesige Blätter excerpirten ihn absichtlich; und die Wiener haben nun den Trost, daß man auch auf andern Eisenbahnen Hände und Füße brechen kann, und man somit im lieben Vaterland diesen Genuß wenigstens viel näher hat.

Der Tod des berühmten Bankiers und Direktors der österreichischen Nationalbank, Freiherrn von Eskeles, ist aus den Zeitungen bekannt. Sie haben die Hochachtung, welche dieser treffliche Mann sowohl bei Hofe als im Publikum genoß, und das Bedauern, welches der Tod des 84jährigen Greises allgemein erregte, ausgesprochen, aber einen Umstand haben Alle verschwiegen, vielleicht aus unzeitigem Zartgefühl, während es gerade im Interesse der Moral wie der Toleranz wäre, ihn zu erwähnen. Bernhard Freiherr von Eskeles, der Chef eines der ersten und geehrtesten Handelshäuser Europas, der Hauptbegründer der österreichischen Nationalbank, deren Direktor er gewesen, der Mann, dessen Rechtlichkeit fast sprichwörtlich geworden ist, dessen Haus der Sammelplaz alles dessen war, was Wien an Fremden und Einheimischen, Vornehmen und Geringen, vom Fürsten bis zum armen Künstler, Ausgezeichnetes besaß, war ursprünglich ein armer jüdischer Waisenknabe. Noch jezt leben in Prag Personen, deren Eltern dem armen Knaben freien Tisch gegeben hatten. Als Jüngling zeichnete sich Eskeles durch außerordentlichen Scharfsinn und maßloses Gedächtniß im Fache seiner talmudischen Studien aus. Das Loos aller Juden theilend, widmete er sich endlich gleichfalls dem Handel, und erwarb sich durch strenge Rechtlichkeit, Ausdauer, scharfsinnige Spekulation, Fleiß und Bildung allmählig ein kleines Vermögen, welches bald zum großen und endlich zum ungeheuren wurde. Im Verein mit dem Freiherrn von Arnstein stiftete er 1787 das nun bereits seit einem halben Jahrhundert blühende Handlungshaus, welches für die inländische Industrie in den mannigfachen finanziellen Crisen, welche der österreichische Staat während dieses Zeitraums bestand, so befruchtend und wohlthätig wirkte, daß der Kaiser ihn in den Freiherrnstand erhob und ihm in neuester Zeit sogar die Erlaubniß zur Stiftung eines Majorats ertheilte, eine Concession, die in Oesterreich nur selten stattfindet. Wenn noch etwas für die ausgezeichneten Eigenschaften dieses Mannes sprechen soll, so ist die freundliche Aufmerksamkeit, welche Joseph II. bei verschiedenen Gelegenheiten für ihn zeigte, mehr als hinreichend. Im Jahre 1815 zur Zeit des großen Congresses fand man in den Salons des Freiherrn von Eskeles die Elite der diplomatischen Welt versammelt: Talleyrand, Wellington, Castlereagh, Hardenberg, Eugen Beauharnais ꝛc. Man kann die Schilderung dieses glänzenden und gastfreien Hauses fast in allen Schriften und Memoiren finden, welche die diplomatische Versammlung jener Epoche beschreiben. Freiherr von Eskeles, dessen Hauptcharakterzug seine Consequenz war, ist auch dem Glauben seiner Väter bis an seinen Tod treu geblieben. Das Wirken und Leben dieses Mannes dient somit nicht nur im Allgemeinen als ein erhebendes Beispiel, sondern auch im Besondern als ein Beleg zu der in neuerer Zeit so viel besprochenen Emanzipationsfrage.

Außer der neuen Quelle von Vergnügungen, welche den Wienern durch die Eröffnung der Brünner Eisenbahn sich darbietet, ist in diesem Jahre noch ein anderer Weg mit Lustfahrenden besäet: nach Preßburg. Durch die regelmäßig abfahrenden Dampfboote, so wie auch durch die Eisenbahn (bis Gänserndorf) kann man in drei bis vier Stunden in Preßburg seyn, und der Landtag ist somit fast innerhalb Wien versezt. Das große Publikum, selbst unter den gebildeten Ständen, hat zwar nicht den mindesten Sinn für Politik, und der ungarische Reichstag kümmert es eben so wenig, als vielleicht der eigene Reichstag es kümmern würde; aber die Uniformen, die reiche Nationaltracht, in welcher die Magnaten erscheinen — das muß man doch sehen; zudem die Elite der jungen Edelleute mit ihren hochaufgeschossenen Gestalten, glühenden Augen und allmächtigen Schnurrbärten — unsere Damen haben für männliche Würde sehr viel Sinn — und so werden denn die gutmüthigen Eheherrn und Väter so lange gehätschelt, bis sich der Zug in Bewegung sezt nach der Stadt der stürmischen Verhandlungen und gewichsten Schnurrbärte. Dazu kommt noch die große Masse der Ungarn, die in Wien wohnen und die für ihre Landesangelegenheiten außerordentlich erregbar sind, und jeden Augenblick, den ihre Geschäfte frei lassen, benützen, um die Verhandlungen in der Nähe zu betrachten. Sie können sich somit leicht denken, welche starke Frequenz die Straße nach Preßburg in diesem Jahre hat. Den ungarischen Reichstag selbst betreffend, dürften Ihre Leser ziemlich unbekannt mit dessen Organisation, Privilegien und Gebräuchen seyn, und da ich mich nicht erinnere, in irgend einer Zeitung eine Schilderung dieser Eigenthümlichkeiten gelesen zu haben, so will ich es versuchen, sie in wenigen Strichen zu skizziren.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 206.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 28. August 1839.

> Der deutsche Geist ist kaum auf der Oberfläche sichtbar; er muß tief eindringen, um zu begreifen, er hascht nichts im Fluge.
>
> Frau v. Staël.

Historische Phantasien.

(Fortsetzung.)

Allerdings wurde damals dieser Kunstzweig in England vom vortrefflichen, seitdem wohl nicht übertroffenen Gilray beherrscht; man kann aber zuversichtlich behaupten, daß die unbedeutendsten englischen Blätter ungleich besser waren als die besten französischen. Von den damaligen Versuchen der Deutschen im freien Auffassen und Hinstellen der Menschennatur, außer und nach Chodowiecki, kann fast gar nicht die Rede seyn. Die Franzosen aber haben seitdem viel, ausnehmend viel gelernt, ihre Hand ist ihrem eigenthümlichen Geiste gehorsam geworden, sie haben die Poesie des Zeichenstifts gefunden und sind, ohne von ihrer alten Natur das Geringste aufgegeben zu haben, die glücklichen Nebenbuhler der Engländer in der Kunst, das Leben frisch und sicher von seinen verschiedensten Seiten zu fassen und den wundervollen Kalkstein bald zum angenehm schmeichelnden, bald zum lustig verzerrenden Spiegel menschlichen Thuns und Treibens zu machen. Wir Deutschen rücken in dieser Beziehung nur sehr langsam nach.

Wer weiß und erkennt es nicht, daß der Deutsche vortrefflich arbeitet, wenn er etwa Gemälde seiner oder fremder Meister auf den Stein überträgt? Es fehlt uns auch nicht an flüchtigen Blättern, worauf Zustände unseres eigenen Lebens ganz genial und lebendig wiedergegeben sind. Aber das Gute und Originelle in diesem Fache ist wirklich noch sehr selten. Noch ist der Deutsche auf diesem Gebiet ein scheuer, ängstlicher Zeichner, und es sieht sehr oft aus, als wären seine Entwürfe noch für das Kupfer berechnet, und nicht für den, doch von ihm entdeckten Stein. — Man könnte sagen: es ist uns einmal verwehrt, unser geselliges und öffentliches Leben mit der Freiheit und Rücksichtslosigkeit des Engländers und Franzosen in seinen Höhen und in seinen Tiefen, überall, wo es unsere Laune herausfordert, zu ergreifen, und so lassen wir es lieber ganz bleiben. Dies ließe sich vielleicht hören, wenn nicht sehr zahlreiche Versuche weniger, bis jetzt, vom Vermögen, aber desto mehr von der Lust zeugten. Und wenn wir gewisse Dinge liegen lassen müssen, könnten wir nicht wenigstens einen Schneidergesellen, wie er leibt und lebt, auf den Stein werfen? — Ich erzähle, wie mir gerade diese Figur hier in den Wurf kommt.

Als vor der Bilderbude die obigen Gedanken mir durch den Kopf liefen, bemerkte ich eine kleine Suite französischer oder vielmehr Pariser Charaktere, und darunter ein Blatt, das den deutschen Schneider vorstellt, wie er in der Hauptstadt der Moden servirt und unter Lust und Schmerz der Stunde entgegenarbeitet, wo er

zu Hause einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum seine Rückkehr aus Paris und die Eröffnung des eigenen Geschäfts annonciren wird. Sehr gut ist hier innerhalb des allgemeinen Schneidertypus der Charakter der germanischen Species wiedergegeben, und ich erinnere mich nicht, von einem deutschen humoristischen Zeichner des entsprechenden Rangs eine so lebendige Volksfigur gesehen zu haben. Desto dummer ist freilich die Unterschrift des Blatts, wobei der windige Franzose en passant auch unsere schwere Sprache treffend zu charakterisiren und zu persifliren glaubte. Ich habe sie als charakteristisch abgeschrieben; sie lautet buchstäblich so: „Le garçon tailleur pur sang est ordinairement allemand, et il a presque toujours un nom très euphonique, tel que **Wahaterkermann** ou **Pikprunmann**.“

Der größte Theil der hier vor mir hängenden lithographirten Waare, welche einige Kunstansprüche macht, ist französischen Ursprungs. Wie gerne machte ich mich lustig über die Fehler und Schwächen dieser Bilder, über ihre Koketterie und Absichtlichkeit, über den Mangel an dem, was, für uns wenigstens, die wahre Seele eines Bildes ist; aber die Betrachtung der deutschen Produkte gleicher Kategorie nimmt mir den Muth dazu, und streife ich vollends herab in das Gebiet, wo der deutsche Zeichner den Populären spielt, wo er zu den Sinnen und dem Gemüth des Volkes spricht, wo er hier das Gebet des Herrn adrumbirt, dort den Lokalspaß mit der Kreide ausbeutet oder die Notabilitäten des Landes im Bildniß mißhandelt, so fühle ich, daß es, um bei Laune zu bleiben, Zeit ist, der Boutike den Rücken zu kehren.

(Fortsetzung folgt.)

Leben in Athen.

(Schluß.)

Ich erwachte wieder. Frau Maria stand am Fuße meines Lagers und that einen lauten Freudenschrei, als ich die Augen aufschlug. „Panagia! er lebt!“ rief die Nichte, die mir eben das Kopfkissen zurecht legte, mit einem froh verwunderten Blick auf Maria, und lächelte mich an, so freundlich, so liebeselig; mir ist vor und nachher nie so zugelächelt worden. Die Muhme ging weg, um einen Trank zu holen, und da küßte ich die Hand Irenens, mit der sie mir langsam über das Gesicht fuhr, um die blutgetränkten Locken wegzustreichen. „Armer, armer Effendi,“ sagte sie, ihre Hand wegziehend, „so weit von deinem Monachon! Wo ist nun deine Mutter, deine Schwester, dich zu pflegen? wer wird deine Wunden verbinden?“ — „Ist dafür nicht schon gesorgt?“ erwiderte ich; „ist nicht Frau Maria meine Mutter? und du bist meine Schwester, und meine Wunden, die wirst du verbinden.“ — „Aber wir sind dir fremd, wir sprechen deine Sprache nicht,“ sagte sie dagegen. — „O liebe Nichte,“ antwortete ich, „du bist mir nicht fremd; denn deine schwarzen Augen kenne ich seit lange schon, und ich spreche ja deine Sprache! Kann ich dir nicht sagen: σὲ ἀγαπῶ, (ich liebe dich?)“ Darüber wurde sie roth, und um nichts merken zu lassen, strich sie mit ihrer weichen Hand wieder über meine Stirne und legte sie sanft auf meine Augen. Mich durchrieselte ein paradiesischer Schauer; dann aber stemmte sie ihren Arm auf das Kopfkissen, legte ihr Köpfchen in die Hand, neigte sich über mich her und sagte mit einem Blicke, in dem Alles zu liegen schien, was ein Mädchen in einen Blick legen kann: „Effendi! als sie dich hertrugen, glaubte ich, du seyest todt.“ — „Und was wäre es dann gewesen?“ fragte ich prahlerisch. — „Ach, du scherzest!“ entgegnete sie verweisend; „ist's nicht schöner, daß du lebst und nun hier bist bei guten Leuten, die dich lieben?“ Sie hielt inne und fuhr, überrascht über ihre eigenen Worte, vom Stuhle. Ich konnte nichts mehr erwidern, denn zu gleicher Zeit trat Kyria Maria herein und bat, mich wieder einem Schlummer zu überlassen. Sie richteten mir noch das Bett zurecht und stellten mir frisches Wasser vor das Lager; das Alles hätte auch Jorgi thun können, allein sie ließen ihn nicht gewähren.

Endlich entschlief ich, und nun kam mir allerlei im Traume vor. Ich saß wieder auf dem Rappen und tummelte ihn wieder über die Wiesen. Da sah ich auf einmal auch die Nichte, wie sie dem Pferde in die Zügel fiel und mich mit ängstlicher Gebärde bat, abzusteigen. Dann erblickte ich mich wieder, wie ich todtenbleich, mit schreckenstarrem, gläsernem Blicke auf dem Gaule saß, der in schauerlicher Wuth dahinstürmte. Endlich stieß er wieder an den Felsblock in der Psiri, ich flog hinaus und lag wieder zerknickt und blutend an dem Marmor. Da kniete die Nichte vor mir und goß mit himmlischem Lächeln Balsam in meine Wunden. Dann lief wieder Alles in einander; die Bilder kamen wieder, noch wilder, auch lieblicher, bis es endlich ein stätiger Traum wurde. — Mir träumte, ich liege schwer krank auf meinem Lager und habe einen Kranz von Dornen auf dem Haupte, und eine wunderschöne, halbverschwimmende weibliche Gestalt drückte ihn mit dem weißen nackten Arme immer tiefer, immer tiefer, so daß mir das Blut in Strömen über die Stirne und die Augenlieder lief. Ich wischte die Augen und wischte und hatte Noth, die Gestalt zu sehen, ja zuletzt sah ich nur noch wie durch einen dünnen Flor die schönen, freundlichen schwarzen Augen und hörte die Stimme: „Nicht wahr, es schmerzt nicht? ich will dir den Kranz noch fester aufdrücken, und es soll dir nicht wehe thun.“ Ich erwachte und da stand Irene am Bette, die mir eben eine in Essig

getränkte Binde um den Kopf gelegt hatte und sagte: „Nicht wahr, es schmerzt nicht?“ So wurde ich liebevoll gepflegt, genaß bald und rüstete mich zur Abreise.

Eine helle, warme Januarsonne schien freundlich in meine Stube, die ich über vier Monate im besten Einverständnisse mit meinem Hausherrn bewohnt hatte. Jorgi war, nachdem alles Andere abgethan, noch beschäftigt, einen Haufen Kleider einzupacken, während ich ein halbhundert Bücher, die ich zurückzulassen gedachte, in Reih und Glied in eine Kiste stellte. Wir kamen mit unserer Arbeit fast zu gleicher Zeit zu Ende. Ich hatte die Kiste zugenagelt und richtete mich auf, Jorgi schnallte noch lautlos an dem Koffer, endlich klappte der lezte Stachel ein, er erhob sich, schüttelte die langen Haare aus dem schönen Gesichte, blickte mich bedenklich an und sagte: „Wir sind fertig!“ — „Nun fehlen nur noch die Pferde,“ erwiderte ich, und Jorgi eilte hinaus und in großen Sprüngen die Treppe hinab. Auf einer Seite knarrte das Hausthor, auf der andern aber hörte ich leise, verstohlene Schritte die Treppe heraufkommen. Ich lief auf die Thüre zu, sie ging auf und herein trat Irene, die liebe Nichte meiner Hausfrau Maria. Sie hatte ihr Feiertagsgewand angethan, denn es war ein Namenstag in der Verwandtschaft, und strahlte in Purpur, Gold und Seide, und ich stand da ohne Rock und Weste, denn beim Packen war's mir warm geworden, mit einem Malteser Strohhut auf dem Kopfe, und sah etwa drein wie ein englischer Bootsknecht in seinem Sommerstaate. Sie trat heran und reichte mir die Hand. Ihre Augen glänzten — meine haben's wohl auch gethan — mich überlief der Gedanke: es ist das lezte Mal, daß du sie siehst; sie mag auch so etwas gedacht haben. „Du kommst zum Abschied, Irene,“ sagte ich. Sie ließ mich kaum aussprechen, flog an meinen Hals und — es muß ausgesehen haben, wie wenn eine Königin einen Matrosen küßt.

Nun hing sie, eine süße Last, an meinem Halse, so daß ihre gefalteten warmen Hände auf meinem Nacken auflagen, und sprach, so an mir hängend und den ganzen heißen Gluthstrom aus ihren Augen in die meinigen schießend: „Mußt du denn gehen? bleib' bei mir, mein Leben!“ — Das hatte sie nicht vergeblich gesagt. Mir war's, als wenn lieblich rauschende Flügelschläge an meinem Herzen fächelten und die Gluth, die ruhig fortgeglimmt hatte, anblasen und einen ungeheuern Brand anstiften wollten, ja ich spürte, wie das ganze Fächerwerk meines Herzens in voller Lohe aufprasselte. — So stand ich brennend da, zu reden wußte ich nichts; dafür beugte ich mich auf die liebe Dirne nieder, und als das Mädchen dies bemerkte, erhob sie sich, schlang ihre Arme fester um meinen Hals, drückte ihren Mund wieder auf den meinen, ihre Brust an meine, so innig, so heiß, so glühend, so sinnverwirrend.

Da kam Kyria Maria herein, um Abschied zu nehmen. Wir hatten kaum Besinnung genug, um uns zu schämen. Die Muhme blickte uns erstaunt, aber freundlich an; sie schien uns verzeihen zu wollen, weil wir's doch nie wieder thun würden. Ich verstand nicht die Hälfte von dem, was sie sprach, und sah nur auf das Mädchen, das mit einem Tuche vor dem Gesicht abgekehrt am Fenster stand. Da kam auch Jorgi hereingesprungen, mit der Nachricht, daß die Pferde unten warteten. Dies erweckte mich. Ich nahm Stock und Mantel, sagte meinen vier Wänden Valet und ging lautlos die Treppe hinunter. Muhme und Nichte folgten und waren eben so schweigsam.

Ich saß hoch zu Rosse, da trat zuerst Kyria Maria hinzu, reichte mir die Hand, wünschte mir mit einem Händedrucke πολλὰ ἔτη — viele Jahre — gab mir einen Gruß an Vater und Mutter in Germanien mit, und bot mir glückliche Reise. Dann kam etwas gefaßter auch Irene heran, reichte mir ihr Händchen und flüsterte mit nassen Augen: Ζωή μου, νὰ με ἀγαπᾷς, und ging zögernd in die Hütte zurück, und ich ritt davon.

Das Daguerrotype.

Auszug aus Aragos Bekanntmachung.

In der Sizung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 19. August wurde Daguerres Geheimniß in längerem Vortrag von Arago enthüllt. Die Berichte, welche die Pariser Blätter vom 20sten davon geben, sind sehr mangelhaft, und zum Theil unklar; das Hauptsächlichste stimmt aber zusammen, und wir beeilen uns, es den Lesern mitzutheilen, mit dem Vorbehalt, auf die Sache zurückzukommen, so bald genauere Beschreibungen bekannt werden. Daguerre selbst wird in wenigen Tagen eine ausführliche Darstellung seiner Methode veröffentlichen.

Daguerres Verfahren zu Fixirung der Bilder der Camera obscura besteht aus verschiedenen Handgriffen und erfordert mehrere Vorrichtungen.

Man nimmt eine mit Silber plattirte Kupferplatte und wascht sie sorgfältig mit verdünnter Salpetersäure ab; darauf sezt man die Platte Joddämpfen aus, welche aus einem eigenen Apparat entwickelt werden. Diese Dämpfe bilden auf der Platte einen äußerst dünnen Ueberzug; seine Dicke wird auf einen Milliontheil eines Millimeters (ein Millimeter ist nicht ganz ½ Par. Linie) geschäzt. Und dieses Häutchen nun ist es, was eine so ausnehmende Empfindlichkeit für das Licht besizt. Bei diesem ersten Theil des Verfahrens kommt es darauf an, daß die Joddämpfe überall auf der Platte eine gleich dicke Schichte bilden, und dies wird durch eine einfache Vorrichtung bewirkt. Man muß sich dabei sehr hüten, am Apparat zu rütteln, denn dadurch würde Alles verdorben. Je länger man die Platte dem Jod aussezt, desto mehr beschlägt sie sich; um nun genau zu wissen, wenn es genug ist, betrachtet man sie bei einem Licht, denn man operirt natürlich im Finstern. Fängt die Platte an gelb zu werden, so ist dies ein sicheres Zeichen, daß der

Beschlag die erforderliche Beschaffenheit hat. — Man nimmt nun die Platte aus dem Apparat heraus, wobei man sie vor Allem sorgfältig vor dem Licht verwahrt, von dem sie schon im Zehntheil einer Sekunde angegriffen würde. Daguerre hat zu diesem Zweck eine kleine Vorrichtung erfunden, bestehend aus zwei hölzernen Thürchen, welche über der Platte hermetisch schließen. Unter dieser Bedeckung wird die Platte in die Camera obscura gebracht und in den Brennpunkt der Linse gestellt. Mittelst eines sinnreichen Mechanismus öffnen sich jene Thürchen erst, wenn die Platte in der Camera obscura befestigt ist. Das Licht und der von demselben beleuchtete Gegenstand fallen nun auf die durch die Joddämpfe erzeugte Schichte, und nach mindestens drei und höchstens zehn bis zwölf Minuten, je nach der Stärke des Sonnenlichts, ist diese zweite Operation vorbei. Man nimmt jezt die Platte wieder weg, nachdem man die das Licht ausschließenden Thürchen wieder zugemacht. Das Licht hat nun bereits seine Wirkung hervorgebracht, es hat das Bild gestochen, aber noch sähe man nichts davon, wenn man jezt die Platte betrachtete; der Eindruck ist gemacht, hat aber für das Auge noch keine Spur hinterlassen. — Nun beginnt der dritte Theil der Operation, der gleich dem ersten im Dunkeln vor sich gehen muß: es handelt sich jezt davon, das in der Camera obscura der Platte eingeprägte, noch unsichtbare Bild hervortreten zu lassen. Man bringt zu diesem Zweck die immer noch mit den Brettchen bedeckte Metallplatte auf einen andern Apparat, woselbst sie der Einwirkung von Quecksilberdämpfen ausgesezt wird; dabei muß aber die Platte unter einem Winkel von etwa 45 Grad geneigt werden; bei horizontaler Haltung kommt das Bild nicht recht heraus. Beim Licht einer Kerze kann man während dieser Operation das Quecksilber arbeiten sehen wie einen gewandten Zeichner. Die Theile, wohin das Licht stark gefallen ist, greift das Quecksilber stark an, schwächer diejenigen, die es nur gestreift hat, und die Stellen, wo es gar nicht hingekommen, bleiben unberührt. So kommt denn das Bild heraus, und es bilden sich Schatten, Halbschatten und Lichter. — Zu diesem dritten Abschnitt der Procedur braucht es nur eine Wärme von 60 Graden, und die Temperatur des Quecksilbers wird durch eine außen am Apparat angebrachte und durch eine kleine Lampe beleuchtete Scale angegeben. Sobald diese weniger als 60 Grad anzeigt, nimmt man die Platte heraus, um sie der lezten Operation zu unterwerfen, derjenigen, welche zum Zweck hat, der fernern Einwirkung des Lichts ein Ende zu machen, das Bild definitiv zu fixiren. Es ist die allereinfachste: man taucht nun die Platte rasch in eine Auflösung von Natron-Schwefelleber (hypo-sulfite de soude) und schwemmt sie sodann mit destillirtem Wasser ab. Damit ist Alles geschehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, August.

(Fortsetzung.)

Der ungarische Reichstag.

Der ungarische Land- oder Reichstag ist eine Versammlung der Stände, um diejenigen Reichsgeschäfte zu besorgen, in welchen der König an die Einwilligung des Landes gebunden ist. Gewöhnlich findet dieser Reichstag alle drei Jahre, bei außerordentlichen Gelegenheiten wohl noch früher statt; der Krönungsreichstag darf jedoch nicht länger als sechs Monate vom Tode des lezten Königs an, und die Wahl eines Palatinus, welche ebenfalls auf dem Reichstage stattfinden muß, nicht länger als ein Jahr verschoben werden. Der Palatin, den man in Deutschland gewöhnlich als den Statthalter des Königs zu betrachten pflegt, und der es dem Namen nach auch wirklich ist, hat faktisch jedoch weit ausgedehntere Rechte, als mit einer gewöhnlichen Statthalterschaft verbunden zu seyn pflegt. Der Palatin, dessen Stelle auf Lebensdauer verliehen wird, vereinigt die höchsten politischen, richterlichen und militärischen Aemter in seiner Person; er ist Vormund des minderjährigen Königs, und bis zu seiner Großjährigkeit Verwalter des Reichs; er ist Präsident des ganzen Reichstags, Oberaufseher des Reichsarchivs, und kann die an die Krone verfallenen Fiscalgüter bis auf 32 Bauernhöfe nach seiner Willkür an Edelleute vergeben. — Das Recht, den Reichstag zusammenzurufen, hat in der Regel der König; in dem Einladungsschreiben werden der Ort der Versammlung, der Tag des Erscheinens und meist auch die Gegenstände der Berathung vorläufig angegeben. — Während der zur Erscheinung bestimmten Zeit werden in den verschiedenen Comitaten Kreistage der Stände gehalten, auf welchen die öffentlichen, auf dem Reichstage vorzutragenden Forderungen und Beschwerden aufgesezt, die Abgeordneten von Seiten des Adels gewählt und ihnen ihre Vollmachten und besondern Instruktionen ausgestellt werden. Die Abgeordneten erhalten Taggebühren und freies Quartier. Lezteres gibt die Stadt, wo der Reichstag abgehalten wird, unentgeldlich her. Die Eröffnung des Landtags geschieht mit großer Pracht und wird durch große Gastmähler, feierliche Aufzüge rc. verherrlicht. Man versammelt sich an zwei Tafeln in zwei verschiedenen Kammern. Die erste, die Magnatentafel, hat zum Präsidenten den Palatin oder den nächsten auf ihn folgenden Reichsbaron. Rechts sizt der Primas mit den Erzbischöfen, Aebten und Pröbsten; links die Reichsbarone, Kronbewahrer und Obergespanne der Comitate. Den Saal füllen die übrigen Magnaten (Fürsten, Grafen und Freiherrn), sowie die ganze adelige Jugend. Die zweite Tafel hat zum Präsidenten den königlichen Personal (oberster Landesrichter), der vom Ritterstande seyn muß. Hier sitzen die Deputirten der Domkapitel, dann diejenigen Aebte und Pröbste, die kein Kapitel haben, die Comitats- und Städtedeputirten, und endlich die Abgeordneten jener Magnaten, die auf dem Landtage nicht erscheinen können, worunter somit auch die Ablegaten der Magnatenwittwen sich befinden. Ihre Meinungen und Beschlüsse theilt zwar eine Kammer der andern durch Deputirte mit; doch pflegen in streitigen Fällen beide in Einem Saale zusammen zu kommen. Die Mehrheit der Stimmen entscheidet, und die Beschlüsse werden sodann dem Könige zur Bestätigung vorgelegt. Die Verhandlungen geschehen bei der ersten Tafel in lateinischer, bei der zweiten in ungarischer Sprache. Der Regel nach soll der Reichstag nicht länger als zwei Monate dauern, doch erstreckt er sich gewöhnlich viel länger, was für das Land nicht ohne Nachtheil ist, da sämmtliche Gerichte, mit Ausnahme der städtischen, während der ganzen Dauer des Reichstages und schon 30 Tage früher aufhören, und in dieser ganzen Zeit kein Prozeß entschieden wird. Die königlichen freien Städte machen die Ausnahme, daß sie das Recht haben, bürgerliche Repräsentanten zu senden, obgleich dieses de facto nicht immer geschieht; sonst besteht der Landtag durchaus aus Adeligen. Die Städte haben alle zusammen nur Eine Stimme, und der Reichstag ist somit faktisch nur als Institut für die Rechte des Adels zu betrachten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 207.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 29. August 1839.

> Es ist ein großer, unermeßlicher
> Verstand in der Natur; selbstständige
> Gedanken steh'n vor mir, und doch verknüpft
> Das Kleinste mit dem Größesten, gedrängt
> Und abgetrennt; wir buchstabiren sie,
> Doch wer vernimmt den Sinn des Ganzen?
>
> Herder.

Ueber die physische Beschaffenheit des Planeten Mars,

mit Rücksicht auf die eben bekannt werdenden neuen Beobachtungen dieses Weltkörpers durch den Berliner Astronomen Mädler.

Von Dr. Nürnberger.

Ich bitte die Leser, sich zum genauesten Verständniß der folgenden, für die planetarische Topographie sehr wichtigen Mittheilungen zuvörderst zwei concentrische Kreise zu denken, in deren gemeinschaftlichem Mittelpunkte die Sonne ruht und deren innern die Erde auf ihrer Jahresbahn beschreibt, während der äußere, umringende von dem hier zu betrachtenden Nachbarplaneten Mars durchlaufen wird. Diese Vorstellung von der Anordnung der Bahnen zeigt sogleich, daß die drei Weltkörper: Sonne, Erde, Mars zuweilen in eine solche gegenseitige Stellung (Opposition) kommen müssen, wo sich die Erde eben in der Mitte zwischen Sonne und Mars, und also lezterem Planeten näher als in jedweder andern Lage befindet. Seine Entfernung von uns kann dann, im günstigsten Falle, bis auf unter acht Millionen Meilen abnehmen, wodurch natürlich seine Beobachtung sehr begünstigt wird. Durchschnittlich ereignen sich dergleichen, die Beobachtung begünstigenden Oppositionen des Mars, wenn auch nicht immer in gleich großer Nähe, etwa alle 26 Monate; die lezte hat am 11ten März d. J. Statt gefunden, und diese Opposition des Mars nun eben ist es, welche der fleißige Berliner Astronom Mädler zu seinen neuesten Beobachtungen benuzt hat.

Mars ist, dem Angeführten gemäß, derjenige Planet unseres Sonnensystems, welcher seine Bahn zunächst außerhalb der Erdbahn hat, so daß er uns von den sogenannten obern Planeten (d. h. denjenigen, deren Bahnen die Erdbahn umringen) der nächste ist. Seine mittlere Entfernung von der Sonne beträgt über dreißig Millionen Meilen, also etwa zehn Millionen Meilen mehr als die mittlere Entfernung unserer Erde von der Sonne; sein Sonnenjahr dauert 687 unserer oder $668\frac{2}{3}$ Marstage (von denen wir gleich sehen werden, daß sie etwas länger als der irdische Sonnentag sind), also fast noch einmal so lang als unser Jahr, und in demselben Verhältnisse ist also natürlich auch jede seiner Jahreszeiten, namentlich sein Winter, länger, dessen Strenge überdies durch die angeführte weitere Entfernung von der Sonne befördert zu werden scheint. Dazu tritt der Umstand, daß die Schiefe der Ekliptik auf diesem Weltkörper 29 Grade, also fast sechs Grade mehr als auf der Erde beträgt; jede seiner beiden kalten Zonen erstreckt sich daher auch bis zum 29sten Grade vom Nord- oder Südpole (auf der Erde nur etwa bis zum 23sten); seine heiße Zone ist 58 Grade breit (auf

der Erde nur etwa 46) und die gemäßigten Zonen finden sich demnach bedeutend schmäler als auf der Erde, so daß der Gegensatz der Jahreszeiten schon deßwegen energischer als bei uns ausfallen muß. Dagegen ist der Marstag wenig vom Erdentag unterschieden: er beträgt 24 Stunden 39′ 22″.

Zur Erklärung eines andern merkwürdigen Witterungsverhältnisses des Mars müssen wir die Leser daran erinnern, daß der Frühling und Sommer der nördlichen Halbkugel der Erde bekanntlich acht Tage länger als der Herbst und Winter dauert; daß auf der südlichen Halbkugel gerade das Gegentheil eintritt, und daß also das Verweilen der Sonne über dem Horizonte für unsern Nordpol auch um eben so viel länger als für den Südpol ausfällt. Dies rührt daher, weil sich die Erde zu der Zeit, da der Nordpol Winter hat, eben in der Sonnennähe befindet, wo sie sich schneller bewegt, wogegen der Winter des Südpols in die Sonnenferne, bei langsamerer Bewegung der Erde, fällt. Der Winter der südlichen Halbkugel der Erde ist also aus dem doppelten Grunde seiner längeren Dauer und der größeren Entfernung der Sonne im Laufe desselben durchschnittlich strenger als der Winter der Nordhälfte, und in der That findet sich unser Südpol stets unzugänglicher durch Eisfelder und Schneemassen als der Nordpol.

Ganz Aehnliches hat nun für den Mars Statt: der Winter seines Südpols fällt aus demselben, dort auch eintretenden, doppelten Grunde ungleich strenger als der des Nordpols aus. Der Frühling der Nordhalbkugel des Mars dauert nämlich 191⅓ Marstage, der Sommer 181, der Herbst 149⅓, der Winter 147; und da dem Sommer der Nordhalbkugel der Winter der Südhalbkugel entspricht, so währt letzterer demnach 180 Marstage und ist folglich 33 solcher Tage länger als der Winter (von 147 solchen Tagen) der nördlichen Hemisphäre. Man übersieht also, mit Berücksichtigung des angeführten doppelten Grundes, im Allgemeinen, daß die Marssüdhalbkugel einen kürzeren, aber heißeren Sommer und einen längeren, strengeren Winter, die Nordhalbkugel hingegen einen längeren, gemäßigten Sommer und einen kürzeren, minder strengen Winter haben muß. — Gibt es nun auf dem Mars Witterungserscheinungen von gleicher oder ähnlicher Beschaffenheit wie auf der Erde, z. B. Eis, Schnee, so muß sich dieses „Mars-Eis," dieser „Mars-Schnee" auch dort jenes längeren und strengeren Winters der Marssüdhalbkugel wegen um den dortigen Südpol mehr anhäufen, in seiner ganzen Ausdehnung aber im Sommer auch mehr zurückgeben als um den Marsnordpol. Sehen wir nun, ob und wie diese Voraussetzungen durch die Beobachtung bestätigt werden.

Schon die älteren Beobachter des Mars, Cassini, Maraldi, Herschel, Schröter, und nach ihnen Flaugergues, Gruithuisen u. s. w. bemerkten, daß die Gegenden um beide Pole des Mars sich vor den übrigen Theilen des Planeten durch ein viel glänzenderes Licht auszeichnen. Diese Erscheinung ist so beständig, daß man sie unmöglich als bloß atmosphärisch annehmen kann, sondern gleich die Ueberzeugung erlangt, an diesen Stellen den festen Körper der Marskugel vor sich zu haben. Diese glänzende Zone ist im Allgemeinen um jeden Pol dann am größten, wenn derselbe gerade seinen Winter hat, oder doch eben erst gehabt hat, nimmt, mit Annäherung der Sonne, bis auf eine gewisse Grenze, innerhalb welcher das glänzende Ansehen (gleichwie beim ewigen Polareise der Erde) stets unverändert bleibt, allmählig ab und wächst dann wieder in dem Maße, als die Sonne scheidet.

Ueberlegt man nun, daß unsere Polargegenden einem Auge im Mars ganz ähnliche Erscheinungen darbieten müssen, indem ihre Eis- und Schneefelder, sobald die Sonnenstrahlen darauf zu fallen anfangen, einen gleichen Glanz verbreiten; daß dieser Glanz; beim Schmelzen des Eises in den, dem Aequator näheren Gegenden, sich während des Sommers nach den Polen zurückzieht, im Winter aber wieder weiter nach dem Aequator zu ausbreitet, so kann man sich dem Gedanken einer Aehnlichkeit oder Gleichheit der Ursache so ganz gleich erscheinender Wirkungen unmöglich widersetzen. Noch mehr: schon diese früheren Beobachtungen zeigten, daß die weißen Polarzonen nicht durchaus kreisförmig begrenzt sind, sondern sich nach einigen Richtungen mehr, nach andern weniger ausdehnen; es muß also auf dem Mars, gleichwie auf der Erde, Gegenden geben, welche, bei gleicher Breite, eine kältere Natur haben. Bei uns gilt Letzteres von den Meeren, auf denen das Eis später als auf der Erde schmilzt; man hat also dringende Gründe, auf dem Mars auch Meere wie bei uns anzunehmen, eine Bemerkung, auf welche ich unten zurückkommen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Historische Phantasien.

(Fortsetzung.)

Nach wenigen Schritten bleibe ich vor einer Bude mit Spielwaaren stehen, mit Kinderspielwaaren. — Gewiß ein ärmlicher Plunder gegen so manche Ausstellung auf stolzeren Plätzen; und doch wie glänzend, wie überschwenglich reich und kunstvoll gegen den Kram, vor welchem dreißig Jahre rückwärts das Kind im Vorgenuß der Weihnachtsfreuden mit klopfendem Herzen stand! —

Nicht nur den Großen, auch den Kleinen hat die Zeit das Spielzeug vermannigfaltigt, die alten einfachen Typen in Gattungen und Arten zerschlagen, die Wünsche und Begierden unendlich gesteigert, und mit all dieser Entwicklung in die Breite das uralte Naturmaß von Freude und Genuß nicht um das Geringste erweitert und den Sättigungspunkt nicht um eine Linie hinausgeschoben. Wie in so vielen Zweigen der Industrie, so hat auch hier die Kunst das Handwerk ergriffen und es auf die Bahn des hastigen Fortschritts und der rastlosen Raffinerie geworfen. Und siehe da! wie aus der ernsten, steifen Kunst der Egypter die heitere, blühende Plastik der Griechen, so quoll aus der alten, steifen Nürnbergerei eine ganze reiche Duodezskulptur in Holz und Pappe, die selbstständig dem polychromen Style huldigt, ohne nach dem etwaigen Vorgang der Hellenen zu fragen.

Eine ganze Menagerie, ungefähr in den Umrissen und im Colorit des Lebens; alle Stände und Gewerbe, in welche der vielfarbige Kulturmensch zerfällt, alle Lebensstufen, Gebrechen und stehenden Charaktere, mit ihren Attributen, mit der zugehörigen Haltung und Geberdung; alle Geräthe und Werkzeuge, in niedlichster Nachahmung, wie mit dem Storchschnabel verjüngt; Fuhrwerke von allen Graden der Feinheit, und das große Spielzeug der Zeit, das Dampfschiff und der Dampfwagen mit bleiernen Rauchwimpeln, und statt durch Dampf, in kindischem Vorbild, wie es vielleicht einst werden wird, vom Magnet gezogen. — Wo ist der alte respektable Repräsentant aller europäischen Kriegsheere, der hölzerne Husar auf dem bäumenden Schecken, grimmig in seiner bunten Tracht, die Bettfeder vor der hohen Mütze und das Pelzflecken als Dolman auf den Rücken geklebt? Statt seiner bläht sich ein ganzes Offizierscorps aller Grade, Waffengattungen und Dienste, steife, geschnürte Puppen mit hochgepolsterter Brust, mit Bärten so schwarz und Wangen so roth, verzweifelte Parodien ihrer Vorbilder, die aber, was die Strenge des Kostüms anbelangt, auf dem Tische eines Kriegsministers im Frieden als Modelle der Ordonnanz stehen könnten. — Aus dem primitiven Karren mit plumpem conventionellem Rosse ging der völlig ausgerüstete Lastwagen hervor, Kalesche und Berline sammt Kutscher und Herrschaften, und ein ganzer Marstall. Das unartikulirte Krächzen und Schreien der Trompete und Pfeife, und den albernen Ruf des Kukuks hat in hundert zierlicheren Instrumenten die Mund- und Windharmonica verdrängt, deren klagende Töne im gegebenen Augenblick eine civilisirte Musik vorstellen. Dem alten magern Hanswurst, der, wenn man ihn am Kopf packte und den Faden zwischen den Beinen anzog, in die ergötzlichsten Convulsionen ausbrach, ist ein ganzes Geschlecht sinnreicher Automaten entsprungen, welche die verschiedensten Kunststücke ausführen und sich vor jenem Altvater am wesentlichsten dadurch unterscheiden, daß sie schneller lahm werden und dem nimmer satten Kinde früher den Dienst aufsagen. — Das zierlichste diminutive Geräthe, Schränke und Consolen, Betten und Divans, Spiegel und Gardinen, eine ganze Aussteuer, um denselben Raum zu meubliren, den einst ein roher Tisch und ein Stuhl und ein Schemel völlig ausfüllten, das Herz eines kleinen Mädchens. — Dich vollends suche ich natürlich vergebens, hölzernes, rundes echtes Urbild der Bürgerweiber zu Nürnberg, pausbackige Puppe mit dem aufgeleimten Näschen und der Goldkrone, mit dem hohen Busen, den ausquellenden Hüften und der aufgemalten bunten Kleidertracht, einst das Entzücken der künftigen Jungfrau! Du bist zu Grabe gegangen, wie so manches alt überlieferte Gebilde, wenn seine Stunde gekommen, oder du stehst, wehmüthig mit der Spinnwebe drapirt, hinter der erblindeten Scheibe des Winkeldrechslers und harrst der Stunde, wo du noch einmal deine süße Bestimmung erfüllst und der Engel eines Bettelkindes wirst. Es ist nicht zu leugnen, du warst häßlich und abgeschmackt und ließest die Farbe gehen; aber du warst nur grotesk und wecktest nicht so widrige, so schauerliche Empfindungen, wie deine koketten, im Modestyl aufgeputzten Nachfolgerinnen in Mädchenherzen. — Da baumeln sie zu Dutzenden an den Wänden der Bude, die anspruchsvollen Puppen, mit natürlichen Haaren koeffirt, im seidenen Gewande, mit Chemisette und Schürze, rothe Schuhe an den Füßen und das Schnupftuch in der Hand. Unbeschreiblich widrig sind diese glatten rosigen Gesichter mit dem süßlich zusammengezogenen Mund, und was einen im Leben so unangenehm berührt, der übertriebene Ausdruck weiblicher Ziererei und Gefallsucht, das tritt einem hier desto gespenstisch schauerlicher entgegen, je getreuer die starre Nachahmung der Natur ist.

Und so ist's durchgängig. Die alten Gebilde der Kinderplastik waren Symbole ganzer Erscheinungsklassen, roh und plump, aber kräftig und charakteristisch in Zeichnung und Färbung. Jetzt will man realistisch überall die Sache, die Natur selbst, das Spezielle, das Einzelnste. Aber wie mit der üppigen Wucherung der zeichnenden Kunst, so ist auch mit dieser ängstlich und kokett individualisirenden Plastik für die unmittelbare sinnliche Bildung des Kindes, wie für seine künftige ästhetische Entwicklung das Ueberflüssigste, das heißt rein nichts geschehen, wenn man nicht damit gar die poetischen Keime in der jungen Seele gründlich verkümmert. — Jene grotesken Symbole waren dem Kind Idole, in deren Kultus ihm sein Himmel, die Natur und die Menschenwelt, in bedeutenden, aus Ahnung und Erinnerung zusammengeronnenen Gestalten sich aufthat; die unförmliche Holzfigur wurde zum Proteus, der sich zauberhaft in hundert

Gestalten wirft und tausend Dienste verrichtet, und mit dem steifen Ho zroß bestieg der Knabe den Hippogryphen, der ihn im Fluge an die Marken seines innern Horizontes trug. Macht man es aber der Phantasie des Kindes gar zu bequem, kommt man ihr überall schmeichelnd entgegen und zuvor, so verlernt sie das selbstständige Fliegen, und der Sinn läßt sich langweilig in fauler Sänfte von einem wirklichen Objekt zum andern tragen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, August.

(Schluß.)

Der ungarische Adel. Preßburg.

Der ungarische Edelmann, geistlichen oder weltlichen Standes, vom hohen oder niedern Adel (und es gibt unter lezterem viele Tausende, die Bauern, Kohlenbrenner, Schweinhirten ic. sind) hat das Recht der persönlichen Sicherheit; das heißt, er kann, wenn auch rechtmäßige Anzeigen wider ihn vorliegen, weder in Verhaft genommen, noch im Besitze seiner Güter gestört werden, so lange er nicht von seinem adeligen Richter vor Gericht geladen und seines Verbrechens überwiesen ist. Nur der Hochverräther, Straßenräuber, Mörder, Mordbrenner und Ehebrecher, der auf frischer That ertappte Dieb, der Deserteur und ungetreue herrschaftliche Rechnungsführer sind von dieser Prärogative ausgeschlossen. Nur der freie Bürger einer königlichen Stadt hat das Recht, gegen einen Edelmann klagend aufzutreten; der Bauer muß sich durch seinen Grundherrn vertreten lassen. Wer sich an der Person eines Edelmanns vergreift, oder auch nur an dessen Dienerschaft, muß für seine Verwegenheit mit dem Leben oder mit dem Verlust des Vermögens büßen. Lezteres ist eine Milderung, welche erst die neuere Zeit herbeigeführt; früher verlor der Unglückliche Leben und Gut zugleich. — Nur der Adel allein ist des Besitzes liegender Güter und der Herrschaft über die darauf wohnenden Unterthanen fähig. Kein Unadeliger kann somit in Ungarn zum eigentlichen Besitze eines Landguts gelangen, ausgenommen, wenn er es durch eine königliche Verleihung erhält; in lezterem Falle aber ist sogleich die Erhebung in den Adelstand mit verbunden. Der Unterthan kann daher nichts Unbewegliches als Eigenthum besitzen; nur die Früchte seiner Arbeit gehören ihm, der Grund und Boden, den er pflügt, gehört dem Grundherrn, dem er noch zu Robothen (Frohndiensten) und Abgaben verpflichtet bleibt. Außerdem übt der Grundherr die Erbgerichtsbarkeit in Civilsachen (an vielen Orten auch in Criminalsachen) aus, und tritt, im Falle der Unterthan ohne Erben stirbt, an die Stelle des leztern. Der ungarische Edelmann genießt der ausgedehntesten Freiheit in Ansehung der Staatsabgaben, einer Freiheit, von der in der neuen Staatengeschichte kein ähnliches Beispiel besteht. Nicht nur von allen Personalsteuern ist er befreit, sondern auch von allen indirekten Abgaben, Mauth, Zehent, Soldateneinquartierung. Nur zur Insurrektion, d. h. zum Kriegsdienst, im Falle eines allgemeinen Aufgebots, ist er verpflichtet; der ritterliche Standpunkt, den dies dem Adel zuweist, ist eben der Maßstab für alle Institutionen Ungarns, es ist der Maßstab des Mittelalters. — Um wieder auf Preßburg zurückzukommen, so denkt man sich leicht, wie diese Stadt während des Landtags vollgedrängt ist. Preßburg zählt ohne Militär und Fremde 36,000 Einwohner, rechnet man jene dazu, so könnte zur Zeit des Landtags die Bevölkerung sehr leicht auf 40,000 steigen. Wohnungen und Lebensmittel steigen natürlich mit, wenn auch unverhältnißmäßig. Ungarn ist vielleicht der wohlfeilste Aufenthalt in Europa; ich erinnere mich, vor zwei Jahren in Preßburg an einer table d'hôte vortrefflich gespeist zu haben, und zwar für den Preis von fünfzehn Kreuzern. Im gegenwärtigen Augenblicke dürfte man das Vierfache bezahlen, ohne so gut bedient zu werden als sonst. Indeß sorgt die Stadt auf's Beste für Bequemlichkeit der Fremden, und namentlich auch dafür, daß man keinen Prellereien ausgesezt ist. Die Behörde hat eine Zimmertaxe festgesezt, nach welcher die Gastwirthe für ein sehr schönes Zimmer nicht mehr als Einen Gulden täglich fordern dürfen. Somit dürfte der Aufenthalt in Preßburg auch jezt kaum so hoch als in Wien kommen. Die Fremden, die dahin Ausflüge machen, kommen ganz entzückt davon zurück. In der That kann man sich kaum eine reizendere Gegend mit einer romantischeren Staffage denken. Preßburg liegt auf der linken Seite der Donau, über welche eine Brücke in die Stadt führt, die 365 Schritte lang ist. Rings herum sind grüne Auen und über der Stadt erhebt sich das alterthümliche Schloß und gibt dem Ganzen ungefähr den Charakter, den Heidelberg hat. Nun aber denke man sich in Mitte dieser reizenden Lage eine Staffage von hochaufgeschossenen Magyaren in bunter mittelalterlicher Tracht, ungarische Bauern in ihren blauen Nationaljacken und weißen Mänteln, Croaten, Zigeuner mit ihrer wilden, phantasieaufregenden Musik, Magnaten in ihrer fast asiatisch prächtigen Tracht, mit wallenden Federn, klirrenden Säbeln und Sporen, die schönsten Frauen in einer Toilette, wie man sie in Almacks kaum luxuriöser finden kann, glänzende Equipagen, Pferde der edelsten Race, Dienerschaft in den fremdartigsten Livreen, und das Alles wogend und zusammengedrängt in dem Raum einer mäßigen Stadt, lateinisch, ungarisch, slawackisch, illyrisch, deutsch, französisch conversirend und schreiend. Gewiß man kann keinen seltsamern und eigenthümlichern Ort sich vorstellen. — Im Laufe dieses Monats treffen auch die Mitglieder des ungarischen Nationaltheaters in Preßburg ein. Die Truppe soll einige ausgezeichnete Mitglieder, namentlich im Schauspiele, besitzen. Dieses Theater ist erst vor kaum zwei Jahren, mittelst eines großen Aufwands von Capitalien von Seiten der ungarischen Großen errichtet worden. Baron Josika und ähnliche ungarische Dichter von Talent versehen es mit Originalstücken, die fast sämmtlich der ungarischen Geschichte entnommen sind, und von denen viele, namentlich die früheren von den beiden Kisfaludy wahrhaft poetische Schönheiten enthalten, obgleich die neufranzösische Romantik nicht spurlos an ihnen vorübergeht. Die Ungarn, die an Nationalstolz und Eitelkeit kaum den Franzosen und Engländern etwas nachgeben, thun sich nun viel darauf zu Gute, bei Gelegenheit ihrer Reichsversammlung auch ihre Nationalbühne zu präsentiren und namentlich den Deutschen zu zeigen, daß auch die ungarische Sprache und dramatische Kunst ihre Helden hat.

Beilage: Kunstblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 208.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 30. August 1839.

Dreimal beglücktes Volk, wo der Natur
Gefühle adelt zur Religion
Die Liebe zum gemeinen Vaterland,
Wo man dem Vaterlande lebt und stirbt.

J. H. v. Wessenberg.

Tyrol.

Von Johann Ladislaus Pyrker. *

Tyrolerland, du Wiege meiner Ahnen,
Sey mir gegrüßt! Du wurdest Oestreichs Stern,
Zu leuchten auf des Ruhmes hehren Bahnen,
Als Nacht die Völker alle, nah und fern
Umfing. Sie blickten auf nach deinen Fahnen,
Die du erhobst für deinen hohen Herrn,
Für deine Sitten, Freiheit, heil'gen Glauben;
Und nicht gelang's dem Fremdling, sie zu rauben!

Ich ging mit stolzer Brust in deinen Thälern,
Auf deinen schneebegrenzten Höhn umher,
Und überall, an deinen Siegesmälern
Hob sie sich stolzer, freudiger noch mehr.
Es war dein Muth so tugendfest und stählern,
Der dich begeisterte zur Landeswehr,
Daß späte Enkel noch, die nach ihm schauen,
Sich froh an ihm erheben und erbauen.

Du gutes Volk, bewahre deinen Segen,
Er blühe dir durch Himmels Huld stets neu;
Du weißt wohl, Alles sey an ihm gelegen:
Drum mögest du auch Glauben, Muth und Treu'
Fortan in deiner Brust mit Liebe hegen,
So bleibst du stets beglückt, geehrt und frei:
Ein Leitstern Allen, die aus frommen Trieben
Das Edle, Gute, Schön' und Wahre lieben!

* Mitgetheilt vom Freiherrn von König.

Historische Phantasien.

(Schluß.)

Eine Aufgabe für Antiquare: in welchen Gestalten war zur Zeit, da Albrecht Dürer malte, das Kinderspielzeug ausgeprägt? Gewiß bestanden schon damals größtentheils die grotesken Typen, die sich bis auf uns fortgepflanzt, und die erst jezt von der mit der Industrie verbündeten Afterkunst verdrängt werden. Und dies ladet zum Nachdenken ein. Liegt es vielleicht im nothwendigen Lauf menschlicher Dinge, daß in einer Entwicklung, welche die plastische Kleinmacherei in Holz, Pappe und Eisenblech zum höchsten Flor gebracht hat, das höhere Kunstgefühl sich zurückzieht, und daß eine Zeit, welcher das ehrwürdige bunte Pferdchen mit dem Pfeifchen im Steiß

längst nicht mehr gut genug ist, sich in ihren Kunstausstellungen die derbsten Zumuthungen gefallen läßt?

Mißmuthig kehrte ich in meinen Gasthof zurück, um sofort die Anstalten zur Weiterreise zu betreiben; aber auf der Treppe vertrat mir noch einmal ein längst vergessenes Jahrmarktsbild den Weg und lockte mich zum Fluge rückwärts in die elyseischen Gefilde der Kindheit. Vor einer Kasse im Corridor saß ein wunderlich aufgeputztes Weib, und eine lebensgroße Puppe neben ihr in Gestalt eines napoleonschen Grenadiers hielt an einer Stange eine Tafel, worauf in mächtigen Buchstaben zu lesen war: „Große europäische Gaterie“ u. s. w. — Es ist ein Wachsfigurenkabinet, imposanten, farbenhellen Andenkens! — Ich trat ein; hinten im Saale standen sie aufgereiht, in blitzender Galla, vom Nestor europäischer Könige, vom gekrönten Glück, Karl Johann Bernadotte, bis zur gekrönten Unschuld, Isabelle von Spanien. Schon habe ich den Fuß vorgesezt, um auf sie zuzueilen und diesem prächtigen Cirkel, in dankbarer Erinnerung an den überschwenglichen Genuß, der dem Knaben in solcher Hoflust geworden, ehrfurchtsvoll meinen Gruß zu bieten. Doch halt! major e longinquo reverentia; ein zu genauer Einblick in das Wesen der Höfe stumpft ja immer im Leben das naive Gefühl der Hochachtung, und soll mich auf einen Augenblick der Nachtraum süßer kindischer Träume beglücken, so muß ich mich in der scheuen Ferne halten, in der die verläumderische Parodie des Königthums durch armseligen Trödel und die schauerliche Maskerade des Todes die nüchternen Sinne nicht empört, das spöttische ästhetische Gefühl nicht herausfordert.

Dort stehen sie in der Action des Lebens, den einen Fuß vor und die Hand ausgestreckt, bald den Handrücken nach oben, wie zum Befehl oder zum Empfangen des Handkusses, bald wie zum Entgegennehmen einer Bittschrift oder zum graziösen Gruße, die Handfläche nach oben gekehrt. — Hier hat einmal der progressive Witz nichts erfunden, es ist noch Alles wie sonst, nur in Einer Episode greift das mechanische Genie der Zeit erheiternd in diese wächserne Herrlichkeit herein. — Als ich eintrat, waren bereits zahlreiche Zuschauer im Zimmer versammelt, und eben machte sich der Eigenthümer des Kabinets, ein alter Franzose, fertig, mit der Ruthe in der Hand seine kauderwelsche Explikation vorzutragen. Gerade in der Mitte der Reihe stand mit gekreuzten Armen Napoleon. Zu ihm trat der Kerl, familiär, und doch mit durchscheinendem Respekt, steckte ihm einen Schlüssel in den Rücken, rasselte eine Weile, und nun begann der Kaiser der Franzosen langsam das Haupt zu drehen, rechts, links; ihm zu beiden Seiten standen die Königin Victoria und Louis Philippe, und es sah aus, als ob Napoleon die beiden sonderbaren Personnagen mit starren, verwunderten Blicken mäße.

Aber wie nichtssagend, wie still ist dieser Congreß hoher Häupter, und ei st, bei gleicher Schau, konnte die Einbildungskraft des Knaben mit dem Protokoll der lebendigsten Verhandlungen kaum fertig werden. Noch schwebt es mir deutlich vor, wie zum erstenmale zu den Meßherrlichkeiten in meiner Vaterstadt das Prachtstück eines Wachsfigurenkabinets kam. Es war zur Zeit, wo Bonaparte unaufhaltsam seinen Siegeswagen über Deutschland hintrieb, kurz vor der Sonnenwende seines Glücks. Noch lag bei mir der Patriotismus im Seelenhintergrunde im tiefen Schlaf, die kindische Brust war ganz ausgefüllt vom großen kriegerischen Epos der Zeit, und selbst das Unglück gedemüthigter deutscher Fürsten wirkte nur rein poetisch auf die junge Einbildungskraft. Noch hatte ich im Leben von irdischer Majestät so gut wie nichts gesehen, nicht einmal in seinem nagelneuen Staate den eigenen Fürsten, dem der Gewaltige vom Schlachtfeld von Austerlitz eine strahlende Krone zugesendet. Wie ward mir nun, als mir im Helldunkel der Marktbude all die Gestalten entgegentraten, deren Namen sich so schauerlich schön mit dem Donner der Kanonen, mit den schweren Ziffern der Todten, Verwundeten und Gefangenen, der genommenen Geschütze und Fahnen in den prächtigen Bulletins vermählten, die so vornehm historisch klangen, wie im Livius die renommirenden Berichte von den rebus gestis consularischer Heere!

Lebendig steht noch die ganze malerische Anordnung vor mir. In der Mitte befanden sich bedeutungsvolle historische Gruppen: der alte Ziethen im Lehnstuhl, den Friedrich der Große, der vor ihm steht, gütig am Aufstehen hindert — Nelson auf dem Paradebett, daneben das Modell des französischen Admiralschiffs, aus dessen großem Mast dem Helden der Sarg gezimmert worden, und umher in weitem Halbkreise, in Kostümen, wie ich sie glänzender kaum in meinen kühnsten kriegerischen Phantasien gesehen, die vornehmsten Schauspieler auf der damaligen Weltbühne. Entzückender Glaube an Federhüte und Ordenssterne, an große bespornte Stiefeln und schleppende Säbel, wonniger Vorläufer der ersten Liebe! Ich kann nicht sagen, ob das mitanwesende Publikum besonders ruhig war, und es ist nicht wahrscheinlich; aber für mich herrschte lautlose Stille im Heiligthum der Geschichte, wo sich mit einem Male so viele Räthsel lösten, so viele naive Voraussetzungen berichtigten, wo die ernsten, majestätischen Gestalten auch so stille niederblickten, und doch dem Knaben so unendlich viel sagten: rechts Napoleon, seine gekrönten Brüder und herzoglichen Feldherrn, links, in umwölkter Majestät, fracti bello fatisque repulsi, die mit der großen Nation Krieg führenden Potentaten nebst ihren hohen Gemahlinnen in starrendem Juwelenschmuck. Eine besonders — ich weiß nicht mehr welche — war himmlisch schön; sie lächelte so

englisch mild, sie winkte so berauschend anmuthig mit dem runden Arme, während ein banger Seufzer den schönen Busen zu schwellen schien. — —

Allermittelst war der Wachsfigurenmann mit seinem erklärenden Spruch zu Ende gekommen und der Ausbruch der Versammlung riß mich aus meinen rosigen Träumen zurück in die nüchterne Gegenwart. Jezt trieb mich die Neugierde doch, die neuesten Produkte dieser albernen Kunst in der Nähe zu betrachten. Ich ging auf die stattlichste Figur zu: es war Louis Philippe, par les voeux de la nation roi des Français, wie der Franzose so eben versichert hatte; aber vor seinem todten, gläsernen Blick schlug ich betroffen die Augen nieder, diese fielen auf die kläglichen Defekte im Juste-milieu seiner Bekleidung, und entsezt lehnte ich der hohen Versammlung den Rücken.

Ueber die physische Beschaffenheit des Planeten Mars.

(Fortsezung.)

Wir kommen nun zu Mädlers neuesten Beobachtungen. „Das überaus merkwürdige Phänomen — sagt dieser fleißige und gewissenhafte Astronom in einem Vortrage vor der Berliner geographischen Gesellschaft — welches uns der Nachbarplanet bietet, sind die weißen Flecke an seinen Polen. Diese zeigen sich, so oft sie der Lage der Marskugel nach von uns gesehen werden können, stets äußerst scharf begrenzt und in einem reinen, glänzenden Weiß, welches mit der Farbe der übrigen Theile der Oberfläche dieses Weltkörpers auf das Grellste kontrastirt. Man hat diesen Flecken schon seit längerer Zeit, denn schon Maraldi spricht von denselben, den Namen Schneezonen gegeben, und man muß gestehen, daß sich wirklich alle Umstände vereinigen, diese Benennung zu rechtfertigen. Nicht allein zeigen sich jene Zonen kleiner, je näher der betreffende Pol einem Punkte steht, bei welchem unsere Erdhalbkugeln ihre stärkste Sonnenwärme haben; sondern sie lassen sogar den Unterschied bemerken, welche Mars vermöge der bekannten starken Excentricität* seiner Bahn in Bezug auf seine beiden Halbkugeln wirklich offenbaren muß.“ Es verhält sich nämlich bei der jetzigen Lage der Apsidenlinie und der Richtung der Rotationsaxe des Planeten der Sommer der nördlichen Halbkugel zu dem der südlichen der Dauer nach = 19:15, der Intensität (so weit dieselbe durch die größere oder geringere Sonnenentfernung bedingt wird) nach aber = 20:29. Daraus folgt also, wir wiederholen es, für die Südhalbkugel ein kürzerer, heißerer Sommer und ein längerer, strengerer Winter, für die Nordhalbkugel aber ein längerer, gemäßigter Sommer und ein kürzerer, milderer Winter. Ist das weiße Polarlicht der Marskugel nun wirklich der Reflex eines unserm irdischen Eise und Schnee analogen Winterniederschlages, so muß dieser sich am Südpole im Winter mehr anhäufen und weiter ausdehnen als am Nordpole, im Sommer dagegen in engere Grenzen zurücktreten als an jenem. Genau dies zeigen aber unsere Beobachtungen. In den Jahren 1830 und 1832, in denen der Nordpol Winter hatte, konnte Mädler vom weißen Flecke um diesen Pol nichts gewahr werden; er mußte sich also nicht über 30 Grad vom Pole abwärts gegen den Aequator zu ausgedehnt haben; dagegen war 1837, im Winter des Südpols, noch eine Spur des weißen Lichts bemerklich, woraus sich schließen ließ, daß die Ausdehnung des Schnees um diesen Südpol mindestens 36 Grad vom Pole nach dem Aequator, und also sechs Grad mehr als beim Nordpole betragen müsse. — Noch bestimmter bestätigt sich die oben für den Sommer gezogene Folgerung. Als die Mars-Südhalbkugel im Jahre 1830 Sommer hatte, traten die Grenzen des weißen Fleckes bis zu drei Grad von diesem Pole (also bis 87 Grad s. B.) zurück, so daß sich der ganze Polarfleck demnach nur noch bis auf drei Grad zu jeder Seite des Südpols erstreckte, oder, wenn man den Pol als Mittelpunkt annimmt, nur eine Kreisfläche von sechs Graden der Marskugel Durchmesser um denselben bedeckte. Der Nordpolfleck dagegen zeigte in dem, auf unser Jahr 1839 fallenden Marssommer, wo er in eine, zur Beobachtung besonders schickliche Lage kam, noch eine solche Ausdehnung von mindestens 15 Grad Durchmesser, erstreckte sich also zu jeder Seite des Pols bis 7½ Grad (82½ Grad n. B.) nach dem Aequator zu. Es hatte sich demnach das „Marseis,“ der „Marsschnee,“ um den Südpol, während des soviel längeren und strengeren Winters der südlichen Halbkugel wirklich um so viel weiter ausgedehnt, war aber, im dortigen heißeren Sommer, auch um so viel mehr zurückgetreten, als um den Nordpol.

In der That, es wird in der ganzen physikalischen Planetographie kaum einen zweiten Umstand geben, wo die Analogie zwischen den Erscheinungen auf Erden und auf einem zweiten Weltkörper so vollkommen wäre, und diese Mädlerschen Entdeckungen scheinen uns daher zu den wichtigsten zu gehören, welche in diesem Gebiete der Astronomie je gemacht worden sind. Fortgesezte Beobachtungen, welche durch die scharfe Begrenzung und große Deutlichkeit der Marspolarflecke sehr begünstigt werden, können uns mit der Zeit die Grenzen des ewigen Schnees

---

* Diese Excentricität beträgt nach v. Lindenau fast $^1/_{10}$ der halben großen Axe. Halbe große Axe oder mittlere Sonnenentfernung = 31,459.800 Meilen; Excentricität = 2,936.200 Meilen.

auf unserm Nachbarplaneten mit einer Genauigkeit kennen lehren, bis zu welcher unsere Kenntniß des eigenen Planeten, der Erde, wahrscheinlich nie gelangen wird, da wir uns, hinsichtlich seiner, natürlich auf einen so vortheilhaften Standpunkt allgemeiner Uebersicht des Ganzen nicht erheben können. — „Darf man," sagt unser trefflicher Beobachter zum Schluß seines wichtigen Vortrages, „nach dem Angeführten als überwiegend wahrscheinlich annehmen, daß Mars in höheren Breiten von Schnee bedeckt werde, so kann man auch nicht umhin, für diesen Planeten sehr ähnliche atmosphärische und meteorische Verhältnisse wie für unsere Erde zuzugeben."

Diese Aehnlichkeit zwischen der physischen Beschaffenheit von Mars und Erde, wie äußerst auffallend sie schon erscheint, ist aber gleichwohl nicht die einzige. Wir haben nämlich schon oben der dringenden Gründe erwähnt, welche uns auf dem Nachbarplaneten Meere wie auf der Erde annehmen lassen, und auch dieser Umstand wird durch eine frühere Beobachtung Mädlers, in Verbindung mit jenen Gründen, fast zur Evidenz erhoben. Mädler fand nämlich bei seiner Beobachtung des Mars während einer früheren Opposition am 19ten September 1830 unter besonders günstigen Umständen, weil die Entfernung dieses Planeten von der Erde damals bis auf das oben angegebene Minimum von etwa acht Millionen Meilen abgenommen hatte, daß die das Licht reflektirenden Theile seiner Oberfläche größer sind als die übrigen, und überall, gleich den Oceanen unserer Erde, in Verbindung stehen; der am wenigsten das Licht reflektirende Theil der Marsoberfläche zeigte sich an der südlichen Grenze der heißen Zone, wo man also irgend einen großen Continent vermuthen darf.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, August.

Die große Woche. Kunstausstellungen. Literarisches.

Wieder einmal ist unsere große Woche vorüber, nicht ein nationalhistorisches Erinnerungsfest von Anno 30, sondern seit Jahrhunderten ein merkantilisch-europäisches Fest der Gegenwart, wofür Breslau der Central- und Brennpunkt ist. Es ist eine große Erntezeit der Oekonomen, es ist die Wollmarktswoche. Millionen Hoffnungen, selbst englische Hoffnungen, brüten das ganze Jahr hindurch auf den dicken, dummen Wollsäcken, hier wirklich nur materielle Interessen umfassend, nicht parlamentarische Subtilitäten, in Old-England bekanntlich von Wollsäcken herab verhandelt. Der hiesige Sommerwollmarkt ist die große Messe des nordöstlichen Deutschlands; seit Jahren wird er indeß hauptsächlich schon auf den Schaafen abgehalten, da schon vor der Schurzeit große Käufe abgeschlossen werden; die gröbere Waare selbst wird immer weniger auf den öffentlichen Plätzen aufgestapelt und die bessere auf gefälligere Weise in zierlichen Zelten untergebracht. Doch bleibt das großartige Bild des gedrängten, lebendigen Geschäftsverkehrs dasselbe, das zur Marktzeit vor dem Blick sich abrollt. — Nächst der Wolle, dieser starken Triebfeder der Spekulation und Industrie, geben dann das gleichzeitige Wettrennen, als modernes Provinzialfest, sowie die Kunstausstellung der schlesischen Gesellschaft, die Anknüpfungspunkte für andere und höhere Interessen. Die Kunstausstellungen sind eine bedeutsame Aeußerung des allgemeinen Culturvorschritts auch in unserm Schlesien geworden. Waren nächst den Kirchen sonst nur die Säle der Mächtigen und Reichen des Landes die Paradeplätze der Kunst, so wurde diese durch jene ein Gemeingut, an welchem Jeder, ohne besondere Vorgunst, mit einem geringen Preise Recht und Gelegenheit erwirbt, die Knospe des echten Schönheitssinnes in sich aufzuschließen, wie er eben auf der allgemeinen Bildungsstufe sich manifestirt. Um diese von jezt an jährlich statfindende Feier deutscher und europäischer Kunst hat diesmal, neben zwei andern ehrenwerthen Männern, Dr. August Kahlert großes Verdienst sich erworben. Kahlert, als Dichter, Kritiker und Gelehrter ebenso achtungswürdig als bescheiden, ist in Allem, was Kunst, Wissenschaft und Literatur betrifft, der personifizierte Mittelpunkt unserer Stadt geworden. Es geschieht in solcher Beziehung fast nichts für die Oeffentlichkeit, wozu er nicht einleitend oder mitwirkend die uneigennützige Hand bietet, namentlich in Betreff der Musik, als deren höchst competenter Beurtheiler er gilt. So unterzog er sich auch, als miterwählter Commissär, den weitverzweigten Geschäften der Kunstausstellung mit seinem ganzen Eifer für die Kunst und mit der Hingebung, die seine unabhängige Lage ihm möglich macht. — Zwei bereits europäisch berühmte Gemälde waren die Glanzpunkte der Ausstellung, und zwar: die Hussitenpredigt, von unserm gefeierten Landsmann Lessing, aus Polnisch-Wartenberg, dem slavischen Nazareth, gebürtig, der hier in Breslau seine erste Kunstbildung erhielt, dann Bendemanns trauernder Jeremias. Nächst diesen beiden großen historischen Bildern zeichneten sich als treffliche Genremalerei aus: der sterbende Esel, von Pistorius, die herumziehende Springerbande, von Biard in Paris, und die Revolution in einer kleinen Stadt, von Emil Evers. — Als würdige Vorläuferin zu diesen großartigern Kunstgenüssen war die von dem Kunsthändler Karsch veranstaltete Ausstellung von Kupferstichen und Lithographien der berühmtesten neuen Meister zu betrachten. Herr Karsch, der den Ertrag der Ausstellung einem wohlthätigen Zwecke bestimmte, verdiente sich durch diese seine uneigennützige Anregung des Kunstsinnes öffentliche Anerkennung. — In literarischer Hinsicht macht jezt eine Vertheidigungsschrift Aufsehen, die in der sehr thätigen achtbaren Buchhandlung von Ferdinand Hirt erschien nämlich: „Das Wesen und Treiben der Berliner evangelischen Kirchenzeitung, beleuchtet von David Schulz." Dieser in ganz Deutschland hochgeachtete freimüthige Gelehrte und Kämpfer für Licht und Recht führt hier ein scharfes Geistesschwert gegen den Angriff, den er im Maihefte 1838 jener sogenannten Kirchenzeitung erfuhr, und dadurch in den Augen des Publikums verdächtigt werden sollte, als hätte er durch sein Buch vom Glauben, eine rein biblische Untersuchung, den lutherischen Separatismus in Schlesien vorzüglich hervorgerufen und befördert; eine Beschuldigung so ganz ohne allen Halt, daß selbst Scheibel, der Koryphäe jener Altlutheraner, der Wahrheit die Ehre gab, und seinen ehemaligen Amtsgenossen mit der Versicherung rechtfertigte, daß dessen Buch ganz unschuldig an der Absonderung seiner Glaubensbrüder sey, indem Keiner von ihnen es gelesen habe.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 209.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 31. August 1839.

Wenn wir sehen, wie die Natur spielt und in diesem Spiel eine Sprache der Weisheit kindlich ausdrückt; wenn sie auf Blumenblätter Seufzer malt, wenn die kleinen Käfer das Kreuz auf ihren Flügeldecken gemalt haben; wenn wir Raupen und Schmetterlinge mit dem Geheimniß der Dreieinigkeit bezeichnet sehen, dann schaudert uns und wir fühlen: die Gottheit selber nimmt ewigen Antheil an all diesen Geheimnissen; dann glaub' ich immer, daß Religion Alles erzeugt hat, ja daß sie selber der sinnliche Trieb zum Leben in jedem Gewächs und jedem Thier ist.

Bettina.

Sommerlieder.

VII. Sonntag.

Des Sonntags Rast ward uns gegeben
Als die Oas' im Sand der Zeit,
Daß durch der Gottheit geistig Leben
Das ird'sche sich erfrischt, erneut.

Nicht nackter Willkühr Satzung bindet
An solche Ordnung das Geschlecht;
Im ahnungsreichen Herzen findet
Das Kind auf diesen Tag sein Recht.

Aus häßlicher Entweihung schimmert
Des Tags urtheil'ger Glanz hervor;
In sündenächt'ger Seele flimmert
Die Ahnung seines Sinns empor.

Ein Sonntag ist der ganze Sommer,
Wo meine Seel' in Gott ist wach,
Wo ich als ein andächt'ger Frommer
Gern heil'gen Dingen sinne nach;

Wo sich der Geist von außen sammelt,
Nach innen feiernd sich erschließt,
Der bald bewegt, in Zungen stammelt,
Bald froh in Hymnen sich ergießt.

Sonst ging an blauen Sommertagen
Mir auf die alte Götterwelt;
Hoch sah ich den Olympus ragen,
Sah Menschen, Göttern zugesellt.

Beim dunkeln Roth der Rosen ahnte
Ich Aphrodite's Reiz und Trug;
Der Rebe saftig Laub mich mahnte
An Bacchus ind'schen Siegeszug.

Jetzt hat ein heilig ernstrer Glaube
Den heitern Bilderwahn verdrängt;
Cytherens Vogel wich der Taube,
In deren Mund der Oelzweig hängt.

Die Lilien mahnen jetzt, die bleichen,
An eines Gottessohnes Wort;
Die Rebe ward des Bundes Zeichen,
Der in die Ewigkeit wächst fort.

Geheiligt ist, weil sie getrunken
Der Himmlische, der Erde Luft;
Die Erde, weil, in Tod gesunken,
Auch er gelegen in der Gruft.

Den Himmel sehn wir voll Vertrauen
Als unsrer Hoffnung Heimath an,
Weil ihm die Pforten einst, die blauen,
Sich zum Triumphflug aufgethan.

Durch jedes Wort und jede Handlung
Wird klarer mir sein Bild enthüllt;
Mehrung des Brods, des Wassers Wandlung,
Ein uralt Sehnen schön erfüllt!

Jetzt, wo mit schöpferischen Kräften
Natur die Wesen all durchdringt;
Das Leben mit verjüngten Säften
Aus fast versiegten Quellen springt:

Jetzt kann die Wunder rascher Heilung
Ich, selbst entbundnen Sinnes, sehn;
Jetzt kann das Fest der Geistanstheilung,
Der Feuerzungen, ich verstehn.

Hier wird mein Staunen auch geringer:
Daß Liebe sich den Tod erwählt,
Und daß des ewigen Lebens Bringer
Im Arm des Grabs ward neu beseelt.

Ein warmer Liebesstrahl von Oben
Macht mir die Wonnen offenbar
Des Geists, der, über sich erhoben,
Sucht, was verirrt, verloren war.

Und nach dem Opferkelch, dem bittern,
Gelüstet fast mein eignes Herz,
Wenn ich den Gottessohn nicht zittern
Am Oelberg säh' vor solchem Schmerz!

So feir' ich in den Sommertagen
Ein stilles Fest mit Ernst und Ruh;
Die Wälder, Berge, Fluren sagen
Ein betend Amen oft dazu.

Und wenn dann sänft'gend auf die Gluthen
Des Tags, der Nacht Sternmantel fällt,
Entdeckt mein Aug' in Aethers Fluthen,
Ein Sonntagskind, die Geisterwelt.

Ueber die physische Beschaffenheit des Planeten Mars.

(Schluß.)

Die fast keine andere Art von Erklärung zulassende unmittelbare Beobachtung zeigt uns also auf dem Mars Meere, Schnee und Eis; sie zeigt uns aber auch eine Atmosphäre dieses Planeten. Wenn Bedeckungen von Fixsternen durch denselben eintreten, so nimmt man Erscheinungen wahr, welche auf Strahlenbrechung und Lichtschwächung in einem dichteren Luftkreise des Mars hindeuten. Der schon oben als fleißiger Marsbeobachter erwähnte französische Astronom Flaugergues führt solche Beobachtungen an; auch finden wir dergleichen schon von Cassini erwähnt, und im astronomischen Jahrbuche für 1826, S. 189, stehen noch mehrere verzeichnet. Ferner haben schon Herschel und Schröter, diese beiden vortrefflichen Himmelsbeobachter, deren Genauigkeit und Zuverlässigkeit (zumal des ersteren) sich meistens in dem Grade bewährt, als man ihre Angaben einer eigenen wiederholten Prüfung unterwirft, aus ihren Beobachtungen auf atmosphärische Wechsel auf dem Mars geschlossen.* Nach Gruithuisen sieht man auf diesem Planeten oft geballte Wolken, aber so ruhig, daß man sie leicht für Theile der festen Kugel nimmt, indem sie mehrere Tage lang genau der Rotationsbewegung des Planeten folgen. Er schließt daraus auf eine dortige größere Witterungsbeständigkeit, und schreibt dieselbe dem Mangel eines Mondes** und also seines störenden Einflusses auf die Gleichmäßigkeit der Witterung zu. Indeß sprechen andere Beobachtungen (vergl. die vorherige Anmerkung) doch auch von zuweilen eintretenden Stürmen auf unserm Nachbarplaneten. Was, nach den Beobachtungen desselben Astronomen, das Beständigste an der Wolkensphäre des Mars zu seyn scheint, besteht darin, daß sich die dunklern Wolken immer mit einem helleren, unserm Cirrus ähnlichen Nebelschleier gleichmäßig umgeben zeigen; letzterer Schleier scheint die äußerste, ziemlich durchsichtige, oberflächliche Decke der Marswolkensphäre zu bilden.

Noch ist aus den neuesten Beobachtungen nachzutragen, daß der, früher auf 990 geographische Meilen geschätzte Durchmesser dieses Planeten wohl nur zu 900 Meilen, also = 0,53 des Erddurchmessers angeschlagen werden darf, woraus seine Oberfläche = 0,281 der Erdoberfläche, oder, wenn man letztere zu 9,200,000 Quadratmeilen annimmt, = 2,700,000 solcher Meilen folgt.

* Schröter, in seinen „Hermographischen Fragmenten“ Göttingen, 1816, S. 165 führt eine Beobachtung atmosphärischer Verdichtungen auf dem Mars an, welche sich, der Rotation voraneilend, gerade wie von Westwinden getriebene Wolken verhielten und eine Geschwindigkeit von fast vierzig Fuß in der Sekunde hatten. Ein anderes Mal sah er solche Wolken neunzig Fuß in der Sekunde machen, also gleichsam als wenn sie von einem Sturme gejagt würden.

** Ich habe aus allgemeinen Gründen noch immer an die Existenz eines Mondes beim Mars geglaubt; indeß behauptet Mädler, ein solcher hätte seiner Aufmerksamkeit nicht entgehen können, und wäre er auch nur so groß wie die Insel Malta.

Fassen wir schließlich alle diese Einzelzüge zu einem allgemeinen Bilde dieses Weltkörpers zusammen, so ergibt sich, daß Mars, abgesehen von seiner so viel geringern Größe, außerordentliche Aehnlichkeit mit seinem Nachbarplaneten Erde zeigt. Gleich dieser lezteren hat er Eis, Schnee, Meere, einen Lustkreis, Wolken, Winde, Sturme; sein Sonnentag ist, wie wir gesehen haben, äußerst wenig von unserm Tage unterschieden. Gruithuisen, in dem, was er über diesen Planeten schreibt, nimmt, nach dieser Analogie, die Bewohntheit desselben als eine ausgemachte Sache an, sezt aber die angenehmste Bewohnbarkeit nur in die tropische, heiße Zone, welche sich nach den obigen Auseinandersetzungen bis zum 29sten Grade nördlicher und südlicher areographischer Breite vom Marsäquator erstreckt und also überhaupt eine Breite von 58 Graden hat. Nach den von uns beigebrachten Mädlerschen Beobachtungen über das starke Zurücktreten der Schneegrenze um den Pol, der eben Sommer hat, scheint indeß diese Gruithuisensche Conjectur noch einer Modifikation zu bedürfen, indem sich die Grenze selbst „angenehmer" Bewohnbarkeit auf dem Mars darnach weiter erstrecken muß. Marsbewohner also angenommen, wie dazu nicht bloß die höchste Wahrscheinlichkeit, sondern eine aus dem Schöpfungsplane selbst hervorgehende Nothwendigkeit zwingt, so werden dieselben durch eine größere Leichtigkeit der Bewegung begünstigt seyn, indem die Schwerkraft auf diesem Weltkörper kaum mit der Hälfte der Gewalt wirkt, mit welcher sie die Körper bei uns zur Erde herabzieht. Die Masse des Mars hat sich nämlich aus den Störungen berechnen lassen, welche er auf den Lauf der übrigen Planeten unseres Systems ausübt. Delambre und Bessel haben sich mit dieser Untersuchung beschäftigt und die Masse des Mars wenig über $\frac{1}{10}$ der Masse unseres Erdkörpers gefunden, was soviel sagen will, als man würde fast zehn Marskugeln in die Wagschale legen müssen, um unsere einzige Erdkugel aufzuwägen. Aus dieser Bestimmung aber, in Verbindung mit der Kenntniß des Volumens (der wirklichen Größe der Marskugel), läßt sich die Kraft der Schwere auf diesem Weltkörper ableiten, und man weiß solchergestalt, daß ein lothrecht fallender Körper, welcher auf der Erde bekanntlich fünfzehn Fuß in der ersten Sekunde zurücklegt, auf dem Mars kaum die Hälfte Weges macht. Alle Last ist demnach dort bald so leicht als bei uns; und der Marsbewohner braucht, um gleiche Lasten zu bewältigen, nur halb so große Anstrengungen zu machen. — Diese Schlüsse, wie gewagt sie scheinen, sind vollkommen sicher, und hier wäre also das Horazische

Tantum series juncturaque pollet

einmal recht am Flecke. Mit einiger Befriedigung darf ich aber schließlich bemerken, daß die nüchternste Prosa all dieser neuesten Beobachtung, Messung und Rechnung nur alles dasjenige bestätigt, was ich über die „Naturbeschaffenheit des Weltkörpers Mars" in der Poesie meiner astronomischen Reiseberichte früher conjecturirt habe.

Vom Daguerrotype.

Daguerres Geheimniß ist nun bekannt; aber die Dilettanten, welche meinten, es handle sich dabei nur von einem einfachen Präparat, mittelst dessen man in jeder Camera obscura aus der Hand Lichtbilder erzeugen könne, sehen sich in ihren Hoffnungen gewaltig getäuscht. Es ist ein sehr umständlicher chemischer Prozeß, und selbst den gelehrten Chemikern ist mit der Angabe des Verfahrens weit weniger ein Geheimniß entdeckt, als vielmehr ein schweres Räthsel aufgegeben worden; denn sowohl die Art und Weise, wie das Licht auf die ausnehmend feine Jodschichte wirkt und ihre kleinsten Theile, vorerst noch dem Auge unmerkbar, disponirt, als die Rolle, welche der Quecksilberdampf bei der nachhergen Hervorbringung des Bildes spielt, sind nach den bisherigen Kenntnissen vorerst nicht zu erklären. Die Erklärung wird freilich nicht ausbleiben, und sollte darüber die ganze Chemie auf den Kopf gestellt werden, was mehr als einmal durch ein einziges Phänomen geschehen ist. — Es ist sogar zu zweifeln, ob man selbst nach der genauen Beschreibung, der man von Daguerre selbst entgegensieht, bei uns seinen Apparat vollkommen wird herstellen können; die ersten Muster werden wohl von Paris bezogen werden müssen, und es ist ja nicht, als ob das Beziehen aus Paris uns etwas Neues wäre.

Wir geben zu dem vor einigen Tagen Mitgetheilten noch einige Nachträge aus Aragos Bericht.

Es drängt sich von selbst die Frage auf, ob es nicht am Ende gelingen könnte, die Naturbilder nicht nur nach Umriß und Relief, sondern sogar mit den Farben darzustellen? Daguerre glaubt nicht, daß dies möglich ist, wenigstens nicht mit der Substanz, die er anwendet. Indessen hatte er doch bei seinen Versuchen über das Phosphoresciren ein Pulver gewonnen, das roth blieb, nachdem es im rothen Licht gelegen, blau im blauen Licht; wer weiß, wohin der hier betretene Weg noch führen könnte? John Herschel ferner machte die Beobachtung, daß ein besonders zubereitetes Papier, auf das man das sogenannte Farbenspektrum fallen ließ, sich an der dem blauen Strahl entsprechenden Stelle blau, im grünen Strahl grün färbte, im rothen aber nicht roth, sondern daß sich nur eine Spur dieser Farbe auf der Grenze zwischen dem rothen und dem orangefarbigen Strahle zeigte. Schon früher hat Seebeck beobachtet, daß, wenn man das mittelst des Prismas gebrochene Sonnenlicht auf Hornsilber fallen ließ, der violette Strahl eine violette Färbung, der rothe einen Anflug von Roth hervorrief. — Es wäre von großem Belang, wenn sich Daguerres Verfahren zum Porträtiren lebender Personen anwenden ließe. Dabei dürfte sich einmal der Kopf während der ganzen Operation nicht verrücken; doch dies wäre das Wenigste und ließe sich bewerkstelligen. Eine weit größere Schwierigkeit besteht darin, daß die Person, wenn das Porträt gut ausfallen soll, das Gesicht nicht verziehen darf. Nun muß aber bei der Photographie immer das Objekt, und also auch der zu conterfeiende Kopf so stark als möglich beleuchtet seyn, und

Jedermann blinzelt und zuckt, wenn ihm starkes Licht gerade in's Gesicht fällt. Es kam also darauf an, ein sanftes Licht zu entdecken, das auf die Jodschichte nicht viel weniger kräftig wirkte, als ein grelles, und diese Aufgabe scheint wirklich gelöst: dem Licht, das durch gewisse blaue Gläser fällt, kommt so ziemlich allein die oben angeführte Eigenschaft zu, und es ist milde genug, daß die Augen dabei nicht blinzeln.

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, August.

(Schluß.)

Literarisches. Eisenbahn. Wasserheilanstalt. Ballet.

Ein echt praktisches Werk vom augenscheinlichsten Nutzen ist so eben in der Buchhandlung August Schulz und Comp. erschienen: „der unterweisende Hausfreund für die Provinz Schlesien.“ Es enthält dies Handbuch für Jedermann Nachweise über die wichtigsten Theile des schriftlichen Verkehrs in Geschäfts- und andern Angelegenheiten mit Privatpersonen wie mit Behörden, über die Rechte und Pflichten des bürgerlichen Lebens; dann eine übersichtliche Geschichte, Geographie und Statistik des preußischen Staates und eine speziellere Darstellung Schlesiens. Es vermittelt das Buch auf die bündigste, erschöpfendste Weise die immer noch so große Kluft zwischen Schule und Leben, und die Reichhaltigkeit des hier abgehandelten Stoffes führt unwillkürlich zu der Betrachtung, wie nöthig die allgemeinere Kenntniß der gegebenen Verhältnisse sey für die Millionen Aderzweige des öffentlichen Lebens und wie verdienstlich die Herausgabe ähnlicher Handbücher für alle Staaten. — „Des Steuermannes Mensen Ernst Leben, See-, Land- und Schnellreisen in allen fünf Welttheilen,“ mit dem trefflich lithographirten Portrait dieses Fußreisenden par excellence sind nun auch vollständig im hiesigen Verlagscomtoir erschienen. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Biographie dieses in seiner Art einzigen Menschen als Volksbuch sehr bedeutsam hervortreten würde, entfernte sich die etwas vage Behandlungsweise, namentlich im Anfange, nicht gar zu sehr von der Idee eines solchen. Es enthält das Werk so reichen Belehrungs- und Unterhaltungsstoff, daß dessen verkümmerte Genießbarkeit in Form und Styl doppelt zu beklagen ist. — Es werden Vorschläge zu einer **Eisenbahn** von **Breslau** nach **Dresden** gemacht, als Verbindung mit dem westlichen Europa, da Schlesien darauf bedacht seyn muß, durch Ausfuhr manchfacher roher Produkte sich Ersatz für die Millionen zu verschaffen, die ihm früher, und noch im Anfange dieses Jahrhunderts, für Leinen und Tuch zuströmten. Die bedeutende Verminderung der Ausfuhr dieser Fabrikate hat in den kleinen Städten am rechten Oderufer, sowie im Gebirge, das sonst eine einzige große Leinenfabrik vorstellte, die müßigen Hände zum Kartoffelbau gedrängt, um das Brod entbehrlich zu machen, und aus den Consumenten ländlicher Produkte sind Produeenten geworden. Bei der überdies vorgeschrittenen Ackerkultur ist nun ein Ueberfluß roher Produkte vorhanden, deren Absatz in's Ausland, so wie die Erhaltung einer guten Handelsbilance, uns mehr als je nöthig wird. Indeß ist es vorläufig noch ganz still mit der längst projektirten und bereits vermessenen oberschlesischen Eisenbahn. Die Lage der Dinge soll für die Veröffentlichung noch nicht reif genug seyn. — Nicht bloß die aufgetauchten Mäßigkeitsvereine bilden die Opposition gegen die **Branntweinpest** in Schlesien; jüngst hat eine solche auch auf ganz eigene fanatische Weise sich herausgestellt. Im Intelligenzblatt zum „Niederschlesischen Anzeiger“ theilt nämlich Jemand einen ihm durch die Post zugekommenen Brief mit, worin ein Anonymus im Auftrage seines Herrn und Heilands den Empfänger liebreich auffordert, sein Branntwein- und Liqueurgeschäft binnen acht Tagen gänzlich aufzugeben, widrigenfalls die Strafen eintreffen würden, die im dritten Buch Moses, 26. Kapitel vom 16ten Vers an zu finden sind. Jener hat nun erklärt, er wäre sehr gern dazu bereit, sobald der Einsender ihn so lange mit den nöthigen Subsistenzmitteln unterstützen wolle, bis sein Auskommen auf andere Weise gesichert wäre. — Aus **Gräfenberg** liest man, daß schon in der lezten Hälfte des April die Badeliste auf 278 Nummern gestiegen, von denen manche drei bis fünf Personen zählte. Der Ort gewinnt immer fürstlicheres Ansehen. Unter den Anwesenden waren: der Prinz von Nassau, die Fürstin von Anhalt-Köthen, die Fürstin von Dolgorucki, der Fürst von Auersberg u. A. m. Soviel Glanz und Pracht haben diese Berge noch nie gesehen. Besonders zeichnen die ungarischen Edelleute durch ihr herrliches, halb orientalisches Kostüm sich aus. — Die Breslauer haben übrigens Gräfenberg mehr in der Nähe als sonst, was nämlich die Kaltwasserheilanstalt selbst betrifft. Der hiesige geachtete Arzt, Dr. Bürkner, errichtete eine solche nach den Prinzipien und Erfahrungssätzen des Vincenz Prießnitz in der ehemaligen Besitzung des Fürsten Hohenlohe-Ingelfingen zu Altscheidnich, einem sehr anmuthig an einem Oderarm gelegenen Dörfchen voll geschmackvoller Landhäuser, dessen ich schon in einem diesjährigen Berichte erwähnte. Dr. Bürkner fand hier allein die Hauptbedingung, einen reinen, schönen Quell, mit geeigneter Localität verbunden, und kaufte um jeden Preis den alten fürstlichen Landsitz mit dem dazu gehörigen Theil des sich anschließenden reizenden Parkes. Im vorigen Monat eröffnete der Unternehmer im Kreise der bereits vorhandenen Gäste die Kuranstalt mit einem frohen Mahle, woran eine Armenspeisung sich schloß.

Im Wintergarten ist endlich auch die **Balletbühne** eröffnet worden, die der erfindungs- und unternehmungslustige Besitzer längst errichten wollte, aber immer noch mit den Einsprüchen des Theaterpächters vor der Behörde zu kämpfen hatte, wie erzählt wird, bis er endlich siegreich mit allerhöchster Genehmigung durchdrang. Das Groteskkomische hat somit bei uns jezt einen künstlerischen Grund und Boden gefunden. Das Corps de Ballet ist wohlgeübt; die beiden Solotänzerinnen Schmidt und Hübner sind freilich keine Elsler und Taglioni, aber immerhin graziöse Erscheinungen von Interesse; die äußern Arrangements sind anständig. Kroll, der Schöpfer einer ganz neuen Vergnügensepoche in Breslau, hat diese also wieder mit einem ganz neuen Genre bereichert. Die ersten Vorstellungen hatten außerordentlichen Zuspruch. — Von dem hiesigen Commerzienrath Oelsner ist die Idee angeregt worden, zur Säcularfeier der Vereinigung Schlesiens mit Preußen Friedrich dem Großen in Breslau ein Denkmal zu errichten.

J. Kr.

Beilage: Monatsregister August.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Drei und dreißigster Jahrgang.

1839.

September.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgenblatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

P o e s i e. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

L e b e n. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

G e s c h i c h t e. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

W i s s e n s c h a f t. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

J e d e r M o n a t erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts", mit Einschluß des „Literaturblatts" und „Kunstblatts", kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts" und „Kunstblatts" ohne das „Morgenblatt" . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt" . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt" . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Erzählungen.

Länder- und Völkerkunde.

Naturwissenschaftliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Literatur-Blatt.

Nro. 89.

Nro. 90.

Nro. 92.

Jahr 1812, oder historisch-militärische Darstellung des Feldzugs in Rußland, vom Grafen Roman Soltyk. Aus dem Franz. und mit Anmerkungen von Prof. L. Bischoff. — 7) Erinnerungen aus Napoleons Privatleben, gesammelt von Saint-Hilaire. — 8) Memoiren des Chevaliers v. Eon. Aus dessen Familienpapieren von Fr. Gaillardet. Frei nach dem Franz. von Dr. Brinkmeier. — 9) Memoiren aus dem Archiv der Pariser Polizei. — 10) La France, tableau géographique, statistique et historique. — Philosophie. Die objektive Erkenntniß der Offenbarung Gottes im erscheinenden Weltsystem. Von L. G. Fr. v. Stechow.

Nro. 92.

Alterthumskunde. 17) C. A. Böttigers kleine Schriften archäologischen und antiquarischen Inhalts, gesammelt und herausgegeben von Julius Silling. — 18) Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, oder Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Von Professor W. Drumann. — 19) Rom im Jahrhunderte des Augustus. Nach dem Franz. des Charles Dezobry von Th. Hell. — 20) Celtica I. Sprachliche Dokumente zur Geschichte der Kelten. Von Dr. Diefenbach. — 21) Neue Beiträge zur Erläuterung der Persepolitanischen Keilschrift, von Dr. Grotefend. — Swedenborgiana. 1) Sammlung von Urkunden, betreffend das Leben und den Charakter Emanuel Swedenborgs. Aus den Quellen treu und mit Anmerkungen begleitet von Dr. Tafel rc. — 2) Kurzer Abriß des Eigenthümlichen der Lehre Swedenborgs. Von demselben.

Nro. 93.

Astronomie. Jahrbuch für 1839. Herausgegeben von H. C. Schumacher. Mit Beiträgen von Bessel, Mädler, Steinheil und Quetelet.

Nro. 94.

Eine historische Beleuchtung der Züricher Wirren. Hans von Reinhard, Bürgermeister des Eidgenössischen Standes Zürich und Landamman der Schweiz. Von Eduard Muralt, Altbürgermeister des Kanton Zürich.

Nro. 95.

Eine historische Beleuchtung der Züricher Wirren. (Fortsetzung.) — Gemeinnützige Schrift. Ueber öffentliche, Vereins- und Privatbibliotheken, Lesezirkel und verwandte Gegenstände mit Rücksicht auf den Bürgerstand. Von K. Preusker.

Nro. 96.

Eine historische Beleuchtung der Züricher Wirren. (Schluß.) — Schriften über Spanien. 1) Spanien und Portugal. Geographische, statistische und historische Schilderung der pyrenäischen Halbinsel von Dr. Karl von Rotteck. — Reise nach Malta und in das südliche Spanien im Jahr 1830. Von F. Freih. von Augustin.

Nro. 97.

Dichtkunst. Gudrun. Nordseesage nebst Abhandlung über das mittelhochdeutsche Gedicht Gudrun und den Nordseesagenkreis. Herausgegeben von San-Marte (A. Schulz). — Alterthumskunde. 22) Geschichte der Auflösung des römischen Reichs und des Verfalls der Civilisation der alten Welt von Simonde de Sismondi. Verdeutscht durch W. A. Lindau. — 23) Les Barbares, Byzance et Rome. Par Christian Müller, Dr.

Nro. 98.

Dichtkunst. Gudrun. Nordseesage, nebst Abhandlung über das mittelhochdeutsche Gedicht Gudrun und den Nordseesagenkreis. Herausgegeben von San-Marte (A. Schulz). (Schluß.) — Schriften über das Judenthum. 1) Das Staatsbürgerrecht der Juden, vom Standpunkt der innern Politik beleuchtet von Robert Haas rc. — 2) Dr. Luther, von den Jüden und ihren Lügen. Von L. Fischer. 3) Rabbinische Quellen und Parallelen zu neutestamentalischen Schriftstellern. Zusammengestellt von F. Nork.

Nro. 99.

Deutsche Geschichte. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Von Leopold Ranke.

Kunst-Blatt.

Nro. 71.

Zur Geschichte der Holzschneidekunst in Frankreich. (Forts.) — Bauwerke. — Skulptur. — Erzguß. — Ciselirkunst.

Nro. 72.

Zur Geschichte der Holzschneidekunst in Frankreich. (Forts.) — Holzschnitzkunst. — Denkmäler. — Numismatik. — Medaillenkunde. — Malerei. — Alterthümer.

Nro. 73.

Ein Manuscript von Daniel Chodowiecki. — Zur Geschichte der Holzschneidekunst in Frankreich. (Beschluß.) — Alterthümer. — Malerei. — Statistik der Kunst.

Nro. 74.

Ein Manuscript von Daniel Chodowiecki. (Fortsetzung.) — Statistik der Kunst. — Artistischer Verkehr. — Kunstkritik. — Kupfer-, lithographische und Holzschnittwerke.

Nro. 75.

Ein Manuscript von Daniel Chodowiecki. (Fortsetzung.) — Bemerkungen. — Kupfer-, lithographische und Holzschnittwerke. — Literatur. — Nekrolog.

Nro. 76.

Ein Manuscript von Daniel Chodowiecki. (Beschluß.) — Bemerkungen. — Persönliches.

Nro. 77.

Der Daguerrotyp. — Persönliches. — Technisches. — Preisbewerbung. — Kunstausstellungen.

Nro. 78.

Zur Biographie des berühmten Bildhauers Antonio Canova. — London, 6. Juli 1839. — Leipzig, im August 1839. — Versteigerungen. — Akademien und Vereine.

№ 210.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 2. September 1839.

Quand le vaste linceuil de la nuit qui s'abaisse,
Sur ce grand sarcophage étend son ombre épaisse,
Tant de soupirs mêlés, tant de cris confondus,
Comme une seule voix sont encore entendus.

Méry et Barthélemy.

Der Grenadier von La belle Alliance.

Eine Gespenstergeschichte

von Eduard v. Bülow.

Auf das Schlachtfeld von La belle Alliance und die unerhörteste Niederlage der Franzosen leuchtete in der Nacht des verhängnißvollen achtzehnten Junius 1815 der Vollmond hell hernieder. Es hatte viele Tage vorher geregnet, und auch heute war das Wetter in Zwischenräumen stürmisch genug gewesen. Der Boden der Felder war eine Strömung oder ein Meer von Gyps und Schlamm. Auf den durchnäßten, niedergetretenen Saaren, halb von ihnen verdeckt, lagen zerbrochene Kanonen, Pulverkarren, Wagen, Bagage, Trümmer aller Art, und dazwischen Leichen von Menschen und Pferden und Sterbende, über und neben einander, starr und regungslos, oder in verzweifelten Todesqualen, oder suchten leichter Verwundete sich theils fortzuschleppen, theils, der Hülfe gewärtig, sich bequemer einzurichten. Zumal auf den hintern Abhängen der Höhen, wo die Heere gestanden, war jede kleine Senkung oder Unebenheit, jeder Riß, jeder Hohlweg voll Verwundeter, die darin gegen die Kugeln Schutz gesucht hatten. Und wiewohl die siegreichen Truppen jezt entweder in der Verfolgung des Feindes begriffen waren, oder sich zu bequemeren Bivouacs verzogen hatten, loderten doch auch Wachtfeuer in Menge auf und beschienen zugleich mit dem Monde die mannichfachen Gruppen Verwundeter und Erschöpfter, Feinde und Freunde, die da saßen, lagen oder standen, und kochten, sich wärmten, ihre Pfeifen rauchten, zankten, klagten, lachten, jubelten, fangen oder erzählten. Marketender hatten ihre Wagen und Körbe ausgepackt und trieben ihren Handel, Wundärzte hantirten dazwischen mit ihren Gehülfen, einzelne Boten sprengten, kleine Trupps Soldaten zogen vorüber. Bauern aus den zerstörten Dörfern der Umgegend, wo die schon von dem Vorgefühl der Niederlage demoralisirten Franzosen am Morgen entsetzlich gehanst hatten, flüchteten mit ihren eiligst zusammengerafften Habseligkeiten und Familien, die wimmernden kleinen Kinder auf den Armen, in die Irre. Rotten von Nachzüglern beider Heere, liederliches Gesindel aus Brüssel und vom Lande, Männer, Weiber, Kinder, die die Gier nach Beute angelockt, schwärmten umher, immer bereit, den unglücklichen Schlachtopfern, die in ihre Hände fielen, mit Hab und Gut und Kleidern das Leben zu rauben, wo es Noth oder nicht Noth that, und geriethen sich auch wohl wechselseitig neidvoll in die Haare, um sich auf Tod und Leben zu bekämpfen. Priester und Prediger waren allenthalben in ihrem Berufe geschäftig, die Segnungen der Religion, oder Worte

des himmlischen Trostes zu spenden. Barmherzige Bewohner von Stadt und Land, zu Fuß oder Wagen, mit Lebensmitteln, Charpie, Kleidungsstücken, Arzneien genaht, erfüllten Christenpflichten. Tragbahren gingen über die Wahlstatt, je nachdem mit Höheren oder Geringeren, mehr oder minder begleitet. Ein Freund oder Bruder, ein Fremder oder Bekannter stand dem andern bei und übernahm seine letzten Aufträge in die Heimath, oder ein einsam Sterbender ertrug schweigsam sein namenloses Weh und war entweder in dem Gefühle des zweifachen Siegs selig, den er als Mensch, der den Tod überwunden, und den das Vaterland erkämpft hatte, oder ward mit seiner letzten Thräne von der Verzweiflung über den Untergang der Größe seines Vaterlandes und Kaisers übermannt.

Die Straße nach Brüssel bedeckte ein langer, unabsehlicher Zug grauer Schatten, die sich im Mondschein wie Gespenster bewegten, eine Masse Verwundeter, so dicht wie die Marschkolonnen eines Heers. Ohne Gräben, schnurgerade, baumlos zog sie sich lang und traurig bis zum Horizonte, durch einförmige Strecken eines gelblichten, lehmichten Erdreichs. Sie war zum Theil gepflastert, zum Theil hatte sie ein kothiges Geleise und, wo menschenleerer, das Ansehen eines breiten gelben Streifen auf einem grauen Tuche: hie und da war der Streifen in dem Grunde wie verwaschen und verschwand ganz und gar, oder trat wieder hervor, je nachdem es hellere oder dunklere Nacht ward, und der Mond schien, oder Wolken ihn umhüllten.

Zwischen ein und zwei Uhr Nachts, als die Chaussee eben etwas lichter und leerer, die Passage leichter war, kamen in der Richtung von Brüssel zwei Reiter geritten. Es waren preußische Offiziere von Bülows Korps, die von verschiedenen Sendungen zu ihrem Regimente zurückkehrten. Da sie jedoch nicht wußten, wo sie es suchen sollten, und gewiß seyn konnten, in der Verfolgung des Feindes es nicht einzuholen, ihre Pferde überdies todtmüde waren, so strengten sie dieselben nicht allzusehr an, die Hindernisse des Weges zu besiegen, und ritten langsam weiter. Die Menge der ihnen entgegenziehenden Verwundeten nahm mittlerweile ab und sie erreichten zuletzt eine Gegend, die gegen andere Theile des Schlachtfeldes verödet zu nennen war. Das Geräusch des Zuges summte hier bloß in der Ferne und nur Einzelne bewegten sich noch ringsum.

In ihre Mäntel gehüllt, glichen die Reiter selbst nächtlichen Schatten. Ihre Pferde hingen die Köpfe und schleppten die kothbespritzten Beine mühselig eines nach dem andern in dem tiefen Geleise weiter. Und dabei ward das eigenthümliche taktmäßige Schnalzen laut, das entsteht, wenn ein fester Körper sich aus dünnem, an ihm herabträufenden Schlamm zieht. Die Säbelscheiden klirrten an den Weichen der Pferde und die Reiter hatten sich lange stumm und schweigsam neben einander verhalten. — Der ältere brach am Ende wie vor Ungeduld die Stille und pfiff einen Marsch, indem er seine Augen unstät und flüchtig über das Gefilde schweifen ließ. Der jüngere starrte vor sich nieder. Nach einer Weile hörte Jener zu pfeifen auf und richtete an seinen Kameraden diese Worte:

„Du siehst ja so trübselig drein, Beuchsal, daß man dich eher für einen Franzosen als für einen preußischen Sieger halten möchte. Was ist dir? sey froh, daß du so gut davon gekommen bist. Was das doch allenthalben für ein verzweifelter Kampf gewesen! Ja, sie wußten es wohl, die Uebermüthigen, daß es das Letzte war, was sie retten konnte, und der Corse ist nun ein für allemal verloren. In Paris, wo wir bald wieder seyn werden, soll es ein lustiges Leben geben. Es ist wahr, du hast dich in deiner ersten Schlacht brav gehalten und wirst dem Handwerke mit der Zeit schon Geschmack abgewinnen. Ich sehe es noch kommen, daß du Husar mit Leib und Seele wirst. Die Uebung macht den Meister." — „Du kannst aus meiner Stimmung abnehmen, lieber Sturm," versetzte Graf Beuchsal, „daß das schwer halten dürfte. Ich bin ein Kind des Friedens und weiß die Laune nicht zu finden, die mich über so trostlose Umgebungen erheben könnte; sie drücken mich nieder. Ich freue mich des Sieges der guten Sache redlich mit; doch aber nicht mehr so von Herzen, als mir dies vor dem Pariser Frieden möglich war. Die Begeisterung ist verraucht, die mich unwiderstehlich in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger mit fortriß."

(Fortsetzung folgt.)

Physiognomie von Siebenbürgen.

Von welcher Seite her man auch immer in dieses Gebirgsland eindringen mag, überall kommt einem ein Fluß oder ein Bach entgegen. Nach allen Himmelsgegenden entsendet es seine Gewässer, aber auch in allen Richtungen ist es von Gebiegen durchkreuzt. Wie überall, so auch hier, wo die Menschen immer mehr sich ausbreiten, hat die Axt die Wälder gelichtet, und die natürliche Folge davon, das Kleinerwerden der Gewässer, wird überall sichtbar. Sein ungarischer Namen Erdödy bedeutet Waldland. Warum es die Deutschen Siebenbürgen genannt, kann man etwa nur so erklären, daß sie beim ersten Ueberblick sieben Hauptzüge von Gebirgen in ihm wahrgenommen. Im ganzen Lande findet sich keine bedeutende Ebene, und nur in den Flußthälern kommen Strecken von einigen Quadratmeilen vor, welche frei von Hügeln sind. Sein fruchtbarster Theil, die Mezöség, ist ohne Zweifel in der Urzeit eine Ebene gewesen, und

Erdrevolutionen haben die Hügel, welche jezt auf denselben sind, gleich Wellen emporgehoben. Dieser Strich umfaßt eine Fläche von etwa dreißig Quadratmeilen und wird auf der einen Seite von der Samosch, auf der andern von der Marosch begrenzt. Er ist mit einem tiefen, sehr humusreichen Boden, welcher dem fettesten Marschlande gleich ist, begabt, was zu dem sichern Schlusse führt, daß er einst eine Ebene war.

Um die Physiognomie des Landes genau zu zeichnen, will ich die hier bereits gezogenen einzelnen Linien in ein Ganzes ordnen und damit beginnen, wie sich dasselbe dem ersten Blicke darstellt. Kommt man über Arad oder Temeswar her nach Siebenbürgen, so durchreist man in einer ziemlich langen Strecke das Thal der Marosch, gewinnt also keine Aussicht in die Ferne und keine ausgedehnte Ansicht des Landes. Anders ist dies von Großwardein her, wo man auf der Höhe oberhalb des Dorfes Barod die Gebirgszüge rechts und links sich ausdehnen sieht und schon einen Blick in das Thal der Samosch thun kann. Die Höhe der Gebirge ermißt man leicht aus dem Umstande, daß man zu Ende Mai's noch Schnee auf ihnen sieht und von Ferne wahrnimmt, wie oben die Vegetation nur noch in den Zwergtannen thätig ist. Dort oben hausen noch Bären, und selten verirrt sich ein menschlicher Fuß dahin. Einen eigenthümlichen Eindruck macht es auf den Nordländer, wenn er von hier aus zurückschaut in das gesegnete Ungarn und die dort reich geschmückten Fluren mit diesen rauhen Gebirgen zusammenstellt. Fortwährend ist er dem Süden nachgereist und hat bereits seine herrlichen Früchte gekostet, und nun befindet er sich auf einmal wieder in einem fast rauheren Klima als das, welches er in seinem Vaterlande verließ.

Angenehm überrascht wird man bei der Weiterreise. Vorbereitet und gefaßt ist man auf Unbequemlichkeiten aller Art, und anstatt derselben trifft man meistentheils einen gewissen Comfort, wird gut mit Speise und Trank bedient, und kann sogar in den meisten Dörfern auf der großen Landstraße ein ansprechendes Zimmer und reines Nachtlager haben. Und dies gilt für's ganze Land, so daß man fast vergißt, daß man sich an den Grenzen der europäischen Civilisation befindet. Zu alledem kommt eine ziemliche Zuvorkommenheit der Wirthe und große Gutmüthigkeit des Volkes, selbst der Wallachen. — Wer würde ferner wohl vermuthen, hier ländliche Gebäude zu finden, wie man sie in den fruchtbarsten und besten Gegenden Deutschlands kaum schöner trifft? Luxus, Eleganz und Geschmack wetteifern dabei mit einander. Und solcher prachtvollen Villen gibt es viele, wie unter andern in der Nähe von Klausenburg die der Grafen Esterhazy, Banfy, Mikes u. A. Einen eigenthümlichen Typus erhält aber in diesem Lande alles durch die schroffsten Gegensätze, auf die man überall stößt. Während man sich an jenen Gebilden der höchsten Civilisation ergözt, sieht man sich plötzlich wieder in den zurückgebliebenen Orient versezt, wenn man das Volk betrachtet und in seinem Wesen beobachtet. Die hier lebenden Wallachen bilden in ihrem Aeußern, wie in ihren Sitten, den schneidendsten Contrast mit jener Pracht. Indeß muß der Fremde sich wohl hüten, in seinem Urtheile zu hart zu seyn. Wie viele Gegenden haben wir auch in Deutschland, wo das Landvolk in höherer Gesittung noch gar weit zurück ist. Daß wir dies weniger fühlen, ist bloß Sache der Gewohnheit.

Die Leser mögen mich nun auf eine Höhe, ziemlich mitten im Lande, zwischen Klausenburg und Marosch-Vaschachely begleiten. Von hier herab überschauen wir einen großen Theil von Siebenbürgen. Um uns her ist die Kornkammer des Landes, die Meiöscheg, ausgebreitet. Welle reiht sich an Welle, aber auf den Hügeln wie in den Thälern herrscht gleiche Fruchtbarkeit. Ein großer Theil dieses herrlichen Bodens liegt zum Graswuchse nieder, obgleich jede ihm anvertraute Frucht vielfältig lohnt, und Siebenbürgen in der Regel hohe Getreidepreise hat, und Getreide vom Auslande holen muß. Die Feudalverhältnisse, welche hier noch auf dem Lande lasten, sind die Ursache dieser räthselhaften Erscheinung. — Wir blicken zuerst gen Westen und sehen eine lange Gebirgskette vor uns ausgedehnt, deren höchste Gipfel sich bis zu 6000 Fuß über das mittelländische Meer erheben. Dieser Gebirgszug ist mitunter gewaltig zerspalten und bildet groteske Schluchten, wie unter andern die bei Thorda. Tiefer hinab gegen Süden birgt er in seinem Schooße große Reichthümer. Die sehr ausgiebigen Goldbergwerke, welche dort im Gange sind, enthalten noch Schätze, welche in mehreren Jahrhunderten nicht ausgebeutet seyn werden. — Lassen wir nun unsern Blick weiter nach Süden schweifen. Amphitheatralisch steigen da in der Ferne die Gebirge vor uns auf. Der im blauen Duft herüberschimmernde Kamm bildet einen Theil der mächtigen Gebirgskette, welche als Mauer zwischen Siebenbürgen und der Wallachei steht. Das bewaffnete Auge entdeckt auf derselben eine Menge weißer Flecke und Streifen: es ist Schnee und Eis, welche beide bis in den tiefen Sommer liegen, in manchen Jahrgängen auch gar nicht schmelzen. In einem lang, von Osten nach Westen streichenden Gebiete, welches zwischen uns und jenem Gebirge liegt, wohnen Deutsche, hier Sachsen genannt, unter denen man sich, kommt man hin, plötzlich wie in's Vaterland versezt fühlt. Sie haben Jahrhunderte hindurch, fern von der verlassenen Heimath, ihren geraden und biedern Charakter bewahrt, sind der alten Sitte, Fleiß und Ordnung zu lieben und zu üben, treu geblieben, und haben damit hier, wo die Natur freigebig mit ihren Schätzen ist, Wohlhabenheit gewonnen. Religiosität ohne Bigotterie

und wahre ungeschminkte Frömmigkeit haben unter ihnen volle Geltung. Das Aeußere und Innere ihrer Landwirthschaft und ihres Hauswesens spricht an und verräth wahre Solidität und tüchtigen Kern. In ihren Städten hat aber schon die alte Geradheit ein wenig abgenommen. Es ist, als wollten sie hier nicht hinter ihren Stammgenossen im alten Vaterlande zurückbleiben.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Die italiänische und die französische Oper.

Mehrere Musikliebhaber in den Tageblättern äußern ihr Bedauern darüber, daß die gesetzgebenden Kammern dem Direktor der italiänischen Oper nicht allein keinen Ersatz für das abgebrannte Theater geben, sondern ihm nun auch die früher von der Regierung bewilligte Unterstützung von 70.000 Franken abschneiden. Sie nennen dies eine übel angebrachte Sparsamkeit und einen Verlust für die Kunst. Es fragt sich, ob die italiänische Oper, wenn sie jener Unterstützung beraubt ist, noch forthin wird bestehen können, und ob ihr Aufhören wirklich ein Verlust für die Kunst seyn würde. Bekanntlich währen die Vorstellungen dieser Oper nur sechs Monate im Jahre, vom Oktober bis Ende März, und da die Preise der Plätze so hoch stehen, als in der großen Oper, so wird sie fast nur von begüterten Liebhabern und Kennern besucht. Die Reichen kommen hier in ihrem Schmucke zusammen, und das Miethen einer Loge in der italiänischen Oper ist eine Mode geworden. In jenen sechs Monaten wird höchstens ein Dutzend verschiedener Opern gegeben. Große Mannigfaltigkeit erhalten somit die Abonnenten nicht; eben so wenig bekommen sie viel Neues, da der Direktor meistens nur Stücke gibt, welche bereits in Italien sich einen entschiedenen Ruf erworben haben. Um also das Publikum herbeizuziehen, bleibt dem Direktor nur ein Mittel übrig: er muß die größten Virtuosen anwerben und den Darstellungen die höchste Vollendung geben. In den lezten Jahren war er so glücklich, dieses Ziel zu erreichen, da sich ein Ausbund von Sängern und Sängerinnen zusammengefunden, wie ihn kein französisches Theater aufweisen kann. Diese Virtuosen spielen die übrigen sechs Monate im Jahre auf der Londoner Opernbühne und gewinnen dort eben so viel, wo nicht noch mehr, als in Paris. Daß die Muster der italiänischen Oper nicht ohne Einfluß auf die französische bleiben können, ist augenscheinlich. Verdient aber deßhalb die italiänische Oper eine so bedeutende Unterstützung vom Staate als sie bisher genoß, und wird sie nicht auch ohne dieselbe bestehen können? Ich glaube ja, und die Deputirtenkammer hat eben so geurtheilt. Außer den allerdings sehr hohen Engagements der Virtuosen und der Besoldung des Orchesters hat die italiänische Oper wenige Auslagen. Sie braucht nur ein geringes Personal, und die äußerliche Ausstattung der Opern kommt wenig in Betracht; der Gesang ist fast alles. Ich glaube, die italiänische Oper wird fortbestehen können mittelst der bloßen Abonnements, welche dem Unternehmer schon im Voraus seine Einnahme für die ganze Saison sichern. So gut steht sich kein französischer Theaterunternehmer. Dieser bedarf schöner Dekorationen, eines zahlreichen Personals, er muß für neue Stücke sorgen, die Dichter und Tonkünstler befriedigen. Er muß befürchten, daß seine besten Schauspieler zu andern Theatern übergehen; er hat mit diesen eine furchtbare Concurrenz zu bestehen, und da er das ganze Jahr hindurch Tag für Tag zu spielen hat, wogegen die Italiäner nur sechs Monate, und zwar wöchentlich drei Mal spielen, so ist seine Mühe und die Nothwendigkeit, mit den Darstellungen zu wechseln, auch unendlich größer. Folglich haben die größern französischen Theater gerechtere Ansprüche auf die Unterstützung der Regierung, als die italiänische Oper. Indessen fehlt es auch nicht an Rügen in den Tageblättern über den schlechten Gebrauch, den diese Theater von der beträchtlichen Subvention machen; besonders wird über die komische Oper geklagt; dieselbe habe bloß die Anmaßung, ein zweites Theater für die große Oper zu werden, durchsetzen wollen, und ihre vornehmste Sorge sey daher gewesen, nur eine berühmte Opernsängerin für Bravourarien anzuwerben, wie dieses Theater denn wirklich die Damoreau, welche sonst an der großen Oper sang, für 40.000 Franks jährlichen Gehalts für sich gewonnen hat. Diesem Theater ist nun, mittelst eines Gesetzes, das abgebrannte italiänische Opernhaus, von dem noch die Façade und die vier Mauern dastehen, bewilligt worden. Das Theater soll jezt wieder aufgebaut werden und die komische Oper daselbst sich ansiedeln. Die Direktion der italiänischen Oper muß sich also nach einem andern Hause umsehen. Es ist vorgeschlagen worden, dieselbe mit der französischen großen Oper zu vereinigen, was um so leichter wäre, da sie beide nur drei Mal in der Woche, und zwar an verschiedenen Tagen spielen. Darüber ist in den Tageblättern viel hin und her gestritten worden. Einige behaupten, es gehe nicht an, die italiänische Oper müsse für ihre reichen Abonnenten, welche sich ihre Logen nach Lust und Laune ausschmücken lassen, ein eigenes Haus haben, und zwar ein nicht allzu großes, damit der Putz der reichen Damen desto besser zur Schau gestellt werden könne, und was dergleichen Gründe mehr sind, welche Andern ganz unbedeutend schienen. Indessen wird doch die Vereinigung schwerlich zu Stande kommen, und zwar, weil die beiden Opern in ihren Proben einander hindern würden, und die große französische Oper so vieler Dekorationen und Maschinen bedarf, daß die Zwischenzeit der Vorstellungen zum Aufstellen und Wegnehmen derselben erforderlich ist. Wahrscheinlich wird der schon lange leerstehende Odeonsaal wieder, wie im vorigen Winter, der italiänischen Oper als Zufluchtsort dienen müssen, obschon derselbe von den eleganten Revieren der Stadt, welche die meisten Zuschauer für die italiänische Oper liefern, weit entfernt liegt. — An musikalischen Darstellungen wird es künftigen Winter nicht fehlen. Aller Vorwürfe ungeachtet, welche man der komischen Oper macht, hat sie doch seit einem Jahre eine Menge neuer Operetten auf die Bühne gebracht, und an Thätigkeit gebricht es ihr weniger als an guten Sängern; diese scheinen äußerst selten zu werden: denn auch die große Oper sucht vergebens darnach. Dupré, auf welchem die ganze Last ruht, kann doch nicht beständig auftreten, und Mario, der Gentiluomo, den man allzusehr ausposaunt hatte, ehe er noch die Bühne betreten, ist nur in einigen Rollen gut und hat der allgemeinen Erwartung nicht entsprochen. Nicht besser geht es dem Théâtre français, das nur Dmlle. Rachel für's Trauerspiel, Dmlle. Mars für's Lustspiel als ausgezeichnete Schauspielerinnen aufzuweisen hat. Auch hier wird über Mangel geklagt, und vergebens treten Debütanten in Menge nach einander auf. Das Publikum überzeugt sich bald von ihrer Mittelmäßigkeit, und sie müssen wieder heimgehen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 211.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 3. September 1839.

Heuernte, schönste Zeit im Jahr.
Der Wald längst grün und doch noch klar,
Die Blume ganz im Blühn,
Die Saat noch hoffnungsgrün,
Nur erntereif das flücht'ge Gras,
Und frisch und duftig selber das.

G. Schwab.

Sommerlieder.

VII. Heuernte.

Von hohen Grases grünen Wogen
Lieg' ich umrauscht, der blaue Bogen
Des Himmels endlos über mir; —
Ich spür' des Grundes feuchte Kühle;
So nah der Erde, doch auch fühle
Ich mich so nah, o Himmel, dir!

Der Gräser Spitzen alle streben
Zu dir hinauf, die Lerchen schweben
Empor zu deinem lichten Blau;
Zurück strebt in die luft'gen Hallen,
Der segnend bis zur Erd' gefallen,
Der regenbogenfarb'ge Thau.

Der Blick, der lässig druber gleitet,
Sieht unabsehbar ausgebreitet
Von Halmen ein einförmig Heer;
Doch Wer mit liebevollen Sinnen
Sich drein vertieft, sieht's wogen drinnen,
Wie's von Lebend'gen zuckt im Meer.

Oh! tausend Wesen, deren Namen
Nie auf des Dichters Lippen kamen,
Die niemals pries Anakreons Mund,
Belausch' ich hier in ihrem Walten,
Und seh' ihr Treiben sich gestalten
Zum heitern Bild auf grünem Grund.

Was hör' ich dort herüber schallen?
Es ist ein Klang wie von Metallen!
Wie wenn die Sens' an Sense klirrt!
Weh, weh! die Mäher sind zur Stelle!
Der Mädchen Lachen klingt so helle,
Der Männer Rede dumpfer schwirrt.

Zerstörung, ach, in raschem Schritte
Mit blanken Eisens scharfem Schnitte
Wälzt sich vorbei an Baum und Strauch;
Zerschnitten seh ich niederstürzen
Blumen und Gras — noch kurz zu würzen
Die Luft mit ihrem Todeshauch.

Die Halme, die gezeigt zum Himmel,
Sinken in sterbendem Gewimmel
Dahin — die Blume theilt ihr Loos;
Im glühnden Strahl der Sonne bleichen
Sie schnell — Abends verfärbte Leichen
Bedecken sie der Mutter Schoos.

Entblößt der Kinder, tritt die Erde
Wieder mit trauernder Geberde
In nackter Dürftigkeit hervor;
In langer Tage schwuler Dauer
Beklagt sie, im Gewand der Trauer,
Die Lieblichen, die sie verlor.

Zerstoben ist der Wesen Menge,
Die in lustseligem Gedränge
Auf gruner Wiese trieb ihr Spiel;
Schmerzlich den Tummelplatz sie missen,
Und manches Leben, mit zerrissen,
Unter des Wurgers Sense fiel.

Oh! wenn sich Gras in Heu verwandelt,
Verwustung durch die Triften wandelt,
Das ist des Sommers erster Schmerz!
Da ahnt, wenn kaum des Sommers Wonnen
Sich zu erschließen recht begonnen,
Schon seiner Freuden Schluß das Herz.

Der Duft, der, wenn das Gras gefallen,
Von seinen Leichenhugeln allen
In abendlicher Kuhle bringt:
Dünkt mich verwandt den Weihrauchdüften,
Wenn uber der Entschlafnen Grusten
Des Priesters Hand das Rauchfaß schwingt.

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

Es entstand eine Pause. Baron Sturm wußte seinem Freunde auf seine Rede nichts zusagen. „Wie schmählich," fuhr Bruchsal fort, „sehen wir nicht sogar unsere billigsten Erwartungen getäuscht! Deutschland ist abermals, nur in anderer Weise zerstuckt und dem Auslande unmittelbarster Einfluß darauf gestattet worden, und die wiederholte Besiegung des Unterdruckers wird daran im Wesentlichen nichts ändern. Von wiederherzustellender Einheit, Größe, Macht des Vaterlandes, als solches, keine Rede. Es soll nicht seyn! Die Segnungen des Friedens werden uns karg zugemessen. Wir sollen nun einmal die erhabene Vaterlandsfreude des Britten nicht schmecken und Deutschland ein fur allemal dazu verdammt sehen, die Schicksalstragödie der alternden Europa auf seiner politischen Buhne aufzufuhren."

„Das sind Flausen, Freund," nahm der Andere das Wort, „die in's unendlich Nichtige fuhren. Wozu sich mürrisch gegen den Gang der Weltgeschichte auflehnen? Laß es dir doch lieb seyn, daß der Deutsche sich mit Politik nicht abzugeben braucht. Er ist zu Besserem berufen, als an der Scholle zu kleben: er soll Weltbürger seyn. Nicht Deutschland, aber wohl der deutsche Geist in Sitte, Literatur und Kunst wird zur Weltherrschaft gelangen und uns so fur den Mangel eines eigentlichen Vaterlandes entschädigen. Genieße der Gegenwart und lebe deinem Stande. Versuche es, darin deinen Beruf zu finden; er ist schön, wenn man ihn recht auffaßt. Das Leben erhält so erst seine wahre Bedeutung, wenn wir es täglich daran setzen und wagen und bereit sind, es lachenden Muthes hinzugeben."

„Es ist mir nicht beschieden, so zu seyn," entgegnete Bruchsal. „Um sterben zu können, muß man erst zu leben verstanden haben. Ich bin noch nicht so weit gekommen, das zu lernen, und lerne es vielleicht niemals. Ich habe keinen Sinn für ein Leben deiner Art und verzweifle, daß ein wahrer Frieden Deutschland jemals zufallen werde. Für wen vergießen wir jezt unser Blut? Für unser Wohl wahrhaftig nicht!" — „Du siehst alles schwarz, theurer Graf," sagte Sturm verwundert, „und fängst an zu faseln. Du bist der Schlachtfelder nicht gewohnt, noch nicht so lange Soldat und im Kriege wie ich. Es steckt deine Einbildungskraft an, du bist krank." — „O, es ist möglich, daß ich krank bin oder werde!" rief Bruchsal. „Ich bin unfähig, all dem Graus zu widerstehen. Es ist, um wahnsinnig zu werden; ich bin fieberhaft aufgeregt. Blut fordert Blut. Wehe dem! der die Schrecknisse eines solchen Tages versteht und zu ermessen unternimmt! er geht daran zu Grunde, sie ziehen ihn nach sich, verpesten Luft, Gedanken und Vorstellungen, erzeugen Gespenster: die giftigen Dünste, der Schmerz, die Wunden, die Verwunschungen verkörpern sich, treten auf uns zu und tödten, wenn der Körper uberlebt, unsern Geist."

Indem die Freunde diese Worte wechselten, erreichten sie die Höhe der Meierei von La belle Alliance, die ihren Namen von der Verbindung zweier schöner Brautleute fuhrt, die sich vor Zeiten da niedergelassen hatten. Hier herrschte das feierliche Schweigen des Todes. Sie hielten ihre Rosse an, um die denkwurdige Stelle in Augenschein zu nehmen. — In dem niedrigen, einen Stock hohen Wohnhause, an dem die gepflasterte Straße dicht vorbeifuhrte, war von Thuren und Fenstern keine Spur mehr. Wände und Dach waren von Kugeln durchlöchert, die Schornsteine zerschossen, die Eingänge voller Blut. Links neben dem Hause stand ein verfallenes, bald mit Stroh und Moos bedecktes, bald dachloses Gemäuer und eine zerschossene Eiche, in deren Gipfel Papiere von Patronen hingen; rechts befanden sich einige Sträucher, eine kleine Pappel und eine höhere blattlose Eiche mit zerknickten Aesten. Es lag wie ein Dämpfer uber Himmel und Erde. — Das Licht des Mondes ist Morgens immer geisterhafter als Abends und schien jezt im Begriffe einzuschlummern; die Augen fielen ihm zu. Die Scheibe erblaßte allmählig vor

dem Morgen, die grellen schwarzen Schatten verdünnten sich, Nebel, Dampf der Nässe kam dazwischen, der Mondschein lallte im Traume und der Wind rauschte leise durch die Luft, die hier oben heller als unten war, wo sich die schwarzen Pulverdampfwolken noch nicht verzogen hatten und langsam ohne Abzug sich umherwälzten. Ueber das Schlachtfeld starrte das Riesenhaupt der Gorgo, mit Augen, weit in Wahnsinn und Entsetzen offen, und schüttelte die Schlangenlocken, daß sie über hie von der Sense des Todes gemähte reiche Ernte hinklapperten.

Hart bei einer der Regenpfützen lag ein Verwundeter, und sein gerinnendes Blut floß hinein und röthete die kleine Wasserfläche. Ein Dragonerpferd unweit davon hatte sich bald auf die Beine gehoben und wäre, ohne seine Wunde, so gern entflohen, wie es mit dem flehentlichen Blicke in die Höhe sah. Ein anderes, dem der Kopf schon im Tode geschwollen, schwamm in seinem Blute und verrieth nur in einzelnen Zuckungen das noch in ihm ringende Leben. Ein Hund lag bei seinem todten Herrn und beleckte bald das kalte Antlitz, bald bellte er ungeduldig oder heulte kläglich in die Lüfte, und schlich nun wedelnd zu den Fremden heran, von denen er mit sprechend vorgestreckter Schnauze Hülfe in Anspruch zu nehmen schien. In demselben Augenblick sprang eine Katze mit großen Sätzen über den Weg und unversehens wider den Vorbug eines Pferdes, das ihr, vor Schmerzen wild, entgegenraste, stutzig die Vorderfüße in den Boden stampfte und nicht mehr wußte, wo hinaus. Die Eingeweide hingen ihm aus der Seite, es hielt den Hals lang vorgestreckt, die schwarze Mähne flog, der Schweif stand hoch empor, Maul und Nüstern waren weit aufgesperrt, die Ohren gespitzt, die Augen rollten, und so prallte es seitwärts wieder ab und war im Nu verschwunden; ehern dröhnten die funkensprühenden Hufe. Ein Sterbender, der kurz zuvor noch in Verzweiflung geschrieen haben mochte, war endlich verstummt und richtete sich zum Tode ein. Seine Hände ballten sich zusammen, der ganze Körper streckte und reckte sich immer starrer, das Auge war schon gebrochen und es ward Ruhe in ihm, derweil auf der andern Seite gleichsam ein Meteor von Graus aufging: hier lag ein zweiter Krieger, ein französischer Grenadier von der alten Garde, der vor Schmerz und Wuth nicht mehr schreien konnte; beide Beine waren ihm weggeschossen, die Wundärzte hatten ihn als unrettbar ohne Beistand gelassen; er hatte sie um den Tod gefleht, und daß ihm der nicht geworden, ihm den Verstand benommen. Er konnte sich nicht von der Stelle rühren, und da es seiner Ohnmacht nichts half, sich mit eigenen Händen zu verletzen, so raffte und griff er zwecklos nach einer Waffe umher, sich den Tod zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Physiognomie von Siebenbürgen.

(Schluß.)

Blicken wir nun nach Osten, so thürmen sich auch hier Gebirge über Gebirge empor. Diese bilden die Schutzwache gegen die Wallachei. In ihnen sprudeln eine Menge Gesundheitsquellen, von denen die Borsecker die berühmteste ist, deren Wasser durch's ganze Land und auch über dessen Grenzen hinaus versführt wird. Dort wohnen die Szekler, ein magyarischer Stamm, der sich durch Fleiß und Betriebsamkeit auszeichnet, und dessen persönliche Tapferkeit weltbekannt ist. Das Schicksal hat ihnen den schlechtesten Theil des Landes zugewiesen, aber was ihnen die Natur versagt, das ersetzen sie durch Rührigkeit und Fleiß. Unermüdet und keine Anstrengung scheuend, gewinnen sie des Lebens Nahrung und Nothdurft. Bei ihnen, sowie bei den Sachsen, sind Bettler eine Seltenheit, weil Faulheit ein Laster ist, das man wenig kennt. Auf den Landtagen von Siebenbürgen zeichnen sich die Abgeordneten dieser beiden Volksstämme in der Regel durch richtige Ansicht, Festigkeit und Consequenz aus. Meuterei ist ihnen übrigens fremd, und was sie verfechten, das hat ihnen ihre Ueberzeugung als zum Wohle des Vaterlandes dienend dargestellt.

Dort oben im Nordosten, wo einige riesige Berghäupter die andern überragen, ist der Bistritzer Stuhl (District), wiederum von Deutschen bevölkert. Ist man dort, so muß man sich zu der Vorstellung zwingen, daß man nur wenige Meilen bis in das Nomadenland, die Bukowina hat. Natur und Menschen bilden in diesem wunderbaren Lande so seltsame Contraste und so rasche Uebergänge, daß man fortwährend wie in einer Fabel lebt. — Vom Norden her blicken uns wilde und rauhe Bergzüge an. Mit schwarzen Waldungen bedeckt und bei nur legend unbeständigem Wetter in einen Wolkenmantel gehüllt, scheinen sie ihre rauhe Seite gleichsam verdecken zu wollen. Bären und Wölfe haben sie zu ihrem Lieblingsaufenthalte erkohren. Die dort lebende dünngesäte Bevölkerung hat sich mit ihrer Umgebung identificirt. Gemächliche Wallachen ertragen die Unbill des Klimas und die Unfruchtbarkeit des Bodens mit Ergebung. Sie gehen zerlumpt einher, genießen, wenn sie etwas haben, und darben beim Mangel.

Aber eine reiche Naturgabe, welche diesem Lande verschwenderisch zu Theil geworden, haben wir noch zu brachten: es ist das Salz. Ganze Berge sind von ihm gebildet, und Jahrtausende hindurch würde das hier vorhandene die sämmtliche Bevölkerung von Europa nicht ausbeuten und verzehren. Dort, nicht allzufern von uns, ragen einzelne Bergkegel vor; manche sind gespalten. In

der Nähe sind es Salzblöcke, welche, von außen grau beschlagen, wie Alabaster glänzen, wenn sie angebrochen werden. Zu unsern Fußen sprudeln Quellen, mit Salz geschwängert, nicht weit von uns fließen noch reichhaltigere, welche der reichsten Soole gleich sind. Da darf der Mensch nur zulangen. Doch nein! das Aerar verbietet es ihm, weil das Salz zu den Regalien gehört, und weil die Regierung nur diese hat, um das freie Land zu besteuern. Auf allen Plätzen, wo diese Gottesgabe zu Tage kommt, stehen Militärwachen, und nur für die eigene Haushaltung dürfen die Anwohner sich holen.

Blicken wir nun, ehe wir unsern Standpunkt verlassen, noch einmal rund in der Nähe umher. Mehr denn zwanzig Thäler und Hügel liegen in unserm nahen Gesichtskreise. Kleine, schlecht gebaute Dörfer im Thale und einzeln liegende Häuser an den Berglehnen verrathen keine starke Bevölkerung. In den lezteren wohnen zum Theil Feldhüter, zum Theil Bienenwärter. Ungemein ausgiebig müßte hier die Bienenzucht seyn, wenn man sie mehr betriebe. Eine Flora, wie sie die hiesige Gegend bietet, trifft man wohl auf wenigen Punkten der Erde so wieder. Von Kunst bei der hiesigen Bienenzucht ist wenig die Rede; man kommt der Natur kaum etwas zu Hülfe. Der Grundherr, welcher dergleichen Bienenwärter anstellt, muß gewärtigen, was diese ihm abgeben wollen. Uebrigens kostet ihm diese Revenue keine Vorauslage, denn von baarer Besoldung des Personals ist keine Rede.

Wir eilen von unserer Höhe herab, um Obdach zu suchen; denn wenn uns das in den Gebirgen des Westens aufsteigende Gewitter überraschen sollte, so dürften wir große Noth haben. Rasch entstanden, mit Sturmeseile vorüberziehend, Hagel und Plazregen ergießend, so sind hier fast alle Gewitter. J. G. Elsner.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsezung.)

Theater.

Man klagt, daß die école de musique et de déclamation, oder das sogenannte Conservatoire de musique gegenwärtig wenig ausgezeichnete Zöglinge liefere. Allein mich dünkt, man braucht nicht zu verzagen. Wer hatte Dlle. Rachel erwartet? und doch schoß sie eines Tages wie ein Pilz hervor und überragte schnell alle alten und jungen Schauspielerinnen des Théâtre français. Solch einen Genuß haben die Habitués dieses Theaters freilich nicht alle Tage; jedoch spart das Glück vielleicht den Leuten eine ähnliche Ueberraschung auf und läßt eines Tages Schauspieler hervortreten, welche am Théâtre français mit Dlle. Rachel, an der Oper mit Dupré, an der komischen Oper mit Madame Damoreau zu spielen würdig sind. Lezteres Theater, die komische Oper, wird um so mehr eilen müssen, sich nach guten Sängern umzusehen, da es am Théâtre de la Renaissance einen Nebenbuhler hat, welcher ihm den Rang abzulaufen droht. Bereits wird auch in einigen Tageblättern die Hälfte der von der Regierung bewilligten Unterstüzung von 240,000 Fr. für dieses Theater verlangt, das bisher aus eigenen Mitteln bestehen mußte und alles versucht, um dem Publikum zu gefallen, Schauspiele, Opern und Vaudevilles; zulezt ist es auf den Einfall gerathen, Donizettis italiänische Oper Lucia di Lammermoor in's Französische übersezen zu lassen und dieselbe aufzuführen. Es besizt eine ziemlich gute englische Sängerin Namens Thillon; Sänger werden aus Frankreich, Italien, vielleicht gar aus Deutschland zusammengesucht, die Chöre sind gut, und so hat es eine gar nicht üble Darstellung der Donizettischen Oper zu Stande gebracht, die dann in den Zeitungen tüchtig gerühmt wird, um dem, der Unterstüzung sehr bedürftigen Theater etwas aufzuhelfen. Mit dem kleinen Stücke der Madame Colet: Göthes Jugend, hat dieses Theater wenig Glück gemacht, so gut auch die junge und holde Dichterin ihre satirischen Verse zugespizt hatte. Sie arbeitet nun an einem größern dramatischen Gedichte. Donizetti soll mit der Aufführung seiner Oper zufrieden gewesen seyn, so sehr sie auch der Leistung der italiänischen Oper im vorigen Winter nachsteht. Donizetti hält sich schon seit einem Jahre in Paris auf, und man glaubt, daß er für die große französische Oper ein Stück in Musik sezt, nach dem Beispiele Rossinis, welcher bekanntlich mehrere französische Opern geliefert hat, die ihm wahrscheinlich mehr eingebracht haben, als seine frühern, wenn auch diese mehr zu seinem Rufe beigetragen haben. Auf der großen Opernbühne hat sich eine dänische Tänzerin, Dlle. Grabe, versucht; man hat sie aus Gefälligkeit mit Dlle. Taglioni verglichen, und in Städten, wo man nicht so vortreffliche Muster des graziösen Tanzes kennt wie hier, könnte sie wirklich für eine Tänzerin ersten Ranges gelten; aber in Paris kann sie höchstens auf den zweiten Rang Anspruch machen, wenn die öffentliche Meinung sie nicht gar noch tiefer sezt. Es wäre möglich, daß sie sich hier weiter ausbildete. Bis dies aber geschehen wird, bleibt der durch Dlle. Taglionis Abgang leer gewordene Plaz an der hiesigen Oper noch immer unbesezt, und selbst die beiden Elsler, obschon sie vortreffliche Tänzerinnen sind, erreichen doch die ganz besondere Anmuth des Taglionischen Tanzes nicht. Indessen ist es ein Glück für die Operndirektion, daß sie die beiden Schwestern besizt; denn sie sind nun die Hauptzierden des Ballets, und ohne sie würden mehrere Ballette nicht gegeben werden, oder wenig Beifall finden. – Das Porte St. Martintheater, welches schon lange Mühe hat, ein volles Haus zu bekommen, ist auf den Einfall gerathen, eine Menagerie wilder Thiere den Zuschauern vorzuführen, und Van Amburgh ist mit seinen Bestien angekommen. Es wurden aber von der Polizei mit Recht Vorsichtsmaßregeln verlangt, um die Zuschauer gegen die Gefahr, von den sie ergözenden thierischen Histrionen zerrissen und gefressen zu werden, sicher zu stellen, und ein Gitter trennt sie von den Zuschauern. Die Thiere werden beständig gelehriger, und eben jezt rühmt man in den Zeitungen außerordentlich zwei gelehrte Hunde, welche in Paris mit ihrem Lehrer Leonard angekommen sind, schreiben und rechnen können, und so verständig sind, daß sie manchen Menschen beschämen können. Hier liegt keine Spekulation zu Grunde; es scheint, daß der Mann aus bloßer Liebhaberei die Hunde erzogen und gebildet hat, und sich mit dem Ruhme begnügt, aus Thieren so verständige Wesen gemacht zu haben. (Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 212.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 4. September 1839.

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun.

Schiller.

Goethes Faust und die Faustliteratur.

Erster Artikel.

Man wird kaum ein poetisches Werk der neuern Literatur finden, das so viele Commentare, so viele Nachahmungen, so viele Abhandlungen und Deutungen hervorgerufen hat, als der Goethesche Faust. Seit einem halben Jahrhundert, da das erste Fragment erschien, hat sich eine umfangreiche Faustliteratur gebildet, an die sich die mannigfachsten philosophischen, moralischen, ästhetischen, ja theologischen Ansichten knüpfen. Man thürmte Theorie auf Theorie, man versuchte alle Maßstäbe, um dies wunderliche Drama zu erklären und zu messen, als gälte es, das tiefste Räthsel des Menschengeistes zu lösen. Trotz aller den Bemühungen aber ist für eine reine, wahre Kritik des poetischen Werks noch wenig geschehen. Noch zollt ihm der eine Theil des Publikums unbedingte Bewunderung, während der andere den zweiten Theil ungenießbar, kalt, poesielos findet. Und der Streit, weit entfernt zu ruhen, nimmt stets neue Wendungen an, besonders seit dem Erscheinen des Schlusses. Die eine Partie läßt nur die Idee, die Conception des ersten Theils gelten, aus dem zweiten sey jeder Hauch echter, frischer Poesie verschwunden; hier sey Alles künstliche Form, allegorisches Spielwerk, gelehrte Laune des bereits alternden Dichters. Andere jedoch bewundern gerade im zweiten Theil die reinen Formen, den klaren Verstand; hier sey der Dichter von der bewußtlosen Naturpoesie zur classischen Kunstpoesie, vom blinden Drange zum klaren, künstlerischen Bilden fortgeschritten. Welch ein Unterschied zwischen der naivkindlichen Gestalt Gretchens und der urbildlichen Schönheit Helenas! Und dieser Unterschied finde zwischen dem ersten und zweiten Theile des Faust überhaupt Statt. Die Natur verkläre sich in letzterem in die reinste Form der Kunst.

Während des Streites über die Vorzüge und die Mängel des Gedichts trat allmählig auch jene schärfere Kritik hervor, die die einzelnen Scenen einer strengen Sichtung unterwirft und bereits große Lust bezeigt, die poetische Conception zu decomponiren. Wie man das göttliche Haupt des Einen Homer zerriß und die harmonische Einheit seiner Gesänge in rhapsodische Fragmente auflöste, so tauchen bereits Versuche auf, auf ähnliche Weise mit Faust zu verfahren. Was man bisher aus Einem Gedanken hervorgegangen sich dachte, was man für ein organisch erwachsenes Kunstwerk hielt, dieser Faust, dieses staunenswerthe Drama reducirt sich hier auf eine Anzahl von Fragmenten, die nur lose zusammenhängen, die zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen

Stimmungen entworfen und ausgeführt wurden. — Endlich erwähnen wir noch derer, die entschieden und mit gewissem Rechte gegen jene Deutungswuth protestiren, durch welche die Blume der Dichtung in die trockenen Fasern der Abstraktion zerpflückt wird; und wir wollen diesen Kämpfern für die Rechte der Poesie gerne einige Worte hier vergönnen.

„Kann man oder darf man, so könnte man sie fragen lassen, in Goethes Faust spekulative Ideen suchen? Wird nicht durch solche Klügeleien alle Poesie aufgehoben, wird nicht der reine Kunstgenuß, den Goethe vor Allem bezweckte, zerstört? Ihr sucht da nach Theorien, nach Ideen, wo es der Dichter auf weiter nichts anlegte, als auf genialen Spaß, auf eine poetische Laune. Gleich Mephisto — was ist er mehr, als ein Schall, bald gutmuthig, bald boshaft, durchaus aber eine mehr komische Volksfigur, die auch am Schlusse, wo ihn absurde Liebschaft anwandelt, ganz in niedriger Sphäre sich hält. Alle diese Scenen, die ihr mit künstlichen Deutungen systematisch verknüpft, sind vielleicht mehr zufällig, ohne tiefern Plan, ohne höhere Intention entstanden. Der Dichter wollte nichts weiter, als die Faustsage kunstreich benützen, um an sie seine poetischen Träume, seine Studien, seine Welterfahrungen zu knüpfen, wie es die Zeit, die Gelegenheit, die Stimmung gab. Ihr kennet Goethe wenig, wenn ihr wähnt, er habe die Durchführung spekulativer Ideen beabsichtigt, er, der überall nur im Interesse der Kunst wirkte, stets nur das naive, sich selbst genügende poetische Schaffen im Auge hatte. Wo er immer in den Gesprächen mit Ekermann auf seinen Faust und dessen einzelne Scenen zu sprechen kommt, weist er nur auf das Kunstmoment hin; und auf die Frage, wie es denn mit den „Müttern" gemeint sey, erwidert er bloß mit dem Ausruf: „Mütter! Mütter! 's klingt so wunderlich." Er wollte hiemit bloß die Schauer des Geisterreiches fühlbar machen; er wollte sich in dieser Scene durch die Kraft concreter Kunstdarstellung selbst bis an jene äußerste Grenze wagen, wo alles Concrete, Gestaltete aufhört, wo die Einbildungskraft keine Schranke und der Begriff keine Grenze mehr findet. Was sucht ihr hier Aufschlüsse über das Geisterreich, über die Urgründe des Seyns und Entstehens? — Entschlagt euch daher des Versuchs, in Faust ein spekulatives System auszuklügeln, oder tiefe Aufschlüsse über Welt, Natur, Geist und Seele zu gewinnen. Das einzige Verdienst, das eine Faustliteratur sich noch erwerben könnte, wäre noch dieses, jede einzelne Scene als individuelles Gemälde für sich zu entwickeln, die momentane Stimmung zu bezeichnen, in der jede Situation gedacht, gefühlt, ausgeführt ist. Denn in dies Werk sind die disparatesten Ideen, Erlebnisse, Erfahrungen, Studien zusammengeflossen; diese zu scheiden, auf ihre lebendige Entstehung hinzuweisen, ist förderlicher als all eure Theorien voll Abstraktion und Metaphysik. Betrachtet Faust psychologisch, historisch, künstlerisch; entwickelt ihn aus der Seele, dem Leben, den Kunst- und Lebensansichten des Dichters, und ihr werdet wohl thun."

(Fortsetzung folgt.)

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

Die beiden Preußen nahmen ihn wahr und verstanden sich mit einem einzigen Blicke. Sturm erhob stillschweigend die Hand und machte eine ausdrucksvolle Bewegung. Sie wollten zu gleicher Zeit ihren Pferden die Sporen einsetzen, um dem erschütternden Bilde zu entfliehen. Allein sie hielten damit inne, als sie sahen, daß der Unglückselige sich mit übermenschlicher Kraft auf den Stummeln seiner Beine erhob und plötzlich aufrecht vor sie stellte.

Sein Gesicht war bleich wie Blei, seine Augen blicklos, in die Höhlen gesunken; er streckte die Arme nach den Fremden aus, die Finger vorgespreizt, als ob die Hände sie ausstoßen wollten, damit nur der Körper weniger Gefühlsorgane hätte, und schrie, mit dem Ausdruck flehendlichsten Verlangens in Ton und Geberde: „la mort!" — „La mort!" wiederholte er tonlos drohend, als er erkannte, daß es fruchtlos blieb. — „La mort!" kreischte er mit überschlagender, heiserer Stimme, wie ein Rasender, in ungezügelter Erbitterung.

Die zwei Pferde waren gleich auf den ersten Ruf scheu zurückgefahren und hatten sich kaum noch bändigen lassen. Und nun gab Sturm, als er sich nur einigermaßen Herr der thierischen Kraft fühlte, dem seinen nach und ließ es mit dem Schrei: „Hinweg!" im donnernden Laufe von dannen sprengen. Bruchsal wollte ein Gleiches thun, getraute es sich aber in dem Momente nicht, ohne der Richtung gewiß zu seyn, die das Roß nehmen werde, und leistete ihm noch Widerstand, als der Grenadier sich dessen versah, was vorging. Da fiel er der nächtlichen Gewalt ganz anheim und fluchte dem Jünglinge in so unmenschlichen Tönen, daß diesem fast das Bewußtseyn verging. Sein Pferd that einen Seitensprung, bäumte sich, schüttelte sich im Gefühle seiner entfesselten Kraft und stürmte mit seinem bügelfesten Reiter auf und davon. Der von den Fittichen des Windes getragene Fluch gellte hohl und geisterhaft hinter drein, gleich als ob alles moralische Gift, das der Tag erzeugt, sich darin angesammelt oder concentrirt und nur

diesen Abzug erwartet hätte, um sich gegen ein Leben tödtlich auszuspritzen.

Als Baron Sturm endlich sein ermattetes Roß anzuhalten vermochte und erkannte, daß sein Freund ihm nicht gefolgt war, forschte er mit dem anbrechenden Tage lange vergebens nach, ehe er ihn auf dem freien Felde wieder fand. Sein Pferd war mit ihm zusammengestürzt und er lag, mit einer Wunde im Kopfe, bewußtlos am Boden. Sturm bot eiligst Hülfe auf und ließ ihn in das nächste Lazareth schaffen. Weiter konnte er aber nicht für ihn sorgen, da er dem Rufe seiner Pflicht folgen mußte. Erst als er bereits mehrere Wochen in Paris war, erhielt er einen Brief von Bruchsal, worin dieser ihm fernere Nachrichten von sich gab und ihm den düstern Eindruck schilderte, den der Vorfall auf sein Gemüth hinterlassen habe. Doch ertheilte er ihm auch die Beruhigung, daß er jezt körperlich auf dem Wege der Besserung sey, und bewirkte alsobald, daß der Leichtsinnigere jenes Erlebniß, das ihn damals selber betroffen hatte, über den Zerstreuungen und Siegesfesten in dem gallischen Sodom vergaß.

Der Frieden war abermals in die Welt zurückgekehrt und in Paris unterzeichnet worden, und der gestürzte Eroberer für immer unschädlich gemacht. Man hatte also das europäische Gleichgewicht auf die bekannte Weise wieder hergestellt und die neue Verwirrung kaum erst ausgesät, so daß nur noch Wenige ahneten, was dereinst aus dieser Saat entstehen werde, wenn auch Viele, wie Graf Bruchsal, sich darum verstimmt genug fühlten. Indessen gedachte dieser, der in dem Wundfieber fast unablässig von dem verstümmelten Krieger des Schlachtfelds phantasirt hatte, seit seiner Wiederherstellung jedoch nur mit kältester Ueberlegung und Ruhe auf den sonderbaren Moment bei sich zurückgekommen war, der Vereitelung seiner patriotischen Wünsche jezt weniger, als sonst wohl geschehen wäre, da die bevorstehende Vermählung seiner geliebten Schwester Emilie, außer der er keine Geschwister weiter hatte, mit ihrem beiderseitigen Jugendfreunde, Baron Sturm, ihn von allen Grübeleien abzog; und wenn immer nur Familienrücksichten diese Verbindung geknüpft hatten, die der verstorbene Vater des Barons und der alte Graf schon vor Jahren eingeleitet und beschlossen, so schienen doch die jungen Leute einander auch mit ruhiger Neigung zugethan, und hatte die Braut auf die Bewerbung des Bräutigams um ihre Hand ungezwungen ja gesagt.

Jezt, im Herbste des Jahres 1815, sollte auf einem Gute der Familie Bruchsal, das sie in der Regel nicht bewohnte, und nur zu ihrem zeitweiligen Aufenthalte gewählt hatte, die durch den lezten Krieg verzögerte Hochzeit seyn, und erwartete man auf dem alten Schlosse, wo sich mancherlei Gäste, Nachbarn, Freunde und Verwandte eingefunden, nur noch den Bräutigam und den Sohn des Hauses aus Feindeslanden, um in wenigen Tagen das Fest zu feiern.

Die Gesellschaft war bei Tafel und hatte fast abgespeist. Der Nachtisch ward aufgetragen. Der Wein erheiterte die Gemüther, und die Fröhlichkeit ließ sich lauter vernehmen. Es fielen selbst schon der herkömmlichen Scherze auf die schöne Braut, die man bald hoffen durfte als junge Frau zu begrüßen. Und man begriff nur nicht, wie lange die beiden schon am Morgen erwarteten Jünglinge ausblieben, derentwegen man sogar das Mittagessen vergebens um einige Stunden aufgeschoben hatte. Die Gräfin hatte genug zu thun, ihren Gatten zu zerstreuen, der über die getäuschte Erwartung bereits verdrießlich zu werden anfing, und sah es also gern, daß das Gespräch auf einen andern Gegenstand überging und politisch wurde. Auch zog die Politik den alten Herrn bald, ohne daß er es merkte, von allem Persönlichen ab und ließ ihn seine Gedanken in das Allgemeine verlieren, derweil die Frau vom Hause über die Wendung schon aus dem Grunde froh war, weil ihre sonst so lebhafte und witzige, heute ungewöhnlich ernste Tochter damit aufhörte, der Gegenstand der ihr lästigen allgemeinen Aufmerksamkeit zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

Gustav Schilling.

In diesen Tagen lösete der Tod auf die mildeste Weise ein langjähriges Leben, dessen Besizer es in den lezten Jahren, zur bösen Stunde, oft als die ärgste Fessel betrachtet hatte. Am zweiten August wurde der pensionirte, vormalige Hauptmann Friedrich Gustav Schilling zu Dresden, im noch nicht vollendeten 73sten Jahre, zufolge seines schriftlich hinterlassenen Verlangens, in aller Stille den Verstorbenen beigesellt. Seit dem Jahre 1781 bei der sächsischen Artillerie stehend, hat er den Feldzügen gegen und mit Frankreich beigewohnt, worauf ihn nach dem Frieden von 1807 eine chronische Nervenkrankheit seinen Abschied zu nehmen nöthigte. Als Schriftsteller ist seinem ausgezeichneten Talente die verdiente Anerkennung geworden. Schon im sehr frühen Jugendalter beschäftigten ihn metrische Versuche. Der kurz zuvor hellleuchtend aufgegangene deutsche Stern, Schiller, diente ihm unstreitig zum Vorbilde. Im Jahr 1789 ist von ihm eine Gedichtsammlung in einer Freiberger Buchhandlung erschienen. Nach der Versicherung eines mit Schillings literarischen und persönlichen Verhältnissen sehr vertrauten, glaubwürdigen Zeitgenossen desselben, hat diese Sammlung, bei seltsamen Auswüchsen, unverkennbare Keime und Knospen künftiger köstlicher Blumen enthalten. Mehr

aber jenen Auswüchsen als diesen fröhlichen Hoffnungen seine Aufmerksamkeit schenkend, soll bei ihrem Erscheinen ein damals sehr gewaltiges, kritisches Tribunal den Stab über den Dichter gebrochen, des leztern Partie aber der zu jener Zeit in höchster Autorität stehende Herausgeber des „deutschen Merkur,“ **Wieland**, in diesem Blatte genommen und den Bannstrahl zurück auf den Kritiker geschleudert haben. Uebrigens ist, allem Vermuthen nach, der so schlimme Empfang der metrischen Versuche des jungen Poeten Veranlassung gewesen, daß sein unverkennbares Talent sich von nun an ausschliessend der ungebundenen Rede zuwendete. Aber einem Versuche in ihr, dem unter dem Titel: „Die Macht der Wallungen“ gedruckt erschienenen Schauspiele waren ziemlich dieselben Ausstellungen wie seinen lyrischen Produkten zu machen, auch ein Beruf zum künftigen Bühnendichter so wenig daraus abzunehmen, als aus einem andern, schon im Jahre 1785 unter dem Titel: „Elise Colmar“ gedruckten dramatischen Produkte, wovon er der Verfasser seyn soll. Einem Roman, „Drako, Dämon der Hölle“ betitelt, gelang es wenigstens nicht viel besser, als diesen Dramen, sich Freunde im Publikum zu erwerben. Desto verschiedener war der Erfolg, den einige Zeit nachher sein Roman „Guido von Sohnsdom“ hatte. Der Beifall rauschte da dem Verfasser so laut und glänzend entgegen, daß dieser sich nachher ermuntert fand, dem mit zwei Bänden von ihm selbst für abgeschlossen geachteten Werke noch zwei neue hinzuzufügen. Da nun auch diese mit gleichem Enthusiasmus aufgenommen wurden, so fand sich sein schriftstellerischer Ruf bald auf die Dauer gegründet. — Wer den Zustand der deutschen Literatur mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt, dem können die mannigfachen Vorzüge dieses Schriftstellers vor vielen andern, in demselben Fache geschäzten, unmöglich sich entzogen haben. Neben einer früheren wissenschaftlichen Ausbildung, war das Leben selbst die Quelle, aus der er das Material für seine Werke schöpfte. Besonders erlaubten ihm günstige verwandtschaftliche Verhältnisse, tiefe Blicke in die Gewohnheiten und Bräuche der feineren Cirkel zu thun, die ihm dann bei seinen Schilderungen sehr zu statten kamen. Bei dem Reichthume der mannigfaltigsten Gestaltungen, die wir seiner immer geistvollen Feder verdanken, verdient es wahrhafte Bewunderung, daß sogar seine neuesten, erst wenig Jahre alten Werke, wo nicht die ganze Fülle seiner unermüdlichen Phantasie, doch fortdauernd ein überaus frisches, gewandtes Wesen beurkunden.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Literarische Prozesse.

Vor der Ankunft der wilden Thiere des Van Amburgh hatte das Porte St. Martintheater einen Prozeß. Prozesse haben freilich alle Theater hier, zuweilen mit den Schauspielern, zuweilen mit den Dichtern oder andern Personen. So führten neulich zwei Theater Prozeß wegen des Besitzes eines Schauspielers, auf welchen beide Ansprüche machten. Er wurde zulezt der komischen Oper vermittelst richterlichen Spruches zuerkannt. In dem Prozesse des Port St. Martintheaters betraf die Klage das schon durch frühere Prozesse berüchtigte Stück Tour de Nesle. Vielleicht erinnert man sich noch, daß Anfangs der bekannte und vielbesprochene Dichter Alex. Dumas als der Verfasser dieses Stückes angekündigt wurde, und die Ehre und den Vortheil davon einerntete. Aber bald erschien ein bisher unbekannter Dichter aus der Provinz, Namens Gaillardet, und bewies, daß er das Stück ursprünglich geschrieben habe, von dem Theaterdirektor aber an Alex. Dumas gewiesen worden sey, um seinen Versuch von diesem durchsehen und zweckmäßiger einrichten zu lassen. Die Sache kam vor Gericht, die Richter erkannten die Rechtmäßigkeit der Klage und verordneten, daß Gaillardet künftig bei diesem Stück einen Antheil an dem, dem Dichter zukommenden Gewinn haben solle. Von nun an wurde Tour de Nesle auf dem Anschlagzettel als ein „Schauspiel von Alex. Dumas und ***“ angekündigt. Gaillardet hätte sich damit begnügen sollen; aber nun verlangte er, die drei Sternchen sollten vor, nicht hinter Alex. Dumas gesezt werden, woraus aber nichts wurde, obschon die Sache wiederum vor Gericht kam. Dies war nicht der einzige dumme Streich, den Gaillardet beging; denn um zu zeigen, daß er keinen Alex. Dumas nöthig habe, um seinen dramatischen Dichtungen Beifall zu verschaffen, ließ er Stücke aufführen, die er ganz allein gedichtet und geschrieben hatte. Sie erhielten aber keinen Beifall und bewiesen gerade das Gegentheil von dem, was der Dichter beweisen wollte. Er ist unterdessen gestorben; aber nach dem französischen Gesetze kommt der Ertrag seiner Dichtungen noch immer seiner Familie zu gut, und da Tour de Nesle auf der Bühne der Porte St. Martin fortgespielt wird, so hat sie auch Anspruch auf die Einnahme. Besagtes Stück ist vom 25sten Oktober 1838 bis zum 7ten Juli dieses Jahres vierzigmal gespielt worden, und da nach einer in Folge jenes Prozesses getroffenen Uebereinkunft zwischen dem Theaterdirektor Harel, dem Dichter Alex. Dumas und Gaillardet, lezterem für jede Darstellung 48 Franks bezahlt werden sollten, so kamen für jenen kurzen Zeitraum oder für die vierzig Vorstellungen der Wittwe des Dichters 1920 Fr. zu gute, wovon ihr aber nur ein geringer Theil bezahlt worden war, weßhalb das Gericht den Theaterdirektor sowohl als den Mitarbeiter Gaillardets anhielt, die rückständige Summe der Wittwe auszuzahlen. Dies ist vielleicht schon der zehnte Prozeß in Geldangelegenheiten, bei welchem Alex. Dumas betheiligt war, und vielleicht hat kein Dichter in Paris so viel mit solchen prosaischen Dingen, als Prozesse sind, zu schaffen. Uebrigens ist es nichts Seltenes hier, daß die Literatur vor Gericht erscheint. Vor einigen Tagen waren es die Memoiren des sogenannten Friedensfürsten, deren Uebersetzer, Oberst d'Esmenard, und deren Verleger, der ehemals so berüchtigte, seitdem aber tief gesunkene Buchhändler Ladvocat, welche mit der Justiz zu thun hatten. Da dieser Prozeß eine Einsicht in die Pariser Verlagsangelegenheiten gewährt, so ist derselbe nicht ohne Interesse. Im Juli 1835 hatte sich D'Esmenard mit dem Friedensfürsten dahin verständigt, ersterer solle das spanische Manuscript, welches zwar gedruckt, aber bisher noch immer nicht erschienen ist, in's Französische auf eigene Rechnung übersetzen, und ihm gestattet seyn, Anmerkungen und eine Einleitung hinzuzufügen; der Friedensfürst aber wolle das Ganze durchsehen und sich überzeugen, daß nichts in dem Werke vorkomme, wozu er sich nicht bekennen könnte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 28.

Mittwoch, 4. September 1839.

[425] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Hohenstaufen.

Ein Cyclus von Liedern und Gedichten

von

Albert Knapp.

Mit 6 lithographirten Abbildungen.

8. Velinpapier. broch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Der Herr Verf. suchte in dieser Schrift sowohl die vornehmsten Data der glorreichen hohenstaufischen Geschichte, als auch die herrliche Umgegend jenes Berges, nebst mehreren dazu gehörigen Denkmalen des Mittelalters, dem deutschen Leser in verschiedenartiger Form darzustellen. Die Hauptgesichtspunkte zur Betrachtung jenes denkwürdigen Zeitabschnittes sind in der Vorrede hervorgehoben, und werden den Unkundigeren das Verständniß der einzelnen Partieen erleichtern. Wenn dieses Buch sich namentlich den Besuchern des herrlichen Hohenstaufen zum freundlichen Begleiter anbietet, so werden dieselben gerade auf jener begeisternden und doch so tiefe Wehmuth erregenden Höhe die mit dem Lichte des Christenthums beleuchtete Natur und Geschichte wohl um so weniger verschmähen.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[427] Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Tuttolasso's Wanderungen durch Deutschland, Polen, Ungarn und Griechenland im Jahre 1836.

8. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Der Verfasser dieses Buchs gibt sich, wie der Name beweist, für einen nahen Verwandten des berühmten Weltgängers aus, und wird, hoffen wir, seinem Geschlechte Ehre machen. Eben so reiselustig wie Semilasso, versteht er sich zwar weniger auf Landschaftmalerei, dagegen kennt er die Welt zum Mindesten so gut wie sein gefeierter Stammesvetter, und verbreitet sich über die großen Fragen, die jetzt die Welt in Unruhe setzen, mit kühnerer Entschiedenheit, als jener. Aufschlüsse über die gesellschaftlichen Zustände mehrerer Länder Europa's, wie man sie selten in Büchern findet, bietet Tuttolasso's Werk, und Leute von sehr verschiedenen Parteien werden damit zufrieden seyn; der Aristokrat wird es nicht bereuen, darin geblättert zu haben; dem Demokraten gefällt es vielleicht noch besser; am besten werden jedenfalls die Lacher dabei fahren: denn wahrlich, ganz melancholisch müßte Derjenige seyn, dessen faltige Stirne sich nicht glättete, dessen herber Blick sich nicht erheiterte über der Erzählung der großen Dinge, welche der berühmte Professor, Alterthumsforscher, Schulkritiker, und Philolog-Philhellene aus München als antiker Staatsmann im neuen Griechenland verrichtet hat.

Zum Beweise der Reichhaltigkeit des Buches fügen wir die Ueberschrift der einzelnen Kapitel bei:

Abreise von Paris. — Leipzig. — Das schlesische Gebirge. — Die Mucker. — Das einzige schöne Dorf in Polen. — Die polnische Schweiz. — Ungarn. — Athen. — Die Regentschaft Griechenlands. — Auch ich war in Arkadien. — Die Cycladen. — Die Maina. — Der Patriarch zu Constantinopel. — Abreise aus Griechenland. — Der Philolog-Philhellene. — Das Meer-Auge. — Wien. — Der neue polnische Adel. — Der Adel im Militair-Stande. — Der loyale Westphale. — Die Rangliste der preußischen Armee.

Stuttgart und Pforzheim.

Dennig, Finck & Comp.
vormals Verlag der Classiker.

[391] Bei *Julius Wunder* in Leipzig sind erschienen:

Evers, C., 6 Lieder f. 1 Singstimme mit Pfte.-Begl. Op. 2. 12 Gr.
Gnüge, Fr., Gesänge f. 1 Singstimme m. Pfte.-Begl. Op. 5. 8 Gr.
— — „In die Ferne" Lied f. 1 Singst. m. Pfte.-Begl. Op. 6. 8 Gr.
Hall, G., Le Postillon d'Amour, Galoppe p. l. Pfte. Op. 13. 6 Gr.
— — Contretänze aus der Oper: die beiden Schützen, von Lortzing f. d. Pfte. Op. 14. 4 Gr.
— — Schottische Walzer aus derselben Oper f. d. Pfte. Op. 15. 6 Gr.
— — Galoppe a. ders. Oper f. d. Pfte. Op. 16. 4 Gr.
— — Walzer a. ders. Oper f. d. Pfte. Op. 17. 4 Gr.
Lortzing, A., Die beiden Schützen, Potpourri f. d. Pfte. von A. E. Marschner. 14 Gr.
— — Figaro, Sammlung launiger und scherzhafter Gesänge mit Pfte.-Begl. 3tes Heft. 12 Gr.
Marschner, H., Der Bäbu, kom. Oper in 3 Akten, Klav.-Ausz. zu 4 Händen. 5 Thlr. 12 Gr.
— — Der Bäbu, Gesänge mit Begl. der Guitarre. 1 Thlr. 8 Gr.

Hieraus einzeln:

Nr. 1. Arie: Ach ein Opfer. (Ten.) 6 Gr.
„ 2. Romanze: Gern mag ich die Tage. (Sopr.) 4 Gr.
„ 3. Duett: Ach er liebt mich. (Sopr. u. Ten.) 8 Gr.
„ 4. Lied: Siehst du wie die Rehe springen. (Sopr.) 4 Gr.
„ 5. Lied: An des Gesanges heil'ger Fluth. (Bass) 4 Gr.
„ 6. Lied: Der Dumme wird immer. (Bar.) 4 Gr.
„ 7. Duett: Liebchen stille mein Verlangen. (Sopr. u. Bar.) 8 Gr.
„ 8. Arie mit Chor: Gleich man ruft. (Bar.) 10 Gr.

Marschner, H., 6 Lieder für 1 Bar. od. Altst. mit Pfte.-Begl. Op. 99. 12 Gr.
Marschner, A. E., Lieder f. 1 Bass od. Baritonst. mit Pfte.-Begl. Op. 7. 10 Gr.
Müller, C. G., Hymnus von Schöne für Männerst. (Soloquartett und 2 Chöre.) Op. 18. 1 Thlr.
Slowiczek, J., Potpourri f. d. Violine od. Flöte m.

Pfte.-Begl. nach Themas aus der Oper „der Bäbu“ von Marschner. 1 Thlr.

Truhn, F. H., Champagnerlied f. 1 Tenorst. und Männerquartett. 6 Gr.

---

[132] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Geschichte der Glasmalerei

in Deutschland und den Niederlanden, Frankreich, England, der Schweiz, Italien und Spanien, von ihrem Ursprung bis auf die neueste Zeit.

Von

M. A. Gessert,

Rechtsgelehrten.

gr. 8. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Diese Geschichte der Glasmalerei ist die erste selbstständige und erschöpfende Bearbeitung dieses kunstgeschichtlichen Stoffs, denn das Wenige, was Levieil in seiner Art de la peinture sur verre über deren Geschichtliches schrieb, betrifft lediglich Frankreich und die Niederlande, erstreckt sich kaum auf die drei älteren Perioden dieser Kunst, und ist, wie mehr oder minder alles seither über Glasmalerei geschriebene, seiner historischen, technischen und sonstigen Irrthümer oder Entstellungen wegen nur mit äußerster Vorsicht zu gebrauchen. Gegenwärtige geschichtliche Darstellung hingegen erfaßt auch die Glasmalerei in Deutschland, England, der Schweiz, Italien und Spanien, kurz allen Ländern, wo sie je Pflege gefunden, und ist um eine Periode, gerade die wichtigste, die ihres neuerlichen Aufschwungs, reicher. Wie weit aber der Herr Verfasser, indem er dem Bekannten neues hinzugefügt, jenes gesichtet, zurechtgesetzt und verständlicht, dieses aber in gebührenden Zusammenhang mit jenem gebracht, kurz das erreicht, was zu erreichen galt, wird den Leser auch ohne Fürwort, welchem der Erfahrene, ohnehin nicht zu viel traut, ermessen.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[446] Bei **Hinrichs** in Leipzig ist erschienen und zu haben:

Conversations-Taschenbuch für Reisende und Andere, um sich mit den auf Reisen, im Verkehr und im geselligen Umgange gebräuchl. Ausdrücken bekannt zu machen. In 3 Sprachen: Englisch, Deutsch und Französisch. Siebente umgearbeitete und vermehrte Auflage. — Auch u. d. Titeln: A Manuel of Conversation etc. — Manuel pour la Conversation. 16. cart. 22 Gr.

Dasselbe Werk: Italienisch, Deutsch und Französisch. Siebente Aufl. — Manuale per la Conversazione. 16. cart. 22 Gr.

Die grosse Verbreitung und Brauchbarkeit dieses Hülfsbuchs haben den Verleger veranlasst, diese 7te Auflage in allen Sprachen sorgfältig revidiren und zeitgemäss verbessern zu lassen. Im Englischen haben Herr W. A. Spilsbury in London, im Italienischen Herr Dr. Rathgeber, im Deutschen und Französischen aber Herr Dr. Kaltschmidt dies besorgt. Ueber Eisenbahnen, Telegraphen etc. sind neue Gespräche hinzugekommen.

---

[404] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Julius 1839.

Größere Aufsätze.

Abenteuer eines Banianen. — Notizen über das Königreich Madura. — Die Besitzungen der Portugiesen auf der Ostküste Afrika's. Erster Artikel. Nach Jose Accursio das Neves. Einleitung; von den dortigen Minen und andern Naturproducten; über den Handel und die Banianen in Mozambique. Zweiter Artikel. Nach Seb. X. Botelho. Allgemeine Bemerkungen. Inhambane. Sofala. Geographische Bemerkungen. District von Sena und Tete. Monomotapa. — Racenverschiedenheit in Frankreich. — Altvulcanische Erscheinung in den Cordilleren. — Neuere Beobachtungen über Sternschnuppen. — Bruchstücke über Cuba. — Die Nord- und Südwestwinde in Buenos Ayres. — Die Seebäder und künstlichen Mineralwasser in Helsingfors. — Achille le Deue. — Zug durch Kurdistan. 1) Gebirge; Schilderung des Volks; die kurdische Gränze. 2) Kurdische Dörfer; gastliche Aufnahme; ein Zug übers Gebirge. — Das Dampfboot „die britische Königin.“ — Bemerkungen über die canarischen Inseln. — Die Thiere auf der Känguru-Insel. — Etwas über Finnenschädel. — Ueber das jetzige und frühere Niveau Aegyptens. — Reise in Schweden im J. 1828. Neue Ansiedelungen in Lappland. — Literatur in Bombay. — Die Abolitionisten in den Vereinigten Staaten. — Iran I. Historische Rückblicke. II. Neuere Verhältnisse; Khorasan. — Nachrichten von französischen Reisenden. — Die Trappisten in Meilleray bei Nantes. — Italienische Skizzen: Opern- und Schauspielhäuser. — Das Land der Diugnis. — Die Vorzeit Marseille's. — Orientalische Literatur in Paris. — Der Schwur des Pascha. — Das Tempe der Provence. I; II; III. — Englische Sitten: der reiche alte Hagestolz; die Lehrburschen; der elegante Bettler. — Wolferts Roost. Eine Skizze nach Irving. — Neueste landwirthschaftliche Bestrebungen in Frankreich. — Einige Bruchstücke zur Statistik von Ungarn.

Chronik der Reisen.

Besuch der Sindschar Berge. — Reise russischer Künstler auf der Wolga.

Kleinere Mittheilungen.

Nachrichten von Australia felix. — Nachrichten von Port Philipp. — Ungeheurer Hagel in Südamerika. — Kleinasiatische Alterthümer. — Erdbeben in England. — Ungewöhnliche Geburt. — Merkwürdige Leber. — Vulcanischer Ausbruch bei Baku. — Das Gewerbe der Claqueurs. — Der artesische Brunnen bei Grenelle. — Die Lage der Stadt Adelaide. — Anwendung eines artesischen Brunnens als Wasserkraft. — Historia Britonnorum versificata. — Erdstöße in Frankreich und in England. — Studium der byzantinischen Kunst in Frankreich. — Raschideddins geschichtliches Werk. — Zunahme des Weinbaues am Cap. — Wurf einer Giraffe in Europa; Bemerkungen über die neugeborne. — Zustände und Aussicht des Eisenhandels in England. — Die Aurora-Inseln. — Erforschung des weißen Nils. — Merkwürdiges Ausströmen von Gas. — Ungeheurer Papierbogen. — Tod auf Dampfbooten in England. — Ueber die Ansiedlungen der Europäer in Neuseeland. — Unterirdischer Wald. — Anekdote aus der Belagerung von Bhurtpur. — Madisons Papiere. — Volksgesänge in Rußland. — Ankauf für die Nationalgalerie in London. —

Ausschmückung des Vendomeplatzes. — Die Kathedrale in Cordova. — Neues Wurfgeschoß. — Carricaturen H. B.'s — Mastodon Giganteum. — Pariser Statistik. — Ueber Mammuthknochen in der Nordsee. — Giftige Fische. — Ermordung von Eingebornen in Australien. — Ruinen im Dekkan. — Chinesische Marine. — Etwas über Corea. — Auffindung civilisirterer Eingebornen in Australien. — Katholische Mission in Neuseeland. — Pferdeseuche am Cap. — Apparat zur Trinkbarmachung des Seewassers. — Lebendige Schildkröten in Paris. — Merkwürdige Wirkung des Blitzes.

Inhalt des Literaturblatts.

Gedichte von Thomas Moore: An Julia; An Rosa; auf den Tod einer Frau. — Graf Xavier de Maistre. — Die Opfer der Gesellschaft. — Französische Historiker der Gegenwart: VII. Sismondi und die Genfer Schulen. — Charles Dickens und der englische humoristische und komische Roman. — Der zweite Theil von Goethe's Faust in England und Frankreich. — Der Fürst von Talleyrand. — Verse, gedichtet in J. J. Rousseau's Zimmer, von Lamartine. — Hymne auf den Tod der Herzogin von Broglie. Von demselben. — Vernon Harcourt. Die Lehre von der Sündfluth. — Nourrits Tod. — Sündenbekenntniß zweier englischen Dichter. — Philarete Chasles über die gegenwärtige englische Literatur. — Proben aus dem Drama: Der Alchymist. — Der englische Ernst und das französische Vaudeville. — Miscellen.

---

[373] **Für Geschichtsfreunde, Lesezirkel** ꝛc.

Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen:

Carl XIV. (Johann Bernadotte),

König von Schweden und Norwegen.

Von Touchard-Lafosse. Aus dem Französischen. 2 Bände. Mit Portrait. gr. 8. geh. Preis 2 Thlr. 16 Gr.

„Nur ein solcher Autor" (wie Touchard-Lafosse), „selbst von der reinsten Gesinnung durchdrungen, vermochte ein so reines, gut gehaltenes Bild von König Carl dem Vierzehnten in allen Wechselfällen seines oft stürmisch bewegten Lebens aus den Tiefen seiner großen Seele aufzufassen, zu begreifen und mit sicherer Meisterhand zu zeichnen."

---

[410] **Neue Pracht-Ausgabe von Knigge's Reise nach Braunschweig mit 36 Skizzen von G. Osterwald.**

Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen:

Die Reise nach Braunschweig. Ein komischer Roman von Adolph Freiherrn Knigge. 7te Auflage, herausgegeben vom Enkel des Verfassers. Mit 36 Skizzen von G. Osterwald.

Pracht-Ausgabe in farbigem Umschlag geh. gr. 8. 1839. Preis 2⅔ Rthlr.

Knigge's Reise nach Braunschweig behauptet, ungeachtet sie im Geschmack der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geschrieben ist, wegen der scharfen und aus dem Leben gegriffenen Zeichnungen wahrhaft komischer Charactere und Ereignisse, noch immer einen der ersten Plätze unter den wenigen guten komischen Romanen, welche unsere Literatur besitzt, weßhalb auch dieselbe, 46 Jahre nach ihrem ersten Erscheinen, noch die seltene Anerkennung einer siebenten Auflage erlebt, welcher durch eine elegante Ausstattung und durch 36 größere und kleinere geistreiche Skizzen und Vignetten von dem durch seine gelungenen Illustrationen zu Gellerts Fabeln rühmlichst bekannten G. Osterwald ein erhöheter Reiz verliehen ist, daher dieser beliebte classische Roman von Neuem das Interesse des gesammten Lese-Publikums wie insbesondere der Kunstfreunde erregen muß.

Von Knigge's übrigen Schriften, namentlich von der 11ten Auflage seines berühmten Werks über den Umgang mit Menschen (3 Theile 2 Rthlr.) sind fortwährend noch Exemplare durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

---

[406] In der Unterzeichneten ist erschienen:

Correspondenzblatt

des

königl. würtemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XV. Jahrgang 1839.

Erster Band. Zweites Heft.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. oder 2 Rthlr.

Inhalt:

I. Aufsätze und Abhandlungen. 1) Etwas über die Kultur des Meerrettigs. 2) Ueber die Fortpflanzung edler Obstsorten. 3) Ueber Kartoffelbranntwein. 4) Ueber den Ackerspark. 5) Eine Erfahrung über das Ausstecken von Kartoffelkeimen. 6) Etwas über die Pferdezucht in Tuttlingen. 7) Ueber den Anbau und Nutzen der neuen Oelpflanze. Madia sativa. — II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise. 1) Auszüge aus den Protocollen der Centralstelle. a) Zahl der Zöglinge zu Hohenheim im Sommer 1839. b) Patentertheilungen. c) Auszug aus dem Jahresberichte des Bezirksvereins Ludwigsburg v. J. 1837. — III. Beiträge zur Vaterlandskunde. 1) Beiträge aus dem würtembergischen Oberschwaben zu der Zusammenstellung der Ergebnisse aus dem Neckarkreise zur Vertilgung schädlicher Insekten. 2) Die landwirthschaftlichen Verhältnisse zu Weil der Stadt. Vorgetragen bei der landwirthschaftlichen Versammlung des Bezirksvereins im OA. Leonberg, den 21. Sept. 1838. 3) Bericht über Handel und Gewerbsfleiß im OA. Wangen. — IV. Auszüge und Notizen. 1) Chemische Untersuchungen über die Vegetation, zur Entscheidung, ob die Pflanzen Stickstoff aus der Atmosphäre aufnehmen. 2) Ueber ein Düngersalz. 3) Ueber Anwendungen humussaurer Verbindungen zum Düngen. 4) Ueber die Anwendung des gebrannten Thones und anderer durchglühter erdiger Fossilien. 5) Ueber die Anwendung des Knochenmehls. 6) Anatomische und physiologische Untersuchungen über den Krapp. 7) Ueber die organisirte Beschaffenheit der Bierhefe. 8) Ueber das Purik-Schaf von Ladakh. 9) Mittel gegen die Eutergeschwülste der Kühe. 10) Ein Apparat zum Melken der Kühe. 11) Ausschneiden der Eierstöcke bei Kühen. 12) Ueber eine sichere Methode, Pflanzen zu transportiren. 13) Der Mäusefalke (Falco buteo). 14) Ueber die Wirkung des Blitzes auf Bäume. 15) Essigbereitung. 16) Ueber ein den Rüben (Turnips) schädliches Insekt. 17) Ueber die Erntewanze (Acarus autumnalis). 18) Nutzen der Schlupfwespen. 19) Vertilgungsweise einiger landwirthschaftlich schädlichen Insekten. 20) Ueber Schmetterlinge, welche zuweilen schädlich werden. 21) Puppen der Seidenraupe als Nahrungsmittel. 22) Neues Verfahren, Felsen zu sprengen. 23) Eine alte (Greyl's) Feuerlöschmaschine. 24) Wagerechte Wasserräder. 25) Eine neue Beleuchtungsart. 26) Versuche über Ausführung und Kosten von Kyan's Methode, durch Quecksilber-Sublimat das Holz gegen Fäulniß zu schützen. 27) Ueber den sogenannten englischen Mastics Cement. 28) Ueber die, Colmirung genannte, Bodenerhöhung. 29) Sicherheitsdinte. — V. Literatur. 1) Die gesetzlichen Hauptmängel der Hausthiere im Königreich

Württemberg und den angrenzenden Ländern in polizeilicher und gerichtlicher Beziehung. Zur Belehrung für Rechtsgelehrte, Aerzte und Landwirthe wissenschaftlich dargestellt von B. Ritter, Doctor der Medicin und Chirurgie, praktischem Arzte, Wundarzte und Geburtshelfer zu Rottenburg a. N. 2) Unterricht in der Korb-Bienenzucht, zunächst für das Landvolk, von Joseph Wurm, Pfarrer und Distrikts-Schul-Inspektor zu Riedering. 3) Monatsblatt für die gesammte Bienenzucht, herausgegeben in Verbindung mit mehreren Bienenfreunden von Anton Bitzthum, Schullehrer zu Moosburg und Vorstand der Lehrer-Vereine in Oberbayern. — Verzeichniß der Vorlesungen bei dem land- und forstwirthschaftlichen Institut zu Hohenheim für das Sommerhalbjahr 1839. — Preisaufgaben. — Meteorologische Chronik, Juli bis December 1838, von Prof. Plieninger. Meteorologische Tabellen aus Stuttgart 1839. Tab. III. und IV. März und April.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[380] Bei G. D. Bädeker in Essen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Don Juan.

Aus dem Englischen

des

Lord Byron.

Im Versmaaße des Originals übersetzt

von

Adolph von Marées.

(Geh. Preis 1 Thlr.)

Der als Dichter der „Askanier“ rühmlichst bekannte Uebersetzer zeigt in dieser Uebersetzung des berühmten Gedichtes des genialen Lord Byron, mit welcher Kunst und Gewandtheit er die deutsche Sprache zu behandeln versteht. Die Uebersetzung schließt sich in allen Eigenheiten genau dem Original an und ist, nach dem Urtheile von Kennern, meisterhaft ausgeführt. Eine, auch nur oberflächliche, Vergleichung dieser Uebersetzung mit den bisher erschienenen wird von der Wahrheit dieser Behauptung die Ueberzeugung verschaffen.

---

[415] Bei C. Drechsler in Heilbronn ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Humoristische Bilder

aus

Schwaben

von

Carl Theodor Griesinger.

8. elegant broch. 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 9 Gr.

Inhalt: Der Verkündiger. — Agnes Schebest in Stuttgart. — Der Repetent. — Der Liederkranz. — Die Zeitung. — Die große Welt in einer kleinen Oberamtsstadt. — Der Algierer. — Eine Stuttgarter Redoute. — Der persönlich Geadelte. — Der Württemberger am Pfingstmontag. — Der Contrathierquäler. — Eine Garnisonsstadt. — Das Ständehaus. — Der Wurstball. — Ein Sonntagsmorgen in Cannstadt. — Der altwürttembergische Magister. — Der Jungens- und Mädchensmarkt. — Der Herbst und der Wartberg. — Ein alter Ehestandscandidat.

Allen Freunden der Satyre und des Witzes, sowohl innerhalb als ausserhalb Schwaben, wird diese Schrift, die sich an die bekannten „Silhouetten aus Schwaben“ anreiht, eine ersehnte, willkommene Gabe seyn. Mögen daher immerhin Feinde der Wahrheit, selbst wenn diese im humoristischen Gewande auftritt, sich dagegen auflehnen!

Uebrigens ist bei dem bekannten Namen des Verfassers jede weitere Bemerkung überflüssig.

---

[392] Bei E. Kummer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aeschyli Tragoediae, in Schol. et Acad. usum rec. et illustr. J. Minckwitz. Pars II. cont. Prometheus vinctus. 8. 22 Gr.

Aeschylos Werke, nachgedichtet von J. Minckwitz. 2s Bdchn. Der gefesselte Prometheus. 8. 10 Gr.

Gumposch, V. P., über die Logik und logischen Schriften des Aristoteles. 8. 16 Gr.

Maria. Eine Novelle vom Verfasser einer „Alltagsgeschichte.“ Aus dem Dänischen von W. C. Christiani. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Minckwitz, J., der Prinzenraub. Ein geschichtliches Schauspiel in 5 Akten. 8. broch. 16 Gr.

Rabenhorst, L., Flora Lusatica, oder Verzeichniss und Beschreibung der in der Ober- und Niederlausitz wild wachsenden und häufig cultivirten Pflanzen. 1ster Band. Phanerogamen. gr. 8. 2 Rthlr. 4 Gr.

Stürmer, Th., die Mineralquellen in der Natur und in Dr. Struve's Anstalten, das gewöhnliche Trinkwasser und mehrere Arzneistoffe. Zur Vermittelung der Extreme in der Heilkunde für Aerzte und Nichtärzte. gr. 8. 1 Rthlr.

Das Polizeistrafgesetz

für das Königreich Württemberg

mit Erläuterungen

von

Dr. Hermann Knapp,

Ober-Consistorialrath und Ober-Studienrath.

Unter diesem Titel wird gleich nach Verkündigung des kürzlich verabschiedeten Württembergischen Polizeistrafgesetzes im Verlage der Unterzeichneten eine mit einem ausführlichen Kommentar versehene Handausgabe dieses Gesetzes erscheinen, welches wegen seines tief eingreifenden Einflusses auf die verschiedensten Lebens- und Berufsverhältnisse nicht blos für den Geschäftsmann, besonders dem Bezirks- und Gemeindebeamten, sondern für jeden Staatsbürger von höchster Wichtigkeit ist. In den Erläuterungen wird der Verfasser die einzelnen Bestimmungen des Gesetzes mit steter Rücksicht auf die seitherige Gesetzgebung kommentiren, und das Wichtigste aus den Motiven der Regierung und den der Verabschiedung des Gesetzes vorangegangenen ständischen Verhandlungen mittheilen. Der lebhafte Antheil, welchen Derselbe als Mitglied der Kammer der Abgeordneten und der zu Begutachtung des Gesetzentwurfs niedergesetzten Kommission an der Bearbeitung des Gesetzes genommen hat, dürfte diesem Kommentar ein besonderes Interesse verleihen und der literarische Ruf des Verfassers, welcher dem Publikum durch sein württembergisches Kriminalrecht und seine Bemerkungen zu dem Strafgesetzentwurf rühmlichst bekannt ist, dafür bürgen, daß auch diese Schrift nicht blos den Anforderungen der strengeren Wissenschaft genügen, sondern auch durch eine klare und gemeinfaßliche Darstellung dem ausgebreitetsten Kreise von Lesern sich empfehlen werde.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 213.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 5. September 1839.

— All this, to season
A brother's dead love, which she would keep fresh?
Shakespeare.

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

Das Essen macht stillschweigen, das Trinken schwatzen, hat schon Anacharsis gesagt, und so wurden die Frauen, die weniger als die Männer getrunken hatten, ihnen gegenüber immer schweigsamer. Emilie war in Gedanken und in eine sie selten anfechtende elegische Stimmung vertieft und beobachtete während des enthusiastischen Politisirens über Krieg und Frieden, durch die offenstehenden Flügelthüren des Gartensaals, in dem sie speisten, den prächtigen Herbstnachmittag und das Spiel der Sonnenstrahlen zu den Fenstern herein, wie sie an der Wand und auf den Blumen und Gläsern der Tafel wiederschienen und blinkten. Und dennoch waren die schönen vollen Astern und Georginen, mit den bald strotzend satten, bald melancholisch bleichen Farben, in denen ihr Blick schwelgte, die letzte Gabe und Kraft des dahinsterbenden Jahres.

Aufgeregt, wie sie war, sehnte sich Emilie aus der Gesellschaft in die Einsamkeit der Natur. Ihr Gesicht glühte vor Erhitzung; die Gegenwart zog wie die Bilder einer Zauberlaterne an ihr vorüber, und wenn zumal der Gedanke sich dazu gesellte, daß ihr ganzes Leben sich nun von Grund aus umgestalten solle, kam ihr Alles nur wie Traum und Täuschung vor. Manche, wenn auch die natürlichsten Ereignisse im Leben werden uns erst glaublich, nachdem sie eingetreten oder vergangen sind, und Emilien geschah dies jetzt mit der Vorstellung ihrer nahen Vermählung, die sie noch immer von sich abzuhalten gewußt hatte. Das Weinen war ihr dabei näher als das Lachen der Andern, und sie benutzte den günstigen Augenblick, sich fortzuschleichen, und gelangte unbemerkt über den Schloßhof. Sie schritt durch den Eingang, über die noch gangbare Zugbrücke, den beiden verfallenen Thürmen jenseits vorbei und bog in den alten Lindengang, der den Schloßberg hinab in's Thal führte.

Viele gelbe Blätter lagen schon abgewelkt am Boden unter den hohen Bäumen. Jedoch schien die Sonne noch warm auf die bunte Farbenpracht der Landschaft, und die langen weißen Sonnenfäden zogen eben zum ersten Male durch die stille Bläue der Luft und verloren sich in den violetten Duft der Ferne, aus der sie unsichtbar kamen. Emilie wandte sich seitwärts in das Gebüsch, und der angenehme Modergeruch der auf dem schwarzen Boden faulenden Blätter, die Essenz aller sommerlichen Ueppigkeit, quoll ihr entgegen. Rothes, gelbes und grünes Laub in allen Schattirungen bekleidete die andern Bäume und Gebüsche, die es länger als die Linde festhielten. In der Einsamkeit ihrer Wanderung rief aber

nun der Gedanke an ihren erwarteten Verlobten abermals die Frage in Emilien wach: was aus ihrer Verbindung mit ihm werden, wie sich ihre Zukunft an seiner Seite gestalten könne? Und sie mußte sich in Folge dessen eingestehen, daß ihr Wohlwollen im Grunde vielleicht noch mehr von Gleichgültigkeit als Liebe an sich habe. Sturms Charakter und Wesen kam ihr, wenn sie dessen lebhaft gedachte, so fremd vor, daß sie davor erschrack. Wenn wir sonst wohl zu leichtsinnig auf die ernstesten Verhältnisse des Lebens eingehen, so trägt meist unser Herz die Schuld: hier war es der Verstand, der sich übereilt hatte. Wie viel zärtlicher als ihr Verhältniß zu ihrem Bräutigam hatte sich dagegen das zu ihrem Bruder gestaltet! Das Gefühl für ihn war ihr das heiligste, das sie kannte, und sie trennte es ein- für allemal von dem Leben, verschloß es in ihr Innerstes und zog es gleichsam nur in geweihten Stunden hervor, um sich daran zu trösten und zu stärken. Eine frühzeitige, getäuschte oder sich täuschende Liebe zu einem Dritten hatte Emilie über die die Jugend so oft untergrabende oder verscherzende Empfindsamkeit hinweggehoben und sie eine unvergängliche Heiterkeit des Sinnes finden lassen. Sie genoß ihr Leben mit Muth und Lust und wußte die Vorzüge, die ihr die Natur mit ihrer erblühten Schönheit verliehen hatte, zu ihrer und Anderer Freude geltend zu machen, indem ihr sicherer, echt vornehmer Takt allem, was sie that, den Stempel des Schicklichen ausdrückte. Heute wußte sie sich nun aber keineswegs zu erklären, wodurch ihr gewohnter Gleichmuth gestört worden war. Das Gefühl der Unhaltbarkeit ihres Verhältnisses zu Sturm und der Abstand zwischen diesem und dem zu ihrem Bruder hatten sie wohl überrascht; vielleicht ward ihre Verwirrung jedoch noch mehr durch ihre wider das Opfer der Freiheit empörte Jungfräulichkeit bedingt. Denn sie glaubte sich zum ersten Male sagen zu müssen, der Kreislauf ihres Lebens habe sie zu dem Punkte geführt, auf dem es kulminire und die Jugend vorüber sey, und als Wahrzeichen dessen galt ihr auch der Umstand, daß sie keine so leidenschaftliche Freude mehr als früher am Herbste empfand, den die Jugend nicht häufig gegen den Frühling zurücksetzen mag. Ja, sie hatte im vergangenen Frühlinge, und doch vielleicht mehr aus Widerspruchsgeist gegen die politisch und kriegerisch bewegte Zeit, die sie haßte, zum ersten Mal in ihrem Leben wahrhaft zu verstehen geglaubt, warum die Dichter mit Entzücken den Frühling besingen. Und jetzt, schwermüthig selbst wie der Herbst, der sie umgab, ärgerte sie sich über ihre Kälte gegen seine Reize, die sie sonst immer erfrischten und begeisterten, und sehnte sich nach dem Frühlinge außer sich, an dem wir uns meist erst in der absteigenden Hälfte unseres Lebens festhalten, wenn wir ihn in uns verloren haben. — —

Auf einmal weckte sie der Hufschlag mehrerer Pferde aus ihren verstimmten Gedanken. Sie eilte ein paar Schritte weiter, an eine Stelle, wo sie die Straße übersehen konnte, und war überzeugt, es seyen die Erwarteten. Das Getrabe ließ sich nahebei vernehmen; aufwirbelnde Staubwolken wurden sichtbar. Indem zertheilte ein Luftzug die eine, und ein Reiter sprengte daraus hervor: es war Bruchsal. Emilie erkannte ihn, ein Schrei der Freude entfuhr ihren Lippen. „Richard, Richard!" jubelte sie ihm entgegen, und um sich bemerkbarer zu machen, winkte sie mit dem Schnupftuche nach ihm hin.

(Fortsetzung folgt.)

Goethes Faust und die Faustliteratur.

(Fortsetzung.)

„Warum fordert ihr ferner vom Dichter, was er nie beabsichtigte? Zwar der erste Theil, mit seinem Pathos und seinem Naturdrang, scheint eine Art Theodicee anzukünden; es finden sich Anklänge an einen höheren Plan, an eine metaphysische Conception. Da bricht manchmal selbst Mephisto in Worte aus, die in ihm eine allesverzehrende Macht, eine Weltpotenz ahnen lassen. Aber dies ist ein bloßer Moment, dem in der Folge nichts mehr entspricht. Faust und Mephisto sind in den übrigen Akten nicht mehr zwei Individualitäten höherer Art, zwei sich feindliche Mächte, die mit dem Universum sich messen, die sich verhalten wie Geist und Ungeist, wie Himmel und Hölle, wie Freiheit und Nothwendigkeit. All dieses Pathos, diese tiefe geistige Leidenschaft, diese universelle Tendenz des ersten Theils schwindet in der Folge und macht oft einer Posse, einer Allegorie, einem leichten Humor Platz, der sich selten über das sinnliche Daseyn erhebt. Faust, der himmelstürmende Faust, der Repräsentant einer natur- und geistesgewaltigen Zeit, wird in der Folge ein Gaukler, ein Lebemann, ein Trugkünstler, Schatzgräber, der Geister beschwört, nicht den Geist des Alls, der den Hof amusirt und sich in die Maske des Plutos steckt. Aus dem wissenschaftlichen Heros, der die Kräfte des Alls umfaßt, der das Geheimniß der Natur zu enthüllen strebt, wird ein Wunderdoktor, ein Verzückter, den Helena paralysirt und der nach bestandenem Liebesabenteuer in die prosaische Heimath wieder zurückkehrt. Dies Liebesabenteuer selbst, das mit der Vermählung Helenas und Faustens endet, ist künstlerisch genommen wohl der Gipfel der Tragödie, aber im Vergleich zu der Anlage des ersten Theils unbefriedigend. Von da an verliert sich nebst der Naturkraft auch die Kunstbegeisterung und somit das poetische Element. Was folgt, ist nur mehr ein poetischer Streit

des Teufels mit Faust über Erdbildung und Naturphänomene, ein wunderlich phantastisches Schlachtgetümmel und der Anblick des gealterten Faust, und zulezt ein Himmelreich, wie es nicht von der poetischen Phantasie, nicht von der Philosophie, sondern vom religiösen Dogma geschaffen wird. Die ursprüngliche, wahrhaft geistige Idee verliert sich also immer mehr in sinnlicher Gestaltung, Allegorie, und verbirgt sich zulezt hinter eine religiöse Scene."

Also eifern die gelehrten Parteien gegen einand r in Bezug auf den Inhalt, die Form und den Werth dieser Dichtung.

Wer diese gelehrten Mühen, diese bunten Theorien über diese einzelne Dichtung übersieht, dem drängt sich unwillkührlich die Frage auf: Woher diese Anziehungskraft eines einzelnen poetischen Werks, zu einer Zeit, wo Geisteswerke so schnell altern, so flüchtig wirken? Worin liegt der geheime Reiz des Faust, der sich nicht mindert, sondern zunimmt und immer weiter wirkt? Hat doch unlängst selbst die Frauenzeitung den dämonischen Faust und den großen Nihilisten Mephisto vor ihr weibliches Tribunal geladen.

Die kritischen Aktenstöße wachsen täglich und überdecken den einfachen Grundtext. Und vielleicht ist das Studium des Faust für die Zukunft eine noch heiligere Sorge, als für uns. Vielleicht sezt man Preise aus für den Gelehrten, der eine dunkle Stelle des Dramas am genugendsten erklärt; vielleicht streiten sich ganze gelehrte Sekten über das Gespräch der Katzengeister, über die Phiole des Homunculus. Ist doch jezt schon die Frage höchst gelehrt behandelt worden: warum Mephisto als Pudel, warum nicht als Fisch, als Vogel erscheine? — Und um weniger im Scherz, als im Ernst zu sprechen: vielleicht entdeckt die bildende Kunst im Faust eine neue Fundgrube der Begeisterung und Gestaltung; vielleicht findet die Malerei in der Figur des Mephisto die echten, wahren, natürlichen Züge jenes dunkeln Prinzips, das in der Welt eine so wechselnde Rolle spielt.

Wir wiederholen noch einmal: Woher schreibt sich der Zauber, den Faust in so gewaltigem Maaß, in so anhaltender Folge ausübt? Ist es vielleicht gerade der geheimnißvolle Hauch, der über der Dichtung schwebt, was manchen zieht und reizt? Oder ist es bei vielen das schmeichelnde Gefühl, daß sie wohl selbst ein gutes Stück von diesem Faust seyen? — Aber der tiefe Grund jener Anziehungskraft liegt wohl in dem Gefühle, daß in diesem Drama jener Urgeist der Poesie, wie er in dem Prometheus des Aeschylos waltet, unter welterschütterndem Sturm zu unserer Zeit, zu unserem Jahrhundert hernieder fuhr. Sollte in der Folge des Dramas jener Urgeist auch zu verschwinden scheinen, sollt er leiser, stiller, gehaltener wirken; seine Spuren sind doch noch immer da, seine Kraft tritt in Momenten doch wieder in alter Herrschaft hervor. Auf diesen Geist der Dichtung hinzuweisen, wollen wir versuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Daguerrotype.

Arago hat seinen am 19ten August in der Akademie über das Daguerrotype gehaltenen Bericht veröffentlicht und dabei Manches weiter ausgeführt; auch ist er in der Sitzung vom 26sten auf den Gegenstand zurückgekommen. Aus beiden Quellen tragen wir Einiges nach, das wesentlich zum Verständniß der Sache beiträgt. — Manche Leser sind vielleicht des Handels schon überdrüssig und fürchten, der Artikel möchte ein stehender werden; bei der großen Mehrzahl ist aber sicher noch immer die Neugierde rege, und bei der gegenwärtigen Verbreitung chemischer Kenntnisse hat wohl Jeder einen Bekannten, der ihm die Sache im Allgemeinen so begreiflich macht, als sie es bis jezt noch den Gelehrten selber ist.

Der Ueberzug des feinen Silberblatts, so zu sagen die Leinwand, auf der sich das Lichtbild austrägt, ist eine goldgelbe Schichte, mit der sich das Silber beschlägt, wenn man die Platte, das Silber nach unten, eine Zeitlang in ein Gefäß bringt, auf dessen Boden etwas Jod liegt, das sich bei der gewöhnlichen Temperatur fortwährend verflüchtigt. — Hat man die so zubereitete Platte in der Camera obscura dem Licht ausgesezt und nimmt sie nun heraus, so sieht man durchaus keine Zeichnung darauf; die gelbliche Schichte von Jodsilber, auf der sich das Bild abgezeichnet, zeigt sich noch durchaus einfarbig. — Sezt man nun aber diese Platte in einem zweiten Gefäße dem Quecksilberdampfe aus, der mittelst einer Weingeistlampe, welche das Metall auf 75 Grad der hundertheiligen Skale erhizt, entwickelt wird, so bringt dieser Dampf sogleich die überraschendste Wirkung hervor. Er hängt sich reichlich an die Stellen der Platte, auf welche das Licht stark gefallen ist, die Schattenpartbieen läßt er ganz frei, aber an den Punkten, welche den verschiedenen Graden von Halbschatten entsprechen, schlägt er sich in größerer oder geringerer Menge nieder, je nachdem diese Halbschatten sich den Lichtern oder dem tiefen Dunkel mehr oder weniger nähern. Beim Scheine einer Kerze kann man so das Bild nach und nach herauskommen sehen; man kann es verfolgen, wie der Quecksilberdampf gleich einem ausnehmend feinen Pinsel überall auf der Platte den gehörigen Ton angibt.

Sieht man sich nach einer Erklärung dieses merkwürdigen Prozesses um, so liegt der folgende Gedanke sehr nahe: durch die Einwirkung des Lichts verfliegt in der Camera obscura das Jod an den Stellen, wo es die goldfarbige Schichte desselben trifft; hier wird das Metall entblößt, und der Quecksilberdampf kann nun während der zweiten Operation frei auf diese entblößten Punkte wirken und daselbst ein matt weißes Amalgam bilden. Durch das Abwaschen mit Natronschwefelsarbe bezweckt man, chemisch, die Entfernung der Jodtheilchen, welche das Licht nicht getroffen und abgetrennt, malerisch aber die Entblößung der Spiegelfläche des Metalls, welche die tiefen Schatten geben muß. Denn bekanntlich zeigt ein spiegelblank polirtes Metall nicht mehr seine eigenthümliche Farbe, sondern erscheint, je nachdem man es gegen das Licht hält, schwarz. — Aber wie ist es in dieser Theorie mit den zahllosen, auf Daguerres Bildern so wundervoll abgestuften Halbschatten? Ein einziger Umstand beweist übrigens zur Genüge, daß die Sache nicht

so einfach ist. Das Silberblatt nimmt nicht merkbar an Gewicht zu, wenn es sich mit der goldgelben Jodschichte belegt; durch die Einwirtung des Quecksilberdampfs dagegen wird eine bedeutende Gewichtsvermehrung hervorgebracht. Ist nun aber das Blatt mit der Schwefelleber abgewaschen, so wiegt es, obgleich etwas Amalgam an der Oberfläche hängt, weniger als vor der Operation; die Schwefelleber nimmt also vom Silber weg, und die chemische Untersuchung der Flüssigkeit thut dies auch wirklich dar.

Die Lichteffekte auf den Bildern erklärte man sich einfach so, daß das Silberblatt während der Einwirtung des Quecksilberdampfs sich mit Amalgamkügelchen bedeckt, daß diese Kügelchen in den Lichtern dicht aneinander gedrängt sind, daß sie aber in den Halbschatten, je tiefer diese werden, immer weiter auseinander liegen, bis endlich an den dunkelsten Stellen sich gar keine mehr finden. Und diese Voraussetzung hat sich wirklich bestätigt: Dumas beobachtete mittelst des Mikroscops, daß die Lichter und Halbschatten wirklich aus fast durchgängig gleich großen Kügelchen bestehen, deren Durchmesser er auf ein Achthunderttheil eines Millimeters schäzte.

Man konnte Daguerres Bilder gar nicht anrühren, ohne sie zu zerstören, und dies hätte der Nuzbarkeit des Verfahrens großen Eintrag gethan. Aber bereits rechtfertigt sich die Hoffnung, daß es nur Gemeingut zu werden brauche, um sogleich verbessert zu werden. Dumas hat Mittel gefunden, die Bilder zu firnißen, was Daguerre für unmöglich hielt. Man braucht zu diesem Zweck nur eine Auflösung von einem Theil Dextrine in fünf Theilen Wasser kochend über die Metallplatte zu gießen. Dieser Firniß thut dem Effekt der Bilder keinen merkbaren Eintrag, ihre Nüzlichkeit wird aber dadurch bedeutend erhöht, denn jezt kann sie der Zeichner und Stecher behandeln wie eine andere Zeichnung, und sie mittelst durchscheinenden Papiers durchzeichnen: dies ging vor Erfindung des Firnißes nicht an. Noch mehr: der Stecher kann ungestraft mit der Hand über das gefirnißte Blatt streifen; er kann also mit der Radiernadel die Umrisse des Bildes in das Metall einrizen, und so dasselbe vervielfältigen. Das Silberblatt wäre freilich kein geeignetes Material für den Grabstichel; aber Daguerre hat gefunden, daß sich eine versilberte Kupferplatte zur Aufnahme der Lichtbilder so gut eignet als eine plattirte, und damit fällt die erwähnte Schwierigkeit weg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Schluß.)

Literarische Prozesse.

Ladvocat übernahm den Verlag unter der Bedingung, daß er die vier Bände starke Uebersezung zu 3000 Exemplaren abdrucken lasse, und dem Uebersezer für jedes abgesezte Exemplar eines Bandes einen Frank 25 Centimes bezahle, weßhalb er mit dem Uebersezer vierteljährig abzurechnen verpflichtet war und ihm für den Absaz der 3000 Exemplare gut stand. Aehnliche Verträge werden hier ziemlich oft von Verlegern geschlossen, welche keine großen Auslagen machen wollen, und nicht selten kommen die Schriftsteller dabei zu kurz, da es ihnen schwer fällt, über den Absaz genaue Auskunft zu erhalten, wenn die Verleger nicht so redlich sind, ihnen Einsicht in ihre Rechnungsbücher zu gestatten. Bei Ablieferung des Manuscripts hatte Ladvocat dem Uebersezer eine Summe von 3000 Franken bezahlt, wahrscheinlich zu Folge einer besondern Klausel seines Kontrakts, und später einen Schuldschein von 1250 Fr. ausgestellt. Seitdem war vom Verleger weder ein Rechnungsbuch vorgelegt, noch eine Zahlung geleistet worden. Andernseits hatte der Uebersezer statt der Anfangs angekündigten vier Bände noch einen fünften und sogar einen sechsten dem Publikum angezeigt. Oberst d'Esmenard führte nun neulich Klage gegen Ladvocat, und verlangte im Fall der Nichtzahlung die Berechtigung, eine neue Auflage zu veranstalten und die rückständigen zwei Bände bei einem beliebigen Verleger herauszugeben, auf jeden Fall aber verlangte er, Ladvocat solle zur Zahlung des gesammten Honorars für die dreitausend Exemplare angehalten werden, was mit dem bereits bezahlten eine Summe von 15,000 Fr. ausmacht. Ladvocat erwiderte: d'Esmenard habe durch die verzögerte Ablieferung des Manuscripts dem Absaze Schaden gethan, noch mehr aber durch die Ankündigung der zwei Supplementbände. Hiedurch abgeschreckt, seyen manche Abnehmer zurückgetreten, so daß sie von 1350 auf 1000 sich vermindert, aus Furcht, es möchte hier gehen wie bei den bekannten Memoiren der Herzogin von Abrantes, welche Anfangs nur aus sechs Bänden bestehen sollten, aber zulezt zu achtzehn anwuchsen. Man hätte noch das Beispiel des Dictionnaire des sciences médicales anführen können, welches nur zu zwölf Bänden angekündigt worden war und zulezt auf sechzig Bände getrieben wurde. Diese von Ladvocat vorgebrachten Gründe wurden vom Gerichte berücksichtigt, und ihm eine Frist von zwei Jahren gestattet, um die rückständigen 8750 Fr. zu zahlen, obschon der Anwald des Uebersezers bemerklich gemacht hatte, dieser Verleger sey ein so unsicherer Mann, daß man auf seine Zahlungsfähigkeit keine zwei Jahre rechnen könne. Die Berechtigung, die lezten zwei Bände bei einem andern Verleger erscheinen zu lassen, wurde dem Uebersezer ertheilt, nicht aber die, zu einer neuen Auflage der vier ersten zu schreiten. — Journale erscheinen ziemlich häufig vor den Civil- und Handelsgerichten, und haben oft sehr verwickelte Angelegenheiten. So neulich der Charivari, eines der boshaftesten, aber auch wizigsten kleinen Tageblätter, welches der wegen seiner Karikaturblätter bekannte Philipon vor einigen Jahren einem belgischen Senator, Namens Lefebvre Maret, für 12,000 Fr. verkaufte, und das von lezterem für 20,000 Fr. wieder an einen Dritten verkauft wurde; ein Beweis, daß der Handel mit boshaftem Wize guten Fortgang hat. Der Tageblätter sind jezt zu viele, als daß ein neues eine gute kaufmännische Spekulation werden könnte, und sogar manche alte müssen aufhören. Von den sogenannten Revues bestehen nur noch zwei, und auch diese haben bei weitem kein so großes Lesepublikum mehr wie vor einigen Jahren. Die Revue britannique, welche ihre ersten Unternehmer bereichert hat, wechselt oft ihre Redaktoren und ist nun wohl die älteste der Pariser Revues. Die Tageblätter haben den Zeitschriften, die rein wissenschaftlichen abgerechnet, welche ihr sehr eingeschränktes, aber beständiges Publikum haben, fast alle Leser weggenommen. Sie wollen alles behandeln, Politik, Literatur, Kunst und Mode, und daher hatten viele sich nach Art der englischen und amerikanischen Blätter zu einem furchtbaren Volumen ausgedehnt. Sie rechneten auf die Ankündigungen und Intelligenznachrichten, welche den Hauptertrag der Londoner Blätter ausmachen. Allein in Paris stehen die Verhältnisse anders als in London, und die Ankündigungen kamen nur in geringer Menge. Die Unternehmer hatten Schaden, und nun ziehen sich allmählig die großen Blätter wieder zusammen. Nur das Journal des débats fährt noch fort, an Größe mit dem Moniteur zu wetteifern.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 214.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 6. September 1839.

Es ist unmöglich, Faust zu lesen, ohne daß er das Denken auf tausenderlei Weise anregt; man streitet sich mit dem Verfasser, man klagt ihn an, man spricht ihn los, er gibt über Alles zu denken, gibt, um mich des Ausdrucks eines naiven Gelehrten des Mittelalters zu bedienen, nachzudenken über Alles und über noch etwas mehr.

Frau von Staël.

Goethes Faust und die Faustliteratur.

(Fortsetzung.)

Wir haben oben die Ansicht, die in Faust keinen tieferen Plan, keine philosophische Idee anerkennt, geflissentlich weiter ausgeführt, weil sie ein Gegengewicht ist gegen jene philosophische Deutungswuth, die alle Poesie zerstört. Dadurch soll aber Niemand die Ueberzeugung geraubt werden, daß Faust allerdings auf einem tieferen Plan, auf einer universalen Idee beruht, die dem blöden Auge entgeht, dem Tieferblickenden aber klar vorliegt. Nicht umsonst ist die Mühe, die man auf Enträthselung der einzelnen Theile wendet, nicht umsonst das Bestreben, den tiefinneren Zusammenhang immer klarer zu erkennen. Man fühlt mehr oder minder dunkel, daß hier ein verborgener Schatz liege; man ahnt, daß der Dichter hier die dunkelsten Pfade der Menschheit beleuchtet und die verborgenen Quellen seines eigenen Schaffens und Lebens eröffnet. Faust hat eine Grundidee, die durch alle Akte hindurch geht, die mit den tiefsten Forderungen und mit dem innersten Drang unserer Zeit zusammenhängt. Faust ist das eigenste Vermächtniß des Goetheschen Geisteslebens; wir sehen in ihm die Abgründe, die der Dichter überbrückt, die Kämpfe, die er gekämpft, die Zweifel, die ihn quälten, die Siege, die er erstritten. Die großen Stadien, die erschütternden Uebergänge eines strebenden Menschengeistes sind mit fester Hand gezeichnet.

Wie Goethe im Werther sich vom Element falscher Sentimentalität und krankhafter Verstimmung rettet und befreit, so befreit er sich im Faust von einer noch weit geistigeren, weit tieferen Leidenschaft, von einem weit unbegrenzteren Drange, vom blinden Drange des Geistes nach Wissen, Erkennen; er erlöst sich hier von einer weit schrecklicheren Qual, einem weit größeren Widerspruch. Goethe sammelt in seinem Faust alle jene dunkleren Elemente des Welt- und Seelenlebens, die so viel Widerspruch, so viel Trug, so viel Irrthum, so viel Qual schaffen; er sammelt jene nächtlichen Elemente, bannt sie in feste, historische Gestalten und besiegt sie. Hier enthüllt er die dunkeln Wünsche und Begierden der Menschenbrust, die edelsten und geistigsten, wie die häßlichsten und niedrigsten Triebe; hier stellt er den Zug nach dem Geisterreich, die Sehnsucht nach dem Ueberweltlichen und das Versinken in die roheste Sinnlichkeit dar; er hebt uns in die höchste Höhe und senkt uns in die tiefste Tiefe; die grellsten Contraste stehen sich gegenüber, das Lieblichste und Häßlichste, das Süßeste und Bitterste; der höchste Enthusiasmus wechselt mit kältestem Hohn, der geistigste Idealismus mit dem frechsten

Materialismus. Zwischen diesen Gegensätzen schwebend, schreitet der Held des Dramas fort, fällt und steigt, kämpft und siegt. Wir sagen, er schreitet fort, vom schrankenlosen Drange zum verständigen Maaß, zum freien Gesetz, zur reinen That. Sein Sieg besteht eben darin, daß er nie stille steht, daß er nie zufrieden die Hände in den Schoß legt, daß er successiv einem höchsten, reinen Genuß zustrebt.

Hier sollten wir nun die dunkelsten Partien und geheimeren Grundmotive des Dramas im Einzelnen erläutern, und sogleich drängten sich uns die Fragen auf: Welche Bedeutung hat im höheren Sinne ein Bund mit dem bösen Prinzip? Was soll's mit dem Hexenwesen, diesem Abgrunde verworrenen Treibens? Läßt sich mit all dem dunkeln Zauberwesen ein historischer, natürlich-geistiger Sinn verbinden? Oder ist es bloß leerer Spuck, schaale Posse? Was wollte Goethe mit den Müttern? wie ist seine im höchsten Grade wunderbare Behandlung Helenas zu fassen? Was soll's ferner mit Homunculus, dieser Ausgeburt einer verirrten Naturträumerei? Ist ferner der Maskenzug mit Plutos, Pan, dem Knaben Lenker bloße Allegorie, wie man allgemein annimmt, oder vielmehr eine Scene, die im mythologischen Sinne zu fassen ist? — Endlich: wie faßte Goethe jenes negative Wesen, das als Mephisto eine so buntwechselnde, veränderliche, bald heiterlaunige, bald bitteringrimmige Rolle spielt, das bald als weltvernichtender Geist, bald als armer hinkender Teufel, bald als allseitiger, spürsichtiger Geselle voll penetrantem Geist, voll tuckischer Hinterlist, bald als lustiger Lebemann voll Possen und Schelmerei erscheint, das alle Masken annimmt, in alle Lebenskreise sich stiehlt, selbst vor dem Herrn im Himmel erscheint, über die Elemente gebietet? dies Wesen, so fein und so derb, so abstrakt und so grobsinnlich, so einseitig und so unendlich beweglich, so finster und so scharfsichtig? — Ueber all diese Punkte nun wäre viel zu sagen. Kein Commentar, keine Abhandlung hat diese noch erläutert und erklärt, hat diese Metamorphosen Mephistos beleuchtet. Und doch urtheilt man, doch spricht man ab über Werth oder Unwerth, über Vorzüge oder Mängel einer Dichtung, deren Elemente man noch nicht begriffen hat.

In die Erläuterung dieser einzelnen Punkte einzugehen, ist uns hier nicht möglich. Wir können bloß den Gang des Dramas nachweisen und den innern Zusammenhang der einzelnen Akte andeuten; wir haben es nicht mit dem Einzelnen, sondern mit dem Ganzen zu thun, was freilich erst Ein Schritt zum innern Verständniß ist. Erst begreife man den Complex der in Faust enthaltenen Elemente; man erfasse das innere Band, das all diese wechselnden Scenen, diese Welt der Contraste verknüpft; man ergreife die Idee des Dramas, die bald tiefstragisch, im höchsten Pathos, in der tiefsten Ironie sich ausspricht, bald hinter dem derbsten Possenspiel sich birgt. — In einem folgenden Artikel wollen wir unsere Ansichten hierüber mittheilen.

Wolfgang Stich.

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

Die Ankommenden ihrerseits hatten die junge Gräfin längst erkannt und waren eben im Wetteifer begriffen, wer sie zuerst erreiche. Sturm war der vorderste, und indem Emilie die Staubwolken Richards und der nachfolgenden Diener ersah und ihrem Bruder zurief, der ihr in freudiger Erregung zugleich antwortete und auf's Neue sein Roß anspornte, bog der durch seine eigene Ungeduld erhitzte Bräutigam bereits um die nächste Felsenecke, die ihn ihren Blicken bisher entzogen hatte. Sein feuriges Roß dampfte und schäumte, daß der Gischt bis zu ihr emporspruzte, und ließ sich, bereits zu höchster Kraftanstrengung getrieben, kaum noch von seinem Reiter zügeln. Schon wild genug, bedurfte es also nur noch dessen, daß der laute Schrei so unerwartet an sein Ohr schlug und das weiße Tuch ihm so dicht vor die Augen kam, um es vollends scheu zu machen. Es bäumte sich und warf dem Jünglinge den Hut vom Kopfe. Er wollte es, erbittert, durch einen Gewaltstreich bändigen und bot seine ganze Energie dazu auf. Das Thier stutzte, ward aber nur einen Moment überrascht und besann sich alsbald wieder auf seine Wuth. Auch seine Mäßigung hatte wie die seines Herrn ein Ende; und indem Sturm mit der Kraft seines Haltens nachließ und es schon bezwungen zu haben meinte, benutzte es den Augenblick und raste mit ihm über Stock und Stein von dannen.

Emilie stand vor Schrecken sprachlos da, und es däuchte ihr ein Traum, als auch die drei andern Reiter, die das Pferd hatten durchgehen sehen, an ihr vorüber sausten. Sie lieh das Ohr in angsthafter Spannung und meinte zu hören, daß die Hufschläge sich allmählig dem Schlosse näherten. Sie flog auf dem geradesten Fußpfade darauf zu. Sobald sie, vor Ungeduld, Eile, Angst außer Athem, den Schloßhof erreichte, von dem ihr eine unruhvolle Bewegung entgegen scholl, war der erste Gegenstand, den ihre Blicke trafen, ihres Bräutigams auf dem Boden ausgestrecktes Pferd. In der blinden Wuth gegen den steinernen Brunnen getroffen, hatte die ungemessene Gewalt dieses Anstoßes ihm ein innerliches Gefäß gesprengt und war also Ursache geworden, daß es auf der

Stelle sterbend zusammengestürzt. Sein Reiter jedoch war wie durch ein Wunder unbeschädigt geblieben und hatte sich bereits mit Hülfe der ihn umgebenden Diener und Hausbewohner vom Boden aufgerafft. Auch war wenige Minuten nach ihm der junge Graf mit den Reitknechten in den Hof gesprengt, um durch seine Gegenwart das Glück der Seinen, die den großen Schrecken nun ohne bösen Folgen vorübergehen sahen, vollkommen zu machen. Die beiden jungen Männer gingen bereits aus einer Umarmung in die andere, und als Emilie dazu kam, gewahrte sie, anstatt der besorgten Scene des Entsetzens und der Trauer, nur die der Freude und des Jubels. Die Dankbarkeit ihres Herzens sprach sich in lautem Entzücken aus; ehe sie aber noch zu Worte kommen konnte, befand sie sich schon in den Armen ihres Bruders und Bräutigams, die sie auf das Liebevollste, und den Letzteren wahrscheinlich herzlicher begrüßte, als ohne dies geschehen seyn würde.

Der übrige Theil des Nachmittags verging in allgemeiner Aufregung, und es bedurfte noch mehrerer Stunden, ehe die Gemüther sich beruhigen konnten. Der Tumult der Freude des Wiedersehens und der Rettung wollte seine Zeit haben, um in Fragen und Glückwünschen auszuklingen, und Emilie war am Ende selber froh, auf so harmlose und unwillkührliche Weise der Verlegenheit des Empfanges überhoben worden zu seyn, da sie nicht mit Unrecht besorgt haben mochte, der Zwiespalt ihres Innern werde sie ihrem Bräutigam allzu auffallend kühl gegenüber stellen.

Sie hatte nun schon Zeit gefunden, den ganzen Eindruck zu ihrem Bewußtseyn zu bringen, den nach der langen Trennung der erneute Anblick Sturms auf sie gemacht, und fand eben keine Ursache, damit zufrieden zu seyn. Er war so ausgelassen lustig, daß es ihm fast selbst so vorkam, als beseele ihn ein fremder Geist, dessen Unliebenswürdigkeit in Emiliens Augen sie still und beobachtend machte. Wie schön und zart kam ihr dagegen die heute sogar ungewöhnlich ernste Ruhe und Haltung ihres Bruders vor, der durch den so eben erlebten Vorfall unwillkührlich an den des Schlachtfeldes erinnert worden war, und zunächst die Vorstellung, daß er fortan seine seither ausschließlichen Ansprüche an die geliebte Schwester einem Andern, wenn auch seinem Freunde, abtreten müsse, zum ersten Male so lästig auf sich zutreten sah, daß er sie fast nicht ertragen konnte und sich seines Neides wiederum von Herzen schämte.

Man speiste zu Abend in dem sogenannten Gartensaale, einer breiten, uralten Bretergalerie, die einerseits mit dem Schlosse zusammenhing, anderseits, vermittelst einer Rampe und kleinen Freitreppe, auf die Terrasse oder in den Blumengarten führte, an dessen Stelle vor mehreren hundert Jahren die Burgkapelle gestanden hatte, die vom Blitze getroffen und abgebrannt war; und zwar, wie die unaufgeklärte Sage ging, sollte das Ereigniß mit einem Brudermorde in der Familie der Besitzer in Verbindung gestanden haben, der gerade an der Gottesstätte begangen worden war, und das Schloß selbst in den Verruf gebracht hatte, nicht recht geheuer zu seyn. Auch wendete sich damals der Zweig des Geschlechtes der Grafen Bruchsal, der es immer in Besitz gehabt und bewohnt hatte, wirklich aus dem Lande in eine andere Gegend, wo er ebenfalls ansässig war, und schlug seinen Wohnsitz hier niemals wieder auf längere Zeit auf. Den Kopf jenes Mörders bewahrte man noch in dem halbverfallenen Burgverließe, und sein unsteter Geist sollte fortwährend zunächst in dem entlegenen Gemache sein Wesen treiben, wo vordem der Gemordete gewohnt hatte, dessen lebensgroßes Standbild in Ritterrüstung an der äußern Wand des Burgverließes in Stein ausgehauen war. Die Kapelle hatte von dem Felsen in das Thal hinausgeragt, und man genoß von dort einer prachtvollen Aussicht über die Landschaft, am schönsten von einer alten Linde aus, die an einem Austritte stand, und deren Aeste und Zweige kunstreich zu einem Laubdache gezogen waren, worunter sich denn jezt nach der Abendmahlzeit die jüngeren Mitglieder der Gesellschaft zusammen gefunden hatten. Die Aelteren waren meist im Saale geblieben, dessen erleuchtetes Innere man von hier aus übersehen konnte. Und Richard und Emilie wandelten Arm in Arm in einem der Gänge auf und nieder, indem sie die einsame Stunde zu leichter Erneuerung ihrer alten Vertraulichkeit anwendeten. Was ihnen am schwersten auf der Seele lag, der nahen Verbindung Emiliens mit Sturm, die sie, wenn auch nur äußerlich, mehr von einander trennen mußte, hatten sie freilich noch mit keiner Sylbe gedacht. Allein sie sezten sich schon im Stillen vor, sich darüber offen gegen einander auszusprechen, und genossen inzwischen der trostreichen Zuversicht, sich im Innern troz aller Wechselfälle des Lebens für immer anzugehören.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Fortsezung.)

Ausgewanderte. Eisenbahn. Kunstausstellung.

Besonders werden manche von Schillings komischen und humoristischen Dichtungen, wie z. B. der Landstand, der Wundarzt, dem Verstorbenen als bleibendes Denkmal dienen.

Merkwürdig ist es, daß gerade die ausgezeichnetsten davon in Zeiten entstanden, wo er, vielleicht bisweilen mit Recht, in der Regel aber wohl aus bloßer Hypochondrie, mit dem Leben und den Menschen völlig unzufrieden war. Ueberhaupt litt er, vermuthlich in Folge zu großer Anstrengung am Schreibtische, leider nur zu oft an diesem Uebel. Vermuthlich war solches auch der Grund seines einsamen, fast einzig auf die Glieder seiner Familie sich beschränkenden Lebens und der Hartnäckigkeit, mit welcher er allen gesellschaftlichen Versammlungen und Festen, sogar wenn die Theilnehmer ihm werth waren, nicht selten auf die auffallendste Weise, sich entzog. Er war auch ein abgesagter Feind alles Prunks und aller Feierlichkeiten. Mit wahrem Entsetzen wendete er ihnen den Rücken, wenn sie, was oft beabsichtigt wurde, ihm zu Ehren angestellt werden sollten. Wer Gelegenheit hatte, ihn näher zu kennen, beklagte das Alles um so mehr, da sein Umgang durch die Schärfe seines Verstandes, die sich in sehr feinen Bemerkungen darlegte, und die aus diesen klar hervortretende edle Gesinnung, sowie durch einen zuweilen Schlag auf Schlag fallenden, eigenthümlichen Witz und glänzenden Humor ungemein anziehend wurde. Häufig wirkte sein immer lebendiger Genius auch dann erheiternd ein, wenn gerade ihm selbst alle Heiterkeit völlig abging. — Der Tod scheint die gute Absicht gehabt zu haben, ihn die Vollendung der neuesten, aus achtzig Bänden bestehenden Gesammtausgabe seiner Werke noch erleben zu lassen. Denn kaum waren die lezten sieben Bände im Buchhandel erschienen, so schickte er auch die Krankheit ab, die ihren Verfasser ohne Schmerz alles Schmerzes für immer entbinden sollte.

Die größte Sensation mußte wohl in Sachsen die aus Nordamerika angelangte Nachricht machen, daß der, bekanntlich im Herbste des vorigen Jahres, an der Spitze mehrerer Hunderte, welche sich die altlutherische Gemeinde nannten, von hier dorthin geschiffte Prediger Stephan, kaum erst in der neuen Heimath zum Bischof erhoben, nicht nur dieses Ehrenplatzes wieder entsezt, sondern auch schmachvoll aus der Gemeinde hinweggewiesen worden, und seine treuesten Anhänger ihn nunmehr, nachdem er das erstrebte Ziel durch ihre Vermittlung errungen, ihn alles dessen öffentlich anklagen, wogegen sie ihn hier vertheidigen zu müssen glaubten. Das Traurigste ist, daß nach späteren Notizen ein großer Theil jener armen, auf gutes Fortkommen in der fernen Gegend vertrösteten Ausgewanderten, statt dessen, sogar bei der größten Bereitwilligkeit, thätig und nützlich zu werden und sich in die neuen Verhältnisse überhaupt zu bequemen, nichts als Noth und Elend gefunden haben. Es sind daher auch bereits in hiesigen Kirchen Sammlungen zu Unterstützung dieser Hülfsbedürftigen veranstaltet worden.

Seit dem Jubelfeste der Einführung der Reformation in Dresden ist die Dampfwagenfahrt zwischen hier und Leipzig fortwährend ungemein belebt. Der sehr glückliche Gedanke, außer den regelmäßigen Fahrten auch noch eigentliche Lustpartien auf der Eisenbahn zu veranstalten, verspricht eine reiche Ausbeute für immer. Seit einem Monate geht alle Sonntage früh eine solche Extrafuhr von hier ab, welche Vormittags in Leipzig ankommt und Abends um acht Uhr von Leipzig wieder aufbricht. Wie man hört, haben die Privatunternehmer solcher Fuhren an die Eisenbahndirektion für jede dreihundert Thaler zu entrichten, um welchen Preis sie eine bestimmte Zahl von Wagen erhalten. Der große Vortheil für die einzelnen Theilnehmer, daß sie die Hin- und Rückreise noch wohlfeiler haben, als bei den gewöhnlichen Eisenbahnfahrten die Hinreise allein, macht, daß die Anzahl der sich Meldenden bis jezt fortdauernd gewachsen ist, so daß auch schon dergleichen Extrafahrten an Wochentagen vorkommen. Aehnliche Extrafuhren finden von Leipzig aus nach Dresden statt. Dabei leuchtet überhaupt der ungemeine Nutzen unserer Eisenbahn durch die Möglichmachung eines dreizehn Meilen weiten Transports auch für Gegenstände, die, wie Holz, Steinkohlen u. s. w. denselben nicht vertrugen, immer besser ein. Es verschwinden auch deßhalb zusehends die Zweifel an einer recht günstigen Perspektive dieses von der Zeit gebotenen Unternehmens.

Unser mit dem 27sten v. M. begonnenes, am dritten dieses beendigtes Volksfest, das jährliche Vogelschießen, zeugte ebenfalls von der gewaltigen Wirkung der Eisenbahn durch das mächtige Zuströmen von Gästen aus Leipzig. Die zu diesem Feste angewiesene große Wiese ist auch noch nie mit einer so ungeheuern Menge von Reizmitteln für Schaulustige angefüllt gewesen.

Die Spannung der Kunstfreunde auf die öffentliche Ausstellung der Erzeugnisse bildender Kunst war größer vielleicht als jemals. Sie wurde durch das Gerücht von einem ungewöhnlichen Zuflusse ausländischer Beiträge gereizt. Aber der aus 221 Nummern bestehende gedruckte Katalog, obschon bei recht viel Schönem und Gutem auch manches ganz Vortreffliche enthaltend, blieb im Allgemeinen, und besonders hinsichtlich der Zahl der Kunstwerke aus der Fremde, hinter den gehegten Erwartungen weit zurück. Desto größeren Eindruck machten fünf bereits bei Eröffnung der Ausstellung aus Wien eingelaufene Oelgemälde des dortigen Künstlers Ammerling, sogar auf diejenigen, denen der bedeutende Ruf, dessen er sich zu erfreuen hat, noch unbekannt geblieben war. Auf dem Oelgemälde eigener Erfindung, den Traum vorstellend, liegt eine schlafende Dame vor uns. Auf gleiche Weise, wie der Strahl der Morgensonne, in die Farbe der rothseidenen Fenstervorhänge getaucht, ihr Aeußeres feurig überfluthet, scheint die anmuthige Schalkheit des im Schlummer von ihr (vielleicht mit der Herzgrube) erschaueten Liebesgottes, den der sinnige Maler über ihr angebracht, auf das Innere der Schlafenden einzuwirken. Bei dem über dem Ganzen schwebenden, wirklich magischen Lichte, vergißt man sogar die Frage, ob das Gesicht nicht vielleicht noch charakteristischer hervortreten könnte. Auch die jungen Zuschauerinnen zürnten vielleicht ernstlich darüber, daß in dieser Schläferin eine ihres verschämten Geschlechts allzusehr der Erkältung ausgesezt erscheint, nähme nicht die liebliche Miene des dargestellten Amors ihre ganze Aufmerksamkeit zu sehr in Anspruch. Der glücklichen Idee nach würde vielleicht diesem Gemälde der Vorzug vor den vier übrigen Bildern des Meisters gebühren, aber die Ausführung der leztern und der in jedem ausgeprägte Charakter zieht uns mehr noch zu seinen andern Beiträgen hin. Das Eigenthümliche seiner Kunst nähert sich der neuern englischen Malerei, welche hauptsächlich auf großen Effekt ihr Absehen richtet. Bei einer frischen, kraftvollen Farbengebung weiß der Künstler mit ungemeiner Gewandtheit auf diesem anziehenden Felde, bald so, bald so, glänzende Lorbeeren zu gewinnen. Schatten und Licht äußern ein besonderes Uebergewicht in seiner Hand. Das Vorzüglichste von allen seinen Bildern möchte wohl eine jugendliche Lautenspielerin seyn. Die ganze Situation ist voll Geist und Grazie; man glaubt die Wundertöne zu vernehmen, die, durch ihre zarten Hände hervorgelockt, sich in die Luft schwingen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 215.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 7. September 1839.

And who be ye wo rashly dare
To chase in woods the forest child,
The Indian in his native wild?

Hoffman,
wild scenes in the forest and prairie.

Proben aus der zweiten Auflage von Freiligraths Gedichten.

Der ungewöhnliche Beifall, mit welchem die Gedichtsammlung Freiligraths, die lang erwartete, aufgenommen wurde, hat beinahe binnen Jahresfrist eine zweite Auflage nöthig gemacht. Ihre Ansprüche auf die Gunst des Poesie liebenden Publikums haben sich noch vermehrt durch werthvolle Zugaben, wovon wir den Lesern hier einige mittheilen.

Audubon.

1833.

Mann der Wälder, der Savannen!
Neben rother Indier Speer,
An des Mississippi Tannen
Lehntest du dein Jagdgewehr;

Reichtest Indianergreisen
Deine Pfeife, deinen Kena;
Sahst der Wandertauben Reisen
Und des Adlers stillen Flug;

Lähmtest ihren schnellen Flügel
Mit der Kugel, mit dem Schrot;
Auf der großen Flüsse Spiegel
Durch die Wildniß schwamm dein Boot;

Kühn durchflogst du der Savanna
Gräser, im gesteckten Trab;
Beer' und Wildpret war das Manna,
So dir Gott zur Speise gab;

In den Wäldern, in der Oede
Die der Thoren Ruhm: Cultur,
Noch nicht überzog mit Fehde,
Freu'test du dich der Natur.

Du noch konntest es! — die Stunde
Kommt — nicht fern mehr ist die Zeit! —
Wo das Land von Baffin's Sunde
Bis Cap Horn ein ander Kleid

Tragen wird! — Sieh da: — du reiche,
Waldige Columbia,
Liegst du nicht gleich einer Eiche
Auf dem Planiglobe da?

Aus des Südens kalten Meeren
Wächst der mächt'ge Stamm hervor;
Schlängelnd ziehn die Cordilleren —
Epheu! — sich an ihm empor.

Hoch im Norden in die Breite
Geht er, wenig mehr belaubt;
An den Pol rührt das beschneite,
Eisbehangne, starre Haupt.

Hirsche ruhn in seinem Schatten,
An Geflügel ist er reich,
Und der Indier Hangematten
Schweben nieder vom Gezweig.

Grün und üppig prangt der Starke;
Doch bald steht er ohne Zier:
Denn an seiner Blätter Marke
Zehrt der Wanderraupe Gier.

Nadowessier, Tschippawäer,
Heult den Kriegsruf, werft den Speer!
Schüttelt ab die Europäer!
Schüttelt ab das Raupenheer!

Seit in eure Hirschfellhütten
Trat des Meeres kluger Sohn,
Ist die Reinheit eurer Sitten,
Ist das Glück von euch geflohn.

Weh', daß ihr ihn nicht verscheuchtet,
Da er Land von euch erfleht!
Weh', daß ihr ihm arglos reichtet
Das geschmückte Kalumet!

Nieder brennt er eure wilden
Wälder, nimmt von euch Tribut,
Spült von euren Lederschilden
Der erschlagnen Feinde Blut;

Saus't einher auf Eisenbahnen,
Wo getobt der Rothen Kampf;
Bunt von Wimpeln und von Fahnen,
Theilt sein Schiff den Strom durch Dampf.

Kahl und nüchtern jede Stätte!
Wo Manitto's hehrer Hauch
Durch des Urwalds Dickicht wehte,
Zieht der Hammerwerke Rauch.

Euer Wild wird ausgerottet,
Siech gemacht wird euer Leib,
Euer großer Geist verspottet,
Und geschändet euer Weib.

Bietet Trotz, ihr Tättowirten,
Eurer Feindin, der Cultur!
Knüpft die Stirnhaut von skalpirten
Weißen an des Gürtels Schnur!

Zürnend ihren Missionairen
Aus den Händen schlagt das Buch;
Denn sie wollen euch bekehren,
Zahm, gesittet machen, klug!

Weh', zu spät! was hilft euch Säbel,
Tomahawk und Lanzenschaft? —
Alles glatt und fashionable!
Doch wo — Tiefe, Frische, Kraft?

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

Der Geschwister Schritte knirschten im Sand, ihre Schatten zitterten ihnen seitwärts nach und nur von den geselligen Gruppen aus dem Saale und der Laube her schollen Stimmen, sonst rührte sich kein Laut. Die Blumen hatten ihre Kelche geschlossen und die schwarzen Schatten dunkelten ängstlich nach. In der Laube fackelten nicht einmal die Lichter, so regungslos war die Luft; sie warfen weithin über den Rasen und die Blumenbeete ihre dünnen Strahlen, neben die sich eben so lang die Schatten der Bäume legten, und da aller Schimmer in die Höhe zog, so glänzte der Wipfel der Linde und die der andern Bäume wie grünes Licht. Die weißen Gewänder der Frauen lösten sich grell von der Nacht des schwarzgrünen Hintergrundes ab.

Nachdem die Geschwister sich ausgesprochen hatten, schritten sie in stiller Betrachtung auf die Laube zu, und als sie zu den Andern traten, vernahmen sie, daß so eben von Richard die Rede war, dessen Unfall auf dem Schlachtfelde Baron Sturm den Fremden, die noch nichts davon wußten, vortrug. Richard nahm an dem Gespräche unbefangen Theil und ergänzte seines Freundes Mittheilung, indem er bemerkte, daß die Erscheinung des Sterbenden, der Blick, mit dem derselbe ihn angesehen, ihn unwillkührlich an die halb fabelhaften Wirkungen gemahnt habe, die man dem sogenannten bösen

oder üblen Auge zuschreibe. Und Einer aus der Gesellschaft, ein Herr von Jaethausen, der sich für alles Gespenstische und Uebernatürliche interessirte, stimmte ihm darin bei und meinte, daß ein solcher böser Blick oder geistiger Sonnenstich sich hier gewissermaßen als die Essenz oder Blüthe des Wehs und der Greuel des Schlachtfeldes vollkommen rechtfertige. „Warum sollte auch," sagte er, „eine Concentration dieser Art durchaus in das Gebiet des Unmöglichen zu verweisen seyn? Warum sollte ein moralisches Uebel oder eine Krankheit, wie das Daseyn des Gespenstischen, nicht eben sowohl an einem gewissen Ort oder Raume haften und Luft und Boden inficiren können, als etwa ein körperliches Uebel, wie die Pest oder andere böse Seuche, sich durch leblose oder lebendige Dinge überträgt?" — Es fand aber mit dieser Behauptung natürlich nicht geringen Widerspruch, und da er also genöthigt wurde, sie mit mancherlei Geschichten beispielsweise zu illustriren, so kam man nach und nach allgemein auf das Kapitel vom Gespensterwesen zu sprechen. Manche glaubten an Gespenster und überirdische Wahrnehmungen, manche nicht, und die Erfahreneren vermittelten hier wie allenthalben die Aeußersten. Zumal erinnerte der alte Pastor des Dorfes, wie leicht ein ausschließlicher Umgang mit dergleichen zum Wahnsinn, dem zum Sinne gewordenen Wahn oder zum Wahne gewordenen Sinn führe, ohne doch auf der andern Seite in Abrede zu stehen, daß wir die Art unserer Wahrnehmungen nicht so genau bestimmen, oder ein Organ von dem andern sondern können, und daß eben aus dem tausendfachen Uebergreifen der sinnlichen Welt in die übersinnliche das Leben bestehe.

„Wahnsinn und Aberglauben und diese ganze Krankheitsfamilie," warf Graf Richard ein, „ist meist nur unsere Schwäche, die sich zu Zeiten auch mit einem sogenannten Willen identificirt. Der Mensch ist ein gebrechlich Ding, wie ein jeder aus eigener Erfahrung wissen muß, und seine Kraft in den meisten Fällen nichts weiter als das Geschick, seine Schwäche zu verhehlen. Wenn er nicht so gar schwach wäre, wie würde er z. B. Alles, was mit Grab und Tod zusammenhängt, so gar schwer, düster und trostlos aufnehmen? Der Tod will bloß ernst und würdig betrachtet seyn. Er ist nichts als ein Abschnitt in dem Leben, das Umwenden eines Blattes in dem Roman der Seele; und unser Leben nach dem Tode muß wohl im innigsten Zusammenhange mit diesem irdischen stehen. Die Seele hört hier auf und fängt dort wieder an, wechselt nur den Ort ihres Aufenthalts. Warum sollte der kleine Uebergang, der am Ende gleichgültige Umzug, ein so verzweifeltes seyn? Wozu des Aufhebens davon, der Anstalten dabei? Der Tod an sich hat nichts Erschreckendes, und ich weiß nicht, wie wir ihn so hassen. Hat uns nicht diese leibliche Kleidung mit ihrer Unbequemlichkeit, ihren Löchern und Flecken, ihrem schlechten Schnitte im Leben geärgert genug? Wir werfen sie als unbrauchbar geworden von uns. Nun, es ist eben eine Sache der Gewohnheit. Wollten wir uns erst darein finden, dem Tode unbefangener, besonnener, mit einem Worte psychischer in das Auge zu blicken, von dem Körper, dem das Verwesen, die Vernichtung der Materie, woraus er besteht, nothwendigerweise verdrießlich vorkommen muß, dabei ganz abzusehen, so dürfte wohl auch aller böse Aberglauben mit seinen Schrecken, den Folgen von Unwissenheit, Verblendung oder Blödsinn, in seiner Einwirkung auf uns beiläufig gehemmt werden. Wie unbegreiflich wird uns nicht diese eisteerestrische Barbarei, diese Abhängigkeit von der Scholle jenseits bedünken, da doch alle Seelengröße überhaupt nur gesteigerte Erkenntniß unserer selbst seyn kann! Wer da wünscht, daß ihm der Tod schön erscheine, braucht ja wohl nur viel in der Welt erlebt zu haben."

Alle waren durch diese unerwartet ernsten Worte des jungen Grafen ernst geworden, ja betroffen, und schwiegen darauf still. Und es trat eine Pause in der Unterhaltung ein, in der sich einige Damen erst versahen, daß es allmählig kalt geworden war. Sie wickelten sich fester in ihre Shwals und warfen sich bedeutende Blicke zu, die den Wunsch andeuteten, bald aufzubrechen; und einige kleine Kinder, die sich vorher im Garten umhergejagt, ruhten, jetzt müde und schläfrig geworden, auf dem Schooße der Ihrigen in der Laube schlummernd aus; die Streiflichter und Schatten des Mondes gaukelten über die blonden Köpfchen.

Da brachte ein Bedienter die längst erwartete Bowle Punsch, die die sinkenden Lebensgeister der Anwesenden zum Theil schon durch ihre Ankunft wieder erhöhte, und Baron Sturm schenkte die Gläser voll. Die erneute Munterkeit aber bewirkte, daß, als des Ortes, an dem man sich befand, zufällig gedacht ward, auch der Sage Erwähnung geschah, die damit in Verbindung stand, und mehrere damit unbekannte Gäste ihr Verlangen äußerten, sie noch zum Schlusse dieses Abends zu erfahren. Die Furchtsameren wendeten zwar Verschiedenes ein, es half aber Alles nichts; die Neugierigen drangen durch und Baron Sturm war nicht der Säumigste, ihre Wünsche zu unterstützen. Er stellte vor, Zeit und Stunde könne ja nicht gelegener seyn, die schaurigsten Geschichten zu vernehmen, und daß man hier so inmitten der Oertlichkeit, daß der Mord, von dem ein ungewisses Gerücht ihm schon zu Ohren gekommen, gerade an der Stelle verübt worden sey, müsse die Spannung und den Eindruck so wesentlich erhöhen, als es nur in selten günstigen Verhältnissen der Fall seyn könne. Auch habe die Stille der Mondnacht die Gemüther schon für alle Schauer

der Phantasie empfänglich genug gemacht, und vielleicht weilten jezt gar die bleichen Geister der feindlichen Brüder als Zeugen und Zuhörer an dieser Stätte. Er lachte sodann laut auf, als er gewahrte, daß einige Damen sich mit schüchternen Blicken umsahen, und ein anderer Schadenfroher erinnerte daran, wie gerade unter der Laube das Burgverließ befindlich sey, und erzählte, daß er erst vorhin bei dem verwitterten Steinbilde und den alten Rüstern unten gewesen sey, deren Gipfel bis zu der Terrasse aufragten, und durch das eingefallene Fensterloch des Verließes den vom Monde beschienenen Schädel des Mörders erblickt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Fortsetzung.)

Kunstausstellung.

Den mächtigsten Eindruck macht das höchst einnehmende Antlitz. Nicht die idealen Formen der Schönheit sind es, die uns daraus ansprechen, aber wohl ein diese an Macht noch weit überbietender Reiz. Und gerade hier hat der Künstler dadurch, daß er das Gesicht in Schatten gestellt, auf eine überraschende Weise den schönsten Nutzen zu ziehen gewußt. Nimmermehr würde der Zauber des in Erden- und Himmelslust zugleich funkelnden Blickes so berauschend hervorgetreten seyn, als aus dem Schatten, den er über die seelenvollen Gesichtszüge geworfen, nimmermehr das etwas tiefliegende Auge seinen herrlichen Bau so geltend gemacht haben, als unter dem leichten Schleier dieses Schattens. Und wie anmuthig hat er dem allerliebst geordneten Haare das lachende Röschen angeheftet! Ein anderes junges Damengesicht von Ammerling ist ebenfalls in Schatten halb verhüllt, aber offenbar nicht mit gleichem Glück. Vielleicht stehen diesem hauptsächlich die idealen Formen des Gesichts entgegen. Je idealer die Form, desto weniger dürfte wohl der Schatten ihr zusagen, wogegen dem Reize gewiß nicht selten gerade durch sinnreiche Anwendung des Schattens der höchste Glanz zu ertheilen seyn möchte. Dagegen zieht dasselbe Bild durch mehrere hellleuchtende Lichtreflexe, in deren Darstellung diesem Maler eine seltene Meisterschaft eigen ist, unwiderstehlich an. Die besondere Klarheit und Frische der Farben, verbunden mit der kunstvollen Anwendung der Einwirkungen des Lichts, ertheilen diesen Gemälden eine überaus pikante Eigenthümlichkeit, mag solche auch in manchem Stücke sich zu dem hinneigen, was mit dem Namen Manier bezeichnet wird.

Der Landschaftmalerei ist wieder ausgezeichnete Huldigung widerfahren. Unter den Inländern haben Dahl, Goldstein, Oehme, R. Kummer, O. Wagner, Carus, Sparmann, Faber, Hammer und mehrere Andere ihre anerkannten Namen durch Meisterwerke bewährt. Horace Vernets Pascher in den Pyrenäen, wovon einer einem alten Kameraden am Fuße eines Gletschers den Stock zureicht, um ihm über das Eis zu helfen, während in der Ferne bereits die ihnen aufsäßigen Zolldiener auf einer Brücke erscheinen, bezeugen die eminente Darstellungskunst des berühmten Malers. In den Gemälden Constables: Ansichten von Harrow und Hampstead in der Nähe Londons, empfehlen sich besonders Luft und Fernen dem Natur- und Kunstfreunde. Einen unbeschreiblich süß-melancholischen Eindruck macht die treffliche Darstellung des Bartholomäussees von Kaiser, mit dem geheimnißvollen Schweigen des tief im Schatten daliegenden Wassers und den imposanten, theils nackten, theils mit Nadelholz reich bedeckten Bergen umher.

Im Genre hat diesmal das Ausland besonders viel Ausgezeichnetes beigetragen. Der von Charlet gemalte Schweizersoldat aus der Periode Ludwigs XIV. trägt mit seinen Genossen im Weinhause ganz den Charakter seiner Zeit und Art. Biards Besuch der Eltern bei der Amme ihres Kindes drückt die väterliche Freude über die Lust, welche das Kind an den mitgebrachten Geschenken unfehlbar haben wird, ganz naturgemäß und vorzüglich aus. Großvaters Schlaf und die obdachlose Familie von Scheffer sind, wie die Kartenschlägerin von Franquelin, recht verdienstvolle Stücke. In Roquepians drei kleinen Gemälden aus drei verschiedenen Fächern: dem Porträt, der Landschaft und dem Genre, ersezt der Geist den Mangel an Ausführung. Dagegen zeichnet sich Gretchen aus Faust, den ihr geschenkten zweiten Schmuck vorzeigend, von Rentsch, Lehrer an der hiesigen Kunstakademie, durch die nicht genug zu schätzende Sauberkeit und Zartheit der Ausführung aus, die dieses Künstlers Arbeiten eigen zu seyn pflegt. Besonders gelungen scheint auf dem Bilde die alte Martha. Ja, das ist das Gesicht der gemeinen Person, welcher Bewunderung und Neid den Ausruf abnöthigen: „O du glückselige Creatur!“ — Auch an Blumen und Fruchtstücken steht viel Liebliches zur Schau. Das historische Fach ist dagegen etwas karg bedacht worden. Um so schätzbarer werden die Cartons eines für die Ludwigskirche in München bestimmten Gemäldes und drei skizzirte Momente nach Christus Auferstehung, von Karl Herrmann, desgleichen zwei der heiligen Geschichte entlehnte Compositionen von König und Rolle, und das übrigens eigentlich zu den Genrestücken zu rechnende Oelgemälde von König in München, Luthern vorstellend, welcher die heilige Schrift hinter einem Tische stehend auslegt, um den die Familie Johanns des Beständigen wohlgruppirt sich befindet. Das Tableau wird besonders auch durch das Charakteristische der dargestellten Personen und das nach den besten vorhandenen Porträts treu und geistvoll aufgefaßte Gesicht des Reformators und die wohlgelungene Lampenbeleuchtung recht anziehend. — Die Sculptur hat vorzüglich unser trefflicher Rietschel, außer mit einigen kleinen, sinnreichen Statuen, mit den sprechend ähnlichen, marmornen Brustbildern des Königs und des Prinzen Johann bedacht. Auch empfehlen sich durch Aehnlichkeit und Geschmack drei andere Büsten von Westmacott aus London, den, nach gefahrvoller Krankheit kürzlich wieder genesenen und von einer Reise nach Töplitz zurückgekehrten 86jährigen Dichter Tiedge, den unter andern auch durch seine genialen radirten Blätter zu Shakespeare, Goethe, Schiller u. s. w. rühmlichst bekannten Historienmaler, Professor Rezsch, und den unlängst verstorbenen berühmten Arzt, Hof- und Medizinalrath Dr. Kreyßig darstellend. Die Büste des leztern ist in Marmor und mit großer Sorgfalt ausgearbeitet.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Intelligenz-Blatt Nro. 29.

Sonnabend, 7. September 1839.

[457] **Einladung zur Subscription auf eine neue Auflage**

von

Mozin's

vollständigem Wörterbuch

der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigeren, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maaße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen ꝛc.

Mit Beiträgen von

Guizot, Biber, Hölder, Courtin und **mehreren andern Mitarbeitern.**

Auf's Neue durchgesehen und vermehrt von

A. Peschier,

Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In acht Lieferungen von ungefähr 30 Bogen

zu 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 1 Gr.

Schon geraume Zeit ist das Bedürfniß einer dritten Auflage des **deutsch-französischen und französisch-deutschen Wörterbuchs** von **Abbé Mozin** fühlbar geworden, wohl der deutlichste Beweis allgemeiner Anerkennung. Gewiß wird die Behauptung, daß dieses Werk einen europäischen Namen erworben habe, welchen ihm noch keine andere Unternehmung dieser Art streitig machen konnte, keinem Widerspruche begegnen. In der That — bei aller Gerechtigkeit, welche man den im Laufe der letzten Jahre erschienenen Wörterbüchern der deutschen und französischen Sprache widerfahren zu lassen geneigt seyn mag — kann man doch unmöglich den Vorrang verkennen, welchen das Mozin'sche vor allen andern behauptet. —

Keines von diesen wurde nach einem so umfassenden Plane — keines mit Rücksicht auf so viele alte und neue Kunstausdrücke angelegt; keines bietet eine solche Reihe von Mitarbeitern, deren Namen dem Leser am sichersten für die Sorgfalt bürgen, welche die Redaktion des Werkes leitete; denn selbst das Wissen eines Universal-Gelehrten wird nie in die Schranken treten können mit den vereinten Mitteln einer Gesellschaft von Literaten und Gelehrten, wenn diese ihre Bemühungen in einem Brennpunkte zusammentreffen lassen. —

Bei dieser neuen Auflage wollten die Herausgeber eine Arbeit liefern, welche dem gegenwärtigen Standpunkte beider Sprachen vollkommen entspräche, und mit einer Zugabe von allen den Wörtern ausgestattet wäre, mit welchen die Fortschritte der Künste und Wissenschaften und die Verbindung mit benachbarten Idiomen die eine und die andere derselben bereichert haben. — Eine Ausführung in diesem Sinne erforderte neben der Gelehrsamkeit des Studirzimmers, gründliche Bekanntschaft mit den Meisterwerken der Zeit — Rücksichten, welche die Wahl auf die Person des Herrn Professors **Peschier** leiteten, dessen Histoire de la littérature allemande für tiefes Studium der vaterländischen Sprache und Literatur hinlänglich bürgt, so wie sein Ruf als Denker und Schriftsteller durch seine Vorlesungen zu Genf, Frankfurt a. M. und Berlin sich genügend begründet hat.

Die erste Lieferung erscheint noch im Laufe dieses Jahres, und die weiteren werden so rasch wie möglich nachfolgen. Der nur bis zum Erscheinen des ersten Bandes offen bleibende Subscriptionspreis für alle 4 Bände, oder acht Lieferungen, ist auf 14 fl. oder 8 Rthlr. 8 Gr. festgesetzt und in acht Raten von 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 1 Gr., je bei Abgabe einer Lieferung, zu entrichten.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

und aller sehenswerthen Punkte dieser Länder, so wie mit besonderer Berücksichtigung der verschiedenen Bade- und Kur-Orte. Anleitung diese Länder auf die genußreichste und zweckmäßigste Art zu bereisen. Als Fortsetzung des Handbuchs für Reisende am Rheine 2c. von Dr. A. Schreiber. Mit 1 Karte. Broch. 1836. 1 fl. 45 kr. 1 Thlr. 4 gr.

Taschenbüchlein der Dampfschifffahrt in der ganzen Schweiz. Mit einigen Seiten-Excursionen. Kurze Andeutungen für Schnellreisende in Beziehung auf die ausführlichen Reisebücher von Dr. A. Schreiber. Mit einem fortlaufenden Routen-Atlas.

Streit, Dr. Fr. Wilh., Königl. Preuß. Major a. D. Neues Handbuch für Reisende in Deutschland und nach den wichtigsten Städten der Nachbarstaaten. Nebst einem Anhange einer großen Anzahl nützlicher und interessanter Notizen für Reisende. Nach einem eigenen Plane bearbeitet. Mit einer Postkarte (dabei Uebersicht der Eisenbahnen). Geb. 6 fl. — 4 Thlr.

** Taschenbuch der Conversation, in Englischer, Deutscher, Französischer und Italienischer Sprache. Nach Boldoni 2c. Anleitung die passenden Ausdrücke auf Reisen und bei den verschiedenen Vorfällen im Leben kennen zu lernen. Für Reisende und als Hülfsmittel der Erlernung dieser Sprachen 2c. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Quer 12. Brosch. 3 fl. — 2 Thlr.

* Schreiber, A., Sagen aus den Gegenden des Rheins und des Schwarzwalds. Zweite sehr vermehrte Auflage. Brosch. 2 fl. 1 Thlr. 8 gr.

— — Derselben 2r Band.

Die Französische Ausgabe mit 32 Kupfern, gezeichnet und gestochen von den besten Meistern. 2te Aufl. Geb. in Futteral. 5 fl. 36 kr. — 3 Thlr. 16 gr.
Der 2te Band allein, schön gebunden 2c. 3 fl. — 2 Thlr.

Die Englische Ausgabe mit 33 Kupfern. 4 fl. 48 kr. — 3 Thlr. 4 gr.
Dieselbe ohne Kupfer 1 fl. 40 kr. — 1 Thlr. 3 gr.

---

[414] In unserm Verlage ist erschienen:

Brahmanische Erzählungen

von

Friedrich Rückert.

Brochirt. Preis 2 Rthlr.

Leipzig, im Juli 1839.
Weidmann'sche Buchhandlung.

---

[433] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Jahrbuch für 1839.

Herausgegeben von

H. C. Schumacher,

mit Beiträgen von

Bessel, Mädler, Steinheil und Quetelet.

8. cart. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Astronomische Ephemeride für 1839. Tafeln, um aus der Ephemeride den Aufgang der Sonne für Orte zwischen 41° und 55° nördlicher Breite zu berechnen. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers von Gauss. Bessels Tafeln, um Höhenunterschiede aus Barometerbeobachtungen zu berechnen. Tafeln zur Verwandlung der Barometerscalen. Tafeln zur Verwandlung der Thermometerscalen. Tafeln zur Reduction des altfranzösischen Barometers. Messung der Entfernung des 61sten Sterns im Sternbilde des Schwans von F. W. Bessel. Die Doppelsterne von J. H. Mädler. Ueber das Klima des Brockens, verglichen mit dem von Berlin von J. H. Mädler. Noch ein Wort über den galvanischen Telegraphen zu München, von Steinheil. — Ueber den Menschen und die Gesetze seiner Entwicklung von A. Quetelet, Director der Sternwarte in Brüssel.

Stuttgart und Tübingen, im Sept. 1839.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[422] Bei C. B. Polet in Leipzig erscheint:

Die Volkssagen,

Mährchen und Legenden

des

Kaiserstaates Oesterreich.

Vollständig gesammelt und herausgegeben

von

Ludwig Bechstein.

1ster Band 1stes Heft. Preis 6 Gr.

Für die Gediegenheit des Inhalts bürgt der Name des Herausgebers, um weiter etwas zu dessen Empfehlung zu sagen. Das Ganze erscheint in Bänden von 4 Heften. Prospekte sind in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Schillers sämmtliche Werke

vollständig in allen Beziehungen erklärt

von

Dr. Schlegel.

Preis 12 Gr.

---

[417] Tübingen. In der unterzeichneten Buchhandlung ist so eben erschienen und in allen Buch- und Musikalienhandlungen zu haben:

XII Volkslieder, gesammelt und für 4 Männerstimmen gesetzt von Fr. Silcher. 6tes Heft. Preis 1 fl. 12 kr.

Auch dieses Heft enthält unter andern wieder mehrere vorzügliche ältere Lieder mit ihren Originalmelodien, wie z. B.: Kein schöner Tod ist in der Welt. Du mein einzig Licht. Sey nur still. Ein Jäger aus Kurpfalz; so wie einige neuere Nummern: Die Dorfkirchglocke. Der Soldat von A. Chamisso. Abschiedslied von Hoffmann von Fallersleben 2c.

H. Laupp'sche Buchhandlung.

---

[435] In allen Buchhandlungen ist gratis zu haben: Wohlfeilste belletristische und historische Bibliothek. Zur Errichtung und Ergänzung von Privat- und Leihbibliotheken und für Freunde der Belletristik und Geschichte.

Eine Sammlung von 139 werthvollen Werken in 114 Bänden, enthaltend: Romane, Erzählungen, Schauspiele, Reisebeschreibungen und Denkwürdigkeiten aus der Welt- und Menschengeschichte, welche im Ladenpreise 236 Rthlr. kosten, jetzt aber, bis auf Widerruf, zu so bedeutend ermäßigten Preisen geliefert werden, daß die ganze Sammlung nur noch auf 85 Rthlr. 12 Gr. zu stehen kommt. Außerdem finden noch folgende Partiepreise statt:

1) Eine Auswahl am Betrage von 25 Rthlr. des herabgesetzten Preises für 20 Rthlr.

2) Eine Auswahl am Betrage von 50 Rthlr. des herabgesetzten Preises für 35 Rthlr.
3) Die ganze Sammlung von 213 Bänden zusammengenommen im Ladenpreise à 236 Rthlr., statt 85 Rthlr. 12 Gr. für 50 Rthlr.

Alle Buchhandlungen sind in den Stand gesetzt, die Bücher zu den ermäßigten Preisen zu liefern, und bei Bestellungen zu Partiepreisen hat der Empfänger die betreffende Fracht besonders zu vergüten.

Leipzig, im Juli 1839.

Lehnhold'sche Buchhandlung.

---

[436] In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Ansichten

über das

preußische Medicinalwesen

von

Dr. **Wasserfuhr,**

Generalarzte des 2ten Armee-Corps.

25 Sgr.

Stettin, Nicolai'sche Buch- und Papierhandlung.
C. F. Gutberlet.

---

[428] So eben ist in unserm Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Badegäste zu Baden-Baden. Eine Federzeichnung aus dem Skizzenbuche eines Weltmannes. Erstes Heft: Deutsche Gäste. 15 gG. oder 54 kr.

Carlsruhe.

Creuzbauer'sche Buch- und Kunsthandlung.

---

[447] Bei **Hinrichs** in Leipzig ist erschienen und zu haben:

Franke, F. F., Gebete, Lieder und Gedichte. Beiträge zur Erbauung in Kirche, Schule und Haus. 2te verb. und vermehrte Auflage. 8. (19½ Bogen.) geh. 1 Rthlr. 6 Gr.

Diese frommen Dichtungen verdanken ihre erste Erscheinung dem menschenfreundlichen Bemühen des Verfassers, einen jungen Künstler zu unterstützen, und fanden so großen Beifall, daß schon nach wenigen Monaten diese neue sehr umgearbeitete Auflage nöthig ward, die wir den sinnigen Freunden ernster Poesie ganz besonders empfehlen.

---

[430] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gründlicher

Elementar-Unterricht

in der

rationellen Schäferei.

Von

J. G. Elsner.

8. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Wie tief der Verfasser in seinen Gegenstand eindringt und mit welcher Klarheit er seine eigenen scharfsinnigen Auffassungen wiederzugeben weiß, davon legen die beiden von ihm über Schafzucht geschriebenen Werke: „Erfahrungen in der höheren Schafzucht," und „Das goldene Vließ" das beste Zeugniß ab. — In diesem neuesten Werkchen trägt er die praktische rationelle Schafzucht mit einer Klarheit vor, wo sie auch dem Laien verständlich ist, und es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß ein so gründlicher Elementar-Unterricht in dem betreffenden Fache kaum noch jemals gegeben seyn dürfte.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[411] Von folgenden im Verlage des Unterzeichneten erschienenen Werken ist der nur noch geringe Vorrath zu den dabei bemerkten **bedeutend herabgesetzten Preisen** durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rust, J. N. (Königl. Preuß. Präsident rc.), theoretisch-praktisches Handbuch der Chirurgie, in alphabetischer Ordnung. 18 Bde. statt 69 Rthlr. für 25 Rthlr.

Buchholz, Fr. (Professor), Geschichte Napoleons und der französischen Revolution. 3 Bde. 130 Bogen, statt 9 Rthlr. 16 Gr. für 1 Rthlr. 12 Gr.

Tacitus Werke, übersetzt von Prof. Böttticher. 4 Bde. statt 6 Rthlr. 12 Gr. für 1 Rthlr. 12 Gr.

Einer besondern Empfehlung bedürfen diese gehalt- und geistvollen Werke nicht, und die überaus niedrigen Preise machen sie nun auch dem Unbemittelten zugänglich.

Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin.

---

[431] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Modepflanzen unserer Zeit

Camellia und Cactus.

Anleitung

zur

Cultur und Vermehrung derselben.

Ein gemeinnütziges Handbuch,

mit besonderer Rücksicht für den Privatliebhaber,

herausgegeben

von

W. Neubert.

8. broch. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Inhalt: Erster Theil (Ueber Camellien). Einleitung. Heimath und Verbreitung der Camellia. Name und botanischer Charakter. Cultur. Die Erde. Das Versetzen. Das Begießen. Das Beschneiden. Der Standpunkt. Temperatur. Das Treiben. Insekten. Vermehrung. Mittel, das Abfallen der Knospen zu verhüten. Eintheilung in Arten. Zeit des Einkaufs. Werth. Uebersicht der Arten. — Zweiter Theil (Cactus). Einleitung. Cactus als Mode- und Zimmerpflanze. Heimath der Cactus. Beschreibung der Pflanze überhaupt. Die Stengel. Der Saft. Der Blüthenstand. Die Blüthe. Eintheilung der Sorten. Behandlung. Vermehrung. Das Versetzen und die Erde. Das Pfropfen. Die Befruchtung. Bemerkungen. Verzeichniß verschiedener Arten.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[437] Durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Dr. C. G. **Mehlhose,** Gedichte. 8.

Preis ⅔ Rthlr.

Magdeburg, Creutz'sche Buchhandlung.

№ 216.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 9. September 1839.

> Vivent les grands airs
> Du conservatoire!
> Et vous, gens de l'art,
> Pour que je jouisse,
> Quand c'est du Mosart,
> Que l'on m'avertisse.
>
> Béranger.

Musikalische Germanismen in Paris.

Von J. W.

Wer sich in Paris mit der Musik befaßt, könnte glauben, hier im Centrum Deutschlands selbst zu leben, so viele vaterländische Töne berühren sein Ohr, und der Deutsche, der hier viel mit Musikern umgeht, brauchte sicher nur ausnahmsweise einen Interpreten, und verstände er auch kein Wort französisch. — In der großen Oper sind es die Meisterwerke unseres Landsmanns Meyerbeer, neben denen die Schöpfungen französischer Künstler als Lückenbüßer erscheinen. In der italienischen Oper feiert man einen Festtag, wenn Mozarts Don Juan oder Figaros Hochzeit gegeben werden. Im Conservatorium ist stets eine Beethovensche Symphonie die feste Säule, an der die Zugabe französischer und italienischer Musik wie Epheu und Schlingpflanzen die Höhe zu erreichen streben. Das erste, ausgezeichnetste und einflußreichste Organ der musikalischen Welt wird von einem Deutschen, Moritz Schlesinger, herausgegeben und redigirt. Die tüchtigsten Künstler in Paris sind Deutsche, und ich brauchte nur die dem französischen Ohr so barbarisch klingenden Namen dieser Heroen der Harmonie zu nennen, um den Beweis zu führen. Ueberall deutsche Musik und deutsche Künstler.

Ja selbst in den tiefern Regionen, in allgemeinern musikalischen Anstalten ist deutsche Musik die Hauptsache: eine Haydnsche, Mozartsche oder Beethovensche Symphonie bei Valentino, eine Ouverture von Weber, Lindpaintner ꝛc., oder auch nur ein Straußscher Walzer, der jezt an keinem Abende mehr fehlen darf, bei Musard, und in neuester Zeit gar die Schubartschen Lieder in den Salons anstatt der Schmetterlinge, die man Romanzen nennt. Bis zur untersten Stufe hinab sind es Deutsche, oder wenigstens Abkömmlinge von solchen, die es — wie Mayer und Willem — zuerst versucht haben, dem Volke, den Arbeitern die Musik zugänglich zu machen, die zuerst in ihren Gesangschulen den Beweis lieferten, daß doch nicht Hopfen und Malz bei den Franzosen verloren sey, wenn man es versuche, ihnen einige musikalische Bildung beizubringen, und die so durch ihr uneigennütziges Beispiel Ursache wurden, daß in neuester Zeit ein Minister aus der Musik einen Gegenstand des öffentlichen Unterrichts zu machen versuchte. Und endlich selbst bis in das Material der Musik hinein machen sich die Germanismen überall geltend, und der Franzose, der auch nur sein Piano rein stimmen lassen will, ist ziemlich sicher gezwungen, vorerst sein Ohr durch die rüde Aussprache eines deutschen Arbeiters etwas auf die Folter spannen zu lassen.

Wahrlich, wenn uns die Franzosen mitunter zwingen,

französisch zu sprechen, wenn ihre Sprache in Deutschland lange die der gebildeten Welt war, so haben wir durch die Musik eine Art Vergeltungsrecht an ihnen ausgeübt, indem wir sie unserer Seits zwingen, sich der deutschen Tonsprache zu bedienen, so oft sie sich über die Elendigkeit des täglichen Lebens, über die hausbackene Quadrillen- und Romanzenkost zum höhern Genusse erheben wollen.

Es ist dies leicht erklärlich, weil es natürlich ist. Die Musik ist die Sprache des Gefühls, und die Elster keine Nachtigal, der Kukuk kein Zeisig. — Aber deutsche Musik, deutsche Tonkünstler stehen nicht nur in Paris obenan im Range, sondern sie sind hier sogar höher gestellt und höher geachtet als in Deutschland selbst. Und dies ist weniger natürlich. Wer aber die Thatsache selbst bezweifeln wollte, der bedenke nur, wie Meyerbeer, der doch unstreitig das größte musikalische Talent, wenn auch nicht Genie, der Gegenwart ist, in Paris lebt und in Deutschland keinen Platz fand, der frage tüchtige deutsche Künstler, die in Paris, Berlin und Wien gelebt haben, wo ihnen die ausgezeichnetere Anerkennung, höhere Ehre zu Theil wurde, ob im Auslande oder in ihrem Vaterlande? — Beethoven und Weber starben beide gleich reich, und hatten sicher jährlich kaum ein größeres Einkommen, als Monsieur Auber für Pferde und Kutsche ausgibt. Doch ist dies keineswegs die Hauptsache. Noch gibt es in Deutschland Leute genug, welche an der Welt bevorstehenden Untergang dächten, wenn sie sähen, wie eine Prinzessin Belgiojoso oder sonst ein Prinz oder Fürst, oder auch nur der Bankier sich mit dem Künstler auf gleiche Stufe stellen und, während sie mit ihm sprechen, überhören, daß ein Minister oder Gesandter gemeldet worden.

Es ist dies sehr schlimm, und um so schlimmer, da sich noch sonst allerlei Verhältnisse vereinigen, um aus Paris die Hauptstadt der deutschen Musik zu machen. Leider, und wie man sich auch dagegen sträuben möchte, muß man gestehen, daß dies schon heute so ziemlich der Fall ist. Lebt doch die Elite der deutschen Tonkünstler in Paris, und muß doch schon jetzt jeder deutsche Virtuose nach Paris kommen, wenn er einen europäischen, ja selbst nur einen deutschen Ruf erlangen will. Es gibt in Deutschland gewiß eine Menge Componisten und Virtuosen, die ihren Landsleuten in Paris in nichts nachstehen; aber wer weiß es denn? wer kennt sie? Wenn der berühmte Künstler von Frankfurt nach Berlin kommt, so braucht er oft genug nicht seinen Namen zu ändern, um, wie die großen Herrn, incognito zu reisen. Wer aber in Paris sich einen Namen zu machen gewußt hat, den kennt dann Frankfurt so gut wie Wien und Berlin. Deutschland ist das Vaterland der höhern Tonkunst, und ihre Hauptstadt ist Paris, liegt in Frankreich, dem Lande, das am stiefmütterlichsten von der Natur versehen wurde, als sie ihre Gabe der Musik unter ihre Kinder vertheilte.

Aber das ist noch nicht das größte Unglück. Die Stellung, die einmal Paris erlangt hat und die es eben vorzüglich deutschen Künstlern verdankt, die es nur durch sie zu behaupten im Stande ist, bewirkt dann wieder, daß Alles, was von Paris kommt, mit dem Heiligenschein der auserwählten Stadt umgeben erscheint. Die Auberschen Quadrillenmelodien, die Halevyschen Prunkmärsche mit obligatem Pferdegetrampel u. dergl. gehen in Deutschland im Triumphe von Stadt zu Stadt und werden für Prophetenwort ausgegeben und angenommen. Der bessere Geschmack selbst kommt hiedurch in Gefahr, und wohl nur das den Deutschen angeborene musikalische Gefühl macht, daß diese goldenen Lorbeeren, die man dem fremden Klingklang nachwirft, nicht schon mehr geschadet haben, als dies wirklich der Fall ist. Und während man so die leichte Scheidemünze der Franzosen für vollwichtig in Deutschland annimmt, verweigert man meist die gewichtige des nächsten deutschen Nachbars, so daß oft der tüchtigste Componist, der in Deutschland da oder dort lebt, nirgends im Vaterlande zu einer Ehre gelangt, die man einem Auber, einem Halevy in jeder Stadt, die ein Theater hat, mit vollen Händen zuwirft. Es ist wunderbar, in Paris stehen deutsche Künstler und deutsche Kunst obenan, Alles beugt sich vor ihnen — und in Deutschland werden stets zwei, drei, vier französische gegen Eine deutsche Oper aufgeführt. Der deutsche Künstler, der nur in Einer deutschen Stadt, und diese sie Berlin oder Wien, zu einem Namen gelangt, ist meist namenlos im übrigen Deutschland, während Paris dem deutschen Künstler, den es anerkennt, auch in Wien und Berlin und in ganz Deutschland Anerkennung erzwingt.

Deutschland, das Vaterland der höhern Musik, Paris die Hauptstadt derselben — die verkehrte Welt. Freilich, wenn ich ein Politiker wäre, würde ich die Sache von einer andern Seite betrachten und sehen, ob nicht etwa der ganz einfache Umstand, daß Frankreich eine herrschende Hauptstadt hat, während es in Deutschland nur Provinzialstädte gibt, die Unnatur eines solchen Verhältnisses hinreichend erkläre. Doch als Musiker habe ich mit der harmonischen Politik nicht gern zu schaffen. Die Thatsache ist aber unbestreitbar, und die Folgen davon sind so heillos für die Kunst wie für die Künstler in Deutschland.

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

Die Erzählung der Sage übernahmen Mehrere, da sie, wie manche ihres Gleichen, Widersprüche in sich selbst enthielt, die erlaubten, daß jedes Individuum sie anders

auffaßte, und das Unbestimmte und Lückenhafte ihrer, gleichwie aus mehreren Sagen zusammengesetzten Umrisse der Einbildungskraft den weitesten Spielraum ließ. — Den Anlaß des Mordes sollte die Braut des Mörders gegeben haben, die er unschuldigerweise in dem Verdachte eines strafbaren Einverständnisses mit dem Gemordeten gehabt, und die hernach in Wahnsinn gestorben war, in welchem Zustande sie lange Jahre weiß gekleidet und verschleiert in dem Buchenwalde hinter dem Schlosse herumgestrichen seyn und entweder in einem großen Buche gelesen, oder in dem dürren Laube am Boden mit den Händen gewühlt haben sollte, als ob sie etwas eifrig suche. Alte Hirten und Bauersleute wollten sie noch selbst in dem Dickicht umgehen gesehen haben, und von ihres Gleichen rührte wahrscheinlich der alberne Zusatz zu der Sage her: daß die unstäten Geister nicht eher Ruhe finden würden, als bis ein zweiter Mord in der Bruchsalschen Familie zu ihrer Sühne vorfiele.

Nach jenem tragischen Ereigniß in der Familie war ihr aber mancherlei Unglück auf diesem Stammsitz zugestoßen, und, wie die Sage ging, stets mittel- oder unmittelbarerweise von dem Spucke oder umgebenden Geiste des Mörders herbeigeführt, dem da bis zu einer gewissen Zeit Böses zu thun, zur Strafe auferlegt worden war, und der zu den verschiedenen Zeiten seines Erscheinens auch verschiedene Gestalten annahm, dem Charakter und der Sinnesweise dessen gemäß, dem er erschien. So trieb er es, bis die Familie das Schloß als Wohnort verließ, und den mit der Zeit vielleicht selbst aufgeklärter gewordenen Spuck in Unthätigkeit versetzte. Nur noch selten besuchte dann der eine oder andere Besitzer die verrufene Burg, und das Volk unterließ gewiß nicht, jedweden Unfall, der ihn hinterdrein betraf, auf Rechnung des Wagnisses zu schreiben. Die Sage hatte es nun einmal so haben wollen, und wer weiß dennoch, wenn man ihr bis zu ihrem Ursprunge nachgehen könnte, ob sie ihn nicht einem ungetreuen Verwalter verdankte, der also den ihm unbequemen Besuchen seines Gebieters ein Ende machen wollte.

„Seltsam!“ meinte Baron Sturm, als er den Bericht bis zu Ende gehört hatte; „sonach könnte man ja meinen heutigen Sturz mit dem guten Pferde, das ich dabei eingebüßt, in Verbindung mit alten Familienangelegenheiten bringen, oder als Warnung des Gespenstes auslegen. Was, wenn es sich so verhielte, der Spuck doch für wunderliche Formen annähme! Er wäre, seiner veränderlichen Natur gemäß, diesmal sogar in ein scheues Pferd gefahren. Nun, dieses ist bei der Sache am schlimmsten weggekommen und gibt sich ein zweites Mal zu einem Ahndungsmittel nicht wieder her.“

„Einem Ihrer Großonkel, lieber Graf,“ nahm der ältliche Herr von Jarthausen, der der Hauptberichterstatter gewesen war, wiederum das Wort, „ist es unter jenen Wagehälsen, die noch dann und wann zu Jagden hierher kamen, in dem großen Saale des alten Flügels einmal schlimm ergangen. Sie haben ihn gewiß nicht mehr gekannt; er war viel jünger als Ihr seliger Großvater und starb in seinem besten Mannesalter. Er war noch in den Dreißigen, als ich mit ihm umging, und hatte doch schon ganz weißes Haar auf dem Kopfe. Ich wunderte mich darüber immer sehr, da der solide, kräftige Mann nicht das Aussehen hatte, als hätte er zuviel gelebt, und richtete in einer vertrauten Stunde geradezu die Frage an ihn, wie das so geworden sey? Er ward nachdenkend und sah mich eine Weile sinnend an. Alsdann that er den Mund auf und gab mir die folgende Auskunft über das Ungewöhnliche, die ich Ihnen mit seinen eigenen Worten wiederhole.“

„Ich denke, ich kann es wagen,“ sagte er, „Ihnen das Geheimniß, das hierbei obwaltet, anzuvertrauen. Die Mehrzahl derer, denen ich es seither mittheilte, fanden es zwar nur lächerlich, und vermochten mich in Folge dessen, es Niemand mehr zu offenbaren. Allein es gab denn doch hie und da Jemand, der, wenn er gleich für bloße Sinnentäuschung hielt, was ich erlebt zu haben meinte, mich der Wirkung wegen, die es auf mich gehabt hatte, bemitleidete. Und überdies bin ich ja auf fremde Urtheile in der Sache vorbereitet und gefaßt genug. — Ich sage Ihnen also,“ fuhr er fort, „daß ich vor einer Anzahl Jahren einmal auf ein altes Stammschloß unserer Familie,“ und er bezeichnete dieses hier, „auf die Jagd kam, das verlassen und einigermaßen in dem Verrufe stand, nicht recht geheuer zu seyn. Ich wußte indessen von dem vermeinten Spucke nichts Näheres, bekümmerte mich auch nicht darum, und begab mich Abends matt und müde in einem großen Schlafsaal zur Ruhe. Das Innere des alten Schloßflügels, in dem derselbe gelegen war, bestand aus einem wahren Labyrinthe langer, breiter, wiederhallender Korridore und Galerien, und die saalartigen Gemächer waren an Decken und Wänden mit altmodiger Stuckarbeit verziert und standen voll morscher Geräthes und riesiger Schränke. Ich hatte mit meinen Jagdgenossen den Tag in lustiger Stimmung zugebracht, und gerade weil mir der Schloßvogt Vorstellungen deßhalb gemacht, allein schlafen wollen; jedoch fühlte ich mich nunmehr, nachdem ich, ausgekleidet, meinen Diener fortgeschickt hatte, in der Einsamkeit unbehaglich genug. Ich legte mich indessen in das knarrende Bett nieder, das breit genug gewesen wäre, zwei Personen aufzunehmen, löschte das Licht aus und versuchte einzuschlafen. Allein der Duft und die Berührung der Wäsche, die der durch das offene Fenster eingedrungene dicke Herbstnebel durchfeuchtet hatte, machte mich halb krank, und es war mir anfänglich, als reichte eine ganze

Nacht nicht hin, die Wäsche zu erwärmen; am Ende schlief ich aber dennoch ein. — Wahrscheinlich lange nachher wache ich plötzlich, tief in der Nacht, wieder auf, und es ist mir, als habe mir Jemand die Augenlieder gewaltsam geöffnet. Ich starre wie erschreckt um mich, ohne zu wissen weßhalb, besinne mich: es ist alles still. Die Mondsichel scheint bleich zum Fenster herein. Ich behalte die Augen unwillkürlich auf die Thür geheftet und bin unfähig, sie wieder zu schließen. Ein von dem feuchten Dunstkreise, der mich umgibt, erkälteter Schweiß bedeckt mir die Stirn. Indem höre ich, daß in der Ferne Thüren auf und zugemacht werden. Das eintönige Geräusch nähert sich und spannt natürlich meine Aufmerksamkeit. Ich horche recht scharf hin und sehe dann, daß meine Stubenthür leise aufgeht oder verschwindet, gleich als ob sie keine Angeln habe, in denen sie sich erst drehen müsse, und aus der Finsterniß oder Leere dahinter eine lange graue Gestalt tritt: tritt? ja, ohne daß sie eigentlich schreitet, vielmehr auftaucht. Sie ist in einen weiten Mantel gehüllt und ich sehe, was ihre Bewegung desto geheimnißvoller macht, so viel wie nichts von ihrer Form oder Bildung.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Schluß.)

Theaterbau und Theater.

So mächtig auch das Wachsthum unseres neuen Theatergebäudes fortdauernd vorwärtsschreitet, kann es doch dem allgemeinen Verlangen hierin nicht Genüge leisten. Das Wohlgefallen an dem, was nunmehr davon bereits vor aller Augen liegt, hat uns zu begierig auf seine Vollendung gemacht. Und wir dürfen in manchem Betracht Vollendetes von dem neuen Hause erwarten, das an die Stelle eines sehr unvollkommenen treten soll. Besonders beabsichtigt man auch, dem anständigen Aeußeren, wie es einem Tempel der Kunst geziemt, eine solide Unterlage durch die Kunst zu ertheilen. So werden denn zwei Künstler, unser hochgefeierter Professor Rietschel und der durch Genie und Ausbildung ihm mit Recht an die Seite zu stellende Bildhauer Hänel von hier in die Skulpturarbeiten sich theilen, welche dem neuen Gebäude in reichem Maße zugedacht werden. Eben ist Hänel mit Modellirung eines dazu bestimmten Frieses beschäftigt, dessen Gegenstand in einem Zuge des Bacchus besteht. Sinnreiche Ideen über Leben und Kunst liegen den Reliefs des in der Ausführung 56 Ellen Länge betragenden Frieses zum Grunde. Bacchus und Herkules sind die hauptsächlichsten Träger dieser Ideen. Eine einzelne Gruppe des Ganzen ist bereits in Gyps gegossen. Sie stellt Bacchus und Ariadne, beide auf Centauren gelagert, dar. Der eine der leztern treibt nebenher seinen Scherz mit einem Panther, diesen immer mehr anreizend durch eine mit der rechten Hand der Bestie vorgehaltene Traube, an deren Erfassen das Thier aber durch die brennende Fackel in der Linken des Centauren gehindert wird. Mit dessen Lust an dieser Neckerei im bejahrten Antliz bildet der frische Jugendschimmer des schönen, genußtrunkenen Gottes und die reizende Geliebte desselben einen höchst anziehenden Gegensaz. Die so geniale Auffassung und Ausführung dieses Bruchstückes, zusammengehalten mit der skizzirten Zeichnung des Ganzen, deutet im Voraus auf ein von Natur und Kunst innig durchdrungenes Werk und einen höchst mannigfaltigen Reichthum an Gestaltungen und geist- und lebenvollen Situationen hin. — Während Künstler und Werkleute also ihre Kraft anstrengen, der dramatischen Kunst den würdigsten Wohnsiz zu bereiten, entfaltet diese bescheidene, aber recht erfreuliche Blüthen unter dem immer mehr verfallenden Dache, mit dem sie sich so lange schon zu behelfen sucht. Gastspieler und Gastspielerinnen, mitunter von überwiegendem Gehalt, wechselten ohne Aufhören. Die bedeutendste Erscheinung ist die berühmte Sängerin Signora Ungher. Die Theaterintendanz hat sich durch ihr Engagement auf eine Reihe von Vorstellungen während dieses Sommers um das ganze gebildete Publikum sehr verdient gemacht. In Norma und Desdemona erreichte sie den Gipfel ihres Glanzes. Der Enthusiasmus des Auditoriums mußte sich bald in Tönen des Erstaunens, bald in maßlosem Händeklatschen, bald in dem ungestümsten Verlangen, die Abgetretene sogleich noch einmal wiederzusehen, Luft machen. Alle großen Musikkenner sind besonders entzückt über die Magie der italiänischen Gesangsmethode, welche diese Künstlerin in dem seltensten Grade darlegt. Bei uns Uebrigen muß das Wohlgefallen an einer so köstlichen Eigenschaft sich dadurch noch vergrößern, daß sie mit einem eminenten Talente zur mimischen Darstellung verschmolzen ist. In vorigen Zeiten wähnte ein Theil der Sängerinnen, hauptsächlich Italiens, dem Ruhme ihres Gesanges durch Hinzufügung schauspielerischer Vorzüge Abbruch zu thun. Je seelenloser der hölzerne Perrückenstock seine Töne ableierte, desto mehr meinte er seiner Kunst Genüge zu leisten. Dies ist zum Glück aus der Mode gekommen. So verräth auch offenbar die Ungher ein tiefes Studium in ihren Leistungen als Schauspielerin, und ihr leidenschaftlicher Schmerz gleitet nicht selten, wie in der musterhaft von ihr gegebenen Desdemona, dicht an der Linie des schrecklichen Wahnsinns hin. Auch hierin, wie in manchem Andern, gleicht sie unserer Devrient. Wenn aus den mimischen Leistungen der Ungher vielleicht ein tieferes Studium auch der einzelnen Momente hervorleuchtet, so wird dagegen die Devrient von einer glücklichen Natur geleitet, die das Rechte, auch ohne große Vorbereitung, im Augenblicke zu finden weiß. Die Devrient steht daher der fremden Künstlerin in der Vollkommenheit des Details mitunter nach; man muß ihr aber den nicht unwichtigen Vorzug vor jener nachrühmen, daß eben ihre glückliche Natur sie stets in den Schranken der Wahrheit festhält, während die Kunst in Signora Ungher doch zuweilen diese Schranken durchbrechen zu können glaubt. — Uebrigens wagt mitten zwischen die gravitätischen, hochmüthigen Gesichter der großen Oper zuweilen auch das verschollen gewesene Donauweibchen sein niedliches Köpfchen mit der ergebensten Anfrage hereinzustrecken: ob es auch erlaubt sey? Und siehe da, es darf kommen und wiederkommen. Einen bedeutenden Theil an der guten Aufnahme, die es findet, mag wohl der neue treffliche Larifari, Räder, haben. Aber auch an sich scheint das leichte, lustige, spaßhafte Ding wie gemacht für die jezige Sommerhize, zumal in dem Breterhause des Linke'schen Bades.

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 217.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 10. September 1839.

— Wherefore darts the mind,
With such resistless ardour to embrace
Majestic forms? — — — The high born soul
Disdains to rest her heav'n-aspiring wing
Beneath its native quarry.

Akenside.

Proben aus der zweiten Auflage von Freiligraths Gedichten.

Heinrich der Seefahrer.

1833.

I.

Prächtig, noch in Trümmern hehr,
Mit Moskee und Marmorbade,
Wie ein Mährchenpalast der
Sultanin Scheherezade,

Schriften über dem Portal,
Steht die Mohrenburg Alhambra,
In dem Kloster Eskurial
Blitzt Demant und duftet Ambra.

Trotzig, wie ein Wüstenlen,
Aus dem Meer, ein Felsenaltar,
In die gelbe Berberei
Wachsam schauend, ragt Gibraltar.

Was sie bauten, was sie baun
In den beiden Königreichen,
Die der Sierren Kämme schaun,
Muß dem Thurm des Prinzen weichen.

Bei dem Vorgebirg Vincent
Steht ein Thurm mit Marmorschwellen.
Eine helle Fackel brennt
Dort, den Erdball zu erhellen.

Karten, Rollen mancherlei,
Sammt Boussolen und Quadranten,
In der stillen Bücherei
Liegen dort um den Infanten.

In den Hallen Belem's tönt
Lied und Flüstern holder Damen;
Doch der Sohn des Königs lehnt
Ernst am hohen Fensterrahmen.

Ueber das bewegte Meer
Schweifen läßt er seine Blicke,
Und nach Ländern, die nur Er
Schaut, den Völkern eine Brücke

Schlagen will er. Seine Hand
Streckt er aus nach Negerkronen;
Schiffe hat er ausgesandt,
Zu entdecken fremde Zonen.

An dem Lauf des Senegals,
Zwischen Berbern und Giraffen,
Zeigen Krieger Portugals
Ihre Waffen und Agraffen.

Zu Lisboa prangt das Gut
Ueberwundner, reicher Mohren.
Aus der kühn durchkreuzten Flut
Tauchen schimmernd die Azoren.

Milden Himmels, reich an Holz,
Zeigt den Schiffern sich Madera;
Heinrichs Wimpel flattern stolz
Auf der Rhede von Terzeea.

Nächtlich tritt an seinen Pfühl,
Fremd geschmückt, die Aventure,
Daß sie bunter Träume Spiel
Seinem Geist vorüberfuhre.

Blumen, die in Indien blühn,
Streut sie lächelnd auf den Schläfer;
Leuchtend durch die Kammer ziehn
Läßt sie Senegambiens Käfer.

Südlich vom Drei-Spitzen-Cap,
Wo die Datteln und die Mandeln
Wachsen, und der Baobab,
Läßt sie den Geliebten wandeln.

Elephanten vor ihm knien
Läßt sie, auf dem Rucken Thürme;
Und vor Diaz führt sie ihn
Nach dem Vorgebirg der Stürme.

An des Persermeeres Saum
Ruht er aus auf Goa's Molo. —
Glich dein Reisen solchem Traum,
Sohn Venetia's, Marko Polo?

II.

Dies Guinea? dies das Cap?
Indien dies, das Ziel der Reise?
Auch um mich mit goldnem Stab
Ziehst du deine Zauberkreise,

Aventure? sendest mir
Deinen Greifen, breit von Schwinge,
Daß im Traum das Fabelthier
Mich nach Mährchenländern bringe?

Reichst mir Kronen und Gestein
Von Kalifen und von Khanen?
Dringst mit mir in Wälder ein
Voll von rankenden Lianen?

Sorgst, daß man zur Tigerjagd
Elephanten für mich schirre?
Führst mich lächelnd durch die Pracht
Der Oasen in der Dürre?

Zeigst mit triefendem Gebiß
Mir den Panther unter Myrthen?
Dieses ist der Felsenriß,
Wo zum Flug sich Geister gürten?

Dies ist des Propheten Gruft?
Hier im Fels, von Cactusblüthen
Purpurn, ist die finstre Kluft,
Wo das Einhorn Zaubrer hüten?

Diese Knaben, wie der Lenz
Blühend, Kronen in den Händen,
Sind des reichen Orients
Genien? — o, hör' auf, zu blenden!

Laß auf Andre, nicht auf mich,
Deines Hornes Fülle strömen,
Die, verständiger als ich
Wählend, deine Gaben nehmen!

Sieh', der Schiffer kehrt mit Gold
Aus des Südens heißen Zonen;
Edle Würzen sind der Sold,
Die den kühnen Zug belohnen.

Thiere, die kein Aug' gesehn,
Vögel, die am Südmeer nisten,
Pflanzen, die am Indus stehn,
Legt der Forscher in die Kisten.

Und der Weise, zieht er aus
In des Ostens glühnde Striche,
Trägt als Beute sich nach Haus
Fremder Lehre tiefe Sprüche.

Ich, aus Ländern, wo des Lichts
Aufgang, aus den buntgestickten
Türkenzelten bringe Nichts,
Als die Bilder des Erblickten,

Die ich, frisch und farbenreich,
Mit des Liedes bunten Netzen
Fess'le; — doch kommt Solches gleich
Jener Männer bessern Schätzen?

Was sind Lieder, deren Saum
Fremde Reime wirr umranken,
Wie an einem Tropenbaum
Lianenblumen üppig schwanken?

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

„Ich entsetze mich," fuhr der Erzähler fort, „als das Gespenst auf mich zukommt, will rufen oder schreien. Ich vermag es nicht, ich würge an den Worten. Ich will aus dem Bette springen, bringe auch das nicht zu Stande, die Beine sind mir wie gelähmt, ich kann den schweren Stuhl mit der überhohen Lehne, den ich vor das untere Bettende gerückt habe, damit mir der Berg von Deckbett nicht herunterfalle, so wenig wie den großen eichenen Tisch oben wegrücken, um Platz zu gewinnen und mich mit den Füßen herauszuzwingen. Auch verstreicht die kurze Zeit, die ich daran zu wenden habe, bevor mir das Wesen allzunah auf den Leib rückt. Ich bleibe also nothgedrungen wie ich bin, richte mich zum Sitzen in die Höhe, erfasse eine meiner Reisepistolen, die noch auf dem großen Tische liegen, wohin sie mein Bedienter bei unserer Ankunft aus der Hand gethan hat, und presse mit Anstrengung ein lautes: Wer da! aus der Kehle. Es erfolgt keine Antwort. Es kommt durch den düstern Hintergrund näher heran. Ich rufe: zurück, oder ich schieße! Wieder keine Antwort. Ich ziele in Wuth, drücke ab; es blitzt, knallt; die Kugel mußte gerade durch das Schemen durchgegangen seyn. Es rührt sich dennoch nicht, schleicht mir immer näher. Jetzt greife ich krampfhaft nach dem andern Pistol und spanne den Hahn. Durch den Pulverdampf erkenne ich, daß die Gestalt schon an dem Fußende des Bettes steht: was ich von Kopf und Antlitz sehen kann, ist alles grau. Das Haar sträubt sich mir, ich ziele mit bebender Hand. Es beugt sich nach mir vor, und um sicher zu gehen, fasse ich die Waffe nun in beide Hände und halte sie ihm geradezu auf die Brust. So schieße ich wieder und das Gespenst ersichtlich durch und durch. Da hebt es sich, wie ich denke, es wird fallen, und — die Waffe entfällt meiner Hand, indem ich vor Entsetzen in die Kissen zurücksinke — steigt zu mir in das Bett herein. Es legt sich eisig zu mir nieder, die grauen Arme umfangen mich, die Sinne ..."

So weit kam der Erzähler im Namen des Großoheims. Hier hielten es die Anwesenden jedoch nicht länger aus und liefen, die Damen aufschreiend, von dannen. Sturm lachte schallend hintendrein und wünschte Allen insgesammt eine gute Nacht. Einer aus der Gesellschaft rief zwar zur Beruhigung aus: „es war ja nur der Alp, der Alp!" allein Niemand hörte es in der Aufregung, und Jarthausen fand die Wirkung seiner Geschichte selbst etwas zu stark und war eben so betreten als die Andern, die geblieben waren, stumm. Graf Richard war sogar unwillig über ihn, wiewohl er es sich aus Höflichkeit nicht merken ließ, und indem kam schon ein von den flüchtigen Damen abgesendeter Bedienter mit der Botschaft: sie ließen keine gute Nacht wünschen und wären sehr böse, daß man sie so schonungslos behandelt habe. Darauf fielen auch nur noch halblaute und verlegene Scherze, und als man aus dem untern Dorfe die Stimme des Nachtwächters emporschallen hörte, schickten sich die Männer ebenfalls an aufzubrechen.

Zugleich trat der alte Graf, der unterdessen Sorge getragen hatte, daß alle Gäste ihre Bedienung fänden, zu dieser letzten Gruppe und sprach: „Nun wohlan, ihr Herren, zu Bette! und laßt euch nichts von den Gespenstern träumen, die euch so lange beschäftigt haben. Gute Nacht, lieber Sturm, schlaf wohl; du siehst recht blaß von dem fatalen Sturz aus, der hoffentlich keine weitern Folgen hat. Gute Nacht, meine Herren, entschuldigen Sie, daß ich so eile; ich habe noch die eine und andere häusliche Einrichtung zu treffen." Und nachdem er auch Richard eine gute Nacht gewünscht und ihn umarmt hatte, schritt er, von den Dienern mit Windlichtern geleitet, Allen voran, die Treppe empor. — „Ja, à propos, Vater!" rief ihm Richard nach, „wo schlafen wir? Ich bin noch nicht einmal dazu gekommen, nach meinem und Sturms Zimmer zu fragen." — „Ihr wohnt für die nächsten Tage bei einander," versetzte der Alte, ohne sich umzusehen oder aufzuhalten. „Ihr habt das letzte Zimmer bekommen, das noch leer und bewohnbar ist, das abgelegenste im alten Flügel drüben, nach dem Walde zu. Eure Sachen sind schon dort, und ihr werdet hoffentlich alles bestens eingerichtet finden. — Ei, seht aber einmal," fuhr er fort, indem er stehen blieb und sich umwandte, „was mir da einfällt; es ist ja dasselbe Zimmer, das in unserm alten Hausspucke vorzugsweise verrufen ist. Der Held oder die Heldin haben darin gewohnt und sollen noch dort hausen. Nun, nun, ihr könnt den Zufall als Strafe ansehen, die ihr als Kinder vom Hause im Namen der jungen männlichen Welt abzubüßen habt, daß die Damen von ihr in unserm Beiseyn und von euch mitverschuldet so zu fürchten gemacht worden sind. Drei, vier Tage lang müßt ihr euch mit dem Spucke wohl oder übel vertragen. Nach der Hochzeit wird Sturm besser ruhen, und erhält Richard das Zimmer der Großtante, die alsbald wieder abreisen will."

Nach diesen Worten, die der alte Herr unter dem Gelächter und den lustigen Bemerkungen der Nachfolgenden geäußert hatte, ging er weiter, und versicherten ihn Richard und Sturm, sie wollten schon mit der weißen Dame fertig werden. Oben auf der Flur des zweiten Stockwerks trennten sie sich von den Uebrigen und folgten ihren beiden Reitknechten über lange Gänge in das abgelegene Gemach.

Bruchsal war verstimmt, und als er gehört hatte, wo er ruhen sollte, fast erschrocken. Es war ihm unbehaglich, daß fortwährend von nichts als Gespenstern die Rede seyn und er nun vielleicht gar die Aussicht haben sollte, vor seiner zweifach erregten Einbildungskraft lange nicht einschlafen zu können. Sturm hingegen freute sich des Zufalls, der ihm noch so oder so ein nächtliches Abenteuer zuführe, und gab Bruchsal mit seinen Scherzen ein Aergerniß. Die sporenklirrenden Tritte der vier Männer schallten durch die öden Räume und manche davon aufgescheuchte Fledermaus schoß an ihren Köpfen vorüber. Sie langten in dem für sie in Stand gesezten alterthümlichen Saale an und nahmen ihn in Besiz. Ihre Diener hatten die Sachen schon in bester Ordnung ausgepackt. Ihre Betten standen längs der einen Wand hintereinander, und an der anderen befand sich zwischen Schränken eine hohe Flügelthüre, die nach einer nicht mehr bewohnbaren Reihe von Zimmern führte. Die Hauptthüre, durch die man vom neuen Schlosse hereinkam, war den Fenstern gegenüber, und zwischen diesen die Glasthüre zum Altan.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neufchatel, August.

Bauten. Oeffentliche Anstalten. Industrie.

Wünschen Sie uns Glück! unser kleines Land fährt fort, ganz in der Stille zu gedeihen. Kein Canton, keine Stadt der Schweiz spricht und rühmt weniger von sich selbst als Neufchatel, und doch schreiten nur wenige so sicher und so ruhig und besonnen in allem Guten fort. Man sollte es nicht glauben, denn Alles ist unverhältnißmäßig bei uns. Die Hauptstadt hat weniger Einwohner, als einige ihrer Dörfer, sie verschwindet an Größe und Einwohnerzahl neben ganz kleinen Städten des Auslandes und steht doch wieder durch Prachtgebäude und herrliche, reiche Anstalten der Bildung und Wohlthätigkeit über gar manchen Kapitalen Europas. — Die kleine Stadt fühlt aber das dringende Bedürfniß, sich zu vergrößern und zu erweitern, ohne sich doch bloß nach Nord und Süd in schmaler Länge forzuziehen. Sie will am Körper wachsen, da wo die großartigen Hauptgebäude stehen. Dies aber hindert westlich der steil aufgehende Berg und östlich der See. Jenem kann nichts abgewonnen werden, denn jede Spanne des weintragenden Bergs ist da kostbar, also werden mächtige Steinblöcke weit in den tiefen See geworfen, Balken- und Steindämme darauf gegründet, aufgefüllt und dann auf ihnen Häuser gebaut und Promenaden angelegt. Ferner wird der wilde, schmuzige, überlästige Seyon aus der Stadt verwiesen und ihm durch einen Berg ein Tunnel und mit diesem ein anderes Bett in den See gegraben. Sein altes Flußbett mitten in der Stadt wird dann aufgefüllt und Häuser darauf gebaut. — Während im Materiellen so viel Merkwürdiges geschieht, gewinnen unsere niedern und höhern Lehranstalten immer mehr an Bedeutung, Vollkommenheit und Reichthum. Das Gymnasium besizt jezt in seinem Palast eine herrlich aufgestellte Bibliothek, die es mit den naturhistorischen Sammlungen allein zu einer sehr merkwürdigen Anstalt machen würden, wenn auch Agassiz und andere ausgezeichnete Männer nicht da Lehrer wären. Außer dem bedeutenden Geschenk, das der König von Preußen zur Erhebung und Vervollkommnung dieser Anstalt ihr vor zwei Jahren machte, haben auch Privatpersonen in ähnlichem Sinn beigetragen. So schenkte der Graf Henkel von Donnersmark der Bibliothek mehr denn tausend botanische Dissertationen, worunter einige sehr selten sind. Die Bibliothek ist mit wahrem Luxus in einer Reihe herrlicher Säle aufgestellt und hat am Pfarrer Monvert einen eben so sachverständigen als erfahrenen Bibliothekar bekommen. In einem sehr zweckmäßigen Saal versammeln sich dreimal die Woche die Leser und können da einen großen Theil des Tages verweilen. Die Bibliothek wurde in systematischer Ordnung aufgestellt und es ist darüber ein guter Katalog erschienen. Der reichen naturhistorischen Sammlung stehen Stifter von Couton und Professor Agassiz vor. — Wenn Wissenschaft und Wohlthätigkeit hier einen begünstigten Siz haben, so gedeiht dagegen die schöne Kunst nicht auf unserem etwas spröden Boden. Wie der Maler Ludwig Robert nur im Ausland Lehre, Auszeichnung und Ruhm fand, so geht es jezt dem Landschaftsmaler Calame, der in Genf wohnt und auch bei der lezten Kunstausstellung in Paris mit seinem Bild von der Handeck im Sturm mit Recht großes Aufsehen erregt hat. Sollte der so kunstverständige König von Preußen oder der Kronprinz ihn nicht nach Berlin ziehen wollen? — Auch die Musik, die vor acht Jahren durch Andr. Späth in Kurzem sehr in Aufnahme kam, ist seit seinem Abgang als Concertmeister nach Koburg wieder sehr gesunken. — Der untergeordnete Kunstzweig der Bijouterie und der Uhrenfabrikation ist dagegen immer noch im Steigen, zwar nicht in Neufchatel selbst, aber in den merkwürdigen Dörfern Locle und La Chauxdefonds. Hier ist die Uhrenindustrie noch immer im Zunehmen. An beiden Orten wurden 1838 nahe an hunderttausend goldenen und silbernen Uhren verfertigt, in Locle 55,626, also 1159 mehr als 1837, und in La Chauxdefonds 59,666, also 3025 mehr als in jenem Jahr. — Diese Gebirgsgegenden haben im vorigen Winter sehr an Kälte gelitten. Kein Wunder daher, daß Bären und Wölfe aus den unwirthbaren Jurahöhen herabkamen und Nahrung suchten, was zu vielen interessanten Jagdpartien Veranlassung gab. — Diese Winterhärte hindert jedoch nicht, daß das Leben im Gebirg sehr gesund ist. In La Chauxdefonds starb vorigen Winter ein Mann von hundert und neun Jahren. Neunzigjährige Männer und Frauen sind so wenig selten als Drillinge und selbst Vierlinge. Ein Beispiel von frischem hohen Alter ist Madelon Meßmer in Motiers-Travers, die nun achtundachtzig Jahr alt ist, sich wohl befindet und jährlich zu Fuß über das Gebirg nach Genf geht. Sie wohnte bei Jean-Jacques, als er sich mit Theresen in Motiers aufhielt. Sie war damals eilf bis zwölf Jahr alt und erhielt von ihm Unterricht im Lesen und Schreiben. — So starb neulich auch der Hauptmann Chaillet, wohl der älteste Botaniker und Naturforscher der Schweiz in einem sehr kräftigen Alter von drei-und-neunzig Jahren.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 218.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 11. September 1839.

> Hippolyta. — Dies ist das einfältigste Zeug, das ich jemals hörte.
> Theseus. — Das beste in dieser Art ist nur Schattenspiel, und das schlechteste ist nichts schlechteres, wenn die Einbildungskraft nachhilft.
>
> Shakespeare.

Die Bajaderen.

Die Bajaderen sind in unserer Stadt. Unsere vornehmen Damen fahren bei ihnen vor; sie hören mit Andacht die Puffs des französischen Entrepreneurs, sie schütteln die Köpfe zu den Explicationen des anwesenden Professors der Naturgeschichte, der ihnen weiß machen will, die Hindous seyen im Grunde Geschöpfe, ganz wie wir, sie betasten die sammtweiche Haut, die merkwürdigen Kleidungsstücke der seltsamen Geschöpfe und denken beim Weggehen, wie die Parsee in Montesquieus persischen Briefen: „c'est une chose bien extraordinaire! comment peut-on être Hindou!"

Wir waren schon durch die französischen Berichte gehörig darauf vorbereitet, daß bei den Produktionen der indischen Tänzerinnen und ihrer Musiker von einem gebildeten Kunstgenusse keine Rede sey, man hatte denen, welche es nicht vorher glaubten, versichert, daß das stationäre Indien auch in den Wirbel der Girouette auf der Zehenspitze sich nicht habe fortreißen lassen, und Jedermann wußte, daß es sich bei der Sache am Ende nur um ein Menagerieinteresse handle. Wie kommt es nun, daß das Publikum troß dem bei dieser Erscheinung sich ganz anders benahm als sonst, wenn ihm Exemplare der sogenannten wilden Menschheit mit ihren Grimassen und Kunststücken vorgeführt werden?

Beim Buschmann, der mit fürchterlichen Gesten seinen Götzen anbetet, oder beim Osagen, der seinen Kriegsgesang heult, hat die schöne Welt in der Regel nicht viel andere Gedanken als beim Gegurgel des Papagaien oder den Cabriolen des Tanzbären. Beiderlei Phänomene erscheinen der Einbildung als nothwendig im Wesen der Geschöpfe gegründet, und Niemanden fällt es hier ein, die Natur zu hofmeistern, wenn der Rhythmus ihrer naiven Laute und Bewegungen mit den Forderungen des civilisirten Auges und Ohres im Widerspruch steht. Warum fällt es nun den Leuten so gar schwer, sich in ähnlicher Weise beim Tanze der Bajaderen zu resigniren und sich mit ihrem Aeußern zu befreunden? „Bajaderen!" heißt es, „und so zu tanzen, zu solcher Musik und mit solchen Gesichtern! Wahrlich merkwürdig, höchst merkwürdig! denn wer hätte sich auch die Sache so gar miserabel vorgestellt!" — Noch einmal, woher rührt es, daß die große Mehrzahl dabei zum rein ethnographischen Genusse nicht kommen konnte, daß man Alles noch unter der Erwartung fand, selbst nachdem man in dem vom französischen Menschenhändler ausgegebenen Prospektus dringend gebeten worden war, gefälligst zu bedenken, wie dieses fremdartige Schauspiel mit unsern Operntänzen, „die jezt den höchsten Grad von Ausbildung erreicht," irgend eine Aehnlichkeit weder haben könne noch solle.

Diese Hartnäckigkeit im Festhalten gewisser Ansprüche wäre schwerer begreiflich, wenn das Publikum die Vorstellungen des deutschen Theaterpächters theilte, der neulich auf seinem Zettel, den er bei Anwesenheit der Bajaderen ausgab, „die wilden indianischen Tänze" ankundigte. Wieder ein Beweis mehr zu hunderten, wie viel Bildung an der Spitze jener famösen Nationalbildungsanstalten steht! Wilde Hindous! Als ob nicht Indien wer weiß wie lange schon zahm gewesen wäre, zu einer Zeit, wo wir von unsern Vätern nicht viel mehr wissen, als daß sie wild waren und dem schausüchtigen Rom im Circus ihre barbarischen Kraftstucke preisgaben! Freilich, die Geschichte ist ja überhaupt der geduldigste Teig in den Händen schnellfertiger Theaterintendanten, die vor ihrer eigenen Skrupulosität in Beobachtung der Nationalkostüme den größten Respekt haben.

Aber nein, das Publikum raisonnirte anders. War auch den Wenigsten Indiens uralte Kultur und seine Bedeutung als Fruchtknoten der europäischen Menschheit so recht gegenwärtig, schon das Frauenzimmer konnte mit dem Lande, aus dem die herrlichste Mousseline, die köstlichsten Foulards und jene unnachahmlichen Shawls kommen, unmöglich die gemeinen Begriffe von Wildheit und Barbarei verknüpfen. Und Bajadere! wie süß bedeutsam klingt schon der Name! wie weckt er so reizende Bilder naiver Wollust und natürlicher Grazie! Man sieht im halboffenen, von Palmen beschatteten Gemach mit untergeschlagenen Beinen den Nabob sitzen, und vor ihm die zierlichsten, schlanksten Mädchengestalten mit den Gazellenaugen und den prächtig geschwungenen Augbraunen, phantastisch geschmackvoll mit der Mousseline drapirt, wie sie sich drehen und wenden, neigen und beugen, fliehen und kommen, und mit den ausdrucksvollsten Geberden den Zuschauer in jenes stille, wollüstige Entzücken versenken, das die Poesie des Orientalen ist, und das ihm die Gourmandise des Abendländers so gerne nachempfinden möchte.

Und hat nicht ganz neuerlich Monsieur Scribe Goethes Gott und die Bajadere auf die Bretter gebracht? Und wie entzückend, die weißen Rosen im dunkeln Haar über den rosigen Wangen und mit den fleischfarbigen Tricotbeinen, tanzt in dieser Oper Mademoiselle N. dem Scheiterhaufen entgegen und zeigt noch im Tode lächelnd die schönen Zähne! Wenn die Natals und die Soetredories am Ganges und Buramputer nicht so natürlich, so sprechend, so berauschend tanzen, desto schlimmer für sie. Nun ja, vom unbegreiflichen Aplomb einer Taglioni, von der sinnverwirrenden Grazie einer Elsler kann da keine Rede seyn, wo der ausschweifende Flug der Glieder, statt von gebildetem Kunstgefühl, nur von einfältiger Tradition gezügelt und geregelt wird; aber Völker, denen, versenkt in ihre Nationalität, das Bewußtseyn der Kunst an sich noch nicht aufgegangen ist, sind ja auch im Punkte des Anstands unzurechnungsfähig. Wer wird verlangen, daß die Bajaderen das Bein so hoch aufheben, wie unsere Balatrones? und man hat hier Orts auch Kunstbildung genug, um überzeugt zu seyn, daß der Winkel, den die Beine einer Tänzerin in der Bravour einschließen, doch nicht durchaus als Kunstmaßstab dienen kann. — Was die Musik anlangt, so muß man leider sich gefaßt machen, daß sie dem polternden Tambourin und der schnarrenden Clarinette des Seiltänzers näher steht, als der wundervollen Chromatik einer deutschen Hofkapelle, und die Reize der weit hergekommenen Schönen selbst werden freilich etwas zigeunerhaft schattirt seyn; aber wären wir die Blüthe des Menschengeschlechts, wenn sich unser glänzendes Incarnat nicht so blendend von der Folie der farbigen Menschheit abhöbe?

(Fortsetzung folgt.)

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

Die Freunde kleideten sich, während sie die Musterung des Zimmers vornahmen, aus und entließen dann die Diener, und sobald sie allein waren, trat Bruchsal auf den Altan und überließ sich der wohlthätigen Einwirkung der Nacht auf seine Seele. Er vergaß sich, über die breite steinerne Brüstung gelehnt, sogar völlig und dachte nicht daran, wieder in das Zimmer zu gehen. Da rief es drinnen seinen Namen: „Bruchsal! Bruchsal!" wiederholt. Er hörte es nicht. Erst ein nahes Geräusch an der Glasthüre ward ihm vernehmlich. Er drehte sich um und stutzte. Eine lange weiße Gestalt, einen blutigen Fleck auf der Brust, mit kreideweißem Gesicht und verbundenem Haupte stand vor ihm und winkte. Es trat eine kleine Pause ein. „Wie albern!" sagte Bruchsal nach einigen Sekunden. „Was soll die Mummerei?" Er hatte Sturm erkannt.

„Das Gespenst erschrecken, wenn es wirklich käme, mein Bester," erwiderte Sturm lachend, der seinen langen Reitermantel umgethan und sich das Gesicht gefärbt, an die Stelle des Herzens aber ein rothes Papier befestigt hatte. „Bin ich somit nicht vorbereitet, es würdig zu empfangen?" — „Pfui, wie du dich zugerichtet hast!" sagte Bruchsal kopfschüttelnd. „Wirst du denn niemals ernsthaft werden?" — „Ernsthaft werden?" erwiderte Sturm; „das Ernsthafte ist in der Welt ganz relativ und es kommt bei allen Dingen darauf an, aus welchem Gesichtspunkte man sie auffaßt. So könnte ich z. B., wenn ich wollte, heute bei dem Gedanken recht

ernsthaft seyn, wie seltsam sich in der That mein Verhältniß zu Emilien zu gestalten scheint, und ich spiele eben nur meine wilde Laune anstatt des Ernstes aus. Sage du mir einmal im vollsten Ernste selbst, wie kommt dir unser Brautstand vor? wie meinst du, daß deine Schwester von mir denkt?"

„Es ist mir allerdings aufgefallen," versezte Bruchsal zögernd, „daß ein etwa so zu nennendes zärtliches Verhältniß zwischen euch nicht besteht; deine wilde Laune ist es aber recht eigentlich, die Emilien verlezt. Sie ist ihr noch zu neu, sie muß sich mit der Zeit erst wieder daran gewöhnen, und offenherzig gestanden, warst du auch die Tage her, und nicht bloß heute, ungewöhnlich aufgeregt." — „Hätte ein Fremder aus ihrem heutigen Wesen den Bräutigam errathen sollen," sagte Sturm, „so würde er auf dich weit eher als auf mich gefallen seyn." — „Ach, was!" entgegnete Bruchsal, „ich glaube gar, du bist eifersüchtig, und auf wen!" — „Ich scherze," warf Sturm hin. „Aber wie sollte ich in der lezten Zeit besonders aufgeregt gewesen seyn? Ich bin heiter und vergnügt; ich kann nicht anders seyn, wenn ich mich freue, ich war von jeher so. Emilie weiß das ja noch von unserer Kindheit her, wo wir mit einander so innig übereinstimmten."

„Ganz recht," sprach Bruchsal, „und an eure Kindheit müßt ihr denken, wenn ihr euch erinnern wollt, daß ihr Liebesleute seyd. Wie zärtlich und eines Sinnes ihr damals auf dem Lande wart, wie treue Spielgenossen! das wahre Gegenstück zu Goethes wunderlichen Nachbarslindern. Ja, ihr werdet mit einander glücklich seyn." — „Ich sollte es wenigstens noch hoffen," sagte Sturm. „Nur nimmt es mich bei alle dem Wunder, Freund, daß dir selbst die Veränderung nicht aufgefallen ist, die mit Emilien seitdem vorgegangen. Ich erkenne sie nicht wieder; sie ist nicht mehr das frohe, sanguinische Mädchen, das sie war." — „Ich finde sie im Grunde unverändert," äußerte Bruchsal dagegen, „und weiß nicht, was du willst. Du wirst doch nicht verlangen, daß sie noch wie ein Kind seyn soll? Du nimmst es ihr übel, daß sie erwachsen ist. Ihre augenblickliche Verstimmung über dich steckt dich rückwirkend an. Sey dafür nur morgen recht zärtlich gegen sie und bestrebe dich, ihr Vertrauen zu gewinnen. Sie hofft ja auch mit dir glücklich zu werden! Hätte sie dich nicht herzlich lieb, wie würde sie aus freien Stücken ja gesagt haben?"

„Das ist auch Alles ganz gut und schön," antwortete Sturm lächelnd, „und es war, bei Lichte besehen, nicht gerade so gemeint, wie du es nimmst. Ich gebe mich immer gern zufrieden. Du weißt schon von andern Gelegenheiten her, daß ich Alles, was ich thue, nicht so gar schwerfällig nehme, und ich habe mich dabei immer wohl befunden. Ich denke, Zeit bricht Rosen, und mein Grundsaz, was das Gegenwärtige anlangt, ist, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden." — „Das werden sie, ja," sagte Bruchsal ernst, „und damit sey es gut. Geh du aber nun zu Bette, lieber Freund; ich kann noch nicht schlafen. Ich schreibe noch ein paar Seiten an meinem Tagebuche."

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, August.

Historische Leistungen.

Der Eifer für vaterländische Geschichte, nie erloschen, wenn auch Zeitumstände ungünstig einwirkten, seit einigen Jahren aber besonders lebendig, führt zu den dankenswerthesten Resultaten. Er ist fast gleichmäßig über die Lombardei, Piemont und Toscana verbreitet; Rom bringt wenig hervor, mehr Neapel, aber nicht für das Quellenstudium. Die von dem Könige von Sardinien im Jahr 1833 eingesezte Deputation für das Studium vaterländischer Geschichte fährt wacker mit ihren Arbeiten fort, auch außerhalb der sardinischen Staaten von den Gelehrten eifrig unterstüzt. Wenn gleich in beschränkterem Kreise, und fast bloß eine Urkunden- und Gesezsammlung gebend, entwickelt die Akademie von Lucca eine höchst lobenswerthe Thätigkeit. Ihre im Jahr 1809 begonnene Sammlung der Memorie e Documenti per servire all' Istoria del Ducato di Lucca ist schon zu einer ansehnlichen Bändezahl angewachsen; der Werth der einzelnen Arbeiten ist zwar verschieden, brauchbar aber sind alle. Dies sind die beiden auf Staatskosten unternommenen Publikationen; ihnen schließt sich an die durch einen Verein von Privatpersonen in Florenz unterstüzte Herausgabe der Venezianischen Gesandtschaftsberichte, auf die ich bereits in einem frühern Artikel aufmerksam machte. Schon am 24sten Juli 1296 erließ der große Rath eine Verordnung, welche den Gesandten zur Pflicht machte, bei ihrer Rückkehr einen Bericht über den Erfolg ihrer Sendung abzustatten: diese Verordnung scheint in Vergessenheit gerathen zu seyn, denn sie wurde im Jahr 1401 erneuert. Doch scheinen bis jezt keine Relationen bekannt geworden zu seyn, welche älter wären als der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Ohne Zweifel sind frühere vorhanden. Von der erwähnten Zeit an finden sie sich ziemlich häufig in Abschriften in öffentlichen und manchen Privatbibliotheken, sind auch in den jüngsten Jahren vielfach benuzt und in Frankreich zum Theil gedruckt worden. Der erste Band der in Florenz veranstalteten Sammlung ist unter dem Titel: Relazioni degli Ambasciatori Veneti al Senato, raccolte, annotate ed edite da Eugenio Albèri, vor Kurzem erschienen. Er eröffnet die Abtheilung des sechzehnten Jahrhunderts, welche in drei Serien, die europäischen Staaten mit Ausschluß Italiens, Italien und die Türkei, neun Bände umfassen und in etwa drei Jahren vollendet seyn soll. Der erste Band, 489 Seiten stark, enthält sieben Relationen: von Vinc. Quirini, 1506, über den Hof von Burgund und Castilien, über Philipp und Johanna; von N. Tiepolo, 1552, über Carl V., dem der Gesandte von Spanien nach Deutschland folgte; von M. und F.

Giustiniani und M. Cavalli über Frankreich in den Jahren 1535, 1538, 1546; von B. Navagero über Carl V. (1546), dem er nach Flandern und Frankreich folgte, wo er beim Friedensschlusse von Crepy war; endlich von L. Contarini über K. Ferdinand I., 1548. Der nächstens erscheinende zweite Band wird sich mit Italien befassen, und unter andern den interessanten Briefwechsel Guirinis über die Belagerung von Florenz (seine Relation hat sich bis jezt nicht gefunden) enthalten. Die Bemühungen des Herausgebers, einen lesbaren und correkten Text zu geben und die dunkeln Stellen durch Anmerkungen zu erläutern, sind sehr dankenswerth, und die übrige Ausstattung sorgfältig. So reiht sich denn dies Unternehmen den bedeutendsten im historischen Fache würdig an, und es kann ihm auch außerhalb Italiens an allgemeiner Theilnahme nicht fehlen. Unterdessen scheinen auch die sonst so ängstlichen italiänischen Buchhändler Muth bekommen zu haben, und drucken beherzt drauf los. Hier bei Molini ist der zweite Band der Chronik des Cavalcanti erschienen, welcher das interessante Geschichtswerk mit dem Tode des Rinaldo degli Albizzi beschließt und hierauf einige Auszüge aus einem zweiten handschriftlichen Werke des Cavalcanti über Vorgänge seiner Zeit und eine Reihe wichtiger Documente mittheilt, welche sich auf die Jahre 1445—1468 beziehen, und größtentheils florentinischen Privatsammlungen entlehnt sind.

(Fortsetzung folgt.)

Neufchatel, August.

(Schluß.)

Schmuggelei. Straßenwesen. Mensen Ernst.

Die Lust an deutscher Sprache, Literatur und Kunst nimmt in Neufchatel, Locle und La Chauxdefonds merkwürdig zu. Schon vor einigen Jahren wurde in lezterem Orte ein hübsches Theater für deutsche und französische Vorstellungen und Opern gegründet. Jezt hat man an etwas Ernsteres und Besseres gedacht, nämlich an die Gründung einer deutschen Kirche in diesem merkwürdigen Thal, wo über zweitausend deutsche Schweizer wohnen. Wiewohl nun in jenen Gebirgsgegenden Wohlstand herrscht, so ist doch die Lust zum Gewinn noch größer, und diese führt unter andern zu einer Art von Schmuggelei, die gar sonderbar ist. Sie geschieht mit Brennholz, das nicht wohl ungesehen in der Tasche oder im Koffer fortgebracht werden kann. Daran ist in dem benachbarten französischen Departement Doubs wegen schlechter Forstwirthschaft großer Mangel, und man zahlt es gern theuer. In den anliegenden Neufchateler Gemeinden ist dagegen eine treffliche Forstverwaltung, und gerade diese verbietet die zu große Ausfuhr des Holzes nach Frankreich, ein Verbot, worauf auch streng im Lande gehalten wird. Dies bringt die Gewinnsüchtigen zu einer passiven Schmuggelei. Da sie nicht wagen, das Holz selbst auszuführen, so legen sie es auf ihrer Nachbarn Gefahr und Risiko dicht an die französische Grenze, und dann kommen die schmuggelnden Franzosen bei Nacht zahlreich und bewaffnet mit ihren Wagen, um es aufzuladen und fortzuführen. Darüber kommt es oft zwischen den Neufchateler Gensd'armen und den Franzosen zu blutigem Kampf, wobei nicht selten auf beiden Seiten Todte auf dem Platz bleiben. — Die Regierung fährt fort, eifrig für Anlegung neuer und Ausbesserung alter Straßen zu sorgen. So wurde mit großen Kosten die steile und gefährliche Straße von Rochefort nach Port abgetragen und sehr leicht zugänglich gemacht. Früher bestand von Sagne nach Locle keine andere Straße als der weite Umweg über La Chauxdefonds. Jezt wird diesem Uebelstand durch eine neue Straße über das Gebirg abgeholfen. Früher führte keine große Straße von Neufchatel auf geradem Wege über Neuville am Bieler See weg nach Biel und von da nach Münster und Basel. Daher blieben wegen der großen Umwege Reisende und Briefe von Neufchatel nach Basel lange und unordentlich unterwegs. Jezt geht die Reise auf gerader Linie so schnell und so ohne allen Anstand dicht am See weg und dann über Berg und Thal, daß man von Neufchatel in fünfzehn Stunden nach Basel gelangt. Ehemals brauchte man gerade vier-und-zwanzig Stunden mehr zu dieser Fahrt. Stände, was künftig gewiß geschehen wird, dieser Kurs mit dem von Genf nach Neufchatel in unmittelbarer Verbindung, so könnte man von Genf in sieben-und-zwanzig Stunden nach Basel gelangen, und von da in fünftehalb Tagen mit der Rheindampfschifffahrt über Rotterdam nach London. In einigen Jahren, wenn das Eisenbahnnetz auf dem rechten Rheinufer und in Belgien ganz fertig seyn wird, dürfte man dies freilich für entsezlich lange halten. Indessen ist den sämmtlichen Schweizer Postadministrationen, besonders aber der Berner, auf jenem Wege zu wünschen, daß sie der Neufchateler an Schnelligkeit und Pünktlichkeit, sowie an Höflichkeit der Postoffizianten, Conducteure und Postillons glichen. Darin zeigt sich aber ein entsezlicher Unterschied, und im Neufchatelschen merkt man an Allem gar wohl, daß das preußische Postwesen zum Muster genommen worden ist. — Gegen die Dampf-Eisenbahnschnelligkeit wird auch wahrer Schneckengang scheinen, was uns neulich der bekannte norwegische Läufer Mensen Ernst zeigte. Er durchlief in neunzig Minuten hundertmal eine Strecke von vierhundert Fuß, also etwas mehr denn sieben Lieues. Seine Promenaden in Europa und Asien sind aller Ehren werth. Er lief von München in vier-und-zwanzig Tagen nach Nauplia, von Constantinopel nach Kalkutta in neun-und-fünfzig. Dabei ging er auf dem Heimweg durch Kleinasien und Persien, zurück aber über Cabul und durch die westliche Tartarei. Als er in der Nähe des Himalaia war, stand er einen Augenblick still, denn es wandelte ihn die Lust an, durch die östliche Tartarei nach China zu gehen. Er wandte sich aber doch wieder links und ging längs dem Kaspischen Meer nach Haus. Nächstens will er aber eine Promenade nach China unternehmen. Der Körperbau und die Gesichtszüge dieses außerordentlichen Mannes zeigen auf den ersten Blick den Skandinavier, den unternehmenden, herumschweifenden Norman. Im zwölften Jahr trat er in englischen Seedienst. Er war achtzehn Jahr alt, als er einen Neger sah, der durch sein schnelles Laufen die Bewunderung der Engländer erregte. Mensen Ernst lief nach einiger Uebung mit ihm in die Wette und übertraf ihn. Seitdem gab er sich mit Leidenschaft dem Laufen hin. In der Folge diente er als Unterpilot auf einem englischen Kriegsschiff in der Schlacht von Navarin, nahm aber dann seinen Abschied, und seitdem durchrennt er die Erde nach allen Richtungen. Er ist einfach in seinem ganzen Wesen, in Kleidung und Nahrung. Auf seinen langen Reisen, auf ungebahnten Wegen hat er unter andern Nothdürftigen in seinem kleinen Ranzen: eine Landkarte, einen Compaß, ein Thermometer und ein Hodometer, um damit den durchlaufenen Raum zu messen. Bis jezt hat er seines Gleichen nicht gefunden.

Beilage: Literaturblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 219.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 12. September 1839.

Constantinopel, den 1. August 1839. — Vorgestern hatten wir hier eine seltsame Execution. Es wurden, um der Nation mit gutem Beispiel voranzugehen, sämmtliche Vorräthe von Wein, die man in den großherrlichen Palästen vorfand, in den Bosporus geworfen.

Allgemeine Zeitung.

Zeitungsnachricht.

Schaut! in welcher wunderbaren Regung wallt der Bosporus,
Wie wenn wilder Windesbrauttanz wirbelt auf dem Meeresfluß!
Wellen in der Perlenkrone sanfterglänzendem Geschmeide,
In den langen Schleppgewanden von lichtheller blauer Seide
Hüpfen auf, und hoch und höher, drängen plätschernd sich zum Strand,
Rollen rauschend weit und weiter auf des flachen Ufers Sand.
Doch das Schilf an den Gestaden und die Wimpel in dem Hafen
Und die Lüfte bis zur blauen, wolkenlosen Höhe schlafen.
Sagt, woher des Wassers Wallen, Wogen ohne Windeshauch?
Ha, wo bin ich? Traumgestalten, sieht ein Wachender sie auch?
Wie in Nebelferne schwinden Stambuls weiße Häusermassen,
Minarets mit Halbmondfunkeln und die blühenden Terrassen;
Vor mir schwindet meiner Barke Schnabel und der Rudrer Fes,
Und um Brust und Wangen kühler herbstlich duftend wehet es.
Stille, grüne Fluthen gleiten, wald'ge Hügel, graue Felsen
Diesseits, jenseits, Burgen droben mit den schlanken Thurmeshälsen;
Winzer tragen Traubenlasten, reich entströmt der goldne Saft,
Freiheitstürme, Siegeswonnen träumt er dann in dunkler Haft. —
Traum nur wär' es? Nein, ich athme wahren Duft vom echten Elfer,
Der im Jahre Zwölf ein Tröster, Dreizehn aber war ein Helfer:
Dich in langen Zügen saug' ich tief und unersättlich ein,
Würze dich des Blumenstraußes an der Brust des Vaters Rhein!
Nur ein Augenblick — die Burgen, grüne Fluth und Hügel schwanden
Und die Winzer und die Trauben, plötzlich, so wie sie entstanden.
Häusermassen und Terrassen, Minarets und Halbmondschaar
Seh' ich wieder und der Barke Schnabel und das Rudrerpaar;
Doch der Duft ist nicht entflogen, auch der Sklaven weite Nüstern
Trinken ihn und schlaues Lächeln wechseln sie und leises Flüstern.
Ihren Blicken folgt der meine — meerbespült am Ufer, sieh!
Liegt gereihet Tonn' an Tonne, eine Küstenbatterie!
Und aus aller offnem Spunde fährt des Feuerstromes Schuß:
Süßes Rebenblut des Rheines säuft der salz'ge Bosporus.

Gleich dem Feuer der Bataillen knallen Pfröpfe von den Flaschen,
Daß vom schäumenden Champagner schaum'ge Wellenmäuler naschen.
Daher solche Lust des Meeres, daß es tanzend sich erhebt:
Hussa! ha! das Meer ist trunken und was in ihm lebt und webt!
Unten in den Wellenthälern, oben auf den Wellenkuppen
Blinken silbern, schimmern golden der bezechten Fische Schuppen.
Selig mit dem Schwanze wirbelnd thut den Luftsprung der Delphin;
Und ein Hai — des Leichenschmauses Witterung zog von Indien ihn
Durch die Straße von Gibraltar nach der brittischen Fregatte;
Aber als er um die Flotte lang umsonst gelungert hatte,
Macht' er hungrig einen Kreuzzug zwischen Inseln hellbesonnt;
Ohne Ferman kam der Räuber dennoch durch den Hellespont.
Wohl ist er zur rechten Stunde grade hier am rechten Orte:
Alte Sitten, alten Glauben ruft zurück die hohe Pforte;
Tausend, die den Turban ließen, lassen auch den Kopf dazu,
Morgens schwimmen sie im Meere, das durchschwommen hat die Kuh.
Und der Wein, der Freiheitträumer, der die Köpfe machte heller,
Folget ihnen, und zum Kerker für den Trinker wird sein Keller.
Schmäuse hält der Hai da festlich, und ein andrer Polyphem,
Kommt das Schlückchen auf die Fülle Menschenfleisches ihm genehm.
Doch, wie den Cyklopen fällte Wein aus des Odysseus Schlauche,
Treibt auch dieser jezt bewußtlos, mit emporgekehrtem Bauche;
Träge gähnt der zähnereiche Rachen, aus dem weiten Schlund
Tauchet ein geschorner Scheitel, dann ein bleicher, bärtger Mund,
Dann ein feister Nacken; an dem schmalen rothen Streif erkenne
Ich den alten grausen Halsschmuck, sie, die Spur der Bogensenne. —
Recht so, recht so, hohe Pforte! halte nur am Alten fest!
Schließ' dem Wein dich und der Meinung, weit eröffne dich der Pest,
Opium schlucke! — Billig liefern dieses dir die edlen Britten,
Seit der Absatz des Artikels ward in Canton abgeschnitten.

A. v. Marées.

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

Sturm und Bruchsal waren inzwischen bei ihren ersten Wechselreden in den Schlafsaal zurückgekommen, und jezt trat Bruchsal zu dem Sofa, auf das er sich niedersetzen wollte. — „Aber was ist denn das?“ fuhr er stehen bleibend fort; „was sollen die Pistolen auf dem Tische? Thu sie weg, Abenteurer, Comödiant! Ich glaube, du nimmst die dumme Spuckgeschichte in den vier Mauern des alten Nestes hier für baaren Ernst. Denke doch, wie albern das wieder einmal ist! Pistolen werden uns diese Nacht wohl nicht nöthig seyn. Ich bitte dich noch einmal, thu sie weg. Sie stören mich. Ich mag sie nicht leiden.“ — Auch wurde er sie in dem Augenblicke mit leidenschaftlicher Heftigkeit entfernt haben, wenn nicht Sturm die Hand darauf gelegt und betheuert hätte, er lasse es nicht zu, sie müssen dableiben. Es sey seltsam von ihm, daß er sich vor einem paar Pistolen fürchte. — Sie stritten noch eine Minute hin und her, und da Bruchsal am Ende fühlte, daß er anfing empfindlich zu werden, so schwieg er still und fügte sich in Sturms Eigensinn.

Sie wünschten darauf einander eine gute Nacht, und Sturm erklärte noch, daß er seinen Freund nicht weiter stören, wiewohl eben so wenig schlafen werde als er selbst. Er sey vielmehr gesonnen, in einstweiliger Erwartung des Gespenstes, wenn eines vorhanden, bis zu der nicht mehr allzufernen Mitternachtsstunde auf seinem Bette zu wachen und zu rauchen.

Und nun stand dem Bette gegenüber das Sofa an der kurzen Wand, gerade vor dem einen Fenster, und ward durch den Tisch davor von ihm getrennt. Sturm war in seinem gespenstischen Kostüm, den durch den Fall etwas verlezten Kopf mit einem schwarz seidenen Tuche verbunden, auf seinem Lager ausgestreckt und rauchte behaglich seine lange Pfeife, deren Kopf auf den Dielen lag. Bruchsal, den Kopf in die eine Hand gestüzt, schrieb auf dem Sofa an seinem Tagebuche.

Es verstrich so eine geraume Weile und man hörte in der tiefen Stille nur das Gekritzel von Bruchsals Feder und Sturms kurzes Ausstoßen des Tabakrauchs aus dem Munde. Am Ende ging jedoch die Pfeife aus und fiel zu Boden, denn er war, des Gespenstes uneingedenk, dennoch eingeschlafen. Bruchsal verlor sich hingegen in beschwerliche Gedanken und konnte nicht weiter schreiben. Der unheimliche kalte Gast von vorhin verstörte ihm den Sinn. Er legte zulezt die Feder aus der Hand und lehnte sich in das Sofa zurück. — Feierliche Stille herrschte nah und fern. Bruchsal zählte ordentlich die Minuten.

Da war es ihm auf einmal, als vernehme er weit ab, aber deutlich, von der Zimmerreihe her, ein Geräusch, wie wenn Thüren auf und zu gemacht würden und Schritte rauschten. Er lieh das Ohr und hörte es deutlicher; er konnte nicht zweifeln, daß es näher kam. Er horchte, obwohl ohne Gespensterfurcht, hoch auf, und sein auf die Thüre gehefteter Schaefblick behielt auch die Pistolen mit in Obacht. Er war seiner selbst gewiß, wofern es auf das Erschrecken abgesehen seyn sollte, den Anschlag im Nu zu durchschauen und zu vereiteln.

Indem öffnete sich leise knarrend die vorletzte Nebenthür und das ungewisse Rauschen ließ sich dichtbei vernehmen. Eine erwartungsvolle Pause trat ein. Der auf die Dinge, die da kommen sollten, begierige Jüngling erhob sich halb von seinem Sitze darnach hin. Die Thüre drehte sich langsam auf. Bruchsal fuhr außer sich vor Entsetzen zurück, denn darauf war er nicht gefaßt gewesen: — vor ihm stand der Grenadier von La belle Alliance, durchaus wie damals, als er den gräßlichen Fluch auf ihn geschleudert, verstümmelt, blutend, mit klaffenden Wunden, den Kopf mit einem schwarzen Tuche verbunden und im Gesicht noch bleierner und geisterbleicher, gleichwie dem Grabe entstiegen, in modernden Kleidern, von Gestalt noch riesiger als damals. Und zwar ging er nicht, sondern schwebte, ohne die Beine zu bewegen, auf ihren Stummeln in unbestimmten Umrissen in der Luft. Er sah den Jüngling hohnlächelnd an und winkte.

Bruchsal konnte keinen Augenblick zweifelhaft seyn, in welches Gebiet die Erscheinung gehöre. Jedoch bot er dem Ueberirdischen in seinem Herzen Trotz und eine leichte Röthe überzog sein Antlitz, eine Röthe der höchsten Erbitterung und Entschlossenheit. Er griff, ohne hinzusehen, unwillkürlich nach dem ihm zunächst liegenden Pistol. Das Gespenst winkte wieder und hatte den Anschein, nicht eher zu weichen, als bis er folge. Bruchsal wollte das Abenteuer zu Ende führen. Er sprang auf, spannte den Hahn der Pistole und nahm sie in die eine, das Licht in die andere Hand, auf daß der Schatten ihn in der Finsterniß nicht heimtückisch zu Schaden bringe und etwa in einen Abgrund führe. Die Erscheinung glitt voran, Bruchsal schritt besonnen aufmerksam hinterdrein. Sie kamen durch eine lange Reihe Gemächer; die morschen Fußböden knarrten und quitschten, als der Jüngling drüber schritt. Durch einzelne zerbrochene Scheiben pfiff die Zugluft. Doch war sie in Vergleich mit der todten Luft und den Gerüchen, die sonst in den Räumen vorherrschten, wohlthuend zu nennen. Motten flatterten vor dem Licht aus den zerschossenen und zerfressenen gewirkten Tapeten, staubaufregende Mäuse raschelten quer über den Weg. Am Ende der Zimmerreihe befand sich eine geheime Treppe. Der Schatten bewegte sich die Stufen hinab, Bruchsal folgte unverdrossen. Das Licht fackelte und drohte wiederholt auszulöschen. Es ging immer tiefer und tiefer, durch versteckte, feuchte Kreuzgänge. Jetzt gelangten Beide zu einer hohen eisernen Pforte, im Hintergrunde einer Wölbung, deren Fußboden mit modergrünen Platten belegt war. Das schwere Gatter schloß und drehte sich auf. Das Gespenst schwebte hindurch. Bruchsal folgte noch einmal, entschlossen, ihm hier ein Ziel zu setzen und es zum Stehen zu bringen, es koste was es wolle. — Der Schatten stand.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bajaderen.

(Fortsetzung.)

So sprach und dachte man, bevor man die Bajaderen gesehen; das Schauspiel selbst aber wirkte völlig entzaubernd, und namentlich beim weiblichen Theil des Publikums fiel die Temperatur der Theilnahme sogleich unter den Nullpunkt. Ueber dem Verdruß, daß die Ideenassociationen, welche das Wort Bajadere weckt, mit der Wirklichkeit auch nicht im Geringsten zusammentrafen, konnten die Damen und der süße Theil der Männerwelt den ethnographischen Standpunkt nicht finden, und die armen Dienerinnen des Vischnou mußten die Unkosten bezahlen, welche sich die belletristische Einbildung bisher unnöthigerweise gemacht. Ach! stiehlt das umringende Leben nicht genug Täuschungen aus dem Herzen sogar der eleganten Welt! Und da kommen ein paar braune, fratzenhafte Gestalten weither über den Ocean, expreß, um einem mit dem Bajaderenglauben eines der lieblichsten Bilder zu zerstören und mit der ekeln Wirklichkeit die Poesie todtzuschlagen.

> Sie rührt sich, die Cymbeln zum Tanze zu schlagen,
> Sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen,
> Sie neigt sich und biegt sich, und reicht ihm den Strauß.

Solche Bajaderen wollen wir haben! Wie köstlich! das ganze würzige Parfum des Orients im wundervollen Gedicht! Aber wer hat einen Begriff von Grazien auf platter Fußsohle und mit einem Ring durch die Nase! —

Wir sind im Theater. Ein von Herrn Töpfer oder Bauernfeld nach französischem Muster in Scene gesetztes Stück der allerjüngsten Civilisation ist abgespielt. Der Vorhang hebt sich wieder, und ein Bild aus der Kinderstube der Menschheit steht vor uns. Vor drei ernsten Hindous mit der Schalmei, der Cymbel und der Trommel kauert mit untergeschlagenen Beinen, starr, unbeweglich, eine Gruppe von vier Weibern und einem Kinde, braun von Farbe, seltsam, mährchenhaft, Dienerinnen der Pagode und selbst Pagoden gleich. Das dunkle Haar,

das auf dem Wirbel eine Art Haube bedeckt, fällt in zwei langen, mit Bändern durchflochtenen Zöpfen auf den Rücken nieder; ein goldener Reif windet sich um die mit farbigen Linien bezeichnete Stirne; schwere Gehänge in Ohren und Nase; ein knappes Gewand von rother Seide umschließt Schultergelenk und Busen, der überdies durch den von links nach rechts querüber gezogenen, zum Gürtel niederfallenden Mousselinshawl gehalten wird. Die linke Flanke des Körpers bleibt dabei entblößt, und hier hebt sich die dunkle Haut scharf von den hellen Gewändern ab. Ein goldener Gürtel um die schmalen Hüften hält die weißen, faltigen, durchsichtigen, bis zum Knie reichenden Beinkleider, und darunter bis auf die nackten Füße umhüllt ein rother Seidenstoff die Beine — lezteres Stück wahrscheinlich eine den europäischen Anstandsbegriffen gemachte Concession. — Auf einmal erheben sich die Gestalten, schreiten vor und begrüßen die Versammlung, die Hände mit gehobenen Ellbogen vor die Stirne gelegt und den schlanken Oberleib bei ruhenden Beinen tief vorbeugend. Savaranin bläst in seine Schalmei und entlockt ihr ohne Unterbrechung fort und fort denselben ohrzerreißenden Ton, und die Tänze beginnen, bald eine allein, bald zu zweien, bald zu vieren.

Deutsche und französische Blätter haben vielfältig, bald mit suffisantem Hohn, bald in einer von Düften orientalischer Poesie vornehm durchwürzten Prosa, Musik und Tänze beschrieben. Hier nur Einiges vom allgemeinen Charakter derselben. Wir sahen bestätigt, was historisch längst bekannt war: Musik und Tanz der Hindous, beide sind völlig monochromatisch, wie ihre Malerei. Dies zeigt sich gleich im vollkommenen Parallelismus der Geberden und Bewegungen, wenn zwei oder mehrere Tänzerinnen zugleich auftreten. In unserm Balletsystem tanzt bei einem pas de deux oder pas de quatre die eine gleichsam die erste, die andere die zweite Stimme: ihre Bewegungen verschlingen sich antithetisch, bald sich fliehend, bald zusammeneilend und sich überholend; sie malen einen Gedanken oder eine Situation mit Lichtern und Schatten, oder sie wollen es doch, und lassen aus Widerstreit und Gegensatz die Harmonie entspringen, oder sollen es doch. Beim indischen Tanze besteht Schönheit und Vollkommenheit gerade in der strengen Symmetrie, mit der sich die Körper der zwei oder vier Theilnehmenden in dieselbe Geberde werfen und unisono dieselbe Idee oder dasselbe Gefühl wecken. Unter völlig gleichem Pendelschlag von Armen und Beinen verkörpern sich die Gebetesworte, die monoton dem Munde ihres Sängers mit dem weißen Bart entfallen; die Tänzerinnen rollen gleichsam nur das Band ab, dem die ewig wiederholte heilige Formel eingewoben ist.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, August.

(Fortsezung.)

Historische Leistungen.

Molini hat nun auch endlich den Druck der Sammlung von Originalbriefen zur Erläuterung der Kunstgeschichte, von Dr. Gaye, begonnen, und man darf hoffen, den ersten Band dieses in seiner Art einzigen Werkes in etwa zwei Monaten erscheinen zu sehen. Das Ganze ist auf drei Bände berechnet. In Italien ist die Aufmerksamkeit auf diese Sammlung sehr gespannt, und mit Recht, denn kein neueres Werk dürfte ähnliche Aufschlüsse über die Schicksale der Künste in Italien und die Lebensverhältnisse der Künstler gegeben haben. Die Zahl der in dem jezt unter der Presse befindlichen Bande enthaltenen Briefe belauft sich auf mehr denn zweihundert; alle sind mit reichlichen Anmerkungen versehen, die, zum Theil nach gleichfalls unbekannten Documenten, eine Menge Beziehungen erläutern. Fr. Inghirami, der Archäolog, schreibt in seiner Fiesolaner Abtei, wo er seit vielen Jahren seine Wohnung und Polygraphie (wie er diese Buch- und Kupferdruckerei nennt) aufgeschlagen, eine Geschichte Toscanas, welche schon bis zum Untergange der Republik Florenz vorgerückt seyn soll. Ich habe noch nichts davon gesehen, weiß also nicht, wie sie sich zu Pignotti und andern Werken verhält. Vom Abate Bini erschien kürzlich ein Schriftchen über die Templer in Lucca, mit manchen Urkunden, aus welchen hervorgeht, daß vom Jahr 1152 spätestens bis zum Jahr 1298 (wo diese Documente aufhören) der Orden ein palatium oder manoir in der genannten Stadt hatte, welche Besizung nebst den übrigen an die Johanniter überging. — Dies ist so ziemlich das Bedeutendere, was in den lezten Monaten für Geschichte in Toskana geschehen, und man wird mir beipflichten, daß, wenn nicht an Originalwerken eine reiche Ausbeute gewonnen, doch für die Bekanntmachung der Quellen vieles gearbeitet worden ist. Ich kann nicht unterlassen, dabei zu bemerken, daß der Eifer, welchen deutsche Gelehrte in diesem Fache an den Tag gelegt haben, vielfach gefördert hat. Wer weiß, ob ohne Rankes Geschichtsbücher der Druck der venetianischen Relationen so bald schon zu Stande gekommen wäre, und ohne Gervinus Arbeit über die florentinische Historiographie der des Cavalcanti. Wie man, ich weiß nicht in welchem Lande, steif und fest glaubte, die Engländer produzirten nichts als Scheeren und Messer, so scheinen neuerdings einige italiänische Buchhändler sich in den Kopf gesezt zu haben, die deutschen Gelehrten lebten von nichts anderm als von Documenten und Chroniken. Darauf spekuliren sie. Wie in den römischen Kunsthandlungen eine Menge seltsamer Waaren, zu möglichst hohen Preisen, unter dem Namen Roba per gli Inglesi bekannt ist, so kann es dazu kommen, daß Urkundensammlungen und Aehnliches in den Buchläden als Roba per i Tedeschi bezeichnet wird. Ferne sey es von mir, als wollte ich zwischen beiden eine Parallele ziehen. Der Italiäner macht uns eine Art Compliment, und bewundert nur im Geheimen unsern Straußenmagen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 220.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 13. September 1839.

Längst wohl sah ich im Geist mit weiten
Schritten das Schreckensgespenst herschreiten
Dieser entsetzlichen blutigen That;
Dennoch übergießt mich ein Grauen,
Da sie vorhanden ist und geschehn.

Schiller.

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

Bruchsal blickte um sich. Er befand sich in einem Todtengewölbe, in der ehemaligen Familiengruft. Särge, Sarkophage standen an den Mauern neben- und übereinander, dem Schatten zunächst ein, bloß mit einem weißen Tuche verdeckter, unverschlossener Sarg. Der Grenadier zog die Decke hinweg, sah den Jüngling an und deutete darauf: ein frisch gemordeter blutender Leichnam lag in dem Sarge. — Richard trat fest und sicher hinzu, hielt das Licht hoch darüber und erkannte die Leiche: es war die keines andern als seines Freundes Sturm, mit einer offenen Wunde in der Brust, und verbundenem, blutendem Kopfe, in ein weißes Leichentuch gehüllt.

Ein dumpfer Schrei entrang sich den Lippen des jungen Grafen; er knirschte vor anwachsender innerer Empörung mit den Zähnen und preßte die Hände fester zusammen. Er wendete sich seinem Führer zu, sein stummer Blick durchbohrte ihn fragend, forschend, ob er Wirklichkeit oder Täuschung sey, sein Arm erhob sich langsam, der Zeigefinger zitterte an dem Drücker der Waffe. Das Gespenst schlug ein widerhallendes Gelächter auf, das in unartikulirten Tönen abermals wie Fluch klang. Bruchsal zielte mit krampfhafter Ruhe nach seiner Brust und drückte ab, als er seines Schusses sicher war. Der laute Knall hallte in dem Gewölbe wieder. Eine andere Stimme schrie auf, es röchelte, im Pulverdampfe zerfloß die gespenstische Gestalt . . . .
. . . .

In diesem Augenblick erwachte Bruchsal und besann sich wieder auf sich selbst. Er sah umher. Er stand aufrecht vor dem Sopha, auf dem er gesessen, hinter dem Tische, an dem er geschrieben hatte, und hielt in der einen Hand das Pistol, in der andern das Licht, mit dem er sich auf dem Gange geleuchtet. Er sah staunend von sich ab, vor sich, an dem Lichte vorbei. Da traf sein Blick auf das Bett seines Freundes, der, in seinem Blute, röchelnd, sterbend vor ihm lag.

Jetzt ward es gräßlich Licht in seiner Seele: er war auf dem Sopha im Nachsinnen eingeschlafen und hatte die Erscheinung des Gespenstes, so wie die ganze Wanderung nur geträumt, hatte, anstatt des todten Grenadiers von La belle Alliance seinen Freund Sturm erschossen. Licht und Waffe entfielen seinen Händen; er schleuderte mit übermäßiger Kraft den schweren Tisch zwischen ihm und Sturm wie eine Feder bis in die Mitte des Zimmers hinweg und stürzte mit einem Schrei der Verzweiflung über den Sterbenden.

* * *

Letzte Blätter aus Richards Tagebuch.

Denkende Geister sind im Leben die bei der Erstürmung der Burg des Todes vortretenden Freiwilligen. Der Denker ist der erste Held und Märtyrer. Die Zeit tödtet ihn, so lange er lebt, um ihn für den Frevel zu strafen, daß er den dunkeln Schleier zu lüften versucht, der in den irdischen Erscheinungen über die eigentliche Wirklichkeit ausgebreitet liegt.

Mit der Nacht der Erde geht dem Geiste das hellste Licht seines Tages auf und beleuchtet ihren Schlummer, indem sie wie ein Kind die ruhigen Züge ihres Angesichts dem forschenden Blicke darbeut und ihn ihren Ursprung in der Seele errathen läßt, wo sie wurzeln. — O, hehre Nacht! ich höre deinen Athem und fühle deine beruhigende Nähe, und es ist mir wohl, wenn ich nur dich und keine Spanne Zeit über dich hinaus denken darf. Ununterbrochen, ewig solltest du seyn. So ist auch der ermüdete Wanderer über Land nur froh, wenn er unterwegs Abends nach dem Ziele fragt, die Antwort zu hören, daß auf der Strecke, die er noch zurückzulegen hat, ihm kein Dorf mehr zu durchwandern übrig, und er denkt sich den Weg ununterbrochen desto kürzer.

Ja, es muß wohl Krankheit seyn, diese Angst und dieses Bangen, die mich zu ersticken drohen. Das Schreckliche, Gespenstische, der Fluch, den ich auf dem Schlachtfelde sah, dessen Erscheinung einen Andern wahnsinnig gemacht haben könnte, war doch nur mein eigenes Innere, in das ich somit einen Blick thun durfte. Und wie ist es so geworden? warum? seit wann? Es muß wohl vom Körper aus so umgewandelt seyn, weil es sich nach seiner Wohnung bequemen mußte. Ich war noch ein Knabe, als ich diese Unruhe zuerst empfand und durch dieses Unbehagen von meinem Innersten aus genöthigt ward, mich rastlos in der Außenwelt umzutreiben, die ich doch nicht begriff und mir nicht erquicklich anzupassen wußte. Insofern aber dieses Uebel in mir liegt und veraltet, fühle ich, es muß wieder herausgeworfen werden, wenn ich gesunden soll. Ich ertrage es nicht länger, es muß zu einer Krise mit mir kommen. Es muß einen Körper annehmen, oder sich zur That gestalten, damit ich es von mir werfen kann. Es muß aus der Zukunft heraus in die Vergangenheit treten; denn erst wenn es hinter mir liegt, kann ich wieder ruhig werden, es komme was da will. Ich muß mich selbst wieder finden, an mir Antheil nehmen und mich von der Außenwelt abwenden können, die mein Inneres mir allein vermitteln soll.

Wie wir ein Unglück ertragen, zeigt immer, ob es uns eine Strafe oder Lehre hatte seyn sollen. — Fluch und Segen sind immer höheren Gesetzen unterthan, und wir irren keineswegs, nennen wir sie Schicksal oder Vorsehung, Charakter oder Geist. — Schicksal ist, was wider Vernunft und Willen geschieht. Der Mensch muß aber, dem Leben und Schicksale zum Trotz, Alles überstehen und den Tod besiegen. — Wenn man in dicker Finsterniß recht ruhig vor sich aussieht und sich nicht rührt, fühlt man ordentlich die Umrisse des Gesichts und kann sich so auch vorstellen, wie der Gefühlssinn sich bei Blinden entwickelt. Je weniger Sinne der Mensch hat, desto schärfer sind sie; ein Sinn beeinträchtigt den andern, und also ist es auch mit der Ausbildung des Geistes im Ganzen: je einseitiger der Verstand, desto größer kann er seyn. . . . .

(Fortsetzung folgt.)

Die Bajaderen.

(Fortsetzung.)

Dieses Eintönige in der Geberdung, diese Starrheit in der Beweglichkeit ist vielleicht ein allgemeiner Grundzug kindlicher Völker. Er tritt uns deutlich schon in den altegyptischen Monumenten entgegen, und die armen Hindoumädchen, wenn sie so starr, alle das gleiche Bild wiederholend, am Boden kauern und uns mit ihren großen dunkeln Augen so schwermüthig ruhig anblicken, erinnern überhaupt auf's Rührendste an manche der bunten Schildereien, womit das alte Egypten vor Jahrtausenden die Wände seiner Grabkammern bemalte. In Rosellinis großem Werke stehen ganze Reihen weiblicher Gestalten, alle die Arme zu derselben trauernden oder betenden Geberde geöffnet; ein andermal sitzen da mit untergeschlagenen Beinen fünf, sechs Weiber, in einem Styl des Kostüms und des ganzen Ausdrucks, der sich in den wesentlichen Punkten vollkommen an unsern Bajaderen wiederholt.

Die ganze Mimik ihres Tanzes ist nichts weniger als ohne Anmuth und Grazie, wenigstens wenn man die Grazie in der Menschengestalt an sich zu fassen weiß und sie nicht an gewisse Bedingungen des Kostüms oder gar der Hautfarbe gebunden meint. Das Leuchten ihrer dunkeln Blicke, die weichen Biegungen ihrer Körper, das wellenförmige Spiel ihrer Arme erscheinen zu Zeiten ganz reizend und ausdrucksvoll. Aber es liegt auf der Hand, was die schöne Welt so antipathisch stimmte und sie über dem grotesken Außenwerk den Kern der Erscheinung so ganz übersehen ließ: der Styl der Beine, gewisse Punkte der Tracht, und endlich das Nationalgepränge.

Bei unsern Bühnentänzen ist einmal die schnatternde, sich überstürzende, aus einem Ton in den andern umspringende Sprache der Beine die Hauptsache; beständig

schreibt der Fuß, vom Boden aufzuckend, seine flüchtige Schrift in die Luft und verschlingt sie zu seltsamen Hieroglyphen, deren Sinn wir, wenn es gut geht, im Fluge haschen, und ohne das ewige Schweben und Neigen und Beugen des Körpers auf der Zehenspitze und der straffen Kniekehle gibt es keinen möglichen Ausdruck der Freude und des Jubels, der Liebe und Sehnsucht, der Lockung und der Abwehr, des Fragens und Antwortens, ja der Angst und des Abscheus, der Demuth und des Gebets, und am Ende gar der Verzweiflung und des Todeskampfs. Wie muß es nun die von solch schönem und natürlichem System befangene Einbildungskraft empören und langweilen, wenn die Hindoutänzerin zu den monotonen Schwingungen ihres Oberleibs mit geknickten Knien und nervigten Fersen den Boden tritt, und damit weder eine süße, noch gewaltsame Leidenschaft malt, sondern immer nur die andächtigen Gefühle, wie der geplapperte Spruch des Vorsängers sie in ihr weckt! Welcher Theaterbesucher, wenn er es auch weiß, denkt daran, daß die Poesie der obligaten Zehenspitze dem Alterthum fremd war und es dem größten Theil der rings um die Erde so tanzlustigen Menschheit noch ist? daß es wohl selbst den Charitinnen in ihrem Reigen nicht darauf ankam, ob sie mit der Ferse den Boden streiften, und daß bei den ausschweifendsten Tänzen, an denen sich verfeinerte Hellenen und Römer ergözten, ausdrucksvoll der Grund gestampft wurde? Wir erinnern die Freunde und Kenner des Alterthums beispielsweise nur an die uns eben beifallende malerische Stelle des Juvenal. XI, 164, welche allein hinreichte, unsern Damen einen Horreur vor allen menus plaisirs der antiken Welt einzuflößen.

Was das Kostüm der Tänzerinnen betrifft, so wurde das Auge des Balletpublikums besonders durch die Hüftpartie beleidigt. Hier sizt gerade der wesentliche Unterschied zwischen der weiblichen Tracht des Alterthums und der des Orients einerseits, und der des christlichen Abendlandes andererseits. In unserm, nun auch schon mehr als tausendjährigen System theilt die Taille den Umriß des Körpers streng in zwei Hälften, in eine obere und in eine untere. Die um die Taille verjüngte Säule des Körpers schwingt sich nach oben und nach unten heraus; vorzüglich aber verlangt das moderne Auge eine bald stärkere, bald bescheidenere, immer aber die Natur überbietende Ausladung der Hüften, und die Funktion eines Gürtels der Grazien wird dabei von mannigfaltigen, nach Stoff, Umfang und Benennung verschiedenen Artikeln versehen. Unter der Herrschaft dieses ästhetischen Glaubens kann keine Ballettänzerin daran denken, in diesem Punkte der Ueberlieferung zu trotzen; es wäre für sie das undankbarste Unternehmen, wollte sie etwa, den Forderungen eines fremden Kostums zu Liebe, es sich versagen, ihrem Aeußern wesentlich die Umrisse zu geben, in denen sich einmal für die schöne Welt die Begriffe von Reiz und Grazie verkörpern. Als Griechin, als Türkin, als Bajadere selbst, auf welchen Schauplatz sie der leichtfertige Gedanke des Tanzpoeten werfe, wäre ihr zu Muth, wie Simson nach dem Verlust seines Haarbusches, wenn sie nicht vom erhebenden Bewußtseyn getragen würde, daß das leichte Röckchen, zur Seite und hinten schalkhaft vom Körper abgewiesen, mit seinen koketten Evolutionen die Schwingungen der Glieder begleitet.

Dieser wunderbare Effekt von Draht und Steifleinwand war dem ganzen Alterthum so unbekannt, wie der des Schießpulvers, und alle in der Kultur zurück- oder stehengebliebenen Völker wissen noch jezt nichts davon. Allbekannt ist der allgemeine Charakter der alten griechischen und römischen Tracht. Der früh eingeprägte Respekt vor diesem Alterthum, wohl auch der überwältigende Eindruck idealer Schönheit, macht, daß der große Haufen der Weltleute vor Statuen, und Basreliefs oder vor malerischen Nachbildungen jener Welt, in Betreff der weiblichen Figuren seine Tagesästhetik vergißt. Sobald aber das Kunstvorurtheil verschwindet, wird die Kritik wach und zeigt Lust, den modernen Maßstab anzulegen. So werden die wenigsten Damen Anstand nehmen, die weibliche Tracht auf den egyptischen Denkmälern abscheulich zu finden, weil hier in der kindischen Verzeichnung die Figuren alles Scheins jener Idealität entkleidet sind, welche bei den Gebilden der griechischen Kunst Gewand und Gestalt für die Einbildung organisch in einander fließen läßt; weil die gemalten und gemeißelten Egyptierinnen sich wie Gliederpuppen oder Wachsfiguren darstellen, denen eine pretentiöse Toilette übergeworfen ist. Von den gemeinen egyptischen Weibern kann gar nicht die Rede seyn: diese sind in der Regel schlecht und recht in eine Art Kutte gesteckt, welche geradezu, ohne Gürtel vom Hals auf die Beine herabfällt. Aber die vornehmen sind sehr reich geschmückt: das schwarze, dicke Haar, über der Stirne kurz und viereckig verschnitten, fällt kolbigt, in schweren Massen auf die Schultern nieder und ist mit mannigfachem Schmuck durchwunden; in den Ohren hängen schwere Ringe, Schulter und Büste sind, ganz in der Weise der Hindous, mit bunten und verschiedenfarbigen, quer gezogenen Tüchern drapirt, die Arme nackt, und vom Busen fällt ringsum glatt und eng ein Gewand lang auf die Füße nieder, wobei meist der Körperumriß durchgezeichnet ist, zur Andeutung der Leichtigkeit und Durchsichtigkeit der Stoffe.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, August.

(Schluß.)

Historische Leistungen.

Die Aufzählung dessen, was anderwärts im historischen Fache geschehen ist, wird weniger Raum wegnehmen. Vermiglioli in Perugia, der die ganze Geschichte seiner Heimath, politische wie artistische, mit Beschlag belegt zu haben scheint, hat ein Buch geschrieben, um zu beweisen, Malatesta Baglioni, der Generalkapitän der Florentiner während der lezten Belagerung, sey kein Schurke gewesen, wie die Toscaner, auch die leidenschaftslosen, ihm ziemlich allgemein vorwerfen. Der Beweis ist ihm sehr schlecht gelungen: wie immer bei solchen Veranlassungen, ist indeß auch bei diesem äußerst ungeschickt geschriebenen Buche (La vita e le imprese militari di Malatesta IV. Baglioni, narrazione storica) manches Faktum genauer erörtert worden. Am meisten läßt Vermiglioli seinen Grimm aus an dem Verfasser des Romans: L'Assedio di Firenze und, ohne namhafte Bezeichnung, an der Luisa Strozzi des Professors Rosini. Dabei fällt mir ein, daß Rosini so eben den ersten Band seiner Geschichte der Malerei in Italien herausgegeben hat, welcher die erste Hälfte der Epoche vom risorgimento bis auf Masaccio enthält. Ich kann nichts darüber sagen, da ich das schön gedruckte, dem Könige der Franzosen gewidmete Buch nur eben in die Hand genommen habe. Von den dazu gehörenden gutgearbeiteten Kupfertafeln sind mehrere Hefte erschienen. Außer des Herzogs von Serra di Falco großem Foliobande über die Architektur des Mittelalters in Sizilien, welcher unter Andern zur Vergleichung mit den von Gally Knight in dem denselben Gegenstand behandelnden Buche (The Normans in Sicily) dargelegten Resultaten auffordert, ist sonst im Fache der Kunstgeschichte nur ein einziges Werk von Bedeutung erschienen, das Leben des Giulio Romano, vom Grafen Arco in Mantua, mit einem großen Atlas von Kupfertafeln, welche dieses Malers Werke in Mantua, den trojanischen Krieg, den Gigantenkampf u. s. w. enthalten. Von Archäologischem schließt sich an das längst erwartete Werk der Jesuiten in Rom über die altitalischen Münzen (Asse), welches neulich mit zahlreichen Abbildungen erschienen ist und einen Schaz von Gelehrsamkeit enthält. Auch Nibbys neues Werk: Roma nel 1838, dessen erster Band ausgegeben ist, muß genannt werden. Diese Beschreibung Roms, von welcher mancher (irrig) glauben möchte, sie sey überflüssig nach Allem, was schon über diese Stadt gesagt worden, wird in zwei Abtheilungen das neue und das alte Rom, in alphabetischer Ordnung, enthalten. Der erste starke Band gibt die Einleitung — physische Topographie, Geschichte der Stadt, Bevölkerung, Eintheilung, Baumaterialien und Baustyl, chronologische Tabellen — und sodann die Beschreibung der Aquädukte, Amphitheater, Bogen, des Capitols, der Castra Prätoria, der Circus und Cloaken. Ich möchte nicht geradezu behaupten, daß Nibby in Allem gründlich ist: manches in diesem Buch ist bloße Abkürzung früherer Arbeiten, z. B. über Roms Mauern, bei welcher Gelegenheit die unhaltbare Ansicht des Umfangs von fünfzig Miglien unter Aurelian wieder zum Vorschein kommt. Aber hier, wie in dem schäzbaren Werke über die Campagna (1837 — 38) ist außerordentlich viel Material zusammengetragen, und es ist in den einzelnen Artikeln eine gewisse Anschaulichkeit und ein praktischer Sinn, welche zur Genüge zeigen, daß der Verfasser mit seinem Gegenstande innig vertraut ist. Nardinis Buch ist nur für Gelehrte; die übrigen Arbeiten in Guidenform (unter denen Melchiorris Buch in seiner Art viele Verdienste hat) sind im Ganzen zu oberflächlich, um zu irgend etwas anderm als zum bloßen Handgebrauch für den Fremden dienen zu können. So ist denn das Nibbysche Werk immer noch ein erwünschtes. Wenn man viele der von ihm gewonnenen Resultate mit denen vergleicht, welche in der bändereichen „Beschreibung der Stadt Rom“ sich finden, so merkt man recht, auf wie schwachen Füßen selbst nach so langen Studien die römische Topographie noch heute steht, und wie die nämlichen Stellen der Classiker, die nämlichen Entdeckungen bei den Ausgrabungen dazu dienen müssen, auf jeder Seite für Meinungen zu zeugen, die einander schnurstracks entgegenlaufen.

Um zu den historischen Arbeiten zurückzukehren, so ist endlich des Grafen Cesar Balbo Vita di Dante in zwei Abtheilungen (Dante in patria — Dante in esilio) zu Turin erschienen. Ein eigentlich gelehrtes Werk ist es nicht, wohl aber ein schön, wenn auch populär geschriebenes Buch, welches den Dichter der göttlichen Comödie inmitten seiner Zeit und seiner Umgebungen darstellt, die Wissenschaft und Poesie des Jahrhunderts, die wiedererwachte Kunst, das Leben in den Republiken und an den Fürstenhöfen, und die unsäglichen politischen Wirren in den Kreis hineinziehend, so daß wir eigentlich ein Gemälde Italiens zu Ende des dreizehnten und zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts vor uns haben, dessen Mittel- und Hauptperson Dante ist, auf den Alles sich bezieht. Und dieses hat Balbo mit vielem Geschick durchgeführt: wenn sein Werk auch nicht darauf Anspruch machen kann, Ergebniß von Archivstudien zu seyn, so muß man ihm nachsagen, daß Alles, was Chroniken und sonstige Werke, und vor allen Dantes eigene Schriften über jene denkwürdige Zeit enthalten, mit großem Fleiß benuzt und zusammengestellt ist. Daß dabei Dantes und der Chronisten Worte, so oft wie es sich thun ließ, beibehalten, daß über politische und literarische Verhältnisse des Jahrhunderts Excurse eingeschlossen sind, deren der Gelehrte nicht bedarf, die aber das Ganze abrunden, damit werden Alle einverstanden seyn. Einzeldinge würden sich hier, wie überall, berichtigen lassen. Der Vorgänger Balbos auf dem Felde der Danteliteratur, C. Troya, dem man das interessante Buch Del Veltro allegorico verdankt (dessen Hauptresultat in Betreff der Erläuterung: wer der Veltro sey, von Balbo angenommen zu sehen, einige Verwunderung erregt, um so mehr, da es heißt, Troya selber habe seine Meinung seitdem aufgegeben), hat zwei Bände seiner italiänischen Geschichte drucken lassen, der man längst mit Ungeduld entgegensah. Er geht etwas hoch hinauf — ich höre, er beginnt mit der Sündfluth. Seine Landsleute würden es vorgezogen haben, wenn er bei seinem Plane, eine spezielle Geschichte der Longobarden und ihrer Niederlassungen in Italien auszuarbeiten, stehen geblieben wäre. Troya und Balbo haben gerade den entgegengesezten Weg eingeschlagen, worauf auch lezterer in der Einleitung zu seinem Buche hindeutet. Balbo begann mit einer allgemeinen Geschichte Italiens, blieb aber, glaube ich, beim sechsten Jahrhundert stehen und wandte sich dann zu Dante und seiner Zeit. Der Andere begann vor einer Reihe von Jahren mit Dante, die Schicksale seiner Familie und jener der Faggiolaner mit unermüdlichem Fleiße bis in's kleinste Detail verfolgend. Dann stieg er, con animo e fortuna maggiore, zu den Anfängen italischer Geschichte hinan. — Doch für heute genug von historischen Studien.

Rt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 221.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 14. September 1839.

Zwar sind auch wir von Herzen unanständig,
Doch dies Antike find' ich zu lebendig;
Das müßte man mit neustem Sinn bemeistern,
Und mannigfaltig modisch überkleistern.

Goethe.

Die Bajaderen.

(Fortsetzung.)

Das hindostanische weibliche Kostüm charakterisirt sich nun besonders dadurch, daß die Bekleidung der obern Körperhälfte und die der untern völlig getrennt und unzusammenhängend sind, so daß die Region der Taille mehr und weniger ganz frei und bloß bleibt. Die Büste ist dabei durch die Drapirung mit Shawls und Mousseline ziemlich voll und ausgeladen, aber durch die untern Kleidungsstücke wird der Körper knapp umschrieben. Gerade nun diese Ehrlichkeit der Hüften, diese ungebrochene Schlankheit trug viel dazu bei, daß die Grazie der armen Bajaderen der kunstsinnigen Versammlung so wenig einleuchten wollte, weil der abergläubische Blick einen Hauptträger unserer Grazie und beim Niedergleiten an den Gestalten den gewohnten angenehmen Aufhaltepunkt vermißte. Wurde es hier dem Publikum noch schwerer als sonst, in einer etwas fremdartigen Erscheinung das echt Menschliche zu fassen und zu genießen, so war nur wieder der Umstand daran Schuld, daß man sich durch so viele fleischfarbige Bajaderen und verwandtes morgenländisches Gesindel in entzückenden bauschenden Röckchen, in einen idealen Orient verliebt hatte.

Noch weit mehr verstößt ein anderer Putz der Bajaderen gegen das europäische Kostüm, nämlich der Nasenring. Ich kenne Frauenzimmer, die dabei gleich an nichts als an die ungeschlachten Zöglinge polnischer Bärenführer dachten. Sie waren nahe daran, sich deßhalb zum System des oben genannten Theaterintendanten zu bekennen und die sanften Hindous zu den wilden Menschen zu werfen, und meine Versuche, sie durch Notizen aus Länder- und Völkerkunde für das widerwärtige Toilettenstück menschlich zu interessiren, wurden barsch abgeschlagen. Ich hatte nicht den Muth, sie zu sehr zu drängen, ihnen zu zeigen, daß man auch in Sachen der Unvernunft gar wohl an die Vernunft appelliren könne, und wie sehr Milde und Umsicht des Urtheils zu empfehlen sey, wenn man eine Laune bekrittelt, der seit Jahrtausenden tausend Völker huldigen, zumal es sich bei genauerer Betrachtung herausstelle, daß auch unser Putz in vielen Stücken nur legitimirter Volksunsinn sey.

In ganz Arabien und Persien, in Vorder- und Hinterindien tragen die vornehmen Weiber seit den ältesten Zeiten Ringe in der Nase, und zwar durch die linke Nasenwand. Sie kommen schon in der Bibel vor, was freilich dem bibelfestesten Christen entgeht, der vom hebräischen Text nicht mehr weiß, als daß man ihn von hinten herein liest. Luthern und seiner Zeit mochte dieser Volksbrauch noch unbekannt seyn, und er übersezte daher

Nase mit Stirne, und Nasenring mit Haarband. Schon der Knecht Abrahams hängte der schönen Rebecca am Brunnen „Armringe an ihre Hände und eine Spange an ihre Stirn," (Mos. I. 24. 47.) d. h. einen Ring an ihre Nase. In einem Vers der Sprüchwörter Salomos, den Luther so gibt: „Ein schönes Weib ohne Zucht ist wie eine Sau mit einem goldenen Haarband," heißt es geradezu: „mit einem goldenen Ring in der Nase." Dasselbe gilt von der Stelle bei Jesaias 3. 21.

Es war Niemanden zuzumuthen, daß er diese primitive Koketterie, welche die Bajaderen in ganz guter Art zur Schau trugen, gerade anmuthig finden sollte. Was ist aber dagegen zu sagen, wenn so viele Völker von uralter Kultur die Nase für einen so passenden Ort halten, um ein Geschmeide hineinzustecken, als das Ohrläppchen? Wir haben ja so große Achtung vor der Poesie der Araber, Perser, Indier, so schwer begreiflich sie uns oft ist, und es fällt uns nicht ein, ihre Phantasiegebilde mit den Reagentien unserer Aesthetik und Poetik zu zerlegen. Warum wollten wir dies bei der Toilette thun, die ja überall auch ein poetisches Produkt des Nationalgeistes ist? Ist nicht die Kultur des Orients ein so kräftiges, selbstständiges, blüthenreiches, und jedenfalls ein viel älteres Gewächs als die unsrige? und sind nicht alle, die schönsten und edelsten, wie die herbsten und wunderlichsten Früchte, die in den Kronen beider Bäume hängen, Triebe der innersten, eigensten Natur beider Pflanzen? Und dabei ist ja doch, wenn man die zwei heterogensten Völkergruppen einander gegenüberstellt, ihr beiderseitiges Kostüm im weitesten Sinne, gerade wie Blatt, Blüthe und Frucht der zwei verschiedensten Gewächsen, am Ende nur die leicht modificirte Entfaltung derselben wenigen, einfachen Gedanken der Natur. Wir suchen uns in den Dichtungen der Morgenländer mit Liebe, kosmopolitisch, in ihre Anschauungen der äußern und der innern Welt zu versenken; dies gelingt uns nur zu oft sehr unvollkommen, und immer weniger, je mehr die Gegenstände unmittelbar die Sinnlichkeit berühren. So wird es uns nie möglich seyn, dem Perser oder Hindou die Gefühle nachzuempfinden, welche der Nasenzierrath der Geliebten in seinem Herzen regt; wenn man aber nicht gerade ein Geck oder ein Perrückenmacherlehrling ist, so wird man diese Gefühle vorweg als süß und relativ vernünftig gelten lassen. Ja, mancher Lüsterne unter uns mag bedauern, daß ihm das Organ abgeht, um einmal zur Abwechslung seine Phantasie im Nasenring einer Schönen sich schaukeln zu lassen.

Wenn man bei den Bajaderen, wie wir sie auf der Bühne sahen, an verwandte Rollen in unsern Dramen, Opern und Balletten dachte, so wurde einem wieder recht klar, worin beim Copiren fremder, der Zeit oder dem Raum nach weit entlegener Kostüme das verständige Maaß, die geschmackvolle Mitte besteht. Besonders war es die königliche Bühne zu Berlin, welche ihrer Zeit in Betreff der Kostümtreue die höchsten Ansprüche an sich selbst, und dann wieder auf allgemeine Anerkennung machte, und dabei auf die seltsamsten Irrwege gerieth; z. B. wenn sie Macbeth in altcaledonischem, bald fabelhaften Kostüm vorführte. Hat wohl je Graf Brühl, wenn ein Stück aus der Zauberlaterne des Orients über die Bretter ging, den Damen Milder oder Stich zugemuthet, auch ihren Nasen den Lokalcharakter zu geben? Er mußte dies aber, wollte er ganz consequent seyn. Man denke sich Demoiselle Rachel als Esther oder Athalie mit dem altnationalen Nasenring! Würde sie sich deßhalb, weil sich schon Rebecca am Brunnen einen Ring in die Nase hängen ließ, dieses Organ durchbohren? Doch davon wäre ja nicht einmal die Rede, und die Nasenspange ließe sich leicht nach dem Prinzip von Papagenos Mundschloß einrichten.

Als den dritten Hauptpunkt, der der Sinnlichkeit unseres Theaterpublikums ein Aergerniß gegeben, nannte ich oben die Hautfarbe der Tänzerinnen. — Ich hörte im Theater neben mir ganz anständige Leute einander fragen: ob es wohl Mulatten seyen? O encyclopädische Bildung der Zeit, die alles im Himmel und auf Erden, Natur- und Menschengeschichte, Astronomie, Länder- und Völkerkunde, in so leichten, schmackhaften, sinnreich geordneten Schüsseln auftischt, wozu es so gut wie keiner Verdauungskraft bedarf, wo das ganze Mahl so ganz ohne Degout eingeht und so leicht durchgleitet, daß die Jungen und die Mädchen in Schule und Pension Alles an den Fingern herzusagen wissen, und in der Schreibstube und unter der Haube Alles rein vergessen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

Es waren seit der verhängnißvollen Nacht drei Jahre verflossen, und zwei Drittheile dieses Zeitraums hatte der unglückliche Graf Richard in vollkommenem Wahnsinne zugebracht. In diesen Zustand schon verfallen, als er am Morgen nach der That, die ihm das Schicksal aufgebürdet hatte, wieder zu sich gekommen war, hatten die Seinigen den entsetzlichen Hergang des Geschehenen nur allmählig aus abgerissenen Worten, die er fallen ließ, errathen können. Sein Vater und seine Mutter überstanden zwar die ersten Augenblicke, Stunden und Tage, bis sie das ganze Uebermaß des Unwiderruflichen

in ihr Bewußtseyn aufgenommen hatten; allein um wie viel älter waren sie unterdeß geworden! Das Glück, die Ruhe, die Zufriedenheit ihres Lebens waren nun ganz zerstört, die Hoffnungen ihres Hauses vernichtet, da sie also den lezten Erben ihres Namens verloren sahen. Ihr Geschlecht starb mit ihnen aus, ihre Güter kamen in fremde Hände. Von Verwandten, Freunden und Gästen nach jener Katastrophe schnell verlassen, war der einzige Trost und die Stütze der Familie Emilie geblieben, die allein ihre Fassung behauptete. Ja, das schöne Mädchen entwickelte in dieser Drangsal eine Heiterkeit und Gesundheit des Geistes, eine Seelenstärke, die ihr in so seltenem Grade Niemand zugetraut hätte, und pflegte ihren kranken Bruder, tröstete und beruhigte ihre Eltern auf das Unermüdlichste. Sobald es damals nur irgend thunlich war, verließen sie mit ihm das öde Schloß, um ihren Aufenthalt wieder auf dem Gute zu nehmen, das sie vordem bewohnten, und hier hatten sie etwa nach Jahresfrist den Schmerz, den gebeugten alten Grafen das Zeitliche segnen zu sehen, jedoch, als abermals ein Jahr zu Ende ging, die Freude, zu erleben, daß der unglückliche junge Mann nach und nach die Herrschaft über seine Vernunft wieder gewann. Nur daß ihnen diese Freude wiederum durch die trostlose Wahrnehmung getrübt ward, daß in demselben Verhältnisse, als Richards geistige Gesundheit zu neuen Kräften kam, seine leibliche verfiel und er immer mehr und mehr dem Rande des Grabes zuschritt. Er selbst verkannte auch seinen Zustand und die Natur des abzehrenden Fiebers, dem er unterlag, nicht im mindesten, und war eben in dem Bewußtseyn dessen wirklich so heiter, als nur die äußerste Anstrengung ihrer geistigen Kräfte Emilien scheinen ließ. Die liebenswürdige alte Gräfin war gefaßt und ergeben, zeigte sich aber seit einiger Zeit sehr oft nachdenkend und wie in einem stillen Kampfe mit sich selbst: sie schien irgend etwas auf dem Herzen zu haben, von dem sie nicht wußte, ob sie es gegen ihre Kinder zur Sprache bringen sollte oder nicht.

Um diese Zeit besprachen die Geschwister mit einander häufig und ohne Rückhalt die ernstesten Dinge und hatten eines Tags unter andern bei Gelegenheit, daß Richard Emilien auf ihren Wunsch die oben eingefügten Blätter mitgetheilt, die er in jener Nacht in seinem Tagebuche ausgefüllt hatte, die folgende Unterredung mit einander.

„Ja, es war wohl seltsam," sagte Richard, „auf wie verschiedener Weise ich nach und nach zu dem entsetzlichen Traume vorbereitet oder gereift, oder soll ich sagen, gestimmt wurde? Es geschah, was hatte geschehen sollen, und als ich endlich nach der langen Geistesnacht mein Bewußtseyn wieder zu finden begann, ging ich in einen Zustand über, der wohl dem nicht unähnlich seyn mochte, der uns zur Vorbereitung für ein anderes, nach diesem Leben erwartet. Er hatte etwas Fegefeuerhaftes. Und obwohl ich immer stärker das Bedürfniß in mir fühlte, mich aus ihm herauszureißen, und immer wiederholt den Versuch unternahm, mißlang er mir doch auch eben so oft und versank ich immer wieder in den einen vernichtenden Gedanken der That, der mich die nun dennoch überschrittenen Grenzen des Schattenreiches nochmals überblicken ließ. Lange stand die Zunge der Wage innen, so oft ich mir die entsetzliche Frage: Warum? wieder stellen mußte, und ich glaubte mehrmals, ich würde sie auf ewig wieder sinken sehen, und schickte mich schon an, allen Widerstand aufzugeben. Allein da stieg wie eine sanfte Musik in verständlichen Lauten die Antwort in meiner Seele auf: Warum sollen wir das Leben niemals fragen? und die Wage stieg. Das schwere Gewicht, das zuvor meinen Geist zu Boden zu ziehen drohte, ward in die andere Schaale geworfen und zog den Körper anstatt seiner nieder. Es ward mir wieder leicht...."

„Und wie erscheint dir jezt die trübselige Vergangenheit überhaupt?" fragte Emilie, nachdem sie seinen Worten ernst nachgedacht hatte. — „Wie mythisch," versezte Richard; „denn auch an dem Entsetzlichen sollte sich mir, Gottlob! die Wahrheit ergeben: daß es sich mit dem Großen und Ungeheuren im Einzelnen nicht anders als mit dem der Zeit verhält; nach dem Verlaufe von ein paar Jahrhunderten wird es mythisch, fängt zuerst dem Einzelnen und nach und nach Vielen oder Allen so zu erscheinen an. Und wiewohl ich nicht sagen darf, daß ich die Zeit daher Jahrhunderte durchlebt, so durchlebte ich darin doch gewiß so viel als der Einzelne in der Erfahrung durchleben kann: meine grauen Haare vor der Zeit bezeugen es. Ich bin alt geworden, verjünge mich aber täglich wieder, indem sich in meinem Geiste das Greisenalter mit der Kindheit verbindet. Die Erinnerungen meiner und unserer Kindheit treten hier an ihrer Wiege immer näher auf mich zu." — „Das sollte lieber nicht so seyn," versezte Emilie; „so kommst du zulezt wohl gar zu deiner alten Abneigung gegen mich zurück. Du erinnerst dich doch noch, daß wir zu der Zeit durchaus nicht harmonirten? Wir zankten alle Tage mit einander. Und wie vermöchte ich unsere geschwisterliche Einigkeit von jezt, die mich so glücklich macht, je gestört zu sehen?" — „Es ist wohl wahr," sprach Richard; „wir entzweiten uns immer wiederholt, waren aber dessen ungeachtet allezeit gern beisammen. Es ist nachdenklich genug: wir waren, um es mit Einem Worte auszusprechen, von früh an nicht wie Geschwister mit einander.

(Fortsetzung folgt.)

Die Steppe.

Fragment.

Sie dehnt sich aus von Meer zu Meere;
Wer sie durchritten hat, den graus't.
Sie liegt vor Gott in ihrer Leere,
Wie eine leere Bettlerfaust.
Die Ströme, die sie jach durchrinnen,
Die ausgefahrnen Gleise, drinnen
Des Colonisten Rad sich wand,
Die Spur, in der die Büffel traben: —
Das sind, vom Himmel selbst gegraben,
Die Furchen dieser Riesenhand.

Freiligrath.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juli.

Bewohner der Umgegend.

Wie die Kinder, im sogenannten Geduldspiele, kleine Stückchen hervorsuchen, um daraus ein ganzes Bild zusammenzusetzen, so möchte ich in diesen Blättern nach und nach ein getreues Gemälde Hamburgs durch meine von Zeit zu Zeit eingesandten Artikel vor das Auge der Leser stellen. Ueber wenige Städte ist wohl so viel Unwahres und Fabelhaftes gesagt und geschrieben worden, wie über die unsrige, was schon darin seinen Grund hat, daß das Leben und Treiben derselben aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesezt ist, daß eine lang fortgesezte Beobachtung dazu gehört, beide aus dem richtigen Gesichtspunkte aufzufassen. Es ist nicht meine Aufgabe, noch hier der Ort dazu, die zahlreichen Irrthümer und geflissentlichen Unrichtigkeiten Anderer zu berichtigen und aufzudecken, und so gehe ich geradewegs auf das mir vorgesteckte Ziel los, durch treue und auf Sachkenntniß gegründete Berichte Süddeutschland mit unserer nordischen Weltstadt bekannter zu machen. Ueber die Bevölkerung unserer nächsten Umgebung habe ich bisher noch nicht gesprochen. Eine so große Stadt, wie die unsrige, muß nothwendig eine Art von moralischem Dunstkreis um sich haben und die nähere Umgebung derselben dem ihr entströmenden Miasma der Sittenverderbniß ausgesezt seyn, da es für dieses keine scharf gezogene Grenze geben kann. Vergebens würde man in unsern Dörfern reine, unschuldige und dadurch so anziehende ländliche Bewohner suchen, wie sie uns die Idylle schildert oder ein glücklicher Traum der Phantasie vorspiegelt. Grobe Genußsucht, durch das Beispiel des verderbten Städters gestachelt, ist an die Stelle der Genügsamkeit getreten und kann um so leichter Befriedigung finden, da die Nähe der Stadt den Erwerb so sehr begünstigt. Das Uebel wird besonders dadurch vergrößert, daß Familien aus der Stadt sich zum ländlichen Sommeraufenthalte fast in allen umliegenden Dörfern angesiedelt haben und den Bewohnern derselben zwar ihre übertriebenen Luxusbedürfnisse und Modethorheiten, aber nicht zugleich auch ihre Bildung mittheilen. Die ländliche Kleidung ist fast gänzlich durch die städtische verdrängt. Theure und leichtvergängliche Stoffe sind an die Stelle der derberen, haltbareren von früher getreten; die Bauerfrau fühlt sich unglücklich, wenn sie Sonntags auf ihrem Wege zur Kirche nicht in einem feinen Kleide nach modischem Schnitte erscheinen kann, nicht einen Hut mit Blumen auf dem Kopfe, Handschuhe an den Händen, einen Shawl über dem Arme und einen schön geschmückten Tüllkragen am Halse hat. Die Füße werden in zierliche Schnürstiefeln gezwängt, und ein seidenes Kleid nach dem neuesten Schnitt darf bei besonders festlichen Gelegenheiten der Frau eines Mannes nicht fehlen, der hinter seinem Pfluge hergeht und seinen Düngerhaufen aufräumt. Spricht die Städterin nur zwei Minuten mit einer Landfrau, so wird die Frage der leztern nach der neuen Mode wohl selten ausbleiben. Mit dem Kleiderluxus ist aber auch zugleich der Möbelluxus eingekehrt: die Bauerfrau — ganz arme nehme ich natürlich aus — würde sich sehr schämen, wenn sie den einkehrenden Gästen nicht ein Sopha mit Springfedern zum Sitze anzubieten hätte und ihnen den Kaffee nicht auf Mahagonitischen vorsetzen könnte. Wenn ich die ländlichen Bewohnerinnen Süd- und Mitteldeutschlands mit den unsrigen vergleiche, so ist der Contrast so groß, daß ich ihn, in der Furcht, der Uebertreibung bezüchtigt zu werden, kaum gehörig zu bezeichnen wage. Hier ist der ländliche Charakter fast gänzlich verwischt; hier gelten Fleiß, Biederkeit, Einfachheit und reine Sitten nicht mehr, was sie sonst mit Recht galten; hier sind aus Menschen Polypen geworden, die fast nur aus dem Balge bestehen. Durch ein gutes Klima und einen überaus ergiebigen Boden, mehr aber noch durch den leichten Absaz ihrer Produkte unterstüzt, müßte bei uns der Landmann reich werden; allein das wird er nur in sehr seltenen Fällen, da einestheils die Frauen nicht halb so viel arbeiten, als im übrigen Deutschland, anderntheils der Luxus den größten Theil des Erwerbs sogleich wieder verschlingt. Das traurigste dabei ist aber noch dies, daß die Bildung, welche so viele Uebelstände wieder auszugleichen vermag, durchaus keine Fortschritte auf dem Lande macht, woran besonders die schlechten Landschulen Schuld sind, für die wenig oder gar nichts gethan wird, obgleich wir die musterhaftesten Einrichtungen der Art in dem uns angrenzenden Holstein vor Augen haben und die segensreichsten Früchte davon sehen. — Nachdem ich die Schattenseite unserer ländlichen Umgebung gezeigt habe, wird es mir erlaubt seyn, auch die Lichtseite herauszukehren, nämlich die außerordentliche Reinlichkeit, die in unsern Dörfern und an deren Bewohnern mit Freude wahrgenommen wird. Der Contrast zwischen süddeutschen Dörfern und den unsrigen ist außerordentlich groß; ja manche Dörfer beschämen in Hinsicht der Sauberkeit und Ordnung der Wohnungen die kleineren Städte anderer Gegenden. Stets sind die Fenster der Wohnstuben hell polirt; stets erblickt man schöne Blumen in zierlichen Scherben hinter ihnen; stets ist die Aussenseite der Häuser gut erhalten und nicht selten hübsch übertüncht, stets die Landdiehle (Tenne), mit dem zahlreichen Viehstande an beiden Seiten, luftig und aufgeräumt, der das Haus umgebende Küchen- und Obstgarten musterhaft in Ordnung gehalten. Dieselbe Nettigkeit zeigt sich selbst bei der ländlichen Arbeit an den Personen; beschmuzte Gesichter und Kleidungsstücke findet man nur an Bettlern, und auch nur diese gehen im Sommer barfuß. Das Bild gewinnt noch dadurch an Anmuth, daß unsere Landleute helle Farben lieben und eine schneeweiße Schürze selbst der niedrigsten Bauermagd nicht fehlen darf.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 30.

Sonnabend, 14. September 1839.

Gedichte Sr. Majestät des Königs Ludwig von Bayern.

Dritte, um einen Band vermehrte Auflage.

In der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

Ludwig des Ersten,

Königs von Bayern.

Drei Theile.

Preis geheftet 7 fl. rhein. oder 4 Rthlr.

Für die Besitzer der frühern Auflagen des ersten und zweiten Theils wird auch besonders abgegeben:

Derselben Gedichte

dritter Theil.

Preis geheftet 3 fl. rhein. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

[423] **Neue Musikalien,**

welche bei B. Schott's Söhnen in Mainz erschienen sind.

Adam, 12 Fav.-Stücke e. d. Brauer von Preston für Pfte. errg. von Beyer. 1 fl. 12 kr.
— 6 Fev.-Stücke a. Demselben f. Pfte. 4händig errg. 1 fl. 12 kr.
— 6 Fev.-St. eus Demselben f. 1 Viol. errg. 24 kr.
— 9 einzelne Stücke aus der Oper „Regina" von 18 kr. bis 1 fl. 21 kr.
Auber, Aregonaise a. d. schwarzen Domino f. Pfte. 18 kr.
— El Jeleo da Jeres a. Demselben f. Pfte. 18 kr.
Bellini, Bass-Arie und 2 Sopren-Arien a. d. Nachtwandlerin franz. u. deotsch, jede 48 kr.
— 12 Stücke a. d. Poritaner f. 2 Flöten err. 1 fl. 30 kr.
Benedict, Fantas. f. Pfte. üb. 3 Fav.-Th. e. Farinelli von Barnet. Op. 30. 1 fl. 12 kr.
— Ouvert. f. gr. Orch. a. d. Zigeunerin Warnung. 4 fl.
— 12 Stücke a. ders. Oper f. 2 Flöten arr. 1 fl. 30 kr.
— 12 Stücke e. ders. f. 2. Violinen. 1 fl. 30 kr.
— Ballade: Der Heimath Ruhe f. 1 Singstimme mit Pfte., englisch und deutsch. 27 kr.
Beyer, Walzer f. Pfte. Th. a. d. Brauer v. Preston. 48 kr.
Burgmüller, Rondino pastorale f. Pfte. Op. 48. Nr. 1. 54 kr.
— Rondino tirolienna f. Pfta. Op. 48. Nr. 2. 54 kr.
Burgmüller, gr. Walser f. Pfte. a. d. Ballet Gipsy. Op. 49. 54 kr.
— Rondo Valse f. Pfta. üb. e. Th. a. d. Wunder-Wesser. Op. 50. 1 fl.
Carpentier, 3 Balletstücka f. Pfta. El Zepeteedo. Cracoviae u. Cachuche. 36 kr.
Dreysehok, 3 veriirt. Th. f. Pfte. Op. 6. 7. 8. 1 fl. 12 kr.
Donizetti, Cavetine f. Sopran m. Pfte. a. Anna Bolena, frenz. u. deutsch. 1 fl.
— Ebenso Bassa Arie. 42 kr.
— Ebenso Tenor Cavet. 42 kr.
Eyckens, Fentes. f. Pfte. üb. a. Romanze a. Goldo u. Ginevre. Op. 12. 1 fl. 12 kr.
Fischer, Des Schiff f. Beriton u. Chor mit Pfte.-Begl. 18 kr.
Hartig, 300 kurze Vor- und Zwischenspiele und Foghettan verschiedener Art für angehende Orgelspieler. Op. 8. 3 Hefte, jedes 48 kr.
Heller, 3 brill. St. f. Pfte. Op. 10. Nr. 1. Divart. a. Elisire d'emore. Nr. 2. Rondolatto a. Norme. Nr. 3. Rondoletto e. Elisire, jedes 1 fl. 12 kr.
Herz, H., vollständige Pfte.-Schule. 1—3te Lieferung. Subscriptionspreis à 1 fl. 12 kr.
— kl. Divert. f. Pfte. üb. e. Fav. Cracoviae. Op. 109. 1 fl.
— Rondoletto a. Elisira f. Pfte. allein arrg. von Burgmüller. 48 kr.
— Polonaise e. Faust f. Pfte. u. Violin conctt. arrg. v. Burgmüller u. Lafont. 1 fl. 12 kr.

Herz, H., Vart. üb. e. Romz. v. Paget f. Pfte. u. Viol. arrg. von denselben. 1 fl. 12 kr.
Hofmann, Wiesbader Roulette-Walzer f. Pfte. 48 kr.
Hünten, Fr., Notturno f. Pfte. u. Flöte. Op. 5. 1 fl.
— 2 brlt. St. f. Pfte. a. dem Trio. Op. 14. arrg. 1 fl. 12 kr.
— eleg. Polonaise f. Pfte. Op. 3. 51 kr.
— kl. leichte deutsche nat. Th. f. Pfte. 1 fl.
Kuffner, 49stes Potpourri f. Pfte. u. Flöte od. Viol. üb. Th. a. d. Zigeunerin Warnung. Op. 246. 1 fl. 48 kr.
Mompou, Romanze v. V. Hugo „Agenout" franz. u. deutsch mit Pfte.- od. Guit.-Begl. Nr. 475. 18 kr.
Netzer, Verschämte Liebe. Engl. u. deutsch mit Pfte.-Begl. Op. 9. 27 kr.
Osborne & Lafont, brill. Duo f. Pfte. u. Violin üb. Th. a. Figurante. 2 fl. 24 kr.
Osborne & Tulou, 2 Notturni f. Pfte. u. Flöte. üb. Th. a. d. Soirées v. Rossini. Nr. 1, 2, jedes 1 fl. 30 kr.
Osborne & Baudiot, Dieselben f. Pfte. und Violcll. Nr. 1, 2, jedes 1 fl. 30 kr.
Osborne & Beriot, Concert-Variat. Th. a. d. Botschafterin f. Pfte. und Violcll. arrg. von Baudiot. 2 fl. 24 kr.
Rinck, Neue Reihe von Studien f. d. Choralspiel. 1stes Heft. Subscriptionspreis 18 kr.
Rosenhain, Concert-Variat. f. Pfte. üb. e. Th. v. Bellini. Op. 18. 1 fl. 21 kr.
Rossini, 6 Stücke a. Wilh. Tell f. e. Violine. 24 kr.
Rubini, 12 Lectionen im modernen Gesang f. Tenor od. Sopran. 4 fl.
Tulou, brlt. Duo f. Flöte u. Pfte. üb. Th. a. Sonnambula v. Benedict u. Beriot f. Pfte. u. Viol. comp. 2 fl. 42 kr.
Märsche für das Pianoforte. Nr. 35. a. Montecchi. Nr. 36. a. Nachtwandlerin. Nr. 37. a. Straniera. Nr. 38. a. Norma. Nr. 39. a. Puritani. Nr. 40. a. d. Zigeunerin Warnung, jeder 8 kr.
Tänze für das Pianoforte. Nr. 504. Galop a. d. Brauer von Preston. Nr. 506. Walzer daraus. Nr. 507 und 509. Galop. Nr. 508 u. 510. Walzer a. d. Zigeunerin. Nr. 511 Galop und 512 Walzer aus Montecchi. Nr. 513 u. 514 Walzer u. 515 Galop a. Nachtwandlerin. Nr. 516 u. 518 Walzer u. 517 u. 519 Galop a. Norma. Nr. 520 Walzer u. 521 Galop a. Puritani. Nr. 522 Galop a. d. Brauer v. Preston. Nr. 524. Cachucha. Nr. 525. Schwarzbacher Kettenbrücken Glöckchen Galop, jedes 8 kr.

In Stuttgart sind obige Musikalien bei G. A. Zumsteeg zu finden.

---

[471] In der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

F. Flaxmann's

Umrisse zur Ilias und Odyssee

nach dem englischen Originale

gezeichnet und gestochen von

Schnorr.

62 Platten im Format der kürzlich im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienenen Taschen-Ausgabe von Homers Werken, deren Besitzer wir diese Umrisse als würdige und höchst wohlfeile Ausschmückung empfehlen. Alle 62 Platten kosten nur 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Leipzig, September 1839.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

---

[472] Bei uns ist nun vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Staaten zu haben:

Blasedow und seine Söhne.

Komischer Roman

von

Karl Gutzkow.

3 Bände. Preis 6 Rthlr. oder 10 fl. 30 kr.

Während das Brockhaus'sche Conversations-Lexikon der Gegenwart diesen Roman den ersten wahrhaft populären nennt, der aus Gutzkows Feder geflossen ist, heißt es in den **Mainzer Unterhaltungsblättern** vom 22. August: „Wir fragen die ganze neue Literatur, ob sie ein ähnliches Werk aufzuweisen hat, das so fesselt, so tief in Zeit und Leben eingreift, und die Strahlen des großen Weltlaufes in so prismatischem Farbenzauber der Komik wiedergibt? Blasedow ist ein Werk, das mit der deutschen Literatur fortleben wird."

Pforzheim und Stuttgart, im Aug. 1839.

Dennig, Finck & Comp.,
(früher Verlag der Classiker.)

---

[424] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Cours de littérature française,

par

A. Peschier,

Professeur de littérature française et anglaise à l'université de Tübingue, et membre de plusieurs sociétés savantes.

gr. 8. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 6 Gr.

Das oben angekündigte Werk wird Jeden, welcher sich in Deutschland mit der französischen Sprache und Literatur beschäftigt und an den Erscheinungen derselben Antheil nimmt, ohne Zweifel sehr erfreuen. Endlich besitzen wir eine Geschichte der Literatur unserer Nachbarn, die weder eine trockne Darstellung des Gegenstandes ist, wie allzuoft in den sogenannten Résumés, und noch weniger eine ganze Bibliothek an und für sich bildet, wie der Cours des Herrn Laharpe, welcher aus beinahe zwanzig Bänden besteht. In diesem neuen „Cours de littérature française" sehen wir, wie sich der nationelle Geist der Franzosen nach und nach ausgebildet, und durch die Reihe der aufeinander folgenden genialen Menschen, können wir die von seinen ausgezeichnetsten Schriftstellern ausgedrückten Gedanken dieses Volkes studiren.

Uebrigens bittet Herr Peschier in seinem Werke, daß man darinnen ja nicht suchen wolle, was ihm nie einfiel hinzusetzen, und hält es für seine Pflicht, den Leser darauf aufmerksam zu machen, daß dieser Cours nichts weniger seyn soll, als ein in das kleinste ausgedehntes Verzeichniß der französischen Literatur seit deren Anfange bis zu unserer Zeit; sondern ein unpartheiisches und gerechtes Urtheil über die berühmtesten Schriftsteller, die in Frankreich geboren sind. Wird es ihm vorgeworfen, daß man mehrere solche, welche in der Geschichte der intellektuellen Entwickelung dieses Landes gewöhnlich erscheinen, bei ihm vermißt, so behauptet er, ein literarischer Name habe keinen Werth, wenn er nicht einen neuen Gedanken, etwas Eigenthümliches, Individuelles vorstelle, und die sklavische Heerde der Nachahmer (imitatorum servum pecus) keinen andern Anspruch machen darf, als auf einen Platz in dem bibliographischen Wörterbuch, worin so manche Afterkönige der Literatur in ungestörter Vergessenheit ruhen.

Mehrere Schriftsteller, die in Deutschland sehr wenig oder vielmehr gar nicht bekannt sind, werden in

diesem Cours erwähnt; andere sind von dem Herrn Verfasser auf eine ihm ganz eigene Weise dargestellt, z. B. Voltaire, welchem ein bei weitem größerer Raum vergönnt ward als den andern, und V. Hugo, den seine Verehrer vielleicht als allzustreng beurtheilt betrachten werden. Da die Meinungen des Herrn Verfassers über mehrere französische Schriftsteller denjenigen geradezu widersprechen, welche in Deutschland sowohl als in Frankreich ziemlich allgemein verbreitet sind, so wird der literarische Parteigeist mit diesem Werke vielleicht hart umgehen. Doch wird es, trotz seiner etwa paradoxen Behauptungen von Jedermann als ein sehr nützliches Werk anerkannt werden, und als solches nehmen wir uns die Freiheit, jedem Institut und allen Lehrern der französischen Sprache und Literatur dieses neue Produkt des Verfassers der „Histoire de la littérature allemande" zu empfehlen.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[412] So eben ist bei T. Trautwein in Berlin erschienen:

Die Alphabete Europäischer Schriftarten alter und neuer Zeit

von **Johann Heinrigs.**

Fünftes Heft. Preis droch. 1 Thlr.

Diese Fortsetzung des früher in vier Heften (Preis 5 Thlr.) erschienenen Werkes wird nicht minder das Interesse seiner Besitzer und aller Freunde der Kalligraphie erregen und verdienen. Es enthält die ornamentirten Initialbuchstaben des ganzen Alphabets, welche zwar nach Art der alten Messalien gestaltet, aber in eine neue und deutliche Form gebracht sind und wird einen abermaligen Beitrag zur Typographie liefern. Es ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu erhalten.

---

[438] Alle Buchhandlungen verschaffen zu 4 Thaler:

Geschichte
des
Wiederaufblühens
wissenschaftlicher Bildung,
vornehmlich in Deutschland,
bis zum Anfange der Reformation
von
Dr. H. A. Erhard.

3 Bände, zusammen 104 Bogen enthaltend.

Magdeburg, Verlag der Creutz'schen Buchhandlung.

---

[421] Im Verlage von **Ed. Bühler** in Magdeburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kleine poetische Festgabe für die liebe Kinderwelt. Gedichte und Bilder, herausgeg. von Therese Berger, geb. Zeerenner. Mit 20 Abbildungen. geb. schwarz 1 Rthlr. illum. 1⅓ Rthlr.

Diese liebliche Kinderschrift, für das Alter von 6—10 Jahren sich eignend, ist den Hey-Speckterschen Fabeln würdig an die Seite zu stellen und sey den Eltern hiemach bestens empfohlen.

Dräseke, Dr. Bischof, Bußtagspredigt vor der Magdeburger Domgemeinde gehalten und auf fortwährenden Wunsch der Hörer dem Druck überliefert. geh. ⅓ Rthlr.

Fischer, C. A., Sammlung der das Verpflegungswesen des preuß. Militairs betreffenden Anordnungen und Anleitung zur kurzen, bequemen und sichern Berechnung der zur Armeeverpflegung in und außer den Garnisonen, auf Märschen, bei Manövern und in Lagern und Biovuacs vorschriftmäßig erforderlichen Gegenstände und Anfertigung der darüber zu ertheilenden Quittungen, zum Gebrauche für Regiments-, Bataillons-, Compagnie- und Escadrons-Rechnungsführer und Quartiermeister, Magazinbeamte, Communalbehörden und Quartierträger. ¾ Rthlr.

Rone's Alterthümer. Aus den hinterlassenen Papieren des Grafen von Lepell bearbeitet von C. v. E. geh. ½ Rthlr.

---

[449] Bei **Orell, Füßli und Comp.** in Zürich hat so eben die Presse verlassen und ist in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Lustreise
ins
Morgenland,
unternommen und geschildert
von
Dr. Titus Tobler.

2 Bände. 12. droch. 2 Rthlr. oder 3 fl.

Man kennt den originellen Charakter der Appenzeller, ihren Geist, ihre frische lebendige Auffassung des Lebens. Ein solcher ist unser Reisende; seine Originalität erlaubte ihm mit andern in nichts zu wetteifern, als in dem aufrichtigen Streben nach Wahrheit. Wer diese liebt und die eigenen Wahrnehmungen dem Nachbeten vorzieht, dem wird das freundliche Tagebuch mannichfaltigen Genuß verschaffen.

---

[448] Bei **Hinrichs** in Leipzig ist erschienen und zu haben:

Penelope.

Taschenbuch für das Jahr **1840.** 29ster Jahrg. Herausgegeben von Th. Hell. Mit Beiträgen von W. Alexis, Jul. Krebs, L. Köhler, F. Menk, Isidor, H. Matthäi; nebst 6 Stahlstichen. 16. In fein gepreßten Decken mit Goldschnitt 1 Rthlr. 16 Gr.

Dieser so elegante als gehaltvolle Almanach wird Anfang Augusts versandt.

---

[453] **Im Preise herabgesetzte Bücher.**

Verlag der Balz'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Durch jede Buchhandlung kann bezogen werden:

Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur
von Karl Gutzkow.

2 Bände, Velinpapier, (Ladenpreis Rthlr. 3. 12 gr. oder fl. 6.) nunmehr Rthlr. 1. oder fl. 1. 30 kr.

Hortense, meine Reise durch Italien, Frankreich und England im Jahr 1831. A. d. Fr. v. F. C. Lindner. (Ladenpreis Rthlr. 1. — oder fl. 1. 48 kr.) nunmehr 12 gr. oder 45 kr.

Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten. Herausgegeben von Eduard Mörike und Wilh. Zimmermann. (Ladenpreis Rthlr. 1. 8 gr. fl. 2. — nunmehr 12 gr. oder 45 kr.

Zwei Jahre unter den Mauren, oder der gezwungene Renegat, Scenen und Beobachtungen aus dem Leben eines spanischen Patrioten. (Ladenpreis 21 gr. oder fl. 1. 30 kr.) nunmehr 6 gr. oder 24 kr.

Kaspar Hauser oder der Findling. Romantisch dargestellt. (Ladenpreis Rthlr. 1. 18 gr. oder fl. 3. —) nunmehr 8 gr. oder 30 kr.

Student, der deutsche. Ein Beitrag zur Geschichte des 19. Jahrhunderts. Von A. v. S. Auch unter dem Titel: Felix Schnabels Universitätsjahre. (Ladenpreis Rthlr. 1. 0 gr. oder fl. 2. 30 kr.) nunmehr 16 gr. oder fl. 1. —

Zimmermann, Küstenliebe. Novelle aus der neuen Geschichte Schwabens. Demselben ist angehängt: Cornelia Boroquia, oder die Inquisition. (Ladenpreis Rthlr. 1. 18 gr. oder fl. 3. —) nunmehr 12 gr. oder 45 kr.

Mozin Correspondance des négocians.

[302] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

La correspondance des négocians

ou

recueil de lettres sur le commerce, originales ou extraites des meilleurs épistolaires nationaux ou étrangers; précédé d'un vocabulaire des termes consacrés au commerce, et de règles sur le style mercantile; suivi d'une série de lettres sur le change, et de modèles d'actes ou écrits en usage dans les transactions commerciales; à l'usage des jeunes gens qui se destinent au commerce,

par

M. l'Abbé Mozin.

Seconde édition.

gr. 8. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Dieses besonders für junge Kaufleute bestimmte äußerst wohlfeile Buch enthält mehr als 500 Briefe über die mannichfaltigsten Handelsgegenstände zur Bildung des Styls und der kaufmännischen Correspondenz in jedem Zweige des Handels.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[420] In der **Keyßner'schen** Hofbuchhandlung in Meiningen ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Auswahl christlicher Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres von G. C. Fr. Emmerich, Herzogl. S. Weim. Oberhofprediger. Aus dem handschriftlichen Nachlaß des Verewigten herausgegeben von Dr. Fr. Emmerich. 1r Theil. gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Verhandlungen des Landtags des Herzogthums Sachsen-Meiningen in den Jahren 1837 und 1838. Amtliche Ausgabe. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Butzert, zwölf kurze und leichte Vorspiele für die Orgel. Op. 4. 9 Gr.

[451] So eben ist bei uns erschienen und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes zu finden:

Die Mathildenhöhle.

Novelle nach einer wahren Begebenheit

von

L. Reinhold.

Velin. Elegant geh. $1\frac{1}{2}$ Rthlr. oder 2 fl. 24 kr. rhein.

Eine unläugbare Gährung ist in der gegenwärtigen poetischen Literatur, in welcher das Princip der Bewegung ebenso wie in der politischen sich geltend gemacht hat. Aber noch hat die neue sociale Tendenz fast keine einzige positive Schöpfung aufzuweisen, weil sie von Talenten vertheidigt wurde, die viel mehr kritisch als produktiv waren. Wir freuen uns in dem gegenwärtigen Werke nun auch ein wahrhaft poetisches Produkt, der neuen socialen Ideen, in die Hände des Publikums zu bringen. Wer noch einen vom Kayennepfeffer der sogenannten neuromantischen Literatur unverdorbenen Geschmack, wer noch Freude an ächter heiterer Poesie hat, die unter sonnigblauem Himmel, unbefangen ihre Schwingen regt, der wird diese Novelle, des durch verschiedne Arbeiten rühmlichst bekannten Verfassers mit wahrem Genusse lesen. Dieselbe spielt auf einer bestimmten vaterländischen Lokalität, und hat ein Begebniß der letzten Jahre zum Gegenstande. Vorzüglich empfehlen wir sie auch zum Geschenke für Frauen, da sie neben der modernen Tendenz die reinste Sittlichkeit zu bewahren gewußt hat.

Stuttgart, August 1839.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

[415] So eben ist in unserm Verlage erschienen:

C. F. Gellerts

sämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe in 10 Bänden.

Taschenformat.

Erster Theil.

Mit Gellerts Bildniß,

in Stahl gestochen von F. Barth.

Diese Ausgabe von Gellerts Werken, besorgt von Herrn Dr. Jul. Ludw. Klee, wird sich gegen die frühern durch größere Vollständigkeit und Correctheit nach genauer Vergleichung der ersten Abdrücke auszeichnen.

Der Preis aller 10 Bände ist $2\frac{2}{3}$ Thlr., der 1ste Band liegt geheftet in allen Buchhandlungen zur Ansicht. Die übrigen 9 Bände werden ungeheftet in 3 Lieferungen, die letzte Anfang November, erfolgen.

Leipzig, den 31. Juli 1839.

Weidmann'sche Buchhandlung.

[464] Bei **Ludwig Schumann** in Leipzig ist erschienen:

Stunden der Andacht,

in poetischer Form mit Originalbeiträgen von Tiedge, Hohlfeldt, Agnes Franz, Friederike Beckert, W. Förster, Manitius, Julie v. Großmann u. A. m.,

dargeboten von

Carl Geißler.

In Umschlag mit Golddruck. broch. Preis 2 Thlr.

Die neuesten Bleichverfahren

nach englischer Art mit Gas, oder: leichtfaßliche und gründliche Anweisung, baumwollene und leinene Zeuge so wie alle derartige Garne auf die leichteste und vortheilhafteste Art zu jeder Jahreszeit schön und schnell zu bleichen, ohne daß die baumwollene oder leinene Faser im Geringsten zerstört wird und ohne großen Aufwand von Brennstoffen zu erfordern. Nebst Belehrung über das Anwenden der alkalischen Salze so wie der zur Bleicherei erforderlichen Säuren, chemische Prüfung und Verbesserung sowohl des Wassers, als der Bereitung vielerlei Bleichwasser, von J. C. Kindermann. Mit 1 Holzschn. broch. Preis 9 Gr.

№ 222.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 16. September 1839.

We were as twinn'd lambs, that did frisk i'the sun,
And bleat the one to the other; what we chang'd,
Was innocence for innocence.

Shakespeare.

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

„Der Gedanke hat sich mir so häufig gleichfalls aufgedrängt," meinte Emilie, „und die Schuld lag großentheils gewiß an mir. Ich erinnere mich noch recht wohl, daß ich als kleines Mädchen äußerst kränklich und in meiner Entwicklung hinter meinem Alter so sehr zurückgeblieben war. Ich war gegen mich und Andere stets voller Eigensinn und tyrannisirte zumal dich, oder zwang dich so gern, wider deine Neigung an meinen Puppen- und Mädchenspielen Theil zu nehmen. Dein Protestiren dagegen half dir alles nichts. Ich mißbrauchte meine natürliche weibliche Uebergewalt und die paar Jahre, die ich etwa älter bin als du."

„Ja, ja," versetzte Richard, „es verhält sich damit wirklich so. Allein du mußt nur auch gestehen, daß ich trotz mancher bösen Miene immer folgsam und gelehrig war. Ich schmähte, brummte, grollte zwar mitunter, that dir aber bei alle dem den Willen, da ich dich wegen deiner steten Kränklichkeit aufrichtig bemitleidete. Und eine wie wunderbare Veränderung ging alsdann auf einmal mit dir vor! Wie ein verspäteter Frühling, so plötzlich, so überkräftig brach deine Gesundheit, die Blüthe deiner Jugend hervor. Und von der Zeit an ward ich stutzig und fremder, oder artiger gegen dich. Du erschienst mir als eine so ganz Andere, daß ich mich in die schnelle Umwandlung nicht finden konnte. Ich erkannte dich kaum mehr für meine Schwester an." — „Du böser Mensch!" fiel ihm Emilie in die Rede, „und gerade von der Zeit schreibt sich doch der Anfang des echt geschwisterlichen Verhältnisses zwischen uns her. Meine Kindheit muß aber mehrere solcher Krisen erlebt haben, und es war mir von jeher sonderbar zu Muthe, wenn ich an die ersten Jahre zurück dachte, in denen ich zur Besinnung kam. Es lag mir darauf wie ein geheimnißvoller Schleier, und es kam mir so vor, als müßte sich damals irgend etwas Bedeutendes mit mir zugetragen haben. Ich war freilich nie im Stande zu ergründen was; es zerfloß mir immer wieder wie in Nebel, wenn ich einmal eine Vorstellung zu erfassen meinte; und unsere Mutter brachte mich später ganz davon ab, indem sie es leugnete und die Ursache dieser Einbildung nur in meiner langen Kränklichkeit finden wollte: meine aufgeregten Nerven hätten es mir vorgegaukelt."

„So sagte ich, daß es gewesen sey, meine Tochter," ließ sich die Stimme der alten Gräfin vernehmen, die, den Geschwistern unbemerkt, so eben in das Zimmer getreten war und die letzten Worte Emiliens mit angehört hatte. „Erst von der Geburt Richards an kam nach

und nach Leben und Bewegung in dein schwächliches Daseyn, und ich erinnere mich noch recht wohl, wie sehr du über sein erstes Erscheinen stauntest und wie lieb du ihn dann gewannst. Dem Anscheine nach ging es hernach freilich nicht stets so einig zwischen euch her; allein Emilie war doch froh, als sie Richard heranwachsen sah, daß sie einen Spielkameraden an ihm erhielt, und obwohl du, mein Sohn, nicht selten ein wenig neidisch werden mochtest, wenn sie wegen ihrer zarten Gesundheit immer mehr als du beachtet ward, so muß ich dir doch nachrühmen, daß du ihr gern in allen Stücken den Vorrang zugestandst. Nur einmal weiß ich noch wie heute, wie verlezt deine kleine Eitelkeit sich fand, als der seltene Fall eingetreten, daß du unpaß warst und, gleichsam stolz auf deinen Husten, recht gültige Ansprüche zu haben meintest, auch deinerseits bedauert und gepflegt zu werden, anstatt dessen aber, deine sonst so derbe Gesundheit angesehen, damit von Niemand viel beachtet wurdest."

Die Geschwister lächelten einander zärtlich an, wiewohl, nachdem es ausgesprochen war, die so nahe liegende betrübte Beziehung dieser Worte auf die Gegenwart Emilien und der Mutter nicht entging und Beide erschreckte; und um darüber schnell hinwegzukommen, sagte die Erstere: „Bei alle dem muß ich jedoch gestehen, daß Richard immer einen gutmüthigeren und edleren Charakter zu erkennen gab als ich, deren Inneres die niederkehrende oder erst eintretende Gesundheit ganz gewiß zu ihrem Nachtheile umgestimmt und wilder und eigennütziger gemacht hatte. Bekam ich nämlich einmal Strafe für irgend ein Vergehen, so konntest du vor Mitleiden darüber außer dich gerathen, und weintest und schriest zur Gesellschaft mit. Ich verhielt mich im umgekehrten Falle ganz still und ruhig und suchte mich nur bei Eltern oder Lehrern einzuschmeicheln, damit ich nicht selbst in Ungnade käme."

„Du bist ungerecht gegen dich, liebe Emilie," nahm Richard wieder das Wort; „es war bloß das Männliche und Weibliche, das sich schon frühzeitig in uns zu melden oder zu entwickeln begann, und es konnte gewiß nicht leicht zwei andere Geschwister geben, in denen sich das Geschlecht geistig und moralisch so scharf und bestimmt als in uns gesondert hätte. Du warst von deiner allerersten Jugend an zärtlich und anschmiegend; ich haßte das Küssen wie ein wahres Unheil und vermied es auf das Aengstlichste. Eine Zeitlang konnte ich wie wüthend werden, raubte man mir unversehens einen Kuß." — „Und wir Kurzsichtigen," sagte Emilie, „überzeugen das Vorurtheil, das wir eben aus der Kinderei gegen dich fassen zu dürfen glaubten, unbedenklich auch auf spätere Jahre, und hielten wie alle Andern so lange dich für kalt und theilnahmlos, bis uns einmal wie zufällig die Augen aufgingen und wir erst dann, als dein Charakter sich ausbildete, die Gelegenheit fanden, dein so ernstes und tiefes, wenn auch ein wenig sprödes Gemüth zu erkennen. Ja, die Verschiedenheit zwischen uns ging so weit, daß wir bei unsern Spielen uns schon darum entzweiten, weil du sie mit dem höchsten Ernste behandeltest, ich sie nur leichtsinnig und obenhin ansah. Und es ergab sich dann daraus dein Hauptcharakterzug, deine Beharrlichkeit, so wie bei mir praktischer Sinn und Geistesgegenwart."

(Fortsetzung folgt.)

Die Bajaderen.

(Fortsetzung.)

Ob Hindous Mulatten seyen! Diese Frage erscheint noch am erträglichsten, wenn die Leute vollends auch nicht wissen, was ein Mulatte ist. Mir fiel aber dabei die naive Frage eines Töchterchens einer meiner Freundinnen ein, das, damals ein zehnjähriges Kind, jezt ein prächtiges gebildetes Frauenzimmer ist. Die Aeußerung belustigte mich ungemein, weil sie so recht in kindischer Einfalt laut und deutlich die historischen, in der Regel diplomatisch in petto gehaltenen Begriffe so mancher großen Kinder repräsentirte. Einer unserer vornehmen Herrn hatte sich auf die Brücke seines Stadtwagens einen Neger angeschafft; die groteske schwarze Larve mit dem weißen Turban machte der Jugend viel zu schaffen; eines Abends erschöpfte sich das genannte Mädchen in Fragen nach der Herkunft des Schwarzen, seinen physischen und geistigen Verhältnissen, und am Ende fragte sie: „Nicht wahr, Mama, wenn der Mohr stirbt, so kommt er auf den Judenkirchhof?" Wie hier das unschuldige Kind der christlichen Gemeinschaft streng die draußen, die Excommunicirten und die sich selbst Excommunicirenden entgegensezte und den Neger zu den Juden, oder, wie man will, das auserwählte Volk Gottes zum Schofel der Menschheit warf, so gibt es genug Leser von Reisebeschreibungen und Pfennigmagazinen, welche jeden Volksstamm, der nicht das Patent der sogenannten weißen Haut aufzuweisen hat, geradezu aus dem Adel des Menschengeschlechts hinausverweisen.

Durch die mosaische Urkunde wurde in der christlichen Welt die Vorstellung befestigt, als ob der caucasische, sogenannte schöne Menschenschlag der Urstamm der Menschheit, und alle Völker der Erde, deren Körperbildung von der jenes Stammes mehr oder weniger abweicht, nur Ausartungen und Verzerrungen desselben wären. Der frühern Wissenschaft war es freilich nicht gegeben, die

Erzählung des Moses so zu fassen, wie sie vernünftigerweise allein zu fassen ist, wie sie allein Sinn, Werth und Bedeutung behält, nämlich als einen Bericht über die frühesten Schicksale *nur* des großen Stammes, dem die Juden mit allen jetzigen Völkern Europas und des vordern und mittlern Asiens angehören. Jezt aber steht dies der erstarkten und allermittelst auch von den Prätensionen der Kirche emancipirten Naturforschung vollkommen frei, und die Naturgeschichte zwingt uns mit hundert Analogien, jener albernen Vorstellung von der Entartung des bei weitem größten Theils des Menschengeschlechts zu entsagen. Aber noch gibt es Anthropologen genug, die daran festhalten, und wie kann man sich wundern, daß die Begriffe des großen Haufens in dieser Beziehung der Wissenschaft so langsam nachrücken, wenn deutsche Naturphilosophen noch jezt mit allem Aufwand ihres wunderlichen Geistes es unternehmen, die Racenbildung von der Erbsünde herzuleiten? Es mag eine ähnliche mystische Theorie gewesen seyn, die in den finstern Köpfen spanischer und portugiesischer Bluthunde zur gräßlichen Praxis wurde, welche ganze Länder entvölkerte, um unter den gebrochenen, armseligen Resten das Reich Gottes zu pflanzen.

Seitdem die Erde dem Europäer ringsum aufgeschlossen und das Völkergemälde in seiner ganzen Breite vor ihm aufgerollt ist, erst seitdem können wir das Problem der eingebornen Verschiedenheit des Menschengeschlechts, der *Racenbildung*, fest in's Auge fassen, erst seitdem sind die Grundlagen zu einer eigentlichen Naturgeschichte des Menschen gelegt worden. Aber der Gedanke thut weh, daß der Mensch erst dann sich recht kennen lernen sollte, nachdem so viele Völker vom giftigen Anhauch der Weißen verkrüppelt oder ganz vom Boden des Planeten verschwunden sind. Wie der einzelne Mensch auf seinem Lebenswege erst dann einen ernsten Blick rückwärts und vorwärts wirft, wenn ihm die Jahre so manches schöne Gefühl, das Glück so manchen süßen Wahns aus dem Herzen genommen haben, so legt sich die Menschheit die großen Fragen nach ihrer Vergangenheit und Zukunft, nach ihrem Geschicke im Raume und in der Zeit erst jezt recht deutlich vor, wo die alten ausgeprägten Völkergebilde auf so vielen Punkten der Erde entstellt, ihre originellen Züge verwischt und die Nationallaute der Autochthonen an so manchem Strande verstummt sind. Wie aber auch der künftige Lauf der Geschichte immer mehr Völker in die allgemeine Bewegung hineinreißen und sie nivelliren mag, so viel ist gewiß, das Gepräge der *Körperbildung* wird durch Taufe und Kultur nicht verändert werden. Dieses Gepräge hält die Natur mit der äußersten Beharrlichkeit fest, und wenn es sich überhaupt in der Zeit verändert, so geschieht dies in Perioden, gegen welche der Zeitraum, auf den sich die Menschheit rückwärts besinnt, ein ganz unbedeutendes Moment ist.

(Fortsetzung folgt.)

Oeffentliche Operation mit dem Daguerrotype.

Die vielfältig rege gewordenen Zweifel, ob die Photographie auch Gemeingut werden könne, ob sie nicht technische Kenntnisse und eine manuelle Uebung voraussetze, wie sie dem gewöhnlichen Weltkinde nicht zu Gebote stehen, diese Zweifel sind von Daguerre am 7ten dieses Monats durch eine öffentliche Demonstration seines Verfahrens so ziemlich gehoben worden. Er nahm vor mehr als hundert Personen, gentlemen of the press, Gelehrten, Künstlern, Damen, aus dem zweiten Stockwerk des Palastes auf dem Quai d'Orsay eine Ansicht der Tuilerien und des Louvres auf. — Wir beschreiben die Operation nach den besten Pariser Blättern.

Es war um Mittag. Daguerre nahm eine mit einem Silberblatt überzogene Kupferplatte. Sie wurde mit feingepulvertem Bimsstein und Olivenöl polirt, und erst mit trockener Baumwolle abgewischt, und dann mit in verdünnte Salpetersäure (1 Theil auf 16 Theile Wasser) getauchter Baumwolle überfahren. Dieser Prozeß wurde wiederholt und dann die Platte auf einem Dreifuß über einer Weingeistlampe erhizt, bis sich das Silber mit einer weißlichten Schichte bezog. Man ließ sie nun rasch auf einer Marmorplatte erkalten, und nahm die Politur mit Bimsstein, Baumwolle und Salpetersäure noch einmal vor. Dieser Theil des Prozesses, auf den nach Daguerres Aeußerung besondere Sorgfalt verwendet werden muß, ist der einzige, der eigentlich manuelles Geschick erfordert. Man muß mit dem Baumwollenbausch zuerst im Kreise, dann der Länge nach reiben, und dabei, wie überhaupt beim ganzen Verfahren, die Platte nicht anhauchen; es entstehen dadurch Flecken, die in der Zeichnung zum Vorschein kommen. Eine gut plattirte Kupferplatte kann hintereinander zu zwanzig bis dreißig Abbildungen dienen; der Ungeübte kann also, wenn er bei der Zubereitung der Platte etwas versehen hat, immer wieder von vorne anfangen und die Platte frisch poliren.

Die so zubereitete Platte wurde mittelst vier kleiner Stangen an ein Brettchen befestigt, und so über die Büchse gestürzt, auf deren Boden sich das Jod befindet. Schon bei zehn bis zwölf Graden verdunstet das Jod hinreichend; es braucht also keiner besondern Erwärmung. In zwanzig Minuten war das Silber hübsch goldgelb überzogen. Diese Operation wurde natürlich im Finstern vorgenommen; man hatte aber ein Loch im Gemach offen gelassen, um den Grad der Färbung beobachten zu können. — Die Platte wurde nun wieder in einen andern Verschlag geschoben und in diesem in die Camera obscura gebracht, worin sie vierzehn Minuten blieb. Jezt mußte sie dem Quecksilberdampf, wieder im Dunkeln, ausgesezt werden, und auch hiezu ist Alles vorbereitet, so daß es keines Calculs irgend einer Art bedarf. Die Platte kommt auf einen Rahmen unter dem günstigen Winkel von 45 Grad zu liegen, eine Weingeistlampe erwärmt das Gefäß mit Quecksilber; sobald das Thermometer außen 60 Grad C. zeigt, löscht man den Weingeist aus, und jezt tritt das Bild nach und nach hervor. Wer in der Nähe stand, konnte

beim Schein einer Kerze und durch ein in den Apparat eingelassenes Glas von Minute zu Minute die Entstehung der Zeichnung beobachten.

Daguerres Versuch gelang auf's Vollkommenste. Troz der Wolken, die jeden Augenblick die Sonne bedeckten, drückte sich das Bild vollständig aus. Die Camera obscura stand auf dem Balcon des Palastes im Angesicht des Pontroyal, der Tuilerien, der Galerie des Louvre, der Seine bis zum Pontneuf, und diesen Prospekt gab die Platte wieder. — Die Versammlung äußerte laut ihren Beifall; man drängte sich um das Bild und wollte das Abwaschen mit Natronschwefelleber gar nicht abwarten. Endlich kam Daguerre zu dieser nothwendigen Operation, und die Zeichnung wurde nun auf einem Pulte aufgestellt.

Das Bild gleicht noch am ehesten einem mit zarter und sicherer Hand retouchirten Stich in Aquatinta-Manier. Die kräftigen Schatten geben ihm dabei etwas vom Effekt eines Nachtstücks. Aber unbeschreiblich, wie unbegreiflich ist die Ausführung in's Kleinste und Einzelnste. Man sieht die Fensterkreuze im Schloß gegenüber, das Gewebe der Leinwanddächer auf den Flußbädern, man zählt die Pflastersteine auf dem Quai; nur die Bäume erscheinen nicht ganz deutlich.

Folgendes, das man bei dieser Gelegenheit erfährt, ist entscheidend für die Nutzbarkeit des Daguerrotype. Der einzige Handgriff, der einige Fertigkeit und Vorsicht erfordert, die Zurichtung der Platte, kann eine Stunde vor der Aufnahme eines Bildes vorgenommen werden, und die Operation mit dem Quecksilber darf sich eben so lange verzögern. Man kann also über Feld in jeder Behausung operiren, wenn die Punkte, welche man aufnehmen will, nur nicht über eine Stunde Wegs entlegen sind. Man nimmt nur eine oder ein paar präparirte Platten und die Camera obscura an Ort und Stelle, und braucht kein Jod, keinen Merkur, keinen Weingeist mitzunehmen, kurz nichts von dem Apparat, der diejenigen erschreckt, die sich mit dem Daguerrotype nur amüsiren wollen. Jede Dame hat schon, wenn es galt, einen Fleck aus einem guten Kleide herauszubringen, mehr Umstände gemacht, als die Daguerrotypie erfordert, und mancher Elegant würde leichter mit einem Lichtbild als mit dem Knüpfen seiner Cravatte fertig.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juli.

(Fortsetzung.)

Die Vierlanden.

Was die Physiognomie anbetrifft, so ist diese in der nächsten Umgebung der Stadt nicht schön zu nennen: breite Backenknochen, große, genußsüchtige Mäuler und nichtssagende graue oder hellblaue Augen sind in der Gesichtsbildung vorherrschend, und wenn diese irgend einen Reiz hat, so verdankt sie ihn der Frische und einer weißen Haut. Wirklich schöne Dienstmädchen, wie man deren doch viele in Hamburg antrifft, liefert uns unser Gebiet nicht, sondern entweder Holstein oder die hannöversche Elbküste, welche leztere sich besonders durch schöne Frauen auszeichnet. Weiter hinein im Lande hört das aber auf, und namentlich im Bremischen und Oldenburgischen stößt man auf die häßliche wendische Physiognomie, mit den breiten, platten Gesichtern und den hervorstehenden Augen. Der Wuchs ist in unserer Gegend im Allgemeinen schlecht; hohe, schlanke Gestalten, wie im Norden, namentlich in Norwegen, das wohl von allen Ländern die schönste Bevölkerung hat, trifft man hier äußerst selten, dagegen fast allgemein kleine, knollig gewachsene, sichtbar zum Fettwerden sich hinneigende Menschen. Eine Ausnahme bilden die sogenannten Vierländer, deren Gebiet Hamburg und Lübeck zugleich angehört. Sie sollen, zur Zeit der Religionskriege unter Philipp II., aus den Niederlanden ausgewandert seyn, und haben nicht nur ihre eigenthümliche hübsche Körperbildung, sondern auch troz ihres beständigen Verkehrs mit der Stadt ihre alten Sitten und Gebräuche, ja selbst ihre Nationalkleidung beibehalten, welch leztere die auffallendste von der Welt ist. Schon oft sah ich den Fremden mit Erstaunen der schmucken, seltsam gekleideten Vierländerin nachsehen, wenn sie mit ihrem kurzen, nur bis zur Kniebiege gehenden weiten Scharlachrock, mit dem offenstehenden, grünen, reich gestickten und mit silbernen Knöpfen verzierten Mieder an ihm vorüberging, auf dem Kopfe einen großen, völlig runden und kopflosen Hut, der wenigstens 1½ Ellen im Umfange hält, und an den bis zum Knie sichtbaren Beinen hellblaue Strümpfe nebst Schuhen mit breiten silbernen Schnallen. Am auffallendsten ist die Müze dieser ländlichen Schönen. Sie hat gänzlich die Façon einer Pechhaube, und nur hinten zwei Flügel von gesteiftem schwarzen, sehr breiten Bande, wovon jede Schleife wenigstens eine halbe Elle lang ist. Die Jungfrauen tragen das Haar hinten in langen, bis zum Knie hinabgehenden Zöpfen, die mit grünem Bande durchflochten und am äußersten Ende zu Knäueln gerollt sind; wird eine von ihnen Frau, so muß sie diese Zöpfe abschneiden, eben so das gefallene Mädchen. Die Vierlanden werden mit Recht die Speisekammer Hamburgs genannt. Es ist fast unglaublich, welche Menge von Gemüsen und Obst auf dem verhältnißmäßig nur kleinen Terrain gebaut wird. Namentlich sind die von dorther zur Stadt kommenden Erdbeeren, die auf unabsehbaren Feldern und Schlägen, gleich dem Getreide, gebaut werden, mit Recht berühmt, und nirgends findet man diese Frucht größer, trefflicher und reichlicher als hier. Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich annehme, daß in der Erdbeerenzeit wöchentlich 50 bis 60,000 Pfund davon zur Stadt kommen, denn fast Jeder ißt sie dann täglich mit Zucker und Milch oder mit Wein, und selbst der Aermste darf sich wenigstens einige Male den Genuß gönnen, da das Pfund in der besten Zeit kaum drei bis vier Kreuzer kostet. Außerordentlich hübsch macht es sich, wenn die mit Erdbeerkörben hoch beladenen, ziemlich großen Schiffe die majestätische Elbe mit ihrer duftigen Ladung hinabschwimmen; noch reizender sind aber die Blumenschiffe in der Rosenzeit, welche gleichfalls aus den Vierlanden kommen. Der Anblick dieser Blumenmassen hat etwas Feenhaftes, Bezauberndes, und man begreift nicht, wie diese Hunderttausende von Rosen und andern Blumen an einem Tage Käufer finden werden. Allein schon nach wenigen Stunden ist der ganze Vorrath aufgeräumt, denn die Blumenliebhaberei ist unter allen Ständen gleich groß, und weder die Bürgerfrau noch die Köchin kehrt vom Markte zurück, ohne einen duftigen Strauß mit nach Haus zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 223.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 17. September 1839.

Wen der Schuß getroffen, den traf er gut,
Der aufgehoben und sicher ruht.

J. Ch. v. Zedlitz.

Der junge Jäger.

In die kühle Felsenhöhle
Tritt der junge Jäger ein;
Heiß ist's draußen, um zu schlummern
Legt er still sich auf's Gestein.

Und der Schlaf, der ewig milde,
Schließt ihm bald die Augen dicht,
Holder Träume lichte Schatten
Wandeln durch sein Angesicht.

In die kühle Felsenhöhle
Tritt ein Mädchen, hoch und schlank,
Sieht den Schläfer, tief erschreckend,
Naht sich hastig seiner Bank.

Will ihn wecken, höret Schritte,
Ruft mit Angst: es ist zu spät!
Macht des Kreuzes schirmend Zeichen
Ueber ihn, wie im Gebet.

In die Grotte tritt der Wildschütz,
Sieht den jungen Jägersmann,
Greift alsbald nach seiner Büchse,
Spannt den Hahn, legt auf ihn an.

Vor den Bruder tritt das Mädchen,
Doch er drängt sie stumm zurück;
Der hat einst auf mich geschossen!
Sagt ihr ernst und streng sein Blick.

„Sieh ihn schlafen!“ spricht sie leise,
„Er ist jezt in Gottes Schutz,
Ihm zur Seite steht ein Engel;
Fühlst du's nicht in deinem Trutz?“

Als er auflacht, fleht sie innig:
„Sieh, er schläft so ruhig fort —
Laß, bis er erwacht, ihn leben!“
Er gelobt's mit kurzem Wort.

Still am Flintensteine schraubend,
Blickt er auf den Feind so wild;
Lautlos auf die Steine sinkend,
Liegt sie bleich, ein Marmorbild.

„Glaubst du nicht an seinen Engel,
Oder bist du's selbst zumeist?“
Ach, ich bete, seufzt sie weinend,
Daß du nie ein Mörder seyst.

Pulver auf die Pfanne schüttend,
Spricht er finster, ungeirrt:
„Wenn ich auch ein Mörder werde,
Ist es nur, daß der's nicht wird!"

Ringsum Stille, durch das Summen
Eines Käfers kaum gestört,
Tief genug, daß man des Schläfers
Leise Athemzüge hört.

Horch, da raschelt's vor der Grotte,
Und ein Hirsch, neugierig, streckt
Seinen Hals hinein zum Eingang,
Springt zurück und flieht erschreckt.

Doch der Schütz, rasch, unwillkührlich,
Sendet seinen Schuß ihm nach,
Flucht dann laut und stürmt von hinnen,
Denn es hallt wie Wetterschlag.

Aus dem Schlummer, der ihn deckte,
Fährt der Jäger rasch empor;
Eine Rose sieht er liegen,
Die das Mädchen kaum verlor.

Sie gemahnt ihn an die Jungfrau,
Die an ihm vorüberflog,
Eine Thräne stolz zerdrückend,
Als er jüngst den Wald durchzog.

Eine Rose, weiß, wie diese,
Trug sie ja vor ihrer Brust.
„Sey mir Zeichen ihrer Liebe!"
Ruft er aus in kecker Lust.

Da ertönt's wie Todesröcheln,
Und er trifft mit stiller Wuth,
Den an seiner Statt des Schützen
Kugel traf, den Hirsch im Blut.

„Frevler, damals wollt' ich fehlen,
Denn das Herz erstarrte mir!
Doch, ertapp' ich jetzt dich wieder,
Sollst du stürzen wie dies Thier!"

Auf den Hut die Rose steckend,
Schwur er's und verschwand im Wald.
Sagt mir, was der Schuß bedeutet,
Der von dort herüber hallt?

Fr. Hebbel.

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

„Der Mangel an Geistesgegenwart in mir," fuhr Richard fort, „meine Schwerfälligkeit thaten sich allerdings schon von früh an in den geringsten Dingen dar, und ich konnte mich z. B. wohl fünf Minuten lang um eine Sache, die ich holen sollte, drehen, ohne daß ich sie zu finden oder anzufassen wußte, derweil dir nichts entging, da Alles sahst und jeden Wink verstandest. In unserem Verhältnisse zu einander war das wunderlichste Gemisch von unwillkührlicher oder angeborener Zuneigung und hinwieder einer Abneigung, die man fast hätte willkührlich nennen mögen, und die gewissermaßen dann erst recht zum Ausbruch kam, als die Eltern unseres armen Freundes unsere Nachbarn und wir drei Spielgenossen wurden. Die natürliche Heiterkeit eurer Temperamente führte euch Beide sogleich zusammen, und ihr verstandet, vertrugt und liebtet euch. Ich hingegen isolirte mich und schloß mich von euch aus, je herzlicher euer Verhältniß zu werden schien, bis die Jünglingsjahre uns von unsern Familien trennten. Ich ward zuerst in die auswärtige Bildungsanstalt gethan; der soviel ältere Sturm kam jedoch sogleich als Kornet zu seinem Regimente, und einige Jahre darauf überraschte es mich natürlich nicht, als er Offizier geworden war, daß ich in der Ferne die Nachricht von eurer Verlobung erhielt. Die Eltern erachteten wohl eure gegenseitige Anhänglichkeit für ernster, als sie war, und ihr hattet Beide nichts dawider, in ihre Absichten einzugehen. Nur erst von der Zeit an gingen mir Verblendeten die Augen über das, was ich an dir besitzen können, auf, und ließ ich es mir also bei allen Gelegenheiten recht angelegen seyn, dein theures Herz zu erobern. Ich verdiente es vielleicht gar nicht, daß ich im Verlaufe der Zeit damit so glücklich war."

So sprachen die Drei noch eine Weile untereinander fort und fühlten die Geschwister immer mehr, wie unentbehrlich sie sich gegenseitig seyen. Sie waren unendlich glücklich in der Gegenwart, die alle ihre Wünsche befriedigte, und doch gefaßt darauf, schon in dem nächsten Augenblicke das Unvermeidliche eintreten zu sehen, an das sie bei alledem nicht denken mochten. Am Abende dieses Tages waren sie aber besonders heiter und sprach Richard mit Rührung von dem nahen Weihnachtsfeste, während Emilie, von einem Schirme geborgen, an einer Arbeit für ihn dazu thätig war. Die Nacht kam, die Mutter verließ sie, und Richard und Emilie schliefen in einem Zimmer, nur von einer spanischen Wand geschieden, damit Richard in seiner Krankheit im Nothfall eine treue Pflege in der Nähe hätte. Sie gingen zur Ruhe.

Mitten in der Nacht wachten sie beide auf und hörten gegenseitig, daß sie nicht schlummerten. Sie

sprachen dann wieder eine Weile miteinander und gedachten ihrer Kindheit, in der sie auch in einem Zimmer schliefen und eine so reine Freude an der Weihnachtszeit hatten, und zuletzt sagte Richard zu Emilien: „Nun wollen wir jedoch sehen, ob wir noch eine Stunde schlafen können; es ist noch so früh." Sie schliefen alsbald von Neuem ein, und als Emilie am Morgen sich ermunterte, war es bereits heller Tag. Dessen ungeachtet herrschte eine so eigene Stille in dem Zimmer und war Richard noch nicht erwacht. Sie dachte, er hat einen sanften Schlaf, und regte sich nicht. Sie wartete lange ehe sie aufstand. Endlich that sie es. Sie erhob sich langsam und leise von ihrem Lager, um ihn nicht zu stören. Sie schlich auf den Zehen zu seinem Bette, um zuzusehen, ob er noch schlummere. Sie schob die Gardinen seines Bettes zurück. Er schlief wirklich noch. Jedoch machte der Ernst seiner Züge sie betroffen. Sie lieh das Ohr. Sie hörte ihn nicht athmen, sie fühlte seine Wange an, sie war kalt. Sie rief: „Bruder, lieber Bruder!" Sie erhielt keine Antwort; er regte sich nicht. Sie berührte seinen Mund mit dem ihrigen; es war kein Hauch mehr von ihm fühlbar. Ihre Hände erfaßten krampfhaft Richards Hände; sie schüttelte sie in Verzweiflung. Ihre Gedanken verwirrten sich; sie versuchten wiederholt vergebens, das Entsetzliche zu fassen; am Ende gelang es ihnen denn. Ihr Mund öffnete sich, es auszusprechen, er fand keine Worte. Sie schrie laut auf und stürzte zu Boden. Die unglückliche Mutter kam dazu und stand ihr bei, sich wieder zu erholen. Sie ertrug das Unvermeidliche mit Ergebung: Richard war am Schlagflusse verschieden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bajaderen.

(Fortsetzung.)

Der Ursprung der Grundformen, in welche das Geschlecht zerfällt, der Racen, ist uns noch immer ein unauflösliches Räthsel. Nur das negative Resultat ist gewonnen, daß sich aus allen wirklichen und denkbaren Einflüssen der Klimate, wie sie jezt rings um die Erde herrschen, die Racenbildung schlechterdings nicht erklärt. Die Racen sind keineswegs, auch nur annähernd und im Großen, auf gewisse Zonen verwiesen. Mit Ausnahme des Negers sind alle, der Caucasier, der Mongole, der Amerikaner, über alle Climate vertheilt. Der eigentliche Hindou ist nun aber nichts als der Repräsentant der caucasischen, der weißen, schönen Race, wenn sie einmal so heißen soll, im heißen Erdstrich. Seine Bildung weicht lediglich in keinem wesentlichen Momente von der europäischer und vorderasiatischer Völker ab, und der Mongole, der Neger stehen ihm so schroff gegenüber, als nur immer dem lebenden Modell deutscher Maler und Bildhauer. — Die Textur und Aussonderung der Haut sind ein wichtiger Punkt bei der Racenunterscheidung, und auch darin kommen die Hindous mit uns überein; ein desto gleichgültigeres und schwankenderes Merkmal ist dagegen die Färbung der Haut. Wie der Sonnenstrahl tingirt, das sehen wir alle an der chromatischen Scale, welche die verschiedenen Völker Europas, und wieder in jedem Volk die verschiedenen Stände, ja an jedem Einzelnen die Körpertheile durchlaufen, je nachdem sie gewöhnlich bedeckt sind oder nicht.

Gerade die große Verschiedenheit in der Hautfarbe ist ein Hauptcharakter der mittelasiatisch-europäischen Race, während die andern Racen viel gleichförmiger schattirt sind. Auch die Bewohner der großen vorderindischen Halbinsel zeigen große Mannigfaltigkeit des Colorits, je nach der Breite und der Höhe über dem Meere, ja nach den Kasten; aber selbst bei den Bewohnern der nördlichsten Gebirge des Landes hellt sich doch der Ton nie zur Weiße der germanischen Haut auf. Ein bestimmtes, festes Kolorit gehört nun aber zu den unterscheidenden Nationalmerkmalen im Kreise derselben Race, Unterschiede, die so zäh und in ihrem Ursprung so unerklärlich sind als die Racenbildung selbst. — Man denke an die Zigeuner. Es kann kein Zweifel darüber seyn, daß dieses seltsame Volk ein indischer Stamm ist, und die Musik der Begleiter der Bajaderen erinnert in ihrem ganzen Styl sogleich an den unheimlichen Charivari aufspielender Zigeuner. Diese Menschen haben nun aber unter uns in vier Jahrhunderten, neben ihren sonstigen Nationalzügen, auch ihre eigenthümliche Hautfarbe vollkommen beibehalten. Ihre Mädchen, wenn sie hübsch waren, hatten, wenigstens früher, einen ganz besondern Reiz für die vornehmen Leichtsinnigen, und sie wurden von diesen nicht selten ihrer herumschweifenden Lebensweise entzogen; aber die weichlichste Zigeunerschöne war, besonders an den bedeckten Körpertheilen, immer noch dunkler als das jeder Witterung ausgesetzte Weib des südeuropäischen Landmanns. Umgekehrt, am Ganges, verwelken allerdings die Lilien und Rosen im Angesicht der Engländerin; aber ihre Nachkommenschaft geht deßhalb der Erbschaft dieser Güter niemals verlustig.

Man nennt die caucasische Race die schöne: auch dem Ungebildetsten, wenn er etwa gute, unkolorirte Bilder von Hindous betrachtet, muß der Augenschein sagen, daß dieselben an der relativen Schönheit, welche bei jener Racenbezeichnung gemeint ist, in allen Stücken so gut participiren als Deutsche, Franzosen, Türken, Araber, Perser u. s. w. Dieselbe Race nennt man aber, ungeschickt genug, auch die weiße, und tritt einem

nun im Leben oder im Bilde eine edle, aber wie aus Bronce gegossene Gestalt entgegen, so regen sich gleich Bedenklichkeiten, ob es auch so recht ein Mensch sey wie wir. Zu Shakespeares Zeit nahm es die Wissenschaft mit der Unterscheidung der Varietäten des Menschengeschlechts noch nicht so genau, und der Unterricht befaßte sich gar nicht damit. Dem Dichter war es wohl zu verzeihen, wenn er in der italiänischen Novelle, die ihm den Stoff zu seinem Othello gab, einen wesentlichen Punkt mißverstand, wenn er den großherzigen Mauren, den Sprößling des edlen arabischen Stammes, zum Neger machte, zu einem „thing, to fear, not to delight.“ Man sollte meinen, die allgemeine Bildung habe seitdem keinen Schritt gemacht, wenn man sieht, was es für Leute sind, denen man immer wieder sagen muß, daß z. B. der Beduine deßhalb, weil er fast so schwarz ist als sein krausköpfiger Nachbar in der Sahara, so wenig ein Aethiopier ist als der rosigste germanische Jüngling im Milchbart; wenn man hört, wie das belesene Deutschland bei jeder etwas fremdartig dunkeln Larve, selbst wenn sie, wie die Bajaderen, ihr Ursprungszeugniß mit sich bringt, aus der Rumpelkammer der Begriffe sogleich gens de couleur, Mulatten, Menschenfresser oder etwas noch Schlimmeres hervorholt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juli.

(Fortsetzung.)

Die Vierlanden. Der Deich.

Die Cultur der Früchte und Blumen, Gemüse, des Geflügels u. s. w. hat wohl in den Vierlanden die größte Höhe erreicht. Nicht nur ist alles hier vortrefflich, es wird auch so früh erzielt, wie an keinem andern Orte in Deutschland. So bringt man schon gegen die Mitte des Mai in einigermaßen günstigen Jahren frische junge Erbsen, Blumenkohl und Gurken, Mitte Junis aber sehr wohlschmeckende neue Kartoffeln zur Stadt, wo freilich diese Erstlinge theuer bezahlt werden. Die Maikirsche, die schönste, größte und schmackhafteste von allen — man kennt sie fast im übrigen Deutschland nicht — wird in unglaublicher Menge in den Vierlanden und auf den Elbinseln gezogen und ist so vortrefflich, daß sie fast die Traube ersezt, mit der sie im Geschmack die meiste Aehnlichkeit hat. Auch gutes Stein- und Kernobst, Pfirsiche, Aprikosen u. s. w., ja selbst in neuerer Zeit die frühen Weinsorten, werden in hinreichender Menge von den Vierländern gezogen, und nicht selten sah ich den Süddeutschen, der Armuth an gutem Obste bei uns, unserer nördlichen Lage wegen, voraussezte, sowohl durch die Fülle, als Vortrefflichkeit desselben überrascht. In Hinsicht des Gemüsebaus übertreffen wir alle andern Gegenden Deutschlands und haben z. B. von der Mitte des Mai bis Ende Oktobers alle Tage frische Schooten auf dem Markte. Dies Alles verdanken wir dem fleißigen, industriösen und gelehrigen Vierländer, der unaufhörlich darauf sinnt, von seiner Scholle immer größern Gewinn zu ziehen, und der stets bereit ist, neue Versuche, sowohl in Hinsicht der Cultur, als der verschiedenen Sorten des Obstes und Gemüses, zu machen. Steht er Neues und Seltenes in den Gärten der Reichen — und daran kann es bei unserm Verkehr mit der ganzen bekannten Erde nicht fehlen — so ruht er nicht, bis er sich einige Saamenkörnchen davon verschafft hat, und bringt das auf diese Weise Erzielte bald zu Markte. Die Industrie dieser fleißigen und gescheidten Landleute geht so weit, daß sie ihr treffliches Obst nicht nur nach England und Schottland bringen, sondern sogar, vermittelst der Dampfschiffe, den Markt von St. Petersburg mit Kirschen versehen. — Unter den Bewohnern der Vorstädte Hamburgs zeichnen sich die des sogenannten Deichs — die Dämme zum Schutze gegen das Wasser werden hier Deiche genannt — vor allen andern aus. Sie sind eine Art von Sachsenhäusern und stehen, wohl nicht ganz mit Unrecht, wegen ihrer Massivität bei den Städtern im Verrufe. Indeß muß man diese kräftigen, ehrlichen, fleißigen und geraden Menschen bei näherer Bekanntschaft bald lieb gewinnen. Es ist ein Sprichwort unter ihnen: „auf dem Deiche stiehlt man nicht!“ und ich, der ich fast zehn Jahre in ihrer Mitte lebte, habe dies wahr gefunden. Der Deicher ist von Natur außerordentlich stolz, und eben dies bewahrt ihn vor dem niedrigen Laster des Stehlens. Er soll, als man ihm zum nächtlichen Schutze Nachtwächter gab, dies sehr übel genommen und die Wächter in die Elbe spedirt haben, unter dem Vorgeben: „auf dem Deiche werde nicht gestohlen.“ Die Deicher sind ein munterer, kräftiger, aber auch zu Händeln aufgelegter Menschenschlag, der, wenn er einmal gereizt wird, leicht alle Mäßigung vergißt. So hoben diese Leute, als sie vor einigen Jahren wegen der Thorsperre mit den Vätern der Stadt nicht zufrieden waren, die schweren eisernen Thorflügel ohne weiteres aus und gaben sie erst nach abgeschlossener Convention, die ihnen gewisse Erleichterungen zusicherte, wieder zurück. Was Furcht heißt, kennen sie nicht, und an schwere Arbeiten sind sie so gewöhnt, daß sie selbst an Sonn- und Festtagen mit sichtbarem Vergnügen in ihren Häusern arbeiten, die wirklich musterhaft nett, wohnlich und reinlich sind. Die meisten Deicher sind bei den hier angesiedelten großen Holzhändlern oder beim Schiffbau beschäftigt und verdienen wöchentlich ihre vier bis fünf, ja mehr Thaler. Schon dies würde ihnen eine genügende Existenz sichern; allein auch die Frauen beschäftigen sich fast ohne Ausnahme mit der Wäscherei, da an der rechten Seite des Deichs sehr große Wiesen liegen, die sämmtlich zu Bleichen benuzt werden. Hier ist es, wo alles das, was in der Woche über in der Stadt beschmuzt wurde, wieder gereinigt, sauber und glänzend dahin zurückgebracht wird. Unsere Wäsche ist im Auslande berühmt und verdient es zu seyn. Man kann sich leicht vorstellen, daß in Wirthschaften, wo Mann und Frau ansehnlich verdienen, Wohlstand herrschen muß, und in der That ist dem im Allgemeinen so. Es ist etwas überaus Erfreuliches, wenn man in diese netten Häuser tritt, in denen Alles die höchste Ordnung und Sauberkeit athmet, und worin ein Häuflein hübscher, rothwangiger, gut gekleideter Kinder seine muntern Spiele treibt, wo selbst der Haushund Zeugniß dafür ablegt, daß Alles wohl genährt werde. Wo man es anders findet, da sind die Laster des Spiels und des Trunks daran Schuld, welche leider auch hier zu finden sind. Der Branntwein und das leidige Silentiumspiel, eine Kartenlotterie, haben schon manches Familienglück untergraben.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 224.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 18. September 1839.

> — Ein Feuer hat mein Wesen
> Geläutert. Meine Leidenschaft wohnt in den Gräbern
> Der Todten; keine sterbliche Begierde
> Theilt diesen Busen mehr.
>
> Schiller.

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

Am Weihnachtstage, für den Emilie zuvor das Geschenk genäht, nähte sie nun Richards Sterbekleid, und wegen ihres unersetzlichen Verlustes tröstete sie nur die freundliche Vorstellung, wie viel schöner, nachdem er in jene Welt hinübergeschlummert, sein Erwachen dort oben als hienieden müsse geworden seyn. Aber von dem Tage an wachte sie nun ihr ganzes Leben lang alle Morgen in der vierten Stunde, da Richard gestorben seyn mußte, wie von einer furchtbaren Stimme gerufen, auf und erlebte die ernstesten Augenblicke ihres Daseyns. — Am zweiten Feiertage ward der Gestorbene, nach seinem Willen, nicht in der Familiengruft beigesezt, sondern auf dem Dorfkirchhofe begraben, wo jezt ein grüner Rasenhügel, mit Epheu bedeckt, sich über seiner Ruhestätte erhebt und ein kleiner, angelehnter Denkstein seinen Namen nennt.

Die Glocken läuteten und Emilie empfand zum ersten Male, daß sie uns doch anders als sonst klingen, wenn sie einem gestorbenen Geliebten gelten. Tiefer Schnee lag auf der Erde. Es war in der ersten Frühe. Der einfache Sarg ward über den Schloßhof zu Grabe getragen. Es war Alles still, die Schritte der Träger schallten nicht wieder; der Himmel duftete und dampfte vor Frost, es war alles kalt, und warm allein die Thränen der Hinterbliebenen, die sie weinten, als sie mit den Dorfleuten und Dienern den Geliebten zur Ruhe brachten.

Für Emilien war es zugleich ihre ganze Jugend, die sie zu Grabe geleitete. Sie fühlte jezt: sie war vorbei; sein Verlust hatte sie der Fesseln der Erde entledigt. Sie war frei, und, jeden Augenblick bereit, wenn es seyn solle, das Leben hinzuwerfen, blieb sie doch, so lange es Gott gefalle, gern und ruhig darin, da sie nunmehr überzeugt war, es währe dort fort, sie müsse unsterblich seyn. An Richards Grabe hatte sie in der ersten Zeit keine Thränen mehr, denn der Schmerz hatte sie stumpf gemacht. Allein sie trug dennoch die Schuld der Erde ab, und als die Vorstellung sie erst überkam, wenn sie neben seiner kleinen Wohnung stand, daß er ihr so nahe sey, daß er nur ein paar Ellen unter ihr ruhe, daß das, was von ihm übrig, von seiner edlen Seele nicht mehr belebt werde, wenn sie dessen gedachte, was er gelitten hatte, und daß er ohne Abschied von ihr geschieden sey, kam ein ungeheurer Schmerz und die Trostlosigkeit der Verzweiflung über sie, daß er nun vielleicht auf ewig für sie verloren sey. Erinnerte sie sich dann dessen, was

sie mit ihrem verstorbenen Freunde vordem besprach, so wendete sie sich fortan jedesmal, sobald sie, des Geschriebenen uneingedenk, dieser alten, lieben Gewohnheit wieder huldigen wollte, bei dem Gedanken seines Todes mit Abscheu von all den Dingen ab, die sie sonst nur seinethalb, wie sie jezt erkannte, gefreut und ferner keinen Reiz mehr für sie hatten. Sonst hatte sie in vielen Stimmungen wohl Geisterfurcht gehabt; jezt war dieselbe mit einem Male wie weggehaucht und sie verweilte in der Finsterniß nun gern allein, da sie mit den Geistern durch ihn befreundet geworden war.

Sie stand dessen ungeachtet Jahrelang mit treuer Sorgfalt und Pflege ihrer Mutter in ihrem Schmerze bei, bis dieselbe auch aus diesem Leben schied, und war dann ganz allein in der weiten Welt, in der sie, je älter sie ward, immer mehr die Erfahrung machte, daß, wer Gott finden will, sich selbst verlieren musse.

Nach dem Tode ihrer Mutter sollte sie indeß noch eine große Ueberraschung und Erschütterung erleben, indem die Gräfin ihr einen in der lezten Zeit an sie geschriebenen Brief hinterlassen hatte, der die wichtige Eröffnung enthielt, daß Emilie nicht ihre und ihres Mannes Tochter, sondern ein von ihnen angenommenes Kind ihrer Schwester sey, das sie, einem ihr auf ihrem Todenbette abgelegten Versprechen gemäß, als ihr eigenes zu erziehen, sich verpflichtet gefühlt hätten. Die Mutter sagte ihr ferner: sie und ihr Gatte hätten von früh an beabsichtigt, dies Versprechen in der Art zu erfüllen, daß sie Emilien und Richard für einander bestimmt gehabt. Indessen wäre späterhin die Abneigung, die sich zwischen ihnen kund gegeben, Ursache geworden, daß sie auf diesen Plan verzichtet und dafür die Neigung begünstigt und gutgeheißen hätten, die sie mit dem jungen Baron Sturm verbinden wollen, und sie hätten sich also Beide entschlossen gehabt, ihr das Geheimniß ihrer Geburt nie zu verrathen, sondern sie und Richard immer in dem Wahne zu lassen, daß sie leibliche Geschwister wären, um auf diese Weise ihre Eintracht zu sichern und sie vor gegenseitiger Entfremdung zu bewahren. „Ueber deine frühefte Jugend," besagte der unvollendet gebliebene Brief, als er zu Ende ging, „muß ich dir hiemit noch eine wunderbare Mittheilung machen. Deine Mutter —" An eben dieser Stelle aber brachen die Schriftzüge plözlich ab, so daß Emilie sich darein ergeben mußte, dieses Geheimniß nie ergründen oder entschleiern zu können. Wie sie auch immer ihr Gedächtniß anstrengte, ihr vielleicht zu Hülfe zu kommen, es blieb umsonst und sie vermochte die schon oben erwähnten dunklen Erinnerungen mit keiner bestimmten Gestalt und Färbung zu beleben. Nur fiel ihr in den Papieren ihrer Mutter einige Zeit darauf ein altes Zeitungsblatt in die Hände, das den nachstehenden Artikel enthielt, dessen Durchlesung sie tief ergriff, ihr aber, wie oft auch wiederholt, niemals die Gewißheit gewähren konnte, daß er etwa in nächster Beziehung zu ihrem eigenen Schicksal stehe.

(Schluß folgt.)

Die Bajaderen.

(Fortsetzung.)

Ja, eine Minute nach dem Aufrollen des Vorhangs, als eben die armen braunen Weiber ihren Salam machten, richteten sich an mich aus einem schönen Munde

> So äthiop'sche Worte, schwärzern Sinns,
> Als wie sie aussehn.

daß ich erschrack und meine ganze Erwiderung in einem verlegenen Nicken und in einem Lächeln bestand, das sich albern genug ausgenommen haben mag. Die Dame hinter ihrer Lorgnette meinte: „Die Bajaderen machen mir fast den Effekt von Affen; finden Sie dies nicht auch?" Bei dieser Blasphemie gegen die Majestät der Menschheit stand ich da wie ein loyaler Hofrath, der zu einer hochverrätherischen Floskel, die er in Gesellschaft hören muß, ein sauersüßes Gesicht schneidet. Leider ist dieser den Menschen erniedrigende Vergleich nicht immer so gar weit hergeholt; aber die Gestalten, welche unheimlich an die thierische Karrikatur unserer Körperbildung mahnen — ihr braucht sie nicht weit weg, in den Südspitzen der Continente oder doch oben auf dem Eis des Nordpols zu suchen; sie sind überall, sie sind unter uns, sie blöcken die Zähne am Theetisch und grimassiren hinter Operngläsern und aus Federhüten hervor. Ein Hindou und ein Affe! Hat sich irgendwo, von jeher das Ebenbild Gottes in edlerem, ruhigerem Ebenmaß ausgeprägt, als unter dem Volke, das sich hier in ein paar, von europäischer Habsucht losgerissenen Gliedern unserer Schaulust darbietet? Und woher kommt der blonden Europäerin der Gedanke, mit dem sie ihrer selbst spottet, ohne zu wissen wie? Von dem Bischen Tusche, womit die Natur unter dem Wendekreis des Krebses ihr Meisterstück schattirt.

Mustert diese Weiber, die ihr so tief unter euch stellt! Vor Allem beschäftigen den Beobachter Augbraunen und Augen, so großartig, keck und sicher gezeichnet. Wenn die alten Egyptierinnen solche Augen hatten, so sollte man meinen, die Art, wie die Zeichner dieses Volks das Auge behandelten, sey nicht naive Stumperei

gewesen, sondern Scheu, den in sanftem Feuer strahlenden Juwel des Angesichts zu beeinträchtigen. Auf den egyptischen Malereien sind nämlich die Figuren fast durchgängig im Profil gezeichnet, und dabei ist doch die ganze Ellipse des Auges, gewaltig groß, mit dem Stern in der Mitte angegeben und durch einen schwarzen Rahmen noch mehr gehoben. — Diese Augen beherrschen auch das Gesicht: es ist nicht eben schön nach unsern Begriffen, aber keine Spur von widriger Verzerrung darin und der ganze Ausdruck so rührend sanft durch die prächtigen und doch so ruhigen Augen. Schwarzes, schlichtes Haar, so lang und reich, als es sich die kokette Spanierin nur wünschen mag; vollkommenes Ebenmaß im schlanken, biegsamen Körper, nirgends ein Bruch oder eine Ecke in den Umrissen, die weich in einander verfließen bis hinaus zur niedlichsten Hand und dem zierlichsten Fuß.

Ist all dies nichts? kann man all dies ignoriren über dem Bischen Pigment, in das Netz der Haut von derselben Sonne niedergeschlagen, welche die Palmfrucht reift, das Gefieder des Vogels in die brennendsten Farben taucht und die Flügeldecken des Insekts mit Brillanten bestreut? Und betrachtet, betastet diese sammtweiche, im Reflex goldig glänzende Haut, und fühlt es, wie kindisch der Stolz des Europäers ist, wenn er sich wegen der weißen Wäsche, welche ihm die Natur gegeben, vorweg für den Gentleman unter den Völkern hält. Und wäre es darum, wenn er sie reinlich halten könnte. Aber sie schmuzt gewaltig, schon wenn er zu Hause bleibt, und zieht er fort unter den lothrechtern Strahl der Sonne, so färbt sie sich gleich so fatal wie das Hemd der Königin Isabelle, und er spricht dann von seiner weißen Haut, wie der Schmid am Samstag von seinem Weißzeug.

Zu den bisher genannten Umständen, welche die Bajaderen besonders dem schönen Geschlechte so übel empfahlen, kommt noch einer, nämlich das gute Aussehen, die Stattlichkeit ihrer Begleiter. Die drei Männer sind nach unserem Maßstabe hübscher als die Weiber, jedenfalls aber ihre Gesichter ausdrucksvoller. Diese Beobachtung mußte Jedermann machen, die Wenigsten aber bedachten, daß das Verhältniß zwischen beiden Geschlechtern auf dem größten Theile der Erde ein ganz anderes ist und von jeher war, als in unserer galanten, handküssenden Welt.

Beinahe überall, wo das Weib in physischer und moralischer Erniedrigung lebt, steht es dem bedeutend ansehnlicheren, wohlgebildeteren, ausgeprägteren Manne gebeugt, unscheinbar gegenüber. Dies geht so weit, daß es sehr zahlreichen Völkern, namentlich vielen der rohesten, gar nicht in den Sinn kommen könnte, das schwächere, zärtere Geschlecht zugleich als das schöne zu bezeichnen, da der Augenschein so ganz dawider ist. Aber auch bei Nationen, wo beide Geschlechter im Durchschnitt sehr wohlgebildet sind, wo aber der Mann tyrannisch herrscht und das Joch der Sitte und des Gesetzes auf dem Weibe liegt, also just bei den großen caucasischen Völkerfamilien der Araber, Perser, Hindous, steht das Weib für ein europäisches Aug meist unbedeutend und reizlos neben dem Manne, und dies rührt hauptsächlich vom physiognomischen Ausdruck beider her.

Geistiges Leben, wenn es auch nicht immer gerade verschönert, prägt die Züge mehr aus und veredelt sie, indem es sie individualisirt. Es ist daher eine allgemeine Beobachtung, daß bei einem Volke der nationelle Gesichtsausdruck desto mehr den individuellen überwiegt, je tiefer es auf der Leiter der Kultur steht oder wieder hinabgesunken ist; je roher und geistig unbewegter die Menschen, desto mehr sehen sie einander ähnlich, desto auffallender tragen sie ihr Nationalgepräge zur Schau. Bekanntlich sind bei den allerversunkensten Stämmen, in schauerlicher Analogie mit der Thierwelt, sogar die beiden Geschlechter physiognomisch kaum zu unterscheiden, weil der Geistesfunken in beiden gleich nothdürftig fortglimmt. Aber bei den meisten barbarischen Völkern, unter denen einiges geistige Leben herrscht, steht in dieser Beziehung das Weib weit unter dem Manne, und die geistlose nationelle Aehnlichkeit unter den Individuen tritt daher beim weiblichen Geschlecht ungleich stärker hervor als beim männlichen. Bei Völkern, wie die Eingeborenen Nordamerikas oder mancher Südseeinseln, sind die Männer außer allem Vergleich innerlich bewegter, und selbst der Ausdruck der schlimmsten Leidenschaften in ihren Gesichtern berührt uns nicht so unangenehm als bei den Weibern der einförmig wiederholte, sanftere, stumpfere Typus der Nationalbildung, in dem sie, ihren Tyrannen gegenüber, wie unreif, unfertig erscheinen. An den Osagen, die vor einigen Jahren Europa durchzogen, ließ sich dies sehr gut beobachten. Aber dieses Verhältniß zwischen den Geschlechtern ist auch bei Nationen von alter Kultur, wo das Weib unter dem Druck lebt, merkbar genug; es läßt sich selbst in die europäischen Völker herein verfolgen, und die Spuren davon sind sogar bei den kultivirtesten unter ihren niedrigen Ständen nicht ganz verwischt. Alle Reisende im Orient stimmen darin überein, daß die Weiber im Allgemeinen eine Starrheit der Bildung zeigen, welche bei den gefälligsten Formen den Europäer entzaubert, daß sie der Seele und jenes geistigen Reizes entbehren, den wir, wenigstens auf die Länge, so ungern vermissen, wogegen die Männer überall, wenn auch nicht angenehm, durch die mannigfachen Züge beschäftigen, wie sie die Affekte in's Gesicht schreiben. Und eben

hierin liegt es, daß die männlichen Begleiter der Bajaderen bedeutender, interessanter erscheinen als sie selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juli.

(Fortsetzung.)

Ausstellungen. Telegraph. Wettrennen. Ditmarschen.

Auch in diesem Jahre, wie bereits in mehreren frühern, hat eine Kunst-, Gewerbe- und Blumenausstellung statt gefunden. Die erstere täuschte manche Erwartung, da nur sehr wenig Bedeutendes, des Mittelmäßigen viel und des Schlechten noch mehr zur Anschauung gebracht worden war. Wer je irgend Bedeutendes gesehen hatte, verließ die bunt geschmückten Räume gewiß unbefriedigt. Bessere Resultate gab die Gewerbeausstellung, und mancher Fortschritt machte sich auf erfreuliche Weise bemerkbar. Das Reizendste, was man aber sehen kann, ist allemal die mehrere Male im Jahre stattfindende Blumenausstellung. Es macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck, die holden Kinder der Flora aller Zonen in den schönsten Exemplaren und mit Kunstsinn und Geschmack geordnet, beisammen zu sehen, und wir wissen dem Inspektor unseres botanischen Gartens, Ohlendorff, der ein wackerer, strebsamer Mann ist, dem diese Anstalt viel verdankt, so wie den berühmten Blumen- und Saamenhändlern, den Gebrüdern Booth, aufrichtigen Dank dafür, daß sie diese Anstalt in's Leben riefen. Unsere Handelsgärtner finden nicht allein dadurch Gelegenheit, sich bekannt zu machen, sondern auch andern Blumenliebhabern wird die Freude gewährt, die schönen und seltenen Erzeugnisse ihrer Glashäuser einem größern Publikum vor die Augen zu führen; denn Blumen sind da, um gesehen zu werden, und wer zeigte die seinigen nicht gern? Außer diesen werden, zu gelegenen Zeiten, auch schöne Früchte ausgestellt, und es kommen wahrhafte Prachtexemplare von Trauben, Melonen, Pfirsichen u. s. w. zur Anschauung. Bei dieser Gelegenheit muß ich noch bemerken, daß unser botanischer Garten unter Ohlendorffs Aufsicht der Stadt immer mehr zur Zierde gereicht und der Wissenschaft mit jedem Jahre förderlicher wird. Wer nach Hamburg kommt, versäume nicht, dieses interessante Institut, so wie die großartigen Anstalten der Gebrüder Booth in Flottbeck, hinter Altona, zu besuchen, welche leztere wohl kaum auf dem ganzen Continente Nebenbuhlerinnen haben dürften.

Was unser literarisches Treiben andelangt, so läßt sich noch immer nicht viel darüber sagen. Zeitschriften kommen und vergehen alljährlich, wie die Blätter unserer Bäume. Gutzkows „Telegraph" nahm einen tüchtigen Aufschwung und schien uns zu verheißen, was uns seither noch immer fehlte: eine gediegene belletristische Zeitschrift. Allein der Herausgeber ist seit Monden schon von uns entfernt und scheint sich andern Bestrebungen mit einem solchen Eifer hinzugeben, daß wir fürchten müssen, er werde sich, um ihnen genügen zu können, seiner Zeitschrift gänzlich entziehen.

Das Pferdewettrennen in dem nur eine kleine Stunde von Hamburg entfernten holsteinischen Dorfe Wandsbeck hat auch in diesem Jahre wieder statt gefunden. Schon früher liefen große und gerechte Klagen über dasselbe ein, indem dabei heimlich Hazardspiele getrieben wurden, die manchen jungen Mann, und wohl auch reifere Männer in's Unglück stürzten. Es verlautete sogar, das Unwesen solle gerichtlich untersucht und die Begünstiger desselben zur verdienten Strafe gezogen werden. Statt dessen hat aber die benachbarte Regierung es sanctionirt, und gegen die Erlegung eines Spielpachts von 1000 Species — etwa 1600 Thaler preußisch — ist es erlaubt worden, während der Zeit des Pferderennens eine Spielbank in Wandsbeck zu etabliren. Wie viele tausend Species mag diese Erlaubniß wohl Hamburg in diesem Jahre gekostet, wie manches Familienglück untergraben haben? — Die Pferdewettrennen sollen, wie behauptet wird, dazu dienen, die Pferdezucht zu heben, die Racen zu veredeln. Indeß werden diese edlen, bisher so nothwendigen Thiere, durch die sich nach allen Richtungen hin verbreitenden Eisenbahnen immer entbehrlicher, und wie lange wird es währen, so wird auch der Landmann mit einem Dampfpfluge seinen Acker umpflügen; mit Vollblutstuten wird er es überdies nie thun können. Die Sache hat also nur einen schönen Namen, und man hat einem theuren, der Gesammtmasse verderblichen Vergnügen nur ein kosmopolitisches Mäntelchen umgehängt. Bei Gelegenheit der Eisenbahnen bemerke ich noch, daß man den Plan der Hamburg-Bergedorfer jezt aufgegeben hat, wahrscheinlich, weil man auf zu große Hindernisse gestoßen ist.

Wie ich vermuthet und in diesen Blättern bereits früher angedeutet habe, hat die neu errichtete Zolllinie, womit man uns von Seiten Dänemarks umsponnen, schon ihre verderblichen Früchte für die Moral der Bevölkerung des benachbarten Holsteins getragen. Laut offiziellen Berichten sind in Pinneberg, etwa 2½ Stunden von hier, mehrere Familien aufgehoben worden, die das Geschäft des Waareneinschwärzens betrieben. Bald werden förmliche Schmugglerbanden organisirt seyn, die mit den Waffen in der Hand sich der Duane widersetzen, wenn diese sich ihrem Betriebe hindernd in den Weg stellt. Aus den zersprengten Schmugglern bilden sich dann, wie es nicht anders seyn kann, Räuberbanden. — Die Verhältnisse in dem benachbarten Ditmarschen, welchem man die i. J. 1500 auf dem blutigen Schlachtfelde von Hemmingstädt erkämpften Freiheiten und Privilegien in neuerer Zeit genommen hat, scheinen noch immer nicht ganz geordnet zu seyn, und es hat sogar, wie die Zeitungen berichteten, einige Unruhen in dem Ländchen gegeben. Das Verhältniß der Ditmarsen zur Krone Dänemark ist dem der Basken sehr ähnlich; wie diese ihre Fueros, so haben auch jene ihre Privilegien zu vertheidigen, und wären die Ditmarsen, was sie 1500 waren, wo sie mit einigen Tausenden — der Chronist sagt, nur mit 400 waffenfähigen Männern, doch kämpften Weiber, Greise und Kinder mit — ein Heer von 30,000 Dänen schlugen und erschlugen, so würden sie den Dänen das Spiel eben so schwer machen, wie die Basken es jezt bei den Christinos thun. Jezt aber werden sie sich fügen müssen, obgleich ihre Rechte unbestreitbar sind. Ich habe diesen Gegenstand in meine Besprechung gezogen, da man sich hier eben so lebhaft dafür interessirt, als für die hannöverschen Angelegenheiten, denen man die allerlebendigste Theilnahme weiht.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 225.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 19. September 1839.

C'est une grande question parmi les hommes de savoir s'il est plus avantageux d'ôter aux femmes la liberté, que de la leur laisser. — Peut-être qu'un homme plus sage que moi serait embarrassé de décider: car si les Asiatiques font fort bien de chercher des moyens propres à calmer leurs inquiétudes, les Européens font bien aussi de n'en point avoir.

Montesquieu.
lettres persane.

Die Bajaderen.

(Fortsetzung.)

Wenn wir über den Kreis unserer Civilisation hinausblicken in Raum und Zeit, so sehen wir überall das Weib neben dem Mann eine demüthige Figur machen. Nur in unserer Kultur hat es sich anders gestaltet, nur hier hat das Weib, um es für hundert natürliche Incapacitäten zu entschädigen, in hundert Punkten des Lebens den Vortritt und die Vorhand vor dem Mann; sie greift dabei in ihrer Weise in die geistige Bewegung ein und kann sich all die Reize erwerben, welche den Körperreiz heben oder dafür entschädigen, jedenfalls ihn überdauern. „Ehret die Frauen!“ dies ist ein echt germanischer Spruch, und die Parole „honneur aux dames!“ ist nur sein südlicher Wiederhall.

Der edle Trieb des Mannes, mit dem er das Weib, das er nach dem Gesetze der Natur sich nicht gleichstellen kann, über sich hinaufhebt, ist wesentlich ein Zug des deutschen Charakters, und diese Achtung vor dem schwächeren Geschlechte, sofern sie tiefes Gefühl und nicht bloß galante Grimasse ist, lebt in den Völkern nur in dem Grad, in dem germanische Elemente in sie eingedrungen sind. Aber der Grundunterschied der Geschlechter bleibt bei allen Schwankungen der Sitte derselbe; ihre von der Natur abgewogenen Gewalten, nach denen sie wechselnd sich einander über- und unterordnen, sind in ihrem Wesen unerschütterlich, ob der Volksbrauch das Weib in den Staub drückt, oder ob er es halb vergöttert; und die neuern, in dieser Art unerhörten Versuche weiblicher starker Geister, diese ewige Constitution zu erschüttern, das Weib, wie man sagt, zu emancipiren, sind in der Verfeinerung nur krankhafte Gelüste nach der Ungebundenheit der Barbarei, bei deren Wiedereinbruch das Weib am allermeisten zu verlieren hätte.

Es zeigen sich in dieser Beziehung zwei Extreme der Kultur: am einen Ende der Caraibe, der sein eben entbundenes Weib zur Arbeit in's Feld jagt und sich gravitätisch niederlegt, um Kindbettbesuche zu empfangen; am andern Madame Dudevant, die nicht übel Lust zeigt, zur Abwechslung einmal dem Mann den Fuß auf den Nacken zu setzen. Beides ist gleichweit von der Vernunft und der Liebe entfernt, und hundertmal eher, als daß sich die monströsen Träume der frechen Französin in irgend einer Gesellschaft verwirklichen, kommt es dahin, daß der von der Kultur beleckte Caraibe seine hochgebildete Gemahlin in's Schauspiel führt, wenn weiße Tänzerinnen, von einem schwarzen Entrepreneur über die See geschleppt, bei erhöhten Preisen vor der caraibischen schönen Welt ihre Künste machen. Es ist aber merkwürdig,

daß weiße kosmopolitische Damen, denen die Emancipationspredigten der Dudevant und ihrer Nachbeter wie aus dem Herzen geschrieben sind, nichts dabei zu denken haben, wenn sich ein Franzose Eigenthümer der Bajaderen nennt.

Wer den Bajadern und ihren Produktionen ein Interesse abgewinnen wollte, das über die ganz gemeine Schausucht hinausging, der mußte die Kunst verstehen, die hohen Begriffe von der Vortrefflichkeit unserer Kultur, das Bewußtsein der absoluten Liebenswürdigkeit seiner selbst, seiner Frau, seiner Geliebten, der königlichen Hofschauspielerinnen und der ganzen schönen Welt auf eine kurze Stunde in den Hintergrund zu schieben; man mußte, wenn auch die bescheidenste, doch immer einige Kenntniß der Geschichte und dazu, wo möglich, menschliches Gefühl mitbringen; man mußte sich zum Voraus sagen, daß es, um sich mit der Erscheinung gehörig abzufinden, zahlreicher Abstraktionen, Zugeständnisse, Erinnerungen und Vergleichungen bedürfen werde. Aber solche Geistesoperationen sind dem Theaterpublikum zwischen sieben und neun Uhr Abends nicht geläufig, und es ist vor den Lampen längst gewöhnt, durch keine Aufforderung zum Denken im rein passiven Genusse gestört zu werden. Die Mehrzahl der Zuschauer besann sich daher keinen Augenblick, den Tanz, und die Tänzerinnen dazu, recht sehr abscheulich zu finden, und es last sich erwarten, daß ein hindostanischer Hof, vor dem sich ein paar europäische Tanzkreisel producirten, mit seinem abschätzigen Urtheil eben so schnell fertig wäre; denn was ist z. B. die gehaltenste Girouette gegen die stupende Kreisbewegung der Damen Soundiroun oder Rangoun, wie sie der Prospektus des Franzosen nennt?

Halt! hier fällt mir ein, mit welchem Unrecht man das Publikum beschuldigte, daß die Bajaderen bei ihm auch gar keine Saite der Theilnahme gerührt. Nein, was im Lauf der Produktion die unfaßliche indische Grazie völlig verdorben, das machte zu allerlezt ein gewohntes Kunstelement, die Jonglerie, in etwas wieder gut. — Soundiroun steht auf und legt sich ein 35 Ellen langes Stück Mousseline über den linken Arm, das Orchester fällt ein, und nun dreht sie sich um sich selbst, in wirbelnder Bewegung, ununterbrochen, fast eine Viertelstunde lang, und knüpft während dessen aus dem Tuche die Gestalt einer Taube mit ausgebreiteten Flügeln, die auf etwas sizt, was einen Palmzweig vorstellen soll. Personen von zarten Nerven mußten die Augen abwenden, um nicht schwindligt zu werden. Die Taube ist fertig und Ramalingon mit dem weißen Barte zeigt sie der Versammlung vor. Donnernder Applaus! Das lassen wir uns gefallen! Hier sind wir im befahrenen Geleise der Bewunderung, im befreundeten Gebiete der G-Saiten, des Claverspiels mit Einer Hand und der Stylhexerei! Besteht nicht ein großer Theil der modernen Kunst im Kunststück, daß der Künstler das Publikum schwindligt macht, ohne es selbst zu werden? Er macht die verzweifeltsten Drehungen und Wendungen, er schlägt Räder und Purzeldäume, daß man meint, er müsse die Sinne verlieren; aber allermittelst knüpft er besonnen etwas zusammen, und wenn es fertig ist, so heißt es ein Buch, ein Gedicht, eine Phantasie, eine Sonate oder sonst ein Musikstück. Plaudite!

(Schluß folgt.)

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Schluß.)

„D . . . . . 15ten Juni 18 . . In unserer Stadt hat sich unlängst ein höchst seltsames und unerklärliches Ereigniß zugetragen. Eine junge Wittwe hatte eine kleine Tochter, die seit ihres Gatten Tode ihr einziger Trost und ihre Freude war. Und zwar blühte das Mädchen gesund und lieblich auf und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen, bis ein unseliges Ungefähr einst wollte, daß es, ohne Jemandens Vorwissen, eine starke Essenz in die Hände bekam und durstig austrank. Sie verfiel in Folge dessen in eine schwere Krankheit, die ihr Leben lange gefährdete, und, gerettet, dann doch durch die Erschütterung ihrer ganzen Natur in einen vegetirenden Zustand, in dem sie zwar körperlich noch erwuchs, jedoch die Sprache wieder verlor, der sie sich schon hatte bedienen können, und fast blödsinnig wurde. Auch grämte sich die arme Mutter darum in hohem Grade, glaubte sich selbst Vorwürfe über das Unglück machen zu müssen, das größere Achtsamkeit vielleicht von dem Kinde abgewendet hätte, und ließ es fortan keine Stunde mehr aus den Augen. Indessen erlag sie selbst all dem Kummer und der Sorge, ward krank und fühlte das Ende ihres Lebens nahen. Daß sie nicht wußte, was aus ihrem Kinde werden würde, erschwerte ihr das Scheiden auf das Aeußerste, und sie konnte sich darüber nicht eher trösten und beruhigen, bis sich eine treue Schwester von ihr den Entschluß abgewann, Mutterstelle an dem Kinde zu vertreten. Sie kam zu ihr und ertheilte der Sterbenden die feierliche Zusage, das kranke Mädchen so sorgsam und ängstlich pflegen und erziehen zu wollen, als ob es ihre eigene Tochter wäre, und wie ihren Augapfel zu behüten, und die Mutter starb hiernach bald beruhigt und voll heißen Dankes für das große Opfer der Schwesterliebe. Die nicht mehr ganz junge Dame aber, die in dem Hause eines Verwandten wohnte, hielt ihr Wort

gewissenhaft Jahr und Tag, bis ein unerwartetes Zusammentreffen von Umständen es mit sich brachte, daß sie ihren Vorsatz, unvermählt zu bleiben, aufgab und ihre Hand als Gattin einem Manne reichte, der ihr dabei die Bedingung zugestand, ihre Pflegetochter für alle Zeit bei sich behalten zu dürfen. Der Tag der Hochzeit kam, und nun wollte kurz vorher der Zufall, daß die zuverlässige Dienerin der Braut, der sie das Kind im Nothfall immer anvertraut hatte, erkranken und sie in die nicht geringe Verlegenheit bringen mußte, nicht zu wissen, wem sie es an diesem Tage übergeben könne. Eine Fremde mochte sie dazu aus Gründen nicht annehmen, und so zog sie vor, das artige, stille Kind, das die Einsamkeit liebte, allein zu lassen. Sie schloß es mit seinen Puppen in einem abgelegenen Zimmer ein, behielt den Schlüssel dazu bei sich und nahm sich vor, ihm sein Mittag- und Abendessen selbst zu überbringen. Jedoch hieß es in dem Falle leider! gedacht, und nicht gethan; denn sie vergaß der Kleinen völlig, vielleicht eben darum, weil sie geglaubt hatte, ihrer selbst und des Gegentheils recht gewiß zu seyn. Der Morgen, Mittag und Nachmittag vergingen und sie gedachte ihrer nicht, und erst beim Abendessen besann sie sich mit tausend Schrecken auf ihre Vergeßlichkeit, die sie wohl nur bei der ungewohnten häuslichen Unruhe und den neuen Gefühlen hatte verschulden können. Sie brach in größter Bestürzung augenblicklich vom Tische auf, eilte mit Speise und Trank zu dem Kinde, das sie befürchten mußte, halb verschmachtet und von Angst und Thränen erschöpft anzutreffen; mehrere Freunde, so wie ihr Gatte folgten ihr. Sie flog eher als sie ging die Treppe empor, schloß und riß die Thüre auf und blieb wie versteinert am Eingange stehen, da sie das Mädchen ruhig, heiter und unbefangen mitten im Zimmer spielen sah. Es schien ihr nichts zu mangeln, sie lächelte freundlich. Die Mutter stürzte auf das Kind zu, nahm es in ihre Arme, bedeckte es mit Thränen und Küssen, und klagte sich selbst einmal über das andere der Lieblosigkeit an, indem sie sich eiligst anschickte, die vermeinten Bedürfnisse der Kleinen zu befriedigen. Allein wie mußte sie nunmehr erstaunen, als das stumme Kind zum ersten Male seit Jahren den Mund wiederum zum Sprechen aufthat und zu ihr sagte: „sie sey ganz und gar nicht hungrig, sie habe schon gegessen: Mutter sey selbst dagewesen und habe ihr gebracht." Die Pflegemutter sah bald das Kind, bald ihren Gatten, bald die Andern an, und Alle waren von heiliger Scheu durchdrungen. Es trat eine vielsagende Pause ein, in der vorerst Niemand seine Gedanken über das Ereigniß äußerte. Den Gefühlen aber, die es wohl hervorrufen mußte, machte man in Liebkosungen des Kindes Luft; und es ist von demselben merkwürdig genug gewesen, daß es nach dieser vereinzelten Aeußerung wieder so stumm wie vorher geworden oder geblieben ist. — Eine etwaige Mystifikation war bei dem geheimnißvollen Besuche ganz undenkbar, und man hatte hinterdrein auch alles Mögliche umsonst versucht, ihn auf einfache Weise zu erklären."

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Verfehlte Unternehmungen.

Es wäre interessant, zu erfahren, welche Anzahl von Büchern die hiesigen Preisvertheilungen in den Unterrichtsanstalten in Umlauf setzen; sie muß sich auf viele tausende belaufen. Nicht allein die königlichen sogenannten Colléges, sondern auch alle Erziehungsanstalten für Kinder beiderlei Geschlechts, und dann die vielen hunderte von untern Schulen vertheilen gegen den Herbst Bücher, und der August ist die wahre Erntezeit für den hiesigen Buchhandel, welcher übrigens außerordentlich über den Mangel an Absatz klagt. Es hatte sich eine Gesellschaft gebildet zum Wiederabdrucken guter Bücher, wodurch sie der Verbreitung der schlechten Bücher steuern wollte; dies wurde wenigstens als Beweggrund des Unternehmens angekündigt, allein der Verein ist bankrott geworden. Nicht besser ist es der Pourratschen Buchhandlung gegangen, welche sich in so große Unternehmungen eingelassen hatte, daß man hätte glauben sollen, es sey die goldene Zeit des Buchhandels wieder gekommen. Ein sehr berüchtigter Verein, hinter welchem, wie man immer vermuthete, sich der bekannte Emile de Girardin versteckte, und welcher das ungeheure Unternehmen des hundert Bände starken Panthéon littéraire ausführte, ist auch auf die Liste der Fallissements gekommen, und einem deutschen Unternehmen, das heißt den Herausgebern eines deutschen Blattes, „die Zeit," ist dasselbe Unglück widerfahren. Was dies für eine Zeit war, weiß ich nicht zu sagen, denn sie ist mir niemals zu Gesicht gekommen, und scheint eine höchst obscure Zeit gewesen zu seyn. Ein halbdeutsches Unternehmen: Le monde, woran nemlich deutsche Bankiers und deutsche Redaktoren Theil nahmen, war der Zeit in ihrem Untergang zuvorgeeilt. Aber sowie eine Zeitschrift untergeht, kommt eine andere empor, und zuweilen treten zwei oder drei neue an die Stelle einer verunglückten. Mit dem Deutschen wird es, glaube ich, auf lange Zeit in Paris aus seyn. Die lezten Erfahrungen mußten die vernünftigen Spekulanten überzeugen, daß es ein höchst schwieriges Unternehmen ist, hier für Deutsche ein Tageblatt oder eine Zeitschrift herauszugeben. Obschon Tausende von Deutschen sich in Frankreich aufhalten, so scheinen sie doch keineswegs lüstern nach einer in Frankreich erscheinenden deutschen Zeitschrift. Uebrigens geht es manchen französischen Unternehmungen, welche die Belustigung des Publikums zum Zwecke haben, nicht besser. Ich habe neulich von der Wiedereröffnung des Casinos gesprochen, von der Pracht, welche, den Zeitungen zufolge, daselbst aufgeboten war, von seinem 150 Musikanten starken Orchester, von seinen vierzig Tanzmädchen, von der Vorsorge der Unternehmer, daß die Leute durch allzugroßen Andrang nicht genirt würden, und zulezt von seinen venezianischen Nächten. Diese venetianisch-poetische Art, die Nacht zu feiern, muß der ganz prosaischen Polizei sehr verdächtig vorgekommen

seyn, denn sie hat die Feier untersagt. Die Unternehmer protestirten auf ihren Anschlagzetteln sehr heftig gegen den sogenannten Eingriff der Polizei in ihr Privateigenthum, und nun wurde die Anstalt ganz geschlossen. Wahrscheinlich würde dies etwas später von selbst erfolgt seyn. Eine beginnende Anstalt, welche 150 Musikanten miethet, und ausserdem noch wenigstens fünfzig andere Personen zu besolden und manche andere Ausgaben zu bestreiten hat, müßte, um sich zu erhalten, einen außerordentlichen Zulauf haben. Eine ähnliche Anstalt, cercle des deux mondes, welche vor einem Jahre, mit ungeheurem Luxus ausgestattet, den Abonnenten geöffnet worden war, ging nach kaum sechs Monaten zu Grunde. Seitdem die „venetianischen Nächte" des Casinos zu nichts geworden sind, spricht man auch nicht mehr von den „orientalischen Nächten," die eine andere Anstalt angekündigt hatte. Die Polizei liebt alle diese Nächte nicht; sie hat schon bei Tag und am Abend Mühe genug, Ordnung und Zucht zu halten; kämen noch die Nächte hinzu, so würde sie gar kein Ohr auf's Kopfkissen legen können. Bereits haben die Zeitungen gemeldet, daß sie einigen Damen auf die Spur gekommen ist, welche sogenannte Tables d'hôte hielten, mit vieler Anmuth die Honneurs machten, Gesellschaft empfingen, und Abends Spieltische zu Hazardspielen aufstellten, wobei elegante Gauner ihr Unwesen trieben und junge Leute um ihr Geld brachten. Einige dieser Damen sind bereits zu Geldbuße und kurzer Haft vom Polizeigerichte verurtheilt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Hamburg, Juli.

(Schluß.)

Militär. Pietismus.

Unsere Militärangelegenheiten scheinen noch immer nicht ganz nach Wunsch sich gestalten zu wollen, und die Abneigung gegen die seit einigen Jahren eingeführte Conscription nimmt mit jedem Tage zu. Der Staat befindet sich aber, da Militär einmal nicht entbehrt werden kann und auch in hinlänglicher Anzahl da seyn muß, in einer wirklich schwierigen Lage. Denn während von Seiten der Militärpflichtigen alle nur erdenklichen erlaubten, und mitunter auch wohl unerlaubten Mittel aufgeboten werden, sich dem Dienste zu entziehen, wird es von der andern Seite immer schwerer, Stellvertreter zu finden und Ausländer für den regulären Dienst anzuwerben, da jeder Staat seine eigenen Landeskinder dafür in Anspruch nimmt. Mit Oldenburg ist wegen unserer Brigade eine neue Convention geschlossen worden, womit dieser Staat gewiß sehr zufrieden ist, da sie ihm bedeutende Vortheile zusichert. Unsere künftigen Offiziere werden auf der sehr guten Oldenburger Militärschule erzogen, und wir erwarten zum Winter die ersten von dorther, da bereits mehrere Vacanzen vorhanden sind. Die in Oldenburg zum Dienste sich vorbereitenden jungen Leute kosten aber nicht nur dem Staate, sondern auch deren Eltern ein bedeutendes Geld, das aber nicht berücksichtigt werden darf, da die Aufsicht sowohl, als der Unterricht nichts zu wünschen übrig lassen. Früher wurde hier Offizier, wer eben nichts anderes werden konnte; an den Besitz der gehörigen Kenntnisse wurde kein Anspruch gemacht, an ein Examen nicht einmal gedacht. Jezt ist das anders, und das verdanken wir der Convention mit Oldenburg. Sobald wir gebildete, mit den gehörigen Kenntnissen ausgerüstete Offiziere haben, wird der Militärstand auch die Achtung im Publikum gewinnen, die ihm zukommt, und wir werden unsere Offiziere in die Gesellschaften einführen, die ihnen seither verschlossen waren. Es liegt übrigens in der Natur der Sache, daß in einem Handelsstaate der Militärstand die ihm zukommende Beachtung nicht finden kann, die er in monarchischen Staaten findet. Jeder Commis auf einem nur einigermaßen angesehenen Comptoir wird sich immer für weit mehr halten, als ein noch so gebildeter, kenntnißreicher Offizier; denn er kann, wenn das Glück ihn begünstigt, Rathsherr, ja wohl gar Bürgermeister werden, was dieser nicht werden kann. Die höchste bei uns zu erreichende Würde für eine Militärperson ist die eines Obersten, und wir haben nur einen einzigen der Art, den Commandanten unserer Stadt. Dagegen ist unser Militär außerordentlich gut besoldet und noch besser equipirt. Ein Lieutenant hat monatlich 80 Mark oder 32 Thaler preußisch; ein Premierlieutenant aber gar 1600 Mark jährlich u. s. w. Indeß darf ein solcher sich nicht verheirathen, wenn seine Braut ihm nicht ein Vermögen zubringt, dessen Zinsen so viel betragen, als seine Gage; denn mit 400 Thalern kann eine Familie hier nicht leben, auch wenn sie sich noch so sehr einschränkt. Als eine Seltenheit führe ich bei dieser Gelegenheit noch an, daß unser ältester Bürgermeister zugleich auch Generalissimus unserer Truppen ist, also in der Regel ein Mann, der vom edlen Waffenhandwerke nicht das Geringste versteht.

Gern möchte ich von den pietistischen Umtrieben und religiösen Streitigkeiten in unserer Stadt schweigen; allein auch diese Angelegenheiten müssen besprochen werden. Gleich nach meinem lezten Berichte wurden mehrere Controversschriften, die hauptsächlich gegen einen hiesigen in höchster Achtung stehenden und sehr beliebten Prediger gerichtet waren, vom Stapel gelassen, und erregten wegen ihrer heftigen, fast den Anstand verlezenden Sprache große Aufmerksamkeit. Das „Schreiben eines Laien an einen jungen Theologie Studirenden" gab wohl das Signal. Darauf erschien: „Die Schlange im Hause des Herrn." Diese Schlange sollte aber eben der vorstehend angedeutete, freisinnige und beliebte Prediger seyn, der, woran er sehr gut that, auf den abgeschmackten Angriff gar nicht antwortete. Statt seiner trat indeß ein hiesiger junger Theolog, der Candidat und Doktor Heinrich Schlinden, in unserm „Correspondenten" in die Schranken, und verfocht die Sache so gut, daß er des Beifalls aller Gebildeten und Aufgeklärten gewiß seyn durfte. Dies ärgerte indeß die Finsterlinge so sehr, daß nicht nur heftige Gegenschriften erschienen, sondern daß auch, wie mir von Glaubwürdigen berichtet wurde, einer unserer ersten und angesehensten Finsterlinge in einer von ihm veranstalteten Versammlung den Vorschlag gemacht haben soll: Doktor S. aus dem Ministerium zu stoßen, d. h. ihn für unfähig zu erklären, je eine Predigerstelle zu bekleiden. Ein anderer berüchtigter Mystiker soll aber auf diesen Vorschlag erwidert haben: „Was hauen wir die Zweige des Giftbaumes der Irrgläubigkeit ab? Laßt uns lieber den Stamm fällen!" was mit andern Worten sagen will: laßt uns jenen beliebten und aufgeklärten Prediger zu vertreiben suchen! Bis jezt ist aber weder das Eine, noch das Andere geschehen, und so steht zu hoffen, daß an dieser ganzen Sache nichts, oder daß sie doch nicht so schlimm sey, als man sich erzählt. Noch melde ich, daß die Frömmler jezt sogar unter sich zerfallen sind und zwei Partelen bilden, die sich gegenseitig anfeinden. Man wird also wohl sagen können: „C'est le commencement de la fin."

Beilage: Kunstblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 226.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 20. September 1839.

„Sage deutlicher, wie und wenn;
Du bist uns nicht immer klar.“
Gute Leute, wißt ihr denn,
Ob ich mir's selber war?

Goethe.

Goethes Faust und die Faustliteratur.

Zweiter Artikel.

Nach den im ersten Artikel gegebenen Andeutungen haben wir den Gang des Dramas und den innern Zusammenhang der einzelnen Stücke desselben zu entwickeln, und die durch das Ganze gehende Idee zu fassen.

Diese Idee, die immer bewußter hervortritt, offenbart sich vorerst in dem Gedanken, daß der Geist, in seinem unbedingten Streben nach Wahrheit, Licht und Freiheit durch nichts unterdrückt werden könne; daß er durch die Nacht des Zweifels zum Licht, durch den Kampf zum Sieg schreite; daß er tief sinken könne, aber immer sich wieder erhebe. Darum handelt sich die Wette, die der Herr im Himmel mit Mephisto eingeht: der Herr kann die Wette nicht verlieren; der Sieg des Herrn ist so gewiß, als es gewiß ist, daß der Geist, der Geist der Menschheit überhaupt, nie stille stehen, nie unterdrückt werden könne.

Ferner spricht sich die Idee des Faust also aus: Der Geist in seinem Streben nach Erkenntniß, in seinem Durst nach Leben und Realität, in seinem Drang nach dem Unendlichen, lerne sich beschränken. Das Höchste, das Unendliche, das Geheimniß des Lebens läßt sich nicht unmittelbar ergreifen, läßt sich nicht durch stürmischen Troß, durch linden Drang erringen, läßt sich nicht durch eine magische Formel beschwören. Der Geist bändige seinen Drang, mäßige seine Ungeduld; er schreite successiv, bewußt, besonnen, nie ruhend, stets thätig, forschend, handelnd zum Ziele, und bemächtige sich so der Wahrheit, werde Herr der Natur, Herr seiner selbst, Herr der Erkenntniß und des Lebens. Wohl wohnt in uns das Gefühl einer unendlichen Kraft. Dies Gefühl soll uns nie verlassen, soll uns über jede Schranke erheben und in den besten Momenten zum Höchsten begeistern. Aber dies Gefühl soll sich stets auch treulich verbinden mit dem liebevollen Eingehen in die Wirklichkeit; es soll am Endlichen sich erproben, keine Stufe, keinen Moment überspringen; kurz, es soll sich selbst frei beschränken. Dieses Prinzip der Beschränkung, des heitern Maßes herrscht im zweiten Theil des Faust, während im ersten die Ueberschwenglichkeit des Geistes und seine blinde Macht sich ausspricht, aber auch der Abgrund enthüllt wird, in den der Geist sich stürzt, wenn er sich nicht zu beherrschen vermag.

Ein drittes Moment der Grundidee im Faust ist ferner: Der Geist, im Forschen und im Handeln, halte sich an die Natur. Sie ist der Quell des Lebens, die Lust des Schaffens, die Braut des Geistes. Nach ihr drängt sich im ersten Theile Fausts unendlicher Seelendrang;

daß sie sich verschließt, ist seine höchste Qual. — Im zweiten Theil, im Monologe des Anfangs, mit wie reinerem Blick, mit wie freierem Bewußtseyn betrachtet er sie! Sie, aus der er erst das geistige Gift der Verzweiflung sog, wird ihm heilender Balsam, Leben, Gesundheit, höchster Genuß. Er betrachtet sie mit dem Auge, mit dem der Hellene einst sie betrachtete; er bildet und schafft nach ihrem Bilde, wie der Hellene. Darum spielt bald darauf die Scene in Griechenland, dem Lande, wo Kunst und Natur im harmonischen Einklange standen, wo die Menschheit in heiterem Bunde mit der Welt lebte. Dem Mittelalter galt die Natur als eine Stätte finsterer Dämonen, als ein versiegeltes Buch voll unheimlichen Zaubers; man nahte sich ihr mit Magie und Beschwörungen. Die wahren Beschwörungsformeln der Natur sind aber besonnene Wissenschaft und naturkräftige Poesie. Alle diese Wege, sich der Natur zu bemächtigen und ihr Geheimniß ihr abzulauschen, hat Goethe im Faust dargestellt; die wahren und falschen Wege, die hellen und klaren, wie die wüsten und finstern Pfade zu ihr hat er beleuchtet. Die Naturträumerei des Mittelalters, die poetische Naturgestaltung des hellenischen Alterthums, die Naturspekulation der neuern Zeit hat er in Faust verbunden. Aber wenn Wissenschaft und Kunst, Spekulation und Phantasie nicht ausreichen, die volle Gewalt über die Naturmächte zu gewinnen, so ist noch die **That** übrig. Wohin geht das Bestreben **unserer** prosaisch-industriellen Epoche, als auf Beherrschung und Bewältigung der blinden Naturkräfte? — Auch diese Epoche findet am Schlusse des Faust ihre Stelle, und der gealterte Faust, der so viel Illusionen überwunden, so viele Täuschungen besiegt, spricht den des besonnenen Mannes würdigen Wunsch als leztes, höchstes Ziel aus:

> Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
> Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen,
> Stünd' ich, Natur, vor dir, ein **Mann** allein!
> Dann wär's der Mühe werth, ein Mensch zu seyn.

Wer an diesen einfachen Grundideen des Faust festhält, dem wird keine Kritik, kein Vorurtheil den reinen Genuß an dieser Dichtung zerstören, der wird stets das große Ganze bewundern, diesen einfach großartigen Plan, diese fortschreitende Handlung; er wird im ersten Theile den Drang des Wissens, die Qual des Zweifels, die Unruhe des Geistes theilen; er wird mit Schaudern den Faust in seinem Sturz aus der Höhe in die Tiefen verworrenen Treibens begleiten; er wird in diesem ersten Theil, in des Helden schrankenlosem Wollen, diesem himmelstürmenden Wagen, dieser vernichtenden Skepsis — hierin wird er ein riesenhaftes Monument einer im tiefsten Grund bewegten Zeit erkennen, ein Monument jener Sturm- und Drangperiode, die auch Goethe durchlebt hat. Aber Goethe war der Mann, sich zu überwinden, zu beherrschen; er wollte klar bilden, heiter schaffen; der Aufenthalt des Dichters unter Italiens schönem Himmel hatte ihm die Nebel des Trübsinns von der Jovisstirne gescheucht, hatte ihn geheilt von dem nordischen Ernst, der tiefen Melancholie und dem dunkeln Drang des Romanticismus. Ein anderer Drang, ein anderes Leben, eine andere, heitere Weltanschauung voll Schönheit und Gestalt geht im Innern des Dichters auf. Darnach fällt auch die Fortsetzung des Faust aus. Der düstere Nord klärt sich in ihm in heitere Bilder des classischen Landes, des südlichen Himmels auf. Mit reiner Freude, mit gemäßigtem Entzücken lesen wir den ersten Monolog des zweiten Theils, da Faust, neu gestärkt durch der Natur allheilenden Balsam, erwacht und dem Licht, dem neuen Tagewerke, der frohen Welt entgegenblickt. Die Behandlung, der Ton, die Farbe der Figuren wird ganz eine andere als im ersten Theile. Faust und Mephisto sind nicht mehr die zwei Repräsentanten eines unendlichen innern Geistesdrangs; sie sind mehr historische Bilder, Figuren des Mittelalters und spielen mehr eine komische als ernste Rolle, wie sie ihnen von der Sage, der Volkstradition zugetheilt ist. Der Dichter führt sie aus den engen Schulräumen in's Leben ein; sie erscheinen am Hofe, in heiterer Lebenslaune, in den Masken eines Schwarzkünstlers und Spaßmachers, im Verkehr mit der Welt, dem Volk. Der Dichter behandelt diese Scenen, die nicht mehr in der geheimen Werkstätte des Geistes, sondern auf historischem Boden spielen, mit freiem, unbefangenem Blick, mit klarem Verstand, mit künstlerischer Laune, weil er selbst ruhiger in seinem Innern und klarer über das Weltwesen geworden. Die Poesie dieser Scenen ist klar beweglich, heiter gewandt, sicher ihres innern Reichthums, wie der Knabe-Lenker.

So der Uebergang des ersten zum zweiten Theil.

(Fortsezung folgt.)

Die Bajaderen.

(Schluß.)

Die Bajaderen und ihre Begleiter waren als Glieder des ältesten Volks, das mit den Sitten der antiken Welt in die jetzige hereinreicht, sehr interessant, wenn man kein Amusement nach dem Schema unserer Sinnlichkeit, sondern Belehrung bei ihnen suchte. — Ich erinnere mich, einmal in einer Meßbude einen jungen Indier, angeblich von Ceylon, gesehen zu haben: er war sehr edel und harmonisch gebildet, aber fast ganz schwarz. Lezteres störte einen meiner Bekannten, und er blieb dabei, der Bursche sey ein gebeizter, in der Farbe zu

dunkel gerathener Jude. Aehnliche Zweifel wurden auch diesmal laut, und manche Leute mit feinen Nasen vermutheten stark, die Bajaderen möchten nicht der Küste von Coromandel, sondern irgend einem levantischen Ghetto entführt worden seyn. Der Augenschein zeigte dem Kundigen den Ungrund dieser Skrupel; aber mit der Persönlichkeit der Hindous, mit ihrem Costüm und ihrer Geberdung im Allgemeinen mußte er sich auch begnügen. Man konnte sich an der Aehnlichkeit dieser Figuren mit uralten indischen und egyptischen Skulpturen und Malereien ergötzen, man konnte sich von der Phantasie gemächlich den Strom der Geschichte hinauftragen lassen, zum Zuge Alexanders, ja zu dem des Bacchus, bis dahin, wo der Strom aus unbekannten Tiefen der Erde bricht; aber man mußte nicht etwa nach dem Tanze dieser Weiber den Tempeldienst des Vischnou studiren wollen, man mußte nicht meinen, als ob uns damit mehr als ein ganz allgemeines Bild der Ceremonien der Bramareligion gegeben wäre. Denn wenn die Originalität der Personen keinem Zweifel unterliegt, so ist der Bericht des Franzosen über ihre Verhältnisse zu Hause desto apokrypher.

Die Bajaderen sollen Devedaschies seyn, das heißt angestellte, halbgelehrte Pagodendienerinnen, die sich zu den gemeinen Bajaderen verhalten etwa wie Stiftsdamen zu herumziehenden Leiermädchen. Wenn man weiß, was es mit diesen indischen Stiftsdamen für eine Bewandtniß hat, so klingt es scurril, wenn der Franzose versichert, daß seine Bajaderen ihrer ausgezeichneten Stellung als Devedaschies, als welchen ihnen das Prädikat Begum, Madame, zukomme, es zu verdanken haben, wenn sie überall vor hohen und allerhöchsten Herrschaften haben auftreten dürfen und mit Beweisen von Theilnahme überhäuft worden seyen. — Züchtig in jedem Betracht waren die uns vorgeführten Tänze allerdings. Es soll hier nicht erörtert werden, ob und in wie fern dieser Charakter den indischen Tempeltänzen überhaupt zukommt, auch nicht, ob vielleicht das mitgebrachte Bajaderenrepertoire seiner Zeit von den französischen Behörden censirt und wohl gar von deutschen Regierungen superrevidirt wurde. Aber soviel ist gewiß, diese Strenge, ob original oder geboten, war in unserer eleganten Welt nicht nach Jedermanns Geschmack.

Man las im Prospektus des Franzosen, die europäischen Begriffe von Bajaderen und ihre Berühmtheit rühren allerdings von den frivolen Tänzen der umherziehenden Classen her; diese Tänze seyen aber so anstößig, daß es keinem Europäer, der sich selbst achte, in den Sinn kommen könne, dergleichen Bajaderen zu engagiren. Wer hätte so viel Discretion einem Franzosen zugetraut! Welch respektabler Mann! Er verführt vornehme Devedaschies der Pagode Tindivina-Purum zur unerhörten Reise um die halbe Erde, er setzt sie, wie er selbst sagt, der Gefahr aus, ihre Kaste und ihre Privilegien zu verlieren und zu Parias degradirt zu werden, und läßt es sich ein bedeutendes Geld kosten, denn die Bajaderen haben durch ihr Unternehmen den Wohlstand ihrer Angehörigen gesichert; und Alles dies aus zarter Rücksicht für den Anstand auf europäischen Bühnen! denn es mußte ihm ja viel leichter seyn, einen Trupp Koetenikś oder Soetredories anzuwerben, die wenig zu verlieren hatten und an denen nichts zu verderben war; und wer weiß, unsere Herrschaften hätten wohl auch nicht so streng darnach gefragt, ob die Tänzerinnen zu Hause „Madame" betitelt werden, und hätten sich huldvoll zu ihnen herabgelassen. Mancher dachte: Ei, warum gibt man uns nichts von dem, weßhalb die Bajaderen gerade so berühmt geworden sind? Das müßte interessant seyn und gäbe jedenfalls ein pikanteres Bild der indischen Sitten als die Tempelceremonien, aus denen wir uns ja auch zu Hause nicht viel machen.

Einer unserer feinen jungen Leute, mit dem ich diesen Punkt besprach, äußerte ungefähr Folgendes: „Der Franzose hat unter jeder Voraussetzung seine Sache schlecht gemacht. Wie kann ein Franzose so ungeschickt seyn? Ja, wenn es ein Holländer wäre! und die Grazie seiner Bajaderen ist wahrhaftig ganz holländisch. Da bringt er uns ein indisches heiliges Menuet, langweilig wie die Pest, und wir waren nach allen Andeutungen der Geschichte berechtigt, etwas zu erwarten, das, in seiner Art, wenigstens an den Chahut erinnerte. Wenn ich nur nichts mehr von Anstand hören müßte! Sind nicht schon manche unserer überall gangbaren Balletfiguren lebhaft genug? Und was kann vollends weit über die Tänze hinausgehen, wie sie jetzt schon in Frankreich getanzt werden, und auch bei uns, trotz der Polizei, nicht ausbleiben können? denn wo hat je die Polizei den Lauf der Kultur aufgehalten? Und verlangt denn Jemand, daß uns die Produktionen unheiliger Bajaderen mit dem vollen nationellen Abandon, mit der ganzen originellen Vivacité vorgeführt werden sollen? Mon dieu, non! Wir, nous autres, wir können freilich Alles vertragen; aber die Leute werden einmal verlegen, wenn etwas auf andere Weise unanständig ist, als sie es gewohnt sind. Der Franzose konnte ja leicht Alles sacrificiren, was über unser Anstandsniveau hinausging, was unsere Préjugés choquirte, ohne die Eigenthümlichkeit ganz zu verwischen, ohne, so zu sagen, das Bajaderenparfum ganz zu verjagen. Wäre ich so ein französischer Meneur d'ours, ich wollte das Publikum ganz anders amüsiren und doppelte Beneficien machen; denn so möchte ja kein Mensch das Ding zum zweiten Male sehen."

Ich denke, für einen Eleganten ist dies ganz brav raisonnirt. Ja, ihr Menschen- und Curiositätenhändler,

wenn ihr wieder in Bajaderen spekulirt, so bringt uns nach dem Heiligen das Profane; macht es aber wie die Hofmeister französischer Prinzen, wenn sie die Classiker vom Anstößigen säuberten und Ausgaben in usum Delphini herstellten. Compromittirt ferner keine Devedaschies, wählt Bajaderen, die unserem Balletpersonal mehr parallel sind, und findet euch gütlich mit der Polizei ab, die sich, dem ethnographischen Interesse zu lieb, auch billig finden lassen wird. — Schifft Courtisanen ein und laßt die Beguinen zu Hause.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Spielhäuser. Die Perrückenmacher am Ludwigstage.

Solche Spielhäuser, welche um so gefährlicher sind, da junge Leute den wahren Stand der Dinge manchmal nicht ahnen, und in sehr guter Gesellschaft zu seyn wähnen, sind seit der Abschaffung der abscheulichen öffentlichen Spielhäuser in Menge entstanden, und die Polizei wird sehr wachsam seyn müssen, wenn sie dieselben ganz ausrotten will; denn wie kann sie in die übergroße Menge von Privatgesellschaften eindringen? Gewöhnlich werden solche Gaunervereine nur dann verrathen, wenn ein unerfahrener Spieler einen starken Verlust erlitten hat. Aus Rache oder Verdruß geht er dann zur Polizei, und gibt den Ort an, wo man ihn auf die eleganteste Weise um sein Geld, zuweilen gar um sein Vermögen gebracht hat. Eine der neulich bestraften Damen ist von einem Vater angegeben worden, dessen unerfahrener Sohn von Jemand in dem Hause vorgestellt worden war, und daselbst an einem Abend mehrere tausend Franks verloren hatte, und zwar auf unredliche Weise, da seine Gegner falsch gespielt hatten. Für einen jungen Menschen ist es schwer, in einer Stadt wie Paris die gute Gesellschaft von der schlechten zu unterscheiden; denn beide haben manchmal dasselbe Aeußere, und es gehört schon ein geübter Blick dazu, um sogleich den falschen Schein zu erkennen.

Der St. Ludwigstag, welcher sonst in Frankreich ein großer Festtag war, geht jetzt ohne Feierlichkeit vorüber. Der académie Française wird nicht mehr wie sonst das Lob des heiligen Königs vorgepredigt. Unter der Restauration hatte man versucht, den alten Gebrauch wieder herzustellen, und es ward am St. Ludwigstage eine Messe und Predigt für die Herren Akademiker gehalten. Die wenigsten fanden sich aber ein, und es hielt schwer, Prediger zu finden, welche die an guten Rednern ziemlich reiche Akademie hätten befriedigen können. Seit den Julitagen bekommt und verlangt auch die academie Française keine Messe und Predigt mehr. Der Hof unterläßt jetzt ebenfalls, das Ludwigsfest zu feiern, und ich glaube, die Perrückenmacher, oder, wie sie vornehmer heißen, die Coeffeurs, sind die einzigen, welche den Heiligen, zufolge eines alten Gebrauches, noch in Ehren halten. Diese Professionisten leben in Paris mit einander in gutem Einverständnisse und haben etwas Geselliges, was vielleicht daher kommt, daß sie viel mit schönen und eleganten Köpfen zu thun haben und mit der großen Welt verkehren. Im Zimmer- und Tischlerhandwerk liegen die Gesellen fast immer im Streite und schlagen sich oft die Köpfe blutig; die Coeffeurs hingegen treten friedlich zusammen, und haben einen der am besten eingerichteten Wohlthätigkeitsvereine zu Gunsten der Kranken und Altersschwachen. Am St. Ludwigsfeste lassen sie in der St. Eustachekirche ein Hochamt feiern, dann speisen sie zusammen und geben einen Ball. Natürlich können nur die Vornehmsten unter ihnen die Kosten davon bestreiten; die ärmern treten in kleinere und bescheidenere Vereine zusammen. Man muß den Hauptverein gesehen haben, um sich einen Begriff von dem Luxus und der Eleganz zu machen, welcher in dieser Profession herrscht, die sich freilich nicht allein auf's Haarkräuseln beschränkt, sondern Handel mit Pomaden und wohlriechenden Essenzen treibt, auch wohl dergleichen selbst fabrizirt. Ein gewisser Delignon auf dem Börsenplatze hat sogar lange Zeit einen lebendigen Bären gehalten, um die Leute zu überzeugen, daß er echtes Bärenfett zur Beförderung des Haarwuchses im Vorrath habe. Bei ihrer feierlichen Zusammenkunft bieten sie alle ihre Kunst auf, um das Haar ihrer Frauen und Töchter auf's Geschmackvollste zu ordnen; zuweilen werden von den Sinnreichsten neue Coeffuren eigends für diesen Tag erfunden und zum ersten Male versucht. Ihre Kollegen nehmen diese zum Muster, die neuen Coeffuren werden verbreitet und gehen von dem Perrückenmacherfeste am Ludwigstage zu den Fürstinnen und Herzoginnen über; Zeichner bringen sie auf's Papier und in die Modejournale, und die neu erfundenen Muster werden in allen Ländern, wo der Mode gehuldigt wird, nachgeahmt. Bei dem diesmaligen Hochamte in der St. Eustachekirche hatten sie dreißig Mädchen aus ihrer Profession auf's eleganteste geschmückt; diese hielten die Collecte für die Armen, was bei allen Ceremonien in den hiesigen Kirchen durch schöne oder doch elegante Damen geschieht, denen sich die Beutel weit leichter öffnen als alten Kirchenvorstehern und Küstern. Das Gelage der Coeffeurs wurde in der sogenannten isle d'amour zu Belleville, einem recht passenden Orte für die Haarkräusler der Damen, gehalten. Isle d'amour ist eine der elegantesten Schenken der Umgegend von Paris; an Sonn- und Montagen wird hier im Freien viel getanzt, und Ladendiener und junge Professionisten stellen sich daselbst in Menge ein. Ein großer Saal dieser Anstalt war geschmückt wie ein Salon in der chaussée d'Antin. Mit Frauen und Töchtern waren in allem 90 Personen beisammen, wozu noch ungefähr zehn Kinder kamen. Die Kunst war der Natur zu Hülfe gekommen, und die Coeffeursdamen sahen sehr stattlich aus, und man hätte allenfalls glauben können, es seyen Regierungsräthinnen oder Banquiersfrauen. Nach dem Gelage, an welchem der Champagner reichlich floß, wurde der Ball eröffnet, welcher bis spät in die Nacht dauerte. Alles ging mit dem größten Anstande zu. Die Coeffeurs, welche als Commissarien das Fest angeordnet, haben alle mögliche Ehre eingeerntet; es hätte höhern Ständen zum Muster dienen können, wenn nicht alle dergleichen Feste hier auf ähnliche Art gefeiert würden. Dasjenige, welches von den Fabrikanten nach der Ausstellung der Industrieprodukte gegeben wurde, und dem einige Minister beiwohnten, ist in den Zeitungen ausführlich besprochen worden. Aber von dem Coeffeursfest haben sie nichts erwähnt; deßhalb habe ich mich bei demselben etwas mehr aufgehalten, als es sonst verdient hätte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 227.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 21. September 1839.

This is the most omnipotent villain, that ever cried, Stand, to a true man.

Shakespeare.
Henry IV.

Der Quäker und der Strassenräuber.

Eine Anekdote.

Toby Simpson, ein ehrsamer Quäker, besaß zu London ein hübsches kleines Haus, dessen schönster Schmuck seine siebzehnjährige Tochter war. Die blonde, blauäugige Marie hatte so viel innern Gehalt als äußere Vorzüge. Alle jungen Leute aus der Bekanntschaft ihres Vaters bemühten sich um sie, und alle in der Nachbarschaft verfolgten sie mit ihren Blicken, aber umsonst. Marie wußte nichts von Gefallsucht; die Wirkung ihrer Reize war ihr vielmehr lästig als schmeichelhaft, und sie konnte keinen ihrer Freier leiden, einen ausgenommen, Eduard Weresford, einen jungen Maler, der im Hause aus und ein ging. Er war auf eine Weise, wie sie in hundert Romanen als Motiv dienen muß, mit der Familie bekannt geworden. Die Frau des Quäkers, noch in der Blüthe der Jahre, erkrankte schwer, und da er ein Bild der heiß Geliebten zu haben wünschte, so ließ er einen Maler an das Sterbebette kommen. Hier lernte Eduard das junge Mädchen kennen, und in den Stunden, wo sie mit strömenden Augen die Züge der Mutter unter seinem Pinsel hervortreten sah, schlang sich um Beide leise und unvermerkt ein zartes Band. In dem Jahre nach dem Tode der Mutter knüpfte sich dieses immer fester, und jezt hatte der junge Mann dem Vater sein Herz geöffnet. Der gute Quäker fand gegen die Verbindung der jungen Leute nichts einzuwenden. Eduard war nicht reich, aber er konnte mit seiner Kunst eine Familie ganz anständig ernähren. Sein Vater, ein alter Citykaufmann, hatte sein ursprüngliches Vermögen auf mehr als das Zehnfache gebracht und sich zur Ruhe gesezt; der Mann war ein seltenes Beispiel, wie schnell man durch glückliche Spekulationen emporkommen kann, ja viele Leute konnten nicht begreifen, wie es damit eigentlich zugegangen. Weresford, ein Mann von abstoßendem Charakter, lebte einsam in einer Londoner Vorstadt und kümmerte sich wenig um das Thun und Lassen seines Sohns; er war einer der bequemen Egoisten, die Niemand belästigen, um selbst Ruhe zu haben, und äußerst gefällig sind, wenn man nichts von ihnen haben will.

Eduard konnte also in aller Ruhe um die hübsche Quäkerin werben; er war vor einer Einsprache von Seiten seines Vaters vollkommen sicher. Das Liebespaar hatte die freundlichsten Aussichten und Toby verschob den Tag, der ihr Glück krönen sollte, nur darum, weil ihm seine Pachtgelder, mit denen er die Hochzeit zu bestreiten dachte, nicht eingegangen waren. Er begab sich daher auf sein Landgut wenige Meilen von London, um diese Angelegenheit in's Reine zu bringen. Er blieb nur einen Tag aus,

und als er am späten Abend heimritt, bemerkte er auf einmal eine kurze Strecke vor sich einen Reiter, der ihm den Weg sperren zu wollen schien. Er hielt an, unschlüssig, ob er weiter reiten oder umwenden sollte. Allermittelst kam der Reiter auf ihn zu; der Quäker nahm sich zusammen und zog seines Weges weiter; als er aber am andern vorbeiritt, bemerkte er mit Schrecken, daß er eine Larve vor dem Gesicht hatte, und ehe er sich besinnen konnte, sah er eine Pistole auf sich gerichtet und hörte sich die Börse abverlangen.

Dem Quäker fehlte es keineswegs an persönlichem Muthe; aber er war ruhig von Gemuthsart, seine Religion machte ihm Friedfertigkeit zur Pflicht, er konnte zudem gegen den Bewaffneten nichts ausrichten, und so zog er ganz gelassen einen Beutel mit zwölf Guineen aus der Tasche. Der Räuber nahm ihn, zählte das Geld und ließ den Quäker ziehen, der den Handel abgethan meinte und sein Pferd in Trab sezte. Aber der Spitzbube, gelockt durch den geringen Widerstand und die Hoffnung auf weitere Beute, sezte dem ehrlichen Tobv nach, sperrte ihm wieder den Weg und rief mit der Pistole in der Hand: „Die Uhr!“ — Der Quäker, so unangenehm überrascht er war, ließ sich keineswegs aus der Fassung bringen; er zog kaltblutig die Uhr heraus, sah nach, welche Zeit es war, und überlieferte dem Räuber das Kleinod mit den Worten: „Jezt aber laß mich nach Hause; meiner Tochter würde bang, wenn ich ausbliebe.“ — „Nur noch einen Augenblick!“ erwiderte der verlarvte Reiter, der durch diese Demuth immer kecker wurde; „schwöre, daß du sonst kein Geld —“ — „Ich schwöre niemals,“ antwortete der Quäker. — „So versichere wenigstens, daß du sonst kein Geld bei dir hast; kannst du dies, so sollst du, bei meiner Ehre, ruhig deines Weges ziehen; ich mag gegen einen Mann, der sich so vernünftig beträgt, keine Gewalt brauchen.“

Tobv besann sich einen Augenblick und sagte dann ernst: „Wer du auch seyst, du merkst, daß ich ein Quäker bin und von der Wahrheit nicht lassen darf, gälte es auch mein Leben. Und so sage ich dir: ja, ich habe hier in der Satteltasche zweihundert Pfund Sterling.“ — „Zweihundert Pfund!“ rief der Räuber und seine Augen funkelten hinter der Maske hervor. — „Ja,“ erwiderte der arme Quäker, „hast du aber menschliches Gefuhl, so läßst du mir das Geld. Ich verheirathe meine Tochter und kann die Summe nicht entbehren; lange geht mir so viel nicht wieder ein. Das gute Kind liebt seinen Bräutigam so herzlich; es wäre sehr hart, ihre Verbindung hinauszuschieben. Du hast ein Herz, du hast gewiß auch geliebt und willst dich einer so schnöden Handlung nicht schuldig machen.“ — „Was geht mich deine Tochter an, ihr Liebhaber und ihre Hochzeit? Nicht so viel Worte! rasch! ich muß das Geld haben!“ Tobv hob seufzend die Schabrake auf, holte einen Sack von ziemlichem Gewicht hervor und reichte ihn langsam dem Räuber hin.

Jezt wollte er seinem Roß die Sporen geben; aber der andere rief, indem er ihm in den Zügel fiel: „Halt, Freund Quäker! Kaum bist du in der Stadt, so zeigst du den Handel an. Dies ist ganz in der Ordnung; aber ich muß einen Vorsprung haben, wenigstens diese Nacht. Meine Stute da ist ein schwaches Thier und zudem müde. Dein Klepper scheint ganz kräftig, denn der schwere Sack machte ihm nichts. Steig ab' und laß uns tauschen, wenn es dir gefällig ist.“ Es war zu spät, um jezt noch sich zu wehren, obgleich dieser Climax von Zumuthungen die Geduld des Friedfertigsten erschöpfen konnte. Der gute Tobv stieg ab und nahm mit Ergebung statt seines braven Thiers die elende Mähre. Er dachte nur: „hätte ich das gewußt, so wäre ich davon geritten, sobald ich den Schurken sah; mit dem Renner da hätte er mich wahrlich nicht eingeholt.“ Indessen bedankte sich der Verlarvte spöttisch für seine Gefälligkeit und ritt auf und davon.

(Schluß folgt.)

Goethes Faust und die Faustliteratur.

(Fortsetzung.)

Der zweite Theil des Faust erschien, langerwartet. Man war unzufrieden mit ihm, man schalt ihn kalt. Aber was erwartete man denn? Sollte Faust etwa seine metaphysischen Quälereien fortsetzen, Welten in Trümmer schlagen und in seiner Verzweiflung und seinem Trübsinn verharren? Nein! der Dichter, froh, sich selbst aus einem qualvollen innern Drange errettet zu haben, entläßt auch seinen Faust in's heitere Leben, in die freie Welt; er führt ihn aus den Schulräumen träumerischer Naturspekulation, die es höchstens zu einem Homunculus bringt, einer künstlichen Creatur ohne Leben und Realität, aus dieser unlebendigen Enge führt er ihn auf den Boden der Wirklichkeit, der Natur, des Lebens und der Kunst. Und wo hat die Natur, die Kunst und das Leben ein schöneres Zeitalter der Blüthe erlebt, als im gestaltreichen Hellas? — Dies ist das Land der Sehnsucht Faustens; dahin führt ihn sein freudiger Drang nach Gestalt und Schönheit. Alle Scenen des zweiten Theils, selbst die Scene mit den Müttern, sind bloß Vorbereitung zu der wunderbaren Wanderung in's classische Land.

Wie Faust dem Hofe in einem Zauberschauspiele Paris und Helena vorführen soll, ist der Anlaß gegeben, uns von dem düstern Boden des Mittelalters hinweg in die Heimath des Schönen zu versetzen. Die Natur, für

das Mittelalter ein finsteres Mysterion, ist im griechischen Sinne ein lauterer Quell des Lebens. Um die Natur in ihrer Lebendigkeit zu fassen, hiezu ist der erste Schritt, des Alterthums lebenvolle, göttliche Gestalten herauf zu beschwören. Auf classischem Boden, vom Hauche der Naturfülle umweht, ist Faust neugeboren. Nun sehen wir uns in die Mitte griechischer Weltanschauung versezt, sehen, wie im griechischen Geist das schöpferische Leben sich erzeugte und gestaltete. Mitten hindurch zieht sich der Sinn der neuesten Forschung über das Entstehen der Dinge, über Erdbildung. Auch die griechische Mythologie hat ihre nächtlichen Regionen, und ehe sie ihr lichtes Antlitz zeigt, ist ihr Inneres von Kämpfen und Erschütterungen erfüllt. Eine classische Walpurgisnacht, entsprechend der des Mittelalters, zeigt dieselbe wüste Herrschaft des Naturtriebs. Aber Heroen und Götter, die Natur mit ihren Quellen und Kräften zieht vorüber und bereitet nur auf das lichte Geheimniß der Natur, auf das Bild der Schönheit und des Liebreizes, auf Helena vor, die endlich persönlich auftritt, wie sie dem Griechen als Urbild poetischen Schaffens vorschwebte. Sie vermählt sich mit Faust. Die unendliche Sehnsucht des Geistes verbindet sich mit der vollendeten Gestalt, der Geist mit der Natur, die neue Welt mit der alten.

Wie so völlig anders wird die Tendenz des zweiten Theils! welch eine völlig verschiedene Welt geht hier auf! das Mittelalter verschwindet, der Hellenismus herrscht. Der dunkle Geist der Romantik mit seiner Ueberschwenglichkeit, seiner ungestillten Sehnsucht löst sich in die Freude an der Schöne der Welt, in die heitere Lust poetischen Schaffens auf; jede andere Tendenz, jedes höhere Wollen verstummt vor dem klaren Bestreben nach reiner Kunstanschauung. Der Classicismus in Gesinnung, Sprache, und Behandlung der Figuren drängt jede andere Forderung zurück. Daher die Verschiedenheit beider Theile. Und so ist Faust, abgesehen von dessen tieferem Plane und Inhalt, auch dazu geschaffen, das große Problem neuerer Zeit und Literatur, den langen Streit zwischen Romanticismus und Classicismus faktisch zu lösen und poetisch zu versöhnen, was theoretisch sich noch bekämpft. Aber nicht bloß die Romantik und der Classicismus, sondern das Prinzip beider, ihre Grundelemente sind versöhnt, ihre geheimen Quellen, ihre verborgenen Pfade sind entdeckt; beide begegnen sich in Faust als gute Bekannte, als geistes- und naturverwandte Schwestermusen; die Pfade beider durchkreuzen sich, ohne sich zu stören; Mephisto selbst, der nur im Mittelalter, auf dem Blocksberge, in Herenkuchen zu Hause ist, trifft in Hellas auf alte Bekannte, knüpft vertraute Gespräche an und schlüpft endlich in die Maske des Phorkyas.

Die Wurzel und die Elemente beider Dichtarten und beider Theile des Faust sind dieselben, aber die Behandlung, die Stellung dieser Elemente, die Form des Dramas ist in beiden eine total verschiedene. Der erste Theil gleicht jenen riesenhaften, dunklen Domen des Mittelalters, in denen die Schauer des Geisterreichs, die Gefühle des Unermeßlichen die Brust des Sterblichen beschleichen; der zweite Theil gleicht einem zierlich gebauten Kunsttempel mit schlanken, jonischen Säulen, an dem alles Ruhe, Heiterkeit und Maß ausdrückt. Der erste Theil beruht auf dem tiefsten Gegensatz zwischen Natur und Geist, auf der qualvollsten Spannung; vor dem Geiste ist es wüst und leer, im Innern tobt die Verzweiflung. Hier hat der Geist des Widerspruchs Macht und Gewalt, hier spannt er seine Netze aus. Im zweiten Theil athmet alles den Geist der Harmonie, der heitern Ironie; die frühern, dunkeln Zustände und Figuren werden selbst Stoff künstlerischer Behandlung; der Dichter, im Innern sicher, schwebt frei über diesen Gestalten und Scenen, und strebt nur nach Einem, der Form, der Gestalt, dem Bilde der Schönheit. Die Nacht mit ihren Schrecken, die Stürme der Leidenschaft, die Zaubertiefen sind verschwunden; der Himmel der Poesie ist heiter und von all den Zaubereien ist nur der lichte Zauber der Schönheit geblieben. Um die Schönheit und ihre göttliche Macht bilden Menschen, Heroen und Götter einen froben Kreis.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Schluß.)

Blumen- und Gemüsebau. Daguerrotype. Literarische Umtriebe.

Die Gärtner werden nun bald ihre Ausstellung haben, und ihre Preisvertheilung, wie die Fabrikanten die ihrige gehabt haben. Auch sie sind in Paris fleißige Professionisten, nur zuweilen dem Trunk ergeben; mehrere Gärtner, welche zugleich Baumpflanzungen außerhalb der Stadt besitzen, sind ziemlich vermögende Leute. Die meisten gehören zu der Gartenbaugesellschaft, deren Sekretär der durch mehrere Werke bekannte Gartenbauschriftsteller Soulange-Bodin ist. Diese Gesellschaft gibt schon seit vielen Jahren eine Sammlung von Abhandlungen heraus, und muß mit der königlichen Ackerbaugesellschaft, die schon viel länger besteht und ebenfalls Abhandlungen herausgibt, nicht verwechselt werden. Ein ganzes Dorf neben Paris, Montreuil, wird von Gärtnern bewohnt, welche sich besonders auf den Pfirschenbau legen. Diese Frucht wird auch vielleicht nirgends mit so großer Sorgfalt angebaut und ist nirgends so wohlschmeckend, als zu Montreuil; sie trägt den Gärtnern genug ein, um das ganze Jahr von dem auf den Pariser Märkten dafür gelösten Gelde leben zu können. Ich habe schon einmal von den Fortschritten gesprochen, welche die Kunstgärtnerei um Paris

herum gemacht hat, und die es den Frucht- und Gemüsehändlern möglich machen, jezt zu allen Jahrszeiten Gartengewächse zu liefern, welche sonst nur zu einer bestimmten Jahrszeit auf die Tafeln kamen. Indessen werden nicht alle Naturprodukte, welche so früh auf den Pariser Märkten erscheinen, in der Umgegend von Paris gezogen; das südliche Frankreich liefert einen großen Theil derselben, und zieht bedeutenden Vortheil aus dem neuerlich so sehr beschleunigten Waarentransport; kommen einmal Eisenbahnen nach dieser Richtung zu Stande, so wird Paris noch weit besser mit südlichen Gewächsen versehen werden. — Der Kunstfleiß kann sich nun an Daguerres bekannt gemachtem Verfahren üben, und bereits hat Giroux, der erste Kunsthändler von Paris, angefangen, die Sache im Großen zu treiben; er soll 500 Pfund Quecksilber dazu angekauft haben. Seit der Bekanntmachung des Verfahrens hat man die Ueberzeugung erlangt, daß es doch keine so leichte Sache ist, als man geglaubt hatte, so daß das Daguerrotype, wenn keine bedeutende Vereinfachung eintreten sollte, schwerlich von Künstlern und Liebhabern stark benüzt werden wird, sondern wohl Leuten überlassen bleibt, welche die Sache im Großen betreiben, und sich durch den Absaz der Stücke für ihre Mühe und Kosten entschädigen. Das Geschäft der Zeichner wird also vor der Hand dadurch nicht beeinträchtigt werden. Sie werden noch lange Landschaften und Ansichten zeichnen können, ehe das Daguerrotype in Jedermanns Hand geräth und ihre Kunst unnöthig macht. Paris wird also nach wie vor mit jungen Künstlern überschwemmt werden, welche allerlei zeichnen, für Kunsthändler, Fabriken, Zeitschriften arbeiten, und ihrer Menge wegen oft große Mühe haben, sich durchzubringen, wie es eine Menge Dichter gibt, welche durch ganze oder halbe Vaudevilles ihr Auskommen suchen. Ich sage h a l b e Vaudevilles, weil manche nie ein ganzes Vaudeville dichten, sondern sich zu zweien, auch wohl zu dreien vereinigen, um ein Ding der Art hervorzubringen. Obschon Vaudevilles eben so schnell gedichtet als auf die Bühne gebracht werden, und ein Dichter also nicht wie am Théâtre français Jahre lang zu warten braucht, ehe es der Direktion beliebt, sein Stück aufzuführen, so verlieren doch einige Vaudevilledichter, wie es scheint, ihre Geduld schon in der kurzen Zeit, welche zwischen dem Dichten und Aufführen ihres Stückes verstreicht, und suchen den erwarteten guten Erfolg im voraus in Geld umzusetzen. Hievon lieferte neulich eine gerichtliche Verhandlung ein sonderbares Beispiel. Ein gewisser Maillan, der sicher nicht zu den bekannten Dichtern gehört, hatte den Plan zu einem Vaudeville entworfen und denselben vermuthlich zu Papier gebracht. Mit diesem Entwurfe war er zum Direktor des Variétéstheaters, Namens Dumanoir, gegangen, welcher auch ein Vaudevilledichter ist, und die beiden Dichter waren übereingekommen, daß sie das Stück zusammen schreiben wollten, oder, was wahrscheinlicher ist, daß Dumanoir etwas Dichtung und seinen Namen dazuthun, und dann das Stück unter Beider Namen aufgeführt werden sollte. Der Titel war: „Die Liebesbriefe.“ Als das Geschäft so weit in Richtigkeit gebracht war, versuchte Maillan seinen Antheil an dem aufzuführenden Vaudeville zu versilbern, und es fand sich ein Herr Guedeville, welcher 500 Franks dafür gab. Das Sonderbare bei diesem Handel war, daß, als er geschlossen wurde, das Vaudeville noch gar kein Dénouement hatte. Guedeville verdient von den Vaudevillisten auf den Händen getragen zu werden, denn er kauft Vaudevilles, die noch nicht einmal fertig sind, wogegen manche Kapitalisten nicht einmal längst fertig gewordene Theaterstücke mögen. Er war also Eigenthümer eines halben Vaudevilles, oder, wenn man will, halber Eigenthümer eines solchen dramatischen Stückes, denn der andere Eigenthümer war Dumanoir, der Theaterdirektor. Allein Dumanoir ließ die „Liebesbriefe“ nicht aufführen, vielleicht weil das Ende noch immer daran fehlte. Guedeville wollte wieder zu seinem Gelde, und wo möglich zu dem gehofften Benefiz kommen, und belangte daher Dumanoir und Maillan vor dem Handelsgerichte. Lezterer, welcher wahrscheinlich die 500 Franks aufgezehrt und noch immer kein Mittel gefunden hatte, seine Liebesbriefe zu endigen, erschien nicht, was sicher der beste Ausweg ist, wenn man keine gute Entschuldigung vorzubringen hat. Das Handelsgericht verurtheilte Dumanoir, weil er die Verpflichtung, das Stück aufführen zu lassen, übernommen hatte, diese Aufführung in Zeit von vier Monaten vorzunehmen, wo nicht, so solle er seinem Miteigenthümer Guedeville 700 Fr. zahlen; dagegen solle Maillan, der nicht erschienene Dichter und Exeigenthümer des Stückes, dem Dumanoir für allen Schaden haften und ihm alle Kosten des Prozesses erstatten. Dies ist nun zwar recht gut, aber wahrscheinlich ist Maillan kein Gutsbesizer wie Scribe, und seine Garantie wird dem Theaterdirektor wenig helfen. Dieser Prozeß ist ein kurioser Beleg zur Sittengeschichte der Vaudevilledichter gewöhnlichen oder vielmehr gemeinen Schlages. Ob Paul de Kock auch seinen Antheil an Vaudevilles in Geld umsezt, weiß ich nicht, aber erwiesen ist, daß er seine Romane in Vaudevilles umsezt, und also aus seinen Dichtungen doppelten Gewinn zu ziehen sucht, was ihm jedoch nicht immer gelingt. So eben ist wieder ein von ihm aus einem Romane in ein Vaudeville umgeschaffenes Stück ausgepfiffen worden, und ein Theaterdichter machte die beißende Bemerkung, man habe schon viele Mühe, der großen Menge schlechter Romane Paul de Kocks auszuweichen, und es sey doch gar zu arg, daß er vollends den Leuten, welche ganz unbefangen in's Theater gehen, Schlingen lege, und ihnen dort verrätherischerweise seine Romane in Gestalt von Vaudevilles aufdringe. Es ist leider nicht zu leugnen, daß Literatur und Kunst von manchen Dichtern und Künstlern auf sehr gemeine Weise kultivirt werden, und daß sie die Schöpfungen ihrer Phantasie gerade wie eine zu Markt gebrachte Waare behandeln. Besonders wird mit den Feuilletons, worin selbst die beliebtesten Schriftsteller jezt ihre Novellen- und Schauspielkanevas anbringen, bedeutender Handel getrieben: Ueber diese Feuilletons fallen nun aber eine Menge habsüchtiger Leute her und berauben zuweilen den Verfasser auf's schändlichste der Früchte seiner Arbeit. Ein Dichter gab neulich in einem Feuilleton des Journals la Presse den Entwurf zu einem Schauspiele, und bemerkte dabei in einer Anmerkung, dieser Entwurf sey sein Eigenthum, und dürfe von keinem andern Dichter zu einem Schauspiele benüzt werden; und Balzac, der immer am meisten darüber jammert, daß man ihm seine Feuilletons stiehlt und ihn dadurch abhält, sie hernach zu sammeln und als ein Buch herauszugeben, benachrichtigt das Publikum, daß die Inhaber einiger Leihbibliotheken die Feuilletons von den Journalen abschneiden, dann zusammenbinden lassen und als ein Buch ausleihen, so daß, wenn er, Balzac, mit seinem Feuilletonsbuche fertig ist, bereits ein ähnliches in der Welt herumläuft, ohne daß er es hindern kann, und, was wichtiger für ihn, ohne daß es ihm das Geringste einbringt. An solche wunderliche Spekulationen hatte man vor dem großen Glücke, das die Feuilletons jezt machen, nicht gedacht, und man sieht daraus, daß die Herrn Pairs, welche es sich einfallen ließen, in diesem Jahre ein Gesez über das geistige Eigenthum zu machen, noch manches zu lernen haben.

D g.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

BESCHREIBUNG DER STADT ROM

von

E. PLATNER, C. BUNSEN, E. GERHARD, W. RÖSTELL und L. URLICHS.

Dritter Band:

die sieben Hügel, der Pincio, das Marsfeld und Trastevere.

Zweite Abtheilung:

die Foren, der Esquilin, Viminal, Quirinal und Pincius nebst ihren Umgebungen,

oder der Beschreibung achtes und neuntes Buch, nebst Ergänzung des dritten und fünften.

Mit 3 Lithographien.

gr. 8. Preis 7 fl. 30 kr. oder 4 Rthlr. 12 Gr.

Der erste Abschnitt enthält die vollständige Herstellung des römischen Forums in dessen verschiedenen bisher wenig oder gar nicht beachteten Epochen. Es ist erstrebt worden, das Bild des wiedergefundenen Forums als einen Theil der Geschichte des römischen Volks und Staates, dessen Mittelpunkt und Spiegel es war, möglichst anschaulich und abgerundet darzustellen. In der zweiten Abtheilung ist das Forum des römischen Volkes mit den gleichnamigen Prachtbauten Julius Cäsars, Augusts, Domitians, Nerva's und Trajans als Eine große, in Hinsicht ihres Umfanges wie ihrer Herrlichkeit weder vorher noch nachher erreichte Anlage zur Anschauung gebracht. Den Rest dieser Abtheilung nimmt das achte und neunte Buch der Beschreibung ein. In beiden befinden sich einige kostbare Reliquien Niebuhrs.

Stuttgart und Tübingen, den 13. September 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[467] **Neue Musikalien,**

im Verlage

des

BUREAU DE MUSIQUE

von

C. F. Peters in Leipzig.

Zu haben in allen Buch- und Musikalienhandlungen. In Stuttgart bei G. A. Zumsteeg.

Für Saiten- und Blasinstrumente.

Blumenthal, J. de, Six Duos pour deux Violons. C. G. D. F. A. C. Op. 82. No. 1—6. à 16 Gr.

Haydn, Joseph, Quatuors pour deux Violons, Alto et Violoncelle. Cah. 18—25. à 2 Thlr.

enthaltend: die Quartetten Nr. 52 bis 83. wodurch nun, — nach dem Wunsche der Liebhaber — die, in der Verlagshandlung früher erschienene Collection von Haydn's Quartetten, an Vollständigkeit, der Pariser Ausgabe ganz gleich geworden ist.

Anmerkung. Diejenigen, welche die complete, jetzt aus 83 Quartetten bestehende, mit Haupttitel, Portrait und thematischem Verzeichniss versehene, Sammlung gegen baare Zahlung nehmen, erhalten solche zu dem neuen Pränumerationspreis von 30 Thlr.

Kalliwoda, J. W., Variations concertantes pour deux Violons avec Pianoforte. E. Op. 83. 1 Thlr. 4 Gr.

— Variations brillantes sur un thème original pour le Violon avec Pianoforte. A. Op. 89. 18 Gr.

Maurer, L., Second Concerto pour le Violon avec Pianoforte. A. 1 Thlr. 16 Gr.

Walch, J. H., Pièces d'Harmonie pour Musique militaire. Liv. 25. 2 Thlr. 20 Gr.

— 24 Neue Tänze für Orchester, als: 1 Contretens, 1 Polonaise, 7 Walzer, 6 Schottische Walzer, 7 Galopps und 2 Ecossaisen. 19te Lief. 2 Thlr.

Für Pianoforte mit und ohne Begleitung.

Bach, J. S., Compositions pour le Pianoforte, Oeuvres compl. Liv. 4. Neue, geordnete und genau berichtigte Ausgabe, mit Fingersatz, Zeitmass und den betreffenden Vortragszeichen versehen von Carl Czerny. 3 Thlr. 12 Gr.

enthält:

Fant. chrom. et Fugue. Dm. Fugue. Am. Em. Prel.

et Fugue sur le nom de Bach. B. * Toccata et Fugue. Fism. Cm. * Pent. et Fugue. Am. B. D. * Capriccio et Fugue sur le départ d'un ami. B. Toccata et Fugue. Dm. Em. Allemande, Courante, Aria, Gavotte, Sarabande, Gigue. Em.

NB. Die mit * bezeichneten Werke waren bis jetzt nur in Manuscripten vorhanden.

Die Bände 5, 6, 7 u. 8 sind zum Druck vorbereitet.

Bertini le Jeune, H., Choix d'Etudes progressives, pour le Pianoforte. Nouvelle Edition, revue, corrigée et doigtée. (Avec Portrait.) Liv. 1—8.

Liv. 1. 2. contenant: Douze petits Morceaux précédés chacun d'un Prélude, composés expressément pour les Elèves. à 8 Gr.

Liv. 3. 4. contenant: 25 Etudes musicales à quatre mains. NB. Le but de cet Ouvrage est de faire aux Elèves un exercice spécial de la Mesure, du Rythme et de la Phrase musicale. Op. 97. à 20 Gr.

Liv. 5. 6. contenant: 25 Etudes faciles, composées principalement pour les jeunes Elèves dont les mains ne peuvent encore embrasser l'etendue de l'octave. Op. 100. à 12 Gr.

Liv. 7. 8. contenant: 48 Etudes, Op. 29 et 32. composées exclusivement pour ceux qui veulent se préparer pour les célèbres Etudes J. B. Cramer. à 1 Thlr.

Henz, Henri, Collection de Gemmes, Exercices Passages, Préludes et petits Morceaux d'un difficulté progressive, à l'usage des Eleves qui désirent faire des progrès rapides, pour le Pianoforte. 16 Gr.

Kalliwoda, J. W., Grand Galop sur un thème de Donizetti, pour le Pianoforte à quatre mains. E. Op. 92. 12 Gr.

— Grande Valse pour le Pianoforte à quatre mains. D. Op. 95. 20 Gr.

— Variations brillantes sur un thème de l'opéra: le Médecine sans Médecin, de Herold, pour le Pianoforte. As. Op. 94. 16 Gr.

— Contredanses brillantes et variées, pour le Pianoforte à quatre mains. Op. 95. 1 Thlr. 4 Gr.

Reissiger, C. G., Duo pour le Pianoforte à quatre mains, arrangé d'après le premier Trio pour le Pianoforte, Violon et Violoncelle. Dm. Op. 25. 1 Thlr. 12 Gr.

— Douzième Trio pour le Pianoforte, Violon et Violoncelle. F. Op. 137. 1 Thlr. 20 Gr.

Walch, J. H., 24 Neue Tänze für Pianoforte, als: 1 Contretanz, 1 Polonaise, 7 Walzer, 6 Schottische Walzer, 7 Galops und 2 Ecossaisen. 19te Lieferung. 20 Gr.

Für Gesang.

Kalliwoda, J. W., Drei Gesänge für eine Sopranstimme mit Begleitung des Pianoforte und der Violine. „In die Ferne.“ „Des Bächlein.“ „Frühlingsahnen. Op. 98. 1 Thlr. 4 Gr.

— Sechs Gesänge für vier Männerstimmen. „Jägerlied.“ „Des Ritters Geist.“ „Trauergesang.“ „Die Beichte.“ „Wer ist gross?“ „Libera.“ Partitur und Stimmen. Op. 96. 1 Thlr. 12 Gr.

— Sechs Gesänge für Sopran, Alt, Tenor und Bass, mit willkürlicher Begleitung des Pianoforte. Dem Donaueschinger Gesangverein gewidmet. „Ins Freie.“ „Freude in Ehren.“ „Schifffahrt.“ „Abends.“ „Tanzlied im Mai.“ „Die untergehende Sonne.“ Partitur und Stimmen. (NB. Die letzteren sind in beliebiger Anzahl auch einzeln zu haben.) Op. 99. 1 Thlr. 8 Gr.

Romberg, A., Psalmus CX. „Dixit dominus etc.“ Orchester und Singstimmen. (NB. Beides in beliebiger Anzahl auch einzeln zu haben.) Op. 61. 5 Thlr.

NB. Die Partitur hiervon, welche bereits früher erschienen, kostet ebenfalls 5 Thlr.

---

[456] In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Würtembergische Jahrbücher

für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie.

Herausgegeben von

J. G. D. Memminger.

Jahrgang 1838. Erstes Heft.

Subscriptionspreis 1 fl. 12 kr. — Ladenpreis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

Chronik. I. Witterung, Fruchtbarkeit und Preise. 1) Witterung im Jahre 1838. 2) Fruchtbarkeit. 3) Preise. — **II. Besondere Denkwürdigkeiten.** 1) Königliches Haus. 2) Sonstige Denkwürdigkeiten. 3) Unglücksfälle. 4) Handel, Gewerbe und Landwirthschaft. — **Abhandlungen, Aufsätze und Nachrichten.** Die Kirche zu Brenz im Oberamt Heidenheim. Ueber die grotesken Bilder an mehreren alten Kirchen und Kapellen. Ueber das Alter der Thürme zu Besigheim. Miscellen aus Kirchenbüchern. Trigonometrische Höhenbestimmungen. Ergebnisse der würtembergischen Wollmärkte im Jahr 1837 und 1838. Ergebnisse der Weinlese im Herbst 1838. Versuch einer Berechnung der Wassermenge einiger würtembergischer Flüsse. Die Alterthümer in der Umgegend von Rottweil am Neckar und Beiträge zur Geschichte dieser Stadt. Vierter Jahresbericht des Rottweiler archäologischen Vereins. 1) Auffindung von Alterthümern in der Gegend von Rottweil, in den Jahren 1837 und 1838. 2) Die Hexenprozesse zu Rottweil a. N. Aus den Archivakten zu Rottweil mitgetheilt und erläutert. 3) Rechenschaftsbericht des Ausschusses des archäologischen Vereins. Das vormalige Kloster Wonnenthal im Oberamte Balingen. Urkunde, womit Grav Friderich von Zollern seinem Freunde Conrad von Thierberg die Pfarrei Balingen verleiht, Anno 1255. — Lithographirte Beilagen. 1) Kirche zu Brenz. 2) Säulen in der Kirche zu Brenz. 3) Säulen in den Thürmen zu Besigheim. 4) Säulen in der Kapelle zu Schwärzloch. 5) Bilder an der Kirche zu Brenz. 6) Bilder an der Kapelle zu Schwärzloch. 7) Bilder an der Johanniskirche zu Gmünd. 8) Bilder an der Kirche zu Beutelsbach. 9) Steinmetzzeichen an den Thürmen zu Besigheim. 10) Steinmetzzeichen an einem Thurme in Pompeji.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[450] In der Fr. Brodhag'schen Buchhandlung in Stuttgart sind so eben erschienen:

E. T. A. Hoffmanns Erzählungen

aus seinen letzten Lebensjahren, sein Leben und Nachlaß, herausgegeben von Micheline Hoffmann.

1r Theil, mit Kupfern und Facsimile.

Velinpapier geh. 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr.

Die Werke Hoffmanns sind durch den besondern Geist, der in ihnen webt und lebt, durch das zauberhafte Wesen, in dem unsere Phantasie lebt und unsere ganze Aufmerksamkeit spannt und fesselt, und zugleich in seiner einfachen, lieblichen Darstellungsweise angenehm unterhält und befriedigt, ja durch die tiefere

Poesie, die überall uns anklingt, so hervorstechend erhaben über die Unzahl literarischer Machwerke, mit denen das Publikum überschüttet wird, ihr innerer Werth und ihre Gediegenheit hebt sie auf eine solche Stufe in der schönen Literatur, daß jeder gebildete Leser, gewiß mit Freude und Begierde, diese Sammlung seiner letzten Erzählungen aufnehmen, und darin so manches finden wird, was früher unbekannt oder zerstreut ihm fremd blieb. Aber nicht nur Schöpfungen seiner Poesie, nicht nur einen vollständigern Abriß des bewegten Lebens unseres Dichters reichen wir dar, sondern durch ein besonderes Glück, sind wir auch im Stande, einige geistreich entworfene Skizzen, die seine Meisterhand zeichnete, von den bewährten Künstlern, A. Hoffmann, Neureuther und Sonderland mit ängstlicher Treue nachgebildet dem Publikum darzubieten, die, wie seine Poesien eine Originalität und eine Kühnheit des Gedankens athmen, wie wir sie vergeblich bei andern suchen.

So bilden den diese 5 Bände zu den in gleichem Format früher erschienenen ausgewählten Schriften eine Fortsetzung, die jedem Besitzer der letztern willkommen, ja fast unentbehrlich seyn muß, weil er dadurch erst ein umfassendes Ganze erhält, und nur so den genialen Dichter in seiner ganzen Tiefe, in seinem vollen Werthe zu fassen vermag. —

---

[439] Verlag der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg:

Davis, J. F., China, oder Beschreibung der Sitten, Gebräuche, Regierungsverfassung, Gesetze, Religion, Wissenschaften, Literatur, Naturerzeugnisse, Künste, Fabriken und des Handels der Chinesen. Deutsch von F. Wesenfeld. 2 Theile, illustrirt mit 55 Holzschnitten. Subscriptionspreis bis zur Erscheinung des 2ten Theils 5 Rthlr. Ladenpreis nachher 6 Rthlr.

---

[477] In der Balz'schen Buchhandlung zu Stuttgart sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Länder zu haben:

Schillers Gedichte.

In allen Beziehungen erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt, nebst einer vollständigen Nachlese und Variantensammlung zu denselben. Für die Freunde des Dichters überhaupt und für die Lehrer des Deutschen an höhern Schulanstalten insbesondere.

Von

Heinrich Viehoff.

Erster Theil. 24 Bogen. Format wie die neue Taschen-Ausgabe von Schiller. Subscriptionspreis 12 Gr. = 54 kr.

Diese Erklärung der Gedichte Schillers ist streng chronologisch geordnet, sie nimmt alle, auch die vielen später unterdrückten Stücke in ihren Kreis auf, sie liefert alle, auch scheinbar unbedeutende Varianten, sie erläutert überall den Sinn durch den Sprachgebrauch, und berücksichtigt die äußern Lebensumstände und zugleich den geistigen Standpunkt des Verfassers bei jedem Gedichte. So führt dieser Commentar auf eine sichere und geschmackvolle Weise zu einer vollständigen Erkenntniß und hierdurch zu einem erhöhten und reineren Genuß dieser Werke Schillers.

Die Jugend, und auch viele ältere Leser tragen aus der Lektüre der Schiller'schen Gedichte gemeinhin nur unbestimmte Anregungen, dunkle Gefühle und eine trübe Begeisterung davon. Was kann diesen Lesern Besseres und Heilsameres in die Hände gegeben werden, als ein solcher Schlüssel, der ihnen Schiller erst zugänglich macht? als eine solche gründliche Erläuterung, die jede einseitige Auffassung berichtigt, alles Dunkle aufhellt und überall vermittelnd und ausgleichend eintritt? — Aber auch dem Hochgebildeten wird diese Schrift durch historische Nachweisungen, durch eine vollständige Variantensammlung und durch neue treffliche Aufschlüsse sich werth und theuer machen. So sind wir denn überzeugt, daß dieser Commentar sich so weit verbreiten wird, als Schillers Gedichte gelesen und geliebt werden.

---

[466] **Bei W. Lauffer** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Irene, ein Gebetbuch für gebildete Christen, von Dr. A. Wiessner. Zweite verbesserte Auflage. Von K. K. Fischer, Archidiakonus in Leipzig. Mit 1 Kupfer. Ein Seitenstück zu Witschel Morgen- und Abendopfer. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

Die Sprache der Blumen und Früchte, den Deutungen der neuesten Zeit angeeignet und alphabetisch geordnet. Ein Toilettengeschenk für Deutschlands Jungfrauen und Jünglinge, von H. Rosenkranz. 4te Auflage. 3 Gr. oder 14 kr.

Studien für die höhere Zeichnenkunst nach Antiken, von F. A. Fricke. 2 Lieferungen. gr. Folio. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Neuentdeckte Kunst die französische Sprache in 4 Wochen gründlich zu erlernen. Ein Hülfsbuch für Jedermann, der sich selbst in der französischen Sprache unterrichten will. 5te Auflage. 8 Gr. oder 36 kr.

Handwörterbuch der deutschen Sprache zur Vermeidung aller Sprach- und Schreibfehler ꝛc. Nebst einem Anhang, welcher die gebräuchlichsten Fremdwörter, deren Verdeutschung und alle Interpunktions-Zeichen mit richtiger Anwendung derselben enthält. Durch stete Beispiele erläutert. Ein unentbehrliches Hülfsbuch für Jedermann. Von J. H. C. Loose. Neue Ausgabe. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

Für Pferde- und Viehbesitzer.

Hydro-homöopathisches Taschenbuch der Thierheilkunde oder die Krankheiten der Hausthiere und deren Heilung durch kaltes Wasser, vorzüglich aber durch homöopatische Mittel. Ein neues alphabetisch bearbeitetes Noth- und Hülfsbuch für jeden Thierarzt und Viehbesitzer. Von J. G. Möller, durchgesehen von M. Lux. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

Die Papierfärbekunst in allen ihren Theilen. Ein Lesebuch für angehende Papier- und Tapetenfabrikanten, Buchbinder, Papparbeiter ꝛc. Von J. Röhberg. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

Trutz der *** Frauen.

Vom Dr. und Professor Mannlieb. Mit 1 in Kupfer gestochenen Ehestands-Barometer. 12 Gr. oder 54 kr.

---

[440] Bei uns ist kürzlich erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Massmann, I. F., Arminius Cheruscorum Dux ac Decus Liberator Germaniae. geh. gr. 8. Preis: 20 Gr.

Maßmann, H. F., Armin, Fürst der Cherusker und Befreier Deutschlands vom römischen Joche im neunten Jahre nach Christi Geburt. gr. 8. geh. Preis: 16 Gr.

Werner, B., Hermann der Cherusker, ein dramatisches Bild aus der Urgeschichte Deutschlands, in 5 Akten. geh. gr. 8. Preis: 12 Gr.

James, G. P. R., Leben und Zeitalter Ludwigs XIV. Aus dem Englischen übersetzt. 4 Theile. geh. gr. 8. Preis: 6 Rthlr.

Habicht, E. C., Synonymisches Handwörterbuch der Lateinischen Sprache für angehende Philologen. Zweite verbesserte Auflage. gr. 8. Preis: 2 Rthlr.

Sammlung interessanter Erzählungen, aus dem Englischen übersetzt von Dr. W. Pirscher. geh. gr. 8. Preis: 18 Gr.

Schönfeld, M. S., Ernste Warnung vor dem verderblichen Branntweintrinken. Eine mit Anmerkungen, ärztlichem Gutachten und den Mäßigkeitsvereins-Statuten herausgegebene Predigt. geh. gr. 8. Preis: 3 Gr.

Kniemann, K., Zwei Predigten. I. Christus, der Erlöser! II. Wie muß unsere Liebe beschaffen seyn, soll sie uns verklären. geh. gr. 8. Preis: 3 Gr.

Schmidt, Dr. D. P. H., Etymologischer chemischer Nomenclator der neuesten einfachen und daraus zusammengesetzten Stoffe, nebst Erklärung einiger andern chemisch-physicalischen Benennungen, entworfen und gesammelt. geh. gr. 8. Preis: 8 Gr.

Meyer'sche Hofbuchhandlung in Lemgo.

---

[445] Bei **Hinrichs** in Leipzig ist erschienen und zu haben:

Bibliothek englischer Lustspieldichter von Mehreren übertragen. 1s Bändchen. Sheridans dramatische Werke, übers. von Alex. Fischer. 1r Thl. Die Nebenbuhler. St. Patrickstag. 8. (16½ Bog.) Velinp. geh. 21 Gr.

Bei dem Mangel an guten deutschen Originallustspielen war es gewiß ein glücklicher Gedanke des Herausgebers, eine Sammlung der classischen Comödien der Engländer, auch zur Benutzung für die deutsche Bühne, zu veranstalten, deren Fortsetzung bald zu erwarten steht.

Jahreszeiten. Eine Vierteljahrschrift, der Unterhaltung und der Besprechung von Zeitinteressen gewidmet. Unter Mitwirkung der ausgezeichnetsten Schriftsteller herausgegeben von Osw. Marbach. Frühling und Sommer 1839. gr. 12. Velinp. In eleg. Umschlag à 1 Thlr. 8 Gr.

Mit Beiträgen von Fr. Rückert, L. Schefer, W. Alexis, K. Eitner, Fr. v. Heyden, A. Kopisch, Rich. Morning und dem Herausgeber. — Das Herbstheft wird im August versandt.

Schillers Dichtungen, nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem inneren Zusammenhange von Dr. H. F. W. Hinrichs, (ord. Prof. der Philos. zu Halle.) 1r, lyrischer Theil. 2r, dramatischer Theil, 1ste und 2te Abtheilung. gr. 8. Velinp. geh. 4 Thlr. 20 Gr.

Inhalt. I. Einleitung: Schiller und Göthe in ihrem Verhältnisse zu einander. Liebe. Zweifel und Resignation. Wehmuth. Weibliche Natur. Ideal und Kunst. Wissen. Nemesis. Liebe und Treue. Demuth. — II. 1. Einleitung: Schiller als dramatischer Dichter und sein Verhältniß zur deutschen Literatur überhaupt. Die Räuber. Kabale und Liebe. Fiesko. Don Carlos. — II. 2. Wallenstein. Maria Stuart. Jungfrau von Orleans. Braut von Messina. Wilhelm Tell.

Hiermit wird dieses Werk geschlossen, welches zum richtigen Verständniß und zur vollständigen Würdigung der Werke unseres Nationaldichters unentbehrlich ist. Menzel sagt darüber: „H. hat den Dichter auf eine vorurtheilsfreie, fleißige und würdevolle Weise erklärt; so allein faßt man Schiller richtig auf." —

Marbach, Osw. Antigone. Ein Trauerspiel. 8. geh. 16 Gr.

Eine freie Nachdichtung des Meisterwerks des Sophokles, bestimmt, die Schönheiten des Originals allgemein verständlich und in zeitgemäß würdiger, wahrhaft schöner Form wiederzugeben.

---

[472] Bei uns ist nun vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Staaten zu haben:

Blasedow und seine Söhne.

Komischer Roman

von

Karl Gutzkow.

3 Bände. Preis 6 Rthlr. oder 10 fl. 30 kr.

Während das Brockhaus'sche Conversations-Lexikon der Gegenwart diesen Roman den ersten wahrhaft populären nennt, der aus Gutzkows Feder geflossen ist, heißt es in den **Mainzer Unterhaltungsblättern** vom 22. August: „Wir fragen die ganze neue Literatur, ob sie ein ähnliches Werk aufzuweisen hat, das so fesselt, so tief in Zeit und Leben eingreift, und die Strahlen des großen Weltlaufes in so prismatischem Farbenzauber der Komik wiedergibt? Blasedow ist ein Werk, das mit der deutschen Literatur fortleben wird."

Pforzheim und Stuttgart, im Aug. 1839.

Dennig, Finck & Comp.,
(früher Verlag der Classiker.)

---

[461] Bei **A. Wienbrack** in Leipzig ist so eben erschienen und durch jede Buchhandlung zu bekommen:

Tagebuch des Wissenswerthen

aus der allgemeinen Menschen- und Völkergeschichte, zusammengetragen und bearbeitet von

J. Ch. K. Förtsch.

Juli — September. gr. 8. geh. Preis vollständig 4 Thlr.

(Januar — Juni ist bereits früher erschienen und Oktober — December folgt in einigen Wochen.)

Was geschah an dem heutigen Tage vor Zeiten Merkwürdiges, welcher berühmte Mann, welche ausgezeichnete Frau ist an Demselben geboren oder gestorben? diese Fragen zu beantworten, ist genanntes Tagebuch vorzugsweise bestimmt. Das Werk enthält demnach für jeden Tag des Jahres 1) die Erzählung eines wichtigen Ereignisses oder der Lebensschicksale einer geschichtlich merkwürdigen Person, dann aber auch 2) kurze sich auf 12 — 20 belaufende Angaben in Betreff anderer wichtiger Ereignisse oder berühmter Personen. Der Familienvater, wenn er den Seinen im traulichen Kreise aus diesem unterhaltenden Buche vorliest, wird sie auf anmuthige Weise mit historischen Kenntnissen bereichern. Bei der Geburt eines Sohnes wird ihm ein Blick in Dasselbe sagen, mit welchem berühmten Manne der Neugeborne gleichen Geburtstag habe, und er bei der Wahl eines Namens vielleicht darauf Rücksicht nehmen. Auf hohen und niedern Schulen ist das Werk ebenfalls mit Nutzen zu gebrauchen. Ueberhaupt wird es jeden Gebildeten wegen des interessanten mannigfaltigen Inhaltes und der gefälligen Darstellung ansprechen.

№ 228.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 23. September 1839.

— Betrübt blickt das Gemüthe
Auf die hingesunkne Blüthe
Und die grünentlaubte Flur,
Fühle ein leis Bedauern
Mit dem stillen Trauern
Und dem stummen Schmerze der Natur.

Niclas Müller.

Die Mutter Natur im Herbste.

Von Ph. H. Welcker.

Die Mutter ruft nach ihren Kindern allen
Mit stillem Gram, die bleiche Königin.
Noch sahen jüngst nach ihr mit Wohlgefallen
Der Garbenbinder und die Winzerin;
Jezt läßt sie schon die trüben Schleier wallen,
Und all ihr Reiz im Norden ist dahin;
Doch schimmert, wie durch Nebelhauch die Sonne,
Durch ihren Kummer milde Hoffnungswonne.

Die Mutter spricht: „Ihr Blumen müßt vergehen;
Zu frühem Sterben rief ich euch in's Seyn.
Doch daß ihr könnet jugendlich erstehen,
Hüll' eure Samen ich im Boden ein.
Auch manche Pflanze, wenn die Stürme wehen,
Schirm' ich vor'm Tod. Ihr Vögel, ihr allein
Sollt fröhlich wandern. Schwebt denn hin im Frieden!
Im Norden sterbend, leb' ich fort im Süden.

Geht hin, ihr Motacillen, wo bei Trauben
Und goldner Frucht euch winkt das reiche Mahl;
Besuch', o Nachtigall, des Ostens Lauben,
Und komm dann wieder hier in's Hirtenthal!
Sucht andre Wipfel nun, ihr frommen Tauben:
Der Liebe Siz, der stille Hain wird kahl.
Geht, Vöglein, geht, mit liederreichen Kehlen,
Im grünen Asien Wohnung euch zu wählen!

Ihr Fluthbewohner mit den Silberschuppen,
Verbergt euch tiefer im krystallnen Haus;
Und hier im Wald und dort auf Felsenkuppen,
Ihr Winterthiere, tragt der Kälte Graus.
Verhüllt euch tief, ihr Würmer und ihr Puppen;
Mit manchem Mücklein dauert schlummernd aus:
Und tritt der warme Frühling auf die Berge,
Dann wachet auf und sprenget eure Särge!

Goethes Faust und die Faustliteratur.

(Fortsezung.)

In dieser Welt voll Haemonie, wo der Geist im frohen Bunde mit der Natur lebt, hier hat der Geist des Widerspruchs keine Gewalt mehr über Faust. Hier spielt Mephisto eine jämmerliche Rolle und treibt nur Possen, bis er sich in die Maske der Phorkyas, in das Gegenbild der Schönheit, in die Form der Häßlichkeit umkleidet. Der Grieche kennt das Böse nur als das Häßliche, als Prinzip der Unförmlichkeit. Der Grieche

kennt wohl auch die Nachtseite der Natur, ihre Schrecken, ihre unheimlichen Geburten; aber er faßt diese Ungestalten, die Faunen, die Pane, die Satyrn bloß als Folie der Schönheit, während das Mittelalter in ihnen böse Dämonen, finstere Gewalten, Diener des Fursten der Finsterniß erkannte.

Nach diesen Scenen, nachdem Faust mit Helena, dem Urbilde der Schönheit, sich vermählt hat, nachdem das Ziel höchster Sehnsucht erreicht ist, kann Faust wieder auf den Boden des Mittelalters zurückkehren. Er hat das Schönste geschaut, er hat an den reinen Quellen der Natur geschöpft, er hat die Zaubermacht der Kunst und Poesie erfahren. Mögen nun auch die Illusionen des schönsten Lebensmoments verschwinden, möge der Geist sich einer prosaischen Wirklichkeit gegenuber finden, dieser kann auch jezt, vermöge des angebornen Triebes nach unendlicher Wirksamkeit, nie stille stehen. Und so finden wir Faust am Schlusse der Tragödie in einer neuen Sphäre des Wirkens, in einer völlig andern Epoche, in einer Epoche, die nicht durch Poesie und Kunst, nicht durch magische Wissenschaft, sondern durch besonnene Thätigkeit sich zum Herrn der Natur macht. „Die That ist ihm Alles, nichts der Ruhm." Er will die Welt durch Verkehr und Schiffahrt verbinden, die wilden Elemente bezwingen, Länderbesitz sich erringen. In diesem Streben, in dieser realistischen Tendenz nach erweitertem Weltverkehr, deren Ziel unübersehbar ist und die in ihrem unbedingten Fortschreiten die Hütte stiller Genügsamkeit vernichtet — in dieser freien Herrschaft über die Natur offenbart sich der Geist der gegenwärtigen, besonnen handelnden Weltepoche. Mit ihr schließt Faust, insofern er auf Erden strebt und handelt. Und so stellt Goethe im Faust drei Epochen seines Lebens dar, im Reflexe von drei welthistorischen Perioden: das Drama beginnt vom ersten geisterreichen Natur- und Wissensdrang der neuesten Zeit, es geht in die dunkeln Pfade des Mittelalters ein, erhebt sich durch poetische Kraft zu dem Urbilde des hellenischen Alterthums und endet mit der freien, besonnenen That. So hat Faust wirklich sein Selbst successiv zum Selbste der Menschheit erweitert, vor Allem aber die große Wahrheit bewährt, daß der Mensch im Wissen und Handeln zunächst an das Natürliche sich zu halten habe. An der Natur, als an seinem Tagewerke, übe der Geist seine Kraft, bethätige sein Wissen, bändige seine Leiden, suche seine Wonne:

„Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt."
— Thor, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um,
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.

Aber vor und nach dem natürlichen Leben, wie hier am Anfang und Schluß der Tragödie, liegt das stille Geisterreich, wo der Knote unsers Wirkens und Leidens sich löst. Entscheidung liegt nur im Reich der reingeistigen Mächte. Auf der Erde gilt's zu kämpfen, zu streben und rastlos die freie Kraft zu bethätigen. Wenn diese freie Kraft des Menschen nicht mehr zu wirken vermag, dann ergreift ihn der Arm einer höhern Ordnung der Dinge und zieht ihn in's verwandte Geisterelement. Faust geht siegend unter. Sein unsterbliches Selbst, über welches das böse Prinzip nie Macht hatte, schwebt siegreich über alle Kämpfe, über alles Dunkel zu den Chören des Lichts empor. Und welches ist die Schwinge, die ihn emporhebt, die ihn hinauszieht in ein neues Element? — Ist es Trotz? Kühnheit, Muth? — Goethe antwortet auch auf diese lezte Frage:

„Das ewig Weibliche zieht uns empor."

Diese mehr passive Seite des Geists ist die Sehnsucht, das reine Verlangen, die bescheidene Demuth, die vertrauensvolle Hingebung an eine höhere Macht, die dann für uns wirkt, wenn wir nicht mehr zu wirken vermögen. Hier am Schlusse tritt die ursprungliche Idee, die christliche Conception des Dramas wieder klar hervor; die zwei Mächte, die sich um die Menschheit streiten, zeigen sich auf offenem Kampfplatz, das Licht und das Dunkel, jenes in seiner ewig ruhigen Siegesglorie, dieses in seinem lezten Grimm und in seiner Niederlage.

(Schluß folgt.)

Der Quäker und der Strassenräuber.

(Schluß.)

Bis zur Stadt hatte der Geplünderte Zeit, seinen trüben Gedanken nachzuhängen und sich den Schmerz der jungen Leute auszumalen, die sich so lieb hatten und deren Glück jezt hinausgeschoben werden mußte. Das Geld war unwiederbringlich hin; nirgends ein Mittel, es wieder zu bekommen, den kecken Räuber zu entdecken. Aber auf einmal hielt er an; ein Gedanke war ihm blitzschnell durch den Kopf gefahren. „Ja!" rief er; „so kann's gehen! Lebt der Mensch in London, so erwische ich ihn vielleicht. Es ist wohl Gottes Wille, daß er so unvorsichtig war."

Halb getröstet durch seine Gedanken, kam Toby nach Hause. Er ließ sich nichts anmerken, sagte nichts von seinem Abenteuer, machte auch keine Anzeige, küßte seine Tochter, die ganz arglos war, ging zu Bette und schlief mit einem Gebete ein.

Erst am Morgen machte er sich daran, der Vorsehung die Pfade zu erleichtern und Nachforschungen anzustellen. Er ließ die Stute aus dem Stall führen und legte ihr den Zügel auf den Hals, in der Hoffnung, sie werde, vom Instinkt geleitet, den Weg zur Behausung ihres Herrn einschlagen. Er ließ also das arme Thier, das

noch nichts gefressen hatte, frei in den Straßen herumlaufen und ging hinter her. Aber er hatte dem Gaul mehr Instinkt zugetraut, als er besaß; lange lief er bald rechts, bald links, ohne bestimmte Richtung, machte allerhand Umwege, kehrte wohl gar plötzlich um. Toby verzweifelte nachgerade an seinem Kunstgriff; „der Spitzbube," dachte er, „ist nicht in London zu Hause. Welche Thorheit, nicht zum Richter zu gehen, da es vielleicht noch Zeit war, und sich auf den Verstand der Mähre zu verlassen!"

Da ward er durch das Geschrei von Kindern, die beinahe unter das Pferd gekommen wären, seinen Gedanken entrissen. Das bisher so ruhige Thier hatte sich auf einmal in Galopp gesezt. „Haltet auf!" schrie es von allen Seiten. — „Haltet ihn nicht auf!" rief der Quäker; „um Gottes willen, laßt ihn laufen!" Er blickte dem Pferde in höchster Spannung nach und sah es rasch in das halboffene Thor eines großen Hauses in der Vorstadt einbiegen. „Dort ist er!" dachte der Quäker mit einem dankenden Blick gen Himmel. Und wirklich, indem er vor dem Hause vorüberging, sah er einen Knecht im Hofe das arme Thier streicheln und in den Stall führen. Er fragte einen Vorübergehenden, wem das Haus gehöre. „Ihr seyd wohl hier herum nicht bekannt," war die Antwort, „da ihr nicht wißt, daß hier der reiche Kaufmann Weresford wohnt." — Der Quäker war auf's Aeußerste betroffen. „Weresford," wiederholte der Andere in der Meinung, er sey nicht verstanden worden; „wißt Ihr nicht? der Mann, der so schnell reich geworden ist." — „Großen Dank, Freund, großen Dank!" erwiderte Toby.

Er konnte sich kaum fassen. „Weresford, Eduards Vater, der angesehene Mann, wäre mein Räuber?" Es war ihm, als ob er träumte, und er wollte langsam heimgehen. Aber da bedachte er, daß schon sehr hochgestellte Leute Mitglieder von Diebsbanden gewesen, und dann das schnell, man wußte nicht wie, erworbene Vermögen, und dann die Stute, die allein nach ihrem Stall gefunden. Toby entschloß sich, der Sache auf den Grund zu kommen. Er trat zuversichtlich in den Hof und verlangte den Hausherrn zu sprechen. Er lag noch zu Bette, und doch war es fast Mittag. Eine unruhige Nacht! ein neuer Wink! Der Quäker wiederholte dringend sein Verlangen und stand bald in Weresfords Schlafzimmer. Dieser war eben erst erwacht; er rieb sich die Augen und fragte nicht in der besten Laune: „Wer sind Sie? was wünschen Sie?" — Ha! diese Stimme war Toby wohl bekannt, und er wußte jezt gewiß, wen er vor sich hatte.

Er nahm ruhig einen Stuhl und sezte sich an das Bett mit dem Hut auf dem Kopf. „Sie legen nicht ab?" rief der Kaufmann betroffen. — „Ich bin ein Quäker," war die sanfte Antwort, „und du weißt, es ist so Brauch bei uns." — Beim Worte Quäker fuhr Weresford auf und sah seinem Besuche in's Gesicht. Er mochte ihn erkennen, denn er wurde bleich. „Nun," fragte er stotternd, „was ist — darf ich fragen —" — „Du wirst verzeihen," erwiderte Toby, „daß ich so bald komme; aber bei Freunden nimmt man es nicht so genau, und so bitte ich denn ohne Umstände um die Uhr, die du gestern von mir entlehnt." — „Uhr — eine Uhr?" — „Sie ist mir sehr werth; sie gehörte meiner seligen Frau und ich möchte sie um Alles nicht missen. Mein Schwager, der Aldermann, verziehe mir nie, daß ich ein Kleinod, das mich an seine Schwester erinnert, auch nur einen Tag aus der Hand gegeben." Beim Wort Aldermann horchte Weresford auf; aber Toby, ohne seine Antwort abzuwarten, fuhr fort: „Es wäre mir auch lieb, wenn du mir das Dutzend Guineen wiedergäbest, das ich dir eben damals geliehen. Brauchst du sie aber, so magst du sie immer noch länger behalten; nur bitte ich um etwas Schriftliches."

Die Gelassenheit des Quäkers brachte den alten Kaufmann so aus der Fassung, daß er es nicht wagte, das geraubte Gut zu verleugnen; gestehen mochte er auch nicht, und bevor er sich auf eine Antwort besann, fuhr Toby fort: „Ich theile dir auch mit, daß meine Tochter Marie nächstens heirathen wird. Ich hatte zweihundert Pfund Sterling zu ihrer Aussteuer bestimmt, es ist mir aber ein Unglück widerfahren: gestern Abend auf der Landstraße bin ich völlig ausgeplündert worden; ich muß dich daher um eine Mitgabe für deinen Sohn ersuchen, im andern Falle hätte ich dir nichts zugemuthet." — „Für meinen Sohn?" — „Nun ja, weißt du nicht, daß er in Marien verliebt ist und sie heirathen will?" — „Eduard?" rief der Kaufmann und sprang aus dem Bette. — „Eduard Weresford," erwiderte der Quäker sanft und nahm gemächlich eine Prise Tabak. „Du mußt dich schon entschließen, etwas für ihn zu thun. Es ist mir lieb," fuhr er mit mehr Nachdruck fort, „wenn er nicht erfährt, was heute Nacht vorgegangen ist, und gibst du die Summe, welche ich versprochen, nicht her, so muß ich ihm wohl sagen, wie ich darumgekommen."

Weresford lief zu einem Schrank, holte eine Cassette mit drei Schlössern heraus, schloß auf und gab Toby nacheinander Börse, Uhr und Geldsack. „Schön," sagte der Quäker; „ich sehe, ich konnte auf dich rechnen." — „Sonst willst du nichts?" fragte der Kaufmann barsch. — „Doch, noch um etwas ersuche ich dich freundschaftlich." — „Sprich!" — „Enterbe deinen Sohn." — „Wie?" — „Du sollst ihn enterben; es soll nicht heißen, ich habe bei der Heirath auf dein Vermögen gesehen." Mit diesen Worten verließ der Quäker das Zimmer. „Nein," sprach er bei sich, als er allein war, „die Kinder sind nicht verantwortlich für die Handlungen ihrer Eltern. Marie soll den Sohn dieses Mannes heirathen; aber gestohlen Gut anrühren — nimmermehr!"

Als er im Hof war, rief er Weresford, der aus dem Fenster sah, hinauf: „Ei, Freund, ich habe dir deine Stute gebracht; laß mir doch meinen Klepper geben." Nicht lange, so saß Tody im Sattel, seinen Geldsack vor sich, Uhr und Börse in der Tasche, und ritt im kurzen Trab nach Hause. Er traf daselbst Eduard und sagte zu ihm: „Ich habe deinem Vater meine Aufwartung gemacht und glaube, wir werden gut mit einander auskommen."

Zwei Stunden darauf kam Weresford in Todys Haus und verlangte ihn allein zu sprechen. „Braver Quäker," sagte er, „Ihr Benehmen hat mich auf's Tiefste gerührt. Sie konnten mich um Ehre und Leben bringen, Sie konnten meinen Sohn doppelt unglücklich machen, einmal durch das Bewußtseyn, mich zum Vater zu haben, und dann durch Versagung der Hand Ihrer Tochter; Sie haben gehandelt als ein Mann von Kopf und Herz. Nehmen Sie diese Papiere; leben Sie wohl, Sie sehen mich nicht wieder." Er ging. Der Quäker öffnete die Papiere; es waren Anweisungen von bedeutendem Belang an die ersten Wechselhäuser in London; ferner eine lange Namenliste, neben jedem Namen eine Summe, groß oder klein. Ein Zettel lag bei, worauf stand: „Es sind dies die Namen der Beraubten; die Zahlen geben die wiederzuerstattenden Summen an. Erheben Sie das Geld bei den Wechselhäusern, als hätten Sie es mir in das Ausland zu schicken, und besorgen Sie selbst unter der Hand die Wiedererstattung. Was mir übrig bleibt, ist mein rechtmäßiges Gut, und Ihre Tochter wird mich dereinst beerben können." — Tags darauf war Weresford aus London verschwunden, und es hieß allgemein, er wolle sein Einkommen in Frankreich verzehren.

An Eduards und Mariens Hochzeittage sah man eine lustige Gesellschaft beisammen, und darunter viele Leute, die höchlich zufrieden mit den Londonern Straßenräubern waren, welche ihnen durch Todys Vermittlung das entwendete Kapital sammt den Zinsen hatten zurückbezahlen lassen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., September.

Messe. Stiftung. Eisenbahn. Theater.

Aus alter freireichsstädtischer Zeit hat sich bis auf den heutigen Tag die Sitte des Ein- und Ausläutens der Messe erhalten. Wenn im Monat April die große Karolus- oder Meßglocke vom alten Pfarrthurme herunterönt, so hört sie kein Frankfurter, ohne poetisch ergriffen zu werden; denn sie verkündet ihm den Frühling, den blüthespendenden Mai und das ganze duftige und blumige Gefolge desselben. Wenn aber des Septembers Meßglocke ertönt, so beschleicht uns eine wehmüthige Empfindung; denn die ernsten Glockentöne mahnen uns an welkende Blätter, an herbstliche Nebel und an die Flucht der schönen Sommertage. — Die Engros-Geschäfte auf der heurigen Herbstmesse waren bedeutend; die Masse der vorhandenen Waaren war sehr groß, wodurch die Preise gedrückt wurden, was sich aber durch den starken Absatz in vielen Handelsartikeln, namentlich in Wolle, Tüchern, Leder, Eisen- und Stahlwaaren u. s. w. wieder ausglich. Der Detailhandel verspricht ebenfalls günstige Resultate. — Die Bemerkung, welche unlängst in diesen Blättern gemacht wurde, daß Frankfurt a. M. eine Fremdenstadt und durch die Fremden besonders interessant sey, ist eine richtige. Gegenwärtig ist der Andrang von Reisenden so groß, daß sie kaum ein Unterkommen finden. Gasthöfe und Privathäuser sind überfüllt.

Den humanen Gesinnungen eines reichen Frankfurters verdanken wir die Begründung einer neuen und schönen Stiftung. Der Banquier Seufferfeld, ein um Frankfurt vielfach verdienter Mann, hat ganz aus eigenen Mitteln ein Kapital von 15,000 Gulden angewiesen, welches bei dem hiesigen Rechneiamte zu jährlicher Verzinsung niedergelegt wird. Die jährlichen Zinsen sollen zum Besten der evangelisch-lutherischen Kirche in Frankfurt verwendet werden, zu einem theologischen Stipendium und zu einer theologischen Preisaufgabe. Die oberste Leitung und Verwaltung behält sich der Stifter selbst vor, und es soll dieselbe jedesmal auf das männliche Haupt seiner Nachkommenschaft oder seiner Anverwandten übergehen; im Falle eines Erlöschens der Descendenz geht die Verwaltung an die Seitenlinien der Familie über. — Wie in allen größeren Städten unseres Vaterlandes, so soll auch in Frankfurt a. M. am Johannistage 1840 das Fest der vierhundertjährigen Erfindung der Buchdruckerkunst auf großartige und glänzende Weise gefeiert werden. Nach mehreren vorläufigen Sitzungen einer Versammlung von Buchhändlern und Druckereibesitzern wird nun zur Organisirung eines großen Comité geschritten, in welchem durch die ausgezeichnetsten Bürger unserer Stadt Alles repräsentirt werden soll, was wir in Kunst, Wissenschaft und Leben Hervorragendes besitzen. Da die Festlichkeiten bedeutende Summen kosten werden, so will man demnächst schon vorläufig Subscriptionslisten in Umlauf setzen. — Die Frankfurt-Mainzer Taunuseisenbahn wird nun definitiv in diesen Tagen bis zu den benachbarten Städtchen Höchst und Hattersheim eröffnet; die Bahnstrecke bis Mainz wird erst mit Anfang der nächsten Sommersaison befahren werden können. Nach dem Urtheile aller Sachkenner zeichnet sich diese Bahn durch die Solidität ihrer Construktion auf's vortheilhafteste aus. Daß sie sich gut rentiren wird, steht nicht zu bezweifeln. — Unser hiesiges Stadttheater, über dessen Wohl und Wehe in hiesigen und auswärtigen Blättern schon eine ganze alexandrinische Bibliothek geschrieben worden, deren Untergang die Gelehrten jedoch nicht betrauern, gleicht, wie viele andere Bühnen, einem Kranken, an welchem sich mancher Arzt versucht hat, ohne seinen Zweck zu erreichen. Die neue Verwaltung, unter Oberaufsicht der Aktionäre und mit einem jährlichen Zuschuß von 24,000 Gulden an drei Unternehmer verpachtet, scheint sich die Sache angelegen seyn zu lassen. In den beiden lezten Monaten war das Haus sehr zahlreich besucht, indem zuerst der Hofschauspieler Th. Döring, ein hervorragender Charakterdarsteller, namentlich ausgezeichnet im Lustspielfache, und gegenwärtig Emil Devrient aus Dresden die Schaulustigen anzogen und fesseln. Devrients Tasso, Hamlet, Marquis Posa, Rubens in Madrid, Ferdinand von Walter, Richard Savage u. A. wurden mit außerordentlichem Beifalle aufgenommen und wiederholt. Mit Vergnügen huldigten Kenner und Laien diesem in der deutschen Bühnenwelt gefeierten Künstler. — Unserer Oper ist es noch nicht gelungen, den Standpunkt einer früheren Glanzperiode wieder zu gewinnen, doch leistet sie immer noch Annehmbares.

Beilage: Literaturblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 229.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 24. September 1839.

Noch einmal zu den wald'gen Apenninen,
Den Kinderalpen! —

Byron.

Reise- und Lebensbilder.

Von Franz Freiherrn Gaudy.

Loretto.

Unter den drei Hauptstraßen von Rom nach dem Norden gewährt die über die Apenninen und längs der Ostküste führende dem Reisenden verhältnißmäßig die spärlichste Ausbeute. Jenseits der Bergkette verändert Italien seine Physiognomie und nimmt einen derbern, frostigern, materiellen Charakter an. Man sagt der südlichen, ewig blühenden, mit ihren Reizen maßlos verschwenderischen Jungfrau Lebewohl und zieht ein in das Gebiet der kälteren Matrone, der ihre Schätze wie ihr Lächeln zu Rathe haltenden. — Mir war die Ostseite theilweis noch fremd geblieben, und so gab ich denn diesmal der minder begünstigten den Vorzug, und bereue es auch noch nicht, ihr eine längere Zeit gewidmet zu haben, trotz dem, daß das sonst so praktische Vehikel der Vettura, der steilen Berge und schlechten Wirthshäuser halber, sich gerade auf dieser Tour am wenigsten bewährt.

Die Feier der Heiligsprechung war vorüber. Die Fluth der Geistlichen, welche einem schwarzen Meere gleich zu jenem Fest in Rom zusammengeströmt war, begann sich jetzt allmählig wieder in die Provinzen zurückzuziehen. Die Heerstraßen waren mit Wagenzügen bedeckt, deren tonsurirte Insaßen zu ihren Bisthümern, Pfarrsitzen und Diakonaten heimkehrten. Mit der Caravane, welcher ich einverleibt war, zogen allein dreizehn Priester. Ich weiß nicht, ob ich es im Vaterlande gewagt hätte, mich als einziger Laie einer gleichen Anzahl von der Synode heimziehender Seelsorger anzuschließen, wenigstens bezweifle ich, der ihrem Stande schuldigen Ehrfurcht unbeschadet, ob in diesem Fall die Reise einen so heitern Charakter als die unsrige bewahrt hätte. Die Mehrzahl der italiänischen Geistlichen, besonders der Weltpriester, zeichnet sich durch Urbanität, Bonhommie und eine gewisse harmlose Lebensfreudigkeit aus. Sie sind meistens wackere Waidmänner, durchgängig Kenner und Verehrer der Tafelfreuden, tolerant gegen den anders Glaubenden, und verstehen sehr gut im geselligen Umgang den Menschen von dem Geweihten zu sondern, ohne gleichwohl das Geringste von ihrer Würde zu vergeben. Von einer Polemik gegen den Bekenner einer andern Confession, von Bekehrungsversuchen ist mir auf meinen Reisen kein Beispiel vorgekommen, und diese Duldsamkeit, die unveränderte Liebenswürdigkeit im Verkehr verdient wahrlich gebührende Anerkennung, erwägt man die an's Fabelhafte grenzenden Ansichten, welche der Italiäner von dem Transalpiner und dessen Dogmen hegt.

Wir langten bei guter Zeit in Foligno an. Meine Reisegefährten hatten unter den dortigen Geistlichen Bekannte, und diese waren augenblicklich erbötig, uns durch Kirchen und Kaffeehäuser, zu trefflichem Eis und alten Gemälden als Führer zu dienen. Unter den leztern mache ich auf ein vorzügliches in der Kirche San Salvadore aufmerksam, welches laut der Inschrift 1430 im Auftrag des Messer Rinaldi di Corradi Trinci, lezten Herrn von Foligno, von Bartolomeo di Tommaso gemalt worden ist. Die Madonna, eines der süßesten, anmuthigsten Gesichter, sizt mit dem Bambino auf dem Throne, Johannes der Täufer steht zur Linken, ein anderer, mir unbekannter Heiliger rechts vom Throne, der Fundator in verkleinerter Gestalt an dessen Schwelle, während allerliebste Engelchen, Schmetterlingen gleich, über den Goldhimmel des Grundes gaukeln. Der Dom enthält außer einer guten alten Verkündigung eben keine besondern Kunstschäze. Die berühmte Madonna di Foligno, welche die Mönche dem Museum des Vatikans gegen einen vierzigjährigen Abgabenerlaß verkauften, ist durch eine höchst mittelmäßige Kopie ersezt worden. Der Hochaltar wird durch eine hölzerne Nachbildung des berninischen Baldachins und dessen Pfropfenzieherſäulen verunziert.

Ich hatte von einem alten historischen Freskogemälde — ich glaube von Melozzo da Forli — vernommen, welches sich im Palazzo pubblico befinden sollte. Die geistlichen Führer wußten keine Sylbe davon, die weltlichen, der servo di piazza und Küster nämlich, ebensowenig. Ein dritter Cicerone machte sich anheischig, mich zum begehrten Gemälde zu führen, und brachte mich auf dem Rathhaus in den Versammlungssaal der Conservatori während ihrer Session. Ich bat die Väter der Stadt, dem Kunstjäger die Unterbrechung geneigtest verzeihen zu wollen, und schaute mich sehnsuchtig nach dem verheißenen Fresko um — es schwand zu einem flauen Carton mit Jupiter und Ganymed ein. Dies konnte unmöglich gemeint seyn. Ein vierter Guida rühmte sich, Kenntniß von dem versteckten Schaz zu haben, und führte mich durch Treppen und Galerien zu einem verräucherten, völlig unkenntlichen Heiligenbilde; ich schüttelte abermals, worauf sich ein Fünfter anheischig machte, das ersehnte X aufzufinden. Die andern Custoden waren eben so neugierig geworden als ich und zogen hinterdrein von Kloster zu Kapelle. Das verwünschte Bild wollte sich nirgends zeigen, keines zu der gemachten Beschreibung passen. Eine wunderschöne peruginesche Verkündigung in der Kapelle dell' Annunziatella war die einzige Ausbeute unserer Bilderjagd. Meine Guidencompagnie sah sich verdutzt an; sie schüttelten die Köpfe und vereinigten sich zulezt: die Inglesi mußten das Bild verschleppt haben. Damit mußte ich mich begnügen.

In mein Wirthshaus zurückgekehrt, fand ich es in Verwirrung und Aufruhr. Einem eben angelangten Fremden war auf dem Wege von Spoleto der Mantelsack abgeschnitten worden. Er hatte Klage bei der Polizei erhoben, und diese auf die Pferde des unglücklichen Vetturin zur Schadloshaltung des Beraubten Beschlag gelegt. Weßhalb der Unschuldige für den Schuldigen büßen mußte, weßhalb die Kralle der Gerechtigkeit gerade auf dieses Opfer gefallen, nachdem im vorigen Monate einige Duzend Räubereien an dem berüchtigten Ponte Minchone straflos verübt worden waren, blieb mir unenträthselt.

Eine Miglie von der Stadt erheben sich die Apenninen steil aus der Ebene. An ihrem Fuß theilt sich die Straße und führt links nach Forli, rechts nach den Marken. Die Bergstraße kann nur mit Hülfe von Ochsenvorspann überschritten werden. Das Vermiethen der Zugthiere ist eines der einträglichsten Geschäfte der Dorfbewohner. Knaben stehen am Fuß der Höhe, bieten schon aus der Ferne mit gellendem Ruf ihre Thiere an, galoppiren dann mit Gemsensprüngen bergan, um die Familie aufzurufen, den Vater als Treiber, Mutter und Schwestern als Bettlerinnen. Es ist eine trübselige, langweilige Fahrt. Von dem Augenblick, wo die Stiere angelegt werden, überlassen ihnen die Pferde die ganze Last und schlendern mit schlaffen Strängen nur eben so mit, der Vetturin aber hütet sich weislich, sie zu thätiger Mitwirkung aufzumuntern. Das Gesindel hält gemächlich Schritt mit dem Leichenwagen und verläßt ihn erst, nachdem die Höhe erreicht ist, um mit dem nachfolgenden Fuhrwerk die Ascension auf's Neue zu beginnen. Die Bettler von der Strettura und Casenuove sind die zähsten Italiens. — Des melancholischen Unkengeschreis übermüde, sprang ich aus dem Wagen und schritt, die Warnungen der Priester: „il camminare fa male,“ unbeachtet lassend, rüstig voran. Noch lohnt von Zeit zu Zeit ein Rückblick in die Ebene und nach den fernen Höhenzügen um Perugia; bald aber wehrt die Krümmung der Straße jede Fernsicht, und man erblickt ringsum nur noch die monotonen Bergkuppen, zwischen denen der Weg sich höher und höher hinwindet. Bei einzelnen Hütten, welche den Namen Osteria di Santa Lucia führen, erwartete ich den um Stundenweite überholten Wagen.

(Fortsezung folgt.)

Goethes Faust und die Faustliteratur.

(Schluß.)

Wer diesen fortschreitenden Gang der Dichtung anerkennt, der wird nicht mehr nach den Vorzügen des einen oder andern Theils fragen; der wird jeden Akt, jeden Moment für sich und in seiner bestimmten Tendenz

betrachten; der wird selbst die dunkelsten Partien des Faust zu würdigen wissen, selbst die Hexenküche und den Blocksberg. Faust ist nicht aus Einem Guße entstanden, sondern in gar verschiedenen Epochen von Goethes Leben; er enthält und gibt uns nicht eine harmonische Poesie, wie in Tasso, Iphigenia, Hermann und Dorothea, wo die Gestalten an Klarheit, Ruhe, Ebenmaß mit einander wetteifern; nein, Faust enthält den Läuterungsprozeß der Goetheschen Poesie, die dunkeln Uebergangsmomente im Leben des Dichters, die dunkelsten, geheimsten Seiten seines Genius, ja, wenn man will, seine kühnsten Launen, seine schroffsten Eigenschaften. Nicht sanft und ruhig schreitet das Drama fort; sein Gang ist gewaltsam, wie der Gang der Weltgeschichte, schonungslos und keck, wie die Macht des Naturgesetzes. Alle Dissonanzen des Lebens ließ Goethe hier ausklingen, damit seine Poesie um so reiner, freier, schöner, klarer in seinen übrigen Schöpfungen sich entfalten konnte. Das Bizarrste, das Herbste und Bitterste, das Derbste und Keckste stellt er dar, ohne zu mildern, zu versöhnen, zu beschönigen. Hier gilt es Wahrheit, nackte Wahrheit; des Lieblichsten wird nicht geschont, das Schönste geht unter, der süßeste Moment ist nur ein Blick, ein Ton. Gretchen geht unter, Euphorion ist nur ein Meteor, Helenas und Fausts Umarmung ein Moment seligen Entzückens; der Knabe-Lenker entweicht sogleich wieder in's Verborgene. Nirgends ist ein Rasten, ein Ruhen; der Charakter des Ganzen ist gebieterisch, nothwendig, rücksichtslos. Faust schlägt die Welt in Trümmer, „die andere mag daraus entstehn.“ Mit Gewalt, den blitzenden Schlüssel in der Hand, stampfend sinkt er in den Urgrund der Natur und wagt sich zu den Müttern; in der Wetternacht, im Aufruhr der Elemente kommt er im Lande der Schönheit an; Baucis und Philemon werden ein Opfer seiner rastlosen Thätigkeit, das Asyl des Glaubens, des Friedens, der Genügsamkeit verschwindet und der Blick verliert sich in den großen, weiten, endlosen Gang des Weltlebens. Man kann sagen: Faust enthalte nicht die Poesie Goethes, sondern die dunkeln Wege seiner Poesie, nicht den Frieden, sondern den Kampf, nicht die Harmonie, sondern die Dissonanzen seines Geistes. Wo ist hier jene Ruhe, jene Klarheit, jener Friede seines Geistes, jener sanfte Geist der Poesie, der in seinen übrigen Werken Versöhnung und Milde athmet?

Und so ergibt sich denn immer deutlicher, wie dieser Faust in Bezug auf Goethes übrige Werke und auf sein ganzes Wesen zu betrachten sey. Damit verschwindet jedes vorlaute Urtheil, jeder widersinnige Tadel. Man frage zuerst: was wollte der Dichter? — Mit dieser Frage beginnt die Kritik dieses Werks, das, wie man es auch betrachte, etwas in sich hat, das jeder Kritik spottet. Selbst aber derjenige, der den Plan, den Sinn, den Zusammenhang des Ganzen nicht faßt, wird doch an einzelnen Partien stets neuen Genuß finden, und die verschiedenartigsten Geister und Gesinnungen werden hier ihre Rechnung finden: der kalte, schroffe Weltmann, wie der begeisterte Freund höherer Wahrheit, der zarteste Idealist, wie der derbste Realist, der Jünger des neuesten Weltlaufs, wie der Alterthumsforscher, der bildende Künstler, wie der Aesthetiker, der sinnige Geist und der Naturalist, die tiefste Sehnsucht nach dem Ueberweltlichen, wie der klare Weltverstand, der dem Wissen Zugewandte, wie der auf die That Vertrauende — alle werden hier die Anklänge ihres Innern finden. Es ist aber Eins, was alle diese innern Geisteszustände, alle diese geschichtlichen Elemente bindet und überschwebt, — es ist die Kraft des freien Gedankens und die rein künstlerische Behandlung. Dadurch erst wird Faust ein geistiges, unverwüstbares Werk unserer Zeit, das seines Gleichen nicht hat. Und immer mehr wird man in diesem Drama den Baum erkennen, dessen Wurzeln tief in der Geistesgeschichte des germanischen Volksstamms begründet sind. Der Keim der Faustsage, die schon in unsere Kindheitsträume so wunderlich hineinklang, hat sich dem Dichter zu einem Wunderbaume entfaltet, der Blüthen und Früchte verschiedener Zeiten und Zonen trägt. Ein Mann, dessen erste zwei Jugendwerke schon den deutschen Genius befreiten, hat diesen Baum mit den Quellen seines Geistes getränkt und unter allen Stürmen des Lebens groß gezogen; die Wurzel verliert sich in den Schoos der geheimnißvollen Mutter Nacht, südliche Düfte, trüber Nordhauch und geistige Lebensblüthen wehen vereint aus den Zweigen des Baums, während oben im Wipfel, wie ein stilles Sausen, das Geheimniß der Geisterwelt sich regt.

W. Stich.

Korrespondenz-Nachrichten.

Triest, September.

Bauten. Piazza grande. Theater.

Vor einigen Monaten waren auf unserer Piazza grande noch die grauen Ueberreste der ehemaligen Gefängnisse zu sehen, die mit dem nahen, modernen Regierungsgebäude, dem freundlichen Theater, und anderseits wieder mit den übrigen Gebäuden auf dem Platze selbst im grösten Kontraste standen und nicht ohne Mißfallen gesehen werden konnten. Diese Gefängnisse sind jezt niedergerissen, und dadurch ward eine freie Aussicht nach dem Hafen eröffnet. Nebenan stand ein alter Thurm, das einzige Ueberbleibsel von Triests einstmaliger Ringmauer und Befestigung. Das unter ihm befindliche gothische Thor diente in neuester Zeit zum Andachtsorte; vor seinen stets erleuchteten und mit frischen Blumen

(von den Höckerinnen geopfert) verzierten Altären knieten von der ersten Frühe bis an den späten Abend Schaaren von frommen Betern. Auch dieser Thurm mit seiner Armensünderglocke (sie wurde nur während einer Hinrichtung, oder bei öffentlicher Verkündigung einer Criminalsentenz geläutet) sagte dem verfeinerten Geschmacke nicht zu, und auch er mußte gleich den Gefängnissen fallen. — Dicht hinter diesem Thore ist der ursprüngliche Hafen Triests, Mondracchio genannt, ein ziemlich weitläufiges Bassin, wo gegenwärtig die Küstenfahrzeuge aus Istrien aufgestellt sind. Dieses Bassin soll verschüttet und bis weit in das Meer hinein in einen Platz verwandelt werden, dessen Gleichen wenige Städte in Europa aufzuweisen haben dürften. — Wiewohl sich die genannte Piazza grande nicht, wie der Name schließen läßt, durch ihre Größe auszeichnet, so ist sie doch durch das eigenthümliche Bild bemerkenswerth, welches das Leben und Treiben daselbst gewährt. Von Morgens bis in die Nacht hinein wimmelt es hier von Menschen, größtentheils aus der niedern Volksclasse. Ueberall liegen ganze Haufen von Früchten, Gemüse, Wildpret u. s. w. Hier hat ein Weib ihre geringe Waare auf dem Boden ausgebreitet und lockt durch die billigen Preise, die sie kreischend ausruft, die Käufer herbei; dort ist ein breites Zelt mit buntbemalten Papierlaternen behangen; vor einem Berge von Angurie steht mit aufgeschürzten Armen und langem Messer der Händler, der die Melonen in Scheiben schneidet und im Detail verkauft. Weiterhin sammelt sich ein Kreis um einen sogenannten Limonadier: ein Karren, von einem welken Baume beschattet, bildet seine Bude, welke Zitronen seinen Vorrath; aus diesen preßt er den Saft und bereitet den kühlenden Trank für einen Kreuzer das Glas. — Cinque! cinque per un boro! gellt es hier aus heiserer Kehle. Was ist's? fünf, freilich nicht sehr appetitlich aussehende Pomeranzen werden um den Spottpreis von einigen Kreuzern ausgeboten. Fulminanti, buoni a pruova d'aqua, singt ein Knabe, der seinen armseligen Kram, meist Zündhölzchen, auf einem Brete vor sich hinträgt. An der Fontaine in der Mitte des Platzes zanken sich die Mägde oder geben Rendezvous, wozu sich oft sogar Dandies einfinden; weiterhin lockt ein Marionettentheater oder ein Bänkelsänger vor einem Kaffeehause Hörer und Gaffer. — Vor einigen Wochen wogte eine unzählige Menschenmenge nach der Piazza; ich ließ mich vom Strome mit fortziehen, und ward so Zeuge eines sonderbaren Schauspieles. Vor der Hauptwache war eine Schandbühne errichtet, worauf vier Verbrecher mit Ketten an einen Block geschmiedet saßen. Wie die vor ihrer Brust hängende Tafel besagte, wurden sie wegen verübten Straßenraubes, je nach der Schwere ihres Verbrechens, zu zehn- bis fünfzehnjähriger harter Zuchthausstrafe verdammt. Einer derselben hatte gutmüthige und wirklich männlich schöne Gesichtszüge, und schien überhaupt der Sünde nicht ganz verfallen zu seyn; denn während er von allen Seiten neugierig begafft wurde, schlug er den Blick zu Boden und wischte sich die Thränen aus den Augen. Dagegen kündeten die Physiognomien und selbst das Benehmen der andern den Auswurf der Menschheit an. Sie scherzten und schäckerten mit einander, und es war, als ob nicht sie der Menge, sondern die Menge ihnen zum Schauspiel dienten. Sie gehörten einer Räuberbande an, die in der hiesigen Gegend ihr Unwesen trieb und größtentheils eingefangen worden ist. Auf den Häuptling wurde ein Preis von zweihundert Gulden gesezt, den zwei Hirten erwarben, indem sie dem Räuber allenthalben auflauerten und ihn endlich schwer verwundeten.

Die Baumanie hat seit meinem lezten Berichte wieder reißende Fortschritte gemacht. Die alten Häuser im Innern der Stadt werden in Menge niedergerissen und durch neue ersezt, oder doch mindestens um ein Stockwerk erhöht. In der Gegend von St. Andrea wurden wieder ganze Strecken Landes dem Meere abgewonnen, Berge geebnet und neue Straßen erbaut. Auch auf der Landseite dehnt sich die Stadt immer mehr aus, und in der sogenannten Guardiella wurden von einer Gesellschaft sämmtliche Grundstücke gekauft, um sechzig Häuser darauf bauen zu lassen. In diesem Maße steigt auch die Einwohnerzahl, und die lezte Volksliste gibt folgendes Resultat: die Stadt sammt dem dazu gehörigen Gebiete zählt 4240 Häuser und 75,551 Einwohner. Die Zahl der Einwohner hat sich also seit vorigem Jahre um 2527 vermehrt.

In unserem socialen Leben bietet sich gegenwärtig wenig Neues. Die wohlhabenden Familien sind meist noch immer auf den Campagnen oder in den Bädern; dessen ungeachtet sind unsere Promenaden, und zuvörderst die Kaffeehäuser jeden Abend mit Besuchern gefüllt, und wer den beau monde zu beaugenscheinigen wünscht, versäumt nicht, sich am Montag unter den Volti am Aquedetto, oder Donnerstags vor dem Café Tomaso einzufinden. An beiden Tagen spielt abwechselnd hier und dort die Militärbande, und Groß und Klein, Mittel und Fein wird dann herbeigelockt. Besonders bietet der leztgenannte Ort durch seine Lage am Hafen einen höchst interessanten Anblick. Den ganzen Raum von der griechischen Kirche bis zur Börse und von dort bis zum Theater füllt ein schöner, Sorbetto schlürfender Damenkranz, und um ihn herum ist ein mächtiges Drängen und Wogen von Fashionables. Hätte Mahomed in unserem Zeitalter gelebt, er würde vielleicht seinen Gläubigen nach dem Tode einen Aufenthalt gleich dem vor dem Café Tomaso am Donnerstag verheißen haben. — Unser Teatro grande ist seit dem 1sten Juli geschlossen. Nur einmal, vorigen Sonnabend nämlich, öffneten sich seine Pforten für wenige Zuschauer oder Hörer, bei Gelegenheit einer Akademie des Improvisators Bindocci im Vereine mit der Klavierspielerin Herzum. Leztere ist eine tüchtige Notenleserin, besizt ungemeine Fingerfertigkeit, ihr geht aber völlig Gemüth und Seele ab, und die Wiener Fama, die sie als einen weiblichen Lißt ausposaunte, hat diesmal wieder, wie schon so oft, gelogen. Bindocci wurde bei jedem Verse beklatscht, denn er zählt hier viele Gönner und Freunde. Seinem Talente konnte dies nicht gelten; denn wenn man ihm auch große Fertigkeit in der Versification nicht absprechen kann, so fehlt es ihm doch ganz an Ideentiefe und an poetischer Begeisterung, und er läßt gewöhnlich kalt. Wie ergreifend hingegen ist die mit Recht berühmte und gepriesene Taddei! Die Themen, die Bindocci löste, waren fast durchgehends solche, die er schon früher in Wien, Mailand, Venedig u. s. w. behandelt, und die wenigen neuen enthielten weiter nichts als Gemeinpläze, die zur Noth eben so gut auf diesen als auf irgend einen andern Gegenstand hätten angewendet werden können. Im Teatro Mauroner hatten wir seit dem 1ten Juli Oper. Das Theater war besonders an Feiertagen und Dienstags sehr besucht, wo gewöhnlich ein neues Stück gegeben wurde. Man ging aber nur hin, um sich am schönen Anblick, den das gefüllte Amphitheater gewährt, zu weiden, denn die Oper an und für sich war sehr schlecht. Dafür dürfte die heurige Herbststagione die ausgezeichnetste in ganz Italien seyn, da ganz vorzügliche Künstler engagirt sind, darunter die gefeierte Ungher, der Tenor Moriani und der Basso Coselli.

Beilage: Kunstblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 230.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 25. September 1839.

Ich war ein armer, unglücksel'ger Mensch,
Nichts nannt' ich dauernd mein, was Glück gewährt;
Ein Dichter aber bin ich doch geblieben,
Ein Dichter bleib' ich bis zum letzten Hauch.

J. C. v. Zedlitz.

Günther.

Von A. v. Sternberg.

Unter der Gruppe deutscher Dichter des siebzehnten und der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zeichnet sich eine Gestalt aus, die nicht allein die Aufmerksamkeit des Literarhistorikers, sondern im höhern Grade die des Menschenkenners auf sich zieht. Es ist einer jener Geister, die mehr in ihrer Erscheinung als in ihren Werken sich als Dichter bekunden. Sie gleichen den durchsichtigen Gefäßen, in denen der köstliche Balsam durchschimmert, vielleicht reichlicher und von vorzüglicherer Güte sich darstellend, als er bei näherer Prüfung sich wirklich findet, indeß andere in einem unscheinbaren, undurchsichtigen Gefäß den Inhalt und seine Kostbarkeit und Fülle nicht verrathen.

Neben der prächtigen Gestalt des „Freundes der Fürsten," des in Sammt und Seide prangenden Martin Opitz von Boberfeld, neben der nicht minder stolzen, aber gefälligern Erscheinung jenes Paul Flemming, der durch seine Reisen, seine wohllautathmenden kleinen Liebesgedichte und durch seine Liebe selbst der Welt sich bekannt machte, steht ein Jüngling, bleich, krank, prunklos und doch mit falschem Prunk behangen, zusammengebrochen und doch stolz, den entweihten Gott im Gesichte und in der jugendlichen Gestalt tragend; eine der hochblonden Gestalten mit schwarzen Augenbraunen und dunkeln Augen, von denen die Sage behauptet, daß in früher Jugend Elfen sie angeschaut und ihnen die seltsame Farbe mitgetheilt haben. In der That liegt in dem Blicke dieser Augen etwas zugleich Tiefsinniges und Frivoles, ein wildes Lächeln und ein trüber Glanz, eine unendliche Wehmuth und ein frecher, listiger Scherz. Man könnte sagen, daß durch solche Augen tausend Gedichte in unsere Seele geflößt werden; wir schauen sie unermüdlich an, und indem wir ihrem Schwunge folgen, möchten wir ihre Räthsel ergründen und ihren Zwiespalt lösen. Ihr neckender Scherz verwundet uns, aber reizt uns zugleich. Lebt hinter diesen betrüglichen Spiegeln ein Herz? Wie wunderlich muß dieses Herz schlagen, wie abenteuerlich muß es fühlen! Wenn wir unser Bild diesem Herzen einprägen könnten, dann würde das Räthsel der Augen gelöst seyn und wir hätten den Dämon in unsern Fesseln. Das sind die Gefühle, die uns bei schönen dichterischen Augen überkommen.

Der Jüngling, von dem hier die Rede ist, hieß Johann Christian Günther. Von seinem Leben wissen wir nur wenig. Es scheint, daß die Zeitgenossen es nicht der Mühe werth hielten, dieses Leben in seiner kurzen Dauer und in seinem mit Lastern und Schwächen

№ 231.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 26. September 1839.

Salve, magna parens frugum, Saturnia tellus,
Magna virûm!

Virgil.

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Die Gegend um Macerata ist, ohne Anspruch auf romantische Schönheit zu machen, die heiterste, wohlhäbigste des Kirchenstaates. Feld schließt sich an Feld, Maulbeerbäume und Ulmen tragen den Weinstock; die Hügel wie die Thalsenkungen sind mit schimmerndem Mais, wogenden Aehren, rankenden Reben, freundlichen Tenuten uberdeckt. Sie gleichen jenen reichen Fluren, welche sich in sanften Wellenlinien am Fuß des Riesengebirges hinziehen, und nur die Schneehäupter des Monte Sibolla, des Velino und Gran-Sasso, welche den Horizont begrenzen, mahnen noch an den eben durchmessenen freudlosen Uebergang uber die Apenninen und deren ferne Verzweigungen. Macerata ist eine gar freundliche, heitere Stadt mit breiten Straßen und reich an wohlerhaltenen Palästen, ohne jene dazwischen gestreuten ärmlichen Baracken, von denen auch der römische Corso nicht ganz frei ist. Es mag sich dort ganz behaglich leben lassen. Das Volk fuhlt und regt sich hier mehr als anderswo, und das Buon-Governo fuhrt die Zügel mit leiser Hand, denn der Volksgeist der Mark Ancona und der nördlichen Provinzen hat dem Süden gegenüber eine entschieden liberale Richtung. Die verunglückte Insurrektion von Bologna ist noch in gutem Andenken; jeder Theilnehmer rühmt sich seiner Mitwirkung, tadelt nur die dabei begangenen Mißgriffe, und sie verhehlen keineswegs, daß sie es das nächste Mal kluger anstellen würden. Fremdlinge, welche sich im Kirchenstaat niederlassen, ziehen den Grundbesitz in dieser Gegend jedem andern vor. Das Landvolk ist fleißig und willig und braucht nicht, wie so oft in der Campagna, mit gespanntem Hahn zur Arbeit getrieben zu werden. Jedes Produkt wird zwischen Gutsherrn und Bebauern zu gleichen Hälften getheilt, wobei beide Theile ihre Rechnung finden. Der Seidenbau beginnt schon hier, und die häusliche, sorgsame Pflege, welche er erheischt, scheint nicht wenig zur Sänftigung der Sitte beigetragen zu haben. An den Trompeterstückchen der sogenannten Sehenswürdigkeiten ist Macerata jedoch arm, wenn man die einem Triumphbogen gleichende Porta-Pia und das neue Giuoco di Pallone, das größte, welches ich in Italien fand, ausnehmen will. Es ist von unbekleideten Ziegeln erbaut, wie denn jenseits der Apenninen Ziegel die Werkstücke mehr und mehr verdrängen, und in der Figur eines D, so daß die gerade Seite die zum Abprallen des Balls erforderliche Mauer und die Rundung 114 auf Halbsäulen ruhende Logen bildet, außer der mittlern größten, die für den Governatore bestimmt ist. Das Giuoco liegt außerhalb der

Stadt am Thor. — Macerata hat eine Universität, im römischen Sinne des Worts natürlich. Sie wird gerühmt, ob mit Recht, bleibe dahin gestellt. Ein nicht ungebildeter junger Mann, welcher seit Macerata unser Reisegesellschafter geworden und früher daselbst seine Studien absolvirt hatte, erzählte einen Fall, der sich vor einigen Monaten auf der Universität zugetragen hatte und als charakteristisch wohl einer Erwähnung verdient. Zwei Studenten hatten zum Thema ihrer Disputation den Satz gewählt, daß die Seelen der Thiere unsterblich seyen. Der Professor der Philosophie gab sich alle ersinnliche Mühe, sie zu widerlegen; leider traf es sich jedoch, daß die Schüler beredter als der Meister waren und dieser sich hinter den Rektor flüchten mußte. Der Monsignore Rettore ließ sich huldreichst herab, die jungen Ketzer eines Bessern zu belehren, kämpfte zwei volle Stunden hindurch mit allen Waffen der Dialektik, fühlte diese jedoch allmählig stumpf und stumpfer werden, und behauptete endlich das Schlachtfeld nur durch einen Gewaltstreich, indem er die beiden Advokaten der Thierseelen auf sechs Monate in's Gefängniß steckte. Dort saßen sie noch am jüngst verflossenen Frohnleichnamstage. Als aber von allen Balkonen und Fenstern buntseidene Teppiche zur Verherrlichung des Festes niederrollten, ließen statt dieser die beiden Musensöhne, unter deren Gitter der Zug vorüber mußte, eine riesige Papierrolle herab, auf welche die Inschrift prangte: Le anime delle bestie sono pure immortale!

Steil bergan führt der Weg nach dem hochliegenden Recanati, einer hübschen Stadt mit breiten, reinlichen Straßen und ansehnlichen Palästen. An der Wand des Stadthauses ist die kolossale Abbildung des Fluges der Casa santa in Loretto aus Bronze angebracht. Die Jungfrau sizt mit dem Jesuskinde im Arm auf dem Dach des Hauses, mit welchem die Engel durch die Lüfte schweben. Der Magistrat von Recanati widmete, der Inschrift zufolge, dies Denkmal der Madonna, aus Dankbarkeit, daß sie das Gebiet von Recanati vorzugsweise zur Niederlassung erkoren. Ueber dem nach Loretto führenden Thore steht die Büste Pauls VII. Fesselnder als diese ist die weite schöne Aussicht auf die blühenden Fluren zwischen dem Musone und Potenzafluß, auf die Städte Loretto, Staffolo und Umana, von denen die leztere am Fuß des Vorgebirges von Ancona liegt, und auf das Meer.

Vom Thal aus gesehen, macht Loretto einen mächtigen Eindruck durch seine Kuppeln, weitläuftigen Klöster, Seminarien und alterthümlichen, kastellartigen Befestigungen. Die Vorstadt ist neuer, nüchterner, aber nicht unschön, ein Springbrunnen auf dem Platz vor dem Thor mit dem bronzenen Wappendrachen der Borghesi, gefällig genug; dagegen verräth die Stadt selber desto weniger die allzeit hülfreiche Wunderthätigkeit ihrer heiligen Mitbürgerin und Patronin, und darf mit Fug und Recht auf das Prädikat eines armseligen Nestes Anspruch machen. Unter dem Thor begann der Bettelchorgesang, und zwar aus dem Munde der hinter doppelten Gittern tobenden Gefangenen. Sie beschwuren mich um der Wunder der Casa santa willen um einen Bajocco, und nur der verwünschten, banalen Anrede: per Musjuh! haben sie es zu danken, wenn ich gegen ihr Flehen taub, für die durch die Eisenstäbe gesteckten Beutelchen blind blieb. Ganz Loretto ist ein Stapelplatz, ein Bazar, ein Palais-royal heiliger Artikel, die vollständigste Rüstkammer gegen diabolische Anfechtungen. Rosenkränze, Heiligenbilder, Medaillen, wächserne, kupferne, silberne Exvoto, Augen, Arme, Beine und Herzen, Papierblumen, Agnus Dei, Patenen, Monstranzen, Weihkesselchen, Kruzifixe, Abbildungen der Casa santa und Madonna spinnen sich in endlosen Reihen von dem Thor bis zum Dom hin. Durch jene Gasse zu laufen, ist ein wahres Gassenlaufen zwischen den mit bellissime corone bewaffneten Verkäuferinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Günther.

(Fortsetzung.)

Unter diesen gemißhandelten Forschern befand sich nun auch Paul Flemming, und dieses ist der Umstand, der jene Reise unmittelbar mit dem Leben unseres Günthers in Verbindung bringt. Schwerlich hätte ein landstreicherischer Junge, der halb fahrender Schüler, halb roher Bänkelsänger war, von der weltkundigen Fahrt des Adam Olearius in den fernen Orient viel Notiz genommen, wenn er nicht zufällig eines der Abschiedslieder Pauls zu Gesichte bekommen. In diesen wenigen Versen sprach sich jenes dunkle, schmerzliche und doch unendlich freudige Gefühl aus, das die Brust eines Mannes füllt, der „in die Ferne wandert." Damals war mit diesen Worten noch etwas ganz Anderes gesagt, wie heutzutage. Damals war die Ferne noch gleichbedeutend mit dem Wunder. Wer über zwanzig Meilen wanderte, wurde ein Abenteurer, wer sich bis über hundert Meilen von seiner Heimath entfernte, der Held eines Gedichts. Man staunte ihn an, man machte Verse auf ihn und ließ in der Kirche für ihn beten. Man spotte nicht über diese Schwäche. So entstanden die entzückenden Gesänge Homers, so die anmuthigen Possen Ariosts. Wer die Fremde schaute, hatte ein Wunder geschaut, und wer Wunder geschaut, verfällt der Poesie. Wie arm sind wir, die wir keine Wunder mehr schauen!

Günthern faßte das brennende Verlangen, eine Reise mitzumachen, die siebenzig Jahre nach Olearius zu ähnlichen Zwecken unternommen wurde. Vielleicht, wenn dieses gelungen wäre, hätte sein Leben eine würdigere Gestalt angenommen, vielleicht hätte edler Männer Nähe und Liebe ihn vor dem Elend und der Selbstentwürdigung geschützt; allein es sollte nicht seyn. Der träumerische Wildfang hatte sich um die Abfahrt nicht gekümmert; man hatte auf seine irren Fragen auch wohl falsche oder ausweichende Antworten gegeben; kurz, als er sich zur Mitreise meldete, erfuhr er, daß schon vor einem Monate die Schiffe abgesegelt seyen. Man lachte ihn aus, und er selbst machte ein possenhaftes Gedicht, in dem er sich zur Vereitelung seines Planes Glück wünschte und das Schiff der Gesandtschaft mit Sebastian Brands Narrenschiff verglich.

Es scheint, daß er nach dieser verfehlten Expedition sich nach Leipzig zurückwandte und daß dieses der Schauplatz seiner zahlreichsten und betrübendsten Verirrungen wurde. Sein Jünglingsalter begann mit Niedertretung der Kräfte des Knaben. Frühzeitige Genüsse mußten die keuschen Keime vernichten und besudeln, die dazu bestimmt sind, späte fröhliche Ernten einzuleiten.

Das Leben eines Leipziger Studenten damaliger Zeit muß ein seltsames Gemisch von Abenteuerlichkeit, Pedanterei und Unsauberkeit gewesen seyn. Unterdrückt, und doch sich frei nennend, in diesem Moment gegen die Gesetze der Gesellschaft aufrührerisch, und im nächsten ihnen sklavisch unterthan, immerdar ausgelegt zu Händeln, und immerdar zur Ruhe gewiesen, arm, um eine Brodrinde bettelnd, und dabei alle Reden Ciceros und Demosthenes über die Nichtigkeit des Reichthums im Munde führend; ein Pedant in diesem Augenblick, und ein junger, ausgelassener Gott im nächsten; bekränzt, verblendet und entzückt, und gleich darauf gedemüthigt, mit Schmutz beworfen, von Lakaien aus dem Hofe geprügelt. Die Studenten unter sich hatten eine Menge barbarischer Proben, denen sich der neue Ankömmling unterwerfen mußte; es gehörte eine gute Gesundheit dazu, sie zu überstehen, und noch mehr Charakterfestigkeit, die angezwungenen Genüsse nicht zur Gewohnheit werden zu lassen. Unser Günther scheint diese Kraft nicht besessen zu haben. — Es geht aus mehreren seiner Gedichte hervor, daß er sich allein und verlassen befand. Unbestimmt bleibt es, ob er seine Eltern schon damals verloren hatte oder ob diese ohne Macht oder ohne Willen waren, ihn zu unterstützen. Fast scheint das Letztere gewiß, denn der Vater grollte ihm schon lange vorher. Günther selbst spricht dieses Bewußtseyn einer verlorenen Jugend in einem sehr rührenden Gedichte aus, das wir den „Traum von der verlorenen Jugend" nennen wollen. Hier ist es:

Ich warf mich nächtlich in dem Bette
Und dachte traurig hin und her:
Woran ich mich versündigt hätte
Und welches mein Verhängniß wär'.
Ich sah den Trotz der reichen Thoren,
Ihr Trinklied fiel in meine Ohren,
Sie schlugen Sorg und Gott in Wind;
Ich ließ den Glauben ziemlich wanken,
Und kam auf artige Gedanken,
Die klüger bleiben, was sie sind.

Darüber zeigte mir der Schlummer
Ein ungewöhnlich Traumgesicht:
Ein Weib sah ich mit Leid und Kummer
Erliegen ihres Grams Gewicht.
Vergebens waren ihre Zähren,
Des tiefen Elends sich zu wehren,
Der Schrecken gab ihr Kraft zur Flucht;
Allein die Armuth hielt sie wieder,
Und riß sie in den Staub hernieder,
Umsonst, daß Hülfe sie gesucht.

Der Hunger fraß in Fleisch und Beine,
Die Lügen sogen Mark und Blut,
Die Laster warfen Pfeil und Steine,
Die Thorheit sprach den Frevel gut.
Das Mitleid sah die Angst von weiten,
Wollt' helfen, ward von allen Seiten
Vom Aberglauben weggejagt.
Die Zeit kam auch mit ihrer Länge,
Und sprach: O halt nur im Gedränge!
Du bist noch nicht genug geplagt.

Die Gegend von dem Trauerspiele
Wies in der Näh ein lustig Feld;
Auf diesem lacht und scherzten Viele,
Wie wenn man etwa Hochzeit hält.
Es waren Freund' und Anverwandten,
Die unsrer Aermsten Noth wohl kannten.
Sie rief, sie schrie, sie weint' und bat,
Und streckte die zerfleischten Armen:
Nicht Einer war, der aus Erbarmen
Nur wenig Schritte näher trat.

Drauf ächzte sie zum letztenmale:
Ach Himmel! hilf mir aus der Noth!
Er that es mit dem schärfsten Strahle,
Sein Mitleid war ihr schneller Tod.
Die Feinde schleppten ihre Leiche
Durch Wege, Sand, Morast und Sträuche;
Ihr Grabmahl war ein wüster Ort.
Mein Aug' erschrack vor solchem Grimme;
Ich wachte auf und hört' die Stimme:
„So schickt man deine Jugend fort."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

Natur und Kunst.

Nachdem ich neulich von Wissenschaften und Literatur gesprochen, wende ich mich diesmal zur Kunst. Es wäre

unbillig und zu viel verlangt, wenn man von dem kleinen Genf fordern wollte, was große Königsstädte mit ihren reichen Unterstützungen von oben in der Kunst leisten. Aber unsere Stadt mit ihren dreißigtausend Einwohnern und ihrem großen Privatreichthum könnte doch soviel thun als das deutsche Düsseldorf mit seinen vierundzwanzigtausend Einwohnern, eine Stadt ohne Hof, die sich durch eigenen Genius in den lezten fünfzehn Jahren in Malerei und Tonkunst so hoch gestellt hat. Manche behaupten freilich, unsere Natur sey zu schön, reich und mannigfaltig, als daß die Kunst neben ihr aufkommen und bestehen könnte, die sie nur für ein Surrogat jener ausgeben möchten. Röche diese Meinung nicht stark nach dem Material- und Kramladen, wo Surrogate gäng und gäbe sind, so brauchte man nur an Florenz und Dresden zu erinnern. Soviel aber ließe sich sagen: es wäre uns vielleicht zu wohl, wenn wir neben unserer herrlichen Natur auch noch die Genüsse höherer Kunstschöpfungen hätten. Der See mit seinen hundert wechselnden Farben und Lichtern ist unser ewig wandelndes, ewig frisches Freskogemälde, um das sich die Ufer in reizender Mannigfaltigkeit schlingen; und die Berge mit den überragenden, weißen Gletscherhäuptern stehen da als polychrome Architektur, und drüber Gruppen weißer Marmorkolosse, die täglich in Sonnenaufgang und Untergang erröthend, erglühend und erbleichend andere Farben annehmen. Das sind unsere Kirchen, Tempel und Basiliken, unsere Museen, Paläste und großen Denkmäler, die uns freilich nichts an Genie, keine Mühe und Geld kosten, sich selbst erhalten und im schlimmsten Fall nicht zerstört und weggeschleppt werden können. Es fragt sich nur: erkennt und würdigt man in Genf diese Naturherrlichkeit? Einzeln, ja, aber lange nicht im Allgemeinen, denn dazu gehört, wie für die Kunst, nicht oberflächlicher, sondern warmer, tiefeingehender und begeisterter Sinn für das Schöne, weil es schön ist. Dieser Sinn aber geht den meisten Genfern ab. Für meine Meinung finde ich auch einen Grund darin, daß sie, in alle Länder der Welt zerstreut, da ruhig und eifrig dem Erwerb und Gewinnst nachgehen und nie von dem mächtigen und überwältigenden Gefühl ergriffen werden, das der germanische Schweizer melodisch und poetisch Heimweh nennt, und das ihn packt wie ein gewappneter Mann und mächtig nach der Heimath reißt, und unter dem er erliegt und stirbt, wenn er seinem Rufe nicht folgt. — Für so Geringes erheben sich unsere Leute nicht über die unterste dicke Schichte ihrer Lebensatmosphäre. „Man sagt, die Kunst sey Heiligung der sinnlichen Natur und dergleichen. Aber all das führt ja zu nichts, läßt sich nicht übersehen, überschlagen, berechnen und kalkuliren, es bringt auch nichts Gewisses ein, es läßt sich nicht mit Händen greifen, und man kann es nicht hämmern, sägen, feilen oder guillochiren; man sieht es nicht einmal unter dem Microscop und entdeckt es auch nicht durch das Telescop, es ist also nothwendig etwas Unbestimmtes und Vages." So sprechen hier die Meisten.

(Fortsetzung folgt.)

Prag, September.

(Schluß.)

Theater.

„Scheibentoni." Nationalschauspiel in fünf Akten, nach einer Erzählung Spindlers, von Charlotte Birch-Pfeiffer, ist ein Stoff, der eine kunstmäßigere Bearbeitung wohl verdient hätte. Mad. Birch scheint sich überlebt zu haben; ich will damit nicht sagen, daß sie jemals ein echtes Kunstleben gehabt, und meine nur, daß die verbrauchten Knalleffekte, die sie im Laufe ihres praktischen Bühnenwirkens wie eine fleißige Biene aus allen Lust-, Schau- und Trauerspielen, worin sie beschäftigt war, sammelte, durch die Zeit und den wiederholten Gebrauch so fadenscheinig, verschlissen und zunderartig geworden sind, daß sie bei der leisesten Berührung in Staub und Asche zerfallen. Dieses neue Nationalschauspiel besteht wieder aus gar absonderlichen Ingredienzen, als da sind: der Titelheld, der mehr gutes Augenmaß als Verstand besizt, dann seine erste Geliebte, eine Corona von Saluzzo aus dem Zillerthale, detto, seine zweite Geliebte, eine junge bigotte Dienstmagd, ferner der Herzog, ein alter Betbruder und Schwachkopf, ein alberner Patrizier und Rathsherr, zwei dumme Spizbuben, ein paar Liebesleute aus einem Ritterstücke, ein unvernünftiger Licentiat, der komisch seyn soll, und eine ganze Menge unnützer Leute, die sich abmühen, wie die Treiber auf einer Hasenjagd, um Theatereffekte in den Schuß zu jagen. Im Ganzen ist Scheibentoni nicht eben so schlecht, als etwa „Hinko, der Freiknecht" oder „Robert, der Tiger," steht aber an theatralischer Wirkung weit hinter den ersten Stücken der Mad. Birch-Pfeiffer zurück, und kann höchstens in einer kleinen Stadt bedeutenden Beifall ernten. Die ersten Akte sind überdies total langweilig, und erst zu Ende des dritten fängt es an, einiges Leben und Bewegung zu erhalten. — Adams „Bräuer von Preston" mit seiner drolligen Handlung und dem allerliebsten Marsch-, Rauch- und Fluchterzett hat ziemlich angesprochen, doch dürfte der Beifall nicht nachhaltig seyn. — Gäste hatten wir in der lezten Zeit viele und mancherlei, darunter einen wahrhaft großartigen, einen Elephanten, Namens Dlle. Baba, welcher sogar die Bude seines Gebieters verließ, seine Wohnung im Theater aufschlug und vierzehnmal in zwei eigens für ihn geschriebenen Stücken auftrat: — 1) „Rettung um Rettung, oder: der Elephant von Singapore," von Leopold Bartsch, Musik von Kugler, und 2) „Mohrenrache, oder: der Elephant als Retter und Rächer," romantisches Schauspiel mit Gesang in vier Tableaux, nach dem Französischen des Chatelain und Chapelle frei bearbeitet. Die Namen dieser beiden französischen Theaterdichter sind uns völlig unbekannt, und Plan und Haltung des zweiten Elephantendramas (welches dem Vernehmen nach hier angefertigt seyn soll), zumal die komischen Personen, scheinen mehr auf den spanischen Ursprung desselben zu deuten. Uebrigens ist die Rolle des Elephanten eine recht dankbare, ein wahrer Elephanten-Karl Moor, und Dlle. Baba wurde vom Sonntags- und Werktagspublikum wiederholt hervorgerufen. Sie zeigt aber auch nicht bloß Menschenverstand, sondern scheint sogar deutsch zu verstehen, denn, nicht genug, daß sie eine Duenna vom Baume losbindet, der Ohnmächtigen zur Labung Wasser aus der Quelle holt und sie gegen die Räuber beschüzt, bringt sie auch beim Feuerlärm eine Leiter, um ihre Gebieterin zu retten, und wie diese ihren Sohn ruft, kehrt sie in die Flammen zurück, das Kind zu retten, schaut einem Mörder zu, der den Wein vergiftet, gießt diesen aus und wirft jenen als personifizirtes Schicksal in die Flammen. — Nur zwei menschliche Gäste machten Sensation anderer Art, und zwar alle beide in der Oper, nämlich Dem. Jenny Lutzer, k. k. Kammer- und Hofopernsängerin, und Mad. Erdeli-Heinefetter, k. k. Hofopernsängerin, beide von Wien.

Beilage: Kunstblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 232.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 27. September 1839.

— Es ist immer so gewesen,
Daß der Kathedermann und warmes junges Blut
Den Theokrit so ganz verschieden lesen.

Wieland.

Günther.

(Fortsetzung.)

Wer so rührend den Verlust der Seelenreinheit und der Blüthe der Unschuld beklagt, zeigt, daß er den ganzen Werth dieser himmlischen Güter erkennt. Günther wäre auch kein Dichter gewesen, wenn er nicht um ein „verlorenes Paradies" zu klagen gehabt hätte. Welcher Dichterseele ward jemals volles Genügen gegeben? Daß Günther diese Befriedigung auf rein sinnlichem Wege suchte, machte, daß die Enttäuschung desto bitterer wurde und schneller eintrat, als wenn er rein geistigen Illusionen gefolgt wäre. Wir wollen kein Leben an der Stelle beleuchten, wo jene üppigen Jugendgenüsse noch mit ihren unverbrauchtesten, glänzendsten Farben sich bekleideten. Offenbar war dieses in Leipzig der Fall.

Günther kam in das Haus des gelehrten Magisters Burchard Mencken. Seine Verrichtungen in diesem Hause scheinen zwischen dem bescheidenen Beruf eines Schuhputzers, und dem eiteln, hoffärtigen eines Jüngers der Wissenschaft getheilt gewesen zu seyn. Ein armer Student muß sich seinen Freitisch oft durch seltsame Künste erobern; er muß dienen im eigensten Sinn des Worts. Hier war es aber, wo das classische Alterthum unserm Günther nahe trat. Vor seinem entzückten Blick wandelten die alten Philosophen Athens und Roms vorüber. Die süßen Gesänge, die einst um die bekränzten Säulen des Tempels Aphroditens getönt, sie kamen in reicher Fülle, wie ein Häuflein geflügelter und geputzter Knaben, in die kalten Hörsäle der nordischen Stadt. Die bleichen Jünglinge horchten den Gesängen, ihr Herz schlug heftiger, ihr träges Blut erwachte und sie lallten die griechischen Verse nach, so gut sie es vermochten. Dieses waren die Exercitia des Magisters Burchard Mencken. Dieser würdige Mann lebte ganz in Rom und Griechenland. Er, ein gelehrter, mit Puder und Perrücke gezierter Herr, lebte mit den alten Helden der Iliade auf dem vertrautesten Fuße. Mit brausender Leidenschaftlichkeit zog er vor Troja; mit unbeschreiblicher Verachtung sprach er von den Liebeshändeln des Aeneas mit der Dido; seiner Ansicht nach war im ganzen Virgil kein Vers, würdig, von der gelehrten Zunge eines Kenners der griechischen Musen ausgesprochen zu werden. Er saß ganze Sommernächte hindurch in einer versteckten Laube seines kleinen Gartens an der Leipziger Stadtmauer und lallte die süßen Gesänge Theokrits und vergoß dabei bukolische Thränen. Wenn rings um ihn her die Stadt in Schlummer lag und plebejische Träume auf die eiserne Stirn der ehrlichen Pfahlbürger fielen, da kamen ihm die herrlichsten Träume des Alterthums. Da schnallte er sich leichte

goldene Sandalen an die Füße, und der deutsche Professor ging auf die Hochzeit der Thetis. Er tanzte mit den geflügelten Göttern einen schwierigen antiken Tanz auf dem Gipfel des Ossa und entschlummerte dann ermüdet, indem er sein Perrückenhaupt in den Schoß einer Nymphe niederlegte. O welch ein Entzücken! Den Morgen darauf sprach er dann in den schönsten, begeistertsten Strophen und erklärte die alten Dichter mit so jugendlichem Feuer, daß sein ganzes Auditorium schwärmte. Man kann sich denken, welchen Eindruck dieses auf Günther hervorbringen mußte. Eine Menge von Gedichten waren die Echos dieser stürmischen Klänge.

Leider aber hält die Schalkheit der alten Poeten mit ihrer großen Schönheit gleichen Schritt. Es ist so viel Reiz und so viel Verführung in ihnen, und Günther war gerade ein solches Jugendblut, welches das todte Wort in warmes Leben zu übersetzen verstand. Er mochte nicht, wie Herr Burchard Mencken, archäologisch lieben, und noch weniger mochte er nur in seinen Träumen glücklich seyn. Ein schöner, schlanker Knabe, wie er war, thöricht und sonderbar in seinem Wesen, nachlässig geputzt, fiel er mit seiner sinnlichen Erscheinung vielen Mädchen in die Augen. Er trug, wie er es in einem seiner Gedichte selbst beschreibt, ein sandfarbenes kurzes Röckchen, eingefaßt nach damaliger Mode mit kirschrothem Seidenband, dann einen weiten, zurückfallenden Kragen, ein schwarzes Mäntelchen, ebenfalls blaßgelbe Beinkleider mit rothen Bändern, und einen Hut, geziert mit weißer Feder. An diesem Hute befand sich versteckt manch Liebeszeichen, und unter dem gelben Rock hingen auf der Brust, ebenfalls tief versteckt, an buntfarbigen Bändern wiederum Liebeszeichen. Das war ein Schmuck, den unser Ritter nie ablegte.

Nahe dem Hause des Professors lebte ein munteres Mädchen, das Günthers Herz raubte und ihm den Schwur ewiger Treue abnahm; ach! ein Schwur, der leider bei unserm Helden später nichts als eine poetische Floskel wurde. Wir wollen annehmen, daß Leonore seine erste Liebe war. Seine Gedichte sagen, wie er sie am Fenster eines Nachbarhauses zum ersten Male sah, wie sie ein schwarzes, faltiges Kleid trug, und wie er sich alle Mühe gegeben, von ihr ein Lächeln der Aufmerksamkeit zu erringen. Man hört bei nächtlicher Weile eine verstimmte Mandoline und ein klapperndes Horn in der engen Gasse ertönen, und zu diesen Klängen schickt Günther eines seiner hübschesten Lieder hinauf in das lauschende Ohr des Mädchens. Die Gevatterinnen der Nachbarschaft werden wach, es flattern Laternenscheine an den dunklen Häusern hin, man hört den Ruf der Wache, und fortgeweht ist das Häuflein Sänger wie Spreu im Wind. Aber Günther hatte erreicht, was er wollte: Leonore wußte jezt um seine Liebe. Es kamen die warmen Monate und man sah sich im Freien. Leonorens Eltern erfuhren aber dennoch etwas von dem Einverständniß, und man stellte den Liebenden nach. Sie flüchteten sich auf — den Kirchhof.

(Fortsetzung folgt.)

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Die Wirthshäuser Lorettos gehören zu den schlechtesten Italiens. Befremdlich genug war es, daß in einer lediglich auf Devotion basirten Stadt sich nicht einmal Fastenspeisen in hinreichender Menge vorfanden, um den Ansprüchen frommer Waller zu genügen. Einer meiner Reisegefährten, Sor Niccola — man kennt und nennt sich nur beim Vornamen — ein Rendant aus Turin und strenggläubiger Christ, welcher expreß nach Rom zur Heiligsprechung gepilgert war und aus Andacht den Umweg über Loretto machte, stellte sich besonders ungeberdig und trostlos an, als das Magro ausgegangen war. Als ich vor zwei Tagen in Terni mit den jüngern Geistlichen nach dem berühmten Wasserfall gewandert und die Maccaroni durch unsere verspätete Rückkehr kalt geworden waren, hatte er laut mit uns gehadert, daß wir um ein paar elender Ellen zwischen Himmel und Erde hängenden Wassers willen ihn mit dem Abendbrod so lange hätten warten lassen. Um seinen alten Groll zu sühnen, trat ich ihm meine Portion braccolette al fritto ab, und nur wer diesen delikaten Fisch jemals zu kosten gewürdigt wurde, wird die Größe des gebrachten Opfers erkennen. Seit diesem Abend liebte Sor Niccola mich zärtlich.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Ich schlenderte nach dem Dom, welchen Paul II. erbaute und Sixtus V. mit einer abgeschmackten Façade verunstaltete. Nur die schöne Doppelreihe der Arkaden in dem bischöflichen Palast, das Meisterwerk Bramantes, thut dem Auge wohl. Die Bronzestatue des Papstes Sixtus vor der Kirche ist von eben so geringem Kunstwerth als das zopfige Battisterio im Innern, welches 26,000 Scudi gekostet haben soll. Sogar die weitgerühmten Bronzepforten von Lombardi und Calcagni erreichen noch bei weitem nicht die des Florentiner Battisterio, des Pisaner Doms. Der Dom selber ist ziemlich nüchtern, die Gemälde theils Mosaikcopien, theils mittelmäßige Originale. Namen wie die eines Pomeranzio, Maratta, Barocci, Muziano haben für den aus Rom Heimkehrenden ihre Anziehungskraft eingebüßt.

Die Wanderungen der Casa santa haben schon so viele Historiographen gefunden, daß sich ihnen eben so wenig Neues als einer Eisenbahnfahrt von Berlin nach

Potsdam erpressen läßt. Eben so will ich auch dem Leser die Aufzählung der Dimensionen, die Beschreibung der zum Theil sehr schönen Marmorbasreliefs von Sangallo und Sansovino, welche die äußern Wände schmücken, erlassen. Der Strom der Andächtigen zog mich in das Innere durch eine der vier zur Seite angebrachten, mit Schildwachen garnirten Pförtchen. Nur die Kerzen des Hochaltars, an welchem sich meine Reisegefährten Messe lesend vom Aufgang der Sonne an ablösten, verbreitete ein zitterndes, ungewisses Licht über die knieende, murmelnde Menge und bestrahlte das Perlengewand des alten, wunderthätigen Bildnisses der Madonna von Cedernholz, die Demantkronen, welche sie und das Jesuskind schmücken, beides Geschenke von Pius VII., nachdem das Bild von Paris zurückgekehrt war. Von den andern Kuriositäten, der goldenen Medaille, welche der König von Sachsen 1828 der Madonna schickte, dem mit Silber eingefaßten Stein aus einem Prager Nonnenkloster, der Kanonenkugel, die, ohne Schaden anzurichten, in das Generalstaabszelt Julius II. fiel, habe ich eben so wenig als von den angeblichen alten Fresken etwas zu sehen bekommen. Die Wände waren schwarz und glatt von den Küssen der Andächtigen, die Atmosphäre erdrückend. Ich ging in den Dom und freute mich der herrlichen Gestalten des zum Feste herbeigeströmten Landvolks, der athletischen Figuren der Männer, der fülreichen der Weiber, deren schöne Züge die Bilder der umbrischen Schule vergegenwärtigten, vor Allem der zierlichen, überaus kleidsamen Trachten, deren ich in Italien keine schöneren kenne. Die Bursche tragen das Scheitelhaar kurz und um den Kopf einen Kranz von Locken, Hals und Brust frei; die weißen Hemdermel sind gekraust und auf das Sauberste gefältelt; die enganschließenden Beinkleider, meist violetter Farbe, werden am Gurt durch bunte Seidenschleifen gehalten und ebenso die bis über's Knie reichenden Strümpfe. Die Schuhe sind eben so wie die der Frauen von rohem Leder, niedrig im Hacken, bunt ausgenäht und mit spitzen Schnäbeln versehen. Um die Schläfe der Frauen ringeln sich wie bei den Männern Hunderte von Löckchen; der Kopfschleier ist meistens bunt, oft aber auch weiß und dann sauber gezackt und roth ausgenäht; der eine Zipfel fällt in den Nacken, während die andern beiden über dem Scheitel zusammengeschlagen und mittelst einer Nadel befestigt werden; vielfache Korallenschnüre schlingen sich um Hals und Brust; ein kleines gesticktes Leibchen vermag kaum des Busens Fülle zu fesseln; das allerliebste kurze Schürzchen von blauer Farbe, gleichfalls mit einem Dutzend bunter Seidenbänder verknüpft, vollendet die malerische Tracht. Das Abnormste derselben sind aber die riesigen Ohrringe von getriebenem und vergoldetem Kupfer, welche jeder über zwei Loth wiegen, die Größe eines Handtellers erreichen, oft sogar überschreiten, und an welchen wiederum drei Berlocken von der Gestalt und Größe einer Birne baumeln. Ohne Zeichnung ist es kaum möglich, einen richtigen Begriff von diesem fabelhaften Ohrschmucke zu geben, und es wundert mich, daß noch kein deutscher Gelehrter aus diesen Ohrreifen und den Schnabelschuhen gefolgert hat, wie Loretto von chinesischen Kolonisten gegründet worden sey.

Noch blieb mir der vielgerühmte und noch mehr geplünderte Schatz der Madonna zu sehen. In der Sakristei, welche nach der Schatzkammer führt, hängen einige Gemälde, von denen jedoch nur die Mädchenschule von Guido Reni und ein Carton von Jakob Callot, Himmel und Fegefeuer darstellend, Aufmerksamkeit verdienen. Der Schatz selber ist in einem räumigen Saale in etwa vierzig Wandschränken aufgestellt, und wurde in alter, schmerzlich beseufzter Zeit auf achtzehn Millionen Scudi tarirt. Wie viel er jezt noch werth seyn möge, wage ich nicht zu entscheiden, und glaube nur ohne Uebertreibung behaupten zu dürfen, daß es wenige Goldschmiede in der via degli orefici zu Rom gibt, welche nicht ein reicheres Lager aufzuweisen haben. Die Mehrzahl der Schränke steht leer und wird nur von einer langen Nomenklatur von „Ehedem's" bevölkert. Die Hauptstücke sind den eingeschmolzenen nachgebildet, aber von übersilbertem Holz. Eine Abtheilung enthält ein Dutzend altväterischer goldener und silberner Taschenuhren, ein anderer einen prachtvollen Reifrock der Madonna, ein Geschenk des polnischen Senators Illinski, dessen Steine sich jedoch zum großen Leidwesen als unecht erwiesen. Sämmtliche Napoleoniden haben ihre Gaben hier niedergelegt, alle aber halten sich in den Schranken der Bescheidenheit. Am grandiosesten von allen Ervoto nahm sich der gelbseidene, mit Silber gestickte Frack nebst dito Weste und Inexpressibles aus, welche König Anton von Sachsen am Hochzeittage getragen und zugleich mit obenerwähnter Medaille und 400 Scudi der Madonna verehrte. Diese königliche Gabe — ich meine die Kleidung — hat vor allen andern den Vorzug, daß sie dem Schatze verbleiben wird, mögen Franzosen oder Barbaresken das Kloster brandschatzen, und von ihr gilt, was Voltaire von den cantiques sacrés des le Franc de Pompignan sagte: sacrés ils sont, car personne n'y touche.

Ich hatte genug gesehen und verlangte weder nach der großen Klostertonne, noch nach den 300 Majolicatöpfen der Apotheke, deren Zeichnungen schon längst ihren raphaelesken Nimbus einbüßten, befahl anzuschirren und rollte nach einer halben Stunde in die freundlichen, zwischen Loretto und Osimo liegenden Thäler hinab.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Fortsetzung.)

Armuth der Kunst.

Man kann einwenden, daß in Genf zu allen Zeiten gute Künstler geboren worden seyen, in der neuern Zeit zumal J. Pradier und Chaponnière als Bildhauer, Lugardon, Constantin und Chalon als Maler, A. Bovy als Medailleur. Man wird ferner sagen, daß sich auch fremde Künstler hier gebildet haben, z. B. Robert und Calame. Freilich wurden jene hier geboren, lernten auch wohl hier die materiellen Anfangsgründe ihrer Kunst, dann aber blieben sie nicht länger, mußten vielmehr alle auswandern, wenn sie sich über das Gewöhnliche erheben und Künstler in höherem Sinne werden wollten. Die meisten leben auch noch in der Fremde oder sind dort gestorben, oder sie leben hier aus besondern Gründen nur einige Monate, um nach deren Verlauf nach Paris oder sonst wohin zu eilen und da zu arbeiten. Robert lebte hier nur, bevor er Höhéres in sich fühlte. Als ihm das Bewußtseyn kam, mußte er gehen und ging auch für immer. Calame aus Neufchatel hat seine besondern, nicht künstlerischen Gründe, warum er sich einige Monate im Jahr hier aufhält. Künstler und Dichter werden überall geboren, denn es wäre grausam und ungerecht von der Natur, wenn sie sie einem Lande ganz versagen wollte. Es fragt sich nur, ob sie hier gedeihen, ob sie sich hier bilden, kräftig und froh anwurzeln und wachsen können. Dies wird wohl Niemand behaupten, der Genf und seine Künstler kennt und diese selbst klagen hört. — Es wäre auch ein Wunder, wenn sich's anders verhielte. Das ganz positive, auf Erwerben und Reichwerden, wenigstens auf einen ähnlichen klaren Zweck gerichtete Element, das unsere meisten Einwohner leitet und bestimmt, dies Element macht sie klug, verständig, fleißig, unterrichtet, zu allen Geschäften und Wissenschaften geschickt; es gibt ihnen schnellen Blick und sicheres Handeln, wo Andere noch manches zu überlegen und zu bedenken finden. Sie greifen dann schnell zu und gewöhnlich mit günstigem Erfolg. Viele sind dadurch in der Heimath und in der Fremde reich geworden. Sollte dies die Jüngern nicht reizen, denselben Weg zu gehen? Ihre Erziehung und Bildung erhielt ja dieselbe Richtung wie die ihrer Väter, und auch später bewegten sie sich immer in demselben Kreis. Wie arm stellt sich das reiche Genf dar, wenn von froher, freundlicher Gastlichkeit, von herzlicher, offener Geselligkeit, von hingebender Naturfreude, von Dichtung und Kunst, vom Gemüthsleben überhaupt die Rede ist! Alles dies liegt außer ihrer Lebenssphäre, hat keinen klaren Zweck, führt zu nichts Bestimmtem und Einträglichem; am wenigsten die Kunst, insoweit sie nicht der Fabrik nützlich ist, d. h. in so fern sie nicht die Horlogerie und Bijouterie durch gute und geschmackvolle Zeichnungen emporhält, wodurch diese Gewerbe mit Paris rivalisiren können. — Diese Einseitigkeit, welche sich verwandt auch in Wissenschaft und Leben äußert, hat der Kunst bisher sehr geschadet, und hält sie in dem alten dienenden Zustand zurück. Was hilft es, daß manche unserer jungen Leute glückliche Anlagen für die bildende Kunst haben? Was hilft es, daß eine Société des Arts mit einer Klasse für die schönen Künste und mit guten Schülern in Zeichnung und Modelirung besteht? was hilft es, daß in der Ornamentenzeichnung die Genfer Schüler, wenn sie nach Paris gehen, dort oft Preise bekommen? daß im Museum Rath eine recht hübsche Sammlung von Gipsabgüssen und Gemälden dem Publikum und den Zeichnungsschülern geöffnet ist? Was helfen die Kunstausstellungen und einige daraus angekaufte und verlooste Bilder? Was hilft es, daß jene Classe der schönen Künste im Winter alle Monate einmal zusammenkommt und Thee trinkt, um über die kleinlichen Dinge des Vereins zu berathen? — Alles dies ist keine Aufmunterung für das entschiedene, nach Ungemeinem strebende Talent. Unsere Nabobs und Halbnabobs sollten sich vereinigen, so einen jungen Mann, wenn er Phantasie und Genie, aber keine eigenen Geldmittel hat, nach guter Vorbereitung mehrere Jahre in Düsseldorf, München und Rom studiren zu lassen, damit er noch etwas anderes höre, sehe und lerne, als die Pariser und Londoner Muster, die ihm gleich hier von der Zeichnenschule an als das Höchste und Unübertrefflichste in der Kunst vorgehalten, als einzige Muster vorgestellt werden, wodurch der junge Mensch ganz einseitige, oft falsche Ansichten von höherer Kunst bekommen muß. Ja, um schon vorher diesen Weltbürgersinn der Kunst zu entwickeln, zu begründen und zu verbreiten, sollte sich die Classe des Beaux-arts Zeichnungen, Kupferstiche und Lithographien von allen neuen merkwürdigen Kunstgebilden aller Länder verschaffen, sie in ihren Sitzungen talentvollen jungen Leuten vorlegen, sie ihnen künstlerisch erklären und ihre Meinung darüber hören, sie dann bestätigen oder berichtigen. Sie sollte ihnen außerdem einige Kenntniß von Archäologie und Kunstgeschichte der neuern Zeit mit Vorlegung passender Kupferwerke und Zeichnungen geben, damit sich ihr Gesichtskreis erweitere und sie nicht an dem Engen, Beschränkten und Einseitig-nationellen hängen bleiben. Gute Preise für aufgegebene Zeichnungen, architektonische Aufrisse, Gemälde und Modellirungen wären auch eine passende Ermunterung zum Weiterkommen für die einheimischen Künstler im Auslande. Bei dem concentrirten Reichthum in Genf wäre dies Alles sehr leicht, und es ist wirklich unbegreiflich, daß bisher von alle dem nichts geschehen ist. Wundere man sich nicht mehr, daß in Genf selbst kein Künstler zu höherer Entwickelung und Kunstfertigkeit gelangt. Statt jener Lehre, statt jener Vorbereitung, Aufmunterung und Unterstützung glaubt man, es sey genug, wenn manchmal Kunstfreunde zusammentreten, ein gutes Werk von einem Genfer Künstler kaufen und es dem Museum Rath schenken, oder wenn eine brave Landschaft oder ein hübsches Genrebild von einem der wenigen Kunstfreunde für ein Billiges erworben und bei ihm aufgehängt wird. Bei dergleichen Gelegenheiten nimmt dann das Loben eines guten Bildes, das sich anderwärts unter hundert andern verlieren würde, kein Ende; nichts aber ist den Künstlern schädlicher als ungemessenes Lob. — Ich mußte diese Vorklage hören lassen, um den Lesern begreiflich zu machen, was ich sonst noch über unsere Kunstarmuth sagen will. Wenige Städte hatten in den lezten zwölf Jahren durch Oertlichkeiten, Umgegend zu Wasser und zu Land, sowie durch treffliches Baumaterial so günstige Gelegenheit, sich in großen Massen zu erweitern und zu verschönern als Genf; keine Stadt aber hat diese Gelegenheit so wenig benuzt. Ja, machte bei uns nicht die Naturschönheit wieder vieles gut, so würde das Aermliche und Einförmige noch unangenehmer auffallen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 233.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 28. September 1839.

Daß ein Gott das Blatt berühre,
Bleibt baar des Wissensschwalles!
Nimm den Griffel und copire:
Die Natur enthält schon Alles.

v. Feuchtersleben.

Naturbilder von K. R. Hagenbach.

1. An die Perspektivischen.

Trübe Fernen mögt ihr suchen
Durch das trübe Fernrohrglas,
Lieber leg' ich unter Buchen
Mich in's frische, weiche Gras;
Nach dem Weiten mögt ihr spähen,
Engen euch die Augen matt,
An den Nähen will ich sehen
Mir die müden Augen satt.

In die Wiesengründe senden
Blick um Blicke Stundenlang,
Nach des Waldes Saume lenken
Träumender Gedanken Gang,
Wenn herüber von den Walden
Ferner Glockengruß ertönt:
Das, meint ihr, muß wohl verleiden
Dem, der lang sich dran gewöhnt.

Wohl denn, nach dem trüben Schimmer
Mögt ihr ferner euch nur mühn,
Mir verleiden wahrlich nimmer
Himmelblau und Erdengrün.
Und gelüstet nach dem Fernen
Mir das Herz, so zeigt die Nacht
Mir in ihren tausend Sternen
Erst der rechten Ferne Pracht.

2. Lesestunde.

Mit dem Buch in's Freie ging ich,
Wählt' mir einen Schattensitz,
Eifrig an zu lesen fing ich,
Und mich fing des Autors Witz.
Aber sieh! der Wind, der lose,
Will, man soll ihn hören auch,
Thut, als ob er sich erbose,
Recht nach Recensenten-Brauch.

Wirft die Blätter, sausend, brausend,
Durcheinander her und hin,
Und ich rufe: ei! der Tausend!
Aergerlich in meinem Sinn.
Endlich aber muß ich lachen
Ob des Windes derbem Witz;
In das Buch und auf mich machen
Will ich mich vom Schattensitz.

Aber nun eest bin gehalten
Ich von stärkeee Zauberkraft,
Seh' ein Buch sich kuhn entfalten,
Tausendblättrig, wunderhaft!
Ob auch Windes Witz bewege
All' die Blätter her und hin,
Tief und klar in alle Wege
Bleibt des ernsten Buches Sinn.

Und ich les' und lese weiter
Von dem Halme bis zue Fluh,
Und wie von der Himmelsleitee
Strömen mie die Worte zu,
Die ich nicht in Woete fassen,
Nicht in Bücher scheeiben kann,
Abee die sich lesen lassen
Ewig neu von vornen an.

3. Das Jenseits.

(Im Herbst.)

Siehst du von den Bäumen allen
Rings im Herbst die Blatter fallen,
Die dee Wind zu Haufen fegt,
Herz! willst du's verschmerzen lernen,
Richte nach den blauen Fernen
Deinen Blick, so weit ee trägt.

Weithin übee jene hellen,
Milden, klaren Stromeswellen
Trägt er dich den Beegen zu,
Wo die Nebel sind zerronnen,
Und im reinern Licht dee Sonnen
Grüßest feoh das Jenseits du.

Ja, das Jenseits, das im Sommee
Die so trube schien, dein frommer
Klarer Blick erfaßt es jezt,
Hält es fest und hält es fester,
Nimmee von dem Jenseits läßt er,
Das allein das Auge lezt.

So wenn du auch lang veegebens
In dem Sommee deines Lebens
Einen Himmel hast gehofft,
Den dir keine Wolke trube,
Harre auf den Herbst und übe
Nur dein Auge scharf und oft.

Siehst du dann auch nur dich schwinden
Tausend Bande, die dich binden
An die Welt in Raum und Zeit,
Nach dem Jenseits dort, dem blauen
Laß uns schauen, mit Vertrauen
Bauen auf die Ewigkeit.

4. Das Kind und die Zeitlosen.

Komm, Vatee! komm', sieh welche
Herzliebsten Blumen doch —
Mit zaetem Lilienkelche,
Nur keine Blätter noch!

Wohl hab' ich auf dee Wiese
Manch Blümlein schon gepflückt,
Doch keine hat wie diese
Mir so das Aug' entzückt.

So spricht das Kind mit Kosen;
Der Vater folgt dem Kind,
Sieht, wie die Herbstzeitlosen
Zumal gekommen sind.

Soll er dem Kind es sagen,
Das feo des Winters Spur?
Wozu das feühe Klagen?
Kind! komm' und feu' dich nue.

Freu' dich der Herbstesblüthe,
Als ob der Lenz eeschien.
Wohl dem, dem im Gemuthe
Ein ew'ger Lenz veeliehn!

G ü n t h e r.

(Fortsetzung.)

Das Gedicht, in dem Günthee diese Flucht der Liebe in's Reich des Todes bescheeibt, ist eines dee gelungensten unter den zahllosen Liebesgedichten. Hiee ist es.

Boran, den 22sten August 1719.

Nun, Kind, ich kann dich nicht mehr bitten,
Behalt mein Herz in treuer Brust.
Das Denkmal deiner muntern Sitten
Erweckt mir auch von Weitem Lust,
Und wo ich reise, wohn' und bin,
Da folgt mir dein Gedächtniß hin.

Ein Waldhorn klingt in Abendstunden
Von Weitem durch die Gärten schön:
Es kühlt Erinn'rung unsre Wunden,
Und läßt den herben Schmerz verwehn.
Wie fern aus Nebelgrau ein Licht,
Winkt mir dein holdes Angesicht.

Das Glücke spielt mir tausend Possen
Und lockt mich auf des Hofes Eis;
Ich folg ihm keck und unverdrossen,
Obgleich ich seine Tücke weiß.
Die Vorsicht leite, wie sie will,
Ich halt' in allen Wettern still.

Die Gegend, wo ich leb' und dichte,
Ist einsam, schattig, kühl und grün;
Hier hör' ich bei der schlanken Fichte,
Den sanften Wind nach Leipzig ziehn,
Und gab ihm allzeit brünstiglich
Viel tausend heiße Küss' an dich.

Erinnre dich der ersten Küsse,
Die Niemand als die Nacht nur sah,
Erinnre dich, wie rein und süße
War unsre erste Weihe da!
Gedenk an Orte, denk' an Stunden,
Wo wir gesucht uns und gefunden!

Das Wiedersehn ward uns verboten,
Wir suchten die geheimste Bahn,
Wir riefen die verwandten Todten
Zu Zeugen unsres Bundes an;
Und ließen bei verschwiegner Pein
Den Kirchhof unsre Freistatt seyn.

Aber die Nähe dieser Todten konnte die Liebe nicht weihen, konnte ihr keinen Bestand verleihen. Der Mond blickte nieder auf die Leichensteine, und manche lange, lange Nacht sah er die Gruppe der Liebenden, und ihre Schatten zeichneten sich auf den Stein. Das war dem Herzen des jungen Dichters lieb; in seiner Seele vermählte sich gerne Todesgrauen und Liebesglut. In diesen stillen Nächten, unter den stillen Todten, da floß seine beredte Lippe über von Liebesschwüren und Küssen; da erwachten die Schatten der alten Dichter, wie er sie am Tage vorher im Hörsaale hatte kennen gelernt, und schritten durch die dunkle Bläue des Himmels, aus ihren Kronen und Liebeskränzen Schauer und Entzückungen niederträufelnd in sein berauschtes Herz.

Seine Liebesgedichte sind köstlich; schade nur, daß die meisten von ihnen in zu kraftvollen Metaphern sprechen. Unser verwöhntes Ohr ist an diese rohe Plastik des Ausdrucks nicht gewöhnt; aber sie sind alle frisch, lebendig, in tüchtiger Situation immerdar den Kern auffassend, nie halb, nie zweideutig. Was Flamme ist, brennt auch; wo ein Stachel ritzen soll, ist er nicht mit Baumwolle umwickelt. Der Dichter bittet nie um Verzeihung, daß er Dichter ist; er wirft uns seine kecken Worte leichtsinnig lachend zu, wir mögen sehen, wie wir mit ihnen fertig werden. Darum sind die meisten Liebesgedichte, so schön sie sind, doch kaum wiederzugeben. Wer sie in ihrer ganzen Ungebundenheit kennen lernen will, lese sie selbst nach. Man findet da den wilden Trotz der Liebe, die derbe, fast ekelhafte Ausschweifung neben dem rührendsten, zartesten Hauch der Sehnsucht, dem innigsten Seelenschmerze. Eine tolle Frivolität herrscht in dem Liede: „An seine erzürnte Schöne," ein zartes Weh wird im Liede: „Als er ihrentwegen viel leiden mußte," ausgehaucht; die anmuthigste Schalkheit lebt in den Zeilen, die die Ueberschrift führen: „Als sie in ein Kloster gehen wollte," und „die verworfene Liebe" weicht an Kraft und Adel der Bilder keinem Petrarcaschen Sonett.

In dem leztern Liede zeigt er schon prophetisch die Periode düsterer Reue an, die jezt nicht mehr lange ausblieb. Das Heer von Liebschaften, viele erniedrigend und fast alle beschämend, warfen seine Seele in Bande und lähmten die Fittiche seiner Dichterkraft. Ein rohes, zügelloses Leben begann; er entfernte sich aus dem Hause seines früher so geliebten Gönners und zog mit noch andern verlorenen Söhnen in der Irre umher. Die Armuth und das Elend folgten ihm auf der Ferse. Wo in den Nachbarstädten, oder auf einem Rittergute, selbst bei reichen Bauern auf dem Lande eine Hochzeit gefeiert wurde, da zog Günther ein und erwarb sich für ein Hochzeitgedicht auf einige Wochen eine schwelgerische Existenz. Sie endete mit Scheltworten und Schlägen, und am frühen Morgen trieb die Hetzpeitsche des Pförtners den betrunkenen Dichter aus dem Hofe. Im nahen Walde fand er dann seine hungrigen Genossen; jezt wurde die vorbeifahrende Kutsche umlagert und mit weit vorgestreckten Hüten von den erschreckten Reisenden Almosen erbeten, indem dazu der laute Ruf: „Arme reisende Studenten, ihr Herren!" ertönte.

Dieses Elend des armen Günthers wuchs zu einer grausenerregenden Höhe. Seine Freunde, er hatte derer noch, obgleich Niemand sich öffentlich dazu bekennen wollte, sahen ihn mit bitterem Schmerz einem schmachvollen Ende entgegeneilen. Kaum war er ihnen noch kenntlich; in diesen verwilderten Zügen war nichts mehr von dem schönen Jünglinge zu sehen, der einst so herrliche Hoffnung erregte. Die Kleidung war zerrissen, die Lumpen selbst mit wilder Sorglosigkeit umgehängt; die Genialität im Anzug eines jungen Dichters war in den Schmutz und die freche Unbekümmertheit des Vagabunden ausgeartet.

Herr Burchard Mencken fand diese Ergebnisse ganz besonders betrübend. Er hatte bei seinem einsamen Leben erst spät die Umwandlung seines frühern Dieners und Lehrlings erfahren, und sein Herz blutete bei dem Gedanken, daß den Musen ein Jünger entzogen werden sollte, der da versprach, ihnen dereinst Ehre zu machen. Der Kenner von Ovids „Kunst zu lieben" konnte sich nicht vorstellen, daß man auf den Gedanken kommen könne, diese Kunst in's wirkliche Leben zu übersetzen; er erstarrte, als er sah, wie diese Uebersetzungen seinen frühern Schützling umgewandelt hatten. Ohne ein Wort zu sagen, schlüpfte er an ihm vorüber, schloß sich in seine einsame Zelle ein und vergoß Thränen über den verlorenen Jüngling. Aber der edle Herr ließ es bei den Thränen nicht bewenden; er gedachte mit rascher That zu helfen. Ein Diener wurde mit Geld in die elende Herberge geschickt; dieser kaufte den Dichter frei und führte ihn zum zweiten Male in die Behausung seines ersten und

aufrichtigsten Gönners. Hier wurde nun Rath gehalten, und das Resultat war ein tiefgefühltes Reuebekenntniß des armen Günthers, und das Versprechen, ihm eine ehrenwerthe Stelle zu verschaffen, von Seiten des Professors.

Der Hof August des Starken, Königs von Polen, war damals der Vereinigungspunkt aller Talente, die den guten Geschmack, den Glanz und den Luxus zum Theil ausmachen, zum Theil befördern helfen. Es befanden sich an diesem Hofe italienische Sänger und orientalische Gaukler, französische Tänzerinnen und germanische Gelehrte, Alles im buntesten Gemisch. Was nicht amüsiren konnte, mußte wegbleiben; daher kam es denn auch, daß ein deutscher Professor damals ganz nahe an den Hofnarren grenzte. Die erhabene Wissenschaft mußte sich zu kleinen, unangenehmen Taschenspielereien herab lassen, um in dem Geräusch des Hofes auch eine Stimme zu behalten. Man sah Perrücken, mit Lorbeer und Flittergold gekrönt, sich im weltlichen Gedränge bewegen, und die tiefsinnigen Systeme eines Leibnitz wurden in kurzen Dialogen als Zwischenspiele unter die Akte eines Ballets geschoben. Man disputirte über den Plato dicht an der Coulisse, hinter welcher eine hübsche Tänzerin sich ankleidete.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Fortsetzung.)

Armuth der Kunst.

Vor dreizehn oder vierzehn Jahren begannen die würdigen Schwestern Rath ihr dem Land geschenktes Museum, das einzige monumentale Gebäude, welches seitdem hier errichtet wurde. Fast zu gleicher Zeit erhob sich, von demselben Architekten gebaut, das neue Strafarbeits- oder Pönitenzhaus, dessen ernste Einfachheit bei dieser Bestimmung nicht zu tadeln ist, obgleich die Architektur charakteristischer und imposanter hätte seyn können. Die kleine Sternwarte erfüllte ihren kleinen Zweck. Nun ging man daran, fast der ganzen untern Stadt eine andere Gestalt zu geben. Mit der Corraterie wurde begonnen; eine herrliche, lange Straße. Statt aber hier Häuser von schönen abwechselnden architektonischen Formen und nur in den Hauptmassen übereinstimmend zu bauen, wurden nach englischer Art die großen Häuser neben einander gestellt, alle auf ein Haar gleich, ohne die geringste Verschiedenheit und Abwechslung, so daß das Ganze nicht wie eine Straße reicher und wohlhabender Einwohner, sondern wie eine große Kaserne aussieht, und noch dazu wie eine Kaserne ohne Fronton. Die magere Unschönheit schien aber noch nicht unschön genug. Gleichsam als Contrast zum monumentalen Museum Rath baute man am andern Ende der Straße eine Markthalle in den widerlichsten architektonischen Verhältnissen, oder eigentlich ganz ohne Verhältniß, mit einem unförmlichen Giebeldach, ein ganz heteroklides, stallartiges Werk, welches glücklicherweise nächstens wieder eingerissen werden wird, weil man damit die Rechnung ohne den Wirth gemacht hat; denn als die Markthalle fertig war, wollte Niemand darin feil haben bis auf den heutigen Tag. — Nach der Corraterie kam der große Kay zur Ausführung. Seine neuen Häuser und Häuserfaçaden wurden zwar nicht ganz gleich gebaut, aber immer noch zu mager und einförmig für Privatwohnungen reicher Leute im schönsten Theil der Stadt. Davon kann nur der Gasthof zur Krone und sein Nachbarhaus an Longemale ausgenommen werden. Ein wahrhaft schönes Privathaus wurde nur auf dem Platz St. Maurice in der obern Stadt gebaut, ein anderes am Fuß der Trielle, dem Eynardschen Casino gegenüber. — Das neue Berguesquartier jenseits der Brücke ist durchaus in der Anlage verfehlt. Die Aktiencompagnie, welche man unbegreiflicherweise frei schalten und walten ließ, baute nur in ihrem Interesse im Innern des Quartiers ungeheuer hohe Häuser mit engen Straßen, wo im hohen Sommer die Sonne nur einige Stunden hineinscheint. Auf das Innere des Hôtel des Bergues wurde viel Sorgfalt verwendet, an architektonischer Schönheit steht es hingegen dem neuen Fremdenhôtel in Zürich, der neuen Post gegenüber, sehr nach. — Aus dem langen Quai des Bergues an der breiten, saphirblauen Rhone, hätte man etwas sehr Schönes machen können, wenn dem Baumeister nicht wieder der unglückliche Gedanke gekommen wäre, gleich der Corraterie eine lange Reihe von ganz gleichen Häusern neben einander zu stellen, also wieder eine auf's Sparen eingerichtete Kaserne mit endlos fortlaufenden geraden Fensterreihen. — Alle diese Häuser, die unglückliche Markthalle ausgenommen, gehören Privatpersonen an, die nicht, wie die Regierung, das Streben nach republikanischer Einfachheit für sich anführen können, sondern recht gut geschmackvoll hätten bauen können, wenn Eigenthümern und Architekten mehr Geschmack eigen wäre, und wenn sie, statt Eigenes zu liefern, nicht lieber hätten nachahmen wollen. — Vergleicht man mit diesen stereotypen Bauten dasjenige, was seit einigen Jahren in Zürich entstanden, oder da noch im Werden ist, das Theater, das Posthaus, den Gasthof gegenüber, das Hospital und die Marmorbrücke mit ihrem herrlichen Geländer, deßgleichen eine große Menge reizender Landhäuser und schöner Privatgebäude in wechselnden, aber immer anmuthigen Formen, so merkt man wohl, daß Zürich Deutschland um zwei Tagereisen näher liegt als Genf.

Glücklicher als in der Architektur war unsere Stadt bisher in der Sculptur, freilich nicht in dem, was hier gearbeitet wurde — denn es wird darin hier nichts gearbeitet — sondern in dem, was man von Außen her acquirirte. Zwei Statuen kamen von Genfern, die sich im Ausland Bildung und Ruhm erworben haben, nämlich von J. Jazy und von Chaponnière in Paris. Von des ersten Bronzestatue J. J. Rousseaus, auf dessen Insel aufgestellt, habe ich seiner Zeit schon gesprochen; ich glaube auch vom David des genialeren Chaponnière, der leider vor einigen Zeiten in Paris starb und den früher hier die Classe des Beaux-arts nicht auf würdige Weise behandelt hatte. Dieser David ist ein sinn- und geistreiches Werk, an dem vielleicht die etwas magere Ausführung getadelt werden kann, dem man aber ein glückliches Motiv zugestehen muß. Diese Bronzestatue mußte dem Gegenstand nach klein gehalten werden. Sie ist auch zu klein, um, ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß, öffentlich aufgestellt werden zu können, ohne sehr zu verlieren. Die Classe des Beaux-arts hat auch bisher in mehreren Sitzungen nicht über eine passende Aufstellung in's Klare und zur Entscheidung kommen können. Am passendsten scheint mir dazu der immer offene Hof des Hôtel de Ville, von dem allerdings gar Manches ausgegangen ist, was ehrenwerth an Davids siegreichen Kampf gegen Goliath erinnert.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 32.

Sonnabend, 28 September 1839.

[501] In der Unterzeichneten sind erschienen:

Johann Ladislav Pyrker's
sämmtliche Werke.

Prachtausgabe in Einem Bande.

Neue durchaus verbesserte Ausgabe.

Mit dem Bildniß des Verfassers.

Velinpapier. Preis 7 fl. oder 4 Rthlr.

Der ehrwürdige Sänger, der in dem ersten dieser Heldengedichte die Eroberung von Tunis durch Karl V., im zweiten die Thaten Rudolphs von Habsburg und im dritten die Perlen der heiligen Vorzeit in harmonischer Weise und Versart besungen hat, gehört zu den seltensten Dichtern Deutschlands. Wir erlauben uns hier statt aller Anpreisung einige uns zugekommene Urtheile anzuführen:

Heinrich Voß, der größte Literator Deutschlands und ausgezeichneter Dichter, erkennt dem Verfasser des Rudolphs von Habsburg den klassischen Lorbeer zu (Sophronizon 1825, 2tes Heft).

Ein anderer competenter Richter spricht sich über dasselbe Gedicht wie folgt aus: „So haben wir denn endlich, Gottlob! ein deutsches Epos, dessen sich, außer dem Griechischen, kein anderes Volk rühmen kann. Ich setze Pyrkern weit über Virgilius, das heißt: ich glaube, daß Pyrker dem Homer viel näher stehe, als Virgil. — Ja, der hat's vollbracht, und Alles überflügelt, was nach Homeros gekommen!" (Wiener Zeitschr. f. Kunst und Lit. 1826, Nr. 24.)

In der Zeitschrift Hermione, Nr. 3, 17. Jan. 1827, wird obiges Werk als das wahre deutsche Heldengedicht bezeichnet.

Auch seinen beiden übrigen Werken: Perlen der heiligen Vorzeit und Tunisias ward ein gleicher Ruhm zu Theil, und wegen des letztern räumt ihm ein unsterbliches Gedicht Baggesens (Dresdener Morgenzeitung 1827 Nr. 103) vor Klopstock mit dem Worte Vater, den höchsten Platz ein.

Der Dichtkunst Höchstes ist das wahre Epos, folglich der Verfasser dieser Werke einer der ersten Dichter Deutschlands, welches jetzt schon ausgesprochen, von der Nachwelt allgemein anerkannt werden wird.

Besonders rühmlich ist es, daß diese Werke in fast alle Sprachen übersetzt worden sind. Von der Tunisias ist kürzlich eine sehr gelungene ungarische Uebersetzung in Hexametern von Johann Udvardy erschienen. Auch soll nächstens in gleichem Metrum eine böhmische Uebersetzung von den Perlen der heiligen Vorzeit durch den Herrn Winaricky in Prag erscheinen, so wie erst jüngst in Padua von dem letztern Werke eine italienische Uebersetzung von Vincenzo da Castro erschien. Die erste war vom Grafen Gambara in Brescia im Jahr 1824 herausgegeben.

Stuttgart und Tübingen, September 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[478] **Im Preise herabgesetzte Bücher.**

Verlag der Balz'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Durch jede Buchhandlung kann bezogen werden:

Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur
von **Karl Gutzkow.**

2 Bände, Velinpapier, (Ladenpreis Rthlr. 3. 12 gr. oder fl. 6.) nunmehr Rthlr. 1. oder fl. 1. 30 kr.

Hortense, meine Reise durch Italien, Frankreich und England im Jahr 1831. A. d. Fr. v. F. C. Lindner. (Ladenpreis Rthlr. 1. — oder fl. 1. 48 kr.) nunmehr 12 gr. oder 45 kr.

Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten. Herausgegeben von Eduard Mörike und Wilh. Zimmermann. (Ladenpreis Rthlr. 1. 8 gr. fl. 2. —) nunmehr 12 gr. oder 45 kr.

Zwei Jahre unter den Mauren, oder der gezwungene Renegat, Scenen und Beobachtungen aus dem Leben eines spanischen Patrioten. (Ladenpreis 21 gr. oder fl. 1. 30 kr.) nunmehr 6 gr. oder 24 kr.

Kaspar Hauser oder der Findling. Romantisch dargestellt. (Ladenpreis Rthlr. 1. 18 gr. oder fl. 3. —) nunmehr 8 gr. oder 30 kr.

Student, der deutsche. Ein Beitrag zur Geschichte des 19. Jahrhunderts. Von A. v. S. Auch unter dem Titel: Felix Schnabels Universitätsjahre. (Ladenpreis Rthlr. 1. [illegible]0 gr. oder fl. 2. 30 kr.) nunmehr 16 gr. oder fl. 1. —

Zimmermann, Fürstenliebe. Novelle aus der neuen Geschichte Schwabens. Demselben ist angehängt: Cornelia Boroquia, oder die Inquisition. (Ladenpreis Rthlr. 1. 18 gr. oder fl. 3. —) nunmehr 12 gr. oder 45 kr.

Das Leben Jesu von Strauß. Geprüft für Theologen und Nichttheologen von Wilhelm Hoffmann, Inspektor des Missionshauses in Basel. (Ladenpreis Rthlr. 1. 21 gr. oder fl. 3. —) nunmehr 16 Gr. oder fl. 1.

[500] Neu ist in meinem Verlage erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Reisebilder

aus

Süddeutschland und einem Theil der Schweiz.

Gesammelt im Sommer 1838

von

Gustav von Heeringen.

8. geh. 1 Thlr. 20 Gr.

Der Verfasser schon seit längerer Zeit vortheilhaft im Publikum bekannt, hat sich besonders durch seine „Reise nach Portugal im Jahr 1836“ 2 Thle., 1838, 3 Thle. 12 Gr.) als einen geistreichen und gewandten Reiseskizzisten gezeigt, und bietet in vorstehender Schrift eine neue anziehende Gabe.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

---

[485] In **Carl Gerolds** Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und daselbst so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Leichtfaßliche Anfangsgründe

der

Naturgeschichte

des

Mineralreiches.

Zum

Gebrauche bei seinen Vorlesungen über die Mineralogie

von

Friedrich Mohs,

k. k. wirklichem Bergrathe, Ritter des königl. sächsischen Zivil-Verdienst-Ordens und Mitgliede mehrerer in- und ausländischer gelehrter Gesellschaften.

Zweiter Theil.

Physiographie,

bearbeitet von

Herrn F. X. M. Zippe,

Professor am ständischen technischen Institute und Kustos am vaterländischen Museum in Prag.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 31 Kupfertafeln.

gr. 8. Wien 1839. Preis 4 Rthlr. 8 Gr. sächs.

Dieser zweite Theil der leichtfaßlichen Anfangsgründe, welcher der ersten Auflage dieses Werkes fehlte, enthält die Physiographie, eines der wichtigsten Hauptstücke der Naturgeschichte des Mineralreiches, bearbeitet von dem Herrn Professor Zippe in Prag, dessen gründliche Einsicht in die naturhistorische Methode, unterstützt von einer ausgezeichneten Sammlung von Mineralien und einer zahlreichen Bibliothek, ihn geschickt gemacht haben, eine Arbeit zu unternehmen, die dem Urheber dieser Methode selbst auszuführen, Zeit und Umstände nicht gestattet haben. Es ist daher beinahe überflüssig zu bemerken, daß nach dem Plane des Grundrisses der Mineralogie, die Physiographie auch in dieser zweiten Auflage der Anfangsgründe eingerichtet, daß darin alles Neue, in so fern es nur einiger Maßen wissenswürdig geschienen, aufgenommen, und wo es erforderlich oder thunlich gewesen, berichtiget worden, was besonders in Beziehung auf die Fundörter der Mineralien in den k. k. Staaten oft geschehen ist, und daß daher diese zweite Auflage der Anfangsgründe für eine neue Bearbeitung des Grundrisses, der ersten wissenschaftlichen Grundlage, der Mineralogie, angesehen werden kann, die außerdem, daß sie dem gegenwärtigen Zustande und Umfange der Erfahrung entspricht, nicht nur einige Berichtigungen in ihren philosophischen Theilen, sondern auch eine bedeutende Erleichterung im Gebrauche der Charakteristik erhalten, obnerachtet die Anzahl der Spezierum wesentlich sich vermehrt hat. Wenn daher auch Jemand, dem es lediglich um eine empirische Kenntniß und um einige historische Notizen von den Mineralien zu thun ist, durch andere mineralogische Werke, deren einzige Bestimmung hierin besteht, und die derselben auch wohl entsprechen, sich befriedigt finden könnte, so wird doch Derjenige, der in der Mineralogie eine Wissenschaft sucht, und eine Wissenschaft zu schätzen weiß, allein an die Anfangsgründe der Naturgeschichte des Mineralreiches sich zu halten haben: um so mehr, da nicht nur die berühmtesten und ausgezeichnetsten Sammlungen in den k. k. Staaten, der naturhistorischen Methode angemessen eingerichtet sind, sondern da diese Methode auch an den wichtigsten Lehranstalten als Leitfaden des Unterrichtes dient.

Die Zeichnungen sind größten Theils aus dem Grundrisse genommen, weil sie, wie die in nicht geringer Anzahl neu hinzugefügten, ihrem Zwecke vollkommen entsprechen.

---

[462] Bei **Carl Focke** in Leipzig erschien so eben:

LILIEN.

Taschenbuch

historisch-romantischer

Erzählungen

für 1840,

von

C. von Wachsmann.

Dritter Jahrgang.

Mit sechs Stahlstichen.

Elegant gebunden. Preis 2⅓ Rthlr. (broch. 2⅙ Rthlr.) Prachtausgabe mit gemalten Stahlstichen 2c. Preis 4 Rthlr.

Inhalt: Sampiero de Ornano. — Der Mulatte. — Der todte Kämpfer. — Der Schatz.

---

[495] Von

Immanuel Kant's Werken in X Bänden,

herausgegeben und bevorwortet von G. Hartenstein, ordentl. Prof. an der Universität zu Leipzig.

ist nun auch der 10te und letzte Band vollständig erschienen und an alle betreffende Buchhandlungen versandt worden; das ganze Werk enthält 326 Bogen und kostet zu dem noch bis Ende dieses Jahres bestehenden Subscriptionspreis 15 Rthlr. 12 Gr.

Zur Bequemlichkeit derjenigen, welche erst jetzt sich entschließen, Kants Werke zu kaufen, denen aber die Anschaffung und Bezahlung auf ein Mal beschwerlich fällt, haben wir die Einrichtung getroffen, daß monatlich ein Band ausgegeben wird à 1 Rthlr. 8 Gr., jedoch berechnen wir beim Ersten zugleich den Zehnten, mit 1 Rthlr. 12 Gr., um uns zu versichern, daß auch die Continuation richtig ausgehalten werde, da wir einzelne Bände nicht abgeben.

Leipzig, am 1. Sept. 1839.

Modes & Baumann.

August Graf von Platen's gesammelte Werke.

Prachtausgabe in Einem Band in zwei Lieferungen.

Mit des Verfassers Bildniß in Stahl gestochen und einem Facsimile seiner Handschrift.

Ladenpreis 7 fl. 30 kr. oder 4 Rthlr. 12 Gr.

Diese schöne Ausgabe, welche in Format, Schrift und Papier der Ausgabe von Goethe's Werken in Zwei Bänden sich anreiht, wird den vielen Freunden und Verehrern Platen's um so willkommener seyn, als sie auch die noch nie gedruckten letzten Poesien des Dichters bringt, deren Veröffentlichung man seit seinem Tode sehnlich entgegengesehen.

Unserer früherer Ankündigung gemäß tritt von nun an für den bisherigen Subscriptionspreis obiger Ladenpreis ein.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[480] So eben ist in Paris erschienen und durch die unterzeichnete an alle Buchhandlungen versandt:

Florenz's Befreiung.

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Dr. Ignaz Schabbey. broch. 1 Thlr. 4 Gr.

Sophonisbe.

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Dr. Ignaz Schabbey. broch. 1 Thlr. 4 Gr.

Hannibals Tod.

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Dr. Ignaz Schabbey. broch. 1 Thlr. 4 Gr.

Leipzig, den 30. August 1839.

Lehnhold'sche Buchhandlung.

[463] **Literarische Anzeige.**

Bei F. A. Eupel in Sondershausen ist erschienen:

Die Religion

nach

ihrer Idee und geschichtlichen Erscheinung,

in

einer Uebersicht

der

vorzüglichsten Religionen,

besonders

des Christenthums und der christlichen Kirche

nach

ihren verschiedenen Erscheinungsformen.

Ein

Handbuch für Gebildete,

zur

Orientirung über die wichtigste Angelegenheit der Menschheit.

Von

August v. Blumröder.

8. geheftet. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Das Publikum erhält unter dem vorliegenden Titel ein Werk, in welchem die Resultate einer vieljährigen, fast lebenswierigen Forschung niedergelegt sind, und daß gewiß kein Wahrheitsfreund, zu welcher Religion oder Religionsansicht er sich auch bekenne, unbelehrt und unbefriedigt aus der Hand legen wird. Der Verfasser ist sich bewußt, überall nur Wahrheit gesucht zu haben und durch redliches Forschen kann die Wahrheit nur gewinnen, gesetzt auch, daß die Resultate dieses Forschens nicht allgemeine Anerkennung finden sollten. Aber auch diejenigen, welche sich in Ansehung ihres religiösen Glaubens auf einem ganz anderen Standpunkte befinden, werden wenigstens die Partien des Buches nicht ohne das lebhafteste Interesse lesen.

Von der Reichhaltigkeit des Werkes läßt sich schon aus dem Inhaltsverzeichnisse der Materien urtheilen, wovon wir hier die Hauptabtheilungen angeben:

Erste Abtheilung:

Die Religion nach den Anforderungen der Vernunft.

Zweite Abtheilung:

Die Religion in ihrer geschichtlichen Erscheinung: Indische Religion, — Buddhäismus, — Parsismus u. s. w. Das Christenthum in seiner Reinheit und in seiner Entartung. — Entstehung des orthodoxen Glaubens. — Katholische Kirche, — griechische und römische. — Papismus. — Die Reformation, — Protestantismus. — Nationalismus. — Supernaturalismus. — Die Christologie der neuesten Philosophen. — Versuch einer Harmonie der Glaubenslehren mit dem Geiste des Christenthums.

Aus dieser Uebersicht geht hervor, daß hier viele Fragen, welche die Theilnahme der Gegenwart vorzüglich in Anspruch nehmen, beerührt und erörtert werden. Wer auch nicht mit allen Resultaten des Verfassers einverstanden ist, muß sich doch von dem Geiste der Prüfung, der Verständigung und Duldung, welcher diese Schrift durchweht, angenehm berührt fühlen. Für blinde Zeloten ist sie freilich nicht geschrieben, sondern für solche Wahrheitsfreunde, welche der Mahnung des Apostels: Alles zu prüfen und das Beste zu behalten, nachzukommen suchen.

Zur Erhöhung der Präsumtion, daß der Verfasser nicht ohne Beruf an die Bearbeitung dieses Werkes gegangen ist, mag dienen, daß ein früherer Aufsatz von ihm: „Deutschland und Rom“ selbst in Amerika Aufmerksamkeit erregt hat, indem eine amerikanische Zeitung sagt: Man kann nichts Besseres schreiben, nichts Wahrer es lesen, als was von Aug. v. Blumröder über die usurpirte Oberherrschaft des Papstes zu lesen ist.

[460] An die Subscribenten
auf
Laurent und Vernets Geschichte Napoleons.

Im Artistischen Verlage von J. Scheible in Stuttgart ist erschienen und kann durch alle Buch- und Kunsthandlungen bezogen werden:

Zwölf Stahlstiche

(Bildnisse des Kaisers und seiner Kriegshelden)
zu der

Geschichte Napoleons

von

P. M. Laurent und H. Vernet.

Gestochen von

Carl Mayer.

Auf chinesisch Papier gedruckt.

Preis 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Gewiß allen Besitzern obigen Werkes eine willkommene Erscheinung! Diese wahrhaft schönen Porträts können in das Werk gebunden werden.

---

[459] So eben ist bei J. H. C. Schreiner in Düsseldorf erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Blicke

in das Düsseldorfer

Kunst- und Künstlerleben

von

Friedrich v. Uechtritz.

1ster Band. 29 Bogen. 8. Velinpap. geh. Preis 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

---

[444] Aeußerst billig.

Penelope.

Taschenbuch für die Jahre 1827 bis 1838.

12 Bändchen mit 94 schönen Stahl- und Kupferstichen &c. haben wie vollständig auf 6 Thlr. Pr. Cour. (einzelne Bände, excl. 1832, zu 12 Gr.) herabgesetzt. Von einigen Jahrgängen sind nur wenig vorhanden, daher um baldige Bestellung bitten.

Leipzig, den 20. August 1839.

pr. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

---

[465] Literarische Anzeige.

Im Verlage des Unterzeichneten erschien so eben:

Elias, W.,

Glaube und Wissen.

Ein Roman. Mit einer Musik-Beilage.

2 Bände. gr. 8. geh. 3 Rthlr. 9 Gr.

Bei der Erscheinung dieses Werkes erlaube ich mir insbesondere auf die Tendenz desselben aufmerksam zu machen. Es handelt sich bei diesem Buche nicht allein um eine gewöhnliche Unterhaltungs-Lectüre, sondern das Ziel des Verfassers ist hauptsächlich dahin gegangen, das was gelehrte Werke bis jetzt über die in den letzten Jahren genommene Richtung der verschiedenen Secten der christlichen Religion gesagt haben, den Laien im Romangewande darzustellen, und vorzüglich hat der Verfasser bei dieser Arbeit das bekannte Werk: „Strauß Leben Jesu“, im Auge gehabt. Bei der trefflichen Darstellung des Geschilderten wird es nicht fehlen, daß sich dieses Buch bald einen großen Lesekreis erwirbt!

C. Schünemann.

---

[441] Bei A. Wienbrack in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Bibliothek der Elementarpädagogik. Von Dr. A. A. R. Gutbier. III. 2te Abthl. gr. 8. 16 Gr. Auch unter dem Titel: Sprech- und Denkübungen, oder Wegweiser durch das Gebiet der sinnlichen Anschauungen. 2te Abthl.

Daß die Methode des Verfassers, der als praktischer Schulmann rühmlichst bekannt ist, den Beifall der Pädagogen habe, wird durch den fortwährenden Absatz der erschienenen Abtheilungen dieses Werkes bestätigt, und nur dringende Berufsarbeiten hinderten den Verfasser, die Fortsetzung früher folgen zu lassen. Die 3 Bände zusammen kosten 2 Thlr. 13 Gr. und sind auch einzeln käuflich.

---

[479] So eben ist in unserm Verlage erschienen:

C. F. Gellerts

sämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe in 10 Bänden.

Taschenformat.

Mit Gellerts Bildniß,

in Stahl gestochen von F. Barth.

2ter, 3ter, 4ter Theil.

Der Preis aller 10 Bände ist 1⅔ Thlr.

Leipzig, den 31. August 1830.

Weidmann'sche Buchhandlung.

---

[481] Bei C. G. Kunze in Mainz erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Stolterfoth, A. v., Stiftsdame, Rheinisches Album oder Beschreibung, Geschichte und Sage des Rheingaues und Wisperthales mit der Umgegend. Mit 30 Stahlstichen von den besten englischen und deutschen Künstlern nach Originalzeichnungen und mit einer Karte. gr. 8. geh. 4 fl. 54 kr. oder 2 Rthlr. 18 Gr.

Unstreitig darf dies das schönste und wohlfeilste Werk über den Rhein genannt werden. Auch war der darin beschriebene Theil bis jetzt noch nicht bearbeitet und keine gute Abbildungen davon zu haben.

---

[492] In unserm Verlage erschienen so eben und sind durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Eduard Elfen. Ein Roman von Ehrenreich Eichholz. 2 Bände. 8. geh. Preis 2 Rthlr.

Smidt, Heinr. Eine Fahrt nach Helgoland und die Sagen der Niederelbe. 12. geh. Preis 16 Gr.

Brasilianische Zustände. Nach gesandtschaftlichen Berichten bis zum Jahre 1837, herausgegeben von Fr. Tietz. 8. geh. Preis 16 Gr.

Berlin, den 1. Sept. 1839.

Voß'sche Buchhandlung.

№ 234.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 30. September 1839.

Zu theuren Pflichten, zarten Sorgen,
Dem jungen Busen noch verborgen,
Ruft dich des Kranzes ernste Zier.
Der Kindheit tändelnde Gefühle,
Der freien Jugend flücht'ge Spiele,
Sie bleiben fliehend hinter dir.

Schiller.

Auf die Hochzeit eines Landmädchens.

Von Julius Krais.

Horch! es rufen Silberglockenklänge
Zu dem Hochzeitgang, der feierlich
Durch das Dorf bewegt zur Kirche sich
Im neugierig wogenden Gedränge.
Männlich in der Jugend Stärke schaut
Man den Bräutigam, den liebentzückten;
In der Jungfrau'n Chor, der kranzgeschmückten,
Geht demüthig, holden Blicks die Braut.

Fühlst du nicht es innen lauter pochen,
Lieblingskind der heiligen Natur,
Hier genährt auf heimathlicher Flur,
Bis die Wunderblüthe aufgebrochen?
Noch vor wenig Monden warst du dein;
Doch ein fremder Jüngling ist gekommen,
Hat im Sturm dein Herz hinweggenommen,
Und nun wirst du ganz und ewig sein.

Aus dem Hause, wo nach alter Sitte
Eltern dich erzogen, fromm und schlicht,
Bebt in Wehmuth dir die Seele nicht.
Nun zu scheiden aus der Schwestern Mitte?

Ach! dies stille Thal und diese Höh'n
Werden innig klagend dich vermissen,
Wenn du fortan ihrem Schooß entrissen,
Nimmer sie durchwandelst jung und schön.

Hier mit den Gespielinnen zu wallen
Liebtest du im Feierabendglanz,
Weit vorstrahlend aus dem bunten Kranz,
Hoch und schlank, die lieblichste von allen.
Auch im einfach ungeschmückten Kleid
Zeigt dein Leib der reinen Schönheit Siegel,
Und dies Aug' ist einer Seele Spiegel,
Die kein trüber Anhauch je entweiht.

Freute sich dein Engel, da du knietest
Weinend mit der andern Kinder Schaar
Einst vor deines Gottes Weihaltar,
Ganz von himmlischen Entschlüssen glühtest:
Wie er heut sich doppelt freuen wird,
Wenn vom Schwur der ew'gen Lieb' erschüttert,
Aeolsharfen gleich dein Busen zittert,
Daß du niemals dich von ihm verirrt!

Da des Tempels Heiligthum vernommen
Von euch Beiden jezt ein freudig Ja,
Wonniger im hellern Schimmer sah
Ich des Engels Lichtgestalt entglommen,

Sah in deinem braunen Lockenhaar
Weiße Rosenknospen schnell aufglühen
Und aus den erschloßnen Kelchen sprühen
Duft'ge Purpurflammen wunderbar.

Aber fernweg schwärmen die Gedanken
Von des Festes fröhlich lautem Braus
Mir zu eurem ländlich stillen Haus,
Das Hollunderbusch und Lind' umranken.
Aus und ein als Herrin dieser Flur
Wirst du da im Halmenhute schweben;
Alles blüht durch deines Odems Weben,
Segen träuft von deiner Schritte Spur.

Wenn die Lerche früh zum Himmelsbogen
Als ein Liederspringquell tönend steigt,
Der herab in's grüne Saatfeld neigt
Seine morgenrothbeglänzten Wogen:
Trittst du frisch und rosig aus der Thür,
Dem buntfarbigen Geflügel Futter
Streuend in den Hof, des Hauses Mutter,
An der Hand des Gatten schon herfür.

Wo die Sense mäht das Grün der Wiesen,
Sichel klingt und Schnitterjubel schallt,
Mit dem Bächlein Grüße tauscht der Wald,
Wo von Hügeln Weines Bäche fließen,
Brennt noch heißer, als der Tag, dein Fleiß;
Glatter Rinder Zucht und stolzer Pferde
Weidet hier, dort geht die Wollenheerde,
Hüpfen Lämmer, zart und silberweiß.

Siehst du halbverhüllt im Laube prangen
Goldne Frucht umher an jedem Baum?
Also mögen bald im Wiegentraum
Eure Kindlein ruhn mit rothen Wangen;
Und der Jugend erste Liebe sey,
Wie dem Täubchenpaar auf eurem Dache,
Das dort als ihr Sinnbild hält die Wache,
Euch mit jedem Tage wieder neu.

Nun, das Festgetümmel ist vorüber
Und des Abschieds bange Stunde naht;
Heiter glänzt im Frühlicht euer Pfad,
Aber manches Auge wölkt sich trüber.
Rosse stampfen, horch! der Wagen rollt,
Führt das junge Paar rasch in die Weiten;
Doch die Thränen, die euch noch geleiten,
Mild verklärt das Morgensonnengold.

Günther.

(Schluß.)

In so frivoler, lebenslustiger Welt hatte die Poesie nichts weiter zu thun, als immerwährend zu loben. Zu diesem Zweck stand ihr der ganze Olymp zu Diensten. Jene strengen Götter Homers wurden graziöse, schmeichelnde Begleiter der Fürsten und tanzten an ihren Festen. Mars bekränzte unaufhörlich seine Helden, Venus warf ihnen ihre Myrthenbouquets in den Schoß, Pallas gab ihnen die Attribute der Wissenschaft in die Hände, und Apoll seine Lyra. Diese Art zu loben erscheint uns jezt als fade, allein damals war sie fein und sinnreich. Wer am meisten Allegorien häufen konnte, war der größte Dichter, wer die alten Autoren am unverschämtesten plünderte, der gelehrteste Panegyriker. Etwas hievon hat sich noch bis an's Ende des achtzehnten Jahrhunderts erhalten, und selbst Goethe verschmähte es nicht, diese prunkenden Puppen der Allegorie bisweilen in Bewegung zu sezen.

Herr Burchard Mencken wußte, daß sein Schüler Glück machen würde mit seinen Versen, wenn er nur auch Glück machte mit seiner Person, und dieses stand zu bezweifeln. Indessen hoffte man das Beste, und unser Günther kam nach Dresden. Er sollte jezt „des Hofes Eis" betreten, wie er selbst in jenem Gedichte aus Borau sagt, das wir angeführt hatten. Er war auf's Beste ausgestattet, und alle Fehler seiner verlorenen Jahre waren unter Sammt und Seide versteckt. Der Erfolg war bei alle dem unendlich betrübend.

Die polnischen und deutschen Großen am Hofe Augusts führten jeder seinen Panegyriker mit sich, den sie ihren Kammerpoeten nannten, und von denen einige die elendesten Gestalten, die unverschämtesten Landstreicher, wo nicht noch etwas Schlimmeres waren. Dieses Gesindel schaarte sich um den neuen Ankömmling, und da sie in ihm einen Beeinträchtiger ihrer Rechte und Hoffnungen sahen, waffneten sie sich gegen ihn. Günthers Charakter war weit entfernt von jener kriechenden Speichelleckernatur, die jene unwürdigen Satelliten bezeichnete. Das Elend hatte ihn verwildert, aber nicht gebeugt. Er, der Mann, der von den Mächtigen leben sollte, sagte diesen Mächtigen Wahrheiten, die oft bitter und treffend waren. Gegen ein frostiges Lobgedicht machte er zwölf gutgelungene Satiren. Diese Sprache im Munde eines damaligen Dichters war neu. Günther erwarb sich Feinde; seine Sache war so gut wie verloren, und Alles kam jezt auf eine Audienz beim Könige an. Unser Poet wußte das, und er bereitete sich mit den studiertesten Mitteln auf diese Audienz vor. Seine Feinde waren ebenfalls thätig.

Als der Tag erschien, that Günther das Gelübde, keinen Tropfen Wein über seine Lippen kommen zu lassen. Er hielt dieses Gelübde, bis sein Fuß die Schwelle jener ominösen Treppe betrat, die zur Macht hinaufleitete. Er wurde in einen der entlegenen Corridore gerufen und fand hier eine kleine heitere Gesellschaft versammelt. Man spielte die Zither, man saß unter Blumen und man trank Wein. Das waren Scenen, wie sie damals häufig vorfielen. Günther liebte leidenschaftlich diese Scenen, aber heute fand er für gut, sie mit dem Rücken anzusehen. Man ließ ihn nicht fort. Ein großes, korpulentes Violoncell postirte sich vor der Thür, eine dünne Flöte schob sich als Riegel vor, eine Mandoline klagte in süßen, zärtlichen Tönen. Dabei wurden die Pokale gefüllt, der Wein perlte, die Düfte einer Pastete wirbelten empor. „Nur ein Glas, nur ein Glas, Freund Günther!" so tönten die Stimmen. Er wandte sich ab, aber es zogen ihn schöne Hände herbei, und die Ueberredung siegte. Er saß auf dem Sessel am obersten Platze und zwei tüchtige Trinker übernahmen es, ihn zu bearbeiten. Armer Poet! Mit deinem Glück, deinem Ruhm, deiner Ehre ist's aus! Als du nun vor dem König erschienst, da taumeltest du, da warst du nicht fähig, eine zusammenhängende Rede hervorzubringen. Ein finsterer Wink der Augen, und du warst verabschiedet, verabschiedet, um zu deinem Elend, deinem trostlosen Jammer, und zu deinen Verbrechen zurückzukehren. Die Feinde hatten gesiegt.

Das Uebrige von Günthers Leben kann füglich als „das schwache Aufflammen und jähe Verlöschen des Lichts" bezeichnet werden. Wir erschrecken oft, und es überschleicht uns ein grausiges Gefühl, wenn wir den an unheilbarer Auszehrung Leidenden von weit hinausreichenden Lebensplanen sprechen hören; aber weit stärker muß der düstere Eindruck seyn, wenn wir den rettungslos moralisch Versunkenen von Planen des Glanzes, des nahen Ruhms und der erworbenen anerkennenden Achtung sprechen hören. Wir sehen die Hebel nicht, die dieses bewirken sollen, wir sehen die Fülle gespannter Kräfte nirgends, die eine so gewaltsame Veränderung herbeizuführen im Stande wäre. Die allein gültige und wirksame Buße entspringt nur aus einem Boden, der die geistige Zeugungskraft noch nicht verloren hat; Günthers Entschließungen zur Reue waren nur Symptome seiner äußersten Schwäche.

Die Wissenschaft der Heilkunst, der er sich früher mit sehr zweifelhaftem Erfolge zugewendet, sollte jetzt, mit Ernst und Eifer ergriffen, der Zweck seines Lebens und das Mittel zu einem ehrlichen Auskommen werden. Aber hier zeigten die Musen jene Widerspenstigkeit, die ihnen eigen ist, wenn der ihrem Dienste Geweihte sich den Pflichten bürgerlicher Existenz nebenbei verkaufen will. In Günthers schwacher Seele entstand Streit und Zwiespalt; er wollte und wollte nicht. Das Bedürfniß drängte, der innere Widerwille wandte alle Kräfte an, den Gehorsam zu verweigern. Hier wird nun unseres Dichters Leben farblos und ohne Interesse. Die Keckheit der Jugend, der Uebermuth der Kräfte ist entschwunden, und die moralische Tüchtigkeit ist nicht an ihre Stelle getreten, um uns wegen der verlorenen poetischen Reize zu versöhnen.

Günther lebte nun abwechselnd in Borau, in Schweidnitz, in Leipzig ein trostloses, verlassenes Leben; endlich brachte ihn sein Schicksal nach Jena, und dort starb er. Der Biograph Günthers fügt tröstend hinzu: „ihm, dem Armen, dem Verlassenen, fehlte bei allem dem doch das ehrliche Begräbniß nicht." Ja, seinem Sarge folgten erkaufte Leidtragende, die man ausputzte mit der Garderobe des Todes und die man gleichgültig wieder verabschiedete. Doch wir wollen annehmen, daß unserm armen Dichter wenigstens ein unerkauftes Herz folgte, ein Herz, das um ihn blutete, ein Auge, das um ihn weinte, eine Hand, die zitternd die Erde auf seinen Sarg warf.

Aus der Asche dieses unwürdigen Todes entstand das wahre Leben, ein Leben, dem kein Tod droht; der Geist des Dichters schwang sich empor, und von den irdischen Mängeln gereinigt, erschien er in einem seiner würdigen Lichtgewande. Dieses ist die Sammlung seiner Gedichte, von denen bald nach seinem Tode mehrere Auflagen schnell nach einander erschienen. Der Zweck dieses Aufsatzes ist, auf diese aufmerksam zu machen. In unserer Zeit, wo die Lyrik sich so viele Freunde erwirbt, ist es nöthig, vor falschem Geschmack zu warnen und freundlich zu werben um Theilnahme für jene frischen jugendlichen Geister früherer Tage. Günthers Gedichte sind darum so vortrefflich, weil sie echtmenschliche Zustände uns vor die Seele führen. Es ist da nichts Ueberreiztes, fremdartig Herbeigezogenes. Die Wahl der Bilder ist immer treffend, weil sie sich der Natur und den Sitten anpaßt. In einer mit Geschmack geordneten Auswahl würden sie noch jetzt große Theilnahme finden. Es weht ein anspruchsloser, heiterer Geist durch die Sammlung, und die Verirrungen einer poetischen Jugend sind mit den lebhaftesten Farben darin geschildert.

Daß Günther seinen Werth fühlte, und daß hierin ein Trost für sein brechendes Herz lag, bezeugt ein Abschiedslied, das er spät noch sang, und von dem wir, ebenfalls zum Abschied von dem Leser, nur zwei Strophen ausheben wollen.

Euch Musen dankt mein treu Gemüthe,
Wofern ich etwas gelt' und bin;
Der Lorbeer eurer reichen Güte
Grünt jetzt schon auf die Nachwelt hin.
Ihr habt mich von Geburt umfangen,
Gesäugt, geschützt, geführt, ernährt;
Und wenn es übel mir ergangen,
Dem Herzen allen Gram verwehrt.

Sprecht nur, ihr hochmuthsvollen Spötter,
Ich hielte nichts von Lob und Ruhm,
Mein Name dringt durch Sturm und Wetter
Der Ewigkeit in's Heiligthum.
Ihr mögt mich rühmen oder tadeln,
Es gilt mir beides einerlei:
Den wahre Lied' und Weisheit adeln,
Der ist allein vom Sterben frei.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Schluß.)

Malerei. Theater. Musik. Gesellschaft.

Unter unsern Malern hat Calame aus Neufchatel hier und in Paris durch eine große Landschaft das meiste Aufsehen erregt und verdientes Lob erworben. Sein Bild stellt ein wahres Drama dar, den Kampf auf Leben und Tod zwischen einem Sturm auf der Handeck im Oberhaslythal mit einer Gruppe mächtiger Tannen. Diese herrliche, zitternde Baumgruppe, in der der Sturm mit einer Wahrheit wühlt, daß man sein Heulen hört, die gebeugten Bäume im Mittelgrund, das stürzende Wasser zwischen Felsen und die vom Sturm gegen und über Felsen gejagten Regenwolken zeugen von einem großen und glücklichen Studium der hohen Alpennatur, sowie von poetischer Auffassung in Zeichnung, Farbe und Licht zu einem mächtigen Effekt. Ehe das Bild dies Jahr zur Gemäldeausstellung nach Paris ging, traten mehrere Freunde der Kunst zusammen und kauften es für das Museum Rath, was um so verdienstlicher und dankenswerther war, da dies schöne Bild auch in Paris großen Beifall erhalten hat, allgemein als die beste Landschaft der Ausstellung betrachtet worden ist und gewiß dort gekauft worden wäre. Calames Meister war Diday von Genf, einer unserer guten Landschaftsmaler. Er erklärte beim Anblick des Calameschen Bildes, der Schüler habe darin den Meister bei weitem übertroffen. Dies Gemälde ist nun bereits wieder hierher zurückgekommen und im Museum aufgestellt worden. Ich wünschte sehr, daß es vom Museum zu den Gemäldeausstellungen von München, Wien, Dresden und Berlin gesendet würde, damit sich auch deutsche Künstler und Kunstverständige nach ihrer Ansicht von der Landschaft über dessen Werth aussprechen könnten. In der Porträtmalerei, einem andern Zweig der Genfer Malerei, behaupten hier noch immer Hornung und Scheffer eine ausgezeichnete Stelle, zumal lezterer, der durch seine guten und langen Studien in Italien in Charakteristik, Farbe und schöner Ausführung vorzüglich ist. Er bringt jährlich einige Monate in Paris zu, um da nach guten Modellen zu studiren, die hier ganz fehlen. Künftiges Jahr wird er eine Kunstreise nach München unternehmen, wozu er sich jezt schon auf manche Weise vorbereitet. Hornung hat die Fehler seines früheren Bildes vom Tod Calvins eingesehen und diesen Gegenstand noch einmal nach reiferer Kunstüberlegung gemalt; hierauf hat er das Gemälde nach London zur Kunstausstellung geschickt, wo ein Londoner Journal sehr günstig davon spricht. Von Genf stammt auch A. Chalon, der seit langer Zeit in London lebt und dessen Bild von der Königin Victoria dort großes Aufsehen erregt hat und für das beste gelten soll. Wir kennen es hier nur durch einen herrlichen Kupferstich, der zwölf Pfund Sterling kostet.

Von der bildenden Kunst wenden wir uns zur darstellenden. Unser Theater war auch dies Jahr so mittelmäßig gut, als es in einer Stadt dritten Rangs seyn kann, wo es weder von der Regierung noch von den höhern und reichern Classen unterstüzt wird. Die achtungswerthesten und fashionabelsten Familien gehen hier gar nicht oder nur bei wenigen Opern in's Theater, denn die meisten Stücke der neuen französischen dramatischen Schule scheinen ihnen unpassend für ehrliche Frauen und Mädchen. Darin haben sie freilich sehr Recht, wiewohl unsere Theatercensur die krassesten Pariser Theatersachen gar nicht zur Aufführung bringen läßt. Wollte sie aber Alles verbieten, was schmuzig oder zweideutig ist, so müßte das Theater geschlossen werden. Die Direktion muß auch solche Stücke geben, wenn sie leidliche Einnahmen machen will; mischt sie von Zeit zu Zeit etwas Gutes und Reines ein, z. B. von Delavigne, so schreien Parterre und Galerien über Rococo und Langeweile. Unter unserem diesjährigen Theaterpersonal hatten wir eine junge Jüdin, die sich hier für das Lustspiel und für den Gesang auf merkwürdige Weise ausgebildet hat, ja unsere Rachel geworden ist. Ueberdies war sie sehr hübsch und streng gesittet; leider verließ sie unsere Bühne und ging nach Amsterdam, wo wir Fräulein Caroline Levy den glücklichsten Erfolg wünschen. — Voriges Jahr operirte unser Theaterdirektor so gut, daß es der Züricher Oper unmöglich war hierherzukommen und eine Reihe Vorstellungen zu geben. Freilich wäre dann unsere sehr mittelmäßige französische Oper verloren gewesen. Dies Jahr aber hat dem Direktor sein Intriguiren doch nichts geholfen, denn die deutsche Oper von Bern unter Edeles Leitung, welche einen Monat mit großem Beifall Vorstellungen in Lausanne gegeben hat, ist hieher gekommen und hat allen Freunden deutscher Musik, und deren sind hier viele, großen Genuß bereitet.

Unsere Concertmusik, großentheils aus Liebhaberelementen bestehend, scheint sich nicht ascendirend zu bewegen, sondern deklinirend, bis ihr ein mächtiges Talent wieder aufhilft. Vielleicht wirkt hier die deutsche Oper günstig. An tüchtigen Lehrern für Gesang und Instrumentalmusik fehlt es nicht. Das Conservatorium bildet hier und da einen guten Schüler oder eine versprechende Elevin, wenn zu Hause wacker nachgeholfen wird, aber bei dieser Anstalt fehlt es an humanem Kunstsinn in der leitenden Region, denn da weht eine rauhe Luft; überdies verliert sie jezt zwei ihrer besten Lehrer, Billet und Schabe aus Würzburg.

Soll ich Ihnen noch von unserer Gesellschaft sprechen? Noch sind die Frauen, welche eigentlich die Gesellschaft gestalten, wie ehemals, sehr ehrenwerth, unterrichtet, oft geistreich, aber kalt und spröde wie Glas. Die ältern Männer sind geblieben, was sie früher waren; noch hängen sie mit ganzer Seele an ihren Geschäften, sich vertiefend in das Haben, Sollen und Vermehren, sich den großen materiellen Fragen unserer Zeit mit reicher Kenntniß und Erfahrung hingebend. Noch immer zeigen beide Geschlechter gleichen Geist und gleiches Interesse, wenn Gegenstände des Unterrichts und der Erziehung, der Sittlichkeit und der moralischen Besserung zur Sprache kommen. Das stille oder laute Wohlthun ist in allen Sphären noch dasselbe. Es ist gewiß nicht leicht, diese schöne und menschenfreundliche Wärme dicht neben jenem kalten, spröden und immer rechnenden Element zu erklären; denn beide scheinen sich einander absolut auszuschließen. Mir scheint es, als wenn sich die Genfer gewissermaßen Gewalt anthäten, um für ganz positive Gesellschaftsfragen Interesse zu zeigen, daß aber im Grund ihres Gemüths noch etwas schlummert, was sie mühsam unterdrücken, die Poesie des Lebens und des Gefühls. — In unserer Gesellschaft geht aber gegenwärtig eine merkwürdige Veränderung vor, und hievon das nächste Mal.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 99 u. Monatsreg. September.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Drei und dreißigster Jahrgang.

1 8 3 9.

Oktober.

Stuttgart und Tübingen,

im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgenblatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vortreffliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**“, mit Einschluß des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**“ ohne das „**Morgenblatt**“ . . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**“ . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**“ . . . . 6 fl.
Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Literatur-Blatt.

das Steigen der Rente in der preußischen Rentenversicherungsanstalt und in der Stuttgarter allgemeinen Rentenanstalt. Von demselben Verf. — Neueste Werke über Tirol. 1) Das Land Tirol. (Schluß.) — 2) Leben des Sandwirths Andreas Hofer, Oberanführers der Tiroler in den glorreichen Kämpfen von 1809. Vom Vollender des Marschall Vorwärts.

Nro. 104.

Ansprüche russischer Schriftsteller an Deutschland. 1) Die europäische Pentarchie.

Nro. 105.

Ansprüche russischer Schriftsteller an Deutschland. 1) Die europäische Pentarchie. (Fortsetzung.)

Nro. 106.

Ansprüche russischer Schriftsteller an Deutschland. 1) Die europäische Pentarchie. (Schluß.) — 2) Rußland in historischer, statistischer, geographischer und literarischer Beziehung, von Thaddäus Bulgarin. Unter Mitwirkung des Verfassers übersezt von Herrn von Brackel. Geschichte. Erster Band. Statistik. Erster Band, mit Karten. — Taschenbuch auf 1840. Urania.

Nro. 107.

Die Leipziger Büchermesse, Michaelis 1839. — Ansprüche russischer Schriftsteller an Deutschland. 2) Rußland in historischer, statistischer, geographischer und literarischer Beziehung, dargestellt von Thaddäus Bulgarin ꝛc. (Schluß.)

Nro. 108.

Lyrische Dichtkunst. 1) Berangers Lieder. Deutsch von L. S. Rubens. — Deutsche Geschichte. 1) Leben und Wandel Karls des Großen, beschrieben von Einhart. Einleitung, Urschrift, Erläuterung, Urkundensammlung, herausgegeben von J. L. Ideler. — 2) Das alte lübische Recht, herausgegeben von Dr. Hach ꝛc. — 3) Chronicon Halberstadense saec. XIII., herausgegeben von Dr. Schatz.

Nro. 109.

Lyrische Dichtkunst. 2) Hundert und drei Lieder des Pariser Chansonnier Pierre Jean de Beranger gibt hier im Deutschen wieder mit seinem wohlgemeinten Gruß Philipp Engelhard Nathusius. — 3) Fünfzig Gedichte von Ph. E. Nathusius. Probesammlung. — Deutsche Geschichte. 4) Wiener Skizzen aus dem Mittelalter. Von J. E. Schlager.

Nro. 110.

Philosophie. 1) Immanuel Kants sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Rosenkranz und Fr. Wilhelm Schubert. — — 2) Aristoteles Staatspädagogik, als Erziehungslehre für den Staat und die Einzelnen. Aus den Quellen dargestellt von Dr. Alex. Kapp. — 3) Aristoteles Rhetorik, übersezt und erläutert von Dr. Heinr. Knebel. — 4) Geschichte und System der platonischen Philosophie von Dr. K. F. Herman. — 5) Sokrates nach dem Grabe seiner Schuld, zum Schuz gegen neuere Verunglimpfung. Von Dr. Th. Heinsius. — 6) Die Freiheit des Menschen und die Persönlichkeit Gottes. Ein Beitrag zu den Grundsäzen der gegenwärtigen Speculation. Von J. Frauenstädt. — 7) Essais et fragments de philosophie et de théologie publiées par plusieurs professeurs du séminaire protestant et de la faculté de théologie de Strasbourg. — Länder- und Völkerkunde. Brasilianische Zustände. Nach gesandtschaftlichen Berichten bis zum Jahr 1837. Von F. Tietz.

Kunst-Blatt.

Nro. 79.

Stuttgart. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen.

Nro. 80.

Stuttgart. (Fortsetzung.) — Bemerkungen. — Museen und Sammlungen. — Bauwerke.

Nro. 81.

Stuttgart. (Fortsetzung.) — Bemerkungen. — Bauwerke. — Skulptur. — Metallguß. — Plastik.

Nro. 82.

Stuttgart. (Beschluß.) — Plastik. — Denkmäler. — Malerei. — Statistik der Kunst. — Artistischer Verkehr.

Nro. 83.

Der Bäcker Curysaces und sein Monument. — Bemerkungen. — Reisenotizen. — Kunstgeschichtliches. — Ethik der Kunst. — Alterthümer und Ausgrabungen. — Neue Stiche und Lithographien. — Kupfer- und lithographische Werke. — Literatur. — Nekrolog.

Nro. 84.

Der Bäcker Curysaces und sein Monument. (Beschluß.) — Gelegenheitliches über alte und neue Glasmalerei in Bayern. — Neue Kupferstiche.

Nro. 85.

Rom, 15. August 1839. — Weimar, 30. September 1839. Neue Kupferstiche. Heilige Genoveva, gemalt vom Prof. Jakob Felsing in Darmstadt. — Persönliches. — Technisches.

Nro. 86.

Kunstausstellung in Weimar 1839. — Stuttgart, im September 1839. — Leipzig, im September 1839. — Kunstgespräch. — Technisches. — Kunstausstellungen.

Nro. 87.

Simon's Arabesken zum Oberon. — Kunstausstellungen. — Versteigerungen. — Museen und Sammlungen. —

Nro. 88.

Kunstnachrichten aus Holland. — Gelegentliches über alte und neue Glasmalerei in Bayern. — Museen und Sammlungen. — Akademien und Vereine. — Bauwerke.

№ 235.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 1. Oktober 1839.

Oft erfüllet Er auch, was sich das zitternde
Volle Herz nicht zu wünschen wagt.
Wie von Träumen erwacht, sehn wir dann unser Glück,
Sehn's mit Augen, und glauben's kaum.
Also freuet' ich mich, da ich das erstemal
Seinen Armen entgegen kam.

Klopstock.

Blätter der Erinnerung.

Von L. Rellstab.

(Mein persönliches Bekanntwerden mit Jean Paul.)

Unter der oben gewählten Bezeichnung habe ich seit längerer Zeit angefangen, einzelne Begegnisse meines Lebens aufzuzeichnen, die entweder für mich, durch den Einfluß, den sie auf den Entwicklungsgang meines Innern übten, bedeutsam waren, oder welche durch Umstände und dabei betheiligte dritte Personen in der That ein Interesse gewinnen konnten, das sich vielleicht auch auf Entferntere überträgt. Was die Erinnerungen der ersten Gattung anlangt, so bleiben sie wohl am besten jenem vertrauten Kreise aufbewahrt, der durch Verhältnisse, welche einen nähern persönlichen Antheil erzeugen, mit mir verbunden ist. Denn durch die Merkwürdigkeit äußerer Begebenheiten kann meine Lebensgeschichte keinen Anspruch auf Oeffentlichkeit machen; und hätte mein geistiges Seyn und Wirken auch Bedeutung genug, um einem größern Leserkreise Theilnahme für die Wege einzuflößen, auf denen ich es errungen und behauptet, so wäre doch jetzt noch nicht der Zeitpunkt gekommen, was *geschriebenen* Blättern anvertraut ist, der *Welt* frei zu übergeben. Denn einmal berührt es noch zu viele fremde Lebensverhältnisse, über die ich mir, so lange sie noch in lebendiger Wirklichkeit und Gegenwart bestehen, kein Recht anmaßen will,* andererseits ist es für mich selbst zu früh, da der noch im Wirken begriffene Mann dem Jünglingsalter zu nahe steht, um es unbefangen genug zu überschauen — bald gähren und brausen ja die jugendlichen Kräfte noch in ihm — und die früheste Zeit des Daseyns nur Keime treibt, die, wenn man sie nicht wenigstens bis zu den ersten selbstständigen Entwicklungen verfolgen kann, zu unterschiedslos erscheinen, um nicht *jedem* Leben angehören zu können.

Die zweite Gattung dieser Erinnerungsblätter aber knüpft sich entweder an Ereignisse oder an Personen; von den letztern üben einige für sich selbst mitunter die höchste Anziehungskraft des Interesses (z. B. Goethe, Beethoven). Bin gleich auch ich dabei nahe betheiligt, so verhalte ich mich doch nur dazu wie Veranlassung zur Ursache, wie der Zeuge zur Begebenheit, wie der Empfänger zum Geber. Wo das Aktivum unseres Daseyns außer uns fällt und wir das Passivum übernehmen, da hören *wir*

* Die neueste Literatur bietet nur zu viele Beispiele der anstößigsten Verletzungen des Heiligthums einer fremden Lebenswelt dar, die überdies noch oft von den eigensüchtigsten und frechsten Entstellungen der Wahrheit begleitet sind. Es wäre Pflicht jedes Schriftstellers von Ehre und Gewissen, wider diese Freibeuterei gegen Privateigenthum aufzutreten.

A. d. Verf.

auf, den Maßstab für die Bedeutung unseres Lebens zu bilden, und dürfen ohne Besorgniß, uns selbst zu hoch anzuschlagen, damit in die Oeffentlichkeit treten. Dem Geringsten kann eine solche Gabe des Schicksals, die seinem Daseyn Werth, nach Verhältnissen Wichtigkeit gibt, zu Theil werden. Große Männer und Begebenheiten, die wie Fixsterne selbst leuchten, erhalten und erheben Alles, was in den Kreis ihrer Strahlen tritt. Wer den Schreckensrückzug von Moskau überdauerte, wer nach tagelanger Verschüttung aus den Trümmern eines Bergsturzes herausgegraben wird, der Leibmameluck Napoleons, das Schlachtroß Blüchers, der Spitz oder Pudel Jean Pauls, ja der Nachen, welcher den Cäsar über das stürmende Meer von Brundusium nach Dyrrhachium trägt, erbt von dem Interesse des Ereignisses oder der Person. — Einige Male war auch ich ein solcher glücklicher Erbe. Mein Lebensweg führte mich in die Nähe bedeutender, großer Männer; es war der Pfad, den ich wählte, ihn eifrig, oft nicht ohne Mühe verfolgte. Manch unvergeßlicher Augenblick wurde mir dafür zum Lohn; von Jean Paul, Goethe, Beethoven (ich nenne mit Absicht nur die Todten), bewahre ich eine lebendige Anschauung, die mir um so unschätzbarer ist, je mehr ich ein trauriges Geschlecht der Gegenwart, dem Pietät und Ehrfurcht verklungene Namen scheinen, sich in kahler Unbedeutendheit laut machen sehe.

Ich hebe versuchsweise eines jener Blätter der Erinnerung aus meinem Leben heraus. Es ist mein erstes, längeres Begegnen mit Jean Paul, das ich dem Leser hier schildern will.

Im Jahr 1821 erfüllte mich ganz der Drang erzeugender Geistesthätigkeit, und suchte nach den verschiedensten Richtungen seine Auswege. Der Jüngling lebt im Ideal; dahin trieben nicht allein meine dichterischen Versuche aus diesen Tagen, sondern mir war auch noch das köstliche Gut gläubiger, heiliger Verehrung derjenigen geblieben, in denen meine Ideale sich verwirklichten. Goethe und Jean Paul waren es unter den Lebenden. Der unbegrenzte Reichthum an Liebe, der Jean Pauls Werke durchströmt, das größte und reinste aller Herzen, das darin schlägt, hatte von jeher die Gefühle, welche seine Bücher erweckten, mit vollstem Vertrauen auch an ihn selbst gewiesen; denn nie waren Werk und Schöpfer so Eins als in ihm. Zu ihm drängte es denn auch mich; von ihm anerkannt, gewürdigt, geweiht zu werden zu dem dichterischen Berufe, den Niemand so verklärte und verherrlichte als er, war der heißeste Drang des Jünglings. So hatte ich ihm denn schon im Winter des Jahres 1820 einige Dichtungen zugesandt und zugleich die Bitte ausgesprochen, ihn im Sommer des nächsten Jahrs in Baireuth selbst aufsuchen zu dürfen. Doch war dieser Zeitpunkt bereits herangekommen, ohne daß ich auf meinen Brief eine Antwort empfangen hätte; ich gab schon die Hoffnung dazu auf, weil man mir vielfältig gesagt hatte, Jean Paul pflege dergleichen Briefe nie zu beantworten, was bei der Menge derselben, die er zuverlässig erhielt, wohl natürlich wäre. Da auf einmal erhielt ich den folgenden Brief:

Baireuth, 11ten Juli 1821.
(Abgegangen den 20sten.)

Schon im Jenner fing ich ein Blättchen an Sie an, und jetzo erst schick' ich eines. Nach den 999 Entschuldigungen meines Aufschubs ist die 1000ste die beste, daß ich erst Ende Mais durch meine Wetterprophezeihung mich beredet habe, zu Hause zu bleiben, wenigstens bis Ende Augusts. Sie können also, freundlichster Leser und Briefsteller, mich finden, sobald Sie wollen. Aber um meine Erlaubniß hätten Sie in Ihrem Briefe nicht erst fragen sollen, mir eine Freude zu machen, da Sie zugleich lieben und dichten. — Aus Ihren mitgesandten Dichtproben erinnere ich mich indeß, da ich sie schon im vorigen Jahre gelesen, nichts, als daß mir die, welche dem so schönen „Blüchers Gedächtniß" ähnlich waren, am meisten gefallen. Verzeihen Sie nur einem, der als ein Vielschreiber von Büchern auch ein Vielschreiber von Briefen seyn muß, das Verspäten der Antwort, zumal da dieses doch besser ist, als ein häufiges Unterlassen derselben. Mit Liebe

Ihr ergebenster
Jean Paul Friedrich Richter.

Schwer würde es mir seyn, das begeisterte Aufwallen, das lang nachtönende selige Bewußtseyn zu schildern, welches der Empfang dieses Briefs mir und denjenigen bereitete, mit welchen ich damals die frohen Hoffnungen der Jugend theilte. Wie Jemand, der ein hohes Loos im Lotto gewonnen, oder ein Kleinod gefunden, eilte ich, als ich die beglückenden Zeilen zuerst hastig überflogen, dann unter freudigem Beben noch ein-, zweimal gelesen, alles Andere bei Seite lassend, hinweg, um die Empfindungen meiner überdrängten Brust auszuströmen.

(Fortsetzung folgt.)

Reise- und Lebensbilder.

Von Franz Freiherrn Gaudy.

San Marino.

Die Schatten ruhten noch auf den Thälern, auf den von Cytisus und Eriken umgebenen Maisfeldern, den Maulbeerpflanzungen und Weingärten der Romagna, als ich im leichten Wägelchen aus dem Thor von Rimini

und den im Frühstrahl der Sonne erglühenden Bergen zurollte. Meine Fahrt galt der Republik San Marino, jenem stolz die seufzende Ebene überragenden Phönixnest der Freiheit, dem kleinsten, ältesten, einzig echten Freistaat des alten Europas. Eine Quadratmeilen große Oasis, voll kräftig wurzelnder, 1400 Jahre alter, frisch grünender Freiheitsbäume, auf deren Wipfel nicht die blutigrothe Mütze des entfesselten Galeotten schaukelt, deren Stämme keine hohlen, prunkenden Reden der Phraseologen bekleistern, unter deren Schatten ein frisches, freies, fröhliches Volk sich des Daseyns erfreut, ein Urwald wahrhaft freiherrlicher Stammbäume — ist meines Erachtens ein würdigeres Reisemotiv als eine steeple-chase nach byzantinischen Basiliken oder allen jenen vom Geblöcke der reisenden Schafheerden wiederhallenden Echos.

Der Weg führt mächtig bergan, wohl unterhalten im Päpstlichen, kaum fahrbar auf republikanischem Gebiet. Auf allen Radien, die ich durch den Kirchenstaat einschlug, habe ich mich verpflichtet gefühlt, dem Ehrenmann von Kardinal, der jetzt Commissario delle strade ist, dicke Lorbeerkränze zu winden; er verdient sie fürwahr, und manche transalpinische Regierung dürfte wohl thun, sich in diesem Punkt ein Exempel zu nehmen und gleichen Dank zu erwerben, indem sie ihr Augenmerk mehr auf die Mosaik der Chausseen als die der Museen richtete. Die Marineser sind die einzigen, denen ich ihr Straßenabsperrungssystem nicht verarge. Sie sind keine Handelsleute, haben nichts mit den Nachbarn zu verkehren und genügen sich vollkommen, eben wie die Wege ihren Saumthieren. Der Fremde, der Neugierige mag sehen, wie er fortkommt. Möcht' ich doch fast wünschen, daß die Grenzen dieses Eldorados mit unübersteiglicher chinesischer Mauer umgeben würden, um auf Schillers Frage: „Edler Freund, wo öffnet sich dem Frieden, wo der Freiheit noch ein Zufluchtsort?" auch noch nach Jahrhunderten mit „zu San Marino" antworten zu können.

Die Sonne schwang sich höher empor. Die phantastischen Klippen von San Marino mit ihren drei Kastellen und der neuen blitzenden Kathedrale leuchteten glühend über den von dichtem Gestrüpp umbüschten Felswänden, und die Cicaden begannen ihre schrillenden Symphonien in den die Straßen einfassenden Granatenbüschen, deren Flammenblüthen aus dem glänzenden Grün überall hervorzüngelten. Eine Brücke bildet die Grenze zwischen dem päpstlichen Gebiet und dem der Republik; auf dem mittelsten Bogen begegnen sich die Wappen, die gekreuzten Schlüssel des Himmelspförtners, die drei Federn San Marinos. Hinter dem Flecken Serravalle steigt die Straße schroffer hinan; aber dem felsigen Boden trotzend, wanden sich Weinreben überall an den Maulbeerbäumen, schmückten die Aecker sich rings mit üppiger Saat, bis an den Fuß des eigentlichen Felskammes, an dem das Borgo di San Marino liegt. Ich stieg aus dem Wagen und sezte meinen Weg zu Fuß fort; er leitet im Bogen, den Fels umkreisend, in die eigentliche Bergstadt. Alle italienischen Reisecompendien, welche sich untereinander wie die Nachfolger Banquos im Hexenspiegel abglänzen, referiren von dem öffentlichen in Marino gebildeten Hazardspiel und den zahllosen Bettlern; ich habe weder diese noch jenes zu sehen bekommen, wohl aber ein freundliches, dienstfertiges, still emsiges Völkchen, welches, anstatt wie in den andern italienischen Städten, den Fremden wespengleich zu umsummen, seine Arbeit nur verläßt, um ihn gutmüthig, und ohne auf Belohnung zu rechnen, zurechtzuweisen.

Unweit des Thors liegt auf geebnetem Platze, der mehrere Cisternen enthält, das Stadthaus, kenntlich am Wappen der Republik, den drei Bergen, auf deren jedem ein Thurm mit der Straußfeder steht. Die Straßen sind eng, und oft, vom Terrain bedingt, nur Treppen mit Geländern. Das schönste Gebäude, und erst in der jüngsten Zeit vollendet, ist die nach der Zeichnung von Giuseppe Sartore von Muscoli entworfene Kirche des heiligen Marino, die einzige Kirche Italiens, bei welcher die antiken Tempelmotive dem christlichen Zweck glücklich angepaßt worden sind. Vier korinthische Säulen von Sandstein tragen die Vorhalle, zwölf, mit Stuck bekleidete das Mittelschiff, vier das Chor, an welches sich zwei Seitenkapellen schließen. Hinter dem mit grauem und grünem Marmor bekleideten Hauptaltar steht auf einem Säulenschaft die schöne Marmorstatue des heiligen Marinus, Stifters der Republik, eines würdigen, von langem Bart umwallten Greises in reichem priesterlichem Ornat, welcher mit der Rechten auf eine entfaltete Rolle deutet, auf das Wappen des Freistaats mit der goldnen Devise: „Libertas." Sancte Marine, ora pro nobis! murmelte ich leise. Die Statuen des Heilands und der Apostel sind in den Nischen des Chors und der Seitenschiffe vertheilt, in vier andern, an der Eingangspforte und am Chor, die edelgeformten Bildsäulen der Stärke, Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Wahrheit. Die Gemälde der Seitenaltäre und Stationen sind wenigstens nicht schlechter als die so mancher anderer hochgefeierter Kirchen. Der ganze Tempel trägt das Gepräge der Würde, der Simplizität und Heiligkeit. Er war leer bis auf eine Alte, welche, die Spindel drehend, auf der Schwelle saß und sich eben nicht weiter um mich kümmerte. Das Gesindel, welches durch ganz Italien die Kirchen zu Salons des Müssiggangs, der Heuchelei und Bettelei entweiht, fehlte hier. Die Marineser dienen ihrem Gott in Werken, nicht in Worten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden-Baden, September.

Schluß der Saison.

Die glänzenden Erwartungen des Frühjahrs hat der Sommer gerechtfertigt und übertroffen, und die grosartigen Neuerungen und Vorbereitungen im Conversationshaus zum Empfang einer eben so auserlesenen als zahlreichen Gesellschaft, über welche Sie seiner Zeit Nachrichten erhalten und Ihren Lesern mitgetheilt haben, waren nicht vergeblich; denn die diesjährige Saison hat alle früheren an Glanz bei weitem überflügelt, und mit ihr beginnt, wie es vorauszusehen war, für den Curort eine neue Zeitrechnung, in der noch lange fort und fort Jahre an Jahre sich als Kleinode an einander reihen mögen. — Obschon täglich noch neue Gäste anlangen und der grössere Theil der Herrschaftswohnungen noch besezt ist, so ist dennoch die eigentliche Saison als beendet zu betrachten. In Gasthöfen und Privathäusern findet der einzelne Ankömmling ohne Schwierigkeit bequeme Unterkunft; die table d'hôte füllt nicht mehr in Hufeisenform den ganzen Speisesaal, sondern zieht sich einfach unter dem Kronleuchter hin, und gewährt hinlänglichen Raum für die fünfzig oder sechzig Tischgenossen, die von dem gewohnten Zudrang der Hunderte übrig geblieben; eben so sind die Reihen der Besucher des Conversationshauses gelichtet, so daß die Gesellschaft schon mit geringer Aufmerksamkeit sich übersehen läßt, und eigentliches Gedränge nur noch die grünen Tische umgibt, auf die fortwährend der metallene Regen niederthaut, und an denen die Leute immer noch sich die Plätze streitig machen, als würde da Gold vertheilt, statt eingezogen. Bei alle dem aber fehlt es nicht an ausgezeichneten Erscheinungen, an schönen Damen von der ersten Eleganz, und überhaupt an Allem, was hinreichen würde, an jedem andern Orte diese „beaux restes" als eine glänzende Versammlung erscheinen zu lassen, so daß unsere verwöhnten Blicke dazu gehören, hier eine Abnahme wahrzunehmen. Es ist aber auch kein Wunder, wenn die Augen sich verwöhnten: Man denke sich einen lauen Sommerabend in dem reizenden Oosthal, dessen Gebirge sich in anmuthig geschwungener Linie an dem heitern Nachthimmel zeichnen, und nun hineingezaubert in diese entzückende, üppige Natur, in diese Berge und Wälder, in diese von Düften gewürzte Nachtluft den Boulevard des Italiens mit seinem eleganten Gedränge von Damen in ausgesuchter, frischer Toilette, von nicht minder sorgfältig angezogenen Herrn mit gelben Handschuhen, und dazwischen allerlei sonderbare Erscheinungen: die vielfachen Originale, welche Altengland alljährlich in alle Welt versendet, die alternde Coquette am Arm des jungen Dandy, der ihr, nach den vorbeiziehenden Schönheiten schielend, den Dampf seiner Cigarre unter die Nase bläst, der auf drei Stühle hingelagerte Friseur, wie er ein Gentleman zu seyn wähnt, indem er die elegante Jugend und ihre Untugenden nachahmt, und all der Troß, welcher der Gesellschaft sich anschließt, und, wenn auch ohne zu überwiegen, in ihr sich bemerkbar macht. Man denke sich einen Ball im großen Saale des Conversationshauses, der — in diesem Jahre zum ersten Male — in seinem ganzen Umfange, des großen Zudrangs halber, zu den Samstagsbällen benuzt werden mußte, und wahrlich zu diesem Behufe nicht zu geräumig erschien; denn es war ein unterscheidendes Zeichen der lezten Saison, daß die gute Gesellschaft auch an Zahl der überwiegende Theil war, so wie seit Jahren schon mehr Gesunde als Kranke des Wegs einherziehen, insofern wir übereingekommen sind, die gesund zu nennen, welchen die Heilquelle nicht helfen soll. Diese bals parés waren das Ausgezeichnetste, was in der Art jemals gesehen worden, und ihre würdigen Vorgänger waren die Tanzversammlungen in dem neuen Reunionssaal, die jedoch ihrerseits einen sonderbaren Anfang nahmen; denn auf den beiden ersten Reunions im Juni, welche schon sehr stark besucht waren, wollte kein Paar mit dem Tanzen beginnen; vergebens lockte das Orchester mit den neuesten, schönsten und verführerischsten Weisen, und erst am dritten Abend brach das starre Eis der Zurückhaltung, um für immer der ungezwungensten Lust den Platz zu räumen. Man war schier versucht, zu glauben, die frische Pracht des eben erst vollendeten Saales mit seinen Festons von künstlichen Blumen flöße eine gewisse Scheu ein, die jeden abhielt, zuerst einen Schritt zu thun, der den Staub aufwirble und von all der Herrlichkeit den Schmelz der Neuheit wegzuwischen den Anfang mache. — In demselben Salon wurden mehrere Concerte abgehalten, zuerst das der lieblichen Anna Robena Laidlaw, Pianistin der Königin von Hannover, dann zwei, welche Beriot und Thalberg mit einander gaben, und die außerordentlich stark besucht waren, und zwar nicht nur wegen des großen Rufes dieser Künstler, sondern auch, weil sie den glücklichen Gedanken hatten, den Preis der Eintrittskarte auf zehn Franks zu erhöhen, statt der seit mehreren Jahren gewöhnlichen sechs, welche jezt auch der geringste Hackbrettschläger verlangt. In glücklicher Steigerung folgte diesen Concerten das, welches Ole Bull im großen Saal des Conversationshauses veranstaltete, und das sowohl in Hinsicht auf musikalische Leistungen, als in Betracht der Versammlung der Glanzpunkt der Saison war. Man hatte den Künstler lange bitten müssen, bevor er den Entschluß faßte, sich hier öffentlich hören zu lassen, und dadurch war ein Vorurtheil gegen ihn rege geworden, obschon seine Freunde und Bekannten wußten, daß ihn nur körperliche Leiden zu der auffallenden Zurückgezogenheit bestimmt hatten; dennoch füllte sich der weite Raum, und das hinreißende Spiel versöhnte auch den lezten der Grollenden. Wie neben jenem geisterhaften Italiener sind auch neben dem phantastischen Norweger alle Geiger von Holz, wie ihre Geigen, aber man thut allen beiden Unrecht, wenn man sie mit einander vergleicht. — Das gesellige Leben war in diesem Sommer fast durchaus nur ein öffentliches, namentlich in Hinsicht auf Bälle, deren nur einer außer dem Conversationshaus, im englischen Hof, zu Ehren des Prinzen Wilhelm von Preußen veranstaltet wurde, und so zeigte sich deutlich, daß die Piqueniques der früheren Jahre nur deshalb in Aufnahme gekommen, weil der ältere Reunionssaal nicht hinlänglichen Raum bot, ein Zeichen mehr, daß die Erbauung des neuen nicht überflüssig war. — Noch weiß man nicht, wer den Winter über hier verweilen, und ob die Gesellschaft sehr zahlreich seyn wird, doch ist lezteres um so mehr zu vermuthen, als die gegründetste Hoffnung vorhanden, daß Benazet einige Säle des Conversationshauses offen halten werde, wie eine von beinahe dreihundert Bürgern Badens unterzeichnete Vorstellung verlangt. Für das nächste Jahr werden bedeutende Vorbereitungen getroffen: geschäftige Hände sind thätig, die neue Trinkhalle im englischen Garten auszuführen, dessen Anlagen um viele Morgen Landes unter der Leitung und nach dem vor zwanzig Jahren schon entworfenen Plan des Schwezinger Gartendirektors, Geh. Hofr. Zeyher, erweitert werden, was als kein geringer Triumph für den thätigen und rüstigen Greis erscheint, der schon vor so vielen Jahren Badens damal erst im Werden begriffene Bedeutung erkannte, und den Platz ersah, seinem vielfachen glücklichen Wirken als Landschaftsgärtner hier das schönste Denkmal zu setzen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 236.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 2. Oktober 1839.

Auf unersteiglichem Felsen und nicht zugänglich der Habsucht,
Blieb ich in Einfachheit alten Gesetzen getreu.

Platen.

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Ich erstieg die alte Burg, das erste und weitläufigste der drei Kastelle, welche die Felsenspitzen krönen. Ein dienstfreundlicher junger Mann, welcher in seiner Person die Aemter eines Festungscommandanten, Gefängnißwärters und Glöckners vereinigte, führte mich herum. Das ganze Kastell besteht aus nicht viel mehr als aus drei durch Mauern verbundenen Thürmen; die andern Vesten sind gar nur einzelne Warthen. Die äußerste südliche führt in der Wetterfahne einen Thurm und eine Feder, die zweite deren zwei, die dritte das vollständige Wappen. Der Commandant, ein gesprächiger, wohlunterrichteter Bursche, führte mich zuerst in die seiner Hut vertrauten Kerker. Sie waren sämmtlich hell, trocken, reinlich, und was mehr noch sagen will — leer. In dem lezten hob er eine Fallthüre und ließ mich in einen lichtleeren Raum starren. „Dort unten," flüsterte er heiser, „hat noch vor drei Monaten Einer gesessen und ist dort noch vor geschlossener Untersuchung gestorben." — Schaudernd fuhr ich zurück. — „Aber," sezte der Wärter, als er mein Entsetzen gewahrte, hinzu, „es war auch ein Mörder, ein grausamer, blutiger Mörder. O Herr, es ist der erste seit zwanzig Jahren und drüber, der dort unten gesessen hat. Ein kleiner Diebstahl, eine Eifersüchtelei — so etwas kommt hie und da wohl noch vor — zwei, drei Monate Gefängniß, das ist das Höchste; aber ein Todtschläger, Signore!" — Der Abscheu, mit dem der junge Mann von einem Morde sprach, war nicht italienisch, romanesk am wenigsten. Dort denkt man liberaler über solch ein Accidenza.

Aus dem Verließ führte der Custode mich versöhnend nach der Zinne seines Glockenthurms und ließ mein Auge im Rundblick über die endlose Apenninenkette schweifen, über die Hügelketten und Thäler, Städte und Dörfer, nach den Flüssen und dem sonnenglühenden Meer. Er nannte mir die entlegenen Gipfel, zeigte auf die ferne Einsiedelei der Madonna del Monte di Cesena, auf Monte Calia, Nerone, auf die jezt von Franzosen ausgebeutete Solfatara und Monte Leone, auf das am Abhang liegende Verocchio, welches Bonaparte mit der Republik vereinigen wollte und von dieser ausgeschlagen ward, auf das weite Kiesbette der wie alle Küstenflüsse ausgetrockneten Marettia, und die über Höhen und Schluchten sich windenden Grenzen der Republik. Die Sonne stand bereits zu hoch, um die gegenüberliegende dalmatische Küste erkennen zu lassen. Es ist dies eine der überschwenglichsten Fernsichten Italiens.

Ich ging in ein Kaffeehaus, per far rinfresco; die Thür stand weit offen, aber die Gemächer waren verödet

nicht einmal der Bottega war zu spüren, und ich mußte mit trockenem Munde abziehen. Ich wandte mich nach der nahgelegenen Kirche San Francesco am Thor. Auch diese war mit Ausnahme des Messe lesenden Priesters, des Ministranten und einiger alten Weiber leer. Zwei alte, gute Gemälde fesselten meine Aufmerksamkeit; den Namen der Meister konnte ich nicht erfragen. Besonders vortrefflich war das eine, auf Holz gemalte, leider bereits geborstene. Der graziösesten Madonna auf dem Thron, welche an die schönsten des Francesco Francia erinnert, stehen zwei Heilige zu jeder Seite: rechts die heilige Catharina und San Bruno, nach dessen Stab das Jesuskind lieblich naiv die Händchen ausstreckt, links Johannes der Täufer und ein jugendlicher, mir unbekannter, besonders vortrefflich gemalter Heiliger. Zu Füßen des Throns sitzen zwei Engel, von denen der eine mit gekreuzten Beinchen die Zither spielt, der andere sehr ernsthaft die Schalmei spielt und dabei streng auf das Notenblatt blickt, welches er auf den Knieen vor sich liegen hat. Neben ihm kauert ein schwarzer Kater mit gekrümmtem Rücken. Die Landschaft des Hintergrundes ist wundersam phantastisch.

Ich erwähne dieses Gemälde, um dem Geschlecht derjenigen, welche lieber mit hölzernen Heiligenbildern als mit freien Menschen zu thun haben, zu beweisen, daß Marino von beiden vortreffliche Exemplare aufzuweisen habe. Ich für meinen Theil, der ich es mit der leztern Spezies, den Freien halte, theile Canovas Meinung, welcher den Bürgerbrief von Marino allen seinen akademischen Diplomen vorzog, und möchte, wenn mir einmal ein Wunsch frei steht, gleich ihm, Freibürger von San Marino seyn, oder doch wenigstens — König von Yvetot.

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

Indem ich daran denke, überkommt mich eine leise Wehmuth, daß die Nerven für das Gefühl solcher heiligen Zustände, die die Jugend im reichsten Maß genießt, sich durch die abschleifende Macht des Lebens so stumpf abglätten. Was könnte mir heute noch begegnen, das so, wie ein Bliz, eine helle Sonne der Freude, den ganzen innern Himmel erhellte und verklärte? Und wer hätte in reiferen Jahren so viele Theilnahme, Freundschaft, Liebe, daß er ein solches Ereigniß nach vielfachen Seiten hin mitzutheilen, seine Gefühle in fremde Brust zu ergießen sich gezwungen fühlte? O die Jugend weiß nicht, an welchen köstlichen Schätzen sie überreich ist, wenn sie ein unschuldiges, ein das Große verehrendes, an das Gute glaubendes Herz als unerläßliche Wünschelruthe, sie zu heben, mitbringt! Wie arm und traurig scheint mir eine anmaßliche, sich im Gefühl ihrer frischeren, aber darum nicht größeren Kräfte nur eitel überschätzende Jugend, die nicht empfängt, sondern voreilig nur geben will, als Früchte zu spenden meint, was Unreifes in ihr keimt, und darüber ihr Inneres, wie bei jeder zu früh genuzten Kraft, bis zur ödesten Leere erschöpft! Eine solche Jugend prägt sich in den Halbtalenten unserer heutigen Literatur aus, die nichts erbauen, oder ihren, frech das Vorhandene einreißenden Uebermuth für schaffende Kräfte halten. Aber mit Freuden erkenne ich andererseits auch, daß sich viel edle, würdige Kräfte regen und entfalten, die uns bei reiferer Sonne auch eine Fülle erquickender Früchte versprechen.

Eilen wir von dieser Abschweifung in die unerfreuliche Gegenwart in das schöne Damals zurück. Den Andeutungen des Briefes folgend, richtete ich meine Abreise so ein, daß ich mit dem Ende des Augusts Baireuth erreichen mußte. So reich an Erinnerungen der wohlthuendsten Art der Beginn dieser Reise über Dresden, Teplitz und Karlsbad auch ist, versage ich mir's doch, hier auch nur mit einigen Zügen das Bild der Vergangenheit zu zeichnen, und wende mich gleich dem Gegenstande zu, dem dieses Erinnerungsblatt besonders gewidmet ist. Ich kann hier zum Theil noch aus den lebendigen Eindrücken jener Tage selbst schöpfen, da ich einen ausführlichen Brief vor mir habe, der mir statt eines Tagebuchs dient; leider ist ein zweiter, welcher noch näher auf die geistigen Momente des Zusammenseyns mit Jean Paul einging, mir durch traurige Verkettungen verloren gegangen. Doch ist mein Gedächtniß, ich darf es behaupten, ein so treuer Bewahrer dieser tiefen Eindrücke gewesen, daß ich sie in ihrer Hauptgestaltung auch ohne alle äußern Hülfsmittel erneuern könnte. So will ich denn den möglichst getreusten Abdruck derselben geben und mich mit wahrem Gefühl des Glücks in die schönen Jugendtage zurückversetzen. — Möchte es mir gelingen, dem Leser nur einen Theil meines Empfindens mitzutheilen, so würde er mir gewiß nicht ungern folgen.

Am 23sten August (1821) traf ich von Franzensbrunn zu Fuß in Wunsiedel am Fichtelgebirge ein, einem Städtchen, dessen Name damals einen bedeutungsvolleren Klang (für deutsche männliche Jugend besonders) hatte, als jezt, wo viele Leser vielleicht gar keine besondern Gedanken damit verknüpfen. Allein Wunsiedel war der Geburts- und Wohnort Sands, dessen That in jener Zeit noch mit den lebendigsten Farben vor der Seele stand und, wie man auch die unglückliche Verirrung ursprünglich edler Gesinnungen als solche erkennen mußte, doch eine tiefe Theilnahme für den Jüngling erregt hatte, der einer erhabenen Sache durch Mittel zu dienen

glaubte, die entschieden verworfen werden mußten. Die Eltern des Jünglings bewohnten den Ort noch; in meiner Empfindung war die Trauer dieser, besonders der gebeugten Mutter, auf die sich durch de Wettes berühmten Brief die Theilnahme noch näher gerichtet hatte, ein Ereigniß, das dem Orte eine düstere Weihe gab. Deßhalb ist der Abend, den ich dort verlebte, einer derjenigen, die mir, obgleich nichts Einzelnes von irgend einer Bedeutung sich daran knüpfte, unvergeßlich in der Seele stehen. Noch heut sehe ich das Wirthshaus, die Gaststube zur Rechten des Thorwegs, den Markt vor demselben, die Wirthsleute in bestimmten Umrissen vor mir. Der Abend war still und grau; ein beim Gehen wund gewordener Fuß hielt mich ab, das in der Nähe des Städtchens gelegene **Alexandersbad** nebst der Luisenburg zu besuchen. Wehmüthige Empfindungen, die die tagesgeschichtliche, traurige Merkwürdigkeit des Orts, zum Theil auch der Ernst der großen Stunde erzeugten, die mich morgen in die Nähe des von allen Lebenden am höchsten von mir verehrten Mannes führen sollte, erfüllten mich. Ich ließ den ganzen Nachmittag das Stillleben des Städtchens an mir vorüberziehen. — Eine Seiltänzertruppe war angelangt und wohnte in demselben Wirthshause; gegen Abend spannte sie das Seil über die Gasse aus, um vor dem versammelten Volk ihre Kunstfertigkeit zu zeigen und den Dank in kleinen Gaben drunten einzusammeln. Dies und der Umstand, daß ein junges Mädchen, ein Kind von dreizehn bis vierzehn Jahren, das ich im Wirthshaus in weiblicher Kleidung gesehen, dort in Knabentracht Antheil an den gefährlichen Uebungen nahm, mußte mich lebhaft an die Blätter im Wilhelm Meister erinnern, die Aehnliches schildern und uns Mignon zuerst vorführen. — Die romantischen Empfindungen und Vermuthungen, welche ich hegte, waren gewiß nicht am Ort, brachten jedoch dem braunäugigen Mädchen mit aufgeflochtenen Zöpfen, welche das Geld einsammelte, eine reichere Gabe auf ihren zinnernen Teller.

Ich hatte mich als Fußwanderer sorgfältig über den Weg nach Baireuth, den ich andern Morgens antreten wollte, erkundigt. Es gab deren zwei; der, welcher der großen Straße folgte, war weiter, aber nicht zu fehlen; der andere, mehrere Stunden nähere, führte quer durch das Fichtelgebirge, war aber, da er aus lauter Waldstegen und Fußpfaden bestand, ohne einen genau unterrichteten Führer nicht zu treffen. Sehr erfreulich war mir daher die Nachricht, daß mit dem Frühsten ein Bote nach Baireuth abgehen werde, dem ich mich anschließen könne, und der auch Gepäck trage. Spät noch wurde ich benachrichtigt, daß der Bote, um die Hitze zu vermeiden, schon in der Nacht aufbrechen wollte; ich legte mich daher sofort nieder, da ich nur noch einige Stunden zum Schlaf vor mir hatte.

Um ein Uhr schon wurde ich aus lebhaften und verworrenen Träumen geweckt. Um zwei Uhr hatten wir bereits Wunsiedel im Rücken. Wir bildeten eine kleine Caravane; denn dem Boten half noch seine Frau tragen, und mehrere andere Leute aus dem Städtchen hatten sich ihm angeschlossen. Unter ihnen war eine jüngere Frau, die ihr zweijähriges Töchterchen, ein liebreizendes Lockenköpfchen, in ein Tuch gebunden auf dem Nacken, und dabei doch noch eine beträchtliche Last trug. Das Wesen aller dieser Leute, ihre wohllautende Mundart, das unverholene Darlegen dessen, was sie erfüllte, sagte mir im Innersten zu. Stets habe ich mit einer Art von Beschämung den Gegensatz empfunden, in den so von der Welt und ihren Gaben verwöhnte, überschüttete Großstädter, wie ich einer war, die mit gesättigter Begierde immer mehr und mehr verlangen, zu diesen beschränkten Kreisen des Daseyns treten. Der großstädtische Hochmuth wurde mir da zur wahren Demuth, und mit Rührung sah ich, wie das, was uns so wenig, so nichts ist, dort so viel seyn kann, mit herzlichstem Dank als eine hohe Gabe der Vorsehung empfangen wird. Zumal bewegte es mich, mit welcher entgegenkommenden Unterordnung sich diese einfachen Leute dem für sie so vornehmen Genossen anschlossen, und ihm alles Liebreiche und Freundliche anthun mochten, in dem demüthigen Glauben, ihm gebühre es überall, das Beste zu empfangen, den Vorzug zu genießen.

Die Nacht war mild, die Sterne blinkten freundlich, die abnehmende Mondessichel war dem Versinken nahe, leuchtete aber doch noch genug, um den Pfad bald zu erkennen. Bei einer Wendung des Wegs hatten wir plötzlich einen überraschend schönen Anblick vor uns. Eine prächtige Feuergarbe weißglühender Funken, die sich oberhalb in röthliche Lohe und dicke schwarze Rauchwolken verlor, sprühte aus dem Schlott eines Eisenhammers, und diente uns eine Zeitlang zum Zielpunkt auf dem über Wiesen hinlaufenden Fußsteig. Als wir das Werk mit seinen brausenden Triebrädern und pochenden Hämmern hinter uns hatten, und sein Geräusch sich in die Ferne verlor, nahm uns dichtes Gebüsch auf, und der Weg zog sich steil bergan. Hier verließ uns das Licht des Mondes, Finsterniß des Waldes umhüllte uns, der Pfad klimmte über Felsstufen und schlüpfriges Moos. Noch jezt ergreift mich die Natur des Gebirgs mit eigenthümlichen Schauern; damals, wo sie mir neuer, der Jugendreiz unendlich lebhafter war, brachte sie mein ganzes Innere in Aufregung. Ein seliges, geheimnißvolles Entzücken durchströmte mich beim Anblick eines finster aufsteigenden Bergrückens, beim Brausen schäumender Waldbäche. In der dürren Ebene aufgewachsen, hatte diese Gestalt der Natur etwas so Fremdartiges, Wunderbares für mich, daß sie stets den

Eindruck eines außerordentlichen Ereignisses machte, der sich auch heut nur gemindert, nicht verloren hat. — Der vor mir liegende Brief ist mit der warmen Schilderung dieser Nachtwanderung erfüllt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Der Buchhandel und die literarischen Marschälle.

Der Dichter Sainte-Beuve hat in den lezten Heften der Zeitschrift Revue des deux mondes einen Aufsaz über den literarischen Gewerdsfleiß gegeben, worin zum Glücke nicht seine Phantasie, sondern bloß sein Scharfsinn sich äußert, und welcher daher recht gute prosaische Wahrheiten enthält. Der Verfasser zeigt nämlich, welch merkantilischer Geist gegenwärtig in der Literatur herrscht, dessen verderbliche Wirkungen leider schon sehr bedeutend sind, und den so tief gesunkenen Buchhandel in Frankreich noch elender machen müssen. Balzac hat neulich in einem Schreiben an das Tageblatt la Presse die wenigen Schriftsteller à la mode, deren Werke reißend abgehen, und im Inlande wie im Auslande nachgedruckt werden, mit den französischen Reichsmarschällen verglichen, und dies bezeichnet ziemlich richtig den gegenwärtigen Zustand der französischen Literatur. Einige wenige Schriftsteller herrschen in den Tageblättern, in den Zeitschriften, in allen literarischen Unternehmungen. Ihre Namen sucht der Verleger eines neuen bedeutenden Unternehmens anzuwerben, und hat er diese, so wird alles andere Nebensache. Eben so geht es auf der Bühne, wo einige beliebte Schriftsteller herrschen und den andern unbekannten den Zutritt versperren. Um diese wenigen Modeschriftsteller zu gewinnen, hat sich an einigen Theatern der Mißbrauch eingeschlichen, daß ihnen der Direktor bei Ablieferung jeden neuen Stückes eine Prämie von 5000 Franks baar zahlt, ehe er noch weiß, wie das Stück aufgenommen werden wird. Das eigentliche Honorar für jede Aufführung seines Stückes bekommt der Dichter noch außerdem. Eine schädliche Einwirkung auf die Literatur schreibt Sainte-Beuve den Vierzig-Franks-Journalen zu, welche bekanntlich vor wenigen Jahren als furchtbare Nebenbuhler der Achtzig-Franks-Journale aufgekommen sind. Da ein solches Journal beinahe achtzehn Franks an Stempelgebühr kostet, so bleiben der Expedition nur zweiundzwanzig Fr. übrig, wofür sie den Druck und die so kostbare Redaktion zu bestreiten hat. Nun haben zwar einige dieser Vierzig-Franks-Journale, besonders la Presse und le Siècle, viele tausend Abonnenten (das Siècle rühmt sich, deren über 20,000 zu haben); allein da sie auch berühmte Schriftsteller an sich ziehen, um Feuilletons von ihnen zu bekommen, und dieselben sehr hoch besolden, so kann wenig Gewinn herauskommen. Diese Blätter müssen daher mehr noch als die Achtzig-Franksjournale auf die Annoncen rechnen, und diese von den Einsendern theuer bezahlten Annoncen sind nicht bloße Intelligenznachrichten, bloße Anzeigen von verkäuflichen Sachen, sondern rühmende Aufsäze über neue Literatur- oder Kunstwerke, neue Theaterstücke u. s. w.; zuweilen sind es ausführliche Kritiken, voll von Lobhudeleien, die sich meist der Verfasser des neuen Buches, des neuen Kunstwerkes oder des neuen Theaterstückes selbst ertheilt. Dadurch sind nun die Tageblätter zu posaunenden Ankündigungen herabgesunken, wobei es schwer hält, das bezahlte Lob von dem freiwilligen zu unterscheiden; denn obgleich anfangs die Annoncen von dem übrigen Theile des Journals durch einen Querstrich getrennt wurden, so hat diese Marke doch nicht lange Stand gehalten. Das erkaufte Lob ist über den Querstrich hinaufgesprungen, und hat sich das Ansehen eines unparteiischen Lobes gegeben. Dieser Unfug herrscht mehr oder weniger in den meisten Pariser Tageblättern; aber die Vierzig-Franks-Journale müssen häufiger als die andern zu demselben ihre Zuflucht nehmen, um sich halten zu können, indem der Abonnementsertrag dazu nicht hinreicht. Eines andern Unfugs gewisser Modeschriftsteller, welche aus ihren kleinen Geistesprodukten zwei- und dreifachen Gewinn ziehen wollen, ihre Novellen und Romanen zuerst als Feuilletons, dann als Bücher (mit vielen leeren Blättern, um sie anzuschwellen) und zulezt auch noch als Theaterstücke in die Welt senden, und sie also dreimal dem Publikum aufbinden, habe ich in einem frühern Berichte erwähnt; auch diesen rügt Sainte-Beuve, und macht sich über den Zorn Balzacs lustig, welcher den Bücherverkäufern zu Leibe will, weil sie so pfiffig sind, seine Feuilletons zusammenbinden zu lassen, damit sie nicht nöthig haben, sich seine Romane in Büchergestalt mit großen Kosten anzuschaffen. Balzac ist jezt Vorstand des Schriftstellervereins, hat aber, wie es scheint, noch kein Mittel gefunden, die Bücherverleiher zu zwingen, seine Schriften zweimal anzukaufen, einmal als Feuilletons und dann als Bücher. Von diesem Schriftstellerverein, welcher bisher wenig genüzt hat, scheint Sainte-Beuve nichts Gutes zu erwarten, und äußert sogar die Furcht, er möchte eine neue Aeußerung des leidigen merkantilischen Geistes werden, eine Art Assekuranz gegen böse Kritiken und gegen Alles, was die Schriftsteller hindern könnte, ihre Werke gut abzusezen. Balzac hatte den sonderbaren Einfall, der Regierung vorzuschlagen, sie solle jährlich einige Millionen dazu verwenden, die Werke der sogenannten Marschälle der Literatur herauszugeben, und, wie sich von selbst versteht, die Verfasser königlich zu honoriren. Ihre Werke würden dann ein Gemeingut wie das Daguerrotype, und zugleich würde dem verhaßten Gewerbe der Brüßler Spekulanten ein Ende gemacht, weil alsdann Jedermann sie drucken könnte. Alles dieses nimmt sich kurzweilig aus, aber leider ist der schlechte Zustand des Pariser Buchhandels eine ausgemachte und allzubekannte Sache. Außer den schöngeistigen Schriften, besonders den Romanen berühmter Modeschriftsteller, und außer den Unterrichtsschriften, deren Absaz bei den Studirenden so ziemlich gesichert ist, werden nur noch wenig Bücher ernsthaften und nüzlichen Inhalts von den Schriftstellern verlegt, und die vielen Bankerotte, besonders der großen Buchhandlungen Delloye und Pourrat haben den gesammten Kredit des Buchhandels erschüttert. Jezt wollen die Buchhändler zusammentreten und über ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten berathschlagen. Schon ist in den Zeitungen von einem Anleihen die Rede, das sie zu unterhandeln gedenken. Vielleicht hoffen sie, wie im Jahr 1830, einige Millionen Franks als Vorschuß von der Regierung zu bekommen. Ist diese aber klug, so wird sie dem Ansuchen kein Gehör geben. Die ungeheuren Summen, welche sie im Jahr 1830 dem Buchhandel vorstreckte, sind zum Theil in schlechte Hände gerathen, und haben dem Buchhandel wenig genüzt; auch ist dem Staatsschaze nicht viel davon zurückerstattet worden. Zwar hatte man ihm eine ungeheure Masse von Büchern als Pfand übergeben; allein als man anfing, dieselben in Versteigerungen verkaufen zu lassen, sanken sie so beträchtlich im Werthe, daß man es für zweckmäßig hielt, damit aufzuhören.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 237.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 3. Oktober 1839.

— 's gibt Flecke,
Auf die des Himmels launenhafte Huld
Verschwenderisch den Segen niederschüttet:
Und dieser ist davon. —

Otway.

Damaskus. *

Von G. H. v. Schubert.

Wenn ich des ersten Eindrucks gedenke, welchen Damaskus auf meine Sinnen machte, dann fühle ich mich noch immer von einer leisen Anwandlung jenes schwärmerischen Entzückens ergriffen, mit welchem die Bekenner des Islams dieses vielsäulige Irem, diese wie Eden prächtige, von dem Propheten dreimal selig gesprochene Hauptstadt Syriens preisen. Die drei Jungfrauen des Himmels, welche Allah zur Beseligung des Paradieses geschaffen: Schönheit, Fülle und Weisheit, gingen einst wandeln auf Erden, daß sie die Stätte fänden, welche vormals des unsterblichen Edens sterbliche Schwester war; sie wandelten lange und suchten, da aber, wo es der Weisheit zu seyn beliebte, da mochte die Schönheit nicht wohnen; wo die Fülle am meisten sich daheim fühlte, da mißfiel es der Weisheit. Da sprach die Weisheit zu den beiden Schwestern: laßt uns vereinzelt mit dem Flug der Schwingen durchziehen Meer und Land; nach dreien Tagen begegnen wir uns im Thal von Mina; dann sage jede von uns, wo sie das Eden der Erde gefunden. Und da die Dreie sich begrüßten im Thal von Mina, da sagte die Schönheit: Edens Abglanz ist Scham, * denn auf keinen andern Ort der Erde fällt so herrlich der Strahl der Schönheit von Allahs Angesicht. Die Fülle sagte: Edens irdische Schwester ist Dimischk, ** denn keine andere Stätte duftet so mächtig nach Allahs schaffender Fülle. Die Weisheit rief: das Paradies Gottes bei den Menschen ist Damaskus, denn nirgends wie hier hat Allah solche Gedanken und Worte der Weisheit auf Herzen und Lippen der Menschen ergossen. Da beschlossen die Schwestern, daß sie bei Damaskus drei Zelte ihrer Wanderschaft errichten wollten; die Fülle schlug das ihre auf in den Tausenden der Fruchtgärten und in den Gassen der Stadt; die Schönheit spannte ihr Zelt hinüber vom tönenden Findschaquell bis über die vielsäulige Moschee der Ommiaden; die Weisheit wählte sich zur Stätte der Ruhe, zu der sie oft zurückkehrte, das Grabmahl des Mohijeddin Al Arabi. *** Darum ist Damaskus ein Becher, in welchen die Fülle aller Segnungen ihre Kräfte ergeußt; die Schönheit bekränzt ihn mit dem Liedreiz der

* Aus dem dritten unter der Presse befindlichen Theile von G. H. v. Schuberts Reise in das Morgenland.

* Der orientalische Name von Damaskus.

** Damaskus.

*** Dieser war einer der gerühmtesten Mystiker des Islams; wegen der großen Vielseitigkeit und Tiefe seines Erkennens preisen ihn die Mohamedaner als den zweiten Aristoteles (m. v. Hammer Gesch. der Osmanen, erste Aufl. S. 489.)

menschlichen Anmuth, die Weisheit hält ihn und reicht dem Trinker ihn dar mit Gedanken des göttlichen Besinnens.

In der That, es scheint so, als habe diese Stadt, eine Fürstin unter den ältesten Städten der Erde, den Becher der Berauschung, der auch sie, wie viele der Andern, trunken machte, mit etwas größerer Mässigung genossen als jene, denn sie allein steht noch als eine wohlhabende und kräftiger gesunde Herrin des Hauses da, während Ninive, Babylon, Memphis und tausende der andern Fürstenstädte von der Erde verschwanden oder krank und siech sind, während Jerusalem zu einer verarmten, elenden Wittwe geworden ist, deren Kinder nach Brod gehen. Lebt vielleicht dieses Damaskus noch fortwährend von dem Erbtheil, das der Glaube, dessen Wunsche niemals seine Erfüllung fehlt, ihm zugedacht hatte,* bis daß ihm, dem Glauben, obwohl er erstorbenen Leibes geschienen, selber wieder der Erbe des Landes geboren seyn wird?

Es gibt Gegenden der Erde, so wie Zeiten der Geschichte des einzelnen Menschen und ganzer Völker, in denen die Fülle der Lebenskräfte wie über ihre Dämme getreten ist, und wo sich mit jeder That des Vermögen zum Thun, mit dem Genuß das Sehnen steigert. Ein solcher Ort ist Damaskus; ein solcher Moment in der Geschichte des Ganzen ist die Einzelgeschichte dieser Stadt. Vier Gewächse der Erde, so sagt der Bewohner von Damaskus, stritten um den Rang unter den Kräutern: der Weinstock, die Rose, die Olive und die Dattel. Der Weinstock sprach: ich bin der Herrscher, denn meiner bewegenden Gewalt an den Herzen der Menschen kommt keine andere Kraft gleich. Die Rose sagte: mir gebührt der Rang, denn wie die meinige rührt keine andere Schönheit der Blumen das Auge des Menschen. Der Oelbaum fragte: welche Milde und Lieblichkeit eurer Früchte käme den meinigen gleich? die Dattel antwortete: ich bin süßer als der Wein, milder als die Olive. Da riefen die vier Streitenden zur hohen Platane: sage uns, du viel tausendjährige, älteste, welchem Gewächs gebührt der Preis? Die Platane sprach: „der Saft des Mohns bewegt mächtiger noch als der des Weines das Herz des Menschen, die Trunkenheit, die er macht, ist tiefer und wunderlicher als die von der Traube; sein Purpur, wenn er über ganze weite Gefilde sich ergießt, rührt mächtiger die Sinnen als die zarte Röthung der vereinzelten Rose; sein Oel ist lieblich wie das der Olive; die Biene spricht zum Mohn: dein Honig schmeckt mir süßer als der der Dattel." Was der Weinstock unter den Gewächsen, das ist Istambul (Konstantinopel) unter den Städten; was die Rose, das ist Brusa; was die Olive, Adrianopel; Kairo gleicht der Dattel; Damaskus, die Stadt der Feigen, läßt mit dem Mohn sich vergleichen, denn wer Damaskus genossen, der hat die Freuden von Stambul, von Brusa, von Adrianopel und Kairo, ja mehr, denn in allen war, empfunden.

(Schluß folgt.)

* 1. Mos. 15. V. 2.

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

Das Kind, welches die Mutter trug, erwachte; es fing an munter zu plaudern, und die Mutter koste mit ihm. Diese Stimmen waren die einzigen, welche sich in dem einsamen Walde vernehmen ließen, da das beschwerliche Steigen den Uebrigen zu viel Anstrengung kostete, um ihnen Lust zum müßigen Gespräch zu lassen. Die muntern, lieblichen Laute des Kindes, die kosenden Worte der Mutter, in der wohltönenden Mundart des Landes gesprochen, hatten etwas so heimlich Süßes in der düstern Stille dieser wilden Natur, und als Gegensatz zu dem schweren, tiefen Athemholen der andern, schweigend aufwärts klimmenden Gestalten, daß ich den Klang und seinen Eindruck nie in meinem Leben vergessen werde. Ich schloß mich der in ihrem Liebling seligen Mutter dicht an und schäkerte mit dem blondlockigen Köpfchen. Viel hätte ich in dem Augenblick für irgend ein Zuckergebäck oder sonst eine süße Waare gegeben; aber auf dem wilden Fichtelgebirg wollte sich der Art nichts finden, und was ich der Mutter Erleichterndes zu thun mich erbot, ihr ein Bündel den steilen Berg heraufzutragen, lehnte sie beharrlich mit den Worten ab: „Ei, das würde sich schicken! — wir sind das gewohnt!"

Jetzt hatten wir die Höhe des Berges erreicht und der Blick genoß eines erweiterten Horizonts. Im Osten glomm über den Thalnebel der Purpur des Morgens, von langen, schwarzen Wolkenstreifen durchzogen; sonst deckte noch nächtliches Grauen den Himmel und die Landschaft, und nur die Waldkuppen der hohen Berge ragten finster aus diesem grauen See empor. Wie lebendig wurden jetzt die vielen Schilderungen in mir, die sich als getreue Spiegelbilder der Natur, nur durch das reinere Licht der Kunst verklärt, gerade von diesen Landschaften in Jean Pauls Werken finden. Der heimathliche Fichtelberg, mit seinen schwarzen Waldhöhen, den Blicken weit über die Thalschluchten und Wiesengründe hinweg, ist ja so oft der Boden, auf dem sich die idealen, oder lebendig charakteristischen Gestalten des Dichters bewegen, auch wenn er ihn nicht bestimmt bezeichnet. In diesen Landschaften war er geboren, hier hatten ihn die Träume der Jugend beseligt, hier entfaltete sich später der seiner hohen Macht bewußte Geist und sog an der Brust dieser kräftigen Natur seine Stärke.

Ich entsinne mich von diesem ersten Theil des Weges hauptsächlich nur des eben geschilderten Eindrucks auf dem Gipfel des Berges mit Klarheit, wo wir die Uebersicht der Landschaft hatten, bevor der Morgen ihr Farben gab. Da ich nicht dichten, sondern so treu als möglich berichten will, so ergänze ich auch nichts aus der Phantasie. — Späterhin ist mir noch ein saftiggrüner, von Hütten belebter, mit vielen Umzäunungen für das Vieh durchschnittener Wald und Wiesengrund erinnerlich, wo uns Heerden begegneten oder zerstreut an den Bergen hingen.

Der Weg war lang und beschwerlich; mein wunder Fuß fing wieder an zu schmerzen und das fortdauernde starke Auftreten beim Bergabsteigen auf hartem Felsboden theilte der ganzen Fußsohle ein heftiges Brennen und einen dumpfen, wie von einer Quetschung herrührenden Schmerz mit. Der Tag war sehr heiß geworden, die Sonne brannte scharf herab, die Mittagszeit nahte sich. Wir traten aus dem Walde des letzten hohen Gebirgsrückens hervor: da lag, noch zwei Stunden entfernt, Baireuth in weiter Thalausbreitung, in dem dämmernden Dunst des heißen Nachmittags, halb verschleiert vor uns. Das Herz schlug mir hoch auf bei dem Anblick der ersehnten Stadt; ich erinnerte mich lebhaft an die Schilderung des Gefühls der Kreuzfahrer, als sie Jerusalem zuerst von der Anhöhe erblickten. Baireuth war mein Jerusalem; es hatte in jenen Jahren für die heiße Brust des Jünglings eine Bedeutung, erregte seine Seele in einer Weise, die jener religiösen Begeisterung nahe verwandt seyn mochte.

Tiefer am Abhang lag ein Dorf; in dem ländlichen Garten des Wirthshauses rasteten wir noch einmal und frühstückten unter einer von überhangenden Baumzweigen gebildeten Laube. Ein Theil unserer Wanderer, auch die junge Mutter mit ihrem Kinde, hatten sich schon auf dem Wege von uns getrennt, sich andern Zielen zuwendend. Mit dem Boten und seiner Frau durchmaß ich die letzte, den ermüdeten, schmerzenden, angeschwollenen Füßen in der brennenden Mittagssonne auf's Aeußerste beschwerliche Strecke. Diese verlängerte sich noch dadurch, daß wir durch eine Vorstadt Baireuths, Brandenburg genannt, mußten (eigentlich wohl ein abgesonderter, ganz nahe gelegener Ort, der erst später mit drr Stadt verbunden wurde), und der Weg sich durch diese bis zu der eigentlichen Stadt in weitläuftigen Windungen hindurchzieht, so daß man das dicht vor Augen liegende Ziel wohl schon eine Stunde lang erreicht zu haben glaubt, bevor man es wirklich erreicht hat. Doch sind mir, obgleich ich der Beschwerde und Ungeduld fast erlag, noch viele Eindrücke dieser Wanderung so lebendig wie von gestern her. Drei schwer belastete Frachtwagen begegneten uns vor der Stadt, ein munterer Spitz sprang auf der Wölbung der Packereien des letzten umher und kläffte uns ereifernd an. Hinten auf dem Langbaum saß im Schatten der Ladung ein Kärrner im blauen Kittel und strickte einen eben so blauen Strumpf. — Vor einem der Gärten an der Chaussée stand ein beleibter, wohlhabend aussehender Mann, in grauer Nankingjacke, Weste und Hemd weit gelüftet, der sich den Schweiß von dem rothen runden Angesicht trocknete. Der Führer grüßte ihn als einen bekannten, vermuthlich reichen Mann mit Ehrfurcht. „Guten Tag — es macht warm heut," war die Antwort; „ich will ein wenig auf's Feld!" — Ich könnte die gutmüthigen, von Gesundheit strotzenden Gesichtszüge, die ganze behagliche Gestalt, die ihr Eigenthum so recht eigentlich im Schweiß ihres Angesichts verwaltete und der Wohlhabenheit so mit Mühe genoß, noch Zug für Zug malen. So unauslöschlich prägen sich bisweilen ganz zufällige Momente und Begegnisse in's Gedächtniß. Schwören möchte ich darauf, ich würde den Mann, den ich vor siebzehn Jahren nur fünf Sekunden gesehen, noch heute wieder erkennen.

Endlich standen wir vor dem Gasthof zum „goldnen Anker," wo ich einkehrte. Ein kühles Zimmer, frisches Wasser, Umkleiden mußten den ermüdeten Wanderer zuerst erquicken. Doch er war auch hungrig, und so konnte ihm nichts willkommener seyn, als daß er fast auf die Minute zur Mittagstafel eintraf, nach eilfstündiger, beinahe ununterbrochener, oft durch steile Wege höchst mühseliger Wanderung. — Nach Tisch fühlte ich die völligste Abspannung des Körpers; selbst die Spannung des Geistes, in der ich mich befand, hielt ihr nicht die Wage. So ungern sich daher meine Ungeduld bekämpfen ließ, so sah ich doch ein, daß ich mir den ersten, wichtigen, erhebenden Augenblick der Zusammenkunft gänzlich verkümmern würde, wenn ich nicht wenigstens einigermaßen frische Kräfte dazu mitbrächte. Ich beschloß also, erst zu ruhen, und drei Stunden lang hielt ein bleierner Schlaf die ermüdeten Glieder gefesselt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hexameter.

Recht für den Heldengesang, Hexameter, bist du geschaffen,
Herrlich mit Einem Schlag entsprungen dem Geist des Homeros,
Wie dem Haupte des Zeus die gewappnete Göttin Athene.
Hör' ich den hallenden Laut von deinem geflügelten Fußtritt,
So erscheinst du mir selber ein Held, der, von Ares begeistert,
Auf dem Doppelgespann der schnaubenden Rosse daherbraust,
Wenn Trompetengeschmetter ihn rief, muthflammenden Auges,
Mit dem Schwunge des Speers stürzt in das Getümmel der Feldschlacht.

Klang und Bliz ist um ihn die Rüstung; es rasselt der Köcher
Tödtlicher Pfeile voll, wie um die Schultern Apollons;
Hoch fliegt goldenes Lockengeringel und Mähnen und Helmbusch;
Feurige Funken sprühn, und wie dumpfrollender Donner
Tönt der ehernen Räder Geroll und der stampfende Hufschlag.

Julius Krais.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Stockung im Buchhandel. Schneider und Modehändler.

Seitdem haben manche Buchhändler, einmal in Bänden, ein andermal in Heftchen, das drittemal in sogenannten éditions pittoresques so unbedachtsam darauf losgedruckt und eine so ungeheure Masse von Exemplaren Voltairescher, Rousseauscher, Buffonscher Werke u. s. w. in Umlauf gesezt, daß es nicht zu verwundern ist, wenn der Handel endlich stockt aus Ueberschwemmung. Dabei haben sie selbst ihren Kredit durch das Mitmachen der Modethorheiten untergraben; so wollten sie vor einigen Jahren, als von nichts als von Aktien die Rede war, ihre Buchhandlungen auf Aktien betreiben, wobei einige so unverschämt waren, einen Fonds, der etwa 50—80,000 Franks werth war, zu 5—500,000 anzusetzen, und dies Kapital den Aktienträgern als Pfand anzuschreiben. Die Regierung mußte einschreiten und dem Aktienunfug Hindernisse in den Weg legen, obschon er durch seine eigene Uebertreibung bald gefallen seyn würde. Sogar einige der angesehensten Handlungshäuser hatten sich von dieser Aktienwuth anstecken lassen, und mußten mit Scham zurücktreten. Wenn andere Stände sich von dem Schwindel hinreißen ließen, wie hätte der Buchhändlerstand kaltblütig dem Blendwerke zusehen und der Versuchung widerstehen können. Seitdem den Leuten die Schuppen von den Augen gefallen, ist Kleinmuth an die Stelle der Keckheit getreten, und diejenigen, denen die ungeheuersten Unternehmungen eine Kleinigkeit schienen, waren nun beinahe nichts mehr. Daher ein Stocken und ein Mißtrauen, welches allen Geschäften Einhalt thut. — Aber Bauten in Menge werden in und um Paris ohne Unterlaß unternommen, weil die Bevölkerung zunimmt und die Leute doch irgendwo sich einmiethen müssen. Die wenigen Gärten, welche noch an die Boulevards gränzten, verschwinden nun fast gänzlich, und an ihrer Stelle erheben sich fünf bis sechs Stockwerke hohe Häuser, deren Wohnungen und Läden zuweilen schon gemiethet werden, ehe der Bau vollendet ist. Vier- bis sechstausend Franken Miethe für einen Laden ist etwas Gewöhnliches in dieser Gegend; und man sagt von einem der Modeschneider, welcher drei Stockwerke braucht, das erste zum Empfangen seiner Kunden und die beiden obern zu seinen Werkstätten, die Miethe allein koste ihm 15,000 Franken. Dieser Schneider läßt sich aber auch ein Drittel mehr bezahlen als die gewöhnlichen, und hat doch immer vollauf zu thun, weil die eleganten jungen Leute sich einbilden, daß er sie besser kleide als andere. Staub, welcher lange Zeit der erste Schneider in Paris war, und Besitzer einiger großen Hôtels geworden ist, hat schon vor einiger Zeit seinen Fonds, das heißt seine Kundschaft, für 200,000 Fr. an einen Nachfolger abgetreten. Freilich ist es diesem nicht wohl bekommen, 200,000 Fr. für die Ehre, Staubs Nachfolger zu werden, zahlen zu sollen, und er hat sie nicht bezahlt, worauf Staub wieder in den Besitz seines Fonds getreten ist, und denselben abermals für 200,000 Franks an einen andern Nachfolger verkauft hat; aber auch mit diesem und einem dritten ist er nicht glücklicher gewesen. Es scheint doch, daß Staubs Kundschaft keine 200,000 Fr. werth ist. Jezt ist sie, wie ich glaube, wieder vakant; und wer von dem Ehrgeize beseelt wird, in des berühmten Staubs Fußstapfen zu treten und für die Hoffnung, wie er, der erste Pariser Schneider zu werden, die Kleinigkeit von 200,000 Fr. zu erlegen, braucht sich nur zu melden. Jedoch muß bemerkt werden, daß sich auch ein falscher Staub gezeigt und dem wahren Abbruch gethan hat. Wenn ich mich recht besinne, lag vor einigen Jahren der wahre Staub mit dem falschen in den Haaren, weil er ihm seine Kunden wegnahm. — Ungeheure Unternehmungen sind manche der sogenannten Magazins de nouveautés, besonders das, welches le Petit St. Thomas heißt, weil es den heiligen Thomas im Schilde führt. Dieses hat ungefähr dreißig Ladendiener, und ist wie ein Staatsministerium in mehrere Sektionen abgetheilt. In der einen wird nichts als Leinwand, in einer andern Seidenzeuge, in einer dritten Wollengewebe, in einer vierten Baumwollengewebe feil geboten; natürlich hat ein solches Magazin nur lauter Neues; das Alte geht bei den Pariser Damen nicht ab; allein manche Zeuge, welche anfangen zu veralten, das heißt, welche seit einem oder zwei Jahren daliegen, werden in die Provinz und in's Ausland gesendet, wo sie als die allerneuste Mode Absatz finden. Obschon nun der Petit St. Thomas sehr viele Kunden hat unter den Pariserinnen, so läßt es sich doch fleißig in den Zeitungen ankündigen. Neulich hat er als etwas Neues angezeigt, daß bei ihm außer den verschiedenen Waarenlagern auch ein Garten offen stehe, in welchem sich die Kunden nunmehr wegen der zu machenden Ankäufe bedenken und berathschlagen können. Daran hatte freilich noch kein Nouveautéshändler in Paris gedacht, und die andern werden dies dem Petit St. Thomas nicht nachmachen; denn Häuser, Laden und Magazine stehen ihnen zwar genug zu Gebote, aber keine Gärten. Wenn die Kunden sich also bei ihnen bedenken und berathschlagen wollen, so werden sie in eine Ecke des Magazins gehen müssen, was dann freilich etwas anderes ist, als wenn man den Leuten einen Garten anbieten kann, in welchem sie auf- und abgehen können, wenn die Berathung über das zu wählende Dessin eines Kleides, oder über die Farbe desselben lange dauern sollte. Gewiß erspart ein solcher Garten manche Reue über das Gewählte oder das Liegengelassene. Petit St. Thomas mag gedacht haben, es gehe manchen Damen wie Jean Jacques Rousseau, welchem beim Spazierengehen im Freien die Gedanken zufielen. — Das Daguerrotype ist nun bekanntlich Gemeingut und die vorzüglichsten Kunsthändler von Paris haben schon den ganzen Apparat feil, und sie scheinen auch im In- und Auslande guten Absatz zu finden. Vorderhand setzen sich nur die Reichen in den Besitz desselben, und erfreuen sich am Daguerrotype als an einem neuen Spielzeug. Aber die Wissenschaft wird nicht säumen, einen bessern Gebrauch von der neuen Erfindung zu machen. Der hiesige Verein zur Beförderung der Nationalindustrie hat beschlossen, durch eine Commission im folgenden Monate eine Reihe wissenschaftlicher Versuche mit dem Daguerrotype anzustellen. Gemeinnützig wird die Erfindung erst dann werden, wenn man wohlfeileres Material dafür auffindet oder das Verfahren vereinfacht, welches dem Künstler und nicht begüterten Liebhaber noch zu viel Schwierigkeit und Aufwand macht.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 238.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 4. Oktober 1839.

Welch neuer Kreis entdeckt sich meinem Auge!
Wie köstlich wird der heiße Wunsch belohnt!

Goethe.

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

Um fünf Uhr verließ ich mit pochendem Herzen das Gasthaus. — Nicht ohne einige Beklemmung hatte ich den Kellner nach der Wohnung des Legationsrath Richter — ein Titel und Name, der mir ewig fremd geblieben ist, wenn ich an Jean Paul dachte — gefragt und geläufigen Bescheid erhalten. Jetzt stand ich vor dem bezeichneten Hause; ich betrachtete es lange, von wechselnden Empfindungen durchwallt. Endlich trat ich ein, stieg die zwei Treppen hinauf und zog die Klingel; in diesem Augenblick überfiel mich ein plötzlicher Schreck, daß Jean Paul vielleicht seine Reise (deren er in dem oben mitgetheilten Briefe erwähnt) bereits angetreten haben möchte. Doch die Besorgniß dauerte nur wenige Sekunden, denn schon hatte ein junges, freundliches Mädchen, etwa achtzehn Jahr alt, mir die Thür geöffnet; auf meine Frage nach dem Legationsrath Richter antwortete sie durch eine nach meinem Namen, und rief, als ich diesen genannt hatte, so freundlich als unbefangen: „O, das wird den Vater sehr freuen; wir haben Sie schon lange erwartet; ich werde ihn sogleich rufen." Mit diesen Worten verließ sie eilig das Zimmer, in das ich getreten war. Mir aber war überglücklich zu Muth; denn nicht nur daß die Besorgniß, der theure, verehrte Mann möchte nicht daheim seyn, geschwunden war, so hatte dieser Empfang auch die ganze Last der Beklemmung von meiner Brust gewälzt, und ich empfand mich als einen, der eine schwierige, entscheidende Aufgabe seines Lebens plötzlich glücklich gelöst sieht. Die älteste Tochter Jean Pauls lebt, so viel ich weiß, jetzt in glücklichen Verhältnissen als Gattin; ich bin ihr das Geständniß schuldig, daß ich ihr den Dank für diese erste freundliche Begegnung, für diese jugendlich anmuthigen, wohlwollenden Worte, unvergeßlich in meinem Herzen bewahrt habe, und ihn ihr heut nach siebzehn wechselvollen Jahren meines Lebens noch mit ganzer Wärme abstatte.

Nach einigen Augenblicken kehrte sie zurück, mit der frohen Botschaft, der Vater werde sogleich kommen. Sie nöthigte mich darauf, ihr in ein anderes Zimmer — das Familien-Wohnzimmer — zu folgen, wo sich eine junge Freundin von ihr befand. Die Damen setzten sich zu weiblichen Arbeiten nieder, und ich, im Verkehr dieser Art als Großstädter nicht befangen, war bald mit ihnen im Gespräch, nur daß ich etwas zerstreut blieb, weil mein Herz und meine Blicke sich unverwandt nach der Thür richteten, durch die ich Jean Paul eintreten zu sehen hoffte. Er blieb endlich der Tochter selbst zu lange, und trotz meines Abwehrens ging sie noch einmal

zu ihm hinüber. Jezt folgte er ihr auf dem Fuße. Ein Mann trat ein, schlicht bürgerlichen Ansehens, eine mittelgroße, kräftige Gestalt, die Stirn hoch, das Haar frei aufwärts gestört, nicht wild, aber auch nicht geordnet, die Nase gekrümmt, der Mund wohlwollend, im Auge Leben, der Ausdruck ernst und freundlich zugleich, doch keiner dieser Züge so hervorstechend, um etwa daraus einen unmittelbaren Schluß auf die Natur des Geistes zu machen, der in diesem Haupt wohnte; sondern dieser warf erst im Gespräch seine bedeutungsvolleren Lichter auf die Züge des Bildnisses. Im Eintreten sprach Jean Paul: „Nun, das freut mich, daß ich Sie endlich selbst sehe; seyn Sie uns herzlich willkommen!“ Dabei reichte er mir die Hand und verstärkte dadurch den Ausdruck wahrer Freundlichkeit und herzlichen Wohlwollens, der in den Worten lag. Meine ersten Erwiderungen waren etwas befangen; es ist nicht möglich, einem solchen Manne gegenüber die schwächlichen Formen conventioneller Höflichkeit frei anzuwenden, und es ist andererseits bei dem Abstande, in dem man sich fühlt, eben so wenig schicklich, sie ganz außer Acht zu lassen. Ob ich den richtigen Mittelweg, den mich Verehrung und Liebe gehen ließen, getroffen habe, will ich dahin gestellt seyn lassen. Doch Jean Paul gab mir auf dem schwer zu wandelnden Pfade schnell eine treuherzig leitende Hand, und nach wenigen Minuten empfand ich nur das Glück seiner Gegenwart, mich selbst im freisten Behagen des Genusses. Ich übergab ihm noch zwei Briefe, den einen von einem Jugendgenossen, dem Kriegsrath Ahlefeldt in Berlin (seitdem auch längst verstorben), den andern von Tieck. Der erste weckte nur eine flüchtige, aber doch freundliche Erinnerung an einen Mann, mit dem ihn mehr die zufälligen Lebenswege als innere Beziehungen zusammengeführt hatten; den zweiten, von Tieck, ergriff er mit Freude. Er sagte, indem er ihn öffnete: „Es ist mir lieb, daß Sie mir Briefe bringen, denn sie erfreuen mich immer; doch Sie hätten der Empfehlungen nicht mehr bedurft.“

(Fortsezung folgt.)

Damaskus.

(Schluß.)

Lassen wir den lobpreisenden Inhalt der Lieder, die etwa noch jezt, wenn die Karawanen der Pilgrime, die nach Mekka ziehen, in dem „Paradiesesduftenden“ Scham sich versammeln, durch seine Gassen ertönen, rücksichtlich seiner innern Wahrheit dahin gestellt seyn; so viel bleibt gewiß, daß auch der christliche Pilgrim des Westens, wenn er der Herrscherin der syrischen Städte sich naht und ihre Geschichte kennt, von einem ganz besonderen, gleich wie ein Geruch der starken Salben anhangenden Gefühl sich ergriffen findet. Denn es sind nicht nur die Essenzen aus Rosen oder der Balsam aus Mekka, welche die alte, mächtige Städtefürstin noch jezt in Menge in sich führt und in die Länder der Erde verbreitet, was ihren Moscheen, Palästen und Gassen diesen eigenthümlichen Duft, wie aus den Locken eines Gesalbten ertheilet, sondern dieser Duft ist noch ein anderer, geistiger. Damaskus, wie jeder Leser und Freund der Dichter des Orients dies weiß, ist die gesangreiche und vielbesungene; sie war und ist selbst noch jezt das ersehnte Ziel der Jünger, die wie Sadi nach Weisheit suchen; hier war das eine der Thore, durch das die Verlangenden in den Tempel der Geheimlehren der Mystik des Orients eingingen. — Was ist Mystik? Es ist eine Trunkenheit der Liebe, welche, wie Petrus auf dem Thabor, nicht weiß, was sie sagt, wohl aber deutlich fühlt und empfindet, was sie will und sucht. Das Wallen und Flammen der Liebe ist ein doppeltes: das eine gehet hin, bewegt sich nach Dem, das es schon gesehen hat und kennt; das andere regt sich und bewegt sich, es weiß noch selber nicht wornach. Der größte der Mystiker unter denen, welche das gesehen und kannten, wornach die Liebe verlangte, war Johannes der Evangelist. Der Geist aber, der das Sehnen, das noch im Suchen ist, wenn es auch wie die Nachtigall nur in Tönen statt in Wörtern spricht, nicht mißversteht, der wird auch dem Mystiker aus Samos wie dem Mystiker hier am Barada und andern „Liebestrunkenen des Orients“ nicht ungern zuhören, wenn ihre Lippen von dem ertönen, was des inneren Lebens Anfang und Endziel ist.

So fühlte denn auch ich gleich in den ersten Stunden der schönen, heiteren Tage, die ich in dem glänzenden Damaskus zubrachte, mich hinübergeführt in die Heimath von Sadi's Rosengarten und in die Welt der sinnvollen Bildersprache der orientalischen Mystik. Als wir gleich nach unserer Ankunft im Speisezimmer des Klosters von den gastfreien Vätern desselben begrüßt und bewirthet wurden, da waren alle meine jungen Reisegefährten, in Folge der beiden lezten kalten Nächte, nicht wohl auf und ohne Eßlust; nur, wie dieß der gute Padre Präsidente mit Vergnügen bemerkte, ich, der Alte (il vecchio) war im vergnüglichen Wohlseyn und ließ das Essen, wie den vortrefflichen Wein mir schmecken. So durfte ich denn auch den gesunden frohen Muth mit mir zu den ersten Ausgängen in die Stadt und ihre nächste Umgegend nehmen.

Wie ganz anders findet der Fremdling aus Westen Damaskus in unsern Tagen, als es die Reisenden der

früheren Jahrzehende gefunden. Dimischk war mit Recht bei den Christen wegen seiner Unduldsamkeit und Härte gegen den fremden Glauben und fremde Sitten verrufen; es durfte früher kein Christ in den Gassen der Stadt anders als zu Fuß, später wenigstens kein zu Pferde, sondern nur auf Eseln reitend sich blicken lassen; seine fränkische Kleidung würde ihm nicht nur allgemeinen Spott, sondern die rohesten Mißhandlungen des Pöbels zugezogen haben. Vor allem dann, wann die fanatischen Schaaren der Mekkapilgrime aus dem tiefsten Innern der mohamedanischen Länder, zu denen nie ein Christ des Abendlandes sich nahete, hier zusammenkamen und den Zug begannen, oder, aus Mekka zurückkehrend, sein Ende feierten, dann durfte Keiner, in dem sich der Christ erkennen ließ, auf den Gassen erscheinen. Doch diesem allen hat Ibrahim Pascha's Machtspruch ein Ende gemacht. Da die Bewohner von Damaskus bei ihm sich beklagten, daß Franken, was unerhört sey, sich unterwänden, auf Rossen durch die Stadt zu reiten, ein Recht, das nur den Gläubigen des Islams zustehe, da antwortete ihnen der ägyptische Herrscher: „Wenn es euch als unverbrüchliches Recht erscheint, daß die Moslemen auf höheren Thieren sitzen, denn die Christen, wohlan, so reitet ihr auf Kameelen durch die Gassen und laßt den Christen die Pferde." Und so wurden van Ibrahim Pascha auch die ersten Regungen der pöbelhaften Unduldsamkeit der Damascener, als diese auf einmal Franken in der eigenthümlichen Kleidung unter sich sahen, durch ironische Aeußerungen, wie durch polizeiliche Strenge kräftig darniedergehalten. Hat doch Mehemed Ali die, wenn auch nicht dem Namen, doch der That nach höchste Gewalt der Stadt in die Hände eines katholischen Christen, des edlen Balary Bey gelegt, der sich in all seinem Thun und Wesen des Namens eines Christen würdig bezeugt. Darum ward uns jenes Gefühl des Wohlbehagens, das die schöne syrische Hauptstadt für sich selber in jedem Besuchenden erregen muß, ungleich mehr erleichtert, als den früher hieher kommenden Europäern, in denen dasselbe durch den Fremdenhaß der Bewohner und durch beständige Furcht vor diesen gar sehr gestört wurde. Nicht bloß wir Männer, sondern auch die beiden Frauen durften in der fränkischen Kleidung und unverschleiert durch das Volksgedränge der Gassen und der Bazars dahin gehen; man konnte ohne Furcht und ganz allein rings um die Stadt her durch die Felder und über die Hügel wandeln, und selbst das Annahen an die Begräbnißstätten der berühmten Weisen und der heiligen Scheikhs wurde uns nicht verwehrt.

Aetzung und Vervielfältigung der Lichtbilder.

Kaum hat Daguerre sein Geheimniß bekannt gemacht, und kaum beginnt sein Apparat sich zu verbreiten, so ist eine Entdeckung gemacht worden, die in ihrer fernern, wohl unausbleiblichen Entwicklung fast so wichtig werden kann als das Daguerrotype selbst, jedenfalls aber die Bedeutung des leztern unendlich erhöhen muß. Dr. Donné, ein Physiker, der sich seit Veröffentlichung des Daguerreschen Verfahrens mit der Theorie des merkwürdigen Prozesses beschäftigt, hat kürzlich die Akademie der Wissenschaften durch Vorweisung von Proben überzeugt, daß sich die Daguerreschen Lichtbilder auf den plattirten Kupferplatten ätzen und durch Abdruck in der Art des Kupferstichs, oder wohl eher der Lithographie vervielfältigen lassen. — Wir suchen den Lesern die Sache so klar zu machen, als sie es uns nach den Beschreibungen der Pariser Blätter selbst ist.

Wir haben neulich erwähnt, daß bereits ein Firniß für die Lichtbilder erfunden worden sey, und dabei den natürlichen Gedanken ausgesprochen, man werde somit, da jezt die Hand auf der Platte ruhen könne, ohne die Zeichnung zu verwischen, leztere mit dem Grabstichel nachreißen und mit Umgehung vieler Vorarbeiten einen Kupferstich herstellen können. Dadurch würde aber die originelle Schöpfung des Lichts ganz zerstört und in gemeines Werk der Menschenhand verwandelt. Donnés Verfahren ist nun etwas ganz anderes, und dabei muß den Bildern wenigstens ein Theil der Unmittelbarkeit verbleiben, durch welche sie sich vor allen andern Nachbildungen der Natur so wesentlich unterscheiden.

Bekanntlich zeichnen sich die Daguerreschen Bilder auf einer silberplattirten Kupferplatte ab. Die Schatten bildet dabei die brunirte, in der Camera obscura von keinem Lichte getroffene Metallfläche, die Lichter sind angegeben durch einen stärkern oder schwächern matten Metallanflug, einen Niederschlag des Quecksilbers auf die vom Lichte betroffenen Stellen der Platte. Donné überzieht nun das durch das bekannte Verfahren erzeugte Lichtbild mit irgend einem Stoff, der die vom Licht verschonten, also die dunkeln Stellen schüzt, und läßt sodann ein Aetzmittel auf die Platte wirken, das nur die hellen Parthien angreift; und die Wirkung dieses Aetzmittels scheint sehr in's Feine zu gehen, denn auf den vorgelegten Abdrücken sollen die Halbschatten und die Abstufungen der Töne ganz gut wiedergegeben seyn. Ob man sich zum Abdruck dieser geäzten Platten der gemeinen Farbe bedient, ist nicht gesagt. Man sieht aber, die Silberplatte mit der Lichtzeichnung wird hier auf ganz analoge Weise behandelt, wie der lithographische Stein, wenn man auf ihn mit der fetten Kreide zeichnet und ihn dann äzt, wodurch die von der Kreide nicht betroffenen Stellen die Druckschwärze nicht annehmen.

Der Erfinder zeigte eine Platte vor, auf der ein Skelett abgebildet ist, nebst einem Abzug auf Papier. Hier ist, nach den Berichten, die Zeichnung verworren und der Abdruck sehr ungenügend. Schon bessere Resultate lieferte eine zweite Platte, das Innere eines großen Hofs mit Arkaden vorstellend; man erkenne hier auf den Abdrücken vollkommen den Styl der Daguerreschen Bilder, vorzüglich in ihrem Hauptverdienst, in der Ausprägung und Deutlichkeit der Perspektive. Die Kopie einer antiken Büste endlich soll sehr schöne Abdrücke gegeben haben, welche einen deutlich ahnen lassen, wie weit man es noch auf diesem Wege bringen könne. Der ganze Styl des Modells, die Halbschatten, die Stufenleiter der Töne, Alles sey im Abdruck vortrefflich wiedergegeben. Betrachte man das Silberblatt, auf dem sich die

Büste wie eingegraben zeige, so bemerke man, daß das neue Verfahren sogar sehr zarte Effekte, wie in Punktiermanier, angebe. Nach Ansicht dieser Platte und des Abzugs bleibe kein Zweifel, daß die Kunst, die Lichtbilder rasch zu ätzen und zu vervielfältigen gefunden sey.

Es ist hier zu bemerken, daß sich Statuen, Basreliefs, überhaupt Kunstwerke jeder Größe mittelst des Daguerrotypes sehr leicht kopiren lassen; ebenso naturgeschichtliche Gegenstände aller Art, in natürlicher Gestalt oder in Vergrößerung durch das Mikroskop. Das Haupterforderniß dabei ist nur, daß die Objekte stark beleuchtet werden. Man sieht auf Einen Blick, welch großen Einfluß es auf die Zeichnenkunst und die Wissenschaft üben muß, wenn man in Zukunft im Stande ist, die vergänglichen Bilder des Daguerrotype willkürlich zu vervielfältigen, zu welcher Hoffnung das, was man eben gelesen hat, zu berechtigen scheint. Man muß jedenfalls in Anschlag bringen, daß Donnés Erfindung erst wenige Tage alt, und offenbar noch in der Kindheit ist, wie vielleicht das Daguerrotype selbst. Der Grund soll bei den Abdrücken meist matt, unklar seyn und noch viel zu wünschen übrig lassen. Es sind dies übrigens Mängel des Daguerrotype selbst, wobei nur zu oft Himmel und Wasser schwer, wie bleiern sich darstellen. — Wird diese Methode bedeutend vervollkommt, so muß sie allerdings in den zeichnenden Künsten, besonders in ihrer Anwendung auf die Wissenschaft, eine völlige Umwälzung hervorbringen. Erst durch diese neue schwarze Kunst wird das Daguerrotype für den Reisenden, den Archäologen, den Naturforscher von sehr großer Wichtigkeit werden. Der Reisende oder der Beobachter kann dann das größte, complicirteste Bauwerk und das feinste anatomische Präparat kopiren, die Platte sogleich ätzen und so die wissenschaftlichen Abbildungen oder die pittoresken Beilagen zu seinem Werke rasch und wohlfeil selbst anfertigen.

Wenn dies keine Chimären sind, wenn Donnés Methode, wie die Franzosen sich ausdrücken, eine **Zukunft** hat, so ist die Erfindung, selbst nach dem Daguerrotype, oder vielmehr mit demselben, eine der außerordentlichsten, und Jeder kann ungefähr im Kopf überschlagen, wie sie zunächst auf Kunst und Handwerk, auf Wissenschaft und Unterricht wirken muß.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Eisenbahnen und Dampfschiffahrt.

Die Pariser haben den nun zu Ende gehenden Sommer fleißig zu Ausflügen nach St. Germain, St. Cloud und Versailles auf den Eisenbahnen benützt, und die Unternehmer können sich nicht über Mangel an Unterstützung und Aufmunterung beklagen; sie lassen selbst von Zeit zu Zeit in den Tagblättern ankündigen, wie viele tausend Menschen ihre Dampffuhren von und nach Versailles und St. Germain gebracht haben, und dennoch stehen ihre Aktien nicht glänzend. Es bleibt immer noch einiges Mißtrauen im Publikum hinsichtlich des Gelingens der Unternehmung. Im Sommer geht alles gut; die Pariser Bürger haben in dieser Jahreszeit viel Lust und Muth zu Ausflügen in der Umgegend, und am Sonntage besonders bleibt selten eine Familie, welche die ganze Woche gearbeitet hat, in ihrem Laden oder ihrer Stube. Aber sobald das Wetter anfängt rauh zu werden, verzichtet der Pariser auf die Ausflüge in der Umgegend; die Stadt bietet ihm dann andere Vergnügungen dar, welchen er mit Begierde nachgeht, Schauspiele, Concerte, Soirées und Bälle. Die Eisenbahnen werden dann nur noch von Leuten befahren, welche von außen kommen und in der Stadt zu thun haben, oder von Parisern, welche durch Geschäfte in der Umgegend abgerufen werden. Und dieser Zuspruch reicht bei weitem nicht hin, die großen Kosten der Dampffuhren zu decken, wofern man nicht Mittel findet, das Brennmaterial wohlfeiler zu bekommen, als bis jetzt. Dazu kommt, daß die Eisenbahnen am einen Ende der großen Stadt anfangen, und daß für manche Bewohner mehr Zeit nöthig ist, um zur Eisenbahn, als mittelst derselben nach Versailles oder St. Germain zu gelangen. Deßhalb haben die gewöhnlichen Diligencen, welche halbstündlich nach den beiden Städten abgehen, noch nicht alle ihre Kunden verloren, zumal die Unternehmer ihre Preise bedeutend herabgesetzt haben. Zu St. Germain, welches nun bereits über ein Jahr durch eine Eisenbahn mit Paris verbunden ist, haben sich eine Menge kleiner Fuhrunternehmungen nach umliegenden Orten gebildet, woraus man sieht, daß die Eisenbahnen die gewöhnlichen Fuhren befördern, anstatt sie aufzuheben. Früher konnte man nur mit großen Kosten, und nicht regelmäßig nach mehreren Städtchen und Dörfern in der Umgegend von St. Germain gelangen; jetzt findet man beim Aussteigen aus den Dampfwagen größere oder kleinere Diligencen bereit, welche die Reisenden nach allen Richtungen führen. Ebenso wird es in Versailles gehen, wo bereits von einer großen Diligencenunternehmung die Rede ist, welche die Reisenden nach dem westlichen Frankreich bringen will. Dieselben Erscheinungen werden sich erneuern, wenn einmal die großen Eisenbahnen nach Orleans und Havre zu Stande kommen. Mit den Dampfschiffen auf der Seine geht es aber nicht zum besten. Im Winter steht das Wasser zu hoch, und im Sommer zu niedrig; die Dampfschiffe, welche voriges Jahr die Seine und die Marne bis nach Meaux hinauffuhren, haben schon am Ende des Jahres ihre Fahrten eingestellt. Auch die Dampfboote von Paris nach St. Cloud können nur wenige Monate des Jahrs ihren Dienst verrichten. Vielleicht würde es gelingen, den ganzen Sommer hindurch zu fahren, wenn die Bote kleiner wären und folglich nicht so tief im Wasser gingen; aber wahrscheinlich finden die Unternehmer bei kleinen Boten ihre Rechnung nicht, und können nur durch den Transport einer Menge von Reisenden auf einmal Gewinn hoffen. Uebrigens versandet die Seine in und um Paris immer mehr und mehr, und vielleicht wird sie in einem Jahrhundert zu keiner Art von Schifffahrt mehr tauglich seyn. — Das berüchtigte Casino soll nun zum dritten Male eröffnet werden. Jetzt ist aber von keinen venezianischen Nächten und von keinen Tanzmädchen mehr die Rede; es sollen bloße Musikstücke gegeben werden, wie bei Musard. Schwerlich wird das Casino in dieser neuen Gestalt sein Gedeihen finden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 239.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 5. Oktober 1839.

They were warmer, that got this, than the poor thing is here.
I'll take it up for pity.

Shakespeare.
Winter's tale.

Lübeckſche Sagen. *

Von J. Röſe.

Bertram Morneweg.

Es mochte wohl um die heilige Chriſtzeit ſeyn, da begab es ſich, daß Herr Ghert Oldenkope, als er am Abend nach Hauſe kam, ein neugebornes Kindlein auf ſeiner Stiege fand in einem Korbe. Und es jammerte ihn des armen Kindes und er nahm es, gab es ſeiner Ehefrauen und ſprach: „Sieh her, was uns der heilige Chriſt beſcheert hat; wir haben's uns ſchon lange gewünſcht. Iſt dieſes nun auch nicht unſer Fleiſch und Blut, ſo wollen wir uns ſeiner erbarmen um Gottes willen. Die Mutter würd' ihres Leibes Frucht wohl nicht hinausgethan haben in die kalte Nacht, wenn ſie nicht groß Trübſal dazu getrieben, darum wollen wir fein pflegen und warten, und das Kind wird uns wieder lieb haben, wenn es groß geworden, und in Ehren halten, als wie ſeine leiblichen Eltern." Alſo beſchieden ſie eine Amme, daß ſie das Kind nähre und ſeiner warte, und gaben ihm in der Taufe den Namen Bertram. Und das Kind wuchs heran, wurde groß und ſtark und von leiblicher Wohlgeſtalt, daß ſich männiglich freute; aber es war auch gar unruhigen Geiſtes. Wenn es ſchrie, war ſeine Stimme ſo ſtark und hell, daß man's durch's ganze Haus vernahm und Herr Oldenkope oftmals ſeine Rechnungen wieder von vorn beginnen mußte und doch nicht zu Ende brachte. Da wurde ſelbiger faſt ärgerlich in ſeinem Sinn, aber er faßte ſich bald wieder, wie's einem klugen, verſtändigen Manne ziemt. Die Zeit ging hin, und bald konnte der Bube ihn bei Namen nennen; deß freute ſich Herr Ghert über die Maßen. Darnach lernte der Bube laufen, und was man ihn lehrte, das begriff er ſchnell, alſo daß Herr Oldenkope einen Schreiber aus ihm zu machen gedachte, welcher ihm beiſtände, wenn er alt und ſchwach würde, und ſeiner Handlung alten Namen nicht untergehen ließe in der Welt. Aber der Herr hatte es anders beſchloſſen.

Einige Jahre darnach da ſegnete er Herrn Oldenkopes Ehe, und ſein Gemahl genas eines ſchönen Töchterleins; ſolche nannte er Maria. Der kleine Bertram ſchien aber wenig Luſt zu finden am ſtillen Sitzen und Duckmäuſern, und's war ſeine größte Freude, mit den andern Buben am Hafen, denn Herrn Oldenkopes Haus lag an der Trave, umher zu toben und von Faß zu Faß zu ſpringen. Da lernte er denn auch früh ſchon die Seeleute kennen, und ſie hatten ihre Freud' an dem wilden Jungen und

* S. die Einleitung Nr. 172 ꝛc. d. J.

sagten ihm, er müsse auch 'mal ein Kletterindenmast werden und sich umtreiben in fernen Ländern und Meeren, also daß, wenn man den Bertram fragte, was er werden wolle und einst treiben in der Welt, wie man's zu thun pfleget mit den Kindern, selbiger nur schrie: Morne weg (Morgen weg), und davon sprang. Da nannten ihn die Leut nur Bertram Morneweg, und er hört' es nicht ungern; wenn's ihm aber ein Bub that zum Spott, da prüzelte er ihn tüchtig durch.

Drob freute sich Herr Oldenlope nun eben nicht sehr, und er that sein Möglichstes, den Jungen anzuhalten, daß er Schreiben und Rechnen lerne, und was sonst einem Kaufmanne frommen mag und dienstlich seyn, wurde ihm auch solches nicht schwer, denn der Bertram war ein frommer und fleißiger Bursche und gehorsam seinen Eltern in allen Stücken. Und die Zeit ging hin, und als der Bertram vierzehn Jahre zählte, that ihn Herr Oldenlope in sein Geschäft und hieß ihn schreiben von früh bis spät und beaufsichtigen, wenn die Schiffe luden und löschten, und der Bertram that alles mit Treu und Fleiß. Wenn aber der Abend kam und die andern Kaufmannsgesellen hinausgingen zu Spiel und Tanz auf die Lachswehr, den Schützenhof und Fischerbuden, da schlich er sich zu einem alten Schiffer, so am Walle beim Mühlendamm wohnte, und ließ sich erzählen von den Fahrten und wunderbaren Abenteuern: wie der fliegende Holländer einherziehe auf dem Meer in windstiller Nacht, ein beinweißes Schiff; und's werde kein Laut gehört, die Mannschaft sähen allesammt aus wie Leichen und wären angethan mit alterthümlicher Kleidung. Die seyen auch wirklich schon alle gestorben vor vielen hundert Jahren und gebannt auf das Meer zwischen Himmel und Erde, ob der gräulichen Missethaten, so sie begangen. Alle Jahr auf Einen Tag dürften sie weilen unter den Lebendigen; da kämen sie nach Holland, allwo sie gebürtig wären, und fragten nach ihren Verwandten und Liebsten, so Niemand mehr kannte, und gäben Briefe ab an Leute, welche lange verstorben. Wenn aber der fliegende Holländer einem Schiffe begegne auf dem Meere, da müsse kein Fluch sich hören lassen, sonst käme das Gespenst immer näher und näher, bis es endlich das andere Schiff auf eine Klippe stoße und verderbe oder mit sich hinab ziehe in einen tiefen Strudel mit Mann und Maus, also daß Keiner lebendig davon käme. Wer aber ein frommes, reines Gemüth habe und spräche ein inbrünstiges Gebet, da habe der Böse keine Macht noch Gewalt und müsse verschwinden u. s. w.

Solch guter Lehre achtete der Bertram auf's Fleißigste und bewahrte sie in einem feinen Herzen, und es verlangete ihn von Tag zu Tage mehr hinaus in die Welt; aber er mochte doch nicht seinem Vater das Leid anthun, daß er auf und davon ginge in's Weite, denn er hatte ihn und sein Gemahl von Herzen lieb, und nicht minder ihre Tochter Maria. Selbige wuchs auch heran und wurde von Tag zu Tag schöner, und sie hatten sich lieb wie Brüder und Schwester, wie sie's denn auch nicht anders wußten, und machten kein Hehl daraus vor der Welt.

Das hatte nun Herr Oldenkope recht gerne gesehen, als sie noch Kinder waren und unverständig. Jetzt zählte aber der Bertram zwanzig Jahr und die Maria fünfzehn; da meinte er doch in seinem klugen Sinn, es könnte was Anderes werden aus diesem kindischen Spiel und Geliebel. Er nahm daher, es war gerade am heiligen Pfingstsonntage, den Bertram auf die Seite und erzählte ihm kurz und bündig: wie er nicht sein Sohn sey und Maria nicht seine Schwester; aber er solle ihm nur ferner treu und fleißig dienen, wie bisher, so wolle er schon sorgen für sein Fortkommen und zeitliches Glück in der Welt. Da wurde es dem Bertram sehr schwer um's Herz, und er ging auf sein Kämmerlein und weinte, bis es Abend wurde. Darnach lief er hinaus zum alten Schiffer. Aber heute freute er sich nicht am knisternden Ofen im heimlichen, niedern Gemach und setzte sich nicht zum Alten vor dem Ofen auf den Holzscheit, sondern er erzählte ihm, er sey hinterm Zaun gefunden und habe nicht Vater noch Mutter, und die Leute würden einst mit dem Finger auf ihn weisen, weil er nur gelebt von anderer Leute milder Gab' und Freundschaft. Er wolle hinaus in die Welt und sich was versuchen und gewinnen; da dürfe er einst getrost sagen, es sey sein eigen. Da gab ihm der Alte seinen Segen und sagte, er solle mit Gott gehen, der verließe keinen braven Jungen. Wenn er wieder käme, wäre er wohl todt; er solle in Ehren halten sein Gedächtniß und gute Lehren.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

Das erste Gespräch knüpfte sich mehr an äußere Gegenstände, es vertiefte sich in nichts, was einen näheren Bezug zu Kunst oder Wissenschaft gehabt hätte. Jean Paul gewährte mir, und mein Dankgefühl dafür wird mich bis an das Ende meines Lebens begleiten, mehr einen ernsten Empfang des Herzens als des Geistes. — Er fragte, nachdem er die Briefe flüchtig angesehen, nach meiner Reise. Da er hörte, ich sey diesen Morgen zu Fuß über das Gebirg von Wunsiedel gekommen, wallte er freudig auf, drang mit wohlwollendem Eifer in mich,

mich zu setzen, bot mir Wein, Bier, Kaffee nach Wahl zur Erquickung an, und äußerte seine aufrichtige Freude darüber, daß seine Lieblingsart zu reisen, nämlich zu Fuß, auch die meinige sey, etwas, wozu er mir als einem Großstädter weder Kraft noch Neigung zugetraut hätte. Es wurde uns jezt ein Krug seines Lieblingsgetränkes, jenes berühmten Baireuther Biers gebracht, während die Damen, glaube ich, Kaffee tranken, und wir sezten uns zu wahrhaft herzlichem und vertraulichem Gespräch nieder. Wie waren die Strahlen dieser fernhin so glühend machtvollen Sonne des Geistes in der Nähe so warm, so mild! Wie wurde mir wohl in dieser unmittelbaren Berührung, wie erfüllte sich die Seele mit Rührung und näherer Hinneigung zum Guten, Schönen, Edlen, Bessern in Leben und Kunst!

Wohl eine Stunde mußte ich mit dem hochverehrten Manne aufs Vertraulichste, Anspruchloseste sprechen. Ich redete mehr als er, denn er fragte viel; in seiner Einsamkeit zu Baireuth waren ihm die Bewegungen in Wissenschaft und Politik, die ich in den Kreisen, in welchen ich mich bisher bewegt hatte, lebendiger und unmittelbarer anzuschauen Gelegenheit fand, von großem Interesse. Er wollte darüber durch mich unterrichtet seyn; ich gab, was ich vermochte. Er fragte mich zunächst nach Tieck, dessen Brief er wiederholentlich las. Eine Stelle in demselben: „Ist keine Hoffnung, daß meiner liebsten Bücher eines, die Flegeljahre, vollendet werde?" gab ihm Stoff, sich über diesen Gegenstand, der mir von höchstem Interesse war, zu erklären. Er sagte: der Plan sey fertig, aber er habe so viel Entwürfe im Kopf, daß er noch nicht wissen könne, wann er an die Vollendung gehen werde. Auch die unsichtbare Loge wollte er vollenden, zuvor jedoch den Kometen, (der erst vor einigen Monaten erschienen war) und überdieß arbeite er an seinem Leben. Die Herausgabe einiger älteren Schriften in neuer Auflage habe ihn auch eine Zeitlang beschäftigt. „Die grönländischen Prozesse," erzählte er, „erscheinen neu aufgelegt und umgearbeitet; ich habe Vieles geändert, hauptsächlich weggestrichen, aber ich habe den Jüngling stehen lassen; denn nur als das Werk des achtzehnjährigen Jünglings hat es einen Werth und eine literaturgeschichtliche Bedeutung. Die Jugend mußte also darin bleiben mit allen ihren Fehlern."

Nach diesen Aeußerungen über eigene Werke, die durch Tiecks Brief angeregt worden, fragte er mich viel nach diesem, nach seiner Lebensweise, was er jezt schreibe, zunächst beabsichtige, ob sein Werk über Shakespeare nicht bald erscheinen werde, über welches Alles ich ihm, soweit ich vermochte, Auskunft gab. — „Ein solcher Mann, wie Tieck," schloß er, „fehlt mir hier; er gerade wäre der, mit welchem ich über so Vieles sprechen könnte, was ich jezt allein verarbeiten muß. Das ist der Fehler eines so kleinen Orts wie Baireuth, doch hat er auf der andern Seite wieder große Vorzüge. Aber Tieck sollte hier wohnen!"

Er fragte ferner nach Schleiermacher, Hegel, ihrem persönlichen Verhältniß zu einander, und erwähnte dabei gelegentlich Manches über sein früheres zu Fichte, was ich indeß, theils weil mir das Genauere entfallen ist, theils weil es zu abgerissen war, und hauptsächlich weil es im engsten Vertrauen geäußert wurde, nicht näher berühren will. — Alle berühmten Männer der Berliner Universität mischten sich in unser Gespräch, doch weniger in engerer wissenschaftlicher Beziehung, als wie man nach alten Freunden fragt, über die ein Augenzeuge das Neueste berichten soll.

Zwischen diesen Gesprächen richtete J. Paul oft freundlich scherzende Worte an die jungen Mädchen, und verflocht sie auf die zwangloseste und angemessenste Weise in unsere Unterhaltung. Ich habe die Einzelnheiten bis auf eine, die in ihrer Form auch ächt Jean Paulisch ist, vergessen. Er fragte die Freundin seiner Tochter, da gerade von der Lust der Mädchen am Spiegel die Rede war: „Sehen Sie nicht gern in den Spiegel?" — „Nicht allzugern, und nicht ohne Noth." — „Aber doch wenn Sie gerade vorübergehen, haschen Sie gern einen flüchtigen Blick?" — „O nein." — „Auch nicht wenn Sie schwarzen Kaffee trinken? Spiegeln Sie sich da nicht ein wenig in der Tasse?" — Die Antwort war ein lächelndes: „das ist mir noch nicht eingefallen." — Ich weiß nicht, ob es Andern eben so geht, allein ich fand in dieser seltsamen Wahl eines Spiegels einen bezeichnenden Zug von der Neigung unsers Dichters, besondere physikalische Eigenschaften und Verhältnisse der Dinge als Hebel der Charakteristik oder der Wendung der Ereignisse zu benutzen.

Die Stunde, welche mir Jean Paul schenkte, war schnell verflossen. Er verließ plötzlich das Zimmer, ohne ein Wort zu sagen; ich glaubte Anfangs, es sey nur augenblicklich, und er werde bald wieder eintreten; doch da eine Viertelstunde und länger vergangen war, und er sich mir noch nicht wieder zeigte, sah ich wohl, daß es seine Art sey, sich ohne Abschied wieder an seine Arbeit zu begeben und seiner Tochter den Ueberrest der geselligen Pflichten zu überlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bad Leuk, September.

Erster Eindruck.

Auch hier wurde es schnell leer; die Kurgäste sind ja überall wie Zugvögel, die zur warmen Zeit in Schaaren

kommen, sich wenige Wochen hören und sehen lassen, und auf einmal verschwunden sind. Einige Nachzügler halten dann noch den Stamm, bis im Lauf des Septembers auch sie nach und nach verschwinden; denn dann ist's hier, 5000 Fuß über dem Meere, schon kalt genug. Man sezt sich auch im Sommer Abends gern zum wärmenden Kamine, und oft, wenn man Morgens das Fenster aufmacht, sieht man rings die Höhen mit Schnee bedeckt, der über Nacht gefallen. Es mögen jezt noch dreißig Kurgäste da seyn, in der Mitte Julis waren es aber gegen fünfhundert. Die Mehrzahl bildeten Franzosen, theils aus der westlichen Schweiz, theils aus Frankreich, und deutsche Schweizer. Dazu kommen noch viele Italiener, manche Deutsche und einige Engländer. Die Schweizer, besonders die Walliser, lieben ihr Bad sehr, und halten es in vielen Krankheiten für sehr kräftig, daher man denn auch so viele wunderliche Schweizertrachten beisammen sieht. Vorzugsweise ist es auch das geistliche Bad; man sieht viele Jesuiten und Kapuziner. Die herrschende Sprache ist natürlich die französische. Aber Leuk ist nichts weniger als ein Luxusbad; hier ist nur Gesundheit zu finden, Vergnügen muß man mitbringen oder in sich selbst suchen. Der Fremde erschrickt, wenn er von der Gemmialp heruntersteigt. In furchtbarer, fast senkrechter Tiefe scheinen sich Felsentrümmer in dichter, langer Reihe gehäuft zu haben; um zwei der größten sammeln sie sich am dichtesten. Beim Fortschreiten merkt er mit Erstaunen, daß dies die Badehäuser sind, um welche die Leute ihre Hütten gebaut haben. — Das Leuker Bad liegt in der Ausmündung einer Schlucht, die sich vom Wallisthale eng zwischen Felsenlager, die unten spärlich mit Tannen besezt sind, gegen den Gemmiberg einschneidet. Dieser, dessen breite Flächen nach der Gemmialp sich senken, stürzt hier scharfgezackt und senkrecht hinab. Unten sieht man sich rings in einem länglich runden Thale eingeschlossen; im größern Halbkreis thürmen sich die Felsengruppen wie riesenmäßige Bastionen über einander (die Bastei in der sächsischen Schweiz gibt ein Miniaturbild davon), und an den beiden Enden lagert sich ein Felsengebirg vor, das kaum den Durchgang in's Lötschthal und nach Wallis offen läßt. Es hält schwer, bis man hier sich heimisch fühlt. Der wird sehr betrogen, der in diesem berühmten Bade nur irgend die Einrichtung und Umgebung der bekannten Bäder erwartet. Statt eleganter Wohnungen sieht er die kleinen, mit Schindeln und Steinen häßlich bedeckten Häuser, die gar nicht das Freundliche und Zierliche haben, womit man doch in der Schweiz jezt in der Mode ist; von Parks und Gärten findet er gar nichts, falbe, gras- und blumenlose Matten schleichen an den Felsen hinauf, selten kriecht ein Alpenblümchen um das Steingerölle, einzelne Flecken sind neben den Häusern mit den gröbsten Gemüsen besezt, und im ganzen Dorfe steht ein einziger verkrüppelter Apfelbaum. Der Fremde denkt sich freundliche, gepuzte Leute; es begegnet ihm ein schmutziger Hirt, der seine krause Heerde, worunter mehr schwarze und braune Schaafe sind als weiße, vor sich hertreibt, oder die breite Oberwalliserin mit der Thurmhaube. Rings steigen die starren Felsen empor, darüber schauen ernst und einsam die ewigen Schneegipfel des Gemmi, des Lammer-, Rinder- und Balmhorns, und von der andern Seite der Mont-Rosa und die Walliser Alpen. Um sich Bewegung zu machen, geht man auf die kahlen Alpen, in die luftigen Tannenwäldchen, zu den Höhlen und Wasserfällen, oder den Leiterpässen (les échelles). Die Sonne sieht auch nicht viele Tage in's Thal, meist ist der Himmel dunkel und traurig umhängt, und graue Nebel verschleiern die Berge. Statt eines Theaters hört man dem Alpenjodeln zu oder besucht den Mondschein, in dem diese Felsenlandschaft zauberisch seyn soll; aber dann muß man sich schon warm einhüllen, denn auch im Juli streicht der Wind kalt und schaurig herein.

(Schluß folgt.)

Paris, September.

(Schluß.)

Van Amburgh. Die Cachucha.

Dieser Musikanstalten, worin die Tonkunst so mechanisch behandelt wird, fängt man an, satt zu werden, und mit zwei oder drei dergleichen Unternehmungen hat Paris schon genug. Dagegen sind wilde Thiere als Schauspieler etwas Neues, und das Theater der Porte St. Martin ist jeden Abend voll, wenn sich Van Amburgh mit Tigern und Leoparden herumbalgt, als wenn es Schoßhunde oder Katzen wären. Freilich hat der Anblick der gezähmten Wildheit solcher Thiere der Wüste, und eines Manpes, welcher einige Stunden lang dem Anschein nach in der größten Lebensgefahr schwebt, und dieselbe durch seine Kunst spielend abzuwenden weiß, etwas ganz Außerordentliches, das man wenigstens einmal zu sehen wünscht. Für manche Zuschauer aber hat dieses Schauspiel einen solchen Reiz, daß sie sich nicht daran sättigen können, und allerdings wird ihnen sobald kein ähnliches Schauspiel geboten werden. Da die wilden Thiere so großen Beifall auf der Bühne finden, so hat ein anderes Theater einen Orang-Outang verschrieben und denselben halbgekleidet sich auf der Bühne zu Tische setzen lassen. Allein wiewohl auch dieses etwas Neues war, so haben die Pariser doch gar kein Behagen daran gefunden; vielleicht sind sie durch die zahmen Löwen und Tiger Van Amburghs verwöhnt. Für andere Zuschauer haben die spanischen Tänze besondern Reiz, und das Théâtre de la Renaissance, welches alles Mögliche versucht, um das Publikum herbeizuziehen, hat durch eine Truppe spanischer Tänzer eine Reihe pantomimischer Vorstellungen geben lassen. Ehemals schäzte Frankreich nur den graziösen und zierlichen Tanz seiner eigenen Ballettvirtuosen. Es findet aber jezt Geschmack an dem nicht so anmuthigen, aber wollüstigern Tanze der Südländer, und die berüchtigte Cachucha macht solches Glück, daß fast jedes Theater eine Tänzerin hat, welche sich in derselben hervorthut; man bringt die Cachucha überall an, auch da, wo sie gar nicht hingehört, und sogar eine Schauspielerin des Théâtre français, Dmlle. Plessis, hat sich auf ihren Gastreisen durch die Provincialstädte Frankreichs herabgelassen, die Cachucha zu tanzen, wofür sie denn auch bei ihrer Zurückkunft nach Paris von den Theaterkritikern strenge getadelt wird. Sicher hat die Cachucha mit der Kunst wenig zu schaffen und gefällt nur wegen ihres wollüstigen Charakters. Eben diese Zuschauer beklatschen die berüchtigte Déjazet auf dem kleinen Theater des Palais royal, wenn sie mit ihrem gewöhnlichen Muthwillen einen Strom schlüpfriger Bemerkungen und Witzworte ihrem Munde entfallen läßt. Die Déjazet hat die Erfahrung gemacht, daß diese Keckheit dem Publikum behagt, und deshalb ist sie immer weiter gegangen. Jezt gibt es Dichter, welche schlüpfrige Rollen erfinden, um sie von ihr spielen zu lassen. So verderben sich Publikum und Schauspieler gegenseitig.

D g.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 33.

Sonnabend, 5. Oktober 1839.

[505] **Neue Musikalien,**

welche bei B. Schott's Söhne in Mainz erschienen sind.

Adam, Regina im Klav.-Ausz., franz. u. deutsch. 9 fl.
— 12 Fav.-St. a. d. Brauer v. Preston u. a. Regina f. Pfte. leicht arrg. 1 fl. 12 kr.
— 15 Fav.-St. a. d. Brauer v. Preston f. 2 Flöten arrg. 2 fl.
Auber, Arragonaise a. d. schwarzen Domino mit Guit.-Begl., franz. und deutsch. 18 kr.
Benedict, Ouvert. a. d. Zigeunerin Warnung für Militärmusik arrg. von Küffner. 4 fl. 48 kr.
— Dieselbe Ouverture als Quartett f. Flöte, Viol, A., et Vcell arrg. 1 fl.
— Ebenso als Viol.-Quartett arrg. 1 fl.
— Ebenso f. Pfte. zu 4 Hände arrg. 1 fl. 12 kr.
— Ebenso f. 2 Violinen arrg. 54 kr.
— 6 Fav.-St. a. derselben Oper f. 1 Guitr. arrg. 36 kr.
Benedict & David, gr. conct. Duo f. Pfte. u. Violin üb. Th. a. Oberon. 2 fl. 24 kr.
Burgmüller, 1ster Lehrmeister im Klavier-Unterricht, theoretisch-praktische Anleitung das Klavier leicht und sicher spielen zu lernen, mit Benützung der besten Werke von Herz, Hünten, Weber, Beethoven, Bellini etc. 3 Theile, jeder Theil 54 kr.
Dreyschok, Polonaise f. Pfte. 4händig. Op. 5. 18 kr.
Gregoir, gr. Fantas. f. Pfte. Th. a. Puritani. 1 fl. 12 kr.
Herz, H., gr. Krönungs-Duo f. 2 Pfte. Op. 104. 2 fl. 24 kr.
— Krönungs-Fantasie f. Pfte. Op. 101. 1 fl. 36 kr.
Hünten, F., 30 kleine Recreationen f. Pfte. mit Fingersatz, 2 Hefte, jedes 1 fl.
Küffner, 51stes Potpourri f. Pfte. u. Flöte. od. Viol. a. Puritani. Op. 288. 2 fl.
Labarre & Beriot, 3te Fant. f. Pfte. u. Viol. a. d. Stummen von Portici. 1 fl. 21 kr.
Spamer, Ecole primaire f. Pfte. 4händig instruct. amusante Stücke mit Fingersatz. Op. 12. Liv. 3. 1 fl. 30 kr.
Thalberg, Divert. f. Pfte. üb. Th. a. d. Zigeunerin Warnung. Op. 34. 1 fl. 21 kr.
Wörterbuch, kurzgefasstes, der in der Musik gebräuchlichen italienischen Wörter und Redensarten. 9 kr.
Dasselbe französisch. 9 kr.

In Stuttgart sind obige Musikalien bei G. A. Zumstaag zu finden.

---

[505] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Polytechnisches Journal,

herausgegeben

von den

DD. Dingler und Schultes.

Erstes Septemberheft 1839.

Inhalt: Seromgeones Versuche über den Dampf. Mit Abbild. — Ueber die neuren, von Chanter gemachten Verbesserungen an den Locomotivkesseln, zur Heizung derselben mit Steinkohlen statt mit Kohks. Mit Abbild. — Trascotts Verbesserungen an den Rädern für Eisenbahnwagen. Mit Abbild. — Bonney, Bush und Lobdells Verbesserungen an den Rädern für Eisenbahnwagen. Mit Abbild. — Fraissinets Verbesserungen an den Maschinen zum Treiben der Schiffe mittelst Dampf. Mit Abbild. — Baddeley, über einige Arten von Reibungsrollen. Mit Abbild. — Newtons Verbesserungen im Baue von Brücken, Viaducten, Pfeilern, Dachstühlen, Bindebalken rc. für Bauten. Mit Abbild. — Ody's Verbesserungen an den Water-Closets. Mit Abbild. — Stocker and Heeley's Verbesserungen an den Struppen für Beinkleider und andere Kleidungsstücke. Mit Abbild. — Bate's Verbesserungen im Appretiren von Strumpfwirkerwaaren und andern aus Schafwolle und Wollengespinnsten fabricirten Artikeln. Mit Abbild. — Madeley's verbesserter Scarificator. Mit Abbild. — Heberts verbesserter Apparat zum Reinigen und Aufbewahren von Getreide. Mit Abbild. — Camera obscura und Daguerreotype. — Karmaesch, kritische Uebersicht der deutschen technologischen Journalistik. — (Beschluß.) Jahrbuch für Fabrikanten und Gewerbtreibende, Physiker, Techniker, Pharmaceuten und Oekonomen. Kunst- und Gewerbeblatt des polytechnischen Vereins für das Königreich Bayern. Mittheilungen des Gewerbevereins für das Königreich Hannover. Verhandlungen des Gewerbe-Vereins für das Großherzogthum Hessen. Monatsblatt des großherzoglich hessischen Gewerbevereins. Gewerbeblätter für Kurhessen. Mittheilungen des Industrie-Vereins für das Königreich Sachsen. Gewerbeblatt für Sachsen. Gemeinnütziges Wochenblatt des Gewerbevereins in Köln. Verhandlungen des Gewerbevereins in Koblenz. Frankfurter Gewerbfreund. — Miscellen. Das Dampfschiff „The british Queen." — Das Dampfschiff Archimedes. — Zahl der in England mit Dampfschiffen vorgekommenen Unglücksfälle. — Das größte eiserne Segelschiff. — Ungeheure Pumpe am Canale von Carlisle. — Der letzte Unfall auf der Eastern-Counties-Eisenbahn. — Die amerikanischen Locomotiven des Hrn. Norris. — Keile für die Gefügschienenstühle der Eisenbahnen. — Zunahme des Verkehrs und des Handels in Folge der Eisenbahnen. — Ueber die Stärke eiserner Balken und deren Biegung. — Michells Verbesserung im Schmelzen der Silbererze. — Die Knopffabrikation in England.

Zweites Septemberheft.

Perkins Bemerkungen über die Umstände und Erscheinungen, welche man beim Explodiren und Bersten der Dampfkessel beobachtet. — Ueber einige die Eisenbahnen betreffende Erfindungen des Hrn. W. Curtis. Mit Abbild. — Einiges über die pneumatische Eisenbahn des Hrn. Clegg. — Beschreibung eines Apparates zum Messen der Schienenweite. Mit Abbild. — Whitworth, Beschreibung einer verbesserten Pumpe. Mit Abbild. — Beschreibung der Gußstahl-Fabrication auf der königl. hannover'schen Eisenhütte bei Uslar im Solling. — Troughtons Verbesserungen in der Gewinnung des Kupfers aus den Kupfererzen. — Ueber einige neuere Zinklegirungen von der Erfindung des Hrn. Grafen Fontainemoreau. — Ueber eine Methode die Gaslichter in den Straßen und in größern Gebäuden mittelst eines elektrischen Funkens zu entzünden. Mit Abbild. — Ueber einen neuen von Hrn. Hutchison angegebenen Apparat zur Reinigung des Gases mit trocknem Kalke. Mit Abbild. — Beschreibung verschiedener Methoden zur Darstellung eines weißen strengflüssigen Glases, von farbigem

Glase und von Farben zur Verzierung von bleifreien Krystallgläsern, nach Hrn. Fontenay. — Ladislas de Breza's verbesserte Composition, womit Zeuge, Holz, Papier und andere Stoffe unverbrennlich gemacht und auch gegen die Angriffe der Insecten geschützt werden können. — Newtons verbesserter Anstrich für Holz und andere vor Luft und Feuchtigkeit zu schützende Körper. — Ueber die Torfpresse des Lord Willoughby d'Eresby. Mit Abbild. — Macartans verbesserte Behandlung der beim Waschen der Wolle und der Wollenfabricate sich ergebenden Abfälle. — Rattray's Verbesserungen in der Bereitung von Gallerte und Leim. — Brown, über den in den Seetangen enthaltenen Schleim und dessen Benutzung. — Miscellen. Dampfschifffahrt zwischen England und Amerika. — Capt. Smiths Signal für Dampfboote bei Nebel. — Leistungen der ältern und der neueren Dampfmaschinen. — Der Boxtunnel an der Great-Western-Eisenbahn. — Ueber Ericssons Feilenhaumaschine. — Plants Maschine zur Abnahme des Haares von Häuten. — Maschinenfabrik für landwirthschaftliche Instrumente in Moskau. — d'Harcourts Verbesserungen in der Papierfabrication. — Firniß für die Daguerre'schen Bilder. — Ueber den artesischen Brunnen in Grenelle und dessen Temperatur. — Wohlfeile Methode sich Kohlensäure in festem Zustande zu verschaffen. — Bowmans Methode thierische Kohle wieder zu beleben. — Ueber Zubereitung des Leinengarns mit Seife. — Rich. Badnalls Verbesserungen in der Teppichfabrication. — Steads Straßenpflasterung mit Holz. — Bericht über Schafzucht in Rußland.

* * *

Von diesem gemeinnützigsten und wohlfeilsten Journal Deutschlands erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 30—36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

☞ Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1r bis 18r Jahrgang zu 168 Rthlrn. oder 288 fl. anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1837 sind fortwährend einzeln zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

---

[476] In der Balz'schen Buchhandlung zu Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Länder zu haben:

Marianne Strüf's

vollständiges Kochbuch

für alle Stände.

Mit einem Titelkupfer, einer Zeichnung und einer Maaß- und Gewichtstabelle.

gr. 8. Velinpapier, elegant gebunden. Preis 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr.

Die Hamburger neue Zeitung, 1839, Nro. 183, spricht sich über dieses Buch also aus: Das wirthschaftliche Haus- und Lesebuch unter dem Namen „Marianne Strüf", wozu das vorliegende Werk, die Kochkunst umfassend, den dritten Theil bildet, ist mit den vorhergehenden Ausgaben und Lieferungen längst in den Händen jeder deutschen Frau und Jungfrau, so daß für Diejenigen, welche Geist, Abfassung und Gehalt darin kennen gelernt haben, dieser neu erschienene Theil schon durch sich selbst hinreichend empfohlen seyn dürfte. Was die Verfasserin, Anna Fürst, vor ihren überzahlreichen Vorgängerinnen mit Talent, Umsicht und Geschicklichkeit zu erstreben suchte, war: einfacher Vortrag, verbunden mit Bündigkeit, Klarheit und selbsterprobter Genauigkeit im Einzelnen. Ein flüchtiger Blick auf diese und jene Seite läßt denn auch allerdings nicht verkennen, daß in dieser Art und Weise mit aller Umsicht und Deutlichkeit zu Werke geschritten, daß Rath und Weisung offen darliegen und weniger auf systematische Strenge, als unmittelbare Brauchbarkeit und die natürlichen Bedürfnisse der Lernbegierigen eingegangen und hingewiesen sey. Wodurch sich dieses Handbuch dann aber noch besonders auszeichnet, das ist die geschmackvolle Eleganz, womit es die Verlagshandlung in Druck, Papier, Stich und Einband ausgestattet, eine Empfehlung, die es sicher nicht wenigen schönen Händen um so lieber und angenehmer machen wird, und daher zu einem Weihnachtsgeschenk sehr geeignet ist. Auch die Sorgfalt, es unmittelbar im Futteral auszugeben, kann nur mit Lob erwähnt werden.

---

[499] Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

Goethe's Briefe

an die

Gräfin Auguste zu Stolberg,

verwittwete Gräfin von Bernstorf.

8. Geh. 16 Gr.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

---

[486] In Carl Gerolds Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und daselbst so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die

Naturlehre

nach ihrem

gegenwärtigen Zustande

mit Rücksicht

auf mathematische Begründung.

Dargestellt

von

Dr. Andreas Baumgartner,

k. k. Regierungsrathe, Director der k. k. Aerarial-Porcellan-, Gußspiegel- und Smalte-Fabriken, Ritter des königl. sächsischen Civil-Verdienst-Ordens, Mitglied mehrerer in- und ausländischen gelehrten Gesellschaften.

Sechste Auflage

von Genanntem und von

Dr. Andreas von Ettingshausen,

Professor der Physik, emeritirtem Professor der höheren Mathematik an der k. k. Universität zu Wien, Mitglied mehrerer in- und ausländischen gelehrten Gesellschaften,

gemeinschaftlich umgearbeitet.

Mit acht Kupfertafeln.

gr. 8. Wien 1839. Preis 3 Rthlr. 12 Gr. sächs.

Wissenschaftliche Werke, welche sechs Auflagen erleben, gehören gewiß zu den seltenen Erscheinungen unserer Zeit. Das obbenannte erfreut sich dieses besonderen Vorzuges, und dieser muß um so mehr hervortreten, als seit dem Erscheinen der ersten Auflage

nicht mehr als fünfzehn Jahre verflossen sind. Dieses zeigt deutlich genug, welcher bedeutenden Nachfrage es sich zu erfreuen hatte, und erregt die wohlbegründete Hoffnung, daß die gegenwärtige Ausgabe eine nicht minder freundliche Aufnahme finden wird, die sich vor den früheren auch dadurch auszeichnet, daß an deren Bearbeitung nebst dem Original-Verfasser auch noch der gegenwärtige Professor der Physik an der hiesigen k. k. Universität, Dr. Andreas von Ettingshausen, Antheil genommen hat. Wer die Naturlehre nach ihrem gegenwärtigen Zustande gründlich und vollständig lehren oder erlernen will, kann sich getrost dieses Werkes bedienen, das mit innerer Trefflichkeit und Gediegenheit eine Billigkeit des Preises verbindet, wie sie selten den mit Abbildungen versehenen wissenschaftlichen Werken von gleicher Bogenzahl eigen ist, und übrigens an äußerer Ausstattung wenigen nachsteht.

---

[493] Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

Berliner Spaziergänge

gewidmet

deutschem Volksthume.

gr. 8. eleg. geh. Preis ⅔ Rthlr.
Berlin, im September 1839.

Voss'sche Buchhandlung.

---

[490] Im Verlage der **Schulze**'schen Buchhandlung in Oldenburg sind so eben erschienen:

Supplementband zu Göthe's Werken. Göthe's Iphigenie auf Tauris in ihrer ersten Gestalt herausgegeben von Dr. A. Stahr. Mit einer einleitenden Abhandlung über das Verhältniß der ersten zur zweiten Bearbeitung. Mit dem Bildniß Göthe's in Stahlstich. 130 Seiten in gr. 8. Velinpapier geh. — 18 Gr.

Dieses interessante Buch wird sehr vielen Verehrern des großen Dichters eine angenehme Zugabe zu seinen Werken seyn.

Trentepahl's Oldenburgische Flora, zum Gebrauch für Schulen und beim Selbstunterrichte, bearbeitet von K. Hagena, 298 Seiten in gr. 8. 1 Rthlr.

Da der allgemeine Charakter der Vegetation in dem ganzen nordwestlichen Flachlande bis auf wenige Einzelheiten derselbe ist, so wird dies Buch sehr gut auch als Lokal-Flora für die ganze Gegend zwischen der untern Elbe und der Ems dienen können.

Humoristische Blätter. Herausgegeben von Theodor von Kobbe. Mit Beiträgen von Baggesen, Karl Immermann, Dr. A. Stahr, Ph. Stieffel, O. L. B. Wolff u. a. 1r Band 312 Seiten in gr. 8. Velinpapier. geh. 1 Rthlr. 6 Gr.

Oldenburgs Fest- und Jubelbuch. Ausführliche Beschreibung aller Feierlichkeiten, welche am 27 November und 24 December 1838, als den Jubelfesten der vor 25 Jahren mit der Rückkehr des rechtmäßigen Landesherren wieder hergestellten Selbstständigkeit des Herzogthums Oldenburg und der neu organisirten Landesbewaffnung in der Stadt Oldenburg wie im ganzen Herzogthum und der Erbherrschaft Jever statt gefunden, nebst einer Beschreibung und den Statuten des am 27. November 1838 zum Andenken dieses Tages gestifteten Haus- und Verdienst-Ordens Herzogs Peter Friedrich Ludwig und einer Nachricht von dem am 17. Januar 1839 gehaltenen ersten Ordenstage. Zusammengestellt und herausgegeben von C. F. Strackerjan. Mit den Abbildungen der Ordenszeichen in Steindruck. 166 Seiten in gr. 8. Velinpapier. geh. — 16 Gr.

Fischer, Apotheker, Wildungen und seine Umgebungen mit besonderer Hinsicht auf seine Mineralquellen. Mit einer lithographirten Ansicht. 98 Seiten in gr. 8. sauber cart. — 8 Gr.

Der Oldenburgische Volksbote. Ein gemeinnütziger Volkskalender für den Bürger und Landmann auf das Schaltjahr 1840. 3r Jahrgang. 13½ Bogen in 8. geh. — 6 Gr.

Auch die ersten beiden Jahrgänge dieses trefflichen Volksbuchs, welches sich nicht nur im Inlande, sondern weithin im Auslande einer überaus günstigen Theilnahme erfreut, sind noch zu haben, und zwar zu dem beispiellos billigen Preise von 8 Gr. für beide Jahrgänge (25 Bogen geheftet).

Der Branntweinfeind. Ein Journal zur Verbreitung der Mäßigkeitssache. 1s und 2s Heft. Preis für jedes Heft 2 Gr.

Alle Monate erscheint ein neues Heft zu demselben Preise. Mitgliedern und Freunden der Mäßigkeitsvereine wird diese Zeitschrift zur besten Verbreitung empfehlen.

---

[523] Bei L. Schreck in Leipzig erscheint:

Gelbke, Obristlieutenant von
die Ritter-Orden und Ehrenzeichen der Oesterreichischen Monarchie, mit den Statuten der Orden, den Namensverzeichnissen der k. Ritter und prachtvoll illuminirten Abbildungen der Orden und Ehrenzeichen auf **10 Kupfertafeln in gr. 4.**

Ein Prachtwerk in zehn Lieferungen in gr. 4.

Das ganze Werk wird 30 bis 40 Druckbogen stark, und kostet im Subscriptionspreise die Lieferung 16 Gr. oder 1 fl. C.-M., die Lieferung der Pracht-Ausgabe 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. C.-M.

Ausführliche Prospekte und Subscriptionslisten sind in allen Buchhandlungen ausgelegt.

Das Polizeistrafgesetz

für das Königreich Württemberg

mit Erläuterungen

von

Dr. Hermann Knapp,
Ober-Consistorialrath und Ober-Studienrath.

Unter diesem Titel wird gleich nach Verkündigung des kürzlich verabschiedeten Württembergischen Polizeistrafgesetzes im Verlage der Unterzeichneten eine mit einem ausführlichen Kommentare versehene Handausgabe dieses Gesetzes erscheinen, welches wegen seines tief eingreifenden Einflusses auf die verschiedensten Lebens- und Berufsverhältnisse nicht bloß für den Geschäftsmann, besonders dem Bezirks- und Gemeindebeamten, sondern für jeden Staatsbürger von höchster Wichtigkeit ist. In den Erläuterungen wird der Verfasser die einzelnen Bestimmungen des Gesetzes mit steter Rücksicht auf die seitherige Gesetzgebung kommentiren, und das Wichtigste aus den Motiven der Regierung und den der Verabschiedung des Gesetzes vorangegangenen ständischen Verhandlungen mittheilen. Der lebhafte Antheil, welchen Derselbe als Mitglied der Kammer der Abgeordneten und der zu Begutachtung des Gesetzentwurfs niedergesetzten Kommission an der Bearbeitung des Gesetzes genommen hat, dürfte diesem Kommentar ein besonderes Interesse verleihen und der literarische Ruf des Verfassers, welcher dem Publikum durch sein württembergisches Kriminalrecht und seine Bemerkungen zu dem Strafgesetzentwurf rühmlichst bekannt

ist, dafür bürgen, daß auch diese Schrift nicht blos den Anforderungen der strengern Wissenschaft genügen, sondern auch durch eine klare und gemeinfaßliche Darstellung dem ausgebreitetsten Kreise von Lesern sich empfehlen werde.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[443] Bei Hinrichs in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Preusker, Ritter Karl rc., über öffentliche, Vereins- und Privat-Bibliotheken, so wie anderer Sammlungen, Lesezirkel und verwandte Gegenstände, mit Rücksicht auf den Bürgerstand; Behörden, Bildungsanstalten, literarischen und Gewerb-Vereinen, wie überhaupt jedem Wissenschaftsfreunde gewidmet. 1s Heft. — Auch unter dem Titel: Ueber Stadt-Bibliotheken für den Bürgerstand, deren Nützlichkeit, Gründungs- und Aufstellungsart, damit zu verbindende Sammlungen und Orts-Jahrbücher. gr. 8. (10 Bogen.) geh. 12 Gr.

Die erste Schrift über diesen Gegenstand und weit gehaltreicher, als der Titel verspricht. — Kein Besitzer einer noch so kleinen Büchersammlung, kein Stadtrath, kein gemeinnütziger Verein wird die wenigen Groschen sparen, um sich über den interessanten Gegenstand zu unterrichten und selbst zu prüfen.

Herr Oberbibliothekar Hofrath Dr. Falkenstein zu Dresden schreibt: Durch diese gediegene, ebenso zeitgemäße als nützliche Schrift, ist eine längst gefühlte Lücke in unserer Literatur auf eine höchst glückliche Weise und mit wahrhaft bibliothekarem Berufe ausgefüllt. Das sind Goldkörner der Weisheit und Erfahrung, die gewiß bald zur wuchernden Saat und Erndte aufblühen werden.

---

[491] In der Fest'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Grund- oder Fundamentalwissenschaft des gemeinen deutschen und sächsischen Civil- und Criminal-Processes, oder dessen Begriff, Wesen, Grund und höchste und letzte Grundprincipien, mit einer Philosophie des positiven Proceßrechts, mit Andeutungen für Proceßgesetzgebung und in Vergleichung mit dem preußischen und französischen Processe dargestellt. Erster Band: Systematisch-kritische und geschichtliche Darstellung des Begriffs, Wesens und Grundes des gemeinen deutschen und sächsischen Civil- und Criminalprocesses von Dr. jur. Wilh. Michael Schaffrath, akademischen Docenten der Rechtswissenschaft an der Universität Leipzig. gr. 8. broch. Preis 1 Thlr.

Der Sachenreichthum und die Wichtigkeit dieses Bandes für Theoretiker und Praktiker geben aus den vier verschiedenen und ausführlichen Inhalts-Verzeichnissen, insbesondere aus dem der erklärten Gesetzstellen und der 13 rein praktischen Abhandlungen aus dem streitigen Proceßrechte hervor. Außerdem enthält dieser gedrängt geschriebene Band eine ganz neue Theorie des Begriffes, Wesens, Zweckes und aller einzelnen wesentliche Erforderniße des Processes, der Lehre von den Richtigkeiten, endlich insbesondere der Selbsthilfe und des rechtlichen Zwanges als der Grundlage des Processes.

Die Hausmusik in Deutschland in dem 16ten, 17ten und 18ten Jahrhunderte. Materialien zu einer Geschichte derselben, nebst einer Reihe Vocal- und Instrumental-Compositionen von H. Isaac, L. Senfl, L. Lemlin, W. Heintz, H. L. Hassler, J. H. Schein, H. Albert u. A., zur näheren Erläuterung. Von Carl Ferdinand Becker, Organisten an der Nicolaikirche zu Leipzig. gr. 4. broch. Preis 2 Thlr.

---

[489] So eben erschien ein neuer Abdruck von nachstehendem, mit allgemeiner Anerkennung aufgenommenen Werk:

Supplementband zu den Stunden der Andacht 18te Auflage.

Stunden der Andacht

zur

Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung in Dichtungen.

1ste Lieferung. Preis 4 Gr.

Dieses wegen seiner Anordnung und Ausführung einzig dastehende poetische Werk bildet nicht nur zu den prosaischen Stunden der Andacht einen zur Vervollständigung desselben gediegenen Anhang, sondern eignet sich auch wie diese ganz zur häuslichen Familien-Erbauung und Erhebung des Herzens zu Gott für jeden wahren Christen, da es das Vorzüglichste der Vergangenheit und Gegenwart enthält, was je über Religion und Moral gesagt ward.

Alle Buchhandlungen nehmen hierauf Bestellungen an.

Leipzig.

C. B. Polet.

---

[425] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Hohenstaufen.

Ein Cyclus von Liedern und Gedichten

von

Albert Knapp.

Mit 6 lithographirten Abbildungen.

8. Velinpapier. broch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Der Herr Verf. suchte in dieser Schrift sowohl die vornehmsten Data der glorreichen hohenstaufischen Geschichte, als auch die herrliche Umgegend jenes Berges, nebst mehreren dazu gehörigen Denkmalen des Mittelalters, dem deutschen Leser in verschiedenartiger Form darzustellen. Die Hauptgesichtspunkte zur Betrachtung jenes denkwürdigen Zeitabschnittes sind in der Vorrede hervorgehoben, und werden den Unkundigeren das Verständniß der einzelnen Parthieen erleichtern. Wenn dieses Buch sich namentlich den Besuchern des herrlichen Hohenstaufen zum freundlichen Begleiter anbietet, so werden dieselben gerade auf jener begeisternden und doch so tiefe Wehmuth erregenden Höhe die mit dem Lichte des Christenthums beleuchtete Natur und Geschichte wohl um so weniger verschmähen.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 240.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 7. Oktober 1839.

Ich fühl' in Weihestunden freudig
Seines erhabenen Geistes Annah'n.
Fr. Haug.

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

Ich mochte die jungen Mädchen durch mein Bleiben, ohne daß ich eigentlich recht bei ihnen war, wohl in einige Verlegenheit setzen; doch ich war noch zu neu im Hause, um geradehin zu fragen, ob der Vater zurückkommen werde, und da das Gehen im Verneinungsfall auch nach gewöhnlichen geselligen Convenienzen ziemlich unartig gegen die Damen gewesen seyn würde, so zog sich wohl noch eine Stunde in diesem etwas peinlichen Zustande hin. Indessen gab die Musik uns ein Aushülfsmittel; in der Hoffnung, daß diese vielleicht Jean Paul, der eine große Neigung zu derselben hatte, wieder in's Zimmer locken möchte, gab ich der Aufforderung gern Gehör, mein wenig bedeutendes, damals aber doch noch einigermaßen im Gang befindliches Geschick als Clavierspieler zu zeigen. Ich phantasirte, oder besser, präludirte etwas, und spielte dann, ich weiß nicht mehr was, aber wahrscheinlich irgend etwas von Beethoven, Ludwig Berger, Dusseck, Maria Weber, oder was mir sonst eben geläufig seyn mochte. Ich versuchte auch, die Tochter Jean Pauls zum Gesang zu überreden, doch sie besiegte ihre Befangenheit nicht, und es blieb bei der Unterhaltung über einige Compositionen, die sie liebte. Ich übernahm es, sie mit einigen Liedern von Berger und Bernhard Klein bekannt zu machen, und versprach, da sie ihr gefielen, ihr dieselben aufzuschreiben. Damit hatte ich zugleich einen Anknüpfungspunkt für meinen zweiten Besuch gewonnen, denn unmöglich konnte ich mich mit diesem ersten genügen lassen. Jean Paul hatte mir zwar gesagt, er denke, da ich acht Tage in Baireuth bleiben wolle, mich noch öfter zu sehen und ausführlicher mit mir zu sprechen; allein er hatte an diese allgemeine Einladung nichts näher Bestimmendes geknüpft, weder in Beziehung auf den Tag noch auf die Tageszeit, wo ich ihn etwa besuchen dürfte. So wurde mir denn der kleine musikalische Dienst eine willkommene Hülfe, den nächsten Besuch einzuleiten, und bei dieser Aussicht gewann ich es leichter über mich, dem Hause, welches ein Kleinod von so unendlichem Werth für mich in sich schloß, endlich das erste Lebewohl zu sagen. Ich schied mit der eintretenden Dämmerung. Jean Pauls Gattin hatte ich an diesem Tage nicht gesehen; sie war nicht zu Haus gewesen.

Einen Tag glaubte ich verstreichen lassen zu müssen, bevor ich wieder an die Pforte Jean Pauls klopfte. Ich benutzte denselben zu einem Ausflug nach Fantaisie, das in dem romantischen Zauberlichte vor meiner Seele stand, in welchem es uns in den Blumen-, Frucht- und Dornenstucken erscheint, geheiligt durch die, wenn auch nur

dichterisch geträumte Heimathlichkeit Leibgebers, Siebenkäs's und Nataliens daselbst. Hier blieb nun freilich die Wirklichkeit weit hinter dem schönen Bilde der Phantasie von Fantaisie zurück. Ich sah nur einen verwilderten Garten, ein halb verödetes Schloß und die Ueberreste einiger, vormaligen Glanz und Reichthum bekundenden Anlagen im altfranzösischen Geschmack, z. B. die ausgetrockneten steinernen Bassins der Springbrunnen, jetzt mit Gras und wildem Gestrüpp halb überwachsen, und Aehnliches mehr. Doch mochte die Melancholie eines trüben, grauen Augusttages und meine mißmuthig niedergeschlagene Stimmung, daß ich Jean Paul so nah und doch so getrennt von ihm war, Vieles dazuthun, den Eindruck des berühmten Parks an mir abgleiten zu lassen. Einige Theile des Parks sind jedoch schon durch ihre Lage, indem sich der Garten zwischen Thal und Höhen hinzieht, schön zu nennen; doch mit dem besten Willen war weder die Wunderwelt der geschilderten Fantaisie, noch die dichterisch auf den Grundlagen dieser wirklichen geschaffene eines Lilar auf irgend eine Weise hier zu erkennen. Die Armuth des Wirklichen wurde jedoch zu einem Prüfstein der reichen Schöpfungskraft unseres gefeierten Dichters. — Merkwürdig war mir eine uralte Linde, die ich auf dem Rückwege rechts an der Chaussee wahrnahm. Der Stamm derselben hatte den stärksten Umfang, den ich je gesehen, und zeugte von einem kaum zu ermessenden Alter des Baumes. Obwohl im Absterben, denn er war halb gehöhlt, entwickelte er doch noch eine Pracht der Krone, der üppigen, weithingestreckten Zweige, daß ich mich nicht entsinne, später jemals einen Baum dieser Gattung gesehen zu haben, der den Vergleich mit diesem ausgehalten hätte, dessen Stamm dicht über der Wurzel wohl dreißig Fuß im Umfange haben mochte.

Am folgenden Tage, es war ein Sonntag, ging ich, meine möglichst sauber aufgeschriebenen Lieder in der Hand, Nachmittags wieder zu Jean Paul. Es war auch diesmal seine Tochter, welche mich empfing; sie sagte mir in den ersten Worten unseres Gesprächs aus einer Art von verlegener Uebereilung, daß sie den Abend nicht zu Haus zubringen würden. Es würde zwar das höchste Ziel meiner Wünsche erfüllt haben, wenn ich in dem sonst so einsamen, fremden Ort, wo ich mich keiner Seele anders anschließen konnte, einen Abend in dem Familienkreise des Verehrten zugebracht hätte; allein ich hatte meine Hoffnungen nicht so weit ausgedehnt, sondern sah ein reiches Maaß der Erfüllung schon darin, wenn ich wieder eine kostbare Stunde, gleich der neulichen, gewönne. Deßhalb war diese Andeutung nicht zurückschreckend oder niederschlagend für mich; doch mit der beklemmenden Besorgniß, eine verneinende Antwort zu erhalten, fragte ich, ob es erlaubt seyn werde, den Vater um einige Augenblicke zu bringen. Ich bat dringend, falls mein Besuch unerwünscht komme, mich zu anderer Zeit wieder zu bescheiden; doch die Tochter (der ich ja wohl das richtige Urtheil zutrauen durfte, wie weit sie bei dem Vater geben könne) war freundlich bereit, ihm mein Kommen anzusagen, und wenige Minuten darauf trat er in's Zimmer.

Sein Empfang war wieder sehr wohlwollend, aber diesmal nicht so unverkennbar freudig und herzlich. Er schien mir etwas aufgeregt vom Arbeiten, was sich auch auf seine Art zu sprechen übertrug. Dies wurde vortheilhaft für mich, denn er wandte sich heut mit mehr Antheil und Stätigkeit solchen Gesprächen zu, welche die innersten Beziehungen meines Lebens berührten. Er sprach von vielen literarischen Verhältnissen, von Büchern, Zeiten und Menschen, und gab diesmal fast nur, statt, wie neulich, fast nur zu verlangen. Das erste Mal hatte ich zu ihm gesprochen, jetzt sprach er zu mir, und ich horchte mit gespannter Theilnahme. Den Inhalt dieses und der spätern Gespräche mit dem außerordentlichen Manne legte ich gleich damals in dem schon erwähnten Briefe nieder, der zu meinem innersten Bedauern verloren gegangen ist. Das mir vorliegende gleichzeitige Schreiben gibt nur einige allgemeine Andeutungen, die ich aus dem Gedächtniß mit dem Bestreben möglichster Treue zu ergänzen suchen werde. Doch an dem manchen Andern, was die Jahre aus meiner Erinnerung verwischt haben, obgleich ich die Eindrücke damals mit einer Lebhaftigkeit aufnahm, die sie mir als unvergänglich erscheinen ließ, erkenne ich, daß ich einen unsicheren Weg gehe, nur Unzulängliches liefern kann, und also mehr die Gunst des Lesers für mein aufrichtiges Wollen erbitten muß, als auf seinen Dank für ein wirkliches Geben Anspruch machen darf. — Einige Entschädigung dafür findet sich jedoch in der Erwägung, daß die erste Wärme der Aufregung auch nur ein mangelhaftes Bild der Wirklichkeit herstellt, welches andere Fehler zu haben pflegt, als das später nach festgehaltenen Grundzügen entworfene, indem bei jenem häufig zu zahlreiche Einzelnheiten die klare Auszeichnung der Hauptumrisse verwirren.

(Fortsetzung folgt.)

Lübeckische Sagen.

(Fortsetzung.)

Darauf ging Bertram heim zur Maria und sprach zu ihr, sie sey nicht seine Schwester, denn er sey nicht ihres Vaters Sohn; ob sie ihn darum weniger lieb hätte? Da fing sie an zu weinen und sagte nein. Da sagte er, er wolle hinaus in die weite, weite Welt und wolle ein

tüchtiger Mann werden, wie's ihr Vater sey, und vor den Leuten sich einen Namen erwerben und Geld und Gut; dann wolle er heimkehren und sie heirathen. Ob sie gelobe, ihm treu zu bleiben zehn Jahre von diesem Tag? Da weinte sie noch mehr und gelobte es und wußte nicht, was sie gelobte, und's war doch keine Lüge. Bertram aber legte sich auf sein Lager und schlief die ganze Nacht nicht, und als der Tag anbrach, schnürte er sein Bündel, schrieb mit Kreide an die Thür: „Morneweg hut (heut) weg! und ging zum Mühlthor hinaus des Weges gen Hamburg.

Alsobald, als er in Hamburg angekommen, begab sich Bertram an den Hafen und schaute die schönen Schiffe an und den breiten Fluß und freuete sich sehr daran, wie er's all sein Lebetag gethan, und als er einen alten Schiffer stehen sah und sich sonnen, trat er zu ihm und sagte, er wolle ein Seemann werden, er solle ihn in seine Dienste und Lohn nehmen. Fragte der Schiffer, ob er auch was verstünde und gute Zeugnisse hätt'. Er antwortete, nein, er woll' es aber lernen, und Zeugnisse hätt' er nicht. Da beschaute ihn der Schiffer von unten bis oben, und weil er noch besubelt war von der Landstraße her, rief er aus: „Goddam, you rascal! (das heißt auf Deutsch, hol dich der Teufel, du Spitzbub!) soll ich jedem fahrenden Gesellen und Strolchen Dienst und Lohn geben? Zum Roksmaat seyd Ihr viel zu groß, denn Ihr freßt zu viel, und beuder versteht Ihr ja nichts!" Da wurde der Bertram sehr erschrocken und trat auf die Seite, denn so schlimm hatte noch kein Mensch zu ihm gesprochen im Leben, und er ging ganz trübselig hin und her und wagte Niemand anders anzureden. Auf die Letzt sah er aber eine schöne hohe Frau auf einem Schiff stehen, die so eben abfahren wollte, und er faßte sich ein Herz und grüßte sie fein höflich, und sie dankte ihm schönstens; da ging er auf's Schiff und sagte dem Schiffer dasselbe wie vorhin. Der war aber betrunken und ließ ihn noch härter an, also daß er gleich umgekehrt wäre und davon gegangen, wenn ihm nicht die schöne Frau gewinkt hätte, zu bleiben. Da konnte er sich nicht vom Platze rühren, ob ihn's Bleiben gleich fast reute, und die schöne Frau nahm den Schiffer auf die Seite und redete mit ihm. Alsobald kam der Schiffer wieder und sagte, er wolle ihn in seinen Dienst nehmen; zog aber selbiger dabei ein solches Gesicht, daß es sich dem Bertram im Leibe umdrehte, wenn er gleich nicht wußte, was der Schiffer damit sagen wollte.

Also blieb er auf dem Schiffe, und sie fuhren hinab nach Curhafen, und einige Tage darauf lichteten sie die Anker und stachen in See. Da mußte er denn die Schüsseln aufwaschen und dem Koch helfen, und Werg drehen, auch sonst helfen, wo er's verstand, beim Segeleinreffen und dergleichen. Wenn er sich aber auch noch so viel Mühe gab und arbeitete, es gab ihm Keiner ein gut Wort darum, und die Matrosen waren Bu und Bu und stießen und schalten ihn, wo sie nur konnten. Hätte er dann oft gern vor Zorn dazwischen schlagen mögen, so gedachte er, man müsse gehorchen seinen Vorgesetzten und Lehrmeistern, und der alte Schiffer hatte gesagt, es könne nicht so säuberlich hergehen auf der See; Ordnung müsse seyn, Gehorsam kurzweg, ohne viel Gerede, sonst ginge Schiff und Mannschaft zu Grunde. Wenn's ihm dabei nun auch manchmal wunderlich zu Sinn wurde, da tröstete ihn die schöne Frau, welcher der Schiffer seine Kajüte eingeräumt, und so sich's ausbedungen hatte, daß der Bertram ihr aufwarten mußte, wenn sie aß. Die erzählte ihm dann allerlei schöne Sachen und endlich gar ihre Lebensgeschichte.

Da sagte sie denn: sie sey aus dem Lande Hispania und heiße Donna Laura. Ihr Mann sey mit ihr weit umhergezogen, denn er sey ein vielerfahrener Mann gewesen, also daß die großen Heeren ihm wichtige Dinge anvertrauet in der Welt, in Handels- und Staatsgeschäften. Aus dem Lande der Polacken und Ungarn seyen sie vor zwei Jahren herab gekommen an die Küste der Ostsee und hätten sich einschiffen wollen in Lübeck oder Hamburg nach dem Lande Hispania, in ihre Heimath. Als sie aber schon fast am Ziele gewesen, da hätten sie sich verirrt in dem großen Sachsenwalde, welcher liegt unfern Lübeck, und seyen am Abend spät in die Nähe des Städtleins Ratzeburg gekommen, welches gelegen ist mitten in einem See auf einer Insel. Und als sie des Thurmes der Stadt schon ansichtig geworden von der Höhe, habe sich plötzlich der Boden unter ihnen aufgethan und sie seyen hinabgestürzt in eine tiefe Grube, sie und ihre Pferde. Und erschreckliche, wild aussehende Männer seyen herzugetreten mit Fackeln und blanken Schwertern und hätten ihren Ehegemahl und den Knecht, welchen er mit sich führte, umgebracht. Als aber der Räuber auch sie habe ermorden wollen, hätte er sich abgewendet und gesagt, er könne es nicht, sie solle bei ihm bleiben und sein Gemahl werden. Aber die andern Räuber hätten gemurrt und gesagt, es sey ein Vertrag unter ihnen von Anbeginn her, es solle Niemand leben bleiben, so sie verrathen könne, und erst als der Hauptmann ihnen groß Geld und Gut gegeben, hätten sie ihm gewährt.

Nun sey sie des Hauptmanns Frau geworden, welcher Pippe Döhnken geheißen und gewohnt in einer tiefen dunklen Höhle unter der Landstraße. An der Decke seyen aber Fallthüren gewesen, so groß, daß Mann und Roß hindurch gekonnt, und man oben doch keine Spur davon hätte bemerken können. — So sey's nun an die zwanzig Monat fortgegangen und mancher arme Reisende vor ihren Augen ermordet worden. Wenn aber die

Kriegsleute von Ratzeburg, und selbst weither von Dömitz und Boitzenburg ausgerückt wider sie, so seyen sie doch immer mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden oder hätten nichts gefunden. Eines Tages sey aber ein übermächtig großer Wagen mit Kisten und Ballen des Weges gekommen, und der Hauptmann habe gesagt, man solle ihn ungehindert ziehen lassen, aber die übrigen Räuber hätten sich ihm widersezt und sich allein hinausgemacht, den Wagen anzufallen. Da hätten aber alle Kisten und Ballen voll Soldaten gesteckt, und als nun die Räuber hinzugetreten, hätte jeder seinen Mann in's Auge genommen und heraus geschossen, also daß Keiner lebendig davon gekommen; aber die Fallthüre sey doch nicht entdeckt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bad Leuk, September.

(Schluß.)

B a d l e b e n.

Der Ankommende eilt in die Badehäuser, von denen er schon so viel gehört. Da sieht's denn auch lustig und originell genug aus. In einem großen wüsten Gebäude, in welches das Licht von oben herabfällt, sitzen in vier Carrés gegen siebenzig Personen bis über die Brust im Wasser. Seine Bekannten findet man nur mit Mühe heraus; alle Badenden haben Uniform, nichts als ein graues Hemde von Leinen oder Wolle, den Kopf umhüllen sie ohne alle Eleganz mit einem Tuche. Manche Damen sind unter diesen Umständen sogar von den Männern nicht zu unterscheiden. Man kann da interessante Betrachtungen über die Schönheit männlicher und weiblicher Gesichter anstellen; denn beide entbehren jezt alles Beiwerks. Es sitzen in einem Bassin gegen zwanzig Weiber und Männer unter und durch einander; die einen unterhalten sich mit den Besuchenden, die am Rande des Bades stehen, und deren meist viele sind, denn manche trinken bloß das Wasser; andere spielen Karten, die Frauen häufig Damenbrett; die meisten essen oder trinken, die wenigsten lesen, weil viel Lesen, des aufsteigenden Wasserdunstes wegen, den Augen schadet. Umher drängen sich Wirthe aus allen Pensionen, bringen und holen das Verlangte und reichen es dem Badenden auf sein Tischchen hinab, das vor ihm schwimmt. Wenn ein Badehaus voll ist, d. h. wenn hundertunddreißig Personen und mehr darin sind, muß es ein überlautes Getöse seyn. Jeder sucht sich auf seine Weise die langen Stunden zu verkürzen; denn man badet, von einer angefangen, bis zu zehn Stunden an einem Tage. Man sieht sich nun die Einrichtung der Badehäuser näher an. Sie sind grob und massenhaft von Steinen und Balken aufgebaut. Neben den Carrés sind Stuben zum Aus- und Ankleiden und Ruhen nach dem Baden. Stühle, Tische und alle Bequemlichkeiten darin sind so grob und dürftig, daß man ihnen das vorige Jahrhundert noch ansieht, wo sie für einfache Landleute hergestellt wurden. Komisch klingen zum Theil die angeschlagenen Verordnungen. Wer ein Religionsgespräch anfängt, zahlt zehn Franken; der Bademeister muß verheirathet oder Wittwer seyn; wer eine Stube öffnet, wo Jemand sich ankleidet, oder nicht ganz bekleidet mit dem wollenen Hemde in's Bad steigt oder es verläßt, zahlt zwei Franken u. s. w. — Die nun den ganzen Tag im Bad gewesen sind, haben des Abends kein Bedürfniß nach großer Gesellschaft; sie verlangen nur nach einer guten Tafel und etwa einem kleinen Gesellschaftsspiel, und das finden sie denn auch. Man wohnt hier in sechs oder sieben Gasthäusern oder Pensionen. Jede Pension bildet ihre Gesellschaft für sich; der Speisesaal ist der Ort, wo man sich zum Essen und Abends um den Kamin zur heitern Unterhaltung versammelt. Seltener besucht man sich in den verschiedenen Häusern. Ueberhaupt ist das Leben so einfach und entbehrt so sehr aller Kunst, daß es fast etwas Patriarchalisches hat. An Kursäle und dergleichen ist hier nicht zu denken. Musik ist das Vergnügen, zu dem noch die meisten Kurgäste sich vereinigen; fremde Künstler lassen sich selten hören, aber in jedem Hause ist ein Fortepiano, und findet sich eine Gesellschaft zusammen, so gibt man auch Bälle, die dann sehr angenehm werden. Die Männer haben nur Billard oder Karten, sämmtliche andere Spiele sind verbannt. Reiche Kaufläden gibt es eben so wenig. — Das Leuker- oder Walliserbad war schon früher seiner außerordentlichen Heilkraft wegen berühmt und fleißig besucht. 1501 baute ein Bischof von Sitten die ersten Häuser in die Einöde; 1719 wurden sie mit den Gästen gänzlich durch eine Lawine vertilgt; die wiederhergestellten wurden durch eine zweite Lawine verschüttet. Die jezigen Einrichtungen und Gebäude rühren aus dem lezten Drittel des vorigen Jahrhunderts her. Die Leuker lassen ihr Bad so wie es ist; denn sie wissen wohl, wer hierher kommt, muß und kommt nicht des Vergnügens wegen. Zudem wagt auch keiner große Gebäude aufzuführen aus Furcht vor den Lawinen; doch kommen diese nur im Frühjahr und von den weitergelegenen östlichen Felsgebirgen, und könnten durch geschickte Anstalten wohl ungefährlich gemacht werden. Das Einzige, was in der neuen Zeit geschehen, ist ein geebneter Weg, so daß man doch einige hundert Schritte ohne Beschwerde lustwandeln kann. Wenn man hier noch einige Bequemlichkeiten herrichtete und vor Allem eine fahrbare Straße anlegte, so würde das Wallisbad bald glänzender werden, da es mit dem Simplon und der französischen Schweiz durch Straßen, mit der deutschen durch Pässe in Verbindung steht. Schon jezt mehrt sich die Frequenz der Fremden von Jahr zu Jahr, obgleich man nur auf Pferden oder zu Fuße hingelangen kann. Der eine Paß, senkrecht an einem Felsen herauf und über die öde Gemmialp ist wahrhaft grausenhaft. Jezt bietet das Bad weiter nichts, als nothdürftige Bequemlichkeit für einige hundert Kurgäste; es könnte noch unzählige aufnehmen, das meiste warme Wasser fließt in die Dala. Es sind der Quellen sehr viele, überall im Orte dampfen sie, und so heiß, daß man Eier darin kocht. Die großartige Alpenwelt mit ihren unerschöpflichen Reizen gewährt dem, der sich mit der Natur und sich selbst zu unterhalten versteht, Genüsse genug; und wer hier Gesundheit sucht und findet, braucht kein Bad, das alle Zerstreuungen der großen Welt vereinigt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 241.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 8. Oktober 1839.

Fortuna spricht: Fahr' wohl auf schwankem Kiel,
Fahr' wohl, mein Fortunat, du goldner Knabe! —
Dich werd' ich, meine Macht an Tag zu legen,
Durch Lust- und Trauerspiele frisch bewegen.

Uhland.

Lübeckische Sagen.

(Fortsetzung.)

Als nun aber sie und der Hauptmann allen Vorrath an Lebensmitteln aufgezehret, und selbiger sich doch nicht hinaus wagen mögen unter die Leute, da habe er ihr einen gräßlichen Fluch vorgesagt, mit keinem Menschen ein Wort zu reden, darnach sie angethan wie eine Bäurin und sie auf den Markt nach Ratzeburg gehen heißen, Fleisch und Erbsen einzukaufen. Also habe sie gethan und nicht ihren Schwur gebrochen, sondern sich stumm gestellet vor den Leuten, aber sie habe sich seltsam geriret auf dem Markte, damit die Leute aufmerkten auf sie, und ein feines Loch gemacht in den Erbsenkorb, also daß eine Erbse nach der andern herausfallen gemußt. Da hätten die Ratzeburger eiligst ihre Kriegsleute sich schicken und rüsten heißen und den Erbsen auf dem Wege folgen. Darnach seyen selbige in die Höhle gedrungen durch den geheimen Zugang im Walde und hätten sie und den Pippe Döhnken gefangen geführet gen Ratzeburg. Der Räuber sey dann bei lebendigen Leibe verbrannt worden, ihr aber habe man gestattet, zu wählen unter seinen Schätzen zum Lohne und Dank für ihren großen Dienst, sie hätte aber nur genommen, was ihr geraubt, und damit wolle sie jezt heimkehren in ihr Vaterland.

Als der Bertram dieses hörte, hat er groß Mitleid getragen mit der schönen Frau, daß sie so unglücklich sey und solch schwere Angst und Trübsal ausgestanden, und hat beschlossen, ihr noch eifriger zu dienen, denn zuvor, in allen Stücken. — Und sie fuhren durch den Meeresarm, welcher Engelland trennt von Frankreich, und weiter, immer weiter, und dem Bertram gefiel's mit jedem Tage besser auf dem Schiffe. Da begab sich's, daß, als er eines Abends in seiner Koje lag und nicht schlief, weil er an seine Maria dachte in Lübeck, und wie's jezt wohl sey dabeim beim Herrn Oldenkope, er seine Kameraden, so ihm zunächst schliefen hinter einer dünnen Bretterwand, leise mit einander reden hörte, als wenn's sonst Niemand vernehmen dürfte. Und er hörte, wie sie nachher, wenn sie die Wache hätten auf dem Schiff, die schöne Frau in der Kajüte zu überfallen gedächten und zu binden. Darnach wollten sie selbige in's Meer werfen und von ihren Kleinodien nehmen, wessen sie habhaft werden könnten, und Lärm machen und sagen, sie sey über Bord gefallen, wie sie denn oftmals spät am Abend sich zu ergehen pflegte auf dem Verdecke.

Da überlief's den Bertram eiskalt vor Schrecken ob solcher grausigen Mähr, und wie er sich noch bedachte, was er thun wolle, seine Herrin zu erretten, hörte er, wie der Bootsmann pfiff und die drei aufstunden, an ihr Werk zu gehen. — Alsobald springt er auf von seiner

Lagerstatt, und als er auf's Verdeck kommt, findet er, daß die andern schon hinab sind in die Kajüte, und er eilet ihnen nach. Siehe, da haben sie die schöne Frau gebunden an Hand und Fuß und ihr den Mund verstopft, daß sie nicht schreien möchte. Da schlägt er dem Ersten mit der Faust auf den Kopf, daß er zu Boden stürzet, und fasset den Zweiten an der Gurgel und schreit, so laut er's vermag. Aber der Dritte hat sein Messer gezogen und will's ihm durch den Leib stoßen, daß er sich kaum noch Beider erwehret; da kommt auch der Schiffer und mit ihm die übrigen Schiffsleute, welche sein Schreien erweckt hatte, herbeigerannt und befreien ihn von dem gewissen Tode. Die schöne Frau wurde nun auch wieder losgebunden, und wäre sie fast schon erstickt und gestorben. Die drei Uebelthäter ließ der Schiffer aber binden und in den Schiffsraum werfen. Des andern Tages da wendete er das Schiff und fuhr nach Frankreich, welches sie noch im Auge gehabt, und übergab sie den Gerichten. Darauf nahm er zwei andere Schiffsleute in Dienst, und der Bertram wurde Jungmann, weil er sich schnell schon in Alles gefüget, auch daß er sich von je auf den Schiffen umhertrieben, ihm wohl zu Statten kam. Darnebst setzten sie ihre Reise ungehindert fort.

Die schöne Frau konnte aber kein Ende finden ihres Dankes, und wollte dem Bertram viel Gold und edle Steine schenken, aber er nahm es nicht an. Und sie fuhren weiter durch den Ocean um Spanien herum und Portugal, und landeten endlich glücklich in Cadix, d. i. eine uralte Stadt, schon lange vor der Geburt unseres Herrn von den Heiden gebauet, und liegt auf einer Insel, welche heißet Leon.

Als nun die schöne Frau das Schiff verlassen wollte, trat sie zum Bertram und sprach: „Bertram Morneweg, Ihr habt mir das Leben gerettet, darob möchte ich Euch gern ein Liebes erweisen und kann's nicht lassen. Als wie Ihr nun wohl erfahren seyd in Handel und Wandel, Kauf und Rechnung, kommt mit mir und übernehmet meines seligen Gemahls Handlung und führet sie zu meinem Besten. Ich wüßte keinen treuern Mann anzustellen, denn Euch." Hatt's nun gleich dem Bertram gar zu wohl gefallen auf dem weiten Meer und er liebgewonnen die wilden Wogen und den brausenden Sturm, so gedachte er doch seiner Maria und wie er ihr halten müßte sein Gelubde, und sahe wohl, wie's lange dauern könne mit dem Geld und Gut auf der See zu erwerben. Und daß er die schöne Frau nun gar nicht wieder sehen sollte, wollt' ihm auch fast das Herz brechen. Da sagte er ja und ging mit ihr, ihrem Handel vorzustehen nach bester Kraft und Willen.

Und der Herr segnete sein Beginnen, und wenn's auch Anfangs nicht recht gehen wollte im Lande Hispania, wo Alles ganz anders war als daheim in Lübeck, so fand er sich doch mit der Zeit in ihres Lebens Weise und Gewohnheit, also daß es täglich besser ging und er große Reichthümer erwarb seiner Herrin und Gebieterin, der schönen Frau. Selbige wurde denn auch immer liebreicher und freundlicher gegen ihn, daß die Leute sagten, sie würde ihn noch heirathen, und hätte es auch schon längst gethan, wenn er demselben nicht gewehret.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

Jean Paul erwiderte auf meine in hergebrachter Weise geäußerte Befürchtung, ob ich ihn störe, mit den Worten: „Nicht mehr als jemals; ich arbeite immer, wenn ich zu Haus bin, also stört man mich stets oder nie. Ich freue mich aber sehr, daß Sie gekommen sind, denn wir haben noch Vieles zusammen zu sprechen; es thut mir nur leid, daß ich gerade jezt, da ich bald abreisen will, so von Geschäften gedrängt bin. Doch müssen wir noch einmal recht ausführlich mit einander reden, von Ihren Gedichten und von vielem Andern."

Ich bat ihn, mir die Stunde eines solchen Gesprächs selbst zu bestimmen, damit ich nicht zur ungelegensten komme; meine Zeit in Baireuth gehöre ihm allein, und es sey mir daher jede Bestimmung gleich willkommen. Er versprach, mich mit Nächstem wissen zu lassen, wann er hinreichende Muße dazu habe. „Ich muß Ihre Gedichte erst wieder durchsehen, und habe sie schon dazu herausgelegt," knüpfte er den Faden des Gesprächs bei einem speziellen Gegenstande an. „Es ist zu lange her, daß ich sie gelesen habe, und daher sind meine Erinnerungen nur unbestimmt. Doch hat mir die Andromache sehr zugesagt."

Das Gedicht ist eines meiner frühesten; es ist nur der Wiederklang einer fremden Poesie, wovon meine jugendliche Seele ganz erfüllt war. Es hat, da zu jener Zeit meine Beharrlichkeit in der Bearbeitung des Verses nach meinen Grundsätzen über Rhythmus und Prosodie wirklich sehr groß war, in dieser Beziehung wohl einige Verdienste. Im Uebrigen ist noch kein eigener Schöpfungskeim darin lebendig, sondern das Ganze gewissermaßen ein Porträt nach der Antike zu nennen, wobei mir Schillers formelle Auffassung, seine Eurythmie, der ideale Aether, in dem seine dichterischen Anschauungen überhaupt leben, besonders als nachahmungswürdiges Vorbild erschienen sind. Der schöne, reine Sinn, mit welchem der Jüngling die göttlichen Gestalten der Antike verehrt, bevor die völlige Entwicklung eigener Lebenskräfte ihn dem lebendig Sinnlichen näher geführt, wobei größere

Wärme durch ein Herabsteigen von reineren Höhen erkauft wird, dieser Sinn möchte das werthvollste Element jenes Gedichts bilden. Jean Pauls tiefer Blick hatte dies erkannt und hielt sich, ohne näher auf den Bau der Dichtung einzugehen, vorzüglich an diese Grundstimmung, der sie entsprungen war. Er lobte mich wegen meiner Liebe für die Antike, und ermahnte mich, an dem fleißigen Studium und Lesen der Alten festzuhalten, weil sie stets der leitende Kompaß bleiben, um sich in dem Gedränge mannigfaltiger, verworrener Gestaltungen der neuern Poesie nicht zu verlieren oder auf Abwege bringen zu lassen. „Das ist das Verdienst der Schlegel," warf er hin, „daß sie bei ihren romantischen Flügen sich stets von dem festen Boden der Antike erheben. Hätten sie die Alten nicht so gut gekannt, sie würden sich noch viel weiter verirrt haben."

Dieses „viel weiter" brach eine neue Bahn für das Gespräch. Es wandte sich auf die Leistungen der sogenannten romantischen Schule, auf Tieck und die Schlegel überhaupt. — Ich habe es sowohl durch meine Handlungen im Leben (wie ich durch andere Mittheilungen wohl darthun kann), als durch häufig in meinen Werken ausgesprochene Gesinnungen und Urtheile hinlänglich bewiesen, daß ich den hier genannten Männern tiefe Verehrung widme, welche jeder ihnen schuldet, der sich bewußt ist, durch welche Hände die uns überkommenen Schätze des geläuterten Urtheils, der geadelten literarischen Bildung, zuerst gegraben wurden, wessen Gäste wir eigentlich an einem reich besezten Tische sind, wo mancher sich in dem Wahn verliert, Früchte eines selbst angebauten Feldes zu genießen, nur weil er von Jugend auf darin spazieren ging und seiner Erzeugnisse theilhaftig wurde. Wenn ich also hier Urtheile eines andern, der höchsten Ehrfurcht würdigen Mannes niederlege, die sich Manchem, was Jene unternommen, scharf gegenüberstellen, so wird Niemand den Sinn einer solchen Mittheilung verkennen.

Ich hatte, mich selbst tadelnd, geäußert, meine Lektüre sey noch zu lückenhaft, und ich hätte nicht einmal sämmtliche kritischen Werke der Schlegel gelesen, die mir durch das, was ich von ihnen genauer kenne, doch so belehrend gewesen seyen; einen gewissen Sinn jenes Wortes „noch weiter" müsse ich indessen wohl zugeben, da manches in den produktiven Leistungen dieser Männer auch mir nicht ganz zusage. — Jean Paul erwiderte, nicht ohne einigermaßen gereizt zu seyn: „Sie brauchen auch die kritischen Werke der Schlegel nicht zu studiren, sie würden auf weitere Irrwege geführt werden." Er ereiferte sich hierauf lebhaft gegen die beiden berühmten Brüder, besonders aber gegen Friedrich Schlegel, dessen damalige Stellung zur katholischen Kirche er auf das Entschiedenste angriff. Sein Unwille war übrigens mehr ein sittlicher als ein ästhetischer. Ihm, der das Prinzip der erhabensten Sittenlehre überall in Kunst und Leben zur lebendigen Gültigkeit gefördert, es zum Mittelpunkt seines ganzen Daseyns gemacht hatte, dem unter allen Menschen das wärmste, reinste, größte Herz in der Brust schlug, war es wohl gestattet — aber auch vielleicht ihm allein — seinen Angriff von diesem Punkt aus zu unternehmen. Er beschloß seine lebhafte Rede mit den Worten: „Meine Unsterblichkeit, von der man mir oft spricht, ist eine ganz andere, als die Leute meinen. Die der Schlegel aber ist eine viel sterblichere: sie ist schon gestorben; höchstens das Bissige an ihnen, die Zähne, werden sich erhalten, wie nach den Physiologen die Zähne derjenige Ueberrest des Menschen sind, der am längsten der Zeit widersteht." Wer mag diese ächt Jean Paulsche Schlußwendung verkennen? wer aber auch die Würde seines Urtheils, wenn er bedenkt, in welchem Licht dieser Sankt Paulus voll Feuereifer für sittliche Reinheit und Größe die widerwärtigen literarischen Parteikämpfe, und vollends die öffentlich gewordenen Personalverhältnisse anstößigster Art betrachten mußte, deren Bild sich unwillkürlich zwischen die Namen dieser und mehrerer andern Schriftsteller drängte, die zu ihrem nächsten Kreise gehörten? Dies waren aber damals nicht allein Erinnerungen an ältere Begebenheiten aus der Jugend jener berühmten Männer, welche verblaßt und fast erloschen unter der glänzenden Hülle einiger Jahrzehende voll Verdienst und Ruhm lagen, sondern es fanden sich frische Eindrücke mancherlei Art geweckt, die ich näher zu bezeichnen mich hier nicht berufen fühle. Im Gegensatz zu der Art, wie Jean Paul seine Lebensstellung, sein Ziel, seinen Beruf auffaßte, mußte der Abstand um so größer erscheinen, und so mag es leicht entschuldigt werden, daß sich sein sittliches Urtheil nicht immer ganz rein von dem künstlerischen schied, zumal da das Kunstwerk selbst ja niemals die ethischen und ästhetischen Zeugungskräfte absolut trennen kann, sondern ewig die Thatsache einer Legirung der einen durch die andere nachweisen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Sängerklage.

Liebliche Sängerinnen, o kamt ihr zurück von der Reise,
Nachtigallen hieher an den verlassenen Ort?
Hat aus den Palmen- und Kokoshainen der Odem des Frühlings
Ueber den Ocean euch wieder herübergeweht?
Alles grünet und blühet; euch such' ich im Wäldchen, wie vormals,
Wo ihr alljährlich sonst mich Melodien gelehrt.

Aber, wehe! da hat das heilige Dunkel gelichtet
 Der Holzhacker, umher wüthend mit grimmigem Beil.
Wo sind nun die Schattengehänge, die einst um die Nester
 Und um die Lieder euch spannten das grünende Zelt?
Alles verschlang im Ofen daheim die gefräßige Flamme,
 Welche die Speisen ihm kocht und vor dem Winter ihn schirmt.
Nimmer weilet ihr da; ihr schaut die zerstörte Behausung,
 Singt im Vorüberziehn nur noch ein trauriges Lied.
Wiederhall ist es mir von Klagen anderer Sänger,
 Denen als Zuflucht blieb nirgends ein friedlicher Hain.
Pflichtig ist alles in unserer Zeit dem gemeinen Bedürfniß,
 Das auch die Muse zwingt unter sein knechtisches Joch.
Nimmer gedeiht was Großes; vorüberziehende Liedchen
 Hört man nur noch; sie verwehn schnell in des Marktes Geräusch.

Julius Krais.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

Nützliche Wirksamkeit. Neue Schriften. Kunstausstellung.

Unter den mancherlei, zum Theil höchst betrübenden Erscheinungen der neuesten Zeit gibt es denn doch auch solche, deren Betrachtung den freundlichsten Trost darbietet. Während Eigennutz, Egoismus und Dünkel die höchsten Stufen erklommen zu haben scheinen, tritt auf der andern Seite die Theilnahme an fremdem Mißgeschick und die Bereitwilligkeit, Nothleidenden beizustehen, in das vollste, wohlthuendste Licht. Kaum ist im hiesigen Anzeiger (einem Tageblatte, dessen Einrichtung unter der neuen Redaktion an Zweckmäßigkeit wesentlich gewonnen hat) ein Aufruf zu Linderung des Elends durch Unglücksfälle hart betroffener Gemeinden, Familien, oder auch wohl ganz unbekannter, einzelner Personen geschehen, so beeilt sich Alles zu Linderung des Unglücks beizutragen. Und wie sehr sich auch zuweilen diese Aufrufe häufen, haben sie doch gewöhnlich einen zum Theil überraschend großen Erfolg. Ebenso taucht hier fortwährend eine Anstalt nach der andern auf, in der arme Kinder durch Beschäftigung vor dem Müssiggange bewahrt und zu einem thätigen und nützlichen Leben vorbereitet werden, obschon, wahrlich, die ehrenwerthen Unternehmer dabei auf einen mit ihrer Mühe auch nur einigermaßen im Verhältniß stehenden Gewinn gewiß nicht zu rechnen haben. Ebenso werden in Dresden — und man darf wohl annehmen, daß auch anderwärts ein gleiches wackeres Streben sich hervorthue — der Institute immer mehr, die eine Art von Vorschule für die Kinder bilden. Unstreitig müssen dergleichen Anstalten unter verständiger psychologischer Leitung die wichtigsten und heilsamsten Folgen für die geistige Richtung und Entwicklung der Zöglinge hervorbringen. Auch die Unternehmer solcher Kleinkinderschulen könnte nur Unkunde und Verläumdung des Eigennutzes beschuldigen wollen. Am wenigsten ist dies aber wohl möglich bei den Versuchen zur Abstellung eines wahrhaft empörenden Ungebührnisses, wogegen früher zwar auch zuweilen einzelne Stimmen sich erhoben, das aber gleichwohl fast allenthalben ganz ungescheut begangen werden konnte und begangen wurde. Ich meine die Schändlichkeit der Thierquälerei. Das Wort darf nur ausgesprochen werden, und jedem wird sogleich die endlose Menge betrübender Gestalten vor Augen treten, unter denen dieses Verbrechen noch immer jeden Augenblick vorzukommen pflegt; hoffentlich nicht lange mehr ungestraft; fast in allen gebildeten Ländern regt sich ja die Menschlichkeit laut dagegen. Deutschland konnte unmöglich die Hände in den Schoos legen bei einer Sache, welcher der Britte vielleicht zuerst eine zweckmäßige Aufmerksamkeit widmete. In Würtemberg, Bayern u. s. w. sind bereits freiwillige Ausschüsse zu Bekämpfung dieses Verbrechens zusammengetreten. Auch hier hat ganz neuerlich ein Rechtsconsulent Namens v. Ehrenstein sich der Gründung eines solchen Vereins unterzogen.

Der nunmehr öffentlich erschienene erste Band von „Dantes göttlicher Comödie," die Hölle enthaltend, durch Philalethes (bekanntlich den Prinzen Johann von Sachsen) deutsch bearbeitet, nimmt die ganze Aufmerksamkeit derer in Anspruch, die es wissen, mit welchem Fleiß und welcher Umsicht bei dieser Verdeutschung des so überaus schweren italienischen Gedichts zu Werke gegangen wurde. — Unstreitig enthält das Buch, welches unter dem Titel „Italica" ebenfalls erst vom Stapel gelaufen, besonders auch manche wichtige und interessante Notiz über die im vorigen Jahre vom Prinzen Johann gemachte Reise nach Italien, da der Verfasser der hiesige Bibliothekar Dr. G. Klemm ist, welcher den Prinzen dahin begleitete.

Fortdauernd hat die Kunstausstellung noch immer zahlreichen Besuch. Die meisten aus den entfernteren Gegenden eingegangenen Beiträge sind bereits wieder verschwunden. Dafür aber trafen zum Theil erst vor wenigen Tagen recht schätzenswerthe andere ein. So ist ein sehr großes Oelgemälde von unserm in Düsseldorf sich aufhaltenden Haag, Christus schlafend auf dem Meere, von seinen Jüngern umgeben, ein in mehrfacher Hinsicht verdienstvolles Werk. Ebenfalls aus Düsseldorf kamen ferner zwei Bilder: Moses, der die Töchter Reguel am Brunnen vor den Hirten schützt, und Jephta, auf den Tod sich vorbereitend, das erste von Bary, das zweite von Meyer, die ihren Verfertigern zur Ehre gereichen. Aus Rom langten auch ein paar interessante Leistungen an. Die erste, von dem wackern Künstler Lindau, ist ein sachkundiger Reiter, der eben einen wüthenden Stier zu tödten im Begriffe steht, dessen nach einer mit ihrem Kinde auf der Erde liegenden Frau gerichtete Gier durch das Dazwischenspringen eines Hundes für den Moment nach diesem sich wendet. Das zweite Bild von Hottenroth athmet die einnehmendste Naivetät. Die Handelnden sind zwei italienische Fischerkinder; die Handlung dreht sich um ein geangeltes Fischchen. Aber es quillt so viel Charakter und Leben aus Allem, daß die beiden markvollen Kindergestalten jedem für Natur und Wahrheit empfänglichen Auge sehr anziehend erscheinen müssen. Und gerade wie dieses Gemälde als ein anmuthiger Spiegel zweier rohen Naturkinder erscheint, gibt ein anderes, eben erst von der Staffelei unseres Professors Vogel von Vogelstein zur Ausstellung gelangtes, eine gar seelenvolle Darstellung zweier kleinen Mädchen, unstreitig Porträts, einen nicht minder treuen Spiegel schuldlosen, innigen Kinderlebens aus den höchsten Kreisen der gebildeten Gesellschaft ab. Die beiden Kleinen, ganze Figuren, haben so traulich die Arme um einander geschlungen und tragen das Gepräge liebevoller Gemüther so einnehmend auf dem kindlichen Antlitz, daß sich auch von ihnen der Blick nur mit Mühe wieder trennen kann. Eine Menge anderer gelungener Kunsterzeugnisse wären noch zu besprechen, wenn es dazu nicht an Raum gebräche.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 242.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 9. Oktober 1839.

> Die schöne Sehnsucht, welche du verspüret,
> Ein Höchstes frühe zu verstehn und Freistes,
> Hat auf die Spuren jenes großen Geistes
> Dich hergeführt, der alle Welt berühret.
>
> Platen.

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

Die Vossische Uebersetzung des Shakespeare war damals noch eine Neuigkeit, die man viel besprach. Jean Paul fragte mich, was Tieck davon halte. Dieser hatte sie höchlichst getadelt; Jean Paul war nicht mit dieser Meinung einverstanden, sagte aber das geistreiche und merkwürdige Wort: „Das glaube ich wohl: Tieck muß sie tadeln, aber die Ursach dazu ist er selber, weil er Besseres leisten könnte. Für ihn ist die Uebersetzung auch nicht gut, die uns gefallen darf.“

Ueberhaupt, nachdem sich sein angeregter Eifer gegen Tadelnswerthes ausgelassen hatte, kehrte er aus natürlichem Wohlwollen und reiner Unpartheilichkeit von selbst zu verdienstlicheren Seiten zurück und verweilte mit sichtlicher Liebe dabei. Er kam beharrlich auf den schon oben angeführten Wunsch zurück, daß ein so kunstgebildeter Geist wie Tieck in seiner Nähe leben möge, und räumte frei ein, worin er sich ihm unterordnen, von ihm empfangen würde, ohne dabei seinem eigenen Standpunkt etwas zu vergeben.“

Ueber Voß's Uebersetzung und Uebersetzungen (der Singularis bezeichnet die des Shakespeare durch den Sohn, der Pluralis die des Homer, Virgil, Horaz u. s. w. durch den Vater) äußerte er sich noch mehrfältig und zeigte eine große Vorliebe für dieselben, die in vieler Hinsicht gewiß begründet ist, wenn gleich das nahe Freundschaftsverhältniß zu beiden verdienten Männern, das sich wenige Wochen darauf noch enger schließen sollte, da Jean Paul in Heidelberg bei ihnen wohnte, nicht ohne Einfluß seyn mochte. Besonders machte er es für Johann Heinrich Voß als ein bleibendes Verdienst geltend, daß er die antike Welt heimisch in der deutschen Literatur gemacht habe; was davon in Schillers und Goethes Werke übergegangen sey, komme zum Theil gleichfalls auf Rechnung der durch Voß gegebenen Anregungen. Er nannte ihn den Reiniger der deutschen Literatur durch die alte. — Abermals wandte sich Jean Paul zu Tiecks Verdiensten um das Verständniß des Shakespeare und seine Verbreitung. Dabei brach er auf's Neue in die Klage aus, daß dessen so oft angekündigtes Werk über den großen brittischen Dichter nicht endlich zu Tage komme; er erwartete sehr viel davon. „Wenn ich,“ sagte er komisch zürnend, „den Meßkatalog in die Hand bekomme, ärgert mich Tieck jedesmal; denn eines der ersten Bücher, wornach ich suche, ist seines über Shakespeare, und jedesmal finde ich es, statt vorn unter den erschienenen Werken, hinten unter denen, die noch erscheinen sollen.“ — Ich entgegnete ihm darauf, daß Tieck einen ähnlichen Zorn

gegen ihn über seine unvollendeten Bücher, die unsichtbare Loge und die Flegeljahre hegt, zu denn wenigstens eben so viel Ursache vorhanden sey; Jean Paul erwiederte darauf ungefähr dasselbe, was er mir am ersten Tage über diese Bücher gesagt hatte, so daß sich in diesem Punkte unser erstes Gespräch nur ausführlicher wiederholte.

Nach einer längeren Pause in seiner literarischen Thätigkeit war Tieck damals wieder als Novellendichter aufgetreten. „Die Gemälde" hatten als die erste Dichtung in dieser Gattung jene glänzende Reihe begonnen, die nach und nach zu einem so reichen Schatz der deutschen Literatur angewachsen ist. Jean Paul sprach mit großer Freude davon, daß sich hier Tieck ein neues Feld eröffne, auf dem er Sieger und Vorbild seyn werde. Er begrüßte sein klares, einer geläuterten Kunst entsprossenes Erzeugniß, welches die brennenden Farben, schroffen Contraste und ätzenden Stoffe entschieden verschmähte, mit welchen damals Hoffmann die Nerven des ästhetischen Geschmacks bis zur Abstumpfung und völligen Tödtung überreizt hatte, als einen wahren Genius des Heils für diese Gattung, der sie vor dem Sturz in einen Abgrund, dem sie entschieden zudrängte, zu retten bestimmt sey. Ueber Hoffmann selbst und einige andere beliebte Schriftsteller des Tages äußerte sich Jean Paul in einer spätern Unterredung mit mir, die ich im Verfolg schildern werde, ausführlicher. Ich muß aber in Beziehung auf das eben Gesagte hier bemerken, daß ich zwar dessen gewiß bin, was Jean Paul über Tiecks Gemälde gesagt hat, die Zeit, in der er es sagte, aber nicht mehr ganz sicher bestimmen kann. Mein Brief verläßt mich an dieser Stelle, und einer andern Erinnerung nach, die mir vorschwebt, hätte ich dies Gespräch zwei Jahre später mit ihm geführt, als ich ihn bei der Rückkehr von einer Schweizerreise auf einige flüchtige Stunden besuchte. Sehr möglich ist es, daß wir zu beiden Zeiten denselben Gegenstand besprachen und daher sich die Fäden der Erinnerung kreuzen.

Die Stunde war rasch vorübergegangen. Jean Paul selbst gab, plötzlich aufstehend, das Zeichen zum Aufbruch. Da fragte seine Tochter mich noch mit anmuthiger Freundlichkeit, ob mir der Criminalrath Hitzig und dessen Tochter Eugenie in Berlin bekannt seyen. Ich hatte es kaum bejaht, als Jean Paul mit wahrer Herzensfreude ausrief: „Da hast du einen gescheuten Einfall gehabt, Emma; nach diesen Freunden hätten wir uns schon längst erkundigen sollen." Und nun strömte sein Mund über von freundschaftlichen Aeußerungen über den trefflichen Mann und seine anmuthige Tochter, die vor Kurzem, glaube ich, einen Besuch in Baireuth gemacht hatten. Bei der Hochachtung und Liebe, die ich diesem verdienstvollen Freunde der Literatur selbst widme,* erquickten mich diese Aeußerungen der Freundschaft und innigsten Theilnahme doppelt. Ich gab Auskunft, so gut ich vermochte, und durch diesen, dem Freundesherzen Jean Pauls so eingehenden Gegenstand verlängerte sich unser Gespräch, das schon abgebrochen war, noch um ein Ansehnliches. Im Eifer, den Freund in Berlin durch einen Berliner lebendig und warm begrüßen zu lassen, vergaß man es, daß ich selbst meinen Weg nicht zur Heimath zurückwenden wollte, sondern noch Jahre lang davon entfernt zu bleiben gedachte. — Endlich schied ich, im Geist erhoben, und noch mehr im Herzen erquickt, baldigen Stunden der Wiederkehr mit Sehnsucht entgegen sehend.**

* Noch ganz neuerlich hat er sich echtes Verdienst durch seinen muthigen, schlagenden Angriff gegen den Unfug unserer, besonders der kritischen Tagesliteratur erworben.

** Wir brechen bei diesem natürlichen Abschnitt ab und lassen die Fortsetzung in Kurzem folgen.

A. d. Red.

Lübeckische Sagen.

(Fortsetzung.)

So vergingen vier Jahre, und hatte sich Bertram schon ein schönes Geld verdient für sein Theil, ja mehrmals auch seiner alten Neigung und Begier nachkommen können und weite Reise machen auf dem Meere nach dem Morgenland und Italien. Da traf es sich, daß er wieder fort sollte nach dem Morgenlande, Spezereien einzukaufen und köstliche Teppiche. Als er nun hintrat zu seiner Herrin, ihr's anzusagen und Abschied zu nehmen für die Reise, da fiel sie ihm um den Hals, wie sie solches schon je zuweilen gethan hatte, küßte ihn und sagte: „Lieber Bertram, wollt Ihr denn endlich nicht meinen Wünschen Gehör geben und mich heirathen? Ich will ja alles thun, was Ihr nur begehret, und will Euch all mein Geld und Gut geben und mit Euch hingehen in fremde Landen, wohin Ihr verlanget, wenn's Euch nicht genehm seyn sollte im Lande Hispania!" Da wurde es dem Bertram wohl etwas warm zu Sinn, denn Donna Laura war eine schöne Frau und zählte erst fünf-und-zwanzig Jahre, und der Teufel stieß ihn an und sagte: „Hier hast du Geld und Gut und alles, was nur dein Herz begehret; die Maria wird lange dein vergessen haben und einem andern Manne zugefallen seyn nach ihres Vaters Willen. Ein Hab ich ist besser als zehn Hätt' ich!" Aber er ermannte sich und dachte: ein Gelübde ist ein Gelübde, mag's brechen wer will und kann! und sprach zu Donna Laura: Er wolle

ihr dienen mit aller seiner Kraft und Fleiß, nach wie vor, und sie lieb haben wie seine Herrin und Mutter, denn er selbst habe nie von einer solchen gewußt. Aber heirathen könne er sie jezt und nimmermehr, denn das habe er seiner Maria versprochen zu Lübeck, wenn er heim kämr nach zehn Jahren. Nun sey's heraus! — Da wurde Donna Laura zornig über die Maßen und zog einen Dolch (wie solchen wider alle Ordnung und Sitte die Frauen in Spanien zu tragen pflegen, da doch die Waffe nur des Manns ist), und hätte den Bertram gewiß todt gestochen auf der Stelle, wenn selbiger nicht davon gesprungen wäre nach dem Schiffe und hätte demnächst die Anker lichten lassen.

Wenn nun gleich sonst der Bertram immer sehr fröhlich wurde, wie er auf's Meer kam, so saß er jezt doch trübselig in einer Ecke und sah und hörte nichts, denn er konnt' es gar nicht vergessen, daß ihn seine schöne Frau hatt' todt stechen wollen vor übergroßer Liebe. Und so blieb's den ganzen Tag, und er schaute unverwandt in die Wellen und aß nicht und trank nicht und gewahrte nicht, daß es tief Nacht um ihn geworden war. Das Schiff hatte indessen schon eine gute Strecke Weges zurückgelegt, denn der Wind war günstig und eine frische Kühlte füllte die Segel. Da zog's mit einem Mal wie ein dichter Nebel durch die Dunkelheit daher, und der Wind ließ ab von Stunde zu Stunde, und die Schiffsleute fluchten und sezten alle Segel bei; aber es half nichts, Todtenstille lag auf dem Meer. Der Steuermann schaute noch einmal auf den Nebel, und das Steuer glitt aus seiner Hand, denn er zitterte am ganzen Leibe zum ersten Mal, seit er auf der See war, und er rief: „daß dich die Schwerenoth, es ist der fliegende Holländer!"

Da sahen die Schiffsleute auch hin und erkannten, daß er Recht hatte, und schrieen und fluchten durcheinander, also daß Bertram aus seinem Traum erwachte. Und er sah das beinweiße Schiff und die leichenbleichen Leute auf demselben, und sie hatten keine Augen im Kopfe. Näher und näher zog es heran; da gedachte er des alten Schiffers, fiel auf die Knie und betete laut ein indrünstiges Gebet, und dir Schiffsleute konnten's nicht lassen, sie mußten aufhören zu fluchen und Alle laut mitbeten. Und der Nebel wurde allmählig schwächer und schwächer und immer schwächer. Die Sonne ging auf über dem Meere, das Gespenst war verschwunden und ein frischer Wind füllte die Segel, daß das Schiff lustig dahin fuhr durch die Wogen, gleich wie Tags zuvor. Da kamen die Schiffsleute all und umfaßten des Bertram Knie, gleich wie eines Heiligen. Er aber wehrete es ihnen und ging hinab in die Kajüte und freute sich, daß er gestern seiner Maria treu geblieben.

Alles ging jezt eifrig an das Geschäft, aber ein alter Seemann schüttelte den Kopf und sagte: „Wenn er uns auch nicht gefaßt hat mit Gottes Hülfe, so bedeutet's doch nichts Gut's. — Und so geschah's, denn auf den Abend kam ein Seeräuber des Weges, enterte das Schiff und führte die Mannschaft gefangen mit sich fort gen Marokko. Alldort wurden sie verkauft und verhandelt, und haben sich nimmer wieder gesehen.

Des Bertram Herr war ein Viehhändler, sonst ein guter Mann, nur daß er zuweilen seine Sklaven mit Ruthen streichen ließ, wenn ihm ein Vieh gefallen war, oder sonst was ihn unwirsch machte. Also verfloß ein Jahr und drüber, und war eitel Noth und Trübsal. Als nun aber der Bertram allmählig der marokkanischen Sprache wohl kundig wurde, auch der Heid, sein Herr, sahe, daß er wohl erfahren im Handel und Wandel, Rechnen und Schreiben, da durfte er ihm nicht mehr den Stall ausmisten und Vieh treiben, sondern ihm beistehen bei Kauf und Verkauf, also daß sein Herr auf die Lezt ein groß Vertrauen zu ihm gewann. Da ging es dem Bertram besser und er konnte frei umhergehen in der Stadt; war aber doch ein Sklave und grämte er sich zumeist, daß er nun nicht lösen konnte sein Gelübd und heimkehren nach zehn Jahren zu seiner Maria nach Lübeck.

Und wieder ein Jahr ging um; da begab sich's, daß, als Bertram einmal durch die Straßen ging, er einen großen Geldsack fand, so ihn aus aller Noth hätte lösen können. Aber er ließ schweigen die Stimme des Teufels, welche allzeit laut ist in schwachen Stunden, und sann nur darauf, wie er das Geld wieder geben möchte seinem rechtmäßigen Herrn. — Da kommt der Ausrufer des Weges und ruft: es sey ein Sack verloren mit vielem Gelde; wer's wiederbrächte, der sollte hundert Piaster haben zur Belohnung. Da ging der Bertram hin und brachte es; aber der Mann, dem das Geld gehörte, war ein rechter Heid und Erzschelm, bedankte sich zwar schönstens, als er aber das Geld gezählt hatte, da sagte er: „Ich sehe, daß Ihr Euch schon genommen habt, was Euch gebühret. In dem Sack waren achthundert Piaster, ich finde aber nur deren siebenhundert." Darob wurde der Bertram sehr zornig und sagte: „Ich hab's Euch nicht gebracht um den Lohn, aber solches dürft Ihr nicht sagen." Nun gingen sie vor den Kadi (also nennt man den Wetteherrn zu Marokko und sonst im Heidenland). Das war ein weiser und gerechter Mann, und als sie ihm erzählet und expliciret ihre Sache, ließ er jeden einen Eid schwören, daß dem so sey, wie er gesaget; darnebst sprach er wie folgt: „So du einen Beutel gefunden hast mit siebenhundert Piastern, du aber einen andern verloren mit achthundert dergleichen, so kann's nicht derselbe seyn, den du gefunden und jener verloren. Darum behalte deinen Sack, bis ein Anderer sich meldet, welcher einen verloren, wie du

gefunden.“ Und alles Volk pries den Richter und seine Weisheit.

Jezt ging der Verteam heim und kaufte sich los und ledig der Sklaveeei und begann einen Handel hier und doet im heidnischen Lande, und dee Himmel segnete von Neuem sein Werk, daß er reich wuede und wohl angesehen unter den Leuten. Also gingen noch vier Jahre dahin, und als die Zeit kam, daß er zehn Jahee nicht daheim gewesen, lud er sein Geld und Gut auf ein geoßes Schiff und fuhr gen Lübeck.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

(Schluß.)

Kunsthandel. Concert und Theater. Leipzig.

Neben den übrigen ehrenwerthen hiesigen Kunsthandlungen, die außer dem, mit dergleichen Handel gewöhnlich verbundenen Verkaufe von Material zum Zeichnen und Malen, von Kupferstichen, lithographischen Blättern u. s. w. zunächst werthvolle Gemälde und Zeichnungen jezt lebender Künstler zum Gegenstande ihrer Industrie machen, behauptet das erst im vorigen Jahr hier errichtete Magasin dy Beaux-Arts des Herrn Caspar Weiß seinen eigenthümlichen Charakter. Die Produkte der ältern Malerei, Skulptur, Kupferstecherkunst u. s. w., um die es sich bei seinem Geschäfte am meisten handelt, sind ein Kunstzweig, der von den andern Kunsthandlungen bisher nur als Nebensache betrieben wurde. Die Unterhaltung einer ansehnlichen Sammlung von Kunstschätzen berühmter Maler der Vorzeit, wie sie Weiß hier aufgestellt hat, nimmt auch so bedeutende Geldkräfte in Anspruch, daß nur Wenige, neben der nachdrücklichen Verfolgung ihrer Hauptgeschäfte, sich gleichen Unternehmungen würden unterziehen können. Von mehreren, erst neuerlich bei ihm angelangten Gemälden ist mir eines unvergeßlich. Ist jemals die durch die Natur innigst verbundene Weichheit und Festigkeit eines schönen, jugendfrischen weiblichen Körpers mit allen Zeichen des regsten Lebens von der Kunst treu wiedergegeben worden, so ist es in dieser Jo des Correggio geschehen. Die Wolke um sie her verbirgt nur zur Nothdurft die Umrisse des wunderschönen Mädchens. Je länger unser Auge auf dem Bilde ruht, desto fester fühlt man sich durch die Täuschung bestrickt, daß von Kunst hier keine Rede sey, daß man die lebendige Natur selbst vor sich habe, und nicht bloß dem äußern, körperlichen Scheine nach, sondern mit allen ihren innersten, geheimsten Regungen. Einem solchen Werke gegenüber ist es Frevel, von dessen einzelnen Bestandtheilen, wie z. B. Farbe, Zeichnung, sprechen zu wollen. Diese todten Worte sind durch die Magie des Künstlers in lebendiges Fleisch verschmolzen worden, in das zarteste, seelenvollste Fleisch, das sich nur denken läßt. Möchte doch kein hiesiger oder durchreisender Kunstfreund versäumen, sich in dem Weiß'schen Magazin mit eigenen Augen von der Wahrheit dieser Schilderung zu überzeugen.

Nächst dem neuen Concertmeister Lipinski trug die so ausgezeichnete Sängerin Ungher viel dazu bei, mit ihren zwei Gesängen aus Mozarts Titus dem köstlichen Conzerte im Palais des großen Gartens zum Vortheile des Schauspielerpensionsfonds eine höhere Bedeutung zu geben. Seit ihrer Abreise haben andere gastirende Bühnenkünstler uns, zum Theil mit Erfolg, zu unterhalten gesucht. — Als ein fortdauerndes Bild schöner Hoffnungen steht nun die äußere Gestalt des neuen Schauspielhauses, dem Mauer- und Steinmetzwerke nach, vor uns. Fast jeder Vorübergehende gesellt sich zu den dort jeder Zeit sich findenden Beschauern, um ihr Wohlgefallen an den großartigen Verhältnissen dieses Gebändes zu theilen. Vor Kurzem veranlaßte die Hebung des Hauses ein kleines öffentliches Fest. Unter Vorantragung von vier mit Kleidungsstücken und Utensilien mannigfachster Art reich überhangenen Nadelholzbäumen, wandelte nach erfolgter feierlicher Handlung ein Zug von mehreren hundert mit den Insignien ihrer Handthierung versehenen Bauhandwerkern in Feierkleidern über die Elbbrücke durch das Bautzner Thor nach dem Linkschen Badegarten, wo ihnen ein Gastmahl bereitet war. Noch ungleich zahlreicher würde die Begleitung des Festzuges durch Freiwillige aller Volksclassen gewesen seyn, hätte nicht gerade an diesem Nachmittage der Himmel seinen triefenden Regenmantel umgenommen.

Wie in Dresden, so nimmt auch in Leipzig die Parcellirung und Petrification der großen Gärten immer zu. Und vom Leipziger Häuserbau selbst zu sprechen, so zeugen besonders die meisten der in neuester Zeit entstandenen, zum Theil palastähnlichen, öffentlichen Gebäude, wie z. B. das Augusteum, mit seiner so reichen als genialen Ausschmückung, die Buchhändlerbörse, das neue Postgebäude u. s. w. von einem gediegenen Sinne für Zweckmäßigkeit und reinen Geschmack. Besonderes Lob verdient auch die unermüdliche Sorgfalt in der Pflege und Vervollkommnung der überaus reizend und mannigfach angelegten Parkpartien zwischen Stadt und Vorstadt. Statt daß in der Regel die zu Erhaltung solcher Anlagen erforderlichen guten Gewohnheiten immer mehr einzuschlafen pflegen, wacht über den dortigen ein ihre Verbesserung und Verschönerung nicht aus den Augen lassender Geist. Jeder Frühling vermehrt die bunte Mannigfaltigkeit der blühenden Sträucher und Stauden. Bekanntlich trägt mitten in diesen Anlagen ein Denkstein die Gesichtszüge und den Namen des längst verewigten Mannes, durch dessen Bemühungen dieser ergötzliche Park zu Stande gekommen. Noch lebendiger als auf jenem Denksteine blühen Name und Bild des wackern Bürgermeisters Müller aus seiner alljährlich sich erneuenden und verschönernden grünen Schöpfung hervor. Auch die Nachtigall säumt nicht, ihm ihren Dank im Birkenwäldchen auszusprechen. — Die überaus stark benützte Dampfwagenfahrt vervollkommnet sich in gleicher Weise. Seit dem 20sten des vorigen Monats dürfen in Folge der neuangelegten doppelten Bahn, die zu gleicher Zeit in beiden Städten abgehenden Wagenzüge in der Mitte nicht mehr auf einander warten. Beide Züge fliegen dicht an einander vorüber. Die Schnelligkeit der Reise wird dadurch noch befördert. So legte ich neulich in nur wenig über drei Stunden Zeit den Weg von $15\frac{1}{2}$ Meilen zurück. Die Wagen rasseln mit den darin Sitzenden an allen Gegenständen so rasch vorüber, daß die auf den benachbarten Landstraßen Reitenden und Gehenden wie Leute erscheinen, die bei aller Anstrengung, sich vorwärts zu bewegen, nicht von der Stelle zu kommen vermögen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 34.

Mittwoch, 9. Oktober 1839.

[536] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Geschichte Rußlands

von

N. Ustrialow.

Aus dem Russischen übersetzt

von

E. W.

Erster Band. Erste Abtheilung.

gr. 8. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Die Geschichte des östlichen Europas, namentlich die verwickelten Verhältnisse zwischen Rußland und Polen sind uns dem Wesen nach bis jetzt hauptsächlich durch polnische Schriftsteller bekannt, was auf die Beurtheilung desselben nothwendig einen einseitigen Einfluß haben mußte. Länger als man gewöhnlich glaubte, dauerte der Antagonismus zwischen Polen und Rußland, und vor 200 Jahren war Polen nahe daran, in Rußland dieselbe Rolle zu spielen, wie jetzt Rußland in Polen. Zur unparteiischen Würdigung der Geschichte ist darum die Kenntniß russischer Werke unerläßlich, und zur richtigen Beurtheilung selbst der neuesten Geschichte durchaus unentbehrlich. Karamsins glänzendes, aber vielfach der Kritik ermangelndes Werk wirkte hiezu vergleichungsweise wenig, und nach ihm ist manches für Kenntniß der russischen Geschichte geschehen, was gar nicht, oder nur sehr fragmentarisch zur Kenntniß der deutschen Lesewelt kam. Ustrialow hat das unbestrittene Verdienst, die mannichfachen Vorarbeiten seiner Landsleute fleißig benutzt zu haben, und sein Werk ist darum das Resultat der neuen Geschichtsforschung Rußlands. Schon in diesem Sinne ist es höchst lehrreich, und kein gleichgültiger Umstand ist es, daß der russische Minister des öffentlichen Unterrichts dasselbe zum Handbuch den höhern Unterrichtsanstalten bestimmte. So wird es durch den Einfluß des Geistes, in dem es geschrieben ist, selbst wieder zu einem nicht unbedeutenden historischen Moment, und verdient nicht gewöhnliche Aufmerksamkeit.

Das Original soll vier Bände umfassen, von denen bis jetzt drei erschienen sind. Die ersten Bände führen die Geschichte von der Gründung des russischen Staats durch Rurik bis auf Peter den Großen, die beiden letzten sollen sie bis auf den Tod Alexanders I. herabführen. Die obenangezeigte Lieferung umfaßt den ersten russischen Band, die zweite, die demnächst erscheinen und mit der ersten Einen Band ausmachen soll, beendigte also die alte russische Geschichte vor Peter dem Großen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[494] In der *Voss*'schen Buchhandlung zu Berlin erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Eine Fahrt nach Helgoland und die Sagen der Niederelbe,

von

H. Smidt.

12. geh. Preis 16 Gr.

Allen nach Helgoland Reisenden wird dieses Büchlein ein angenehmer Gesellschafter, denen die dort gewesen, ein Denkbüchlein freundlicher Erinnerung seyn.

---

[518] **Neue Musikalien,**

im Verlage

von N. Simrock in Bonn.

Bertini jun., H., Op. 90. 3e Sextuor p. l. Piano 2 Violons, Alto, Vlle. et C Basse (in E.) 5 fl. 36 kr.

Burgmüller, Fr., Petits airs fac. p. l. Piano s. d. themes des meilleurs autaurs suivis de 6 preludes. Suite des exercises instruct. à lusage des commencants 2e Livre. 1 fl. 24 kr.

— Op. 24. Walse pastorale en forme de Rondeau p. Piano. 56 kr.

Czerny, Ch., Op. 552. No. 1. 2. Deux Duos elégents p. l. Piano à 4 ms. No. 1. Quant é piu bella. No. 2. Le Songe de Rousseau. à 56 kr.

— Op. 561. No. 1. 2. 3. Trois Rondinos p. l. Piano à 4 ms. No. 1. Les cloches de St. Petersbourg. No. 2. Wiegenlied von C. Maria v. Weber. No. 3. Benedetta sia la madre. à 42 kr.

— Op. 561. No. 1. 2. 3. Les mêmes p. Piano saul. à 28 kr.

Rink, C. H., Op. 121. Die drei ersten Monate auf der Orgel eigens componirt als eine leichte Einleitung dieses erhabene Instrument spielen zu lernen. 2 fl. 34 kr.

Rosellen, Henri, Op. 12. La grace de Dieu. Fantaisie alla Savoryarda p. l. Piano s. l. Romance de Mlle. Loïsa Puget. 56 kr.

— Op. 16. No. 1. 2. 3. Pensées italiennes. 3 Cavatines variés p. l. Piano. No. 1. La Norma, Bellini. No. 2.

Anna Bolena, Donizetti. No. 3. La Straniera, Bellini. à 56 kr.

Rosellen, Henri, Op. 18. Fantaisie et Variations p. Piano sur deux Cavatines de l'Op. Perisina de Donizetti. 1 fl. 10 kr.

— Op. 20. Fantaisie brill. p. Piano s. d. motifs fav. du Ballet: La volière. 1 fl. 3 kr.

— Op. 22. Morceau de Concert. Grandes Variations di bravura p. l. Piano sur deux cavatines favorites de G. Donizetta. 1 fl. 24 kr.

Thys, A., El Zapateado. Pas Espagnol dansé par Mlle. Nublet et Mme. A. Duport p. l. Po. 21 kr.

---

[522] Bei **Liebmann & Comp.** in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Anleitung zum Gebrauche des Mikroskops für Aerzte, Naturforscher und Freunde der Natur. Nach den besten Quellen (de Fontenelle, Littrow, Weber, Meyen, Ehrenberg, Burdach, J. Müller, Valentin, v. Siebold, Gluge u. A.) bearbeitet von Dr. A. Moser in Berlin. $10\frac{1}{2}$ Bogen. gr. 8. nebst lithographirten Abbildungen. Preis 1 Rthlr.

---

[442] Bei **Hinrichs** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schmidt, Conr. Dr. C. C. G., Kurzgefaßte Lebensbeschreibungen der merkwürdigsten Missionare. Nebst einer Uebersicht der Verbreitung des Christenthums in Afrika. 36 Bdchen. (Ziegenbalg, Gründler, van der Kemp.) 8. ($11\frac{1}{2}$ Bogen.) geh. 16 Gr.

1stes und 2tes Bändchen. Inhalt: Uebersicht der Ausbreitung des Christenthums durch die Missionen. Leben Schwartz, H. Martin, St. Schultz, W. Carey, Droc. Schmid; Beförderung des Christenthums unter den Juden; die Religion der Indier; über den gegenwärtigen Zustand des Christenthums in Ostindien rc. — Wird fortgesetzt.

---

[487] In *Carl Gerold's* Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und daselbst so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

CATALOG

der

kaiserlich - königlichen

Medaillen-Stämpel-Sammlung.

Entworfen und zusammengestellt

von

Joseph Arneth.

4. Wien 1839. In Umschlag geheftet.
Preis 2 Rthlr. sächs.

Das numismatisch-historisch-gelehrte Publikum empfängt in diesem Werke einen höchst werthvollen Beitrag zur Medaillenkunde, der um so mehr Beachtung verdient, je seltner noch immer Verzeichnisse der Art sind. Denn Cataloge der grösstentheils von Staats wegen geprägten Medaillen, dieser so lehrreichen Monumente der Geschichte, hat man bis jetzt nur vom römischen und französischen Staate.

Der vorliegende verzeichnet und beschreibt mit numismatischer Präcision und Genauigkeit alle in den k. k. Münzämtern zu Wien, Prag, Kremnitz, ehemals zu Mantua, jetzt zu Mailand aufbewahrten Medaillen-Stämpel. Die Anordnung des Werkes, dem eine das ganze Gebiet der Numismatik berührende Einleitung vorausgeht, ist wissenschaftlich begründet, und überall die betreffende Literatur hinzugefügt. Eine reichhaltige nach Personen und Gegenständen alphabetisch geordnete Inhalts-Anzeige, ein Verzeichniss der Künstler, so wie der vom Anfange des dreizehnten Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag in Wien angestellten Münzmeister und einige andere nützliche Zugaben erhöhen den Werth des gewiss allen Freunden der Medaillenkunde willkommenen Werkes, denen es zu gleicher Zeit angenehm seyn wird zu erfahren, dass die k. k. Hofkammer im Münz- und Bergwesen Ausprägungen der daselbst aufbewahrten Medaillen-Stämpel gestattet.

---

[517] **Neue schöngeistige Schriften.**

Dante Alighieri's göttliche Comödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes (von Sr. K. H. dem Prinzen Johann, Herzog zu Sachsen.) Erster Theil, die Hölle. Zweite vermehrte Auflage mit Kupfern und Karten. gr. 4. cart. Pränumerationspreis 6 Thlr. 12 Gr. bis Ende d. J.

C. Weisflog, Phantasiestücke und Historien. Neue durchgesehene Taschenausgabe. 12 Theile. broch. 5 Thlr. Pränumerationspreis bis Ende d. J. Ladenpreis 7 Thlr.

G. Schilling, sämmtliche Schriften, Taschenausgabe. 71—80ster Theil. Pränumerationspreis 3 Thlr. 12 Gr., Ladenpreis 5 Thlr. — womit die ganze Sammlung geschlossen ist.

Alle 80 Bändchen kosten 40 Thlr.

F. Berthold, König Sebastian, oder wunderbare Rettung und Untergang. 2 Theile. Herausgegeben von L. Tieck. broch. 3 Thlr. 18 Gr.

F. H. Mannstein, die Mystiker, Novelle, und der Arzt als Scharfrichter. 8. broch. 18 Gr.

C. von Stein, Gedichte. gr. 8. broch. 21 Gr.

Sind so eben in der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen.

---

[498] In meinem Verlage ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Leben und Briefwechsel

Georg Washington's.

Nach dem Englischen des

Jared Sparks

im Auszuge bearbeitet.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Zwei Bände.

Gr. 8. Geh. 5 Thlr.

Dieser Auszug aus dem Werke des Herrn Sparks, das in zwölf Bänden erschien, wurde im Einverständniß mit dem Verfasser nach der Angabe des Herrn von Raumer bearbeitet. Die Biographie ist vollständig gegeben, dagegen aus den Schriften nur das für die Geschichte und die Charakteristik Washingtons Wichtigste ausgehoben worden.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

[538] **Deutsche Vierteljahrs Schrift. 8. Heft.**

So eben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt:

Deutsche Vierteljahrs Schrift.

Oktober—December 1839.

Inhalt:

Das Salinenwesen in Deutschland vorzüglich in polytechnischer Beziehung. Von F. v. Alberti. — Zunftwesen und Gewerbefreiheit, mit Ansichten über Vermittelung, Uebergang und Reconstruction. — Ueber die Ursachen der Bewegung des Courses der Staatspapiere, über die Berechnung des Werthes derselben, und die beste Zeit und Art Staatspapiere zu kaufen und zu verkaufen. Von Dr. Fr. Schmidt. Nationalität und Kosmopolitismus. Von W. Menzel. — Beleuchtung des zwischen den deutschen Vereinsstaaten und den Niederlanden abgeschlossenen Handelsvertrags. Von H. F. Osiander. — Die Baukunst in Deutschland. — Zur Lösung der pädagogischen Aufgabe unserer Zeit. Von Dr. W. B. Mönnich. — Die gegenwärtige Krisis der Rechtsphilosophie in Deutschland. — Protestantismus und Kunst. — Aphorismen über englische, französische und deutsche Nationalverschiedenheiten. Von Grund. — Kurze Notizen.

Der Inhalt der drei ersten Quartalhefte des laufenden Jahrgangs oder Nr. 5, 6, 7 der ganzen Sammlung ist folgender:

V. Das deutsche Journalwesen. — Ueber den Germanismus in den Vereinigten Staaten. — Geistiges Leben und wissenschaftliches Treiben in Italien. — Ueber die Hochebene von Bogota. — Trostworte für Kleingläubige. — Frankreichs Handel mit dem Auslande, insbesondere mit Deutschland. — Germanische und romanische Naturbetrachtung. — Ueber die Lesevereine in Deutschland. — Ueber den Grund, das Wesen und die Grenzen des Rechtes der Erzeuger an den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft. — Die Holznoth. — Kurze Notizen.

VI. Die deutschen Universitäten. — Die schweizerische Nationalität. — Aphorismen über Forstwesen. — Leichenhäuser oder keine? — Ueber rhetorische Improvisation. — Das Unbefriedigende auf dem religiösen Standpunkt der Gegenwart. — Die Freiheiten und Beschränkungen des auswärtigen Handels. — Der Streit zwischen Moral und Geschmack. — Die Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte. — Die Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit. — Das Vaterland und die Kirche. — Aphorismen über englische, französische und deutsche Nationalverschiedenheiten. — Kurze Notizen.

VII. Ueber das industrielle Maschinenwesen der neuesten Zeit. — Ueber den öffentlichen Unterricht, besonders in gewerblicher Hinsicht. — Ueber die Städte in Deutschland und ihre Verfassungen. — Vom Geister- und Gespensterglauben in Deutschland. — Die Schulen der deutschen Rechtsgelehrten. — Zur Orientirung in den geistigen Richtungen und Strebungen in Deutschland. — Das Verhältniß der Künste zu der politischen Entwicklung der neuesten Zeit. — Ueber die Begründung der Sitten, Gebräuche und Manieren der Araber, Perser und Türken aus ihrer Religion. — Kurze Notizen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften ist **12** fl. oder **7** Rthlr. **8** Gr.

Diese Zeitschrift, die sich seit ihrer Erscheinung des ungetheiltesten Beifalls und der werkthätigen Theilnahme der ersten Gelehrten zu erfreuen hat, wird auch nächstes Jahr fortgesetzt werden.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[540] Die *Kritik* hat sich über das im Polnischen bereits in 2 Auflagen erschienene Werk

Polnische Volkssagen und Mährchen
von Woyeicki. 1839. 20 Gr. oder 1 fl. 18 kr.

und über das Theater von Carl Blum. 1839. 1/3 Rthlr.

so günstig ausgesprochen, dass wir des Dankes der Leser gewiss sind, wenn wir sie darauf aufmerksam machen. So eben erschien auch Theateralmanach von Carl Blum. 1 1/3 Rthlr.

Berlin. *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

[496] Bei A. Wienbrack in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Schlachtengemälde

aus Europas Vorzeit,

für Freunde der Geschichte, so wie überhaupt für gebildete Leser von J. H. L. Fischer.

Wohlfeile Ausgabe 8. geh. 1 Rthlr.

Inhalt: Völkerschlacht bei Chalons (451 nach Chr.) Gothenschlacht bei Taginas und am Sarnus im Jahr

552. Frankenschlacht bei Tours 732. Normannenschlacht bei Hastings 1066. Lombardenschlacht bei Legnano 1176. Saracenenschlacht bei Tiberias 1187. Maurenschlacht bei Toiose 1212. Dänenschlacht bei Bornhövet 1227. Tartarenschlacht bei Liegnitz 1241. Ghibellinenschlacht bei Skurkola 1268. Schweizerschlachten bei Morgarten 1315, bei Laupen 1339, Sempach 1386, Granson 1476, Murten 1476, Nancy 1477. Ritterschlacht bei Tannenberg 1410. Portugiesenschlacht bei Alcazar 1578. Schwedenschlacht bei Fehrbellin 1675. Russenschlacht bei Pultawa 1709. Türkenschlacht bei Belgrad 1717.

[530] **Hygrometer** (untrügliche Wetterpropheten) sind à 6 Gr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen von **Ludwig Schreck in Leipzig.**

[533] Bei **Theodor Fischer** in Cassel ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Skizzenbuch

von

Carl Gutzkow.

8. broch. 1 Thlr. 12 Gr.

Portraits und Genrebilder.

Erinnerungen und Lebensstudien

von

O. L. B. Wolff.

8. 5 Bände. 3 Rthlr. 12 Gr.

Der Sinai.

Reisebilder

von

A. Dumas und A. Dauzats.

3ter Band. 8. 1 Rthlr. 3 Gr.

Die Blätter für literarische Unterhaltung 1839 sprechen sich Nro. 207 wie folgt darüber aus: „Kommen diese trefflich geschriebenen Reisebilder „auch etwas spät nach der That, da diese Reisen, auf „welche sie sich beziehen, schon 1830 und 1831 ausgeführt „wurden, so sind sie uns als die ansprechendsten, „pittoreskesten und wirkungsvollsten Schilderungen „Aegyptens und des Landes, welches die fliehenden „Hebräer nach dem gelobten Lande hin durchzogen, doch „noch immer willkommen."

Buch der Wanderungen. Ostsee und Rhein von E. v. d. Haide. Herausgegeben von C. Grün. 8. broch. 1 Rthlr. 6 Gr.

Sendschreiben an Herrn Dr. C. Gutzkow im Betreff seiner Zeitgenossen von Carl Grün. 8. broch. 6 Gr.

Memoiren des Fürsten Talleyrand-Perigord, ehemaligen Bischofs von Autun. Gesammelt und geordnet von der Gräfin O.... von C.... A. d. Franz. 2ter Theil. 8. 1 Rthlr. 6 Gr.

Talleyrands politisches und religiöses Leben von Louis Bastide, Redakteur des National. 7te Lief. bis Ende. 8. 1 Rthlr. 6 Gr. compl. 2 Rthlr. 3 Gr.

Auf vorstehende beiden Fortsetzungen macht die Verlagshandlung die zahlreichen Abnehmer besonders aufmerksam.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Das Verzeichniß einer Sammlung belletristischer Werke von 31 Bänden im Ladenpreise 35 Thlr. kostend — zu dem äußerst billigen Preise von Acht Thaler.

[451] Bei **Eduard Anton** in Halle ist so eben erschienen:

Leo, Dr. H., **Beówulf** dasz älteste deutsche in angelsächsischer mundart erhaltene heldengedicht, nach seinem inhalte und nach seinen historischen und mythologischen beziehungen betrachtet. Ein beitrag zur geschichte alter deutscher geisteszustände. 8¾ Bogen. gr. 8. Preis 16 Gr.

[534] Oeffentliche Anzeige und Dank über die Beiträge zu Mozarts Denkmal in Salzburg vom Museums-Comité daselbst.

Fünftes Verzeichniß.

116 Von Kassel, der Ertrag einer deklamatorisch-musikalischen Vorstellung von der kurfürstlichen Hoftheater-Direktion eingesandt. 200 Thle. pr. Cour. 347 fl. 49 kr.

117 Von Nürnberg, vom Herrn W. H. Hüttner. 2 fl. 24 kr.

118 Von Wilna, vom Herrn Jos. Frank, k. k. russischer Staatsrath und emeritirter Professor an der k. k. Universität daselbst. 18 fl.

119 Von Bayreuth, der Erlös des am Todestage des großen Mozart am 5 Dezember 1838 veranstalteten Konzertes, wobei alle Musiker von Profession gleich den Dilettanten unentgeldlich mitwirkten, von Herrn v. Hansdorf, k. bayerischer Kreis- und Stadtgerichts-Direktor eingesandt. 60 fl.

120 Von Dessau, Ueberschuß eines Konzertes, welches am 2 November 1838 von der herzogl. Hofkapelle und Singakademie gehalten worden ist, von Herrn Dr. Friedrich Schneider herzogl. dessauischer Kapellmeister, durch Herrn Banquier Mich. Kaskel in Dresden übermacht. 139 fl. 48 kr.

121 Von Werfen, vom k. k. Pfleggericht der Ertrag einer Sammlung, durch das k. k. Kreisamt Salzburg erhalten. 10 fl. 55 kr.

122 Von Genf, der Ertrag eines Konzertes, so von einem gebildeten Comité ausgeführt wurde durch circa 200 Personen mit lebhafter Theilnahme sowohl von Künstlern als Liebhabern, von Herrn G. F. Wend, Präsident der Societé de Chant sacre, und Mitglied des Mozartischen Comités übermacht. 380 fl. 45 kr.

123 Von Landshut, von Herrn Klemens Prantl. 22 fl.

124 Von Bremen, Ertrag der Aufführung Mozarts Requiem von der Singakademie, Künstlern und Dilettanten unter Leitung des Herrn Musikdirektors Riene, von Herrn Eduard Möller übermacht. 261 fl. 27 kr.

125 Von Gastein, vom k. k. Pfleggericht, der Ertrag einer gehaltenen Sammlung. 15 fl.

126 Von Wien, der Ertrag einer Vorstellung im k. k. Hofburgtheater. 2580 fl. 21 kr.

127 Von Salzburg, an Beiträgen der Einwohner, dann als Ertrag zweier von Ole Bull und vom großherzogl. oldenburgischen Hofkapellmeister und dänischen Professor Herrn August Pott veranstalteten Konzerte, 2152 fl. 21 kr.

128 Von Wien, vom Herrn Gg. Rudolph, k. k. Hofkanzlisten. 7 fl. 12 kr.

№ 243.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 10. Oktober 1839.

— Gottes Gang ist in der Nacht
Im Heer der Sterne, und ein Sternengang
Voll ew'ger Harmonien.

Herder.

Die neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel.

Dargestellt von Dr. Nürnberger.

Ich unternehme es heute, die Leser über die neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel zu unterhalten, über Bereicherungen der Astronomie durch Bestimmungen, mit denen sich die Sternkunde noch vor einer Anzahl von Jahrzehnden kaum zu schmeicheln gewagt haben würde.

Noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts beschränkte sich die allgemeinste Ansicht von den Fixsternen darauf, dieselben, nach der Analogie unserer Sonne, nur überhaupt auch für Sonnen zu halten, welche ebenfalls bloß ein Planetensystem umringe, deren Entfernung von uns zu ungeheuer sey, als daß darüber je specielle Ermittlungen gehofft werden dürften, und über deren Eigenbewegungen man sich mit ziemlich oberflächlichen Andeutungen begnügte. — Die bewundernswürdigen Aufklärungen, besonders unseres Struve, über die wahre Natur der Doppelsterne, seine und Bessels Bestimmungen einer Fixsternparallaxe, und wieder seine und Argelanders Festsetzungen genauerer Werthe der Eigenbewegung vieler Fixsterne und der Bewegungsrichtung unserer Sonne, als eines Fixsterns, mit ihrem ganzen Systeme, haben unserer Kenntniß vom Fixsternhimmel gerade in jenen drei Hauptpunkten eine ganz veränderte Gestalt gegeben, und ich werde diese großen Entdeckungen eben in der hier angegebenen Ordnung nunmehr näher betrachten.

Unter Doppelsternen versteht man bekanntlich solche Fixsterne, welche auf das unbewaffnete Auge den nämlichen Eindruck hervorbringen, als wenn dasselbe nur einen einfachen Stern vor sich sähe, welche sich aber durch starke Fernröhren in zwei sehr nahe beisammenstehende Sterne auflösen. Gewöhnlich nimmt man für diese gegenseitige Entfernung etwa dreißig Sekunden an, und denkt man sich also am scheinbaren Himmelsgewölbe einen Kreis von diesem Durchmesser, innerhalb dessen statt zweier solcher Sterne drei, vier u. s. w. zusammengedrängt wären, so würde man statt eines bloßen Doppelsterns nunmehr einen drei-, vier- oder überhaupt mehrfachen Stern vor sich haben.

Eine aufmerksamere Beobachtung des Fixsternhimmels zeigt eine außerordentliche Menge solcher Doppelsterne, so daß man gegenwärtig schon viele Tausende derselben kennt. Dieser bald entdeckte Umstand machte es sogleich unwahrscheinlich, daß diese Sterne ihre Duplicität nur ihrer Stellung gegen unser Auge, z. B. in einer mit demselben fast geraden Linie hinter einander verdanken, und daß sie also nur optisch doppelt seyn sollten, wiewohl es allerdings auch einzelne Fälle dieser letztern Art

einen lebendigen Hahn. Demnächst ging Jeder heim, den Kindern und sonstigen Hausleuten zu bringen, was ihm verehret worden auf der Hochzeit, an Speiß und Trank.

Und Bertram und Maria lebten noch manches Jahr in Fleiß und Frömmigkeit, und Gott segnete auch fürder all sein Beginnen. Darnach sind sie sanft und selig gestorben und haben einen guten Leumund hinterlassen unter den Leuten bis auf diese Stunde.

Korrespondenz-Nachrichten.

Amsterdam, September.

Theater. Literatur. Vergnügungen.

Die Bewegung in Literatur und Kunst hält in Amsterdam keineswegs gleichen Schritt mit der großartigen Entwicklung des Handels. Indessen möchte es für den Deutschen doch nicht uninteressant seyn, zu sehen, wie sich der Holländer, unser Stammverwandter, im Brennpunkt seiner Kultur ergözt und mit seinen Künsten beschäftigt. Ich gedenke die Leser dieser Blätter im Laufe des bevorstehenden Winters davon zu unterhalten, und bezeichne im Folgenden vorläufig kurz den Zustand, wie er sich vom verflossenen Winter her gestaltet.

Das französische Theater, das hier im Jahr 1786 bloß von Liebhabern, unter dem Namen Collége dramatique, durch Subscription errichtet wurde und erst später öffentliche Darstellungen gab, hat im vergangenen Winter gar keine Opern zur Aufführung gebracht, während wir darin früher häufig die neuere französische Musik und selbst Pariser Sänger und Sängerinnen hörten; es hat sich auf die Darstellung von Vaudevilles, einigen Tragödien und Comödien beschränkt und war besonders für die Vaudevilles ziemlich gut besezt. Mit dem deutschen Theater, worin fast nur Opern gegeben werden, und das für uns Deutsche hier sonst eine wahre Wohlthat gewesen ist, ging es noch übler; in Folge seiner heruntergekommenen Kasse war es spottschlecht besezt; im Januar endlich machte die Direktion banterott und die Theatermitglieder spielten nun auf gemeinschaftliche Rechnung die Saison hindurch. Von einer neuen Unternehmung für den nächsten Winter hört man noch nichts, und da sich auch sobald kein anderer Direktor für dieses nicht rentirende Theater finden möchte; so steht zu befürchten, daß wir den folgenden Winter ohne deutsche Oper bleiben werden. Das holländische Theater dagegen, das von der Stadt administrirt wird, hat große Mittel und gewinnt eine immer größere Bedeutung. Das erste auf der Kaisersgracht erbaute Theater in Amsterdam bestand von 1658 bis 1772, in welchem Jahre es zu Asche brannte. Das gegenwärtige Haus wurde 1774 nur provisorisch ganz aus Holz hergestellt, jedoch ist es bei bloßen Entwürfen zu einem neuen Nationalschauspielhause geblieben. Jenes provisorische ist übrigens gut und geräumig gebaut und faßt nahe an 2000 Zuschauer; sein Vorhang, der das Schönste im Hause ist, stellt den Genius von Amsterdam vor, wie er auf dem Altar der feinen Künste eine Libation darbringt (gemalt von T. Kamphuizen nach dem Entwurfe von T. Kuiper). Diese Nationalbühne hat uns im verflossenen Winter nur einige neue recht hübsche Ballets gebracht, sowie ein neues Originaltrauerspiel, das großen Beifall errungen hat, leider aber in den französisch-romantischen Geist hinüberschweift. Die große Schauspielerin im tragischen Fach, die im Darstellen des Imposanten und Furchtbaren eine unglaubliche Wirkung hervorbrachte, die leider nur zu viel nachgeahmt wird, und welcher vom Könige wie von der Stadt Amsterdam eine lebenslängliche Pension bewilligt wurde, Frau Wattier Ziesenir, dann auch Andreas Snoek, der holländische Talma, sind noch unersezt und unvergessen. Sonst noch das alte Spiel, das alte Pathos, die alten Schauspieler Engelman, Everts, van Hulst, Peters und die (alten) Aktricen Engelman, Kamphuizen, Naret Koning, Stoey ꝛc.

In den Kunstschulen und sogenannten Akademien wird in der gewöhnlichen, ziemlich unkünstlerischen Weise gelehrt und fortgearbeitet; doch bemerkt man in Bezug auf Malerei und Skulptur einige Fortschritte. Auch in den vielen geschlossenen Gesellschaften und Kunstdilettantenvereinen, zumal in der Gesellschaft felix meritis, herrscht unausgesezt ein reges Leben und kommt manches Talent zum Vorschein. Die Literatur wird fast nur durch gelehrte historische Abhandlungen, sowie durch religiöse, kirchliche und politische Flugschriften und Traktätchen bereichert. Neben politischen sind jedoch auch hier und da belletristische Blätter entstanden, auch ein Magazin für fremde Literatur. Ebenso haben die neuen Gesezbücher, die im Allgemeinen günstig aufgenommen worden sind, viele Federn in Bewegung gebracht. Dem allgemeinen Wunsche ist dadurch genügt worden, daß man vom französischen Gesez, zumal von der Materie desselben abgelassen und sich wieder mehr dem altheimathlichen Rechte zugewandt hat. Es fehlt nur noch das Wichtigste, das Strafgesezbuch wie der Criminalprozeß, worüber wahl bald eine heftige Polemik wird geführt werden, da die Meinungen über das öffentliche Prozeßverfahren, wie auch über die Beibehaltung der alten öffentlichen Strafen (Prangerstellen, Brandmarken, Geißeln ꝛc.) sehr gespalten sind. Bekanntlich sind die holländischen Richter von der Regierung durchaus unabsezbar und vielleicht in jeder Beziehung unabhängiger, als in irgend einem andern Lande. — Noch Einiges von unsern öffentlichen Vergnügungen. Der große Salon, ein großer Privatconcertsaal, war den ganzen Winter über zu einem Théâtre de variétés nach Pariser Art umgestaltet, wo kleine Theaterstücke, Possen, Schweizergesang, gymnastische Vorstellungen, Holz- und Strohinstrumentalmusik, Puppenspiel und Bauchrednerei und dergleichen vielfältig und ergözlich mit einander abwechselten; diese Einrichtung war hier neu und zog daher viele Menschen aus den mittlern Ständen an. Für fünfzehn Stuivers Entrée hatte die Person noch ein Glas Punsch, Bischoff ꝛc. frei, oder auch mit Beilage von fünf Stuivers (das machte zusammen einen Gulden) eine halbe Flasche Wein. Diese Unternehmung soll sehr verbessert diesen Herbst wieder eröffnet werden. In den mille colonnes (so heißt ein prächtiger Säulensaal, dessen Wände von unten bis oben mit Spiegeln bedeckt sind, worin sich die Säulen unendlichmal abspiegeln) war das frühere Leben dagegen ganz erstorben. Nur einige alte Stammgäste nickten dort mit ihren schweren Köpfen zu dem meist vor leeren Stühlen erschallenden Spiel und Sang. Stebcati, ein drittes öffentliches Concertlocal, wurde wieder sehr zahlreich besucht; es war ein vortrefflich und stark besezte Orchester, was die Menschen in diese weiten Räume hinein lockte, die ich fast beständig angefüllt fand. — Die andern Vergnügungsörter, die Nachthäuser, die kleinen Lokalbühnen, wo das gute Volk sich halb todt lacht und weint, in alten Liedern und Erinnerungen schwelgt und sich an dem treuherzigen Heldenmuthe des Matrosen Jan herzlich erbaut — alle diese haben einen festen Nationaltypus und bestehen unverändert in alter Weise fort.

Beilage: Kunstblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 244.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 11. Oktober 1839.

> Wenn die eine Zeit umwirft, was die andere gebaut, und es neu aufrichtet, so ist natürlich die Meinung, es besser zu machen; aber es wird nur anders, und man muß meist froh seyn, wenn es nicht schlechter herauskommt.
>
> Lessing.

Der Concordeplatz und die elysäischen Felder in Paris.

Durch das gegen Westen gelegene Gitterthor des Tuileriengartens, dessen Pfeiler den Mercur und die Fama auf Flügelrossen, zwei herrliche Marmorgruppen von Coysevor, tragen, gelangt man unmittelbar auf den Concordeplatz, welcher von allen Plätzen in Paris der größte und gegenwärtig der schönste, wenigstens der am reichsten verzierte ist. Sein Name hat verschiedene Male gewechselt: bevor er in der neuern Geschichte durch die Hinrichtung Ludwigs XVI. welthistorisch berühmt wurde, hieß er Place Louis XV. von einer Statue, welche man in seiner Mitte jenem Könige auf einem hohen Postamente errichtet hatte. Der „Vielgeliebte" saß zu Pferde, das Haupt mit Lorbeeren bekränzt, die Haare nach der damaligen neuesten Sitte frisirt, wie ein römischer Imperator gekleidet und von allegorischen Figuren umringt, welche die Kraft, den Frieden und die Klugheit darstellten und nicht recht zu der Hauptfigur passen wollten, weßhalb sie zu jener Zeit viel schlechte Witze und unter andern nachstehendes Distichon veranlaßten:

O la belle statue! o le beau piédestal!
Les vertus sont à pied, le vice est à cheval!

Als der Vandalismus der Revolution die herrlichen Denkmale der Epoche Ludwigs XIV. auf dem Siegs- und Vendomeplatze zerschlug, als man selbst den populären König Heinrich IV. mit seinem ehernen Pferde vom Pont-neuf in die Seine hinabstieß, da war es freilich nicht mehr als recht und billig, daß man auch den „Vielgeliebten" von seinem Piedestale herunterriß, der diese rohen Ausbrüche der Volkswuth durch seine Maitressenwirthschaft und seine übrigen Regierungssünden vorzüglich verschuldet hatte. Im Jahr 1792 nannte man den Platz place de la Révolution, und an die Stelle der Reiterstatue Ludwigs XV. wurde eine kolossale Freiheitsgöttin mit geschwungenem Speere und daneben ein schmückendes Beiwerk ohne Allegorie, das Schaffot mit der Guillotine, aufgestellt, welches hier fünfzehn Monate lang aufgeschlagen blieb. Im Jahr 1800 wurde der Platz von dem ersten Consul place de la Concorde getauft und daselbst ein Obelisk von gemalter Leinwand auf einem hölzernen Fußgestell errichtet, um zu sehen, welche Wirkung der wahre Obelisk von Luxor machen würde, den Napoleon auf seinem Zuge in Egypten entdeckt und nach Paris zu transportiren beschlossen hatte, welches Projekt die damaligen Zeitverhältnisse zu nichte machten. Unter der Restauration votirte der Pariser Stadtrath die Summe von anderthalb Millionen Franken, welche zur Verschönerung des Concordeplatzes angewandt werden sollten; man

beabsichtigte, die Mitte des Platzes mit einem Trauerdenkmal zu Ehren des unglücklichen Ludwigs XVI. zu zieren, allein die Julirevolution ließ es dazu nicht kommen.

Der Concordeplatz wurde im Jahr 1763 nach den Entwürfen des französischen Architekten Gabriel angefangen und wird gegenwärtig nach den Planen des deutschen Baumeisters Hittorf vollendet. Er bildet ein ansehnliches, unregelmäßiges Achteck, dessen entgegengesezte, parallel laufende Seiten gleich sind. Rechter Hand stößt er an die doppelte Colonnade der Gebäude des Garde-Meuble, zwischen welchen die breite Rue royale zur Magdalenenkirche und auf die Boulevards führt, linker Hand grenzt er an die Seinekais und an die prächtige Concordebrücke, zum Theil aus den Steinen der zerstörten Bastille erbaut, auf welcher man zur Deputirtenkammer und nach der Vorstadt Saint-Germain gelangt. Von den beiden andern Enden des Platzes stößt das eine an die Terrasse des Tuileriengartens, das andere an die elysäischen Felder. Auf den acht Ecken des Platzes stehen acht Pavillons im Zopfstyl, welche man nach der neuen Eintheilung als Postamente zu kolossalen Statuen benuzt hat, welche die acht ansehnlichsten Städte Frankreichs vorstellen: Marseille und Lyon von Petitot, Nantes und Bordeaux von Callouet, Straßburg und Lille von Pradier, Rouen und Brest von Corot. Diese Figuren sind im Allgemeinen nicht übel ausgeführt, aber ohne allen monumentalen Charakter; sie sehen aus, als wären sie Kinder einer Mutter oder Abdrücke einer Form. Die Modelle sind ziemlich richtig gezeichnet und mitunter sogar fleißig behandelt, aber ohne alles Leben, todt und steinkalt. Die Statuen und architektonischen Verzierungen, welche man unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. in den Gärten und auf öffentlichen Plätzen anbringen ließ, stimmen doch wenigstens mit der Denkart und Sitte der damaligen Zeit überein: die Statuen mit fliegenden Gewändern, als wären sie im Lauf versteinert worden, oder die possierlichen Ritter, in Eisen gepanzert, mit Zopf und Haarbeutel, alles das paßt noch leidlich zusammen, weil es mit guten Spolien vermischt ist und hie und da kein schlechter Kunstgeschmack hervortritt. Diese Werke der Bildhauerei sind immer noch schön im Vergleich mit den Werken der modernen Architekten und Bildhauer, welche troz aller Anleihen aus der antiken Welt und bei allen akademischen Kunstregeln ganz form- und phantasielos sind und sich abmartern, Dinge und Gestalten hervorzubringen, welche rein aus dem Nebel gegriffen werden, ohne Rücksicht auf Zeit, Ort und Bestimmung, und daher nichts sagen wollen. Die Monumente Ludwigs XIV. mit ihrer schwülstigen Pracht und ihren noch schwülstigeren Formen und Verzierungen, selbst die Denkmale aus der Zeit Ludwigs XV. bei allen ihren kleinlichen, zusammengebrehten Verhältnissen, bedeuten doch noch etwas, wenn es auch nur an den Haarwulst der Perrücken und an das dünne Zopfende erinnert. Arnolfo di Lapo, Brunelleschi, Bramante, Jean Goujeon und Erwin von Steinbach würden diese Statuen eher anerkennen, als die kolossalen Standbilder des Concordeplatzes, welche, aus allen Kunstepochen und Kunststylen ungeschickt zusammengestoppelt, in gar keiner Beziehung zu ihren architektonischen Umgebungen stehen und ihre Bestimmung in jeder Hinsicht schlecht erfüllen.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel.

(Fortsetzung.)

Wenn zunächst von der Anzahl der Doppelsterne die Rede seyn soll, so hat diese Frage in weitester Bedeutung eigentlich keinen Sinn: denn natürlich wird diese Zahl eben so unbeschränkt seyn, als das Universum des Sternenhimmels unbegrenzt und unendlich ist. In Bezug auf unsere Beobachtungen darf indeß angeführt werden, daß diese Zahl der uns wirklich bereits bekannten catalogisirten Doppelsterne bereits weit über 3000 beträgt, und daß jeder geschärftere Blick in den Fixsternhimmel täglich neue kennen lehrt.

Von anbetendem Erstaunen aber wird der menschliche Geist erfüllt, wenn er sich zur näheren Betrachtung der Eigenschaften dieser Weltkörper erhebt. Im Sterne ξ des großen Bären sind zwei Sonnen durch Attraction zu einem solchen Doppelsternsysteme vereint, deren Masse resp. 117 und 42, zusammen also 159mal so groß ist als unsere Sonne (wie man dies, mit Bezug auf das oben angeführte Newtonsche Gesetz, aus Beobachtung ihres gegenseitigen Attractionseinflusses folgern konnte); ihr Abstand von uns ist dabei zu $7\frac{1}{2}$ Millionen Sonnenweiten bestimmt worden, den das Licht, welches bekanntlich in der Zeitsekunde über 40,000 deutsche Meilen durchläuft, in beiläufig 118 Jahren zurücklegen würde. Nimmt man für beide Weltkörper dieselbe Dichtigkeit an, wie für unsere Sonne, so sind ihre Durchmesser resp. 5- und $5\frac{1}{2}$mal größer als der Sonnendurchmesser. Die begleitende der beiden Sonnen umkreist die Centralsonne in 60 unserer Jahre, und die halbe große Axe dieser Bahn ist mehr als 80mal größer als der Halbmesser der Erdbahn. — Diese so ungeheuern Weltkörper erscheinen uns aber gleichwohl

in der angegebenen Entfernung, deren Vorstellung die menschliche Einbildungskraft erliegt, als fast untheilbare Punkte, und ihr scheinbarer Durchmesser faßt kaum Hunderttheile einer Bogensekunde. Der Verstand hat noch Zahlen, unser sinnliches Vermögen aber hat keine Begriffe mehr für die Weiten, aus welchen sie zu uns herüberschimmern.

Gleichwohl ist, wie wir am obigen Beispiele, welches ich zu diesem Zwecke hervorgehoben habe, auf welches ich mich hier aber auch beschränken muß, so auffallend sehen, die Schätzung jener unendlichen Entfernungen der Fixsterne gegenwärtig geglückt, und ich befinde mich damit bei der Erörterung über die Bestimmung der Fixsternparallaxe, welche, wie oben angegeben, die zweite große Erweiterung unserer Kenntniß des Fixsternhimmels ausmacht. Da die Erde bekanntlich jährlich eine dem Kreise sehr nahe kommende Curve durchläuft, deren Durchmesser über 40 Millionen deutsche Meilen beträgt, so sollte man glauben, es müsse sich schon durch diese ungeheure Ortsveränderung unmittelbar eine solche Fixsternparallaxe ergeben. Gesetzt, der Fixstern entspreche wirklich einer Vertikallinie, die man sich auf der großen Axe der Bahn in einem ihrer Endpunkte denken mag, so sollte doch die Gesichtslinie nach demselben Fixsterne, vom andern Endpunkte der Axe aus, nicht ganz parallel mit jener Vertikallinie gefunden werden, sondern wenigstens um ein Etwas vom rechten Winkel mit der Axe abweichen, welches Etwas dann eben die gesuchte Parallaxe (der Winkel am Sterne des durch beide Gesichtslinien und die große Axe der Erdbahn gebildeten Triangels) wäre; allein die seit Bradley unzählige Male und mit der allergrößten Genauigkeit wiederholten Versuche, auf diese Art eine Parallaxe der Fixsterne zu ermitteln, haben die Ueberzeugung gewährt, daß jener Winkel gewiß noch keine Sekunde beträgt, indem die unmittelbare Beobachtung der Gesichtslinien an beiden Endpunkten der großen Axe stets deren vollkommenen Parallelismus gezeigt hat, als wenn eine Basis von 40 Millionen Meilen gegen die unermeßliche Entfernung der Fixsterne gleichsam zu einem einzigen Punkte zusammenschrumpfte.

Schon der ältere Herschel hatte daher, statt dieser unmittelbaren Beobachtung, die schon oben von uns erwähnten optischen Doppelsterne zur gewünschten Ermittlung vorgeschlagen. Unter „optischen" Doppelsternen, im Gegensatze der beschriebenen physischen, versteht man nämlich, wie schon angeführt, zwei in den Tiefen der Himmel dergestalt hinter einander stehenden Fixsterne, daß sie dem Auge dicht neben einander erscheinen. Wir wollen zur Erleichterung der Vorstellung, einmal wieder annehmen, zwei Fixsterne, ein näherer und ein entfernterer, entsprächen der, auf einen Endpunkt der großen Axe der Erdbahn gedachten Vertikallinie dergestalt, daß sie sich, von hieraus gesehen, genau deckten, so würde sich auch die allerkleinste Parallaxe, am entgegengesetzten Endpunkte der Bahn dadurch ergeben, daß der nähere Stern vom entfernteren, sey es auch um noch so wenig, abgerückt erschiene; und jede solche Verrückung zwischen zwei glänzenden Punkten auf blauem Himmelsgrunde läßt sich auf das allerschärfste messen.

Diese, hier in ihrer allgemeinsten Gestalt angedeutete Methode der Benützung optischer Doppelsterne zur Bestimmung der Fixsternparallaxe, d. h. also zur Ermittlung der Entfernung dieser Weltkörper von der Erde, ist nun, nach Herschels Vorschlag, von Struve und Bessel wirklich in Anwendung gebracht worden, und namentlich hat Struve aus solchen beobachteten scheinbaren Ortsveränderungen des Fixsternes α (Wega, auch Lucida Lyrae) der Leier eine Parallaxe desselben von 0'', 125 * oder 1/8 Secunde gefunden, woraus dessen Entfernung von der Erde = 1,650,000 Sonnenweiten (zu zwanzig Millionen deutschen Meilen) folgt **. Damit ist also eines der allerwichtigsten Elemente der Sternkunde, dasjenige, auf dessen Festsetzung die Astronomen nach tausend vergeblichen Bemühungen fast ganz verzichtet hatten, auch bestimmt; und wenn die menschliche Einbildungskraft einerseits vor der ungeheuren Größe der gefundenen Entfernungen erschrickt, so kann man andererseits einer Wissenschaft ehrfurchtsvolle Huldigung nicht versagen, deren Anstrengungen es endlich doch geglückt ist, selbst diese Unendlichkeit des Raumes zu überwinden.

(Fortsetzung folgt.)

* Fortgesetzte Beobachtungen haben ihm diese Parallaxe etwas größer, nämlich = 0'', 151 gegeben.

** Bessel findet die Parallaxe von 61 im Schwan = 0'', 3165, woraus die Entfernung dieses Sterns = 700,000 Sonnenweiten folgt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

Die alten Sonntagsgesellschaften. Italienische Gesellschaft.

Mit dem alten Genf geht jetzt auch ein eigenthümliches gesellschaftliches Institut der Stadt zu Grund. Ich meine die Sonntagsgesellschaften. Buben und Mädchen ungefähr Eines Alters und Eines Standes traten sonst in ein Kränzchen zusammen und vereinigten sich Sonntags abwechselnd bei einander. Es wurde harmlos geplaudert, gespielt und

getanzt. Dabei reichten die Aeltern des Gastgebers Thee, Aepfel und Brod zum Imbiß. Aus den Kindern wurden nach und nach Leute, sie blieben aber nach wie vor in ihrem Kränzchen zusammen, selbst wenn sich später die jungen Leute und die Mädchen verheiratheten; nur hatten sie dann das Recht, ihren Gatten oder sonst einen guten Bekannten einzuladen. Einfachheit und gute Sitte blieben mit guter Laune lange in diesen Sonntagsgesellschaften herrschend; man amüsirte sich köstlich, so lange diese Simplicität hier geltend blieb und Allen genügte. Aus diesen Gesellschaften gingen gute Ehen und aus diesen gute Kinder, wahre Sonntagskinder hervor. Man sprach sich unter alten Freunden und Vertrauten offen über Angelegenheiten der Familien und des Landes aus. Die erwachsenen Mädchen hörten den Männern zu oder sprachen mit, fragten und lernten dadurch ihr Vaterland kennen und lieben. Beim Besprechen der Familienangelegenheiten herrschte die größte Discretion, man urtheilte streng, und es waren so zu sagen Sittengerichte, aber alles Für und Wider wurde reiflich erwogen. Diese Sonntagskränzchen haben unstreitig viel Gutes gestiftet, wenn man ihnen auch die Begünstigung des Abschließungs- und Coteriengeistes vorwerfen muß, der noch immer bei uns herrscht, auch ohne jene Gesellschaften, also wahrscheinlich im Blute liegt. Nach und nach aber schlich Prätension und Luxus in diese Kränzchen ein. Statt des Thees mit Aepfeln und Brod erschienen hier und da theure Leckereien, Limonade, Wein, Punsch und Eis. Dadurch wurden auch die Unbemittelten zu gleichem Aufwand gezwungen. Dies allein hätte genügt, um die Sonntagsgesellschaften in Verfall zu bringen; es wäre dazu die neue Gestaltung der Societät mit weniger Einfalt und Gutmüthigkeit, aber mit vieler Prätension und Scheelsehen gar nicht nöthig gewesen. — Die sogenannten Cercles sind ein trauriger Ersatz dafür, denn darin vereinigen sich nur Männer, und zwar nicht Jugendfreunde, die sich von Kindheit auf kennen und Vertrauen zu einander haben, sondern zahlende Mitglieder zu Tabakrauchen, Kartenspiel, Billard, Zeitungslesen, Essen und Trinken und etwas wenigem Gespräch über Landesangelegenheiten. Niemand wagt seine Ansichten gegen eine in dem Cercle herrschende Meinung auszusprechen, denn damit könnte man anstoßen und andern böses Blut machen. So weit ist es mit dem Genfer Republikanismus gekommen!

Ein hier lebender Italiener hatte vorigen Winter den guten Gedanken, unsere musikalische Gesellschaft zum Mittel- und Vereinigungspunkt des socialen Lebens machen zu wollen, und recht interessant ist, was er in dieser Beziehung über Italien und italienische Gesellschaft sagt. Seine Bemerkungen verdienen hier um so mehr eine Erwähnung, da in der neuesten Zeit deutsche Schriftsteller behauptet haben, in Italien gebe es gar keine Gesellschaft. „In Italien — sagt mein Gewährsmann — bildet nicht bloß die Musik, sondern die intellektuelle Cultur überhaupt, diese Cultur in ihrem ganzen Umfang, eine republikanische Gleichheit, die in unserem Land unmöglich, in dem republikanischen Genf aber ganz leicht und an ihrer Stelle zu seyn scheint. Die Deklamation nimmt dort unter den geselligen Künsten die erste Stelle ein, und Frau von Staël hat in ihrer Corinna nicht übertrieben, wenn sie von dem Enthusiasmus spricht, der sich in den Liebhabergesellschaften Italiens zeigt, wo Leute aus allen Sphären der Societät zusammenkommen, um vorzügliche Werke der nationellen Dichtkunst herzusagen. In der reizenden Villa des Marquis Sampieri zu Bologna werden im Frühling und Herbst die glänzendsten musikalischen und dramatischen Soireen gehalten. Im Palast der Prinzessin Hercolani vereinigen die Künste alle Classen der Gesellschaft von Bologna. Die dramatischen Abende bei dieser Dame haben einen besondern Reiz durch unsern herrlichen Komiker Lombardi. Andere Gesellschaften sind aus andern Elementen gebildet. So vereinigte z. B. die der Concordi vor einigen Jahren die Professoren der Universität, Maler, Studenten, Einwohner von Bologna, Regierungsbeamte und Kaufleute. Da wurden dramatische Darstellungen zu wohlthätigem Zwecke gegeben. Hier sah man Orioli, einen Mann von encyklopädischem Wissen, Costa, dem seine Schriften in der Literaturgeschichte und Philosophie einen ausgezeichneten Rang erworben haben, Gherardi, den Präsidenten der Akademie der Wissenschaften und ausgezeichneten Mathematiker, den berühmten Arzt Tomasini und mehrere andere verdiente Männer. Alle nahmen Theil an den dramatischen Darstellungen. Bei dieser glücklichen Mischung aus verschiedenen Classen findet jeder Theilnehmer seine Rechnung. Der Gelehrte hat seinen Doktorhut zu Haus gelassen und vergißt wenigstens für einige Stunden seine Bücher und Stubengelehrsamkeit; der Künstler lebt nicht immer in seiner idealen Welt, sondern sucht seine Einbildungskraft zu beruhigen; die Studenten und andere jungen Leute gewinnen wesentlich im Umgang mit Männern, die durch Kenntnisse und Geist ausgezeichnet sind; die Kaufleute gewinnen die Ueberzeugung, daß es in dieser Welt noch etwas Anderes gibt, als Addiren, Multipliziren und Subtrahiren. So erweitert Jeder den Kreis seiner Ideen zum allgemeinen Nutzen und Vergnügen. Man glaube aber ja nicht, daß darum alles drunter und drüber gehe. Die Mitglieder der Gesellschaft kennen sich alle nach ihrer Stellung; sie behandeln sich mit einer gewissen vertraulichen, aber decenten Freundlichkeit; diese schließt jedoch keineswegs Rücksichten aus auf Rang, Alter und Geschlecht. Nur denken sie nicht immer an ihre Stellung in der Welt. In diesen Vereinen herrscht eine sehr angenehme Gutmüthigkeit, die der Italiener schmerzlich vermißt, wenn er über die Alpen kommt. Hierin zeigt sich ein sonderbarer Contrast. Bei uns in Italien ist die politische Freiheit nur ein Wort, das selbst nicht immer ohne Gefahr ausgesprochen werden kann. Dagegen herrscht Freiheit und Gleichheit in unsern Gemüthern; Erziehung und Talente führen bei uns ebenso zu Achtung als Reichthum und Titel. Anderwärts aber gibt es Leute, welche die Worte Freiheit und Gleichheit immer im Munde führen, und Orte, wo sie auf allen Wänden steht, während die Eitelkeit des Rangs und des Vermögens allmächtig über die ganze Gesellschaft herrscht. Genf vereinigt die Civilisation großer Hauptstädte mit den Vortheilen kleiner Städte; in Genf kennt sich Jedermann, man könnte da zusammenkommen, ohne sich zu vermengen. An Gelehrten, Literatoren, Künstlern und andern ausgezeichneten Männern fehlt es hier nicht. Aber nirgends trifft man sie vereinigt; jeder lebt in seinem Zirkel, wie im Orient Niemand aus seiner Kaste tritt, um sich mit einer andern zu mischen. Unbegreiflich ist's, wie die Genfer jene freundlichen Lebens- und Gesellschaftsbeziehungen missen mögen, die uns Italienern die Erinnerung an unser Vaterland so theuer und angenehm machen. Das Wort Casino bedeutet nicht bloß eine Vereinigung von Musikern, sondern auch von Literatoren, Wissenschaftsleuten, Künstlern u. s. w.; überdies vereinigen sich da nicht bloß Männer, sondern auch Frauen."

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 245.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 12. Oktober 1839.

> Es ist nicht mehr zu bezweifeln, daß die Beobachtungen endlich über die Grenze hinausgeführt haben, welche sie überschreiten mußten, damit die Entfernung eines Firsterns von dem Unermeßlichen in das Meßbare übergeben konnte. — Diese Entfernung ist aber so groß, daß sie nur begriffen, nicht versinnlicht werden kann.
>
> Bessel.

Die neuesten Entdeckungen am Firsternhimmel.

(Fortsetzung.)

Der allergrößte Theil der Firsterne muß gleichwohl noch unendlich viel weiter von uns entfernt seyn. Nimmt man z. B., der Wahrscheinlichkeit gemäß, an, daß der Sirius, welchen man seines Glanzes und seiner scheinbaren Größe wegen immer für einen der nächsten Firsterne gehalten hat, auf den sich aber die obige Methode der Parallarenbestimmung, seines Standes wegen, nicht anwenden läßt, nur ein Weltkörper von mittlerer wirklicher Größe sey, so müssen diejenigen Firsterne von ähnlicher Größe, welche uns dessen ungeachtet nur durch starke Instrumente sichtbar werden, nach einer Schätzung des älteren Herschel, wenigstens um 900 Siriusweiten von uns abstehen. Dieser Ausdruck hatte, für Bestimmung des wahren Abstandes, sonst nur eine völlig relative Bedeutung; nachdem es nun aber gelungen ist, doch schon eine wirkliche Firsternentfernung zu ermitteln, so sehen wir uns wenigstens auf dem Wege absoluter Angabe. Um diesen von der Astronomie einzuschlagenden Weg anzudeuten, bemerken wir aber, daß derselbe Herschel Beobachtungen über die Sterne im Degengriff des Perseus anführt, welche mit großer Sicherheit zu zeigen scheinen, daß hier Sterne hinter einander liegen, deren Entfernungen sich von 24 bis 342 Siriusweiten zu erstrecken scheinen. Dieser Sternhaufen zeigt nämlich dem bloßen Auge keinen einzigen einzelnen Stern deutlich; wendet man aber ein Fernrohr darauf an, welches zweimal so tief in den Raum eindringt als das bloße Auge, so wird man einige Sterne deutlich darin gewahr, und die Zahl solcher sichtbar werdenden Sterne in diesem Sternhaufen nimmt bei Anwendung immer stärkerer Instrumente zu, bis man ein Fernrohr wählt, welches 28½ mal tiefer als das bloße Auge in den Raum eindringt. Nun wird das bloße Auge noch Sterne gewahr, welche 12mal lichtschwächer sind als Sirius und von denen man also annimmt, daß sie auch 12mal weiter von uns abstehen, d. h. es dringt zwölf Siriusweiten tief in den Raum ein, und ein 2mal tiefer eindringendes Instrument reicht also bis zu 24 Siriusweiten, gleichwie ein 28½ mal stärkeres bis zu 342 solcher Weiten, was die oben von uns angegebenen Zahlen sind. — Struves Festsetzung ist daher von unberechenbarer Wichtigkeit; denn man übersieht nach diesen Schlüssen, daß die Anwendung seines Verfahrens auf einen, in der Nähe sehr entfernter Sternhaufen befindlichen optischen Doppelstern eine Aussicht auf sehr genäherte Bestimmung der absoluten Entfernungen aller Sterne dieser ganzen Gruppe eröffnet. Welche

Erwartungen und Hoffnungen darf die Sternkunde übrigens nach diesem ersten Schritte nähren, und wohin wird derselbe in einer Zeit führen, welche sich durch ihren Riesengang bereits einen so ganz ausgezeichneten Charakter erworben hat.

Was endlich die progressive Eigenbewegung der Fixsterne betrifft, und namentlich unserer Sonne, als eines solchen Fixsterns, mit ihrem ganzen Gefolge von Planeten, Monden und Kometen im Weltenraum, auf welche wir nunmehr übergehen, so mußte freilich bereits das bloße Nachdenken von vorn herein darauf führen, da, wie wir schon oben angedeutet haben, eine absolute Ruhe im Weltenraum undenkbar ist. Die nähere Festsetzung dieser eigenen, scheinbar rein progressiven, aber unzweifelhaft auf einen Centralkörper oder doch einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt bezüglichen, und also Umlaufsbewegung, gehört ganz der neuesten Astronomie an, im Allgemeinen ist sie aber doch schon von Halley durch Vergleichung mit Sternpositionen, wie sie Ptolemäus angibt, bemerkt worden; ja, für einige hellere Sterne hat theils er, theils Cassini bereits die Größe dieser Fortrückung bestimmt. Der große deutsche Astronom Tobias Mayer gab ein vollständigeres Verzeichniß solcher Eigenbewegungen von siebzig Sternen; hiernächst aber unterwarfen die neueren Astronomen Piazzi, Maskelyne, Struve, Bessel diesen wichtigen Gegenstand einer wiederholten Untersuchung, und es hat sich dabei eine bedeutende Ortsveränderung vieler Fixsterne ganz unzweifelhaft ergeben. So rückt, um uns nur auf einige Beispiele zu beschränken, μ der Cassiopeja in 100 Jahren um 6′ 10″ fort, δ im Eridon in derselben Zeit um 6′ 44″ u. s. w.; und Bessel führt noch als ganz besonders bemerkenswerth an, daß sich unter den Sternen, deren progressive Bewegung bedeutend ist, namentlich viele Doppelsterne befinden, wie wir denn die vereinte rotatorische und progressive Bewegung dieser Systeme auch schon vorne hervorgehoben haben. Ist nun aber unsere Sonne ein Fixstern, so konnte man, nach Entdeckung der Eigenbewegung der übrigen Fixsterne, nicht umhin, auch ihr analog eine solche Eigenbewegung im Weltenraume, mit Nachziehung ihres ganzen Planetensystems, beizulegen, und diese Bewegung der Sonne mit ihrem Planetengefolge unter den übrigen Fixsternen muß einen Einfluß auf den scheinbaren Ort dieser letzteren, ganz besonders der näheren, äußern.

Man übersieht in der That auf den ersten Blick, daß diejenigen Sterne, auf welche sich der irdische Beobachter im Gefolge der Sonne zubewegt, für ihn auseinander, diejenigen aber, von denen er sich entfernt, dagegen näher zusammen zu rücken scheinen müssen; die große Schwierigkeit bestand nur darin, die dabei angeführtermaßen zugleich stattfindenden wirklichen Bewegungen der Sterne von diesen scheinbaren Ortsveränderungen zu trennen; und diese Schwierigkeit erschien so groß, daß selbst der berühmte Wiener Astronom Littrow noch vor wenigen Jahren fast die Unmöglichkeit der Ueberwindung derselben behauptete. Indeß hatten sich doch vor einer Anzahl von Jahrzehnden schon Herschel (der Vater), Prevost und Klügel mit einer vorläufigen Erörterung der Frage nach dieser progressiven Bewegung unseres ganzen Sonnensystems im Weltenraume, und namentlich der Richtung derselben beschäftigt, und sich dabei der oben erwähnten, von Mayer entworfenen Tafel der Ortsveränderungen mehrerer Fixsterne unter dem Gesichtspunkte eines zu trennenden Aggregats wirklicher eigener Bewegungen und scheinbarer, durch die Sonnenbewegung verursachter Ortsverrückungen bedient. Uebereinstimmend gelangten aber jene drei ausgezeichneten Männer bei ihrer Untersuchung zu dem Resultate, daß der größte Theil dieser, durch zwei conspirirende Ursachen hervorgebrachten Ortsveränderungen der Fixsterne vom Fortrücken des Sonnensystems herrühre; und sie bestimmten die Richtung dieses Fortrückens dergestalt, daß Herschel einen unfern λ des Herkules in 257 Grad gerader Aufsteigung und 27 Grad nördlicher Declination gelegenen, Prevost dagegen den durch 230° der Aufsteigung und + 25° der Declination bezeichneten Punkt als denjenigen erkannte, auf welchen unser Sonnensystem losrückt, Klügel, welcher die Aufgabe nur analytisch behandelte, sich aber für Herschel entschied.

(Fortsetzung folgt.)

Der Concordeplatz und die elysäischen Felder in Paris.

(Fortsetzung.)

In die Mitte des Concordeplatzes ist bekanntlich vor drei Jahren der Obelisk von Luxor gesetzt worden, allen Einwendungen und Regeln des guten Geschmacks und der Perspektive zuwider. Von diesem Punkte aus hat man die Einsicht in vier Avenuen, wie sie so vereinigt nicht zum zweiten Mal in der Welt vorkommen. Gerade vor uns haben wir die breite, in der Mitte gepflasterte und zu beiden Seiten macadamisirte Fahrstraße, welche durch die elysäischen Felder zur Barrière de l'Etoile führt und an ihrem Ende den großen Triumphbogen zeigt; drehen wir uns um, so öffnet uns die Mittelallee des Tuileriengartens den Blick auf den Palast des Königs;

rechts, jenseits der Seine, sehen wir die hintere Façade der Deputiertenkammer, und links das corinthische Säulenportal der Magdalenenkirche. Diese doppelte Ansicht durchschneidet der Obelisk auf's Unangenehmste, besonders nach der Barrière de l'Etoile, wenn die Sonne untergeht und der Triumphbogen sich von einem glühenden Goldgrund abhebt. Der Obelisk selbst ist allerdings eine der größten Merkwürdigkeiten in Paris, als das einzige Monument dieser Art im Norden von Europa. Die französische Regierung wählte bekanntlich den kleineren von den zwei Obelisken, die sich vor dem großen Pylon des Tempels oder Palastes in dem nach dem Dorfe Luxor genannten östlichen Theile von Egyptens größter Hauptstadt, Theben, befanden. Er ist aus einem einzigen Granitblock gehauen und 73 Fuß hoch. Drei senkrechte Reihen von Hieroglyphen bedecken seine Seitenflächen; die mittlere ist ein wenig ausgehöhlt, die andern beiden sind flach, und dieser Unterschied veranlaßt eine angenehme Mannigfaltigkeit der Lichtreflexe und Schlagschatten. Auf dem Sockel sieht man vier hundsköpfige Affen, welche auf der Brust dieselbe Inschrift tragen wie die vielen Nameneinge der vier Seitenflächen, worin die Biographie des Sesostris enthalten seyn soll. Das Piedestal, dessen Ost- und Westseite vor Kurzem mit einer goldenen Inschrift verunstaltet wurde, ist aus drei, an den Küsten der Bretagne gebrochenen Granitblöcken zusammengesetzt und ungefähr 25 Fuß hoch, so daß das ganze Monument kaum die Höhe von 100 Fuß erreicht und in seinen kolossalen und weitläuftigen Umgebungen völlig zusammenschrumpft. Das umher gezogene zierliche Gitter mit vergoldeten Spitzen macht einen komischen Eindruck und nimmt sich gar kleinlich aus.

Dreißig bis vierzig Schritte weit vom Obelisken, in der Achse der Concordbrücke und der Rue royale werden zwei Fontainen aufgestellt, in der Art, wie die Brunnen am Obelisken der Peterskirche in Rom, jedoch viel reicher und mit einer größeren Wassermasse ausgestattet, welche aus dem Ourcqkanal hergeleitet wird. Da diese Brunnen noch nicht ganz vollendet sind, so kann man nicht sagen, wie sie sich ausnehmen werden. Die fertigen kreisförmigen Bassins von polirtem Stein, mit buntfarbigem Marmor ausgelegt, sind übermäßig hoch und verbergen den Wasserspiegel allen denen, welche keine sechs Schuh messen. Der eine Brunnen ist der Flußschifffahrt, der andere der Seeschifffahrt gewidmet; sie sollen mit einer Menge gußeiserner Statuen von Fluß- und Meergöttern u. dergl. besetzt werden. Für das Fleisch der Statuen will man die rothe, die sogenannte florentinische Bronze nachahmen; die Gewänder sollen grün bronzirt und alle Nebenwerke und Ornamente vergoldet werden. Am besten wäre es wohl gewesen, den Obelisk im Hofe zwischen Tuilerien und Louvre oder sonst vor einem öffentlichen Gebäude aufzustellen und in die Mitte des Concordeplatzes einen einzigen hübschen Brunnen zu setzen, welcher den ganzen Platz geziert und die schöne Aussicht auf die vier Avenuen nicht verdorben hätte.

Die mit Erdharz mehrfarbig gepflasterten Räume des Platzes zwischen den ausgemauerten Gräben, welche den Platz fast von allen Seiten einschließen, machen einen hübschen Effekt; nur ist zu bedauern, daß die vierzig gußeisernen Kandelaber mit vergoldeten Knäufen, welche Gaslaternen tragen, zu weit vorgerückt und dem Anfahren ausgesetzt sind. Die zwanzig Rostralsäulen, welche längs der Grabengeländer stehen und zur Beleuchtung und Verzierung des Platzes dienen, sind schwerfällig, geschmacklos, abscheulich. Sie gehören einer sehr gemischten Ordnung an; die Knäufe haben kein Blumenwerk, sondern sind aus den Symbolen des Handels, der Landwirthschaft, der Kunst und Wissenschaft, also aus Minerven-, Ceres-, Apollo- und Merkursköpfen zusammengesetzt. Mit einem Worte: die Verzierung des Platzes ist verunglückt. Man hat viel Geld und Gold daran verschwendet, und dafür einzelne hübsche Details, aber kein reines, zusammenhängendes Ganze erhalten. Das Beste daran ist die Gasbeleuchtung; eine Menge von Laternen verbreiten Abends eine glänzende Helle, welche hier allerdings Noth thut. Der Concordeplatz ist vielleicht der begangenste, berittenste, befahrenste von allen Plätzen in Paris.

(Fortsetzung folgt.)

Moden.

Der Genius der Moden ist bekanntlich ein Wesen, das im Sommer seinen Winterschlaf hält. Mit den ersten Herbstnebeln reibt er sich zwar die Augen und besinnt sich; wie aber die Seele des Menschen, der über einem lebhaften Gedanken eingeschlafen, denselben beim Erwachen sogleich wieder aufnimmt, so fällt auch der erwachenden Mode vorläufig nichts ein, als die Formen, nach deren Produktion sie sich im Sommer zur Ruhe begeben. Somit ist im Augenblick der schönen Welt wenig zu berichten, was sich nicht von selbst verstände. — Zu letzterem gehört, daß man nachgerade den Kleidern aus Mousseline und Jaconas den Abschied gibt und zu den leichten Seide- und Wollenstoffen greift, wie sie für diese Jahreszeit vorzugsweise passen, zu Foulards, Gros de Naples, Woll-Battist. Es ist dies ein wichtiger Abschnitt im Modejahr, und in den Gefühlen, mit welchen das elegante Frauenzimmer diesen Tausch vornimmt, mischt sich die Wehmuth über den entschwundenen Sommer mit der frohen Spannung auf die Genüsse des bevorstehenden Winterfeldzugs. — An der Facon der Kleider macht sich nichts bemerklich, als daß sie immer tiefer ausgeschnitten werden, und es muß hierin, der Natur der Sache nach, bald zu einem Stillstand kommen,

worauf sodann, wie immer, die Bekleidung der Schulter noch schneller hinanfrücken wird, als sie sich herabgezogen. Bei Moden, wie diese, bleibt es dem, der das Modewesen nur mit dem Verstand betrachtet, ewig unbegreiflich, wie ihnen nicht durch eine Revolte der unzähligen Weiber, welche dadurch auf's Unvortheilhafteste bloßgestellt werden, auf halbem Wege ein Ende gemacht wird. — Auch bei den Aermeln ist's beim Alten; man will aber wissen, daß leicht die Schlitze in spanischer Weise, eine sehr kleidsame Form, wieder aufkommen könnten. Im Fache der Shawls herrscht vollkommene Anarchie; am orthodoxesten, mit einem leichten Anstrich von Gemeinheit, sind die von glacirtem und schwarzem Taffet mit Fransen und Spitzen. — Der Hauptstoff zu Hüten ist Sammt, und zwar von hellen Farben. Sie sind noch immer vorne kurz, aber an den Seiten weit herabgehend, und dem muß wohl so seyn, wenn das englische Lockensystem definitiv Wurzel faßt. Auf den Sammthüten trägt man auch Sammtblumen. — Zum Befestigen der leichten Shawls sind Nadeln aufgekommen, welche mit farbigen Steinen Blumen vorstellen. Die Ketten sind äußerst massiv und werden zwei-, dreimal um den Hals geschlungen; sie werden auch als Armbänder gebraucht. — Die Pariser Modeberichte sind oft durch ihren Ernst äußerst komisch. Man muß aber bedenken, daß der Handel mit Gegenständen des Luxus und der Mode für Paris eines der wichtigsten materiellen Interessen ist. Die folgende Stelle z. B. ist in einem Tone gehalten, als ob es sich von der Frage handelte, ob die vereinigten englischen und französischen Flotten in die Dardanellen einlaufen werden oder nicht. „Man wollte das Gerücht in Umlauf bringen, diesen Winter werden alle Kleider zu vollem Anzug nur mit Rauchwerk besezt und die Spitzen ganz bei Seite gelassen werden. Es ist aber in dieser Hinsicht lediglich noch nichts entschieden, und die Behauptung kann nur von den Pelzhändlern ausgehen. Unser einziges Interesse in der Sache ist die Wahrheit, und wir gestehen offen, daß wir durchaus noch nichts Bestimmtes wissen." Die Politiker sind selten so bescheiden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Fortsetzung.)

Bal de la Renaissance.

Der Professor Ferucci aus Bologna wird seinen gutgemeinten, herzlich ausgesprochenen Rath unsern Leuten umsonst gegeben haben, denn sie sind hier seit Jahren so kalt, so gespalten, geschieden und getrennt, es herrscht auch bei ihnen so wenig Gemüth, daß sie nicht einmal das Bedürfniß wahrer Geselligkeit fühlen. Käme diese einmal wie eine fremde Königin oder Fee hierher, so bliebe sie gewiß nicht bei Kräften, sondern fiele bald in den lokalen Marasmus. Nur hier und da geschieht wie durch ein Versehen Etwas für gute Geselligkeit, freilich nur von dem alternden Geschlecht, das sich noch erinnert, wie es einst hier war. So kamen vorigen Februar die zwischen 1770 und 1780 geborenen Leute auf den guten Gedanken, einen Ball im Geist ihrer guten Zeit zu halten. Dazu wurden die passenden Anstalten im Hôtel des Bergues getroffen, und es war nur Eins im Schwanken, nämlich wie dieser Ball geheißen werden solle. Bal du moyen âge wurde ganz gut vorgeschlagen, man hat ihn aber galanter Bal de la Renaissance geheißen, weil von Paris aus die Renaissance in Allem Mode geworden ist, und weil man damit die Hoffnung aussprechen wollte, die alte Genfer'sche Heiterkeit und Geselligkeit solle da wieder erstehen, oder die Ballherren möchten wieder jung werden. So ist es auch gekommen, wenigstens für sechs frohe Stunden. Von sieben Uhr Abends standen die Ballkavaliere auf ihren Posten, wohl frisirt und gepudert, um die ankommenden Damen nach alter galanter Weise zu empfangen und in den Saal zu führen. Bald hernach begann der Ball, der wegen der aus jener Zeit beibehaltenen Costümen einem kostümirten oder Maskenball glich. Nur mit den Tänzen hatte es keinen geringen Anstand. Hätten sich junge Leute unserer Tage nach dem Tanzprogramm richten sollen, so wären sie in große Verlegenheit gekommen. denn wie hätten sie wissen können, was ein Menuet, eine Ecossaise, eine Anglaise, eine Montferrine, ein Berner deutscher oder eine tempête ist? Wußten es doch selbst die Musikanten nicht, und daraus entstand keine geringe Schwierigkeit. Man hätte ihnen die Noten dazu einige Tage zur Vorbereitung geben sollen. Nur mit großer Mühe gelang es einigen musikverständigen Tänzern, durch Vorträllern und Pfeifen den armen Leuten auf die Spur zu helfen, und oft, wenn sie an einen Tanz aus jener Zeit erinnert wurden, hätten sie wie Lafontaines Lamm antworten können: mais, je n'étais pas né. Endlich waren die alten Tänze nach manchem Versuch wieder herausgefunden, und nun kam Alles in Gang und fröhliche Bewegung. Gar mancher Großpapa tanzte mit einer Großmama; und sie erinnerten sich früherer Neigung zu einander, welche durch Umstände und Verhältnisse getrennt wurde, oder sie theilten sich Jugenderinnerungen aus ihrer Sonntagsgesellschaft mit. Ja von den Großvätern und Großmüttern wurde selbst ein Gallop riskirt, um zu zeigen, daß die Sechziger noch Kraft und Lust genug dazu hätten. Er ging auch sehr gut, und zulezt wurde gar die stürmische tempête getanzt; ja sie raste noch, als angekündigt ward, daß das Souper aufgetragen sey. Nun führte jeder Kavalier seine Dame zu Tisch, wo unter Champagner und sachgemäßen und witzigen Chanson's allzufrüh zwei Uhr herbeikam. Ungern trennte man sich, aber nicht ohne das Versprechen, diesen glücklichen Versuch zur Verjüngung der alten Zeit künftiges Jahr zu erneuern. Welcher Unterschied zwischen diesem Fest und den Bällen unserer trockenen, blasirten und freudearmen jungen Leute! — Man hatte einen Augenblick den Gedanken, diesen Mittelaltersball durch etwas noch interessanter zu machen; man wollte nämlich Madelon Meßmer dazu einladen. Wer ist diese Dame? höre ich Sie fragen. Sie stammt von Motiers-Travers, und als Jean-Jacques in seinem Exil im Val de Travers wohnte, war sie als Kind von eilf bis zwölf Jahren in seinem Haus, wo Jean-Jacques sie lesen und schreiben lehrte. Ungeachtet ihrer vierundachtzig Jahre erinnert sie sich ihres Lehrers noch recht genau, weiß viel Interessantes von ihm und aus seiner häuslichen Lage zu erzählen, ist auch sonst eine anständige, sehr gut conservirte Person, die jährlich auf einige Wochen nach Genf kommt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 35.

Sonnabend, 12. Oktober 1839.

Schillers Leben.

Aus Gelegenheit mehrerer angekündigter Lebensbeschreibungen Schiller's erlaubt sich die Unterzeichnete auf nachstehendes in ihrem Verlag erschienene Werk wiederholt aufmerksam zu machen:

Schillers Leben,

verfaßt aus

Erinnerungen der Familie,

seinen eigenen Briefen

und

den Nachrichten seines Freundes Körner.

2 Theile. 8. Preis 3 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 8 Gr.

Diese Nachrichten von Schillers Leben sind aus dem Nachlasse seiner Wittwe geschöpft, in welchem sich viele Notizen über dasselbe, meistens Erinnerungen aus Gesprächen mit ihm, welche sie selbst in ein Ganzes zu fassen gedachte, vorfanden. Diese Nachklänge der Liebe, Erinnerungen aus Schillers Jugendzeit, von seiner ältern Schwester mitgetheilt, und die Nachrichten seines vertrautesten Jugendfreundes, lieferten manche Züge zur Vollendung der Darstellung eines Lebens, das der Welt lieb und wichtig geworden ist.

Das deutsche Publikum, an dessen Herz sich seine Jugend warf, und das sein Vertrauen so schön rechtfertigte, wird auch diese Schillers Andenken gewidmeten Blätter mit Liebe aufnehmen. Die Eintheilung derselben zerfällt in folgenden Abschnitten:

I. Eltern, Kindheit, Studien, Jugend. II. Aufenthalt in Mannheim, in der Umgegend und in Bauerbach. III. Rückkehr nach Mannheim. IV. Leipzig, Dresden, Weimar. V. Neigung. Rudolstadt. VI. Rückkehr nach Weimar vom Spätjahr 1788 bis zum Frühling 1789. VII. Anstellung in Jena. Verheirathung. VIII. Häusliches Leben. Krankheit. Reise nach Schwaben. IX. Rückkehr nach Jena. Die Horen. Verbindung mit Goethe. X. Erste Vorstellung des Wallenstein, Aufenthalt in Weimar. XI. Letzte Lebensjahre und Tod. XII. Allgemeines über Schillers Charakter und Persönlichkeit.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[541]

Vorläufige Anzeige.

Da durch A. von Chamisso's Tod der von demselben im Verlage der Weidmann'schen Buchhandlung herausgegebene „Deutsche Musenalmanach" zu erscheinen aufgehört hat, so ist die unterzeichnete Verlagshandlung, in der Voraussetzung, daß ein solches Unternehmen die regste Theilnahme im Deutschen Vaterlande beanspruchen könne, Willens für 1840 und die folgenden Jahre einen

Neuen
deutschen Musenalmanach

mit Beiträgen von

Friedrich Rückert, Nicolaus Lenau, Ludw. Bechstein u. A.

herauszugeben.

Es ergeht demnach hierdurch eine

Aufforderung an die deutschen Dichter

die Beiträge, welche sie gesonnen sind dem „Musenalmanach" zu widmen unter der Adresse: „an die Redaktion des neuen deutschen Musenalmanachs" der Verlagshandlung nebst Angabe des geforderten Honorares zugehen zu lassen, jedoch da der Druck mit dem 1. Januar 1840 beginnen soll, bis spätestens **Mitte December d. J.** und jedes Gedicht auf ein eignes Blatt geschrieben.

Der Verleger wird, besonders da er die Absicht hat, den ersten Jahrgang als eine Gabe zur vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst darzubringen, für eine würdige Ausstattung sorgen.

Leipzig, im September 1839.

Bernh. Tauchnitz jun.

Ankündigung
von
Supplementen
zu den
sämmtlichen Werken Schillers.

Die verschiedenen Nachträge zu den Werken Schillers, welche in der jüngsten Zeit erschienen sind, und das ungemeine Interesse, welches Deutschland für Alles an den Tag legt, was Schillers geistiges Wirken und seine Person betrifft, machen es der Familie des zu früh Dahingeschiedenen zur Pflicht, in der rechtmäßigen Verlags-Buchhandlung der Schiller'schen Werke **Supplemente** zu denselben herauszugeben, welche des Nationaldichters würdig seyn und so viel als möglich in seinem eignen Geiste veranstaltet werden sollen.

Diese Sammlung wird in ihrer ersten Abtheilung nicht nur manche Gedichte, Aufsätze und Varianten enthalten, die den bisher erschienenen Nachträgen fehlen, sondern sie soll sich auch durch ihre Anordnung und durch die strenge Verbindung alles Einzelnen zu einem Ganzen auszeichnen. Ein genaues chronologisches Inhaltsverzeichniß aller Schriften Schiller's nach Jahr, und wo möglich Monat und Tag, wird theils zum besseren Verständniß der Werke selbst dienen, theils wird es für den Leser ein Leitfaden seyn, durch welchen er den Zusammenhang der einzelnen Bestandtheile unserer Sammlung mit den ganzen Werken Schiller's leicht ersehen und ihre Stelle schnell auffinden kann. Die meisten dieser Gedichte und Aufsätze haben an und für sich nur einen untergeordneten Werth, sonst würde sie unser Vater selbst der Oeffentlichkeit übergeben haben, wenn es auch auf der andern Seite wahr seyn mag, daß Er, wie ein geistreicher, nun auch dahingeschiedener Zeitgenosse aussprach: „keine uninteressante, charakterlose Zeile geschrieben habe."

Sie sind Documente seiner Schicksale und Verhältnisse, oft Hülfsmittel zum Verständniß seiner Schriften, besonders aber bezeichnen sie nothwendige Momente und Stufen in der Geistesentwickelung eines Mannes, dessen Bildungsgang einer der seltensten und merkwürdigsten genannt wurde, den je ein Mensch genommen habe, so daß derselbe zu einem Problem der forschenden Betrachtung geworden ist.

In diesen innern Zusammenhang und in diese höhere Beziehung müssen also alle Gedichte und auch nur fragmentarische Aufsätze unserer Sammlung gestellt werden.

Wir hoffen, daß diese uns unerläßlich scheinende Aufgabe dadurch erreicht werden wird, daß Herr Director Hoffmeister in Kreuznach, welcher nach unserem Wunsche und in unserem Einverständniß die Sammlung unternommen hat, durch kurze Anmerkungen und Hinweisungen unter dem Texte alle jene gesammelten Produktionen in eine innige Verbindung mit seiner Schrift:

Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke

setzen wird, einer Schrift, welche wir, wenn sie auch eine andere Betrachtung der Werke und der Geistesrichtung Schiller's nicht ausschließt, der Gründlichkeit ihrer Forschung, ihrem Geiste und ihrer ganzen Fassung nach, als ein unseres Vaters würdiges literarisches Monument anerkennen und hoch schätzen.

Die zweite Abtheilung der Supplemente wird eine Auswahl bedeutender Schiller'scher Briefe enthalten, von denen viele bisher noch nicht durch den Druck veröffentlicht worden sind, und welche durch nothwendige Bindungsglieder vermittelt und durch Erläuterungen in Hinweisungen des Herausgebers auf sein oben genanntes Werk aufgehellt werden sollen.

Bei Anordnung und Auswahl dieser Briefe wird das Ziel verfolgt werden, daß aus ihnen gleichsam eine vollständige Selbstbiographie und Selbstcharakteristik Schiller's hervortrete. Nur so kann auch hier das Einzelne durch den Dienst, den es dem Ganzen leistet, eine Schiller's würdige Stellung erhalten, welcher immer darnach trachtete, die Einheit der Mannigfaltigkeit zu finden und zu bewahren.

In der dritten, zuletzt erscheinenden Abtheilung endlich, welche Stimmen der Zeit und Kritiken bedeutender Zeitgenossen enthalten wird, soll Schiller als Mensch, Dichter, Geschichtschreiber und Denker durch die Auffassung und durch das Urtheil anderer gleichsam im Spiegel seiner und unserer Zeit charakterisirt werden, und dieser Versuch dürfte wohl der erste seyn, unsern Vater in der fortschreitenden Betrachtung seiner Mitwelt darzustellen. Die Aussprüche und Kritiken bedeutender Zeitgenossen werden theils vollständig, theils im Auszuge wörtlich mitgetheilt, und chronologisch, oder auch dem Inhalte nach geordnet werden.

Diese Sammlung wird die Aufgabe zu lösen suchen, einerseits eine große Mannigfaltigkeit verschiedener Aussprüche über Schiller und seine einzelnen Werke zu liefern, andererseits aber zugleich im Allgemeinen, im größeren Umrisse, den Gang anschaulich darzustellen, welchen die Kritik über Schiller vom Anfang seiner literarischen Erscheinung an bis zu unsern Tagen genommen hat.

Von selbst versteht es sich in dieser Beziehung, daß auch ungünstige, ja abgeneigte Urtheile aus diesen Supplementen nicht ausgeschlossen bleiben, denn auch hier muß Schiller's eigener Ausspruch gelten: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht," vor welchem einzelne einseitige und falsche Stimmen vergeblich sich erheben.

Die Familie aber glaubte ihren verewigten Vater dadurch am höchsten zu ehren, daß sie allem aufbot, ihn seinen Zeitgenossen und seiner Nachwelt im Lichte der Wahrheit erscheinen zu lassen.

Cöln im Juli 1839.

Im Namen der von Schiller'schen Familie,
Ernst von Schiller,
Königl. Preußischer Appellations-Gerichtsrath.

Die unterzeichnete Verlagshandlung der Schiller'schen Werke, welche von der von Schiller'schen Familie auch mit Herausgabe dieser Sammlung beauftragt worden ist, beehrt sich die vorstehende Anzeige zur Kenntniß des Publikums zu bringen.

Sie wird es sich zur Ehrenaufgabe machen, auch diese Sammlung in Ausstattung und Preis so auszuführen, wie der unsterbliche Name Schiller's und seine zahllosen Verehrer es heischen; vorläufig nur so viel, daß der Umfang vier bis fünf Bändchen des Taschenformates und der Preis des Ganzen 3 — 4 fl. nicht übersteigen wird.

Stuttgart, im Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[513] *Ch. de Beriot's* berühmte Concert-Etuden unter dem Titel: Six Etudes brillantes pour le Violon, Op. 17, erschienen so eben in einer zweiten wohlfeileren Ausgabe. Preis 1 Rthlr. 4 Gr.; dito avec Acc. de Piano 3 Rthlr.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[529] Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Journal für Leihbibliothekare und Buchbinder.

Preis des Quartales 4 Gr.

Monatlich erscheint eine Nummer in Quart. Die bereits erschienenen Nummern sind in jeder Buchhandlung einzusehen.

Ludwig Schreck in Leipzig.

---

[515] **Für Kunstfreunde**

sind erschienen:

Zehn Ansichten merkwürdiger Gegenden in Sachsen, aufgenommen und radirt von Ludwig Richter. 4. geheftet. 1 Thlr., fein colorirt 3 Thlr.

und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu bekommen.

Arnoldische Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

---

[521] Bei **Liebmann & Comp.** in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Der Roman des Harems. Ein Cyclus orientalischer Erzählungen. Aus dem Englischen der Miß Pardoe von W. Alexis und J. Neumark. 2 Bde. Feines Maschinenpapier, elegant geheftet. Preis $2\frac{1}{4}$ Rthlr.

Das Werk aus der Feder einer der anerkannt geistreichsten Frauen Englands, läßt den Leser die interessantesten Blicke in die Geheimnisse der türkischen Frauengemächer thun, und erhält nebenbei die Spannung durch eine Reihe der wunderbarsten orientalischen Begebenheiten, welche hier in der phantasiereichen, eigenthümlich naiven Darstellungsweise des Morgenlandes wieder erzählt sind. Das Buch hat bekanntlich den Beifall des türkischen Gesandten in London Reschid Pascha im hohen Grade erhalten (siehe preuß. Staatszeitung Nro 173 vom 24. Juni d. J. Artikel London) und bildet ein würdiges Seitenstück zu den berühmten Erzählungen der „Tausend und eine Nacht." Für die Gediegenheit der deutschen Uebertragung bürgen die Namen der Herren Uebersetzer.

---

[542] Bei **F. A. Reichel** in Bautzen ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Herrnhuter, vertheidiget gegen die Angriffe des Herrn M. Cunow in seiner Schrift: Die Herrnhuter in ihrem Leben und Wirken 2c. Von einem Herrnhuter. broch. Preis 4 Gr.

---

[519] Braunschweig, bei G. Westermann ist erschienen:

Höchst wichtiges Werk.

Das Christenthum des 19. Jahrhunderts. Zum Verständniß der Strauß'schen Grundansichten. In Briefen an eine Dame. 8. in Umschlag geh. Preis 1 Thlr. 18 Ggr.

Die Tendenz dieser geistreichen Schrift, welche tief in die Zustände unserer Zeit eingreift, bezeichnet der Verfasser selbst so: „Es mögen diese Briefe, welche beabsichtigen, die Frauen auf einen bestimmten Standpunkt religiöser Erkenntniß zu stellen und ihrem unbewußten Umhertappen in dunkeln Ahnungen ein Ende zu machen, als ein Beitrag zur wahren Emancipation der Frauen gelten 2c. — Mögen Sie, schließt er, die tiefe Bedeutung erkennen, die gerade sie in der Geschichte der Religion und des Menschengeistes haben; mögen sie nie vergessen, daß diese Briefe ihren Händen Gewalt über die Zukunft anvertrauen!

Schopenhauer, J., Nachlaß, Jugendleben und Wanderbilder, herausgegeben von ihrer Tochter. 2 Bde. 8. in Umschlag geh. Preis 4 Thlr.

Der Nachlaß der geistreichen und berühmten Verfasserin wird ihren zahlreichen Freunden eine willkommene, ja eine längst gewünschte und erwartete Erscheinung seyn. Er enthält hauptsächlich die Schilderungen ihres Jugendlebens, und ist bei den vielseitigen Verbindungen, welche das reiche Leben der Verfasserin schmückten, von großem Interesse. Der Verleger hat bei höchster Eleganz der typographischen Ausstattung nichts gespart.

Boz (Dickens), humoristische Genrebilder aus dem Londoner Alltagsleben. Nach dem Englischen von Dr. A. Diezmann. 2r Theil, mit einer Federzeichnung nach Cruikshank. 8. in Umschlag, geh. Preis 21 Ggr.

Höchst geistreichen Inhalts, wie alle Werke des berühmten Autors, trefflich übertragen, schön gedruckt und mit einer hübschen Federzeichnung nach Cruikshank geschmückt.

---

[532] Bei **Fr. Volckmar** in Leipzig ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Ohm, vollständiges Lehrbuch des gesammten mathematischen Unterrichts in 2 Bänden. Zum Gebrauche für die obern Klassen der Gymnasien, für höhere Lehranstalten, so wie zum Selbstunterrichte, bearbeitet und mit vielen Uebungsbeispielen versehen. gr. 8. 4 Thlr. 6 Gr.

Von Seiten des Verlegers bedarf es hier keiner weiteren Anpreisung.

Allen Herren Lehrern, Vorstehern von Divisions- oder höhern Gewerbschulen, welche Behufs der Einführung in ihrem Wirkungskreise sich zuvor über die Einrichtung dieses Buchs unterrichten wollen, steht mit Vergnügen ein Freiexemplar zu Diensten.

---

[520] In unserm Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Laienbrevier

von

Leopold Schefer.

Dritte Auflage.

728 Seiten 8. geh. $2\frac{1}{2}$ Rthlr.

Der ungewöhnlich starke Absatz des Laienbreviers, der im Laufe von vier Jahren drei Auflagen nothwendig gemacht hat, ist ein sprechender Beweis, daß es bereits zu den Kern und Grundbüchern unserer Literatur gezählt wird, die Jeder nur zu seinem eignen Nachtheil ungekannt lassen darf. Möge es auch in dieser Ausgabe empfänglichen Gemüthern den Segen seiner Weisheit zuströmen lassen, und immer mehr in Saft und Blut des deutschen Volkes übergehen, aus deren innerstem Wesen es geschöpft ist.

Berlin, September 1839.

Veit und Comp.

№ 246.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 14. Oktober 1839.

There can be no companionship
For loneliness of heart!

Sarah Stikney.

Vergessenheit.

Wär' ich doch am öden Strande
In der Nebelnacht;
Lehnte über Felsenrande,
Wo kein Laut erwacht —
Wo mich Niemand kennt,
Wo mich Niemand nennt.

Wo ich in die Windesweiten
Meinen Schmerz ergöß';
Der Gefühle ew'ges Streiten
In dem Sturm zerflöß'.
Und es Niemand sieht
Und mich Niemand flieht.

Wo ich mit des Meeres Rauschen,
Bis der Morgen graut —
Könnte meine Klagen tauschen,
Ach, so voll und laut!
Und es Niemand hört,
Und es Niemand wehrt.

Wo nur einsam stille Stunden
Zählt der Welle Schlag,
Und des Herzens tiefe Wunden
Leise bluten nach.
Und mich Niemand fragt,
Niemand um mich klagt.

Wo mich wiegten deine Hände,
Heil'ge Einsamkeit;
Und kein kalter Blick mich fände,
Der das Herz nicht freut.
Niemand an mich denkt,
Auf mich Augen lenkt.

Wo nur ein geliebter Schatten
Leise mich umwebt;
Der in Lust und Schmerzermatten
Niemals mich geschmäht.
Immer mich verstand,
Nimmer mich verkannt.

Louise v. Bornstedt.

Münster, den 19ten Mai 1839.

Der Concordeplatz und die elysäischen Felder in Paris.

(Fortsetzung.)

So lange nur noch einiges Leben sich in der Hauptstadt regt, und sobald es sich zu regen anfängt, fehlt es

diesem Platz nie an Getümmel und Gewimmel der Fußgänger, Reiter und Fahrenden. Früh Morgens vor Tagesanbruch befahren ihn die Wäscher und Landleute von Boulogne, Point du Jour, Chaville &c. mit ihren zweirädrigen Karren, worauf sie den Parisern reine Wäsche und die Produkte des Gartenbaus bringen. Gegen acht Uhr kommen die schweren Frachtwagen, Omnibus und Diligencen, welche von Viertelstunde zu Viertelstunde Waaren und Menschen in die verschiedenen Quartiere und in die nächsten Umgebungen der Hauptstadt führen; ihnen schließen sich von Nachmittags drei Uhr bis Mitternacht die Kutschen, Kaleschen, Tilburys und alle leichten Fuhrwerke an, auf welchen die vornehme Welt zur Promenade in's Boulogner Gehölz, von da zum Diner, von da zur Soirée, kurz von einem Vergnügen zum andern fliegt. Es gibt aber auch in Paris keinen Platz, wo größere Lebendigkeit möglich wäre: hier geht es nach den Tuilerien, nach den Boulevards, nach den elysäischen Feldern, zum Louvre, zur Deputirtenkammer, zum Triumphbogen; hier laufen die Straßen nach dem Boulogner Gehölz, nach Auteuil, Saint-Cloud, Neuilly, Saint-Germain, Sèvres, Ville d'Avray, Versailles &c., lauter Orte, wo es an jedem schönen Tage von Parisern wimmelt, die nach frischer Luft schnappen; hier mündet endlich die Concordebrücke ein, welche einen großen Theil der jenseitigen Stadt mit dem Centrum der diesseitigen verbindet und nächst dem Pont-neuf unstreitig die begangenste Brücke ist. Es ist daher nicht zu wundern, wenn wir auf dem Concordeplatz von Morgens früh bis spät in die sinkende Nacht ein immer fliehendes und sich ewig verwandelndes Leben antreffen.

Zwischen den zwei berühmten Marlyschen Rossebändigern aus weißem Marmor von Coustou hindurch betritt man die elysäischen Felder, wo man übrigens mit der Oberwelt noch lebhaften Verkehr hat und die Sonne noch sieht. So es dem Leser gefällt, will ich erzählen, wir dies Elysium entstand, was sich dort begab, wie es gegenwärtig aussieht und wie es sich darin lebt.

Schon die Lage der elysäischen Felder beweist, daß sie eine der jüngsten Anlagen von Paris sind. In früheren Zeiten, d. h. zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, wurden sie noch nicht mit zur Stadt gerechnet, sondern gehörten zu den Vorstädten oder vielmehr zu dem Dorfe Chaillot, welches unter dem Minister Calonne durch die großen Ringmauern mit der Hauptstadt verbunden ward. Maria von Medicis kaufte im Jahr 1616 in diesem Bezirk einige Gärten und isolirte Häuser und gründete den sogenannten Cours la Reine, die Allee auf der linken Seite gegen die Seine. Nach und nach vergrößerte sich dieser Corso, namentlich durch Frau von Pompadour, welche im Jahr 1764 die meisten der jetzigen Alleen und Quincunxe pflanzen ließ als ihr der König das auf der Stadtseite in der Rue du Faubourg St. Honoré gelegene Palais de l'Elysée schenkte, wovon die ganze Anlage den Namen Champs de l'Elysée erhielt. Dieser in architektonischer Hinsicht unansehnliche Palast, dessen hübsche Gärten an die elysäischen Felder stoßen, bekam in der Folge eine historische Bedeutung. Der Nationalconvent machte daraus eine Regierungsdruckerei und das Direktorium verpachtete ihn an einen Unternehmer von Bällen und Concerten. Unter dem Kaiserreich erstand Mürat den Palast, und Napoleon schlief oder wachte darin eine Nacht, als er im Jahr 1815 vom Schlachtfeld von Waterloo kam und zum zweiten Male von Frankreichs Thron Abschied nahm. Bei der Anwesenheit der Verbündeten in Paris bewohnten der Kaiser Alexander und Wellington den Palast, und während der Restauration wurde er Eigenthum des Herzogs von Berry, dessen Wittwe ihn durch die Julirevolution verlor.

Von 1777—1789 waren die elysäischen Felder wie die Tuilerien die ausschließliche Promenade der feinen Welt und der höhern Stände. Die erste französische Revolution eroberte diese kolossalen Anlagen, und Napoleon war der erste, welcher diese Räume zur Veranstaltung von Nationalfesten benutzte, wie es noch zu geschehen pflegt. Seit jener Zeit gehören die elysäischen Felder nicht sowohl der eleganteren und vornehmeren Welt, als allen rechtlichen Leuten bis zum untersten Pöbel herab, und sind ein Hauptturmmelplatz, wo das Pariser Volk seine Komitien hält, jedoch keineswegs, um seine Senatoren zu desplitternrichtern, seine Tribunen zu hören und seine Consuln zu steinigen. Diese Zeiten der stürmischen Politik unter freiem Himmel und auf dem lärmenden Forum sind längst vorbei oder müssen erst noch wiederkommen. Wenn sich die Pariser zu Tausenden in den elysäischen Feldern versammeln, so geschieht es weniger, um Kriegs- und Friedensfragen zu erörtern, als um Lebkuchen zu verzehren, Ball zu schlagen und den Charlatans zuzuhören.

Links werden die elysäischen Felder von der Seine und den Häusern von Chaillot, rechter Hand von der freundlichen und niedlichen Vorstadt Saint-Honoré begrenzt. Eine herrliche Avenue scheidet sie in zwei ungleiche Theile, von welchen der rechte etwa ein Fünftel des ganzen Umfangs ausmacht. Dieser prächtige, breite Weg ist eine der Hauptzierden des Elysiums: er geht in gerader Linie etwas bergan nach der Barrière de l'Etoile auf den Triumphbogen zu, ist mit Doppelalleen eingefaßt und hat, wo die elysäischen Felder aufhören, schöne Häuser zur Seite, wo viele Fremde, besonders Engländer und auch reiche Bürgersleute der Stadt, namentlich fashionable Pferde- und Wagenverleiher wohnen. Wenn man nach dem Boulogner Wäldchen, nach Neuilly oder andern nahen Orten des Vergnügens will, muß man diese

Straße einschlagen, welche vom frühesten Morgen bis in die späteste Nacht nie leer wird von Fahrenden, Reitenden und Spazierenden. Die Letzteren sind leider genöthigt, die Staubwolken zu verschlingen, welche die Pferde der Stutzer und die Equipagen der hohen Finanz aufwühlen; das arme Volk und die kleinen Leute haben keinen Ort in Paris, wo sie sich so ganz nach Lust und Belieben vergnügen könnten, ohne daß ihnen der Luxus der Aristokratie in den Weg träte oder in die Augen stäche. Allein wenn es geregnet hat, oder wenn eben gesprengt worden ist, hat die Promenade unter den schönen Bäumen zu beiden Seiten der großen Avenue viel Angenehmes. Große Unterhaltung gewährt auch der Cours la Reine, längs des Seinekais, wo der Weg nach Passy, Sevres, Versailles, Auteuil, Saint-Cloud zc. vorbeiführt. Am obern Ende des Cours la Reine halten dichtgedrängt die klassischen oder vielmehr altfränkischen Pariser Landkutscher, die sogenannten Coucous, welche noch immer gegen die Diligencen, Accélérées und selbst gegen die Dampfwagen ankämpfen. Die Coucouskutscher, berüchtigten Andenkens, sind gegenwärtig einige Grade civilisirter geworden und reden sogar höflich mit den Leuten, wenn sie nicht getrunken haben. An Sonntagen lassen sie noch immer ihr barbarisches Geschrei hören: Versailles! Versailles! Monsieur va-t-il à Sèvres? Un lapin pour le Point-du-Jour, deux lapins pour Saint-Cloud! .... Lapin ist der technische Ausdruck und Spottname für den Passagier, welcher im Innern des Wagens keinen Platz mehr findet und vorne auf dem Kutschersitz mitfährt (aller en lapin). — Am untern Ende des Cours la Reine liegt das Quartier François I., eine Stiftung Ludwigs XVIII., welche indeß nicht recht gedeihen will; die Straßen sind bereits abgesteckt, das Terrain zum Bauen ist billig, aber die Häuser stehen noch dünn gesäet und fallen theilweise wieder zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel.

(Fortsetzung.)

Schon diese Uebereinstimmung der durch so tüchtige Beobachter und einen so vorzüglichen Rechner gefundenen Resultate wären geeignet gewesen, Zutrauen zu erwecken; allein vielen der damaligen Astronomen schien es doch immer noch mißlich, einer, nur nach den vorhandenen geringen Daten über die Eigenbewegung der Sterne vorgenommenen Trennung zwischen dem Einflusse dieser letzteren und der Sonnenfortrückung unbedingt zu vertrauen, und es erhoben sich daher mannigfache gewichtige Stimmen gegen Herschels Behauptung. Da faßte endlich Argelander, zu jener Zeit Direktor der Sternwarte zu Helsingfors, jetzt Professor der Astronomie zu Bonn, den Entschluß, die ganze Untersuchung, mit Benützung der unterdeß, namentlich durch Bessel und Struve, erlangten neuen und präciseren Daten über die Ortsveränderung der Fixsterne, nochmals vorzunehmen, und ihm verdanken wir wirklich eine, wenigstens in Bezug auf die Richtung der progressiven Sonnenbewegung befriedigende und hinsichtlich des Resultats um so wahrscheinlichere Auflösung, da sich dasselbe der oben beigebrachten Bestimmung von Herschel, Prevost und Klügel außerordentlich nähert. Argelander leistete bei dieser Untersuchung auf Erörterung der Quantität der Bewegung der Sonne unter den übrigen Fixsternen von vorne herein Verzicht, indem er sich ganz richtig beschied, daß man, wenigstens damals, wo Bessels und Struves ebenfalls oben angeführte Festsetzungen über die Entfernung der Fixsterne noch nicht bekannt waren, mit der Richtung jener Bewegung zufrieden seyn müsse. — Nun bringt die Bewegung der Sonne, deren Richtung also ausgemittelt werden soll, in Verbindung mit der Eigenbewegung der Fixsterne selbst, offenbar in der geraden Aufsteigung und Abweichung dieser Sterne Veränderungen hervor, und jene beiden Einflüsse treten in den, diese Veränderungen ausdrückenden trigonometrischen Formeln (Bedingungsgleichungen) als zwei unbekannte, daraus abzuleitende Größen auf. Hätte man zum Behuf dieser Ableitung zwei, aber vollkommen exacte Gleichungen, so würden diese, da es sich demnach auch nur um zwei unbekannte Größen handelt, zur Bestimmung derselben allerdings vollkommen ausreichen; allein man kennt, nach dem Vorgetragenen, vielmehr eine sehr große Menge von Sternen, deren gerade Aufsteigung und Abweichung durch die hier betrachteten beiden Einflüsse verändert worden ist, und man soll nun aus allen darnach gebildeten Bedingungsgleichungen, welche, der Natur der Sache gemäß, unter sich keine vollkommene Uebereinstimmung haben, und also auch mehrfache Hypothesen über die veranlassende Bewegungsrichtung gestatten, die wahrscheinlichste und somit natürlichste Annahme für die beiden unbekannten und die darnach zu bestimmende Bewegungsrichtung ableiten. — Zu diesem Zwecke unterwirft Argelander die Gesammtheit seiner zahllosen Bedingungsgleichungen einem, in der höheren Analysis unter dem Namen der Methode der kleinsten Quadrate bekannten, mühsamen Rechnungsverfahren. Es würde schwer halten, über den Geist dieser vortrefflichen Methode, auf deren Erfindung und Ausbildung unser

Gauß wohl die meisten Ansprüche hat, etwas allgemeiner Verständliches vorzubringen.

Argelander erhielt auf diesem Wege das arithmetische Mittel, als die wahrscheinlichste Bestimmung für die von ihm gesuchte Richtung der Bewegung unseres Sonnensystems im Weltenraume, welche sich darnach so bezeichnet findet, daß, wenn man um den, durch 260° 50',8 gerader Aufsteigung, und 31° 17',3 nördlicher Abweichung bestimmten Punkt der scheinbaren Himmelskugel, als Centrum, mit einem, 3° 45',7 eines größten Himmelskreises haltenden Radius einen Kreis beschreibt, höchst wahrscheinlich innerhalb dieses Kreises der Punkt liegt, auf welchen unser ganzes Sonnensystem losrückt. Herschel bezeichnet, wie wir oben gesehen haben, denselben Punkt durch 257° gerader Aufsteigung und 27° nördlicher Declination; und wem es Ernst um diese erhabenen Forschungen und Entdeckungen der Astronomie ist, kann nur mit Bewunderung und Freude sehen, daß jene frühere Bestimmung noch innerhalb der, durch die genauesten neueren Ermittlungen festgesetzten Grenzen fällt.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Schluß.)

Graf Sellon. Unterrichtswesen.

Genf oerlor vor Kurzem den Grafen de Sellon, einen Mann, der auch im Ausland Ruf hat, ja dort viel mehr als in Genf selbst, wo ihm gar manches hinderlich war, besonders das unermüdliche gedruckte Wiederholen dessen, was er für gewisse Dinge und fixe Ideen gethan, namentlich seine übereilten Versuche zur Abschaffung der Todesstrafe, die Stiftung und Präsidirung einer Gesellschaft zur Gründung ewigen Friedens u. s. w. Da er meinte, die Todesstrafe könne in einem Lande kurzweg abgeschafft werden, ohne dessen ganze übrige Criminalgesetzgebung zu ändern, so trug er seit zwölf Jahren alle Jahre bei der Versammlung des Großraths auf diese Abschaffung an, erhielt aber zwölfmal die Antwort, daß bei der jezt vorliegenden Veränderung des Criminalgesezbuches auch dieser Gegenstand seine Erledigung finden werde. Seine Friedensgesellschaft beruhte auf einer ähnlichen fixen Idee. Außerdem hatte er eine noble Passion für kleine Monumente. Ein solches stellte er mit Inschriften und Medaillons zum Andenken seiner eigenen Stiftung und Präsidentschaft der Friedensgesellschaft auf einer reizenden Höhe seines Landsizes la Fenètre auf; ein zweites in seinem Hausgarten in der Stadt zum Andenken Calvins; wieder ein anderes zur Ehre der jungen Leute, die sich im Oktober 1838 als Freiwillige für den Dienst des Vaterlands erhoben. Er schmeichelte überhaupt den jungen Leuten und besonders den Studenten gern; ja als einmal die Akademie eine von ihm eingesendete, unpassende Broschüre nicht unter die Studenten oertheilen wollte, lud er diese zu einem Zuckerbäcker ein, die Schrift dort in Empfang zu nehmen. Ohne Zahl sind die Broschüren, Briefe, Lithographien u. s. w., die der Fondateur et Président de la Société de la Paix — so nannte er sich immer — in den oben angegebenen und vielen andern Beziehungen drucken ließ und in zahlreichen Exemplaren nach allen Richtungen, an alle Gesellschaften und Vereine sendete, und dann jedesmal in den Zeitungen bekannt machte, daß er sie abgesandt habe. Sein unablässiges Streben ging dahin, durch alle diese Proklamationen, Evolutionen und Deklamationen in dem kleinen Genf öffentliches Leben emporzubringen, wie es sich in Nordamerika und in England zeigt und ausspricht. Dies war freilich eine große Verwechslung und ein bedeutender Mißgriff; denn abgesehen von allem Widerstrebenden im Volkscharakter, paßt die Grenadiermütze eines Flügelmanns nicht auf den Kopf eines Kindes, das von ihr bald erdrückt werden würde. Aber alle diese Sonderbarkeiten und Eitelkeiten des Verstorbenen nehmen ihm nichts von seinem Verdienst und seinem unermüdlichen Eifer bei allen großen Fragen, welche die Menschheit und seine Mitbürger interessirten. Auch für sie sprach und schrieb er unablässig, und als ihm vor einigen Jahren ein Schlagfluß den rechten Arm lähmte, lernte er mit der linken schreiben, und die Zahl seiner Broschüren und Compilationen nahm um nichts ab. Er war früher Kammerherr Napoleons, starb in seinem siebenundfünfzigsten Jahr und wurde auf seinem schönen Landsiz la Fenètre begraben. Unter seinem reichen Nachlaß befindet sich auch eine hübsche Gemäldesammlung.

Gar peinliche Gefühle hat es hier bei allen gutdenkenden Einwohnern erregt, daß bei der lezten Pariser Insurrektion vom 12ten Mai mehrere Genfer junge Leute als sehr inkulpirt oor der Pairskammer gestanden haben, unter andern ein gewisser Bonnet. Herom filii noxii. Was ist nicht für unsere kleine Republik zu fürchten, wenn dergleichen in Paris erzogene Menschen später in ihr kleines Vaterland zurückkehren und es auf ihre Art zu bearbeiten suchen! Unläugbar hat hier die erste Erziehung der Knaben in den Schulen gegenseitigen Unterrichts einen sehr nachtheiligen Einfluß auf ihr sittliches Wesen und auf ihre Leidenschaft für Unabhängigkeit, Ungebundenheit und Beherrschung anderer. Dies hat man in Savoyen und selbst in Frankreich längst eingesehen; hier hängt man aber ganz unbegreiflich an dieser Lehrart. Nur der katholische Oberpfarrer Vuarin wollte sie nicht länger in der katholischen Schule dulden, und dies führte zu Schritten, bei denen Vuarin in der Form, nicht aber in der Sache Unrecht hat. Neben der ehemaligen katholischen Schule mit wechselseitigem Unterricht hat er aus besondern Mitteln eine andere eröffnet, wo nach Art der frères Ignorantins unterrichtet wird. Möchten doch die Genfer nicht vergessen, was vor fünfzig Jahren ihr trefflicher Landsmann Bonnet schrieb: Nur ein bescheidenes, sittliches und religiöses Schulwesen oerdient den Dank der Zeitgenossen. Es liegt im Grund sehr wenig daran, daß die Menschen sehr unterrichtet und gelehrt werden, wenn ihnen dies nicht als Grund für ein inniges und reines Fühlen, für ein Leben der Liebe und Duldung dient. Durch dieses können sie sich selbst, ihre Familien und Freunde, ja den Staat beglücken, keineswegs aber durch bloßes Wissen. Schon Milton sagt: der Mensch ist weniger gemacht zum viel Lernen und Denken als zum Empfinden.

Mr.

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 247.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 15. Oktober 1839.

Gay sprightly land of mirth and social ease,
Pleas'd with thyself, whom all the world can please!

Goldsmith.

Der Concordeplatz und die elysäischen Felder in Paris.

(Fortsetzung.)

Den ganzen Vormittag ist in den elysäischen Feldern fast nie etwas Interessantes und Lustiges für den Fremden zu sehen. Alles ist bis Nachmittag stumm und todt. Erst gegen zwei, drei Uhr beginnt das Leben, wie zu Wien im Prater und zu Berlin im Thiergarten, jedoch viel lebendiger, lauter, mannigfaltiger und beweglicher. Der große Unterschied, welcher einem zuerst in die Augen springt, ist, daß die Leute sich hier viel mehr anstrengen, bewegen, laufen, rennen und sich in der Luft abarbeiten; zweitens macht man die für einen patriotischen Deutschen schmerzliche Bemerkung, daß hier fast gar keine anständigen Erfrischungslokale existiren. Die Franzosen vergnügen sich durchaus nicht wie die Deutschen; das viele kostspielige Essen und Trinken ist ganz von ihren Lustbarkeiten ausgeschlossen. Besonders leben die kleinen Leute der untern und mittlern Stände unglaublich sparsam und genügsam: eine Fleischbrühe aus der benachbarten Anstalt der holländischen Suppencompagnie und ein Stückchen Braten um einige Sous, vom nächsten Rotisseur geholt, machen ihre Hauptmahlzeit aus; zum Frühstück und Abendessen verzehren sie einen Napf voll Salat oder einen Teller mit Gemüse, oder einige Schnitte Brod, mit Käse bestrichen, oder auch nur mit einigen Körnern Salz bestreut. Ihr gewöhnlichstes Getränke ist geröthetes Wasser, eau rougie, d. h. 3/4 Wasser und 1/4 Wein. Bei ihrem Salat und Salzbrod mit gewässertem Wein sind aber die Pariser Bürger und Handwerker munterer und lustiger als die Deutschen, wenn sie Kopf und Magen voll guter Bissen und edlen Weins haben. Bisweilen hat diese Mäßigkeit der Franzosen allerdings einen versteckten Grund. Die Franzosen sind bekanntlich eitel und lieben über alle Maßen die kleinen Vergnügungen, welche sie für den Hauptzweck des kurzen, mühseligen Lebens halten; um diese Vergnügungen mitmachen und bestreiten zu können, darben sie oft und legen Ersparnisse zurück, welche sie auf Flitter verwenden. An Feiertagen, wenn sie den Schmutz und Staub der Arbeit abgeschüttelt und das Handwerkszeug bei Seite gelegt haben, wollen sie sich gleichsam häuten, um mit der vornehmeren Welt in einer reinlichen, glatten Hülle zu erscheinen. Man zieht einen hübschen Rock, Glacéhandschuhe und ein Paar blankgewichste Stiefeln an, läßt sich frisiren, ein wenig Pommade in die Haare einstreichen und einige Tropfen wohlriechendes Oel aufgießen, um jede Spur des schwitzigen und unreinen Tagewerks zu vertilgen.

In diesem Aufzuge begleitet man sein angetrautes oder unangetrautes Liebchen zu irgend einem Balle oder macht eine Promenade in die elysäischen Felder, einen Eselsritt im Bouloguer Gehölz, fuhrt sich wie ein Gentleman auf und traktirt sogar die Gesellschaft mit einer Flasche Wein oder Bier. Wie mancher Franzose hungert drei, vier Tage, um am fünften zierlich gekleidet und parfümirt auszugehen und auch einmal zu leben, wie die großen Herren! All das thut so leicht kein Deutscher.

Obschon Frankreich das beste Weinland der Welt ist, so sind doch habituelle Säufer und echte Trinker seltene Erscheinungen; an keinem der öffentlichen Vergnügungsorte in Paris habe ich jene Kupfernasen und Pausbacken gesehen, welche in deutschen Schenken so morgenrothschimmerig und selig den Weinflaschen entgegenlächeln. In den elysäischen Feldern, wo sich oft an schönen, heitern Tagen eine Menschenmenge von vielen Tausenden aus- und einergießt, sind nur wenige Anstalten für die Hungrigen und Durstigen angebracht. Wir finden auf der rechten Seite nur ein elegantes Kaffeehaus, Café des Ambassadeurs, wozu J. J. Rousseau angeblich den Plan entworfen hat, und auf der linken Seite nur eine gute Speisewirthschaft, den Restaurant Ledoyen, dessen Kuche in gutem, gerade in umgekehrtem Ruf mit seinen cabinets particuliers steht, welche häufig zu parties fines benuzt werden. Nicht weit von diesem Speisehause ist das Café de la Surprise, welches einem allerdings durch seinen Cichoriekaffee eine unangenehme Ueberraschung bereitet. Sonst treffen wir auf beiden Seiten der elysäischen Felder nur noch einige kleinliche, ärmliche Häuschen und Schenkzelte mit Tischen und Bänken unter den Bäumen. Dahin sezt sich der ärmere Bürger, der Arbeitsmann mit seinem legitimen oder illegitimen Hausübel. Diese guten Leute leben so nüchtern als möglich und halten den wohlfeilsten Schmaus. Die halbe Tasse mit dem Gläschen Cognac, Chokolade, Sorbets, Eis und Liqueurs werden hier nie gefordert; man trinkt oft zu vier und fünf eine Flasche Bier; von kaltem Braten, Würsten, Käse, Butter, und was sich sonst ein deutscher Bürgersmann zu seinem Getränke auftragen läßt, weiß man hier nichts; höchstens erlaubt man sich ein Echaudé oder ein Stückchen steinharten Mandelkuchen zu knuspern, welche der Garçon jedesmal in einem Körbchen auf den Tisch stellt, wenn er die Flasche Bier bringt. Außer diesen ärmlichen Schenkhäusern gibt es einige ambulirende Eß- und Trinkanstalten, welche ein halbes Duzend alter Weiber und zahllose Marchands de coco repräsentiren. Diese gehen überall herum und schreien ihr: A la fraiche! à la glace! qui est-ce qui veut boire? in den Staub der Reiter und Wagen; jene sitzen in den Alleen vor kleinen Tischen mit Kuchen, Fruchten, rothem, gelbem, blauem, süßem und saurem Getränk in durchsichtigen Flaschen.

Die rechte, kleinste Seite der elysäischen Felder ist die eleganteste, welche auch von einem Theil der feineren Welt besucht wird. Die Bäume stehen hier dicht, laubreich und hoch. Franconi hat hier einen luftigen Sommerzirkus und Dufresne einen zierlichen Konzertsaal im Freien eingerichtet; Liebhaber von Seegefechten finden daselbst ein Navalorama, wo sie die Einnahme des Fort Saint Jean d'Ulloa sehen können; die Kinder üben sich im Ringstechen und die Grisetten und Studenten halten die Schaukeln besezt. In der ersten Allee sind, wie im Garten des Palais-royal und der Tuilerien, Binsenstühle aufgestapelt, wovon man nach Belieben einen nehmen kann, um sich darauf zu setzen, wenn man nämlich zwei Sous übrig hat; denn diese muß man bezahlen, mag man drei Minuten oder drei Stunden da sitzen. Das Miethgeld wird von einem alten Weibe eingefordert, welches auf und ab geht und mit wahren Spinnenaugen aufpassen muß, wer sich eben gesezt hat: denn der habsüchtigste Franzose würde in zweifelhaften Fällen lieber gar nicht anfragen, als die Grobheit begehen, bei denen wieder anzufragen, die schon einmal bezahlt haben. Am Eingang dieser Allee hat sich eine höchst idyllische Industrie gebildet, dort werden nämlich kleine Kinderwägelchen, mit Ziegen bespannt, vermiethet, und man sieht mehr als einen Familienvater neben diesen Equipagen hertraben, während sein Töchterchen darin auf und ab fährt; die Fahrt kostet fünf Sous.

Vormittags ist hier selten etwas zu thun, selbst um zwei, drei Uhr, wo es im Tuileriengarten glänzend und gedrängt voll ist, findet man hier sehr geringe und dünne Gesellschaft. Belebter wird es gegen Abend, und am lebhaftesten, wenn Dufresne seine Bravourarien auf dem Klapphorn und die Franconische Truppe ihre Reiterkünste produzirt. An beiden Orten trifft man alsdann eine eben so elegante Versammlung als im Tuileriengarten; jedoch merkt ein geübter Beobachter bald eine große Verschiedenheit im äußern Betragen. Die Etikette ist hier lockerer und freier; die, welche sich im Tuileriengarten geniren, wo das Gesetz der feinsten Geselligkeit herrscht, sind hier um einige Grade ungezwungener und muthwilliger. In den Tuilerien rivalisiren die galanten Nymphen der Chaussée d'Antin mit den Damen des Faubourg Saint-Honoré an Ehrbarkeit und Zurückhaltung und setzen ihren höchsten Stolz darein, sich bloß durch ihre Reize und eine studirtere Koketterie von den ehrlichen Frauen zu unterscheiden. In den elysäischen Feldern, wo die eigentlich vornehme Welt nicht erscheint, findet diese Rivalität nicht Statt.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel.

(Schluß.)

Wenn sich nun aber die Sonne sowohl, als alle übrigen Fixsterne bewegen, so entsteht noch die überaus wichtige und interessante Frage: ob sie dabei bloß gegenseitigen Anziehungen unterworfen sind und in mehrere Systeme zerfallen, oder ob sie alle der überwiegenden Anziehung eines einzigen großen Centralkörpers gehorchen? Argelander entscheidet sich für diese leztere Ansicht. „Da wir," sagt er in seiner, nicht unter das größere Publikum gekommenen Dissertation, „in dem Maße, in dem sich unsere Kenntniß ausdehnt, das Newton'sche Attractionsgesetz, im Großen wie im Kleinern, immer mehr als das allgemeine Naturgesetz kennen lernen, so drängt sich uns auch von selbst der Gedanke auf, daß das ganze uns sichtbare Sternenheer zu einem einzigen durch jenes Gesetz regierten Systeme gehöre, und daß sich alle diese unzählbaren Körper daher um einen Centralkörper bewegen."

Diese Idee ist in einem gewissen Sinne nicht neu: denn einige Astronomen haben wirklich schon früher den Sirius als einen solchen Centralkörper bezeichnet. Allein nichts berechtigt zu dieser Vermuthung, zu welcher wahrscheinlich nur der Umstand Veranlassung gegeben hat, daß Sirius der hellste aller Fixsterne ist. Denn übrigens liegt er der oben angegebenen Richtung der Bewegung unseres Sonnensystems viel zu nahe, um als Brennpunkt der von der Sonne dabei zu durchlaufenden Ellipse betrachtet werden zu können, wenn man diese Ellipse nicht außerordentlich schmal annehmen will; ferner aber hat dieser Stern nach den neuesten Beobachtungen auch eine für den Centralkörper viel zu starke eigene Bewegung.

Dagegen sprechen, nach Argelanders weiteren Forschungen über diesen Gegenstand, überwiegende Gründe dafür, diesen Centralkörper in die Ebene der Milchstraße zu versetzen. Man braucht zur Unterstützung dieser Hypothese nur die ganz plausible Annahme zu machen, daß sich die Fixsterne im Allgemeinen, nach Analogie der Planeten, in wenig vom Kreise abweichenden, gegen eine bestimmte Ebene nur unbedeutend geneigten Curven bewegen. Schon unsere Sonne selbst scheint bei ihrer oben bezeichneten Bewegung dies Gesetz zu befolgen und dabei also von einem in dieser Lage angenommenen Centralkörper regiert zu werden. Ferner spricht für die Vermuthung, daß der Centralkörper des Fixsternhimmels in der gedachten Ebene liege, der Umstand der unendlichen Menge teleskopischer Sterne, die die Milchstraße selbst ausmachen und die so auffallend große Anzahl heller Sterne, welche sich in der Nähe dieses merkwürdigen Gürtels befinden. Von den 19 Sternen erster Größe, welche uns der Sternenhimmel überhaupt zeigt, stehen 9 weniger als 10 Grad und 3 weniger als 20 Grad von ihr ab; von den 40 Sternen zweiter Größe gilt dasselbe von resp. 15 und 8, und ein bloßer Blick auf den Globus lehrt, daß es sich mit den nächsten übrigen Ordnungen ziemlich eben so verhält. Dies kann unmöglich Zufall seyn; und die Hypothese eines in der Ebene der Milchstraße anzunehmenden Centralkörpers, auf welchen sich die gesammten Fixsterne unseres Himmels eben so beziehen würden, wie die Planeten unseres Sonnensystems auf die Sonne, erhält also dadurch eine große Wahrscheinlichkeit.

Indem ich aber dieses erhabene Resultat der Forschungen, Beobachtungen und Rechnungen der neuesten Astronomie selbst weiter verfolge, finde ich, daß der eben vorgetragene Hauptgedanke desselben schon von einem älteren Weltweisen, dem verehrungswürdigen, lange nicht genug erkannten Kant, obgleich nicht mit derselben Deutlichkeit bezeichnet, doch wenigstens angedeutet worden ist. „Wenn man," sagt dieser tiefsinnige Denker (Naturgesch. und Theorie des Himmels, vierte Auflage, S. 76.) „in dem unermeßlichen Raume, darin sich alle die zahllosen Sonnen der Milchstraße gebildet haben, einen Punkt annimmt, in welchem, durch irgend eine Ursache, die erste Bildung der Natur aus dem Chaos angefangen hat, so wird daselbst die größte Masse und ein Körper von der ungemeinsten Attraction entstanden seyn, welcher dadurch fähig geworden ist, in einer unendlichen Sphäre um sich her alle in der Bildung begriffenen Systeme zu nöthigen, sich um ihn, als ihren Mittelpunkt, zu bewegen."

Ich halte mich überzeugt, daß Argelander diesen Gedanken des Königsberger Philosophen nicht gekannt hat: seine ganze Auffassung und Behandlung des Gegenstandes bürgt mir dafür. Was bei Kant bloße Ahnung der Wahrheit ist, wird unter seiner fleißigen Hand gewissermaßen Beobachtungsresultat. Aber eben deßwegen lege ich auf die Auffindung dieser Uebereinstimmung über die Sache selbst einen so großen Werth, da sich stets sehr viel von einer Ansicht erwarten läßt, welche durch mehrere, von einander unabhängige Forscher, und noch dazu auf verschiedenen Wegen, ergriffen wird. — Die Leser dürfen daher — und damit schließe ich — selbst diese leztere, wenn auch durch das Fernrohr und die Rechnung noch nicht ganz so, wie die vorhergehenden, begründete Andeutung über die Beschaffenheit des Fixsternhimmels aus einem höheren Gesichtspunkte als dem einer bloßen Hypothese betrachten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, September.

Die Industrieausstellung.

Seit langer Zeit ist der Palazzo vecchio, die gewaltige Burg, welche Arnolfo di Lapo inmitten der Stadt erbaute, nicht so von Besuchern gefüllt gewesen wie in diesen Tagen. Es ist nicht etwa, um den großen Rathssaal zu sehen, in welchem viele Bildsäulen und Gruppen des Bandinelli, und ein paar Werke des Michel-Angelo und das Gianbologna eine Sculpturgalerie bilden, der man es ansieht, daß der Zufall sie hier zusammengewürfelt hat, und die sich überall anderswo besser ausnehmen würde; es ist ebensowenig, um die schlechten Fresken des Vasari anzustaunen, welche nur vorhanden zu seyn scheinen, um den Besucher daran zu erinnern, quantum mutata ab illa die Bestimmung des Palastes und die Kunst waren, als sie gemacht wurden. Die Menge drängt sich in den vordern Saal, den, welchen die Bildnisse der Großherzoge und der übrigen Glieder des Hauses Medici schmücken, und wo gegenwärtig die erste, durch die Regierung veranstaltete Industrieausstellung stattfindet. Denn die im vorigen Jahre durch die Akademie der Georgofili angeordnete, von welcher ich bei Gelegenheit einiger Bemerkungen über die toskanische Industrie Nachricht gab (1838, Nr. 183. ff.), war eine Art Probe, die sehr gut gelang und zu wiederholten Versuchen aufforderte. Es gibt immer noch manche Leute, welche, selbst nachdem sie bis Florenz vorgedrungen sind, sich fest überzeugt halten, in Italien thue man gar nichts. Es ist die Ansicht, welche ein Franzose naiv aussprach, als er, ich weiß nicht welche italienische Zeitschrift auf einem Tische liegen sah. „Tiens," sagte er höchst verwundert, „l'on imprime des journaux en Italie!" Ich will nicht untersuchen, ob die Italiener der drei lezten Jahrhunderte ganz ohne Schuld an dieser ehrenrührigen Meinung gewesen; aber ich glaube behaupten zu dürfen, daß die gegenwärtigen einen solchen Vorwurf in mehrfacher Hinsicht keineswegs verdienen. Man muß mich nicht mißverstehen: ich will hiemit nicht behaupten, daß die italienische Industrie im Allgemeinen sich mit jener einiger andern Nationen zu messen im Stande sey; es fehlt leider viel daran, daß es so sey. Aber das Bestreben, welches sich namentlich in Oberitalien und in Toscana so vielfach an den Tag legt, den Völkern, die einst bei den Italienern in die Lehre gingen, sie dann aber himmelweit hinter sich ließen, eifrig nachzustreben, ist aller Anerkennung werth. Um mich nicht zu wiederholen, muß ich hier in Betreff der Hauptzweige des toscanischen Gewerbfleißes auf die schon berührten früheren Bemerkungen verweisen. Die Menge der ausgestellten Produkte war minder groß, als man hätte erwarten dürfen; sie füllten nur einen, freilich sehr geräumigen Saal des Palastes. Aber es war viel Bemerkenswerthes darunter: vor allen die Seiden- und Sammtzeuge, welche verdienterweise die meiste Aufmerksamkeit auf sich zogen. Die schwarze Seide bewährte ihren alten, wohlerworbenen Ruf; die vielen farbigen Zeuge zeichneten sich diesmal aber nicht minder aus, vor allen die aus der Manufaktur Guerber, Gonin und Maffei. Alle verschiedenen Gattungen waren vorhanden, die Atlaszeuge, Levantinen, Gros de Naples und Gros de Tours; überhaupt alle Stoffe zu Kleidern, von den kostbarsten silberdurchwirkten zur Hofgala bis zu den einfachsten; Zeuge zu Möbelüberzügen und Wandbekleidungen, wie man hier immer noch mit Vergnügen sieht, dauerhaft, von geschmackvoller Zeichnung und vortrefflichen Farben; Schärpen, Halsbinden, Foulards und andere Toiletteartikel, in reicher Auswahl und von vorzüglicher Qualität. Die Sammtzeuge waren von gleicher Schönheit. Die Preise sind im Ganzen mäßig. Man kann nicht umhin, an die glänzenden Tage der Arte della Seta in Florenz zu denken, als man hier allein die Kunst verstand, mit Lackmus zu färben, die durch einen Florentiner aus der Levante gebracht worden war, und seiner Familie, den jezt noch blühenden Rucellai (Oricellarj, von Oricello) Namen und Reichthümer gab. Dieser Familie gehörte Giovanni Rucellai an, für welchen Leon Batista Alberti die Façade von St. Maria Novella vollendete, einen prachtvollen Palast und eine schöne Kapelle baute, welche die Form des heiligen Grabes in Jerusalem nachahmte; dessen Sohn Bernardo, Schwager Lorenzo's de Medici und ausgezeichneter Geschichtschreiber, in dessen Gärten die neuplatonische Akademie ihre Versammlungen hielt; Bernardos Sohn Giovanni, welcher Castellan der Engelsburg war und das Trauerspiel Rosmunda, wie das Lehrgedicht Le Api, schrieb; endlich Pallas Rucellai, der zur Zeit des Untergangs der Republik eine bedeutende Rolle spielte. So waren damals die florentinischen Kaufleute. — Die Fabrikation des Wollentuchs steht der der Seide bei weitem nach, und wenn sie auch neuerdings bedeutende Fortschritte gemacht hat, so ist doch kaum zu erwarten, daß sie jemals einen hohen Grad der Vollendung erreichen werde. Aus dem Städtchen Stia im Casentinothale gehen indeß lobenswerthe Fabrikate hervor, die zum Theil selbst hier als fremde Erzeugnisse verkauft werden mögen, um ihnen mehr Credit zu verschaffen. Es sind meist gesteifte Zeuge zu Beinkleidern, wie sie jezt Mode sind. Die Strohhüte, von denen nicht viele vorhanden, sind immer von gleicher und nirgends erreichter Feinheit; die Preise derselben halten sich auf der Mittelhöhe. Die Hauptmärkte für den Absaz sind fortwährend die amerikanischen. Die Papierfabrikation vervollkommnet sich immer mehr. Diesmal staunte man namentlich das nach englischen Methoden verfertigte Seidenpapier der Cinischen Fabrik zu San Marcello im Gebirg von Pistoja an, von welchem zahllose Ellen in einem Stück sich entwickeln. Vieles Lob verdienten die verschiedenen Gattungen Leder, ein Industriezweig, der neuerdings große Thätigkeit an den Tag legt. Vortreffliche Instrumente waren von Palmerini in Pistoja vorhanden, der sich schon längst durch seine Stahlarbeiten einen guten Namen gemacht hat. Namentlich wird die Vergoldung des Stahls an Waffen u. s. w. sehr gerühmt. Im Fache der Mechanik war auch sonst einzelnes Gute vorhanden. Ganz vorzüglich aber zeichneten sich aus die Arbeiten von eingelegtem Holze (Tarsia). Einst waren die Florentiner darin die berühmtesten in Europa, und große Künstler verschmähten es nicht, sich mit diesem Zweige zu beschäftigen. Unter diesen ist vor Allen Brunnellesco zu nennen, welcher namentlich auf die Vervollkommung der Perspektive in den durch diese Holzmusive dargestellten Gegenständen Einfluß hatte. Anfangs bediente man sich nur des schwarzen und des weißen Holzes, dann begann man durch Feuer Schattirungen in das Weiße hineinzubringen. Die Kirchenstühle in den Chören, die Schränke in den Sacristeien u. s. w. wurden auf diese Weise verziert. Ein Mönch zu Bologna, Fra Damiano, zeichnete sich in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts darin aus. Ein anderer Mönch, Fra Giovanni aus Verona, machte zuerst Gebrauch von farbigen und gefärbten Holzarten.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 248.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 16. Oktober 1839.

Stock, Stein, Gras, Grein.
Losung der Vehme.

Freistuhl zu Dortmund. *

Von F. Freiligrath.

Dies sind die Linden; — beide morsch und alt!
Rechts die zeedarst: — sie klafft mit jähem Spalt
Auf von der Wurzel bis zur Splitterhaube.
Weit aber greift sie mit den Aesten aus;
Fast wie die Schwestee prangt sie grün und kraus,
Und schmückt die Stien mit frühlingsfrischem Laube.

Dies ist der Tisch; — hart unter'm Lindenpaar
Erhebt er sich; — du kannst des Reiches Aar
Zur Stunde noch auf seiner Platte schauen.
Der Stadt des Reiches flog sein Adler vor;
Hier auf dem Tische, dort auch über'm Thor,
Und in den Kirchen weist er seine Klauen.

Ein todt Gethier! — Dee Welschland überflog,
Um Syriens Palmen kuhne Kreise zog,
Das heil'ge Grab und Golgatha beschirmte,
Der mit dem Wappenleu'n Castilia's
Auf Einem Deck, auf Einer Flagge saß,
Und durch die Wälder der Kaziken sturmte: —

Die Zeit erlegt' ihn! — Steine sind sein Pfuhl!
Wer weckt des Kaisees trotzig Federspiel?
Im Steine träumt es, wie der Falk im Ringe. —
Sein Träumen abee? — Schlachtfeld und Gelag,
Blutbann und Blut: — auf diesem Tische lag
Das nackte Schwert einst und die Weidenschlinge.

O, träume zu! — Der Wandeer stört dich nicht!
Und doch — auch Er will hegen ein Gericht!
Er weiß das Wort; er ist befugt zu schlichten!
Ein neuer Freigeaf tritt er kühn heran;
Sein Auge blizt: — in rother Erde Bann
Die rothe Erde selber will er richten!

Sein eigner Frohne scheitt er durch das Land;
Er that den Schlag an jede Trümmerwand,
Er hied den Span aus jeder Thurmespfoete,
In Burg und Kloster flog sein Ladungsbrief,
Um Mitternacht zu dreien Malen rief
Auf jedem Kreuzweg deänend er die Worte:

„Horch auf! — Die Ladung! — Du verschrie'ner Strich,
Land meiner Väter, ich berufe dich!
Keck vor dem Stuhle laß dein Banner strahlen!
Wie Forst und Strom und frischgepflügtes Land
Dreifarbig schimmern lassen dein Gewand,
Grün, weiß und schwarz — so stelle dich, Westphalen!

* Einleitungsgedicht zum „malerischen und romantischen Westphalen," dessen Herausgabe durch den Verfasser nächstens bevoesteht.

Du bist verfehmt, es ruht auf dir die Acht,
Es hat das Reich dich in Gerücht gebracht;
Begegn' ihm stolz! was schlummerst du am Herde?
Die Rüger harren — rings die Lande sind's!
Sie rufen laut: das Fohlen Wittekinds,
Ein Schlachtroß weiland, sank zum Ackerpferde!

Nicht schallt sein Wiehern wild mehr im Gefecht;
Nicht zäumen Freiherr mehr und Edelknecht
Sein trotzig Haupt zu ritterlichem Stechen.
Sein Aug' ist glanzlos und sein Mund ist stumm;
Auf öden Haiden treibt es sich herum,
Und weidet träg an namenlosen Bächen.

Auf seinem Nacken herrscht ein rauher Stamm;
Er treibt es ab auf steiler Berge Kamm,
Er läßt es träumend über Moore schwanken.
Zahm und geduldig schirrt er's vor den Pflug;
Des gelben Haarrauchs dunstig Nebeltuch
Umweht als Decke flatternd seine Flanken.

Wo sich der Thorweg hebt, von Rauch gebräunt,
Vom grünen Eichkamp sassisch noch umzäunt,
Wo des Gehöftes Halmendächer ragen,
Wo, von dem Kranz der Pilgerin umweht,
Der Schrein des Heil'gen dicht am Wege steht,
Da lebt es dumpf und hat verlernt das Schlagen! —

Kannst du es hören? — In den Klageruf,
Der dich befehdet, donnert nicht dein Huf? —
O, jag' heran, laß deine Mähne fliegen!
Mit deinen Eideshelfern: Berg und Fluß,
Tritt vor den Richter, der dich richten muß,
Und überschrei'ne deiner Feinde Rügen!

In ihr Geschelt und in ihr lautes Drohn
Mische des Felsbachs und der Quelle Ton,
Die um das Eisen deiner Hufe lecken!
Wirf ab die Hülle — deiner Thale Duft!
Laß deine Berge steigen in die Luft,
Wie Zeugenfinger, die zum Schwur sich recken!

Laß deine Wälder flüsternd dich umwehn,
Laß deine Kuppen dir zur Seite stehn,
Laß deine Burgen sich in's Stromthal neigen!
Laß deiner Dome farb'ge Scheiben glühn,
Laß deiner Gilden alte Pfeile sprühn —
All' deine Helfer, laß sie nahn und zeugen!

(Schluß folgt.)

Der Concordeplatz und die elysäischen Felder in Paris.

(Fortsetzung.)

In den Zwischenalleen sind Bretterbuden, unter denen die merkwürdigste die des Polichinell ist, welcher sich stets eines großen Zuhörerkreises erfreut. Jedoch ist dieses Possenspiel nicht mehr, was es früher war: ein wirkliches Drama aus dem Volksleben. Der Polichinell macht zwar mitunter noch einige gute Späße, aber das ganze Stück hat keinen Zusammenhang, keine Originalität und keine Beziehung auf die Gegenwart mehr; die Hauptsache ist das Quirken und Grunzen des Redners, der hinter dem Vorhang steht und die Puppen dirigirt. Neben der Scene sitzt gewöhnlich eine Katze, die so abgerichtet ist, daß sie sich mit dem Polichinell schlägt. Außer dem Puppenspiel ist hier der Bilder- und Landkartenhandel in Flor. Die ärmsten Kunsthändler haben ihren Vorrath auf dem Boden ausgebreitet oder an Bindfäden zwischen den Bäumen festgeklammert; jeden Augenblick müssen sie einigen Bildern nachlaufen, welche der Wind oder ein schadenfroher Gamin mobil gemacht hat, indem er die darauf gelegten Steine oder die Holzklammern weggenommen. Zehn Schritte davon führt ein kleines Mädchen mit verbundenen Augen den Eiertanz auf; ein Knabe von fünf Jahren begleitet die Sprünge und Bewegungen seiner Schwester mit der Violine, während die Mutter für nichts anderes Augen hat, als für die Sous, welche in den Kreis geworfen werden. Noch weiter finden wir blinde Sängerinnen, Cymbelnspielerinnen, Hunde- und Affentanzmeister, Elektrisirer, Charlatans u. dergl., welche hier ihr Wesen treiben und die Menge der Spaziergänger belustigen; denn alle diese Geschöpfe haben Witz, und mitunter recht beißenden.

Die linke größte Seite der elysäischen Felder, längs des Cours la Reine an der Seine, gehört ausschließlich den Armen und Geringen. Der Boden ist nicht so zerstampft und zertreten wie jenseits und hat an vielen Stellen noch hübschen Rasen, worauf der ermüdete Arbeiter ein Stündchen während der Mittagshitze ausruhen kann; die Bäume stehen nicht sehr dicht, und es gibt viele lichte Stellen und freie Räume von beträchtlichem Umfang, wie z. B. das Carré Marigny, worauf gewöhnlich die Feier der Julifeste begangen wird. Hier sind die Lieblingsspielplätze des Pariser Volks, wo man unentgeldlich die Gewandtheit und Geschwindigkeit der französischen Leiber bewundern und an der Freiheit und Leichtigkeit dieser zum Voltigiren geborenen Menschen sich erfreuen kann. Jung und Alt, Groß und Klein, Alles spielt hier; denn die Franzosen haben längst das läppische Vorurtheil abgelegt, der Bürger und etablirte Handwerker

dürfe nicht spielen, ohne seiner Würde zu nahe zu treten; sie denken wie die Alten, welche keinen Anstand nahmen, zu spielen, wogegen die deutsche Bequemlichkeit und Spießburgerlichkeit sich sträubt. Mancher Kaufmann, Beamte und Künstler wirft in den elysäischen Feldern seinen Rock ab, um an schönen Nachmittagen sein Spiel zu machen; nicht bloß die Jugend, sondern auch das reife Alter nimmt an diesen freien Spielen den thätigsten Antheil, und ich habe hier Männer in den Vierzigen gesehen, welche sich mit wahrer Knabenausgelassenheit tummelten und es bisweilen den Jüngsten zuvorthaten. Die Aermsten, Ehrbarsten und Langsamsten, welche keine Kräfte zum Springen mehr haben und sich doch ein Vergnügen machen wollen, schieben Kegel, welche weit von einander unter den Bäumen aufgestellt werden. Noch häufiger ist das Kugelspiel, welches seine bestimmten Stellen hat. Auch sieht man häufig das Anwerfspiel, was der Italiener battimuro und der Norddeutsche Klingpfennig nennt, wobei man die Stärke des Wurfs sehr in seiner Gewalt haben muß, um genau zu berechnen, wie weit das ausgeworfene Geldstück ungefähr zurückprallen wird. Dieses Spiel, welches bei uns die Kinder mit Knöpfen oder Zahlpfennigen spielen, sieht man hier alte Leute mit Fünffrankenthalern spielen, und zwar so eifrig und angelegentlich, als wenn es um ein Landgut ginge. Diejenigen, welche sich stärkere Bewegung machen und doch den Augen und Füßen nicht zu viel Anstrengung ansinnen wollen, spielen Ballon, den sie einander zuschlagen und im Kreise rundgehen lassen; wer ihn über den Kreis hinausschlägt oder ihn nicht weiter befördert, weil er auf die Erde fällt, muß eine gewisse Summe bezahlen; jedoch geht es selten um Gewinnst, sondern meist um die Ehre. — In den verschiedenen Arten des Ballspiels sind die Franzosen überhaupt Meister, und man sieht hier in den elysäischen Feldern so vortreffliche Ballspieler, wie sie kein deutscher Turnplatz aufzuweisen hatte. Ich kenne aber nicht leicht ein empfehlenswertheres Spiel: mit großer Einfachheit verbindet es große Mannigfaltigkeit und gewährt eine vielseitige Regsamkeit, da Schlagen, Laufen, Bücken abwechselnd vorkommen und das Augenmaß sehr schärfen. Am interessantesten ist das Ballspiel aus freier Hand, worin es die Pariser wirklich bis zu einem erstaunlichen Grade von Fertigkeit gebracht haben. Jeder freie Platz eignet sich dazu; die Spieler, in der Regel junge, flinke Bursche, und acht bis zehn an der Zahl, haben die Röcke abgeworfen und einen wattirten ledernen Handschuh über die rechte Hand gestreift, womit sie einen kleinen Gummiball einander zuschlagen. Die Geschicklichkeit beruht einfach darauf, daß der Ball so lange als möglich durch die Luft getrieben wird, was bei dem weiten Spielraum nicht leicht ist; aber die Pariser sind so darauf eingeübt, daß oft eine Stunde und darüber vergeht, bis der Ball auf den Boden kommt; sie geben dabei Beweise von Augenmaß und Körpergewandtheit, welche in der That bewundernswürdig sind und das Beifallklatschen der Umstehenden verdienen. Der dichte Kranz von Zuschauern, der jeden kecken Schlag belobt und beklatscht, verleiht diesen Ballspielen großen Reiz: es ist ein Gedränge und Gewimmel, ein Lachen und Bravoschreien, ein Winken und Zurechtweisen, kurz ein so lautes und fröhliches Leben, daß man hier oft mehr Belustigung und Genuß findet, als in den besten Theatern. Diese Spiele sind, wie überhaupt alle Turnübungen, nicht ohne Gefahr für reizbare, leicht empfängliche Frauen; mancher hurtige und behende Jüngling mag hier ohne sein Wissen das Herz einer schönen Zuschauerin gestohlen und davongetragen haben.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, September.

(Fortsetzung.)

Tarsia. Kunstausstellung.

Die berühmten florentinischen Baumeister Giuliano und Benedetto da Majano führten sehr schöne Werke in Tarsia aus. Der erstere begann in dieser Weise die Chorstühle im Dom zu Pisa, wo er mehrere Schüler bildete, und arbeitete dann die Schränke in der Sacristei von Sta. Maria del Fiore in Florenz, die von Benedetto vollendet wurden. In Oberitalien zeichnete sich Lorenzo Canozio von Lendinara aus, welcher um 1774 schöne Arbeiten in Padua lieferte. Der Reichthum der florentinischen Familien, die fast alle durch den Handel sich hoben, machte es ihnen möglich, auf das Hausgeräth bedeutende Summen zu verwenden, und so entstanden denn namentlich im sechzehnten Jahrhundert die außerordenlich zahlreichen kunstvollen Arbeiten, bei welchen das geschmackvolle Schnitzwerk mit der Tarsia Hand in Hand geht. Die häufige Anwendung von feinen Steinen und Broncen, welche später überhand nahm und allmählig das Holz verdrängte, muß als eine Ausartung bezeichnet werden. Dieser Kunstzweig lag eigentlich nie völlig darnieder; aber er war aus der Mode gekommen, und während man einerseits die Prunkkammern ausleerte und die reichverzierten Geräthschaften um ein Spottgeld verkaufte, um sie durch neumodige, phantasiearme Möbeln, meist von sogenannten antiken, richtiger aber neufranzösischen Formen zu ersetzen, brachten anderseits die neuern Künstler nichts sehr Rühmenswerthes in eingelegter Arbeit hervor. Neuerdings hat man sich diesem Kunstzweige wiederum zugewandt, und die gegenwärtige Ausstellung lieferte mehrere Proben, wie weit man es in kurzer Zeit darin gebracht hat. Unter mehreren Tischen und Schreibtischen zog namentlich einer der lezteren die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich: er war mit Holz von verschiedenen Farben, Elfenbein und Perlmutter nach einer gut gewählten Zeichnung mit wahrer Kunstfertigkeit ausgelegt, und so geschmackvoll wie reich. Freilich sind die Preise dieser Gegenstände nicht für alle Börsen berechnet. — Große und kleinere goldene Medaillen wurden den Fabrikanten zuerkannt, die sich am meisten ausgezeichnet hatten.

Soviel von der Industrieausstellung. Zugleich mit dieser wurde in den Sälen der Akademie der schönen Künste die jährlich stattfindende Kunstausstellung eröffnet. Von dieser bleibt mir weniger zu sagen; überhaupt kann ich nicht umhin, zu gestehen, daß mir in der Reihe von Jahren, während deren ich die Erscheinungen der Kunst in Toscana beobachtet habe, kein wesentlicher Fortschritt bemerklich geworden ist. Manche Maler sind sogar zurückgeschritten, so Benvenuti und Bezzuoli. Der Erstere war mir immer unangenehm: seine lezten Bilder und seine großen Fresken an der Kuppel der großherzoglichen Grabkapelle in S. Lorenzo sind indeß noch viel flacher, geistloser, gemachter, als seine früheren Werke. Bezzuoli verhieß nie ein bedeutendes Talent, aber er verhieß doch mehr, als er neuerdings geleistet hat. Seinen Tod Manfreds in der Schlacht bei Benevent habe ich nicht gesehen. Herr Jules Janin riß das Bild völlig herunter und verwickelte sich dadurch in einen lebhaften und ziemlich ungebührlichen Streit mit den Landsleuten des Malers. Dieser harte Tadel von Seiten des großen französischen Kunstkenners würde in meinen Augen für das Bild reden; aber was ich seit dessen Entstehung von Bezzuoli gesehen, flößt mir großes Mißtrauen ein. Sein Tod Philipp Strozzis in der gegenwärtigen Ausstellung ist sehr unglücklich und, was das schlimmste, sehr ordinär. Das Technische hat immer ein relatives Verdienst. Die übrigen Künstler, welche Gegenstände aus der italienischen Geschichte des Mittelalters gewählt haben (die jezt die abgedroschenen antiken Sujets ablösen zu wollen scheinen), zeigen nicht mehr Geschick. So finden wir die sicilianische Vesper, so, aus späterer Zeit, den Tod des Francesco Ferruccio in der Schlacht bei Gavinana (1530), welche das Schicksal der Republik Florenz entschied. Lezteres Bild, gleich dem von Bezzuoli, ist für den Cav. Puccini zu Pistoja bestimmt, welcher einen Saal in seiner schönen Villa (deren Park dem zu Muskau den Rang streitig macht, wie der Besitzer dem Verstorbenen die Kunde der Landschaftsgärtnerei) durch zehn Darstellungen aus der vaterländischen Geschichte ausschmücken läßt. Unter andern wird der Tod des Herzogs Alexander von Medici hineinkommen — lauter Blutscenen! Unvollendet ist ein riesiges Bild von Gazzarini: Stephan Langton, Erzbischof von Canterbury, verkündet den verbündeten Baronen, Rittern und Prälaten in der Paulskirche die Ertheilung der Magna Charta (25sten Aug. 1213). Es sind schöne Einzelheiten in diesem Werke, aber das Ganze wird schwerlich einen bedeutenden Eindruck machen. Am wenigsten dürfte das Colorit befriedigen. Unter den Gemälden, deren Sujets der italienischen Dichtung entlehnt sind, ist Dantes Zusammentreffen mit dem Florentiner Philippo Argenti (im achten Gesang der Hölle) von J. Espalter, einem Spanier, bei weitem das vorzüglichste. Dante und Virgil gleiten auf der Barke durch die schlammigen Gewässer, in denen die Zornmüthigen einander zerfleischen. Die Composition ist ernst und in großartigem Styl, das Colorit vielleicht etwas monoton. Von demselben Maler ist ein Bild nach einer Scene in Grossis Roman: Marco Visconti, Bice im Castell von Rosate darstellend. Die Zahl der heiligen Gegenstände ist äußerst gering: die Wiedererweckung des Jünglings von Nain, von Pollastrini aus Livorno, hat nur einzelnes Gute. Das Genre ist, wie gewöhnlich, schwach. Von V. Chialli aus Cortona, der in Darstellungen von Klosterrefectorien, im Geschmack der Granet'schen Bilder, nicht geringes Geschick zeigt, ist ein Gemälde mit kleinen Figuren vorhanden: Raphael, Fra Bartolommeo im Kloster von S. Marco besuchend. Es ist nicht übel, aber dieser Künstler wiederholt sich so sehr, daß bei seiner schwächlichen Charakteristik seine Werke höchst eintönig werden. Von Veduten und Landschaften ist beinahe gar nichts vorhanden. Das Innere des Palazzo pretorio zu Pistoja, von Liverati, ist recht gut aufgefaßt und sorgfältig ausgeführt; sonst ist nur eine Sumpfgegend im Morgennebel, von Morghen (Sohn des berühmten Kupferstechers), zu nennen. Gute Aquarelle, Ansichten von Venedig im englischen Genre, lieferte de Fabris, ein Venezianer. Unter den Bildnissen kann nur das eines jungen Mannes in schwarzer Kleidung mit einem Windhunde, von einer Französin, Georgine Meyrunis (von welcher auch ein charaktervolles und vortrefflich gemaltes Brustbild eines alten Klostergeistlichen vorhanden ist), auf eigentlichen Kunstwerth Anspruch machen. Zum Schlusse muß ich noch eines großen, figurenreichen Gemäldes gedenken, welches von einem Schweizer, Adolph Stürler, herrührt. Es stellt die von Vasari beschriebene Scene dar, wie die Madonna des Cimabue mit vieler Pracht und unter Trompetenschall vom Hause des Malers nach der Kirche Sta. Maria Novella gebracht wird. Die andere Erzählung, daß nämlich Carl von Anjou das Bild gesehen und alle Männer und Frauen in größtem Puz und Gedränge herzugeeilt seyen (woher der Name Borgo Allegri, welchen die Straße erhielt, in welcher Cimabue wohnte), ist mit jener in Verbindung gebracht. Das Bild ist augenscheinlich die Schöpfung eines Künstlers, der ganz in den Trecentisten lebt und sich ihren Styl anzueignen sucht. Der Ernst, mit welchem er dies durchführt, verdient jedenfalls Anerkennung. Ob er aber, was Zeichnung und Colorit betrifft, sich nicht auf einem ganz falschen Wege befindet, lasse ich unentschieden. — Unter den Sculpturen sind u. a. einige sehr gelungene Broncegüsse zu bemerken: jene der Diana von Gabii und der Venus des Giambologna, welche den großen Brunnen der großherzoglichen Villa von Castello verziert, von C. Papi für die Herzogin von Sutherland ausgeführt, für welche eben jezt der Mercur des Giambologna gegossen wird. Voll Natur und Leben in Bewegung und Haltung war ein siegreicher David, von Lusini, einem Pensionär der Regierung in Rom. Das Modell zur Statur Boccacios, von Fantacchiotti, war unbedeutend. Diese Statue gehört zu dem Cyclus von Bildsäulen berühmter Florentiner, welche die Nischen am untern Geschosse der vom Vasari gebauten Uffizien verzieren werden. Gewiß ist die Idee schön; die Auswahl, soviel mir bekannt, ist gut getroffen; es kommt also nur darauf an, daß die Ausführung höheren künstlerischen Anforderungen entspreche. — Unter den Kupferstichen war die Himmelfahrt des Guido, welche Garavaglia bei seinem Tode unvollendet hinterließ, und der ältere Anderloni fertig stach. Der Unterschied zwischen der Arbeit des Einen und der des Andern ist freilich groß. Dies Blatt erinnert mich an Garavaglias Denkmal, welches sich in einer der Kupolen der Kirche der Serviten (s. Annunciata) befindet, und auf dem dieses seines lezten Werkes gedacht ist. In derselben Kirche liegen Giambologna und Bandinelli begraben, beide in Kapellen, welche sie selber ausgeschmückt, und im Vorhofe befindet sich Andrea del Sartos Bildniß und Denkstein neben seinen unsterblichen Fresken. — Ein neuer Stich nach der Madonna del Cardellino, von A. Martinet, verdient hinsichtlich seiner zarten Ausführung vieles Lob. Von dem Kupferwerke über die Galerie der Uffizien, mit welchem nächstens der Anfang gemacht werden soll, waren mehrere Proben vorhanden. Moriz Steinla in Dresden sticht für dasselbe die in der Tribüne befindliche Madonna des Perugino; ein bieher gelangter Druck seiner noch unvollendeten Arbeit läßt etwas ganz Vorzügliches erwarten.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 249.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 17. Oktober 1839.

Thus idly busy rolls their world away;
Theirs are those arts that mind to mind endear,
For honour forms the social temper here.

Goldsmith.

Der Concordeplatz und die elysäischen Felder in Paris.

(Schluß.)

Wenn wir vom Carré Marigny aus unter den schönen hohen Bäumen gegen die sogenannte „Wittwenallee" weiter gehen, so stoßen wir fast an jedem Baume auf eine Gruppe Neugieriger, welche irgend einer excentrischen Beschäftigung zusehen. Dort kniet ein Quidam in blauer Blouse und gelbem Strohhut, der mit seinem Messer in dem Rasen herumwühlt, wie ein Zauberer, der nach Wasser grabt oder nach Schätzen: der gute Mann ist aber kein Zauberer, sondern ein Liebhaber vom Angeln und sucht Lockspeise für die armen Fische, denen er nachstellt. Vierzig Badauds stehen um ihn herum und ergötzen sich an den Krümmungen und Windungen der Regenwürmer, welche er zerschneidet und in eine blecherne Büchse wirft. Zwanzig Schritte davon hat ein Gamin ein Brennglas an einen Stock gebunden und sucht seine Schlüsselbüchse abzubrennen. Die Sonne braucht eine halbe Stunde zur Operation; es sind an die dreißig darum versammelt, welche mit Ungeduld den Zeitpunkt abwarten, wo der Schuß losgeht; am Ende wird ihnen die Zeit lang und sie gehen fort; kaum haben sie vier Schritte gethan, so hören sie den Knall und kehren augenblicklich wieder um und warten abermals eine Viertelstunde, um das Abblitzen des zweiten Schusses zu erleben. Drei alte Jungfern führen ein Gespräch mit ihren Möpsen, welche vor Freude über die frische Luft ganz ausgelassen sind. Eine ehrwürdige Matrone steht vor ihrer Portatifküche und brät Speck und Kartoffeln, welche im stinkenden Fette prasseln. Dieser ganze Strich gleicht einem Schachbrette, wo anstatt der Schachfiguren an jedem Baum und auf jedem Felde eine groteske Menschenfigur oder Menschengruppe aufgepflanzt ist. Wenn Peter Breughel wieder käme, würde er sein altes Flandern in den elysäischen Feldern zu Paris wieder finden. Den frappantesten Contrast mit diesen trivialen Alltagsscenen bildet der in der Ferne diese spielende Welt überragende Steinriese, der Triumphbogen an der Barrière de l'Etoile, der ernst und majestätisch auf das neckische Thun und Treiben des zu seinen Füßen wimmelnden Volkes herabschaut, welches alle die Kriegsthaten, Schlachten und großen Dinge vollbracht, mit deren Andenken er belastet ist, und welches sich auf so friedliche und kindlich naive Weise von seinen Mühen und Anstrengungen erholt.

Die Spiele in den elysäischen Feldern dauern, bis die Dunkelheit eintritt; alsdann wandert die Menge der Zuschauer und Neugierigen zu Franconi und Dufresne,

zu den Charlatans und Bänkelsängern auf der rechten Seite, bis auch diese verstummen und verschwinden und kein Laut mehr vernommen wird, als das Rasseln der Wagen vom nahen Concordeplaze her, und die Töne der Fiedeln, welche aus den benachbarten Tanzsälen herüberschallen. Am Ausgang der elysäischen Felder liegen nämlich linker und rechter Hand mehrere Gärten und Tanzböden, wie der Bal du Rond-point, der Salon de Mars u. s. w. Obgleich sich hier keine auserlesene Gesellschaft zum Tanze versammelt, so ist es doch eine auserlesene Lust, mit zuzusehen, wie sie sich das Ansehen einer solchen zu geben sucht, und wie selbst die Leute auf dieser untersten Stufe einen merkwürdigen Sinn, wenn nicht für Schönheit, doch für Zierlichkeit offenbaren. Der Styl des Betragens in den gemeinsten Pariser Kneipen ist auf's Sonderbarste mit den Sitten der vornehmsten Welt verwandt. Man wundert sich nicht wenig, wenn man hier in einen Volksgarten tritt, das Leben beinahe nach demselben Zuschnitt zu finden, wie in den feinen Cirkeln des Faubourg Saint-Germain, die Pracht des Lokals und die Feinheit der Kleider natürlich abgerechnet. Man trinkt hier seine Flasche Bier mit eben dem Anstand, wie man dort seinen gefrorenen Champagner schlürft; man beobachtet an beiden Orten Convenienz und Schicklichkeit, Artigkeit und Anständigkeit. Ein Pariser Tanzboden kommt mir immer vor wie die Parodie eines guten Conversationsstücks, nur mit dem Unterschiede, daß die Schauspieler ihre Rollen mit unverbrüchlichem Ernst spielen. Das leichte Gezücht, das sich hier ergözt und herumspringt, vorzüglich aus Kammerzofen und Kammerdienern, aus Aufwärtern und Aufwärterinnen, aus Bonnen und Lakaien, Kutschern und Plazbedienten zusammengesezt, hat gerade die meiste Zeit und Gelegenheit, der vornehmen Welt ihre Herrlichkeiten und Schwächen abzulauschen, und weiß sie oft vortrefflich zu copiren. Wenn man einen Pariser Stallknecht nach der Haltung und dem äußern Anstande beurtheilen wollte, so würde man glauben, er gehöre zur gebildeten Welt, und die Täuschung wäre vollkommen, wenn nicht seine Livree, seine Schuhe und Strümpfe auf seine Carrière deuteten und uns verriethen, daß er noch heute früh Pferde gepuzt und den Stall ausgemistet. Man glaubt gar nicht, wie artig und anständig sich diese Leute bei den Einladungen und Vorkehrungen zum Tanze und während des Tanzes selbst benehmen. Bei solchen Dingen vergißt sich der roheste Franzose nicht so leicht, als ein halbgebildeter Deutscher. Man ehrt so sich selbst und die Gesellschaft, worin man ist, und zeigt sich würdig, in einem höhern Kreise zu erscheinen. Bei dem großen Gedränge in öffentlichen Gärten, bei den mancherlei Leidenschaften und Begierden, welche hier Anregung finden, verliert der Franzose nicht leicht die Herrschaft über sich selbst und bleibt äußerlich vollkommen in den Schranken des Anstandes, welche in Deutschland oft sogar von sogenannten Honoratioren umgestoßen werden. Wer kann es lang in einem Volksgarten oder auf einem Tanzboden aushalten, wo der Pöbel von Berlin oder Hamburg sein Wesen treibt? In Paris habe ich oft Stunden lang in den Tanzkneipen vor den Barrièren gesessen und mich an dem Betragen des Pariser Pöbels ergözt. Keiner von den anwesenden Gästen beleidigt oder belästigt seinen Nachbar mit seinen Herzensergießungen, seinen Grillen, Sticheleien 2c., wenn der Wein und die Nacht sein Herz und seine Zunge gelöst haben. Wer diesen Zug des französischen Nationalcharakters so oft zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, wie ich, wird seine Achtung einer Nation nicht versagen, wo das Gesez der Sitte den gemeinsten und gemischtesten Haufen dergestalt regiert, daß nichts kraß Unsittliches, Rohes und Grobes offen zu erscheinen wagt.

Freistuhl zu Dortmund.

(Schluß.)

Mein Ruf gilt allen, ernst und richterlich!
Durch deine Pforte, blaue Weser, brich,
Und fluthe sanft um deine Buchenhügel!
Die Heerde blöckt, das weiße Segel schwillt!
Austaucht die Stadt — o so, wie einen Schild,
Zeige den Klägern deinen Wellenspiegel!

Und ihr — geröthet von der Hämmer Glut,
Als färbte Zornesfeuer eure Fluth;
Umblizt von Schlacken und geschwärzt von Kohlen! —
Ruhrstrom und Lenne, wild und mit Gebraus
Vernehmt die Rügel schäumend tretet aus,
Die Schmach zu waschen von Altsachsens Fohlen! —

Dann ihr im Sande! — springt und wühlt euch durch!
Frisch durch den Schutt der Tempelherrenburg!
Frisch durch der Senne dorniges Gestrippe! —
Laßt Waffen reden: — an das Ufer werft
Hastatenschwerter, die einst Rom geschärft!
Laßt eure Schädel reden, Ems und Lippe! —

Und nun ihr Berge, steil und laubverkappt!
Wie ihr voll Trotzes euch gelagert habt
Rings an der Flusse kiesigen Gestaden;
Wie euch umtönt des Habichts kurzer Schrei,
Wie euch durchbricht des Hirsches braun Geweih:
So kommt und zeugt, und so auch seyd geladen!

Nicht ihr allein: — auch, was auf euch gebaut! —
Die von den Bergen ihr derniederschaut,
Granstirn'ge Mahner dem Geschlecht im Thale,
In eurer Trümmer moosbewachsner Pracht
Hört meine Stimme schallen durch die Nacht,
Burg und Kapelle, Schloß und Kathedrale!

Und euch auch mein' ich, morsche Bilder ihr!
Sey's unter Harnisch, Helmbusch und Visir,
Sey's mit der Insul und dem Hirtenstabe,
Versehrt vom Regen und vom Wetterstrahl —
Verlaßt des Munsters und der Burg Portal,
Und schreitet her, umkreist von Dohl' und Rabe! —

Wandeln die Steine, mag das Erz auch nahn!
Weithin erglänzt es: — Male ruf' ich an
Der Patrioten und der Volksbefreier!
Das Schwert in Händen und die „Phantasie'n,"
Legt ab eu'r Zeugniß: Möser und Armin!
Du schon erhöht — du noch im Essenfeuer!

Und du zuletzt, der Alles inne hält:
Wald und Gebirge, Strom und Ackerfeld,
Aus deinen Häusern komm, aus deinen Hütten!
Ob du verdienst des bösen Leumunds Schmach,
Zeig' es dem Stuhle, kräft'ger Menschenschlag,
Einfach von Wesen, schlicht und derb von Sitten!

Laß dich erschau'n, wie du die Hand mir drückst,
Wie an den Heerd du meinen Sessel ruckst,
Wie du mich bittest: Iß, als wär's dein eigen!
Wie du der Väter Brauch und Vorgang ehrst,
Wie du den Stahl reckst und die Ernte fährst,
Wie du dich schwingst im lust'gen Schützenreigen!

Ich lad' euch vor, ich lad' euch allesammt!
Die Nacht ist um, die Morgenröthe flammt,
Das Schwert ist nackt, der Schöffenkreis geschlossen!
Er ist mein Volk! Er steht und wartet still,
Dem Munde lauschend, der euch richten will,
Baarhäuptig stehn sie, meine Vehmgenossen!" — —

So scholl sein Ruf! Die Ladung ist geschehn! —
Und jetzo harrt er, wo die Linden stehn;
Die Sonn wirft ihr Streiflicht durch die Blätter.
Wohin er schau'n mag, Licht und Leben nur!
Vor ihm des Hellwegs reiche Aehrenflur,
Und über ihm des Lerchenlieds Geschmetter!

Und dort die Mauer, zackig einst umzinnt,
Die Reinold schützt, das kühne Heymondskind,
In die er einzog, eine blut'ge Leiche!
Auf der, ein Licht und strahlend Heldenbild,
Er oft erschienen ist mit Schwert und Schild,
Und abgewehrt hat der Belagrer Streiche! —

Die Sage bringt, das Leben auf ihn ein! —
Die er berief, sie nahn in dichten Reihn;
Durch seine Seele dröhnen ihre Schritte.
Er hört des Fohlens trotzig Hufgepoch;
Die Sonne blitzt — so saß kein Richter noch
Auf diesem Stuhl in der Geladnen Mitte!"

Und so denn freudig hegt er sein Gericht! —
Den Boden wechselnd, die Gesinnung nicht,
Wählt er die rothe Erde für die gelbe!
Die Palme dort, der Wüstenstaub verweht :—
An's Herz der Heimath wirft sich der Poet,
Ein Anderer und doch Derselbe!

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Oktober.

Geselliges Leben. Die Judengasse.

Der Herbst mit seinem traurigwehmüthigen gelben Kleide, seinen frostigen Abenden, seiner melancholischen, grauen Himmelsdecke ist nun herangereift, und mit ihm beginnt, wenigstens bei uns in Frankfurt, der eigentliche Frühling der haute volée, die Renaissanceperiode unserer schönen Welt, und diese bedauert gewiß am allerwenigsten den entflogenen Sommer. Jezt beginnen die Bälle der Gesandtschaften, der reichen Banquiers und der angeseheneren Kaufleute. Gott Plutus feiert da die glänzendsten Triumphe. Gewiß wird in keiner Stadt Deutschlands so viel Aufwand bei Bällen gemacht, so viel Reichthum entfaltet, als hier bei solchen Gelegenheiten. Diese Bälle sind aber auch fast die einzigen Wintervergnügungen hier; unser Theater ist besonders an Wochentagen nicht sehr stark besucht, es müßte denn einmal ein beliebter Sänger oder Schauspieler auftreten, oder eine neue Oper gegeben werden. Unser Theater ist aber auch wirklich der Ort nicht, wo sich Eleganz mit Vortheil sehen lassen kann. Ein düstereres, unfreundlicheres Lokal ist gewiß in ganz Deutschland nicht zu finden, und das gereicht wohl einer Stadt, die mit Recht die Kreuzpoststraße von Deutschland genannt werden kann, nicht zur Ehre. Wie enge, wie unbequem ist das Parterre! wie schwarz und schmuzig die Decke! — Unsere Concerte sind ebenfalls ganz verwaist, und die durchreisenden Virtuosen bringen entweder gar kein Concert zusammen, oder spielen vor leeren Bänken. Die einzige große gesellschaftliche Reunion ist unser Museum, das größtentheils von Damen besucht wird, die aber mehr dort zusammenkommen, weil es zum bon ton gehört, als weil sie glauben, dort einen eigentlichen Kunstgenuß zu finden. — Außerdem gibt es hier eine Masse von Privatgesellschaften, die man hier mit dem Namen „Colleg" bezeichnet. Dieser „Collegs" gibt es nun unzählige, und sie sind es eigentlich, die das gesellige Leben in Frankfurt ersticken. Wenn sich hier zwanzig Menschen kennen, so vereinigen sie sich zu einer solchen Verbindung, machen Statuten und schließen Jeden, der ihnen nicht ganz convenirt, aus. Dieser, um seinen Feinden zu trotzen, gründet ein ähnliches Etablissement, und das geht so fort, von den höchsten Ständen bis zu den Handwerkern herab. Deshalb wird Frankfurt für den Fremden nie ein angenehmer Aufenthalt werden, und da Gastfreundschaft die Tugend der Frankfurter gerade nicht ist, so fällt es sehr schwer, bis man in einem solchen Kreis eingeführt wird.

Hinter den palastartigen Häusern im Mainviertel der Stadt, die längs des Flusses sich hineinziehen, breitet sich die **Judengasse** demüthig stolz aus. Der Fremde möge sich aber nicht denken, daß diese Straße nur von den Söhnen Israels bewohnt sey; und wenn auch die Juden, und zwar meistens die orthodoxen und die der ärmeren Classe, noch immer die Hauptmasse der Bewohner ausmachen, birgt sie dennoch eine nicht geringe Zahl von Christen. — Diese Straße ist die einzige in Frankfurt, die in ihrem alten Zustande verblieben ist; auf ihr haftet noch das nächtliche Dunkel und der Verwesungsstaub vergangener Jahrhunderte. Der sie auf der einen Seite begränzende Kirchhof mit seinen moosbewachsenen einfachen Grabsteinen, mit hebräischen Sinnsprüchen geziert, und dem modrigen Grün, das überall wuchernd hervorquillt, birgt viele Generationen des Stammes Juda, und ruft mächtiger die Seele zum Nachdenken auf, als prächtige Mausoleen und in Flittergold gehüllte Todtenbeine. Die alte, in gothischem Styl gebaute Synagoge mit ihrem erhöhten Al Memor, ihrer reich verzierten Bundeslade, auf der die einfachen, aber gewichtigen Worte mit goldenen Buchstaben eingegraben sind: „Wisse, vor wem du stehst!" trennt die Gasse auf der andern Seite von den übrigen Straßen Frankfurts. — In dieser Synagoge wird täglich nach dem mosaischen Ritual zweimal in hebräischer Sprache Gottesdienst gehalten, der indessen nur von einem kleinen Theil der Israeliten besucht wird. Am Neujahrstage und Versöhnungstage aber bietet sie einen wirklich seltsam phantastischen Anblick dar, ein imposantes Bild, das uns um einige Jahrhunderte zurück versezt. Die ganze Gemeinde ist dann in weißen, orientalisch zugeschnittenen Todtentalaren versammelt, und laut erschallen jene eigenthümlichen Melodien, die, von der christlichen Andacht so ganz verschieden, an die alten durch die Mythe überlieferten Gesänge der Priester des Alterthums erinnern. Die Frauen nehmen, ebenfalls in das Gewand des Grabes gehüllt, in einer nach dem Gebrauche des Orients eingerichteten Galerie, deren Fenster in die Synagoge hinabsehen, verborgen an dem Gottesdienst Theil. — Zwei denkwürdige Häuser stehen in der Judengasse, reich an Anknüpfungspunkten zu Betrachtungen. Es ist das Haus, wo **Börne** geboren wurde, und das, worin das Glück der **Rothschilde** erblühte. Das Haus Börnes wird das „steinerne" genannt; wie soll man das Haus Rothschilds nennen? — Wer während der Wochentage durch die Judengasse geht, der wird ein reges Getreibe wahrnehmen, eine beständige, geschäftige Bewegung, eine immerwährende Beweglichkeit in den stark markirten Gesichtern, die durch alle Jahrhunderte ihre alten Stammphysiognomien bewahrt haben, rein und unverfälscht, wie ihren alten Glauben und ihre alten Gesezrollen. Die alten morschen Gebäude mit den dunkeln, wirklich Schauder erregenden Hausgängen wimmeln von zudringlichen Verkäufern, die schmuzigen Thürschwellen sind mit alten Kleidern, Schuhen und Mobilien aller Art übersäet, und mancher Fremde weilt nicht ungern, um das stille, orientalisch glühende Feuerauge in dem schüchternen Gesichtchen so mancher schönen Verkäuferin zu betrachten und ihr freundlich grüßend zuzunicken. — Kaum ist die Dämmerung des Freitagabends eingetreten, so wechselt das Bild. Jeder ist beschäftigt, seinen Laden zu schließen, um den eintretenden Sabbath nicht zu entweihen, und wenn die Nacht gekommen ist, so herrscht heilige Ruhe in der Judengasse; aus den Fensteröffnungen fällt das strahlende Licht der Sabbathlampe in die Straße freundlich herab, der Duft würziger Speisen dringt aus allen Häusern, wehmüthige Sabbathgesänge erschallen, und in schönen Sommerfreitagnächten gewahrt der spät die Straße Durchwandelnde vielleicht manche liebliche Rahel oder Lea, die in zierlichem Feiertagsneglige das Fenster ihres Stübchens geöffnet hat, mit ihren schönen, schwarzen Augen schwärmerisch zum Himmel blickt und der Kühle des fächelnden Ostwinds sich freut.

Florenz, September.

(Fortsezung.)

Naturforscherversammlung. Akademie der Georgofili.

Die **Versammlung der italienischen Naturforscher** wird am 1sten Oktober in Pisa eröffnet. Viele Theilnehmer sind hier und in Pisa angelangt, viele andere werden noch erwartet. Die Zahl der Besuchenden würde indeß noch viel bedeutender gewesen seyn, wenn nicht einige Staaten der Halbinsel ihre Unterthanen von dem Besuche der Versammlung abzuhalten für gut befunden hätten. Dieß beweist, wie unendlich schwer es in Italien ist zu irgend einer Vereinbarung zu gelangen, und wie in wissenschaftlichen Verhältnissen und Interessen die freie Communication gehemmt ist. In einer solchen Lage der Dinge muß die freisinnige Unterstützung, welche dem Projekt und der Ausführung desselben durch die toscanische Regierung zu Theil geworden und fortwährend zu Theil wird, um so höher angeschlagen werden. Können diese Versammlungen Wurzel fassen — und weßhalb sollten sie es nicht, wenn die Lombardei und die sardinischen Staaten ihnen offen stehen? — so werden sie für die leider! auf eine unglaubliche Weise zersplitterte gelehrte Welt nach und nach ein Centrum bilden, das ihr bis jezt völlig und zu ihrem großen Nachtheile gefehlt hat. Vielleicht tragen solche Versammlungen, durch die bei dieser Gelegenheit gehaltenen Vorlesungen, weniger zu unmittelbarer Förderung der Wissenschaft bei, als man auf den ersten Anblick zu glauben geneigt seyn möchte; aber ihr eigentlicher Zweck und ihr wesentlicher Nutzen besteht in der durch sie herbeigeführten Vereinbarung, in der Annäherung des Einzelnen an den Einzelnen, in der lebendigen Mittheilung, Besprechung, Anregung. Und wenn man diesen großen Vortheil in Deutschland und Frankreich erkannt hat, um wie viel bedeutender muß er nicht seyn in einem Lande wie Italien, welches so mancher Hülfsmittel entbehrt, in deren Genuß jene längst sich befinden. — Während die Gelehrtenwelt mit den Vorbereitungen zu der Pisaner Versammlung beschäftigt ist, hielt die Akademie der Georgofili ihre feierliche Jahressitzung, welche jedesmal ein zahlreiches Publikum anzuziehen pflegt. Ich hatte schon Gelegenheit, von dieser im Jahr 1753 gestifteten Akademie für Ackerbau, Landwirthschaft und ökonomische Wissenschaften im Allgemeinen, und von dem namhaften Einflusse zu reden, den sie auf Toscana ausgeübt hat und fortwährend ausübt. Auch das jezt beschlossene Jahr war wiederum reich an akademischen Arbeiten, über welche der Sekretär der Akten, Adv. **Marzucchi** (vormals Prof. der Rechtswissenschaft in Siena) in einer sehr interessanten Rede Bericht erstattete, während der Sekretär der Correspondenz, Prof. **Targioni-Tozzetti** (ein Name, an den seit drei Generationen in Toscana sich nur ehrenwerthe Erinnerungen knüpfen) von den Verbindungen der Akademie mit andern wissenschaftlichen Instituten wie mit Privatpersonen Nachricht gab. Für die Deputation zur Untersuchung der Preisschriften sprach sodann der Berichterstatter derselben, der Advokat Vinc. **Salvagnoli**.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 250.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 18. Oktober 1839.

Luxu, saevitia, audacia reipublicae exitiosi —

Tacitus.

Die Calvi.

Erzählung von Franz Freiherrn Gaudy.

Unter den patrizischen Geschlechtern, welche in Venedig vor etlichen Jahrhunderten blühten, nahm das der Calvo im goldenen Buche der Nobili den ersten Rang ein; keines durfte sich eines ältern Adels rühmen, keines einer größeren Anzahl von Stammesgenossen, keines übertraf es an Reichthum und Macht. Sein Name ist längst erloschen, ja in der neuern Zeit bis auf die lezte Spur verweht, seitdem ein reicher Engländer den alten Palast der Familie, freilich aus der zehnten, zwölften Hand erstand, die Marmortafeln der Façade, die Treppen, die Baltone, Säulen, Fenster bis auf die Dachziegel abbrechen, sorgfältig numeriren und nach England schleppen ließ, um dort in dem finstersten Winkel seines nebligen Landgutes die ganze Herrlichkeit wieder aufzubauen. Ich erinnere mich der Casa Calvo noch gar wohl. Sie stand ohnweit der Rialtobrücke und war in den lezten Zeiten verräuchert und zerfallen genug: rohe, hölzerne Bretter bedeckten die scheibenlosen Fenster; an die Pfosten des Wasserthors hatte seit Menschengedenken kein Gondolier mehr seine Barke angebunden, und von den alten, trichterförmigen Schornsteinen rauchte nur noch einer, nämlich der über dem Feuerherde des alten Casimirio Pozzo nero, welcher in Venedig bis zur Stunde, wo er das Haus dem Milordo verschacherte, anerkannt die besten Maccaroni und Capillini verfertigte. Wie gesagt, es war ein altes, wackliges Gebäude, in dem keine Ratte mehr aushalten mochte; mich schmerzte es aber doch, als ich es schleifen und stückweise in's Schiff laden sah; es war, als stürbe mir wiederum ein alter guter Bekannter ab. Das an seiner Stelle neu erbaute Assekuranz-Compagnie-gebäude von Lloyd mit seinen weißen Wänden und hohen blitzenden Fenstern will mir gar nicht gefallen. — Doch das gehört wohl schwerlich hieher; also rasch und ohne Umschweife zur Sache.

Das Haupt der im Eingang erwähnten Familie Calvo war in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts Herr Mauro Calvo, ein finsterer, hartherziger, menschenfeindlicher Greis. In früheren Jahren war er einer der Staatsinquisitoren gewesen, hatte sein Amt mit unerbittlicher Härte verwaltet und sich den Nobili so wie dem Volke verhaßt gemacht, am meisten aber den Mitgliedern seiner Sippschaft. Er war unverheirathet geblieben; die Einen wollten wissen, es sey aus Geiz geschehen, die Andern, weil er unfähig wäre, irgend einen Menschen zu lieben, die besser Unterrichteten aber, weil er in seiner Bewerbung um die schöne Maria Contarini unglücklicher gewesen sey als sein jüngerer Bruder Alessio, welcher sie zum Altar führte. Auf diesen und dessen zahlreiche

Kinder hatte nun Herr Mauro den finstersten Haß geworfen, und suchte in Verzweiflung darüber, daß sein Vermögen Fideicommiß und mithin unantastbar sey, seinen Bruder in weitläuftige Prozesse zu verwickeln, dessen Ruf, wo er es nur irgend konnte, zu schmälern, mit einem Wort, ihm alles mögliche Herzeleid anzuthun.

Tagelang mit solchen boshaften Planen sich tragend und über Unheil brütend, saß der alte Staatsinquisitor einsam, und so viel als möglich selbst von der zitternden Dienerschaft gemieden, in der Casa Calvo. Wer es nicht unumgänglich mußte, hütete sich, den alten Wolf in seiner Höhle aufzusuchen; ja sogar diejenigen, welche auf dem Canalazzo unter dem Hause vorüberfuhren, warfen mißtrauische, furchtsame Blicke nach oben, und athmeten erst freier, wenn sie sich wiederum außer dem Bereich des grauen Bösewichts wußten. Nur die Söhne des Messer Alessio mieden die Nähe des verrufenen Palastes nicht und suchten ihn vielmehr geflissentlich auf, ohne ihn jedoch jemals zu betreten. Jung, muthwillig, ausgelassen, wie sie waren, ergriffen sie jede Gelegenheit mit Freuden, um ihrem Oheim seinen Haß nach Kräften vergelten und ihn recht aus Herzensgrunde ärgern zu können. So fuhren sie bei Tage in festlich geschmückten Barken mit lustigen Gesellen und lockern Dirnen zechend und singend unter den Fenstern des Herrn Mauro vorüber, oder brachten ihm Nachtständchen auf verstimmten Geigen, quäkenden Pfeifen, wozu sie mit Kesseln und Pfannen ein höllisches Getöse machten, und wußten sich vor Freude nicht zu lassen, wenn der Alte scheltend und wetternd mit der Nachtmütze auf dem Balkon erschien, nach seinen Knechten schrie, sie mit Spießen und Stangen die Ruhestörer verjagen hieß, und diese dann jauchzend und unter schallendem Hohngelächter in den vogelschnellen Gondeln nach allen Winden zerstoben.

Meine Leser werden nach dieser Lieblingsbelustigung der jungen Calvi eben kein allzugünstiges Urtheil über deren Sittlichkeit und Bescheidenheit gefällt haben, und wirklich ließ sich von ihrem Lebenswandel auch nur wenig Lobenswürdiges berichten. Auf Erhaltung des Rufes, die wildesten, zügellosesten Nobili der Republik zu seyn, wachten sie mit Eifersucht. Man hieß sie nur die Meerraben des Canalazzo, und sie thaten sich auf diesen Namen wie auf einen Ehrentitel etwas zu gut. Gab es Händel und Raufereien, wurde die Tochter eines ehrsamen Bürgers entführt und der zur Hülfe eilende Vater halb todt geschlagen, so konnte man mit Gewißheit annehmen, daß die Calvi den Unfug angezettelt oder wenigstens die Hand mit im Spiele gehabt hatten. In jenen Zeiten war der Seidenmantel eines Nobile noch eine Art von Tarnkappe, welche den Frevler in den Augen der Gerechtigkeit unsichtbar machte. Dieses Vorrechts bedienten sich aber die übermüthigen Junker in seiner schrankenlosesten Ausdehnung. Sie waren der Schrecken aller Väter und Ehemänner, und jeder ruhige Bürger schlug bei dem Namen Calvo heimlich das Kreuz.

(Fortsetzung folgt.)

Briefreliquien.

Herausgegeben von J. Funck.

(Der folgende Auszug eines Briefwechsels zwischen Gellert und einem österreichischen Staatsmann ist ein interessantes Denkmal einer Zeit, wo es den Deutschen sehr ernst um ihre Bildung war und nicht Jeder glaubte, man brauche nur ein Deutscher zu seyn und den gebildeten Ständen anzugehören, um gut deutsch zu schreiben).

Christian Fürchtegott Gellert in Leipzig an den K. K. österreichischen Gesandten Freiherrn von Widman in Nürnberg.

Hochgeborner Freiherr,
Gnädigster Herr Abgesandte,

Ew. Excellenz haben sich in einem Briefe an Dero Herrn Bruder meiner so gnädigst erinnert, daß ich sehr unerkenntlich seyn müßte, wenn ich unterlassen könnte, Ihnen meine gehorsamste Danksagung abzustatten. Allein wie sollte ich Ew. Excellenz nicht zugleich für eine viel ältere, ich meine für die besondere Gnade danken, deren Sie mich bei Dero Anwesenheit in Leipzig gewürdiget? Nie werde ich's vergessen können, daß der Kaiserliche Abgesandte, ein Kenner und Beförderer der Wissenschaften, im Jahre 1759 meine moralischen Vorlesungen, umschlossen von der akademischen Jugend, oft besucht und meinen Vortrag mit einem lauten Beifalle beehret hat. Ich habe dieses Glück in meinem Diario angemerket; und ich glaube, die Nachricht davon wird der Nachwelt merkwürdig und lehrreich seyn. Wie viel Staatsmänner würden sich in gleichen Umständen wohl überwinden können, die Sittenlehre anzuhören? und welcher Lebensbeschreiber eines Sokrates oder Plato würde die Anekdote vergessen haben, daß ein auswärtiger Gesandter oft in Athen seinen Vorlesungen beigewohnt hätte!

Die Besorgung eines Lesers und Sekretairs, die mir Ew. Excellenz auftragen lassen, wird gewiß glücklich ausfallen, wenn es auf meinen Willen ankömmt; denn wem könnte ich lieber und eifriger dienen wollen? ꝛc. — Was meine Schriften anlanget, so habe ich das Verzeichniß derselben dem Herrn Obristen zugestellt. Ew. Excellenz werden aus demselben ersehen, daß ich seit 1757 nichts weiter geschrieben habe; und es scheint auch, daß

ich niemals mehr werde schreiben können. Doch es ist ja ein Glück für einen Autor, wenn er eher aufhören muß, als er zu viel geschrieben hat.

Ich verharre mit der vollkommensten Ehrerbietung
Ew. Hochfreiherrlichen Excellenz
unterthänigster Diener
Christian Fürchtegott Gellert.

Leipzig, den 25sten Januar 1761.

*

Freiherr von Widman an Gellert.

Wohledelgeborener,
Hoch- und Vielgeehrter Herr Professor!

Nichts Schmeichelhafteres in der Welt hätte mir begegnen können, als von Euer Wohledelgeboren mit einem Schreiben beehrt zu werden. Stellen Sie sich also das Vergnügen, ja ich darf wohl noch hinzusetzen, den Stolz vor, den Dero werthes Schreiben in mir erweckt hat; die Verantwortung des leztern mögen Euere Wohledelgebornen über sich nehmen, denn ich bin in diese meine Sünde so verliebt, daß ich noch fernerhin damit prangen und Dero beede Briefe Zeit Lebens unter meinen wichtigsten und merkwürdigsten Schriften aufbehalten will. Euere Wohledelgeboren sind allzugütig, daß Sie den Besuch, den ich Deroselben im Jahr 1759 in Dero moralischen Vorlesungen abgestattet habe, und meinen dabei ertheilten öffentlichen Beifall so sehr erheben.* Beides hat mir Ehre und Nutzen gebracht, ja es kömmt vielmehr mir zu, Ihnen zu danken, daß Sie mir jenes haben erlauben wollen. Ich meines Orts werde diesen für mich so angenehmen Zeitpunkt nie vergessen können, und habe zeither vielmal die akademische Jugend zu Leipzig um das Glück beneidet, die Vorlesungen eines Lehrers anhören zu können, dessen so angenehmer als lehrreicher Vortrag jeden, der zu denken und den Werth der Tugend zu schätzen weiß, bewegen muß, sich in die Schuljahre, welche man sonsten nicht geschwind genug übersteigen kann, wiederum zurückzuwünschen. Alle Staatsmänner sollten sich glücklich achten, wenn sie das thun könnten, was ich im Jahr 1759 gethan habe; und die Staatskunst müßte noch um so viel edler werden, wenn sie immer auf den Grund der Sittenlehre gebauet würde, ja sodann würde das pöbelhafte Vorurtheil, daß jene nur in der Arglistigkeit und nicht vielmehr in der Rechtschaffenheit bestehe, erst recht widerlegt werden.

Euere Wohledelgeboren werden mich durch Verschaffung eines Lesers oder Sekretairs unendlich verbinden; die Wahl, die Sie dabei treffen werden, ist mir schon genug, um sicher zu seyn, daß ich Alles erhalten werde, was ich nur wünschen kann; denn was kann ich nicht von einem so großen Kenner der wahren Verdienste und der echten Gelehrsamkeit und zugleich von einem Freunde erwarten ꝛc.

Aus Dero eigenem Verzeichnisse ersehe ich mit Zufriedenheit, daß ich, außer Dero geistlichen Oden und Liedern, alle Dero gedruckte Schriften wirklich besitze; allein sollten Euere Wohledelgeboren, als ein so guter Weltbürger und ein so wahrer Menschenfreund, sich wohl entschließen können, an Dero Freunden und der ganzen Nachwelt den Raub zu begehen und nichts Weiteres mehr zu schreiben, ja nicht einmal Dero moralische Schriften durch den Druck zu verewigen? Ich stehe für Dero Freunde und für die Nachwelt, daß beide dieses harte Verfahren um Euere Wohledelgebornen durch die billige Verehrung Dero Namens und Dero ohnauslöschlichen Andenkens gewiß nicht verdienen. Wie glücklich würde ich für meinen Theil seyn, wenn ich Dero Vorlesungen, die ich von den Pflichten der Freund- und Anverwandtschaft, von der natürlichen Religion und von dem Ehestande selbsten mit Vergnügen und mit Erbauung angehöret habe, noch einmal durchlesen könnte!

Ich bitte Eure Wohledelgeboren durch alles, was ich bitten kann, dieses mein Schreiben nach dem Inhalte und den Regeln Dero im Jahre 1756 bei Johann Wendler in Leipzig gedruckten „Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen“ zu zergliedern und auf das strengste zu beurtheilen, mir aber besonders über die gewiß hin und wieder mit eingeschlichenen Austriacismos Dero Urtheil aufrichtig und ohne allen Rückhalt zukommen zu lassen. Wenn Eure Wohledelgebornen mir diese meine inständige Bitte gewähren, so werde ich solches als einen ganz ausnehmenden Beweis Dero schätzbaren Freundschaft Zeitlebens mit Dank erkennen, und desto mehr angefrischet werden, öfters, sowohl zu meinem Vergnügen als zu meinem Unterricht an Sie zu schreiben. Sollten Sie es mir aber versagen, oder mich im geringsten schonen wollen, so würde es mir höchst schmerzlich seyn, und von mir als ein stilles Verboth, Sie nicht mehr mit meinen Briefen zu belästigen, angesehen werden. Je schärfer hingegen Euer Wohledelgebornen Beurtheilung ausfallen wird, desto größer soll meine Verbindlichkeit seyn, und nichts soll ihr gleich kommen können, als die so lebhaft- als aufrichtige Gesinnungen, mit welchen ich Zeitlebens seyn werde

Euer ꝛc.

Den 7ten Febr. 1761. v. Widman.

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, September.

Literatur.

Sie fordern mich auf, die literarischen Anzeigen fortzusetzen, mit welchen ich im Jahr 1852 im Morgenblatte die

Rede des Alkala Galianos über die spanische Literatur begleitete. Ich kann Ihrem Verlangen nur durch einige zerstreute Nachrichten entsprechen. Die politischen Angelegenheiten verzehren natürlich einen großen Theil der schriftstellerischen oder rednerischen Thätigkeit, doch nicht so sehr, daß man nicht überhaupt ein Bestreben bemerkte, die seit langer Zeit wirklich erstaunliche Unfruchtbarkeit des spanischen Bodens, welche eine völlige Geistesverarmung seiner Bewohner fürchten ließ, zu überwinden. So oft sich der Geist der Freiheit in der Nation regte, fand eine ähnliche Erscheinung statt. Die Jahre 1812, 1820, 1834 waren die Anfangspunkte neuer Produktionsepochen, in welchen man, freilich meistens durch Uebersetzungen, die versäumte Zeit einzuholen suchte, in welchen aber auch einige Originalwerke, besonders in dem, was überall am meisten das Nationalgepräge an sich trägt, in der dramatischen Dichtkunst, den höheren Schwung der Geister zu erkennen gaben. Da die zulezt erwähnte Epoche schon sechs Jahre zählt, so hat sich zu der Thätigkeit im dramatischen Fache noch die in der gemischten Journalistik gesellt, und dieses sind wirklich in diesem Augenblicke die zwei großen Abtheilungen der spanischen Literatur, bis die Reihe an eine solidere Behandlung der Wissenschaften kommt. Hoffen wir, daß diesesmal der Fortschritt nicht durch neue Katastrophen unterbrochen werden und den Spaniern erlauben wird, zuerst ihren Fonds von materiellen Kenntnissen zu vervollständigen, ohne welchen die schriftstellerischen Arbeiten selbst bei ungemeinem Talente einen Beigeschmack von rhetorischer Amplification behalten.

Was die Tagespolitik hervorbringt, ist, von dem literarischen Standpunkte aus betrachtet, nicht besonders ausgezeichnet. Die Zeit der politischen Herzenseinfalt, der primitiven Empfindungen ist auch in Spanien vorüber, und mit ihr jene Ergießungen, die selbst wieder zum Herzen gehen. Die Parlamentsreden sind ein Gewebe von Spitzfindigkeiten, von rednerischen Ansichten, von Wenn und Aber, denen man auf eine Meile den Hinterhalt, die Apostasie, das Parteimanöver ansieht. Arguelles ist der einzige von den Alten, denen es auf der Rednerbühne bequem wird, wie in einem Großvaterstuhl; aber die Altersschwäche läßt sich nicht mehr verbergen. Unter den Neueren sind die wenigen, die sich durch ihre Offenheit auszeichnen, z. B. ein Abargues, ein Cordero u. s. w. keine Redner. Mit den Tageblättern geht es nicht besser, selbst wenn ihre Redaktoren Männer von literarischem Rufe sind, wie Alkala Galiano, Redakteur des Piloten. Die Gaceta ist in der That mehr ein literarisches als ein politisches Blatt; denn wenn das Publikum am ungeduldigsten ist, etwas von Espartero oder Odonnell zu erfahren, bringt sie eine lange Beschreibung der chinesischen Mauer oder der Nilfälle.

(Fortsetzung folgt.)

Florenz, September.

(Schluß.)

Die Akademie der Georgofili.

Die erste Preisaufgabe verlangte die Ausarbeitung eines populären Traktats über politische Oekonomie mit durchgängiger Berücksichtigung der toscanischen Gesetze und Landessitte. Keine der eingesandten beiden Arbeiten wurde des Preises für würdig erklärt; es ist, glaube ich, nun schon das dritte Mal, daß diese Aufgabe dasselbe Schicksal hat. Auch der zweite Preis wurde nicht vertheilt; es handelte sich um eine praktische Anweisung über die dem Terrain und den verschiedenen Culturgegenständen in Toscana am meisten anpassenden Arten des Düngers. Der dritte Preis, für die Cultur der Runkelrübe (nicht etwa zur Zuckerfabrikation, womit man sich hier nicht befaßt, sondern zu andern agronomischen Zwecken) wurde dem Marquis Ridolfi zuerkannt. Zu diesem Preise, der sich jährlich für die Vervollkommnung irgend eines Zweiges der Landwirthschaft wiederholt, hinterließ ein vor einiger Zeit verstorbener florentinischer Patrizier, der Graf Leon Batista degli Alberti (lezter Sprößling des berühmten Geschlechts, welches in den politischen Wirren des vierzehnten Jahrhunderts eine so bedeutende Stellung einnahm, und im fünfzehnten der Kunst und Wissenschaft den großen Leon Batista gab), ein ansehnliches Legat zur Disposition der Akademie. Für das kommende Jahr werden die Einkünfte dieses Legats zu zwei Preisen verwandt werden: der eine für die Cultur des Maulbeerbaums der Philippinen, der andere für die Vervollkommnung des Ackerbaus in der Maremma. In der Einleitung zu seinem Bericht verbreitete Salvagnoli sich über einen Gegenstand, welcher der Beachtung werth ist: über das Verhältniß der Akademien zu den modernen Associationen. Die Akademien fanden in ihm einen eifrigen Vertheidiger, und wenn auch nicht Alle immer mit ihm einverstanden waren in Betreff des Einzelnen, so bewunderte doch jeder seine ausgezeichnet schöne Darstellung, der seine glänzende Rednergabe zu Hülfe kam. Da wo er an die unausgesezten Bestrebungen und vielfachen Verdienste der Akademie der Georgofili erinnerte, stimmten ihm gewiß alle Anwesenden bei. Denn von ihr ging in den jüngsten Jahren die Einrichtung der Kinderbewahranstalten in Toscana aus, von ihr die der Sparkassen, von ihr die erste Industrieausstellung, die schon jezt zu einer Staatsinstitution wurde, so wie die Anregung der Versammlung der Gelehrten. Ueberdies verdankt ihrer thätigen Aufmunterung unendlich viel die Cultur der Seide und die damit in direkter Verbindung stehende des Maulbeerbaums, anderer Industriezweige nicht zu gedenken. Das landwirthschaftliche Institut zu Meleto, und die jährlich daselbst stattfindenden Zusammenkünfte der Landeigenthümer und Ackerbauer gingen aus ihrem Schoose hervor. — Ich kann diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne von dem gegenwärtigen Stande der Sparkassen und der Kinderbewahranstalten ein Wort zu sagen. Die Zahl der Sparkassen, deren Nutzen wohl nicht mehr in Zweifel gezogen werden wird, wenn sie auch eigentlich nur eine Art Surrogat sind, welches durch die Verhältnisse der arbeitenden Classen nothwendig geworden ist, belief sich zu Anfang des Jahres in Italien auf achtundzwanzig. Dieß ist nun freilich nichts im Vergleich mit Großbritannien, wo im Jahr 1829 487 Sparkassen mit einem eingezahlten Capital von ungefähr 14½ Millionen Pfund bestanden; aber es ist doch bedeutend mehr, als Malchus annimmt, welcher deren zehn nennt. Es finden sich davon zwei in den sardischen Staaten, zu Chambery und Turin; neun in der Lombardei, zu Mailand, Como, Pavia, Lodi, Cremona, Mantua, Brescia, Bergamo, Sondrio; eilf in Toscana, zu Florenz, Livorno, Pisa, Siena, Pistoja, Prato, Grosseto, San Miniato, Figlina, Pietrasanta, Modigliana; eine zu Lucca; vier im Kirchenstaat, zu Rom, Bologna, Ancona, Spoleto; endlich eine zu Neapel. Die Zahl mag sich unterdeß vermehrt haben. Das in der Centralkasse zu Florenz eingezahlte Capital belief sich zu Ende 1836 auf ungefähr drei Millionen toscanischer Lire (ungefähr 675,000 Reichsthlr. Pr.). Rt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 106.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 251.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 19. Oktober 1839.

— With a skilful helm he sweeps the sea,
And loses by degrees the sight of mortal things.
Watts.

Der alte Fischer.

Es flattern am kahlen Strande
Die Möven kreuz und quer,
Es kommen mit weißen Häuptern
Die Wellen brausend her.

Und aus der nahen Hütte
Kommt auch ein weißes Haupt;
Das trägt der alte Fischer,
Bis ihm der Tod es raubt.

Sonst kann ihm Keiner was rauben:
Er hat ja keine Schätz';
Des Edelmanns ist die Hütte,
Des Edelmanns Wasser und Netz!

Bis jetzt noch nannte der Fischer
Das Boot sein eigen Gut,
Bis jetzt — er soll's verkaufen,
Zu zahlen den Tribut!

Da steht und ringt die Hände
Der arme alte Mann,
Und fuhlt, daß er sein Letzes,
Sein Boot nicht missen kann.

Es knüpft sein ganzes Leben
Mit Freude, Schmerz und Noth,
Es knüpft sich all zusammen
An's alte, treue Boot. —

„In guten, schönen Tagen
„Hast du vom Nachbarstrand
„Das treue Weib geholet,
„Bei dem ich Liebe fand."

„Und als es einst mit Deutschland
„Wollt' gehen ganz zu End,
„Trugst du die beiden Söhne
„Zum Landwehrregiment."

„Die Söhne ruhn bei Leipzig —
„Das brach der Mutter Herz;
„Du bist allein geblieben
„Mir Halt und Trost im Schmerz."

So geht er hin zum Boote,
Und richtet auf den Mast,
Und breitet aus die Segel,
Daß recht der Wind sie faßt;

Und steu'rt mit seinem Boote
Schräg, gegen die Wellen an;
Die, kommend mit weißen Häuptern,
Zerbrechen tobend dran.

„Was tobt ihr denn, ihr Wellen,
„Als brächt ihr gar nicht gern? —
„Ihr macht die niedern Fischer,
„Mein Boot den gnäd'gen Herrn."

„Drum läßt es sich nicht kaufen,
„Es hat auch seinen Stolz,
„Ist auch von altem Stamme,
„Von starkem, edlem Holz."

Und als nun so gesprochen
Der Alte mit höhnendem Mund,
Hält er den Mast umklammert
Und segelt sich in den Grund.

W. Wöhler.

Der Calvi.

(Fortsetzung.)

Nur ein Einziger wurde von den Verwünschungen, welche das ganze Geschlecht belasteten, nicht betroffen; es war dies der jüngste von den sechs Söhnen des Messer Alessio, welcher Marcantonio hieß und ein stiller, freundlicher, bescheidener Jüngling war. Weit entfernt, die Ausschweifungen der ältern Brüder zu theilen, that er Alles, was in seinen Kräften stand, um das angerichtete Unheil zu hintertreiben und zu vergüten, mahnte die Uebrigen, obwohl ohne sonderlichen Erfolg, von ihrem verzweifelten Treiben ab und machte allzeit, wenn gleich mit nicht größerem Glück, den Fürsprecher der Unterdrückten und Gemißhandelten bei seinem Vater. Herr Alessio war aber auch eben nicht die Behörde, welche für dergleichen Klagen ein allzeit offenes Ohr hatte. Nachsichtig gegen das Treiben seiner ältern Söhne, meinte er, die Jugend müsse ihr Recht haben und austoben; ein venetianischer Nobile dürfe sich schon Manches herausnehmen, und es sey im Gegentheil ganz heilsam, dem allzu üppigen Bürger von Zeit zu Zeit in Erinnerung zu bringen, daß es in Venedig noch Patrizier gebe. Er selber war in seinen jüngern Jahren ein toller Geselle gewesen. — Verspottet von den wilden Brüdern, von dem gleichgesinnten Vater gering geschätzt, stand Herr Marcantonio unter den Seinigen allein, ging seinen eigenen Weg und theilte seine Zeit zwischen löblichen, eines Edelmanns würdigen Beschäftigungen und unschuldigen Zerstreuungen. Zu diesen gehörte vor allen die Lust, sich selber mit einem leichten Nachen in die Lagunen hinauszurudern und dort zu angeln.

An einem schönen Sommernachmittag hielt er mit seinem Kahn in der Nähe der kleinen Insel Santa Catterina. Wer je in Venedig war, wird sie wohl kennen. Wenn man nach Fusina fährt, bleibt sie zur rechten Hand liegen. Das Kloster nimmt den ganzen Raum der kleinen Sandbank ein. Die Mauern werden ringsum von den Wellen bespült; die vielen Bäume und blühenden Gesträuche, welche über sie hervorragen und dichtgedrängt das Kirchlein umgeben, geben dem Inselchen das Ansehen eines im Meer schwimmenden Blumenkorbes. Jezt werden die leeren Gebäude zu Pulvermagazinen verwandt; zur Zeit des Marcantonio aber hatte sie noch ihre ursprüngliche Bestimmung als Kloster der Benediktinernonnen bewahrt.

Marcantonio hatte unter den Klostermauern, vor dem Wind geschüzt, die Ruder eingezogen und die Angel ausgeworfen, blickte andächtig auf die von den hüpfenden, glänzenden Wellchen geschaukelte Feder, und nur selten unwillig in die Höhe, wenn ein schwerbeladenes Trabaccolo * oder eine flüchtige Gondel vorüberrauschten, wenn der gewaltsame Ruderschlag die Oberfläche der See mit Schaum bedeckte und dann die vorüberstreichenden Fische verscheucht auseinander stoben. Da rieselte plözlich ein Schnee von Orangenblüthen auf ihn hernieder. Er sah auf und bemerkte noch, wie der geschüttelte Zweig des Citronenbaums zurückschnellte und eine weibliche Gestalt im Gebüsch untertauchte.

Eine Störung wie diese war allzu anmuthig, als daß sie nicht auch dem eifrigsten Angler hätte willkommen seyn sollen. Herr Marcantonio Calvo sah wohl ein, daß es hier gelte, die Rolle des Angelnden mit der des Geangelten zu vertauschen, und konnte es kaum erwarten, daß sich die reizende Lockung wieder zeige, um herzhaft anzubeißen. Wir haben vorhin seiner Sittsamkeit und Bescheidenheit alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und preisen ihn noch jezt, troz jenes Verlangens, als einen wohlgerathenen, tugendsamen Jüngling, als die Perle der damaligen jungen Venetianer. Wer an seiner Stelle, anstatt einer so hübschen Aufforderung Gehör zu geben und ein so gefälliges Abenteuer verfolgen zu wollen, die Ruder einsezt und heimwärts jagt, der möge den ersten Stein auf meinen Helden werfen. Ich für meinen Theil hab' es noch nicht vergessen, daß ich einmal zwanzig Jahr alt war, und hätte es um kein Haar anders gemacht als Messer Calvo, welcher Fische Fische seyn ließ und durch die Finger nach der Mauerzinne hinaufblinzelte.

Es währte nicht allzulange, so tauchte ein junges, feines Mädchen mit verlängertem Hälschen schüchtern und behutsam aus den Sträuchern auf und streckte eben den Arm aus, um den Fischer zum zweiten Mal mit Blüthen zu überschütten, als dieser rasch aufblickte und die kleine Delinquentin auf der That ertappte. Sie ward über und über roth, und das stand dem zarten Gesichtchen gar lieblich. Ihr Gewand war das der Laienschwestern

* Küstenfahrzeug.

des Klosters; sie konnte nur erst Novize oder wohl gar nur Kostgängerin seyn, wir ihrer denn gar viele aus den angesehensten Familien Venedigs vorzugsweise nach Santa Catterina gesandt wurden, theils weil die Benediktinerinnen im Ruf standen, als verständen sie die Erziehung am besten zu leiten, theils weil die Abgeschiedenheit des vom Meer umringten Klosters sich besonders eignete, die jugendlichen Herzen vor den Lockungen der Welt zu sichern.

(Fortsetzung folgt.)

Briefreliquien.

(Fortsetzung.)

Gellert an Freiherrn von Widman.

Hochgeborner Freiherr,
Gnädigster Herr Abgesandter,

Wie glücklich würde ich seyn, wenn ich alles das verdiente, was Ew. Excellenz in Dero so gnädiger Antwort zu meinem Vortheile gesagt haben. Ich wünsche es zu verdienen, dieses ist's, was ich mit Wahrheit sagen kann; und ich werde mich bemühen, Dero hohen Beifalls eben so gewiß würdig zu werden, als er mir vorzüglich schätzbar und zeitlebens eine Belohnung seyn muß. Aber welche Herablassung, daß mir Ew. Excellenz befohlen, Dero Briefe nach den Regeln der guten deutschen Schreibart strenge zu beurtheilen, die Austriacismos zu bemerken und Ihnen meine Kritiken zuzusenden! Vielleicht hat selten ein großer Herr und wohl niemals ein österreichischer Minister so schön und richtig deutsch geschrieben, als ich sehe, daß es Ew. Excellenz schreiben. Dieses sage ich dreist und mit Gewissen, wenn ich mir auch dadurch Dero Ungnade zuziehen sollte. Ich erhielt Dero Schreiben bei Tische, und kaum hatte ich's gelesen, so sagte ich zu den beiden jungen Grafen Brühl und Moltke (aus Kopenhagen, des Ministers Sohn): itzt will ich Ihnen, meine Herren, einen Brief eines Ministers vorlesen, der Ihnen zum Vergnügen und zum Beispiele dienen soll. Der Hofmeister las ihn laut. Der Brief, sagte ich, ist vortrefflich, und wenn es hoch kömmt, so kann ich etliche Kleinigkeiten daran aussetzen; die Seele der Schreibart bleibt immer schön. Ew. Excellenz werden mir vergeben, daß ich dieses wörtlich hier anführe. Es wird die Stelle der aufrichtigsten und besten Entschuldigung, warum ich Dero Befehl nicht erfüllen kann, vertreten. Indessen habe ich, um zu gehorchen, etliche Kleinigkeiten, welche den Gebrauch oder die Grammatik betreffen, in der Beilage angemerkt.

Ich verharre mit der ersinnlichsten Ehrerbietung
Ew. Hochgeb. Excellenz
unterthänigster Diener C. F. Gellert.

Leipzig, den 16ten Februar 1761.

Freiherr von Widman an Gellert.

(Damit der Leser erfahre, was und wie Gellert zu korrigiren pflegte, so gebe ich bei dem folgenden Briefe Gellerts Ausstellungen in untenstehenden Anmerkungen.) Z. F.

Wohledelgeboren,
Hoch und Vielgeehrter 1) Herr Professor,

Was bin ich Ew. Wohlgeboren nicht vor die gütige Aufnahme meines Schreibens vom 9ten vorigen Monats, und noch weiters 2) dafür schuldig, daß Sie mir zugleich meine Bitte, wegen Beurtheilung dessen 3), nach denen 4) Regeln der guten teutschen Schreibart 5) gewähren wollen 6); Ich bin zwar weit entfernt 7), darüber völlig beruhiget zu seyn, ob Dero Urtheil nicht allzu gelinde ausgefallen seye 8); allein ich will es dabei bewenden lassen und meiner Eigenliebe etwas zu gut thun 9). Es ist solche ja 10) allen Menschen gemein, und wenn sie zu guten Handlungen der Zunder ist, so höret sie auf, unerlaubt zu seyn 11); doch 12) bitte ich nochmalen 13) auf das feierlichste, diese Dero Beurtheilung sowohl auf gegenwärtiges, als 14) auf alle meine künftige 15) Schreiben zu erstrecken 16), dann 17) diese werden nur in 18) so lange folgen, als jenes von Ew. Wohledelgeboren beschehen wird 19). Alles, was Eure Wohledelgeboren mir sonsten über meine Schreibart sagen, und mit meinem Brief gethan zu haben melden, beschämet mich allzusehr, als daß ich mich darüber einzulassen getrauen sollte 20); Wenn der gute Wille in der ächten Schreib-Art unserer Mutter-Sprache stark zu werden, oder wenigstens die bißfalls 21) unterlosene 22) Fehler der Erziehung zu verbessern, ein Verdienst seyn kann, so darf ich mir solchen zueignen. Ich fühle diesen Trieb schon von vielen Jahren her 23), allein von der Zeit an, als ich mit Euer Hochedelgeboren angenehmen und lehrreichen Schriften, auch darauf mit Dero werthen Person bekannt geworden bin, und endlich gar Dero Vorlesungen anzuhören, das Glück erlanget habe 24), so hat dieser Trieb nicht nur merklich zugenohmen 25), sondern sich auch mit dem Wunsch 26) vergesellschaftet, Ew. Hochedelgeboren hierunter 27) zum Lehrer und Anführer zu haben. Dieses nun kann zu meiner unerlöschlichen Verbindlichkeit eben dadurch am besten geschehen, wenn Sie mir erlauben wollen, mit Deroselben 28) einen ordentlichen Briefwechsel, doch immer unter obiger Bedinguiß 29) zu errichten.

Wegen des Sekretairs und Lectors verlasse ich mich lediglich auf Ew. Hochedelgeboren und lege dessen Auswahl 30) gänzlich in Dero Hände, bitte mir aber auf den sich ergebenden 31) Fall die vorläufige Nachricht davon aus.

Ew. Wohledelgeboren beklage ich, daß auch Sie die Ungemache des Krieges so nahe empfinden 32). Nichts kann freilich solchen erschröcklicher machen, als wenn

man sehen muß, daß durch die davon ohnabsonderliche 33) Plagen, sogar Leute, deren Ruhe so heilig und der gelehrten Welt so nützlich ist, gestöret werden. Der Himmel wird ja diesen Drangsalen ein Ende geben. Dringende und überhäufte Geschäften 34) haben mich wider meinen Willen dißher abgehalten, Ew. Wohledelgeboren eher zu antworten. Ich verharre Ew. Wohledelgeboren rc.

W.

P. S. Ew. Wohledelgeboren würden mich ungemein verbinden, wenn Sie mir ein Buch, welches von der Rechtschreib-Kunst 35) gründlich, aber kürzlich 36) handelt, und zugleich ein Wörter-Buch verrathen 37) wollten, in welchem ich nachsuchen könnte, so oft ich einen Anstand habe, wie dieses oder jenes Wort im Teutschen recht zu schreiben seye 38).

---

1) vielgeehrter 2) weiter 3) desselben 4) den 5), 6). 7) weit 8) sey 9) etwas zu gute thun 10) Sie ist ja 11). 12) Doch 13) nochmals 14) auf gegenwärtigen Brief als 15) künftigen 16); 17) denn 18) in del. 19) geschehen wird. 20). 21) dießfalls 22) untergelaufenen oder eingeschlichenen 23); 24): 25) zugenommen 26) dem Wunsche 27) hierin 28) Denenselben 29) unter der obigen Bedingung 30) gebe dessen Wahl 31) ereignenden 32) Uebrigens beklage ich Ew. Wohledelgeboren, daß auch Sie das Ungemach des Krieges so nahe empfinden müssen. 33) durch die von ihm unzertrennlichen 34) Geschäfte 35) Rechtschreibungs-Kunst 36) kurz 37) vorschlagen 38) sey.

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, September.

(Fortsetzung.)

Literatur.

Der „Corresponsial“ ist ein mit Umsicht und Reichthum an statistischen und administrativen Daten verfaßtes Blatt. Am meisten Anspruch auf literarischen Werth macht der Correo Nacional. Der Hauptredakteur ist ein gewisser Borrego, ein Abenteurer, dessen Geschichte unter der spanischen Emigration in Brüssel bekannt genug war. Die Moderantisten fanden einen solchen Menschen zum Stimmführer ihrer Partei wie gemacht. Von ihren Mitteln und Verbindungen unterstüzt, war das von Borrego redigirte Blatt el Espagnol das reichste an Nachrichten und Subscribenten; die Redaktion bezahlte sogar eine Zeitlang mitgetheilte Artikel, das einzige Beispiel dieser Art in Spanien. Der Moderantismus hat mehrere Nüancen und mehrere Organe; der Correo repräsentirt eine Mittelpartei, welche am meisten den Socialisten Frankreichs ähnelt. So wie die Moderantisten die Stelle der ehemaligen Josephiner oder Afrancesados eingenommen haben, so sucht der Correo ihre Ansprüche auf höhere Bildung in Kenntnissen und Styl zu erben; aber seine Sprache artet oft in dunkle Weitschweifigkeit aus, und so geschieht es, daß während der Correo nach französischer Mode „die veraltete Schule des Liberalismus“ mit stolzem Mitleid behandelt, diese Schule über die oft unverständliche Metaphysik ihres Gegners spöttelt und die „suprema inteligencia,“ welche einige Moderantistenhäuptlinge als ihr Monopol ansehen, in einen Spitznamen verkehrt. Es ist wahr, daß die Sprache in der gedrechselten Manier des Borrego *) oft auf die Folter gespannt wird, aber es ist auch wahr, daß die spanische Sprache, nicht minder als die politischen Einrichtungen und der gesellschaftliche Zustand, eine Revolution erleidet und der in den classischen Werken eines Cervantes und Luis de Granada nicht mehr gleicht als Tieck und Jean Paul einem Gellert oder Sponheim. Der bessere Styl der Franzosen, welcher die Gedanken bald zart, bald nachdrücklich verkörpert, fließt aus einigen ausgezeichneten Federn, z. B. des Donoso Cortès, mit einem Glücke und einer spanischen Eigenthümlichkeit, die man sonst für unmöglich halten durfte. Wie die Afrancesados ehmals im Censor, so sammeln jezt die moderantistischen Coryphäen, Cortes, Galiano, Pidal, Martinez de la Rosa u. s. w. ihre kleineren Aufsätze in der Revista de Madrid, welche als eine Fortsetzung der 1836 unter der Leitung Borregos begonnenen Revista europea zu betrachten und das einzige Journal von der Gattung der im Auslande so häufigen Revüen ist. Die Liberalen sind in der literarischen Welt beinahe unbekannt, denn die Revista militar, in welcher Evaristo San Miguel die zierliche Einfachheit seiner Schreibart beibehält, gehört doch mehr zu den speziellen Fächern. In der Satire halten sich beide Parteien das Gleichgewicht; es ist Mode geworden, einen Abschnitt der Tageblätter gewissen witzig seyn sollenden, aber meist nur abgeschmackten Einfällen unter verschiedenen Titeln zu widmen. Einzelne beißende Flugschriften erscheinen von Zeit zu Zeit; Tapia hat seine satirischen Aufsätze gesammelt und überdies einen satirisch-politischen Roman geschrieben. — Die Provinzialblätter sind von sehr untergeordnetem Werthe, und einige sogar lächerlich; der Sancho Gobernador in Barzelona wurde bald unterdrückt; in diesem Augenblicke verdient nur das Eco de Aragon eine Auszeichnung. In dem Journal el Tiempo, welches in Cadix herauskommt, schreibt der bekannte Lista, den die Moderantisten zum Direktor einer Unterrichtsanstalt in jener Stadt gemacht haben, grammatikalische und philosophische Artikel. — Die Politik und die Kriegsgeschichte sind beinahe die einzigen Fächer, aus welchen kleinere oder größere Bücher zu Tage gefördert worden sind, wozu freilich der Umstand beitragen mag, daß wissenschaftliche Werke nichts eintragen und meistens ihren Verfassern oder ihren Verlegern Geld kosten. — Außer der bekannten spanischen Akademie haben wir hier mehrere Privatvereine für literarische und artistische Bildung. Ein solcher war das Athenäum, in welchem einige Gelehrte öffentliche Kurse über philosophische und geschichtliche Fächer, orientalische Sprachen, und auch über ausländische Literatur gaben; doch waren in der Philosophie und fremden Literatur wenig andere als französische Quellen benüzt. Das Athenäum wird jezt durch das Lyceum verdunkelt, welches glänzender, aber nicht so nützlich ist. Es hat ein prächtiges Lokal, welches nun auch zu dramatischen Darstellungen, denen die Regentin zuweilen beiwohnt, verwendet wird; es zählt über achthundert Mitglieder und ist für die Moderantisten eine nicht unbedeutende Position. Der Dichter Zorilla mit einigen Freunden hat eine neue literarische Akademie gestiftet. Doch machte sie bis hieher keine großen Fortschritte.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Borrego war auch Deputirter in den Cortes, machte aber wenig Aufsehen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff

Intelligenz-Blatt Nro. 36.

Sonnabend, 19. Oktober 1839.

Goethe's sämmtliche Werke,

vollständige Ausgabe letzter Hand in 55 Bänden.

gr. 8. Preis 60 fl. oder 34 Rthlr. 16 Gr.

Goethe's Werke.

Ausgabe in zwei Bänden.

Mit acht Stahlstichen und einem Facsimile der Handschrift Goethe's.

Format wie Schiller in Einem Bande.

Ladenpreis für beide Bände 32 fl. oder 18 Rthlr. 12 Gr.

Diese mit einer Anzahl nie gedruckter, ja zum Theil erst jetzt (durch die Ordner seines Nachlasses) aufgefundener Gedichte und dramatischer Fragmente des großen Dichters bereicherte Ausgabe reiht sich im Formate ganz der von Schiller in Einem Bande an. In Schönheit des Papiers und Druckes übertrifft sie noch unsere neueren Ausgaben von Schiller, welche so allgemeinen Beifall gefunden haben, und ist überdies durch eine Reihe von Stahlstichen nach den ausgezeichnetsten Künstlern geschmückt.

Wesentlich unterscheidet sich diese Ausgabe von allen früheren:

1) Durch übersichtliche Zusammenstellung und Aufeinanderfolge des Gleichartigen und Verwandten.
2) Durch vieles bisher Niegedruckte, das, wie eben gesagt, neuhinzugekommen, und zwar aus allen Gattungen der Poesie, namentlich **Lieder, Distichen, Epigramme, Invectiven, Gedichte zum Divan; Fragmente vom ewigen Juden, von Hanswursts Hochzeit, von Tragödien, Singspielen und Romanen, Schema einer Fortsetzung der natürlichen Tochter** und der **Pandora**; ein Lustspiel: **die Wette**; endlich eine große Anzahl neuer Maximen und Reflexionen, so wie interessante biographische Einzelnheiten, die theils in die Annalen eingeschaltet, theils einzeln abgedruckt worden.
3) Durch Angabe der Zeit, in welcher jede Production entweder entstanden, oder doch zuerst durch den Druck bekannt gemacht worden. Dieser Anzeige ist ein sehr genaues Inhalts-Verzeichniß hinzugefügt, und das Neuhinzugekommene immer mit einem Sternchen bezeichnet.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[584] **POLYMELE.**

Eine Sammlung

von

Gesang-Duetten und Terzetten

mit leichtauszuführender

Pianoforte-Begleitung.

Herausgegeben von

H. A. Präger.

Die Polymele besteht aus Gesang-Duetten und Terzetten ernster und heitrer Gattung aus den Werken der ausgezeichnetsten Meister alter und neuer Zeit, mit bequemer Pianoforte-Begleitung und mit Berücksichtigung sowohl der männlichen als weiblichen Stimmen.

Der Zweck der Sammlung ist, kleinern (z. B. Familien-) Kreisen eine Auswahl gediegener und zugleich leicht zu executirender Gesangstücke um wohlfeilen Preis zu bieten, und so die Schätze der Gesangmusik allgemeiner zugänglich zu machen.

Die Sammlung erscheint in 4 Lieferungen, jede zu 4 Bogen oder 32 Seiten.

Jede Lieferung kostet 8 Gr. oder 36 kr., das Ganze also von 128 Seiten Notendruck 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

Ein Blick auf das Inhaltsverzeichniss des ersten Heftes wird von der ausnehmenden Wohlfeilheit dieser Sammlung überzeugen.

Inhaltsverzeichniss des ersten Heftes.

Duett für Sopran und Bass aus Joseph: Du meine einzige Stütze etc. von Mehul.
Terzett für Sopran, Tenor und Bass: An die Hoffnung etc. von Himmel.
Duett für Sopran und Alt aus den umgeworfenen Kutschen: Diese Brust voll reiner etc. v. Boieldieu.
Terzett für Sopran, Tenor und Bass aus der Schöpfung: Zu dir, o Herr etc. von Haydn.
Duett für Sopran und Tenor aus Zampe: Schiffer wohin etc. von Herold.
dito. für Sopran und Tenor aus Titus: O verzeih mir etc. von Mozart.
Motette für 2 Sopran und Bass: Wohl dem der nicht wandelt etc. von W. Schneider.

Duett für 2 Sopran aus Figaro's Hochzeit: Nun soll ich etc. von Mozart.
dito. für Sopran und Tenor aus Sergin: O du mein Einziger etc. von Peer.
Terzett für 2 Sopran und Bass: Zu blöde es zu wagen etc. von Denzi.

Das erste Heft ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben.

Bielefeld, im Okt. 1839.

Velhagen & Klasing.

---

[512] Mit Bezug auf die vor Kurzem in Prag erfolgte Aufführung der Oper

Der Alchymist von Louis Spohr,

beehren uns anzuzeigen, dass der vollständige Klavierauszug, so wie Ouverture (auch für Orchester) und alle Gesangstücke einzeln in unserm Verlage erschienen und durch alle soliden Musikhandlungen zu beziehen sind. Die neue Zeitschrift für Musik, Leipzig 11. April d. J. berichtete: „Es befinden sich in dem Alchymisten No., die so ausgezeichnet sind, dass sie sich dem Besten, was der geschätzte Meister geliefert, anreihen. Ich erinnere nur an das Ständchen, die Polacca, insbesondere an das Finalterzett des 1sten, Sopran-Arie des 2ten und Introduction des 3ten Actes."

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[545] In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr 1840.

Neue Folge. Zweiter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Felix Mendelssohn's.

8. Auf feinem Velinpap. Eleg. cart. 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: I. **Pulcherie.** Von **A. von Sternberg.** — II. **Die blaue Blume.** Novelle von **Julius Mosen.** — III. **Angelica.** Aus den Papieren eines deutschen Edelmanns. Von **Th. Mügge.** — IV. **Ein Frühlingstraum.** Novelle, nach den Mittheilungen eines Freundes, von **Eduard von Bülow.** — V. **Der Todte von St. Anna's Kapelle.** Ein Criminalfall. Nach Akten und brieflichen Mittheilungen erzählt von **Otto Ludwig.**

Von den frühern Jahrgängen der Urania sind 1830—38 noch vorräthig, die im Ladenpreise 18 Thlr. 6 Gr. kosten, aber

zusammengenommen für 4 Thlr. 12 Gr.,

einzelne Jahrgänge zur Completirung für 16 Gr. abgelassen werden.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

---

[424] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Cours de littérature française,

par

A. Peschier,

Professeur de littérature française et anglaise à l'université de Tübingue, et membre de plusieurs sociétés savantes.

gr. 8. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 6 Gr.

Das oben angekündigte Werk wird Jeden, welcher sich in Deutschland mit der französischen Sprache und Literatur beschäftigt und an den Erscheinungen derselben Antheil nimmt, ohne Zweifel sehr erfreuen. Endlich besitzen wir eine Geschichte der Literatur unserer Nachbarn, die weder eine trockne Darstellung des Gegenstandes ist, wie allzuoft in den sogenannten Résumés, und noch weniger eine ganze Bibliothek an und für sich bildet, wie der Cours des Herrn Laharpe, welcher aus beinahe zwanzig Bänden besteht. In diesem neuen „Cours de littérature française" sehen wir, wie sich der nationelle Geist der Franzosen nach und nach ausgebildet, und durch die Reihe der aufeinander folgenden genialen Menschen, können wir die von seinen ausgezeichnetsten Schriftstellern ausgedrückten Gedanken dieses Volkes studiren.

Uebrigens bittet Herr Peschier in seinem Werke, daß man darinnen ja nicht suchen wolle, was ihm nie einfiel hinzuzusetzen, und hält es für seine Pflicht, den Leser darauf aufmerksam zu machen, daß dieser Cours nichts weniger seyn soll, als ein in das kleinste ausgedehntes Verzeichniß der französischen Literatur seit deren Anfange bis zu unserer Zeit; sondern ein unpartheiisches und gerechtes Urtheil über die berühmtesten Schriftsteller, die in Frankreich geboren sind. Wird es ihm vorgeworfen, daß man mehrere solche, welche in der Geschichte der intelektuellen Entwickelung dieses Landes gewöhnlich erscheinen, bei ihm vermißt, so behauptet er, ein literarischer Name habe keinen Werth, wenn er nicht einen neuen Gedanken, etwas Eigenthümliches, Individuelles vorstellt, und die sklavische Heerde der Nachahmer (imitatorum servum pecus) keinen andern Anspruch machen darf, als auf einen Platz in dem bibliographischen Wörterbuch, worin so manche Afterkönige der Literatur in ungestörter Vergessenheit ruhen.

Mehrere Schriftsteller, die in Deutschland sehr wenig oder vielmehr gar nicht bekannt sind, werden in diesem Cours erwähnt; andere sind von dem Herrn Verfasser auf eine ihm ganz eigene Weise dargestellt, z. B. Voltaire, welchem ein bei weitem größerer Raum vergönnt ward als den andern, und V. Hugo, den seine Verehrer vielleicht als allzustreng beurtheilt betrachten werden. Da die Meinungen des Herrn Verfassers über mehrere französische Schriftsteller denjenigen geradezu widersprechen, welche in Deutschland sowohl als in Frankreich ziemlich allgemein verbreitet sind, so wird der literarische Parteigeist mit diesem Werke vielleicht hart umgehen. Doch wird es, trotz seiner etwa paradoxen Behauptungen von Jedermann als ein sehr nützliches Werk anerkannt werden, und als solches nehmen wir uns die Freiheit, jedem Institut und allen Lehrern der französischen Sprache und Literatur dieses neue Produkt des Verfassers der „Histoire de la littérature allemande" zu empfehlen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[549] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Lyell, Elemente der Geologie.

Aus dem Englischen von Dr. C. Hartmann. Nebst einem Atlas mit **36** lithogr. Taf. 8. Eleg. cart. in Etuis und Goldschnitt. **5 fl. 57** kr.

Der Uebers., ein Freund des engl. Verf., längst von der bevorstehenden Erscheinung dieses Werks unterrichtet, hatte die Bearbeitung nach dem Wunsch mehrer berühmter deutscher Geologen, deren Nennung hier aus Discretion unterbleibt, schon seit 2 Jahren beschlossen, und übergibt nun dem Publikum dieses classische Werk eines Geologen, dessen Grundsätze der Geologie in England seit 1830 sechs starke Auflagen erlebt haben. — Vorstehende Elemente sind mit ächt philosophischem Geiste und so deutlich und schön geschrieben, daß sie eine höchst angenehme Lectüre für alle Gebildete, so wie ein treffliches Lehrbuch für den Dilettanten und Anfänger abgeben, um so mehr, als der deutsche Bearbeiter den herrlichen Vortrag des

Originals möglichst zu erreichen suchte. Bei verhältnißmäßig sehr geringem äußern Umfang enthält es eine eben so deutliche, als anziehende Erklärung der wichtigsten Erscheinungen bei der Bildung und den Veränderungen der Erdoberfläche, welche durch mehr als 300 beigefügte Abbildungen ganz außerordentlich veranschaulicht wird. Diese veranschaulichen alle merkwürdigen Verhältnisse des Innern und des Aeußern der Erdrinde, so wie die charakteristischen Versteinerungen der verschiedenen Gebirgsformationen, wie denn überhaupt der petrefactische Theil von großer Wichtigkeit ist, und sind nicht allein die Petrefacten der Formationen bis zum Steinkohlengebirge niederwärts, sondern auch die wichtigsten der ältern (der sogenannten silurischen) beschrieben und abgebildet, wobei mehrere seltene Prachtwerke, von denen wir nur Derwins geological observations und Murchisons kostbares Silurien-System (von dem sich jetzt der Uebersetzer mit einer wohlfeilern Bearbeitung für Deutschland beschäftigt) anführen. — Lyells Buch ist ein würdiges Seitenstück zu des Uebersetzers, mit so vielem Beifall und kritischem Lobe aufgenommenen „Taschenbuch für reisende Mineralogen, Geologen rc.;“ denn was dieses für die specielle Geologie der Hauptgebirge Deutschlands und der Schweiz ist, ist Lyells Werk für das Allgemeine dieser herrlichen Wissenschaft. Die deutsche Ausgabe ist überall auf die deutschen oder mitteleuropäischen Gebirgsverhältnisse zurückgeführt, während das Original nur die englischen berücksichtigte, weßhalb erstere auch textreicher ist. Als Seitenstück zum Taschenbuch für reisende Mineralogen hat das Lyell'sche Werk auch die ganz gleich schöne, ja wahrhaft glänzende äußere Ausstattung, wie jenes erhalten.

---

[570] ☞ **Für Musikfreunde!**

Bei L. Pabst in Darmstadt ist gratis zu haben:

Verzeichniß

einer

Sammlung werthvoller u. beliebter Musikalien,

(über 1600 Nummern),

welche zu den bemerkten, **bedeutend** herabgesetzten Preisen gegen baare Zahlung in der Hof-Buchhandlung von L. Pabst in Darmstadt zu beziehen sind.

---

[583] Im Verlag der Unterzeichneten sind erschienen:

Beschreibung der Stadt Rom

von *Ernst Platner, Carl Bunsen, Ed. Gerhard, Wilhelm Roestel und Ludwig Ulrichs.* — Mit Beiträgen von *B. G. Niebuhr* und einer geognostischen Abhandlung von *F. Hoffmann.* Erläutert durch Pläne, Aufrisse und Ansichten von den Architecten *Knapp* und *Stier,* und begleitet von einem besondern Urkunden- und Inschriftenbuch von *Eduard Gerhard* und *Emiliano Sarti.* gr. 8. 1829 — 1838. I. — III. Bd. 2te Abtheilung. (Text). 31 fl. 45 kr. oder 19 Rthlr. 8 gr. I. und II. Bilderheft hiezu 21 fl. 36 kr. oder 12 Rthlr. 16 gr.

Inhalt:

Erster Band. Allgemeiner Theil. Mit synchronistischen Tabellen, 1829. 6 fl. 45 kr. oder 4 Rthlr. 8 gr.

Zweiter Band. Das vaticanische Gebiet und die vaticanischen Sammlungen. Zwei Abtheilungen. 10 fl. oder 6 Rthlr.

Dritter Band. Die sieben Hügel der Pincio, das Marsfeld und Trastevere.

Erste Abtheilung. Capitol und Forum, Palatin, Aventin und Coelius nebst ihren Umgebungen, 1837. 7 fl. 30 kr. oder 4 Rthlr. 12 gr.

Zweite Abtheilung. Die Foren, der Esquilin, Viminal, Quirinal und Pincius nebst ihren Umgebungen. gr. 8. 1838. 7 fl. 30 kr. oder 4 Rthlr. 12 gr.

Bilderheft. Erste Abtheilung. 13 Blätter, zum 1sten und 2ten Band gehörig. 1833. 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 8 gr.

Inhalt: 1) Pianta della cità di Roma. 2) Drei Pläne von den vier Regionen des Servius Tullius. 3) Vergleichende Plane des vaticanischen Gebiets. 4) Grundriss der neuen Peterskirche in ihren verschiedenen Bauperioden. 5) Geognostisches Bild von Rom. 6) Grundriss der Basilika von St. Peter im Jahr 800. 7) Grundriss der Basilika von St. Peter im Jahr 1506. 8) Grundriss der Basilika von St. Peter nach ihren verschiedenen Baumeistern. 9) Grundpläne des vaticanischen Palastes nach Osu, von J. M. Knapp. 10) Mausoleum des Kaisers Hadrian, nach den neuesten Nachgrabungen aufgenommen und gezeichnet von M. Knapp im Jahr 1825.

Bilderheft. Zweite Abtheilung. Mit 12 Blättern. 1837. 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 8 gr.

Inhalt: 1) Der capitolinische Hügel um das Jahr 1550. 2) Plan der Reste des Forums, von J. M. Knapp. 3) Plan der Ueberreste auf dem palatinischen Berge, von Scheppig 4) Plan des Forum Pacis. 5) Die Thermen des Caracalla, nach Blouet von Scheppig. (Sämmtliche 5 Platten gehören zum Text des dritten Bandes erste Abtheilung; ebenso die dieser Abtheilung besonders beigelegte Platte: Plan des Tempels der Venus und der Stadt Rom.) 6) Nachweisliche Reste von der Domitianischen Kaiserburg. 7) Das Forum Augusts und das Forum Nerva's, von J. M. Knapp. 8) Ansicht des Forums des Nerva, nach Dupeyrae von J. M. Knapp. 9) Aufriss des Tempels der Venus und der Stadt Rom, von Giuseppe Pardini. 10) Das Colosseum, Grundriss von J. M. Knapp. 11) Das Colosseum. Durchschnitt nach A — B von J. M. Knapp. 12) Grundriss der Titus-Thermen, von J. M. Knapp.

Zur Vollendung des Werkes bleibt nur noch übrig die Beschreibung des Marsfeldes, und damit des grössten Theiles des neuen Roms, und die von Trastevere und vom Janiculus, wodurch die Beschreibung ihren im Vatican begonnenen Kreislauf vollendet.

Diese dritte und letzte Abtheilung wird in möglichster Bälde erscheinen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[589] Unser

Sonnensystem

zusammengestellt

von

Dr. F. W. Sondermann,

auf 4 Blättern zu 13 Zoll Höhe und 16 Zoll Breite, welche in ein Tableau zusammengesetzt werden können, lithographirt von A. Platt.

Neue verbesserte Auflage.

Magdeburg. *Creutz'*sche Buchhandlung.

Preis ⅔ Thlr.

[546] Bei J. J. Weber in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Perle von Zion

von

J. Th. Wangenheim.

Eine Festgabe zum Beginn des neuen Jahrhunderts (5600).

Zwei Bände.

Festausgabe auf feinstem Velinpapier. Eleg. cart. Mit Titelkupfer und Titel im Farbendruck. Preis 2 Rthlr. 18 Gr. Ordinaire Ausgabe. Auf gutem Druckvelinpap. broch. Preis 2 Rthlr.

---

[543] In meinem Verlage ist erschienen:

Rösselt, Fr., Lehrbuch der Weltgeschichte für Bürger- und Gelehrtenschulen. Zweite, sehr vermehrte und viel verbesserte Auflage, mit 5 Stahlstichen und einer erläuternden Skizze. 3 Theile gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Retzsch's Umrisse zu Bürger's Balladen: Leonore, das Lied vom braven Mann und des Pfarrers Tochter von Taubenhayn. 15 Platten. Mit Bürgers Text und Erläuterungen von C. B. v. Miltitz, nebst englischer Uebersetzung von F. Shobert. Imp.-Quer-Quart. Cartonnirt. Subscriptionspreis * 5 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im September 1839.

Ernst Fleischer.

---

[573] **Für Leihbibliotheken und Lesevereine.**

In der Unterzeichneten sind erschienen:

Gesammelte Erzählungen

von der

Verfasserin der Bilder des Lebens.

Erster Band.

25 Bogen.

8. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Inhalt:

Dürftigkeit und Ueberfluß, in zwei Doppelschilderungen. — Die Nacht im Juragebirge. — Paul und Josephine, oder die Schmuggler vom Jura. — Der schweizerische Pflanzer am Ohio.

Statt aller Empfehlung erlauben wir uns hier die in Nro. 54. d. J. der Blätter für Literatur und bildende Kunst stehende Beurtheilung anzuführen: „Der tiefe Sinn, das reine Gemüth, der edle Geist welcher in den Bildern des Lebens waltet, deren Werth wir auch in diesen Blättern beurkundet haben, findet sich auch in diesen gesammelten Erzählungen wieder. Sie zeichnen sich durch Innigkeit sowohl als durch Klarheit, vor allem aber durch ein echt religiöses und rein sittliches Gefühl vor so vielen Tageserscheinungen aus, welche nur zu blenden, nicht zu erhellen, nur die Zeit zu verflüchtigen, nicht das Gemüth zu erheben suchen. Und darum eignen sie sich auch namentlich vor vielen andern ähnlichen Schriften zur Lectüre für Jungfrauen und Frauen, deren Sinn unverdorben, und deren Geist auf das Höhere und einzig Wahre im Menschenleben gerichtet ist. Sie sind dabei eben so fern von jeder pedantischen Trockenheit wie von zelotischer Eiferung, sondern die lebenvollste Liebe spiegelt sich in ihnen anmuthig und mit den wärmsten Farben in allen Strahlenbrechungen ihrer innigsten Empfindungen. Nur steht jedes Gemeine fern, und alles trägt den Stempel eines Seelenadels, der seines innern Werthes sich bewußt, doch von der liebenswürdigsten Demuth durchdrungen ist. Unsre Leserinnen besonders werden mit uns übereinstimmen wenn sie diese Erzählungen in Geist und Herz werden aufgenommen haben."

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[544] Bei Friedrich Fleischer in Leipzig sind neu erschienen:

Franceson, C. F., Tesoro de la lengua y literatura Castellana. (Spanische Chrestomathie mit erläuternden Noten.) gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

— —, Spanisch-deutsches und deutsch-spanisches Taschenwörterbuch. 2 Bände. (100 Bog.) 3 Thlr.

Vogel, Dr. Karl, (Director der Bürgerschulen in Leipzig), neues englisches Lesebuch, zunächst für höhere Bürger- und Handlungsschulen bestimmt. Zweite Auflage. gr. 8. cart. 21 Gr.

— —, Cours préparatoire de la langue française. Oder methodisch geordnete Lese- und Uebersetzungeübungen für die ersten Anfänger der französischen Sprache. Dritte Auflage. 16. gebunden. 4 Gr.

Dicken's, Ch. (Boz), complete Works. Vol. III. containing: Oliver Twist, compl. in 1 Vol. — IV et V. cont. The Life and Adventures of Nicholas Nickleby, compl. in 2 Vol. Subscriptionspreis jeder Band 1 Thlr.

Marryat, Captain, complete Works, Vol. XII, containing: The Phantom Ship. compl. in one Vol. Subscriptionspreis 1 Thlr.

---

[528] Bei L. Schreck in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber die Dikäopolitik und Hieropolitik,

mit Hinsicht auf die Wirren der Zeit.

Ein historisch-politischer Versuch

von

Professor Krug.

Geheftet. Preis 6 Gr.

(S. 15. Z. 4 l. Unzahl st. Anzahl.)

---

[514] **Neue Reisebeschreibung.**

Dr. **G. Klemm** (K. S. Bibliothekar), **Reise durch Italien.** Erster Theil: Bericht über eine, im Jahr **1838** im Gefolge Sr. K. H. des Prinzen Johann, Herzogs zu Sachsen, unternommene Reise nach Italien. gr. 8. brochirt. **2 Thlr. 18 Gr.**

Erschien in der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig und ist zu bekommen in allen namhaften Buchhandlungen.

---

[568] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gutensohn (*J. G.*) und *Knapp* (*J. M.*) Monumenti della religione christiana, o sia Raccolta delle Antiche Chiese o Basiliche Christiane di Roma dal quarto sino al decimo terzo secolo delineati e publicati. — Denkmale der christlichen Religion, oder Sammlung der ältesten christlichen Kirchen oder Basiliken Roms, vom 4ten bis zum 13ten Jahrhundert. 1—5tes Heft. Roy.-Fol. 1823 bis 1827. 25 fl. oder 15 Rthlr. Einzeln jedes Heft 5 fl. oder 3 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 252.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 21. Oktober 1839.

— Lieb', aus Mädchenaugen erst gelernt,
Lebt nicht vermauert im Gehirne bloß;
Nein, mit der Regung jedes Elements
Läuft sie gedankenschnell durch jede Kraft,
Und gibt zu jeder Kraft zwiefache Kraft.

Shakespeare.
Verlorne Liebesmüh.

Die Calvi.

(Fortsetzung.)

Statt sich an der Verwirrung der schönen Kostgängerin lange zu weiden, begann Herr Marcantonio sofort, sich mit zierlichen Worten für die ihm geschenkte Aufmerksamkeit zu bedanken und ihr mit geläufiger Zunge eine Menge schöner Dinge über ihre Anmuth und Reize und dergleichen mehr zu sagen. Ob der Diskurs gerade viel neue und geistreiche Sentenzen enthalten, möchten wir bezweifeln. In solchen Fällen kommt es jedoch weniger darauf an, durch Originalität zu glänzen, als zu schwatzen und der Schönen Zeit zu lassen, sich auf die passendste Antwort zu besinnen oder sie überhaupt mit der Redseligkeit anzustecken. Rede abgewonnen, Alles abgewonnen.

Geraume Zeit hindurch blieb Herr Marcantonio freilich auf den Monolog beschränkt. Das junge Mädchen senkte die langen Wimpern, spielte mit dem Rosenkranz am Gürtel und sagte nichts. Da riefen die Glocken zur Hora; die Schöne schrack zusammen und wandte sich zum Gehen. „Ihr scheidet, Madonna!“ rief der Patrizier mit beweglichster Stimme und bittend gefalteten Händen; „soll ich Euch nie wieder sehen, habt Ihr mir nur deßhalb Euer holdseliges Antlitz zugewandt, um es mir wieder auf immer zu entziehen, mich zum unglücklichsten Sterblichen zu machen?“ — „Wir sehen uns wieder,“ flüsterte die Kleine, „bald — vielleicht morgen — um die nämliche Stunde. Lebt wohl!“ — Sie schlüpfte davon.

Herr Calvo ruderte zurück. Er hätte vor innerer Freude und Seligkeit laut aufjauchzen mögen. Früher war er noch nie in Liebe gewesen. Hatte er gleich seinen wüsten Brüdern gar häufige und ernstgemeinte Vorwürfe wegen ihrer galanten Intriguen und sündigen Umgangs mit den Frauen gemacht, so konnte er sich doch nicht verschweigen, daß ein wenig heimlicher Neid damit im Spiele gewesen sey. Ohne die Neigung zu fühlen, jenes zügellose Treiben mitzumachen, hätte er doch gar gern gewußt, wie es thue, sich von einem herzigen Wesen geliebt zu wissen und es in allen Ehren wieder zu lieben. Jezt glaubte er das Ziel seines unbestimmten Sehnens erreicht zu haben. Er vergegenwärtigte sich das Bild des jungen Mädchens, ihre großen leuchtenden Augen, ihre hohen, fein gezirkelten Augbrauen, das freundliche, verschämte Lächeln des Mundes, das braune Haar, welches verstohlen aus dem Kopfschleier hervorblickte, und vermeinte, nie etwas Schöneres gesehen zu haben. Er redete sich vor, daß er sterblich verliebt sey, und dies so oft, bis er es wirklich wurde. In solchen Fällen thut der Glaube Wunder.

Hielt Herr Marcantonio am folgenden Tage die Stunde des Stelldichein pünktlich ein, so muß man es der jungen Kostgängerin rühmend nachsagen, daß auch sie ihn nicht allzulange warten ließ. Bei dem gestrigen Schütteln des Blüthenzweigs hatte sie wohl ursprünglich nichts Arges und nur einen harmlosen Scherz im Sinne gehabt, einen wohl verzeihlichen für ein junges, lebensfrohes Mädchen, welches jahraus, jahrein nichts als graue Klostermauern, grämliche Nonnen, vorüberziehende Wolken und Schiffe sah. Die Worte des Nobile, des ersten Mannes, von welchem sie dergleichen zu hören bekam, hatten jedoch auf das unbefangene Kind ihren Eindruck nicht verfehlt. Sie fühlte sich geschmeichelt, die ernstere Aufmerksamkeit eines jungen, schönen Mannes erregt zu haben, von ihm als begehrenswerther Gegenstand angesehen zu werden. Die Neuheit des Verhältnisses, die Heimlichkeit desselben vollendete die Bezauberung, und so stimmten denn ihre Gefühle mit denen des jungen Mannes so ziemlich überein. Diesmal war sie beredter. Herr Marcantonio erfuhr von ihr ohne Mühe, daß sie Claudia heiße und die Tochter eines venetianischen Nobile sey. Ueber ihre Geburt walte aber noch, wie sie sagte, ein tiefes Geheimniß; ihren Vater kenne sie nicht, der Mutter wisse sie sich nur dunkel zu entsinnen, indem sie schon in frühester Kindheit nach Santa Catterina gebracht worden sey. Uebrigens habe ihr die Priorin vertraut, daß sich jenes Räthsel lösen werde, sobald sie das siebzehnte Jahr erreicht habe, und sie dann auch aus dem Kloster genommen werden solle. Bis dahin seyen aber noch zwei ewig lange Jahre, und sie wolle nicht in Abrede stellen, daß sie sich innerhalb der Ringmauern zum Sterben langweile.

Marcantonio wollte, wie billig, über ein so tragisches Verhängniß außer sich gerathen, und gab ihr vorläufig als wirksamstes Mittel gegen die tödtliche Langeweile die Versicherung, daß er sie über Alles liebe und nicht ohne sie leben könne. Diese Aussage bekräftigte er mit tausendfachen feurigen Schwüren, und zwar so lange, bis die Wahrheit derselben der jungen Claudia einleuchtete und sie ihm dieselbe beseligende Versicherung zurückgab. Die Gelübde, welche die Beiden wechselten, kamen aus aufrichtigen, übervollen Herzen, wie alle Schwüre einer ersten Liebe, und hätte es in Marcantonios Macht gelegen, so würde er die Geliebte noch an demselben Tage aus dem Kloster und gerades Wegs nach dem Traualtar geführt haben. Leider fallen bei Erbvertheilungen den jüngern Söhnen außer den Luftschlössern wenig andere zu; Herr Alessio Calvo erfreute sich überdies noch einer gedeihlichen Gesundheit, und so eröffneten sich denn in dieser Beziehung für das liebende Paar eben keine besonders erfreulichen Aussichten. Die Zukunft ließ sich aber über das Glück der Gegenwart, in deren Zauberkelch sich das liebende Paar berauschte, wohl leicht vergessen. Sie sahen sich täglich, wenn nicht das Wetter zu abscheulich war und den jungen Piloten am Auslaufen hinderte, und wechselten die zärtlichsten Blicke und Worte über die Mauer, bis die melancholische Glocke die junge Kostgängerin in den Betsaal rief und Herrn Marcantonio nach Venedig, allwo er auf der Pesceria die seltensten Fische für sein schweres Geld einhandelte, um nicht bei der Heimkehr in das väterliche Haus als unglücklicher Angler ausgelacht zu werden.

Um diese Zeit war es, wo Italien von einer furchtbaren Pest heimgesucht wurde. Sie war von armenischen Kaufleuten nach Messina geschleppt worden und zog jetzt verheerend von Stadt zu Stadt den nördlichen Provinzen zu. Viele Tausende hatte schon das entsetzliche Gespenst hingerafft, eine gleich große Zahl vielleicht, die ihr vorauseilende Verbündete — die Furcht. Näher und näher rückte sie den Grenzen der Republik, schien aller gegen sie errichteten Barrieren zu spotten und erschien plötzlich dort, wo sie am wenigsten erwartet worden war. Venedig befand sich in dumpfer Gährung. Die Väter der Stadt verwachten Nächte hindurch, um die Vorschläge zur Abwehrung des todbringenden Ungeheuers zu prüfen und zu verwerfen, zugleich aber auch, um die geeigneten Vorkehrungen gegen etwaige Umtriebe der bei allgemeinen Unglücksfällen stets geschäftigen Mißvergnügten und Unruhstifter zu treffen. Die Kirchen waren mit Betenden überfüllt, Prozessionen zogen von Altar zu Altar. Die Beichtväter hatten nicht Ohren genug, um die Bekenntnisse eingerosteter Gewissen zu vernehmen; die Schreibfinger der Notare erlahmten beim Aufsetzen von Testamenten, die der Aerzte bei Anfertigung von ohnfehlbaren Rezepten und Verhaltungsmaßregeln. Geizige zogen ihre ausstehenden Kapitalien ein, um das Geld zu verscharren, während die jungen Wüstlinge das ihrige zu verprassen und im fortwährenden Taumel sich gegen die Todesfurcht zu betäuben suchten. Messer Marcantonio war vielleicht der einzige Venetianer, welcher die allgemeine Unruhe nicht theilte, nach wie vor zum Liebchen ruderte und im süßen Geplauder mit ihr die Welt und ihre Sorgen vergaß.

Da stürzte eines Tags der Haushofmeister des Herrn Mauro Calvo zu dessen Bruder und überbrachte ihm, vor Schrecken bleich, die Nachricht, wie sein Herr so eben eines plötzlichen Todes verblichen sey. Eine verdächtige Beule," brachte er stotternd hervor, habe sich auf der Brust gezeigt; bald darauf sey der Kranke von einem nicht zu stillenden Durst befallen worden und Zunge und Gaumen ihm geschwollen. Der hinzugerufene Arzt habe bebend erklärt, wie hier keine Rettung möglich sey, indem die Pest sich mit ihren tödtlichsten Symptomen offenbare, worauf er mit eiligen Schritten das Haus verlassen.

Nach Stundenfrist habe Herr Mauro unter den entsetzlichsten Qualen den Geist aufgegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Briefreliquien.

(Fortsetzung.)

Gellert an Freiherrn von Widman.

Hochgeborner Freiherr,
Gnädigster Herr Ambassadeur!

So wenig ich auch im Stande bin, den Bedingungen ein Genüge zu leisten, unter welchen Ew. Excellenz mich ferner Dero Briefwechsels würdigen wollen, so werde ich doch lieber Alles wagen, als dieses Glück ganz aufgeben. In der That ist es weit leichter, kleine Fehler in der Schreibart zu entdecken, als die Schönheiten derselben zu sehen; und in diesem Verstande werde ich, so wenig ich auch ein zuverlässiger Richter bin, dennoch kleine Kritiken über den Ausdruck Dero Briefe machen können, wenn Sie anders von diesem Befehle nichts nachlassen wollen. Und wie selten würden die Kunstrichter seyn, wenn es nicht mit Recht vergönnt wäre, zu tadeln, ob man gleich nicht die Geschicklichkeit besitzt, es besser zu machen! Was nun auch Ew. Excellenz aus Bescheidenheit von Dero deutschen Schreibart urtheilen, so kann ich doch mit Gewissen sagen, daß ich's bewundere, wie Sie sich dieselbe, da Sie in mehr als einer Sprache schreiben, so sehr haben zu eigen machen, und wie Sie bei Dero Geschäften noch itzt so viel Sorgfalt darauf verwenden können. Dieses seltene und große Beispiel macht der deutschen Nation viel Ehre; sollte es nicht auch die Nacheiferung anderer Minister erwecken können?

Zur neueren Orthographie weiß ich Ew. Excellenz kein bequemeres und kürzeres Werk vorzuschlagen, als „Wolfens Unterricht zur Rechtschreibung der deutschen Sprache.“ Hof und Baireuth 1749; oder vielleicht ist auch eine noch neuere Ausgabe vorhanden. Ein gut Lexikon fehlt uns auch leider noch, und das beste, das wir haben, ist Fritschens deutsch-lateinisches Wörterbuch in 4. Berlin. Soll ich außer der Gottschedischen deutschen Grammatik Ew. Excellenz noch eine andere kleine und vielleicht auch brauchbare nennen, so nenne ich folgende: „Neue Lehrart und Uebung in der Regelmäßigkeit der deutschen Sprache, von Johann Leonhard von Basedow, Professor zu Soror, Kopenhagen 1759.“ Wir haben eine Sammlung vermischter Briefe von Stockhausen, zwei Theile, 1758, Helmstädt, in der auch viel gute Briefe vorkommen, wenn gleich die Schreibart nicht überall die beste ist. Bei Gelegenheit der Briefe muß ich Ew. Excellenz melden, daß ein preußischer Grenadier in Brüg, der Serceville heißt, die meinigen in's Französische übersetzt hat, und wie ich sehe, nicht ohne Glück. C. F. Gellert.

Den 28sten März 1761.

Freiherr von Widman an Gellert.

Ew. rc. wertheste Zuschrift vom 28sten v. M. ist mir zu seiner Zeit zugekommen; ich habe aber mehrmalen die Antwort viel länger, als ich gerne gewollt hätte, aufschieben müssen, und nun stehe ich wirklich im Begriff, als Kaiserl. Wahl-Commissär zur Wahl eines künftigen Hoch- und Teutschmeisters nach Mergentheim abzugehen. Wie wohl würden die großen Fürsten bedienet seyn, wann sie in solchen Fällen ihren Abgeschickten eben so leicht die erforderlichen Begabnussen, als den Glanz und das Ansehen ertheilen könnten.

Hier folget mein leztes Schreiben hinwiederum zurück, und ich danke recht sehr für die gemachten Verbesserungen, welche ich mir ein für allemahl über alle meine künftigen Schreiben ausbitte. Nun sehe ich, daß es Ew. Ernst sey, den mir so angenehmen als lehrreichen Briefwechsel fortzuführen, ich gewinne dabei auf alle Art so viel, daß ich Denenselben meine Verbindlichkeit davor nicht hinreichend auszudrücken vermag. — Was könnte meine ohnehinnige Neigung zur guten teutschen Schreibart mehr beleben, als da ich mir ein Feld dargestellet sehe *, auf eine zugleich nützliche und vergnügliche Art unterrichtet zu werden? — Die mir vorgeschlagenen Bücher habe ich mir bereits alle angeschafft, und ich werde sie gewiß fleißig zur Hand nehmen. Nach meiner Art zu denken, hat der Preußische Grenadier Serceville durch Uebersetzung Ew. rc. Briefen der Menschlichkeit mehr Ehr gemacht, als er durch seine verderblichen Heldenthaten immer erwerben kann.

Uebrigens danke ich meines Orts hinwiederum für alles Schönes, so Ew. rc. mir zu meiner Beschämung sagen, und verharre mit der vollkommensten Hochachtung Ew. rc. W.

Nürnberg, den 17ten April 1761.

* Am Rande des Briefs steht die drollige Bemerkung: „Ist diese Wendung nicht zu dichterisch? und wäre nicht, statt dargestellet, das Wort geöffnet besser?“ Z. F.

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, September.

(Fortsetzung.)

Literatur.

Ich hatte mir vor einigen Jahren die Frage aufgeworfen, ob denn aus Spanien aller Zauber der Einbildungskraft verschwunden sey. Sie, die erste, die sich regt, wenn die Nationen wie aus dem Schlafe erwachen, wollte sich nicht

einmal nach dem Tode Ferdinands zeigen, so sehr auch der „aufgeklärte Despotismus“ interessirt war, sie in's Leben zu rufen. Nach und nach breitet sie ihre Flügel aus. Gegenwärtig macht sich die dichterische oder humoristische Ader der Belletristen, sofern sie nicht größere Werke hervorbringt, in allen Arten von Journalen Luft; freilich werden dem des Auslands wenig kundigen Leser mitunter viele französische Gerichte aufgetischt, die man sich nicht immer die Mühe nimmt, auf gut spanisch zuzubereiten und zu würzen. Von den gemischten Journalen kommen in Madrid sechs oder sieben heraus, die man ihres geringen Werthes wegen für bloße Spekulationen halten müßte, wenn nicht ihr noch geringerer Preis daran zweifeln machte. Ein Beispiel davon ist der „Entreacto,“ ein vorzüglich dem Theaterwesen gewidmetes Journal, das seinen Namen von der Absicht der Herausgeber herleitet, daß es in den Zwischenakten helfen soll, die Zeit zu vertreiben; es gibt wöchentlich zweimal einen halben Bogen, alle Monate eine gute Lithographie (meistens Abbildungen der bekanntesten Schauspieler im Theaterkostüm) und ein originales Theaterstück; außerdem hat man unentgeldlichen Eintritt in ein Lesekabinet, was sonst überall einen halben Thaler kostet, und alles das auf drei Monate für einen Thaler Subscriptionspreis. Die „Esperanza,“ ein Wochenblatt von einem Bogen mit einer, freilich schlechten Lithographie, kostet nur zwei Realen ($^{1}/_{10}$ Thaler) monatlich. Ein ähnliches Blatt, la Mariposa (der Schmetterling) beschäftigt sich unter andern auch mit Moden und liefert monatlich Modenfiguren und überdies Romane zu halbem Preise. Das Panorama, ebenfalls ein Wochenblatt mit ziemlich guten Lithographieen, macht bei gleichem Preise (oier Realen monatlich) schon höhere Ansprüche auf inneren Gehalt; doch zweifle ich, daß das spanische Ministerium den Fortschritt der Aufklärung an die Verbreitung dieses Journals bindet, wie es das portugiesische Ministerium mit dem Lissaboner Panorama in einem Circularschreiben gethan hat, dessen Sprache den von den Spaniern erfundenen Spitznamen für alles, was portugiesisch ist — finchádo, aufgeschwollen — nur zu sehr rechtfertigt und in Betracht der Geringfügigkeit des Gegenstandes wirklich zu lachen gibt. Neben andern Wochenblättern, sämmtlich mit artistischen Beilagen, haben wir in dem Anacoreta des Herrn Villaamil auch eine Nachahmung des Eremiten von Jouy, ebenfalls mit schönen Lithographien begleitet. Die Provinzen fangen an mit der Hauptstadt zu rivalisiren: Saragossa hat seine Aurora, Granada sein Alhambra, Malaga seinen Guadalhorze, dessen Lithographien unter das Beste der Art gehören, Cadix seine Aureola. — Nach den Journalen würden natürlich die Taschenbücher folgen; in London kam wirklich während einiger Jahre ein sehr hübsches, von J. J. Mora redigirtes, unter dem Titel: No me olvides (Vergißmeinnicht) heraus. Aber diese Mode konnte sich in Spanien nicht einheimisch machen, vermuthlich weil die Damen die Vollkommenheit der Kunst und die Großmuth ihrer Verehrer lieber in einem Cartucho do dulce (Zuckerdüte) oder in einem reichen Fächer, als in einem Büchelchen mit Gedichten, Kupfern und Goldschnitt bewundern. — Die Gedichtsammlungen sind in allen Ländern häufig und wären es noch mehr, wenn sie Verleger fänden; so geht es auch in Spanien, wo man Lieder, cuartetas u. dgl. mit eben der Leichtigkeit wie in Italien aus dem Stegreife macht; da es aber nicht leicht ist, solche Produkte auf fremde Kosten zu drucken, so sind die wenigen lyrischen Sammlungen, die das Publikum von den Verlegern erhält, häufig wirklich nicht ohne Werth. Der ausgezeichnetste lyrische Dichter ist ohne Zweifel Zorrilla, voll Feuer, Reichthum und Originalität, obgleich mitunter inkorrekt und ausschweifend; man hat von ihm schon sechs Bände. Die poetischen Werke des Martinez de la Rosa und des Herzogs von Rivas (ehmals Saavedra), so wie die Tapias, sind bekannt. Das romantische Epos tritt in zahlreichern Produkten hervor, als man in dem kurzen Zeitraum von sechs oder sieben Jahren bei der längeren Athem erfordernden Natur dieser Gattung hätte erwarten sollen. Der endlich im Drucke begriffene Pelayo des Ruiz de la Vega, ein wahres Nationalepos in drei Bänden, beweist neben Martinez de la Rosa und dem Herzog von Rivas, daß in Spanien die Minister auch Poeten, oder wenn man will, die Poeten auch Minister seyn können. Der Lockenraub von Pope hat die Ehre einer Uebersetzung erhalten. Der Roman in Prosa existirt, im Vergleich zur Fruchtbarkeit anderer Länder in diesem Fache, in Spanien fast gar nicht mehr, wie es die stereotypen Verzeichnisse der Lesekabinete beweisen. Was davon vorkommt, ist fast alles aus dem Französischen und zuweilen par ricochet aus dem Deutschen übersezt (die Familie Wieland, Menzikoff u. s. w.). Originalwerke von Verdienst sind die Liebenden von Teruel (los armantes de Teruel), die politischen Romane von Tapia und die historischen Romane von Martinez de la Rosa: Herman Perez von Pulgar und Isabela Solis, Königin von Granada. — Ganz anders verhält es sich mit der dramatischen Literatur. Diese ist an der Tagesordnung. Nicht nur sind die zwei größeren Theater del Principe und de la Cruz wieder im Gange, sondern es gibt auch mehrere kleinere, bella Vista und las tres Musas, und ohne von den vielen Hauskomödien zu sprechen, werden auch öffentliche oder halböffentliche Anstalten, das Lyceum, die philharmonische Gesellschaft, das Conservatorium, sogar das Gefängniß zuweilen in Schaubühnen umgestaltet. Der Verbrauch an dramatischen Produkten ist also sehr groß und die Lieferanten zahlreich. Doch um nicht immer ernsthaft zu seyn, lassen wir einen Kenner reden, dem ein hiesiger Verleger die vielen dramatischen Fabrikanten und Uebersetzer, die ihn überliefen, zusendete. „Jesus! was für Dramen und was für Autoren! Ein Krämer hat in seinen verlornen Augenblicken die Geschichte des Alvaro de Luna romantisirt. Möchte ihn statt seines Helden die Axt treffen, mit der er seine Verse zugehauen hat! Ein Thorsteuerbeamter, sobald er hörte, daß Alexander Dumas seine ersten Versuche in einer Amtsstube geschrieben, macht sich daran, ein romantisches Trauerspiel aus der Zeit Calomardes zu improvisiren, ja, zu improvisiren, denn er ist in weniger als zwei Monaten damit fertig, so oft er auch in Mitten der heftigsten Scenen den Dolch Melpomenes mit dem Visitirspieß vertauschen muß. Ein Ausgeklosterter, dem man die Pension nicht bezahlt, wählt zwischen dem Hungertode und der Komödienschreiberei das Schlechteste, nämlich das leztere. „O ich bin in der Kunst, Drachmen zu verfertigen, sehr bewandert, sagte er zu mir; ich war Censor in meiner Provinz unter dem Ministerium Cea, außerdem habe ich in meinem Orte die Bestie von Babylon aufführen sehen; es ist was davon an mir hängen geblieben.“ — „Man sieht es wohl; was haben Sie geschrieben?“ — „Eine herrliche Komödie: Sor Ines im Kloster, oder: es waren zwei und jezt sind es drei.“ — „Im Kloster? Sie mögen die Klöster gut kennen, und Ihre Inclination dafür ist natürlich, aber der Titel erschreckt mich.“ — „Warum? es ist nichts Verdächtiges: es waren zwei Ines, und nun kommt eine dritte, die denselben Namen führt; daraus wird eine Verwirrung und ein „Vexirgemälde,“ daß man nichts Besseres verlangen kann.“

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 107.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 253.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 22. Oktober 1839.

Die dampfgetriebnen Wagenburgen fliegen,
Wie scheugewordne Elephantenmassen
Thürm' und Geschwader tragen fort zu Siegen,
Der schwarzen Rüssel Schlötte hoch erhoben,
Dampfschnaubend, rollend wie die Wetterwolke,
Die Mannen siegestrunken, jauchzend oben,
Weitum gelichtet alle Bahn vom Volke.

Anast. Grün.

Dampffahrt.

Von O. L. B. Wolff.

1.

Wie die Bestie schnaubt,
Und aus den Nüstern
Hinaussprengt den wirbelnden Rauch,
Der, vom Winde gefaßt,
Durchmengt mit knisternden Funken,
Zurückzieht über die Eb'ne:
Des gefesselten Thieres
Lezter unbändiger Abschiedsgruß.

Jezt stöhnt es und ächzt
Immer wilder und wilder
Aus keuchender Brust,
Mit rasch wechselndem Odemzug;
Dazwischen noch ein dumpfgellender Ton,
Unheimlich, grauenvoll:
Wie des zähneknirschenden Sklaven Racheschrei
Sich hinausdrängt
Aus krampfaufzuckendem Herzen
In die ewig freie Luft,
Troz der Geißel des Vogtes.

Dahin schießt die Schlange
Mit dem glutrothen Bauche,
Mit dem langen, buntscheckigen Schweife. —
Immer rascher! —
Nicht zu vergleichen dem Fluge des Vogels,
Noch dem Winde, der über das Blachfeld saust,
Kaum dem Gedanken des Menschen.
Aber des Menschen Gedanke
Springt wie der Bliz von Wolke zu Wolke,
Von Nord nach Süd,
Doch streift er die Säume der Wolken nicht,
Noch die Ränder der Eb'ne.

Vorüber! vorüber! —
Dort in der Ferne der Thurm
Aufdämmernd am Horizonte,
Wie der leise in schlummernder Seele
Spielend sich zeugende Traum:
Jezt da — schon hier — schon vorüber! —
Weit hinter uns
Tönt noch seiner Glocke Schlag
Ueber die Haide; — verhallend
Gleich dem Nachzittern des lezten Kusses
Auf den bebenden Lippen getrennter Freunde!

Du aber, Genosse meiner Gedanken!
Sizest mit feinem, ironischem Lächeln

Neben mir in dem Wagen
Und heftest den Blick
Auf der Räder wiebelnden Umschwung,
Deren einfarbig rastloses Kreisen,
Gleich Atomen des Sonnenstrahls,
In die Gestaltung tiefster Ruhe sich hüllt.
Es freut Dich,
Daß der Mensch der Bewegung Kraft,
Herrschend, gewaltig,
Fast dem Gedanken nahe gestellt,
Und das ungleiche Paar
Neben einander zu spannen versteht.
Immer behaglicher wird Dein Lächeln;
Du streifest sinnend die Sterne,
Und was fern heißt, streichst Du
Aus Deiner Sprache.

2.

Vorüber, vorüber!
Schrill gellt
Des Signales
Dumpffeuchter Pfiff. —
Sieh da, ein Wärter der Bahn,
Im einsamen Häuschen,
Ueber dem, im Winde flatternd,
Die Fahne sich hebt
Klatschend am knarrenden Mast.

Der Alte,
Mit greisem Schnauzbart,
Mit sonnengegerbtem Antlitz,
Mit der Stirn, vom nächtlichen Wachsen'r gebräunt,
Sieht — gleichgültig und stumpf —
Vorüberbrausen die Menge
Auf dem schuppigen Rücken der Schlange —
Kaum daß sein Blick sie berührt.

Mit des Eroberers Heer
Zog er vor Jahren,
Bei der Trommel eintönigem Klang
Und der Pfeife schneidendem Takt,
Von Kampf zu Kampf,
Von Sieg zu Siege,
Durch die egyptische Wüste,
Längs des Ebro goldenem Strand,
Zu der Beresina hungrigem Ufer,
Gleichmäßig langsam,
Einen Fuß nach dem andern: —
Und alle Mühen und Qualen des Lebens,
Die unerbittlich zaudernden Sorgen,
Die sich festsaugen am Menschenherzen,]
Zogen, am wunden Fuße hängend,
Mit ihm dahin, durch die fremden Lande,
Gleichmäßig, langsam,
Schritt vor Schritt,
Bis er zuletzt,
Ein Bettler,
Müde die alte Heimath erreichte.

Doch nun —
Wo ihm die äußere Ruhe ward,
Die er im Inneren längst schon trug,
Gleichmüthig, abgestumpft,
Gefühllos brütend,
Und die Tage an ihm vorübergleiten,
— Das Heute mit dem Antlitz des Gestern —
Leise ein Haar nach dem andern
Fallend auf seinem ärmlichen Scheitel,
Aber nimmer ihn weckend
Aus seiner Seele haidem Schlummer: —
Sieht er vorüberbrausen die Menschen,
Wie von der wüthenden Windsbraut getragen.
Urplötzlich bei ihm — dahin! —
Aus seinem Anblick fort, —
Wie die Kugel, die so oft er versendet
Mit dem gehorsamen Feuerrohr
In die gedrängtesten Haufen der Feinde!
Und der Menschen Qualen und Aengste
Stürmen nun auch
Mit den Menschen, in ihren Herzen,
Von einem Winkel der Erde zum andern.

Siehst du, mein sinnender Freund!
Kaum ist der letzte Wagen
An seinem Häuschen vorüber,
So kehrt der Alte gelassen sich um,
Keinen Blick der Verwundrung
Nachsendend dem flüchtigen Zuge;
Er nimmt den Besen
Und fegt mit zögerndem Striche
Wieder hinweg den aufgewirbelten Staub,
Froh, daß kein störend Signal
Ihn zu längerer Wache zwingt.

Wer langsam, bei Nacht, wie bei Tage,
Im Kommandoschritt,
Von Madrid bis nach Moskau,
Den Sieg auf den schwer belasteten
Schultern geschleppt,
Kann den es rühren,
Daß am Abend seines Lebens
Der Mensch auf Flügeln des Sturmwinds fährt
Von einem Ende der Welt zum andern?

(Schluß folgt.)

Die Calvi.

(Fortsetzung.)

Hatten nun gleich die beiden Brüder in steter Feindschaft gelebt, so konnte dennoch eine so unerwartete, von so schaurigen Nebenumständen begleitete Nachricht nicht verfehlen, einen gewaltigen Eindruck auf Herrn Alessio zu machen. Tief erschüttert, verhüllte er das Gesicht. Kann seyn, daß der Todesfall ihn minder lebhaft berührt haben würde, wäre nicht die entsetzliche Ueberzeugung, daß die gefürchtete Seuche nunmehr auch in Venedig ausgebrochen sey, damit verknüpft gewesen. Wie viel Antheil das eine oder andere Gefühl an seinem Schmerz hatte, mochte Gott allein wissen; wir berichten nur der Wahrheit gemäß, daß der Gedanke an die ihm zugefallene Erbschaft für den Augenblick wenigstens in den Hintergrund trat und der ernsten Trauer sich kein fremdes, entwürdigendes Element gesellte. Schweigend winkte er dem Haushofmeister, sich zu entfernen.

Aus dem Hause tretend, begegnete dieser den ältern Söhnen des Messer Alessio, welche so eben lärmend und von Wein glühend von einem Gelag heimkehrten. Die Nachricht von dem Tode ihres Oheims ward von den trunkenen Gesellen mit wildem Jubel aufgenommen; freilich hatten sie dem Verstorbenen ferner gestanden, waren im Haß gegen ihn auferzogen worden und kannten ihn nicht als den Bruder ihres Vaters, nur als den unversöhnlichen Erbfeind des ganzen Geschlechts. Besonders Jacopo, der älteste und entartetste von Allen, kannte in schmähenden Verwünschungen des eben Dahingeschiedenen und in seiner Freude über die ihnen zugefallenen reichen Güter keine Grenzen. Unverzüglich wollte er im Namen seines Vaters die Erbschaft antreten und die Casa Calvo durch ein prächtiges Gastmahl würdig einweihen. Den greisen Hausverwalter schauderte bei diesen fühllosen Reden. Vergeblich war es, daß er den jungen Wüstlingen den Schmerz ihres eigenen Vaters zu Gemüth führte, daß er sie beschwor, sich wenigstens bis nach dem Leichenbegängniß zu gedulden. Die rohen Junker rissen den Alten mit sich in eine Gondel, hießen diese nach dem Trauerhause rudern, stürmten tobend und lachend die Marmortreppe hinauf und bis in das Gemach, in welchem die Leiche des alten Mauro Calvo mit verhülltem Antlitz auf dem Ruhebette lag.

„Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg!“ lachte Cesario, der zweite Calvo, indem er sich wohlgefällig in dem reich verzierten Zimmer umsah. „Die Pest soll leben!“ jauchzte Filippo, der dritte Bruder; „sie meint es redlich mit unserem Hause und hat ein Meisterstück gemacht, indem sie gleich mit dem ersten Streich unsern giftigsten Gegner traf.“ — Es war, als ob die Brüder sich in ihrem wahnsinnigen Taumel durch frevelhafte, lästerliche Reden zu überbieten suchten, bis endlich Jacopo hart an die Leiche trat, mit grausenerregendem Hohn den Todten um Erlaubniß bat, das theure Antlitz des gnädigen Oheims noch einmal betrachten zu dürfen, und zugleich die Decke hinwegzog. In dem Augenblick aber, wo er das geschwollene, von Pestflecken schrecklich entstellte Gesicht enthüllte, erhob sich der aus langer Ohnmacht erwachte Greis und starrte mit tief in der Höhle liegenden Augen die Leichenschänder an. Hell aufschreiend und mit allen Geberden des Entsetzens taumelten die Frevler zurück. „Ruchlose Buben, die ihr meinen Tod nicht erwarten konntet,“ rief der Alte mit heiserer, röchelnder Stimme, „schaudernd sollt ihr gewahr werden, daß ich Euch zu früh starb!“ Mit kaum vernehmlicher Verwünschung sank er in die Kissen zurück und hauchte die Seele aus.

Der Fluch des Oheims schien in Erfüllung zu gehen. Nach wenigen Tagen ward Jacopo von der Pest hingerafft, ihm folgte Cesario, diesem eine seiner Schwestern, kurz darauf auch die Mutter. Filippo ging, von Gewissensbissen und Todesfurcht gequält, in ein Kloster, und hoffte durch Buße und Kasteiungen das Racheschwert von seinem Haupte abzuwenden.

Das schöne Venedig bot zu jener Zeit einen fürchterlichen Anblick dar. Tag und Nacht loderten hohe Feuer auf Plätzen und Straßen, um die Luft zu reinigen. In den Kanälen kreuzten sich die mit Leichen hastig davon eilenden Gondeln; die meisten todten Körper wurden in das Meer versenkt. Auf den Gassen sah man nur die mit dem Viatikum zu Sterbenden eilenden Priester, die sich täglich mindernde fromme Brüderschaft des Todes, deren Gelübde die Pflege der Kranken vorschreibt, die in schwarzes Wachstuch gegen Ansteckung gehüllten Aerzte, und den Auswurf des Pöbels oder Galeerensklaven, welche zur Beerdigung der Leichen gedungen waren und ihr Handwerk mit empörender Fühllosigkeit betrieben. Niemand wagte sich mehr aus dem Hause; Jeder wich der Berührung des Nächsten aus. Die Furcht hielt den Gatten von der Gattin, den Vater vom Kinde entfernt. Alle dachten nur an sich, und wie sie der schrecklichen Gefahr entgehen möchten.

Blieb nun gleich kein Haus von der fürchterlichen Heimsuchung verschont, und hatte auch jede Familie den Verlust eines oder mehrerer Mitglieder zu beweinen, so war dennoch nicht eine in Venedig, in welcher die Pest grausamere Verheerungen angerichtet hätte, als in der der Calvi. Der Tod wüthete gegen die Nebenäste so grausam als in der Krone; es schien, als habe er die Vernichtung des ganzen Stammes beschlossen. Das empörende Benehmen der älteren Söhne bei Mauros Leiche

war ruchbar geworden; man brachte ihren früheren wüsten Lebenswandel, so wie die Härte und Grausamkeit des ehemaligen Staatsinquisitors in Erinnerung, und sah in dem raschen Hinsterben eines entarteten und verhaßten Geschlechts den Finger Gottes.

So lange die Pflege der Seinigen oder die Betrübniß des tiefgebeugten Alessio nicht seine Pflichten in Anspruch nahmen, war Marcantonio täglich nach Santa Catterina hinausgerudert. Eines Abends kehrte er tief betrübt zurück. Seine Geliebte war nicht erschienen; er gab den finstersten Vermuthungen Raum. Wieder und immer wieder lenkte er die Barke nach dem Kloster, aber Claudia zeigte sich ihm nicht mehr. Er betrauerte sie als gestorben. Sein weiches Gemüth war von Allen durch den Tod seiner Angehörigen am tiefsten erschüttert worden; nun war auch die lezte Lebensfreude von ihm gewichen. Er verfiel in eine tiefe Schwermuth, glaubte auch sich wie seine übrigen Stammesgenossen dem Tode geweiht, und sah ihm mit kalter Gleichgültigkeit entgegen.

In dem armenischen Kloster der Mechitaristen auf der Insel San Lazzaro lebte zu jener Zeit ein in der Arzneikunde und manchem heimlichen Wissen wohlerfahrener Mönch, Namens Basilio. An diesen wandte sich Messer Alessio in seinem Unglück, und befragte ihn um seine aufrichtige Meinung, ob ihm irgend ein Mittel bekannt sey, den auf den Seinigen ruhenden, verderblichen Fluch zu lösen, oder ob auch er den Glauben hege, daß er nur durch den Tod des lezten Calvo gesühnt werden könne. Er bekannte ihm zugleich mit aufrichtiger Reue die Feindschaft, in welcher er mit seinem verstorbenen Bruder gelebt habe, den Frevel seiner stets mit strafwürdiger Nachsicht behandelten Söhne, und die Fehltritte der eigenen stürmischen Jugend.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, September.

(Schluß.)

L i t e r a t u r.

„Der Schweiß fällt mir dick von der Stirne, aber kaum bin ich den Ex-Mönch los, so tritt ein eleganter junger Mensch von siebzehn Jahren ein; diese Plattköpfe mit feinen Manieren kann man nicht so leicht abspeisen. „Ich bin der Uebersezer mehrerer französischen Stücke; von den lezten zehn möchte ich diese drei zuerst geben. Sehen Sie, dieses hier ist Julia und Romeo von Soulié. Ich habe es spanisch eingerichtet und ihm den Titel Karl und Maria gegeben; ich leide keinen Gallizismus, selbst wenn ich ein Chef d'oeuvre übersetze." — So! Tomasa und Palo wäre noch spanischer gewesen. — „Wollen Sie, daß ich Ihnen etwas vorlese?"— „Wohl, aus dem fünften Akt; da sieht man gleich, wie weit die Leidenschaft geht." — „Hören Sie. Sie kennen ja die Situation: Maria, gen Himmel schauend: „Karl! höre einer Verblichenen lezten Laut" — — „Halt! einer Erbleichenden vermuthlich?" — „Ich will Ihnen sagen: Verblichenen, per anticipationem, ist nachdrücklicher." — „Schon gut; lassen Sie mir das Manuscript, ich werde Sie empfehlen." — „Vielen Dank, das würde mich ein bischen animiren. Ich habe mich in verschiedenen Laufbahnen versucht und alle sind mir zuwider geworden, und zu Hause dringt man immer in mich, ich solle etwas arbeiten." — „Sehr wohl. übersetzen Sie rüstig fort, lassen Sie die Weiber nach dem Tode reden, und Ihren Schläfen wird es nicht fehlen an einem Kranze von — Knoblauchköpfen."

Viel mag an diesem launichten Ausbruche nicht übertrieben seyn, man bedenke nur, wie viele neue Komödien aufgeführt oder in die zwei Sammlungen Galeria dramatica und Repertorio dramatico aufgenommen werden, und dies sind nur die besseren. Interessant ist die Abtheilung der Galeria dramatica, welche dem alten spanischen Theater gewidmet ist, und so einen Theil desselben vom völligen Untergange rettet. Die ausgezeichnetsten dramatischen Schriftsteller sind, außer Gorostiza und Martinez de la Rosa (der eben eine neue Komödie für das Lyceum schreibt), Antonio Gil de Zarate und Manuel Becton de los Herreros *; der Troubadour von Garcia Gutierrez, die Liebenden von Teruel von Don Bentura de la Vega, Donna Menzua von Harzembusch stehen in erster Linie; Joseph Garcia Villalta, Gregorio Romero y Larragnaga, Ramon Campoamor, Jose Maria Riaz und Franz Diaz, nebst einigen andern, haben nicht verwerfliche Originale geliefert. In Cadix und Valenzia sind Trauerspiele aus der Nationalgeschichte geschöpft worden, aber zu dem ersten Range hat sich in der Provinz nur Prinzipe aus Saragossa (jezt auch in Madrid) mit seinem Don Juliano erhoben; nur Schade, daß die s i e b e n Gemälde, aus denen dieses Trauerspiel besteht, ein National- oder Provinzialtypus zu werden drohen, denn so eben kündigt man eine Isabel de Baviera in sieben Gemälden in Saragossa an.

Auch in den spanisch-amerikanischen Freistaaten fängt man an, die Dichtkunst auszubilden. Die meisten Versuche sind schwache und sklavische Nachahmungen. Zwei Theaterstücke zeichnen sich jedoch durch die Regelmäßigkeit ihrer Form und die Korrektheit der Sprache aus, ein seltener Umstand in Ländern, wo eine Menge Provinzialausdrücke und fehlerhafte Sprecharten im Brauche sind. Diese zwei Stücke sind der Graf von Alarcos, von Don Jose Jacinto Millanes, und Guillermo, von Don Jose de Andueza. Das erstere enthält schöne Verse und zarte Gedanken, doch ist die Handlung matt und die Sprache oft affektirt, Fehler, die in einem ersten Versuche nicht befremden dürfen. Der Wilhelm des Andueza zeigt mehr Einbildungskraft, Leben und Gewandtheit, aber nicht so viel Originalität, auch ist die Versifikation nicht so korrekt und vieles stört als Plagiat. Vielleicht kann ich ein andermal Nachrichten über die amerikanische Lyrik geben; für jezt will ich nur sagen, daß hier die Gedichtsammlung eines Amerikaners Namens Echavarria mit Beifall aufgenommen worden ist.

* Verfasser sehr vieler Schau- und Lustspiele. Sein „dicker Mann," el hombre gordo, wird jezt von einem Schauspieler dargestellt, der bei kaum fünf Fuß Höhe 450 spanische Pfund wiegt und eben deßwegen nichts anderes mehr thun kann, als von Stadt zu Stadt den dicken Mann spielen. Hier ist nicht die Komödie für den Mann, sondern der Mann für die Komödie gemacht.

Beilage: Kunstblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff

№ 254.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 23. Oktober 1839.

Daß fürder Mensch nicht Menschen knechten möge,
Geh, Feuer, du und trage seine Lasten,
Geh, Eisen, du und wandle seine Wege.

Anast. Grün.

Dampffahrt.

Von O. L. B. Wolff.

(Schluß.)

3.

Da sind wir am Ziel! — Wir ließen die Wolken,
Die Töchter des Aethers, — wir ließen die Vögel,
Die himmelanstreifenden, weit hinter uns.
Wer gab uns die Flügel? — Der Geist.
Wie auch die Natur geheim sich gestalte
In ewigem Kreislauf, erzeugend, zerstörend,
Gebärend, vernichtend — er zwingt sie zur Knechtschaft.
Ob auch dazwischen stehe der Tod
Und mit dem unermüdlichen Arm
Unablässig mähe die Saaten des Lebens,
Der Mensch führt stets des Gedankens Scepter,
Und der sterbende Vater vererbt es dem Sohn.

O wenn er so die urkräftigen Mächte
Mit treffendem Auge, mit eiserner Hand
Zu fesseln vermag, so wend' er den Blick
Nie vom Höchsten des Lebens!
Das Gemeine der Erde soll er verschmähn;
Nur der Sklave geselle zum Thiere sich gern! —

Wir sind am Ende der Bahn.
Urplötzlich begrüßt uns die fremde Stadt,
Die zaubrisch vor uns aus dem Boden sich hob,
Mit fremdartig klingender Sprache
Und fremden Sitten und fremden Bewohnern.
Die Genossen der Fahrt
Verstreuen sich wogend nach allen Seiten.
Die Tausend, die sonst an der Scholle klebten,
Sie werden jezt, wie von Geistern getragen,
Hineingestürzt in die Fluth der Bewegung;
Der Selbstsucht Begier
Erschlossen sich neue goldene Reiche,
Und ein Jeglicher drängt
Und stürmt zu erhaschen die lockenden Schätze;
Doch er findet und faßt nur
Wieder die alten, zehrenden Sorgen,
Die alten Mühen und Aengste des Daseyns,
Das ihn heute umarmt, wie es gestern gethan;
Denn er trug sie mit sich in der eignen Brust
Festhaltendem Raum,
Der Jugend Gespielen, des Alters Genossen.

Alle sind schon fortgezogen,
Bloß ein Liebender verweilt noch,
Und er sendet trübe Blicke,
Die den Horizont durchbohren,

Zu der theuren, fernen Heimath,
Wo er noch vor wenig Stunden
Die Geliebte drückt' an's Herz
Unter heißen, bangen Thränen.
Arme Menschen! arme Liebe!
Sehnsucht und Erinn'rung konnten
Schritt vor Schritt die Scheidenden
Sonst begleiten auf dem Wege,
Ueberall mit ihnen weilen,
Ihnen folgen; — der Gedanke,
Möglich sey's, sie zu erreichen
Noch auf ihrem Pfad — wir trostreich! —
Jetzt! — Getrennt kaum, schon greifen
Aus einander weite Meilen,
Heißer Tage lange Wand'rung —
Arme Liebe! arme Menschen!

Mit dämonischem Blick
Schaust du mich an,
Satirischer Freund,
Und sagst:
„Poet!
Jetzt stehst Du wieder mit deinen eignen Füßen
Auf der alten geduldigen Erde,
Und mußt am Boden fortkriechen wie immer."

Recht hast Du — aber es ärgert mich nicht.
Ich schaue noch einmal
Nach dem schnaubenden Ungethüm,
Das gekettet, keuchend, ermüdet,
Und dennoch tobend und wühlend im Innern,
Von seinem ruhigen Führer
Langsam gelenkt wird nach seiner Höhle.
Schweigend zeig' ich den Mann Dir,
Der zum Gedankenflug es gestachelt,
Aber mitten auf seinem Fluge
Plötzlich mit fester, gelassener Hand
Es, wie spielend, gelähmt hat,
Und das lernte, wie Du buchstabiren gelernt.

Die Calvi.

(Fortsetzung.)

Der Mönch erwiderte hierauf: „Ihr erzählt mir da entsetzliche Dinge, Herr! Euer Geschlecht hat schwer gesündigt, es hat sich ungeheurer Verbrechen gegen die göttlichen und menschlichen Gebote zu Schulden kommen lassen und somit die strengste Ahndung verwirkt. Die gerechte Strafe des Herrn ist nicht ausgeblieben und hat euch tief darniedergebeugt. Ob aber der Untergang eures sündigen Stamms beschlossen ist, ob es der Himmel an der euch auferlegten Buße bewenden und sich von eurer Reue versöhnen läßt, vermag das schwache Geschöpf euch nicht zu verkünden. Gehet heim, vertraut eure Sache dem Herrn und lasset mich nachforschen, ob ich in meiner Kunst und Wissenschaft Trost und Hülfe finden möge."

Am folgenden Abend erschien der Pater Basilio im Hause des Messer Alessio Calvo und hieß diesen seine Söhne so wie alle noch übrigen männlichen Glieder des Geschlechts zusammenberufen: was er ihnen zu verkünden habe, gehe Alle an und müsse gemeinschaftlich berathen werden. Die Stammesgenossen waren schon längst versammelt und immer noch flogen die Blicke der ungeduldig Wartenden nach der Thür, ob nicht die Fehlenden bald eintreten würden. Als nun aber Herr Alessio als Aeltester der Familie erklärte, sie dürften auf keinen mehr rechnen, da erkannten die Ueberlebenden erst recht lebhaft, wie furchtbar der Tod ihre Reihen gelichtet habe, und Alle brachen in Thränen und Wehklagen aus, denn das ganze hochberühmte, einst so weit verzweigte Geschlecht bestand nur noch aus neun Männern.

Jetzt begann der Pater Basilio: „Ich habe nicht als Geistlicher zu euch zu reden, will somit auch der Vergangenheit nicht gedenken und es eurem Gewissen überlassen, in wie fern es euch Schuld gibt, den Tod auf so viele eurer Brüder herabgerufen zu haben, und wie ihr fortan durch Gebet und Buße eure Vergehungen sühnen mögt. Mir liegt es hier nur ob, euch mitzutheilen, was ihr zu thun habt, um dem gewissen Aussterben des Geschlechts vorzubeugen, euer aller Leben zu fristen. Die Schriften der Weisen und Naturkundigen aller Völker und Zeiten bestätigen, daß es oftmals den Geistern der Bösen und unbußfertig Dahingeschiedenen gestattet werde, auf Erden zu wandeln, dem Satan zu dienen und Unheil und Verderben anzustiften. Die Einen bedienen sich der menschlichen Gestalt, vornehmlich der von schönen Weibsbildern, um unerfahrene Jünglinge anzulocken und ihr Herzblut auszusaugen; die Andern streifen bei nächtlicher Zeit durch die Häuser und tödten die Schlafenden durch giftigen Anhauch. Diese bösen Geister heißt man Vampyre, und werden von ihnen aller Orten gar furchtbare Dinge berichtet. Man will wissen, daß der erste an der Pest Verstorbene in seiner Heimath zu einem solchen Vampyr werde, wachend im Sarge liege und sein Leichentuch benage; eh er dieses aber nicht ganz verzehrt habe, sey auch ein Aufhören der Pest nicht zu erhoffen. Oftmals zieht das Scheusal bei Nacht durch die Gassen, zeichnet dem Tode die Häuser, wo er einkehren solle, mit grüngelben Flecken, ruft auch wohl die Opfer bei Namen und webelt sie, wenn sie dem Rufe Gehör geben, mit

rothem Tuche an, worauf sie vergiftet niedersinken. So vermeldet die hungarische Chronica, daß in Temeswar ein vor der Stadt wohnender Schäfer, ein gottloser Gesell, zuerst an der Pest verstorben. Der sey dann als solch ein gräulicher Spuck umgegangen und habe die Einwohner bei Hunderten in das Grab gestürzt. Endlich habe der Rath den Befehl ertheilt, den Körper des Schäfers wieder aufzugraben. Obschon drei Wochen seit seinem Tode verstrichen, hat man ihn doch noch warm und roth im Sarge gefunden, worauf der Freiknecht ihm einen spitzigen Pfahl durch das Herz gestoßen. Das Gespenst hat einen kläglichen Schrei ausgestoßen, ist aber von Stund an wahrhaft todt gewesen, worauf auch das Sterben urplötzlich aufgehört. In unserer Stadt war Herr Mauro Calvo der erste Pesttodte. Ich sage es frei und unverholen: es war ein böser, harter Mann; er schied, ohne die heiligen Sterbsakramente empfangen zu haben, mit Haß im Herzen, mit Verwünschungen auf der Lippe. Somit halte ich denn nach meiner vollen, gewissenhaften Ueberzeugung den verstorbenen Mauro Calvo für einen Vampyr. Einige Mitglieder seines Geschlechts haben sich unerhörter Vergehen gegen den Todten schuldig gemacht. Seine Rache hat bereits mehrere der Verbrecher ereilt, und sie wird auch die andern treffen. Er lebt noch im Grabe, und wird es so lange, bis er an dem Letzten von euch die Weissagung erfüllt hat; wie die Calvi schaudernd gewahr werden sollten, daß er zu früh gestorben sey. Hier gilt es, nunmehr dem teuflischen Scheinleben ein Ende zu machen, der verruchten Mordlust Einhalt zu thun. Euch, den Sippen, den nächsten Opfern liegt es ob, euch und eure Mitbürger zu retten. Die Macht der Hölle und des blutdürstigen Vampyrs muß durch dessen Enthauptung gebrochen werden. Ein anderes Mittel aber kenne ich nicht. Entscheidet durch das Loos, wer der Vollstrecker seyn soll."

Auch die wildesten, trotzigsten Männer erschracken bei dieser Zumuthung. Stumm und blaß blickte Einer den Andern an; keiner wollte zuerst das Wort nehmen; jeder fühlte aber gar wohl, daß ihm nur die Wahl bleibe, das Ungeheure zu vollbringen, oder das Loos seiner Brüder zu theilen; denn die Sage von dem unheimlichen Treiben solcher Vampyre war männiglich gar wohl bekannt. Mittlerweile hatte der Pater Basilio neun Papierstreifen geschnitten, das eine mit schwarzem Kreuz bezeichnet und die Loose in seinem Barett gemischt. Er hielt es Herrn Alessio zuerst vor. Mit einem verzweifelnden Blick gen Himmel griff dieser zu und entfaltete die Rolle — das Papier war weiß. Es zog ein Zweiter, ein Dritter — auch sie blieben von der blutigen Pflicht verschont. Das grausame Schicksal traf Marcantonio. Athmeten nun auch die Uebrigen frei auf, des furchtbaren Amts überhoben zu seyn, so war doch nicht Einer, welcher nicht den stillen, gutherzigen Jüngling bemitleidet und lieber einen andern als Vollstrecker gewünscht hätte. Das Papier entsank Marcantonios Händen; er bedeckte sein erbleichendes Gesicht und stieß einen dumpfen Schrei aus. Seine Brüder drängten sich an ihn und versuchten ihm Muth einzusprechen. Er wehrte sie aber leise ab, schüttelte wehmüthig den Kopf und sprach: „Laßt ab mit Euern Trostworten; sie können das Unabänderliche nicht ändern, nicht mildern. Ich will nicht mit dem Geschick hadern, daß es just mir die furchtbare That zuwälzt, ich will nur daran denken, daß ich sie zu euer aller Rettung unternehme. Der Himmel möge mir Kraft verleihen, das Gräßliche zu vollziehen. Ich bin bereit, sagt mir nur, was ich zu thun habe.

Der Pater Basilio nahm jetzt das Wort: „Jede Stunde Verzuges kann Einem oder dem Andern das Leben kosten. Was zu thun ist, möge gleich geschehen. So umgürte dich denn, mein Sohn, mit dem schärfsten Schwerte; laß uns Fackeln nehmen und in euer Erbbegräbniß unterhalb der Kirche de Frari hinabsteigen. Ich will dir bei diesem ernsten Gange getreu zur Seite stehen." — Geleitet von dem Segen seines greisen Vaters und nur von einem Diener gefolgt, machte sich Marcantonio auf den Weg. Die Erde schien unter seinen Füßen zu schwanken, als er die unterirdische Halle betrat. Ohne den stützenden Arm des Mönchs wäre er zusammengesunken. „Sey ein Mann!" rief ihm dieser leise zu. „Eile, jede versäumte Minute kann das Leben deines Vaters, deiner Brüder gefährden. Fort, schon die Luft ist vergiftet! Fort, sage ich dir! Kommt es dem Manne des Friedens zu, dir Muth einzusprechen?"

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Projettmacherei.

Obschon Fournier, der Erfinder des sogenannten Phalanstère, seit einigen Jahren gestorben, und aus seiner Anstalt, worin die Familien gesellschaftlich beisammen leben sollten, nichts geworden ist, so hat er doch eine nicht unbedeutende Menge von Anhängern hinterlassen, welche seine Ideen weiter ausbilden und von Zeit zu Zeit Plane zum gemeinsamen Beisammenleben, zu gemeinsamer Arbeit und gemeinsamem Gewinnste entwerfen, und noch immer mit dem Gedanken umgehen, ein Phalanstère zu Stande zu bringen. Es kommt aber nicht zur That, oder wenn auch hie und da ein Versuch gemacht worden ist, so geht die Anstalt schon in der Geburt zu Grunde, entweder weil sich die Stifter in ihren Berechnungen geirrt haben, oder weil es ihnen am nöthigen Gelde fehlt, ohne welches auch die schönsten Unternehmungen Gefahr laufen, zu scheitern. Aber Projekte

erscheinen noch immer fort. So hat kürzlich ein gewisser Harel eine Broschüre unter dem Titel Menage sociétaire herausgegeben, die zum Zwecke hat, den Junggesellen zu beweisen, wie gut sie sich dabei stehen würden, wenn ihrer 200 auf gemeinschaftliche Kosten beisammen wohnten und lebten, welche herrliche Bedienung und Bewirthung sie sich dann für etwa 1000 Franken verschaffen könnten, wogegen, wenn sie einzeln leben, das Dreifache kaum reicht. Die Annehmlichkeiten der Geselligkeit bekämen sie mit in den Kauf. Die Anstalt müßte neben Paris liegen und einen großen Garten besitzen. Harel kennt nichts Schöneres, als seine Menage sociétaire; er vergißt aber, daß solche Menagen in andern Ländern bereits versucht worden sind, aber kein Glück gemacht haben. Zweihundert beisammen lebende und zum Theil müßig gehende Hagestolze würden einander quälen, wäre es auch nur zum Zeitvertreib. Es würde in einer solchen Anstalt sehr oft Zank, vielleicht gar Schlägerei geben, und wer könnte hier die Polizei handhaben oder seine Autorität geltend machen? Ein Oberhaupt, sey es ein Direktor oder ein Verwalter, müßte nothwendig das Ganze leiten, er müßte Gesetze und Verordnungen vorschreiben, um Ruhe und Ordnung zu erhalten. Dann bekämen aber die Hagestolzen einen Herrn und verlören ihre Unabhängigkeit. Wer bürgt ihnen auch dafür, daß ein solcher Verwalter immer redlich handelt, nicht einen Theil des Geldes, welches zur Bestreitung der Kosten der Anstalt verwendet werden soll, in seinen Privatbeutel steckt, und den zweihundert Junggesellen ein bischen von den gemeinschaftlichen Bequemlichkeiten abzwackt? Die Harelsche Anstalt würde ein Kloster werden müssen, wenn sie nur irgend Bestand halten sollte, für Klöster zeigt sich aber bei den Franzosen keine Neigung mehr. Nicht viel besser als in Harels Menage sociétaire würde es wohl in Fouriers Phalanstèredorfe zugehen, wenn es zu Stande käme. Zwar würden die Bewohner Oper und Ballet bekommen, wie ihnen der Erfinder versprochen hat; aber die Eintracht würde nicht lange dauern, denn wo die Menschen eng beisammen leben und gemeinschaftliche Interessen haben, entstehen Reibungen und Zwistigkeiten, besonders wenn sie Muße haben. Fournier will, sie sollen gemeinschaftlich arbeiten und den Gewinn theilen; aber dann würde sich wohl jeder auf den andern verlassen, und die Gewinnsucht, welche den Menschen anspornt, hätte keinen Reiz mehr. Wahrscheinlich würde man bald träge und gleichgültig gegen das Wohl der Anstalt werden, und lieber Abends in die Phalanstèreoper gehen, als sich den Tag hindurch auf dem Felde oder in der Werkstatt abquälen. Alles dieses sehen die gutmüthigen Fourneraner nicht ein, und obschon ihnen das Beispiel der Saint-Simonisten bewiesen hat, wie solche Plane zum Nutzen Einzelner ausgebeutet werden und dann in Nichts zerfallen, so gehen sie doch immer noch mit Projekten zu Anlegung von Phalanstèren um, und nach einer neulich in den Zeitungen erschienenen Ankündigung wollen sie in Bordeaux eine Zusammenkunft halten und diese Stadt zum Mittelpunkte ihres Wirkens und Treibens machen. Obgleich nun die Gascogne wegen der Projektmacherei berüchtigt ist, so werden sie es dort doch schwerlich weiter bringen, als in Paris. — Die Legitimisten, welche alles Uebel der Julirevolution zuschreiben, wie sie es zuvor Voltaire und Rousseau aufbürdeten, behaupten in ihren Tageblättern, seit jener Revolution herrsche ein allgemeines Sittenverderbniß, die gesellschaftlichen Bande seyen gelöst, es gebe keine Treue, keine Redlichkeit mehr, und daher höre man täglich von neuen Verbrechen, Lastern und Betrügereien. Freilich wird jezt viel gestohlen, geraubt, betrogen, und leider auch mancher Mord begangen. Aber unter der Restauration sah es nicht viel besser aus, und in London, wo im Jahr 1830 keine Revolution stattfand, wird noch mehr gestohlen und geraubt als in Paris, weil die Stadt größer und weit mehr darin zu stehlen und zu rauben ist. Von Schurkereien hört man jezt freilich eine Menge Beispiele; leider aber wurden sogar unter dem ancien régime viele begangen, und zuweilen von Leuten, welche zu angesehenen Familien gehörten. Nur die Gegenstände, worin betrogen wird, haben sich geändert. Heutzutage sucht man vorzüglich durch Vorspiegelungen von allerhand glänzenden industriellen Unternehmungen die Augen des Publikums zu blenden, und betrügt die Leichtgläubigen, welche durch eine lockend dargestellte Spekulation sich zu bereichern hoffen, um ihr Geld. Neulich kam vor dem Handelsgericht ein arger Prozeß vor, welcher sich schon aus der Restauration herschreibt, und sicher nicht der Julirevolution zur Last gelegt werden kann. Der Betrug dabei ist desto schändlicher, da man die damals beliebte Scheinheiligkeit angenommen hatte, um die Leute sicherer hinter's Licht zu führen. Im Jahr 1825 nämlich wollten Graf de Persan, ein St. Ludwigsritter, der, wie es scheint, bei Hofe gut angeschrieben war, und ein Chevalier Bernard, „unter dem Schutze des heiligen Ludwigs," Wohlthätigkeitswerkstätten anlegen, in welchen unentgeldlich viele hundert arme Kinder aufgenommen und als Lehrlinge acht Jahre von der zu stiftenden Handelsgesellschaft unterhalten und unterwiesen werden sollten. Ihre Arbeit sollte den Gewinn derjenigen ausmachen, welche an dem Wohlthätigkeitsvereine Antheil nehmen würden. Zu dem Endzwecke sollte ein Kapital von nicht weniger als 38,800,000 Franks aufgenommen werden, mittelst 75,000 Aktien zu 500 Franks, und 30 Aktien zu 10,000 Franks. So etwas Ungeheures hatten die beiden Glücksritter ausgeheckt! Der eine hatte sich im Voraus 10 Aktien, der andere 20 zugelegt, die sie zu Gelde umsetzen wollten, was dem einen ein Sümmchen von 100,000 Franken, und dem andern das Doppelte eingebracht haben würde, als Belohnung für ihre herrliche Erfindung. Um das Ganze zu krönen, wurde ein Herr Destailades als Direktor und Kassirer mit einem Gehalte von 18,000 Franken angenommen. Von den Wohlthätigkeitswerkstätten kam nicht das Mindeste zu Stande. Aber der Chevalier Bernard hatte zu Gunsten einer Frau, die sich fälschlich für eine Marquisin de Vaussenay ausgab, über drei Aktien zu 30,000 Franken verfüget, welche diese Intrigantin, die mit den beiden Glücksrittern im Einverständnisse war, an den Mann zu bringen suchte. Die Polizei kam dazwischen; der Graf de Persan fand Mittel, wie es scheint, sich aus der Sache zu ziehen; wahrscheinlich hatte er dazu seinen Kredit bei Hofe gebraucht; aber der Chevalier Bernard und die vorgebliche Marquisin wurden als Betrüger zum Gefängnisse und zur Wiedererstattung der eingezogenen Gelder verurtheilt. Wahrscheinlich war kein Geld mehr da, und neulich griff man vor Gerichte den Notar an, welcher die Aktien unterzeichnet und ausgeliefert hatte. Dieser aber erwiderte, er habe mit der Sache nichts weiter zu thun gehabt, als den Vertrag aufzusetzen und auszufertigen, und die Aktien den beiden Unternehmern und andern Personen auszuliefern. Eine Entscheidung ist noch nicht erfolgt. Vermuthlich werden die Leute, welche betrogen worden sind, nicht wieder zu ihrem Gelde kommen, und ein andermal werden sie nicht so leicht Aktien zu einer „unter dem Schutze des heiligen Ludwigs" stehenden Unternehmung ankaufen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 255.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 24. Oktober 1839.

L'amitié d'un grand homme est un bienfait des dieux.

Corneille.

Blätter der Erinnerung.

Von L. Rellstab.

(Mein persönliches Bekanntwerden mit Jean Paul.)

Zweiter Artikel.

Den Tag nach meinem zweiten Besuche bei Jean Paul brachte ich ganz einsam in Baireuth zu. Ich benützte ihn zu einem Spaziergang nach der Eremitage, einem Park, dem gleiche Reize dichterischer Weihe durch Jean Paul verliehen sind, wie dem von Fantaisie. Meine Seele war indessen so überwiegend mit dem Dichter selbst beschäftigt, daß der Gegenstand, dem er seine hohe Gabe verklärender Darstellung öfters gewidmet, mir wenig Erinnerungen zurückgelassen hat. Ich vermag jetzt nach sechzehn Jahren kaum noch eine dunkle Vorstellung von dem Park in mir zu erwecken. Ein ungleich lebhafteres Interesse erregte mir dagegen sogleich das Häuschen der Frau Rollwenzel, das mir durch den folgenden Tag vollends unvergeßlich werden sollte. Es ist ein unscheinbares Wirthshaus an der Straße von Baireuth nach Eremitage. Ich besuchte es, weil ich es als einen der Punkte kannte, wo Jean Paul öfters arbeitete, und weil mein Verwandter, Freund und literarischer Genosse, W. Häring (Willibald Alexis), welcher zwei Jahre zuvor, auf einer Universitätsreise, da Jean Paul gerade nicht in Baireuth anwesend war, dieses Haus als einen der heiligen Oerter daselbst besuchte, uns in einem ausführlich schildernden Briefe die originelle Gestalt der Frau Rollwenzel auf's Lebendigste vor Augen geführt, und ihre Erzählungen von Jean Paul, seinen Gewohnheiten, seinem Hunde, mit emsiger Treue wieder berichtet und dadurch den Antheil für sie in hohem Maße geweckt hatte. Jean Paul hatte von diesem Besuche durch die Frau Rollwenzel gehört, und sprach mir davon, weil er in Folge meines später an ihn gerichteten Briefes glaubte, ich selbst sey dort eingesprochen und habe so dringliche und sorgfältige Erkundigungen über ihn eingezogen. Der Ernst, ich möchte sagen die Huldigung, mit der mich Jean Pauls Nähe, das unmittelbare persönliche Verkehren mit diesem erhabenen Geist erfüllte, machte mich, was ich sonst nicht bin, blöde. Es kam mir vor, als habe ich kein Recht, heimlich Erkundigungen über den einzuziehen, dem ich schon selbst entgegengetreten war. Daher brachte ich die mancherlei Fragen, die ich an die Frau Rollwenzel richten wollte, nicht über die Zunge und begnügte mich, ihr ganz einfach häusliches Verkehren zu beobachten, während ich meinen Schoppen Wein trank. Gewiß bleibt es eine äußerst merkwürdige Erscheinung, daß diese einfache Frau, deren Bildungs- und Lebenskreise mit den Geschäften einer Gastwirthin an der Landstraße völlig abgeschlossen

waren, von einer so unbegrenzten Liebe und Verehrung zu einem Manne durchdrungen werden konnte, dessen geistige Bedeutung sie unmöglich zu fassen vermochte. Es kann nichts Anderes gewesen seyn, als die Macht des sittlichen Uebergewichts, welche sie in liebender Unterwürfigkeit an ihn bannte. Er war ihr, ist der Vergleich nicht zu kühn, wie Christus dem Volk; die Strahlen seines hohen Geistes berührten, wie von einem andern Gestirn her, ihr dunkles Innere, sie wurde von etwas Göttlichem erfüllt, ohne dessen Natur zu fassen. In der Ahnung seiner hehren Bedeutung, im Glauben, nicht im Erkennen und Begreifen lag das Geheimniß ihrer verehrenden Liebe. — Ich erhielt später, außer dem, was Jean Paul selbst später darüber äußerte, rührende Beweise davon.

Mittags kehrte ich nach Baireuth zurück. An der Wirthstafel sprachen einige Herren viel von Wunsiedel und seiner reizenden Lage. Man fragte mich, wie es mir dort gefallen habe. Ich erwiderte in einem Ton, der nicht viel Gewicht darauf legte: „es sey recht hübsch;" späterhin sollte ich erfahren, daß dieses arglose Wort mir übel gedeutet wurde. — Der Nachmittag war regnigt; ich machte einige Kreuz- und Querwege um die Stadt, ohne rechte Lust daran zu haben. Mein Sinn war auf das Verkehren mit Jean Paul gerichtet, und ich fühlte mich, wie neulich in Fantaisie, unmuthig und niedergeschlagen, daß ich, so in seiner Nähe, doch so in der Ferne bleiben mußte.

Im jugendlichen Alter gleicht die Verehrung eines hohen Geistes der Liebe; sie ist von derselben Unruhe, dem peinigenden Wechsel von Lust und Schmerz begleitet, ja es gesellt sich auch eine Art von Eifersucht dazu. Man geht an dem Hause des großen Mannes vorüber wie vor dem der Geliebten, in der Hoffnung, ihn am Fenster zu erblicken, oder ihm gar vielleicht in der Nähe seiner Wohnung zu begegnen. Ich durchstrich die Gassen Baireuths wohl zehnmal nach verschiedenen Richtungen, und immer wieder wählte ich den Weg so, um an Jean Pauls Hause vorbei zu kommen. Doch sah ich ihn nicht an diesem Tage, und ging endlich unmuthig nach Haus, ohne Kraft zum Arbeiten, Briefschreiben oder sonst etwas, das meine Stimmung geändert hätte. So verfiel ich, wie oft der Mensch in solchen halben Zuständen, auf das Müßigste und Verkehrteste, nämlich ich las einen der abgeschmacktesten Romane aus der Ritterperiode des Cramer und Spieß, den ich in der Wirthsstube gefunden, von vorn bis hinten durch, und freute mich nur, daß ich mit den Seiten auch die Minuten hinter mich bekam. Hier sah ich aber, wie man dem nächsten Zeitvertreib verfallen kann, denn das schale Interesse der Neugier hielt mich zuletzt fest; ich las noch Abends nach Tisch im Bett und hörte nicht eher auf, als bis ich auf der letzten Seite des saft- und geschmacklosen Produkts war. Natürlich konnte mich eine solche Tödtung der Zeit nur mit Verdruß und Widerwillen an mir selbst erfüllen, ohne daß ich den Muth aufgebracht hätte, mich herauszureißen. Wer hätte nicht solche Zustände an sich erlebt?

Wenig verdient hatte ich es wahrlich, und fühlte mich auch im Innern beschämt darüber, am andern Morgen durch die größte Freude überrascht zu werden. Träg von der halbdurchwachten Nacht, lag ich noch im Bett, als es um sieben Uhr an meine Thür pochte und der Kellner mir ein Billet brachte. Die Worte: „Ein Brief von Herrn Legationsrath Richter" hatten eine elektrische Wirkung auf Körper und Geist, ich sprang rasch auf und öffnete mit freudiger Hast das Brieschen (ich besitze es noch), welches so lautete:

Baireuth, den 28sten August 1821.

„Da ich noch so viel mit Ihnen zu sprechen wünsche und doch übermorgen meine lange Reise antrete, so würden Sie mir nach der langen Ihrigen einen Gefallen mit einer halbstündigen erweisen, wenn Sie diesen Abend gegen drei oder vier Uhr bei der Frau Rollwenzel (ein auf der Wegmitte nach Eremitage gelegenes Gasthäuschen, wo ich diesen Vormittag schreibe) einsprechen wollten. Wir hätten dann dort und unterwegs Zeit und Raum zu jedem Wort.

J. P. Friedrich Richter.

(Fortsetzung folgt.)

Die Calvi.

(Schluß.)

Der Pater Basilio riß Marcantonio durch die schmale Gasse der neben einander gereihten Särge mit sich fort. Die letzten Wochen hatten die ohnehin beschränkten Räume entsetzlich verengt. Der röthliche Schimmer der Fackel flog zitternd über die modertropfenden Wände, an denen menschliches Gebein auf schauerliche Weise zu Festons verschränkt war. In den Nischen ruhten über einander gethürmte Todtenschädel. Die späteren Särge waren in wilder Unordnung zusammengerückt und über einander gesezt, die untern, morschen waren unter der Last gebrochen. Die furchtbare Zeit hatte den Tod der ihn sonst umgebenden feierlichen Würde entkleidet, und nun zeigte sich dieser in seiner widerwärtigsten Blöße. Marcantonio wollte die Ruhestätte seiner Mutter, seiner Geschwister aufsuchen. Der Mönch trieb dagegen mit ängstlicher Hast zur Eil, deutete schweigend auf einen einsam im Winkel

stehenden Bleisarg und gab dem begleitenden Diener das Zeichen, dessen Deckel zu lüften. Lange Zeit mühte der Knecht sich vergeblich, das Sprengeisen in die Fugen zu bohren, um die Truhe aufzusperren. Eine von innen dawiderstrebende Macht schien seinen Anstrengungen zu spotten. Nur den vereinten Anstrengungen der drei gelang es, den Sarg zu sprengen.

Mit geballten Fäusten, mit weit offenen, stieren Augen lag die Leiche des greisen Mauro Calvo auf den Kissen; ein abscheuliches Grinsen schien den verzerrten Mund zu beleben. Es war ein furchtbarer Anblick, bei welchem den Zuschauern das Blut in den Adern gerann. „Das Schwert aus der Scheide!“ schrie der Mönch, „nicht gezaudert! Meine Ahnung hat mich nicht betrogen. Er ist wahrhaftig ein Vampyr! Zugehauen — sonst ist's um dich und uns geschehen!“ — Mit der Wuth der Verzweiflung führte Marcantonio einen rasenden Streich gegen den Sarg und fiel ohnmächtig zu Boden.

Mehrere Wochen waren vergangen, als der junge Mann zum ersten Mal vom Krankenlager, auf welches ihn die Schrecken jener Nacht geworfen hatten, erstand. Er saß auf dem Söller der Casa Calvo im Schatten der Myrthen und Orangenbäume, und blickte stillsinnend auf das bunte Treiben des Canalazzo, auf die schnell vorübergleitenden Gondeln, auf die vor Lust jauchzende Menge. Die Wuth der Pest war durch Enthauptung des Vampyrs gebrochen worden; nach wenigen Tagen war die Krankheit erloschen. Durfte Marcantonio nun auch das Bewußtseyn hegen, wie er durch seine kühne That der Wohlthäter seiner Mitbürger geworden sey, so fühlte er dennoch nicht minder klar, daß die Erinnerung an jene entsetzliche Nacht ihm fortan einer düstern Wolke gleich nachziehen werde, und daß der Farbenglanz des Lebens für ihn ein für allemal erloschen sey. Indem er so trüben Betrachtungen nachhing, ward ihm ein Brief überbracht. Er war von Claudia, der todtgeglaubten.

Sie schrieb: „Wenige Tage, nachdem die Pest in Venedig ausgebrochen war, legte eine Gondel bei unserer Klosterinsel an. Eine hohe, edle Frau in Trauerkleidern stieg an's Land und verlangte, zur Priorin geführt zu werden. Bald darauf ward ich zu dieser gerufen und der Fremden vorgestellt. Diese umarmte mich unter einem Strom von Thränen und gab sich mir als meine Mutter zu erkennen; zu gleicher Zeit unterrichtete sie mich aber auch, daß ich keinen Vater mehr habe, indem dieser ein Opfer der Pest geworden sey. Sie führte mich mit sich nach Venedig, wo wir in tiefster Verborgenheit lebten. Mehr noch als die verhängnißvolle Zeit zwang uns der Haß der mächtigen Familie meines Vaters, welche mit dem Verstorbenen in offener Feindschaft gelebt hatte, zu dieser Zurückgezogenheit. Um den verhaßten Erben seine Güter zu entziehen, hatte er sich mit der Tochter eines edlen, aber verarmten Hauses vermählt — heimlich, um durch einen unerwarteten Erbfolger die Hoffnungen seiner Feinde um so grausamer täuschen zu dürfen. Ich blieb der einzige Sprößling dieser Ehe. — Mittlerweile betrieb es meine Mutter im Geheimen, daß ihre Ehe als gültig anerkannt, und ich in meine Rechte eingesetzt werde. Erst wenn das Gericht zu meinen Gunsten entschieden, sollte ich des Vaters Namen erfahren, und zugleich mit allem Glanz der reichen Erbin aus der Dunkelheit hervortreten. Da stürzte meine Mutter vor einigen Tagen in entsetzlicher Gemüthsbewegung in mein Zimmer, und ich erfuhr aus ihrem Munde, daß der unmenschliche Haß der Sippen ihres Gatten diesen noch über das Grab hinaus verfolge, daß einer seiner Neffen Hand an die Leiche gelegt und die blutigste Gräuelthat begangen habe. Die Verzweiflung entriß meiner Mutter ihr Geheimniß. Mein Vater war Mauro Calvo — der Leichenschänder seyd Ihr! Morgen nehme ich den Schleier. Ich darf nicht sagen: lebt wohl!

Als unter dem Geläut der Klosterglocken von Santa Catterina die Locken der unglücklichen Claudia fielen, als sie mit dem Bahrtuche bedeckt wurde, zum Zeichen, daß sie für die Welt gestorben sey, segelte ihr unglücklicher Liebhaber an den Klostermauern vorüber, um in Malamocco die Brigantine zu besteigen, die ihn nach Rhodus abführen sollte. Dort angelangt, nahm er das Kreuz, und ward wenige Monate darauf beim Entern einer maurischen Felucke erstochen.

Fiel nun auch das Vermögen des alten Mauro unverkürzt an seinen Bruder und dessen Kinder, so schien doch ein Unsegen auf dem Erbtheil zu ruhen. Durch Unglücksfälle aller Art, mehr aber noch durch eigene Schuld, sank das Geschlecht der Calvi von Jahr zu Jahr und ging zuletzt in Armuth und Elend unter. Der letzte fristete sein Leben als Bettler auf den Marmorstufen der Casa Calvo. An einem harten Wintermorgen fand man seine abgezehrte Leiche auf der Schwelle des Palastes seiner Ahnherrn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Van Amburgh. Théâtre français. Opéra comique.

Van Amburghs wilde Bestien sind noch immer von allen Pariser Schauspielern diejenigen, welche jetzt den größten Beifall ernten und das meiste Geld in die Kasse bringen. Seitdem diese grimmige Truppe auftritt, braucht der Direktor des Porte St. Martintheaters keine andern Schauspieler.

Löwen, Tiger und Leoparden sind im ausschließlichen Besitze des Theaters und der öffentlichen Gunst. Ihr Spiel, freilich das gewagteste und gefährlichste von allen (wenigstens für den einzigen menschlichen Schauspieler dabei), entzückt die Zuschauer so sehr, daß keine Dichtung eine solche Wirkung hervorbringt. Ein Tageblatt bemerkt mit einiger Niedergeschlagenheit, der Schauspieler Bocage, in dem Stücke „Tour de Nesle," Mad. Dorval in „Chatterton," Dmlle. Mars in „Mademoiselle de Belle-isle," Dmlle. Rachel im Trauerspiele „Andromaque" haben nie einen ähnlichen Enthusiasmus erregt. „Arme Schauspieler und Schauspielerinnen! ruft der Verfasser aus; gebt euch alle Mühe, um die Kunst in ihren tiefsten Geheimnissen zu ergründen, bietet alle eure Einsicht auf, um eine Rolle zu fassen, opfert eure Jugend, um des Beifalls des Publikums würdig zu werden, und bringt es nach zwanzig mühsamen und oft qualvollen Jahren dahin, einen wohlverdienten Ruhm zu erwerben. Wozu dient euch alles dieses! Ein indischer Gaukelspieler, ein spanischer Tänzer, ein amerikanischer Thierzähmer erscheint, und sogleich verläßt euch das undankbare Publikum, läuft zu dem ungewohnten Schauspiele hin und ist darüber weit mehr entzückt, als über alle Beweise eurer Kunst. Was braucht es mehr, um euch den Beifall des Publikums und die sogenannte Volksgunst zu verleiden?" So schlimm ist die Sache jedoch nicht. Freilich will ganz Paris Van Amburgh sich mit seinen Löwen und Tigern balgen sehen. Es ist aber auch ein Schauspiel, einzig in seiner Art. Es liegt etwas Großartiges in dem Gedanken, daß ein Mensch es hat dahin bringen können, die schrecklichsten Bestien der Wüste zu Schauspielern abzurichten; man kann sich kaum überreden, daß Löwen hier so zahm sind, wie man es kaum von Hunden und andern Hausthieren erwarten kann. Hier zeigt sich glänzend der Sieg des menschlichen Verstandes über die Thierheit. Van Amburgh steht da wie ein Zauberer in Mitten der fürchterlichsten Feinde, die er in demüthige Sklaven, in freundliche Wesen umgewandelt hat. Die ganze Natur scheint einem Manne zu gehorchen, mit welchem Tiger spielen und welchen Löwen liebkosen. Die Schauspieler erstaunen so gut wie die Zuschauer, und können es dem Publikum nicht zum Vorwurfe machen, daß es über einer so unerhörten Darstellung andere Schauspiele vernachlässigt. Indessen bleiben doch auch diese nicht unbesucht. Das Théâtre français sieht sich freilich in dem Fluge gehemmt, den es seit dem Auftreten der Dmlle. Rachel genommen hatte. Das arme Mädchen hat man so oft spielen lassen, und ihre Eltern haben es so angenehm gefunden, durch sie sich in Wohlstand zu versetzen, daß sie nun ganz erschöpft ist, und auf Anrathen der Aerzte den Winter hindurch, und vielleicht auf noch länger, wird ausruhen müssen. Das hätte die Theaterdirektion sowohl als die Rachelsche Familie vorhersehen können. Aber alle waren vom Mammon geblendet, den das außerordentliche Mädchen in die Theaterkasse und in den Haushalt brachte; alle verlangten noch mehr, und dem Publikum war es auch recht, daß es die beliebte Künstlerin so oft auftreten sah. Jezt ist die Quelle auf einmal versiegt; das Tragische muß bei Seite gelegt werden, weil keine Schauspielerin Dmlle. Rachel ersetzen kann, und die Theaterdirektion sucht ihr Heil in alten und neuen Lustspielen, wobei sie sich noch glücklich schätzen muß, die 60jährige Mars zu besitzen. Wenn diese abginge, so weiß ich wahrlich nicht, was der Direktor anfangen würde. Ueber diesen Direktor, sowie über die ganze innere Verwaltung jenes Theaters, welches bekanntlich die sogenannten acteurs sociétaires in ihrem Comité selbst administriren, wird oft in den Tageblättern geklagt, und man unterhält das Publikum sorgfältig mit den ewigen kleinen Zwistigkeiten unter den Hauptschauspielern. Dies ist jedoch nichts Neues, und hat außer Paris auch gar kein Interesse. Sehr thätig ist die komische Oper, für welche man nun an der Stelle des abgebrannten italienischen Theaters einen neuen und schönen Saal baut, der schon im künftigen Frühjahr fertig werden soll. Fast alle vierzehn Tage gibt sie eine neue Operette. Jezt führt sie fast täglich ein neues Adamsches Stück auf: La Reine d'un jour, wozu der unerschöpfliche Scribe den heitern Text geschrieben hat. Diesem Dichter scheint das Dramatisiren nicht schwerer zu werden, als einem andern das Gehen oder Schlafen. Jede Anekdote, welche er liest oder hört, gestaltet sich bei ihm sogleich zu einem Vaudeville, einer Operette oder gar zu einem Ballette; die Theater wollen nur von ihm Texte, denn er allein ist des Beifalls des Publikums sicher, und weiß sich stets nach dem Geschmack der Pariser zu fügen. Es hat wohl nie einen dramatischen Schriftsteller gegeben, welcher so lange und so beständig mit glänzendem Erfolge gearbeitet hat. Die Operntexte besonders gelingen ihm vortrefflich. Genau besehen, enthalten sie eine Menge unwahrscheinlicher Züge; allein sie sind alle unterhaltend und geistreich, und wenn der Tonkünstler so geschickt ist als er, und den Geschmack des Publikums so gut zu treffen versteht, so erlebt das Stück hundert Vorstellungen nacheinander. Der Reine d'un jour scheint dieses Glück, woran Scribe längst gewöhnt ist, ebenfalls vorbehalten, und Adam, der nun in Aubers Fußstapfen tritt, sowohl was die Leichtigkeit des Componirens, als die Popularität betrifft, wird wahrscheinlich eben so glücklich mit der Königin eines Tages seyn, als er es mit seinem Postillon de Longjumeau war, welcher ganz Europa durchzogen hat und in Paris wohl 150mal aufgeführt worden ist, auch von Zeit zu Zeit noch mit Vergnügen gesehen wird. In dem neuen Stücke ist ein Sänger Namens Masset aufgetreten, welcher früher Musiker im Orchester war. Einige Tonkünstler hatten seine schöne Stimme bemerkt und ihn aufgefordert, dieselbe auszubilden; dies hat er gethan, und sein Gesang ist mit Beifall aufgenommen worden. Als Schauspieler hat er noch zu lernen, aber als Sänger ist er dem mit guten Sängern eben nicht reichlich versehenen Theater eine willkommene Erscheinung. Ein löblicher Wetteifer beseelt das Théâtre de la Renaissance, seit es mit der französischen Bearbeitung der Donizettischen Oper Lucia di Lammermoor einigen Beifall eingeerntet hat. Es kündigt beinahe ein Dutzend neue Opern an, welche es künftigen Winter geben will, neben den vielen Schau- und Lustspielen, welche von ausgezeichneten Schriftstellern für diese Bühne eigens geschrieben werden sollen. Einige dieser Schriftsteller, welche sich durch ihre Aufsätze in Tageblättern und Zeitschriften einen gewissen Ruhm erworben haben und zu den beliebten Modeschriftstellern gehören, wollen auf dieser Bühne zuerst ihr dramatisches Talent versuchen. Hier wird also ein Tummelplatz für angehende Dramatiker entstehen, was dem Théâtre de la Renaissance einen besondern Reiz geben kann. Das neue Theater ist bis jezt mit seinen vielen dramatischen Versuchen nicht sehr glücklich gewesen; nur wenige haben sich halten können. Die Stücke erscheinen und verschwinden, wie in einem Guckkasten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff

№ 256.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 25. Oktober 1839.

Der Hohlweg senkt sich tiefer;
Durch Felsenzacken blickt
Des Klosters dunkler Schiefer,
Mit weißem Kreuz geschmückt.

Matthisson.

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung v. Nr. 156.)

Die große Karthause. — Franz von Sales. — Bernhard von Menthon.

Wir entschlossen uns in Aix, einen Ausflug nach der berühmten großen Karthause zu machen. — Bis zum Flecken Saint Laurent kann man zu Wagen gelangen; von da an muß man Maulthiere besteigen oder zu Fuß gehen; wir wählten Letzteres. — Saint Laurent liegt recht malerisch am Fuß von Gebirgen, die sich in gerader Felswand weit über den Ort erheben und in einiger Entfernung Festungswerken gleichen. Nicht weit davon liegt der Weiler Fourvoiries noch anmuthiger und malerischer. Bald treten nun die Berge mächtig vor und scheinen alles Weitergehen unmöglich zu machen. Endlich zeigt sich ein enger, gewölbter Durchgang. Durch diesen tritt man in diese Wüste, wo der Weg gleich enger wird und die nahe zusammentretenden Berge so überragen, daß nur noch ein kleines Stückchen vom Himmel sichtbar bleibt. Der Weg ist fast durchaus in den Felsen gehauen, an manchen Stellen aber mußte von ganz unten herauf eine breite Mauer aufgeführt werden, um den Weg zu tragen. An den gefährlichsten Stellen sind Felsblöcke an den Rand des Abgrunds gelegt, um als Geländer zu dienen; hie und da ist der in den Felsen gehauene Weg nur ein niedriges Gewölbe, wo die Reiter sich bücken müssen, um nicht anzustoßen und hängen zu bleiben.

Eine Stunde von Saint Laurent geht der Weg über eine steinerne Brücke und verändert nun ganz seine Richtung, denn der Guiers, den man bisher zur Linken hatte, fließt nun rechts. Weiter hinauf kamen wir zur zweiten Pforte an einem obeliskenartigen Felsen, der unten zugehauen worden ist, um zwischen ihm und der Hauptwand den Weg durchzuführen, den ein klosterartiges Thor öffnet. Dieser Felsenobelisk erinnerte mich sehr an die Petits-Mulets des Montblancs; nur ist er spitziger und malerischer durch einige Tannen, die oben stehen und wie ein Federbusch aussehen. Hie und da haben Pilger oder Einsiedler Kreuze in den Stein gegraben. Von nun an entfernt sich der Weg immer mehr vom Guiers und zieht sich steil im Zick-Zack die hohen Bergwände hinauf. Das unten so furchtbare Tosen des Waldstroms wird immer leiser und hört bald ganz auf. Dann herrscht in dieser rauhen Einsamkeit tiefe Stille, nur manchmal durch das Geschrei eines Adlers oder Geiers unterbrochen. Nach zwei guten Stunden gewahrten wir endlich rechts die Karthause, die durch ihre großen und weitläuftigen Gebäude eher einer Stadt in der Wüste, denn einem Kloster gleicht. Man empfindet hier

dasselbe wie auf dem großen St. Bernhard, wo einen auch die mächtigen Gebäude nach so langem Wandern durch Wüsten und auf so einsamer Höhe wunderbar ansprechen. Nur ist der Gesammteindruck der Karthause offener und freundlicher als der des St. Bernhardshospizes, denn sie hat eine Menge heiterer Pavillons, Thürme und größere Fenster, während die gewaltig düstere Masse des Hospizes eher einer Festung gleicht. Auch die Gegend ist hier noch viel freundlicher, denn vor dem Kloster stehen Gruppen von Laubbäumen und alle Höhen umher haben wenigstens das Grün des Nadelholzes, das nur ganz oben von Felsen überragt ist. Auf dem St. Bernhard erfreut einen kein Baum, und Alles ist Fels. Dies ist freilich sehr natürlich: die Karthause liegt 3136′ über der mittelländischen Meeresfläche, das St. Bernhardshospiz mehr als das Doppelte.

Die lezte Karthause, die ich gesehen, war die von Camaldoli bei Neapel, wo das trunkene Auge mit einem Blick den schönsten Theil des Campanerlandes mit der Hauptstadt, den Vesuv, den St. Angelo mit den Golfen von Neapel, von Salern und von Bajä nebst den reizenden Inseln Capri, Procida, Nisida und Ischia umfaßt, auf dem tyrrhenischen Meer hingleitet und solcher wollüstigen Herrlichkeit nicht satt werden kann. Daran darf man hier, eingezwängt zwischen Tannenwäldern und überragenden Bergen, nicht denken. Alles ist ernst, düster und nach Innen kehrend. Alle süßen und farbigen Erinnerungen aus dem Leben haben hier keinen Anklang.

Als wir bei dem Thor der Karthause ankamen, wo die Frauenzimmer zurückbleiben müssen, fanden wir einen Haufen Leute, die eifrig redeten, zankten und lachten über einen allerdings sehr komischen Umstand, dessen Einzelnheiten hier nicht angeführt werden können und uns auch vor unsern Frauenzimmern in bedeutende Verlegenheit brachten. Einige Stunden vor uns war eine englische Familie hier angekommen, der Mann, seine Frau und Schwägerin. Sie waren bis an die äußerste Klosterpforte gelangt; die Frauen hatten hier zurückbleiben müssen, während Herr D. vom Pförtner in's Kloster geführt wurde. Dieser Herr D. war nun eine gar sonderbare Erscheinung: klein, schlank, mit zarten Händen und Füßen, bleich, ohne allen Bart, mit gescheitelten Haaren und einem dünnen Stimmchen sah er auf ein Haar aus wie ein Frauenzimmer, was durch seine Kleidung — eine lange, eng anliegende und gegürtete Blouse mit Schuhen — noch auffallender wurde. Auch hatte ihn kaum im Innern des Klosters der Pater Schaffner (Clavendier) gesehen, so drang er, ungeachtet alles britanischen Protestirens, auf dessen Entfernung, weil ihm Aeußeres und Kleidung die feste Ueberzeugung gegeben, er sey nur ein schlechtverkleidetes Frauenzimmer. Herr D. mußte wieder zum Kloster hinaus, ohne es gesehen zu haben. Darüber war nun vor der Klosterpforte der lächerlichste Streit zwischen den Parteien entstanden; Madame D. und ihre Schwägerin mischten sich versichernd hinein, und der Inkulpat wiederholte in schlechtem Französisch, er sey nicht nur ein Mann, sondern sogar Lieutenant in einem Regiment Sr. Majestät der Königin von England. Es war ein Glück, daß seine quälende Sprache so höchst komisch klang; dadurch wurde es unsern Damen möglich, ihrem lang und mühsam verhaltenen Lachen Luft zu machen.

Man tritt zuerst in den weiten Hof vor der Hauptfaçade des Klosters in einfach edler Architektur, aus Quadersteinen, mit Schiefer gedeckt. Das Gebäude gleicht wahrhaftig mehr einem fürstlichen Schloß denn einer Karthause, in der nur Buße und Kasteiung herrschen sollen. Dies berühmte Kloster besteht aus zwei Gebäuden, die zusammen ein großes längliches Viereck bilden. Das eine ist ungefähr 900′ lang und 300′ breit. Eine lange Galerie führt auf einer Seite zu den Wohnungen der Großoffiziaten des Ordens. Der General wohnt an der äußersten Galerie, links sind Küche und Refektorium. Die Kirche steht in der Mitte sämmtlicher Gebäude. Im ersten Stockwerk ist der Kapitelsaal und die Wohnungen für die fremden Prioren, wenn sie zum Generalkapitel des Ordens hieher berufen wurden. Das zweite Gebäude ist noch größer, denn es ist 1200′ lang und 300′ breit. Es bildet das eigentliche Kloster mit vier-und-fünfzig kleinen Häusern oder Zellen der Mönche, die an der Mauer stehen. Dies Klostergebäude hat drei parallel laufende Höfe. Der Gottesacker liegt in der Mitte. Kleine Arkaden mit in Blei gefaßten Glasscheiben geben diesen langen Corridors etwas Licht, und nicht ohne ergriffen zu werden, kann man durch sie schreiten. Nur Eins unterbricht diese Todtenstille: das freundliche Plätschern laufender Brunnen, deren Wasser eiskalt ist und zum Gebrauch der Mönche dient.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

Ich war umgeschaffen durch diese Zeilen; das größte Glück lag vor mir wie ein heiterer Himmel, ein sonniger Tag. Auch dieser gesellte sich dazu, und der schönste Augustmorgen sollte das seinige zu meiner überglücklichen Stimmung beitragen. Daß ich jezt vor Unruhe nicht schreiben oder arbeiten mochte, vergab ich mir leicht. Ich kleidete mich rasch an, um in's Freie zu gehen. Da erklangen fröhliche kriegerische Töne in der Straße; es war die Schützengilde von Baireuth, welche heranzog. Ich lehnte

mich in's Fenster und sah der marschirenden stattlichen Compagnie entgegen, der, wie dies in kleinen Städten zu seyn pflegt, auf beiden Seiten der Straße eine muntere Schaar von Knaben und Mädchen voranzog, immer halb mit den Köpfen rückwärts nach dem festlichen Schauspiel gewandt. Plötzlich rief aus der bewegten Menge eine Stimme zu mir herauf. „Guten Morgen!“ Es war Jean Paul, der mitten unter der fröhlichen Jugend vorüberzog. Er hatte einen gelbbraunen Ueberrock an, einen schwarzen Strohhut auf und trug eine Art von Reisetasche über den Schultern, in der er seine Manuscripte bewahrte. Sein treuer, gelehriger Pudel, Ponto, von dem ich noch später zu erzählen habe, sprang neben ihm her. Dieses „guten Morgen“ tönte mir freudiger bewegend in's Ohr, als der frische Kriegsmarsch der Schützen; ich erwiderte es heiter grüßend zwei, drei Mal. Halb umgewandt rief mir Jean Paul noch zu: „Nun heut Nachmittag sehen wir uns!“ und zog dann mit der Menge weiter, bald durch diese und den militärischen Zug meinem Nachschauen entrückt.

Endlich hatten wir abgegessen und ich machte mich auf die Wanderung. Im Billet stand drei oder vier Uhr; ich wählte, um nicht durch den frühesten Termin zu bringend, durch den spätesten säumig zu erscheinen, die Mitte, und stand mit dem Schlag halb vier Uhr in der Thür der Gasthäuschens der Frau Rollwenzel. Diese selbst fragte ich nach dem Legationsrath Richter. „Sind Sie der Herr, den der Herr Legationsrath erwartet?“ erwiderte die Frau. „Sie kommen schon zu spät,“ setzte sie mit der Stimme und dem Ton hinzu, wodurch man Jemanden ausdrückt, daß er sehr gefehlt habe; „der Herr Legationsrath hat schon zweimal nach Ihnen gefragt.“ Dieser Tadel beunruhigte mich nicht, denn ich hielt mich, militärisch gewöhnt, an meine Ordre; im Gegentheil erfreute er mich, weil so viel richtiges Verständniß der Frau darin lag, die es als eine große Verletzung der Ehrerbietung gegen einen solchen Mann wie Jean Paul betrachtete, daß man ihn habe warten lassen. Es wurde mir darauf das Zimmer geöffnet, in dem Jean Paul geschrieben, aber seine Arbeiten schon zusammengepackt hatte, und er trat mir mit dem Manuscript einer von mir gedichteten Oper, Dido, in der Hand entgegen. Nach freundlichem Gruß begann er: „Ich habe dies Werk bisher nur flüchtig angesehen, aber jetzt im Hinausgehen es aufmerksam ganz durchgelesen, und finde nun, daß es Ihr bestes ist.“

Das Herz pochte mir freudig bei diesem Eingang. In der That bin ich noch jetzt, nachdem ich eine große Anzahl von Bänden dem Druck übergeben habe (damals noch kein Blatt), die sich zum Theil die Gunst der Leser und öffentlicher Urtheile erworben, nicht unzufrieden mit dieser Dichtung, die, so wenig wie die an außerordentlichen Schönheiten reiche Composition Bernhard Kleins, kein Glück im Publikum machte. Durch Adel der Sprache, musikalische Behandlung des Stoffs, einfache Gruppirung der Scenen, folgerechte Entwickelung der Ereignisse glaube ich darin geleistet zu haben, was man von der antiken Oper fordern darf; nur daß diese ganze Gattung schon damals dem Publikum völlig entfremdet war, und es jezt noch viel mehr ist, wo sogar Gluck mit den großartigen dramatischen Stoffen, denen er seine hohe Muse geweiht, die Zahl derer, die ihn verehren, täglich abnehmen sieht, weil die, welche ihn verstehen, immer seltener werden. Als ich die Oper Dido für Bernhard Klein schrieb, hatte ich eine ideale Welt vor mir, ohne die reale zu kennen; und hätte ich sie gekannt, so würde ich ihr mit jugendlicher Heftigkeit Trotz geboten haben, statt mich ihren Forderungen zu bequemen. Sonst hätte ich (wie ich es jezt wohl zu verstehen mich rühmen darf, das Urtheil der Menge einigermaßen richtig voraus zu wägen) eben so sicher gewußt, daß sie sich an solchem Werk nicht erheben oder erwärmen würde, wie ich über den Werth, den dasselbe in dem einsichtigen Urtheil haben dürfte, nicht in Zweifel war*, und noch heut nicht bin. — Doch zwischen der Anerkennung derer, mit denen wir uns geistig gleichstellen oder gar über sie setzen zu dürfen glauben, und der eines Mannes, der uns als Vorbild des höchsten Erreichbaren in der Dichtkunst gilt, ist ein Unterschied. Auf jene machen wir Ansprüche, diese betrachten wir als einen Sonnenstrahl höherer Gunst, als eine Würdigung und Erhebung, die uns nur die Verpflichtung auflegt, mit verdoppelten Kräften zu verdienen, was man uns als ein überreiches Geschenk spendet. So wirkte die Anerkennung Jean Pauls auf mich.

(Fortsetzung folgt.)

* Erst wenige Wochen zuvor hatte mich in Dresden Maria von Webers vollwichtige Zustimmung in meinem Recht bestätigt. (Vergl. den näheren Bericht darüber in der Schilderung meiner Bekanntschaft mit demselben in meinen vermischten Schriften, Berlin bei Dunker und Humblot.)

Nicht hier!

Noch Knabe, sprang ich durch die Wiesen hin;
Rings schwärmten bunte, bunte Schmetterlinge.
Da dacht' ich wohl in meinem Kindersinn:
Beglückt, wer solchen gold'gen Vogel finge;
Greif dir den gelben, nein, den rothen dort —
Nicht doch, der veilchenblaue ist mir lieber;
Noch eh' ich zugriff, war der gelbe fort,
Der rothe links, der blaue rechts vorüber.

So haschend, fehlend, irrt' ich stundenlang,
Fiel zehnmal täppisch, trappend auf die Nase;
Dann endlich glückte mir der kühne Fang —
Erschlagen lag der Schmetterling im Grase.
Ich hob ihn auf, ich rief: Es ist geglückt!
Arglist'ger Flattrer, du entrinnst mir nimmer!
Doch ach! der zarte Fittich war zerstückt,
Im rohen Schlag verwischt der Farben Schimmer.

Ich wurde Mann, ich zog von Ort zu Ort,
Die Alpen wurden zweimal überstiegen.
Jezt mahnt ein Freund: Wie? Du verstummst? Und dort?
Ein Dichter in Italien — und geschwiegen?
Sing' ein begeistert Lied vom ew'gen Rom,
Von Selinunts zerrissnen Tempelhallen,
Vom glühenden Vesuv, vom Tiberstrom,
Laß Myrthen blühn, laß Ritornelle schallen.

Ich sann, und schrieb, und strich es aus, und sann —
Vorüber zogen all' die Götterstunden —
Ach, das Papier nahm keine Farben an,
Blieb weißer nur, je tiefer ich empfunden.
Und wie der Knabe, tappt' ich endlich zu —
Ja freilich fiel ein schuldlos Opfer nieder;
Kaum zuckt's noch — keine Farbe! — legt's zur Ruh:
Hier träumt man nur, hier schreibt man keine Lieder.

Franz Freiherr Gaudy.

Subjaco, im Mai 1839.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Schluß.)

Große Oper. Kindertheater.

Die große Oper, die nicht so oft als andere Theater das Publikum mit Neuigkeiten bedienen kann, hat im lezten Monate nur eine kleine Oper: la Vendetta, gegeben. Man hätte das Stück eben so gut la Vengeance benennen können, denn das italienische Wort bedeutet nichts mehr und nichts weniger als das französische; allein seitdem der Verkehr zwischen den Völkern so lebhaft geworden ist, hat sich eine Menge fremder Worte auch in die französische Sprache eingeschlichen, und vergebens schließt die académie française sie aus ihrem Wörterbuche aus; zulezt muß sie doch dem allgemeinen Gebrauche, oder dem Eigensinne der Mode weichen, und bei jeder neuen Auflage jenes berüchtigten Lexicons einige dieser fremden Wörter aufnehmen. So hat sich denn auch das Wort Vendetta eingeschlichen, wenn man italienische Rache, besonders Mordsucht bezeichnen will, und bereits hat es Romanen und Novellen in Menge zum Titel gedient. Diesmal hat Scribe den Text nicht gedichtet, auch ist er weder sehr geistreich, noch sehr unterhaltend, und was das schlimmste ist, die Musik des Stückes ist von keinem bekannten Tonkünstler, sondern von einem Musikliebhaber, dem Vicomte de Ruolz, welcher zwar in Italien zwei Opern gesezt hat, in Frankreich aber beinahe ganz unbekannt war, und schon seit einigen Jahren der großen Oper beharrlich seine Stücke anbietet. Der Direktor wollte das Wagestück nicht übernehmen; da jedoch der Herr Vicomte nicht nachließ, so hat er sich erweichen lassen und la Vendetta, die kurz ist und wenig Kosten erforderte, aufgeführt. Das Publikum hat aber geurtheilt, wie zuvor der Direktor, und es wird nicht lange von der Oper die Rede seyn. Der geringe Erfolg, welcher vor mehreren Jahren der großen Oper der Dunile. Bertin zu Theil wurde, obschon Victor Hugo den Text dazu geschrieben, hatte der Direktion gezeigt, wie mißlich es ist, das Stück eines bloßen Musikliebhabers dem schwer zu befriedigenden Publikum vorzuführen. Es kann seyn, daß ein solcher Musikliebhaber großen Beifall in den Salons erhält und von seinen Freunden und Gästen sehr hochgehalten wird, besonders wenn er reich ist und ein großes Haus macht. Dies ist aber dem Publikum gleichgültig; es bezahlt seinen Eintritt und will für sein Geld herrlich unterhalten seyn; ob der, von dem die Musik herrührt, ein Vicomte, eine Demoiselle oder sonst etwas ist, thut nichts zur Sache. Man sagt, Donizetti componire jezt für die große Oper ein bedeutendes Stück. Dieser gefeierte Tonkünstler hält sich schon seit zwei Jahren in Paris auf, und scheint den auf seinen Lorbeeren ausruhenden oder in Italien umherwandernden Rossini ersetzen zu wollen. Seine Opern sind hier sehr beliebt und machen einen bedeutenden Theil des Repertoires des hiesigen italienischen Theaters aus, welches meistens nur Rossinische, Donizettische und Bellinische Stücke gibt. Rossini hat mit Beifall mehrere Stücke für die hiesige französische Oper gesezt; warum sollte also dies Donizetti nicht mit gleichem Glücke versuchen? Auf jeden Fall wird uns der künftige Winter viele theatralische Neuigkeiten bringen. — Die beiden Kindertheater Gymnase des enfans und Théâtre de Comte waren in der Vakanz besonders thätig. Diese Zeit, in welcher andere Theater über den Mangel an Zuspruch zu klagen haben, ist die Erntezeit für diese beiden Theater, die jedoch bei weitem der Erwartung nicht entsprechen, die man von ihnen zu hegen berechtigt ist. Zu einem Kindertheater gehört nicht nur, daß Knaben und Mädchen die Hauptrollen haben, es sollten auch nur solche Stücke gegeben werden, welche dem noch schwachen Verstande der Kindheit angemessen sind und zur Bildung des Herzens dienen können. Dies geschieht aber nur selten. In einem derselben wird fast täglich, seit dem Anfange der Vakanz, ein Mährchen, „die goldhaarige Schöne," mit vielen Verwandlungen und schönen Dekorationen aufgeführt. Die Direktion muß viel darauf verwendet haben. Ein Leichenhof beim Mondschein ist gar nicht übel dargestellt; auch an Tänzen fehlt es nicht, und es ist ein kleines Ballet eingewebt. Aber aus der verwickelten Handlung wird sicher kein Kind, welches dem Schauspiele beiwohnt, klug werden. Uebrigens bemerkt man unter den Zuschauern auch weit weniger Kinder als Frauenzimmer, besonders aus dem Handwerkerstande, welche, da sie so gut als andere Classen das Schauspiel besuchen wollen, hier für ein weniges ihre Neigung befriedigen können. Mit dem Gesange auf diesen Kinderbühnen darf man es nicht so genau nehmen. Die armen Kinder, welche hier spielen, sind so abgemattet, daß ihnen wenig Stimme übrig bleibt, und sicher wird aus diesen kleinen Theatern, die man zuweilen als dramatische Pflanzschulen darstellt, kein Sänger und keine Sängerin für große Bühnen hervorgehen.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 109.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 257.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 26. Oktober 1839.

Es hat den Jüngling deine Gunst belebet,
Dir galt für künft'ge Gluth der erste Zunder,
Auf dem noch kaum ein Funke schwach gebebet.

Platen
an Jean Paul.

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

Jean Paul ging hierauf das Gedicht bis in die kleinen Einzelnheiten des Versbaues mit mir durch und besprach sowohl den Gedanken desselben, die größeren Verhältnisse der dramatischen Anordnung, der Charaktere, als die Mängel und Vorzüge der Sprache. Da es fast keinem der Leser bekannt seyn möchte, kann ich auf das Nähere hier nicht mit der Hoffnung eingehen, auch nur einen Theil des Interesses zu erwecken, das sich für mich daran knüpfte. — Mit so ehrfurchtsvoller Gesinnung ich Lobsprüche wie Zurechtweisungen hinnahm, so konnte doch in einigen Punkten selbst die Autorität eines solchen Urtheils mich nicht aus meinem dichterischen Recht vertreiben. Ich war besonders in einem Hauptpunkt, den Schluß des Gedichts betreffend, durchaus entgegengesetzter Meinung mit Jean Paul, und vertheidigte mich, wenn gleich bescheiden, in der Form des Zweifels, doch lebhaft. Vielleicht waren wir Beide im Recht. Das Verhältniß war folgendes: In der Verzweiflung über die Treulosigkeit des Aeneas bricht Dido in Verwünschungen der Menschen und Götter aus und tritt in offene Empörung zu den Lenkern des Geschicks. So stürzt sie sich in die Flammen des Scheiterhaufens und stirbt mit dem Liebesausruf „Aeneas!" Jean Paul fand diesen Schluß zu schneidend; er wollte die Auflösung der Dissonanz, einen versöhnenden Ausgang. Ich wandte ihm ein, daß die mythische That, deren Abänderung nicht in meiner Macht stehe, diesem Ansinnen in so fern widerspreche, als die Versöhnung nicht durch eine Handlung möglich sey. In der Gesinnung aber bewerkstellige sie sich durch die Rückkehr zu der Liebe, indem Dido mit keinem Fluch, sondern mit dem Namen des Geliebten auf der Lippe vom Leben scheide. Doch Jean Paul wollte mir das nicht gelten lassen und wurde sogar etwas eifrig über meinen Widerspruch, so daß ich, wiewohl unüberzeugt, schwieg, noch jezt unüberzeugt bin. Ja, mir wäre der Einwand noch heute unbegreiflich, wenn ich nicht später auf die Lösung des scheinbar so harten Widerspruchs gekommen wäre. Jean Paul hatte nämlich ganz übersehen, daß das Gedicht für die Musik bestimmt sey, mithin noch einer zweiten Kunst bedürfe, um zur Wahrheit der Erscheinung zu kommen. Ueberraschend und schmeichelnd zugleich war mir, nachdem wir so lange darüber gesprochen, diese Entdeckung. Er hatte es für ein selbstständiges Drama, der antiken Form mit Chören nachgebildet, gehalten. Ein größeres Lob konnte er mir nicht ertheilen als dieses unwillkührliche. Wir waren, da dies zur Sprache kam, ganz von dem Punkt, über den er mich nicht überzeugen

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Oktober.

Bad- und Reiseleben. Studienerinnerungsfest. Die werdende Stadt.

Die Astern blühen, die Saison neigt sich dem Ende zu, und mancherlei Mittheilungsstoff hat sich angesammelt. — Wie im Allgemeinen, nahm auch in unserer Provinz dies Jahr das **Bad- und Reiseleben** immer höhern Aufschwung, das sich in Warmbrunn und Salzbrunn concentrirt, den beiden bedeutendsten unter der Menge schlesischer Mineralbäder. Der leztere Ort, seit 1812 erst durch die rastlosen Bemühungen seines Brunnenarztes, Hofrath Dr. Zemplin, emporgebracht, rivalisirt mit dem alten Warmbrunn wie eine übermüthige junge Schönheit von neubackenem Adel mit einer Matrone von fünfhundertjährigem Geschlecht. Seit vorigem Jahre, wo bekanntlich die Kaiserin von Rußland hier die Cur brauchte, hält Salzbrunn nun sein Uebergewicht für völlig entschieden, und der Brunneninspektor wacht mit lächerlicher Strenge über der genauen öffentlichen Nummernangabe der Badeliste, im Vergleich zu der von Warmbrunn. Beide Curorte haben ihre eigenthümlichen Vorzüge; beide können füglich neben einander bestehen. Hier wie dort ist der Glanz eines alten gräflichen Hauses als Grundherrschaft von Einfluß; hier wie dort ist der Segen der Heilquellen in medicinischer Hinsicht längst bewährt und anerkannt. Salzbrunn wird durch das nahe Fürstenstein geziert, dies romantische Juwel, von dem der bekannte Verstorbene noch so entzückt war [*], nachdem er bereits so viel andere europäische Naturschönheit genossen. Nur das Schloß, das die Geschichte der Baukunst durch sechs Jahrhunderte nachweist, bezeichnet er als eine zwar prachtvolle, aber doch nur rohe und im Einzelnen durch manchen Uebelstand entstellte Masse, indem er hinzufügt: „Stände Warwick Castle z. B. an dieser Stelle, sie wäre werth, ein Wallfahrtsort für die Reisenden aller Länder zu werden.“ Warmbrunn aber trägt in dieser Hinsicht dennoch den Preis davon durch seine große herrliche Natur, durch das Riesengebirge, das in sanften Wellenlinien über ihm hinzieht, und im Vorgrunde die Ruine Kynast malerisch und bedeutsam auf das moderne Geschlecht niederblicken läßt, endlich durch das reiche, betriebsame Zakenthal mit seinen tausend Reizen. Königliches und fürstliches Leben in der Nähe bewegt dabei fast jeden Sommer dies nordische Eldorado während einiger Wochen. Von Teplitz aus besuchte auch diesmal der König mit der Fürstin von Liegnitz seine junge Schöpfung Erdmannsdorf und Zillerthal, machte verschiedene Ausflüge, und bestieg am 17ten August sogar die Schneekoppe. Gegen zweihundert Personen umgaben den rüstigen königlichen Greis auf diesem höchsten Punkte seines Reiches, in dessen Besitz er mit dem Kaiser von Oestreich sich theilt; denn die Grenze läuft mitten über die Koppe, und selbst durch die sie krönende Laurentiuskapelle, die seit 1825 zu einem willkommenen Hospiz für die Bergwanderer eingerichtet ist. In diesem Sommer wurde der kaiserliche Antheil des Hochgebirges trigonometrisch wieder aufgenommen; übrigens geschieht hier immer mehr zur Beförderung des Reisegenusses, dagegen wird auch bald die lezte Spur von Patriarchenthum auf diesen Höhen verschwinden, von dem die Reisebücher bisher so gern fabelten. Man trifft hier auf Tugend und Laster wie in der Ebene. — Die Tyroler Tugend in dem schlesischen Zillerthal hat bereits im öffentlichen Credit bedeutend gelitten. Trägheit und Unreinlichkeit werden den Fremdlingen im Allgemeinen zur Last gelegt, insbesondere aber erzählt man sich mancherlei Geschichten, die sie der so großherzig gewährten königlichen Freistatt und Unterstützung sehr unwürdig erscheinen lassen. Viele der Eingewanderten, die ihre Rechnung in Schlesien nicht bequem genug fanden, sollen schon wieder der Heimath sich zugewendet haben, und unsere Gebirgsleute wünschten ihnen von Herzen glückliche Reise. — Die Prinzessin Friedrich der Niederlande hat durch den Ankauf der Herrschaft Schildau den Kreis der fürstlichen Grundherrschaften im schönen Hirschberger Thale vermehrt. Die Festlichkeiten der Uebergabe fanden am 15ten August statt, und der König selbst führte die Prinzessin in das Schloß von Schildau und dessen Gemeine ein. Acht Tage später, am 21sten und 22sten August, war hierauf Warmbrunn der Schauplatz eines originellen Festes, und zwar der **Studienerinnerung**. Es versammelten sich nämlich hier 189 Männer, die früher auf der Breslauer Universität ihre wissenschaftliche Bildung erlangt, und manche innige Freunde aus der Zeit des jugendlichen Strebens, die der breite Strom der Verhältnisse auf lange getrennt gehalten, fanden nun zu brüderlichem Zusammenleben auf einige Tage in großer froher Runde sich wieder, und ihre Lieder und Toasts verhallten als schöne Nachklänge des entschwundenen Lebensfrühlings. Die festliche Tafel in der Hauptallee des Badeortes wurde durch die Anwesenheit des Standes- und Majoratsherrn von Warmbrunn, Reichsgrafen Schaffgotsch beehrt. Nach Beendigung des Mahles zog die Gesellschaft in 58 Wagen nach dem alten Kynast, wo ein solenner Commers gehalten wurde. Am andern Tage war das Wetter dem Feste ungünstig; doch wurde dem Grafen Schaffgotsch in feierlichem Umzuge ein Vivat gebracht. Auch im Theater geschah eine angemessene Feier durch einen Pro- und Epilog, sowie durch die Aufführung des Raupachschen Schauspiels: „Vor hundert Jahren,“ und den Schluß machte eine Abschiedsrede von der Bühne des Festvereins. — Eine **werdende Stadt** in zunehmender gewerblicher Bedeutsamkeit ist das Dorf Langenbielau, mit fast 12,000 Einwohnern, das größte Schlesiens und Deutschlands, und nach dem ungarischen Dorfe Czaba mit 22,000 Einwohnern, auch das größte in Europa. Es liegt eine halbe Meile von Reichenbach (in Mittelschlesien), gehört als Majorat dem Erblandmarschall Grafen Erdmann von Reuberg-Sandreczky, und bringt jährlich gegen 55,000 Thaler Revenuen. Einzig in seiner Art manifestirt sich hier der mächtig aufstrebende Geist der Industrie, und die Residenz Berlin, mit den Kräften einer ganzen Monarchie, hält keinen Vergleich aus mit diesem merkwürdigen Dorfe, ohne alle äußere Hülfe, sobald es sich um verhältnißmäßige statistische Wichtigkeit handelt. Berlin gibt Millionen Nahrung, Bielau mehr als Fünfzigtausenden. Es macht seinen Uebergang zum schlesischen Leeds und Nürnberg des neunzehnten Jahrhunderts. Eine schöne Gebirgsnatur umgibt es, Alles lockt zu neuen Ansiedelungen, und dennoch ist gerade das Thal von Reichenbach mit den mächtigen Dörfern Bielau, Peilau und Peterswaldau bei aller industriösen Erheblichkeit am meisten ringsum vernachlässigt in der commerziellen Verbindung, in der Sorge für gute Straßen. Denn wahre Mordwege — darunter, bezeichnend genug, die sogenannte Hölle — führen noch hierher, wie zu Friedrichs Zeiten, zu dessen strategischen Principien schlechte Straßen nun einmal gehörten, und doch liegt alles Material zur Verbesserung dicht vor den Füßen.

(Schluß folgt.)

[*] Tutti frutti.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff

Intelligenz-Blatt Nro. 37.

Sonnabend, 26. Oktober 1839.

[592]

Erklärung

über die von Herrn Eduard Boas unternommene und in Nr. 209 der diesjährigen Allg. Zeitung angezeigte Herausgabe von Nachträgen zu Schillers sämmtlichen Werken in zwei Bänden.

Herr E. Boas hatte mir schon vor mehreren Jahren eine Mittheilung über die beabsichtigte Herausgabe des oben genannten Werkes zugehen lassen, und dabei mich um meine Zustimmung und Mitwirkung angesprochen.

Ich habe diese Zustimmung und Mitwirkung aus dem doppelten Grund abgelehnt, weil ich theils wegen gänzlicher Unbekanntschaft mit der Persönlichkeit des Hrn. E. Boas kein hinlängliches Zutrauen in die Aechtheit seiner Quellen setzen konnte, theils weil ich aus Rücksichten für den alleinig rechtmäßigen Verleger der Werke meines Vaters, die Joh. Georg Cotta'sche Buchhandlung zu Stuttgart und Tübingen, nicht zugeben wollte, daß anderweit eine Sammlung von bisher nicht veröffentlichten Produktionen Schillers erscheine.

Um aber den Wünschen des Publikums zu entsprechen, und Alles, was die geistige Ausbildung und Wirksamkeit meines Vaters zu beleuchten im Stande ist, mitzutheilen, habe ich, in Benutzung der sichersten Quellen, mich zu einer Herausgabe von

Supplementen zu den sämmtlichen Werken Schillers

unter Leitung des Herrn Gymnasial-Direktors C. Hoffmeister in Kreuznach veranlaßt gefunden, welche Herausgabe sofort begonnen, und alles enthalten wird, was dem oben angedeuteten Zweck entspricht.

Die anerkannte Vorzüglichkeit des von Herrn Direktor Hoffmeister im vorigen und diesem Jahre herausgegebenen Werkes

Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhang,

bürgt dafür, daß auch diese neue von uns veranstaltete Sammlung ächt und gewissenhaft ausgewählt und geordnet seyn werde, über welche bereits ausführlichere Anzeige sowohl in der Kölnischen Zeitung als auch in andern hochgeachteten Blättern dem Publikum mitgetheilt worden ist.

Diese vorstehende Erklärung möge dem verehrlichen Publikum zur Nachricht und Beurtheilung in Hinsicht auf die von Herrn Eduard Boas herausgegebenen Nachträge zu Schillers sämmtlichen Werken dienen, welche Nachträge übrigens auch manches Schätzenswerthe enthalten, was aber auch in der von Herrn Dr. Hoffmeister veranstalteten Sammlung enthalten seyn wird.

Köln, den 6. Septembre 1839.

Ernst v. Schiller, k. preuß. Appellationsgerichtsrath.

---

[527] Bei L. Schreck in Leipzig erscheint:

Schiller-Ausgabe

von

J. J. Rousseau's sämmtlichen Werken,

in 10—12 Bänden. Subscriptionspreis $2\frac{1}{3}$ Rthlr.

Deutsch von C. Große und Dr. F. G. Hauschmann.

Rousseau's Werke sind allen Vätern und Müttern, allen Erziehern und Lehrern, allen Gebildeten unentbehrlich!

Der erste Band erscheint in einigen Tagen. Bestellungen besorgen alle Buchhandlungen.

---

[551] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

C. F. Mannsfeld, Taschenbuch für

Freunde des Privattheaters,

enthaltend Andeutungen über Bildung einer Theater-Gesellschaft, den Bau eines Privattheaters, über Erfordernisse zur Aufführung, Deklamation, Mimik, Theater-Literatur und mit einem Wörterbuche der gebräuchlichsten theatralischen Ausdrücke. 12. Eleg. geh. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Dieses Taschenbuch ist die Frucht einer vieljährigen Erfahrung, Sorgfalt und Arbeit, es bildet das erste umfassende Werk über seinen Gegenstand. Klar aber kurz und immer auf das praktisch Anwendbare bedacht, ist es für Dilettanten ein Geld, Zeit und Streit ersparender Wegweiser und die Bemerkungen über Mimik, Deklamation und Spiel sind interessant, lehrreich und aus dem Leben gegriffen. Die Einleitung enthält eine unterhaltende geschichtliche Uebersicht über die Privattheater älterer und neuerer Zeit, ertheilt Regeln bei Bildung einer Gesellschaft, Regieführung, Wahl der Stücke, Proben, Spiel und alle sonst nöthigen Anordnungen, desgleichen über das Schminken und Kostüm. Auch findet man ein Repertorium aller seit 30 Jahren erschienenen, namentlich für Privatbühnen geeigneter Stücke. Das angehängte Theater-Wörterbuch enthält eine vollständige Uebersicht aller bei der Bühne vorkommenden Ausdrücke und solcher Gegenstände, worüber Erläuterungen erforderlich sind. Außerdem empfiehlt sich dieses Werk durch Eleganz und Annehmlichkeit der Sprache so wie durch vorzüglich schönen Druck, Papier und sonstige äußere Ausstattung.

---

[590] So eben sind erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Theater-Almanach für 1840 von C. Blum. Inhalt: D. Herrin von der Else. Ich bleibe ledig. Nebst Kupfern. $1\frac{1}{2}$ Rthlr.

Das Buch der schönsten Märchen und Sagen, nach unbenützten Quellen für die Jugend erzählt von Ad. Hillert. Mit 6 colorirten Kupfern. 20 Gr.

Molière, Le malade imaginaire. Comédie-Ballet en 3 actes. $\frac{1}{3}$ Rthlr.

Früher erschienen 3 Comédies von Molière: L'Avare, Tartuffe, Le misantrope à ¼ — ⅓ Rthlr.; dieselben mit franz.-deutschem Wörterbuch 2 Gr.

Le Daguerréotype,

description pratique de ce procédé etc. etc. par Daguerre. Avec 6 planches. 8. 8 Gr.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[579] **Thiersch Taschenbuch der neuesten Zeit.**

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

T a s c h e n b u c h

der neuesten Geschichte

(früher herausgegeben von Dr. W. Menzel)

von

Friedrich Thiersch.

Geschichte des Jahrs 1837.

Zweite Abtheilung.

Mit 4 Portraits: 1) Amalie, Königin von Griechenland. 2) Marie Christine, Königin von Spanien. 3) Don Carlos. 4) Rudhart.

12. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Inhalt:

Allgemeine Uebersicht des Jahrs 1837. Italien. Spanien. Portugal. Amerika. 1) Vereinigte Staaten von Nordamerika. 2) Mexiko und Texas. 3) Columbische Staaten. 4) Brasilien. 5) Die Staaten von La Plata. 6) Buenos-Ayres. 7) Die Freistaaten am stillen Ocean. 8) Paraguay. Der Norden und Osten. Rußland. Griechenland. Das osmanische Reich. Moldau und Wallachei. Serbien. Aegypten. Das mittlere Asien und China. 1) Iran oder Persien. 2) Afghanistan. 3) Das Pendschab. 4) China. Schluß.

Die Begebenheiten sind mit ebenso lebhaften als naturgetreuen Farben geschildert und gewähren dem Leser ein vollendetes Bild dieses Zeitraums.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[587] Bei Carl Focke in Leipzig erschien:

Napoleon,

Roman vom Verfasser des „Türken" u. a. m.

Sauber broch. Preis 1 Thlr.

Den „Türken," dem die jetzigen Verhältnisse des Orients das höchste Interesse geben, haben die geachtetsten Blätter auf das Günstigste beurtheilt. Zeitung für die elegante Welt 1836 Nro. 182, Mitternachtszeitung 1836 Nro. 153, Originalien 1838 Nro. 8, u. a. m. Der Freimüthige 1836 Nro. 184 nennt ihn „eine seltene Erscheinung auf dem Gebiete des Romans, die für die Mehrzahl der Schriftsteller vom Fach als ein Muster betrachtet werden könnte." — Die nicht weniger günstig beurtheilte „Höllenbraut" von demselben Verfasser, welche z. B. das Morgenblatt 1838 (Literaturblatt Nro. 31) als „einen höchst originellen, mit sehr viel Phantasie geschriebenen Roman" empfiehlt, verdient, als ersten Versuch in einer neuen, höchst anziehenden Gattung der Romandichtung, die allgemeinste Beachtung. — Des Verfassers neustes Werk fesselt durch scharfe Blicke in den Zeitgeist und in Napoleons äußeres und inneres Leben nicht minder, als durch seltene poetische Vorzüge. Bei öfterem Durchlesen entfalten diese Romane durch Fülle und Tiefe stets neue, höhere Reize. Sie dürfen daher weder in Leseanstalten, noch in Privatbibliotheken fehlen. Exemplare von der zweiten Auflage des „Türken," der eine Abhandlung über Romandichtung vorgedruckt ist, und von der „Höllenbraut" sind bei mir noch vorräthig.

---

[572] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das

Stadt- und das Landrechtsbuch

Ruprechts von Freysing.

Nach 5 Münchner Handschriften.

Ein Beitrag

zur Geschichte des Schwabenspiegels.

Von

G. Lud. v. Maurer,

K. Bayer. Staats- und Reichsrath, Ritter etc.

Preis 3 fl.

Dieses Rechtsbuch liefert einen wichtigen Beitrag zur Entstehung und Ausbildung der Rechtsbücher überhaupt, sowie zur Geschichte des sogenannten schwäbischen Landrechtes insbesondere. Zuerst ein Rechtsbuch blos für die Stadt Freysing, wobei jedoch schon der Einfluß des schwäbischen Landrechts vorherrschend ist. Später allerlei Zusätze, großentheils wieder aus derselben Quelle. Noch später eine Verbindung mit den bis dahin getrennten, in den stiftischen Landen jedoch geltenden und sehr wahrscheinlich von demselben Verfasser herrührenden schwäbischen Landrechte und zuletzt gar eine völlige Verschmelzung des Stadt- und des Landrechtes zu einem einzigen Rechtsbuche für Stadt und Land. Dieß sind die aus der Vergleichung der verschiedenen Handschriften sich ergebenden Resultate, die um so erfreulicher sind, da sie von dem Stifte Freysing gaben, was bisher noch kein anderes deutsches Territorium in dieser Art und in dieser Ausdehnung gehabt hat, nämlich eine vollständige Geschichte der Rechtsbücher seit ihrer Entstehung bis zum Anfange einer neuen Zeit, welche mit so vielem Alten auch die Rechtsbücher nach und nach zuerst untergraben und sodann für eine lange Zeit in fast gänzliche Vergessenheit gebracht hat.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[516] **Ein Handbuch für Gebildete aller Stände.**

A. Müller, allgemeines Wörterbuch der Aussprache ausländischer Eigennamen, und zwar griech., latein., hebr., portug., span., franz., engl., ital., schwed., dän., niederl., ungar., poln., böhm., russ., pers., arabische Personen-, Länder-, Städte- und andere Namen aus allen Theilen der Wissenschaft und Kunst; nebst einer allgemeinen Aussprachlehre, mit deren Hülfe man auch andere, im Buche nicht vorkommende Fremdnamen aussprechen kann. Zweite, gänzlich umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage.

Das ganze Werk besteht aus vier Heften, jeder zu 9 Gr., so daß das Ganze im Pränumerationspreise nicht höher als 1 Thlr. 12 Gr. zu stehen kommt. Auf zehn Exempl. wird ein Freiexemplar gegeben. Der spätere Ladenpreis wird 3 Thlr. betragen. Alle namhafte Buchhandlungen nehmen Bestellung auf das Ganze an. Der erste Heft ist bereits erschienen in der

Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

[582] Einladung zur Subscription auf eine neue wohlfeile Taschenausgabe von

C. M. Wieland's sämmtlichen Werken.

In der Unterzeichneten erscheinen:

Wieland's sämmtliche Werke

in 36 Bänden kl. 8.,

auf schönem Velinpapier, mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahlstich; Format, Druck und Papier gleich den beliebten Ausgaben von Schiller, Klopstock, Thümmel ꝛc.

Die Ausgabe erscheint im Laufe eines Jahres vollständig.

Der Subscriptionspreis für alle 36 Bände ist: 12 Rthlr. oder 21 fl. 36 kr.

Vorausbezahlung wird nicht verlangt; man entrichtet nur immer den Betrag der abgelieferten Bände.

Das Ganze zerfällt in 2 Abtheilungen, welche einzeln verkauft werden.

Die erste Abtheilung gibt in 24 Bändchen die geschätztesten und populärsten dichterischen Werke; die zweite, in 12 Bändchen, die übrigen Schriften literarischen, philosophischen, historischen und politischen Inhalts.

I. Abtheilung in 24 Bändchen und 4 Lieferungen,

Preis: 8 Rthlr. — oder 14 fl. 24 kr.

Jede Lieferung, aus 6 Bändchen bestehend, ist beim Empfang mit 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. zu bezahlen.

Inhalt der einzelnen Bände:

Band.	
I. II.	Don Sylvio von Rosalva.
III.	Musarion. Die Grazien. Der verklagte Amor. Nadine. Erdenglück. Lelia an Damon. Psyche. Das Leben ein Traum. Aspasia.
IV. V. VI.	Agathon.
VII. VIII.	Goldener Spiegel.
IX.	Danischmend.
X.	Diana und Endymion. Das Urtheil des Paris. Aurora und Cephalus. Combabus. Die erste Liebe. Sixt und Klärchen. Liebe um Liebe. Schach Lolo.
XI.	Poetische Erzählungen. Das Wintermährchen. Das Sommermährchen. Geron der Adelige. Clelia und Sinibald.
XII.	Idris und Zenide. Pervonte oder die Wünsche. Der Vogelsang oder die drei Lehren. Hann und Gulpenheh. Die Wasserkufe. Gedichte an Olympia.
XIII. XIV.	Die Abderiten.
XV.	Der neue Amadis.
XVI. XVII.	Peregrinus Proteus.
XVIII.	Agathodämon.
XIX.	Diogenes von Sinope. Hexameron von Rosenhain.
XX.	Oberon. Wieland's Biographie.
XXI.	Menander und Glycerion. Crates und Hipparchia. Koxkox und Kikequetzel.
XXII. XXIII. XXIV.	Aristipp.

Die zwei ersten Lieferungen, Band 1—12, sind fertig, die dritte, Band 13—18, erscheint Mitte November; und die vierte, Band 19—24, Ende December: also die ganze Abtheilung jedenfalls vor Ende 1839.

II. Abtheilung in 12 Bändchen und 4 Lieferungen,

Preis: 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Jede Lieferung, aus 3 Bändchen bestehend, ist beim Empfang mit 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. zu bezahlen.

Inhalt der einzelnen Bände:

Band.	
XXV.	Die Natur der Dinge. Moralische Briefe. Antiovid. Der Frühling. Balsora. Zemin und Gulindy. Serena. Der Unzufriedene. Melinde. Selim und Selima.
XXVI.	Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde. Die Prüfung Abrahams. Hymne auf Gott. Psalmen. Erinnerungen an eine Freundin. Cyrus, ein Heldengedicht.
XXVII.	Araspes und Panthea. Bonifaz Schleichers Jugendjahre. Der Stein der Weisen. Die Salamandrin und die Bildsäule. Göttergespräche. Gespräche im Elysium.
XXVIII.	Dramatische Werke. Lady Johanna Gray. Clementine von Porretta. Die Wahl des Herkules. Alceste. Rosamunde. Pandora. Das Urtheil des Midas. Sinngedicht.
XXIX.	Vermischte Aufsätze literarischen, philosophischen und historischen Inhaltes.
XXX.	Euthanasia. Vermischte Aufsätze.
XXXI.	Aufsätze über die französische Revolution. Gespräche über einige neueste Weltbegebenheiten. Marc Aurel an die Römer. Lustreise ins Elysium. Göttergespräche.
XXXII.	Gespräche unter vier Augen. Vermischte Aufsätze.
XXXIII.	Vermischte Aufsätze.
XXXIV.	Vermischte Aufsätze.
XXXV.	Vermischte Aufsätze. Aristophanes.
XXXVI.	Vermischte Aufsätze.

Die erste Lieferung, Band 25—27, erscheint am 1. März 1840; die zweite, Band 28—30, am 1. Mai 1840; die dritte, Band 31—33, am 1. August 1840; die vierte, Band 34—36, am 1. September 1840: wonach also binnen Jahresfrist sämmtliche Werke in den Händen der Subscribenten sind.

Wieland, obgleich ein halbes Jahrhundert lang ein Liebling der deutschen Nation, hat doch für seine Werke noch lange nicht die Verbreitung gefunden, welche sie verdienen: hauptsächlich, weil das Volumen und der hohe Preis der früheren Ausgaben alle unbemittelten Käufer nothwendig zurückschrecken mußten. Wir glauben deshalb mit gegenwärtiger Ausgabe, welche durch ihre

Vollständigkeit, Eleganz und Wohlfeilheit

für alle Stände und Vermögensverhältnisse gleich geeignet ist, einem längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen.

Die Trennung des Ganzen in 2 Abtheilungen, welche einzeln verkauft werden, setzt auch den unbemitteltsten Freund der schönen Literatur in den Stand, seine Wünsche zu befriedigen. Wer, aus Rücksichten der Sparsamkeit, oder wegen Mangel an Interesse für das rein Wissenschaftliche, nicht absolute Vollständigkeit, sondern nur die geschätztesten und populärsten Werke verlangt, der findet solche in der ersten Abtheilung von 24 Bänden

um den außerordentlich niedrigen Preis von 8 Thalern.

Wir glauben daher auf die lebhafteste Theilnahme zählen zu dürfen, indem wir die Gebildeten aller Stände hiemit zur Subscription einladen.

Vorräthige Exemplare sind in allen soliden Buchhandlungen zu finden.

Leipzig, im Oktober 1839.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

---

[608] **Neuer Roman.**

von

E. L. Bulwers Gattin.

So eben ist erschienen:

Cheveley

oder der Mann von Ehre. Von **Lady Lytton Bulwer.** Aus dem Engl. nach der dritten Auflage übers. von **Gustav Pfizer. 3 Bände. 8. geh. in Umschl. Stuttgart, Metzler'sche Buchh. Preis compl. 4 Thlr. Preuß. oder 7 fl. rhein.**

Außer ihrem ästhetischen und literarischen Werthe nimmt diese Schrift noch eine eigenthümliche Bedeutung in Anspruch durch die persönlichen Verhältnisse der Verfasserin, und, wie mit Zuversicht behauptet wird, bildet dieses Buch zugleich einen Spiegel, in welchem das Bild der Verfasserin selbst, so wie das ihres berühmten Gatten, letzteres mit nicht schmeichelhaften Farben gemalt, zu schauen seyn soll. Der 1te und 2te Band ist ausgegeben und der 3te folgt in einigen Wochen. Zu haben in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und der Oesterreichischen Monarchie.

---

[574] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jahrbuch für 1839.

Herausgegeben von

H. C. Schumacher,

mit Beiträgen von

Bessel, Mädler, Steinheil und Quetelet.

8. cart. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Astronomische Ephemeride für 1839. Tafeln, um aus der Ephemeride den Aufgang der Sonne für Orte zwischen 44° und 55° nördlicher Breite zu berechnen. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers von Gauss. Bessels Tafeln, um Höhenunterschiede aus Barometerbeobachtungen zu berechnen. Tafeln zur Verwandlung der Barometerscalen. Tafeln zur Verwandlung der Thermometerscalen. Tafeln zur Reduction des altfranzösischen Barometers. Messung der Entfernung des 61sten Sterns im Sternbilde des Schwans von F. W. Bessel. Die Doppelsterne von J. H. Mädler. Ueber das Klima des Brockens, verglichen mit dem von Berlin von J. H. Mädler. Noch ein Wort über den galvanischen Telegraphen zu München, von Steinheil. — Ueber den Menschen und die Gesetze seiner Entwicklung von A. Quetelet, Director der Sternwarte in Brüssel.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[598] Bei **J. E. Schaub** in Düsseldorf ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Münchhausen.

Eine Geschichte in Arabesken.

Von **Karl Immermann.**

3ter Theil. 442 Seiten in 8. auf feinem Velinpapier, in Umschlag geh. 2 Thlr. 8 Gr. 4ter Theil 311 Seiten, 1 Thlr. 16 Gr. — Auch unter dem Titel:

K. Immermann's Schriften.

10ter und 11ter Band.

In diesen beiden Bänden, mit welchen das mit so großem Beifall aufgenommene Werk schließt, berührt der humoristische Erzähler, den der Titel des Buches nennt, noch bedeutende Zeiterscheinungen. Dem zweideutigen Charakter gegenüber, von dem diese ironischen Darstellungen ausgehen, entwickeln sich aber auch die edlen Gestalten des Romans, die würdigen Repräsentanten deutscher Kraft und Sitte, welche der Leser bereits kennt, immer bestimmter und schöner, und die reinste, gediegenste Liebe tritt endlich versöhnend in die Wirren des Zeitgeistes und den Zwiespalt der Vergangenheit und Gegenwart. Wenn der Verfasser in den „Epigonen" den Zustand des Schwankens malte, in welchem sich die Nachkommen einer bedeutenden Vorzeit abmühen, so sehen wir in dem vorliegenden Werke zwar das Verderben schon viel weiter vorgeschritten, aber auch seine Gränzen bezeichnet, und erkennen die Stellen, welche es nicht ergreift, und aus denen in frischer Kraft eine schöne Zukunft emporwächst.

---

[569] ☞ **Für Leihbibliothekare und Freunde der schönen Literatur.**

Bei mir ist gratis zu haben:

Verzeichniß

einer

Sammlung von guten belletristischen Werken aus den Jahren 1835—1837,

welche zu den beigefügten billigen Preisen gegen baare Zahlung bei **L. Pabst** in Darmstadt zu beziehen sind.

Darmstadt.

L. Pabst.

№ 258.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 28. Oktober 1839.

— L'instant funeste arrive,
Ja tout est prêt sur la fatale rive:
Il faut enfin se resoudre aux adieux;
Ja chaque soeur gémit en tourterelle.

Gresset.

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Die Compagnie schöner Infanterie, welche die Garnison der kleinen Stadt Annecy ausmacht, zog gerade schmuck, in trefflicher Haltung und mit sehr guter Musik auf, als wir da einfuhren. Die Lage dieser kleinen Stadt, von Kanälen durchzogen, mit herrlichen Esplanaden und Baumgängen längs dem reizenden See anmuthig hingestellt und mit hübschen Häusern geschmückt, ist sehr anziehend, am meisten an den Stellen, wo sich der ganze See ausbreitet mit seinen herrlichen grünen Alpen, über welche malerische Felsen wie mächtige Thürme und Bollwerke hinausstehen. Sie gehören dem Roc de Cher, der Tournette, dem Val de Thones und Obersavoyen an. Der See, wiewohl etwas kleiner als der von Bourget, ist bewohnter als dieser. An seinem Ufer zeigt sich besonders das Städtchen Duing sehr malerisch, und am Fuß des kecken Roc de Cher liegt das uralte Schloß Menthon, von dem ich hernach ein Wort sagen will. — Ich wundere mich nicht, daß die Römer auch an diesem anmuthigen See zu Haus waren. Ihr Städtchen lag aber etwas höher, nach Brogny zu, und hatte daher eine noch reizendere Ansicht des schönen Wasserspiegels mit seiner Umgegend. Außer vielen römischen Kaisermunzen, Statuen und Basreliefs, die hier früher ausgegraben wurden, fand man auch mehrere Inschriften mit dem Namen T. Annicius, der an dem Ort eine bedeutende Person gewesen seyn muß und demselben wahrscheinlich seinen Namen gegeben hat. Die heutige Stadt am See kommt aber erst im neunten Jahrhundert unter dem Namen Anneciacum novum vor. So nennt sie der Kaiser Lothar in einer Schenkung an seine Gemahlin Tietberg 867. Im zwölften Jahrhundert gehörte sie den Grafen von Genevois, und im funfzehnten, wo dieses Haus mit dem Papst Clemens VII. erlosch, kam Annecy an Savoyen.

Hieher hatten sich 1536 der Bischof mit den katholischen Geistlichen, Mönchen und Nonnen aus Genf zurückgezogen, als die Reformation in dieser Stadt angenommen worden war. Die Uebersiedelung dieser Nonnen geschah unter interessanten Umständen. Ihr reiches Kloster St. Claire stand in Genf über der Rue Verdaine an der Stelle des heutigen Hospitals. Sie waren nicht nur dem Papstthum, sondern auch den Sinnenfreuden sehr ergeben. Dabei waren sie aber doch wegen ihrer Wohlthätigkeit sehr geachtet. Als die Reformation in Genf ausbrach und die Klöster aufgehoben wurden, geschah dies auch mit dem ihrigen. Man gab sich alle Mühe, die Nonnen zum Dableiben und zum Aendern ihrer Religion zu bewegen, besonders die aus Genf und aus dem Waadland. Deßhalb redeten ihnen zuerst die reformirten Geistlichen

sehr zu, wurden aber hart angelassen. Darauf versuchten es, besonders bei den jungen Nonnen, die angesehensten Frauen der Stadt, indem sie ihnen die Süßigkeit und die Freuden des Ehestands rühmten; aber nur eine einzige Nonne ging darauf ein, die andern verlangten freien Abzug nach Annecy, wo ihnen der Herzog von Savoyen bereits eine Zuflucht hatte anbieten lassen. Ungern willigte man in Genf ein, ließ sie aber doch ziehen; nur dachten die Behörden darauf, ihnen bei ihrem Auszug alle mögliche Rucksichtsnahme, Schutz und Hülfe gegen die damals sehr rohen Genfer angedeihen zu lassen. Die Syndiken und Räthe holten sie selbst in ihrem Kloster ab, aus dessen Mauern die Nonnen nun mit Weinen und Wehklagen schieden. Jene Männer gaben den ältern Schwestern den Arm und führten sie bis auf die Arvebrücke; auch stellten sie dreihundert Soldaten auf, um die jüngern Nonnen gegen alle Unbill und Spott zu schützen. Diese Maßregeln verhinderten zwar Thätlichkeiten, nicht aber den spottenden Zuruf der Menge. Dagegen bezeigten ihnen die Syndiken, Magistratspersonen und andere angesehene Männer Achtung und Wohlwollen, ja der erste Syndik war beim Abschied sehr gerührt; der alte Mann hatte Thränen in den Augen, als er sagte: „Or, adieu, belles Dames; certes votre départie me déplait.“ Die armen Nonnen, die nicht an's Reisen zu Fuß gewöhnt und von denen manche seit zwanzig Jahren nicht aus ihrem Kloster gekommen waren, hatten große Mühe, St. Julien zu erreichen. Früh um fünf Uhr waren sie von Genf weggegangen, und doch kamen sie erst gegen Abend in St. Julien an, das nur anderthalb Stunden von da entfernt ist. Freilich regnete es, die Wege waren noch nicht wie heutzutage und der Regen hatte sie noch mehr verdorben. Die armen Nonnen wußten nicht, wie sie mit ihren Schuhen in dem Koth fortkommen sollten, und gingen lieber barfuß. Zwei waren 55 Jahre lang im Kloster gewesen, waren nie vor die Stadt gekommen und hatten daher vom Lande, und was man da sieht, gar keine Vorstellung. Sie konnten die freie Luft nicht ertragen und wurden alle Augenblicke ohnmächtig; sie entsetzten sich auch vor den Ochsen und Kühen auf dem Felde, und wolligte Schafe schienen ihnen reißende Wölfe.

In neuerer Zeit und besonders seit der Regierung des jetzigen Königs hat Annecys industrieller Zustand sehr gewonnen durch Begünstigungen mancher Art, besonders aber durch die Anlegung der Drahtbrücke de la Caille, wodurch die Verbindung mit Genf und der ganzen Schweiz sehr erleichtert wird. Es sind Eisenwerke und Glashütten in der Umgegend angelegt worden, so wie eine Menge anderer Fabriken für die Verfertigung von Baumwollenzeugen, Hüten, Papier, Leder u. s. w.

Im Mittelalter sind sehr merkwürdige Männer hier und in der Nähe geboren worden. So 1342 Robert Graf von Genevois, der unter dem Namen Clemens VII. als Gegenpapst Urbans VI. bekannt ist und sechzehn Jahre in Avignon residirte. Die galante Königin Johanna von Neapel hielt große Stücke auf ihn, denn er war ein schöner Mann, sprach auch vortrefflich deutsch, französisch, italienisch und lateinisch, war schlau, insinuant und sehr beredt. — Von hier aus ging eine Menge edler, wahrhaft ausgezeichneter Geistlichen, Aebte, Bischöfe, Erzbischöfe und Aebtissinnen in alle Theile der Welt. Mehrere haben einen welthistorischen Namen, z. B. Franz von Sales, stammend aus einer der ältesten, durch eine Reihe trefflicher Kriegsmänner, Geistlichen und Gelehrten merkwürdigen Adelsfamilie, die auf dem Schlosse Sales, einige Stunden von Annecy, ihren Stammsitz hatte und schon in Urkunden vom Jahr 1073 vorkommt. Er war einer von den wenigen katholischen Geistlichen, die durch ihre apostolische Einfalt, Tugend und Lebensweisheit, durch Kenntnisse, Erfahrung und frommen Eifer hoch in der Geschichte ihrer Kirche stehen. Durch den Verein dieser Eigenschaften mit seltener Sanftmuth und Menschenfreundlichkeit gelang es ihm, das von den Bernern nach der Eroberung zum Protestantismus übergegangene Chablais ohne alle Gewalt und Intrigue wieder seiner alten Kirche zuzuwenden, als diese Provinz durch den Frieden von Château-Cambrésis 1557 und den Traktat von Lausanne 1564 unter savoyische Hoheit zurückgekehrt war.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

Zu einigen Tagesschriftstellern übergehend, wurde zuerst E. T. Hoffmann genannt. Ueber diesen äußerte er sich ziemlich unwillig. Er sprach zuerst im Allgemeinen von den neueren Berühmtheiten: sie müßten so gar wenig in sich haben, weil der geringe Ruhm sie gleich so aufbiase, daß sich ihr inneres Feuer ganz luftartig verdünne. (Eigene Worte.) „Die meisten sind ewig abwärts sinkende Sonnen, die bei ihren Aufgängen culminirt haben. So auch Hoffmann. Ich führte ihn durch eine Vorrede in's Publikum ein und machte, daß er in Deutschland gelesen wurde. Ich war aber der Meinung, sein erstes Werk werde nicht die Spitze seines Geistes seyn, sondern er werde höher steigen. Als das eines jungen Autors, war es lobenswerth, wiewohl nicht von selbstständigem Gehalt, mit Ausnahme der Ansichten über Musik, weil er diese Kunst gründlich studirt hat, Andere daher nicht so eingehend über sie zu schreiben wissen. Sonst aber ist in dem ersten wie in den folgenden Werken

das Beste Nachahmung und Plünderung, besonders von Tieck und mir. Jezt, wo der Autor seinem Ruhme gewachsen seyn soll, sieht man schon, wie er ihn untergräbt. Er wiederholt sich selbst und steigert seine Ausartungen, so daß ich jezt einen ordentlichen Widerwillen an seinen Büchern habe."

Ich befragte Jean Paul um seine Meinung über Walter Scott; er ging kurz darüber hin, lobte im Allgemeinen und verwies auf ein gedrucktes Urtheil von ihm, das ich jedoch nicht gelesen, und leider bis heut nicht. Von Lord Byron sagte er, seine Stellung in der Welt verderbe seine Stellung in der Kunst. Doch sprach er auch über ihn nur obenhin.

Dresden lag sowohl wegen meines Dortherkommens als wegen eines Aufenthalts, den er selbst dort zu nehmen seit lange aufgefordert war, der Wendung des Gesprächs sehr nahe. Jean Paul nannte und kannte fast alle dort oder in Sachsen überhaupt lebenden Schriftsteller, wie Friedrich Kind, Theodor Hell, Apel, Laun, Gustav Schilling u. s. w., ein Beweis, daß er es nicht verschmähte, sich um Alles, was irgend einen Namen in der Literatur gewonnen hatte, zu bekümmern, und zu prüfen, auf welchen Ursachen Ruf oder Ruhm begründet waren. Man erlasse mir's, das Urtheil Jean Pauls über die Einzelnen des Dresdner Kreises zu wiederholen; bestimmter charakterisirende Züge sind mir ohnehin entfallen. Es war jedoch im Ganzen durchaus billig, ohne daß irgend die Stufe verkannt oder erhöht worden wäre, welche man der Gattung literarischen Verkehrs einräumen durfte, die von diesen Männern vertreten wurde. Am meisten tadelte er die geringe Individualität des Styls an diesen vielbekannten Novellisten und Romanschreibern, und die ganz generelle Physiognomie ihrer Charaktere, die sich fast nie zu einer Besonderheit gestalteten. Dagegen gab er für die meisten ein leicht gestaltendes Talent für die Verknüpfung der behandelten Ereignisse zu, und ging sogar so weit, sich Einiges davon zu wünschen. „Am schlechtesten — dieses Ausspruchs erinnere ich mich bestimmt — gelingt diesen Schriftstellern, was freilich das schwerste ist, die Tugend zu zeichnen." Zumal Schillings tugendhafte Frauenzimmer wollte er durchaus nicht gelten lassen; er verschloß ihnen mit sarkastischer Schärfe jeden Himmel der Unsterblichkeit, sowohl den dichterischen als den christlichen. „Wenn man sie genau betrachtet und zergliedert, so gehören die besten seiner tugendhaften Heidinnen doch eigentlich in's Spinnhaus," so beschloß er seinen satirischen Ausfall darüber.

„Mich zieht Vieles nach Dresden," wandte er sich wieder den allgemeinen Redepunkten zu, „die Gallerie, die Antiken, die Musiken in der katholischen Kirche, die schönen Spaziergänge, auch einige Menschen, z. B. Tieck. Allein vor den andern Schriftstellern scheue ich mich, und in ihren Liederkranz, oder wie sie ihren Verein heißen, mag ich vollends nicht hinein." So viel ich weiß, war Jean Pauls Besorgniß in dieser Hinsicht viel zu groß, und die Dinge gestalteten sich bei seinem Aufenthalt in Dresden viel behaglicher als er meinte. Gerade in diesem Kreise fand er herzlichste Liebe und Verehrung, während sich in die andern Beziehungen mancher unbegründete Dünkel, auf Verhältnisse oder vermeintliche Geistesbedeutsamkeit gestüzt, einmischte, oder sonstige Unbequemlichkeiten störend wurden.

So streng J. Paul war, so genau er wußte, welchen Platz er jedem anzuweisen hatte, so war doch sein Urtheil eigentlich niemals hart, geschweige lieblos. Nur über Müllner, der ihm entschieden sittlich zuwider war, dessen kritische Unredlichkeit er nur allzu begründet haßte, dessen Hochmuth dagegen in demselben Maße unbegründet war, nur über diesen sprach er mit Schärfe. Und dennoch ließ er das Verdienstliche in ihm gelten, achtete eine gewisse bestimmte, wenn auch nicht tief einschneidende Verstandesrichtung in ihm, und in seinen dramatischen Werken die glücklichen Einzelnheiten. Tragisches Talent sprach er ihm entschieden ab; seine Lustspiele fand er gelungener, und dies um so mehr, je mehr sie mit der Lebenssphäre des Autors verwandt waren. — Grillparzer, der neben Müllner damals nicht unerwähnt bleiben konnte, stand ungleich günstiger in der Meinung Jean Pauls. Er sprach mit vielem Lobe von der weichen Seite seiner Dichtkunst, von dem sinnvollen Einzelnen in Diktion, Charakterzeichnung und Erfindung der Situationen. Sinn für wahrhaft tragische Größe aber vermißte er an ihm; nicht nur an den damals bekannten Werken dieses Dichters, der das plötzlich helle Aufglänzen eines nicht genügend motivirten Ruhms durch desto rascheres Verlöschen zu theuer büßte, sondern überhaupt, weil er in diesen ersten Arbeiten die Gelegenheit, jenen höhern Sinn zu bewähren, überall, wo sie sich darbot, versäumt habe. Das Prognostikon, welches Jean Paul der ferneren Laufbahn dieses Autors stellte, ist so vollkommen eingetroffen, daß wir die Thatsache statt seiner Worte zeugen lassen dürfen.

Nachdem auf solche Weise fast alle literarischen Zustände, die damals die öffentliche Meinung beschäftigten, besprochen waren, wendeten wir uns allgemeineren Gegenständen zu. Eine lange Unterredung entspann sich zwischen uns über das Verhältniß der Mathematik zur Philosophie, oder vielmehr über die Anwendung der lezteren auf mathematische Gegenstände. Ein sich dergestalt auf den Schärfen abstrakter Begriffe schwebend erhaltendes Gespräch ist zu verflüchtigt geistiger Natur, um in seinen Wendungen auch nur mit einiger Genauigkeit festgehalten werden zu können. Wir hätten es vielleicht in der nämlichen Stunde nicht so zu wiederholen, noch schwerer es unmittelbar darnach schriftlich zu reproduciren vermocht.

Der einsichtige Leser würde daher gewiß den Kopf schütteln, wenn ich auch nur den Versuch machte, es nach so vielen Jahren nur in seinen Grundzügen wieder herzustellen. Doch ist mir die Erinnerung fest geblieben, welchen lebendigen Eifer Jean Paul fur die mathematischen Prinzipien, wenn ich so sagen darf, an den Tag legte, obwohl es mir schien, als sey ihm der mathematische Stoff, der mir, so weit ich ihn jemals inne gehabt, damals von meinem Offizierstande her noch frisch im Gedächtniß war, nicht mehr geläufig. Eine einzige Spezialität ist mir theils so, theils durch die in meinen damaligen Aufzeichnungen enthaltenen Notizen erinnerlich, daß er die Lehre von den unendlichen Größen aus philosophischem Standpunkte vorgetragen wissen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Oktober.

(Schluß.)

Todesfälle. Theater. Literatur.

Am 1ten August starb zu Reichenbach der 99jährige Veteran aus dem siebenjährigen Kriege, Paul Wilhelm. Eine Deputation des Magistrats und das Bürgerbataillon begleiteten den müden Krieger zur lezten Ruhestätte, und drei Salven zu seiner Ehre galten auch als Abschiedsgrüße an das vergangene Jahrhundert Preußens, das er militärisch gleichsam repräsentirte. — Zu Breslau starb hierauf am 20sten August ein medicinischer Veteran, Dr. Elias Henschel, im 85sten Jahre, und sein Tod erregte die allgemeinste Theilnahme; denn es war dieser edle Israelit eben so ausgezeichnet als Arzt wie als Mensch. Er war einer jener seltenen starken Geister, die unermüdlich den Kampf mit feindlichen äußern Verhältnissen bestehen, bis siegreich die Entwickelung des Berufes daraus hervorgegangen, dessen sie schon frühzeitig bewußt geworden. Aus dürftiger Niedrigkeit, unter unendlichen Entbehrungen und Opfern, beständig verlezt seines Glaubens wegen, wandelte er auf seiner wissenschaftlichen Laufbahn einen Dornenpfad, wie Wenige. Und er hat Bedeutendes darauf geleistet, und namentlich war es die Geburtshilfe, die er hier aus ihrer rohen Kindheit zu dem trostvollen Standpunkte heraufbilden half, auf dem sie sich jezt befindet. Unermüdet thätig beim Vollgenuß des öffentlichen Vertrauens, war Henschel dabei beständig mit seiner Kunst und Börse ein Vater der Armen, der diesen viel zu früh starb, wie lange auch die Parze seinen edeln Lebensfaden spann, und der ihnen vielleicht lange, sehr lange unersezt bleiben wird. — Ein dritter erwähnenswerther Todesfall ist der des pensionirten Regierungssekretärs Karl Gottlieb Heinrich Kapf, in früherer Zeit vielfach literarisch thätig, auch Mitarbeiter des „Morgenblattes." Er war 1772 auf dem Blaufarbwerke bei dem Kloster Wittichen im Würtembergischen geboren, und kam auf Veranlassung seines Bruders, Friedrich Kapf, eines durch seine mineralogischen Schriften und wissenschaftlichen Reisen geachteten Gelehrten, bereits 1793 nach Schlesien und Breslau, wo er anfangs als Literat privatisirte, und 1809 bei der damaligen Kammer (Regierung) eine Anstellung fand. Das hiesige Theater, das zu jener Zeit eine lange glänzende Epoche entwickelte, nahm bis zu seinem Ende seine lebendigste Theilnahme in Anspruch. Er gab 1605 — 11 „Wöchentliche Theaternachrichten" heraus, und widmete seine drei Töchter der von ihm so sehr geliebten Kunst. — Da ich so zufällig auf's Theater gerathe, will ich sogleich die Angelegenheit der Gegenwart abmachen. Die ersten Talente Deutschlands waren für die diesjährige Gastspielsaison gewonnen, und haben so eben, bis auf die Damen Ceelinger und Stich, die Bretter verlassen. Madame Fischer-Achten entzückte in der Oper, und gleichzeitig erntete Wurda eine Nachlese der frühern Sängerlorbeeren; denn seine Stimme hat er überlebt, und bald wird er auch den Ruhm überlebt haben. Indeß ergossen die Breslauer sich noch für seinen Namen in pflichtschuldigen Enthusiasmus. Dann kam Beckmann, der geborene Breslauer und Liebling der Berliner, der ein ungleich größerer Witzling als Komiker ist. Auch das Schütz'sche Ehepaar holte sich seine diesjährigen Kränze in Breslau, und bald hätte ich Rott und Kunst und die Heroin des dramatischen Gesangs, die Schröder-Devrient, vergessen. Sie werden es mit der chronologischen Ordnung nicht so genau nehmen, aber alle diese Leute gastirten seit Anfang des Sommers hier, und sahen, wie das neue Theater im alten Kreuzhofe, einem frühern Besitzthume der Johanniter, mächtig aus der Erde emporstrebt. Mag es nach seiner Vollendung als die Bürgschaft einer dramatisch-goldenen Zeit dastehen! — Auf Krolls Balletheater sahen wir fortwährend das Neueste und Beste, was die Schaulust reizen und befriedigen kann; zulezt die ausgezeichneten Produktionen der akrobatischen und athletischen Gesellschaft des Michaele Averino aus Rom, die wirklich einzig in ihrer Art genannt zu werden verdienen. Bisher bestand das Theater im Saale des Wintergartens, der nun aber bei der herannahenden rauhen Jahrszeit seine eigenthümlichen Rechte für die Gesellschaft in Anspruch nimmt; Kroll läßt daher ein eigenes Theatergebäude aufführen. — Unter den literarischen Notabilitäten, die bisweilen nach Breslau sich verirren, war Theodor Mundt seit lange die bedeutendste Erscheinung, und hat den Ruf der liebenswürdigsten Persönlichkeit hier zurückgelassen. Zwei volle Monate weilte er in unserer alten Oderstadt, und reiste dann über Krakau nach den Karpaten. Freilich fürchten Alle, die das unwirthliche ungarische Gebirgsland kennen, er werde schwerlich weit vordringen, und doch wäre es, bei der Armuth der Literatur über diesen interessanten Landstrich, ein Gewinn, wenn Mundt bei seinem trefflichen Beobachtungsgeiste recht viel sehen könnte, und poetisch, ethnologisch und statistisch schildern wollte. Aber auch für Schlesien gilt dieser Wunsch. Seit dem Anfang des Jahrhunderts, wo mehrere gute Reisebeschreibungen erschienen, fehlt es meines Wissens an einem Werke, das die schlesischen Zustände in gefälliger Darstellung und ohne Systemzwang zuverlässig zusammenfaßt. — In der provinziellen Literatur tritt jezt besonders hervor das von der Buchhandlung Karl Schwarz in Brieg angekündigte Werk: „Kriegswesen des Mittelalters." Als Grundlage hiezu dient Leonhard Fronsbergers Kriegsbuch, das von 1571 — 73 in drei Theilen in Frankfurt a. M. erschien, und den ersten Versuch darstellt, das gesammte Kriegswesen in ein wissenschaftliches System zu bringen. Im modernen Gewande, mit Ausscheidung alles Nebensächlichen und Ueberflüssigen und der Beigabe der von geschickter Künstlerhand copirten Abbildungen, soll das alte Originalwerk durch die Bearbeitung des als militärischer Schriftsteller rühmlichst bekannten Oberst Hermann von Staff für den neuen Standpunkt der Wissenschaft vollständig wieder in's Leben treten, und der König hat die Dedication angenommen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 110.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 259.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 29. Oktober 1839.

Wann schon bist jung von Jahren,
Wann schon bist hübsch und fein,
Doch mußt von hinnen fahren,
Fort, fort muß dennoch seyn.

Friedrich von Spee.

Vergänglichkeit.

I.

Mit Gold besäumt die Flügel,
Im nimmermüden Schwung
Umschwärmt die Blumenhügel
Ein Schmetterling noch jung.

Er kost mit jeder Blume
So frei, so flatterhaft,
Aus tiefstem Heiligthume
Nascht er den Honigsaft.

Doch ihn, der ohne Sorgen
Durchzog die Blumenwelt,
Fand man an einem Morgen
Im Bluthenkelch — entseelt. —

So auch dünkt unser Leben
Mir diesem Falter gleich:
Ein hoffnungsvolles Streben
In's dunkle Schattenreich.

Der arme Flattrer dachte
Wohl niemals an den Tod,
Denn Lebenslust nur lachte
Ans Blüth' und Morgenroth.

Und mitten in der Süße,
Von Wonne und von Lust,
Warm von der Gluth der Küsse —
Haucht aus die junge Brust!

II.

Wenn vom Winter streng befangen,
Kahl und öd die Fluren stehn,
Sehnen wir uns voll Verla gen
Nach des Lenzes erstem Wehn;
Und ein Strahl der Wintersonne,
Der durch unsre Scheiben dringt,
Wird zum Fittig, drauf sich schwingt
Unser Herz zur Frühlingswonne.

Wenn die Decke sich dann lüftet,
Die die Erde lang umschloß,
Wie in Grabesnacht gegrüftet,
Dünkt uns selbst das fahle Moos,
Das der Herbst schon sah erbleichen,
Sommerblumen Vorbedeut,
Und von Edens Blumenzeit
Schwärmen wir bei diesen Zeichen.

Zählen möchten wir — so innig
  Ist des ersten Lenzes Drang —
Jedes Gräslein, küssen minnig,
  Das entkeimt' dem Bergeshang;
Ja, wenn wachsend so erglühte,
  Wie der Frühling, unsre Lust,
  Spräng' von Wonne uns die Brust,
Eh' wohl noch der Mai erblühte.

Doch je üpp'ger, blumenreicher
  Des Genusses Daiern naht,
Schwindet auch schon matt und bleicher
  Unsrer Hoffnung Freudensaat;
Achtlos treten wir darnieder
  Mancher Blume Farbenkleid,
  Das in Winters Oedigkeit
Schien ein Buch voll Frühlingslieder.

Ach, so kann uns nichts genügen!
  Ehe noch die Frucht gereift,
Sehen wir die Blüthe liegen —
  Staub — vom Sturme abgestreift!
Ja, die Gegenwart, gekleidet
  Auch in Blüthen noch so schön,
  Kann der Blick nie wahrhaft sehn,
Da zum Flücht'gen er nur gleitet!

Und so rastlos immer sehnet
  Nach der Zukunft sich der Blick,
Die er schöner stets sich wähnet
  Als der Gegenwart Geschick;
Erst wenn Herbstes düstre Horen
  Bannten Flur und Auen leer,
  Fühlen wir im Herzen schwer,
Was im Lenze wir verloren!

v. Frankenberg.

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

In der Nähe von Annecy, über dem See sichtbar, am Fuße des Roc de Chér, liegt malerisch das Schloß Menthon, dessen uralte und berühmte Grafenfamilie vom zehnten Jahrhundert bis in die Mitte des achtzehnten blühte, dann aber ausgestorben ist. Wie viel sich diese Grafen auf ihren alten Ursprung einbildeten, beweist die Inschrift über der Thür ihres Schlosses: Ante Christum natum jam Baro ego fui. Auf dieser Burg ward 923 dem Grafen ein Sohn geboren, der sich früh durch alle Gaben des Körpers, des Geistes und durch ritterliche Wackerkeit hervorthat. Sein Herz hing aber nicht am Waffenschmuck und an Turnieren, obgleich er bei einem solchen von dem schönen Fräulein des Hauses Duing — das seinem väterlichen Schloß am See gerade gegenüber liegt — einen Dank erhalten hatte und auch so von ihr geliebt wurde, daß die Eltern die jungen Leute mit einander zu verheirathen wünschten. Deßhalb wurde von allen Seiten in ihn gedrungen, und um keine Zeit zu verlieren, bestimmten die Eltern den Tag der Hochzeit, an dem auch nichts fehlte als der Bräutigam, denn **Bernhard von Menthon** war in der Nacht heimlich vom Schlosse seiner Väter entwichen und floh über den Col de Seigne nach Aosta in ein Kloster. Es ist nicht bekannt, was ihn von dem schönen Fräulein von Duing zurückhielt, ob Mißfallen an ihrer zu großen Vergnügungslust und Weltlichkeit, ob, wie behauptet worden ist, eine andere Liebe, oder seine herrschende Neigung zum geistlichen Leben. Kurz, er floh, nahm in Aosta das Ordenskleid und ward bald darauf Archidiakonus der dortigen Kathedrale. Auf seiner Flucht über die eisigen Alpen hatte er mehrfache Lebensgefahr zu überstehen und war zweimal nahe daran, von Lawinen verschüttet zu werden. Dies gab seiner geistlichen Thätigkeit eine eigene, der Menschheit sehr wohlthätige Richtung. Zweiundvierzig Jahre lang arbeitete er mit unermüdetem, alles aufopferndem Eifer an Verbreitung und Sicherstellung des Christenthums in den Thälern der ihm benachbarten grajischen und penninischen Alpen. Von Iseran bis zur Allée blanche, und von da bis zum Matterhorn und dem Montrosa war kein Gebirgsthal, wo der fromme, feurige Bernhard nicht mit Wort und That das Evangelium gepredigt hätte, was um so nöthiger war, da damals in den Thälern des östlichen Savoyens von den Mauren viel Islamismus eingeschwärzt worden war, auch in den penninischen Alpen von der Römerzeit her noch viel Paganismus herrschte. So zerstörte er auf dem Hauptübergang der Römer über die penninischen Alpen die Statue des Jupiter Penninus, und Aehnliches that er auf der Stelle, wo mehr denn ein Jahrtausend früher wahrscheinlich Hannibal mit seinen Elephanten über die grajischen Alpen ging. Aber diese Zerstörung des Veralteten genügte ihm nicht; sein von glühendem Wohlwollen für die Menschheit erfülltes Herz dachte an mehr. Auf seinen vielen Wanderungen in den Alpenthälern und auf den Gebirgspässen, die in sie führen, hatte er sich überzeugt, daß die vielen Pilger und Reisenden, die zu allen Zeiten aus Deutschland, Helvetien und Frankreich nach Rom und Italien zogen, auf jenen hohen Bergübergängen große Gefahr von Stürmen, Kälte, Schneewehen und Lawinen auszustehen hatten. Darum gründete er für ihre Rettung, Aufnahme und Verpflegung ein Hospiz, vertraute dieses

einer Congregation von regelmäßigen Kanonikern und erbat sich dafür die Bestätigung des Papstes, der auch unter Ertheilung bedeutender Privilegien die Anstalt unter seinen unmittelbaren Schutz nahm, in welchem Verhältniß sie bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Bald darauf gründete Bernhard von Menthon in der Nähe ein ähnliches Schutzhaus, und dies sind die Hospize auf dem großen und kleinen St. Bernhard, die diesem edlen, heiligen Menschen Entstehung und Namen verdanken, und deren Geistliche seit länger denn acht Jahrhunderten unter Entbehrung alles irdischen Lebensgenusses und unter steten Gefahren, der Menschheit so große Dienste geleistet haben. St. Bernhard von Menthon starb 1008 gleich nach seiner Rückkehr von Rom. Luther schrieb über den spätern St. Bernhard von Clairvaux (1091—1151): „Ist jemals ein wahrer, gottesfürchtiger und frommer Mönch gewesen, so war es St. Bernhard, den ich allein höher halte, denn alle Mönche und Pfaffen auf dem ganzen Erdboden, und ich auch von seines Gleichen sonst weder gelesen noch gehört habe." Wahrscheinlich war Luthern St. Bernhard von Menthon wenig bekannt, sonst hätte er jenen gewiß nicht über diesen gesetzt, dessen Leben in Heldenmuth und apostolischer Tugend gewiß höher steht, als das des Cisterziensers, der nie aus seinem Kloster für die Menschheit herausgetreten.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

Die Politik war ein Lieblingsthema des Gesprächs für Jean Paul, das er auch gleich in unserer ersten Unterredung mit Wärme aufnahm. Wie edel und großartig (unendlich erhaben über die egoistische Entfremdung von allen öffentlichen Interessen, die man während der ganzen Zeit der Unterdrückung Deutschlands in einem andern Kreise antraf, der sich um einen der größten Männer gebildet hatte), wie edel und großartig Jean Paul in dieser Beziehung dachte, ist aus tausend Stellen seiner Werke und Briefe zu ersehen. Damals war es Griechenlands Schicksal, welches, seit die vaterländischen Angelegenheiten nach Außen geschlichtet und die innern Gährungen (das Wartburgfest, Sands That u. s. w.) einigermaßen beschwichtigt oder vielmehr zurückgedrängt waren, die wärmste Theilnahme Aller, die im Ganzen — nicht auf dem Isolirstuhl des Ichs — lebten, in Anspruch nahm. Für das Schicksal dieses Volks schlug Jean Pauls Herz eben so groß wie für das seines Vaterlandes. Wahrhaft begeistert sprach er seine Hoffnungen für die Wendung des Kampfes aus. Leider waren seine Prophezeiungen hier nicht so glücklich, als hinsichtlich der literarischen Verhältnisse; denn bei diesen gründeten sie sich auf ein Wissen und Durchschauen, bei jenen auf einen Glauben, der ihn nur zu sehr — und nicht ihn allein — täuschte. Von einer so großartigen, aus den höchsten sittlichen Anschauungen hervorgehenden Politik, wie Jean Paul sie voraussetzte, weiß freilich die Geschichte bis jetzt nichts, oder bietet uns höchstens einige vereinzelte Züge dar, die wie göttliche Blitze in das verworrene Chaos irdischer Zwecke und Bestrebungen hineinleuchten, wodurch die Maschinenfaden und das Räderwerk der großen Angelegenheiten der Menschheit bisher getrieben worden sind. Doch diese elektrischen Zuckungen reinigten nur auf Augenblicke den schwülen Dunstkreis; dem Aufgang einer dauernd leuchtenden, wärmenden, belebenden Sonne harren wir noch entgegen, wenigstens bescheint sie die Erdbreiten, unter denen Deutschland sich ausdehnt, noch nicht, wenn uns auch schon seit einem halben Jahrhundert ein bald stärker, bald schwächer schimmerndes Morgenroth schöne Träume der Verheißung malt. Es scheint aber, daß wir in politischer Hinsicht leben, wie in geographischer die Bewohner der Polarländer, denen auch die Morgenröthe Wochen- und Mondelang die Tageshelle verspricht; aber sie hält wenigstens, wenn auch spät, doch sicher Wort.

Ich bekenne es indessen gern, daß, so mächtig politische Interessen mit dem ganzen Drang meines Innern verwachsen sind, in jenem An endlich die Spitze aller Richtungen meiner Theilnahme dennoch Jean Paul selbst blieb. Gern sah ich es daher, daß sich das Gespräch auf solche Gegenstände zurückwandte, für die er selbst den eigentlichsten Mittelpunkt bildete. Zuletzt erreichte ich nach manchen Wendungen eben diesen, und suchte mich, freimüthig fragend, durch ihn selbst über ihn selbst näher zu unterrichten. Der Leser vergesse nicht, daß wir damals weder Jean Pauls Leben von ihm selbst geschrieben, noch die nach seinem Tode erschienenen, durch ihm lange nahe gestellte Personen veranstalteten reichen Sammlungen von Briefen, Auszügen aus seinen Tagebüchern, Mittheilungen über seine Art zu leben und zu arbeiten, u. s. w. besaßen. Jenes ganze Material zur Darlegung und Erklärung (so weit eine solche möglich ist) seines geistigen Organismus und der Art, wie derselbe thätig war, fehlte noch in der Literatur; mir mußten daher die einzelnen Notizen, die ich erhielt, von größter Wichtigkeit seyn. Ich gebe sie, um das Bild jener Tage, und die freien, vertrauenden Mittheilungen des erhabenen Mannes möglichst zu vollenden, so getreu und vollständig wieder, als ich sie im Gedächtniß und auf dem Papier besitze.

Er sagte mir über seine Lebens- und Arbeitsweise etwa folgendes: „Vormittags arbeite ich schaffend, schreibe,

wenn es irgend zulässig ist, im Freien, entweder im Garten hinter meiner Wohnung in der Stadt, oder noch lieber hier draußen bei der Frau Rollwenzel, die mit unermüdlicher Sorgfalt, oft selbst mit Aufopferung ihres eigenen Interesses, dafür sorgt, daß Alles entfernt bleibe, was mich stören könnte. Selbst im Winter arbeite ich oft im Freien, indem ich auf und nieder gehe, meinen Stoff scharf im Gedanken behandle, und dann, was ich in mir vollendet, so rasch als möglich im Gartenhause niederschreibe. — Dabei trinke ich im Sommer und Winter Wein, doch höchstens eine Flasche, meist weniger. (Burgunder war es, den Jean Paul, wie ich mich aus seinen eigenen Worten zu erinnern glaube, am liebsten bei der Arbeit genoß.) Nach Tisch trinke ich Bier, doch selten mehr als einen Krug. Nachmittags schreibe ich nur zuweilen; ich studire dann meistens, am liebsten und eifrigsten philosophische Werke; außerdem medizinische, und von diesen wiederum die philosophischen, namentlich physiologischen, vorzugsweise, dann mathematische, astronomische, historische u. s. f. Was ich Bemerkenswerthes bei meiner Lektüre finde, schreibe ich sogleich auf und ordne meine Excerpte nach verschiedenen Rubriken.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, September.

Gastronomie. Oper. Ein Autodidact.

Die große Frage ist nun in Frankreich entschieden; nicht etwa, ob der König herrschen oder regieren soll, ob die Republik oder die Monarchie das Bessere sey, ob man die Schulen der Ignorantins den Schulen des gegenseitigen Unterrichts vorziehen, oder ob die Runkelrübe vor dem Zuckerrohre begünstigt werden soll, oder umgekehrt. Nein, viel Wichtigeres, nämlich die langbestrittene Frage: ob im Bugey so zarte und fette Poularden erzogen und gemästet werden können, als in der Bresse, beides Nachbarländer von Lyon. Darüber war lange Streit und Wette zwischen zwei Abbés, die bekanntlich im Gastronomischen sehr feinprüfend und erfahren sind. Der jüngere Abbé ließ aus der Bresse eine mit dieser Edukation vertraute Person, eine Kapaunpensionsvorsteherin kommen, und als unter ihrer Sorge einheimische Poularden gemästet worden waren, schickte er seinem Confrater die fetteste mit einem Billet, worin er die vielen Doppelsinne der französischen Sprache benuzte, um ihm die humble fille du Bugey zu empfehlen. Der ältere Abbé antwortet im französisch witzigen und ebenso zweideutigen Ton, den wir hier aus Achtung für unsere Leser nicht nachahmen, indem er versichert, daß er die habitante du hameau zwar äußerlich sehr reizend und anziehend, aber weniger tendre gefunden habe als die Bressanea. Sie sehen, daß unsere jetzige Geistlichkeit in Geschmack an erotischen Dingen, in Kenntniß darin und in gastronomischer Feinheit den Abbés aus Ludwigs XIV. und XV. Zeit nichts nachgibt.

Die Gemäldeausstellung unseres Kunstvereins (Société des amis des arts) wurde zu Anfang dieses Jahrs geschlossen. Ich werde im Kunstblatt ausführlicher davon sprechen; hier möge nur stehen daß zwar eine Menge Pariser Maler und Bildhauer, desgleichen Künstler aus Lyon und aus Genf daran Theil nahmen, daß aber, Einiges ausgenommen, sehr wenig Lobenswerthes dabei zu bemerken war. Unsere Reputationen sinken gewaltig, oder schicken wenigstens nur ihr Mittelmäßiges nach Lyon.

Unser großes Theater hat uns in diesen Monaten kein großes Vergnügen mit seinen Opern gemacht. Allerdings haben wir ein tüchtiges, zahlreiches und verständiges Orchester, nach Paris wohl das beste in Frankreich; wir haben auch eine prächtige Scene mit trefflichen Dekorationen und Maschinerien, aber an unserem Opernpersonal läßt sich viel aussetzen. Der größte Vorwurf, den man den französischen Sängern in der Provinz machen muß, ist ihre Unbeweglichkeit in Beziehung auf Fortschritte in der Kunst. Es scheint, sie hängen noch mehr an ihren Fehlern, als ihre Fehler an ihnen; in diesen schreiten sie viel sicherer fort als in ihren guten Eigenschaften. Sie sind standhaft, selbst hartnäckig in ihren übeln Angewöhnungen. Derselbe Vorwurf trifft unsere Operisten in Lyon. Nichts zeigt, daß sie studiren und arbeiten, daß sie in sich etwas von dem Drang nach Erfolg und Ruhm fühlen, das allein gute Künstler macht. Bei keinem bemerkt man, daß er seine Gesangsmethode ändert und zu vervollkommnen sucht. Keiner hat Lust, einer Rolle eine neue Seite, eine neue Farbe abzugewinnen. Im Gegentheil, wenn man in den Saal tritt, um eine große Oper abermals zu hören, so weiß man auf ein Haar zuvor, wo der Tenor falsch singen, wo die erste Sängerin eine Arie mit gemeinem oder übertriebenem Ausdruck vortragen, daß der Bassist an einer gewissen Stelle einen Fehler machen, daß ein gewisser Chor schlecht gesungen, oder vielmehr gar nicht gesungen, sondern geschrien und gebrüllt werden wird. So kennen wir zum voraus alle Schäden und Wunden, welche diese oder jene Oper von unserer Truppe zu erleiden haben wird. — Auch von Concerten ist nichts zu sagen. Desto merkwürdiger ist ein musikalisches Wunder in unserer Gegend, mit dem es seine volle Richtigkeit hat. Bei Grenoble lebte ein Fiedler, der nie weit aus seinem Dorf gekommen war. Da man ihn als lustigen Kauz gern hatte, so ließ ihn ein reicher Gutsbesitzer in der Nähe des Dorfs manchmal zu sich kommen. In diesem Haus lagen von ehemaligen Quartetten her in einer entlegenen Rumpelkammer eine Violine, eine Bratsche, ein Violoncell mit einer Menge Musikalien. Dem Fiedler war's erlaubt, dahin zu gehen, und, wie man sagte, die Instrumente zu maltraitiren, auch die Musikalien zu durchstöbern. In dieser Rumpelkammer blieb er oft Stunden lang. Voriges Jahr fiel ihm ein Quartett in die Hände. Da er gar nicht wußte, was ein Quartett ist, und glaubte, es werde darin ein Instrument nach dem andern gespielt, so fing er mit der ersten Violine an, ging dann zur zweiten über, spielte hernach die Bratsche und zulezt das Violoncell, freilich alles sehr rauh und ungehobelt. Eines Abends aber kam er aus der Kammer voll Entzücken zu dem Hausherrn und versicherte ihn, die Musik in der Kammer müsse sehr schön seyn; dabei trällerte und pfiff er ihm mehrere Stellen vor, und wußte sich vor Freude gar nicht zu lassen. Dieser ungebildete und unwissende Mann, ohne alle Kenntniß von Harmonie, ohne alle musikalische Erziehung, hatte ein Quartett von Beethoven begriffen und war von seinen Schönheiten entzückt, wußte aber nicht warum. Jezt ist er einer der besten Violinspieler des Lyoner Orchesters.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff

№ 260.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 30. Oktober 1839.

Nimm hin den Dank, wie du mein Herz erfrischet!
Wein, lautern Wein hast du mir aufgetischet.

G. Schwab.

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

„Außer meinen Studien," fuhr Jean Paul fort, „habe ich noch allerlei Nebenliebhabereien und Eigenheiten (er bezeichnete sie, über sich selbst scherzend, falls Thorheiten und Lieblingstollheiten), als die Wetterprophezeiungen und das Halten von Vögeln und Hunden. In meinem Zimmer, wohin ich Sie doch auch noch führen muß (leider bin ich nicht dahin gekommen), sollen Sie meine Wettergläser, Wetterspinnen, Laubfrösche, Kanarienvögel, die frei umherfliegen und mir doch nichts beschmutzen, * und ähnliche Steckenpferde mehr sehen. — Meine liebsten Momente habe ich im Winter, in der Dämmerstunde, wo ich die Sonne aus meinen Fenstern über dem Schnee untergehen sehen kann. Alsdann liege ich auf dem Sopha, spiele mit den Vögeln, dem Hunde (diesem, einem gelehrigen Pudel, werde ich noch ein besonderes Anhangskapitel widmen) und (eigene Worte) „hecke dabei allerlei wunderliche Gedanken aus, worüber die Welt nachher lacht oder, wie es fällt, sich daran begeistert."

* Dies Letztere war doch nicht ganz der Fall, denn ich fand auf dem mehrerwähnten Manuscript der Oper Dido die Spuren von Befleckung durch Vögel.

Unter diesen Gesprächen waren wir, da wir sie Anfangs im Gaststübchen, dann im Gärtchen vor dem Hause, endlich auf dem Heimwege geführt hatten, bis nahe an Baireuth gekommen, wo die belebtere Heerstraße, später die vom abendsommerlichen Verkehr im Freien lauten Gassen der Stadt selbst eine zusammenhängendere Unterredung nicht mehr zuließen.

Einige Knaben bettelten uns an; ich war viel zu glücklich und froh, um nicht zu geben. Jean Paul tadelte mich; er sagte: „Sie kennen diese Art des Bettelns hier nicht; die meisten dieser Knaben taugen nichts. Man bestärkt sie in Müßiggang und Nichtsnutzigkeit." Ich konnte mir das leicht denken, denn ich war aus einer großen Stadt, wo die bettelnden Knaben schwerlich vom besten Schlage sind. Doch erwiderte ich: „Es mag so seyn, allein wir sind unter allen Umständen so viel besser daran, daß ich dennoch zuweilen der Neigung zu schenken nicht wiederstehen mag." Jean Paul befragte hierauf die beiden Knaben, die von mir bereits empfangen hatten und von ihm noch etwas begehrten, genau und deckte allerdings mit Leichtigkeit Widersprüche in ihren Aussagen auf, worauf er sie ausschalt und zu mir sagte: „Sehen Sie wohl, daß ich Recht habe?"

Jetzt standen wir vor seiner Hausthür und ich mußte mich endlich von ihm trennen, wie gern ich auch noch Stundenlang bei ihm verweilt hätte.

In diesen Tag hatte sich Ziel und Bedeutung meines Aufenthalts in Baireuth zusammengedrängt. Was ich dort gewollt, war entschieden, gewissermaßen wie eine Hauptschlacht einen Feldzug entscheidet, wenn gleich noch manches im Gefolge derselben von Wichtigkeit ist. So fielen auch mir noch einige glückliche Augenblicke zu.

Noch an der Schwelle seines Hauses hatte ich Jean Paul die Bitte vorgelegt, mir ein Blatt für mein Stammbuch zu schenken. Er erwiderte darauf: „Sie haben ja meine Briefe, das sind ja Stammbuchblätter." Das Ablehnen, was in diesen Worten lag, ließ mich zwar die Hoffnung, meinen Wunsch erfüllt zu sehen, innerlich aufgeben, indessen gestattete ich mir doch noch die Erwiderung: daß in Blättern, dem bestimmten Zweck persönlicher Erinnerung gewidmet, ein besonderes Heiligthum für mich wohne und ich überdies jede fernere Zeile seiner Hand als einen neuen, köstlichen Erwerb betrachte. Jean Paul erwiderte nichts darauf, und damit war das Nein wohl entschieden. Seine Aeußerung, daß mir die empfangenen Briefe Stammbuchblätter seyn möchten, konnte mich nicht ganz entschädigen. In der That schien mir ein Brief, aus anderer Veranlassung geschrieben, wenn auch noch so hohen Werths an sich, doch diesen besonders gesammelten Blättern nicht recht angehörig. Nur der Wille des Gebers sollte die Gemeinschaft dieser Gedächtnißblätter von ganz entschiedener Bedeutung bestimmen. Einen Brief, den ich nicht in dieser Absicht und Voraussetzung erhalten, hinzuzulegen, wäre mir immer wie eine Art unrechtmäßigen Besitzthums vorgekommen. Und gewiß ist es auch etwas anderes, ein Blatt zu empfangen, welches der Erinnerung, der Freundschaft vielleicht, gewidmet ist, als eines, auf dem sich noch so wohlwollende Gesinnungen nur allgemein ausgesprochen finden. So mußte ich denn, immer noch überglücklich in dem Besitz dessen, was mir geworden war, dem höher gestellten Wunsch entsagen, so groß mir auch die Freude gewesen wäre, diesen verehrten Mann andern verehrten, wie Tieck und Maria Weber, die mir wenige Wochen zuvor diese hochgehaltene Gabe zugewendet hatten, beizugesellen. Später hätte ich nur einen von gleicher Bedeutung, doch in einem völlig andern Gebiet, ihm an die Seite zu stellen gehabt, Beethoven.

In dem sichern Gefühl, daß ich, was Baireuth mir gewähren sollte, empfangen habe, dachte ich nur an meine Abreise, die ich gleichzeitig mit der Jean Pauls, den 30sten August, festsezte, um ja nicht einen Tag aufzugeben, der mich vielleicht noch mit ihm zusammenführen könnte. Noch von ihm und seiner Familie Abschied zu nehmen, hatte er mir erlaubt. Ich ging daher am andern Nachmittage hin, ihm, fast so pochenden Herzens wie den ersten Gruß, das Lebewohl zu sagen. Er war überaus heiter und freundlich; schon ganz erfüllt von dem Gedanken an seine Reise, zeigte er auch einen lebhaften Antheil an der meinigen, besonders da sie nach Weimar, durch Hof ging, und somit die Gegenden berührte, die so lange seine Heimath gebildet hatten. Mit liebenswürdigem Eifer schilderte er mir die anziehendsten Punkte der Landschaft, die ich andern Tages durchstreifen sollte, bezeichnete mir die sehenswürdigen Stellen, pries mich glücklich, daß ich zu Fuß gehe. Er sprach von Berneck, Gefrees, diesen kleinen, reizend gelegenen Orten, die mir aus den Frucht- und Dornenstücken durch Leibgebers und Siebenkäs Wanderung eine geheiligte Bedeutung gewonnen hatten. Auch Frau und Tochter mischten sich lebhaft, ja herzlich in's Gespräch; es dünkte mich wirklich, als sey ich, vielleicht durch meine wahrhafte Begeisterung für Jean Paul, der Familie desselben lieb geworden. Ein gewisses Anrecht dazu hatte ich auch als Landsmann der Gattin Jean Pauls, die bekanntlich aus Berlin gebürtig ist. Zwar hatte ich geäußert, ich werde nach dem Rhein gehen und in Heidelberg vielleicht abermals mit Jean Paul, der eben dahin reiste, zusammentreffen. Doch mein Geburtsort ließ einen steten Zusammenhang mit demselben voraussetzen, und so war es natürlich, daß die Tochter mit ihrer angenehmen Lebhaftigkeit bat, wenn ich nach Berlin schreibe, oder dahin komme, doch ja ihre Grüße an Eugenie Hitzig und deren Vater nicht zu vergessen. Wie das erste Mal, stimmte auch jezt Jean Paul mit Freudigkeit ein, und ich sah mit wahrer Freude, wie herzlich sich seine Gesinnung diesen meinen Landsleuten zugewendet hatte, und daß die Erkundigungen nach ihnen beim ersten Besuch mehr als ein bloßer Anknüpfungspunkt des Gesprächs, oder eine leichte Erinnerung an ein kürzliches Lebensereigniß waren. Die Freundschaft junger Mädchen ist eine ungemein liebliche Erscheinung, weil sich dabei das sonst jungfräulich zurückgezogene Herz zuerst in dem Recht fühlt, sich frei zu öffnen; und dieses reine Gefühl blickte so hell aus den Augen der Tochter Jean Pauls, wenn sie ihre Freundin Eugenie nannte, daß sie mir beim Aussprechen dieses Namens doppelt liebenswerth erschien.

Ich reichte endlich Jean Paul zum lezten Mal die Hand und ging, von den herzlichsten Wünschen begleitet. — Der reizendste Morgen sah mich am andern Tage auf der Wanderung nach Hof.

(Schluß folgt.)

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Ueber meinem Spaziergang am See und unter den schönen Baumgängen war die Zeit zur Abfahrt herbei

gekommen. Wir nahmen ungern von dem anmuthigen, interessanten Städtchen Abschied und setzten unsere Reise nach Genf fort, wo wir Abends ankommen wollten.

Wir brauchten nicht weit zu fahren, um wieder an einen Ort zu kommen, von dem, wie von Sales und Menthon, ein edler und berühmter Geistlicher ausgegangen ist; freilich nicht aus einem Herrenhause, sondern aus einer armen Bauernhütte. In dem Dorf Brogny ward 1342 der arme Bauernknabe geboren, der später Cardinal und einer der mächtigsten Stützen von Königen und Päpsten wurde, dabei aber ein edler, ausgezeichneter Mensch blieb. Er hütete, wie später der Knabe, aus dem Papst Sixtus V. ward, die Schweine seines Dorfs, als zwei Geistliche von Genf des Wegs kamen, sich nach Manchem erkundigten und über die klugen Antworten, so wie über das ganze geistreiche Wesen des Knaben erstaunten. Sie nahmen ihn mit nach Genf, wo der Knabe gleich in allem so schnelle Fortschritte machte, daß ein durchreisender Cardinal, dem er als ein kleines Wunder vorgestellt wurde, ihn mit nach Avignon nahm, wo damals die Päpste Hof hielten. Hier bildete er sich sehr schnell und stieg rasch von Stufe zu Stufe. Damals war Clemens VII. Gegenpapst, der aus Johanns Nachbarschaft, aus dem Städtchen Annecy stammte; dieser ernannte ihn zum Cardinal, und der folgende Gegenpapst Benedikt XIII. zum Erzbischof von Ostia und Velletri. Er bekam nach damaliger Sitte noch eine Menge andere Kirchenstellen, unter andern auch das Bisthum Genf. Durch so viele Pfründen gelangte er zu einem mehr als fürstlichen Einkommen, mit dem er oft Königen und Päpsten aus der Verlegenheit half, außerdem aber in Genf, in Annecy und an vielen andern Orten herrliche Stiftungen für Erziehung, Unterricht und Wohlthätigkeit machte, die zum Theil noch bestehen. Dabei blieb er aber für seine Person ganz einfach, erlaubte sich keinerlei Art materieller Genüsse und konnte als Muster von Sittenreinheit dienen in einer Zeit, wo die römische Geistlichkeit in unglaubliche Verworfenheit versunken war, was unter anderm die Wirthschaft Johanns XXIII. und seiner Cardinäle auf dem Kostnitzer Concilium bewies. Auf diesem Concil interessirte sich Cardinal Brogny sehr für Huß, ging mehrmals zu ihm in's Gefängniß und suchte durch freundliches Zureden und Milde seinen festen Sinn zu biegen. Huß rühmt dies selbst in seinen Werken. Bei seiner Rückkehr von Constanz kam er zum ersten Mal wieder nach Genf und in seine Heimath. Dort soll er einen Schuhmacher aufgesucht haben, der ihm, dem armen Schüler, vor Zeiten ein Paar Schuhe machte, und da er sie nicht gleich bezahlen konnte, zu ihm sagte: „Allez, vous me les payerez quand vous serez un jour Cardinal.“ Der Schuhmacher war todt, aber seine Familie lebte noch und der Cardinal sorgte reichlich für sie. Dann ging er in sein heimathliches Dorf Brogny, versammelte da in seinem väterlichen Haus alle Greise, die er noch kannte, speiste mit ihnen, beschenkte sie reichlich und sorgte väterlich für ihre Familien. Er stattete alle erwachsenen Mädchen seines Dorfes aus, gab einen reichen Fonds her für andere in der Zukunft und für arme Wittwen aus der Provinz Genevois; er ließ sein Silberzeug einschmelzen, um daraus Kelche für alle armen Kirchen seiner Diöcesen Genf und Lausanne verfertigen zu lassen. Viele Jahre speisten täglich dreißig Arme mit ihm, und diese Milde übte er auch auf Reisen und in fremden Landen. Er starb 1426. Seine Leiche wurde von Rom nach Genf gebracht und in der von ihm gestifteten Kapelle der Maccabäer beigesetzt. Seine Familie errichtete ihm da ein schönes Grabmal mit seiner Statue, die Bonnivard in der ersten Hälfte des folgenden Jahrhunderts noch sah, die aber in der Zerstörungswuth der Reformation zertrümmert wurde, wie so viel Schönes und Würdiges.

Die Zeit war uns kurz zugemessen, sonst hätte ich in dem Dorf nach Brogny's Vaterhaus oder dessen Stätte gefragt. Immer ergriff mich lebhaft ein Gedanke, den ich hier aussprechen will. An Bernhard von Menthon, Johann von Brogny und Franz von Sales, also im zehnten, fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert hat Savoyen drei herrliche Kirchengestalten, deren Heimath sonderbar genug nur wenige Stunden von einander und in der Nähe der Abtei Hautecombe liegt. Möchte ihnen der jetzige, für Großes und Würdiges lebendig wirkende König in jener Abtei ein Denkmal setzen, großartig, wie die drei Männer, deren Namen, mit Bezeichnung ihrer Zeit, als Inschrift des Monuments genügen würden.

Die Sonne stand noch sehr hoch, als wir bei der peinlichen Auffahrt des pont de la Caille ankamen. Der gewaltigen Hitze ungeachtet, verließen wir den Wagen und stiegen den steilen Weg hinan. Hier strömt in tiefem, felsigen Grund der kleine Fluß Usses, der manchmal zum mächtigen, verheerenden Strom anschwillt. Zum Hinauf- und Hinabfahren an der steilen Höhe plagten sich unsere Pferde fast eine Stunde lang. Wer aber künftigen Sommer diese Fahrt macht, wird ohne alle Unbequemlichkeit für Roß und Mann in wenigen Minuten auf ganz ebener Straße über den Strom gelangen; denn dann wird die schöne und kühne Drahtbrücke vollendet seyn, an der wir bauen sahen, und auf der man zweihundert Fuß hoch über den Fluß und sein Felsenbett weg vom linken auf das rechte Ufer gelangt. Dies ist eine der schönen Anlagen, welche die jetzige sardinische Regierung zur Erleichterung des Handels und der Gewerbe in ihrem Lande macht. Diese Brücke hat durch ihre Lage viel Aehnlichkeit mit der in Freiburg.

Ein herrlich Land breitet sich aus, wenn man die Höhe der Cruseilles erreicht, denn von hier aus übersieht man das ganze westliche Thal von Usses, über vier Stunden lang, wo sich der Strom wie ein Silberband zwischen Dörfern, unzähligen Burgruinen, bewohnten Schlössern und Kirchen hinzieht, mit reichen grünen Alpen in der Höhe. Mitten im Thal liegt der hübsche Flecken Frangy, wo die Römer auch hausten, denn man hat Inschriften und Kaisermünzen da gefunden, die auf eine bedeutende militärische Niederlassung deuten. — Von der Cruseilles, die auf der Rückseite des großen Salève liegt, geht der Weg nach dem Rhone- und Arvebecken hinunter. Der Berg zeigt sich hier im Profil gar keck mit starken Felsenvorsprungen, und im Hintergrund malt sich Genf auf den glänzenden Ultramaringrund seines See's hin.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, September.

(Schluß.)

Madame Desbordes-Valmore. E. Quinet.

Eine der anziehendsten Dichtererscheinungen Frankreichs gehört Lyon an, und ich habe, glaube ich, schon früher einmal in diesen Blättern davon gesprochen. Es ist die Dichterin Desbordes-Valmore. Vor Kurzem sind ihre Gedichte unter dem bescheidenen Titel: *Pauvres fleurs* erschienen, und verdienen von allen geistigen und fühlenden Frauen Deutschlands gekannt zu werden. „Arme Blumen!" in mancher Beziehung, denn nur wenige sind an warmer, heiterer Sonne aufgegangen, und oft hat rauhe, kalte Luft ihre Kelche berührt. In ihren traurigen Tagen glich die Dichterin einer wandernden Schwalbe, die oft ihr Nest von Neuem bauen mußte, oder einer singenden Lerche, die gar manchmal von nichts zu zehren hatte, als von bittern Körnern. Deßhalb herrscht in diesen Dichtungen die Wehmuth vor. Ich glaube, daß unter allen Frauen, die seit zwanzig Jahren mit lyrischer Weihe gedichtet haben, Madame Valmore den schönsten Ton mildklagender Wehmuth vernehmen läßt. Was das Herz einer Frau in Zärtlichkeit, in frommer Hingebung fühlt, was es an geheimen und liebenden Worten hat, das findet sich reichlich in Madame Valmore's Dichtungen. Andere Dichterinnen unserer Zeit singen in Frankreich wohl lauter, höher und kunstreicher, aber nicht so mild, zart und duftig. Bei jenen hilft die Kunst der Natur zu sehr nach und verwischt ihren Blumenstaub oft ganz. Bei Mad. Valmore hingegen herrscht die Natur immer vor, und zwar die zarteste, innigste Natur. Madame Tastu erhebt sich zuweilen gewiß zur Höhe der besten Lyriker im jetzigen Frankreich, aber auch sie gefällt mir besser, wenn sie vom Abschied Romeos und Julies singt. In einem schönen Wort an diese Dichterschwester sagt Madame Valmore, daß es ihr unmöglich gewesen sey, bei ihren Dichtungen zu feilen und zu studiren:

Je n'ai pas eu le temps de consulter un livre,
Pour ciseler les cris dont mon sein se délivre;
Mais qu'une plume reste à l'oiseau mutilé,
Il s'en fait une rame à son port étoilé

In jedem Leben sind besonders zwei Augenblicke, wo die Poesie tief im Gemüth ankert und sich in düstern, wehmüthigen Bildern und Worten gefällt: zuerst im Beginn der Jugend, wenn man die Einsamkeit sucht, und das allzuvolle Herz nicht weiß, wohin es sich wenden soll, und dann zum zweitenmal, am Ende aller Jugend, im spätreifen Alter, wenn nach reichem, glühendem Frühling und Sommer kühlere Tage kommen, und die Herbstblätter des Lebens zu fallen beginnen. Da wird den entschwindenden Freuden Lebewohl gesagt, und man sieht dunkeln, nebelvollen Wochen entgegen. Die *pauvres fleurs* enthalten besonders Anklänge aus diesen Oktobertagen des Lebens. Zuvor aber kommen schöne Strophen an der Dichterin Mutter, an die Heimath.

Maison de la naissance, o nid, doux coin du monde!
O premier univers où nos pas ont tourné,
Je n'y pus vivre enfant; j'y voudrois bien mourir,
Marcher dans notre cour où croissoit un peu d'herbe;
Où l'oiseau de nos toits descendoit boire et puis,
Pour coucher ses enfants, becquetoit l'humble gerbe,
Entre les caillous bleus que mouilloit le grand puits —
Où ma mère baignoit son enfant bien-aimé,
Lorsqu'elle berçait l'air avec sa voix rêveuse,
Qu'elle étoit calme et blanche et paisible, le soir
Désaltérant le pauvre assis, comme on croit voir
Aux ruisseaux de la Bible une fraiche laveuse!
Elle avait des accents d'harmonieux amour
Que je buvais du coeur en jouant dans la cour!

Von ihrer frühen Jugend an lebte Madame Valmore in Lyon und war der Madonna von Fourvières sehr ergeben, besonders in der blutigen Revolutionszeit, über deren Greuel und Morde sie schöne Strophen dichtete, die ihr aber damals selbst das Schaffot zugezogen haben würden. Außerdem enthalten ihre Gedichte Alles, was ein zartes, reines Frauenherz bewegt. Bisweilen finden sich darin Anklänge an den lieblichen Millevoye, z. B. in der *pauvre orpheline*; auch Nachahmungen Goethes fehlen nicht, z. B. *La Meunière et le Seigneur*.

Bedeutenden Gewinn hat die Literatur hier neuerdings an Edgar Quinet gemacht, der vor Kurzem zum Professor an der hiesigen *Académie des lettres* ernannt wurde. In Deutschland weiß man, daß er da früher als Literator reiste, und daß er hernach lange in Heidelberg studirt hat. Mehrere Aufsätze in seinem neuesten Werke: *Allemagne et Italie* beweisen auch, wie tief er in den Geist der Philosophie und Literatur, in das sittliche Wesen Deutschlands und des germanischen Lebens überhaupt eingegangen ist, und wie innig sein edles Gemüth daran hängt, ohne sich darum über manches Tadelnswerthe bei uns zu täuschen. Edgar Quinet ist eine der wenigen reinen Erscheinungen am literarischen Himmel Frankreichs, und seine Vorlesungen über Literatur sind unstreitig das Beste und Gründlichste, was je in dieser Art hier gehört worden ist. Es ist sehr erfreulich für uns, solch einen Mann über Deutschland und deutsche Intelligenz sprechen zu hören. Wir werden ein anderes Mal auf diese merkwürdigen Vorlesungen zurückkommen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 38.

Mittwoch, 30. Oktober 1839.

[575]

Das erlauchte Haus Hohenzollern.

In der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Alterthümer und Kunstdenkmale

des erlauchten Hauses

HOHENZOLLERN,

herausgegeben von

Rudolph Freiherrn von Stillfried.

Dedicirt Sr. Königl. Hoheit, dem Kronprinzen von Preussen.

Erstes Heft.

6 Lithographien mit Text in Folio. Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[617] Bei G. Schubert in Leipzig ist vollständig erschienen:

Bibliotheque de l'Opera.

Potpourri's d'après des thêmes favoris des Opéras modernes

pour le Piano seul.

Edition nouvelle, revue et corrigée.

6 Cahiers zusammen 480 Seiten gr. Royal Noten-Format stark, 36 Opern umfassend; ausgezeichnet durch Correctheit äussere Eleganz und ausserordentliche Wohlfeilheit, da der Preis nur 1/3 des gewöhnlichen Notenpreises ist. Subscriptionspreis bis Michael 1839, 16 fl. 12 kr. Ladenpreis 52 fl. 24 kr.

Zu haben in allen guten Buch- und Musikalienhandlungen, in Stuttgart bei G. A. Zumsteeg etc.

---

[581] Neuer Verlag von H. R. Sauerländer in Aarau, zur Jubilate- bis Michaelis-Messe **1839** erschienen, und in sämmtlichen deutschen Buchhandlungen um die beigesetzten Preise zu haben:

Die Allmacht Gottes in den Werken der Natur. Ein Volksbuch zur wahren Erkenntniß Gottes, und zur Verhütung des Aberglaubens und des Misticismus. Zur Belehrung für alle Stände ohne Unterschied der Confession. Wohlfeilste Ausgabe à 8 gr. — 36 kr.

Ausgewählte Novellen und Dichtungen von Heinrich Zschokke. Vollständig erschienen in sechszehn Theilen; vierte Auflage à 5 Thlr. 8 gr. — 8 fl.

Diesen sich anreihend sind erschienen:

Genfer Novellen, von H. Zschokke herausgegeben; zwei Theile, à 2 Thlr. — 3 fl.

Einige Lebenserfahrungen meinen jüngern Schwestern zur Beherzigung erzählt: Die Unvermählten. — Der Hausfreund. — Die Assassinen. Von Meta Sander. à 1 Thlr. 20 gr. — 2 fl. 45 kr.

Katholiken; oder für Alle unter jeder Form das Eine. Von B. Keller, Pfarrer der katholischen Gemeinde zu Aarau. Vierte Auflage. à 1 Thlr. — 1 fl. 30 kr.

Von demselben Verfasser ist erschienen:

Ideale für alle Stände. Dritte Auflage. à 1 Thlr. — 1 fl. 30 kr.

Stunden der Andacht; achtzehnte Auflage in einem Band, wohlfeilste Ausgabe vollständig. à 2 Thlr. 16 gr. oder 4 fl.

Desselben Werkes neunzehnte Auflage in acht Bänden in grobem Druck. à 5 Thlr. 8 gr. — 8 fl.

Desselben Werkes neueste Ausgabe in Taschenformat, zwölf Theile vollständig. à 6 Thlr. — 9 fl.

v. Orell, Schachbüchlein, oder anschauliche Regeln des Schachspiels und der sinnreichsten Züge berühmter Spieler, für Anfänger, mit zehn lithographirten Tabellen. gr. 8. geheftet.

Hebels allemannische Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Siebente vollständige Original-Ausgabe, mit 4 Kupfern auf weiß Papier. à 1 Thlr. — 1 fl. 30 kr., auf ordinair Papier mit 1 Kupfer. 16 gr. — 1 fl.

v. Maltens Bibliothek der neuesten Weltkunde. Zwölfter Jahrgang 1839. 12 Theile, à 8 Thlr. — 12 fl.

Schweizerbote, 56ster Jahrgang 1839. gr. 4. vollständig. à 5 Thlr. 16 gr. — 5 fl. 30 kr.

Niederer, Dramatische Jugendspiele für das weibliche Geschlecht; zwei Theile, à 1 Thlr. 20 gr. — 2 fl. 45 kr.

Neue Auflagen von guten Schulbüchern und Volksschriften:

Götzingers Deutsche Sprachlehre für Schulen. Vierte Auflage. à 16 gr. — 1 fl. 12 kr.

Haupt, Mustersammlung der Beredsamkeit, für die Schule und das Leben; weiß Papier. à 1 Thlr. 12 gr. — 2 fl. 15 kr. Ord. Papier 1 Thlr. 4 gr. — 1 fl. 45 kr.

Der neue Freidank. Aus vaterländischen Dichtern entwickelt; weiß Papier. à 1 Thlr. — 1 fl. 30 kr., ordinair Papier. 16 gr. — 1 fl. 12 kr.

Fries, Anleitung zur französischen und deutschen Conversation; wohlfeilste Schul-Ausgabe. à 14 gr. — 54 kr.

Hiezels französische Grammatik. Eilfte Auflage. à 15 gr. — 1 fl.

Dessen neues französisches Lesebuch. Fünfte Auflage. à 12 gr. — 45 kr.

v. Orell's kleine französische Sprachlehre für Anfänger. Fünfte Auflage. à 8 gr. — 30 kr.

Schulwörterbuch in beiden Sprachen zu obigen Schulbüchern für Anfänger; wohlfeilste Ausgabe. à 16 gr. — 1 fl. 12 kr.

Zschokke, Die Schweizerlandsgeschichte für das Schweizervolk. Sechste Auflage. à 9 gr. — 36 kr.

Zschokke, Histoire de la nation suisse, traduite per Monnard quatrième édition, à 12 gr. — 48 kr.

Zschokke, Das Goldmacherdorf für Landleute; sechste Auflage. à 6 gr. — 24 kr.

Zschokke, Die Branntweinpest; zweite Auflage. à 5 gr. — 20 kr.

Desselben Büchleins dritte wohlfeilste Auflage. à 1½ gr. — 6 kr.

---

[577] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Glossarium saxonicum

e poemate

Heliand

inscripto

et minoribus quibusdam priscae linguae monumentis

collectum cum

vocabulario latino-saxonico

et

synopsi grammatica.

Heliand

oder die altsächsische Evangelien-Harmonie,

herausgegeben von

J. Andreas Schmeller.

Zweite Lieferung:

Wörterbuch und Grammatik nebst Einleitung und zwei Facsimiles.

gr. 4. Velinpapier 5 fl. oder 3 Rthlr.
Druckpapier 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Für Conditoren und Haushaltungen.

[623] Bei Eduard Eisenach in Leipzig ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Neuestes Lehrbuch der Conditorei oder gründliche Anleitung zur Verfertigung aller Arten Torten, Confituren, Gefrornem, Crèmes, Gelées, Extrakten, kalten und warmen Getränken, Conserven, Glasuren, ferner zum Einmachen der Früchte u. s. w. Für Conditoren und Haushaltungen und als Anhang zu jedem Kochbuche von J. L. Lichtenberg. 2te Auflage. Preis 12 Gr.

---

[607] **Vortheilhafte Bedingungen bei Abnahme der Bibliothek des Frohsinns, 40 Bändchen à 6 Gr. = 24 kr., compl. 10 Thlr. = 16 fl. rhein.**

Der ebenso abwechselnde als interessante, meist humoristische Inhalt dieser Unterhaltungs-Bibliothek, hat derselben einen sehr großen Leserkreis verschafft, und die Vermehrung derselben mit neuen Sectionen zur Folge gehabt. Dieselben bestehen bisher aus 10 Abtheilungen und zerfallen in: I. Sect. Anecdoten von Regenten. 4 Bde. II. Sect. Anecdoten von Gelehrten. 4 Bde. III. Sect. Anecdoten scherzhaften Inhalts. 4 Bde. IV. Sect. Deutsches Volksthum. 2 Bde. V. Sect. Epigramme, Räthsel, Parodien, Sprichwörter. 5 Bde. VI. Sect. Komische Briefe, humoristische Perlenschnur. 4 Bde. VII. Sect. Curiositäten. 2 Bde. VIII. Sect. Volkslieder. 6 Bde. IX. Sect. Feen-Mährchen und arabische Mährchen. 4 Bde. X. Sect. Dramatisches Potpourri. 4 Bde. u. s. w.

Um denjenigen Liebhabern, welche sich noch im Laufe dieses Jahres vorstehendes Werk vollständig anschaffen wollen, Gelegenheit zur Acquirirung von nützlichen Gegenständen zu Weihnachtsgeschenken zu geben, sollen diese als Gratis-Prämie dazu erhalten:

72 antike Köpfe in Quarto

schön lithographirte Blätter, enthaltend die Bildnisse der römischen Kaiser von Julius Cäsar bis Constantinus rc. und andere historische und mythologische Personen, in Umschlägen mit Biographien.

Nach dem 15. December kann keine Prämienabgabe mehr statt finden, da der Vorrath kaum bis dahin reichen wird. Jeder Bestellung ist beizufügen: 40 Bde. mit Prämien. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Stuttgart, den 15. Oktober 1839.

Die Buchhandlung von **F. H. Köhler.**

---

[606] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Bodensee

nebst dem Rheinthale

von St. Luziensteig bis Rheinegg.

Von

Gustav Schwab.

Zweite, verm. und verbesserte Auflage.

Mit 2 Stahlstichen und 2 Karten.

8. Preis 3 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 6 Gr.

Die Brauchbarkeit dieses Handbuchs ist durch den vollständigen Verschluß der ersten Auflage bewährt worden; dasselbe fehlte schon seit einem Jahre im Buchhandel. Der Verfasser hat es nun durch sorgfältige Durchsicht, Umarbeitung ganzer Artikel, wie z. B. des Abschnittes über die Dampfschifffahrt, über die Flora

des Bodensee's, über die denselben betreffenden Kunstwerke, und durch sehr bedeutende Zusätze in topographischer Beziehung noch praktischer, so wie durch die Trennung in zwei Abtheilungen für den Bedarf des Reisenden, namentlich des Fußwanderers, zweckmäßiger einzurichten unternommen und die unterzeichnete Verlagshandlung hat das Aeußere des Werkes durch Druck und Papier und zwei von Meisterhand gezeichnete und in Stahl gestochene Ansichten aufs Einladendste ausgestattet.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[610] **Der Sohn Napoleons in Schönbrunn.**

Durch die so eben erfolgte Ausgabe des 2ten und 3ten Bandes ist jetzt vollständig erschienen:

Ella
oder
des Kaisers Sohn.

Aus dem Engl. der Mistreß Lambert übers. von Gust. Diezel. 3 Bände. 8. geh. Stuttgart, Metzler'sche Buchhandlung. 4 Thlr. Preuß. oder 7 fl. rhein.

Den jugendlichen Heracliden, den schon in der Wiege **Roms Königskrone** schmückte, einst den Erben eines unermeßlichen Reichs, den **Sohn Napoleons** zeigt uns der Vordergrund dieses Romans im Schlosse von Schönbrunn. Die erhabene, tief tragische Poesie, die in der Geschichte Napoleons und seines Geschlechtes liegt, wird von der fein gebildeten Verfasserin dieses Buches, einer Brittin aus hoher Familie, mit Geist und Feinheit zu einem Gemälde benützt, das anziehen und befriedigen wird. Oesterreich, sein Hof, sein weltberühmter Adel, sind mit einer Wahrheit geschildert, wie sie nur eigene Anschauung geben kann, und die Julius-Revolution, nebst den mit ihr zusammenhängenden Ereignissen, sind geschickt in die Erzählung verflochten, die überhaupt die neueste Geschichte zum Hintergrunde hat. — Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und der österreichischen Monarchie.

---

[597] In allen Buchhandlungen sind jetzt complet vorräthig:

J. G. Seume's
sämmtliche Werke.

Neue wohlfeile Taschen-Ausgabe in 8 Bänden.

Mit dem in Stahl gestochenen Bildniß Seume's.

Subscriptionspreis

3 Thlr. — 5 fl. 24 kr. rhein. — 4 fl. 30 kr. C.-Mze.

Es ist dies nun bereits die **Vierte Gesammt-Ausgabe** dieser Schriften, aber keine der früheren hatte sich einer so allgemeinen Theilnahme zu erfreuen, als die oben angezeigte, was hinreichend dafür spricht, daß unser Seume immer mehr anerkannt und verstanden wird.

Für recht anständige äußere Ausstattung ist der Verleger bestens besorgt gewesen und zwar so, daß Seume's Schriften in dieser Beziehung neben allen den jüngst erschienenen Taschen-Ausgaben mit Ehren bestehen können. Die Ausgabe in Einem Bande ist auch noch zu haben und kostet 4 Thlr. — 7 fl. 12 kr. rhein. — 6 fl. Conv.-Mze.

Leipzig, am 1. Oktober 1839.

Joh. Fr. Hartknoch.

---

[624] **Neueste Blumensprache.**

Bei **Eduard Eisenach** in Leipzig ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die neueste Blumensprache nebst der bisherigen orientalischen. Mit Namenweiser der Deutungen und einem Anhange, die Farbensprache und das Sträußebinden enthaltend. Ein Taschenbuch für Liebende von Guido Reinhold. Mit colorirten Abbildungen. 2te Auflage. Elegant gebunden 12 Gr.

---

[578] Nachstehende in unserm Verlag erschienene Schriften von

Jean Paul Fr. Richter

sind um die nachgesetzten sehr wohlfeilen Preise durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dämmerungen für Deutschland. 8. 36 kr. od. 8 Gr.
Ueber die deutschen Doppelwörter; eine grammatische Untersuchung in zwölf alten Briefen und zwölf neuen Postscripten. 8. 36 kr. od. 8 Gr.
Politische Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche. 8. 36 kr. oder 8 Gr.
Freiheitsbüchlein, oder dessen verbotene Zueignung an den regierenden Herzog August von Sachsen-Gotha, dessen Briefwechsel mit ihm, und die Abhandlung über die Preßfreiheit. 8. 24 kr. od. 6 Gr.
Herbstblumen, oder gesammelte Werkchen aus Zeitschriften. 3 Bändchen. 8. 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 Gr.
Levana, oder Erziehlehre. 3 Theile. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage mit Ergänzungsblatt. 8. 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 Gr.
Mars und Phöbus. Thronwechsel im Jahr 1814. Eine scherzhafte Flugschrift. 8. 12 kr. oder 4 Gr.
Museum. 8. 45 kr. oder 10 Gr.
Vorschule der Aesthetik nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Parteien der Zeit. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 3 Theile. Herabgesetzter Preis 5 fl. oder 3 Rthlr.

☞ **Wer diese zehn Schriften zusammen nimmt, erhält sie um den äußerst billigen Preis von 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 12 Gr.**

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[586] Im Verlage des Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle solide Buchhandlungen versandt worden:

Unger, R., Thebana paradox, sex libris exposuit. Vol. I. (cont. lib. I. II.) gr. 8. Preis geh. $2\frac{1}{4}$ Rthlr.
Rosenbaum, J., Geschichte der Lustseuche, Erster Theil: Die Lustseuche im Alterthum, für Aerzte und Alterthumsforscher. gr. 8. Preis geh. $2\frac{1}{4}$ Rthlr.

Halle, im September 1839.

J. F. Lippert.

---

[600] Bei **A. Wienbrack** in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Tagebuch des Wissenswerthen

aus der allgemeinen Menschen- und Völkergeschichte von K. Förtsch. Oktober bis December. Jetzt vollständig in 2 Bänden.

Preis 4 Thlr.

Wegen des interessanten Inhalts wolle man die ausführliche Anzeige, welche in jeder Buchhandlung gratis ausgegeben wird, einer gefälligen Durchsicht würdigen.

[595] In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Schutzgeister
oder
merkwürdige Blicke zweier Seherinnen in die Geisterwelt,
nebst
der wunderbaren Heilung einer 10 Jahre stumm Gewesenen durch den Lebensmagnetismus
und
einer vergleichenden Uebersicht aller bis jetzt beobachteten Erscheinungen desselben
von
Heinrich Werner,
der Philosophie Doctor.

gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Gr.

Der erste kleinere Theil der vorstehenden Schrift läßt uns in der höchst merkwürdigen Geschichte zweier Somnambulen der höchsten Grade in ein Gebiet von Erscheinungen blicken, welche in vielen Beziehungen denen gleich kommen, womit die Seherin von Prevorst uns beschenkt hat, in einigen sie noch übertragen. Letzteres gilt besonders von den die Menschen begleitenden Schutzgeistern, deren wirkliches Daseyn mit unwidersprechlicher Evidenz durch den wunderbarsten und überraschendsten Zusammenhang von Thatsachen in beiden Geschichten sich beurkundet. — Beide Somnambulen befanden sich auf der höchsten Stufe des magnetischen Lebens, und bieten daher beinahe alle in den verschiedenen Graden desselben vorkommenden höchst überraschenden Phänomene dar, deren Erzählung gewiß mit hohem Interesse gelesen werden wird. — Der zweite größere Theil der Schrift, den der Verfasser als die Hauptsache betrachtet wissen will, giebt uns eine wissenschaftliche Darstellung allen im Gebiete des Lebensmagnetismus vorkommenden Erscheinungen. Es ist der christlich philosophische Standpunkt, auf dem er sich hält, und von welchem aus auch allein diese merkwürdigen Phänomene eine genügende Erklärung finden können. Im Gegensatz gegen die oberflächlichen und vergeblichen Versuche der Tagesphilosophie, die Erscheinungen des Lebensmagnetismus in ihre Systeme zu zwingen, beleuchtet er dieselben von ihrer physiologischen, psychologischen und pneumatologischen Seite in steter Hinsicht auf die letzte hohe Bestimmung des menschlichen Geistes, welche nur in dem ewigen, lebendigen Wesen des Christentdums, nie aber in den beschränkten, todten Formen der Begriffsphilosophie ihre Vollendung findet.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[588] Im Verlage von **Alexander Duncker** in Berlin erschien so eben und ist durch alle solide Buchhandlungen zu erhalten:

Ida Gräfin Hahn-Hahn,
Der Rechte.

8. geh. 2 Thlr.

Die beliebte Schriftstellerin schildert in dieser überaus interessanten Erzählung das vielgestaltige Streben edler männlicher und weiblicher Charaktere, den einen rechten Gegenstand zu finden, im Conflict mit den Verhältnissen des Lebens, wie in seiner innern Nothwendigkeit und seiner Bedeutsamkeit für Geisteswerth und Lebensglück. Die ganze tiefe ihres Gemüthes, die reiche Fülle seiner Beobachtung und Auffassung socialer Lebensverhältnisse hat die Verfasserin auf sinnvolle Weise dem gebildeten Publikum in diesem geistvollen Buche dargelegt, das ganz dazu geeignet ist, dem Leser einen höhern, erfreulichen Genuß zu gewähren.

In demselben Verlage erschienen im Laufe dieses Jahres und hatten sich einer ungewöhnlich beifälligen Aufnahme zu erfreuen:

Göthe's juristische Abhandlung über die Flöhe (de pulicibus), Lateinisch und deutsch. gr. 8. geh. ⅔ Thlr.

Nicht leicht hat in neuester Zeit ein Buch die Aufmerksamkeit des Publikums in so hohem Grade in Anspruch genommen, als diese mit dem geistreichsten Humor verfaßte Abhandlung, der Juristen und Nicht-Juristen ein gleich befriedigendes Anerkenntniß zu Theil werden ließen.

Köppe, A., Zur Lehre vom Besitz. Eine Abhandlung. gr. 8. geh. ½ Thlr.

Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur. 3ter Band. gr. 8. geh. 1¾ Thlr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Astralion. Eine Arabeske. 8. elegant geb. ⅚ Thlr.

---

[526] **Für Leihbibliotheken!!!**

So eben erschien:

Kyau's
lustige Streiche und tolle Schwänke.

Velinpapier. 8. broch. 12 Gr.

Sämmtliche bis Anfang d. J. erschienene Romane meines Verlages (19 Bände, welche 40 Thlr. 8 Gr. kosten) gebe ich zusammen jetzt für 8 Thlr., und habe auch jeden Roman einzeln im Preise bedeutend herabgesetzt. Verzeichnisse sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Ludwig Schreck in Leipzig.

Freiligrath's Gedichte.

[614] Zweite Auflage.

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Gedichte
von
Ferdinand Freiligrath.
Zweite vermehrte Auflage.

8. Velinpapier in englischem Einband. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 6 Gr.

Wir übergeben hier dem Publikum die zweite vermehrte Auflage einer Sammlung von Gedichten, deren Erstlinge den Namen ihres jugendlichen Verfassers schon vor Jahren in den Mund aller Freunde frischer Poesie gebracht haben. Die geistreiche Behandlung der Sprache, der metrischen Formen und des Reimes, noch mehr aber die künstlerische Verarbeitung neuer Stoffe, die begeistertes Studium der Erd- und Völkerkunde an allen Enden erbeutet und feurige Phantasie mit dichterischer Glut durchdrungen hat, werden sich in dieser Zusammenreihung des Besten, was der Dichter geleistet, in ihrer seltenen Eigenthümlichkeit herausstellen. Auch die Zugabe von Uebersetzungen französischer und englischer Lieder aus der neuesten Epoche, zu deren Bearbeitung derselbe seinen Beruf auch schon seit längerer Zeit bewährt hat, ist dem Leser ohne Zweifel willkommen.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 261.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 31. Oktober 1839.

Weh! was wir bauten, ist in Schutt geschmettert!
Weh! was wir säten, hat der Sturm entblättert!
Das Loos all unsers Lebens und Gebetes,
Der Mensch zertritt es und der Wind verweht es!

Anast. Grün.

Bilder aus Savoyen.

(Schluß.)

Noch kamen wir hier an einigen historisch interessanten Punkten vorüber; denn in diesem kleinen Savoyerland ist Alles viel farbiger, anziehender und reicher an bedeutenden Ereignissen und Menschen, als im großen und mächtigen Nachbarlande. — Da liegen noch am westlichen Abhang des Salève die imposanten Ruinen eines Klosters und seiner Kirche, mächtige gothische Pfeiler und Portale, die von hohem Alterthum und vom Reichthum hehrer zeugen, die sie errichtet. Hier stand einst das berühmte Karthäuserkloster Pomier, dessen Bewohnern die ganze Gegend so viel zu danken hat. Sein Ursprung ist sehr romantisch. Ungefähr drei Stunden weit östlich in der fruchtbaren Ebene von Bonneville liegt der uralte, auch den Römern bekannte Flecken la Roche, den sie Rupes nannten und der diesen Namen auch in den Urkunden des Mittelalters behalten hat. Die ältesten Grafen von Genevois bauten hier auf unzugänglichem Felsen, auf den römischen Castellruinen ein Schloß mit einem starken Thurme. Wilhelm I., einer dieser Grafen, hatte in Turnieren mehrere Glieder der mächtigen Baronenfamilie von Faucigny besiegt und sich dadurch ihren Haß zugezogen. Er aber liebte Beatrix aus diesem benachbarten Hause, das auf der Burg Faucigny bei Bonneville Hof hielt, entführte und heirathete sie und lebte sehr glücklich mit ihr, troß dem immer stärker werdenden Haß ihrer Brüder. Oft wurde der Graf Wilhelm von ihnen angegriffen, seine Dörfer ausgeplündert und seine Heerden weggetrieben; aber immer schlug er die feindlichen Schwäger, und war einmal sogar nahe daran, das Schloß Faucigny einzunehmen. Einmal mußte er mit seinen Mannen über die Rhone in das Bugey ziehen, das damals auch Savoyen gehörte. Beatrix aber blieb mit ihren Kindern und wenigen Leuten auf la Roche zurück. Ihre Brüder, die immer auf der Lauer lagen, erfuhren gleich diesen Umstand und beschlossen, ihn zu benutzen. Sie wollten die Burg Nachts überrumpeln, nehmen und zerstören und ihre Schwester Beatrix mit den Kindern als vielgeltende Geißeln wegführen. Der Angriff geschah auch mit Uebermacht, wurde aber von den wenigen wachsamen Mannen bei Zeiten bemerkt, und hernach kämpften sie um so tapferer, da Beatrix selbst die Vertheidigung der Burg leitete und sich muthig an den gefährlichsten Stellen aussezte. Mehrere Angriffe in den folgenden Nächten hatten für den Feind keinen bessern Erfolg. Indessen hatte der Graf Wilhelm erfahren, was zu Haus vorging. Er eilte herbei, um Beatrix und die Seinigen zu befreien. Und als er die Menge der Reisigen und

die vielen Leitern zur Erstürmung der Burg sah und den kleinen Haufen, der ihm zu Gebot stand, gelobte er Gott, Kloster und Kirche zu bauen, wenn er ihm in diesem Kampf Sieg gegen den übermächtigen Feind verleihe. Darauf stürzte er sich mit seinem Häuflein gerade auf das Zelt der Barone von Faucigny, und vor den furchtbaren Streichen seines Balmungs wich Alles zurück oder unterlag. Angst ergeiff vollends die Feinde, als einer der Brüder mit den Seinigen das Weite suchte, der andere aber von einem mächtigen Hiebe Wilhelms gespaltenen Hauptes fiel. Er entsetzte seine Burg mit der lieben, tapfern Frau, und begann noch in demselben Jahr, 1179, den Bau des Klosters Pomier als gelobten Dank für diese wundergleiche Befreiung und Rettung seiner Lieben. Karthäuser zogen da ein und leisteten gleich der Umgegend große Dienste. Unter ihren Händen wurde die rauhe und wilde Gegend bald fruchtbar. Sie bauten die Anhöhen des Berges Sion mit Acker- und Weideland an, dämmten Waldströme und brachen den jetzigen Weg nach Genf in den Felsen, denn früher ging er über die Cruseilles, über den Salèverücken nach Monnetier und von da nach Morner und Etrembières. Sie legten die Kolonie Chables an, die jetzt ein großes, blühendes Dorf ist. Durch diese nützliche Thätigkeit und ihren frommen, menschenfreundlichen Wandel erwarben sich die Karthäuser von Pomier einen so ausgezeichneten Ruf, daß alle Fürsten und Herren der Umgegend das Kloster mit Gaben und Stiftungen beschenkten, wodurch es bald sehr reich ward. Bei dem Sittenverfall der Mönche und der Geistlichkeit erhielt sich Pomier vorwurfsfrei, ja sein Ruf war so ausgezeichnet, daß, als nach Genfs Reformation die Berner 1535 im Lande einrückten und alle Klöster des eroberten Theils von Savoyen zerstörten oder aufhoben, sie nur Pomier verschonten und ungekränkt fortbestehen ließen. Das Jahr 1793 brachte auch diesem Kloster den Untergang, und die Gebäude verfielen. Seitdem holte da die ganze Umgegend für ein Geringes treffliche Bausteine, und noch jetzt sind die immer mehr zerfallenden, aber doch noch mächtigen Mauern, Bögen und Pfeiler ein wahrer Schatz für Baulustige. So geht es dieser Karthause wie dem Colosseum im Mittelalter. Ich konnte nicht ohne Wehmuth an den mächtigen, in acht Jahrhunderte zurückragenden Trümmern vorüberfahren.

Die Abendsonne legte sich reizend und goldig auf die Felsen des Salève, der See fluthete tiefblau und der Jura zog seine dunkle, große Mauer gegen Nordosten hin, als wir nach Genf zurückkamen.

Blätter der Erinnerung.

(Schluß.)

Zwei Jahre später kam ich wieder durch Baireuth auf der Rückkehr von einer Schweizerreise; ich konnte nur einige Stunden verweilen, doch es gelang mir, von diesen eine ganze bei Jean Paul zuzubringen, dem ich seitdem öfters geschrieben und ihm auch das erste von mir im Druck erschienene Werkchen, ein Sammlung Gedichte: „Griechenlands Morgenröthe," zugesendet hatte. Die kleine Gabe war freundlich aufgenommen worden und trug mir jezt mündliche Lobsprüche über Verdienst ein, wohl zunächst, weil die politische Gesinnung, die sich in diesen Gedichten ausspricht, ganz die Jean Pauls war, dessen Gespräche über Griechenlands Freiheitskämpfe meine Glut für die Auferstehung dieses Volks aus seiner zweitausendjährigen Asche damals noch mächtiger entflammt hatten. Besonders aber mußte ich viel von der Schweiz und ihren Wundern erzählen, wobei ihm die Schilderung einer herrlichen Staublawine, die ich unfern Grindelwald gesehen, etwas ganz Neues war. Er rief lebhaft aus: „Die Schweiz ist unerschöpflich! Es ist doch noch Niemand von dort zu mir gekommen, der mir nicht etwas ganz Neues davon erzählt hätte!" Er hatte und hat sie nie gesehen! Bei diesem Anlaß sprach er sehr viel Geistreiches sowohl über sein wenig oder gar nicht gereist seyn, als über das Zuvielreisen, und namentlich das übermäßige Zusammenhäufen von Reisegenüssen, was, wie er sich ausdrückte, eine wahre Verstopfung der Phantasie sey. Meine Gabe, im Sprechen lebendig, fließend darzustellen (eine Fertigkeit, die Jean Paul nicht hatte; hauptsächlich gewiß, weil eine so tiefe Gedankenbildung, wie die seinige — gewissermaßen eine riesige Formation in der Gedankenwelt — sich nicht mit den flüchtig anschießenden Krystallen momentaner Darstellungen vereinigen läßt, weßhalb z. B. auch Hegel so mühsam sprach), erfreute ihn; er nannte sie dichterisch schaffend. Ich erwiderte ihm: ich sey ja nur der Rückgeber eines Empfangenen. Darauf rief er lebhaft: „Das sind wir Alle nur; wir geben nur ein Empfangenes; alle Produktion ist höchstens eine Umbildung oder Formung gegebener Stoffe. Der Dichter ist nur Haushaltführer der Natur, und je getreuer, um so verdienstlicher." — Ich darf nicht hinzusetzen, daß die einsichtigen Leser das entscheidend wahre Element in diesem Ausspruch, von dem Irrthum, wozu er leicht führen kann, wenn man ihn nur buchstäblich, nicht im Sinn und Geist auffassen wollte, zu sondern wissen werden.

Diese Stunde des Wiedersehens verrann nur allzuschnell. Ein drittes Mal, als ich durch Baireuth kam, hatte ich den Schmerz, nicht von mir selbst abhängig, durchreisen zu müssen und nur im goldenen Anker zu

Mittag zu speisen, ohne meinen Fuß in die Wohnung des Verehrten setzen zu können. Hätte ich aber gewußt, daß er ein Jahr später nicht mehr unter den Lebenden seyn würde, so hätte nichts mich abhalten können, noch eine unschätzbare Stunde seines Daseyns für mich zu gewinnen. So opfert man nur gar zu häufig das Wichtigere, Wesentliche, Ewigbedeutende den im Grunde völlig gleichgültigen Verhältnissen auf, die sich gerade im Augenblick geltend machen! Wie oft begeht man ein Unrecht, um keine Unhöflichkeit zu begehen!

Das sind die geistigen Beziehungen, die ich persönlich zu einem der größten Geister aller Zeiten und Nationen gehabt habe, der in seinen literarischen Schöpfungen noch nirgend seinen ebenbürtigen Vorgänger oder Nachfolger gefunden hat. Wer Sterne für Jean Pauls Vorbild hält und ihn mit diesem auf ähnliche Höhe stellen will, der hat schwerlich irgend ein Maß für einen von Beiden. Sie sind sich nur formell ähnlich, kaum so nahe wie Bergkrystall und Diamant. Sein dichterisches Uebergewicht ganz außer Acht gelassen, so hat sich Jean Paul auf einen Gipfel sittlicher Erhabenheit gestellt, von dem er seine Zeit um so mächtiger überragt, als die Mehrheit des mitlebenden und nachfolgenden Geschlechts, im Irrwahn selbstsüchtiger Bestrebungen, diese Alles tragende Tempelsäule der Kunst täglich tiefer unterhöhlt. Doch Irrthum ist Sünde, und dieser folgt überall eine unabweisbare Nemesis im Gebiet des Schönen unter der Gestalt zerstäubender Nichtigkeit. Wie vielen Gebilden des Tages wird dieses Loos beschieden seyn!

Ich habe dem Leser ein kleines Anhangskapitel über Jean Pauls Hund, einen weißen Pudel, Ponto genannt, versprochen, von dessen Geschick und Verständigkeit der Herr mich gleich bei meinem ersten Besuch mit einem gewissen freudigen Stolz Proben sehen ließ. Früher hatte Jean Paul einen Spitz gehabt, dessen Haare die Damen abschnitten, um es gelockt in Ringen und Medaillons zu tragen; auch Häring erzählte nach Berichten der Frau Rollwenzel in seinen Briefen viel von diesem Spitz. Ihn habe ich nicht mehr kennen gelernt, und weiß von seinen lezten Schicksalen nichts; allein der muntere gelehrige Pudel Ponto ist mir treu im Gedächtniß geblieben. Er mischte sich sogleich zutraulich durch Knurren, Anspringen und Wedeln in's Gespräch, und erhielt die ihm verständlichen Antworten durch allerlei Liebkosungen und freundliche Zurufe. „Ich beschäftige mich gern und viel mit Thieren, und besonders mit Hunden," sagte mir Jean Paul, indem er mir seinen Ponto gewissermaßen vorstellte; „sie sind viel verständiger und feiner organisirt, als man glaubt. Geben Sie nur Acht, wie fein z. B. das Ohr dieses Thieres unterscheidet." Er bot ihm darauf einen Bissen dar, mit dem Laut „va" (kurz gesprochen). Ponto rührte ihn nicht an. Der Herr sagte eben so kurz „da," und der Pudel schnappte vergnügt zu. „Es liegt nicht im Ton," erklärte Jean Paul, „denn ich spreche eins so freundlich wie das andere, ja ich will das „va" freundlich und das „da" zurückweisend sprechen, der Hund wird sich doch nicht irren." Wirklich zeigte Ponto, daß er seiner Sache im Buchstabiren gewiß sey, und verschnappte sich im buchstäblichen Sinn des Worts auch nicht ein einzigesmal, wie vielfältig sein Herr auch mit dem „da" und „va" wechselte. Man hätte ein ganzes Stück wie „Nein" und „Komm her" auf das da und va schreiben können, der Pudel wäre gewiß nicht aus der Rolle gefallen.

Da mich das Spiel ergözte, nahm der Herr plötzlich eine ernsthafte Miene an und sprach sanft verweisend: „Ponto! was hast du angestellt?" Sogleich zog der arme Ponto, ein Sünder wider Willen (wie viele Menschen auch), den Schweif ein, und kroch scheu, mit bestürzter Physiognomie unter den Ofen. „Dort bleibt er liegen, bis ich ihm Verzeihung angedeihen lasse," sagte Jean Paul. Ich fragte, ob der Hund lange dabei ausharre; „Stunden lang, halbe Tage," war die Antwort. Wirklich blieb Ponto mit dem aufgenöthigten bösen Gewissen unbeweglich und traurig unter dem Ofen liegen, bis endlich der Herr die Worte der Amnestie sprach: „Es ist schon gut, komm nur her." Da sprang der Begnadigte freudig bellend und knurrend hervor, und wußte sich im Uebermaß seines Glückes kaum zu fassen.

Nach dem Häuschen der Frau Rollwenzel hatte Ponto seinen Herrn, als wir an jenem Nachmittage dort zusammenkamen, ebenfalls begleitet. Wenn das Gespräch auf unserem Rückwege sich nach einer Richtung hin ausgelaufen hatte, und eine augenblickliche Stockung eintrat, füllte Ponto mit seinen Künsten die Zwischenakte aus. Jean Paul beschäftigte sich mit ihm so beiläufig, wie etwa ein gelehrter Raucher mit dem Ausklopfen oder Anzünden seiner Pfeife unter der angestrengtesten Arbeit. Natürlich gab das freie Feld dem Hunde mehr Spielraum, seine Künste zu zeigen. Manche habe ich vergessen, so überraschend sie zum Theil auch waren, doch eins blieb mir im Gedächtniß. Auf ein ernstes Wort von seinem Herrn ging Ponto ehrsam zwei Schritte von seinem Stiefel neben ihm hin, ohne ihn auch nur durch den geringsten Seitensprung zu verlassen. Er marschirte streng im Gliede wie ein Soldat. So wie jedoch der Herr die Worte „Ponto, Sassa!" aussprach, schoß der Hund mit eiligen Sprüngen in weiten Bogen in's Feld und umschweifte seinen Herrn in weiten Kreisen, unter lautem, fröhlichem Gebell, die gestattete Freiheit ordentlich mit Uebermuth genießend. Doch mitten in die fröhlichen, burlesken Sprünge hinein erscholl seines Herrn Wort (es ist mir hier gegangen wie dem Zauberlehrling,

das Bannwort der Rückkehr zum Gehorsam habe ich vergessen), und auf der Stelle trabte der gehorsame Ponto wieder zwei Schritt seitwärts von dem linken Stiefel seines Gebieters, ehrsam und ernsthaft dahin, und nichts, weder ein anbellender Kollege, noch selbst ein vorbeihüpfendes Kätzchen unterbrach seine Subordination auch nur auf einen Augenblick.

Die andern Künste habe ich, wie gesagt, vergessen, oder erinnere mich ihrer wenigstens nicht genau genug. Die Wetterfrösche, Wetterspinnen, Vögel u. s. w., die Jean Pauls Zimmer bevölkerten, lernte ich nicht kennen. Es that mir sehr leid, denn selbst alle diese kleinen Züge waren mir vom höchsten Interesse, und ich glaube mich nicht in dem Leser zu irren, wenn ich dasselbe bei ihm voraussetze. Es war Alles so natürlich, so menschlich, so kindlich! Und wenn Sankt Paulus mit einem Rebhuhn spielte, sollte Jean Paul sich nicht mit seinem Ponto, seinen Laubfröschen und Vögeln unterhalten?

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Oktober.

Fruchthalle. Eisenbahn. Ungarische Nationalmusik.

Unter den Neubauten, die in diesem Jahre hier ausgeführt worden sind, zeichnet sich besonders die so eben beendete neue Fruchthalle aus, die nun schon in den nächsten Wochen in Gebrauch genommen werden kann. Seit dem Neubau unseres Theaters ist nichts Prachtvolleres und Zweckmäßigeres gegründet worden. Namentlich wird das kunstvoll construirte, freischwebende Dach dieses ungeheuern, einen Raum von 50,000 Quadratfuß einnehmenden Gebäudes, so wie die vierzehn Seitenkabinette bewundert, und Baumeister Geyer sehr gepriesen für den glücklichen Entwurf des Plans und die glückliche Ausführung. — Nun aber ist die städtische Behörde so eben im Begriff, das Gebäude noch zu einem zweiten, mit dem Fruchtverkehr in keinerlei Beziehung stehenden Zweck verwenden zu lassen, nämlich zu einem großen Festsaale, der hier noch durchaus fehlt. Dazu bedarf es weiter gar nichts, als der innern Ausschmückung, der Anfertigung eines beweglichen Podiums und der Anlage unterirdischer Heizung. Der innere, freie, ein längliches Viereck beschreibende Raum dieses Fruchthallelocals beträgt nämlich 200 Fuß in der Länge, 155 Fuß in der Breite und 76 Fuß in der Höhe. Somit gibt dieser Raum einen Prachtsaal, der um die Hälfte größer und höher ist, als der Cursaal zu Wiesbaden, und gegen welchen selbst der berühmte Gürzenich in Cöln klein genannt werden kann. In diesem Riesensaale sollen dann die alle zwei Jahre wiederkehrenden Musikfeste, die landwirthschaftlichen Feste, die Carnevalsfeierlichkeiten gehalten werden, denn man glaubt, dieser freie Raum sammt den Nebenkabinetten werde 7000 Menschen fassen können. Um dieses Gebäude zu einem solchen Festsaale herzurichten, bedarf es nur einer Summe von 10,000 Gulden, welche die Liedertafel durch Aktien zusammenzubringen sich erboten hat, und welche Aktien die Stadt garantire; die Tilgung dieser Aktien aber wird durch den Ertrag der Festlichkeiten bewirkt. So wird einem großen Bedürfniß auf eine kaum fühlbare Weise abgeholfen, und während die Liedertafel vor einigen Jahren einen Festsaal für 70,000 Gulden bauen lassen wollte, erhält sie jezt einen weit grandiosern Saal, bei dem der Kostenbetrag kaum der Rede werth ist. Das bewegliche Podium wird natürlich nur bei festlichen Gelegenheiten aufgeschlagen; die übrige Zeit des Jahres hindurch dient das Gebäude einzig und allein zum Fruchtverkehr.

Während die Frankfurt-Höchster Strecke unserer Taunuseisenbahn schon seit vierzehn Tagen dem Publikum zur Benuzung übergeben ist, liegt unsere Mainz-Wiesbadener Strecke zwar auch längst vollendet, aber unbenuzt da. Die Ursache liegt in dem Verlangen der hessischen Staatsregierung, daß die Bahn nur dann eröffnet werden soll, wenn das Comité sich vollständig mit dem Erblandpostmeister, Fürsten von Turn- und Taxis, wegen der Entschädigung verständigt haben wird. Da jedoch die Forderung des Erblandpostmeisters so bedeutend ist, daß das Comité unmöglich darauf eingehen kann, so dürfte die Eröffnung dieser Eisenbahnstrecke sich noch lange hinausziehen, besonders wenn die Sache auf dem Wege des Prozesses entschieden wird. Die Regierungen von Nassau und Frankfurt scheinen diesen Punkt nicht so genau genommen zu haben, und sie haben ohne Anstand die Eröffnung der Bahn erlaubt, um so mehr, da sich die dortigen Comités verbindlich gemacht haben, sich in jeder Beziehung in dieser Entschädigungsfrage dem Ausspruche des Gerichts zu fügen. Da die Taunusbahn in diesem Augenblicke bereits auf der ganzen Strecke zwischen Frankfurt und Hochheim (also Frankfurter und Nassauer Gebiet) fahrbar seyn soll, so hat man dieser Tage vorgeschlagen, die Fahrten bis Hochheim auszudehnen, und die Passagiere dann entweder durch Dampfschiffe oder durch Omnibus nach Mainz schaffen zu lassen. Dieser Vorschlag ist etwas abenteuerlich, und würde dem Comité wenig Nutzen bringen, einmal weil die Jahreszeit schon zu weit vorgeschritten ist, und dann, weil diese Fahrten allzuumständlich und kostspielig wären. Weit besser dürfte es seyn, die Eröffnung der ganzen Bahn auf das nächste Frühjahr zu verschieben, wo dann die Bahn auch in ihrer ganzen Länge vollendet, und wo die Angelegenheit mit dem Fürsten Turn- und Taxis beigelegt seyn wird. Auch erwacht bis dahin von Neuem wieder die Reiselust; der Zudrang zur Bahn wird dann bedeutend, während jezt die Eröffnung der Bahn der Verwaltung nur Schaden bringen würde. Eins ist dem Comité vorzugsweise zu rathen, nämlich daß es sich hüte, die Preise so hoch zu stellen, als es in Frankfurt geschehen ist. Nur durch billigen Transport wird ein starker Zudrang herbeigeführt; hohe Fahrpreise sind der Ruin aller Eisenbahnen.

Vielen Beifall hat hier Weszter Sandor, ungarischer Nationaltänzer, mit seiner Zigeuner-Musikbande gefunden, durch das Originelle, Anziehende und Unterhaltende ihrer Leistungen. Die Musiker, lauter ächt-nationale Gestalten, sieben an der Zahl, üben auf eine überraschende Weise das den Magyaren überhaupt angeborene, musikalische Talent, und hinterlassen durch ihre Leistungen auf den Streichinstrumenten, unter Begleitung eines Cymbals, einen eigenthümlichen Eindruck. Weszter Sandor aber erregt, in magyarischem Nationalkostüm, durch die Sicherheit, Kraft und Anmuth seiner Stellungen wahrhafte Bewunderung. Es ist merkwürdig, wie diese Musikbande die ernsten und heitern Musikstücke, sämmtlich von einem eigenthümlichen elegischen Hauch durchdrungen, aus dem bloßen Gedächtnisse mit größter Präcision, Fertigkeit und Zartheit durchführt.

Beilagen:
Kunstblatt Nr. 88 und Monatsregister Oktober.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Drei und dreißigster Jahrgang.

1839.

November.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgenblatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Kunst-Blatt.

№ 264.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 4. November 1839.

Der Himmel, einem Ofen zu vergleichen,
Läßt nichts erschau'n, das wohl dem Auge thut;
Die Luft, unregsam, gibt kein Lebenszeichen,
Und Zephyr liegt in seiner Grott' und ruht.
Gleich Flammen sind am Horizont, voll Grauen,
Die unfruchtbaren Wolken anzuschauen.

T. Tasso.

Die Jahreszeiten von Kâlidâsa.

Aus dem Sanskrit übersetzt von P. v. Bohlen.

I. Der Sommer.

1\. Mit Sonnenglut und mildem Mondesschimmer,
Mit Strömen, aufgeregt vom kühlen Bad',
Am Abend schön und mit gedämpftem Sehnen
Ist, Freundin, nun die Sommerzeit genaht.

2\. Ein wasserkühles, flimmerndes Gewölbe,
Die Nächte glänzend mit des Mondes Schein,
Juwelen sind bereit und feuchter Sandel,
Dem Menschen ihren Liebesdienst zu weihn.

3\. In herrlichduftendem Gemache laben
Sich nun die Liebenden um Mitternacht
Am Weine, würzig von der Gattin Odem,
Wenn Sang mit Spiel die Sehnsucht angefacht.

4\. Den Seidengurt um runde Hüft' geschlungen,
Mit Perlenschnüren ihre Brust geschmückt,
Und in den Locken Wohlgerüche, haben
Die Schönen ihres Freundes Herz entzückt.

5\. Bei jedem Schritte klirrt die goldne Spange
Am zarten Fuße, der von Schminke glüht,
Wie des Flamingo Liebesruf ertönet,
Und Sehnen füllt des Liebenden Gemüth.

6\. Denn wessen Sinne würden nicht gefesselt,
Wenn Sandelduft den schönen Busen kühlt;
Wenn um das Haar ein Blumenkranz gewunden,
Ein goldner Gürtel um die Hüfte spielt?

7\. In Lüften, die mit Wohlgerüchen fächeln,
Durch Perlenschnur um runde Mädchenbrust,
Bei Vogelsang und bei der Laute Klängen
Erwacht aus ihrem Schlummer Liebeslust.

8\. Der Mond erschaut im glänzenden Gemache
Der holden Jungfrau schlummerndes Gesicht;
Er will beschämt vor Eifersucht vergehen
Und schwindet blaß dahin im Morgenlicht.

9\. Der Pilger, von der Trennung Feu'r verzehret,
Hat kaum den Boden unter sich erkannt:
Denn ausgedörret von der Sonne Gluten
Umhüllen Staub und Wirbelwind das Land.

10\. Nach Wasser eilt die durstende Gazelle,
Vor Hitze glühend und mit trocknem Gaum,
Wenn, ähnlich einem trunknen Elephanten,
Gewölk erscheint am fernen Waldessaum.

hängen bleiben sollte, und dem Kranken eine wirkliche, in Bereitschaft gehaltene Fliege vorzeigte. Diese Anekdote hat den Stoff zu dem lustigen Vaudeville „Fich-ton-kang“ geliefert, welches am Hofe von Peking spielt, dem Kaiser von China die Einbildung des Herrn Castil-Blaze aufbürdet und denselben von einem französischen Charlatan geheilt werden läßt. Die Franzosen sind ein glückliches Volk, das über Alles witzelt und tändelt, und mit gleicher Leichtigkeit über einen geprellten Ehemann und einen armen Mondsüchtigen Vaudevilles macht. Ich schiebe es auf meine deutsche Natur, daß mich immer ein Schauer ergreift, wenn ich an Leuten sehe oder auch nur davon erzählen höre, daß sie mit Monomanien behaftet sind. Dieser Schauer ist nicht sowohl der eigennützige Gedanke an die eigene Hinfälligkeit, als der schreckliche Gedanke an die schmale Linie, welche die Menschen im Allgemeinen vom Tollhause trennt. Die Psychologen, Physiologen und Doktoren aller Fakultäten, wenn sie nicht zu sehr vom Dünkel aufgeblasen sind, gestehen, daß sie uns über Thatsachen wie die obigen in der Regel keine Rechenschaft, keinen Aufschluß geben können. Das Heilige im Menschen ist doch ganz unabhängig von aller künstlichen Metaphysik und Manipulation; das Menschenherz ist tief wie das Meer und der Himmel, und diese Tiefen sind es, die uns freuen und schrecken. Wie z. B. sollen wir uns die auffallende Erscheinung erklären, daß fast allen komischen Schriftstellern und Schauspielern ein geheimer, unsäglicher Kummer am Herzen nagt, und daß gerade diejenigen, welche so vielen Menschen Freude und Spaß machen, meist traurig und schwermüthig sind und die schlimmsten Schicksale erleben? Die Literaturgeschichte ist überreich an Beispielen dieser Art, und die Theaterannalen liefern uns fast auf jeder Seite Beweise dazu.

Philipp III. von Spanien stand eines Tags auf einem Balkon seines Schlosses Escurial und betrachtete verwundert einen Madrider Studenten, der mit einem Buch in der Sonne lag und bisweilen laut auflachte. Je weiter die Lektüre des Musensohns vorschritt, desto höher stieg seine Fröhlichkeit, welche am Ende so ausgelassen wurde, daß er das Buch aus den Händen fallen ließ und sich vor Entzücken auf dem Boden wälzte. Philipp wandte sich an seine Hofleute mit den Worten: „Entweder ist dieser junge Mensch toll oder er liest den Don Quixote.“ Ein Palastbedienter mußte das Buch von der Erde aufheben, und man überzeugte sich, daß der junge Mensch keineswegs den Verstand verloren, sondern wirklich im Don Quixote gelesen hatte. — Während diese Scene im Escurial vorging, ereignete sich in dem dunkeln Hause einer kleinen Nebengasse von Madrid ein traurigerer Auftritt. In einem armseligen G mach lag, auf einem dünnen Strohsack gebettet, ein Mann, der nicht viel über fünfzig Jahre zählte, aber dessen Bart schon silberweiß, dessen Züge von Schmerz und Elend abgezehrt waren. Der Kranke hatte eben seine letzten Kräfte zusammengerafft und sich auf seinem verstümmelten Arm halb in die Höhe gerichtet, um mit erloschener Stimme ein Danksagschreiben an den Grafen von Lerma zu diktiren, welcher ihm ein kleines Almosen zugesandt. Den Tag darauf sah man aus demselben Hause einen ärmlichen Leichenzug kommen, und wenn ein Vorübergehender sich aus Mitleid nach dem Namen des Gestorbenen erkundigt hätte, so würde er folgende Antwort erhalten haben: „Der Todte war ein armer Schriftsteller, und sein Leben eine ununterbrochene Reihe von Trübsalen und Bekümmernissen jeder Art. Die Noth zwang ihn, Bedienter und darauf gemeiner Soldat zu werden. In der Schlacht bei Lepanto verwundet, wurde er von Seeräubern gefangen genommen und blieb fünf Jahre lang Galeerensklave; nach der Rückkehr in seine Heimath erhielt er eine jämmerliche Stelle als Salzsteuereinnehmer, welche er nur kurze Zeit bekleidete; denn er wurde fälschlich angeklagt und abermals in's Gefängniß gesezt. Unter diesen trostlosen Umständen griff er zur Schriftstellerei und bekam von Zeit zu Zeit gerade so viel Unterstützung, daß er nicht Hungers starb. Heute hat endlich der Tod diesen Unglücklichen erlöst, den die ganze gebildete Welt kannte: er hieß Miguel Cervantes.“

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, November.

Wiener Landleute.

Mit der ersten Schwalbe, die auf dem Stephansthurm sich niederläßt, mit dem ersten grünen Blatte, das auf den Bäumen des Praters sichtbar wird, ertönt aus allen Winkeln Wiens der Freudenruf: Land! Land! — Man glaubt, die Stadt war auf einer großen Seereise und sieht zum ersten Male die heimathliche Küste wieder; man glaubt, es sey die Schiffsmannschaft des Columbus, welche den amerikanischen Boden zum ersten Mal begrüßt. — Erinnert ihr euch noch jener Schweizer Unruhen im Jahre 1832, wo die Basler Stadt gegen das Basler Land zu Felde zog? Diese Unruhen kann man in Wien in jedem Frühling erneuert sehen. Mit ganzer Heeresmacht zieht die Stadt hinaus, das Land zu erobern. Männer, Frauen, Kinder und Greise, alles schließt sich dem Zuge an, alles bewaffnet sich; aber nicht mit dem Schwerte — die Wiener lieben das Schwert nicht — nein, es sind die Waffen des Friedens, die man anlegt, statt des Panzerhemds ein Staubhemd, statt des Helms einen Strohhut; so mischt man sich unter das Landvolk, man sprengt die bastillenartigen Mauern der Stadt, man wirft die Fesseln der Convenienz ab, man umarmt den Bauer. Freiheit! Freiheit! jauchzt man auf, indem man auf den grünen Wiesen die Carmagnole tanzt; es ist, als ob der republikanische Geist des Schweizer Volkes in die guten Wiener gefahren

11. Wie laut der Donner in den Lüften rollet,
Vergißt die Liebende mit wirrem Sinn
Des frühen Haders ganz und schmieget ängstlich
Sich inniger dem Auserwählten hin.

12. Doch Kranz und Schmuck und Salbenduft verschmähen
Sie, deren Herz von Trennungsschmerzen wund;
Aus ihren Lotusaugen fallen Tropfen
Hernieder auf den Bimbablüthenmund.

13. Der Waldstrom windet seine bleichen Wogen,
Mit offnem Schlund, der Schlange gleich, daher,
Gefleckt mit Spreu, Inselten oder Staube,
Daß drob erschrickt der Frösche banges Heer.

14. Die Biene läßt mit fröhlichem Gesumme
Der Lilie volle Freudenkelche stehn,
Um auf des Pfauen Räderschweif zu fallen,
Den sie bethört für Lotus angesehn.

15. Und um des Elephanten Lotusstirne
Hat sich die muntre Bienenschaar gehäuft,
Da, wuthentflammet von den Donnerwolken,
Ein brünstig Naß ihm von der Wange träuft.

16. Entzückend sind die Berge anzuschauen,
Wenn ihren Gipfel das Gewölke küßt,
Wenn rings herab die Ströme niederwallen
Und tanzend sie die Pfauenschaar begrüßt.

17. Der Zephyr streifet über Blüthenbäumen
Und kühlet sich in feuchter Wolkenluft;
Dann schüttelt er mit leisem Hauch die Zweige
Und fächelt uns mit frischem Blumenduft.

18. Mit Locken, die bis auf die Hüfte wallen,
Mit Blumen duftig an das Ohr gesteckt,
Mit Mundeswohlgeruch und Busenkränzen
Wird nun des Junglings Sehnen aufgeweckt.

19. Doch härmet sich des fernen Pilgers Seele,
Wenn das Gewölke regenschwer sich neigt
Mit Blitzesranken und des Indra Bogen,
Und eine Jungfrau sich im Schmucke zeigt.

20. Nun haben Frauen in die Locken den Kranz gewunden
Von jungem Kesara, Ketaki und Kadamba;
Am Ohreszipfel eine Arjunadolde schwanket,
Dem Ohre zierlich als Gehänge hineingefüget.

21. Von schönem Sandel und des Aloe Dunkel glänzend,
Die vollen Locken vom Gewinde des Ohres duftend,
Sieht man sie Abends aus der Kammer des Freundes ellen
Zum Schlafgemache, wenn der Wolke Getön vernommen.

22. Doch schwebet in Lotusbläue mit reichem Wasser schwer,
Vom Winde sanft getragen, die Wolke näher daher,
Und senket sich zur Erde mit Indras Bogen schön,
Dann seufzet des Pilgers Gattin und will vor Schmerz vergehn.

23. Der Hain ist über die Blüthen der Bäume wie hoch erfreut,
Und tanzet mit den Zweigen im Winde weit und breit;
Er zischelt mit den Knospen der Ketaki nun und spielt,
Da ihm der frische Regen die innere Glut gekühlt.

24. Ins Haar den Kranz gewunden von Bakula und Jasmin,
Von Knospen, die mit Düften zur Wolkenzeit erblühn,
Und mit Kadambasprossen geringelt am schönen Ohr,
So tritt in ihrem Schmucke die junge Braut hervor.

25. Sie trägt an schwellenden Brüsten ein knospend Perlenband,
Es wallt von ihren Hüften ein zartes Prachtgewand;
Von frischen Dufteströpfen die dunkle Locke träuft
Und an dem schönen Leibe der Faltengürtel streift.

26. Der Zephyr nimmt gefangen der Wandernden Gemüth,
Wenn, von der Wolke gekühlet, er durch die Wälder zieht;
Er schaukelt wie ein Tänzer die Bäume von Blüthen schwer
Und streut der Ketaki Düfte mit Blumenstaub einher.

27. Es spricht die müde Wolke: hier oben find' ich Ruh!
Und träufelt in linden Schauern den Vindhyabergen zu;
Legt nieder die schwere Bürde, und wo sie ausgeruht,
Erquickt sie das Gebirge nach schwüler Sonnenglut. —

28. Die mannigfach erheitert der Frauen Herz und Sinn,
Der Bäume, Gesträuch' und Stauden getreue Trösterin:
Sie möge dir Glück verkünden die schöne Wolkenzeit,
Die Alles, was da lebet, mit ihrem Hauch erfreut!

Seltsamkeiten ungewöhnlicher Menschen, vom Pariser Horizont aus betrachtet.

(Fortsetzung.)

Wenn wir von Spanien nach Frankreich gehen, so finden wir, daß der beste dramatische Dichter der Franzosen, welcher die drolligen Scenen des Médecin malgré lui, des Malade imaginaire und des Monsieur de Pourceaugnac erfunden, Molière, an unbezwinglicher Schwermuth litt, welche er bisweilen wegzulachen und wegzuscherzen suchte. Lesage schrieb seinen Gil Blas, den

einzigen Roman, welchen die Franzosen einigermaßen dem Don Quixote der Spanier an die Seite stellen können, in dem jämmerlichsten Hause eines der jämmerlichsten Vorstädte von Paris, tief gekränkt von der Comédie française und im drückenden Gefühl wirklichen Elends.

Deutschland und England zeigen dieselbe auffallende Erscheinung. Unsere beiden Schriftsteller, in denen die Brunnen der Laune und des Humors am reichsten und höchsten springen, Jean Paul und Börne, waren zwei große Hypochonder, und der leztere hat hier auf Erden nichts als endlose Sorgen und selbst geschaffene Qualen, kurz ein antizipirtes Fegefeuer gehabt. Uebrigens finden wir unter seinen Geistesverwandten wenige, welche viel zufriedener wären, für mich der schlagendste Beweis, daß das Himmelreich nicht auf Erden ist. Der feinste Spötter, der witzigste Autor, den Altengland hervorgebracht, Sterne, dessen Späße so recht den Nagel auf den Kopf treffen, war ein Ritter von der traurigsten Gestalt, und wenn man den winzigen Mann mit schwarzem Rock, weißer Perrücke und gelbem Gesicht über die Straße gehen sah, dachte keine Seele daran, daß es der Verfasser des so oft nachgeahmten und unnachahmlichen Tristram Shandy seyn könne. — England besizt noch einen berühmten Romanschreiber, welcher zwar nicht zu den komischen Autoren und den Humoristen im engern Sinne zu rechnen ist, der aber doch manche treffliche komische Scenen und Charaktere geschaffen hat, welche von kaustischem Witz und echtem Humor übersprudeln. Der Leser ahnt schwerlich, in welcher Gemüthsstimmung und in welchem körperlichen Zustand sich Walter Scott oft befand, indem er die jovialen Einfälle und Zwiegespräche seiner komischen Helden und närrischen Bursche diktirte. Wir lasen neulich in einer englischen Revue folgende hierauf bezügliche Stelle: „Im Jahr 1818 begegnete ich Walter Scott in einer der volkreichsten Straßen Edinburgs; er saß zu Pferde, den Leib nach dem Sattelknopf vorgebeugt, nur mit Mühe sich im Sattel aufrecht haltend, bleich, die Stirn mit Runzeln bedeckt: er glich einem Sterbenden. „Sehen Sie," sagte er mir, „ich reite Gesundheits halber spazieren, und dies ist die kläglichste Bewegung von der Welt. Die Aerzte behaupten, die Schmerzen bringen einen nicht um, allein wenn ich noch drei Monate aushalten sollte, was ich ausgehalten habe, so wäre es besser, ich stürbe." Dieser Kampf mit seinen Körperschmerzen unterbrach keineswegs seine Geistesarbeiten. Während seiner damaligen Krankheit diktirte er zwei Meisterwerke: Ivanhoe und die Braut von Lammermoor. Mitten in den komischen Auftritten, wenn er den burlesken Charakter Cabel Obaldistone's zeichnete, oder das Gespräch zwischen dem Eremiten von Koppmanshurst und Richard Löwenherz componirte, hielt er plötzlich inne, indem er vor Schmerzen nicht weiter sprechen konnte: er hörte auf zu diktiren, wartete eine Minute auf Linderung, ließ sich sodann die lezten Worte der abgebrochenen Phrase wiederholen und nahm den Faden der Erzählung wieder auf."

Diese Walter Scott'sche Heiterkeit, welche der physischen Qualen Herr zu werden und sich durch die heftigsten Schmerzen hindurch Luft zu machen sucht, erinnert uns daran, daß der arme Krüppel Scarron, welcher sein ganzes Leben auf dem Krankenbett zubringen mußte, die tollsten Geschichten seines „komischen Romans" ebenfalls unter dem grausamsten Gliederreißen diktirte; wenn die sanfte und weiche Hand der Frau von Maintenon dem armen Schächer die kalten Schweißtropfen von der Stirn gewischt hatte, so gab sich Scarron alle Mühe, seine Schmerzen zu verbeißen, und fuhr in den Abenteuern Meister Rigotins fort.

Es gibt allerdings viele Schriftsteller, deren lustiges Leben und erzwungenen heitere Laune die Wahrheit unserer Behauptung umzustoßen scheint; indeß gestehen die meisten, daß auch sie von der Schwermuth geplagt werden, und wenn man auf den Grund des menschlichen Herzens sehen könnte, würde man vermuthlich von Allen dasselbe Geständniß hören. — Ein schlagendes Beispiel dieser Art ist der populäre französische Dichter Desaugiers. Es gibt nicht leicht einen Autor, der so sehr als froher Gesellschafter und jovialer Bonvivant bekannt ist; in allen seinen Liedern weht die fröhlichste Stimmung, der pikanteste Scherz, und selbst sein blühendes Aeußere verkündete den glücklichen Sterblichen; kurz man kann sich Desaugiers nicht gut anders vorstellen, als in einem fort lachend, singend und schmausend, als einen Mann, von dessen Brust alle feindlichen Geschosse des Schicksals abprallten und dessen Leben ein ununterbrochenes Fest war. Indeß hatte Desaugiers keineswegs eine feste Gesundheit des Gemüths und der Empfindungen; er war in der Regel verstimmt und selbst bei den lustigsten Gelagen ergriff ihn oft die Schwermuth, und wenn er vorzugsweise oft den Wein besungen hat, so geschah es aus Dankbarkeit, weil er ihm jenes niederdrückende Gefühl benahm, welches er den Augen der Anwesenden verbarg, und welches er sich selbst gern verborgen hätte. In seiner Jugend wurde Desaugiers so arg von diesem Hange zur Traurigkeit beherrscht, daß er auf dem Sprunge stand, in ein Kloster zu gehen, und es fehlte wenig, so wäre aus dem lustigen Sänger, aus dem „französischen Anakreon," wie ihn seine Landsleute getauft haben, ein Trappist geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, November.

(Fortsetzung.)

Wiener Landleute.

Die Baronin **Leichthaus** ist eine der liebenswürdigsten Damen der höhern Welt, eine jener wenigen, bei denen die feinsten Sitten nicht angeeignet, sondern angeboren erscheinen; eine jener Reizenden, welche die Gesetze der Mode nicht befolgen, sondern vorschreiben. Der Winter ist zu Ende; die Baronin sieht mit Schrecken auf die Genüsse zurück, denen sie sich überlassen, sie zählt die durchtanzten Bälle, sie beginnt zu zittern für ihre Brust, für ihren Teint, für ihre Jugend. Sie sieht sich verloren, wenn nicht plötzlich eine Aenderung in ihrer Lebensweise eintreten sollte. Baronin Leichthaus hat Geist, Entschlossenheit, und was fast eben so viel ist — ein Landgut. Sie hat der Stadt ein ernstes Lebewohl zugerufen und ihrem Glanze und ihren Freuden aufrichtig entsagt. Die Toilette, jene hochwichtige Angelegenheit des Winters, ist ganz vergessen, ein Kleid von Cattun, ein grünes Band als Gürtel, ein einfacher Strohhut mit breitem Rand, das ist der ganze Putz, den die Baronin Leichthaus mit lebhafter Freude anlegte, fest entschlossen, von dieser ländlichen Einfachheit sich nicht zu trennen. Wozu sollte auch der städtische Prunk in dieser Einsamkeit, hier, wo sie sicher ist, Niemand bei sich zu sehen? Das Landleben soll ihr ein unzugänglicher Zufluchtsort seyn gegen jene Unausstehlichen, deren Treiben und Lärmen allen Reiz für sie verloren hat. Zwar hat die Baronin einige Freunde eingeladen, einige Tage auf ihrem Landsitze zuzubringen; diese Einladungen waren jedoch so leicht und ohne alle Bedeutung hingeworfen; sie kann sicher seyn, daß Niemand ihnen Folge leisten wird. Ueberdies ist das Gut der Baronin Leichthaus dreißig Meilen von Wien entfernt; Grund genug, um gegen alle Besuche gesichert zu seyn. — Ach wie süß findet die Baronin die Freuden des ländlichen Lebens! Sie steht jedesmal mit Tagesanbruch auf, sie beschäftigt sich mit allen Angelegenheiten des Maierhofs; sie melkt, sie buttert, sie trägt Sorge für ihre Tauben und Hühner. Der Gärtner muß ihr ein Blumenbeet überlassen, welches sie selbst bepflanzt. Wie viel tausendmal überwiegt dies Alles die Theater, die Bälle, die Praterfahrten und all die wilden Freuden der Stadt mit ihrem Geräusche und Drängen! Wie viele köstliche Zerstreuungen bietet dieser ländliche Aufenthalt, die langen Spaziergänge, die Reize des Fischfangs, die Besuche in den niedern Hütten, wo man Wohlthaten säet und Segenswünsche erntet! Die Baronin ist die Fee der ganzen Umgegend. Sonntags besucht sie den Tanzplatz im Dorfe, sie mengt sich unter den Reigen der Landleute, die Lust dieser guten Menschen entzückt sie. Die Gutsbesitzer in der Nachbarschaft kommen ihr auf das Freundlichste entgegen, aber sie antwortet mit kalter Förmlichkeit, nicht bloß, weil sie ihrem Stande untergeordnet sind, sondern weil sie allein seyn will; der Pfarrer ist die einzige Person, die wöchentlich einmal auf dem Schlosse speist. — Diese süßen Freuden dauern einen ganzen Monat. Eine Dame aus der großen Welt kann sich während vier langen Wochen darin gefallen, den Hühnern Körner zu streuen, Blumen im Wachsthum zu befördern, den Aufgang der Sonne zu bewundern und die sanften Töne der Nachtigall zu belauschen. Allmählig jedoch werden diese Freuden etwas einförmig erscheinen. Man läßt seinen Geist in einen andern Kreis schweifen: glänzende Erinnerungen drängen sich vor die müßige Phantasie; man geht in die Bibliothek, um einen französischen Roman hervorzuholen; ein Journal kommt an voll reizender Moden. Man öffnet es hastig, der Anblick entzückt; dieses glänzende Kleid, dieser göttliche Hut! „Wie wunderbar würde dies Alles mich kleiden!“ ruft die reizende Baronin enthusiastisch aus; „allein welche Augen würden diese Herrlichkeiten bewundern? Mein Gemahl und der Herr Pfarrer!“ — Jezt erinnert sich die Baronin Leichthaus an jene Personen, die sie eingeladen hat, sie zu besuchen; sie erinnert sich, daß einige ihr versprachen, einige Tage bei ihr auf dem Lande zuzubringen, troz ihres Versprechens aber nicht gekommen sind. Sie fühlt sich sehr gekränkt durch diese Gleichgültigkeit. Bei den Soiréen, die sie in Wien gegeben, haben diese Leute nie gefehlt; aber jezt, wo es gilt, ihre ländliche Einsamkeit ein wenig erleichtern zu helfen, jezt scheuen die Undankbaren die kleine Strecke von dreißig Meilen! Sie schreibt ihren Freundinnen und erinnert sie an ihr Versprechen; ja sie nimmt sogar zu einer List ihre Zuflucht, indem sie einer Jeden die Ankunft gewisser Personen verspricht, die zu treffen ihr gewiß Freude machen werde. Richtig, an einem schönen Morgen fährt ein Besuch durch das Gitter des Schlosses, und man meldet der Frau Baronin die Ankunft des Herrn von Milchhofer.

In Wien hatte die Baronin Leichthaus von diesem Herrn von Milchhofer nie besondere Notiz genommen; er war einer von jenen vielen Unbedeutenden, die sich unter der Menge, welche in ihrem Salon Zutritt hatten, unbemerkt verloren, um so mehr, da Herr von Milchhofer ein Bürgerlicher, und das „von“ nur ein Almosen ist, welches ein Wiener dem andern aus Mitleid zuwirft. Allein jezt wird Herr von Milchhofer mit offenen Armen empfangen und mit einer Auszeichnung behandelt, als hätten seine Ahnherrn schon Karl dem Großen mit unerschütterlicher Treue gedient. Und warum diese glänzende Aufnahme? weil er zur rechten Zeit ankam. — Herr von Milchhofer ist das Ideal eines Landschmarotzers. In der Stadt, während der Wintermonate ist er die Zielscheibe des Spottes aller seiner Bekannten. Man lacht ihn aus, daß er sich in Salons drängt, wo er im Winkel stehen bleiben muß, daß er die theuren Glacéhandschuhe um nichts verschwendet. — Aber Herr von Milchhofer läßt sich nicht irre machen; er bleibt bescheiden in seiner Ecke und reiht sich gerne an jene, welche im Salon bloß figuriren. Aber laßt nur erst die warmen Tage kommen! Eine Raupe im Winter, ist er im Sommer ein Schmetterling; so wie die Bäume ausschlagen, beginnt seine Metamorphose, er blüht auf mit dem Frühling, er entfaltet sich mit den Rosen. Seine eifrigste Sorge während des Winters ist, einige Einladungen auf derlei Landsitze zu erhalten. — „Wir werden Sie doch diesen Sommer auf unserem Gute in Oberösterreich sehen?“ — Er verbeugt sich, und man beachtet ihn weiter nicht; allein er kommt, und er kann sicher seyn, er ist willkommen! Herr von Milchhofer besizt die seltene Kunst, nicht zu früh und nicht zu spät zu kommen. Er hat sich den Tag, an welchem die Baronin Leichthaus von Wien abgereist ist, genau notirt und berechnet, in welchem Monate die ländlichen Freuden bei ihr in Ungnade fallen werden, und fürwahr, er hat sich in seiner Berechnung nicht geirrt. Wäre er eine Woche früher gekommen, man würde ihn unausstehlich gefunden haben, eine Woche später, und er wäre überflüssig gewesen, weil andere Besuche ihm zuvorgekommen wären.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 266.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 6. November 1839.

Fool. — I had rather be any kind of thing, than a fool.

Shakespeare. king Lear.

Seltsamkeiten ungewöhnlicher Menschen, vom Pariser Horizont aus betrachtet.

(Fortsetzung.)

Diesen Gegensatz des äußern Lebens und der innern Gefühls- und Empfindungswelt bemerken wir nicht bloß bei den humoristischen Schriftstellern, auch die humoristischen Bühnenkünstler scheinen unter dem geheimen Einfluß dieses fatalen Unsterns zu stehen. Raimund in Wien beschloß vor Lebensüberdruß gewaltsam seine Laufbahn, und wenn wir die besten Pariser Komiker, welche jeden Abend eine Stadt von einer Million Menschen ergötzten, mustern, so finden wir, daß die Schauspieler weit entfernt sind, die Lachlust zu theilen, welche oft schon ihr Auftreten erregt. Bouffé, der unvergleichliche Gamin de Paris, und auf den Brettern der quecksilbernste Künstler, ist außerhalb des Theaters traurig, nachdenklich und bewegt sich kaum von der Stelle; sehr selten erheitert ein Lächeln sein ernstes, ausdrucksvolles Gesicht, dessen Profil auffallend an den größten florentinischen Dichter erinnert, und dessen Züge von fast unaufhörlichen Körperschmerzen abgemagert sind. Perlet, welcher fünfzehn Jahre lang ganz Paris zu lachen machte, ist aus Ueberdruß vom Theater abgetreten, und wer ihn gegenwärtig bei den spaßhaftesten Vaudevilles in einer Loge der Variétés sitzen sieht, hält man ihn viel eher für einen vom Spleen geplagten Engländer, als für den Ex-ersten Komiker des Theaters Madame. — Wer längere Zeit in Paris gelebt hat, ist gewiß im Garten des Palais-royal oder auf dem Boulevard Bonne-Nouvelle öfter einem Manne mit blauer Brille und sauertöpfischer Miene begegnet, ohne im Geringsten zu ahnen, daß er in dieser verdrießlichen Gestalt den köstlichen Komiker des Vaudevilletheaters, Arnal, vor sich habe. — Der geniale Possenspieler an den Variétés, Vernet, bringt neun Monate des Jahrs in einer Krankenanstalt zu und hat häufig die fürchterlichsten Gichtschmerzen, wenn er seine Kouplets vorträgt, die einen noch acht Tage nachher lachen machen; der arme Vernet schätzt sich glücklich, wenn er ein Stück zu Ende spielen kann, ohne daß ihn seine Krankheitsanfälle von der Bühne treiben, und ohne daß er sein klägliches Gewimmer in das rasende Gelächter des Publikums mischt. — Samson und Monrose, die beiden vortrefflichen Komiker des Théatre français, sind nur von sieben bis eilf Uhr Abends spaßhaft, und der durch Jules Janins Biographie weltbekannt gewordene Hanswurst der Funambules, Debüreau, ist der einsyldigste, traurigste Kamerad im ganzen sechsten Arrondissement von Paris, so wie er sich den Mehlstaub aus dem Gesicht gewischt hat.

Von dem berühmten Harlekin Carlin, dessen anmuthige Sprünge und geistreiche Späße alle Pariser auf dem Jahrmarkt von Saint-Germain belustigten und selbst den Hof in Versailles ergötzten, haben die Theaterannalen folgende Anekdote aufbewahrt. Einer der berühmtesten Aerzte am Hofe und in der Stadt erhält eines Tages den Besuch von einem Manne, der die Hülfe seiner Kunst gegen ein Uebel anspricht, welches sich durch nichts vertreiben lassen wolle. Auf die Frage, was es mit diesem Leiden für eine Bewandtniß habe, erwiderte der Unbekannte, seine Krankheit sey eine tiefe Schwermuth, welche ihm das Leben unerträglich mache. „Sie müssen guten Wein trinken," sagte der Arzt zum Kranken. „Ich habe in meinem Keller die besten und feinsten Weine aus allen Ländern," entgegnete der Unbekannte, „allein diese Weine verscheuchen meine Traurigkeit nicht." — „Wenn das der Fall ist, müssen Sie reisen." — „Ich habe ganz Europa von einem Ende zum andern bereist, allein die Schwermuth hat mich überall begleitet." — „Der Tausend! das ist ein bedenklicher Fall. Es gibt jedoch noch ein Mittel: gehen Sie regelmäßig in's Theater, wenn Carlin spielt; seine Lustigkeit ist ansteckend, und er wird Sie lachen machen." — „Ach, lieber Herr," antwortete der Kranke mit einem schweren Stoßseufzer, „ich sehe wohl, daß meine Traurigkeit nicht zu kuriren ist; ich bin Carlin!"

Die Notabilitäten der modernen Literatur haben nicht sowohl Anfälle von Schwermuth, als sonderbare Angewöhnungen und wunderliche Grillen, von denen wir einige aufzählen wollen. Der Philosoph Ballanche ist für sein Leben gern Bonbons; er trägt fortwährend eine kostbare Confektdose bei sich. In der ernsthaftesten Unterhaltung über den epischen Cyklus des Mittelalters, über Flor und Blanchefleur ꝛc. holt Herr v. Ballanche aus seiner weiten Westentasche von weißem Pike seine mit Pastillen, gebrannten Mandeln und verzuckerten Früchten gefüllte Confektdose und bittet einen, zuzulangen. Man knackt eine bittere Mandel, indem man ihm eine Conjektur über das gnostische Stichwort der Tempelritter mittheilt, und er unterbricht einen mit Citationen aus Baluze und dem Schotten Mac-Fiertur, indem er sich eine Zuckernuß in den Mund steckt. — Chateaubriand hat die Leidenschaft, sich älter zu machen, als er ist. In allen Briefen und Handbillets, welche der edle Vicomte seit fünf oder sechs Jahren geschrieben hat, findet man eine Anspielung auf sein hohes Alter. Wenn wir recht zählen, ist jedoch Chateaubriand, der während der Restauration mit Villèle im Ministerium saß, nicht älter als 64 Jahre; wenn man ihn hört, ist er so alt wie Methusalem; er spricht vom Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, wie wenn er Alles mit verlebt hätte. Schreibt Madame Recamier an den Verfasser der Märtyrer, um ihn zu Tisch zu bitten, so antwortet er, er nehme die Einladung an trotz seiner hohen Jahre, oder: er müsse die Einladung ablehnen wegen seines weit vorgerückten Alters. In den Briefen von neuerem Datum fehlt diese Grille nie; seine Freunde können sich darauf gefaßt machen, daß er sie eines Tags in einem Postscriptum zu seinem Begräbniß einladen wird. Dieser kleine Raptus gibt dem berühmten Dichter und Staatsmann eine patriarchalische Stellung, und genau genommen, hat Chateaubriand in unserer Zeit auf keine andere Anspruch zu machen. Es ist bekannt, daß er sein leztes Werk, welches er seit lange bearbeitet und ordnet, Mémoires d'outre-tombe betitelt, und daß er auf einer Insel bei Saint-Malo bereits sein Grab hat graben lassen.

Beranger beschäftigt sich gern mit Tischlerarbeiten; der berühmte französische Volksdichter hobelt Bretter und Verse und schnitzt Tannenholz und Jamben. Während seines Aufenthalts in Fontainebleau hatte er ein kleines, fast unbewohnbares Haus gemiethet und sich den Spaß gemacht, es mit Verschlägen zu verwahren, Tische und Büchergestelle darin anzubringen ꝛc. Es wurde kein Nagel bei ihm eingeschlagen, den er nicht selbst einklopfte. Da Beranger wenig schläft, so hat er die Gewohnheit, früh aufzustehen; um Abends besser einzuschlafen, hatte er vor den Fenstern seines Schlafzimmers gepolsterte Läden angebracht, welche den Lärm der Straße dämpften. Auf den kurzen ersten Schlummer folgte beinahe stets eine lange, schlaflose Nacht, welche dem Dichter eine Ewigkeit däuchte; um nun zu sehen, ob der Tag nicht bald anbreche, hatte er die Vorkehrung getroffen, daß er von seinem Bette aus mit einer Schnur eine Springfeder anziehen konnte, welche den Laden ein wenig zurückschob und ihm durch eine kleine Ritze eine Aussicht in's Freie eröffnete, woran er beurtheilte, wie weit die Morgenröthe herangerückt sey. — Lamartine ist ein leidenschaftlicher Hundeliebhaber und hält sich gewöhnlich drei oder vier Windspiele. Die Ahnmutter von den Windhunden, welche er gegenwärtig besizt, gehörte Don Pedro. Es gibt heutiges Tags in Paris wenigstens zwanzig milchkaffee- oder gemsenfarbige Windspiele, welche diesem aristokratischen Geschlecht entsprossen sind. Denn nachdem Lamartine drei oder vier davon aufgezogen, verschenkt er die jährlich sich erneuernde Sippschaft seiner jungen Hunde großmüthig an seine guten Freunde. Der berühmteste Urenkel der Hündin des Don Pedro gehörte Jules Janin.

(Fortsetzung folgt.)

Die Jahreszeiten von Kâlidâsa.

Aus dem Sanskrit übersetzt von P. v. Bohlen.

III. Der Herbst.

1. Es nahet sich im bräutlichen Gewande
Mit vollem Lotusmund die Herbsteszeit,
Im Schmuckgeklingel girrender Flamingo's;
Von Reis und Zucker wogt ihr buntes Kleid.

2. Der Zucker glänzt, von Thau die Nächte strahlen,
Die Bäche sind mit Schwänen eingefaßt,
Geweiht die Gärten mit Jasmingesträuchen,
Die Haine schwanken von der Blumenlast.

3. Die Ströme schaukeln wie verliebte Mädchen,
Forellen blinken wie Geschmeid' hervor;
Die runden Inseln strotzen gleich den Hüften,
Am Ufer kränzet sie der Vögel Chor.

4. Wie Silbermuscheln gleitet das Gewölke
Und bald wie Lotusfäden fein und zart;
Es hat des schweren Wassers sich entladen
Und fächelt nun die Luft nach Fürsten Art.

5. Wenn sich mit Blumenstaub der Boden röthet,
Wenn Elephanten gleich die Wolke zieht,
Mit reifer Frucht die Felder sich bekleiden,
Da freuet sich ein jugendlich Gemüth.

6. Wenn Kovidara seine Aeste schaukelt,
An jedem Zweig mit Blüthen eingehüllt;
Wenn trunkne Bienen seinen Honig nippen,
Da wird mit Sehnen Aller Herz erfüllt.

7. Es wird die Nacht gleich einer Jungfrau schlanker,
Ihr Mieder strahlt mit einem Sternensaum;
Der wolkenfreie Mond ihr klares Antlitz,
Und ihr Gewand des reinen Lichtes Raum.

8. Die Flüsse, von Nymphäen hochgeröthet,
Ertönen freudig mit Flamingosang;
Es kränzen ihre Wellen Entenhäupter
Und Kranichschaaren wandeln dran entlang.

9. Doch täglich brennt der Gattin Schmerzeswunde,
Wenn sie der Trennung gift'ger Pfeil verlezt;
Brennt stärker nur beim Strahlenkranz des Mondes
Und bei dem Thau, der kühl herniedernezt.

10. Und mächtig wird des Jünglings Herz erschüttert,
Wenn von der Luft das Reisgefilde schwankt;
Wenn dort die schweren Blüthenbäume tanzen,
Im Lotusteiche die Nymphäe wankt.

11. Geschmückt mit Paaren zärtlicher Flamingo's,
Erfüllt der klare Strom die Seele ganz;
Er kleidet sich in Lotuspurpurblüthe,
Und Zephyr kräuselt seinen Wellenkranz.

12. Verschwunden ist des Himmels Blitzesfahne
Und Indra's Regenbogen hoch und hehr;
Des Kranichs Fittig fächelt nicht die Lüfte,
Die Pfauen recken ihren Hals nicht mehr.

13. Denn diese ruhen aus von ihrem Tanze,
Und Kamas folget der Flamingo Sang;
Zu neuerblühenden Gesträuchen wandelt
Die Blumengöttin nun den Wald entlang.

14. Die Haine können jedes Herz entzücken,
Wenn sie durchströmt vom Dufte des Jasmin;
Wenn Vogelsang von allen Zweigen tönet,
Gazellen mit Nymphäenaugen glühn.

15. Wenn plötzlich dann der Wind mit leisem Beben
Und kühlem Hauche über Lilien zieht,
Von klarem Thau des Baumes Blätter glänzen,
Bekümmert sich der Jungfrauen Gemüth.

16. Die Flur mit Reisgefilden rings umgürtet,
Mit schönen Heerden überall geschmückt,
Von Kranich- und Flamingoruf durchtönet,
Hat so mit Wonne jedes Herz entzückt.

17. Von Schwänen wird der Frauen Schritt besieget,
Des Mundes Röthe von Nymphäenglanz,
Das trunkne Auge von der Lilien Bläue,
Die Braue von des Flusses Wellenkranz.

18. Wetteifernd mit dem Schmucke schöner Arme,
Sieht man Lianen überall erblühn,
Und wie der Zähne Schmelz durch rothe Lippen,
So lächelt durch Asoka der Jasmin.

19. Die Mädchen winden frische, weiße Blumen
In's dunkle Lockenhaar mit heiterm Sinn,
Und stecken an das Ohr mit Goldgehängen
Die neuerblühte blaue Lilie hin.

20. Sie kämpfen unter sandelfeuchten Kränzen,
Erfreut mit ihres hohen Busens Drang;
Sie legen Gürtelschmuck um ihre Hüfte
Und an den Lotusfuß die goldne Spang'.

21. Es schwebet wundergestaltet die Siegesgöttin her,
Von reiner Luft getragen, mit Mond und Sternenheer;
Sie ruht auf dem Gewässer, das in Juwelenpracht
Von königlichen Schwänen und Lotusblüthen lacht.

22. Nun wehet mit Lilienschwanken der Zephyr Kühlung zu,
Die Wolken sind verschwunden, der Himmel athmet Ruh;
Das Land bringt reife Saaten, die Ströme fliesen rein,
Der klare Aether funkelt mit Mond und Sternen drein.

23. Manch jugendliche Schöne von sanftem Mondgesicht
Bekümmert sich um den Reihen der Sängerinnen nicht:
Sie eilt mit Liebessehnen in's blumige Duftgemach,
Und zieht an Lilienhänden den Auserwählten nach.

24. Dann kehret sie fröhlich wieder zu der Gespielinnen Schaar,
Und wird es bald verrathen, wie süß die Wonne war:
Denn sieh', es strahlt Entzücken noch um den schönen Mund,
Und was die Nacht verborgen, macht sie vor Freude kund.

25. Vom Strahle des Tagebringers der Lotus neu erwacht,
Wie schöner Jungfraun Antlitz mit holdem Glanze lacht;
Doch neiget sich die Lilie, sobald der Mond entflohn,
Als spräche sie dem Leide getrennter Gatten Hohn.

26. Der liebende Pilger klaget, von Sehnen ganz verwirrt,
Er wähnet Spangengetöne, wo der Flamingo girrt;
Hält Bandhujiva's Blüthen für Lippen roth und schön,
Und glaubt im Lilienkelche der Theuren Aug' zu sehn.

27. So hat die Segensgöttin mit Gaben den Herbst erfüllt;
Sie spiegelt im Frauenantlitz sich mit des Mondes Bild,
Sie lächelt im schönen Munde so wie der Lotus strahlt,
Und wie Bandhukabluthe sie roth die Lippen malt.

28. Sie hat wie eine Geliebte mit Blüthen sich bestreut,
Mit Blumenmund und Augen, geschmückt mit weißem Kleid;
Sie naht mit Lotuslächeln, um Freuden zu verleihn:
Drum kehre des Herbstes Wonne in eure Herzen ein.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, November.

(Fortsetzung.)

Wiener Landleute.

Der Moment kann nicht günstiger seyn. Die Baronin behandelt Herrn von Milchhofer, als wäre er ihr vertrautester Freund oder die angesehenste Person ihres Kreises. Er äußert hingeworfen, daß er nur vier bis fünf Tage im Schlosse bleiben könne; allein man dringt in ihn, man bittet und bestürmt ihn so lange, bis er endlich einwilligt, den ganzen Sommer hindurch zu bleiben. Der gute Herr von Milchhofer, er bringt wie er sagt, alle seine übrigen Einladungen und Geschäfte zum Opfer. Man überhäuft ihn mit Danksagungen, man weist ihm die schönsten Gemächer des Schlosses zur Wohnung an; ein reicher Onkel, ein alter Erblasser kann nicht sorgfältiger behandelt werden, als er. Er läßt Alles mit sich machen, und um die Auszeichnung, die ihm wird, zu vergelten, sezt er sich in Trab und erzählt alle Stadtneuigkeiten, die er aufgegabelt; er öffnet alle Schleußen der Wiener Chronique scandaleuse und verschwendet die Vorräthe von Geist, die er seit dem vorigen Herbste gesammelt. Er hat nicht umsonst die Wiener Journale gelesen, und siehe, es gelingt ihm über alle Erwartung. Man findet ihn charmant, und die Baronin erklärt ihn für den liebenswürdigsten Mann in ganz Wien. — Allein man kann den Liebenswürdigsten von ganz Wien doch nicht zu diesem ewigen Einerlei des Landlebens verdammen. Die Baronin Leichthaus zittert bei dem Gedanken, Herr von Milchhofer könnte sich am Ende doch nicht entschließen, in einem so kleinen Kreis mit ihr, ihrem Manne und dem wöchentlichen Herrn Pfarrer zu leben; sie muß, um ihn zurückzuhalten, einige Zerstreuung für ihn herbeischaffen. Da die andern Besuche noch immer nicht kommen, entschließt sie sich, zu ihren Gutsnachbarn zu fahren und ihre artige Zuvorkommenheit zu erwidern. Die Nachbarn verlangen nicht mehr; die Verbindungen sind angeknüpft, man macht sich gegenseitig Besuche, man vereinigt sich in Abendgesellschaften, man musicirt, arrangirt die Spieltische; die intimste Freundin der Baronin langt aus Wien an, und zur Feier ihrer Ankunft wird ein kleiner Ball veranstaltet. Bald wird die Gesellschaft zahlreicher; man sieht auf dem Lande die Wiedergeburt der schönsten Zeit des vergangenen Winters. — Wollte Herr von Milchhofer jezt abreisen, man würde sich vielleicht nicht sehr anstrengen, ihn zurückzuhalten; allein er hat versprochen zu bleiben, und Herr von Milchhofer ist der Mann, der sein Wort hält. — Mittlerweile läßt die Baronin die neuesten und glänzendsten Moden aus Wien kommen; zugleich langen noch mehr Freundinnen an mit fünf bis sechs Koffers, mit Schachteln voll Hüten und Kleidern. Das Landleben schließt ja die Eleganz keineswegs aus, und der gute Ton erfordert, daß man dreimal des Tags Toilette macht, wie in der Stadt. Allein die eleganten Promenaden, der glänzende Putz, jeden Abend ein kleiner Ball, das ist doch im Grunde gar zu einförmig; damit dem ländlichen Leben gar nichts fehle, muß man auch Komödie spielen. Freilich die Caroline Müller, die bei dergleichen in der Stadt aushilft, ist nicht herbei zu zaubern, man muß sich ohne sie behelfen. Man verschreibt aus dem nahen Linz einen Architekten und einen Decorationsmaler, die Costüme werden in Wien selbst verfertigt; die Coulisseniutriguen nehmen ihren Anfang ganz wie auf einem großen Theater. — Gibt es etwas Reizenderes als ein Theater auf dem Lande? Man lernt seine Rolle, während man in den langen Alleen promenirt, man wiederholt eine Liebesscene in einer Laube — es ist himmlisch! Bei der Aufführung besteht das Publikum aus den Bewohnern der umliegenden Städtchen und Landhäuser; nichts aber ist geeigneter, der Eitelkeit eines Theaterdilettanten zu schmeicheln, als der naive Beifall eines Kleinstädters.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 40.

Mittwoch, 6. November 1839.

[645]

24 Holzschnitte zu Schiller's Werken.

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Holzschnitte

zur Taschen-Ausgabe von

Schiller's Werken in zwöf Bänden.

Dritte Lieferung:

Graf Eberhard der Greiner. — Don Carlos. — Wallensteins Tod. — Der Parasit. — Das Mädchen aus der Fremde. — Der Taucher. — Warbeck. — Schiller.

Preis 15 kr. oder 4 Gr.

Der Beifall, dessen sich unsere neueste Ausgabe von

Schiller's sämmtlichen Werken in 12 Bänden, Taschen-Ausgabe,

zu erfreuen hat, veranlaßte uns zu dieser Reihenfolge von 24 Holzschnitten im Format derselben, und besonders für diese gefertigt.

In Wohlfeilheit des Preises schließt sich die Illustration dieser Ausgabe selbst vollkommen an.

Die 24 Holzschnitte werden zusammen nur 1 fl. oder 16 Gr. kosten.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[611]

James' Romane.

Billigste Taschen-Ausgabe.

In gleicher Ausstattung, wie unsere viel verbreitete Taschen-Ausgabe von E. L. Bulwer's Romanen, und von den gleichen HH. Herausgebern, erscheint bei uns eine deutsche Bearbeitung der Romane von James, einem Landsmanne Bulwers, der neben diesem eine der bedeutendsten Stellen unter den jetzt lebenden Romanendichtern Englands einnimmt.

Unter dem Titel:

G. P. R. James' Romane, in deutschen Uebertragungen herausgeg. von Fr. Notter und G. Pfizer. 16. geb. Stuttg., Metzler'sche Buchhlg.

sollen hier die 6 ausgezeichneten Romane: der Zigeuner, der Hugenotte, Attila, Darnley, Richelieu, und die Tage Heinrichs IV. gegeben werden. Jeder Roman wird 6 bis 8 Bändchen umfassen, und ungefähr jeden Monat sollen 2 Bändchen erscheinen. Der Subscriptionspreis für jedes Bdchn. ist auf nur:

12 kr. rhein. oder 3 Gr.

bestimmt. Bereits erschienen sind:

Der Zigeuner. In 6 Bändchen 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Der Hugenotte. 1stes bis 3tes Bändchen.

In der bei Kollmann in Leipzig erscheinenden deutschen Uebersetzung, welche von den bis jetzt vorhandenen bisher die wohlfeilste war, ist der Preis jedes Romans 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 8 gr. Die Vergleichung dieses Preises der Leipziger mit dem Preise des „Zigeuner“ in vorliegender Ausgabe wird genügen, um darzuthun, daß unsere Ausgabe in der That die billigste ist. — Die fertigen 9 Bändchen sind vorräthig und Subscriptionen werden angenommen in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und der österreichischen Monarchie.

[651] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat September 1839.

Größere Aufsätze.

Abenteuer in Sardinien. — Buchhandel und Literatur in Frankreich. — Der Feldzug der Engländer gegen Afghanistan: Rüstung; Unterwerfung der Amirs von Sind; Marsch gegen Candahar. — Aus Baron Korfs Erinnerungen von Persien: der Weg von Wladikaukas nach Tiflis; Aufenthalt in Tiflis; Reise von Tiflis nach Tebris. — Die Ureinwohner von Madagascar. — Bruchstücke aus Marryatts Diary in Amerika. — Weinbau in Südrußland. — Fort und Dorf St. George d'Elmina mit ihren Umgebungen auf Afrika's Goldküste. Zweiter Artikel. — Wilbrahams Reise in Persien und im Kaukasus im J. 1837: der persische Hof; persische Finanzen; Verarmung. — Der Fall eines chinesischen ersten Ministers. — Biographie des Thierbändigers Van Amburgh. — Das Tournier zu Eglington I.; II.; III. — Streifereien durch die Volsker-, Aequer- und Hernikergebirge im Mai 1839. — Die Naturforscherversammlung in Birmingham; aphoristische Bemerkungen aus ihren Verhandlungen: mathematische und physikalische Section. Chemische und mineralogische Section. Statistische Section. Botanische und zoologische Section. Geologische Section. Mechanische Section. — Ueber Corsika als Aufenthaltsort für Kranke. — Die Anlehen der Amerikaner in Europa. — Der französische und englische Handel in Peru. — Die Abgeschiedenheit des Engländers. — Dampfschifffahrt nach Indien ums Cap der guten Hoffnung. — Das Gistthal in Java. — Albanien und die Albanesen. (Mit einer Karte.) — Eine jüdische Hochzeit in Smyrna. — Der Friedhof in Bologna. — Auszug aus dem Sittenbuche Englands: die Tataren in England; die Empfehlungsbriefe. — Eine Fernsicht in der Brianza.

Chronik der Reisen.

Reisen in der Bretagne: Penmarch und Quimper. — Die Fahrten der Schiffe Adventure und Beagle. Erste Abtheilung. Zweite Abtheilung. — Salerno und Pästum.

Kleinere Mittheilungen.

Sage von ehemaligen Thieren in Wales. — Erprobung des Fourier'schen Systems. — Schnelligkeit der Locomotiven durch große Räder vermehrt. — Statistisches über Frankreich. — Trockenheit im südlichen Frankreich. — Der Markt zu Hardwar. — Unnationalität der Amerikaner. — Der Reisende Dussumier. — Herstellung von Raphaels Fresken in Rom. — Arabeskensammlung Raphaels. — Die persischen Truppen. — Ertrag der uralischen Bergwerke in den Jahren 1831—35. — Maschine zum Mähen. — Merkwürdiges Meßinstrument. — Starker Sternschnuppenfall. — Cerographie. — Ueber die Bewegungen der Gletscher. — Wissenschaftliche Commission für Algier. — Tunnel durch die Graubündner Alpen. — Die Bewohner von Sault St. Marie. — Mammuthzähne bei der Stadt Schtschigrow aufgefunden. — Neuer Apparat bei Beinbrüchen. — Niederer Stand der Seine. — Neue Gold- und Silbergruben in Sibirien. — Bevölkerung der Bagnos in Frankreich. — Mittel gegen die Hundswuth. — Der Tabak in England. — Unterdrückung des Opiumhandels in Siam. — Unfälle französischer Schiffe an der Nordwestküste. — Das Linienschiff Friedland. — Hoher Preis des Champagners. — Van Amburghs Engagement in Petersburg. — Der Troubadour de Born. — Correspondenz der ehemaligen französischen Liga mit Spanien. — Preis für die beste französische Geschichte. — Ungeheure römische Vase. — Fluthbeobachtungen in Frankreich. Vandalismus in Frankreich. — Landschildkröte im Jardin des Plantes. — Vertheilung der Kunstdenkmäler an die Departements in Frankreich. — Ansichten der Türkei. — Die Bronzethüren an der Madelainekirche. — Die mineralogische Galerie im Jardin des Plantes. — Signalinstrument für Dampfboote.

Inhalt des Literaturblatts.

Französisches Conversationslexikon. — Cheveley oder der Mann von Ehre. — Die literarischen Löwen in England. — Die sieben Saiten der Leyer. Von George Sand. — Kleinrussische Volkslieder. — Ein Tag des Dichters Lamartine. — Lied. Von Th. Moore. — Freie und Sklaven. Historische Tragödie in fünf Akten. Von William Ball. — Traum einer griechischen Jungfrau von den seligen Inseln. — Der Cardinal Richelieu. Aus Alfred de Vigny's Cinq-Mars. — Hymnus einer delphischen Jungfrau. Am Grabe ihrer Mutter. Nach Th. Moore.

---

[633] In der Liter.-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Annalen
der
protestantischen Kirche
im
Königreich Bayern.

Von

Karl Fuchs,
Dr. der Theologie, Oberconsistorialrath ꝛc.

Erstes Heft.

8. geheftet 1 fl. 36 kr. rhein. oder 1 Rthlr.

Der Verfasser gibt als Zweck dieses Unternehmens an: das noch bei vielen schlummernde Interesse an den Verhältnissen der Kirche, der sie angehören, durch treue Darstellung des Bestehenden zu wecken und zu beleben. Diese Aufgabe auf gründliche Weise zu lösen war dem Verfasser durch seine Stellung und die ihm dadurch berufsmäßig zustehende Einsicht in die Acten seiner Kirche vor allen Andern möglich.

Das vorliegende Heft behandelt folgende Gegenstände: 1. Das theologische Ephorat, dessen Instruktion. 2. Die Konsistorial-Bezirke. 3. Der protestantische Hofgottesdienst in Athen. 4. Die vereinigte protestantische Kirche in dem bayerischen Rheinlande. a) Einleitung und Vollziehung der Kirchen-Vereinigung. b) Die Bekenntnißschriften. c) Der Katechismus. d) Die Presbyterien. e) Die Diöcesan-Synoden. f) Die Amtstracht. 5. Der Katechismus der evangelisch-lutherischen Kirche. 6. Die protestantische Pfarrei in München, Oberallershausen, Kemmoden, Fildlichen. 7. Nekrolog.

---

[629]

Faust,

ein dramatisches Gedicht in 3 Abtheilungen

von

F. Marlow.

8. broch. Preis 1 Rthlr. 6 Gr.

Unter vorstehendem Titel erschien so eben in meinem Verlage ein neues Erzeugniß des Verfassers der „Dichter Nachtwege.“ — Dem unbefangenen Beurtheiler wird die durchaus eigenthümliche Gestaltung nicht entgehen, welche hier ein geistvoller und

strebsamer Dichter einem seit Jahrhunderten dem deutschen Gemüth innigst angehörigen Stoff zu verleihen gewußt. Als Beweis dafür können die Abschnitte selbst gelten, in welche der Verfasser sein Gedicht sachgemäß zerlegte: Natur, Leben, Kunst; eine Gliederung, woraus die Aufgabe, die der Verfasser sich stellte, deutlich erhellt; insofern nämlich hier die Nachtseite der Natur und Poesie selbst es ist, welche die Verlockung, Schuld, Sünde und Verdammniß gebiert, wo ein aber auch zugleich die Erlösung des grübelnden, zweifelnden, schuldbeladenen Helden bedingt ist. Daß in einem Gedichte, welches zum Theil auf moderne Interessen einzugehen hatte, auch der Ironie ein weites Feld gelassen werden mußte, ließ sich erwarten, so wie andererseits auch dem deutschen Humor sein Recht geschieht, in der barocken Figur von Fausts Diener: Caspar, der als dueleol-bedeutsamer Charakter der deutschen Volksthümlichkeit längst befreundet ist.

Leipzig, Okt. 1839.

L. H. Bösenberg.

---

[626] So eben erschienen und wurden an alle Buchhandlungen versandt:

Hallup der Schwimmer.

Novelle

von

Ludwig Bechstein.

In eleganter Ausstattung. Preis 1 Rthlr. 16 Gr.

Der abtrünnige Bourbon.

Geschichtlicher Roman

von

H. E. R. Belani.

3 Bände in eleganter Ausstattung.
Preis 4 Rthlr. 12 Gr.

Tycho de Brahe.

Historischer Roman

von

Amalie Schoppe, geb. Weise.

2 Bände in eleganter Ausstattung.
Preis 3 Rthlr. 4 Gr.

Leipzig, den 6. Oktober 1839.

Aug. Taubert's Buchhandlung.

---

[576] **Für Leihbibliotheken und Lese-Vereine.**

Novellen

von

A. Freiherrn v. Sternberg.

5 Bände.

8. Velinpap. Preis 15 fl. 48 kr. oder 9 Rthlr. 12 Gr.

Inhalt und Preis der einzelnen Theile:

1r Theil: **Die Zerrissenen.** 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr.
2e Theil: **Eduard.** Fortsetzung der Zerrissenen. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.
3r Theil: **Lessing.** 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 Gr.
4r Theil 1ste Abthl.: **Waldgespenst. Die Doppelgängerin. Der fliehende Holländer. Voltaire in Ferney. Das Grab des armen Andrey. Die Jesuitenschüler.** 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 Gr.
4r Theil 2te Abthl.: **Die Schlacht bei Leipzig. Eine Gespenstergeschichte aus alter Zeit. Die letzte Rose des Kallenfels. Copernicus. Der Herr von Mondschein.** 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 Gr.
5r Theil: **Molière.** Ein Seitenstück zu Lessing. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Ferner sind in unserm Verlag von demselben Verfasser erschienen:

Galathee.

Ein Roman.

8. Velinpap. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Dies ist ein angreifendes psychologisches Gemälde aus dem Kreise der höhern Stände. Ein edles, aber durch innern Zwiespalt und Irrungen zerrissenes Gemüth sucht Beruhigung und Einheit in einer Religionsveränderung. Es setzt sich dadurch um sein ganzes Lebensglück gebracht, findet aber zugleich in dem neuen, mit Inbrunst festgehaltenen Glauben Ruhe und Versöhnung. Die Personen und der Ort der Handlung gehören einem süddeutschen Hofe an.

Schiffersagen.

2 Theile. 8. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Der arme Thomas oder die versunkene Stadt. Die rothe Perle. Meerlilie. Der Wetterbeschwörer. Klabautermann. Die Seelen der Ertrunkenen. Scylla, ein antikes Schiffermährchen. Das Mährchen von der verliebten Auster. Das Abenteuer mit den drei Fischen.

Palmyra

oder

Tagebuch eines Papagai's.

8. Velinpapier. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Mit vorzüglichem Glück weiß der Herr Verfasser das Phantastische als Spiegel der wirklichen Welt zu gebrauchen. So knüpft sich im vorliegenden Romane an die Erlebnisse eines weltweisen Vogels eine Menge der lebendigsten menschlichen Situationen, und aus einem freien Phantasiespiele entwickelt sich das schönste humoristische Bild der socialen und literarischen Verhältnisse der neuesten Zeit.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[627] **Preis-Ermäßigung des Calderon, von Gries.**

Eine in Stuttgart beabsichtigte Ausgabe des Calderon (ohne Angabe des Uebersetzers!) veranlaßt uns, die in unserm Verlage erschienene, allgemein als vortrefflich anerkannte Uebersetzung der

Schauspiele Calderons, von Gries,

7 Bände in gr. 8., auf Englischem Druckpapier, welche im Ladenpreis 17 Thlr. kostet, auf 6 Thlr. herabzusetzen.

(Die Bände 4 bis 7 erlassen wir zur Completirung unvollständiger Exemplare einzeln à 1 Thlr.)

Zugleich zeigen wir ergebenst an, daß von dieser Uebersetzung binnen Kurzem eine

wohlfeile Ausgabe in Taschenformat,
wie Schiller,
mit dem Bildnisse Calderons,

erscheinen wird, welche, zur Erleichterung der Anschaffung, bandweise, in mäßigen Zwischenräumen ausgege-

ben werden soll. — Ausführliche Ankündigungen und Druckproben werden ehestens in allen Buchhandlungen zu haben seyn.

Bei der hohen Meisterschaft, mit welcher der berühmte Uebersetzer des Torq. Tasso und Ariost den großen spanischen Dichter in unserer Muttersprache wiederzugeben wußte, werden die Verehrer desselben sich wohl nicht versucht fühlen, der oben erwähnten Stuttgarter Ausgabe den Vorzug zu geben, bei deren vorläufiger Ankündigung nicht einmal der Name des Uebersetzers genannt wurde! — Wir sehen daher einer recht günstigen Aufnahme unserer Ausgabe, die sich auch durch elegante äußere Ausstattung empfehlen wird, mit vollem Vertrauen entgegen.

☞ Bestellungen auf die Großoktav-Ausgabe beliebe man baldigst zu machen, da der Vorrath completter Exemplare nur noch gering ist, und eine neue Ausgabe in diesem Format so bald nicht veranstaltet werden dürfte.

Nicolai'sche Buchhandlung in Berlin.

---

[535] Bei J. Engelmann in Heidelberg ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1840. Unter den sieben schönen Stahlstichen das vortrefflich gestochene, sehr ähnliche Porträt des Herausgebers Dr. A. Schreiber. Mit Erzählungen von dem Herausgeber, Curio, Lina Reinhardt, Bernd von Guseck, A. von Schonen rc.

Auch sind noch Exemplare von den frühern Jahrgängen um die beigesetzten Preise zu haben:

Die Jahrgänge 1828 — 1831 zu 3 Thlr.
„ „ 1832 — 1834 „ 3 „
„ „ 1835 — 1837 „ 4 „
„ „ 1824 — 1838 (also 15 Jahrgänge zu 10 Thlr. 16 Gr.
„ „ 1828 — 1838 zu 9 Thlr.

NB. Es werden aber zu diesen herabgesetzten Preisen die so zusammengestellte Jahrgänge nicht getrennt.

---

[612] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schutz und Wehr
gegen
Unglücksfälle
oder die
Sicherheits- und Rettungsmittel in den Gefahren des Lebens zu Land und Wasser.
Ein Lesebuch für Schule und Haus.
Von
Johann Heinrich Moritz v. Poppe.

gr. 8. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Nur zu oft hört und liest man von plötzlichen Unglücksfällen, die sich an jedem, nur etwas größern Orte fast alle Jahre ereignen, und von dem Jammer, den solche Unglücksfälle über brave Familien verbreitet haben. Sollte daher nicht jeder Beitrag zur Verminderung solcher Unglücksfälle, jedes Schutzmittel gegen dieselben die ehrenvollste Anerkennung, die dankbarste Aufnahme finden?

Und doch hätten die meisten Unglücksfälle durch Vorsicht, kluge Maßregeln und mancherlei Schutzmittel verhütet, ja oft hätten Menschen aus schon eingetretener Gefahr herausgerissen werden können! Auf welche Art man im Stande gewesen wäre, dieß Alles ins Werk zu richten und wie viel Unglück man überhaupt auf Erden zu verhüten vermöchte, das lehrt gegenwärtiges Buch.

Wenn es als Lesebuch in Schulen eingeführt würde, so erhielte die Jugend eine vollständige Uebersicht von allen möglichen plötzlichen Lebensgefahren und Unglücksfällen, denen der Mensch bei seinen täglichen Beschäftigungen, selbst bei seinen Vergnügungen ausgesetzt seyn kann, nebst Belehrungen, wie diesen Gefahren auszuweichen wäre und wie der Mensch sich aus schon eingetretenen Gefahren zu retten vermöchte. Als Haus- und Lesebuch für Familien würde es, wenn man sich nach und nach den Inhalt desselben einprägte, oder wenn man es bei irgend einer drohenden Gefahr zu Rathe zöge, gewiß großen Nutzen stiften.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[525] Bei L. Schreck in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die neuesten Erfahrungen in der Anwendung und Heilkraft des

Kalten Wassers,

bei mehr als 100 Krankheiten, besonders bei den Masern, Blattern, Scharlachfieber rc.

Mit einer getreuen Darstellung der Gräfenberger und der in Sachsen befindlichen Wasserheilanstalten.

Von einem K. Preuß. Oberamtarzte a. D.

8. Velinpap. broch. 12 Gr.

---

[646] Im Verlag von Ebner u. Seubert in Stuttgart ist so eben erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Deutsche Ahnen
in
Romanzen aus Geschichte und Sage
von
Georg Rapp.

In Umschlag geheftet. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Der Herr Verfasser führt uns die Herrlichkeit unserer Väter in dichterischen Bildern vor, und zeigt uns den Geist ihrer Zeit in Sagen, deren wenigste bisher im weiteren Kreise bekannt wurden. Form und Gegenstand dieser Dichtungen werden dem Freunde der Poesie und des Vaterlandes willkommen seyn, sie werden ihm in Kunstgenuß reiche Lust am Vaterlande bieten.

---

[622] **Belletristik,**

welche im Jahr 1839 bei Carl Focke in Leipzig erschienen und in allen guten Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben ist:

Gehe (Eduard), vier historische Novellen. Eleg. broch. à $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Dessen, Reisebilder. Eleg. broch. à 1 Thlr.

Wachsmann (C. v.), Erzählungen und Novellen. 10r bis 12r (N. F. 4r bis 6r) Band. à $5\frac{1}{2}$ Thlr.

Dessen, Lilien. Taschenbuch historisch-romantischer Erzählungen für 1840. (3ter Jahrg.) Prachtvoll geb. à $2\frac{1}{3}$ Thlr.

№ 267.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 7. November 1839.

J'ai fait, jusqu'au moment qui me plonge au cercueil,
Gémir l'humanité du poids de mon orgueil. —
Ce moment m'a couvert d'une honte éternelle.

Voltaire.

Voltaires lezte Tage.

Die Freunde des Voltairismus haben behauptet und behaupten noch, die lezten Tage und Stunden ihres Helden seyen der Triumph seines dem Christenthum abgewendeten Lebens gewesen; er habe in ihnen und durch sie recht bewiesen, daß er bis an's Ende ein Philosoph geblieben sey. Diese Unwahrheit haben wahrscheinlich dieselben Freunde und Freundinnen ausgesprengt, die 1778 alles Mögliche thaten, um den fünf-und-achtzigjährigen Voltaire von Ferney nach Paris zu bringen. Daran war besonders Madame Denis, seine Nichte, schuld, die sich in Ferney sehr langweilte und nach der anmuthigen französischen Hauptstadt zurücksehnte. Der berühmte Arzt Tronchin in Paris war bekanntlich Voltaires alter Freund und stand ihm in den lezten Tagen und Augenblicken getreulich bei; hören wir, was er in zwei erst ganz neuerdings bekannt gewordenen Briefen an den Arzt Tissot in Lausanne und an Bonnet in Genf über Voltaires lezte Tage geschrieben hat.

„Voltaire hat Hallern nur wenige Monate überlebt. Er war am 5ten Februar 1778 von Ferney abgereist, um in Paris den Triumph zu genießen, den ihm da seine Bewunderer bereitet hatten. In seinem kindischen Greisenalter von allen enfans perdus der Literatur belagert, umgeben von einer Menge Schmeichler, denen Alles daran lag, sein Urtheil und seine gesunde Vernunft irre zu führen, betäubt von Enthusiasmus, bemerkte er nicht, wie man auf seine Gesundheit, auf sein Leben und auf seine Seele einstürmte. Der Hof aber nahm an diesen Ovationen nicht den geringsten Theil, was Voltaire außerordentlich schmerzte und ihn sehr nachdenklich über die Intriguen machte, wodurch man ihn nach Paris gezogen. Den Tag, wo er in der Comédie française mit unglaublichem, fast rasendem Beifall empfangen worden war, sagte er beim Nachhausekommen zu mir: „Ach, Sie kennen die Franzosen noch nicht; sie haben dasselbe für Jean-Jacques gethan, ihn aber doch hernach verwiesen." Madame Denis und die andern Schranzen an Voltaires Hof waren entschlossen, ihn in Paris festzuhalten, um da, es koste was es wolle, den Wiederschein des Ruhms zu genießen, der auf seine Umgebungen fiel. Umsonst versuchte man es, auch mich in die Verschwörung zu ziehen. Im Gegentheil sagte ich einmal zu ihm: „Ich gäbe hundert Louisdor darum, wenn Sie noch in Ferney wären. Sie sind zu verständig, um nicht einzusehen, daß man eine vier-und-achtzigjährige Eiche nicht verpflanzen kann, ohne daß sie verkummert und stirbt. Reisen sie schnell ab; ich habe einen vortrefflichen Schlafwagen, der Ihnen zu Diensten steht." — „Kann ich denn die Reise vertragen?" — „Ja, ich stehe mit meinem Kopf dafür." Hierauf

ergriff Voltaire meine Hand, weinte heftig und sagte gerührt: „Ach, mein lieber Freund, Sie geben mir das Leben wieder." Dies half aber Alles nichts, denn der Greis war Sklave seiner Umgebungen, die ihn wider seinen Willen zurückhielten.

In einem späteren Briefe an Bonnet vom 20sten Junius 1778, gleich nach Voltaires Tod, heißt es: „Lieber Freund, wenn meine Grundsätze befestigt zu werden brauchten, so würden sie jezt zum gordischen Knoten werden, seitdem ich Voltairen unter meinen Augen habe verkümmern, mit dem Tode kämpfen und sterben sehen. Wenn ich den Tod eines guten Menschen (homme de bien) mit Voltaires Tod vergleiche, so kommt mir jener wie das Ende eines schönen Tages, dieser wie ein Sturm vor; dort die Seelenruhe und Heiterkeit eines Weisen, der zu leben aufhört, hier die furchtbare Qual desjenigen, dem der Tod das größte und furchtbarste der Schrecken ist. Gott sey Dank, ich brauchte diesen Anblick nicht; aber doch forte olim meminisse juvabit. — Dieser Mann war also bestimmt, unter meinen Händen zu sterben. Ich habe ihm immer die Wahrheit gesagt, aber leider war ich darin der Einzige, denn alle Andern haben ihn getäuscht. „Ja, lieber Freund," sagte er mehrmals zu mir, „Sie sind der Einzige, der mir immer guten Rath gegeben hat; wäre ich Ihnen gefolgt, so wäre ich nicht in meinem jetzigen schrecklichen Zustand, ich wäre nach Ferney zurückgekehrt, ich hätte mich nicht in dem Dunst berauscht, der mir den Kopf ganz irre gemacht hat; ja ich habe nur Dampf eingeschluckt, und Sie können mir nicht helfen. Schicken Sie mir den Irrenarzt. Welch böses Geschick hat mich wieder nach Paris gebracht! Sie sagten mir es ja gleich bei meiner Ankunft, daß man eine alte Eiche von 84 Jahren nicht verpflanzen könne, und Sie sagten die Wahrheit. Warum habe ich Ihnen nicht geglaubt? Und als ich Ihnen versprach, in Ihrem Schlafwagen wieder abzureisen, warum bin ich nicht gleich fort? Haben Sie Mitleiden mit mir, ich bin ganz irre." — Er sollte zwei Tage nach seiner närrischen Krönung in der comédie française abreisen; am folgenden Morgen kam eine Deputation der französischen Akademie, die ihn beschwor, sie vor der Abreise noch mit seiner Gegenwart zu beehren. Er fuhr nach Tisch hin, und da ernannte ihn die Compagnie einstimmig zu ihrem Direktor. Er nahm diese Stelle an, die immer drei Monate dauert. Er verpflichtete sich also von Neuem fur drei Monate und vergaß ganz sein mir gegebenes Versprechen. Von diesem Augenblick an bis zu seinem Tod war sein Leben nichts als ein Orkan von Thorheiten. Er selbst schämte sich darüber. So oft er mich sah, bat er mich deßhalb um Verzeihung, drückte mir die Hände und bat mich, ihn nicht zu verlassen, besonders weil er neue Anstrengungen machen müsse, um der ihm von der Akademie erwiesenen Ehre zu entsprechen. Er sollte besonders an einem neuen Wörterbuche arbeiten wie das der Crusca. Die Redaktion dieses Wörterbuchs war sein lezter herrschender Gedanke, seine lezte Leidenschaft. Er hatte den Buchstaben A übernommen und die andern 24 an eben so viele Akademiker vertheilt. Einige hatten sich nur ungern dazu verstanden, worüber sich der alte Voltaire sehr ärgerte und dabei sagte: „Es sind Faullenzer und Nichtsthuer, die nur daran gewöhnt sind, im Müssiggang fortzuschlendern; aber ich will sie schon vorwärts treiben." Von nun an nahm er zwischen zwei Sitzungen der Akademie auf's Gerathewohl eine Menge Reizmittel und beging eine Menge Thorheiten, die seinen Tod beschleunigt haben. Ich denke nur mit Schaudern an sein Sterben. So wie er sah, daß alle zur Vermehrung seiner Kräfte angewendeten Mittel ihn dem Tod nur näher brachten, stand ihm dieser immer vor den Augen. Von diesem Augenblick an bemächtigten sich Wuth und Verzweiflung seines Gemüths; wie Orestes wurde er von ihnen gepeinigt. Furiis agitatus obiit."

So war Voltaires Tod ein treues Gegenbild seines Lebens; er starb nicht als ein starker Weiser, der keinen Trost der Religion zu bedürfen glaubt, sondern als ein verzweifelnder Wüthender, der sich in Verzuckungen an die Erde ankrallt, die er durchaus nicht lassen will.

Seltsamkeiten ungewöhnlicher Menschen, vom Pariser Horizont aus betrachtet.

(Fortsetzung.)

Die Vorliebe des Feuilletonisten Jules Janin für die Schlafmützen ist literarhistorisch geworden. Man trifft den berühmten Kritiker selten ohne diese spießbürgerliche Kopfbedeckung, welche durch ihn einigermaßen zu Ehren gebracht und von den bösen Nebenbegriffen gereinigt worden ist. Selbst wenn Jules Janin seinen kostbaren seidenen Schlafrock mit goldenen Quasten an hat, schmückt die treue Schlafmütze seine von schwarzen Haaren umdunkelte Stirn. — Der bekannte Seeromanschreiber Eugène Sue hat die eingewurzelte Manie, immer im Dunkeln zu seyn und nichts zu essen, wenigstens wenn Leute dabei sind. Alle seine Fenster sind mit gepolsterten Läden dicht verschlossen; kaum läßt ein kleines Guckfensterchen mit bemalten Scheiben einen schwachen Lichtschimmer in's Gemach dringen. Aus Haß gegen das Tageslicht hat der Verfasser von Atbargull die Tagesordnung umgekehrt und macht buchstäblich aus Tag Nacht und aus Nacht Tag; er steht auf, wenn man in Paris zu Mittag

speist, und legt sich zu Bett, wenn die andern Leute aufwachen. Eugène Sue sieht die Sonne nur, wenn er auf dem Lande lebt. Viele von seinen Bekannten halten diese Sonderbarkeiten für bloße Koketterie, um in den Ruf eines Originals zu kommen. Aber wahr ist es, Niemand hat je gesehen, daß der Verfasser von Plick und Plock nur so viel als ein Kanarienvogel gegessen; wie er es zu Hause hält, ist ein Geheimniß seines Kammerdieners oder seiner Haushälterin; so viel ist aber gewiß, daß Monsieur Eugène Sue sehr frisch und gesund aussieht.

Fourier, der berühmte Ideolog, welcher vorausgesagt hat, daß vor Ablauf von vierhundert Jahren der salzige Ocean ein süßes Limonadenmeer seyn und der Mensch einen Schwanz wie die Affen, mit einem Auge am Schwanzende, haben werde, was gar nicht so übel seyn müßte — Fourier, sage ich, hatte die Gewohnheit, in einem fort zu kauen, d. h. die Kinnbacken zu bewegen, worüber er frühzeitig alle Zähne eingebüßt; man konnte ihm auch sonst noch einige Schwächen zur Last legen, welche hier nicht weiter erwähnt werden sollen und hinlänglich durch seinen tiefen, umfassenden Geist und seine große Herzensgüte aufgewogen wurden.

Lamennais hat nur einen braunen, ziemlich alten Oberrock. Seit einer langen Reihe von Jahren trägt er immer dieselbe Farbe, wir können nicht bestimmt versichern, ob auch denselben Rock, wie scharfe Beobachter muthmaßen, indem sie sich auf folgende Thatsachen berufen. Im Jahr 1833, wo Lamennais zum ersten Mal nach seinem Landsitz, la Chenaye, bei Dol in der Umgegend von Saint-Malo auswanderte, fing er an stark zu werden. Der braune Oberrock wollte sich nicht mehr zuknöpfen lassen, und man sah in den beiden untersten Knopflöchern zwei kleine Schnüre zum Vorschein kommen, welche, um die Knöpfe geschlungen, dem Unterleib gestatteten, sich nach Bequemlichkeit auszudehnen, ohne die Nähte des Rockes zu sprengen. Allmählig wurden diese Schnüre immer länger, und man sah zuletzt gar die weiße Linie seiner Weste zwischen den beiden Aufschlägen durchschimmern, welche nicht mehr zusammengehen wollten. Die Schnüre hatten jezt ihre größte Weite erlangt. Bald wurde der Oberrock wieder enger, und die ganz allmählig verkürzten Schnüre blieben am Ende ganz weg. Die Knopflöcher konnten ihren alten Dienst wieder versehen, und gegenwärtig ist Herr v. Lamennais mager, wie gewöhnlich. Alle, welche ihm damals befreundet waren, erinnern sich ganz gut jener Krisis vorübergehender Wohlbeleibtheit, die der Verfasser der „Worte eines Gläubigen" um die erwähnte Zeit bestanden. Der Bauch, die Schnüre, die Perspektive seiner weißen Weste sind verschwunden; allein der braune Oberrock ist geblieben, und ein herrliches Miniaturgemälde, welches Madame Mirbel unlängst ausgeführt, zeigt uns, daß Lamennais noch immer seinem alten Anzuge treu ist, der für ihn eine Art Uniform geworden. Lamennais ist eine höchst charakteristische Gestalt und ein treuer Spiegel des Landes und Volks, welches ihn geboren, ein echter Sohn der alten Bretagne. So wie wir seine Heimath betreten, begegnet uns ein unfreundliches, unstetes Klima, die Berge mit rauhen Wäldern bedeckt, die Küsten von Winden und Nebeln geplagt, der lange Winter allen Schmucks grünen Lebens entkleidet. Der Mensch, in ein solches Land gestellt, muß werden wie die Dinge um ihn, ein Spiegel seiner Welt. Das ewige Bild der Vergänglichkeit und des Todes läßt ihn nicht heiter durch das Leben hüpfen und im ewigen Spiele sein Daseyn vertändeln, wie den Südfranzosen und den Bewohner des nördlichen Frankreichs, welcher sich mit bewundernswürdiger Leichtigkeit in gemäßigtem Klima ein künstliches Leben und fast eine südliche Natur geschaffen hat. Der Bretagner dagegen, mit einem ernstern und tiefern Gemüthe als seine übrigen Landsleute, sucht in demselben Ersatz für das Gestaltlose seines Lebens und seiner Natur; da er so wenig Leben um sich sieht, muß er es in sich suchen, er muß denken und grübeln. Glaube und Aberglaube, Poesie und Schwärmerei müssen tief bei ihm gehen. Sein Leib gewinnt nicht die Schnellkraft des Südens, noch den geschliffenen Glanz und die Hurtigkeit des französischen Nordens. Tiefsinn, aber auch Trübsinn, Unbehülflichkeit des Leibes, Rauhheit des Sinnes und unfreundliche Absonderung sind oft sein Loos; Leichtigkeit und Abglättung des Aeußern glückt ihm am schwersten und fast nie. Der Gestalt Lamennais fehlt alles Einschmeichelnde und Glatte, alles Süße, Affektirte und Erkünstelte; sie hat nichts Lockendes für broote Augen, nichts Einnehmendes für schöne Beichtkinder. Aus seiner zuversichtlichen, keineswegs dünkelhaften Haltung, aus seinem schüchternen, jedoch nicht gezwungenen Anstande, aus dem ganzen Manne spricht etwas Edles, Ruhiges, Energisches, Bestimmtes, fast etwas Stolzes, genug, eine Eigenthümlichkeit, welche uns selbst dann noch einen hohen Grad von Achtung einflößen würde, wenn wir Lamennais mit George Sand in Einer Stube arbeitend träfen, und zwar Leztere Cigarren rauchend.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Oktober.

Stadt und Umgegend.

Der Fremde, welcher, von Darmstadt herkommend, sich unserer Stadt nähert, und sie von den in Südosten sie begrenzenden Hügeln überblickt, genießt eines freundlichen Anblicks. Da liegt sie vor ihm malerisch ausgebreitet, die schöne

Mainthalebene, von dem belebten Flusse durchzogen, mit Landhäusern, Dörfern und Maierhöfen bedeckt, von fruchtbarem Gelände, frischen Baumgruppen und umhegten Gärten durchschnitten, und von dem ragenden Taunus im Westen begrenzt. Die Gegend ist nicht großartig, nicht romantisch, nicht durch einen originellen Charakter überraschend, wohl aber lieblich und heiter. Man möchte sie einer artigen, anspruchlosen, sonntäglich aufgeputzten Schönen aus dem Bürgerstande vergleichen. Die Stadt selber hat aus der Ferne ein alterthümliches Ansehen, dessen Totaleindruck aber durch dazwischen gestreute neue Bauwerke unterbrochen wird. Im Innern wird Frankfurt von Jahr zu Jahr moderner, doch zerfällt es in drei verschiedenartige Hauptansichten. Die neuen Wallstraßen und die eine Art von Vorstadt bildenden Gartenhäuser sind ganz modern, elegant und blicken gar vornehm in die Welt; sie beurkunden den Reichthum ihrer Bewohner und erinnern an Diplomatie und Aristokratie. Dann folgen die Hauptstraßen der innern Stadt, deren Häuser und Paläste sich dicht aneinander drängen. Hier findet man alle Baustyle beisammen, jedoch ist der moderne vorherrschend. Die älteren Gebäude mit ihren gewaltigen Ueberhängen, ihren steilen, hohen Giebeldächern und ihrem düstern Aussehen verschwinden hier mehr und mehr oder werden wenigstens so viel als möglich erneuert und zugestuzt. Die Parterregeschoffe sind fast alle zu Läden und Bazars eingerichtet, in welchen sich in jüngster Zeit ein Luxus ausgebildet hat, der kaum noch weiter getrieben werden kann. Wenn man die Wallstraßen das Frankfurter Fauxbourg St. Germain nennen kann, so sind dagegen die Zeil, der Roßmarkt, die Neukräm, die Chaussée d'Antin. Das eigentliche alte Frankfurt, dem Pariser quartier du marais zu vergleichen, findet sich im Centrum und im südlichen Theile der Stadt und trägt noch immer die Spuren der untergegangenen mittelalterlichen und reichsstädtischen Zeit. Wie morsche, lebensmüde Greise blicken die gebückten alten Häuser in die heitere Gegenwart und scheinen sich in sie nicht mehr finden zu können. Der Samstagsberg und der alte Markt, ehedem Zeugen festlicher Züge von Fürsten, Rittern und Prälaten und von Kaiserkrönungen, werden jezt von Höckerinnen und Gemüseweibern, von markthaltenden Bauern und Sachsenhäusern eingenommen, und der große, welthistorische Brunnen auf dem Römerberg zerfällt täglich mehr. Die alten, engen, winkeligen, von den Sonnenstrahlen kaum besuchten Straßen unserer Altstadt stehen mit den oben genannten Quartieren in grellem Contraste. Die berühmte alte Judengasse ist dem gänzlichen Verfalle nahe, und man hat in diesem Jahre etwa zwanzig der am meisten baufälligen Häuser niedergerissen. Außerhalb der Stadtthore entstehen nach und nach freundliche Vorstädte. So außerordentlich viel in dem lezten Jahrzehnt gebaut worden ist, so hat doch die Bevölkerung von Frankfurt nur wenig sich gesteigert und beträgt noch etwa 50,000 Seelen, wobei die Bewohner der zu unserm Staatgebiete gehörigen Dörfer nicht begriffen sind.

(Schluß folgt.)

Wien, November.

(Schluß.)

Wiener Landleute.

So verstreichen die Monate Juli und August. Der September bringt unglücklicherweise die Jagdvergnügungen herbei. Die Herren stehen vor Tagesanbruch auf, um Wald und Gebüsch zu durchstreifen, müde und abgemattet kommen sie nach Hause, sie denken Abends an nichts mehr als an den Schlaf; Ball und Comödie leiden außerordentlich. Die Jäger schlafen ein, während sie tanzen und im Costüm agiren. Jezt gesellt sich noch das schlechte Wetter zu dieser Abnahme der ländlichen Freuden; es regnet Tagelang, der Wind wird rauh, die Blätter fallen von den Bäumen und geben das Zeichen zum Aufbruch. Jeder Tag entführt nun dem Theater eine Schauspielerin, dem Balle eine Tänzerin. Der Oktober findet auf dem Schlosse des Barons von Leichthaus nur noch den Herrn von Milchhofer mit dem Herrn und der Frau vom Hause. Die Frau Baronin möchte gern in die Stadt zurückkehren; allein sie hat ihrem Mann versprochen, bis zu Ende Novembers auf ihrer Besizung zu bleiben. So oft nämlich während des Winters der gute Baron ihr Vorstellungen wegen der großen Ausgaben gemacht, hatte sie immer schmeichelnd geantwortet: „Sechs Monate, lieber Mann, auf unserer Besizung ökonomisch zugebracht, gleichen ja Alles wieder aus." — Statt der Sparsamkeit ist jedoch die schöne Jahreszeit dem Baron theurer zu stehen gekommen, als der Winter in der Residenz. Dort ladet man Leute zum Diner, zum Concert, zum Ball; die Gastfreiheit findet nur zu gewissen Stunden statt, während man auf dem Lande seine Gäste Monate hindurch bei sich beherbergen muß. — „Da, außer dem Herrn von Milchhofer Keiner bei uns zurückgeblieben ist," sagt der Baron Leichthaus zu seiner Gattin, „so wird es uns während der zwei Monate, die wir noch hier zubringen, doch möglich werden, unsere Einnahmen wieder ein wenig mit unsern Ausgaben in's Gleichgewicht zu bringen." — Herr von Milchhofer möchte jezt auch gerne seinen Rückzug unternehmen und anderswohin sich begeben; denn er hat wirklich mehrere Einladungen in dem Genre wie von der Baronin Leichthaus erhalten; er hat auf seiner Liste ein halbes Duzend solcher Landgüter, und im Falle einer kalten Aufnahme oder eines sonstigen Striches durch die Rechnung, der ihm irgendwo passirte, wäre er keineswegs in Verlegenheit gekommen. Allein Herr von Milchhofer ist gefangen durch sein Versprechen, und er mag nun zappeln, wie er will, man hält ihn fest. Er ist höchst nothwendig, um die Langeweile der beiden Gatten zu unterbrechen, um ein tête a tête zu verhindern, welches nicht immer das zärtlichste ist; er ist verdammt, durch zwei Monate Schach und Piquet zu spielen, und den Vermittler zwischen dem Herrn Baron und der Frau Baronin zu machen. Er dringt in ihn, seine Frau zu bewegen, hier zu bleiben; sie beschwört ihn, ihrem Manne zuzureden, daß er abreise. Herr von Milchhofer muß sein ganzes Genie aufbieten, um sich in dieser Lage aufrecht zu erhalten. — Endlich, mit dem Ende Oktobers kann die arme Baronin es nicht länger aushalten; sie wird kränklich, sie hat kein Zutrauen zu den Landärzten, sie erklärt, daß man durchaus abreisen müsse, um Herrn von Raimann zu Rathe zu ziehen. Es wird eingepackt; Herrn von Milchhofer steigen die Thränen in die Augen. — Während der Reise sagt die Baronin zu ihrem Manne: „Wenn du willst, daß ich künftig wieder mit dir auf's Land fahre, so sehe zu, daß eine Eisenbahn von Wien nach unserem Schlosse kommt; früher sieht mich kein Mensch in diesem langweiligen Neste. In Zukunft werden wir ein Landhaus miethen, welches drei oder höchstens vier Stunden von der Stadt entfernt ist, damit wir wöchentlich zweimal die italienische Oper besuchen können." Herr und Frau von Leichthaus sind so eben hier angekommen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 268.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 8. November 1839.

Kaum hegt irgend umher einfachere Menschen die Erde;
Ja kaum hegt sie sie noch, es ernährt sie die schäumende Woge.
Eher verwandt ist hier dem gewaltigen Schaumelemente
Als der beackerten Scholle der Mensch. —

Platen.

Der Findling.

Ein Bild von der Westküste Jütlands.

Das Meer hat die schmale, von der dänischen Halbinsel in die Nordsee hinauslaufende Landzunge fast ganz mit Flugsand bedeckt, und der Sturm, sein Bundesgenosse, denselben weiter geführt, gleich als wollten die furchtbaren Elemente spöttisch mit dieser unfruchtbaren Gabe das Land über den Verlust trösten, den sie demselben zufügen, indem sie seine Grundvesten untergraben und es seiner fruchtbaren Striche berauben. Indessen vermochten diese wüthenden Feinde doch noch nicht, die standhaften Bewohner jener Wüste zu verdrängen; dem Meere selbst kämpfen sie einen Ersatz für den erlittenen Verlust ab, und den verderblichen Sand dämpfen sie vermittelst des Sandhafers, einer Grasart, die sich nie ersticken läßt, sondern immer oben bleibt. Durch diese Bepflanzung gewinnen die vom Sturmwind längs der ganzen Westseite Jütlands in mannigfaltigem Wechsel gebildeten Hügel und Thäler an der Küste ein waldiges Ansehen, und täuschen oft, wenn die Sonne hinter ihnen steht, den Wanderer, indem sie ihm ein trügerisches Bild von Wirklichkeit vorgaukeln; aber weiter von der Küste entfernt, im Binnenlande, finden wie nackte, weit ausgedehnte Sandberge, die, aus der Ferne gesehen, schneebedeckten Felsenkuppen gleichen, sich Jahr für Jahr weiter schieben und sich der urbaren Ebene bemächtigen, welcher die saure Mühe noch einen sparsamen Ertrag abnöthigten.

In einem dieser öden Striche bestieg ich in meiner Jugend eine mit Rispengras bewachsene Düne, um zum ersten Mal das große Weltmeer zu beschauen. Die Sonne war ihrem Untergang nahe, die See schien fließendes Feuer, die Sandberge glühende Kohlen; die Winde schlummerten, und nur das gedämpfte Brausen der Wellen erinnerte an ihren lezten Kampf mit den Stürmen. Ein trauriges Denkmal der vereinten Kraft dieser furchtbaren Elemente, ein Wrack, stand auf dem nächsten Sandriff und streckte die schwarzen Planken in die Lüfte.

Die Sonne würde über mein stummes Entzücken hinabgesunken seyn und erst das Dunkel mich aus meinen Träumereien geweckt haben, wenn nicht einige Strandbewohner mit ihren Rudern und Fischergeräthen in die Nähe meines Ruheplatzes gekommen wären. Noch ehe ich sie sah, hörte ich, während ihr Zug sich schweigend durch das enge Thal wand, das Knarren ihrer Fußtritte im Sande. Nachdem sie ihre Geräthe in dem auf trockenem Boden in einer Oeffnung der Dünen liegenden Boot geordnet hatten, vertheilten sie sich an beide Seiten, stemmten sich mit dem Rücken gegen dasselbe und schoben es in die See, nach dem Takt eines eintönigen, von

einem riesigen Fischer vorgesungenen Liedes, dessen Refrain jedoch ganz lustig klang:

„Ich schlebe, ziehe du nur weg."
„Hurrah, hurrah, hurrah!

So fiel der Chor ein oder:

„Ich trinke, du bezah'st die Zech."
„Hurrah, hurrah, hurrah!"

Die muntern Worte standen in seltsamem Kontrast mit dem tiefen Baß und der ernsten Weise, in welcher sie gesungen wurden, und mit der Andacht, welche Alle zu beseelen schien, als sie sich plötzlich umdrehten, die Hüte abzogen, niederknieten und die Stirn gegen den Bord des Fahrzeugs lehnten. Einige Augenblicke verweilten sie in dieser Stellung, aber keinen Laut hörte man von ihren Lippen. In der Stille beteten sie zu dem Beherrscher der Winde und des Meeres. — Still erhoben sie sich, schoben das Boot vollends in's Wasser, sprangen hinein und griffen zu den Rudern, deren taktmäßigen Schläge das kleine Fahrzeug über die Meeresfläche dahin bewegten. Ich folgte demselben mit den Augen, bis es in der dunkeln Ferne verschwand. Nur Einer blieb zurück, ein bejahrter Fischer, dessen rothbraune Locken das Alter noch nicht gebleicht hatte, obgleich sein breiter Rücken sich unter der Last der Jahre krümmte.

Nachdem er lange mit den Händen in den Seitentaschen den Absegelnden unbeweglich nachgeblickt hatte, kehrte er sich um, ging langsam auf mich zu und grüßte mich mit einem freundlichen „Gottes Frieden!" Ich benützte diese Gelegenheit, um einige Erkundigung über die mühsame Lebensweise dieser Leute und die an dieser Küste so häufigen Strandungen einzuziehen. Er beantwortete meine neugierigen Fragen auf's Befriedigendste und malte mir namentlich den lezten Schiffbruch, dessen traurigen Ueberreste dicht vor uns standen, so anschaulich und mit so lebhaften Farben, daß ich in meinem jugendlichen Leichtsinn Augenzeuge eines solchen fürchterlichen Schauspiels zu werden wünschte. Meine Fragen nahmen kein Ende, und als wir aufbrachen, begleitete ich ihn nach seiner Wohnung, einem hübschen, wohlversehenen Hause neben einem großen Sandberge in einiger Entfernung von der Küste. In der Nähe desselben blieb er stehen, betrachtete aufmerksam den Himmel ringsum und sagte, indem wir den lezten Hügel hinabschritten, mit bedenklicher Miene: „Es ist Lurl * im Wetter." — „Was heißt das?" fragte ich. „Nichts weiter," antwortete der Greis, „als daß wir bald Veränderung bekommen." — Darauf lud er mich ein, das Abendessen mit ihm zu theilen und die Nacht in seinem Hause zuzubringen. Dankbar nahm ich es an und wurde von ihm und seiner ältlichen Frau mit einer Gastfreundschaft empfangen, die man unter den Zelten der Beduinen nicht herzlicher finden kann. — Sanft schlief ich auf den weichen Kissen des Strandbewohners ein, und mein behagliches Gefühl der Sicherheit wurde noch verstärkt, wenn ich der Fischer gedachte, die ich hatte absegeln sehen und die in der dunkeln Nacht ihr Handwerk voll Mühe und Gefahr auf dem treulosen Meere betreiben sollten.

(Fortsetzung folgt.)

* Diesen Ausdruck gebraucht man an jener Küste, wenn man bei gutem und stillem Wetter dennoch Vorzeichen baldiger Veränderung bemerkt. Hievon das englische to lurk, tückisch lauern.

Seltsamkeiten ungewöhnlicher Menschen, vom Pariser Horizont aus betrachtet.

(Fortsetzung.)

Man denke ein kleines, langes, mageres Gesicht mit ausgeprägten Zügen, eine große, scharf geschnittene Nase zwischen zwei blaugrauen, geistvollen, durchdringenden Augen, mit weit vorstehenden Wimpern und nach den Schläfen zu mit vielen Falten, gefurchte Backen, ein spitz zulaufendes Kinn, einen fest geschlossenen, nicht zu großen Mund mit etwas dicken, mehr bläulichen als rothen Lippen, um welche stets ein halb ironisches, halb wehmuthiges Lächeln zuckt, ein starkes schwarzes Haar, das eine breite, hochgebildete Stirn beschattet, und dazu einen lymphatischen Teint; man denke sich diesen Kopf auf einem unansehnlichen, schwachen Rumpf, an dem zwei kleine Arme mit zwei kleinen, zarten Händchen hängen, die keine der geneigten Leserinnen sich schämen würde, den ihrigen zu vergleichen, und messe von den Schuhsohlen bis zum Scheitel einen Mann, der kaum die Mittelstatur erreicht und wie gesagt in der Regel einen braunen, von unten bis oben zugeknöpften Rock trägt, so hat man das Conterfei des Abbé Fréderic de la Mennais, des Expapstthümlers und jetzigen eingefleischten Demagogen.

Der bekannte Klavierspieler Listz, dessen Charakter und Persönlichkeit ebenso absonderlich, barock und ungewöhnlich ist, als sein Talent, braucht stets drei, vier Pianos, wenn er zu Hause für sich musizirt, studirt oder komponirt; er geht von einem zum andern und spielt keine zwanzig Takte auf demselben Klaviere. Sein Arbeitskabinet ist gleichfalls eigenthümlich eingerichtet. Listz wohnt in der Rue de Provence und hat seinen Hausherrn dahin vermocht, den Plafond seines Zimmers heraus

nehmen zu lassen, wodurch seine Stube noch einmal so hoch geworden ist als die anstoßenden Gemächer. Oben um dieses für die Akustik berechnete Kabinet läuft eine kleine Galerie herum, wo er diejenigen seiner Freunde placirt, welche er für fähig hält, die fabelhaften Kunststücke zu beurtheilen, die er ihnen auf dem Klaviere zum Besten gibt. In dieser Höhe gewinnt der Ton der Liszt'schen Pianos, welche auf kleinen Tritten von klingendem Tannenholz stehen, außerordentlich an Klarheit, Reinheit und Bestimmtheit. Ebenso merkwürdig aber ist es, mit anzusehen, wie der schmächtige junge Virtuose von einem Stuhle zum andern fliegt und beinahe ohne Unterbrechung die raschen Motive und stürmischen Variationen mit seinen wunderbaren Fingern ausführt. Liszt fällt bekanntlich jedesmal in Ohnmacht, wenn er in einem öffentlichen Konzerte spielt; bei den Privatsitzungen in seinem Kabinet wandelt ihn dagegen nie die geringste Schwäche an.

Der geistreiche, liebliche Komponist Auber ist ein Pferdenarr; er träumt von nichts als Marställen, Mecklenburgern und Vollbluthengsten, und würde so vergnügt seyn, wenn er eine Zügelstange entdeckte, womit man den Seitensprüngen vorbeugen könnte, als wenn er das zierlichste und glücklichste Motiv einer Oper fände. Er schäzt den Pferdehändler Cremieux so hoch als den Librettohändler Scribe, und ein mackelloses Pferd ist ihm so viel werth als ein tadelloses Gedicht; eine Reitpeitsche entzückt ihn so sehr als ein Taktstock, und eine Reitgerte darf sich, seinem Dafürhalten nach, einem Fidelbogen an die Seite stellen. Er bedauert, daß er das Libretto des Postillon von Longjumeau nicht in die Hände bekommen hat, und er soll die Partitur des „ehernen Pferdes" in Einem Zuge gesezt haben. Uebrigens sizt Auber vorzüglich zu Pferde und hat einen festen Schluß, worin selbst die französische Kavallerie sich nicht auszeichnet. Wenn es schön Wetter ist, sieht man ihn jeden Morgen längs der Boulevards über den Concordeplatz durch die elysäischen Felder nach dem Boulogner Hölzchen galoppiren. Auber kommt von diesem Morgenspazierritt nie ohne einen musikalischen Einfall heim, welchen er sofort auf dem Klavier probirt und dann zu Papier bringt, um ihn früher oder später in dieser oder jener Partitur zu benutzen. Der liebliche französische Komponist hat die ausgezeichnete Gabe, ohne Hülfe des Klaviers im Kopf arbeiten zu können, eine seltene Eigenschaft, welche uns erklärt, wie er in so wenigen Jahren so viele Opern zu Markt bringen konnte. — Die Pferdeställe des Komponisten der Stummen sind die schönsten und prachtvollsten, welche man, nach denen des reichen Schickler am Vendomeplatz, in Paris sehen kann. Aubers Pferde wohnen unendlich besser als Hunderte von deutschen Musikern. Aber das klassische Reitpferd, worauf die großen Dichter und Musiker nach dem Helikon und Parnaß reiten, ich meine den Pegasus, habe ich in dem Auber'schen Stall nicht angetroffen.

Der gegenwärtig so beliebte Donizetti komponirt eben so leicht und lebendig als Auber. Er ist zwar nicht, wie dieser, ein großer Pferdeliebhaber, aber ein leidenschaftlicher Freund von Wasserfahrten, Gondelpromenaden und ländlichen Ausflügen. Eine seiner besten Opern, Anna Bolena, komponirte er in achtzehn Tagen auf einer Fußreise nach Mailand. Donizetti hält es nicht lange auf einem Flecke aus. Jede seiner Opern ist an einem andern Orte, unter einem andern Himmel zur Welt gekommen. — Bellinis Komponistenader schlug nicht so voll als die seines Landsmanns Donizetti; er arbeitete mühsam und bedurfte der Reize des Luxus und des Reichthums, um zu produziren; er bewohnte prachtvoll meublirte Zimmer, kleidete sich streng nach der Mode und suchte in den Boudoirs Motive zu seinen traurigen Melodien, welche fast wie Stoß- und Liebesseufzer klingen. Wenn er sich an den aufregenden Freuden und Genüssen begeistert, kehrte er heim in seine von Wohlgerüchen duftenden Gemächer, und auf weicher Ottomane gebettet, suchte er die noch in seiner Seele klingenden Eindrücke wieder hervorzurufen, und sank erschöpft in die Kissen zurück, wenn es ihm gelungen war, einen dieser Eindrücke festzuhalten und auf's Papier zu fixiren.

Meyerbeer arbeitet auch nicht wie ein anderer Mensch. Im Frühling treiben die Säfte seiner Begeisterung gewöhnlich am stärksten, und von diesem Augenblick wandelt ihn die Reiselust an, denn sein Genie bedarf der raschesten fortschaffenden Mechanik; man sollte glauben, er müsse den Ideen nachrennen und nachjagen. Die Muse, welche ihn begeistert und säugt, ist keine Stubenhockerin und Hausamme, sondern von der quecksilbernsten Natur, Alles mit Heftigkeit ergreifend und rastlos von einem zum andern fahrend. Der geniale Faullenzer Rossini ist vielleicht in unserer Zeit der einzige Komponist, welcher vom Himmel die Spontaneität der Begeisterung empfangen hat. Man weiß, daß der Direktor der großen Oper in Paris, dem Rossini seit undenklichen Zeiten eine Partitur verkauft und versprochen hatte, diesen endlich einsperren ließ, und daß ihm Rossini nach achttägigem Stubenarrest die Partitur zu „Wilhelm Tell" einhändigte. Bei Meyerbeer bewirkt die Arbeit und die Begeisterung eine Krisis, eine schwere Schwangerschaft, welche heftige Geburtswehen nach sich zieht. Dieser kritische Zustand hat seine bestimmten Symptome, als da sind: Unruhe, Aufgeregtheit, Schlaflosigkeit, Fieber, Verstimmtheit.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Oktober.

(Schluß.)

Städtisches. Eisenbahn. Herbst. Lichtbilder.

Dem Fremden, welcher sich in Frankfurt verbürgern will, wird dies sehr schwer, besonders wenn er ohne Vermögen ist. Nur durch Ehelichung einer Bürgerstochter oder Bürgerswittwe, oder durch das durch eine Caution von 4 bis 6000 Gulden unterstützte Versprechen, eine Frankfurterin zu heirathen, wird der Fremde Bürger, nachdem er zuvor viele Weitläuftigkeiten überstanden hat. Verehlicht er sich mit einer Fremden, so ist die genannte Caution verfallen. Wünscht ein von beiden Seiten uns fremdes Ehepaar sich in unserer Mainstadt niederzulassen, so ist dies noch schwerer. Nicht minder hemmend treten dem Bürgerwerden die noch immer, wenn auch etwas gemildert fortbestehenden Zunft- und Innungsinstitutionen entgegen. Obwohl diese in unsere Zeiten und Verhältnisse nicht mehr recht passen wollen, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß sie auf den Wohlstand eines so kleinen Staates, wie der unsrige, eher vortheilhaft, als nachtheilig einwirken. Mag daher die Erschwerung des Bürgerwerdens immerhin gelten; aber wenigstens sollte man Fremden, welche sich für längere Zeit in Frankfurt niederlassen wollen, dies erleichtern, anstatt sie, wie es häufig geschieht, mit Weitläuftigkeiten und Schwierigkeiten zu belästigen. Man sollte nicht außer Acht lassen, daß Frankfurt immer eine Fremdenstadt war und bleiben wird, und daß Leute, welche hier ihr Geld verzehren, uns nur angenehm seyn können. Viele englische Familien würden sich in Frankfurt häuslich niedergelassen haben, wären sie nicht durch manche Formalitäten, die ihnen lästig fallen, abgeschreckt worden. Ein Gleiches gilt in Beziehung auf die zu unserm Gebiete gehörigen Dorfschaften, in welchen die Verbürgerung ebenfalls mit manchen Schwierigkeiten verknüpft ist.

Seit dem 26sten September hat die Schau- und Vergnügungslust unserer Freistädter ein neues Feld: die Eisenbahnstrecke von hier bis zu dem zwei Stunden entlegenen Städtchen Höchst a. M. ist seit jenem Tage eröffnet. Schon der Bahnhof zieht alle Augen auf sich, und dürfte nebst den schon in seiner Nähe befindlichen Neubauten bald der Mittelpunkt eines neuen, schönen und gesunden Stadtviertels werden. Obwohl die Preise der Fahrt sehr hoch angesezt sind, war doch der Zudrang von Reisenden, namentlich an den Sonntagen, außerordentlich. Das Städtchen Höchst ist nun mit einem Male und wie auf Zauberwort uns ganz nahe gerückt und zu einer Vorstadt von Frankfurt geworden. Die dortigen Gastwirthe, Bäcker, Mezger u. A. haben durch die auf der Eisenbahn fahrenden Frankfurter in den lezten Wochen mehr Geschäfte gemacht, als sonst im ganzen Jahre. Noch sind die Fahrten nichts anders als Lustfahrten, da die Preise von 12 bis 48 Kreuzern für zwei kleine Wegstunden, welche die Locomotive in wenigen Minuten zurücklegt, die Volksmasse wenig anziehen. Man fährt übrigens mit größter Vorsicht und bietet bei weitem nicht alle Kraft auf.

Unsere Stadt ist um ein Prachtgebäude reicher geworden. Das neue Hospital zum heiligen Geiste ist vollendet und bereits seit einigen Wochen bezogen. Es ist nach dem Plane und unter der Leitung des hiesigen Architekten Rumpf gebaut und imponirt durch Umfang und architektonische Schönheit. Die innere Disposition ist sehr zweckmäßig. Im ganzen Hause ist kein dunkles Eckchen, überall Licht und Luft. Der unter dem ganzen Gebäude fortlaufende Keller ist von so gewaltiger Dimension, daß man darin, im strengen Sinne des Worts, vierspännig umherfahren könnte. Der neue Hospital kostet etwa 270,000 Gulden. Die Verwaltung dieser Stiftung, wohl der ältesten unserer Stadt, besizt große Geldmittel, und keine andere hat sich solcher Legate und milden Spenden zu erfreuen. Im Gegensaze zum Frankfurter Bürgerhospitale nimmt das hier besprochene Hospital zum heiligen Geiste nur Fremde auf, weßhalb es auch gewöhnlich das Fremdenhospital genannt wird.

Am 14ten, 15ten und 16ten Oktober fand unsere Weinlese, gewöhnlich Herbst genannt, statt. Wenn auch das hiesige Traubengewächs keines besondern Rufes genießt, so ist es doch gar nicht zu verachten, und einige Lagen unseres Sachsenhäuser- und Röderberges liefern in guten Jahren einen ganz erträglichen Wein. Schon der alte Lersner erzählt in seiner Frankfurter Chronik, wie es an den Herbsttagen von jeher gar lustig und toll bei uns zugegangen; so ist es noch. In allen, die Stadt näher und entfernter umgebenden Gärten, Weinbergen und Landhäusern geht es bunt durcheinander. Alle Welt will sich amüsiren. Jung und Alt, Vornehm und Gering; Einer überbietet den Andern, ganz nach der Mode unserer Zeit. Ueberall Musik und Gelage, Gesang und Geschrei, aber vor allem Feuerwerk und Schießen. Wenn es Abend wird, so knallt und kracht, prasselt und sprüht, blizt und funkelt es in allen Ecken und Enden, und man glaubt sich in eine belagerte Stadt versezt. Kein Herbst geht unter so gefährlichen Spielereien ohne Unglücksfälle ab und ansehnliche Geldsummen werden dabei verschwendet.

Die Erfindung Daguerres hat auch bei uns viel Aufsehen gemacht. Dem Lithographen Vogel gebührt das Verdienst, die ersten Lichtbilder in dieser Manier hier gewonnen und in seinem Atelier aufgestellt zu haben. Man sieht Ansichten der Mainbrücke, des Domes, der Quais, der Eschenheimer Thurmes u. s. w., welche den in Paris gefertigten Bildern dieser Art nicht nachstehen. Zu gleicher Zeit finden die Freunde der Kunst bei Vogel eine Exposition von vielem Andern, was zum Gebiet der neuen Erfindung und der Nebenzweige derselben gehört. Besondere Aufmerksamkeit erregt Folgendes: Dr. C. Buch hatte vor vierzig Jahren eine Silhouette eingerahmt, und als er diese zufällig herausnahm, fand er auf dem Tannenholze, welches zur Hinterlage gedient hatte, die Silhouette wieder. Die von ihr bedeckten Stellen des Holzes waren weiß geblieben und gaben den vollständigen Umriß, während die andern, von weißem Papier bedeckten Stellen durch das Licht gebräunt worden waren. Daguerre und Niepse haben bekanntlich gefunden, daß Harz eine große Empfindlichkeit für's Licht habe; so mag das hier im Tannenholz befindliche Harz afficirt worden seyn, so weit es nicht von der Silhouette geschüzt war. Es erinnert dies Blatt sehr an die Steinheil und Kobell'schen Lichtbilder, deren auch eines ausgestellt ist, welches sich durch die angenehme Milde der Linien auszeichnet. Ferner sieht man das Porträt Luthers, ein in Dresden dargestelltes Lichtbild auf Papier. Alle Schattirungen zeigen sich sehr scharf, und bei weiterer Vervollkommnung lassen sich von dieser Methode auf Papier die schönsten Resultate erwarten. Zwei andere, in Paris gefertigte Lichtbilder auf Papier erregen wahre Bewunderung, und sind von einer Feinheit, welche eine Menschenhand nicht zu erreichen vermag. Noch ein wenig mehr Licht und etwas kräftigern Schatten, und wir hätten damit die Schönheiten der Daguerre'schen Lichtbilder und zugleich die Annehmlichkeit, durch die Spiegelung, welche bei leztern unvermeidlich ist, nicht gestört zu werden. Auch ein aufgestelltes Porträt Daguerres, welches an den Typus der Kopfform Peters des Großen erinnert, interessirt den Beschauer. Das Atelier Vogels wird gegenwärtig von hiesigen und auswärtigen Kunstfreunden viel besucht.

Beilage: Literaturblatt Nr. 113.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 269.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 9. November 1839.

> Encor des pourparlers, des débats, des visites!
> Je me lasse à la fin. —
> Mais vous touchez au but. —
> Non, j'essuirai de vous quelque nouveau rebut.
>
> Delavigne.

Seltsamkeiten ungewöhnlicher Menschen, vom Pariser Horizont aus betrachtet.

(Schluß.)

Meyerbeer gleicht in geistiger Hinsicht einer kreisenden Frau, die schmerzlich ihrer Befreiung harrt. Diese läßt in ihrer Herzensangst und Besorgniß zwanzig Mal des Tags den Arzt und Geburtshelfer rufen; der Vater „Robert des Teufels" kann anständiger und vernünftiger Weise wegen seiner Opernschmerzen keinen Doktor um Rath fragen, und läßt daher seine üble Laune an seinem Mitarbeiter, an dem Verfasser des Libretto aus. Er besucht ihn, und kaum ist er wieder zu Hause, so schreibt er ihm Brief auf Brief, schickt ihm Boten auf Boten und läßt ihn der geringsten Kleinigkeit wegen zu sich bitten. Seine Launen gleichen auch den Gelusten schwangerer Weiber: am Morgen will er dies und das, am Abend ist er anderer Meinung geworden. Der gepeinigte Dichter nimmt von ihm Abschied und ist herzlich froh, daß man endlich einmal etwas fest verabredet hat; er kann doch nun wenigstens über seine Zeit verfügen und nach Belieben Verse feilen und Reime für eine andere Arbeit zuspitzen. Aber kaum hat er seine Feder geschnitten, so schellt es dreimal an seiner Thür und der Aufwärter bringt ihm einen Brief von Meyerbeer, welcher Alles abändern und umkehren will. Dort sollten wir die Flöte hören, er sezt die Trompete an die Stelle; hier, glaubten wir, werde das Waldhorn einfallen, er will durchaus den Tam-Tam anwenden; er hat große Lust, beim Finale die Glocken zu läuten, ein Pelotonfeuer, einige Kanonenschüsse und Haubitzen anzubringen und als Schwanznote ein Pulverfaß in die Luft springen zu lassen. Er verdirbt dem Dichter seine Verse, ändert seine Reime, kurz er gibt ihm sein Geisteswerk zurück, wie die Inquisitoren den Körper eines armen Patienten wieder herausgaben, welchen man ihnen heil und ganz überliefert hatte. Wer eine Oper mit Meyerbeer macht, ist ihm mit Leib und Seele verschrieben, wie Max dem Kasper und Robert dem Bertram; er empfängt von dem berühmten Maestro mehr Billette, als er Haare auf dem Kopfe hat, welche ihm zulezt vor Aerger ausfallen. Gegenwärtig bearbeitet Meyerbeer eine Librette von Scribe für die komische Oper; und das nächste Frühjahr, wenn sein Komponistenblut frisch aufwallt, gedenkt er ein neues Werk in vier Akten für die große Oper zu gebären, Maria von Mantua betitelt, worin Cinq-Mars, de Thou, Marion de Lorme, der Abbé Gondy, Laubardemont und der Kardinal Richelieu auftreten.

Der General Allard, dessen Anwesenheit in Paris vor wenigen Jahren so viel Aufsehen machte, war ein

Feinschmecker, aber auch ein Feesser erster Classe. Als er in Paris war, sah man ihn oft zwei, drei Stunden lang vor dem Chevetschen Eßwaarenmagazin im Palais-royal stehen. Seine Börse und sein wunderbarer Appetit sezten ihn in Stand, seinem gasteonomischen Hange unmittelbare Befriedigung zu verschaffen. Man erzählt, der General sey eines Tags mit Heeen von Cussy, welcher bekanntlich die première fourchette de Paris genannt wurde, bei Chevet eingetreten, und dieser habe Beiden eine Mahlzeit für ein halbes Dutzend Personen aufgetragen, wovon sie auch nicht einen Bissen übrig gelassen. Chevet hat an General Allard einen einträglichen Kunden verloren; denn nachdem der Feldmarschall Runjet Sings von Paris abgereist war, spediete Chevet über Bordeaux nach Lahore wöchentlich eine Kiste mit Wildpret, Früchten und Gemüsen, welche nach dem Appertschen System zubereitet, das heißt gekocht und in blecherne Büchsen verschlossen wurden, nachdem man zuvor mit der Luftpumpe alle Luft daraus entfernt.

Der berühmte französische Wundarzt Dupuytren hatte von früheren Zeiten her die Gewohnheit beibehalten, alle seine Briefe mit der Formel: „Gruß und Brüderschaft!" zu schließen. Henri Berthoud, welcher eine sehr reiche Sammlung von Handscheiften moderner Celebritäten besizt, zeigt bereitwillig den Brief, worin Dupuytren sich bei Orfila, dem heutigen Dekan der medizinischen Fakultät von Paris, entschuldigt, daß er seiner Einladung zum Mittagessen keine Folge leisten könne; das Schreiben brachte als Entschuldigungsgrund ein heftiges Leibweh vor und endete auf die gewöhnliche Weise mit „Gruß und Brüderschaft!" Orfila antwortete seinem Collegen, um ihm sein Bedauern über seine Unpäßlichkeit auszudrücken, und parodirte am Ende seines Briefs die Schlußwendung des Kranken, indem er mit den Worten schloß: „Gruß und Leinsaamenmehl!" Orfila wollte seinem Freunde rathen, Breiumschläge von Leinsaamenmehl zu machen, anstatt Blutegel anzusetzen, welche Dupuytren bei jeder Gelegenheit anwendete, und welche Orfila damals in seinen Büchern und Vorlesungen heftig bekämpfte.

Die berühmte Mars hat zwei Koketterien beibehalten, und sie entsagt ihnen weder auf der Bühne, noch im vertrauten Umgange: sie kokettirt noch immer mit ihren Haaren und ihren Schultern, von welchen leztern die Bosheit doch nicht behaupten kann, sie seyen gefarbt und angehängt, wie man es von allem Andern sagt, womit sich die große Schauspielerin heeauspuzt. Sie geht beständig in bloßem Kopfe, und wenn sie Besuche macht oder annimmt, nie anders als in bloßem Halse. Sie hat kein einziges weißes Haar und ihre noch ziemlich dicht bewachsenen Schläfe zeigen dem Blick des indiskreten Forschers keineswegs jene nackten Steppen, welche vielen Frauen vor der Zeit geaue Haare machen. — Mademoiselle Maes ist bereits, vielleicht weit, über die Sechzige hinaus, und doch behauptet sie noch immer die Frische und Jugend des Gemüths und Spiels: ihr Gang, ihre Stimme, ihr Lächeln, ihre Haltung gehören der jüngsten, freundlichsten Grazie an. Alle Rollen, wo die Zartheit und Feinheit des französischen geselligen Lebens in's Spiel kommt, wobei Schelmerei, List und Koketterie der Weiber das weiteste Feld haben, stellt sie unübertrefflich dar. Ihr Spiel lockt uns in ihre süße, spielende Welt hinein, und wir müssen der wunderbaeen Zauberin folgen, wohin sie uns haben will. Sie weiß aber auch zu herrschen und spielt trefflich die Koketten, welche eine Heerde von ihren Winken abhängiger Sklaven um sich haben, und die voenehmen Damen, welche unerfahrenen Jünglingen auf die Zähne fühlen und halbflügge Töchter zügeln. Ich erinnere mich, die Mars eines Abends in grobem, härenem Gewand zu den Füßen eines Melodramtyeanaen gesehen zu haben, und selbst in dieser demüthigen Stellung konnte man die vornehme Dame nicht verkennen, welche den Abend zuvor als bewundernswürdige Celimene im Salon des Misanthropen gesessen. Atlaß, Geschmeide und schöne Bänder scheinen wie gemacht für die Mars. Sie kleidet sich am liebsten weiß; sie trägt im Winter einen weißen Kaschemir, im Sommer ein Mousselinkleid. Warum wird dieser jugendlich frische Putz leider von Jahr zu Jahr ein immer schärferes Epigramm gegen die, welche ihn trägt? Allein wenn man die Mars auf den Brettern sich bewegen sieht, wird man noch immer von den Grazien iheer Person und ihrer Kunst bezaubert.

Der Findling.

(Fortsetzung.)

Noch vor Tagesanbruch wurde ich durch einen verwirrten Lärm in dem neben meiner Schlafkammer gelegenen Wohnzimmer geweckt. Männer und Weiber sprachen durcheinander, Holzschuhe klapperten und die Thüren des Hauses wurden beständig aufgerissen und zugeschlagen. Ich erhob mich und lauschte. Wenn es im Nebenzimmer ruhiger wurde, glaubte ich draußen ein dumpfes Rauschen oder ein tiefes, einförmiges Dröhnen zu vernehmen. Ich sprang auf, kleidete mich schnell an und trat in's Wohnzimmer, wo ich die ganze Familie schon auf den Beinen und in geschäftiger Bewegung fand. Der Mann splißte ein Tau zusammen, die Hausmutter schüete das Feuer auf dem Herde und sezte einen Topf darauf, und zwei junge Weiber, die Tochter und die Schwiegertochter meines Wirths, standen, schon völlig angekleidet, im Begriff, ein Tuch um den Kopf zu wickeln, als gälte es

eine längere Reise. Mein Morgengruß wurde kurz erwidert, und auf meine Frage, was für ein Getös ich gehört, antwortete der Alte eben so kurz und schnell: „Die See!" — „Wohin wollt Ihr jetzt?" fragte ich weiter. „Hinaus, um nach unsern Leuten zu sehen," antwortete er; „wir bekommen hartes Wetter." Diese Worte wirkten elektrisch auf mich, und ich beschloß augenblicklich, die Strandbewohner zu ihrem furchterlichen Nachbar zu begleiten. In wenigen Minuten waren wir marschfertig und verließen das Haus.

Die Sonne ging eben auf; ihre dunkelrothe Scheibe glühte düster hinter streifigen Wolken; kein Wind war zu spüren, aber lauter und lauter ertönte das ununterbrochene Gebrause des Meeres. Schweigend gingen wir nach dem Strande hinab. Ich bestieg die äußerste Düne, und fand zu meiner großen Verwunderung das Meer in keiner merklichen Bewegung; nur dicht am Ufer ging eine tiefere Grundsee, welche sich am Strande brach und donnernd längs demselben hinrollte; die Luft war noch in Ruhe, aber mein alter Wetterprophet versicherte, daß ich binnen kurzer Zeit den Westwind fühlen würde. Er hatte Recht: eingehüllt in düstere Nebel, stellte der grause Beherrscher der Nordsee sich bald ein. Nun begann auch das Meer weiter hinaus sich zu regen, und bald zeigten sich kleine weiße Flecken, die immer zahlreicher und zahlreicher, immer größer und größer wurden und sich, wie es schien, mit der Schnelligkeit des Windes näherten. Aber der Wind eilte ihnen voraus; plötzlich brach er herein mit Unheil wahrsagenden Seufzern und pfiff laut in den struppigen Büscheln der Stranddinse. Kein Boot war noch zu sehen. Den ganzen Strand entlang auf den Dünen erschien der eine Küstenbewohner nach dem andern, meistens Weiber und halberwachsene Knaben, um gleich uns nach zögernden Fischern auszusehen.

Die Heftigkeit des Windes nahm zu und mit ihm das Rollen der Wogen; der ganze Strand stand bald in Schaum. Ich zitterte für die armen Fischer auf der hohen See, und gab sie in Gedanken schon auf, als der Greis, das spähende Auge mit der Hand bedeckend, ausrief: „Da haben wir sie!" — Ich sah indessen noch nichts, und meine Angst wuchs. Der Fingerzeig der Uebrigen leitete endlich meine Augen auf einen dunkeln Punkt in der Ferne, der oft verschwand, aber immer größer, immer näher wieder zum Vorschein kam. Das Meer erhob sich stärker, die weißen Flecke wurden zahlreicher und breiter und die drei, nur durch schmale Tiefen getrennten, neben einander längs dem Strande hinlaufenden Sandriffe wurden schon durch eben so viele zusammenhängende Schaumstreifen bezeichnet, welche sich nach Norden und Süden hinstreckten, so weit das Auge reichte. Diese Riffe sind das Verderben der Seefahrer, aber eine dreifache Wehr der Küste; denn sie brechen die ungeheuern Wellen, welche oft höher sind als die Dünen selbst, und ohne einen solchen Widerstand bald die schwachen Wälle niederreißen und das flache Westland überschwemmen würden.

Das Boot eilte. Schon sah man die Köpfe der Fischer, wenn es sich auf dem Rücken einer Welle erhob; wenn es dann aber von derselben hinablief, wie von einem Hügel, und im Wellenthale verschwand, dann dachte ich mit Schrecken: „werden sie wohl wieder heraufkommen?" Ein Angstruf entfuhr mir, aber der alte Mann, der mit verschränkten Armen neben mir stand, sagte mürrisch: „Was gibt's? Noch haben sie keine Noth."

Jetzt hatten sie das äußerste Riff erreicht. Hier hielten sie an, ruderten sogar aus allen Kräften rückwärts, und theilten glücklich mehrere gewaltige Wogen. Als diese sich in der Brandung zerschlagen hatten, wurde das Wasser auf einer kleinen Strecke eben. Sie nutzten diesen Augenblick und ruderten mit Windeseile landwärts. Auf dieselbe Weise überwanden sie das mittlere Riff; aber jetzt war die eigentliche Lebensgefahr erst vorhanden. Die Zuschauer sprangen dicht an's Ufer hinab, und fielen wie auf ein Commandowort, die gefalteten Hände gen Himmel streckend, alle auf die Knie. Darauf sprangen sie eben so schnell auf und faßten sich bei den Händen. Ich sah nicht gleich ein, wozu diese Kette dienen sollte, aber ich erfuhr es bald. Das Boot war jetzt bei dem letzten Riff, keinen Steinwurf vom Lande; verfolgt von einer Sturzsee, die ihren weißen Kamm über dasselbe hinbeugte, schoß es in die Brandung hinein, wurde eingeholt, gab die Seite, känterte, und die Weiber und Kinder stießen ein lautes, herzzerschneidendes Geschrei aus. Mit der Welle wurden die Schiffbrüchigen an's Land gespült, einige erreichten dasselbe ganz und gewannen gleich festen Fuß, aber andere kamen nicht so nahe. Da trennte sich die Kette an mehreren Stellen; der Nächste ergriff mit der einen Hand den in der Brandung Kämpfenden, und die Uebrigen zogen aus aller Macht, um dem Meer seine Beute zu entreißen; denn dieselbe Welle, welche sie hinaufgeworfen hatte, würde sie in ihrem Rücklauf * wieder hinausgeschwemmt haben, und dann ist keine Rettung mehr. Ein schrecklicher Augenblick! Er flog so schnell an mir vorüber, daß ich kaum sah, wie Alles zuging; aber die Verunglückten wurden sämmtlich gerettet. Eben so schnell wurde das Boot, dieser treue Freund in so mancher Noth, geborgen, und erst als dasselbe mit dem ganzen reichen Fang der verflossenen Nacht auf's Land gezogen und in vollkommene Sicherheit gebracht war, erst dann

* Die Strandbewohner nennen die rücklaufende Welle mit einem sehr bezeichnenden Ausdruck: „Suttel" — den Seufzer. Sie kostet ihnen Seufzer genug.

grüßten die Männer sich gegenseitig mit treuherzigen Handschlägen, und die Frauen umschlangen den Einen und den Andern der triefenden Seeleute mit liebenden Armen. Nun kamen eilends die zu Hause gebliedenen Mütter, Hausfrauen und Töchter mit Krügen voll warmen Getränkes herbei; jeder der Heimgekehrten ergriff einen derselben mit beiden Händen, und ließ ihn nicht los, bevor er den Boden gen Himmel kehrte.* Darauf theilte man die Beute, Jeder verfügte sich nach Hause, und ich begleitete meinen Wirth und seine Familie.

(Fortsetzung folgt.)

* Diese abgehärteten Menschen haben die Sitte, niemals Lebensmittel mit sich auf die See zu nehmen, und werden daher bei ihrer Landung stets mit einer Herzstärkung von warmem Bier empfangen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Oktober.

Messe. Eisenbahn.

Die große Michaelismesse ist zu Ende, die wogenden, lautbrausenden Fluthen haben sich gelegt und das gewöhnliche Alltagsleben fließt wieder in gewohnter Weise dahin. Die Messe bezeichnete diesmal streng den Uebergang vom Herbst zum Winter; vor ein paar Tagen hatten wir noch das schönste Herbstwetter, und die Menge wogte behaglich zwischen den Buden und den Schaubarketten umher; jezt, nachdem wie durch einen Zauberschlag sämmtliche Buden verschwunden sind, beginnt der kalte Winter schon sein Regiment, und in Mackintosh's gehüllt, eilen die Gentlemen durch die öde scheinenden Straßen dahin. Die Messe ist in jeder Beziehung sehr günstig ausgefallen. Ob in Leder oder in Tuch bessere Geschäfte gemacht sind, und wie hoch die Louisd'or gestanden haben, solche kaufmännisch-praktische Expositionen kümmern Ihre Leser wenig; passender könnte ein rascher Blick auf das Getreibe der Messe erscheinen. Vor dem Thore in dem Budenbereiche schmetterten von früh bis spät Abends die Trompeten bei den Caroussels und gaben den Grundton in dem ungeheuern disharmonischen Concerte; die durch die verschiedenartigsten Reize und Sehenswürdigkeiten einladenden Buden füllten sich täglich, und die fröhliche Menge lustwandelte in den Straßen und zwischen den Buden, zum Kaufen und zum Schauen. Drei Seiltänzer- und Kunstreitergesellschaften waren zur Messe eingetroffen. Die akrobatisch-athletische Gesellschaft von Michaele Averino aus Rom gab im Theater Vorstellungen, Bono und Dumos vor dem Thore. Unter der Gesellschaft von Bono befand sich Jean Dupuis, l'incomparable, erster Athlet ꝛc., wie er sich selbst nannte, der umherreiste, um das berühmte Kampfspiel der Römer darzustellen, zugleich Jedermann einlud, mit ihm im Ringen sich zu versuchen, und für den Sieger einen Preis von 500 Thalern aussezte. Mehrere wagten den Kampf mit dem täglich in den Zeitungen und noch viel mehr auf den ungeheuer großen Anschlagzetteln Renommirenden; allein sie waren ihm nicht gewachsen, und wie der Riese Antäus durch Berührung der Mutter Erde, gewann Dupuis durch die Besiegung eines ungeübten Gegners neuen Muth zum Renommiren. Besser gefiel die Gesellschaft von Dumos aus Paris, die nicht allein vortrefflich zugerittene Pferde hatte, sondern auch sehr geschmackvolle pantomimische Darstellungen und graziöse Ballets gab. Man konnte hier recht die Lebhaftigkeit, Gewandtheit und Grazie der Französinnen bewundern; das Haus war täglich gedrängt voll. Auch die Zauberei und natürliche Magie fand mehrere kunstgeübte Repräsentanten, und bei dem Anblick einer orakelkündenden Pythia konnte eine lebhafte Phantasie leicht nach dem heiligen Delphi sich versezt glauben. Der Dampf, der die Seherin umschwebte und in heilige Verzückung zu versetzen schien, war zwar nicht der aus dem Innern der Höhle aufsteigende, sondern bläulicher Cigarrendampf, und die Fragen betrafen nicht den Willen der Götter oder etwa das Schicksal von Reichen und Königen, sondern im Geiste der sogenannten materialistischen Richtung unserer Zeit, beantwortete die Seherin, wie viel Geldstücke und was für welche und von welchem Jahre jedes einzelne auf einen Teller gelegt waren. Hier Caroussels mit schrecklich dröhnenden Drommeten, als sollten Jerichos Thore gesprengt werden, dort Dampfschaukeln, hier eine Reihe Buden zu Speise und Trank; wilde Bestien, abgerichtete Affen und Hunde, Harfenistinnen, Bänkelsänger, Leierkästner, Guckkästner, alles bunt durcheinander, und dabei alle Tage das schönste Herbstwetter. — Wie mannigfach und verschiedenartig auch sonst die Ansichten und Bestrebungen der Bewohner Leipzigs seyn mögen, in einer Sache finden doch alle einen Vereinigungspunkt, einen Focus, der alle Strahlen concentrirt, einen Magnet, der Alles anzieht und fesselt: es ist die Leipzig-Dresdener Eisenbahn; sie ist das große, freie, selbstständige Werk der Leipziger Kaufmannschaft, die sie in's Leben gerufen und in kurzer Frist vollendet hat; sie ist auch der Stolz der ganzen Bevölkerung. Man muß an schönen Sommertagen die Ankunft oder Abfahrt des Dampfwagens gesehen haben, um sich einen Begriff von der ungeheuern Lebhaftigkeit, dem bunten Treiben, Wogen und Drängen machen zu können. Schon eine gute halbe Stunde vor der Ankunft des Wagens füllt sich die Promenade mit Zuschauern, und viele werden gar nicht satt, dieses täglich zweimal sich wiederholende Schauspiel immer wieder mit anzusehen. Es ist Vormittags nach neun Uhr, der Zeiger der großen Uhr am Bahnhofe weist bald auf halb zehn; Alles ist voller Erwartung; der Wagen muß nun kommen, der Telegraph bei Wurzen hat längst das Zeichen der Abfahrt gegeben, das rothe Fähnchen am Eingange des Bahnhofs winkt, der Wächter steht an seinem Posten, die Glocke tönt — jezt kommt er dahergesaust, der feuersprühende Drache, und das Pfeifen der Lokomotive tönt furchtbar wieder im Gewölbe des Bahnhofs. Alles springt von den Wagen herab, Alles eilt bunt durcheinander. Da kommen sie, die Fremdlinge aus fernen Ländern, in Reisekostüm und oft von wunderlichem Ansehen; englische Touristen, Reisende aus den böhmischen Bädern, Reiselustige aus allen Orten und von allen Ständen. Während des ganzen Sommers bestand der Zug gewöhnlich aus zwanzig Wagen, oft aus noch mehreren. Im Sommer ging — außer den zahlreichen Extrafahrten — die gewöhnliche Fahrt täglich zweimal von Leipzig und zweimal von Dresden mit der promtesten Genauigkeit und stets gleicher Schnelligkeit vor sich, und auch nicht der geringste Unglücksfall ist vorgekommen. Seit der Mitte Oktobers gehen die Wagenzüge für die Wintermonate Morgens eine Stunde später und Nachmittags eine früher, um sieben Uhr früh und zwei Uhr Nachmittags von Leipzig und Dresden ab. Vor und während der Messzeit war die Frequenz auf der Eisenbahn ganz außerordentlich.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 41.

Sonnabend, 9. November 1839.

[647] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

MILITAIR-CHARTE
von Deutschland
in 25 Blättern,

auf dem topographischen Büreau des Königl. Bayerischen Generalstabes entworfen

von

Anton Klein.

Blatt Nr. 9. Die darauf vorkommenden Hauptorte sind: **Berlin, Küstrin, Brandenburg, Potsdam, Frankfurt a. d. O., Züllichau, Wittenberg, Dessau, Cottbus, Torgau, Leipzig, Bautzen, Dresden, Altenburg, Freiberg, Zittau.**

Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[644]

Rheinisches Taschenbuch
auf das Jahr 1840.

Herausgegeben von Dr. Adrian.

Mit 8 ausgezeichnet schönen englischen Stahlstichen und Original-Beiträgen von **A. v. Sternberg. — Dräxler-Manfred. — Adrian. — A. Hungari. — E. Gollmick. — Berthold Auerbach.**

Geb. in Goldschnitt mit Futteral 2 Rthlr = 3 fl. 36 kr. rhein.

Phantasiegemälde 1840.

Von Ludwig Storch.

Fein geb. mit 1 englischen Stahlstiche 1 Rthlr. 12 Gr. = 2 fl. 42 kr.

Als Lektüre für die gebildete Lesewelt, als Festgeschenk an Damen kann man wohl nichts passenderes empfehlen, denn obige so eben fertig gewordene literarische Erscheinungen. Gediegenheit und unterhaltende Mannichfaltigkeit des Inhalts gepaart mit der ansprechendsten äußeren Eleganz bei einem im Verhältniß zum Gebotenen überaus mäßigen Preise! In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes sind Exemplare vorräthig.

J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

---

[651] An alle Buchhandlungen ist jetzt versandt:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Neue Folge. Erster Jahrgang.

Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

Die erste Folge des historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 16 gr. kosten. Ich erlasse aber sowohl den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39)

zusammengenommen für fünf Thaler,

so daß die ganze Folge zehn Thaler kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 8 gr.

Leipzig, im October 1839.

F. A. Brockhaus.

[639] Im Verlage der **Gebr. Schumann in Zwickau** sind folgende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

E. L. Bulwer's Werke 58r Theil;

enthält: Richelieu, oder die Verschwörung. Ein geschichtliches Lustspiel in 5 Akten. Aus dem Engl. von Dr. G. N. Bärmann. broch. 6 Gr.

Früher sind erschienen; Eugen Aram, 4 Thle. Pelham, 4 Thle. England und die Engländer, 4 Thle. Der Verstoßene, 4 Thle. Paul Clifford, 4 Thle. Die Pilger am Rhein, 2 Thle. Devereux, 4 Thle. Pompeji's letzte Tage, 4 Thle. Falkland, 1 Thl. Der Gelehrte, 3 Thle. Rienzi, 4 Theile. Die Herzogin de la Vallière, 1 Thl. Athens Aufschwung und Fall, 5 Thle. Ernst Maltravers, 4 Thle. Alice, 4 Thle. Die schöne Lioneserin, 1 Thl. Calderon und O'Neill, 1 Thl. Leila, 2 Thle. Asmodeus aller Orten, 1 Thl.

Bulwer's treffliche Werke haben solchen Anklang in Deutschland gefunden, daß es sehr überflüssig wäre etwas hierüber zu sagen.

Chevalier Robert

von

Charles Didier.

Aus dem Französischen

von

Julius Schoppe.

2 Thle. broch. Ladenpreis 2 Thle.

Durch die Uebersetzung dieses Romans, die sich so fließend wie das Original lies't, ward unsere Literatur durch ein Erzeugniß vermehrt, das sowohl durch die verschiedenartigen Charaktere, die es darstellt, wie auch durch das bis auf das letzte Capitel sich steigernde Interesse der Geschichte und vorzüglich durch den Schauplatz, auf welchem es sich bewegt, jeden Gebildeten anziehen muß. Die äußere Ausstattung läßt nichts zu wünschen übrig.

Veilchenkranz

unter den Sternen gewunden zum Morgen- und Abendopfer evangelischer Festandacht. Vom Verfasser der wahren evangelischen Kirche.

In elegantem Umschl. geh. 18 Gr.

Wahrhaftig ein Gewinde, wie von Veilchen, so still und bescheiden, und doch so voll Innigkeit und Erquickung! Nicht lange, ermüdende Betrachtungen; seelenvolle, bald glaubensfrohe, bald wehmüthige Ergießungen eines tiefen Gemüthes. Die Freude und der Schmerz finden hier ihre Sprache, ihre Nahrung. Des trefflichen Büchleins äußere Ausstattung, deren Schönheit sofort zur nähern Bekanntschaft einladet, eignen es besonders zu einem Geschenke für das schöne Geschlecht, so wie für Confirmanden.

---

[624] **Neueste Blumensprache.**

Bei Eduard Eisenach in Leipzig ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die neueste Blumensprache nebst der bisherigen orientalischen. Mit Namenweiser der Deutungen und einem Anhange, die Farbensprache und das Straußebinden enthaltend. Ein Taschenbuch für Liebende von Guido Reinhold. Mit colorirten Abbildungen. 2te Auflage. Elegant gebunden 12 Gr.

---

[630] Bei Dennig, Finck & Comp. in Pforzheim ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Staaten zu haben:

Die Staatsmänner

während der

Regierungs-Epoche Georgs III.

Mit

Bemerkungen über Parteikämpfe

und

einem historischen Anhang.

Aus dem Englischen

des

Henry Lord Brougham.

Erster Band.

Das deutsche Publikum erhält hierdurch ein Werk, das die größten Männer, die England je hervorgebracht hat, in der merkwürdigsten Epoche der Weltgeschichte schildert. Bürgt nicht schon der Name des berühmten Verfassers, dessen großer parlamentarischer und literarischer Ruf für die Trefflichkeit der Skizzen, so muß doch die Zeit, aus welcher die staatsmännischen Biographien genommen sind, die ungetheilteste Aufmerksamkeit unserer Staatsmänner und Politiker im höchsten Grad in Anspruch nehmen.

Preis pr. Band 2 Rthlr. oder 3 fl. 30 kr.

Mit 12 feinen englischen Stahlstichen:

Lord Chatham, Lord Mansfield, Sir William Grant, Edmund Burke, Charles James Fox, William Pitt, Erskine, Wilberforce, George Canning, Franklin, Friedrich II, Kaiserin Katharina.

pr. Band 4 Rthlr. oder 7 fl.

---

[638] In der Liter.-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Allgemeine Zeichnungsschule

von

G. Lipmann,

Lehrer am Königl. Cadetten-Corps in München.

Erstes Heft.

Enthaltend: Blatt 1—20. Royal-Folio. In Umschlag 4 fl. rhein.

Einzelne Blätter werden zu dem Preise von 16 kr. rhein. oder 4 Gr. abgegeben.

Der Herausgeber sagt in der die vorliegenden Blätter begleitenden Vorrede: „Ich bin in der vorliegenden Kunstschule folgenden Weg gegangen, und wer diesem Wege folgt, wird unvermerkt auf dem Standpunkte ankommen, auf welchem der Künstler mit der Natur stehen muß. — Ich habe nämlich die Modelle, an welche der Anfänger gewiesen wird, bei anerkannten Meistern, bei alten italienischen Meistern und vorzüglich bei Raphael aufgesucht; denn diese Meister standen mit Würde und mit Anmuth vor der Natur, wie vor den vollendeten Kunstwerken der Griechen, und indem sie beide — die Natur und die Antike erfaßten, erkannten und gleichsam vereinigten, erschufen sie diejenigen Werke, welche, so lange Bildung unter den Menschen seyn wird, die Welt entzücken werden. Der Unterricht dieser Kunstschule beginnt gleichsam mit den geometrischen Figuren und Körpern und schließt allmählig von denselben zu den kleineren und größeren Theilen des menschlichen Körpers fortschreitend, mit dem menschlichen Körper als ein Ganzes selbst. Es ist anerkannt und muß anerkannt werden, daß die Schönheit einer Zeichnung auf einem festen und geschmackvollen Umrisse ruht. Deßwegen ist in der gegenwärtigen Kunstschule durchgehends die Absicht vorherrschend, auf den Umriß als der Basis aller Schönheit einer Zeichnung den Schüler zu führen; in Folge dessen ist auch — um einen Punkt dieser Richtung hervorzuheben — der Schatten nur da angegeben, wo derselbe zur Richtigstellung und Vollendung des Umrisses nothwendig ist. Denn der Umriß in der Zeichnung ist die Schönheit in der wahren, nackten Form; hier kann keine Lüge, kein falscher Schmuck, keine Effekthascherei sich geltend machen. Mit tiefem Bedauern sage ich es, daß ich Kunstschüler gesehen habe, welche jahrelang copirten, schattirten und selbst in Farben ausführten, ohne im Stande zu seyn, einen erträglichen und reinen Umriß hervorzubringen und welche somit Zeit, Mühe und Arbeit umsonst verwendet haben."

Das ganze Werk wird 3 Abtheilungen umfassen. Die ersten zwei werden die Anfangsübungen, und die

einzelnen Theile bis zur Vollendung des Kopfes enthalten, in der dritten Abtheilung aber wird die Anatomie, soweit dieselbe dem Künstler nothwendig ist, folgen, und den Schluß werden die Darstellungen der Proportionen des menschlichen Körpers, Hände und Füße, und endlich ganze Figuren bilden. Eine vierte Abtheilung, welche Umrisse nach der Antike und ihre Anwendung enthält, eine fünfte, welche nach derselben Ansicht stufenweise die Zeichnung einer Landschaftsschule zur Aufgabe verarbeitet, sollen nach Gestalt der Sachen, und der Abnahme der ersten drei Abtheilungen folgen.

[615] **Zedlitz Gedichte und Todtenkränze (Canzonen).**

Zweite vermehrte Auflage.

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

J. Ch. Freiherrn von Zedlitz.

Zweite vermehrte Auflage.

8. Velinpapier in Umschlag brochirt. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 6 Gr.

Inhalt: I. Romanzen, Balladen, Lieder, Gelegenheitsgedichte, Sonnette, Uebersetzungen, Epigramme. II. Canzonen: Vorwort, Todtenkränze, das Kreuz in Hellas, die Wanderungen des Ahasverus.

Bei dem ungemeinen Beifall, welchen die Canzonen des gefeierten Zedlitz durch ganz Deutschland und in mehreren Auflagen erhalten haben, dürfte die Anzeige dieser zweiten vermehrten Auflage seiner gesammelten Gedichte allerorten um so freudiger aufgenommen werden, als man hier in Einem typographisch auf das eleganteste ausgestatteten Bande alle seine Dichtungen vereinigt findet, welche in dieser Auflage durch die Wanderungen des Ahasverus bedeutend vermehrt sind.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[645] **Ornithologisches Prachtwerk.**

In der Balz'schen Buchhandlung zu Stuttgart ist so eben erschienen und in allen soliden Buch- und Kunsthandlungen zu haben:

Abbildungen

der

VÖGEL EUROPAS.

Herausgegeben, gezeichnet und in Stahl gestochen von den Künstlern

Susemihl und Sohn.

Text nach Temmink und andern Ornithologen und mit Beiträgen von bewährten Naturforschern bearbeitet von Dr. Gergens. In 50 monatlichen Lieferungen, jede mit 3 gemalten Tafeln und dem nöthigen Texte, jede Tafel 1—4 Vögel. Subscriptionspreis einer Lieferung:

Lexikon-Oktav 16 Gr. oder 1 fl. —;

Quart-Ausgabe 22 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

Da die bis jetzt erschienenen Werke über die Vögel Europas entweder veraltet, nicht vollendet, sehr theuer oder billig und schlecht sind, so glauben die Herausgeber kein undankbares Unternehmen begonnen zu haben. — Die Abbildungen sind in schöner Ausführung gleich denen in der bekannten Darmstädter Ornithologie, durch die der Name Susemihl seinen Ruf als Darsteller der Vögel begründet hat.

Dieses Werk bildet nicht nur ein für sich bestehendes Ganze, sondern es können die prachtvollen Tafeln desselben zu Temmink, so wie zu jeder andern Beschreibung europäischer Vögel mit Erfolg gebraucht werden; auch eignen sie sich zu Wand- und Zimmerzierden.

Der ausführliche Prospect, so wie die erste und zweite Lieferung des Werkes können in allen soliden Buch- und Kunsthandlungen eingesehen werden.

Für Conditoren und Haushaltungen.

[623] Bei Eduard Eisenach in Leipzig ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Neuestes Lehrbuch der Conditorei oder gründliche Anleitung zur Verfertigung aller Arten Torten, Confitüren, Gefrornem, Crêmes, Gelées, Extrakten, kalten und warmen Getränken, Conserven, Glasuren, ferner zum Einmachen der Früchte u. s. w. Für Conditoren und Haushaltungen und als Anhang zu jedem Kochbuche von J. L. Lichtenberg. 2te Auflage. Preis 12 Gr.

---

[653] In unserm Verlage erscheinen:

C. F. Gellerts

sämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe in 10 Bänden.

Taschenformat.

Davon haben wir so eben den 5—7ten Band versandt; die drei letzten werden bis Ende November fertig.

Der Preis aller 10 Bände ist $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Leipzig, im Okt. 1839.

Weidmann'sche Buchhandlung.

---

[650] Bei G. Reichardt in Eisleben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

100 Musterblätter für Zeichner.

Neueste und vollständige Zeichnenschule für Lehrer und zum Selbstunterricht.

Von **Otto Warmholz.**

100 Blätter Imperialquartformat.

4 Thlr. = 7 fl. 12 kr. rhein.

Systematische Zeichnenschule

für Zeichnenlehrer, so wie für alle die, welche ohne Lehrer zeichnen lernen wollen. 72 Vorlegeblätter, enthaltend: die Anfänge des Zeichnens — das Blumenzeichnen — das Fruchtzeichnen — das Thierzeichnen — das Zeichnen menschlicher Figuren — das Landschaftszeichnen.

Von **Otto Warmholz.**

Zweite verbesserte Auflage. Royalquart.

2 Thlr. = 3 fl. 36 kr. rhein.

☞ Dies Werk ist auch in 6 einzelnen Abtheilungen, jede zu ⅓ Thlr. = 36 kr. rhein. zu haben.

Die vielen und alle bis jetzt über die Warmholzschen Zeichnenwerke erschienenen Beurtheilungen räumen denselben unter allen vorhandenen ähnlichen Werken wegen des großen Fleißes, den der Herausgeber auf jedes Blatt und auf jede einzelne Figur verwendete, so

wie wegen der zweckmäßigen Anschaffung und Aufeinanderfolge des Stoffes, den ersten Rang ein. Es konnte daher auch nicht fehlen, daß nach kurzer Zeit die erste Auflage der Zeichnenschule vergriffen war. Diese neue Auflage entspricht auch in der äußern Ausstattung allen Anforderungen, die ein gesteigerter guter Geschmack stellen kann. — Die jetzt erst neuherausgegebenen 100 Musterblätter (die ebenfalls eine systematisch geordnete vollständige Zeichnenschule bilden) bieten ganz besonders dem Lehrer einen reichen Schatz von Vorlagen, die geeignet sind, den Unterricht zu erleichtern und den Schüler angenehm zu fesseln. Lithographie, Druck und Papier sind ausgezeichnet schön.

---

[625] So eben erschien in meinem Verlage und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

Die Schlacht bei Hemmingstädt.

Historischer Roman

von

Amalie Schoppe, geb. Weise.

Motto:

„Was donnern die Kanonen, wo sonst nur Sensenklang,
„Mit Sichelschall und Liedern vereint die Luft durchdrang?
„Was ist das für ein Pfeifen, was für ein Trommelschall?
„Gehn wohl zur lust'gen Hochzeit die stolzen Bauern all?"

„„Sie gehen nicht zur Hochzeit! Die allerschönste Braut,
„„Die Freiheit, hat sich lange Ditmarsen angetraut:
„„Jetzt gilt es, sie zu schirmen; die übermüth'gen Herrn
„„Von Dänemark und Holstein, die raubten sie uns gern.""

Hebbel.

2 Bände in eleganter Ausstattung.
Preis 2 Rthlr. 18 Gr.

Leipzig, den 6. Oktober 1839.

Aug. Taubert's Buchhandlung.

---

[657] **Das billigste Conversations-Lexikon!**
— in 40 Lieferungen von 13—17 Bog. Lexikon-Oktav: à 6 Gr. —

Subscriptions-Anzeige.

Alle Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Länder nehmen Subscriptionen an auf das im Verlage der Gebr. Reichenbach in Leipzig in einem zweiten Abdruck erscheinende

Allgemeine deutsche

Conversations-Lexikon

für

die Gebildeten eines jeden Standes,

mit den

gleichbedeutenden Benennungen der Artikel in der lateinischen, französischen, englischen und italienischen Sprache, nebst der deutschen Aussprache der Fremdwörter.

In 10 Bänden.

Herausgegeben von einem Vereine Gelehrter.

Die bedeutende erste Auflage unseres „Allgemeinen deutschen Conversations-Lexikons" hat sich bei der vielseitigen Anerkennung, welche diesem erst unlängst vollendeten Werke zu Theil geworden ist, so schnell vergriffen, daß wir jetzt einen zweiten Abdruck desselben zu veranstalten veranlaßt sind. Der Umstand, daß das Werk stereotypirt ist, macht uns nicht nur die schnellste Herstellung dieser neuen Ausgabe möglich, sondern setzt uns auch in den Stand, den Preis derselben so beispiellos billig zu stellen, daß in dieser Hinsicht unzweifelhaft kein Werk ähnlicher Art mit dem unsrigen concurriren kann.

Zur Erleichterung der Anschaffung erscheint jetzt das Werk in 40 Lieferungen, welche zusammen 10 starke Bände (gegen 600 Druckbogen Lexicon-Octav enthaltend) bilden, und zwar in vier elegant ausgestatteten Ausgaben zu folgenden

Subscriptions-Preisen:

a) Auf gutem Druckpapier die Lieferung à 6 Gr.
b) Auf f. Patent-Velinpapier die Lieferung à 7 Gr.
c) Auf f. Postschreibpapier die Lieferung à 8 Gr.
d) Auf ff. Velinpapier die Lieferung à 9 Gr.

Regelmäßig alle 14 Tage, nach Befinden noch schneller, erscheint seit Monat Juni 1 Lieferung, 13 — 17 Bogen stark, so daß das ganze Werk mit 40 solchen Lieferungen unfehlbar vollendet und spätestens mit dem Schlusse des Jahres 1840 in den Händen der Subscribenten seyn wird.

Ausführliche Anzeigen wie auch die bereits erschienenen ersten Lieferungen sind in allen soliden Buchhandlungen vorräthig.

---

[654] Bei Ed. Kummer in Leipzig ist erschienen:

Maria Malibran als Weib und Künstlerin nebst Charakterzügen und Anekdoten aus ihrem Leben. Nach der Gräfin von Merlin von G. Lotz. 20 Gr.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Geschichte

der Glasmalerei

in Deutschland und den Niederlanden, Frankreich, England, der Schweiz, Italien und Spanien, von ihrem Ursprung bis auf die neueste Zeit.

Von

M. A. Gessert,

Rechtsgelehrten.

gr. 8. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Diese Geschichte der Glasmalerei ist die erste selbstständige und erschöpfende Bearbeitung dieses kunstgeschichtlichen Stoffs, denn das Wenige, was Leviell in seiner Art de la peinture sur verre über deren Geschichtliches schrieb, betrifft lediglich Frankreich und die Niederlande, erstreckt sich kaum auf die drei älteren Perioden dieser Kunst, und ist, wie mehr oder minder alles seither über Glasmalerei geschriebene, seiner historischen, technischen und sonstigen Irrthümer oder Entstellungen wegen nur mit äußerster Vorsicht zu gebrauchen. Gegenwärtige geschichtliche Darstellung hingegen erfaßt auch die Glasmalerei in Deutschland, England, der Schweiz, Italien und Spanien, kurz allen Ländern, wo sie je Pflege gefunden, und ist um eine Periode, gerade die wichtigste, die ihres neuerlichen Aufschwungs, reicher. Wie weit aber der Herr Verfasser, indem er dem Bekannten neues hinzugefügt, jenes gesichtet, zurechtgesetzt und verständlicht, dieses aber in gebührenden Zusammenhang mit jenem gebracht, kurz das erreicht, was zu erreichen galt, wird den Leser auch ohne Fürwort, welchem der Erfahrene, ohnehin nicht zu viel traut, ermessen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 270.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 11. November 1839.

Gratia cum Nymphis geminisque sororibus audet
Ducere nuda choros.

Horat.

Die Jahreszeiten von Kâlidâsa.

Aus dem Sanskrit übersezt von P. v. Bohlen.

IV. Der Winter.

1. Es ist die Winterzeit herangekommen,
Die Feige knospet, zeitig wird der Reis,
Am zarten Halme volle Aehren prangen,
Doch wankt der Lotus von des Reifes Eis.

2. Nun schmücken ferner sich die holden Frauen
Mit frischen Kränzen von Jasmin nicht mehr;
Sie winden keine duftende Guirlande
Zur Kühlung um den hohen Busen her.

3. Sie legen jezt um ihre schlanken Arme
Sich weder Spangenschmuck noch buntes Band;
Kein dünner Flor wird um die Brust geschlungen,
Nicht wallet um die Mitt' ein zart Gewand.

4. Nicht mehr der goldne Gürtel mit Juwelen
Und Perlenglanz die runde Hüft' verschönt;
Nicht mehr, wie des Flamingo helles Girren,
Der Knöchelring am Lotusfuße tönt.

5. Zum Freudenfeste reiben sich die Schönen
Mit gelbem Sandelstaube rein und klar;
Durchwürzen sich den Mund mit Wohlgerüchen
Und räuchern dunklen Aloe in das Haar.

6. Dann kehren sie mit blassen Wangen wieder
Vom Liebesmahl ermüdet und entzückt,
Und lächeln schelmisch, daß auf ihren Lippen
Der Zähne Mal des Buhlen eingedrückt.

7. Der Winter seufzet unter Gräserknistern,
Da kalter Reif ihr Blatt erstarret hat,
Wenn er mit Liebesschmerz am frühen Morgen
Der hochgebrüsteten Geliebten naht.

8. Des Menschen Herz erwacht zu neuer Wonne,
Wenn fern des muntern Kranichs Ruf ertönt,
Das Feld mit jungem Reise sich bekleidet
Und mit Gazellenheerden sich verschönt.

9. Wenn rings von der Nymphäen Purpurfülle
Die schöne Fläche der Gewässer glüht;
Wenn Vögelschaaren ihre Fluth durchschneiden,
Erfüllet sich mit Freuden das Gemüth.

10. Wie sich die Gattin um den Fernen grämet,
So bleichet allgemach die reife Saat,
Weil sie vom Windeshauche ward geschaukelt,
Den Schneegestöber durchgekältet hat.

11. In ihren Armen eingeschlummert, ruhen
Die Liebenden, von Kama's Pfeilen wund;
Es dufteu um sie her der Liebe Seufzer,
Denn Blumenwohlgerüche haucht der Mund.

12. Doch unter Schmerzenswunden ward erkämpfet
Vom jungen Paar der Liebe Hochgenuß:
Denn heftig prägten sich der Zähne Spitzen
Den zarten Lippen ein mit heißem Kuß.

13. Ein schlankes Weibchen hat den Spiegel zur Hand genommen,
Am frühen Morgen des Gesichtes Nymphäe zu schmücken;
Beschaut die Lippe, deren Honig der Freund getrunken,
Und sieht die Narben, von den Zähnen hineingeritzet.

14. Und Andre dorten, die der Taumel der Lust ermüdet,
Mit mattem Auge, das vom Wachen der Nacht sich röthet,
Gehn nun zur Ruhe mit des flatternden Haares Fülle,
Auf's weiche Lager, wo der sonnige Strahl sie wärmet.

15. Noch andre Schönen, die mit schwellendem Busen schwanken,
Beginnen emsig das geringelte Haar zu schmücken,
Und Perlenschnüre mit des lieblichen Weihrauchs Düften
Umwinden zierlich ihres wolligen Haares Dunkel.

16. Hier schauet Eine, mit dem röthlichen Munde lächelnd,
Auf ihre Reize, die so eben den Freund gefesselt;
Das Haar gelöset und mit schämigen Seitenblicken
Hüllt sich die Glieder in ein neues Gewand die Schlanke.

17. Und ndre wieder, von der Fülle der Brust gebogen,
Sind liebeskränker nach dem tändelnden Spiel geworden;
Sie schleichen schmachtend und ermüdet sich nun von dannen
Des Leibes Ranken sich mit duftendem Oel zu salben.

18. So möge das Glück euch werden zur schönen Winterzeit,
Die über Feld und Fluren des Reises Segen streut;
Die lieblicher Frauen Herzen so mannigfach verschönt,
Wenn draußen der Reif gefallen und Kranichruf ertönt.

Der Findling.

(Fortsetzung.)

Ein wohlschmeckendes Mahl von den Gaben des Meeres wurde schnell bereitet; bevor dieses aber noch genossen war, steckte ein Mann den Kopf in die halbgeöffnete Thür und rief: „Eine Strandung!“ Alle sprangen auf und fragten zugleich: „Wo?“ — „Hier!“ antwortete der Mann schnell und zog den Kopf zurück, um seine wichtige Botschaft weiter zu dringen. Mein Wirth, sein Sohn und zwei andere junge Männer, die auch mit auf dem nächtlichen Fischzug gewesen waren, stürzten hinaus, ich ihnen nach.

Der Wind war zum Sturm gestiegen und das Meer brüllte in seinem gräßlichsten Zorn; der Sand der Dünen peitschte uns in's Gesicht und der Schaum flog, Schneeflocken gleich, über unsere Köpfe dahin. Mit weitaufgerissenen Augen kletterte ich die Düne hinan, welche unter meinen Füßen zu beben schien; die dunkeln Wasser des Meeres schäumten und kochten, ein Regen von Staub und Schaum verhüllte die Aussicht und das Donnern der Wogen betäubte mein Ohr. „Wo?“ rief ich meinem Nachbar zu. Er streckte seinen Arm aus, und nun entdeckte ich, kaum einen Kanonenschuß entfernt, das unglückliche Schiff. „Kann's sich nicht noch retten?“ fragte ich. „Nein,“ lautete die Antwort, „und wenn es das einzige Segel auf der See wäre. Es kann sich vom Lande nicht länger frei halten; es muß stranden.“

Unsicheren Laufes, hin und her geschleudert von den Wellen, kam das Schiff näher und näher. „Nun!“ riefen Alle auf einmal, „nun ist es beim ersten Riff.“ — „Es stößt,“ rief Einer. „Nein,“ entgegnete der Andere, „da kommt eine See, die wird ihm helfen.“ — Sie kam; das Schiff wurde von der mächtigen Welle in die Höhe gehoben und sank wieder. „Es ist hinüber!“ riefen sie, und ein schwerer Stein fiel von meinem Herzen, aber ich kannte die jütische Küste nicht. Wenige Sekunden nachher hieß es: „da steht's!“ Es war auf dem mittleren Riff gestrandet. Mir kam es vor, als segelte es noch fort, aber ich wurde nur von dem Schlingern des Schiffs und von seinem Hauen auf dem Grunde getäuscht.

Kaum einen Büchsenschuß vom Lande saß es fest, und ich hoffte daher, daß die Besatzung gerettet werden würde. Sie ließen auch ein Boot hinab und zwei Matrosen sprangen hinein, aber da kam eine Sturzsee und riß sie mit sich fort. In tausend kleinen Stücken wurde das Boot an's Land geworfen, die Leute aber sah ich nie wieder. Als sie verschwanden, ertönte das Wehgeschrei der Mannschaft lauter als das Geheul des Sturmes und der Donner der Brandung.

Nun wälzte sich von außen eine Reihe von Wellen heran, größer und mächtiger als alle vorhergehenden. Neun, sagen die Küstenbewohner, folgen auf einander, und die letzte ist die größte von allen. Als die erste das Schiff traf, machte es eine Bewegung nach der Seite, und die geängstigte Mannschaft stieß ein Geschrei aus, noch stärker und durchdringender als das erste. Die nächste Welle drehte das Schiff etwas mehr und überspülte

das halbe Vorderdeck. Die Matrosen kletterten die Wanten* hinan und furrten** sich fest. Jede folgende See drehte das Fahrzeug immer mehr und mehr, bis es zuletzt dem Lande die Seite ganz zukehrte. Das Tauwerk wurde losgerissen und flatterte im Winde hin und her und die Masten schlingerten. Nach diesen furchtbaren Wellen war das Meer einen Augenblick ruhiger und schien seine Kräfte zu einem neuen, noch gewaltsameren Angriff sammeln zu wollen. Die verzweifelnde Besatzung streckte die Hände bald gegen den wolkenbedeckten Himmel, bald gegen das Land — gegen das Land aus, dem sie so nahe waren und das sie doch lebend nie betreten sollten. Ihr Geschrei zerriß meine junge Brust wie ein zweischneidiges Schwert; aber es war ganz unmöglich, den Gestrandeten zu Hülfe zu kommen. Vergebens riefen die Strandbewohner ihnen zu, daß sie Tauwerk an Tonnen befestigen und dieselben über Bord werfen sollten, um auf diese Weise eine Verbindung mit dem Lande zu bewerkstelligen; sie hörten oder verstanden es nicht.

Jetzt bot sich uns ein neues, rührendes Schauspiel dar. Ein Mann stürzte aus dem Roof,*** ein Frauenzimmer folgte ihm; er warf seine Augen auf das Meer, auf das Land, und dann umarmten sie sich. Vielleicht war es der Kapitän und seine Frau. Plötzlich rissen sie sich los, eilten wieder in das Roof und kamen gleich mit einem großen Pack zurück, den sie an einem Tau in's Wasser hinunter ließen. Jetzt knieten Beide und streckten bittend ihre Arme gegen uns. Der Pack hielt sich gut oben und erreichte, obgleich von der Brandung hinauf und hinab geschleudert, bald und glücklich die Küste. Ein Mann ergriff denselben, trug ihn höher hinauf und löste das Tau ab. Jetzt erst sprangen jene Beiden auf und stießen ein Geschrei aus, welches wie Freude klang. Schnell band er das Frauenzimmer mit dem andern Ende des Taues an ein Brett fest — zu spät! eine neue Wellenreihe erreichte das Wrack. Gleich die erste wälzte sich brüllend und schäumend über dasselbe hin und stürzte den einen Mast mit allen denen, die in seinem Tauwerk hingen, über Bord; der Kapitän und seine Frau waren verschwunden. Am Strande zog man aus allen Kräften an dem Tau, und das Frauenzimmer wurde auch an's Land gebracht, aber — mit zerschmettertem Kopf. Die folgenden Seen (Wellen) warfen auch den andern Mast und legten den Rumpf auf die Seite, die letzte aber erhob sich wie ein Berg aus dem Abgrunde. Der Alte, der neben mir stand, rief: „Erträgt es die, so erträgt es mehr." Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, da erhob die Sturzsee ihren breiten Rücken noch mehr, krümmte ihn, stürzte wie eine Lawine auf das Wrack, und mit einem Gekrach, lauter als Sturm und Brandung, zersplitterte sie das unglückliche Schiff. Die Stücke und Trümmer tanzten und wirbelten in dem kochenden Schaum. — Die Leiche des Kapitäns fand man nie, und ebensowenig konnte man je den Namen des Schiffs oder seine Heimath herausbringen.

Während Alle beschäftigt waren, die an's Land treibenden Waaren und Sachen zu bergen, ging ich hin, um den zuerst geretteten Pack zu untersuchen, der aus zusammengeschnürten, auf eine Kajütenthür festgebundenen Matratzen bestand. Ich beugte mich hinab, um ihn aufzulösen, und eine frohe Ahnung durchzitterte mich. Da hörte ich mit freudigem Erstaunen ein leises Wimmern, zerschnitt schnell die Stricke, riß die Kissen zur Seite und hielt ein lebendes Kind in meinen Armen. Geschwind packte ich Alles wieder zusammen und eilte, so schnell ich konnte, mit dem kostbaren Strandgut nach meiner Herberge.

Nur die alte Hausmutter und ihr Enkel, ein dreijähriger Knabe, waren zu Hause. — Ich legte meine Beute auf den Tisch. Das Kind, ein kaum halbjähriges Mädchen, war freilich vom Seewasser durchnäßt, schien aber doch keinen Tropfen von dem bittern Trank des Todes verschluckt zu haben, und fing wieder an zu wimmern, wahrscheinlich aus Mangel an Nahrung. Die Frau wurde aufmerksam, verließ den Kaffeekessel auf dem Herde und rief, als sie das Kind erblickte, mit zusammengeschlagenen Händen: „Lieber Jesus, wo habt Ihr denn die Kleine herbekommen?" — „Vom lieben Gott," antwortete ich und bat zugleich um etwas von der warmen Milch, die am Feuer stand. Die Kleine trank diese mit großer Begierde und ließ sich darauf stillschweigend die nassen Kleider ab- und trockene anziehen. Ich nahm sie auf meine Arme, während eine Wiege bereitet wurde; ihr Kopf sank bald auf meine Schulter, und sie schlief schon ruhig, ehe sie noch in das Bett gekommen war.

(Fortsetzung folgt.)

* Strickleitern.

** banden.

*** Verschlag auf dem Verdeck kleiner Fahrzeuge.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Van Amburgh.

Das furchtbare Schauspiel der Balgereien Van Amburghs mit seinen wilden Bestien ist, wie bereits alle Zeitungen gemeldet haben, durch einen Vorfall unterbrochen worden, welcher schrecklicher hätte endigen können, und für jenen Mann eine Warnung seyn sollte, vermuthlich aber von ihm nicht sehr beachtet werden wird. Wie er es angefangen hat, um Löwen und Tiger zahm zu machen, weiß Niemand; man sagt hier, dies sey sein Geheimniß, und man hegt verschiedene Vermuthungen darüber. Einige meinen, er zähme die Thiere durch langes Fasten; allein sie sehen gar nicht

man Trommelwirbel und wilde Hörnermusik; ein starker Hanfe Landvolks zog unter dem tobenden Geschrei: „Es lebe die Freiheit!" in die Stadt. Die Gruppen der Städter auf der Straße öffneten sich schen links und rechts, und durch sie hin schritten die jubelnden Landleute mit ihren Flinten, Sensen, Heugabeln, alten Säbeln. Mein Vater griff nach seinem Nationalprügel — einem dicken Knotenstock — und wollte hinaus. Meine Mutter und ältern Geschwister klammerten sich weinend und kreischend an ihn an. Auf der Gasse ertönte verwirretes Geschrei: „Bürger heraus!" und zugleich erschallte der schrille, ängstlich rufende Laut der Lärmglocke. Mit Prügeln bewaffnete Städter zeigten sich unter der Thüre, mein Vater riß sich los und folgte ihnen. Ich benützte den Augenblick allgemeiner Bestürzung, um aus dem Hause zu entwischen.

Mit kindischer Fröhlichkeit mischte ich mich unter die lärmende Menge, welche die Straßen füllte und dem Gemeindehaus zuströmte. Mein Vater stand in der Mitte einer Gruppe von Bürgern und sprach sehr heftig. Ich verstand nicht, was er sagte; als ich aber sah, daß einige in seiner Nähe stehenden Landleute drohend ihre Waffen gegen ihn erhoben, drängte ich mich durch die dichten Reihen und schlich weinend an seine Seite. Er bemerkte mich nicht, und als ich ihn am Aermel zupfte, warf er mir kaum einen flüchtigen Blick zu. Die Bürger zogen sich enger zusammen, um seine Person, als die ihres Sprechers, zu decken. Ein Nachbar unseres Hauses nahm mich auf den Arm, denn ich lief Gefahr, erdrückt zu werden. Von allen Seiten tönte verwirrtes Geschrei, Fluchen, Toben, Zusammenschlagen der Waffen in meine Ohren. Plötzlich rauschten im Gemeindehause die Flügelthüren des Balkons auf, und es entfaltete sich eine dreifarbige Fahne. Jubelnd wurde sie von den Landleuten und einem Theile der Stadtbewohner begrüßt; die Mehrzahl der Städter blickte bestürzt hinauf zu dem Zeichen der siegenden Umwälzung. Der neue Gemeinderath trat auf den Altan, an seiner Spitze ein kleiner bucklichter Mann mit der dreifarbigen Schärpe uber der Schulter. Ein höhnendes Zischen ließ sich unter den Gruppen der Städter vernehmen. „Der also ist unser neuer Maire!" riefen spottend viele Stimmen. „Kennst du den da?" fragte mich der Mann, der mich auf dem Arm hielt, indem er mit dem Finger zum Balkon hinauf deutete. „Ja wohl," erwiderte ich, „es ist der bucklichte Glaser, der die Scheiben macht, die ich zerbreche." Von diesem Tage an war mein Vater, als das Haupt der Aristokraten des Orts, ein Gegenstand des Hasses der Revolutionsmänner, und die Patrioten spuckten aus, wenn sie an unserem Hause vorübergingen.

Ich spielte eines Morgens vor der Thüre unseres Hauses, da trat ein freundlicher, wohlaussehender Mann auf mich zu und fragte: „Wem gehörst du, Kleiner?" Ich nannte den Namen meines Vaters. „Ist dein Vater zu Hause?" fragte er weiter. „Ja, mein Herr!" — Er lächelte und sagte: „Nicht so — ja, Bürger! mußt du sagen." Ich sah ihn verdutzt an und erwiderte: „So sagt der Nachbar Bierwirth zu meinem Vater, aber Papa hört es nicht gerne." Die Stirne des Fremden wurde etwas finster, und auf sein Verlangen führte ich ihn in meines Vaters Studierzimmer. Als der Fremde eintrat, blickte mein Vater von seiner Arbeit auf und rief verwundert: „Eulogius!" — „Ich bin es, David!" versetzte Jener. Auf einen Wink meines Vaters entfernte ich mich.

(Fortsetzung folgt.)

Der Findling.

(Fortsetzung.)

Gerührt betrachtete ich das süßschlummernde kleine Wesen. „Vor Kurzem," dachte ich, „warst du noch bei Vater und Mutter, jetzt bist du in einem wildfremden Lande, fortgerissen von denen, die dir das Leben gaben. Wenn du deine unschuldigen Augen wieder aufschlägst, wirst du deine Lieben suchen, aber nicht finden, und niemals jene Namen aussprechen, die ersten, die theuersten, die wir kennen lernen. — Arme kleine Blume aus einem weit, weit entlegenen Lande, vielleicht aus dem schönen Süden, nun hieher geschleudert, um in den öden Sand des kalten Nordens verpflanzt zu werden! Vielleicht wirst du bald hinwelken, und dann wird Keiner dich vermissen, keine Abschiedsthräne deine erbleichende Wange benetzen. Du wirst seyn wie eine Fremde und Landflüchtige, ungeliebt im Leben, vergessen im Tode."

„Was weint Ihr?" fragte die Frau; „über die, welche das Meer verschlungen hat? Sind wir nicht Alle unserm Herrn einen Tod schuldig? Mein erster Mann blieb auf der See, und mein Vater, mein Bruder blieben auf der See, Alle auf einmal. Damals weinte ich, aber —" — „Ich traure nicht über die Todten, sondern über die Lebende; seht Ihr denn nicht, daß die Kleine hier genug zu beklagen ist?" — „Ja, ja," antwortete sie, indem sie zu ihrer Arbeit zurückkehrte, „aber der liebe Herrgott lebt noch." — In diesen Worten lag etwas, das meine Augen trocknete und meine Brust erweiterte. Ich verließ das Haus, um nach dem Wrack zu sehen.

Auf dem halben Wege begegnete ich einigen mit Beute beladenen Bergern und kehrte, da sie mir sagten, daß am Strande nichts weiter zu thun sey, mit den Angehörigen meines Wirths nach dem Hause zurück. Diese wußten nichts von meinem Strandgut und machten

große Augen, als sie das Kind in der Wiege fanden. Der dreijährige Enkel meines Wirths stand neben mir und guckte mit großer Neugier hinein. Als ich den Zusammenhang erklärt hatte, sagte der Hausherr: „Das ist Alles ganz gut, aber was sollen wir mit ihr machen?" — „Sie muß dem Armenwesen zur Last fallen," entgegnete sein Sohn. — „Am besten ist's, wir bringen sie gleich zum Pfarrer," bemerkte der Schwiegersohn, „so kann er mit ihr machen, was er will." — Während man noch so über das Schicksal der Kleinen rathschlagte, hatte die junge Frau sich an den Fuß der Wiege gestellt und betrachtete das schlafende Kind mit starren Blicken und verschränkten Armen. „Mutter," sagte der kleine Knabe, „ist das meine Schwester?" — In diesem Augenblick schlug das Kind die Augen auf und ließ sie über die Umstehenden hingleiten, zuletzt aber auf dem Knaben ruhen. Er reichte ihr die Hand, sie ergriff dieselbe, und er schrie vor Freuden laut auf. „Lieber Gott," brach die junge Frau aus, und Thränen zitterten in ihren Augen, „gleicht sie nicht unserer kleinen Marie?" — „Wo?" fragte ich, umherblickend, „wo ist Marie?" — „In Gottes Reich," antwortete die Frau seufzend; „sie starb vor einem Vierteljahr." Darauf warf sie einen schüchternen Blick auf ihren Mann und fuhr fort: „Sollen wir diese statt der Verschiedenen behalten?" — „Hm," antwortete er gedehnt, „das können wir nicht entscheiden." — Nun wandte sie sich bittend zu den Schwiegereltern und sagte: „Was meinen Vater und Mutter? das kleine Ding blickt uns so freundlich an." — „Ei," antwortete der Greis, „wo zehn essen, bekommt der Eilfte ja wohl auch seinen Theil. Behaltet sie denn in Gottes Namen." Meine kleine Gerettete lächelte, als hätte sie verstanden, was man sprach, und streckte ihre Händchen der neuen Mutter entgegen. Diese riß eilig die Decke zur Seite, nahm das Kind auf ihre Arme und küßte es mit mütterlicher Zärtlichkeit, während der kleine Knabe umherhüpfte und händeklatschend ausrief: „Nun haben wir Marien wieder!" — „Ja, wie wollt ihr sie denn nennen? wie soll sie heißen?" fragte der alte Mann. — „Marie, Marie!" jubelte die junge Frau, „das sagt ja der kleine Jürgen." Dem stimmten Alle bei, die Hausmutter aber faltete die Hände mit einer Innigkeit des Gefühls, welche ich ihr nicht zugetraut hätte, und sagte: „In Jesu Namen! sie ist Gottes Gabe vom Meere."

Etliche und zwanzig Jahre waren seit meinem ersten Besuch auf Jütlands wilder Westküste verronnen, als ich mich vor einigen Sommern zum zweiten Mal dort befand. Viel Wasser war, wie man sagt, seitdem in das Meer gelaufen; „und manches Menschenauge hat sich seitdem auf dem Meere geschlossen," dacht' ich, als es seine unendliche Fläche wieder vor meinen Blicken ausbreitete. Die wechselnden Begebenheiten eines ganzen Menschenalters und seine Stürme hatten meine Erinnerungen an die eben erzählten Begebenheiten und ihre fürchterlichen Wirkungen geschwächt und verwischt, wie der Wind die Fußstapfen des Wanderers im Sande der Dünen; aber der Anblick des Meeres und der Küsten weckte mein schlummerndes Gedächtniß. Vom Ufer, an dem ich wanderte, bestieg ich die Dünen, erkletterte einen der höchsten Sandberge und sah mich nach meiner alten Herberge um. — Ich konnte sie nirgends entdecken und glaubte den rechten Ort nicht getroffen und mich, wie es leicht geschieht, in der einförmigen Sandwüste verirrt zu haben; denn hier ebnet der Sturm einen Hügel, fegt dort einen andern zusammen, und selbst die größten Sandberge verändern vor seinem Zorn ihre Lage, ihre Richtung und ihr Aussehen, wie Schneehaufen während der wechselnden Winde des Winters.

Die Sonne stand hoch auf ihrer Bahn, die Luft war mild, ein sanfter Ostwind wehte, leise in den blaßgrünen Blättern des Rispengrases säuselnd, vom Lande, und die Strandlerche sang ihr munteres Lied. Ich setzte mich, das Gesicht gegen das Meer gewendet, auf die Abdachung der Düne und betrachtete die schimmernde Wasserfläche, die das Bild des wolkenfreien, azurblauen Himmels zurückspiegelte. Wie verschieden war diese stille Ruhe von jenem wilden Aufruhr, in dem ich sie zum lezten Mal sah! „Ist das wirklich dasselbe Meer?" fragte ich mich. Und warum nicht? kenne ich doch eine viel traurigere Verwandlung: das Antlitz des Kindes ist auch der reine Spiegel der Freude und der Unschuld, und doch kommt eine Zeit, wo es von den Wolken der Sorgen, von dem Nebel des Trübsinns verdunkelt wird, wo wilde Orkane der Leidenschaften dasselbe durchfurchen und verzerren."

(Fortsetzung folgt.)

An die Süsküssende.

(s. Nro. 262.)

In welche Nektarschale
Hast du den Mund getaucht,
In welchem Blumenthale
Den Odem eingehaucht? —
Des Herzens tiefste Wunde
Heilet an deinem Munde.

Vom Grame, vom Verdrusse
Zerrissen war mein Herz;
Du nahmst mit einem Kusse
Von mir der Jahre Schmerz.
Des Herzens tiefste Wunde
Heilet an deinem Munde.

Adolph Peters.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Das Daguerreotype. Die Kunstschule.

Ein Wundermann edlerer und höherer Art, Daguerre, ist nun in der ganzen Welt durch die Produkte seiner Erfindung bekannt. Alle Kunsthändler in Paris verkaufen Ansichten von Pariser Gebäuden, welche durch's Daguerrotype hervorgebracht worden sind, und den Parisern sind sie schon nichts Neues und Auffallendes mehr. Manche dieser Ansichten sind freilich nicht gut gerathen, und von Leuten verfertigt, welche in den Handgriffen der Kunst noch nicht sehr bewandert sind; dazu kommt, daß die Erfindung erst gegen Ende des Sommers sich im Publikum verbreitet hat, und die Versuche im Herbste bei stark abnehmendem Sonnenlichte gemacht worden sind. Starkes Licht ist aber ein unentbehrliches Erforderniß zum Gelingen, um so mehr, da in Paris die Gebäude bald schwarz werden und sich daher schwer im Daguerrotype darstellen, wenn nicht ein Strom von Licht auf sie fällt. Wird die Erfindung nicht verbessert und vervollkommnet, so wird sie keinen so glänzenden Erfolg haben, als man erwartet hatte. Erstens sind alle zum Verkaufe ausgebotenen Prospekte von derselben Größe; die dargestellten Gegenstände mögen groß oder klein seyn, sie müssen alle in denselben Rahmen; es scheint nicht, daß man bis jezt im Stande ist, diesen zu erweitern. Zweitens glänzt die Oberfläche der Platten immer wie ein Spiegel, und man bemerkt oft den Prospekt kaum, wenn man nicht genau zusieht. Zu Verzierungen von Gemächern und Kabinetten sind diese Ansichten gar nicht geeignet. Ein Hauptverdienst, welches man den Daguerreschen Bildern zuschrieb, war, daß sie die Gegenstände auf's Getreueste darstellen sollten, und da sie in der That nur Abspiegelungen des Objekts sind, so sollte man glauben, daß nichts getreuer seyn könnte. Indessen habe ich doch an einigen bemerkt, daß sie eine falsche Ansicht der Gegenstände liefern. So z. B. habe ich bei einem Kunsthändler eine Platte gesehen, welche den innern Hof des sogenannten Palais des arts oder der (jezt ganz vollendeten) Kunstschule darstellte. In diesem weiten Hofraume steht einzeln eine alte Façade des ehemaligen Schlosses Gaillon, im Geschmacke der Renaissance. Ungefähr fünfzig Schritte hinter diesem schön verzierten Thore befindet sich der eigentliche Palast. In der Wirklichkeit macht das Thor einen sehr guten Eindruck; aber auf dem Prospekte steht es wie angelehnt an den Palast; man kann es kaum von demselben unterscheiden, zumal es sich nur in sehr schwachen Umrissen darstellt. Der zwischen Thor und Palast vorhandene Raum ist ganz verschwunden, und die Ansicht mithin ganz falsch. Es wird also durch Erfahrung noch auszumitteln seyn, unter welchen Umständen die Darstellung getreu ausfällt und unter welchen nicht, und welche Hindernisse sich im lezten Falle der richtigen Darstellung des Raumes und der Verhältnisse entgegensetzen. Ein Prospekt, den man sehr häufig antrifft, ist der des Triumphbogens an der Barrière de l'Etoile. In dem kleinen Rahmen stellt sich derselbe natürlich in höchst verkleinertem Maßstabe dar. Die darauf ausgehauenen Figuren sind getreu abgespiegelt; aber die Gesichter und andere feinen Theile der Bildhauerei sind kaum angedeutet, und nicht sichtbarer, als man sie auf einer Zeichnung darzustellen pflegt. In der Akademie der Wissenschaften hat Arago ernstlich behauptet, um Porträte mit dem Daguerrotype darzustellen, thue man wohl, das Gesicht der Personen zu bepudern, indem das Weiße sich weit besser abbilde; vielleicht wird man auch die Bildsäulen, und allenfalls auch die Gebäude bepudern müssen, damit sie sich desto besser im Daguerrotype darstellen. Der Erfinder, den man einstweilen nicht nach seinem Verfahren, sondern vermittelst der Lithographie abkonterfeit hat, erscheint mit gepuderten Haaren und einem Schnurrbarte, und sieht eher einem Major des ehemaligen Gardes françaises, als einem Künstler ähnlich. Dies thut aber nichts zur Sache. Er hat sich durch seine Erfindung ein großes Verdienst erworben, nur muß er wohl etwas eifersüchtig auf diejenigen seyn, welche seine Erfindung vervollkommnen wollen. Er scheint — wohl irrig — zu glauben, es sey nichts mehr daran zu verbessern. Mit Recht muß es ihn aber ärgern, daß sich schon so viele Pfuscher mit seinem Verfahren abgeben und schlechte Ansichten liefern, welche seiner Erfindung in der öffentlichen Meinung schaden. — Das oben erwähnte Palais des arts wurde im Oktober stark besucht, denn hier waren die Arbeiten der Schüler der Anstalt ausgestellt, wie auch die der in Rom sich aufhaltenden jungen französischen Künstler. Mit leztern war man nicht sehr zufrieden und beklagte sich, daß die Künstler in Italien zu wenig studiren, und daß Rom sie erschlafft, wie Capua einst die Soldaten Hannibals. Mit der Pariser Kunstschule sah es besser aus; ein großer Wetteifer hatte die Schüler beseelt, und zehn derselben waren zur Preisbewerbung in der Malerei für tüchtig erklärt worden. In den großen Sälen, worin ihre Gemälde ausgestellt waren, hat man in chronologischer Ordnung alle seit Stiftung der Kunstschule, das heißt, seit einem Jahrhundert gekrönten Gemälde aufgehängt, und da sie immer nach demselben Maßstabe verfertigt werden mußten, so bildet dies eine ganz symmetrische, sehr interessante Sammlung, an welcher man die Veränderungen im Kunstgeschmack bequem beobachten kann. Aber — diese Bemerkung haben fast alle Zeitungen gemacht — die meisten der hier gekrönten Künstler sind nie große Maler geworden, wogegen manche Künstler, welche sich einen großen Ruf erworben haben, nie in der Kunstschule gekrönt worden sind, und also auch kein Gemälde hier hängen haben, obschon man ihre Werke in allen großen Gemäldegalerien sieht. Dies ist ein wahrer Trost für die Schüler, welche keine Preise bekommen, und wenn sie Lust haben, Italien zu sehen, auf eigene Kosten hinreisen müssen. In einigen Jahrhunderten wird die Galerie der Pariser Kunstschule, wenn sie so lange fortgesezt wird, eine höchst anziehende Sammlung bilden und zu ganz besondern Betrachtungen Anlaß geben. Wohin die aus Rom eingesandten Kunstwerke kommen, weiß ich nicht, vermuthlich verfügt die Regierung darüber zu Gunsten der Provinzialkunstsammlungen, oder stellt sie auf den Speicher, wenn sie nicht gut sind. Im Palais des arts waren auch die Nachbildungen römischer Alterthümer des mittäglichen Frankreichs ausgestellt, welche man schon bei der Ausstellung der Gewerbeprodukte bewundert hatte, und die von der Regierung angekauft worden sind. Wahrscheinlich werden sie nun im Palais des arts bleiben. Sie sind mit erstaunlicher Sorgfalt von einem in der Alterthumskunde bewanderten Manne aus Nismes, Namens Pelet, aus Korkholz verfertigt, und geben, wiewohl sie etwas klein sind, doch einen ziemlichen Begriff von dem Aussehen und dem jezigen Zustande dieser Alterthümer; besonders zu bemerken sind die Amphitheater zu Nismes und Arles, die ein äußerst imposantes Aussehen gehabt haben müssen. Pelet hat nicht allein die alten Denkmäler, sondern auch den Boden, worauf sie stehen und worin ihre Fundamente ruhen, abgebildet, und sehr interessante Reliefs zu Stande gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 272.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 13. November 1839.

— She chanted snatches of old tunes,
As one incapable of her own distress.

Shakespeare.
Hamlet.

Der Findling.

(Fortsetzung.)

Schon war ich im Begriff, meinen einsamen Ruheplatz zu verlassen, als ein unerwarteter Anblick mich zurückhielt. Ein silberlockiger, vom Alter gebeugter Mann wankte langsam an einem Stabe heran, den er in seiner Rechten hielt und mit dem er beständig vor sich hin fühlte, während ein kleiner Knabe von fünf oder sechs Jahren leitend seine Linke faßte. Im Sandthal, dicht nördlich vor mir, machten sie Halt. „Sind wir nun da, Torkil?" fragte der Alte. — „Ja, Aeltervater," antwortete der Kleine. Mit seiner Hülfe setzte der Greis sich nieder, das Gesicht gegen mich und die Sonne gewendet, steckte den Stab in den Sand und stützte beide Hände darauf, um seinem bärtigen Kinn einen Ruhepunkt zu verschaffen. Der Junge sammelte kleine Steine und stellte sie in viereckigen, zusammenhängenden Haufen auf. — Nach einigen Augenblicken des Schweigens fragte der Greis: „Bist du hier? was machst du?" — „Baue Häuser, Aeltervater," lautete die Antwort. — Baue nur fort, dachte ich, wir Alten bauen auch auf Sand. — Kurz nachher fragte der Blinde wieder: „Wo ist deine Mutter?" — „Da kommt sie," antwortete der Knabe. Ich wandte meine Augen nach der Seite, von welcher sie gekommen waren, und bemerkte eine wohlgekleidete, sehr hübsche, aber bleiche Bauerfrau, die, einen Spaten auf der Schulter, hastig auf die Andern zueilte. — Sobald sie meiner gewahr wurde, stand sie still, steckte den Spaten in den Sand und stemmte beide Hände in die Seite. Ein seltsames Lächeln spielte um ihren Mund, sie blinzelte mit den Augen, nickte mir vertraulich zu, als ob wir alte Bekannte wären, und sang darauf in einer lustigen Melodie, aber mit gellender Stimme:

De unge Karle de ere saa falsk', ja falsk' udaf Hjertens Grund,
De love os Kjærlighed med Haand og med Mund,
Men det kommer Fanden ikk' af Hjertens Grund.
Hejomdik, Hejomdak, kom Falderal! *

Bei dem Refrain machte sie einen Sprung und schlug mit den Armen um sich. Der Blinde seufzte und sagte ärgerlich: „Lieber Gott, das abscheuliche Lied singst du immer! Jürgen narrte dich ja gar nicht; du weißt es recht gut." Bei diesen Worten ging die schreckliche Lustigkeit des jungen Weibes plötzlich in die tiefste Betrübniß

* Die jungen Burschen die sind so falsch, ja falsch aus des Herzens Grund,
Geloben uns Liebe mit Hand und mit Mund,
Doch es kommt den Teufeln auch aus Herzens Grund.
Hejombik, Hejombak, komm Falbera!

Jütisches Bauernlied.

über; ihre Hände fielen matt am Körper hinab, sie senkte ihr schönes, bleiches Gesicht und ein tiefer Seufzer schwellte ihren Busen. „Ja, das ist wahr, Aeltervater," entgegnete sie; „nun will ich denn sehen, ob er hier ist." Darauf ergriff sie den Spaten und begann eifrig im Sande zu graben; aber bald hielt sie wieder inne, ließ die Hände auf dem Griff ruhen, schüttelte den Kopf und seufzte: „Er ist nicht hier. Nein, nein, Magdalene hat ihn wohl beschwatzt und ihn mit sich gelockt; man kennt sie wohl." Hiemit erhob sie sich rasch und sang in der vorigen Melodie mit derselben schelmischen Miene:

De unge Karle dem elske vi höit, ja höit ud af Hjertens Grund,
Men hvad kan det hjelpe vi elske dem,
Naar de reise bort, de komme aldrig meer hjem.
Hejomdik, Hejomdak, kom Faldera. *

Der kleine Knabe, der wohl kaum wissen mochte, was Wahnwitz sey, sang den Refrain mit, indem er in kindischem Uebermuth seine steinernen Häuschen mit den Füßen über den Haufen warf; der Greis aber verbarg das Gesicht in seine Hände, und unter ihnen rollten seine Thränen in den Sand. Wie gefesselt saß ich auf meinem Platz und hatte nicht das Herz, den alten Mann nach dem Zusammenhang zu fragen; indessen bekam ich bald auf anderem Wege eine Aufklärung und errieth fast, dieselbe gesucht zu haben. Die Wahnwitzige warf ihren Spaten wieder auf ihre Schulter und entfernte sich, indem sie sang:

Derfor bær saa mangen den blegeste Kind for sin allerkjæreste Ven,
Men Skam sku' de faae! ja, Skam sku' de faae,
Som lokke en Anden sin Kjæreste fraa.
Hejomdik, Hejomdak, kom Faldera! **

Als sie fort war, faltete der alte Mann die Hände über den zitternden Knieen, wandte sein Antlitz gegen den Himmel, den er nicht mehr sah, von dem aber selbst der Blinde Licht holt für seine Seele und Hoffnung für sein kummererfülltes Herz. Nachdem er sein stilles Gebet geendigt hatte, sagte er: „Komm, Torkil, küsse deinen Aeltervater." Der Knabe legte seine kleinen Hände auf die des Greises und küßte ihn, unterstützte ihn dann beim Aufstehen, und Beide wanderten eben so langsam fort, als sie gekommen waren.

Tief bewegt wandte ich mich nach dem Meere; eine ältliche Frau ging, mit ihrem Weidenkorb * auf dem Rücken, unten am Ufer. Ich rief ihr zu, und als sie zu mir herauf gekommen war, grüßte sie mich mit einem freundlichen: „Gott zum Gruß!" Nachdem ich ihr gesagt hatte, was ich gesehen, setzte das Mütterchen ihren Korb hin, ließ sich neben mir nieder und erzählte mir Folgendes:

„Der blinde Mann, das ist der alte Torkil. Er weiß selbst nicht, wie alt er ist, aber ein hundert Jahre hat er gewiß auf dem Nacken. Gott behüte uns Alle! er ist einmal ein betriebsamer Mann gewesen und hat Geld auf Zinsen gehabt. Er wohnte dort; dort in der Ecke des großen Sandberges hat sein Haus gelegen, aber der Flugsand nahm erst sein Feld, und so mußte er sich weiter hinein anbauen und auf rohem Boden von vorne beginnen. Ja, Herr, wo Ihr auch her seyn mögt, ihr Leute vom Osten wißt nur wenig, was wir hier erdulden müssen. Wir werden vom Wasser und vom Sande gedrängt; seht dort, dort draußen, wo nun die Schiffe segeln, dort stand meine Wiege."

(Schluß folgt.)

---

* Die jungen Burschen, die lieben wir sehr, ja sehr aus des Herzens Grund,
Doch was kann's uns helfen, daß wir sie lieben so sehr,
Sie ziehen in die Fern' und kehren nimmermehr.
Hejomdik, Hejomdak, komm Faldera!

** Darum trauert Manche mit bleicher Wang' um ihren theuersten Freund;
Aber Schmach auf dein Haupt, ja Schmach auf dein Haupt,
Hast du listig der Andern den Bräut'gam geraubt!
Hejomdik, Hejomdak, komm Faldera!

* Darin sammeln alte Leute und Arme Bernstein, Holzstücke, und was sonst das gierige Meer wieder auswerfen mag.

Der deutsche Knabe in der französischen Schreckenszeit.

(Fortsetzung.)

Der Fremde blieb mehrere Stunden. Als mein Vater in das Familienzimmer kam, zeigte seine Stirne tiefe, kummervolle Falten; er ging schweigend auf und ab, von Zeit zu Zeit einen Blick gramvollen Bedauerns auf Weib und Kinder werfend. Meine Mutter konnte sich nicht länger halten und fragte mit zitternder Stimme: „Ein neues Unglück, mein Freund?" — „Die Tage der Prüfung kommen," erwiderte er düster; „ich habe nur die Wahl —" — „Um Gotteswillen, wer war der Fremde?" unterbrach ihn meine Mutter hastig. — „Eulogius," sagte mein Vater in traurig ernstem Tone und verließ, seiner Bewegung nicht länger Herr, schnell das Zimmer. — „Eulogius Schneider!" rief meine Mutter weinend aus und schlug die Hände über dem Haupte zusammen und sank ermattet auf die Ottomane. Meine ältern Geschwister fingen bitterlich an zu weinen. Meine Mutter bedeckte ihre überfließenden Augen mit der Hand und sagte schmerzlich: „Ja, weinet, weinet um euern Vater, ihr Waisen!" Ich weinte mit, obwohl ich nicht begriff, wie der Name dieses freundlichen Herrn solchen Schrecken erregen konnte.

Von dieser Stunde an hatte unsere Wohnung das Ansehen eines Trauerhauses. Jede Spur früherer Fröhlichkeit war gewichen, und in Blick und Worten herrschte feierlicher Ernst, wie am Krankenbette eines Sterbenden. Eulogius Schneider kam noch einige Mal, betrat aber nie die Zimmer der Familie. Als er das lezte Mal ging, spielte ein bitteres, höhnisches Lächeln um seinen Mund. So wenigstens wollte meine Mutter bemerkt haben, die ihm hinter der Gardine nachblickte. Wir sahen ihn nie wieder. Einige Tage darauf trat Abends bei Licht ein verhüllter Mann in unser Zimmer. Er schlug den Mantel auseinander; meine Mutter stieß einen Schrei aus: sie erkannte in ihm einen der wüthendsten Jakobiner. „Bürgerin," sagte der Mann ruhig, „fasse dich, ich meine es nicht böse mit euch. Dein Mann hat mir früher Freundschaft erwiesen, ich bin nicht undankbar. Es droht ihm Unglück. Der Conventkommissär ist in Straßburg angekommen. Bestellet euer Haus. Mehr kann ich nicht sagen." Der Mann barg sich wieder in seinen Mantel und verließ das Zimmer. An diesem Abend verbrannten meine Eltern viele Papiere in dem Kamin.

Am folgenden Tage, als ich auf der Straße spielte, fuhr ein vierspänniger Wagen, von Husaren umgeben, vor unser Haus. Meine Mutter blickte aus dem Fenster und schrie laut auf. Ein Mann mit einer dreifarbigen Schärpe stieg aus; ich folgte ihm in den Garten, wo mein Vater auf und ab ging. Der Mann trat auf ihn zu, überreichte ihm ein Schreiben und sagte mit höflichem Ernst: „Im Namen des Gesetzes! Bürger, ich verhafte dich." — „Wessen bin ich angeklagt?" fragte mein Vater ruhig. — „Des Hochverraths an der einen und untheilbaren Republik." — „Wer sind meine Ankläger?" — „Vor den Schranken des Tribunals wirst du sie finden." — „Bürger," erwiderte mein Vater mit der Würde, die das Bewußtseyn eines unbescholtenen Lebens verleiht, „ich bin bereit. Wirst du mir Zeit gönnen, mich zur Reise anzuschicken und den Meinen Lebewohl zu sagen?" — „Alles, was sich mit dem Gesetz und meinem Auftrag verträgt." — „Mehr verlange ich nicht." Wozu unsern Jammer schildern? Mein Vater wurde nach Straßburg abgeführt.

Die Armee der verbündeten Mächte hatte die Linien von Weissenburg gesprengt. Ihr siegreiches Vorrücken verbreitete Bestürzung in den Reihen der Revolutionsmänner. Tag und Nacht schallte die Sturmglocke und rief alle wehrhaften Männer zu den Waffen. Die Freunde der Ruhe und Ordnung freuten sich im Stillen und hofften auf eine bessere Zukunft. Sie erwarteten mit Ungeduld das Anrücken der verbündeten Heere, aber ihre Freude war stumm, denn jedes laute Zeichen derselben wäre ein Todesverbrechen gewesen. Wir wohnten in der Vorstadt an der Straße nach Hagenau. Die französische Armee hatte sich in die Pässe der Vogesen zurückgezogen. Wir hielten uns in unserer Wohnung eingeschlossen wie in einer Festung, um nicht die Blicke und die Rache der durch ihr Unglück noch wüthender gewordenen Jakobiner auf uns zu ziehen. Eines Abends, es war zur Herbstzeit, hörten wir Pferdegetrappel vor unsern Fenstern. Eine Säbelklinge schlug an die verschlossenen Läden und laute Stimmen schrieen: „Auf! auf!" Meine Mutter, welche mit zurückgehaltenem Athem gelauscht hatte, fuhr freudig in die Höhe und rief: „Es sind Deutsche! Es sind Freunde!" Man öffnete schnell die Läden, und vor dem Hause hielt ein Offizier mit einer Abtheilung preußischer Reiter. Er fragte, ob Franzosen in der Stadt seyen, und auf die verneinende Antwort stieg er ab und kam in das Zimmer. Er wurde freundlich empfangen, und als er, nach dem Hausherrn sich erkundigend, die Antwort erhielt, unser Vater sitze als verdächtig im Gefängniß zu Straßburg, befreundete er sich sogleich mit uns und faßte volles Zutrauen. Bald folgten mehr Truppen und die Offiziere nahmen Erfrischungen bei uns ein. Sie ließen den Maire holen. Der bucklichte Glasermeister erschien zitternd und ohne das Amtszeichen der dreifarbigen Schärpe. Allmählig rückte ein starkes Corps der verbündeten Armee ein und bezog in der Nähe der Stadt ein Lager. Als wir diese wohldisciplinirte und regelmäßig bewaffnete Heeresmacht sahen, wiegten wir uns in frohen Hoffnungen und zweifelten keinen Augenblick an der baldigen Einnahme Straßburgs und der Befreiung unsers Vaters.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, November.

Gutzkows Richard Savage.

Gutzkows „Richard Savage" ist auf der hiesigen Bühne am 25sten Oktober zum ersten Male aufgeführt, und am 8ten November wiederholt worden. Beim jezigen Zustande des deutschen Theaters hat einer, der mit einem dramatischen Versuch auftritt, schon viel gewonnen, wenn er durch irgend ein Interesse, und hätte es auch mit dem Werke selbst zunächst nichts zu thun, die Leute aufmerksam macht und herbeizieht. Hier, wo sein Name so oft genannt worden, genoß Gutzkow dieses Vortheils mehr als an manchem andern Ort. Man kam, man war begierig zu sehen, ob der Mann, der so viel geleugnet und negativ behauptet, im Stande sey, ein positives Stück Welt hinzustellen, das einen fesseln, rühren und erschüttern, und am Ende befriedigen könnte. Die Probe ist keineswegs zum Nachtheil des Dichters ausgefallen. Die Mehrzahl derjenigen, welche sich ein selbstständiges Urtheil erlauben, erkennt an, daß sich sein eigenthümliches Talent in der neuen Sphäre glücklich bewährt, und der Eindruck auf das große Publikum scheint ein sehr günstiger. Man muß

wohl sagen „scheint,“ weil einmal die Zeiten nicht mehr sind, wo sich das Interesse an einer andern Bühnenerscheinung als einer Oper laut und freudig äußerte. Die Fabel des Stücks ist den Lesern aus einem frühern Bericht in diesen Blättern bekannt, und zu einer, auch nur einigermaßen gründlichen Beurtheilung fühle ich mich, nachdem ich das Stück nur einmal gesehen, nicht belehrt genug; ich möchte weder im Guten noch im Schlimmen absprechen, und beschränke mich, mit dem Vorbehalt, später wieder den Gegenstand aufzunehmen, auf Folgendes.

Sehr angenehm sprach mich im ganzen Verlauf etwas an, dessen Mangel es vorzüglich ist, was im Allgemeinen die deutsche Dramatik so schwach und so schwächlich macht: ich meine den raschen, entschlossenen Verstand, der sich beim Untertauchen in die Sphäre der Gefühle und Empfindungen nie selbst verliert und das Bestimmte mit heraufbringt, der bei jedem Ausdruck der Gesinnung schnell fertig wird und jede Situation klar und reinlich aus den Händen läßt, der deutlich und bestimmt exponirt, eben so fortführt und vor dem rein verständigen Urtheil wenigstens keine offenbare Blöße gibt. Das eine wesentliche Element des dramatischen Dichters, der dramatische Verstand, scheint mir also in reichem Maße vorhanden, und die Unebenheiten in der Oekonomie des Stücks sind nur von der Art, wie sie durch die Uebung jenes gelehrigen Seelenvermögens in einer bestimmten Richtung leicht ausgeglichen werden. Wie verhält sich nun aber dazu das andere Element des Bühnendichters, das unmittelbare poetische Gefühl? jene Kraft, welche Charaktere in ihrer ganzen Tiefe wie auf Einen Schlag hervorbringt, welche die freie, fertige, in sich abgeschlossene Geburt der Phantasie dem Verstande überliefert, der sofort am Geschöpf der eigenen Seele das Geschäft der Beobachtung übt, wie an einem natürlichen Menschen? Dies ist es eben, worüber ich mir noch kein bestimmtes Urtheil gebildet habe, und ich glaube dem Dichter meine Achtung besser zu bezeugen, wenn ich mich noch besinne, als wenn ich ihm schmeichelte oder ihn verkleinerte. Ihm zu schmeicheln habe ich gar keine Ursache, und Verkleinerung ist ja oft nur die neidische Negation dessen, was man innerlich gelten lassen muß. — Nur ein Wort über einen einzigen Punkt. Man hat die Sinnesänderung der Lady im lezten Akt, den Bruch ihres Herzens, als einen Abfall von ihrem Charakter getadelt; mir aber scheint die Catastrophe, den Charakter der Lady und ihre Gesinnung gegen den aufgedrungenen Sohn als menschlich wahr vorausgesezt, consequent genug. — Shakespeare hat nur in einem und dem andern seiner Stücke nebenbei eine launigte Kritik oder Parodie seines eigenen Metiers eingewoben. Es ist sehr bezeichnend für Gutzkows Eigenthümlichkeit und Richtung, daß er es sich nicht versagen konnte, die beiden Dramen, die er bis jezt erscheinen lassen, so stark mit Kritik zu färben. Im einen parodirte er die neuesten Philosopheme im Kostüm der alten Welt, im andern brauchte er eine Zeit, wo in England die Journalistik eine sociale Macht zu werden anfing, als einen Spiegel unserer literarischen und kritischen Zustände.

(Schluß folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Kunstakademie. Italienische Oper.

Während der Ausstellung fand, wie gewöhnlich, die öffentliche Sitzung der Kunstakademie statt, welche bekanntlich über die Preisbewerbungen der Kunstschule ihr Urtheil fällt und die Preise ertheilt. Der Generalsekretär dieser Akademie war bisher der nun mehr als achtzig Jahr alte Quatremère de Quincy. Er mußte endlich die Stelle und den damit verbundenen Gehalt von 6000 Franks aufgeben. Quatremère hatte das Amt seinem Collegen in der Akademie der Inschriften, Raoul Rochette, zugedacht; da aber die Akademie selbst das Wahlrecht hat, so mußte darüber abgestimmt werden. Der Architekt Lebas hatte bedeutenden Anhang, besonders unter denjenigen Akademikern, welche beweisen wollten, daß die Kunstakademie selbst Leute besitze, welche fähig sind, das Wort zu führen und Berichte und biographische Notizen abzufassen, und daß sie nicht nöthig hat, sich nach einem guten Redner und Schriftsteller außerhalb der Akademie umzusehen. Raoul Rochette trug nur mit der Mehrheit einer einzigen Stimme den Sieg davon; alle übrigen hatte Lebas. Bei dieser öffentlichen Sitzung versah also der neue secrétaire perpétuel sein öffentliches Amt zum ersten Male. Raoul Rochette schreibt und liest gut, und ist gewöhnt, öffentliche Vorträge zu halten. Er hatte nicht allein einen Bericht über die aus Rom eingeschickten Arbeiten der französischen Kunstschule abzustatten, sondern auch eine biographische Notiz über den Tonkünstler Lasueur zu verlesen, und nach dem Gebrauche wurde die Kantate, welcher der Preis der musikalischen Komposition zuerkannt worden war, von einem guten Orchester und von Opernsängern vorgetragen. Nur bei dieser Gelegenheit zeigt sich die Kunstakademie thätig; das ganze Jahr über hat sie sonst wenig zu thun, und ihre Privatsitzungen haben wenig zu bedeuten.

Die Liebhaber italienischer Musik, das heißt, die ganze reiche und elegante Welt ist jezt entzückt, denn es ist wieder ein großes Talent aufgetreten, eine Sängerin, jung, schön und gefühlvoll, eine Schwester der den Parisern und den Italienern unvergeßlichen Malibran, eine der göttlichen Stimmen, welche Furore machen, und gleich beim Debut eine junge Sängerin zu einer Prima Donna stempeln. Seit Mad. Malibrans Tode fehlte es den schwer zu befriedigenden Dilettanten hier an einer ähnlichen Virtuosin. Die ganze Last des weiblichen Gesanges und aller Rollen von Königinnen, Prinzessinnen und schönen Geliebten ruhte auf Dmlle. Grisi, die freilich in manchen Rollen nicht allein sehr schön singt, sondern auch zum Malen schön ist. Wenn sie in Anna Bolena in schwarzer Tracht, entblößtem Halse und fliegenden Haaren erscheint, und dabei so reizend singt, so ist wohl kein Herz im Saale, das ungerührt bleibt, wiewohl es in der italienischen Oper in der Regel nicht auf Rührung abgesehen ist. Aber wenn man die energische Mad. Pasta, und die so zartfühlende, reizbare Malibran gehört hat, so stellt man Vergleichungen an, welche nicht immer zu Gunsten der jezigen Prima Donna ausfallen. Dann ist auch eine einzige Prima Donna nicht hinreichend. Männliche Virtuosen ersten Ranges besizt die italienische Oper drei, nämlich Rubini, den unvergleichlichen Sänger, den eleganten Tamburini und den so komischen Labiache, und noch dazu wird jezt Mario, der bekannte piemontesische Edelmann, welcher an der französischen Oper vor einem Jahre zum ersten Male auftrat, aber dort der allgemeinen, hoch gespannten Erwartung nicht entsprach, ebenfalls die Bühne der italienischen Oper betreten. Zwei Virtuosinnen sind also nicht zu viel, um den Männern das Gleichgewicht zu halten und den Genuß des Publikums vollständig zu machen. Für diejenigen, welche Veränderung in den musikalischen Genüssen lieben, wird jezt auch bestens gesorgt, denn eine französische Operette folgt auf die andere, und wenn man sie alle in's Deutsche übersetzen will, so wird man viel zu thun haben.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 115.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 273.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 14. November 1839.

There's nought maturer age can find
To equal those bright hours,
When the sunshine of the opening mind
Deck'd coming life with flowers.

Dover.

Der deutsche Knabe in der französischen Schreckenszeit.

(Fortsetzung.)

Es war nun ein reges Leben in unserer Nähe, dem ich mich mit kindischer Lust hingab. Ich lief mit andern Jungen in den verschiedenen Lagern umher, setzte mich zu den Soldaten an die Wachfeuer, betrachtete die Kanonen, sah den Uebungen der Truppen, den Schanzarbeiten zu, machte Bekanntschaft mit den Bedienten der Offiziere, die in unserem Hause aus- und eingingen, ließ mich auf ihre Pferde setzen, und dieses wilde Leben gefiel mir. Besondern Respekt flößten mir die Rothmäntel ein, welche ich mit einer Neugierde betrachtete, die nicht frei von Schrecken war. Meine Mutter und meine ältern Geschwister inzwischen schienen meine Freude nicht zu theilen; ich fand sie oft in Thränen und konnte nicht begreifen, warum sie weinten, da ich mit Zuversicht erwartete, daß unsere neuen Freunde uns nächstens unsern gefangenen Vater zurückbringen würden. Diese Hoffnung jedoch, welche meinem kindlichen Glauben so nahe schien, war in weite Ferne gerückt. Die verbündete Armee lag unbeweglich am Fuße der Vogesen, ohne diese zu überschreiten. In dem Maße, als die Zuversicht der Freunde der Ruhe und Ordnung auf die Erfolge der alliirten Waffen sich in Zweifel und Angst verwandelte, hob sich wieder das Vertrauen der Jakobiner auf den Sieg der Revolution, und sie konnten kaum ihre geheime Freude verbergen.

Eines Morgens wurden wir durch den Donner der Kanonen geweckt. Trommeln wirbelten, Trompeten klangen und Truppen aller Waffen zogen in verschiedenen Richtungen vorwärts gegen die Vogesen. Meine Mutter blickte ängstlich aus dem Fenster. Ein junger Offizier von unserer Bekanntschaft ritt vorüber. Die Mutter fragte ihn über den Grund dieser allgemeinen Bewegung, und ob Gefahr vorhanden sey. „Bah!" erwiderte er mit der, jugendlichen Kriegern eigenthümlichen kecken Zuversicht, „wir wollen nur diesen Blauröcken das Weiße im Auge zeigen. Ich habe mich schon lange auf einen Tanz mit ihnen gefreut, und diesen Abend sind wir in Zabern." Dies beruhigte meine Mutter einigermaßen. Bald darauf kam ein alter Stabsoffizier, um Abschied von uns zu nehmen; seine Pferde hielten vor dem Hause. Er war in der kurzen Zeit gleichsam ein Hausfreund geworden und hatte sich besonders wohlwollend gegen uns Kinder gezeigt. Seine Miene war ernst, und er konnte seine Rührung nicht verbergen, als er uns Lebewohl sagte. „Wir werden doch nichts zu befürchten haben?" fragte ihn meine Mutter. — „Das Kriegsglück ist wandelbar," erwiderte er nachdenklich, „ein Rückzug möglich. Machen

Sie sich auf alle Fälle gefaßt. Gedenken Sie hier zu bleiben, im Falle wir uns zurückziehen müßten?" — „O nein, nein!" rief meine Mutter voll Schrecken, „in der Höhle des Tigers! Wir sind diesen Unmenschen nur noch verhaßter geworden, seit wir unsere Gesinnungen offen an den Tag gelegt." — „In diesem Falle," sagte der gute alte Kriegsmann leise, „treffen Sie Ihre Vorbereitungen bei Zeiten; denn ich müßte diese dreißig Jahre her vergeblich gedient haben, um nicht zu wissen, daß wir uns höchstens noch ein paar Tage halten können." Er nahm mit Rührung Abschied; wir haben ihn nie wieder gesehen.

Ich schlich mich aus dem Hause und folgte dem Zug der Truppen auf einen in der Nähe der Stadt liegenden Hügel, der Bastberg genannt. Die Truppen stellten sich da und dort auf; man sah keinen Feind und hörte nur den Donner der Kanonen aus einer seitwärts liegenden Schanze und das Feuer des kleinen Gewehrs unten im Thale. Ich ging immer weiter, einige andere Jungen mit mir; wir hatten keine Ahnung von Gefahr. Endlich stießen wir auf eine Abtheilung der sogenannten Rothmäntel, die hinter einer Erhöhung auf dem Boden lagen, ihre langen Flinten im Arm. Wir wollten weiter, aber einer der bärtigen Gesellen hob schweigend, mit halb drohender, halb warnender Geberde den Zeigefinger in die Höhe. Im nämlichen Augenblicke tauchten sie Alle, auf ein leises Zeichen, von der Erde auf, zielten, feuerten ihre Gewehre in das Thal ab, und im Nu lagen sie wieder auf dem Boden. Wir wichen erschrocken zurück. Da lachte einer dieser wilden Natursöhne, ergriff mich stumm bei der Hand und ließ mich über die Brüstung in das Thal hinab sehen. Unten wimmelte es von blauen Röcken. „Fort, Kind! das nit gut!" sagte der wohlmeinende Mensch und wies mit dem Finger heimwärts. Wir ließen uns das nicht zweimal sagen und machten uns eilig aus dem Staube. Auf dem Rückwege hörten wir verstärkten Kanonendonner und plötzlich ein fürchterliches Schlachtgeschrei. Ein Offizier jagte an uns vorüber und hielt mit dampfendem Rosse vor einem ausmarschirten Regiment. Die Truppen setzten sich in Marsch, aber wir hatten für diesmal genug gesehen; eine unbestimmte Ahnung von Gefahr ergriff unsere jungen Gemüther, und wir eilten nach Hause.

An diesem Abend bemerkte ich eine ungewöhnliche Thätigkeit in unserm Hause. Kisten und Kasten wurden auf und zu geschlossen, Habseligkeiten aller Art lagen auf dem Boden herum, Koffer wurden gefüllt und wieder geleert, um andere und werthvollere Dinge hineinzupacken; Alles geschah in sichtbarer Angst und Verwirrung. Ich begriff nichts von Allem und forderte mein Nachtessen; man gab mir ein Stück Brod und brachte mich zu Bett. In der Nacht wurde ich durch ein lautes Jammern aufgeweckt; meine Mutter stand unter dem offenen Fenster und rang die Hände; meine ältern Geschwister weinten bitterlich. Ich richtete mich im Bett in die Höhe und weinte mit, ich wußte nicht warum.

(Fortsetzung folgt.)

Der Findling.

(Schluß.)

Nun wußte ich, daß ich in der Lage meiner ehemaligen Herberge nicht geirrt hatte, und daß mein damaliger gastfreier Wirth noch als armer blinder Greis lebte. Mit ängstlicher Ahnung fragte ich weiter: „Aber das wahnwitzige Mädchen, oder was sie sonst ist, ist das seine Tochter, oder —?" — „Ach nein, sie geht ihn eigentlich gar nichts an," lautete die Antwort. „Vor vielen Jahren strandete hier einmal ein Schiff und die ganze Besatzung ertrank bis auf ein Windelkind, das in seiner Wiege an's Land schwamm. Und seht, das ist die tolle Marie, die Ihr eben saht. Torkils nahmen sie als ihr eigenes auf, sie wuchs gut heran und wurde ein schmuckes Weibsbild. Torkils hatten zwei Kinder, sollt Ihr wissen, eine Tochter, die damals verheirathet war, nun aber vor vielen Jahren ohne Kinder gestorben ist, und einen Sohn, der auch schon lange begraben liegt; damals aber lebte er und war verheirathet und hatte einen einzigen Sohn und sonst keine Kinder mehr. Als sie groß wurden verliebten dieser Sohn und Marie sich in einander; die Eltern aber sahen das nicht gern, denn sie hatte ja nichts als die Wiege, in der sie an's Land getrieben kam. Wie's nun aber geht: die jungen Leute wurden zu vertraut, und Marie gebar einen Knaben, eben den kleinen Burschen, den Ihr hier saht."

„Da wollten die Eltern sie denn nicht länger im Hause haben, und das war ja auch nicht so sonderbar. Der alte Torkil hätte sie wohl noch behalten mögen; aber er konnte nicht mehr im Hause gebieten, denn er hatte die Stelle dem Sohn überlassen, und die alte Mutter war damals schon todt. Aber Torkil und Jürgen, so hieß Mariens Liebhaber, beredeten meinen Mann, Mutter und Kind in's Haus zu nehmen. Und das bereute ich oft, denn nun war weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe. Arme Marie! sie jammerte und weinte spät und früh, und ihr Kleines pfiff mit; denn ich steh' Euch dafür, Mariens Augen gaben mehr Wasser als ihre Brust Milch. Ja, sie hat manche liebe Stunde auf ihren Knieen über der Wiege gelegen und gewiegt und geweint und gesungen, Alles auf einmal. Wenn das Kind dann eingelullt war, dann warf sie sich in den Kleidern auf das Bett und betete, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, zum lieben Gott, er möge es doch mit ihnen Beiden ausmachen."

„Jürgen kam freilich zu uns, so oft er konnte, und gab ihr Geld und tröstete sie, aber das konnte nichts helfen. „Jürgen," sagte sie wohl hundertmal, „du sollst nicht mehr zu mir kommen; warum soll ich Unfrieden zwischen dir und deinen Eltern stiften?" Aber Jürgen kam doch; er wollte sie um Alles in der Welt nicht verlassen. — Bisweilen sagte sie zu mir: „Kirsten, wollte Gott, ich wäre mit meinen Eltern ertrunken! ich bin eine Fremde und Verstoßene in dieser sündhaften Welt. Ach, wäre es nicht des Kindes wegen, das dort liegt —" Mehr sagte sie nicht, aber ich weiß wohl, was sie meinte."

„Zur selben Zeit legte unser Nachbar Stüg sich hin und starb, und der hatte Thaler, und seine Wittwe war jung und schmuck und freite nun um Jürgen; aber Jürgen sagte Nein. War's nicht toll gewesen, so wurde es nun toll; die Eltern gingen ihm hart zu Leibe, aber er wollte nicht, und hätte er die ganze Welt damit gewinnen können. Das bekam Marie zu hören, und so sagte sie nicht einmal, sondern tausend Mal zu ihm: „Jürgen, nimm Magdalenen! das ist am besten für uns Alle zusammen." Aber nein, er wollte nicht. Da sagte sie endlich zu ihm: „wenn du sie nicht nimmst, so gehe ich hin, wo ich her gekommen bin," und damit meinte sie die See. Da fing er an laut zu weinen und lief weg wie ein toller Mensch; als er aber fort war, verdroß es sie doch, und sie weinte und rang die Hände, daß ich glaubte, sie wurde die Finger verrenken."

„Jürgen kam nicht wieder und blieb zwei, drei Tage weg, und nun hieß es, er wolle doch Magdalenen heirathen. Marie schwieg, aber sie sah aus, als hätte sie sich dies und das anthun können, und mein Mann und ich hatten immer ein Auge auf sie. Aber da kam Jürgen eines Abends zu uns herunter gestürzt, schlug die Thür weit auf, fiel Marien um den Hals, riß das Kind aus der Wiege und küßte und hätschelte es, und das Alles sollte bedeuten, daß er nun endlich Erlaubniß bekommen, sie zu heirathen. Da hättet Ihr die arme Marie sehen sollen! sie konnte nicht ein Wort sprechen. Und das war ihre lezte Freude in der Welt, und die war kurz genug. — Es wurde Mitternacht, ehe er wegkommen konnte; er ging, und wir dachten in der Welt Gottes an nichts Böses. Am Morgen aber kamen sie von Torkils zu uns herüber und fragten nach ihm. Ja, weg war er! Wir suchten und suchten, und endlich fand Marie seinen Hut recht eben hier, auf dem Fleck, wo Ihr sie und die Andern vorhin saht. Kurz zu erzählen — drunten lag er selbst; er war im Quellsand erstickt. Am Tage hatte es stark geweht und das Wasser hereingespült; da muß er nun fehlgegangen und auf die weichen Sandgallen gekommen seyn; dann gibt's keine Rettung mehr, denn sie sinken und sinken immer fort, bis sie Alles mit sich hinabziehen. Marie verlor gleich den Verstand und hat ihn nicht wieder bekommen, bekommt ihn auch wohl nie wieder."

„Seht, Herr, das ist die ganze Geschichte, und nun wißt Ihr, weßhalb sie hier geht und gräbt, und warum der alte Torkil bei gutem Wetter hier sizt und sich in der Sonne badet, und aus seinen blinden Augen weint. Ach ja, Gott tröste Alle, die betrübten Herzens sind."

Mit diesen Worten erhob sie sich, warf den Korb über den Nacken und sagte: „Lebt wohl, Herr!" Sie stieg wieder zum Meer hinab und murmelte im Fortgehen für sich hin: „Nein, wir kriegen keine Ruhe in der Welt, ehe man Schaufel und Spaten kreuzweise über uns legt!"

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Schluß.)

La Jacquerie. Palais-Royaltheater.

Der „Sherif" und die „Königin eines Tages," beide von Scribe, sind noch in ihrem vollen Glanze, und haben den Reiz der Neuheit noch nicht verloren, obschon fast täglich eines von beiden gegeben wird, und doch hat man schon wieder eine neue Operette, „die Symphonie," auf die Bühne gebracht. Dies ist die zweite Operette des Tonkünstlers Clapisson, welcher im Orchester der großen Oper angestellt ist, und sich früher durch manche Gesangstücke bekannt gemacht hatte. Zu gleicher Zeit hat das Renaissancetheater ein neues Drama: La jacquerie, mit Chören von Mainzer aufgeführt. La jacquerie ist bekanntlich der Name eines Bauernaufstandes im Mittelalter gegen die Unterdrückung des französischen Adels und der Städte Jacques Bonhomme — so nannte man das Volk — hatte vieles erduldet; endlich riß ihm die Geduld, und er schlug derb und blindlings darauf los; diesen Jacques Bonhomme singen zu lassen, war keine leichte Aufgabe. Denn Jacques war ein plumper Bursche als er böse ward, und es würde ein Tonkünstler wie Beethoven dazu gehören, um die Klagen, den Zorn und die wilde Zerstörungswuth des Pöbels auszudrücken. Mainzer hat sich um die Verbreitung des Geschmackes für Singmusik in Paris viel Verdienst erworben. Er hat eine Singschule für Handwerker angelegt und manche Musik für Chöre gesezt. Wenn seine Chöre in der Jacquerie auch nicht so stürmisch sind, als man es erwarten sollte, so sind sie doch wenigstens mit Kunst und Geschmack angelegt, und verunzieren das Stück keineswegs. Aber bisher konnte das französische Publikum den Schauspielen mit Chören nicht viel Geschmack abgewinnen. Die Chöre des Racineschen Trauerspiels „Athalie," an welchen sich bekanntlich mehrere Tonkünstler versucht haben, werden sehr selten aufgeführt, und nur die Boyeldieuschen Chöre dieses Stückes mußten einigemal wiederholt werden. Dies mag sich wohl nur aus dem Umstande erklären lassen, daß die Zuschauer in den eingeschalteten Chören eines Schau- oder Trauerspiels eine Unterbrechung der Empfindungen sehen, welche die dramatische Handlung in ihnen hervorgebracht, wogegen sie in einer Oper oder Operette die Chöre als etwas dazu nothwendig Gehöriges genießen. Nun gibt es freilich noch sehr viele Leute, denen auch dieses Operwesen nicht behagt, und die sich an den unzähligen Vaudevilles ergötzen, welche fünf bis sechs kleine Theater jeden Abend

darbieten. Die besten Geschäfte macht noch immer das kleine Palais-Royaltheater. Die dort gegebenen Stücke sind oft entsetzlich widersinnig; aber man gibt deren drei bis vier jeden Abend, und noch einige Chansonettes in den Kauf, und die bei dem jungen Publikum so beliebte Déjazet spielt fast alle Abende in zwei oder drei Stücken; dann ist auch der Eintritt nicht theuer, und so kommt es, daß man fast immer den Saal voll sieht. Bei einer Vorstellung, welcher ich neulich beiwohnte, spielte die Déjazet die Hauptrolle in einem langen Stücke, „Argentine," wo sie sang und tanzte; dann erschien sie als Landmädchen in einem andern Stücke, unter dem Namen Simplette, wo sie ebenfalls tanzte, und zwar diesmal mit einem Gensd'armen; zulezt gab sie noch die Marquisin de Prétintaille in einem Stücke gleichen Namens, wo es ihr aber an aller der prätenziösen Würde fehlte, die sie als altadelige Dame und Gutsbesitzerin, ihrer Rolle gemäß, haben sollte. Endlich hatte sie noch zwischen zwei Stücken, als junger Trompeter gekleidet, etwas darzustellen, das halb Gesang, halb hergesagte Prosa war, und eine Erinnerung an Auftritte aus der Schlacht von Marengo seyn sollte. Dieses kleine Theater hat besonders die Chansonettes in Aufnahme gebracht, die von da in mehrere Theater übergegangen sind, und die man auch manchmal in Privatgesellschaften zum Besten gibt. Das Palais-Royaltheater hat einen Schauspieler Namens Achard, der besonders Meister in diesen komischen Vorträgen ist. So trat er diesmal nach dem Marengotrompeter auf, und gab eine Ausruferscene bei einer öffentlichen Versteigerung, welche, wenn ich recht gehört habe, von Paul de Kock gedichtet ist, und wieder halb aus drolligter Prosa, halb aus Gesang besteht. Die Suada eines recht geschwätzigen Ausrufers, wie man sie überall antrifft, ahmte er vortrefflich nach, und sehr komisch war das außerordentlich schnelle Aufzählen der heterogenen Dinge, welche den Nachlaß einer Modistin und eines verschuldeten Studenten bilden; und da der Verkauf zu Ende geht, beklagen sich die Käufer über den mangelhaften Zustand der versteigerten Effekten, werden aber von dem witzigen Ausrufer sehr drollig abgefertigt. Einige strenge Theaterkritiker beklagen sich über das Einreißen dieser Chansonettes auf der Bühne. Allein in kleinen Theatern, wo man doch keine hohen Erwartungen mitbringt, sind sie zuweilen besser als lange Stücke, wäre es auch nur der Kürze wegen. Dg.

Stuttgart, November.

(Schluß.)

Gutzkows Richard Savage.

Diejenigen, welche sich an Gutzkow durch die großen Ansprüche auf Unabhängigkeit und die rücksichtslose Opposition gegen die literarische Tradition beleidigt fühlen, sehen vielleicht mit einiger Schadenfreude, daß er gerade durch seine kritische Richtung verführt wurde, mit dem Stoff des Richard Savage einer Zeitmode einen Tribut darzubringen, dem berufenen Dichter- und Künstlerschmerz, der Tragik des Künstlerlebens. Wie viel Künstlerjammer ist schon episch und dramatisch ausgebeutet worden! Tasso, Camoens, Cervantes, Molière, Correggio, Marlowe, Otway, Chatterton, Gilbert; und wenn auch Richard Savage auf besondere Art untergeht, so ist doch der Grundton seiner Schmerzen der alte, schon so oft da gewesene. Man dürfte sich wundern, daß Gutzkow dem Kränklichen, das in einer solchen Tragik liegt, nicht vielmehr ausgewichen, als es aufgesucht, wenn man nicht glauben könnte, er habe gerade durch die Variation eines so oft behandelten Themas eine überwiegende poetische Kraft bethätigen wollen. Wenn ich die Ueberzeugung erlange, daß ihm dies gelungen, so bin ich schon ein zu warmer Freund der Bühne, um diese Ueberzeugung nicht mit Freuden auszusprechen.

Durch die hiesige Aufführung ist gewiß kein Verdienst des Stücks in Schatten gestellt worden. Man konnte in jeder Beziehung mit der Anordnung wie mit dem Spiele vollkommen zufrieden seyn. Es ist sehr begreiflich, daß ein Publikum — ich meine nicht das hiesige, sondern das deutsche — dessen Geschmack sich vorzüglich der Oper zugewendet, auch im Schauspiel mit besonderer Vorliebe dem bloß sinnlich Wirkenden sich zukehrt, daß es die Befriedigung vorzüglich im flüchtigen Reiz der Neuheit, in ewiger Abwechslung sucht und findet. Man kann mit dem Zeitgeist nicht rechten; aber man darf es sich nicht verbergen: seit dem entschiedenen Uebergewicht der Oper, seit die deutschen Bühnen ein ewig fließendes, und somit im Grunde gar kein Repertoire haben, seitdem ist die deutsche Schauspielkunst im innersten Marke angegriffen. Wie kann man von den Schauspielern Sicherheit der Haltung und des Vortrags, Gedächtniß und ein auch nur erträgliches Zusammenspiel erwarten, wenn sie beständig mit dem Erlernen von unbedeutenden Rollen geplagt werden, wobei ihre schwerste Sorge nicht ist, sie zu behalten, sondern sie wieder aus Gedächtniß und Einbildungskraft los zu werden, weil man die Stücke schnell wieder wegwirft, and ihnen damit besser ihr Recht widerfahren läßt, als da man sie aufnahm? Ein solches System drückt und hemmt die Besten, die secundären Talente müssen aber dadurch ganz in der Mittelmäßigkeit niedergehalten werden. Unter diesen Umständen ist es desto erfreulicher, wenn einmal eine bedeutende Erscheinung, und zwar das jedenfalls geistreiche Werk eines deutschen Schriftstellers von der Bühne mit Liebe ergriffen und ungewöhnlicher Fleiß darauf verwendet wird. Wie gesagt, die Vorstellung des Richard Savage war eine sehr gelungene; aber es thut doch weh, wenn man sieht, welch große Mühe man sich geben muß, um eine Wirkung hervorzubringen, welche bei einem der Natur des Menschen und dem Wesen der Mimik angemessenern System ein natürliches Produkt des Bühnenorganismus wäre. Herr Regisseur Moritz hatte die Aufnahme des Stücks dadurch beschleunigt, daß er es zu seinem Benefiz gewählt. Die fünf, sechs Hauptrollen waren in den Händen unserer besten Schauspieler. Die Rolle des Richard Savage ist bei weitem die schwerste. Der Charakter des Helden ist offenbar flacher gehalten als die andern, sehr stark ausgeprägten Hauptgestalten, und dem Schauspieler kommt es zu, den jungen Dichter auf der Höhe seiner Umgebung zu halten. Moritz hat die schwere Aufgabe vom Anfang bis zum Ende auf's Glücklichste gelöst. Es will mir aber scheinen, als ob das Stück sehr verlieren könnte, wenn der Held einen minder begabten, namentlich wenn er einen sehr jungen Repräsentanten findet. Ueberhaupt, glaube ich, ist der Charakter des Richard Savage der Punkt, gegen welchen die Kritik vorzugsweise ihre Batterien eröffnen wird. — Auch auf die Scenerie und das Kostüm war ungewöhnliche Sorgfalt gewendet. Die Logenscene ist ein glücklicher Theatereffekt, aber nicht leicht anzuordnen. Es handelt sich hier nicht von einem bescheidenen Schauspiel im Schauspiel, wie im Hamlet, sondern von einem Einblick in einen weit größern Schauplatz als der auf der Zuschauerseite der Lampen. Die Schwierigkeit, die dreite Sene in eine „Box" in Drurylane zu verwandeln, war mit Glück gelöst. M.

Beilage: Kunstblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 274.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 15. November 1839.

Wo man nur schaut, fast alle Welt
Mit Freuden sich thut rüsten;
Zum Scherzen Alles ist gestellt,
Schwebt Alles fast in Lüften.
Die reine Sonn'
Schmückt ihre Kron',
Den Köcher füllt mit Pfeilen.

Friederich von Spee.

Die Jahreszeiten von Kâlidâsa.

Aus dem Sanskrit übersezt von P. v. Bohlen.

V. Der Frühling.

1. Die Herzen froher Menschen zu verwunden,
Geliebte, nahet sich der Frühlingsheld,
Der Bienen sich zur Bogensehne füget
Und Mangobluthen statt der Pfeile hält.

2. Die Jungfrau liebt, der Zephyr weht mit Düften,
Die Bäume blühn, der Lotus schmückt die See'n,
Die Nächte ruhig und die Tage labend:
Wie ist im Frühling Alles doch so schön!

3. Wo Teiche mit Juwelengürtel prangen
Und gleich dem Monde glänzt die Mädchenschaar,
Wo unter Blumen Mangobäume schwanken
Da bietet sich des Lenzes Wonne dar.

4. Guirlanden um die Brust, mit kühlem Sandel,
Den Odem würzig von des Betels Duft,
Den Leib umgürtet, gehen ohne Bangen
Die Schönen, wo Ananga's Freude ruft.

5. Es küßet nun, vom Mangosafte trunken,
Der Kukuk seiner Auserwählten Mund,
Und auf dem Lotus macht die Biene summend
Dem Liebsten ihre Schmeicheleien kund.

6. An kupferfarbnen Sprossen ist mit Dolden,
Von Blüthen schwer, der Mango angethan;
Und sacht, vom Winde hin und her geschaukelt,
Der Jungfrau Herz zu Liebesfreuden an.

7. Und wo mit dunkelen Korallenzweigen
Die Blumenfülle des Asoka nickt,
Da wird das jugendliche Herz des Schönen
Von Kummer voll, sobald sie ihn erblickt.

8. Es füllt mit Wonne sich des liebenden Jünglings Busen,
Wenn Atimukta ihre duftigen Kelche öffnet;
Wenn trunkne Bienen ihre glänzenden Blüthen küssen
Und zart die Ranken von des Zephyres Hauche schaukeln.

9. Und wer, Geliebte, von der Theuersten wird gemieden,
Dem muß die Liebe wie mit Pfeilen das Herz verwunden,
Wenn schnell entsprossen des Kuruwaka schöne Aehren
Mit Blüthenschimmer über liebliche Lippen siegen.

10. Die Wälder wogen mit des Kinsuka Blumenröthe
Und Parijatas, wie von glühender Feuerflamme;
Es glänzt und flimmert überall, wo der Lenz erscheinet,
Gleich einer Jungfrau nun im Purpurgewand die Erde.

11. Warum verwunden, wie mit Schnäbeln der Papageien,
Uns dee Palaſa und die Blüthe dee Karnilaren,
Wenn Nachtigallen unter süßem Gekose vollends,
Schönmünd'ges Mädchen, noch der Jünglinge Herzen rauben?

12. Denn wo sie freudig und mit lautem Gesange jubeln,
Da werden plötzlich auch des Jünglinges Worte trunken;
Den holden Bräuten wird das schüchterne Herz beweget,
Daß im Gemache sie verschämet darob erröthen.

13. Der Hauch des Lenzes hat den Nebel hinweggenommen,
Er schüttelt leise mit den blumigen Mangozweigen,
Laßt weit ertönen nun den fröhlichen Ruf des Kukuks
Und stiehlt sich säuselnd in die liebende Brust der Menschen.

14. Entzückend glänzen in den Gärten Jasmingebüsche
Mit weißen Blüthen, wie der tändelnden Jungfrau Lächeln;
Sie fesseln selber wohl das fromme Gemüth des Weisen,
Und wie viel mehr noch, wessen Seele die Lieb' erfüllet!

15. Denn welcher Jüngling, wenn die Frauen nach Liebe sehnend
Die Brust bekränzen und mit goldenem Gürtel prangen;
Wenn Bienen summen und die Nachtigall lieblich flötet,
Vermag im Lenze diesem Zauber zu widerstehen?

16. Die Berge schimmern von unzähligen Blüthenbäumen,
Und ihre Gipfel sind geschmücket mit Kukukschaaren;
Die Felsen schauet, wie besponnen mit Bienennetzen,
Wohin sich wendet überall nur das trunkne Auge.

17. Doch wer anjetzo von der liebenden Gattin ferne,
Betrübten Herzens auf den blühenden Mango schauet,
Der schlägt mit Seufzen und mit Klagen das Auge nieder
Und ruft verzweifelnd ihren Namen mit lauter Stimme.

18. Wenn trunke Bienen summen und Mangobäume blühn,
Wenn Kokilasang ertönet und Karnilaren glühn:
Das sind die scharfen Pfeile, womit der Jungfrauen Brust
Die blumenbogige Gottheit entflammt zur Liebeslust.

19. Der Zephyr schaukelt leise die Bäume mit Blüthen schwer,
Und schaukelt den Blumenregen wie goldnen Glanz umher;
Voll Sehnsucht bleibt der Pilger ermüdet am Wege stehn,
Mit abgewandten Blicken, und will vor Schmerz vergehn.

20. Den Schönen gehet der Frühling an Lieblichkeit zuvor:
Er führt statt muntrer Reden ein fröhliches Sängerchor,
Die hellen Jasminblüthen statt weißer Zähne Glanz
Und statt der Fingersprossen den röthlichen Knospenkranz.

21. Honig triest dem Blumenlenze
Von Asoka's Blüthenmund;
Der berauschten Biene Summen
Machet seine Rede kund;
Sein Gesicht der volle Lotus,
Seine Zähne von Jasmin,
Und sein Odem Mangodüfte,
Wenn die lauen Weste ziehn.
Aloe, sein Liebesopfer,
Bringt er Madanas zum Heil:
Und so werden denn auf immer
Lenzeswonnen euch zu Theil!

Der deutsche Knabe in der französischen Schreckenszeit.

(Fortsetzung.)

„Das arme Kind!“ sagte meine Mutter schluchzend und trat zu mir; „es ahnt ihm, daß es zum lezten Mal in seinem Bettchen schläft!“ — „Mutter,“ erwiderte ich, „morgen Abend gehe ich wieder in's Bett.“ — „Aber wo, wo?“ rief sie schmerzlich aus, „und wirst du ein Bett haben, auf dem du deine müden Glieder ausstrecken kannst? Sieh! sieh! Alles ist verloren!“ fügte sie in einer Art wahnsinniger Angst hinzu, hob mich empor und trug mich an das offene Fenster. Ich blickte hinaus; die ganze Breite der Straße war mit Truppen bedeckt, deren Waffen im fahlen Mondschein glänzten; lautlos zogen sie dahin, man hörte keinen Athemzug, kein Wort, kein Hufschlag der Pferde ertönte, ihre Eisen waren umwickelt, wie nächtliche Gespenster schritten sie dahin. Ein Offizier ritt an das Fenster und sagte mit gedämpfter Stimme: „Um Gottes Willen, sind Sie noch da? Die Armee ist im Rückzug, die Nachhut kann sich kaum bis morgen um die Mittagsstunde halten.“ — „O Gott!“ seufzte meine Mutter, „ich habe kein Fuhrwerk bekommen, und wenn ich auch Alles zurucklassen wollte, so können ja doch diese armen Würmchen nicht zu Fuße gehen. Können Sie mir keinen Wagen verschaffen?“ Der Offizier zuckte die Achseln und erwiderte: „Das Fuhrwesen ist schon zurück und hat eine andere Straße eingeschlagen, um den Marsch der Armeen nicht zu hindern. Wenn Sie aber Hagenau erreichen können, wo die Armee sich aufstellt, dann kann ich Ihnen zur Weiterreise ein Fuhrwerk verschaffen. Leben Sie wohl! Gott sey mit Ihnen!“

Als ich am andern Morgen erwachte, war großer Jammer im Hause; meine Geschwister saßen weinend auf den gepackten Koffern; meine Mutter und die Dienstboten waren fort, um nach einem Fuhrwerk zu sehen. Man gab mir ein Stück Brod, und ich ging wohlgemuth auf die Straße. Es herrschte Todtenstille in der erst noch so lebendigen Stadt; man sah keinen Soldaten, viele Einwohner waren bereits geflohen, die andern hielten sich in ihren Häusern verschlossen; nur hie und da sah man kleine Gruppen, schwere Bündel tragend und Kinder an der Hand führend, durch die Straßen ziehen; still weinend zogen sie hin in die unbekannte Ferne und warfen den lezten Jammerblick auf die Stätte ihrer Geburt, der sie den Rücken kehrten. Von Zeit zu Zeit fielen aus der Ferne einzelne Kanonenschüsse; ich stand und lachte, in der Hoffnung, ein ähnliches Schauspiel wie das gestrige wieder zu erleben. Da faßte mich eine Hand rasch am Arme; ich wandte mich um, es war unsere Kindsfrau. Ohne ein Wort zu sprechen, zog sie mich zum Hause, vor welchem ein ärmlicher Karren, mit einem magern, abgetriebenen Pferde bespannt, hielt. Dies war das einzige Fuhrwerk, das man hatte auftreiben können; es gehörte einem Juden, welcher der Armee als Marketender folgte; er hatte seine Vorräthe abgesezt und suchte sich jezt rückwärts neue zu verschaffen. Man konnte nicht mehr als drei Koffer aufpacken und suchte diejenigen aus, welche die werthvollsten Gegenstände enthielten; mich und meinen kleineren, etwa dreijährigen Bruder sezte man auf den Karren, die Kindsfrau und eine ältere Schwester — ein Mädchen von zwölf Jahren — gingen nebenher. Meine Mutter mit zwei Schwestern blieb zurück, um, wo möglich, noch ein Fuhrwerk aufzutreiben; sie versprach, in jedem Falle, wenn auch zu Fuß, nachzukommen, und befahl der Kindsfrau, in einem zwei Stunden entfernten Dorfe bei dem Pfarrer, der ein Freund des Hauses war, auf sie zu warten.

Unser Zug ging nur langsam vorwärts; das Pferd war sehr erschöpft. Der Jude warf einen Blick auf die Koffer und meinte, der Inhalt müsse gewichtig seyn, denn sein an Lasten gewöhntes Roß ziehe schwer daran; die Kindsfrau antwortete etwas vorschnell, einer derselben enthalte Silberzeug. Der Jude berechnete sogleich, daß in diesem Falle der Koffer so und so viele Pfunde wiegen müsse, und warf einen schmunzelnd verliebten Blick auf denselben. Ich stieg ab, um dem Rosse die Last etwas zu erleichtern. — Wir sahen keine Truppen, die Straße war nur mit einzelnen Haufen trauriger Flüchtlinge bedeckt. Erst auf einer Anhöhe vor dem Dorfe, wohin wir wollten, waren Kanonen aufgefahren, und links und rechts von der Straße lagerten unabsehbare Kolonnen. Der Pfarrer, ein alter Mann, empfing uns freundlich, konnte uns aber nur wenige Aufmerksamkeit schenken, da sein Haus, das beste im Ort, mit Offizieren hohen Rangs angefüllt war. Wir warteten einige Stunden vergeblich auf unsere Mutter. Plözlich hörten wir einen Kanonenschuß, dann mehrere; im Hause herrschte Lärm und Bewegung, die Trommeln wirbelten, man führte die Pferde vor, die Offiziere saßen auf und ritten weg. Jezt kam der Pfarrer zu uns und sagte: „Ihr armen Kinder, ihr wartet vergebens auf eure Mutter. Diesen Weg kann sie nicht mehr kommen, denn der Feind hat ihn inne; vielleicht hat sie einen andern eingeschlagen. Geht in Gottes Namen nach Hagenau, dort werdet ihr unter den Ausgewanderten Freunde finden, die euch weiter helfen." Aengstlich fragte meine ältere Schwester: „Gehen Sie denn nicht mit uns, Herr Pfarrer?" — „Nein," erwiderte der Greis mit einem Blick gen Himmel, „meine Pflicht als Seelsorger hält mich bei meiner Gemeinde zurück. Komme über mein graues Haupt was da wolle, ich bin ein Diener des Herrn und muß seine Heerde weiden. Nehmt diesen Laib Brod, es ist der lezte, den ich im Hause habe. Mehr kann ich nicht geben."

Wir zogen langsam und traurig weiter. Die Straße war von marschirenden Truppen, von Batterien gesperrt, und wir mußten oft seitwärts auf die grundlosen Felder ausbeugen; denn es war im Novembee und der Boden nicht gefroren. Ich war leicht gekleidet und ohne Kopfbedeckung, wie man mich von der Straße weggenommen hatte. Doch machte ich mir wenig daraus, da ich nicht weichlich erzogen war. Hinter uns donnerten die Kanonen immer stärker und mischten sich mit dem Krachen des Kleingewehrfeuers; es war ein höllischer Lärm. Wenn wir zwischen die Kolonnen geriethen, fluchten die Soldaten: „Fort Jude! Hast du keinen Schnaps, Hebräer?" Doch als sie uns hülflose Geschöpfe erblickten, siegte das Mitleiden, und sie öffneten die Reihen, um uns durchzulassen.

Nach einigen Stunden war unser Pferd so erschöpft, daß das arme Thier nicht weiter konnte; wir fuhren seitwärts auf einen Rübenacker und machten Halt. Wir mußten unserem Pferde das noch übrige Brod geben; der Jude zog sich halb gefrorene Rüben aus, wir folgten seinem Beispiel. Als wir nach kurzer Rast weiter wollten, waren die Räder des Karrens in den lockern Boden so tief eingesunken, daß ihn das erschöpfte Thier nicht herauszuziehen vermochte. Der Jude stemmte sich gegen die Räder, die Kindsfrau half, es ging nicht; wir Kinder standen umher und weinten. Die auf der Straße vorüberziehenden Soldaten lachten über die fruchtlosen Anstrengungen des Juden; doch als sie die weinende Gruppe der Kinder erblickten, eilten einige herbei und halfen uns aus dem Schlamm.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

Potsdam. Daguerre und Liepmann.

Potsdam hat in diesem Sommer sein goldenes Zeitalter gefeiert, wenn man nicht die Zeit, als Friedrich in Sanssouci thronte, dafür nehmen will. Aber diese wäre wohl besser seine mythisch-heroische zu nennen; es war viel Glanz und Ruhm, aber wenig solider Gewinn. Der große König ließ ganze Straßen aufführen von Palästen, alles Fronten nach Palladios Palastbauten; aber man darf nur in die Thür treten, um zu sehen, daß der Palast nur für die Straße ist. Drinnen sind Fachwerkmauern, Holzverschläge, enge, steile Treppen, dunkle Gänge, und eine durchaus uncomfortable Einrichtung der Wohnungen. So wenig rentirten die Potsdamer Wohnhäuser, daß bis vor Kurzem Niemand baute ohne Unterstützungsgelder aus der königlichen Kasse. Erst in diesem Jahre sind einige Häuser allein aus dem Beutel der Eigenthümer aufgerichtet worden. Potsdam wird erst jezt seine natürliche Bedeutung als Vorstadt Berlins gewinnen. Freilich werden seine Handwerker verlieren, wenn Jeder auf bequeme Weise seinen industriellen Bedarf besser und wohlfeiler aus Berlin bezieht. Aber dieser Nachtheil gleicht sich auch für die einzelnen Betheiligten aus. Was hindert, daß die Potsdamer Ouvriers nun ihrerseits für Berlin arbeiten? Manche Werkstätte und Fabrik dürfte nun aus der Hauptstadt in die billigeren und räumlicheren Wohnungen der schönen Vorstadt verlegt werden. Charlottenburg, der ehemalige Hauptort der Villegiatur, war in diesem Sommer verödet und Potsdam übervölkert. Das große Manöver, die Musikfeste und die Versammlung der märkisch-ökonomischen Gesellschaft hatten außerdem die Stadt so glänzend überfüllt, daß oft kein Unterkommen zu finden war. Sehe man da ein Exemplum ad hominem, wie das Bedürfniß durch die Erleichterung der Mittel wächst. Von Tausenden hier war es kaum Einem Bedürfniß, jährlich nach Potsdam zu fahren; jezt würden unter tausend neunhundert es auf's schmerzlichste empfinden, wenn die Eisenbahn, quod deus vertat, einginge. Dagegen ist entweder Berlin noch nicht groß genug, oder die Entfernung ist noch zu groß, um Doppeletablissements für den Sommer dort, für den Winter hier, mit Bestand einzurichten, und der jezt europäisch berühmte Weinhändler Drucker will es erst zu spät mit Schmerzen bemerkt haben, daß die Insel Tornow, die er dort gepachtet, mit einem O! W! endet. Sie werden inzwischen viel von dem berühmten Manne gelesen haben. Er hatte sich in lezter Zeit mit vielem Talent, vielleicht auch mit vielen Talenten, die ihm unter die Arme greifen, auf die politischen, ästhetischen, philosophischen Wissenschaften geworfen, und seine Avertissements gehörten wirklich zum bunten Groteskschmuck unserer aschgrauen Zeitungen. Die barocke Art und Weise, wie er so manche Streitfrage der allgemeinen Conversation für seine Weingäste und Leser mundrecht machte, konnte auch das feinere Publikum mit den Trivialitäten, die als Lückenbüßer mit unterliefen, versöhnen. Leider hat sein Wettrennen auf der Insel Tornow nun ein schlimmes Ende genommen; denn der berühmte Wollblutesel, den die Censur mitlaufen ließ, stieß allzusehr an. Fast hätte sein Durchgehen den armen Censor selbst umgerannt. Auf geraume Zeit wird seinem Muthwillen nun wohl eine starke Kette angelegt werden, was, ich wiederhole es, zu bedauern und nicht klug ist. Wenn man froh seyn muß, die Leute lachen zu sehen, so müßte man die noch bezahlen, welche die Leute lachen machen.

Daguerre und Liepmann sind in diesem Augenblicke die Modeworte. Jedermann zeigt Daguerrotypen, jede Buchhandlung kündigt die allein richtige Beschreibung des Verfahrens an, und in jeder Zeitung wird aufgefordert, wer noch einen Abdruck des Liepmannschen Oelbrucks ablassen könne! Lezteres klingt allerdings seltsam, da ja der Vorzug dieser Erfindung der ist, ein Bild, so oft sich Käufer finden, zu vervielfältigen, und eine Bestellung auf neue Abdrücke dem Erfinder unstreitig lieber seyn muß, als wenn die schon abgedruckten aus Hand in Hand gehen. Doch soll Herr Liepmann sehr krank seyn, und dies mag die weitere Anfertigung einstweilen hindern. Von einer Nationalpension für ihn kann nicht die Rede seyn; doch spricht man davon, ihm eine kleine jährliche Unterstützung von der höchsten Huld zu erwirken. Um so eifriger wird über die Bedeutung und Nichtbedeutung beider Erfindungen gestritten. Die Sommermeinungen sind von den Herbstmeinungen verschieden. Im Juli und August wurden die Maler blaß; sie meinten, es sey mit ihrer Kunst aus, wenn jeder die Natur porträtiren könne, und getreuer als Ruysdael und Claude Lorrain, der nie zeichnen gelernt; und wenn jeder jedes Oelgemälde mittelst einer Maschine vervielfältigen könne, so sey es mit der Malerkunst und den Malern und Lithographen zugleich aus. Allgemeine Verzweiflung, daß die Industrie die freie Kunst auf ihrem eigenen Boden geschlagen habe. Im kühlern September und Oktober ist die Furcht einer ruhigern Betrachtung gewichen, und die verzweifelnd ihre Palette und ihre Steinplatten zerschlagen wollten, zucken über die Erfindungen jezt die Achseln: sie hätten doch nur bedingten Werth und bedingte Anwendung, mit der Kunst hätten sie nichts gemein, und die Kunst könne durch sie keinen Schaden leiden. Was Daguerres Erfindung leistet, ist bekannt. Auf theuern Metallplatten gibt sie, unter günstigen Umständen, wenn die Sonne gut scheint und die Luft ruhig ist, einen schwachen Schattenriß, im kleinen Maße, von Gegenständen, die sich nicht bewegen. Diese Naturabdrücke lassen sich nicht vervielfältigen. Und wenn eine fortgesezte Erfindung das auch möglich machte, wenn diese Schattenrisse in tausenden von Abdrücken auf Papier sich vermehren ließen, was wäre gewonnen? Ein exakter Abriß von Gebäuden, eine todte Wirklichkeit, sehr anwendbar zu Pfennigmagazinen, zu Bilderbüchern und Tafeln für technische Werke; die Kunst selbst, die nicht die Natur porträtiren darf, wenn sie Kunst bleiben will, hat nichts damit gewonnen und nichts verloren. Diese Erfindung liegt ganz abseits. Sie ist etwas für sich Bestehendes, wichtig als Specimen menschlichen Scharfblicks, und welche Geheimnisse der Natur dem Geiste noch sich erschließen dürften. Aber selbst wenn eine bewegte Landschaft, ja selbst wenn der Farbenschmelz sich wieder abdrucken ließe, auf Metall, Leinwand oder Papier, so hätte die Kunst doch nichts damit zu thun. Die allergetreuste Abbildung der allerschönsten Landschaft ist noch kein schönes Bild.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 116.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 275.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 16. November 1839.

La génération actuelle qui veut être si jeune, est le singe du passé et se plait aux vieilles allures.

J. Janin.

Moden.

Vieillerie.

Die Wintersaison hat begonnen, die Plane für die Toilette der vorzugsweise eleganten Jahreszeit sind im Allgemeinen entworfen, und bereits ist der tausendarmige Storchschnabel in Bewegung, der die im ersten und zweiten Arrondissement der Stadt Paris erfundenen Figuren aller Orten ungefähr nachzeichnet. Dieser Zeitpunkt ist immer der günstigste zu allgemeinen Betrachtungen über das Wesen der Tracht.

Schon seit einer Reihe von Jahren tragen die Neuerungen im männlichen wie im weiblichen Anzug den Charakter des Antiquarischen, und diese Richtung verstärkt sich immer mehr. Sollte sie überhaupt für die Zukunft des Kostüms entscheidend werden, so wird dies mehr bei der männlichen als bei der weiblichen Tracht der Fall seyn. — Man hat es längst aus den herrschenden Bestrebungen und dem ganzen Charakter der Zeit erklärt, warum gegenwärtig in den Künsten der Einbildungskraft, bei wuchernder Fülle der Produkte, auffallende Sterilität in Erfindung und eigenthümlichem Inhalt herrscht. Auch die Schneiderei, als ein Ausläufer der Kunst, nimmt Theil an dieser Impotenz. Dagegen waren zu keiner Zeit, wie bei uns, so auch in Frankreich, die geschichtlichen Studien umfassender und eindringender als jetzt. Erst in neuerer Zeit hat man allgemein dem Anspruch entsagt, die vergangenen Jahrhunderte mit dem Maßstab des jetzigen zu messen. Man ist bemüht, die Zeitalter aus sich selbst zu begreifen, sie in eigenster Haltung und Geberdung auftreten zu lassen und sie in ihrem eigenthümlichen Style redend einzuführen. Dieser historische Geist, diese Neigung, sich lebendig in vergangene Zustände zu versetzen, hat sich auch aller Künste bemächtigt. In Frankreich ist es aber ganz besonders der Zeitraum von Franz I. bis zur Revolution, der vom Studium und der Phantasie ausgebeutet wird, und zwar nicht nur, weil diese Jahrhunderte dem gemein menschlichen Interesse am nächsten liegen, sofern sich die jetzige gesellschaftliche Welt aus der unmittelbar vorhergehenden herausgebildet hat.

Der Franzose braucht überhaupt die ganze Geschichte seines Volks zu einem Spiegel seiner Eitelkeit. Er weiß Tage, wie die bei Creßy und Agincourt, auf's Vortheilhafteste für die Nationalehre zu deuten, und wenn er häufig Franz I. mit Affektation den „vaincu de Pavie“ nennt, so geschieht es nur in Erinnerung an sein echt französisches Wort: „tout est perdu fors l'honneur.“ Aber mit ganz besonders stolzem Interesse blickt er auf die zunächst verflossenen Jahrhunderte zurück. Sie waren das goldene Zeitalter seiner Literatur und Kunst und

seines ästhetischen und moralischen Einflusses auf das Ausland.

In der merkwürdigen Zeit, wo drei große Ereignisse, die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Eroberung Konstantinopels durch die Türken und die Entdeckung von Amerika, ihre mächtigen Einflüsse zu äußern begannen, war es Franz I., der aus florentinischer Bildung und Sitte gleichsam die Fruchterde bereitete, aus der im darauf folgenden Jahrhundert die eigenthümliche Poesie der Franzosen und jenes ganze System von eleganten Manieren erwuchs, mit dem sie für die feine Welt aller civilisirter Länder Vorbilder geworden sind. Auch das politische Gewicht Frankreichs wurde immer bedeutender; ob übrigens die französischen Ambassadeurs an den Höfen Einfluß hatten oder nicht, die überall akkreditirten Musen und Grazien dieses Volks wußten sich immer Gehör und Gehorsam zu verschaffen.

Die unbeschränkte Herrschaft der Franzosen im ganzen Bereich des Geschmacks wurde erst dann erschüttert, als sie selbst durch die Revolution ihr altes poetisches und sociales Gleichgewicht verloren hatten. Sie suchen gegenwärtig einen neuen Schwerpunkt in beiderlei Beziehung; sie können ihn nicht finden, und darüber erwachte die Sehnsucht nach der großen Zeit, wo die Nation für das wirklich galt, was man ihr jezt keck in's Gesicht abspricht, für die première nation du monde. Wenn nun gegenwärtig bei ihnen in allen Richtungen der Kunst und der Sitte die „Vieillerie" herrscht, so ist dies, im dunkeln Bewußtseyn, daß der Lebensinhalt der Gegenwart noch nicht reif und kräftig genug ist, der Drang, etwas zu reproduciren, was so ganz und echt französisch war und seiner Zeit die Welt besiegte. Und unsere sociale Abhängigkeit ist noch groß genug, daß wir uns von der Afterauflage des Trödels in leichter Literatur, in zeichnender Kunst, in gewissen dramatischen Gattungen, in Hausgeräthe und Kleibertracht, der unsere Urgroßväter und Urgroßmütter bezauberte, noch einmal erobern lassen.

Unter der Vormundschaft der französischen Grazien sind wir so ziemlich ganz geblieben, und was die Musen betrifft, so haben wir uns nur von Melpomene emancipirt, sind aber der halb prosaischen Thalia desto dienstbarer geblieben. Und unser Aufschwung in höherer Poesie datirt sich ja erst von der Zeit her, wo auch die Franzosen von ihrer tragischen Muse im Kothurn des Stelzschuhs abzufallen begannen. Wir besitzen am Ende nur deßhalb einige höhere Poesie, weil den Franzosen die ihrige abhanden gekommen ist. Man muß es für ein Glück halten, daß eine Tragik nicht so leicht wieder aufzuerwecken ist als ein Schlepprock oder ein schnörkelhaftes Stück Möbel. Laßt heute wieder die Franzosen eine echt nationelle Form der Tragödie finden, so wird es auch nicht an einem Gottsched fehlen, und er hätte jezt nicht einmal einen Hanswurst zu degraden.

Das kokette Spiel mit dem Geschmack und den Sitten der beaux siècles charakterisirt recht eigentlich das gegenwärtige französische Modewesen in Literatur, Kunst und Kostüm im weitesten Sinn. Die Malerei wählt mit Vorliebe ihre Sujets aus diesen Zeiten; sie entwickelt dabei das umfassendste Studium der Kostüme und im Wiedergeben von Sammt und Seide, von Spitzen und Geschmeide eine Virtuosität, welche unsere Maler erschreckt und ihnen nichts übrig läßt, als diesen Glanz für eine Negation der Poesie, des höhern und tiefern Verständnisses auszugeben. Die Lithographie gibt in ganzen Galerien die verführerischen Bildnisse jener Prinzessinnen und Maitressen, die so berauschend an ruelles und petites maisons und die sociale Macht des Cotillon erinnern; sie gibt vollständige Suiten jener geistreichen oder faden, weibischen oder heldenhaften, aber immer graziösen Mannergestalten, von den Mignons Heinrichs III. bis zu den Mitgliedern von Marie Antoinettes petit comité; sie sezt die Chronik des Oeil de boeuf lebendig in Scene und fesselt das lebende Geschlecht durch den unnennbaren Reiz von Perrücken, Tressen und Manchetten, von Mouchen und Fontangen.

(Schluß folgt.)

Der deutsche Knabe in der französischen Schreckenszeit.

(Fortsetzung.)

Wir zogen einige Zeit auf der Straße fort. Soldaten redeten freundlich mit mir, führten mich an der Hand und gaben mir Brod; wir waren sehr vergnügt, auf solche Art schneller fortzukommen, als plötzlich eine barsche Stimme hinter uns ertönte: „Werft den Judenkarren aus der Kolonne! Was thut der Marketender mitten in der Marschordnung?" Ich sah mich bestürzt um; es war ein Offizier zu Pferd. Er ritt näher und wiederholte den Befehl. Der Soldat, der mich führte, wies auf mich und sagte: „Um der armen Kinder willen, Herr Oberst!" Jezt fiel der Blick des Offiziers auf mich, und er rief verwundert aus: „Bist du es, kleiner Mann? Wo ist deine Mutter?" Es war rin Bekannter unseres Hauses. Die Kindsfrau unterrichtete ihn in Kürze von unsern betrudten Umständen, und von nun an durfte unser Karren in der Mitte der Kolonne fahren. Wir bekamen zu essen und dee Bediente des Obersten nahm mich vor sich auf das Pferd. — Es war schon Nacht, als

wir Hagenau erreichten, links und rechts flackerten die Lagerfeuer der Truppen; auch das Regiment unseres guten Beschützers ging von der Straße ab, um seinen Platz in der Lagerordnung einzunehmen. Bevor er schied, gab er uns einen Soldaten mit, um uns sicher bis zum Thor zu bringen.

Die Straßen der Stadt waren mit Soldaten und armen Ausgewanderten angefüllt, die kein Unterkommen finden konnten. Der Jude brachte uns in das Haus eines seiner Glaubensgenossen. Es war die Wohnung der Armuth. Die guten Leute empfingen uns mit freundlicher Theilnahme. Als meine Schwester in das kleine, niedrige Zimmer trat und ihre Blicke auf das ärmliche Hausgeräth warf, brach sie in heftiges Weinen aus. Die Jüdin sah sie etwas beleidigt an und sagte in halb verweisendem Tone: „Sie mögen es besser gewohnt seyn; aber danken Sie Gott, mein Kind, der Sie in das Haus ehrlicher Leute geführt hat. Tausende liegen ohne Obdach unter freiem Himmel." Unser Jude schaffte die Koffer herauf und übergab sie unserem Hausherrn. „Isaak," sagte er fast feierlich, „verwahre sie wohl; es ist vielleicht das letzte Eigenthum armer Waisen, denn Hans und Had haben sie zurückgelassen, und Vater und Mutter sind in der Hand der Edomiter." Als der ehrliche Jude von uns Abschied nahm, schüttete die Kindsfrau ihr Beutelchen auf den Tisch aus und bot ihm den Inhalt, der nur einige Gulden betrug, als Belohnung an. Der Jude schüttelte den Kopf, schob ihr das Geld wieder zu und sagte: „Das sey ferne von dem Sohn meines Vaters. Ich bin ein armer Mann und esse mein Brod im Schweiße meines Angesichts, aber den lezten Heller will ich nicht nehmen aus der Tasche der Unglücklichen. Der Gott meiner Väter wird mich nicht verlassen, und was ich an euch gethan, kann er mir reichlich ersetzen. Lebt wohl und gedenkt der Kinder meines Volks, wenn ihr im Glücke seyd!" Mit gleicher Freundlichkeit behandelten uns die guten Judenleute. Sie waren arm und gaben uns, was sie vermochten, eine Milchsuppe zur Nahrung und ihr eigenes einziges Bett zur Ruhe.

Am andern Tag suchten wir Bekannte auf, unter deren Schutz wir weiter reisen könnten, und fanden endlich eine befreundete Familie. Diese Leute, die bisher in Glück und Wohlstand gelebt hatten, lagen jezt in einem schlechten Zimmer auf Stroh; es war eine alte Dame mit zwei Töchtern, deren Gatte, wie mein Vater, zu Straßburg gefangen saß. Mit ihrer Hülfe verschafften wir uns einen Wagen, der uns über den Rhein brachte, auf dessen rechtem Ufer wir eine Zuflucht bei der Mutter meines Vaters fanden.

Erst zwei Jahre nachher sahen wir unsere Eltern wieder. Meine Mutter war von dem anrückenden Feinde überrascht worden, ehe sie ihre Flucht bewerkstelligen konnte. Mein Vater hatte nach Robespierres Sturz seine Freiheit wieder erhalten, und wirkte sich später unter dem Direktorium die Erlaubniß aus, nach Deutschland auszuwandern. Elogins Schneider, den er von seiner Jugendzeit her kannte, hatte vergeblich versucht, ihn für die Partei der Jakobiner zu gewinnen, und deßhalb durch die gewöhnlichen Mittel jener Faktionsmänner seine Verhaftung und Anklage bewirkt.

Mein Herz.

(s. Nr. 262.)

Die Geliebte.

Wallst du bei des Morgens Frische
Leicht, im Lenzgewand,
Durch die Blumen, die Gebüsche
Hin am Wiesenrand,

Und du hörst die Lerche singen,
Horchst dem Freudenruf:
Denk', es ist mein Herz, dem Schwingen
Deine Liebe schuf,

Das in freudetrunknem Sehnen
Auf zum Himmel fliegt,
Sich mit jubelhellen Tönen
In den Wolken wiegt.

Adolph Peters.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

(Fortsetzung.)

Liepmanns Erfindung. Kunstausstellung. Vereine.

Anders verhält es sich mit der Liepmannschen Erfindung. Wenn sie jedes fertige Kunstwerk in seiner Vollkommenheit und seinen Schwächen, in seinem Glanz und seinem Schatten, in seiner Inspiration und seiner Manier vervielfältigen, wenn sie von Einem tausend Bilder, lauter alter ego, lauter Doppelgänger anfertigen kann, dann greift sie mächtig in die Kunst ein, sie liefert Kunstwerke. Aber kann sie das? hat sie es gethan, und verspricht sie es? — Daß die Copie des Rembrandschen Kopfs, Herrn Liepmanns erstes Werk, keine sehr vorzügliche ist, thäte nichts zur Sache. Der Erfinder macht nicht darauf Anspruch, ein vorzüglicher Maler zu seyn; er hat überdieß das Original nicht beim Verfertigen seiner Maschine vor Augen gehabt; auch ist's sein erster Versuch. Ein zweiter, wo er das Original vor sich hätte, könnte ganz anders ausfallen. Unter den Händen eines guten Malers könnten auch die Abdrücke gut werden. Aber die Wahl bei seinem ersten Versuche erregt Bedenken. Rembrand wirkt durch grelle Schattirungen, durch Schlagwirkungen des Lichtes

und Schattens. Wie seine Manier sich am leichtesten nachahmen läßt (wie mancher Dietrich steht einem ersten Rembrand nahe!), so läßt sich auch ein Farbenabdruck seiner Gemälde am ehesten denken. Unter Rembrands Bildern, deren es so treffliche und klar gehaltene gibt, hat aber Herr Liepmann einen Kopf gewählt, den der Meister mit der genialsten Sorglosigkeit fast hingeschmiert hat; alles ist verwischt, fleckigt. Weßhalb er gerade diesen gewählt als Probe seiner Erfindung? Weil diese Unsauberkeit und Undeutlichkeit sich b e s s e r wieder geben läßt als ein Gemälde mit scharfen Umrissen, mit klaren Farbentönen? Die Gegner der Erfindung, d. h. die ihr keine Folgewichtigkeit beimessen, sagen, weil Gemälde dieser Art sich a l l e i n vermittelst seiner Maschine abdrucken lassen; weil bei jedem andern Gemälde von größeren Dimensionen, von reicherem Inhalt, von mehr Zeichnung und reineren Farbentönen die Unvollkommenheit der Erfindung zu Tage käme. Was bei diesem verwischten Rembrandskopf sich verberge, werde bei jedem klarer gehaltenen, reicher komponirten Bilde sich zeigen. So könne man niemals erwarten, einen Titian, Raphael, oder die kostbaren, und mit unendlicher Zartheit detaillirten Bilder eines Johann van Eyk durch die Liepmannsche Maschine vervielfältigt zu sehen. Wenn man den Liepmannschen Rembrandskopf sieht, so müßte freilich auch der Laie dieser Befürchtung beistimmen. Wie wäre es möglich, durch eine Maschine die unendliche Zartheit in allen Physiognomien der kleinen Figuren auf einem Bilde, wie die sieben Freuden der Maria, abzudrucken! Diese Keuschheit, Innigkeit und Wärme der Farben widerstrebt dem Begriff eines Maschinendrucks. Eher, daß sich mancher Titian annähernd erreichen ließe. Ist die Erfindung so auf gewisse Grenzen beschränkt, so verliert sie die gefürchtete und gehoffte Bedeutung. Noch verlautet nichts über die Construktion der Maschine; aber wenn auch die Hand und der Pinsel des Erfinders nicht nachhilft, wie einige Argwöhnische vermuthen, so ist sie doch jedenfalls mit solcher Schwierigkeit verbunden und so complicirt, daß die Maler nicht zu besorgen haben, der Kunstfleiß werde alle Bilder auf diese Art zu vervielfältigen suchen, ihrem Erwerbe zum Eintrag. Herr Liepmann sagt, seine Erfindung sey noch in der Kindheit; möchte er an ausgeführteren Kunstwerken beweisen, daß ihre Grenzen weiter gehen. In der Voßischen Zeitung spricht sich ein Aufsatz von Fr. v. Schönholz am entschiedensten und klarsten gegen die geträumten Revolutionen aus, die sie bewirken könne, ohne den bedingten Werth der Erfindung in Abrede zu stellen.

Ueber diese Kunsttypen ist einstweilen die Kunst selbst fast in den Hintergrund getreten. Welches Ereigniß war sonst die Kunstausstellung! wie freute man sich auf das zweite Jahr, wenn die Schätze vom Rhein und von Rom ankamen zu den einheimischen! Und nun schicken auch die Pariser ihre vortrefflichen Landschaften, und es ist doch ungewöhnlich stille. Man hört in diesem Jahre kaum über die Ausstellung sprechen. Die Düsseldorfer haben ihre Werke separat gezeigt, daher fehlen sie diesmal der allgemeinen Ausstellung; das mag e i n Grund seyn. Aber eine Ausstellung, welche sich jedes Jahr wiederholt, hat nicht mehr den Reiz des Neuen, wie eine, die nur alle zwei Jahre stattfindet. Noch ist indeß der Abend nicht gekommen, und ich behalte mir in meinem nächsten Berichte mehr vor über die Ausstellung. Ein mißliches Zeichen ist es allerdings, wenn die Darstellung einer großen Parade von dem sogenannten Pferdekrüger für ein Hauptstück im Publikum gilt. Erklärlich wohl für ein großes Publikum, welches sich hier selbst in seinen guten Bekannten auf's Täuschendste porträtirt findet; aber es ist immer schlimm, wenn ein Genrestück in den ersten Reihen, auch nur im Gespräche, steht, und kein großes historisches, was dieselbe Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Die Künstler selbst lassen die Flügel nicht sinken, und mit Recht. Ihre stillen Seufzer nach München hinüber sind freilich zum Theil gerecht. Wer aber sieht voraus, was hier noch, beim Mangel an Mäcenaten, aus dem allgemeinen Willen und der Lust und dem Bedürfniß sich entwickelt? Aus diesem Gesichtspunkte gewinnt die Unterzeichnung zur Kißschen Amazone eine ganz andere Bedeutung. Hier sind bekanntlich zwei Künstlervereine, der jüngere und der ältere. Dieser feierte neulich sein fünf- und -zwanzigjähriges Bestehen auf eine solenne Weise, durch glänzende Schaustellungen, Transparents und Dialoge, so ernsten als komischen Inhalts. Die leztern wirken natürlich bei solchen öffentlichen Gelegenheiten immer günstiger; man will lieber lachen als belehrt werden. Unsere Gegenwart ist aus der Kunst und Lust zum Repräsentiren, die unsere Vorfahren so besonders liebten, heraus. Der Vorsteller gibt hinter der Maske des Heros gar zu gern den Zuschauern, wie Zettel im Sommernachtstraum, zu erkennen, daß er ein Mensch ist, und den Löwen nur spielt. Expelles furca naturam, oder unsere Bildung! doch mußte bei diesem ältern Künstlerverein, wo schon Männer mit schneeweißem Haar und Puder mitsitzen, jener geniale Uebermuth wegbleiben, welcher die Feste des jüngern Künstlervereins so eigenthümlich charakteristisch macht. Ich könnte Ihnen noch von einem halben Dutzend Vereine, die ihre Stiftungstage und ihr Bestehen feierten, erzählen, aber was geht das Ihre Leser an? Wir haben aus alter Zeit her so viele Vereine, die wirklich nöthig haben, dann und wann durch ein solennes Mittag- oder Abendessen, woran sich eine Erinnerung knüpft, dem Publikum, und noch mehr sich selbst zu beweisen, daß sie noch existiren. Es fehlen jene von Geist, Witz und geselligem Talente übersprudelnden Männer, die, aus dem vorigen Jahrhundert stammend, durch ihre Regsamkeit Gesellschaften machten und wach erhielten. Berlin zählte deren viele, sie sind nun hinüber zu ihren Vätern, wie Buttmann, Schleiermacher. Unter der jüngern Generation gehörten dahin Klenze und Gans. Auch sie sind gegangen. Nur noch e i n solcher Veteran, mit unerschöpflicher Laune, mit voller Jugendfrische des Geistes und auch des Körpers ist uns im ältern Link erhalten, der, wahrscheinlich schon ein Siebenziger, Fußreisen durch ganz Deutschland macht, den Parnaß (den wirklichen in Hellas) besteigt, und bei keinem Gelage früher als die jüngern Gäste den mit Flaschen wohlbesezten Tisch verläßt. Deßhalb hat er auch neulich in den Zeitungen gegen die Feier seines Jubiläums protestirt. Er fühle sich durchaus noch nicht als Jubelgreis, um der Ehre eines Jubilars theilhaft zu werden. Wie sollen solche Greise aus unseren jüngsten Gelehrtenkreisen dereinst hervorgehen? Weder die Hegelianer noch die Pietisten werden sie liefern. Oder gäbe es noch einen Prozeß, um die mit der Muttermilch eingesogene trübe und bittere Reflexion dereinst in süßen Lebensstoff umzusetzen? Ein jüngerer Verein, der für märkische Geschichte, beging neulich durch eine Generalversammlung sein jähriges Bestehen. Es fehlt da nicht an regen und thätigen Theilnehmern, von denen schon viel zur Aufklärung unserer älteren Geschichte in die Welt gefördert ist, und noch gefördert werden wird. Aber überall werden sie, eine gewisse Höhe hinauf, auf Nebel stoßen, der sich in unsern Gegenden viel länger, als ringsum, hält, und kaum jemals fortzutreiben ist.

(Schluß folgt.)

Beilage; Intelligenzblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 42.

Sonnabend, 16. November 1839.

Ankündigung
von
Supplementen
zu den
sämmtlichen Werken Schillers.

Die verschiedenen Nachträge zu den Werken Schillers, welche in der jüngsten Zeit erschienen sind, und das ungemeine Interesse, welches Deutschland für Alles an den Tag legt, was Schillers geistiges Wirken und seine Person betrifft, machen es der Familie des zu früh Dahingeschiedenen zur Pflicht, in der rechtmäßigen Verlags-Buchhandlung der Schiller'schen Werke **Supplemente** zu denselben herauszugeben, welche des Nationaldichters würdig seyn und so viel als möglich in seinem eignen Geiste veranstaltet werden sollen.

Diese Sammlung wird in ihrer ersten Abtheilung nicht nur manche Gedichte, Aufsätze und Varianten enthalten, die den bisher erschienenen Nachträgen fehlen, sondern sie soll sich auch durch ihre Anordnung und durch die strenge Verbindung alles Einzelnen zu einem Ganzen auszeichnen. Ein genaues chronologisches Inhaltsverzeichniß aller Schriften Schiller's nach Jahr, und wo möglich Monat und Tag, wird theils zum besseren Verständniß der Werke selbst dienen, theils wird es für den Leser ein Leitfaden seyn, durch welchen er den Zusammenhang der einzelnen Bestandtheile unserer Sammlung mit den ganzen Werken Schiller's leicht ersehen und ihre Stelle schnell auffinden kann. Die meisten dieser Gedichte und Aufsätze haben an und für sich nur einen untergeordneten Werth, sonst würde sie unser Vater selbst der Oeffentlichkeit übergeben haben, wenn es auch auf der andern Seite wahr seyn mag, daß Er, wie ein geistreicher, nun auch dahingeschiedener Zeitgenosse aussprach: „keine uninteressante, charakterlose Zeile geschrieben habe."

Sie sind Documente seiner Schicksale und Verhältnisse, oft Hülfsmittel zum Verständniß seiner Schriften, besonders aber bezeichnen sie nothwendige Momente und Stufen in der Geistesentwickelung eines Mannes, dessen Bildungsgang einer der seltensten und merkwürdigsten genannt wurde, den je ein Mensch genommen habe, so daß derselbe zu einem Problem der forschenden Betrachtung geworden ist.

In diesen innern Zusammenhang und in diese höhere Beziehung müssen also alle Gedichte und auch nur fragmentarische Aufsätze unserer Sammlung gestellt werden.

Wir hoffen, daß diese uns unerläßlich scheinende Aufgabe dadurch erreicht werden wird, daß Herr Director Hoffmeister in Kreuznach, welcher nach unserem Wunsche und in unserem Einverständniß die Sammlung unternommen hat, durch kurze Anmerkungen und Hinweisungen unter dem Texte alle jene gesammelten Produktionen in eine innige Verbindung mit seiner Schrift:

Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke

setzen wird, einer Schrift, welche wir, wenn sie auch eine andere Betrachtung der Werke und der Geistesrichtung Schiller's nicht ausschließt, der Gründlichkeit ihrer Forschung, ihrem Geiste und ihrer ganzen Fassung nach, als ein unseres Vaters würdiges literarisches Monument anerkennen und hoch schätzen.

Die zweite Abtheilung der Supplemente wird eine Auswahl bedeutender Schiller'scher Briefe enthalten, von denen viele bisher noch nicht durch den Druck veröffentlicht worden sind, und welche durch nothwendige Bindungsglieder vermittelt und durch Erläuterungen in Hinweisungen des Herausgebers auf sein oben genanntes Werk aufgehellt werden sollen.

Bei Anordnung und Auswahl dieser Briefe wird das Ziel verfolgt werden, daß aus ihnen gleichsam eine vollständige Selbstbiographie und Selbstcharakteristik Schiller's hervortrete. Nur so kann auch hier das Einzelne durch den Dienst, den es dem Ganzen leistet, eine Schiller's würdige Stellung erhalten, welcher immer darnach trachtete, die Einheit der Mannigfaltigkeit zu finden und zu bewahren.

In der dritten, zuletzt erscheinenden Abtheilung endlich, welche Stimmen der Zeit und Kritiken bedeutender Zeitgenossen enthalten wird, soll Schiller als Mensch, Dichter, Geschichtschreiber und Denker durch die Auffassung und durch das Urtheil anderer gleichsam im Spiegel seiner und unserer Zeit charakterisirt werden, und dieser Versuch dürfte wohl der erste seyn, unsern Vater in der fortschreitenden Betrachtung seiner Mitwelt darzustellen. Die Aussprüche und Kritiken bedeutender Zeitgenossen werden theils vollständig, theils im Auszuge wörtlich mitgetheilt, und chronologisch, oder auch dem Inhalte nach geordnet werden.

Diese Sammlung wird die Aufgabe zu lösen suchen, einerseits eine große Mannigfaltigkeit verschiedener Aussprüche über Schiller und seine einzelnen Werke zu liefern, andererseits aber zugleich im Allgemeinen, im größeren Umrisse, den Gang anschaulich darzustellen, welchen die Kritik über Schiller vom Anfang seiner literarischen Erscheinung an bis zu unsern Tagen genommen hat.

Von selbst versteht es sich in dieser Beziehung, daß auch ungünstige, ja abgeneigte Urtheile aus diesen Supplementen nicht ausgeschlossen bleiben, denn auch hier muß Schiller's eigener Ausspruch gelten: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht," vor welchem einzelne einseitige und falsche Stimmen vergeblich sich erheben.

Die Familie aber glaubte ihren verewigten Vater dadurch am höchsten zu ehren, daß sie allem aufbot, ihn seinen Zeitgenossen und seiner Nachwelt im Lichte der Wahrheit erscheinen zu lassen.
Cöln im Juli 1859.

Im Namen der von Schiller'schen Familie,
Ernst von Schiller,
Königl. Preußischer Appellations-Gerichtsrath.

Die unterzeichnete Verlagshandlung der Schiller'schen Werke, welche von der von Schiller'schen Familie auch mit Herausgabe dieser Sammlung beauftragt worden ist, beehrt sich die vorstehende Anzeige zur Kenntniß des Publikums zu bringen.

Sie wird es sich zur Ehrenaufgabe machen, auch diese Sammlung in Ausstattung und Preis so auszuführen, wie der unsterbliche Name Schiller's und seine zahllosen Verehrer es heischen; vorläufig nur so viel, daß der Umfang vier bis fünf Bändchen des Taschenformates und der Preis des Ganzen 3 — 4 fl. nicht übersteigen wird.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[648] So eben ist erschienen und durch jede gute Buchhandlung zu beziehen:

Die Geschichte
des
europäischen Staatensystems.

Aus dem Gesichtspunkte der Staatswissenschaft
bearbeitet von
Professor Friedrich Bülau.
Dritter Theil.
Bis auf die neuesten Zeiten.
gr. 8. 39 Bogen. Preis 2 Rthlr. 18 Gr.

Der geistreiche Verfasser dieses, von dem competentesten Richtern mit hohem Lobe begrüßten Werkes, hat darin gezeigt, wie die Geschichte der gegenseitigen Beziehungen unserer Staaten für den Staatsmann zu behandeln, wie sie für Jeden wahrhaft fruchtbar zu machen ist, der mit denkendem Geist den Bewegungen der Staatenwelt folgt. Wir lernen die Gründe des Geschehenden kennen und die Gesetze, die es beherrschen.

Die Begebenheiten, welche den Gegenstand des Schlußbandes bilden: die Ereignisse seit der französischen Revolution bis auf die Gegenwart, können das Interesse an dem Werke nur steigern, und wir machen auf die Charakteristik Napoleons, die Beleuchtung des Continentalsystems, die Polemik gegen Bignon, die Geschichte der Preußischen Politik bis 1806, die Würdigung des Wiener Congresses, die der Quadrupelallianz, die Orientalische Frage u. A. aufmerksam.

Preis des vollständigen Werkes in 3 Bänden (104 Bogen) 7 Rthlr. 12 Gr.

Leipzig, 20. Oktober 1838.

G. J. Göschen's Verlagsbuchhandlung.

---

[641] **Zu Weihnachts-Geschenken:**

Es sind nun vollständig in allen guten Buchhandlungen drei verschiedene Ausgaben vorräthig zu haben von den beliebten

Stunden der Andacht.

Die neueste Ausgabe in Taschenformat, auch für Meß-Andachten geeignet, in zwölf Theilen und in gefälligem Format auf weißem Papier à 6 Thlr. oder 9 fl.

Die neunzehnte Auflage in großem Druck und in acht Bänden auf halbweißem Papier à 5 Thlr. 8 Gr. oder 8 fl.

Auf weißem Papier ist von dieser Ausgabe kein Vorrath mehr, und nur obige Ausgabe in Taschenformat ist jetzt noch auf weißem Papier vorräthig.

Die **achtzehnte wohlfeilste Auflage in Bibelformat** in einem Band und in reinem Druck für Unbemittelte hauptsächlich bestimmt, à 2 Thlr. 16 Gr. oder 4 fl.

Auch diese Ausgabe ist beinahe wieder vergriffen, so daß wir sorgen werden, eine solche Ausgabe in stehenden Lettern zu veranstalten, um den Bestellungen fortwährend entsprechen zu können.

H. R. Sauerländer in Aarau.
Verlags-Buchhandlung.

---

[659] So eben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Carl von Holtei:
Lorbeerbaum und Bettelstab,
oder drei Winter eines deutschen Dichters. Schauspiel in drei Akten.
Geh. Preis 15 Gr.

Von demselben Verfasser:
Shakspeare in der Heimath,
oder die Freunde. Schauspiel in vier Akten.
Preis 15 Gr.

Beide Schauspiele sind auf mehreren Bühnen mit ungetheiltem Beifall gegeben worden, und es haben sich auch über deren Werth die öffentlichen Blätter sehr günstig ausgesprochen. — Das Lesen derselben wird Allen eine angenehme und unterhaltende Lektüre gewähren.

Schleusingen, 15. Okt. 1839.

Conr. Glaser.

---

[664] In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Aesthetik
oder
Wissenschaft des Schönen
auf dem
christlichen Standpunkte
dargestellt von
Dr. G. M. Dursch.
gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Der Verfasser dieses Werkes ging von der Voraussetzung aus, daß das Schöne wesentlich etwas Wirkliches und Lebendiges oder doch Lebennachahmendes sey, und sofort nicht zuerst und ursprünglich in Begriffen bestehen oder durch diese erst vermittelt werden, nur weil es das Schöne ist, kann es auch erkannt werden. Die Auffassung und die Erkenntniß des Schönen ist

aber von dem Bewußtseyn des Subjectes abhängig, dem es erscheint. Je nachdem das Bewußtseyn des Geistes ein allgemeines oder einer gewissen Zeit gemeinsames ist, je nachdem wird auch das Schöne allgemein aufgefaßt und erkannt. Da nun aber ein natürlicher Entwickelungsgang des Bewußtseyns in der Geschichte der Menschheit nachgewiesen werden kann, so sind die Standpunkte verschieden, auf welchem man das Schöne auffassen und zu bestimmen suchte. Der christliche Standpunkt, auf dem dieses Werk geschrieben ist, bezeichnet daher nichts Anderes, als den höchsten und vollkommensten Grad des Bewußtseyns des menschlichen Geistes, auf welchem dieser alle Erscheinungen auffaßt und beurtheilt. Die Wahl dieses Standpunktes bestimmte auch den Verfasser, die Erkenntnisse des Schönen denen der alten Welt gegenüberzustellen. Von der Definition ausgehend, daß das Schöne das Seyn oder die Idee in einer entsprechenden organischen Gestaltung sey, sucht der Verfasser zuerst die Frage zu beantworten: Wo und wie erscheint das Schöne? In der Beantwortung dieser Frage unterscheidet er zwei Gebiete des Schönen, das Geist- und Naturschöne, und theilt das Geistschöne wieder ab in ein transcendentes oder jenseitiges und in ein diesseitiges oder menschliches. Um den Begriffen des Schönen einen bestimmten Gehalt zu verschaffen, stellt er das menschliche oder diesseitige Geistschöne, das schöne Geistesleben, in seinen verschiedenen Hauptrichtungen dar und knüpft daran die Bestimmungen der abstrakten Begriffe des Schönen, wie die des Tragischen, des Pathetischen, des Ergötzlichen, Humoristischen 2c. Wenn auch einzelne Parthien mit der christlichen Moral zusammen zu fallen scheinen, so würde man den Verfasser doch mißverstehen, wenn man glaubte, er habe nur eine christliche Moral nachgeahmt, oder die Moral in die Aesthetik aufgenommen. Er hat das wahrhaft christliche Leben, wie es sich in seinen Hauptbeziehungen aus dem tiefsten und klarsten Selbstbewußtseyn, dem ein höheres Lebensprincip zu Grunde liegt, als ein rein menschliches, als das edelste und schönste entwickelt, nur in der Absicht dargestellt, um nachzuweisen, wo und wie das diesseitige Geistschöne erscheint, und an diesem idealen Leben die abstrakten Begriffe des Schönen zu berichtigen und fast bestimmen zu können.

Um die Grenzen des Schönen genauer anzugeben, ist auch der Gegensatz des Schönen, das Häßliche im Menschenleben und der Natur, mit aufgenommen worden.

Wie das Menschenleben auf diesem Standpunkte in einer höhern Beziehung aufgefaßt wurde, so mußte auch die Ansicht von der Natur und dem Naturschönen dem der alten Welt entgegengesetzt werden.

Diese Arbeit ist unseres Wissens der erste Versuch die Wissenschaft des Schönen auf diesem Standpunkte darzustellen, und mag wohl dazu beitragen, daß das Schöne und namentlich das Kunstschöne in seinem tiefern Wesen und seiner höhern Beziehung allgemeiner erfaßt werde.

Diesem Werke, welches das Schöne im allgemeinen behandelt, wird ein zweites folgen, das die Wissenschaft der Kunst, oder das Schöne in menschlichen Werken enthalten wird.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[661] Bei **F. Kupferberg** in Mainz haben so eben die Presse verlassen und sind in allen Buchhandlungen zu haben:

Ahn, Dr. F., Handbuch der englischen Umgangssprache mit deutscher und französischer Uebersetzung. 2te stark vermehrte Auflage. 32. cartonirt. Preis 12 Gr. oder 54 kr.

Conradi, K., Christus in der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Drei Abhandlungen als Beiträge zur richtigen Fassung des Begriffs der Persönlichkeit. gr. 8. Preis 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl.

Dörle, A., Palästina, oder das heilige Land zu Jesu und unsrer Zeit in engster Verbindung mit der evangelischen Geschichte. Von einem Vater im Abendzirkel seiner Familie beschrieben, und für Schule und Haus gewidmet. Mit 1 Karte von Palästina. 8. cartonirt. Preis 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Hattemer, H., deutsche Sprachlehre. gr. 8. Preis 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Hoffmann, J. J. J., Geometrische Anschauungslehre. Eine Vorbereitung zum leichten und gründlichen Studium der Geometrie. Mit 8 Steintafeln. 4te verbesserte und vermehrte Auflage. 8. Preis 13 Gr. oder 1 fl. 8 kr.

Hungari, A., Rosen und Dornen in Erzählungen für katholische Familien. 8. geh. Preis 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

Jacobi, G. A., Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes der Europäischen Feld-Artillerien. 6tes Heft, enthaltend: Beschreibung des Materials und der Ausrüstung der Nassauischen Feld-Artillerie. Mit 5 Steintafeln. gr. 8. geh. Preis 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Kölges, B., Anleitung zur Concentration der Weine und des Weintraubenmostes durch eine einfache, naturgemäße und rein mechanische Behandlung. Versiegelt. gr. 8. Preis 8 Rthlr. oder 14 fl.

Lebrün, C., Lustspiele und Possen. Inhalt: Casanova im Fort St. Andre, Intriguenspiel in 3 Aufzügen. Der Wetterableiter, Posse in 2 Aufzügen. Die Holländer, Lustspiel in 3 Aufzügen. Zwei Namenstage für Einen, Posse in 3 Aufzügen. 8. Preis 1 Rthlr. 16 Gr. oder 3 fl.

Nickel, M. A., Das Ritual der katholischen Kirche. Aus dem Lateinischen. gr. 8. Preis 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Roth, Dr. Ch. Th., Zweites Lehr- und Lesebuch. Sittlich-religiöses Elementarwerk für die oberen Abtheilungen der Volksschulen. gr. 8. Preis 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Walloth, A., Erstes Gedächtnißbuch für die Jugend. Zugleich Führer zu Religion und Tugend. Herausgegeben für Schule und Haus ohne Unterschied der Confession. 8. cartonirt. Preis 14 Gr. oder 1 fl.

Weigand, Dr. F. L. K., Wörterbuch der deutschen Synonymen. 2 Bände. gr. 8. Preis 4 Thlr. oder 7 fl. 12 kr.

---

[658] Im Verlag von **Ebner u. Seubert** in Stuttgart ist so eben erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Ausgewählte Erzählungen

der

Miß Maria Edgeworth.

Aus dem Englischen

von

Adelbert Keller.

1ste und 2te Lieferung (enthalten Helene.)

In Umschlag geheftet. Subscriptionspreis pr. Lieferung 27 kr. oder 6 Gr.

Unter den Frauen, welche in der englischen Literatur sich einen Namen zu machen gewußt haben, erfreut sich ohne Zweifel Miß Edgeworth des ausgebrei-

testen Leserkreises. Nicht nur in ihrem Vaterlande haben ihre Erzählungen die vielfältigste Theilnahme erregt, sondern auch das Ausland hat durch zahlreiche Uebertragungen in verschiedene Sprachen anerkannt, daß sie die geistigen und gemüthlichen Bedürfnisse einer großen Classe der Mitlebenden zu befriedigen versiehe.

Was in ihren Schriften interessirt, ist nicht etwa eine große Fülle der Imagination, sie bewegt sich vielmehr lieber im wirklichen Leben und gefällt sich, die Alltäglichkeit desselben durch Eindringen in die psychologischen Motive und die den Thatsachen zu Grunde liegenden Seelenstimmungen interessant und belehrend zu machen. Darum gehören denn auch diese Erzählungen nicht in die Classe der verwerflichen Produkte einer neuen sittenlosen Schule, auf deren Titel stets die Warnung stehen sollte: La mère en défendra la lecture à sa fille! Vielmehr ist es eben der sittliche Ernst, die sittliche Reinheit, welche die Schriften der Miß Edgeworth als gesunde Nahrung und unschädliche Unterhaltung auch von jeher in die Hände der reiferen Jugend gebracht, und die treffende Charakteristik, der lebendige Dialog, ferner der nicht selten hervorbrechende echt irische Humor sind es, die ihnen hier wie allenthalben Freunde erworben haben.

Die ganze Sammlung, etwa 10 — 12 Lieferungen von circa 10 Bogen umfassend, wird das Gediegenste aus sämmtlichen Schriften der Miß Edgeworth enthalten, (mit Ausschluß der eigentlichen Jugendschriften), und im Laufe des Jahres 1840 beendigt seyn.

Nach Vollendung der ganzen Sammlung tritt ein erhöhter Ladenpreis ein. —

Stuttgart, im Okt. 1839.

---

[655] **Bei Julius Wunder in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:**

Vollständiges Buch zur Oper:

Der Schöffe von Paris,

Komische Oper in 2 Akten von W. A. Wohlbrück.

(Musik von Heinr. Dorn.)

Preis 12 Gr.

Auf diesen interessanten Operntext machen wir besonders die löbl. Theaterdirektionen aufmerksam. Die Partitur der Oper ist gleichfalls rechtmäßig nur durch uns zu beziehen.

---

[636] **In der Liter.-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:**

Rede

zum

Andenken an den verewigten Staatsminister Maximilian Grafen von Montgelas,

gelesen in der festlichen Sitzung der K. Akademie der Wissenschaften am 24. August 1839

von

Max Freiherrn von Freiberg,

K. Bayer. Staatsrath und Vorstand des Reichsarchivs.

4. geh. Preis 1 fl. 21 kr. oder 20 Gr.

In Form einer Rede wird hier ein umfassender Ueberblick über das Leben und den Wirkungskreis eines Mannes gegeben, der kräftig in die Gestaltung der neuern Europäischen Staatenentwicklung eingriff, und deßwegen im wahren Sinne des Worts der Geschichte angehört. Die in der Schrift angenommene Form hat nicht verhindert, daß der Verfasser die wichtigsten Momente dieses bedeutenden Lebens mit derjenigen Ausführlichkeit behandelte, welche die weitverzweigte Wirkung desselben und eine pragmatische Behandlungsweise des Stoffes erforderte. Die Kenner und Betrachter der neuern Europäischen Geschichte finden daher darin alle die Ansprüche befriedigt, welche man an eine gründliche historische Monographie zu machen berechtigt ist.

---

[640] Bei Weise und Stoppani in Stuttgart erschien so eben und ist in allen Buch- und Musikhandlungen Deutschlands und der Schweiz vorräthig:

Polyphonomos

oder

die Kunst, in sechsunddreißig Lektionen sich eine vollständige Kenntniß der

musikalischen Harmonie

zu erwerben.

Ein Lehrbuch,

zugleich zur

Weckung und Förderung einer echten musikalischen Bildung,

von

Hofrath Dr. Gustav Schilling.

52 Bogen gr. 8. Preis 5 fl. 24 kr. — 3 Rthlr. — 4 fl. 30 kr. C.-M.

Indem wir dieses Werk nun hiemit vollständig einem musikliebenden Publikum übergeben und zur gefälligen Beachtung auf's Angelegentlichste empfehlen, dient zum Beweise seiner außerordentlichen Gediegenheit wohl schon die einfache Thatsache, daß noch vor seiner Vollendung sowohl eine holländische als englische Uebersetzung davon besorgt wurden, und daß alle bisher erschienenen Rezensionen darüber in den geachtetsten Zeitschriften es als eine „merkwürdige und in seiner Art einzig dastehende Erscheinung auf dem Gebiete der musikalischen Literatur darstellen.

---

[660] In allen Buchhandlungen ist für 1 Thaler (1 fl. 48 kr.) zu haben:

Gothaischer genealogischer

Hof-Kalender auf 1840.

Mit 8 Bildnissen in Stahlstich.

In Folge der bei Ausgabe des vorigen 76sten Jahrgangs ausgesetzten Prämie auf Nachweisung von in den Daten des genealogischen Theils des Almanachs vorkommenden Fehlern, hat die Redaktion nur für drei angezeigte Fehler dieser Gattung zu entsprechen gehabt — ein glänzendes Zeugniß für die Zuverläßigkeit des Almanachs und eine schöne Rechtfertigung des Vertrauens, das er seit so langen Jahren an allen Höfen Europa's, wie bei Diplomaten und Geschäftsmännern jeden Standes findet. Die deutsche Ausgabe für 1840 enthält außer den jährlich wiederkehrenden Artikeln eine Darstellung der brittischen Adelsverhältnisse, die französische eine Liste der in allen Gegenden der Erde angestellten Handels-Consuln. — Zugleich erschien der 13te Jahrgang des

Genealogischen Taschenbuchs

der deutschen gräflichen Häuser

auf das Jahr 1840.

Preis 1⅓ Thlr.

№ 276.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 18. November 1839.

> Der Mensch verwandelt sich und flieht von der Bühne; seine Meinungen fliehen und verwandeln sich mit ihm: die Geschichte allein bleibt unausgesezt auf dem Schauplaz, eine unsterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten.
>
> Schiller.

Ueber das Poetische in der Geschichte.

Eine schriftlich abgeschlossene Weltgeschichte gibt es gar nicht. Jeder Versuch, auch der glücklichste, ist nur großes Fragment eines Ganzen. Aber der Geist der Weltgeschichte sollte sich in jeder Geschichte offenbaren, die geschrieben wird, auch in der des kleinsten Volks oder eines einzelnen Mannes; mehr oder minder Masse thut nichts zur Sache. Schon jeder Mensch stellt vorbildend die ganze Menschheit dar, und diese selbst wieder ist nur der unendlich potenzirte Mensch.

Vom poetischen Reiz oder Geist der Geschichte ist oft die Rede; ja man hat sie poetischer finden wollen, als die Poesie selbst. Aber wirklich hat keine andere Wissenschaft — wenn nämlich diesen Namen verdient, was, ewig fortfließend, kein bestimmtes, auf festen Prinzipien ruhendes Ganze bilden kann — so viele poetische Elemente, oder kann so poetisch aufgefaßt und dargestellt werden, als die Geschichte. Aus ihr werden ja selbst die höchsten und interessantesten Stoffe für Epos und Drama genommen; ja sie selbst ist ein Epos oder Drama, das der Weltgeist dichtet und gibt, und jede einzelne, größere oder kleinere Geschichte, kann man sagen, ist nur eine aus dem Ganzen gehobene Episode oder ein einzelner Akt, welchen er auf größeren oder kleineren Bühnen, in Zeiträumen von Jahrhunderten, oder Jahrzehnden, oder Tagen vor uns aufführt. Selbst die poetische Erzählung von Begebenheiten aus dem gewöhnlichen Leben nimmt die Geschichte zum Vorbild, um recht poetisch zu seyn; ja sie meint dies am besten zu erreichen, je mehr sie den Schein der Poesie vermeide und als bloße Geschichte erscheine. — Man könnte den Roman sowohl den Affen, als die Ergänzung der Geschichte nennen.

Aber worin besteht denn das Poetische in derselben? Am wenigsten in der Masse, der Fülle der Begebenheiten, die oft an sich höchst unpoetisch sind. Ja man könnte sagen: je massenhafter, desto unpoetischer ist die Geschichte. Es besteht auch nicht in rhetorisch-poetischer Form, in Tropen und Metaphern. Es gibt versifizirte, mit allem äußern dichterischen Reichthum ausgestattete Geschichten, die doch, wie z. B. des Lucanus oder des Silius Italicus Gedichte, ziemlich unpoetisch sind, und es gibt in einfacher, schlichter Prosa geschriebene Geschichten, die uns, als poetisch, anziehen und fesseln. In etwas Anderem müssen wir das Poetische suchen, wohl zunächst in dem, wodurch jede erdichtete Erzählung, ja selbst das mit Wundern spielende Mährchen poetisch ist. Diesen Charakter trägt schon Alles, was geschieht, wenn nämlich der Mensch oder das Thier, das als menschlich gedacht wird, in der Art handelnd vor uns auftritt, daß dadurch unser Geist in Spannung und Unruhe versezt wird, daß wir uns hinein denkend und hinein fühlend in die fremde

Person, Furcht und Hoffnung mit ihr theilen, uns mit freuen und mit leiden, erzittern oder Beruhigung und Befriedigung empfinden. Und so gibt es Zweierlei, wodurch die Geschichte poetisch wird: einerseits der äußere Kampf mit Menschen und mit der Natur, mit Noth und Gefahr, die auch unser höchstes irdisches Gut, das Leben, bedrohen, und ein damit verbundener innerer Kampf; andernseits Ruhe nach dem Kampfe, Sieg des Geistes über die Materie und die Umstände, Genuß und Wiederherstellung eines verlorenen Paradieses nach Außen und nach Innen. Jenes ist das **tragische**, dieses das **idyllische** Prinzip. Wo beide zusammentreffen, entsteht das höchste poetische Interesse.

Wir leben in einer Zeit, wo Geschichtstudium und Geschichtschreiben fast zur Liebhaberei und Mode geworden ist. Alles will Geschichte studiren oder schreiben, wie Alles jezt auch poetisch erzählen oder dichten will. Aber der wahren Historiker sind eben so wenige, als der wahren Dichter. Von dem hohen philosophisch-religiösen Geiste, mit dem wir die Geschichte behandeln sollen, will ich hier nicht einmal sprechen. Nur wenige Hochbegabte empfinden es, daß die Menschenwelt und ihre Geschichte ein vielstimmiger Gesang ist, wo von Myriaden Theilnehmern zu gleicher Zeit verschiedene und mannigfaltige melodische Sätze, die nicht im Einklang stehen, gleichsam mit aller Freiheit und ohne Rücksicht auf die Mitsingenden vorgetragen werden, und wo dennoch all dieses Chaos, als geschähe es von selbst, durch eine göttliche Harmonie im Ganzen vereinigt wird. Nur wenige Historiker gibt es, die, gleich dem größten englischen Dichter, der auch der größte Historiker seines Volks war, mit im Rath der himmlischen Wächter sitzen, das menschliche Herz, die Geburtsstätte alles Guten und Bösen, ergründen, in die oft unscheinbare Saat der Begebenheiten schauen und mit verfolgendem Blick betrachten, wie sie aufgeht, reift und Früchte bringt. Die meisten sind befangen im Einzelnen, Zufälligen, in den Massen, und des höheren poetischen Sinnes ermangelnd, suchen sie ihre historischen Strohmänner mit allerhand selbstgezogenen oder fremden Blumen und mit buntfarbigem Lappenwerk aufzuputzen; oder wenn sie wirklich Dichtertalent besitzen, so machen sie häufig aus der Geschichte nur einen gemeinen Roman. Ja, nur zu oft wird das heilige Buch der Klio durch die Hand frivoler Menschen, die sich genialische Freidenker wähnen, mit mancherlei grellen, absurden Einfällen, Schnörkeln und Figuren beklext und entstellt.

Andere sind bloß trockene, bedächtige Aufschichter, Sammler und Ordner des gegebenen Stoffs, aber diese sind nicht ohne großes Verdienst; wenn sie dabei keine höheren Ansprüche machen, verdienen sie unsern besten Dank. — Wieder Andere tragen mit einem übel verstandenen Pragmatismus sich und ihre politische Weisheit zur Schau, anstatt daß diese Wahrheiten und Lehren aus der Ordnung und Darstellung des Ganzen wie von selbst hervorspringen sollten. — Eine rein objektive Darstellung ist überhaupt in der Geschichte, wie in dem verwandten Epos, nicht sehr häufig. — Verschiedene Menschen schauen Natur und Welt, je nach ihrer Individualität, ihrem Charakter und selbst ihrer momentanen Stimmung immer etwas verschieden an. So auch der Dichter. Wenn er auch noch so sehr, sich selbst entäußernd, nach objektiver Darstellung strebt, er wird immer etwas von dem Seinigen hineinlegen oder hinzufügen. Dadurch geschieht es ja, daß jede neue wahre Dichtung uns auch immer eine neue Seite oder neuen Reiz an Natur und Welt enthüllt, mag auch immerhin das Dargestellte etwas Alltägliches seyn. Etwas Alltägliches ist im Grunde die ganze Welt. Dasselbe ist auch der Fall bei dem Historiker. In dem besondern Spiegel seines Geistes spiegelt sich auch die Geschichte immer etwas anders ab. Selbst was die Authenticität der einzelnen Thatsachen anlangt, werden Verschiedene mit dem besten Willen oft Verschiedenes berichten. Schon jeder Mensch im gewöhnlichen Leben erzählt eine erlebte, wie erst eine von Andern gehörte Geschichte immer etwas anders. Bei jeder neuen Wiederholung wird, wider Wissen und Willen, hinzugesezt, wohl auch weggelassen. Besonders finden wir, daß über eine große historische Begebenheit, an welcher Viele Theil genommen, z. B. eine Schlacht, von den einzelnen Theilnehmern, die, mehr für sich beschäftigt, zunächst nur auf das Nächste und Einzelne merkten, oft so abweichende Berichte gegeben werden, während freilich der das Ganze leitende und daher auch überschauende Feldherr uns ein wahreres Bild, aber auch nur von dem Ganzen, entwerfen kann. Was kümmert auch das Einzelne den Historiker, wenn es nicht gerade entscheidend ist? Ist nur das Ganze wahr, das Einzelne mag er, nach verschiedenen Berichten verschieden wiedergeben, oder selbst der Wahrscheinlichkeit gemäß aus eigener Phantasie diviniren.

(Fortsetzung folgt.)

Moden.

(Schluß.)

Auch die Dramatik, der Roman, das Feuilleton üben ihr Metier mit Vorliebe an demselben Stoff. Der immerwährende Kampf von Galanterie und Rouerie, von kitzlicher Ehre und geduldiger Schande, von schnöder Gewissensangst und frecher Philosophie, dieser ewige Krieg socialer Verdorbenheit an den Höfen des guten Heinrichs, des großen Ludwigs und des königlichen Sklaven einer Pompadour ist eine Ilias für ein Volk, das von jeher

keinen andern Kultus und keine andere Poesie hatte als die Geselligkeit. Jene graziösen Gestalten glänzender Männer und verführerischer Weiber sind ihnen fast, was dem Griechen sein Olymp und sein ganzer Mythenevelus war. Wie zierlich wissen sie aus dem großen Rahmen kleine Stücke auszuschneiden, und hier eine scandalöse Anekdote zum effektreichen Genrebild einer Komödie, dort die Indiskretion eines Memoirenschreibers zum blendenden Dosenstuck einer Historiette auszumalen, und wie charakteristisch ist überall der Verwesungsgeruch der Zeit mit dem Duft von Ambra und Pomade gemischt! Und nicht sie allein bespiegeln sich in der schillernden Oberfläche des Pfuhls ihrer Geschichte; die feinste deutsche Welt sieht ihnen dabei uber die Schulter, und für die minder feine sorgen deutsche Theaterintendanzen, belletristische Journale und Modezeitungen, daß sie nicht um den Genuß kommt.

Wenn sich die Einbildungskraft so viel mit den Sitten und Begriffen gewisser Zeiten zu schaffen macht, so ist es nur konsequent, daß man sich auch im wirklichen Leben mit den Verkörperungen jener Begriffe umgibt, daß man auch im Hausgeräthe und in der Tracht auf verlebte Formen zurückgreift. Die einen Zimmer in den zierlich ernsten Formen der Renaissance; andere im majestätischen Geschmack Ludwigs XIV.; die meisten im geschweiften, geschnörkelten, frisirten, vielgeschäftigen Styl Ludwigs XV.; nur die verwahrlosten Räume mit der Nothdurft charakterlosen modernen Hausraths versehen — dies ist die Ausstaffirung eines eleganten Hauses und zugleich ein treues Bild der heutigen schönen Literatur der Franzosen. Und wie das moderne Haus und die moderne Literatur, so ist gegenwärtig auch die Modefigur männlichen und weiblichen Geschlechts: am Kopfe Renaissance oder noch ältere Formen, hier Louis XIV., dort Rococo, und weiterhin Partieen, die gar nichts sind.

Schon seit geraumer Zeit zeigt sich in der männlichen Tracht, wie sie von Paris ausgeht, ein Hang zu alten Formen, und besonders zu solchen, welche noch uber die Renaissance hinaufgehen. Dies ist allerdings Koketterie; aber sie könnte ein stehender Zug werden, wie die Grimassen einer gefallsüchtigen Schönen. Als ein wichtiges, manche andere Partieen der Tracht bestimmendes Moment erscheint dabei der Haarputz. Es ist unter der Jugend Mode geworden, das Haar über die Ohren und in den Nacken herabfallend zu tragen. In Frankreich folgen häufig auch reifere Männer dieser Sitte. Dieser Typus erinnert noch mehr an die Haartracht des fünfzehnten Jahrhunderts als an die der ersten Hälfte des siebzehnten, aus welcher sich unmittelbar die Perrücken entwickelten. Im Bartwuchs gilt kein fester Styl; indessen verträgt es sich mit der Eleganz, den Bart völlig wachsen zu lassen und ihm eine Entwicklung zu gönnen, wie sie seit dem sechzehnten Jahrhundert nie mehr Sitte war.

Der weit heraufgehende, wulstige Kragen des Oberkleides p.,t nur zu kurz verschnittenem Haar. Er war auch erst seit der Verbannung des Zopfs und Haarbeutels aufgekommen; im größten Theil des vorigen und im siebzehnten Jahrhundert, unter der Herrschaft der Perrücke, hatte das Oberkleid naturgemäß gar keinen Kragen: die niederfallende Haarmasse sezte einen ganz freien, knapp bekleideten Hals voraus. Einem Halswulste begegnen wir in der Geschichte der Tracht erst wieder zugleich mit der Sitte der kurzgeschorenen Haare, nämlich im sogenannten spanischen oder Scheibenkragen des sechzehnten Jahrhunderts. Seit nun das Haar wieder fließend getragen wird, muß es Spielraum im Nacken haben und somit den hohen Rockkragen verdrängen. Wir sehen daher wirklich, daß er instinktmäßig sich vom Halse herunterzieht, daß er zugleich immer schmaler und platter wird, und es könnte nicht überraschen, wenn er eines Tages ganz weggeworfen würde. Sehr kurz und knapp ist der Ueberrock schon lange; aber durch dieses Freilassen des Halses, sowie durch das Herabrücken der Taille über die Rückenbiege hinunter und das Versetzen der Taschen auf die Hüften, nähert er sich immer mehr dem Jüstaucorps, dem Leibrock, wie man ihn im siebzehnten Jahrhundert trug; und dieser Leibrock war nichts als eine galante Entwicklung des ältern Wamses.

Wurde der Hals hinten frei, so konnte auch die Einwicklung der vordern Parthie durch ein weitheraufreichendes Halstuch nicht mehr bestehen. Dazu kommt, daß der volle Bart völlige Befreiung der untern Kinnlade voraussezt. So sehen wir, wie das Halstuch mit dem Rockkragen von selbst immer knapper und schmaler wird, wie der früher stehende Hemdkragen sich umschlägt oder gar wegfällt, und die ganze vordere Bekleidung des Halses immer mehr das Ansehen des sogenannten Rabat annimmt, wie er im siebzehnten Jahrhundert Sitte war.

Dazu kommt noch der moderne formlose Ueberkittel, der Paletot. Er gleicht manchen manteiartigen, mit Aermeln versehenen Oberkleidern der mittlern Jahrhunderte, so wie den militärischen Casaquen zur Zeit Ludwigs XIV.

Das jezt gebräuchliche Beinkleid zeigt eine ähnliche retrograde Tendenz. Eng das Bein umschreibend und über die Fußbiege vorgreifend, simulirt es gleichsam die alte Chausse, die ganze oder Strumpfhose, wie sie durch das Mittelalter herauf Sitte war. Es fehlt nur noch, daß man dem Beinkleid, es über den ganzen Fuß verlängernd, ein blindes Ende gibt, und statt mühsam den Stiefel darunter zu stecken, wieder bequem den Schuh darüber zieht. — Wir haben ein andermal beschrieben (s. Nr. 123 d. J. 1838), wie im siebzehnten Jahrhundert die Chausse, die ganze Hose, unter dem Knie durchgeschnitten wurde, so daß sie fortan in das haut-

de-chausse, die eigentliche Hose, und in das bas-de-chausse, oder das schlechtweg, den Strumpf zerfiel; ferner wie aus dem haut-de-chausse oder der Culotte in der Revolution der Pantalon, das lange Beinkleid sich entwickelte. Dieses scheint nun fast zur alten chausse une et indivisible zurückkehren zu wollen.

Während so die wichtigsten Stücke der Tracht gleichsam zu ihrer Quelle zurückfließen, scheint der Zeitgeist nur den steifen Cylinder des Huts nicht schmeidigen zu können. Und doch muß man gestehen, daß seine starre geometrische Figur zu den Wellen des Barts und des Haars übel steht.

Es ist merkwürdig, daß man bei diesem antiquarischen Zusammenraffen der Theile des Kostüms doch meist über die weichlichen und friolen Jahrhunderte weit hinausgreift; denn das Ganze der Tracht hat einen cinquecentistischen Anstrich. Eine zerrissene, haltlose Jugend konnte sich nicht bitterer selbst höhnen, als indem sie die Halbmaske eines thatkräftigen Jahrhunderts trägt.

Ein Pariser Feuilletonist legt einer Schauspielerin folgende Aeußerung in den Mund: „Man kann sich auf der Bühne fast gar nicht mehr verkleiden, weil in der heutigen weiblichen Tracht alle möglichen Kostüme spucken. Welche Zeit auch die Schauspielerin durch ihren Anzug repräsentiren mag, es sieht immer aus, als hätte sie eine Tagesmode herbeigezogen, so voll alten Krams ist das Kostüm der frischen Gegenwart." — In einem folgenden Artikel soll die „Vieillerie" in der weiblichen Tracht in der Weise betrachtet werden, wie wir es hier mit der männlichen versucht haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

(Schluß.)

Der Erzbischof von Gnesen. v. Raumer.

Beim Verein der märkischen Oekonomen ist stark davon die Rede wesen, ihrem Lykurg oder Solon, dem großen Thaer, oder, wie ihn der Berliner Witz nennt, dem märkischen Wollthaer eine Bildsäule zu errichten. An scherzhaften Vorschlägen gebricht es nicht. Doch dürfte der ernster gemeint seyn, welcher seine Ehrensäule, falls sie zu Stande kommt, am Durchweg der Klosterstraße, wo jezt der Hauptverkehr des Wollmarktes ist, aufgestellt wissen will. Und ließe sich der spaßhafte Vorschlag, Schaafe, so geschoren, als mit dem Vließ, zu seinen Füßen gelagert, nicht auch ernst auffassen und wirklich künstlerisch ausführen? Einstweilen hat man sich begnügt, eine ausgezeichnet gelungene Medaille auf den ausgezeichneten Mann zu prägen.

Die Flucht des Erzbischofs von Gnesen gehört der Politik an, die Erzählung davon den ihr allein gewidmeten Blättern. Die Geschichte seiner Wiedereinholung und Abführung von Posen nach Kolberg hat aber auch Züge, welche einem großen Staatsschauspiel, oder vielmehr einer Komödie angehörten. Indessen war jene auch eine Stadtbegebenheit, und die Stadt weiß so manches, wovon die Politik schweigt. Der Prälat lebte hier ein vergnügliches Leben, was in dem Maße in Kolberg wohl nicht der Fall seyn kann, und seine amtliche Gewissenhaftigkeit, welche ihm verbot, die an ihn gerichteten Amtsschreiben aus seiner Diözöse zu erbrechen, — sie fanden sich uneröffnet in Massen bei ihm — erschwerte ihm auch nicht den Aufenthalt hier. Die Beobachtung seiner Person hielt sich in den weitesten, respektvollen Grenzen. Indessen hat sich dabei die gewissenhafte Pflichttreue eines Lohnlaquaien bewährt, dem aber seine Person zu wachen aufgetragen war. Derselbe ist dem Prälaten nicht nur bis zur Potsdamer Eisenbahn, sondern selbst bis nach Posen und in die Messe dort gefolgt, ohne ihn einen Augenblick aus dem Gesicht zu lassen, was freilich bei der Natur des Aktus, der gespielt wurde, diesmal nicht nöthig war.

Die Universität sammelt nur allmählig ihre in alle Welttheile versandten Lehrer. Man kann annehmen, daß jeden Sommer wenigstens drei Viertel der Professoren von hier wissenschaftliche oder Erholungsausflüge, und oft sehr weite, machen. Von der weitesten Tour kommt diesmal Friedrich von Raumer zurück, von Sicilien und Malta, und wie es scheint, gekräftigter und heiterer von seinen Untersuchungen des italienischen Lebens aus der Gegenwart, als es der Fall gewesen, wenn es ihm gelungen wäre, abermals in die Archive des Vatikans zu dringen, um aus den vergelbten Urkunden des Mittelalters wenig neue Notizen zu holen. Ueber die Gründe, weßhalb man die Thüren vor dem Geschichtsforscher zugeschlagen, lauten die Gerüchte verschieden. Wenn das Wahrscheinlichste richtig ist, so ergibt sich wenigstens daraus, daß man in Rom weniger mit unsern Verhältnissen vertraut ist, als angenommen wird. Denn wer, der die preußischen Verhältnisse und Herrn von Raumers Charakter kennt, könnte glauben, daß er im Geheimen die Missionen oder Nichtmissionen des Herrn von Bunsen fortzusetzen berufen war! Raumers Briefe über das neue italienische Wesen (oder Unwesen), die schon unter der Presse sind, dürften vieles Licht über Verwaltungen geben, denen wir diesen Namen kaum gönnen möchten. Dagegen dürften wir über manche Vorurtheile belehrt werden. Wenn der Reisende, der sich überall der zuvorkommendsten Aufnahme zu erfreuen gehabt, die Administration beider Sicilien schlechter fand, als unsere Einbildungskraft es als möglich denkt, so bringt er ganz andere Ansichten über die der norditalienischen Staaten zurück, namentlich über das, bis auf Einen Punkt vortrefflich im Innern organisirte Sardinien. — Ob Schönlein wirklich nach Berlin kommen wird, oder in Zürich bleiben, darüber ist man noch immer im Ungewissen. Wenigstens beginnt er seine Vorlesungen im Winter noch nicht; und wer kommt gern zum Sommer aus der Schweiz in die Mark? Gans Stelle ist noch nicht besezt; man nennt abwechselnd als berufen Gärtner aus Bonn und den Geheimerath Bornemann von hier. Lezterer wird vielleicht am meisten gewünscht, aber es ist sehr zweifelhaft, ob er selbst gern seine jezige Stellung mit der Professur allein vertauschen wird. Der gelehrte Theologe Twesten hat so eben das Rektorat der Universität angetreten. Daß die protestantische Theologie das Präsidium unserer hohen Schule einnimmt, hat wohl in diesem Jahre, wo sich alles zur Feier des Reformationsfestes anschickt, auch seine Bedeutung. Zu jenem hochwichtigen Aktus, an dessen Vorabend wir stehen, läuten schon die Glocken.

Beilage: Literaturblatt Nr. 117.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 277.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 19. November 1839.

Wie alles starr und öde liegt,
Und Reif und Schnee auf Flur und Saat
Mich melancholisch wiegt.

Platen.

Der Gang um Mitternacht.

Vom Freiherrn v. Sternberg.

Es war in den Tagen des Novembers, in jenen traurigen Tagen, wo der erste Schnee fällt und die Erde, die jezt auf lange den schönen Blumen und grünen Bäumen Lebewohl sagt, in seinen traurigen weißen Mantel hüllt, als ich in später Nacht einen einsamen Gang machte. Eine Gesellschaft lustiger Freunde in der Schenke des Dorfes hatte mich aufgehalten, und ich eilte jezt, nach Hause zu kommen, einen Nebenweg einschlagend, der an dem sogenannten „Schwedenhofe" vorbei führte. Die weitläufigen Gebäude lagen im Mondscheine vor mir, rechts lag ein See, und an seinen Ufern waren Weidenbäume gepflanzt. Ich kann nicht sagen, welch ein Gefühl von Traurigkeit mich übermannte, als ich die stille Gegend im ersten Schneelicht, im Mondnebel vor mir ausgebreitet sah.

Ich will offen bekennen, daß ich die Menschen liebe, daß ich gerne in ihrer Gesellschaft weile und daß die Einsamkeit meine Seele ängstlich zusammenzieht; dennoch weiß ich ihr zu begegnen, wenn ich es nicht vermeiden kann. Ich sehe es dann für ein wohlthätiges Mittel an, daß ich für all die lustigen Stunden, die ich gedankenlos hingelebt, Buße thun soll. Nirgends aber ist es einsamer, als in freier Natur. Eine Stube, sey sie auch noch so groß, sey es selbst eine stille, große, hochgewölbte Kirche, erregt nicht das Gefühl einer so auf der Seele lastenden Einsamkeit, als ein freies Feld in stiller Nacht, von Schnee bedeckt und vom Mond trüb erhellt. Das Auge blickt in die Nebel der Ferne und ihre geheimnißvollen Schatten rücken immer dichter und näher an uns heran. Wir sehen vor uns die Pfade und Plätze, die der menschliche Fuß am Tag betritt, und auf denen jezt Niemand wandelt. Immer glauben wir, es werde hinter dem Stamm der Weiden am Bache Jemand hervortreten und uns grüßen; aber es bleibt still und das Mondlicht glimmt und flimmert auf den schwarzen Wellen des Wassers. Wir stehen still und lauschen, aber im weiten Umkreis der Schöpfung rührt sich kein Laut; geräuschlos fallen die Flocken vom Himmel und ebenso geräuschlos setzen sie sich an die nackten Zweige der Bäume oder verdichten die weiße Decke zu unsern Füßen. Es zieht kein Lüftchen daher, kein Vogel kreischt, kein Hund bellt.

Ich stand eine Weile still und blickte, unbekümmert um die weichen Flocken, die sich mir an Haar und Wimpern sezten, hinaus in's Weite. Wie gesagt, Trauer beschlich meine Seele. Ich dachte der Tage meiner Jugend, ich dachte der frohen Gesellen, die mich einst umgeben hatten, und die jezt nicht mehr meinen Schritten folgten. Ich hatte nicht immer in diesem verlassenen Winkel der

Erde gelebt, ich hatte große Städte gesehen, in mannigfaltigem Verkehr mich umgetrieben, prachtvolle Feste geschaut und heitere, ausgelassene Gelage mitgemacht — Alles das war jezt dahin. Mein Wirkungskreis war, obgleich ehrenvoll, dennoch enge und beschränkt. Das Glück hatte meinem Ehrgeiz geschmeichelt und mein Herz war zu großen Hoffnungen, zu glücklichen Aussichten geschwellt; ich war geliebt, gesucht, mit Auszeichnung überhäuft — Alles das war nicht mehr. Ich war nicht mehr jung, ich war nicht mehr reich; die Menschen fanden es nicht mehr der Mühe werth, mir zu schmeicheln, und Viele, die sich meine Freunde nannten, gingen von mir, ohne mir Lebewohl zu sagen. Dennoch blieb ich heiter. Mein Gewissen war nicht belastet, kein Unrecht drückte meine Seele, ich konnte an die Tage des Glanzes und meiner Jugend ohne Vorwurf zurückdenken. Dieses erhielt mir die innere Fröhlichkeit, die man nicht wie die äußere erheucheln kann, und die die Welt nicht schäzt, weil sie sie nicht erkennt.

So konnte ich denn auch in einer so stillen, traurigen Nacht innerlich heiter seyn, obgleich mein Auge sich mit Thränen füllte und meine Rechte, die sich auf den Stab stüzte, zitterte. „Immerhin!“ rief ich bei mir selbst; „magst du auch jezt allein stehen, mag die Erde um dich wie ein weites Grab aussehen: einmal muß sie doch wieder blühen, einmal werden sie doch erkennen, daß du zu lieben verstandst.“ Ich mochte diese Worte unwillkührlich laut ausgesprochen haben, denn ich sah mich um, in der Meinung, eine Stimme neben mir zu hören; allein es blieb todtenstille, wie zuvor. Die Flocken fielen reichlicher herab und der Mond blickte trüber durch den Nebel. Ich ging weiter, indem ich mit dem Stabe den Schnee, der sich an die Füße angesezt, abklopfte. Als ich den Blick erhob, den ich rüstig fortschreitend zu Boden gesenkt, merkte ich, daß ich vom Wege abgekommen war und mich zu nahe den herrschaftlichen Gebäuden des „Schwedenhofes“ befand, anstatt daß ich an den Weiden des Flusses mich hätte halten müssen. Im Befremden darüber, wie ich den wohlbekannten Pfad hatte verfehlen können, betrachtete ich näher die östlichen Ställe und das Stück der Hofmauer, der ich mich gerade gegenüber befand. Ich weiß nicht, wie gerade jezt diese Gebäude den Eindruck von etwas Besonderem auf mich machten, da ich doch sonst am Tage hundertmal an ihnen vorbeigegangen war, ohne auch nur den Blick darauf zu richten. Jezt erschienen mir die Mauern höher, und die Gibel und Thürmchen wuchsen sichtlich, je mehr ich mich anstrengte, ihre Spitzen im Nebel herauszufinden. Es fiel mir ein, gehört zu haben, daß der Schwedenhof früher eine Abtei gewesen, und die einsamen Gebäude nahmen jezt vor dem Auge der Phantasie ihren ursprünglichen Charakter wieder an! Diese Träumerei war mir ganz lieb, denn sie mischte ein heiteres Element in die Gefühle meiner ängstlichen Trauer um verlorene Freunde und Jugend. Jezt stand ich vor einem Hause, das auch einst Tage des Glanzes geschaut, in dessen Mauern auch noch Erinnerungen lebten an längst Vergangenes. Meine persönlichen Schmerzen vermischten sich mit denen einer ganzen Zeit. Ich hörte die Glocke der Abtei, ich vernahm den melodischen Gesang der Mönche, der in immer wiederkehrendem Refrain das Hinscheiden aller irdischen Freuden betrauerte und dafür den Blick zum Himmel lenkte.

In diese Melodien, die meinem geistigen Ohre tönten, mischte sich plötzlich ein Laut, der wie aus einer menschlichen Brust kam. Es war ein ächzender Ton, der dicht in meiner Nähe erscholl. Ich weiß mich nicht zu besinnen, daß irgend etwas in meinem Leben mich für den Moment so erschreckt hätte, als dieser Ton; aber ich schalt mich selbst, als ich die Ursache bemerkte, die keine andere war, als daß ein Mann, der aus einem Pförtchen in der Hofmauer heraustrat, die Thüre mit einiger Anstrengung wieder hinter sich zu schließen versuchte. Seine Hände mochten erstarrt seyn und das ungefüge alte Schloß ihm nicht gehorchen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Poetische in der Geschichte.

(Fortsetzung.)

Der poetische Geist ist es, wodurch eigentlich die Geschichte wahrhaft belebend wird. Sie, in ihrer Reinheit gedacht, verfolgt keinen besondern Zweck, sie ist sich selbst Zweck, wie die poetische Erzählung, wie jedes Mährchen. Sie lehrt an sich schon, ohne daß sie sich die Miene gibt, zu lehren; wo besondere Absicht hervorblickt, verliert sie immer an poetischem Gehalt. — Eine Frucht der Wahrheit, eine Lehrerin für das Leben nennt der große römische Redner die Geschichte. Aber vor ihrem Lichte verschließen die Menschen nur zu gern ihr Auge, nur zu leicht überhören sie ihre lehrende Stimme; selbst diejenigen, ja oft am meisten, welche auf der Höhe der Zeit stehen und deßhalb, da ihnen eine reinere vergleichende Uebersicht über Vergangenes und Gegenwärtiges vergönnt ist, sie am ersten und besten vernehmen könnten und sollten. Nur Wenige spiegeln sich und ihre Zeit in der Geschichte ab und bilden die Gegenwart nach dem Vergangenen. Und im Grunde, rufen uns Manche zu, ist das auch möglich? Ist nicht jede vergangene Zeit, bei aller Aehnlichkeit des Totalhabitus, doch durch ihren besondern Ton und Charakter von derjenigen verschieden,

in welcher wir leben und wirken, wie keine neue Jahreszeit, z. B. ein Sommer, einer früher erlebten gleich seyn wird? Wie können wir nun passende Beispiele aus dem Vergangenen für das Gegenwärtige hernehmen? Fast scheint es, daß jede neue Generation, wie jeder Mensch, immer durch eigene Erfahrung, d. h. größtentheils durch eigenen Schaden, klüger und besser werden muß.

Nur der vernünftig ruhige, der denkende Beobachter erkennt auch im ruhigen Gange der Natur, in den stillern Erscheinungen der wechselnden Jahreszeiten, im kleinsten Moose, in der Entfaltung der Knospe, in der Verpuppung der Raupe das Walten eines höheren Geistes; aber der Sinnliche, der unmittelbaren Gegenwart, dem Bedürfniß, der Leidenschaft Hingegebene bedarf der Stürme und Gewitter und anderer furchtbaren Naturerscheinungen, um aufgerüttelt zu fühlen, daß eine höhere Macht in der Natur ist, vor welcher er sich beugen müsse. Und Aehnliches gilt auch in Bezug auf die Menschenwelt. Im alltäglichen Wielen begriffen, im friedlichen Genusse der Gegenwart, überhören wie, fortgerissen von der Zeit oder erschlaffend, die ruhige Geschichte, die uns von den Wegen Gottes, von höherer Belohnung und Bestrafung erzählt, wie wir ja selbst auf die Lehren und Warnungen aus unserem nächsten eigenen Leben nur zu wenig achten. — Selten sind jene Fürsten, Staatsmänner und Völkerführer, welche die Geschichte befragen, um sie für sich und Andere zu benutzen. Solche Weise sind Seher, welche „die Todten befragen für die Lebendigen," die in die Trophoniushöhle, in das Merlinsgrab der Vergangenheit hinabsteigen, um ihre Orakel zu holen. Es sind erhabene Propheten, die von der Höhe der Betrachtung herab Worte des Heils verkünden, oder ihr furchtbares „Wehe!" ausrufen über ganze Völker, wenn sie fremden Götzen nachhinken und in der Selbstverblendung des Wahns dahintaumeln. — Aber solche Propheten werden, gleich denen des alten Bundes, nur verachtet und verfolgt. — Auch die politische Taubheit und Lähmung muß, wie die körperliche, durch elektrische Schläge, oft durch wiederholte Schläge von außen geheilt werden.

Ehe ich auf die vorerwähnten zwei Prinzipien des Poetischen in der Geschichte: das Tragische und das Idyllische, zurückkomme, werde noch diese Bemerkung vorausgeschickt. Man hat selbst schon der Natur komischen Witz und Laune oder Humor angedichtet; man hat von Stein-, Pflanzen- und Thierkarrikaturen und Fratzen gesprochen, mit welchen sie wunderlich zu spielen pflege. Desto mehr wird die Menschenwelt und Geschichte zuweilen komisch erscheinen, oder komische Behandlung zulassen, denn die Menschen machen ja allein das Komische; Thiere z. B. werden es erst, wenn man Menschliches in sie hineinlegt. Namentlich erscheint uns so manche Geschichte komisch, wenn wir sie von einem höheren Standpunkte aus, wo Schein und Nimbus vor dem Wesentlichen verschwinden, in's Auge fassen; wenn wir die geringfügige Veranlassung, den wunderlichen Lauf und den unerwarteten Ausgang mancher Begebenheit erblicken, wo oft, was herrlich begonnen, wie eine Fastnachtsfarce endigt; wenn wir zumal das Benehmen der Spielenden selbst auf der historischen Bühne, ihr kleinliches Laufen und Rennen nach einem Ziel, das ihnen nicht deutlich vor Augen liegt, oder das sie hastig verfehlen, unparteiisch beobachten. Oft wird in der Geschichte gepriesen, was einem tiefer Blickenden und schärfer Abwägenden nur ein Lächeln abgewinnen kann. Vor den Augen eines höheren Geistes mag z. B. der Kampf zweier mächtigen Potentaten des civilisirten Europa um einen Streifen Land so komisch oder tragisch, wie man will, erscheinen, als der Kampf zweier afrikanischen Königlein um eine gefundene Grenadiermütze. Auch hat man schon an sich erhabene und wichtige Begebenheiten und Thaten im komischen Zerrspiegel der Parodie oder Travestirung dargestellt, wie umgekehrt an sich Unbedeutendes und Lächerliches von Dichtern des sogenannten komischen Epos in das scheinbar Erhabene und Wichtige hinaufgezogen worden ist. Beides ist leicht, da das Lächerliche nur das umgekehrte Erhabene ist. Und was beginnt denn der über alle andere Komik erhabene Humor anders, als daß er, nicht zu flüchtigem, leichtem Spiel, sondern vom Ernst getrieben, die entferntesten Enden aller Dinge zusammenfaßt, das irdisch Niedrigste mit dem irdisch Höchsten zusammenstellt, um es an die Idee des Unendlichen und Ewigen zu halten, und dieses in seiner bleibenden Würde als siegend zu verklären?

Tragikomisch erscheint nur zu oft die Weltgeschichte; aber im Ganzen waltet doch der Ernst, oft ein recht bitterer Ernst in derselben zu sehr vor, als daß man sie komisch behandeln dürfte. Wir sehen besonders, wie eine höhere Vergeltung, die Nemesis der Alten, mit Maaß, Zügel und Schwert, oder das mit ihr verwandte, zuweilen identische Verhängniß und Schicksal, den Heiden so fürchterlich, darüber schwebt: ein unbestimmt gedachtes Wesen, das aber wohl nichts anderes seyn kann, als das nothwendige Resultat von einer geheimen, zusammentreffenden Combination alles dessen, was von Außen her, von Natur und Menschen, uns entgegen kommt, mit dem, was in unserer innern Welt vorgeht und sich entwickelt, wodurch ein höheres, göttliches Walten keineswegs ausgeschlossen wird.

Wir wollen jezt von dem tragischen Prinzip in der Geschichte reden. Es ist dasselbe, ohne welches kein echtes Trauerspiel gedacht werden kann. Und das Hauptelement desselben ist der Tod. Der Tod ist's, der allein als Negation das Leben selbst so wünschenswerth, so heilig, so poetisch macht; der Tod ist's, welcher, er mag nun

hereinbrechen oder aus der Ferne nur drohend vorgestellt werden, jeder Erzählung ein hohes, spannendes Interesse gibt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Weimar, November.

Kunst- und Gewerbeausstellung. Gutzkows Richard Savage.

Die diesjährige, wie immer am 3ten September eröffnete Kunstausstellung, obwohl numerisch eine der unbedeutenderen und, da verhältnißmäßig nur wenig fremde Künstler beigetragen hatten, meist auf Erzeugnisse einheimischer Talente beschränkt, verdient dennoch als mannigfach anziehend und werthvoll bezeichnet zu werden. Da der ursprüngliche Hauptzweck der Ausstellung: dem Publikum die Fortschritte der Zöglinge des freien Kunstinstituts darzulegen, von der Leitung der Anstalt nicht aus dem Blick gelassen wird, so dürfte bei den einigermaßen beschränkten Räumen darin zum Theil die Erklärung des obigen Umstands zu finden seyn; andererseits mag, bei aller willigen Anerkennung und der ehrendsten Aufnahme fremder Kunstwerke, häufig die pekuniäre Aufmunterung fehlen, da, mit Ausnahme des Hofs, welcher fortwährend inländische, wie auswärtige Künstler beschäftigt, wohl im Ganzen nur wenig hier gekauft wird. Reiche Kunstmäzene gehören freilich bei uns zu den Seltenheiten. Unter den Gaben fremder Künstler nahm die bereits viel besprochene Erfindung des Malers Liepmann in Berlin, der Abdruck eines Rembrandschen Porträts aus dem dortigen Museum, wovon eine Probe auch hierher gelangt war, die allgemeine Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch. Jedenfalls gehört diese Erfindung den bedeutendsten technischen an und verspricht, bei zu erwartender Vervollkommnung, wichtige gemeinnützige Resultate. — Den hervorragendsten Bestandtheil der Ausstellung bildete eine Anzahl Kartons und Entwürfe für die Ausschmückung des hiesigen Residenzschlosses, welche unter der Hand trefflicher Meister rüstig vorwärts schreitet. Zwei Kartons von Neher, wovon der eine zwei Scenen aus Wilhelm Tell, der andere die Ballade, der Graf von Habsburg, zum Gegenstande hat, und die von demselben Künstler zum Theil schon in Wachsfarben ausgeführten Arabeskenentwürfe zum Lied von der Glocke, für das Schillerzimmer; desgleichen zwei Kartons und zwei Temperagemälde von Preller aus Wielands Grazien für das dem Andenken dieses Dichters gewidmete Zimmer, und mehrere Arabeskenpilaster, Oberon und Titania, von Simon, für dasselbe Zimmer, zeugten nach einstimmigem Kennerurtheil von einer Tiefe und Originalität der Erfindung, welche ihnen eine würdige Stelle neben dem Besten anweist, was die neuere Zeit in dieser Art hervorgebracht hat, und daß die Ausführung nicht nachstehen wird, dafür bürgt das bereits Geleistete. So wird denn in diesen Werken, denen sich hoffentlich bald die Vorarbeiten für das Goethezimmer anreihen, Weimar einen Schatz kostbarer, das Andenken seiner großen Dichter würdig ehrender und verherrlichender Denkmäler vereinigen.

Hatte die Kunstausstellung ein gewähltes Publikum versammelt, so fand die im vorigen Monat stattgefundene Gewerbeausstellung eine durch die Natur der Sache bedingte so allgemeine Theilnahme aller Stände, daß die Räume zuweilen die andrängenden Beschauer nicht fassen konnten. Die Fortschritte der Landwirthschaft, den Aufschwung des Gewerbfleißes unseres Landes von Zeit zu Zeit zu veranschaulichen und zu immer größerer Kultur der wichtigsten Zweige inländischer Industrie aufmunternd und fördernd zu wirken, ist eine der dankenswerthesten und lohnendsten Aufgaben, welche der hiesige landwirthschaftliche Verein, einen hohen Staatsbeamten an der Spitze, sich gesezt und auch diesmal glücklich gelöst hat. Agrikultur in ihrem ganzen Umfange, Viehzucht, Woll- und Baumwollenweberei, besonders aus den kräftig aufblühenden, betriebsamen Fabrikstädten Apolda und Weida, kunstvolle Stickereien, Seidenzucht, Technik und Mechanik in ihren mannigfachen Arten und Abstufungen, waren durch eine Menge ausgewählter, preiswürdiger Proben aus allen Theilen des Landes vertreten, ein erfreuliches Bild des frischen Industrielebens, das sich im Großherzogthum immer gedeihlicher, erfolgreicher und eingreifender entfaltet. Eine große Anzahl der dargebotenen Gegenstände ist theils durch Ankauf, theils durch zweckmäßig veranstaltete Verloosungen in den Besitz von Privaten übergegangen, so daß auch diesmal ein mächtiger Hebel, die thätige Aufmunterung von Seiten des Publikums, nicht gefehlt hat und den einzelnen Producenten wie der Sache selbst ein in jedem Betracht ersprießlicher, reeller Gewinn erwachsen ist.

Die Bühne hat seit ihrer Wiedereröffnung nach der jährlichen Erholungspause eine regsame Thätigkeit entwickelt. Im Hinblick auf die in manchen Theilen noch immer beschränkten Kräfte leistet sie Genügendes, oft Tüchtiges und Ausgezeichnetes; doch möchte ihr zu rathen seyn, der Ausfüllung einiger immer fühlbarer werdenden Lücken im Personalbestande, besonders im sogenannten Charakterrollenfach, ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Gutzkows Trauerspiel: „Richard Savage," welches das weimarsche Theater nächst dem Frankfurter zuerst zur Aufführung brachte, ist auch von hier aus Gegenstand warmen, freigebigen Lobes geworden. Eine unbefangene Betrachtung des Werks dürfte ihm jedoch schwerlich alle jene Vorzüge und glänzenden Eigenschaften zugestehen, welche man hin und wieder daran hat erblicken wollen. Zunächst leidet dasselbe an einem Grundfehler, woran schon manches Werk scheiterte: der Held ist, mit geringer Ausnahme, nur passiv, ein träumerischer Schwächling, welcher unmöglich Interesse erwecken kann. Sein Freund Steele selbst schildert sein Betragen als überspannt, kindisch, übertrieben und lächerlich, mit dem Bemerken, es könne zur Zeit Niemand Theil an ihm nehmen, und das Publikum soll es? Ueberhaupt wird seine ganze Handlungsweise kaum in der Natur jemals aufzufinden seyn. Schwerlich kann Jemand so wie er an einer Mutter hängen, die er niemals gekannt hat. Die Menschen, bei welchen wir zum Bewußtseyn erwachen, von denen wir die ersten Liebesdienste erhalten, sind eben unsere Eltern; an sie klammert sich deßhalb unser Gefühl fest. Wäre er aber auch wahr, dieser Charakter, so ginge daraus doch nur die Lehre von Neuem hervor, daß nicht alles Naturwahre auch dramatisch wirksam ist. Fast gewinnt es den Anschein, als ob dem Autor beim Schaffen seines Helden jener kecke, aber darum nicht minder verwerfliche Grundsatz vorgeschwebt hätte, den er selbst einmal, wie ich nicht, in der Wally, aufstellt: „Nur die freien Gemüther entscheiden, ohne zu fragen, weil sie es fühlen, daß das, was nicht geschieht, immer noch wahr ist, selbst wenn es nicht geschehen kann."

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 93.

№ 278.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 20. November 1839.

> How wonderful is Death,
> So pale as yonder waning moon,
> With lips of lurid blue!
>
> Shelley.

Ueber das Poetische in der Geschichte.

(Fortsetzung.)

Schon im gewöhnlichen Leben, wie wichtig ist diese lezte Linie der irdischen Dinge, dieser Gleicher, vor welchem, wenn er erschienen, es gleichviel ist, ob 6000 Jahre oder eine Minute verflossen! Betrachten wir einen naturgemäß und ruhig Sterbenden auf seinem lezten Lager über der Erde, welches theure Verwandte und Freunde weinend umstehen. Auch der Fremdeste naht sich ihm mit Rührung. Selbst der Haß verstummt und löst sich in Theilnahme auf; der stumme Neid wird ein lebhafter Lobredner. Eine erhabene Stille schwebt über der Stätte, wo ein Mensch stirbt. Das sind jene einzigen Augenblicke, wo alle irdische Hoheit verwelkt, wo auch dem gewaltigsten Erdenmonarchen nichts weiter übrig bleibt, als Aechzen und Seufzen und ein Gebet und die Thräne der Seinigen. Wir hören auf jedes leise Stöhnen, jedes kleine Wörtchen, das der Sterbende an der Grenze der Ewigkeit noch spricht; jede Gebärde, jede Bewegung ist uns wichtig und heilig. Und wenn er ausgeathmet hat, wenn er langgestreckt auf den Brettern daliegt — welch eine geisterhaft einsame Stille schwebt dann über'm ganzen Hause!

Und erst ein gewaltsamer Tod, ein Mord! Hier ist dreifaches Interesse: Mitleid mit dem Gemordeten, Abschen vor dem Mörder, eigene Furcht, indem wir uns selbst bedroht fühlen. Das Stückchen Erde, worauf die That vollbracht wurde, ist schauderhaft geheiligt. — Bei allem Abschen vor dem Thäter möchten wir aber doch sein Angesicht sehen, möchten wir ihn reden hören: er hat ein gewisses ästhetisches Interesse gewonnen. — Nehmen wir die Geschichte eines sogenannten Civilprozesses: sie wird in der Regel jedem, der nicht vom Fach ist, trocken und langweilig vorkommen; aber eine Kriminalgeschichte, wo Gewaltthat und Mord die Angel ist, um die sich Alles dreht, sie hat für Jung und Alt, für Weib und Mann tragisches Interesse; wir lesen, wir hören sie mit angenehmem Schauder. — Schon auf unsern unruhigsten Jahrmärkten können wir's wahrnehmen, welchen Reiz solche Geschichten haben. Wie begierig die sich sammelnde Menge in aufhorchenden Gruppen um einen lumpigen Kerl steht, der auf einer Stange das Bild einer Mordgeschichte aufgestellt hat, und die klägliche Erzählung zu den Mißtönen einer Drehorgel monoton abheult!

Sey eine Person noch so unbedeutend, als Mörder wird sie uns wichtig. Wir fragen nach dem frühern Leben, nach der Erziehung, nach den kleinsten Persönlichkeiten. Noch mehr Interesse gewinnt sie, wenn das Todesurtheil nun ausgesprochen ist. Wie drängen uns

hinzu, um das Benehmen des Unglücklichen in den Augenblicken zu beobachten, wo es ihm vorgelesen wird. Wir sehen unverwandt auf ihn, jede Miene, jede Gebärde belauschen wir, wir prägen uns sein ganzes Bild tief ein. Und dann die Augenblicke der Henkertoilette, das, was mir immer fast schauerlicher und widerlicher vorkam, als die Hinrichtung selbst: wenn die Scheere des Nachrichters seine Locken abschneidet, gleichsam die Scheere der Proserpina, die das Haupt dem Tode weiht, und wenn gar das lezte neue Gewand, das er als Todesfest- und Freudenkleid nur wenige Minuten unter Gottes Sonne tragen soll, wenn der graue Kittel ihm umgezogen wird. Die bestimmte Stunde schlägt; sie führen ihn ab; noch einmal, als wäre es nicht am ersten Male genug, muß er das Entsezliche, sein Todesurtheil, anhören und zusehen, wie er symbolisch getödtet, wie der Stab feierlich über ihm gebrochen wird. Und wenn dann der langsame Zug beginnt: wir bedauern mit gemischten Empfindungen diesen armen Sünder, der bei Leibes Leben seinen Leichenzug hält; und haben wir auch früher, aus einem tief liegenden Gefühl der Wiedervergeltung, das so leicht keine philanthropische Rechtssophistik aus unserm Herzen reißen wird, die Entdeckung und Bestrafung des Verbrechers gewünscht und gefordert, jezt tritt der Verbrecher, der seine Menschheit ausgezogen hatte, mehr in den Hintergrund zurück und der bessere Mensch wieder hervor, je mehr er dem Orte seiner Bestrafung naht.

Selbst Thiere werden geadelt durch gewaltsamen Tod. Mit andern Augen betrachten wir den Stier, der an den Pflug gespannt wird, oder an den Wagen, der den Segen der Ernte heimführt — hier ist idyllisches Element — mit andern, wenn sie ihn zur Schlachtbank führen. Noch mehr ästhetisches Interesse gewinnen Thiere, wenn sie auf Leben und Tod kämpfen müssen, mit einander, oder selbst mit Menschen. So hat das Schauspiel der spanischen Thiergefechte, das aber auch dem Menschen verderblich werden kann — darum ein doppelter Reiz! — etwas Verführerisches, wie schon oben bemerkt worden. — Dies führt mich auf die Gladiatorenspiele, an welchen auch edlere Römer, ungleich den menschlicher fühlenden Griechen, deren Athleten etwas Anderes waren, Geschmack fanden, ja, die selbst Cicero, der humane, als Beförderungsmittel der Todesverachtung entschuldigen konnte. — Merkwürdig, belehrend, die Winkelzüge und Abgründe des menschlichen Herzens beleuchtend ist das Selbstbekenntniß des heil. Augustin. In seiner Jugend hatte er Abscheu vor diesen entmenschenden Spielen empfunden, als er noch keine gesehen. Einstmals aber, von Freunden fast dazu gezwungen, diesem Schauspiel beizuwohnen, hatte er sich gelobt, die Augen dabei zuzuschließen und an etwas ganz Anderes zu denken. Da stieß plötzlich das Volk einen Schrei aus, ein berühmter Gladiator war gefallen; Augustinus öffnete unwillkührlich die Augen und schloß sie von nun an nicht mehr. Und seit der Zeit war er auch leidenschaftlicher Liebhaber dieser unmenschlichen Spiele bis zu seiner Bekehrung zum Christenthum.

(Schluß folgt.)

Der Gang um Mitternacht.

(Fortsetzung.)

Der Heraustretende bemerkte mich nicht; er war in einen grauen Mantel gehüllt, in dessen Falten der Schnee sich häufte. Sein Gesicht bedeckte eine tief hereinfallende Kappe. Er schlug den Weg an den Weiden ein, nachdem es ihm gelungen war, das Pförtchen wieder zu schließen. Nach einigen Schritten blieb er stehen und schien umkehren zu wollen; dann trieb es ihn weiter vorwärts gegen den Bach zu, und wiederum blieb er stehen. Meine Aufmerksamkeit wurde durch dieses Betragen auf ihn gelenkt, um so mehr, da ich ihn zu erkennen glaubte. Es war der jetzige Besitzer des Schwedenhofs, ein rüstiger Mann von vierzig Jahren, als der reichste Eigenthümer in der Umgegend bekannt. Seine frühern Schicksale wußte Niemand, es gingen darüber dunkle Gerüchte um; der Mann selbst hatte etwas Düsteres, Zurückstoßendes in seinem Wesen, und deßhalb befand er sich ohne Genossen, bei den Honoratioren des kleinen Orts wegen seines Reichthums angesehen und selbst gefürchtet, allein nicht zum Theilnehmer ihrer geselligen Zusammenkünfte erwählt. Sie nannten ihn den schwedischen Hauptmann, ohne gerade Kenntniß von einem früheren Dienstverhältniß des Mannes zu haben. Er schien jedoch allerdings aus jenem Lande zu stammen; dafür zeugte die breite, stattliche Figur des Fremden, sein hochblondes Haar und seine Sprache.

In den ersten Jahren seines hiesigen Aufenthalts lebte eine junge Dame bei ihm, die von Einigen für seine Tochter, von Andern für seine heimlich angetraute Frau gehalten wurde. Dieses sanfte, allgemein geliebte Wesen war in Folge eines langwierigen zehrenden Fiebers gestorben, und seit ihrem Tode war der Charakter des Hauptmanns noch düsterer und seine Lebensweise noch abgeschlossener geworden. Er hielt sich oft ganze Monate lang innerhalb der Mauern eingeschlossen; seine zahlreiche Dienerschaft sorgte für seine Bedürfnisse, kam aber nie dabei in nähere Berührung mit ihm. Er konnte Niemanden um sich dulden; sein vertrautester Kammerdiener mußte in einem entfernten Nebengebäude schlafen und auf den Ruf einer Klingel zu augenblicklichem Erscheinen

jede Minute bereit seyn. Die Nächte brachte der Hauptmann gewöhnlich ohne Schlaf zu; man sah in dem Thurmgemach, das er sich zur Wohnung auserlesen, allnächtlich die Lampe brennen, und ihr Strahl warf auch an dem Abend, von dem ich jezt spreche, ihren melancholischen Schein auf die angehäuften Schneemassen zu Füßen des alten Thurms.

Meiner Denkungsart ist es entgegen, immerdar das Uebelste von den Menschen anzunehmen. Ich wende gern Alles, und selbst die dunkelsten Seiten zum Licht, und oft habe ich mich belohnt gefunden, indem das, was die große Menge als hassenswerth bezeichnete, sich mir als eine Tugend erläuterte und verklärte. Schlimmsten Falles fand ich nur eine Seltsamkeit, eine Schroffheit, eine unbewußte Lüge, wo Andere die elendeste Falschheit, die rücksichtloseste Verderbtheit gesehen hatten. Deßhalb nannten mich meine Freunde den Optimisten, und behaupteten, Voltaires Candide sey gegen Leute meines Gelichters recht eigentlich geschrieben, um uns die lächerliche Schwäche abzugewöhnen, Alles in dieser „besten Welt" vortrefflich finden zu wollen. Was sie jedoch für eine leere Theorie hielten, war bei mir Sache des Charakters; ich hatte, vielleicht mehr wir sie, schlimme Erfahrungen gemacht, aber was sie eigenthumlich böse Natur im Menschen nannten, nannte ich Zufall, Verkettung widriger Umstände, oft auch meine Schuld. Bei dem schwedischen Hauptmann waren unsere beiderseitigen abweichenden Ansichten oft in Streit gerathen. Gerade ein so geheimnißvoller Charakter, der der Menge zahllose Seiten bot, ihn kleinlich zu verschwärzen, schien mir der triftigsten Entschuldigungsgründe würdig. Die Extreme stellten sich wie bei jedem Streit immer schärfer heraus, und zulezt galt der Hauptmann bei meinen Freunden für einen tückischen Menschen, der wohl manchen Frevel auf seine Seele geladen, bei mir für einen verkannten Edlen, den schmerzliche Verluste menschenscheu und zurückhaltend gemacht.

So standen unsere Ansichten, als ich an jenem Abende den Hauptmann nach langer Zeit einmal wieder sah. Ich will offen bekennen, daß sein unerwarteter Anblick zu so ungewöhnlicher Stunde keinen angenehmen Eindruck auf mich machte; allein einen Augenblick darauf schalt ich mich deßhalb. Die einsame Gegend, die Nacht, und vor allen Dingen meine aufgeregte Stimmung trugen die Schuld, wenn mir die Gestalt des Mannes und sein Benehmen auffallend erschienen. Sein öfteres Stillestehen erklärte ich mir dadurch, daß er mich vielleicht erkannt und mit mir ein Gespräch anzuknüpfen Lust habe. Warum einem solchen ausweichen? Wir waren Beide allein, der Weg, den ich zu machen hatte, war noch lang; es konnte mir daher nur willkommen seyn, einen Gesellschafter zu gewinnen. Diesen Gedanken zufolge lenkte ich ebenfalls meine Schritte gegen den Bach, und bald befanden wir uns beide in dem Baumgang von kurzstämmigen alten Weiden, die längs des Ufers gepflanzt waren. Der Wind, von der Fläche herblasend, hatte während des Tages den Schner zur einen Seite der Weidenstämme gehäuft, so daß an der andern ein schmaler freier Fußpfad übrig blieb. Wir beide konnten nicht zusammen auf diesem Pfade Platz finden, einer von uns hätte im tiefen Schnee gehen müssen, und so war es passend, daß ich so lange dicht hinter ihm herging, bis die Erweiterung des Ganges mir gestatten würde, neben ihn hinzutreten und ihn zu grüßen. — Zehn Schritte mochten wir so einer hinter dem andern gegangen seyn, als ich plözlich von einer erschütternden und unerklärlichen Erscheinung Zeuge ward. Noch jezt schaudert es mich, und es wird mir kalt bis an's Herz hinan, wenn ich daran denke; noch jezt weiß ich nicht, wie ich einen unheimlichen Zustand, wie ich ihn nicht im Traum für möglich gehalten, so lange ertragen konnte. Ich war aber bei vollkommener Sinnenthätigkeit, und der kalte Winterabend war einer Täuschung der Phantasie nicht günstig.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Daguerre und Bayard.

Auffallend ist es, daß zu derselben Zeit zwei Männer hier die Kunst, natürliche Abspiegelungen der Gegenstände festzuhalten, unablässig gesucht und nach langen Versuchen gefunden haben, ohne daß der eine etwas von dem andern wußte. Nur einer von beiden ist bisher berühmt und belohnt worden; von dem andern weiß man in Paris wenig, und im Auslande gar nichts. Daguerres Erfindung ist nun in die Industrie übergegangen, und bereits liefern Pariser Unternehmer fast fabrikmäßig Ansichten aller Art, meistens aber von Pariser Gebäuden, welche mittelst des Daguerre'schen Verfahrens aufgenommen worden sind. Es gibt Buden, in welchen nichts Anderes verkauft wird als dergleichen Prospekte, so wie der gesammte zum Aufnehmen derselben erforderliche Apparat. Der andere Mann, von welchem ich sprechen wollte, heißt Bayard; seine Leistungen sind nur noch wenig bekannt; er hat keinen Arago gehabt, der die Aufmerksamkeit der Welt auf seine Versuche und Resultate gelenkt hätte; die Akademie der Wissenschaften hat ihm keine Celebrität gegeben, und die Nation keine öffentliche Belohnung ertheilt, und dennoch kann sein Verfahren dereinst großen Einfluß und wichtigere Folgen haben als das Daguerre'sche. Denn er sucht die Bilder nicht auf Metall, sondern auf Papier zu fixiren. Die Zubereitung dieses Papiers ist so einfach, wie es scheint, oder doch mit so geringen Kosten verbunden, daß seiner Aussage nach ein Blatt nur auf sechs Pfennige zu stehen kommt. Dies ist dreißig oder vierzigmal wohlfeiler, als das Material zum Daguerre'schen Verfahren, und dabei weit bequemer zu handhaben. Neulich zeigte Bayard in der académie des beaux arts Blätter vor,

die er durch sein Verfahren erhalten, und einige Tage darauf brachte er sie auch in eine Abendversammlung, welche jeden Montag bei dem Maler Hersent stattfindet. Bayard braucht, wie Daguerre, die Camera obscura, und sein Papier ist grau oder fällt doch in's Gräuliche; die Ansichten sind nicht so scharf und bestimmt ausgedrückt wie die Daguerreschen; dagegen befriedigen sie den Künstler mehr, indem Hell und Dunkel besser angedeutet ist. Merkwürdig ist es bei den Bayardschen Prospekten, daß verschiedene Farbentinten vorkommen, und einige Stellen sogar weiß sind, obschon der Ueberzug des Papiers nichts von dieser Farbe zeigt. Man kann die Bayardschen Prospekte für Zeichnungen à la sepia halten; sie gleichen ihnen wirklich außerordentlich, und kommt einmal sein Verfahren, welches er natürlich bis jezt noch als ein Geheimniß für sich behält, in den Kunsthandel, so werden wahrscheinlich manche dieser auf mechanische Weise hervorgebrachten Ansichten für Zeichnungen von Künstlern ausgegeben werden, und mancher Käufer wird sich dadurch täuschen lassen. Uebrigens sieht Bayard sehr wohl ein, daß seine Erfindung noch mancher Verbesserung bedarf, und daher will er auch nicht eher öffentlich auftreten, als bis er es dahin gebracht hat, hinsichtlich der Schärfe und Bestimmtheit der Bilder mit Daguerre wetteifern zu können. Was die Künstler besonders befriedigte, waren die Darstellungen von Skulpturen durch sein Verfahren. Diese sind vortrefflich, und den Daguerreschen weit überlegen. Man besizt also jezt ein leichtes und vorzügliches Mittel, Skulpturen auf dem Papiere abzubilden. Mit dem Porträtiren hat es aber nicht gehen wollen. Durch das Daguerresche Verfahren wird doch etwas geleistet. Man sieht bereits bei den Kunsthändlern einige vermittelst des Daguerrotypps hervorgebrachte Porträts; sie sind zwar mittelmäßig, und bekanntlich gelingen sie nur dann einigermaßen, wenn die abkonterfeite Person die Augen schließt; mithin scheint das Daguerrotype lauter Schläfer darzustellen. Bayard zeigte in oben erwähnter Abendversammlung ein Blatt vor, worauf er sich selbst darstellen wollte. Er hatte, so unbeweglich als ihm nur immer möglich war, die erforderliche Zeit hindurch vor seiner Camera obscura gesessen und dann das Blatt herausgenommen. Er ist da sitzend abgebildet; Rock, Beinkleid und Weste sind vortrefflich gerathen; an der Kleidung hat sich jede Falte genau abgespiegelt; aber vom Kopf ist gar keine Spur vorhanden; der Mann sizt da wie enthauptet, am Halse hört die Darstellung gänzlich auf. — Interessant war mir, was von diesem Bayard erzählt wurde, welcher beim Finanzministerium angestellt ist. Er ist der Sohn eines Friedensrichters aus der Provinz. An der Thüre dieses Richters pflegte man gerichtliche Notifikationen in farbigen Anschlagzetteln anzuheften, die, wenn sie nicht mehr nöthig waren, abgerissen wurden, um andern Platz zu machen. Die farbigen Blätter gab man Bayard, als er noch ein ganz kleiner Knabe war, und er bemerkte schon sehr früh daß das Sonnenlicht die Farbe des Papiers bleichte oder vernichtete. Er kam nun auf den Einfall, Figuren in Karten auszuschneiden, dieselben auf die farbigen Anschlagzettel zu legen und das Ganze der Sonne auszusetzen. Dadurch bewirkte er, daß die Farbe vom Papiere verschwand, ausgenommen an den Stellen, die er mit Figuren belegt hatte, und die nun also roth, grün oder blau auf weißlichem Grunde erschienen. Dadurch wurde seine Aufmerksamkeit auf die Wirkungen des Sonnenlichts gerichtet, und als er später mit der Camera obscura bekannt wurde, entstand bei ihm der sehnliche Wunsch, den herrlichen Darstellungen, welche das Sonnenlicht auf dem eingelegten Papier hervorbringt, ein dauerndes Daseyn zu verschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Weimar, November.

(Schluß.)

Theater. Literatur.

Lady Macclesfield, der zweite Hauptcharakter, ist eine zu abstoßende, ja widerwärtige Erscheinung, und entschädigt nicht durch andere große Eigenschaften. Wenn sie aber dem Richard als wirksame Folie dienen sollte, so hat der Dichter seine Absicht durch die Zeichnung des leztern verfehlt. Die Entschuldigung, welche die Lady durch die Entdeckung am Ende des Stücks erhält, daß Savage ihr Sohn nicht ist, kommt für den bis dahin ununterbrochen gepeinigten Zuschauer zu spät. Ansprechender wenigstens, als er jezt ist, wäre dieser Charakter vielleicht geworden, wüßte sie von Anfang an, daß sie wirklich die Mutter nicht ist. Ihr unverdientes Leiden wäre dann aus ihrem ersten Jugendfehltritte geflossen, den das schamhafte Weib um jeden Preis verborgen halten mußte. Freilich hätte dann die Anlage des Ganzen eine von der jetzigen wesentlich verschiedene werden müssen. Eine erhebliche, nicht umschiffte Klippe ist die große Unwahrscheinlichkeit, daß die Mutter sich über den Tod ihres Sohns erst am Schluß des Stücks Aufklärung und Gewißheit verschafft. Jeder fühlt, daß dies gleich ihr erster Schritt hätte seyn sollen. Dürfte sonach die Behauptung keine Uebertreibung enthalten, daß dem Werke die Haupterfordernisse einer dramatischen Schöpfung, der Kern, der wahre Halt fehlen, so vermag eine gewandte, oft geistvolle, witzige und pikante, nicht selten schwungvolle Sprache, so anerkennenswerthe Eigenschaften dies auch sind, jene wesentlichen Mängel schwerlich aufzuwiegen. Daß das Interesse des Stücks weder in den Charakteren noch in der Handlung liegt, fühlte das Publikum mit richtigem Takte; wo Beifall gezollt wurde, galt es einzelnen treffenden Sentenzen, Gedanken, Ansichten, und dem sonstigen geschickten Beiwerke, nicht der Hauptsache. — Ein neues Musikwerk, die Oper „Mitternacht," von Eberard, sprach zum großen Theil durch gründliche, gehaltvolle Arbeit und manche melodiöse Nummer an, doch wird die Melodie von der Harmonie überwogen, und von dem Fehler überstarker Instrumentirung und einiger Effekthascherei ist die Musik nicht freizusprechen. Die Komposition, wenn auch einer älteren Oper desselben Tonsetzers, Macbeth, an Frische nachstehend, verdient indeß alle Achtung. — Der Erstlingsversuch, welchen Goethes Enkel, Walther von Goethe, mit einer einaktigen Oper, „Anselmo Lancia," Gedicht von Theodor Körner, gemacht, fand nachsichtige, ermunternde Aufnahme. Die Musik verräth allerdings keine Spur eines hervorragenden Kunsttalents, ja die musikalische Auffassung und Behandlung ist theilweise als verfehlt zu bezeichnen, doch soll damit dem jungen strebsamen Komponisten kein abschreckendes Prognostikon für die Zukunft gestellt seyn; seine Selbstbeherrschung im Instrumentiren, sein Ringen nach einfach klarer Melodie verdient freundliche Anerkennung. Wenn noch eines neuen Schauspiels der hohen Verfasserin von „Lüge und Wahrheit" „Pflicht und Liebe" in Ifflandscher Manier, aber den früheren Werken derselben Dichterin nicht ganz gleich kommend, gedacht wird, so ist so ziemlich das Bemerkenswertheste, was wir in dramatischer Hinsicht in der lezten Zeit erhalten haben, zusammengefaßt. — Unter den neuesten literarischen Erscheinungen verdient Beachtung ein größerer, jedoch noch nicht vollendeter Roman des geistreichen und fleißigen Sternberg, welcher seit einigen Jahren in Weimar sich aufhält, „St. Sylvan." Das neue Werk ist in jenem zierlichen, glatten, feinen, nicht selten glänzenden Tone gehalten, der diesen Schriftsteller auszeichnet.

Beilage: Literaturblatt Nr. 118.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 279.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 21. November 1839.

Was für ein Seufzer! — Unerhörte That
Zeugt unerhörte Angst.

Shakespeare.

Der Gang um Mitternacht.

(Fortsetzung.)

Der Hauptmann war unausgesezt vor mir hergegangen. Seine dreitschultrige Gestalt, im truben Mondschein nur einen leichten Schatten werfend, befand sich in aufrechter Stellung dicht vor mir; ich konnte auf das Genaueste jede seiner Bewegungen beobachten. Es kam mir jedoch nicht in den Sinn, dieses zu thun; ich folgte ihm, wie man eben Jemanden folgt, dem man den bequemen Weg gönnt und den man nicht durch nothwendiges Ausweichen stören will. Mit einem Male sehe ich die vor mir gehende Gestalt schief zur Seite gebengt, und gerade in der Stellung, als lehne sich ein Begleiter, den er fuhrte, auf ihn. Mein Auge gewahrte Niemanden. Der eine Arm des Hauptmanns war vom Mantel entblößt und in der Richtung gebogen, als hielte sich sein unsichtbarer Begleiter daran geschlossen; zugleich mußte der Leib desselben mit seiner ganzen Schwere auf dem Fuhrer ruhen, denn die kräftige Gestalt des Hauptmanns war, wie gesagt, zur Seite gebuckt, gerade so, als truge er einen schweren Gegenstand. Ich hörte ihn keuchen, und sein Schritt, der Anfangs, wie wir den Weidengang betraten, so schnell gewesen war, daß ich ihm kaum folgen konnte, schleppte sich jezt langsam hin, und ich mußte öfters stille stehen, um ihn nur vorwärts gelangen zu lassen. Während dieser Pausen hörte ich ihn Klagelaute ausstoßen, die mich bis in's Innerste erschutterten. Er murmelte leise Worte, die, troz der Stille, die um uns herrschte, mir nur halb verständlich waren. So viel vernahm ich deutlich, daß er ein Gebet vor sich hin sprach und öfters dabei ausrief: „Wie schwer bist du heute! Erdrücke mich! ende meine Qual! Laß dieses das lezte Mal seyn, daß ich dich trage! Alles büßt sich auf Erden, warum nicht auch meine Schuld?"

Diese geheimnißvollen Worte, mit keuchender Brust ausgestoßen, machten in der Einsamkeit der Nacht, in der todten Einöde der winterlichen Landschaft einen Eindruck auf mich, den ich nicht beschreiben kann. Es war, als stieße sie die Verzweiflung des gemarterten Gewissens aus, als seyen es Bekenntnisse, die keines Menschen Ohr vernehmen dürfe. Ich machte mir jezt die lebhaftesten Vorwürfe, daß ich meine Gegenwart dem Unglücklichen nicht bemerkbar gemacht. Jezt konnte es den Anschein haben, als hätte ich ihn belauschen wollen: ein Gedanke, der mir, je länger ich ihm nachhing, desto unerträglicher wurde. Mein Entschluß war daher, schnell hervorzutreten, eilig an ihm vorüberzugehen und die Miene anzunehmen, als hätte ich nichts gehört und gesehen. Meine Aufregung verhinderte die Ausfuhrung dieses Plans, ich zögerte

noch, als mein Vormann sich plötzlich umwandte und mich erblickte. Einen hellen Schrei ausstoßen und die Hand krampfhaft über meinem Haupte ballen, war das Werk eines Augenblicks. Ich sah das verzerrte, leichenblasse Gesicht dicht an dem meinigen, und die leisen, mit wankender Stimme hingehauchten Worte: „Behorcht? — Angeben?“ erreichten mein Ohr. Kaum hatte der Arme diese für mich so erniedrigende Befürchtung ausgesprochen, so sank er mir todt nieder und sein Kopf fiel tief in den Schnee hinein.

Das erste Gefühl, das sich mir hier lebhaft aufdrängte, war, den Bewußtlosen liegen zu lassen und rasch diesem unheimlichen Orte zu entfliehen; allein ein besserer Entschluß folgte der schnellen Ueberlegung. Was wäre das Schicksal des Unglücklichen gewesen, besinnungslos, in der Winternacht, von aller Hülfe entfernt, in dieser jammervollen Lage? Ich blieb daher und versuchte mit Anstrengung aller meiner Kräfte den schweren Mann vom Boden aufzuheben. Es gelang mir und ich lehnte ihn an den nächsten Weidenstamm. Er hielt die Augen geschlossen, den Mund geöffnet, die Lippen zitterten und die Zähne schlugen aneinander. Ich klopfte den Schnee aus seinem Haar, knüpfte mein Halstuch ab und band es um seine Stirn, die mir verwundet schien. Es war jedoch nicht rathsam, in dem kalten Winde, der jezt über die Fläche zu wehen begann, lange zu verweilen; ich mußte meinen Kranken in's Haus schaffen. Dieses zu bewerkstelligen, war nicht leicht. Die schwere Gestalt zu unterstützen und fast zu tragen, fiel meinen Kräften schwer; dennoch versuchte ich es; kaum hatte ich jedoch den Arm unter den seinigen gebracht, als er aus der Ohnmacht erwachte, einen schrecklichen Schrei ausstieß und mit aller Gewalt sich von mir zu befreien trachtete. Aus seinen Mienen wie aus seinen abgebrochenen Worten merkte ich mit Schaudern, daß er mich für seinen unsichtbaren Begleiter hielt, mit dem er noch vor wenigen Sekunden gerungen. „Schon wieder da?“ rief er. „Wirst du mich denn heute nicht verlassen? — Deine Zeit ist um! Weiche von mir! fort, sag ich — weiche von mir! — Ich gehe hin, ich gehe, mich selbst anzuklagen! Nur fort! nur fort!“ — Bei den leztern Worten, die mit einer das Herz zerreißenden Stimme ausgesprochen wurden, konnte ich nicht anders, ich mußte von ihm weichen, und er stürzte von Neuem ohnmächtig zu Boden.

Welch eine schreckliche Nacht! Ich verließ ihn jezt, um Hülfe zu rufen. Zum Glück traf ich in der Nähe des Dorfes auf Bauern, die sich in der Nacht auf den Weg machten, um in der Frühe des Tages das nächste Städtchen, wo Markt war, zu erreichen. Ich bat, ich theilte Geld aus, und endlich bewog ich sie, mir zu folgen. Der Unglückliche lag noch auf derselben Stelle; er war zur Besinnung gekommen, aber seine Kräfte waren erschöpft, er vermochte nicht, ohne Hülfe vom Boden sich zu erheben. Nachdem wir mit großer Mühe die Dienerschaft geweckt, brachten wir ihn in sein Haus, und ich sorgte dafür, daß zweckmäßige Mittel zur Verhütung eines Fiebers angewendet wurden. Dennoch blieb die Krankheit nicht aus, sie ergriff ihr Opfer mit fürchterlicher Gewalt und gestaltete sich im Verlauf von wenigen Stunden auf eine wahrhaft lebensgefährliche Weise. Mein Beruf als Arzt hätte mich zwingen müssen, das Krankenlager nicht zu verlassen, wenn nicht ohnedies meine Theilnahme mich daselbst festgehalten. Ich ordnete Alles an, sorgte im Voraus für jeden zu befürchtenden Fall und entfernte mich erst gegen Morgen, als der Kranke in Schlummer gesunken.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Poetische in der Geschichte.

(Schluß.)

Wie einzelne Mörder, haben natürlich ganze Völker, wenn sie im Innern oder nach Außen hin morden, ein hohes tragisches Interesse. Ich nehme hier „Morden“ nicht in Bezug auf Schlachten, wo das Tödten in edler Beziehung und Form erscheint; ich verweise hier besonders auf die französische Staatsumwälzung. Wäre es bei der Masse von Verderbniß, die in Frankreich seit länger als einem Jahrhundert aufgehäuft lag und, nach einem nothwendigen Gesetz, endlich ausgähren mußte, möglich gewesen, daß dem begeisternden, von vielen Edlen mit Jubel begrüßten Anfang jener einzigen Zeit ein würdiger Fortgang entsprochen und eine ruhige Umformung zum Bessern, wie sie etwa der politische Don Quixotte Lafayette geträumt hat, sich gestaltet hätte: der Menschenfreund würde jene Tage und Jahre segnen und bei den heitern Gemälden dieser großen politischen Idylle mit Entzücken verweilen. Aber eben der Terrorismus mit allen seinen Greueln und entsetzlichem Unsinn, ist das nicht gerade der spanische Pfeffer, der jene Zeitepoche für so Viele recht pikant macht? — Zu einer Zeit, wo freche Franzosen und nachäffende Deutsche voll ekelhafter Begeisterung im Bluthund Marat, im verhärteten Danton, im Drachen Robespierre und seinem Schweif nur Helden und Märtyrer der Völkerfreiheit und des Völkerglücks, ja Ideale sittlicher Größe und Hoheit erkennen wollen, mag die Bemerkung am rechten Orte stehen, daß es auch ein Ideal falscher Stärke und Größe gibt, ein Ideal der Barbarei, das von so Vielen, welche die reine sittliche

Größe nicht fassen können, zunächst von Schwächlingen selbst, am meisten hervorgehoben und vergöttert wird.

Aber selbst für bessere Menschen hat jener Terrorismus einen eigenthümlichen Reiz. Ich möchte sagen, aus der Melodie der berühmten Marseiller Hymne, die jezt noch Tausende in Bewegung setzen kann, klinge der Geist der Revolution und ihrer Kämpfe, wie in einen Brennpunkt concentrirt, jener rothglühende, durch die Blutfarbe der phrygischen Mütze wohl bezeichnete Freiheitstaumel, der sich selbst und Andere betrog, indem er für Freiheit, Recht und Vaterland zu kämpfen glaubte; der Haß gegen Monarchen und Feudalherren, der freche Troz gegen jede bestehende Autorität, die Wollust neben der Todesverachtung, ein furchtbarer Leichtsinn, der zu Kampf und Mord wie zum Tanze geht; und wenn auch klagende Töne dazwischen klingen, gleichsam das doch hervorbrechende Bewußtseyn des frechen Uebermuths, bald gehen sie wieder in stürmischen Jubel über. — Die Thaten und Siege der Republikaner, die an den Grenzen fochten, mußten den fühlenden Zuschauer um so mehr fesseln, je lieber er seinen Blick wegwandte von den Greueln im Innern, wo das Fallbeil unaufhörlich geröthet wurde und, um einen lutherischen Ausdruck zu gebrauchen, ein Tod den andern fraß. Zu den Leuten, deren Handwerk das Tödten war, hatte sich ja die auf der Tribüne und in den Rathsversammlungen geächtete Menschheit geflüchtet.

Jeder Krieg an sich hat ein gewisses poetisches Interesse, weil ja keiner ohne jenes, schon erwähnte tragische Princip, worin Kampf und Tod Hauptelemente sind, gedacht werden kann. Je mehr aber die kämfenden Personen selbstthätig und frei erscheinen, je mehr sie Körper- und Geisteskraft, dem Gegner zu begegnen und ihn zu besiegen, anwenden, je weniger sie also belebte Maschinen sind, die der Wille eines Einzigen in Bewegung sezt, desto interessanter, desto poetischer erscheinen die Kämpfe und der Krieg. Hierauf beruht das Charakteristische, wodurch sich im Allgemeinen die Kriege der Alten von den neuern seit Erfindung des Pulvers, und manche in der neuern Zeit wieder von den übrigen unterscheiden.

Große Schlachten werden, als zu massenhaft und wenig überschaulich, abgerechnet das allgemeine Interesse, das jede Schlacht gewährt, nicht jenes poetische erregen, von welchem wir gegenwärtig sprechen; während die Kämpfe des sogenannten kleinen Krieges, die Guerillas u. s. w., in der Regel dasselbe gewähren, weil bei kleinern, mehr sich selbst überlassenen, mehr überschaulichen, auf freierem Terrain sich bewegenden Massen, der Selbstthätigkeit, der Tapferkeit und List Einzelner mehr Stoff und Spielraum vergönnt ist, mithin die Kämpfe den homerischen oder den mittelalterlichen Kämpfenen näher kommen. Bei großen Kämpfen und Schlachten ist gleichsam jedes Heer eine einzelne moralische Person, und der Geist in ihr der Feldherr; ja selbst im gemeinen Sprachgebrauche, der doch gerne das Abstrakte individualisirt, finden wir, der größern Anschaulichkeit wegen, ganze große Heere zu einer Person gemacht, wenn es z. B. heißt: der Russe hat den Türken da oder dort geschlagen.

Schlachten und Kriege haben einen Zauber, der Länder und Städte, der Dörfer und Maierhöfe mit ewiger Weihe umgibt. Noch ruht verbergendes Dunkel auf einem Ort; kaum die nächste Umgebung kennt den Namen; aber laßt den Schlachtengott darüber schreiten, und sogleich nach dem furchtbaren Schauspiel ist er welthistorisch. Noch nach Jahrhunderten, nach Jahrtausenden wandeln wir mit einem gewissen Schauer an diesem Ort, auf diesem Gefilde umher, als wenn Geister über der geheiligten Stätte schwebten. Dieser romantische Reiz gehört besonders mit zum historischen Charakter einer Gegend. Wie voll, wie poetisch klingen uns die Namen von Schlachtfeldern in's Ohr, und seyen sie auch an sich noch so hart, noch so gemein; der Name allein schon ist eine concentrirte Geschichte.

Leider sind Kampf und Krieg ein Hauptstoff der Geschichte. Schlagen wir nur ein einziges Blatt in ihrem großen Buch auf: es enthält eine Ilias von blutigen Kämpfen und Leiden. Aber ihre ewigen Schilderungen ermüden endlich den Geist, sie betrüben, sie verletzen ein fühlendes Gemüth, wenn nicht erwünschter, die Menschen wahrhaft beglückender Erfolg die blutigen Anstrengungen krönt. Gerne ruhen wir aus bei den freundlichen Schilderungen eines friedlichen Glücks, wenn wir den menschlichen Geist und Körper in erfreuender Thätigkeit erblicken, wenn wir sehen, wie sie das Land bauen und üppige Gefilde hervorzaubern, „wie das prangende Thal den fröhlichen Fleiß der Bewohner rühmt;" wenn wir sehen, wie sie Städte gründen, „in welchen der Mensch näher an den Menschen rückt und das freie Gewerbe, froh des Eigenthums, munter entbrennt;" wenn wir sehen, wie Handelsflotten „den heimischen Fleiß in fremde Länder tragen oder mit der Gabe der Ferne frohlockend heimziehen;" wenn wir sehen, „wie von der Freiheit gesäugt, die Künste freudig emporgewachsen und im stillen Gemach der sinnende Weise der göttlichen Wissenschaft sich weiht;" wenn wir überhaupt das Meiste von dem wiederfinden, was uns der Dichter „des Spaziergangs," der schönsten Idylle im höhern Sinne, die wir kennen, so unnachahmlich geschildert hat.

Gottlieb Zimmermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Bayard. Neuer Kupferstich. Luftschifferei.

Zu dem Endzwecke stellte Bayard, wie Daguerre, eine Menge von Versuchen an, welche ihn allmählig zu den Resultaten gebracht haben, die er jezt vorzeigt, und die er, wie gesagt, noch nicht als den höchsten Punkt seiner Kunst betrachtet. Bei dem Eifer, der ihn beseelt, läßt sich hoffen, daß er sie in der That noch höher treiben wird, wiewohl er sich nicht mit der Hoffnung schmeicheln kann, wie Daguerre belohnt zu werden. Denn es läßt sich nicht ausmitteln, ob und wie viel das Daguerresche Verfahren, seitdem es bekannt geworden, ihm behülflich gewesen ist; man wird ihn nur als einen Vervollkommner dieses Verfahrens ansehen, oder als einen sinnreichen Kopf, welcher so glücklich gewesen ist, dasselbe Verfahren auf ein anderes Material überzutragen. Auch scheint er sich wirklich außer seinem eigenen Verfahren jezt mit der Verbesserung des Daguerreschen zu beschäftigen, und in der lezten Sitzung der Akademie der Wissenschaften wurde ein Schreiben von ihm verlesen, worin er ankündigte, er habe ein Mittel gefunden, vermittelst des Daguerrotypes in wenig Minuten sehr gute Darstellungen zu erhalten. — Die Tageblätter treiben schon ihren Scherz mit dem Daguerrotype, wie mit Allem, was in Paris Lärm macht. Eines derselben erzählte neulich, ein Ehemann, welcher Ursache gehabt, auf seine Frau eifersüchtig zu seyn, habe ihr mit einem Daguerrotype nachgestellt, und zwar auf folgende Weise. Auf einer Landpartie habe sie mit einem jungen Liebhaber am Fenster eines Wirthshauses gestanden und ganz zärtlich mit ihm gethan. Der beleidigte Ehemann habe in der Ferne seine Camera obscura aufgestellt und die Treulosigkeit seiner Frau mit Hülfe einer jodirten Metallplatte daguerrotypirt, so daß Jedermann die beiden Liebenden erkannt habe, und auf dieses Aktenstück neuer Art werde ein Scheidungsprozeß gebaut werden. Vor der Hand werden die Treubrüchigen vom Daguerrotype wenig zu fürchten haben, da, wie eben gesagt, das Porträtiren bisher höchst mittelmäßig und unvollkommen ausgefallen ist. Zeichner, Kupferstecher und Lithographen, denen das Porträtiren ziemlich viel zu thun gibt, werden also so bald noch nicht diese ergiebige Quelle des Gewinnes verlieren. Indessen geht es doch den Kupferstechern in Paris bei weitem nicht mehr so gut als vormals, und bei der lezten Preisbewerbung der Ecole des Beaux arts hatten sich nur zwei junge Kupferstecher um den Preis beworben. Nur der schon bejahrte Baron B. Desnoyers wahrt noch den Ruhm der alten französischen Kupferstecherschule, wovon er so eben durch seinen großen Kupferstich: die Verklärung, nach Raphael, welche achtzig Franken kostet, einen Beweis geliefert hat. Auffallend ist es, daß die Probeabdrücke avant la lettre, auf chinesischem Papiere, welche 200 Franken kosteten und alle schnell abgesezt wurden, fast sämmtlich für Deutschland und England angekauft worden sind. Nur sehr wenige davon sind in Frankreich geblieben. Jezt ist B. Desnoyers bereits mit dem Stiche eines andern Raphaelschen Gemäldes beschäftigt. Wenn aber die Zahl der Kupferstecher in Paris sehr abgenommen hat, so hat sich dagegen die der Holzschneider seit dem Aufkommen der Pfennigmagazine außerordentlich vermehrt. Diese Beschäftigung war fast ganz eingegangen; vor zwanzig Jahren konnte man in Paris kaum noch zwei oder drei Holzschneider auftreiben, jezt gibt es deren wohl über zwanzig. — Der Luftschifferei, mit welcher schon so manche hier gescheitert, wollte neulich ein gewisser Eulriot einen neuen Schwung geben. Der Mann, welcher, wie es scheint, eine Menge von Versuchen im Kleinen, vielleicht in einem Garten oder in einem Hofraume gemacht hatte, bildete sich ein, er habe es dahin gebracht, den Ball nach Belieben lenken zu können. Sein Luftballon hatte die Gestalt eines ungeheuern Eyes, nicht einer Kugel, wie man sonst die Ballone immer gestaltet hatte. Ueber das ungeheure hohle Ey hatte er ein starkes Netz geworfen, und an diesem hing unten das Schiffchen, in das er sich setzen und die ganze Maschine lenken wollte. Er glaubte seiner Sache so gewiß zu seyn, daß er keinen Anstand nahm, ganz Paris zum Zeugen seiner Geschicklichkeit auf das Marsfeld einzuladen. Wegen der schlechten Witterung mußte das Aufsteigen mehrmals verschoben werden. Er aber fuhr beständig fort, die Pariser durch große Anschlagzettel von seiner Erfindung zu unterhalten und sie aufzufordern, der Probe beizuwohnen. Endlich an einem Sonntage des Oktobers war die Witterung so günstig, als man es nur wünschen konnte, und es fehlte nicht an Neugierigen, welche gegen Bezahlung im Marsfelde, oder ohne Bezahlung außerhalb desselben die Luftschifferei mitansehen wollten. Wahrscheinlich waren viele darunter, welche sich aller Unfälle erinnerten, die auf dem Marsfelde den Luftschiffern zugestoßen, welche den Aerostat lenken und demselben eine neue Einrichtung geben wollten, von Degen, dem Wiener Uhrmacher an, dessen Flugmaschine knapp über den Boden herfuhr, bis auf den Oberst Lennox, dessen Luftballon, womit er nach England hinüberfahren wollte, sich von den Bäumen, welche ums Marsfeld herumstehen, nicht losmachen konnte. Wahrscheinlich hofften sie neuen Spaß zu erleben, und diese Hoffnung wurde auch nicht getäuscht. So bald die Seile, welche den Luftballon hielten, abgeschnitten waren, flog Eulriot mit demselben in die Luft und wirbelte dann umher, ohne daß es ihm möglich war, dieser Bewegung Einhalt zu thun. Dies war schon ein schlimmes Vorzeichen. Da er aber dabei immer in einer sehr mäßigen Höhe blieb, und man befürchten mußte, er werde vom Wind gegen irgend ein Gebäude getrieben und da zerschmettert werden, so rief man ihm zu, er solle sich seines Ballastes entledigen, um wenigstens in eine höhere Luftregion zu gelangen. Der arme Mann, welcher sich als einen Lenker des Aerostats angekündigt hatte, war schon ganz verwirrt, warf Alles hinaus, was sein Luftschiff belastete, und flog nun plötzlich pfeilschnell in die Wolken, so daß man ihn bald aus den Augen verlor. Jedermann hatte sich überzeugen können, daß Eulriot nicht einmal so viel verstand, als andere Luftschiffer, und statt im geringsten seinen Apparat lenken zu können, von demselben gänzlich beherrscht wurde. Man fürchtete, es werde dem armen Manne übel gehen, und er seine Verwegenheit vielleicht mit dem Leben büßen. Es ging ihm jedoch noch besser, als er wohl selbst erwartet hatte; denn nachdem er einige Zeit in den Wolken umhergetrieben worden, langte er ein paar Meilen von Paris glücklich wieder auf dem Boden an. Diese Erfahrung scheint auf das Gemüth des Mannes gewirkt zu haben; denn die Zeitungen haben angekündigt, er verzichte auf alle ferneren Versuche und wolle sich mit dem Luftschiffen nicht mehr abgeben.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 280.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 22. November 1839.

Dir, Hexameter, dir, Pentameter, sey es vertrauet,
Wie sie des Tags mich erfreut. —

Goethe.

Launige Liebeselegien

von Adolph Peters.*

1.

Schnöd schnob draußen der Nord und fegte zu Haufen den Staubschnee,
Männer, in Mäntel vermummt, schritten mit eisigem Bart;
Doch aus dem freundlichen Hause mit aufgethaueten Fenstern
Schimmert ein Frühlingsgesicht hinter den Scheiben hervor.
Halb von Blumen versteckt sizt still beschäftigt die Holde,
Ueber der Stickerei regt sich der Künstlerin Hand.
Sinnig und liebevoll bewegen sich ihre Gedanken
Und die umschlossene Brust hebt sich in glücklicher Ruh'.
Wie sie selbst die Natur, ein lieblich Gebild nach dem andern
Schaffend im ewigen Traum, wob in Gedanken die Braut,
Alle die Blumen umher mit den halb geöffneten Kronen
Schienen der Phantasie ihrer Empfindung entsproßt.
Eben begann es zu dämmern, und freundlich im türkischen Schlafrock,
Zeitungen noch in der Hand, trat in die Thüre der Ohm,
Sprach, aufblasend des Knasters gewölkigen bläulichen Weihrauch:
Nichte, man spielte wohl heut wieder ein Robberchen Whist?
„Gern, mein Ohm; doch der Dritte? Ich dächte, der artige Vetter,
Oder der muntere Freund? Leztern lad' ich geschwind!"
Schon stand, als ich erschien, bereitet der spiegelnde Spieltisch;
Heimlich, mit innigem Blick winkte die Theure mir zu.
„Nehmen wir Platz denn, zu ziehn!" sprach mahnend der Ohm, und wir spielten,
Er mit dem Strohmann, ich mit der lebendigen Braut.
Schüchtern sezte sie mir auf den Fuß ihr Füßchen; ein Schauer
Süßer Entzückungen rann mir bis zum Haupt von der Zeh'.
Drob nun fehlt' ich im Spiel, und während ihr lächelnder Mund schalt,
Streichelt' mir über den Spann zärtlich ihr Füßchen herab.
Aber zufrieden benuzte der Oheim meine Zerstreuung,
Schmunzelnd macht' er anjezt einen brillanten Grandschlemm.
Robber gewann er auf Robber; wir nahmen beständig Revange,
Endlich berauscht' ihn die Lust steten Gewinnes mit Macht.
Trunken von Schlaf ließ jezt er die Karten sinken und klappernd
Stürzte die Brill' auf den Tisch, schnarchend senkt' er das Haupt.

* S. Nr. 262.

„Eia," rief ich, „popeia!" und rückte der Himmlischen näher;
Nickte der Alte herab, küßten den Takt wir dazu.

2.

Unverschämte Carossen! Man hört nicht und sieht nicht, sie rasseln
Mörderisch hin, und umsonst sucht man im Fliehen Trottoirs.
Schmieg dich, Liebchen, mir an! nur eilig vorbei dem Theater!
Bald dann wandeln wir still, einsam und selig dahin.
Siehst du den drängenden Schwarm? er zahlt, er miethet als Vorspann
Vor den Wagen der Zeit sich das geflügelte Roß.
Darum ist es gescholten, das unglückselige Völkchen:
Sucht doch anderen Rath, wählet nur unser Gespann!
Hier sitzt Amor zu Bock, der kleine betrunkene Schwager
Peitscht auf die Pferdchen, erreicht immer zu früh die Station.

3.

Sucht mich heim der Herr Vetter, der Kaufherr, spricht mit Geiächel:
Macht euch, Freundchen, im Ernst, nicht zum Gespötte der Stadt!
Denn wie ich höre, so seyd ihr nunmehro verliebt, wollt freien;
Aber habt ihr ein Amt oder solides Geschäft?
„Nein, Herr Vetter, Ihr wißt es, ein liebender Schwärmer, ein Dichter
Lebt von der himmlischen Luft, auch von der Schönheit der Braut."
Hochroth, ja, mir schien's, in's Bläuliche färbte das Antlitz
Jetzt des Ergrimmeten sich; aber ich sprach: „Mit Verlaub,
Wißt Ihr den Namen der Braut?" — „Nein." — „Ha, ist ein Himmel voll Sterne!
Perlen und lauteres Gold! Macht unermeßlich mich reich!" —
„Wahrlich, die Alte da drüben? Die Alte, die Reiche? Ist's möglich!
Wer hat euch plötzlich gemacht zu dem verständigen Mann?
Brav! Charmanter Gedank'! Hätt's wahrlich in euch nicht gesucht! — Brav!
Und ich bezeug' euch hiemit meinen besondern Respekt."

4.

Ueber den schreienden Markt hin eil' ich zum Liebchen im Schnellschritt,
Doch bald hier, bald dort hemmt mich das wüste Gedräng;
Tausend Feilschende gehen und stehen, sie bieten, erwägen,
Kosten, betasten, beschaun, prüfen mit Kennergesicht
Milch, Wurst, Schinken, Salat, Picklinge, Geflügel, auch Wildpret,
Eier und Butter, Gemüs', plätschernde Fische im Faß.
Hell an der Ecke dort singt's, spaziert und flattert im Käfig,
Vöglein sind es, wie bunt! „Alte, wie hoch ist der Preis
Hier von dem Gimpel? Was pfeift er? Doch solcher erbost gar zu leicht sich.
Ist nicht ein Stieglitz zu Kauf, der sich das Wägelchen zieht?
Habt nur den einz'gen noch? Schad', der mausert sich, sieht wie gerupft aus;
Einen so garstigen Spatz brächt' ich der Schönsten nicht gern."
„Seht mir doch! Garstig! und Spatz! Ei Geduld nur, die Herzallerliebste
Mausert sich auch noch, und der wächst auch kein Federchen neu."
Galligte Her' du! wollt' ich in Zorn aussprühn, doch verhielt ich's,
Kaufte das Thierchen und sprach, eilend zur Braut, im Gemüth:
Jetzt bist du schön wie der Tag! Ich schwelg' in der Schönheit, die du bist;
Trinke mit glühendem Durst ihren beperlten Pokal.
Jetzt, in des Herzens Entzückung und Götterbedürfniß, erblaßt' ich,
Schlösse dem lechzenden Mund sich der elysische Born.
Doch fließt einst er mir kärglich und kärglicher, will ich nicht klagen,
Noch im Entschwinden den Reiz segnen, der früh uns geeint.
Denn wie sind unser! Es fliehe die Jugend, erbleiche die Schönheit,
Ist unsterblich das Herz, ist es die Liebe zuerst:
Hoch am Haupte des Königs erglänzt noch die köstliche Perle,
Längst ist die Muschel zerstäubt, welche im Meer sie gebar.

Der Gang um Mitternacht.

(Fortsetzung.)

Den Tag darauf wiederkommend, fand ich den Diener im Vorgemach, der mir ein Briefchen überreichte. Es enthielt mit einer fiebernden Hand kaum leserlich einen Dank für die gestrige Dienstleistung und zugleich die Bitte, nicht mehr am Krankenbette zu erscheinen, da meine Hülfe unnütz sey und der Kranke sie nicht begehre. Ich faltete dieses seltsame Schreiben zusammen, ungewiß, was hier zu thun sey, als mein Blick auf den Diener fiel und ich in dessen Zügen eine heftige Unruhe ausgedrückt sah. Auf meine Frage, wie sich denn der Hauptmann befinde, erwiderte jener: „Schlecht, mein Herr, sehr schlecht. Wir wissen uns nicht zu helfen. Er

liegt jezt im heftigsten Fieber. Wenn es so fort geht, kann er in wenigen Stunden todt seyn." — „So ist die äußerste Gefahr!" rief ich. — „Ja," erwiderte der Besorgte, „allein dennoch darf ich Sie nicht hinein lassen; er hat es mir auf das Strengste untersagt, einen fremden Mann an sein Bett zu führen." — „So schickt nach einem andern Arzte." — „Auch das dürfen wir nicht. Er kennt keinen Arzt in der Umgegend; am bekanntesten ist er noch mit Ihnen." — „So will ich hinein!" rief ich entschlossen. „Wenn Lebensgefahr ist, so hat der Arzt auf keine Verbote der Art zu achten."

So machte ich mir gewaltsam Bahn. Der Hauptmann erkannte mich nicht. Das Fieber, seit meiner Abwesenheit im Steigen, hatte einen nervösen Typus angenommen: es war die entschiedenste Gefahr. Der Verfolg der Krankengeschichte gehört nicht hieher; es sey genug, daß ich qualvolle Nächte zubrachte und mit meinem Patienten litt. Es gelang mir durch unausgesezte Pflege, ihn zu retten; aber die Wurzel des Uebels, die in der Seele haftete, vermochte ich nicht zu entfernen. Den menschlichen Kräften ist ihr Ziel gesezt; wir sollen daran gemahnt werden, daß wir nur mittelbar helfen können, daß die eigentliche direkte Hülfe immer ein Werk der Gnade ist und bleibt. Mit diesem Gedanken muß der eitle Stolz auf unsere Unfehlbarkeit schwinden; die vollendetste Kunst ist immer, gegenüber der göttlichen Hülfe, ein ohnmächtiger Versuch, ein ernster, aber machtloser Wille.

Als das körperliche Leiden beseitigt war, verrichtete ich in meiner Theilnahme mit dem Unglücklichen mehr den umsichtigen und schonenden Dienst eines Seelsorgers. Ich vernahm düstere Geheimnisse, die verworren, aber desto schreckbarer das Fieber schon früher verlautbart hatte. Ich blickte in die Tiefe eines lang verschlossen gehaltenen Menschenherzens, und je länger ich schaute, desto deutlicher trat ein grausenerregender Frevel aus dem Dunkel hervor. Ich würde mich nicht für berechtigt halten, die Geständnisse des Mannes zu veröffentlichen, wenn nicht der Unglückliche bereits gebüßt hätte. Er hat seine That den Gerichten angezeigt, und just da ich dieses schreibe, haben die Furien, die ihn verfolgten, von ihrem Opfer abgelassen; ihm ward Friede. Hier folgt die einfache Erzählung, wie er sie mir selbst in jenen Nächten, wo wir bei einsamer Lampe zusammensaßen, oft wiederholte, damals noch in der Hoffnung, daß die düstere Hypochondrie dereinst noch zu beschwören sey; aber ihr hartnäckigster Stachel wurzelte im Gewissen, und so wurde er seinem Schicksal unabwendbar zugeführt.

„Meine Eltern starben früh; ein Oheim nahm mich in sein Haus und erzog mich in einfacher, fast ärmlicher Weise in einer Provinzialstadt des obern Schwedens. Ich war zum Militärdienste bestimmt; meine Neigung war es nicht. Ich liebte die Stille, die Einsamkeit, die Studien, dabei war ich weichlich und konnte kein Blut sehen; ein sterbendes Thier machte auf mich einen entsetzlichen Eindruck. Dennoch blieb es bei dem einmal vom Oheim erwählten Beruf. In meinem zwölften Jahre kam ich in die Kadettenschule zu St. Mit meinem Fleiße waren meine Lehrer zufrieden, nicht so mit dem, was sie den persönlichen Muth nannten, und von dem sie behaupteten, ein Soldat wäre ohne diese ehrenwerthe Eigenschaft nur eine todte, von der Disciplin in Bewegung gebrachte Maschine."

„Ich habe nie begreifen können, wie man von dem Soldaten etwas Anderes, als den durch die Strenge des Befehls erzeugten Gehorsam fordern könne. Muth ist nicht das Wort für eine Kraftäußerung, die mich in ihrer rohen Wirksamkeit an das Handwerk eines Schlächters mahnt. Muth konnte ich nur einem persönlichen Feinde gegenüber beweisen; Muth, als moralische Eigenschaft, mußte ein geistiges Gegengewicht auf der Wagschale haben; wenn man sie mit der Disciplin des Soldaten gleich stellte, erkannte man ihren wahren Werth schlecht. Diese Philosophie hatte ich mir schon frühe eingeprägt, und sie war es, die mich tröstete, wenn ich von meinen Kameraden halb im Scherz, halb im Ernst für ein weibisches Herz erklärt wurde. Was jedoch die wenigen Freunde, die ich hatte, wahrhaft beunruhigte, war ein heftiger Jähzorn, der mich zu Zeiten erfaßte, und dem ich wie ein willenloses Opfer erlag. Nicht mit Unrecht fürchteten die um mich Besorgten für die Zukunft. Ach, ihre finstern Ahnungen haben sich bestätigt!"

„Ich trat in die Armee, und die ersten Jahre meines Dienstes waren mit glücklichen und ehrenvollen Ereignissen ausgefüllt. Schnell rückte ich vorwärts, und mancher Wunsch des Herzens wurde wider Erwarten erfüllt. Es keimte in mir eine Leidenschaft, die ich früher nicht gekannt, der Ehrgeiz. In Folge desselben übertrieb ich meine Hoffnungen und spannte die Zuversicht auf ihre Erfüllung zu einer ungeziemenden Höhe. Es konnte nicht fehlen, daß die Enttäuschung eintrat, und dieses geschah auf eine, wie ich glauben mußte, für mich demüthigende Weise. Ich forderte den Abschied, er wurde mir gewährt, und ich verließ den Ort, wo ich länger als sechs Jahre gelebt."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Schluß.)

Luftschifferei. Landstraßen und Straßenpflaster.

Eulriots Vorgänger sind alle durch Schaden klug geworden, und ob schon nach dem Scheitern des Lennoxschen Versuches angekündigt worden war, der Unternehmer wolle

seinen Luftballon verbessern und seinen Unfall bald wieder gut machen, so hat er es weislich bei dem Verluste einiger tausend Franken bewenden lassen. Die Zuschauer waren so unhöflich gewesen und hatten seinen in den Bäumen hängenden Ballon zerrissen. Eulriot wäre es vielleicht nicht besser gegangen, wenn er im Bereiche der Zuschauer geblieben wäre. Nun liegt freilich etwas Demüthigendes in dem Gedanken, daß alle Versuche, die Luftschifferei zu vervollkommnen, unglücklich ausfallen, und daß diese Kunst gar keine Fortschritte macht, indeß alle andern Künste sich so rasch entwickeln. Man muß jedoch bedenken, daß die Versuche manchmal von Leuten unternommen werden, welche nicht einmal die Luftschifferei praktisch geübt haben. Sie gehen von einer fixen Idee aus, und wollen nach dieser zuweilen ganz unvernünftigen Theorie sich in die Luft wagen. Solche Leute müssen sich noch glücklich schätzen, wenn sie nicht den Hals brechen und unversehrt wieder auf den festen Boden zu stehen kommen. Sobald wird nun wohl Niemand in Frankreich mehr versuchen, die Luftschifferei zu einem nützlichen Zwecke anzuwenden, und sie wird nach wie vor bloß dazu dienen müssen, die Zuschauer in den Lustgärten oder das Volk an den Staatsfesten zu ergötzen. Es ist ein gewisser Margat hier, welcher an diesen Tagen aufzusteigen pflegt, und der schon gegen hundert Luftreisen gemacht hat. Im Tivoligarten pflegt er jährlich mehrmals aufzusteigen, und an dem Julifeste ist er es ebenfalls, den die Regierung dazu braucht, dem Volke diese Ergötzlichkeit zu verschaffen. Margat hat die Kunst ganz so gelassen, wie er sie gefunden. Dagegen ist er aber auch stets glücklich davon gekommen, und hat alle seine Luftreisen ohne den geringsten Unfall vollbracht. Da nun kein Anschein vorhanden ist, daß man bald durch die Luft regelmäßige Fahrten wird anstellen können, so sucht man mit Recht die Erdfahrten so viel als möglich zu erleichtern. Es geht freilich nicht so schnell mit diesen Vorkehrungen, als man wünscht, aber nach und nach kommt die Sache doch zur Sprache, und was noch besser ist, zur Ausführung. Ein junger Ingenieur des Weg- und Brückenbaues im Sarthe-Departement, Namens Dumas, hat in jener Provinz sehr schöne Wege angelegt, welche die Aufmerksamkeit der Regierung und des Publikums auf sich gezogen haben, und bereits als Muster den andern Provinzen zur Nachahmung empfohlen worden sind. Dumas ist jezt in Paris und wünscht in der Nähe der Hauptstadt eine Landstraße nach seinem Verfahren anzulegen. Hat er einmal den Beifall der Pariser, so ist sein Ruhm gesichert, und er wird Nachahmer genug finden. Aber hier ist es viel schwieriger durchzudringen als in der Provinz. Auch haben ihm vielleicht die Zeitungen, welche ihn empfohlen, eher geschadet als genüzt, indem sie behaupteten, seine Landstraßen blieben deßhalb in so gutem Stande, weil er die Vorsicht gebrauche, sie stets rein fegen zu lassen, so daß kein Staub und Koth darauf liegen bleibe. Nun wäre es aber sonderbar, wenn die Landstraßen des Fegens bedürften, womit man schon in Paris kaum fertig wird. In Paris selbst hat die Polizei und die Munizipalbehörde beständig an dem Straßenpflaster zu flicken, und obschon man mehrere Versuche angestellt hat, so kann doch keine Art von Steinpflaster dem beständigen Druck und Stoß so vieler schwerbeladenen Karren lange widerstehen. In den am meisten befahrenen Straßen hat man seit einigen Jahren ein doppeltes Steinpflaster, eines über dem andern, angebracht, und noch dazu die Vorsicht angewandt, die Steine zusammenzukitten. Dadurch erhält man allerdings mehr Dauerhaftigkeit und braucht das Steinpflaster nicht so oft ausbessern zu lassen, als zuvor. Da jedoch mit der Bevölkerung auch das Fahren immer zunimmt, und die Zahl der schweren Omnibus sich sehr vermehrt hat, ohne daß deßhalb die der Miethwagen abgenommen hätte, so wird dieses so vorsichtig zusammengekittete Straßenpflaster nach wenigen Jahren doch auch abgenuzt. An verschiedenen Stellen in Paris hat man Versuche mit asphaltischem Steinpflaster angestellt. Die Steine werden vermittelst des Erdharzes zusammengekittet, und es entsteht dadurch ein äußerst starkes Straßenpflaster. Es behält aber wegen des Erdharzes stets einen übeln Geruch und hat eine schwarze unangenehme Farbe, und da die Steine nicht so hart sind, als das Erdharz, so sammelt sich das Wasser in vielen kleinen Löchern. Auf der Brücke Pontroyal, die man nun neu pflastert und mit bessern Fußwegen versieht, hat man wieder etwas neues versucht. Man hat nämlich unter dem Steinpflaster eine gegossene Lage von Erdharz angebracht, und darüber mit Steinen gepflastert. Hinsichtlich der Trottoirs hat das Erdharz die Proben sehr gut ausgehalten, und es ist nun ausgemacht, daß kein anderes Verfahren den Vergleich damit aushalten kann. Die Fußwege auf den Boulevards, auf mehreren Brücken und in manchen Straßen sind auf diese Art seit mehreren Jahren eingerichtet und erhalten sich vortrefflich. Indessen ist doch der hohe Kredit, den sich das Erdharz an der Börse verschafft hatte, stark gesunken, und die Aktien des Seysseler Asphaltes, welche sich einmal bis auf 10,000 Franks emporgeschwungen hatten, stehen nur noch zu 1600 Franks. Am zierlichsten hat man das Erdharz auf dem großen Concordeplatze angewendet, dessen Verschönerung nun endlich der Vollendung nahe ist. Da auf diesem großen Platze sich zwei breite Wege durchkreuzen, wovon der eine vom Tuileriengarten in die Champs Elysées und der diesen durchkreuzende Weg von der Concordebrücke zur Rue royale, der Magdalenenkirche und den Boulevards führt, so hat man die vier großen Seitenflächen etwas erhaben mit Erdharz belegt, welches weißliche und schwärzliche Figuren bildet. Der egyptische Obelisk steht in der Mitte, da wo sich die beiden breiten Wege durchschneiden, und nun hat man kürzlich zu beiden Seiten dieses Obelisks zwei Bassins mit Springbrunnen angebracht, wobei die Figuren und die Becken aus Bronze bestehen. Diese beiden Springbrunnen sind mehr im Renaissancestyle als im klassischen, und die Figuren gleichen mehr den bronzenen Nymphen und Wassergöttern des Versailler Schloßgartens als den griechischen Statuen des Pariser Museums; allein jener Styl ist nun einmal wieder in Aufnahme gekommen, und die Figuren haben etwas Derbes und Kräftiges, das sich in großen Räumen, wie der Concordeplatz ist, sehr wohl ausnimmt, weil es mit dem weiten Umfange und der Umgebung besser im Verhältnisse steht, als die allerdings korrekten, aber mager scheinenden Gestalten des klassischen Alterthums. Auch auf dem Platze, wo ehemals das Opernhaus stand, und der nun ein kleiner, mit Bäumen bepflanzter Spaziergang wird, errichtet man nun einen Springbrunnen mit bronzenen Verzierungen. Ueberhaupt werden die Springbrunnen jezt sehr vermehrt. Es kommt nur noch darauf an, auch das Wasser zu vermehren. Die Munizipalbehörde vertröstet die Pariser mit der Hoffnung, daß sie nun bald das Wasser von weitem wird herbeileiten lassen, und daß sogar die Häuser mit Wasserröhren werden versehen werden können. Dies wäre allerdings trefflich; denn bisher waren alle Springbrunnen nur dann recht geschäftig, wenn das Wasser in Menge vom Himmel fiel; aber eben wenn's Noth that, versagten viele ihren Dienst.

D g.

Beilage: Literaturblatt Nr. 119.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 281.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 23. November 1839.

> — Subscribe and be a hero,
> Drawing a portion from the public stock
> For deeds of valour to be done hereafter;
> Sixpense per day, subsistence and arrears.
>
> Walter Scott.

Scenen aus dem Leben.

Erster Ausflug in die Welt. — Das Lager von Boulogne.

Mein Vater wollte durchaus einen Theologen aus mir machen, ich aber hatte eine entschiedene Abneigung gegen die Kanzel. Dagegen leuchtete mir um so mehr der Soldatenstand ein. Mein Vater führte tausend Gründe für seine Meinung an, die alle auf den Hauptgrund hinaus gingen, daß es ein sicheres Brod sey. Da es mir bis dahin noch niemals an Brod gefehlt hatte, so erschien mir dieser Grund sehr wenig erheblich, und ich bekämpfte ihn, wenn auch nicht siegeeich, doch beharrlich, mit einigen banalen Phrasen gegen Theologie und Theologen. Meine eigentlichen geheimen Gründe aber, Abneigung gegen das Griechische und Hebräische, gegen Kirchenrock und Ueberschlag, behielt ich weislich für mich. Mein Vater mochte sie aber ahnen, denn ee beendigte den Streit damit, daß er sagte: „Vorerst legst du durch Erlernung der alten Sprachen einen tüchtigen Grund zu wissenschaftlicher Ausbildung; dann kannst du immer noch werden, was du willst. An dem, was der Mensch weiß, trägt er niemals schwer.“ Um nun die Last meinee Wissenschaft nicht zu groß zu machen, ward ich ein sehr lauer Freund meiner Classiker, und ich muß gestehen, daß mich überhaupt die Bürde meines Wissens niemals zu Boden gedrückt hat.

Mein Vater mußte bald einsehen, daß ihm der Erfolg meiner Studien wenig Hoffnung gab, ein theologisches Licht aus mir zu machen; denn ich las lieber Levaillants Reisen und Archenholzs siebenjährigen Krieg, als den Virgil und Homee, und so sagte er eines Tags zu mie: „Ich sehe schon, aus dir wird nichts; so kannst du meinetwegen dem Kalbfell folgen.“

Ich war etwa siebzehn Jahre alt, als ich mit dem Toenister auf dem Rucken zu Straßburgs Thoren einwanderte. Ich trat bei einem alten Freunde meines Vaters ab, in dessen Haus ich als Knabe oft gekommen war. Der alte Herr musterte mich einen Augenblick, und da er mich für einen Conscribirten halten mochte, fragte er mich, ob ich ein Einquartierungsbillet habe. Ich zog meines Vaters Brief aus der Tasche und übereeichte ihn. Nachdem er einen Blick hineingeworfen, rief ee verwundert aus: „Que diable! das ist ja der kleine Fritz!“ — „Vraiment!“ sagte ich, „haben Sie mich nicht wieder gekannt, Papa Riff? Wo ist denn das kleine Luis'l und das kleine Charlott'l?“ Der alte Herr lachte und nannte zwei neugierig dastehenden erwachsenen Mädchen meinen Namen. „Mon Dieu!“ riefen sie und betrachteten mich von der Sohle bis zum Scheitel, „das ist ja das kleine Fritzemännelä?“ Somit wae ich im Hause wieder einheimisch

und plauderte mit Papa Riff und den beiden Mädchen in Elsäßer Manier, in schlechtem Deutsch und nicht besserem Französisch.

„Comment!“ rief Papa Riff, der inzwischen meines Vaters Brief wieder zur Hand genommen hatte, verwundert aus, „du willst Militär werden?“ — „Militäe!“ wiederholten lachend die beiden Mädchen. — „C'est perruque!“ sagte der Vater. Ich war ganz erstaunt, meinen, wie ich glaubte, sehr edlen Entschluß, der einen und untheilbaren Republik meine Dienste zu widmen, auf solche Weise verspottet zu sehen. — „Ist es nicht ehrenvoll,“ fragte ich mit dunkelrothem Gesicht, „der Freiheit meinen Arm zu weihen?“ — „Das sind Phrasen,“ erwiderte trocken der alte Herr und nahm eine Prise, „die um zehn Jahre zu spät kommen. Freiheit! Wo ist sie? In der Tasche des ersten Konsuls. Es tritt jezt kein Mensch von Bildung mehr freiwillig in den Militärstand, und wen das Loos trifft, der sucht, wenn er es irgend vermag, einen Remplaçant zu stellen. Die Armee, wie sie jezt besteht, ist nur noch eine Cohorte Prätorianer, jeden Augenblick bereit, ihren Anführer auf dem Schilde zum Cäsar zu erheben.“ — Da hatte ich nun meinen Bescheid. Das Nämliche war mir von meinem Vater auch gesagt worden, aber ich wollte ihm nicht glauben. Gleichwohl blieb ich aus Eigensinn, welcher mir damals als edle Festigkeit erschien, meinem Vorsatze getreu. Die guten Mädchen weinten, als ich meinen Tornister auf den Rücken nahm, um nach Besançon abzugehen, wo ich in das dort garnisonirende 69ste Regiment eintrat.

Die Formen waren noch ganz republikanisch. Die Regimenter hießen Halbbrigaden, der Oberst Citoyen Chef, und so weiter herab: Citoyen Commandant, Capitaine 2c. Die Haare, zum Theil lang herabhängend, waren weder gepudert, noch in einen Zopf gewunden. Das währte aber nicht lange; die Halbbrigaden wurden in Regimenter, die Citoyens Chefs in Obristen umgewandelt, und nun hieß es: mon Colonel, mon Commandant u. s. w. Zöpfe und Puder wurden erst gewünscht, dann befohlen, und die Armee befand sich auf dem besten Wege zu Napoleons improvisirtem Kaiserthum. Also organisirt, marschirten wir an die Küste von Boulogne ab, um, wie es in einem hochtrabenden Tagesbefehl hieß, das stolze Albion zu züchtigen.

Wir bezogen das Lager von Montreuil, das der Marschall Ney befehligte. Es erstreckte sich längs der Seeküste von Etaples bis gegen Dieppe. Ich war inzwischen Sergeant geworden. Als ich zum ersten Mal die Wache in einer Küstenbatterie bezog, machte mich mein Collega von der Artillerie, der den Posten befehligte, mit den Lokalitäten bekannt. Er begann damit, daß er den Finger in das Meerwasser tauchte, dessen Fluth eben langsam stieg und unsere Fußspitzen bespülte, und dann in docirendem Ton sagte: „Vor allen Dingen mußt du wissen, Kamerad, daß das Seewasser salzig ist.“ Als ich über diese treuherzige Belehrung lächelte, mochte er dies für ein Zeichen des Unglaubens halten und brachte seinen Finger an meinen Mund, um mich von der Wahrheit seiner Versicherung zu überzeugen. Ich spuckte aus und er rief triumphirend: „Eh bien, Camarade? Thut nichts, ich wollte es Anfangs auch nicht glauben, daß es auf Erden eine so große Marmite gesalzenen Wassers gibt, daß man für die Menage der ganzen großen Armee darin kochen könnte, ohne eine Handvoll Salz daran zu thun. Denn siehst du, Kamerad, ich bin in der Auvergne zu Haus, und wenn ich aus unsern klaren Forellenbächen einen frischen Trunk nahm, hätte ich mir nie träumen lassen, daß es anderes als süßes Wasser gäbe. Davon ist aber jezt nicht die Rede, sondern wir müssen England erobern.“ — „Meinst du,“ fragte ich, „daß es dazu kommen werde?“ — „Parbleu!“ erwiderte er, „das will ich meinen, und kann es dir Schwarz auf Weiß zeigen.“ Mit diesen Worten zog er eine Proklamation des Admirals Bruix aus der Tasche und fing, wiewohl nicht ohne einige Mühe, an zu lesen: „Tapfere Soldaten und Matrosen, Bonapartes Wahl macht mich würdig, an eurer Spitze zu stehen . . . Schon hört ihr den Ruf der Rache; alle Franzosen möchten anrücken, um eine Regierung zu bestrafen, welche die Ruhe der Welt, welche den Ruhm und das Glück unseres Vaterlandes anfeindet. Euch zuerst überträgt das Vaterland die Sorge, seinen gerechten Zorn auszuüben. . . . Seht jene Schiffe, die im Uebermuth bis an unsern Küsten kreuzen.“ Hier knitterte er die Proklamation in seiner Hand zusammen und deutete auf einige schwarze Punkte, die mehrere Meilen vom Ufer regungslos auf der glatten See lagen. „Voyez vous,“ sagte er grimmig, „ces chiens d'Anglais? Mais patience, nous les arrangerons joliment! — Wie weit glaubst du, Kamerad,“ fuhr er fort, „daß es von Frankreich nach Egypten ist? Wenn du auf dem Hafendamm von Toulon stehst und siehst in das weite Meer hinaus, wo ist Egypten? Bah! hier ist nichts und dort ist nichts, und da muß der Wind manchen Tag in deine Segel blasen, ehe du Alexandrien siehst. Jezt aber schau auf, Kamerad: die weißen Kreidenfelsen dort, das ist die Küste von England, und das ist nur ein Katzensprung. Un beau jour wird es heißen: En avant! Bonaparte ist bei Nacht und Nebel angekommen. Es ist Windstille, die englischen Kreuzer liegen wie Bleiklöze auf dem Wasser. A force de rames durchschneiden wir den Kanal, gewinnen das Ufer, rasch ausgeschifft, und ehe sie sich's versehen, sind wir in London.“

„En Angleterre nous irons,
Boire de bon vin en flacons!“

(Fortsezung folgt.)

Der Gang um Mitternacht.

(Fortsetzung.)

„In diesem Städtchen hatte ich ein Mädchen kennen gelernt, das durch seltene Eigenschaften des Herzens wie des Geistes mich fesselte. Meine plötzliche Abreise gab dem Verhältniß, das sich sonst wohl noch Jahre lang hingezogen hätte, eine dauernde Gestalt; ich machte ihr meinen Antrag, und sie wurde die Meinige. Abermals sechs Jahre vergingen jezt in einer ländlichen Abgeschiedenheit, wo ich den Pflichten des Gatten und Vaters lebte. Zwei meiner Kinder starben, das dritte, eine Tochter, blieb mir. Das beste Mittel gegen einen herrschsüchtigen Ehetrieb ist, ihm die Nahrung, an der er immer neue Kräfte gewinnen kann, zu rauben; dieses war mir in der Zurückgezogenheit, in der ich lebte, gelungen. Aber ein unglücklicher Gedanke trieb mich, meinen Wohnort zu ändern und eine große Stadt aufzusuchen. Hier öffnete sich meiner Thätigkeit unerwartet ein glänzender Wirkungskreis. Man muß in ähnliche Lagen versezt gewesen seyn, man muß das ewig Begehrliche im Wesen eines ehrgeizigen Charakters kennen, um zu begreifen, wie ich hier mancher Versuchung unterlag und weitaussehende Plane schmiedete. Mein Vermögen war gering; es reichte auf keine Weise hin, den Aufwand zu decken, den ich machte, eine Schuldenlast drückte mich, die jährlich höher stieg, kein Mittel wollte sich zeigen, einer drohenden Katastrophe zu entgehen. Meine Frau theilte meinen Kummer; sie rieth mir, meine Zuflucht zu einem Oheim zu nehmen, der unvermählt und im Besitz eines großen Vermögens war. Ich reiste zu diesem Manne nach Deutschland, und da war es, wo ich zum ersten Mal diesen für mich mit einem Fluche belasteten Boden betrat.

Die meisten Einwohner des Städtchens werden sich noch auf den frühern Besitzer des Schwedenhofes besinnen. Es war ein grämlicher Alter, den man selten außerhalb der Mauern seines Besitzthums sah. Er war der Oheim meiner Frau, allein ich darf es sagen, einer der gehäßigsten Charaktere, die mir jemals vorgekommen. Man hatte mich auf seinen Geiz vorbereitet, allein ich fand noch manchen andern häßlichen Dämon zu bekämpfen. Der Alte reizte meine Empfindlichkeit durch die empörendsten Vorwürfe; er behandelte mich mit der zurückstoßendsten Härte; er ging so weit, seine Nichte und mich zu verwünschen, indem er mir mit der Genauigkeit eines Wucherers die unbedeutenden Geschenke herrechnete, die er bei unserer Verheirathung und bei Gelegenheit der Taufe unserer Kinder hatte machen müssen, und die, wie er versicherte, ihn fast an den Bettelstab gebracht hatten. Diesen Hohn ertrug ich, ich ertrug alles Empörende meiner Stellung dem grausamen Alten gegenüber; meine Tochter, die mich begleitete, vereinigte ihre Bitten mit den meinigen, um ihn zu einer Hülfleistung zu bewegen, für deren Rechtmäßigkeit als Forderung wir nöthigenfalls die Gesetze hätten sprechen lassen können; denn es hatten sich unlängst Papiere gefunden, die ein gewisses Erbtheil uns zusprachen. Alles umsonst. Was ich damals litt, ist nicht zu beschreiben.

Es war im Jahr 18— an einem düstern Novembertag, als sich das Unglück meines Lebens zutrug. Lassen Sie mich in der Beschreibung desselben kurz seyn. Ich will keinen beschönigenden Grund anführen, ich will keinen Umstand verschweigen; allein erlassen Sie mir die Schilderung meines Jammers. Es würde mich von Neuem auf's Krankenbett werfen.

Es waren einige Tage vorher heftige Auftritte zwischen mir und dem Alten vorgefallen. Er war darauf bestanden, daß ich reisen sollte, und ich hatte ihm erklärt, ich sey nicht so weit gegangen, ich habe diese unerhörte Kränkungen nicht erlitten, um ohne Resultat nach Hause zu kehren. Schon bei diesen Erörterungen fühlte ich meine unglückliche Krankheit in mir sich erzeugen und schnell wachsen. Ich zitterte, wenn ich mir die Folgen dachte, wenn die brutale Weise des Alten mich zum Aeußersten triebe; deßhald schwankte ich, ob ich nicht dennoch lieber reisen, als mich der Gefahr aussetzen solle. Mein ganzes Wesen war erschüttert, ich fastete seit mehreren Tagen, ich schlief nicht, mit einem Worte, ich war ernstlich krank."

(Schluß folgt.)

An Ole Bull.

München am 29sten Oktober 1839. *

Im Drange des Lebens, wer hätte wohl je
Des Herzens innerste Stimme gehört!
Betäubender Schmerz, lautlachende Lust,
Die Sorge, die Liebe, den Haß in der Brust,
Wer hätte, von ihnen geweckt und gestört,
Des Herzens innerste Stimme gehört!

* Gedichtet und gesprochen von Dr. Ernst Förster bei einem dem gefeierten Virtuosen von den Münchner Künstlern veranstalteten Festmahl, an welchem Cornelius, Schwanthaler, Kaulbach, Monten, Rottmann und viele der ausgezeichneten Maler und Bildhauer dieser Stadt Theil nahmen, und das, was sonst daselbst nicht gewöhnlich ist, durch die Gegenwart der Frauen verschönt wurde.

Im Wirbel der Schöpfung, wer hätte wohl je
Des Herzens innerste Stimme gehört!
Des Meeres Brandung, der Sonnenschein,
Der Nachtigall Klage, der Sterne Reih'n,
Von Allen, wer hätte je unversehrt
Des Herzens innerste Stimme gehört!

Im Leben, im All hat der Künstler allein
Des Herzens innerste Stimme gehört.
Und ob sie in Splitter und Scherben zerfällt,
Er sammelt im Zauberspiegel die Welt;
Er hat, selbst wo sie ihm drohend wehrt,
Des Herzens innerste Stimme gehört.

Heil, Nordlandsohn! Vor Allen hast du
Des Herzens innerste Stimme gehört!
Du hast, und ob sie im Vollton spricht,
Ob sie spielend die Strahlen der Luft zerbricht,
Das Ach! zum leisesten Hauch verklärt,
Des Herzens innerste Stimme gehört.

Wir hörten dich, so haben auch wir
Des Herzens innerste Stimme gehört.
Und fließen die Tage Dir voll und rein,
Deiner tönenden Seele Wiederschein,
So hat Gott, der Dir dieses gewährt,
Des Herzens innerste Stimme gehört.

Korrespondenz-Nachrichten.

Triest, November.

Eisenbahn. Kunstverein. Theater.

Eine sehr angenehme Sensation erregte hier die in den lezten Tagen des Septembers im Börsensaale abgehaltene erste Versammlung des unlängst gegründeten Vereins zur Beförderung und Unterstützung der innerösterreichischen Industrie und Gewerbe. Der Erzherzog Johann präsidirte in der Sitzung, welche er mit einer gehaltvollen Rede eröffnete, worin er die Vortheile auseinander sezte, welche dem Triestiner Handel durch die Aufrechthaltung dieses schönen Vereines erwachsen, den er den hiesigen Kaufleuten auf's wärmste empfahl. Von den Angelegenheiten des Vereins ging der Erzherzog zu einem andern, höchst wichtigen Gegenstande über, der nicht nur für unsere Stadt, sondern für die ganze Monarchie vom größten Interesse ist: er legte nämlich einen, von tüchtigen Ingenieurs entworfenen und höchsten Orts bereits genehmigten Plan zur Errichtung einer Eisenbahn von Triest nach Wien vor, und äußerte, wie sehr es der Wunsch des Kaisers sey, daß dieses nationale Werk recht bald in's Leben trete, und wie er sich vom hiesigen Handelsstande versehe, daß er Alles aufbieten werde, dasselbe möglichst zu fördern. Dieses so ehrende Vertrauen wird gewiß gerechtfertigt werden; denn schon jezt werden von allen Seiten die thätigsten Schritte zur Lösung der in Rede stehenden Frage gethan, und wir dürfen uns der Hoffnung hingeben, daß die Zeit nun nicht mehr fern sey, wo wir Morgens noch an den Ufern der Adria wandern und am Abende desselben Tages in den Kunsthallen der großen Kaiserstadt unser Auge und Ohr weiden. — Nach dem erwähnten Plane wird beim Sömmering eine Unterbrechung der Bahn stattfinden, und die hohe Bergstrecke mit Pferden zurückgelegt werden. Bei dem Kastell von Duino, ungefähr drei Stunden von Triest, soll die Bahn mit der großen lombardisch-venetianischen in Verbindung kommen, zu deren Ausführung jezt ebenfalls die ernstlichsten Schritte gethan werden. — Vor Kurzem wurde auch die erste Sitzung des hier zu errichtenden Kunstvereins abgehalten, für welchen sich die regste Theilnahme zeigt. Zur Gründung eines vorläufigen Fonds werden die hiesigen Damen Handarbeiten liefern, die zum Besten des Vereins im Wege einer Lotterie ausgespielt werden sollen.

Dieser Tage hatte ich Gelegenheit, das neueste Gemälde des in Rom lebenden deutschen Malers Tunner zu sehen, welches für die ständische Bildergalerie in Grätz bestimmt ist. Es ist ungefähr 2½ Schuh breit und zwei hoch; die darauf befindlichen Figuren sind, mit Ausnahme des Jesuskindes, Kniestücke. Der Sinn des Stücks ist: das erste Menschenpaar wird vom Heiland getröstet. Auf einen Stab gestüzt, befindet sich zur Linken des Beschauers Joseph in einem braunen Talar, dessen Säume mit heiligen Sprüchen bezeichnet sind; ein herrlicher Kopf. Neben ihm ist die Madonna mit dem Jesuskinde, die erste ganz, wie wir sie auf Raphaelschen Bildern zu sehen gewohnt sind; das Engelsköpfchen des lezteren fesselt im höchsten Grade; doch sind die übrigen Körpertheile etwas zu groß ausgefallen. Vor beiden stehen in Anbetung versunken Adam und Eva im Naturzustande, mit Feigenblättern bedeckt; vortreffliche Gestalten, zumal ist leztere voll Seele, Leben und Frische, ein wahres, sprechendes Bild der tiefsten Reue und Demuth, eine Gestalt, auf der das Auge mit Wohlgefallen ruht und von der es sich nicht leicht trennen kann. — Unser Teatro grande wurde mit Donizettis anerkannt schöner Oper „Lucia di Lammermoor" eröffnet. Ohne Uebertreibung darf ich sagen, daß keine italienische Bühne, die in Paris etwa ausgenommen, einen solchen Verein von echten Künstlern, wie dieses Jahr die unsrige aufzuweisen hat. Es ist schon so viel von Caroline Ungher gesagt worden, daß ich mich jeder Schilderung ihres Spiels und Gesangs füglich enthalten kann. Wie überall, wurde und wird sie auch hier jeden Abend auf's ehrenvollste gefeiert. Das Theater ist immer zum Erdrücken voll, und der Jubel, der sie empfängt und ihr stets folgt, grenzt an Fanatismus. Ihre Salons sind stets gefüllt; die hochgestelltesten Personen werben um ihre Freundschaft, die geschäztesten Schriftsteller Deutschlands und Italiens stehen mit ihr in fleißigem Briefwechsel, und selbst der ernste Philosoph Giordani widmete ihr einige Schriften, und gab sogar unlängst ein Werkchen über sie heraus, worin er ihre Verdienste bis an den Himmel erhebt. Schon durch ihre Wohlthätigkeit muß die Künstlerin höchst achtungswürdig erscheinen. Die öffentlichen Blätter gaben das Zeugniß, wie viel sie für ihre Landsleute nach der Ueberschwemmung der Donau gethan, und es vergeht kein Tag, wo nicht von nah und fern Hülfsbedürftige sich an sie wenden, und noch ist keiner leer von ihr gegangen. Erst unlängst gab sie hier für den plözlich erblindeten Virtuosen Fasano aus Neapel ein Concert, und dieser Unglückliche dankt ihr mit seiner Familie den Unterhalt vielleicht eines ganzen Jahrs.

(Schluß folgt.)

Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 43 u. literarische Anzeige für Leihbibliotheken und Lesezirkel von J. J. Weber in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 43.

Sonnabend, 23. November 1839.

[685] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Goethe's Faust.

Eine Tragödie.

2 Theile in elegantester Taschen-Ausgabe.

In englischem Einband mit goldenem Schnitt und des Verfassers Portrait.

Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 20 Gr.

Diese neue, in typographischer Ausstattung alle früheren weit übertreffende Ausgabe von Goethe's Meisterwerk erlauben wir uns als ein vorzügliches Festgeschenk bestens zu empfehlen.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Schillers Leben.

Aus Gelegenheit mehrerer angekündigter Lebensbeschreibungen Schillers erlaubt sich die Unterzeichnete auf nachstehendes in ihrem Verlag erschienene Werk wiederholt aufmerksam zu machen:

Schillers Leben,

verfaßt aus

Erinnerungen seiner Familie,

seinen eigenen Briefen

und

den Nachrichten seines Freundes Körner.

2 Theile. 8. Preis 3 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 8 Gr.

Diese Nachrichten von Schillers Leben sind aus dem Nachlasse seiner Wittwe geschöpft, in welchem sich viele Notizen über dasselbe, meistens Erinnerungen aus Gesprächen mit ihm, welche sie selbst in ein Ganzes zu fassen gedachte, vorfanden. Die Nachklänge der Liebe, Erinnerungen aus Schillers Jugendzeit, von seiner ältern Schwester mitgetheilt, und die Nachrichten seines vertrautesten Jugendfreundes, lieferten manche Züge zur Vollendung der Darstellung eines Lebens, das der Welt lieb und wichtig geworden ist.

Das deutsche Publikum, an dessen Herz sich seine Jugend warf, und das sein Vertrauen so schön rechtfertigte, wird auch diese Schillers Andenken gewidmeten Blätter mit Liebe aufnehmen. Die Eintheilung derselben zerfällt in folgenden Abschnitten:

I. Eltern, Kindheit, Studien, Jugend. II. Aufenthalt in Mannheim, in der Umgegend und in Bauerbach. III. Rückkehr nach Mannheim. IV. Leipzig, Dresden, Weimar. V. Neigung. Rudolstadt. VI. Rückkehr nach Weimar vom Spätjahr 1788 bis zum Frühling 1789. VII. Anstellung in Jena. Verheirathung. VIII. Häusliches Leben. Krankheit. Reise nach Schwaben. IX. Rückkehr nach Jena. Die Horen. Verbindung mit Goethe. X. Erste Vorstellung des Wallenstein, Aufenthalt in Weimar. XI. Letzte Lebensjahre und Tod. XII. Allgemeines über Schillers Charakter und Persönlichkeit.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[673] Im Verlage der Voss'schen Buchhandlung zu Berlin erschienen seit Ende des vorigen Jahres:

Appun, Louise, Fabeln und Parabeln für die Jugend aus gebildeten Ständen zur Unterhaltung und Belehrung. 8. geb. ½ Thlr.

Bégin, L. J., Lehrbuch der practischen Chirurgie. Nach der zweiten Ausgabe deutsch bearbeitet und mit Zusätzen vermehrt von A. Neurohr. — Mit einem Vorworte vom Geheimen Rath Prof. Dr. Dieffenbach. 2 Bde. gr. 8. 4 Thlr.

Bericht über die den lithographischen Stein ersetzenden, in mehreren Ländern patentirten, künstlichen lithographischen Platten und deren Handhabung. ⅙ Thlr.

Bressler, Dr. H., die Krankheiten des Kopfes und der Sinnesorgane. Nach den neuesten und bewährtesten Forschungen deutscher, französischer und englischer Aerzte systematisch bearbeitet. Bd. I.

Die Krankheiten des Gehirns und der äussern Kopfbedeckungen. gr. 8. 2 Thlr.

Der zweite binnen Kurzem erscheinende Band wird die Krankheiten des Seh- und Gehörorgans (Augen- und Ohrheilkunde), der dritte zur Oster-Messe 1840 erscheinende Band aber die Krankheiten des Geruchs- und Geschmackorganes mit Einschluss der Zahnkrankheiten enthalten.

Dropsy, J. J. H., Analecta de morbo Brigthi. 8. geh. 1/2 Thlr.

Eichholz, E., Eduard Elsen. Ein Roman. 2 Bde. 8. geh. 2 Thlr.

Erzählungen, Historische und romantische, Begebenheiten und Skizzen. Nach dem Russischen des A. Puschkin, A. Bestuschew, T. Bulgarin und Anderer, deutsch herausgegeben v. Fr. Tietz. 8. geh. 1 Thlr.

Esquirol, E., die Geisteskrankheiten in Beziehung zur Medicin und Staatsarzneikunde. Ins Deutsche übertragen von Dr. W. Bernhard. 2 Bde. gr. 8. Preis 4 Thlr.

Fichte, Johann Gottlieb, die Bestimmung des Menschen. Neue Auflage. 8. geh. 2/3 Thlr.

Frauenstädt, J., die Menschwerdung Gottes, nach ihrer Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit, mit Rücksicht auf Strauss, Schaller und Göschel. 8. geh. 5/6 Thlr.

Heinse, W., Hildegard von Hohenthal. Neue Ausgabe in 6 Heften. 1 1/4 Thlr.

Hippel, T. G. v., über die Ehe. 6te Auflage. 8. 1 Thlr.

Hoefer, Dr. Albert, (Docent an der K. Pr. Friedrich Wilhelms-Universität in Berlin), Beiträge zur Etymologie und vergleichenden Grammatik der Hauptsprachen des indogermanischen Stammes. Band I. Zur Lautlehre. gr. 8. 32 Bogen. geh. 2 1/2 Thlr.

Lessing's, G. E., sämmtliche Schriften. Herausgegeben von Karl Lachmann. 12 Bände auf Velinpapier mit Portrait in Stahlstich. gr. 8. Subscriptionspreis. 12 Thlr.

(Zur Leipziger Oster-Messe 1840 tritt der Ladenpreis von 16 Thlr. ein.)

— — Hamburgische Dramaturgie. Neue Auflage. gr. 8. geh. 1 1/2 Thlr.

— — Erziehung des Menschengeschlechts. Neue Auflage. 8. geh. 1/4 Thlr.

— — Nathan der Weise. 8te Auflage. gr. 8. geh. 3/8 Thlr.

— — Emilie Galotti. 6te Auflage. gr. 8. geh. 5/12 Thlr.

— — Minna v. Barnhelm. 6te Auflage. gr. 8. geh. 5/12 Thlr.

— — Nathan der Weise, Emilie Galotti und Minna von Barnhelm, zusammen in Einem Bande, in Engl. Leinen gebunden. 1 2/3 Thlr.

— — wie die Alten den Tod gebildet. Eine Untersuchung. Neue Auflage mit 5 Kupfertafeln und 2 Vignetten. gr. 8. geh. 2/3 Thlr.

— — über das Apostolische Glaubensbekenntniss gegen David Schulz. 8. geh. 1/2 Thlr.

Smidt, H., eine Fahrt nach Helgoland und die Sagen der Niederelbe. 12. geh. 2/3 Thlr.

Berliner Spaziergänge, gewidmet Deutschem Volksthume. gr. 8. geh. 2/3 Thlr.

Spenden der Zeit. Enthaltend: neue Dichtungen von A. v. Chamisso, Cohnfeld, Ferrand, Förster, v. Gaudy, Gensel, Grumbach, Möllenbeck, Outen, Rellstab, v. Reitzenstein, Rösel, v. Sallet, Seidelmann, Smidt, und mehreren Andern. 8. geh. 2/3 Thlr.

Tietz, Fr., Brasilianische Zustände nach gesandschaftlichen Berichten bis zum Jahre 1837. 8. geh. 2/3 Thlr.

Ueber den Ritter Gluck und seine Werke. Briefe von ihm und andern berühmten Männern seiner Zeit. Eine historisch-kritische Beurtheilung seiner Opern-Musik. Aus dem Franz. von J. G. Siegmeier. 2te Auflage. gr. 8. geh. 1 1/2 Thlr.

Valleix, F. L., Klinik der Kinderkrankheiten. Deutsch bearbeitet von Dr. H. Bressler. gr. 8. 1 1/2 Thlr.

Weizmann, K. W., (Superintendent in Müncheberg) über das Verhältniß der Volksschule zum Staat und zur Kirche. Einige Worte zur Entgegnung auf die neuesten Aeußerungen des Herrn Seminar-Directors Dr. Diesterweg. 8. geh. 1/4 Thlr.

Wolff, Prof. Fr., Vorlesungen über die Chemie für gebildete Leser aus allen Ständen. Nach Laugier's cours de chimie générale, 2 Bde. Neue mit der ersten Auflage gleichlautenden Ausgabe in 4 Heften. 2 Thlr.

Wrangel, F. v., Reise längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere in den Jahren 1820 bis 1824. Nach den handschriftlichen Journalen und Notizen bearbeitet von G. Engelhardt, Staatsrath. Herausgegeben nebst einem Vorwort von C. Ritter, Dr. und Prof. — Mit Tafeln der Temparaturverhältnisse und einer Landkarte. 2 Thle. gr. 8. 5 Thlr.

auch unter dem Titel:

Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. Aus fremden Sprachen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von J. R. Forster und andern Gelehrten. 38 und 39 Band.

---

[649] Bei **K. F. Köhler** in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Der

junge Mystiker

oder

die drei letzten Festzeiten aus seinem Leben.

Eine biographische Skizze

von Dr. **Fritz**.

Brochirt. 1 Thlr. 8 Gr.

Jedem Gebildeten, namentlich Damen, ist dies mit Geist und Gemüth geschriebene Werkchen als wirklich genußreiche Lektüre anzuempfehlen. Es enthält eine Abspiegelung der höchsten und reinsten Interessen.

---

[634] In der Liter.-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ist denn

Die Pest

wirklich ein ansteckendes Uebel?

von

Dr. **F. Pruner**,

z. Z. Director des Centralspitals in Kairo.

8. Preis geh. 18 kr. rhein. oder 4 Gr.

Der Verfasser, der der Pest — diesem so lange gefürchteten Feinde Europa's — viele Jahre hindurch in die Augen sah, giebt in den erwähnten Blättern das Resultat seiner vielfachen Beobachtungen, das um so mehr die Aufmerksamkeit der Aerzte und Staatsmänner verdient, als es von den bisherigen Ansichten namentlich über die Kontagiosität der Pest abweicht, und die aus diesen Ansichten hervorgegangenen Sanitäts-Maßregeln einer neuen Würdigung unterwirft.

[684] **An die Besitzer von Schiller's Werken.**

In S. G. Liesching's Verlagsbuchhandlung zu Stuttgart ist so eben erschienen:

Schiller's Leben

in drei Büchern

von

Gustav Schwab.

Erstes Buch.

240 Seiten in kl. Octav oder gr. Duodez, auf satinirtem Velinpapier. In Umschlag geheftet.
Subscriptionspreis 8 gGr. = 36 kr. rhein. = 10 Sgr. = 30 kr. Conv.-M.

In lebendiger, blühender Sprache, mit Geist und Wärme, aber auch mit Wahrheit und Unabhängigkeit geschrieben, das Leben unseres großen vaterländischen Dichters, des Lieblings seiner Nation, und seine geistige Entwicklung in Ein gedrängtes, aber klares Bild zusammenfassend, tritt hier eine Lebensbeschreibung vor das deutsche Publikum, welche — durch ihre edle, einfache Darstellung, wie durch Umfang und Preis dem gesammten unübersehbaren Leserkreise Schiller's zugänglich — ein würdiges Denkmal des Dichters genannt werden darf, dessen Werke für Tausende eine unerschöpfliche Quelle poetischen Genusses sind. Mit besonderer Liebe von dem gewiß vor Vielen dazu berufenen und begabten Herrn Verfasser geschrieben, ist sie allen Verehrern Schiller's bestimmt, deren Bedürfniß, sich den Genuß seiner Werke durch eine tiefere Kenntniß seines Lebens und Bildungsganges, eines der merkwürdigsten, die je ein Dichter durchlaufen — zu erhöhen, bisher noch unbefriedigt bleiben mußte. Die erfolgreichste Benützung des durch die jüngste Vergangenheit so reich vermehrten Materials für eine treue Biographie Schiller's, eine Reihe bisher noch wenig oder gar nicht bekannter Momente, verbunden mit einer durchaus eigenthümlichen Auffassung erhöhen den gediegenen Werth eines Buches, das wir ein Volksbuch im schönsten Sinne des Wortes nennen.

Mit dem zweiten und dritten Buche, dem ersten an Umfang und Preis gleich, wird das Ganze sicher bis zur Ostermesse 1840 vollendet seyn; die mit seltner Sorgfalt behandelte Ausstattung mag beweisen, wie sehr der Verleger bemüht war, Gegenstand und Verfasser zu ehren.

Alle soliden Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Länder haben das Erste Buch vorräthig und nehmen Subscription auf ein Werk an, welches wir als eine werthvolle Ergänzung der Werke Schiller's aufgenommen sehen möchten.

Eine Ausgabe in gr. 8. erscheint demnächst.

---

[668] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Polytechnisches Journal,

herausgegeben

von den

DD. Dingler und Schultes.

Erstes Oktoberheft 1839.

Inhalt: Notizen über die Dampfmaschinen in den Vereinigten Staaten. Aus dem Berichte, den Hr. Woodbury im December 1838 dem Congresse der Vereinigten Staaten vortrug. Palmer, über die Anwendung des Dampfes als bewegende Kraft, mit besonderer Rücksicht der ökonomischen Benutzung von atmosphärischem und Hochdruckdampf. — Pambour, Versuche über die Reibung der Eisenbahnwagen und über den Widerstand, den die Luft gegen die im Laufe begriffenen Wagenzüge leistet. — Ueber die Patent-Eisenbahnwagen des Hrn. Adams und die von ihm erfundenen Bogenfedern. Mit Abbild. — Beleuchtung der Kurbel und Widerlegung der von Hrn. John Scott Russel aufgestellten Meinung, daß die Kurbel nicht jene Unvollkommenheiten besitze, die ihr von den berühmtesten, sowohl theoretischen als praktischen Mechanikern aller Länder und aller Zeiten zugeschrieben worden sind; von A. F. Mentrany, Ing. etc. Mit Abbild. — Ueber ein Treibrad mit beweglichen Schaufeln für Dampfschiffe. Vom Bergverwalter Grandjean. Mit Abbild. — Ueber die neuen Heiz- und Ventilirapparate des Hrn. Jeffreys in London. Mit Abbild. — Birchs Verbesserungen an den Kardirmaschinen für Baumwolle und andere Faserstoffe. Mit Abbild. — Bridson und Lathams Verbesserungen an den Maschinen und Apparaten zum Ausspannen, Trocknen und Appretiren gewebter Fabricate. Mit Abbild. — Davis' verbesserte Methode wollene und andere Tücher zu appretiren. Mit Abbild. — Molineurs Verbesserungen an einem zur Papierfabrication dienenden Apparate. — Ueber Photographie; von Dr. Fyfe in Edinburgh. 1) Verfahren das Papier zuzubereiten. 2) Verfahren Abdrücke oder Bilder auf dem Papier zu erzeugen. 3) Verfahren die Bilder zu conserviren. Verfahren Bilder darzustellen, bei welchen Licht und Schatten nicht umgekehrt sind.) — Ponton, über ein wohlfeiles und einfaches Verfahren Papier für photographische Bilder ohne Anwendung eines Silbersalzes zuzubereiten. — Ueber Daguerre's Photographie und besonders über die Theorie derselben. — Ueber die Rectification des Alcohols; von E. Soubeiran. — Miscellen. Preise, welche die Société d'encouragemant in Paris ertheilte. — Whishaws Bericht über die sogenannte rotirende Scheibenmaschine. — Wallery's Maschine zum Mahlen der Farbhölzer. — Preisverzeichniß englischer Spinnmaschinen für Flachs und Wolle. — Ueber Fabrication russischer Sensen. — Liepmanns Oelbilderdruck. — Ueber die Prüfung der Champagnerflaschen. — Ueber Hrn. Geary's Patent-Brennmaterial. — Ueber den Backofen des Hrn. Jametel und die Gebäcke der Brüder Mouchot in Paris. — Ueber die Fabrication von Stärkmehlzucker in Frankreich. — Ueber die Verwandlung des Zuckers in Milchsäure.

☞ **Tab. VI. *, Lord Willoughby's Torfpresse darstellend, welche mit dem zweiten Septemberhefte des Polytechnischen Journals nicht mehr ausgegeben werden konnte, ist diesem Hefte beigelegt.**

Zweites Oktoberheft.

Ueber Ch. Beslay's Dampfkessel. — Auszug aus einer Rede des Hrn. Hucrne de Pommeuse, das Zurückbleiben Frankreichs im Baue der Eisenbahnen betreffend. — Russell über die Schwankungen von Hängebrücken und ähnlichen Verbindungen. Mit Abbild. — Beschreibung einer von Hrn. Dupré in Paris erfundenen Maschine zur Fabrication der Metallkapseln, welcher man sich an den Weinflaschen anstatt des Peches bedient. Mit Abbild. — Auszug aus

dem Berichte des Hrn. Amédée Durand über die Blechscheeren und Schneideisen des Hrn. Gouet, in Thernes bei Paris. — Thompsons Verbesserungen an den Schibssern für Haus- und Zimmerthüren, Schiebladen, Kasten u. dgl. Mit Abbild. — Nachtrag zu dem Patente, welches Hr. Charles Wye Williams von Liverpool am 26 Julius 1838 auf Verbesserungen in der Zubereitung des Torfes nahm. Mit Abbild. — Ueber das Trocknen der Baumwollenzeuge in geheizten Trocknenstuben; von Hrn. Achille Penot. Mit Abbild. — Vergleichende Versuche über das Trocknen der Baumwollenzeuge in geheizten Hängen und auf Dampf-cylindern; von Hrn. Royer. — Bericht des Hrn. Payen über die von Hrn. Brosson betriebene Fabrication von gesättigtem kohlensaurem Natron (Natron-Bicarbonat). Mit Abbild. — Dyars und Hemmings Verfahren zur Fabrication von kohlensaurem Natron. — Ueber einige Amalgame. Von M. A. Damour. — Ueber die chemische Zusammensetzung und die Eigenschaften des Geschützmetalles. Von R. F. Marchand. — Ueber den Zustand, in welchem der Indigo in den Blättern des Farbeknöterigs (Polygonum tinctorium) enthalten ist. Von Robiquet. — Miscellen. — Verzeichniß der vom 30 Mai bis 25 Julius 1839 in England ertheilten Patente. — Geschwindigkeit der Fahrten auf der Great-Western-Eisenbahn. — Treviranus' Kreiselpumpe. — Ueber eine das Schwungrad ersetzende Vorrichtung. — Pierens Kaffee- und Theekannen aus Englisch-Metall. — Wisters Verbesserungen im Einreiben von Stöpseln. — W. Johnsons Methode, die Stärke des Schmiedeisens und Stahles zu erhöhen. — Verbrennung des Rauches in den Oefen der Dampfmaschinen. — Dons Apparat zum Trocknen des Getreides und zum Backen von Brod. — Die Papiertapetenfabrik der HH. Evans u. Comp. — Ueber die Zündhölzchen-Fabrik der Mad. Merckel in Paris. — Hancocks Methode, erhaben und vertieft gemusterte Oberflächen zu erzeugen. — Benützung des Magnetismus zum Drucken. — Ueber eine neue Art von Druck, Cerographie genannt. — Einiges über die in Paris gebräuchlichen Verfälschungen der Kuhmilch. — Zahl der Canäle und Eisenbahnen im Staate New-York.

* * *

Von diesem gemeinnützigsten und wohlfeilsten Journal Deutschlands erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 30—36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

☞ Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1r bis 18r Jahrgang zu 168 Rthlrn. oder 288 fl. anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1838 sind fortwährend einzeln zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

---

[548] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Leischners Zauberkunst

aller Zeiten und Nationen, namentlich des ägyptischen Alterthums und des 19ten Jahrhunderts. Enthaltend die enthüllten Geheimnisse der ägyptischen Wahrsager, der Orakel, der Bauchrednerei, Telegraphie, Cartomancie in 280 ausgewählt schönen, belustigenden und belehrenden Kunststücken aus der Physik, Chemie, Optik, Mathematik, Arithmetik und Experimentirkunst. Nach Philadelphia, Bosco, Petorelli, Comte und Anderen. Mit 1 Titelkupfer und 111 Abbildungen. 5te mit vielen Kunststücken verm. Aufl. 12. geh. 1 fl. 21 kr.

Wenn es zur Empfehlung nicht genug seyn sollte, daß dieses interessante Büchlein in 6 Jahren 5 neue Auflagen erlebt hat, für den theilen wir von 19 ohne Ausnahme sehr rühmenden Recensionen nur die zwei neuesten mit, indem wir uns jedes eignen Zusatzes enthalten: Abendzeitung 1838 vom 21 Juli: „So täuschend in der Regel die Titel gerade solcher Bücher sind, so macht gegenwärtiges doch davon eine rühmliche Ausnahme. Es eignet sich zur lehrreichen und angenehmen Unterhaltung recht sehr, gibt vieles Neue, oft Ueberraschende, und dabei doch leicht Ausführbare und zeichnet sich durch Vollständigkeit vor mehrern ähnlichen Werken aus. So sey denn den Freunden dieser Belustigungen das hübsche Büchlein bestens empfohlen.“ — Das Mitternachtsbl. 1839. Nr. 34 sagt: „Allen, die nur sehen wollen, hat Leischner dasjenige, was sie abergläubisch genug für Hexerei hielten, so anschaulich zu machen verstanden, daß es kein Schleier mehr deckt. Selbst der umsichtige Lehrer wird einen glücklichen Griff thun, wenn er diese veröffentlichte Zauberkunst zu den vielen Experimenten zu benutzen weiß, um seinen physikalischen Unterricht zu würzen. In langen Winterabenden wird auch der Familienvater keine schläfrigen Gesichter sehen, wenn er vermöge dieser reichen Auswahl belustigender und belehrender Kunststücke die Langeweile verscheuchen will. Das heirathslustige Mädchen aber und die eifersüchtige Gattin und wer sonst noch einen Wunsch auf dem Herzen hat, dessen Erfüllung er vor der Zeit wissen möchte, findet in der deutlichen Angabe zum Kartenschlagen Gelegenheit in Menge, sich zu erfreuen. Da auch die Abbildungen recht nett sind, und der Preis sehr gering ist, so kann dieses Buch mit Recht preiswürdig und werthvoll genannt werden.“

---

[652] Bei Ed. Heynemann in Halle ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Italien

wie es mir erschienen ist.

Von

A. G. Eberhard.

2 Bände in 8. broch. 2 Rthlr. = 3 fl. Conv.-M. = 3 fl. 36 kr. rhein.

Diese neueste Schrift des rühmlichst bekannten Verfassers — das Resultat scharfer unparteiischer Beobachtung und geistreicher Kritik — reihet sich den früheren Erzeugnissen desselben würdig an, und dürfte wohl als Beitrag zur richtigen Beurtheilung Italiens, so wie als interessante Unterhaltungslektüre, gleiche Empfehlung verdienen.

Für angemessene äußere Ausstattung hat der Verleger bestens Sorge getragen.

---

[669] Bei C. L. Fritzsche in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Gesichte,

Christlich-prophetische

Gesänge

von

Moritz Alexander Zille.

8. broch. Preis 15 Gr.

№ 282.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 25. November 1839.

— Ein Dampf vom Acheron
Steigt von der Nacht uralten Töchtern auf;
In seinen Wolkenkreisen wälzet sich
Die ewige Betrachtung des Gescheh'nen
Verwirrend um des Schuld'gen Haupt umher.

Goethe.

Der Gang um Mitternacht.

(Schluß.)

„In der Nacht des fünfzehnten Novembers trieb es mich in's Freie. Ich ging dort unter den Weiden am Bache, wo Sie mich getroffen haben. Ich wollte allein seyn, nicht einmal meine Tochter mochte ich um mich leiden. Ich befand mich in einem Zustand, von dem Sie sich keinen Begriff machen können. Ein paar Schritte war ich auf und ab gegangen, als ich eine Gestalt auf mich zukommen sah. Der Nebel hinderte mich, sie zu erkennen; ich wollte ausweichen, aber der Unbekannte stand schon vor mir. Es war der Alte. Er mochte aus ähnlichen Gründen, wie ich, die Einsamkeit suchen; vielleicht trieb ihn auch ein seltsames Vorhaben in diese verlassene Gegend. Er hielt ein Kästchen unter'm Arm, das er mir zu verbergen strebte. Ich grüßte und fragte gleichgültig, was er da habe. Er lachte in seiner höhnenden Weise und antwortete: „Dukaten." Wir wollten an einander vorbeigehen; in dem Augenblicke stieß er mich unsanft und rief dabei: „Aus dem Wege!" Ich blieb stehen, wollte etwas erwidern, that es aber nicht. „Nur weiter!" rief er, „oder wollt Ihr etwa zusehen, wo ich meinen Schatz begrabe, um ihn gleich hinter meinem Rücken wieder auszugraben?" Ich zitterte am ganzen Leibe, allein ich schwieg. Es war eine gottverlassene Stunde. Eilige Flucht hätte mich allein noch retten können; aber es war, als hielte mich der Boden mit eisernen Klammern. „Nun!" rief der Alte mit gräßlichem Hohn, „nun! fort, sag ich — Bettler!"

Kaum waren diese Worte über seine Lippen, als er auch, von meiner Faust getroffen, am Boden lag. Im nächsten Moment hatte ich den Kasten ergriffen und schmetterte ihn auf das Haupt des Liegenden. Er stieß einen kreischenden Laut aus. Die scharfe, eisenbeschlagene Ecke des Kastens hatte seine Schläfe getroffen, Blut befleckte sein Kleid — ich hatte einen Mord begangen. Dieses wurde ich inne, als ich das Blut sah. Mein fürchterlicher Schauder, den ich von Kindheit an beim Anblick von Blut empfand, kam über mich, und ein Entsetzen, ein Todesschreck lähmte meine Glieder. Ich lehnte mich an den nächsten Baum und kämpfte mit Besinnungslosigkeit; da schreckten mich plötzlich Schritte auf, die in der Entfernung ertönten. Sie kamen näher. Ich begriff, daß mein Frevel entdeckt werden mußte, wenn ich nicht schnell mich ermannte. Mit Aufbietung aller Kräfte hob ich mein Opfer in die Höhe, faßte ihn unter dem Arm und ging mit ihm, oder ich schleppte ihn vielmehr einige Schritte weiter, indem ich dadurch die uns Begegnenden glauben machte, wir gehen neben

einander her. Der Alte war noch nicht todt; während er sich auf mich lehnte, kämpfte er den Todeskampf, und sein gräßliches Stöhnen drang geradezu in mein Ohr. Ich weiß nicht, war es Traum meiner erschütterten Einbildungskraft, war es die Stimme des Sterbenden selbst; aber ich hörte deutlich die Worte: „Gut, gut! so wollen wir noch manchen Spaziergang in der Nacht machen!" Als die Gefahr, entdeckt zu werden, vorüber war, brachte ich die Leiche in's Schloß. Meine Tochter wurde Mitwissende, und unsern vereinten Bestrebungen gelang es, den Tod einige Tage zu verheimlichen und später ihn unter glaubwürdigen Umständen bekannt werden zu lassen. Der Alte war apoplektischen Zufällen ausgesezt, und es konnte sein plözliches Ende eben nicht auffallend seyn.

Mein armes Kind überlebte die schwarze That nicht lange. Auf ihrer jungen reinen Seele haftete zu schmerzlich ein solches Erinnern. Ich blieb standhaft; aber meine Strafe war mir zugetheilt. Nachts zur Zeit des Vollmonds treibt es mich immer mit unwiderstehlicher Gewalt hinaus in jene einsame Gegend, und da geschieht mir, was ich nicht erklären kann und nicht deuten will: ich will es Krankheit nennen. Gibt es doch Fälle, wo eine zerrüttete Einbildungskraft Aehnliches erfahren und sehen läßt. Kann nicht die Gestalt, die ich deutlich sehe, die mit ihren Blutspuren mich besudelt, die sich sterbend auf mich lehnt und deren bekannte Züge mich Todespein ausstehen lassen, kann das nicht Alles nur Bild und Traum seyn? Ja, es ist nichts anderes — es darf nichts anderes seyn! O ich bin unendlich elend!"

Ich breche hier kurz ab und lasse mich nicht auf die weitläufigen Untersuchungen und Zweifel ein, die wir gegen einander austauschten, um die nächtliche Erscheinung zu deuten. Sie sey als düsteres Nachtbild dahingestellt. Es gibt für jedes Verbrechen eine strafende Nemesis; ob es ihr aber gestattet ist, ein solch gräßliches Gewand anzulegen, ob sie nur, hinter Traum und Schatten sich verbergend, diese Gestalten lugt, dieses zu unterscheiden, wird dem eifrigsten Forscher ewig unmöglich bleiben.

Nie werde ich aber jene Novembernacht, wo mir zum ersten Mal eine unheimliche Macht nahe trat, vergessen.

Erster Ausflug in die Welt. — Das Lager von Boulogne.

(Fortsezung.)

Ich unterbrach seinen Gesang durch die Bemerkung, daß wir, wenn auch glücklich gelandet, am feindlichen Ufer die Heeresmacht Großbritanniens zu bekämpfen haben würden. „C'est pour le chat," erwiderte er und zog den Argus (ein Pariser Blatt) aus der Tasche, der sich über das Aufgebot der englischen Freiwilligen in französischer Weise lustig machte und erzählte, wie viele Unglücksfälle durch ihre Ungeschicklichkeit beim Exerzieren jedesmal vorfielen. „Siehst du, Kamerad," fuhr er fort, „dieses englische Krämervolk weiß nicht mit dem Gewehr umzugehen. Der Eine läßt den Ladstock im Lauf. Puff! fliegt er hinaus; jezt lade wieder! Ein Anderer stopft drei, vier Patronen hinein, ohne ein einziges Mal losgeschossen zu haben. Puff! da plazt das Gewehr. Nun kommen wir, marschieren auf: Feu de peloton! Feu de bataillon! Feu de regiment! Puff! Paff! En avant! Croisez les bajonnettes! Die Tambours schlagen Charge, und die englischen Boutiquiers stieben auseinander wie Spreu vor dem Winde. Nous voilà à Londres!"

Inzwischen war die Fluth gestiegen und wir hatten uns in die Batterie zurückgezogen. Ein frischer Wind wehte, und als ich in die wogende See hinaus blickte, hatte sich der Rumpf der feindlichen Schiffe mit weißen Segeln bedeckt. „Voilà vos chiens d'Anglais!" sagte ich lachend zu meinem Collegen. „Vraiment!" erwiderte er ruhig, „ils profitent do la maréo. Wir haben todte Fluth. — He da, Kinder!" rief er seinen Kanonieren zu, „macht den Rost fertig; wir wollen ihnen unsere Kugeln ganz glühendheiß eingeben." Zwei Fregatten nahten mit vollen Segeln, hinter ihnen erhob sich ein Dreidecker majestätisch aus den Wellen und folgte in gemessener Entfernung ihrem Lauf. Vor ihnen her floh mit dem Winde, wie Taucherenten vor dem hochhalsigen Schwan, eine Schaar Fischerbarken und wachehabender Penischen. In der Batterie war es mäuschenstill und man sprach nur durch Zeichen. Als die Fregatten mit dem Winde umlegten, um der Batterie eine ihrer Seitenwände zuzukehren, sahen die Kanoniere ihren Befehlshaber erwartungsvoll an. Er strich sich den Schnurrbart und murmelte zwischen den Zähnen: „Cela ne presse pas." Jezt hüllte sich die Seitenwand der feindlichen Schiffe in Rauch, aber nur wenige Kugeln erreichten das Ufer. Die Batterie schwieg. Der Feind fuhr fort, volle Lagen zu geben, und kam dem Ufer immer näher. Seine Kugeln schlugen in und neben der Batterie ein. Die Kanoniere an den Stücken schnitten Grimassen, als ob sie vor Ungeduld zerplatzen wollten. Dee alte Sergeant lächelte mit lustiger Miene. Die Stücke waren gerichtet, die brennende Lunte zur Hand, es fehlte nur noch an dem verhängnißvollen Worte Feuer! Plözlich ertönte der Donner des Geschüzes von einer auf einem Vorsprung der Küste liegenden, aber ziemlich entfernten Batterie. „Oh! Oh!" riefen die Kanoniere verächtlich, „que veulent ils là bas!" Zum allgemeinen Eestaunen aber schlugen die Kugeln

jener Batterie in und neben die feindlichen Schiffe ein, und der alte Kriegsmann, jetzt das Geheimniß enthüllend, rief triumphirend aus: „Ils y ont mis secrètement de fameuses corilevunes! C'est-ce que vous ne saviez pas vous autres." Nun fing auch unsere Batterie an tüchtig zu feuern; eine dritte folgte. Als der Vordermast einer der Fregatten mit Segeln und Takelwerk über Bord fiel, erhob sich ein allgemeines Jubelgeschrei; die feindlichen Schiffe entfernten sich vom Ufer und allmählig schwieg das Feuer.

Wenn ich diesen Auftritt etwas ausführlich geschildert habe, so geschah es weniger um des Gegenstands selbst willen, als um im Vorbeigehen eine Charakteristik französischer Soldateska zu geben.

Die Scene war neu für mich; in der Folge wurde sie mir fast alltäglich. Es war mehr ein Schauspiel, als ein ernstliches Gefecht. Von Zeit zu Zeit legten sich, von der Fluth begünstigt, die feindlichen Schiffe unsern Batterien gegenüber und eröffneten ein Feuer, wo von beiden Seiten viel Pulver verplazt, aber kein dem Aufwand entsprechender Schaden angerichtet wurde. Es schien, als ob beide Theile das Bedürfniß fühlten, die Monotonie dieses Küstenlebens durch eine kleine kriegerische Aufregung zu unterbrechen, wobei freilich die Initiative immer in der Hand der Engländer lag.

Die Kanalflotte bestand aus Plattschiffen; die kleinsten derselben führten auf dem Vorderdeck einen Vierundzwanzigpfünder; die Kanonierschaluppen hatten eine Jagdkanone von gleichem Kaliber und auf jedem Bord einen Zwölfpfünder; die größten Fahrzeuge der Kanalflotte waren Prahmen, welche zwölf bis sechzehn Kanonen führten. Die gewöhnliche Bemannung bestand aus fünf bis sechzehn Matrosen und zwanzig bis fünfzig Soldaten. Für eine solche Anzahl war der Raum schon sehr eng. Bei der projektirten Landung in England aber sollte jedes dieser Fahrzeuge, neben den Landkanonen und ihren Laffetten, noch 100 bis 200 Soldaten fassen; bei den damit gemachten Versuchen zeigte sich's, daß in diesem Falle auf dem Verdeck Kopf an Kopf stehen mußte. Hätte sich nun bei der Ueberfahrt ein Wind erhoben, der den englischen Kriegsschiffen zu manoeuvriren erlaubte, so würden sie, ohne einen Schuß zu thun, durch den bloßen Choc diese kleinen Fahrzeuge in den Grund gebohrt haben. Nichts destoweniger zweifelte der französische Soldat, dem Alles möglich scheint, keinen Augenblick an dem glücklichen Erfolge der Landung.

Eine andere Gefahr drohte den Schiffen im Hafen selbst — die des Verbrennens. Da der Hafen von Boulogne, so wie alle Häfen am Kanal, seicht ist und zur Ebbezeit kein Wasser hat, und da die Schiffe ihrer großen Zahl wegen Bord an Bord lagen, so hätte eine Feuersbrunst die ganze Flotille unfehlbar vernichtet. Deßwegen mußte die ganze Nacht über die halbe Mannschaft auf dem Verdeck Wache halten, um etwaigen Verrath zu vereiteln, während ein Gürtel von Wachschiffen auf der Rhede den Hafen umgab, um das Annähern feindlicher Brander zu hindern. Schauerlich tönte hier in der Dunkelheit der Nacht aus rauhen Kehlen von Schiff zu Schiff der eintönige Ruf: Bon quart! während links und rechts von der Anhöhe herab die Feuer der Küstenwache loderten und der Warnungsruf erschallte: „Sentinelle, prenez garde a vous!"

Bei günstiger Witterung lief ein Theil der Flotille aus und legte sich auf der Rhede vor Anker. Wenn stürmisches Wetter eintrat, pflegten die englischen Kreuzer die französische Küste zu verlassen, und wir kehrten in den Hafen von Boulogne zurück. Dieses Einlaufen war wegen der großen Zahl der Schiffe, welche sich beeilten, den Port zu gewinnen, und wegen der Enge des Hafeneinganges, häufig mit Gefahr verknüpft. Bei einer dieser Einfahrten erfuhr ich zum ersten Male die Gefahren eines drohenden Schiffbruchs. Die See, vom Winde gepeitscht, ging hohl; die Ordnung des Einlaufens wurde theils durch die natürliche Ungeduld der Schiffsbefehlshaber, theils durch die Wuth der entfesselten Elemente, welche das Manoeuvriren erschwerten, unterbrochen, und bald erblickte man nur noch ein Chaos von Schiffen, welche dem Hafen zueilten. Die Kais und Forts am Ufer waren mit Tausenden von Zuschauern bedeckt, welche im Gefühle behaglicher Sicherheit das gefährliche Schauspiel betrachteten. Als wir uns dem Hafen näherten, kamen wir in Gefahr, mit einer Kanonierschaluppe zusammenzustoßen, die, ihrer Bewegungen nicht Herr, im vollen Laufe daherschoß. Auf das laute, Wind und Wellen übertönende Commando: virez de bord! waren wir glücklich genug, dem Stoße auszuweichen; aber eben dieses Manoeuvre hatte uns aus dem Fahrwasser des Hafeneingangs gebracht, und wir nahmen mit Schrecken wahr, daß wir in furchtbarer Nähe auf die Brandung des rechten Hafenforts zutrieben. Alles erstarrte, noch eine Minute, und unser Schiff zerschellte an der Mauer des Forts. Vom Lande erhob sich aus tausend Kehlen ein Schrei des Entsetzens. In diesem Augenblicke sah ich einen Matrosen, todtbleich, nach dem Hinterdeck stürzen; er warf rasch den Anker aus, dieser fiel und faßte Grund, sonst waren wir verloren. Nun wogten wir mitten in der Brandung; wenn der Anker schleppte oder gar riß, so waren wir im nächsten Augenblick in den Wellen begraben. Wir setzten das Boot aus, um ein Tau an's Land zu bringen; aber die Wellen schleuderten es bald hoch hinauf bis zur Höhe unseres Mastkorbs, bald tief hinab bis zum Kiel des Schiffes; es tanzte wie eine Nußschaale auf den empörten Wogen und konnte sich nicht vom Schiffe entfernen.

Mehrere Boote liefen vom Hafen aus, um uns ein Tau zu bringen; aber wegen der furchtbaren Brandung mußten sie sich in gemessener Entfernung vom Schiffe halten, um nicht an dessen Seitenwänden zertrümmert zu werden. Auf dem Vordertheil dieser Nachen stand ein Matrose, das geringelte Tau in der Faust, um es mit kräftigem Arm an unsern Bord zu schleudern. Es war ein kläglicher Anblick, wie sich alle Hände darnach ausstreckten, es zu fassen. So oft es, zu kurz geworfen, in das Wasser fiel, erhob sich ein Jammerschrei auf dem Schiffe, der am Lande aus tausend Kehlen widerhallte. Inzwischen hatte man, an einem glücklichen Erfolg beinahe verzweifelnd, von den Forts die Korkschiffchen niedergelassen, als lezten Nothbehelf, um vielleicht einzelne Schiffbrüchige zu retten, wenn das Fahrzeug in Trümmer ginge. Sie wogten hin und her in den Wellen, und an der in der Mitte befestigten Stange flatterte die dreifarbige Fahne. Wir hatten die Oberkleider abgeworfen und standen, im Hemd und Beinkleidern, baarhäuptig und baarfüßig, auf dem Verdeck, um alsbald über Bord zu springen, so wie der Anker reißen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Triest, November.

(Schluß.)

Theater. Literarische Notizen.

Sehr verdienstvoll sind auch die Kunstleistungen des mit der Ungher auf unserer Bühne agirenden Tenors Moriani, welcher mit einer höchst lieblichen Stimme viel Bühnenkenntniß vereint, und des Bassisten Coselli, welcher besonders in der Donizettischen Oper „Marino Faliero" entzückte. — Außer dem Teatro grande sind jezt noch zwei andere Theater: das Teatro Mauroner und das Teatro filodramatico für's Schauspiel geöffnet. Drei Theater in Triest, und alle drei fleißig besucht! Wie es heißt, soll auf der Piazza dal ponte rosso ein neues Opernhaus gebaut werden, da das Teatro grande, welches nur 1500 Personen faßt, schon zu klein zu werden anfängt. — Nächstens eröffnet Herr Heinrich Favarger hier eine Buchhandlung im großen Maßstabe. Da er dadurch einem vielfach gefühlten Bedürfnisse abhilft, so ist dem Unternehmer ein sehr günstiges Horoscop zu stellen. — Der bekannte Dichter Heinrich Stieglitz war hier, und schiffte sich mit dem Dampfboote des Lloyd nach Dalmatien ein, von wo er einen Abstecher nach Montenegro machen wird. Ein längerer Aufenthalt in Istrien verschaffte ihm die Gelegenheit, die noch zu wenig gekannten Alterthümer in Pola und Aquileja genau kennen zu lernen, und er wird das Resultat seiner Forschungen nächstens diesen Blättern übergeben. Sonst sind wir hier ziemlich arm an städtischen Neuigkeiten. In Ermangelung derselben erlauben Sie mir, einige kurze Mittheilungen aus dem Gebiete der Literatur und Kunst in Italien zu machen. — Manzoni hat mit der Typographie Guglielmi und Radaelli in Mailand einen Kontrakt zur neuen Herausgabe seiner promessi sposi und der Colonna infame abgeschlossen. Beide Werke werden fünfhundert Holzschnitte zieren, welche von Künstlern in London und Paris angefertigt werden. — Der Baron Cosenza schrieb ein Drama, „Margherita Pusterla," welches auf den Bühnen zu Mailand, Pavia und Como mit dem größten Beifall aufgenommen wurde. — Giuseppe Sacchi gab einen Band Erzählungen heraus, unter dem Titel: Racconti morali e storici (moralische und historische Erzählungen). — Von Colleonis „Il milite romano" (der römische Soldat) ist jezt der fünfte und lezte Band erschienen. Das Werk ist sehr gediegen, und in Form und Diction vortrefflich zu nennen. — Der Dichter Cesare Perini wurde nach Oporto berufen, um vier Dramen zu schreiben, deren Stoff der Geschichte Portugals entlehnt ist. — Von Tommaseos „Sinonimi" erscheint eine verbesserte Auflage. — Von Volpi in Mailand ist ein Dizionario universale artistico (allgemeines artistisches Wörterbuch) angekündigt. Das Dizionario di Conversazione, eine Nachbildung unseres Conversationslexicons unter Leitung des berühmten Schriftstellers Carrer geht mit langsamen Schritten vorwärts. — In Mailand erscheint ein Panlessico in sechs Sprachen; in Florenz ein Dizionario biografico universale und in Bologna eine Uebersetzung von J. J. Rousseaus Dictionaire de la musique. — Von den neuen Zeitschriften in Mailand zeichnen sich durch werthvolle Aufsäze aus: Il politecnico und das juristische Journal la bilancia. — In Turin gibt Lissoni Laurents Geschichte Napoleons mit Zeichnungen von Vernet heraus. — Der Buchhändler Gallerini in Rom kündigt die Herausgabe sämmtlicher Werke des Dichters Angelo Maria Ricci an. — Campiglio hat einen historischen Roman Elena della Torre vollendet, und Monsignor Moroni besorgt nun sein Dizionario enciclopedico della vita pubblica e privata de pontefici. — Eine ehrenvolle Erwähnung verdient das in Wien von Dr. Bolza herausgegebene Journal Rivista viennese, das als Vermittler der deutschen und italienischen Literatur angesehen werden kann. Wir finden darin außer literarischen Aufsäzen werthvolle Uebersezungen in beiden Sprachen. Von den deutschen Mitarbeitern nenne ich unter Andern Streckfuß; am fleißigsten ist der Redakteur selbst, der sich dadurch ein unverkennbares Verdienst um beide Literaturen erwirbt.

Die Kunstnotizen überlasse ich dem Kunstblatt; daher nur noch Einiges von öffentlichen Arbeiten. — Erfreulich ist es zu hören, daß man in Sizilien anfängt, dem Straßenbau ernsthafte Aufmerksamkeit zu schenken, wodurch eine regelmäßige Postverbindung zwischen den Provinzen Messina, Catania und Salerno zu Stande kam. — In Neapel projektirt man ebenfalls wichtige Arbeiten; der königliche Palast wird restaurirt, der Molo vergrößert; die Eisenbahn zwischen Neapel und Castellamare nähert sich der Vollendung, und man gedenkt man mehrere Berge durch Hängebrücken zu verbinden. — Der Hafen von Livorno soll erweitert und zur bequemeren Aufnahme der Schiffe eingerichtet werden. — In der Romagna schreitet die Austrocknung der Sümpfe rasch vorwärts, eben so in der Lombardie, wodurch bedeutende Strecken für den Ackerbau zwischen dem Po und dem Tessin gewonnen worden sind. — Ein besonderes Augenmerk wird jezt auch in Italien, angeregt von dem Baron Cervais in Neapel, auf die Weinkultur gerichtet.

Beilage: Literaturblatt Nr. 120.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 283.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 26. November 1839.

— Guidez mon oeil dans ce brillant désert,
Labyrinthe de feux où le regard se perd.

Lamartine.

Die neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel.

Dargestellt von Dr. Nürnberger.

(Fortsetzung von Nr. 245.)

Wir haben in der vorangehenden Darstellung der neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel die endlich durch einen so glänzenden Erfolg belohnten langen Bemühungen zur Bestimmung der wahren Entfernung der Fixsterne von der Erde nur vorläufig und, um der Gesammtübersicht unseres Gegenstandes nicht zu schaden, im Allgemeinen darstellen können, müssen aber nunmehr darauf, als den wichtigsten Punkt unseres Vortrags, nochmals zurückkommen. Erst dann wird sich die ganze Schwierigkeit dieser Bestimmung und der Trennung des Resultates von den Miteinflüssen der Aberration und eigenen Bewegung der Fixsterne, gleichwie der eigentliche Grund des Fehlschlagens der vielen früheren Bemühungen auf eine wahrhaft lehrreiche und interessante Weise übersehen lassen.

Unter Parallare im weitläuftigsten Sinne versteht man bekanntlich den Unterschied der beiden optischen Orte eines Gegenstands, wenn derselbe von zwei verschiedenen Standpunkten aus betrachtet wird. In der Astronomie findet dieser Begriff eine doppelte Anwendung. Rücksichtlich der näheren Himmelskörper, z. B. des Mondes, der Planeten, deren Entfernung von der Erdkugel nur so groß ist, daß der Halbmesser der lezteren dagegen noch in Betracht kommt, versezt der Astronom einen Zuschauer in Gedanken in den Mittelpunkt der Erde, stellt sich den Ort, wo dieser das Gestirn sieht, als den wahren Ort desselben, und den, wo es ein zweiter Beobachter von der Oberfläche aus wahrnimmt, als den scheinbaren vor und nennt den Unterschied zwischen beiden die tägliche Parallare. Findet sich aber die Entfernung des Himmelskörpers, wie bei den Fixsternen, so groß, daß der Erdhalbmesser dagegen gleichsam verschwindet und eine größere Standlinie gewählt werden muß, so denkt man sich einen Zuschauer in der Sonne und einen zweiten in einem Punkte der Erdbahn und nennt die so zu ermittelnde Parallare, im Gegensatze der oben definirten „täglichen," die jährliche. Der Grund beider Benennungen ergibt sich somit von selbst. Man könnte zwar einwenden, daß uns weder eine Beobachtung aus dem Mittelpunkte der Erde, noch aus der Sonne möglich sey, und dies Alles demnach wie eine bloße Fiction erscheine; allein was die tägliche Parallare betrifft, so lassen sich Beobachtungen von zwei entfernten Orten der Erdoberfläche aus, durch Rechnung, auf den Mittelpunkt

der Erde zurückführen, und hinsichtlich der jährlichen Parallare haben wir schon früher gezeigt, daß dieselbe durch Beobachtungen an den beiden Endpunkten des Durchmessers der Erdbahn vertreten wird, welche die größte Veränderung, die der Ort eines Sterns im Laufe des Jahres erfährt, und damit offenbar das Doppelte der jährlichen Parallare, nach der eben beigebrachten Erklärung geben, so daß man also damit einen Werth erhält, dessen bloße Halbirung dasjenige gewährt, was man durch unmittelbare Beobachtung von der Sonne aus erlangen würde.

Unter den früheren Astronomen, die sich durch Anstrengungen zur Bestimmung der Firsternparallare, d. h. also des Winkels ausgezeichnet haben, den eine aus der Sonne und eine zweite aus einem Punkte der Erdbahn nach demselben Firsterne gedachte Standlinie an diesem Sterne einschließen würden, und woraus die Entfernung desselben von der Erde sogleich gefolgert werden kann, * steht der dem Namen nach von uns schon früher erwähnte Engländer Jakob Bradley obenan; und wir müssen seine Versuche besonders anführen, da er zwar nicht, was er suchte, nämlich nicht diese Parallare, dagegen aber die Aberration des Lichtes der Firsterne (oder vielmehr das Gesetz der Lichtabirrung überhaupt) fand, deren Einfluß, wie angeführt, so sorgfältig von der übrigen Ortsveränderung eines Sterns getrennt werden muß, um den Betrag der Parallare desselben unverfälscht zu erhalten.

Jakob Bradley, geboren 1692 zu Shireborn in England, hatte zu Orford Theologie studiert und bereits eine Pfarre erhalten, gab aber seine Stelle aus Neigung zur Astronomie auf und erwarb sich in dieser Wissenschaft schnell einen solchen Ruf, daß er schon 1721 Professor der Astronomie zu Orford wurde. Er machte hier die Bekanntschaft eines englischen Edelmanns, Molyneur, eines gleich eifrigen Liebhabers der Sternkunde, welcher in seinem Hause zu Kew, dem jetzigen königlichen Palast, ein sehr sorgfältig ausgestattetes Observatorium besaß, und sie verbanden sich zur Wiederaufnahme von Beobachtungen zur Bestimmung der Parallare der Firsterne, mit welchen sich schon einige Jahrzehnte früher ein anderer gelehrter Engländer, Robert Hooke, aber fruchtlos beschäftigt hatte. Diese Reihe von Beobachtungen ward von ihnen im December 1725 angefangen, und sie bedienten sich dabei eines, von dem großen englischen Künstler Graham verfertigten Sectors von 24 Fuß Halbmesser, dessen Gradbogen nur wenige Minuten des Kreises enthielt, so daß eine sehr große Genauigkeit der Resultate davon erwartet werden durfte. Zu ihrer außerordentlichen Verwunderung entdeckten sie aber damit zwar nicht die gesuchte Parallare, wohl aber eine andere, allen Firsternen, mit Modifikationen jedoch, welche aus deren verschiedenen Stellung hervorgehen, gemeinschaftliche, scheinbare Bewegung, bei deren Darstellung ich mich indeß, um die vollkommenste Deutlichkeit der Vorstellung in dieser schweren Materie zu bewirken, auf den einzigen Fall beschränke, wo sich der Stern mit der um die Sonne kreisenden Erde in derselben Ebene, also in der Ebene der Ekliptik selbst befindet.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Man findet nämlich durch eine leichte Rechnung, daß, wenn jener Winkel, den eine gerade Linie aus der Sonne nach einem Sterne mit einer solchen Linie aus einem Punkte der Erdbahn an diesem Sterne machen würde, eine Sekunde beträgt, die zugehörige Entfernung des Sterns von der Erde 206.260 Halbmesser der Erdbahn ist; beträgt der Winkel nur eine halbe Sekunde, so steigt die Entfernung auf 412.520, für $^{1}/_{10}$ Sekunde auf 2.062.600 Halbmesser der Erdbahn u. s. w. Diese Zahlen dürfen nur mit 20,000,000 multiplicirt werden, um die Entfernungen der Sterne in deutschen Meilen zu erhalten, indem der Halbmesser der Erdbahn etwa 20,000,000 solcher Meilen hält.

Erster Ausflug in die Welt. — Das Lager von Boulogne.

(Fortsetzung.)

Am Ufer herrschte bald lautlose Stille banger Erwartung, bald ertönte ein dumpfes, klägliches Geschrei, das, gleichsam unwillkührlich ausgestoßen, geisterhaft durch die Lüfte drang und als eine Art Grabgesang zu uns herüber schallte. In diesem Augenblicke fuhr ein großes Boot, mit zwölf kräftigen Ruderern bemannt, aus dem Hafen; sie saßen mit aufgestülpten Aermeln auf den Ruderbänken und regierten, Wind und Wellen zum Trotz, ihr Fahrzeug mit eben so großer Kraft als Geschicklichkeit. Vornen auf dem Bug stand ein athletischer Matrose, der Leib auf dem straff angesezten linken Fuße ruhend, der rechte vorgesezt, in der rechten Faust das geringelte Tau. Als sie in die Brandung des Schiffes kamen und ihr Nachen sich aus der Tiefe hob, gaben sie noch einen kräftigen Ruderschlag, der sie der Seitenwand näher brachte; im nämlichen Augenblicke bog der vorne stehende Matrose den Oberleib vorwärts, schwang den sehnigen Arm und warf das Tau mit solcher Kraft, daß es auf die Mitte unseres Verdecks fiel. Ein lauter Beifallruf erschallte vom Ufer, Alles wetteiferte, sich an das Tau zu spannen, und wir wurden im Triumph in den Hafen gezogen.

Napoleons Barake befand sich auf einer Anhöhe, von der man den Kanal überblicken konnte und die Küste von England vor sich sah. Sie war aus Brettern gebaut und konnte in Zeit von einer Stunde auf- und abgeschlagen werden. Sie bestand aus einem Arbeitszimmer, einem Speisezimmer und einem Schlafzimmer. Neben an war eine besondere Barake, die als Küche und Wohnung für die Dienerschaft diente. Der Raum war hier jedoch so beschränkt, daß bei guter Witterung, besonders wenn der Kaiser mehr Gäste, als gewöhnlich, geladen hatte, seine beiden Kuchenmeister — die sonderbarerweise **Rechaud** und **Fourneau** hießen — unter ihrer Leitung im Freien kochen ließen, wie die Soldaten des Lagers.

Ungefähr hundert Schritte von der des Kaisers entfernt war die Barake des Admirals Bruix und erhob sich der Seetelegraph, welcher die Zeichen gab, nach denen die Flotte manövrirte, wenn sie auf der Rhede lag. Etwas weiter hin lagen die Baraken des Marschalls Soult und des Seeministers Decrès. Von seinem Schlafzimmer aus konnte der Kaiser durch das Teleskop alle Manövers zur See beobachten und die Schiffe des englischen Blokadegeschwaders, so wie die brittische Küste deutlich erblicken. Die Grenadiere der Garde zu Fuß und zu Pferd hatten, gemeinschaftlich mit den Seeleuten der Garde, den Dienst im Hauptquartier.

Nicht weit von den Signalstangen des Seetelegraphen war eine furchtbare Batterie, tour d'Ordre genannt, aus sechs Mörsern, sechs Haubitzen und zwölf Vier-und-zwanzigpfündern bestehend. Diese sechs Mörser vom allergrößten Caliber erforderten eine Ladung von 45 Pfund Pulver und schossen eine Bombe von 600 Pfund auf mehr als eine Stunde weit in die See. Um diese furchtbaren Maschinen loszufeuern, welche die Kanoniere die Monstres nannten, bediente sich der Artillerist, der das Stück abfeuerte, einer zwölf Fuß langen Stange, legte sich beim Abfeuern mit dem Leibe fast bis auf die Erde, das Ohr mit der Schulter deckend, und erhob sich erst eine Weile, nachdem der Schuß losgegangen war. Napoleon wollte diese Batterie durch persönliches Losbrennen einweihen; er gab Feuer, der Schuß ging los, und alsbald sprang ihm das Blut aus den Ohren; er blieb zwei Tage fast ganz taub.

Vor dem Eingang des Hafens lagen einige hundert Schiffe dicht an einander vor Anker, und jede Nacht wurde er überdies durch eine ungeheure Kette geschlossen. Fünf starke Forts vertheidigten ihn, und die ganze Küste war mit Batterien von großem Kaliber bedeckt. Im Hintergrund des Hafens war eine kleine hölzerne Brücke, pont de service genannt, hinter welcher sich unermeßliche Magazine von Pulver und Patronen befanden. Auf dieser Brücke standen zwei Schildwachen; nach dem Zapfenstreich durfte Niemand mehr passiren, ohne der zweiten Schildwache das Losungswort zu geben, denn die erste Schildwache hielt Niemand an, ließ aber auch Niemand zurückpassiren. Wer das Losungswort nicht wußte oder vergessen hatte, mußte die Nacht auf der Brücke zubringen. Diese Vorsicht war wegen der Nähe des Pulverthurms sehr nöthig, denn ein einziger Funke hätte die Flotte, die Stadt und die beiden Lager in die Luft gesprengt, und fast täglich sezten die Engländer zur Nachtzeit Spionen und Brandstifter an das Land.

Eines Abends, gegen acht Uhr, in einer dunkeln Regennacht, ging im Kamin einer Restauration, rechts vom Hafen, Feuer aus. Die aufsteigende Flamme und der Rauch dieses Feuers, der durch die Masten der Flotille zog, erfüllten den Befehlshaber eines Postens auf der entgegengesezten Seite mit jähem Schrecken. Er verlor den Kopf und verbreitete die Nachricht, die Flotte stehe in Brand. Alsbald wurde Generalmarsch geschlagen, die Schreckenspost verbreitete sich mit reißender Schnelligkeit, die Truppen traten unter die Waffen, von allen Thürmen ertönte die Sturmglocke, die Lärmkanonen wurden gelöst, Verwirrung und Schrecken rings umher. Die Stadt bot einen furchtbaren Anblick dar: heulende Weiber, Kinder auf ihren Armen, stürzten wie wahnsinnig durch die Straßen, ohne zu wissen wohin, Männer trugen ihre besten Habseligkeiten auf dem Rücken, Alles drängte sich in den Gassen, und das tausendfache Geschrei stieg gen Himmel: „Wir sind verloren! Wir werden in die Luft gesprengt!" Erst nach geraumer Zeit überzeugte man sich, daß es ein blinder Lärm sey, und Alle kehrten ruhig in ihre Wohnungen zurück. Inzwischen hatte dieser Vorfall eine verdoppelte Wachsamkeit der Polizei zur Folge, und wenige Tage darauf wurden drei englische Emissäre verhaftet und erschossen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, November.

Das projektirte Museum. Weinbau.

Bekanntlich wurde schon längst gerechte Klage darüber erhoben, daß dem köstlichen Schatze der hiesigen Gemäldegalerie ein in vieler Hinsicht ungünstiger Aufbewahrungsort zu Theil geworden. Seitdem zur Feuerung der Küchen und Oefen die Steinkohle mitangewendet wird, was früher, als die Bilder dahin gebracht wurden, noch nicht oder doch nur selten der Fall war, bringt der aus den Schornsteinen der ringsum befindlichen Häusermasse aufsteigende schwarze

Qualm von allen Seiten verderblich auf sie ein. Noch weit schlimmer aber setzt ihnen ein Uebel zu, das vom Anfang an bestanden hat, aber je länger es dauert, desto gefährlicher wird: es ist dies die höchst angreifende Glut der Mittagssonne, welcher sie bloßgestellt sind, ein Uebel, welches nach einiger Zeit sie gänzlich zerstören müßte. Mancher andern widrigen Umstände nicht zu gedenken, verdient doch noch mitangeführt zu werden, daß eine große Zahl der Gemälde in sehr schlechtem Lichte hängt, wodurch der Genuß derselben sehr beeinträchtigt wird. Der hiesigen Kunstakademie mußte wohl eine baldige Abhülfe besonders am Herzen liegen; daher wurde die Angelegenheit von dem erst unlängst errichteten akademischen Rathe in Erwägung gezogen, bei welcher unser für alles Nützliche und Zweckmäßige rastlos und mit größter Aufopferung thätige Staatsminister von Lindenau den Vorsitz führt. Der König, dessen lebendigster Theilnahme und nachdrücklichster Beförderung sich alles Schöne und Gute zu erfreuen hat, als demselben die Ergebnisse vorgelegt worden, berief sofort den akademischen Rath zu sich, um die Meinung der einzelnen Mitglieder über den Gegenstand zu vernehmen, die zwar über die Nothwendigkeit eines geeigneteren Ortes für die Gemäldesammlung sich vereinigten, aber über die Wahl des Ortes drei verschiedene Ansichten hegten. Ein Theil derselben schlug vor, daß ein mit dem Namen Museum zu bezeichnendes großartiges Gebäude, welches auch wohl, nach Befinden, die Antikensammlung und die Gypsabgüsse in sich aufnehmen könnte, auf einer Wiese in Neustadt am Elbufer errichtet werden möchte. Ein anderer Theil sprach den Wunsch aus, dieses Gebäude auf der Bürgerwiese nahe bei dem Dohnaischen Schlage, und noch ein anderer, solches auf das freie Feld, zwischen den, im gemeinen Leben noch immer nach dem Namen des verewigten Königs Anton genannten Garten und den großen Garten verlegt zu sehen. In Verfolg dieser Berathung und der für die drei Vorschläge dargelegten besondern Gründe, wurden vielfache fernere Erörterungen angestellt. Wenn aber auch die mancherlei dabei aufgestoßenen, erheblichen Schwierigkeiten und nothwendig zu nehmenden Rücksichten die Entscheidung über die Wahl des Ortes noch verzögerten, so ist doch die baldigste, für ganz dringend erachtete Abhülfe fest beschlossen. — Dabei ist aber freilich auch in Frage gestellt worden, ob nicht durch eine Umformung des seitherigen Lokals der beabsichtigte Zweck, wenigstens in der Hauptsache, ebenfalls zu erreichen seyn möchte, und wie jetzt die Sachen stehen, wäre es wohl möglich, daß diese einen großen Kostenaufwand ersparende Veränderung des alten Gebäudes das Uebergewicht über jene drei Vorschläge davon trüge. Hiedurch würde allerdings die Hoffnung, welche die Kunstfreunde sich auf ein grandioses architektonisches Werk machen konnten, zu Grunde gehen.

Seitdem die Kultur der Rebe immer rationeller betrieben wird, ist der Werth des bei uns wachsenden Weines fortdauernd höher gestiegen. Aber wie sehr man auch neuerlich darauf sieht, unter den zahllosen Traubensorten die zu unserem Klima am besten passenden auszuwählen, so macht doch der für den Wein etwas zu knapp zugemessene, dabei mit winterlichen Tagen häufig verfälschte Sommer sehr oft einen gewaltigen Strich selbst durch die anscheinend richtigste Rechnung der spekulirenden Weinbauer. Beinahe den ganzen verflossenen Sommer hatte man in Hinsicht des Gedeihens der Traube mehr als jemals zwischen Furcht und Hoffnung geschwankt. Das ungewöhnlich verspätete Wiederanstreben der Rebe im Frühjahr war schon ein mächtiges Bedenken gegen den guten Erfolg der künftigen Weinlese. Und dann, als das aufknospende Blatt der Hoffnung der Weinbergbesitzer kaum wieder einigen Raum vergönnt hatte, sollte ein eingetretener starker Frost nicht nur alle Trauben, sondern sogar die ganzen Stöcke getödtet haben. Zum Glücke war es, wie gewöhnlich, lange nicht so schlimm gewesen. Dann aber stellten sich in den schönen Sommertagen Gewitter ein, deren Hagel abermals alles vernichtet haben sollte. Einzelne Weinberge hatte er auch wirklich hart betroffen. Je weiter aber der Sommer mit einer fast beispiellosen Fruchtbarkeit heraufrückte, desto wunderbarer erholten sich die Traubenspätlinge. Die Beeren wuchsen zusehends, und allenthalben standen Propheten auf, welche den Mund von der künftigen Weinlese nicht voll genug nehmen zu können glaubten. Viele davon standen in der Ueberzeugung, daß wenn der Meißner Wein vom Jahre 1834 auch kein Burgunder zu nennen sey, er diesen doch eher übertreffen als ihm nachstehen werde. Aber solche an sich schon zum Erstaunen sanguinische Prophezeihungen wurden bereits im Laufe des Augusts so gut wie zu Schanden. Die Wärme schien der Natur mit einem Male ganz ausgehen zu wollen, und man fand sich zuletzt zu dem Zweifel veranlaßt, ob wohl der diesjährige Rebensaft es bis zur Qualität eines leidlichen Essigs möchte bringen können? Doch mit dem Monat September kam ein noch wunderbarerer Umschwung in die Sache. Der zweifelhaft gewesene künftige Essig gestaltete sich offenbar als ein bereits so gut wie fertiger trinkbarer Wein. Und als nun gar das köstliche Wetter des Septembers bis tief in den Oktober hinein dauerte, so fragten die früher ausgepfiffenen Propheten: ob sie denn etwa nicht Recht gehabt hätten? Es ist aber mit dem Rechthaben in dieser Angelegenheit, nun das Resultat wirklich vorliegt, ein ganz eigenes Ding. Denn widersprechender als die Berichte davon kann nicht leicht etwas ausfallen. Nach der Aussage manches Weinbergbesitzers soll der diesjährige Most wenigstens einen 1834er Wein verheißen. Andere hingegen setzen ihn weit, weit tiefer hinab. Auch in Hinsicht auf Quantität gibt sich hier ungemeine Zufriedenheit kund, während dort einzig Klagen darüber zu vernehmen sind. Großentheils mag wohl die auffallende Verschiedenheit des Urtheils über die Güte des Mosts von der besseren oder schlechteren Lage der Weinberge abhängen, und in der Regel jeder mit dem erhaltenen Quantum wohl zufrieden seyn, dessen Reben weder vom Frost, noch vom Hagel gelitten haben. — Als Beweis, daß die Fabrik moussirender Weine in der Niederlößnitz den früher erlittenen Verlust durch den erfolgten Zusammensturz des neuerbauten Hauses glücklich überstanden hat, dürfte wohl die Fortdauer und Zunahme ihrer Thätigkeit gelten. Auch im jetzigen Jahr sind ihr reife Trauben aus der ganzen hiesigen Gegend in großen Quantitäten zugeführt und von ihr, allerdings erst nach genauer Untersuchung ihrer guten Beschaffenheit, erkauft worden. Der Preis soll vier Thaler für den Centner gewesen seyn. Man rühmt der Fabrikation dieses Weines eine große Vervollkommnung nach, weßhalb solcher auch immer stärkeren Vertrieb, hauptsächlich nach nordischen Gegenden findet. Nebenher behauptet sich übrigens in hiesiger Stadt der Schaumwein vom Neckar in der bereits gewonnenen Gunst und soll sich eines sehr starken Absatzes erfreuen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 95.

№ 284.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 27. November 1839.

— Do but think,
You stand upon the rivage, and behold
A city on the inconstant billows dancing;
For so appears this fleet majestical. —
— And the nimble gunner
With linstock now the develish cannon touches,
And down goes all before them.

Shakespeare.
Henry V.

Erster Ausflug in die Welt. — Das Lager von Boulogne.

(Fortsetzung.)

Im Juli 1804 war Napoleon nach Boulogne gekommen. Nelson, der das englische Blokadegeschwader befehligte, hatte von seinem Admiralschiff aus den Kaiser mit seinem Generalstab wahrgenommen, als er längs dem Ufer die Lager beritt. Plötzlich, um drei Uhr Nachmittags, ließ sich ein furchtbarer Kanonendonner hören. Der brittische Admiral hatte die auf der Rhede liegende Abtheilung der Flotille mit seinem Admiralschiff, vier Fregatten, mehreren Briggs, Bombarden und Brandern angegriffen. Die französischen Schiffe und die Landbatterien antworteten lebhaft auf das feindliche Feuer, und bald war die Kanonade furchtbar und allgemein. Die fünfhundert Feuerschlünde der französischen Schiffe, die Landbatterien, das Feuer des englischen Geschwaders machten einen so betäubenden Lärm, daß man nur mit Mühe einander hören und verstehen konnte. Auch sehen konnte man sich kaum, weil der Seewind den Rauch gegen das Ufer trieb. Man fühlte den Erdboden unter seinen Füßen zittern und der Himmel erschien nur als ein dichter, rothblauer Nebel. Das Treffen dauerte bis spät in die Nacht und bot ein eben so furchtbares als anziehendes Schauspiel dar. Die sich nach allen Richtungen kreuzenden Bomben und Handlitzen bildeten in der Dunkelheit der Nacht über dem Hafen und der Stadt gleichsam einen ungeheuern Feuerbogen. Der unaufhörliche Donner dieser zahlreichen Artillerie, welchen die Echos der jähen Abhänge der Meeresküste zurückwarfen, machte einen so betäubenden Lärm, daß keine Feder ihn zu beschreiben vermag. Nachdem Nelson sich vergeblich angestrengt hatte, die Linie der französischen Flotille zu durchbrechen, zog er sich Nachts um eilf Uhr zurück.

Gleich beim ersten Allarm hatte sich Napoleon in eine Barke geworfen und mitten unter dem Kugelregen die französische Schiffslinie durchfahren. Der Admiral Bruir war mit ihm. Der Kaiser wollte das Fort Croi umfahren. Der Admiral stellte ihm in ehrerbietigen Ausdrücken die Unklugheit und Gefahr dieses Unternehmens vor. Napoleon schien nicht auf ihn zu hören und sagte zu den Matrosen seiner Garde, die das Fahrzeug ruderten: „Vorwärts! Gerade aus, sage ich euch!" — „Sire!" fuhr der Admiral fort, „was wird es uns nützen, das Fort zu umfahren? Wir haben nichts davon als feindliche Kugeln." Der Kaiser beharrte bei seinem Willen. Da streckte der Admiral seinen Kommandostab aus und verbot den Matrosen, dem Befehl Folge zu leisten. Zu gleicher Zeit sprach er, zu Napoleon gewendet: „Sire!

ich bin hier auf meinem Element. Die Seeleute stehen unter mir und haben nur meinen Befehlen zu gehorchen. Matrosen von der Garde," fügte er hinzu, „gehorcht eurem Admiral." Die Matrosen schwankten, da rief Bruix mit donnernder Stimme: „Ruder eingesetzt! und wessen Ruder ich nicht eingreifen sehe, den lasse ich auf der Stelle erschießen!" Das Boot flog wie ein Pfeil davon. Kaum hatte es zehn oder zwanzig Faden zurückgelegt, so wurde ein Schiff, das unklugerweise die Batterie Croi umfuhr, von den feindlichen Kugeln in Grund gebohrt; seine Flagge flatterte noch einen Augenblick über dem Gewässer, dann verschwand es in der Tiefe. „Nun, Sire?" rief Bruix und sah den Kaiser an. Napoleon pfiff einen Marsch und antwortete nicht. Von diesem Tage an hegte er einen heimlichen Groll gegen den Admiral.

An's Land gestiegen, begab sich Napoleon zu den Batterien an der Küste. Als er einen der Artilleristen seiner Garde, einen originellen Provençalen, mit dem er sich oft scherzhaft unterhielt, eifrig an seinem Stück beschäftigt sah, klopfte er ihm auf die Achsel und sagte: „Recht so, Pomayrol, ich sehe, du verstehst dich darauf." Der Artillerist wendete den Kopf, und als er den Kaiser erkannte, rief er in seinem provençalischen Dialekt vertraulich aus: „Tron de Diou! Sie sind es, Sire! Wie befinden Sie sich?" — „Sehr gut, und du, Freund? Du bist sehr beschäftigt, wie ich sehe." — „Bagasse! das will ich meinen, der Ofen brennt und die Kugeln glühen." Während dieser Worte richtete der Artillerist das Stück, der Schuß ging los und riß die Flagge einer feindlichen Brigg herab. „Rapp," sagte Napoleon, „gib dem guten Freund ein Zwanzigfrankenstück." Der General hatte nur einen doppelten Louisd'or bei sich, den er dem Kanonier gab. Ein zweiter Schuß desselben Artilleristen riß den großen Mast einer Fregatte in der Mitte entzwei. „Bravo!" rief Napoleon aus, „Rapp, gib diesem muntern Burschen da hundert Franken." — „Sire!" erwiderte der General, „ich habe kein Geld mehr." — „Wie! kein Geld mehr! Warum hast du mir diesen Morgen keines gefordert?" sagte der Kaiser ungeduldig und suchte dabei in allen seinen Taschen. — „Tron de Diou!" fiel der Artillerist gutmüthig ein; „Sire, werden Sie nicht böse auf diesen braven Mann. Ja, ich würde ihm lieber mein ganzes Leben lang borgen, bagasse!" — Der Kaiser, der in seinen Taschen nichts anderes gefunden hatte, reichte dem Kanonier seine goldene Tabaksdose und nöthigte ihn, der sich anfänglich sträubte, sie anzunehmen. Solche Anekdoten wurden sogleich im ganzen Lager bekannt und erhöhten den Enthusiasmus des Soldaten für Napoleon.

In diesem Seetreffen hatten sich die Soldaten von drei Infanterieregimentern, welche sich am Bord der Flotille befanden, sehr gut gehalten. Der Kaiser hielt Musterung über sie und belobte sie öffentlich. Am Abend dieser Musterung begaben sich Unteroffiziere und Soldaten dieser Regimenter in eine Kneipe, welche gewöhnlich blos die Grenadiere der alten Garde besuchten, um dort ihren Triumph zu feiern. Die alten Schnurrbärte nahmen sie freundlich auf; man fing an zu trinken und sprach von Feldzügen. Alles ging gut, bis einige junge Leute von Boulogne ein am nämlichen Tage improvisirtes Lied zu Ehren der gefeierten Infanterieregimenter zu singen begannen. Da die Soldaten von der Linie den Sängern nicht selbst Stillschweigen auflegten, erhob sich ein alter Grenadier von riesenhaftem Wuchs, Namens Morland, strich den Schnurrbart, schlug das Glas auf dem Tische zusammen und sagte: „Assez de romances de ce numéro là! So dürfen sich pékins et rolintintins de conscrits in Gesellschaft nicht betragen, wenn sie nicht eine Unterhaltung mit der mère Michel bekommen wollen." Jetzt wurde der Streit allgemein, man sagte sich Grobheiten, und das Ende des Zanks war die Bestellung auf ein Rendezvous für den nächsten Morgen in einem etwa eine Stunde von Boulogne entfernten Dorfe.

(Schluß folgt.)

Die neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel.

(Fortsetzung.)

Denken wir uns also einen solchen, in der erweiterten Ebene der Erdbahn stehenden Stern, und erinnern uns aus dem früheren Vortrage daran, daß dieser Stern wegen seiner beinahe unermeßlichen Entfernung dem mit der Erde um die Sonne kreisenden Beobachter, abgesehen von der täglichen Rotation, beständig im nämlichen Zenithabstande bleiben mußte, da, wie angeführt, selbst die von den beiden Endpunkten der großen Axe der Bahn ausgehenden Gesichtslinien, trotz ihrer gegenseitigen Entfernung von 40 Millionen Meilen, parallel mit einander erscheinen. Diesen Stern nun fanden unsere Beobachter an den Stellen der Bahn, an welchen die Erde gerade auf denselben losgeht, auch in der That da, wo er stehen mußte; wo aber die Richtung der Erdbewegung mit der Gesichtslinie nach dem Sterne rechte Winkel macht, zeigte sich der Stern 20 Sekunden vorgerückt, und zwar immer in jener ersteren Richtung, also in der einen Hälfte der Bahn um 20 Sekunden **rechts**, in der andern um 20 Sekunden **links**, so daß der Stern hiernach während eines Jahres eine ganze Linie von 40 Bogensekunden

durchlief. — Dies ist der Vorgang der Aberration in Bezug auf einen Himmelskörper, welcher sich in der beschriebenen Stellung gegen die Erde befindet. Gegenwärtig sind die Gründe der Erscheinung bekannt, und ich werde dieselben sogleich an einem sehr sinnlichen Beispiele erläutern. Denkt man sich aber jene ersten Beobachter, die die Ursache durch das mühsamste Nachdenken und Vergleichen erst entdecken sollten, so wird begreiflich, daß das Forschen über das ganz zufällig Gefundene die Bemühung um die eigentlich gesuchte Parallaxe beeinträchtigte, und leztere Untersuchung daher den neueren Astronomen, Bessel und Struve, denen Bradley und Molyneux somit vorgearbeitet hatten, aufbehalten blieb.

Was nun die Ursache der Aberration betrifft, so diene, als gewähltes Beispiel der Erläuterung des Vorganges, ein Schiff, welches vor einer auf dasselbe feuernden Kanone vorbeisegelt und ihr dabei seine eine Seite so zukehrt, daß die Kugel perpendikular auf diese Wand des Schiffes trifft. Sie durchbohrt dieselbe, durchfliegt den Raum und trifft nun auch die zweite Wand; da das Schiff aber unterdeß im Segeln geblieben ist und die Kugel doch einige Zeit im Schiffsraum gebraucht hat, so wird das in der zweiten Wand gebohrte Loch mit dem ersten und der Kanonenmündung nicht mehr in derselben geraden Linie liegen, sondern die beide Oeffnungen verbindende gerade Linie wird verlängert mit jener ersteren vielmehr einen spizen Winkel machen und in der Richtung der Schiffsbewegung mehr vorwärts zeigen. Dies ist nun ganz ähnlich dem, was angegebenermaßen mit dem vom Fixsterne auf die Erdbahn treffenden Lichtstrahle und der in dieser Bahn dahin eilenden Erde vorgeht. Wenn sich leztere in der vom Sterne entfernteren Hälfte ihrer elliptischen Bahn befindet, so muß das Licht des Sterns, um bis zur Erde zu gelangen, erst noch das ganze Innere dieser Ellipse, also einen Raum von 40 Millionen Meilen Diameter durchlaufen, wozu es, nach Maßgabe seiner bekannten Geschwindigkeit, 16 Minuten braucht; in 16 Minuten legt aber die Erde in ihrer Bahn 40 Bogensekunden zurück, und dies sind gerade die 40 Sekunden, um welche, nach dem Obigen, der Stern dann überhaupt weiter links erblickt wird, als in der andern Hälfte der Bahn. Ich habe mich hier, des gewählten Beispiels wegen, so ausgedrückt; man könnte aber auch noch allgemeiner sagen: Bradley erhielt durch Vergleichung der Umstände, daß das Licht den Durchmesser der Erdbahn in derselben Zeit zurücklegt, in welcher die Erde in ihrer Bahn 40 Sekunden macht, den Maßstab der respektiven Geschwindigkeiten, mit denen die Erde und das Licht des Sterns auf ihren Wegen zusammenstoßen, als wodurch eben die mit dem Namen der Aberration belegte scheinbare Ortsverrückung der Himmelskörper bewirkt wird.

Dies wäre also eine Erklärung der, wie gesagt, mit Beziehung auf die individuelle Stellung des Sterns, sorgfältig zu berücksichtigenden Aberration, um die Parallaxe frei von diesem Miteinflusse zu erhalten. Außerdem aber bedarf es, wie oben bemerkt, einer nicht weniger sorgfältigen Beachtung der eigenen Bewegung des Sterns; es springt sogleich in die Augen, daß dieselbe mit der höchsten Genauigkeit von der scheinbaren Ortsveränderung der Parallaxe getrennt werden muß, wenn der ohnedies so sehr kleine Werth der lezteren Vertrauen verdienen soll.

Diese Erscheinung eigener Bewegung der Fixsterne ist, wie wir im Vorangehenden ausführlich nachgewiesen haben, eine kombinirte Folge wirklicher Ortsveränderungen der Sterne selbst im Himmelsraum, und des optischen Einflusses der Fortrückung unseres ganzen Sonnensystems zwischen den übrigen Fixsternen. Unter den vielen Sternen, bei denen eine solche eigene Bewegung merklich wird, zeichnen sich Arcturus, d im Eridan, ganz besonders aber eben der von Bessel zu seinen Untersuchungen über die Fixsternparallaxe gewählte, schon auf Veranlassung des oben beigebrachten Resultates dieser Untersuchungen von uns namhaft gemachte Fixstern 61 des Schwans aus. Dies ist zwar nur ein kleiner, dem bloßen Auge kaum sichtbarer Stern; aber Bessel erklärte ihn (wie auch der Erfolg im Vergleich mit Struves ebenfalls oben beigebrachter Bestimmung der Parallaxe des doch viel helleren Sterns Wega in der Leier wirklich bestätiget hat), seiner so merklich werdenden eigenen Bewegung wegen, alsbald für einen der nächsten, indem ein Stern uns allerdings ein um so größeres Fortschreiten an der Himmelskugel zeigen muß, je kleiner seine Entfernung von der Erde ist. Diese Eigenbewegung, wie gesagt, die größte der an allen Fixsternen bis jezt beobachteten, beträgt jährlich 5,2 Sekunden, und die genaue Bekanntschaft damit begünstigte noch überdies die strengste Trennung im Resultate. Zugleich aber widerlegte Bessels Wahl und der Erfolg derselben das sonst noch immer gehegte Vorurtheil, als seyen die hellsten Fixsterne auch die uns am nächsten stehenden. Es ist bekannt, daß diese Meinung besonders vom Sirius (am Maule des Sternbildes großer Hund), in der That dem glänzendsten aller Fixsterne, unter den Weltweisen geherrscht,* und noch Kant, in seiner Naturgeschichte des Himmels, bewogen hat, diesen Stern als die große Centralsonne zu bezeichnen, um welche unser Sonnensystem sammt den übrigen, zu unserer Sichtbarkeit gelangenden Fixsternen, ihre Umläufe mache. Wirklich aber geben, wie wir auf diese Veranlassung auch noch näher zeigen

* Anmerkung. Besonders erklärt sich der berühmte holländische Astronom Huygens für diese Ansicht. R.

müssen, weder die scheinbare Größe, noch der sie bedingende Glanz der Fixsterne dazu einen hinreichenden Grund ab.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, November.

(Schluß.)

Die Kreuzthurmglocke. Theater. Nekrolog.

Merkwürdig war, daß während der fortdauernden Sommerwärme das im jezigen Jahre überhaupt recht beliebt gewesene Badeleben im Elbstrome während der ersten zwei Drittheile des Oktobers noch im vollen Gange blieb, und man doch schon am lezten Tage des genannten Monats die eigentliche Winterlust auf Schlitten versuchte. Nach einer Reihe immer kälter gewordener Tage war nämlich in der Nacht vor dem Reformationsfeste ein überaus dicker Schnee gefallen. Ganz unerhört aber ist es wohl zu nennen, daß im jezigen Jahre das Schlittenfahren der Weinernte voraneilen konnte; denn in vielen Weinbergen hingen am 31sten Oktober die Trauben noch am Stock.

Unserer Kreuzthurmglocke glückte es in der lezten Zeit, vielleicht zum ersten Male seit der von ihr angetretenen Funktion, der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit zu werden. Zu Herstellung möglichster Uebereinstimmung der hiesigen Stadtuhren hat man die Einrichtung getroffen, daß künftig allezeit Mittags um zwölf Uhr der erste Schlag der großen Glocke der Kreuzkirche pünktlich mit dem Eintritte der mittleren Zeit erfolgt. Allenthalben sprach sich das Für und Wider über die im Ganzen gewiß nüzliche Abänderung aus. Das hauptsächlichste Dawider erzeugte der Umstand, daß die Glocken der drei öffentlichen Hauptuhren, die früher einzeln, eine nach der andern geschlagen hatten, nunmehr diese Ordnung nicht mehr beibehalten, sondern Schloß- und Kreuzthurmuhr jezt zusammen schlagen, wodurch allerdings das wißbegierige Ohr zuweilen in Irrthum gerathen kann.

Obschon unsere Bühne seit der Rückkehr des Herrn Emil Devrient und des Fräuleins Bauer wieder zu ihrer ganzen Vollständigkeit gelangt ist, haben doch auch noch mehrere willkommene Gastspiele stattgefunden, wie das des Schauspielers Burmeister vom Hamburger Stadttheater, eines Sohnes unseres wackeren Veteranen dieses Namens, ferner des Sängers Sesselmann vom Theater zu Amsterdam, und der Sängerin Fräulein Marx, welche als Juliette in der Oper „die Capuleti und Montecchi" sich zweimal großen Beifall zu erwerben wußte. — Der Neuigkeiten gab es vier: eine komische Oper von Adam, „der Brauer von Preston." ein Lustspiel nach dem Französischen: „der Lückenbüßer," welches förmlich durchfiel; „Eugen Aram," ein Trauerspiel nach Bulwers Roman dieses Namens von Rellstab, und eine Oper von Auber: „der Schwur, oder die Falschmünzer." Wenn auch das Trauerspiel im Allgemeinen keine rauschende Theilnahme gefunden hat, so ist doch im dritten Akte der Darsteller der Hauptrolle, Emil Devrient, gerufen und mit ungemeinem Beifalle empfangen worden. Hiebei gedenke ich, daß die hiesigen Kunstfreunde schon seit einiger Zeit den Wunsch hegen, diesen ausgezeichneten Künstler baldmöglichst als „Richard Savage" auf hiesiger Bühne zu sehen, in welcher Rolle er unlängst, zufolge der löschpapierenen Posaunen zu Frankfurt a. M. großen Ruhm einerntete. Der Wunsch ist, seit dem in der Allgemeinen Zeitung vom 1sten November enthaltenen Berichte über die Aufführung des Guzkowschen Trauerspiels auf dem Stuttgarter Theater, bis zum lebendigsten Verlangen gesteigert worden. Es wird in dem Berichte gepriesen: das Stück sey spannend bis zu Ende, von Scene zu Scene, kühn in der Anlage, neu in den Effekten, frappant in der Lösung; ferner, es sey darin überall dramatisches Leben, nirgends Hemmung durch Schönrednerei, Flitterkram oder sogenannte poetische Schilderungen. Solche dramatische Werke aber sind es ja eben, nach denen wir lechzen. — Der Auberschen Oper habe ich weder selbst beigewohnt, noch auch bis jezt Gelegenheit gehabt, zuverlässige Kunde über die ihr wiederfahrene Theilnahme einzuziehen. — Die größten Triumphe auf der Bühne waren der Musik, in den immer gern vernommenen Opern Zauberflöte, Euryanthe, Fidelio, der Wasserträger, die Capuleti und Montecchi und die Hugenotten vorbehalten, wobei, mit Ausnahme der zuerst genannten, unsere Schröder-Devrient in längst anerkannter Meisterschaft als Sängerin und Schauspielerin mitwirkte. In wenigen Wochen sonach vier Neuigkeiten und so viele ältere Lieblinge auf der Bühne! Die Direktion scheint offenbar darauf auszugehen, den Malkontenten, denen es bekanntlich keine Bühne und kein Bühnenvorstand recht machen kann, die Mittel zur Verunglimpfung völlig abzuschneiden.

Einen ungewöhnlichen Antheil erregte der nach dreiwöchiger Krankheit erfolgte Tod des Schauspielers Weymar. Erst im 58sten Lebensjahre stehend, machte er schon durch sein wohlgeformtes kräftiges Aeußere einen recht günstigen Eindruck. Und die Herzensgüte, welche aus allen seinen Zügen und dem lebendigen Auge leuchtete, war, nach dem Urtheile aller ihn näher Kennenden nichts weniger als bloß angelernter, theatralischer Schein, sie wurzelte tief in seinem Innern. Dies, nebst einem mächtigen, klangvollen Organ, nahm für den Künstler, auch auf der Bühne, besonders ein. Helden- und andere würdige Charakterrollen waren das Fach, in dem er ein bedeutendes Talent immer mehr entwickelt hatte. Und als eine, an Schauspielern von Auszeichnung und Ruf gewiß nicht immer wahrzunehmende Eigenschaft ist vorzüglich auch die Bereitwilligkeit zu bemerken, mit der er jeder ihm übertragenen Rolle nach allen Kräften, selbst dann zu genügen strebte, wenn sie ihm keinen künstlerischen Erfolg zu verheißen schien, oder seiner Natur sonst nicht zusagte. Sogar die unbedeutendsten und widerwärtigsten übernahm er, und nie soll der Fall vorgekommen seyn, daß der nunmehr Verstorbene eine ihm zugesendete Rolle anzunehmen und darzustellen sich geweigert hätte. Ueberhaupt wird ihm ein, keineswegs allgemein gebräuchliches, besonderes Pflichtgefühl nachgerühmt, welches ihn oft, auch bei körperlichem Uebelbefinden, die ihm übertragene Rolle auszuführen bewog. Sein ganzer Charakter zeigte eine seltene Uebereinstimmung und Zuverlässigkeit, wie auf der Bühne, so auch im Leben. Das hiedurch gewonnene, allgemeine Wohlwollen offenbarte sich bei seiner Beerdigung. Die Zahl der dem Leichnam zur Ruhestätte Folgenden war groß. Nachrufe aus Freundesmunde erschollen am Grabeshügel, unter andern von dem würdigen Künstler Pauli, der dem Vollendeten auf der Bühne und im Leben nahe gestanden hatte, und dessen kurze, sinnvolle Würdigung des Wirkens Weymars auf die zahlreichen Zuhörer den tiefsten Eindruck hervorbrachte.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 44.

Mittwoch, 27. November 1839.

[686] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber

Gleichgewicht

und

Bewegung

gespannter

elastischer fester Körper.

Mit

einem Anhange

über die

Berechnung des Widerstandes und die vortheilhafteste Gestalt der Eisenbahnschienen.

Von

J. P. G. von Heim,

Königlich Würtembergischem Artillerie-Hauptmann.

Mit drei Steintafeln.

gr. 8. Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 Gr.

Die Nr. 7 und 8 des diesjährigen technischen Literaturblattes zum Gewerbeblatt für Sachsen fällt über diese Schrift folgendes Urtheil:

„Der Verfasser hat nebst den Anwendungen der „Lehre vom Gleichgewichte und der Bewegung elastischer „fester Körper auf die wichtigsten Theile der Maschinen„kunde vorzugsweise die wissenschaftliche Entwicklung „dieser Lehre im Auge gehabt. Diese Richtung seiner „Arbeit ist eine sehr verständige, — da die praktische „Bedeutsamkeit der gestellten Frage von Tage zu Tage „mehr hervortritt und ein verstärkteres Interesse gewinnt. „Vom höchsten wissenschaftlichen Standpunkte aus behan„delt der Verfasser ein Feld, welches zwar durch Ver„suche von vielen großen Ingenieuren, unter andern von „Rennie, Telford, bebaut worden ist, worauf es aber „noch sehr Vieles zu thun gibt. Wir können ihm das „Zeugniß geben, daß er nichts gespart hat, um seine „Sätze mathematisch zu begründen, und wünschen, daß „der reiche Stoff der Formeln für die Technik brauchbar „gemacht werden möge, um die Erscheinungen und Folgen „der Elasticität der Materialien in Bezug auf Bauwesen „und Maschinenbau beurtheilen zu können. Wir „empfehlen das Buch jedem mathematisch-wissenschaft„lichen Techniker.“

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[702] **Medicinische Schriften.**

Bei F. Rubach in Berlin so eben erschienen:

Analekten für die gesammte Staatsarzneikunde, oder auserlesene Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin und der medicinischen Polizei. 2tes Heft. 21 Gr.

Rösch, Dr. C., Ueber den Mißbrauch der geistigen Getränke, in Beziehung zur medicinischen Polizei und gerichtlichen Medicin. (Aus dem vorstehenden besonders abgedruckt.) 16 Gr.

---

[550] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der unerschöpfliche *Maitre de Plaisir*, oder die Kunst in allen Jahrezeiten im Freien und zu Hause, so wie an allen nur denkbaren Freudentagen die unterhaltendsten und belustigendsten Partbien anzuordnen. — Enthaltend: die besten Spiele, Lieder, Deklamir- und Kunststücke u. s. w. Ein unentbehrliches Haus- und Handbuch für alle lebensfrohe deutsche Familien. Siebente, mit neuen Spielen und Kunststücken sehr verm. Auflage. (Um mehrere Bogen vermehrt, aber im Preise nicht erhöht.) In eleg. Umschl. geh. 12. 1 fl. 48 kr.

Schon sieben Male neu erstanden,
Kehr' ich bei frohen Leuten ein
Und bring herbei aus allen Landen
Der Kurzweil viel zum Lustverein.
Wenn unter Hunderten nur Einer
In Tasch' und Kopf mich bei sich hat,
So wird aus langer Weile Keiner
Bei Spiel und Freuden satt und matt.
Wer mich in meinen jüngern Jahren.
Als Tonangeber schon benützt,
Den kann ich besser jetzt verwahren,
Damit sein Scherz und Witz recht blitzt.
Ein Spässemacher ohne Gleichen
Hat mich diesmal neu ausstaffirt
Und nun werd' ich Euch erst recht zeigen,
Wie Frohsinn die Gesellschaft ziert.
Fürwahr! Man braucht mich nur zu kaufen,
Um schnell ein witz'ger Kopf zu seyn!
Den, der mich weg hat, wird man taufen:
Den Lustigmacher nett und fein.

Ein Recensent im Berliner Figaro 1835 sagt: „Es ist gewiß keine leichte Aufgabe, eine zahlreiche muntere Gesellschaft ohne Kartenspiel und unausgesetzte Conversation so zu unterhalten, daß die Langeweile kein Terrain gewinnt, sondern daß Alles in ungetrübter Heiterkeit und fortwährender Regsamkeit verbleibt. Selbst einem noch so erfinderischen Kopfe werden die Ideen hierzu oft ausgehen. Das obengenannte Werkchen, das durch eine Reihe vorhergehender Auflagen seine Zweckmäßigkeit bereits hinreichend bewährt hat, wird hierbei als ein ganz vortreffliches Aushülfsmittel dienen, denn es enthält der Spiele und Belustigungen eine sehr große Anzahl und es möchte viel Zeit dazu gehören, um diesen großen Vorrath zu erschöpfen.“ — Der Recensent im Berliner Modenspiegel 1835. Nro. 32 sagt: „Dieses Büchlein hat nun 7 Auflagen erlebt und ist allemal sehr vermehrt und verbessert worden. Es empfiehlt sich vor allen ähnlichen Schriften durch eine große Mannichfaltigkeit. Langeweile kann unmöglich in einer Gesellschaft einreißen, die dieses Büchlein mit Sinn und Auswahl zu ihrem Führer macht. Somit erfüllt es seinen Zweck vollkommen.“

Für Zeitungsleser, Lesecabinete, Museen und Casinos.

[688] **Deutsche Vierteljahrs Schrift. 8. Heft.**

So eben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt:

Deutsche Vierteljahrs Schrift.

Oktober—December 1839.

Inhalt:

Das Salinenwesen in Deutschland vorzüglich in pyrotechnischer Beziehung. Von F. v. Alberti. — Zunftwesen und Gewerbefreiheit, mit Ansichten über Vermittelung, Uebergang und Reconstruction. — Ueber die Ursachen der Bewegung des Courses der Staatspapiere, über die Berechnung des Werthes derselben, und die beste Zeit und Art Staatspapiere zu kaufen und zu verkaufen. Von Dr. Fr. Schmidt. Nationalität und Kosmopolitismus. Von W. Menzel. — Beleuchtung des zwischen den deutschen Vereinsstaaten und den Niederlanden abgeschlossenen Handelsvertrags. Von H. F. Osiander. — Die Baukunst in Deutschland. — Zur Lösung der pädagogischen Aufgabe unserer Zeit. Von Dr. W. B. Mönnich. — Die gegenwärtige Krisis der Rechtsphilosophie in Deutschland. — Protestantismus und Kunst. — Aphorismen über englische, französische und deutsche Nationalverschiedenheiten. Von Grund. — Kurze Notizen.

Der Inhalt der drei ersten Quartalhefte des laufenden Jahrgangs oder Nr. 5, 6, 7 der ganzen Sammlung ist folgender:

V. Das deutsche Journalwesen. — Ueber den Germanismus in den Vereinigten Staaten. — Geistiges Leben und wissenschaftliches Treiben in Italien. — Ueber die Hochebene von Bogota. — Trostworte für Kleingläubige. — Frankreichs Handel mit dem Auslande, insbesondere mit Deutschland. — Germanische und romanische Naturbetrachtung. — Ueber die Lesevereine in Deutschland. — Ueber den Grund, das Wesen und die Grenzen des Rechtes der Erzeuger an den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft. — Die Holznoth. — Kurze Notizen.

VI. Die deutschen Universitäten. — Die schweizerische Nationalität. — Aphorismen über Forstwesen. — Leichenhäuser oder keine? — Ueber rhetorische Improvisation. — Das Unbefriedigende auf dem religiösen Standpunkt der Gegenwart. — Die Freiheiten und Beschränkungen des auswärtigen Handels. — Der Streit zwischen Moral und Geschmack. — Die Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte. — Die Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit. — Das Vaterland und die Kirche. — Aphorismen über englische, französische und deutsche Nationalverschiedenheiten. — Kurze Notizen.

VII. Ueber das industrielle Maschinenwesen der neuesten Zeit. — Ueber den öffentlichen Unterricht, besonders in gewerblicher Hinsicht. — Ueber die Städte in Deutschland und ihre Verfassungen. — Vom Geister- und Gespensterglauben in Deutschland. — Die Schulen der deutschen Rechtsgelehrten. — Zur Orientirung in den geistigen Richtungen und Strebungen in Deutschland. — Das Verhältniß der Künste zu der politischen Entwicklung der neuesten Zeit. — Ueber die Begründung der Sitten, Gebräuche und Manieren der Araber, Perser und Türken aus ihrer Religion. — Kurze Notizen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften ist 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 Gr.

Das erste Heft für 1840 erscheint Anfangs December und bitten wir daher uns die Bestellungen auf diesen neuen Jahrgang durch die betreffenden nächstgelegenen Buchhandlungen bald möglichst zukommen zu lassen.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[685] **Neue Musikalien,**

welche bei **B. Schott's** Söhne in Mainz erschienen sind.

Adam, Ouvert. a. d. Brauer v. Preston f. 2 Violinen. 54 kr.

Auber, Fav.-Stücke aus Fra Diavolo für Flöte mit Guit.-Begl. 48 kr.

— Ebenso f. Flöte allein. 24 kr.

Beethoven, gr. Trio f. 2 V. u. Viola. Op. 55. 2 fl.

Benedict, Fav. Stücke a. d. Zigeunerin Warnung für Flöte mit Guit.-Begl. 48 kr.

— Ebenso für eine Flöte. 24 kr.

Benedict, Ouvertüre a. dieser Oper f. 2 Flöten arr. 54 kr.
Benedict & Anton, gr. brill. Duo f. Pfte. u. Violine üb. Th. a. d. Postillon. 2 fl. 24 kr.
Benedict & Blagcore, conct. Duo f. Pfte. u. Viol. über Schott. Melod. 2 fl. 24 kr.
Bertini, brill. Duo f. Pfte. 4händig üb. Th. a. d. Feensee v. Auber. Op. 125. 2 fl.
Burgmüller, Récréations f. Pfte. üb. Fav.-Th. Op. 13. Liv. 1. 2. jedes 1 fl. 12 kr.
— La Poste. Walzer in Rondoform f. Pfte. Op. 23. 54 kr.
— Valse pastorale in Rondoform. f. Pfte. Op. 24. 54 kr.
Burgmüller & Lafont, 6 brill. Walzer von Herz für Pfte. u. Viol. conct. arr. 1 fl. 12 kr.
Döhler, 3 brill. Salon-Stücke f. Pfte. üb. Th. von Balfe, Helevy u. Donizetti. Op. 29. Nr. 1. 2. 3. jedes 1 fl. 12 kr.
Girschner, Vergiss mein nicht. Lied f. Tenorstimme m. Pfte. u. Violcll. oder f. Sopran m. Pfte. u. Cler. 42 kr.
Gomion, kleine leichte u. brill. Pentas. f. Pfte. üb. Th. a. Donizettis Liebestrank. Op. 48. 42 kr.
— 3 kleine leichte Rondo mit Fingersatz f. Pfte. Op. 52. 42 kr.
Gregoir, Melange f. Pfte. üb. Th. a. Sonnambula. 1 fl. 12 kr.
Hammer, Eleonoren-Walzer f. Pfte. 48 kr.
Herold, Fav.-Stücke a. Zempe f. Flöte m. Guit.-Begl. 48 kr.
— Ebenso f. eine Flöte. 24 kr.
Herz, H., Pianoforte-Schule, 7 Lieferungen. Subscriptionspreis 8 fl. 24 kr.
Kalliwoda, Der Abendstern für eine Singstimme mit Pfte. 18 kr.
— Das alte Lied f. eine Singst. mit Pfte. 27 kr.
— Heimweh f. Singst. m. Pfte. u. Horn-Begl. 42 kr.
Lemoine, Begatellen f. Pfte. a. Figurente v. Clepisson. 54 kr.
Kuffner, 49s u. 50s Potpourri f. Pfte. u. Flöte od. Viol. üb. Th. a. d. Zigeunerin Warnung. Op. 286 und 287. Nr. 1. 2. jedes 1 fl. 48 kr.
Kühmstedt, Gradused Pernassum oder Vorschule zu Seb. Bechs Clavier- u. Orgel-Compositionen. Op. 4. 1ste Lieferung. 48 kr.
Musard, Die Prinzessin von Granada. 2 Quadrillen f. Pfte. Nr. 1. 2. jede 36 kr.
Osborne, 2 Notturni f. Pfte. 27 kr.
Rinck, Neue Reihe von Studien für das Choralspiel 1s u. 2s Heft. Subscriptionspreis pr. Heft. 18 kr.
de Sire, Metitetions au Piano. Op. 12. 2 fl.
Spaeth, Alpenlied f. eine Singst. m. Pfte. u. Clar. 36 kr.

Textbuch zu der Zigeunerin Wernung, nach dem Engl. des Linley beerbeitet von Th. Hell, und neu bearbeitet von Gollmik. 12 kr.

In Stuttgart sind obige Musikalien bei G. A. Zumsteeg zu heben.

---

[672] So eben ist bei **Hinrichs** in Leipzig erschienen:

Bibliothek englischer Lustspieldichter. 2tes Bändchen: **Georg Farquhar's dramatische Werke,** deutsch bearbeitet und mit einem Vorworte von **Siegm. Frankenberg.** Inhalt: Das beständige Ehepaar. — Stutzerlist. **8. 1839. Velinpapier. 16 Bog. geh. 18 Gr.**

Das 1ste, vor 4 Monaten erschienene Bändchen enthält: **Sheridan's** Nebenbuhler und St. Patrickstag. 21 Gr.

Die Klage über den Mangel deutscher ächter Lustspiele hat mehrere geschickte Uebersetzer veranlaßt, die kernigen englischen Comödien möglichst treu zu übertragen. Bald sollen **Foote, Garrick, Sheridan-Knowles** u. A. in gleich guter Ausstattung erscheinen.

Jahreszeiten.

Eine Vierteljahrschrift, der Unterhaltung und der Besprechung von Zeitinteressen gewidmet. Unter Mitwirkung der ausgezeichnetsten Schriftsteller herausgegeben von **O. Marbach. Herbst 1839.** Mit Beiträgen von **L. Schefer, Henr. Hanke, R. Morning, Jachmann, Kahlert,** dem Herausgeber und einem ungenannten, aber dem deutschen Publikum wohlbekannten Dichter. **8.** Velinpapier in elegantem Umschlag. **1 Thlr. 8 Gr.**

Je später der **Herbst** eintrifft, desto früher soll der **Winter** kommen, um die Freunde der schönen Literatur zu erwärmen.

---

[677] Im Verlage der Voss'schen Buchhandlung in Berlin erschien:

Die

Menschwerdung Gottes

nach ihrer Möglichkeit,

Wirklichkeit und Nothwendigkeit.

Mit Rücksicht auf Strauss, Schaller und Göschel

von

J. Frauenstaedt.

8. geheftet. Preis ⅚ Thlr.

---

[657] In der **Liter.-artistischen Anstalt** der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in **München** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vermischte Schriften

von

Carl Ernst Jarke.

3ter Band.

Preis 3 Rthlr. oder 5 fl. rhein.

Inhalt: 1. Naturrecht und Geschichte. 2. Die Naturlehre des Staates. 3. Ueber die Entstehung des Staates durch die Natur. 4. Aphorismen über Naturrecht, positives Recht und Gesetzgebung. 5. Familie, Gesellschaft, Staat. 6. Die Legimität und ihre Gegner. 7. Die staatsbürgerliche Gleichheit. 8. Gleichheit der Rechte, Adel, privilegiete Stände. 9. Expropriationsgesetze. 10. Betrachtung über das Eigenthum. 11. Ueber den Ursprung des Erbrechtes. 12. Ist es jemals möglich den Egoismus des Privatrechts aufzuheben? 13. Kann der älteste Staats- und Rechtszustand der deutschen Völker zur Unterstützung der Lehre vom Socialcontrakt dienen? 14. Wie dachte das Mittelalter über die Volkssouveränität? 15. Die Ursprünge des modernen Constitutionalismus. 16. Das Königthum in Großbritannien. 17. Das landständische Wesen im achtzehnten Jahrhundert. 18. Merkwürdiges Urtheil über die landständische Verfassung. 19. Staatsrechtliche Erörterungen über Steuern und Steuerverfassung. 20. Die Freiheit in der Administration. 21. Betrachtungen über die Ursachen der ersten französischen Revolution. 22. Rückblicke auf die Geschichte der Restauration. 23. Aus der Geschichte der zweiten Restauration. 24. Die Restauration des Königthums durch die Freiheit. 25. Der öffentliche Unterricht in Frankreich und sein Verhältniß zur Verarmung des Landes. 26. Die politischen Fehler

der französischen Restauration. 27. Die Concessionen. 28. Aristokratie und Bürgerthum in Frankreich. 29. Fiévée und Bonoparte.

---

[663] **Zu Weihnachtsgeschenken**

eignen sich ganz besonders nachstehende, schön ausgestattete Jugendschriften:

Gumal und Lina.

Eine lehrreiche Erzählung zur Veredlung jugendlicher Herzen, von Karoline Reinhold.

Mit 16 colorirten Kupfern.

4. In fein lithographirten Umschlag schön gebunden. 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr.

Otto und Auguste,

oder der Segen einer weisen und frommen Erziehung. Ein Büchlein zur Belehrung und Unterhaltung für Kinder von sechs bis zehn Jahren. Von der Verfasserin der Festtage im Pfarrhause zu Kirchheim.

Mit 6 illum. Bildern, eleg. geb. 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Das Blümchen Wunderhold,

oder das enthüllte Geheimniß, wie Kinder beliebt und glücklich werden können. Eine Sammlung unterhaltender und belehrender Erzählungen von Karoline Reinhold.

Mit 15 colorirten Kupfern, schön geb. 14 Gr. od. 1 fl.

Das allerliebste Bilderbuch

für Knaben und Mädchen.

Eine reichhaltige Bildersammlung mit kurzer Erklärung in moralischen Versen.

gr. 8. schön geb. 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Die Handwerke und Künste

in 24 Bildern, mit Text von Ludwig Franz.

8. fein geb. 12 Gr. oder 48 kr.

Chur und Leipzig, im Nov. 1839.

Grubenmann'sche Buchhandlung.

---

[665] In der Unterzeichneten ist erschienen:

Correspondenzblatt

des

königl. würtemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XV. Jahrgang 1839. Erster Band. Drittes Heft.

Mit 1 Steintafel.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. oder 2 Rthlr.

Inhalt:

I. Aufsätze und Abhandlungen. 1) Ueber Kochöfen und Kochstuben. 2) Ueber eine neue vortheilhafte Methode, Bienenschwärme zu fassen. 3) Ueber Hopfenkultur. 4) Landwirthschaftliche Mittheilungen. 5) Ueber die verschiedenen Mittel, den Verheerungen der Insekten an Obstbäumen zu begegnen. 6) Ueber das Aufästen der Fichten. — II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise. 1) Auszüge aus den Protocollen der Centralstelle. a) Patentertheilungen. b) Beiträge zur Bibliothek. c) Beiträge zu den Sammlungen. 2) Bekanntmachung erloschener Patente. — III. Beiträge zur Vaterlandskunde. 1) Landwirthschaftliche Berichte über die Fruchtbarkeit des Jahres 1838. 2) Erwiederung auf die Aufsätze über das Güterarrondiren, besonders in Oberschwaben. — IV. Auszüge und Notizen. 1) Ueber den Stickstoffgehalt verschiedener Futterarten und deren Aequivalente. 2) Ueber das Färbevermögen verschiedener Krappsorten. — V. Literatur. Die Rindviehzucht Würtembergs, mit Vorschlägen zu deren weiterer Emporbringung, ein Beitrag zur landwirthschaftlichen Beschreibung des Königreichs, von A. v. Weckherlin, Ritter des Ordens der würtemb. Krone, Königl. Geh. Hofdomänenrath, Direktor des Königl. land- und forstwirthschaftlichen Instituts zu Hohenheim. — Meteorologische Tabellen aus Stuttgart 1839. Tab. V und VI. Mai und Juni.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[642] **Zu Neujahrs-Geschenken:**

Ausgewählte

Novellen und Dichtungen.

Von Heinrich Zschokke.

Vierte vollständige Original-Auflage in sechzehn Theilen auf weißem Papier à 5 Thlr. 8 Gr. oder 8 fl.

Ferner sind, dem Obigen sich anreihend, erschienen:

Genfer Novellen.

Nach dem Französischen von H. Zschokke.

Zwei Theile. 2 Thlr. oder 3 fl.

Auch diese vierte Auflage der Novellen, kaum im Druck vollendet, ist bald wieder vergriffen; der ungemein billige Preis für diese schöne beliebte Ausgabe mag allerdings auch viel zum raschen Abgang beitragen; man findet in allen guten Buchhandlungen vollständige Exemplare vorräthig.

H. R. Sauerländer, Verlags-Buchhandlung in Aarau.

---

[656] Bei Fr. Mauke in Jena ist so eben erschienen und in jeder Buchhandlung zu haben:

Die heilige Harfe.

Eine Sammlung christlicher Lieder zur häuslichen Erbauung

von

Dr. H. Döring.

Seitenstück

zu

Spitta's Psalter und Harfe.

8. elegant gebunden. Preis 16 Gr.

---

[671] Bei Eduard Anton in Halle ist so eben erschienen:

Elias, Wilh., Romantische Bilder der Gegenwart. Erster Theil: Söhne der Zeit. 8. $16\frac{1}{2}$ Bogen. Velinpap. geh. $1\frac{1}{3}$ Rthlr.

Leo, Dr. H., Lehrbuch der Universalgeschichte zum Gebrauche in höheren Unterrichtsanstalten. Vierter Band: Der Neueren Geschichte zweite Hälfte enthalten. gr. 8. 49 Bogen. $5\frac{1}{3}$ Rthlr.

№ 285.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 28. November 1839.

> Es gibt Leute, die am Ende auf der Erde gehen, wie wir andern, und doch die Sonne ausmessen, die Höhe der Luft, die Tiefe des Meeres und den Umfang der Erde ganz genau angeben, kurz mittelst Gott weiß welcher Zirkel, Dreiecke, Vierecke und Sphären den Himmel selbst wie ein Stück Feld aufnehmen.
>
> Lucian.
> Icaromenippus.

Die neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel.

(Fortsetzung.)

Was die, dem bloßen Auge erscheinende Größe der Fixsterne betrifft, so ist sie durchaus nur eine sinnliche Täuschung, da sich selbst die vermeint größten Fixsterne im Fernrohre immer kleiner, ja als untheilbare Punkte darstellen, je vollkommener das Instrument ist, ein Umstand, auf welchen wir unten zurückkommen werden; rücksichtlich ihres Glanzes aber ergibt sich beim geringsten Nachdenken, daß derselbe durch tausenderlei physische, von der Entfernung ganz unabhängige Bedingungen veranlaßt seyn kann, wie denn z. B. eine Gasflamme aus viel größerer Entfernung heller erscheinen wird, als eine so viel nähere Oelflamme von demselben Umfang.

Bessels Wahl des wenn gleich unansehnlichen Sterns 61 im Schwan zur Bestimmung einer Parallaxe, deren Auffindung für einen näheren Stern offenbar viel eher gehofft werden durfte, als für einen entfernteren, war also durch den von uns angegebenen triftigeren Grund viel besser motivirt, und wir wollen nunmehr versuchen, den Lesern einen deutlichen Begriff von dem Verfahren beizubringen, welches dieser vortreffliche Astronom zu seinen Ermittlungen anwendete.

Bilden wir uns demnach ein, wir durchschreiten auf einer Ebene eine große Ellipse, über deren Mittelpunkt (Durchschnittspunkt der großen und kleinen Axe), wie zur Erleichterung der Vorstellung zuerst angenommen werden mag, in hinreichender Höhe irgend ein Gegenstand, z. B. ein glänzender Punkt, schwebe, so würde uns dieser Gegenstand, nachdem wir immer andere Punkte unserer Ellipse beträten, auch immer in andern Punkten des Raumes über uns erscheinen; er würde, wie sich durch bloßes Nachdenken oder auch durch einen anzustellenden Versuch ergibt, eine ähnliche, nur in ihren Dimensionen kleinere Ellipse zu beschreiben scheinen. Hinge gerade über diesem ersten Gegenstande, aber in viel größerer Höhe, ein zweiter Gegenstand, so würde auch für letzteren dasselbe eintreten: er würde ebenfalls eine solche, nur wieder kleinere Ellipse zu durchlaufen scheinen, und man würde demnach die Abstände beider Gegenstände von einander in ihren respektiven Ellipsen allaugenblicklich messen können. Diese scheinbare Ortsveränderung der Gegenstände wäre aber offenbar eine Wirkung der Parallaxe, nämlich, nach der oben von uns gegebenen Erklärung, des Umstandes, daß die Gegenstände von verschiedenen Standpunkten aus betrachtet werden; und wenn wir nun die große Axe der durch den einen

oder den andern dieser beiden Gegenstände solchergestalt optisch beschriebenen Ellipsen von den Endpunkten der großen Axe unserer eigenen durchschrittenen Ellipse aus mäßen, so würden wir eben das erhalten, was wir oben als das Doppelte der „jährlichen Parallaxe“ bezeichnet haben, nämlich das Doppelte der optischen Ortsverschiedenheit, welche einträte, wenn der Gegenstand aus dem (beiläufigen) Mittelpunkte (aus der Sonne) und einem Umfangspunkte der Ellipse (der Erdbahn) betrachtet würde. Dies Alles muß einem Jeden, welcher unserm Vortrage nur einigermaßen gefolgt ist, vollkommen einleuchten.

In ganz ähnlicher Art nun verfuhr unser Bessel, nur mit der Modifikation, die daraus erwuchs, daß sein Stern 61 des Schwans nicht, wie in unserm Beispiele, gerade über dem Pole der Ekliptik, sondern in bedeutender Entfernung davon schwebte, wovon sich der Einfluß durch Rechnung beseitigen ließ, und daß Bessel nicht einen (den von uns über dem ersten hängend angenommenen zweiten Gegenstand), sondern vielmehr zwei sehr entfernte Vergleichungssterne wählte, um auch zwei von einander unabhängige Resultate zu erlangen, welche einander bestätigen oder verdächtigen könnten. Wie klein nämlich die jährliche Parallaxe dieser Sterne, d. h. also die halbe große Axe der von ihnen während eines Umlaufes der Erde um die Sonne beschriebenen scheinbaren Ellipsen auch immer seyn konnte, so mußten sich doch davon abhängige Veränderungen in den Abständen des Sterns 61 von den beiden Vergleichungssternen ergeben, und diese Abstandsveränderungen zwischen so untheilbar kleinen glänzenden Punkten, als die Fixsterne sind, mußten sich auf blauem Himmelsfelde mit der äußersten Präcision messen lassen. Nun waren die Resultate dieser Messungen, wie wir wiederholt bemerkt haben, durch weitere Rechnung auch noch erst von den Miteinflüssen der Aberration und Eigenbewegung zu befreien, deren genaue Kenntniß Bessel und Struve vor den früheren, mit derselben Untersuchung beschäftigten Astronomen voraus hatten, so daß sie bewerkstelligen konnten, was diesen, eben der Unkenntniß so wichtiger Umstände wegen, nicht hatte gelingen wollen.

Nachdem aber Bessel die erforderlichen Rechnungen wirklich ausgeführt hatte, so zeigten sich nunmehr, als reines Resultat, Veränderungen in den Abständen des Sterns 61 im Schwan von den beiden Vergleichungssternen, welche über eine wahrnehmbare jährliche Parallaxe jenes ersteren Sterns keine weitern Zweifel übrig ließen; auch war die Zahl von Beobachtungen solcher Abstandsveränderungen zu groß, als daß Bessel hätte fürchten dürfen, daß ihre Uebereinstimmung mit der Voraussetzung nur durch ihre eigenen zufälligen Unvollkommenheiten erzeugt seyn möchte. Es waren also solchergestalt unverkennbare Spuren der jährlichen Parallaxe des Fixsterns 61 im Schwan vorhanden; und indem Bessel dieselben geschickt verfolgte, so mußte er nunmehr zur Bestimmung dieser Fixsternparallaxe, des wichtigsten Elements der neueren Astronomie gelangen, welche Wissenschaft sich nicht mehr auf die Entfernungen in unserem Sonnensysteme beschränkt, sondern das ganze Universum auszumessen bestrebt ist.

(Schluß folgt.)

Erster Ausflug in die Welt. — Das Lager von Boulogne.

(Schluß.)

Ueber zweihundert Grenadiere der alten Garde begaben sich in einzelnen Truppen auf den bestimmten Wahlplatz, wo sie ungefähr eine gleiche Anzahl Soldaten von der Linie antrafen. Die besten Fechter beider Theile hatten sich eingefunden. Ohne weitere Erörterungen, ohne allen Lärm wählte sich Jeder einen Gegner, und nun schlugen sie sich eine Stunde lang in einzelnen Zweikämpfen mit einer Wuth, welche die Lautlosigkeit des Geschäfts noch furchtbarer machte. Morland, der bei seiner herkulischen Stärke einer der besten Fechtmeister war, streckte allein sieben Soldaten und einen jungen Menschen von Boulogne, der ihn persönlich beleidigt hatte, nach einander in den Sand. Man kann nicht sagen, wie weit diese abscheuliche Metzelei noch hätte gehen können, wenn nicht eine auf die Nachricht davon abgeschickte Reiterabtheilung durch eine Charge in bester Form ihr ein Ende gemacht hätte. Solche Zweikämpfe, einzeln und in Massen, waren in der französischen Armee etwas zu Gewöhnliches, als daß man sie streng hätte bestrafen können.

Im August 1804 vertheilte Napoleon an die Truppen die Kreuze des von ihm gestifteten Ordens der Ehrenlegion. Auf einer Anhöhe am Ufer des Meeres war ein Thron von grünem Rasen errichtet, um welchen rund herum etwa 80,000 Mann unter den Waffen standen. Napoleon, auf dem Thron sitzend, war von den Großoffizieren des Reichs, den Ministern, den Senatoren, den Generalen ꝛc. umgeben. Die durch Ehrenflinten und Ehrensäbel ausgezeichneten Militärpersonen erhielten statt derselben Kreuze der Ehrenlegion, welche Jeder aus der Hand des Kaisers selbst empfing. Während der Feierlichkeit lief die Flotte von Havre, etliche vierzig Segel stark, in den Hafen ein.

In der Muße des Lagers belustigten sich die Soldaten mit allerlei Spielen und Tänzen. Sie versammelten sich in Masse auf dem großen Rasen vor Napoleons Barake.

Da es den Tänzern an Tänzerinnen fehlte, übernahmen die jüngern Soldaten die Rolle der Frauenzimmer, schlugen ihre Rockärmel bis zum Ellenbogen hinauf, zogen ihre Halstücher aus, legten den Hemdkragen bis auf die Schultern herab, nahmen die Rockschöße zierlich zwischen den Daumen und Zeigefinger, machten kleine Schritte und senkten die Augen schamhaft zur Erde. Der Kaiser, der hinter den Jalousieladen zusah, belustigte sich sehr an diesen Tänzen und Spielen. Wenn der Zapfenstreich geschlagen wurde, zeigte er sich dann häufig am Fenster und wurde mit einem donnernden Vive l'Empereur begrüßt.

Die vornehme Welt des Lagers ergötzte sich in anderer Weise. Bälle, Konzerte, Theater waren die Tummelplätze, wo sie ihre müßigen Stunden, deren viele waren, tödtete. Die Gruppe, welche sich bei solchen Gelegenheiten um den Kaiser sammelte, strozte von Gold und Silber. Es war beinahe lächerlich, diese alten Generale der Republik in ihren mit Gold überzogenen Uniformen, gepudert und mit steifem Haarzopf zu sehen.

Vor seiner Abreise von Boulogne wollte Napoleon eine große Musterung über die Flotte halten. Er schickte daher durch den Adjutanten vom Dienst dem Admiral Bruix den Befehl zu, die Schiffe auf der Rhede in Linie aufzustellen. Der Admiral erwiderte dem Adjutanten trocken, die Revue könne heute nicht stattfinden. In der That blieben auch alle Schiffe vor Anker liegen. Der Kaiser war ausgeritten, und als er zurückkam, fragte er den dienstthuenden Adjutanten, ob Alles zur Musterung bereit sey. Dieser hinterbrachte ihm die Antwort des Admirals. Im höchsten Grade darüber erzürnt, ließ Napoleon den Admiral sogleich vor sich fordern. Als er erschien, warf ihm der Kaiser tödtende Blicke zu und fragte mit schneidender Stimme: „Herr Admiral, warum haben Sie den von mir ertheilten Befehl nicht vollziehen lassen?" — „Sire," erwiderte der erfahrene Seemann ehrerbietig, „weil ein furchtbarer Sturm im Anzug ist." In der That verkündete auch die drückende Luft und die gänzliche Windstille nur allzudeutlich das nahende Gewitter. Gleichwohl wiederholte Napoleon, den die Ruhe des Admirals noch mehr zu erbittern schien, mit zurückgehaltenem Ingrim: „Noch einmal frage ich Sie, warum sind meine Befehle nicht vollzogen worden?" — „Darum, Sire," erwiderte der Admiral unerschrocken, „weil ich nicht mein ganzes Leben lang mir den Tod wackerer Matrosen und Soldaten vorzuwerfen haben wollte." — „Herr," entgegnete Napoleon im höchsten Zorn, „wissen Sie nicht, daß die Folgen meiner Befehle bloß mich angehen? Zum letzten Mal, wollen Sie gehorchen oder nicht?" — „Nein, Sire, ich werde nicht gehorchen." Auf diese Worte hob der Kaiser, ganz außer sich, mit einer drohenden Bewegung die Reitpeitsche, die er noch in der Hand hatte. Der Admiral trat einen Schritt zurück, legte die Hand an sein Degengefäß und sagte, blaß vor Unwillen: „Sire! nehmen Sie sich in Acht. Sie werden weder mich noch Sie entehren wollen." Alle Umstehenden erbleichten. Napoleon warf die Reitpeitsche hinter sich über den Kopf weg, und alsbald entfernte der Admiral die Hand vom Degengefäß. Viele Personen waren Zeugen dieses Auftritts, der vor der kaiserlichen Barake stattfand. Die Folge davon war die Dienstentlassung des wackern Admirals.

Troz der Warnung bestand Napoleon auf seinem Kopf: die Flotte mußte die Anker lichten und sich auf der Rhede in Linie aufstellen. Kaum aber war sie unter Segel, so brach der Sturm los; der Donner krachte und unaufhörliche Blitze zuckten aus dem schwarzbehängten Himmel; die entfesselten Winde trieben die Schiffe nach allen Richtungen auseinander. Troz Sturm und Wind hörte man am Ufer das klägliche Geschrei der Schiffbrüchigen. Schweigend nahm Napoleon seinen Hut und stürzte hinaus. Am Ufer fand er eine bestürzte und unthätige Menge. Mehrere Schiffe waren an die Küste geworfen worden und das Jammergeschrei der Schiffbrüchigen ertönte laut und kläglich in die Ohren der am Ufer versammelten Menge. In diesem Augenblick soll der Kaiser in reumüthiger Verzweiflung ausgerufen haben: „O Bruix! Bruix! was habe ich gethan!" Doch ermannte er sich schnell und rief mit heftiger Stimme: „Ein Boot! geschwind ein Boot!" Keine Bewegung von irgend einer Seite, tiefe Stille. Der Kaiser wiederholte den Befehl. Da hörte man einzelne Stimmen der Seeleute: „Die See ist nicht fahrbar." Voll Unwillen erwiderte Napoleon: „Ah! Ah! ihr Herrn Seeleute, ihr fürchtet das Meer!" Alsbald ließ er eine Compagnie seiner Garde anrücken und in ein ungewöhnlich großes Boot steigen, das zwölf kräftige Ruderer führten. „In See! in See!" rief ihnen der Kaiser zu. Die Ruder griffen mächtig in die Wellen, aber das Element war stärker als die menschliche Kraft. Das Fahrzeug, von den Wogen zurückgetrieben, vermochte sich nicht vom Ufer zu entfernen. „Sire," sagte der Pilot, „die See ist nicht fahrbar." Napoleon kehrte in's Lager zurück. Am andern Morgen war die Küste mit Schiffstrümmern und Leichen bedeckt. — Als Gefangener auf St. Helena erinnerte sich Napoleon dieser Scene und sagte schmerzlich: „Armer Bruix! Ja, du hattest Recht, mich zu verwünschen. Wenn Alle, die mich umgaben, den nämlichen Freimuth bewiesen hätten, wäre ich vielleicht nicht hier. O, Bruix! Bruix! der Himmel hat dich gerächt!" Der Admiral Bruix war ein Jahr nach seiner Entlassung gestorben und hatte seinen Kindern kein anderes Erbtheil zurückgelassen, als das Andenken an seinen edlen Charakter und seine glorreichen Dienste.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Die Damen Rachel, Mars und Doze. L'école des journalistes.

Dmlle. Rachel kann noch immer nicht auftreten im Théâtre français, und daher muß sich dieses Theater meistens an's Lustspiel halten, welches ihm besser gelingt als das Trauerspiel. Unterdessen hat Cas. Delavigne ein Trauerspiel für die junge Schauspielerin geschrieben. Auch Lamartine, welcher bisher sich im dramatischen Fache nicht versucht hatte, schreibt ein Stück für sie, hat aber diese Arbeit, wie die Schauspielerin ihre Darstellungen, Krankheit halber unterbrechen müssen. Vielleicht hätte Lamartine nicht daran gedacht, ein Trauerspiel zu dichten, wenn Dmlle. Rachel nicht erschienen wäre und den Dichter begeistert hätte. Sie hat noch, ohne es zu wissen, eine ganz andere Wirkung hervorgebracht. Dmlle. Mars, welche die einzige vortreffliche Schauspielerin am Théâtre français war, ehe Dmlle. Rachel auftrat, sah sich durch den rauschenden Beifall, welchen das junge Mädchen erhielt, in ihrer Alleinherrschaft plötzlich bedroht. Seitdem hat sie keine Ruhe mehr, und sie, welche bisher nie eine Schülerin bilden, Niemanden Rath und Unterricht ertheilen, Niemanden ihre Rollen abtreten wollte, hat plötzlich ihren Sinn geändert, hat sich ein junges, schönes Mädchen mit vielen Anlagen auserseben, es vom Morgen bis zum Abend unterrichtet, ihm alle Kunstgriffe ihres Spieles beigebracht, ihm einige ihrer Lieblingsrollen abgetreten, und es endlich als ihre geliebte Schülerin vor dem Publikum produzirt, was denn eine große Sensation in Paris machte und den Saal des Théâtre français mit Neugierigen füllte. Die Debuts der Dmlle. Doze (so heißt die Lieblingsjüngerin der Dmlle. Mars) sind außerordentlich glänzend, zumal Dmlle. Mars in einigen Stücken neben ihr spielt, und man also Original und Kopie mit einander bequem vergleichen kann. Die, welche fürchteten, nach Dmlle. Mars Abtreten von der Bühne werde keine Schauspielerin ihre Nachfolgerin werden können, fangen an sich zu beruhigen. Dabei gibt es aber doch auch Zweifler und strenge Richter, welche in dem Spiele der Dmlle. Doze zwar eine getreue, fast sklavische Nachbildung des Spiels der Dmlle. Mars, aber keine Originalität, kein aus eigenem Gefühle, aus Reflexion entsprungenes Auffassen einer Rolle erkennen, und daher fürchten, es fehle der jungen Schauspielerin an Einsicht, an ästhetischem Gefühle. Da sie jedoch noch sehr jung ist, und sich erst mit der Bühne und mit dem Auftreten vor einem großen und strengen Publikum vertraut machen muß, so läßt sich hinsichtlich ihrer Originalität noch nichts Bestimmtes sagen. Dies aber läßt sich nicht verkennen, und ist auch in den Theaterkritiken angemerkt worden, daß Dmlle. Doze vielmehr das Spiel der jetzigen alten Dmlle. Mars, als das der ehemaligen reproduzirt. Zwischen beiden ist aber ein großer Unterschied. Obschon Dmlle. Mars eine solche Energie des Charakters besitzt, daß ihr das Alter nichts von ihrer Thätigkeit benimmt, und daß sie wahrscheinlich so lange aufzutreten gedenkt, als es ihr die körperlichen Kräfte verstatten, so können sich doch ihre wärmsten Anhänger nicht verhehlen, daß ihr das Alter immer mehr und mehr von ihrer Vortrefflichkeit benimmt, und daß manche Rollen, worin sie auftritt, mit ihren 60 Jahren sich gar nicht vertragen, so gern auch das gegen sie sehr nachsichtige Publikum sich täuschen lassen möchte. Keine Schauspielerin hat wie sie die Kunst besessen, im Anzuge jugendlich zu scheinen und im Spiele graziös und lebhaft zu bleiben; aber die 60 Jahre blicken jezt durch alle Kunst ihres Spiels hindurch und verleiden den Zuschauern den Genuß, welchen ihre Virtuosität noch immer gewährt. Man rieth ihr in den Tagblättern, an den Rückzug zu denken, und dem Publikum den traurigen Anblick der Hinfälligkeit ihres Talentes zu ersparen. Sie hat aber bisher auf diesen Rath nicht geachtet, und da das scenische Spiel ihr Lebenselement zu seyn scheint, so wird sie vermuthlich so lange fortfahren, bis es ihr das Publikum endlich deutlich und derb zu verstehen gibt, daß ihm die alte Schauspielerin nicht mehr behagt. Was sie besonders gegen Dmlle. Rachel aufgebracht haben soll, ist, daß diese, wenn sie spielt, eine Einnahme von vier bis sechstausend Franken bewirkt, sie, Dmlle. Mars, aber nur noch ein Drittel dieser Summe in die Theaterkasse bringen kann. Der Unterschied wird aber immer stärker werden, vorausgesezt, daß Dmlle. Rachel in ihrer Virtuosität steigt; schon deßhalb wäre es klug, wenn sich die Mars bei Zeiten zurückzöge. Indessen nun junge und alte Schauspielerinnen sich beeifern, dem schwer zu befriedigenden Pariser Publikum zu gefallen, und indessen die bedeutendsten der jezt lebenden Dichter Frankreichs neue dramatische Produkte vorbereiten, bleiben auch die Dichterinnen, besonders diejenigen nicht müßig, welche in der Gesellschaft den Ton angeben und schon durch frühere Werke bekannt sind. Madame Ancelot, welche bekanntlich so eifrig für's Theater arbeitet als ihr Mann, und deren Lustspiel Marie auf der Bühne des Théâtre français vor zwei Jahren mit großem Beifalle aufgenommen wurde, hat ein neues Lustspiel für dasselbe Theater geschrieben, und es bereits sowohl in ihrem eigenen Salon, in welchem sich einmal in der Woche ein glänzender Zirkel von Männern und Frauen zu versammeln pflegt, als auch in andern Salons vorgelesen, natürlich mit vielem Beifall. Eine Frau mit schönem Anstande und sehr angenehmem Vortrage macht immer Vergnügen, wenn sie gute Sachen vorliest. Auf der Bühne nimmt sich freilich manches ganz anders aus, als in solchen Verhältnissen, und daher entscheidet ein Salonsbeifall wenig. Mehr Aufsehen, als das Lustspiel der Madame Ancelot, hat das der Madame de Girardin erregt, welche neulich ihr Lustspiel: „l'Ecole des journalistes“ ebenfalls in einer großen Versammlung, und zwar in ihrem Salon vorgelesen oder vorgetragen hat; denn es war mehr als ein bloßes Vorlesen, es war ein fast dramatischer Vortrag. Madame de Girardin war bekanntlich sonst Dmlle. Delphine Gay, welche unter der Restauration so reizende und unschuldig-fromme Gedichte dichtete, wo dergleichen höhern Orts sehr gut angesehen und belohnt wurde. Seitdem aber Dmlle. Delphine die Frau des in so vielen Händeln und öffentlichen Angelegenheiten verwickelten Emile de Girardin geworden ist, hat sie auch die Andacht und Frömmigkeit ein wenig bei Seite gelegt, und ist als entschiedenerer, nicht mehr so anmuthiger Charakter aufgetreten. Ganz Paris weiß es, daß sie und ihre Mutter, die bekannte Sophie Gay, unter dem Namen Vicomte de Launay stecken, der wöchentlich unter den Feuilletons des Girardinschen Journals La Presse steht. Diese Feuilletons enthalten Uebersichten des öffentlichen Lebens und Treibens, und sind mehr oder weniger geistreich, mitunter auch etwas beißend und persiflirend. Die Feuilletons sind überhaupt das Anziehendste, was Girardins Journal zu bieten hat; er hat einige der beliebtesten Modeschriftsteller angeworben, und von diesen liefert jeder wöchentlich ein oder zwei Feuilletons, die zuweilen sehr barok sind, aber dem Publikum doch gefallen. Man lernt wenig daraus; aber man amüsirt sich eine Stunde lang damit, und das ist schon etwas für die Pariser, welche das Amüsement häufig als den höchsten Zweck ihrer Lektüre ansehen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 286.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 29. November 1839.

— Es sehn die grauen Reste
Scheu auf des sonn'gen Thales Blüthenfeste,
Wie wenn ein Greis gerieth in Kinderspiele,
Ein düstrer Eremit ins Tanzgewühle.

Anast. Grün.

Ein Ausflug in die Euganeen.

Von Heinrich Stieglitz.

Rua.

Da sieht man nun Rovigo und Padua und Venedig, und das Meer und die ganze Welt! — ruft freudestrahlenden Antlitzes, hinweisend auf den weiten, freien Umblick, mein Führer, der kleine, dunkeläugige Pierrino, als wir den morschen Thurm erstiegen hatten, der vom Berge Rua aus die Umgegend beherrscht; und ich gedachte bei seinem Ausruf der einfachen Alten, die in kindlicher Weltanschauung ebenfalls mit ihrem Horizont die Welt begrenzt sahen und dabei in ihrem Kreise so unendlich vollendeter waren, als die meisten der encyclopädischen Allwisser neuerer Zeit. Aber ich blickte auch umher und freute mich der schönen Gegenwart. Mitten aus dem Kettenkranze grünbewachsener Höhen, welche die Natur in vulkanischer Laune eines Jugendmorgens aus dieser unabsehbaren Gartenebene hervorgehen ließ, hebt sich Rua, keineswegs der höchste, aber unstreitig der schönstbewachsene seiner euganeischen Geschwister. Nicht sklavisch unterthan dem unumschränkten Beherrscher, wie dies bei dem benachbarten, bei weitem höheren Gipfel des Venda der Fall ist, sondern freundlich zugethan umlagern näher und ferner ihn die andern Bergkegel, durch Stellung und Bildung gewissermaßen Mehrer und Vollender seiner eigenen, die Aufmerksamkeit des Beschauers in Anspruch nehmenden Reize.

Der Weg von dem am nordöstlichen Abhange gelegenen Dörfchen Galzignano aufwärts zu dem reichbewachsenen Haupt des Rua führt durch einen ununterbrochenen Garten, nicht, wie unten im Thal, sorglich abgegrenzt und gelichtet, sondern im freien Ergehen seiner selbst. Man hat vollauf zu thun, wenn die verschlungenen Aeste der Maronen und der Wallnuß, die breiten Blätter des Feigenbaums, die üppig überhangenden Weinranken und Schlinggewächse im Suchen eines nähern, freilich dann auch um so steilern Fußsteigs hindern. Rechts und links wuchern Erdbeeren; dem Sucher raschelt neben der schlanken, hurtigen Lazerte nicht selten eine Viper unter der Hand hinweg, ihr goldig gekröntes Haupt im nächsten Laube bergend; so leicht verlezt sie jedoch keinen, der nicht gerade unvorsichtig sie berührt. *

* Die Viper bildet einen besondern Handelszweig in diesen Gegenden; sie wird von den Umwohnern fleißig gesammelt, nach Padua und von da nach Venedig geliefert, wo sie bei der Bereitung des Theriaks eine große Rolle spielen soll. Auch werden in Viperblut getauchte Schnüre vielfältig weithin versendet; es gelten solche als absonderliches Heilmittel gegen Hysterie und Krämpfe aller Art.

Ein dunkler Kranz von Pinien und Edeltannen, aus dem lichtern Grün des Wallnuß- und Maronengebüsches hervortauchend, bildet auf dem breiten Gipfel des Rua eine schattende Krone, deren ernster Reif die epheuumrankte Mauer des halbverfallenen Kamaldulenserklosters umzieht. * Der Eintritt in diese Schatten hat etwas Feierliches; es scheint der Ort von der Natur selbst zu stiller Betrachtung geweiht; Alles athmet Ruhe, Abgeschiedenheit und Frieden. Hinter diesen Mauern liegen einsam neben einander die verlassenen Zellen der Klosterbrüder, jede ein niedrig Häuschen für sich mit eigener Andachtskapelle und umzäuntem Gärtchen. Epheu, Wein und Feigen, üppig wuchernd, kränzen und gürten die Mauern dieser ausgestorbenen Einsiedelei. Am östlichen Ende steht das größere Haus, welches die Bibliothek des Klosters, die Wohnung des Priors, das gemeinsame Eigenthum enthielt; daran schließt sich die Kirche. Hier ist Alles leer und öde, zum Theil vermorscht; auch die schön gewölbten Keller bieten keine Erquickung mehr; aber köstliches Wasser enthält noch der inmitten des geräumigen Hofs befindliche tiefe Brunnen, und die alte Beata, die mit ihrem Manne in ärmlicher Wohnung das Custosamt verwaltet, hätte der Entschuldigung nicht bedurft, daß sie nichts Besseres bieten könne, als sie uns Dürstenden den krystallhellen Trunk reichte.

Das Innere der Kirche übt einen wahrhaft verstörenden Eindruck: nicht ihrer Leere und Oede willen; es gibt deren in und außerhalb Deutschlands viele, die noch in vollem Gebrauche, und dennoch bei weitem leerer sind als diese seit Decennien schon verlassene. Man vergegenwärtige sich, statt alles Weiteren, nur das Bethaus einer Pietistengemeinde in seiner gänzlichen Nacktheit. Fehlt diesem aber auch Alles, was den Menschensinn erfreut, so spricht doch aus dem Ganzen jener Friede, der dem Herzen Kunde gibt vom Bund des Himmels mit der Erde; und eben dieser Friede ist's, der aus den zerrissenen Mauern der Kirche auf dem Berge Rua seit lange schon entwichen scheint. Es ist, als sey die Gottheit aus dem ihr geweihten Heiligthum hinaus geflüchtet in die Schatten der freien Höhen und habe jenes feindlichen Dämonen zu eigen überlassen. Der Kirche Marmorboden durchweg geschmackvoll eingelegt, rings oben am Gesims in Stein gehauene Blumen- und Fruchtgewinde und schön geschnitztes Holzwerk, Säulen an den Thüren, zum Theil die Eingänge noch fest umrahmend, doch nirgends mehr die Spur von sorglicher Erhaltung. Im Hauptschiff liest man auf dem Zifferblatt der Uhr noch deutlich jede Zahl, der Zeiger aber fehlt; dort steht vereinsamt, seinem ursprünglichen Platz entrückt, der ausgehobene hohe Altarrahmen; da gähnt ein aufgerissenes Grab, der Leib herausgenommen, und nur noch Stücke zerfetzter Kleider hie und da am Boden neben abgebrochenen Engelsköpfchen, marmornen Flügeln, Füßen, Armen, gebrochenen Marmorsäulen, gestürzten Kapitälen. Inmitten dieser gräulichen Zerstörung hat eine schwarze Marmortafel sich erhalten mit der Inschrift: „Nicolao Pacyo episcopo Samogetarum, regni Poloniae senatori, benefactori munifico, brevem hanc sed diuturnam memoriam erexere, ne ubi ipse condi voluit, ibi ei nomen conderent. Obiit Patavii sexta die Sept. A. 1624 aetatis suae 54.“ — Diuturnam! — Auch die Stiegen, die hinan zum Thurme führen, sind morsch und werden, wenn nicht bald etwas zur Wiederherstellung geschieht, binnen Kurzem kaum mehr zu besteigen seyn. Aber droben angelangt, vergißt man jeden Eindruck von Zerstörung und Vergänglichkeit, so jugendfrisch breitet sich Alles rings umher vor den schwelgenden Blicken aus. Mit einem Male tauchte in einem Augenblicke magischer Beleuchtung Venedig aus der dunkelblauen Lagune empor, ein weißer Streif mit leis verschwimmenden Erhöhungen. Unwillkührlich trat mir vor die Seele, was südliche Wanderer von der Fata Morgana berichten. Man mochte sich gar nicht trennen von dem zauberischen Blick.

Endlich war es Zeit zum Aufbruch. Die Einladung Beatens zu einer Schüssel Erdbeeren führte noch einmal in die Custoswohnung, und die würzigen Früchte erlaubten gar nicht, in die Klage der Geberin einzustimmen, daß sie leider nicht einmal ein Ei anbieten könne, weil der Fuchs vor ein paar Nächten die Henne gefressen. Ihr Alter, der schon zur Blüthezeit des Klosters hier aus und ein gegangen war und sich nicht wenig darauf zu Gute that, daß er Papst Gregor XVI., der vor langen Jahren hier Mönch gewesen, von Angesicht zu Angesicht gesehen, konnte kein Ende finden im Rühmen der Unbescholtenheit und Güte der Klosterbrüder, und wie sie in der ganzen Umgegend verehrt gewesen um ihres wohlthätigen Sinnes willen. „Ja, ja,“ schloß er kopfschüttelnd, „so frißt die Zeit Alles auf, was gut ist, und nur das Schlimme bleibt übrig und gedeiht.“ Der kleine Pietro aber schaute ungläubig drein bei diesen Worten und blickte mich mit seinen klugen Augen freundlich, Beifall nickend an, als ich, von dem mitgebrachten Weine die Gläser füllend, anstieß auf Bestehen und Gedeihen alles Guten.

---

* Kirche und Kloster sollen im Jahre 1537 erbaut worden seyn und wurden am Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts aufgehoben. Italische Forscher leiten den Namen Rua her von dem griechischen *Ῥόας*, weil hier in grauer Zeit eine Menge von Quellen und rieselnden Bächen entsprangen, welche das Alterthum den Nymphen des Berges geheiligt.

Die neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel.

(Schluß.)

Man könnte, bei tieferem Nachdenken über die, auf dieses Verfahren begründete Festsetzung der jährlichen Parallaxe des Sterns 61 im Schwan freilich noch einwenden, daß dabei, außer den durch Rechnung beseitigten Miteinflüssen der Aberration und Eigenbewegung dieses Sterns, auch noch der Umstand einer möglicherweise bemerklich werdenden Parallaxe der gewählten Vergleichungssternchen selbst hätte berücksichtigt werden sollen. Allein Bessel behauptet, nach der sorgfältigsten Prüfung sämmtlicher Bedingungen, die gänzliche Unmerklichkeit einer jährlichen Parallaxe jener beiden, höchst wahrscheinlich auch wirklich unendlich viel weiter entfernten Vergleichungssterne annehmen und also die beobachteten scheinbaren Ortsveränderungen nur als Wirkung der Parallaxe des Sterns 61 im Schwan selbst betrachten zu dürfen. Solchergestalt ist dieselbe denn auch daraus abgeleitet und, wie wir vorläufig schon in der ersten Abtheilung angeführt haben, auf etwas über 31 Hundertel einer Sekunde festgesetzt worden, woraus eine Entfernung des Sterns 61 im Schwan von 657,700 Halbmessern der Erdbahn (zu zwanzig Millionen geographischen Meilen) folgt. * Das Licht mit seiner ungeheuren Geschwindigkeit von über 40,000 deutschen Meilen in der Sekunde braucht mehr als zehn Jahre, um diese Entfernung zu durchlaufen, welche durch unser Zahlensystem wohl ausgedrückt, nicht aber weiter versinnlicht werden kann.

An das Ungeheure dieser Entfernung eines Sonnensystems, welches doch (schon bei Vergleichung mit der, früher von uns ebenfalls beigebrachten, durch Struve zu $^1/_4$ Sekunde bestimmten Parallaxe von Wega in der Leier, woraus eine mehr als doppelte Entfernung folgt) noch zu den nächsten gehört, will ich schließlich eine Betrachtung knüpfen, die für viele Leser von Interesse seyn wird, nämlich die Untersuchung der Frage: welche Gründe den Architekten des Weltalls bestimmt haben können, selbst die zunächst neben einander liegenden Sonnensysteme, wie das unsrige und 61 des Schwans, durch so unermeßliche, dem Leben scheinbar entzogene, nur der Leere übereignete, oder höchstens durch den Himmelsäther erfüllte Zwischenräume von einander zu trennen? „Wo nur Bahnen möglich waren," sagt uns doch der Weltweise, „da rollen Welten, und wo nur Wesen sich glücklich fühlen können, da werden Wesen." Es müssen überwiegende Gründe zu einer solchen scheinbaren Raumverschwendung vorhanden gewesen seyn, und dieselben liegen wohl in nichts, als in der unumgänglichen Nothwendigkeit, die Attraktionseinflüsse eines Systems auf das andere vollkommen auszuschließen. Die Masse des Fixsterns z. B., welchen wir unsere Sonne nennen, ist bekanntlich mehr denn 800mal größer, als die Massen aller Planeten und Nebenplaneten des ganzen Systems zusammengenommen, und wirkt mit der dadurch bedingten Anziehungskraft noch auf den 400 Millionen Meilen entfernten, vermeinten Grenzplaneten Uranus, wenn es nicht jenseits desselben, wie so sehr wahrscheinlich ist, noch mehrere andere, nur ihrer großen Entfernung wegen für uns stets unsichtbar bleibende Planeten gibt. * Auch damit aber wären die Grenzen der Anziehungskraft der Sonne noch lange nicht bezeichnet, und die Astronomie belehrt uns vielmehr, daß die Kometen durch diese Attraktion gezwungen werden, in höchst excentrischen Bahnen um den Centralkörper zu laufen, und aus unermeßlichen Entfernungen zu ihrer Sonnennähe zurückzukehren. Man darf also als ausgemacht annehmen, daß jeder Centralkörper so weit Satelliten beherrscht, als die Sphäre seiner Anziehungskraft irgend reicht, und daß die Aetherluft, welche zwei nächste Systeme von einander trennt, nur eben groß genug ist, um alle Möglichkeit des Hinüber- und Herüberwirkens der gegenseitigen Massen auszuschließen; ja, der bekannte, äußerst geringe Massengehalt der Kometen, als der Grenzkörper unseres Systems, rührt wohl daher, daß ihr Gebiet so weit als möglich ausgedehnt werden sollte, ohne daß sie durch ihre Massenwirkung die Centralbewegungen in den zunächst gelegenen Systemen beeinträchtigten. Diese schon an sich höchst wahrscheinliche Vermuthung wird noch durch einen Umstand unterstützt, den die bloße Betrachtung unseres Planetensystems an die Hand gibt. Gleichwie nämlich die Sonnen (Fixsterne) Centralkörper ihres Systems sind, so stellen sich nicht minder die Planeten ihrerseits als solche, wenn auch untergeordnete Centralkörper ihrer Mondsysteme dar. Nun wachsen die Entfernungen der Planeten unseres Systems von einander bekanntlich fast in geometrischer Progression, und von den Asteroiden zum Jupiter, von diesem zum Saturn, und

---

* Diese Entfernung von 657,700 Halbmessern der Erdbahn entspricht genauer einer Parallaxe = 0'', 3136; wir haben früher in runder Summe 700,000 gesetzt, innerhalb welcher Grenze uns die Ermittlung zu liegen schien. Da Bessel die betreffenden Beobachtungen fortsetzt, so steht vielleicht bald noch eine kleine Correction zu erwarten.

* Diese so wahrscheinliche Vermuthung spricht auch schon Kant in seiner oben von uns citirten, an den erhabensten Ideen überreichen „Naturgeschichte und Theorie des Himmels" aus; und auch Wurm, in Bodes astronom. Jahrbuch für 1790, zeigt die große Wahrscheinlichkeit noch mehrerer Planeten und Kometen in unserem Systeme.

vom Saturn zum Uranus sehr schnell. Eben so wächst nun auch die Zahl der, diese drei lezteren Planeten umkreisenden Monde; * aber die Entfernungen derselben vom respektiven Hauptplaneten sind so eingerichtet, daß gleichwohl keiner dieser drei Planeten die Monde des andern durch seine Anziehung entführt; und die Weite der Aetherkluft, welche die gedachten Planeten von einander trennt, scheint durch diese Nothwendigkeit des Ausschließens des Attraktionseinflusses eines jeden von ihnen auf das Mondsystem des andern mit bedingt zu seyn. Diese Analogie ist gewiß auf die benachbarten Sonnensysteme auszudehnen.

Auch aus diesem Gesichtspunkte stellen sich Bessels und Struves nähere Bestimmungen über die Parallaxe, und somit die Entfernung der Fixsterne als überaus wichtig dar, indem sie einen ferneren Schluß auf die Gebietsausdehnung eines jeden Centralkörpers und die Weite der wirklichen Kluft zu erlauben scheinen, welche zwei Sonnensysteme von einander trennen muß, um, wie gesagt, den vernichtenden Einfluß der Attraktionen des einen hinüber in das andere gänzlich abzuwenden. Man ahnt hiemit, zu welch erhabenen Folgerungen über die bei Ausführung des Weltbauplans zu berücksichtigenden Bedingungen durch die von uns dargestellten neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel Anlaß gegeben wird, und daß sich die Wichtigkeit derselben keineswegs auf die von uns beigebrachten Zahlenresultate beschränkt.

* Jupiter hat bekanntlich vier, Saturn sieben, und Uranus gewiß noch mehr Monde, obgleich erst sechs entdeckt sind, in deren Systeme sich aber Lücken finden, welche obige Vermuthung mehr als wahrscheinlich machen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsezung.)

L'Ecole des journalistes.

Keine Journalredaktion legt mehr für ihre Feuilletons aus als La Presse, und doch ist dieses Journal das erste, welches seinen Abonnementspreis auf die Hälfte des gewöhnlichen Preises der Pariser Journale herabgesezt und den Anstoß zu den berüchtigten Vierzigfranks-Journalen gegeben hat. Diese Vierzigfranks-Journale haben den Achtzigfranks-Journalen einen sehr bedeutenden Theil ihrer Abonnenten entrissen, da mancher Zeitungsleser es für eine höchst erwünschte Erfindung ansieht, vierzig Franks zu sparen. Ich habe neulich auf einen Aufsaz des Dichters Sainte-Beuve aufmerksam gemacht, worin er den nachtheiligen Einfluß der Vierzigfranks-Journale auseinandergesezt hat, einen Einfluß, welchen besonders das Girardinsche Blatt ausübt. Da Emile de Girardin sich in eine Menge von halb merkantilischen, halb literarischen Unternehmungen eingelassen, und diese in seinem Blatte den Lesern stark gerühmt hat, so sind dadurch manche verleitet worden, an denselben durch Ankauf von Aktien Theil zu nehmen, und haben hernach ihre Leichtgläubigkeit bereut. Dies ist noch nicht Alles. Emile de Girardin hat sich eine Zeitlang auf die Seite der Minister geworfen, alle ihre Maßregeln in seinem Blatte vertheidigt und die Opposition hart angegriffen; dadurch hat er sich aber so viele politische Feinde gemacht, als merkantilische durch seine mißlungene Spekulationen. Daher ist denn auch wohl kein Mann so oft und so bitter in den Tageblättern angegriffen worden, als er. Man hat ihn behandelt wie Jemand, dem man auch nicht die geringste Rücksicht und Schonung schuldig zu seyn glaubt. Freilich hat sich Girardin wenig Mühe gegeben, die öffentliche Meinung wieder für sich zu gewinnen. Seine Frau, die natürlich unter der allgemeinen Rücksichtslosigkeit gegen E. de Girardin leiden muß, glaubte nun, ihn auf eklatante Weise rächen zu müssen, und benüzte ihr poetisches Talent, um ihren Mann einerseits, und die Journalisten, seine Feinde, andernseits zu schildern, und zwar erstern als einen Mann von den lautersten Gesinnungen, und die andern als nichtswürdige Menschen. So ist ihr Lustspiel „l'Ecole des journalistes" entstanden, das vielleicht nie aufgeführt werden wird, obschon die Dichterin gewiß im Geheimen die Hoffnung hegt, daß es dazu kommen werde. In dem Stücke, wie sie es vorgelesen hat, treten mehrere Bursche auf, welche sich betrinken und bei ihren Gelagen Journalartikel machen, womit sie Alles angreifen und heruntermachen, was andern Achtung einflößt, Tugend, Talent, Bescheidenheit, die Leute gewissenlos verläumden und anschwärzen, Verzweiflung, Kummer und Zwietracht in den Familien hervorbringen, und sogar einen Künstler so weit treiben, daß er sich selbst das Leben nimmt; eine Anspielung auf den Maler Baron Gros, der sich freilich über Zeitungsartikel zu beklagen haben mochte, dem aber vorzüglich die vom Publikum ihm bewiesene Gleichgültigkeit gegen seine lezten Leistungen in der Kunst zu Herzen gegangen seyn soll. Man kann also der Journalistik nicht wohl vorwerfen, daß sie Gros um's Leben gebracht. Madame Girardin ist in ihrem Stücke noch weiter gegangen; denn eben jene Menschen, welche ihre Zeitungsartikel bei ihren Saufgelagen schreiben, erzählen auch in einem Feuilleton, wie eine Mutter ihren heimlichen Liebhaber mit ihrer Tochter verheirathet, und durch dieses Feuilleton erfährt die Tochter die schändliche Aufführung ihrer Mutter, welche sich dadurch rechtfertigt, daß sie zwar gesteht, sie habe den Mann geliebt, aber um nicht strafbar zu werden, ihn mit ihrer Tochter verheirathet. Da nun von einem berühmten Manne in Paris ein ähnlicher Skandal erzählt wird, so kann man nicht zweifeln, daß die Dichterin hierauf angespielt, und nur den Ausgang der Geschichte geändert hat, und zwar zum Bessern. Dies sagte man sich schon, ehe die Komödie vorgelesen wurde, und nachher behauptete man, die Dichterin habe, eben um zu beweisen, daß sie nicht die Absicht gehabt, den berühmten Mann zu verläumden, ihr Stück mit so großem Gepränge vorgelesen. Ob alle Zuhörer diese Ueberzeugung mit sich davon getragen haben, möchte ich nicht entscheiden. Auffallend war es, in dieser glänzenden Versammlung viele ausgezeichnete Journalisten beisammen zu sehen, obschon das Stück eigentlich gegen die Journalistik gerichtet war; freilich waren die Mitarbeiter der „Presse" in der Mehrzahl, und diese konnten sich unmöglich durch die Feder der Frau ihres Patrons getroffen fühlen. Die Dichterin hat offenbar die Journalistik ganz falsch geschildert; denn wo hat man je die Mitarbeiter eines großen Pariser Journals zu einem Trinkgelage sich versammeln und dort gegen Talent und Tugend schreiben sehen?

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 121.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 287.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 30. November 1839.

Wo Mondschein die duftige
Primel umbebt,
Da werde der luftige
Reigen gewebt.

Matthisson.

Vom Mummelsee.

1.

Die Hochzeit.

Bei Nacht ist ein Klingen und Singen im See,
Es stutzen im Forste die Hirsch' und die Reh',
Die Vögelein schütteln sich munter.
Es schallet und hallet ein lustiger Lärm,
Es tauchen die Mummler in buntem Geschwärm
Die Fluthen herauf und hinunter.

Heut hat ja ihr König die niedlichste Fee,
Die schöne Merlina genommen zur Eh',
Dies will er auf's Herrlichste feiern;
Nun steiget das luftige Völkchen an's Land
Im blauen, mit Silber gestickten Gewand
Die Dämchen in silbernen Schleiern.

Der König, die Krone von Schilf auf dem Haupt,
Geformt aus Beryll, mit Smaragden umlaubt,
Im Mantel von Purpur und Sammet;
Die Königin strahlend von Schönheit und Glanz,
Im goldenen Haar den saphirenen Kranz,
Der von Amphitrite noch stammet.

Nun pflücken sie Blumen und grünendes Reis,
Und bauen gar zierlich am Ufer im Kreis
Sich Lauben mit Tischen und Bänken;
Dann setzen sich Alle zum köstlichsten Mahl,
Es geht in der Runde der Muschelpokal,
Gefüllt mit den feinsten Getränken.

Es blasen aus Flöten von Binsen und Rohr
Viel herrliche Stücklein die Musiker vor,
Und laden die Gäste zum Tanze.
Nun klingt es und schwingt es und springt es und saust,
Daß selber der See nun melodisch erbraust,
Zu seinem umwirbelnden Kranze.

Die Geister der Nachbarschaft schweben herbei,
Die wüthenden Jäger mit Hurrageschrei,
Die Gnomen, Koboldchen und Zwerge,
Und mischen sich Alle im schönsten Verein
Zur lustigen Tafel, zum tanzenden Reihn,
Es hallen im Echo die Berge.

So schallet und hallet die Hochzeit am See,
Da wird es dem lieblichen Bräutchen so weh,
Sie kann nicht die Landluft ertragen;
„Eins“ rufet die Glocke vom Kirchlein im Thal,
Und über der Geister unendliche Zahl
Die Wasser, die brausenden, schlagen.

2.

Der Hirte.

Es sizt ein Hirtenknab
Am Ufer dort und singt,
Daß in die Fluth hinab
Die süße Stimme dringt.

Da steigt die schönste Fee
Im silbernen Gewand
Wohl aus dem dunkeln See
Zum Hirten an das Land.

Sie hat ihn bald berauscht
Mit süßem Minnespiel,
Und täglich ward getauscht
Der heißen Küsse viel.

Doch pünktlich jedesmal
Versank die holde Fee
Beim lezten Abendstrahl
Hinunter in den See.

Einst sprach das schöne Weib:
„Bleib ich einmal zu Haus,
„O Freund, so ruf' bei Leib'
„Nie meinen Namen aus!

„Dann muß ich sterben gleich,
„Du siehst mich nimmermehr;
„In meinem Wasserreich
„Ist das Gesetz gar schwer." —

Schon mancher Tag verfloß
Dem Hirten an dem See,
Doch aus der Wellen Schoos
Stieg immer keine Fee.

Einst in dem Abendglanz
Der Hirtenknabe saß,
Und des Verbotes ganz
In seinem Schmerz vergaß.

Es ruft voll Liebesglut
Den theuern Namen aus —
Da reget sich die Flut
Mit zischendem Gebraus;

Und aus der Tiefe gellt
Ein dumpfer Schmerzensschrei,
An das Gestade schwellt
Ein Schaum von Blut herbei.

Es schwimmt zum Ufer da
Ein weißes Röslein her.
Kein Aug' auf Erden sah
Den Hirtenknaben mehr.

A. Palmer.

Ein Ausflug in die Euganeen.

Von Heinrich Stieglitz.

Venda.

Es war später geworden, als ich geglaubt und gewollt, und die Sonne stand höher am Himmel, als zum Bergsteigen an einem Junitage ersprießlich, namentlich in Regionen, wo die Macht des Scirocco noch an keiner Alpenwand sich gebrochen. Schon nahte die Zeit des Tages, wo vor Jahrtausenden Theokrit seine Hirten sich in Höhlen zurückziehen läßt, während die Heerde gesenkten Kopfes Schatten sucht zu bequemer Lagerung, und selbst die Eidechse sich unterm raschelnden Laube verbirgt vor den allzu wohlmeinenden Strahlen. Oft hatte ich Pietros: „O Dio, Signore, che caldo!" zu beschwichtigen durch die Versicherung, daß das Schwerste nun ja wohl überwunden sey.

Der Bergsattel, der vom Rua zum Venda in südlicher Richtung überführt, ist sorglicher benuzt, als in gleicher Höhe an der entgegengesezten Seite der Fall war. Türkischer Weizen, hier zu Lande schlechtweg Formenton genannt, schießt mit seiner lichten Blättersäule üppig unter'm Dach der Kirschen-, Maulbeer- und Feigenbäume auf; die Blüthe der Olive mit ihrem zarten Duft und die schwankende Cypresse erinnern unwillkührlich an den Süden, während hier und da eine kräftige Eiche an die nordische Heimath mahnt. Die Eiche ist so recht eigentlich der deutsche Baum und weckt im Deutschen unter jedem Himmelsstrich gesteigertes Vaterlandsgefühl. So rief vor Jahren im fernen Osten, jenseits Kasan, ein Eichenwäldchen mir das Bild der trauten Heimath so lebhaft vor die Seele, daß mich ein Sehnen wie Heimweh befiel. Es schlummert in Gegenständen der Anschauung fast eben so sehr, als in gewissen Melodien, ein Grundton, der unter noch so verschiedenartiger Bekleidung durch die bloße Erscheinung unwillkührlich sich kund gibt. Unsere Brust ist der Resonanzboden für die Saiten, die das Leben anschlägt, die Aeolsharfe, die nur des entsprechenden Luftzugs harrt, um die inwohnenden Accorde wiederzugeben; auf dieser Wechselwirkung beruht das Geheimniß der Sympathie, dieser starken, geisterbindenden Gewalt, die weit über das Irdische hinaus ihre wunderbare Macht übt. Wenn über uns die blaue Himmelsdecke ihren goldenen Sternenschmuck ausbreitet und in dem Innersten der Brust das Land emportaucht, das wir gläubig ahnen, so ist das eben auch der Anklang der berührten Aeolsharfe; auf jede Frage, die der Suchende nach oben stellt, wird ihm die Antwort nur im innern Schacht. Vergebens breiten wir die Arme aus, theure Vorangegangene wieder zu erfassen; wir stoßen überall auf die Schranken des

Irdischen; aber in uns leben sie unvergänglich und feiern da im Gegenklang verwandter Seelen eine fortgesetzte Auferstehung.

Herzlich willkommen war der Schatten, welchen die Klostertrümmer auf der nordöstlichen Kuppe des Berges boten. Dieses Kloster, ebenfalls dereinst bewohnt von Kamaldulensern, soll auf derselben Stelle erbaut seyn, wo, wie die Sage geht, in der Heidenzeit der Tempel einer Göttin Venda gestanden, von welcher noch heute der Berg seinen Namen habe. Andere nennen ihn Veda und bringen den Namen in Verbindung mit der weiten Aussicht, die man droben nach allen Seiten hin genießt. Dies, meinte Pietro, sey grundfalsch; die heidnische Göttin aber, die Venda, sey hier oben gar vielfach angebetet worden; das sey ganz gewiß. Sie werde auch mitunter Venus geheißen und sey, darüber herrsche kein Zweifel („non ghe xe dubbio") die Schwester der Diana und des Bacchus und ein wunderschönes Weib gewesen. Schlimme Zungen, meinte er, besonders wenn sie zuviel getrunken hätten, schwören heute noch per Venere, per Diana und per Bacco, was aber niemals gute Folgen habe. Ezzelino, fuhr er fort, der ein gar schlimmer Heide und blutdürstiger Tyrann gewesen, habe diese Göttin Venda und ihren gottlosen Bruder abgöttisch verehrt und habe ihrem Tempel gegenüber an der andern Seite des Berges einen Wallfahrtsthurm erbaut, in welchem er ihr jeden Morgen und jeden Abend unter fürchterlichen Martern Menschen geschlachtet; dabei habe dann er und seine Krieger gezecht und häßliche Loblieder zu Ehren des Antichrists gesungen. Darum habe aber auch der heilige Antonius im Namen Gottes ihn gestraft, und der böse Ezzelino, den seine Unterthanen zuletzt nur die Geißel Gottes genannt, sey elendiglich zu Grunde gegangen. Die Herrschaft des Landes aber habe der heilige Antonius an den tapfern und frommen Helden Antenor gegeben, nachdem dieser zehn Jahre lang mit den Türken Krieg geführt und ihre Hauptstadt Troja zerstört. Damals sey noch Alles bis an die Berge heran tiefes Meer gewesen, und Antenor sey mit seiner Mannschaft auf großen Schiffen heran gekommen. Aber der heilige Antonius habe zum Lohn für die Bekämpfung der Ungläubigen im Namen Gottes ein weitläufiges Stück Meer in Land verwandelt und damit das Königreich des frommen Antenor vergrößert. Darum fänden sich auch noch so viele Muscheln in der Umgegend, und manchmal selbst ein Anker oder sonstiges Schiffsgeräthe. Antenor aber habe zur Ehre Gottes und des heiligen Antonius Padua erbaut, das bald darauf die gottesfürchtigste und gelehrteste Stadt der ganzen Welt geworden, und wohin selbst die großmächtigen Venezianer in die Schule gegangen. Und von dem Allen seyen viele Schriften und Bilder und Denkmäler in Padua zu sehen, und die Herren Studenten dort müßten das Alles genau wissen, wenn sie ein Amt haben wollten. — So hatten in dem Kopfe des lebhaften Buben Sage und Geschichte sich zu einem eigenen Gemisch gebildet, und die Verwickelung könnte als Beispiel dienen, wie sich Traditionen verschiedener Zeiten ineinander wirren. Jedes Einzeldatum hat seinen irgend wie bewährheiteten Anfangspunkt, aber aus dem verknäuelten Gewebe des Ganzen lassen sich oft kaum die ursprünglichen Fäden lösen.

Von Kloster und Kirche sind noch hohe Mauern übrig, in deren mittleren Räumen einige aufrechtstehende und einige umgestürzte Säulen hervorragen, hier und da mit sorglich gefertigten Skulpturen. Aus dem zerbröckelten Gestein wächst überall in dichtem Drange üppiges Gestrüpp; durch Fensterspalten und Mauerrisse hat man wundervolle Durchblicke auf Einzelausschnitte der Gegend.

Da ungeachtet eines kühlenden Bergluftzugs die Gluth der Sonne immer stärker wurde, schien es rathsam, im breitesten Schatten der Klostermauern eine Siesta zu pflegen. — Beim Erwachen war der erste Gruß ein Chor von Lerchen, welche wirbelnd sich empor zum Himmel hoben, eine wonnige Symphonie im großen Dome, und die freudigste Aufmunterung zum Ausbruch vorwärts. Nur noch ein kurzer Weg, und wir waren auf dem Gipfel des Venda, dieses Brocken der Euganeen, welche ihn, gleichwie der Harz die Schultern jenes nordteutschen Altvaters, wie ein Fürstenmantel umlagern; noch größer wird die Aehnlichkeit dadurch, daß die Euganeen wie der Harz ohne allen Zusammenhang mit andern Bergzügen in eine weite Ebene hinaus geschleudert scheinen.

Schon neigte sich die Sonne tiefer, und der Berge Schatten wurden länger. In frisches Grün gekleidet, breiten sie sich aus, die alten Feuergeborenen, und weithin um sie her die heitersten Gefilde, dicht übersät mit Pinien und Feigen, Ahorn und Cypressen, Weiden und Granaten, Eichen und Oliven, Nord und Süd in mannigfach sich abstufender Schattirung. Von Norden blicken die glänzenden Hörner der Tyroler Alpen, von Osten her jenseits Venedig das dunkle wogende Meer; nach Süden und Westen schweift das Auge über die unbegrenzte, reich mit Früchten aller Art bebaute Ebene, aus deren üppigem Gartenschmuck die weißen Landhäuser wie eingestreute Edelsteine vorblitzen; in ihrer Mitte, ein Solitair, umglüht vom reinsten Sonnengolde, Padua mit den Kuppeln der Kirchen seines Santo,* seiner Giustina und all seiner übrigen Heiligen und dem Thurm des

* Wie Rom den Alten Urbs, κατ' ἐξοχην, so ist dem Paduaner sein Antonius il Santo par excellence, und es bedarf in der ganzen Umgegend keines weitern Zusatzes, ihn von andern Heiligen zu unterscheiden.

Ezzelino, noch in Zeiten der Republik zur Sternwarte umgewandelt. *

Und immer tiefer neigt sich die Sonne, und mit den Schatten wächst die Ruhe und Milde der Eindrücke. Ein leiser Luftzug erhebt sich, die Blätter sanft durchsäuselnd. Aus dem Thal empor dringt der Schall friedlicher Abendglocken; hier oben lassen nur noch einzelne Spechte und Trosseln aus den Bäumen, zirpende Grillen aus dem Grase sich vernehmen, der lezte Rest des Tageslebens, während über den Blumen, wo kurz vorher die munter schwirrende Libelle, die emsig suchende Biene, der bunte Schmetterling, im Strahl der Sonne flatternd, sich gewiegt, jezt der schwer hinsummende Käfer und der langsam sich erhebende Nachtfalter der Dämmerung voranziehen.

Tiefe Stille, tiefer, ungestörter Frieden senken sich herab auf die weiten, reich gesegneten Gärten. Ein schönes, schönes Land, entstanden durch vulkanisch unterirdische Feuer, in mehr denn einer Schlacht vielfach mit Blut getränkt. Haben die Vulkane ausgebrannt? Werden früher oder später verheerende Lavaströme wieder hervorbrechen? Ist Italien überhaupt ein ausgebrannter Lavaboden, oder ein noch immer glutschwangerer Herd künftiger Brände? — Wer erwidert? — Nicht die Schatten aus den Gräbern, nicht die Vor- und Mitkämpfer in den Staubwirbeln der aufgewühlten Gegenwart, nicht die Embryonen, harrend der Enthüllung. Weltauge, du blickst leuchtend scharf durch alle Nebelschleier, aber keinen deiner Durchblicke verräthst du. Weltauge, du große, schweigsame Bussole der rollenden Zeiten, treu im Wandel, klar im Dunkel wie im Licht, wirst du dereinst das ungeheure Räthsel lösen?

* Beim Eintritt in das einstmalige Castell des Tyrannen Ezzelino liest man die in Stein gehauene Inschrift:
„1242. Quae quondam infernas turris ducebat ad umbras,
Nunc Venetum auspiciis pandit ad astra viam. 1767.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Schluß.)

L'Ecole des journalistes.

Die politischen Aufsäze in die Journale erfordern einen nüchternen Kopf, viel Nachdenken, umfassende Kenntnisse; sie müssen mit Bedacht und Vorsicht abgefaßt werden, nach der Sizung der gesezgebenden Kammern, oder nach Vergleichung der in andern Tageblättern, einheimischen und fremden, zur Sprache gekommenen Ansichten und Behauptungen, und nach Erwägung desjenigen, was die Organe der Regierung darüber geäußert haben. Wie könnte so etwas bei einem Trinkgelage geschehen? Die literarischen und dramatischen Aufsäze erfordern nicht weniger Umsicht und Ueberlegung. Solche Aufsäze können nur am Schreibpulte des Studierzimmers abgefaßt werden. Anders mag es sich mit den kleinen beißenden Artikeln verhalten, welche die nichtpolitischen Tageblätter, als Charivari, Corsaire und andere, zum besten geben; allein ist es wohl der Mühe werth, gegen diese ein großes Lustspiel zu schreiben, zumal diese kleinen Blätter wenig Einfluß haben, und bloß das die Medisance liebende Publikum einige Augenblicke vergnügen? Die Dichterin behauptet dagegen, es sey nicht ein Zug in ihrer Journalistenschilderung, der nicht aus dem Leben gegriffen wäre. Um nun das Drama mit einem guten Ausgange zu versehen, läßt Madame de Girardin einen edeln Mann auftreten, welcher, voll hochherzigen Unmuths über den Unfug des Journalwesens, den Entschluß faßt, sich für das allgemeine Wohl aufzuopfern, mit Hintansezung seiner vielen Geschäfte selbst Journalist zu werden, der Journalistik eine bessere Richtung zu geben, und die unedlen Journale mit allem Muthe eines für's allgemeine Heil begeisterten Mannes zu bekämpfen, sollte er auch in diesem Kampfe zu Grunde gehen. Hierin sahen nun alle Zuhörer die Absicht der Dichterin, ihren Mann, welcher in der That, um andere Journale zu bekämpfen, ein Journalunternehmer geworden ist, und, wie gesagt, durch die starke Herabsezung des Abonnementspreises seinen Gegnern einen furchtbaren Stoß versezt hat, ein Ehrendenkmal zu errichten. Aber sein Journal verlor nicht nur bald seine Unabhängigkeit und wurde ministeriell, es verschmähte auch keineswegs die unedeln Waffen, deren Gebrauch die Frau des Unternehmers in ihrem Lustspiele den andern Journalen zum Vorwurf macht. Es ereignete sich einige Tage nach dem Vorlesen jenes Lustspiels ein Vorfall, welcher dies leider in's hellste Licht sezte. Emile de Girardin wurde vor dem Polizeigerichte von dem Herausgeber des Blattes Le Corsaire als Verleumder verklagt, weil er von diesem in seinem Journal behauptet hatte, er sey einmal des Diebstahls schuldig erklärt und verurtheilt worden. Die Richter verurtheilten Emile de Girardin zu einer Geldbuße und zum Einrücken dieses Urtheils in sein eigenes Blatt. Man sieht daraus, daß die „Presse“ ihren Beruf eben so verkennt, wie manche andere Tageblätter, und daß es mit dem Vorsaze des Herausgebers, der Journalistik eine bessere Richtung zu geben, nicht sehr ernstlich gemeint zu seyn scheint, sondern daß das Ganze auf eine merkantilische Spekulation hinausläuft, wie andere Unternehmungen desselben Mannes, bei denen bald er, bald das Publikum zu kurz gekommen ist. Im Allgemeinen läßt sich so viel behaupten, daß die Journale, welche Achtung vor dem Publikum haben, von demselben auch geachtet werden, und Einfluß auf die öffentliche Meinung ausüben, daß dagegen die Tageblätter und Zeitschriften, deren Verfasser sich niedrigen Leidenschaften hingeben, auch wenig beachtet und sicher keine Lenker der öffentlichen Meinung werden. Uebrigens herrscht der Unfug, über welchen man sich beklagt, sehr wenig in den großen Tageblättern, die man überall antrifft, und deren verantwortliche Herausgeber Leute von gutem Rufe sind; aber desto schlimmer sieht es in den kleinen Blättern aus, welche aus der Medisance ein Handwerk machen und die kein anderes Mittel haben, um etwas Aufsehen zu erregen. Ich spreche hier nicht von den politischen Beschuldigungen, welche die großen Blätter gegen einander vorbringen; wenn der Parteigeist mit in's Spiel kommt, so werden auch diese ungerecht und schonungslos, und sezen ihre Gegner oft häßlich herunter. An dieses Treiben der Parteien ist man aber gewöhnt. D g.

Beilagen: Intelligenzbl. Nr. 15 u. Monatsr. November

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 45.

Sonnabend, 30. November 1839.

[687]

24 Holzschnitte zu Schiller's Werken.

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Holzschnitte

zur Taschen-Ausgabe von

Schiller's Werken in zwölf Bänden.

Dritte Lieferung:

Graf Eberhard der Greiner. — Don Carlos. — Wallensteins Tod. — Der Parasit. — Das Mädchen aus der Fremde. — Der Taucher. — Warbeck. — Schiller.

Preis 15 kr. oder 4 Gr.

Der Beifall, dessen sich unsere neueste Ausgabe von

Schiller's sämmtlichen Werken in 12 Bänden, Taschen-Ausgabe,

zu erfreuen hat, veranlaßte uns zu dieser Reihenfolge von 24 Holzschnitten im Format derselben, und besonders für diese gefertigt.

In Wohlfeilheit des Preises schließt sich die Illustration dieser Ausgabe selbst vollkommen an.

Die 24 Holzschnitte werden zusammen nur 1 fl. oder 16 Gr. kosten.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[667] Bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Saint-Sylvan.

Von A. von Sternberg.

Zwei Theile.

3 Rthlr. = 5 fl. 24 kr. rhein. = 4 fl. 30 kr. C.-M.

Wir dürfen mit Recht die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums, namentlich der hohen und höchsten Stände auf dies neueste und geistreichste Produkt des beliebten Verfassers lenken. Ein lebenvolles Bild vom vorigen Jahrhundert mit allen seinen Thorheiten und Schwächen, seiner Beschränktheit und Liebenswürdigkeit, von der Politik seiner Cabinette und der Frivolität seines Hoflebens, durchflochten von einer höchst interessanten und bis an's Ende spannenden Intrigue, in feinstem, meisterhaftem Kolorit — bietet sich aus elegantem Rahmen dem Genusse des Lesers dar.

[670] *Einladung zur Unterzeichnung.*

Bei Goedsche & Comp. in Chemnitz erscheint:

Geschichte Napoleons von der Wiege bis zum Grabe.

Für alle Völker deutschen Sinnes und deutscher Zunge in Wort und Bild.

Bearbeitet nach den anerkannt besten Quellen der deutschen und französischen Literatur von

C. T. Heyne.

15 Bändchen sauber geheftet in schönem allegorischen Umschlag, geziert mit 30 bis 40 Kunstblättern, Darstellungen aus des Mannes und seiner Zeit ewiger Geschichte.

Jedes Bändchen enthält 3 bis 4 Bogen Text und 2 bis 3 Kunstblätter und kostet nur 3 Gr., kolorirt 4 Gr.

Sammler erhalten in jeder Buchhandlung auf 6 Exemplare das 7te frei.

Das erste Bändchen ist bereits erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz ꝛc. zu haben. Alle 14 Tage erscheint ein Bändchen, so daß das Werk bis März 1840 beendigt ist.

Der Name Napoleon übt mit Recht eine zauberische Gewalt über alle Gemüther. Selbst seine ernsten Feinde, die ihn so lange bekämpft, die Alles daran gesetzt, ihn zu stürzen, denen die Vorsehung endlich den Sieg über diesen ersten Schlachtenfürsten aller Zeiten verlieh, sind versöhnt, Alle gestehen jetzt, daß nur ein solcher Geist, daß nur Napoleon das wüthende Ueberschwellen jenes anarchischen völkerverschlingenden Elementes, das die ersten Jahre der französischen Revolution geleitet und so lange Zeit durch die geweckte, blinde, rohe, Alles zerschmetternde Naturgewalt gesiegt hatte, dergestalt eindämmen und einzwängen und seinem ordnenden Willen so unterwerfen konnte, daß Europa wenigstens der Gefahr entrissen wurde, in ein Chaos zu zersplittern, wo das Recht auch nicht einmal dem Namen nach herrschte und sogar der civilisirende Einfluß des Christenthums mehr als bedroht war.

In diesem Sinne wird der Verfasser dem deutschen Volke die Thaten und Schicksale Napoleon's erzählen. Noch leben Krieger, deutsche Krieger aus jener wunderbaren Zeit, die unter Napoleon, die gegen Napoleon gesiegt. Sie gehorchten, als sie jenes, als sie dieses thaten, ihren Herrschern. Sie erwarben Ehre unter, sie erwarben Ehre gegen Napoleon: Alles Erhabene, was die Deutschen seit der französischen Revolution bis zur Beendigung des großen Krieges vollbracht, bezieht sich, freundlich wie feindlich, auf diesen großen Namen. Es ist daher in dem Grade, als es unmöglich ist, Napoleon aus der deutschen Geschichte wegzustreichen, unerläßlich und nothwendig, eine Geschichte dieses Mannes für das deutsche Volk zu schreiben. Diese wird demselben hiermit geboten.

---

[694] **Literarischer Bericht**

über einige der neuesten Verlags-Unternehmungen der Buchhandlung Josef Max u. Comp. in Breslau.

St. Roche.

Von der Verfasserin von

Godwie-Castle.

In 3 Theilen.

8. 1839. **Breslau, Josef Max und Comp.** Geheftet. 81 Bogen. 4 Rthlr. 18 Gr.

Edward in Rom.

Eine Novelle

in neun Büchern.

Zwei Bändchen.

8. 1840. **Breslau, Josef Max und Comp.** Geheftet. 37½ Bogen. 2 Rthlr. 16 Gr.

Ludwig Tieck's

gesammelte Novellen.

Vermehrt und verbessert.

9tes, 10tes Bändchen.

8. 1839. **Breslau, Josef Max und Comp.** Geheftet. 39 Bogen. 2 Rthlr. 12 Gr.

Die genannten drei neuen Werke, welche wir hiermit zur Anzeige bringen, möchten als die bedeutendsten Erscheinungen im Gebiete der schönwissenschaftlichen Literatur dieses Jahres zu bezeichnen seyn.

Durch St. Roche, wie früher durch Godwie-Castle, ist der eigentliche, Welt und Leben im Großen und Ganzen darstellende Roman, der bei uns in neuerer Zeit fast verdrängt ward, wieder erweckt und erneuert, und zwar mit der Meisterschaft des echten Dichtergenius. — St. Roche wird wie Godwie-Castle den Beifall gewiß aller Gebildeten in vollem Maße erhalten.

In Edward in Rom erhält die Lesewelt eine besondere, in unserer Literatur bisher noch nicht versuchte und entwickelte Gattung der Novelle, von einem jungen Autor, der jahrelang in Rom gelebt hat, und der bereits in seinen frühen Jünglingsjahren von Goethe in Eckermanns Gesprächen prophetisch begrüßt wurde. Es ist ein geistreiches Werk, in welchem Roms große Vergangenheit den Hintergrund bildet, aber neben hohen stoffartigen Interessen, auch noch alle Seiten des römischen Lebens, kirchliches, Volks- und Salonleben, die frühere und die heutige Künstlerwelt, die großartigen Kunstschätze und Sammlungen u. s. w. in so ernsten Gemälden und Schilderungen vorüberführt und eigenthümlich beleuchtet, daß man sich auf das Lebendigste in jenen Mittelpunkt der antiken und mittelalterlichen Welt versetzt fühlt. — Wir wagen zu behaupten, daß diese bedeutende Dichtung, welcher Erlebnisse zu Grunde liegen, die Gebildeten aller Länder bald sich aneignen werden. Und wie dieselbe ursprünglich zum Theil in englischer Sprache geschrieben wurde, so ist auch bereits eine englische Uebersetzung davon in Anregung gebracht.

Ludwig Tieck, der Schöpfer und große Meister der deutschen Novelle, liefert in dem 9ten und 10ten Bändchen der „gesammelten Novellen" fünf der schönsten seiner Dichtungen. Drei davon, „der Schutzgeist", „Abendgespräche" und „die Glocke von Aragon" erscheinen zum erstenmal im Druck. Die letztere, in Romanzenform gedichtet, erinnert an den altspanischen Cid, auch schließt sie in Stoff und Inhalt sich bedeutsam an das Zeitalter des Cid an. — Die früheren 8 Bändchen dieser schön gedruckten Novellen-Ausgabe kosten, sehr wohlfeil, nur 6 Rthlr. 18 Gr.

In unserer, an gehaltvollen neuen belletristischen Erzeugnissen eben nicht reichen Zeit dürfen die hier angezeigten Werke der Aufmerksamkeit aller Gebildeten, besonders auch zu werthvollen Festgeschenken, mit Recht empfohlen werden.

Buchhandlung **Josef Max u. Comp. in Breslau.**

Jeder Bogen nur 3⅓ Pfennig!

Pfennig-Ausgabe der Insel Felsenburg.

Eingeleitet von Ludwig Tieck.

130 Bogen in 6 Bändchen. Geheftet 1 Rthlr. 12 Gr.

Ludwig Tieck sagt unter anderem in der Vorrede: „Diese treuherzige Chronik der Insel, und das Leben des Altvaters, so wie die Erzählungen der Bewohner und Ankömmlinge, aus einer früheren naiven Zeit herrührend, sind in unserer verwirrten und verstimmten Zeit von neuem und mehr wie vieles andere, ergötzlich und lehrreich, ja sie können für Manchen, der vor Allwissen nicht aus noch ein weiß, wahrhaft erbaulich werden. Dieser Autor der Felsenburg, welcher zu jener Zeit viele Bücher geschrieben hat, zeigt eine vielseitige Kenntniß seines Zeitalters und des damaligen Wissens, er hat die Menschen mit sicherem und scharfem Auge beobachtet. Vorzüglich interessant sind die mannigfaltigen Lebensbeschreibungen der Kolonisten, von denen fast alle den echten Beruf eines Schriftstellers beurkunden."

und so wird die zeitgemäße Erneuung eines so ergötzlichen und stoffartig-interessanten Buches voll seltsamen Inhalts, in welchem Laune und Witz, Schalkheit und Treuherzigkeit, Wunderbares und Phantastisches, Natur und Geschichte so innig verschmolzen sind, ein neues günstiges Publikum finden, und der gebildeten Lesewelt unserer Zeit eine willkommene und erfreuliche Erscheinung seyn!

Buchhandlung **Josef Max u. Comp.** in Breslau.

Im Verlage der Buchhandlung **Josef Max und Comp.** in Breslau ist erschienen und zu haben:

Byrons Manfred.

Einleitung, Uebersetzung und Anmerkungen.

Ein Beitrag

zur **Kritik** der gegenwärtigen deutschen dramatischen Kunst und Poesie,

von **Posgaru.**

8. 1839. Geheftet. Preis 18 Gr.

Diese Uebersetzung des Byron'schen Manfred von der Hand eines unserer gefeiertsten Novellendichter darf in Hinsicht auf Treue und meisterhafte Behandlung der Sprache ein Kunstwerk genannt werden. Voran geht eine ideenreiche Einleitung, worin der Herr Uebersetzer über das Stück selbst und seine scenische Darstellung, so wie über dramatische Kunst überhaupt, die überraschendsten Ansichten entwickelt.

Im **August d. J.** erschien im unterzeichneten Verlage:

Christliche Religions-Philosophie

von

Henrich Steffens.

In 2 Theilen.

Erster Theil: **Trilogie.** Zweiter Theil: **Ethik.**

gr. 8. 1839. 59 Bogen. Preis 4 Rthlr. 20 Gr.

Auf ein Werk von so großer Bedeutung, als das obige neueste des Herrn Professor **Steffens** ist, aufmerksam zu machen, werden die kritisch-literarischen Institute Deutschlands gewiß nicht säumen. Der reichste Stoff zum Selbstdenken und zu einer tieferen Entwickelung der religiösen Ansichten, wird hier dargeboten. Eine seltene Theilnahme für dieses tiefe und gedankenreiche Werk giebt sich bereits überall kund, denn die Bestellungen aus allen Gegenden Deutschlands mehren sich posttäglich.

Buchhandlung **Josef Max u. Comp.** in Breslau.

Für den öffentlichen und Privat-Unterricht.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung erschien:

I. Manuel Epistolaire

à l'usage de la Jeunesse des deux sexes.

Recueil

de lettres originales, extraites des meilleurs auteurs, enrichi d'une Phraséologie épistolaire, d'un grand nombre de thèmes et d'exercices propres aux imitations et aux compositions analogues, avec des notes et une collection de bouquets de famille.

Ouvrage spécialement destiné aux Pensionnats, Gymnases, Lycées, etc.

par *A. Caspari,*

Maître de langue à l'Ecole réale, Lecteur de langue italienne à l'Université royale à Breslau.

1ère Partie: Lettres pour le premier âge.

8. 1839. 11¾ Bogen. Geheftet. 14 Gr.

Obige Schrift, zum öffentlichen wie zum Privat-Unterricht gleich brauchbar, und daher sehr empfehlenswerth, wird Lehrern und Eltern gewiß eine sehr willkommene Erscheinung seyn. Es erscheinen im Ganzen drei Abtheilungen, wovon die zweite: Correspondance des jeunes demoiselles, die dritte: Correspondance des jeunes gens, à l'usage des classes supérieures aux Écoles réales, Lycées, Gymnases, etc. enthalten wird.

Buchhandlung **Josef Max u. Comp.** in Breslau.

---

[691] Bei **Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin** sind folgende neue Bücher erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Burmeister, H. (Prof. in Halle), Handbuch der Entomologie, 2ter Bd. 2te Abth. 2te Hälfte. gr. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Richter, A. L. (Königl. Preuss. Reg. Arzt etc.), Anleitung zur **Vermeidung der Arzneiverschwendung** und zur Wahrnehmung des Staatsinteresses bei der Behandlung der Kranken auf öffentliche Kosten, besonders für Militairärzte. gr. 8. brosch. 22 Gr.

— — die organischen **Knochenkrankheiten**, ein Lehrbuch. gr. 8. brosch. 1 Rthlr.

Rust, Joh. Nep. (Königl. Preuss. Präsident etc.), **Helkologie**, neue Bearbeitung. 1tes bis 6tes Heft, enthaltend 70 Bogen des Textes und sämmtliche zwölf, auf das Sorgfältigste naturgetreu ausgemalte Folio-Kupfertafeln. Folio. brosch. 10 Rthlr.

Der Rest dieses Werkes wird nun nur noch aus einer Anzahl Textbogen bestehen, wovon einer mit 2 Gr. berechnet wird.

Scharlau, G. W. (Dr.), die rationelle Heilung der **Lungenknoten** und ihrer Ausgänge, ein pathologisch-therapeutischer Versuch; mit 3 illum. Tafeln. gr. 8. brosch. 2 Rthlr.

Scholl, Heinr. (Dr.), **medicinisches deutsch-lateinisches Taschenwörterbuch** für Medicin-Studirende. 8. brosch. 1 Rthlr. 8 Gr.

Troschel, Max. (Dr. und Docent in Berlin.), Lehrbuch der **Chirurgie**, zum Gebrauch bei Vorlesungen und für practische Aerzte und Wundärzte; in drei Bänden. 1ster und 2ter Bd. gr. 8. à Bd. 2 Rthlr.

Der dritte und letzte Band wird gleichfalls in Kurzem erscheinen, und damit dies, bereits allgemein beifällig aufgenommene und von den kritischen Instituten bestens empfohlene Werk vollendet seyn; es enthält an Material und Bogenzahl mehr als jedes ähnliche, und der Preis ist, in Beziehung zum Umfange, viel billiger als andere, so dass in jeder Weise einer allgemeinen Verbreitung entgegengesehen werden darf. Bei Abnahme grösserer Parthien für Lehranstalten wird der Verleger noch besondere Vortheile gewähren.

Medicinische Zeitung, herausgegeben von dem Verein für Heilkunde in Preussen (unter **Rust's** Präsidio); 8ter Jahrgang, 1839. Folio. Wöchentlich 1 bis 1½ Bogen. 3 Rthlr. 16 Gr.

Die ersten 7 Jahrgänge dieser Zeitung, 1832 bis 1838, sind zu dem ermässigten Preis von 7 Rthlr. (statt 25 Rthlr. 6 Gr.) zu haben, einzeln kostet der Jahrgang 1832 1 Rthlr. 6 Gr., die folgenden, 1833 bis 1838, 1 Rthlr. 8 Gr.

---

[701] Bei **F. Rubach** in Berlin ist neu erschienen:

Fornet, W., **Allgemeine Weltgeschichte**, für Töchter gebildeter Stände. Ein Leitfaden zum Gebrauche in Schulen und zum Selbstunterrichte. 17 Bogen. gr. 8. 16 Gr. **Ausgabe mit Kupfern.** 1 Rthlr. 8 Gr.

Wahlert, (Rector in Lippstadt.) Deutsche Sprachlehre für Bürger- und Volksschulen. 5te Auflage. 4 Gr.
Lucas, Fr., Erster Unterricht im Lesen. 8te Auflage. 2 Gr.
Chronik von Berlin von Geppert. 20stes Heft. 4 Gr.
Arndt's Christenthum. 6tes Heft, jedes Heft von 4 Bogen Median. 2 Gr.
Preußische National-Encyclopädie. 11tes Heft. 8 Gr.

---

[680] Bei **Georg Franz** in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Oberbayerisches Archiv

für die vaterländische Geschichte.

Herausgegeben von dem historischen Vereine von und für Oberbayern.

Zweites Heft. gr. 8. mit 5 Lithographien. broch. 16 Gr. oder 1 fl.

Die Herkunft der Bayern

von den Markomanen.
Gegen die bisherigen Muthmaßungen
bewiesen
von **Dr. K. Zeuß.**

gr. 8. broch. 12 Gr. oder 54 kr.

---

[655] In der **Liter.-artistischen Anstalt** der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Fliegende Blätter,

gedichtet von

F. Bechstein,

radirt von

F. Pocci.

Mit dem Motto:

Kann mans nicht in Bücher binden,
Was die Stunden Dir verleihn,
Gieb ein fliegend Blatt den Winden
Muntere Jugend hascht es ein.

Preis geh. 36 kr. oder 8 Gr.

Weihnachtsgeschenk für Damen!

[695] Im Verlage von **Bernh. Tauchnitz jun.** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Frauenliebe und Dichterleben.

Ein

literarisches Album

für gebildete Frauen,

herausgegeben von

Carl Vogel.

Mit dem Portrait der Margarethe Klopstock in Stahlstich.

Imper.-8., eleg. cartonn. Preis 1 Rthlr. 18 Gr.

Es eröffnet dieses Werk eben so tiefe Blicke in das innerste Heiligthum des weiblichen Gemüthes, als es unwiderleglich beweist, daß wahre Weiblichkeit in der Stille ihrer Wirksamkeit und fern von allem Absichtlichen und Zudringlichen, von jeher einen mächtigen Einfluß ausgeübt habe, das Wahre und Schöne in Kunst und Wissenschaft nicht minder, als im Leben zur Erscheinung zu bringen. — Möchte keine gebildete Frau dieses zur Ehre ihres Geschlechtes geschriebene, und von der Verlagshandlung mit Eleganz ausgestattete Werk ungelesen lassen!

---

[674] In der **Voss'schen** Buchhandlung in Berlin ist so eben erschienen:

Beiträge zur Etymologie

und

vergleichenden Grammatik

der

Hauptsprachen

des indogermanischen Stammes

von

Dr. Albert Hoefer,

Docenten an der Königl. Pr. Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin.

Band I. Zur Lautlehre. gr. 8. 32 Bogen. geh. Preis $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Diese Forschungen sollen dazu dienen, theils die Sprachwissenschaft als solche, theils das Verständniss der einzelnen Sprache zu fördern. In letzterer Beziehung sind namentlich das Sanskrit, Griechische, Lateinische und Deutsche berücksichtigt. Band I. enthält eine allgemeine Einleitung, die *Lehre von* den Vokalen mit Untersuchungen über Guna und über die Declinationsformen der Sanskritsprache, und die Geschichte der Liquidä. Der 2te Band bringt neue wichtige Untersuchungen zur Lautlehre, und der dritte behandelt, als Vorläufer eines etymologischen Wörterbuchs der lateinischen Sprache, die lateinische Wortbildung.

---

[698] Die folgenden, im **Hahn**'schen Verlage erschienenen Werke, welche sich vorzugsweise zu Weihnachts- und Festgeschenken von bleibendem Werthe und Interesse, so wie für Damen- und Familienbibliotheken eignen, sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Schmuck.

In Briefen. (Seitenstück zu den Perlen.)

Von

Henriette Hanke, geb. Arndt.

Drei Theile. 8. fein Velinpapier. geh. 4 Rthlr.

Außerdem sind daselbst von Henriette Hanke, geb. Arndt, erschienen:

Die Perlen. 2 Theile. Zweite Auflage. $2\frac{3}{4}$ Rthlr. **Die Schwiegermutter.** 2 Theile. Zweite Auflage. $2\frac{1}{2}$ Rthlr. **Die Schwester.** 2 Theile. $3\frac{1}{4}$ Rthlr. **Die Schwägerinnen.** 2 Theile $2\frac{5}{6}$ Rthlr. **Die Wittwen.** 2 Theile. $3\frac{1}{2}$ Rthlr. **Der Blumenkranz.** 2 Theile. $3\frac{1}{6}$ Rthlr.

Berichtigung. In Nr. 59 dieses Blattes bei der Anzeige von Kistner sollte es heissen statt: *Tulon* — *Tulou* und statt *Wagnen* — *Wagner.*

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Drei und dreißigster Jahrgang.

1839.

December.

Stuttgart und Tübingen,

im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst an den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts", mit Einschluß des „Literaturblatts" und „Kunstblatts", kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts" und „Kunstblatts" ohne das „Morgenblatt" . . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt" . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt" . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Erzählungen.

Naturwissenschaftliches.

Länder- und Völkerkunde.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Literatur-Blatt.

Nro. 122.

Nro. 123.

Nro. 124.

Jean Paul, by Kenoy. — 3) Jury Miloslawsky oder die Russen im Jahr 1612. Von Sagostin. Aus dem Russischen von Staatsrath Schulz. — 4) Saint-Sylvan. Von A. v. Sternberg. — 5) Musikalische Novellen und Silhouetten. Von Karl Gollmick. Mit einem Vorwort von E. Duller. — 6) Die Schlacht bei Hemmingstädt. Historischer Roman von Amalia Schoppe. — 7) Tycho de Brahe. Historischer Roman von derselben. — 8) Der abtrünnige Bourbon. Geschichtlicher Roman von Belani. — 9) Das Haus Braganza. Von demselben. — 10) Deutsches Lesekabinet. Sammlung von Novellen ꝛc. Herausgegeben von A. Rauch. — 11) Paulus von Frommenhausen. Neueste Nachrichten aus dem Reiche. Von Dr. Ernst Bitter. — 12) Genrebilder. Nach dem Leben gezeichnet von Junia Romana. — Biographie. Das Leben und Wirken des Sir John Sinclair, dargestellt von seinem Sohn. Nach dem Englischen von Dr. Baumann.

Nro. 125.

Gesangbuch. Entwurf eines Gesangbuchs für die evangelische Kirche im Königreich Würtemberg.

Nro. 126.

Gesangbuch. Entwurf eines Gesangbuchs für die evangelische Kirche im Königreich Würtemberg. (Fortsetzung.)

Nro. 127.

Gesangbuch. Entwurf eines Gesangbuchs für die evangelische Kirche im Königreich Würtemberg. (Fortsetzung.)

Nro. 128.

Gesangbuch. Entwurf eines Gesangbuchs für die evangelische Kirche im Königreich Würtemberg. (Schluß.)

Nro. 129.

Dramatische Dichtkunst. 1) Faust. Ein dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen von F. Marlow. — Geschichte. 1) Friedrich und Napoleon. Versuch einer historischen Parallele zur Feier des 31. Mai 1840. Mit dem Bildniß Friedrichs. — 2) Beiträge zur Bereicherung und Erläuterung der Lebensbeschreibungen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen. Von Rödenbeck. — 3) Die Ideen Napoleons von dem Prinzen Napoleon Ludwig Buonaparte. Aus dem Franz. mit einer Einleitung von Dr. F. Schulte.

Nro. 130.

Staatswirthschaft. — 1) Die Bewegungs- und Produktionsgesetze. Ein staatswirthschaftlicher Versuch von M. v. Lavergne-Peguilhen. — 2) Die Lehre vom Gelde, mit besonderer Beziehung auf den preußischen Staat. Von J. G. Hoffmann. — Dramatische Dichtkunst. 2) Bibliothek englischer Lustspieldichter. R. B. Sheridans dramatische Werke, übers. von Alex. Fischer. — 3) Dramatische Beiträge von Joseph Wertheimer. — 4) Dramatische Kränze, gewunden von Desiré Richard. — 5) Molières sämmtliche Werke, übersezt von Mehreren. Herausgeg. von Louis Lax. — 6) Beaumarchais. Von A. Lewald. — 7) Die beiden Lolzerolles und Maximilian Robespierre. Von Karl Fr—n. — 8) Enghien, Herzog von Bourbon. Tragödie in fünf Akten von Fr. Clemens. — 9) Die Belagerung von Kolberg. Drama von W. Wagner. — 10) Rostopschin oder Napoleon in Moskau. Drama von Dr. J. Hirt.

Nro. 131.

Biographie. Franz Passows Leben und Briefe. Eingeleitet von Dr. Ludwig Wachler, herausgegeben von Albrecht Wachler. — Sprachlehre. 1) Theorie der Interpunktion aus der Idee des Satzes entwickelt von Dr. J. Welöle. — 2) Ueber deutsche Assonanzen. Eine Monographie von Dr. E. Freese. — Gesezgebung. Geist der österreichischen Gesetzgebung zur Aufmunterung der Erfindungen im Fache der Industrie ꝛc. Von dem k. k. wirklichen Hofrath Anton Edeln von Krauß. — Taschenbücher auf 1840.

Nro. 132.

Italienische Reisen. 1) Italica, von Dr. G. Klemm. — 2) Fußreise durch Italien und Sizilien, von J. Baumann. — Bücherkunde. 1) Beschreibung der königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden, von K. Falkenstein. — 2) Lehrbuch der Literärgeschichte der alten Welt, von Dr. Gräße. — Ueber die griechische Kirche. — 1) Briefe über den Gottesdienst der morgenländischen Kirche. Aus dem Russischen übersezt und aus dem Griechischen erläutert von Dr. E. v. Murall. — 2) Lexidion der morgenländischen Kirche, nach den besten Quellen, mit 5 Abtheil. Von dems.

Kunst-Blatt.

Nro. 97.

Kunstliteratur. Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben ꝛc. (Fortsezung.) — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Bauwerke. — Sculpturen. — Erzguß. — Denkmäler.

Nro. 98.

Kunstliteratur. Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben. (Fortsezung.) — Denkmäler. — Gemmenkunde. — Numismatik.

Nro. 99.

Scenen aus Schillers Braut von Messina, von Neher im großherzoglichen Schlosse zu Weimar ausgeführt. — Kunstliteratur. Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben ꝛc. (Schluß.) — Medaillenkunde. — Malerei. — Alterthümer.

Nro. 100.

Eine Steinschrift in Brambanan auf Java. — Lithographische Werke. Musée des armes rares anciennes et orientales de S. M. l'Empereur de toutes les Russies. — Alterthümer. — Neue Kupferstiche. — Neue Lithographien.

Nro. 101.

Paris, 14. Oktober 1839. — Kupferwerke. — Englische Taschenbücher aufs Jahr 1840. — Lithographische Werke. — Literatur. — Nekrolog.

Nro. 102.

Die gegenwärtige Malerei in den Niederlanden. — Halberstadt, 1. November 1839. — Bemerkungen. — Persönliches.

Nro. 103.

Orientalische Kunstwerke des herzoglichen Museums zu Gotha. (Fortsezung.) — Persönliches. — Technisches. — Versteigerungen. — Kunstausstellungen.

Nro. 104.

Orientalische Kunstwerke des herzoglichen Museums zu Gotha. (Fortsezung.) — Kunstausstellungen. — Akademien und Vereine. — Bauwerke.

Nro. 105.

Orientalische Kunstwerke des herzoglichen Museums zu Gotha. (Schluß.) — Neue Kupferstiche. Bilder und Randzeichnungen zu deutschen Dichtungen. Von Sonderland. — Bemerkungen. — Bauwerke. — Museen und Sammlungen.

№ 288.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 2. December 1839.

— Sey's Blumenrand,
Musik, der Lenz, Meer, Sommerabendstunden,
Die Luft — es schmerzt, wird das metallne Band
Berührt, das dunkel und elektrisch uns umwand.

Byron.

Ein Ausflug in die Euganeen.

Von Heinrich Stieglitz.

Battaglia.

Wenn die am nordwestlichen Abhange der Euganeen abwärts der Landstraße liegenden Bäder von Abano und Mont' Ortone mit ihren heißen, aus dem dunkeln, zerrissenen Boden wie aus siedendem Kessel überall hervorsprudelnden Heilquellen gerühmt werden um ihrer heimlicheren Abgeschlossenheit willen, so verdient Battaglia unbedingt den Preis der heitersten Umgebung, und wird daher auch häufiger besucht von solchen Gästen, denen vornehmlich gelegen ist an einem schönen Sommeraufenthalt zur Befreiung von umschließenden Städtemauern und ihrem Zwang. Zugleich ist die Wirkung seiner Bäder nicht minder heilkräftig als die der erstgenannten. Daß sie der Kraft desselben unterirdischen Feuers ihr Daseyn verdanken, verräth der Boden und die Temperatur der Quellen: Basaltzeugen vulkanischer Bildung allenthalben, an vielen Stellen ein dampfend aufsiedender Wasserschwall. Auch der Name des Ortes ist hervorgegangen aus einem jener vulkanischen Prozesse, die, heraufbeschworen von Menschen zu der Menschheit Wehe, von Zeit zu Zeit die Erde überziehen, die träge werdenden Kräfte zu neuem Leben aufzurütteln. La Battaglia, wie die meisten In- und Umwohner den freundlichen kleinen Marktflecken benennen, will man von einer mörderischen Schlacht herleiten, welche Alarich am Fuße der Euganeen geliefert, der erste Anlaß zur Flucht der Bewohner des Festlandes nach den Lagunen. Lange nach Alarichs Fall dauerten die verheerenden Völkerzüge in diesen Gegenden noch fort, und weithin sieht man nichts als Stätten alter und neuer Schlachten.

Zum Mittelpunkt für Ausflüge in die Euganeen dürfte schwerlich irgend ein Punkt geeigneter sich finden, als Battaglia. Am östlichen Abhange der Berge, mit seinen weißen Häusern zu beiden Seiten des wohlummauerten gleichnamigen Kanals, wird es belebt durch die große Straße, welche der ganzen Länge des Ortes nach von Padua über Ferrara dem Süden zuführt. Hier gewährt jeder Punkt die freie, unbeschränkte Aussicht in die Ebene. Wer die Nähe der bewegten Landstraße vergessen will, der ziehe in die breiten Platanengänge sich zurück, die unmittelbar hinter den Bädern ihren Anfang nehmen. Zur Linken ein kleiner Park von Akazien und Ulmen, dicht mit Epheu umwachsen, grün bekränzte Säulen, unter denen zu jeder Tagesstunde Schatten vor den brennenden Sonnenstrahlen; nach der andern Seite hin reichlich von Wasser durchzogene Wiesen mit Maulbeer- und Olivenpflanzungen in langen Reihen und

Quarrés, umkränzt von strotzenden Weingehängen, Festguirlanden der gütigen Allmutter. Dahinter in reinen Wellenlinien das grüne Amphitheater der Vorhügel und Kegelberge, aus deren Mitte das buschige Haupt des Rua mit seinen leise durchschimmernden Ruinen und der allüberragende Gipfel des Venda einladend hernieder blicken. Mag hier der Wanderer nun im Grase lagern und durch das Grün der Bäume auf zum tiefblauen Himmel blicken, mag er im kühlenden Schatten der Platanen aus tiefer Brust aufathmend sich ergehen, überall umspielen ihn warme Lebenstöne, das Herz zur Ruhe auffordernd nach den Stürmen, die auf stets bewegtem Lebensmeere es umhergetrieben. Aber wo ist Ruhe, wenn einmal seine Anker erst gelichtet? wo der Friedenshafen, der es schützte, wenn hervorbrechend aus dem Chaos der Erinnerungen, jene alten, unenhvollen Fragen es durchstürmen, auf die noch keinem Erdenpilger Antwort ward? — Wer das Leben mit seinen mannigfachen Kämpfen und Entbehrungen, seinen furchtbaren Schlägen aus ungeahnter Wetterwolke halbwegs nur erprobt, dem tauchen, wo immer er auch weile, jene Fragen stets von Neuem im Herzen wieder auf, so lange dies nicht stumpf geworden gegen jeden Eindruck. Kann aber die rauschende Eiche von Dodona auch nicht abwenden den Schlag, den sie verkündet, ein friedlich Säuseln folgt dem kriegerischen Klang der Becken, erfüllt des Fragers Brust ein wahrhaftes Verlangen nach Befriedigung. Auch hente weht es heimlich flüsternd durch die Wipfel der Platanen, und eine Stimme läßt sich vernehmen: Hab' ich den Menschen hingestellt, als Bild des Göttlichen im Erdenstoff, mit weiter Brust als Kampf- und Tummelplatz der räthselhaft gemischten Kräfte, so kämpf' er und schreite vor und harre, ob ein Tag ihm Kunde bringt auch ohne seine Frage!

Sanct Antonius in Battaglia.

Es war ein schöner Nachmittag, der Sonntag des sechzehnten Juni. Stiller war es unter den Platanen noch nicht gewesen. Nicht, wie die Woche über, von den Höfen her Gesang und Schäkern der Mädchen beim Brechen des Flachses, nicht von den Wein- und Maulbeer- und Olivenpflanzungen herüber das Durcheinanderjauchzen fröhlicher Bursche; das leiseste Rauschen und Plätschern der Wasser und der Ton der jenseits im Grase zirpenden Grillen war vernehmbar, und dabei die an einem ausgehöhlten Baume hin und wieder rennenden Ameisen und ein stummer, mit gewohnter Ruhe fischangelnder Engländer ringsher die einzigen Zeugen lebendiger Thätigkeit. Von den Badegästen hatten Viele, um heut etwas Absonderliches vorzunehmen, sich zeitig aufgemacht nach dem benachbarten Padua, wo die jüngst begonnene Antoniusmesse ihre von weit und breit her besuchten Pferderennen und Wettfahrten zur Schau bot. Den Haupttag dieser Festzeit, den Namenstag des Heiligen, hatt' ich am dreizehnten in Paduas Mauern selbst mit erlebt und in dem fröhlichen Gewoge der geschmückten Menge diesmal die Stadt mit ihren straßenverengenden Arkaden bei Weitem so düster nicht gefunden als damals, wo ich zum ersten Male sie betrat, und wie sie, trotz ihres weiten Prato della Valle, die meisten Besucher anzumuthen pflegt. Das Fest der Lilien, wie man mit Recht den Sanct Antoniustag benennen dürfte, hatte sie wahrhaft verjüngt, und die vielen farbig aufgeputzten geflügelten Engelein aus Fleisch und Blut, welche den vorausgetragenen Heiligenbildern folgten, und die Menge der geschmückten Kerzen und Reliquien, und das Gemisch von betenden Priestern im schlichten Ordenskleide und singenden Jungfrauen in festlichem Schmuck, und die weißgekleideten, lilientragenden Mädchen gaben dieser Prozeßion etwas Erbauliches, wie man es in kindlicherer Naivetät nicht leicht bei einer andern finden wird.

(Fortsetzung folgt.)

Briefreliquien.

Herausgegeben von J. Funck.

(Der Schauspieler Rebenstein ist seit mehreren Jahren todt, und wir nehmen daher keinen Anstand, den folgenden Brief als einen Beitrag, zugleich zur Biographie Ifflands und zur Geschichte des deutschen Theaters mitzutheilen. Der Brief wird den Freunden der Bühne und den Schauspielern Vergnügen machen.) D. Red.

Iffland an den Schauspieler Backhaus in Mannheim.

Berlin, den 9ten Mai 1812.

Lieber alter Freund! Du wirst diesen Brief etwa den 16ten Mai erhalten, und da muß mein guter Rebenstein schon in Frankfurt seyn. Wenn er in Frankfurt etwa nicht spielt, wie es möglich ist, weil die Herren bauen, und weil sie vielleicht keine Lust haben, so kommt er sogleich nach Mannheim; denn in Darmstadt ist es auch nichts, weil, wie Herr Haßloch mir meldet, ein hohes Wesen sich deßhalb verfinstern würde.

Nach Mannheim habe ich ihm Briefe mitgegeben an gute und böse Christen, wie du sehen wirst. Führe ihn ein und sorge für ihn. Ich habe ihn gewarnt, wenn Müller und Renee ihm Nachricht zutragen von — der hat gesagt, die hat gesagt u. s. w., Alles anzuhören, nichts zu erwidern. Ich habe ihn vor der F . . . ihren

listigen Umarmungen gewarnt, wie vor etwaiger Kälte. Er soll das Eine und das Andere sich nicht reizen lassen. Er ist leicht gereizt. Ich habe ihm gerathen, freundlich und höflich zu seyn, nichts sonst. Ich habe ihm zur Contenance gerathen, daß er mit dir den ersten Besuch dort mache. Ich habe ihn gebeten, mit F—s keine Landpartieen zu machen. Nun bitte ich dich, nimm von Herrn Worstenradt oder von Herrn Türk das zu folgendem nöthige Geld, melde mir den Betrag, und ich will's in Wechsel sogleich schicken.

Fahre mit ihm und Madame Beck und Auguste den Tag, den du dafür gut und angenehm hältst, nach Heidelberg. Geht von der Stadtseite auf's Schloß, esset im Hechte, oder wo du willst, zu Mittage, aber um zwölf Uhr, so daß ihr um bald zwei Uhr in einem offenen Wagen nach Neckargemund zum Kaffee fahren könnt, oder doch den halben Weg, wie du willst. Dann eßt Forellen auf dem Wolfsbrunnen, und so nach Hause. Nimm aber einen Wagen, der nicht so arg stößt und der dann ganz zugemacht werden kann, sowohl der Frauenzimmer als seinetwegen, denn er ist leicht verkältet und Heiserkeit unterworfen. Laß ihn Mantel und alles Nöthige mitnehmen. Wenn ihr vom Fasse in den Keller tretet, gerade gegenuber dem Bogen, wo die Inschrift steht: „Im Jahr — als Joseph Verhas Kellermeister war" — da liegt ein großes altes Faß, in dessen Querriegel ich die Worte oder Buchstaben H. B. (Heinrich Beck), J. R. I. (mein Vater Johann Rudolph Iffland) C. M. (Carl Müller) und ich glaube auch A. W. I. eingeschnitten habe. Der Querriegel geht mitten durch's Faß.

Da, lieber Alter, habe eine Flasche guten Niersteiner und ein Becherchen zur Hand, da sollt Ihr meiner gedenken! Ich schnitt die Buchstaben am Palmsonntage Nachmittags vier Uhr 1785 in hoher Schwärmerei und Weinmuth, aber mit heiliger Seele dort ein.

Uebrigens trinkt unser Freund gern ein Glas Wein, und, im Vertrauen, es kommt dann wohl, daß er leicht etwas zu viel trinkt; dagegen hüte ihn freundlich. Des Nachmittags vier, aber höchstens fünf Gläser, des Abends gutes Bier. So ist er hier gewöhnt, und so erhalte ich ihn. Am Heidelberger Tage mag es mehr seyn. Laß dir von Böhlendorf alle Tage eine Bouteille Ungsteiner für ihn geben. Könnte er, ohne daß es zu sehr bekrittelt würde, wie ich, in dem Zimmer des Mann sich anziehen, so schaffe ihn dorthin. Bei starken Rollen eine Tasse Kaffee vor Anfang der Komödie, und etwas Thee unter der Komödie.

Hüte ihn beim Herausgehen aus dem Theater vor Zug, und wenn es starke Rollen sind, erinnere ihn an Wäsche und nicht verkälten, vorher; denn er ist, wie alle jungen Leute, etwas leicht darin. — Aus Delikatessen macht er gar nichts: Suppe, Kartoffeln, Mehlspeisen; aber Kuchen ißt er gar nicht. Er trinkt weißen Wein.

An dem Tage, wo er dort den Carlos oder den Hamlet spielt, lasse ihm drei Tassen Sagosuppe von rothem Wein machen, mit Zimmt und Zucker; die kann ja bei Mann warm gehalten werden, und mache, daß er ab und an, in freien Scenen, etwas davon nehmen kann; doch — du kennst ja die Menschen — ohne daß es auffällt. Ich liebe ihn wie mein Kind! und du, Alter, wirst es schon machen. — Wenn er geweckt wird, laß ihn Morgens zwei Tassen Thee trinken. Kaffee trinkt er mit Madame Beck; nach Tisch zwei Tassen.

Nun weißt du Alles. Sorge ja, daß er gut und sicher vegetire. Ueberzeuge dich davon. Empfiehl ihn für die Musik, namentlich für Pygmalion, den er herrlich gibt, Herrn Ritter bestens.

Den Ersatz an meine Freundin Beck besorge ich selbst an sie. Ich mag nicht, daß wegen Heidelberg oder sonst wozu von Maurers Gelde genommen werde. Du begreifst, daß ich mir in solchen Sachen nicht nachrechnen lassen will, was und wie viel ich thue. Würde es auch indeß davon etwa genommen, so schicke ich es doch noch hin, ehe ich selbst komme. Deßhalb wollte ich es auch am Ende nicht von Herrn Türk, der es ja doch nur dem Maurer wieder erzählen würde, was ich nicht mag. — Madame Beck soll ja nicht besondere Umstände mit diesem wahrhaft kindlich guten Menschen machen. Hörst du? Wenn er nun dort ist, so schreibe mir so oft und viel du kannst. Ich lege dir wegen Heidelberg Einladungskarten bei, darin fülle den Datum aus. Willst du? — Nun Gott mit dir! Was du M. thust, thust du mir.

Dein treuer Freund

Iffland.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, November.

Ole Bull.

Dienstags den 21sten November gab Ritter Ole Bull im Hoftheater ein Concert. Von diesem Künstler hatte ich Weiteres weder gelesen noch gehört, als daß er ein großer Violinspieler sey. Destomehr war ich schon auf seine Persönlichkeit gespannt, welche doch in den meisten Fällen der charakteristische Grundtypus der Virtuositäten aller Art ist. Sie schien mir auch, als er auftrat, ganz geeignet, seine Leistung zu tragen und zu heben. Ich rieth zunächst hin an sein Alter von 29 Jahren. Er hat einen schlanken, wohlgebauten Körper, einen schön gewölbten, tüchtigen Schädel, ist bleich, blond, von etwas breiten Zügen; sein Auge höchst sinnig, gefühlvoll, ruhig bewegt, hell offen, freundlich lächelnd, sein Wesen unbefangen, anspruchslos, natürlich.

Wunderbar ward mir zu Muth, als er sein erstes Stück, bestehend aus Allegro maëstoso, Adagio cantabile und Rondo pastorale, begann. Ich ahnete mich bald nach den ersten Bogenstrichen, und als er in einem kurzen Satze sich angekündigt, in seine ganze Kunst hinein; ich staunte, ward ergriffen, tief gerührt; sein ganzer Künstlerwerth trat mir an die Seele. Ich mußte mich — als Anonymus schäme ich mich dieses Geständnisses nicht — mit Gewalt des Thränenergusses erwehren, den ich jedoch im Verlaufe nie ganz bezwingen konnte. Die Sättigung erkältete die Stimmung nicht im mindesten. Ole Bull spielte nur eigene Kompositionen. Ich fand sie höchst originell, oft überraschend, doch immer willkommen, nie gesucht, stets gemüthvoll, wechselnd, aufregend und beschwichtigend, so daß mir nicht entfernt der Gedanke kam, was sie etwa nicht sind oder nach der strengen Satzlehre seyn sollten. Sie sind zweckmäßig für sein Künstlerwesen, und auf die schönsten Erfolge berechnet. Man habe sie, höre ich, von verschiedenen Seiten her kritisch angefochten und ihnen den theoretischen Werth streitig machen wollen. Wer thut der Schule genug, die da ausspricht, wie Alles seyn soll, und doch in Kunst und Wissenschaft die schönsten produktiven Kräfte dem Glück und der Himmelsgunst überlassen muß? Das Geniale hat wie im Ganzen, so auch in jeder zartesten Gliederung seine eigene Theorie. Es fängt da erst recht an zu schaffen, wo die Schule aufhört zu doziren. Ich hörte Jahre lang einen um seiner trefflichen Vorträge willen hochverehrten Prediger, dessen später gedruckt erschienene Kanzelreden als nicht schulgerecht und organisch scharf betrittelt wurden. Er konnte sich mit seinem Herrn und Meister trösten, der, obwohl Urquell aller Theologie, dennoch von den Schultheologen seiner Zeit das Aergste zu leiden hatte.

Nun aber Ole Bulls Spiel! — Es ist sein Wesen, sein Charakter, sein Schicksal, was er spielt, mit was er in Tönen spielt. Ich las mittlerweile eine treue Skizze seines romanesken Lebens, und nun wird mir seine Kunst klarer.

Die Violine ist das universellste und zugleich menschenähnlichste Instrument, und wie sie zwischen Haupt, Brust und Hand festgehalten und zum Leben gebracht wird, spricht sie auch diese dreifache Sprache. Sie ist nicht ganz Menschenstimme, aber, nahe an sie hinreichend, hat sie die Volubilität voraus, die wohl bei ihr, nicht aber beim vollendetsten Sänger, noch eine seelenvolle Wärme offenbaren kann. — Ole Bull ist Herr und Meister seines Instruments, nicht bloß im Mechanischen, wo er in Doppelgriffen, Oktaven und Dezimen, in Drei- und Vierklängen, Harpeggien, Doppeltrillern, kühnsten Sprüngen ꝛc. das unerreichbar Scheinende leistet, in seinem Staccato mit einem einzigen Bogenstrich die chromatische Scale pfeilschnell durchfliegt, sie selbst in Dreischlägen durchzittert, sondern er ist es auch in der Offenbarung aller Tongattungen, deren die Geige fähig ist. Mögen Einige puristisch die Flageolettöne, die Menschenstimme, junge und alte ꝛc. mehr nur für ein Virtuosenspielwerk, auf's große Publikum berechnet, halten; sie zeigen die Vielseitigkeit der Bogenführung, die Sicherheit, Zartheit, feinste Empfindlichkeit derselben. Nur wer die Analyse des Spiels, das Studium seines Instruments so in's unendlich Kleine treibt, was an die Theilbarkeit der physikalischen, die Schärfe der astronomischen Werkzeuge, zugleich an homöopathische Wirkungen erinnern könnte; nur wer sein Instrument zu den delikatesten Aeußerungen zu nöthigen versteht, weiß es auch mit höchster Freiheit zu Ausströmung der gemüthvollsten Harmonien zu bringen.

Wie war sein Adagio religioso so süß schwermüthig, so leid- und freudvoll hingesungen! Ein Quartett für die Violine allein, und das nach dem Schlusse wie zum Danke vorgetragene: „Heil unserm König!" war eine Aufgabe des Spiels auf vier Seiten, wobei sich die Stimmen nach dem kunstreichsten Satze um und gegen einander bewegten. Sein musikalischer Kunstbau im Ganzen, habe er auch jezt noch die Höhe und Tiefe eines Spohrschen ꝛc. nicht erlangt, gleicht darin einem wirklichen, daß er neben dem Soliden, wie Mauern und Säulen, auch seine Zierrathen, seine Kapitäle, Arabesken, selbst einige Larven und Fratzen ꝛc. hat. So erzeugt es jede überschwängliche Ausbildung, so gebiert es der Kunstübermuth, die Künstlerlaune, so verlangt es das Publikum, der Zeitgeschmack. Selbst das Neckische, das Bizarre soll man gelten lassen, wie man einen Schönschreiber nicht hart anläßt, wenn er am Ende einen tüchtigen Kraftzug weit ausfahrend hinschnellt. Ole Bull mag wohl in seinem innersten Wesen so seyn, einfach und muthwillig, phlegmatisch und auflodernd, anspruchslos und ehrsüchtig, hingebend und eigenwillig, sanft und störrig, vertrauend und verzweifelnd. Selbst seinen Salto mortale glaubte man zu vernehmen. — Ich erinnert mich, daß ich nach Paganinis wunderbarem Spiel noch wohl ein Adagio von unserm eigenen besten Meister hätte vortragen hören mögen. Nach Ole Bulls Spiel fühlte ich mich allseitig tief befriedigt, durch seinen unübertrefflich schönen Ton, wie durch ein ersehntes süßes Gut beruhigt. — Freitags spielte er noch einmal im Hoftheater. Gern hätten gewiß die Musikfreunde das Mozartsche Adagio, das er sonst gibt, vernommen. Hier merkte ich, daß es räthlich ist, sich ihm eher näher als entfernter zu setzen; denn jedes Instrument und Spiel hat seinen eigenen Fokus. Auch ist begreiflich, daß, wer selbst auch nur im mindern Grade Geiger ist, in diese Kunst sich viel besser und selbst antheil- und gemüthvoller hineinfühlt, als ein Laie. — Berichte über solche außerordentliche Erscheinungen bringen aber bei Leuten, die des eigentlichen Sinnes für Musik und ihre Tiefen entbehren, eine leidige Wirkung hervor. Unrührbar wollen sie gerührt werden, blödsinnig wollen sie erstaunen. Will doch, wer nicht persisch kann, keinen Perser verstehen. Wem nicht der ganze Cyklus der Kunst und der Virtuositäten einigermaßen vorschwebt, der weiß eigentlich nicht, was er sieht und hört, und es klingt etwas einfältig, wenn man bei außerordentlichen Erscheinungen an die Competenz des ungebildeten Sinns appellirt.

Ole Bull ist unter dem 61sten Grade nördlicher Breite geboren. Er genoß theologischer und juridischer Bildung; er sollte Fakultätsmann werden, und wurde schon frühe Musikdirektor. Er suchte bei Spohr Rath, Aufmunterung, Lehre, Leitung, und wurde durch Kälte weggeschreckt. Er wollte nun mit dem Verstande gewaltsam studiren, und sein Gemüth wollte musiziren. Dieser unwiderstehliche Drang legt uns nahe, daß das entschiedene Talent als organische Vorherbestimmung angeboren ist, und daß, wenn auch unzählig viele unausgebildet verkümmern, doch die gediegensten meist durchbrechen. — Ole Bull kommt in dem von der Cholera heimgesuchten Paris im entscheidenden Lebensmomente um seine ganze Habe; er wollte sich den Tod geben und findet, kaum gerettet, eine wohlwollende zweite Mutter, die, um ihren Sohn trauernd, in ihm sein Ebenbild sieht. Er findet Eingang in der Weltstadt, Anerkennung, Ruhm, Gold. Er heirathet die Tochter jenes Verstorbenen und kommt so in die wunderlichste Quasiverwandtschaft mit der Familie und mit sich selbst.

Beilage: Literaturblatt Nr. 122.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 289.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 3. December 1839.

Non eadem est aetas, non mens. —

Horat.

Etwas vom deutschen Schauspiel.

Ein Urtheil und Fragen,

von einem Manne des alten Deutschlands.

Ich bin ein alter Mann, doch keineswegs alt genug, um den Freuden und Genüssen dieses Lebens abgestorben zu seyn. Ich meine damit nicht etwa die Gastronomie. Diese ist ja ohnehin so recht eigentlich die Wissenschaft und Kunst des höhern Alters, zumal wenn man im Laufe des Lebens einen guten und rationellen Grund dazu gelegt hat. Und dazu hatte ich alle Gelegenheit, denn ich war, um meine Laufbahn mit wenigen Worten zu bezeichnen, im zwei-und-zwanzigsten Jahre zweiter Supernumerär einer Gesandtschaft, welche eine sehr große deutsche Macht bei einem ganz kleinen deutschen Familienhof unterhielt. Nein, ich sezte niemals das bene vivere hauptsächlich in den Sinnengenuß, sondern vielmehr in die Ergötzung des Verstandes und des Gemüths. Schon längst befleißige ich mich jener Philosophie, von der in meiner frühen Jugend so viel die Rede war und die mit dem, was jezt Philosophie heißt, so wenig gemein hat; ich meine die Lebensweisheit im Sinne der Alten, die Kalokagathie, welche Vater Wieland den Vätern des jetzigen ältern Geschlechts so liebenswürdig predigte.

Noch sehe ich den guten Alten in seiner Loge im Weimarer Theater, das kluge, nichts weniger als schöne Gesicht, den hängenden Mund, den all die Grazien umspielten, welche seitdem von der Welt Abschied genommen haben. Es war um die Zeit, wo ein paar deutsche Titanen mit ihren Xenien eine Mine hatten springen lassen, welche den deutschen Musenberg umkehrte, wo eine neue Geschmackstheorie die Vernünftigkeit der alten, und damit Alles, was Wieland geschafft und gewirkt, geradezu negirte. Ich war jung, die Ideen, welche in den neunziger Jahren in Staat und Kunst das Herrlichste gebären zu wollen schienen, gährten auch in mir, und ich sah mit Mitleiden auf einen Schriftsteller, der noch im Alter erfahren sollte, daß der Gesichtspunkt, aus dem er bisher die Welt angeschaut, ein grundfalscher gewesen, und daß das Senkblei seiner Gedanken überall nur die Untiefen der Dinge getroffen. Man hatte sich stolz losgesagt von französischer Afterästhetik, man zweifelte nicht daran, daß eine goldene Aera echt deutscher Kunst glänzend angebrochen. Der durch die Aufklärerei einer superklugen Zeit ausgesogene deutsche Geistesboden hatte auf einmal wunderbar herrlich duftende Blüthen der Phantasie hervorgetrieben, und nun sah man in der Einbildung schon einen Riesenwald ureigenster deutscher Poesie emporwachsen, lyrischer, epischer, dramatischer Poesie. Wer hätte sich damals vorgestellt, daß Goethe und Schiller nicht sowohl

Vorläufer einer neuen Zeit als vielmehr Beschließer einer alten, daß ihre Schöpfungen weniger Wurzeln, als Blüthen und Spitzen einer Kunst seyen, und daß auch der vornehm rauschende und brausende Strom deutscher Romantik sich so bald im Sande verlieren werde, wie ein Steppenfluß? Aus der großen deutschen Kunstperiode ist nichts geworden, und am allerwenigsten in der Beziehung, in der man sich am meisten versprach, in der Dramatik. Jetzt, und schon lange, da ich enttäuscht und kalt fast ein halbes Jahrhundert rückwärts blicke, wie ganz anders steht jezt dein Bild vor mir, Vater Wieland, als damals, wo mich, bei aller Achtung vor dir, doch deine Undeutschheit verdroß und ich grimmig das Gesicht verzog, wenn sie dich den deutschen Voltaire nannten!

Wir wußten, daß sich Wieland vor dem „holden Unhold," wie er ihn nannte, vor Goethen beugte, wir wußten, daß er zwar zu Don Carlos den Kopf geschüttelt hatte, übrigens aber Schillern alle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Wie kannten ihn dafür, daß ihm die häßliche Empfindung des Neides fremd war, aber dennoch fühlten wir in unserem deutschen literarischen Stolze eine Art von Schadenfreude, daß Wieland, der immer mit fremdem Kalbe gepflügt, es mit ansehen mußte, wie in seinem eigenen Lebenskreise originelle Schöpfungen des deutschen Genius entstanden, wie er sie wohl nie geahnt. Nichts mehr von hellenischer Grazie, von brittischem Humor, von französischer Ironie in dreiter deutscher Zurichtung! Die echte deutsche Poesie blühte, es blühte die Schauspielkunst, herrlich — und ach! wie kurz!

Daß es mit der deutschen dramatischen Poesie in der neuesten Zeit bedenklich aussieht, dies war mir in der Einsamkeit, in der ich die lezten zwanzig Jahre gelebt, nicht entgangen; aber von der Verfassung der Bühne, vom gegenwärtigen Stande der Schauspielkunst, deren Gebilde sich so wenig bannen lassen, als der Wind, hatte ich keinen Begriff, weil keine Anschauung. Leztere ist mir nun wieder seit mehreren Monaten geworden, und das, was ich dabei beobachtet zu haben glaube, will ich in den folgenden Zeilen niederlegen und das Publikum zum Zeugen meines Erstaunens und zum Richter meiner Bedenklichkeiten und Zweifel machen. Ich werde mich dabei vor der Geschwätzigkeit des Alters zu hüten suchen und mir vorhalten, daß die jetzige Welt ungeduldig ist, und daß einer, der gehört werden will, die Gegenstände nur berühren, nicht ausspinnen darf.

Meine süßesten und lebendigsten Jugenderinnerungen knüpfen sich an dramatische Genüsse. Es versteht sich von selbst, daß meine Erziehung guten Theils eine französische war, daß ich als Knabe schon einen französischen Vers sprechen lernte und in allen den kleinen Künsten unterwiesen wurde, welche damals im Leben eines Menschen von Stand so große Bedeutung hatten. Schon frühe spielten wir, meine Geschwister und ich, die kleinen Scenen ab, die in unsern französischen Uebungsbüchern standen, Anfangs ohne allen Apparat und ohne geladene Zuschauer. Meine Mutter bemerkte mit Vergnügen unsern artigen Zeitvertreib und die graziösen Airs, die wir uns dabei gaben. Nach und nach wurden Kinder befreundeter Häuser beigezogen, die Eltern dazu geladen, und bald kam es dahin, daß wir in aller Form zwischen zwei Schirmen kleine Komödien aufführten. Monsieur Lamoureux, ein alter trockener Franzose, der Erzieher des jungen Grafen M., machte dabei unsern Intendanten und Regisseur.

Noch erinnere ich mich auf's Lebhafteste all der kleinen und doch so heftigen Leidenschaften, all der Entzuckungen und Schmerzen, wie sie das Herz des Knaben in jenem genußreichen Alter füllen, wo einerseits auf einmal der Verstand erwacht, andererseits die Besinnung durch die halbverstandenen ersten Regungen der Geschlechtsliebe, wie durch einen betäubenden Hauch, so süß umnebelt wird. — Ich war sicher männlicher Seits der beste Schauspieler in der kleinen Truppe, das heißt, ich besaß am meisten Einbildungskraft und mimische Anlage. Ich hatte auch die französische Sprache an sich so gut inne als die Andern; aber mir fehlte eine Eigenschaft, welche in den Augen unseres feinen Auditoriums den Mangel vieler andern ersezte: ich sprach das Französische immer mittelmäßig, und gelegentlich sogar barbarisch aus. Der junge Graf M. dagegen, ein steifer, gezierter Bursche und ein beschränkter Kopf, besaß eine tüchtig eingeexercirte Aussprache, ließ die garstigen Nasenlaute im reinsten Style schnarren und wußte die g und j ganz kunstgerecht zu dämpfen. Nun saß in unserm Parterre häufig ein Onkel Hofmarschall, ein alter französischer Purist, der den Sprachäristarchen machte und die Gewohnheit hatte, bei jedem zweideutig oder falsch gesprochenen Wort sich zu räuspern und mit dem Stock zu pochen. Diese Censur traf keinen häufiger als mich, und es erregte mir die bittersten Gefühle, wenn mich bei einem recht glänzenden Abgang, neben dem Beifall, das verdammte Pochen begleitete, während der fatale Graf mit seiner näselnden, vom hölzernsten Spiel begleiteten Tirade mit dem ungetheiltesten Applaus überschüttet wurde. — Wenn ich nicht irre, ist es Lichtenberg, der die Bemerkung macht: um eine fremde Sprache geläufig und sicher zu sprechen, brauche es einen gewissen Fonds von Geckenhaftigkeit. Und das ist es, was mir fehlte: der Grundton meines Wesens war negativ, spottend. Es gelang mir vortrefflich, den Ton des Grafen muthwillig zu parodiren, in der Weise, wie Molière im Impromptu de Versailles seine tragischen Nebenbuhler kopirt; aber es war mir unmöglich, meine deutsche Natur im Ernste zur Affektation eines fremden Grundtons zu zwingen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug in die Euganeen.

(Fortsetzung.)

An jenem Tage waren auf viele Meilen weit alle Umwohner, auch die von Battaglia, nach Padua geströmt. Aber das Sanct Antoniusfest durfte gleichwohl auch an diesem Orte selbst nicht unbegangen bleiben. Dazu war nun der heutige Sonntag als der nächste angesetzt. Während die Natur in stiller Feier ihr nie abbrechendes Allerheiligenfest beging, war in der Kirche von Battaglia feierlicher Dienst zu Ehren des Patrons von Padua. Mit einem Male tönte das Geläut der Glocken. Der Kirchendienst war beendet, die Prozession begann. Hier wiederholte sich nun im Kleinen, was Padua im Großen aufgezeigt. Das Standbild des Heiligen mit dem Christuskind und der Lilie; voran einige Crucifire und das Sanctissimum in Priesterhänden; nachfolgend unter Gesang, bald Lilien, bald Kerzen tragend, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen. Auch die hier auf den Armen gewiegten, dort frei wandelnden kleinen lebendigen Engelein mit winzigen ikarischen Flügelchen fehlten nicht, sorglich aufgeputzt, so gut es nur immer die vorhandenen Kräfte erlaubt. Dem ganzen Aufzuge sah man an, daß Alles, was die nächst umliegenden Ortschaften an Gangfähigem und Schmuckem besitzen, heute sich als Ehrenvertreter hier zusammen gefunden, und man erblickte gar manchen Kopf mit jenen edlen Formen und vorherrschend bedeutungsvollem Ausdruck, wie die alten Meister ihn so gerne dargestellt auf ihren Anbetungen und Verklärungen, und den man immer noch am reinsten erhalten auf dem Lande findet. Der Zug bewegte sich über die mittlere Hauptbrücke des Kanals, von da aufwärts am rechten Ufer, bis er über die obere Brücke wieder umbog und seinen Rückzug am linken Kanalufer in die Kirche nahm. Alle Fenster waren mit Zuschauern besetzt. Der schönste Anblick war unstreitig von der mittlern Hauptbrücke, als der Zug über die obere sich bewegte und die Wasser sein Gegenbild als feuchte Schatten freundlich wiederspiegelten.

Nach vollendeter Prozession machte die frühere Ruhe einer lauten Fröhlichkeit Platz, und die ganze Bevölkerung wetteiferte in heiterer Feier des festlichen Tages. Die Badegäste kehrten nach und nach von ihren Ausflügen zurück, an der Tafel im Gartensaale, oder unter'm Zelt vor dem Kaffeehause mit kühlendem Sorbetto sich erfrischend. Auch der kleine Pietro war in seinem Sonntagsjäckchen von Galzignano herüber gekommen und ließ sich den Sorbetto wohl schmecken, mit dem ich ihn traktirte. Ganz neckisch war es anzusehen, wie dieser muntere, aufgeweckte Junge, der unter den weit vornehmer sich dünkenden, der Salonwelt entstammten Knaben daß wie ein wahrer Nobile, die Neckereien einiger derselben keck und doch stets mit bescheidenem Takt durch treffende Antworten zurückwies. Einem dreizehnjährigen Torysprößling aus Lankastershire, der sich auf seine goldnen Knöpfe und seine zukünftige Lordschaft viel zu Gute that, war es sichtbarlich ein Dorn im Auge, daß ein Bauernjunge in dem fashionablen Kreise saß, wo er sogar ihm, dem Hochgebornen, von vielen vorgezogen wurde, und er glaubte zuversichtlich, ihn mit Einem Schlage in Aller Gunst zu stürzen durch die mit triumphirendem Lächeln gegebene Versicherung, dieser Pietro hüte eigentlich die Schweine von Galzignano. Die Bemerkung, daß Homer, während er die fürstlichen Freier im Palaste des Odysseus ohne Weiteres wie eine Heerde Schweine schildert, nicht unterlassen habe, den „göttlichen Sauhirten" nach Gebühr zu rühmen und sorglich von dem zügellosen Trosse jener abzusondern, schien mit den Ideen seiner künftigen Herrlichkeit keineswegs übereinzustimmen, brachte ihn aber denn doch zum Schweigen.

Angenehm überraschte nach spät am Abend der Gesang zweier Spielleute, Mann und Weib, die schon seit Jahren jeden Sommer sich zur Kurzeit in Battaglia einfinden. Der Mann streicht die Geige gar nicht übel; dazu singt er einen zwar nicht umfangreichen, aber volltönenden Baß; seine Gefährtin besitzt einen Alt, der auch in anspruchsvollern Kreisen sich dürfte hören lassen, und, besonders in den gedämpfteren Tönen, etwas eigen Ergreifendes hat. Beide haben sich so miteinander eingesungen, daß das Vorgetragene oft nur Eine Stimme scheint; und so ernteten sie denn auch diesmal allgemeinen Beifall und zogen spät erst reichlich bedacht weiter ihres Weges. Am Himmel aber hatten unterdeß die Sterne ihren Reigen begonnen, und die Mondessichel streute ihren milden Schimmer durch das vom Abendwind bewegte Laub der Bäume. Aus dem Park erklang die Stimme einer Nachtigall so voll und klar, als wollte sie mit den Lichtern des Himmels wetteifern. Alles durchdrang eine selige Feier, und in tiefster Brust erzitterte das schöne Lied von Salis, das, milden Trost athmend, den Kummervollen an den Urfrieden der Schöpfung mahnt, dem gepreßten Herzen mit Hinweisung auf ein noch ungetrübtes Dasein zuflüsternd:

„Noch rauscht vom Hain die Silberquelle,
Noch winkt der Bäume traulich Grün,
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien."

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, November.

Fremde. Weinbau. Oper.

Die Fremden kommen in Menge an. Von der Naturforscherversammlung in Pisa zurückkehrend, besuchten uns auf

der Durchreise viele Gelehrte. Alle höchst zufrieden mit den Anstalten, die dort getroffen worden waren, mit der Aufnahme, die sie gefunden hatten, mit der Art und Weise, wie das Ganze geleitet worden. Die Resultate dieser ersten Versammlung sind über alle Erwartung befriedigend gewesen, und wenn für das künftige Jahr Florenz zum Ort der Zusammenkunft gewählt worden ist, so ging dies sowohl aus dem Bewußtseyn hervor, daß ein freundlicheres, förderndereś, aufmunternderes Entgegenkommen nirgends gefunden werden mag, wie aus dem Gefühle der Dankbarkeit für dies wahrhaft liebevolle Eingehen in den eigentlichen Geist dieses wichtigen Instituts. Der eben bezeichnete Erfolg und die durchweg beobachtete würdevolle Haltung werden hoffentlich auf der andern Seite dazu beitragen, Besorgnisse zu verscheuchen, welche diese erste Zusammenkunft zu stören drohten, und ihr auch in soweit geschadet haben, als ein Theil der Halbinsel bei ihr gar nicht oder unzulänglich repräsentirt war. — Die landwirthschaftliche Versammlung beim Marquis Ridolfi zu Meleto zog viele auf ihrer Rückreise an; in Florenz sah man an den nächsten Abenden zahlreiche fremde Besucher bei Vieusseux, wo die Literatenwelt von Alters her sich zu vereinigen pflegt. Ungefähr um dieselbe Zeit, wo der Congresso scientifico in Pisa zu Ende ging, wurde es bei uns auch in anderer Weise lebhaft, indem der Schwarm der Zugvögel, die nach dem Süden eilen, einzutreffen begann. Für den Zwang, welchen Choleraquarantänen in den lezten Jahren bereiteten, hat man sich schon im vorigen Winter reichlich entschädigt; der gegenwärtige verspricht, wenn auch nicht völlig so glänzend, doch nicht arm an Gästen zu werden. Die Zahl eigentlicher Zugvögel scheint indeß die überwiegende zu seyn; denn in den bessern Gasthöfen ist kaum ein Unterkommen zu finden, und man sieht fashionable Reisewagen an mehreren Thüren nach einander abgewiesen werden, während an größern wie kleinern, für den Winter bereiteten Wohnungen kein Mangel ist. Die Mehrzahl der einheimischen Familien und viele der hier ansäßigen Fremden befinden sich noch auf ihren Villen in der nähern Umgebung der Stadt. Seit wenigen Tagen haben wir feuchtkaltes Wetter; sonst ist der Oktober so schön, heiter und warm gewesen, wie es selten der Fall, und hat so recht eingeladen, die Villegiatur so lange als nur immer möglich fortzusezen. Selbst Oerter, die man meist nur im hohen Sommer zu besuchen pflegt, wie das Kloster Vallombrosa, welches inmitten seiner riesigen Tannenwaldungen im Gebirge liegt, zogen noch in der zweiten Hälfte des Monats Besucher an. Ihrer längst beobachteten Sitte getreu, wohnt die großherzogliche Familie noch auf der schönen Villa Poggio a Cajano, die so ziemlich im Mittelpunkt der ausgedehnten Pistojeser Ebene liegt, und nach allen Seiten den Blick über die fruchtbaren grünen Niederungen, über die mit Laub bedeckten anmuthigen Hügel und die höheren Gebirgsmassen, die sich auf der Nordseite erheben, frei läßt. Die ergiebige Weinlese, welche in diesen Gegenden Alles in Bewegung sezt, ist an den schönsten, sonnigsten Tagen vorgenommen worden. Wenn man diese reichliche, trefflich gezeitigte Frucht sieht, deren Entwickelung namentlich in diesem Jahre ungewöhnlich glücklich befördert ward, so bedauert man um so mehr, daß man, zahlreicher Verbesserungsversuche ungeachtet, in Toscana, wie in einem großen Theil Italiens, im Allgemeinen immer noch an dem alten Schlendrian festhält, und das Verfahren, welches man anwendet, so wenig geeignet ist, dem Weine denjenigen Grad der Vollkommenheit zu geben, dessen er fähig wäre. Es ist unglaublich, wie sorglos im Durchschnitt dabei verfahren wird, gerade wie bei der Oelbereitung, die so durchaus fehlerhaft ist, daß das Oel in den meisten Fällen keineswegs gut genannt werden kann, während die Natur Alles bietet, um es vortrefflich zu machen, und die Luccheser durch die That beweisen, wie weit man durch Fleiß und Aufmerksamkeit gelangen kann. Einzelne toscanische Weinsorten werden immer noch mit Sorgfalt bereitet, obschon sie ihrer alten Berühmtheit nicht immer in vollem Maße entsprechen; auf den gewöhnlichen Tischwein aber wird sehr wenig Mühe verwandt, und so kommt es, daß er keineswegs ist, was er seyn könnte, und namentlich in Betreff der Haltbarkeit wenig Lob verdient. Versuche, die Weinfabrikation zu vervollkommnen, haben einzelne sehr erfreuliche Resultate geliefert, sowie überhaupt einige Familien, welche ausgedehnte Besizungen haben, diesem Zweige der Oekonomie eine rühmenswerthe Aufsicht angedeihen lassen. Daß fremde Spekulanten hier von den Gaben des Landes Vortheil ziehen, und Champagner, Bordeaux, Burgunder, und ich weiß nicht was verkauft werden, die sämmtlich auf toscanischem Boden gewachsen sind, ist weniger erfreulich. — Zurückzukehren zu den Gästen, welche Florenz in diesem Augenblick angezogen hat, so nimmt unter ihnen namentlich Don Sebastian die Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch. Er scheint einige Zeit hier verweilen zu wollen. An den Fenstern der Kupferstich- und Buchläden sieht man sein lithographirtes Bildniß ausgestellt, wie es in dem Werke: Don Carlos et ses défenseurs enthalten ist. Es ist ziemlich ähnlich, und der Infant hat einen eben so finstern Blick wie das Porträt, nur sieht er bei weitem jünger aus in der Wirklichkeit. Die Prinzessin Auguste von Sachsen, die Herzogin von Berry, und wie es heißt, auch der Prinz von Capua werden erwartet. Unterdessen ist die Zahl der öffentlichen Vergnügungen noch nicht groß. Die Gesellschaft ist zu sehr zersplittert, namentlich der Kern derselben, doch hört man schon von Bällen reden. Wettrennen fanden in den Cascinen statt, mit einheimischen und englischen Pferden. Unter den leztern waren einige von großer Schönheit, die kürzlich nach dem Continent herübergebracht worden. Die Zahl der Zuschauer war ziemlich groß, doch ist unter den Einheimischen das Interesse daran sehr gering, und die Rennen scheinen mehr der Fremden wegen da zu seyn. Dem Italiener bleibt dafür sein Nationalvergnügen der Barberi (frei laufenden Pferde), welche ihrerseits den Fremden schon nach dem zweiten Male zu langweilen pflegen. Alle Theater sind geöffnet. In der Pergola findet Mercadantes Oper: Il Giuramento, vielen Beifall, und wird auch von der Brambilla, der Strepponi, von Ronconi ꝛc. vortrefflich gesungen. Weniger gefällt Donizettis Maria di Rudenz, welche abwechselnd mit jener gegeben wird. Das Ballet: Oreste, mit seinen langweiligen Evolutionen, seinen Furien- und Mordsscenen, kann nicht unglücklicher seyn; es hält sich bloß durch den vortrefflichen Tanz der St. Romain, welche früheren Besuchern des Berliner Theaters noch in gutem Andenken seyn wird. Die Zweigroschenbühnen geben um die Wette große Opern, und nicht ganz schlecht. Auf die bevorstehende Eröffnung des Cocomero freut man sich sehr; die französische Gesellschaft, welche im Frühling hier war und großes Glück machte, hat einen neuen Cyklus von Vorstellungen angekündigt, und mit Alex. Dumas Mademoiselle de Belleisle wird der Anfang gemacht werden. So ist denn für Alle, oder wenigstens für die Meisten gesorgt.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 290.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 4. December 1839.

Den Fels umklammert des Schlosses Grund,
Zu jeder Seite gähnt ein Schlund,
Die Treppen müssen, die Wände von Stein,
Die Böden ausgegossen seyn.

G. Schwab.

Ein Ausflug in die Euganeen.

Von Heinrich Stieglitz.

Nächste Umgebung von Battaglia.

Cattajo — Monte del Duca — S. Helena.

Bei weitem früher als dem tiefer liegenden Battaglia begegnet der Blick des von Padua Herannahenden dem wenige hundert Schritte oberhalb auf einem Felsen errichteten, man möchte sagen aus dem Felsen geschnittenen Schlosse Cattajo. Sein Erbauer ist ein Nachkomme jener Obizzos, die bereits in den ersten Kreuzzügen sich hervorgethan, und von denen einer in Tassos Gerusalemme liberata als Toskaner namentlich aufgeführt wird. Die Annalen der Familie berichten auch in späterer Zeit von manch bedeutendem Sprößling.* 1420 verpflanzte Obizzo, Sohn des mit dem Beinamen des Großen ausgeführten Tomaso, den Hauptstamm in das Paduanische. 1500 erbaute Pius Eneas Obizzo das Schloß Cattajo, das Jahrhunderte lang im Besitze der Nachkommen seines Begründers blieb, bis es in neuerer Zeit an den Herzog von Modena abgetreten wurde, jedoch nur unter der ausdrücklichen, vertragsmäßig festgesezten Bedingung sorgfältiger Erhaltung in ursprünglicher Art und Weise.

Das Schloß mit seinen vorragenden Zinnen gewährt den Anblick einer alten Ritterburg, und selbst der heiter aufgepuzte Neubau entspricht diesem Eindruck. Wall und Doppelgraben decken seinen Eingang. In den untern Räumen schreitet man unmittelbar durch Felswände, gewölbte Gänge ohne weitern Schmuck, als das rauhe, kantige Gestein an sich darbietet, nur durch Räumigkeit und Höhe unterschieden von den Stollen eines Bergwerks; auch die Wendeltreppen bestehen aus roh behauenen Felsenstufen; die zur Verbindung aufgeführten Mauern und Gewölbe dagegen sind alle säuberlich mit Kalk verpuzt und die von außen hinanführenden Treppen breit und stattlich zugerichtet. Beim Eintritt durch die Hauptpforte liest man die Inschrift:

„Jupiter alme, domum tutare, superna Gigantes
Atria si capiant, hic tuus orbis erit."

Den kostbarsten Schmuck Cattajo's bildet eine Reihe von Zimmern, bedeckt mit Fresken Paolo Veroneses; größtentheils Kämpfe, in denen sich Obizzo's ausgezeichnet, und somit rühmliche Imagines der Familie. Sind auch

* Auch manches Abenteuerliche meldet die Chronik von dieser Familie. So soll einstmals ein Obizzo seinen kleinen Sohn ausgesezt und in der Wildniß sich selber überlassen haben, der dann nach langen Jahren als ausgezeichneter Mann wieder zum Vorschein kam, mit dem Ruhm seiner Ahnen kräftig wetteifernd.

nicht alle diese Fresken von der Hand des Meisters selbst, und hat er, was nicht zu verkennen, in der Ausführung gar Vieles seinen Schülern überlassen, so scheint doch Angabe und Zeichnung durchgängig von ihm. Es lebt in allen jener kecke Schwung und jene innerliche Freiheit, jene kräftige, gesunde Frische eines fröhlichen Daseyns, die seinen Gestalten und Gruppirungen so eigen, und die das mit ihm nur irgend vertraute Auge auf den ersten Blick verrathen läßt, was von ihm ausging. Auch die Ueberfülle der Gewandung fehlt nicht, und jenes siegreiche, seiner Wirkung auf die Sinne oft sich allzusehr bewußte Prunken, durch dessen verführerische Macht man in Veroneses Werken häufig erst zum Kern sich durcharbeiten muß. Sind aber auch viele der edelsten und schönsten seiner Darstellungen behaftet mit einem gewissen Ballast von Erdstoff, so ist derselbe überall durchleuchtet, nicht immer durch das reine Licht, wohl aber durch die schönste Bundesgenossin des Lichts, die Farbe, in deren stoffverklärender Behandlung Veronese unübertroffener Meister bleibt. Sein ungemeiner Farbensinn tritt freilich mehr noch hervor aus seinen Oelgemälden, und man erhält von der Wirkung derselben durch Kupferstiche schwerlich einen genügenden Begriff. Ueberhaupt bleibt für den, der die Fülle seiner Schöpfungen, wie sie Venedig in so reichem Maße darbietet, nicht an Ort und Stelle gesehen, der Name Paolo Veronese nur ein schöner Klang. In wessen Meinung hat nicht der Besuch des Dogenpalastes, der Akademie, der Kirchen Santa Catharina, San Francesko, oder San Sebastian — letztere Veroneses unsterblichste Leistungen und irdische Ueberreste in nächster Nachbarschaft umschließend — die Wagschale der Zuneigung, selbst der grandiosen Virtuosität des überall aus dem Kern hervorhebenden Tizian gegenüber, für Augenblicke wenigstens auf seine Seite hinneigen gemacht?

Recht sehr bedauerten wir, daß der alte Kastellan, der mit gebücktem Rücken uns in dem Herrenschloß herumführte, schroff und unerschütterlich behauptete, die Schlüssel zur Gemäldegalerie seyen zur Zeit nicht vorhanden. Selbst der ihn zu plötzlicher Devozion stimmende Glaube, es seyen die kleinen Bertucchiani in unserer Gesellschaft, weil ihn ihre kecken Fragen überraschten, prinzliche Incognitos, konnte die fehlenden Schlüssel nicht herbei zaubern, da der Herr Inspektor, dessen spezieller Huth sie anvertraut, eben abwesend war; und so blieb ein Schatz von Kunstwerken, der als ausgezeichnet gerühmt wird, diesmal für uns ungehoben. — Nicht ohne Interesse betrachtet man die Sammlung mittelalterlicher Waffen, deren viele gegen die Sarazenen sich bethätigt, andere im Kampfe ihnen abgenommen. Unter den im selbigen Saale aufgestellten Antiken zeichnet sich die Figur einer Bacchantin in Hautrelief aus; auch ist dieselbe durch eine von dem ursprünglichen Sammler beigegebene Inschrift als besonders werthvoll vor den übrigen hervorgehoben; überschäumende Lebenslust spricht aus Stellung und Zügen. Ein anderes Zimmer bewahrt eine reichhaltige Sammlung musikalischer Instrumente aus dem Mittelalter, zweifelsohne ein gepriesener Fund für solche, die jene Tonweise in ihrem ganzen Umfange wieder anzustimmen sich gedrungen fühlen. Ob sie wohl in der Gegenwart eine genügende Anzahl entsprechender Instrumente finden durften, ihre Lieblingsmelodien zu allgemeinem Vollklang zu bringen? — Responde, Gervinol respondite, Grimmorum par nobile fratrum, ihr kundigen mittelalterlichen Forscher!

Da den reizend auf dem Hügel gelegenen Wildpark, dessen Hirsche und Rehe mit neugierig vorgestreckten Hälsen von oben herab sich die Fremdlinge begafften, zu betreten nicht gestattet war, so hielten wir uns in den untern Gartenregionen. Hier duftet eine Fülle von Orangen und Citronen, und Alles scheint geschmückt wie für ein immerwährend Frühlingsfest. Diese Gärten lehnen sich an üppige Wiesen, die zu den Hügeln aufsteigend in anmuthige Wäldchen führen. Einer dieser Hügel ward uns bezeichnet als Monte del Duca. Auf seiner Höhe, rings von Olivenpflanzungen umgeben, zwischen deren grauen, geborstenen Stämmen der Umblick in die Gegend unverwehrt bleibt, erhebt sich eine alte Kirche, dicht umsponnen von Epheuranken. Dort hielten wir eine kurze Sieste unter lispelndem Schattendach, und stiegen dann hinunter zur Mittagstafel in Battaglia, wo die mannigfachen Zungen zu gleichem Zweck versammelter Gäste aus den verschiedensten Theilen Europas ein Miniaturbild des babylonischen Thurms verwirklichten. In jenem Einen Zweck verstanden sie sich jedoch Alle; in ihm ging für eine Stunde jeder sonst wohl sich geltend machende Gegensatz verschiedenartiger Prinzipien unter.

Ein anderer Spaziergang, nicht entfernter als Cataio, aber nach der entgegengesetzten Seite, führt nach einem Lustschloß, das den Namen trägt von jener berühmten Weckerin des Troerkrieges, wiewohl bei der Taufe desselben schwerlich an die vielbesungene schöne Brandfackel gedacht wurde, sondern an ihre bei weitem jüngere Namensschwester, die heilige Helena, der auch das tiefer gelegene Kirchlein gewidmet ist. Auf diesem Schlosse wohnt der dermalige Inhaber von Battaglia recht im Mittelpunkte seiner Besitzungen, ein Punkt, so recht geeignet, um mit Freuden auf der Erde weilen zu lassen, wenn anders es im Innern darnach aussieht. Die reich bebaute weite Ebene nach der einen Seite, nach der andern die schöne grüne Bergkette, zu jeder Tageszeit sonnenbeschienen oder beschattet, je nach Wunsch und Wahl einer der vier Seiten des auf reichlich bewachsener Höhe hell emporragenden Feenschlößchens. — Als ich da oben stand, bei prächtigem Sonnenuntergang dies köstliche

Stückchen Erde überschauend, und in der Nähe das von Sorgen und Leidenschaften aller Art zerrissene grämliche Gesicht eines als ausnehmend reich gepriesenen Badegasts gewahrete, da trat das ganze Räthselhafte des Zusammenhangs von Besitz und Glück und des, bald mehr vom Schicksal, bald durch eigene Schuld ihm beigemischten Wermuths vor das innere Auge, und in Gedanken durchflog ich den Kreislauf um die millionenfältig nuancirten Gegensätze zwischen Alexander und Diogenes und die ewig unbeantwortete Frage nach dem wahren Erdenglück.

Am Fuße des Schloßberges entspringen die ergiebigsten der heißen Quellen, welche vornehmlich zu den Bädern benuzt werden. Die Hauptquelle ist ummauert und trägt eine Inschrift, welche besagt, daß Julius Cäsar ihr Entdecker und ein späterer Cäsar (Franz II.) ihr Wiederhersteller gewesen.

Etwas vom deutschen Schauspiel.

(Fortsetzung.)

Indessen fehlte es meinem komischen Talente durchaus nicht an Anerkennung, zumal später, als der sensible Hofmarschall ausblieb. Unter den Jungen hatte ich keinen Nebenbuhler, wohl aber unter den Mädchen. Wie albern ist man im Alter, wo sich Knabe und Mädchen noch nicht bestimmt als zwei getrennte, sich wunderbar fliehende und anziehende Pole fühlen! Und wenn ich jezt darüber nachdenke, so wird mir an meinem Beispiel deutlich, wie der Schauspieler des Elements des Neides unter keiner Bedingung entbehren zu können scheint. Ich sah die Jungen tief unter mir, und so wurde ich ernstlich auf Cousine Caroline eifersüchtig, welche bei weitem die beste Schauspielerin war. Ich hatte gewiß die gehörige Meinung von meiner Bravour; aber sie — wie prächtig wiegte sie das frisirte Haupt und die Hüften im Reifrock, während die gewandte Rede dahinfloß gleich der lieblichsten Musik; wie zierlich und sicher handhabte sie den Fächer, den vielsagenden, vielgestaltigen Telegraphen der Grazien! Ich hatte Zeiten, wo ihre Virtuosität und ihr Ruhm mich im Schlafe störten; ich hatte Träume, in denen sie mir, mit der Mousche unter dem linken Auge, feindlich, widerwärtig, und doch gleich wieder so unbeschreiblich reizend, so zauberhaft berauschend entgegentrat. Die Schuppen fielen mir natürlich später von den Augen als ihr, denn wir waren fast gleichen Alters. Als nun aber dem Chercheur d'esprit das wahre Verständniß aufging, wie gewann da mein Spiel, wie entzückten mich am Mädchen dieselben Eigenschaften, an denen sich bisher meine Eitelkeit geärgert, mit welch zitternder Hast drückte ich die Hand, welche ich zuvor nur mit Widerstreben berührt! Und vollends, wenn der französische Poet mir vorschrieb, sie als edler Vater — zum Liebhaber war ich nie zu brauchen — in die Arme zu schließen, oder gar einen väterlichen Kuß auf ihre Lippen zu drücken! Caroline wurde meine erste, schnell vorüberrauschende Liebe. Guter Gott, mit welchen Entzückungen füllst du den Morgen des armen Menschenlebens! Und wie mächtig sind jene unaussprechlichen Regungen, da bei der Erinnerung noch nach fünfzig Jahren das alte Herz lebhafter pocht, da das köstliche Bild so seliger Augenblicke siegreich mit dem Schmerze ringt, daß sie unwiederbringlich sind! — An Carolinen ging wirklich eine vortreffliche Actrice verloren; doch nein, nicht verloren, denn sie wurde auf der Bühne der Welt eine der gewandtesten Schauspielerinnen im Fache der ersten Liebhaberinnen; und wenn sie dabei nicht so lange ausgehalten hat als Mademoiselle Mars, so ist am Ende nur der Umstand daran Schuld, daß man in der Gesellschaft nicht bloß bei Lampenschein spielt.

Daß die Weiber im Allgemeinen unendlich bessere Mimen sind als wir Männer, dies wurde mir schon bei diesem kindischen Bühnenspiel recht klar. Meine mimische Anlage war sicher keine außerordentliche, und doch war ich gewiß in dieser Beziehung ein bedeutenderes Talent in meinem Geschlecht, als alle meine jungen Gespielinnen, mit Ausnahme Carolinens, im übrigen. Troz dem thaten es fast alle in Freiheit und Laune des Spiels mir gleich, während die meisten Jungen aus ihrer ungelenken, oder vom Tanzmeister fixirten Natur nie heraus, und mit der Sprache nie recht fortkamen. Die Schwächste machte als Soubrette ihre Sache immer noch ganz artig und verständig; dagegen die Träger der niedern männlichen Rollen, sonst oft ganz kluge Bursche, waren getreue Miniaturbilder der kläglichen zweiten Chevaliers, Boten und Bedienten auf großen deutschen Bühnen. Und auf diesen macht sich ja der hier berührte Unterschied zwischen den Geschlechtern durchgängig bemerkbar. Auch die untergeordnete Schauspielerin steht, was die Herrschaft über den Körper und die Stimme, die Unbefangenheit und Natürlichkeit des Vortrags betrifft, immer weit über dem Manne in parallelen Rollenfächern; ja ich möchte behaupten, es ist dem Weib geradezu unmöglich, so gar schlecht zu spielen, wie es dem Manne nur zu leicht von selbst gelingt. Dies erklärt sich aus der ganzen psychischen Verfassung der beiden Geschlechter. Wer aber die Franzosen und ihre Bühne genau beobachtet hat, dürfte mir beistimmen, wenn ich behaupte, das weibliche Geschlecht verhalte sich auf unsern Brettern zum männlichen gerade wie jene leichtherzige Nation zu unserem geistestieferen, aber auch

schwereren Volke überhaupt. In Frankreich sind die Geister unendlich gleichförmiger als bei uns, und es herrscht in Allem die gesellige Bildung. Die Gleichheit Aller vor dem Gesetz der nationellen Sitte im weitesten Sinne gibt dort dem Schriftsteller und dem Schauspieler Vortheile, deren Mangel es just ist, was unsere Bühne in ewiger Mittelmäßigkeit hält. Das Bewußtseyn dieser Gleichheit läßt die Franzosen auf den Brettern weit unbefangener und sicherer auftreten als uns, es macht aber auch ihre Truppen homogener als die unsrigen, und im letzten Punkte liegt es namentlich, daß auf französischen Theatern das sogenannte Ensemble viel leichter erreicht wird, sich viel eher von selbst macht und keines Falls ein so großes Kunststück ist als auf deutschen. Gerade so, scheint es mir, stehen nun unsere Weiber im Durchschnitt uns gegenüber, und dies macht, daß sie in der Regel im Leben wie hinter den Lampen ihren Part weit sicherer abspielen als wir Männer, und daß sie auch weit virtuoser zusammenspielen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, November.

(Fortsetzung.)

D i e C r u s c a.

Soviel vom öffentlichen Leben. — Die Akademie der Crusca, zahlreicher Anfechtungen ungeachtet, immer der oberste Sprachgerichtshof, hat kürzlich einen sehr bedeutenden Verlust erlitten durch den Tod ihres Sekretärs, des Abate Becchi, welcher, nicht 56 Jahre alt, nach kurzem Krankenlager starb. Die von ihm herausgegebenen Schriften sind in geringer Zahl, und meist von kleinem Umfange, zum Theil akademische Reden, wie die bei der Aufnahme des Prinzen Johann von Sachsen gehaltene, die Gedächtnißrede auf Botta u. s. w. Die größte Verbreitung gewann und den meisten Nutzen stiftete sein Jahrbuch: l'Illustratore fiorentino, von welchem seit 1836 vier Bändchen erschienen. Florenz besizt schon ein Werk dieser Art in dem in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zuerst gedruckten, dann mehrmals aufgelegten Osservatore fiorentino von Lastri; da dies fleißige und unterhaltende Buch aber vorzugsweise die spätere Zeit, die der mediceischen Herrschaft berücksichtigt, und auch in der neuesten, von dem Professor del Rosso besorgten Auflage noch manches zu wünschen übrig läßt, so war Becchis Unternehmen keineswegs überflüssig, und seine zahlreichen Aufsäze über Gebäude, Pläze, Straßen der Stadt, über einzelne Punkte der Localgeschichte und vaterländischen Alterthümer, über mittelalterliche und spätere Institutionen und Verhältnisse, über wichtige historische Facta u. s. w. haben viel Verdienst und fanden eben so vielen Beifall. Daß manches bloße Compilation aus ältern Schriftstellern ist, und namentlich in kunstgeschichtlicher Hinsicht die hundertmal wiederholten irrigen oder mindestens ganz unbegründeten Angaben auch hier sich mit eingeschlichen haben, ist freilich wahr. Die Zahl der Localschriftsteller, welche die historische Topographie von Florenz erläutert haben, ist Legion, und unter ihnen befinden sich Männer von den ausgezeichnetsten Verdiensten; dabei aber trifft es sich doch so, daß Florenz nicht einen einzigen, auch nur mäßig guten Guiden besizt, der für den Fremden berechnet wäre. Alles, was in dieser Art erschienen, ist unter der Kritik: Pisa, Siena, Pistoja, Arezzo sind ungleich besser daran. — Des Abate Becchi Hauptthätigkeit war den Angelegenheiten der Akademie gewidmet, und für diese ist sein Verlust um so mehr zu bedauern, als eben jezt ihre Arbeiten sich in raschem Gange befinden, und ein gewandter und umsichtiger Sekretär ihr doppelt Noth thut. Denn nachdem, seit der Wiederherstellung der durch den Großherzog Peter Leopold im Jahr 1783 durch einen Machtspruch aufgehobenen Akademie, die Zeit, wenn auch nicht gerade verloren, doch nicht so angewandt worden, wie es zu wünschen gewesen, sah man endlich die Nothwendigkeit ein, eine andere Einrichtung zu treffen, um von den seit so vielen Jahren vorgenommenen Untersuchungen der als klassisch anerkannten Autoren praktischen Nutzen zu ziehen, und das große Werk, die neue Ausgabe des Vocabolario, zu fördern. Als in dem genannten Jahre an die Stelle der alten Crusca, und der Akademie der Apatisti, die neue Accademia fiorentina trat, wurde zwar die Sorge für die Erhaltung der Reinheit der Vulgärsprache und die Vervollkommnung des Wörterbuchs ihr nicht entzogen; da ihr aber zugleich der Auftrag gegeben ward, mit den wissenschaftlichen Institutionen und der darauf bezüglichen Gesezgebung bei andern Nationen sich zu beschäftigen, so geschah verhältnißmäßig wenig in beiden Sectionen, und das berühmte Sonett Alfieris, welches die neue Stiefmutter Preis gab, fand vielfachen Anklang, indem es sagte:

> L'idioma gentil, sonante, e puro,
> Per cui d'oro le arene Arno volgea,
> Orfano or giace, afflitto, a mal sicuro,
> Privo di chi il più bel fior ne cogliea. *

Wie gesagt, widmete die Crusca seit ihrer Wiederherstellung sich wieder ausschließlich ihren früheren Zwecken; aber der Plan, den sie befolgte, war nicht geeignet, die Arbeit rasch vorrücken zu machen. Diesem ist nun seit einiger Zeit durch die Vorsicht häufiger Zusammenkünfte zu gemeinsamer Berebung über die Redaktion der einzelnen Artikel abgeholfen, und da eine ungeheure Masse Material vorliegt, und die Arbeit ernstlich in Gang gesezt ist, so denkt man daran, binnen nicht gar zu langer Zeit den Druck des neuen, lange erwarteten Wörterbuchs zu beginnen. Dasselbe wird sich nicht in einen so compendiösen Raum zusammendrängen lassen, wie das der Académie française: der vorläufigen Berechnung zufolge werden sieben bis acht Quartbände nöthig seyn, es zu Ende zu führen. Eine Akademie arbeitet begreiflicherweise immer langsamer als ein Einzelner; wer weiß, ob von den gegenwärtigen Mitgliedern der Crusca Eines die Beendigung des Werkes erlebt! An tüchtigen und thätigen Arbeitern fehlt es der Akademie in diesem Augenblick keineswegs: ich nenne unter ihnen Nicolini, Gino, Capponi, Del Furia, Tassi u. m. A., von denen sich schon etwas Ausgezeichnetes erwarten läßt.

(Fortsetzung folgt.)

* Anspielung auf die Devise der Crusca: Il più bel fior ne coglie.

Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 46 u. und literarische Anzeige von L. H. Bösenberg in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 46.

Mittwoch, 4. November 1839.

[711]

Polytechnisches Journal.

Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft &c.

Herausgegeben von

Dr. Johann Gottfried Dingler,

unter Mitredaktion von

Dr. Emil Max Dingler Sohn und **Dr. Jul. Herm. Schultes.**

Wenn wir am Schlusse des vier und siebenzigsten Bandes unseres polytechnischen Journals einen Blick auf die Leistungen desselben während der neunzehn Jahre seines bisherigen Bestehens werfen, so drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß unsere rastlosen Bemühungen und Anstrengungen nicht ohne Früchte blieben, daß wir der Erfüllung des schönen Zweckes dieser Zeitschrift immer näher und näher kamen, und daß die Industrie uns gegenwärtig schon Vieles dankt, und in Zukunft unser inniges Streben zur Förderung ihrer Blüthe auf deutschem Boden noch mehr würdigen wird. Die allgemeine Anerkennung, die unsere Zeitschrift fand, und die uns bereits von so vielen Seiten ausgedrückt wurde, so wie der stets wachsende Absatz, dessen sie sich zu erfreuen hat, sind uns sichere Beweise, daß wir bei der Erlangung dieser Ueberzeugung weder durch Eitelkeit noch durch gesteigertes Selbstgefühl bestochen wurden.

Wir waren fortwährend bemüht, unsere Leser jedesmal so schnell als möglich mit den neuen technischen Erfindungen und Entdeckungen der alten sowohl, als der neuen Welt bekannt zu machen, und haben diesen Zweck, der bei einer industriellen Zeitschrift nie vernachlässigt werden darf, auch in einem solchen Grade erreicht, daß man die Resultate der Forschungen der gewerbfleißigen Engländer und Amerikaner in unseren Heften beinahe immer um Monate früher hat, als in den technischen Journalen Frankreichs und in den unserer deutschen Konkurrenten. Wie viele Zeitschriften auch in den Stürmen unserer Zeit untergegangen, oder in Hinsicht auf den Inhalt oder die Zeit des Erscheinens verkrüppelt sind, so litt das polytechnische Journal doch nie die geringste Störung, ja es nahm selbst unter diesen Verhältnissen an Reichhaltigkeit und Umfang zu. Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, alle Erfindungen, welche in England, Frankreich, Amerika, Italien &c. im Felde der Polytechnik zu Tage gefördert wurden, so vollständig zu geben, als es möglich ist, ohne unsere Leser manchmal mit Hirngespinnsten zu behelligen. Denn unser Journal soll nicht bloß das bereits durch viele Versuche Bewährte enthalten, sondern es soll auch der Führer der Gewerbe und Fabrikmänner in der Geschichte der Erfindungen seyn, ohne welche heut zu Tage kein Mann vom Fache mehr auf Bildung in seinem Berufsgeschäfte Anspruch machen kann.

Von diesem gemeinnützigsten und wohlfeilsten Journal Deutschlands werden auch künftig, wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen erscheinen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 30—36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Stuttgart und Tübingen, December 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Deutsche Vierteljahrs Schrift.

Diese Zeitschrift, die sich seit ihrem Erscheinen des ungetheiltesten Beifalls und der werkthätigen Theilnahme der ersten Gelehrten zu erfreuen hat, gab in den bis jetzt erschienenen acht Heften folgende Aufsätze:

I. Was wir bezwecken. — Ueber alte und neue Handelswege nach der Westküste Amerikas. — Die Steinkohlen-Gebilde, in naturgeschichtlicher und technischer Beziehung. — Der Pauperismus. — Die neue Gestaltung der deutschen Alterthumswissenschaften. — Die literarischen Zustände Belgiens. — Heines Schriften und Tendenz. — Beiträge zur Lösung

der jüdischen Frage. — Auf welchem Standpunkt steht die vaterländische Geschichtsforschung. — Ueber den Somnambulismus. — Aphorismen über Kriegskunst. — Ueber Diplomatie.

II. Rückblick auf practische Seiten des antiken Münzwesens. — Wohnlichkeit und Lebensgenuß in Deutschland. — Die Cholera — Die Romane. — Blicke auf die neuesten Bearbeitungen der französischen Staats- und Rechtsgeschichte. — Die Menschenracen. — Die Gesangbuchsreform. — Ueber die Entstehung und Erweiterung des großen deutschen Zollvereines. — Uebersicht der Leistungen der constantinopolitanischen Presse in den letzten sieben Jahren.

III. Die Leistungen einiger Pariser Vereine in Hinsicht auf das allgemeine Wohl. — Die jetzige Stellung des Adels, besonders des deutschen. — Der bergmännische Distrikt zwischen Birmingham und Wolverhampton, mit besonderer Beziehung auf die Gewinnung des Eisens. — Ueber die Negersklaverei in den Vereinigten Staaten und in Texas. — Welche Früchte hat bisher die deutsche gewerbwissenschaftliche Literatur getragen? — Ueber die Verwendung des natürlichen und nachgeahmten Erdharzes zu Fußpfaden, Fahrbahnen und architektonischen Zwecken in Frankreich. — Die Sprachlehr-Methoden Hamiltons und Jacotots. — Ueber die Versammlung der deutschen Landwirthe. — Die Vorsorge- und Versorgungs-Anstalten der Mittelstände. — Ueber den Mißbrauch geistiger Getränke. — Die zweckmäßigste Pflege der schönen Künste in Deutschland. — Duldsamkeit. — Kurze Notizen.

IV. Ueber die Schwankungen der Goldproduction mit Rücksicht auf staatswirthschaftliche Probleme. — Die Literatur, ihr Zusammenhang mit dem Leben und ihr Einfluß darauf. — Die Stellung Kants zur Philosophie vor und nach ihm. — Das englisch-amerikanische Bankwesen in seinen commerciellen, politischen, staatswirthschaftlichen und moralischen Beziehungen. — Ueber die preußische Municipal-Verfassung. — Der Arzt und die Euthanasie. — Die Findelhäuser und die Waisenhäuser. — Die Statistik der Cultur im Geist und nach den Forderungen des neuesten Völkerlebens. — Aphorismen über Kriegskunst. — Kurze Notizen.

V. Das deutsche Journalwesen. — Ueber den Germanismus in den Vereinigten Staaten. — Geistiges Leben und wissenschaftliches Treiben in Italien. — Ueber die Hochebene von Bogota. — Trostworte für Kleingläubige. — Frankreichs Handel mit dem Auslande, insbesondere mit Deutschland. — Germanische und romantische Naturbetrachtung. — Ueber die Lesevereine in Deutschland. — Ueber den Grund, das Wesen und die Grenzen des Rechtes der Erzeuger an den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft. — Die Holznoth. — Kurze Notizen.

VI. Die deutschen Universitäten. — Die schweizerische Nationalität. — Aphorismen über Forstwesen. — Leichenhäuser oder keine? — Ueber rhetorische Improvisation. — Das Unbefriedigende auf dem religiösen Standpunkt der Gegenwart. — Die Freiheiten und Beschränkungen des auswärtigen Handels. — Der Streit zwischen Moral und Geschmack. — Die Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte. — Die Vergangenheit und Zukunft der americanischen Menschheit. — Das Vaterland und die Kirche. — Aphorismen über englische, französische und deutsche Nationalverschiedenheiten. — Kurze Notizen.

VII. Ueber das industrielle Maschinenwesen der neuesten Zeit. — Ueber den öffentlichen Unterricht, besonders in gewerblicher Hinsicht. — Ueber die Städte in Deutschland und ihre Verfassungen. — Vom Geister- und Gespensterglauben in Deutschland. — Die Schulen der deutschen Rechtsgelehrten. — Zur Orientirung in den geistigen Richtungen und Strebungen in Deutschland. — Das Verhältniß der Künste zu der politischen Entwicklung der neuesten Zeit. — Ueber die Begründung der Sitten, Gebräuche und Manieren der Araber, Perser und Türken aus ihrer Religion. — Kurze Notizen.

VIII. Das Salinenwesen in Deutschland vorzüglich in pirotechnischer Beziehung. — Zunftwesen und Gewerbefreiheit mit Ansichten über Vermittelung, Uebergang und Reconstruction. — Ueber die Ursachen der Bewegung des Courses der Staatspapiere, über die Berechnung des Werthes derselben, und die beste Zeit und Art Staatspapiere zu kaufen und zu verkaufen. — Nationalität und Kosmopolitismus. — Beleuchtung des zwischen den deutschen Vereinsstaaten und den Niederlanden abgeschlossenen Handelsvertrags. — Die Baukunst in Deutschland. — Zur Lösung der pädagogischen Aufgabe unserer Zeit. — Die gegenwärtige Krisis der Rechtsphilosophie in Deutschland. — Protestantismus und Kunst. — Aphorismen über englische, französische und deutsche Nationalverschiedenheiten. — Kurze Notizen.

Das erste Heft für 1840 erscheint Anfangs December und bitten wir daher uns die Bestellungen auf diesen neuen Jahrgang durch die betreffenden nächstgelegenen Buchhandlungen bald möglichst zukommen zu lassen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften ist 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[699] In der **Hahn'schen** Hofbuchhandlung in Hannover ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutsches Lesebuch für Schulen
von **Carl Oltrogge.**

In Vier Cursus. 123 Bogen. gr. 8. 3 Rthlr.

Erster Cursus. Erste Abthl. $^2/_3$ Rthlr. Zweite Abthl. $^2/_3$ Rthlr. Zweiter Cursus, $^2/_3$ Rthlr. Dritter Cursus, 1 Rthlr.

Dieses deutsche Lesebuch hat wegen der höchst geschmackvollen und umsichtigen Auswahl seines Inhalts einen so allgemeinen Beifall und Eingang gefunden, daß binnen wenigen Jahren schon mehrere neue Auflagen der beiden ersten Cursus erforderlich wurden. Es kann dieses Werk nicht nur für jedes Jugendalter benutzt, sondern auch als ein wahres Familienbuch für alle Stände um so mehr empfohlen werden, da dasselbe eine Auswahl von mehreren hundert Aufsätzen, Auszügen und Gedichten aus den besten deutschen classischen Prosaikern und Dichtern enthält, der dritte Cursus ganz besonders auch für Erwachsene geeignet und die Ausstattung des Werks eben so anständig als der Preis ungemein billig ist.

---

[707] Bei *G. Schubert* in Leipzig ist erschienen:

Opernbibliothek
für Pianofortespieler.

Potpourris nach Favoritthemen der neuesten Opern,

für das Pianoforte allein,

ausgezeichnet durch gediegenen Inhalt, äussere Eleganz und ausserordentliche Wohlfeilheit. Jedes Heft ist 16 Seiten imp. Notenformat stark, mit einer geschmackvollen Titelvignette geziert und kostet einzeln 1 fl. 12 kr. rhein. 12 Hefte zusammen genommen

aber 7 fl. 12 kr. rhein., also nur der halbe Preis. Ausführliche Inhaltsanzeigen über die bereits erschienenen 40 Hefte geben alle gute Buch- und Musikalienhandlungen gratis aus. In Stuttgart G. A. Zumsteeg.

---

[718] In Carl Gerolds Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und daselbst so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die

Gewißheit und Würde

der

Heilkunst.

Für das nichtärztliche Publikum

dargestellt

von

Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben,

Dr. der Arzneikunde, Mitglied der medicinischen Fakultät und der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien.

Wien 1839.

gr. 12. In Umschlag broch. Preis 16 Gr. sächs.

Die Zuverlässigkeit oder Unsicherheit der Arzneikunst ist in der neuesten Zeit zu einer so allgemeinen Lebensfrage geworden, daß ihre Beantwortung durch einen als Schriftsteller rühmlichst bekannten Arzt das Interesse aller Gebildeten in Anspruch nehmen muß. Dieses Interesse wird dadurch noch gesteigert, daß die Anlässe dieser Lebensfrage, die Homöopathie und Wasserheilkunst hierbei ihre allgemein verständliche Besprechung finden.

---

[728] **Weihnachtsgeschenk.**

In der Liter.-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Festkalender

in

Bildern und Liedern,

geistlich und weltlich

von

F. G. von Pocci, G. Görres und ihren Freunden.

15tes (letztes Heft), welches den dritten Band beschließt. Preis dieses und jedes früheren Heftes 12 kr. oder 3 Gr. Die erschienenen 3 Thle. sind auch gebunden in lithogr. Umschl. zu haben, jeden zu 1 fl. 21 kr. rh. od. 18 Gr.

Ueberall hört man in unserer Zeit Klagen über den Mangel an guten Jugendschriften, solcher nämlich, die gleich dem täglichen Brode, das des Armen einzige Nahrung bildet und auf dem Tische des Reichsten nicht fehlen darf, Allen eine gesunde Nahrung darbieten und den Hohen nicht zu niedrig, den Niedrigen nicht zu hoch sind. Indessen gibt es einige Ausnahmen dieser Art und ihnen sich anzuschließen, war zum wenigsten die wohlgemeinte Absicht der Herausgeber. Ihr Geist ist ein christlicher, ihren Inhalt bilden die hohen Feste der Kirche, erhebende Züge aus dem Leben der Heiligen, große Erinnerungen aus der Geschichte und den Thaten ihrer Helden, abwechselnd mit der Darstellung des Lebens und seiner Freuden und Schmerzen, ohne daß ein unschuldiger Schwank, hinter dem oft eine ernste Wahrheit sich birgt, ausgeschlossen wäre. Auf einen kritischen, künstlerischen Werth machen weder die einen noch die andern Anspruch; sie sind wie Blumen, an denen sich erfreuen kann, wer Lust hat, und wer keine hat, vorübergehen mag. Vielleicht aber daß Mancher, der als Kind sich dieser Bilder erfreut und diese Lieder gelernt, sich ihrer noch gern im Alter erinnert, und daß ein Ton ihres ernsten Inhaltes in einem entscheidenden Augenblick in seinem Innern wiederklingt, und daß das Vorbild größerer und heiliger Menschen ihn tröstet, belehrt und ermuthigt. Dieß war die uneigennützige Absicht, welche die Herausgeber geleitet; ob sie dieselbe erreicht, steht bei Andern zu entscheiden, die allgemeine freundliche Theilnahme, die es gefunden, läßt sie inzwischen hoffen, daß sie dieselbe nicht ganz verfehlt haben, indem unter den Zeichnungen sich Beiträge von Künstlern befinden, auf die jedes andere Werk mit Recht stolz seyn könnte, und Fr. Rückert es nicht verschmäht hat, unter diesen Kinderliedern die silberhelle Stimme seines klang- und liederreichen Gemüthes ertönen zu lassen.

---

[703] Vierte Auflage

des Freiherrn von Sandau!

So eben ist erschienen:

Der Freiherr von Sandau oder die gemischte Ehe.

Eine Geschichte unserer Tage.

Von Dr. K. G. Bretschneider.

Vierte Auflage.

Nebst einem Offenen Briefe

an den Verfasser der Schrift: „Der Freiherr von Sandau auf dem Richtplatze einer unbefangenen Kritik."

gr. 8. geh. Preis 1 Rthlr.

Für die Besitzer der 1sten, 2ten und 3ten Auflage des Freiherrn von Sandau ist der „Offene Brief" besonders abgedruckt worden und kann durch jede solide Buchhandlung für 6 Gr. ($7\frac{1}{2}$ Sgr.) bezogen werden.

Halle, im November 1839.

C. A. Schwetschke und Sohn.

---

[705] In S. G. Liesching's Verlagsbuchhandlung zu Stuttgart ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Länder vorräthig:

Die schönsten Sagen

des

klassischen Alterthums.

Nach seinen Dichtern und Erzählern

von

Gustav Schwab.

Drei Theile.

gr. Octav. Zusammen 84 Bogen, mit drei Titelbildern nach P. Veronese und J. Flaxman.

Ausg. auf Druckvelin, geb. 7 fl. 20 kr. od. 4 Rthlr. 4 Gr.
„ „ f. Velin, geb. 8 fl. 18 kr. od. 4 Rthlr. 18 Gr.

(Jeder Theil ist auch einzeln zu erhalten.)

Mit dem so eben erschienenen dritten Bande liegt nun ein Werk vollständig vor, das — ein Wiederhall zwanzigjähriger öffentlicher und häuslicher Beschäftigungen des Herrn Verfassers — seit seinem ersten Erscheinen in der Stimme der Kritik, noch mehr aber in der Aufnahme des Publikums eine so verdiente als ehrenvolle Anerkennung gefunden hat. Ein

umfassender Cyklus der schönsten und bedeutungsvollsten Mythen und Heldensagen des klassischen Alterthums, die in ihrer einfachen Schönheit, in der Fülle von Poesie und Leben, die in ihnen waltet, einen so wunderbaren Reiz auf die Jugend wie auf ein reiferes Alter ausüben, entfaltet sich in dieser Sammlung vor dem Auge des Lesers in reicher Mannigfaltigkeit und in einer Darstellung, die so edel und einfach als anziehend, überall auf die Werke der großen Dichter des Alterthums gegründet ist, die jene Stoffe verherrlicht haben, ja so oft als möglich ihre eigenen Worte wiedergibt. Wir hegen deßhalb die begründete Hoffnung, unsere „Sagen" — ein würdiges Seitenstück zu der Wiedererzählung Deutscher Volksbücher desselben Herrn Verfassers — gleich dieser immer mehr ein Lieblingsbuch Deutscher Jugend werden zu sehen, und laden besonders Eltern und Erzieher ein, ihre Aufmerksamkeit darauf zu richten, so wie wir überzeugt sind, daß auch gebildete Frauen, überhaupt alle Leser, die Sinn für die Dichtergröße der klassischen Welt besitzen und denen diese farbenreichen Gemälde in ihrer Urgestalt nicht zugänglich sind, mit steigendem Genusse sich einer Bearbeitung erfreuen werden, in welcher, bei strenger Vermeidung alles Anstößigen und unsern Begriffen von Sittlichkeit Widerstrebenden, eine blühende Darstellung und ein wahrhaft dichterischer Geist sich zu dem schönsten Ganzen vereinigen.

Die unten folgende ausführliche Inhaltsanzeige mag eine weitere Gewähr für das hier Ausgesprochene geben.

Erster Theil:

Prometheus. — Die Menschenalter. — Deukalion und Pyrrha. — Jo. — Phaethon. — Europa. — Kadmus. — Pentheus. — Perseus. — Jon. — Dädalus und Ikarus. — Die Argonautensage. — Meleager und die Eberjagd. — Tantalus. — Pelops. — Niobe. — Salmoneus. — Aus der Herkulessage. — Bellerophontes. — Theseus. — Die Sage von Oedipus. — Die Sieben gegen Thebe. — Die Epigonen. — Alkmäon und das Halsband. — Die Sage von den Herakliden. —

Zweiter Theil:

Die Sagen Troja's von seiner Erbauung bis zu seinem Untergang.

Driter Theil:

Die letzten Tantaliden. — Odysseus. — Aeneas.

---

[695] Bei F. Rubach in Berlin ist neu erschienen:

Allgemeine Weltgeschichte
für Töchter gebildeter Stände.
Ein Leitfaden zum Gebrauche in Schulen und zum Selbst-Unterrichte.

17 Bogen in groß Format 16 Gr.

Der Verleger übergibt hiermit dem Publikum ein Werk, dessen Vorzüge einestheils in den Ideen, die der Herr Verfasser der Abfassung untergelegt und anderntheils in der Gewandtheit und dem Glück liegen, mit welchem er die untergelegten Ideen durch das Ganze des Werks verfolgt hat. Der Standpunkt, von welchem der Herr Verfasser die Nothwendigkeit, den Umfang und den Zweck weltgeschichtlicher Kenntnisse für das weibliche Geschlecht betrachtet, ist kein niedriger, gleichwohl aber weit entfernt todtes Wissen zu fordern. „Kurz, den „Töchtern muß die Geschichte in ihrem innersten Zu„sammenhange vorgetragen werden, todtes Wissen ihnen „verborgen bleiben und das Gefühl für weibliche Hoheit „und Würde durch Beispiele, wo sie sich finden, gehoben „werden." (Einleitung.)

Da sich vorliegendes Werk sowohl nach Zweck als Behandlung zu angenehmen Geschenken eignet, so hat der Verleger eine elegantere, mit zwei auf den Text bezügliche Stahlstiche gezierte Ausgabe in weiß Papier veranstaltet, welche gebunden 1⅓ Rthlr. kostet.

---

[675] Im Verlage der Voss'schen Buchhandlung zu Berlin erschien so eben:

F. v. Wrangel, Reise längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere in den Jahren 1820 bis 1824. Nach den handschriftlichen Journalen und Notizen bearbeitet von G. Engelhardt, Staatsrath. Herausgegeben nebst einem Vorwort von C. Ritter, Dr. u. Prof. — Mit Tafeln der Temperaturverhältnisse und einer Landkarte. 2 Theile. gr. 8. Preis 5 Thlr.

Der Herr Herausgeber sagt in der Vorrede: „nur Einiges der Wrangelschen physicalischen Beobachtungen über die Eismassenbildung, das Nordlicht, die arctischen Temperaturverhältnisse u. s. w. jener Polarregion wurde von dem berühmten Physiker Perrot zu seiner Zeit veröffentlicht, der vollständige, höchst lehrreiche Reisebericht selbst, erscheint aber hier zum ersten Male, da selbst der russische bisher noch nicht veröffentlicht worden ist.

Vorstehendes Werk ist auch unter folgendem Titel erschienen:

Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. Aus fremden Sprachen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von J. R. Forster und andern Gelehrten. 38 u. 39 Bd.

---

[689] Ein Buch für alle Freunde der constitutionellen Verfassung.

So eben ist bei Fr. Volckmar in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Staatsrecht der constitutionellen Monarchie. Ein Handbuch für Geschäftsmänner, studierende Jünglinge und gebildete Bürger. Zweite Auflage, vermehrt und verbessert von Carl von Rotteck. 3 Bände. gr. 8. broch. Preis 3 Thlr. 15 Gr.

Die neue Auflage dieses Buchs beweist und erprobt seine Brauchbarkeit. Obiger Titel spricht den Zweck desselben deutlich aus, und es wäre überflüssig von Seiten des Verlegers auch nur ein anpreisendes Wort da zu sagen, wo Rottecks gefeierter Name an der Spitze steht und somit lautes Zeugniß gibt, was alle Freunde der constitutionellen Verfassung hier zu erwarten berechtigt sind.

Leipzig, im Nov. 1839.

Fr. Volckmar.

---

[690] In Jonas Verlagsbuchhandlung in Berlin erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Briefe aus Paris

von

Eduard Devrient,

Königl. Preuß. Hof-Schauspieler und Sänger.

Preis geh. 1 Rthlr. 8 Gr.

№ 291.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 5. December 1839.

> Es ist eine schöne Empfindung, wenn wir uns alter Zeiten und alter unschädlicher Irrthümer erinnern; besonders wenn es in einem Augenblick geschieht, da wir eine Höhe glücklich erreicht haben, von welcher wir uns umsehen und den zurückgelegten Weg überschauen können.
>
> Goethe.

Etwas vom deutschen Schauspiel.

(Fortsetzung.)

Große geistige Homogenität, das unbedingte Beherrschtseyn vom Gesetze der Sitte, eitler Gemeingeist liegen gerade ebenso in der allgemeinen weiblichen Natur, wie im französischen Nationalcharakter. Eitelkeit ist der Grundzug jener Natur, wie dieses Charakters; unter dem Einfluß dieses geselligen Dämons gibt kein Franzose dem andern, kein Weib dem andern das Geringste vor; sie sind immer gewiß, daß sie ihr Höchstes, das echt Französische und das wahrhaft Weibliche zur Anschauung bringen, und ruhen unbefangen im Gleichgewicht ihrer Nationalität und ihres Geschlechts. In einer irgendwie zusammengesetzten Gesellschaft von Franzosen und von Weibern herrscht geistig durchaus das demokratische Element vor; aber jeder Verein deutscher Männer wird gleich zur Oligarchie, wo die Superiorität Einzelner die Andern drückt und hemmt, weil hier keine wohlthätige Springfeder der Eitelkeit die Schwächern zu einem gemeinen Niveau emporhebt, in dem Alle ihr Selbstgefühl und das, wenn auch eingebildete Bewußtseyn ihres Werthes behaupten könnten.

Ich besinne mich, daß ich nicht in's Schwatzen gerathen wollte; und hier wäre ich auf dem besten Wege, mich wer weiß wohin zu verirren. Ich kehre zur Geschichte unserer dramatischen Jugendspiele zurück und mache sie vollends mit wenigen Worten ab.

Ich mochte siebzehn Jahre alt seyn, als unsere Unterhaltung, getragen vom Eifer und der Liebe aller Theilnehmenden, so recht im Flor war. Wir hatten uns bisher mit der spanischen Wand, wir hatten uns mit unsern Kleidern begnügt und gelegentlich die Garderobe der Eltern ausgebeutet; wir hatten uns an die prosaischen dramatischen Kleinigkeiten gehalten, woran das Zeitalter eines Florian so reich war. Auf einmal befriedigte uns der bisherige Zustand nicht mehr: wir wagten uns an größere Lustspiele, und zwar in Versen; man dachte auf Mittel, der Scene mehr Schmuck und Umfang zu geben, das Kostüm seiner bisherigen Trödelhaftigkeit zu entreißen. Doch wie es immer geht: le mieux est l'ennemi du bien. Der Graf M. ließ uns in einem Saale seines Hauses ein ganz niedliches Theater erbauen, mit Lampen, Vorhang, Couliffen und allem Zubehör; sogar für eine Symphonie zur Introduction war gesorgt. Aber allermittelst hatten sich die Elemente der Auflösung in der kleinen Gesellschaft mählich gehäuft. Aus den kleinen Jungen und Mädchen waren Jünglinge und Jungfrauen geworden. Wenn man früher gezankt und getrotzt hatte

und schnell wieder ein Herz und eine Seele geworden war, so intriguirte und kabalirte man jezt ohne Eclat, und kam es ja zum Ausbruch, so erweiterte jede Versöhnung die Kluft zwischen Individuen und Parteien. Der Knabe und das Mädchen hatten sich vom regissirenden Franzosen gelehrig und ehrlich überall anstellen lassen; aber im jungen Cavalier und der angehenden Dame erwachte der Rollen- und Kostümneid, und sie spotteten eitel und selbstklug einer pedantischen Autorität. Dazu kamen die sich kreuzenden Fäden der Liebschaften, und durch die natürlichen Eifersuchten wurden die desorganisirenden Wirkungen der künstlerischen vervollständigt. Kurz, als man meinte, die Herrlichkeit werde jezt erst recht angehen, war das Ganze bereits ein Körper ohne Seele. Der schöne Apparat war einmal da, die Familien fanden Vergnügen an dem, was vermeintlich zur feinen Bildung ihrer Kinder so vieles beitrug, die Gewohnheit that das Ihrige, und so schleppte sich die Sache noch eine Weile hin und nahm schnell ein verdrießliches Ende.

Es ist dies das Bild so vieler menschlichen Schöpfungen und Unternehmungen; ganz besonders aber, wie mir dünkt, wiederholen sich die Geschicke unserer Kinderbühne in der Geschichte des deutschen Schauspiels. Dieses entwickelte sich mühsam aus rohen Anfängen, das geistige Element eilte aber den äußern Mitteln voran und ließ sie nicht vermissen; die Schauspielkunst hatte eine bedeutende Höhe erstiegen, und noch immer war das sinnliche Beiwerk sehr mangelhaft. Wenn sich Lezteres vollends verfeinerte, wie herrlich mußte es dann erst werden! Endlich war Alles in großer Vollkommenheit beisammen: die Direktion der Bühne weise nach dem Schema anderer Verwaltungszweige zugeschnitten und vornehm umsichtig gehandhabt; die Truppen trefflich organisirt, ständig engagirt, pensionirt; Scenerie, Maschinerie, Kostume, Orchester, Alles vortrefflich und bereit, zu den großartigsten dramatischen Wirkungen zusammenzuspielen; aber — Doch ich darf meinen Betrachtungen nicht vorgreifen.

Die halb französische Erziehung hatte den deutschen Kern meines Wesens nicht angetastet. Kaum war ich mir selbst überlassen, kaum kehrte mir die welsche Gluckhenne den Rucken, welche mich und meine Geschwister auf dem durren Boden ihrer Sitte und Literatur festgehalten, so eilte die deutsche Ente ihrem eigenen Elemente zu. Und welche Periode war geeigneter, einen in fremder Eleganz schlecht dressirten deutschen Edelmann zu einem warmen Freunde deutscher Literatur und Poesie zu machen, als eben der Schluß des vorigen Jahrhunderts? Die Zeit, da ich selbstständig in's Leben trat, war durch die bedeutendsten Erscheinungen in unserer Poesie bezeichnet; ich fand aber auch eine sehr gebildete deutsche Bühne, und sie nahm an verschiedenen Aufenthaltsorten mein ganzes Interesse in Anspruch. Ich genoß ganz naiv Leistungen, über deren mimische Seite ich mir, von meiner eigenen dramatischen Laufbahn her, einiges Urtheil zutraute.

(Fortsezung folgt.)

Ein Ausflug in die Euganeen.

Von Heinrich Stieglitz.

Valle Sant' Eusebio.

Noch einmal so weit vom Schlößchen Helena als dieses von Battaglia, gelangt man in einen Kessel der Vorberge mit dem gleichnamigen Dörfchen Valle Sant' Eusebio, von den Bewohnern schlechtweg Valsansibio genannt. Hier ließen wir uns den Park, ein Eigenthum der Familie Michieli, erschließen, welcher durch die soldatische Dressur grüner Laubwände und Bogengänge nach den uniformirenden Regeln altfranzösischer Gartenkunst, durch sein Buxbaumlabyrinth und das Abgemessene seiner Pfade seltsam, aber keineswegs unangenehm contrastirt mit der üppig überwuchernden Fulle der den ganzen Ort umgebenden Weingehänge und Maulbeerpflanzungen. Er verhält sich seiner Bildung nach zu leztern ungefähr wie durch angeborene Natur die Cypresse zu der Trauerweide. Die Umherführenden versäumten nicht, uns alle Spielarten der mannigfachen Wasserkünste dieses Gartens sehen und empfinden zu lassen. Bald schoß, je nach dem verschieden angebrachten Röhrenaufsaz, der angelassene Wasserstrahl gerade in die Höhe, bald warf er, sich ausbreitend, blitzende Perlen in die Runde, bildete dann wieder ein Schirmdach, unter dessen innerm Raum sich trocken weilen ließ, während ringsher Alles benezt wurde, ward dann in einen Reigerbusch verwandelt, auf dem die Sonne einen Regenbogen bildete, der an der gegenuberliegenden Wand sich reizend wiederspiegelte, und wiederum aus mannigfachen Röhren überall hin vertheilt, immer aber so, daß irgend einer aus der Gesellschaft oder Alle zusammen durch die bereits angenommene Stellung oder durch besondere, scheinbar harmlos ergangene Einladung zu einem neuen Gesichtspunkt in die Lage kamen, ein unwillkührlich Tropfbad zu empfangen, wobei dann der eine von den andern, oder Alle von Allen gegenseitig, am meisten aber von den uber die gelungene List erfreuten Anstellern weidlich ausgelacht wurden. Diese feuchten Verirkunste wiederholten sich vielfach bei Bassins, Treppen, Bruckenubergängen, und zulezt noch ganz unverhofft, darum aber auch am wirksamsten beim Austritt aus dem Eisengeländer des Gartens, wo dann die Herumführenden, durch ein Trinkgeld belohnt,

zufrieden heimgingen, und so Begossene und Begießer fröhlichst von einander schieden.

Nachdem wir so gesehen, wie Stein und Pflanze, Wasser und Sonnenschein den Launen des Menschen sich beugen mussen, um ihn zu ergötzen, sahen wir nun noch, wie Alles, selbst der Wurm ihm dienen müsse, um ihn zu bereichern. Wir besuchten einige von jenen Zimmern, welche die Bewohner für die Sommermonate der Seidenraupe einzuräumen pflegen, und in deren Einem diese denselben mehr als den jährlichen Miethzins für das ganze Haus zusammenspinnt. Die Anstalten sind sehr einfach. Alle Meubeln sind hinausgeschafft und an deren Platz durchweg Gestelle angebracht mit in geringer Entfernung übereinander sich schichtenden Geflechten, ähnlich unsern Obstdarren. Leztere werden mit Maulbeerblättern belegt, damit es den hundert und hundert Würmern bis zur Verpuppung nicht an Nahrung fehle. Sobald die lezten einer Schicht sich eingesponnen, wird dieselbe in den Backofen getragen und so die im eben vollendeten Gespinnst befindlichen Würmer getödtet. Die kleinste zur Entpuppung des im Innern sich vorbereitenden Schmetterlings vergönnte Frist führt die Gefahr herbei, daß seine Hülle, der Cocon, für den beabsichtigten Zweck untauglich werde, indem der leiseste Anbruch den Zusammenhang des nur aus Einem Faden bestehenden Gespinnstes zerreißt und so zu weiterem Verspinnen untauglich macht. Die Seidenwürmer, die noch vor der Verpuppung abgestorben, und nach dem Abspinnen der Cocons der Ueberrest wird den Hühnern vorgeworfen, denen diese Kost gar wohl behagt. Dagegen sind die Puristen in der Feinschmeckerei der Seidenzucht geschworene Feinde; sie behaupten, es werde durch die in Masse gierig verschlungenen Seidenwürmer den Hühnereiern ein solcher Beigeschmack gegeben, daß während dieser ganzen Periode an ein mackelloses Mittagsmahl nicht zu denken sey.

In der Osterie von Valsanfibio erfreute neben einem guten Glase Landweins uns der Anblick eines allerliebsten Kindes von höchstens drei Jahren, so recht der Typus eines jener Raphaelschen oder Guidoschen Engelsköpfchen. Bei näherer Erkundigung erfuhren wir, die kleine Mariette sey hieher gegeben aus dem Findelhause von Padua, Vater und Mutter unbekannt, aber für die Verpflegung werden monatlich acht Lire Venete gezahlt und neunhundert seyen ausgesezt für die dermaleinstige Aussteuer. Die Pflegemutter that sich ordentlich etwas zu Gute auf den ihr anvertrauten Schatz, und wußte sich nicht wenig mit der „bella creatura," wie sie liebkosend das Kind nannte, welches alle Anwesenden huldigend betrachteten, und das Keiner ohne ein kleines Geschenk verließ. Sein reines weißes Kleidchen zeugte übrigens für sorgfältige Obhut, und man hätte glauben sollen, es sey des Zaubers sich bewußt, den es auf Alle ausübte, mit so huldvollem Anstand saß es da auf seinem strohgeflochtenen Thronsesselchen, jedem Geber zwar leutselig mit dem Kopfe zunickend, jedoch nicht anders, als ob es einen schuldigen Tribut empfange. Wie würde es Parade machen müssen, ein prunkend, bunt ausstaffirtes Puppchen, wäre es das legitime Früchtchen eines reichen Hauses! — Und nun? — was mag vielleicht einmal sein Schicksal seyn? —

Korrespondenz-Nachrichten.

Schwerin, November.

Allgemeines.

Wer aus der sächsischen Schweiz kommend, Berlin und die Mark Brandenburg hinter sich gelassen hat, um sich nach Mecklenburg zu wenden, der wird es kaum glaublich finden, daß sich ihm, wenn er den preußischen Staub von seinen Füßen geschüttelt, ein wahres Eldorado öffnen kann, ein Ländchen, das zwar nicht durch kolossale Felsmassen, Cascaden oder Kuhställe pittoresk erscheint, oder den geringsten Anspruch an Romantik macht, das aber durch eine üppige Vegetation, durch vorzügliche Landstraßen, anmuthige Hügel und noch anmuthigere Seen einen durchaus günstigen Eindruck hervorbringt. — Der schönste Punkt in Mecklenburg ist unstreitig Teterow, ein nahe bei Güstrow gelegenes Städtchen, welches sich durch seine wahrhaft paradiesische Umgegend, aber auch durch unzählige Eulenspiegeleien, die wohl oder übel den Bewohnern Teterows zur Last gelegt werden, auszeichnet. Es ist schon seit langen Jahren hergebracht, jede in Mecklenburg passirte Dummheit nach Teterow zu verlegen. Heine erzählt, daß die Berliner ihre Dummheiten für „ungeheure Ironie" auszugeben pflegen; wir helfen uns dadurch, daß wir den Fremden erzählen: in Teterow soll einmal rc.; doch kann man mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß der fragliche Passus sich in einer der größeren Städte Mecklenburgs ereignet, vielleicht gar in unserer Residenzstadt Schwerin das Licht der Welt erblickt hat. — Es mag wenig Städte in Deutschland geben, bei denen das Anziehende und das Abstoßende so sehr auf der Hand liegt, wie in Schwerin. Die Extreme stehen sich hier noch schroff gegenüber. Adel- und Bürgerstand, Literatur und Censur sind wie feindliche Mächte zu betrachten, deren widrige Stellung für's Erste wohl keine Aenderung erleiden dürfte. — Schwerin, beinahe rings von Seen umgeben, hat eine reizende Lage. Noch innerhalb der Stadt genießt man der schönsten Fernsichten, und dichterische Gemüther könnten dadurch leicht zu Ergüssen in gebundener Rede hingerissen werden. Solche Gemüther finden sich hier aber nicht. Schöne Fernsichten helfen dem Mecklenburger die Verdauung befördern, und ein prosaisches, in breitester Mundart gesprochenes „Ungeheier scheun!" hilft die lezte Spur einer etwaigen poetischen Anwandlung vertreiben. Von Sinn für Literatur, von raschem Eingehen in die Zeitfragen, vom Erfassen der Zeitinteressen ist hier wenig die Rede; sonst sind wir ehrenwerthe Leute, denen nichts über einen ungestörten Genuß des Lebens geht, als höchstens — noch mehr Genuß! Seitdem die Residenz des großherzoglichen Hauses von dem, wenig Annehmlichkeiten bietenden Ludwigslust nach Schwerin verlegt ist, hat ein reges, großstädtisches Leben das gemüthliche, fast ländliche Treiben verdrängt, und unsere Lebensweise mit einer gewissen Noblesse überhaucht, die aber das Eigenthümliche des mecklenburgischen Volkscharakters nur wenig zu verwischen vermochte. — Der Baulust

des Großherzogs haben viele kleine Baraken weichen müssen, an deren Stelle Paläste entstanden sind, die jede Hauptstadt Deutschlands zieren würden. Recht gelegen brannte das alte Schauspielhaus ab, und der neue Tempel Thalias ist durch den Hofbaumeister Demmler mit so vielem Geschmack wieder aufgeführt, daß sich sämmtliche neun Musen dieses Wohnsitzes nicht zu schämen brauchten. — Reich gallonirte Livréesbedienten, glänzende Carossen, modische Herren und mit Putz überladene Damen, stark geschnürte Lieutenants und dergleichen, füllen die Straßen. Paraden und Hofbälle, Maskeraden und Theater führen einen ewigen Strudel von Zerstreuungen herbei, in dem die frühere einfache Lebensweise gänzlich untergegangen ist. — Der Hochmuth hat sich der Bürger bemächtigt, daß sie es dem Adel in allen Stücken nachthun wollen. In den niedern Ständen ist längst eine Unsittlichkeit eingerissen, die mit der Größe der Stadt in keinem Verhältniß steht. — Wohl gibt es hier, wie an andern Orten, Familienzirkel, in denen der feinste Takt, die liebenswürdigste Bonhommie herrscht; daß aber dieser Zirkel so sehr wenige sind, und daß sie sich so starr und streng vom öffentlichen Leben und Treiben in Schwerin absondern, ist wohl das schlimmste Wahrzeichen des herrschenden Geistes. — Eine andere Physiognomie hat Schwerin im Sommer, wenn der Großherzog mit dem Hofe in das bei Rostock gelegene Bad Dobberan sich begeben hat, eine andere im Winter. Sobald der Hof sich entfernt hat, was übrigens erst spät im Juli geschieht, beginnt eine allgemeine Wanderung. Die höher gestellten Beamten benutzen den erhaltenen Urlaub zu einer Badereise nach Dobberan, um sich von irgend einem Uebel, am häufigsten von der Langeweile, zu befreien. Die Noblesse fährt eilends im Viergespann zum Thore hinaus; denn es wäre gegen allen guten Ton, wollte man nach der Abreise der hohen und höchsten Herrschaften sich noch länger als 24 Stunden in Schwerins Mauern aufhalten. Wer auch nur 500 Thaler Einkünfte hat, würde sich für beschimpft halten, wenn er den Sommer hindurch nicht wenigstens vierzehn Tage in Boltenhagen zugebracht hätte. — Im Oktober beginnt unser sechsmonatlicher Winter, und mit ihm das Abonnement auf Theater und Subscriptionsbälle, und die Eröffnung der Assembleen, Thees dansans und wirklichen Bälle der verschiedenen geschlossenen Gesellschaften. Von beiden Geschlechtern wird dabei der Luxus sehr weit getrieben.

Florenz, November.

(Fortsetzung.)

Literatur.

Auch sonst rastet die literarische Thätigkeit nicht, und es ist höchst erfreulich zu bemerken, daß die ernste Seite über die bloße Unterhaltung vorwaltet, die eigentlich nur aus dem Auslande ihre Nahrung bezieht. In Zuccagni-Orlandinis Corografia dell' Italia sind jezt die sardischen Staaten des Festlandes beendigt, und ist mit dem Herzogthum Parma der Anfang gemacht. Schade, daß die Kupfer zu diesem großen und schönen Werke — mit Ausnahme der Karten und Pläne — so gar schlecht sind. Der zweite Band der Relazioni degli Ambasciatori Veneti ist heraus, und überwiegt wenigstens für die Italiener an Interesse bei weitem den ersten. Der größte Theil dieses Bandes beschäftigt sich mit Florenz: er enthält die Relation des Marco Foscari von dem verhängnißvollen Jahre 1527, die äußerst merkwürdigen Briefe des Capello über die lezte Belagerung, 1529–1530, und den Bericht des Fedeli über Hof und Land unter Cosmus I., 1561. Der leztere Bericht ist besonders geeignet, die große Staatsklugheit und den überwiegenden Geist dieses ausgezeichneten Fürsten, und die wesentlichen Dienste, welche er Toscana (abgesehen von Florenz) erwies, in ihr rechtes Licht zu stellen. Angehängt ist noch eine Relation des Andrea Boldu über Savoyen von 1561. Der dritte Band, dessen Druck nächstens begonnen wird, soll römische Relationen bringen, wohl die interessantesten von allen, wenn auch ihrem Hauptinhalte nach größtentheils schon bekannt. — Der Druck des ersten Bandes von Dr. Gaye's kunstgeschichtlichen Urkunden wird nun auch in wenigen Tagen beendigt seyn. Das Buch heißt: Carteggio inedito d'artisti del secolo XIV., XV., XVI., publicato ed illustrato con documenti pure inediti. Der genannte Band, dem zwei andere nachfolgen werden, geht von 1326 bis 1500, und umfaßt, außer den Statuten der sanesischen Goldschmiedezunft von 1361, eine Zahl von 196 Urkunden aus der bezeichneten Zeit. Die ganz ungewöhnliche Wichtigkeit dieser Sammlung herauszustellen, ist Aufgabe eines der Kunst gewidmeten Blattes. Den Band beendigen die Regesten der innern Verwaltung von Florenz, in Allem, was sich auf die Stadt selbst bezieht, von 1115 bis 1500, genaue und vollständige Auszüge aus den in den Archiven, namentlich in jenem der Riformagioni, aufbewahrten Dekreten und sonstigen Urkunden. Angehängt sind mehrere Steindrucktafeln mit einer Menge Facsimiles der Handschriften der Künstler jener Zeit und der berühmten Männer, welche mit ihnen in Verbindung standen. Die kunstgeschichtliche Literatur hat seit lange nichts Bedeutenderes aufzuweisen gehabt. — Der hochbejahrte Staatsminister Graf Fossombroni hat kürzlich in den Akten der italienischen Akademie der Wissenschaften (welche zu Modena residirt und die der Vierzig genannt zu werden pflegt) eine Abhandlung drucken lassen, welche die Aufmerksamkeit der Toscaner sehr in Anspruch nimmt. Sie handelt von dem Verhältniß zwischen dem Wasser des Arno und dem der Chiana, einem Gegenstande, welcher zu so vielen Schriften und Streitigkeiten seit Jahrhunderten Veranlassung gegeben hat. Es ist nun fünfzig Jahre her, seit Fossombroni sein klassisches Werk über das Chianathal herausgab, in welchem er zuerst den eigentlichen Ursprung der Versumpfung dieser fruchtbaren Provinz erläuterte, indem er bewies, daß in den Römerzeiten, und noch bis in's neunte und zehnte Jahrhundert, der Arno in der Ebene von Arezzo, wo er die große Krümmung macht und nach Westen sich wendet, in zwei Arme sich theilte, deren einer nach Südosten floß und mit der Tiber sich vereinigte, während der andere auf Florenz und Pisa zu seine Richtung nahm. Das geringe Gefälle, welches der südliche Arm hatte, und die Erweiterung und Vertiefung des Bettes des westlichen durch den Durchbruch beträchtlicher Felsenmassen, veränderten allmählig das ursprüngliche Verhältniß, und durch eine Reihe von hydraulischen Revolutionen und Operationen, welche zu detailliren hier nicht der Ort seyn kann, ist es dahin gekommen, daß die Verzweigung des Arno aufgehört hat, und daß die Gewässer des jetzigen Chianathals größtentheils in den genannten Strom fließen, indem nur die der südlichen Striche mit der Tiber sich vereinigen. Diese Gewässer, die sich in einem großen, flußähnlichen Kanal sammeln, gelangen indeß nicht in ihrem gewöhnlichen Zustande in den Arno, sondern erst nachdem sie Schlamm und Steine künstlich deponirt haben, eine Operation, worauf bekanntlich die Umwandlung des Chianathals aus einem verpesteten Sumpf in eine der blühendsten Provinzen Italiens, und die in einem noch viel größern Maßstabe in den Maremmen vorgenommenen Arbeiten beruhen, von denen ich wiederholt zu reden Gelegenheit gehabt. (Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 292.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 6. December 1839.

Bless thy five wits!

Shakespeare
king Lear.

Aus dem Tagebuch eines Verrückten.

(Die folgende treffende Entwicklung eines verworrenen Seelenzustandes rührt vom russischen Novellendichter Gogol her. Das Stück gibt aber zugleich ein lebendiges Bild von manchen Seiten der russischen höheren Gesellschaft. Freilich sind die Petersburger Verhältnisse uns nicht so geläufig wie die Pariser und Londoner, und so könnte den meisten Lesern hie und da etwas entgehen. Es schien uns aber doch nicht passend, die Einfälle und Ausfälle des Narren mit einem Commentar zu begleiten.)

A. d. Red.

Den 3ten Oktober.

Heut ist ein außerordentliches Ereigniß vorgefallen. Ich stand ziemlich spät auf, und als Mawra mir die geputzten Stiefeln brachte, fragte ich, wie viel Uhr es sey. Wie ich nun hörte, es habe längst zehn geschlagen, eilte ich mit meinem Anzug. Ich gestehe, ich würde gar nicht auf die Kanzlei gegangen seyn, da ich voraus wußte, welch saure Miene unser Departementschef machen werde. Schon seit lange her sagt er immer zu mir: „Was für einen Wirrwar hast du nur im Kopfe, Freund? Du wirst deine Arbeit noch so verwirren, daß sie der Teufel selbst nicht mehr klar bringen kann. Schreibst in der Etikette kleine Buchstaben, und vergissest Datum und Nummer!" — Ich weiß, er beneidet mich, weil ich im Kabinett des Direktors sitze und für seine Excellenz die Federn schneide. Kurz, ich wäre nicht auf die Kanzlei gegangen, hätte ich nicht gehofft, den Kassirer zu sehen und bei diesem Juden von meinem Bißchen Gehalt wenigstens etwas im Voraus zu erhalten. — Ich begreife überhaupt den Vortheil nicht, beim Ministerium zu dienen. Was sind da für Ressourcen? Ja, bei der Regierung, bei der Civil- und Finanzkammer — da ist es ein Anderes! Da seht nur, wie der dort im Eckchen buckt und scripselt. Er trägt ein elendes Ding von Frack, und seine Fratze ist zum Anspucken. Aber seht nur, was er sich für ein Landhaus miethet! Spendirt ihm einmal eine vergoldete Porzellantasse oder dergleichen, und seht, wie ihr ankommt! Das läßt er als Geschenk für einen Arzt gelten; aber ihm soll man ein paar Füchse bringen, oder eine Droschke oder einen Biberpelzkragen von etwa dreihundert Rubel an Werth. Dem Ansehen nach ist er so still, spricht so delikat: „O leihen Sie mir verbindlichst Ihr Federmesserchen, um mein Federchen zu schneiden." Aber einen Supplikanten wird er dir schälen, daß der arme Teufel kaum das Hemd am Leibe behält. Freilich, das ist auch wieder wahr, bei uns ist der Dienst sehr nobel? überall eine Reinlichkeit, wie man sie dort niemals findet; die Stühle von Mahagoni, und die

Vorgesezten geben Sie. Wahrlich, wenn nicht das Noble im Dienst wäre, ich wäre längst aus der Ministerialkanzlei weggeblieben!

Ich zog einen alten Mantel an und nahm den Regenschirm; denn es goß eigentlich herab. Die Straßen waren leer; nur Weibsleute mit über den Kopf gezogenen Röcken, russische Händler unter Regenschirmen und Kutscher fielen mir in die Augen. Da sah ich auf einmal einen Wagen an einem Putzladen halten, an dem ich vorüber mußte. Ich erkannte ihn gleich, es war der Wagen unseres Direktors. Doch der hat im Laden nichts zu thun; ich dachte mir gleich, es werde seine Tochter seyn. Ich drückte mich an die Wand; der Lakai machte den Schlag auf und sie hüpfte aus dem Wagen wie ein Vögelchen. Wie sie rechts und links blickte, wie ihre Augen und Wangen glänzten — ach, liebster Gott! ich war ganz weg. Und warum sie nur bei solchem Regenwetter ausfährt! Sie erkannte mich nicht, und auch ich suchte mich so viel möglich in den Mantel zu wickeln, weil der Mantel schmuzig und noch dazu von altem Schnitt ist. Man trägt die Mäntel jezt mit langen Krägen, ich aber hatte kleine, über einander gesezte Krägen, und das Tuch war auch nicht besonders. Ihr Hündchen sprang nicht schnell genug mit in die Thüre des Ladens und blieb in der Straße ausgesperrt. Ich kenne das Hündchen, es heißt Medschi. Kaum stand ich eine Minute, so hörte ich auf einmal ein feines Stimmchen sagen: „Guten Tag, Medschi!" — Ei was ist das? dachte ich, sah mich um und erblickte zwei Damen unter einem Schirm, eine alte und eine junge. Aber sie waren schon vorüber, als ich neben mir wieder hörte: „Ei, geh', Medschi!" — Der Tausend! ich sah, wie Medschi und das Hündchen, das den Damen nachlief, einander beschnüffelten, und hörte mit meinen Ohren, wie Medschi sagte: „Nein, Fidele, du hast Unrecht." Oho! dachte ich bei mir selbst, bist du etwa nicht richtig im Kopfe? Aber das begegnet mir doch sonst nicht. — Horch! schon wieder: „Ich war au, au, ich war au, au, au, sehr krank." — Ei du Köter! Ich gestehe, ich war nicht wenig erstaunt, als ich das Hündchen so menschlich reden hörte. Freilich, als ich mir das Ding besser überlegte, fand ich es nicht mehr so außerordentlich. In der That sind ja schon ähnliche Dinge in der Welt passirt. Man sagt, in England sey ein Fisch aufgetaucht und habe zwei Worte in einer so sonderbaren Sprache gesprochen, daß die Gelehrten sich schon drei Jahre lang vergebens mit der Erklärung derselben bemühen. Ich gestehe aber, daß ich mich doch sehr verwunderte, als Medschi sagte: „Ich habe dir geschrieben, Fidele; wahrscheinlich hat unser Sultan dir den Brief nicht abgeliefert." — Ich will meine Besoldung verlieren, habe ich in meinem Leben gehört, daß Hunde schreiben können! Ich war ganz erstarrt.

Ich muß gestehen, seit einiger Zeit fange ich an, Sachen zu hören und zu sehen, die sonst Niemand gesehen oder gehört hat. Ich will doch diesem Hündchen einmal nachgehen, dachte ich, was es etwa weiter gibt. Ich machte meinen Schirm auf und ging den beiden Damen nach. Sie gingen bald rechts, bald links, und blieben endlich vor einem großen Hause stehen. Dies Haus kenne ich! dachte ich bei mir selbst. Es ist das Swerkoffsche Haus. Was für eine Maschine von einem Hause! Ich möchte nur wissen, wer nicht darin wohnt? Wie viel Köchinnen, wie viel Gäste gehen da nicht hinein! Da hocken auch unseresgleichen Beamte auf einander wie die Hunde. Dort wohnt auch mein Freund, der so gut die Trompete bläst. — Die Damen stiegen in den fünften Stock hinauf. — Schon gut! dachte ich. Jezt geh' ich euch nicht weiter nach; aber ich werde mir Ort und Stelle merken und bei erster Gelegenheit nicht ermangeln, davon zu profitiren.

(Fortsezung folgt.)

Etwas vom deutschen Schauspiel.

(Fortsezung.)

Die Jugend nimmt die Erscheinungen im Leben und in der Kunst, wie sie dieselben gebildet vorfindet; sie genießt des Gewachsenen, ohne nach dem Prozeß des Wachsthums zu fragen; sie kümmert sich nicht darum, durch welches Zusammenwirken von Kräften und Umständen das Ding so geworden, und noch weniger, was es etwa für einen Weg in der Zukunft machen werde. So fiel auch mir damals nicht ein, nach Geschichte und Entwicklung der deutschen Dramatik und Schauspielkunst zu fragen. Ich sah wenigstens die leztere fast überall glänzend von oben unterstüzt und lebte noch des kindischen Glaubens, daß es zum Gedeihen der Künste nur des Düngens und Pflegens bedürfe, und daß die Auguste und Mäcene überall ihre Blüthe hervorlocken. Ich meinte, es verstehe sich von selbst, daß eine von einem Hof unterstüzte, hier von einem Goethe, dort von einem Iffland geleitete Bühne etwas Tüchtiges leiste, und die Schauspieler seyen ja dazu da, um sich anhaltend zu üben und so wirksam als möglich zusammenzuspielen. Ich hatte, wie schon gesagt, keine geringe Meinung von meinen eigenen mimischen Talenten; was konnte aber natürlicher seyn, als daß die meisten Mitglieder einer vornehmen Truppe noch weit reicher begabt waren als ich! Wohl mußte es darin auch Schwächere geben, und dies schmeichelte nur meiner Eitelkeit. Ich erinnere mich noch

wohl, wie ich zwischen den untergeordneten Subjekten der Berliner Bühne und diesem und jenem meiner ehemaligen Spielgenossen, in Vortrag und Manieren, in natürlichen Mängeln und bösen Angewöhnungen, Aehnlichkeiten auffand. Aber ich hielt es geradezu für unmöglich, daß Menschen vom Caliber des hölzernen, näselnden Grafen M. einen Beruf wählen könnten, der mir zum allerwenigsten einen Körper und ein Organ vorauszusetzen schien, die sich weder im Guten noch im Bösen irgend auszeichneten. Ich entsinne mich auch nicht, damals auf irgend einee Bühne solchen Figuren begegnet zu seyn; wohl aber habe ich in neuester Zeit Bekanntschaft mit dergleichen gemacht. Ich mißtraue indessen meinen Erinnerungen und Eindrücken, da beide Zeitpunkte so sehr weit auseinandee liegen, und dies ist eben eines der Momente, worüber ich mir später einige bescheidene Fragen erlauben werde.

Das Einzige, was mich damals in meiner Freude am Schauspiel störte und beunruhigte, war der Conflikt, in den mein dramatischer Genuß mit meiner Liebe zur Poesie gerieth. Der enthusiastische Verehrer eines Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller konnte den literarischen Werth der Produkte eines Jünger, Schröder, Iffland, Kotzebue unmöglich hoch anschlagen. — Aber auf der Bühne sprach mich gar Vieles recht sehr an, was ich poetisch streng verdammen mußte; dagegen konnte ich mir nicht verhehlen, daß manches Stück unserer größten Dichter bei der Aufführung ermüdete, und ich überraschte mich nicht selten über einem leisen Seufzer im fünften Akt, um die Zeit, wo der Malteser erschossen wird odee Tasso der Prinzessin in die Arme fällt. Ich wußte mir damals von diesem scheinbaren Widerspruch zwischen Poesie und scenischer Wirkung keine Rechenschaft zu geben. Erst vor dee französischen Bühne sollte ich die deutsche kennen lernen.

Die Hoffnung, daß unsere dramatische Poesie von Weimar aus einen völligen Umschwung erhalten werde, schien nicht in Erfüllung zu gehen. Es zeigte sich bald, daß die Erscheinung von Goethe und Schiller für unsere Dramatik keine rechten Früchte tragen wollte. Durch ihren Geist veredelten sich zwar die höhern Gattungen auf unserer Bühne; es war aber ein schlimmes Zeichen, daß sie auf die Komödie im weitesten Sinne so gar keinen Einfluß übten, daß neben ihnen Iffland und Kotzebue und die Uebersetzer und Nachahmer der Franzosen im Besitz des Repertoires blieben. Auf die Gründe dieser Erscheinung lasse ich mich hier nicht ein: soviel ist aber gewiß, daß, wenn es mit der Poesie nicht recht fort wollte, die Schauspielkunst zu Anfang des Jahrhunderts desto höhee stand. Und sie blühte noch, als mich mein Lebensweg nach Paris führte, wo ich fortan eine Reihe von Jahren zubrachte.

Auch in Paris wurde das Theater meine vornehmste Liebhaberei und Hauptgegenstand meines Studiums. Es ging mir, wie wohl allen Deutschen, wenn sie zum ersten Mal mit der Bühne bekannt werden, von welcher die unsrige von jeher so abhängig war, ein Verhältniß, an das ich bisher so gut als gar nicht gedacht hatte. Das höhere Lustspiel der Franzosen machte den günstigsten Eindruck auf mich, einen Eindruck, dessen ich mich fast schämte, weil ich darin einen Rückfall in meine eigene französische Bildungsperiode erblickte. Aber es drängte sich mir bald auf, daß unsere ganze deutsche Komödie nach Inhalt und Vortrag nichts ist, als ein Abbild der französischen, und daß dem so seyn muß. Ich sagte mie: die gesellige Bildung und die Sitte der wirklichen Welt ist der Stoff des modernen Lustspiels; aber die ganze gesellige Bildung in Deutschland wae, seit es eine Bühne gibt, eine wesentlich französische, und ob einer dort als Cavalier erzogen worden oder nicht, sein ganzes äußeres Leben ist nach dem fremden Ton gestimmt und in die fremde Farbe getaucht. Die Kultur, welche vorzugsweise vom Lustspiel reproduzirt wird, ist in Frankreich etwas Gewachsenes, bei uns etwas Nachgepfuschtes, und so kann es nicht verwundern, daß die freie scenische Nachahmung des wirklichen Lebens in Paris weit höher steht als die deutsche Komödie, welche die Nachahmung einer Nachahmung ist.

Mußte ich auf diese Weise zugeben, daß die französische Thalia ein originelleres, lebendigeres, geistreicheres Wesen ist als die deutsche, so glaubte ich mich dadurch rächen zu können, daß ich ihre Melpomene gegen die unsrige desto tiefer herabsezte. Nichts ist dem Deutschen antipathischer, als der Frost und die psychologische Chemie der französischen Tragödie. Bei nichts verfällt der Deutsche leichter in den Fehler, der ihn am Franzosen so verdrießt, in das rücksichtslose Absprechen über Gebilde einer fremden Nationalität. So ging es auch mir. Die großen Tragiker der Franzosen waren mir durch meine Erziehung von Jugend auf bekannt; ich hatte ihnen aber nie Geschmack abgewinnen können, und jezt, da ich diese mühsamen Kunstwerke des sichtenden Verstandes auf der Bühne sah, besann ich mich nicht lange, das ganze Phänomen füe herzlich abgeschmackt, ja geradezu für unvernünftig zu erklären. Aber in dem Maße, in dem ich dieses Volk in seinem Leben kennen lernte, erklärte sich mir seine Poesie.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, November.

Die Pensionen.

Diese Blätter sind seit langen Jahren über unsere Stadt und das benachbarte Waadtland mit so guten Berichten versehen worden,

der Korrespondent ist über das Meiste, was das innere und äußere Leben der französischen Schweiz bewegt, so wohl unterrichtet, seine Mittheilungen haben so mancherlei Vorzüge, daß ich, dächt' ich nur an mich, billigerweise Bedenken tragen sollte, von Ihrer gütigen Erlaubniß, auch meine Anschauungen der hiesigen Cultur- und Lebensverhältnisse von Zeit zu Zeit in Ihren Blättern niederzulegen, Gebrauch zu machen. Doch gibt mir Ein und Anderes Muth. Der beschleunigtere Weltlauf hat aus den Annalisten Journalisten gemacht, und so denke ich mir Korrespondenzberichte, wie sie bei Ihnen aus den bedeutendsten Punkten europäischen Lebens zusammenkommen, gern als chapitres détachés einer europäischen Culturchronik, und schon sehe ich im Geist einen künftigen Schlosser oder Wachsmuth i. J. 1959 emsig das Morgenblatt excerpiren, um Bausteine und sonstiges Material zu der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts oder zu einer „europäischen Sittengeschichte," oder wie die historische Baute sonst heißen soll, daraus zu gewinnen. Abgesehen davon, daß ich als Correspondent somit unbestritten ein „Quellenschriftsteller" werde — ce n'est plus qu'une question de temps — meine eigenen Bücher verdanken dem „Quellenstudium," ich meine aber dabei ganz besonders die Journale von Bayle, Le Clerc und ähnlichen längst Verstorbenen, so viel, daß es fast Pflicht der Dankbarkeit für mich ist, meinerseits auch etwas für die gelehrte Nachwelt zu thun. Und wer weiß, ob nicht ein künftiger Johannes Müller oder Vulliemin, in einer Zeit, wo es möglicherweise gar keine Pensionen mehr geben wird, an alle Antiquare herumschreibt, um den kostbaren Jahrgang 1859 des Morgenblattes zu erhaschen, worin von den ehemaligen Pensionen der französischen Schweiz die Rede seyn soll? Doch Scherz bei Seite, auch an ernsthaften Gründen fehlt es mir nicht, um zuweilen bei Ihnen einzusprechen. Unsere Zeit ist in so viele, nicht nur verschiedene, sondern oft entgegengesezte Anschauungsweisen, Standpunkte und Bestrebungen auseinander gegangen, daß die Menschen wie die Dinge es bedürfen, von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet zu werden, selbst dann, wenn auch nicht jedes Ding zwei Seiten hätte und ein Cubus sogar sechs. Dabei steht der Mensch nothwendig in einem bestimmten (Bestimmung aber ist Begrenzung) gesellschaftlichen und sonstigen Zusammenhange, er sieht nur genau in seinem Lebenskreise, für Alles und Jegliches kann sich der Einzelne nicht interessiren, ohne Interesse aber keine gründliche Kenntniß: und somit dürften Mittheilungen von einem **zweiten** Genfer Correspondenten nicht ohne alles Interesse für Ihre Leser seyn. Wenn ich diese nun bitten muß, von meinen Darstellungen nicht diejenige Anmuth zu erwarten, welche mein geistvoller College den seinigen zu geben weiß, so kann ich wenigstens dieselbe Wahrhaftigkeit versprechen. Und da ich keineswegs die Absicht habe, von dem Interessanten, was sich an den Ufern unsers Sees begibt, das Interessantere in regelmäßigen Zeiträumen zu melden, vielmehr nur von Zeit zu Zeit eine Mittheilung zu machen gedenke, so hab' ich damit zugleich gesagt, daß ich nur über Solches schreiben werde, was ich aus eigenster persönlichster Erfahrung kenne.

(Fortsetzung folgt.)

Florenz, November.

(Schluß.)

Fossombroni über Arno und Chiana.

In dem erwähnten Kanal, oder gegenwärtigen Fluß Chiana befindet sich gegen Arezzo hin ein Damm, ursprünglich von der aretinischen Benedictiner Abtei angelegt, und daher die Chiusa dei monaci genannt, durch dessen Erhöhung oder Herabdrückung den Gewässern ein größeres oder geringeres Gefälle gegeben werden kann. Der Kanal nämlich, welcher den Rezipienten aller Gewässer des Thales bildet, hat ein hinlängliches Gefälle, dem klaren Wasser Abfluß zu gestatten, nicht aber, den schweren Bodensatz dem Arno zuzuführen, weßhalb die Bodenerhöhung in den umliegenden Niederungen mittelst derselben fortgesezt und dadurch doppelter Vortheil bezweckt wird. Die eigentliche Veranlassung zu der Fossombronischen Schrift ist nun die Frage, ob es rathsam sey, dem Bette des Chianakanals durch Herabdrückung des Dammes und Wegräumung von Erdmassen, die bei demselben im Wege sind, hinlängliches Gefälle zu geben, um die kleinen Ströme der schon bonifizirten, d. i. der Cultur wiedergegebenen Theile des Thales ohne vorherigen Absaz ihrer festen Materien hineinzuleiten. Die Uebelstände, die sich dabei für das Thal selbst ergeben würden, überwiegend im Vergleich mit den Kosten, welche die Colmaten veranlassen, werden sehr deutlich erwiesen, sodann aber von den Uebelständen gesprochen, welche dem Bette des Arno selbst daraus erwachsen würden, namentlich von der Gefahr der Ueberschwemmungen. Seit 1761 ist keine Ueberschwemmung von Belang vorgekommen, obgleich seit jener Zeit der Arno das Fünffache der Gewässer der Chiana aufnimmt, im Vergleich mit dem frühern Verhältniß. Wenn aber die durch die Vermehrung der Wassermasse vergrößerte Schnelligkeit des Laufes des Arno ihm vortheilhaft gewesen ist, um die Höhe des Wasserstandes zu vermindern, so ist sie nachtheilig gewesen, weil sie den Strom fähig gemacht, die schweren Materien des Bodensatzes immer weiter zu führen, so daß das Flußbett sich anhaltend und bedeutend erhöht. Schon der berühmte Mathematiker Viviani sprach im 17ten Jahrhundert seine Besorgnisse in dieser Hinsicht aus, und machte Vorschläge dem Uebel vorzubeugen. In viel bedeutenderem Grade würde aber eine solche Erscheinung stattfinden, wenn der Kanal der Chiana alle seine schlammigen, schwere Materien enthaltenden Gewässer mit verdreifachter oder vervierfachter Schnelligkeit in den Arno leitete. Die Schnelligkeit der Strömung würde sich auf diese Weise vermehren, das Flußbett aber würde vermöge seiner Erhöhung immer weniger im Stande seyn, die Wassermasse, obgleich bei verminderter Höhe, in sich zu fassen. Die Schlußfolge ist, daß das Verhältniß zwischen Arno und Chiana, von vorne herein ein künstliches, der Natur nicht überlassen werden darf. Durch eine plözliche Veränderung oder Aufhebung des bestehenden künstlichen Verhältnisses, mittelst Erniedrigung oder gar Zerstörung der Chiusa dei monaci, würden die größten Nachtheile herbeigeführt werden und das Chianathal in Gefahr gerathen, die außerordentlich schönen Resultate der bisherigen Operationen einzubüßen. — Ich habe bei dieser Abhandlung des Grafen Fossombroni etwas länger verweilen zu müssen geglaubt, weil sie von mehr als localem Interesse ist und Fragen anregt, welche im Fache der Hydraulik in mehr als einem Lande in Betracht kommen. Sie ist mit jener wahrhaft klassischen Klarheit, Genauigkeit und Uebersichtlichkeit der Resultate abgefaßt, welche alles auszeichnet, was aus der Feder dieses greisen Staatsmannes hervorgegangen ist, der seine Laufbahn als Gelehrter mit einer Arbeit über denselben Gegenstand beschließen zu wollen scheint, welchem sein erstes größeres Werk und die Aufmerksamkeit seines ganzen thätigen Lebens gewidmet waren.

Rt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 123.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 293.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 7. December 1839.

> Die Fehler der deutschen Schaubühne sind leicht bemerkbar; denn in den Künsten, wie in der Gesellschaft, fällt Alles, was mit dem Mangel an Weltgebrauch im Zusammenhang steht, selbst oberflächlichen Gemüthern in die Augen.
>
> Frau von Staël.

Etwas vom deutschen Schauspiel.

(Fortsetzung.)

Voltaire selbst nennt ja sein Volk das am wenigsten poetische in Europa und erklärt die Methode für den Genius der französischen Poetik. Ein Volk, dessen Geist kein aus den Tiefen brechendes, durchwärmendes Feuer ist, sondern eine kühle, die Oberflächen umspielende, aber auch scharf beleuchtende Flamme, fand natürlich das Prinzip der Poesie in dem Verstande, der die Affekte sich nicht aus sich selbst entwickeln lassen kann, sondern sie nur nach seinen Gesetzen witzig spaltet und gruppirt. Ein Volk, dessen Religion die Geselligkeit ist, und das eben darum das Lächerliche mit gleicher Leidenschaft fürchtet und sucht, mußte die nationelle Convenienz und den Anstand auch in seine höchsten Geistesschöpfungen übertragen. Ein Volk, dessen Sinn nirgends zu den Tiefen reicht, wo Scherz und Ernst aus denselben Quellen fließen, konnte nur in der absoluten Trennung beider das poetisch Vernünftige erblicken, und so machte es seine Komödie zum actuellen, seine Tragödie zum idealen Ausdruck seiner Kultur.

Es war ganz consequent, wenn sie die nationellen Manieren und die Tracht des Tages auch im tragischen Spiel festhielten, wenn Octavius Cäsar, in der Perrücke und dem brocatenen Justaucorps, Cinna im fünften Akt mit ganz französischer Grazie zum Sitzen einlud, bevor er seinen unendlichen Sermon anhob. Talma war gewiß ein großer Schauspieler; aber mit seiner Wirksamkeit begann der Verfall der alten tragischen Kunstform. Mit dem antiken Kostüm, das er einführte, und mit dem Hinarbeiten auf natürlicheren Vortrag hörte der tragische Schauplatz auf, das zu seyn, was er in der Idee eigentlich war, ein ideales Gesellschaftszimmer. Damit fing das klassische Drama an aus dem Bewußtseyn der Nation, die Alles aus dem socialen Gesichtspunkt betrachtet, hinauszufallen, und das Theater Corneilles mußte ihr immer unnatürlicher vorkommen, je mehr es formell natürlich seyn wollte. Schon als ich in Frankreich war, zeigten sich in der eben besprochenen Erscheinung, in der Bastardgattung des weinerlichen bürgerlichen Schauspiels und im einreißenden Melodram die Vorläufer des Romantismus, der seitdem stolz das Haupt erhoben, aber am Ende nur eine chaotische Geschmacksauflösung herbeigeführt hat. Aus dieser muß über kurz oder lang wieder eine höhere dramatische Kunstform anschießen. Sollte sie aber der alten auch noch so unähnlich scheinen, so wird ihr die Krystallform des französischen Verstandes zu Grunde liegen.

Wie gesagt, auch ich hielt Anfangs das klassische Theater der Franzosen für eine künstlich parfümirte

Papierblume. Dem ist aber keineswegs so. Ich sah, wie Menschen auf den verschiedensten Bildungsstufen im Parterre des Théâtre français von dem in den tragischen Tiraden sprühenden Esprit elektrisirt, wie sie von dem, was den Spott gemüthlicherer Völker herausfordert, als vom Höchsten hingerissen wueden. Ich überzeugte mich in langer Erfahrung, daß die klassische Kunstform so ganz aus dem innersten Wesen der Franzosen erwachsen ist, als nur immer das Theater Shakespeares und Calderons aus der Natur ihrer Völker, und sie hat allen Anspruch, keineswegs auf Liebe, aber auf Achtung, als das originelle Produkt eines Nationalgeistes und einer Nationalkultur.

Erst jezt, nachdem ich das Verhältniß dieses merkwürdig compakten Volks zu seiner Bühne gefaßt hatte, wurde mir klar, was es heißen wollte, wenn man den Deutschen ein Nationaltheater, ja selbst die Fähigkeit absprach, sich je eines zu schaffen. Es fehlt bei uns am Boden, dem allein eine Nationalbühne entwachsen kann, nämlich eine gemeinsame Kultur und ein Gemeingeist. Dies ist es, was uns in so Vielem, besonders aber in der äußern Lebenssitte, in den Formen der Geselligkeit vom Ausland, und vorzüglich von den Franzosen abhängig macht. Damit sind und waren von jeher, seit wir eine Bühne haben, die Franzosen unsere natürlichen Vorbilder in denjenigen dramatischen Gattungen, deren Aufgabe die Nachahmung des wirklichen Lebens ist.

Die Schwäche unseres Nationalgefühls treibt uns, die Anordnung des höhern geselligen Lebens geradezu vom Fremden zu entlehnen, und die Gewöhnung in diesen fremden Formen verewigt wieder jene Schwäche. Es kann unter diesen Umständen nicht anders seyn, als daß die komische Auffassung der Gesellschaft so schwach und so wenig originell ist, als die gesellschaftliche Sitte selbst.

Aber auch die höhere dramatische Poesie entbehrt bei uns durch jenen Mangel an Gemeingeist des eigentlichen Bandes, das sie mit der Masse des Volks verknüpfte. Unser Drama hängt viel zu wenig mit einem allen, oder doch fast allen Köpfen gemeinsamen Gebiete von sinnlichen und unsinnlichen Begriffen, von Glauben und Aberglauben u. s. w. zusammen, als daß dramatische Werke, welche höhere Seelenvermögen in Anspruch nehmen, bei uns im wahren Sinne populär seyn könnten. Wo, wie bei Engländern und Franzosen, eine einseitige Nationalkultur eine Sphäre gemeiner Begriffe gebildet hat, da wird der Bühnendichter unwillkührlich seine Figuren, welchen Zeiten und Ländern sie auch angehören, ob sie historische oder phantastische seyen, gleichsam mit dem gemeingeistigen Gewande der Nationalität drapiren, und durch diese vielsagende, allen verständliche Hülle der Charaktere werden auch höhere dramatische Formen und Stoffe dem Verständniß des großen Haufens, jedenfalls aber seinem Interesse näher gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuch eines Verrückten.

(Fortsetzung.)

4ten Oktober.

Heute ist Mittwoch, und daher war ich bei unserm Chef im Kabinet. Ich kam mit Absicht früher, sezte mich hin und schnitt alle Federn. Unser Direktor soll ein sehr gescheiter Mann seyn; sein ganzes Kabinet ist mit Bücherschränken umstellt. Ich habe die Titel einiger gelesen: lauter Gelehrsamkeit, eine solche Gelehrsamkeit, daß unser Einer davonbleiben muß. Alles französisch oder deutsch! und wenn man ihm in's Gesicht guckt – hu, was für eine Gravität blizt ihm aus den Augen! Ich habe noch nie gehört, daß er ein Wort zu viel gesagt hätte. Nur etwa, wenn man ihm die Papiere vorlegt, fragt er: „Wie ist es draußen?" — „Es ist feucht, Excellenz!" — Nein, der macht kein Paar mit unser Einem! Ein Staatsmann! Ich merke aber, daß er mich besonders lieb hat. O thät' es auch seine Tochter — Ach, Sapperment! nichts, nichts, still!

Habe „die Biene" gelesen. Was für ein dummes Volk sind die Franzosen! Ich würde sie wahrhaftig alle zusammenpacken und mit Ruthen streichen. Habe in dem Blatte auch eine sehr angenehme Darstellung eines Balls gelesen, von einem kurischen Gutsbesitzer geschrieben. Die kurischen Gutsbesitzer schreiben gar nicht übel. Nachher wurde ich gewahr, daß es schon auf ein Uhr ging; doch kam Unserer noch immer nicht aus dem Schlafzimmer. Gegen halb zwei ereignete sich etwas, das keine Feder beschreiben könnte. Die Thüre ging nämlich auf; ich dachte, es sey der Direktor, und sprang mit den Papieren vom Stuhl auf. Aber sie war es, sie selbst! Alle Heiligen, wie schön war sie angezogen! Das Kleid schwanenweiß — hu, wie bauschend! Und wie sie blickte — Sonne, Gott verdamme, pure Sonne! Sie nickte und sagte: „Papa nicht da?" — Ei, ei, ei, was für eine Stimme! Ein Kanarienvogel, meiner Seele, ein Kanarienvogel! — „Ihre Excellenz," wollte ich nun sagen, „bringen Sie mich nicht um's Leben! Wollen Sie mich aber schlechterdings umbringen, so vollbringen Sie es mit Ihrer Excellenzenhand!" — Hole mich der Henker! ja, die Zunge regte sich nicht, und ich brachte nichts hervor, als: „Verzeihen, nein!" — Sie sah mich, dann die Bücher an und ließ ihr Schnupftuch fallen. Ich stürzte mit allen

Vieren darauf und glitschte auf dem verdammten Parkett; ich raffte mich aber wieder auf und faßte das Tuch. Alle Heiligen, was für ein Schnupftuch! das allerfeinste battistene! Ambra, pure Ambra! Lauter Excellenz riecht daraus. — Sie dankte und lächelte ganz sanft, so daß ihre Honiglippen sich kaum regten, und ging davon.

Ich blieb noch eine Stunde sitzen, bis auf einmal der Bediente eintrat und mir sagte: „Gehen Sie doch nach Hause, Aksentij Iwanowitsch! Der Herr ist bereits ausgefahren." — Ich kann solche Lakaiengesellschaft nicht leiden; das reckt sich immer im Vorzimmer und mag kaum nicken. Ja, eine von diesen Bestien nahm sich gar heraus, mir ohne Weiteres Tabak anzubieten. Weißt du nicht, elender Lakai, daß ich ein Beamter bin und von adlichem Hause? Doch ich nahm meinen Hut, warf mir selber den Mantel um, weil diese Herrn ihn doch nicht reichen, und ging fort. Zu Hause blieb ich die meiste Zeit auf dem Bette liegen; nachher schrieb ich einige hübsche Verse ab:

> Ich hatt' ein ganzes Stündchen lang
> Mein Schätzchen nicht gesehen;
> Da wurde mir gar angst und bang,
> Ein Jahr thät' so vergehen.
> Mein Leben wurde mir verhaßt;
> Zu sterben, dacht' ich, möcht' ich fast.

Das muß von Puschkin seyn. — Den Abend ging ich, in meinen Mantel gehüllt, an die Einfahrt der Excellenz und wartete lange, ob sie nicht ausfahre. Ich hätte sie gar zu gern noch einmal gesehen. Aber nein, sie ging nicht aus.

6ten November.

Der Departementschef hat mich geärgert. Als ich auf die Kanzlei kam, rief er mich zu sich und fing an: „Nun sage mir um Gottes Willen, was machst du nur?" — „Wie so? Ich mache nichts," antwortete ich. — „Wann wirst du deinen Verstand zusammen nehmen!" fuhr er fort. „Du bist schon über die Vierzig; es wäre längst Zeit, daß du gescheit würdest. Was bildest du dir ein? Glaubst du, ich kenne nicht deine Tollheiten alle? Du machst der Direktorstochter die Cour, nicht wahr? Sieh dich einmal an und denke, wer du bist: eine Null und nichts weiter bist du. Keinen Heller in der Tasche! Betrachte dein Gesicht im Spiegel: wie kannst du an so was denken?" Zum Teufel! weil sein eigenes Gesicht wie ein Medizinglas aussieht, weil er sein Büschelchen Haare zu einem Toupé aufgezwickt und den mit schlechter Rosapomade bestrichenen Kopf immer in die Höhe streckt, so glaubt er, ihm allein sey Alles möglich. Verstehe, verstehe schon, weßhalb er sich über mich ereifert: er beneidet mich, wahrscheinlich um der mir zu Theil gewordenen absonderlichen Merkmale gnädigen Wohlwollens willen. Ich schere mich den Henker um ihn! Was Gewaltiges — ein Hofrath! hat eine goldene Kette an der Uhr, bestellt Stiefeln zu dreißig Rubeln — ei, hole ihn der Teufel! Stamme ich etwa von unadelichem, von Schneider- oder Subalternenpack? Bin ich nicht ein Edelmann? Ich kann mich auch emporarbeiten. Bin erst zweiundvierzig Jahre alt, ein Alter, wo der Dienst eigentlich erst anfängt. Warte nur, Freund, wir bringen's schon noch zum Obersten, oder, wenn Gott will, noch etwas höher hinauf. Gebt mir einen von Meister Rutsch gefertigten Frack, nach der Mode geschnitten, und laßt mich ein Halstuch umbinden, wie du eines hast, und du wirst mir zur Schuhsohle zu schlecht seyn. Wir haben nur kein Geld, da liegt's!

8ten November.

Bin im Theater gewesen. Der russische Hampel wurde gegeben, und ein Vaudeville mit drolligen Liedchen auf die Advokaten, besonders auf einen Registrator. Sehr frei geschrieben, so daß ich mich wunderte, wie es die Censur hat passiren lassen. Die Kaufleute und die Journalisten werden auch mitgenommen. Sehr drollige Piecen schreiben jetzt die Dichter. Ich gehe gern in's Theater; sobald ich nur ein paar Heller in der Tasche habe, kann ich mich nicht halten. Da gibt's aber unter unseresgleichen Beamten wahre Lumpe, die nie in's Theater gehen, bis sie etwa ein Freibillet erwischen. Eine Actrice hat sehr schön gesungen. Ich habe mich an die . . . erinnert. Ei, Sapperment! nichts, nichts, still!

9ten November.

Um acht Uhr ging ich auf die Kanzlei; der Departementschef that, als merke er meine Ankunft gar nicht. Auch ich benahm mich, als sey zwischen uns nichts vorgefallen, sah die Papiere durch, collationirte und ging um zwölf Uhr weg. Ging an des Direktors Wohnung vorüber, aber es war Niemand zu sehen. Nachmittags blieb ich meist im Bette liegen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, November.

(Fortsetzung.)

Die Pensionen.

Was mir am nächsten liegt, ist dieses: Seit Jahren sucht deutsches Wesen in dem Geiste der Burgundo-Romanen der westlichen Schweiz Eingang und Raum zu gewinnen; deutsche Sprache (viele tausend Handwerker machen ein ansehnliches Corps von Sprachmeistern, die gratis lehren), mit ihr ein wenig deutsche Poesie und viel deutsche Musik machen Versuche, in Genf und im Waadtlande aufgenommen und verstanden zu werden; ja es sind schon Bestrebungen sichtbar geworden, deutsche Pädagogik und Didaktik, deutsche Philosophie und sogar deutsche Theologie in Curs zu setzen. All dieses Thun und Wirken, das natürlich in verschiedenem Sinne

ein Gegenwirken hervorruft, hat eine äußere und eine innere Seite, und es dürfte von Interesse seyn, nicht nur anfzuzeichnen, was äußerlich geschieht oder durch äußere Reaktion auch verhindert wird, sondern zugleich zu erfahren, wie weit denn die Action innerlich vorrückt, wie die Geister, welche das neue Element aufnehmen, innerlich reagiren, um die gestörte Einheit des Bewußtseyns wieder herzustellen, wie endlich der geistige und gemüthliche Grund der Puren beschaffen ist, von welchen die äußerliche Reaktion gegen das eindringende Deutsche hauptsächlich ausgeht; das heißt, es dürfte nicht uninteressant seyn, solche Fakta mitzutheilen, welche den romanischen Geist, wie er, durch den Calvinismus tingirt, in der französischen Schweiz weset, enthüllen und erkennen lassen. Und da jene Bestrebungen, welche von deutschen Büchern, die inzwischen vielleicht mehr gekauft als gelesen werden, von anwesenden Deutschen, besonders höheren und niederen Lehrern, und eingebornen Germanophilen ausgehen, der Natur der Sache nach vorzugsweise im öffentlichen Erziehungs- und Unterrichtswesen Grund und Boden zu suchen genöthigt sind, bei dem Einflusse aber, den hier zu Lande die Kirche auf Schule, Leben und Staat hat, auch das religiöse und kirchliche Leben haben wenigstens tangiren müssen: so wäre von Zeit zu Zeit zu notiren, was auf diesen Gebieten angestrebt, erreicht oder auch mißglückt ist. Da endlich in einem Lande, wo der Staat als res publica gewußt wird, Jegliches politische Farbe und Bedeutung annimmt, die pädagogischen, wissenschaftlichen und religiösen Parteien sich nothgedrungen (das Solonische Gesetz, nicht neutral zu seyn, gilt immerfort) an politische Parteien anlehnen, gezwungen mit ihnen gehen müssen, worin eine so große Förderung als Hemmung liegt, so wäre endlich auch von Zeit zu Zeit ein Blick auf das friedliche Kriegstheater der genferischen und waadtländischen Politik zu werfen. Ich sage „friedlicher Krieg," denn in Genf und Waadt liegen Züricher Brutalitäten, so viel ich davon verstehe, außer dem Bereiche des Möglichen.

Für heute jedoch ziehe ich vor, einen Gegenstand zur Sprache zu bringen, der wenig von sich reden macht, ob er gleich eine große Wichtigkeit hat, auch für Deutschland. Ich meine die „Privaterziehungsanstalten" in der französischen Schweiz. Und da bemerke ich vorab, daß ich ohne alle praktischen Zwecke bin, nicht im Geringsten daran denke, Jemanden zu empfehlen, und bei meinem Erzählen desjenigen, was ich mit eigenen Augen gesehen, nur das uninteressirte Interesse des Historikers habe. Wenn ich aber den Pensionen, deren es allein in Genf an dreißig gibt, und in den Städten des Waadtlandes, in Lausanne, Yverdun, Vevay, Nyon u. s. w. wohl nicht weniger — Neufchatel kenne ich zu wenig — eine gewisse Wichtigkeit beilege, so haben sie diese zunächst für die französische Schweiz selbst. Dieser sind sie vor Allen eine höchst bedeutende Einkommensquelle, ja vielleicht der allerlucrativste Industriezweig, ein Gesichtspunkt, den ich fallen lasse; dann aber wird auch in ihnen bis jezt, wo man erst anfängt, Gymnasien und Realschulen, so gut als es eben die ökonomischen und intellektuellen Mittel gestatten, zu organisiren, ein großer Theil der männlichen Jugend des Landes erzogen, von der weiblichen gar nicht zu reden, die fast ausschließlich in Pensionen ihre Erziehung empfängt. Dem öffentlichen Schulwesen der französischen Schweiz haben die Privaterziehungsanstalten für Knaben unendlich geschadet. Die höheren Stände, welche die Regierung in Händen haben, ohnedies nicht ganz geneigt, ihre Söhne mit den Söhnen der geringeren Bürger in langjährige, vertrauliche Berührung zu bringen, gingen von dem Erfahrungssatze aus, die Collèges seyen schlecht, und übergaben ihre Kinder einer Pension; nun fiel die unmittelbare Aufforderung weg, die schlechten Collèges zu guten zu machen. Aber auch diesen Gesichtspunkt verlasse ich, um dafür die Bedeutung der Pensionen für **Deutschland** hervorzuheben, welches jährlich mehrere hundert junger Leute beiderlei Geschlechts diesen Anstalten anvertraut. Da einmal die französische Sprache aus guten Gründen auch außerhalb Frankreichs für die gebildeten Stände ein Fundamentalartikel geworden ist, den man ohne Gefahr socialer Verdammniß nicht ignoriren darf, so verdient es gewiß an sich eher Lob als Tadel, wenn wohlhabende Eltern in Deutschland und anderwärts ihren Kindern, nachdem diesen bereits die eigene Nationalität einerzogen ist, einen Theil der Erziehung da geben lassen, wo sie zugleich die französische Sprache und die damit verbundene Bildung sich aneignen müssen. Daß aber für solchen Zweck die französische Schweiz geschickter ist als Frankreich selbst, könnte nur derjenige nicht einsehen, der überhaupt aller Einsicht ermangelt. Auch hat diese Einsicht nie gefehlt, wie eben der Umstand beweist, daß man seine Kinder nach der Schweiz schickt und nicht nach Frankreich. Weniger aber scheinen viele deutsche Eltern erwogen zu haben, daß die bloße Erlernung der französischen Sprache doch kein rechtes Aequivalent für den Zeitaufwand von zwei oder drei Jahren ist (von dem Geldaufwande gar nicht zu reden), die ihre Kinder in der Pension verbringen. Wäre nebenbei die Geistesbildung, welche in diesen Pensionen gegeben wird, so geartet, daß sie deutsches Wesen — ich rede von zwölf- bis fünfzehnjährigen Knaben und Mädchen — nicht förderte, wohl aber ausrottete, verwischte und wenigstens verwirrte: so weiß ich nicht, ob hierin nicht eine gewichtige Instanz gegen den Besuch jener Pensionen von Seiten deutscher Kinder liegen dürfte. Eltern, die selbst keine Vorstellung von Bildung und den Eigenthümlichkeiten deutscher und französischer Cultur haben, die eben nur dies wollen, daß ihre Kinder parliren lernen — und diese Eltern sind zahlreich — finden sich natürlich durch jede Pension befriedigt, in der dieser Zweck erreicht und leibliches wie moralisches Verderben von den Zöglingen abgehalten wird. Und das geschieht wohl überall, wie es denn laut gerühmt werden muß, daß der Zustand der öffentlichen und häuslichen Sittlichkeit in der französischen Schweiz ein sehr befriedigender ist. Solche Eltern aber, die über die fundamentalen Verschiedenheiten des romanischen und des deutschen Bewußtseyns selbst ein Bewußtseyn haben, die dabei verlangen, daß auch in der französischen Pension die Schulbildung ihrer Kinder fortgesezt werde, und wenigstens eben so gut bleibe, als sie es in einer öffentlichen gelehrten oder Realschule in Deutschland selbst war: diese dürften nicht mit jeder Anstalt, die sich Institut nennt, zufrieden seyn können und mir vielleicht Dank wissen, wenn ich sie über das Pensionswesen einigermaßen aufkläre. Was ich nun auch sagen werde, ich bitte den Gedanken fern zu halten, als wollt' ich Jemanden loben oder tadeln. Sag' ich, daß der Genfer oder Lausanner kein Deutscher ist, so schließt dies ja so wenig einen Tadel ein, als wenn ich etwa bemerkte, Eichen- sey kein Buchenholz, obgleich derjenige, der bauen will, vielleicht Gründe haben kann, das eine dem andern vorzuziehen. Ich theile aber die Pensionen in drei Klassen ein: 1) für Knaben, 2) für Mädchen, 3) für Erwachsene, wobei es sich von selbst versteht, daß die Pensionen der lezten Kategorie, worin sich solche aufhalten, die bereits erzogen sind, außerhalb meiner pädagogischen Reflexionen fallen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 47.

Sonnabend, 7. December 1839.

[751]

Zu Weihnachts-Geschenken.

Der Cid.

Nach spanischen Romanzen

besungen durch

Johann Gottfried von Herder.

Illustrirt durch 70 Holzschnitte,

nach Zeichnungen von Eugen Neureuther

geschnitten von den besten englischen Holzschneidern:

Thompson, Orrin Smith, Williams, Gray, Wright, Folkard etc.

In vier Lieferungen auf dem feinsten Velinpapier.

Preis 6 fl. 24 kr. oder 4 Rthlr.

Diese Prachtausgabe des unsterblichen Gedichtes wird Vielen, als ein vorzügliches Weihnachts-Geschenk, gewiß sehr willkommen seyn.

Geschichte der Deutschen

von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten

von

Wolfgang Menzel.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage

in

Einem Bande in zwei Abtheilungen,

mit dem wohlgetroffenen Bildniß des Verfassers in Stahl, und einem Register.

Preis 8 fl. 45 kr. oder 5 Rthlr.

Da der Name des Verf. als Schriftsteller längst, wie neuerdings als freisinniger und muthvoller Volksvertreter ruhmvollst bekannt ist, und auch schon die früheren Auflagen dieses Werkes mit so großem Beifall aufgenommen wurden, so glauben wir nur andeuten zu dürfen, daß derselbe auf die dritte Auflage nochmals die sorgfältigste Mühe verwandt hat, um eine Arbeit, der er mit ganz besonderer Liebe obgelegen, möglichst zu vervollkommnen. Dieses Geschichtswerk enthält nicht nur die politische Geschichte Deutschlands, fortgesetzt bis auf die jüngsten Tage, sondern sie geht auch mehr, als es bisher bei irgend einer populären Geschichte der Deutschen der Fall war, in die Specialgeschichten der einzelnen Provinzen und in die Geschichte der Sitten, der Kunst und Wissenschaft ein, und bringt im verhältnißmäßig engsten Raum die größte Fülle und Mannichfaltigkeit zur klarsten Uebersicht. Insbesondere bei dieser neuen Auflage ist der Verfasser dem Wunsche vieler Leser entgegengekommen, die schönsten und bedeutungsvollsten Einzelnheiten noch genauer auszumalen und dadurch, ohne je den Totalblick über das Ganze zu verlieren, doch jede besondere Zeit und Oertlichkeit aufs Lebendigste zu vergegenwärtigen. Durch diese zahlreichen Verbesserungen und Zusätze erscheint das Werk jetzt nahezu um ein Viertel seines frühern Inhalts vermehrt.

Für Belehrung wie für Unterhaltung gleich gründlich und anziehend behandelt und von der wärmsten Vaterlandsliebe diktiert, ist dies ein recht eigentlich dem deutschen Volke zugeeignetes Nationalwerk, das in keinem Hause fehlen sollte.

Um unserseits zur möglichsten Verbreitung dieses Werkes beizutragen und es auch dem weniger Bemittelten käuflich zu machen, haben wir, ungeachtet seiner bedeutenden Erweiterung und der Zugabe eines seinen Werth gar sehr erhöhenden Registers wie des Portraits des Verfassers, dennoch nur den frühern Preis von 8 fl. 45 kr. oder 5 Rthlr. auch für diese Ausgabe festgestellt.

Goethe's Faust.

Eine Tragödie.

2 Theile in elegantester Taschen-Ausgabe.

In englischem Einband mit goldenem Schnitt und des Verfassers Portrait.

Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 20 Gr.

Diese neue, in typographischer Ausstattung alle früheren weit übertreffende Ausgabe von Goethe's Meisterwerk erlauben wir uns als ein vorzügliches Festgeschenk bestens zu empfehlen.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[717] In Carl Gerolds Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und daselbst so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Jahrbücher der Literatur.

Sieben und achtzigster Band. 1839.

Juli. August. September.

Inhalt:

I. 1) Journal of a visit to Constantinople and some of the Greek Islands, in the spring and summer of 1833 by *John Auldjo*. London. 1835.

2) Tagebuch meiner Reise nach Griechenland, in die Türkei, nach Aegypten und Syrien i. J. 1834 und 1835, von Jacob Röser. Mergentheim. 1836.

3) C. Niebuhr's Reisen durch Syrien und Palästina nach Cypern, und durch Kleinasien und die Türkei nach Deutschland und Dänemark; herausgegeben von J. N. Gloyer und J. Olshausen. Hamburg 1837.

4) Montenegro und die Montenegriner, Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit, eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik; herausgegeben von Eduard Widemann. Eilfte Lieferung. Stuttgart und Tübingen 1837.

5) La Turquie, la Grèce et Malte, par *Adolphus Slade*, traduit de l'anglais par Mlle. *Adr. Sobry*. Paris. 1838.

6) Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 und 1837, von Gotthilf Heinrich von Schubert. Erlangen 1838.

7) The spirit of the east, illustrated in a journal of travels through Roumali during an eventful period by *D. Urquhart*, London. 1838.

8) Travels in the three great empires of Austria, Russia, and Turkey, by *C. B. Elliott*. London 1838.

9) Voyage en Crimée, au Caucase, en Géorgie, en Arménie, en Asie-mineure et à Constantinople en 1829 et 1830; pour servir à l'histoire de Hongrie, par *Jean-Charles de Besse*. Paris 1838.

10) Description de l'Asie-mineure faite par ordre du gouvernement français pendant les années 1833 à 1837, et publiée par la ministère de l'instruction publique; première partie, par *Charles Texier*. Paris 1838.

11) Travels in the western Caucasus, including a tour through Imeritia, Mingrelia, Turkey, Moldavia, Galicia, Silesia and Moravia in 1836, by *Edmund Spencer*. London 1838.

12) Researches in Assyria, Babylonia, and Chaldaea; forming part of the labours of the Euphrates expedition, by *William Ainsworth*. London 1838.

13) Damascus and Palmyra, a journey to the east, with a sketch of the state and prospects of Syria under Ibrahim pasha, by *Charles G. Addison*. London 1838.

14) Letters on Egypt, Edom and the Holy Land, by *Lord Lindsay*. London 1838.

15) Voyage en Palestine et en Syria, par *M. George Robinson*. Paris 1838.

16) The city of the Sultan and domestic manners of the Turks, in 1836, by *Miss Pardoe*. London 1838.

17) Erinnerungen aus meiner Pilgerreise nach Rom und Jerusalem im Jahre 1837, von Joseph Salzbacher. Wien 1839.

18) Guida du voyageur à Constantinople et dans ses environs, contenant l'histoire de cette capitale depuis la fondation jusqu'à sa conquete par Mahomet II., par *Frédéric Lacroix*. Paris 1839.

19) Constantinople ancienne et moderne, par *Thomas Allom*. à Londres, à Paris et à New York.

II. *ANEKΔOTA* (juridica). Tomus I. Edidit, in latinum sermonem transtulit, prolegomenis, adnotatione critica, indicibus instruxit *Gustavus Ernestus Heimbach*. Lipsiae MDCCCXXXIII. (Schluß).

III. *Histoire des sciences mathématiques* en Italie, depuis la renaissance des lettres jusqu'à la fin du XVII siècle. Par *Guillaume Libri*. Paris 1838.

IV. *C. Hugenii* aliorumque Saeculi XVII virorum celebrium *exercitationes* mathematicas et philosophicae, edidit *P. J. Uylenbroek*. Haag 1833.

V. *ΟΜΗΡΟΥ ΠΟΙΗΜΑΤΑ ΚΑΙ ΤΑ ΤΟΥ ΚΥΚΛΟΥ ΛΕΙΨΑΝΑ.* HOMERI CARMINA et Cycli epici reliquiae. Graece et latine. Parisiis editore Ambrosio Firmin Didot, MDCCCXXXVII.
VI. Briefe an und von Joh. Heinrich Merck. Darmstadt 1838.
VII. Die schweizerische Mundart im Verhältniß zur hochdeutschen Schriftsprache, aus dem Gesichtspunkte der Landesbeschaffenheit, der Sprache, des Unterrichtes, der Nationalität und der Literatur. Frauenfeld 1838.
VIII. Leben und Wandel Karl's des Großen, beschrieben von Einhard. Herausgegeben von Julius Ludwig Ideler. Hamburg und Gotha 1839.
IX. Italienische Skizzen von Carl Czörnig. Zwei Bändchen. Mailand 1838.
X. Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwittwete Gräfin von Bernstorf. Leipzig 1839.

Inhalt des Anzeigeblattes Nro. LXXXVII.

Hammer-Purgstall's morgenländische Handschriften (Forts.)
Rahls des Sohnes Arbeiten seit seinem Aufenthalt in Rom.
Konrad, der Sohn des österreichischen Markgrafen Leopold des Frommen, in Hinsicht auf die schwebende Frage, wer jener Markgraf Konrad sey, welcher gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts in Waldhausener und Göttweiger Urkunden vorkommt.

---

[676] Im Verlage der Voß'schen Buchhandlung in Berlin ist so eben erschienen,

Die Erziehung des Menschengeschlechts.

Herausgegeben
von
Gotthold Ephraim Lessing.

Neue Auflage. 8. geh. ¼ Thlr.

---

[700] Im Verlage der **Gebrüder Bornträger** zu Königsberg sind seit Jahresfrist folgende Werke erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Clemens, F. A., Grundriß der Naturlehre, nach ihrem gegenwärtigen Zustande für die oberen Classen der Gymnasien und anderer höherer Lehranstalten. 1s Bändchen. Physik der wägbaren Stoffe. Mit 2 lithographirten Tafeln. gr. 8. 12 Gr.
— — Desselben Werkes 2s Bändchen. Physik der unwägbaren Stoffe. Mit 4 lithographirten Tafeln. gr. 8. 18 Gr.
Cruse, W., über die acute Bronchitis der Kinder und ihr Verhältniß zu den verwandten Krankheitsformen. gr. 8. 1 Thlr.
Hagen, C. H., von der Staatslehre und von der Vorbereitung zum Dienste in der Staatsverwaltung. Aufsätze, gerichtet an angehende Kameralisten, zunächst an seine Zuhörer. gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.
Hassenstein, C., und C. Leyde, Lesebuch für Töchterschulen. 2r Theil. gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.
Auch unter dem Titel:
Lesebuch für die oberen Classen höherer Töchterschulen oder Sammlung deutscher Gedichte und prosaischer Aufsätze für die Gebildeten des weiblichen Geschlechts.
v. Haxthausen, A., die ländliche Verfassung in den Provinzen Ost- und Westpreußen. 1ste Abth. die Beschaffenheit, Bebauung, Bevölkerung und Eintheilung dieser Provinzen. 2te Abth. Die ländliche Rechtsverfassung derselben. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.
Auch unter dem Titel:
Die ländliche Verfassung in den einzelnen Provinzen der preußischen Monarchie. 1r Band.
Rössell, Fr., kleine Geographie für Töchterschulen und die Gebildeten des weiblichen Geschlechts. 4te vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. 18 Gr.
Rathke, H., Entwickelungsgeschichte der Natur (Coluber Natrix). Mit 7 Kupfertafeln. gr. 4. 4 Thlr. 16 Gr.
Sachs, L. W., und F. Ph. Dulk, Handwörterbuch der praktischen Arzneimittellehre zum Gebrauch für angehende Aerzte und Physici 21ste und letzte (Sten Bandes 7te) Lieferung 1 Thlr. 12 Gr. Preis des vollständigen Werkes in 3 Theilen oder 4 starken Bänden. 18 Thlr. 12 Gr.
Schubert, F. W., Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa. 1r Band 4r Theil. Die Italienischen Staaten Neapel und Sicilien, Sardinien, der Kirchenstaat, Toscana, Parma, Modena, Lucca und St. Marino. gr. 8. 3 Thlr. 10 Gr.
Ulrici, F., Die juristischen Prüfungen und richterlichen Qualificationen im preußischen Staate. Ein praktisches Handbuch für Rechtscandidaten, Auscultatoren und Referendarien zur Belehrung über ihre Rechte und Pflichten, auch zum Gebrauche für Examinatoren, nach den bestehenden Vorschriften verfaßt und mit 4, die Gebühren der Referendarien betreff. und officiellen Anweisungen zum Instruiren und Referiren enthaltenden Anhängen begleitet. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
Voigt, Joh., Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergang der Herrschaft des deutschen Ordens. 9r und letzter Band. (Nebst allgemeinem Register zu sammtlichen 9 Bänden). gr. 8. 3 Thlr.
Preis des vollständigen Werks 27 Thlr. 12 Gr.
Wagenfeld, L., allgemeines Vieharzneibuch oder gründlicher, doch leicht faßlicher Unterricht, wonach ein jeder Viehbesitzer die Krankheiten seiner Hausthiere auf die einfachste und wohlfeilste Weise leicht erkennen und sicher heilen kann. Mit 9 Tafeln in Stahlstich. 4te vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
In Leinwand gebunden. 1 Thlr. 18 Gr.

---

[697] Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Allgemeines verdeutschendes und erklärendes

Fremdwörterbuch

oder

Handbuch zum Verstehen und Vermeiden der in unserer Sprache mehr oder minder gebräuchlichen fremden Ausdrücke, mit Bezeichnung der Aussprache, der Betonung und der Abstammung,

von

Dr. Joh. Christ. Aug. Heyse.

Achte sehr verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Zwei Theile. 73 Bog. gr. 8. Hannover in der Hahnschen Hofbuchhandlung. Velin-Druckpapier.
Preis 2⅚ Rthlr. (cartonnirt 3⅙ Rthlr.)

Der Herr Verfasser hat bei dieser abermaligen achten Auflage ganz vorzüglich den inneren Ausbau dieses allgemein geschätzten Werkes durch eine den Forderungen der Wissenschaft angemeßnere Sichtung, Anordnung und etymologische Begründung des überreichlich vorhandenen Stoffes zur Aufgabe seiner Thätigkeit gemacht, demnach dasselbe jetzt in einer sehr wesentlich und durchgängig verbesserten Gestalt wieder erscheint; doch sind auch diesmal wieder ein paar 1000 neue Wörter hinzugekommen. Es wird also jetzt kein Fremdwort darin vermißt werden, welches in die Umgangs- und allgemeine Schriftsprache und National-

Literatur Eingang gefunden hat, welches im geselligen, Geschäfts- und Gewerbeleben gebräuchlich ist, oder in Zeitungen und Zeitschriften aller Art, bei classischen deutschen Schriftstellern oder doch vielgelesenen Tagesschriftstellern vorkommt.

Durch angemessene äußere Ausstattung und durch den ungewöhnlich billigen Preis von 2⅚ Rth.r. für circa 73 Bogen des reichhaltigsten Drucks wird die fernere Verbreitung dieses unentbehrlichen Handbuchs unter allen Ständen wiederum befördert und erleichtert.

---

[728] In der unterzeichneten Buchhandlung ist erschienen:

Sechs Lieder, gedichtet von Fr. Beck, als Weihnachtsgabe

den Kindern gewidmet

von

Franz Grafen von Pocci.

Preis 36 kr.

Bildertöne fürs Klavier,

Knaben und Mädchen gewidmet

von

Franz Grafen von Pocci.

Preis 54 kr.

Wenn man überall in unserer Zeit Klagen über den Mangel an guten Kinderschriften hört, solcher nämlich, die gleich dem täglichen Brode, das des Armen einzige Nahrung bildet, und auf dem Tische des Reichsten nicht fehlen darf, Allen eine gesunde Nahrung darbieten, so gibt es wenigstens einige Ausnahmen dieser Art, und zu diesen gehören vor Allem die obigen beiden Hefte, von einem der beiden geistreichen Herausgeber des „Festkalenders." Wie in diesem, so ist es auch in den beiden obigen Heften einmal ein tiefer religiöser Sinn, und ein andermal eine gesunde Lebenslust, die sich wie in den Worten, so in den geistreichen Zeichnungen und Compositionen auf die naivste Weise ausgedrückt finden.

Liter.-art. Anstalt in München.

---

[692] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Aug. Mahlmanns sämmtliche Schriften. Ausgabe in 8 Bänden mit Mahlmanns Portrait in Stahlstich. Preis eines jeden Bandes broch. 8 Gr., 36 kr. rhein., 30 kr. C.-M.

Inhalt: 1r u. 2r Band sämmtlich Gedichte.
3r — 5r Bd. Mährchen und Erzählungen.
6r u. 7r Bd. Marionetten-Theater; dramatische Sachen, Herodes vor Bethlehem.
8r Bd. Vermischte Schriften, Aufsätze, Erzählungen.

Mahlmanns vielfache und treffliche Leistungen im Gebiete der Poesie sind längst und allgemein gekannt. Im Munde des Volks leben seine Gesänge, die größten Tonsetzer haben denselben ihre besten Talente geweiht, und seine Lieder sind es, die nicht minder uns bei der ernstesten Veranlassung Trost und Hoffnung in die Seele rufen, als uns seine Töne entzücken, wo in heitern Kreisen Fröhlichkeit uns belebt, und wo das Herz sich erschließt. — Nicht minder als seine Gedichte gehören Mahlmanns prosaische und dramatische Schriften dem Besten an, was unsre Literatur besitzt. Seine Mährchen und Erzählungen, sein Marionetten-Theater, Herodes vor Bethlehem u. s. w., wo ihm die glücklichste Phantasie eben so zu Gebote stand, als der feinste und tiefste Witz, werden stets zu den besten Erzeugnissen in diesem Gebiete gezählt werden.

Indem ich auf den ausführlichen Prospect verweise, der in allen Buchhandlungen zu finden ist, bemerke ich noch, daß, auf den Anklang bauend, den das Unternehmen verdient, von meiner Seite alles gethan wurde, um durch den niedrigsten Preis die Anschaffung zu erleichtern.

Leipzig, im November 1839.

F. Volckmar.

---

[712] Bei Goedsche in Meissen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die kleinen Gymnastiker

oder die

Anfangsgründe der Gymnastik,

In Gesprächen eines Lehrers mit seinen Zöglingen zur Ausbildung des Körpers und zur Unterhaltung für die Jugend

von **C. Buhle.**

Mit 32 lithographirten Figuren. geh. 18 Gr.

Wenn es schon im Interesse des Staates liegt, durch körperliche Gewandtheit und Abhärtung einen im Frieden und Kriege tüchtigen Menschenschlag zu erziehen, — ein Zweck, welcher sich durch Uebung der Gymnastik von früher Jugend an am besten erreichen läßt, — so muß sich insbesondere den einzelnen Familien und Schulen des Staates ein dargebotenes Hülfsmittel empfehlen, welches dazu dient, auf eine leichtfaßliche und für Lehrer und Lernende bequeme Weise den jungen Leuten die Gymnastik in ihren Grundzügen beizubringen. Vorliegendes Werkchen entspricht diesen Bestimmungen vollkommen.

---

[708] **Ohne Postporto-Aufschlag**

kann nunmehr von allen k. preußischen, k. sächsischen, k. bayer'schen, großherzogl. badischen und von allen Postämtern des fürstl. Thurn- und Taxis'schen Postverwaltungsbezirks für 1840 zu den beigesetzten gewöhnlichen Abonnementspreisen bezogen werden:

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Preis des Vierteljahrgangs: 3⅓ Thlr. pr. (5 fl. 12 kr. rh.)

Atlas.

Monatschrift für Zeitgeschichte und Völkerkunde.

Preis des halben Jahrgangs: 3½ Thlr. preuß. (6 fl. rh.)

Beide Zeitschriften herausgegeben von A. Lewald, haben sich seit ihrer Begründung des ausgezeichnetsten Beifalls in den weitesten Kreisen der Gesellschaft zu erfreuen, und nehmen den ersten Rang in der deutschen periodischen Literatur ein. Marktschreierische Aushängeschilder stets verschmähend, haben sie ihren Ruf lediglich ihren Leistungen zu verdanken. Der nun ohne Porto-Aufschlag mögliche Bezug durch die Postämter erleichtert nun auch den gebildeten Bewohnern des Landes und der kleineren Städte, sowie den Journal-Cirkeln und Lese-Vereinen derselben, die Anschaffung, und sichert zugleich den regelmäßigen Empfang wenige Tage nach dem Erscheinen der Hefte.

Prospecte sind bei allen Postämtern zu erhalten, bei welchen man die Abonnements-Bestellungen möglichst vor Ablauf des Jahres machen wolle.

Literatur-Comptoir in Stuttgart.

№ 294.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 9. December 1839.

Peace! now he's deeply in! look how imagination blows him!

Shakespeare
what you will.

Aus dem Tagebuch eines Verrückten.

(Fortsetzung.)

11ten November.

Heute blieb ich im Kabinette unseres Direktors. Ich hatte drei-und-zwanzig Federn für ihn zu schneiden und für ihre — ei, ei! — für ihre Excellenz vier Federn. Er hat gern viel Federn vor sich liegen. Hu, das muß ein Kopf seyn! Immer schweigt er und überlegt, glaube ich, Alles im Kopf. Wenn ich nur wüßte, worüber er am meisten denkt und was sich in diesem Kopfe projektirt! Ich möchte gern das Leben dieser Leute näher betrachten, all ihre Equivoquen und Hofstückchen; wie sie sind und was sie in ihrem Kreise machen, das möchte ich wissen. Ich wollte mich etliche Mal mit seiner Excellenz in ein Gespräch einlassen; aber, hol's der Henker! die Zunge gehorcht mir nicht, und ich sage dann nur: „es ist kalt oder warm draußen;“ weiter bringe ich nichts heraus. Ich hätte gern einmal in das Gastzimmer geblickt, wo man nur zuweilen die Thüre offen sieht, und hinter dem Gastzimmer noch in ein Zimmerchen. O wie reich Alles! was für Spiegel und Porzellan! Auch in jene Zimmerreihe möchte ich blicken, wo — ihre Excellenz wohnt. Dort möchte ich hin — in's Boudoir, wo all die Näpfchen und Fläschchen stehen und Blumen, an denen man nur mit Angst riechen kann, wo ihre Anzüge zerstreut liegen, mehr der Luft, als einem Gewand ähnlich. In das Schlafzimmer möchte ich blicken; da sind, meine ich, Wunder, da ist das Paradies! Wenn ich den Schemel sehen könnte, auf den sie beim Aufstehen aus dem Bette ihr Füßchen sezt, und wie dann über dies Füßchen das schneeweiße Strümpfchen gezogen wird! Ei, ei, ei! Nichts, still!

Vorhin ging mir auf einmal wie ein Licht im Kopf auf: ich erinnerte mich des Gesprächs der beiden Hundchen auf dem Newslischen Prospekt. Gut, dachte ich bei mir, so werde ich Alles erfahren: man muß sich des Briefwechsels dieser beiden garstigen Köter bemächtigen. Dieser muß mir wichtige Aufschlüsse geben. Ich gestehe, ich habe schon früher einmal Medschi an mich gelockt und ihm gesagt: „Hör' einmal, Medschi, jezt sind wir allein; wenn du willst, schließe ich auch die Thüre zu, daß uns Niemand sieht. Erzähle mir Alles, was du vom Fräulein weißt. Wie sieht's mit deiner Herrin aus, he? Ich schwöre dir's, Niemand soll was von mir erfahren.“ — Aber der pfiffige Köter zog den Schwanz ein, buckelte sich und lief sachte zur Thüre hinaus, als ob er mich nicht verstanden hätte. Ich habe lang vermuthet, daß der Hund viel gescheiter ist, als der Mensch; ich bin sogar gewiß, daß er auch sprechen kann und nur einen gewissen Eigensinn hat. Er ist ein außerordentlicher

Politiker, merkt Alles, alle Schritte des Menschen. Nein, was es auch koste, gleich morgen gehe ich in das Swerkowsche Haus, verhöre Fidele und fange, wenn mir's gelingt, alle Briefe auf, die ihr Medschi geschrieben hat.

12ten November.

Um zwei Uhr Nachmittags ging ich mit der Absicht aus, Fidele schlechterdings zu sehen und in's Verhör zu nehmen. — Der Kohlgeruch ist mir unerträglich, der einem aus all den kleinen Läden in Meštschanskaja entgegen kommt, und vollends der Gestank aus allen Thorwegen, so daß ich mit zurückgehaltener Nase lief, was ich konnte. Auch die verfluchten Handwerker lassen so viel Dunst und Rauch aus ihren Werkstätten, daß es durchaus unmöglich ist, hier zu spazieren. — Als ich in den sechsten Stock geklettert war und schellte, kam ein Mädchen heraus, ziemlich hübsch, mit kleinen Sommersprossen. Ich erkannte es gleich für dasselbe, das mit der Alten gegangen war. Es erröthete ein wenig, und ich dachte gleich: „He, du Täubchen, möchtest gern einen Schatz haben?" — „Was wünschen Sie?" fragte das Mädchen. — „Ich wünsche Ihr Hündchen zu sprechen." — Das Mädchen war albern: ich konnt' es ihr am Gesicht ansehen, daß sie dumm ist.

Das Hündchen kam gerade bellend heraus gelaufen. Ich wollte es ergreifen, aber das garstige Ding hätte mich beinahe in den Finger gebissen. Da ward ich seinen Korb in der Ecke gewahr. Ha, gerade den brauchte ich! Ich trat hinzu, durchwühlte das Stroh und zog zu meinem außerordentlichen Vergnügen ein nicht großes Bündel kleiner Papierchen hervor. Wie das der abscheuliche Hund merkte, fuhr er erst recht auf mich los, dann aber, als er mir's anroch, daß ich die Papiere mitnehmen wollte, fing er an zu winseln und mir zu liebkosen. Aber ich sagte: „Nein, mein Schätzchen, adieu!" und eilte davon. Das Mädchen muß mich für verrückt gehalten haben, so verblufft sah sie aus.

Als ich nach Hause kam, wollte ich mich gleich daran machen, die Briefe zu entziffern, weil ich bei Kerzenlicht ein wenig schlecht sehe; aber Mawra hatte den Einfall gehabt, den Fußboden zu scheuern. Diese dummen Finnländerinnen sind immer sauber zur Unzeit. Ich ging daher spazieren, nachdenklich über mein Abenteuer. Nun werde ich endlich alle Schritte, alle Absichten und Triebfedern erfahren und hinter Alles kommen. Diese Briefe werden mir Alles enthüllen. Diese Hunde sind ein gescheites Volk; sie kennen alle politischen Gesichtspunkte, und daher wird sich in den Papieren Alles finden, alle Handlungen dieses Direktors. Dort wird sich auch etwas finden über sie, die ich — Nichts! Still! — Gegen Abend kam ich zurück und blieb nun meist im Bette liegen.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas vom deutschen Schauspiel.

(Fortsetzung.)

Dem deutschen Volke fehlt dieses einseitige nationelle Bewußtseyn; sein Geist ist vielseitiger und allgemeiner als der irgend einer Nation. Wir wissen ja, wessen es hiedurch fähig ist und was es schon in Wissenschaft und Kunst geleistet hat; aber ihm geht damit die Bedingung einer wahren Nationalbühne ab. Wie einmal die Geister bei uns constituirt sind, kann der Bühnendichter, welcher historische oder ideale Stoffe behandelt, viel zu wenig nationelle, sich von selbst verstehende Elemente geben, welche zum voraus die Theilnahme des großen Publikums fesselten. Daher kommt es auch, daß man nirgends so viel, wie bei uns, von objektiven und von subjektiven Dichtern sprechen hört; vielmehr haben sich diese Begriffe anderswo gar nicht gebildet. Bei uns aber zerfallen die schaffenden Geister wirklich und deutlich in die zwei Hauptklassen, welche von unseren größten Dichtern repräsentirt werden. Die einen geben immer nur Entfaltungen des eigenen Ich; ihre Gestalten tragen stets die Farbe der dichtenden Persönlichkeit und sprechen im Styl derselben; den andern kommt die Kraft zu, ihre Gebilde objektiv rein menschlich hinzustellen. Jene sind in der Regel demagogischer als diese, ihre Wirkung vertheilt sich auf die ganze Masse des Publikums; aber der Liebe, die sie entzunden, steht eine starke Opposition entgegen, weil sich die einen Geister von der Subjektivität des Dichters angezogen, die andern entschieden abgestoßen fühlen. Ganz anders ist es bei einem objektiven Dichter, wie Goethe; seine Gestalten sind in eine Sphäre entrückt, die nicht allen, am Ende den wenigsten zugänglich ist; so werden sie von den einen mit Lust genossen, von den andern, von der Menge, gar nicht begriffen.

Dieses Verhältniß läßt sich, glaube ich, durch folgendes Beispiel recht deutlich herausheben. Die mythischen und historischen Gestalten der französischen Tragödie sind lauter leibhafte, auf den Kothurn gestellte Franzosen. Man mag sagen, was man will, auch Shakespeares Römer sind zwar ganze Menschen, aber dabei doch echte Britten. Auch die dramatischen Charaktere unserer Dichter sind im Grunde ganz deutsch; aber darauf kommt es nicht an, sondern darauf, ob dieses Nationelle vom Zuschauer unbewußt begriffen und gefühlt wird; und dies ist bei jenen Völkern der Fall, bei uns nicht.

Es erscheint in dieser Beziehung äußerst bedeutsam, daß in der Blüthezeit der englischen und französischen Bühne die Tragödie, ohne einen Gedanken an die sogenannte historische Treue, geradezu in einem Kostüm gespielt wurde, das nur eine Idealisirung der Tagestracht war. Das, was wir jetzt vornehm als Unsinn belachen

verstand sich damals von selbst und war nur ein Mittel der nationalen Wirkung weiter. Bei einigem Nachdenken findet man es ganz begreiflich, daß man zur Zeit, wo Hamlet und Othello von einem Garrik, der echt gut wußte, was er that, in moderner Tracht gegeben wurden, in Deutschland bereits mit großem Eifer auf antiquarische Treue des Kostume drang. Eben die Schwäche des nationalen Gemeingefuhls macht, daß die deutsche Bühne solcher äußern Wirkungsmittel weniger entbehren kann, als irgend eine andere.

Alles dies wurde mir recht deutlich durch die Beobachtung eines gesellig durchgebildeten Volks, das so innig mit seiner Buhne zusammenhängt, auf der es immer nur sein eigenes Wesen sucht und findet. Warum so manches poetisch sehr hoch stehende deutsche Werk bald über die Buhne hinausfällt und so gar nicht in Fleisch und Blut unseres Volks übergehen will, warum es bei uns, und nur bei uns, eine ganze dramatische Literatur gibt, welche die Buhne ignorirt und von ihr ignorirt wird — dies und so manches andere wurde mir gar begreiflich. Besonders aber hielt ich mir Folgendes vor.

Die Schwäche unserer Nationalität und der Trieb, alle fremde Vortrefflichkeit kennen zu lernen und uns anzueignen, bedingen einander wechselseitig. Dies ist der Grund, warum sich von jeher die dramatischen Gebilde aller Völker, der Franzosen, Engländer, Dänen, Spanier, Italiener, auf unserer Bühne Rendezvous gegeben und die einheimischen Produkte nicht selten in den Hintergrund gedrängt haben. Nun läßt sich Nationalpoesie auf einer Nationalbühne bei ziemlich unentwickeltem Zustand der Schauspielkunst sehr wirksam denken, wie denn wirklich die Mimik gerade in der Blüthezeit der englischen und französischen dramatischen Poesie eine verhältnißmäßig rohe war. Nährt sich aber ein Theater, wie das unsrige, vorzugsweise von fremder Poesie, so wird diese zue Wirkung nothwendig eines gewissen Grades von mimischer Kunst bedurfen. Dazu kommt, daß, in Folge des Mangels an nationalem Bewußtseyn, unsere heimische Poesie sich auf der Scene, so zu sagen, nicht genugsam von selbst trägt, daß sie kräftig vom Spiel getragen werden muß; und so scheint die Existenz einer deutschen Buhne überhaupt von der Bedingung einer sehr gebildeten Schauspielkunst, einer strengen Schule abzuhängen; nicht gerechnet, daß das Theater bei uns weit mehr, als bei andern Völkern, vorzugsweise eine Ergötzung höherer Stände ist, oder die niedrigen wenigstens keinen Einfluß darauf haben. Auch wird die Schauspielkunst bei uns mehr, als anderswo, ein gewisses Uebergewicht uber die Poesie selbst behaupten, und statt die Dienerin der Poesie zu seyn, vielmehr dieselbe oft zur Magd machen. Man denke an Schröders, an Ifflands Beispiel, und an die vielen Fälle, wo der deutsche Theaterschriftsteller, statt Welt- und Menschenkenntniß, nur Buhnenkenntniß zu seinem Geschäft mitbringt.

Ich hatte das Vaterland mit dem Eindruck verlassen, daß die scenische Kunst eine ganz achtbare Höhe erstiegen, und die Leistungen unserer guten Buhnen standen noch nach Allem, was ich in Frankreich gelernt und erfahren, als recht bedeutende Erscheinungen vor mir. Wohl fühlte ich jetzt, daß das Ganze eine perennirende Treibhauspflanze ist; aber eine solche kann man ja bei vernünftiger Pflege lange im fröhlichen Wachsthum erhalten und ihr Jahr fur Jahr die erfreulichsten Blüthen ablocken.

Um die Zeit des allgemeinen Friedens kam ich wieder nach Deutschland und trat sogleich in einen Wirkungskreis, der mir Literatur und Theater völlig aus den Augen rückte. Nach einigen Jahren zog ich mich auf ein Gut zurück. Hier, in erwünschter Muße, folgte ich zwar den Bewegungen der Literatur, aber von dramatischen Genussen war an der polnischen Grenze keine Rede. Ich machte hie und da, nach langen Pausen, einen flüchtigen Besuch in der Hauptstadt; da ich aber meine Freunde nur Abends genießen konnte, so waren mir diese Stunden zu kostbar, als daß ich auch nur Eine dem Theater hätte opfern mögen. In den zwanzig Jahren, die ich auf dem Lande zugebracht, habe ich, so viel ich mich erinnere, ein einziges Mal vor den Lampen gesessen. Ich war gerade in der Stadt, als Robert der Teufel zum erstenmal aufgeführt wurde. Dies war ein gewaltiges Ereigniß; Alles ging hin, und somit auch ich, aus demselben Grunde, aus dem ich sonst nicht in's Theater ging.

(Fortsetzung folgt.)

Projekt einer Luftschifffahrt von Amerika nach Europa.

Man weiß aus den Tageblättern, daß der bekannte Luftschiffer Green, der vor einigen Jahren auf einer Fahrt von London nach Paris im Nassauschen auf den Boden kam, allen Ernstes daran denkt, den atlantischen Ocean zu übersliegen. Ein englisches Blatt gibt darüber Folgendes.

Green behauptet, ein Ballon bleibe weit länger straff und elastisch, wenn er mit gekohltem Wasserstoffgas, als wenn er mit reinem Wasserstoff gefüllt werde. Leztere Luftart ist so dünn, daß sie durch die Seide entweicht, was die erstere nicht thut. Green überzeugte sich hievon bei 275 Ascensionen. Allerdings ist das gekohlte Wasserstoffgas schwerer als das reine, und sezt also unter gleichen Umständen einen größern Ballon voraus; dennoch sind die Vortheile desselben weit überwiegend und zum vorhabenden Unternehmen der Reise über den atlantischen Ocean entscheidend. Ballons, nach Greens Methode gefüllt, halten ihr Gas Wochen lang. Er hat gegen 5000 Meilen mit demselben Gase gemacht, und er hätte es drei Monate lang benützen können. — Ueber den untern Luftströmungen und Landwinden findet man beständig eine Strömung, die constant über das atlantische Meer west- oder nordwestwärts geht. Hat man sich einmal

zur Höhe dieses Luftstroms erhoben, so macht sich die Sache von selbst. Ein Ballon, der mit dem Winde geht, wird gleichsam ein integrirender Theil der Luftsäule, die ihn fortführt. Ein Aerostat von der Größe des Nassauballons könnte leicht drei Personen und Mundvorrath für drei, vier Monate aufnehmen. Man hat es vollkommen in der Gewalt, ihn nach Belieben steigen und fallen zu lassen, und so ist denn Green, im Vertrauen, daß sich sein Gas mehrere Wochen hält, und er die genannte obere Luftströmung benutzen kann, entschlossen, von New-York nach England überzufliegen. Green verlangt keine Belohnung, wenn ihn das Publikum, das er noch nie getäuscht, in Stand sezt, einen Ballon zu bauen, wie er für dieses große Unternehmen erforderlich ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, November.

(Fortsetzung.)

Die Pensionen.

Was die Anstalten der ersten und zweiten Kategorie betrifft, die von Eingebornen geleitet werden, so ist es billig, daß zuerst dessen erwähnt werde, was sie als das Ziel ihres Strebens betrachten und meist auch erreichen. Religion und Moral sind der französischen Bildung, sey sie nun papistisch oder calvinisch gefärbt, eine Art von Jurisprudenz, die man in präcis formulirte Kriegs- und Friedensartikel gebracht, codificirt hat. Für den ächten Deutschen ist die religiös-moralische Basis ein gewisses Gefühl, für den Romanen ist es eine kleine Sammlung fester Sätze, principes, die zunächst dem Gedächtniß eingeprägt, während der Erziehung bei jeder Gelegenheit in Erinnerung gebracht werden, und auf welche demnächst im Leben stets recurrirt wird, wie der Geometer im Verlaufe seiner Wissenschaft auf die Axiome recurrirt. Die an und für sich seyende Wahrheit dieser festen Voraussetzungen, Dogmen und Gebote — werden sie dem Romanen flüssig, so verfällt er dem theoretischen und praktischen Unglauben — will ich hier nicht untersuchen, wenn auch nicht unbemerkt bleiben darf, daß ein gebildeter Deutscher die meisten nur mit starken Modifikationen annehmen kann; ein Faktum ist, daß das ganze Leben des Romanen von Erziehung, der wirklich, nach seiner Art, Religion, Moralität und Ton hat, eine Sicherheit, Gesetz- und Regelmäßigkeit zeigt, welche man respektiren muß. Eltern können fest überzeugt seyn, daß ein in einer genferischen oder waadtländischen Pension, besonders in einer pietistischen, erzogenes Kind diese Gesetz- und Regelmäßigkeit gewinnt, und wenn man einen exakten Buchhalter, Cassier, Militär erziehen will, oder einen Mann, der seine gesellschaftlichen Pflichten kunstmäßig zu erfüllen und den socialen Codex auswendig wisse, oder auch ein Mädchen, welches als Jungfrau sich nicht einfallen lasse, etwas anderes als die Convenienz und den Willen ihrer Eltern zu Rathe zu ziehen, wenn sie verheirathet *werden* soll, und als Gattin strict die Bedingungen erfülle, welche Katechismus, Gesetzbuch und Ehekontrakt von ihr erheischen; wenn man dieses will, so kenne ich keine zweckmäßigeren Anstalten. Den möglichen Uebeln, welche bei jungen Männern aus dem Denken über die *Grundlagen* der Religion, Moral, Wissenschaft u. s. w., oder bei Jungfrauen daraus entstehen können, daß sie auf eigene Hand fühlen, diesen wird durch solche Erziehung gründlichst vorgebeugt, und es ist nur noch etwa die Möglichkeit vorhanden, daß die auf äußerliche Weise in's Innere genagelten Gesetzestafeln einmal durch den Sturmwind einer *gemeinen* Leidenschaft umgeblasen werden und dann ist freilich die Mühe vieler Jahre verloren. Aber auch lebendig in den Boden des Gemüths *eingewurzelte* Bäume reißt ja wohl ein Sturm um, und etwas muß man auch vom Glücke hoffen. Daß Gewandtheit im Parliren erlangt wird, versteht sich von selbst; dagegen liegt die Forderung, Sprachunterricht solle nicht nur dieses, sondern zugleich ein Geistbildendes seyn, außerhalb des Gesichtspunktes jener Erziehung: die Grammatik ist so starr dogmatisch und positivistisch wie die religiösen, moralischen und socialen Polizeyreglements, die eingelernt werden. Was nun sonstige Kenntnisse betrifft, so gibt es unter den Mädchenanstalten höhere und niedere, die Knabenanstalten zerfallen ebenfalls in zwei Klassen: in wenigen wird lateinisch und griechisch gelehrt, in den meisten sucht man eine sogenannte Bildung für's Leben zu geben. Da für Mädchen Kenntnisse das minder Wichtige sind, so denke ich nur an die Knabenanstalten, und da kann ich wieder versichern, daß in den besseren ein rein mechanisches Rechnen (ohne Einsicht der Gründe) zu großer Fingerfertigkeit gebracht, auch ein ansehnliches Quantum von chronologischen und statistischen Namen und Zahlen dem Gedächtniß eingeprägt wird, wobei der in Bewegung gesezte Ehrgeiz der Zöglinge als der mächtigste Hebel dient. Die meisten Vorsteher von Erziehungsanstalten ermangeln einer klassischen Bildung, bis jezt ein sehr wenig gesuchter Artikel in der französischen Schweiz, und darum nicht überall auf dem Lager vorräthig. Die wenigen, welche durch Collége und Akademie gelaufen, tragen ebenfalls meist kein Bedenken, einzugestehen, que leurs études classiques ont été faibles, und so ist der Unterricht in den alten Sprachen, da wo er gegeben wird, meist in den Händen deutscher Lehrer, gedeiht aber nicht sonderlich, wie denn *bis jezt* diejenigen Knaben aus Würtemberg, welche Aufnahme in die niedern Seminarien suchen, sicherlich stärker im Lateinischen und Griechischen sind als die Mehrzahl der Akademiker in Genf und Lausanne.* Daß eine maison d'éducation nicht selten von solchen als eine lezte Ausflucht betrachtet wird, denen es in andern Carrièren nicht hat glücken wollen, wie denn z. B. in Genf alte Jungfern aus guten Familien faute de mieux vorzugsweise Institute anlegen, ist kein Hinderniß des Gelingens, indem für den eigentlichen Unterricht Stundengeber in Menge vorhanden sind, und natürlich jeder erziehen kann. Daß aber die „liberté d'enseignement“ den Staat absolut verhindert, über die Pensionen Aufsicht auszuüben, ist, wie einmal die Dinge in der Schweiz stehen, eher ein Vor- als ein Nachtheil. Ich rede im Ernst; mehr als ein *tüchtiger* akademischer oder Gymnasiallehrer hat ein Privatinstitut angelegt, um von unsinnigen Reglements der Scholarchate fortan ungehemmt wirken zu können.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Ein *Berner* Professor erzählte mir im vorigen Jahr folgenden Spaß, der ihm selbst passirt, als er, ich weiß nicht mehr ob Rektor der Universität oder Dekan der juristischen Fakultät war. Ein angehender Studiosus der Rechte meldet sich bei ihm und der Professor hält ihm Album und Feder hin, damit er seinen Namen einschreibe und das „Stud. juris.“ Nachdem es geschehen, ergreift den „Studiosus“ ein Gewissensscrupel, er sieht noch einmal seinen Namen und was folgt an und sagt dann: „Aber, Herr Professor, ich bin doch nicht aus dem *Jura*.“ Matière de livres! würde Rabelais sagen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 124.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 295.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 10. December 1839.

> Klopstock nahm den ersten Platz in der englischen, Wieland in der französischen Schule ein; aber Klopstock eröffnete Nachfolgern eine neue Laufbahn, während Wieland einzeln dasteht, der Erste und der Lezte in der französischen Schule: der Erste, weil in dieser Gattung Niemand ihn erreichen konnte, der Lezte, weil nach ihm die deutschen Schriftsteller einen durchaus verschiedenen Gang nahmen.
>
> Frau v. Staël.

Etwas vom deutschen Schauspiel.

(Fortsezung.)

Wenn gleich in meiner Zurückgezogenheit gänzlich von der Bühne abgeschnitten, verfolgte ich doch auch die neueste dramatische Literatur mit einiger Aufmerksamkeit. Man wird mir schwerlich zumuthen, daß ich an unsern originellen Produkten ernster und komischer Gattung im Ganzen große Freude hätte haben sollen. Ich mußte bei dieser Lektüre oft lachen, wenn ich der Wechsel gedachte, welche Deutschland in der Weimarschen Dichterperiode auf seine künftige dramatische Größe gezogen, wenn ich die kuriosen Mäuse betrachtete, welche der Kunstberg geboren. Was mir von deutschen modernen Dramen zu Gesicht kam, bestätigte nur zu sehr die Ansicht, die ich über das Verhältniß der deutschen Poesie zur Bühne gewonnen. Das poetisch Bedeutende oder doch Schäzbare verfiel gar oft jener luftigen, eingebildeten Bühne, auf der sich Tiecks Dramen so trefflich ausnehmen, weil sie gar nicht gespielt werden; oder paßte es auch in den Rahmen der realen Bühne, so gebrach es ihm doch meist an allen Elementen populärer Wirksamkeit. Dagegen das Populäre, Demagogische hatte meist die Bühnengerechtigkeit durch das Abschwören aller Poesie erkauft. Wozu mehr Worte über ein literarisches Faktum machen, das am Ende Niemand in Abrede stellt?

Kein Mensch wird behaupten, daß die seit dreißig Jahren zu Tage gekommenen originellen dramatischen Schöpfungen, als Ganzes betrachtet, eine große Zierde unserer Literatur sind. Ich bin aber so frei, den Theil unserer dramatischen Literatur, welcher die Uebersezungen, Bearbeitungen und direkten Nachahmungen der französischen Tagesprodukte begreift, für einen wahren Schandfleck des deutschen Namens zu erklären. Und ich eifere keineswegs dagegen, daß man die Franzosen kopiet — ich nehme dies als eine innere Nothwendigkeit, als ein Nationalbedürfniß hin — ich meine die Art und Weise, wie man sie übersezt und nachahmt. Zu Anfang dieser Bemerkungen kam mir Wieland in den Kopf und in die Feder, und ich gedachte dabei eben unserer providentiellen Abhängigkeit von den Franzosen. Die neue ästhetische Schule suchte einen Mann, auf dessen Schultern sie stand, moralisch todtzuschlagen. Hat aber ihr Geist und ihr Wirken die Ursachen aufgehoben, weßhald Deutschland der talentvollen Bearbeiter fremder Stoffe nimmer entbehren kann? Und ist nicht gegenwärtig unsere leichte schöne Literatur gerade darum so schaal, weil sich seit Wieland so wenige Menschen von seiner Geistesmischung gefunden?

Wie war es heute vor hundert Jahren und noch später in Deutschland mit dem Geschmack und der Sprache

bestellt! Wie unendlich weit waren die Deutschen in allen Künsten der Einbildungskraft hinter Britten und Franzosen zurück! Es waren vor Allen zwei deutsche Männer, welche dem poetischen und ästhetischen Geist ihres Volks zum Bewußtseyn verholfen, und die Offenbarungen dieses Geistes, deren wir uns jezt stolz rühmen dürfen, vorbereitet und möglich gemacht haben: **Klopstock** in der höhern, ernsten, **Wieland** in der leichten, angenehmen Poesie. Wieland entriß unsere schöne Literatur der unbehülflichen, geschmacklosen Rohheit, womit sie gebildeteren Völkern nachstammelte; er lehrte die französischen Grazien und den brittischen Humor deutsch reden; er zeigte den Deutschen, daß sie mit ihrer bildsamen Sprache nicht nur in der Kraft und Tiefe der Gedanken, sondern auch in der freien Aeußerung, in der schönen Form derselben mit ihren Nachbarn wetteifern könnten. Freilich war Wieland daneben auch ein philosophischer Aufklärer, mit der Vernunft als oberstem Prinzip, und dem Verstand als Hauptwaffe; aber im vorigen Jahrhundert handelte es sich für Deutschland darum, die allgemeine Kultur nachzuholen, wenn es sie dereinst auf seine Weise selbst fördern sollte; es mußte sich, wie in den schönen Künsten, so auch in der Philosophie durch die Irrthümer und Vorurtheile der Zeit hindurchringen, wollte es einmal frei und selbstständig darüber hinauskommen. Wir sind auch kräftig darüber hinausgegangen, vielleicht nur, um in neue Irrthümer und Vorurtheile zu verfallen; gleichviel: sind wir doch zu einem geistigen Eigenthum gelangt, haben wir doch in höherer Poesie und Weltanschauung unser eigenstes Wesen offen herausgekehrt. Man mag aber diese unsere Emancipation von der Geistessklaverei der lezten Jahrhunderte noch so hoch anschlagen und noch so weit ausdehnen: soviel ist gewiß, in allen Künsten, ja in allen Gedanken, welche mit dem geselligen Leben zusammenhängen, sind wir von den Franzosen noch so abhängig als je, und wenn Klopstocks Mission erfüllt ist, so geht die Wielands noch immer fort. Wie wird sie aber gegenwärtig begriffen und erfüllt?

Es soll hier nicht davon die Rede seyn, wie die französischen Elemente sich zu unserer schönen Literatur überhaupt verhalten und wie sie in derselben verarbeitet werden; ich habe es hier nur mit dem Schauspiel zu thun. — Die Deutschen haben im lezten halben Jahrhundert zwei ästhetische Paroxysmen von Deutschthümlichkeit gehabt, in denen sie sich wegen ihrer Gallomanie heftig ausschalten, dem Geschmack an französischer Kunst leidenschaftlich den Krieg erklärten und auf einmal in Allem apart seyn wollten. Aber in nichts war das uns mit Frankreich verknüpfende Band fester geschlungen und verknotet, als in der äußern Sitte und in der geselligen Bildung, in Allem, was nicht nur den Körper bekleidet und ziert, sondern auch dem Geist das anständige Zeitgewand zubereitet, welches er überwirft, um unter Seinesgleichen seine Ecken und Flecken zu verbergen. Diese psychische Toilette konnten wir denen, von welchen wir sie geborgt, nicht vor die Füße werfen, ohne in gewisser Beziehung tief beschämt in geistiger Blöße dazustehen. Nun ist aber die Bühne ein ganz sociales Gewächs, und gerade die beliebteste dramatische Gattung, das Sittenlustspiel, wurzelt ja geradezu in der Partie unseres Wesens, welche unscheidbar mit Französischem legirt ist. Es ist natürlich, daß das Volk, welches uns in der Kleidung und in aller Repräsentation Gesetze vorschreibt, uns auch die Muster liefert, wie der sociale Mensch mimisch zu fassen und in Action zu setzen ist. Französische Stücke und französische Vaudevilles bleiben für uns gleich nothwendige Einfuhrartikel. Wie gewisse Racen von Hausthieren schnell ausarten, wenn sie nicht beständig mit dem Blute des echten Grundstamms aufgefrischt werden, so müßte unsere Eleganz und unsere Bühne schnell alle Haltung verlieren, wenn jene Zufuhr abgeschnitten würde.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuch eines Verrückten.

(Fortsetzung.)

13ten November.

Nun wollen wir sehen! — Die Schrift ist ziemlich deutlich; dennoch hat die Pfote etwas Hündisches. Lesen wir:

„Liebe Fidele! Ich kann mich bis jezt noch nicht an deinen bürgerlichen Namen gewöhnen. Als ob man dir keinen bessern hätte geben können! Fidele, Rosa — welch gemeiner Ton! Aber dies Alles bei Seite! Ich bin sehr froh, daß wir darauf gekommen sind, einander zu schreiben."

Der Brief ist sehr korrekt geschrieben, die Interpunktion und die großen Buchstaben sind richtig gesezt. So kann nicht einmal unser Departementschef schreiben, obschon er versichert, er sey auf der Universität gewesen.

„Es scheint, daß Gedanken, Gefühle und Wahrnehmungen mit einander zu theilen, eines der ersten Güter der Welt ist."

Hm! dieser Gedanke ist einem aus dem Deutschen übersezten Werke entnommen. Ich kann mich nur nicht gleich auf den Titel besinnen.

„Ich sage dies aus Erfahrung, obschon ich kaum weiter in der Welt, als vor dem Thor unseres Hauses herumgelaufen bin. Geht nicht mein Leben in lauter Vergnügen hin? Mein Fräulein, das Papa Sophie nennt, liebt mich über die Maßen."

Ei, ei! — Nichts! nichts! Still!

„Papa streichelt mich auch sehr oft. Ich trinke Thee und Kaffee mit Rahm. Ach, ma chère, ich muß dir

„sagen, daß ich gar kein Vergnügen an großen, abgenagten „Knochen finde, wie unser Sultan in dee Küche kriegt. „Verschiedene zusammengemischte Brühen schmecken auch „gut, doch ohne Kapern und ohne Gemüß."

Dee Teufel weiß, was das für dummes Zeug ist! als ob es nichts Vernünftigeres zu schreiben gäbe! Sehen wir auf der andern Seite, ob nichts Gescheiteres kommt.

„Ich bin mit Vergnügen bereit, dich von allen bei „uns vorfallenden Ereignissen zu benachrichtigen. Etwas „habe ich dir bereits von der Hauptperson gemeldet, die „von Sophie Papa genannt wird. Es ist ein gar seltsamer „Mann."

Aha, da ist er endlich! Ich dachte es ja! Die haben einen politischen Blick für Alles. Nun, sehen wir, was es mit Papa ist!

„. . . . ein gae seltsamee Mann. Ee schweigt mei„stens, spricht nur selten; doch sprach er voeigr Woche „beständig zu sich selbst: werde ich es erhalten, odee werde „ich es nicht erhalten? Dabei nahm er in eine Hand ein „Stückchen Papier und machte die andeee hohl, wobei er „immer wiederholte: Werde ich es erhalten, oder weede „ich es nicht erhalten? Einmal wendete er sich auch an „mich mit dee Feage: Was meinst du, Medschi, werde „ich es erhalten, oder werde ich es nicht eehalten? Ich „verstand durchaus nichts davon, schnupperte an seinem „Stiefel und lief foet. Einmal, ma chere, eine Woche „spätee, kam Papa mit großer Freude nach Hause, und „den ganzen Morgen stellten sich Herrn in Uniform ein „und gratulirten. Bei Tische wae er so lustig, wie „ich ihn noch nie gesehen. Mein Fräulein Sophie —"

Ah, nun werden wir von Sophie hören. Eh, Sapperment! — nichts, nichts, still!

„Mein Fräulein Sophie geht außeroedentlich geen „auf den Ball, obschon sie sich beim Ankleiden fast im„mer äegert. Ich begreife das Vergnügen gar nicht, „auf einen Ball zu gehen. Sophie kömmt erst um sechs „Uhr Morgens zurück, und ich errathe immer an iheem „blassen und magern Aussehen, daß man der Armen dort „nichts zu essen gegeben hat. Ich gestehe, ich könnte so „nicht leben. Gott, wenn man mir keine Sauce mit Ha„selhuhn oder gebratenem Hühnerflügel abreichte — ich „weiß nicht, was aus mie werden sollte! Auch Sauce „mit Grütze lasse ich mie gefallen; nur keine Rüben, „Möhren oder Artischoken."

Ein außerordentlich ungleichee Styl! Man sieht doch gleich, daß es kein Mensch geschrieben hat. Fängt ganz ordentlich an, und endigt hündisch. Sehen wir etwas anderes! Hm! da ist ja nicht einmal ein Datum gesezt!

„Ach, Theuee, die Ankunft des Frühjahrs wird mir „fühlbar. Mein Herz klopft, als ob es etwas erwarte; in „meinen Ohren ist ein beständiges Brausen, so daß ich „oft mit einem aufgehobenen Hinterbein an der Thüre „stehen und hoechen muß. Du sollst wissen, daß ich viele „Verehree habe. Gewöhnlich am Fenster sitzend, betrachte „ich sie. Aber wenn du wüßtest, welche Ungeheuer es „unter ihnen gibt! Besonders bleibt eine schreckliche Dogge „unter meinem Fenster stehen. Der Dummkopf muß ent„setzlich frech seyn; denn wenn ich auch gegen ihn knurre, „bekümmert er sich gar nichts darum, runzelt nicht ein„mal das Gesicht, sondern streckt seine Zunge heraus, „läßt die fürchterlichen Ohren hangen und guckt herauf. „Der Flegel! Glaube aber nicht, ma chère, daß mein „Herz bei allen Huldigungen gleichgültig bleibt! o nein! „Wenn du einen Cavalier gesehen hättest, wie er über „den Zaun des Nachbarhauses sezte, Namens Tresor! „Ach, ma chère, was füe ein Schnäuzchen hat er!"

Zum Teufel mit den Albernheiten! Wie kann man nur solche Dummheiten schreiben! Gebt mie etwas vom Menschen, ich will den Menschen sehen! Ich fordere Nahrung, solche, die meine Seele erquicken könnte. Schlagen wir um! wird sich auf der andeen Seite nichts Besseees finden?

„Sophie saß am Tischchen und nähte. Ich guckte „duech's Fenster, weil ich gar gern die Vorübergehenden „betrachte. Auf einmal kommt der Bediente herein und „meldet: Teploff! „Gut!" rief Sophie und faßte mich easch, „mich zu küssen. „Ach, Medschi, wenn du wüßtest, wer „es ist! Ein Kammerjunker, bräunlich — und was für „Augen! schwarz und feurig." — Und damit lief sie auf „ihr Zimmer weg. Einen Augenblick später trat der junge „Kammerjunker herein mit schwarzem Backenbarte, näherte „sich dem Spiegel, ordnete seine Haare und sah sich im „Zimmer um. Ich knurrte und sezte mich wieder auf „meinen Platz. Sophie kam bald zurück und erwiderte „mit munterm Gruße seinen Bückling. Ich sah, als ob „ich nichts merke, immer durch's Fenster, drehte jedoch „den Kopf ein wenig, um ihee Unterhaltung mit anzu„hören. Ach, meine Theure, was für dummes Zeug „plauderten sie! Sie sprachen darüber, wie eine Dame eine „uneichtige Figur im Tanzen gemacht habe, wie ein ge„wisser Boboff mit seiner Beustkrause einem Storch so „ähnlich sehr und beinahe hingefallen sey, wie eine gewisse „Frau Lidin meine, blaue Augen zu haben, und nur grüne „habe u. dgl. Ich weiß nicht, ma chère, was sie an ihrem „Teploff hat, was sie Entzückendes an ihm findet."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, November.

Das erste Prager Taschenbuch.

Man hat oft geglaubt, etwas Witziges und Geistreiches gesagt zu haben, wenn man behauptete, das Klima Böhmens sey günstiger für Obstzucht und Kartoffelbau, Korn und Hopfen, als für Zeitschriften und Taschenbücher.

Betrachtet man aber die Sache genauer, so ist weder die Grundfläche der Gleichgültigkeit, noch der Sturmwind Censur an dem Mißwachs dieser periodischen Früchte schuld, sondern der Fehler lag meist an den Pflanzern, welche deren Pflege nicht verstanden. Neben vielen verunglückten deutschen Zeitschriften in Böhmen, grünte und blühte schon im vorigen Jahrhundert Meißners „Apoll“ mehrere Jahre hindurch, und auch in den lezten Decennien besteht die „Bohemia“ schon im zwölften, das „Panorama des Universums“ im sechsten, und „Ost und West“ im dritten Jahrgange, und beweisen, daß sich in Böhmen Zeitschriften wohl erhalten können, wenn die Herausgeber ihr Ziel mit Beharrlichkeit und Consequenz verfolgen. Was die Taschenbücher betrifft, so ist in diesem Genre noch niemals ein nur einigermaßen der Erwähnung würdiger Versuch gemacht worden, und die „Camellien.“ Almanach für das Jahr 1840, herausgegeben von Ferd. Grafen Schirnding und C. A. G. Hennig (erster Jahrgang mit sechs Stahlstichen von Karl Mayer in Nürnberg und J. Ribiczka in Prag, dann vier Steinstichen von C. Hennig und einem musikalischen Souvenir von S. Goldschmidt) sind auf jeden Fall das erste Prager Taschenbuch, welches auf diesen Namen Anspruch machen darf. Löblich war es von der Redaktion, nur vaterländische Dichter (gleichviel, ob sie anwesend oder in weiter Ferne seyen) zur Mitwirkung einzuladen; doch zeigt das Resultat keinen großen Reichthum, denn unter zweiunddreißig Namen von Poeten und Prosaikern, welche dieser Almanach aufführt, befinden sich nebst drei Pseudonymen zwölf ganz unbekannte Dichternamen, und die Herausgeber sagen selbst in ihrer Anzeige: „Wenn wir aber auch frei bekennen müssen, daß der Almanach „Camellien“ für das heurige Jahr durchaus nicht jenes Gepräge trage, welches wir uns zur Aufgabe genommen haben, so schmeicheln wir uns dennoch, daß derselbe auch in der gegenwärtigen Gestalt nicht unwerth sey, auf der Toilette der eleganten Welt einen Platz zu finden,“ u. s. w. — Damit sind wir einverstanden. Uebrigens bestimmen die Herausgeber zu einem „Locomotiv des gesteigerten Leseinteresses,“ außer dem mit fünf Dukaten in Gold für den Druckbogen in Sedez festgesezten Ehrensolde, für die beste der in dem Jahrgange 1840 enthaltenen Novellen zehn Dukaten in Gold; 1841 zwanzig Dukaten; 1842 dreißig Dukaten; 1843 vierzig Dukaten, als eine außerordentliche Prämie, welche jedesmal am 1sten März eines jeden Jahres ausgezahlt wird. Die Preisrichter sind die Käufer des Almanachs. Zu diesem Ende enthält ein jedes einzelne Exemplar desselben einen mit Folgenummer und Juxta versehenen Stimmzettel, welchen der Abnehmer nach eigener unbeschränkter Ansicht mit der Aufschrift der Novelle und dem Namen ihres Verfassers ausfüllt und unterschrieben an die Verlagshandlung sendet, worauf nach der Stimmenmehrheit die Prämie ertheilt wird. Es klingt etwas sonderbar, das Publikum zum Preisrichter zu machen; wenn wir aber gleich auf diese Weise nicht so genau erfahren, welche Novelle die beste war, als welcher der Mitarbeiter die meisten guten Freunde unter den Käufern des Taschenbuches hatte, so ist doch die Spekulation nicht übel; denn es dürfte Manchen zum Ankauf eines Almanachs bewegen, daß er mit demselben zugleich Richter in einem ästhetischen Wettstreit wird. Was die typographische Ausstattung der „Camellien“ betrifft, welche leider bei Almanachen kein unwesentliches Element bildet, so müssen wir solche nicht als brillant, doch als rein und nett anerkennen; die chalkographische ist nur theilweise zu loben. Die erste Stelle unter den prosaischen Beiträgen behauptet unstreitig „das zweite Gesicht,“ eine Novelle von Julius Seidlitz, obschon mitunter etwas flüchtig gearbeitet. (Schluß folgt.)

Genf, November.

(Fortsetzung.)

Die Pensionen.

Manche Leser werden verwundert ausrufen: „Das ist ja eine ganz katholische Erziehung, angemessen für Italien und Frankreich, wo sie ihr Gutes haben mag, wenn die Jugend für und nicht gegen die offizielle Kirche erzogen werden soll; aber wie kann sie in einem Lande üblich seyn, das als der Siz des eifrigsten Calvinismus bekannt ist? Ohnedies gehört sie dem siebzehnten Jahrhundert an und hätte im achtzehnten Jahrhundert viel weniger Rousseaus Prinzip als die damals aufgekommene Verachtung des klassischen Alterthums und die Richtung auf das unmittelbare Utile angenommen?“ — So ist es, habe ich der sehr richtigen Bemerkung dieser Leser zu antworten, und ich hätte vielleicht nur noch dies hinzuzufügen, daß der waadtländisch-genferisch-französische Calvinismus dem römischen Katholizismus viel weniger entgegengesezt ist, als dem heutigen Protestantismus in Deutschland. Oder richtiger und allgemeiner: wenn man den Gegensaz von Katholizismus und Protestantismus in dem höheren Sinne faßt, daß jener den unvermittelten Autoritätsglauben, dieser den durch das Denken und innerliche Erleben vermittelten Glauben darstellt; wenn man also weniger die Fassung dieses oder jenen Dogmas für das hält, was den Gegensaz constituirt, als die Art, wie sich das subjektive Bewußtseyn zu dem gegebenen Objektiven zu verhalten geneigt ist: so wird man in der That nicht anstehen, die Mehrzahl deutscher Katholiken, wie dies ja auch in Italien geschieht, „halbe Lutheraner“ zu nennen, und kann in den Calvinisten der französischen Schweiz und des Frankreichs nur schismatische Katholiken erkennen. Wie die Religion, so das Leben, und so auch die Anweisung zum Leben, Unterricht und Erziehung. Beide sind am Genfer See katholisch, hüben, wie drüben im Savoyerlande. Dem Zöglinge wird nur ein passives Recipere zugemuthet, nicht aber ein Concipere, Conception, selbstthätiges, innerliches Ausbilden der von Außen in's Bewußtseyn gekommenen Keime. Wie in Frankreich selbst, so sagt man auch in der französischen Schweiz: „donner des vertus, donner des talents;“ das Innere des Kindes wird als ein leerer Fleck betrachtet, auf welchem die Erziehung aus allerlei dogmatischem, moralischem, geographischem und sonstigem Material ein selbständiges Gebäude zu errichten hat; wogegen die deutsche Pädagogik, nämlich die gute, welche mit gleicher Sorgfalt das Extrem des Alles-Geben-Wollens wie den Rationalismus und Pietismus vermeidet, der nur den „Verstand“ bilden will, aber leere Köpfe, höchstens mit einiger sophistischen Gewandtheit bildet, eine Art Gärtnerei ist, nämlich die Kunst, das in jedem Kinde zur Entwicklung zu bringen, was der Schöpfer selbst in das Individuum gelegt hat — ein Verfahren, das die Erwerbung der ausgedehntesten Gelehrsamkeit keineswegs ausschließt. Hier liegt der tiefere Grund, warum sich die Franzosen alle so sehr gleichen, warum das Wort „original“ ein Schimpfwort ist, warum die Franzosen, die mehr Antikes bewahrt haben, als unsere Historiker zu wissen scheinen, als Volk der deutschen Nation gegenüber meist im Vortheile gewesen sind. Auch dürfte die deutsche Pädagogik, die bis jezt leibnizianisch und schleiermacherisch gedacht und gewissermaßen Schillers Wort: „Keiner sey gleich dem Andern,“ zum Motto genommen hat, nicht übel fahren, wenn sie nachgerade auch etwas von Hegel lernen wollte.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 296.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 11. December 1839.

Come, come! I am a king:
My masters, know you that?

Shakespeare.

Aus dem Tagebuch eines Verrückten.

(Fortsetzung.)

Es scheint mir auch, hier muß es nicht richtig seyn. Es ist nicht möglich, daß Teploff sie so bezaubern sollte. Weiter!

„Ma chère Fidèle! Entschuldige mich, daß ich so „lange nicht geschrieben. Ich war in vollkommener Trunkenheit. Wie wahr sagt ein Schriftsteller, die Liebe sey „ein zweites Leben. Und außerdem sind in unserm Hause „große Veränderungen vorgegangen. Der Kammerjunker „kommt jeden Tag zu uns. Sophie ist rasend in ihn verliebt. Papa ist sehr munter. Ich habe sogar von unserm „Gregor, der immer mit sich selbst spricht, wenn er den „Boden fegt, gehört, daß bald Hochzeit seyn werde, „weil Papa durchaus Sophien an einen General, einen „Kammerjunker oder Obersten verheirathet sehen wolle. —"

Zum Teufel! immer Kammerjunker oder General! Ich möchte selbst General werden, nicht um ihre Hand zu bekommen und so weiter, sondern möchte General werden, um zu sehen, wie sie sich um mich drehen und wenden und all' ihre Hofstückchen und Equivoquen machen würden, und ihnen dann zu sagen: Ich spucke euch Beide an! Es ist zum toll werden! Ich habe die Briefe des dummen Hündchens in Stücke zerrissen.

5ten December.

Es kann nicht seyn! Dummheiten! Die Hochzeit soll nicht seyn! — Was ist es denn, wenn er Kammerjunker ist? Es ist ja weiter nichts, als eine Würde, kein sichtbares Ding, das man mit der Hand fassen könnte. Damit, daß er Kammerjunker ist, kann er sich doch kein drittes Auge in die Stirne verschaffen. Seine Nase ist doch darum nicht aus Gold gemacht. Ich habe schon mehrmal dahinter kommen wollen, woher alle diese Unterschiede rühren. Warum bin ich Titularrath? Vielleicht bin ich auch ein Graf oder ein General, und es scheint mir bloß, daß ich Titularrath sey. Vielleicht — ich weiß ja selber nicht, wer ich bin. Wie viel Beispiele gibt es nicht in der Geschichte: da seht ihr einen gemeinen — nicht etwa Edelmann, sondern weiter nichts als Spießbürger, ja bloß Bauer, und auf einmal zeigt es sich, daß er ein Magnat, ein Baron, oder was weiß ich ist. Und wenn so etwas zuweilen mit einem Bauer geschieht, was kann erst aus einem Adlichen werden? Zum Beispiel aus mir: da trete ich auf einmal in einer Generalsuniform ein; auf der rechten Schulter habe ich eine Epaulette und auf der linken Schulter eine Epaulette und ein blaues Band über der Brust. Was? Nun, was wird denn da meine Schöne für ein Liedchen singen? Was wird unser Papa Direktor dazu sagen? O er ist höchst ehrgeizig! Er ist ein

Freimaurer, schlechterdings ein Freimaurer, obwohl er sich so und so verstellt. Aber ich habe es gleich weg gehabt, daß er ein Freimaurer ist: wenn er einem die Hand reicht, streckt er nur zwei Finger aus. Kann ich nicht unvermuthet einmal General, Gouverneur, Intendant oder dergleichen werden? Ich möchte nur wissen, warum ich eigentlich Titularrath bin? Warum gerade Titularrath?

5ten December.

Ich habe heute den ganzen Morgen die Zeitung gelesen. Sonderbare Dinge ereignen sich in Spanien; ich habe auch gar nicht klug daraus werden können. Man schreibt, der Thron sey erledigt, und die Stände befinden sich wegen der Wahl eines Thronfolgers in Verlegenheit, und der Aufruhr könne nicht ausbleiben. Das kommt mir gar sonderbar vor. Wie kann ein Thron erledigt werden? Man sagt, eine Donna solle den Thron besteigen. Eine Donna kann ja den Thron nicht besteigen, durchaus nicht. Auf dem Throne muß ein König seyn, und der König ist gewiß auch da und ist nur gewissermaßen unerkannt. Vielleicht ist er auch ganz nah, und muß sich nur aus Familien= oder andern Rücksichten, oder aus Furcht vor benachbarten Mächten, wie Frankreich oder andere, verborgen halten, oder es muß sonst woran liegen.

8ten December.

Ich war schon ganz bereit, auf die Kanzlei zu gehen, allein verschiedene Ursachen und Betrachtungen hielten mich ab. Die Angelegenheiten Spaniens kommen mir gar nicht mehr aus dem Kopf. Wie ist es nur möglich, daß eine Donna Königin werde? Man wird's auch nicht leiden. Und erstens wird es England nicht zugeben. Auch die politischen Interessen von ganz Europa, der österreichische Kaiser — Ich muß sagen, diese Ereignisse haben mich so gespannt und zerrüttet, daß ich den ganzen Tag durchaus nichts anderes vornehmen konnte. Mawra hat mir bemerkt, daß ich unter dem Essen äußerst zerstreut gewesen sey. Und wirklich habe ich, ich glaube aus lauter Zerstreutheit, zwei Teller auf den Boden geworfen, die auch auf der Stelle in Stücke gingen. Nachmittags spazierte ich nach den Rutschbergen. Habe nichts Belehrendes daraus ziehen können. Dann bin ich meist auf dem Bette gelegen und in die Angelegenheiten Spaniens vertieft gewesen.

Jahr 2000. 43sten April.

Der heutige Tag ist der Tag der größten Feierlichkeit. In Spanien gibt es einen König. Er hat sich gefunden: dieser König bin ich. Gerade heute erfuhr ich es. Ich gestehe, ich war auf einmal wie vom Blitz erleuchtet. Ich begreife nicht, wie ich seither glauben und mir einbilden konnte, daß ich Titularrath sey. Wie konnte mir nur solch ein verrückter Gedanke in den Kopf kommen? Es ist nur gut, daß es Niemanden in den Sinn gekommen ist, mich damals in ein Tollhaus zu stecken. Jezt hat sich mir Alles enthüllt; jezt sehe ich Alles wie auf flacher Hand. Früher, ich begreife es gar nicht, war Alles für mich wie in einem Nebel. Und das Alles kommt, meine ich, daher, daß die Menschen sich einbilden, das menschliche Hirn befinde sich im Kopfe; keineswegs: es kommt mit dem Winde von der Seite des kaspischen Meeres. — Zuerst erfuhr Mawra von mir, wer ich bin. Als sie vernahm, daß ein spanischer König vor ihr stehe, schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und erstarrte vor Schreck. Die dumme Person hat noch niemals einen spanischen König gesehen. Ich habe mich bemüht, sie zu beruhigen, indem ich ihr sagte, ich wolle darum keine Ungnade auf sie werfen, weil sie mir manchmal die Stiefeln schlecht geputzt. Es sind einmal gemeine Leute, man kann über erhabene Materien nicht mit ihnen sprechen. Sie ist deßhalb so erschrocken, weil sie dafür hielt, alle Könige von Spanien seyen wie Philipp der Zweite. Ich habe ihr daher auseinander gesezt, daß zwischen mir und Philipp durchaus keine Aehnlichkeit ist.

Auf die Kanzlei bin ich nicht gegangen. Der Teufel mag sie holen! Nein, Freunde, jezt sollt ihr mich nicht mehr hinein kriegen! Ich will ihre garstigen Schriften nicht mehr abschreiben.

(Fortsezung folgt.)

Etwas vom deutschen Schauspiel.

(Fortsezung.)

Es ist dies ein thatsächliches Moment; es handelt sich für uns nur darum, daß wir auch in dem, worin wir schwach sind, möglichst unsere Würde wahren; daß wir auch als Kopisten und Nachahmer unsern eigenen Geist nicht ganz verlieren, oder zum wenigsten doch unsere Sprache nicht schänden. Wir bedürften Männer, welche das komische Repertoire der Franzosen in dem Geiste ausbeuteten, in dem Wieland ihre Philosophen, Satiriker und Erzähler zur Bildung der Großväter des jezigen Geschlechts germanisirte. Wo sind aber die dramatischen Wielande, die es verständen, das Fremde, das unsere Kultur instinktiv an sich zieht, mit unserem eigenen Wesen geschmackvoll zu verflechten, und dem exotischen Kerne wenigsten eine Hülle überzuwerfen, welche in den Nationalfarben spielte? Solche Ansprüche sind freilich in höchstem Grade übertrieben, so lange die deutschen Terenze sich sogar von der Verpflichtung lossagen, auch nur deutsch zu schreiben. Ich habe übersezte Stücke gelesen und aufführen sehen, die man bequem als Exercitien in den gangbarsten französischen Idiotismen gebrauchen konnte.

Man darf es wohl sagen: den französischen Grazien wird heute, nur in anderer Potenz, ungefähr mit demselben Verstand und Geschmack geopfert, wie im Jahr 1740. Es war wohl der Mühe werth, vor vierzig Jahren dem deutschen Voltaire das Recht auf die Existenz abzusprechen, wenn man jetzt einen deutschen Scribe so wohl brauchen könnte und ihn nirgends finden kann.

Ich komme endlich auf den Hauptpunkt, der mir eigentlich die Feder in die Hand gegeben hat.

In den Journalen, die mir in meiner ländlichen Einsamkeit zukamen, vernahm ich nicht selten bittere Klagen über den tiefen Verfall der Schauspielkunst. Eben so oft las ich aber die Versicherung, wie da und dort auf den Brettern sich ein recht gedeihliches Kunstleben entfalte und die schönsten Talente zu den glänzendsten Erfolgen zusammenwirken. Die Kunst konnte der Natur der Sache nach nicht am einen Orte blühen, am andern in den lezten Zügen liegen. Ich wußte mir aber den Widerspruch so ziemlich zurechtzulegen. Zu jeder Zeit ist der Mensch geneigt, das Leben, das ihn in vorgerücktem Alter umgibt, farbloser und uninteressanter zu finden, als seine Jugendzeit, deren in der Seele haftendes glänzendes Altarbild die Farbentöne der Gegenwart niederschlägt. Dasselbe wie vom Leben gilt von der künstlichen Nachahmung desselben auf der Bühne. Diese macht in der Zeit der erwachten Sinnlichkeit einen Effekt auf das junge Herz, welcher der mächtigen Wirkung des Weibes auf den Jüngling nach Art und Stärke gar nicht unähnlich ist. Und die Schauspielkunst hat ja das mit den menschlichen Empfindungen gemein, daß ihre Gebilde und Thaten nur in der Erinnerung fortleben und sich jedem mathematischen Maße entziehen. So belügt der bejahrte Mensch hundertmal sich und Andere, indem er den Schauplatz, vor dem er sich selbst so wohl gefiel, in der Bedeutung hoch über den stellt, der ihm nie mehr so energische Sensationen, so entzückende Schauer gibt. — Die Jugend dagegen wird von keinen Souvenirs gestört, welche die Vergleichung herausfordern und den Eindruck erkälten; die lodernde Flamme ihrer Empfindung vergoldet im Reflex den ganzen Schauplatz. Große, herrliche Kunst, die so unaussprechliche Genüsse gibt! Die rege Einbildung eilt über alles Gleichgültige weg, um sich an dem Wahlverwandten festzusaugen; man nimmt für Bravour, was den Leidenschaften schmeichelt, und in den schönen Augen einer bewunderten Schauspielerin spiegelt sich ein ganzer Kunsthimmel.

So erklärte ich mir den Jammer und die Bewunderung, den Spott und das Entzücken über das deutsche Schauspiel ungefähr aus dem respektiven Alter der Berichterstatter. Allerdings wußte ich aus der Literatur und aus mündlicher Ueberlieferung recht gut, daß die deutsche Schauspielkunst nicht mehr auf der Höhe stand, wie zu Anfang dieses Jahrhunderts. Allein ich wußte auch, daß im geistigen Gebiete eine künstliche Entwicklung, desgleichen die deutsche Bühne ist, oft ein zäheres Leben hat als eine natürliche; und so erwartete ich, wenn ich wieder Bekanntschaft mit dem Schauspiel machte, wohl den Geist etwas müder, aber im Ganzen den alten Organismus und Mechanismus, dieselben Manieren und Natursurrogate zu finden, wie vor dreißig und etlichen Jahren, da ich als Zuschauer meine Entlassung vom deutschen Theater genommen.

Vor einigen Monaten sah ich mich veranlaßt, das Gut, wo ich so lange unter Glück und Unglück gelebt, abzutreten und mich in einer Stadt niederzulassen. Mit Widerstreben bin ich wieder in die Welt getreten, und doch heißt dies für mich im Grunde nur so viel, daß ich um Mittag die Wache aufziehen sehe, oder doch höre, daß ich nach zwei Uhr speise, statt vor ein Uhr, daß ich meine Partie nicht mehr mit Amtmann und Pfarrer, sondern mit einem ordinären Hofrath und einem wirklichen geheimen mache, und daß ich im Hoftheater abonnirt bin. Es ist zu wissen, daß dieses Theater, obgleich in einer Stadt zweiten Rangs, vollkommen ausgestattet mit Allem, was eine großartige Kunstanstalt constituirt, unter den deutschen Bühnen in erster Linie steht und jedenfalls im Ganzen die Höhe der gegenwärtigen Kunst repräsentirt.

(Schluß folgt.)

Wasserfahrt.

Die Fische spielen
Auf kühlem Grund;
Die Wellen kräuseln
Sich oben so bunt;
Sanft wehen die Lüfte
Und bringen uns Düfte
Auf wogendem Pfad'
Vom Blumengestad'.

Die Fluren lächeln
Uns freundlich zu,
Die Dörfer laden
Zu heimischer Ruh. —
„Wir können nicht weilen;
„Die Wellen enteilen
„Auf glänzender Bahn
„Und locken den Kahn."

Die Sonne schmücket
Zum lezten Mal
Das Schloß dort oben
Mit purpurnem Strahl.

Nun ruhen die Bäume,
Nun schweigen die Räume,
Im Wasser strahlt mild
Das nächtliche Bild.

Und Alles schlummert —
Das Herz bleibt wach;
Es denkt der schönen
Vergangenheit nach.
Und Träume entsteigen
Im wechselnden Reigen
Der schaffenden Brust
Zu trauriger Lust!

W. Wöhler.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, November.

(Schluß.)

Theater.

Nachdem die Oper: „der Templer und die Jüdin," nach Walter Scotts Roman: Ivanhoe, frei bearbeitet von W. A. Wohlbrück, in Musik gesezt von Dr. Heinrich Marschner, königl. Hannöverschen Hofkapellmeister beinahe, auf allen deutschen Bühnen das Bürgerrecht erhalten, von manchen schon wieder verschwunden ist, wanderte sie auch auf die unsrige ein, erntete reichen Beifall und dürfte sich lange auf dem Repertoire erhalten. Die außerordentliche Theilnahme, womit „das unterbrochene Opferfest," Oper von Winter, empfangen wurde, als sie die Direktion neu in die Scene sezte, beweist hinlänglich, daß die süßen Klänge der neuen italienischen Oper den Geschmack an der alten deutschen Schule hier noch nicht ganz erstickt haben. — Hätte uns der Zettel nicht berichtet, oder vielmehr hätten wir nicht aus den ausländischen Blättern offiziell erfahren, daß das dreiaktige Lustspiel: „die alte und die junge Gräfin," von Raupach sey, wir hätten es für ein Werk der erlauchten Dichterin gehalten, so fein gedrechselt sind die Charaktere, so weit ausgesponnen das Ganze, dem übrigens viel Verstand und ein scharfer Geist nicht abzusprechen ist. Der Erfolg war durchaus ungünstig, wozu auch die Darstellung durch Schauspieler, die eigentlich nicht wissen, was und warum sie das sagen, was ihnen Raupach in den Mund gelegt, die meiste Schuld trägt. — Die Gastrollen der Dmlle. Löwe, k. k. Hofschauspielerin aus Wien, welche sich als ein sehr hoffnungsvolles jugendliches Talent bewährte, haben uns Th. Heus Bearbeitung des französischen Dramas: „Un duel sous Richelieu" gebracht. Warum un duel? — es könnte eben so gut heißen: „Le duel sans fin!" — Das Stück ist übrigens so durch und durch französisch und indecent, daß jede Recension über irgend ein anderes dergleichen Drama auch auf dieses paßt. „Der Dämon der Nacht," Schauspiel in zwei Akten, frei nach einem französischen Vaudeville bearbeitet von Dr. A. E. Wollheim, bewegt sich im ersten Akte so langsam vorwärts, daß man demselben den günstigen Succeß, den ihm die drastischen Momente des zweiten verschafften, nicht prognostiziert hätte. „Raffael," dramatisches Gemälde in einem Akt von Ed. Silesius, enthält alle Attribute eines Künstlerdramas, wie sie seit dem „Correggio" so oft wiedergekäut wurden: die Beschreibungen von einer Menge Bildern, einen Lorbeerkranz, einen Töpfer u. s. w., nur — keine Handlung und kein Interesse, weßhalb es auch nur einen sehr bescheidenen Erfolg hatte. „Der Juwelier von St. James," Lustspiel in drei Akten, frei nach dem Französischen von B. A. Herrmann, ist ein merkwürdiges Aggregat von französischen Unwahrscheinlichkeiten und Inkonsequenzen, dem nur das pikante Interesse fehlt, welches bei dergleichen Produktionen einigermaßen für jene entschädigt. — „Das Mädchen des Don Gomez Arias," romantisches Drama in drei Akten, nach Calderon frei bearbeitet von W. A. Gerle, kam dem Publikum etwas spanisch vor, und so sehr wir wünschen, die deutschen dramatischen Dichter möchten fleißig aus Calderons heiligem Borne schöpfen, so gehört doch diese Aufgabe nicht eben unter die leichtesten, welche man finden kann. Der Referent der Zeitschrift: „Ost und West" beschuldigt den Bearbeiter mit Recht, daß er, „vielleicht aus Pietät für den großen Calderon" dem altspanischen Typus zu getreu geblieben sey. So sehr wir die Pietät unserer Dichter gegen die Alten billigen, so muß doch der Dramatiker, der auf seine Zeit wirken will, zuvörderst sein Publikum vor Augen haben. Ein noch wichtigerer Vorwurf, den man Gerle machen kann, ist, daß er den ruchlosen Don Gomez nicht noch mehr zu veredeln suchte, sondern dies dem Darsteller überließ, was auf den meisten Bühnen dem Drama sehr nachtheilig seyn wird. — Drei Wiener Possen sind wieder durchgefallen, nämlich: „Der Treulose, oder Saat und Ernte," dramatisches Gemälde in drei Akten von Joh. Nestroy, Musik von Adolph Müller, dann: „drei Jahre, oder: der Wucherer und sein Erbe," lokal-komische Charakterskizze mit Gesang, in drei Abtheilungen von Wenzel Scholz, Komiker des Theaters an der Wien, Musik von Adolph Müller, und: „Adam Haschert, oder: das Tabakhüttchen am scharfen Eck," Posse mit Gesang in drei Akten von F. Hopp. Die erste starb an der leidigen Raymundomanie. Nestroy, der in Darstellungen ganz gemeiner Gestalten oft ein niederländisches Talent entfaltet, wollte ernst und moralisch seyn, und wurde nur langweilig. Was das Zweite betrifft, so ist es nicht begreiflich, wie eine Direktion außer Wien und ohne Scholz ein Produkt dieses Komikers geben kann, da seine Possen selbst in Wien und mit ihm durchgefallen sind. Die dritte reihte sich den beiden ersten würdig an.

Außer dem Theater sind hier gegenwärtig eine Menge Curiosa zu sehen, und alle im goldenen Engel, auf dessen schmalen Gängen man vor lauter Billetbureaux gar nicht vorwärts kommen kann. Da sind z. B. Bertolottos tanzende und musizirende, fahrende und führende, fechtende, wasserschöpfende und wahrsagende Flöhe mit ihren Sälen, Post- und Kupidowagen, Kriegsschiffen, Locomotiven, Ringelspielen, Elephanten und Brunnen; ferner eine Lyoneserin, doch nicht die von Bulwer, sondern jene, die ohne Arme geboren, die Füße als Surrogat zum Stricken, Nähen, Sticken, Kartenspielen u. s. w. zu brauchen gelernt hat, und endlich die optischen Darstellungen der Madame Rößler, in denen wir abwechselnd Genf und Neapel, neben Scenen aus Schillers Gedichten und ein Paar Theater sehen, in welchen bald die Stumme von Portici oder Wallensteins Lager, die Sonnenjungfrau und Faniska, das Käthchen von Heilbronn und Fra Diavolo aufgeführt werden. Die ersten pikanten Künstler wurden anfänglich am häufigsten besucht; seit aber die „Bohemia" auf eine ähnliche und zwar vaterländische Truppe aufmerksam gemacht hat, welche gratis zu sehen ist, erwachte der Patriotismus, und die betriebsamen Ausländer kamen etwas aus der Mode.

Beilage: Literaturblatt Nr. 125.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 297.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 12. December 1839.

> Läßt mich das Alter im Stich?
> Bin ich wieder ein Kind?
> Ich weiß nicht, ob ich
> Oder die Andern verrückt sind.
>
> Goethe.

Etwas vom deutschen Schauspiel.

(Schluß.)

Die ersten Vorstellungen, denen ich beiwohnte, befremdeten mich auf's Aeußerste, und meine Verwunderung wuchs, je mehr ich verschiedene Gattungen an die Reihe kommen sah. Ich rieb mir die innern Augen, ich fragte mich erschrocken, ob der gegenwärtige Eindruck der Bühne vom einstigen, unvergeßlichen nur darum so ganz verschieden sey, weil ich allermittelst ein alter Mann geworden? Wenn mir jezt Alles so naturalistisch und doch so unnatürlich vorkommt, Sprache und Mimik so tastend und auf gerathewohl, die Kraft so brüllend, die Grazie so albern, die Feinheit so fade, das Ensemble so introuvabel, der Souffleur so überlaut — ist daran ganz allein der Umstand Schuld, daß jezt bei mir der nackte Verstand Ansprüche macht, welche einst die lebhafte Empfindung und die leicht befriedigte Einbildungskraft nicht aufkommen ließen? Ich könnte es glauben, wenn ich mich selbst weniger kennte, wenn mein Charakter anders gewoben wäre, wenn ich etwa zu den weichen Naturen gehörte, bei denen in aller den Sinnen schmeichelnden Kunst die Kritik von der süßen Bewunderung verschlungen wird, so lange die eigene Sinnlichkeit reagirt. Aber nein, ich bin nie in meinem Leben ein Kunstgeck gewesen. Allerdings war ich ein so großer Verehrer hübscher und gescheiter Bühnenheldinnen, als irgend einer; aber mir fehlte ganz das gimpelhafte Organ, das so viele brave Jungen am Kopfe tragen, und das die Besitzerin eines niedlichen Fußes, eines sprechenden Auges oder anderer Kleinodien in eine hehre Priesterin der Kunst verzaubert und den ganzen Schauplatz adelt, auf dem sich die Angebetete bewegt. Die Eindrücke, die ich bei den oben erwähnten Jugendspielen erhalten, die kleinen Erfahrungen, die ich dabei gesammelt, mochten nicht wenig dazu beitragen, daß ich, in die Welt getreten, der gewöhnlichen Fascination der Bühne weniger unterlag als mancher Andere. Zudem waren Beweglichkeit der niedern Einbildungskraft und sinnliche Beobachtungsgabe von jeher meine hervorstechendsten Eigenschaften, Menschenbeobachtung, besonders von der mimischen Seite, mein liebstes und tägliches Studium.

Man wird es unter diesen Umständen verzeihlich finden, wenn ich zweifle, daß die überraschenden, äußerst unangenehmen Eindrücke, welche mir die moderne Bühne gegeben, größtentheils subjektiver Natur sind. Aber trotz dem will ich keineswegs absprechen. Ich fühle vielmehr das Bedürfniß, durch das Urtheil Anderer meine Sensationen berichtigt zu sehen, und dies ist der eigentliche Zweck dieser Zeilen.

Ich hatte mir wohl gedacht, daß Manches im ganzen System der Mimik anders geworden seyn mußte, als es sonst war. Das Leben wandelt ja im Fortschritt der Zeit seine äußern Formen mannigfaltig um. Schon die beständig wechselnde Mode in Kleidung und Manieren gibt oft schon nach kurzer Frist der ganzen Gesellschaft eine merkbar verschiedene Oberfläche. Noch weit größern Einfluß hat es aber auf die Haltung der Menschheit, wenn in den socialen Begriffen selbst das Gleichgewicht ungewöhnlich rasch und stark gestört wird. Dies war aber nicht leicht jemals mehr der Fall als gerade in den lezten Generationen. Namentlich sind in der Hierarchie der Stände und im Verhältniß der Geschlechter und der Lebensalter sehr bedeutende Veränderungen eingetreten. Schon dadurch mußte das alte Fachwerk der Begriffe vom Höflichen, Anständigen u. s. w. auf zahlreichen Punkten anders angeordnet werden; damit wurde aber nothwendig der Styl der Repräsentation, der Galanterie, der Grazie u. dergl. bedeutend modificirt; kurz, die ganze Mimik der Gesellschaft erhielt eine Gestalt, welche sie von einer frühern bedeutend unterscheidet.

Es versteht sich, daß die Schauspielkunst dieser Entwicklung der Lebensformen von selbst Schritt für Schritt da nachgeht, wo sie das moderne wirkliche Leben nachahmend zur Anschauung zu bringen hat, also im gleichzeitigen halb prosaischen Schauspiel und Lustspiel. Es ist eben so natürlich, daß sie in diesen Gattungen den modernen Pli unwillkührlich auch dann beibehält, wenn es sich von frühern gesellschaftlichen Zuständen handelt, wenn z. B. ein Stück aus Diderots oder Ifflands Zeit an die Reihe kommt. Sie wird aber auch im idealischen Spiel, bei historischen und phantastischen Stoffen sich der Zeitmanieren nimmermehr entschlagen können. Im Vorbeigehen gesagt, schon diese Nothwendigkeit gibt der, in mancher Hinsicht so schädlichen Koketterie mit der Kostümtreue, wenigstens in meinen Augen, einen lächerlichen Anstrich. Es ist wohl der Mühe werth, daß man sich antiquarisch ängstlich maskirt, um dabei im besten Styl des Tages den Handkuß und den Kratzfuß auszuführen, den Fuß zu setzen und mit dem Schwert dreinzuschlagen.

Dies Alles sagte ich mir vor, als mich die ersten Vorstellungen auf unserer ganz gut renommirten Bühne stutzig machten. Ich weiß aber auch, daß alle Zeitmanieren nur die oberflächliche Hülle sind, welche den unveränderlichen Gliederbau der Menschheit drapiren; ich weiß, daß alle mögliche Geberdung tief aus der gemein menschlichen Natur fließt, und daß es eben dieses gemein Menschliche ist, was jede Schauspielkunst zu fassen und zu reproduziren hat. Sie kann dies aber immer nur durch die Schule, durch unausgesezte Uebung nach einer vorgefaßten Idee. Diese Idee kann eine schiefe, einseitige seyn, und dann entsteht auch eine schiefe und einseitige Kunst, aber doch immer eine Kunst, während der Mangel der Schule, der Naturalismus, den Begriff der Kunst geradezu aufhebt.

Erst nach einer mehrere Monate fortgesezten Beobachtung wage ich das Urtheil auszusprechen, daß unsere Bühne einmal eine Schule gehabt hat, gleichviel was für eine, daß es mir aber scheint, als ob ihr gegenwärtig die Schule, und somit die Kunst so ziemlich abhanden gekommen wäre. Es scheint mir, als ob Jeder spielte, wie er mag und wie er es versteht, als ob Mancher selbst begierig wäre, wie er sich im Verlauf des Stücks aus der Sache ziehen werde, als ob man gar keinen Begriff hätte, wie man den Vers im Vortrag anzugreifen und ihm sein Recht anzuthun habe u. s. w.

Dieses „Und so weiter" ist kein leichtsinniges. Ich will absichtlich mein Urtheil hier nicht näher begründen, bevor ich überzeugt bin, ob ich nicht am Ende dennoch von vorne herein einer optischen Täuschung unterliege und nur ein schaaler Lobredner der alten Zeit bin. Ich habe hier Orts keine Gelegenheit, mit Urtheilsfähigen unmittelbar Gedanken zu tauschen. Ich appellire daher auf diesem Wege an die geschmackvollen Kenner der Bühne. Vielleicht wird der eine und der andere durch diese Zeilen veranlaßt, seine Ansicht in diesen Blättern oder anderswo niederzulegen. Meine Belesenheit ist freilich von keinem großen Umfang; ich wüßte aber nicht, daß irgendwo das Verhältniß der jetzigen deutschen Bühne zu einer frühern von einem kompetenten Richter scharf bestimmt worden wäre. Hätte ich nicht so ganz schlecht gesehen, so könnte ich ja immer noch die weitern Beobachtungen mittheilen, die mir meine Ansicht zu beweisen scheinen. Würde mir mein Unrecht dargethan, so mache ich mich anheischig, zur Strafe meinen Namen zu nennen.

Aus dem Tagebuch eines Verrückten.

(Fortsetzung.)

86sten März.
Zwischen Tag und Nacht.

Heut kam unser Pedell und mahnte mich, auf die Kanzlei zu kommen, da ich schon über drei Wochen vom Dienst wegbliebe. Ich bin zum Spaß hingegangen. Der Departementschef glaubte, ich werde ihn grüßen und mich entschuldigen; aber ich sah ihn gleichgültig an, weder ungnädig noch huldreich, und sezte mich auf meinen Platz, als wäre nichts geschehen. Ich betrachtete all das

Kanzleirock und dachte: „Ei, wenn sie wüßten, wer unter ihnen sitzt! Ach du lieber Gott, was für einen Wirrwar würde das geben! Und der Departementschef selbst würde mich eben so tief gebückt grüßen, wie er jezt den Direktor grüßt. Man hatte mir, ich weiß nicht was für Papiere hingelegt, um einen Auszug daraus zu machen; aber ich rührte sie nicht an. Nach einiger Zeit kam Alles in Bewegung: es hieß, der Direktor komme. Viele Beamte wetteiferten, ihm unter die Augen zu kommen, ich blieb ruhig. Als er durch unsere Abtheilung kam, knöpften Alle ihre Röcke zu, ich durchaus nicht. Pah! ein Direktor! daß ich mich vor ihm erheben sollte! niemals! Was ist das für ein Direktor! Es ist ein Pfropf, und kein Direktor; ein gewöhnlicher, gemeiner Propf, womit man eine Flasche verstopft. Es war mir besonders komisch, als man mir ein Papier zur Unterzeichnung vorlegte. Sie glaubten, ich werde, wie sonst, ganz unten am Rande des Blattes schreiben: Collationirt der und der. Ja, wer ein Narr wäre! Nein, oben an, wo der Direktor unterschreibt, habe ich hingezeichnet: Ferdinand der Achte. Was sich da für eine feierliche Stille verbreitete! Aber ich winkte nur mit der Hand und sagte: „Ich verlange keine Zeichen der Unterwerfung!“ Und so entfernte ich mich.

Von da ging ich gerade in die Wohnung des Direktors. Er war nicht zu Hause; der Bediente wollte mich nicht vorlassen; aber ich sagte ihm so viel, daß er die Arme am Leibe sinken ließ. Ich schlüpfte gerade in's Toilettenzimmer. Sie saß eben vor dem Spiegel, fuhr auf und trat vor mir zurück. Und doch hatte ich ihr noch gar nicht gesagt, daß ich der König von Spanien bin. Ich sagte ihr nur, daß ein Glück ihr bevorstehe, wie sie es nicht erwarte, und daß wir, troz der Tücke unserer Feinde, uns dennoch verbinden würden. Mehr wollte ich diesmal nicht sagen, und ging. — O, es ist ein perfides Volk, die Weiber! Ich habe erst jezt eingesehen, was ein Frauenzimmer ist. Bisher hat noch Niemand gewußt, in wen es verliebt ist. Ich habe es zuerst entdeckt: das Frauenzimmer ist in den Teufel verliebt. Ja, ohne Scherz! die Physiker schreiben Dummheiten, das Frauenzimmer sey dies und das; nein, es liebt nur den Teufel. Sehen Sie nur, wohin es dort aus der ersten Rangloge die Lorgnette richtet. Sie glauben, es sehe nach jenem Dickwanst mit dem Stern auf der Brust? Bewahre! es sieht nach dem Teufel, der hinter dem Rücken desselben steht. Sehen Sie nur, er hat sich jezt unter den Rock des Dicken versteckt! Sehen Sie, da winkt er mit dem Finger hervor. Und sie wird ihn heirathen — o ja heirathen! Dies Alles ist Ehrgeiz, und Ehrgeiz rührt daher, daß man unterm Zäpfchen ein kleines Fläschchen stecken hat, und in diesem Fläschchen ein kleines Würmchen, nicht größer als ein Stecknadelkopf. Und das zusammen besorgt ein gewisser Barbier, der auf der Erbsengasse wohnt. Ich erinnere mich gerade nicht, wie er heißt.

Ohne Datum,
der Tag hatte kein Datum.

Ich ging incognito auf dem Newskischen Prospekt spazieren; habe mich aber durch nichts als König von Spanien zu erkennen gegeben. Ich hielt es für unpassend, mich dort vor aller Welt zu entdecken, ehe ich mich zuvörderst bei Hof habe vorstellen lassen. Dies leztere konnte ich aber noch nicht, weil es mir noch an der spanischen Nationaltracht fehlt. Wenn ich wenigstens nur irgend einen Königsmantel bekommen könnte! Ich wollte mir erst einen bei einem Schneider bestellen; allein es sind vollkommene Esel, die Schneider. Ich habe mich entschlossen, den Mantel aus meiner kleinen Uniform zu machen, die ich ohnehin nur zweimal angehabt habe. Damit mir aber jene Schufte nichts verderben, will ich den Mantel lieber selber nähen, und zwar, damit es Niemand sehe, bei verschlossener Thüre. Ich habe den Rock in Stücke zerschnitten, weil doch der Schnitt ganz anders seyn muß.

Ich erinnere mich des Datums
nicht. Es war auch kein Monat.
Der Henker weiß, was es war.

Der Mantel ist genäht und fertig. Mawra schrie laut auf, als ich ihn anzog. Aber ich kann mich doch noch nicht entschließen, mich bei Hofe zu präsentiren. Es ist noch immer keine Deputation aus Spanien da. Ohne Deputation schickt es sich doch nicht; meine Würde hätte ja kein Gewicht. Ich erwarte sie jeden Augenblick.

Erstes Datum.

Das Ausbleiben der Deputirten befremdet mich ungemein. Was für Abhaltungen mögen sie nur haben! Vielleicht ist Frankreich daran Schuld. Das ist nun einmal eine durchaus übelwollende Macht. Ich war auf der Post, um anzufragen, ob die spanischen Deputirten noch nicht angekommen seyen; aber der Postdirektor ist entsezlich dumm; er weiß von gar nichts. — „Nein,“ sagte er, „hier gibt's keine spanischen Deputirten; wenn Sie aber Briefe abzuschicken haben, so nehmen wir sie gegen die gesetzliche Taxe.“ — Warum nicht gar! Wozu Briefe? Briefe sind albernes Zeug; die Apotheker schreiben Briefe.

(Schluß folgt.)

Blume und Duft.

In Frühlings Heiligthume,
Wenn dir ein Duft an's Tiefste ruhrt,
Da suche nicht die Blume,
Der ihn ein Hauch entführt.

Der Duft ist, Ew'ges ahnend,
Von reichsten Lebens Fülle voll,
Die Blume zeigt nur mahnend,
Wie schnell sie welken soll.

Friedrich Hebbel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, November.

(Fortsetzung.)

Die Pensionen.

Ich will heute unentschieden lassen, ob die französischen Schweizer, Burgundo-Romanen, die jezt noch die Wahl haben, dem celtisch-romanischen oder dem germanischen Element in ihrem Wesen das Uebergewicht zu geben — politisch hat jenes gesiegt — nicht wohl thun würden, das durch Calvin bei ihnen zur Herrschaft gekommene Bildungs-, Unterrichts- und Erziehungsprinzip des äußerlichen Einprägens mit dem deutschen Prinzip der innern Entwickelung, welches nebenbei zugleich das Prinzip ächter Freiheit ist, zu vertauschen; das Faktum, daß Viele seit Jahren einen geistigen Anschluß * an Deutschland versuchen, läßt Einiges hoffen, obgleich vor der Hand nicht gar viel. Was aber deutsche Eltern betrifft, ich meine solche, die da wissen, was wir an unserer Cultur besitzen, so können sie kaum darüber in Zweifel seyn, ob ihre Kinder nach deutscher Weise unterrichtet und erzogen, d. h. entwickelt werden, oder ob sie unter genferischer, waadtländischer oder neufchateler Pädagogik zu Wesen heranwachsen sollen, die keinen lebendigen Quell eigenen Denkens und Fühlens in sich tragen, sondern nur eine kleine Cisterne fremden Prinzipienwassers, das weder immer für ein ganzes Leben ausreichen möchte, noch vor dem Abstehen so recht gesichert ist. Erziehung oder Dressur — das ist die Frage, ein Organismus seyn, der sich durch sich selbst bewegt, oder ein Mechanismus, dem man eine Feder eingesezt hat; — selbst ein Mensch, ein Selbst, das seyn, wozu die Natur und das Maaß der verliehenen Gaben bestimmten, oder nur ein Anhang zu einem fremden Menschen, eine Münze, die Schrift und Bildniß eines Andern trägt.

Von meinem Standpunkte der Betrachtung aus, der eben so dringend für die zu höherer Bildung bestimmte deutsche Jugend Vertrautheit mit der französischen Cultur als Abhattung alles dessen verlangt, was das jugendliche Bewußtseyn verwirren, denationalisiren kann, muß ich es daher für ein wahres Glück halten, daß sich in Genf und Waadt neben den von Eingebornen geleiteten Erziehungsanstalten auch solche aufgethan haben, die von Deutschen geleitet werden. Daß aber in diesen Instituten die Kenntniß des Französischen mangelhaft bleiben könnte, ist eine Furcht, die alsbald verschwindet, wenn man die Erfolge dieser Pensionen gesehen hat. Dazu haben deutsche Zöglinge in ihren französisch redenden Schulgenossen die wirksamsten maitres de langue française. Nun ist es aber den Genfern und Waadtländern nicht entgangen, daß die von Deutschen geleiteten Pensionen einen besseren Unterricht gewähren, und so werden dieselben zahlreich von Einheimischen besucht. So ist mir in Genf das Knabeninstitut des Herrn Tobler bekannt, und in Nyon leitet ein anderer Herr Tobler, Bruder des vorigen, mit großem Erfolg eine ähnliche Anstalt. Herr Tobler in Genf ist einer der vorzüglichsten Lehrer und Erzieher, die ich kenne; freilich hat er an seinem rühmlichst bekannten Vater, dem Freunde Pestalozzis, der in hohem, aber rüstigem Alter jezt in Nyon lebt, einen Lehrer der praktischen Pädagogik gehabt, wie er nur wenigen Lehrern zu Theil wird. Ohne klassische Studien gemacht zu haben, wie denn auch seine Zöglinge meist für Handel und Gewerbe bestimmt sind, hat sich Herr Tobler gediegene Kenntnisse in den sogenannten Realien verschafft; seine „Formenlehre" ist das beste Buch, das in neuerer Zeit über diesen für den Jugendunterricht so wichtigen Gegenstand erschienen ist. Dabei ist er des Französischen in hohem Grade mächtig, was auch von seiner liebenswürdigen Gattin gilt, und seine Zöglinge gedeihen vortrefflich in einem heitern, sittlichen Familienleben. Das Knabeninstitut des Herrn Sillig in Vevay, erst vor ein paar Jahren gegründet und überraschend schnell in Aufnahme gekommen, lehrt zugleich mit Eifer und Erfolg die beiden alten Sprachen (englisch und italienisch obnedieß), für welche ein Lehrer angestellt ist, der jeder Prima eines preußischen Gymnasiums als Ordinarius mit Ehre vorstehen würde. Uebrigens ist Herr Sillig selbst, der, wenn ich nicht irre, Theologie studirt hat, Zögling einer sächsischen Fürstenschule. Ich habe auf meinen Ausflügen das Silligsche Institut mehrmals besucht, und mich jedesmal an den hellen, frohen Gesichtern der Knaben erfreut, die dort so munter lernen als spielen und zu leiblicher Stärkung den Turnplaz zur Linken und den See zur Rechten haben. Wie ich vernehme, will Herr Kortegarn, ehemals Schuldirektor in Rheinpreußen, der sich mit seiner Familie hier niedergelassen, ebenfalls eine Lehr- und Erziehungsanstalt für Knaben gründen. Macht er, wie ich es ihm anzurathen erlaube, aus seinem Institut ein wirkliches Progymnasium, auf dem die zum Studiren bestimmten jungen Leute eine gründliche Kenntniß der beiden alten Sprachen gewinnen können, so ist ihm ein großer Erfolg sicher. Wer den Genfern einmal Knaben von dreizehn Jahren zeigen wird, welche die Odyssee lesen, der macht, um genferisch zu sprechen, „ein gutes Geschäft."

Ich schließe hier meinen Brief, um ihn nicht über die Gebühr auszudehnen. Noch habe ich aber nicht Alles über die Pensionen gesagt, was ich Ihnen mitzutheilen mir vorgenommen. Sie müssen daher erlauben, daß ich in wenigen Tagen auf mein Thema zurückkomme und es zu Ende führe.

* Nicht bloß einen geistigen. Es gibt in Genf Staatsmänner, die in einer engeren Vereinigung der Eidgenossenschaft mit Deutschland die alleinige Rettung vor dem Raubinstinkte des westlichen Nachbars sehen. Mir sind darüber höchst bedeutsame Aeußerungen gemacht worden. Es scheint aber vor der Hand nicht wohlgethan, Namen zu nennen.

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 100 u. Intelligenzblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 48.

Donnerstag, 12. December 1839.

[754]

C. M. Wielands
sämmtliche Werke.

Von der überall mit der lebhaftesten Theilnahme begrüßten neuen Ausgabe dieses classischen Schriftstellers sind bereits fertig und in allen soliden Buchhandlungen vorräthig zu haben:

Erste, zweite und dritte Lieferung, oder Band 1—18.

Inhalt der einzelnen Bände:

Band.	
I. II.	Don Sylvio von Rosalva.
III.	Musarion. Die Grazien. Der verklagte Amor. Nadine. Erdenglück. Lelia an Damon. Psyche. Das Leben ein Traum. Aspasia.
IV. V. VI.	Agathon.
VII. VIII.	Goldener Spiegel.
IX.	Danischmend.
X.	Diana und Endymion. Das Urtheil des Paris. Aurora und Cephalus. Combabus. Die erste Liebe. Sixt und Klärchen. Liebe um Liebe. Schach Lolo.
XI.	Poetische Erzählungen. Das Wintermährchen. Das Sommermährchen. Geron der Adelige. Clelia und Sinibald.
XII.	Idris und Zenide. Pervonte oder die Wünsche. Der Vogelsang oder die drei Lehren. Hann und Gulpenheh. Die Wasserkufe. Gedichte an Olympia.
XIII. XIV.	Die Abderiten.
XV.	Der neue Amadis.
XVI. XVII.	Peregrinus Proteus.
XVIII.	Agathodämon.

Die 4te Lieferung, womit die erste Abtheilung geschlossen ist, erscheint bestimmt im Laufe dieses Monats.

Subscriptionspreis für die ersten 24 Bände, die geschätztesten und populärsten dichterischen Werke enthaltend, 8 Rthlr. oder 14 fl. 24 kr., zahlbar je beim Empfang einer Lieferung mit 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Leipzig, im December 1839.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

---

[755]

Zu Festgeschenken.

Im Verlage der Unterzeichneten sind so eben erschienen und bei allen soliden Buchhandlungen vorräthig zu haben:

Bilder für die Jugend,

herausgegeben von

Ernst von Houwald,

Neue Auflage.

2 Bände, mit 24 Kupfern und einer Musikbeilage. Sehr hübsch gebunden. Preis 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr.

Inhalt:

Erster Band: Die Bärenburg, ein Mährchen. Die Versöhnung, Drama in 2 Aufzügen. Der Handwerksmann. Die Unvermählte. Das Vielliebchen, ein Lustspiel. Die beiden Schwestern. Erinnerung an große unvergeßliche Männer: 1) Horazens Sabinum. 2) Die Villa des Mäcenas. 3) Körners Weinberg nach Blasewitz. 4) J. W. von Goethe's Gartenhaus in Weimar.

Zweiter Band: Belisar. Die Fahne. Der Juwelier. Der Neujahrswunsch. Das Element, ein Mährchen. Der Spuck, ein Drama. Die Unvermählte, Fortsetzung. Der Gang um Mitternacht. Der Zigeunerbube, ein Drama. Erinnerung an große unvergeßliche Männer: 1) Die Villa des Cicero. 2) Albrecht Dürers Grab. 3) Ifflands Gartenhaus. 4) Philadelphia. 5) Berg Vernon in Virginien.

Der ungetheilte Beifall, welchen die Jugendschriften des berühmten Verfassers überall gefunden haben, beweist, daß sie aus inniger Neigung für die Kinderwelt hervorgegangen und von dieser mit gleicher Liebe aufgenommen worden sind. Zum Lobe dieser neuen Ausgabe glauben wir nichts weiter beifügen zu dürfen, als daß sie in typographischer Ausstattung die frühern bei weitem übertrifft. Mit voller Ueberzeugung können wir dieselbe als eines der passendsten und nützlichsten Weihnachtsgeschenke für die Jugend empfehlen.

Leipzig, im December 1839.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

[683] In der Unterzeichneten erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Die Geschichte Rußlands

von

N. Ustrialow.

Aus dem Russischen übersetzt

von

E. W.

Erster Band. Erste Abtheilung.

gr. 8. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Die Geschichte des östlichen Europas, namentlich die verwickelten Verhältnisse zwischen Rußland und Polen sind uns dem Wesen nach bis jetzt hauptsächlich durch polnische Schriftsteller bekannt, was auf die Beurtheilung desselben nothwendig einen einseitigen Einfluß haben mußte. Länger als man gewöhnlich glaubte, dauerte der Antagonismus zwischen Polen und Rußland, und vor 200 Jahren war Polen nahe daran, in Rußland dieselbe Rolle zu spielen, wie jetzt Rußland in Polen. Zur unparteiischen Würdigung der Geschichte ist darum die Kenntniß russischer Werke unerläßlich, und zur richtigen Beurtheilung selbst der neuesten Geschichte durchaus unentbehrlich. Karamsins glänzendes, aber vielfach der Kritik ermangelndes Werk wirkte hiezu vergleichungsweise wenig, und nach ihm ist manches für Kenntniß der russischen Geschichte geschehen, was gar nicht, oder nur sehr fragmentarisch zur Kenntniß der deutschen Lesewelt kam. Ustrialow hat das unbestrittene Verdienst, die mannichfachen Vorarbeiten seiner Landsleute fleißig benutzt zu haben, und sein Werk ist darum das Resultat der neuen Geschichtsforschung Rußlands. Schon in diesem Sinne ist es höchst lehrreich, und kein gleichgültiger Umstand ist es, daß der russische Minister des öffentlichen Unterrichts dasselbe zum Handbuch den höhern Unterrichtsanstalten bestimmte. So wird es durch den Einfluß des Geistes, in dem es geschrieben ist, selbst wieder zu einem nicht unbedeutenden historischen Moment, und verdient nicht gewöhnliche Aufmerksamkeit.

Das Original soll vier Bände umfassen, von denen bis jetzt drei erschienen sind. Die ersten Bände führen die Geschichte von der Gründung des russischen Staats durch Rurik bis auf Peter den Großen, die beiden letzten sollen sie bis auf den Tod Alexanders I. herabführen. Die obenangezeigte Lieferung umfaßt den ersten russischen Band, die zweite, die demnächst erscheinen und mit der ersten Einen Band ausmachen soll, beendigte also die alte russische Geschichte vor Peter dem Großen.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[720] In Carl Gerolds Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und daselbst so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Leichtfaßliche Anfangsgründe

der

Naturgeschichte

des

Mineralreiches.

Zum

Gebrauche bei seinen Vorlesungen über die Mineralogie

von

Friedrich Mohs,

k. k. wirklichem Bergrathe, Ritter des königl. sächsischen Civil-Verdienst-Ordens und Mitgliede mehrerer in- und ausländischer gelehrter Gesellschaften.

Zweiter Theil.

Physiographie,

bearbeitet von

Herrn F. X. M. Zippe,

Professor am ständischen technischen Institute und Custos am vaterländischen Museum in Prag.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 31 Kupfertafeln.

gr. 8. Wien 1839. Preis 4 Rthlr 8 Gr. sächs.

Dieser zweite Theil der leichtfaßlichen Anfangsgründe, welcher der ersten Auflage dieses Werkes fehlte, enthält die Physiographie, eines der wichtigsten Hauptstücke der Naturgeschichte des Mineralreiches, bearbeitet von dem Herrn Professor Zippe in Prag, dessen gründliche Einsicht in die naturhistorische Methode, unterstützt von einer ausgezeichneten Sammlung von Mineralien und einer zahlreichen Bibliothek, ihn geschickt gemacht haben, eine Arbeit zu unternehmen, die dem Urheber dieser Methode selbst auszuführen, Zeit und Umstände nicht gestattet haben. Es ist daher beinahe überflüssig zu bemerken, daß nach dem Plane des Grundrisses der Mineralogie, die Physiographie auch in dieser zweiten Auflage der Anfangsgründe eingerichtet, daß darin alles Neue, in so fern es nur einiger Maßen wissenswürdig geschienen, aufgenommen, und wo es erforderlich oder thunlich gewesen, berichtiget worden, was besonders in Beziehung auf die Fundörter der Mineralien in den k. k. Staaten erst geschehen ist, und daß daher diese zweite Auflage der Anfangsgründe für eine neue Bearbeitung des Grundrisses, der ersten wissenschaftlichen Grundlage der Mineralogie, angesehen werden kann, die außerdem, daß sie dem gegenwärtigen Zustande und Umfange der Erfahrung entspricht, nicht nur einige Berichtigungen in ihren philosophischen Theilen, sondern auch eine bedeutende Erleichterung im Gebrauche der Charakteristik erhalten, ohnerachtet die Anzahl der Spezierum wesentlich sich vermehrt hat. Wenn daher auch Jemand, dem es lediglich um eine empirische Kenntniß und um einige historische Notizen von den Mineralien zu thun ist, durch andere mineralogische Werke, deren einzige Bestimmung darin besteht, und die denselben auch wohl entsprechen, sich befriedigt finden könnte, so wird doch Derjenige, der in der Mineralogie eine Wissenschaft

sucht, und eine Wissenschaft zu schätzen weiß, allein an die Anfangsgründe der Naturgeschichte des Mineralreiches sich zu halten haben: um so mehr, da nicht nur die berühmtesten und ausgezeichnetsten Sammlungen in den k. k. Staaten, der naturhistorischen Methode angemessen eingerichtet sind, sondern da diese Methode auch an den wichtigsten Lehranstalten als Leitfaden des Unterrichts dient.

Die Zeichnungen sind größtentheils aus dem Grundrisse genommen, weil sie, wie die in nicht geringer Anzahl neu hinzugefügten, ihrem Zwecke vollkommen entsprechen.

[722] Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist so eben in Commission erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Camellien.

Almanach für das Jahr 1840.

Herausgegeben von

Ferdinand Grafen Schirnding

und

C. A. F. Hennig.

Mit ausgewählten Beiträgen von Dr. E. Draexler-Manfred, K. E. Ebert, Juliane Glaser (gebornen Ebert), W. A. Gerle, Jarno Uffo Horn, K. Herloßsohn, J. Kaufmann, Ignaz Kuranda, Charlotte Löw, W. Marsano, J. Seidlitz, J. Umlauft, St. Zauper und andern geachteten Schriftstellern Böhmens.

Erster Jahrgang.

Mit 8 Stahl- und Steinstichen von Carl Meyer in Nürnberg und C. Hennig in Prag, nebst einem musikalischen Souvenir.

In elegantem Einbande. Preis 2 Thlr. 8 Gr.
Pracht-Exemplare, erste Abdrücke 4 Thlr.

[696] Durch alle Buchhandlungen sind jetzt vollständig zu erhalten:

Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte

von Dr. **Wilh. Friedr. Volger,**
Rector am Johanneum zu Lüneburg.

In 2 Bänden oder 4 Abtheilungen, mit Tabellen, Generalregister und 9 illuminirten Karten.

122 Bogen (gegen 2000 Columnen) des größten Octav-Formats und deutlichsten Drucks auf Maschinen-Papier. gr. 8. Hannover in der Hahn'schen Hofbuchhandlung. Preis 6 Rthlr. (cartonnirt $6^{1}/_{3}$ Rthlr.

Es entspricht diese neueste bedeutende und anerkannt gelungene Leistung des rühmlichst bekannten Herrn Verfassers, nicht allein den Forderungen, die man an ein, für das ganze gebildete Publikum bestimmtes Handbuch der Geschichte mit Recht macht, sondern hat so manche eigenthümliche Vorzüge, daß es vor ähnlichen Werken dadurch ganz besonders empfehlenswerth erscheint. Der Leser findet hier in gedrängter Kürze, die der Herr Verfasser glücklich mit hinreichender Vollständigkeit zu vereinigen weiß, die interessantesten Begebenheiten der Vorzeit bis zur Gegenwart anziehend dargestellt. Ueberall bemerkt man Wärme und Leben der Darstellung, die aber nie der Wahrheit der Thatsachen Eintrag thut, überall glückliche Auswahl der wichtigeren Begebenheiten, die, je mehr sie sich der **Gegenwart** nähern, desto ausführlicher behandelt werden.

Ganz eigenthümlich aber sind diesem Handbuche die 9 beigegebenen Karten, welche die Gestalt Europa's in den verschiedensten Epochen anschaulich darstellen, die zahlreichen genealogischen Tabellen über die wichtigeren europäischen Fürstenhäuser und die chronologischen Uebersichtstafeln.

Außerdem ist die praktische Brauchbarkeit dieses Handbuchs durch ein sorgfältiges General-Register zum Nachschlagen, welches mehrere Tausende von Namen und Hinweisungen umfaßt, noch wesentlich erhöht worden.

Handbuch der Geographie.

Von Dr. **W. F. Volger.**

Zwei Theile. Vierte stark vermehrte Auflage. $84^{1}/_{2}$ Bogen in gr. 8. Maschinen-Velinpapier. $3^{1}/_{3}$ Rthlr.

[725] Bei Carl Focke in Leipzig erschien:

Napoleon

vom Verfasser des „Türk" u. a. m.

Sauber brochirt. Preis 1 Thlr.

Dieser Roman zieht durch tiefe Blicke in Napoleons Leben und in den Zeitgeist nicht minder an, als durch seltene poetische Vorzüge.

[715] Bei Goedsche in Meissen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Herbstgabe.

Taschenbuch auf das Jahr 1840 oder II. Jahrgang

von

Caroline Leonhardt Lyser

mit 7 Bildern.

Elegant gebunden 1 Thlr. 20 Gr.

Die Verfasserin, als lyrische Dichterin, wie als Novellistin rühmlichst bekannt, übergibt hiermit dem Publikum den II. Jahrgang des Taschenbuches Herbstgabe. Die Blüthen, aus denen dieser Strauß gebunden ist, prangen aber nicht bloß in bunter Farbenpracht, wie andre Herbstblumen, sondern spenden auch süßen Duft, wie die Kinder des Frühlings. Es dürfte kein würdigeres Weih- und Toilettengeschenk für sinnige Frauen und Mädchen geben, als die: Herbstgabe.

Elegantes Weihgeschenk für Jungfrauen.

Aussteuer

für Deutschlands Töchter
in allen Verhältnissen ihres Lebens.

Ein Buch zur Belehrung und Bildung, nebst einer Anleitung zu verschiedenen ganz modernen weiblichen Arbeiten und 14 Tafeln mit colorirten und schwarzen Zeichnungen von

Caroline Leonhardt Lyser.

Elegant gebunden 1 Thlr. 18 Gr.

Wir übergeben hiermit der weiblichen Jugend ein Lehr- und Lesebuch, welches in Form und Gehalt gleich ausgezeichnet genannt werden darf. Ueber die Leistungen der beliebten Verfasserin hat sich die öffentliche Stimme längst anerkennend und belobend ausgesprochen; ihre früheren Werke ähnlicher Art, welche von der Verfasserin in ihrem 18ten Jahre geschrieben wurden, werden in mehreren deutschen Töchterschulen als Leitfaden beim Unterrichte benutzt; hier wird in jeder Hinsicht Durchdachteres, Vollendeteres den deutschen Frauen und Jungfrauen geboten.

[706] **Neueste und wohlfeilste**

Ausgaben classischer Musikwerke.

Verlag von *G. Schubert* in Leipzig, zu haben in allen guten Buch- und Musikalien-Handlungen, in Stuttgart bei G. A. Zumsteeg.

Pianoforteschule

des Conservatoriums der Musik in Paris von *L. Adam*, Professor am Conservatorium.

Neueste und vollständige Prachtausgabe.

Preis compl. carton. 5 fl. 24 kr. rhein., oder in 12 einzelnen Heften à 27 kr. rhein.

Die Kunst des Violinspiels

(Violinschule des Conservatoriums in Paris) von *P. Baillot*, Professor des Conservatoriums in Paris, Ritter der Ehrenlegion etc.

Neueste, vollständige Prachtausgabe mit allen Abbildungen, Tabellen etc. Zweiter verbesserter Abdruck.

Preis compl. carton. 7 fl. 12 kr. rhein., oder in 16 einzelnen Heften à 27 kr. rhein.

Der angehende Organist.

Sammlung von kurzen und leichten Orgelstücken und Chorälen mit und ohne Pedal zu spielen, durch die gebräuchlichsten Dur- und Molltonarten.

Ein praktisches Hand- und Hülfsbuch, sowohl zum Gebrauche beim öffentlichen Gottesdienste, wie auch als Schule zur Vervollkommnung für Organisten, Landschullehrer und alle Anfänger im Orgelspiele, besonders auch zum Gebrauch in Seminarien.

Herausgegeben von *Georg Wilhelm Körner.*

10tes Werk.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Preis compl. broch. 5 fl. 24 kr. rhein., oder in 12 einzelnen Lieferungen à 27 kr. rhein.

---

[734] **Anzeige für Künstler.**

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Adhemar, J., Die Perspektivlehre zum Gebrauche für Künstler. Aus dem Französischen übersetzt von O. Möllinger. gr. 8. Mit 63 Tafeln in Fol. Preis 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr.

---

[729] **Herabgesetzter Preis.**

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen sind zu beziehen:

Eugen Neureuthers
Randzeichnungen und Dichtungen
der deutschen Classiker.

Enthaltend: 1. „An die Künstler“ von König Ludwig von Bayern. 2. Der Zauberlehrling von Goethe. 3. Der Taucher von Schiller. 4. Aus dem Vogelsang oder die drei Lehren von Wieland. 5. Leonore von Bürger. 6. Der Christabend von Hebel. 7. Ghasele von Graf Platen. 8. Das Rothhemd von Uhland. 9. Männer und Buben von Körner. 10. Aus der Genovefa von Tieck. 11. Hermann und Thusnelda von Klopstock. 12. Der goldene Hut von Langbein. 13. Die Braut von Korinth von Goethe. 14. Die Glocke von Schiller.

Sämmtlich in Einem Bande, früherer Preis 7 fl. 12 kr.,

jetziger Preis: geb. in sauberem Umschl. 4 fl.
in Prachtband 5 fl. 24 kr.

Ferner:

Desselben

Randzeichnungen zu Goethe's
Balladen und Romanzen.

Enthaltend: 1. Heidenröslein. 2. Der König in Thule. 3. Legende. 4. Mignons Sehnsucht. 5. Das Blümlein Wunderschön. 6. Der Todtentanz. 7. Der Gott und die Bajaderen. 8. Der Sänger. 9. Vor Gericht. 10. Schäfers Klagelied. 11. Erlkönig. 12. Der untreue Knabe. 13. Mailied. 14. Der Fischer. 15. Hochzeitlied. 16. Die wandelnde Glocke. 17. Der getreue Eckart. 18. Die Spinnerin. 19. Der Junggesell und der Mühlbach. 20. Adler und Taube. 21. Vanitas vanitatum. 22. Der Goldschmiedgesell. 23. Der Schatzgräber. 24. Wirkung in die Ferne.

Früherer Preis 10 fl. 48 kr.

Jetziger Preis: geheftet in Umschl. 4 fl. 48 kr.
im Prachtband 6 fl. 36 kr.
auf großem Papier im Prachtband 8 fl.

Die vorstehenden beiden Werke sind von allen bis jetzt erschienenen illustrirten Ausgaben noch nicht übertroffen worden, und verdienen noch immer die ihnen seit ihrer ersten Ausgabe geschenkte Aufmerksamkeit. Um ihnen diese auch von einem größeren Kreise des Publikums zugewendet zu sehen, hat sich die Verlagshandlung entschlossen, die vorgemerkten ermäßigten Preise dafür anzunehmen. Sie hofft dadurch, sie in den Kreis derjenigen Publikationen gebracht zu haben, die dem Publikum stets vor Augen sind, und wünscht daß dies namentlich bei dem bevorstehenden Weihnachtsfeste der Fall seyn möchte, da sich die beiden Werke besonders zu Geschenken um diese Zeit eignen.

Liter.-art. Anstalt in München.

---

[744] Bei Fr. Volckmar in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Urania

von

C. A. Tiedge.

Eilfte Aufl. mit 6 Kupfern. und Portrait des Verfassers geb. mit Goldschn. u. vergold. Decken. Preis 1 Thlr. 12 Gr. Gewöhnl. Ausg. broch. 18 Gr. u. Stereot.-Ausg. 8 Gr.

Dies Lied von Gott und der Unsterblichkeit steht unerreicht in seiner hohen Sphäre. Wo ist ein Buch das wie dieses das Herz erhebt und Trost und Glauben bringt und was zugleich als das Ideal hohen poetischen Schwunges und frommer Begeisterung gilt?

Seit länger als dreißig Jahren glänzt die Urania als eine der schönsten Erscheinungen in der deutschen Literatur; in alle lebende Sprachen übersetzt machte sie die fromme Wallfahrt durch Europa, heilte Zweifler vom irrigen Wahne und erbaute das glaubende Gemüth.

Leipzig, im December 1839.

№ 298.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 13. December 1839.

Mother of this unfathomable world!
Favour my solemn song, for I have loved
Thee ever; — — — I have watched
Thy shadow, and the darkness of thy steps,
And my heart ever gazes on the depth
Of thy deep mysteries.

Shelley.

Gebirgswanderung.

Von F. Notter.

Röthend beschleichet die Nelken am Gitter des Fensters der Frühglanz,
Mit dem bescheidenen Gruß wecken die Himmlischen auf.
Thalan wächset der Morgen; es schlagen die Wellen des Ostens
Ueber die Gipfel des Walds nieder und breiter herein.
Hell durch des Hauses Umrankung, die flüsternde, äugelt der Hügel,
Der an das strenge Gebirg kindlich und weichlich sich lehnt.
Wohllaut wurden die Lüfte; die Blume der Tiefe ist offen
Und um die Berge zurück schlägt sie den purpurnen Saum.
Angeglänzt tragen den Lichtgruß zum Flieder die goldenen Käfer;
Hoch in dem klaren Azur spiegelt die Schwalbe ihn ab.
Stimmen der Menschen verbinden der Niedrung zerstreuete Felder,
Und in das Leben der Flur greifet ein höheres ein.
Alles wird Kraft und wird Ziel; rasch wachsen die Keime des Tages,
Wie in dem Wasser ein Kreis sicher und eilig sich dehnt.
Einzig die Nebel dort drunten, die flüchtigen Weben des Schicksals,
Ziehen im Hauche des Lichts irrend und führerlos hin.
Sollen sie täuschend verhüllen, wie nahe der Erde der Himmel?
Streif denn, o Hore, sie an, und sie zerfließen zu Thau!
Schnell von dem Hügel zum Wald! er eröffnet die rauschenden Thore;
Gleich einem Regen noch liegt auf ihm die Tränkung der Nacht.
Röther im Morgenblick stehen die mächtigen Stämme der Tannen,
Unter dem Fichtenhaupt lehnt Ahorn an Esche sich an.
Lichtvoll ist es und dunkel, und lautlos ist es und tönend,
Wie ein ergreifendes Wort, das in dem Busen noch keimt:
Anklang sucht es sich jezt und prüfet das Ohr des Gefährten,
Scheu vor Entheiligung jezt kehrt es zur Stille der Brust.
Hoch auf wölbt sich das Gras; die bethauete Woge bestreifet
Nickend und schattend den Pfad, daß er den Augen entschlüpft,
Bis er sich sonnig den Wirren, den reizenden, wieder entwunden
Und durch das holde Gewühl ziehet als Führer voran.
Ueber den leuchtenden hüpft in geflügeltem Sprung die Cicade,
Leise, mit zartem Gewind, hat ihn die Spinne durchkreuzt;
Einsam gewobener Faden, du hältst zwei Blumen verknüpfet,
Aber zerreißend hindurch nimmt sich das Leben den Weg·

Lieblich da unten zu lauschen, noch lieblicher wär' es zu träumen,
Doch in die Höhe hinauf leitet für heute die Bahn.
Bald ist die Platte des Berges, die erste, gewonnen und weit aus
In das gewundene Thal fällt der entfesselte Blick.
Wie hat der Muth hier gekämpft mit der Blindheit wilder Entkettung,
Wie in den Eigensinn griff schicksalerschaffend der Geist!
Jene Gelände mit Aehren, er hat sie den Wäldern entrissen,
Dort mit dem zitternden Steg jocht' er den Fels an den Fels;
Boden entrang er den Seen und warf um den tobenden Bergstrom,
Um das Entsetzen der Flur, zwängend den knorrigen Damm.
Hart ist die Schule der Höhen, wie jene spartanische Mutter:
Kehrt nicht als Sieger der Sohn, kehr' er ihr nimmer zurück!
Doch nur fester ihr an, nur inniger schmiegt sich der Zögling,
Und mit unendlichem Weh engt ihm die Ebne die Brust.
Seyd denn, ihr Föhren, gegrüßet; zu euch, ihr umdämmerten Schatten,
Kehrt, wie des Alpensohns Herz, wieder der steigende Pfad.
Moosiger werden die Rinden; es zählen erduldete Winter
Sich an dem greisen Geflecht, mahnende Kündiger, ab.
Doch in den Kronen erwacht ist des Frühlings schmeichelndes Gastrecht
Und von besonnetem Harz wallet der Odem mich an.
Lau, wie ein Garten des Thals, ist die ruhige Klüftung; es suchet
Allhin mit heimlichem Fund seine Gefährten das Licht.
Fernher wandelt vor ihm ein durchwürzeter Duft in dem Haine,
Und ihre purpurnste Frucht reift es der Erde im Moos.
Da auf die Krümmung des Wegs fällt langhin ein Schatten; es dämmt sich
Eine gebietrische Wand gegen den nahenden Lenz.
Eingezwängt muß er die Pforte vom trotzigen Felsen durchwandern,
Und ihm begegnet der Strom, welcher der Höhe entrauscht.
Beide gelangen sie hier auf verengeter Straße zusammen,
Einer die Berge herauf, einer die Berge herab;
Sänftigend, mit der Geduld des erschaffenden Lebens, der Frühling,
Herrisch, im stolzen Gewühl kühner Erob'rung der Strom.
Weither schimmert sein Pfad, wie das starre Verhängniß umwindend
Tiefauf er zürnet und schäumt, Kräfte gewinnt und verbraust.
Was für Wehren durchbricht und was für Weihen vertheilt er,
Der zu des ew'gen Geschicks Faden im Sturme sich spinnt.
Wild von den Felsen herunter hat splitternd den Wald er gerissen,
Der sich dem Mächt'gen zu nah, wettergewohnet, getraut;
Doch zu der wankenden Erle, dem zarteren Nachbild der Wellen,
Stäubt aus der zornigen Fluth nährende Labung empor.
Leise indessen der Lenz; er bewachet aus zärtlichen Rosen
Schmeichelnd das dunkle Gestein, lehnet den Ginster ihm an.
Reizend, in tausend Gewinden, umschlinget das Epheu den Baumstamm:
Wo die Erfindung sich zeigt, bleibt auch die Anmuth nicht aus! —
Aber die Seele des Waldes ist anders geworden, vergebens
Suchet des Buchengeästs runde Bewegung der Blick,
Die in unendlicher Woge, von tausend von Himmeln durchschauet,
Leise des silbernden Hains wechselnde Laube umbraust;
Fort ist des Wuchses Gebreitung, die wie im umschmeichelnden Bade
In der besonneten Luft langsam und allhin sich dehnt.
Wo es so süß ist den Busen dem Klange der Stimmen zu lassen,
Die der durchsaitete schafft, in ihm wie um ihn ein Meer.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuch eines Verrückten.

(Schluß.)

Madrid, Februar 30.

Und nun wären wir in Spanien. Es ging so schnell damit, daß ich kaum zu mir selbst kommen konnte. Heute früh stellten sich spanische Deputirte bei mir ein, und ich sezte mich mit ihnen in einen Wagen. Mich befremdete die außerordentliche Schnelligkeit. Wir fuhren so rasch, daß wir in einer halben Stunde die spanische Grenze erreichten. Nicht umsonst gibt es jezt in ganz Europa Eisenbahnen, und die Dampfschiffe gehen erstaunlich schnell.

Ein sonderbares Land, dies Spanien! Als wir in's erste Zimmer traten, sah ich eine Menge Menschen mit rasirten Köpfen. Ich errieth aber gleich, daß es entweder Granden oder Leibwachen seyn müßen. Das Betragen des Staatskanzlers, der mich an der Hand führte, kam mir ungemein sonderbar vor. Er stieß mich in ein kleines Zimmer und sagte: „Hier sitz, und wenn du dich König Ferdinand nennst, so will ich dir diese Laune schon vertreiben.“ Ich aber, wohl wissend, daß dies nur Prüfungen sind, sagte ihm derb die Meinung, worauf er mich zweimal mit einem Stock über den Rücken schlug, so stark, daß ich fast

ausgeschrien hätte. Aber ich hielt an mich, weil ich mich besann, daß es Rittersitte ist, beim Antritt einer hohen Würde Schläge zu erhalten, und daß gerade in Spanien die Rittersitten bis jetzt noch sehr üblich sind. Sobald ich allein war, machte ich mich an die Staatsgeschäfte. Ich entdeckte, daß China und Spanien durchaus ein und dasselbe Land sind; nur aus Unwissenheit werden sie für verschiedene Staaten angesehen. Ich rathe Allen, mit Fleiß das Wort Spanien auf Papier zu schreiben, und sogleich wird China daraus entstehen.

Das Ereigniß, das morgen Statt finden soll, hat mich außerordentlich erschreckt. Morgen um sieben Uhr wird es sich nämlich begeben, daß die Erde sich auf den Mond niedersetzt. Ich eilte in den Saal des Staatsraths, um der Polizei Befehle zu ertheilen, daß sie dieses Unglück zu verhindern suche. Die geschorenen Granden, von denen ich eine Anzahl im Saale traf, müssen ganz gescheite Leute seyn; denn als ich zu ihnen sagte: „Meine Herrn, retten wir den Mond, weil sich die Erde auf ihn niederlassen will!" so beeilten sich Alle, meinen allerhöchsten Wunsch zu erfüllen, und Viele wollten die Wände hinauf klettern, um den Mond zu erreichen. Aber in diesem Augenblicke trat der Großkanzler ein. Wie man ihn sah, lief Alles auseinander. Nur ich als König blieb zurück. Aber da schlug mich der Kanzler zu meinem Erstaunen mit dem Stock und trieb mich in mein Zimmer. Solche Macht haben in Spanien die Volkssitten!

Januar desselben nach Februar sich vorfindenden Jahrs.

Noch immer kann ich nicht klug daraus werden, was Spanien für ein Land ist. Volkssitten und Hofetikette sind durchaus ungewöhnlich. Ich verstehe nichts, gar nichts, schlechterdings nichts davon. Heute hat man mir den Kopf rasirt, so sehr ich auch aus allen Kräften schrie, daß ich kein Mönch seyn wolle. Ich kann mich nicht einmal besinnen, wie es zugegangen ist, daß man mir auf den Kopf kalt Wasser tröpfeln ließ. Eine solche Höllenqual habe ich noch nicht empfunden. Ich war nahe daran, in Wuth zu gerathen, so daß man mich kaum halten konnte. — Ich begreife die Bedeutung dieser sonderbaren Sitte gar nicht. Eine dumme, sinnlose Sitte! Mir ist die Albernheit der Könige unbegreiflich, die eine solche noch immer nicht abgestellt haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach bin ich in die Hände der Inquisition gerathen, und den ich bisher für den Kanzler hielt, ist wohl gar der Großinquisitor selbst. Aber wie konnte sich ein König der Inquisition unterwerfen? Vielleicht ist es von Seite Frankreichs geschehen, vielleicht durch Polignac. O es ist ein Spitzbube, dieser Polignac! Er hat geschworen, mich bis zum Tode zu verfolgen. Aber ich weiß schon, Freund, daß dich der Engländer an der Nase führt. Der Engländer ist ein großer Politiker, er weiß sich zu drehen und zu wenden. Es ist ja der ganzen Welt bekannt, wenn England eine Prise nimmt, so muß Frankreich niesen.

Das 25ste Datum.

Der Großinquisitor kam heut in mein Zimmer. Sobald ich von fern seine Schritte hörte, versteckte ich mich unter den Stuhl. Wie er mich nicht sah, fing er an zu rufen; zuerst: „Poprischtschin!" — Ich kein Wort. — Dann: „Aksentij Iwanowitsch! — Titularrath! — Edelmann!" — Ich schwieg immer. — „Ferdinand der Achte, König von Spanien!" — Ich wollte schon den Kopf hervorstrecken, dachte aber doch bei mir selbst: Nein, du sollst mich nicht dran kriegen! wir kennen dich schon: du willst mir wieder kalt Wasser auf den Kopf gießen. — Aber jetzt wurde er mich gewahr, und trieb mich mit seinem Stock unter dem Stuhl hervor. — Außerordentlich schmerzlich schlägt es sich mit dem verfluchten Stock! Doch Alles dieses ist mir durch die heutige Entdeckung vergütet worden. Ich habe nämlich in Erfahrung gebracht, daß jeder Hahn sein Spanien hat, daß es sich nämlich zwischen seinen Federn befindet. — Der Großinquisitor verließ mich hierauf zornig, und mich mit Strafen bedrohend. Aber ich achtete seine ohnmächtige Bosheit nicht, weil ich weiß, daß er als ein Werkzeug des Engländers handelt.

Nein, ich habe keine Kraft mehr, das auszustehen! O Gott, was machen sie mit mir! Sie gießen mir immer das kalte Wasser auf den Kopf. Sie sehen, sie hören, sie achten nicht auf mich. Was habe ich ihnen gethan? Warum martern sie mich so? Was wollen sie von mir Armen? Was kann ich ihnen geben? Ich habe nichts. Es geht über meine Kräfte; ich kann diese Qual nicht mehr ertragen. Mein Kopf brennt, und Alles schwindelt vor meinen Augen. Rettet mich, nehmt mich auf! Gebt mir ein Dreigespann wirbelschneller Rosse. Setze dich auf, Schwager! klingelt, ihr Glöckchen! brauset, ihr Rosse, und tragt mich hinweg von dieser Welt! Weiter, weiter, daß ich nichts sehe! — Ha, sieh! der Himmel kreist um mich, ein Sternchen blitzt in der Weite, der Wald mit seinen dunkeln Bäumen und mit dem Monde schießt an mir vorüber. Ein blauer Nebel breitet sich unter meinen Füßen aus; eine Saite tönt im Nebel. Hier die See, drüben Italien — sieh' dort — ein russisch Bauernhaus! Ist das mein Haus, das in der Ferne blaut? Ist das meine Mutter, die unter'm Fenster sitzt? O Mütterchen, rette deinen armen Sohn! — laß eine Thräne fallen auf sein krankes Haupt! Sieh' her, wie man ihn quält! Drücke den armen Waisen an deine Brust! Er hat keine Stätte auf dieser Welt, man verfolgt ihn. O Mütterchen, beklage dein krankes Kind! . . . . — Aber wissen Sie was? Der Dei von Algier hat eine Warze gerade auf der Nase.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Dezember.

Die Newsboys.

Fast zugleich mit der Nachricht, daß sich die Königin einen Gemahl gewählt, ist der erste Schnee eingetroffen. Dadurch werden hier immer die Unannehmlichkeiten des Winters sehr fühlbar vermehrt, weil für die Reinigung der Trottoirs so gar schlecht gesorgt wird. Zu denjenigen Klassen, welche hiedurch am meisten leiden, gehört die wichtige Gilde der Zeitungsjungen. Ich sage ausdrücklich „Jungen," nicht „Träger;" denn obgleich es diese Jungen sind, welche die Zeitungen austragen, so sind es eben doch nur Jungen, von denen sie ausgetragen werden. Keiner dürfte mehr als fünfzehn Jahre zählen, und er darf nicht einmal. Das Gewerbe ist Eigenthum solcher, die jünger sind. Wer älter ist, muß es freiwillig oder gezwungen niederlegen. Und das ganze Jahr hindurch, bei Regen und Sonnenschein, bei Sturm und Schneegestöber, sind diese zwar untergeordneten, aber unentbehrlichen Gehülfen der Tagesliteratur Morgens die Ersten, Abends oft die Lezten auf den Straßen, stets im Flügelschritt, Trab oder Galopp, nie warm, häufig sehr leicht bekleidet, und in der Regel das Einzige an ihnen, was der Witterung keine Blößen zeigt, der Sack von Wachsleinwand oder Gummielastikum, welcher die Zeitungen beherbergt. Sie treiben das Geschäft nicht auf eigene Rechnung, sondern als Diener; doch deutet schon die Benennung Newsboys das verwandtschaftliche Verhältniß an, in welchem sie zu ihren Brodherren, den Newsmen, stehen. Sie sind auch die eigentliche Pflanzschule der Lezteren. Unter den Hunderten der hiesigen Zeitungshändler — denn es ist schlechterdings unrichtig, wenn die besten Wörterbücher Newsman durch Zeitungsträger verdeutschen; ein Newsman verkauft, handelt mit Zeitungen, trägt sie aber nie selbst seinen Kunden zu — haben bestimmt kaum zehn Prozent ihr Geschäft von ihren Vätern geerbt oder durch Kauf erworben, alle Uebrigen sind früher Newsboys gewesen. Mehrere derselben, wie noch vor Kurzem Mr. Wilshire, of London-wall, haben, obgleich ihr Vertrieb nur kleinen Gewinn abwirft, doch in einer Reihe von Jahren ein bedeutendes Vermögen gesammelt, und damit entweder den Rest ihres unruhigen Lebens sich erheitert oder lachenden Erben eine Freude gemacht. Indessen sollte man meinen, bedürfe es auch solcher Beispiele, um den Newsboys die Liebe zum Daseyn zu fristen. Am frühesten Morgen traben sie nach den verschiedenen, oft stundenweit entfernten Zeitungsexpeditionen, die Abdrücke in Empfang zu nehmen. Dann geht es im Fluge zu den Kunden. Alle verlangen, daß das Papier sie am Frühstückstische erwartet; alle zürnen und wüthen, und drohen mit Aufgeben der Zeitung, wenn der Träger sie ein paar Minuten warten läßt, und doch wissen die meisten, daß beim Ausgeben der Zeitungen bisweilen Verzug eintritt, welchen der arme Junge mit aller Eile nicht einzuholen vermag, und doch befiehlt keiner seinem Diener, dem armen Jungen, wenn er bescheiden geklopft hat, ungesäumt das Papier abzunehmen, ihn nicht in Frost und Schnee vor der Thüre stehen zu lassen, wo er sich vergebens abmüht, die starren Hände zu erwärmen, und der scharfe Ostwind ihm das Gesicht blutig rizt; und doch bedenkt kaum einer, daß ein so mühbeladenes Geschöpf ihm die Würze des Frühstücks bringt, und glaubt äusserst generos zu seyn, wenn er das einzige Mal im Jahre, wo der arme Junge um eine kleine Gabe bittet, ihm als Christmas-box (Weihnachtsgeschenk) zwölf oder sechzehn Groschen mit der geschärften Verwarnung größerer Pünktlichkeit schickt. Wie früh mit den Morgenblättern, trabt der Newsboy Nachts mit den Abendblättern umher, und nur weil ihre Zahl und die Zahl ihrer Leser geringer ist, genießt der arme Junge verhältnißmäßig Ruhe. In der Zwischenzeit ist er nichts weniger als müßig. Es gibt viele Menschen, denen das eigene Halten einer Zeitung zu kostspielig ist; sie begnügen sich mit cursorischem Lesen und fertigen das in einer Stunde ab. Allein genau zu dieser Stunde sind sie zum Lesen gerüstet, und wehe dem armen Jungen, wenn der Vorgänger ihn fünf Minuten aufhält. Schon die Magd, die ihm das Blatt abnimmt, schilt ihn einen langsamen, nichtsnuzigen Bengel, und Ein solches Blatt geht im Laufe des Tages oft durch sechs Hände. Mit alledem ist aber das Tagewerk des Newsboy noch nicht abgethan. Jeder Newsman kauft mehr Exemplare, als er für seine Kunden bedarf. Weil er mit Zeitungen handelt, muß er deren von jeder Farbe auf Nachfrage vorräthig haben. Nun fügt es sich, daß er heute seinen Vorrath an Times abgesezt und nach dem Globe Niemand verlangt hat. Da packt er den Globevorrath bis auf ein oder zwei Abdrücke zusammen, und entsendet damit seinen Laufburschen auf die große Zeitungsbörse in Chatherine-street, Strand. Dies ist das Rendezvous der Newsboys und der Zweck ihres Zusammenkommens Tauschhandel. „Sechs Morning Chronicles für ein halbes Duzend Times," schreit der Eine; „zwei Globes für einen Sun," ein Anderer; „zehn Couriers für zehn Standarts." „einen Dispatch für einen Argus." Die Ordre, was der Laufbursche nach Hause bringen soll, wird ihm allerdings gegeben; wie er aber dazu gelangt, ist seine Sache, und er tauscht oft zehnmal, ehe er die gewünschten Exemplare erschwingt. Hier ist also der Tummelplaz seiner geistigen Fähigkeiten, und es gehört zu den interessantesten Scenen des interessanten Londons, die hundertfältigen Manoeuvres dieser schachernden Jungen zu beobachten. Womit man umgeht, das hängt einem an: es gibt keine eifrigeren Zeitungsleser als die Zeitungsträger, und man sieht selten einen Newsboy, der nicht, wenn es nicht gerade regnet, lesend durch die Straße läuft. Diese Vorliebe für Zeitungslektüre verschafft aber auch den Newsboys, sobald sie das fünfzehnte Jahr erreicht haben und dann die Brüderschaft verlassen müssen, gewöhnlich ein Unterkommen als Manuscriptleser in den Zeitungsexpeditionen. Wenigstens ist es für diese eine Art Ehrenschuld, daß sie ihren Bedarf an Menschen der Art aus der Klasse derer nehmen, die Jahre lang ihre treuesten Anhänger geblieben sind. Nächst dem Silberklange der Christmas-box fällt während der ganzen zwölf Monate nur Ein Silberblick in das Leben des Newsboys, und das an dem Tage, wo ihnen auf Kosten der Zeitungsredaktionen, die hiezu beliebige Beiträge entrichten, in der Highbury Barn Tavern ein Fest gegeben wird, das unter dem Namen Entertainment geht, wahrscheinlich, weil es auch Freuden und Ergözlichkeiten anderer Art bietet, als bloßes Essen und Trinken. Aber nicht die Hoffnung auf die Christmas-box und das annual entertainment, nicht die Aussicht auf den mühsamen Posten eines Manuscriptlesers oder auf die Lebensbequemlichkeiten eines gleich ihnen arm gewesenen Newsman vermöchte wohl die armen, geplagten Jungen so fröhlich zu stimmen, wie sie meist sind, wenn nicht das Gewerbe überhaupt den leichten Muth mit sich brächte. Es gibt kein lauter singendes und unabhängiger sich gebehrdendes Geschlecht als das der Newsboys. Wirklich stehen in dieser Beziehung nur die Schornsteinfegerjungen ihnen nicht nach.

Beilage: Literaturblatt Nr. 126.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 299.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 14. December 1839.

Auch die feinsten Saiten des thierlichen Gefühls, deren Klang und Anstrengung gar nicht von Willkühr und langsamem Bedacht herrühren, sind in ihrem ganzen Spiele zu einer Aeußerung auf andere Geschöpfe gerichtet. Die geschlagene Saite thut ihre Naturpflicht: sie klingt, sie ruft einer gleichfühlenden Echo.

Herder.

Allerlei über Thiersprache und musikalische Thiere.

Erster Artikel.

Daß auch die Thiere sprechen, ist schon oft behauptet worden. Und wirklich, wenn wir nicht Sprechen im höheren Sinne, als Ausdruck des Denkens oder der Vernunft nehmen, so finden wir, besonders bei den drei vollkommeneren Thierklassen, eine Sprache, d. h. sie können unter einander — jede Thiergattung oder Art auf ihre eigene, angeborene Weise — ihre Empfindung und Willensmeinung durch gewisse Töne ausdrücken. Aber nur einigen aus der Classe der Vögel ist die Gabe verliehen, zu singen, oder etwas, unserm Singen Analoges hervorzubringen, oder gar reden zu lernen, d. h. einzelne menschliche Worte oder ganze Sätze ziemlich vernehmbar nachzusprechen.

Natürlich haben schon die ältesten Alten, die uns ja, wie in der Zeit, so auch im Denken vorangingen, auch über diesen Gegenstand nachgedacht und, wie's die Natur der Sache mit sich bringt, verschiedene Meinungen darüber geäußert. Ehe ich einige davon anführe, muß ich bemerken, daß es Leute gegeben hat, welche behaupteten, die Thiere haben vor dem Falle des Menschen unter einander recht vernehmlich geredet und eine eben so ordentliche Sprache gehabt, als wir; diese habe auch der Mensch verstanden, und sie hinwieder die seinige. Wäre das der Fall nicht gewesen — argumentirten sie — wie hätte Eva von einer Schlange sich überreden lassen? Sie hätte haarsträubendes Entsetzen gefühlt, wenn auf einmal die Schlange angefangen hätte zu reden.

Unter den Griechen glaubte Platon insbesondere — wie wir im Klemens von Alexandrien lesen — daß auch die Thiere ihre Sprache haben, welche alle von gleicher Art vernehmen und verstehen. Als Beispiel führt er an: wenn ein Elephant in den Schlamm falle, und er schreie, und es sey in der Nähe ein anderer, der es vernimmt, so gehe dieser fort und kehre kurz darauf mit einer ganzen Schaar von Elephanten zurück, um dem in den Sumpf Gefallenen wieder herauszuhelfen. — Platons Schüler, Aristoteles, handelt in seiner „Thiergeschichte" auch über die Töne und Laute, welche die Thiere von sich geben. Er spricht ihnen die Rede ab, nämlich die Vergliederung oder Verdeutlichung der Stimme durch die Zunge. Der ganze Abschnitt ist noch immer interessant zu lesen, wie überhaupt Alles, was uns dieser in seiner Art einzige Denker hinterlassen hat, dessen scharfblickendem Geiste auch das Kleinste nicht entging.

Manche als albern erscheinende Sagen der Alten will ich bloß im Vorbeigehen berühren. So soll der

Thebaner Tiresias, so der Troser Helenus die Sprache der Vögel verstanden haben. Ja, man hatte allerhand Recepte zu Mitteln, um sie zu verstehen. Eines wird sogar dem weisen Abderiten Demekritos zugeschrieben, von dem die Alten überhaupt so viel Seltsames zu berichten wußten, als wären sie bemüht gewesen, den edlen Natur- und Menschenforscher zu einem Abderiten von echtem Schrot und Korn zu stempeln. — Wir überspringen gleich Jahrhunderte, und erwähnen, daß Apollonios von Thyana, von welchem Mit- und Nachwelt gleichfalls viel Seltsames, ja das Wunderbarste ausgesprochen, sich gerühmt haben soll, die Vögelsprache zu verstehen. — Im Orient glaubte man von jeher an eine solche, d. h. daß sich die Vögel wirklich mit einander unterhalten, und daß wir, wenn wir sie nur verständen, dabei viel lernen könnten. Besonders aber wird dem weisen Salomon, welcher überhaupt im Orient als das personifizirte Ideal aller Weisheit und wunderbaren Geschicklichkeit gepriesen wird, die Kunst zugeschrieben, die Sprache der Thiere zu verstehen.

Um auf uns Deutsche zu kommen, so finden wir bei Leibnitz, der, in Bezug auf philosophische Anschauungsweise, mit Plato, in Bezug auf seine allseitige, umfassende Erudition, mit Aristoteles zu vergleichen ist, gar Manches auch über die Thiersprache niedergelegt. Dieser Denker hat überhaupt eine höhere Vorstellung von den Thieren, als sein Vorgänger Cartesius, der bekanntlich in ihnen nichts als belebte Maschinen sieht. Leibnitz behauptet von der Thierseele: es sey eine menschenähnliche, aber in der Natur gefangen gehaltene, träumende Seele (Monade), die sich zuweilen aus dem Schlaf aufrüttle und dann oft verständiger, edelmüthiger und poetischer erscheine, als manche Menschenseele. — Nach Herder und Andern wäre die Thiersprache nichts Anderes, als ein dunkles, sinnliches Einverständniß einer Thiergattung unter einander über ihre Bestimmung im Kreise ihrer Wirkung. Je kleiner also die Sphäre der Thiere sey, desto weniger haben sie die Sprache nöthig. Es sey lebendiger Mechanismus, herrschender Instinkt, der da spreche und vernehme. Nur wenig dürfe er sprechen, um vernehmbar zu werden; Thiere von dem engsten Bezirke seyen oft sogar hörlos, sie seyen für ihre Welt ganz Gefühl oder Geruch und Gesicht, wie z. B. die Polypen; sie seyen ganz einförmiges Bild, einförmiger Zug; sie haben also wenig oder gar keine Sprache.

Was insbesondere die eigenthümlichen Töne der Vogelsprache anbelangt, so haben wirklich Neuere versucht, sie genauer zu bestimmen und ihre Bedeutung zu errathen. Ein Franzose, Namens Dupont de Nemours, hat den Gesang verschiedener Vögel sogar auf Noten gesetzt und behauptet, er habe den Sinn ihrer Worte entdeckt. Und ein Engländer, Thomas Gardiner, hat in einem eigenen Werk: the musik of nature, den von Dupont gebahnten Weg verfolgt. Leider habe ich beide Werkchen noch nicht zu Gesicht bekommen können. — Von den Bemühungen Bechsteins und Okens in dieser Hinsicht soll die Rede seyn, wenn wir die Vögel besonders abhandeln.

(Fortsetzung folgt.)

Gebirgswanderung.

(Fortsetzung.)

Schwarz zu der Bläue hinauf, zu der schweigenden, schnellt sich der Wipfel;
Gleich dem entsendeten Pfeil kennt er ein einziges Ziel:
Nicht die ermattete Heerde des Wilds soll unter ihm rasten,
Nicht für die Blume des Mais soll er ein Mittagdach seyn.
Stille hat rings sich gelagert; es sucht nach dem Flügel der Biene,
Sucht nach des Heimchens Gezirp leis das verwaisete Ohr.
Langhin wirft sich die Höhe; es haben die Fluten der Urzeit
Hier einst, die Waller, geruht und es verweilt noch ihr Geist.
Einzig das Bächlein dort hüpfet und hascht nach den wechselnden Lichtern,
Aehnlich dem spielenden Kind, welches vom Tande nichts weiß.
Wankend die Flächen dahin, durch die liegen gebliebenen Trümmer
Einer zerschmetterten Welt, flutet und ebbet der Forst.
Vorwärts verhüllt er dem Wandrer des Berges gewölbten Gipfel,
Rückwärts verschleiert er ihm, was er des Weges gemußt.
Nur ein durchzittertes Tosen gelangt durch die träumende Ruhe,
— Meilenweit war es zuerst — näher und hohler heran.
Plötzlich von kühligen Schauern ist stäubend das Dickicht durchrieselt
Und wie im thauenden März träufelt ihr Anhauch herab.
Siehe, da öffnet sich's jach und die weithin vernommene Brandung
Zeigt dem durchschauderten Blick gählings ihr schäumendes Haus.
Endlich den Kerker gesprengt hat der flutende Sohn des Gebirges
Und in die Freiheit hinab stürzt sich der brausende Wall.
Herrisch erfaßt er das Auge und fort mit sich reißt er es schwindelnd
Tief in die gähnende Schlucht, wie eine Beute, hinab.

Donner ist Alles umher, und Alles ist Echo des Donners,
Als ob den tobenden Strom heulend ein zweiter verschläng'.
Spalten sich Felsen auf Felsen, die jener verächtlich hinabwirft?
Ist es das eigene Selbst, das er zerschmetternd durchwühlt?
Offen sein Innerstes weiset er hochauf flutend dem Lichte,
Aber der Sturm, der es zeigt, führt es auch wieder dahin.
Wild an den Klippen zerschellt des Sturzes gewalt'ge Lawine,
Unter dem strahlenden Tag rollt sie in Schleiern hinweg.
Einmal noch bäumt sich empor die geschleuderte Woge zum Himmel
Und von dem lezten Gestein sinkt sie zertrümmert zurück.
Wieder der Erde gehöret die Kraft, die sich kühn ihr entrissen,
Doch im erschütterten Ohr hallt die Empörung noch nach.
Stürm' denn, Gewalt'ger, dahin und kannst du dich selbst nicht befreien,
Ruf doch dem Busen den Stolz, ruf ihm die Abkunft zurück:
Besser wie du zu erliegen im Kampf mit des Herzens Giganten,
Als der entgötterten Brust lorbeerentbehrende Ruh! —
Aber vorbei an dem Bilde, dem mächtigen, eilet die Straße
Und zur Vergangenheit wird, was eine Ewigkeit schien.
Wieder verschließt sich die Ferne; verlassen von Beeren und Ranken
Klimmt jezt an moosigem Hang ringend die Steige hinauf.
Unter dem Frühkuß Aurorens entfloh der Natur hier die Kindheit,
Wie an dem rosigen Mund Jugend dem Tithon entschwand.
Fels ist auf Felsen geschleudert; es treibt aus der dürren Zerklüftung
Nur noch die Tochter der Luft, einsam, die Tanne hervor.
Klammernd umstrickt sie den Stein mit der Wurzel verschlung'nem Geäder,
Als ob der Zeit in das Herz schicksalbeherrschend sie griff';
Doch zu der Trotzenden dringen die wagenden Schritte der Menschen,
Und in den markigen Wuchs blizt die gebietrische Art.
Schnell ist der starke geworfen; es rollen entästet die Stämme
Von dem entlasteten Berg donnernd und hüpfend hinab;
Und aus den niedrigern bildet, den minder geliebten des Aethers,
Drunten von Wiege zu Sarg laut sich des Hauses Geräth;
Aber die mächtige führen, die stürmevertraute der Wildniß,
Weithin die Ströme ins Meer, wieder zu trotzen dem Sturm.
Thurmgleich wird sie dort ragen und ihr wird das Herz einst gehören,
Wann auf der wandelnden Höh' flutenbespület sie wankt;
Ihr wird eigen es seyn, wann Pilgrrn der wogenden Wüste
Eine Verkünderin sie menschlichen Grußes erscheint;
Eigen ihr wird es, wann fernher die Sorge des harrenden Hauses
Endlich den dämmrigen Mast zweifelnd und hoffend erspäht.

Ewig bewahrt sie die Krone; es wechseln die Höhen des Busens,
Wie einst die Wellen des Walds rasch um die Königin her.
Und jezt wirds hell ob den Bäumen; es raget die Braue des Berges
Ueber den Schleier des Grüns nackt und verödet hinaus;
Danklos fällt von den Steinen die Quelle der hoffenden Sonne
Tief in des niedrigern Hains säuselnde Stille zurück;
Doch von dem Firste der Wand, wie ein Aar, der vom Fluge geruhet,
Richtet noch einmal die Kraft dunkelnder Wipfel sich auf.
Bruderlos steigen sie aufwärts, die nimmer den Beilschlag vernommen,
Denen der Blitz nur sich naht, nur der Orkan noch gebeut.
Lange verschont er sie oft und läßt ein Jahrhundert sie schauen,
Das von den Thälern empor grünend und welkend sich ringt,
Bis sich der Becher der Tage gefüllet hat über den Hohen,
Und von dem Himmel der Sturm reißet der Erde Gewächs.
So dort die Lichtung des Forsts! der Natur zerschmetterte Leier
Zeuget noch bleichend im Staub, welch' einem Ton sie erlag.
Wild durch die Schatten des Walds ist die Mähne der Windsbraut geflogen,
Und dem Hereinblick des Tags brach sie in Grausen die Bahn.
Unter den fallenden Söhnen zerriß sie die Stärke der Mutter,
Welk aus der Felsenwand Schutt stehen die Aeste hervor.
Wohl ein Jahrhundert mag wieder empor aus den Trümern sich ringen,
Bis es in säuselndes Grün schmeichelnd die Gräber versteckt.
Also das Ende des Haines! der Himmel, der ew'ge Gedanke,
Breitet mir über dem Haupt wachsend die Fittiche aus;
Doch mit ihm flutet heran aus hundert Strömen die Oede,
Und, ein unendlicher See, dringt in den Weltraum sie ein.
Trieblos, ein Zug von Gestrüppen, umschleicht ein Gespenst mich des Waldes,
Bleich von dem Schiefergeplätt' flimmert die Sonne zurück.
Ist hier nimmer der Schlaf die Umknospung der Schönheit? bricht nimmer
In den geschlossenen Traum flücht'ges Erwachen herein?
Siehe, da tritt aus den Felsen ein süßes Erschrecken des Herzens,
Angeglüht trittst du vom Lenz, Rose der Alpen, hervor:
Purpurn, noch vor dem Erlöschen, erhebt sich die Flamme des Lebens,
Wie sich drr scheidende Tag wieder Auroren vermählt.
Rose benennen sie dich: ich nenne dich Willen der Liebe,
Wollen doch Liebe und du immer gefährtenlos seyn!

Wo du erblühest, da ist die Natur zum Geheimniß geworden,
Wo du verschwindest, beginnt laut die Gewohnheit des Tags.
Und nun zerreißt das Gestein, und hoch aus dem Gürtel der Berge
Leuchtet schneeig und still plözlich ein lezter hervor.
Leis wie ein Morgen umschweben den Hohen die Stunden des Mittags
Und in der Jugend des Lichts schimmert der Einsamkeit Stolz.
Hinten, in dunkleren Schatten, hat dumpf ein Gewitter gebrütet,
Schon sich bezeichnend den Hain warf es den Schleier herab;
Aber das drohende hat mit den göttlichen Armen der Aether
Frei in der wankenden Luft, einen Antäus, erstickt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., December.

Die Geldaristokratie. Ein Spaziergang. Vorlesungen. Musik.

Obwohl seit mehr als zwei Jahrzehnten die Handelsgeschäfte von Frankfurt an Ausdehnung und Großartigkeit verloren haben, so sind sie doch immer noch bedeutend genug, um den alten Wohlstand zu erhalten, wenn auch nicht zu vermehren; wozu die fortwährende und stets wachsende Fremdenfrequenz, wie die Anwesenheit der deutschen Bundesversammlung viel beitragen. Unser Mittelstand lebt in günstigen Verhältnissen, und die Anzahl der Armen ist verhältnißmäßig gering. Auch dürfte kaum in irgend einer Stadt so viel wie hier zur Milderung des Elends geschehen. Der Frankfurter ist mildthätig, und es gibt hier Reiche, welche jährlich Summen von Tausenden an Arme vertheilen lassen. Unter solchen Spendern steht die Familie Rothschild in der ersten Reihe.

Wenn sonst im November anhaltende Regengüsse und stürmische, rauhe Witterung den Frankfurter in's Zimmer fesseln, so war der Himmel dießmal günstiger. Eine meist milde Luft, dabei oft sonnenklarer Himmel und laue Südwestwinde lockten Jung und Alt in's Freie, und viele Bewohner der unsere Stadt umgebenden Landhäuser hielten dort bis vor Kurzem aus. Der Lieblingsspaziergang unserer bürgerlichen und vornehmen Welt ist gegenwärtig die nach Mainz führende Landstraße, welche unfern der Stadt von der neuen, fortwährend angestaunten Taunuseisenbahn durchschnitten wird. Ein regeres, mannigfaltigeres Leben dürfte sich wohl nirgends finden. Schwer belastete Fracht- und Güterwagen, leicht dahinrollende Equipagen und elegante Cabriolets, eilige Briefpostcouriere und Diligencen wechseln mit den zu Markte ziehenden oder aus der Stadt zurückkehrenden Fuhrwerken der benachbarten Landleute; dazwischen braust die Locomotive mit ihrer langen Wagenreihe im Fluge vorüber und hinterläßt eine durch Feuerfunken bezeichnete Spur, während ihr gellendes Pfeifen weithin vernommen wird; rüstige Handwerksburschen, muntere Bäuerinnen, geputzte Städter, Soldaten und behagliche Bürgersleute, von ihren Lehrern geführte Schulkinder ziehen in bunten, wechselnden Gruppen vorüber. Stets erneut sich das Gemälde, und wer gerne in das Bilderbuch eines vielfach bewegten Landstraßentreibens blickt, dem wird es hier an Unterhaltung nie fehlen.

Die langen Abende der winterlichen Jahreszeit sucht man sich, wie überall, so auch hier, bestmöglichst zu kürzen. Freunde einer belehrenden Unterhaltung finden Vorlesungen über Physik und Chemie von Doktor Böttcher, über mathematische Geographie von Doktor Küchenmeister, über den Orient von Doktor Creizenach und über französische Literatur von Herrn von Suzor, einem seit längerer Zeit sich hier aufhaltenden französischen Journalisten. Der Salon des Herrn von Suzor vereinigt einen glänzenden Kreis von Personen beiderlei Geschlechts aus den Zirkeln der Diplomatie und der Geldaristokratie. Wenn der genannte Literat auch an Kenntnissen und Eleganz des Vortrags seinem Vorgänger, Charles Durand, nachsteht, so sind seine Vorlesungen doch nicht unverdienstlich und haben Beifall gefunden. Allgemeinere und größere Theilnahme findet die Musik, welche hier fast in jedem Hause Verehrer zählt. Alles bei uns musicirt, Jung und Alt, Arm und Reich, dieser auf kostbarem Flügel von Erard oder Streicher, Jener auf bescheidener Flöte oder Guitarre. Am meisten wird der Gesang gepflegt, und mit jedem Winter bildet sich ein neuer Gesangverein. Während noch vor drei bis vier Jahren der Cäcilienverein und der Liederkranz die einzigen waren, sind nun jezt gegen zehn, die vielen kleinen Musikgesellschaften gar nicht gerechnet. Durch solche Vervielfältigung wird die musikalische Bildung verbreitet, wenn auch die Kunstleistungen selber durch Zersplitterung der Kräfte verlieren. Der Strom wird breiter, aber auch flacher, und die Kunst gleicht mehr einem Detailgeschäfte als einem Engroshandel. Concerte von Virtuosen werden nur wenig besucht, wenn nicht der Name eines Meisters von europäischem Rufe das Publikum anzieht. Gewöhnlich haben die Conzertgeber nach Abzug aller Unkosten nicht nur keinen Gewinn, sondern noch baaren Geldverlust und müssen zufrieden seyn, wenn wenigstens ihr Künstlerruf dabei einigen Zuwachs gewonnen hat. Das hiesige Museum hat sich in den lezten Jahren eines Concertmonopols bemächtigt, und drückt jede Privatconcurrenz nieder. Nicht mit Unrecht hat man es scherzend Musicäum genannt, da es seine frühere, mehr wissenschaftliche Tendenz aufgegeben, das schöne Geschlecht emanzipirt und seine Sitzungen in musikalisch-deklamatorische Abendunterhaltungen umgestaltet hat. Wissenschaftliche Vorträge bleiben ganz ausgeschlossen. Uebrigens hat das Museum in seiner jetzigen Gestalt zahlreiche Verehrer, und seine Räume sind gewöhnlich überfüllt. Das Repertoir unserer Oper ist sehr einseitig, und an die drei Namen Auber, Bellini und Rossini fast ausschließlich gebannt. Immer seltener werden die älteren, klassischen Tonwerke aufgeführt, und auch auf die neueren deutschen Componisten nur wenig Rücksicht genommen.

(Schluß folgt.)

Beilagen:

Intelligenzblatt Nr. 49 und Subscriptions-Anzeige von J. J. Weber in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 49.

Sonnabend, 14. December 1839

Das Polizeistrafgesetz
für das Königreich Württemberg
mit Erläuterungen
von

Dr. Hermann Knapp,
Ober-Consistorialrath und Ober-Studienrath.

Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Bei Abnahme von 15 Exemplaren wird ein Frei-Exemplar gewährt.

Unter diesem Titel ist so eben im Verlage der Unterzeichneten eine mit einem ausführlichen Kommentar versehene Handausgabe des kürzlich promulgirten Württembergischen Polizeistrafgesetzes erschienen, welches wegen seines tief eingreifenden Einflusses auf die verschiedensten Lebens- und Berufsverhältnisse nicht bloß für den Geschäftsmann, besonders dem Bezirks- und Gemeindebeamten, sondern für jeden Staatsbürger von höchster Wichtigkeit ist. In den Erläuterungen hat der Verfasser das Gesetz mit steter Rücksicht auf die seitherige Gesetzgebung, auf die Motive der Regierung und die ständischen Verhandlungen, so wie auf die dieses Gesetz ergänzenden anderweiten Gesetze und Verordnungen, besonders das neue Strafgesetzbuch, in einer Weise kommentirt, welche den Sinn und den Geist des erwähnten Gesetzes bei dessen einzelnen Bestimmungen näher darstellt und dessen richtige Anwendung zu erleichtern und zu sichern geeignet ist. Der Antheil, welchen der Verfasser als Mitglied der Kammer der Abgeordneten und der zu Begutachtung des Gesetzentwurfs niedergesetzten Kommission an der Bearbeitung des Gesetzes genommen hat, dürfte diesem Kommentar ein besonderes Interesse verleihen und der literarische Ruf des Verfassers, welcher dem Publikum durch sein württembergisches Kriminalrecht und seine Bemerkungen zu dem Strafgesetzentwurf rühmlichst bekannt ist, dafür bürgen, daß auch diese Schrift nicht bloß den Anforderungen der strengern Wissenschaft genügen, sondern auch durch eine klare und gemeinfaßliche Darstellung dem ausgebreitetsten Kreise von Lesern sich empfehlen werde.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[736] **Bulwers Romane.**

Billigste Ausgabe.

Um der Concurrenz der von Zwickau angekündigten „Pfennig-Ausgabe“ von Bulwers Romanen zu begegnen, die in 1½ Jahren in 88 Heften zu 18 Pfennigen erscheinen soll, somit komplet 1584 Pfennige (= 5½ Thlr. oder 9 fl. 37½ kr.) kosten wird, setzen wir unsere beliebte, in 76 Bändchen bereits fertig vorliegende Taschen-Ausgabe von

E. L. Bulwers Werken,

übersetzt von Fr. Notter und G. Pfizer, vom bisherigen Preise von 8 Thlr. 6 Gr. oder 13 fl. 42 kr., für unbestimmte Zeit, herab auf:

5 Thlr. 6 Gr. oder 8 fl. 54 kr.

Obige 76 Bdchn. enthalten, mit Ausnahme von „Asmodeus,“ den wir in Kurzem zum Preise von 6 Gr. oder 30 kr. folgen lassen werden, nicht allein sämmtliche Romane und Novellen, die in jener „Pfennig-Ausgabe“ versprochen werden, sondern überdies auch noch zwei weitere interessante Schriften Bulwer's, welche die „Pfennig-Ausgabe“ nicht aufnehmen will, nämlich:

England und die Engländer, 6 Bdchn., und Der Gelehrte, 2 Bdchn.,

worauf wir aufmerksam machen.

Wer vorzieht, unsere Ausgabe allmählig zu beziehen, kann selbige auch in 25 wöchentlichen Lieferungen erhalten. Die 1te bis 24te Lieferung umfassen je 3 Bändchen, und jede dieser 24 Lieferungen kostet nur

5 Gr. oder 21 kr.,

die 25te, 5 Bdchn. enthaltende, Lieferung aber 6 Gr. oder 30 kr. Die Preisherabsetzung gilt allein bei completer Abnahme aller 76 Bdchn., und einzelne Romane oder Bändchen kosten auch künftig, wie bisher, 3 Gr. oder 12 kr. das Bdchn.

Von allen Buchhandlungen ist diese Ausgabe, die durch gelungene und vollständige Uebertragungen vor allen andern vorhandenen sich auszeichnet, sowohl in 25 wöchentlichen Lieferungen, als sogleich vollständig, zu obigen Preisen zu erhalten.

J. B. Metzler'sche Buchhandlung in Stuttgart.

---

[748] Bei herannahendem Weihnachten empfehle ich folgende, in meinem Verlage erschienene Werke, die sich zu Festgaben ganz besonders eignen:

Nösselt's Lehrbuch der Mythologie. 2te Auflage, mit 50 Abbildungen. 2 Thlr. — Sauber geb. 2 Thlr. 6 Gr.

Nösselt's Lehrbuch der Weltgeschichte. 2te Auflage. 3 Theile. Mit 3 Stahlstichen und einer erläuternden Skizze. 3 Thlr. 12 Gr. — Sauber geb. 4 Thlr. 6 Gr.

Retzsch's Umrisse zu Shakspeare.

- Lief. I. Hamlet. 17 Blätter. Subscr.-Pr. * 6 Thlr.
- Lief. II. Macbeth. 13 Blätter. „ „ * 5 Thlr.
- Lief. I. u. II. jetzt zusammengenommen * 8 Thlr.
- Lief. III. Romeo u. Julia. Subscr.-Pr. * 5 Thlr.
- Lief. IV. König Lear. * 5 Thlr.

Retzsch's Umrisse zu Bürger's Balladen. 15 Blätter. Subscriptionspreis * 3 Thlr. 12 Gr.

Shakspeare's Plays and Poems. Lederband mit Goldschnitt. Subscripsionspreis * 4 Thlr. 16 Gr.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an.

Leipzig, im November 1839.

Ernst Fleischer.

---

[723] In der Universitäts-Buchhandlung zu Kiel ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Günther, G. B., Bemerkungen über die Verkrümmungen des Rückgrats, und besonders über die Mittel, denselben vorzubeugen. Als Resultat einer mehr als 10jährigen Erfahrung. 8 Gr.

Harms, C., Die Religionshandlungen der lutherischen Kirche. 18 Gr.

Kalkar, C. H., Die biblische Geschichte in Vorträgen für Gebildete. 2 Bände. 3 Thlr. 16 Gr.

Pelt, L., Protestantismus, Supranaturalismus, Rationalismus, und speculative Theologie. 4 Vorlesungen. 20 Gr.

Ritter, H., Ueber das Böse. 10 Gr.

— — Kleine philosophische Schriften, 16 Bändchen: über die Principien der Rechtsphilosophie oder der Politik. 1 Thlr. 16 Gr.

Schouw, J. F., Naturschilderungen. (Der Regen. Das Eis. Der Einfluß des Lichtes auf die Pflanzen. Die Pflanzen der Urwelt. Charakteristische Pflanzen verschiedener Völker. Herwanderungen im Norden und im Süden; Die Natur in Nord-Afrika; in Süd-Afrika; auf den Südsee-Inseln 2c.) Mit Abbildungen. 1 Thlr.

Sievers, G. R., Geschichte Griechenlands vom Ende des peloponnesischen Krieges bis zur Schlacht bei Mantinea. 2 Thlr. 8 Gr.

---

[745] Bei **Fr. Volckmar** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wilhelm Heinse's
sämmtliche Schriften.

Original-Ausgabe.

Herausgegeben und mit einer biographisch-kritischen Einleitung versehen

von

H. Laube.

10 Bände, auf feinem Velinpapier. broch. Pränumerationspreis 6 Thlr. 16 Gr.

Inhalt:

Bd. 1 u. 2. Ardinghello und die glückseligen Inseln. (Nebst vorgedruckter Biographie und Einleitung von Heinrich Laube.)
Bd. 3 u. 4. Hildegard von Hohenthal.
Bd. 5. Laidion oder die Eleusinischen Geheimnisse.
Bd. 6 u. 7. Anastasia und das Schachspiel.
Bd. 8 u. 9. Briefe mit seinen Zeitgenossen.
Bd. 10. Kleine vermischte Schriften (Erzählungen, Gedichte, Kritiken und Kunstansichten).

Leipzig, im December 1839.

---

[753] In der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Schutzgeister

oder

merkwürdige Blicke zweier Seherinnen
in die Geisterwelt,

nebst

der wunderbaren Heilung einer 10 Jahre stumm Gewesenen durch den Lebensmagnetismus

und

einer vergleichenden Uebersicht aller bis jetzt beobachteten Erscheinungen desselben

von

Heinrich Werner,

der Philosophie Doctor.

gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Gr.

Inhalt:

Vorwort. Belehrung des Verfassers zum Glauben an den Magnetismus. Persönlichkeit und frühere Geschichte der R. **Einleitung.** Stellung des Lebensmagnetismus zu unserer Zeit. Charakteristik der wahren Philosophie und Kritik, von Prof. v. Eschenmayer. Unterschied zwischen dem Geiste Gottes und dem menschlichen Geiste. Unterschied zwischen Offenbarung und Selbstbewußtseyn. Unterschied zwischen dem Heiligen und den menschlichen Ideen. Unterschied zwischen dem Reiche Gottes und dem Weltreiche. Der Geist. Die Seele. Geist und Seele in Verbindung. Das Leben im Leibe. Der Nervengeist. Zustand der Integrität und des Abfalls von Gott. Rückkehr zu Gott. Erhebung des Geistes im Zeitleben. **Heilungsgeschichte der R. O. Skizze zur Charakteristik und Theorie der lebensmagnetischen Erscheinungen. I. Physiologisches Problem. Gesteigertes Nervenleben.** Lebensgrundkräfte des Menschen. Sensibilität — ihre Rolle im Magnetismus. Cerebral- und Gangliensystem. Polaritätsgesetz. Anwendung desselben aufs Organische. Erscheinungen des ersten Grades. Charakter des ersten Grades. Das Eindringen der Magnetischen in die Eigenschaften der mit ihnen in Verbindung gekommenen Naturkörper. Rhabdomantie. Wünschelruthe. Metallwirkungen auf den Menschen. Einwirkung der Metalle auf Somnambule. Baquets. Verschiedene Intensität der Metallwirkungen. Edelsteinwirkung. Wasserwirkung. Vegetabilischer, thierischer Stoffe der Gestirne. Rapport mit dem Magnetiseur. Entstehung und Ausbildung desselben. Höchste Höhe des physisch-organischen. Belege für letztern. Belege für den psychischen. Rapport auf größere Entfernungen. Wechselseitige Uebertragung von Krankheit. Rapport im Sterben. Idiosomnambulismus. Selbstmagnetisiren. Trennung des Rapports. Sympathie und Antipathie nicht nur in der Nähe, sondern auch auf weite Strecken. Allgemeine Sympathie im Naturleben. Magnetische Ansteckung. Krankheitsübertragungen. Sympathie und Antipathie bei Annäherung und Berührung gesunder Personen. Einwärtsschauen in sich und Andere. Verordnungen für sich und Andere. Correction ärztlicher Verordnungen. Ungeheure Dosen. Vorhersagen aller organischen Krankheitszufälle und Krisen. Versetzung der Sinnfunctionen in andere Nervenmittelpunkte, besonders die Herzgrube. Wirths Ansicht von den Erscheinungen des ersten Problems. Das äußere Bild einer Somnambule. Uebergang in den zweiten Grad. **II. Psychologisches Problem. Tieferes Gefühlsleben der Seele.** Charakter des zweiten Grades. Erscheinungen des zweiten Grades. Die Verklärung, welche sich in den Gesichtszügen äußert, oft verbunden mit einer kunstvollen Mimik in den Krisen. Die Reinheit der Rede und die Schönheit der Diction, welche oft mit Dichtung und Gesang vergesellschaftet sind. Der magnetische Traum. Die innere Sprache. Natur- — Ursprache. Schriftzeichensprache. Die höheren Combinationen, Erfindungen und Entdeckungen; z. B. von Baquets, Maschinen und Apparaten. Zahlenmystik. Tagwählerei. Die innere Rechnung von der Dauer und den Ursachen der Krankheiten, den Störungen und Verlusten an Lebensrenten oder Capital. Wirths Ansicht über die Erscheinungen des zweiten Grades. **III. Pneumatologisches Problem. Das höhere Schauen und Freiwerden des Geistes.** Charakter des dritten Grades. Erscheinungen desselben. Das Fernsehen. Art, Grade, Bedingungen desselben. Theilweises sehen. Nicht in die Nähe, wohl aber in die Ferne sehen. Beispiele von Fernsehen im Raum. Beispiele von Fernsehen in der Zeit. Das Sichselbstsehen. Beispiele. Das Fernwirken. Beispiele von Sterbenden. Beispiele von gesunden Menschen. Beispiele von Magnetischen. Das Durchschauen Anderer. Tiefblick der Seherin. Beispiele von Andern. Das Erkennen der Gedanken Anderer. Gedankenansteckung. Beispiele. Der Umgang mit Genien, Führern, Führerinnen und Verstorbenen. Nationalistische Ansicht. Gibt es Geister? Ihre Verbindung mit der Sinnenwelt. Ihre Wahrnehmbarmachung ihrer selbst. Kriterien für jede wirkliche Geistererscheinung. Schutzgeister. Gute und böse Geister in der Nähe des Menschen. Persönlichkeit des Schutzgeists der R. Zustand der Seele nach dem Tode. Hades. Mittelreich. Stufen desselben. Ob Besserung jenseits möglich sey. Aeußerungen vieler Somnambulen über

den Zustand der Seelen nach dem Tode. Spukgeister. Gebet für sie. Art ihres Erscheinens. Sprache der Geister. Zweifel gegen das Daseyn eines Hades. Mansionen desselben. Beispiele von Geistererscheinungen. Ob das Sehen der Geister schädlich werden könne? Höhere Ahnungen und Divinationen geschichtlicher Ereignisse. Ahnungen niederer und höherer Art. Todesahnungen. Ahnungen Magnetischer. Divinationen geschichtlicher Ereignisse. Das zweite Gesicht. Niederer — höherer Art. Das schottische. Beispiele der ersten und zweiten Art. Das zweite Gesicht bei Thieren. Reisen in fremde Sphären in Begleitung höherer Führer. Verhältniß der Weltkörper unsers Sonnensystems zu einander. Astralmagnetismus. Bewohner der Planeten. Der Mond eine Correctionsanstalt. Bewohner in den scheinbar leeren Räumen der Welt. Vegetation in andern Weltkörpern. Die Sonnenblume der N. Wirths Ansicht über die Erscheinungen des dritten Problems. Gesteigertes Sittlichkeitsgefühl, namentlich erhöhtes christliches Gefühl für Moralität und Religion. Unsittlichkeit ist bei Somnambulen niederer Grade möglich. Intellectuelle Anschauung. Kreise der Seherin von Prevorst. Wechselverhältniß derselben. Anwendung der aus der Darstellung der Kreise folgenden Sätze. **Anhang.** Ist der Nervengeist etwas Materielles? Ueber lebensmagnetische Manipulation. Arten derselben. Wirkungen. Erweckungsweisen. Ob das Magnetisiren schade? Ueber die Erinnerungslosigkeit der Somnambulen. Erinnerungsmittel. Verschiedene Polarität der beiden Hälften des Körpers. Die Katamenien spielen eine Hauptrolle im Magnetismus. Der somnambule Zustand ist eine Art Sterben. Vom Herrn Grafen von Maldeghem mitgetheilte Heilungsgeschichte eines somnambulen Schulmeisters. Merkwürdige Heilung einer zehn Jahre stumm Gewesenen durch den Lebensmagnetismus.

Der erste kleinere Theil der vorstehenden Schrift läßt uns in der höchst merkwürdigen Geschichte zweier Somnambulen der höchsten Grade in ein Gebiet von Erscheinungen blicken, welche in vielen Beziehungen denen gleich kommen, womit die Seherin von Prevorst uns beschenkt hat, in einigen sie noch überragen. Letzteres gilt besonders von den die Menschen begleitenden Schutzgeistern, deren wirkliches Daseyn mit unwidersprechlicher Evidenz durch den wunderbarsten und überraschendsten Zusammenhang von Thatsachen in beiden Geschichten sich beurkundet. — Beide Somnambulen befanden sich auf der höchsten Stufe des magnetischen Lebens, und bieten daher beinahe alle in den verschiedenen Graden desselben vorkommenden höchst überraschenden Phänomene dar, deren Erzählung gewiß mit hohem Interesse gelesen werden wird. — Der zweite größere Theil der Schrift, den der Verfasser als die Hauptsache betrachtet wissen will, giebt uns eine wissenschaftliche Darstellung aller im Gebiete des Lebensmagnetismus vorkommenden Erscheinungen. Es ist der christlich philosophische Standpunkt, auf dem er sich hält, und von welchem aus auch allein diese merkwürdigen Phänomene eine genügende Erklärung finden können. Im Gegensatz gegen die oberflächlichen und vergeblichen Versuche der Tagesphilosophie, die Erscheinungen des Lebensmagnetismus in ihre Systeme zu zwingen, beleuchtet er dieselben von ihrer physiologischen, psychologischen und pneumatologischen Seite in steter Hinsicht auf die letzte hohe Bestimmung des menschlichen Geistes, welche nur in dem ewigen, lebendigen Wesen des Christenthums, nie aber in den beschränkten, todten Formen der Begriffsphilosophie ihre Vollendung findet.

Stuttgart und Tübingen, im Dec. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[737] **Für Philologen und Alterthumsforscher.**

So eben ist in meinem Verlage ein Werk erschienen, welches dem gelehrten Publikum, insbesondere den Philologen und Alterthumsforschern dringend zur näheren Ansicht und zum Gebrauch zu empfehlen ist.

Der Titel ist:

Griechische und römische Zeittafeln

von

Dr. E. W. Fischer und Dr. A. Soetbeer.

gr. 4. 1ste Lieferung. 20 Bogen. Preis $1\frac{1}{2}$ Rthlr.

Die Grundlage zu diesem Werke bildet Clinton Fasti Hellenici; die große Zweckmäßigkeit und treffliche Bearbeitung desselben ist bereits von der Kritik anerkannt, und diese Zeittafeln werden bald jedem Philologen und Schulmann ein unentbehrliches Handbuch abgeben.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz u. s. w. haben Exemplare vorräthig.

Altona, im Dec. 1839.

Joh. Fr. Hammerich.

---

[730] Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Ein Büchlein für die Jugend.

Enthaltend:

Die Legende von Placidus und seiner Familie, das Mährchen vom Marien-Kind, die Volkssagen vom Untersberg, nebst vielen andern erbaulichen und ergötzlichen Historien.

Vom

Verfasser des Volksbüchlein.

8. in Umschlag geheftet 1 fl. 30 kr.
Sauber gebunden 1 fl. 48 kr.

Es gibt nur wenige Bücher, in denen ein für Kinder angemessener Ton getroffen ist, — unnatürliche Reflexionen, ein prätentieuses Lehren schrecke die Kinder in den meisten ab. Jener Ton, der die erzählten Dinge unmittelbar in die Seele der Kinder versetzt und diese sich ihnen hingeben läßt, findet sich in dem angeführten Buche, und findet sich in der Erzählung — von Gegenständen angewendet, die auch so sind, daß sie unverdorbene Gemüther erfüllen können und dürfen. Wir glauben demnach das Büchlein wohl mit Recht Eltern und Erziehern bei dem bevorstehenden Weihnachtsfeste, so wie bei allen anderen Gelegenheiten als passendes Geschenk empfehlen zu können.

Liter.-art. Anstalt in München.

---

[740] Bei Fr. Volckmar in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Hannchen und die Küchlein

von

A. G. Eberhard.

7te Auflage mit 10 Bildern von Otto Speckter.

12. geb. 1 Thlr. 8 Gr.

Für höher gebildete Frauen und Jungfrauen besitzt die deutsche Literatur kein Weihgeschenk, was diesem Büchlein gleichkäme. Die zarten Accorde, welche nur allein das weibliche Gemüth versteht und empfindet, — das stille häusliche Leben, die Ereignisse einer frommen lieblichen Jungfrau schuf der Verfasser zu einer Idylle, die das Gemüth unendlich hinreißt, erregt und erfreut.

Sieben Auflagen, ein seltener Fall in unsrer Literatur, erlebte das Büchlein binnen wenig Jahren, und diese letzte schmückte Otto Speckters hohes Talent mit 10 Kupfern, die an Geist und Lieblichkeit sich dem Schönsten anreihen, was Deutschlands oder Englands Künstler je geschaffen haben.

Der Gatte seiner Gattin, der Vater seiner heranwachsenden Tochter, der Jüngling seiner Geliebten, wer von diesen nach einem Geschenke forscht, was das Gemüth erhebt, was dem Verstande entspricht, will er das Beste wählen, er wird sich bei dieser Wahl nicht täuschen.

Leipzig, im December 1839.

---

[749] Als ein sich vorzüglich zu Weihnachtsgeschenken eignendes Werk empfehlen wir das in unserem Verlag erschienene und in allen Buchhandlungen vorräthige

Laienbrevier

von

Leopold Schefer.

Dritte Auflage.

724 Seiten auf feinem weißem Papier. 8. $2\frac{1}{2}$ Thlr.
Elegant gebunden für 2 Thlr. 25 Sgr.

Eine Reihe von dichterischen Betrachtungen und Sprüchen, das gesammte innere und äußere Leben des Menschen und der ihn umgebenden Natur umfassend, nach den Tagen des Jahres geordnet.

Gehalt und Darstellung in gleicher Vollendung erheben das Laienbrevier zu dem vorzüglichsten Werke eines der ersten Dichter und Denker deutscher Nation; und seine Bedeutung, ein wahrhaftes Hausbuch für dieselbe zu seyn, bewährt sich auch in der Anerkennung und Verbreitung, deren es täglich sich reichlicher erfeut.

Berlin 1839.

Veit und Comp.

---

[719] In Carl Gerolds Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und daselbst so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Das

Strafgesetz

über

Verbrechen

sammt

den dazu gehörigen Verordnungen.

Herausgegeben

von

J. E. Waser,

Doctor der Rechte und k. k. Professor des Natur- und des österreichischen Criminal-Rechtes an der Universität zu Innsbruck.

gr. 8. Wien 1839. Preis 1 Rthlr. 16 Gr. sächs.

Die vielen zum Strafgesetze über Verbrechen nachträglich erschienenen Verordnungen machen unbezweifelt ein Handbuch wünschenswerth, welches eine vollständige und zugleich bequeme Uebersicht aller gesetzlichen Bestimmungen über die Bestrafung der Verbrechen gewährt. Die Verlagshandlung glaubt in dieser Hinsicht das oben bezeichnete Handbuch sowohl den Studierenden, als auch den praktischen Criminalisten vorzüglich empfehlen zu können, indem darin nicht nur die bis zum Mai 1838 kund gemachten Verordnungen mit möglichster Genauigkeit gesammelt, sondern auch die im Strafgesetzbuche vorkommenden Paragraphen wörtlich aufgenommen, und bei jedem einzelnen Paragraphen die dahin gehörigen Verordnungen in chronologischer Ordnung eingeschaltet wurden. Durch diese zweckmäßige Art der Zusammenstellung zeichnet sich dieses Handbuch vor allen bisher erschienenen aus, und erhält durch dieselbe eine erhöhte Brauchbarkeit, besonders, da auch das Auffinden einzelner Verordnungen durch ein chronologisches und durch ein Sach-Register erleichtert wird. Die Beziehungen der Verordnungen auf verschiedene Paragraphen werden durch kurze Noten angedeutet.

---

[721] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Der Weltbürger.

Ein historischer Roman aus den Jahren 1830–32

von

Ferdinand Stolle.

3 Bände. 8. Velinp. Preis 4 Rthlr. 12 Gr.

Der durch sein Kaiserdrama: „1815 und Elba und Waterloo,“ das sich eines so hohen und allgemeinen Beifalls nicht allein in Landen deutscher Zunge zu erfreuen hatte, auf dem Gebiete des geschichtlichen Romans rühmlichst bekannte Herr Verfasser bietet hier dem Publikum einen neuen Roman dar, welcher die welterschütternden Ereignisse der Jahre 1830 bis 1832 in der anziehendsten Form mit kunstgewandter Hand dem Beschauer vorführt und die obengenannten Werke seiner Muse an Interesse noch überbieten dürfte.

Leipzig, im November 1839.

Ed. Meißner.

---

[714] Bei Goedsche in Meissen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Allgemeine

Weltgeschichte

bis auf die neueste Zeit
für alle Stände

vom Prof. **A. L. Herrmann.**

8te verbesserte und vermehrte Auflage in 8 Heften mit 8 Abbildungen und 8 colorirten Karten.

Erstes Heft 7 Gr.

Wem daran gelegen ist, einen zusammenhängenden Ueberblick der Geschichte zu erlangen, und in gedrängter, aber doch noch immer unterhaltender Kürze eine tiefere Einsicht in das Getriebe der großen Weltereignisse zu erhalten, glauben wir dieses bereits in der ersten Auflage mit Beifall aufgenommene Geschichtswerk empfehlen zu können. —

Die dem Werke beigegebenen bildlichen Darstellungen und Karten werden dazu dienen, die geschichtlichen Hauptmomente noch eindringlicher zu machen.

Vollständige Völkergalerie

in getreuen Abbildungen aller Nationen mit ausführlicher Beschreibung derselben. Jedes Heft mit **24 — 26 Abbildungen kostet schwarz 5 gGr., schön colorirt 9 gGr.**

1. Band enthält Asien, Afrika, 2. Bd. Amerika, Australien, 3. Bd. Europa.

Der Rezensent in der Schulzeitung sagt: Wenn die Länder- und Völkerkunde der nach Bildung strebenden Jugend ein so hohes Interesse gewährt, so ist es vorzüglich derjenige Theil derselben, welcher sich mit der physischen und geistigen Beschaffenheit, der Körper- und Geistesbildung, der Kleidung, der Sitten und Gewohnheiten der verschiedenen Erdbewohner beschäftigt, der diese Theilnahme in hohem Grade steigert. Vorliegende Völkergalerie verdient deßhalb beifällig aufgenommen zu werden; sie ist um so brauchbarer, als sie durch die beigegebenen Kupfertafeln die Worte des Textes versinnlicht, der Anschauung näher bringt, das Auffassen des Mitgetheilten erleichtert und behaltbarer macht.

Dieses schöne Werk ist nun vollendet.

№ 300.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 16. December 1839.

O freue dich am hellen Sonnenglanze,
Freu dich an seinem Kind, der stillen Pflanze,
Der Alpenlerche, die sich einsam schwingt,
Am Schneegebirg, das durch den Himmel dringt!
Laß Bergeslüfte froh dein Herz durchschauern!

Lenau.

Gebirgswanderung.

(Fortsetzung.)

Bin ich so lange gestiegen und bin ich noch immer so fern dir,
Die ich zum Ziel mir erlas, blendende Krone des Wegs?
Drunten, wie standst du so nahe, wie schienst du im Flug zu erreichen,
Wie dich das erdlose Blau dort, das beschwingte, umfaßt,
Droben, wie wardst du so fremd mir? wie thronst du, ein Göttergedanke,
Ruhig und riesig und streng über der niedrigen Welt!
Dunkle Stäbe, gesetzet dem Fremdling die Straße zu zeichnen,
Heben sich traurig und still über den knisternden Schnee;
Schriftlos ihr einziger Arm; doch sagt er genug für den Pilger,
Denn wie zur Ewigkeit führet aufwärts ein einziger Pfad.
Langsam zieht er sich hin, damit nicht der Dämon, der lezte,
Daß nicht der Schwindel dem Herz deute zur Tiefe hinab,
Wo sich in nickender Welle, als bärg' er ein schaudrig Geheimniß,
Welkend ein Streifen von Schilf über das Erdgeröll beugt.
Hinter mir, tief in dem Abgrund, wie Zeiten verschwundener Jugend,
Liegt das versunkene Reich freudiger Stimmen der Luft.
Nur von den Gletschern herunter, den stöhnenden, schäumend und ruhlos
Rauscht des entfesselten Bachs heimathbegehrender Lauf.
Flügelnd der Rabe nur schwebet und nur dort oben der Geier
Einsam, ein schattender Punkt, in dem unendlichen Tag.
Bist du so wenig verwandt, o Erde, dem himmlischen Bruder?
Bleibet der Wiege so nah, drin sie geschlummert, die Luft?
Schwarz und blumenlos ziehet sich neben mir windend ein See hin,
Grausig herauf aus der Nacht sucht mich das Auge des Lichts.
Starrend hinauf in den Himmel und immer verlass'ner und wilder
Halten das feuchtende Haupt lautlos die Höhen empor.
Geane Jahrtausende lang hat Titan mit Titan hier gerungen,
Einer des Stoffs Urkraft, einer die Welle der Zeit.
Tausend von Siegen gewann sich die Zeit an dem trotzenden Gegner,
Jeder errungene Sieg zeigt nur wie endlos der Kampf.
Flutmaß seyd und Symbol, ihr Felsen, vom Meere des Lebens,
Welchem der Spiegel zerreißt, aber der Grund nicht versiegt!
Frühe schon zu euch empor hat die Woge der Schöpfung geschlagen
Hoch, in bacchantischem Schwung, wie es die Jugendkraft hebt.

Angespült saht ihr hinab auf die schäumende Mutter der Anmuth,
Wie auf der Erde Gewühl heute noch ferner ihr blickt.
Immer noch suchet sie ringend den Haltpunkt der Freiheit und Schönheit,
Wie sie in gährendem Sturm damals die Axe gesucht.
Bis zu euch Mächtigen greift noch immer die Brandung der Tiefe,
Eine Titanin wie ihr, fodernd den Aether dem Haupt.
Längst ist der Sohn des Hamilkar der Einzige nicht mehr, der siegreich
Brausender Tage Geschlecht über die Alpen geführt.
Welche Heroen erlagen und was für Götter verblühten,
Seit euch, Hüter des Thals, röthend der Morgen beglänzt!
Aber das Herz ist das gleiche; es wird nie älter, es träumt nur
Bis ein gewaltiges Wort wieder beim Namen es ruft.
Vor ihm noch thürmt sich die Zukunft, wie ihr, ihr Nachbarn des Himmels,
Und wie auf euch es den Weg, findet zum Ziel es ihn auch.
Ueber Aeonen einst steht es, wie ihr, mit der Kraft für Aeonen
Und nur den äußersten Rand hat ihm das Wetter gestreift.
Doch zu dem eisigen Scheitel des Bergs, wer folgte dem Wandrer?
Wer um die nächtliche Kluft schwebet, ein lichtes Phantom?
Blumen sind drunten geblieben und drunten die Stimmen der Lerchen,
An das verödete Haus bauet die Schwalbe nicht an.
Eine nur zog mit heraus von den schmeichelnden Blüthen der Tiefe,
Eine, die gaukelnden Flugs über den andern sich wiegt.
Mählig, in tastender Woge, durchzieht sie den ewigen Winter,
Fühlt in dem harten Gestein noch die Verwandtschaft des Thals.
Schmetterlingskreise, ihr holden, des Aethers beseeletes Spielzeug,
Seyd mir auf felsiger Bahn, zarte Gefährten, gegrüßt!
Leicht aus den Tiefen zum Himmel erhob euch der Gott, dem ihr trautet,
Leicht zu den Rosen zurück führt euch sein schützender Hauch.
Siehe, so schweben zu uns auf die nackte Höhe des Lebens
Leis die Sylphiden der Brust, Bilder der Kindheit, empor;
Jene Genossen des ersten, des selig getrunkenen Lichtes,
Strahlend und mailich und leicht, wie es zuerst uns umquoll.
Was ist nicht unten geblieben von süßen Entwürfen des Herzens,
Was von Glauben und Schwur ward nicht zum dämmernden Traum!
Aber es flattern nach oben die Blüthen der kindlichen Tage,
Wie ein zerrissener Kranz suchend noch immer das Haupt.
Göttliche Sonne, du bist es, die still auf die knospende Seele
Also mit Geistergewalt leuchtend dein Siegel gedrückt!
Wie du die Rosen erschufest, so hast du auch jene geschaffen,
Nur daß sie wilder der Sturm, fester die Erde sie faßt! —
Und jezt ein Blick von dem Gipfel! doch heimathlos breitet die Sehkraft
Ueber des höchsten Gebirgs off'nem Geheimniß sich aus;
Denn sie durchflieget die Stätte, die eigen der Gott sich behalten,
Als er an Freude und Schmerz theilte die übrige Welt.
Nimmer erbebt da ein Wald vor des Schneefalls rollender Kreisung,
Wenn sie, umzischt von der Luft, schütternd die Erde zerreißt;
Nimmer vom Felsen hinab in den Abgrund stürzt sich die Gemse,
Die mit geflügeltem Pfeil wild die Verzweiflung verfolgt:
Wandellos herrschet der König; hinunter verbannt zu der Hoffnung
Wurden die Schrecken und fern steht von Bewerbern sein Thron.
Wie soll die Schicksalverfall'ne, die Psyche, dem Mächtigen nahen,
Auf das verschloss'ne Gebild drücken der Tochter Gepräg?
Wie in die Strenge des Stoffs soll die Furche des Daseyns sich zeichnen,
Mit dem befruchtenden Zug leise ihn binden dem Herz?
Oder entsteiget der Vater, von schweigender Sehnsucht geleitet,
Selber vielleicht seinem Thron suchend zur Tiefe hinab!
Gibt an die Schauder er dort und gibt an die Freuden die Herrschaft,
Bis er gefunden das Kind in dem unendlichen Thal?
Weil er genahet ihm dort, ein Pilger im säuselnden Zwielicht,
Kennt jezt den Hohen es nicht, welchen die Krone umstrahlt? — —

(Schluß folgt.)

Allerlei über Thiersprache und musikalische Thiere.

(Fortsetzung.)

Man müßte taub oder blind seyn und dämmernd in die Natur hineinstarren, um nicht täglich zu bemerken daß verschiedene Töne bei den Thieren überhaupt auch verschiedene Empfindungen, Begehrungen, Affekte, z. B. Hunger, Liebe, Zorn, Schrecken, Freude ausdrücken. Schon Lucrez bemerkt, daß der Hund anders schreie, wenn

er zornig ist, anders, wenn er mit seinen Jungen spielt, anders wieder, wenn er mit eingezogenem Rücken den Schlägen seines Herrn zu entgehen sucht. Anders pfeift oder schlägt der Fink, wenn er Freudigkeit oder Trauer ausdrückt, oder Veränderung der Witterung verkündigt. Der Wachtelhahn schreit anders, wenn er seiner Sicke ruft, als wenn er kampfgierig ist und mit einem andern Hahn anbindet.

Man kann die mehr aus Empfindungslauten bestehenden Thiersprachen nach den verschiedenen Organen, wodurch sie hervorgebracht werden, verschieden darstellen und bezeichnen. Bei den Säugethieren entsteht der Laut mehr vermittelst der Lippen, etwa wie bei den Kindern, wenn sie zu lallen anfangen, wo alsdann die Lippenbuchstaben, die besonders zur Bezeichnung von Vater und Mutter, von Speise und Trank u. s. w. dienen, vorherrschend sind. Die Säugethiere brüllen, meckern, muhen, blöcken, bellen, wiehern, grunzen: es ist Lippensprache. Bei den Vögeln geschieht es mehr durch die Zunge; daher pfeifen und singen sie mehr; ihre Sprache ist mehr Zungensprache, und mithin die vollkommenste unter den thierischen. Die Amphibien bringen ihre Töne mehr durch den Gaumen hervor; sie quacken, knurren, heulen, ausgenommen die Schlangen, welche zischen (sibilant).

Die Stummen unter den höhern Thieren oder Vertebraten, die Fische, kommen hier kaum in Betrachtung, die Insekten aber bloß als die Instrumentalmusiker in der Thierwelt, die von den Geigern, Cymbalisten, Tambourin=, Harmonika= oder Maultrommelspielern unter den Menschen sich dadurch unterscheiden, daß ihnen die Instrumente angeboren sind.

Ehe ich auf die einzelnen Thierklassen und Thiergattungen komme, muß ich voraus bemerken, daß auch die Thiere uns Menschen selbst weit besser verstehen, wenn wir mehr in Empfindungslauten zu ihnen sprechen und damit angemessene Mimik, die ja unsere eigene Sprache so sehr verstärkt und ergänzt, in Verbindung bringen. — Man kann z. B. einem Hunde Stundenlang etwas vortragen; so bald es mit monotoner Ruhe, ohne Ausdruck des Affekts geschieht, bleibt er selten ruhig und merkt wenig darauf, treibt Allotria, wie ein fauler Schulknabe, schnappt nach Mücken, gähnt und dehnt sich. Aber man erhebe die Stimme, man lasse besonders Empfindungslaute, als: Ha! Oh! u. s. w. ertönen, man verschärfe dabei den Blick, verbinde heftige Bewegungen der Hände, des ganzen Leibes damit, und der Hund wird affizirt werden, er wird zornig bellen oder erschrecken, den Schweif einziehen, heulen und dergleichen mehr thun. Ein dunkles Gefühl sagt ihm, daß sein Herr zürne, daß er gern Schläge austheile, wenn er so sich benehme und geberde u. s. w.

Unsere Interjektionen selbst, als die ursprüngliche, reine Sprache, die Vokalsprache, allein, oder bloß mit Hauch= oder Zischlauten verbunden, könnten wir Thierlaute nennen, wenn sie nicht immer ein dunkles Denken voraussezten, und ein einziger abgebrochner Ausruf oft eine ganze verhüllte Welt von Gedanken und Empfindungen involvirte, die besonders durch Mimik, welche solche Laute zu begleiten pflegt, noch mehr hervorgehoben wird. — Nicht Unrecht hat der griechische Philosoph Straton, der zu beweisen sucht, daß wir ohne Denken auch nicht einmal empfinden könnten. — Die Thiersprachen sind übrigens, wie die Empfindungslaute bei den Menschen selbst, seit Erschaffung der Welt allenthalben dieselben. — Der welthistorische Hase, den die Deutschen unter König Arnulph im Lager vor Rom aufschreckten und verfolgten, und der ihnen den Weg zu den schon verlassenen Mauern der Stadt wies, quickte in seiner Angst wohl nicht anders, als die in Deutschland, wenn sie verfolgt und ergriffen werden. Die altskandinavischen Schweine mochten wohl nicht anders gegrunzt haben, als jenes zu Falaise in der Normandie, welches im vierzehnten Jahrhundert, von Rechts wegen und um des abschreckenden Beispiels willen, hochnothpeinlich gerichtet wurde, weil es ein Kind getödtet hatte. Die capitolinischen Gänse, als sie die herannahenden Gallier bemerkten, haben wohl eben so geschnattert, als die gallischen, durch welche der heilige Martin in seiner Höhle verrathen wurde. Der französische Spatz versteht sogleich den deutschen, ohne eines Dolmetschers zu bedürfen; und die Frösche des Aristophanes koarten nicht anders, als jene, die der heilige Antonius in einem See bei Montpellier zum Schweigen brachte.

Die Thiersprachen sind größtentheils einsylbig, etwa wie die chinesische; allein die einzelnen Laute der erstern erhalten, wie die einzelnen Wörter dieser so schweren Sprache, durch Dehnung oder Abstoßung und Schärfung, durch die Betonung überhaupt verschiedene Bedeutung. Es läßt sich auch damit das spanische Wort Pues vergleichen, ein wahrer Lückenbüßer, mit welchem der mundfaule Spanier alles beantwortet. Je nachdem er mit dem Kopfe ein bejahendes, verneinendes oder bezweifelndes Zeichen dazu macht, bedeutet es: Ja! — Nein! — Insofern. — Aber. — Sie haben Recht. — So. — Schön. u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., December.

(Schluß.)

Kunst. Castilho. Fröbel. Ole Bull.

In der Städelschen Gemäldegalerie sind im Laufe dieses Monats mehrere interessante Kunstgegenstände ausgestellt

worden. Außer den vom Lithographen Vogel gefertigten Daguerreschen Lichtbildern sahen wir ein Liepmannisches Oelgemälde, welches, wenn auch theilweise noch ungenügend, erkennen ließ, welcher Ausbildung diese interessante Erfindung fähig ist. Unter den ausgestellten Gemälden erregten zwei von Lessing am meisten Sensation: eine romantische Harzgegend, und der von Palästina heimkehrende Kreuzritter. Mit jedem neuen Bilde Lessings bestätigt es sich immer mehr, daß er zu den ersten jezt lebenden Malern zu zählen sey. — Ein portugiesischer Gelehrter, Herr von Castilho, eröffnete einen Cyclus von sechs Vorlesungen über Mnemonik, nachdem er zuvor in einer Sitzung Proben seines Gedächtnisses abgelegt. Diese mußten allerdings Erstaunen erregen, da er seinem Gedächtniß Lasten aufbürdete, welche jeden Andern erdrückt haben würden. Unendliche Reihen von unzusammenhängenden Zahlen und Wörtern, tausendfältige Nomenclaturen und chronologische Curiositäten wußte er herzusagen, und die verwickeltsten, schwierigsten Fragen schnell und sicher zu beantworten. So sehr wir nun Castilhos mnemonische Kunststücke bewundern, so wenig können wir uns mit dem Systeme, dessen Nutzen er darzulegen bemüht ist, befreunden. Mag der Grundsatz der Ideenverknüpfung, auf welchen Castilho baut, ganz richtig seyn, die Anwendung, die er davon macht, ist so verwickelt, so schwierig, daß die Erlernung und Ausübung derselben von vorne herein ein sehr gutes Gedächtniß verlangt. So z. B. stellt er Zahlen durch Worte dar, und läßt daraus Sätze, am besten in Reimen, formen, welche dann eine Reihe von chronologischen und historischen Momenten bilden. Hätte man nun nur ein paar Dutzend solcher mnemonischen Reime zu behalten, so wäre es gut; aber wie vieler Tausende bedürfte es, um nur ein Stück der Weltgeschichte im Kopfe zu haben! Es gibt eine weit einfachere und sicherere Gymnastik der Gedächtnißkraft. Castilhos Methode ist mehr nur eine Curiosität. Dasselbe gilt wohl von Fr. Fröbels System, kleinen Kindern das Spielen zu lehren, welches hier gegenwärtig in zwei Lehranstalten versucht wird. Fröbel hat nicht Unrecht, wenn er behauptet, die Spiele der kleinen Kinder müßten mehr beachtet und beaufsichtigt werden, als es gewöhnlich geschieht; aber er geht zu weit, wenn er sie methodisch ordnen und ganz planmäßig betreiben will. Man soll der Natur wohl in die Hände arbeiten, aber man darf sie nicht durch Künstelei verdrängen wollen. Fröbels Methode macht hier, wie überall das Neue, einiges Aufsehen; festen Fuß dürfte sie schwerlich fassen.

Ole Bull, der Mann von europäischem Rufe, hat hier drei Concerte gegeben. Zu viel Ruf kann einem Mann auch schaden. Dem norwegischen Virtuosen ist der seinige offenbar über den Kopf gewachsen. Man ließ hier seiner seltenen Technik Gerechtigkeit widerfahren, aber Begeisterung weckte er nicht. Schon sein zweites Concert war nur mittelmäßig besucht und das dritte noch weniger. Die beinahe verdoppelten Eintrittspreise mochten das Ihrige beitragen, den Besuch zu vermindern. Nach dem fast einstimmigen Urtheile aller Sachkenner besizt Ole Bull eine, seit Paganini nicht da gewesene Technik und Virtuosität, wie auch einen wundervollen Ton; dagegen sind seine Compositionen weniger gehaltreich, sein Vortrag weniger hinreißend. Auch beeinträchtigen die gehäuften Effekthaschereien und Kunststücke seines Spieles den wahren Eindruck.

Genf, December.

Die Pensionen.

Nachdem ich im vorigen Briefe von den Pensionen für Knaben gesprochen, sollte ich jezt zu den Erziehungsanstalten für Mädchen übergehen; da hier aber nur das Niederer'sche Haus zu erwähnen ist, und dieses eine viel höhere und allgemeinere Bedeutung hat, so wende ich mich vorab zu den Pensionen für junge Männer aus dem Gelehrten-, Handels- und Adelsstande, die zu ihrer Ausbildung nach Genf kommen, und denen es nicht nur um das, was auch ein Gasthof gewährt, sondern um gute Gesellschaft, Anschluß an einen gebildeten Familienkreis, geistvolle Unterhaltung u. s. w. zu thun ist. Da in Genf mehrere hundert Familien Pensionäre aufnehmen und beinahe in jeder so viel conversationelle Bildung vorhanden ist, als man in Deutschland nur in den höheren Ständen findet, so kann ein junger Ausländer, der als Zugabe zur Pension nur Gelegenheit, französisch zu sprechen, verlangt, fast überall seinen Zweck erreichen, und vielleicht noch besser in Familien des mittleren als des höheren oder geistlichen Standes (fast alle pasteurs und ministres nehmen Pensionäre). Diejenigen, welche höhere intellektuelle Ansprüche machen, finden in den Häusern der HH. Cherbuliez, Ferucci und Müller Alles, was sie suchen, und wohl mehr. Doktor Cherbuliez, dem ich an Gelehrsamkeit, Bildung und Liebenswürdigkeit keinen Genfer vorzuziehen wüßte, ist Professor am Collège; Mme. Cherbuliez ist in hohem Grade geistreich. Herr Ferucci aus Bologna, Professor der lateinischen Literatur an der Akademie, ein geschmackvoller Latinist und wohlunterrichteter Archäolog, macht eines der angenehmsten Häuser der Stadt; wer den Genuß haben will, einige Abende in der Woche aus der etwas kühlen Atmosphäre Genfs plözlich in wärmere italienische Luft versezt zu werden, in eine meist aus italienischen Elementen zusammengesezte sorglos heitere Gesellschaft, die Musik, Poesie und Scherz liebt und versteht, der suche sich dem Kreise anzuschließen, den Hr. und Mme. Ferucci um sich versammeln. Von Mme. Ferucci muß ich noch anführen, daß sie ihre Kenntniß der griechischen Dichter und ihre eigenen Poesien nur vor den Intimen zeigt. Herr Doktor Müller bewohnt eine anmuthige Campagne dicht vor dem Thore; so viel ich weiß, leben mehrere junge Herren, welche die Akademie besuchen, in seinem Hause, sicherlich zu großem Vortheil ihrer linguistischen, wissenschaftlichen und Weltbildung. Auch bei Herrn Todier, ebenfalls vor dem Thor und dicht am See, lebt sich's angenehm und in guter Gesellschaft. Es mag noch mehr Häuser dieser Art geben; ich habe aber nur von dem reden wollen, was ich aus eigener Erfahrung kenne.

Das Niederersche Haus, seit dreißig Jahren in den Culturländern Europas als Mädchenerziehungsanstalt berühmt, verdiente wohl einen ausführlichen Historiographen. Eine Geschichte dieser einzigen Anstalt würde nicht nur die Geschichte eines Erziehungshauses, sondern ein Hauptstück aus der Geschichte der modernen Pädagogik seyn. Die Anstalt wurde vor einigen Jahren von Yverdon nach Genf verlegt, um größere Lehrerkraft zu gewinnen. Doktor Niederer und seine Gattin sind bekannt. Jener schloß sich 1800, seine Pfarrei aufgebend, Pestalozzi an, entwickelte dessen Prinzipien und brachte des Meisters Anschauungen auf den Begriff, systematisirte die neue Lehre und vertheidigte sie gegen Angriffe und Mißverständnisse, machte den Pestalozzianismus literaturfähig und war mit Einem Worte der Gelehrte und Philosoph der ganzen Schule. Der selige Nägeli bezeichnete das Verhältniß beider Männer trefflich, indem er sagte: „Sie sind nur ein Doppelgenius; Pestalozzi hat Feuer geschlagen, Niederer hat das Licht angezündet."

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 127.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 301.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 17. December 1839.

> Weigh your own worth, support your place,
> The next in rank to human race.
> Boldly to every thing attend,
> And men your talents shall commend.
>
> Gay.

Allerlei über Thiersprache und musikalische Thiere.

(Fortsetzung.)

Sprache ist mit Musik verwandt und oft selbst die schönste Musik. Auch in der Thierwelt finden sich viele Geschöpfe, die besonders Sinn und Geschicklichkeit für Musik und Rhythmus zu besitzen scheinen, ja selber so zu sagen musikalisch sind. Bei den einzelnen Thieren werde ich besonders darüber sprechen.

Wir beginnen, wie natürlich, mit den Säugethieren; doch können wir hier nur einige herausheben, die für unser Thema etwas Interessantes haben. Obgleich diese Classe sich auf einer höhern Stufe befindet, als die Vögel, und einige unter ihnen, wie der Elephant, was schon jeder Abcschüler aus seiner Fibel weiß, ferner der Hund und das Pferd beinahe menschlichen Verstand besitzen, so ist doch keines von diesen Thieren im Stande, musikalische Töne von sich zu geben, geschweige menschliche Worte nachzusprechen. Auffallend tief steht in dieser Hinsicht der Affe, der, anderweitiger Ursachen wegen, gewöhnlich vorangestellt wird. Bekanntlich hat Camper, dem Linné gegenüber, aus der Zergliederung eines Orang-utangs gezeigt, daß er eben so wenig einer menschlichen Stimme als des aufrechten Ganges fähig sey. Die Stimme der Affen ist verschieden: bei manchen ein scharfes Pfeifen oder Flöten, bei andern ein Geplärr, Geheul oder Gebrüll. Vor allen zeichnet sich durch lezteres jener amerikanische Affe aus, der eben deßwegen Brüllaffe und von Geoffroy Stentor genannt wird. Er heißt auch Beelzebub und Prädikant. In Brasiliens Urwäldern einheimisch, verführen sie in Menge ein schreckliches, Stunden weit erschallendes Geschrei. Sie haben sogar, wenn anders der Bericht wahr ist, ihren eigenen Kantor. Dieser sizt erhöht, und um ihn versammeln sie sich Vor- und Nachmittags. Dee Kantor singt vor mit lauter Stimme, gibt dann mit der Hand ein Zeichen, worauf die ganze Gemeinde einfällt und so lange fortfährt, bis jener wieder das Zeichen mit der Hand gibt und den Gesang beendigt. So lautet die Erzählung. — Auch der rothe Brüllaffe, gleichfalls in Südamerika, zeichnet sich, wie schon sein Name andeutet, durch einen brüllenden Baß aus. Schon einer macht Lärm genug, daß man es eine halbe Stunde weit hört, geschweige erst, wenn zwanzig solcher Gesellen auf einem Baume sitzen und nach Mitternacht ihre Stimme erschallen lassen. Uebrigens zeichnet sich dieser Affe auch durch seine Kleidung aus. Er trägt gern eine gelbrothe Jacke, die einen feinen Glanz hat, Halbärmel, lange Hosen, eine dunkelrothe Halsbinde, und kämmt sich seinen stattlichen Backenbart herunter, wie

ein anderer Dandy auch. — Auch andere Affen, um es beiläufig zu erwähnen, zumal in der alten Welt, lassen sich nicht nur einen dichten Backenbart wachsen, wozu sie keiner englischen Löwenpomade bedürfen, sondern halten auch viel auf bunte, glänzende Kleidung. So der von Raffles entdeckte Schlankaffe, Simpai genannt, der sich in herrliches Roth kleidet, das mit lebhaftem Goldglanz schimmert. Er soll prächtig aussehen in dieser Galakleidung. Manche gibt es auch, die noch ziemlich altfränkisch ihre Perrücke, oder sogar in den heißen Ländern, wo sie zu Hause sind, Pelzmützen tragen.

Ehe ich die Affen verlasse, die, beiläufig zu sagen, „erste Akrobaten" im Reiche der Thiere sind, und unsere Lehrmeister in solchen noblen freien Künsten gewesen seyn mögen, muß ich noch erwähnen, daß die englischen Offiziere, welche auf Gibraltar in Garnison liegen, bemerkt haben wollen, wie regelmäßig bloß an jedem Sonntage sich eine Menge Affen auf einem gewissen Flecke des Felsens zeige, von wo aus man den Platz übersieht, auf welchem die Kirchenparade stattfindet. Ist's bloße Schaulust, etwa um die rothen, bunten Uniformen zu sehen, oder Sinn für Musik, was sie dort versammelt? — Manche meinen, daß es vermuthlich Affen gewesen seyen, die durch ihren nächtlichen Lärm Veranlassung zu der Sage von dem geheimnißvollen, zur Nachtzeit ertönenden Geschrei der Faunen und Satyrn gegeben haben, von welchem bei den Alten hie und da die Rede ist.

Früherhin sah man häufig Affen besonders von der Art, die man Magos oder türkische Affen nennt, mit Kameelen nach Deutschland kommen; jetzt nicht mehr. Da war's immer ein ergötzliches Schauspiel für die liebe Jugend, ja für Erwachsene selbst, wie die drolligen Thiere auf dem Höcker der Kameele saßen, und wie diese, beim Klange von Trommeln und Pfeifen im Takte einherschreiten oder tanzen mußten.

Kameele haben wirklich viel Sinn für Musik. So erzählt man, daß, wenn sie auf den Caravanenzügen durch die Wüste zu ermatten anfangen, die Araber und Türken sie durch Musik, besonders durch Flötentöne und Gesang zu ermuntern pflegen. Schläge und dergleichen würden nichts helfen. — Das verwandte **Pferd** äußert ebenfalls viel Sinn für Musik. Schon die Alten wußten viel davon zu erzählen. Unter andern erwähnt der ältere Plinius, der ihm überhaupt noch Manches, an das Wunderbare, d. h. Menschliche grenzende nachrühmt, daß bei den wegen ihrer Weichlichkeit verrufenen Sybariten die Kriegsrosse nach den Tönen einer Flötensymphonie wie zum Tanze sich zu bewegen gelehrt wurden. Diesen Sinn für Musik und rhythmische Bewegungen können wir ja selbst täglich bei unsern geschulten Kavalleriepferden und englischen Reitergesellschaften wahrnehmen. Beiläufig erwähne ich, daß dieses edle Thier, das so **viel leisten** und so **viel leiden** muß, eben wegen seiner Klugheit und Geschicklichkeit, einmal selbst das tragische Schicksal erfahren mußte, das sonst Ketzer und Hexen zu Theil wurde. Es war nämlich zur Zeit des Walter Raleigh ein Schotte, Namens Banks, ein Tausendkünstler, der mit einem abgerichteten Kunstpferde in der Welt herumzog. In Paris glaubte man, er stehe mit dem Teufel im Bunde; er ward deßhalb in Verhaft genommen und erst dann frei gesprochen, als er mit Mühe die Richter überzeugt hatte, Alles sey bloß menschliche Kunst. In Rom dagegen nahm man die Sache ernster; der Mann und sein kunstreiches Pferd wurden auf Befehl des Papstes öffentlich verbrannt. So erzählt Steevens, der Kommentator Shakespeares.

Auch dem **Elephanten** wird Sinn für Musik nachgerühmt. Was seine Stimme anbelangt, so klingt sie, wie schon Aristoteles bemerkt, trompetenartig rauh; aber sie war doch bei aller Widrigkeit nicht im Stande, den muthigen Römer im Zelte des Königs Pyrrhus zu erschrecken. — Daß der Elephant Sinn für rhythmische Bewegung haben müsse, erhellt schon daraus, daß ihn der Römer zur Kaiserzeit sogar auf dem Seile tanzen lehrte, was fast unglaublich klingt. Keinem Thiere rühmten die Alten so viel Menschliches nach, als dem Elephanten. Was Aristoteles von ihm erzählt, ist wohl ganz aus der Natur und Wahrheit gegriffen; der ältere Plinius dagegen schreibt ihm nicht bloß menschliche Intelligenz, Gedächtniß, Verständniß der Heimathsprache, sondern auch Sinn für Liebe und Ruhm, Rechtschaffenheit, die ja selbst bei den Menschen so selten sey, Verehrung der Gestirne und Anbetung von Sonne und Mond zu. Man mag darüber lachen oder lächeln. Man lache nicht. Es erinnert an die Hunde, die, frommen Ueberlieferungen zu Folge, im zehnten Jahrhundert in einem deutschen Kloster dem Gottesdienste andächtig beiwohnten und sich an Fasttagen der Fleischspeisen enthielten, wie aus Bayles république des lettres, p. 639 zu ersehen ist; ferner an den frommen Hasen, der noch im vorigen Jahrhundert in einem Barnabiterkloster zu Wien den Rosenkranz abzubeten pflegte. Die Menschen sind zu allen Zeiten dieselben.

(Fortsetzung folgt.)

Gebirgswanderung.

(Schluß.)

Doch in dem lichteren Westen entkeimet des Abends Verheißung,
Und zu der Rückkehr mahnt still sie den säumigen Schritt.

Schnell ist zur Niederung wieder gedrungen der sinkende Fußsteig,
Ueber ihn wieder empor thurmt sich gebietrisch der Kulm.
Aber ein milderer Bildner hat jezt in die Wildniß gegriffen,
Inniger schmiegt sich ihr an, wärmer der scheidende Tag.
Von einer Ebene wissen die weithin sinnenden Lüfte
Und in dem felsigen Kelch flütet ein heimlicher Licht.
Nicht mehr verschlossen und fremd für jede Gewohnheit des Herzens
Steht nun die Zelle, die rauh dort sich der Senne gebaut.
Wünsche sind da; es erwarten Gefässe den füllenden Abend
Und an die offene Thür hat jezt der Wandrer ein Recht.
Langsam die Matten herab ist der Heerde Zerstreuung gestiegen,
Nur für die Ruhe der Nacht wieder zum Bunde vereint.
Reizend gehoben erscheinet vom Muthwill des Lebens die Oede,
Stimmen des Hauses sind laut in die verlass'ne gesenkt.
Seyd in der Wüste willkommen, ihr spielenden Wellen des Daseyns,
Sey nach der Stille des Wegs frohes Gewühl mir gegrüßt!
Traulich umbringst du den Fremdling; die dunkle Besaitung des Busens
Wendet zur helleren Brust ahnend und sehnend sich hin.
Also aus der Natur unendlichem, schaudrigem Raume
Floh einst der Triften Geschlecht still zu des Menschen Geschick;
Kampflos ward er zum Herrscher; es hat ihm der Morgen der Zeit nicht
Ohne ein Zeichen des Pfads weckend die Stirne berührt:
Einsam die Wildniß durchzieht der schicksallose, der Löwe,
Wie das verschlagene Schiff irrend die Wellen durchstreift;
Aber Gefährten umspielten die zukunftgründenden Hände,
Und an der Heerde erzog leis sich des Herzens Gesetz. —
Noch von dem fernen Gehege vernehm' ich das wirre Getummel,
Tief noch im Innern des Walds tönt mir sein Glockengeläut'.
Doch ein durchglüheter Schimmer bespielet mir plötzlich das Antlitz
Und aus der klaffenden Schlucht wälzt sich ein breit'rer ihm nach.
Roth wird vor mir der Boden! es wallt von der Streue der Nadeln,
Wallet der rosige Hauch satt von dem Erdschwamm zurück.
Groß und flammend und nah, von der eigenen Glorie wachsend
Wie ein begeistertes Herz, ließ sich die Sonne herab.
Aufgescheucht schwingt durch die Aeste noch einmal beseligter Stimmen,
Einmal des kreuzenden Flugs Aufruhr lebendig sich hin.
Purpur schwanket auf Purpur; ein wogend gewordener Schatten
Steigt an dem leuchtenden Stamm trunken das Epheu hinauf;
Wankend umschlingt es die Kronen; es wird zum Thyrsus die Fichte,
Und ein erobernder Gott hält im Triumph sie empor.
Aber nur kurze Sekunden bestreifet der Himmel die Erde.
Schnell, wie die Schwalbe im Flug nickend die Wogen berührt.
Blässer schon glühen die Tannen, und bald aus dem dunkeln Gezweige
Ist die Erscheinung dahin, die es zum Morgen gemacht.
Aufgeschreckt zuckt eine Kühle durch's Dickicht der lispelnden Sträucher,
Schwirrend umspielt mir das Haupt leise ein Falter der Nacht.
Und mit dem Bild der Verklärung, der ätherentstieg'nen, im Busen,
Zieh' ich den thauigen Pfad langsam zur Tiefe hinab.
Grau an den Wiesen hinunter, gedrückt, wankt halmhoch ein Nebel,
Wie zu der ringenden Kraft schüchtern der Schlummer sich stiehlt.
Dämmrig wird es und still; nur die erdennahe, die Wachtel
Sendet des tiefern Gefilds kündende Stimme herauf.
Da des verlass'nen Gebirgs waldlosen beschneieten Schläfen
Schlingt des entflohenen Lichts Binde sich noch einmal um.
Leicht erst lag es am Gipfel, zerfließend in weicher Vertheilung,
So wie der nahende Herbst heimlich den Pfirsich beschleicht;
Wärmer dann schmiegte sichs an und endlich geöffnet und strahlend
Blüht mit durchpurpurtem Kelch voll aus den Knospen es auf.
Tiefer hinab ist die Rose des Westens und höher im Osten,
Prächtig aus Stille und Schnee tritt ihr Gedächtniß hervor.
Lange verweilt es dort oben, und rosiger wird es und lichter,
Wie sich in Trübe die Flur schwerer und dämmernder legt.
Endlich besäumet es unten der steigende Schatten, und endlich
Streift von dem wachsenden Schaft langsam die Blume sich los.
Aber im Auge noch blüht sie; es kehrt mit der lieblichen Täuschung
Auf den verödeten Berg wieder und wieder zurück.
Bis es vom Traumbild erwachet, und still und tief und unendlich
Leuchtet die Königin ihm hell aus den Höhen, die Nacht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

(Fortsetzung.)

Die Pensionen.

Es ist sehr zu beklagen, daß Dr. Niederer, der in seiner zweibändigen Schrift: „Pestalozzis Erziehungsunternehmen im Verhältniß zur Zeitcultur“ (1812—13) eine auch stylistisch und dialektisch ausgezeichnete und unendlich gedankenreiche Darlegung der Pestalozzischen Lehre gegeben und außerdem eine Menge von Aufsätzen geschrieben hat, die längst hätten gesammelt werden sollen, seit so vielen Jahren auf literarischem Wege Nichts mehr für das gethan hat, was er doch als sein Esse fühlt und als Lebensaufgabe erkennt. Seit fünfundzwanzig Jahren ertheilt er in dem Institut seiner Gattin den Religionsunterricht, seit zwanzig Jahren verspricht er seinen zahlreichen Freunden Veröffentlichung dieses Unterrichts, aber vergebens. Dann verdiente das obengenannte Buch umgestaltet und neu herausgegeben zu werden, so daß die vor dreißig Jahren nöthige, jetzt nutzlos gewordene Polemik gegen entweder längst verschollene oder auch von der öffentlichen Meinung an ihren Ort gestellte Gegner, z. B. Herrn von Haller, entfernt und eine rein objektive, wissenschaftliche Darstellung der Pestalozzischen Pädagogik, Didaktik und Culturpolitik gegeben würde. Endlich kann nur Niederer eine definitive Biographie Pestalozzis schreiben, und er ist sie uns schuldig. Wenn es nach einem älteren deutschen Philosophen heißt: „Du kannst, denn du sollst.“ so wende ich gegen Niederer den Satz um: Er soll, denn er kann. Möchte Dr. Niederer, der jetzt ein sechzigjähriger Jüngling ist, für den aber doch auch eine Zeit kommen muß, wo das Alter sich fühlbar macht, die Erfüllung meiner Wünsche, die sicherlich nicht bloß meine Wünsche sind, nicht länger verschieben! Hora ruit. Frau Niederer, geborene Kasthofer (Schwester des bekannten Bernerischen Regierungsrathes) ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen unserer Zeit. Frauen von so reinem Sinn, von solchem Takt, von solcher Harmonie der Kräfte, von solcher Klarheit des Verstandes, von solcher Energie des Willens, von solcher Höhe des Charakters sind mir mehrmals im Leben begegnet. Einen solchen Drang aber nach Erweiterung, Vertiefung und Festigung der eigenen Bildung, eine solche Lust, dann wieder den Andern mitzutheilen, „was der Gott gelehrt und was durch's Leben geholfen,“ ein solch unermüdliches Streben, ihren Wirkungskreis immerdar den Verhältnissen gemäß zu organisiren, eine solche Kraft, ihn stets belebt, beseelt und durchgeistet zu erhalten, auf daß nichts starr werde und kein Glied sich ablöse vom Ganzen; eine solche Begeisterung, für die natur- und culturgemäße Entwickelung ihres Geschlechts Weg und Ziel zu finden; dieses Streben, sich selbst der Lebensaufgabe gleich zu machen, oder, um mit Fichte zu reden, dieses In der Idee Aufgegangenseyn: dieses habe ich zuerst in der fast sechzigjährigen Frau Niederer beobachtet, Anfangs bewundernd, dann verehrend und liebend. Wenn irgend Jemand zum Erziehungs- und Bildungsgeschäft geboren, ja prädestinirt war, so ist es diese Frau, ebenfalls, wie ihr Gatte, Pestalozzis langjährige Gehülfin. So habe ich z. B. nie einen ähnlichen psychologischen und physiognomischen Scharfblick gesehen. Auch Nägeli hat dies bemerkt. „Manche Eltern (sagt er in einer kleinen Schrift: Pädag. Rede. Zürich 1830), die ihr eine Tochter zuführen, könnten sie gleich fragen, was sie von den Gemüthsanlagen ihres Kindes halte, und dürften leicht dasselbe noch näher als bisher kennen lernen. Was sie physiognomisch erschaut hat, das wird in der ersten Unterredung mit dem Mädchen vervollständigt. Sie weiß nun, wo die Natur in das Individuum vorzügliche Empfänglichkeit und Bildsamkeit hineingelegt hat, und da wirkt sie denn vorzugsweise ein. Das Gleichheitssystem, welches allen Zöglingen, auch den ungleichartigsten, dieselben Kenntnisse und Fertigkeiten in gleichen Quantitäten beibringt, ist in ihren Augen ein Vernichtungssystem des Individuellen, und daher pädagogisch verwerflich. Frau Niederer ist eine der allerpersönlichsten Erzieherinnen, die es jemals gegeben hat. Sie wirkt mit ihren Unterredungen immerhin so viel als durch den unmittelbaren Unterricht.“ — In der That, so ist's; ich habe es selbst gesehen, und daß ich es gesehen, rechne ich zu dem Erfreulichsten, was mir auf dem Lebenswege zu sehen vergönnt gewesen ist.

Ich behalte es einer späteren Zeit vor, der Welt ein ausgeführtes Charakterbild dieser hochherzigen Frau zu geben, die auf eine fast wunderbare Weise die Wärme der Jugend und die Kraft des mittleren Alters mit der Ruhe und Klarheit des höheren vereinigt. Ganz beiläufig bemerke ich, daß sie den Gedanken der Emanzipation der Frauen schon vor dreißig Jahren gefaßt und seitdem an der Realisation dieses Gedankens wacker gearbeitet hat. Nur sucht sie die Emanzipation nicht in dem Widerstande gegen die sittlichen Mächte, nicht in dem Zerstören der Lebensformen, die in Wahrheit nur Formen sind, um unser Glück sicher aufzunehmen, sondern in dem Geltendmachen der Einsicht, daß Mann und Frau zusammen erst das sittliche Individuum sind, daß beide sich integriren, und es eine Sphäre gibt, worin die Frau eben so selbstständig und frei seyn zu wollen berechtigt ist, als der Mann in der seinigen. Gar schön und eindringlich hat sie sich hierüber und noch manches Andere ausgesprochen in ihrer Schrift: „Blicke in das Wesen der weiblichen Erziehung“ (Berlin 1828), die ich — und ich rede als ein Kundiger, der von Platon bis auf Beneke das Beste über Erziehung gelesen — für ein pädagogisches Kern- und Grundbuch erklären muß. Bekanntlich ist pädagogische Literatur die grüne Wiese, worauf sich gar zu gern leere Köpfe und Schwätzer ergehen. Durch welches unnütze Strauchwerk von Phrasen, durch welche Oede von Gedankenlosigkeit muß man sich nicht bei Schwarz und Niemeyer durcharbeiten, ehe man zu einem fruchtbaren, erquickenden Gedanken kommt! Wäre nicht Frau Niederer durch und durch weiblich, so würde ich sagen, sie habe als Mann geschrieben, Niemeyer und Schwarz dagegen haben als Weiber geschwatzt. Daß eine Frau, die vielleicht tausend junge Mädchen erzogen hat, in einer Schrift, welche das Facit ihres Denkens und Erlebens gibt, die feinsten psychologischen Aperçus mittheilen kann, das ist kein Wunder; daß sich in ihrem Geiste, der gerade so unter der Kategorie der Continuität steht, wie in Rahels Geist die Discretion herrschte, die gesammelten Wahrnehmungen zu einer Einheit verknüpfen würden, das war gleichfalls zu erwarten; daß sie aber, ohne Hegel zu kennen, wie sie denn sehr wenig Bücher gelesen hat, vom reinen Wahrheitssinne geleitet, den Geist als Entwickelung betrachtet, die fabelhaften „Vermögen“ der vulgären Psychologie als Entwicklungsstufen auffaßt, und nun zeigt, wie Unterricht und Erziehung eben solche Stufen haben muß: das ist Etwas Großes. Es ist ein Schatz von Weisheit in diesem kleinen, aber inhaltschweren Buche, das auch Jungfrauen und Mütter lesen sollten, und von dem ich nur dies bemerken will, daß es die Erziehung nicht nur als ein für sich Seyendes betrachtet, sondern den Zusammenhang mit Kirche, Staat und Gesellschaft sorgfältig berücksichtigt. Im vorigen Jahre hat Frau Niederer zwei Bändchen „dramatische Jugendspiele“ drucken lassen und den Erlös dieser Schrift für die Bildung unbemittelter Erzieherinnen bestimmt. (Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 302.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 18. December 1839.

> Was unser Fleiß und unsre List und Klugheit
> Den Männern wie den Weibern abgelockt,
> Das konnten wir mit frohem Muth verzehren.
> Es soll auch künftig keinem fehlen; zwar
> Ist's dieser Tage — —
>
> Goethe.

Zwölf neue Stücklein.

Von Wilhelm v. Chézy.

IX.

Die schwarzen Fiedler.

Nach der regnerischen Herbstnacht brach der Morgen grau und unfreundlich an, dem Sumpfboden entqualmten Nebel und lagerten sich schwer auf der Tannen und Birken triefend niederhängende Zweige; das mit feuchtem Holz und Reisig genährte Feuer dampfte und rauchte, statt zu lodern und zu wärmen, und dennoch ertönten im wilden Forste die schmelzenden Klagen der Nachtigall, die wirbelnden Triller der Lerche, das Flöten, Schmettern, Pfeifen und Schlagen aller befiederten Sänger des Lenzes, begleitet von den rauschenden Tönen eines nicht großen, aber vollstimmigen Orchesters, dessen kecke, eigenthümliche Weisen sonderbar gegen den unbehaglichen Ausdruck auf den Gesichtern der Musikanten abstachen; denn die Zigeuner, frierend in ihren durchnäßten Lumpen, versuchten nur unwillig den neuen „Friffen" mit der Begleitung künstlichen Vogelgesangs, wie ihn auf der Wanderung über die Steppe der lange Miklos erst ersunden, um bei dem nächsten feierlichen Anlaß sich damit hervorzuthun, seinen und seiner Bande Namen und Ruhm hoch über den Wetteifer aller Nebenbuhler zu erheben, und so in seine und der Seinen Taschen die blanken Zwanziger, in den befranzten Kostök * den gelben Tabak, in die Kürbisflasche den geliebten Branntwein zu locken, wie es ihm bisher immer noch vor allen Andern gelungen war. Denn wo es weit und breit einen Tanz gab, da ward Miklos herbeigerufen, und wo an seiner Straße ein Werbezeit des Königs stand, da mußte er halten, um die „Verbunk" (Werbung) aufzuspielen, mit der keiner, wie er, die junge Mannschaft anzulocken wußte, daß sie sprang, sang und zechte, der Versuchung erliegend, das Handgeld nahm, den Handschlag gab und mit Hutschwenken ihr „vivat Franciscus rex!" jubelte. Dann zog der Zigeuner weiter, unbekümmert um die Reue der Armen, die im Rausch des Augenblicks ihre Zukunft der Fahne und dem Haselstock verpfändet, so wie er nimmer nach den Paaren umblickte, die bei dem Klang der Fiedel leichtmüthig in das Fegefeuer der Ehe sich getanzt hatten; blieb er doch so frei und froh, ohne Besitz und ohne Pflichten, wie der leichte Vogel auf dem Zweig. Seine Tänze aber waren immer keck und neu, der mannhafte kräftige Ungarische wie der frische Ländler, und seine Begleiter bedurften nicht des Fleißes und der wiederholten Proben,

---

* Der ungarische Tabaksbeutel.

nicht des Notenblattes und des taktschlagenden Bogens; der hinreißende Ton der ersten Geige genügte, augenblicklich die schwarzen Fiedler zu begeistern, und so war auch der Ländler mit dem Vogelgesang schnell begriffen und für alle Zeiten eingelernt.

Doch so kurz die Probe gewesen, den Zigeunern war sie dennoch gar lang vorgekommen. Keine Nacht von den vielen, welche sie auf feuchter Erde unter Regenschauern zugebracht, war ihnen so entsetzlich erschienen, als die vergangene. Ihre abgehärteten Leiber empfanden ein nie gekanntes schmerzliches Unbehagen, das unheildrohend die straffen Sehnen abspannte und die stets so leichten Gemüther mit dumpfer, krankhafter Sorge erfüllte; die Weiber saßen aneinander gekauert, stumpfsinnig das eigene Ungemach ertragend und nur bemüht, die zitternden, schreienden Säuglinge zu beschwichtigen; die halbnackten Kinder lagen platt auf der Erde bei dem Feuer unter dem Winde, ließen den Rauch über sich hinqualmen und suchten, so gut es anging, an der dürftigen Flamme sich zu erwärmen, während Niemand daran dachte, nach sonst gewohnter Weise das Frühmal zu bereiten, obwohl es nicht an Vorräthen fehlte und vom vorigen Tage noch ein Ochsenviertel dalag, das die kluge alte Czinka auf dem Wasen erbeutet; nur die leeren Branntweinflaschen traf mancher sehnsüchtige Blick. Millos war schier der einzige, der sich noch munter bewegte, mit festem Willen die Niedergeschlagenheit der krankhaften Verstimmung bekämpfte, aus der zierlichen Csikospfeife von Meerschaum dichte Wolken blies, obschon der betäubende Duft der feingeschnittenen Blätter ihm nicht recht behagen wollte und sein Gehirn sich wie im Kreise drehte, während er seine Festkleider putzte und anlegte, bis er endlich, blank und sauber vom Kopf bis zu den Füßen, in seinen enganschließenden und reichbesetzten rothen Hosen gleich einem Edelmann unter seinen Gesellen dastand, die er um eine Kopflänge überragte und mit denen er wenig mehr gemein zu haben schien, als die tiefbraune Farbe der Haut, die pechschwarzen Haare und Augen und den leichten, schlanken Gliederbau. — Noch einmal herzte er den schwarzen Buben, sein getreues Abbild, warf ihn dann wie einen Ball in den Zwergsack auf der Mutter Rücken und winkte dem Weib, die Wanderung anzutreten. Hollanka sah noch einmal zärtlich und schüchtern zu ihm empor und ging ihres Weges, so wie Millos mit seinen Fiedlern sich alsbald nach der andern Seite wandte und die alte Czinka den Uebrigen andeutete, wo sie für den Tag wahrzusagen, zu betteln und zu stehlen hätten, nachdem sie diejenigen erwählt, welche die Hütten von Stangen und Zweigen aufschlagen sollten, da beschlossen war, daß die Bande noch zwei oder drei Nächte auf derselben Stelle zubringe, bevor sie die Wanderung nach den unterirdischen Höhlen fortsetzte, die sie seit dem Frühjahr verlassen hatte, um dem Erwerb nachzugehen, und wo sie wiederum den Winter zuzubringen dachte, weil die Stelle gar wohlgelegen war, nicht allzuweit von Höfen und Heerden, aber ganz aus dem Wege jener, in deren Beruf es liegen konnte, das Treiben der Zigeunerhorde zu stören.

Der lange Millos und seine Gesellen erreichten in wenigen Stunden das Dorf, in das sie beschieden worden, um bei der Hochzeit eines jungen slowakischen Paares aufzuspielen. Am Saume des Waldhügels in dem tiefen Wiesenthal lagen weit zerstreut die einzelnen Gehöfte, umgeben von Obstgärten, deren Hauptzierde die mit ihren blauen Früchten prangenden Zwetschenbäume waren, so daß die Wanderer, mehr aus Gewohnheit des Stehlens als aus Lust nach der kühlen Speise, sich nicht enthalten konnten, einige der vollen Zweige zu plündern, die über den Hag am Garten des Herrenhauses herunter hingen. Da klirrte ein Fenster auf und eine starke Stimme rief: „Ihr schwarzen Heiden, wollt ihr euch den leidigen Tod an den Hals fressen?" Erschrocken neigten und verbeugten sich die Zigeuner und gingen weiter; der Mann am Fenster aber rief ihnen nach: „Werft die Zwetschen weg! sie sind heute eitel Gift!" worauf sie nicht hörten, sondern kichernd und leise spottend ihre Schritte beschleunigten, indem sie die verbotenen Früchte nur um desto süßer fanden.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei über Thiersprache und musikalische Thiere.

(Fortsetzung.)

Die Hirsche besitzen gleichfalls Sinn für Musik, wie schon die Alten bemerkten. Plinius berichtet von ihnen, daß sie von den Tönen der Hirtenflöte und des Gesanges wie bezaubert werden, und Aelian, so wie Klemens von Alexandrien erwähnen die Sitte der Jäger, Hirsche und Eber durch Pfeifen und Gesang in's Stellnetz zu locken. Plutarch bestätigt die Tonliebe der Hirsche. Wirklich werden die Edelhirsche in manchen Thiergärten durch ein Horn zum Futtern gerufen.

Auch auf das Rindvieh, so wie auf Schafe und Ziegen machen musikalische Töne einen Eindruck. Wie uns erzählt wird, sorgt man in der Schweiz dafür, daß die Glocken der Kühe zusammen ein harmonisches Geläute hervorbringen und im Tone auf einander folgen. Jede Kuh kennt ihre Glocke. Durch einen verschiedenartigen Gesang, der aber immer in ab- und aufsteigenden Tönen

besteht, lockt der Senne nach seinem Willen Kühe, Schafe und Ziegen, und jede der verschiedenen Heerden folgt den bekannten Locktönen. Nie werden die Kühe dem Ziegenruf folgen, wie umgekehrt die Ziegen nicht dem Ruf der Kühe oder dem berühmten Kuhreigen. In jedem Kanton ist übrigens dieser Ruf etwas verschieden. Er ist im Stande, auch in den Kühen, die nicht mehr auf den Alpen sind, das Heimweh hervorzurufen, so daß sie wild werden und auszureißen suchen. — Doktor Abercrombie berichtet uns, daß Schaf-, Ziegen- und Rinderheerden länger und mit größerer Eßlust weiden, wenn man ihnen kleine Stückchen auf der Querflöte vorspiele. Das wäre eine Art Tafelmusik. Auch sagt ein arabisches Sprüchwort: Musik macht das Vieh fett, was von Landwirthen wohl zu beherzigen wäre. Haben vielleicht deßwegen schon in den ältesten Zeiten die Hirten Pfeife und Flöte gespielt? Der erwähnte Dr. Abercrombie versichert aber auch, daß es Fälle gibt, wo Thiere, besonders Mäuse, durch Musik getödtet werden. Sie werden, wenn sie die höchsten Töne einer Querflöte oder Klarinette vernehmen müssen, von tödtlichen Zuckungen befallen. Physiologen sollten darüber, wie überhaupt über den Einfluß der Musik auf die Thiere, noch weitere Beobachtungen anstellen; es müßte zu interessanten Resultaten führen.

Noch sind einige Säugethiere übrig, die Sinn für Rhythmus und Musik haben, oder doch zu haben scheinen. So die Bären. Diesen werden zwar viele andere menschliche, oder eigentlich menschlich-thierische Neigungen und Gelüste zugeschrieben; so wird z. B. erzählt, daß sie namentlich zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs oder kurz nach demselben, wo überhaupt allerhand freches oder rohes Volk sich viel herausnehmen durfte, Weibern und Mädchen nachgeschlichen seyen und sie zuletzt aufgefressen haben, wie das Chronikberichten in einer neuern Geschichte von Sachsen erzählt wird; woher vielleicht das Sprüchwort: „einen aus Liebe auffressen," gekommen seyn mag. Ferner wird uns berichtet, daß ein schwedischer Bär mit einer schönen, von ihm entführten Jungfrau einen Menschen erzeugt, der nach ihm Ursus geheißen habe und von dem der nachherige König Sueno III. abgestammt sey, und ähnliche Geschichten mehr, die Lucian in seiner „wahren Geschichte" recht gut hätte brauchen können. Allein hauptsächlich ist der Bär doch nur wegen seiner Tanzgeschicklichkeit berühmt, die immer Sinn für Rhythmus und Musik voraussezt. Leider ist uns in neuerer Zeit auch das Schauspiel nicht mehr gegönnt, solche podolische Tänzer nach den anmuthigen Tönen jener Melodie herumtanzen zu sehen, die wohl unserem unvergeßlichen Weber beim Komponiren seines Zigeunermarsches vorgeschwebt ist. — Was des Bären Stimme anbelangt, so taugt sie nicht viel: es ist ein mürrisches Brummen, und kann auch mit siedendem, aufbrausendem Wasser verglichen werden; daher das griechische βρυάζειν sowohl sieden als Bärenstimme bedeutet.

Vor dem Bären soll der Löwe — dem überhaupt, wie so manchem andern Könige, gewisse Schwächen gern nachgesagt werden — eine natürliche Furcht haben. Bei alledem bleibt er doch, was er ist. — Sein Brüllen ist aus Thiergärten und Menagerien hinreichend bekannt. Anders freilich ertönt es in der Freiheit, in der heimischen Wüste, so furchtbar, daß die Thiere, die es vernehmen, in starrer Angst wie bezaubert stehen, oder in sinnloser Flucht hin und her taumeln. — Eine mehr oder minder ähnliche Stimme haben auch die andern „gräulichen Katzen" in der alten und neuen Welt.

Mancherlei, oft recht romantisch-poetische Geschichtchen finden wir bei den guten Alten erzählt von den Delphinen, besonders von ihrer geselligen Freundlichkeit gegen die Menschen, ihrer Liebe zu schönen Knaben und zur Musik. Wer kennt nicht die Sage vom Arion? — Es scheint, der Delphin war ein Lieblingsgeschöpf der Völker, die am Mittelmeer wohnten, und noch jezt freuen sich die Seefahrer, wenn diese sanften, schnellen Thiere den Schiffen zur Seite schwimmen oder voran schießen, und besonders, wenn sie in der Abendstille auf dem ruhigen Wasserspiegel sie umgaukeln. — Auch von den Phoken oder Seehunden, die man uns überhaupt als kluge, sinnvolle Thiere schildert, sagt man, daß sie Musik lieben; noch mehr aber wird dies den Manati's oder Seekühen nachgerühmt. Schon Linné meint, daß man, was man gewöhnlich von den Delphinen in Bezug auf das Wohlgefallen an Musik aussage, mehr den Seekühen zukomme, und daß diese eigentlich die wahren Delphine der Alten seyen. Büffon, in mancher Hinsicht der Plinius der Franzosen, hat viele Beispiele von ihrer Musikliebe gesammelt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Thierbändiger. Mlle. Rachel.

Die Pariser waren schon durch Van Amburghs Darstellungen befriedigt, aber nun sind sie es noch weit mehr, durch Carters unerhörte Kunst und Kühnheit. Die Worte:

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,

sind in der Carterschen Menagerie nicht anwendbar; denn dieser Mann weckt nicht allein den Leu, sondern er neckt und züchtiget ihn sogar, und mit den Zähnen und Krallen seiner wilden Bestien spielt er, als ob dieselben nur zum

Spaße da wären. Man sollte glauben, die Bestien haben gar keine Gewalt mehr, wenn nicht Van Amburghs Löwe bewiesen hätte, daß ihre Zähne leider noch nicht alle Kraft verloren haben. Der Mann leidet seit sechs Wochen an der Wunde, die ihm das wilde Thier in einem anscheinend so leichten Unmuthe versezt. Das Publikum wird ihn bald vergessen, wenn Carter fortfährt, die schaulustige Menge im Cirque olympique zu ergötzen. Vielleicht sind seine Thiere besser eingelernt, und haben auch nicht den leichten Anflug von Ungeduld, welcher dem armen Van Amburgh so theuer zu stehen kommt. Man fragt sich noch immer, durch welche sonderbare Kunst man es dahin gebracht, die wildesten Thiere des heißen Erdstrichs in zahme, beinahe furchtsame, Hausthiere umzuwandeln. Die Zeitungen haben neulich behauptet, das Geheimniß bestehe darin, daß man mit ihnen, ich weiß nicht welche Operation vornehme. Wie dem sey, das Geheimniß, wenn eines dabei ist, scheint jezt ziemlich unter die Leute zu kommen. Ein Mann, der aus der Provinz kommt, versichert mich, er habe zu Roanne im mittäglichen Frankreich ein Schauspiel gesehen, wobei eine Frau auf einer Hyäne ritt. Auch hat der Akademiker Flourens in einem Aufsatze des Journal des Savans neulich nach Friedr. Cuviers großem zoologischen Werke eine Menge Beispiele von wilden Thieren angeführt, welche früher ganz gezähmt worden sind, ohne daß man, wie es scheint, irgend eine Operation mit ihnen vorgenommen hätte. Man sollte glauben, alle diese Thiere haben eine natürliche Anlage zum Zahmwerden, und es bedürfe nur großer Geduld und verständiger Erziehung, um ihnen ihre Wildheit zu benehmen. Die Theaterkritiker, welche gefürchtet hatten, das Publikum möchte sich vom neuen Schauspiel allzusehr bezaubern lassen und für kein anderes mehr Sinn haben, dürfen sich jezt beruhigen; denn sie konnten bemerken, daß, obschon man haufenweise dem Cirque olympique zuströmt, die Schauspiele mit menschlichen Mimen darüber nicht vernachlässigt werden. Wie die Lorbeeren der Dmlle. Rachel den Schlaf der Dmlle. Mars gestört und sie bewogen hatten, dieser eine Nebenbuhlerin in der Person der Dmlle. Doze entgegenzustellen, so hat das Auftreten der leztern zur Folge gehabt, daß Dmlle. Rachels Unpäßlichkeit aufgehört hat und sie wieder auftreten wollte. Ihr Wiedererscheinen war ein wahrer Triumph für das Mädchen. Es war nicht bloß Ausdruck der Zufriedenheit, kein Beifall, wie man ihn sonst wohl gegen beliebte Schauspieler äußert, sondern ein wilder Jubel, ein fürchterliches Geberden, als ob das Außerordentlichste sich begeben hätte. Einige Tageblätter äußern ihr Mißvergnügen darüber und meinen, solch übertriebener Beifall könne nur dazu dienen, das Mädchen eitel zu machen und ihm den Wahn beizubringen, als habe es nichts mehr zu lernen und bereits die höchste Stufe der Vollkommenheit erreicht. Ein Kritiker schreibt den Hauptlärm über ihr Wiedererscheinen ihren Glaubensgenossen zu, welche sich in großer Anzahl eingefunden haben sollen, um öffentlich darüber zu triumphiren, daß die israelitische Nation eine so große Schauspielerin hervorgebracht. Etwas mag daran wahr seyn; indessen hat das Mädchen unter den Christen nicht minder eifrige Verehrer, welche sie als das Heil der französischen Bühne ansehen, und die Wiedergeburt der französischen Tragödie von ihr erwarten. Bisher ist sie immer nur in den ältern Trauerspielen aufgetreten, und man sieht begierig der Darstellung einer neuen Rolle von ihr entgegen. Es gibt Theaterkritiker, welche sich gar nicht von dem allgemeinen Enthusiasmus hinreißen lassen, und jede ihrer Darstellungen sehr scharf beurtheilen; dies kann zur Dämpfung des enthusiastischen Beifalls der andern dienen, und dem Mädchen beweisen, daß es das wilde Jauchzen ihrer jüdischen und christlichen Anbeter nicht für baare Münze zu nehmen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Genf, December.

(Schluß.)

Die Pensionen.

Dies führt mich wieder zu dem Niedererschen Institute zurück, welches eigentlich eine großartige Vereinigung von drei Anstalten ist. Einmal ist es eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen und wird als solche besonders von Frankreich, England, Piemont, Süddeutschland und der deutschen Schweiz aus beschickt (Genfer Eltern senden ihre Töchter als élèves externes); dann ist es ein Seminar für künftige Erzieherinnen, und hier kann ich nicht ungerühmt lassen, daß Herr und Frau Niederer seit Jahren, um wenig Bemittelten den Besuch des Seminars möglich zu machen, Aufopferungen gemacht haben, die summirt ein höchst bedeutendes Vermögen constituiren würden; — endlich pflegen erwachsene Damen, die, sey es nun zum Vergnügen oder ihrer Bildung wegen, nach Genf kommen, in dem Niedererschen Hause am liebsten zu verweilen, weil es ein Vereinigungspunkt der besten Gesellschaft ist. Der Salon ist Abends eine wahre Polyglotte, wie bei den ersten Pfingsten. Wie viele angenehme und unvergeßliche Eindrücke der Fremde, dem es vergönnt gewesen, in diesem Kreise einen und den andern Abend zu verleben, aus ihm mitnehmen möge: am tiefsten und folgenreichsten wird der Eindruck seyn, den er von dem edlen Ehepaar empfängt.

So viel über die Pensionen und für diesmal. Gelegentlich einmal über die Bestrebungen unserer waadtländischen Nachbarn für Verbesserung des Unterrichtswesens. Das ist ein interessantes, aber verwickeltes Kapitel; denn es streiten in diesem Lande zwei feindliche Kräfte um die Ehre, den Schulwagen zu ziehen; daß beide an einem Strange ziehen, geht nicht, weil jede einen andern Weg und ein anderes Ziel verfolgen will. Eine dieser Kräfte ist der restaurirte Calvinismus, hier zu Lande Methodismus genannt, wie denn in der That Methode in diesem Unsinn ist. Vorläufig die Nachricht, daß der waadtländische conseil de l'instruction publique nächstens wieder die Professur der Philosophie an der Akademie ausschreiben wird, die im vorigen Jahre nicht besezt werden konnte, weil ein vor zwei Jahren hierher berufener deutscher Doktor, der damals aus Gefälligkeit die Rolle des Opponenten übernommen hatte, den einzigen Candidaten todt disputirte, und der Erziehungsrath sich mit der theologischen Fakultät über eine Berufung nicht verständigen konnte. Vielleicht dankt mir ein und der andere deutsche Philosoph, der, fähig französische Vorträge zu halten, Lust haben könnte, sich um die Stelle in Lausanne zu bewerben, die Bemerkung, da man den Lehrstuhl gern mit einem Deutschen besetzen würde; nur muß er gut orthodox und darf vor Allem kein der Hegelschen Lehre Zugewandter seyn. Die theologische Fakultät hat ein für allemal diese Philosophie für immorale, irréligieuse et antichrétienne erklärt und sich jeden Versuch des Erziehungsraths, mit diesem Gifte die lautere Milch zu verunreinigen, welche von den theologischen Kathedern fließt, energisch verbeten. Doch davon ein andermal. Mgr.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Evangelischer Liederschatz

für

Kirche und Haus.

Eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten,
gesammelt, systematisch geordnet und nach den Bedürfnissen unserer Zeit bearbeitet
von

M. Albert Knapp.

Zwei Bände in großem Median-Oktav, zusammen 1650 Seiten mit 3590 Liedern, einer Abhandlung über das Kirchenlied und 4 Registern, nämlich einem biographischen, alphabetischen, Melodien- und Spruchregister.

Preis: für 1 Exempl. auf weißem Druckpapier 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.
" " Velinpapier 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 gr.
Freiexemplare bei 50 zwei und bei 100 fünf.

Der Verfasser suchte in dieser umfassenden Sammlung es der evangelischen Kirche Deutschlands thatsächlich vor Augen zu legen, was sie an guten geistlichen Liedern besitzt, und dadurch einen Beitrag zu der so wünschenswerthen Gestaltung eines deutschen evangelischen Nationalgesangbuchs zu geben. Zu dieser Arbeit bewog ihn vorzüglich die große Dürftigkeit der meisten Kirchengesangbücher, und der Blick auf die verkehrten Grundsätze, wornach viele derselben gefertigt sind, — sodann aber auch der innige Wunsch, in jeder deutschen evangelischen Familie ein recht vollständiges, gediegenes und allen Bedürfnissen genügendes geistliches Liederbuch zu sehen, das in Freude und Leid ein echter Hausschatz wäre. Daher wurden nicht allein die sämmtlichen evangelischen Kernlieder, sondern auch viele hundert andere, meist verschollene oder ganz unbekannte Gesänge in zarter, den billigen Forderungen des Christengeschmacks entsprechender Bearbeitung aufgenommen, also, daß bloß die Sprachfehler, Sprachhärten und alte unpassende Bilder entfernt, das Gepräge der Lieder selbst jedoch und der einfache evangelische Geist unverkürzt gelassen wurden. Das Ergebniß hievon dürfte dieses seyn, daß eine bedeutende Zahl bisher wenig beachteter Lieder den bekannteren Kernliedern nun würdig zur Seite steht, und der brauchbare Liedervorrath der deutschen Kirche einen ansehnlichen Zuwachs gewonnen hat.

Die unterzeichnete Verlagshandlung hat nicht nur für schönen, auch älteren Augen leserlichen Druck und gutes, dauerhaftes Papier gesorgt, sondern auch den Preis auf's Niedrigste gestellt, damit dieser umfassende Liederschatz ein wahres Volksbuch werden und auch in die Häuser der Unbemittelten den Weg finden könne. Möge diese redliche Absicht durch Mitwirkung vieler Freunde des evangelischen Christenthums wohlwollend und kräftig befördert werden.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[738] **Neue Musikalien,**
im Verlage
von N. Simrock in Bonn.

Bertini, H. j., 12 petits Morceau p. Piano précédés chacun d'un preluda comp. p. les elèves partie. I. et II. à 1 fl. 10 kr.

Burgmütter, Fr., Op. 22. Bolero p. le Piano sur Rosine Romce. favorita de Masini. 56 kr.

— — Op. 23. La Poste. Walse en forma de Rondeau p. le Piano. 42 kr.

— — Op. 55. La Bouquetière. Variat. brill. p. le Piano sur les couplets de l'Op: le planteur de H. Mompou. 1 fl. 24 kr.

Czerny, Ch., Op. 537. Nocturne sentimental et brill. s. un motif fav. Alexandra de J. Strauss p. le Piano. 1 fl. 3 kr.

Donizetti, Marche favorite du Sultan Mahmoud, Marches Algeriennes, Airs turcs, Orientaux et polonais pour le Piano. 56 kr.

Gomion, 3 pet. Fantaisies brill. et gracieuses p. Po. sur l'Op: Lucia de Lamermoor de Donizetti. No. 1. Air: Cruda funesta. Nro. 2. Duo: Sulla tomba. Nr. 3. Cavatina. Per che non ho del. 42 kr.

— — Souvenir de Lucia di Lamermoor Melange p. Piano s. les motifs fav.: de l'Op. de Donizetti. 1 fl. 10 kr.

— — Op. 46. Souvenir de Roberto Devereux Melange p. Piano s. l. motifs fav.: de l'Op. de Donizetti. 56 kr.

— — La Cachucha, dansée par Mlle. Elssler Fantaisies pour le Piano 56 kr.

— — La Calabraise. Polonaise p. la Piano à 4 ms. sur un thème de Gabussi idem pour le Piano seul. 35 kr.

Greis, Joh., Der erste Unterricht in der Harmonie-Lahre, fasslich dargestellt zur Selbstbelehrung. 56 kr.
Gammes, pour le Violon dans tout les tons mejeurs et mineurs; de la Methode du Conservatoire. 56 kr.
Herz, H., Galop brillant pour la Piano tiré de l'oeuvre. 64. La Moda. 28 kr.
— — Le même, arrengé à 4 mains. 40 kr.
Herz, H. et Baudiot, Op. 7. Introd. Variat. et Finale p. Piano et Violoncelle concert. 2 fl. 6 kr.
— — Op. 19. Fant. et Variat. s. d. thèmes russes p. Piano et Violoncelle concert. 1 fl. 24 kr.
Lemoine, Hy., Le Bal des jeunes pensionnaires, 4 Quadrilles Welses et Galops. No. 1. L'enfantin. No. 2. Le Joujou. Nr. 3. Le Bijou. No. 4. La fevori, p. le Piano. à 35 kr.
Louis, N., Op. 52. No. 1. 2. 3. Trois pet. Fantaisies agréebles et caracteristiques p. le Piano à 4 ms. No. 1. La Cachucha. No. 2. L'invocation. No. 3. Le Cavatine. à 42 kr.
Miné, A., Souvenir des jeunes Pianistes. 18 Melodies de Bellini, Donizetti, Rossini, Beethoven, Weber etc. arrengés et doigtés p. le Piano. No. 1. 2. 3. à 56 kr.
Musard, 3 Quadrilles de Contredanses p. le Piano No. 1. Le Comte de Paris. No. 2. L'Elisira d'amore. No. 3. Falstaff. à 42 kr.
Ropiquet, A., Op. 13. Pas styrien. Walse favorite dansé pas Mlles. Elssler à l'Opera dans Gustave, p. le Piano. 35 kr.
Thys, A., Souvenir de la Sylphide, Air de Mayseder, dansé par Mlle. Taglioni, arr. p. Piano seul. 42 kr.
— — La Cachucha, dansée par Mlle. Fanny Elssler, pour le Piano. 42 kr.

[721] **Pfennig-Ausgabe von Bulwers sämmtlichen Werken.**

D e v e r e u x.

Ein Roman
vom Verfasser des „Eugen Aram," „Pelham" &c.
Aus dem Englischen
von
Dr. G. N. Bärmann.
Vier Theile
in acht Lieferungen.
Subscriptionspreis für die Lieferung
18 Pfennige.

Bloß durch die große Theilnahme, welchen sich diese Ausgabe zu erfreuen hat, ist es der unterzeichneten Verlagshandlung möglich, einen so höchst wohlfeilen Preis stellen zu können.

Fünftausend Subscribenten

haben sich bereits gemeldet. Da nur wenig Exemplare über diese Anzahl gedruckt sind, und eine neue Auflage, welche circa 20,000 Rthlr. zu stehen kommen würde, nicht erscheinen kann, so rathen wir jedem Freunde der Bulwerschen Muse, baldigst zu subscribieren, indem er sonst um diesen Preis diese so beliebte Lektüre nicht mehr bekommen kann.

Bulwer ist gegenwärtig der Lieblingsschriftsteller aller Gebildeten, und hat sich in Deutschland einen solchen Namen erworben, daß es höchst überflüssig wäre, hierüber etwas Lobendes noch besonders hinzuzufügen.

Die Ausgabe selbst erhält nicht nur durch elegante Ausstattung, sondern auch dadurch einen vorzüglichen Werth, daß sämmtliche Romane von Dr. G. N. Bärmann, als einem anerkannt guten Uebersetzer, verdeutscht worden sind.

Alle 14 Tage erscheinen 2 Lieferungen; die erste und zweite Lieferung ist bereits an alle Buchhandlungen versendet worden. Bestellungen hierauf nehmen alle Buchhandlungen in Deutschland und des Auslandes an.

Zwickau, im October 1839.

Gebr. Schumann.

[745] Bei **Fr. Volckmar** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nützliches Buch für die Küche

bei
Zubereitung der Speisen
von
J. C. Lehmann,
Lehrer der Kochkunst zu Dresden.
Sechste verbesserte Auflage. geb. Preis 2 Thlr.

Nicht minder als gelehrte Compendien oder Erzeugnisse der Poesie werden solche Schriften, deren Tendenz die Bequemlichkeiten oder Annehmlichkeiten des Lebens bedingen, stets ihre achtbare Stelle behaupten. — Unter letztern steht mit Recht oben an, die praktischste aller Künste, die **Kunst des guten Kochens**. In letzterer finden wir nach überstandener Tagesarbeit eine der reellsten, erfreulichsten Belohnung und Entschädigung für die Mühen des Berufs. — Nach Vervollkommnung in dieser Beziehung ist das Streben jeder tüchtigen Hausfrau mit Recht gerichtet.

Die zahlreichen Auflagen beweisen den Werth des obigen Kochbuchs, was, dem innern Gehalte, der Ausführlichkeit und Deutlichkeit nach, an der Spitze aller ähnlichen Bücher steht. — In 1400 Kapiteln findet man Alles, was zur Koch- und Backkunst gehört, so wie die gründlichste Anweisung zur Bereitung aller Arten von Getränken.

Mit dieser Reichhaltigkeit verbindet dieses Kochbuch einen Vorzug, der fast allen andern Büchern der Art abgeht. Es ist dieß die deutliche, klare, einem jeden verständliche Sprache und Darstellungsweise, — wer dieser folgt, der wird sich bald überzeugen, daß sich in der Anwendung Alles so verhält, als hier gelehrt wird; und es sind nicht erst wie bei so vielen andern Kochbüchern eine Menge unglücklicher Versuche zu riskiren.

Leipzig, im December 1839.

[709] Im Verlage **J. G. Calve'schen** Buchhandlung in Prag ist so eben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Das Königreich Böhmen;

statistisch-topographisch dargestellt
von
Johann Gottfried Sommer,
Ehrenmitglied der Gesellschaft des vaterländischen Museums.
Siebenter Band.
Klattauer Kreis.

Mit einer Titel-Vignette, die Ruine Schwihau darstellend. gr. 8. 1839. Geb. 1 Rthlr. 16 Gr.

Der Klattauer Kreis gehört unter diejenigen Theile Böhmens, welche bisher im Allgemeinen weniger bekannt waren, als die übrigen Kreise. Die physisch-geographische Einleitung von Hrn. Prof. Zippe macht in Hinsicht der Gebirgebildung auf wichtige Verhältnisse aufmerksam und berichtigt manche bis jetzt herrschend gewesene irrige Ansicht. Der topographische Haupttheil

des Werkes ist mit derselben Vollständigkeit und Sorgfalt wie bei allen vorigen Kreisen behandelt worden.

Die bereits erschienenen Bände enthalten:

1. Band den Leitmeritzer Kreis.	Preis	2	Rthlr.	8	Gr.
2. „ „ Bunzlauer „	„	2	„	8	„
3. „ „ Bidschower „	„	2	„	—	„
4. „ „ Königgrätzer „	„	2	„	8	„
5. „ „ Chrudimer „	„	1	„	16	„
6. „ „ Pilsner „	„	2	„	4	„

Die bisher erschienenen sieben Bände kosten demnach 14 Rthlr. 12 Gr.

Lehrbuch
der Erd- und Staatenkunde.

Von

Johann Gottfried Sommer.

Zweiten Bandes dritte Abtheilung.

gr. 8. 1839. broch. 1 Rthlr. 5 Gr.

Mit dieser dritten Abtheilung ist der zweite Band des Werkes geschlossen. Sie umfaßt die Beschreibung der Oesterreichischen Monarchie, eines der vornehmsten europäischen Reiche, dessen Natur- und andere Merkwürdigkeiten der Herr Verfasser in möglichster Vollständigkeit dargestellt hat, so daß man ungeachtet des ihm vergönnt gewesenen engen Raumes keinen bedeutenden Gegenstand vermissen wird.

Die Preise der früher erschienenen Abtheilungen sind:

1. Band 1 Rthlr. 15 Gr.
2. Band 1. Abtheilung 18 Gr.
2. „ 21 Gr.

Demnach kosten beide Bände complet 4 Rthlr. 9 Gr.

Die oben erwähnte dritte Abtheilung des zweiten Bandes ist auch unter dem besondern Titel zu haben:

Das Kaiserthum Oesterreich,

geographisch-statistisch dargestellt

von

Johann Gottfried Sommer.

(Aus dessen Lehrbuch der Erd- und Staatenkunde besonders abgedruckt.)

gr. 8. 1839. broch. 1 Rthlr. 5 Gr.

Dieser besondere Abdruck eignet sich vorzüglich zur Anschaffung für unbemittelte Lehrer und zu einem Leitfaden sowohl beim öffentlichen als Privat-Unterricht.

Neuestes wort- und sacherklärendes

Verdeutschungs-Wörterbuch

aller jener aus fremden Sprachen entlehnten Wörter, Ausdrücke und Redensarten, welche die Deutschen bis jetzt, in Schriften und Büchern sowohl als in der Umgangssprache, noch immer für unentbehrlich und unersetzlich gehalten haben.

Ein Handbuch für Geschäftsmänner, Zeitungsleser und alle gebildete Menschen überhaupt

von

Johann Gottfried Sommer.

Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage.

gr. 8. 1839. Geb. 2 Rthlr. 8 Gr.

Der, ungeachtet der vielen ähnlichen Arbeiten dieser Art stattgefundene schnelle Absatz der vierten Auflage dieses Werkes spricht für die Fortdauer des allgemeinen Beifalls, dessen es sich beim gesammten deutschen Publikum erfreut. Diese fünfte Auflage ist nicht nur in allen einzelnen Artikeln genau durchgesehen und auch jede Seite in Hinsicht der Verdeutschungen und Erklärungen verbessert, sondern auch mit zahlreichen neuen Fremdwörtern vermehrt worden, die gegenwärtig, besonders in Zeitungen, häufig vorkommen, aber in anderen Verdeutschungswörterbüchern größtentheils vermißt werden.

Anleitung zur

Schafzucht und Wollkunde

für angehende Schafzüchter und Wirthschaftsbeamte.

Verfaßt von

Dr. Löhner,

Mitgliede der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft zu Prag, und mehrerer in- und ausländischen Landwirthschafts-Gesellschaften; Geschäftsleiter des Schafzüchter-Vereins für Böhmen u. s. w.

Herausgegeben von der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft des Königreichs Böhmen.

Mit einer lithographirten Tafel.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

gr. 8. 1835. broch. 1 Rthlr.

Reise durch Deutschland,

in besonderer Beziehung auf

Ackerbau und Industrie.

Von

Dr. Alexander von Lengerke,

Ehren- und correspondirendem Mitgliede der patriotischen und ökonomischen Gesellschaften in Kopenhagen, Altona, Rostock, Celle, Potsdam, Cassel, Carlsruhe, München, Wien, Breslau, Dresden und Königsberg.

Mit 7 lithogr. Tafeln und einer Titel-Vignette, Hohenheim darstellend. gr. 8. 1839. geh. 3 Rthlr. 8 Gr.

Freunde und Kenner des Landbaues, insbesondere aber praktische Landwirthe, welche sich eine statistische Uebersicht der deutschen Landwirthschaft zu verschaffen wünschen, werden dazu in der Begleitung des Verfassers ein gewiß willkommenes Mittel finden. Die Wanderung desselben beginnt von Holstein, geht nach Braunschweig und Kurhessen, von hier durch Westphalen und Rheinland, ins Nassauische, dann nach Hessen-Darmstadt, Baden, Würtemberg, Bayern, Oesterreich, Böhmen, Sachsen, Brandenburg, Pommern, und durch Mecklenburg zurück in die Heimath. Nicht nur, daß der Reisende sein beständiges Augenmerk auf die landwirthschaftlichen und industriellen Productionsverhältnisse der genannten Länder richtet: er widmet auch den obwaltenden Zuständen des Wiesenwirthschaft und des ökonomischen Unterrichtswesens specielle, ein hohes Interesse in Anspruch nehmende Untersuchungen. Nebenher hat er in seinen vom Felde der Wissenschaft gepflückten Aehrenkranz manche, dem Terrain der Kunst, der Ethnographie oder anderem Boden entsprossene Blume gewunden und dadurch dem hübsch stylisirten und auch äußerlich trefflich ausgestatteten Berichte das oft Trockene und Langweilende ähnlicher Darstellungen benommen.

[739] So eben ist in der Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig erschienen:

Jahreszeiten.

Eine Vierteljahrschrift, der Unterhaltung und der Besprechung von Zeitinteressen gewidmet.

unter Mitwirkung der ausgezeichnetsten Schriftsteller herausgegeben von **O. Marbach. Herbst und Winter 1839.** Inhalt: Blicke ins Leben von **L. Schefer.** Gedanken und Sprüche von **L. Schefer.** Das Häuschen auf der Stadtmauer von **Heur. Hanke.** Kleine Gedichte von **N. Morning, A. Ke-ber, N. Jachmann, Marbach. Jung-Tristan** von einem der berühmtesten deutschen Dichter. Gegenwart und Zukunft der Tonkunst von **A. Kahlert.** An Fr. Rückert; die Liebesprobe; Schweiggers physikalische Deutung der alten Mythologie von **Marbach.** — Die Erben von **Fr. v. Heyden.** Rivalin und Blanschefleur von **Marbach.** Der Abenteurer und die Kleinstädter von **Jul. v. Mörner.** Ueber den jetzigen Standpunkt des Theaters und der dramatischen Literatur in Deutschland von **N. Morning.** — 8. Velinpapier in elegantem Umschlage. à 1 Thlr. 8 gr.

(Vergl. „Blätter für litterarische Unterhaltung," 1839, Nr. 283 und 284, die ausführliche Würdigung dieses Unternehmens).

---

[716] Bei Goedsche in Meissen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

König Og
und seine Abkommen.
Ein Schwärmer
von **Verba.**

2 Bändchen. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Diese Novelle hat schon jetzt, kurz nach ihrem Erscheinen die lebendigste Aufmerksamkeit erregt. Schon sind vielfache günstige Anzeigen erschienen und selbst die der von ihnen dem Buche untergelegten Tendenz feindlich gesinnten Kritiker haben dessenungeachtet anerkennen müssen, daß nicht leicht ein Buch gefunden werde, welches solch eine gedrängte Masse von Geistesreichthum, Geistesmacht, Genialität, Frische, Witz, Humor und Satire enthält, wie gerade dieses. Wir können es seiner Originalität wegen höchlich empfehlen.

Bignon, M., Geschichte Frankreichs unter Napoleon. Zweite Periode. Von dem Frieden zu Tilsit **1807** bis **1812.**

Deutsch von L. v. Alvensleben. 6 Bände, jeder à 1 Thlr. 12 Gr.

„Ich fordre ihn auf, die Geschichte der französischen
„Diplomatie von 1792 bis 1815 zu schreiben."

Testament Napoleons.

Amerika, seine Entdeckung und seine Vorzeit.

Nach Original-Memoiren und Berichten herausgegeben von **H. Ternaux-Campans.** Deutsch von **L. v. Alvensleben. 2 Bde. 8. 2 Thlr. 16 Gr.**

Mehr als irgend eines der Werke, die bisher über diesen Gegenstand erschienen sind, ist das vorstehende geeignet, ein neues und überraschendes Licht auf die fast wunderbare Eroberung Amerika's durch die Spanier zu werfen, während man drei Jahrhunderte hindurch den Helden Cortez bewunderte, der mit wenigen Soldaten in kurzer Zeit ganze Königreiche eroberte, tritt hier ein Autor auf, und sucht mit allen Gründen äußerer und innerer Wahrscheinlichkeit darzuthun, daß dieser Held nichts weiter, als ein listiger Gaukler und blutdürstiger Tyrann war, der mit raffinirtem Betruge die Thaten Anderer sich aneignete und den Lohn derselben einerntete, dann aber mit entsetzlicher Grausamkeit die Menschen mordete, die ihm zu Macht, Größe und Reichthum geholfen.

Memoiren aus den Archiven der Pariser geheimen Polizei.

Ein Beitrag zur Geschichte der Moral und der Polizei von **J. Peuchet.** Deutsch von L. v. Alvensleben. **3 Bände, jeder zu 1 Thlr. 8 Gr.**

Dem Verfasser ward es leicht durch seine Stellung als Archivar der Polizei, begünstigt, sich durch Herausgabe dieser Memoiren ein großes Verdienst um die politische und Sittengeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts zu erwerben, indem er viele höchst merkwürdige und wichtige Aktenstücke veröffentlicht, die als Leuchte eine bisher noch dunkle oder sehr entstellte Partie des Hoflebens und des Lebens der Großen erhellen.

Das vorliegende Sammelwerk ist der besten Empfehlung werth, nicht blos als Beitrag zur Geschichte, sondern auch als interessante und pikante Lektüre ein wahres Schatzkästlein, reich an Stoffen zu Novellen, Romanen, Anekdoten, für den, der es auszubeuten versteht.

---

[746] Die

Eilpost für Moden.
Nebst Beiblatt „der Salon."
Redigirt
von
Ferdinand Stolle,

wird auch im künftigen Jahre in ihrer zeitherigen Tendenz zu erscheinen fortfahren. **Die Modenkupfer** dieser Zeitschrift, wegen ihrer vorzüglichen Sauberkeit allerorts rühmlichst bekannt, erfreuen sich auch noch des für ein Modenblatt so wesentlichen Vorzugs, daß sie die Pariser rc. rc. Moden fast stets eine **Woche früher** als die übrigen deutschen Modenzeitungen zu liefern im Stande sind. — Was den **literarischen** Theil der **„Eilpost"** anbelangt, so wird der dem deutschen Publikum als Novellist ebenso bekannte als beliebte Herausgeber Nichts unterlassen, dem sich täglich steigernden Beifalle, hauptsächlich durch Mittheilungen aus eigener Feder, nach Kräften zu entsprechen. — Originalbeiträge werden der sehr splendide Druckbogen zu **Acht Thaler** Preuß. Courant und nach Befinden höher honorirt.

Preis des Jahrganges von 52 Nummern à 1½ Bogen Text in gr. 4. auf feinem Velinpapier mit 1 — 2 fein gestochenen und sauber colorirten Kupfertafeln, jährlich 250 — 300 Figuren darstellend, ist **mit allen Kupfern nur 6 Thlr. ohne Kupfer 3 Thlr. die Kupfer allein 4 Thlr.**

Probe-Nummern sind durch alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungsexpeditionen gratis zu erhalten.

Leipzig, Ende November 1839.

Eduard Meißner.

---

[783] So eben versandten die 3te Ausgabe von

Sametzky's (Königl. Küchenmeisters) Handbuch der feinsten Kochkunst:

Neuestes praktisches Berliner Kochbuch
für höhere Haushaltungen,

oder gründliche Anweisung, alle Arten der feinen und feinsten Speisen, Backwerke rc. auf die schmackhafteste Art zu bereiten. geb. 1⅓ Rthlr.

Die Vorzüglichkeit des Werks ist allgemein anerkannt.

Berlin, Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

№ 303.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 19. December 1839.

What joy to watch in lower creature
Such dawning of a higher nature!

Hallam.

Allerlei über Thiersprache und musikalische Thiere.

(Fortsetzung.)

Wir kommen vom Meer auf das Land zurück und betrachten noch einige Hausthiere. — Die Sprache unseres Hundes taugt eigentlich nicht viel, wiewohl für einen, der lange in der Irre umher gewandert ist und auf einmal irgend woher Hundegebell vernimmt, auch diese Stimmen, als Verkündiger eines nahen, von Menschen bewohnten Ortes, von unbeschreiblicher Wirkung sind, ja überhaupt in nächtlicher Stille, aus geheimnißvoller Ferne vernommen, etwas ahnungsvoll Romantisches enthalten. — Der Hundedialekt hat viel Schnarrendes; es herrscht darin jener Buchstabe vor, den die Chinesen so wie jener griechische Redner nicht recht aussprechen können, und der daher auch der Hundebuchstab genannt wird. — Musikliebe zeigt der Hund wenig; ja, wie sehr ihn manche Musik anwidre, ist bekannt. Wir wissen, in welchen Zustand ihn der Ton einer Violine versezt, wie er in Unruhe geräth und selbst Musik macht, d. h. zu heulen beginnt. Der Hund, dessen anderweitige große Verdienste als Hofnarr und Nachtwächter, als treuer Reisekamerad und Leibhusar, als Jagdgehülfe, als Hirtenassistent und Schaafinspektor, als Spion und Postillon u. s. w. wir gebührend anerkennen, paßt übrigens so recht für unsere Zeiten, wo alle Sentimentalität, auch die reinste, edelste, verpönt ist, und manche Poeten darauf ausgehen, recht kalt frivol oder cynisch zu dichten. Das freundliche Nachtgestirn, das uns Andere zu zarten, schwärmerischen Empfindungen verlockt, bellt der Hund unwillig an. Uebrigens hat er doch anderweitiges Kunstgenie, besonders für das Theatralische. Nicht bloß daß er mit Seinesgleichen Komödien oder eigentlich Pantomimen aufführt, die oft, die Wahrheit zu sagen, kurzweiliger sind als die menschlichen; er ist bereits schon, wie allbekannt, über die eigentlichen Bretter der Thalia selbst gegangen, in Gesellschaft ungeschwänzter Komödianten, zu großer Ergötzlichkeit unseres hochgebildeten Publikums. — Ja, menschliche Worte soll schon der Hund ausgesprochen haben. Das, was Plinius davon berichtet, als von Prodigien, übergehen wir, und erwähnen bloß, was Leibnitz in den „Denkwürdigkeiten der Pariser Akademie" erzählt: daß er nämlich bei einem Bauer in der Gegend von Zeiz einen Hund angetroffen habe, der einige dreißig Worte aussprechen konnte, wornnter sich die Worte Thee, Kaffee, Chokolade, Assemblee befanden. Er habe aber nie anders gesprochen, als wenn ihm sein Herr ein Wort vorgesagt, und es schien, als wenn es der Hund ungern wiederholte, ob man ihn gleich nicht übel behandelte. — Wie

nichts in der Welt ohne Ausnahme ist, so hat es auch einzelne Hunde gegeben, die Sinn und Liebe für Musik hatten. So wird von einem Hunde erzählt, der beim Beginne der französischen Revolution zu Paris gar gern der Militärmusik bei der Parade zuhörte, sich jeden Mittag richtig bei derselben einfand und daher von den Hoboisten und Soldaten der Paradehund genannt wurde.

Ich habe schon oben bei Gelegenheit, wo von der Stabilität der Thiersprachen die Rede war, auch der Schweine kurz erwähnt. Hier bemerke ich noch für Philologen und andere Sprachkenner, daß man aus der Pronunciation dieser artigen Geschöpfe selbst schon Beweise für die wahre Aussprache des Altgriechischen hergenommen hat. Um diese zu ermitteln, hat vor mehreren Jahren ein berühmter Archäolog behauptet, müsse man der Spur der Natur- oder Thierlaute folgen. Nun finde sich eine merkwürdige Stelle in den „Acharnern" des Aristophanes, wo die beiden, für Schweine ausgegebenen Töchter des Megaräers, um ihre vorgebliche „Schweinheit" dem Dikäopolis zu beweisen, auf das Angenehmste κοῖ. κοῖ zu schreien anfangen. Auch findet man anderwärts Stellen, wo als Hundegeschrei βαῦ. βαῦ vorkommt. Haben nun, meint jener Gelehrte, die Hunde und Schweine ihre Aussprache nicht verändert, so können auch die Altgriechen unmöglich οι wie i und αυ wie af, also nicht Reuchlinisch ausgesprochen haben. — Wir lassen für jezt die Sache dahingestellt seyn, und bemerken bloß, daß die Hunde, besonders jüngere, auch baf schreien, ferner daß das lateinische grunnire, und gar unser Grunzen an Zartheit dem griechischen κοΐζω nicht gleich komme. Fast scheint es, daß die altgriechischen Schweine einen feinern Dialekt gesprochen haben, als die römischen und die deutschen. Das ebenfalls zarte γρυλλίζω und γρύζω scheint mehr die Stimme der Ferkel auszudrücken. — Das französische groguer und grouder kommt auch von grunnire her, drückt aber den bekannten Nasenlaut jener Thiere noch besser aus.

Noch sind das gute Schaf und die muthwillige Ziege zu erwähnen. Man weiß nicht, ob man das Bä oder Mä des ersteren mehr französisch oder griechisch finden soll. Keineswegs möchte ich aber dem scharfsinnigen Gelehrten beipflichten, welcher meint, die Menschen haben den Consonanten B von den Schafen gelernt, und deßhalb haben auch die alten Egypter in ihrem Hieroglyphen-ABC ein Schaf gemalt, um das B zu bezeichnen. Wäre das der Fall, so mußte auch dieser Buchstabe unter die literae belluinae eingereiht werden, wozu bekanntlich My, weil es an das Muhen der Rinder, R, weil es an das Hundegebell, und S weil es an das Zischen der Schlange erinnert, bis jezt gerechnet worden sind.

Nur kurz will ich erwähnen die schon oft erwähnte Geschichte von den beiden Knaben, die auf Befehl eines alten weisen Königs, der gern eine Ursprache ermitteln wollte, bloß bei Ziegen, von deren Milch sie genährt wurden, in abgesonderter Hütte leben mußten, und welche nach einigen Jahren, als die Hirten, die nichts zu ihnen sprechen durften, die Thüre öffneten, ihnen: Bekos, Bekos zuriefen, ein Wort, das auf Phrygisch Brod bedeuten soll. Ob nun die Sprache der Ziegen mit der phrygischen verwandt sey, mögen Gelehrtere entscheiden; soviel bemerke ich nur noch, daß neuere Sprachforscher das phrygische Bekos im deutschen Back oder Gebäck oder Weck wiederfinden wollen, und dabei recht gelehrt auf den „Kratylos" des Plato verweisen, um eine Verwandtschaft zwischen der phrygischen und germanischen Sprache herauszufinden.

Noch mögen einige Säugethiere in bunter Reihe hier folgen. — Wir machen sogleich einen Sprung wie das Eichhörnchen, um zu diesem selbst zu gelangen. Daß das muntere, possierliche, aber bissige Thierchen seinem Weibchen pfeift, sonst aber klatscht und knurrt, ist ziemlich bekannt, wohl aber nicht so, daß es auch Musik und Tanz liebt. Wenigstens der englische Naturforscher Berington hatte eines, das im Käfig nach der Musik taktmäßig tanzte. — Gut tanzen und sonst noch allerhand Künste lernt auch das possenhafte Murmelthier, welches die armen Savoyarden zu uns bringen. Es murmelt und murrt oft wie junge Hunde, und als Signal gibt es einen Ton von sich, der zwischen Bellen und Pfeifen klingt. Von einem andern Langschläfer, dem trägen Dachs, weiß ich in Bezug auf Stimme nichts zu sagen. — Die Fischotter pfeift wie der Mensch; der Fuchs bellt bisweilen, wenn's recht kalt ist, sonst kläfft und knurrt er; der Luchs heult wie Hund oder Wolf; aber alle Thiere übertreffen an Geheul die in Gesellschaft lebenden Schakale; es soll zur Nachtzeit furchtbar klingen, fast wie klägliches Kindergeschrei. — Die abscheuliche Hyäne, die, nach dem Glauben der Alten, fremde Stimmen, selbst menschliche nachahmen soll, heult in gedehnten, hohlen Vokallauten. — Das garstige Rhinoceros, ein wahres Brutum, grunzt wie das Schwein; zuweilen fast eben so das Flußpferd, doch wiehert es noch häufiger wie das Pferd.

Die schwarzen Fiedler.

(Fortsetzung.)

Der Hochzeitzug kam aus der Kirche; drei lange Leiterwägen, jeder von vier wilden Rossen gezogen, rasselten in den Hof und luden eine Menge von Gästen ab, welchen noch eine zahlreiche Schaar zu Pferd und zu Fuß folgte denn Laszlo, der Hochzeiter, und die schöne Erzsi hatten von dem großen Verlobungskuchen die Stücke

ringsumher an Verwandte und Freunde gesandt; alle waren der Einladung gefolgt, und zum Dank hatten die alten Muhmen und Basen nichts versäumt, die Braut vor dem Zauber des bösen Auges und geheimnißvoller Besprechungen zu bewahren. Die eine hatte der jungen Erzsy Petersilie und Knoblauch gereicht, um sie, da sie eben in die Kirche trat, in die Zischmen zu stecken und durch den Geruch den lauernden Feind zu verscheuchen; eine andere hatte in der Kirche sich auf den Platz gesezt, von welchem die Braut eben aufgestanden, damit er während der Trauung nicht erkalte und mit ihm die Liebe des jungen Paares; eine dritte und vierte hatten sie gelehrt, vor dem Altar Laszlos kleinen Finger zu zwicken und ihm auf den Fuß zu treten, damit die Oberherrlichkeit im Ehestand ihr nicht entgehe; wieder andere hatten ihr eingeschärft, Rocken und Nähnadel in ihres Vaters Hause zurückzulassen, wenn sie nicht etwa einst in der Wiege lauter Mägdlein statt der Buben schaukeln wolle; und da sie eben vom Wagen sprang, trafen ihre Sohlen auf ein Säckchen mit Mehl, das eine sorgsame Hand hingelegt, um die Neuvermählte vor künftigem Unheil in den Wehen zu bewahren. In diesem Augenblick spielten die Zigeuner zum Willkomm auf, und ihre keke Musik rauschte mächtig durch das Schreien, Johlen, Singen und Schießen der tobenden Gäste, die nun, ihre breitkrempigen Hute schwenkend, oder die Pelzkappen in die Höhe werfend, mit Jubelgeschrei die Fiedler begrüßten, während Laszlo ihnen die mächtige Schleifkanne mit dem Branntwein reichte, der sie so hastiger Gier zusprachen, als ob der Feuertrank sie zu neuem Leben zu erwecken, alle Uebel und Plagen zu verbannen vermöchte.

Dem Willkomm folgte in kurzer Frist das schwelgerische Mahl, dem Mahle des jungen Volkes Lust, der Tanz, während dessen die Alten bei den vollen Bechern sitzen blieben, mit einem Ohre dem Schalle der Musik lauschend, das andere den Mährchen neigend, welche der zahnlose Mund irgend eines greisen Mutterleins erzählte, so daß Musik und Worte in einander verschmolzen, und keines von beiden recht vernommen ward. Dem Bräutigam aber kam es vor, als spielten die Zigeuner nicht so frisch und munter, wie er es von Miklos und seiner Bande gewohnt war, und darum rief er plötzlich: „Hältst du uns für plumpe Schwaben, du schwarzer Sohn des bösen Feindes, daß du uns nichts aufspielst, als Trauermärsche? Auf, spiel' mir mein Leibstückchen!" Laszlo neigte sich an des Miklos Ohr und pfiff ihm die Weise eines Tanzes; der rieb sich die Stirn, wie aus tiefen Träumen erwachend, und bereitete sich, dem Begehren des Hochzeiters zu entsprechen, als wieder andere sich herzudrängten, jeglicher von ihnen seinen eigenen Lieblingstanz verlangte, die Weise wohl oder übel pfiff, dem Zigeuner blankes Silbergeld in die dunkle Hand schob, und dabei nicht die Drohung sparte, den Geiger sammt der Fiedel zu zerschlagen, so dem Verlangen nicht alsbald entsprochen würde. — Troz der Betäubung, welche schon seit dem frühen Morgen des Zigeuners Sinne umfing, und welche der reichlich genossene Branntwein um vieles noch gesteigert hatte, war ihm dennoch wohl bewußt, daß die Fröhlichkeit der Gäste zu dem gefährlichen Punkt gelangt sey, auf welchem sie nur allzuleicht in wilden Zorn ausartet, und die Erfahrung hatte ihn längst gelehrt, daß, so er einem der Dränger den Willen thäte, die andern alle auf den Begünstigten und auf ihn selbst einstürmen und losschlagen würden. So geschah es denn, daß die Angst ihn für Augenblicke zur Besinnung brachte, und er sich erinnerte, wofür er eigentlich den neuen Ländler erdacht, nämlich um sich damit bei solchem Anlaß aus aller Fahr und Noth zu helfen. Darum schnalzte er urplötzlich mit der Zunge, schlug den Triller einer Lerche an, und winkte den Gesellen. Nun begann, während die erste Geige den Gang der Weise vorzeichnete, der die andern in eigenthümlichem, dem Anschein nach regellosem und dennoch richtigem Schritt folgten, und welche das Cymbal (Hackbrett) in eben so sonderbarer Art begleitete, ein Schmettern, Flöten, Zwitschern, Schlagen und Pfeifen durcheinander, als ob das ganze Heer der Vögel aus Feld und Wald durch die Fenster hereinschwirrte und im Gemach umherflatterte. Die erstaunten Hörer traten zurück, blickten rings umher, als suchten ihre Augen all die Finken, Zeisige, Lerchen, Rothkehlchen, Meisen, Nachtigallen, Amseln und Drosseln, den melancholischen Guckguck, der von Zeit zu Zeit seinen einförmigen Ruf dem Chor gesellte, und den Häher, der hie und da sein Krächzen vernehmen ließ; und somit war des listigen Zigeuners Absicht, sich Luft zu schaffen, für den Augenblick vollkommen erreicht. „Gut gepfiffen, ihr schwarzen Spottvögel!" schrieen die erfreuten Gäste, vergaßen der Weisen, welche die Einzelnen eben erst so ungestüm begehrt, und drehten sich lustig im Kreise, johlend und lärmend in ihrer Herzen Fröhlichkeit. Und da nun das dräuende Gewitter des Unfriedens vorübergezogen, so daß die bezechten Slowaken weder untereinander Händel bekommen, noch die Musikanten geschlagen hatten, blieben die Gemüther bei der einmal genommenen Richtung wie eine bergab rollende Kugel; wilde Lust bemeisterte sich aller Anwesenden, und nichts schien im Stande, die laute, rauschende Freude ferner zu stören. Dennoch aber sollte sie gestört werden. Zwar kümmerten weder Trinker noch Tänzer sich darum, als gegen Abend mehrere der Gäste von gewaltsamem Uebelbefinden ergriffen und niedergeworfen wurden; ebensowenig schien es ihnen bemerkenswerth, daß der zweite Geiger längst schon auf dem Estrich lag, sich wand und krümmte wie ein getretener Wurm, wimmerte und ächzte, bis ihm

Stimme und Athem versagten, worauf er roth und blau im Gesicht wurde, gleich einem Erdessselten. Auch nahmen sie nicht wahr, daß der Viergespann, der Pleban und der Edelmann unter die Thüre traten, vor sich einen Panduren, welcher eine Schüssel trug, in der es wie in einer Kalkgrube dampfte und zischte, und aus welcher ein Qualm von scharfem, durchdringendem Geruch wirbelte, dem die Eintretenden die durch Mund und Nase geblasenen Wolken aus ihren Tabakspfeifen entgegensezten.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsezung.)

Oper. Concerte. Berlioz.

Einer andern Schauspielerin am Théâtre français ist es neulich ganz anders gegangen. Als sie in einem Lustspiele, worin ein Lied vorkommt, dasselbe so gut sang, als sie konnte (die Schauspieler und Schauspielerin des Théâtre français sind ja nicht verbunden, eine gute Singstimme zu haben), so wurde von einem Uebellaunigen im Parterre eine Kupfermünze auf die Bühne geworfen, wie man den Bänkelsängern auf den Gassen ein Almosen hinwirft. Das Publikum nahm sich jedoch der Schauspielerin an, welche diesen Schimpf nicht verdient hatte, und bezeigte allgemein sein Mißvergnügen über die beleidigende That des Unbekannten. So wurde vor einigen Jahren, als an der großen Oper Rousseaus bekannter „Devin de Village," dessen Musik freilich ein wenig veraltet ist, aufgeführt wurde, eine Perrücke auf die Bühne geworfen, und seitdem wagt die Direktion nicht mehr, das alte Stück aufzuführen, um keine zweite Perrücke zum Geschenk zu erhalten. Wahrscheinlich fürchtet die komische Oper die Perrücken ebenfalls; denn sie führt fast niemals ein Stück vom ältern Repertoire auf, obschon sie deren eine Menge schöner und gefälliger besize. Sie hält sich fast einzig an die neuern Stücke, und führt eher fünfzigmal nacheinander eine Adamsche oder Aubersche Oper auf, als eine einzige von Gretry oder Dalayrac; sogar die Mehulschen, Nicoloschen und Kreuzerschen Operetten werden ganz vernachlässigt. Das Publikum scheint nur noch an dem, was unter seinen Augen entstanden ist, und dem jezigen Kunstgeschmacke entspricht, Vergnügen zu finden. Indessen das Théâtre français noch immer die Meisterwerke aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. aufführt, und zwar mit demselben Beifalle, wie ehemals, wenn dieselben gut dargestellt werden, können die musikalischen Theater es kaum wagen, ein Stück aus der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu geben; eine für die Tonsezer freilich keineswegs erfreuliche Erscheinung. Vielleicht läßt sie sich zum Theil aus dem Umstand erklären, daß, wenn eine Operette großen Beifall erhält, die Drehorgeln auf den Gassen die Lieder derselben verunstaltet vom Morgen bis zum Abend ableyern, und die Verfertiger von Tanzmusik Contretänze daraus zuschneiden, so daß man dieselben in allen Winkeln hören muß. Dadurch werden sie natürlich dem Publikum zulezt ganz verleidet. Und nicht allein Operetten, sondern auch große und ernsthafte Opern, wie Robert le diable, die Hugenotten, die Jüdin u. a. sind diesem Uebelstande ausgesezt. Musard wußte auch aus diesen Tanzmusik herauszuziehen, und die Pariser Grisetten nach einem Bruchstücke Roberts oder der Hugenotten zum Hüpfen zu bringen. Von dieser Plage ist Paris einstweilen befreit, denn die Musard'schen Concertabende haben aufgehört, weil das Publikum ihrer bald endlich müde geworden war, und er hat sich nach London begeben, wie es heißt; wahrscheinlich hat man dort das Publikum mit Tanzmusik noch nicht so übersättigt, wie hier, wo bekanntlich eine zeitlang drei bis vier Anstalten das Publikum damit heimsuchten. Dies hat zur Folge gehabt, daß sie Alle zusammen eingegangen sind, vom Casino an, welches drei oder viermal auf- und zugeschlossen worden, bis zu den Valentino'schen Concerten, die sich einen höhern Zweck vorgesezt hatten, aber die leidige Tanzmusik doch immer als Grundlage brauchten. Nachdem sie nun alle aufgehört, und dem Anschein nach alle Spekulanten den Muth verloren hatten, auf diesem Wege ihr Glück zu machen, hat sich Valentino doch zuerst wieder von dem Fall erholt und seit vierzehn Tagen seine Anstalt wieder eröffnet. Diesmal ist aber die Tanzmusik sehr untergeordnet; er gibt jeden Abend nur einige Quadrillen und verbirgt sie gleichsam zwischen Ouvertüren und Symphonien, die nicht übel, wiewohl etwas mechanisch ausgeführt worden. Von einem solchen kärglich besoldeten Orchester läßt sich auch keine Ausführung erwarten, wie die der sogenannten Concertgesellschaft, welche jährlich ein Duzend Concerte im Musikconservatorium gibt, und aus geübten Tonkünstlern besteht, welche großentheils in diesem Conservatorium gebildet worden sind. Als Vorspiel zu den diesjährigen Concerten besagten Vereins hat Berlioz an zwei Sonntagen seine große Symphonie Romeo — eigentlich eine Oper ohne Schauspieler und Schauspiel — aufführen lassen. Berlioz scheint zu glauben, die Macht der Tonkunst reiche hin, ohne allen Apparat für's Auge, eine tragisch verwickelte Handlung zu schildern und dem Geiste der Zuhörer zu vergegenwärtigen, und er hat sich die Kraft zugetraut, dieses Wunder hervorzubringen. Man kann dem Manne wahre Begeisterung für die Kunst, welcher er alle seine Kräfte widmet, nicht absprechen. Er ist ein geborener Tonkünstler, und Beethoven wird vielleicht von Niemand besser gewürdigt als von ihm. Aber er scheint an einer Ueberfüllung musikalischer Gedanken zu leiden; seine Musik ist zuweilen verworren und wird dem Zuhörer nicht klar; nun ist aber das Enträthseln der Musik keineswegs Sache der Leute, welche nur in's Concert gehen, um zu genießen. Daher konnte es auch Berlioz, obschon sich vielleicht kein Tonkünstler mehr Mühe darum gibt als er, niemals dahin bringen, ein wenig populär zu werden. Er hat Opern, Kirchenmusik, Concertmusik gesezt, und die Pariser auf alle Art für sein musikalisches Genie einzunehmen gesucht, und noch dazu seine Theorie in Feuilletons und Theaterkritiken preisgegeben. Es ist ihm aber bisher nicht gelungen, und doch verliert er den Muth nicht, sondern sezt mit bewunderungswürdiger Ausdauer seine Versuche fort. Wer kann es dem Künstler verdenken, daß er an seinen Beruf glaubt, und von einem Auditorium mit Gleichgültigkeit angehört, an ein anderes, gerechteres appellirt? Man hat es ihm in einem Tageblatte vorgeworfen, daß er die 25,000 Franks, die ihm Paganinis Großmuth geschenkt, mit den Kosten so großer Concerte verschwende. Freilich wäre es vernünftiger gewesen, dies Kapital gut anzulegen, und nur die Zinsen zu verzehren; denn wenn das Kapital selbst aufgezehrt seyn wird, so möchte sich schwerlich ein zweiter Paganini finden, um dem Künstler aus der Noth zu helfen. Was weiß aber der Künstler von Nothdurft, Sparsamkeit und kluger Berechnung? Für ihn ist die Kunst Alles, das Uebrige mehr oder wenig.

(Fortsezung folgt.)

Beilagen: Kunstblatt Nr. 102 u. Intelligenzbl. Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 51.

Donnerstag, 19. December 1839.

[751] **Zu Weihnachts-Geschenken.**

Der Cid.

Nach spanischen Romanzen
besungen durch

Johann Gottfried von Herder.

Illustrirt durch 70 Holzschnitte,

nach Zeichnungen von Eugen Neureuther

geschnitten von den besten englischen Holzschneidern:

Thompson, Orrin Smith, Williams, Gray, Wright, Folkard etc.

In vier Lieferungen auf dem feinsten Velinpapier.

Preis 6 fl. 24 kr. oder 4 Rthlr.

Diese Prachtausgabe des unsterblichen Gedichtes wird Vielen, als ein vorzügliches Weihnachts-Geschenk, gewiß sehr willkommen seyn.

Goethe's Faust.

Eine Tragödie.

2 Theile in elegantester Taschen-Ausgabe.

In englischem Einband mit goldenem Schnitt und des Verfassers Portrait.

Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 20 Gr.

Diese neue, in typographischer Ausstattung alle früheren weit übertreffende Ausgabe von Goethe's Meisterwerk erlauben wir uns als ein vorzügliches Festgeschenk bestens zu empfehlen.

Stuttgart und Tübingen, December 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[761] Zum würdigen und eleganten Bibliothekswerk wie Geschenk empfehlen wir:

Wilhelm Hauff's
sämmtliche Werke.

Prachtausgabe mit Stahlstichen in 10 Bänden.

Preis eleg. geh. 7 Thlr. 6 Gr. oder 12 fl.

Unter den neueren Roman- und Liederdichtern zeichnet sich der früh verstorbene Wilhelm Hauff durch Eleganz und Anmuth aus. Seine wenigen Lieder sind so volksthümlich, so naiv und treuherzig, daß sie im Bunde aller seiner Stammgenossen fortleben. Auf verschiedenen Feldern dichterischer Prosa hat er sich nach Form und Inhalt mit Glück versucht. Echte Poesie athmet in seinen Mährchen, worin er mit wirklich seltener Gabe und freiem Phantasiespiel den orientalischen Sagenstoff behandelt. Einen reichen Humor hat er in seinen Memoiren des Satans entwickelt. — Großes Verdienst um die Lesewelt erwarb er sich durch seine Satyre und Polemik gegen die fade, unsittliche Romanfabrik von Clauren, welchen er in seinem Mann im Monde persiflirte.

Als Novellendichter hat er sich allermeist durch seine nach Erfindung und Darstellung treffliche Phantasie im Bremer Rathskeller bewährt. Den allgemeinsten und verdientesten Beifall jedoch gewann sein größerer historischer Roman Lichtenstein.

Das blühende Talent des jugendlichen Sängers und Dichters hat sich bei seinen Zeitgenossen eine schnelle Bahn gebrochen und freundliche Anerkennung verschafft.

Wie Schiller wird er immer ein Liebling der Jugend seyn. Begeisterung, Rührung, romantische Ritterlichkeit spricht aus ihm. Dabei trägt dieser Dichter, wie Walter Scott, so sehr das Gepräge der Sittenreinheit und Innigkeit, daß er auch der Jugend mit besonderem Rechte zu empfehlen ist.

Seine Märchen sind in besondrer eleganter Ausgabe erschienen, zu Geschenken sehr passlich, da sie unterhalten, belehren und lautere Sittlichkeit athmen.

Der Preis ist geschmackvoll gebunden 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Stuttgart, December 1839.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

---

[778] **Bibliothek für die Jugend**
in geschmackvoller eleganter Ausstattung.

Ernst Houwald's

Bilder für die Jugend.

Neue Auflage in 2 Bänden mit 24 Kupfertafeln. Elegant gebunden. Preis 3 Thlr.

Buch für Kinder gebildeter Stände.

Neue Auflage in 2 Bänden mit 15 gemalten Kupfertafeln. Enthaltend Schauspiele, Mährchen, Romanzen, Erzählungen, Charaden und Räthsel.
Geb. Preis 4 Thlr.

Abendunterhaltungen für Kinder

mit 4 Kupfertafeln.
Geb. Preis 1 Thlr.

Cora von Mosch,
Ein Buch für kleinere Kinder.

Mit Titelkupfer und einem Vorwort von
E. v. Houwald.
Geb. Preis 1 Thlr.

Vorgenannte Schriften haben den Weg in die Herzen der gebildeten Jugend gefunden, und sind deren Lieblinge geworden. Die einfache, kindlichem Wesen verwandte Sprache und Darstellung, ergötzt und veredelt zugleich die jugendlichen Gemüther. Eltern und Erzieher bieten damit ihren Lieblingen keine vergängliche Gabe, sondern vertraiben ihnen einen Schatz, welcher tausendfältigen Segen bringt.

Vorräthig in allen namhaften Buchhandlungen.

Leipzig, im December 1839.

G. J. Göschen's Verlagsbuchhandlung.

---

[744] Bei **Fr. Volckmar** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Geschichte Jesu

nach der Erzählung der vier Evangelisten für die Gebildeten des weiblichen Geschlechts
von
Friedrich Nösselt,
Professor in Berlin.

Mit 7 Stahlstichen, geb. in Golddruck. Preis 1 Thlr. 16 Gr. Dasselbe mit Titelkupfer brochirt 1 Thlr.

Nösselts Name ist seit einer Reihe von Jahren dem gebildeten weiblichen Publikum aufs ehrenvollste bekannt, seine viel verbreiteten Belehrungsschriften für das andere Geschlecht, und die große Theilnahme, welche sie allgemein fanden, beweisen seinen Beruf in diesem Gebiete und überheben den Verleger jeder Anpreisung obigen Werkes.

Für christliche Frauen und Jungfrauen schrieb Nösselt das Leben und die Lehren des Stifters unserer Religion;, mit einem von inniger Hochachtung für Jesus Christus erfüllten Sinne begann und vollführte er die Arbeit.

Die Geschichte unseres Heilandes fesselt und erbaut jedes fromme unbefangene Gemüth — um wie viel mehr glauben wir dem Zwecke zu entsprechen, da mit der Historie sich die schönste Darstellung, die klangvollste Sprache vereint.

Die Würde des Gegenstandes und das Publikum, dem es geboten wird, im Auge haltend, hat der Verleger dafür gesorgt, daß auch dem Aeußeren nach kein schöneres Buch in Deutschland existirt.

Leipzig, im December 1839.

---

[726] **Subscriptions-Anzeige.**

Im Verlage von **Eck & Comp.** in Köln a. R. erscheint mit Eigenthumsrecht für Deutschland und die österreichischen Staaten:

Grosse Gesangschule

der Conservatorien der Musik zu Paris und Brüssel in zwei Abtheilungen
von
A. Panseron.
(Mit deutschem und französischem Text.)

Die erste Lieferung wird gleichzeitig mit der Pariser Edition im Laufe des November d. J. ausgegeben.

---

[774] In allen Buchhandlungen ist die sehr belehrende, in einer dritten verbesserten Auflage erschienene Schrift zu haben:

☞ Vom Wiedersehen.

Wohin gelangen wir nach diesem Leben? — Werden wir uns da wiedersehen? — Wie ist da unser Loos beschaffen? — Gründe für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele und Betrachtungen über Tod, Unsterblichkeit und Wiedersehen.

8. broch. Preis 10 Sgr. oder 36 kr.

Diese vom Dr. Heinichen herausgegebene Schrift giebt über obige Fragen belehrende Aufschlüsse; — führt die Beweisgründe eines bessern Daseyns, — eines Fortlebens nach dem Tode an, und so ist dieses Buch Freunden zur Belehrung und Trauernden zur Tröstung zu empfehlen.

---

[777] **Für angehende Kaufleute.**

In dritter Auflage erschien so eben:

Alb. Fr. Jöcher:

Lexikon der Waarenkunde

in allen ihren Zweigen. Enthaltend alle Artikel des Material- oder Specerei-, Droguerie-, Farbwaaren-, Delicateß- oder Italiener-Handels; des Eisen-, Kurz- und Kramwaaren-, Holz- und Holzwaaren-Handels; des Manufactur- oder Schnitt- und Strumpfwaaren-Handels; des Galanterie-, Bijouterie- und Moden-waaren-, Glas-, Porzellan-, Fayance- und Steingut-Handels; des Flachs-, Garn-, Leinen-, Baumwoll- und Wollhandels; Getreide- und Victualienhandels; des Handels mit Wein und Spirituosen; des Kunst- und

Papierhandels; des Leder-, Rauch- und Pelzwaarenhandels rc., nebst Anweisung des Ursprungs; der verschiedenen Sorten; Der Bezugsorte; des Gewichts oder Maßes, nach welchem sie gehandelt werden; ihrer Emballage und Versendung; des Rabatts oder der Tara rc. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage Erstes Heft. Aal—Branntweinessig. Das Ganze erscheint in 12 Heften. Preis à Heft: 10 Gr.

[757] **Wichtiges neues musikalisches Werk.**

Im Verlage von L. Pabst in Darmstadt ist nunmehr vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Allgemeine

Generalbaßlehre

mit

besonderer Rücksicht auf angehende Musiker und gebildete Dilettanten

von

Hofrath Dr. G. Schilling.

38 Bogen gr. 8. Velin-Druckpapier. Subscriptionspreis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 Gr.

Diese bereits von einem Rinck und anderen Kennern öffentlich rühmlichst erwähnte Generalbaßlehre verdient allen Musikern und Musikfreunden, namentlich auch allen Organisten, empfohlen zu werden; sie behandelt den Gegenstand gründlich in einem faßlichen und anziehenden Vortrage. Die Ausstattung ist wahrhaft splendid, so daß sich das Werk auch sehr zu einer freundlichen Weihnachtsgabe eignet. Mit Januar 1840 tritt der Ladenpreis um 3 Rthlr. ein.

Zugleich empfehle ich als gefällige Gesangs-Compositionen:

L. A. Mangold, 6 Lieder aus Rückerts Liebesfrühling, für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

Derselbe, Das Fischermädchen, Gedicht von Heine, für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. 5 Gr. oder 24 kr.

Darmstadt, November 1839.

L. Pabst.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Geschichte

der Glasmalerei

in Deutschland und den Niederlanden, Frankreich, England, der Schweiz, Italien und Spanien, von ihrem Ursprung bis auf die neueste Zeit.

Von

M. A. Gessert,

Rechtsgelehrten.

gr. 8. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Diese Geschichte der Glasmalerei ist die erste selbstständige und erschöpfende Bearbeitung dieses kunstgeschichtlichen Stoffs, denn das Wenige, was Leviell in seiner Art de la peinture sur verre über deren Geschichtliches schrieb, betrifft lediglich Frankreich und die Niederlande, erstreckt sich kaum auf die drei älteren Perioden dieser Kunst, und ist, wie mehr oder minder alles seither über Glasmalerei geschriebene, seiner historischen, technischen und sonstigen Irrthümer oder Entstellungen wegen nur mit äußerster Vorsicht zu gebrauchen. Gegenwärtige geschichtliche Darstellung hingegen erfaßt auch die Glasmalerei in Deutschland, England, der Schweiz, Italien und Spanien, kurz allen Ländern, wo sie je Pflege gefunden, und ist um eine Periode, gerade die wichtigste, die ihres neuerlichen Aufschwungs, reicher. Wie weit aber der Herr Verfasser, indem er dem Bekannten neues hinzugefügt, jenes gesichtet, zurechtgesetzt und verständlicht, dieses aber in gebührenden Zusammenhang mit jenem gebracht, kurz das erreicht, was zu erreichen galt, wird den Leser auch ohne Fürwort, welchem der Erfahrene, ohnehin nicht zu viel traut, ermessen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[750] Mit dem Jahr 1840 beginnt der vierte Jahrgang der Zeitschrift:

Ost und West,

redigirt und verlegt von **Rudolf Glaser.**

Auf diese Zeitschrift, welche sich der Mitwirkung der ausgezeichnetsten Schriftsteller erfreut, und durch Mittheilungen über Leben und Literatur der slavischen Völker ein eigenthümliches Interesse gewährt, pränumerirt man halbjährig in allen Buchhandlungen mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 Gr.) Die k. k. Postämter liefern sie für 3 fl. 54 kr. C. M. (mit Couvert für 4 fl. 18 kr. C. M.) postfrei bis an die Gränzen der österreichischen Monarchie. Den Debit für das Ausland besorgt Herr Friedrich Fleischer in Leipzig.

Prag, im November 1839.

[769] In allen Buchhandlungen ist das sehr nützliche Hausbuch zu haben:

500 der besten Hausarzneimittel

gegen alle Krankheiten der Menschen;

als: Husten, — Schnupfen, — Kopfweh, — Magenschwäche, — Magensäure, Magenkrampf, — Diarrhöe, — Hämorrhoiden, Hypochondrie, — träger Stuhlgang, — Gicht und Rheumatismus, — Engbrüstigkeit, — Schwindsucht, Verschleimung, — Harnverhaltung, — Gries und Stein, — Würmer, — Hysterie, Kolik, — Wechselfieber, — Wassersucht, — Scrophelkrankheiten, Augenkrankheiten, — Ohnmacht, — Schwindel, — Ohrenbrausen, — Taubheit, — Herzklopfen, — Schlaflosigkeit, Hautausschläge. Nebst:

Hufeland's Haus- und Reiseapotheke.

8. broch. 189 Seiten. Preis 15 Sgr. oder 54 kr.

☞ Ein Rathgeber dieser Art sollte billiger Weise in keinem Hause, in keiner Familie fehlen; man findet darin die hülfreichsten, wohlfeilsten und zugleich unschädlichsten Hausmittel gegen die obigen Krankheiten, womit doch der Eine oder Andere zu kämpfen hat, oder mindestens durch dieses Buch guten Rath seinen leidenden Mitmenschen geben kann.

[752] In der Schweighauser'schen Buchhandlung ist so eben fertig geworden:

Fischer, Prof. Friedr., der Somnambulismus. Drei Bände. 8. Preis gh. 6 fl. oder 3 Rthlr. 18 Gr.

Dieses Werk bespricht in drei Bänden: das Schlafwandeln und die Vision; den thierischen Magnetismus; das Hellsehen und die Besessenheit. Wie können es jedem Gebildeten empfehlen, der sich für die Räthsel des Nachtwandelns, der Visionen, der Gespenster, des

thierischen Magnetismus und Hellsehens, der Besessenheit und dergleichen interessirt, und eine vernünftige Einsicht in diese merkwürdigen Erscheinungen sucht, mit denen moderner Aberglaube wieder ein so täuschendes Spiel treibt. Es ist klar und verständlich geschrieben, die Darstellung anziehend und lebendig, so daß die Lektüre eben so unterhaltend als belehrend seyn wird. — Man wird es dem Herrn Verfasser Dank wissen, diesen Gegenstand mit scharfer aber doch ruhiger Kritik behandelt und ihn der Aufmerksamkeit des wissenschaftlichen und gebildeten Publikums zugänglich gemacht zu haben.

---

[747] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das goldene Tugendalphabet,

in **24** neuen moralischen Erzählungen aus dem Fürsten- und Familienleben. Ein Lesebuch für die deutsche **Jugend** von Dr. F. J. Gruber.

Mit 6 Abbildungen. Geb. 15 Gr.

---

[713] Bei **Goedsche** in Meissen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Abendländische

Tausend und eine Nacht,

oder die schönsten Mährchen und Sagen aller europäischen Völker.

Zum ersten Male gesammelt und neu bearbeitet

von **J. P. Lyser.**

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers.

15 Bändchen, jedes 12 Gr.

Die morgenländischen Mährchen der 1001 Nacht sind allbekannt und nach Würden besprochen und belobt. Das Publikum erhält hier eine in gleichem Geiste veranstaltete, aber reichhaltigere und mannichfaltigere Sammlung

europäischer Sagen und Mährchen.

Als Fortsetzung dazu ist erschienen:

Einhundert und eine Nacht.

Ein Mährchen- und Sagen-Strauß.

Gesammelt und erzählt

von **J. P. Lyser.**

4 Bändchen mit 4 Abbildungen.

2 Bändchen geh. 12 Gr.

S. Gülliwer's Reisen

zu verschiedenen entfernten Nationen der Welt

von **J. Swift.**

Nach der englischen Original-Ausgabe übersetzt von L. v. Alvensleben. Mit mehreren Hundert Abbildungen von Grandville in Paris.

Vollständig in 4 Bändchen, jedes Bändchen 20 Gr.

Swifts berühmte Dichtungen stehen anderthalb Jahrhunderte unübertroffen und werden auch schwerlich erreicht werden. Kein Dichter verstand es, so viel scharfe Satyre, bittere Ironie und vernichtenden Spott in das Gewand der treuherzigsten Gutmüthigkeit zu kleiden, wie Swift. Kein Dichter ist so glücklich und geistreich illustrirt worden, wie Swift durch Grandville; die ganz vortrefflichen Lithographien in der vorliegenden Ausgabe reihen dieselben an das Vorzüglichste, was in dieser Art in Deutschland erschienen ist.

---

[760] **Callot-Hoffmann.**

So eben verließ die Presse und ist bei allen guten Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes vorräthig oder zu beziehen:

E. T. A. Hoffmann's

Erzählungen aus seinen letzten Lebensjahren, sein Leben und Nachlaß.

5 Bände.

Herausgegeben von der Wittwe

Micheline Hoffmann, geb. Korer.

Auch mit dem Titel:

Hoffmann's ausgewählte Schriften

11 — 15ter Theil.

Mit 4 Kunstbeilagen.

Preis für die 5 Bände 5 Rthlr. oder 7 fl. 30 kr.

Bis Anfang nächsten Jahres.

Die Erscheinung dieser mit Sorgfalt ausgestatteten 5 Bände wird den zahlreichen Freunden Callot-Hoffmanns gewiß willkommen seyn.

Sie enthalten viele noch unbekannte, andere noch ungedruckte Aufsätze von ihm, die mit Erzählungen die jetzt im Buchhandel fehlen zu einem Ganzen vereint wurden. Diesem schließt sich die mit Sorgfalt durchgesehene und mit noch ungedruckten Briefen Hoffmanns (die früher nicht veröffentlicht werden konnten) vermehrte Biographie seines innigen Freundes Criminaldirectors Julius Eduard Hitzig an, die hier in der 3ten Auflage erscheint, Beweises genug, daß sie zu dem Interessantesten gehört, was man der Art lesen kann. —

Ebensowohl wird man die Kunstblätter die die Bände zieren, als besonders wünschenswerth ansehen, da sie sämmtlich nach Hoffmann'schen Originalien sind, die von den Malern A. Hoffmann, Neureuther und Sonderland mit besonderer Liebe wiedergegeben wurden. —

Der sehr mäßige Preis besteht nur noch bis Januar nächsten Jahres. —

---

[788] Bei **Justus Perthes** in Gotha ist die 2te Abtheilung der 2ten Lieferung von

K. von Spruner's

historischer Atlas

im Subscriptionspreis zu 2 Thlr. erschienen. Die 2te Lieferung bildet in 13 Karten einen vollständigen Geschichts-Atlas für Deutschland, der in ähnlicher Auffassung und Zusammenstellung noch nicht vorhanden war, und jedem Freund der vaterländischen Geschichte willkommen seyn muß.

---

[789] Bücher-Auktion in Münster.

Am 9. März 1840 beginnt zu Münster die Versteigerung der bedeutenden, an werthvollen, seltenen und zum Theil äußerst kostbaren Werken vorzugsweise im philologischen und medicinischen Fache sehr reichen Bibliothek des verstorbenen Hrn. Regierungs-Medicinalraths Dr. Borges. Der aus 2 Theilen bestehende Katalog (1ster die philologischen und andern Wissenschaften, 2ter die medicinischen Wissenschaften enthaltend) ist durch alle Buchhandlungen und die bekannten Hrn. Antiquare von Hrn. W. Engelmann in Leipzig zu beziehen.

Münster, im November 1839.

Fr. Regensberg.

№ 304.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 20. December 1839.

De Numidia bonum habetote animum; nam omnia removistis, avaritiam, imperitiam, superbiam.

Sallust.

Jugurtha und Abd-el-Kader.

Wenn die Römer auf der Höhe ihrer Macht Numidien zur Provinz machten, und wenn die Franzosen in neuester Zeit eines Theils desselben Gebiets sich bemächtigen zu müssen glaubten, so ist in beiden Fällen der ganze historische Hergang und auch der Zweck der Eroberung ein bedeutend verschiedener. Dabei fehlt es aber auch nicht an zahlreichen Analogien; was namentlich den sittlichen Zustand der beiden Metropolen betrifft, so ließe sich vielleicht die Parallele sehr weit führen. Wenn Abd-el-Kader lange kein Jugurtha ist, so fehlt auch den französischen Proconsuln viel zu viel zu einem Metellus und Marius, und ist auch bis jezt in Algier kein Aulus Posthumius mit einem Heere durch das Joch gezogen, so hat man doch einen Calpurnius Piso nicht lange zu suchen. Schwerlich werden die Franzosen aus Sallust etwas lernen, so viel auch für sie dort zu lernen wäre. Man sieht aber aus ihren Tageblättern, daß sie den römischen Geschichtschreiber wenigstens lesen. Wenn die Oppositionsblätter denselben ausbeuten, so geschieht es vornehmlich in der Absicht, durch historische Vergleichungen und Contraste die Regierung zu necken. Aber die Nationaleitelkeit erlaubt ihnen selten, den eigentlichen Krebsschaden ihres Staats- und Kriegswesens, den Punkt, worin Paris dem damaligen Rom am meisten gleicht, die Corruption, geradezu aufzudecken. Wir nehmen aus einem gemäßigten Oppositionsjournal die folgende historische Moralität, in der sich der ganze französische Charakter mit all seinen Tugenden und Schwächen vortrefflich abspiegelt, und wo namentlich die Kunst geübt ist, mit halben Worten etwas ganz herauszusagen und das Beste zwischen den Zeilen lesen zu lassen. Bei solchen spielenden Produktionen tritt einem die große Aehnlichkeit zwischen dem Geist der Franzosen und dem der Griechen unter römischer Herrschaft recht klar vor die Augen. Der Römer hatte am Gräculus einen witzigen Höfling und Tischrath, der der Majestät des römischen Volks schmeichelte und ihrer gelegentlich spottete; der Franzose ist in gleichem Geiste der Vergötterer und Spötter seiner eigenen Größe; und wenn die Franzosen die Rolle des weltherrschenden Volkes nur in der Einbildung spielen, so ist eben vorzüglich der Umstand daran Schuld, daß sie zu sehr Griechen im schlimmen Sinne sind, um im guten Römer seyn zu können.

Eine Lektion in der römischen Geschichte.

In einem zierlichen Gemache saß eine hübsche junge Frau allein, verdrießlich, in tiefen Gedanken am Feuer. Es klopfte und herein trat ein junger Reiteroffizier. Er küßte ihr die Hand und nahm Platz neben ihr; aber sein Besuch vermochte die Dame nicht ganz von den Gedanken

abzuziehen, die sie beschäftigten. Es fiel ihr nur auf, daß der Herr Vetter in Uniform kam.

„Woher in diesem Aufzug?“ — „Vom Minister; ich möchte gerne nach Afrika.“ — „Ah! nun, von Ihrem Projekt sprechen wir gleich. Aber, lieber Freund, Sie finden mich ganz nachdenklich über meine entsetzliche Unwissenheit. Denken Sie sich, gestern beim Essen sprach man von nichts als von Afrika, von Abd-el-Kader, von Kabylen, Algier, Numidien; dann kam auch Sallust auf's Tapet, Masinissa, Jugurtha und dergleichen; ich wußte gar nicht, woran ich war. Ich lese doch alle neuen Romane und fast alles Geschichtliche, das herauskommt; aber von all diesen Leuten ist mir nichts bekannt. Ich wollte fragen, ob Jugurtha vielleicht Abd-el-Kaders Bender oder Vetter sey; aber mir fiel die lächerliche Figur bei Molière ein, welche Martial für einen Handschuhmacher hielt; ich fürchtete, ich könnte meinen Mann in Verlegenheit setzen. Ich bitte Sie, Vetter, setzen Sie mich auf's Laufende; sagen Sie mir, wer alle die Leute waren. Sallust zum Beispiel — wenn mir recht ist, so ist das der Mann, der in Rom so schöne Gärten hat.“

„Liebe Cousine,“ erwiderte der Kriegsmann, „Sie haben sehr wohl gethan, sich nicht näher nach Jugurtha zu erkundigen; Sie wären ausgelacht worden. Was Sallusts Gärten betrifft, so ist der Mann, dem sie gehörten, schon achtzehnhundert Jahre todt: ein Mann von den schlimmsten Sitten, ein Freund Cäsars und ein ausgezeichneter Dieb, Proconsul in Afrika, und just in Numidien. Und was er dort that, war zweierlei: einmal raubte er zusammen, so viel er konnte, und wurde dadurch einer der reichsten Männer in Rom, und dann beobachtete er an Ort und Stelle den ganzen Hergang eines furchtbaren Kriegs, den die Römer mit den Numidern zu führen hatten, und hinterließ uns eine Geschichte dieses Kriegs, die an Wahrheit der Auffassung und Kraft des Ausdrucks ein Meisterwerk ist; denn dieser Sallust — er hieß auch Crispus, weil er lockige Haare hatte — war ein großer Kopf. Und sonderbar, Tugend, Rechtschaffenheit, Sittenstrenge können nicht eindringlicher gepriesen werden, als von diesem Geschichtschreiber, dessen Leben diesen seinen Grundsätzen so schlecht entsprach.“ — „So führen wir also,“ sagte die Dame, „den nämlichen Krieg wie damals die Römer?“ — „Leider, ja.“ — „Und Abd-el-Kader ist unser Jugurtha?“ — „Doch nicht so ganz.“ — „Wissen Sie was, Vetter? geben Sie mir eine kleine Lektion in der römischen Geschichte.“

Der Vetter gab nun preis, was ihm vom Collège her aus seinem Sallust geblieben war. Er schilderte, wie viel der listige, grausame und tapfere Jugurtha den Römern zu schaffen machte, wie er sie noch mehr durch Bestechung als durch Waffen im Schach hielt, wie er endlich überwältigt, durch römische List in's Netz gelockt, im Triumph aufgeführt wurde und elend unterging. — Als er fertig war, sagte die Dame: „Tausend Dank für die Belehrung. Aber sagen Sie mir einmal: sind wir nicht eine große Nation?“ — „Wer zweifelt daran?“ — „Vielleicht nicht ganz so mächtig als das römische Volk, aber überflüssig stark genug, um mit einem unbedeutenden Häuptling wie Abd-el-Kader fertig zu werden?“ — „Ganz gewiß.“ — „Mit dem Sohn eines Marabout, der nichts weniger als ein Jugurtha ist!“ — „Sie verhalten sich kaum, wie tausend zu eins.“ — „Noch eine Frage: Wie lange dauerte der Krieg mit Jugurtha?“ — „Sieben Jahre.“ — „Und es ist neun Jahre, daß wir mit diesem Königlein zu thun haben! Wo sind unsere Marius, Metellus, Sylla?“ — „Sie haben Recht,“ erwiderte der Offizier, den diese Fragen gewaltig in die Enge trieben; „was Abd-el-Kader ist, dazu haben wir ihn erst gemacht: wir haben mit ihm unterhandelt, und so bildet er sich ein, er sey eine Macht; wir haben Pulver und Waffen an ihn verkauft, und er braucht sie gegen uns.“

„Ei,“ fuhr die wißbegierige Cousine fort, „da fällt mir ein: beim Essen gestern schämte ich mich nicht allein meiner historischen Unwissenheit, noch etwas machte mir zu schaffen: es wurde da mit großem Nachdruck eine lateinische Phrase citirt; sie muß von Sallust oder Jugurtha seyn. Ich mochte mir das Ding nicht erklären lassen, es konnte ja etwas Unschickliches seyn. Es war etwas wie urbs venalem. Sagen Sie mir, was das ist.“

„Das ist bald gesagt. Jugurtha kam nach Rom, um sich rein zu waschen, und überall fand sein Gold volle Hände. Da er aber frech genug war, in Rom selbst den Massiva, einen Mitbewerber um die numidische Krone, ermorden zu lassen, so mußte man ihn aus Italien verweisen. Als er nun Rom Valet sagte, sah er sich noch einmal um und sagte: urbem venalem et mature perituram, si emptorem invenerit; das heißt: eine käufliche Stadt, mit der es bald aus wäre, wenn sich ein Käufer für sie fände. — Gerade daran sehen Sie recht, welch großer Unterschied zwischen Jugurtha und Abd-el-Kader ist: dem einen standen unermeßliche Schätze zu Gebot, womit er römische Bürger bestach, der andere hat über keine Schätze zu verfügen; und dann steht die französische Nation weit höher als damals das römische Volk. Abd-el-Kader, dieser Jugurtha im Kleinen, fände unter unsern Feldherrn keinen Aulus Posthumius, er fände keinen Centurionen, keinen Tribun, keine Legionen, die mit ihm gemeine Sachen machen möchten. Könnte er sie in Versuchung führen, Soldaten und Anführer wären eben so viele Metelle. In unsern Kammern gäbe es keine Pairs, keine Deputirte zu verführen. In Rom war Alles feil, in Paris ist nichts feil, und keinem Käufer, so reich er seyn mag, ist es in den Sinn gekommen, uns ein Gebot zu thun. Wissen Sie wohl, was Abd-el-Kaders

Hauptwaffe ist? die Religion. Mahomet macht den Sand Afrikas für ihn zum ergiebigen Boden und führt ihm seine Soldaten zu; der Islam ist sein Schatz, der Coran sein Finanzminister."

„Sie glauben also nicht, daß die Ungeschicklichkeit, womit bisher der Krieg geführt worden ..." — „Still! still, Cousine! Ich komme eben vom Kriegsminister." — „Ei, ja, Sie wollen also nach Algier? Sie wollen zwei Zoll von Ihrem Tschako den Säbel eines Kabylen blinken sehen?" — „Allerdings, aber nicht Jedermann kann so glücklich seyn; auf den Dampfschiffen, die unsere Regimenter nach Algier führen, ist nicht für Alle Platz: ich soll in Frankreich bleiben." — „Schön, schön! ein lieber Mann, der Minister! Ich rechne auf Sie bei den Bällen diesen Winter. — Sie speisen doch bei uns, Kapitän? Sie sollen sehen, wie ich bei Tische von Jugurtha spreche. Sie haben mich ganz neugierig nach den Schriften des Sallust gemacht, der ein so schlechter Mensch war, der so schöne Gärten und so viel Kopf hatte."

Die Dame zog die Glocke. „Anna," sagte sie zum eintretenden Kammermädchen, „du mußt in mein Lesekabinet; nimm hier die Bände von Balzac und laß dir dafür den Sallustius geben, Sallustius Cris—Crispus, den Schriftsteller, der so lockige Haare hatte." — „Liebe Cousine, das Frauenzimmer, aus dessen Lesekabinet Sie sich mit Romanen versehen, hat den Sallust nicht; Sie weiß gar nicht, was das ist. Sie müssen sich deßhalb an die königliche Bibliothek wenden."

Die schwarzen Fiedler.

(Fortsetzung.)

Die Ankömmlinge betrachteten von der Schwelle aus das Getümmel, zeigten einander mit bedeutsamen Winken die zu Boden Gestürzten, und nach einer Weile erst rief der Edelmann: „Wollt ihr ruhig seyn mit eurem Gedudel, ihr schwarzen Heiden!" — Miklos erkannte die Stimme, welche am Morgen aus dem Fenster des Herrenhauses ihm zugerufen, und da es ihm zugleich willkommen schien, ein wenig rasten zu können, hörte er plötzlich zu spielen auf, und mit ihm die Bande. Die Paare wirbelten noch einige Takte lang fort, kamen dann aus dem Schritt und hatten nicht Zeit, sich zu verwundern oder zu fragen, denn der Pleban erhob alsbald seine Stimme zu einer derben Rede. „Seyd ihr getaufte Christen und getreue Unterthanen," rief er unter andern, nachdem er ihnen ihre Schweigerei und Ueppigkeit vorgeworfen, „daß ihr in solcher Zeit tanzt und jubelt? Habt ihr nicht vernommen, was euch verkündet worden? Hab' ich euch heute Morgen in der Kirche nicht untersagt, zu schlemmen und zu toben? Und warum? Darum, weil rings herum in allen benachbarten Comitaten der Juden verruchte Hände Brunnen und Quellen vergiftet haben und der Himmel solches zugelassen, um euch für eure Frevel und Sünden zu strafen."

Die Gäste starrten den Redner mit weitaufgerissenen Augen und offenem Munde an. Der Hochzeiter kroch, demüthig, wie ein Hund, herbei. — „Drei Schritte vom Leib!" donnerte der Viergespann, und der Pandur streckte wie zur Abwehr die dampfende Schüssel ihm entgegen. Laszlo blieb stehen und betheuerte, weder er noch seine Freunde hätten einen Tropfen Wasser getrunken, und so dürften denn ihretwegen alle Quellen verpestet seyn. — „Willst du deiner vorgesetzten Obrigkeit, des Königs und der Kirche spotten, elender Knecht, der du bist?" schrie der Edelmann, und der ehrwürdige Priester fiel ihm in's Wort: „Ihr hadt Grund und Ursach, meine Warnungen euch um so mehr zu Herzen zu nehmen, da in Folge eurer Unmäßigkeit und eures Ungehorsams bereits die Strafe euch ereilt. Ihr wähnt vielleicht, daß diejenigen unter euch, welche sich am Boden winden oder starr und todt daliegen, morgen wiederum aufstehen werden, wie sie sonst wohl zu thun pflegten, wenn des Trunkes Uebermaß sie also niedergestreckt? Da aber irrt ihr gewaltig. Gottes Finger hat sie berührt, sein Zorn sie gezeichnet, und die morgenländische Krankheit sie erwürgt."

Heulend sanken die Hörer in die Knie, während der Pleban fortfuhr: „Und wer hat euch die neue Pest zugeschleppt? Ich will es euch sagen: die schwarzen Fiedler haben, als Boten des göttlichen Zornes, den Keim des Todes zu euch getragen; einer von ihnen liegt, ein Opfer der Cholera, in eurer Mitte, und ihr seyd Alle verloren, so ihr nicht schnell von dannen flieht." — Nach diesen Worten entfernte sich der Mahner mit seinen Begleitern, nachdem er noch dem Panduren geboten, die Schüssel mit dem Chlorkalk zurückzulassen. Der plötzliche Schreck hatte den größten Theil der Trunkenen wieder nüchtern gemacht; sie erhoben sich vom Boden, und ihre erste Bewegung war, nach den Zigeunern zu schauen, was gerade noch zu rechter Zeit geschah, um sehen zu können, wie der lezte von ihnen, behend und schmiegsam, gleich einer Katze, durch das schmale Fenster entschlüpfte. Nur einer war zurückgeblieben: der, von welchem der Pfarrer eben gesprochen; — er lag starr und steif, und war todt. Vor dem grausenhaften Anblick scheu zurückbebend, drängten die Gäste sich allen Oeffnungen zu, durch Thüren und Fenster einen Ausgang zu gewinnen, die Männer scheltend und fluchend, die Weiber kreischend und zeternd, und alle eben durch ihre Hast selbst einander hindernd. Die fliehenden Musikanten vernahmen

noch auf eine weite Streke das Schreien der ungeduldigen Dränger, die Wehklagen der Gedrückten und Gestoßenen; doch keiner von ihnen verlangte, das Ende des Lärmens abzuwarten, sondern Alle priesen des Führers Vorsicht, welcher kaum das Wort der Anklage aus dem Munde des Leutpriesters vernommen, als er auch schon den Weg zur Flucht ihnen wies, indem er selbst voranschlüpfte, und nun in strengem Lauf dem Walde zueilte, in dessen nächtlichen Schatten angelangt, er die Hast seiner Schritte minderte und Athem schöpfte, während die kurze Aufregung auf's Neue der Abspannung wich.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsezung.)

Concerte. Mad. Girardin. Mad. Ancelot.

Berlioz schmachtete nach Künstlerruhm; einen klugen Hausvater werden sie wahrscheinlich nie aus ihm machen. Auch ist er ja nun Unterbibliothekar des Musikkonservatoriums, und braucht also eben nicht zu fürchten, daß er vor Hunger umkommt. Die Bibliothek jenes Conservatoriums wurde bisher vom Publikum nicht sehr besucht, sie hatte aber auch nicht viel auf sich. Aber nun fängt man an, ihr höhern Werth beizulegen, da sie nicht allein mit den neuern Werken der Tonkunst versehen ist, sondern auch die ältern Werke anschafft, weßhalb der sich besonders mit mittelalterlicher Musik abgebende Bibliothekar Botté de Toulmon eine Reise nach Deutschland unternommen hat, um die in den dortigen Bibliotheken vorhandenen alten Musikwerke abschreiben zu lassen, so daß diese Sammlung allmählig große Wichtigkeit erlangen kann, wenigstens für die, welche die Geschichte der Tonkunst studiren wollen. Die Herausgeber der Gazette musicale, der einzigen musikalischen Zeitung, die sich erhalten hat, geben im Winter auch einige Concerte, welche eigentlich dazu dienen sollen, die Zahl ihrer Abonnenten zu vermehren. Man bekommt aber hier zuweilen Virtuosen zu hören, welche nicht mehr öffentlich auftreten. So ließ in einem der lezten dieser Concerte Moscheles, welcher sich in London niedergelassen hat, und nur dann und wann Paris wieder besucht, einige neue Phantasien hören, die von denen der Chopins und anderer neuern Pianofortevirtuosen ganz verschieden sind und noch den Geist der ältern deutschen Schule athmen. Für die Feier des Jubeljahres der Erfindung der Buchdruckerei will Neukomm ein Gedicht, woran Lamartine arbeitet, oder welches er wenigstens versprochen hat, in Musik setzen. — Das Vorlesen der Ecole des journalistes im Salon der Madame de Girardin, wovon ich neulich gesprochen habe, hat Aufsehen gemacht, und obschon die dazu eingeladenen Journalisten so höflich waren, nicht geradezu ihre Meinung darüber zu sagen, so merkten sie doch bald, daß das Stück keinen andern Zweck habe, als sie sammt und sonders in ein gehässiges Licht zu stellen, und dem Herausgeber der „Presse," das heißt dem Manne der Dichterin, zum Fußgestell einer Ehrensäule zu dienen. Sie haben auch nicht ermangelt, ihren Unmuth auszulassen. Jules Janin hat einen langen Brief darüber im Artiste, einem mit Eleganz gedruckten Blatte, das sich jezt auf Unkosten anderer untergegangenen oder untergehenden Blätter zu erheben sucht, abdrucken lassen, und dies hat Gegenbemerkungen in der „Presse" veranlaßt. Die Pariser Journalisten im Allgemeinen wie rohe und wilde Leute darzustellen, denen nichts heilig und ehrwürdig ist, und die im Taumel der Trunkenheit ihre Aufsäze schreiben, ist abgeschmackt. Mehrere dieser Journalisten führen allerdings ein flottes Leben, und sind eben keine Muster von Sittlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Sie würden aber nicht in guter Gesellschaft geduldet werden, und Madame de Girardin selbst würde sie nicht in ihren Salon aufnehmen, wenn sie sich so betrügen, wie sie dieselben in ihrem Lustspiele schildert. Ihre Untugenden haben bereits zu einem Lustspiele von Delaville, „la Folliculaire," Anlaß gegeben, welches vor einigen Jahren auf einem der Haupttheater aufgeführt wurde. In Madame de Girardins Ecole des journalistes ist zu viel persönliche Satire und ein allzu sichtbares Streben, die vielen Gegner ihres Mannes zu geißeln. Die Regierung hat die Darstellung des Stückes nicht erlauben wollen, wohl nicht der Journalisten wegen, welche vor andern Ständen kein Vorrecht haben, sondern wegen der in Madame de Girardins Lustspiele oder satirischer Skizze enthaltenen Anspielungen auf das Privatleben eines berühmten Staatsmannes oder auf das, was man von seinem Privatleben erzählt, und was vielleicht nicht wahr ist. Uebrigens ist das Verbot eines Stückes jezt ein seltener Fall, und obgleich manche Tageblätter die Oberaufsicht des Ministers des Innern über die theatralischen Darstellungen eine Censur nennen, so hat sie doch mit dem, was man anderswo darunter versteht, wenig gemein. Um absolut verboten zu werden, müßte ein Stück entweder völlig unsittlich oder eine ganz persönliche Satire seyn; auch vom Mäckeln am Ausdruck ist nicht die Rede, es müßte dann etwas ganz auffallend Unsittliches in den Worten liegen. Geseze auch, daß im Ministerium des Innern an einem neuen Theaterstück eine Aenderung vorgeschlagen würde, so steht es dem Dichter ja immer frei, sein Stück so drucken zu lassen, wie er es geschrieben, und die Zeitungen stehen ihm offen, um gegen jeden Eingriff der Ministerialbeamten zu protestiren. Eine andere Dichterin, Madame Ancelot, ist mit ihrem Stücke: la fille de l'avocat glücklicher gewesen als Madame de Girardin mit ihrer Journalistenschule. Diese Advokatentochter hat triumphirend Besiz von der Bühne des Gymnase dramatique genommen, und erhält vielen Beifall, fast eine Seltenheit auf dieser Vaudevillebühne, seitdem Scribe für dieselbe nicht mehr dichtet. Das vormals so sehr besuchte, so glänzende Gymnase dramatique hat nun viele Mühe, einen vollen Saal zu bekommen, und ein kleines Journal bemerkt satirisch, dieser Schauspielsaal widerlege handgreiflich die Naturforscher, welche nicht an das Daseyn des leeren Raumes glauben wollen. Da Herr und Madame Ancelot kein Tageblatt herausgeben wie Herr und Madame de Girardin, so haben sie auch nicht so viele Gegner, und ihr Salon wird von vielen Schriftstellern, auch von fremden besucht. Madame Ancelot gehört zu den geistreichen Frauen, welche die Blüthe der Pariser Gesellschaft ausmachen. Ihr neues Lustspiel oder Vaudeville ist eine Verherrlichung des Advokatenstandes; denn hier wird ein Advokat aufgeführt, welchem eine hohe Familie in England einen Prozeß gegen die Heirath des Erben mit einem Bürgersmädchen, der eigenen Tochter des Advokaten, anvertraut hat.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 128.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 305.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 21. December 1839.

> In Arquà, wo er starb, ruht sein Gebeln,
> Dort zwischen Bergen, wo sein Lebensschimmer
> Zu Thal ging! Das ist Arquàs Stolz, und ein
> Ehrhafter Stolz. —
>
> Byron.

Ein Ausflug in die Euganeen.

Von Heinrich Stieglitz.

Arquà.

(Fortsetzung von Nr. 189.)

Wenige Miglien westwärts von der Landstraße in einem weiten Thale der Euganeen liegt auf einer Anhöhe das Dörfchen Arquà, einer von jenen Namen, welcher nichts voraus haben würde vor tausend und tausend andern, wenn er nicht bezeichnet wäre durch das Andenken einer der edelsten Menschennaturen. Petrarca wählte diesen Ort zum Ruhepunkt für die lezten Jahre seines vielbewegten Lebens, und er ist ihm in jeder Hinsicht Friedensport geworden. Seit Jahrhunderten besuchen alle, die in dieser Gegend weilen, das abgelegene Dörfchen, um Petrarcas Haus, Petrarcas Brunnen, Petrarcas Grab in Augenschein zu nehmen, und Arquà darf, wenn gleich nicht kirchlich geweihter Boden, manchem Wallfahrtsorte an die Seite gesezt werden.

Der gewöhnliche Weg führt durch Wiesen neben einem kleinen See über einen nicht allzuhohen Hügel, hinter welchem Arquà sich erhebt; ein etwas weiterer, lohnenderer zieht sich durch Valsansibio über eine ziemlich steile, dicht mit Maulbeersträuchen bewachsene Höhe, deren verschiedene Ruhepunkte angenehme Rückblicke gewähren über das so eben verlassene Thal mit seinen Gärten, Wiesen, Feldern und umschließenden Hügeln. Hat man den Gipfel erreicht und einen Schritt abwärts gethan, so entschwindet mit einem Male Alles, was zu Valsansibio gehört, und vor den Blicken liegt Arquà, durch seinen Inhalt die bedeutungsvollste Episode dieses Bergepos. Hier trägt das Auge viel weiter als nach der gegenüberliegenden Seite hin; aber das weite Thal erscheint öder, zerrissener der Boden und steiniger, weniger begrünt die umlagernden Berge. Man fragt sich auf den ersten Anblick unwillkührlich, warum der Sänger Lauras gerade diesen Punkt zur Feier seines Lebensabends gewählt. Je näher man aber dem Orte kommt, um so mehr zeigen sich Spuren von Kultur; die lezte Abstufung des Uebergangsrückens erscheint ein wahrer Berggarten; am überraschendsten für den nordischen Wanderer sind die, nur hie und da von einem dunkel überragenden Lorbeer unterbrochenen dichten Granathecken, die, eben in vollem Flor, mit ihren orangeglühenden Blüthenaugen einen zauberischen Eindruck übten.

Man sagt den Bewohnern von Arquà nach, daß sie rauflustig, ja blutdürstig seyen; ihre Nachbarn erzählen sich gar manche Mordgeschichte und wollen mit ihnen nicht gern etwas zu schaffen haben. Ich weiß nicht, ob diese Erzählungen unsern Blick bestochen und uns mit

Vorurtheilen erfüllt hatten, genug, wir fanden allesammt in denen, welche uns begegneten, etwas Wildverwegenes, einen Trotz in Blick und Zügen, der eben nicht im Stande war, Vertrauen einzuflößen. Was wir mit unserm Besuche wollten, errieth jeder. Ein kleiner, kecker Bauerbursch trug sich unaufgefordert an zum Führer, ein anderer rief den Custos des Hauses herbei, und so befanden wir uns, kaum wußten wir wie, in den Räumen, wo der Schwan italischer Lyrik nach dem Wechsel glücklicher und kummervoller Bahnen seinen letzten Ton ausgehaucht.

Das Haus, von dem er selbst in einem seiner Briefe sagt, daß er es sich erbaut, nicht groß, doch anständig und behaglich, um dort den Rest seiner Tage im Andenken vorangegangener und noch mitlebender Freunde zu verbringen, liegt einfach und durch nichts vorragend unterschieden von den übrigen des Dorfs, in einem Winkel, abgeschlossen durch einen Vorhof, aber mit erquicklicher Aussicht über Gärten und Felder und mit concentrirterem Durchblick durch den gegenüber sich eröffnenden Bergrahmen. Mehrere Zimmer sind mit Fresken bemalt, die noch aus des Erbauers Zeit herstammen sollen und durch eine gewisse Steifheit in der Behandlung allerdings für ein frühes Alter zeugen. Alle haben Bezug auf irgend eines seiner Gedichte. Sie stellen meist ihn selber dar in verschiedenen Stimmungen und Stellungen, bald am See, am Berg, am Bache, bald im Garten, den umherstreifenden, suchenden, feendig findenden, einsam trauernden Schwan, letztern, das Symbol seiner selbst, ausdrücklich überall in seiner Begleitung, hie und da auch Donna Laura, bald näher, bald in der Ferne sichtbar. Das kleine Zimmer, wo er 1374 eines Morgens hinübergeschlummert gefunden wurde, der Lehnstuhl, in welchem er, das Haupt über ein Buch gebückt, entschlafen, Alles wird sorglich erhalten und dem Besucher vorgezeigt; ja selbst der Mumie seiner weißen Lieblingskatze, die unter Glas verwahrt über der Thür des Bibliothekzimmers gleichsam als posthumer Custos aufgestellt ist, widmet der Cicerone eine ausführliche Erklärung. Das bereits zu zwei ziemlich starken Bänden angewachsene Denkbuch enthält zwischen einzelnen Weizenkörnern unendlich viel Spreu, wie es so vieler Orten unter den Händen solcher erwächst, die durchaus meinen, es müsse beim Durchlaufen eines, um seiner Bestimmung willen bemerkenswerthen Denkbuches auch ihrer Einfälle gedacht werden, mögen diese nun noch so trivial und undenkwürdig seyn. Gern verweilt man bei den Poeten, welche Cesarotti und Alfieri zurückgelassen. Auch werden diese vorzugsweise bewahrt, ersterer auf einem besondern, wahrscheinlich aus dem Album herausgenommenen Blatte, gegenüber den mit Bleistift an die weiße Wand geschriebenen, ebenfalls sorglich unter Glas und Rahmen gestellten Zeilen Alfieris:

„Prezioso diaspro, agata, ed oro
Foran debito pregio, e appena degno,
Di rivestir si nobile lavoro,
Ma no; tomba fregiar d'uom ch'ebbe regno
Vuolsi, e por gemme ove disdice alloro,
Qui basta il nome di quel divo ingegno."

Unmittelbar aus diesen Räumen begaben wir uns vor die Kirche, wo ein einfacher Sarkophag von braunrothem Marmor, auf vier runden Pfeilern erhöht, die Gebeine des Dichters bewahrt. Obenauf steht seine Bronzbüste. 1632 soll ein Florentiner den Sarkophag erbrochen und einen der Arme für seine Vaterstadt fortgeschleppt haben. So ward an dem Sänger Scipios die Grabesinschrift seines Helden, das allbekannte „Ingrata patria," wenigstens zum Theil aufgehoben. Etwas unterhalb ist der Brunnen, den Petrarca für seine Mitbewohner soll erbaut haben, und der noch heut den Namen Pozzo di Petrarca führt. Sein Wasser ist zu jeder Jahreszeit, auch bei der größten Dürre, wenn alle andern ausgedorrt sind, klar und frisch und ergiebig, wie die Gesänge seines gedanken- und melodienreichen Stifters.

Die schwarzen Fiedler.

(Schluß.)

Vergebens suchte Miklos sich selbst zu trösten und zu ermuthigen, indem er seinen Gesellen Trost zusprach. „Wir haben einen guten Tag erlebt," sagte er, „und können zufrieden seyn. Oder ward uns nicht reiche Atzung und überreicher Trunk? Klirrt es nicht silbern in unsern Taschen? Sind unsere Rücken nicht ohne blaue Male, unsere Köpfe ohne Beulen, unsere Fiedeln unzerschlagen geblieben? Leugnet das, wenn ihr könnt." Keiner widersprach, keiner erwähnte des armen Sugar, welcher im Hochzeithause liegen geblieben, und dennoch fühlte die Bande in dumpfer Angst so gut wie der Führer, daß sie dem Feinde, welcher ihren Genossen niedergeworfen, allesammt nicht entrinnen könnten. Und da nun der Himmel seine Schleußen öffnete und der Regen eisigkalt in Strömen niederstürzte, während ein scharfer Nordost die Wipfel der Bäume packte, schüttelte, bog und knickte, so verloren die nächtlichen Wanderer vollends allen Muth, vermochten kaum mehr Weg und Steg zu finden, und erreichten mit Mühe nur, durchnäßt bis auf die Haut, frierend bis in das innerste Mark, ihr Lager, wo sie neben der erwärmenden Flamme kraftlos niedersanken, bewußtlos in die Glut starrten und in krankhafter Gleichgültigkeit die ferneren Unbilden der Witterung ertrugen, vor denen die leichte Bedachung von Reisig sie nur unvollkommen schützte.

Miklos allein besaß noch so viel Bewußtseyn, um wahrzunehmen, daß die übrigen Mitglieder der Horde, die Weiber und Kinder in keinem bessern Zustande sich befanden, als er und seine Begleiter, und zum Theil in noch schlimmerem, da sie in Zuckungen lagen, nach Hülfe wimmerten, mit lechzender Zunge und erlöschender Stimme um einen Tropfen Wasser flehten, den ihnen Niemand reichte, weil jeglicher in seinem Elend gegen fremdes Leiden so unempfindlich geworden, daß er mit offenem Auge nicht mehr sah, mit wachem Ohre nicht mehr hörte. Nur zweien schien wohl zu seyn: der alten Czinka, die zusammengekauert dasitzend, ihr Antlitz auf die eigenen Knie gelegt, ihre Hände über die Knöchel der Füße geschlungen hatte, und der jungen Hollanka, die, ihr Kind im Arm, die weißen Zähne fletschte und mit fast klangloser Stimme ein Lied eintönig und unverständlich surrte. Miklos blickte nach den beiden Wesen, die ihm die einzig theuren hienieden waren, doch besaß er nicht die Kraft, sich zu ihnen hinzuschleppen, und nicht mehr Fassungsgabe genug, deutlich zu erkennen, daß in Hollanka nichts lebte, als das, was bis zum lezten Athemzuge in eines Weibes Brust nicht stirbt: die Zärtlichkeit der Mutter.

Unterdessen hatte der Schein der Flamme einen verirrten Jäger herbeigelockt, der, bedeckt von seinem breitkrempigen Hut, eingehüllt in die schlemende Jubaszbunda (Schaafpelz), rüstig und wohlbehalten mitten unter die Horde trat und voll mitleidiger Verwunderung die schwarzen Fiedler betrachtete, welche auch ihm schon oft zu fröhlichem Tanze aufgespielt, und die er nun in einem Zustande fand, den er, unbekannt noch mit der furchtbaren Krankheit aus Hindostan, sich nicht zu deuten wußte. Und das entsetzenvolle Schauspiel, das sich den erstaunten Blicken bot, war wohl dazu geschaffen, auch das roheste Herz zu bewegen und zu erschüttern, und wenn es, statt der verachteten Heimathlosen, auch nur arme Hunde gewesen wären, die verlassen von Gott und Menschen, in bittern Schmerzen sich wanden. In der Seele des rauhen Janos aber wohnte mildes Erbarmen; er nahm des lechzenden Miklos Haupt sorgsam auf seine Knie, goß dem nach einem kühlen Trunke Wimmernden eine reichliche Gabe aus seiner weitbauchigen Feldflasche in den Hals, und erreichte damit seinen Zweck, denn nachdem der Leidende den Slibowiz geschluckt, hörte er auf zu jammern. Nun wandte sich der mitleidige Waidmann zu Hollanka, deren trostloser Gesang in heisere Klagetöne übergegangen war, und erquickte sie auf gleiche Weise mit demselben Erfolg; und so fuhr er fort, so lange, bis die Flasche völlig geleert war, worauf er, da die Kranken allesammt stiller wurden, sich niedersezte, das Feuer schürte, seine Pfeife anzündete und in die Glut starrte, ohne seine grausenvolle Umgebung weiter zu betrachten, die ihm schier Furcht einzuflößen begann, und der er gern entflohen wäre, wenn er nicht sich dieser Furcht vor sich selbst geschämt und theils auch das böse Wetter im pfadlosen Forste gescheut hätte. Nach und nach behauptete auch bei ihm die Ermüdung ihr Recht, die Augen fielen ihm zu und er entschlummerte so fest, daß er erst gegen Morgen wieder erwachte. Vom Feuer war nichts mehr übrig, als einige verglimmende Kohlen, hinter denen die Zigeunermutter noch in derselben Stellung kauerte, in welcher der Ankömmling sie gefunden; rings umher lag die ganze Horde mit weitaufgerissenen Augen und blaurothen Gesichtern, Männer, Weiber und Kinder, und Janos erhob sich, um die Stätte des Entsetzens zu verlassen. Kaum aber war er einige Schritte gegangen, als er einen grellen Schrei, wie aus eines Kindes Mund, vernahm; mit einer lezten Anstrengung, nochmals das Grausen in seiner Seele niederkämpfend, kehrte er zurück, um nachzusehen, wen der Tod unter den Vielen allein verschont.

Hollankas schwarzer Bube war es, der, eben erwacht in der Mutter starren Armen, nach der Nahrung schrie, welche sich ihm, zum erstenmale in seinem jungen Leben, versagte. Janos hob den Sträubenden rasch empor, wickelte ihn in die warme weiche Hülle, und trug seinen Geretteten in der Dämmerung des beginnenden Tages unaufhaltsam von dannen, immer umblickend nach dem Ort des Schreckens, dessen Leichen zu bestatten er den Waldes wilden Thieren überließ. *

* Dieses Stück ist auf ein wirkliches Ereigniß aus der Cholerazeit gegründet, und gerade nur das Wirkliche ist das Unwahrscheinliche daran.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

Das Reformationsfest.

Mag das Reformationsfest der Mark ein Akt seyn, dem die Zeitverhältnisse erst diese Bedeutung beilegten, mag es seyn, daß es ohne die katholische Streitfrage nicht in der Art, wie es geschehen, begangen worden wäre, so fehlte dem Feste doch weder ernste religiöse Würde, noch eine wahrhafte nationale Theilnahme. Volk und König waren eins in Gesinnung und in Würdigung des großen Gedächtnisses, das gefeiert wurde. Es war seit langen Jahren das erste Fest, keine nur arrangirte Festlichkeit, vom Ernst so durchdrungen, daß der leichtfertige Scherz, der unsere Gravität immer begleitet, diesmal ganz wegblieb. Wenn Alle mitfeierten, so ist damit nicht gesagt, daß Alle ein und dieselbe Gesinnung theilten; aber es war ein Gedächtniß und ein Aktus, dem jeder von seinem Bildungs- und Gefühlszustande aus eine eigene Weihe beilegen konnte, der dogmatische Orthodoxe, der Pietist, der Rationalist und der Straußianer. Es wird hervorgehoben, daß auch Juden in der Prozession der Stadtverordneten mitgingen. Das will, wie unsere aufgeklärten Juden zum protestantischen Staate stehen, nicht viel bedeuten; aber daß auch gute Katholiken, unbeschadet ihrer Ueberzeugungen, sich anschließen konnten, ist ein Moment von Bedeutung.

Die einzelnen Proceduren und Akte, die am ersten November in Spandau, am zweiten in Berlin stattfanden, zu beschreiben, ist hier nicht der Ort. Die Columnen unserer Zeitungen, welche die Thatsachen beschreiben, haben wohl schon durch die europäischen Blätter, so weit diese sich dafür interessiren, die Runde gemacht. Auch wäre eine Aehrenlese von Notizen überflüssig, wo die Ernte so reichlich ausfiel. Doch wäre das noch hervorzuheben, wie, obschon der Akt ohne Zweifel auf's Neue eine evangelische Protestation war gegen die hierarchischen Ansprüche und die Machinationen des Jesuitismus, und zwar eine großartige, doch nichts Offensives darin gegen die anders Denkenden und Glaubenden lag. Nur wir, für uns wollten wir protestiren, daß wir unsere errungene Geistesfreiheit zu schätzen wissen, und von innigem Danke erfüllt sind gegen die heroischen Männer, die die alten Fesseln brechend, sie uns errungen. Diese Protestation war an der Zeit, wenn katholischer Seits nicht aus dem Schweigen der Organe unserer öffentlichen Meinung auf ein Zustimmen zu jenen bereiten Anklagen von ihrer Seite geschlossen werden sollte. Gewiß, unsere protestantischen Federn waren schwach in dem großen Kriege. Unsere Vorfechter hatten keine Lust, sich in den Kampf zu mischen. Nicht daß sie ihre Sache verloren gaben, nicht daß sie zurückschreckten vor den Waffen und der Kampfwuth ihrer Gegner, oder, wenn es schlimm ginge, auf Vergleichsvorschläge dachten. Davon ist der norddeutsche Protestantismus wohl nie entfernter gewesen, als in dem Augenblicke. Aber die Sache, wie sie ausgefochten wurde, war nicht ihre. Sollte es ein Ueberzeugungskampf werden, so mußten ganz freie Männer hervortreten; aber ihre Ueberzeugung vertrug sich nicht mit dem Gedanken, im Gefolge und auf Commando zu fechten. Deßhalb war ein solcher Moment nationaler Protestation von hoher Wichtigkeit, um Mißverständnissen zeitig vorzubeugen, deren die gegnerische Taktik sich so gerne zu ihren Zwecken bedient. Was wollen alle Görres-Philipps'schen Argumentationen, daß wir Sehnsucht spüren, unter das hierarchische Joch zurückzukehren, gegen solche positive Dokumente vom Gegentheil? Freilich könnten sie sagen, ein Kaufmann gibt glänzende Feste, wenn er dicht vor dem Banquerotte ist, um ihn zu verbergen; aber sie hätten hier seyn sollen. Wer es war, der fühlte, daß da nichts von Ostentation war.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, December.

(Schluß.)

Der Marquis d'Harcourt. Die Polizei.

Wäre eine gewisse Emilie Delamotte, wegen welcher jezt die altadeliche Familie d'Harcourt bei den Pariser Gerichten Prozeß führt, die Tochter eines Advokaten, anstatt eines Schenkwirths, so hätte sich allenfalls dieses Ideal verwirklichen können. In dem besagten Prozesse ist leider nichts idealisch, sondern gemeine Wirklichkeit; aber er ist merkwürdig wegen der Familie, die ihn führt, und wegen des unbegreiflichen Betragens des Mannes, gegen welchen sie denselben führt. Dieser ist nämlich der älteste Sohn des verstorbenen Herzogs d'Harcourt, und führt den Titel Marquis d'Harcourt. Die Familie behauptet, seit seiner frühen Jugend sey dieser Marquis so einfältig gewesen, daß er in seinem zweiundzwanzigsten Jahre nicht einmal habe schreiben können. Das bedeutende Vermögen, das ihm durch Erbschaft zugefallen, habe er auf's Liederlichste durchgebracht, seine Schlösser und Landgüter verkauft, und in der allerschlechtesten Gesellschaft gelebt; um sein väterliches Erbe zu retten, sey man genöthigt gewesen, ihn gerichtlich mit Interdiktion belegen zu lassen und ihm einen Vormund zu geben; allen Bemühungen der Familie ungeachtet, habe er stets fortgefahren, sich von aller guten Gesellschaft entfernt zu halten, und sich bald da, bald dort mit der Tochter eines Schenkwirths zweideutigen Rufs aufgehalten, und in Schenken und Kneipen herumgetrieben. Aus dieser Verbindung sind zwei Kinder entstanden. Er trägt jezt darauf an, daß die Gerichte seine Interdiktion aufheben, damit er die Mutter seiner Kinder heirathen und diese legitimiren könne. Einer Vormundschaft hinsichtlich der Verwaltung seiner Güter will er sich gerne unterwerfen. Seine Supplik war in so vernünftigen Ausdrücken abgefaßt, und die Bitte selbst schien den Richtern so gegründet, daß das Tribunal erster Instanz demselben Gehör gegeben, die Interdiktion aufgehoben und ein Conseil judiciaire für den Marquis ernannt hatte. Aber nun kommt die Familie, appellirt an die cour royale, und sucht durch geschickte Advokaten zu beweisen, daß der Marquis noch immer in derselben Geistesschwäche wie zuvor befangen sey; sein thörichter Entschluß, des Schenkwirths Tochter zur Herzogin zu erheben, sey ein deutlicher Beweis dafür. Das Tribunal erster Instanz hatte anerkannt, daß das frühere Betragen des Marquis allerdings einen Mangel an Erziehung, Bildung und edler Gesinnung beweise, daß aber daraus nicht geschlossen werden könne, er sey unfähig, zu einer Civilhandlung zu schreiten, und über seine Person und seine Güter zu verfügen; man habe ihn verhört, und gar keine Spur von Geistesverwirrung an ihm bemerkt, wie auch die von ihm eingereichte Schrift nichts von Verrücktheit verrathe. Auf dieses Urtheil antwortet die Familie, die Schrift habe er wahrscheinlich bloß kopirt, ohne sie auch nur zu verstehen, und er habe dabei zum ersten Male in seinem Leben orthographisch geschrieben. Die cour royale hat ihr Urtheil noch nicht ausgesprochen. Mich dünkt, die Familie d'Harcourt fürchtet vor Allem die Mesalliance, und in der That scheint die beabsichtigte Verbindung wenig [illegible] geeignet, der Wahl des Marquis Ehre zu machen; [illegible] das erste Urtheil wird wahrscheinlich bestätigt werden. – Eine aus den Tageblättern bereits allgemein bekannte Thatsache hat der Pariser Polizei Gelegenheit gegeben, ihren Spürsinn zu erproben. Bekanntlich war in einer am Abend wenig belebten Straße ein Paket angezündet worden, in welchem sich Pulver nebst einer Menge von Kugeln befunden, und dadurch eine Explosion entstanden, welche die ganze Straße und die daranstoßenden erschüttert hatte, und desto größern Schrecken verbreitete, da man den Zweck dieser That nicht einsah. Von dem Pakete war fast nichts übrig geblieben, und nur die überall umhergeflogenen Kugeln bewiesen das Verbrechen, wodurch glücklicherweise Niemand beschädigt worden war. Niemand hatte den Thäter gesehen, nichts schien die Polizei auf die Spur bringen zu können, und wie konnte man hoffen, unter einer Million Menschen den Schuldigen aufzufinden! Und dennoch waren nach Verlauf einiger Tage zwei des Verbrechens Beschuldigte in der Gewalt der Polizei. Was für Argusaugen müssen Polizeiagenten haben, welche Jemand, auf den sie Verdacht haben, um halb eilf Uhr in der Nacht auf der Gasse, seiner Verkleidung und Vermummung ungeachtet, erkennen und festhalten! Wie viele Schlüsse gehören dazu, um nach einigen, oft sehr schwankenden Angaben, die ihnen zukommen, den wahren Thätern auf die Spur zu kommen! Aber auch wie viele geheime Verbindungen mit Taugenichtsen aller Art und mit dem Abschaum der Pariser Bevölkerung müssen solche Agenten unterhalten, um einen Leitfaden im Dunkeln zu bekommen! Dg.

Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 52 u. literarische Anzeige der Meyer'schen Hofbuchhandlung in Lemgo.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 52.

Sonnabend, 21. December 1839.

---

[613] **Zedlitz Gedichte und Todtenkränze (Canzonen).**

Zweite vermehrte Auflage.

In der Unterzeichneten sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gedichte

von

J. Ch. Freiherrn von Zedlitz.

Zweite vermehrte Auflage.

8. Velinpapier in Umschlag brochirt. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 6 Gr.

Inhalt: I. Romanzen, Balladen, Lieder, Gelegenheitsgedichte, Sonette, Uebersetzungen, Epigramme. II. Canzonen: Vorwort, Todtenkränze, das Kreuz in Hellas, die Wanderungen des Ahasverus.

Bei dem ungemeinen Beifall, welchen die Canzonen des gefeierten Zedlitz durch ganz Deutschland und in mehreren Auflagen erhalten haben, dürfte die Anzeige dieser zweiten vermehrten Auflage seiner gesammelten Gedichte allerorten um so freudiger aufgenommen werden, als man hier in Einem typographisch auf das eleganteste ausgestatteten Bande alle seine Dichtungen vereinigt findet, welche in dieser Auflage durch die Wanderungen des Ahasverus bedeutend vermehrt sind.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[784] Vielseitige Anfragen beehren uns durch die Anzeige zu beantworten, dass die Original-Ausgabe von

La Mélancolie, composée par Fr. Prume pour le Violon av. Acc. de Quintuor ou Piano,

am 2. December d. J. bei uns erscheint.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[787] **Niemeyer's Pädagogik.**

Unterzeichnete Buchhandlung hat hiermit das Vergnügen den zahlreichen verehrl. Subscribenten auf

August Hermann Niemeyer's

Grundsätze

der

Erziehung und des Unterrichts,

9te Ausgabe gr. 8.

die ergebenste Anzeige zu machen, daß bereits im Anfange des vorigen Monats des 3ten Bandes 2te Abtheilung an alle Buchhandlungen versandt wurde und von denselben in Empfang genommen werden kann.

Mit dieser Abtheilung, enthaltend die vom jetzigen Herausgeber H. A. Niemeyer (Professor und Doctor der Theologie und Director der Franckeschen Stiftungen), dem Sohne des verewigten Verfassers des Werks, in der Vorrede zum ersten Bande versprochenen Umarbeitung der „Geschichte der Pädagogik bis auf die neueste Zeit" liegt nun dies anerkannt classische Werk dem Publikum wieder vollständig vor. Es ist bei dieser neuen Bearbeitung Nichts verabsäumt worden, was zu immer höherer Vollendung des Werkes beitragen konnte; die neuere Literatur ist überall möglichst vollständig nachgetragen; die neueren Erfahrungen sorgfältig benutzt und scharfsinnig beurtheilt; die Geschichte der Pädagogik mit einer Gründlichkeit ausgeführt, wie in ähnlicher Präcision und gleicher Gelehrsamkeit in keinem andern Werke. So dürfen wir hoffen, daß dieses Buch sich auch ferner des großen Beifalls erfreuen werde, welcher ihm bisher in so reichem Maaße überall zu Theil geworden ist, dürfen hoffen, daß es auch ferner für den Lehrer und Erzieher das ausführlichste Repertorium für alle Theile seiner Wissenschaft, der zweckmäßigste und unpartheiischste Führer in seinem schwierigen Berufe seyn werde, dürfen hoffen, daß auch ferner Eltern, denen das leibliche und geistige Wohl ihrer Kinder am Herzen liegt, aus diesem Buche Rath und Belehrung in dem ernsten Geschäfte der Erziehung schöpfen und daß es ferner den reichen Segen stiften werde, welchen „der Lehrer Deutschlands" durch die früheren Ausgaben nicht blos in Deutschland, sondern durch zahlreiche Uebersetzungen auch im Auslande gestiftet.

Der auf Gemeinnützigkeit berechnete Preis für alle 3 Bände — 128 Bogen — ist

auf schönem weißem Velin-Druckpapier 6 Rthlr.
„ Schreibpapier . . . . 8 „
„ Velin-Schreibpapier . . . . . 9 „

gestellt und kann es dafür von jeder soliden Buchhandlung des In- und Auslandes bezogen werden.

Halle, im Nov. 1839.

Buchhandlung des Waisenhauses.

Zu dem bevorstehenden

Weihnachtsfeste

sind Eltern, Lehrern und Erziehern als Festgeschenke für die heranwachsende Jugend ganz vorzüglich zu empfehlen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Becker, K. F., (Verfasser der Weltgeschichte) Erzählungen aus der alten Welt für die Jugend. 3 Theile mit Kupfern. 6te verbesserte Auflage. 8. sauber cartonirt.

3 Thlr. 15 Sgr. (3 Thlr. 12 Gr.)

Inhalt: 1r Theil. Ulysses von Ithaka. 2r Theil. Achilles. 3r. Theil. Kleinere griechische Erzählungen.

Becker's Erzählungen aus der alten Welt sind schon lange rühmlichst bekannt und in vielen tausend Exemplaren durch ganz Deutschland verbreitet. Wie meisterhaft er es verstand, die jugendlichen Gemüther eben so sehr anzuziehen und zu fesseln, als zu belehren, hat er nicht blos in seiner Weltgeschichte gezeigt, sondern auch durch die Wahl des Stoffes zu diesen Erzählungen bewährt. Das lebendige Bild des Heldenalters der griechischen Nation, die schönen und kräftigen Charactere eines Herkules, Achilles, Hektor, Ulisses, Theseus, und die Züge edler Weiblichkeit bei einer Andromache, Penelope, Antigone, werden den wohlthätigsten

Einfluß auf die sittliche Bildung der Jugend äußern. So dürfte der heranwachsenden Jugend als Festgeschenk nicht leicht eine bessere Unterhaltungsschrift in die Hände gegeben werden, als diese, die für das ganze Leben einen dauernden Einfluß bewahrt.

Auswahl deutscher Gedichte für die unteren und mittleren Classen gelehrter Schulen, von Dr. Th. Echtermeyer. Zweite sehr vermehrte und durch einen Anhang für die oberen Classen erweiterte Auflage. 8. sauber cartonirt. 1 Thlr. 10 Sgr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Vorliegende Auswahl deutscher Gedichte ist zwar hauptsächlich durch die in der Anordnung befolgten Methode als Hülfsbuch bei dem deutschen Unterricht in Gymnasien bestimmt, durch die eben so zweckmäßige als geschmackvolle Auswahl aus den besten deutschen Dichtern, als: Arndt, Bürger, Chamisso, Fouque, Freiligrath, Göthe, Anast. Grün, Hebel, Herder, Hölty, Klopstock, Körner, Langbein, Lenau, Matthisson, Rückert, Schiller, Schwab, Stollberg, Tieck, Uhland, Voß u. m. a. verdient diese Gedichtsammlung aber auch in weiteren Kreisen, wo Sinn und Gefühl für vaterländische Poesie rege ist, allgemeine Verbreitung. Daß diese Anthologie eine billige Anerkennung gefunden hat, beweist die nach einem Zeitraum von kaum zwei Jahren nöthig gewordene zweite Auflage, welche hiermit dem Publikum in einer Vermehrung von zwölf Bogen dargeboten wird, und durch die Eleganz der äußeren Ausstattung in Druck, Papier und Einband als ein zweckmäßiges und erfreuliches Weihnachtsgeschenk recht sehr empfohlen werden kann.

---

[759] **Bibliothekswerk**

für alle gebildeten Männer und namentlich für Hypochondristen.

Democritos

oder

hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen.

Mit einem Fragment aus des Verfassers Leben.

Jetzt vollständig in 12 Bänden oder 50 Lieferungen in 2 Ausgaben.

Wegen Nachdruck auf die Hälfte herabgesetzt.

Ausgabe in Bänden cartonnirt 16 Rthlr. od. 24 fl. 30 kr. Ausgabe in Lieferungen 12 Rthlr. 12 Gr. od. 20 fl.

Wir können jetzt den Verehrern des Hofraths Karl Julius Weber die Vollendung seines Hauptwerkes, an dem er mit unendlichem Fleiße und Liebe während seines Lebens gearbeitet hat, anzeigen. —

Es hat schon besonders unter den höhern gebildeten Ständen einen großen und gewiß verdienten Beifall gefunden. Denn wie dies Werk Zeugniß der merkwürdigsten Belesenheit und eines großen Gedächtnisses gibt, so muß man auch über die scharfsinnige witzige und pikante Weise des welterfahrenen Mannes seinen Beifall zollen, mit der er seine Auffassung aller interessanter Gegenstände des menschlichen Lebens wiedergiebt.

Da wir den äußerst mäßigen Preis nur so lange bestehen lassen, bis uns der Nachdruck nicht mehr schaden kann, was hoffentlich bald entschieden seyn wird, so machen wir darauf noch besonders aufmerksam, indem wir uns nicht verpflichten, das Werk fortwährend zu diesem Preise zu geben, noch auf den frühern Preis irgend eine Vergütung zugestehn.

Stuttgart, November 1839.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

---

[776] **Für alle Stände,**

insbesondere für Leihbibliotheken.

So eben ist erschienen:

Wer war größer:

Friedrich der Große oder Napoleon?

Eine vergleichende Schilderung dieser großen Männer als Mensch, Held, Staatsmann und Fürst.

Von E. C. A. Baron v. Görtz.

Erstes Heft. 8. Preis 10 Gr.

Diese vergleichende Darstellung der beiden größten Männer der neuern Zeit, in Hinsicht ihrer geistigen Größe, ihrer Ansichten, ihres Charakters und ihrer die Welt erschütternden und allgemein angestaunten Thaten, verbunden mit einer höchst anziehenden Erzählung derselben, muß mit Recht das allgemeinste Interesse erregen, und darf zu den unterhaltendsten und belehrendsten Schriften der Gegenwart gerechnet werden; alle Stände finden hier eine eben so interessante, als mannichfaltige Unterhaltung. Das 2te Heft à 8 Gr. ist ebenfalls so eben erschienen. Das Ganze wird aus 6 — 8 Hefte umfassen.

---

[786] Bei **Eduard Anton** in Halle ist so eben erschienen:

Elias, Dr. W., Romantische Bilder der Gegenwart. Zweiter Theil: Töchter der Zeit. 8. 16 Bogen. 1 Rthlr. 8 Gr.

---

[780] Bei **Wilh. Engelmann** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Stille Lieder.

Von

Karl Beck.

16 Bändchen. gr. 12. broch. 12 Gr.

Von demselben Verfasser erschienen früher.
Nächte. Gepanzerte Lieder. 1 Rthlr. 6 Gr.
Der fahrende Poet. Dichtungen. 1 Rthlr. 18 Gr.

---

[799] So eben ist bei **P. Reclam jun.** erschienen:

J. Janin's

Reise in Italien.

Preis 1 Rthlr.

Leonore von Pacheco

und

Philipp von Orleans

oder die

Giftmischer im Palais-Royal.

Romantisches Gemälde aus der Geschichte des französischen Hofes unter Louis XIV.

2 Bände. 2 Rthlr.

[754]

C. M. Wielands sämmtliche Werke.

Von der überall mit der lebhaftesten Theilnahme begrüßten neuen Ausgabe dieses classischen Schriftstellers sind bereits fertig und in allen soliden Buchhandlungen vorräthig zu haben:

Erste, zweite und dritte Lieferung, oder Band 1—18.

Inhalt der einzelnen Bände:

Band.	
I. II.	Don Sylvio von Rosalva.
III.	Musarion. Die Grazien. Der verklagte Amor. Nadine. Erbenglück. Lelia an Damon. Psyche. Das Leben ein Traum. Aspasia.
IV. V. VI.	Agathon.
VII. VIII.	Goldener Spiegel.
IX.	Danischmend.
X.	Diana und Endymion. Das Urtheil des Paris. Aurora und Cephalus. Combabus. Die erste Liebe. Sixt und Klärchen. Liebe um Liebe. Schach Lolo.
XI.	Poetische Erzählungen. Das Wintermährchen. Das Sommermährchen. Geron der Adelige. Clelia und Sinibald.
XII.	Idris und Zenide. Pervonte oder die Wünsche. Der Vogelfang oder die drei Lehren. Hann und Gulpenheh. Die Wasserkufe. Gedichte an Olympia.
XIII. XIV.	Die Abderiten.
XV.	Der neue Amadis.
XVI. XVII.	Peregrinus Proteus.
XVIII.	Agathodämon.

Die 4te Lieferung, womit die erste Abtheilung geschlossen ist, erscheint bestimmt im Laufe dieses Monats.

Subscriptionspreis für die ersten 21 Bände, die geschätztesten und populärsten dichterischen Werke enthaltend, 8 Rthlr. oder 14 fl. 24 kr., zahlbar je beim Empfang einer Lieferung mit 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Leipzig, im December 1839.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

---

[755]

Zu Festgeschenken.

Im Verlage der Unterzeichneten sind so eben erschienen und bei allen soliden Buchhandlungen vorräthig zu haben:

Bilder für die Jugend,

herausgegeben von

Ernst von Houwald,

Neue Auflage.

2 Bände, mit 24 Kupfern und einer Musikbeilage. Sehr hübsch gebunden. Preis 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr.

Inhalt:

Erster Band: Die Bärenburg, ein Mährchen. Die Versöhnung, Drama in 2 Aufzügen. Der Handwerksmann. Die Unvermählte. Das Vielliebchen, ein Lustspiel. Die beiden Schwestern. Erinnerung an große unvergeßliche Männer: 1) Horazens Sabinum. 2) Die Villa des Mäcenas. 3) Körners Weinberg nach Blasewitz. 4) J. W. von Goethe's Gartenhaus in Weimar.

Zweiter Band: Belisar. Die Fahne. Der Juwelier. Der Neujahrswunsch. Das Element, ein Mährchen. Der Spuck, ein Drama. Die Unvermählte, Fortsetzung. Der Gang um Mitternacht. Der Zigeunerbube, ein Drama. Erinnerung an große unvergeßliche Männer: 1) Die Villa des Cicero. 2) Albrecht Dürers Grab. 3) Ifflands Gartenhaus. 4) Philadelphia. 5) Berg Vernon in Virginien.

Der ungetheilte Beifall, welchen die Jugendschriften des berühmten Verfassers überall gefunden haben, beweist, daß sie aus inniger Neigung für die Kinderwelt hervorgegangen und von dieser mit gleicher Liebe aufgenommen worden sind. Zum Lobe dieser neuen Ausgabe glauben wir nichts weiter beifügen zu dürfen, als daß sie in typographischer Ausstattung die früheren bei weitem übertrifft. Mit voller Ueberzeugung können wir dieselbe als eines der passendsten und nützlichsten Weihnachtsgeschenke für die Jugend empfehlen.

Leipzig, im December 1839.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

---

[782]

Preis-Ermäßigung eines ächt deutschen Prachtwerkes.

In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Justus Möser's sämmtliche Werke,

nebst dessen Leben,

herausgegeben von Friedr. Nicolai.

9 Bände, mit dem Bildnisse Möser's.

Um die Anschaffung der Werke des unvergleichlichen Mannes (mit Recht „Deutschland's Franklin" genannt), möglichst zu erleichtern, und dadurch zu der wünschenswerthen allgemeinen Verbreitung derselben nach Kräften beizutragen, haben wir uns entschlossen, den ohnehin schon sehr geringen Ladenpreis von $9^{1}/_{3}$ Thlr., für 9 starke Groß-Oktavbände,

auf 5 Thlr. herabzusetzen.

Die unter besondern Titeln erschienenen einzelnen

Schriften Möser's werden zu nachstehenden, ebenfalls bedeutend ermäßigten Preisen abgegeben, nämlich:

Die Patriotischen Phantasien, 4 Bände, mit dem Bildnisse des Verfassers für 2 Thlr. (statt 3⅔ Thlr.)

Die Osnabrückische Geschichte, 3 Bände, mit Titelkupfer, für 2 Thlr. (statt 3⅔ Thlr.)

Die vermischten Schriften, nebst der Biographie Möser's, 2 Bände, für 1 Thlr. (statt 2 Thlr.)

Als eine interessante „Zugabe" zu den sämmtl. Werken Möser's, namentlich zu den „Patriotischen Phantasien" verdient nachstehende Schrift empfohlen zu werden:

Reliquien von Justus Möser

und in Bezug auf ihn

herausgegeben von B. R. Abeken.

Nebst einer Abbildung von Möser's Denkmal und einem Facsimile seiner Handschrift. — Velinpapier, geheftet, 22½ Sgr.

Die „Blätter für liter. Unterhaltung" vom Jahre 1838, äußern sich bei Gelegenheit einer Beurtheilung dieser „Reliquien" wie folgt:

„Justus Möser ist ein der deutschen Nation so innig angehörender Name, daß Alles, was über ihn und von ihm dargeboten wird, die höchste Theilnahme in Anspruch nehmen muß. Seine „Patriotischen Phantasien" sollten in der Hand jedes deutschen Jünglings und Mannes seyn. Seine „Osnabrückische Geschichte" ist das erste, eines Deutschen würdige Beispiel, wie deutsche Geschichte zu behandeln sey. Durch sie hat er die deutsche Nation vor sich selbst zu Ehren gebracht, die über ihre Urgeschichte so gering zu denken gewohnt war, als die Fremden — Franzosen und Engländer — es ihr vorgefabelt hatten.

Daher dürfen wir nicht zweifeln, daß jeder mit seinem Volke es wohlmeinende Deutsche dem Herrn Abeken es danken werde, daß er diese Reliquien an Möser's in neuerer Zeit in Osnabrück errichtetem Denkmal niederlegte. Vielleicht sind die wichtigsten Momente des Einflusses dieses außerordentlichen Mannes auf die Entwickelung seiner Nation in dieser Schrift berührt worden.

Wir fürchten nicht getadelt zu werden, wenn wir auf diese kleine Schrift die Verehrer Möser's und insbesondere die Besitzer der „Patriotischen Phantasien" aufmerksam gemacht haben, die durch diese Zugabe jene Sammlung vervollständigen und mehrere gute Winke über Entstehung und Werth der letzteren erhalten."

Nicolai'sche Buchhandlung in Berlin.

---

[742] Bei Fr. Volckmar in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reineke der Fuchs,

treu metrisch bearbeitet, mit 1 Titelkupfer nach Ramberg. 8. broch. Preis 1 Thlr.

Dasselbe mit Sorgfalt für die Jugend bearbeitet. Zweite mit 12 illuminirten Kupfern verschönerte Auflage. Geb. Preis 1 Thlr. 18 Gr.

Hinlänglich ist dies Buch, wovon binnen 8 Monaten eine neue Auflage nöthig war, bekannt, als daß der Verleger selbst nöthig hätte etwas darüber zu sagen.

Wir verweisen auf die vielen lobenden Rezensionen, (als Morgenblatt 1837, Nro 31., Elegante Zeitung, Blätter für literarische Unterhaltung, Abendzeitung, Ber. Conv. Blatt, Gesellschafter u. s. w.) und bemerken nur daß sämmt und sonders alle Kritiken sich dahin vereinigen, daß diese Uebersetzung die trefflichste, klangvollste und beste ist, welche wir bis jetzt von diesem herrlichen Denkmale altdeutscher Poesie besitzen. — Als Probe des Gedichtes hier der Anfang, dem wir die wichtigen, bezeichnenden Namen einiger handelnder Thiere voranschicken:

Personen.

Nobel, der Löwe.
Braun, der Bär.
Isegrimm, der Wolf.
Reineke, der Fuchs.
Grimbart, der Dachs.
Hinz, der Kater.
Märten, der Affe.
Bellin, der Bock.
Lampe, der Hase.
Baldwein, der Esel.
Henning, der Hahn.
Kratzfuß, die Henne.
Lütke, der Kranich.
Scharfkneip, die Krähe.
Marquart, der Heher.

Erstes Kapitel.

Es war just um die Pfingstenzeit,
Die Welt ergrünte weit und breit,
Die Blumen blühten rings empor,
Im Walde klang der Vögel Chor.
Die Flur durchwehte Balsamduft,
Schön war der Tag, und hell die Luft.
Da fiel's dem König Nobel ein,
Es sollt' ein großer Festtag seyn;
Davon ließ er sogleich die Kunde.
Verbreiten ringsum in die Runde.

Die Ladung ward gern angenommen;
Bald sah man alle Thiere kommen.
Der Kranich Lütke, Braun der Bär,
Der Staar, der Wolf und Andre mehr,
Kurz Alles, was nur kroch und flog,
Gar feierlich nach Hofe zog.
Der König wollt' mit seinen Leuten
Hof halten herrlich und in Freuden.
Da stellten Alle nun sich ein;
Es fehlte Reineke allein.
Weil er es gar zu bunt getrieben,
War er in seinem Haus geblieben.
Wer Böses thut, der scheut das Licht;
So Reineke, der Bösewicht.
Man kannt' am Hofe seine Tücke,
Drum war er klug, und blieb zurücke.

Als nun der Hof beisammen war,
Klagt' über ihn die ganze Schaar,
Daß er ein böser Sünder sey;
Still schwieg allein der Dachs dabei u. s. w.

Leipzig, im December 1839.

---

[766] In allen Buchhandlungen ist zu haben und als sehr brauchbar zu empfehlen die siebente verbesserte Auflage von:

J. H. Campe,

gemeinnütziger Briefsteller

für alle Fälle des menschlichen Lebens, mit Angabe der Titulaturen für alle Stände.

broch. Preis 15 Sgr. oder 54 kr.

Dieser Briefsteller enthält 180 vorzügliche Briefmuster zur Nachahmung und Bildung, wie auch 72 Formulare zur zweckmäßigen Abfassung von Eingaben, Gesuchen und Klageschriften an Behörden, Kauf-, Mieth-, Pacht-, Bau-, Leykontrakten, Erbverträgen, Testamenten, Schuldverschreibungen, Quittungen, Vollmachten, Anweisungen, Wechseln, Attesten, Anzeigen und Rechnungen zu gelieferten Waaren.

№ 306.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 23. December 1839.

> Hospice désastreux! enceinte dévastée!
> Où l'ange de la mort, effroyable Protée,
> Couvrant de mille aspects son visage odieux,
> Toujours d'un nouveau masque épouvante les yeux!
>
> Barthélemy et Méry.

Erinnerungen

von Helmine v. Chézy.

Henriette von Montenglaut, Rahel, Adelheit Reinbold, Baronesse Reden von Erade, St. Schütze, Herzogin von Broglie, Marie Herzogin von Würtemberg.

Von diesen so durchaus verschiedenartigen Naturen trat jede sonst einzeln vor meinen Seelenblick, doch der Tod hat sie zusammengewürfelt, Schlag auf Schlag; so mögen sie sich denn hier nebeneinander gereiht finden, wie im Todtengewölb bekränzte Leichen; Alle das Lächeln des Friedens auf den blassen Lippen, Alle schön in der höheren Verklärung des Todes.

Bei dir beginne ich mein Bekränzungsamt, Henriette von Montenglaut. Du warst die Müdeste dieser Entschlummerten. Sanft sey deine Ruhe! Nur Weniges von deinem sturmdurchwühlten Erdenleben gehört vor das Auge der Welt; denn die Welt ist befangen, und nur Gott sieht hell. Die Welt, die schuldbewußte, richtet, aber Gott verzeiht.

Henriette v. M. war noch schön, als ich ihr zuerst begegnete. Es war 1812 in Darmstadt. Eine schlanke, zierliche, wohlgebaute Gestalt mittlerer Größe, von edler Haltung, das Gesicht ein reines Oval, umwallt von herrlichen schwarzen Locken, blendend weiß, mit griechischen Zügen, feinem Purpurmund, leuchtenden schwarzen Augen; doch lag eine gewisse Erstarrung in dieser Regelmäßigkeit, die schönen Farben hatten keine Transparenz, es spiegelte sich nichts ab auf diesem Antlitz, es wirkte nichts darauf ein; diese feingebildeten Lippen hatten das Lächeln verlernt, diese funkelnden Augen waren wie aus Stein geschnitten, behielten immer denselben Glanz; Thränen feuchteten ihn nicht, Freude erhöhte ihn nicht. Diese Abtödtung der Physiognomie mochte aus dem Drang und Zwang aller Seelen- und Lebenszustände, aus dem Widerstreben drückender Verhältnisse gegen vornehme Angewöhnungen erfolgt seyn. Die geborene Freiin Cronstain schmachtete in Darmstadt unter fremdem Namen in Armuth und Schulden. Sie bewohnte einen angenehmen Gartenpavillon, eine halbe Stunde von der Stadt; sie vereinigte dort einen kleinen, geistvollen Kreis und gab in den vornehmsten Häusern Unterricht im Französischen, Italienischen und Englischen. Lange Zeit hindurch wurde sie vom Hof und der Noblesse sehr begünstigt, sey es, daß sie das Geheimniß ihrer Abstammung ausduften lassen, sey es, daß feine Näschen die Ebenbürtigkeit der Armen gewittert und ihren jetzigen Pariastand ihr nicht entgelten lassen wollten. Endlich zwang das Ueberhandnehmen der Mißverhältnisse die Bedrängte, die Stadt zu verlassen, und sie verschwand fast spurlos.

Eine Fülle von Erinnerungen schließt sich dieser an: Vogler, Webers und Meierbeers unvergeßlicher Meister, Rahels Bruder, Ludwig Robert, und die große Zeit, die er besang, die edle Großherzogin Louise, die der Muse Henriettens v. Montenglaut günstig war. Einen Namen laß ich ungenannt, er gehört nicht in diese Reihe. Die ihn als Erbtheil überkommen, belud ihn mit Schande, indem sie zugleich die höheren Gaben des Himmels und der Natur in den Staub ihrer Schritte, auf ihre Irrwege mit sich hinabriß und bei scheinbarer Gemüthlichkeit finstere Tücke übte. Vogler empfing in seinem gastlichen Hause auch diese Frau; ich lernte sie dort kennen und wußte zu wenig von ihr, um sie sorgfältig genug zu vermeiden. Sie stehe hier im Hintergrund und bleibe verschleiert.

Lange hatte ich Henriette v. M. nicht gesehen, als ich sie unvermuthet wieder antraf; es war an einem Ort des Schreckens und des Jammers, wo der Tod ein blutig Blatt zur Weltgeschichte schrieb, datirt vom Ende Oktobers 1813 nach der Schlacht von Hanau. — Sie war dort unter den röchelnden Sterbenden, den abgemergelten Leichnamen, den Hülfe flehenden Ermatteten, den Wunden und Kranken; sie speiste, tränkte, tröstete, half Verbande legen.

In den naßkalten, weiten Räumen des Exerzierhauses, wo der Großherzog von Hessen 6000 Mann bei schlechtem Wetter und zu Winterszeit Waffenübungen halten ließ, lagen nahe an 600 Kriegsgefangene von Napoleons geschlagener Heeresmacht, zurückgeblieben von einem Transport von 3000 Mann, der Tags zuvor in Darmstadt Rast gehalten. Dort wehte pestilentialischer Hauch, denn die Kleidung der unglücklichen Gefangenen, ihre Wäsche zerfiel in Lumpen, sie hatten von Hanau bis Darmstadt keine warme Speise genossen, stets unter freiem Himmel, sogar auf Misthaufen bivouaquirt. Jezt lagen sie auf nackter Erde und waren eingesperrt. Ein gräßlicher Drang der Umstände trieb ihr Mißgeschick auf den Gipfel: die herzogliche Familie war geflüchtet, die Coalition rückte im Geschwindschritt an; den Einwohnern waren, selbst kleinen Haushaltungen, neun bis zwölf Mann Einquartierung angesagt. Bis zwölf Uhr Mittags hatten die Gefangenen eingesperrt gelegen, eine Schildwache vor der Thür, die Niemanden herein lassen wollte, bis das Erbarmen edler Frauen diese Bande sprengte, Linderung und Hülfe bot. Von ihren Wohlthätern nenne ich nur die mir im Gedächtniß gebliebenen Namen des großh. Finanzsekretärs Wilhelm Stumpf und des Kunsthändlers Portmann nebst beider Gemahlinnen, die zuerst und zumeist zu Hülfe kamen. Hier war Alles, und weit mehr zu thun, als Menschenkraft leisten konnte. Der Typhus wüthete unter den Leidenden, eine breite Pfütze gräuelvoller Art floß von ihrem Aufenthaltsort durch die Lucken unter'm Thor hinaus, auf zehn Schritt weit; lange Bretter schwankten drüber hin als Brücken, hingeworfen über nackte Leichname, die, noch kaum erkaltet, hinausgeschleppt wurden, drinnen ertönte Jammergeheul. Unaufhörlich strömten neue Opfer herbei, die weder Rast noch Erquickung fanden, nach einer Stunde Aufenthalt weiter mußten und die Heerstraße mit Leichen besäeten. Zwei Tage nach der Ankunft der Unglücklichen hatte der edle Herzog Christian von Hessen, der allein in Darmstadt zurückgeblieben war, 225 derselben nach den Lazarethen von Buckebach und Pfungstadt bringen lassen; nur so viele erlaubte der Raum dort aufzunehmen. Die Meisten genasen dort, doch die Untransportabeln, die im Exerzierhause zurückbleiben mußten, wären der Hülfe am meisten bedürftig gewesen. Ihre Leiden wurden insofern gemildert, als sie Strohschütten bekamen und der entsetzliche Misthaufen aus der Mitte des Gebäudes von Zeit zu Zeit weggeführt wurde. Fieber, Entkräftung, neu aufgebrochene Wunden rafften die Meisten dahin; immer gab es wieder Ankömmlinge, ihr Schicksal das nämliche. Nach etwa acht Tagen kam die herzogliche Familie nach Darmstadt zurück. Weinkeller und Küche des Palastes spendeten nun reichliche Labung, wozu sich die Gaben frommer Einwohner nebst freiwillig übernommener Pflege gesellten; manche der Leidenden wurden von barmherzigen Einwohnern aufgenommen und verpflegt. Ein Italiener rief uns zu einem, mit dem Tode ringenden Jüngling, der in schlechtem Caput auf dem Erdboden lag. Es war kein Offizier; wir umringten ihn theilnehmend, boten ihm Hülfe, doch er verschmähte jede Erquickung und verlangte sehnlichst Umschläge von heißen Tüchern auf die Brust, über dem Herzen. Dies geschah; eine Hauptmannsfrau, Namens Jesse, übernahm es, ihm diese Linderung angedeihen zu lassen; mich riefen andere Sorgen bald in diese, bald in jene Vertiefung des Saales, wo nahe an tausend Mann hülflos lagen. Mitternachts, als ich erschöpft nach Hause kam, wurde ich noch zur Hauptmann Jesse dringend gerufen. Ich eilte hin und fand den Italiener in einem warmen, hellen, von Wohlgerüchen duftenden Zimmer, den braven Arzt, Dr. Tom, menschenfreundlich um ihn bemüht. Er lächelte, blickte gen Himmel, zu reden vermochte er kaum. Wir hofften auf seine Genesung. Tags darauf verschied er, dankend und segnend. War er doch von Sorgfalt umgeben, an einem ruhigen Plätzchen gestorben, hatte er doch Mitgefühl für seine Leiden gefunden! Erst kurz vor dem Verscheiden sagte er uns, er sey aus Venedig, heiße Girolamo da Micalemonte, und habe noch seine Aeltern. Er war erst dreiundzwanzig Jahre alt. Ich weiß nicht, ob der Brief, der diesen Unglücksfall melden sollte, zu den Bekümmerten hingelangt ist. Trauriger, als Alles, ist ein Jammer mit unbestimmten Umrissen; auch die entsetzlichste Gewißheit

bleibt hinter der Geschäftigkeit der Phantasie zurück, wenn Liebe um ihr Liebstes bangt.

Von denen, die sich von Tagesanbruch bis Mitternacht bei den französischen Kriegsgefangenen hülfreich zeigten, muß ich noch eines Hausknechts aus dem Darmstädter Hof erwähnen. Ihn schreckte nicht der Typhus, der in den Reihen dieser braven Krieger wüthete; doch seine Beherztheit schützte ihn nicht vor Ansteckung, er unterlag der Krankheit. Zwei Kinder eines Schlossermeisters, Bruder und Schwester, von dreizehn und zwölf Jahren, verließen diesen Ort des Jammers nur augenblicklich, um neue Hülfe zu bringen; ihren Namen konnte ich vor lauter Geschäftsdrang nicht erfragen, doch unauslöschlich ist ihr Bild mir eingeprägt: immer gefaßt, ja freudig sah ich sie, wie die Bienen beladen, ab und zu eilen, mit Erquickung und Hülfe, spät in die Nacht hinein. Glückliche Eltern solcher Kinder voll Muth und Gottesfurcht!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug in die Euganeen.

Von Heinrich Stieglitz.

Este.

Am südlichsten Abhange der Euganeen, da wo der Kanal beginnt, der über Monselice und Battaglia in die Brenta führt, liegt Este, das Stammhaus der modenesischen Herzoge und derer von Braunschweig, so wie der Könige von England und Hannover. Den schönsten Ueberblick Estes und der ganzen Umgegend gewährt die Höhe, an welche das Städtchen gegen Norden zu sich anlehnt. Im Hintergrunde steigt als südlicher Schlußring der Euganeenkette der Monte Murale empor, an welchem eine Menge kleiner Häuschen wie zierliche Schwalbennester zwischen Weinlaub hängen; westlich zur Seite ragen über einen Vorgrund mehr und mehr sich erhebender Hügel die Tyroler Alpen mit ihren blauen Hörnern; nach Süd und Südost zieht die weite Gartenebene, durchschnitten von dem weißen Strich der Mantuaner Straße; links auf einer benachbarten Höhe zeigen sich weitläufige Mauern und Thürme, epheuumsponnene Trümmer des verfallenen Stammschlosses,* unwiderlegliche Kunde gebend von dem alten Blut des Hauses Este, während von der Terrasse des neuen Schlosses eine Doppelreihe stattlicher Cypressen sich hinabzieht bis zur Mauer, aus welcher das Städtchen mit seinen schlanken Thürmen und seinem Gemisch von altergrauen und weißgetünchten Häusern anmuthig hervorblickt. Ein Landschaftmaler fände Studien vollauf für mehr denn einen Sommer, allein schon in der verschiedenen Gruppirung der nächstumliegenden Gegenstände, welche im Verein mit dem reichen Hintergrunde bei jedem Schritt ein anderes, in sich vollendetes Bild gewähren. Eine angenehme Zier der äußern Stadtmauer bilden die vielfach aus ihr hervorwachsenden und manchen Theil derselben ganz überziehenden Kapernstauden. Das Blatt der Kaper hat viel Aehnlichkeit mit dem des Geisblatts, während die Blüthe, aus deren weißem Kelche die Lilastaubfäden sich zart und lieblich hervorheben, auf den ersten Blick auffallend der Passionsblume gleicht, mit der sie auch ungefähr dieselbe Größe hat; näher betrachtet, fehlt freilich Alles, was diese leztere charakterisirt und ihr den Namen erworben, und nur die Gestalt in ihren Umrissen bewahrt die Aehnlichkeit.

Das Innere des Städtchens fanden wir über alle Erwartung belebt. Seine dreitausend Einwohner, zum größten Theil Seidenbauer und Fayencearbeiter, schienen alle auf den Beinen zu seyn, so wimmelte es auf dem Marktplatz und in den Straßen, und an den Fenstern sah man viel frische und rosige Gesichter; eine Heerde munterer Buben zog mit Jubel von Haus zu Haus, von Arcade zu Arcade hinter einem Dudelsack her, der mit seinem einförmigen Gedudel sie zu locken wußte, wie der Rattenfänger von Hameln; die fashionable Welt war unter einer zeltartigen Umhüllung unter der Hauptarcade des Marktplatzes beim Sorbet versammelt. Nachdem auch wir an diesem allbeliebten Gegenmittel sirroccalen Gluthhauchs uns gelabt, schritten wir der Porta vecchia zu, deren grauer Thurm an das Burgverließ einer Ritterburg erinnert, von da aus zum Dom, der den Namen von der heiligen Thekla führt. Ein wohlgekleideter Estese, der sich zu freuen schien, daß Fremde es der Mühe werth hielten, die Herrlichkeiten seines Geburtsorts aufzusuchen, schloß sich freiwillig als Cicerone an und machte uns aufmerksam auf das Deckengemälde Tiepolos und auf die Marmorarbeiten in den verschiedenen Kapellen, deren eine, eine Wolkenpyramide colossaler Figuren, aber bei weitem mehr malerisch als plastisch ausgeführt, eine kunstgeübte Hand verräth. Unser gefälliger Führer ließ nicht ab, bis er auch in einer andern Kirche mit der byzantinischen Madonna uns bekannt gemacht, die er als äußerst schön und werthvoll anpries und auch von den Beschauern als ein Wunderwerk der Kunst wollte anerkannt wissen. Man kann zum Anerkennen jeglichen Verdienstes sich stimmen, auch wo es

---

* Unterhalb dieser Mauern ruht auf seiner Lieblingsvilla, wo er, ein heiterer Greis, zulezt geweilt, der 1831 hier verstorbene berühmte Graf von Haugwitz, unter einem — seltsam! mit Petersilie begrünten unscheinbaren Erdhügel. Sein Sohn, der vor einigen Jahren das Grab besucht, soll ein Denkmal projektiren, zu dessen Ausführung jedoch, wie es scheint, noch keine Anstalten getroffen sind.

noch so sehr mit unserm Wesen, unserer Art zu denken und zu fühlen contrastirt; aber schön etwas zu finden, dem das äußere und das innere Auge widerspricht, das ist eine Aufgabe, die keinem Wahrheitliebenden zu lösen leicht wird. Wie viele würden anders sich aussprechen, als man es so vielfach hört, wenn statt Nachplappern fremden Urtheils, statt des Klebens an Namen, Satzungen und herkömmlichen Ansichten, sie immer frei und offen ihre eigene Meinung auszusprechen wagten. Natürlich sind hier nur solche verstanden, die überhaupt eine eigene Meinung haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

(Fortsetzung.)

Das Reformationsfest. Nicolovius.

Der Magistrat hatte Anfangs beschlossen, die Kirchen Berlins zu illuminiren. Es ward nicht gebilligt. Einige meinen, um der Gegenpartei, oder den katholischen Preußen keinen zu großen Anstoß zu geben. Das begreifen wir freilich nicht, und das Publikum bedauert, daß es unterblieb; denn es wäre ein hier ungekannter, herrlicher Anblick gewesen, von einem tiefen, sinnlichen Eindruck auf die anwachsende Generation; aber man hätte doch Ostentation darin sehen können, und das Fest war so durchaus einfach würdig. Den Studirenden war ein Fackelzug gestattet worden. Erst gegen Mittag des Tages kam diese seltene Erlaubniß; man kann sich daher nicht wundern, wenn er in seinen Anordnungen die Spuren der Eilfertigkeit trug. Unter den wechselnden Generationen einer Universität verlöschen schnell die Erinnerungen, sonst ließe sich freilich vieles nicht erklären, und nach dem Totaleindruck im gebildeten Publikum zu urtheilen, wäre fast zu wünschen, daß der Fackelzug ganz unterblieben wäre. Der Widerschein der zahllosen Pechfackeln, der den ganzen Himmel wie bei einem mächtigen Brande röthete, war übrigens von einer gewaltigen Wirkung, und so unvorbereitet kam es für Viele, daß man an ein Nordlicht oder eine ungeheure Feuersbrunst dachte. Einige Bedenklichkeit gab das Kostüm bei dem Kirchengange am Morgen. Es war ein kalter Wintertag und die Kirchgänger mußten den langen Weg in Schuhen und Strümpfen und im schwarzen Frack, und großentheils baarhäuptig machen, und in demselben Kostüme in der kalten Kirche sitzen. Ist der französische Frack eine würdigere Feiertracht zu einem solchen Feste, als wenn man von den Schultern hängende Mäntel oder Pelze getragen hätte? Die Geschmacklosigkeit unserer modernen Kleidung kommt nirgends so zu Tage, als bei solchen öffentlichen Festlichkeiten, wo die Aufzüge unserer Vorfahren durchaus Fülle und Würde athmeten. Die weißen Halsbinden und Glacéhandschuhe vollenden das steife Hochzeitbitterliche. Auf der schönen Festmedaille, zu diesen Tagen geprägt, sieht man Kurfürst Joachim II. und unsern König, beide von dem materischen Kurfürstenmantel umwallt. Welch wohlthätige Wirkung übt diese Feiertracht! Man bemerkt übrigens mit Vergnügen in beiden Gesichtern eine auffallende hohenzollernsche Familienähnlichkeit, die freilich wohl vom geschickten Graveur noch mehr herausgehoben seyn dürfte. — Die viel vorher besprochene Amnestie, von der man so viel Segen erwartete, hat sich auf die Begnadigung einiger kleinen Vergehungen beschränkt, gerade auf Fälle, wo wohl viele der Meinung waren, man hätte der Gerechtigkeit ruhig ihren Lauf lassen mögen. So ist es z. B. eine bedenkliche Frage, ob die den Injurianten gewährte Begnadigung nicht in die Rechte der Injurirten eingreift? Auch, da kleine fiscalische Strafen niedergeschlagen worden, geben die Berechtigungen von Beamten, welche für ihre Aufmerksamkeit eine Quote erhalten, z. B. bei Stempeldefraudationen die des Fiscals, beim Wegnehmen brennender Tabakspfeifen die der Gensdarmen, verloren. An wen haben diese für ihre Verluste Anspruch? Wenn es bedenklich war, die Amnestie auf die politischen und religiösen Uebertretungen, was von vielen Seiten gehofft wurde, auszudehnen, so könnte diese Begnadigung, wie sie ist, angebrachter scheinen bei irgend einem kleinen fröhlichen Ereigniß, als beim dreihundertjährigen Jubiläum einer Revolution, die eine Welt aus ihren Achsen hob.

Man hatte auf viele Opfer des Reformationsfestes sich vorbereitet, da Erkältungen und ihre Folgen in dieser Jahreszeit auf bejahrtere Männer gewöhnlich mörderisch wirken. Glücklicherweise ist noch wenig davon bekannt geworden, da doch sonst bei der milden, wechselnden Witterung der Tod reiche Ernte hält und gefährliche Nervenfieber und gastrische Entzündungen grassiren. Viele, und sehr angesehene Familien beweinen den Tod blühender Töchter und Söhne, denn vorzugsweise wird das jugendliche Alter affizirt. Die Aerzte sind auf diese Weise gezwungen, auf einen Umschlag des Wetters zur Winterkälte zu hoffen. Gerade am Tage des Berliner Reformationsfestes starb der wirkliche Geheime Staatsrath Nicolovius, einer der ausgezeichnetsten höhern Beamten unseres Staates, lange Zeit dirigirend im Ministerium des Geistlichen und des Unterrichts. Es war noch kein Jahr verflossen, seit er, der andringenden Geschäftsfülle erliegend, seinen Abschied nehmen mußte. Nicolovius, selbst eine der liebenswürdigsten Persönlichkeiten, war noch aus jenem alten preußischen Beamtenstamme, in dem Humanität und tiefe Intelligenz wetteiferten. Seine Wirksamkeit hätte vielleicht noch segensreicher seyn können, wenn er mit seiner sittlichen und intellektuellen Kraft mehr positive Energie besessen hätte. Aber die Kraft, der Factionswuth zu widerstehen und ihr zu trotzen, ging dem milden Manne ab. In den Streitigkeiten mit den Altlutheranern und den Ultramontanern wollte er Milde; seine Ansichten gingen aber im Staatsrathe nicht durch, und Kränkungen, die er hier erfahren, sollen mit Anlaß zu dem Entschluß, sich zurückzuziehen, gewesen seyn. Was und wie Nicolovius war, das ist nicht zu ersetzen, und man wünscht es vielleicht auch nicht zu ersetzen, da Cultus und Unterrichtswesen, sonst unabhängige Puissancen, auf ihre eigene ethische Kraft gestützt, jezt mehr als Branchen einer allgemeinen polizeilichen Ueberwachung der Staatsinteressen betrachtet und controlirt werden sollen. Der Verstorbene, aus Königsberg gebürtig, war in der Schule der Königsberger Philosophen erzogen und mit ihnen persönlich befreundet, deßgleichen mit Jacobi, den Stollbergs und mit Goethe verwandt. Die Zeit jener großen Geister war seine Bildungsschule. Wo sind noch Staatsmänner, welche diese Schule durchgemacht haben?

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 129.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 307.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 24. December 1839.

Italien,
Du bist der Garten dieser Welt, der Dom,
Dem Reiz die Kunst wie die Natur verleiht;
Was gleicht dir selbst in der Verfallenheit?

Byron.

Ein Ausflug in die Euganeen.

Von Heinrich Stieglitz.

Monselice.

Der Berg, an dessen westlichen Abhang der kleine, ummauerte Marktflecken sich anlehnt, heißt eigentlich Monte Celice. Er bildet einen einsamen Kegel, den südöstlichen Vorposten der Euganeen, der, von welcher Seite man auch nahet, weithin einen äußerst malerischen Anblick gewährt. Von Venedig aus gesehen, ist es der auf der äußersten Linken sich darstellende Schlußring der blauen Euganeenkette. Man steigt unmittelbar vom Markte aus auf einem wohlgepflasterten, breiten Pfade hinan und gewahrt bei jedem Schritte mehr Landhäuser, deren Gärten voll der ausgesuchtesten Obstarten sind. Schon im hohen Alterthum war er bebaut; seinen Gipfel krönte dazumal ein Tempel Jupiters. Von dem Tempel findet sich jetzt keine Spur mehr; ein Kloster ist an seine Stelle getreten. Aber der aus breiten Quadern aufgeführte Thurm der Veste, welche Friedrich Barbarossa auf dieser von der Natur selbst zur Warte bestimmten Höhe errichtet, ist noch da; weitläufige Mauertrümmer ziehen von ihm abwärts, einen emsig gepflegten, reichen Fruchtgarten umgebend. Die untere hohe Mauer, aus einer späteren Zeit, enthält viele in Stein gehauene Figuren, ungestaltete Zwerge, krüppelhafte Gnomen, Fratzenbilder mannigfacher Art, in phantastischer Verrenkung kauernd und lauernd, als solle der gute Geschmack hier keinen Eingang finden. Weiter aufwärts, zur Rechten am Wege, eine Kirche, hinter ihr ein hübscher freier Standpunkt zum Ueberblick der weiten Ebene nach Legnano und Mantua rechts, links nach Rovigo, dessen Thürme den Blick südlich begrenzen. Nun geht man durch das Thor, welches über einen weiten Vorraum immer aufwärts in das Kloster führt. Zur Linken erheben sich auf Treppenterrassen sieben Kapellen in ebenmäßiger Entfernung von einander, die verschiedenen Stationen des vorgeschriebenen Gebets. Ihnen gegenüber oben rechts die Hauptkirche San Giorgio Martire, daneben ein geräumiges Wohnhaus. Hier finden sich im Vorsaal und in den angrenzenden Zimmern Darstellungen aus dem Leben Pietro Duodo's, Venedigs außerordentlichen Gesandten bei Papst Paul V. Eine Reihe prächtiger Gallawagen fährt durch die gaffende Menge über die Plätze Roms; kein Zeichen vom Reichthum des Repräsentanten der mächtigen Republik ist vergessen; auch die Träger der Kasten fehlen nicht, in welchen sich die silbernen Hufeisen befanden, zum Ersatz für die auf dem Wege von den Pferden der Staatscarosse verlorenen, die zu diesem Zwecke eigens lose an den Hufen befestigt und der herzuströmenden

Volksmenge preisgegeben wurden. Der Geistliche, der uns auf alles dies aufmerksam machte, versprach, etwas noch weit Bedeutenderes vorzuzeigen. Er begab sich in die Sakristei, hing die Stola um und das weiße Uebergewand und hieß einen Kirchendiener die geweihten Kerzen anzünden. Beide schritten voran in eine dunkle Kapelle, gefolgt von vielem Volke, das zugleich mit uns den Berg hinangestiegen war; denn hier fehlt es zu keiner Zeit an Besuchern. Nun wurde Schrein um Schrein geöffnet, und beim Schein der Kerzen fünf-und-zwanzig Knochenleiber der Reihe nach vorgezeigt, morsche Gebeine, größere und kleinere, alle sorgfältig gekleidet in bunte Stoffe und zum Theil mit Goldkronen geschmückt, unter denen die leeren Augenhöhlen schauerlich kontrastirend hervorblickten. Das seyen fünf-und-zwanzig Heilige, versicherte unser geistlicher Führer, Geschenke Seiner Heiligkeit des Papstes Paul V. an den frommen Signor Pietro Duodo für die damals neu erbaute Kirche auf Monselice, und selbige seyen begleitet von besonderer Kraft geistlicher Gnaden. Keine andere Kirche außerhalb Rom, fügte er hinzu, besitze solch eine Anzahl von Heiligen, noch solche Kraft des Ablasses. Dies Alles sey besiegelt und verbürgt vom heiligen Vater und die Beschreibung davon zu finden in einem Büchlein, dessen Wichtigkeit er nicht genug rühmen konnte. *

Um den Gipfel des Berges noch vor Sonnenuntergang zu erreichen, beurlaubten wir uns von unserm Führer. Durch eine hohe eiserne Gitterthüre ging es aufwärts über eine breite Treppe, rechts und links mit Feigen und Oliven bekränzt, durch die aus Mauertrümmern einzelne Pinien, Cypressen und Granaten blickten; und so gelangten wir zu Barbarossa's Thurm und Jupiters Tempelgrund. Die Sonne sank eben hinunter zwischen Venda und Rua und der goldige Abendhimmel, durch gedämpftere Töne leise übergehend in das tiefste Blau, leuchtete über den Bergen, die in violettem Anhauch glühten. Ringsher der milde Zauber ewiger Natur über dunkle Trümmer ausgebreitet.

Nun zogen Nebel auf am östlichen Himmel, Anfangs nur leichte, schwimmende Flocken, dann mehr und mehr sich wölbend und dichtend zur hellschimmernden Schanze, und zuletzt auf sich thürmend, eine weiße Wolkenburg. Und aus der höchsten zuckt' es wetterleuchtend, und es zuckte nieder bis zur tiefsten, und wieder aufwärts blitzt' es schlängelnd, wie wenn Sturmesgeister auf und nieder wirbelten in leuchtendem Verkehr. Manchmal war das Glühen so stark, daß ein rosiges Gebirge vorlag, in dessen innerste Gänge und Schachten man zu sehen meinte, deutlich drei Regionen unterscheidend, unten matter, durchsichtiger schon in der Mitte, oben ein mächtiger Saal, aus Licht gewoben. Und der alte Jupiter schien daraus hervorzublicken, nach seinen zerstörten Tempeln fragend. Und so oft er nur Trümmer sah und den kahl gemachten Boden, wo einst seine Säulen prangten, furchte er zürnend seine Stirn und zuckte mit den Braunen; da ward's dunkel in der Götterburg. Und weitauf dann riß er wieder seine Augen, ob denn nirgendwo ein Tempel mehr zu schauen in der alten Pracht; und da zuckte es glühend durch die Wolkenschanze, wie wenn der Olymp in Flammen aufgehen sollte. Und vergebens suchte ich nach den andern Göttern; alle waren längst entflohen dem Flammenstrudel, keine ihrer irdischhimmlischen Gestalten weit und breit mehr zu erspähen. Auch der alte Blitzeschlenderer

* Das Büchlein führt den Titel: Modo de recitare la corona delle cinque piaghe etc. und ist neu aufgelegt in Venedig 1835. Es enthält die Schenkungsurkunde Papst Pauls V, nachträgliche historische Notizen über die betreffende Kirche, eine genaue Angabe der Gebetformeln bei den verschiedenen Stationen, und die detaillirteste Aufzählung aller droben befindlichen Reliquien. Der Brief des Papstes ist datirt vom 12ten Nov. 1605 und fällt somit gerade in den Anfang des Conflictes, der, ausgehend von einer heftigen Beschwerde Roms, wegen Verhaftung zweier Geistlichen, die Ungebührliches gegen die Gesetze der Republik unternommen, so untergrabend für die Autorität des trotz allen noch so triftigen Vorstellungen hartnäckig auf seinen Forderungen beharrenden Papstes endete. Eine unbefangene Darstellung jenes denkwürdigen Kampfes, der die Interessen des ganzen damaligen Europa in Anspruch nahm, wäre gerade jezt an der Zeit und eine würdige Aufgabe für einen tüchtigen Historiker. Eine größere Kraft und Conseqenz in stetiger Ruhe und Besonnenheit, als in dieser schwierigen Periode der Senat Venedigs dargethan, bewährt sich kaum in irgend einer der glorreichsten Waffenthaten der Republik; auch erwarb sich ihr Verfahren bald die Zustimmung aller hellen Köpfe des Zeitalters. Die öffentliche Meinung gewann und sicherte ihr aber hauptsächlich das unbedingte Freigeben jedes in dem obschwebenden Streite auftauchenden Pro und Contra, während Rom die Gerechtigkeit seiner Sache immer mehr verdächtigte durch die geschärften Interdicte nicht nur gegen die wider seine Ansprüche erscheinenden Schriften, sondern sogar gegen die Leser derselben. So kam es, daß Venedig aus den schwierigsten Verwicklungen vor den Augen ganz Europas triumphirend hervorging. Der wahrheitsliebende Abbé Laugier sagt in seiner venetianischen Geschichte: (Paris 1758—1768, 12 Voll.) „Les Vénitiens eurent tout l'honneur du triomphe et ils devoient l'avoir. Leur résistance portoit sur des maximes qu'on ne peut détruire sans bouleverser les états. Elle se renferma toujours dans les bornes de la modération. Elle fut ferme, respectueuse, et aussi circonspecte qu'il le falloit au milieu des piéges d'une politique souple et artificieuse. — Leur conduite doit servir de modèle à tous les Souverains qui auront des démélés avec les Papes. En ne faisant que ce qu'ils ont fait, ils n'iront jamais trop loin; et en allant aussi loin qu'eux, ils ne succomberont jamais." Und in Beziehung auf Papst Paul V. sagt er: „Son exemple apprendra à tous ses successeurs, que rien n'est plus dangereux pour eux que l'inconsidération de leurs démarches vis à vis des Souverains, dont l'autorité ne leur est point soumise, et qu'ils n'ont plus rien à gagner dans le conflit de la puissance temporelle avec le pouvoir des clefs."

räumte endlich das auf immerdar verlorene Reich. Schwache Flämmchen zogen dann und wann nachzuckend durch das auseinander weichende prächtige Luftgebäude, bis auch sie verschwanden und der ganze Himmel nur ein weites, tiefes, sternbesäetes Blau den Blicken darbot.

So breitet der Himmel, ewig Ein's in sich, in wechselnder Erscheinung sein Gewand aus, bald zerstörende Wetter, bald lebenerweckende Strahlen niedersendend über unsern wandelnden Planeten, auf welchem, dem Theil des Theils, das mannigfachste Leben seine Phasen durchläuft, unter deren nie ermüdendem Erneuen die Tausende und aber Tausende von Menschen theils harmlos und zufrieden sich ergehen, theils dumpf und stumpf hinbrüten, theils gequält und getrieben und gestachelt von unersättlichen Wünschen und Begierden, stachelnd die Rosse treiben, die den großen Kämpferwagen ziehen, der von Zeit zu Zeit beruhigt scheint, gleich dem schlummernden Antäus, bis er mit einem Male in wilderer Bewegung flammend fortrollt und zahllose Opfer fordert.

Erinnerungen.

(Fortsetzung.)

Unvergeßlich eingeprägt müssen den menschenfreundlichen Bewohnern Darmstadts, die sich bei diesem Jammer hülfreich zeigten, jene Tage im Gedächtniß leben. So überschwänglich schmerzvoll war der Eindruck, so gebietend der Drang der Umstände, daß Niemanden einfiel, nachzudenken, wie's nur möglich war, daß so viele tausend Menschen so namenlos elend werden konnten? Es wurde mir späterhin kund, daß gleiche Schauspiele des Entsetzens in Frankfurt a. M., in Dresden u. a. O. Statt gefunden. Die Landstraßen lagen voll Verschmachtender und Todter: nicht allein Gefangene von Napoleons Heer, auch Krieger der Coalition. Die Kriegsgefangenen, Franzosen, Brabanter, Holländer, Rheinländer des linken Ufers, Italiener kamen einhergezogen mit gebrochener Kraft, mit zermalmter Seele; ein Offizier und einige Mann reichten hin, den Transport von Tausenden zu bedecken, ausgehungert, bebend vor Frost und Regennässe, Wäsche und Kleidung faulend um ihre Glieder her, hinsinkend wie die Fliegen; höchstens kümmerten sich die Ueberlebenden um sie, um sie zu entkleiden. Deutsche, Italiener und Niederländer trugen schweigend ihr Elend, die Franzosen aber stießen Verwünschungen gegen den Urheber ihrer Schmach aus, wie sie den Gewaltigen nannten, den das falsche Glück verlassen, dem sie zwei Jahr später wieder jubelnd entgegenstürmten!

Den schaudervollsten Eindruck bereitete uns Allen die Nacht vom 6ten bis 7ten November. Es war Befehl gekommen, alle Gefangenen vor die Stadt hinaus zu transportiren, weil mehrere der angesehensten Aerzte erklärt hatten, sie würden die Einwohner mit dem Typhus anstecken; diese Besorgniß war vollkommen gegründet. Es wurden große Stöße Holz vor das Rheinthor auf eine waldige Ebene gebracht; doch da Abends nach fünf Uhr die Gefangenen noch nicht auf dem Bivouak eintrafen, schleppte man, der Himmel weiß weßhalb, alles Holz wieder fort. So gelangten denn die Unglücklichen, theils zu Fuß, theils auf Tragbahren, unter strömendem Regen auf den Platz, und lagerten auf nackter Erde. Langsam nur wurde das Holz wieder herbeigebracht, doch es wollte nicht brennen. Wer von uns kann die Jammerscenen dieser Sturmnacht vergessen? Welche Kraft reicht hin, sie zu schildern! Viele der Opfer dieses Mißgeschicks fanden in dieser Nacht ein Ziel ihrer Leiden; ihre erstarrten Leichname beschien das Morgenroth. Abends um acht Uhr war ein bayrischer Offizier mit einem Transport von über 500 Gefangenen vor das Rheinthor gekommen; er mußte sie dort lassen, und verhehlte nicht seinen Schmerz. „Sie sind so folgsam, so gut!" rief er aus. „Ich hatte auf Nachtquartier und Speisung für sie gerechnet." — Sie bekamen nichts, als das Wenige, was Milde ihnen reichen konnte; viele verschmachteten und starben mit gesundem Herzen. Andern Tags eröffnete der edle Wilhelm Stumpf eine Subscription; es dauerte nicht über acht Tage, so war ein Brettersaal aufgerichtet mit strohbedecktem Boden, die Gefangenen kamen unter Obdach, es wurden Chirurgen zu ihnen geschickt, und Pflege und Nahrung gespendet, wenn gleich nicht vollkommen ausreichend; dies Alles war das Werk einiger Menschenfreunde. Viele der Gefangenen wurden gesund in ihre Heimath entlassen. 1815 trafen wir welche davon in Namur, die, in Reih und Glied durch die Straßen ziehend, uns freudig begrüßten; sie hatten unsere Gesichter nicht vergessen, ich hätte sie nicht wieder gekannt. Erst zwei Jahre waren verflossen, und schon zum zweiten Male gestürzt war der Koloß, dessen Steigen und Fall die Welt erschüttert.

Das Erbarmen, das Henriette von Montenglant gegen die Gefangenen geübt, konnte seinen Eindruck auf Gleichgesinnte nicht verfehlen. Sie wurde von Manchen, die ihr sonst den Rücken gewendet, wieder aufgesucht; auch ihr Sohn kam auf einige Wochen zu ihr; er diente als Freiwilliger unter den schwarzen Husaren und trug den Namen Cronstain. Seine Mutter sammelte ihre Gedichte, empfing von der huldreichen Großherzogin Louise die Erlaubniß, sie ihr zueignen zu dürfen, und gab sie unter dem Namen von Montenglaut heraus, ihren, bis dahin gleichfalls verborgen gehaltenen Familiennamen hinzufügend. Ihre Gedichte kamen mir damals vor, wie

ihre Physiognomie, ihre Züge, regelmäßig, zierlich, von edler Form, doch innern Lebens ermangelnd. Erst später habe ich schöne Lieder, die mich tief bewegten, von ihr gelesen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

(Fortsetzung.)

Das Berliner Jubeljahr. Kunstausstellung.

Die Vorbereitungen zu den Jubilarfeiern des kommenden Jahres haben ihren Fortgang. Das Jahr 40 hat allerdings für die preußische Geschichte bedeutende Präcedenzien, wenn man nur nicht deßhalb Consequenzen für nöthig hielte. Ueber die fatalistischen Ideen sind wir doch jezt hinaus. Es ist eine obligate Schmeichelei, daß auch die Buchdrucker sich zur Jubelfeier ihres Gewerbs das preußische Festjahr auserwählt haben. Ob man es ihnen hier dankt, weiß ich nicht bestimmt, doch rüsten sich auch unsere Berliner Buchdrucker, es würdig zu begehen. Es lassen sich manche große Staaten und Monarchien der Gegenwart ohne Buchdruckerei und ohne Bücher denken. Aber der preußische Staat, wie er wurde und war, ohne die Kraft der Presse sich vorzustellen, ohne die Macht der Rede, auf dem Papier vertausendfältigt, ist eine schwere Aufgabe. Friedrich der Große ohne seine Schriften, die Eroberungszüge weiter durch die Welt machten, als seine siegreichen Heere, wäre nur der halbe Friedrich. Man behauptet ja, daß die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts durch seine Werke in Spanien eingedrungen sey, und sie die ersten Brechen in die furchtbaren Mauern der Inquisition gelegt haben. Während die Schriften der französischen simpeln Philosophen zurückgewiesen wurden, wagte man nämlich, aus legitimem Respekt, doch nicht, die eines königlichen Philosophen als Contrebande zu confisciren. Es gab eine Zeit, wo man bei uns dies gerne gethan hätte, und noch heut fragt es sich: wird eine offizielle Ausgabe seiner Werke veranstaltet werden? Die Frage, ob ihm ein Monument von Erz oder Stein gesezt werden soll, scheint noch eher zur bejahenden Entscheidung zu gedeihen. Das Jahr 40, mit dem nächstfolgenden, hat übrigens auch für die Stadt Berlin eine spezielle und sehr wichtige historische Bedeutung. In diesem Jahre im fünfzehnten Jahrhundert begannen mit dem Regierungsantritt Kurfürst Friedrichs II., des zweiten Hohenzollern, die landesherrlichen Kämpfe gegen die alte Freiheit der märkischen Städte. Im Jahre 1442 brach dieser kluge und kräftige Fürst in die Thore von Berlin und Köln ein, welche noch immer auf ihre alten Rechte trozend, den Landesherren das Oeffnungsrecht verweigerten, und nahm den halsstarrigen Geschlechtern ihr Regiment, indem er die verbundenen Städte theilte, eine mehr demokratische Wahl zum Rath und zu den Bürgermeisterstellen einführte, und sich die Bestätigung der erwählten Magistratspersonen vorbehielt. Doch war damit der Kampf nicht geendet, und es kostete mehrere Jahre, bis beide Städte völlig der landesherrlichen Macht unterworfen waren. Ueber diese interessanten, aber historisch dunkeln Momente verbreiten die aufgefundenen Urkunden, welche Herr Fidicin in seinen diplomatischen Beiträgen mittheilt, einiges Licht, wodurch freilich die Schatten daneben nur desto dunkler erscheinen. W. Alexis arbeitet seit einigen Jahren an einem vaterländischen Roman, welcher diesen Stoff behandelt. Er soll auch im künftigen als eine Spende zu diesen Jubilarfeierlichkeiten erscheinen. Derselbe Herr Fidicin hat übrigens jezt eine gelehrte Kritik herausgegeben, durch welche er die Klödenschen Hypothesen von einer viel ältern Gründung Berlins, als wir annehmen und die Urkunden besagen, zu entkräften sucht. Der Streit ist adhuc sub judice. Warum ihn aber zum Endurtheil bringen? Wo nicht scharfe, schlagende Gründe der Vermuthung absolut das Feld abschneiden, weßhalb da der geistreichen Phantasie den Spielraum umgränzen?

Unsere Kunstausstellung nähert sich ihrem Schluß, ohne daß irgend ein chef d'oeuvre angekommen wäre, um das man sich streiten und es durch Bewunderung vernichten könnte. Selbst unter den immer beliebteren Genrestücken ist kein kranker Esel, keine Kirchengängerin, keine Verlobung auf Helgoland; also wenig Aussicht für die Lithographen, die Stickmusterverfertiger und die Porzellanmaler. Aber man ist doch im Ganzen ungerecht, wenn man der Ausstellung in Bausch und Bogen den Werth abspricht; und zu dieser aburtheilenden Ungerechtigkeit neigt, wie Sie wissen, unser Publikum sich nur gar zu gern. Wo in aller Welt sind Jahr um Jahr so viel neue Ideen in's Leben zu setzen, daß sie zwölf Monate der Kritik, der Conversation und der Industrie Atzung geben! Nur das wäre gerecht, daß man die Quantität angriffe, und den Künstlern zuriefe: wie können in einem Jahre solche Massen großer und kleiner Bilder fertig werden, und auf die Vollendung, die ihr und wir wünschen, Anspruch haben? Die berühmte Parade von Krüger wird verschieden beurtheilt. Zur Rechtfertigung des Künstlers muß angeführt werden, daß er nur mit Widerstreben an ein Werk ging, das freilich in eben dem Maaße ihm bezahlt wurde, als es ihm Zeit kostete. Welcher Künstler kann Leben und Mannigfaltigkeit in Infanteriekolonnen bringen, die im Parademarsch vorüberziehen! Da brachte er denn zu seiner eigenen Befriedigung als bunteste Staffage das lebendige Berlin in den Vordergrund; da er aber jeden Bekannten als Individuum hinstellen wollte, so ward auch hieraus kein Bild. Stücke der Art werden für kommende Generationen von Werth seyn. Man weiß, wie Berlins Notabilitäten ausgesehen haben; doch, wohl verstanden, nur die Notabilitäten, welche sich auf der Straße sehen lassen oder im Theater. Es gibt auch noch ein anderes Berlin, das sich auf die Art nicht malen läßt; es besucht auch wohl selten die Parademärsche. Wie einige unserer ausgezeichnetsten Künstler unter diese Fashionables kammen, ist schwer zu erklären; doch hat sie der Maler auch weislich in den entferntesten dunkeln Winkel gestellt, wo sie weder die Parade sehen, noch eine machen. Manche der Schlachtstücke, sonst gerade nicht Ihres Correspondenten Genre, sind, gegen dieses Bild gehalten, wahrhaft erquicklich, so schrecklich das klingt. Aber da ist Leben, Wahrheit, Ernst darin. Ein bisher wenig genannter Maler, Rechlin, hat z. B. das Gefecht bei Goldberg in Schlesien, zu Ehren des seligen Herzogs Karl von Mecklenburg, sich zur Aufgabe gesezt: ein so vortrefflich komponirtes Schlachtgemälde, wie ich in neuerer Zeit wenige gesehen habe. Es ist kein Wouvermannsches Scharmützel, wo sich das Bild von selbst macht, auch kein strategischer Plan des Schlachtfeldes mit Vogelperspektive, à la Van Meulen, was nimmermehr ein Gemälde wird. Der Künstler hat die rechte Mitte zwischen beiden zu halten gewußt. Wir gewinnen den wesentlichsten Charakter des Treffens zur Anschauung, und doch so, daß das Detail in mehreren, wohl motivirten Zügen uns warm und interessant entgegentritt. In wie wenigen neueren Schlachtstücken findet sich dieser Verein! Es ist gewiß eines der gelungensten Bilder der Ausstellung.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 308.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 25. December 1839.

Of a strange nature is the suit you follow!

Shakespeare.
Merchant of Venice.

Von den vier thörichten Braminen.

(Was in diesen Blättern bisher an Uebersetzungen aus dem Indischen gegeben worden ist, gehörte der höheren, der heiligen und Kunstpoesie an. Indien hat aber außer seiner Sanskritliteratur eine sehr reiche Volksliteratur, die nicht nur modernisirte Bearbeitungen älterer Werke enthält (wie in Europa die mittelalterlichen Epen im sechzehnten Jahrhundert zu Romanen und Volksbüchern verarbeitet wurden), sondern auch fortwährend durch Neues bereichert wird. Das Verhältniß der Sanskritsprache zu den verschiedenen Dialekten des Hindostanischen, wie man die jezt lebende Sprache nennt, ist etwa wie das Verhältniß des Lateinischen zu seinen Töchtern, oder des Altgriechischen zum Neugriechischen. — Das folgende Stück ist einem indischen Volksbuch entnommen, wovon der französische Missionär Dubois eine Abschrift nach Europa gebracht hat. Es ist ganz modern im indischen Sinne, d. h. es ist schwerlich über hundert Jahre alt, und wird den Lesern willkommen seyn als eine Probe aus einem Gebiet der indischen Literatur, das unserm Erzählungs- und Kalenderwesen entspricht.)

An einem schönen Morgen trafen vier Braminen auf der Landstraße zusammen. Die ehrwürdigen Männer begrüßten sich und fragten darauf Einer den Andern, wohin er so frühe schon gehe. Nun war in einer Ortschaft der Gegend ein Samaradana* angesagt, und es fand sich, daß die vier Reisenden sämmtlich auf das Fest geladen und eben auf dem Wege dahin waren. So kamen sie denn überein, in Gesellschaft den Weg zu machen. Wie sie nun so fortschlenderten, begegnete ihnen ein Soldat, der, wie er sich ihnen näherte, ehrerbietig sein Saranai-Aya* sprach, wobei er, wie es sich ziemt, die gefalteten Hände bis zur Stirne erhob. Die Braminen aber riefen wie aus Einem Munde: Assirwahdam! (Segen.)

Unterdeß stieg die Sonne höher, und unsere Wanderer beschlossen, einen Augenblick im Schatten eines großen Baumes zu rasten, der am Wege stand. Ein gottesfürchtiger Mann mußte ihn gepflanzt haben, den Baum, und den Brunnen gegraben neben dem Baume. Die Braminen erfrischten sich und sammelten neue Kräfte. Lange saßen sie schweigend da, denn Keinem kam ein Einfall; endlich unterbrach einer der ehrwürdiger Männer die Stille und sagte: „Man muß gestehen, daß der Soldat, der uns vorhin begegnet, ein höflicher Mensch ist und ein verständiger. Habt ihr bemerkt, wie er mich ansah, als er mich grüßte?" — „Aber er hat dich ja gar nicht gegrüßt," erwiderte der zunächst sitzende Bramin; „der Soldat hat mich angesehen und mir allein seinen Gruß zugedacht." — „Ihr irrt Beide," fiel der dritte Bramin ein; „ich versichere euch, der Soldat hat

* Ein großes Fest zu Ehren der Braminen.

* Etwa: Ich grüße euch, edle Herren.

mich angeblickt, als er sein Saranal-Ava sprach." — „Mich hat der Soldat gegrüßt," schrie der Vierte, „und keinen von euch. Und zum Beweise, daß sein Gruß mir gegolten, denkt nur daran, daß ich gedankt; hätte ich ihm sonst meinen Segen gegeben?"

Der Streit wurde bald heftig, und man war im Begriff, von Worten zu Thätlichkeiten zu kommen, als einem der vier Wanderer einfiel, daß alles Disputiren zwischen ihnen ja rein fruchtlos sey. „Höret mich," sagte er. „Wozu streiten und schlagen wir uns? Und wenn wir uns nun zanken wie Weiber und uns schlagen, als wären wir unheilige Sudras, * was wird es helfen? Das Alles entscheidet ja unsern Streit nicht, den der Soldat allein entscheiden kann. Unmöglich kann er schon sehr weit seyn, denn es ist bereits warm. Wenn wir gut laufen, so holen wir ihn bald ein. Mein Rath ist demnach, wir kehren um und lassen uns von dem Soldaten selbst sagen, wen von uns er hat grüßen wollen."

Vernunft ist doch eine Gottesgabe und findet immer Gehör. Die drei Braminen lobten den Einfall ihres Genossen und kehrten um. Sie liefen, so sehr sie konnten, und nach zwei Stunden hatten sie glücklich den Soldaten eingeholt. Athemlos riefen sie ihm zu, er möchte halten, und fragten nun, welchem von ihnen denn eigentlich der Gruß vordin gegolten. — Der Soldat war ein Schalk, der gern auf Anderer Kosten lachte. Ohne sich zu besinnen, antwortete er kurz: „Ich habe denjenigen grüßen wollen, der unter euch der größte Narr ist." Und damit sezte er seinen Weg fort und ließ die Braminen stehen.

Diese standen eine Weile wie verduzt, kehrten dann langsam um und gingen schweigend ihres Weges. Doch die Stille währte nicht lange. Fast in demselben Augenblick und wie aus Einem Munde riefen alle vier: „Der Gruß ist also mein!" — Jezt wurde der Streit erst recht heftig. Jeder behauptete, seiner Narrheit komme keine andere menschliche Narrheit gleich, das möge man nur glauben, und er werde sich das nicht nehmen lassen, so wenig als des Soldaten Gruß. Und vielleicht wäre es diesmal zu Thätlichkeiten gekommen, wenn nicht einer der Braminen, derselbe, der schon einmal Frieden gestiftet, wieder einen vernünftigen Einfall gehabt und so den hereinbrechenden Sturm beschwichtigt hätte.

„Ich behaupte," so sprach er, „thörichter zu seyn als ihr, und Jeder von euch behauptet dasselbe. Da wir aber alle vier Partei sind, so ist Keiner von uns ein rechter Richter. Wozu wollen wir uns nun zanken, vielleicht gar schlagen? Laßt uns vielmehr gleich nach der nächsten Ortschaft gehen und die Aeltesten zusammenrufen, damit ihr gerechtes Urtheil unparteiisch zwischen uns entscheide." — Gesagt, gethan. Darmapuri lag in der Nähe, dorthin richteten unsere Braminen ihre Schritte. Sie kamen wie gerufen; denn es war eben Gerichtstag, die Aeltesten waren versammelt und es war Niemand erschienen, der eine Klage vorzubringen gehabt hätte.

(Fortsezung folgt.)

* Der allgemeine Name für die arbeitende Kaste. Man theilet die Sudras in ungefähr achtzehn Haupt- und mehr als hundert kleinere Abtheilungen. Sudras und Parias machen neun Zehntel der Bevölkerung aus.

Erinnerungen

(Fortsezung.)

Ich wünschte Alles von ihr sagen zu können, was mir in der Seele glüht, denn sie war eine merkwürdige Erscheinung, ihre Geschichte würde ein Lehrbuch für die Frauenwelt abgeben. Es war immer schwer, sie von ihrer Lage, oft schwer, sie von ihren Handlungen zu unterscheiden. Ihre Natur war edel, ihr Herz war schön; wahrscheinlich würde ihre Lebensgeschichte, treu aufgeschrieben, ihre Apologie seyn, wenn man durch sie erführe, welchen Einfluß die Lieblosigkeit der Welt, auch äußere Verhältnisse auf ihre Handlungen übten. — Nicht leicht wird Jemand behaupten, daß die Tugend bei der Kaste, zu der Henriette v. M. von Geburt aus gehörte, einheimischer sey als beim Bürgerstand. Sie war sechzehn Jahr alt, als sie entfloh. Vielleicht hatten Convenienz und Familientyrannei das geistvolle, blühende Mädchen einem eckelhaften Greise zugedacht? Vielleicht trat in dem schönen jungen Mann, der sie entführte, das Bild unvergifteter, naturgemäßer Lebensverhältnisse vor ihren Blick und erweckte eine unbezwingliche Sehnsucht? Vielleicht entfloh sie, um nicht zu heucheln, nicht zu lügen? Wer kann ermessen, ob sie sorgfältig und fromm genug erzogen, liebevoll genug umgeben war, um in sich selbst gegen Versuchungen Kraft zu finden, um in Pflichterfüllung und frommer Ergebung ihr Lebensglück von Gott zu erwarten, statt es gewaltsam herbeizuführen? Vielleicht auch war sie zu verwöhnt, zu verweichlicht, zu übermüthig durch Glücksgüter, Rang und Huldigungen, um nicht zu meinen, erlaubt sey, was gefällt? O, könnte sie doch sprechen, die Erblichene, die 1814 einer wandernden Truppe über dem Rhein beigesellt, die „himmlischen Mächte gekannt, als sie ihr Brod mit Thränen aß, durch kummervolle Nächte auf hartem Lager weinend saß." Ihre Worte würden nicht bloß junge Seelen heilsam erschüttern, sie würden auch Väter und Mütter erleuchten.

Oft sprach sie von Rahel. Sie trug das Andenken der Tage, die sie mit ihr verlebt, wie ein Kleinod der

Erinnerung, zu dessen Wunderglanz ein thränendes Auge aus der Oede des Alltagslebens hinausblickt, um nur wieder an Größe und Aechtheit glauben zu können. Möglich, daß Rahel den poetischen Funken in ihrer Seele geweckt. Rahel! — der Name stand nicht von Anfang im Verzeichniß dieser Erinnerungen; doch sie ist wie eine Pulsader, die durch alle Berühmtheiten unserer Tage kreist und glüht, und wo sie auch fern stand, muß man unwillkührlich bei Frauen, die sich ausgezeichnet, an sie denken. Schon manches Jahr ist sie dahin, aber ihrer Worte organisches Leben entfaltet sich immer reicher beim raschen Weiterschreiten weiblicher Ausbildung, weil sie, wie alle höheren Geister, ihrer Zeit voraus geflogen und die kommenden Tage immer helleres Licht auf das Vermächtniß ihrer Liebe für die Menschheit werfen werden. Und werkthätig war diese Liebe. Welch eine Christin war diese geborene Jüdin, nicht mit Wasser, sondern wahrhaft mit Feuer getauft und mit dem heiligen Geist! Ihre Briefe aus Prag, ihre Aufopferungen beim Ausbruch der Cholera, ihre tausendfachen stillverübten Wohltaten, welch ein Denkmal für sie!

Schade, daß ein, allzuleicht der Mißdeutung unterworfener Begriff von Emanzipation der Frauen aus Rahels Briefen, Bettinas Phantasiestücken und Charlottens St. blutiger That entnommen worden, und diese drei Namen zum Feldgeschrei für den feindlichen Einfall verschrobener Begriffe erwählt sind. Rahels Empfindung für Goethe war ein reiner Gletschertropfen, der ewig am Gestein strahlt und zittert, aber nie herabsinkt, nicht die Erde berührt. Bettinas Liebe zitterte zwar hernieder, aber doch in einen Blumenkelch, der sie rein bewahrte, Duft und Farbe umherwob. Ihre Gluth war ganz poetischer Natur; welch ein Mädchen konnte Goethe lieben, und den Ausspruch der Prinzessin in seinem Tasso vergessen? Wenn die Emanzipationslehre dahin zielt, vom Begriff schöner Weiblichkeit, der ewig unangetastet bleiben soll, die untergeschobene Fratze weibischer Ziererei, geheuchelter Bescheidenheit, und was sonst daran klebt, zu scheiden, so sey diese Lehre willkommen. Dazu müssen aber auch alle die Männer, selbst die so gerne beide Begriffe verwechseln, und sich von weibischen Geschöpfen behaglicher angezogen fühlen, als von edler Weiblichkeit, zu besserer Einsicht heranreifen. Die Klügsten und Trefflichsten gehen in die Falle und lassen sich verzaubern und bestricken, wenn sie die Albernheit von frischen Lippen tönen hören, in klaren Augen die Sinnlichkeit funkeln sehen, und werden halb toll vor Entzücken, wenn ein hübsches Mädchen nicht lesen mag, und nicht gut deutsch kann. Sie nennen das süße Einfalt, Ideal der Weiblichkeit, und ahnen nicht, wohin das in der Ehe führt. Geist muß walten, wo eine Seele lebt; das wahre Ziel weiblicher Ausbildung ist der Einklang zwischen Liebe zum Schönen, Begeisterung fur das Hohe und Erkenntniß heilsam schirmender Schranken, zwischen Nährung zarter Gefühle und Ausübung strenger Pflicht. Die Natur selbst hat dem weiblichen Daseyn Grenzlinien angewiesen, die sich nie ungestraft überschreiten lassen, indeß doch alle Seelenglut, Geisteskraft und Gemüthsinnigkeit der edelsten Frau oft kaum für die Prüfungen ausreicht, die über sie verhängt sind, und ihre stille Größe und Ausdauer groß und segensreich wirkt. Das rechte Licht, das der Frauen Lebensbahn verklärt, kommt von oben, der beste Rath für sie steht immer im Evangelium. Ihnen ist es gewährt, Söhne und Töchter im ersten Entknospen zum Höchsten, was der Mensch hat, zum Gefühl für Gott zu erwecken; wie vermöchte das ein weibisches Weib? Nicht jede kann eine Maria seyn, doch auch die Martha liebte den Herrn und hatte Theil an ihm. Frömmigkeit und Milde sind der Leitstern der Frauen, und wenn eine von der Welt und allem Erdenglück verlassen wäre, in Gott ist Trost, in Gott ist Rath; nur die Abtrünnigkeit ist ein Unglück, alles Andere kann besser werden.

Nicht Rahels Briefe berechtigen zur endlosen Ausdehnung des Begriffes von Emanzipation der Frauen. Es war viel edle Ironie in dieser großartigen, aus den mannigfaltigsten Elementen gebildeten Natur, und bei der überquillenden Fülle von Gedanken, mit der sie so treu und glühend zur Wahrheit emporstrebte, hatte sie Kämpfe zu bestehen, bis sie Gefühl und Sehnsucht mit der Wirklichkeit versöhnen, das Wünschenswerthe dem Bestehenden aneignen konnte. Jeder Erschaffung, auch der geistigen, liegt ein Chaos zu Grunde; in Rahels Briefen ist das Chaos neben der Schöpfung zu sehen. Daß sie einmal gedruckt würden, kam ihr nicht in den Sinn. Indeß Manche, die sich viel weiß, innerlich darbt, litt Rahel an Reichthum; sie hatte der Liebefülle, des Gedankendranges zu viel, und da sie kein Kind hatte, legte sie in inbrünstiger Liebe die Menschheit an das Mutterherz und rang für sie nach Wahrheit bis zum lezten Athemzug.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

(Schluß.)

Kunstausstellung. Post- und Fuhrwesen. Gesellschaftliches.

An trefflichen Landschaften, besonders der Franzosen, war auch kein Mangel, doch kein in die Augen springend Eminentes. Haben wir uns in den Genrestücken bereits erschöpft, ich meine in den originellen Erfindungen, und sind unsere Künstler dahin gekommen, wo die französischen Lustspielschreiber und Vaudevillisten sich befinden, die, gar keine naturgemäßen Verhältnisse mehr auftreibend, die längst verbrauchten auf die unnatürlichste Spitze setzen und in die

unnatürlichsten Contraste bringen, um neu zu scheinen und zu wirken? — Es läßt sich nicht leugnen, wie die alten Niederländer unsere Genrekunst an kecker Charakteristik, an Humor, Kraft und Wärme des Pinsels noch immer weit überragen, so überbieten unsere neuesten Genremaler sie an Ideen. Jene Bilder waren Abrisse aus einem trockenen, derben Leben; wir besitzen von unsern Mitlebenden wirkliche Gedichte in diesen kleinen Bildchen. Und sollten diese Ideen schon ganz verbraucht seyn? Daß wir auf einer gefährlichen Spitze stehen, ist nicht abzuleugnen. Hoffentlich finden sich noch Wege zur ebenen Straße. Da malte Jemand einen reich gewordenen Studenten. In seinem Studierstübchen neben allen, jezt zurückgeschobenen Attributen eines Lampenfleißes, ein voller Tisch mit allerlei Weinsorten, Austern, Delikatessen, und die Treppe herauf stürmen die frohen Commilitonen zum leckern Frühstück. Ein vollständiges launiges Gedicht, wenn man zu dem Vorher noch das Künftig, wie es in der Stube nach dem Gelage aussehen wird, sich hinzudenkt. Aber was für die Feder eine hübsche Aufgabe ist, ist es noch nicht darum für den Pinsel. Ein anderer Maler hat auch einen kostbaren Einfall gehabt, über den man sich ausschütten möchte vor Lachen, nämlich in der Vorstellung, nicht in der Darstellung. Ein italienischer Gypsfigurenträger geht über den Gensdarmenmarkt. Da stürzt ein bissiger Hund in einen Transport Hammel. Das eine geängstigte Thier flieht, stürzt Körbe, Tische der Obstverkäuferinnen um. Schreien, Wuth, Verwirrung von allen Seiten. Aber das ungeschickte Thier läuft auch gerade dem Träger zwischen die Beine. In seinem mächtigen Satze hebt es den ganzen Mann in die Höhe, daß er nur noch mit einer Zehenspitze auf der Erde schwebt. Die natürliche Folge ist, daß sein Brett das Gleichgewicht verliert, und alle Götter und Heroen herabfallen, und zwar in eine Wassertonne. Vorhin ist schon etwas in den schwarzen Schlund gefallen; die weiße Färbung des Wassers verrieth es, ohne das Geheimniß weiter zu enthüllen. Eben hinein stürzt, mit seinem dreieckigen Hute voran, der große Napoleon, ihm folgt jählings eine schöne Victoria, und die andern, alles bekannte Figuren unserer italienischen Gypshändler wanken mehr oder minder; ein paar chinesische Pagoden grinsen uns wackelnd an. Welcher ergiebige Stoff zu symbolischen Andeutungen, nur alles viel zu viel Gedanken, zu complizirt zur Entwickelung in einem Bild; und darum wird aus den trefflichen Gedanken ein schlechtes Bild. Unter den Sculpturarbeiten zeichnet sich eine vortreffliche Danaide von Rauch aus.

Man spricht von bedeutenden innern Umwälzungen in unserem **Postwesen**. Die Post selbst will jezt Eisenbahnen bauen, man sagt, aus zarter Rücksicht. Ihr Chef erkläre, er habe es früher nicht thun wollen, um nicht den Vorwurf auf sich zu laden, daß der Staat in die industriellen Unternehmungen der Einzelnen störend eingreife. Jezt, wo sich herausstelle, daß Eisenbahnen nicht die gehofften goldenen Früchte bringen, werde man den Staat darum bitten müssen, und da wolle er sich großmüthig zeigen. Vortrefflich, wenn Eisenbahnen gebaut werden; wer sie auch baue, wenn sie nur schnell fertig werden und gut. Aber wenn man nur alles Vergangene vergessen könnte, um an diese zarten Rücksichten zu glauben! Die schwer errungene sächsische Eisenbahn muß doch noch immer, statt nach Leipzig, nach Köthen und Halle! Kein Mensch will sich jezt der Stettiner Bahn erbarmen, keiner Geld geben. Wäre der Widerstand der Post nicht gewesen, zur Zeit, wo man von den Bahnen viel hoffte, so wäre das Geld schon doppelt gezeichnet. Einstweilen hat die Post die Preise ihrer vor einigen Jahren eingerichteten Personenwagen, die von Berlin aus nach frequenten Orten gehen, um die Hälfte erhöht. Durch ihre Errichtung wurden die Privatfuhrgelegenheiten genöthigt, die Segel zu streichen. Sie konnten weder so schnell, noch so wohlfeil fahren. Nun sie größtentheils eingegangen, schnellen die Postpreise wieder in die Höhe. Einige, welche die zarten Rücksichten nicht gewahren, wollen dieser Operation nicht ihren Beifall schenken. Auch in unserem Stadtfuhrwesen schwankt es hin und her. Von Neujahr an sollen, neben den Droschken, Omnibus in den Hauptrichtungen fahren. Auch unsere Droschken haben ihren Preis verändert. Die Polizei wollte, im Interesse des Publikums, den Satz noch erniedrigen; die Fuhrherren aber meinten, sie könnten schon bei dem jetzigen nicht bestehen. Ihre Bücher sprechen zu Gunsten ihrer Behauptung, und hier hat ein Gewerk über die Polizei einmal den Sieg davon getragen. Das Publikum verliert nicht zu viel dabei, wenn es statt vier Silbergroschen fünf zahlen muß, eine usuelle Summe statt einer ganz ungewöhnlichen, für die kein Gepräge existirt.

Von dem Tode zweier Schwestern, Damen aus den höhern Ständen, in Folge einer vernachläßigten Operation, will ich Ihre Leser nicht unterhalten; man hört den schrecklichen Vorfall zum Ueberdruß oft erzählen und wiedererzählen. Das Faktum an sich ist herzerschütternd, was es aber für eine Beruhigung gewähren kann, wenn man die Schuld dem Operateur beimißt, und noch dazu dem berühmtesten und gewiß geschicktesten, ist schwer zu begreifen. Der größte Arzt kann irren, auch der selige Heim hat oft geirrt. Was hilft es aber, daß man sich's in die Ohren flüstert? Es schwächt nur das Vertrauen schwacher Gemüther, und doch ist kein anderer da, keine höhere, unfehlbare Instanz. — Das Berliner Lesekabinet hat mit dem Winter ein neues, geräumiges und schönes Lokal bezogen; und wenn man die mit Fremden und Einheimischen gefüllten hellen Räume Abends sieht, sollte man wirklich glauben, es sey der fashionable Versammlungsort der Gebildeten und Literaturfreunde geworden. Aber wie viele in Berlin, die sich für die periodische und die gehaltreichere Literatur interessiren, haben noch keinen Fuß hineingesezt! Es dauert unglaublich lange, ehe sich etwas Tüchtiges in Berlin einbürgert, und noch größer ist die Scheu vor dem populären Oeffentlichen. Die Hälfte der Abonnenten betritt nur noch besuchsweise die freundlichen und comfortabeln Zimmer, und holt sich lieber seinen Lesebedarf in seine vier Wände. Und die Zeit der geschlossenen Casinos ist doch überall sonst vorüber; auch die Literatur verlangt freie Mittheilung. — Der Improvisator **Langenschwarz** hat ein Concert gegeben, in welchem er seine Improvisationskunst dem Publikum auf's Neue gezeigt hat. Die Urtheile sind verschieden, doch günstiger als bei seinem ersten Auftreten. — Die Societät für wissenschaftliche Kritik hat den Beschluß gefaßt, sich aufzulösen und ihre Jahrbücher eingehen zu lassen. Die Censurhindernisse hatten sich in letzter Zeit in einer Art herausgestellt, daß die Kritik auch in rein wissenschaftlichen Fächern, ohne eine neue Sprache zu erfinden, keinen Ausdruck mehr fand. Zwar wollen Einige ein anderes Motiv in der Zerfallenheit der Hegelschen Schüler unter sich finden, und man hätte die Censurstriche nur als eine willkommene Gelegenheit ergriffen, um zum Faktum einen guten Titel zu erhalten. Indessen wer jene Verhältnisse kennt, weiß auch, daß sie zur Zeit bei uns ein Journal mit Meinungen unmöglich machen. Wenn die Hengstenbergische Kirchenzeitung und das politische Wochenblatt davon eine Ausnahme zu machen scheinen, so muß man wissen, daß deren Existenz auch durch Ausnahmsregeln begründet ist.

Beilage: Literaturblatt Nr. 130.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 309.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 26. December 1839.

Es ist ein Himmel wunderbar,
Wo ich auf Erden selig war:
Das ist der Kinderhimmel.

Fr. Haug.

Der Weihnachtsabend.

Von Ph. H. Welcker.

Weihnachtsabend, deiner Wonne,
Deiner frühen, denk' ich noch;
Losch mir auch der Kindheit Sonne,
Glühn mir deine Kerzen doch.

Seligkeit aus Himmelsfernen
War es, die mein Herz erhob,
Wann du mit den schönen Sternen
Kamst, und mich dein Glanz umwob.

Wie dein Glück mit Goldgefieder
Einst auf meine Kindheit sank,
Heil'ger Abend, nie so wieder
Bringt's mein Sehnen und mein Dank.

In die Zukunft, in die schöne,
Wies ein helles Friedensthor.
Welche zaubervolle Töne
Klangen da noch in mein Ohr!

Ach, in welchem Wundergarten
Wandelt noch des Kindes Traum,
Der nach freudigem Erwarten
Sich erfüllt am Lichterbaum!

Und so denk' ich meines Traumes,
Und mit goldumblitztem Grün
Meines duft'gen Weihnachtsbaumes,
Und der Zauber all um ihn.

Knieen sah ich auch die frommen,
Heiligen drei Kön'ge da,
Und dem Kindlein, lichtumschwommen,
War Maria selig nah.

Kommen wieder zu der Feier
Engel von dem Himmelssaal? —
In den weißen Nonnenschleier
Hüllt der Winter schon mein Thal.

Glüht nicht dort in trauten Hallen
Wieder auf der Lichter Schein?
Von des Thales Häusern allen
Blick ich nur in ein's hinein.

Jeden Weihnachtsabend steh' ich
Noch im Geist an jenem Ort,
Und die goldnen Aepfel seh' ich
Und die Kerzen immerfort.

Schöner, als der Hesperiden
Bäume, war mein Weihnachtsbaum;
Wie ein Paradies im Süden,
Glänzt mir auch der Kindertraum.

Und kein Maler malt, kein Dichter,
Was mir nun ist fern gestellt:
Jene Bilder, jene Lichter,
Aus des Knaben froher Welt.

Erinnerungen.

(Fortsetzung.)

Henriette von Montenglant lud mich zu dem Mittagessen ein, das Ludwig Robert bei seiner Durchreise durch Darmstadt bei ihr einnahm. Ich habe ihm seitdem oft begegnet, ihn aber nie wieder so heiter gesehen. Es war ja die große Zeit, darin alles gekämpft hatte, das Herz des Antheils, die Hand des Erbarmens, der Geist der Schrift, die Seele der Lieder, das Schwert des Kriegers. Dieser Befreiungskampf war ein gewaltiger galvanischer Prozeß, in seinen Zuckungen lebte Alles wieder, was längst dahin. Ludwig Robert las uns seine Kriegslieder. Es war ein heller, milder Wintertag, die Sonne spielte auf den weißen Wänden des Gartensaals, in dessen Windofen die Flamme knisterte. Die Sonne ist der Juwelier der Armen, sie vergoldet die kleinste Hütte und zerstört den Prunk der Paläste, der stets sorgfältig gegen sie geschützt wird. Diesmal leuchtete sie einem stillen, lieblichen Feste in einem bescheidenen Raum, wo drei Menschen die Gedächtnißfeier ihrer Jugend begingen. Aus Rahels liebevoller Seele war ein Strahl in Henriettens Leben gefallen. Ihrer wurde mit Begeisterung erwähnt. Ich wußte Vieles von ihr, was mir Friedrich von Schlegel, Leuchsenring, Adalbert von Chamisso, Varnhagen van Ense erzählt. Schlegel vor Allen legte an jeder strahlenden weiblichen Natur den Maßstab von Rahels Liebenswürdigkeit an, und warf ihn meist, unwillig über die Täuschung, wieder weg. Ich, persönlich, wußte nichts von ihr als die Küsse, die sie mir als einer kleinen Trulle im Itzigschen Gartensaal auf den Mund gedrückt, wetteifernd mit den Töchtern des Hauses in Liebkosungen, von denen ich, an der Hand der Großmutter Karschin, wie taumelnd nach Hause kam, so daß meine Mutter eifersüchtig wurde und mich nie wieder dort hin ließ. — Bei dem genannten Mahle vergaß Henriette v. M. alle ihrer Sorgen; weggebannt aus diesem Kreise waren die Schrecken und die Zerrbilder aus ihrer Vergangenheit, nur der Augenblick lebte und übte seine beglückende Gewalt. Späterhin ereignete sich Trübes und Störendes, Alles wendete sich von Henrietten ab; sie meinte, nur ich könne das nicht, sie glaubte an mich, rief das Tiefste in mir zu Hülfe für sich; ohne gewaltige Einwirkungen, denen ich nicht zu widerstehen wußte, hätte ich jezt keine Härte zu bereuen. O, sey doch keine hart und unerbittlich als gegen unschönes Regen in sich selbst! Eines Tages war die Arme, Schwerbedrängte verschwunden. Erst in Berlin sah ich sie wieder, wo sie mit unerhörter Aufopferung für Angehörige darbte und sorgte. Sie wurde von edlen Freunden und Freundinnen aus ihrer Jugendzeit voll Antheil aufgesucht. Späterhin reiste sie mit Henriette Sontag, jetzigen Gräfin von Rossi, nach Paris. Ich glaubte, nun sey ihr Loos gesichert, und der Gedanke that mir wohl; doch 1828 erfuhr ich von Theodor v. Sydow, sie sey nach Holland gegangen, wo sie in Dürftigkeit lebe. Dort, höre ich, ist sie einsam gestorben. — Friede sey mit ihr! Sie hat viel gelitten.

Es wird mir nicht leicht, die Bilder zurückzuweisen, die sich um mich her drängen, wenn ich an die Zeit zurück denke, die ich in Darmstadt verlebt. Von diesem Standpunkt aus trifft mein Blick fast nur auf Grüfte; auf jede möchte ich einen Kranz frommer Erinnerung legen. Andern Tagen sey es aufbehalten. Was das geistige Leben dort betrifft, so stack es noch zu tief im Werden und war zu einseitig nach Einem Genuß, der über Alles geschätzt wurde, gerichtet. Die **Oper** schlang Alles in sich, für nichts Anderes gab es Sinn, sie stand aber auch auf einer seltenen Höhe und gewährte fast unübertrefflichen Genuß. Das gesellige Leben litt durch die Kluft zwischen dem Adelstand und dem übrigen gebildeten Publikum. So lang die fixe Idee von edlem Blut noch besteht, wird es keinen Einklang in der menschlichen Gesellschaft geben, und um so weniger, wo sich ihr der Begriff zugesellt, daß edles Blut für den Mangel des Edlen in jeder andern Hinsicht Ersatz leiste.

Adelheid Reinbolt.

Dicht neben der unglücklichen Henriette v. Montenglaut, deren Bild mich in stiller Nacht umschwebt, erscheint mir ihre Landesgenossin Adelheid, den Blumenkranz in den strahlenden Goldlocken, den Schnee des Todes auf den Wangen, die so frisch, jungen Rosen gleich prangten. O, sie war schön! — Abhängigkeit und Schönheit, ihr solltet nie Hand in Hand gehen müssen! Schönheit, wie Geist, will Unabhängigkeit von Druck und Drang der Umstände.

Zu vorschnell und lieblos wird der Stab über geistige Bestrebungen der Frauen gebrochen und herber Spott über sie losgeschnellt. Wo hinaus soll er sich flüchten, der zarte Duft des innern geistigen und

gemüthlichen Lebens, den die Welt in die Brust zurückscheucht, wenn nicht in Poesie und Kunst, deren Heiligthum immer offen steht, wie der Hochaltar, den auch der Verbrecher als Zufluchtsort umfaßt? Ist nicht in den Augen der Meisten geistige Herrschaft der Frauen Usurpation? Hält nicht noch immer die Meinung das salische Gesetz gegen sie aufrecht? Freilich ist's nur der literarische und anderweitige Pöbel, der von Blaustrümpfen spricht und den abgedroschenen Witz von „Stricknadeln" auftischt, besonders im lieben deutschen Lande. Ludwig Tieck gibt Adelheid Reinbolts Schriften heraus. Sie hatte, verschüchtert durch die Rohheit unserer Schreiblinge, den Pseudonamen Berthold Schwarz angenommen. Sie pflegte seit zartester Jugend edle Blüthen, deren Duft nun ihr frühes Grab umschwebt. Ihr seyen hier Wilhelm v. Chézys Worte zum Denkmal geweiht:

Soll eine Nachtigall auf deinem Grabe klagen,
So stirb, noch eh' dein Lenz verblüht.

Von den vier thörichten Braminen.

(Fortsetzung.)

Einer der Vier nahm jezt für sich und seine Gefährten das Wort und sezte der Versammlung den Gegenstand ihres Haders auseinander. Nicht das kleinste Umständchen vergaß er. — Der Vorsitzende der versammelten Richter gebot Stille, nachdem er den Vortrag angehört. Darauf sagte er: „Gern wollen wir in eurer Sache Recht sprechen, wofern wir das Recht zu finden in Stand gesezt werden. Nun aber seyd ihr fremd; wir von Darmapuri kennen euch nicht. Zeugen, die euch kennen, habt ihr nicht mitgebracht. So bleibt euch denn, meines Bedünkens, nur Ein Weg übrig, der zu einer Entscheidung führen kann. Jeder von euch besinne sich, überdenke sein ganzes Leben und erzähle vor den hier versammelten Richtern dasjenige Erlebniß, von welchem er glaubt, daß es seine Thorheit am glänzendsten bethätigt und bezeugt. Wir werden aufmerksam zuhören und den Gruß des Soldaten dem Würdigsten zuerkennen."

Einer der Braminen begann also: „Mein Kleid ist durchaus nicht schön, wie ihr seht, und nicht erst seit gestern gehe ich in Lumpen. Die Ursache ist folgende. Vor mehreren Jahren schenkte mir ein reicher Handelsmann in meiner Nachbarschaft, ein frommer Mann, der an uns armen Braminen viel Barmherzigkeit übt, zwei große Stücke der allerfeinsten Zeuge, so fein, wie man nie etwas in unserm Agrahram gesehen, viel weniger getragen. Ich zeigte das Geschenk meinen Freunden, die es laut bewunderten und einstimmig behaupteten, dergleichen könne nur eine Belohnung für gute Werke seyn, die entweder ich oder einer meiner Vorfahren in einem früheren Leben ausgeübt. Bevor ich mich in die Zeuge kleidete, wusch ich sie, wie es unser Gesetz vorschreibt, um sie von der Befleckung zu reinigen, welche sie durch des Webers und des Handelsmannes Hände empfangen. Ich hing sie zum Trocknen auf, indem ich jedes der Enden an einen Strauch befestigte. Wie die Zeuge da hingen, sah ich einen Hund darunter weglaufen; ich hatte aber den Hund zu spät bemerkt, um sagen zu können, ob er meine Zeuge berührt und folglich verunreinigt hatte. Auch meine Kinder hatten nicht Acht gegeben. Was war zu thun? Um der Sache gewiß zu werden, ging ich auf Händen und Füßen unter meinen Zeugen weg; in dieser Stellung hatte ich etwa die Größe des Hundes. „Hab' ich sie berührt?" fragte ich meine Kinder, als ich am andern Ende wieder hervorkam. — „Nein," antworteten sie. Auf diese angenehme Neuigkeit that ich einen Freudensprung. Da fiel mir ein, daß der Hund seinen Schwanz hoch getragen und mit dessen Spitze vielleicht meine Zeuge berührt hatte. Ich mußte also noch einmal den Weg machen. Ich ließ mir von meinen Kindern eine kleine Handsichel, so daß die Spitze nach oben gerichtet war, auf den Rucken binden. Diesmal, sagten mir die Kinder, denen ich Aufmerksamkeit empfohlen, seyen die Zeuge leicht gestreift worden. Nun zweifelte ich nicht mehr, daß auch der Hund mit seinem Schwanze sie berührt, und in einem Anfall von Zorn, der mir die Besinnung nahm, riß ich die schönen Zeuge in Fetzen. — Was ich gethan, wurde bald den Nachbarn bekannt, und Jedermann erklärte mich für den größten Thoren auf der Welt. „Wenn auch," sagten die Einen, „der Hund die Zeuge berührt, konntest du sie nicht noch einmal waschen?" und die Andern machten mir Vorwürfe, daß ich sie nicht lieber armen Sudras gegeben. Meine Freunde endlich sagten: „Wer wird dir in Zukunft Zeuge zum Gewande geben?" Sie haben Recht gehabt, denn so oft ich seitdem bei frommen und reichen Leuten um eine Kleidung angehalten habe, hat man mir stets mit der Frage geantwortet: „Hast du wieder Lust zum Zerreißen?"

Als der Bramine seine Erzählung beendigt, fragte ihn einer der versammelten Richter: „Du gehst wohl recht hübsch auf Vieren?" — „Recht hübsch," antwortete der Bramine, und damit ließ er sich auf die Hände nieder und machte drei oder viermal die Runde durch den Saal.

„Laßt uns jezt einen andern hören," sagte der Vorsitzende. Der Zweite begann.

„Ich wollte eines Tags auf einen Samaradana gehen, der in der Nachbarschaft angesagt worden war,

und ließ den Barbier kommen, um mir Haupt und Kinn scheeren zu lassen. Nachdem es geschehen, befahl ich meiner Frau, dem Barbier einen Heller zu reichen; diese vergriff sich und gab das Doppelte. Vergeblich verlangte ich von dem Spitzbuben den einen Heller zurück; er verweigerte ihn hartnäckig, und schon hatten wir uns eine Weile gestritten, als der Barbier sich erbot, den zweiten Heller abzuverdienen. „Ich will Eure Frau dafür scheeren,“ sagte er. „Das heißt gesprochen wie ein Mann,“ erwiderte ich ihm; „ja, so kommen wir in Frieden und Gerechtigkeit auseinander.“ — Meine Frau schrie laut auf, als sie dies hörte, und machte Miene, das Haus zu verlassen. Ich aber ergriff sie, hielt ihr den Kopf fest, und so verdiente der Barbier den zweiten Heller, um den er mich anfänglich hatte betrügen wollen. Meine Frau hörte nicht auf zu schreien, verwünschte mich und den Barbier und vergoß Ströme von Thränen. Als der Barbier das Haus verließ, verbarg sie sich und wollte vor Niemanden mehr erscheinen. Unterdeß kam meine Mutter, und als sie ihre Schwiegertochter sah, überhäufte sie mich mit den heftigsten Vorwürfen. Ich erwiderte kein Wort, denn ich fing an zu merken, daß ich eine Thorheit begangen.“

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

Der Landtag. Concerte. Theater. Statue König Augusts. Kunstverein.

Der am 10ten vorigen Monats eröffnete Landtag vermehrt das hiesige äußere und innere Leben. Besonders wird von ihm ein Theil der Gespräche der für das Allgemeine nicht gleichgültigen Gebildeten in Anspruch genommen. Zur wahrhaften Beruhigung gereicht die Wärme, mit der Jedermann an den, das wohlthätige Festhalten der Verfassung zum Gegenstande habenden Erörterungen Theil nimmt. In denjenigen socialen Zirkeln, die auch auf Literatur ihre Blicke richten, ist man vorzüglich auch auf das zu erwartende Preßgesetz gespannt. Im Allgemeinen herrscht der Glaube vor, daß es der Weisheit der Kammern gelingen werde, auch für diese, der Lage der Dinge nach, gar vielfach und fest verschlungene Aufgabe eine in der Hauptsache befriedigende Lösung aufzufinden. An Verbreitung und Beleuchtung der Landtagsverhandlungen fehlt es nicht. Außer den, einen offiziellen Charakter an sich tragenden „Mittheilungen“ erscheint auch eine periodische Schrift unter dem Titel: „Landtagsblätter des constitutionellen Sachsens,“ herausgegeben von Bacherer und Philippi. Außerdem nimmt auch der mit dem Monat Oktober d. J. unter der Aufschrift: „das Wochenblatt,“ hier herauskommende „Sammler“ auf die Sitzungen der Ständeversammlung besonders Rücksicht.

Natürlich äußert die jetzige Anwesenheit so vieler Gebildeten aus der Provinz die zum Theil ihre Familien bei sich haben, auch Einfluß auf die Vermehrung des Besuchs unserer Schaubühne, der öffentlichen Concerte u. s. w. Zwei Concerte von der berühmten Pianistin, Madame Pleyel aus Paris, waren ungewöhnlich stark besucht. Diese Auszeichnung macht der Dame um so größere Ehre, da der Pianismus neuerlich bei seinen Lorbeerernten mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Es geht ihm beinahe wie der lyrischen Dichtkunst. Die Zahl seiner Bekenner ist so angewachsen, daß die neuaufgestandenen Künstler eine besondere Geltung kaum noch durch die reizendsten Töne zu erringen vermögen. Die neuen Glanzpunkte unserer Bühne beschränkten sich diesmal auf ein einziges Stück, das Lustspiel von Töpfer: „der reiche Mann, oder: die Wasserkur,“ dessen ergötzliches Wesen sich geltend zu machen wußte. Daß Glucks „Iphigenie in Tauris“ ein volles Haus und rauschenden Beifall fand, gereicht dem nun schon so lange von seinem Wettkampfe mit Piccini unter der Erde ausschlafenden Musikheros sowohl, als dem Publikum zur Ehre. Die vorzügliche Theilnahme der Zuhörer bei der mehrmaligen Wiederholung der Auberschen „Falschmünzer“ verheißt dieser Oper ein ziemlich langes Leben auf dem Repertoire, und daß das Trauerspiel von Rellstab: „Eugen Aram,“ die Freundschaft der Theaterbesucher sich zu erwerben wußte, davon zeugt wohl der Umstand, daß es ebenfalls seit der vor Kurzem erfolgten ersten Aufführung schon zweimal mit Beifall wiederholt wurde. — Es geschieht übrigens Alles, um die mit der hoffentlich im Laufe des künftigen Jahres stattfindenden Vollendung und Einweihung des neuen Theaters für Dresden beginnende neue Aera des Schauspielwesens, durch Anwendung von allerlei Mitteln, gehörig einzuleiten. So sieht man jetzt die Fenster des großen Saals auf der Brühlschen Terrasse (der neuerlich besonders zur jährlichen Kunstausstellung benutzt wird) noch spät am Abende hell erleuchtet, weil darin Bühnendekorationen verfertigt werden. Trotz der anerkannten Geschicklichkeit des hiesigen Hoftheatermalers, hat man hiezu zwei die Arbeit dirigirende junge Maler aus Paris kommen lassen, welche, bei vorzüglich gutem Geschmack, in diesem Fache besonders ausgezeichnet seyn sollen.

Nach langem, hartnäckigen Schweigen über das dem verewigten Könige Friedrich August zu errichtende Denkmal, ist endlich wieder dasselbe von Neuem Gesprächsgegenstand geworden. Viele hatten sich eine zeitlang mit der Hoffnung geschmeichelt, der erste, nicht gelungene Guß der Hauptfigur werde durch künstlerische Nachhülfe doch noch den bestimmten Platz einnehmen können. Vergebens; eine Wiederholung des ganzen Gusses war unerläßlich. Wenn die Versicherungen mehrerer Sachkundigen sich bewähren, so ist der nunmehrige Guß so ausgefallen, daß, nach erfolgter Ciselirung der Figur, der Aufstellung des trefflichen Kunstwerks des Professors Rietschel kein Hinderniß weiter entgegentreten wird.

Die erprobte nützliche Thätigkeit des Ausschusses unseres Kunstvereins behauptet sich fortdauernd. Ohne Aufhören wechseln in seinem Lokal die Ausstellungen auswärtiger und einheimischer, nicht selten mit dem Stempel hoher Meisterschaft bezeichneter Kunstwerke. Dieser ewige Wechsel neuer, bald bedeutender, bald wenigstens pikanter Erscheinungen lockt immer mehr männliche und weibliche Theilnehmer herbei, so daß an den drei Tagen in der Woche, wo das Lokal jederzeit Vormittags zwischen eilf und ein Uhr für die Glieder des Vereins und die durch sie Eingeführten offen steht, eine recht ansehnliche Concurrenz Schaulustiger beider Geschlechter, zumal an Sonntagen, stattfindet.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 310.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 27. December 1839.

> Wenn's Männer gäbe, die erkennen möchten,
> Welch einen holden Schatz von Treu' und Liebe
> Der Busen einer Frau bewahren kann!
>
> Goethe.

Erinnerungen.

(Fortsetzung.)

Baronin Reden von Stade, geb. Freiin Wurmb.

Auch sie war aus Hannover und starb vielleicht zu derselben Stunde, wie Henriette v. Montenglaut und Adelheid Reinbolt. Wir sahen uns 1811 in Aschaffenburg beim Großherzog von Frankfurt, bei Friedrich von Dalberg, Frau v. Wollzogen und anderswo. In ihren Töchtern Henriette, Hermine, Elise hatte sich die Seelen- und Gemüthspoesie dieser edlen Frau sichtbar verkörpert, welche meist durch conventionelle Rücksichten in ihrem Bezeigen verschüchtert wurde. Sie erschloß nur selten und nur in wenigen Worten, dann aber auch vollgenügend, den Schatz ihres Innern. Am reichsten offenbarte sich dieser in der Erziehung, die sie ihren Kindern gab, und in der ernsten, würdevollen Innigkeit, die sie, gleichstimmig mit ihrem vortrefflichen Gemahl, in der Freundschaft für den Großherzog beseelte. Zu ihrem vertrautesten Umgang gehörte das Dalbergsche Haus, Frau v. Wollzogen und v. Wambolt (geb. Gräfin v. Stadion) u. A. Die meisten der andern Mitglieder des Hofkreises wurden dort gesehen, weil man sie sehen mußte; denn er bestand aus höchst widerstrebenden Elementen, die der milde, klare und edle Sinn des Fürsten nur mühsam, und nicht immer vollständig unter ein Gesetz der Sitte, Gastlichkeit und Würde zu einigen wußte. Es war noch zu viel Sauerteig vom Mainzer Hofhalt vorhanden. Ein hartnäckiger Oppositionsgeist strebte allen Zeitfortschritten entgegen und beschwor mit lächerlicher Geberde die Gebeine des alten Feudalsystems aus ihrer Gruft herauf. In diesen Individuen stand es vor Einem, wie eines Unthiers zerschlagener Kiefer, aus dem noch einzelne Stockzähne hervorragen. In sich selbst lag wenig Einheit in diesen Rudera: intimste alternde Freundinnen des verstorbenen Churfürsten und uralte Stiftsherrn. (Unter den jüngern gab es sehr geistreiche.) Als die drei oder vier ältesten Napoleon vorgestellt wurden, maß er sie mit spöttischem Blick und flüchtigem Lächeln, sagte: Voilà donc le Chapitre de Mayence! und drehte sich weg von ihnen. Warum blieb er nicht so?

Die Familie des Freiherrn Reden von Stade gehörte zu den Gütern, die der edle Karl von Dalberg aus der schönen Zeit geborgen, wo er als Coadjutor von Regensburg heitere, glückliche Tage durchlebte. Manches Jahr noch vergönnte das unerbittliche Geschick dem gewitterschwülen Lebensabend des liebreichen Greises eine Rast im Kreise seiner Lieben; 1812 aber verließ Karl von Dalberg sein Großherzogthum, weil Napoleon das Glück verlassen. Ohnmächtiger Schmerz der Treue weinte ihm

nach. — Früher schon hatten auch Familienleiden das edle Haus Reden getroffen. Leo v. Seckendorf, der Verlobte Henriettens, starb, Hermine von Reden sank in die Gruft in der herrlichsten Blüthe seltener Schönheit und Geistesvorzüge, der Freiherr v. Reden starb noch im rüstigen Mannesalter; so folgte Schlag auf Schlag, Prüfung auf Prüfung, bis der milde Versöhner mit dem Leben, der Tod, die edle Dulderin befreite.

Herzogin v. Broglie.

Nach manchen Berührungen durch gemeinschaftliche Freunde, die mir das treue Bild der Tochter der unsterblichen Staël in Briefen und Gesprächen im Umriß gezeigt, fand ich die Herzogin von Broglie erst 1832 in Paris, wie eine holde Jungfrau blühend, in der stillen Würde, der Krone weiblichen Daseyns, als Gattin und Mutter. — Eine hohe, schlanke, harmonisch schöne Gestalt, in der freundlichsten und sittevollsten Einfachheit der Erscheinung; äußerer Prunk, den sie nur nothgedrungen anlegte, würde mir für sie entweihend gedünkt haben. Ihr Antlitz ein reines, sanftgerundetes Oval, mit regelmäßig schön geordneten Zügen, nichts Widersprechendes, alles wie aus Einem Guß, nichts mit eigenthümlich phantastischem Reiz hervortretend, jedes Einzelne, einzeln genommen, vorzüglich schön gebildet. Das frische Licht der Stirn wurde durch das mildbraune, gescheitelt glatt anliegende Haar im Hervorstrahlen wie ein Sopranton von einem ernsten Akkord begleitet; die großen Augen durften nicht feurig seyn, sie standen immer unter der strengen Herrschaft des innern Lenkers aller äußern Bezeigungen; kaum wagte sich die Thräne des Mitgefühls für Leidende hervor aus dem innern Hort des antheilvollen Herzens. Die Enkelin der Madame Necker war, so weit die Erde es zuläßt, die Verwirklichung des Ideals von schöner Perfektibilität der Weiblichkeit, das jene im Innern getragen und in ihren Schriften aufgestellt hatte, dessen Begriff sie selbst nur theilweis, und am wenigsten durch ihre äußere Erscheinung erfüllt, dem ihrer unsterblichen Tochter ganz männliches Wesen durchaus nicht entsprach, und der sich wunderbarerweise in der Enkelin zur Erscheinung gebracht fand, ein fast einziger, wenigstens weit seltenerer Fall, als die körperliche Aehnlichkeit zwischen Enkeln und Großeltern, indeß Mutter oder Vater ihnen durchaus unähnlich sind. Derselbe Einklang, den die Herzogin von Broglie in Antlitz und Gestalt trug, und in Wesen, Geberde, Haltung, Blick und Stimme hervorgerufen, mußte auch in ihrer Seele walten und brachte ihre Handlungen unter ein höheres Gesetz.

Gewiß war es die Religion, die Grundlage dieser unerschütterlichen Festigkeit des Willens, und die Demuth einer Seele, die sich stets des Bedürfnisses der göttlichen Gnade bewußt ist, die ihr half, denn sie war fromm; die rohe Masse beschuldigte sie der Frömmelei. Die Grenzlinie zwischen beiden ist allerdings leise, nur tief eindringenden Blicken erkennbar gezogen, während das eine vom Himmel, das andere geradezu vom Bösen ist. Sie war fromm! — In Lamartines von ihr entworfenem Bilde habe ich Uebertreibung gefunden; denn es lag heitere Ruhe und kindliches Vertrauen in ihrer Frömmigkeit, sie war die früheste und bleibendste Angewöhnung ihrer Seele, gleichsam die Luft, welche diese einathmete, und in der sie bleibend einheimisch war. Nicht durch Kampf, durch Ausdauer war sie gestählt; sie legte die Rüstung nie ab.

Was ließe sich nicht Alles von ihrer thatkräftigen Menschenliebe sagen! Es wird Vieles über ihrer frühen Gruft laut werden, was sie still verbarg. Nur Einen Zug will ich selbst berichten, weil er sie ganz bezeichnet. Ich kenne in Paris eine seelenvolle Frau, die Abkömmlingin der irländischen Familie Crafton, die Nichte von Lally Tollendal, die Wittwe eines tapfern Kriegers, die Majorin La Bussière. — Ihr Gatte verarmte durch die Zeitumstände; er starb in einer abgelegenen Wohnung in den Armen seiner treuen Gefährtin, sein Sterbelager umjammert von drei Verwaisten, Henriette, Aristide, Clarisse.

Am Sterbebett erschien seinem erlöschenden Auge ein Erdenengel der Milde, die Herzogin von Broglie; sie tröstete die Weinenden, indem sie mit ihnen weinte. O, nur keine Trostesworte! sie sind Dolchstiche in des Leidenden Brust! — Sie blieb dort, bis es Nacht war, dann ging sie den weiten Weg heim unter ihr goldenes Dach und kam andern Tags früh wieder. Der Major sollte zur Erde bestattet werden; sie blieb bei der Wittwe und half ihr die schweren Stunden der Einsargung, des Abholens des entseelten Gatten in stillem Mitgefühl, nur durch einzelne Laute und zartes Eingehen in ihren Schmerz tragen. — Aristide ging mit der Leiche; es war ein schwerumwölkter, dunkler Tag, des Kindes Herz wollte an des Vaters Grabe brechen; Aristide sank zusammen, als der Sarg hinunter rollte; wie ein Sterbender wurde er der Mutter heimgetragen, erstarrt vom kalten Regenschauer, dessen sich die Wolken entladen. — Vergebens beeilt sich die Mutter, beeifert sich die Herzogin, ihm Hülfe zu geben; zum Bewußtseyn erwacht, sank der unglückliche Knabe wieder zusammen; er verfiel in Zuckungen, sein Leben war bedroht; es war eine Sturmnacht mit Platzregen, jede Hülfe fern. — Da eilt sie herab die vier Stiegen in ihrer leichten Kleidung, ohne Regenschirm, durch die von Regenströmen mit Fluth angeschwellten engen dunkeln, langen Gassen der Vorstadt, hin in ein weitentferntes Haus, zu einem berühmten Arzt hinauf; athemlos nimmt sie ihn bei der Hand, reißt ihn mit sich fort, zurück den bodenlosen Weg, hinauf zu dem Unglücklichen;

„helfen Sie!“ ruft sie ihm zu, indem sie auf den kranken Knaben hinzeigt, sinkt erschöpft in einen Sessel, erholt sich langsam und verläßt die Stätte des Leidens nicht eher, bis der Arzt den Kranken außer Gefahr erklärt.

Nie habe ich ihr gesagt, daß ich's wußte. — Wie hätte ich geglaubt, die Hand des Todes würde diese, noch so vollblühende Rose entblättern und das Siegel der Verschwiegenheit lösen, womit ein zartes Gefühl die Bescheidenheit und Demuth ächter Tugend ehrt!

Von den vier thörichten Braminen.

(Fortsetzung.)

„Der Spitzbube von Barbier erzählte überall, daß er meiner Frau das Haupt geschoren, und machte mich zum Gespötte aller Leute. Dazu wurde die Geschichte bald verschönert; man warf Verdacht auf meine Frau, und den andern Tag versammelte sich ein Haufen Volks vor meiner Wohnung und verlangte von mir, daß ich die Ehebrecherin ausliefern sollte, um sie, verkehrt auf einem Esel sitzend, durch die Straßen führen zu lassen. Mit großer Mühe beruhigte ich den Haufen und glaubte mich jezt gerettet. Aber noch denselben Abend kamen die Verwandten meiner Frau in größtem Zorne und nahmen mir ihre Tochter weg. Erst nach vier langen Jahren ist es mir durch vieles Bitten gelungen, wieder in den Besitz meiner Frau zu kommen. — Der Vorfall hatte mich den Samaradana versäumen lassen, was ich sehr beklagte; denn er war prächtig gewesen, wie ich hörte, und man hatte die geschmolzene Butter reichlich aufgetragen. Einige Wochen später sagte man an einem andern Orte meiner Nachbarschaft einen Samaradana an; auf diesen ging ich. Aber wie wurde ich empfangen! Mehr als achthundert Braminen waren dort, und Alle verhöhnten mich und zischten, als sie mich erblickten. Sie schlossen mich ein und verlangten gebieterisch, daß ich ihnen denjenigen nennen sollte, dem zu Liebe meine Frau ihre Pflicht vergessen. Der Freche müsse nach der ganzen Strenge unseres Gesetzes bestraft werden. — Ich betheuerte und beschwur die Unschuld meiner Frau, und mußte endlich, um sie zu rechtfertigen, Alles erzählen, wie es sich begeben. Das Staunen der Zuhörer wuchs bei jedem Worte. Die Einen schalten mich und sagten: „Hat man jemals einer verheiratheten Frau, die nicht ihrer Pflicht vergessen, solchen Schimpf angethan?“ Die andern verlachten mich und riefen: „Einen größeren Thoren, als du bist, gibt es nicht auf der ganzen Welt.“— Ich hoffe, fügte der Bramine hinzu, daß ihr jenen beifallen und mir den Gruß des Soldaten zuerkennen werdet.“ — Und damit sezte er sich.

Dem Dritten sah man es an, wie er vor Begierde brannte, zu sprechen. Er schaute so zuversichtlich die Richter an, als wäre er seines Vorzugs gewiß. Er erzählte aber Folgendes:

„Anantaya war ehedem mein Name. Jezt heißt man mich überall Betel-Anantaya, und ich will euch sagen warum. — Es mochte einen Monat her seyn, daß meine Frau zu mir gezogen war, als ich ihr bei einem Anlasse, dessen ich mich nicht mehr erinnere, eines Abends beim Schlafengehen die Bemerkung machte, daß doch die Weiber arge Schwätzerinnen seyen. Sie entgegnete lebhaft und ohne sich zu besinnen, sie kenne Männer, die wenigstens eben so geschwätzig seyen, als die Weiber. Ich merkte ohne langes Nachsinnen, daß sie mich meinte, und da mich die spitzige Antwort gar sehr verdroß, so sagte ich ihr: „Laß uns denn sehen, wer von uns zuerst den Mund aufthun wird.“ — „Recht gern,“ erwiderte sie, „aber was gibt der dem Andern, der die Wette verliert?“ — „Ein Betelblatt,“ sagte ich, und darauf schliefen wir ein, ohne ein Wort mehr zu sprechen. — Als am Morgen darauf die Sonne schon aufgegangen war und ich nicht erschien*, rief man nach mir. Da keine Antwort erfolgte, rief man nach meiner Frau, die eben so wenig antwortete. Darauf klopft man an die Thür unseres Schlafgemachs; man klopft stärker, Alles vergeblich. Nun ergreift Schrecken unser ganzes Haus, man hält uns für todt. Der Zimmermann, den man eilig herbei gerufen, öffnet endlich die Thür, und die Verwandten und Hausleute dringen zu uns ein. Ihre Freude, uns wenigstens lebendig wieder zu finden, war groß; daß wir aber beide die Sprache verloren hatten (denn weder ich noch meine Frau antworteten auf eine der vielen Fragen, die man an uns richtete), das verbreitete große Trauer. Meine Mutter jammerte laut, und bald waren alle Braminen des Ortes bei uns versammelt, um zu berathschlagen, was der Grund dieser plötzlichen Stummheit seyn möchte, und ob es nicht ein Mittel dagegen gebe. Die allgemeinste Meinung war, wir seyen unter der Gewalt eines bösen Zaubers. Schnell ward ein Bote nach dem nächsten Zauberer ausgeschickt. Er kam, betrachtete mich und meine Frau von allen Seiten, ging einige Mal, geheimnißvolle Worte murmelnd, um uns im Kreise herum, befühlte uns und entschied endlich, daß wir in der That in die Gewalt eines bösen Geistes (den er nannte) gefallen seyen; der Geist sey sehr stark und hartnäckig und er könne unter fünf Pagoden die Entzauberung nicht bewerkstelligen. — Obgleich meine Eltern nicht reich waren und fünf Pagoden viel Geld ist, so entschlossen sie sich doch, die Ausgabe zu machen. Dem Zauberer wurde außerdem noch ein Ehrengeschenk zugesagt.

* Zum Gebet.

Schon sollten die Beschwörungen anfangen, als einer der anwesenden Braminen behauptete, unsere plözliche Sprachlosigkeit sey eine natürliche Krankheit, die zuweilen vorkomme, und er kenne ein Mittel dagegen, das er anwenden wolle. Er ließ eine Pfanne mit glühenden Kohlen hereinkommen und verlangte ein kleines Stück Eisen. Dieses faßte er mit einer Zange, glühte es fast bis zum Schmelzen und drückte es mir sodann zuerst auf die Fußsohlen, dann auf den Arm, dann auf die Magenhöhle und endlich auf den Scheitel. — Wie groß auch die Schmerzen waren, so duldete ich sie doch, ohne den leisesten Klagelaut hören zu lassen, ja ich hätte lieber mein Leben als meine Wette verloren. — Obgleich das Heilmittel an mir fruchtlos war angewendet worden, und der Bramine nicht viel mehr davon hoffte, so wollte er doch bei meiner Frau wenigstens den Versuch machen. Kaum aber fühlte diese, wie das glühende Eisen ihrer Fußsohle nahe gebracht wurde, als sie laut rief: Appa! (genug), und zu mir sich wendend: „Da hast du dein Betelblatt." — „Hatte ich's nicht vorausgesagt, daß du zuerst sprechen würdest?" sagte ich jezt zu ihr. „Also habe ich gestern Abend doch recht gehabt: ihr Weiber seyd Schwätzerinnen." — „Meinetwegen," erwiderte sie, „in Zukunft will ich auch nicht mehr gegen dich wetten." Die Umstehenden begriffen kein Wort von unserm Gespräche. Ich erklärte ihnen jezt die Veranlassung unsers hartnäckigen Schweigens. Da brach ein Sturm von Gelächter und Gescheltе gegen mich los. „Wie hast du," sagten die Einen, „deine Verwandtschaft, Freunde und Nachbarn so erschrecken und ängstigen können!" Die Andern aber sagten, nur der größte Thor auf der Welt könne sich so quälen lassen und das um ein Betelblatt, deren man dreißig für einen Heller kauft. Und seitdem nennen mich Alle den Betel-Anataya."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

(Schluß.)

Kunstverein. Winter.

In der lezten Zeit erfreuten sich die Besucher des Vereins an einer großen Anzahl trefflicher Gemälde, aus Leipzig hierher gelangt. Nur einiger davon, welche die meiste Wirkung machten, erlaube ich mir zu gedenken. „Der Fischfang im Winter von Wickendorf;" es war das köstlichste Genrebild, voll Naturwahrheit und inneren Lebens. Der Alte, auf dem zugefrornen Wasser vor einer aufgehauenen Oeffnung sitzend und fischend, war mit ganzer Seele versunken in die Todtenstille seines Gewerbes. Seine muthmaßlichen Enkel standen daneben, gleichfalls stumm, wie die Mauern, und außerdem noch ein zottiger Hund. Das Ganze des mit starker Eiskruste überzogenen Wasserspiegels und der Landschaft überhaupt war so harmonisch in Allem, wie das mit seltener Sorgfalt ausgearbeitete Einzelne. — In Hinsicht der Ausführung stand ein anderes großes Oelgemälde mit diesem im vollkommensten Gegensatze. Es stellte den Oliver Cromwell in ganzer Figur vor, auf dem Lehnstuhle, an einem mit Akten und Büchern und daneben einem Pistol beladenen Tische sitzend. Von Sorgfalt und Fleiß keine Spur an dem Bilde, welches auch darum nicht allgemein ansprechen wollte, aber doch ebenfalls viele Lobredner und Bewunderer fand. Es war auch gewiß darin die Kunst eines gewaltigen Effekts nicht zu verkennen. Der von Samers, dem Künstler, dargestellte Charakter hatte etwas Mächtiges, schauerlich Ergreifendes. Aus den weitgeöffneten, wilden, rastlosen, widerwärtigen Augen blizten alle Schrecken der Zeit und der Revolution hervor. Einem Genrebilde von Van Schendel: „dem Entenmarkte," konnte ein vorzüglicher Beifall kaum fehlen. Der Hauptzweck des, übrigens auch durch die dargestellte Handlung und das Eigenthümliche der handelnden Personen interessanten Bildes ist offenbar die von einem Lichte in der Mitte des mit Enten angefüllten Korbes ausgehende Beleuchtung. — Allgemeine Bewunderung fand auch ein Gemälde von Ulrich, einen Sonnenuntergang auf dem Meere darstellend. — An der Stelle der Leipziger Bilder, von denen die aus der dortigen trefflichen Schletterschen Sammlung gefälligst mitgetheilten am meisten anzogen, ist nun wieder das Lokal von solchen Gemälden voll, die dem Kunstvereine zum Ankaufe eingesendet, auch von ihm zum Theil schon erkauft worden sind. Zu den leztern gehört ein sehr vorzügliches Tableau nach dem achtunddreißigsten Verse des eilften Kapitels im Buche der Richter, von Mayer erfunden und ausgeführt. Es ist die zur Opferung bestimmte Tochter Jephtas, welche mit ihren Gespielinnen auf die Berge gegangen ist, das Leid eines so frühen Todes zu beweinen. Außerdem gibt es noch gar manches ungewöhnlich Gute, wie z. B. ein Viehstück von Loye, eine mit Bäumen und Strauchwerk reich ausgestattete Landschaft von Oehme, mehrere Seedarstellungen, worunter besonders eine von dem in diesem Fache bereits wohlbewanderten Grolig, ein Blumenstück von Friedrich, mehrere interessante Genrebilder u. s. w. — Die ausgestellten Gegenstände im Kunstvereine wechseln zum Theil so schnell, wie die Bilder der Zauberlaterne. Eines verdrängt oft so plözlich das andere, daß man im Besuchen desselben recht fleißig seyn muß, will man nicht mancher reizenden Genüsse verlustig werden. — Seit der furchtbaren Demonstration, welche der Winter am 31sten Oktober dieses Jahrs mit einem übergroßen Schnee machte, der auch von den Freunden der Curiositäten zur Schlittenlust benuzt wurde, hat sich der alte Bursche schleunigst wieder zurückgezogen und uns höchstens dann und wann etwas unhöflich angeblasen. Beinahe der ganze November, sonst der am wenigsten comfortable Monat, ist den Spaziergängern gar nicht ungünstig gewesen. Der allenthalben noch grünende Rasen und die reizenden Hoffnungen der in grünem Golde prangenden Saat befördern die angenehme Täuschung, daß man sich bereits in den ersten Tagen des Lenzes befinde. Wer aber, damit noch nicht zufrieden, sogar den Sommer schon jezt verlangt, für den hat so eben unser geschickter Dioramenkünstler Enslen, und zwar nicht mit einem gemeinen, hausbackenen, vaterländischen Sommer, sondern mit einem italienischen gesorgt. Eine „Reise auf dem Zimmer" führt uns in die köstlichsten Gegenden des Landes, wo die Citronen blühen, eine Reise, die uns ohne alle Beschwerde und Gefahr mit einer Schnelligkeit an's Ziel bringt, gegen welche die auf Eisenbahnen gar nicht in Betracht kommt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 131.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 311.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 28. December 1839.

— Who the melodies of morn can tell?
The wild brook babbling down the mountains side,
The lowing herd, the sheephold's simple bell,
The hum of bees, and linnet's lay of love,
And the full choir that wakes the universal grove.

Thomson.

Allerlei über Thiersprache und musikalische Thiere.

Zweiter Artikel.

Nach den Säugethieren kommen wir jetzt zu den Vögeln, den leichten Frühlings- und Minnesängern der Natur, welche diese so geistig beleben und verschönern. — Die sanfte oder wilde Musik der unorganischen Natur, die Stimmen mancher andern Thiere haben wohl auch ihre großen, lieblichen und schauerlichen Reize. Ein Hochgewitter, das zugleich Naturconcert und Naturfeuerwerk ist, wie regt es erhabene Empfindungen in uns auf! aber zu anhaltend und zu schwer beugt es Körper und Geist nieder und beängstigt. Mit Vergnügen hören wir der melodisch rauschenden Quelle zu; in ihrem Gemurmel vernehmen wir so gern ein lebendes, beseeltes Wesen; aber endlich werden wir dieser Töne satt, oder wir achten nicht mehr darauf. Das Brüllen des Löwen, aus der Ferne vernommen, mag dem Wanderer in Afrikas Wüsten schauerliche Lust erregen, aber er wünscht es nicht näher, und er erbebt und flieht, wenn es näher kommt. Das Muhen der Rinder, das Blöcken der Schafe auf den Auen und Triften, besonders wenn es sich mit dem Klange von Schellen und Glöckchen vermischt, hat einen süßen, idyllischen Reiz, ohne welchen das Land uns weniger ländlich erschiene; aber es darf doch nicht zu lang oder zu grell ertönen, sonst werden wir dessen müde, es belästigt uns. Wie anders ist es, wenn wir die Stimmen der Vögel vernehmen, selbst der gewaltigen oder verhaßten unter ihnen! Wir brauchen uns wenigstens vor dem Adler nicht zu fürchten, der, hoch über unsern Häuptern schwebend, seine Stimme erschallen läßt; das Geschrei solcher Vögel, in denen der Volksglaube schauerliche Vorbedeutung findet, kann uns nur schrecken, wenn wir selber daran glauben; das Widrige ihrer und anderer Vögelstimmen ist einzelner Mißlaut, der sich draußen in dem großen Naturconcert von tausend wohltönenden Vögeln verliert oder auflöst. — Diese mannigfaltigen Töne vernehmen wir vom Anbruch des Tages an, den sie freudig begrüßen, bis tief in den Abend hinein, mit wechselndem Vergnügen; wir werden des Ohrgenusses, den dieses Stimmenchaos gewährt, so leicht nicht satt. Wenn wir in die Töne der Natur erst etwas Geistiges hinein legen, wenn uns die Stimmen anderer Thiere immer daran erinnern, daß es thierische sind, so ergreift uns der Gesang der Vögel unmittelbar mit geistiger Gewalt; wir glauben schönere, edlere Wesen, ja häufig unsere eigenen menschlichen Töne zu vernehmen. Dieses Menschenähnliche erkannten die alten Griechen wohl, und es liegt Sinn in ihrem Glauben, daß die meisten Vögel vor

Alters Menschen gewesen seyen. Daher die so häufigen Vögelverwandlungen in der griechischen Mythologie. — Wahrlich, ohne Sangvögel möchte ich nicht in den schönsten Ländern leben, z. B. auf einigen Südseeinseln, wo die Certhia mit den Fleischlappen der einzige Sangvogel seyn soll, noch weniger in einem kalten, rauhen Lande, wie Island, wo nur der einzige Schneeammer die traurige Stille durch sein Gezwitscher etwas unterbricht.

Die Vögel sind von Haus aus musikalisch. Brustthiere vorzugsweise nennt sie der genialische Oken. Aus ihrer Brust tritt die Luft sogar in die Knochen, in die Federn, der ganze Leib ist Ein Athmungsorgan, Eine Brust. — Ueber die Luftbehälter bei den Vögeln, die mit der Lunge communiciren und sich zwischen den Muskeln, so wie in den hohlen Knochen dieser Thiere befinden, hat besonders der englische Anatom und Chirurg John Hunter treffliche Untersuchungen angestellt. Und was die Stimmorgane selbst anbelangt, so findet man, daß ihr Kehlkopf in zwei gesonderte Hälften an die beiden Enden der Luftröhre vertheilt und ihre Zunge mehr schmal, steif und hart, mehr zum Pfeifen und Singen, als zum Schmecken eingerichtet ist. Nur der Papagai und noch einer oder der andere Vogel scheint die genommene Speise wirklich zu schmecken. — Aber auch ganz Gehörthier ist der Vogel. Bei ihm ist das Gehörorgan am vollkommensten ausgebildet, wiewohl ihm die Ohrmuschel fehlt, die aber durch eine gar regelmäßige, kreisförmige Stellung der Federn ersezt wird. Besonders ausgebildet ist die Schnecke, und aus dieser vornehmlich will man das feine, musikalische Gehör der Vögel herleiten. Ob aber Oken recht hat, wenn er meint, daß auf die hohe Ausbildung des Gehörs die Furchtsamkeit der Vögel sich gründe, und man, weiter schließend, annehmen dürfe, daß Musikanten überhaupt in der Regel furchtsam seyen?

Nicht alle Vögel können bekanntlich pfeifen und singen, so wie ja selbst nicht alle fliegen können. Die Gabe des Gesanges ist besonders den Passerinen oder Sperlingsvögeln eigen; jedoch einigen, deren Muttersprache gerade nicht die angenehmste ist, wie die Rabenvögel, die Papagaien, die Staaren, kommt das Talent zu, menschliche Worte mit oft recht täuschender Nachahmung aussprechen zu lernen. — Und singen denn auch die sogenannten Sangvögel wirklich? Ist nicht das, was wir Gesang bei ihnen nennen, nur ihre eigenthümliche Thiersprache, aber eine singende, wie es ja auch ganze Stämme oder Völker gibt, die durch singenden Accent sich auszeichnen? Man könnte sagen, was uns verführt, zu glauben, daß die Vögel singen, sey auch bloß der Accent oder die Erhöhung ihrer Stimme. Ist es nicht auch schon manchen Reisenden vorgekommen, als ob die Hottentotten kollerten wie türkische Hähne, da es doch der natürliche Accent ihrer Landessprache mit sich bringt, etwa wie der kundige Herodot die knirschende oder zischende Sprache der Troglodyten in Aethiopien mit dem schwirrenden oder knirschenden Ton der Fledermäuse vergleicht? — Höchstens bei einem oder dem andern Vogel, z. B. bei denen, die zur Gattung der Grasmücken gehören, könnte man es gelten lassen, daß sie mit Absicht oder Vergnügen singen.

Wir wollen uns weiter in keinen Streit einlassen, und bemerken bloß, ehe wir in's Einzelne gehen, daß schon Aristoteles bemerkt, wie die Vögel besonders zur Liebes- und Begattungszeit zu singen pflegen, so wie manche Menschen im Brautstande poetisch werden, reimen und singen; ferner bemerken wir, daß die Sprache der Südseeinsulaner viel von der Vögelsprache an sich hat, was man sogleich wahrnehmen kann, wenn man die Wörter: Te hi tig o te ra, d. i. Sonnenaufgang, Tooa te ra, d. i. Sonnenuntergang, oder Pipiri, was einen Monat bezeichnet, aussprechen hört. Auch erinnern manche Vogelstimmen an jenes seltsame: Pape Satan, pape Satan, aleppe, welches Plato in Dantes „göttlicher Komödie" vernehmen läßt; ein Kauderwälsch, das nichts anderes als verdorbenes Französisch zu seyn scheint.

(Fortsezung folgt.)

Von den vier thörichten Braminen.

(Schluß.)

Die Richter überlegten schon im Geiste, wer von den drei Erzählern den gerechtesten Anspruch darauf habe, als der erste und größte Thor anerkannt zu werden; man mußte aber erst den Vierten hören, und dieser begann also:

„Meine Frau war noch ein Kind, als ich sie heirathete, und blieb deßhalb bei ihren Eltern. Nach sechs Jahren wurde ich benachrichtigt, ich könne jezt meine Frau abholen, denn sie sey nun erwachsen. Meine Schwiegereltern wohnten eine Tagereise von mir. Da die Nachricht zu einer Zeit einlief, wo meine Mutter krank war, so konnte diese die Reise nicht machen, und so gestattete sie, daß ich selbst meine Frau abholte. Sie empfahl mir, sorgfältig auf mich zu achten, damit ich nichts sagen oder thun möchte, was meinen Verwandten mißfallen könnte. Ich versprach ihr, mich klug und gescheit zu benehmen, und machte mich auf den Weg. — Meine Schwiegereltern empfingen mich sehr freundlich und gaben, um den Abschiedstag ihrer Tochter zu feiern, ein Fest, zu welchem alle Braminen des Orts geladen waren. Am folgenden Morgen entließ man uns. Mein

Schwiegervater war uber die Maßen traurig, als hätte er das Unglück geahnt, welches seine Tochter treffen sollte. — Wir hatten die stärkste Sommerhitze und der Tag unserer Reise war ganz besonders heiß. Der Weg führte uns durch eine zwei Meilen lange Sandwüste, ohne Baum und Quelle. Der glühende Sand versengte die zarten Füße meiner jungen Begleiterin, die, solcher Anstrengungen ungewohnt, bald todtmüde war und sich trotz meiner Abmahnungen niedersetzte. Lieber wolle sie hier sterben, sagte sie; weitergehen könne sie nicht mehr. — Meine Verlegenheit war grenzenlos. Da saß ich neben ihr, und wie ich auch sann, kein Mittel fiel mir ein, um meiner armen Frau zu helfen. In diesem Augenblicke kam ein Handelsmann des Weges, der eine Heerde Ochsen trieb, die mit Waaren beladen waren. Ich erzählte ihm mit Thränen in den Augen, was uns begegnet, und bat ihn um seinen guten Rath in dieser Ungelegenheit. — Der Handelsmann hörte mich an und betrachtete darauf meine Frau. Nachdem er einen Augenblick nachgedacht, sagte er: „Bei der tödtlichen Hitze des heutigen Tages ist das Leben der Frau in Gefahr, ob sie nun weiter gehe oder hier in der Sonne bleibe. Ich rathe Euch darum, sie lieber mir zu geben. Ich setze sie auf mein bestes Thier und errette sie so vom gewissen Tode. Zwar ist alsdann die Frau für Euch verloren, aber ist dies nicht besser, als wenn Ihr Euch gar dem Verdachte aussetzt, sie getödtet zu haben? Der Schmuck Eurer Frau mag zwanzig Pagoden werth seyn; hier sind fünf-und-zwanzig, und nun gebt sie mir." Die Gründe des Handelsmannes leuchteten mir ein. Ich nahm also das Geld und er die Frau, die er eilig auf einen seiner Ochsen hob. Ich setzte meinen Weg fort und kam spät Abends nach Hause. — „Wo ist deine Frau?" fragte meine Mutter, die ganz verwundert war, als sie mich allein zurückkommen sah. Ich erzählte ihr Alles und überreichte ihr dabei die fünfundzwanzig Pagoden. — Meine Mutter war wie versteinert. Aber bald fand ihr Zorn Worte. „Du unsinniger, du elender Mensch," rief sie aus, „hast deine Frau verkauft! eine Brahmnadi einem schlechten Handelsmann! Was wird man von dir denken? Was werden die Verwandten der Unglücklichen sagen, was unsere Verwandten, wenn sie diese Schändlichkeit hören? Wird ein Mensch auf Erden auch nur glauben wollen, daß es einen solchen Thoren gibt wie du bist?" — Meine Mutter hatte Recht. Nach wenigen Tagen kam die ganze Verwandtschaft meiner Frau herbeigelaufen und wollte mich todtschlagen, und nur mit Mühe flüchtete ich mich. Nun kam die Sache vor die Aeltesten unserer Kaste. Daß ich nicht ausgestoßen wurde, verdanke ich dem Ansehen, in welchem mein verstorbener Vater gestanden hatte. Aber ich wurde verurtheilt, eine Buße von zweihundert Pagoden an die Kläger zu zahlen, und demnächst verboten die Aeltesten Jedermann streng, mir jemals wieder eine Frau zu geben. So muß ich denn mein Lebenlang Wittwer bleiben."

Die versammelten Richter berathschlagten eine Weile, konnten sich aber nicht vereinigen. Endlich fanden sie einen Ausweg. Sie urtheilten, da jeder der vier Streitenden unwiderlegliche Proben ganz vorzüglicher Thorheit abgelegt, so habe jeder ein unbestreitbares Recht, sich für den größten Thoren zu halten und den Gruß des Soldaten als ihm zukommend zu betrachten. „Jeder von euch," schloß der Vorsitzende, „hat den Prozeß gewonnen, und nun geht eures Weges im Frieden, wenn es möglich ist."

Die vier Braminen waren mit dem Spruche vollkommen zufrieden. Jeder rief froh: „Ich habe gewonnen! ich habe gewonnen!"

Geheime Memoiren über den Grafen von Paris.

Die Zeiten sind nicht mehr, wo die Franzosen mit einem Dauphin in der Wiege ganz unbefangen Abgötterei trieben. Dieser Cultus des Königthums in Windeln war im Geist der Nation sehr begreiflich, so lange der Hof für alle geselligen Formen den Ton angab. Dies ist nicht mehr der Fall; die französische Gesellschaft hat aber auch seitdem viel von ihrer ehemaligen festen Haltung eingebüßt; das ganze Modewesen ist schwankender geworden, und die Grazie und der Anstand erscheinen gleichsam in keinen offiziellen Ausgaben mehr. Gar viele Erscheinungen beweisen, daß sich die Franzosen unbewußt in einen Zustand zurücksehnen, wobei sich ihre Eitelkeit so viel besser befand, als in der jetzigen Anarchie des Geschmacks und der Begriffe. Daß ihre alte Natur nur zurückgedrängt, nicht umgewandelt ist, beweist unter Andern der Umstand, daß sich die öffentliche Neugierde noch immer sehr lebendig an Alles hängt, was bei Hof vorgeht. Die Journale befriedigen diesen Trieb, jedes nach seiner Farbe; aber die meisten müssen sich und ihre Leser über den eigentlichen Zweck solcher Mittheilungen täuschen. Sie färben daher ihre Hofanekdoten mit Spott, und so entstehen Produkte wie folgendes, das der Constitutionell vor Kurzem unter obigem Titel gegeben hat.

„Der Graf von Paris ist allbereits eine Person von solchem Belang, daß einige Notizen über die Lebensweise des kleinen Prinzen nicht ohne Interesse seyn werden.

„Der Graf von Paris wird am 24sten December sechzehn Monate alt. Er ist groß und gleicht sehr seinem Vater; namentlich hat er den Blick von ihm. — Se. königl. Hoheit steht sehr frühe auf. Nach einem gründlichen Waschbade wird der kleine Prinz angekleidet und sofort zur Frau Herzogin von Orleans gebracht. Damit beginnt für ihn das Hofleben. — Zehn Uhr. Der Graf von Paris sieht an einem Fenster des Schlosses die Wachparade aufziehen; er äußert dabei großes Vergnügen. Madame Gassies läßt ihn die Salutationen erwidern, und er thut dies mit vielem Anstand. — Halb eilf Uhr. Erste Suppe, sodann kleine

Sieste bis Mittag. — Zwölf Uhr. Der Graf von Paris fährt aus, wenn das Wetter nicht gar zu schlimm ist. Er steigt ab in Neuilly oder St. Cloud. — Drei Uhr. Rückfahrt in's Schloß. Zweite Suppe. Besuch bei der Königin. Se. k. H. spielt mit seinem kleinen Cousin, dem Prinzen von Würtemberg. Der Herzog von Aumale läßt sich herab, die beiden Kleinen, die er außerordentlich lieb hat, zu unterhalten. Er exerziert, er trommelt ihnen vor; der Graf von Paris nennt ihn auch nur den „Onkel Plan Plan." — Von drei bis sechs Uhr. Der Graf von Paris befindet sich bei seiner Mutter, der Frau Herzogin von Orleans. — Sechs Uhr. Der Prinz verfügt sich wieder in seine eigenen Appartements. Dritte Suppe. Spiel bis sieben Uhr. — Sieben Uhr. Abendgebet. Zu Bette.

„Wohl nie wurde ein königlicher Sprößling weniger durch Schmeichelei verdorben, überhaupt verständiger erzogen. Der Herzog von Orleans hat dem kleinen Prinzen die großen Salons in den Tuilerien ein für allemal untersagt, um ihn den Huldigungen der Großwürdenträger zu entziehen und alle höfische Speichelleckerei fern von ihm zu halten. — Sagt man dem sechzehnmonatlichen Kinde etwas Schönes in Gegenwart der Frau Herzogin von Orleans, so wird sie ordentlich ärgerlich und äußert mit liebenswürdiger Naivetät: „Sie werden ihn mir eitel machen." — Der Herzog von Orleans hält den jungen Prinzen so ängstlich fern von Allem, was einer offiziellen Vorstellung, einer Staatsvisite gleich sieht, daß er dem persischen Gesandten sein Gesuch, dem Grafen von Paris aufwarten zu dürfen, nur auf das dringendste Anhalten bewilligte. Die Aufwartung beschränkte sich auch auf wenige Augenblicke. — Der Herzog von Orleans handelt hierin sehr weise. Er weiß recht gut, wenn er nachgäbe und den Grafen von Paris in die Hofluft der großen Salons der Tuilerien tauchte, so würde das arme Kind, bei der dort herrschenden Kriecherei, bald zum Gott, zum Fetisch gemacht."

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, December.

Aussichten für die Stadt. Eisenbahnen.

Es ist eine gewöhnliche Redensart, um die Vergrößerung und Verschönerung einer Stadt so recht herauszuheben, daß man sagt: „wenn Sie wieder dahin kommen, werden Sie die Stadt kaum wiedererkennen." Und gewiß, lange Jahre des Friedens, die steigende Geisteskultur neben dem bedeutenden Aufschwung der Gewerbe und der Industrie, die überhandnehmende Reiselust, die vereinfachte und erleichterte Communication, sowie das beliebte Centralisationssystem, haben in den beiden lezten Jahrzehnten überall die Haupt- und Handelsstädte in verhältnißmäßig kurzer Zeit nach Einwohner- und Häuserzahl bedeutend vergrößert, dabei auch nicht selten neben dieser Aeußerlichkeit den Charakter derselben geändert. Ganz besonders gilt dies für Leipzig. In acht Jahren hat es seine Bevölkerung von 58,000 auf 49,000 Seelen gesteigert, in derselben Zeit hat es wenigstens ein Drittheil an Umfang gewonnen. Der Zollverband pfropfte ein frisches Reis auf den alternden Stamm, und seitdem ist Leipzig für das Land eine neu gefaßte Perle geworden. Residenz ist Dresden, vorläufig auch größer und bevölkerter, Hauptstadt ist Leipzig, mit der nicht fernen Perspektive, auch quantitativ die erste Stadt in Sachsen zu werden. Es ist und bleibt der Stapelplaz für den Binnenhandel der Zollvereinsstaaten, der alte Thron des Buchhandels steht wieder fester, als je, und mit der Zeit werden die gegenwärtigen und zukünftigen Eisenbahnen des nördlichen und mittlern Deutschlands in ihm ihren Centralpunkt finden. Die ganze Stadt ist noch im Wachsthum, sie fängt an in eine neue Periode zu treten, welche von der frühern sehr verschieden ist; sie ist noch im Werden, während andere Städte schon längst in sich abgeschlossen sind, und kein neues Kleid anlegen, sondern an das zu kurz und eng gewordene nur Stücke von demselben Zeuge ansetzen. Leipzig ändert nicht bloß seine Physiognomie, es ändert auch seinen Charakter; es wird von allgemeiner Bedeutung für das ganze deutsche Land, für seine geistigen, politischen, wie merkantilischen Interessen. Es fängt jezt an bei der Abstimmung als große Stadt zu zählen. — Man darf nur ein halbes Jahr abwesend seyn, um erfreuliche Fortschritte wahrzunehmen. Die vor zwei Jahren noch in den Feldern abgesteckten Bauplätze sind jezt mit Häusern bedeckt, welche sich augenscheinlich zu einer neuen Vorstadt formiren, und nach und nach die nächsten Dörfer, wie Schönfeld, und die Kohlgärten in das städtische Weichbild bringen werden. Gerade in diesen neu entstehenden Stadttheil münden die Dresdner und Magdeburger Eisenbahnen, deren Bahnhöfe hart an einander grenzen. Ersterer ist nun vollendet, planirt und mit den nöthigen Werkstätten versehen, lezterer kommt zum Frühjahr in Arbeit. Der Unterbau auf der Magdeburger Bahn ist sächsischer Seits bis Skeudiz, dem Grenzorte, nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten eines sumpfreichen Bodens, fertig, und man trägt sich allgemein mit der Voraussetzung, daß zu Ostern bis Halle, und um Michaelis bis Magdeburg gefahren werden könne. Die Fahrten selbst geschehen mit Pünktlichkeit und Vorsicht; überhaupt sieht man gleich, daß jezt die Sache ihren *geregelten* Gang geht. Von Nachlässigkeit und Unwissenheit der Maschinenführer und dadurch veranlaßten Unglücksfällen, wie anderwärts, hört man hier wenig oder nichts; selbst das Springen von Röhren, woran doch nur die Unvollkommenheit der Erfindung Schuld ist, ereignet sich selten, ebenso vermindern sich die Klagen der Passagiere über Verschleifung und schlechte Besorgung ihres Gepäcks, ein Uebelstand, dessen Abhülfe große Noth that. Die Personenfrequenz nimmt um diese Jahreszeit natürlich bis zur nahen Neujahrsmesse ab, zu dagegen und wider Erwarten die Güterfracht. Auf der ganzen Länge der Bahn wurde kürzlich ein Telegraph errichtet, wo von Station zu Station die Abfahrt des Wagenzugs durch bestimmte Signale gemeldet wird; von hier bis Wurzen dauert dieses Manöver fünf Minuten, so daß man darnach das Eintreffen der Locomotive genau berechnen kann. Von Leipzig und Dresden aus wird täglich zweimal, des Morgens und des Nachmittags abgefahren; selten übersteigt die Fahrzeit drei und eine halbe Stunde, ja es ist diese 28 Stunden lange Strecke schon in kaum drei Stunden zurückgelegt worden. Durch ein in der Mitte der Bahn theilweise gelegtes zweites Geleise fällt der frühere Aufenthalt in Oschaz, wo ein Zug auf den andern warten mußte, weg, und jezt fliegen beide Züge brausend an einander vorüber; ein höchst effektvoller Augenblick.

(Fortsezung folgt.)

Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 53.

Sonnabend, 28. December 1839.

[800] **CHARTE DES KÖNIGREICHS WÜRTEMBERG.**

In dem Unterzeichneten ist erschienen:

CHARTE

DES

KÖNIGREICHS WÜRTEMBERG

IN EINEM BLATTE,

nach den neuesten Ergebnissen, mit einer Darstellung der Gebirge und Höhen des Landes und der Tiefen des Bodensees,

gezeichnet von

Paulus,

Topographen bei dem Königl. Statistisch-Topographischen Bureau,

in Stein gravirt in der Königl. lithographischen Anstalt von C. Sommer und Rebmann.

Maafsstab 1/450000.

Diese neue Charta des Königreichs Würtemberg wurde unter Aufsicht des Königl. Statistisch-Topographischen Bureau bearbeitet, mit Benützung aller Ergebnisse der Landes-Vermessung. Das Blatt ist 2′ 2″ lang, 1′ 5″ breit, hat über 4500 Ortsnamen, zeichnet sich aufser der möglichsten Vollständigkeit insbesondere durch eine deutliche Darstellung der Gebirgszüge, durch Schärfe der Contouren, schöne Schrift u. s. w. aus, und enthält sowohl die Oberamts- als Kreisgrenzen, Posten, Berg- und Hüttenwerke, Salinen, Bäder u. s. w. Wenn sie daher schon an und für sich für die Herren Beamten jedes Zweiges der Staatsverwaltung, wie für jeden Staatsbürger geeignet seyn dürfte, so ist sie auf Schreibpapier noch besonders allen Denjenigen zu empfehlen, welche sie zum Eintragen auf irgend eine Art benutzen wollen.

Wie in der in unserm Verlag erschienenen, aber längst vergriffenen Land- und Höhen-Charte von Würtemberg, so ist auch in dieser wieder eine, jedoch stark vermehrte, Höhen-Charte, nach dem Entwurfe des Herrn Prof. Dr. Schübler, beigefügt; eine weitere Zugabe sind die Durchschnitts-Ansichten von der Tiefe des Bodensees in 12 verschiedenen Richtungen nach den von dem Königl. Statistisch-Topographischen Bureau veranstalteten Messungen.

Preis auf Landcharten-Papier . . . . 54 kr.
auf gut geleimtem Schreibpapier zum Eintragen . 1 fl.
nach Regierungs- und Oberamts-Bezirken kolorirt 1 fl. 12 kr.

Stuttgart und Tübingen, im Dec. 1839.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[794] So eben ist bei Fr. Volckmar in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Höchst wichtige Aufklärung über das Sinken des Werthes des Goldes. Nach den neuesten Entdeckungen von Arago, Biot und Gay-Lussac, Aus dem Englischen übertragen. 8. brochirt. Preis 4 Gr.

---

[798] Bei C. Heymann in Berlin ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Stauf. Eine Dichtung von Th. Scheerer. gr. 8. broch. 1 Rthlr.

Wie auch die Ansichten über das vorstehend genannte Werk verschiedenartig seyn mögen, Originalität und Poesie wird diesem halb philosophischen, halb naturwissenschaftlichen Erzeugniß nicht abgesprochen werden können, und darf es sich dreist den besten Produktionen der neuern Zeit anreihen.

---

[781] Im Verlage von Alexander Duncker in Berlin erschien so eben und ist durch alle solide Buchhandlungen zu erhalten:

Italia.

Mit Beiträgen

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn, F. W. Barthold, Franz Freiherrn v. Gaudy, Gaye, C. Fr. v. Rumohr, H. W. Schulz. Herausgegeben von **Alfred Reumont.**

Zweiter Jahrgang. 1840. Mit einem Titelkupfer.

8. Eleg. cart. 2 Thlr.

Schon der erste Jahrgang dieses gediegenen Taschenbuches, für dessen Werth so namhafte Mitarbeiter

bürgen, hatte sich des ungetheiltesten Beifalls zu erfreuen. In jetziger Zeit, wo mehr auf den Inhalt, als auf äußern Schmuck der Taschenbücher gesehen wird, wird die Italia, welche mit dem innern Gehalt ein elegantes Aeußere verbindet, eine der ersten Stellen unter den besten einnehmen. Es mag genügen, hier den mannigfaltigen Inhalt des vorliegenden Jahrgangs anzuführen: Sclavin und Königin. Von der Gräfin Hahn-Hahn. — Lehr- und Wanderjahre des Raphael Santi von Urbino. Maler-Novelle von C. Fr. von Rumohr. — Der Stumme. Von Franz Freiherrn v. Gaudy. — Die Herzogin von San Giuliano. Mitgetheilt von Alfr. Reumont. — Die Geschichte des Templers von Brindisi, Rogers von Flor, letzten Cäsaren der Romäer in Anatolien, durch F. W. Bartholdy. — Giacomo Leopardi. Sein Leben und seine Schriften. Von H. W. Schulz. — Die Bronzethüren des Lorenzo Ghiberti. Von Dr. Gaye. — Toscanische Volkslieder. Mitgetheilt von Alfr. Reumont.

[668] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Cours de littérature française,

par

A. Peschier,

Professeur de litterature française et anglaise à l'université de Tubingue, et membre de plusieurs sociétés savantes.

gr. 8. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 6 Gr.

Das oben angekündigte Werk wird Jeden, welcher sich in Deutschland mit der französischen Sprache und Literatur beschäftigt und an den Erscheinungen derselben Antheil nimmt, ohne Zweifel sehr erfreuen. Endlich besitzen wir eine Geschichte der Literatur unserer Nachbarn, die weder eine trockene Darstellung des Gegenstandes ist, wie allzuoft in den sogenannten Résumés, und noch weniger eine ganze Bibliothek an und für sich bildet, wie der Cours des Herrn Laharpe, welcher aus beinahe zwanzig Bänden besteht. In diesem neuen Cours, de littérature française" sehen wir, wie sich der nationelle Geist der Franzosen nach und nach ausgebildet, und durch die Reihe der aufeinander folgenden genialen Menschen, können wir die von seinen ausgezeichnetsten Schriftstellern ausgedrückten Gedanken dieses Volkes studiren.

Uebrigens bittet Herr Peschier in seinem Werke, daß man darinnen ja nicht suchen wolle, was ihm nie einfiel hinzuzusetzen, und hält es für seine Pflicht, den Leser darauf aufmerksam zu machen, daß dieser Cours nichts weniger seyn soll, als ein in das kleinste ausgedehntes Verzeichniß der französischen Literatur seit deren Anfange bis zu unserer Zeit; sondern ein unpartheiisches und gerechtes Urtheil über die berühmtesten Schriftsteller, die in Frankreich geboren sind. Wird es ihm vorgeworfen, daß man mehrere solche, welche in der Geschichte der intellektuellen Entwickelung dieses Landes gewöhnlich erscheinen, bei ihm vermißt, so behauptet er, ein literarischer Name habe keinen Werth, wenn er nicht einen neuen Gedanken, etwas Eigenthümliches, Individuelles vorstellt, und die sklavische Heerde der Nachahmer (imitatorum servum pecus) keinen andern Anspruch machen darf, als auf einen Platz in dem bibliographischen Wörterbuch, worin so manche Afterkönige der Literatur in ungestörter Vergessenheit ruhen.

Mehrere Schriftsteller, die in Deutschland sehr wenig oder vielmehr gar nicht bekannt sind, werden in diesem Cours erwähnt; andere sind von dem Herrn Verfasser auf eine ihm ganz eigene Weise dargestellt, z. B. Voltaire, welchem ein bei weitem größerer Raum vergönnt ward als den andern, und V. Hugo, den seine Verehrer vielleicht als allzustreng beurtheilt betrachten werden. Da die Meinungen des Herrn Verfassers über mehrere französische Schriftsteller denjenigen geradezu widersprechen, welche in Deutschland sowohl als in Frankreich ziemlich allgemein verbreitet sind, so wird der literarische Parteigeist mit diesem Werke vielleicht hart umgehen. Doch wird es, trotz seiner etwa paradoxen Behauptungen von Jedermann als ein sehr nützliches Werk anerkannt werden, und als solches nehmen wir uns die Freiheit, jedem Institut und allen Lehrern der französischen Sprache und Literatur dieses neue Produkt des Verfassers der „Histoire de la littérature allemande" zu empfehlen.

Stuttgart und Tübingen, im Dec. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[799] Supplement

zu

Schillers Werken.

In Format, Druck und Velinpapier völlig gleich mit der neuen Taschen-Ausgabe von Schillers Werken erschien so eben vollständig:

Schiller

im Verhältniß zum

Christenthum,

mit einer einleitenden Abhandlung über das Verhältniß von Poesie und Religion, über antike und christliche Poesie, von Rud. Binder. 2 Bände. 16. geh. Stuttgart, Metzler. Preis 1 fl. 12 kr. oder 16 Gr.

Wohl mehr als je ist gegenwärtig, wo so manche religiöse Parteiungen und Kämpfe Deutschland bewegen, die Frage interessant: wie sich Schiller, der Lieblingsdichter des deutschen Volkes, zur Religion — besonders der geoffenbarten — verhalte? Diese Frage untersucht im Lichte eines milden, freien Christenthums, ebenso über beschränkten Buchstabenglauben, wie über flachen, todten Rationalismus sich erhebend, die vorliegende Schrift. Ueberdies kann sie, indem sie Resultate tieferer Forschung in blühender, anziehender Sprache bietet und über manche, die Zeitwelt bewegende Ideen auch den Laien zu klarerem Bewußtseyn zu führen sucht, zur Verständigung in verworrenen Bestrebungen, zur Versöhnung in durch Mißverstand geborenen Kämpfen wesentlich beitragen. — Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und der österreichischen Monarchie, in Wien bei Karl Gerold.

So eben ist erschienen:

Wien und die Wiener,

ihr öffentliches, häusliches, geistiges und materielles Leben. Ein Wegweiser für Einheimische und Fremde von Jean Charles. 12. Stuttgart, Metzler'sche Buchhandlung. Velinpap. in hübschem Umschlag geheftet. Preis 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Diese Schrift umfaßt in gedrängter Kürze das Interessanteste der großen Kaiserstadt, bespricht lebhaft, heiter, eindringlich und pikant Alles, was der gebildete Reisende mit Recht verlangen darf, berichtigt manche über diese lebenskräftige Residenz noch bestehende Vorurtheile, gleichwie sie manche Schattenseite derselben humoristisch beleuchtet. Sie belehrt den Reisenden, indem sie ihn unterhält, ohne der Wahrheit durch ihre

Heiterkeit Eintrag zu thun. Der Inhalt ist folgender: Eintritt. Wien: die Stadt; Gasthöfe und Gasthäuser; Polizei; Theater; Kaffeehäuser; der Prater; Schönbrunn und Hitzing; geistiges Leben; Zeitungen und Journale; ästhetische Gesellschaften; das literarische Kaffeehaus; bildende Kunst und Künstler; Musik; der Hof; öffentliches Leben; häusliches Leben; die Fiaker; Ausflüge; tutti frutti; Ueberblick. — Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und der österreichischen Monarchie, in Wien bei Gerold, Pesth bei Hartleben, Preßburg bei Wigand, Lemberg bei Millikowsky, Prag bei Calve, Brünn bei Seidel, Grätz bei Herbstl, Linz bei Fink, Salzburg bei Mayr.

Lesecirkeln und Leihbibliotheken

werden empfohlen die bei Metzler in Stuttgart nun vollständig ausgegebenen, vorzüglich interessanten Romane:

Cheveley oder der Mann von Ehre, von **Lady Lytton Bulwer.** Aus dem Englischen nach der 3ten Ausgabe übersetzt von Gustav Pfizer. 3 Bände. gr. 8. geh. 7 fl. oder 4 Thlr.

Ella oder des **Kaisers Sohn** (Herzog von Reichstadt), von Mistreß **Lambert.** Aus dem Englischen von Gustav Diezel. 3 Bände. gr. 8. geh. 7 fl. oder 4 Thlr. Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und der österreichischen Monarchie, in Wien bei Gerold.

---

[781] Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bretschneider, Dr., C. G., Lexicon manuale graecolatinum in libros Novi Testamenti. Editio III. emend. et aucta. 4 maj. cart. Rthlr. 5. —

Dessen Handbuch der Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche, oder Versuch einer beurtheilenden Darstellung der Grundsätze, welche diese Kirche in ihren symbolischen Schriften über die christliche Glaubenslehre ausgesprochen hat, mit Vergleichung der Glaubenslehre in den Bekenntnißschriften der reformirten Kirche. 2 Bände. 4te verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. Rthlr. 5. —

---

[668] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Die Maaße und Gewichte der deutschen Zollvereins-Staaten

und vieler anderer Länder und Handelsplätze in ihren gegenseitigen Verhältnissen.

Nach den neuesten amtlichen und andern zuverlässigen Angaben berechnet

von

C. L. W. Aldefeld,

Königl. Preuß. Regier. Secr.

8. in Umschlag brochirt. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Inhalt: Anhalt-Köthen und Anhalt-Dessau. Baden. Bayern. Belgien. Birkenfeld. Böhmen. Braunschweig. Bremen. Croatien. Dänemark. Dalmatien. England. Frankfurt a. M.. Frankreich. Gallizien und Lodomirien. Hamburg. Hannover. Kurfürstenthum Hessen. Hessen-Darmstadt. Hessen-Homburg. Holland. Holstein. Illirien. Kirchenstaat. Krakau. Lippe-Detmold und Lippe-Schaumburg. Lombardisch-Venetianisches Königreich. Lucca. Lübeck. Luxemburg. Mecklenburg-Schwerin. Mecklenburg-Strelitz. Modena. Nassau. Oesterreich. Oldenburg. Parma mit Piacenza und Guastalla. Polen. Portugal. Preußen. Fürstenthümer Reuß. Rußland. Königreich Sachsen. Sachsen-Altenburg. Sachsen-Coburg-Gotha. Sachsen-Meiningen-Hildburghausen. Sachsen-Weimar-Eisenach. Sardinien. Schweden. Schweiz. Sicilien. Siebenbürgen. Slavonien. Toscana. Ungarn. Waldeck. Wallachei. Württemberg. Anhang: Uebersicht der Münz-, Gold- und Silbergewichte.

Das vorliegende Werk ist ein Handbuch für Kaufleute, Beamte und Geschäftsmänner jeder Art; es wird auch als Quellenschrift nicht unbeachtet bleiben, indem es nach den neuesten Bestimmungen bearbeitet und für jeden Platz die daselbst am häufigsten vorkommenden Vergleichungen liefert. Die Wahl der verglichenen Maaße und Gewichte ist weder, wie bei Jäckel, allgemein gleichartig, noch ist sie dem Zufall überlassen worden; der Verfasser verdankt sie der Mittheilung erfahrener Kaufleute. Die Anordnung und Reihenfolge der Artikel anlangend, hat der Verfasser, abweichend von ähnlichen Schriften, vorgezogen, die Staaten unter sich alphabetisch zu ordnen; diese bilden demnach Haupt-Abtheilungen, welche zuerst die gesetzlichen oder allgemein üblichen, und demnächst die Local- und älteren Maaße und Gewichte enthalten. In dem Anhange sind Behufs besserer Uebersicht des Unterschiedes die verschiedenen, unter dem Namen der Kölnischen Mark bestehenden Gewichte verglichen mit französischen genauen Grammen, holländischen Troy-As und der preußischen Mark zusammengestellt. In der Vorrede sind die argen Verstöße in andern Werken, namentlich hinsichtlich der Gewichtsangaben im Nelkenbrecher'schen Taschenbuche, nachgewiesen.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[771] In allen Buchhandlungen ist zu haben und als bestes Bildungs-, Gesellschafts- und Unterhaltungsbuch jungen Leuten zu empfehlen die zweite verb. Aufl. von:

Galanthomme,

oder der Gesellschafter wie er seyn soll.

Eine Anweisung, sich in Gesellschaften beliebt zu machen und sich die Gunst der Damen zu erwerben.

Ferner enthaltend:

40 musterhafte Liebesbriefe, 28 poetische Liebeserklärungen, eine Blumensprache, eine Farben- und Zeichensprache, 24 Geburtstagsgedichte, 40 declamatorische Stücke, 28 Gesellschaftslieder, 30 Gesellschaftsspiele, 18 belustigende Kunststücke, 24 Pfänderlösungen, 95 verfängliche Fragen, 30 scherzhafte Anekdoten, 22 verbindliche Stammbuchsverse, 80 Sprüchwörter, 45 Toaste, Trinksprüche und Kartenorakel.

Herausgegeben vom Prof. S...t.

8. broch. Preis 25 Sgr.

Dieses Buch enthält Alles das, was zur Ausbildung eines guten Gesellschafters nöthig ist, weßhalb wir es zur Anschaffung bestens empfehlen, und im Voraus versichern, daß Jedermann noch über seine Erwartungen damit befriedigt werden wird.

---

[797] **Preis-Herabsetzung.**

Allen Freunden der Belletristik, Leihbibliotheken und Lesezirkeln, so wie Jedem, der Unterhaltung in guten Büchern sucht, bestens empfohlen.

Eine Sammlung großentheils in den letztern Jahren von den ausgezeichnetsten Schriftstellern verfaßten

Romane, Novellen, Theater- und Unterhaltungs-Schriften, welche im Ladenpreise 158⅓ Thlr. kosten, erlassen wir bis Ostern 1840

117 Bände, zusammen für 36 Thlr.

Wer die ganze Sammlung nicht nehmen will, und einzelne Werke wählt, zahlt

für Werke, deren Ladenpreis	100 Thlr. ist, nur	25 Thlr.
„ „ „	50 „ „	18 „
„ „ „	30 „ „	12 „
„ „ „	20 „ „	9 „
„ „ „	15 „ „	7½ „

Den Werth der Schriften verbürgen die Namen der Autoren: W. Alexis, Apel, Balzac, Blum, Bouilly, Fouque, Förster, Kuhn, Leising, Moore, Müchler, Nicolai, Oehlenschläger, Pigault-Lebrun, Scavola, Scott, Tiedge, Trommlitz, Voß, Weissenthurn, Winkelmann 2c.

Jede solide Buchhandlung liefert die Werke zu den ermäßigten Preisen, so wie auch gratis ein Verzeichniß derselben.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[785] Bei E. S. Mittler in Berlin erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gudrun.

Nordsee-Sage.

Nebst Abhandlung über das mittel-hochdeutsche Gedicht Gudrun und den Nordsee-Sagenkreis.

Herausgegeben von

San Marte (A. Schulz.)

Ladenpreis cartonnirt: 1⅓ Thlr.

Das Literaturblatt von Menzel nennt es:

Eine bewundernswürdige Dichtung, die wohl den schönsten epischen Gedichten der Vorwelt an die Seite zu setzen ist.

Eine Sage, deren ungemeine Schönheiten nicht zu verkennen sind und unwillkührlich an die Odyssee erinnert. Wir machen nur noch auf den poetischen Werth dieser Dichtung aufmerksam. Die Kraft und Rauhigkeit des Nordens mit so lieblicher und rührender Anmuth gepaart zu finden, ist selten und macht auf das Herz des Lesers unfehlbar einen tiefen Eindruck.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Geschichte

der Glasmalerei

in Deutschland und den Niederlanden, Frankreich, England, der Schweiz, Italien und Spanien, von ihrem Ursprung bis auf die neueste Zeit.

Von

M. A. Gessert,

Rechtsgelehrten.

gr. 8. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Diese Geschichte der Glasmalerei ist die erste selbstständige und erschöpfende Bearbeitung dieses kunstgeschichtlichen Stoffs, denn das Wenige, was Leviel in seiner Art de la peinture sur verre über deren Geschichtliches schrieb, betriffe lediglich Frankreich und die Niederlande, erstreckt sich kaum auf die drei älteren Perioden dieser Kunst, und ist, wie mehr oder minder alles seither über Glasmalerei geschriebene, fürer historischen, technischen und sonstigen Irrthümer oder Entstellungen wegen nur mit äußerster Vorsicht zu gebrauchen. Gegenwärtige geschichtliche Darstellung hingegen erfaßt auch die Glasmalerei in Deutschland, England, der Schweiz, Italien und Spanien, kurz allen Ländern, wo sie je Pflege gefunden, und ist um eine Periode, gerade die wichtigste, die ihres neuerlichen Aufschwungs, reicher. Wie weit aber der Herr Verfasser, indem er dem Bekannten neues hinzugefügt, jenes gesichtet, zurechtgesetzt und verständlicht, dieses aber in gebührenden Zusammenhang mit jenem gebracht, kurz das erreicht, was zu erreichen galt, wird den Leser auch ohne Fürwort, welchem der Erfahrene, ohnehin nicht zu viel traut, ermessen.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[795] So eben sind vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Thomas Moore's

poetische Werke

deutsch von

Theodor Oelckers.

Taschenausgabe in vier Bänden.

Mit Moore's Portrait von Schwerdgeburth.

Preis für alle 4 Bände 2 Rthlr.

Es bedarf wohl nur der Anzeige, daß diese, nach allen stimmfähigen Blättern höchst gelungene Uebertragung der Werke des gefeierten Moore, vollständig erschienen ist, um alle Freunde classischer Dichtungen zur Anschaffung dieser wohlfeilen und eleganten Ausgabe zu veranlassen.

Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

---

[796] **Höchst zeitgemäßes Werk für die Jugend!**

So eben ist bei Unterzeichnetem erschienen:

Conversations-Lexikon

für die Jugend,

mit einem Bilderatlas.

Herausgegeben von einer Gesellschaft von Gelehrten.

Erste Lieferung à 3 Gr.

Von diesem in aller Beziehung zeit- und zweckgemäßen Werke ist der Prospectus und die hier angekündigte erste Lieferung in allen Buchhandlungen zu haben. Hinsichtlich der Einrichtung desselben verweisen wir theils auf den Prospectus, theils auf die Vorrede des an der Spitze der Redaktion stehenden Gelehrten, welche in diesem ersten Hefte befindlich ist. Durch Beides werden Eltern, Erzieher und Freunde der Jugend die Ueberzeugung gewinnen, welch ein höchst nützliches und angenehmes Geschenk sie den Lieblingen ihres Herzens mit diesem werthvollen und schön ausgestatteten Werke ohne großen Aufwand machen können.

Das ganze Werk erscheint binnen Jahr und Tag in 24 Lieferungen à 4—4½ Bogen, von denen je 6 einen Band bilden. Jede Lieferung kostet nicht mehr als 3 gGr. Mit der letzten Lieferung erscheint ein erklärender Bilderatlas dazu.

In allen Buchhandlungen wird Subscription auf dieses Conversations-Lexikon angenommen. Der Verleger hofft, durch Gehalt, Ausstattung und Preis desselben sich den Dank der Jugend und Aller, welche für die Bildung der Jugend Sorge tragen, zu erwerben, jedoch auch durch zahlreiche Subscriptionen sich für die Opfer entschädigt zu sehen, welche er diesem nützlichen Werke mit wahrer Liebe zur Sache bringt.

Meissen.

Buchhandlung: F. W. Goedsche.

№ 312.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 30. December 1839.

— Du reisest mit Verstand
Und suchst nicht deutschen Brauch in der Sarmaten Land.

Opitz.

Bilder aus Ungarn und Polen.

Leben in Galicien.

Wer nie in Polen gereist ist, der kommt in die größte Verlegenheit, wenn er Jemanden aus den untern Volksclassen etwas gibt, oder von ihm um eine Gefälligkeit angesprochen wird. Mit dem Hute in der Hand macht der Mann eine gewaltige Reverenz und beugt sich dabei tief gegen den Angesprochenen, als wolle er seine Füße küssen oder seine Knie umfassen. Der Fremde sieht darin eine tiefe Erniedrigung des Menschen; hat man sich aber nur erst daran gewöhnt, so erscheint einem die Sache nicht anders, wie jede andere Art des Dankens und Bittens, ja man findet zuletzt etwas Graziöses darin, weil die Leute ihre Reverenz mit einer gewissen Gewandtheit machen. Auch die Frauenzimmer benehmen sich mit gleicher Devotion, nur machen sie ihre Verbeugung weniger tief. Diese Sitte trifft man erst, wenn man innerhalb der Grenzen des ehemaligen Polens kommt, und sie hört sogleich auf, wenn man unter die stammverwandten Slawaken in Mähren und Ungarn tritt.

In ganz Polen, also auch in Galicien, herrscht unter dem gemeinen Landvolke tiefe Armuth, die dasselbe aber nicht in dem drückenden Grade zu fühlen scheint, als sie den Fremden unangenehm berührt. Die vielen auf den Straßen in den Dörfern umherlaufenden nackten Kinder geben davon das beste Zeugniß. Sieht man dies, so möchte man meinen, es müsse hier ein verzwergter und verkrüppelter Menschenschlag entstehen, und doch trifft man gerade das Gegentheil. Kräftige, starke Männer und gesunde, wohlgebildete Frauen bilden die Mehrzahl der erwachsenen Bevölkerung, worüber man sich um so mehr auch noch deßhalb wundert, weil das Branntweintrinken ein Hauptlaster ist, und weil sehr häufig die wenigen ersparten Kreuzer auf dieses Labsal verwendet werden. Bei solcher Gelegenheit herrscht die innigste Harmonie zwischen Männern und Weibern, und leztere geben im Bescheidthun den ersteren wenig nach. Ein Schauspiel der Art in einer Judenschenke unterhielt mich mehr, als ich von einem solchen Gelage erwarten konnte, zumal sich mein Inneres stets empört, wenn ich sehe, wie solche Bacchanalien das Volk in die tiefste Erniedrigung stürzen. Etwa zehn Männer und fünf Weiber waren in der Kneipe versammelt und tranken einander den Nektar fleißig und freundlich zu. Alle waren berauscht, einige so, daß sie sich nur noch schwer auf den Füßen hielten, andere weniger. Die Weiber waren ungemein zärtlich, aber dabei nicht indecent, und sangen Lieder, in welche die Männer mit einstimmten. Ein entsponnener Zank, wobei die Schimpfreden wie Wasserbäche flossen, endigte mit einer

allgemeinen Aussöhnung, die, um besser zu gedeihen, wieder fleißig begossen wurde. Der Jude hielt jedoch auf Ordnung. Mit imponierender Wirthsmiene trat er unter die Gesellschaft und forderte sie zum Gehen auf. Zu meinem großen Erstaunen folgte man ihm, wie einem Constable in England. Es war Abend und der Schabes war angebrochen. Wer weiß, ob er sonst so streng gewesen wäre. Im Vergleich zu den sogenannten Wasserpolen in Oberschlesien waren die hiesigen überaus gemäßigt und fügsam; denn bei jenen geht es bei solchen Trinkgelagen fast nie ohne blutige Raufereien ab. — Die hier mitgetheilte Scene war nicht die einzige der Art, die ich in Galizien sah, keine aber war wilder und ausgelassener.

Der gemeine Pole ist sehr religiös, und zwar bis zur Bigotterie. Vor seinen Heiligenbildern und Crucifixen, die an den Straßen stehen, kniet er andächtig nieder und betet. Diese Bilder sind meistens grauenhafte Fratzen. Am häufigsten begegnet man der Bildsäule eines Heiligen, ich vermuthe des heiligen Stanislaus, gegen welche die Nürnberger Holzwaaren Statuen von Canova oder Thorwaldsen sind.

Ich begegnete einem Leichenzuge. Auf einem Bretterwagen, von Ochsen gezogen, stand der Sarg, mit dem man dahin fuhr, als sey es irgend eine Waare. Eine Schaar Männer und Weiber folgte, erstere in ihrem kuhhaarenen braunen Mantel, einen breitkrempigen Hut mit niedriger Kappe auf dem Kopfe, ohne Weste und engen Beinkleidern von selbstgesponnenem und gewobenem Wollenzeuge, und Sandalen an den Füßen. Die Bevölkerung gehörte zum slavischen Stamme, welcher die Karpathen zwischen der kleinen und großen Magura bewohnt, und dessen Glieder Gorallen heißen. Sie haben eine ungemeine Gewandtheit und einen überaus sehnigen Körper. Die Haare hängen wild um den Kopf und ihr ganzes Wesen zeigt wenig Kultur. Der Zug kam an einem Wirthshause vorbei und die Männer konnten der Versuchung nicht widerstehen, eines zu trinken, während die Weiber, Gebete murmelnd, treu beim Wagen blieben.

Von den Gorallen bemerke ich nur noch, daß sie kühne Bergsteiger und sehr gute Läufer sind. Genau mit allen Wegen und Stegen im Gebirge bekannt, sind sie dreiste und glückliche Schmuggler, wozu sie, da ihre Wohnörter längs der ungarischen und gallicischen Grenze liegen, reiche Gelegenheit haben. Die durch die halbe Welt ziehenden Drahtbinder haben hier ihre Heimath, in welche sie immer erst dann wieder zurückkehren, wenn sie sich auf ihren Wanderungen etwas erworben haben. Daß sie kein übler Menschenschlag sind, wissen Alle, die sie gesehen haben.

Charakteristisch sind die Wallfahrten, welche das hiesige Volk eben so liebt, wie anderwärts in streng katholischen Ländern. Begegnet man einer solchen, so entrollt sich das bunteste Gemälde vor dem Blicke. Die Männer in ihrer eben beschriebenen Tracht, die Frauen, der Sitte aller slavischen Völkerschaften getreu, in weißes Linnen gekleidet, dabei mit blauen und rothen Strümpfen. Solche Wallfahrten theilen sich in große und kleine. Die erstern werden von ganzen Gemeinden, die leztern nur von einer kleinern Zahl von Andächtigen vorgenommen. Ich begegnete einer von dieser Art, die aber ziemlich zahlreich war und sogar mit Kreuz und Fahnen daherzog. Beim Gesange klangen manche sehr liebliche Stimmen durch; es ist solches eine Naturgabe der Slaven. Der Zug bewegte sich in einer sehr pittoresken Gegend, was ihm ein besonders interessantes Ansehen gab. Wie ein Park lag das Land da; es war zwischen **Seipusch** und **Biala**. Rechts und links erhob sich das Gebirge.

Galicien bietet überhaupt eine Menge der schönsten Landschaften dar. Schon das, daß man fortwährend die Karpathen zur Seite hat und den größten Theil des Weges von Westen nach Osten über die nördlichen Ausästungen derselben reist, gewährt stete Abwechslung und führt durch eine Mannigfaltigkeit ländlicher Partieen. Ich will nur eine der reizendsten nennen. Es ist die bei **Sucha**, einem Marktflecken sechs Meilen jenseits Biala. Ein schön gebautes herrschaftliches Schloß mit einem reizenden Garten bildet den Centralpunkt, von welchem rechts und links Berge mit grünem Gebüsch emporsteigen, an deren Fuß ein Bach vorüberrauscht. Gegenüber zieht sich ein langer Zug von Vorgebirgen der Karpathen. An der durch den Ort führenden Straße liegt diesseits desselben eine Eisenschmelze. Die Gegend ist stark bevölkert und sehr belebt, die Berge mit Häusern, gleich Schwalbennestern besäet, der Ort nicht schlecht gebaut.

Hinter diesem Markte kommt man auf Anhöhen, von denen aus man die Karpathen im Liptauer und Zipser Comitate in Ungarn das erste Mal erblickt. Wie Thürme, ungeheure Gebäude und Festungen stehen sie in einer langen Linie da, ähnlich den Tyroler Alpen, wie sich diese von München aus darstellen. Charakteristisch bei ihnen ist aber das, daß ihre Vorgebirge wie ein Wiederschein oder Modell ganz in gleicher Form, nur in verjüngtem Maßstabe dastehen. Dies geht so weit, daß man, so wie man weiter vorwärts über Jordanow hinaus kommt, glaubt, man sehe die hohen Berggipfel, wenn diese von Wolken umhüllt und nur die Vorgebirge zu sehen sind.

Je weiter man nach der Hauptstadt **Lemberg** vorrückt, desto mehr tritt die polnische Nationalität hervor und desto unfreundlicher berührt den Deutschen das sarmatische Element. Nur die gute Straße und die hie und da, besonders in Wirthshäusern angesiedelten Deutschen erinnern noch an das verlassene Vaterland, und nur bei den Juden findet man, wo deutsche Wirthe fehlen, noch

zuweilen eine gute Unterkunft. Immer aber ist und bleibt es hervorzuheben, daß das Volk gutmüthig und zuvorkommend und stets zur Gefälligkeit geneigt ist, wenn man sich ihm nur in seiner Sprache verständlich machen kann.

Allerlei über Thiersprache und musikalische Thiere.

(Fortsetzung.)

Ich habe schon oben erwähnt, daß der verdienstvolle Bechstein, der uns den englischen Ornithologen Latham verdeutscht und mit Anmerkungen bereichert hat, sich Mühe gab, die Vogeltöne in menschliche Worte umzusetzen. Oken und Andere sind ihm gefolgt und haben ihn benützt. — So soll z. B. die Amsel oder Schwarzdrossel, bevor sie zu singen anfängt, Hans David! Hans David! rufen. Da wir einmal bei dieser Drosselart stehen, so wollen wir auch mit ihr den Reihen der Vögel beginnen, die wir dem geneigten Leser vorführen wollen.

Dieser Vogel, der in der älteren deutschen Sprache, z. B. bei Heinrich von Veldegk, Merle oder Merlin heißt — augenscheinlich das germanisirte merula, daher Bouterweck Unrecht hat, wenn er dort den Hänfling dafür nimmt — kann bekanntlich auch menschliche Melodien nachpfeifen, ja sprechen lernen. Seltsam oder komisch klingt es, wenn so eine Amsel, die mehrere Weisen gelernt hat, von einer in die andere überspringt, was dann mit einem musikalischen Quodlibet verglichen werden kann.

Auch eine andere Drosselart, die liebliche Singdrossel soll singen: „David! David! Hans David!" außerdem: drei Nößel für eine Kanne! Prosit! Kottenbans, Kuhdieb!" Es ist immer bemerkenswerth, daß man bei den Deutschen den Stimmen dieser und anderer Vögel gern Wörter unterlegt, die an's Trinken erinnern. Es scheint, dieser Text rührt von trinklustigen Jägern und Landleuten her.

Von einer Drossel, welche die Kaiserin Agrippina gehabt und welche, was früher unerhört gewesen sey, menschliche Worte nachgesprochen habe, erzählt uns Plinius; vermuthlich war es eine Amsel. Er fügt hinzu: die jungen Cäsarn haben einen Staar, desgleichen eine Nachtigall gehabt, welche griechische und lateinische Worte aussprechen, ja ganze Sätze hersagen konnten. — Die schon erwähnte Sing- oder Weindrossel — welch letztern Namen sie nicht etwa davon hat, weil sie den Wein liebt, wie manche andere Sänger, sondern von den Weinbeeren, welche sie gern feißt — ist ein sehr tonreiches, musikalisches, ja tanzlustiges Geschöpf. Sie begleitet nämlich mit mimisch tanzenden Bewegungen die Töne des Gesanges und drückt das Steigen, Fallen und Schweben desselben damit aus. Auch ist sie es, deren herrlicher Gesang besonders in den Gebirgen des nördlichen Skandinaviens während des kurzen heißen Sommers die dortigen Felsen und Bäume belebt. — Aber nichts geht doch über eine andere Drossel, die amerikanische Spottdrossel. Wie Goethe der deutsche Dichterkönig seyn soll, was uns wenigstens seine Vergötterer bis zum Ekel wiederholen, so wäre sie die Königin aller Sangvögel, wenn nämlich Alles wahr ist, was uns Pennant und Andere von ihr berichten. Nicht nur, daß ihr angeborener Gesang höchst melodisch und mannigfaltig ist, und ihre Stimme einen außerordentlichen Umfang und große Biegsamkeit hat, so besitzt sie auch die Fähigkeit, die Stimmen aller andern Vögel, vom Kolibri bis zum Adler, so wie die der übrigen Thiere und der Menschen selbst täuschend nachzuahmen. Sie spricht, wie Schubert sagt, mehr Thier- und besonders Vögelsprachen mit Fertigkeit, als der gelehrteste Professor Menschensprachen; denn sie macht, auf ihrem Baume sitzend, die Stimmen aller Vögel, und sogar das Geschrei der Affen nach. Dann aber auf einmal fängt sie selbst auf ihre Weise zu singen an, so herrlich und entzückend, daß wohl kein Vogelsang, selbst nicht der Nachtigall, ihr gleich kommt. Dabei bewegt sie oft im Takt die Flügel; dann hebt sie sich fliegend in die Luft, und dreht sich in dieser tanzend umher. Selbst den klugen Hund soll dieser Vögel-Mezzofanti täuschen, indem er den Pfiff seines Herrn nachahmt. Auch soll es ihm Spaß machen, durch den Ruf ihrer Gatten kleine Vögel herbeizulocken, und alsdann durch das Geschrei wie eines Adlers zu erschrecken. Mit Recht nennen ihn daher die Mexikaner in ihrer anmuthigen Sprache: Cencontlatolli, d. h. den Vogel mit vierhundert Zungen.

Da hier einmal von einem ausländischen Sänger die Rede ist, so mag noch ein anderer, in dieser Hinsicht merkwürdiger Fremdling, eine Art Manakin, die *pipra musica*, erwähnt werden. Er ist besonders auf der Insel Domingo zu Hause, und heißt auch Organist, weil er wie ein solcher schwarz gekleidet ist und ein blaues, kurzes Mänteichen über dem Nacken trägt. Er singt eine vollständige Oktave, und zwar so mannigfaltig und anhaltend, daß er bei weitem die Nachtigall übertrifft. — Die Spott-, so wie die früher erwähnte Singdrossel sind übrigens nicht die einzigen Vögel, welche rhythmische Bewegungen machen oder tanzlustig sind. So ist die numidische Jungfrau, ein zur Reihergattung gehöriger ausländischer Vogel, wie schon der Name gibt, nicht bloß schön und zierlich wie viele andern Jungfrauen, sondern auch tanzlustig wie sie. Sobald sie nämlich Musik vernimmt, so fühlt sie sich zu tanzenden Bewegungen aufgeregt, womit sie im Takt die Töne begleitet.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, December.

(Fortsezung.)

Neubauten. Wintervergnügungen.

Ein anderer Fortschritt, wenn auch nur von localem Interesse, ist die nunmehr durch die ganze Stadt eingeführte Gasbeleuchtung. Man ist dabei mit einer nicht genug zu lobenden Liberalität zu Werk gegangen, hat das in andern Orten so unausstehliche Lichtsparungssystem glücklich vermieden, und nur gegen den Mond die unnöthige Artigkeit behalten, daß er sein Licht allein leuchten lassen darf, selbst wenn es ein spärliches Viertel ist. Besonders wird das Gas viel in den Gaststuben und Kaufmannsgewölben verbraucht, was bei steigender Nachfrage auch den Preis der einzelnen Flammen vermindern wird. Das Legen der Röhren durch Hausflur, Treppe und Zimmerwände, so wie die massiv bronzenen Kronleuchter verursachen Privatpersonen allerdings große Kosten, welche aber mit der Zeit wieder aufgewogen werden, weil das Gas verhältnißmäßig wohlfeiler ist als Oel. Wenn irgendwo Helle nöthig thut, so ist es auf den Leipziger Treppen; denn eine halsbrechendere Ascension, als etwa in den fünften Stock eines Hauses in der Stadt bei nächtlicher Finsterniß, kann es nicht leicht geben. — Die innere Stadt ist weder schön noch häßlich, weder jung noch alt, ohne den ausgeprägten Charakter mancher altdeutschen Städte. Hohe Dächer, Erker auf Erker, und die schon oft verwünschten Dachtraufen sind die hervorspringendsten Momente. Die Rinnen, welche aus Löwen-, Wolfs- und andern Bestienrachen aus schwindelnder Höhe kalte Sturzbäder über die armen Köpfe der Wandelnden herabgießen, bleiben, sie mögen seyn wo sie wollen, eine tadelnswerthe Einrichtung; doppelt widrig sind sie in einer Stadt, wie Leipzig, deren Straßen zu jeder Tagesstunde von einer in Geschäften verkehrenden Menschenmenge wimmeln. Nachdem sie zu unzähligen ernsten und scherzhaften Reden Anlaß gegeben, fangen sie denn endlich zufolge hoher Verordnung an zu verschwinden. Auch die Erker sind in Bann gethan; unsere Voreltern müssen doch recht neugierig gewesen seyn, und haben dieser Leidenschaft alle Aesthetik geopfert. Man sehe nur eine solche Straße, deren Häuserreihen trichterförmig zugehen, weil jeder Eigenthümer sich seine Neugierde hinausbaute, und sie dem Nebenmanne vor die Nase schob. Dieser, der eben so gut sehen wollte, was unten am Platze vorgeht, rückte schnell sein Haus um mehrere Schritte vor, und wie er es machte, thaten ihm alle Folgenden nach, daher die beliebten krummen Linien in den alten Städten. — Eine andere Eigenthümlichkeit der hiesigen ältern Bauart sind die zahlreichen Durchgänge, wo man durch den Hof eines oder mehrerer Gebäude mit Abkürzung des Weges in die verschiedenen Straßen gelangen kann. Doch darf man dabei nicht an Pariser Passagen denken. Hier scheint der Himmel offen herein, ein schlechtes Pflaster peinigt die Füße, umherstehende Fässer und Waarenballen, welche aus den Niederlagen genommen und auf die Schleifen geladen werden, versperren oft den engen Raum, und hie und da öffnet sich der schmutzige Laden eines Bücherantiquars oder gar einer Höckerin. Ueberhaupt fängt man erst seit Kurzem an, auch auf die äußere Ausstattung eines Kaufgewölbes etwas zu verwenden, besonders hatten und haben zum Theil noch die Buchhändler ganz abscheuliche Locale. — Die Vorstadt gewinnt von Jahr zu Jahr ein freundlicheres Ansehen; alte Häuser werden niedergerissen und neu aufgebaut, oder wenn die Grundmauern fest sind, mit einem dritten und vierten Stockwerk übersezt. Freilich ist speculative Gewinnsucht fast immer die Feindin des Geschmacks und der Schönheit, und leider beweisen dies nur zu oft die hiesigen Neubauten. Bei dem hohen Miethzins der Wohnungen ist es dem Eigenthümer hauptsächlich um Einrichtung von so viel Zimmern als möglich zu thun, daher die vielen schmalen, eng an einander gerückten Fenster, welche dem Gebäude das Ansehen einer Laterne geben; selbst am Eingange wird mit dem Raum geknausert. Es gibt Häuser mit einer Fronte von dreißig Fenstern, die nicht einmal einen Thorweg, sondern eine enge, niedrige Hausthüre zum Eingange haben. Selbst der reichste Kaufmann kann da selten seine Natur verleugnen. Von öffentlichen Gebäuden sind in diesem Jahre die Post, eine zweite Schule und ein Packhof entstanden. Mit lezterem wird man sich schwer befreunden: niedrig, mit zwei unverhältnißmäßig kurzen Flügeln, auf einen großen Platz gestellt, von hohen Häusern umgeben, geht er unter diesen Massen verloren; man wird versucht, zu glauben, er sey noch nicht vollendet. Eine auch auswärts bekannte Zierde Leipzigs sind seine Promenaden; durch Füllung der Festungsgräben und Austrocknung des Wassers haben sie an Umfang bedeutend gewonnen, und lezterem Umstande schreibt man wohl mit Recht den verbesserten Gesundheitszustand der Stadt zu, welche früher, besonders in dieser Umgebung, sehr an kalten Fiebern litt.

Die Vergnügungen des Winters haben dieses Jahr zeitiger als gewöhnlich begonnen. Sie sind äußerst zahlreich. Ein Leipziger Mädchen vertanzt die Hälfte ihres Lebens. Durch alle Stände herrscht eine ungebändigte Vergnügungssucht, die bei den großen Opfern, womit sie verknüpft ist, hier mehr häusliche Noth als anderwärts herbeiführt. Die Krone aller Bälle ist der sogenannte Gewandhausball. Seine Geschichte geht bis in's vergangene Jahrhundert zurück, wo eine Anzahl einheimischer Patrizier sich in der Absicht vereinigte, sechsmal im Winter mit Frauen, Töchtern und Anhang im höchsten Glanze ihrer Kaste zu einem solennen Balle einzustellen. In diesen Bund aufgenommen zu werden, gelang nur Ebenbürtigen und galt für die höchste Ehre, die man in der Gesellschaft erlangen konnte. Schwerer wurde keinem Ritter der Eintritt in ein Ordenskapitel gemacht. Natürlich dominirte der Kaufmann, ja von königlichen Beamten wurden nur die Vorstände der Behörden zugelassen. Mit der Zeit legte er etwas von dem exclusiven Wesen ab, und jezt vereinigt er, wie man sagt, die beste Gesellschaft Leipzigs. Der Verein tritt im Jahre nur sechsmal in's Leben, an den sechs Balltagen, deren Feier sein einziger Zweck ist. — Eine Einladung dazu macht das Glück eines jungen Leipziger Dandy vollständig; nehmt ihm diesen Ball, und ihr bringt den Armen zu stiller Verzweiflung. An diese Gesellschaft schließt sich nun stufenweise die Legion der übrigen Vereine an, Concordia, Tunnel, Orpheus, Iduna, Sylvana, Professorenball, Erholung, Harmonie, Bürgerverein, und wie sie heißen mögen, bis zu den Communalgardenbällen in Masse, in Bataillon und in Compagnie herab, die Tanzböden an den öffentlichen Orten ungerechnet. Diesen zur Seite gehen nun noch die zahlreichen Soiréen und Thés dansans bei den Familien. Die hohe Geldaristokratie entwickelt dabei viel Pracht und scheut keinen Aufwand.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 152.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 313.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 31. December 1839.

Where the Chaff Finch rests its wing,
'Mid the budding trees so gay.
Still, anon, it loves to sing,
Merrily, its roundelay.

M. Howitt.

Allerlei über Thiersprache und musikalische Thiere.

(Fortsetzung.)

Wir brauchen nicht erst nach Algier odee Tripolis oder nach dem kaspischen See — denn auch hier ist die numidische Jungfrau zu finden — eine Reise zu machen, um Vögel tanzen zu sehen. Auch unser Staar bewegt im Takt des steigenden Gesanges seine Flügel. Ueberhaupt ein interessantes Geschöpf: klug, munter, drollig, schreitet mit komischer Gravität daher, merkt dem Menschen seine Mienen ab, und will sich, wenn's zum Essen geht, gleichfalls zu Tische setzen, wie ein Affe; denn auf's Essen, und zwar auf's Vielessen, hält der Staar etwas; kaum daß ihn noch der Seidenschwanz, welcher als der gefräßigste von allen Vögeln, als ihr Joseph Kohlnicker verschrieen ist, an Eßlust übertrifft. Seine Muttersprache ist mehr schnurrend oder schnarrend, als hätte er einen heißern Hals; denn besonders artikulirt er den Hundebuchstaben, wie schon Scaliger bemerkt. Auch hat er von seiner Aussprache sowohl seinen griechischen (ψάρ) als seinen damit verwandten deutschen Namen bekommen. Dagegen lernt er, wenn ihm die Zunge gelöst ist, fremde Melodien ziemlich artig nachpfeifen, und seine Fähigkeit und Gelehrigkeit, menschliche Worte nachzusprechen, ward schon von den Alten gerühmt. Nur vergißt er, wie mancher muntere, lebhafte Knabe, leicht wieder, was er gelernt hat.

Unter den Vögeln, die sich gleichsam zum Tanze bewegen, ist auch unser Rohrammer zu erwähnen. Er liebt die Musik gar sehr und sperrt dabei die Flügel- und Schwanzfedern fächerförmig aus. Ob er auch, im Ueberdrang des Gefühls, die Augen verdreht, Beifall zunickt u. s. w. wie manche unserer Musikliebhaber, wenn sie einem Concert beiwohnen oder in der Oper sind, weiß ich nicht zu sagen. Er selbst singt ziemlich angenehm, zuweilen kreischt er nur; besonders wenn sich Jemand seinem Aufenthaltsorte naht, der gewöhnlich Schilf und Rohr ist, fängt er an zu schreien wie der rohste Sperling und hat davon nicht nur seinen zweiten Namen bekommen, sondern ist selbst sprüchwörtlich geworden.

Ehe ich auf die Meister des Gesanges, die Kanarienvögel und Nachtigallen, komme, will ich die Finken und die Motacillen überhaupt in Betracht ziehen. Fast alle eigentlichen Finken pfeifen oder singen mehr oder minder hübsch.

Um das Charakteristische der so verschiedenartigen Gesangweisen oder Schläge der Finken (hier ist vorzugsweise der Buchfink gemeint) zu bezeichnen, hat man allerhand Namen erfunden. Dergleichen sind: der Bräutigam,

der Reiterzug, der Weingesang (Fritz, Fritz, Fritz, willst du mit zum Weine gehen), der Doppelschlag (finkferlinkfinkfink, zispentzia, Paroerlalala! A zisschutschia) und dergleichen mehr. — Man behauptet, wenigstens in Thüringen, daß die Finken alle paar Meilen einen andern Dialekt sprechen, etwa wie die Deutschen oder die Schweizer. Bisweilen hat ein Fink drei bis vier Abänderungen seines Gesanges. Mit seinem eigenen schönen Gesang zufrieden, verschmähen übrigens diese Vögel, fremde, künstliche Melodien einzulernen. Jung aufgezogen, will man bemerkt haben, lernen sie am besten singen, ehe sie noch einen schlechten Schlag gehört. So viel vermag auch bei der Finkenjugend das Beispiel. Gern pfeifen auch die Finken einem andern nach, der durch Stärke und Umfang seiner Stimme sich auszeichnet, mithin ein Virtuos ist.

Was das Lernen der jungen Vögel überhaupt betrifft, so mögen hier folgende Bemerkungen am rechten Orte stehen. Schon Aristoteles bemerkt in seiner Thiergeschichte, daß die meisten von den kleinern Vögeln nicht dieselbe Stimme von sich geben, wie ihre Eltern, wenn sie nämlich ihrer Pflege beraubt sind und auf den Gesang anderer Vögel hören. Ja, man habe schon wahrgenommen, wie eine Nachtigall ihr Junges im Singen unterrichtet habe. Und Blumenbach sagt: „überhaupt scheint der Waldgesang der Vögel doch erst durch Uebung und Nachahmung recht ausgebildet zu seyn.“ — Sie haben also die Anlage dazu von Natur, müssen sie aber erst durch Lernen ausbilden; und wie ein Kind auf die Stimme seiner Mutter oder derjenigen Personen, welche Mutterstelle vertreten, am meisten horcht und ihre Töne sich aneignet — daher „Muttersprache“ ein so bezeichnendes Wort — so lernen auch die jungen befiederten Gelbschnäbel bloß die Sprache ihrer Eltern oder derjenigen, denen sie nach ihrer Geburt am nächsten sind, um die Stimmen anderer Vögel sich nicht bekümmernd.

In Thüringen, wo nicht bloß jeder Bauer Musik versteht, das überhaupt eine große singende Wald- und Bergkapelle ist, wurden sonst wenigstens geschickte Finken gar sehr geschätzt, so zwar, daß mancher Bauer wohl eine Kuh für einen tüchtigen Finken hingegeben hat. Auch in Frankreich liebt man sie; im Norddepartement befanden sich vor etlichen Jahren ordentliche Finkengymnasien, in welchen diese Vögel fünf Jahre lang — also ein Jahr länger als auf manchen andern Gymnasien — unterrichtet wurden. In jedem Jahr wurde eine öffentliche Prüfung der gefiederten Zöglinge abgehalten, und wenn einer 6—700mal in einer Stunde geschlagen hatte, so wurde er als Meister in seiner Kunst entlassen und bekam sogleich eine Anstellung, d. h. er wurde von Liebhabern mit ungefähr vierzig Franken bezahlt und in den Käfig gesteckt.

Bilder aus Ungarn und Polen.

Der Plattensee.

Von Veßgrün rollt man auf gut gebahnter Straße dahin, kommt durch einen anmuthigen Eichenwald und von da in die Ortschaft Felsö-Oers. So wie man hier in eine enge Thalschlucht einbiegt, blinkt mit dem reinsten Silberblick der Balaton (Plattensee) durch die Oeffnung, und die Ahnung all des Zaubers, von dem man in seiner Nähe umgeben wird, durchdringt die Seele. Als ich auf diese Stelle kam, stand hinter mir eine schwarze Gewitterwand, über welcher die Sonne strahlend thronte, zur Linken im Osten lag ein duftiges Blau auf dem Horizonte, zur Rechten häuften sich die Wolken staffelförmig, und viele schauten mit weißen Engelsköpfen, über denen sich Fittige erhoben, bald nach der schwarzen Gewitternacht, bald nach dem Spiegel des Sees. Jetzt hatte ich dessen Ufer erreicht. Der Donner intonirte im Norden, und gleich einem feierlichen Responsum zog ein leises Säuseln durch die Gebüsche und ein tiefes Murmeln über den See. — Ich war in Gefühlen aufgelöst. Lange schon, und jedesmal, wenn ich nach Ungarn gereist war, hatte ich mir diesen Anblick gewünscht, den ich von Andern so sehr hatte rühmen hören, nie war er mir geworden. Jetzt, als sollte ich für die lange Entbehrung entschädigt werden, traf ich einen der feierlichsten Momente, die sich hier bieten. Der Glanz des Sees war blendend, und dies um so mehr, als ihm die dunkeln, hie und da aufsteigenden Wolken zur Folie dienten. Der See ist ganz mit Reben umkränzt. Alle Hügel sind damit bedeckt und die Rebe bog sich unter der Last der Traube. In den Weinbergen rasselte und tobte es, als wäre es ein paar Jahrhunderte rückwärts, wo die Sarazenen hier hausten. Das Geräusch von unzähligen Klappern und ein immerwährendes Schießen sollte die lüsternen Sperlinge verscheuchen, die aber immer von einem Orte wegflogen, um sich an einem andern wieder niederzulassen und auf's Neue zu naschen.

So kam ich nach Fürnd, einen Platz, den die Najade sich nicht schöner erkühren konnte. Tausende von Heilungsuchenden befinden sich im Sommer hier. Die schöne Gegend, die reine Seeluft und die heilenden Quellen helfen immer eins dem andern zur schnellen Genesung. Viertausend Besuchende waren in diesem Sommer dort.

Der Abend war heran gekommen und vom Westen her zogen Gewitter, die wie aufgefahrene Geschütze unter fortwährendem Blitz und Donner heranrückten. Der See lag in tiefer Ruhe, auch nicht die kleinste Welle kräuselte sich auf seinem Spiegel. Es war, als lauschte Neptun auf Jovis Wink. Da rauschte eine schwarze Wolke daher, im Nu umhüllte sie die Gegend und ein brausender Sturm tobte im umgebenden Gebüsch, fuhr heraus auf

den See und wühlte ihn in seiner Tiefe auf; und dies Alles geschah in wenigen Minuten. Noch hatte der Sturm kaum bis in die Mitte des Wassers dahin gebraust, da theilte ein mächtiger Blitzstrahl die Wolken und ein krachender Donner folgte unmittelbar. Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag entlud sich das Wetter. Wenn nun momentan die schwarze Nacht vom elektrischen Strahle erleuchtet wurde, so flog ein weißes, blendendes Licht, wie ein Geist, über die Gewässer, und es war, als sey der Gischt entzündet worden, denn er leuchtete immer noch eine Weile nach. Der Donner veränderte seinen Ton, so wie das Gewitter im Zenith des Sees stand, und wenn er zuvor rollend und krachend durch die nahen Berge gezogen war, so war er jezt gleichsam knallend und knatternd. Kaum eine halbe Stunde hatte das Wetter gedauert, so glänzte der Himmel wieder im reinsten Blau, mit dem unzähligen Heere der Sterne besät. — Unter dieser Breite nähert sich die Reinheit des Aethers schon dem italienischen Himmel, und heute war dieß besonders auffallend, weil das Gewitter die Atmosphäre von allen Dünsten befreit hatte. In einem ungeheuren Bogen strahlte die Milchstraße, und sie spiegelte sich mit den übrigen Sternen im See.

Ich war während des Wetters verwundert, daß die hiesigen Einwohner so ruhig blieben. Diese Ruhe gründet sich auf die Erfahrung, daß der Blitz hier fast nie eine menschliche Wohnung trifft, sondern jederzeit, wenn er bis zur Erde hinabreicht, in den See fährt.

Am andern Morgen besuchte ich die Halbinsel Tyhany, auf welcher ein Franziskanerkloster steht. Von hier aus erblickt man den See in seiner ganzen Größe und Herrlichkeit. Es hatte sich früh ein Nebel über ihn gelagert, und als ich auf dem höchsten Standpunkte der Halbinsel anlangte, lag derselbe wie ein Leichentuch auf dem Wasser. Oben drang die Sonne durch, und wenn auch zuweilen leichte Nebelwolken ihren Elfentanz um mich machten, so entschlüpften sie immer schnell wieder. Ich unterhielt mich einstweilen mit dem hier befindlichen zwölfstimmigen Echo, sah die Klosterkirche an und verbrachte damit etwa eine halbe Stunde. Als ich wieder heraustrat, war der Vorhang aufgezogen, und das glänzende Gemälde lag vor mir ausgebreitet. Ungefähr acht Meilen auf- und vier Meilen abwärts übersieht man von hier aus die ganze zwei Meilen breite Wasserfläche. Hie und da schwebten über sie hin noch kleine Nebelflocken, die, als hätten sie sich verspätet, rasch davon eilten. — Allmählig erwachte der Wind, und anfangs kaum merklich gekräuselt, erhob sich das Wasser immer mehr, bis es in langen Wellen einherzog. Gegenüber sezte sich ein Schiff in Bewegung. Der Wind war ihm günstig und trieb es in kurzer Zeit in die Bucht unter der Höhe, auf der ich stand. Die Ueberfahrt, obgleich nicht lang, ist oftmals nicht ohne Gefahr, weil nicht selten der See, wie von einer innern oder unterirdischen Kraft bewegt, hoch aufwogt und die Fahrzeuge hin und her wirft, während man auf dem Lande nur ein unbedeutendes, kaum bemerkbares Strömen der Luft gewahr wird. Zuweilen, obgleich viel seltener wie jene Erscheinung, soll es auch vorkommen, daß ein ziemlich heftiger Wind auf die Gewässer des Sees gar nicht den Eindruck macht, den man erwarten sollte.

Eben so schön und anziehend, wie der vor mir ausgebreitete Spiegel war sein Rahmen. In einem unabsehbaren Zuge umfassen ihn die im Norden hingelagerten Berge, die alle ihre mit Reben bedeckten Lehnen gegen Süden kehren, und von der Sonne am Firmament nicht allein, sondern auch von ihrem Bilde im See beschienen werden.

Aber dieses große und großartige Gemälde verdient, daß wir unsern Standpunkt auf mehreren Orten nehmen, damit wir es in seinem ganzen Umfang sehen und alle seine Schönheiten auffassen und bewundern. Darum rücken wir weiter nach Westen vor und nehmen unsern Stand auf dem Berge vor Badatsoi. Von hier aus, von Tyhany fünf Meilen entfernt, beherrscht unser Auge die Gegend noch mehr als dort, weil unser Standpunkt um vieles höher ist. Vor uns zur Rechten und zur Linken glänzt der Wasserspiegel weit hin, um uns sehen wir eine Menge Hügel und Berge, alle mit Reben bekleidet, die einen Wein tragen, wie ihn nur wenige Gegenden Ungarns besser bringen. Einige der Hügel sind mit Burgen gekrönt, auf andern ragen die nackten Felsen vor, und man weiß bei vielen kaum, was Werk der Natur oder der Menschenhand ist. Schroff aufsteigende Bergkegel zwischen den Hügeln und Bergrücken geben dem Ganzen pittoreske Mannigfaltigkeit. Der Höhenzug im Westen bildet, nachdem er bis dicht an den See getreten ist, und sich alsdann wieder rechts abwendet, ein bezaubernd schönes Panorama, in dessen Mitte Keßtely liegt, und als Warte zur Ansicht dieses Panoramas steht die St. Michaelskapelle auf einer in den See vorspringenden Anhöhe.

Während ich hier im Anschauen versunken stand, kamen Wolken daher, und gleich einem Leviathan zog ein riesiger Schatten, dem der Regen bald folgte, über den Wasserspiegel. Der Wind war sein Vorläufer, und es war wunderlich anzuschauen, wie die Farben und der Glanz des Sees durch dies Alles verändert wurden. Fast schwarz lag er in seiner Stille da, alsdann wurde er, vom Winde aufgewühlt, schillernd in Hell und Dunkel, und wie endlich der Regen in ihn fiel, spielte er in's Weißgraue, und es sah aus, als breiteten Geisterarme ein großes Tuch über ihn aus. Weiße Fischreiher strichen schreiend über ihn hin, tauchten bald in die Fluth, bald

hoben sie sich in die Luft. Wo man hin blickte, war steter Wechsel der Scene. Trat nun bei alle dem noch das Gemisch der Völkerschaften, welche die Ufer des Sees umwohnen, vor die Seele, und spiegelte sich darin die Vergangenheit, so war es mir, als hörte ich das Daherbrausen der Kriegsschaaren, die ihren Zug hier vorüber nahmen. Römer und Scythen, Germanen, Magyaren und Sarazenen folgten auf einander, und es währte eine Weile, ehe ich in die Gegenwart zurückkehrte. Tief hat sich das Bild in meine Phantasie geprägt, und den Genuß des Anschauens wiederholt mir oft die Erinnerung.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, December.

(Schluß.)

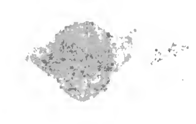
Musik. Klopstocks Gedächtniß.

Einen edleren Genuß gewährt die Musik. Schon längst als ein Ort bekannt, wo ein ernstes Streben in dieser Kunst sich erwies, hat Leipzig in den lezten fünf Jahren sich darin einen so ausgebreiteten Namen erworben, daß man seine musikalische Intelligenz unbedingt neben die der darin ausgezeichneten Städte, wie Paris und Wien, zu stellen sich erlauben darf. Kein Virtuos von Bedeutung wird es so leicht auf seinem Wege übersehen, jeder Komponist wünscht ein neues Werk zuerst hier einzuführen, und wie viele Talente haben Leipzig allen Ruhm zu verdanken, welchen sie später oft in ganz Europa ernteten? Den Leitern des Gewandhausconcertes ist es gelungen, ein ganzes Publikum so heranzubilden, daß sie seines Verständnisses gewiß sind. Mendelssohn Bartholdy versteht die Kunst, der Musik die lezte Weihe zu geben, welche sie zu der verständlichsten Sprache in der Welt macht. Er hat das ganze Orchester zu Einem musikalischen Körper gemacht, dessen Seele er geworden ist. Männer, welche viele Kapellen und Orchester kennen, sind darüber einig, daß man die Symphonien unserer großen Meister nirgends in größerer Vollendung hören kann. Auch für die einzelnen Instrumente sind bedeutende Talente vorhanden. Concertmeister David und Baßposaunist Quisser gehören zu den ersten musikalischen Geistern Deutschlands. Ersterer besuchte dieses Frühjahr England, wo er durch sein Spiel wie durch seine Kompositionen ungetheilten Beifall fand. Wie dieses Land seit langer Zeit immer eine hohe Verehrung für deutsche Tonkünstler hatte, so scheint jezt Mendelssohn sein besonderer Liebling geworden zu seyn; das Oratorium Paulus ist wohl in allen bedeutenden Städten gegeben worden; der Komponist hat bei seinem Besuche in England die ehrenvollste Aufnahme gefunden, ja es sind ihm mehrere einheimische Talente anvertraut worden, um sie in Deutschland und auf dem Continente einzuführen. Mistreß Clara Novello und Mistreß Shaw verdanken einen großen Theil ihrer Berühmtheit Mendelssohn und Leipzigs kunstverständigem Publikum, vor welchem sie die ersten Proben ihrer Sangesfertigkeit gaben, worauf sie mit dieser ausgezeichneten Empfehlung in die Welt hinaustraten. Häufig wird man durch das Spiel irgend eines Virtuosen erfreut, welcher damit das Auditorium auf sein eigenes Concert vorzubereiten gedenkt, oder auch nur überhaupt die Ehre nachgesucht hat, in einem der Gewandhausconcerte spielen zu dürfen. So that dies vor Kurzem Madame Pleyel, welche dadurch ihrem Concert ein zahlreiches Publikum verschaffte, das in enthusiastischem Jubel die schöne Frau zum Schluß mit Kränzen und Gedichten überschüttete. Auch unser Stadtkind Clara Wieck ließ sich hie und da in den Abonnementsconcerten hören. Sie ist noch immer auf Reisen, und es steht zu befürchten, daß sie nicht hieher zurückkehre; Liebe hat über Kindespflicht den Sieg davongetragen, und es ist daraus ein verdrießlicher Handel entstanden. Neben dem Gewandhaus- oder Abonnementsconcert, welches von Michaelis bis Ostern so ziemlich jeden Donnerstag stattfindet, verdient der Musikverein der Euterpe eine besondere Erwähnung. Die Mitglieder sind zum großen Theil dieselben; hauptsächlich Instrumentalmusik, hie und da abwechselnd mit Gesang, ist sein Zweck, Direktor ist ein junger Holländer, ein Schüler Mendelssohns, und die Aufführungen geschehen öffentlich zu einem niedrigen Abonnementspreise, im großen Saale der Buchhändlerbörse. Besonders von den Mittelständen besucht und eine gute Uebungsschule der Musiker, war der Verein von großem Nuzen. Plözlich verbreitete sich das Gerücht, die Euterpe müsse sich auflösen, weil das Comité des Gewandhausconcertes seinen Musikern untersagt habe, anderswo als bei ihm öffentlich und für Geld zu spielen. Darüber entstand denn großer Lärm, die Tageblätter nahmen sich der armen verfolgten Euterpe an, und auch die öffentliche Meinung sprach sich etwas hart gegen diese tyrannische, und wie man sagte neidische Maßregel aus. Die Sache beschäftigte wohl acht Tage lang die Stadt, und das Ende war, daß jener Beschluß zurückgenommen und die Euterpe wieder in ihr früheres Recht eingesezt wurde. Dies geschah vor etwa einem Jahre, und seitdem hat sich die Theilnahme für diesen Verein gesteigert, so daß seine Concerte, deren er etwa zwölf während des Winters gibt, immer sehr besucht sind. Der Friede ist vollkommen hergestellt, und die Euterpe hat sich billigerweise dazu verstanden, nur Abonnement, aber keine bestimmten Eintrittspreise anzunehmen. Stel[illegible]n auch ihre Leistungen dem Gewandhausconcerte unverkennba[illegible] nach, so ist doch diesem Vereine nicht genug Gedeihen zu w[illegible]en, theils weil er wirklich nach Vervollkommnung streb[illegible] durch Auswahl gediegener Werke den Geschmack veredel[illegible]n den untern Klassen den Sinn für Musik weckt und b[illegible]t, theils weil er Emporkömmlingen in der Kunst Gelegenheit gibt, ihre ersten Sporen zu verdienen, und daneben die Musiker selbst in fortdauernder Uebung erhält. Neben diesen öffentlichen Anstalten bestehen zahlreiche musikalische Privatvereine, wie die Singakademie unter dem Direktor Polenz, der Orpheus und verschiedene Liederkränze für Männergesang, welche bei außerordentlichen Gelegenheiten, wie zur Aufführung eines Oratoriums, in vereinigte Wirksamkeit treten. Die Theorie und Kritik wird durch die beiden hier erscheinenden Zeitschriften, die eine unter Redaktion Finks, die andere unter Redaktion Schumanns, würdig vertreten. — Im vorigen Monat wurde hier ein eigenes Jubelfest gefeiert. Durch öffentlichen Aufruf waren ehemalige Alumnen der Fürstenschule in Pforta zu einer Denkfeier der vor hundert Jahren erfolgten Aufnahme Klopstocks in jener Schule hierher eingeladen worden. Von allen Orten fanden sich zahlreiche Theilnehmer ein, im Saale des Hôtel de Prusse war ein glänzendes Gastmahl bereitet, und die Erinnerungen an die Freuden und Leiden der Schuljahre verflochten sich in heiterer Laune mit dem Gedächtniß des großen Todten.

S.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 103 u. Monatsr. December.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.




UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils.per jahrg 33
Morgenblatt f ur gebildete leser
3 1951 001 899 566 8